DIE GARTENLAUBE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

Digitized by Google

EXCHANGE
SEE 1 49

AP
30
.N4
397929
1882

UV

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

	Seite
* Am alten Schloß. Von Ernst Ziel	92
Doppelwacht, die deutsche. Von Hermann Semmig	164
* Fröbel, Friedrich. Von Friedr. Hofmann	265
Glöckner, der alte. Von Ernst Ziel	18
Goethe-Lieder, drei. Von J. G. Fischer	447
Herbst-Lieder. Von C. bel Negro	691
Herbstschauer. Von Hermann Lingg	798
Hymnus zur Eröffnung des Kanals von Suez. Von Martin Greif	599
Ich thu' es nicht! Von Lydia Richter	239
* Im Rachen. Von Ernst Scherenberg	337
* Kolbachthal. Von J. G. Fischer	513
Lächeln, das letzte. Von Anton Ohorn	782
Mein wildes Lieb. Von Hermann Eduard John	287
* Page, der. Von Anton Ohorn	65
Pfingstfeuerbarung. Von Victor Blüthgen	341
Schwäne, die. Von Adolf Friedrich Graf von Schack	410
Spätherbstrosen, zwei, an meinem Bett. Von Ernst Scherenberg	750
Traum und Wahrheit. Von Fritz Dahn	39
Weihnachtlied. Von Fritz Dahn	837
Wildbretter, der. Von Hermann Friedrichs	526
Zwei Lieder. Von Karl Stieler. 1. Feldein.	
2. Mädchenlied	330

Biographien und Charakteristiken.

* Achenbach, Andreas. Von Fr. Pecht	376
* Auerbach, Berthold. Von Wilh. Goldbaum	221
Darwin, Charles. Von Carus Sterne	315
* Fröbel, Friedrich. Zum hundertjährigen Geburtstage. Von Richard Lange	4
* Garibaldi. Von Johannes Scherr	666
* Godin, Anelie. Von Dietrich Theben	159
* Goethe's fünfzigster Todestag. Von Rud. von Gottschall	172
Haydn, Joseph. Zur hundertundfünfzigsten Geburtsfeier. Von Ludwig Nohl	192
* Langenbeck, Bernhard von. Von Ffidor Kastan	632
Longfellow, Henry Wadsworth. Von Fritz Lemmermayer	299
* Sallet, Friedrich von, ein Sänger der Freiheit. Von Dr. Kalthoff	97
* Schack, Adolf Friedrich Graf von. Von Rudolf von Gottschall	560
* Schumann, Clara. Von La Mara	604
* Tegnér, Esaias. Von Dr. Fr. Winkel-Horn	747
Volf, Joseph. Die Leiche des deutschen Frühlings. Von Fr. Helbig	134
* Voß, Johann Heinrich, in Eutin. Von Franz Siewert	480
* Wildbrandt, Adolf. Von Wilh. Goldbaum	34

Erzählungen und Novellen.

Bob Zellina. Von Karl Theodor Schultz	437
Ein getreues Herze wissen! Von Anton Ohorn	451
Engelid. Von Baldwin Möllhausen	357
Gast, der heimliche. Von Robert Byr	1
Gefunden — nicht gesucht. Von E. Lubdey	617
Geldmacher, der junge. Von P. K. Rosegger	341
Im Banne der Musen. Von W. Heimburg	805
Ketten und Verkettungen. Von B. Dulot	162
Kienhuisar, der. Von Karl Theodor Schultz	38
Krieg, der, um die Hande. Von St. Keuser	489
Mutter, die. Von M. Corvus	101
* Nur ein Corrector!	267
Recht und Liebe. Von Levin Schücking	221
Spätlowmer. Von C. von Sydow	653
Stein, der, des Tiberius. Von F. Meister	757
Zwischen Vater und Sohn. Von C. bel Negro	300

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Afrika.	
* Alexandrien	496
Zum Verständniß der Ereignisse in Aegypten. Von Adolf Ebeling. I.	516
II.	535
III.	540
* Zwei Fahrten durch den Suezcanal. Von C. W. E. Braund	578
* Kairo. Von Adolf Ebeling	640
* Die Rivalen am Congo. (Brazza und Stanley)	782
* Ambras, Schloß. Von Karl Stieler	863
Amerika.	
„Klein-Frankreich" in New-York. Von Dr. M. Lorbing	668
Die Temperenzbewegung in der nordamerikanischen Union. Von Rudolf Doehn	683
* Die Lachsfischereien am Columbia in Oregon. Von Theodor Kirchhoff	768
Die Eskimo der Provinzen. Von Rudolf Cronau	835
* Artillerie. Einwas von der schwarzen Schaar	591
* Asphaltwerke, deutsche. Von Rfr. Schütze	812
* Bauwerke und Denkmäler, die höchsten, der Welt	662
Bayreuth. Aus der Stadt der Parsifal-Aufführungen	550
Befana, la. Von C. von Horschelmann	868
Berlin.	
Die allgemeine Deutsche Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen in Berlin. 1882	327
* Nr. 1. Zur Eröffnung	
Der Berliner Handwerkerverein. Eine Volksakademie. Von Heinrich Steinitz	428
* Bernau. Das 450jährige Jubelfest der Befreiung Bernaus von den Hussiten	424
Briefe, maritime, an eine Dame. II.	264
Buchhandel. Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in der Restaurationszeit. Von Rudolf von Gottschall	246
* Burschenschaft. Das Denkmal der deutschen Burschenschaft in Jena. Von Dr. Robert Keil	411
Christiania, von, nach Bergen.	
* 1. Christiania	734
* Coligny und seine Gegner	556
* Constantinopel. Das Moharremfest	204
* Crimwecie und Herzogewina. Der Aufstand	175
Dichter, französische, in Deutschland. Von Rudolf von Gottschall	796
* Dorfprälcetver, der	308
* Dublin. Ein Besuch im Staatsgefängnisse zu Kilmainham. Von Paul d'Abrest	349
England.	
Etwas über die Lage der Deutschen in England. Von Wilhelm Hasbach	195
* Englische Kaffeeschenken. Von A. Lammers	279
* Feriencolonien, die. Von Dr. Woldemar Göge	283
Frankreich.	
Die neue französische Jugendwehr. Von M. Zettler	618
* Gaarden. Und der „Nordeutschen Werft". Von Paul Hirschfeld	68
* Gobelin-Manufactur, die, zu Paris. Von Ernst Pasqué	113
* Gotthardbahn, die	324
* Gott von Berlichingen. Neues von dem alten Ritter Gotz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Von Karl Braun-Wiesbaden	779
* Gustav Adolf. Von Herm. Semmig	611
Gustav Adolf, Fiel Gustav Adolf durch Mörderhand?	750
Hambacher Fest, das. Zum fünfzigjährigen Jubiläum. Von Max Wirth	335
Hamburg.	
* Etwas über Hamburger Alster-Regatten	498
* Das dritte deutsche Sängerbundesfest. Von Herbert Harberg	531
* Das dritte deutsche Sängerbundesfest. Zweiter Artikel. Von Herbert Harberg	595
* Heinrich Frauenlob. Von Alfred Börckel	656
* Helmstädt. Eine verschollene Universität. Von Oscar Justinus	764
* Herzogsfinder, die Mecklenburger, bei „Frau Rath". Von Robert Keil	760
Hochzeitsgebräuche, allerlei.	
* 1. Verlobung und Trauung in Steiermark. Von Anton Schlosser	156
* 2. Französische Hochzeitsgebräuche. Von Hermann Semmig	416
Idiotenanstalten, zur deutschen	582
Industrieerwerkstätten, Deutschlands große.	
* 14. Das Schmiergdampfwerk in Hohnholz vor Hannover. Von J. Hirsch	143
* 15. Deutsche Tintenfabrikation	731
Italien.	
* Aus den Bolsker-Gebirge	83
* Römische Straßenjungen. Von R. Eisert	178
* Scylla. Von Woldemar Kaden	292
* Kettenschiffahrt, die, auf der Elbe. Von C. Ewald	251
Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten	127
* Kriegsflotten. Die Entwickelung der Kriegsflotten. Von Admiral a. D. R. Werner	626
Land und Leute.	
* Nr. 47. Die Csikos der Puszta. Von Fr. Schiffern	76
* Nr. 48. Holzmarkt im bairischen Hochland. Von Karl Stieler	188
* Nr. 49. Der Hanschochenwinkel. Von W. Meyer-Markau	313
* Nr. 50. Spielzeug aus der Höhe (Gröden). Von H. Noe	440
* Nr. 51. Die Magdeburger Börde. Von W. Meyer-Markau	680
* Nr. 52. Die Zuydersee und ihre Anwohner. Von Julius von Altenau	814
* Lehnin, Kloster	129

Digitized by Google

Seite

* Leuchtturm, auf dem. Von Frd. Lindner 588
* Lippbrunge und seine Umgebung. Von Gustav Rotorp 476
London.
Der Kerker von Newgate. Von L. Kaetcher 86
Der Silbermarkt. Von Wilhelm Hasbach . 467
Im Lndwarf. Von Wilhelm Hasbach . . 752
* Luftschiffahrt. Hundert Jahre der Luftschiffahrt. Von Valerius 215
Mostenschrey, der, im Nonnenkloster . . 566
* Meißen. Das Innere der Albrechtsburg. Von Louise Otto 15
Mohammed und sein Werk. Von Johannes Scherr 9
* München. Im Hofgarten. Von Karl Albert Regnet 331
* Münster. Die Lambertikirche und die Wiedertäufer 140
* Nürnberg und die bairische Landesausstellung. Von Karl Braun-Wiesbaden 572
Ocean, der große. Bilder aus dem großen Ozean. Von O. Finsch.
* 2. Land und Leute in Neu-Britannien Ostseeküste, Bilder von der.
* 1. Land und Leute in Estland. Von E. Heinrich 398
* 2. Land und Leute in Livland. Von Guido Eckardt 830
Paris. Deutsches Vereinsleben in Paris. Von Max Nordau 866
Petroleumlampen. Ueber Explosionen derselben. Von Dr. A. Jaeck . . . 784
Polar-Expeditionen, die deutschen, 1882 und 1883. Von A. Woldt 379
Polarforschungen. Die neue Aera der Polarforschung. Von A. Woldt . . . 146
Prehgeschichten aus der Rheinlandzeit. Von Karl Braun-Wiesbaden . . . 843
* Rothenburg ob der Tauber. Das historische Festspiel. Von Karl Braun-Wiesbaden.
I. 492
II. 508
* Schiller's Räuber. Die erste Aufführung. Von Rudolf von Gottschall . . . 44
Schrift- und Bücherwesen im Mittelalter. Von Dr. Hermann Richter . . . 71
Schweiz. Wie das Schweizervolk lagt. Die Landsgemeinde von Uri. Von O. Henne-Am-Rhyn 434
* Schweiz, die fränkische. Von B. Florschütz 528
* Straßsund. Zur Bedeutung Straßsunds im Dreißigjährigen Kriege. Von Dr. Georg Winter 100
* Sturen, der letzte der drei 447
Tabak. Zur Geschichte des Tabaks. Von Ferdinand Sonnenburg 262
* Tauben, die, im Dienste des Mars . . 714
Türkei.
* Mohammedanische Friedhöfe. Von Adolf Ebering 799
* Ueberlingen. Die Heidenlöcher . . . 47
Um die Erde. Von Rudolf Cronau.
* Achter Brief. In Minnesota . . . 116
* Neunter Brief. Indianische Dichtung und Wahrheit in Minnesota . . . 148
* Zehnter Brief. Ein Monat auf dem Vater der Ströme 227
* Elfter Brief. Ein rother Napoleon . 276
* Zwölfter Brief. Unter den Dakotahs 364
* Eine Fahrt durch die Prairie Dakotahs 623
Vesper, die sicilianische. Von Fritz Traeger 210
* Weihnachtspiele, deutsche 840
Wien.
* Das internationale Eistaufen. Von Max Wirth 110
* Die Internationale Kunstausstellung. Von Baldwin Groller 281
* Wien, das neue. Von Baldwin Groller 29
* Wilhelmshaven. Enthüllung des Denkmals Prinz Adalbert's von Preußen. — Taufe des Avisos „Pfeil“ 700
* Wohlthätigkeitsanstalten, deutsche, im Auslande 720
* Zesuma, Agnes von 11
* Zigeuner, die 460
* Zughöhe, die. Auf dem höchsten Gipfel des deutschen Reiches. Von Michael Sachs 658
Zürich. Der deutsche Hülfsverein. Von A. von Randow 166

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Seite

* Bier, das. Die Krankheiten des Bieres 80
* Elephantenbaus, das, im Berliner zoologischen Garten. Von A. Woldt . . 860
Gärtnerei und Landwirthschaft mit elektrischem Betrieb. Von Carus Sterne . . 54
* Hirscheber, der. Von B. Fund . . . 18
* Ichneumon und Krokodil. Aus dem Thierleben Aegyptens. Von N. Fund . . 124
* Kultur, der. Von Karl Müller-Fraureuth 265
Mistel der Eichen und Thäler, Wälder und Wiesen. Von Carus Sterne. I. . . . 11
. 718
Obstbau.
Die Herstellung des „Aiden-Obstes“. Von Heinrich Seutter 46
* Pürschgang, der erste. Von O. von Riesenthal 1
Reis, der, im deutschen Volkshaushalt. Von A. Lammers 695
Schwindsucht u. Höhenklima. Von Dr. Driver 6
* Spuren und Fährten 1
Thiere und innerlicher Gemüsezucht. Von Carus Sterne 599
* Venusdurchgang, der, vom 6. Decbr. 1882 704
Vögel, populäre heimische, auf der Anklagebank. Von Gebrüder Adolf und Karl Müller. 738
Weiden, die. Die Cultur und Verordnung der Weiden in Deutschland. Von Robert Benze 255
Wie erzeugt die Sonne ihre Wärme? Von Carus Sterne 846
* Wiesel, das. Etwas von Heermännchen 368
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder. Von Guido Hammer 647
* Nr. 50. Waldverbrechen . . . . .

Vermischtes.

Seite

Eisenbahn.
Ueber Rechte und Pflichten der Eisenbahnreisenden und der Eisenbahnverwaltungen. Von a. Cosfeld 486
„Friede, der ewige“, — ein Menschheitsideal. Von Fr. Helbig 1
Gedanken, vermischte, einer Hausmutter. Von C. Michael.
16. Unsere Dienstboten 62
17. Was heißt liebenswürdig? 334
18. Ueber ist sich selbst der Nächste . . 482
* Gebeimschrift, etwas über 224
Herrlichkeit, die, des französischen Geistes 130
* Holzschneidekunst, etwas über die . . . 888
Kinder, von den ganz kleinen 848
Literaturbriefe an eine Dame. Von Rud. von Gottschall.
XXIX. 1
* Monogramm, das. Von Livius Fürst . 481
Reuen, die deutschen. Von Ludwig Salomon 148
* Samariterschule, aus der. Von Prof. Esmarch-Kiel 1
Welche Hülfe kann der Samariter bei Verbindungen leisten? 40
Samariter-Verein, deutscher. Von Prof. Esmarch
„Schuldenmachen“, zum Capitel 1
Schule und Gesundheitspflege. Von Georg Winter 27
* Schule und Verdauung. Von Th. Gompe 1
Theaterbau. Die Reform des modernen Theaterbaues. Von Karl von Lützow . 66
Zukunftsstaatsgedanken, volkswirthschaftliche.
Nr. 1. Personenporto im Eisenbahnverkehr der Zukunft. Von Max Karfunkel 1

Blätter und Blüthen.

Seite

* Adam, Julius, Die Märchenerzählerin . 372
* Am Kreuzwege 803
Armenbegräbniß, ein. Aus Neustadt bei Magdeburg 168
Auerbach, Berthold. † 136
Auerbach's, Berthold, Nachlaß 504
„Bach, Sebastian.“ Eine Biographie von C. H. Bitter 288
Bandel's, Ernst von, Nachlaß 756
Bärenjagd, die letzte, in Deutschland . . 724
Bayern.
Eine Abgeneur in der fränkischen Schweiz 88
* Beim Eitterkloug, Gedicht von Fr. Hofmann 496
Beleuchtung, die elektrische, von Dampfschiffen und Eisenbahnzügen 167
Berge, brennende 88
Berlin.
Die Humboldt-Akademie 239
Brand der Hygiene-Ausstellung 356
* Die preisgekrönten Entwürfe des neuen deutschen Reichstagsgebäudes . . . 519
* Bilder aus der Vogelstube.“ Von Karl Ruß 271
Blinde. Zum Besten der Blinden . . . 340
Böttcher, Friedrich. Zweihundertjähriges Jubiläum der Erfindung des Meißner Porzellans 88
Celewayo. Besuch bei einer dunklen Majestät. Von Dr. Bruno Behrin-Schwarzbach . 304
„Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung.“ Eine liebe Hausfreundin . . 220
Cultur- und Literaturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyens.“ Von Hermann Semmig 239
* Curhaven. Die alte Liebe 200
Dampfmaschinenpotpot, ein neuer . . . 696
Diamantenfälschung, eine wissenschaftlich interessante 870
* Dresden. Die Giraffenfamilie im Zoologischen Garten 552
Drobisch, Gustav Theodor. † 288
* Eberle, Adolf. Der Maler des „Hochzeitszuges“ 256
Eidechsen. Gefang- und Musikliebhaberei der Eidechsen 168
Eisenbahnwesen.
Mängel im Eisenbahnverkehr 567
Fernsprecher, der, im Dienste der Alpenluft 229
* Fischerinnen in der Kurischen Nehrung . 56
Frage, die, der Entschädigung für schuldlose Haft 271
Frobel's, Friedrich, Wittwe 104
Für Elternhaus und Kindergarten. Eltern und Kindergärtnerin. Das Wilhelm-Augusta-Stift 870
Garibaldi. † 404
„Gartenlaube“, die, und der deutsche Lehrerstand 387 436
Geh' an den Rhein. Gedicht von Emil Rittershaus 404
Geheimniß, das, der hölzernen Musikinstrumente und ihres Tones 372
Gerichtslocale. Die Wartezimmer in Gerichtslocalen 270
* Gewittererscheinungen. Luftballe bei Erforschung derselben 456
Gift, das, des Speichels 20
Goethe-Literatur 339
* Goethe's Adelswappen 184
Goetzinger's Reallexikon der deutschen Alterthümer 413 388
Gregorianischer Kalender. Jubiläum desselben 651
* Großmann, M. Ob's wohl reicht? . . . 488
* Grüßner, Eduard. Weinlese im Kloster Dambach-Fest 496
* Hellqvist, C. G. 456
Hoefer, Edmund. † 388
Hunde als Rohrungsmittel der Menschen . 740
Hüttner, Friedrich. † 724
* Johannisberg, am 220
Idollen.
* Ein moussirendes Kunstproduct . . . 788
Kalisch, Ludwig. † 220
Koni's „Zum ewigen Frieden.“ 724
* Karow, H. Entwischt! 456
Kinkel, Gottfried. † 803
* Knorr, H. „Den Boot is noch buten.“ . 40
Kobell, Franz von. † 892
Kometen, die Ueberraschungen des letzten . 520
Körpergewichtswägungen, Institute für . 136
* Kosakewicz, Anton. Polnische Israeliten in der Synagoge 740
Leichtfertigkeit, schriftstellerische. — wenn nicht mehr 240
Leipzig. Der Buchhandel vor 1848 . . . 672
* Leisten, J. Aufbruch zum Hochseetonne 536
Lenau's sämmtliche Werke 584

Digitized by Google

	Seite
* Leutemann, H. „Bilder und Studien aus dem Thierreich."	472
Lianen, die, oder Schlingpflanzen des Gartens. Von H. Jäger	218
Liszt, Franz	472 568
* Luchs, der. Der Panther unseres Continents	219
Ludwig der Zweite, König von Baiern, auf dem Schachen	755
* Lützen. Schlacht bei. Zur Geschichte der schwedischen Regimenter	616
„Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", das. Das goldene Jubiläum einer deutschen Zeitschrift. Von Ludwig Salomon	56
Maibläschen, das, ist giftig	219
Menschen, geschwänzte	691
Messapparat, ein, für Electricitätsentnahme	692
Miethswirthschaften, hygienische	40
* Mutzen, die, und der Bundestag." Von Karl Fischer	72
New-York. Das Edisonlicht	616
Nohl, Dr. Ludwig, „Allgemeine Musikgeschichte"	600
* Nordenberg, Benzz. Im Kampf gefallen	772
* Nordenberg, Benzz. Der Letzte vom Regiment	320
„O alte Burschenherrlichkeit."	472
* Paganini's letzte Augenblicke	863
Parchim. Die Treimonddreissiger Glocke	851
„Parzival, der, Wolfram's von Eschenbach." Von Wilhelm Meyer-Marsson	567
* Pfandverkäufe	240
Photographie, die, des Vogels im Fluge	356
Photographie. Photographische Ansichten einer Explosion	870
Prophet, ein. Gedicht von J. G. Fischer	184
Reichenberger, Peter. Ein ultramontaner Geschichtsschreiber des Jahres Achtundvierzig. Von H. Schütze	771
Rothenburg ob der Tauber	520
Rückert, Johann Ludwig. * Von Eugen Peschier	120
Ruglland. Der Brautschatz	356
Salzburg. Vierter internationaler alpiner Congreß	388
Schmeichelrost, der elektrische	40
Schmid's, Hermann, „Gesammelte Schriften"	632
Schultze-Dritzsch's Portrait	636
Seebild, ein. Gedicht	220
Soldat, der älteste, der deutschen Armee in Frankreich 1870 u. 1871	740 803
Soldatenbrauch, die	615
Sommerfrischler und Touristen	403
Sonden und Wünschelruthen, elektrische	219
* Spaziergänge und Erinnerungen eines liberalen Achtundvierzigers	819
Touristenclub, der österreichische	472
Touristenverband, allgemeiner deutscher	488
Touristenverein, der. Gründung eines Verbandes deutscher Touristenvereine	740
* Tschuffchenhund, der, in dem Hausthiergarten der Universität Halle	836
Tunaren- oder Stachelschweine, die, in heimische Schlafgenossen	683
Ungarn-Siebenbürgen. Im Interesse der bedrohten Deutschen	88
Valentinstag und Patrickstag. Zwei Heilige. Von C. Hance	166
Vermißte . . . 136 271 336 504 568 707 708	
Völker ohne Brod	756
Voß, Joh. Heinrich. Ein Denkmal für den selben	340
Wärmflaschen, neue	72
* Weihnacht, die, des alten Junggesellen	782
Weihnachtsneuigkeiten, literarische	787
Werefchagin, Wassili, ein Maler des Kriegs. Von Hermann Trescher	151
Wien. Wiener Eisspeer	168
Würzburg. „Alma Julia Maximiliana"	519
Zwanglose Blätter.	
1. Literarisches (zu Nr. 46).	
2. Hauswirthschaftliches (zu Nr. 49).	

Illustrationen.

	Seite
Achenbach, Andreas. Portrait von Adolf Neumann	377
Adam, J. Der bezwungene Hercules	189
Adam, J. Märchenerzählerin	361
Afrika.	
Plan von Alexandrien	497
Ansicht der Stadt Suez	580
Neuer Hafen von Suez	581
Kairo	644
Die Nilbarrage	644
Die Grabher der Kalifen	644
Karte der Reisen Stanley's u. de Brazza's am Ocowe und am Kouge	784
Agnes von Zesowa-Rosenberg überzieht die väterliche Burg den Hussitenfeldherrn Prokop dem Großen. Von W. Beckmann	12 13
Album schöner Frauenköpfe.	
2. Schwarzwälder Bauernmädchen. Von A. Eyb	109
3. Mathilde. Von Robert Beschklag	261
4. Studienkopf. Von Paul Thumann	713
5. Studienkopf. Von R. Beschklag	809
Andrad, Schieß. Von R. Pütiner	893
Amerika.	
Mündung des Minnesota in den Mississippi bei Fort Snelling. Von Rud. Cronau	97
Lager der Sioux-Indianer bei Fort Snelling. Von R. Cronau	149
Mündung des Missouri in den Mississippi. Von R. Cronau	228
Ein Sturm auf dem Pepin-See. Von R. Cronau	229
Trempealeau am Mississippi. Von R. Cronau	237
Sitting Bull. Portrait von R. Cronau	277
Der Scalp. Die große Medicin. Von R. Cronau	364
Bemalte Lederhaut des Dacotah-Indianer „Langer Hund". Von R. Cronau	365
Ein Indianerlager in West-Dacotah. Von R. Cronau	625
Die „Gangway" (Laufbrückenarien) von Astoria in Oregon	776
Amsterdam. Das Judenviertel. Von Andreas Achenbach	385
Artillerie-Bilder. Von Paul Heydel 591 592 593	
Asphaltwerke, die, bei Limmer in Hannover. Von A. Schütze	813
Auerbach, Berthold. Portrait von Adolf Neumann	225
Bauwerke und Denkmäler, die höchsten, der Welt	664 665
Beisse, Fr. Der Gregorius Umgang	309
Benbennann, A. Begräbniß des Frauenlob Berlin.	
Das Hauptgebäude der Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen	329
Die preisgekrönten Entwürfe zum Reichstagsgebäude . . . 516 517	
Das Elephantenhaus im zoologischen Garten	857
Berman. Das Fußtiefest 424 425 427 428 429	
Bier. Die Krankheiten des Bieres	80
Blaas, Eugen von. Die Erwartung	797
Blume, L. Beim Liebesklang	433
Boel, Theodor. Der Pfändertheaterspiel 232 233	
Bonatürcher auf dem Treidelweg	252
Börde, die Magdeburger. Von G. Sundblad	680 681
Breitmann, C. Werner	757
Konstantinopel. Das Moharremfest der Perser	205 209
Corrector, der, in der Thyruffabrik	269
Curhaven.	
Alte Liebe. Von H. Hiller	197
Zugvögel am Leuchtthurm. Von F. Lindner	589
Dresden.	
Fütterung des Giraffen-Kälbchens im Zoologischen Garten. Von Paul Heydel	541
Der Handfertigkeits-Cursus für Lehrer. Von E. Limmer	548
Eberle, Adolf. Hochzeitszug	245
Ermisch, Conrad. „Wenn ich ein Vöglein wär!"	61
Ferienkolonien. Von G. Sundblad	284
Fischer, S. C. Eine Ruhepause	445
Fränkische Schweiz, die. Von R. Pütiner 528 529 536 544 545 552	
Fröbel, Friedrich. Portrait von Adolf Neumann	5
Fröbel's Denkmal, Friedrich	265
Gardeu. Auf der „Norddeutschen Westf." 68 69	
Godin, Auchie. Portrait von Adolf Neumann	161
Goethe's Arbeitszimmer	184
Goethe's Todestag. Von C. Hilpert	173
Gotthardbahn, die. Von J. Mierlitz.	
Ueberführung der Reichsbahn der Wattingen	325
Ueberführung des Tessino bei Stalvedro	336
Eisenbahnbrücke über die Göschener Reuß	337
Göschenen mit der alten Brücke	348
Louis Favre, der Erbauer des Gotthardtunnels	349
Einweihung der Bahn an der Biasca-na	353
Geh von Berichtigen. Portrait	781
Wappen	779
Gerstmann, W. Ob's wohl reicht?	485
Grützner, Ed. Weinlese im Kloster . . 681 685	
Gurlitt, A. M.	
Verunglückter Stollentransport	824
Die Weihnacht des alten Junggesellen	849
Haeberlin, Professor. Epitode aus der Belagerung von Sarajsund	101
Hamburg.	
Seeleregatta auf der Außenalster. Von H. Heuer 500 501	
Bilder vom deutschen Sängerfest. Von P. Dunsche . 532 533 536 597 598	
Handschenwinkel, der.	
Frau auf dem Kirchgange	313
Der Leuchtthurm bei Markau	313
Hasemann, W. Am Gartenpförtchen	565
Haydn, Joseph. Portrait von Adolf Neumann	193
Haydn's Geburtshaus in Rohrau	196
Heidenlöcher, die, bei Uebertingen. Von F. Schrener	48 49
Heilquell, C. G. Stein Sinne stirbt auf dem Eis des Walzerses	448 449
Helmstadt. Die „Julia Carola". Von G. Sundblad	764 765
Herzegowina, die.	
Karte des Aufstandsgebiets	176
Festung Stolop	177
Mostar	177
Hirschberg. Von F. Specht	19
Hochzeitsgebräuche, allerlei.	
Der Gugelhupftanz in Steiermark	157
Einkauf der Brautausstenen in der Normandie. Von Henry Mosler	417
Hofmeister, E. „Ja lebe vor mir und kocht mich selbst!"	81
Holzschneidekunst, die	689
Hopfenbäder, deutsche, im Auslande. Von Fritz Stoltenberg	721
Ichneumons, Krokodilier raubend. Von F. Specht	125
Jena.	
Das Burschenschaftsdenkmal	412
Die Burschenschaftsfahne	413
Jäger, Gustav. Auf der Eisbahn . 132 133	
Johannistag, der. Von Paul Heydel	409
Juxlen.	
Hauptstraße in Coni. Von R. Eifert	84
Römische Straßenjungend. Von R. Eifert 180 181	
Sicilia. Von F. Stoltenberg	293
Kalkbrennerei in Sicilien. Von Prof. C. Werner	677
La Trinita. Antiquita di Salerno	788
Karoly, B. Entwischt!	453
Keller, Dr. Der Lar	65
Kettenhandwerker auf der Elbe. Von Paul Heydel	253
Knorr, H. „Den Vogt is noch buten"	25
Kohlmeisen und Wiesel. Von F. Specht	369
Kolbachthal, das	513
Königs, Hugo. Reiterliebe	705
Kopaiewicz, A. Polnische Israeliten in der Synagoge	729
Kriegsschiffe aus alter und neuer Zeit. Von Fr. Stoltenberg . . . 628 629	
Kronberger, C. Zusammengefochten!	165
Kukuk, der. Von F. Specht	297
Lavorerrs, G. In der Küche	745
Langenbeck, Bernhard von. Portrait	633
Lehnin, Kloster	129
Leuten, J. Aufbruch zum Hochzeitstanz	525

Digitized by Google

Seite

Leutemann, H. Tigerfamilie 469
Lippspringe und Umgebung. Von C. Grote 477
London. Im Hydepark. Von A. Wanjura 753
Louise, die vierzehnjährige Prinzessin, mit ihrem elfjährigen Bruder am Brunnen der „Frau Rath" in Frankfurt a. Main. Von Paul Thumann 761
Luchs auf der Lauer. Von F. Specht . . 213
Luftschifffahrt. Verschiedene Flugmaschinen 216 217
Lützen. Die Schlacht bei Lützen 1632.
Gegenwärtige Uniform der schwedischen Regimenter, welche bei Lützen mitgefochten haben 609
Gustav Adolf's Tod. Von P. René Reinecke 612
Ueberführung des sterbenden Pappenheim. Von P. René Reinecke 613
Mannheim. Zur Erinnerung an die erste Aufführung von Schiller's „Räubern". Von E. Hilpert 45
Meißen. Die Albrechtsburg.
Die Eröffnung der Fürstenschule St. Afra. Von A. Spieß 16
Die Uebersiedelung der Universität Leipzig nach Meißen. Von A. Spieß . . . 17
Monogramme 249
München. Im Hofgarten. Von W. Grögler 332 333
Münster in Westphalen. Rathhaus und Lambertikirche. Von Fritz Stoltenberg 141
Neu-Britannien. Leichenfeier. Von O. Finsch 697
Nordenberg, B.
Der Letzte vom Regiment 317
Im Kampf gefallen 769
Norwegen. Juleneg — Spatzenweihnacht 845
Nürnberg. Bilder von der baierischen Landesausstellung. Von Rud. Geißler. 572 573 576 577 581

Seite

Oehmichen, H. Die kleinen Künstler . . 785
Paganini's letzte Augenblicke. Von G. Arnould 857
Paris. Die Gobelin-Manufactur: Allegorie des Herbstes 113
Polarexpedition, die, 1882–1883 148
Raupp, Karl. Im Nachen 397
Reutel, Max. Fischertanz. Motiv aus der Kurischen Nehrung 53
Reval. Von Robert Aßmus . . . 460 461
Riga und Umgebung. Von Robert Aßmus 832 833
Rothenburg ob der Tauber.
Das historische Festspiel 493 509
Rotta, A. Die Versuchung der Katze . . 381
Sallet, Friedrich von. Portrait von Adolf Neumann 97
Samariterschulen, die.
Die erste Hülfe bei Blutungen 484
Schack, Adolf Friedrich Graf von. Portrait von Adolf Neumann 561
Schmidt, J. Der Morgentrunk 621
Schmirgeldampfwerk, das, in Hainholz vor Hannover 144 145
Schuch, W. Altes Schloß 93
Schumann, Clara. Von Adolf Neumann 605
Sichel, Nathanael. Das Haupt Coligny's wird dem Cardinal von Lothringen überbracht 557
Sperber, der. Von F. Specht 669
Sperlingsnest. Von Emil Schmidt . . . 345
Spuren und Fährten des Wildes. Von O. v. Riesenthal 465
Streitt, F. Am Wegweiser 792 793
Taubenpost.
Nestbehälter, Sitzstangen 716
Deutsche Militairbrieftauben 717
Tegnér, Esaias. Portrait von Adolf Neumann 749

Seite

Thumann, P. Aehrenleserin 9
Tintenfabrik, die E. Beyer'sche, in Chemnitz 731 732 733 734
Tirol.
St. Ulrich im Grödener Thal. Von R. Püttner 441
Die „Ladies" im Grödener Thal. Von R. Püttner 444
Die Seisseralp. Von R. Püttner . . . 445
Tschuktschenhund, der 829
Türkei. Türkischer Friedhof in Kadi Kjoi bei Skutari 801
Ungarn. Csikos auf der Wolfsjagd. Von W. Heine 77
Venusdurchgang, der 795
Vollrath, O. Der Parkförster 393
Voß, Johann Heinrich.
Voß' Wohnhaus in Eutin 480
Blick über den Eutiner See aus Voß' Garten 481
Wehle, J. R. Im Wonnemond 301
Weihnachtsbilder aus Deutsch-Ungarn . . 841
Wien.
Neue Monumentalbauten 29 32 33
Das „Internationale Eislaufen" . . . 112
Das Künstlerhaus 281
Wilbrandt, Adolf. Portrait von Adolf Neumann 37
Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.
Mutterreh in der Schlinge. Von Guido Hammer 649
Wilhelmshaven. Die Taufe des Aviso „Pfeil" 701
Zigeuner, fahrende. Von F. Streitt . . 461
Zugspitz, die. Von Michael Sachs.
Forstwart Kiendel von Vorder-Graseck 660
Der Zugspitzgipfel 660
Aufrichten des Kreuzes auf dem Ostgipfel 661
Zuydersee, an der. Von R. Jordan . . . 817

Für den Jahrgang 1882 empfehle ich geschmackvolle

reich vergoldete Einbanddecken

zum Preise von 1 Mark 30 Pfg., welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei Bestellungen bitte ich genau zu bezeichnen, ob „**alte**" oder „**neue**" Decken gewünscht werden.

Ernst Keil.

Digitized by Google

No. 1. 1882.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

1.

„Lassen Sie nur, Liese! Ich werde ohne Mühe schon allein fertig."

So ganz ohne Mühe geschah es aber doch nicht; denn die schlanke Dame, welche lieber sich selbst helfen, als den Beistand der Dienerin annehmen wollte, mußte sich auf die äußersten Fußspitzen erheben und sich weit über den runden Eßtisch vorneigen, um die Majolikaschale in dessen Mitte zu setzen. Die Blumen und Gräser, von den schönen Händen geordnet, schmückten nun die seltsich gedeckte Tafel; die zierliche Gestalt richtete sich wieder auf, und ein rascher Griff stellte ein zur Seite geschobenes Glas in die symmetrische Reihe zurück.

„Sie haben doch Susannen gesagt," fuhr die Herrin, während sie die durch die frühere Berührung zerknitterte Damastserviette von Neuem zum kunstvollen Aufbau formte, in ihren Unterweisungen fort, „daß der Braten nicht zu sehr ausschmoren darf? mein Bruder liebt ihn, wenn er noch im Safte ist, und er soll zu Hause die Table d'hôtes nicht vermissen. Wir müssen ja auch vor der jungen Frau Ehre einlegen."

„Ist geschehen, wie das gnädige Fräulein befohlen, aber —"

„Und dann soll Fritz immer bei meiner Schwägerin mit dem Servíren beginnen, nicht bei mir."

Ein zufriedener Blick überflog noch einmal den Tisch, und so blieben die Zeichen und Mienen des Mädchens unbeachtet. Jetzt faßte sie sich ein Herz und sagte:

„Ja, gnädiges Fräulein, ich habe es ihm schon eingeschärft, aber der Herr Statthalterei-rath stehen schon eine Weile hier. Liese deutete nach der Thür des kleinen Speisezimmers.

Das Fräulein, das derselben den Rücken zugekehrt hatte, wendete sich überrascht um, hatte aber nur ein flüchtiges Kopfnicken für den auf der Schwelle Stehenden, der jeder Bewegung der zarten Figur, die sich eben in ihrer ganzen Geschmeidigkeit und Grazie gezeigt, mit Blicken voll warmer Bewunderung gefolgt war. Unter den starken Brauen funkelte es wie jugendliches Feuer in den blauen Augen, die im Widerspruche zu dem Eindruck der ganzen Erscheinung standen; denn der Herr Statthaltereirath war bereits ein Mann in jenen Jahren, die man die „besten" zu nennen liebt. Das kurzgehaltene, dunkelbraune Haar stand zwar noch dicht, zeigte aber in scharfer Beleuchtung schon den verrätherischen Stahlglanz der höheren Mannesjahre, und zwei Silberstränchen theilten gütevoll zu beiden Seiten des Kinns den schönen vollen Bart, in den sich der markig und ausprechend geformte untere Theil des Gesichtes verlor. Auch die gesetzte Haltung, die gelassenen Bewegungen der breitbrüstigen Gestalt standen in scheinbarem Gegensatze zu der Lebhaftigkeit des Auges, das zu den Worten, die um Verzeihung baten und das „unangemeldete" Eintreten entschuldigten, einen fast schalkhaften Commentar bildete.

„Braucht es das? Guten Abend, lieber Meinhard!" lautete die Entgegnung, aber unmittelbar nach dem familiären Gruß wendete sich die junge Dame wieder an das Mädchen, sodaß der flüchtige Uebergang eine gewisse Absichtlichkeit merken ließ. Die Aufträge waren jedoch bald erschöpft, und ein letztes: „Und was ich noch sagen wollte," machte dann den Schluß. „Sorgen Sie für ein kleines Feuer im Schlafzimmer, Liese! Wenn man von der Reise kommt, ist man immer ein wenig frostig."

„Sie wissen das und lassen mir doch einen so kühlen Empfang zu Theil werden? Nicht einmal die Hand haben Sie mir gegeben," beklagte sich der Eintretende, rief damit bei dem Fräulein aber statt des Mitleids nur ein spöttendes Lachen hervor.

„O, o! Sie wollen doch nicht zu den hohen Reisenden gezählt werden? Kleine Einschleichereien!" Dabei hatte sich die kleine Hand aber doch in die dargebotene gefunden, und ein ganz kurzes, aber herzliches Schütteln stellte das Einverständniß wieder her. Es klang nur noch ein vollkommen anschädliches Nachgrollen des schnell vorübergezogenen kleinen Ungewitters in der Erklärung: „Eigentlich sollte ich böse sein — wissen Sie, Meinhard? Mich so in der Noth zu lassen, ohne zu helfen!"

„Aber Sie wollen ja gar nicht, daß man Ihnen hilft. Ich habe es eben selbst gesehen und gehört. Nicht wahr, Liese, Fräulein Hilda will alles selber machen? Wir werden uns hüten, uns unberufen einzumischen."

„Ich habe Sie aber berufen," sagte Fräulein Hilda vorwurfsvoll nickend und mit ein ganz klein wenig Verdruß um den selbst im Schmollen noch freundlichen Mund. „Allein Fritz wurde gar nicht vorgelassen. Seine Unaufbarkeit, der Herr Statthaltereirath, hatten Amtsstunde. Und diese währte, wie es scheint, nicht kürzer als vom Mittag bis zum Abend. Irgend eine Audienz der Herren Stadträthe oder sonst eine Wichtigkeit, über welche die alten Freunde getrost in Vergessenheit gerathen können!"

„In Vergessenheit gerathen?" wiederholte er, „— das ist unmöglich. Sie wissen es wohl, Hilda." Der volle, tiefe Brustton der Eyrlichkeit, durch den diese Versicherung ungewöhnliche Bedeutsamkeit erhielt, ging jedoch sofort immerklich wieder in Scherz über. „Uebrigens finde ich auch ohne mich alles gethan. Der ganze Garten ist für Guirlanden geplündert; ich sehe sogar Blumen auf den Tischen, Silberzeug auf dem Büffet, Lichter in den Fenstern

Digitized by Google

— also auch schon Vorbereitungen zur Illumination getroffen! Was wäre da mir noch übrig geblieben? Sollte ich unter jedem Arme einen Böller mitbringen, die Arkeley einüben oder den Chorgesang der Hirten und Feldbauern einstudiren?“

Die großen, grauen Augen vermochten da allerdings nichts weiter zu thaten, und wenn auch die Hand noch ungnädig winkte, mußte das Köpfchen sich doch rasch zur Seite wenden, um das unbezwingliche Lächeln zu verbergen. Auch fand sich keine andere Antwort, als ein scheinbar unwilliges: „Ach, gehen Sie!“ Es konnte aber eigentlich ganz gut für ein „Kommen Sie!“ gelten; denn während sich das Fräulein der Thür zu bewegte, erfolgte an den sich Ausschließenden bereits die Einladung in aller Form: „Wir wollen zu mir hinübergehen.“

Meinhard aufschuldigte sich in ernsterer Weise, und während er eine Erklärung der Umsangelegenheit gab, welche ihn Nachmittags über Land geführt, schritten Beide durch den Corridor, der von dem Haupttracte des Schlosses nach dem Seitenflügel führte, in welchem die Schwester des Gutsherrn ihre Wohnung hatte.

Es war ein ungemein trauliches Raum, den sie betraten; das milde Dämmerlicht, in dem die Zeichnung der dunkeln Tapeten und der Vorhänge, die Farben der Bilder und Möbelstoffe, die Formen des alten großen Ofens, des kleinen Sophas und der Fauteuils, sowie des breit aus der Ecke hervorstrebenden Claviers schon allmählich an Bestimmtheit verloren, erhöhte das Gefühl der Behaglichkeit, von der man hier umfangen wurde, noch mehr. Der rothe Schein am Abendhimmel hatte nicht mehr die Kraft, die leisen Schleier zu durchbrechen.

Hilda ging auf einen der Stühle in der Nähe der Fenster zu, und ihr Begleiter eilte dienstfertig voraus, die zwischen denselben befindliche Glasthür, von der einige Stufen in den Garten hinabführten, zu schließen.

„Nicht doch!“ wurde er gebeten, „lassen Sie offen!“

„Wir sind im September — es wird kühl.“

Der sorgliche Einwand fand aber keine Widerlegung.

„Es weht doch noch ein so frischer, wohlthuender Duft herein. Ich will das Jahr genießen, so lange als möglich, wie ich der Sonne nachsehen will, so lange noch ein Schimmer von ihr am Himmel ist. Gerade das ist es, was mir die Zimmer hier so lieb macht: sie gehen nach Westen, und das Schlafe an Wattershosen ist, daß da drüben keine Berge liegen und die Sonne so spät untergeht. Ich möchte sie immer noch länger halten.“

„Das sind recht wehmüthige Gedanken.“

„Pfui! Wer wird denn sentimental werden, Freund! Nun kennen Sie mich schon so lange Jahre. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich in allegorischen Bildern ergehen will und um das Altwerden mich kümmere?“

„Das haben Sie wahrlich auch nicht nöthig,“ sagte er eifrig, und die Betheuerung, welche mit einem skeptischen Achselzucken aufgenommen wurde, kam dem Freunde vom Herzen.

Der matte Schein des sinkenden Gestirns, auf dessen purpurnen Mantelsaum sich ihre ernsten, weitgeöffneten Augen gedankenvoll richteten, zauberte hellen Goldglanz auf das braune Haar, das in üppigen Wellen die Stirn umfloß, und rief auf dem lieblichen Gesichtchen, wenn es auch nicht mehr die Fülle und den Sammethauch der ersten Jugend hatte, mit dem Spiele der zarten Farbe wunderbare Reize wach, die nichts mit der Melancholie des Abendrothes gemein hatten.

Ein kurzes Schweigen trat ein, während so jedes von ihnen in seine eigenen Betrachtungen versunken blieb.

„Woher doch manchmal solch einfältige Stimmungen kommen!“ sagte Hilda, „aber diesmal sind Sie schuld daran. Warum unterlegen Sie meinen Worten eine ganz andere Deutung? Ist das alles, was Sie mir an Unterstützung bringen können, nachdem Sie mich den halben Tag in Unruhe allein gelassen?“

„Sie wissen, daß Sie in Allem auf mich zählen können, aber ich kann mir nicht denken, daß Sie meiner wirklich bedurften. Unruhe ist wohl ein zu gewichtiges Wort.“

„Keineswegs!“ fiel sie lebhaft ein und nahm von einem kleinen Tischchen, auf dem mehrere Photographien zerstreut lagen, ein Blatt Papier. „Da! Entziffern Sie selbst einmal das Telegramm, das wir heute Vormittag von Franzerheiteln!“

Er las: „Wir kommen heute Abend an. Es bleibt bei den Bestimmungen des Briefes. Zimmer bereit halten,“ und fast ehe er beendigt hatte, fiel sie schon wieder ein:

„Daraus soll man nun klug werden. Welches sind diese Bestimmungen? Was ist's mit den Zimmern? Es versteht sich ja von selbst, daß wir die bereit halten, warum gerade das ausdrücklich betonen, und uns telegraphisch auf die Seele binden? Stunde dafür sicher etwas von den nicht selbstverständlichen „Bestimmungen“ da, die mein Herr Bruder zu treffen geruht! Wie sollen wir die errathen? Gott mag wissen, wo der Brief steckt, in welchem sie uns kund und zu wissen gegeben werden. Ich habe keine Zeile gesehen.“

„Warten Sie!“ überlegte Meinhard; „wenn der Brief gestern Vormittag geschrieben wurde, dann ist er wohl statt mit dem Nachtschnellzuge mit dem Postzuge gegangen, den jener überholt. Er ist also erst nach Amtsschluß eingetroffen und wird erst morgen früh ausgegeben werden — ein Fall, der, so absurd er auf den ersten Blick erscheint, doch häufig eintritt. Die Letzten werden die Ersten werden.“

„Aber der Bibelspruch hätte wohl auch meinem Bruder vorschweben können! Sagen Sie mir, sind denn alle Ehemänner auf der Hochzeitsreise so — so gedankenlos?“

Er sah die Fragestellerin eigenthümlich an.

„Wie soll ich das wissen?“ entgegnete er, auf das „ich“ den Ton legend. „Es ist nicht meine Schuld, daß ich darüber keine Auskunft geben kann.“

„Seien Sie froh, daß Sie davor bewahrt blieben!“ lachte Hilda auf. „Statt alte, längstvergangene Geschichten aufzuwärmen, sollten Sie lieber Ihre Divinationsgabe anstrengen und mir sagen, was dieser fatale nachhinkende Brief enthält.“

„Tantchen, ich hab's!“ rief da eine helle Stimme von der Thür her, welche in die weiteren Gemächer derselben Reihe führte.

Das Mädchen, welches, vollkommen zum Ausgehen gekleidet, mit halbem Hüpfen über den Teppich glitt, hatte zwar die Größe und Toilette einer Dame, aber Haltung, Figur, Organ und der Ausdruck des munteren Gesichtchens verriethen noch deutlich den Mangel voller Entwickelung.

„Was hat Fräulein Mimi?“ fragte Meinhard wohlwollend, wie etwa ein Vater sein Töchterchen neckt.

„Guten Abend, guten Abend, Onkel Meinhard!“ begrüßte ihn die Kleine fröhlich, ohne sich aber in der Mittheilung ihrer Entdeckung aufhalten zu lassen. „Ich hab's, Tantchen! Weißt Du, was es ist? Papa bringt uns den Onkel mit.“

„Wilhelm?“ fragte Hilda leise, und mit selbstvergessener Zustalle fügte sie hinzu: „Du vergißt, daß Amerika —“ Sie schwieg und seufzte.

„Ach nein, nicht den richtigen Onkel,“ erklärte Mimi, die letzten Knöpfe ihres rehfarbenen Paletots schließend.

„Doch nicht etwa mich?“ fragte Meinhard verwundert.

„Sie sind ja schon da,“ entgegnete Mimi, als ob sie eigentlich sagen wollte: „Wie einfältig!“ Dann schlug sie die Händchen zusammen und drückte dieselben, sich niederbeugend, zwischen die Kniee, wobei ihre Augen vor Vergnügen leuchteten. „Errathet Ihr's denn nicht? Ich meine den neuen — den jungen Onkel. Wie spaßig das war, als ich ihn beim Gabelfrühstück nach der Trauung so ansprach! Da war es doch schon in der Ordnung — nicht wahr? Wie hätte ich denn auch sagen sollen? Und wie er sich's so ernstlich verbat, da sagt' ich es erst recht. Das klang so närrisch, Onkel!“ Hahaha! Bin ich hübsch so, Tantchen?“

Sie strich mit den Fingern die Falten ihrer Kleider glatt und machte dann einen tiefen Knix, wie bei Hofe.

„Es ist recht,“ sagte Hilda, „daß Du Dir Mühe giebst, Deiner neuen Mama gleich einen guten Eindruck zu machen.“

„Ach, der Stiefmutter!“ fiel die Kleine ein, aber der wegwerfende Ton verstummte sogleich unter dem verweisenden Blicke der Tante; sie wandte sich erröthend zur Seite, im nächsten Momente aber hing sie an Hilda's Halse. „Ich frage nur nach Deinem Urtheile, liebes Tantchen, nur nach Deinem!“

Den Schmeichellauten war schwer zu widerstehen; was an Vorwürfen die Liebkosungen nicht erstickten, das schmilt die schlaue Mahnung ab, daß Tantchen ja noch immer nicht für die Ausfahrt fertig sei und der Wagen gleich vorfahren werde; man dürfe doch nicht zu spät auf den Bahnhofe eintreffen.

„Das ist bald geschehen; ich brauche nur Hut und Mantel, und wir kommen noch lange zurecht,“ erwiderte Hilda, und band die weiße Wirthschaftsschürze ab, die sich von dem schwarzen Seidenkleide recht hausmütterlich abgehoben hatte. „Sage mir lieber, wie Du auf Deine sonderbare Vermuthung kommst!“

Digitized by Google

„Du wirst sehen, daß ich Recht habe. Ich täusche mich gewiß nicht. Die Erinnerung betreffs der Zimmer bezieht sich darauf. Papa hat immer so charmante Ideen. O, ich freue mich so, ich freue mich so — auf Papa.“

Und wieder klatschte sie bei dem etwas nachträglich erst hinzugefügten Schlußworte in die Hände und drehte sich dabei wie ein Kreisel um sich selbst.

Hilda schüttelte den Kopf über die Bemerkung Meinhard's, daß sich die Sache vielleicht wirklich so verhalte.

„Es ist wohl nur eine Ideenverbindung,“ meinte sie, „weil wir vorher über Edwin von Tonner sprachen, als wir die Photographien durchsahen, um die des jungen Herrn in das Zimmer seiner Schwester zu stellen. Wir haben aber keinen ganz passenden Rahmen gefunden und dann, dann — wer weiß? — Man hat mit den Brüdern nicht immer seine Freude.“

Sie nickte still vor sich hin und machte sich mechanisch daran, die zerstreuten Photographien zusammenzuschieben, um sie darnach in das Album einzuschichten. Ein eigenthümliches Geräusch ließ sie den Kopf wenden.

„Was hüpfest Du denn wie ein junger Ziegenbock, Mimi?“

„Aber Tantchen, welch ein Vergleich!“ rief die Kleine, bei aller Entrüstung lachend. Ihr hatte die Frage gegolten; denn vor einem der Pfeilerspiegel sprang sie mit gleichen Füßen, daß ihr fesselloß über den Rücken wallendes Haar wie ein dunkler Schleier flatterte. „Das Band will nicht unter die Haare. Ich kann ja so die Cravatte nicht knüpfen.“

Und indem sie das Band nach rückwärts schlang, fuhr sie in der Anwendung ihres drolligen Mittels fort, das sich wie im Spiel ansah. So hüpfend und lachend, blieb an Stelle der verschwundenen Dame nur das harmlose, lebensfreudige Kind, für das die von Hilda neuerdings aufgeworfene Frage, was wohl der Brief enthalten möge, nur ein geringes Interesse bot.

„Wenn Ihnen soviel daran liegt,“ rieth Meinhard scherzend, „müssen wir wohl eine Sammambule fragen.“

„Woher eine nehmen?“

Der Seitenblick Meinhard's nach der Kleinen entging Hilda ebenso, wie der bedeutsame Nachdruck, mit dem er seine Antwort gab:

„Ich glaube, wir haben sie schon; nur der Magnetiseur ist für den Augenblick noch nicht zur Stelle.“

„Darf ich vielleicht meine Erfahrungen und vielfach erprobten Kräfte zur Verfügung stellen? Ich würde es mir zur besonderen Ehre anrechnen, wenn mir die Herrschaften dazu Gelegenheit geben wollten. Mesmer, St. Germain, Doctor Balsamo. Un, deux, trois — sie schläft.“

Es war ein ganz besonderer Antrag und eine sonderbare Stimme, die ihn stellte, wie es schien aus der Tiefe eines Ziehbrunnens herauf. Sie kam aber offenbar nur aus der Brust eines kleinen dicken Mannes in abgetragenem schwarzen Röckchen, das zweifellos für eine weit schlankere Statte angefertigt worden war. Das graue, breite Gesicht mit seinen verschlemmten Zügen war in hohem Bogen von einer langen Strähne Haares überklebt, das sich an den Schläfen zu grotesken Locken einbog, während sich die fuchsigen Spitzen im Nacken mit dem echten Eigensinn einer alten Perrücke auswärts ringelten. Das Pathos, mit dem er gesprochen, die Haltung der erhobenen Hände, die ausgespreizten Finger gaben der Erscheinung des Mannes in dem abendlichen Zwielichte etwas unheimlich Groteskes. Er war so plötzlich aufgetaucht, und keiner der Drei hatte gesehen, woher er gekommen.

Die muntere Springerin stand starr, wie gebannt, und Hilda's Fingern entfielen die kleinen Karten. Schneller ward Meinhard seiner Ueberraschung Herr.

„Darf ich Sie fragen, wie Sie hereingekommen sind?“ sprach er den Fremden scharf an, wiewohl ihm dessen Stellung nahe der offenen Gartenthür als Antwort genügen konnte.

„Der große Philadelphia fuhr gleichzeitig zu vier Stadtthoren hinaus. Man erscheint, und man ist da. Allez vite! Voilà!“

Das war von dem lebendigsten Geberdenspiel begleitet, gleich darauf aber hatte der kleine Mann seinen abgeschabten Claquehut unter dem Arme hervorgenommen, ließ ihn mit einem Knall springen, drückte ihn mit theatralischer Bewegung an die Brust und schnappte in einer tiefen Verbeugung zusammen.

„Hochansehnliche Anwesende,“ begann er dann mit dem demüthigsten Lispeln, „ich komme blos, meine ergebenste Einladung zu machen, da ich demnächst mir erlauben werde, eine große Vorstellung zu geben, und es mir zur größeren Ehre gereichen würde, wenn der hohe Adel der Umgebung mir seine unschätzbare Gönnerschaft zu Theil werden lassen wollte.“

Die Damen hatten noch immer ihre Stimme nicht gefunden. Meinhard ergriff für sie das Wort. Er fragte trocken:

„Sie sind wohl Schauspieler?“

Der Gestagte richtete sich achselzuckend auf.

„Der rasirten Maske nach zu schließen? Vorbei, vorbei!“ sagte er mit tragischer Declamation, die alsbald in Ruhmredigkeit umschlug. „Wer hadert mit den Schickfals Mächten? Einst kannte man meinen Namen; ich war gefeiert und gesucht, von der Memel bis zum Rhein und von der Adria bis zur Nordsee. Das Glück war mir günstig, und die Leitung eines ansehnlichen Kunstinstituts lag in meinen Händen. Aber wie ich mich hinaufgeschwungen auf die Sonnenhöhe, ging es jenseits wieder hinab. Meine Ziele waren zu ideal; das undankbare Publicum wollte sich nicht erziehen lassen. Ich war für meine Zeit zu früh geboren. Was nützt das Klagen? Ich zahlte meinen Fall dem Menschenschicksal. Die mich unterstützen sollten, haben mich beraubt und verlassen: die Intrigue hat sich gegen mich gewandt — aber sie kriegt mich nicht unter — die Musen standen an meiner Wiege, und meine Gaben sind vielleicht. Ich bin Künstler — Künstler im Allgemeinen. Ich spiele Solosceenen — ich beherrsche mehrere Instrumente: die Holzharmonika, die Mundharmonika, die Maultrommel; ich entlocke der Tischplatte sogar musikalische Klänge; ich gebe einem Blatte Papier sechzig verschiedene Formen und ahme auf's Täuschendste Thierstimmen nach; mein besonderes Fach aber ist die natürliche Magie. Ich habe Bosco, Döbler — mit dem war ich in Hamburg zusammen — Mohnhaupt — den kenne ich von Riga — und Kratky Baschik, dem ich ein Gastspiel in Constantinopel durch meine Connexionen vermittelte, ihre intimsten Geheimnisse abgelauscht. Damals war es noch meine Privatpassion — aber du lieber Himmel! Die Kunst geht nach Brod. Erlauben Sie mir, daß ich eine Probe meiner Geschicklichkeit gebe?“

Und ohne die Erlaubniß erst abzuwarten, hatte er sich schon der Photographien auf dem Tischchen bemächtigt.

„Wir haben jetzt keine Zeit,“ wendete Hilda ein und bemühte sich die Ablehnung so mild wie möglich auszudrücken, aber sie kam nicht zu Worte.

„Ich sehe dergleichen für mein Leben gern.“

Ein Blick, eine Kopfneigung des Taschenspielers dankte der Fürsprecherin. Er mischte bereits die Blätter wie ein gewöhnliches Spiel Karten.

„Prestigiateur, gnädiges Fräulein, nichts als Prestigiateur, kein Herexenmeister,“ plauderte er dabei. „Schnelligkeit ist ja die Hauptsache beim Metier. Darf ich Sie bitten, sich eine der Karten zu merken? Aber den schönsten jungen Herrn, damit mir die Sache nicht zu schwer wird! — Und Sie, mein gnädiges Fräulein — ebenfalls eine — ja? Mein Herr — ich will Sie nicht zwingen. Eins, zwei, drei — wupp!“

Er schlug den Fächer zusammen, blies auf das Paket, schnippte darauf, legte es auf das Tischchen zurück, netzte die Finger an den Lippen und streckte, wie wenn er ein unangenehmes Gefühl auf dem Rücken beseitigen wolle, die Arme so weit aus, daß ein paar zerknitterte Manschetten zum Vorschein kamen.

„Un, deux, trois! Allez, chanchez, passez!“ rief er, mit den Händen durch die Luft fahrend. „Haben Sie sie fliegen gesehen? Nicht? Doch! Hier, in Ihren Rock sind sie hereingeflattert, mein Herr. Sie erlauben. Ah, sehen Sie, hier in der Westentasche! Mein schönes Fräulein, ist es diese Karte? Ah, ich sehe, es ist die rechte. — Aber, mein Herr, Sie müssen mir schon noch einmal erlauben. Richtig, hier! Gnädiges Fräulein — haben Sie diese im Gedächtniß?“

Es war eine ganz merkwürdige Betonung, mit der er diese letzte Frage stellte. Auch sein Antlitz hatte — ungesehen von Meinhard, der hinter ihm stand, und Mimi, die erröthend noch immer auf die in ihre Hände gelegte Photographie starrte — einen ganz veränderten Ausdruck angenommen. Blinzelnd hing sein von den niederhängenden Lidern verkleinertes Auge an Hilda's Antlitz und zuckte triumphirend, als es die plötzliche Verwandlung in ihren Zügen wahrnahm.

Vorerst nur gleichgültig, hatte ihr Blick der Aufforderung Folge geleistet, fast widerwillig; jetzt hing er erschrocken an der ihr zugekehrten Seite des Kärtchens. Eine Bewegung ging durch ihren

Digitized by Google

Körper, doch ließ der schlaue und bei all seiner Schwerfälligkeit doch gewandte Mann ihre Ueberraschung nicht zu Worte kommen.

„Sie erkennen die Photographie nicht? Sollte es eine falsche Karte sein?“ fragte er wie verwundert und setzte dann rasch entschlossen hinzu: „Fort also! Allez, changez, passez! — Ach, ja natürlich, es war ein stärkerer Magnet da. Sie selbst haben sie angezogen. Es ist aber nicht schön, daß das gnädige Fräulein sie im Aermel verstecken, um mich in Verlegenheit zu bringen.“

Mit zwei Fingern holte er scheinbar das Blatt an ihrem Handgelenke hervor. Geschickt verbarg er ihre beim Anblick der Photographie sich steigernde Verwirrung vor Meinhard, dessen Aufmerksamkeit er abzulenken wußte.

„Mein Herr, Sie werden sich überzeugt haben, daß Ihre Uhr noch vorhanden ist.“

Er sagte es höflich, aber mit einer gewissen impertinenten Ironie. Mimi drehte noch immer ihr Kätzchen zwischen den Fingern.

„Aber das ist doch wunderbar!“ äußerte sie.

„Ich leiste noch Wunderbareres, mein Fräulein,“ brüstete sich der Künstler. „Ich begnüge mich nicht mit dem Exkamotiren; ich bin Magnetiseur; ich errathe Gedanken; ich citire Geister; ich bringe die Abwesenden zum Sprechen. Wenn mir eine kleine Probe gestattet ist — —“

„Wir werden das ja bei Ihrer Vorstellung sehen,“ wollte Meinhard vorbeugen, aber Mimi erhob bittend die kleinen Hände.

„Ach, nur ein klein wenig!“

„Es bedarf gar keiner Vorbereitungen — bitte! Ich habe zum Beispiel einen Bekannten in Amerika, wollen wir den anrufen? — Hollah Bill! How do You do? Immer aufrecht? Wie geht es Deiner Frau?“ Er ließ die beiden letzten Sätze in die trichterförmig vor den Mund gelegten Hände fallen und neigte, wie um besser zu hören, den Kopf zur Seite, wodurch aber das Gesicht sich so weit abwendete, daß es sich jeder Beobachtung seines kleinen Publicums entzog. Aus großer Tiefe schien eine gänzlich veränderte Stimme zu antworten:

„Was weiß ich — ich bin nicht mehr in Amerika.“

Bei dem ersten Tone schrak Hilda von Neuem zusammen; doch bekämpfte sie die heftige Unruhe. Das Zwiegespräch nahm mittlerweile seinen Fortgang.

„Ist's möglich, Bill? Also nicht mehr jenseits des großen Teiches? Wo denn sonst?“

„Das hörst Du doch; hier.“

„Du meinst doch nicht hier im Hause?

„Natürlich, im Keller.“

„So komm doch herauf!“

„Daß ich ein Narr wäre; man hält mich ja verstreckt.“

„Aber Andere werden Dich finden, so gut wie ich Dich fand.“

„Du wirst schweigen und mich nicht verrathen.“

„Das hängt von Umständen ab.“

„Komm wieder, wenn ich ausgeschlafen habe! Ich bin müde. Gute Nacht!“

„Gute Nacht! — — Die Reise scheint ihn angestrengt zu haben. Aber ich darf nichts weiter mittheilen. Sie hörten, meine Herrschaften, er verlangt Discretion. Wir wollen ihn in Ruhe lassen, den armen Jungen — bis zu meiner Vorstellung.“

Auf den letzten Worten, mit denen er sich zurück an die Gesellschaft wandte, lag wieder ein eigenthümlicher Nachdruck, und Hilda's fragender Blick begegnete einer noch durchdringenderen Frage in seinen Augen, die sich aber blitzschnell wieder abwendeten. Es war eine Art Abschiedsverbeugung, die er insceniren, während ihm Mimi lebhaft Beifall klatschte.

„Wir kommen jedenfalls — nicht wahr, Tantchen?“ versprach sie dem sich langsam der Thür Nähernden, der murmelnd die Versicherung gab, er werde selbst die Ehre haben, das Programm zu überreichen, sobald der Tag erst festgestellt sei, und unter einer nochmaligen tiefen Verbeugung verschwand, als Hilda sich aufrichtete und ihm stockend und haltig die Besinnung gab, im Flure zu verweilen, bis er von ihr Nachricht hätte.

„Soll ich Dir vielleicht Dein Geldtäschchen bringen?“ fragte Mimi, welche die Absicht der Tante zu errathen meinte.

Eine Handbewegung lehnte ab.

„Was ist Ihnen, Hilda?“ nahm Meinhard, schärfer beobachtend, das Wort.

„O nichts — nichts — wohl nur eine Sinnestäuschung.“

„Ein gewöhnliches Kunststück der Bauchrednerei.“

„Sie zerstören Einem doch immer alle Illusionen, Onkel,“ schmollte Mimi. „Sagen Sie mir, wie machte er nur wissen, daß ich mir gerade die Photographie Onkel Edwin's gedacht hatte?“

Unterdeß hatte Hilda das Gemach verlassen. Sobald sie das antisedente Schlafzimmer betreten und die Thür hinter sich geschlossen hatte, zog sie die Klingelschnur und landte das Mädchen mit dem Auftrage weg, ihr den Taschenspieler hierher zu bescheiden.

Was hatte diese Mahnung, die von einem ihr völlig Unbekannten ausging, zu bedeuten? Sie hatte sich gewiß nicht getäuscht, als sie in dem ihr zuerst vorgehaltenen Bildnisse die Züge des im Hause wie todt Betrachteten erkannte. Unter jenen Photographien befand sich diejenige ihres zweiten Bruders nicht; sie konnte auch nicht darunter gerathen sein; denn alle seine Bilder waren ja vernichtet oder weggeschlossen worden; es durfte keines dem Bruder Franz unter die Augen kommen, seit dieser den Unwürdigen aus der Familie, sogar aus seinem Gedächtnisse ausgeschieden. Woher kam nur das Bild?

(Fortsetzung folgt.)

Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich Fröbel's.

Eine Skizze von Richard Lange.

Man wird ihn feiern, diesen Geburtstag, am 21. April dieses Jahres, und hoffentlich in einer Weise, die des Mannes würdig ist und unserer Nation zur Ehre gereicht; denn selten ist einem deutschen Manne eine so wohlverdiente Berühmtheit zu Theil geworden, wie sie Friedrich Fröbel genießt. So weit die „Gartenlaube“ dringt — das heißt so weit die menschliche Civilisation auf diesem Erdenrund reicht — kennt man den Namen: Friedrich Fröbel, wenn man auch selbst im Mutterlande noch viel zu wenig unterrichtet ist über seine eigentliche Bedeutung. Darum kann und will sich gerade dieses Organ der Pflicht nicht entziehen, zur richtigen Würdigung des vielgenannten Mannes seinen Beitrag zu liefern.

Das Leben Fröbel's zerfällt in zwei scharf getrennte Hälften: in der einen Hälfte ist er ein Suchender, Irrender und Ringender, eine Art Ritter vom heiligen Gral; die zweite beginnt, als er gefunden, was er gesucht hat, und nun die Hebel ansetzt zur Verwirklichung seiner Lebensidee, die ihm so wichtig erscheint, daß er sie als einen förmlichen Wendepunkt in der Zeitentwickelung betrachten zu müssen glaubt. Erst ist er der irrende, tappende, schwankende, dann der klar schauende, selbstbewußte, thatkräftige, an sich und seine Mission felsenfest glaubende Mann, den nichts irre machen kann in seinem Streben und der trotz aller Hindernisse und Enttäuschungen siegesgewiß in die Zukunft blickt.

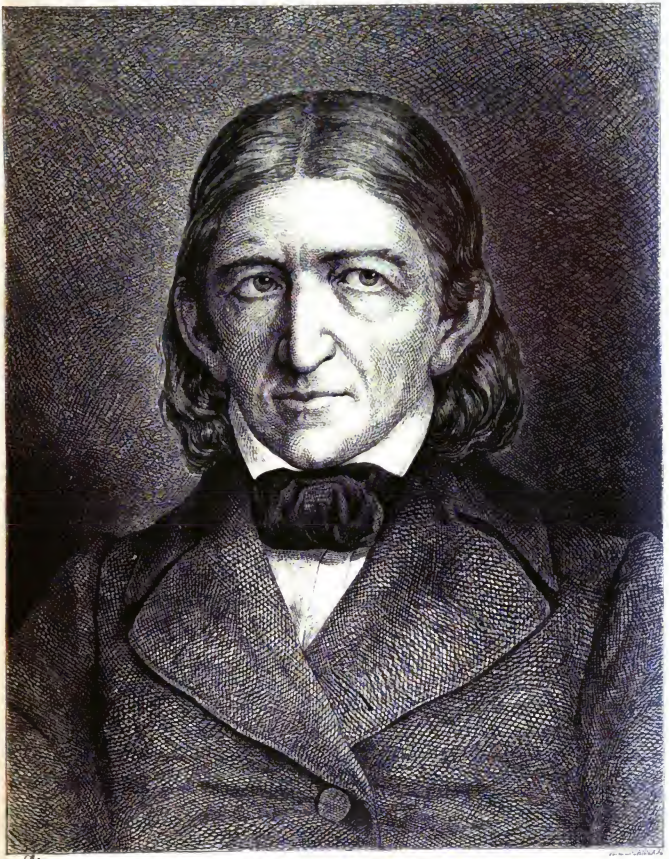
1. Der suchende Fröbel.

„Das Kind ist des Mannes Vater.“ Lewis.

Eine geregelte Schulbildung hat Fröbel nicht genossen; er gehört also zu der nicht geringen Zahl von sogenannten Autodidakten, denen die Welt so vieles verdankt. Dafür aber hat ihn das Leben selbst in eine harte Schule genommen, und da er als genial angelegter Mensch schon früh in sich hineinschaute, da er alle empfangenen Eindrücke sorgfältig fest hielt und verarbeitete, da er, wie alle groß angelegten Naturen, ein Herz voll Liebe in der Brust trug, das andere Menschenkinder bewahren wollte vor dem, was er selber gelitten, und alles zu spenden begehrte, was er an geistigen Schätzen errungen, so hat ihn das Leben selbst zuerst zum Erzieher und dann zum Erzieher der Erzieher gemacht.

Mit einigem Grunen erinnerte er sich seiner frühen Jugendzeit; denn es wurde ihm nicht geboten, was Kinder nach Lessing mehr bedürfen als Christentum, vielleicht auch mehr als äußere Pflege und Sorgfalt — die Mutterliebe fehlte nämlich. Und daraus hat er gelernt, daß diese das A und O aller Erziehung ist, sodaß jede pädagogische Reform, welche diese entwickelnde und belebende, ja himmlische Macht nicht aufnimmt in ihr Calcül, wie etwa die von Johann Gottlieb Fichte vorgeschlagene, als menschenverderblich betrachtet werden muß. Die Ursache aber dieser trübseligen Er-

Digitized by Google



Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Digitized by Google

fahrung, die unser Pädagog machen mußte, war folgende. Nicht lange nach seiner Geburt im Pfarrhause zu Oberweißbach starb seine Mutter, und nun „schaltete an verwaister Stätte die Fremde liebeleer". Friedrich zeichnete sich weder aus durch ein angenehmes Wesen, noch durch frühzeitig hervortretende Begabung. Die Stiefmutter, welche bald ihre eigenen Kinder zu pflegen hatte, stieß ihn daher zurück, und der streng orthodoxe, pflichttreue Vater, welcher über die Seelen von 5000 Menschen zu wachen sich für verpflichtet hielt, hatte keine Zeit zur Pflege seines Sohnes, hätte auch schwerlich die Mutter ersetzen können. So irrte und träumte der Knabe, sich selbst überlassen, und sein Blick wurde früh nach innen gelenkt. Den einzigen Trost gewährte ihm ein mit Mauern umgebener Garten hinter dem Pfarrhause. Hier beschäftigte er sich frühzeitig mit Naturbeobachtung und Naturpflege; diese Beschäftigung, dieses edle Vergnügen wollte später der Gründer der „Kindergärten" der gesammten Jugend verschaffen, weil er ihre wohlthätige Kraft ehemals an sich selber verspürt hatte.

Die Leiden des Knaben im Elternhause wurden aufgehoben durch einen Oheim mütterlicherseits, den Superintendenten Hoffmann in Stadtilm, der ihn in sein Haus nahm. Oheim und Neffe verkehrten in einem liebevollen, vertrauten Tone; der ehemals an Haus und Garten gebannte Knabe durfte mit seines Gleichen frei verkehren, sich austummeln in Gottes freier Natur und seiner jugendlichen Laune freien Lauf lassen. Bei dieser Gelegenheit lernte der zukünftige Erzieher, daß Liebe mehr wirkt, als bittere Strenge, erfuhr auch, daß das beste Spielzeug für Kinder die Kinder selber sind, will sagen: daß in fröhlicher, spielender Gemeinschaft die Jugend am besten gedeiht. Endlich erfuhr er an sich und seinen Genossen die erfreuende, belebende und entwickelnde Macht des Spieles, den Einfluß einer periodischen Ungebundenheit und die Zucht, welche unverdorbene Kinder auf einander anzuüben im Stande sind. Als Schöpfer der Kindergärten hat er alle diese Erfahrungen und früh gewonnenen Einsichten vortrefflich zu verwerthen gewußt.

Die glücklichen Tage im Hause des Oheims rauschten schnell vorüber; die erste Jugendzeit war dahin, und es sollte nun zur Berufswahl geschritten werden. Da man im Elternhause das unerschütterliche Vorurtheil gefaßt hatte, daß der Friedrich kein Talent zum Studiren habe, und da man auch wohl die Kosten des Studiums scheute, so erfuhrte man dem Knaben die Wahl und damit die Qual, gab ihn bei einem Förster in die Lehre und überließ ihn sorglos diesem Manne und sich selbst. Die Sorglosigkeit rächte sich; denn der Förster that seine Schuldigkeit nicht. Wohl aber gefiel dem Lehrlinge das ungebundene Herumstreifen durch Wald und Feld, und ob er gleich nicht systematisch zum Lernen angehalten wurde, so erregte doch Mutter Natur, der er sich stets innig vertraut fühlte, sowie die Lectüre einiger wissenschaftlicher Bücher, die ihm im Forsthause zufällig in die Hände fielen, seinen Hunger nach geistiger Speise dermaßen, daß der heiße Wunsch in ihm aufstieg, gleich seinem Bruder Christoph sich der altbewährten und altberühmten thüringischen Alma mater an die Brust zu werfen und auch zu schöpfen aus den dort reichlich fließenden Quellen menschlicher Erkenntniß. Gedacht, gethan!

Ausgerüstet mit einem kleinen mütterlichen Erbtheil, rennt er ganz unreif auf die Universität, treibt sprachliche und alle möglichen Studien und beschließt nach verhältnißmäßig kurzer Zeit diese Studien Schulden halber im Carcer. Jetzt ist er endlößt von allen Mitteln und dem Anscheine nach von Gott und aller Welt verlassen; er soll und muß Geld verdienen und verdingt sich zu dem Behufe als Schreiber in technischen Anstalten Süddeutschlands und wirkt als solcher zuletzt auf einem Rittergute in Mecklenburg. Exsponirte sind ein kleines Erbtheil setzen ihn endlich in den Stand, seine mechanische Thätigkeit, die ihm selbstverständlich als eine drückende Last erschien, abzuschütteln. Immer aber weiß er noch nicht, was er will und wozu er eigentlich bestimmt ist. Nur seines riesigen Bildungsdranges und der ihm von der Natur verliehenen technischen Anlagen ist er sich bewußt. Letztere hofft er am besten verwerthen zu können als Architekt; er beschließt deshalb, sich dem Baufache zu widmen, und wendet sich zu dem Behufe nach Frankfurt am Main, da er gehört hat, daß ihm hier die beste Gelegenheit, ein geschickter Baumeister zu werden, geboten sei. In dieser Stadt trifft er nach kurzem Aufenthalte mit dem damaligen Director der dortigen „Musterschule", einer Schule, die den ausgesprochenen Zweck hatte, Pestalozzi'sche Ideen zu verwirklichen, mit Gruner, zusammen, erzählt diesem von seinem Leben und Streben, Hangen und Bangen und erhält von ihm schließlich den Rath, Schulmann zu werden, also seine ganze Kraft der Jugenderziehung zu widmen. Da fällt es ihm, wie er selbst sagt, wie Schuppen von den Augen, und da ihm Gruner zugleich auch die hessende Hand reicht, so ergreift er diese freudig und wird Lehrer an der „Musterschule" zu Frankfurt am Main.

2. Fröbel als Schulmann.

Der junge, eifrige Lehrer fühlte sich glücklich und behaglich; denn die Irrfahrten waren vorüber, und all sein Thun und Treiben entsprach seiner Neigung und Begabung. „Dem Fische im Wasser kann nicht wohliger sein als mir" — schrieb er an seinen Bruder. Wo man die Absicht hatte, dem „Vater Pestalozzi", dessen Ruhm bereits die Welt erfüllte, in allen Stücken zu folgen, da war natürlich auch von Pestalozzi tagtäglich die Rede. Also ist erklärlich, daß in der feurigen und thatkräftigen Seele unseres jungen Schulmannes der dringende Wunsch entstand, den schweizerischen Reformator und seine pädagogische Werkstatt aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die erste Ferienzeit schon gab die ersehnliche Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen. Vor seinem ersten Abschiede aus Yverdun faßte er sogleich den Vorsatz, sobald als möglich dorthin zurück zu kehren, also der Jünger Pestalozzi's zu werden. Als er wieder in Frankfurt angekommen war, genügte dem aufstrebenden Schulmann die einseitige Thätigkeit in der Schule, die hier nur einen Theil der gesammten erzieherischen Thätigkeit umfaßt, nicht mehr. Er wird daher Erzieher zweier Knaben aus einem vornehmen Hause. Da er nun das vollständige Vertrauen dieses Hauses genießt, so weiß er die Eltern seiner Zöglinge zu bereden, ihn und die Knaben zu Pestalozzi zu senden, damit er Erzieher und Zögling zu gleicher Zeit sein kann und den ihm anvertrauten Brüdern eine Erziehung, die er für eine überaus segensreiche hält, zu bieten vermag. Wie redlich er diese seine Doppelstellung bei Pestalozzi ausgenutzt hat, davon giebt ein an die Fürstin von Rudolstadt gerichteter Bericht ein ausführliches und vollgültiges Zeugniß. Vollständige Befriedigung fand er indessen bei Pestalozzi nicht. Mit dem Meister sah der Jünger ein, daß alles Lernen auf den Grundsatz klarer und anschrieber Anschauungen gestützt werden müsse, da, um Schopenhauer's Worte zu gebrauchen, die Anschauungen in unserem Geiste die Contanten, die Begriffe aber die Zettel sind, und da, wo die Anschauungen nicht in genügendem Maße vorhanden sind, der menschliche Geist einer Zettelbank gleicht, in der die nöthigen Deckungsmittel fehlen; allein es wurde unserem Forscher bereits klar, daß zur Erziehung doch noch etwas mehr gehört als, Lernen und wieder Lernen. Auch erkannte er haarscharf, daß nur derjenige von Naturgemäßheit des Unterrichts reden kann, welcher weiß, was Naturgemäßheit überhaupt ist, der also die Natur belauscht und den Gang ihrer Entwickelung erkannt hat. Der Entschluß, das Universitätsstudium wiederum aufzunehmen, lag also nahe. Meister und Jünger schieden übrigens auf das Freundlichste und Freundschaftlichste aus einander. Ahnungsvoll schrieb jener seinem größten Schüler in das Stammbuch: „Der Mensch vollendet sich selber durch Schweigen und Thun."

1811 bezieht Fröbel, getrieben durch seine in Yverdun gewonnene Ueberzeugung, zum zweiten Mal die Universität und geht dieses Mal nach Göttingen, und ein Jahr darauf nach der neugegründeten Hochschule zu Berlin. Mit heiligem Ernste und riesigem Fleiße betreibt er jetzt das Studium der Naturwissenschaft und ergänzt nebenbei seine lückenhafte philologische Ausbildung. Da steht 1813 das Volk auf, und der Sturm bricht los. Vater Jahn wirbt unter den Studirenden Jünglinge für den Befreiungskampf, wirbt auch Friedrich Fröbel und führt ihn der Lützow'schen Schaar zu. Der also Gewordene lernt im Kriege Heinrich Langethal und Wilhelm Middendorff, beides junge Theologen, kennen und sucht sie für seine Lebensidee zu gewinnen. Für seine Lebensidee, sagen wir; denn in Fröbel's Seele stand der Vorsatz fest, sich nicht allein der Erziehung auch ferner zu widmen, sondern auch auf dem von Pestalozzi eingeschlagenen Wege pädagogisch-reformatorisch zu wirken. Als Preußen 1806 durch Napoleon niedergeschlagen war, wurde in den edelsten Seelen der Fichte'sche Gedanke einer Totalverjüngung und Totalerneuerung der Nation auf dem Wege einer verbesserten Volkserziehung lebendig; wie also hätte sich ein Friedrich Fröbel diesem allgemeinen Streben und Ringen entziehen können? Keine Aussicht auf ein angenehmes Leben und eine ruhmreiche Stellung

Digitized by Google

hätte ihn bewegen können, seinen auf die Erziehung gerichteten Sinn zu ändern. Trotzdem nahm er nach dem Kriege eine Stellung als Custos im mineralogischen Museum zu Berlin an, schlug aber eine Professur der Mineralogie, die man ihm anbot, aus, legte plötzlich seine Stelle nieder und verschwand ebenso plötzlich und ohne Abschied zu nehmen aus dem Gesichtskreise seiner beiden intimen Freunde Heinrich Langethal und Wilhelm Middendorff.

3. Fröbel als pädagogischer Reformator.

Bald aber hörten die beiden Freunde wieder von ihm. Er war im Jahre 1816 nach Griesheim, einem thüringischen Pfarrdorfe gezogen. Allda war sein geistlicher Bruder am Typhus gestorben, und die Wittwe fühlte sich verlassen mit ihren drei Söhnen Julius, Karl und Theodor. Dieser seiner Schwägerin wollte er Hülfe bringen und mit ihren Söhnen zugleich seine „allgemeine deutsche Erziehungsanstalt“ beginnen. Wilhelm Middendorff, sein vertrautester Freund, trat ihm alsbald zur Seite, während Heinrich Langethal zunächst seine theologischen Studien vollendete.

1817 wurde die Anstalt, die sich verhältnißmäßig rasch entwickelte, von Griesheim nach Keilhau bei Rudolstadt, in einen an Naturschönheiten reichen Thalkessel, verlegt, der von der Natur eigens für eine Erziehungsanstalt geschaffen zu sein scheint. Hier nun begann ein so reges und originelles erzieherisches Leben und Streben, wie es die Welt vielleicht kaum zum zweiten Male gesehen hat. Bald schloß sich auch Langethal dem Kreise an, und so war für alle Lehrfächer des erzieherischen Ganzen gesorgt.

1818 giebt Fröbel dem Institute eine weibliche Stütze in einem seingebildeten, edlen Weibe, das in Keilhau von Anfang an in hohem Grade verehrt wurde. Henriette Wilhelmine, Tochter des Kriegsraths Hoffmeister in Berlin, verließ ihre großstädtische Situation, um dafür ein Leben in Dürftigkeit und voller Opfer und Entbehrungen aller Art einzutauschen. Bis zum Jahre 1839 hat sie ihrem ruhelos wirkenden Manne treu beigestanden und ist ihm auf geistigem Gebiete eine zuverlässige Stütze gewesen. Sie ruht auf dem Friedhofe zu Blankenburg in Thüringen.

Leider wurde das herrlich sich entwickelnde, originelle erzieherische Leben in Keilhau sehr bald gestört. Auf die Zeit des nationalen Aufschwunges folgten die Tage eines schmählichen Niedergangs. Nachdem 1819 die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse gefaßt waren, galten vaterländische Gesinnung und Erziehung plötzlich für ein Verbrechen. Und da beide in der Fröbel'schen Anstalt warm gepflegt wurden, so sah man sie bald mit scheelen Augen an und häufte Anklagen auf Anklagen gegen sie, die von der Rudolstädter Regierung energisch abgewehrt wurden, dennoch aber ihre Wirkung nicht verfehlten. Trotz der Großthat Christian Fröbel's, des ältesten Bruders unseres Friedrich, der sein einträgliches Fabrikgeschäft verkaufte, all sein Hab und Gut dem Bruder bedingungslos zu Füßen legte und sich mit seiner ganzen Familie in seinen Dienst stellte, gerieth die Anstalt gegen das Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts hart an den Rand des Verderbens, da man ihr den Zuzug abzuschneiden wußte. Der Schöpfer des Ganzen verließ 1831 verstimmt, aber nicht entmuthigt, die Stätte seiner ersten Wirksamkeit, gründete in der Schweiz zu Wartensee eine neue Anstalt, versetzte sie nach Willisau, richtete ein Waisenhaus in Burgdorf ein und leitete einen Wiederholungscursus für schweizerische Lehrer.

Dann aber geht er über diese bisherige Wirkungssphäre hinaus und richtet den Blick auf die früheste Erziehung. 1837 eröffnet er eine Anstalt für die frühreste Kindheitspflege in Blankenburg und gelangt allmählich zur Darstellung jener erzieherischen Institution, die unter dem Namen „Kindergarten“ bekannt ist. Die alte Mutteranstalt Keilhau wurde inzwischen von dem Neffen und späteren Schwager Wilhelm Middendorff's, Johannes Barop, fortgeführt und glücklich über Wasser gehalten, sodaß sie stets einen festen Stützpunkt für die weitgehenden Bestrebungen ihres Gründers bilden konnte. 1840 erläßt Fröbel einen Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutschen Kindergartens. Dann macht er, stets in Begleitung seines Busenfreundes Middendorff, gewissermaßen Missionsreisen in Deutschland; so wirkte er z. B. für seine Sache in Dresden und in Hamburg. 1849 siedelte er über nach dem Jagdschlosse Marienthal bei Liebenstein, das ihm der Herzog von Meiningen eingeräumt hatte. Hier erlebt er einen namenlosen Schmerz. Er wird nämlich von dem preußischen Ministerium unter von Raumer als ein Unchrist gescholten, und seiner jüngsten Schöpfung wird der Eintritt in Preußen verboten. Bald aber richtet die deutsche Lehrerwelt das Auge auf ihn, bereitet ihm 1852 zu Gotha eine herzerhebende Huldigung und nimmt sich seiner Sache an. Das war die letzte große Freude seines kampferfüllten, arbeitsvollen und vielbewegten Lebens. Er stirbt am 21. Juni 1852, und sein Freund Wilhelm Middendorff folgt ihm schon am 27. November 1853 nach.

4. Die Weltanschauung Fröbel's und sein Erziehungssystem.

Der Mann, der also lebte und starb, war nach Geburt, Charakter und Denkweise ein echter Sohn unseres Vaterlandes. Pestalozzi war ein deutscher Schweizer, Amos Comenius ein Czeche. Pestalozzi's Pädagogik hatte von Anfang an eine socialpolitische Richtung: ihn jammerte des armen Volkes, und er wollte ihm durch eine verbesserte Erziehung aufhelfen; Fröbel aber ließ sich einzig und allein durch seine philosophische Weltanschauung leiten, aus der sich die Fortführung und theilweise Umgestaltung des Erziehungswesens mit nothwendiger Consequenz ergab. Jener erhielt seinen Anstoß durch die Idee Rousseau's; dieser arbeitete aus sich selbst heraus, und seine Ideen verrathen nur hin und wieder rein zufällige Anklänge an die Geistesarbeit gleichzeitiger Denker. Fröbel ging zwar bei Pestalozzi in die Schule und glaubte zuerst Pestalozzianer zu sein: allein schon in seinem ersten schöpferischen Anlaufe schieden sich seine Wege von denen des großen Schweizers. Schwerlich wird man ihm wirkliche Menschengröße absprechen können; denn die eine Hälfte seines Daseins erscheint, wie bereits angedeutet, als ein unausgesetztes, rastloses, in die Tiefe gehendes Ringen nach innerer Erleuchtung, als ein ruheloses Streben nach Lösung des Welträthsels und Gewinnung einer Lebensidee. Und als ihm diese Lösung, gemäß seiner Individualität, gelungen und diese Idee ihm aufgegangen ist, giebt er sich in der zweiten Hälfte seines Lebens derselben interessellos und mit voller Aufopferungsfähigkeit hin, erträgt willig jede Verfolgung und jedes Ungemach, kennt keine Ermüdung und ist jeden Augenblick bereit, sich für seine Sache allenfalls kreuzigen zu lassen. Getragen und getrieben wird er allein von der Liebe zur Wahrheit, von der Liebe zur Menschheit, von der Liebe zur Jugend. Er erkennt den Entwickelungsgang aller Dinge, das Gesetz der Analogie, den harmonischen Einklang des Menschenlebens mit dem Naturleben. Tief erfaßt er die Menschennatur und täuscht sich doch in dem Einzelnen, bringt Allen ein Herz voll Wohlwollen und Vertrauen entgegen und wird gerade aus diesem Grunde von nicht Wenigen getäuscht.

In Folge seiner gründlichen Naturstudien hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß alles Leben trotz aller Gegensätze und Kämpfe im tiefsten Grunde ein einiges sei. Aber einen äußerlich der Welt wirkenden menschlich persönlichen Gott konnte er ebenso wenig begreifen, wie ihn Goethe begreifen konnte.

> „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Sich und die Welt am Zipfel laufen ließe?
> Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in sich, sich in Natur zu hegen.“

Dieser innerweltliche Gott, den Goethe und mit ihm Fröbel annahm, ist durchaus kein unchristlicher Gott; wenigstens widerspricht er nicht dem Paulinischen Christenthume. Denn dieses lehrt bekanntlich: „Gott ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.“

Diese Ansicht von Gott aber führt schließlich zu einer Auffassung der Welt als eines großen, einheitlichen Lebenganzen, das, um mit Goethe zu reden, weder Kern noch Schale hat, sondern beides mit einem Male ist und von einem vernünftigen und allmächtigen Allwillen nach ewigen Principien getragen, erhalten und entwickelt wird. Sprößling an diesem nach allen Seiten hin unendlichen Lebensbaume ist alles Lebendige, das, so weit wir das Ganze zu überschauen im Stande sind, im Menschen seinen höchstentwickelten Ausdruck erhält. Das Wesen des Ganzen waltet innerhalb der Schranken der Individualität auch in dem Einzelnen und kündigt sich im Menschen an als ein dreifacher Trieb: einmal als Sehnsucht nach Einklang mit dem alles bestimmenden, vernünftigen Allwillen, der Gottheit; zweitens als Sehnsucht nach Einklang mit allen übrigen Sprößlingen des alles umfassenden und alles erhaltenden Lebensbaumes, zuhöchst der Menschheit, und endlich als Sehnsucht nach innerem Einklange, welcher durch Unterordnung aller Triebe unter die durch ethische Motive erleuchtete Vernunft errungen werden. Es wohnt demnach

Digitized by Google

dem Menschen eine unendliche Sehnsucht inne nach Lebenseinigung: nach Einigkeit mit Gott, als religiöses Verlangen; nach Einigkeit mit der Welt, als Natur- und Menschenliebe; nach Einigkeit im eigenen Selbst als ethisches Streben, dessen Befriedigung Ruhe und Freudigkeit, dessen Hemmung Unruhe und Schmerz erzeugt. Somit ist auch die Parole für eine naturgemäße Menschenerziehung gefunden; sie lautet: allseitige Lebenseinigung. Alle Erziehung aber muß, von diesem Standpunkte aus betrachtet, nothwendig eine nachgehende, duldende, gewissermaßen leidende sein; denn wie das große organische Lebenganze, die Welt, so entwickelt sich auch sein kleiner Sprößling, der Mensch, von innen heraus und gemäß einer bestimmten Gesetzmäßigkeit. Man kann von diesem gesetzmäßigen Entwickelungsprocesse nun die fördenden Einflüsse fern halten und ihn in einem möglichst energischen Flusse zu erhalten suchen durch Anregung zu einer systematischen gedeihlichen Kraftbethätigung. Die Individuen sind eine besondere Mischung der menschheitlichen Elemente, und auch diese Mischung läßt sich nur auf Kosten des ganzen Menschen verändern oder gar aufheben. Die erzieherische Genialität zeigt sich in der scharfen Erfassung dieser Individualität und in der Geschicklichkeit, ihr entsprechend zu verfahren.

Abwehr der fördenden Einflüsse und allseitige Kraftbethätigung — so heißt also die Doppelforderung menschlicher Erziehung. Die Kraftbethätigung kann aber wiederum eine doppelte sein: sie kann sich äußern als Receptivität oder Empfänglichkeit und als Productivität oder schöpferische Kraft. Der Mensch entwickelt sich nicht allein dadurch, daß er Aeußerliches innerlich macht, das heißt den geistigen Gehalt der Außenwelt zu seinem inneren Eigenthum erhebt, sondern noch viel mehr dadurch, daß er Innerliches äußerlich macht, das heißt Veränderungen an den Dingen der Außenwelt hervorbringt, die den Stempel seines Geistes tragen. Als Knospe am unendlichen Lebensbaume ist er seinem Schöpfer verwandt, ist also ein schaffendes Wesen, das sich nur durch Schaffen entwickeln und vollenden kann und darum auch im Schaffen seinen höchsten Genuß und seine reinste Freude findet. Daraus folgt, daß er von früh an angehalten werden muß, nicht allein zu hören und zu lernen, sondern auch zu schaffen und zu gestalten. Diese Forderung Fröbel's ist vielfach mißverstanden und bespöttelt worden, weil man, sobald sie laut wurde, immer nur an das abstract geistige Producieren gedacht hat, wozu der Mensch die Fähigkeit erst in reiferen Jugendjahren erhält. Man hat dabei vergessen, daß es auch ein körperliches Gestalten und Schaffen giebt, welches zwar auch geistige Kraft verlangt, aber nur diejenige, welche dem Menschen von da an, wo sein Bewußtsein erwacht, unbestritten eigen ist. Die Anleitung des Menschen zu diesem Gestalten und Schaffen darf aber keine zufällige, planlose sein, wenn sie wirklich eingreifend wirken, dauernde Früchte tragen und der Gesammtentwickelung der Menschheit zum Heile gereichen soll, sondern muß systematisch geregelt, das heißt principiell geordnet sein. Den Fingerzeig für diese Regelung giebt uns die Natur selbst an die Hand. Wie alle Lebenserscheinungen Vermittelungen entgegengesetzt-gleicher, das heißt im Spiegel sich deckender Hälften, so sind auch alle Lebensprocesse Ausgleichungen entgegengesetzter Strebungen. Sucht man daher Beschäftigungen, so muß man sich, falls man nicht der Willkür anheimfallen und dadurch seine Wirksamkeit in Frage stellen will, leiten lassen von diesem Gesetze aller Entwickelung.

Unser schöpferischer Pädagog hat diesen Weg betreten und mit aller Entschiedenheit eingehalten, als es sich um die Construction der Spielmittel für die vorschulpflichtige Jugend, also um die Einrichtung des Kindergartens handelte. Zu einer praktischen Anwendung und Darlegung seiner Anschauung und jener Principien auf die spätere Entwickelungszeit der Jugend ist er nicht mehr gekommen, sondern hat es der Zukunft überlassen müssen, diese Consequenzen seiner Denkweise zu ziehen; ein Mensch kann eben nicht alles leisten.

Mit aller Entschiedenheit aber betont er, daß die Abwehr schädlicher Einflüsse, wie er sie in seinem Kindergarten bietet, ähnliche Anstalten auch für die reifere Jugend fordere. Die Idee der „Jugendgärten", die namentlich durch Schwab in Wien vertreten wird, fordert etwas Aehnliches. Sodann bekauptet er ebenso entschieden, daß die jetzige Erziehung der reiferen Jugend an Einseitigkeit kranke, da sie einmal sich einer vollständigen Vernachlässigung des körperlichen Schaffens und Gestaltens, und zweitens einer Bevorzugung der Receptivität, also der Empfänglichkeit, vor der Productivität, also der schöpferischen Kraft, schuldig mache. Sie verleite, so sagt er, zur Körperträgheit und Werkfaulheit und lasse etwa die Hälfte der menschlichen Fähigkeiten unentwickelt. Getrieben von der Einsicht in unverkennbare wirthschaftliche Mißstände fühlt man jetzt die Wahrheit dieser Behauptung vielfach heraus und verlangt häusliche Beschäftigungen, Arbeitsschulen ꝛc. Das sind Zeichen dafür, daß die Zeit herandrückt, in welcher man zur Verwirklichung der Fröbel'schen Idee schreiten wird.

Für diese Verwirklichung erhoffte Fröbel nichts vom Staate, sondern alles vom Volke. Dereinst müsse die Zeit kommen — so meinte er — in welcher die ganze Gesellschaft die Erziehung als ihre wichtigste Angelegenheit betrachten werde, als eine Angelegenheit, in welcher Jeder, welchem Berufe er auch obliege, sich ein Stück irdischer Unsterblichkeit erringen könne; denn was man für die Jugend wirke, das trage Früchte, welche in die Ewigkeit hinein reifen. Dann werde man seiner Standarte folgen, auf welche er mit großen glühenden Lettern geschrieben hatte:

„Kommt, laßt uns den Kindern leben!"

In dieser Zeit werde sich die Gesellschaft veranlaßt sehen, sich in sogenannte „Erziehungsfamilien" zu theilen. Eine Corporation von Familien also werde in ihrem Bezirke für die gedeihliche Entwickelung aller Kinder des Bezirks sorgen, auch für die der Armen und Aermsten. Sie werde sorgen für deren körperliche und geistige Pflege und Entwickelung durch Kinder- und Jugendgärten, und in ihnen das Gestalten und Schaffen, das körperliche und geistige Producieren zum leitenden Principe erheben — also einmal die nöthige Abwehr anti-erzieherischer Einflüsse in die Hand nehmen und dann dem Schöpfertriebe genügende Nahrung und Anleitung verleihen. Das abstracte Lernen werde dadurch werden auf dieses Gestalten und Schaffen und dadurch der gesammte Unterricht eine innere Grundlage erhalten. Die Folge müsse dann eine Erneuerung des gesammten nationalen und allgemeinen Menschenlebens sein.

Die Hoffnung unseres pädagogischen Kämpfers wird nicht zu Schanden werden, wenn sie auch heute oder morgen noch nicht in Erfüllung geht. Die ganzen Bewegungen auf socialem Gebiete drängen darauf hin, und die Bestrebungen, welche auf Errichtung von „Jugendgärten" und „Arbeitsschulen" hinauslaufen, erscheinen schon als Pionniere einer neuen pädagogischen Aera. Alle Vorschläge dieser Art aber stehen isolirt da und haben nur sporadische Bedeutung, so lange sie nicht durch eine consequente und allseitige Verwirklichung des Fröbel'schen erzieherischen Systems tiefen Grund und Boden und systematischen Zusammenhang erhalten.

Wir brechen hier des uns knapp zugemessenen Raumes halber ab, obgleich wir noch viel zu sagen hätten über diejenige Schöpfung Fröbel's, welche ihn berühmt gemacht hat in aller Welt, nämlich über den Kindergarten und namentlich über dessen Bedeutung für das weibliche Geschlecht und das Familienleben. Der Entwurf dieser Fröbel'schen Schöpfung verräth fürwahr eine ebenso große Tiefe wie poetische und ästhetische Anziehungskraft. Schon das Wort „Kindergarten", das unserem Reformpädagogen urplötzlich einfiel, bekundet diese Doppeleigenschaft seiner Gestaltungen.

Wir wünschen unserem Helden, was Goethe seinem Freunde Schiller wünschte, daß ihm nämlich die Nachwelt ganz gewähren möge, was ihm das Leben nur halb ertheilt hat, und darum auch der bevorstehenden Feier möglichste Allgemeinheit und Würdigkeit. Wenn eine Nation ihre bedeutenden und großen Männer nach Gebühr ehrt, so ehrt sie sich selbst. Neben den jetzt die Generation beherrschenden materiellen Interessen giebt es bekanntlich auch geistige Interessen, und das deutsche Volk hat von jeher bewiesen, daß es diese höher zu schätzen weiß, als jene. Gerade dieser Umstand hat uns im Stadium unserer politischen Ohnmacht und Zerrissenheit die Bezeichnung „Volk der Denker und der Träumer" eingetragen. Dieses „Volk der Denker und der Träumer" ist mächtig und realistisch geworden, darf auch den nunmehr eingeschlagenen Weg nicht vernachlässigen; aber trotzdem sollte es mitten auf dieser Bahn und inmitten des realistischen Kampfes zeigen, daß der Deutsche niemals seine eigenste und beste Natur zu verleugnen vermag, wenn er auch seine Schwächen abzuschütteln weiß; es sollte am 21. April beweisen, daß es einen seiner genialsten Denker und Träumer zu würdigen versteht, nämlich den Pfarrersohn von Oberweißbach, Friedrich Fröbel.

Digitized by Google

Mohammed und sein Werk.

Ein Vortrag von Johannes Scherr.

1.

Als ich zuletzt die Ehre hatte, in diesem Sale* zu sprechen, war mein Thema die Erscheinung jener lotharingisch-französischen Patriotin, die Gestalt und die That der Jeanne d'Arc, welche im 15. Jahrhundert den Anstoß zur Befreiung ihres Vaterlandes von der Zwingherrschaft der Engländer gegeben hat. Vom 15. Jahrhundert in's 7. und 6., vom Mädchen von Orléans zum Propheten von Mekka ist ein weiter Rücksprung. Der Unterschied zwischen diesen beiden weltgeschichtlichen Figuren stellt sich beim ersten Anblick als ein so bedeutender dar, daß er bis zur Bizarrerie zu gehen scheint. Ein genaueres Zusehen und Vergleichen ergiebt jedoch eine unbestreitbare Aehnlichkeit. Ich meine damit nicht etwa den Schein des Wunderbaren, welchen die Laufbahn des orientalischen Religionsstifters und der occidentalischen Landbefreierin aufweisen, sondern vielmehr die Aehnlichkeit, daß in der glänzenden Gestalt des arabischen Helden, wie in der schlichten der Heldin von Domremy gleichermaßen eine große Wahrheit als weltgeschichtliche Thatsache hervortrat, — die Wahrheit: Nicht der klügelnde Verstand, nicht die besonnen rechnende und abwägende Bücher- und Kathederweisheit zeugt und wirkt die großen, die Menschen-, Völker- und Menschheitsgeschicke beginnenden und bestimmenden Gedanken und Thaten, wohl aber thut das jener heilige Sturm und Drang des Herzens, den man übermenschlich, göttlich nennen möchte und muß, die elementare Leidenschaft ursprünglicher Naturen, jene Herrschgewalt des Willens, welche, die „Angst des Irdischen" weit hinter sich werfend, über alle Schmerzen des Lebens und über alle Schrecken des Todes zu triumphiren weiß. Angesichts dieser Wahrheit dürfte es angemessen sein, dann und wann den souveränen Wissensstolz unserer Tage daran zu erinnern, daß es allzeit Lebensmächte gab, gibt und geben wird, welche nicht zu messen und nicht zu wägen, nicht zu berechnen und nicht zu analysiren sind. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge mag man ja wohl mit Maß und Wage, mit Ziffer und Zirkel, mit Agentien und Reagentien auskommen, aber wann ins Völkerleben große Krisen und Katastrophen hereinbrechen, dann wird immer wieder offenbar, daß die moralische Kraft doch die höchste Macht ist unter Menschen.

Die Wahl meines Gegenstandes trägt, will mir scheinen, ihre Rechtfertigung in sich selbst. Denn es dürfte sich in unserer wirrsäligen Gegenwart doppelt empfehlen, von Zeit zu Zeit betrachtende und aufhellende Blicke auf die unentweglichen Gestalten zurückzuwerfen, welche als leuchtende Marksteine und Pfadweiser die Entwickelungsstationen des Menschengeschlechtes bezeichnen. Sodann möchte heute, wo die sogenannte orientalische Frage, welche sich nachgerade zur Frage nach dem Sein oder Nichtsein der mohammedanischen Welt zuspitzen zu wollen scheint, alljährlich, ja alltäglich Europa in Brand zu setzen droht — heute möchte die mit raschen Strichen zu zeichnende Erinnerung an den großen Mann nicht ganz unwillkommen sein, welcher einer der gewaltigsten und folgenschwersten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit den Stämpel seines Geistes und Namens aufgedrückt und die orientalische Frage in ihren Ursprüngen geschaffen hat, indem er der christlichen Religion die islamische gegenüberstellte. Die langen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch war, wie jeder weiß, der Kampf zwischen dem europäischen Christenthum und dem asiatischen Islâm das eigentliche Grundmotiv der geschichtlichen Bewegung, und erst mit dem im 17. Jahrhundert begonnenen Niedergang des Osmanenreichs war der endgiltige Sieg des Europäismus über das Asiatenthum entschieden.

Aehrenleserin.

Eine Studie von Paul Thumann.

Nach einer Photographie im Verlage von G. Schauer in Berlin.

Die Augen von Menschen, deren Gedankenhorizont über das Nächstliegende, über das Gestern, das Heute und das Morgen hinausgespannt ist, sie werden stets mit Staunen auf die unscheinbar kleinen Anfänge so ungeheurer Erscheinungen blicken. Der Zimmermann Jesus verkündigt aus der Tiefe seiner von himmlischem Erbarmen mit seinen Mitmenschen erfüllten Seele heraus den Fischern vom See Genezareth die frohe Botschaft von der Allvaterschaft Gottes. Der Kameeltreiber Mohammed theilt seinen mekkanischen Hausgenossen die in der Einsamkeit der Wüste seinem inneren Auge vorübergeschwebten Visionen mit vom alleinigen Gott, von einer Vergeltung nach dem Tode, vom Himmel und von der Hölle. Und aus diesen in zwei abgelegenen Erdwinkeln gemachten Versuchen, das Judenthum weiterzubilden und zu vollenden, entspringen zwei Weltreligionen, welche für unzählige Geschlechter der Menschen die höchsten Güter werden und jahrhundertelang in furchtbarem Ringen mitsammen um die Weltherrschaft streiten. Noch heute ist die Kraft des Besiegten nicht völlig erschöpft, geschweige die des Siegers. Denn das religiöse Empfinden, Vorstellen und Glauben ist nicht, wie ein stumpfnüstriger Materialismus sich selbst und anderen weismachen möchte, eine rein willkürliche, dem Menschen

* Rathhaussal in Zürich.

von außen an- und eingebildete Konvenienz, sondern vielmehr ein von allen besonderen, von allen „positiven" Dogmen und Kulten Unabhängiges, ein dem Menschen Immanentes, d. h. eine mit dem Begriffe Mensch untrennbar verbundene Stimmung, entsprungen dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl, der menschlichen Hülfe- und Anlehnungsbedürftigkeit, welches und welche nur von großenwahnwitzigen Doktrinären geleugnet werden können. Solche haben sich viele Mühe gegeben, ein ganz und gar religionsloses Volk aufzuspüren. Es ist ihnen nicht gelungen, obzwar, wie allen bekannt, der Funke des religiösen Gefühls in Völkerstämmen, welche der Thierheit nahestehen, nur schwach glimmt und nur in der Form kindisch fetischistischer und schamanistischer Aeußerungen aufdämmert. Aber doch bezeichnen diese Aeußerungen die Grenzlinie, wo die Bestie aufhört und der Mensch beginnt. Denn wie auf hohen Kulturstufen Religion in des Wortes höchstem Sinne das Sicheinsfühlenwollen des Endlichen mit dem Unendlichen ist, so regt sich auch schon auf unteren und untersten im Menschen der dunkle Trieb, seine Besonderheit mit der Allgemeinheit in Beziehung zu setzen und in Harmonie zu bringen. Das ist Idealismus, idealistisches Bedürfniß. Es liegt auf der Hand, daß und warum das Volk überall und allzeit für sein idealistisches Bedürfniß nur in der Religion, im religiösen Vorstellen, Glauben und Thun Befriedigung suchen und finden konnte und kann. Denn wenn ein anfange versiobener berühmter Büchermann, welcher sich sein Leblag mit Absicht und Aengstlichkeit volksfremd gehalten und verhalten hat, mit einer Zuversicht, welche dem Bildungsphilistter natürlich gewaltig imponirte, die bevorstehende Ersetzung der Religion durch die Kunst ankündigte, wobei etwa der Genuß göthe'scher Dichtungen und beethoven'scher Symphonieen die Bedeutung von Kultakten haben würde, so war das eben nur eine volksfremde Zukunftsmusik, von welcher man wie von einer anderen, noch bekannteren, sagen kann: Viel Geschrei und wenig Melodie. Dazu muß ich jedoch anmerken, daß ich hier unter Volk selbstverständlich nicht die sogenannten „flottanten" Bevölkerungen, welche, traurig zu sagen, von allem Zusammenhang mit naturgemäßen Verhältnissen mehr und mehr losgelöst werden, verstanden wissen will, sondern das festhafte oder, wie es Gottfried Keller so bündig als treffend genannt hat, „das bleibende Volk, das echte".

Die Stellung des Historikers zur Religion ist übrigens gegeben. Die Geschichtswissenschaft kennt und anerkennt keinen alleinseligmachenden Glauben, keinen unfehlbaren Papst und kein unfehlbares Buch. Sie achtet in der religiösen Idee den edelsten Versuch des strebenden Menschengeistes, eine Lösung des großen Daseinsräthsels zu finden und die jedem denkenden Menschen unablässig sich aufdrängenden Fragen: „Woher kommen wir? Warum und wozu sind wir da? Wohin gehen wir?" mehr oder weniger befriedigend oder auch unbefriedigend zu beantworten. Was jedoch die einzelnen Glaubenssysteme, Kirchen, Konfessionen und Sekten angeht, so soll sie der Historiker zwar nicht mit der Objektivität einer exkunstelten Gleichgiltigkeit, wie solche jetzt in der Mode ist, wohl aber mit der Objektivität der Gerechtigkeit, also unbefangen und ohne Parteibornirtheit, als die verschiedenen Erscheinungsformen der religiösen Idee betrachten, welche Erscheinungsformen allesammt nur eine zeitliche Bedeutung, allesammt keinen unbedingten, sondern nur einen beziehungsweisen Werth haben.

2.

Ein tiefsinnigster Seher, Shakspeare, hat bekanntlich unsere sogenannte Welt eine Bühne geheißen, auf welcher jede menschliche Persönlichkeit eine Rolle spielen müsse. Man könnte das, meine ich, auch auf die Völkerpersönlichkeiten übertragen und dann sagen, daß die Volksstöcke der orientalischen Rassen, deren zugleich feurige und grübelerische Phantasie ihren Intellekt beherrscht, von jeher die Lieblingsstätten gewesen, allwo der rastlos in der Menschheit arbeitende religiöse Gedanke neue Formen anzuthun sich bemühte. Und weiter wäre zu sagen, daß wiederum den Orientalen semitischer Rasse, deren biblische Stammtafel mit den Ergebnissen der modernen Ethnologie freilich keineswegs sich völlig deckt, eine vorzugsweise religiöse Rolle zugetheilt worden sei. Zum Beweise dessen braucht man ja nur die drei Namen Mose, Jesus und Mohammed zu nennen. Wenn jedoch ein bekannter Orientalist unserer Tage, der Franzose Ernst Renan, all sein Wissen und seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten hat, um die Aufstellung zu begründen, der Monotheismus, der eingottheitliche Glaube, sei ein ursprünglicher Besitz, sei eine Erfindung, ja so zu sagen eine uranfängliche Naturanlage der semitischen Rasse gewesen, so war das zwar ein geistreicher Einfall, ist aber keine religionsgeschichtliche Thatsache. Vielmehr steht fest, daß auch die Semiten, mit Einschluß der Hebräer, anfänglich nicht Monotheisten, sondern Polytheisten gewesen sind. Verschiedene semitische Stämme, z. B. die Assyrer, Babylonier, die Phöniker, hielten bis zu ihrem Untergange am Polytheismus fest, blieben also, was wir konventionellerweise Heiden zu nennen pflegen. Andere wurden im Verlauf ihrer Bildungsgeschichte aus der Sphäre der vielgöttterischen Naturreligion in die Region der eingottheitlichen Geistesreligion heraufgeführt, also die sogenannten Kinder Israel, die Hebräer, durch ihre großen und kleinen Propheten, die Ausgestalter des Jahvethums; ebenso die sogenannten Kinder Ismael, die Araber, durch ihren Propheten Mohammed, den Freistgeräuber und Gesetzgeber des Allahthums.

Das sind Vorgänge von ungeheurer Wichtigkeit und unberechenbarer Tragweite gewesen. Noch bis zu dieser Stunde trägt das Antlitz der civilisirten oder, genauer gesprochen, der europäisch-amerikanisch christlichen und der mohammedanischen Welt die geistige Signatur, welche ihr der semitische, zuerst durch die hebräischen Propheten zu einer sittlichen Macht ausgebildete Monotheismus verliehen hat.

Aus dieser Weltanschauung heraus hat der Stifter des Islâm sein Werk unternommen und durchgeführt.

Lassen Sie uns nun zuvörderst einen raschen Blick auf das Land werfen, woher der Mann kam, und sodann diesen selbst ins Auge fassen.

Südlich von den großen Strichen und mesopotamischen Wüsteneien dehnt sich die mächtige Halbinsel Arabien zwischen dem rothen und dem persischen Golfe weit ins arabisch-indische Meer hinaus. So gelegen, hat das von einem Volke semitischer Ablunft bewohnte Land von unvordenklicher Zeit her ein abgeschlossenes, auf sich gestelltes und darum eigenthümliches Dasein geführt. Nicht aber ein einförmiges; denn es hatte sich je nach den verschiedenen Bodengestaltungen, den klimatischen Verhältnissen und den Nahrungsbedingungen verschiedenartig gestaltet. In den zwar schmalen, aber ungemein fruchtbaren Küstenlandschaften, von welchen die arabische Halbinsel von drei Seiten umkränzt ist, hatte sich frühzeitig eine auf emsige Acker- und Gartenwirthschaft gestützte festhafte Kultur entwickelt, waren Dörfer und Städte entstanden, hatte sich gewerbliche Thätigkeit vielseitig geregt und hatte dieser ein lebhafter Handelsbetrieb sich zugesellt. Karawanenzüge nordwärts durch die Wüsteneien nach Syrien und in die Euphratgegenden, Handelsschiffe westwärts an die Küste Afrika's, ostwärts an die Gestade Persiens und Indiens entsendend. Anders auf der gewaltigen Hochebene, welche das Innere der Halbinsel ausfüllt, eine unermeßliche Steppe mit bizarr gestalteten Felsbergen, wildzerrissenen Schluchten und zahlreichen Oasen mit brunnenreichen und fruchtschweren Dattelpalmenhainen. Diese weiten Landschaften mit ihren plötzlichen Uebergängen von wildester, schreckhaftester Oede zur Ueppigkeit tropischer Vegetation, mit ihrer Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, mit ihrem weitaus den größten Theil des Jahres hindurch wolkenlosen Firmament, aus welchem bei Tag eine glühende Sonne ihre Strahlenglüsse niedersendet, während bei Nacht die Gestirne groß und klar herableuchten, diese Landschaften mit ihren prächtigen Gewittern, ihren Orkanen, Sandhosen, Luftspiegelungen und Wolkenbrüchen haben etwas Exzentrisches, das an's Unheimliche streift, etwas, was die Einbildungskraft höchst energisch an- und aufregt und sie mit den kühnsten Bildern füllt. In diesen Gegenden siedelten oder vielmehr wanderten, von ihren Stammesscheichs patriarchalisch regiert, die echtesten Araber, die Beduinen, Nomaden, deren Reichthum Kameele, Rosse und Schafe ausmachten und die zumeist in ihrer Person den Hirten, Jäger, Krieger und Räuber zu vereinigen wußten. Ein ganz unbändiges Freiheitsgefühl war diesen Wüstensöhnen eigen und, daraus entsprungen, ein in seiner Art äußerst reizbares Ehrgefühl. Damit verband sich eine wilde Rachelust, aber auch eine gewisse ritterliche Gastlichkeit und Galanterie, Treue in Freundschaft und Haß, sowie eine frohlockende Freude an Abenteuern und Wagnissen aller Art. Dies alles hat, in den Schmelztiegel einer heißen Phantasie gegossen, unter den Arabern der vormohammedanischen Zeit eine Poesie von außerordentlicher Eigenwüchsigkeit, Frische und Kraft

Digitized by Google

hervorgebracht. Die Schöpfungen dieser Poesie, welche eine kunstvoll entwickelte Rhythmik und Metrik aufzeigen, sind später, im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in dem nationalen Liederbuch gesammelt worden, welches den Titel „Hamâsa" führt. Gesänge von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen enthält und durch unseren großen Polyhistor orientalischer Poesie, Friedrich Rückert, meisterlich verdeutscht wurde (1846). Erwägt man die außerordentliche Gunst und Einflußnahme, deren die altarabischen Dichter bei ihren Landsleuten allgemein genossen, so wird es kaum gewagt sein, anzunehmen, diese Kinder einer wilden und großen Natur müßten das dichterische Wort als eine Kundgebung von Göttlichem, als eine Offenbarung betrachtet haben. Darum unterstellt es auch keinem Zweifel, daß Mohammed seine glänzenden Erfolge zu einem nicht kleinen Theil seiner nicht gewöhnlichen poetischen Begabung zu verdanken hatte.

Nun aber ist denkwürdig, daß ein so phantasiereiches und poesieliebendes Volk, wie das arabische, keine Mythologie besaß. Dessenungeachtet war dieses Volk keineswegs religionslos. Gleich den übrigen Semiten hingen auch die alten Araber einer sogenannten Naturreligion an, welche jedoch bei ihnen nicht zur Schaffung bestimmter, konkreter Göttergestalten vorschritt, sondern zu gemeinem Fetischismus ansatzte. Das Idol trat an die Stelle des Ideals und, wie das ja in Sachen der Religion überhaupt so leicht und so häufig zu geschehen pflegt, die anfänglichen Sinnbilder des Göttlichen wurden zu diesem selbst, die Zeichen zu Wesen. Das sind dann die sogenannten „Götzen" seines Volkes gewesen, gegen welche Mohammed mit so flammendem Zorneifer anging. Es ist jedoch wohl zu beachten, daß schon vor dem Auftreten des Propheten, wenigstens im nördlichen Arabien, infolge der Wirkungen jüdischer und christlicher Einflüsse in der Anschauung denkender und gebildeter Menschen die Vorstellung von Allah, als dem wahren und einzigen Gott, sich einzuwurzeln begonnen hatte. So wissen wir von den beiden berühmten Dichtern Aa'schâ und Labyd, daß sie Monotheisten gewesen sind. Die Erscheinung des Propheten traf also sein Land nicht unvorbereitet. Wohl ist, wie der Schotte Carlyle mit Bezug auf Mohammed schön gesagt hat, der große Mann immer wie ein vom Himmel fallender Blitz: die übrigen Menschen warten auf ihn und unter seinem zündenden Strahl flammen auch sie auf. Aber — so möchte ich das carlyle'sche Gleichnis ergänzen — der Blitz entsteht nur, wann die Atmosphäre so beschaffen ist, daß sie ihn zu erzeugen vermag.

Die Bevölkerung Arabiens bildete keine einheitliche Masse. Sie zerfiel in zahlreiche größere und kleinere Stämme, und diese lagen in selten unterbrochenen Fehden gegen einander zu Felde. Neben dem nationalen Kitt der Sprache gab es jedoch für dieses zersplitterte Volk noch ein Gemeinsames und Einigendes. Das war die Ehrfurcht vor dem uralten Nationalheiligthum der sogenannte Kaabah in Mekka, welche Stadt, zwischen dem Steppenplateau und dem Küstenlande mittenine gelegen, schon mittels ihrer Lage, dann aber auch durch die Beschaffenheit ihrer Einwohner schon, welche aus Hirten, Ackerbauern, Groß- und Kleinhändler bestand, die Wechselbeziehungen zwischen dem Beduinenthum und dem civilisierten Araberthum vermittelte und endlich als Stätt der Kaabah eines geradezu herrschenden Ansehens im ganzen Land genoß. Die Legende will bekanntlich, Ismael, der Hagar Sohn der angebliche Stammvater der Araber, hätte in Gemeinschaft mi seinem Vater Abraham die Kaabah erbaut. In Wahrheit war dieser Tempel von dem Stamme Koraysch gestiftet oder wenigsten ausgebaut worden, welcher Stamm, eben als Eigenthümer, Wächte und Nutznießer des Nationalheiligthums, für den vornehmsten un mächtigsten aller arabischen Klane galt. Unter den Heiligthümern welche die Kaabah umschloß, waren die verehrtesten der berühmt schwarze Stein und der Brunnen Zem-Zem, beide vonseiten de uralterlichen arabischen Quell- und Steinkults dem Islâm vo macht. Außerdem war der Tempel die Stätte einer abhonderliche Götterversammlung, weil daselbst die Haus- und Stammgötzen de verschiedenen Stämme Arabiens ihre Plätze hatten. Zu diese Idolen wallfahrten die Araber aus allen Ecken und Enden ihre Halbinsel, um ihre Gebete und ihre Opfer darzubringen, un demnach war Mekka schon vor Mohammed seinen Landsleute das, was Jerusalem den Juden, Delphi den Griechen, der Tempe des Jupiter auf dem Kapitol den Römern, das Sonnenhau Koricancha zu Kuzko den alten Peruanern gewesen und Rom de Katholiken ist. So seh hatte sich die Vorstellung von der Heilig keit dieses Ortes dem arabischen Bewußtsein eingeprägt, daß de Islâm, als seine Zeit gekommen, wohl die Götzenbilder in de Kaabah zerschlagen, jedoch den Ort in seinem Ansehen nicht er niedrigen konnte, sondern noch erhöhen mußte; die Kaabah z Mekka ist ja, wie allbekannt, der hochheilige Mittelpunkt der ganze islamischen Welt, in den Augen jedes richtigen Muslem der Nabe der Erde. Darum mußte es denn auch von größter Bedeutun sein, daß gerade an dieser Stätte der Mann auftaud, welcher sei Vaterland Arabien religiös und politisch vereinheitlichte und daselb aus geschichtsloser Abgeschiedenheit und Dunkelheit auf die offen und helle Bühne herüberstieg, worauf die menschheitliche Tragi komödie sich abspielt. Denn von Mekka brach das islamische Araber thum erobernd in die Welt hinaus, glühend von dem jugend frischen Eifer seines neuen Glaubens und alles vor sich nieder werfend wie die Wüstenorkane seines Heimatlandes. Damit wa ein neues Kapitel aufgeschlagen im Buch der Weltgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Agnes von Jesyma.

Eine Episode aus dem Hussitenkriege.

Auf der Richtstätte zu Constanz wurde noch am Tage seiner Hinrichtung die Asche des Reformators Huß gesammelt und in den nahen Rhein geworfen, damit von dem Todten nicht etwas übrig bliebe, was seine Anhänger nach Böhmen tragen und als Reliquie verehren konnten. Dennoch bewahrten die Jünger des Märtyrers eine Reliquie, die kein kaiserliches oder kirchliches Decret zu zerstören vermochte: die Erinnerung an die Lehren des Meisters und an seinen Märtyrertod, welche mächtig genug war, die Flammen eines der furchtbarsten Kriege, die Europa jemals geschaut hat, anzufachen und beinahe durch Jahrzehnte zu nähren.

Um den flammenden Scheiterhaufen von Constanz wob inzwischen die Phantasie des Volkes einen Legendenkranz, der bis auf unsere Tage unverwelkt geblieben. Eine spätere Zeit erdichtete den charakteristischen Ausruf „O heilige Einfalt!" und die Prophezeiung von dem stolzen Schwane, der nach hundert Jahren das begonnene Werk der geistigen Befreiung vollenden werde. Und als der Sturm des mit wilder, dämonischer Macht geführten Hussitenkrieges verbot war, da breitete sich der Kreis hussitischer Sagen noch mächtiger aus; denn in dem gewaltigen Ringen der feindlichen Parteien schuf der Krieg eiserne Charaktere und zeitigte Heldenthaten, auf welche die Nachwelt mit Staunen zurückblickte.

An das Geschlecht der Herren von Rosenberg, welche in jener Zeit treu zu ihrem König und dem rechtmäßigen Glauben standen und an der Spitze der Deutschen und der Katholiken Böhmen den Wagenburgen Ziska's und der beiden Prokope trotzten, knüpft sich gleichfalls eine Sage, die wegen ihrer dramatischen Momente ein besseres Loos verdient, als in den Staub der Vergessenheit zu versinken. Wir erzählen dieselbe nach dem Hormayr'schen „Taschenbuche für vaterländische Geschichte" (Jahrgang 1823).

Die Zeit der Handlung dieser Sage fällt in den Abschnitt de Hussitenkrieges, in welchem nach der blutigen Schlacht bei Aussi am 16. Juni 1426 der Führer der Taboriten, Prokop Holy, aus der Grofie genannt, zum höchsten Gipfel seiner Macht gelangte. Di Sage selbst erzählt, daß der Kampf, von dem wir im Nach stehenden berichten werden, drei Jahre nach des blinden Ziska Tode, also im Jahre 1427, stattgefunden. Damals wurde nämlic der Plan des siegreichen Prokop, in die deutschen Lande ein zudringen, von der Gegenpartei verworfen und der Beschluß gefaß die Burgen derjenigen Ritter in Böhmen und Mähren, welch dem katholischen Glauben treu geblieben waren, mit bewaffnete Macht zu bedrängen.

Unverschnliche Rache hatte Prokop vor Allem den Rosen bergen geschworen, und während seine Hauptlente alles Rosen bergische Besitzthum weit und breit um Budweis und Tabo plünderten, zog er selbst mit dem Schlacht- und Gewalthaufen vo die feste Burg Kamenitz, in welche sich der Rosenberger, Prokop

Digitized by Google

Agnes von Zeyma-Rosenberg übergiebt die väterl

Oelgemälde von W.

Nach einer Photographie im Verlage von

dem Hussitenfeldherrn Prokop dem Großen.

t in Düsseldorf.

ngt in München auf Holz übertragen.

Digitized by Google

von Jeszma, geworfen hatte. Der hussitische Feldherr dachte nicht daran, den verhaßten Burgherrn zur Ergebung aufzufordern; Sturm und wieder Sturm war seine einzige Losung, da er die Burg für einen kleinen Stein im Wege erachtete, den er mit leichtem Fußstoße wegschleudern könne.

Aber vergebens rückten zu wiederholten Malen die siegesgewohnten hussitischen Scharen gegen die Festungsmauern vor; der Schrecken ihres Namens raubte der Besatzung nicht den Muth zum Widerstande; Tage vergingen, und immer noch flatterte von den Zinnen der Burg Kamenitz das verhaßte Banner.

Vergebens wurde das Felsennest mit Steinwurfmaschinen und Donnerbüchsen beschossen; wohl waren die Außenwerke zerstört worden, wohl war die Zahl der Vertheidiger geschmolzen, aber die Wenigen, die der Tod verschonte, hielten den Schwur, einander treu zu bleiben, und stellten muthig ihre eigene Brust statt der gefallenen Bollwerke dem Feinde entgegen. Freilich war das Schicksal der Burg leicht vorauszusehen; früher oder später mußte die Uebermacht siegen, und manchmal stieg in Rosenberg's Geiste der Gedanke auf, einen Ausfall zu wagen, den gerechten Durst nach Rache in Strömen feindlichen Blutes zu stillen und den hoffnungslosen Kampf durch einen glorreichen Tod zu beschließen. Jedesmal wies er aber den Gedanken zurück; hatte er doch seine älteste Tochter Agnes und vier jüngere Kinder zu sich auf die Burg genommen, für deren Freiheit und Ehre er allein zu sorgen und zu wachen hatte.

In einer finsteren verschwiegenen Nacht bemerkten die Wachtposten auf den Burgmauern ein eigenartiges Treiben in dem feindlichen Lager, welches auf einen Hauptsturm für den kommenden Morgen deutete. Die Warnung trog nicht, als der Tag zu dämmern begann.

„Der entsetzliche Prokop," erzählt unser Gewährsmann, „mit ungeschorenem Haupt, herabhängendem Knebelbart, kleinen gluthsprühenden Augen und Centaurenmuskeln, an der Spitze der Seinigen, suchte herauszufordern und drohend den verhaßten Jeszma zum letzten Streite." Die Besatzung begann ermüdet dem feindlichen Anprall zu weichen, und schon pflanzten mehrere Taboritische Streiter ihr Siegeszeichen jubelnd auf die Mauer. Da eilte der an einer anderen Stelle fechtende Burgherr herbei, stürzte die Kühnen hinunter und „trieb mitten im Gedränge, sein gutes Schwert in furchtbaren Kreisen schwingend, die vermeinten Sieger gleich einem Rudel scheuer Schafe vor sich her."

Die Gefahr schien abgewendet zu sein; denn die Taboriten flohen ihrem Lager zu. Da entsendete ein feindlicher Schütze einen Pfeil von seiner Armbrust, und tödtlich getroffen sank Prokop von Jeszma „auf die Ringmauer hin, wie der Held auf den Schild, den er auch im Tode noch nicht lassen will. — — Angstvoll nach seiner geliebten ältesten Tochter, Agnes, rufend, hauchte er die starke Seele aus."

Ein wilder Jubelschrei erscholl auf der feindlichen Linie; die aufgelösten Reihen schlossen sich wieder, und ein neuer Sturm begann. Die unerwartete Todespost brach den Muth der Besatzung, und wiederum neigte sich die schwankende Siegesschale dem Taboritenfürsten zu.

Da erschien Agnes plötzlich unter den zagenden Mannen. Die Sage schildert sie als eine Heldin mit behelmtem Haupte, von dem die langen goldenen Locken um Halsschiene und Brustharnisch wallten; mit den schönen Armen regierte sie, wie mit Zauberstäben, Schild und Schwert; sie glich einer Kriegsgöttin, zugleich anmuthstrahlend und furchtbar.

Der Anblick dieser heldenmüthigen Jungfrau wirkte so begeisternd auf die schwache Besatzung, daß selbst die Verwundeten sich wieder geheilt wähnten und auf den Mauern in Reih und Glied kämpften. Wiederum trieb das Häuflein Jeszma's die Taboriten vor sich her, Agnes an seiner Spitze.

Diese übernahm von nun an die kriegerische Führung und schlug manchen Sturm zurück. „Die Heldin war nämlich überall," sagt unsere Quelle, „und überall," fügt sie originell hinzu, „schien die Gefahr zu fühlen, Agnes sei noch gefährlicher als sie, und — verschwand."

Agnes von Jeszma kann jedoch auf kriegsgerechte Mittel zur Vertheidigung der Burg, an welche merkwürdiger Weise ihr im Kampfe erprobter Vater nicht gedacht hatte; denn inmitten der wilden Wetternacht sendete sie einen schlanken, aller Schlicke und Wege kundigen Knecht durch des Feindes Lager an ihren Oheim, Meinhard von Neuhaus, und bat diesen um Hülfe. Der berühmte Feldherr rüstete auch sofort seine Mannen und zog zum Entsatze des bedrängten Kamenitz heran. Aber am Teiche Katice kam ihm Prokop entgegen und trieb das Entsatzheer nach blutiger Schlacht in die Flucht.

Nachdem nun auch diese letzte Hoffnung auf auswärtige Hülfe geschwunden war, wurde die Lage der Heldin eine geradezu verzweifelte, und nun mußte ihr Muth die härteste Probe bestehen, indem sie der Versuchung aussgesetzt wurde, sich und die Ihrigen zu retten, aber dafür die Ehre ihrer Ueberzeugung preiszugeben.

Das Blutbad bei dem Teiche Katice hat das innere Wüthen Prokop's „etwas gestillt". Ein Herold erscheint in den Trümmern von Kamenitz, und durch seinen Mund läßt der Taboritenfürst Agnesen freundlich entbieten:

„Ihres und der Ihrigen Leben solle geschont sein, wenn sie die Waffen strecke, die Burg öffne und sich — den Kelch reichen lasse."

Mit edelstolzer Würde antwortet hierauf die Jungfrau:

Ein ruhmvoller Tod auf den Trümmern der väterlichen Burg sei ihrem geringsten Knechte lieber als Saus und Braus im taboritischen Heerlager. Sie vertraue auf Gott und überlasse die endliche Entscheidung den Waffen.

„Wohlan denn, so sallet, blutige Würfel!" ruft hierauf Prokop, und wiederum wird die Burg beschossen und tagtäglich gestürmt. Da erhebt sich ob des fruchtlosen Kampfes ein lautes Murren unter den wetterharten Hussitenkriegern, und mit der Frische und Würde der alten römischen Historiker läßt unser Gewährsmann die Meuterer im feindlichen Lager also reden:

„Unsere Glaubensbrüder streiten in nahen und fernen Landen siegreich umher, überall reiche Beute machend. Wir aber liegen nun schon monatelang vor diesem Neste, das nur noch ein Steinhaufen ist, aber vor allem Zauber der Hölle beschützt wird. Arm und verspottet werden wir heimkehren. Uns, die wir mit unserem bloßen Namen die größten Heere geschlagen, die wir mit dem Schalle der Trommel von unseres blinden Ziska Haut Schrecken und Flucht in die Glieder weit überlegener Feinde gebracht — uns hat der Feldherr seinem Eigensinne geopfert; er hat den Frevel geübt, die Hölle selbst herauszufordern und mit jener Zauberin anzubinden. Wir, denen reiche Städte und glänzende Burgen ohne Zahl die stolzen Häupter gebeugt, verlieren nun den Ruhm zahlloser Siege an einen elenden Steinhaufen, an ein Weib. Pflicht ist es und Tugend, hier den Gehorsam aufzukünden und heimzukehren."

In Folge dieser Gährung unter seinen Mannen sah sich Prokop genöthigt, der tapferen Burgherrin folgende Capitulationsbedingungen zu stellen: Agnes von Jeszma solle ihm die Schlüssel der Burg einhändigen und dafür mit ihrer Besatzung, an Ehren, Leben und Freiheit ungehindert, ziehen, wohin es ihr beliebe. Auf der Burg Kamenitz wurde dieses Anerbieten gern angenommen, und Agnes bedingte sich nur ein freies Geleite bis zu ihrem Oheim, Meinhard von Neuhaus, aus. Prokop ging auf diese Capitulation ein, legte betheuernd die Hand auf die Brust und nahm beschwörend den Kelch.

Am frühen Morgen des nächsten Tages wurde das Taboritenheer auf dem Abhange des Schloßhügels in Schlachtordnung aufgestellt, einen schimmernden Lanzenwald bildend. Seitwärts stand gesondert die Schaar, welche zum Geleite nach Neuhaus bestimmt war; in der Mitte, in düsterer Rengier, hoch auf seinem Kriegswagen, von Fahnen und Siegeskränzen umflattert, thronte Prokop, „ein Fürst der Hölle, der Mann des Schreckens und des Sieges". Wild lärmte dazwischen die Kriegsmusik der böhmischen Spielleute.

Plötzlich verstummte auf ein Zeichen des Feldherrn das laute Treiben des siegreichen Heeres; dann thaten sich langsam die morschen Thore der Burg auf, und ein Trauerzug schritt feierlich über die Brücke dahin.

„Fünfzig Burgmannen," heißt es in der Schilderung des Auszuges aus der Burg, „waren noch übrig, alle mit Wunden bedeckt. In ihrer Mitte trugen sie die Leiche Prokop's von Jeszma, offen, einen Siegeskranz auf dem Haupt, das bloße Schwert mit gekreuzten Armen an die Brust gedrückt; hinter der Bahre schritten, mit umflorten Helm und Schwert, den Blick zur Erde gesenkt, Agnes und ihre jüngeren Geschwister in tiefster Trauer. Die andere Hälfte der Besatzung schloß den Zug, der mit gesenkten Waffen, blaß, leidvoll, entschlossen — geisterähnlich daherschritt, leise und eintönig den Psalm des Todes und der Erbarmung betend."

Das war also die Macht, welche der wüthenden Belagerung so lange getrotzt hatte. Ueberwältigt von diesem tragischen Anblick

Digitized by Google

zogen die hussitischen Streiter stillschweigend ihre Helmkappen, um der Leiche Zeyma's die letzte Ehre zu erweisen.*

Agnes gelangte wohlbehalten zu ihrem Oheim, und nachdem in der Schlacht bei Lipan die beiden Prokope gefallen waren und also nach König Siegmund's Wort Böhmen durch Böhmen selbst bezwungen war, wurde die heldenmüthige Jungfrau wiederum als Herrin in der väterlichen Burg eingesetzt.

Das ist der Inhalt der Sage, die wir erzählen wollten; sie ist dramatisch genug, aber sie fällt sich nicht leicht mit den Thatsachen der verbürgten geschichtlichen Ueberlieferung in Einklang bringen. Wohl wird in derselben von einer Schlacht bei Kamenitz, in welcher Meinhard von Neuhaus geschlagen wurde, und von der nach kurzer Belagerung erfolgenden Capitulation der Burg berichtet. Aber diese Schlacht hat am 31. October 1425 stattgefunden, also zu einer Zeit, da Prokop noch nicht Führer der Taboriten war, und als Burgherr wird nicht der Rosenberger Procop von Zeyma, sondern ein früherer Taborit, Prokop von Austi, genannt.

Dagegen wurde um dieselbe Zeit in Böhmen das Gerücht ausgesprengt, die Jungfrau von Orleans werde dem Könige gegen die Hussiten zu Hülfe kommen, und man verbreitete auch im Volke einen angeblich von der Johanna d'Arc herrührenden Brief, in welchem die Hussiten zur Bekehrung ermahnt wurden. Ihr baldiger Tod auf dem Scheiterhaufen vereitelte indessen die Heldenthaten, welche diese Jungfrau auf dem böhmischen Boden vollbringen sollte, und so ist es nicht unmöglich, daß die Phantasie des Volkes ihre Rolle, wenn auch in geringerem Maßstabe, auf eine andere tapfere Jungfrau übertrug.

Geschichtlich unwahrscheinlich ist auch die in der oben erzählten Sage gegebene Schilderung der Waffenthaten Prokop's des Großen. Der Verfasser der „Geschichte von Böhmen“ entwirft uns eine ganz andere Charakteristik dieses Mannes:

„Er war von mittlerer Statur und hatte einen starken Körper, ein gebräuntes Antlitz, große Augen und ein furchtbares Aussehen; seine Kleidung war weltlich, dem Augenschein nach grob, inwendig aber kostbar und fein. Es darf nicht vergessen werden, daß er als Priester immer nur Führer im Kriege, keineswegs selbst Krieger war; nie betheiligte er sich beim Kampfe und trug nicht einmal Waffen bei sich; nichtsdestoweniger fand sein Wille und sein Befehl, je weiter, um desto größeren Gehorsam.“

Doch was kümmert sich die Phantasie des Volkes um die geschichtliche Wahrheit, wenn sie um ihre Helden das schimmernde Gewand der Sage webt! Und wie sollte sie sich zurechtfinden in den geschichtlichen Annalen der Hussitenkriege, die sämmtlich mit der ungerechtesten Parteilichkeit geschrieben wurden, und in denen Haß und Verehrung die einzelnen Ereignisse und Gestalten in dem sonderbarsten Lichte erscheinen lassen? Die Sage schaut sich, ohne auf die Geschichte zu achten, Helden nach ihrem Geschmack, Thaten, welche sich unverlöschlich dem Gedächtniß einprägen, und großartige Scenen, die schon oft den dankbarsten Stoff für echte Kunstwerke boten.

* Der geniale Historienmaler W. Beckmann in Düsseldorf hat sein großes Gemälde, welches die „Gartenlaube“ in Holzschnittreproduction umstehend ihren Lesern vorführt, nach einer andern Variante dieser Sage entworfen. Agnes von Rosenberg weint hier im Trauergewande vor dem Sarge, in welchem die Leiche ihres Vaters ruht, und der älteste Lehnsmann der Burg führt den einzigen männlichen Nachkommen Rosenberg's, Hynek, an der Spitze des Zuges. Prokop der Große ist hoch zu Roß im eisernen Gewande und siehen seinen Helm, welcher Beispiel bald die anderen Taboriten folgen werden. Das meisterhafte Oelgemälde, für dessen dramatische Wirkung schon unser Holzschnitt beredtes Zeugniß ablegt, war auf der großen Düsseldorfer Ausstellung im Jahre 1880 zuerst dem Publicum vorgeführt worden und ging von dort direct in die Privatgallerie des deutschen Industriellen C. C. Franke in Stockholm. Es trug die Bezeichnung „Die Uebergabe der Feste Rosenberg“, indem die Burg selbst als der Stammsitz des Geschlechtes Rosenberg aufgefaßt wurde.

Das Innere der Albrechtsburg zu Meißen.

Gegen zweihundert Personen waren es, die im letzten Sommer, welcher der Reiselust nicht eben günstig war, die Albrechtsburg zu Meißen besuchten. Dabei zählen wir weder die frohe Schaar der deutschen Kunstgenossenschaft mit, welche in der dritten Septemberwoche hier ein Fest in mittelalterlichem Stil beging,* noch die Mitglieder der sächsischen Staatsregierung und Volksvertretung, mit denen König Albert im Baukostaal der Albrechtsburg das fünfzigjährige Jubiläum der Verleihung der ständischen Verfassung feierte (5. September). Dieser beispiellose Zufluß von Fremden erklärt sich leicht aus dem Interesse, welches die Restauration der Burg, namentlich aber die mit allen Mitteln der Kunst in's Werk gesetzte Neugestaltung ihrer inneren Räume, in weitesten Kreisen wachgerufen hat.

In einem früheren Jahrgang der „Gartenlaube“ (vergl. Jahrgang 1861) ist bereits die Albrechtsburg nach ihrer Lage und ihrer historischen Bedeutung geschildert worden; jetzt, wo das Interesse der Reisenden sich auf's Neue der alten Burg der Wettiner zuwendet, liegt uns nur ob, eine kurze Beschreibung ihrer vollendeten Restauration zu geben.

Scheuen wir denn die Mühe nicht, durch die engen Straßen und Gäßlein der altersthümlichen Stadt Meißen einen Aufweg zu suchen zur Albrechtsburg! Wir gehen zu Fuß; denn der alte, zwischen hohem Gemäuer unterhalb der Schloßfreiheit hinaufführende „Dahlweg“ ist zu Wagen beinahe noch schwieriger zu passiren als zu Fuß, und die neuerbaute Königsstraße, die durch das Thal der Meißa sich emporwindet und auch erst zur Verfassungs-Jubelfeier fertig ward, würde uns nur auf großem Umwege zum Ziele führen. Treppenaufgänge von der Stadt giebt es aber nicht weniger als sechs, von denen jeder circa fünfzig bis hundert Stufen zählt. Den schönsten derselben bilden die sogenannten „Amtsstufen“, die zwischen Gartenterrassen emporsteigen, von deren oberster man einen herrlichen Blick auf und über die Elbe und in den zu Füßen liegenden Stadttheil genießt. Man steigt zuletzt eine im alten Amtsgebäude befindliche gewölbte Treppe empor, tritt auf den Bischof- oder Amtshof und dann aus diesem durch ein Thor auf den Schloßhof, wo der gothische Dom steht und neben ihm die herrliche Burg.

* Siehe die Schilderung in Nr. 46.

Als eigentlich officieller Aufgang zur Burg sind die „rothen Stufen“ zu bezeichnen, auf welchem Wege wir die alte Brücke passiren, die den St. Afraberg mit dem Schloßberg verbindet. Der neuerbaute, mit Eckthürmchen malerisch geschmückte Thorthurm bezeichnet gewissermaßen den Anfang der Restauration des Gebäudecomplexes. Ueber dem Eingangsthor befinden sich zwei Sgraffitobilder (eine Art italienischer Wandmalerei), vom Historienmaler Walther in Dresden gemalt, während man rechts den Evangelisten Johannes, links den Ritter Georg erblickt — Schutzherren der Ritterschaft des Geistes und der That. Links schließt sich der Wehrgang an, eine ebensalls neu aufgeführte Zinnenmauer, durch welche man auf idyllische Landschaftsbilder des Meißagrundes schaut. Interessant ist rechts vom Wehrgang ein uraltes steinernes Kreuz, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen und die Stätte der damaligen „Halsgerichte“ andeuten soll. Ebensalls rechts befindet sich die Restauration „Der Burgkeller“, ein im mittelalterlichen Stil ganz neu aufgeführtes Gebäude, mit Thürmchen und Zinnen geschmückt, verbunden mit einem großen Garten, der wohl für tausend Personen Raum gewährt und zugleich eine herrliche Aussicht über die Stadt und Elbe hinweg auf prangende Rebenhügel bietet.

Auf dem Burghof befinden wir uns nun inmitten eines herrlichen, rundum geschlossenen Architekturbildes von imposantester Wirkung: links reiht sich an den Wehrgang das jetzt für den Marstall, Gesinge und Dienerschaft bestimmte Kornhaus an, das mit dem eigentlichen Schloß nur durch einen vorn offenen Verbindungsbau zusammenhängt. In diesem begrüßen wir vier von Chr. Behrens gearbeitete Holzstatuetten, welche den Küchen-, den Kellermeister, den Hofnarren und den fahrenden Sänger darstellen, während mitten im Hofe, auf einem Postament von röthlichem Rochlitzer Stein, die Statue Albrecht's des Beherzten, des Erbauers der Burg, steht; sie wurde von Huthsch in Dresden modellirt, in der Kunstgießerei zu Dresden gegossen und 1876 hier aufgestellt.

Die Freitreppe, „der große Wendelstein“ genannt, welche uns in das Innere der Burg führt, ist eines der herrlichsten Werke deutscher Architektur und hat sich bisher vollkommen gut erhalten. Die ganze Treppe dreht sich um eine Spirale, die oben in einer Steinblume endet; sie ist ein Werk Arnold Westfal's, gleich dem

Digitized by Google

ganzen Plan der Burg, und von ihr aus betreten wir das erste Geschoß. Aber ehe wir die einzelnen Räume besichtigen, machen wir hier erst Halt, angeregt durch eine am Eingang zum herrlichen Kirchsaal angebrachte Inschrift, die nach einer alten Chronik meldet:

„Anno 930, also drei Jahre nach der großen ungarischen Schlacht, hat Kaiser Heinrich den Schloßberg gegen Mitternacht räumen, die Bäume und Sträucher ausrotten, ebenen und ein wohlverwahrt festes Schloß, beides zu einer Bastei und Brustwehr und zu einer fürstlichen Wohnung bauen und zurichten lassen, auf welchem nachmals je und allewege die Meißnischen Markgrafen ihr Hoflager gehalten, welches erstlich von den Feinden vielmal überfallen, eingenommen und zerstört und doch von den Markgrafen stets wieder gebaut und erhalten."

Der Um- und Neubau dieses alten Schlosses ward belanntlich von den fürstlichen Brüdern Ernst und Albrecht 1471 nach dem Plane Meister Arnolt's begonnen und in der Hauptsache bis 1483 vollendet, und so erscheint es vollkommen gerechtfertigt, daß es vorwiegend Scenen aus dem Leben der Nachkommen dieser beiden Fürsten sind, welche in farbenprächtigen Fresco-gemälden in den Burggemächern durch hervorragende Künstler der Gegenwart veranschaulicht werden. Wir nennen von diesen Künstlern nur Clyonlant, Dietrich, Diethe, Gei. Hofmann, Marshall, Oehme, Preller junior aus Dresden, Scholz und Spieß aus München.

Es giebt in der Geschichte der Albrechtsburg einen Moment, wo wir sie ihrer eigentlichen Aufgabe entfremdet finden: im Jahre 1710 war sie seltsamer Weise aus einem Fürstensitze zum Sitze einer Fabrik geworden. Da nämlich der sogenannte „Alchymist" Böttger früher in der Albrechtsburg gefangen gehalten worden war und hier experimentirt hatte, so war die Burg als das passendste Local zur Zubereitung und Aufbewahrung eines kostbaren Fabrikates erschienen, das zugleich ein „kurfürstliches" oder „königliches" war und dessen Herstellungsart man als Geheimniß bewahren wollte: des Porcellans, das eben jener Böttger erfunden hatte. Als nun diese Fabrik schließlich immer größere Dimensionen an- und endlich den ganzen Bau einnahm, drohte derselbe Ruine zu werden. Die Kunstfreunde, an ihrer Spitze König Johann selbst, suchten hier Rettung zu schaffen durch Verlegung der Porcellanfabrik in ein neues Gebäude, zu dessen Errichtung auch die Landstände die nöthige Summe bewilligten, sodaß die Uebersiedelung im Jahre 1863 stattfinden konnte. Das bald hierauf begonnene Restaurationswerk der Burg ward durch die Kriegsjahre 1866 wie 1870 und 1871 sehr gehemmt, bis endlich 1875 auf dem Landtage beschlossen wurde, von der französischen Kriegsentschädigung eine halbe Million Mark dazu und auf die innere Ausschmückung zu verwenden: auf Wandmalereien nämlich 97,270 Mark, auf Statuen, Reliefs und Schnitzwerk 10,500 Mark, auf Decorationsarbeiten 66,590 Mark, auf Fußboden 27,000 Mark, auf Oefen und Kamine 13,000 Mark, auf Thüren 7400 Mark.

Oberlandbaumeister Hänel in Dresden hatte bis dahin die architektonischen Arbeiten geleitet; Hofrath Dr. Hoßmann entwarf dann den Plan für die innere Einrichtung und das Decorative.

Treten wir denn nun ein in den großen Kirchsaal, an dessen historischer Inschrift wir Halt machten, um daran sogleich die wichtigsten Daten über Gründung und Restauration der Burg zu knüpfen. Gleich den folgenden Sälen, ist auch dieser von einer wundervollen Architektonik. Gold und Roth und bunte Arabesken — nicht angebracht in moderner Willkürlichkeit, sondern nach dem Muster gleichalteriger Schlösser — ziehen das Auge auf sich, und noch mehr die trefflich ausgeführten Wandgemälde von den schon erwähnten Künstlern. Da sehen wir zuerst König Heinrich den Ersten, wie er das Reichspanier aufpflanzt und der erste Markgraf von Meißen ihm Treue schwört. Einen Vorgang von 1015 verherrlicht dagegen ein zweites Bild: wie die Frauen durch ihre Betheiligung an der Vertheidigung der Burg gegen den Polenherzog Mesico (Mieschko) diesen zurückschlagen helfen. Gegenüber befindet sich der Einzug Conrad's des Großen.

Die Eröffnung der Fürstenschule St. Afra zu Meißen (1543).
Gemälde von A. Spieß in der Albrechtsburg zu Meißen.

Einzelgestalten meißnischer Fürsten und Fürstinnen sind in den Fensternischen und unter dem „Trompetenstuhl", von welchem aus die Fanfaren beim Einzuge der Gäste zu ertönen pflegten, dargestellt — und zwar sind alle diese Malereien in Wachsfarben ausgeführt von der Hand eines Meißner Kindes: von Anton Dietrich. Auch in der angrenzenden Burgcapelle sind von ihm die Gestalten Bischof Benno's und Otto des Großen gemalt, während der kunstreiche Fußboden Meißner Fabrikat aus der Terracottafabrik Buschbad ist. Zittau lieferte die prächtigen Glasgemälde, die vom Kunstglaser Türke nach Dietl'schen Cartons gefertigt wurden. Das dreiflügelige Altarwerk stammt dagegen aus dem fünfzehnten Jahrhundert; palmenartige Säulenschäfte einigen sich an der Decke zu dem wundervollen Gewölbe dieser Capelle, die auch dadurch noch an Interesse gewinnt, daß in ihr 1539 die erste lutherische Predigt in Meißen gehalten ward.

An den Kirchsaal schließen sich das erste und zweite Kurfürsten-Gemach; beide enthalten Wandgemälde von Professor Scholtz, welche Ereignisse aus dem Leben Herzog Albrecht's darstellen. Durch ein paar kleinere Gemächer kehren wir zurück, um aus dem Kirchsaal in den großen Banketsaal zu treten. Es ist die belannte Geschichte des sächsischen Prinzenraubes, welche hier in drei großen Scenen von Professor Oehme gemalt wurde, während an der Giebelwand A. Diethe ein Turnier Albrecht's und seine Belehnung durch Kaiser Friedrich den Dritten dargestellt hat. Ringsum standen Holzstatuetten sächsischer Fürsten ihren Platz,

Digitized by Google

welche von dem Bildhauer Schneider in Leipzig nach Modellen von Bergmann, Dietz, Echtermeyer, Härtel, Henze, Hultzsch und Rösch ausgeführt und gemalt wurden. Sprüche des Minnesängers Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, sind an den Wänden angebracht. Im kleinen Banketsaal dagegen erinnern die von Friedrich Preller gemalten Landschaften: Grimma, Eger, Tharand und Emden an Albrecht's Geburt, Verlobung, Jagdfreuden und Tod — in Morgen, Mittag, Abend und nächtlicher Mondbeleuchtung, illustrirt durch Tauf-, Hochzeit-, Jagd- und Leichenjackelzug.

Dieses Gemach war dasjenige, welches zuerst, vor allen andern, vollständig eingerichtet wurde, da die Kreisstände dem sächsischen Königspaar zur silbernen Hochzeit das stilvolle Möblement desselben verehrten. Dasselbe ist nach den Entwürfen von Professor Graff in Dresden theils daselbst, theils in Meißen ausgeführt; die Teppiche sind durch die Fabrik von Schütz in Burzen gefertigt worden. Noch früher hatte der Meißner Gewerbeverein ein geschnitztes Möblement geschenkt, welches die Meißner Damen mit Stickereien versahen. Wie es überhaupt zu loben, daß man nur deutschen Händen hier Beschäftigung gab, so galt es noch als besondere Ehrensache, sächsischen und auch vielen Meißner Künstlern und Kunsthandwerkern die nöthigen Arbeiten zu übertragen.

Das zweite Stockwerk ist etwas anders eingetheilt als das eben von uns verlassene. Wir treten zuerst in das „Vater-August-Zimmer", das Scenen aus seinem und „Mutter Anna's" Leben und Wirken, meist humoristischer Art, im Bilde zeigt, sodann in den Wappensaal, der neben symbolischen Frauenbildern die in Stein gehauenen Wappen der sächsischen Länder und Schlösser zur Anschauung bringt.

Das folgende Zimmer ist den Frauen gewidmet; denn die Portraits von fünfzehn sächsischen Fürstinnen schmücken es, dazu Wandsprüche Heinrich Frauenlob's. Es wird aber auch das Echozimmer genannt, weil es sich durch ein merkwürdiges Echo auszeichnet. Ein kleineres Zimmer mit der Inschrift, deren Worte unsern Artikel schließen, führt in die Sammetmacherstube, welche ihren Namen einem verunglückten Versuche „Vater August's", „venetianischen Sammet" anfertigen zu lassen, verdankt.

In der großen Appellationsstube empfangen uns interessante Wandgemälde von dem Pinsel des genialen James Marshall, den kirchlichen Streitigkeiten unter Kurfürst Moritz und dessen Tode gewidmet, wogegen in dem „Böttger-Zimmer", in welchem einst der berühmte Alchemist das von ihm erfundene Porcellan zu vervollkommnen suchte, zwei Gemälde P. Kießling's den rastlosen Experimentator bei der Arbeit darstellen. Daneben befindet sich das „Johann-Stübchen", schon in früheren Jahren ein Lieblingsaufenthalt König Johann's; denn der hier befindliche trauliche Erker bietet eine herrliche Aussicht auf die Elbe, wie denn der Herrlichkeit des Innern dieser Burg die Lieblichkeit der Gegend da draußen vor jedem Fenster entspricht.

Wir führen die Leser zuletzt in die kleine Appellationsstube oder „das Meißener Zimmer", so genannt, weil hier die vom Meißener Gewerbeverein gestifteten Möbel stehen und weil Meißen den Schauplatz der hier befindlichen Gemälde von A. Spieß bildet.

Sie sind es, welche, nach Photographien im Verlage von F. Köhde und Comp. in Dresden im Holzschnitt ausgeführt, dieser Skizze als eine Probe des Bilderreichthums der Burg beigefügt wurden. Besser als unsere Feder mögen diese Abbildungen selbst sprechen, und so wollen wir nur an den Artikel über St. Afra in Meißen („Gartenlaube" Nr. 26, 1879) erinnern, welcher unter anderm mittheilt, daß Herzog Moritz am 3. Juli 1543 die Fürsten- und Landesschule daselbst gründete. Wie man auch über die Stellung dieses Fürsten zur Reformation denken möge, so viel steht fest: er diente der Sache Luther's, indem er die Güter der aufgehobenen Klöster und Stifte zur Errichtung von Schulen verwendete und so die bekannten Landesschulen zu Meißen und Pforta gründete.

Die Uebersiedelung der Universität Leipzig nach Meißen (1547).
Gemälde von A. Spieß in der Albrechtsburg zu Meißen.

Unser Bild zeigt ihn uns, wie er an der Eingangspforte von St. Afra dem ersten Rector derselben, Bulpius, die Stiftungsurkunde übergiebt. Es ist zwar historisch nicht genau festgestellt, daß Moritz diesen Act persönlich vollzogen — aber diese Urkunde trägt seine eigene Unterschrift mit dem betreffenden Datum.

Die zweite Abbildung versetzt uns in die Zeiten des Schmalkaldischen Krieges: Als Johann Friedrich gegen Leipzig rückte, das Moritz besetzte und der Obhut Bastian's von Walkwitz anvertraute, ward die Universität, damit sie nicht geschlossen zu werden brauchte, Ende des Jahres 1547 nach Meißen und zwar in die Albrechtsburg verlegt. Da sehen wir denn die flotten Musensöhne, von dem Bürgermeister vor dem Rathhaus begrüßt, zunächst dem Rathskeller zuströmen, um sich im Meißener Wein ein Gütliches zu thun, indeß die Meißnerinnen neugierig nach ihnen ausschauen.

So haben wir hier nur diese zwei Proben herausgegriffen aus all den monumentalen Werken der bildenden Kunst, die auf der alten Wettinerburg sich in reicher Fülle darbieten. Verzichten wir darauf, noch das dritte Geschoß, das seine Gemälde schmücken, und die Gesängnisse in Augenschein zu nehmen, und schließen wir mit dem schon oben angedeuteten Spruche des Vorgemaches zu der Sammetmacherstube:

„Deutsche Burg und deutsches Land,
Schirm dich Gott mit starker Hand!"

Louise Otto.

Digitized by Google

Der alte Glöckner.

Silvesternacht — auf hohem Glockenstuhle
Webt um's Gefälel tiefe Mondnachtstille;
Fahlgelb und öd', in ungewissem Lichte
Hängt ragend nun den Thurm die Dunkelleere,
Und alles schweigt — nichts regt sich in den Höh'n;
Kaum daß ein Vogel durch die Lüfte schweift
Und in des Rokoks Abgrund untertaucht.
Nur wo im engen Stübchen, wolkennahe,
Der Glöckner wohnt, der müde, altersgraue,
Drei Antlitz emit der Schlachtendampf gebrannt,
Da flammt am Fensterstims die Lampe noch.
„O, laß mich," ruft er aus dem Polsterstessel
Und streckt die hag're Hand dem Sohn entgegen,
Der jugendfrisch an seiner Seite lehnt,
„O, laß mich einmal noch die Glocke ziehn!
Ist's doch, als ob mit jung die Kräfte wüchsen
Mit dieses Jahres Flucht — das Siechthum weicht;
Es schwillt mir mächtig die Soldatenbrust,
Und meines Amtes walten will ich wieder.
Den Glockenstrang! Gieb her den Strang —" und schon,
Indem ihm Jener sieberisch wehrt, steht er
Auf schwanken Füßen aufrecht — hebt sich — zieht —
Und voll und feierlich und allgewaltig
Tönt in die Nacht des Jahres lebt' Geläute.

Und wie um Grebel und Geburm die Klänge
Sich abwärts schwingen in die Stadt da unten
Und aufwärts brausen um des Thurms Gemäuer —
„O jaubrisches Erinnern," ruft er da,
„Wie spricht Du seltsam mit metall'ner Zunge
Zu mir aus der Silvesterglocke Hall!
In blondem Haar, das Schwert an meiner Linken,
Seh' ich mich singend ziehn zum Thor hinaus;
In den Franzosenkrieg mit den Cam'raden
Fühl' ich mich wundermächtig fortgerissen —
O Zeit des Ruhms, o Zeit der großen Schlachten,
Im Ohre tönt mir ehern noch dein Schritt,
Und schneller fließt mein Blut, gedenk' ich dein."
Da zieht er haftiger den Glockenstrang;
Er zieht ihn feurig mit der müden Hand,
„Hörst Du, mein Sohn, die Glocke weidlich donnern?
Die Donner sind's von Leipzig, Vaterland —
In Schmach der Corse und sein Reich in Trümmern,
Doch Deutschland, Deutschland siegreich, mächtig, frei — —"
Es schwankt der Alte, und sein Arm erlahmt;
Die Glocke schweigt, doch nur secundenlang —
Und wieder in die stille Nacht hinaus
Tönt, Hall auf Hall, das ernste Festgelänte,
Doch dieswal tönt es nicht wie Schlachtendonner;
Wie Wehmuth weint es, wie verhaltner Groll,
Und schwillt, anklagend zu des Himmels Wolken,
In wilden Klagen an.
„Verhaßte Ernte," stöhnt er zornig auf,
„Die, ach! solch edlen Krieges Saat entsproß!
Am blut'gen Lorbeer kroß des Volkes Gram;
Denn heil'ges Fürstenwort ward eitel Dunst;
Den Helden folgten der Bedrückung Scherzen
Und großen Vätern kleine Enkel nach.
Der Höfling herrschte; schnöde Staatskunst schlug
In's Pfaffenjoch die ewige Vernunft,
Und mit dem Bürger, der ein Knecht geworden,
Saß die Verbitterung am kargen Tisch.
Da" — voller wecht den Glockenklang der Alte,
Und kräftiger schwingt sich das beseelte Erz —
„Da kam ein Tag: Die Langmuth ging zur Neige;
Der Funke glomm; die Gluth schlug auf — und kämpfend
Auf Barricaden stand ich mit den Brüdern."
Schwer senkt der Greis; es hallt so matt die Glocke —
„Ein Wahn, ein Traum!" haucht er mit müder Stimme,
„Das Ziel war groß, allein die Kraft war schwach;
Dem Aufschwung folgte die Ernüchterung."
Nun aber plötzlich hebt er stolz sein Haupt;
Er zieht die Glocke stürmisch, hochgemuthet,
Und „Heil Dir!" spricht er, zu dem Sohn gewandt,
„Heil Dir, daß Du ein Spätgeborner bist!
Was wir gewollt, Ihr habt's erreicht; dem glorreich
Erstrahlt in seines jungen Ruhmes Glanze
Das theure Vaterland.
Den Kranz, den Du bei Sedan mitertungen,
O, sieh, Europens Völkern stolz voran,
Trägt Hagelmeichling ihn der deutsche Aar
Zu des Jahrhunderts höchster Staffel auf.
Und ob auch heut' an Deutschlands bestem Mark
Mit gift'gem Zahn die im're Zwietracht nagt,
Obsiegen wird es über Roms Trabanten,
Obsiegen über der Empörung Brut,
Wie es gesiegt in allen edlen Schlachten — —"
Er schweigt. Sein Auge flammt prophetenhaft,
Als schaut' es abwend in ruslegne Ferneu,
Und wie Verklärung weht's von seinen Lippen:
„Aufragen seh' ich in der Zukunft Zeiten
Dein heiliges Panier, mein Vaterland,
Ein Hort dem Recht, ein Schrecken allem Bösen
Und eine Leuchte in dem Sturm der Zeit,
Ich seh' Dich thronen an der Völker Spitze;
Dir huldigt neidlos die bewohnte Erde,
Und freudig harren Deines Richterspruchs
In Demuth und Bewunderung die Nationen.
Drum, die Ihr hem im Licht der Sonne wandelt,
Seid eingedenk der Tage, die da kommen!
Mein Sohn, mein Sohn, steh treu auf Deiner Wacht
Und schirme, was die Väter einst erstritten,
Trotz ein für Freiheit, Volk und Vaterland —
Tritt ein — tritt ein — —"
Er wankt; er bebt — noch einmal
Zieht er die Glocke — leise klirbt ihr Klang,
Und an die Brust, Begeistrung noch im Blicke,
Sinkt lautlos er dem Sohn in's Arme — —
Nun dröhnt vom Thurm des Jahres letzte Stunde
Und hallt und schweigt.
Auf hohem Glockenstuhle
Webt um's Gefälel tiefe Mondnachtstille;
Nichts regt sich in den Höh'n —
Nur in des Glöckners Stübchen, wolkennahe,
Kniet bei dem todten Vater stumm der Sohn.
Und in die kalte Rechte des Soldaten
Schwört er der Freiheit und des Volkes Sache,
Schwört er dem Vaterland den Eid der Treue.

Ernst Ziel.

Der Hirscheber.

Unter dem üppigen Himmelsstriche des indischen Oceans, wo die äquatoriale Sonne ihre brennenden Strahlen senkrecht auf unsere Erde wirft, liegen, zu einem herrlichen Archipel vereinigt, zahlreiche fruchtbare Inseln, unter welchen Celebes im Westen und die Molukken im Osten die hervorragendsten sind. Auf diesen von der Natur so reich begabten Eilanden, wo unter einer überaus reichhaltigen und üppigen Vegetation die besten Gewürzpflanzen gedeihen, lebt ein sonderbares Thier, dessen Kopf mit seinem merkwürdigen Hörnerschmucke die Aufmerksamkeit der Naturforscher lange in Zweifel und Spannung hielt.

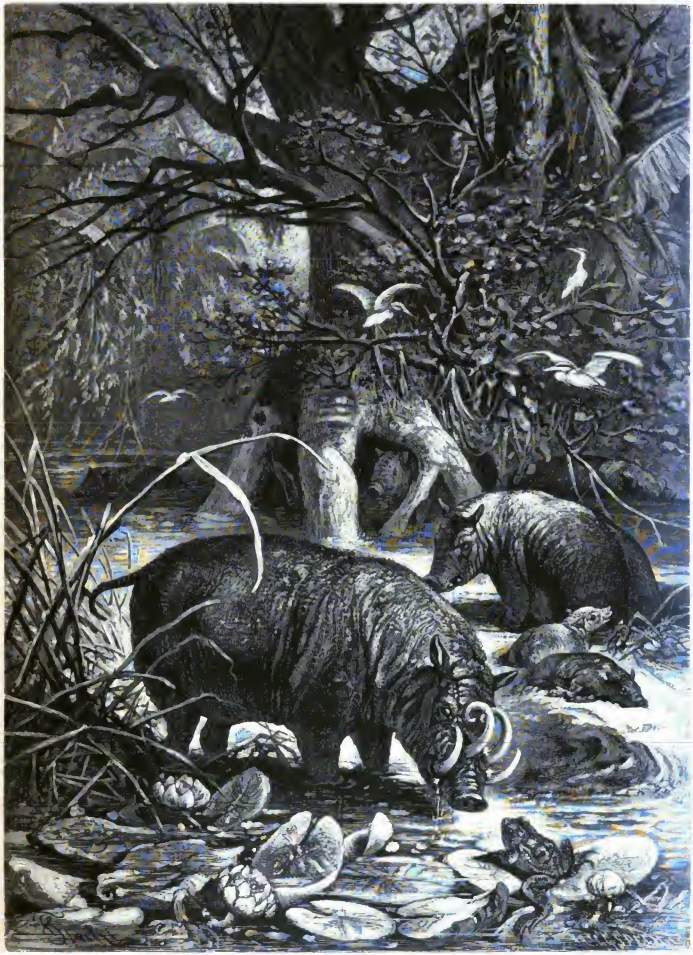
Dieses Thier ist der Hirscheber oder Babirusa (Porcus Babirussa), einer der eigenthümlichsten Repräsentanten des Schweinegeschlechtes, dessen getreue Abbildung wir heute unseren Lesern vorzuführen vermögen, obgleich er zur Zeit noch zu denjenigen Vierfüßlern gehört, welche nur selten aus fernen Zonen zu uns gelangen. In früheren Zeiten wußte man in Europa über seinen Bau, den Schädel ausgenommen, den man seit mehreren Jahrhunderten kennt, nichts Genaues.

Besonders merkwürdig bei dem Hirscheber ist die eigenthümliche Zahnbildung des Oberkiefers, dessen Hauer, statt ihre Richtung nach außen seitwärts zu nehmen, die Rüsselbecke nach obenhin förmlich durchbohren und, nach einer sechs bis acht Zoll langen, bogenartigen Krümmung über die Augen hin, mit ihren scharfen Spitzen zuweilen bis in die Stirn hinein dringen. Ihrer auffallenden Länge und ihrer sonderbaren Richtung wegen haben diese Hauer mehr Aehnlichkeit mit Hörnern als mit Zähnen. Dagegen sind die untern Hauer kürzer, dicker und gerader nach oben gerichtet.

Diese mächtige Zahnbildung giebt dem Hirscheber das Aussehen einer viel größeren Gestaltlichkeit, als man ihm in Wirklichkeit beimessen darf; denn die Hauer unserer Eber sind viel gefährlicher, als die der Babirusa.

Brehm berichtet, daß einige Jäger, welche das Thier in der Wildniß gesehen, behaupteten, es hätte die Größe eines mittelgroßen Esels. Diese Behauptung entspricht jedoch keineswegs der Wirklichkeit; denn die Exemplare, die wir gesehen, und darunter die des zoologischen Gartens in Köln, erreichen noch lange nicht

Digitized by Google



Hirscheber.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

die Größe unserer völlig entwickelten Wildschweine. Die Beine sind verhältnismäßig dünner und höher; der Körper ist gleichmäßig vogenartig abgerundet, sodaß die größte Höhe sich in der Mitte des Rückens befindet; er hat eine schmutzig aschgraue Färbung, ist mit zahlreichen Querstreifen versehen und mit kurzen, dünnstehenden, kaum sichtbaren Borsten besetzt. Dieselben stehen längs des Rückens und zwischen den Falten dichter und bilden am Ende des ziemlich langen, dünnen, geringelten, gerade herunterhängenden Schwanzes eine förmliche Quaste, welche jedoch mit der Zeit gänzlich oder theilweise verschwindet.

Die Innenseite der Beine sowie die Bauchseiten sind rothroth. Bei dem Weibchen, welches stets etwas kleiner ist als das Männchen, sind die oberen Hauer bedeutend kürzer als bei dem Eber, zu zweien kann sichtbar, oder sie fehlen auch gänzlich.

In ihrer tropischen Heimath wandern die Babirusa in steter Unruhe durch die feuchten, sumpfigen Waldungen, fressen gerne Laub, Gras und zarte Wasserpflanzen und schwimmen sehr geschickt, wie sie denn nach Brehm im Stande sein sollen, große Strecken über die See von einer Insel zur anderen zurückzulegen. Ihr Fleisch wird als geschmackvoll bezeichnet, obgleich sie einen starken, widrigen Geruch von sich geben. Berichte von solchen Beobachtern, welche den Hirscheber in seiner Heimath zu studiren Gelegenheit hatten, sind äußerst selten; um so weniger darf ich mir versagen, die Mittheilungen eines Augenzeugen über die Babirusa hier wiederzugeben.

„Als ich einst früh niedrigen, feuchten Waldungen einer der Molukkeninseln — Buru — durchwanderte, erzählte mir derselbe, „wurde meine Aufmerksamkeit durch ein sonderbares Geräusch, den Grunzen der Schweine nicht unähnlich, welches aus geringer Entfernung ertönte, in hohem Grade gespannt. Dazwischen ließen sich eigenthümlich pfeifende Töne vernehmen, die dem Angstgeschrei unserer Hausschweine fast gleichkamen. Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde durch das Dickicht des Waldes diesen Lauten gefolgt war, sah eine Heerde mir unbekannter Wesen mit auffallend gebogenen Köpfen pfeilschnell an mir vorbei, einem nahe gelegenen Gewässer zu, in welches sie sich in wilder Hast, Kopf über, hineinstürzte, um bald nachher aus der andern Seite wieder zum Vorschein zu kommen. Ich benutzte diese Zwischenzeit, um meiner Flinte, die nur mit Schrot geladen war, eine Kugel beizufügen, und feuerte los, als die Heerde eben an der entgegengesetzten Seite wieder auftauchte. Der Zufall wollte, daß gerade eines der größten Thiere der Heerde getroffen wurde und niederfiel. Das geschossene Wild ward sofort von seinen Kameraden umringt. Sie berochen es und machten Anstalten, es zu vertheidigen, als ich an das Ufer gelangte, allein ein zweiter Schuß veranlaßte sie, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte ein völlig ausgewachsenes Männchen, das nicht weniger als 150 Pfund Gewicht zählte, erlegt. Sein dicker, runder walzenförmiger Körper maß drei Fuß in der Länge und über zwei Fuß in der Höhe."

Zur Zeit Buffon's, der den Hirscheber einen äußerst feinen Geruch beimißt, hatte man noch kein lebendes Exemplar dieser Thiere in Europa gesehen; denn die ersten lebenden Babirusa, welche nach Europa kamen, verdankte man den französischen Naturforschern Quoy und Gaimard, die während ihrer Weltumsegelung mit der Dumont d'Urville'schen Expedition ein Hirscheber-Pärchen von einem holländischen Gouverneur der Molukken-Inseln als Geschenk erhielten. Dieselben wurden sehr zahm und lebten mehrere Jahre im Pariser „Jardin des Plantes". Besonders merkwürdig ist es, daß sie sich dort fortpflanzten, leider aber starb die junge Brut sehr bald.

Das erste Exemplar des Hirschebers, welches ich sah, traf ich im Jahre 1860 im zoologischen Garten zu Rotterdam, an dessen Spitze damals der berühmte alte Menageriebesitzer Martin stand. Ich gestehe, daß außer dem Nilpferd nie irgend ein Thier einen ähnlich überraschenden Eindruck auf mich gemacht hat, wie jener Hirscheber zu Rotterdam. Es war mir daher höchst erfreulich, als vor etwa vier Jahren ein Paar dieser Thiere von Amsterdam aus offerirt worden wurde. Ich reiste sofort dorthin, um die Thiere in Augenschein zu nehmen, und erwarb das Pärchen für den Kölner zoologischen Garten. Leider gingen die beiden Thiere schon nach zwei Jahren zu Grunde.

Die oben erwähnten Beschreibungen stimmen vollständig mit unseren Exemplaren überein. Vom Capitain des Schiffes, der uns die Thiere verkaufte und der sie auch in ihrem Vaterlande beobachtet hatte, erfuhr ich manches über ihre Lebensweise, was im Allgemeinen das bereits Erwähnte bestätigt. Unter Anderem theilte er mir mit, daß die Hirscheber auf gewissen Inseln etwas größer werden, als auf anderen, und daß sie nur in Trupps von sechs bis acht Stück, worunter außer den jungen gewöhnlich nur ein völlig entwickelter alter Eber sich befindet, zusammen leben. Das Weibchen wirft ein bis zwei Junge, die von der ganzen Schaar liebevoll und zärtlich behandelt werden.

Meines Wissens sind unsere Hirschеber bis jetzt die letzten lebenden in Europa gewesen.

Köln, im December 1881.

B. Funck.

Blätter und Blüthen.

Das Gift des Speichels. In der Auffassung vieler Naturvölker hat das Gift der Schlangen bekanntlich die ganze Thierclasse, in welcher es doch auch harmlose und mit ehrlichen Waffen kämpfende Glieder giebt, in Verruf gebracht und sie zu gewissermaßen zur Personification des bösen Princips gemacht. Bis auf unsere Tage war es selber ein geheimnißvoller Saft geblieben, dessen Mysterium die Wissenschaft nicht zu enträthseln vermochte. Durch die Bemühungen einiger französischen Aerzte und Naturforscher ist jedoch bezüglich dieses Giftes in den letzten Monaten einige und zum Theil sehr überraschende Aufklärung erlangt worden. Das Gift der Schlangen ist bekanntlich die Absonderung mehrerer Drüsen des Oberkiefers dieser Thiere, und jene Drüsen entsprechen nach Lage und Bau den Speicheldrüsen. Neuere Untersuchungen von Vulpian, A. Gautier und Anderen haben nun ergeben, daß keineswegs nur der Speichel der Schlangen, wenn er in eine Wunde geräth, giftig wirkt, sondern daß der Speichel der meisten anderen Thiere, z. B. des Hundes, des Kaninchens, ja sogar der des Menschen ganz ähnlich wirkt.

Ein aus dem menschlichen Speichel bereitetes wässeriges Extract tödtete einen kleinen Vogel, wenn es in den Blutumlauf gebracht wurde, beinahe ebenso schnell, wie Schlangengift. Die von aller Welt in die Acht erklärten Giftschlangen bilden also in dieser Beziehung nur insofern eine Ausnahme, als sie vor den Mündungen der betreffenden Drüsen mit offenen oder geschlossenen Rinnen versehene Zähne besitzen, durch welche eine ungewöhnlich große Quantität des Speichelgiftes in die Wunde befördert werden kann. Und wie das Gift einer und derselben Schlangenart unter verschiedenen Umständen verschieden stark wirkt, so wirkt der menschliche Speichel ebenfalls den Umständen nach von sehr verschiedener Giftigkeit befunden, und zwar am stärksten des Morgens bei nüchternen Personen, wo er auch nicht durch Ausgaben verdünnt worden ist.

Was nun die eigentliche Ursache der Giftigkeit dieser sonst die Verdauung befördernden Absonderung betrifft, so besteht sie nach A. Gautier wahrscheinlich nicht, wie man wohl früher glaubte, in einer Art von organisirtem Fermente, welches das Blut in Gährung versetzt, sondern vielmehr in einem starkgiftigen Alkaloide; denn man kann z. B. das Gift, welches man einer Brillenschlange entzieht hat, indem man sie wiederholt in einen Bausch Baumwolle beißen ließ, mit Wasser verdünnen, bis zum Sieden erhitzen, filtriren, mit Alkohol behandeln, vollständig eintrocknen lassen ꝛc., ohne daß es seine Wirksamkeit einbüßt, während man durch ähnliche Behandlung jede Art Hefe lösen und unwirksam machen wurde.

Wenn aber der Speichel anderer Thiere dem Schlangengifte ähnlich wirkt, so steht andererseits das Schlangengift nach den Untersuchungen von De Lacerda dem gewöhnlichen thierischen Speichel und besonders dem Safte der sogenannten Bauchspeicheldrüse in seinen verdauenden Eigenschaft mehr; es löst natürliche Nahrstoffe und verwandelt Fettstoffe in Emulsion. Als wichtigstes Ergebniß der Untersuchungen des letztgenannten Naturforschers dürfte die Entdeckung eines Gegengiftes von der wunderbarsten Wirkung zu bezeichnen sein. Zwei bis drei Centimeter einer filtrirten empfernigen Auflösung von übermangansaurem Kali in Wasser mittelst einer Pravaz'schen Spritze in die Bißwunde eingeführt, verhinderten in der Mehrzahl der Fälle nicht nur jede Entzündung der Wunde, sondern retteten selbst solche Thiere, bei denen das Gift bereits unter den bedenklichsten Symptomen in den Blutumlauf eingetreten war.

Die Versuche wurden in Gegenwart des Kaisers von Brasilien mit einer sehr giftigen Schlangenart (Bothrops) angestellt, der gegenüber sich alle sonst empfohlenen Gegengifte (Eisenchlorid, Borax, Ammin ꝛc.) völlig unwirksam erwiesen. Fast alle Thiere, bei denen das Gegengift nicht in Anwendung gebracht wurde, gingen zu Grunde, dagegen starben von dreißig Stück, denen es eingespritzt wurde, nur zwei schwächliche Versuchsthiere.

Kleiner Briefkasten.

Frl. G. in Hannover. Vielleicht wird Ihnen durch folgende Mittheilung gedient sein: Der deutsche Generalconsul Bojanowski in London theilte vor Kurzem dem Berliner Polizeipräsidenten mit, daß in London ein Heim für deutsche Mädchen eröffnet wurde, welches den Namen „Gordon House" trägt und in 8 Englefield Gardens, NW., sich befindet. Dasselbe ist gegründet worden, um deutsche Mädchen, welche in England Dienste suchen, vor den ihnen drohenden mannigfachen Gefahren zu schützen; es gewährt ihnen anständige Wohnung und kostenfreie Stellenvermittelung.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Hatte bei dem unsicheren Dämmerlichte, beim raschen Wechsel der Blätter, das sonst so scharfsichtige Auge Hilda getrogen? Aber woher die Aehnlichkeit von Wilhelm's Stimme mit jener so unheimlich aus den Brettern des Fußbodens herauftönenden? Hilda war von dem Laute betroffen worden, als antworte in der That ihr Bruder unter den Parketen herauf, auf denen sie stand. Wohl war ihr das Kunststück des Bauchredens nicht fremd, aber sollte es wirklich nur Zufall gewesen sein, daß diese forcirte Stimme jener anderen glich, die ihr noch so deutlich im Ohre klang, ohne daß der Täuschende sie je zuvor gehört? Und fanden sich denn ebenso leicht Erklärungen für den befremdlichen Sinn der Worte? „Bill" hatte der Mann den Fernen angerufen, Amerika genannt, auf die Gefahr seiner Rückkehr nach Europa hingewiesen. Und das alles sollte wirklich nur ein harmloses Zusammentreffen von Umständen sein, nicht eine beabsichtigte Nachahmung der Stimme, eine bedeutungsvolle Mahnung, ein wohlvorbereitetes Spiel zu ganz bestimmtem Zwecke? Und welcher war dieser Zweck?

Darüber sollte der Mann selbst Auskunft geben. Es blieb ja immerhin möglich, daß hier der Hinweis auf eine alte Bekanntschaft als wirksame Unterstützung einer Bettelei benutzt wurde, aber vielleicht hatte dieser Mensch den Exilirten doch in neuerer Zeit erst gesehen und konnte Nachricht geben über ihn. Aber nein, vielleicht zerrann schließlich doch noch alles in Nebel — vielleicht war alles nur ein Traumbild, wie es, von einem Worte, einem Laute, irgend einem Anblick hervorgezaubert, in des Menschen Innern plötzlich auftaucht, in der Dichter-, in der Künstlerseele sogar greifbare Gestalt annimmt und doch vorüberzieht und verweht — ein Hauch, ein Nichts.

„Aber, Tantchen, wo bleibst Du denn so lange? Der Wagen ist schon vorgefahren, und Du verplauderst Dich in einem Kaffeestündchen mit Bußbub."

Mimi's Stimme weckte die in tiefes Sinnen Versunkene. Ihre Stirn lehnte an der Fensterscheibe, und ihre Hand kraute in dem Pelze des schnurrenden Kätzchens, das sich zu ihr auf's Fensterbrett geschmeichelt hatte.

Es mußte eine geraume Weile verstrichen sein, während sie auf den Mann mit den geheimnißvollen Andeutungen gewartet hatte; denn Dunkelheit hüllte bereits ringsum alles immer tiefer und tiefer ein. Aber wo war er geblieben, der unheimliche Eindringling?

Eben kam Liese fast athemlos herein.

„Ich weiß nicht, wo der Mensch hingekommen ist," berichtete sie. „Im Vorhause ist er nicht; in der Küche hat ihn Niemand gesehen und draußen auch nicht. Der Martin ist freilich erst vorgefahren, aber Fritz hätte doch besser aufpassen können. Er stand vor der Thür und machte noch schnell die Tannenbäumchen fest. Dort sei nichts vorbeigekommen, sagt er. Aber wie ein Geist kann doch Niemand bei lebendigem Leibe verschwinden."

„Ausgenommen ein Zauberer," fiel ihr Mimi in's Wort.

„O, auch die lassen eine Begrüßung nicht im Stiche," parirte die praktisch denkende Liese den Schlag.

„Es giebt doch auch stolze Zauberer," widersprach Mimi lachend. „Wer weiß, ob er sich nicht durch die Zumuthung beleidigt fühlte, sich in der Küche wie ein Handwerksbursche ein Almosen zu holen. Ich lasse mir nun einmal meine gute Meinung nicht nehmen."

Hilda that keinen Einspruch; sie ließ es auch geschehen, daß ihr das Mädchen Hut und Handschuhe reichte und Mimi ihr den weichen Herbstmantel um die Schultern legte. Die Frage, wie dieses Verschwinden zu deuten, beschäftigte sie noch, als ihr Meinhard, der sie am Kutschenschlage erwartet, in den Wagen half.

„Vielleicht hat Mimi Recht," dachte sie, erleichtert aufathmend. „Dann aber hatte es ja auch keinen Zweck, und es war doch alles nur eine Täuschung meiner Sinne."

2.

Die Nacht war schon hereingebrochen; ihre Schatten schienen das Schloß zu verschlingen, während der Wagen in das Dunkel hinaus rollte. Dunkel herrschte auch in seinem Innern; denn von den Laternen drang kein so ausgiebiger Strahl herein, um etwas genauer erkennen zu lassen. Wie der nachdenkliche Ausdruck in Hilda's Zügen, entging auch ihr Schweigen der Aufmerksamkeit ihrer beiden Gefährten. Mimi führte das Wort für alle Drei. Zunächst war es noch der Taschenspieler und sein gespensterhaftes Auftreten, worüber sie sich vollends aussprechen mußte. Die Bemerkung Meinhard's, daß es in der Weise solch verkommener und zuweilen halb verrückter Genies liege, ihrem Erscheinen etwas Geheimnißvolles zu geben und sich, vielleicht mehr noch ihrer Eitelkeit, als dem zu erhoffenden Nutzen zuliebe, womöglich immer mit einem Theatercoup in Scene zu setzen, gefiel ihr schließlich doch noch besser, als die ebenfalls aufgestellte Vermuthung, diese vagabondirenden Subjecte hätten oft allerlei Gründe, ein Haus auszuspioniren.

„Ach, Gruselmacher giebt's nicht!" meinte sie. „Diese Taschenspielerei ist nicht gefährlich. Und geschickt ist er gewiß sehr — sehr!

Digitized by Google

Wie er es nur angefangen haben mag, daß ihn nicht einmal die Hunde meldeten? Hektor ist sonst gerade nicht liebenswürdig gegen Unbekannte."

„Solche Leute haben allerlei Mittel; das gehört zum Metier, erhöht aber nicht gerade ihre Vertrauenswürdigkeit."

„Du lieber Gott, sagen Sie nur Papa nichts!" bat die Kleine mit plötzlichem Schrecken. „Er würde von Einschleichen sprechen, über die Unordnung und Aufsichtslosigkeit schelten. Ein Donnerwetter ginge los über Fritz, über Tantchen und Alle. Wenn Papa-heftig wird, schont er nichts, so gut er sonst ist."

„Er wird jetzt gar nicht Zeit haben, zu schelten," tröstete Meinhard. „Und wenn er über Laune sein sollte, wird es nur ein gutes Wort von Mama bedürfen."

„Das wäre noch schlimmer," fiel die Kleine beinahe mit der von ihr selbst gestrichteten Heftigkeit ein. „Tantchen wird doch nicht einer Fürbitte bedürfen von einer — einer Fremden — die erst in ein Haus kommt, in welchem Tantchen geboren ist und, so lange sie lebt —"

Hier unterbrach Hilda den stockenden und dann wieder sprudelnden Redestrom.

„Mimi, Du vergißt, von wem Du sprichst," sagte sie tadelnd. „Solche Aeußerungen klingen wie die Anklage gegen mich, Dich schlecht erzogen zu haben; sie wären zudem noch ein Grund für Deinen Vater, zu bedauern, daß er im Schmerze um den Verlust Deiner Mutter die Pflicht vernachlässigte, Dir für sie einen Ersatz zu suchen, ehe Du der leitenden Hand entwachsen warst."

„Aber warst denn Du nicht für mich die sorgsamste Mutter?" erwiderte die Zurechtgewiesene. „Ich brauche keine andere, und ich verlange keine andere."

Das kam aber mit solchem Ungestüm heraus, daß es kaum noch den Charakter der Zärtlichkeit trug und Hilda keineswegs ganz Unrecht hatte, wenn sie kopfschüttelnd sagte:

„Du verlangst keine — das ist möglich, aber brauchen — das ist eine andere Frage, die nicht Du zu beantworten hast. Es scheint doch bisher an der rechten Strenge gefehlt zu haben."

Da dieser Selbstvorwurf von der beschämt, gekränkt und wohl auch ein wenig trotzig in ihre Ecke sich drückenden Kleinen keinen Widerspruch erfuhr, so nahm Meinhard die Lanze auf.

„Sie beurtheilen eine ganz natürliche Regung, wie ich glaube, zu hart, Fräulein Hilda," begann er und fuhr, ohne sich von dem leisen, aber nachdrücklichen „Nicht wahr!" Mimi's unterbrechen zu lassen, im warmen Tone der Ueberzeugung fort: „Fast seit ihrer Geburt war sie in Ihrer Obhut: Sie nahmen der kränklichen Mutter von allem Anfange an die Mühe ab und traten nach deren Tod ganz an ihre Stelle. Sie pflegten und erzogen das Kind; Sie haben sich ihm ganz hingegeben und es so möglich gemacht, daß es die Heimath gar nicht zu verlassen brauchte und in der Nähe des Vaters bleiben konnte, der diese Erheiterung in seinem Gemüthszustande gar schwer vermißt hätte. Sie haben sich eine edle und bewundernswerthe Aufgabe gestellt, sich dieselbe zum ausschließlichen Lebenszwecke gemacht und derselben Alles zum Opfer gebracht."

„Ah bah!" fiel ihm hier die Gepriesene in einem Tone, der leicht fein und keine Rührung aufkommen lassen sollte, in's Wort. „Welche Tirade! Was habe ich denn für Opfer gebracht? Ich habe noch nie etwas davon gemerkt."

Einen Moment blieb er stumm; dann sagte er gedämpfter:

„Das ist kein Grund. Alles als selbstverständlich von Ihnen hinzunehmen, und ich begreife recht wohl, daß soviel Liebe und Hingebung tiefe Dankbarkeit erweckt, welche sich zu einem excl[illegible], jede Theilung ablehnenden Gefühle entwickeln kann."

Das Schweigen, in welches Mimi versunken gewesen, hatte nun lange genug gewährt. Sie nahm sich aus der schon ungeduldig mit angeführten Beweisführung, was ihr eben taugte, um daran anzuknüpfen.

„Ja, und wenn ich noch wüßte, weshalb ich theilen soll? Hat denn die neue Mama mir irgend ein Opfer gebracht? Vielleicht, daß sie Papa geheirathet hat? O, das ist gar kein besonderes Verdienst: Papa ist noch ein ganz hübscher Mann; nicht mehr jung freilich, aber man merkt ihm die vierzig Jahre gar nicht an. Nicht ein graues Härchen hat er, und wie er reitet und Schlittschuhe läuft! Sie hat ihn auch nicht meinetwegen geheirathet, so wenig wie Papa sie aus diesem Grunde nahm. O, gewiß nicht! Soviel kann ich auch schon beurtheilen — dazu brauche ich nur meine gesunden Augen. Im Anfange, als wir nach Teplitz kamen, hatte es wirklich den Anschein, als ob Papa mich zur Gesellschafterin brauche, um sich nicht gar zu sehr zu langweilen. Da verlebte auch Fräulein Albertine hin und wieder mit mir, während Papa schlief oder sich im Bade befand; in den letzten Wochen aber war es, als ob ich für die Beiden gar nicht mehr vorhanden wäre, und Papas Arm nahm nun wieder an Geschmeidigkeit zu. Er wurde aber auch recht fleißig geübt."

„Was sprichst Du wieder für tolles Zeug!"

„Nur was ich gesehen habe," wehrte sie sich gegen den Verweis. „Ich konnte doch nicht jedesmal die Augen schließen, wenn ich auf den Spaziergängen im Walde hinter ihnen drein kam und sie mich ganz und gar vergessen hatten. O, ich schämte mich ohnedem genug vor Herrn Edwin und hätte dann lieber gewünscht, er würde mich nicht begleiten, obwohl ich mich ohne seine Gesellschaft recht verlassen gefühlt hätte. Ich mußte wirklich noch froh sein, daß er sich meiner annahm."

Die Folgen einer sehr langsam heilenden Muskelzerrung, die er sich bei einem Sturze mit dem Pferde geholt, fortzubaden, war Herr von Reinach schon zeitig im Frühjahre nach Teplitz gegangen, um es nach sechs Wochen als Bräutigam zu verlassen. Frau Rohrwek, die Besitzerin des Hauses „Zur Aurora" in Schönau, wo er seine Wohnung genommen, war Wittwe und hatte zwei Kinder aus verschiedenen Ehen. Aus der oberflächlichen Bekanntschaft des Sohnes Edwin mit den neuen Miethsleuten entspann sich bald ein näherer Umgang zwischen den Familien; dem Vater schien der Verkehr der beiden Mädchen erwünscht, doch allmählich entzog er seinen Töchterchen die Gesellschaft immer mehr. Der Zwang, den ihm die Gegenwart eines Dritten auferlegte, mochte ihn beengen, und er wußte es Albertinens Stiefbruder Dank, daß er an der Seite „des Kindes" blieb und es anderwärts beschäftigte.

Den Abschluß dieser so leicht und arglos angesponnenen Beziehungen bildete dann Ende August jene Heirath, welche der langjährigen Wittwerschaft Franz von Reinach's ein Ende machte, dem Gute Waltershofen wieder eine Herrin und dem sechszehnjährigen Kinde eine Stiefmutter gab. Die Nachricht von der bevorstehenden Aenderung der Dinge hatte Mimi nicht ganz ahnungslos getroffen; denn die vorwitzigen jungen Augen hatten schon zu scharf beobachtet. Von einem Ausbruche kindlicher Eifersucht, wie ihn Hilda befürchtet hatte, war keine Rede, und ein Ungestüm, zu dem die Kleine sonst sehr neigte und wie er eben jetzt zum Ausbruche gekommen, hatte sich damals nirgends gezeigt, aber das kam wohl auch daher, weil Mimi gar nicht daran dachte, daß ihr Verhältniß zu Hilda davon berührt werden könnte. War sie ja doch darin eingelebt von Kindheit auf. Es war so naturgemäß, so selbstverständlich, daß sie ein Plätzlein daran gar nicht für möglich hielt und die bloße Andeutung, auch wenn sie von Hilda ausging, wie eine tiefe Kränkung empfand.

Daher der stürmische Protest, daher nach dessen Zurückweisung das schmollende Schweigen, unter dem aber das hieran nicht gewöhnte Jüngstein am meisten litt. Jetzt revanchirte es sich; denn von jenem Aufenthalte in dem böhmischen Bade auf die Hochzeit selbst übergehend, reihte Mimi allerlei Bemerkungen über die neue Ehe ihres Vaters bunt an einander, wie sie dies in den letzten Wochen nicht müde geworden war zu thun, vielleicht eben deshalb, weil sie in ihren eigenen Gedanken eine gewisse Uebereinstimmung mit denen der Tante zu entdecken meinte.

Das hätte denn auch Tantchens Fernbleiben von der Trauung für eine andere Bedeutung gehabt? Der Katarrh war doch sicher nur ein Vorwand; das Haus wäre wegen der zwar Tage Abwesenheit gewiß auch nicht zu Grunde gegangen, und das Einbringen des Grummets hätte schon der Oberknecht allein besorgen können. Mimi hatte mit dem Vater allein zur Hochzeit reisen und bei der Heimreise einer bekannten benachbarten Familie anvertraut werden müssen.

Das war für der Kleinen Logik ausschlaggebend gewesen. Sie fühlte sich der Unterstützung einer ihr im Stillen Verbündeten sicher; die Stiefmutter erschien ihr, wenn auch gerade nicht als ein Eindringling, so doch als ein gewissermaßen Fremdes in der Hausgenossenschaft, an das man sich aber gewöhnen könne, wenn es sich nicht unbequem mache. Und nun mit einem Male mußte sie Worte hören, die viel zu ernst klangen, als daß sie sich

Digitized by Google

noch der Zuversicht, ihre Gesinnung werde getheilt, hingeben konnte. Sie war betroffen, dann bäumte sich aber doch etwas in ihr auf gegen ein stilles ergebungsvolles Himmehmen der Lehre, die ihr wie eine Ungerechtigkeit vorkam. Sie wollte dagegen plänkeln, und plauderte, je länger sich jetzt Hilda stumm verhielt — was doch offenbar ein Zeichen fortwährender Mißbilligung war — immer lebhafter, um sich selbst glauben zu machen, daß die Ungnade nur leicht zu nehmen sei, bis endlich das Rasseln der Räder auf dem Pflaster der Stadt diesen Anstrengungen ein Ziel setzte.

Aber auch nachdem das Geräusch beim Einbiegen in die nach dem Bahnhof abzweigende Allee ein Ende genommen, fand sich ihre Beredsamkeit nicht wieder ein. Die Strecke war übrigens nur noch kurz, und als der Wagen hielt, hörte man schon das Gebimmel der elektrischen Klingel, welche die Absahrt des Zuges von der letzten Station signalisirte. Der durch den Taschenspieler verursachte Aufenthalt hatte doch beinahe zu einer Verspätung geführt, und die Damen mußten sich beeilen, auf den Perron zu gelangen.

Der Stationschef grüßte sie mit besonderer Ehrerbietung und gab auf Meinhard's Frage die Versicherung, daß immerhin noch fünf bis sechs Minuten bis zur Ankunft des Zuges vergehen würden. Fast unwillkürlich nahm Hilda Meinhard's Arm, um sich von ihm durch die drängenden Menschen zu einem ruhigen Plätzchen führen zu lassen. Manchen Gruß hatte er dabei zu erwidern, der nicht nur der hervorragenden Stellung in der kleinen Stadt, sondern auch der persönlichen Beliebtheit des angesehenen Mannes galt; demnach wurde seine Aufmerksamkeit nicht so ganz abgezogen, daß ihm der ungewöhnliche Ernst seiner Begleiterin und ihre Blässe entgangen wäre, die freilich einem weniger theilnehmenden Auge in dem Scheine der spärlichen Laternen kaum aufgefallen sein dürfte. Er benutzte das Alleinsein mit ihr; denn Mimi war ein wenig abseits damit beschäftigt, Zeitz die beiden großen Bouquets abzunehmen, mit denen er den Damen gefolgt war.

„Was ist Ihnen?“ wiederholte Meinhard seine schon früher gestellte Frage. „Hat Sie Mimi's Geplauder verstimmt, und ist Ihnen, indem Sie das Kind auf Theilung der Pflichten verwiesen, plötzlich auch der Gedanke an die Theilung Ihrer Rechte erschreckend nahe getreten?“

Hilda schüttelte mit leisem Lächeln den Kopf.

„Mimi's Herz wird mir ja immer bleiben,“ entgegnete sie überzeugt. Sie hatte vielleicht eine Zustimmung erwartet, statt derselben aber ging der Freund nach einer kurzen Pause in seinen Nachforschungen weiter.

„Dennoch ist etwas vorgefallen, was Ihr schönes Gleichgewicht stört,“ sagte er mit der Bestimmtheit eines Menschen, der aus der jahrelangen Beobachtung eines Anderen und aus dem liebevollen Eingehen in dessen Wesen beinahe jeden seiner Gedanken zu errathen gelernt hat. „Ist am Ende wieder ein Brief aus Amerika gekommen?“

„Was bringt Sie gerade darauf?“ fragte sie überrascht.

„Es sind eben schon wieder mehrere Monate verstrichen, seit jene Frau an Ihr gutes Herz appellirte. Die Perioden waren sonst nicht so lang gestreckt und pflegten sich sogar in einer gewissen Regelmäßigkeit zu verkürzen, genau der Willfährigkeit entsprechend, mit der Sie Ihre Sparbüchse, allen Abmahnungen entgegen, in dieses Danaidenfaß leeren. Es wäre auch zu verwunderlich, wenn die Ausdauer der Begehrenden eher ermüden sollte, als die Geduld der Spenderin.“

„Sagen Sie: das Mitleid.“

„Es dünkt mich sehr übel angebracht, dieses Mitleid, und es wird ohne Scham mißbraucht, um Sie gewissenlos auszusaugen.“

„Davor bin ich ja durch doppelte Vorsorge hinreichend geschützt; Franz und Sie behandeln mich ja obendrein wie ein unmündiges Wesen, und ich glaube, ich müßte vor Gericht klagbar werden, um nur wieder das Dispositionsrecht über mein Eigenthum zu erlangen.“

„O, es würde dessen bei mir nicht bedürfen; wenn Sie mir Ihr Vertrauen entzogen haben —“

„O, nicht diese Empfindlichkeit, Meinhard! Sind Sie denn nicht mein Freund?“ unterbrach sie ihn, seine Hand mit leisem Drucke fassend, und sah dabei so voll Herzlichkeit zu ihm auf, daß auch ein weit tieferer Groll unter diesem Strahl hingeschmolzen wäre. „Ich weiß ja, Sie meinen es gut mit mir, und Sie schneiden auch sonst meine Erörterungen nicht mit der Barschheit meines Bruders ab, doch eben darum sollten Sie auch ein wenig Nachsicht mit meinen Empfindungen haben. Mein Mitleid gilt ja nicht Wilhelm, obgleich er mein Bruder ist. Er hat sein Schicksal verdient; er hat Schande über uns gebracht, und nicht einmal die Folgen seines Verbrechens haben ihn zur Umkehr geführt. Unmännlich, thatlos und ohne Energie ist er geblieben. Für ihn habe ich keine Regung des Mitgefühls; ihm wäre es gleich, wenn sich Franz vollends für ihn zu Grunde gerichtet hätte und Waltershofen, das ohnehin so schwer zu erhalten gewesen, ganz für uns verloren gegangen wäre. Er hat nie eine Rücksicht gegen uns gezeigt — seine Liebenswürdigkeit war nur Schwäche. Aber Derjenigen kann ich meine Theilnahme nicht entziehen, die am schwersten darunter leidet.“

„Und die Ihnen jene impertinenten Briefe schreibt, in denen aus einander gesetzt wird, daß eine Frau von Reinach das Recht nicht nur auf die Anerkennung, sondern auch auf die Unterstützung der Familie habe, die ihr beides rücksichtsloser Weise verweigere.“

„Sie kämpft für ihr Kind,“ sagte Hilda und sah mit ernstem Nachdenken zu Boden.

„In der kecken Weise der einstigen Soubrette vom Theater.“

„Was auch ihre Vergangenheit gewesen sein mag, jetzt ist sie einmal Wilhelm's Frau und die Mutter seines Kindes. Ich kann nicht ohne Mitleid an die Beiden denken, wenn ich mir vorstelle, wie dürftig, wie elend sie sind, vielleicht nahe am Verhungern, trotz des unablässigen Kampfes und der Arbeit, mit welcher diese Frau eine Existenz möglich zu machen sucht, die ihres Mannes Leichtsinn und Arbeitsscheu immer wieder in Frage stellt.“

„Ihr gutes Herz dichtet Zaubermärchen. Unsere Berichte —“

„Ich vertraue meinem Gefühle mehr als allen Berichten. Nehmen Sie mir den Glauben nicht!“

„Und das Seelenbedürfniß, sich immer für andere zu opfern.“

„Auch das kann Glück sein.“

Sie sagte das so innig und voll so tiefer Ueberzeugung, daß Meinhard bewegt auf sie niedersah.

„Das Glück der Märtyrer,“ sagte er leise, „und die werden heilig gesprochen.“

„Ach, darnach trage ich kein Verlangen,“ entgegnete sie lächelnd. Sie hob fremdlich ihren Blick zu ihm auf; doch es lag nicht in ihrem Wesen sich rühren zu lassen, und auch jetzt wurde sie durch die feucht blickenden Augen ihres Freundes nicht gerührt. Wohl aber regte sich das Vertrauen in die alte treue Freundschaft, der Mittheilungsdrang, und entschlossen begann sie: „Wissen Sie denn —“

Wie zur Strafe für ihr früheres Zögern blieb es ihr aber jetzt versagt, zu vollenden. Die Fortsetzung wurde unbarmherzig von dem Gellen des „ersten Läutens“ verschlungen.

Unwillkürlich wandte Hilda den Kopf gegen den einfahrenden Zug und trat einen Schritt vor, wie alle Andern, die hier harrten. Den Augenblick benützte auch Mimi, um der Spannung ein Ende zu machen, die sich deutlich genug — wie sie meinte — in der Achtlosigkeit kundgegeben, mit der sie behandelt und von der Unterhaltung ausgeschlossen worden.

Sie schlang die Arme um Hilda.

„O Tantchen, bist Du noch böse?“ flüsterte sie mit gepreßter Stimme. „Bitte, bitte, sei wieder gut! Ich habe ja doch nur Dich lieb, aber ich will so fremdlich wie nur möglich gegen die neue Mama sein. Gewiß!“

„Das setze ich voraus,“ tröstete die durch den Ueberfall Ueberraschte das dem Weinen nahe Kind. „Ich wußte es, und Deinen Papa wird es freuen.“

„Und Du bist nicht mehr böse? Ach, Du kannst ja gar nicht böse sein.“ Und in raschem Umschwunge, die zurückgedrängten Thränen noch im Auge, lächelte Mimi und küßte das Tantchen mit nochmaliger stürmischer Umarmung.

Sie sahen aus wie zwei im Alter wenig verschiedene Schwestern, die sich trennen sollten. Niemand außer Meinhard hatte den kleinen Zwischenfall beachtet; Abschiedsscenen spielten sich ja mehrere ab auf dem Perron.

Der Zug hielt; die Thüren öffneten sich, und in dem Gewirre der nach den Coupés Drängenden und der Aussteigenden war bei der schwachen Beleuchtung einen Moment lang kaum Jemand zu erkennen. Mimi hatte sich am ersten orientirt.

„Ah, da sind sie! da sind sie!“ rief sie. „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß er mitkommt? Nein, wie drollig! Er sucht uns

Digitized by Google

offenbar und sieht uns nicht. Da, da! Ach, und die Aurora ist auch dabei."

„Aurora? Wer ist denn das?"

„Weißt Du denn das nicht? Die — — O Papa, Papa!"

Sie hatte sich nicht vergeblich auf die Fußspitzen erhoben und ihr schlankes Figürchen, das ohnedem Hilda um ein weniges überragte, so lang gestreckt als möglich. Jetzt lag sie ihrem Vater an der Brust und stieß ihm von rückwärts mit dem Strauß, der für die „neue Mama" bestimmt war, den Hut über die Augen.

Darnach kam freilich auch diese an die Reihe, und der Strauß an seine Bestimmung. Was aber der Kleinen diesmal an Zärtlichkeit, trotz aller guten Vorsätze, doch gebrechen wollte, ersetzte die junge Frau durch ihr Entgegenkommen. Sie zog Mimi liebreich an ihr Herz, und es war sogar etwas wie Rührung in ihren schönen regelmäßigen Zügen, als sie einen langen Kuß auf die Stirn des Wesens drückte, dem sie Mutter zu sein versprochen.

„So ist es recht. Ihr müßt Freundinnen werden!" meinte Mimi's Vater, der wohlgefällig die Gruppe betrachtete, indem er sich den Zügerhut über dem gebräunten energischen Gesichte wieder zurecht schob.

„Das sind wir schon. Wir wollen aber mehr werden — Schwestern! Nicht wahr?" sagte die junge Frau, sich abermals zu Mimi herab neigend, und hatte sich mit dem einzigen Worte in deren Herzen mehr Platz erobert, als das verwöhnte Kind für möglich gehalten. Nur von einer andern Mutter wollte es nichts wissen — eine Schwester aber —

„Gut, gut," meinte Herr von Reinach mit etwas rauhem Humor. „Der erste Trieb ist vorbei — jetzt aber vertagt Eure Herzensergießungen! Du kennst ja Hilda noch gar nicht, liebe Albertine. Erlaube! Ah, das ist brav, daß Du auch mitgekommen bist, Bruno! Das ist erst die rechte Heimath, wenn sie uns aus den alten Gesichtern grüßt. Bin doch froh, daß ich wieder daheim bin. Albertinchen, Statthaltereirath Meinhard, Respectsperson, Oberster des Amtsbezirks, Minister des Innern in spe und mein treuer Jugendfreund."

„Ach welche Rücksichtslosigkeit! Kein Anstand, keine Achtung!" unterbrach hier eine Stimme die Reihe der Vorstellungen. Die dicke Dame, welche sich so betlagte, schoß vernichtende Blicke um sich, während sie die kleine Gruppe, an welche sie herantrat, zur Rache aufzurufen willens schien.

Der junge schlanke Elegant, auf dessen Arm sie sich schwerfällig stützte, erklärte lachend:

„Mama beging die Unvorsichtigkeit sich einigen Kofferträgern in den Weg zu stellen, und wäre in der That beinahe über den Haufen gerannt worden."

„Ueber den Haufen — über den Haufen," wiederholte sie mit tadelndem Gemurmel das anstößige Wort. Ihr durch den Eifer stark gerötheten Antlitz verklärte sich aber plötzlich und mit einem überraschenden Uebergang, wie durch den Verwandlungsapparat bei Nebelbildern, zu dem einschmeichelndsten Lächeln, als sie sich Hilda gegenüberstah.

Eine Ahnung hatte dieser schon gesagt, wen sie vor sich habe, ehe ihr Bruder noch Zeit fand, seine Schwiegermutter mit ihr bekannt zu machen. Vielleicht hatte Mimi's Ausruf und eine dadurch hervorgerufene Ideenverbindung diese Erkennung erleichtert.

Die Besitzerin des Hauses „zur Aurora" neigte sich mütterlich wohlwollend zu den sie freundlich Begrüßenden.

„Ach, wie lieb!" sagte sie mit Gefühl. „Also auch an mich haben Sie gedacht, Fräulein Hilda? Sie sind zu aufmerksam! Wirklich, zu freundlich! Das schöne Bouquet für mich! Wie soll ich Ihnen danken? Sieh doch nur, Edwin, wie liebenswürdig! Diese prachtvollen Blumen so spät im Herbst! Mein Sohn, Edwin von Tonner. Mein erster Mann war ein von Tonner, wie Sie vielleicht gehört haben. Edwin, Fräulein Hilda erlaubt Dir gewiß, ihr die Hand zu küssen. Wir sind ja nun eine Familie."

Zu gutmüthig, um Jemand absichtlich eine Enttäuschung zu bereiten, überließ Hilda den eigentlich gleichfalls für die junge Schwägerin bestimmten Strauß deren Mutter, wie sie auch den verordneten Handkuß hinnahm, obwohl sie sich von dieser Begegnung im Grunde wenig angemuthet fühlte. Vielleicht hätte sie unter anderen Umständen mehr das Komische als das Bestremdliche der Situation herausgefunden, im Momente aber fehlte ihr der Humor; denn noch wirkten die in der Unterredung mit dem Freunde angeregten Gedanken in ihr nach, und überdies quälte sie der plötzlich auftauchende Gedanke, daß für die Aufnahme dieser unerwarteten Gäste gar keine Vorbereitungen getroffen waren.

Sie kannte ihres Bruders Ungeduld in solchen Dingen, und diese machte sich auch wirklich schnell genug fühlbar. Einstweilen ertheilte Herr von Reinach seinem Bedienten, Fritz, einige Befehle. Dieser hatte sich beeilt, das Handgepäck aus dem Coupé zu räumen, und stand nun mit dem abgenommenen Hut in der einen und einem Handkörbchen in der anderen Hand da. Unter dem festgebundenen Deckel des Korbes zwängte sich der Kopf eines Hündchens hervor, das nahe daran war, sich bei seinen ungestümen Befreiungsversuchen selbst zu erwürgen.

„Nur einen Wagen, sagt mir Fritz? Wie konntest Du doch daran denken, Hilda, nur einen Wagen für uns alle herzuschicken?" zog Herr von Reinach seine Schwester zur Verantwortung. „Was nutzt der Korbwagen? Die zweiten Pferde hätten vor die Halb-Chaise gespannt werden sollen; für die Bagage konnte ein Bauerngespann kommen."

„Wenn wir nur früher gewußt hätten —"

Aber Entschuldigungen waren dem an's Befehlen gewöhnten Gutsherrn ein Gräuel.

„Früher, früher! Wann denn? Wir trafen uns unterwegs — das hatten wir verabredet, um einige Tage noch gemeinsam zu verleben, aber ich habe die großen Städte jetzt für eine Weile satt, und war froh, als sich die Schwiegermama entschloß mitzukommen. Das alles wurde gestern Morgen erst abgemacht, und ich schrieb auf der Stelle; den Brief hast Du doch erhalten? Die Depesche heute auch? Da es der Brief noch halb im Zweifel ließ — —"

„Das Telegramm wohl, aber nicht den Brief."

Damit war jedoch Oel in's Feuer gegossen. Der Unmuth Reinach's wandte sich nun gegen die Postverwaltung, das Communicationswesen, die Verwaltung überhaupt und schließlich gegen alle Einrichtungen des gesammten Staatswesens; nicht einmal ein freundlicher Beschwichtigungsversuch der jungen Frau wollte recht einschlagen. Erst Meinhard gelang es zuletzt, den Unwirschen leidlich zur Ruhe zu bringen.

Er hatte, während sich der Freund seinem Unmuthe hingab, Rath geschafft, wenigstens für das nächste Bedürfniß in dem „arg zerrütteten Staatswesen".

Von den Passagieren des mittlerweile wieder weitergefahrenen Zuges war nur ein einziger dem harrenden Hôtelomnibus der „Krone" zugefallen. Durch eine höfliche Einladung hatte Meinhard dessen Uebersiedelung in jenen des „Goldenen Adlers" bewirkt; der kam ja doch auch an der „Krone" vorüber, und ein anderes Mittel als diese Fusionirung der beiden concurrirenden Großmächte stand eben nicht zu Gebot, da sich Miethwagen an der dem Städtchen so nahen Bahnstation nur auf Bestellung einzufinden pflegten. Das einspännige Fuhrwerk bot zwar keine übermäßige Bequemlichkeit, aber es war ein Auskunftsmittel, und Mimi gab sofort ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, von demselben Gebrauch zu machen, natürlich unter dem Schutze Edwin's, mit dem sie unterdessen die heiterste Begrüßung gewechselt.

„Ich habe schon eine Ahnung davon gehabt, daß Sie mitkommen," hatte sie ihm in aller Eile vertraut.

„Wirklich? Sie erwarteten mich? Darf ich hoffen, mit Ungeduld?"

„Davon habe ich nichts gespürt."

Aber das freundliche Lächeln, mit dem sie seinen feurigen Blick erwiderte, benahm selbst dem grausamen Beispiele: „Nur mit Hunger, weil wir heute so spät zum Abendessen kommen," seinen Stachel. Sie nahm es dem auch nicht sonderlich huldvoll auf, als Frau Rohrwerk mit einem ziemlich bestimmt lautenden: „Nein, nein, das Töchterchen gehört zu uns," die Entscheidung in entgegengesetztem Sinne traf. „Man darf Vater und Kind die Freude des Wiedersehens nicht verkümmern," fügte sie hinzu.

So war es selbstverständlich Hilda, welche auf die Gesellschaft des jungen Mannes angewiesen blieb, der ihr auf einen Wink seiner Mutter zuvorkommend den Arm bot. Beide blieben allein; denn Meinhard war nicht mit eingeliegen; er hatte es vorgezogen, die so unvorhergesehen vergrößerte Familie an diesem Abende discret sich selbst zu überlassen, und Hilda war kaum dazu gekommen, ihm noch „gute Nacht!" zu sagen und die Hand aus dem Wagen zu reichen.

Es beschäftigte sie auch so vielerlei, daß sie kaum die Häfte

Digitized by Google

„Een Boot is noch buten!"
Nach dem Oelgemälde von Prof. H. Knorr in Karlsruhe.

Digitized by Google

von dem hörte, was ihr Begleiter mit geläufiger Zunge erzählte; nur dort, wo eine Antwort unerläßlich war, gab sie dieselbe kurz und zerstreut. So viel Mühe er sich auch nahm, die Zeit der Fahrt angenehm auszufüllen — ihr war noch nie eine solche langweiliger erschienen als die gegenwärtige, und sie war froh, als endlich die einfachen Linien des zwar nicht großen, aber doch recht stattlichen Schloßbaues hellerleuchtet aus der Finsternis auftauchten.

„Allerdings — recht praktisch — nichts fehlt — auch die weißgekleideten Ehrenjungfrauen nicht," stimmte sie den scherzhaften Betrachtungen ihres Begleiters zu, ohne sie dieselben fast wörtlich wiederholte und dabei an ganz andere Dinge dachte:

„Die Gastzimmer und dann der Tisch — zwei Gedecke mehr, und ob auch die Susanne —"

Der Wagen hielt an. Eiligst huschte Hilda voran in's Haus, während ihr Bruder mit Frau und Schwiegermutter noch unter der grünen Triumphpforte stand und beim bunten Scheine der in dem Fichtenreisig angebrachten Lämpchen die Glückwünsche von seinen Leuten entgegennahm.

Da krachte plötzlich ein Schuß durch die Nacht und darauf noch ein zweiter. Frau Rohrwel, welche mit großer Genugthuung und herablassendem Kopfnicken die Anreden mit angehört, stieß einen Schrei aus und klammerte sich an den Altknecht, der ihr zunächst stand.

„Ein Attentat, ein Attentat!" kreischte sie auf.

Sie achtete nicht auf seine beschwichtigenden Worte, es sei ja nur das gnädige Fräulein gewesen; da brauche man nicht zu erschrecken. Aber zu gleicher Zeit fast ließ sich Mimi's Stimme vernehmen mit einem schallenden:

„Hurrah!"

„Weißt Du, Papa," setzte sie dann erklärend hinzu, „Tantchen wollte von Böllern nichts wissen — da mußt Du schon mit meiner kleinen Jagdflinte vorlieb nehmen. Eine Hochzeit muß doch angeschossen werden! Hurrah!"

„Teufelsmädel!" meinte der Vater schmunzelnd und wehrte den Hunden, die winselnd vor Aufregung an ihm hinaufsprangen. Die junge Frau äußerte ihre Besorgnis über die Gefahr.

„Es ist keine Gefahr dabei, soll ich wieder laden?" lachte Mimi.

„Ich sterbe," ächzte Frau Rohrwel. „Ein entsetzlicher kleiner Kobold."

Der Kobold aber lachte über die gelungene Verherrlichung des Einzuges.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed und sein Werk.

Ein Vortrag von **Johannes Scherr.**

(Fortsetzung.)

3.

Am 20. April des Jahres 571, eines Montags, gebar zu Mekka eine Frau des Stammes Koraysch, Amina geheißen, deren Gatte Abd Allah etliche Monate zuvor gestorben war, einen Knaben, welcher den Namen Mohammed erhielt. Dieser Name wird verschieden geschrieben und gesprochen: Mohammed, Muhammed, Mohammad, Muhammad — und A. Sprenger, der gründlichste Biograph des Propheten, ist geneigt, den Namen nicht für einen ursprünglichen Eigennamen, sondern für einen späteren Ehrennamen zu halten, welcher bedeutet „der Vielgepriesene" und seinem Träger beigelegt worden wäre, wie seinem Vorgänger Jesus der Verehrungsname Christus. Seine Zukunft wäre dem Neugeborenen nicht an der Wiege gesungen worden, auch wenn er eine solche gehabt hätte. Das ganze Vermögen, welches Abd Allah seinem nachgeborenen Sohne hinterließen, soll bestanden haben aus zwei Kameelen, etlichen Schafen und einer abgöttischen Sklavin. Der Knabe war demnach arm und sah sich, als ihm auch die kränkliche Mutter bald wegstarb, auf den Schutz seines Großvaters von väterlicher Seite, Abd Al-Mokalib, und nach dessen ebenfalls bald erfolgtem Tode auf den seiner beiden Oheime Abu Talib und Zuheir verwiesen. Sie konnten aber bei eigener Dürftigkeit nicht viel für ihn thun, und er sah sich genöthigt, in früher Jugend schon sein Brot zu verdienen und zwar als Schafhirtenjunge. Dann, mehr herangewachsen, hat er seinen Oheimen, welche Händler waren, auf Karawanenzügen als Kameeltreiber gedient, sowie gelegentlich auch als Bogen- und Köcherträger in einer der Klanfehden, in welcher seine Verwandten mitfochten. Viele Jahre nachher hat die Erinnerung an seine gedrückte Jugend dem Propheten die Verse in der 93. Koransure in den Mund gelegt: „Hat Gott dich nicht gefunden als Waise und dich behütet? Hat er dich nicht arm gefunden und dich reich gemacht? Hat er dich nicht gefunden irregehend und dich geleitet auf den richtigen Weg?" Später hat die gläubige Einfalt der Muslim diese einfache und armselige Jugendgeschichte Mohammeds mit den buntesten Mirakeln ausstaffirt, mit allen den wunderbaren Umständen und Vorgängen, womit die mythenbildende Volksphantasie die Herkunft, Zeugung, Geburt und Kindheit der Helden, Heiser und Heilande der Menschheit auszuschmücken liebt, nicht bedenkend und nicht verstehend, daß die Gestalten dieser Unsterblichen nur um so größer und strahlender erscheinen, je enger und dunkler der Hintergrund ist, aus welchem sie hervortreten. Schade übrigens, daß neben allen den überflüssigen Wundern, womit die Legende Mohammeds Kindheit umgeben hat, das nothwendige nicht geschah, nämlich die Heilung des Knaben von Anfällen der Epilepsie oder, wie die moderne Forschung wissen will, der von Schönlein so benannten Hysteria musticalaris, welche Krankheit auch noch den Mann häufig heimsuchte.

Er war 25 Jahre alt geworden, als sein Geschick eine günstige Wendung nahm. Diese kam vonseiten einer Frau, der reichen Kaufmannswitwe Chadyga, deren Name jetzt in der Anschauung der islamischen Welt mit den Namen der Schwester Mose's, Mirjam, der Mutter Jesu, Maria, und der Tochter Mohammeds, Fatima, die Vierzahl der auserwählten und vollkommenen Frauen ausmacht. Chadyga muß jedenfalls ein Weib von ungewöhnlichen Gaben und hoher Sinnesweise gewesen sein. Der große Einfluß, welchen sie auf Mohammed übte, welcher ohne ihre Liebe, ihren Glauben, ihren Muth und ihre Standhaftigkeit wahrscheinlich nie zum Propheten geworden wäre, ist ein vorragendes Beispiel von jener stillen, unscheinbaren und doch so wunderbar mächtigen Wirksamkeit, welche die Frauen, und zwar nicht allein die auserwählten, in der Geschichte der Civilisation von jeher entfaltet haben und hoffentlich, mit Beiseitelassung aller der sächerlichen Verrücktheiten der sogenannten Frauenemancipation, zum Segen der Menschheit auch fürder entfalten werden. Der reichen, nicht mehr ganz jungen, d. h. vierzigjährigen Händlerswitwe Chadyga empfohlen, wußte sich Mohammed als Führer ihrer Geschäfte rasch das Vertrauen seiner Dienstherrin zu erwerben und bald noch mehr. Die Ueberlieferung meldet uns: Als Mohammed von seiner zweiten im Dienste der Witwe unternommenen Geschäftsreise heimkehrte, sah Chadyga vom Söller ihres Hauses aus, wie zwei Engel den Heimkehrenden mit ihren Fittigen bedeckten. Hätte die gute Dame etwas von griechischer Mythologie gewußt, so würden ihr die zwei Engel zweifelsohne wie Amoretten vorgekommen sein, und überhaupt wird den Vorgang aus dem Legendarischen ins Deutsche, so gewinnen wir das Facit: Chadyga hatte ihren Diener, der ein stattlicher, kluger, anstelliger und redlicher Mann war, herzlich liebgewonnen. Sie reichte ihm ihre Hand, nachdem sie ihrem Vater Chuwanlid, welcher von einem so armen Schwiegersohne nichts wissen wollte, seine Einwilligung abgelistet, d. h. dem von ihr trunken Gemachten weiggemacht hatte, daß er in die Heirat gewilligt hätte. Mohammed war dankbar. Er hielt seine Frau, welche an Intelligenz und Bildung offenbar ihre Landsmänninnen weit überragte, sehr hoch. Um ihr Aerger und Kummer zu ersparen, zähmte er, so lange sie lebte, seine nachmals unbändig hervorgebrochene Sinnlichkeit, welche der dunkelste Fleck an seiner Erscheinung war, und ergab sich erst nach Chadyga's Tod der Vielweiberei. Aber auch dann noch blieb ihm ihr Andenken heilig. Bei jeder Gelegenheit pries er ihren hohen Sinn und ihre Tugenden, so daß seine spätere Lieblingsfrau, die schöne Ayischa, ärgerlich zu sagen pflegte, sie wäre auf kein Weib eifersüchtig als auf die todte Chadyga. Daß sie Grund dazu hatte, dafür ist uns ein schönes Zeugniß überliefert worden. Eines Tages fragte die prächtige, aber ränkevolle und nicht eben sehr tugendliche Ayischa

Digitized by Google

den Propheten: „Nun sage, bin ich nicht besser als Chadyga? Die war ja alt, zahnlos und unschön. Du liebst mich mehr, als Du sie geliebt hast, nicht wahr?“ Aber darauf Mohammed: „Nein, beim Allah, nein! Sie glaubte an mich, als niemand an mich glauben wollte. Auf der ganzen weiten Erde hatte ich nur einen Freund, und das war sie.“

Bis zu seinem 40. Jahre lebte und arbeitete Mohammed als Händler. Dann erst ist er als Prophet und Religionsstifter aufgetreten. Er scheint aber doch ziemlich lange vorher mit Hilfe seiner Bekannten und den Handelsgeschäften nur noch geringe Nutznießsamkeit geschenkt zu haben. Hierauf deutet auch die Nachricht, daß er seines erheiratenen Vermögens verlustig gegangen, sowie die Thatsache, daß er viele Zeit dem Sinnen und Denken widmete, zu diesem Zwecke die Einsamkeit suchte und darum bald allein, bald mit Chadyga, der Vertrauten aber seiner Gedanken, auf Tage und auf Wochen in eine Höhle des unfern von Mekka gelegenen Berges Hara sich zurückzuziehen pflegte. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß wir eine solche Zurückgezogenheit, ein Aufsuchen der Einsamkeit in Widmissen oder Gebirgen auch in dem Dasein anderer Religionsstifter finden. Mose, Zarathustra, Buddha, Jesus sind in die Wüste gegangen, um, so zu sagen, allein zu sein mit ihrer Seele und in der erhabenen Stille der Einöde die Kraft zu sammeln, das Geheimniß ihrer Mission auf dem lärmenden Markt des Lebens zu enthüllen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Mohammed in beschaulicher Einsamkeit über sich und seine Aufgabe klargeworden. Sein bis jetzt zurückgelegter Lebensweg hatte ihn an den verschiedenen Seiten der Daseinsweise seiner Landsleute vorübergeführt, wie er auch auf seinen Händlerfahrten mit den Letzten und der Lebensführung der Juden und der Christen Bekanntschaft zu machen ausreichende Gelegenheit gehabt. Er hatte Skepsen durchwandert und in Städten gelebt; war Hirt und Händler gewesen, Knecht und Herr, arm und reich; er hatte die Anschauungen und Bedürfnisse, die Tugenden und Laster der Menschen beobachtet; er hatte auch ein Stück Krieg gesehen. Aber alle diese Beobachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen hatten ihn nicht befriedigt. Er ahnte, wußte, wollte Besseres. Auch in ihm glühte jene Flamme, ein Funke von jener Centralsonne der moralischen Welt, welche Begeisterung heißt und ihre berufenen Träger beſähigt, in die Geschicke der menschlichen Gesellschaft schicksalsmäßig einzugreifen, selber ein Stück Schicksal. Wie alle Menschen, in welchen der „göttliche Anhauch“ (afflatus divinus), der Genius, sich offenbart, dachte er mehr an andere als an sich selbst. Ihn bekümmerte die Finsterniß, in welcher sein Volk wandelte, das infolge seiner politischen Zersplitterung und religiösen Zerfahrenheit seine beste Kraft in zwecklosen Fehden vergeudete. Als das Grundübel seines Landes erschien ihm der Mangel eines großen, umfassenden und einigenden religiösen Princips. Ein solches müßte aufgestellt und in Wirksamkeit gesetzt werden. Ob dem Propheten dabei auch schon der Gedanke vorschwebte, sein Volk würde, unter dem Banner eines neuen Glaubens gesammelt und geeint, wohl das Zeug haben, eine große politisch-geschichtliche Rolle zu spielen, diese Frage ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Für wahrscheinlich kann gelten, daß Mohammed anfänglich nur eine religiöse Reform seiner Nation im Auge hatte, daß aber die Logik der Thatsachen, der Zwang der Verhältnisse ihn bald nöthigte, mit dem Reformator den Feldherrn und den Staatsmann in seiner Person zu vereinigen.

Vor allem war er kein in elegischem Brüten über einer großen Idee sich verzehrender Mensch, sondern ein Thatmann. Er wollte, das Licht, welches er in seiner Seele brennen fühlte, sollte hinleuchten über ganz Arabien, hellend und wärmend, und mit echtarabischer Begeisterung und Tapferkeit, nicht weniger auch mit echtarabischer Klugheit und Zähigkeit ging er daran, seinen Gedanken zu verwirklichen.

Hiernach ist die Frage, ob Mohammed es mit seinem Glauben an seine Berufung und mit seinem aus diesem Glauben entsprungenen Werke ehrlich und ernstlich gemeint habe oder ob er nur ein schlauer Betrüger, ein eigen- und ehrsüchtiger Schwindler und Streber gewesen sei, mit gebührender Verachtung beiseite zu stellen. Diese Frage überhaupt aufzuwerfen, konnte nur die Dummheit oder die Unwissenheit sich einfallen lassen. Eine weltgeschichtliche That wie die Gründung des Islâm kann zu ihrem Vater ganz unmöglich den Betrug haben. Man gründet wohl Großschreinendes, momentan Blendendes sogar, auf Lug und Trug, niemals aber wirklich Großes und Dauerndes. So auch keine Weltreligion. Erst dann, wann der religiöse Gedanke seine ursprüngliche Triebkraft eingebüßt hat, sucht und findet er in dem Betrug einen zweideutigen Helfer. Ganz fraglos war Mohammed ein Mensch von ganzer und voller Ueberzeugung. Sogar ein Fanatiker war er, wie denn, genau angesehen, wahrhaft Mächtiges, Völkergeschicke Entscheidendes gar nie ohne einen gewissen Grad von Fanatismus aus-, durch- und zurechtgebracht wird. Endlich steh' ich nicht an, Senekas bekannten Satz: „Kein Genie ist ohne Beimischung von einigem Wahnsinn“ — auf den arabischen Propheten, insbesondere im Hinblick auf seine erwähnte Krankheit, anzuwenden, und erinnere hier auch noch an das im „Sommernachtstraum“ stehende Shakspeare'sche Wort:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn (eine frenzy) rollend,
Blickt auf zum Himmel, blickt zur Erde nieder.“

Mit solchen Augen, aber zugleich ein scharfer Beobachter und ein nachdenklicher Erwäger, hatte sich unser Mann umgesehen in der Welt. Er war, wie vorhin schon flüchtig erwähnt worden, auf seinen Handelsreisen mit Juden und Christen in Berührung gekommen und in Gesprächen mit denselben hatte er ihre religiösen Ueberlieferungen, Glaubenslehren und Gottesdienste kennen gelernt. Denn eine andere Quelle der Belehrung über Judenthum und Christenthum, über die heiligen Schriften und Satzungen dieser Religionen sprudelte ihm nicht, da der „angelegte Prophet“ weder zu lesen noch zu schreiben verstand. Das ist allerdings neuerlich angezweifelt, aber das Gegentheil keineswegs glaubhaft erwiesen worden. Wir, an dieser Stelle, können den gelehrten Streit hierüber billig auf sich beruhen lassen, bedenkend, daß es am Ende aller Enden ganz gleichgiltig, ob Mohammed den Koran mündlich oder schriftlich verfaßt habe. Viel wichtiger ist der Umstand, daß die Einflüsse von jüdischer und von christlicher Seite her der Unabhängigkeit seines Denkens und der Selbstständigkeit seines Urtheiles keinen Abbruch thaten. Er ließ die jüdische Lehre gelten, und er ließ auch die christliche gelten, beide bis zu einem gewissen Punkte. In Mose, so, wie er denselben kannte und verstand, achtete er den Feststeller des Begriffes eines einzigen, außerweltlichen, geistigen Gottes. In Jesus, soviel er von ihm wußte, ehrte er den großen Reformer des Judenthums, welcher dieses aus der Race-Selbstsucht, aus der nationalen Beschränktheit herausbrechen und zum Rein-Menschlichen emporzuheben unternommen hatte. Allein das Judenthum genügte ihm nicht, weil dasselbe die durch den Propheten von Nazareth angestrebte Reform verworfen hatte, und das Christenthum, welches ihm zudem nur in der widerwärtigen Gestalt anatolisch-byzantinischer Fetischisirung vor Augen getreten war, wollte er nicht, weil dasselbe durch die Vergottung Jesu den einheitlichen, den monotheistischen Gottesbegriff getrübt und geschwächt hätte. Ihm schwebte als verständig, erspriesslich und erstrebbar ein Drittes vor. Er wollte nämlich den Grundgedanken des jüdischen Jahvethums, d. i. die Einheit, Alleinheit und Geistigkeit Gottes, verkünden, und zwar verbunden mit einem Gottesdienst, welcher, im Gegensatze zu dem starren, weltschweifigen und bornirt nationalen jüdischen Ceremoniendienst, mehr die ethisch-praktische Seite hervorkehren und also die humanen, im Christenthum gelegenen Elemente in sich aufnehmen und zur Entwickelung bringen sollte.

4.

Nun aber ist es die Wonne und das Weh genialer und zugleich charakterstarker Menschen, daß, wann sie einmal von einer großen Idee erfüllt sind, sie von derselben ganz und gar ergriffen, geradezu besessen werden. So ein Gedanke wird in dem auserwählten Menschen zu Fleisch und Blut, pulsirt in seinen Adern, vermischt sich mit allen seinen Vorstellungen, läßt ihm nicht Rast bei Tage, nicht Ruhe bei Nacht, treibt alle seine Empfindungen auf die Spitze und versetzt sein Nervengeflecht in krankhaft-reizbare Schwingung. Dieses Seelenfieber — denn so darf ich vielleicht den gemeinten Zustand bezeichnen — macht sich in Letzteren Zeit, welche in phantasierichen Naturen zur zeitweilig-somnambulistischen Ekstase sich steigern können. Eine solche Natur war Mohammed und überdies, was hier wiederum sehr in Betracht kommt, eine epileptische. Daraus dürfte es sich erklären lassen, daß die den Mann besitzende und beherrschende Idee ihm allmälig visionär gegenständlich wurde, d. h. daß er das, was er fühlte, dachte und wollte, in der Form von Hallucinationen leibhaftig, greifbar deutlich

Digitized by Google

vor sich zu sehen glaubte. Diese rein innerlichen Vorgänge, diesen psychologischen Proceß würde selbstverständlich die Menge weder begriffen, noch würde sie daran geglaubt haben. Um so etwas dem Volke mundgerecht zu machen, mußte überall und allzeit die Maschinerie des Uebernatürlichen, des Mythologischen in Bewegung gesetzt werden. Die islamische Ueberlieferung weiß darum von der „Erleuchtung" und „Berufung" des Propheten dieses zu melden: „In seinem 40. Lebensjahre erschien dem Mohammed der Engel Gabriel als Ueberbringer der göttlichen Offenbarung und befahl ihm, als Prophet Allah's, des höchsten Gottes, diese Offenbarung den Menschen zu verkündigen." In dieser Weise, d. h. durch Vermittelung des Engels Gabriel seien dann dem Propheten die einzelnen Abschnitte des Koráns, d. h. der islamischen Bibel geoffenbart worden.

Während der ersten Jahre seiner Erleuchtung und Berufung gab sich Mohammed nur seiner Frau Chadyga und etlichen vertrautesten Freunden gegenüber als Prophet. Seine erste, eifrigste und treueste Jüngerin Chadyga ist es gewesen, welche den ersten kleinen Kreis von Muslim, d. i. Gläubigen, für das islamische Evangelium gewann. Zu diesem Kreise gehörten Mohammeds Sklave Zayd, nachmals vom Propheten an Sohnesstatt angenommen, dann die beiden angesehenen Mekkaner Abu Bakr und Othman, sowie der junge Aly, ein Sohn von Mohammeds Oheim Abu Talib, später, mit des Propheten Tochter Fatima vermählt und, mit dem Preisnamen „Der Löwe Gottes" geschmückt, einer der herrlichsten, aber auch unglücklichsten Helden des Islam. Es gibt eine Erzählung, welche dem jungen Aly schon zum Anfang eine vortretende Rolle zuweist. Bekanntlich ist es ein fragwürdiges Vorrecht der Jugend, über jedes und alles, was sie versteht und nicht versteht, mit mehr oder weniger liebenswürdiger Unverfrorenheit aussprechen zu dürfen, weil sie ja nur ein Achselzucken vonseiten der Wissenden risiert. Die Jugend besitzt aber auch das edle Vorrecht, oft mit dem Instinkt des Herzens das Große und Wahre rasch und begeistert ergreifen zu können, während demselben das reifere Alter noch zaudernd, zweifelnd und zagend gegenübersteht. Nach dreijähriger Prophetenarbeit war Mohammed erst soweit, daß er eines Tages etwa vierzig seiner Verwandten und Freunde, welchen seine Bestrebungen einige Theilnahme eingeflößt hatten, in seinem Hause versammeln konnte, um ihnen die Frage vorzulegen: „Glaubt ihr an mich und meine Sendung? Und wer will mir beistehen in meinem Werk?" Da hätten alle geschwiegen. Aber der sechszehnjährige Aly wäre aufgesprungen und hätte mit ungestümem Enthusiasmus ausgerufen: „Ich will!" Es scheint dennoch, daß der nachmalige „Löwe Gottes" in einer Stunde der Entscheidung eins jener durchschlagenden Worte gesprochen habe, welchen die Bedeutung von Thaten zukommt.

In demselben Maße jedoch, in welchem die kleine islamische Gemeinde sich mehrte, wuchs auch der Widerstand gegen sie und nahmen die ihr bereiteten Widerwärtigkeiten zu. Mächtigste Männer vom Stamme Koraysch — auf dessen Stimmung und Haltung doch vorerst alles ankam — traten gegen die neue Heilsbotschaft und deren Träger auf. Wie es unter ähnlichen Umständen anderwärts geschehen war, so forderten die Widersacher auch hier vor allem, der Prophetsendung solle eine angeblich die Sendung bewahrheiten mittels Wunderwirkens. Darauf Mohammed: „Allah hat mich nicht gesandt, Wunder zu thun, sondern nur, seine Offenbarung den Menschen zu bringen. Dieser Offenbarung Inhalt ist Wunders genug."

Allein damit gaben sich die Koraysch'iten nicht zufrieden. Der Wiz Börne's, daß sein dem Tage, wo Pythagoras nach Zindung des pythagoräischen Lehrsatzes dankbar eine Hekatombe darbrachte, d. h. hundert Ochsen zum Opfer schlachtete, jeder Ochse zittere, wann ein neues Licht aufgehe in der Welt, ist und bleibt ein guter Wiz, zeichnet jedoch die Sachlage, von welcher ich handle, nicht völlig. Auch mit dem allerdings tausendfach bestätigten Erfahrungssatz, daß die Beschränktheit und der Neid der Mittelmäßigkeit überall und immer gegen das Genialische und Originelle gehäffig, abwehrend und feindselig sich verhalten haben, reicht man nicht aus. Mehr schon trifft es das Wesen der Sache, wenn man sagt, daß die Menschen und die Völker allzeit und allenthalben weit lieber und schneller dem Dummen, Gemeinen und Schlechten als dem Gescheiden, Edeln und Rechten zugefallen seien. Uebrigens konnten ja die Leute vom Stamme Koraysch für ihren Widerstand gegen die neue Lehre auch anführen, daß die Begriffe neu und gut keineswegs immer sich decken. Aber schließlich war, wie das in unserer „besten der Welten" so oft, ja zumeist der Fall zu sein pflegt, die ganze Angelegenheit eine Geldfrage. Die Koraychiten fürchteten, der Prophet wolle an den allerempfindlichsten Theil ihrer heidnischen Orthodoxie rühren, d. h. an ihren Geldsäckel, indem die neue Lehre ihre, der Koraychiten, Einkünfte als Eigenthümer, Hüter und Sakristane der Kaabah schmälern oder ganz versiegen machen könnte. Endlich mögen die Schwierigkeiten, mit welchen Mohammed zu ringen hatte, nicht unbeträchtlich verstärkt worden sein durch den Umstand, daß er nicht mehr reich war. Einem Reichen, welcher mit Millionen gefüllte Säcke als Schutz- und Trutzhilfe vor sich hinstellen kann, pflegt ja die menschliche Niedertracht, wenn nicht alles, so doch vieles hingehen zu lassen, sogar wohl auch die Gründung einer neuen Religion. Die Rothschilde und Konsorten haben sich jedoch, soviel man weiß, nie und nirgends mit Religionsgründerei befaßt. Wozu auch? Sie standen sich ja bei dem uralterlichen Kultus des Goldkalbes ganz gut.

Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß der Königssohn von Kapilavastu sich erst aller Reichthümer und Herrlichkeiten seiner Prinzenschaft entäußern mußte und sich zu einem Armen, zu einem Bettler machen mußte, bevor er aus dem Prinzen Siddharta zum Buddha, d. h. zum Erwecken, Erleuchteten, Wissenden werden konnte und als solcher der Stifter der Religion, welche von allen auf dem Erdball heimischen Religionen die meisten Bekenner zählt. Zur Rothschilderei hatten alle die großen und guten Menschen, die Kulturbringen, die Lehrer und Tröster der Menschheit, entschieden kein Talent.

Langsam also, sehr langsam kam Mohammed vorwärts. Der Tod Chadyga's war für den jungen Islam ein unersetzlicher Verlust. Die ungetrübte Lauterkeit der neuen Religion, die Makellosigkeit des Verkündigers derselben verschwand mit dieser Frau. Ein bedeutender Gewinn dagegen war es, daß einer der angesehensten Koraychiten, Omar, der neuen Lehre beitrat. Der ist nachmals, als zweiter Chalif, eine der Grundsäulen des Mohammedanismus geworden. Diesen, d. h. die islamische Doktrin, wollen wir uns jetzt rasch vergegenwärtigen.

5.

„Islâm" — d. i. Hingebung, nämlich an den Willen Gottes — nannte der Prophet die von ihm gepredigte und begründete Religion. Die Bekenner derselben nannten und nennen sich „Muslim", wovon unser verderbtes Wort Muselmanen kommt. „Muslem" im Singular bedeutet einen sich Hingebenden, nämlich an Gott, also einen Bekenner, einen Gläubigen, welcher zu seinem Gegensatz den „Giaur" hat, den Ungläubigen, weil nicht an den Islâm Glaubenden. Denn das Allahthum hält sich ebenso gut für alleinseligmachend wie das Judenthum und das Christenthum. Es ist in seinem innersten Wesen unduldsam, wie das ja — alle Nebensarten beiseite gestellt — sämmtliche monotheistische Glaubenssysteme von jeher waren und ihrer Natur gemäß sein mußten.

Die Lehre des Islâm ist enthalten im „Koran" (mit dem Artikel „Al Korân"), welches Wort bedeutet „Die Schrift" oder „Das Buch" und folglich genau den Sinn unseres aus dem Griechischen herübergenommenen Wortes „Die Bibel" hat. Der Koran ist den Muslim das Buch der Bücher, das Buch schlechthin, die heilige Schrift, das geoffenbarte Wort Gottes. Jeder orthodoxe Allahbekenner ist felsenfest überzeugt, daß die Urschrift des Korân von Ewigkeit her im siebenten Himmel vorhanden gewesen sei. In Wahrheit ist „Al Kitab", das Buch, die Schrift, wie die islamische Bibel auch genannt wird, das Werk des Propheten, nicht aber als Ganzes genommen, sondern nur in den einzelnen Theilen. Mohammed hatte bei seinen Lehreien in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Veranlassungen den Inhalt des Korân seinen Jüngern und Jüngerinnen stückweise mündlich mitgetheilt. Eingelne Abschnitte mag er wohl auch geradezu diesen oder jenen diktirt haben. Bei seinem Tode befanden sich Bruchstücke dieser Bibel, auf Pergament, auf Leder, auf Palmblätter, auf die Schulterknochen von geschlachteten Schafen geschrieben, in verschiedenen Händen. Andere hatten sich ungeschrieben in dem Gedächtnisse von Gläubigen erhalten. Der Prophet selbst hatte weder eine Zusammenstellung veranstaltet, noch auch eine befohlen. Maßen sich aber schon unter dem ersten Chalifen Abû Bakr — Chalif ist Stellvertreter oder Statthalter,

Digitized by Google

nämlich des Propheten — die Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Sammlung der Offenbarungsschriften des neuen Glaubens herausstellte, so wurde eine erste Redaktion unternommen, welcher unter dem Chalifat Othmans eine zweite und endgiltige folgte. Beidemale verfuhren die Redaktoren ohne alle Methode, und darum ist der Koràn, dessen Volumen nicht die Hälfte des Umfangs unserer Bibel beträgt, ein wahres Wirrsal von Buch, ich möchte sagen ein in's Quadrat erhobenes Sammelsurium. Das einzige Princip, von welchem die Sammler und Ordner desselben sich leiten ließen, scheint gewesen zu sein, die längsten Stücke voran, die weniger langen in die Mitte, die kürzesten und kürzesten an's Ende zu stellen. So, wie sie jetzt vorliegt, zerfällt die islamische Bibel in 114 Suren, d. i. Kapitel, von sehr ungleichmäßiger Ausdehnung. Einige sind bandwurmlang, andere enthalten nur wenige Zeilen. Der Koràn ist in einer Art rhythmischer Prosa verfaßt, welche am Ende der Zeilen nicht selten zu Reimen sich zuspitzt. Geist und Ton sind in den einzelnen Abschnitten sehr verschieden; den ganzen Koràn aber in einem Zuge durchlesen zu müssen, das dürfte als eine der schwersten Geduldproben zu bezeichnen sein, welche dem Menschen, wenigstens dem abendländischen, auferlegt werden könnte. Der jeden unbefangenen Sinn so sehr anmuthende naiv-epische Stil von manchem der altestamentlichen Bücher fehlt der islamischen Bibel. Das merkt man deutlich an der Art und Weise, wie im Koràn die altestamentlichen Mythen- und Sagengeschichten von Abraham bis zur Zeit Jesu in ewigen Wiederholungen mitgetheilt sind, mit kunstschleppenden Märchen flitterzeug verunziert. Auch der altestamentliche Schöpfungsmythus leidet im Koràn wieder, aber wunderlich verschnörkelt und so, daß dabei der islamische Teufel, der Iblis, eine vorherrende Rolle spielt. In der Regel spricht Mohammed als bombastfirender Rhetor, mitunter jedoch auch als wirklicher Dichter. Dann findet er, emporgetragen auf dem Feuerwagen seiner Einbildungskraft und seiner Leidenschaft, für eifersvolle Anschauungen auch den entsprechend gewaltigen sprachlichen Ausdruck. Ihren höchst-pathetischen Schwung, so zu sagen eine Poesie des Zorns, erreicht die heilige Schrift des Islàm, wann sie die Schrecken des Weltgerichts und die Qualen der Hölle schildert, ihre höchste Anmuth und Feierlichkeit, wann sie von den Freuden redet, welche der Seligen im Paradiese harren.

(Schluß folgt.)

Das neue Wien.

ei der Erwähnung der herrlichen Metropole an der Donau überkommt heute Jeden ein Gefühl der Trauer und der Wehmuth, wie wir es wohl empfinden, wenn wir ein Haus betreten, in dem noch die letzten Hauche eines eben Verstorbenen wehen. Seit der grauenhaften Ringtheater Katastrophe ist Wien ein Haus der Trauer gewesen. Aber man soll, wenn der Zeit des Schmerzes gezählt worden, sich allmählich den Lebenden wieder zuwenden. es ist eine Forderung der Humanität, der Barmherzigkeit, daß man nicht endlos an den Bildern der Trauer hängt; den Schwerbetroffenen ist es ein Trost, die Gedanken von der eigenen Trauer wohlthätig ab und heiteren Bildern freundlich zugelenkt zu sehen.

Versuchen wir daher heute auf einen Moment die traurige Katastrophe vom 8. December vorigen Jahres zu vergessen, und wenden wir den noch unsiorten Blick fort von den Schrecken der jüngsten Vergangenheit und dem in seinen ersten Anfängen schon herrlich strahlenden Wien der Zukunft zu!

Blühender als je zuvor sieht auf ihre alten Tage die prangende Vindobona da. Es war und ist ihr vergönnt, eine förmliche Auferstehung zu feiern, und das unter Umständen, wie sie sich gleich günstig kaum noch jemals für eine Großstadt ergeben haben. Aus den Bedrängnissen und Unbequemlichkeiten früherer Generationen ist für die jetzige ein wahrer Segen geworden: so konnte das Unglück Pompeji's eine Quelle freudigsten Genusses für unsere Tage werden. Doch vielleicht ist unser Vergleich nicht ganz zutreffend; dafür ist's ja auch ein Vergleich, und der hat das Recht, zu hinken.

Man stelle sich einmal den Situationsplan von Wien vor! Den Mittelpunkt der Stadt bildet eines der edelsten Baudenkmäler aller Zeiten, der erhabene, in majestätischer Gloria himmelaufragende Stephansthurm: ihm zu Füßen breitet sich die innere Stadt, die eigentliche City aus. Es sind noch keine fünfundzwanzig Jahre her, daß die innere Stadt mit einem steinernen Gürtel umschnürt war, daß ihr schier der Athem verging, und diesen Gürtel bildeten die Stadtwälle, welche im Kreise um die Stadt herum aufgeführt waren. In den Wällen gehörten naturgemäß die Gräben; um diese dehnten sich in weitem Bogen die Glacis, und erst dann kamen die nach Dutzenden zählenden Vorstädte, aber auch diese wurden wieder durch einen kolossalen Ring eingeschlossen. Wieder gab es Wälle und Gräben, die bei dem ersten dieser beiden concentrischen Kreise aus militärischen Rücksichten aufgeführt worden waren, während sie hier bei dem zweiten lediglich der lieben Vertheidigungsstener wegen aufrecht erhalten wurden und noch werden. Anscheinend das zweiten Kreises erfreuen sich die Vororte — nicht zu verwechseln mit den Vorstädten, obschon einige derselben recht respectable volkreiche Städte abgeben würden — ihres idyllischen verzehnungsfreieuteloseu Daseins. Diese Vororte bilden selbstständige Gemeinden, wenn auch kein Fremder, wenn er die gerade Straße fortwandelt, je in seinem Leben bemerken würde, daß er, die Mariahilfer oder Hernalser Linie überschreitend, aus der Stadt Wien hinausgekommen sei. Es wird auch kein Fünfhauser oder Hernalser jemals zugeben, daß er kein Wiener sei; allein gegen die formelle Einverleibung seiner Commune in die Großcommune Wien sträubt er sich doch. Denn wenn er auch nur sinnfällig Schritte von der Stadt entfernt wohnt, so bezahlt er doch das Kilo Rindfleisch, Mehl, Zucker, Kaffee, Petroleum, Obst, Gemüse, ja selbst den Wein und das Bier um so und so viel Kreuzer billiger, als der Wiener.

Der Situationsplan von Wien ist im Ganzen und Großen auch heute noch, wie er vor einem Vierteljahrhundert war. Der Stephansthurm bildet noch immer das Centrum, und die beiden concentrischen Kreise existiren noch wie vor, der kleinere derselben allerdings in ausserordentlich vortheilhaft veränderter Form. Am 1. Januar 1858 sprach Kaiser Franz Joseph der Erste das Machtwort, daß die die innere Stadt umgebenden Stadtwälle zu fallen hätten. Es war das ein großes, bedeutungsvolles, entscheidendes Wort, und hatte es auch nicht das Gewicht einer Weltkugel, wie eine beliebte journalistische Phrase lautet, so war es doch gewichtig genug, um die alte, ehrwürdige Kaiserstadt förmlich aus den Angeln

schiedenartigen Bauweise müssen aus einander gehalten werden, wenn sie sich nicht gegenseitig beeinträchtigen und den Beschauer schließlich ganz confus machen sollen. Da sind die grünen Scheidewände gerade recht gut angebracht.

Die Architekten, welche Neu-Wien geschaffen, haben sich einen unvergänglichen Ruhm erworben. Gedenken wir zuerst pietätvoll der beiden dahingegangenen Meister Van der Nüll und Siccardsburg, der Erbauer des neuen Opernhauses! Gleichzeitig mit ihnen, wenn auch meist bei Privatbauten, wirkte Architekt Romano, der, als er für seine künstlerischen Verdienste auf der Ringstraße geadelt wurde, sich das hübsche, selbstbewußte Prädicat erwählte „Ritter vom Ring". Wer hat nicht von dem weltbekannten Meister F. Schmid gehört, dem wackeren Dombaumeister, der durch die Bauhütte des Kölner Domes gegangen ist, ehe er das große Werk der Restauration des Stephansthurmes unternahm, um dann mit seinem neuen Rathhaus sich selbst und der kunstsinnigen Wiener Bürgerschaft ein gigantisches Denkmal zu setzen?

Anfänglich war man durchaus nicht allgemein damit einverstanden, daß die Burg unserer Bürgerschaft in gothischem Stil aufgeführt werde. Die Gothik taugt nicht für Prosanbauten, und sie entspricht durchaus nicht unseren modernen bürgerlichen Baubedürfnissen — das waren die wichtigsten und die am häufigsten vorgebrachten Einwendungen, aber in dem Maße, wie der wuchtige und dabei doch zierliche Kolossalbau aus der Erde herauswuchs, wurden auch die Einwendungen und Nörgeleien seltener. Schmid hat sich seine Wiener erobert. Früher waren allerhand Scherze an der Tagesordnung; man machte Witze über den strengen Stil und schilderte, malte und zeichnete die Wiener Rathsherren und Rathsdiener in altdeutschen Gewändern, da sie doch unmöglich das Stiegenhaus so verlehen könnten, um in diesem Gebäude in moderner bürgerlicher Tracht zu erscheinen. Aus dem Scherze wurde Ernst — ernste Bewunderung.

Wie die Italiener sich die strenge, nordische Gothik für ihren heitern Himmel zurecht zu legen, wie sie für ihre malerischdecorativen Zwecke die nöthigen Wandflächen zu schaffen wußten, so hat es speciell Meister Schmid verstanden, die imposante Kirchengothik für einen monumentalen Prosanbau umzugestalten. Das Rathhaus hat nichts Kirchliches an sich, trotz seines, allerdings noch nicht fertigen, den Mittelbau krönenden mächtigen Thurmes. Es repräsentirt vielmehr in außerordentlich prägnanter und stolzer Weise die Baufreudigkeit, den ganzen edlen, selbstbewußten Sinn einer deutschen Stadtväter-Genossenschaft. Zu fröhlicher, recht weltlicher Art wird der große Thurm auf beiden Seiten von je zwei bewimpelten, schlanken Thürmchen flankirt werden. Und der Bürger, dem auch diese Thürmchen keine genügende Aufheiterung bieten werden, der wird sich, ist er ja einmal von der Sorge der Berathung oder des Steuerzahlens im neuen schönen Hause gepackt, sicherlich in dem großartig angelegten Rathhauskeller seine schlechte Laune vom Halse schaffen können.

Der plastische Schmuck des Hauses ist echt deutsch; alle erdenklichen bürgerlichen Gewerbe sind durch charakteristische Statuen vertreten. Da ist nichts allegorisirt und nichts idealisirt; der Schuster ist ein wirklicher Schuster und der Maschinenbauer ein wirklicher Maschinenbauer. Der große Festsaal, so groß, daß in demselben beinahe eine Reiterschlacht geschlagen werden könnte, wird mit Deckengemälden von Makart geschmückt werden. Schmid hat versprochen, daß zu dem Jubelfeste Wiens im Jahre 1883 — zweihundert Jahre nach der letzten Türkenbelagerung — der Bau seiner Bestimmung wird übergeben werden, und was Schmid verspricht, das hält er.

Wer kennt ferner Meister Theophilus Hansen nicht, den nordischen Mann, der nicht nur Wien, sondern Hellas selbst mit seinen aus hellenischem Geiste geborenen Werken beschenkt? Wie Wien hat er auch Athen mit Monumentalbauten geschmückt, die seinen Namen auf die spätesten Geschlechter bringen werden. Um nur einige seiner Wiener Bauten zu nennen, seien die reizvolle protestantische Schule, das Musikvereinsgebäude, die Börse, der imposante Heinrichshof gegenüber der Oper und das Parlament genannt.

Wie Schmid die kirchliche Gothik, so hat Hansen bei dem letzterwähnten Baue den griechischen Tempelstil für unsere modernen Bedürfnisse umgewandelt. Ueber einer kühn geschwungenen Rampe thront ein mächtiger, säulengetragener griechischer Tempel als dominirender Mittelbau; an beiden Seiten, ihm untergeordnet, erblicken wir zwei kleinere Tempel, welchen ein rusticiertes Erdgeschoß gleichsam zum Sockel dient. Die Giebelfelder der Tempel zeigen reichen plastischen Schmuck, und die Rückseite des Baues entspricht bis auf die Rampe genau der Vorderseite. Die beiden anderen Seiten des großen Quadrats zeigen erst den griechischen Stil in seiner Anwendung für den modernen Palastbau.

Sie sind, so gut es eben thunlich war, organisch mit den Tempeln verbunden und ragen doch als zwei ziemlich selbstständige Bauten in die Höhe. Ihre Bedachung ist flach und läßt an den Ecken freien Spielraum für je eine Quadriga (Viergespann), deren Ausführung dem reichbegabten Bildhauer Pitz anvertraut ist. Im Ganzen werden acht von Siegesgöttinnen gelenkte Viergespanne, also zweiunddreißig monumentale Rosse das Gebäude krönen. Eine Quadriga ist bereits probeweise aufgestellt und läßt ahnen, wie wirkungsvoll dieser reiche Schmuck sich ausnehmen wird.

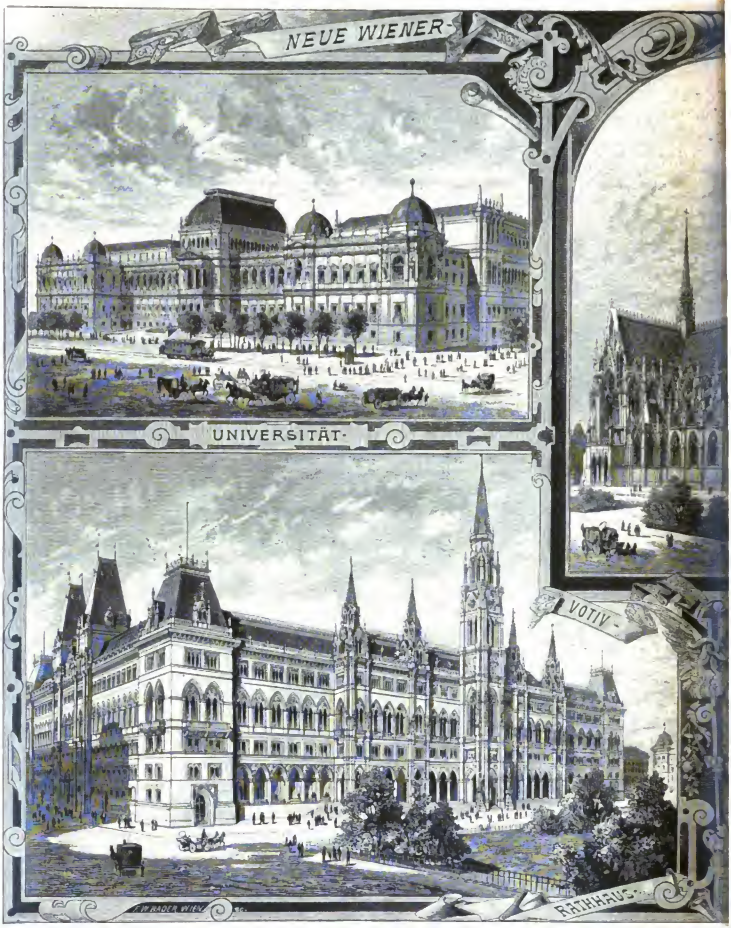
Hansen beabsichtigt, aus seinem Parlament ein wahrhaftiges goldenes Haus zu machen. Neben reicher vielfarbiger Verzierung will er auch Vergoldungen in großem Stile vornehmen. Es sollen die Giebelfelder, Friese, die Säulenfüße und Capitäler, Zahnschnitte und dergleichen mehr vergoldet, andere Bauglieder wieder mit prangendem Farbenschmuck versehen werden. Die parlamentarische Baucommission ist freilich für diese Pläne noch nicht gewonnen. Sie neigt vorläufig noch mehr zur „edlen Einfachheit", wohl zumeist darum, weil diese entschieden billiger ist. Es würde in der That auch eine schwere Menge Goldes aufgehen, bis dieses gewaltige Gebäude seinen ausreichenden Goldschmuck angelegt hätte. Einstweilen hat es der große Baukünstler, dem der Schalk im Nacken sitzt, damit versucht, der Commission den Mund wässerig zu machen, indem er einen kleinen Theil des Gebäudes mit Farbe und Gold geschmückt hat. Vielleicht nützt es.

Glänzende Verdienste um Neu-Wien hat sich auch Ferstel mit seiner Votivkirche, der Universität und zahlreichen anderen Bauten erworben. Die Votivkirche darf wohl ohne Uebertreibung als der zierlichste gothische Riesenbau unseres Jahrhunderts bezeichnet werden. Den Anlaß zu dem Bau gab das verbrecherische Attentat jenes ungarischen Schneiders auf Kaiser Franz Josef den Ersten, und Erzherzog Max, der nachmalige unglückliche Kaiser von Mexico, war der erste Begründer des Baues. Fast ein Jüngling noch hat ihn Ferstel begonnen, und er hat die Freude, nun im kräftigsten Mannesalter sein Auge an dem fertigen Werke weiden zu können. Seine Universität ist in dem edlen, vornehmen Stile der toscanischen Frührenaissance gehalten. In glücklicher Weise wurde hier der Palaststil den speciellen Zwecken einer Hochschule dienstbar gemacht. Der Hof der Universität und ihre Bibliothek sind jetzt schon, bevor sie noch dem Publicum zugänglich sind, für Fachkreise wahre Berühmtheiten. Es giebt keinen Bau in Wien, der mit sympathischeren Blicken betrachtet würde, als gerade dieser.

Hasenauer, der Baumeister des neuen Burgtheaters und der designirte Leiter des Umbaues der Hofburg, hat sich mit seinen Museen den Wienern in's Herz hineingebaut. Das Initialbildchen dieses Artikels zeigt uns eines der beiden Museen, die sich gegenüberstehen und sich vollkommen gleichen. Sie weisen die Spuren der formenprendigen Hochrenaissance auf und werden, wenn erst die Hofburg aufgebaut sein wird, in schöner architektonischer Beziehung zu dieser stehen. Stolz ragen ihre mächtigen Kuppeln in die Höhe, auf ihnen die Kolossalstatuen des lichtspendenden Helios und der die Höhepunkte erleuchtenden Minerva. Ein Kranz von Standbildern von Künstlern und Gelehrten aller Zeiten blickt von der Dachhöhe auf das Treiben der Menschlein da unten herab.

Wiedmann's, eine jugendlich aufstrebende Kraft, hat sich mit seinem Justizpalaste, den er sich mit glücklichem Griffe auf dem Concurrenzwege errungen, in die vorderste Reihe der Wiener Architekten gestellt. Er zeigt sich hier als geschmackvoller Eklektiker; die deutsche Renaissance waltet jedoch vor und drückt dem Ganzen ihr malerisches, reich gegliedertes Gepräge auf. Besonders erwähnt zu werden verdient es, daß dem Baumeister hier auch nicht annähernd so bedeutende Mittel zu Gebote standen, wie den übrigen Künstlern bei ihren Monumentalbauten. Um so anerkennenswerther ist die dennoch unleugbar vorhandene monumentale Wirkung, die der Künstler mit so geringen Mitteln zu erzielen gewußt hat.

Digitized by Google



Neue Wiener R
Originalzeichnung von

Digitized by Google

mentalbauten.
ronstein in Wien.

Digitized by Google

Noch viele Andere aus der illustren Schaar der Wiener Bauknnstler haben sich rühmlich hervorgethan; denn zu der langen Reihe der schönen Bauten von Neu-Wien gehört auch eine lange Reihe guter Namen. Es ist erfreulich, zu berichten, daß es all diesen Talenten an Anerkennung nicht gefehlt hat. Die Wiener Bauknnstler haben sich eine Stellung in der Welt errungen, auf welche stolz zu sein sie ein gutes Recht haben. Wien ist auch stolz auf sie und auf ihr Werk, auf Neu Wien.

Baldain Groller.

Adolf Wilbrandt.

Von Wilhelm Goldbaum.

Unsere Zeit, sagt man, sei eine realistische und demgemäß auch für die Entwickelung unserer poetischen Literatur keine allzu günstige. Jedes Decennium in unserem Jahrhundert, mit Ausnahme des letzten, welches wir durchlebt, habe seinen bestimmten literarischen Charakter gehabt, das erste durch die Romantiker, das zweite durch die Schicksalstragödien, das dritte durch die Schwaben und Heinrich Heine, das vierte durch das „Junge Deutschland", das fünfte durch die politische Lyrik, das sechste durch Victor Scheffel und Friedrich Bodenstedt, das siebente durch die großen Zeitromane Gutzkow's, Auerbach's und Spielhagen's; nur das achte sei der Poesie fast Alles schuldig geblieben, weil es ausschließlich der Wirklichkeit sich zuwenden und der Lösung politischer Probleme nachleben mußte, welche ihm der deutsch-französische Krieg und die deutsche Einigung hinterlassen. Was ist richtig an dieser Wahrnehmung, und in welchen Punkten widerspricht sie den Thatsachen?

Gewiß ist, daß wir über die Zeit der blos literarisch genießenden Geschlechter weit hinaus sind; der Inhalt unseres geistigen Lebens hat sich complicirt und Elemente politischer, socialer, materialistischer Art in sich aufgenommen, welche jeden Rahmen eines poetischen Kunstwerkes sprengen. Wir vermögen nicht mehr in der engen Umfriedung eines poetischen Almanachs uns zu bescheiden und blicken über die Dichtung, die unsere Aufmerksamkeit beansprucht, hinweg auf die geschwätzige Zeitung, in welcher täglich der elektrische Draht seine Neuigkeiten ablagert. Wir vermögen uns nicht zu sammeln, wie es die Dichtung von uns fordert, weder im Schaffen noch im Genießen. Werdem war manches Buch ein Ereignis, komte sogar ein einziges Gedicht ein Ereignis sein. Man sprach in allen Cirkeln von den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", von Börne's „Pariser Briefen" und Heine's „Reisebildern", von Ferdinand Freiligrath's Gedichten und dem „Mirza Schaffy", von Gustad Freytag's „Soll und Haben" und Gutzkow's „Rittern vom Geiste", als wäre damit das gesammte Leben der Nation erschöpft.

Das ist vorbei. Der Dichter bildet nicht mehr den Mittelpunkt unserer geistigen Interessen und Bedürfnisse; das Amt ist von ihm genommen, der einzige Dolmetsch derselben zu sein; es ward auch auf die Redner in den Parlamenten, auf die Staatsmänner, auf die Presse übertragen. Aber hat dadurch der Dichter auch den Beruf eingebüßt, der Verkündiger des Schönen und Guten zu sein? Ist es nicht mehr wahr, was Anastasius Grün gesungen, daß der letzte Mensch der letzte Dichter sein wird? Nein, das kann der Sinn der Klage nicht sein, welche über den Realismus unserer Tage angestimmt wird. Der Poet ist geblieben, was er war, ein Fürsprecher aller edleren und höheren Triebe, welche die Seele der Völker bewegen; nur die Wirkungen, welche er übt, haben sich eingeschränkt; nur die Gemeinde, welche ihm lauscht, hat sich verringert; nur die Kränze, welche man ihm windet, sind spärlicher geworden. Wenn er nicht dem Götzen des Tages schmeicheln, nicht hasten und jagen will, um mit dem größten Sensationsmacher unserer Tage, dem Telegraphen, zu wetteifern, so herrscht Stille und Geräuschlosigkeit auf seinen Wegen. Aber er ist darum nicht weniger ein Dichter, nicht weniger ein Liebling Aller, denen im andächtigen Verkehr mit Kunst und Poesie die Herzen aufgehen. Und hat auch die Zeit, in der wir leben, keine ausgesprochene literarische Signatur, so hat sie doch ebenso wie vergangene Jahrzehnte hervorragende Dichter, deren sie sich rühmen darf, darunter den liebenswürdigen Adolf Wilbrandt, der soeben zum Leiter des Wiener Burgtheaters, zum Nachfolger Franz Dingelstedt's bestellt worden ist.

Still und unverdrossen ist Wilbrandt zum deutschen Parnaß hinaufgekommen. Der schmale Mann mit dem blassen, länglichen Gesichte, den ernsten dunklen Augen und der hohen Stirn, beschreiben, fast schüchtern in seinem Auftreten, hat rastlos gearbeitet, bei den Griechen und Römern gelernt, an Heinrich von Kleist sich gebildet, für unsere nationale Idee an der Seite des unvergeßlichen Karl Braiter publicistisch gestritten, bis es ihm vergönnt ward, durch eigenes dichterisches Schaffen seinen Platz zu gewinnen. Heute ist dem Vierundvierzigjährigen dieser Platz von Niemandem bestritten. Wilbrandt ging von seiner Geburtsstadt Roitock, der mecklenburgischen Universitätsstadt aus, wo sein Vater Professor war. Es zog ihn nach dem Süden hinab, nach München, wo er studirte und dann als Redacteur der „Süddeutschen Zeitung" thätig war, welche das oberdeutsche Volk dem Nationalverein zuführte, nach Wien, wo allezeit der echte Dichter eine traulichte Heimstätte gefunden. Der Norden hatte sich ihm in seinen Aeußeren nur wenig eingeprägt, in den zurückhaltenden Umgangsformen, in dem Ernste der Ausdrucksweise; dagegen in seiner Physiognomie schien er für den Süden gleichsam prädestinirt; schwarzes, dichtes Haar, tiefliegende brennende Augen, festgeschlossener Mund, gebogene Nase. Und in Wien erschloß sich ihm erst die Pforte des Ruhmes, nachdem er lange vergebens an sie geklopft. Die Bühne nahm ihn auf ihre Schwingen, und sie schenkte ihm auch in der hochbegabten, geistsprühenden Burgschauspielerin Auguste Baudius eine Lebensgefährtin. Jetzt hat die Kaiserstadt an der Donau ihm den höchsten Preis zuerkannt, den sie für literarisches Verdienst zu vergeben hat, die Führung ihres Burgtheaters, welches die erste deutsche Bühne ist.

Dabei kann auch der hochfliegendste Ehrgeiz der Erfüllung froh sein; denn es ist allezeit eine Stelle für vornehme Geister gewesen, welche die Hohenpriester in dem ehrwürdigen Musentempel am Michaelerplatze einnahmen: Heinrich Laube, Friedrich Halm, Franz Dingelstedt haben sie geheiligt.

In seiner Geschichte des Wiener Burgtheaters erzählt Laube, wie er selbst den Directionsstab in die Hand bekam. Eine stürmisch applaudirte Vorstellung seines „Struensee" bahnte ihm den Weg. Bei Adolf Wilbrandt hat sich die Sache umgekehrt vollzogen; sein Stück „Johannes Erdmann" misslang, und dennoch wurde ihm Tags darauf der Posten an der Spitze des Burgtheaters angeboten. Er hatte es eben nicht nöthig gehabt, just mit diesem Stücke seine Befähigung zu erweisen, nachdem er dieselbe vorher wiederholt offenbart hatte. Das Mißgeschick des Dramatikers war nicht dasjenige des Dramaturgen. Der Dramatiker ist von dem Publicum abhängig; die Laune des Parterres ist sein Schicksal. Der Dramaturg aber ist der Vermittler zwischen dem Dichter und dem Publicum; seine Gottheit ist die Kunst, um deren willen er Allen, dem Dichter, den Darstellern, dem Publicum, die gleiche Liebe und Rücksichtsamkeit zuzuwenden hat. Der Dichter muß auf sein unparteiisches Urtheil, das Publicum auf seinen Geschmack, das Bühnenpersonal auf die Ueberlegenheit seines Geistes zählen dürfen. Besitzt Adolf Wilbrandt die Eigenschaft des echten Dramaturgen? Kann man von ihm erwarten, daß er jene glorreiche Ueberlieferung lebendig erhalten werde, an welcher die deutsche Bühne seit Goethe zehrt, der sie einen Karl Immermann, einen Laube und Dingelstedt verdankt?

Es ist schwer, diese Fragen zu beantworten, wenn man Wilbrandt blos nach seinen theatralischen Erfolgen beurtheilt; man muß ihn als literarische Individualität aus seinem gesammten Schaffen zu begreifen suchen. Und geht man ihm auf solchem Wege nach, so findet man leicht, was seiner Persönlichkeit in Leben und Dichtung ihren besonderen Reiz verleiht. Er ist interessant. Durch diese Eigenschaft hängt er mit seiner Zeit zusammen, ja ist er ihr prägnanter Ausdruck. Das Interessante gefällt uns Heutigen; es ist der Maßstab unseres kritischen Urtheils, das Merkmal unserer poetischen und künstlerischen Empfindung. Das Interessante aber besteht nicht für sich; es ist nicht vom Können abhängig, sondern es bildet eine unfaßbare Zugabe, einen ganz und gar

Digitized by Google

individuellen Besitz, der je nach der Persönlichkeit seines Inhabers wechselt, aber immerdar das Mittel darstellt, durch welches der Redner, der Künstler, der Dichter auf uns wirkt. Kein Philosoph vermag das Interessante zu definiren, wie er etwa das Gute, das Schöne, das Wahre begrifflich genau zu umschreiben vermag; interessant ist an dem Einen, was an dem Andern abstoßend sein kann; interessant findet man in dieser Stimmung, wovon man in einer andern sich vielleicht ablehnt. Das ist der Charakter unserer Zeit, rasch mit den Sympathien und Antipathien zu wechseln, von gestern auf heute die Maßstäbe zu vertauschen, Liebe und Haß nicht als ein Gegeneinander zu empfinden, sondern als ein Nacheinander, Geschmack zu entwickeln an Contrasten, die ästhetisch zusammen einander anschreien. Wer dieser wechselnden Hast der Zeit sich anzupassen versteht, wer sie in sich selbst als einen wesentlichen Bestandtheil seiner Persönlichkeit besitzt, der ist der Künstler, der Dichter, der Staatsmann dieser Zeit.

Man hat unsere Literaturepoche diejenige der allgemeinen Bildung genannt; als solche würde sie kaum einen einzigen Vertreter besitzen, der sie getreuer widerspiegelt, als Adolf Wilbrandt. Denn Wilbrandt hat unglaublich viel gelesen und gearbeitet, auf den mannigfachsten Gebieten und zu den verschiedensten Zwecken. Er übersetzt antike Tragödien, liefert eine Monographie über Heinrich von Kleist, welche fast abschließend die Literatur dieses unglücklichen Genies bereichert, macht Hölderlin zum Gegenstande einer geistvollen Studie und veranstaltet eine Ausgabe der Werke Fritz Reuter's, der zwar sein Landsmann war, aber sich von ihm unterschied, wie etwa der „Inspecter“ Bräsig von einem modernen Schöngeist.

Doch das ist es nicht allein; man kann als Polyhistor der alleruninteressanteste Mensch von der Welt sein. Es klebt an dem vielen Wissen nicht selten dicker Bücherstaub und unleidliche Pedanterie. Erst wenn der Polyhistor sich modisch kleidet und benimmt, wenn sein Wissen von dem Hauche der Anmuth und Schönheit durchweht, mit Geschmack und Gewandtheit geordnet ist, dann ergiebt sich die interessante Persönlichkeit. Bei Wilbrandt ist dies der Fall. Man sieht es diesem bleichen Manne mit dem halbwissen, halb wohlmüthigen Lächeln an, daß er Vieles weiß und Alles wissen möchte, aber er spreizt sich nicht mit seinem Wissen und Können; er drängt es nicht auf, sondern schreibt im Gegentheil zusammen, wenn banaler Vorwitz sich ausdrückt, ihm seine Weisheit abzuringen. In seiner Erscheinung ist eine seltsame Rauschheit, etwas Gedämpftes und Verhaltenes, das seine Dichtungen am allerwenigsten charakterisirt; aber seiner Persönlichkeit liegt bisweilen eine Stille und Verschämtheit, wie über derjenigen eines Mädchens, welches noch niemals einen Mann geküßt.

Das ist der merkwürdige Contrast in dem Wesen Wilbrandt's der das Geheimniß der interessanten Wirkung in sich birgt, zumal der Lebensgang des Dichters zweifellos geeignet war, diesen Contrast zu vervollchen. Als Journalist pflegt man sich eine gewisse Sicherheit des Auftretens, ja eine unverhohlene Selbstgefälligkeit anzueignen: man muß rasch mit seinem Urtheil über Menschen und Ereignisse fertig sein, muß den Muth haben, den Andern zu sagen, was sie nachsprechen und nachjubeln sollen, muß steifen und polemisiren, kämpfen und widersprechen, angreifen und abwehren. Und Wilbrandt war ein Journalist, noch dazu in einer bewegten Zeit; er hat in der „Süddeutschen Zeitung“ für den Anschluß Schleswig-Holsteins an Deutschland vortrefflich publicistische Arbeit gethan. Dann hat er mit der Bühne Fühlung gesucht, das Leben hinter den Coulissen studirt, von den Brettern herab sich seine Gattin geholt, und der Verkehr mit der Bühne ist bekanntlich ebenfalls nicht geeignet, das Wesen in keuscher Stückternheit und Befangenheit zu erhalten, die angeborene Bescheidenheit zu conserviren und dem Geiste eine vornehme Zurückhaltung aufzuprägen.

Das Sonderbarste bei alledem aber ist, daß der Dichter Wilbrandt eine fast völlig andere Physiognomie zeigt, als der Mensch Wilbrandt. Da ist in den Novellen, den Romanen und den späteren Dramen kein Problem zu dreist, kein Conflict zu gewaltsam, kein Verhältniß zu fragwürdig, daß der Dichter damit nicht operirte. Eine schreiende Sinnlichkeit tritt unverhüllt zu Tage, eine wahre Wollust, sich an den äußersten Grenzen des ästhetisch Statthaften zu bewegen, drängt sich hervor, und der Kritiker, der den Dichter auch aus dem Leben kennt, steht rathlos diesem klaffenden Widerspruche gegenüber, weiß zwischen dem Sein und Schaffen keine Vermittelung zu finden, es sei denn diese, daß Wilbrandt augenscheinlich über seinen Problemen grübelt wie ein Einsiedler, zu dem die Stimmen der Welt nicht dringen, wie ein Philosoph, der abseits gekehrt seinen Gedanken nachirrt und dennoch den Nerv des Publicums in lebhafte Schwingung zu versetzen weiß.

Ist dies nicht der wahre Typus des interessanten Poeten, ja ist es nicht der echte Dichter unserer Zeit, welche, just wie er, ernsthaft und rastlos, aber auch unstet und unberechenbar zu sein scheint? Was haben wir nicht Alles in den letzten zwanzig Jahren angefaßt und wieder bei Seite geschoben, glorificirt und dann in den Winkel gestellt! Von Arthur Schopenhauer ging's zu Charles Darwin; das Mittelalter stritt um unser Interesse mit dem ägyptischen, dem römischen Alterthum; die Novelle, welche einen kurzen Athem hat, concurrirte mit dem Drama, das sich mit einem flüchtigen Eindrucke nicht begnügt. Und man frage Adolf Wilbrandt, ob es ihn nicht gedrängt, alledem einen poetischen Ausdruck zu verleihen.

Der Darwinismus bot ihm novellistische Probleme; man lese „Fridolin's heimliche Ehe“; das Mittelalter gestaltete er dramatisch im „Graf von Hammerstein“, das römische Alterthum in „Gracchus, der Volkstribun“, in „Arria und Messalina“. Dabei ließen ihm auch andere Impulse der Zeit keine Ruhe. „Durch die Zeitung“ heißt eines seiner Lustspiele, und Giordano Bruno, der Philosoph, ist einer seiner Stoffe. So sonderlich ist dieser Dichter, daß es mitunter scheint, als gäbe es keinen festen Punkt, keine Axe in seinem Wesen, sondern immer blos Peripherie. Aber das gerade ist das Moderne an ihm, daß er von den allgemein menschlichen Vorwürfen seiner ersten dramatischen Production, von dem reizenden Einacter „Jugendliebe“, von den beiden vortrefflichen Lustspielen „Die Verwählten“ und „Die Maler“ resolut abschwenkt, weil er zeitig erkennt, daß die Gegenwart nicht lyrisch, nicht sentimental gestimmt ist, sondern gewaltsam packender Effecte bedarf, um in dem Interesse für die Dichtung festgehalten zu werden.

Dieses Verständniß für alle Regungen der Zeit ist an und für sich eine Bürgschaft für Wilbrandt's Beruf zur Leitung des Wiener Burgtheaters. Aber mit einer einzigen Bürgschaft wäre es vielleicht nicht gethan; er bietet ihrer mehrere. Schon bevor er sich Auguste Baudius zur Gattin wählte, lebte er fast ausschließlich mit dem Theater und für dasselbe; er schrieb seiner nachmaligen Gattin mehr als eine Rolle, wie es im Schauspieler-Jargon heißt, auf den Leib, und die große Ueberlegenheit seiner Bildung kam ihm dabei vortrefflich zu Statten. Er war nicht der rohe Handwerker, der ein Stück „zerschneidet“; die Feinheit seines Geistes übertrug sich auf den Dialog, auf die Oekonomie, auf die technische Construction seiner Stücke. Sie zeichnen sich allesammt nicht blos durch virtuose „Mache“ aus, sondern es schwebt über ihnen ein Hauch moderuster Theaterempfindung; wovon das geistige Leben der Zeit nur irgend bewegt schien, das brachte er auf die Bühne. Jener äußere Zusammenhang mit dem Theater und diese Vielseitigkeit sind die weiteren Bürgschaften. Das Bühnenpersonal vermag zu seinen sittlichen und künstlerischen Ernste Vertrauen zu hegen, der Dichter, welcher für das Theater schafft, darf auf sein feines Verständniß zählen, das Publicum gewiß sein, daß er zumeist gerade das bringen wird, was in dem Mittelpunkte des allgemeinen Interesses steht.

Modern und interessant als Mensch wie als Dichter — interessant als Mensch, wie es in anderer Art Franz Dingelstedt gewesen; modern als Dichter, wie es Heinrich Laube war: ist auf diese Weise durch Wilbrandt's Ernennung die Tradition nicht am besten fortgeführt, welche allezeit bestimmend gewesen für die Besetzung des Directorpostens im Wiener Burgtheater? Und könnte man beiläufig nicht auch in manchem Nebenumstande ein Zeichen erblicken, daß Wilbrandt der rechte Mann auf dem rechten Posten sein werde? Franz Dingelstedt war dem Theater gewonnen durch die Verbindung mit der Sängerin Jenny Lutzer, Friedrich Halm's Cigeria war die unvergeßliche Schauspielerin Julie Rettich. Auch Wilbrandt ist wohl eigentlich erst durch Auguste Baudius dem Theater erobert worden, welche in ihrer künstlerischen Blüthezeit weit über jegliche Routine hinausragte, und wegen der Durchgeistigung ihrer Rollen, wegen ihres entzündenden, zwischen Heiter-

Digitized by Google

keit und Sentimentalität schwebenden Naturells ein Liebling des Publicums war.

Die Frage nach dem Berufe Adolf Wilbrandt's für eine leitende Theaterstellung ist also mit Zuversicht zu bejahen. Wohlwollen und Verständniß für die dramatische Production, Einsicht in das Bedürfniß des Publicums, Kenntniß dessen, was zu einer guten Regie erforderlich ist, sind vorhanden; die Energie und Ausdauer werden sich mit dem Amte einfinden. Jede Individualität hält die Zügel anders. Heinrich Laube entwickelte eine an den Starrsinn grenzende Beharrlichkeit nach oben wie nach unten hin; er hat durch dieselbe das Burgtheater rechtzeitig vor dem Niedergange bewahrt: Franz Dingelstedt liebte die gewundenen Wege; er diplomatisirte gern und lenkte das Schiff, dessen Steuer er führte, glücklich zwischen mancherlei Klippen hindurch. Adolf Wilbrandt hat zweifellos ein sicheres Urtheil darüber, was er von Laube's Directionsweise, was er von derjenigen Dingelstedt's in sein Programm herüberzunehmen muß. Und er kann um so beruhigter an die Arbeit gehen, als Laube und Dingelstedt ihm ein Regie-Collegium von hervorragender Tüchtigkeit, ein Bühnenpersonal von gewaltiger Leistungsfähigkeit hinterlassen haben. Sonnenthal, Lewinsky, Baumeister, Hartmann, zugleich Zierden deutscher Schauspielkunst, sind die Regisseure des Burgtheaters; Charlotte Wolter und Zerline Gabillon, Meixner und Frau Hartmann bilden mit jenen den unvergleichlichen Stamm des Personals.

Jedoch das Theater hat nicht das ausschließliche Recht auf Adolf Wilbrandt: er gehört der deutschen Literatur an. Und wenn ihm vor einigen Jahren der Schiller- und Grillparzer-Preis zutheil ward, so bedeutete diese Auszeichnung nicht so sehr, daß das Theater, als daß die dramatische Muse sich seiner zu freuen habe. Freilich, von diesen Preisausschreibungen und deren Erfolgen, von der Weisheit der Dichtercollegien und der beirathenden Kraft des Wettbewerbes denkt man heutzutage gering; das Publicum hat in den meisten Fällen den Spruch der Preisrichter nicht bestätigt. Schauffert's „Schach dem König", Bichert's „Ein Schritt vom Wege" haben vor dem Parterre so wenig Gnade gefunden, wie Lindner's „Brutus und Collatinus". Aber wenn Wilbrandt auch jenen Preis nicht empfangen hätte, so wäre er gleichwohl als dramatischer Dichter der bedeutendste unserer Zeit, in seinen Treffern nicht minder als in seinen Verirrungen. Und damit ist seine dichterische Bedeutung noch einmal erschöpft; als der literarische Mann, als Romanschriftsteller und Novellist, zum kleinen Theile auch als Lyriker steht er eingeschrieben in der Geschichte des zeitgenössischen Schrifthums, an hervorragender, wenn auch nicht an erster Stelle.

Es ist überaus verlockend, dem Dichter Wilbrandt auf seinen Wegen nachzugehen. Wie das Talent nicht selten von der Bildung, die Kunst am Schaffen von der Hast des Schaffens überrascht, die Poesie der Nothwendigkeit untergeordnet wird, das ist an Wilbrandt's Producten sehr lehrreich wahrzunehmen. Man könnte sich getrauen, an jeder seiner Novellen, an jedem seiner Bühnenstücke zu zeigen, wo das Talent geruht und die Bildung allein thätig gewesen, wo kein innerer Impuls, sondern ein äußerer Anstoß seine Wirkung geübt, wo die Nothwendigkeit, schnell zu Rande zu kommen, das freie Spiel der Kräfte grausam unterbunden. Daß der Dichter unter Anderem nach dem „Graf von Hammerstein" und, wenn wir nicht irren, auch nach dem „Gracchus" mit seiner notorisch aus der Schulzeit stammenden Uebungsarbeit „Giordano Bruno" nicht zurücktritt, sondern sie zum Schaden seines Ansehens der Oeffentlichkeit preisgab, das hat viele seiner Freunde gar sehr geschmerzt. Man könnte auch darnach fragen, warum seine Sprache durchweg conventionell, mehr aus dem Wortschatze der sogenannten guten Gesellschaft als aus dem des Volkes entnommen ist. Jedoch nicht um eine akademische Unterhaltung ist es uns hier zu thun, sondern lediglich um die Feststellung des wesentlichen, bestimmenden Zuges in der Dichterphysiognomie Wilbrandt's.

Es hat selten einen Poeten gegeben, der das Publicum so rasch und nachhaltig sich gewann, aber die Kritik so wenig — und man kann sagen, von Jahr zu Jahr weniger — für sich zu erwärmen vermochte. Woran liegt das? An dem Doppelleben des Dichters selbst, an den „zwei Seelen in seiner Brust". Es ist ein mystisches Etwas in ihm, eine Vorliebe für das Fremdartige, Undeutbare, ja für das Kranke. Dem Publicum ist dieses Abirrenwollen in das Gebiet der pathologischen Processe interessant; der Kritiker muß es tadeln. Die Helden in Wilbrandt's Novellen führen ein Doppelleben, eine Art von Ehevertrhältniß mit sich selbst, wie Fridolin, oder aber sie sind wie das Mädchen aus der Fremde von einer anderen Welt, „Gäste vom Abendstern", welche in unsere Wirklichkeit nicht hineinpassen, zu dünn, zu ätherisch, um mit uns zusammen zu leben, anziehend durch ihre Fremdartigkeit, aber untauglich, unter uns zu existiren. Man vermöchte fast zu glauben, es sei sozusagen eine „vierte Dimension", ein dunkles Zwischengebiet jenseits der Grenze unserer Wahrnehmungen, wo des Dichters Geist beim Schaffen mitunter weile oder wohin ihn zum mindesten ein geheimes Sehnen unwiderstehlich fortlocke.

Dieser Wandertrieb nach dem „Nudewußten" hin zeigt sich vom ersten Augenblicke an; er ist für Wilbrandt als Erzähler, für Wilbrandt als Literar-Historiker, für Wilbrandt als Bühnendichter bezeichnend, wenn er auch, je nach Stoff und Tendenz, verschiedener Richtung zugewendet scheint.

Als Romanschriftsteller beginnt Wilbrandt mit der zweibändigen Erzählung „Geister und Menschen"; der Held ist Swedenburg, das Urbild aller Spiritisten und Hypnotiseure. Als Literar-Historiker fühlt er sich zu Heinrich von Kleist, zu Hölderlin hingezogen, zu Kleist, dessen Genie zweifellos in finstere Umnachtung untertauchte, obwohl erst an der letzten That der Irsinn deutlich zu Tage kam, zu Hölderlin, dem unglückliche Liebe zeitig die Sinne verwirrte, wenn auch noch mitten im Wahnwitz der poetische Genius eine Weile siegreich den rechten Weg einhielt. Es sind pathologische Processe, bei denen die Katastrophen auf eine krankhaft erregte Phantasie zurückweisen, auf verhängnißvolle Einwirkungen durch mehr oder minder vom graden Pfade abgelenkte Frauen. Der Dramatiker Wilbrandt nimmt anfangs eine freundlichere Bahn, aber bald schlägt auch er sich in jenen dunklen Bezirk, wohin es vordem nur den Erzähler und Literar-Historiker Wilbrandt gezogen, in den Bezirk, wo gigantische Verirrung ihre Verheerungen anrichtet. Wenn man den „Graf von Hammerstein" mit „Arria und Messalina" vergleicht, so meint man, es mit zwei verschiedenen Dichtern zu thun zu haben; es ist aber der nämliche Dichter, nur daß er allmählich auch auf die Bretter jene unsittliche, gefährliche, pathologische Poetik für das Unheimliche verpflanzt hat, welcher er sonst blos auf seine Erzählungskunst und auf seine literar-historischen Studien einen bestimmenden Einfluß verstattete. Messalina ist wie Nero — ebenfalls ein Wilbrandt'scher Stoff — eine Figur aus der Krankheitsgeschichte der Menschheit; sie wirkt nicht in jenem Sinne zur Läuterung durch Mitleid und Furcht, wie es Aristoteles und nach ihm die Kunstlehre aller Zeiten gewollt; sie kann nur aufrühren, empören, verwirrend wirken. Der äußere Erfolg mag demjenigen, der sie auf die Bühne bringt und eine Darstellerin wie Charlotte Wolter für sie in Bereitschaft hat, gesichert sein, aber es bleibt trotzdem ein problematisches Verdienst, den Nerven des Publicums mehr als seinem Kunstgefühl zuliebe ein großes dramatisches Talent in Bewegung zu setzen, zumal der Dichter selbst von der Leidenschaft des Verstandes, nicht von derjenigen des Herzens beseelt erscheint. Wilbrandt muß trotz der großen scenischen Wirkung, welche er mit „Arria und Messalina" erzielte, empfunden haben, daß er auf diesem Wege nicht verharren dürfe: er hat seitdem zu anderen Stoffen, wenn auch vorerst mit geringerem Erfolge, sich hingewendet. Die praktische Thätigkeit, welche ihm sortan im Burgtheater anzugehören ist, wird ihn aller Voraussicht nach vollends jenem Gebiete der Geister und Dämonen entfremden, auf welches man ihn folgte, ohne ihm zu vertrauen.

Die Methode Thomas Buckle's, die klimatischen und geographischen Existenzbedingungen der Völker als das Maß ihrer historischen Entwickelung zu erachten, ist in der Literaturgeschichte von je her in Anwendung gewesen. Von den Homeriden auf der Insel Chios bis zu den Dichterschulen in Schwaben und Oesterreich wird das ganz äußerliche Merkmal der landschaftlichen Zusammengehörigkeit als Merkmal methodischer Eintheilung mißbraucht. Adolf Wilbrandt ist in seiner dichterischen Erscheinung geradezu ein Protest gegen diese Landsaten Methode in der Dichtungsgeschichte — wie vermöchte man ihn, den nervösen, hastigen, modernen Poeten, mit seinem ungesunden Landsmann Fritz Reuter in dieselbe Rubrik zu pressen, das Sentimentale mit dem Naiven? Freilich, auch in Niederdeutschland gab es einen Dichter der „Bernsteinhexe", wie in Süddeutschland einen poetischen Adepten der „Scherin von Prevorst", Jener hieß Wilhelm Meinhold, Dieser Justinus Kerner. Aber weder mit dem Einen noch mit dem

Digitized by Google

Adolf Wilbrandt.
Originalzeichnung von Adolf Neumann.

Andern ist Adolf Wilbrandt geistig verwandt. Seine Dämonologie ist etwas ganz Absonderliches; sie muß als das Product einer grübelnden, ungeduldigen Phantasie angesehen werden.

Wilbrandt ist als Dichter schlechthin eine Individualität; man kann ihn an keinem andern Poeten messen. Hätte er vor zweihundert Jahren gelebt, so wäre er vielleicht ein alchymistischer Professor in Helmstedt oder Ingolstadt gewesen; da er in unserer Zeit lebt, hantirt er, anstatt mit dem Schmelztiegel, mit dem Zauberstabe der Poesie, mit dem er Gestalten schafft, an welchen die Wirklichkeit bisweilen zu geringen, die Phantasie häufig einen zu großen Antheil hat. Was Hans Makart für die Malerei, das ist — nur in unendlich vertieferem Sinne — Adolf Wilbrandt für die Poesie unserer Tage. Sie sind beide die echten Söhne dieser farbentrunkenen, in allen ihren Sinnen aufgewühlten Zeit, der Maler der „sieben Todsünden", wie der Dichter der „Messalina".

Digitized by Google

Der Kienhusar.

Ein Bild aus dem Leben von **Karl Theodor Schultz.**

1.

Es war, wie immer, eine heitere, glückliche Tafelrunde, welche um den großen Tisch im Wohnzimmer des fürstbischöflichen Intendanten Wendland beim Abendbrode saß. Draußen lag hoher Schnee, und so mächtig schüttelte der Nordwest, der noch eben über das Meer hingestrichen und voll des Meerodems war, die alten Linden im Parke, daß es von ihren Seufzern heraus klang — hier drinnen jedoch schien der Sommer noch nicht geschwunden. Bis zur Wölbung des breiten Fensters rankten sich Schlingpflanzen auf; das ganze Fensterbrett stand voll blühender Rosen, Levkoyen, Reseda, und selbst an beiden Seiten des Spiegels, der wie sämmtliche Meubles die geraden Linien des Empire zeigte, trieben zwei Tuberosen aus ihren Schiftblättern die duftigen weißen Blüthenähren empor. Blumen und Bilder mußten die freundlichen „Schwachen" Seiten der Frau Intendantin sein; denn wie Blumen alle irgend möglichen Plätze einnahmen, so bedeckten Bilder die Wände buchstäblich von unten bis oben, und zwar Bilder jeder Gattung, Art und Gestalt: kleine, große, runde, eckige, ovale Del- und Pastellgemälde von Werth neben grob colorirten Kupferstichen und schlechtesten Holzschnitten. Ueber dem sammtrothen Sopha, das sich lebhaft von dem Goldschimmer der Tapete abhob, hingen als Hauptzierden die Copie eines Bildes der Königin Louise von Preußen, welches diese mit blauseidenem, als elsasser Schleife gebundenem Kopftuch darstellt, und auf jeder Seite derselben einer der Engel der sixtinischen Madonna, vortreffliche Pastellbilder.

Eben hatte die Frage eines hier zum ersten Mal anwesenden Caplans über das Portrait der Königin Louise, eines Geschenkes des Fürstbischofs, ernstere Töne in die Unterhaltung gebracht, als der Frau Wendland von dem aufwartenden Mädchen etwas gemeldet wurde. Sie lachte in ihrer scheuen gutmüthigen Weise kurz auf, sah nach ihrer Stiefmutter hinüber, deren Geburtstag man feierte, und nickte derselben scherzhaft zu.

Die übrige Gesellschaft hatte des kleinen Auftritts nicht Acht gehabt, nur ein junges, ganz blondes Mädchen mit dem schneeigsten Teint der Welt, das zunächst der Thür saß, kehrte sich ängstlich um. Jeder Hauch von Röthe erblich auf ihren Wangen; denn durch das Nebenzimmer kam oder huschte vielmehr eine Gestalt daher, welche solchem jungen Ding allerdings sehr fragwürdig erscheinen durfte: ein hagerer, hoher Mann mit verwildertem Haar und Bart und großen traurigen Augen, deren Blicke scheu über die Gesellschaft hinstreiften, indem sie etwas zu suchen schienen, Hand plötzlich, wie aus dem Boden emporgewachsen, inmitten des Thürrahmens. Bald flog ein Lächeln, welches dem verwitterten Gesichte einen Schein von Jugendlichkeit zurückgab, über des Greises Züge, und er glitt unhörbar hinter der Gesellschaft fort bis zu dem Stuhle der Tochter des Hauses.

Seitwärts von diesem blieb er stehen und blickte nun, indem er auf nichts weiter um sich her achtete, in das ihm lachend zugewandte Gesicht seines „Prinzeß Louischens", wie er die junge Frau nannte. Er mußte sie wieder lange nicht gesehen haben; denn es dauerte eine ganze Weile, bis er sich gleichsam satt gesehen und auch darauf bedacht, daß er ihr etwas mitgebracht, sein gewohntes Geschenk, nämlich einen kleinen Blumenstrauß, der von frischem Waldmoose umgeben war. Prinzeß Louischen bedankte sich schönstens, wobei sie ihren nicht kleinen, aber durch herrliche Zähne verschönten Mund leicht verzog, und fragte dann ihren stummen Verehrer nach diesem und jenem.

Der Captan war dem Vorgange mit höchstem Erstaunen gefolgt und sah den Intendanten nun fragend an. Dieser, der wie alle Uebrigen die seltsame Scene mit halbem Lächeln, halbem Ernst verfolgte, wandte sich sofort dem Nachbar zu und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Es sind alte Liebesleute, obgleich er Louise auf den Armen getragen hat."

„Er ist wohl ein wenig verstört?" bemerkte der Caplan.

„Das so eigentlich nicht!" erwiderte der Intendant, „freilich ein Original ist er mit der Zeit geworden. Was er da an hat, war einmal ein Dolman, in welchem er sogar in Böhmen gewesen. Anno 1778 im Kartoffelkriege! Und selbst der große Friedrich soll ihn seines Rappens und Reitens wegen belobt haben — also Respect! Damals mag er übrigens ein schmucker Bursche gewesen sein, trotz des Löwenkopfes — sehen Sie nur, jede Linie so regelmäßig wie gemeißelt."

„Was ist er aber jetzt?" fragte der Caplan voller Antheil.

„Der Kienhusar!" rief der Intendant.

Mit einem Aufzucken schreckte der Greis zusammen und sah blitzenden Auges herüber. Doch gesichah das blos auf einen Moment; dann wandte er sich wieder still seinem Prinzeßchen zu.

„Lüschnat hört das nicht gern," nahm der Intendant wieder das Wort, „dem alten Husaren muß die Verbindung mit Kien unreputirlich vorkommen."

„Was versteht man denn unter Kienhusar?"

„Er versorgt unsern Ort und selbst einen Theil der städtischen Haushaltungen mit Kien und Wachholder, wilden Rosmarin und dergleichen. Fürstliche Gnaden haben ihm erlaubt, sich eine Erdhütte im Walde anzulegen, und dort lebt er nun bereits seit einem Jahrzehnt als völliger Einsiedler."

„O, schon seit beinahe fünfzehn Jahren!" verbesserte Frau Wendland.

„Man darf bei ihm sogar von einem Schicksal sprechen," fuhr der Intendant, ernster werdend, fort. „Als er aus dem Kriege heimkehrte, wurde er hier bei einem benachbarten Gutsbesitzer Gärtner — ein Metier, das er schon früher mit Leidenschaft betrieben hatte. Die Stelle warf ihm ein genügendes Einkommen ab, und da er, wie gesagt, ein stattlicher Bursche war, welcher sehr auf sich gehalten haben soll, gewann ihn eine vermögende Bauerntochter lieb, welche es auch gegen den Willen ihrer Eltern durchsetzte, sich mit ihm zu versprechen. Er trug nun seiner Braut öfter Sträuße hinüber, die er natürlich — ohne sich dabei eines wirklichen Unrechts bewußt zu werden — im Garten seines Herrn schnitt. Dieser hörte eines Tages davon, und das Unglück wollte es, daß ihm Lüschnat schon an demselben Tage auf einem solchen Gange begegnete. Was da zwischen den beiden heftigen Männern vorgefallen ist, hat man nie recht erfahren; jedenfalls sagte ihm der Herr sofort aus dem Dienste, nachdem es sich nur mit Mühe beschwichtigen gelassen, ihn nicht als Dieb zu demmeieren. Die Geschichte wurde ruchbar; die Braut sagte Lüschnat ab, und er verschwand aus der Gegend. Nach langen Jahren, in denen er sich in Polen aufgehalten, trieb es ihn wieder hierher zurück: er sah schon damals — natürlich jünger, doch nicht viel anders aus, als Sie ihn jetzt sehen. Von dem früheren Lüschnat keine Spur mehr; nur noch ein halb verwilderter Mensch, der jedoch sprüchwörtlich ehrlich ist und überall zuspringt, wo es etwas zu helfen giebt. Durchkaucht ließen ihn anfangs im Schloßgarten beschäftigen, es ging aber nicht recht: er trieb sich oft Tage lang im Walde umher, mochte mit Keinem zusammen arbeiten, und so wurde er denn endlich zu unserer und seiner Zufriedenheit — der Kienhusar." Diesmal legte der Intendant keinen Ton auf das Wort.

„Und diese Liebe zu Ihrer Frau Tochter —"

„Louise soll," fiel der Intendant ein, „jener ungetreuen Braut sprechend ähnlich sehen. So spielt denn solche Scene, wie die heutige, jedes Jahr an ihrem Geburtstage. Ich muß sie jetzt aber befreien — somit schilt meine Frau. Sein Stück Geburtstagsbraten in der Küche ist das beste Mittel."

Damit erhob er sich und ging zur Tochter.

Gleich darauf verließ Lüschnat mit einem letzten, wie erlöschenden Blick auf sein Prinzeßchen in derselben sputhaften Weise, wie er gekommen war, das Zimmer.

Erst jetzt vermochte das blonde Mädchen an der Thür — wieder aufzuathmen.

2.

Der Frühling war in all seiner Pracht gekommen. Durch das junge Grün der Buchen in den Waldungen lief es gleich einem Schauer über so viel Schöne hin: am Himmel hatte seit Tagen keine Wolke gestanden; nur die Sonne und strahlendes Blau lachte herab — überall im Moose sickerten Quellen, und wo sich Abhänge oder ein Hünengrab des Lichtes freuten, standen Blumen ohne Zahl.

Digitized by Google

Lüschnat hatte unter dem Schmettern der Finken und dem furchtlosen Hin- und Wiedersattern der Schwalben, die in seiner Nähe kaum mehr ihren Warnungsruf anschlugen, schon früh Morgens ganze Bündel von Springauf, Nachtschatten und Waldmeister gepflückt und vertheilte sie nun auf seiner Karre. War noch etwas vom Gärtner in ihm geblieben? Kam ihm das duftige Blumen- und Kräuterzeug zu lieb vor, um es in die Säcke zum Kien zu stecken? Er band lauter kleine Sträuße davon, machte dann aus vielen derselben ein kräftiges Bund und steckte diese zwischen die Kriensäcke, sodaß die Karre schier selbst zu einem Stückchen Frühling wurde. Sonst war dergleichen stets mit einer gewissen Hast gethan worden, als gälte es viel zu versäumen, wenn er nicht pünktlich um Acht auf seinem Posten am Eckfeine des Rathshauses einträfe. Heute sieß er sich augenscheinlich Zeit, sprach auch öfter und erregter, als gewöhnlich, mit sich selbst, ja setzte die Karre ein paarmal nieder, bevor er zu seinem gewohnten soldatischen Schritte kam. Dann ging es aber scheinbar in alter Weise, nur daß er nicht wie sonst den Umweg über die Waldschenke machte, sondern den kürzeren Fußpfad nach der Chaussee einschlug. An Begegnenden kannte er, wie meistens, stumm vorüber, und als ihm der Förster trotzdem einen Gruß nachrief, war seine Antwort ein unverständliches Brummen. Sein weißes Haar wehte im Winde; es war unbedeckt wie die nackten Füße; das dünne leinene Beinkleid schlotterte um die Knöchel, und der Dolman, auf welchem Flick an Flick saß, daß aus dem Ehrenkleide ein Spottkleid geworden war, flog hinter ihm her. So betrat er die kurze Querstraße, die nach dem Marktplatze führte, und wie gewöhnlich johlten ihm Knabenstimmen entgegen:

„Der Kienhusar! Der Kienhusar!“

Sonst hatte er dann gedroht, auch wohl gegen Einen, den ihm die Anderen zu nahe auf den Leib gestoßen, eine Wachholderruthe erhoben; heute sah er nur gerade aus und stieß, endlich an seinem Platze angelangt, die Karre heftiger fallen, indem er sich schwer athmend an den kühlen Stein lehnte. Der Verkauf ging aber sofort los: dieses Mädchen brauchte Kien, jenes Wachholder; ein Fräulein nahm ein ganzes Bund Nachtschatten; der dicke Kellner aus dem Englischen Hause“ hier Maikäfer, und eine Gnädige wollte ihm für ein paar Sträußlein Springauf sogar den ganzen Groschen lassen. Er brummte aber nur wieder, und sie mußte die beiden Dreier zurücknehmen.

Als die Säcke leer waren, auch von dem Grünzeuge blos noch abgefallene Blüthen umherlagen, brach er wieder auf, doch selbst die leere Karre, welche er nun hinter sich herzog, schien ihm zu schwer. Es war wohl recht warm geworden, fast schwül: als er auf die Chaussee herauskam, sah er, daß über dem Meere ein starkes Gewitter niederging. Dann und wann ein wenig ausruhend, hörte er auf den fernen Donner und verfolgte den Zickzack der Blitze. Außer einigen Wagen mit altem Eisen, die nach den Hämmern im Thale fuhren, begegnete ihm Niemand. In der Nähe der Waldschenke hörte er aber etwas kommen, was leichter dahinrollte; nachdem er die Biegung erreicht, sah er ein Gefährt, dessen Grauschimmel ihm bekannt erschienen.

Er bog seitwärts aus und blieb stehen, um den Wagen vorbei zu lassen. Eine Dame saß im Fond; schon ehe sie ganz nahe gekommen, nickte sie ihm zu. Da ließ er die Karre fallen und blickte, die Hände faltend, wie in Verzückung zu ihr auf. „Prinzeß Louischen!“ weiter kam nichts über seine Lippen.

Prinzeßchens Mund verzog sich wie immer zu einem Lachen; dann war der Wagen vorbeigerollt, allzu bald auch die Biegung erreicht und der wehende Schleier unter dem Gezweige der Birkenwäldchens verschwunden.

Der Alte lief die paar Schritte zur Biegung zurück und stand, bis ihm eine neue Wendung des Wegs auch das Letzte entzog. Sehr langsam, wie schwankend, ging es dann von Neuem vorwärts.

Die Wirthin vor der Waldschenke saß vor der Thür und sagte, als er herangekommen war, kopfschüttelnd:

„Was ist Euch, Lüschnat?“

„Ich wüßt' nichts,“ versetzte er heiser und trat in die Schenkstube.

„Er sieht heut' wie ein recht armes Lasthier aus,“ wandte sich die Wirthin an ein Weib, das seinen Tuglorb zuband.

Lüschnat, der wieder auf die Schwelle getreten, rief, heftig nach den Frauen gesticulirend:

„Die Thiere sind nicht arm; sie sind immer gekleidet; ihr Haus ist unter'm Himmel, und zu fressen finden alle.“

Die Wirthin zuckte die Achseln mit einer Bewegung, als lohne es ja nicht, sich mit ihm einzulassen, ging in die Stube voran und gab ihm so viel Brod und Wachholderbranntwein, wie er für die Woche zu bedürfen glaubte. Kein sonstiges Wort wurde mehr gewechselt; er hüllte seinen Einkauf behutsam in die Säcke, und ein wenig später sah die Wirthin seinen weißen Kopf sich noch einmal nach der Schenke zurückwenden, bevor er zwischen den Fichten verschwand.

* * *

Am nächsten Sonnabend war der Alte, wie er doch stets pflegte, nicht bei der Schenke vorgesprochen. Den Wirth, dem er lieb geworden, überfiel es wie Sorge, und schon am Sonntag Vormittag ging er das halbe Stündchen zu des Alten Hütte hinüber, um nach ihm auszusehen. Im Walde war es so seltsam still; nur die langgezogenen Ringel aus der Pfeife des ruhig Hinschreitenden zeigten, daß ein leichter Wind ging.

Als der Wirth sich der Hütte näherte, bemerkte er, daß eine Spinne ein großes Netz über den Eingang zu derselben gesponnen hatte und ein paar Mauerschwalben ihre Köpfchen neugierig aus einer Spalte hervorreckten. Erschrocken öffnete er die Thür: da lag der Alte friedlich entschlafen auf seinem Mooslager — und sein Dolman, der ihn bedeckte und der so lange ein Spottkleid gewesen, war nun wieder ein Ehrenkleid.

Traum und Wahrheit.

Das war vor vielen, vielen Jahren,
Daß ich durch dies Gelände zog,
Ein Jüngling, dem von braunen Haaren
Ein froh Gelock das Haupt umflog.

Und lachend, wie dies Thalgefilde,
Lag meine Zukunft hell vor mir;
Rings sah ich gold'ne Traumgebilde —
Jedoch den schönsten Traum in — Dir.

In Dir, Du Kind von fünfzehn Lenzen,
Du scheues Reh am Waldesstamm:
Es hing die Welt voll Blüthenkränzen,
Und Alles war mir wie ein Traum. —

Heut abermals durch dies Gelände
Thu' ich ernumgsvolle Fahrt:
Schon neigt mein Leben sich zum Ende;
Im Herbstwind weht mein grauer Bart.

Da seh' ich Herdesflammen glimmen:
Das ist Dein Haus — hier waltest Du:
Da hör' ich helle Kinderstimmen —
Dein Töchterlein hüpft auf mich zu.

Dein Töchterlein von fünfzehn Lenzen!
Bist Du's nicht selbst? Ich weiß es kaum:
Nur fühl' ich feucht mein Auge glänzen,
Und Alles ist mir wie ein Traum. —

Nein! Nicht ein Traum! — Was wir gesonnen,
Was wir gelebt, gewirkt, erreicht,
Das ist kein Schatte, rasch zerronnen,
Das ist kein Schein, der schnell entweicht.

Nein, was sich einmal schön vollendet,
Von zartestem Gefühl geweiht,
Das wird uns nie mehr räthselverwendet,
Das ward ein Tropfen Ewigkeit.

Felix Dahn.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Hygienische Milchwirthschaften. Die vor einem Jahrzehnt erwiesene Thatsache, daß ansteckende Krankheiten manchmal durch die Milch verbreitet werden, beschäftigt seit jüngster Zeit lebhaft die maßgebenden medicinischen Kreise Englands und bildet auch das Thema eines von Dr. C. Parr auf dem internationalen medicinischen Congreß in London gehaltenen Vortrages. Diese Thatsache selbst und die in derselben Zeit zur Sicherheit der Milchconsumenten theilweise mit Erfolg durchgeführten Maßregeln sind so interessant und wichtig, daß wir es für unsere Pflicht erachten, die Ausführungen des englischen Arztes kurz mitzutheilen.

Auf die Möglichkeit von Uebertragung ansteckender Krankheiten durch den Genuß roher Milch hat zum ersten Male Dr. Ballard gelegentlich einer Typhus-Epidemie in Islington hingewiesen. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wurde auf diese Thatsache jedoch erst im Jahre 1873 in Folge einer ähnlichen Epidemie gelenkt, welche London aufgerieben war. gelenkt. Mehrere Aerzte machten damals die Beobachtung, daß die von der Krankheit heimgesuchten Familien ihren Milchbedarf von einer und derselben Milchwirthschaft bezogen hatten. Ebenso die in Folge dessen unternommene amtliche Revision Milchwirthschaft für leichte günstig lautete, wurde dennoch eine Gegenuntersuchung verlangt. Der nunmehr mit der Ausführung dieses Auftrages betraute Beamte schloß sich in seinem Gutachten dem Urtheil seines Vorgängers in allen Punkten an und trank, um die Richtigkeit seiner Aussagen zu bewesen, ein großes Glas der für ihn erklärten Milch. Der Beobachtungsfehler war hier jedoch vollständig mißlungen; denn schon nach wenigen Tagen lag er selbst am Typhus darnieder. Jetzt erst erfuhr man, daß sich in der Farm, welche die fragliche Milch lieferte, ein Typhuskranker befand, dessen Auswurfstoffe einen Brunnen verunreinigten, aus welchem man Wasser zum Ausspülen der Milchgeräthe zu schöpfen pflegte.

Seit jener Zeit mehrten sich die Beobachtungen ähnlicher Fälle, und in seinem dem medicinischen Congreß in London unterbreiteten Berichte hat Dr. Parr gegen 70 Epidemien aufgezählt, in denen die Milch als die Trägerin des Infectionsstoffes bezeichnet werden mußte. Von diesen Epidemien waren 50 typhöser Natur, während der Scharlach 14 Mal und, wie man annimmt, die Diphtheritis 7 Mal in Folge des Genusses von roher Milch hervorgerufen wurde. So zählte der unter dem Namen Dr. Parr's Epidemie bekannte Typhus-Epidemien 3500, bei dem Scharlach 800 und bei der Diphtheritis 700 Personen.

Die eingehende Untersuchung ergab ferner, daß die typhöse Ansteckung meist durch die Infizirung des Brunnenwassers mit Abfällen von Typhuskranken bewirkt wurde, da man dieses Wasser bald zum Reinigen der Milchgefäße, bald sogar zur Verdünnung der Milch benutzte. Der Scharlach dagegen verbreitete in den oben erwähnten Fällen seine Verbreitung hin, insbesondere durch die Personen des Melkpersonals, wenn in ihren Farmen irgend Jemand, der zu der Wirthschaft Zutritt hat, von einer ansteckenden Krankheit befallen wird oder mit derartigen Kranken in Berührung kommt. Unterläßt einer von den Farmern diese Anzeige, so ist er verpflichtet, eine Conventionalstrafe von einer 2000 Mark zu zahlen und alle Kosten für den Schaden zu tragen, welchen der Genuß mit Krankheitsstoffen behafteter Milch nach sich ziehen würde. Erfüllt er dagegen rechtzeitig seine Verpflichtungen, so tritt die Administration der Anstalt in sein Geschäft ein und übernimmt es, die Kühe zu pflegen und garantirt dem Besitzer den vollen Ersatz des Schadens, der ihm aus der Confiscation der Milch erwächst. Nach erfolgter Anzeige wird der Verlauf der Molkereiprodukte aus der von einer ansteckenden Krankheit heimgesuchten Farm verboten, und zwar, bis in genügender Weise sanitäre Vorsichtsmaßregeln getroffen worden.

Außerdem verfügt die Anstalt über ein vortreffliches Laboratorium, in welchem die eingehende Milch auf ihre Zusammensetzung 2c. von Sachverständigen regelmäßig geprüft wird, und schließlich wird der Gesundheitszustand der Farmbewohner und der bei denselben Thiere von Aerzten und Thierärzten inspicirt, wodurch die Consumenten gegen den etwaigen Gebrauch der von kranken Kühen herrührenden Milch geschützt werden.

Man kann zwar mit Recht einräumen, daß derartige complicirte Anstalten sich allgemein nicht werden durchführen lassen, weil ihre Vorschriften und Satzungen zu tief in das gewohnte Treiben unserer Landwirthe und Milchverkäufer eingreifen. Dieselben sind aber überall anzustreben, wo die äußeren Verhältnisse zum Nutzen der Menschheit die Durchführung dieser Organisation ermöglichen. Der Erfolg der Milchwirthschaft von Aylesbury war wenigstens ein vollständiger; denn schon gegenwärtig sind ihr über 70 Oekonomien beigetreten, welche täglich im Durchschnitt 24,000 Liter frische Milch und 1000 Pfund frischer Butter für die Stadt London liefern, während noch bedeutende Mengen ähnlicher menschlicher Milch für Säuglinge (durch Zusatz von Zucker 2c.) in der Anstalt selbst bereitet werden. Zum Nachahmen muß auch die Thatsache ermuntern, daß die von dieser Wirthschaft verlassten Producte die jetzt kein einziges Mal irgend welche Ansteckung hervorgerufen haben.

Der elektrische Schmelzofen gt. Ueber den von Wilhelm Siemens erdachten und in unserem Schlußbericht über die erste elektrische Weltausstellung (vergl. „Gartenlaube" Jahrgang 1881, Nr. 52) bereits erwähnten Schmelztiegel wird uns von sachverständiger Seite noch Folgendes berichtet:

Mit diesem Schmelzapparate wird die gewaltige Hitze hervorrufen, welche sich in einem sogenannten Voltaischen Bogen, den wir bereits ziemlich häufig zur Beleuchtung unserer Bahnhöfe, Läden, Fabrikräume und Straßen angewendet sehen, entwickelt. Der elektrische Tiegel ist in der That einer elektrischen Lampe sehr ähnlich, jedenfalls unähnlich mehr völlig vergleichbar. Die beiden, meist wie gewöhnlich aus dicken Kohlenstäben gebildeten Pole treten hier jedoch durch runde Oeffnungen des Deckels und Bodens in den aus Graphit oder feuerfestem Thon gefertigten Schmelztiegel ein, der feinerseits auf einem Wagen steht, welcher mittelst leitern große Holzhöhe oder Hebel (Hebel) umgeben ist. Und zwar tritt der positive Pol, an welchem sich die intensive Gluth entwickelt, durch den Boden ein, sodaß er von dem zu schmelzenden Metall bedeckt wird; der den Deckel durchbohrende negative Pol muß deshalb einen etwas schiefthätigen Regulator, wie bei den elektrischen Lampen, in einer bestimmten gleichmäßigen Entfernung von der Metalloberfläche erhalten.

Dieser negative Pol kann für bestimmte Zwecke aus Kupfer oder Platin bald hergestellt und durch dessen circulirendes Wasser kühl erhalten werden, während der zwischen ihm und dem positiven Pol überschlagende Funkenstrom eine Hitze entwickelt, die mit Leichtigkeit Stahl und Platin oder Iridium, also die schwerstschmelzbaren Metalle, schmilzt. Unter Anwendung einer dynamoelektrischen Maschine, zu deren Betriebe neben Pferdekraft Dampf hinreichen, können in einem solchen Tiegel, der in jedem Laboratorium oder Hörsaal aufgestellt werden kann, in einer Viertelstunde zwei Kilogramm Stahl geschmolzen werden. Jeder Pfund Kohle, welches zum Heizen der Dampfmaschine verwendet wird, schmilzt hier ein Pfund Flußstahl, während in den Siemens'schen Gebläse-Oefen noch bald bis drei Tonnen Coaks erfordert werden, um eine Tonne Gußstahl zu schmelzen. Ebenso leicht lassen sich die anderen schwerschmelzbaren Metalle und Metallgemische in diesem neuesten Laboratoriumsapparat in Fluß bringen. Ja, während es bis jetzt nicht gelungen ist, einen Schmelzofen für eine Hitze zu erzeugen, welche über 2000 bis 2200 Grad hinausgeht, ist die Hitze, welche der elektrische Schmelztiegel liefert, unbegrenzt, und man wird darin vermuthlich auch gewisse längst angestrebte chemische Experimente ausführen können, die eine Hitze erfordern, wie man sie bisher nur auf dem Sonnenball und gewissen sehr hellenchtenden Fixsternen aus der Spectralanalyse vermuthet hat. Es handelt sich nämlich dabei um eine wahrscheinliche weitere Zerlegung unserer sogenannten chemischen Elemente oder Grundstoffe. Ja, während es bis jetzt nicht gelungen ist, Diamanten künstlich herzustellen, während alle Versuche, Rubine, Saphire und Smaragde in dieser Richtung erschienen uns der elektrische Tiegel zugleich als ein Werkzeug der Zukunftschemie, mittelst dessen der Wissenschaft vielleicht dereinst ganz neue Bahnen erschlossen werden können."

„Ein Boot ist noch buten." (Mit Abbildung S. 25.) Jedes Jahr, jeder Hunnelsstrich bedroht seine Bewohner mit besonderen Gefahren: Bergrutsche und Lawinenstürze sind die Schrecken der Gebirgsdörfer; der Sammn und die sengende Hitze des Sonnereg gefährden das Leben der Bedunnen der Wüste, und das Meer mit seinen Stürmen und Ueberschwemmungen hält täglich und stündlich die Küstenbewohner in Schach. Aus dem gefahr- und kampfvollen Leben der Letzteren bietet uns unser heutiges Bild eine fesselnde Scene dar.

„Ein Boot ist noch buten" — ein Boot ist noch draußen." Dieser Schreckensruf erschallte an einem stürmischen Abende durch die Gassen eines kleinen Fischerdorfes an der Nordseeküste. Sie waren des Morgens in die ruhige See hinausgefahren, die Fischer des Dorfes, jung und alt. eine ganze Karawane von Booten, und im Laufe des Tages waren sie einzeln heimgekehrt, je nachdem das Glück des Fanges und das persönliche Bedürfniß den Entschluß des Einzelnen bestimmt hatte. Da plötzlich war der Wind umgeschlagen; die See hatte ihre weißen Häupter erhoben; die Wellen gingen hoch, und die Fischer sahen sich bereits in Handumdrehen eine gefahrdrohende geworden. Nun wendeten auch die letzten noch draußen befindlichen Boote den Kiel und suchten, thunlig und vorsichtig, die sichere Küste zu erreichen. Inzwischen brach die Nacht herein — dunkler und dunkler. Nur ein Boot war noch nicht angekommen: Boote, und „Een Boot is noch buten" — sagt er. Jochen Langhinrich treibt noch in der stockfinsteren Nacht mit seiner Jolle (kleines Boot) auf der brausenden See. Wie leicht kann er in der Dunkelheit auf die felsenumme Sandbank der Küste getrieben werden! Verzweifelt ringt er den richtigen Curs; die Nacht ist zu schwarz. Jede Minute erhöht die Gefahr. Da ist schnelles Handeln nöthig, und der Seemann handelt stets schnell: denn der Kampf mit den Elementen hat ihm rasches, entschlossenes Eingreifen anerzogen. Auf der äußersten Spitze eines hohen steinernen Wellbaumes, der sich in Küstenhöhe tief in den seichten Ozean hinzieht, wurde, wird ein Bündel theergetränkten Wergs befestigt und zu einer helllodernden Flamme entzündet. Dieser improvisirte Leuchtthurm ist die letzte Rettung des draußen auf der öden Salzflut umgetrieben Irrenden, und treiben das Boot herüberhin und der Lenker besitzen ein erfahrener Lotsbrüder Mann ist, so pflegt die nächste Stunde den Vermißten glücklich in die Arme der Seinigen zurückzuführen.

In die Arme der Seinigen! Auch auf unserem stimmungs- und farbenvollen Bilde harrt neben dem ruhig ihres Anzugs wollenden Fischern eine bang hinausschauende Gattin, ein ängstlich wartendes Kind des ausgebliebenen Familienvaters. Möge er, dem weithinleuchtenden Scheine des Küstenfeuers folgend, bald heimkehren an das rettende Land, an die klopfende Brust der Seinigen, unter das schützende Dach seines freundlichen Hauses!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 3. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

3.

Mit der Heimkehr des jungen Ehepaares und den Gästen war reges Leben in Waltershofen eingezogen. Schon mehrere Tage waren seit ihrer Ankunft verflossen, und noch hatte Hilda nicht zur Ruhe kommen können. Zu ihren verschiedenen Obliegenheiten im Haushalte hatte sich nun noch die Obsorge für den so unangesagt gekommenen Besuch gesellt, dem gegenüber die Ehre des Hauses vertreten werden mußte, und Hilda, die nun schon so lange Jahre an der Seite ihres Bruders denselben vorstand, setzte ihren Stolz darein, auch das tadelsüchtigste Auge keinen Mangel gewahren und auch die verwöhntesten Wünsche nicht vermissen zu lassen.

Es war weniger die junge Frau, die für Alles ein freundliches und anerkennendes Wort hatte, welche dabei in Betracht kam, als vielmehr deren Mutter; die Art, wie sie sich um Alles bekümmerte, Erkundigungen über jegliche Angelegenheit einzog und über Dies und Jenes Bemerkungen fallen ließ, war eben nicht geeignet, ihr Hilda's Zuneigung im Fluge zu erwerben, aber sie entschuldigte dieses „in die Töpfe gucken" mit dem natürlichen Interesse, das eine Mutter für die künftige Heimath ihrer Tochter haben mag. Wer wollte es ihr da übel nehmen, wenn sie sich selbst von den Verhältnissen zu überzeugen suchte, mochte dies auch nicht immer gerade in der delicatesten Weise geschehen. Der Zärtlichkeit mußte man da gutschreiben, was an Zartgefühl dem Herzen gebrach, und Hilda besaß von diesem selbst zu viel, um nicht die Controlle der Schwiegermutter ihres Bruders geduldig zu ertragen.

Die alte Dame — obwohl erst im Beginne der Fünfziger, machte sie doch durch ihre Schwerfälligkeit diesen Eindruck — gab sich ungemein anspruchsvoll; vielleicht weniger, weil sie es wirklich von Haus aus war, als weil sie sich hier in der Fremde vor den Augen ihres Schwiegersohnes und seiner Familie dadurch einen besonders vornehmen Nimbus zu geben glaubte.

Es war Hilda recht wohl bekannt, daß jener frühere Gatte, mit dessen adeligem Namen Fran Rohrwek gleich bei der ersten Begegnung auf sie Eindruck zu machen gesucht, nur ein armer Hungerleider auf der letzten Stufe der Beamtenhierarchie gewesen, der das schöne Bürgeredikt, das er geheirathet, nach seinem Tode in größter Noth zurückließ, sodaß der hülflosen Wittwe keine Wahl blieb, als ihr von einem älteren Manne Herz und Hand und der Mitgenuß eines ansehnlichen Vermögens angetragen wurde. War sie nun in dem ärmlichen Haushalte des kleinen Beamten nicht gerade verwöhnt worden, so mochten ihre späteren Verhältnisse, trotz aller Behäbigkeit, wohl auch kaum dazu angethan gewesen sein, ihr die Prätensionen anzuerziehen, mit denen sie hier die große Dame zu spielen versuchte.

Hilda ließ es sich nicht verdrießen, den Wünschen der Frau Rohrwek möglichst gerecht zu werden, und griff in ihrer energischen Art dort selbst mit ein, wo sich Liese und die andern, welche alle Frau Rohrwek noch neben der von ihrer Tochter mitgebrachten Jungfer zu beschäftigen und auf die Beine zu bringen verstand, keinen Rath mehr wußten.

So war es auch heute Morgen gegangen; Frau Rohrwek war nämlich auf den Einfall gerathen, einen Heizerversuch in ihrem Zimmer anstellen zu lassen, und während sie sich ankleidete, war es dann der vollsitzigen Dame zu heiß geworden: Liese mußte die Fenster öffnen und Wasser auf das Feuer gießen. Als Hilda herbeikam, fand sie das Gemach voll Rauch und die Bewohnerin in einem Erstickungsanfalle. Sie hatte Mühe, dieselbe zunächst aus dem Zimmer zu schaffen, wo deren Hülferufe Allen die Köpfe verwirrten.

Es war bald wieder Ordnung geschafft, doch kam Hilda darob später zum Frühstückeslich hinab. Die Herren waren schon bei der Cigarre, und selbst die Unthätigkeit hatte über Kaffee und Kuchen den Schreck schon so ziemlich verwunden. Sie saß in ihrem bunten Cachemirschlafrocke mit aller Grandezza nur noch an der Tafel, nur ihr Hündchen, das sie zärtlich auf dem Schooße hielt, mit den ausgewähltesten Bissen zu füttern.

„Was ist denn das mit dem Ofen?" wurde die Eintretende von ihrem Bruder gefragt.

Sie war es so gewöhnt, ihm in allen Dingen Rechenschaft zu geben, daß sie zu anderer Zeit kaum Anstoß an diesem Ersatze für einen herzlichen „Guten Morgen" genommen hätte. In Gegenwart der Fremden aber fühlte sie sich von dieser echt brüderlichen Nachlässigkeit ein wenig verletzt. Sie trug es still.

„Ein kleines Versehen," sagte sie ruhig. „Ich habe mich überzeugt, daß Alles in Ordnung ist; übrigens soll der Töpfer gerufen werden."

Hilda ließ sich an ihrem Platze nieder, allein die Nannen klauben nicht vor denselben wie gewöhnlich, sondern dort, wo ihre Schwägerin die letzten Tage gesessen hatte. Edwin reichte sie ihr, seine Zeitung im Stiche lassend, dienstfertig zu.

„Es thut mir leid, daß Albertine sich bemühen mußte," sagte sie leichthin.

„Es ist doch nun ihres Amtes und steht ihr ganz gut," meinte der Gutsherr und bewirkte dadurch ein überraschtes Aufblicken seiner Schwester.

Digitized by Google

„Mein Gott," fiel hier Frau Rohrwel mit dem süßesten Lächeln, das ihr zu Gebote stand, ein. „Wir müssen uns ohnedem schwere Vorwürfe machen, daß wir Ihnen so viel zu schaffen geben. Ich kann wirklich nicht genug danken, liebe Hilda, Sie haben mich gerettet, ich wäre ohne Ihre Hülfe verloren gewesen."

„Das ist wohl eine kleine Uebertreibung sowohl der Gefahr wie des Beistandes," versuchte Hilda zu scherzen, aber Frau Rohrwel ließ die Ablehnung nicht gelten.

„Glauben Sie ihr nicht, lieber Franz!" wandte sie sich an ihren Schwiegersohn. „Nur die Bescheidenheit spricht so aus ihr. Erstickten hätte ich können, hätte ich müssen. Ich weiß wirklich nicht, wie es gehen wird. Der Ofen scheint mir einer gründlichen Untersuchung zu bedürfen. Denken Sie, wenn ein Feuer auskäme! Ich begreife überhaupt nicht, lieber Franz, wie Sie noch eine hölzerne Treppe in Ihrem Schlosse dulden können, und dazu noch eine so steile, daß ich mit meinem Asthma sie kaum ersteigen kann. Im Fall einer Feuersgefahr wäre ich ein Kind des Todes."

„Beruhigen Sie sich, Mama!" sagte Herr von Reinach, ein wenig ungeduldig auf dem Sessel rückend. „Es wird nicht dahin kommen. Zum Glücke brauchen Sie ja nicht zu heizen. Es sind noch ganz warme Tage; selbst die Nächte — heute Morgen hatten wir nicht einmal einen Reif. Ich begreife nicht, wie das Feuer —"

Er sprach nicht aus; dafür griff Edwin die abgebrochene Frage auf.

„Wahrscheinlich war der Spiritus ausgegangen," meinte er, „und Mama wollte ihre Lockenscheu heiß machen."

Im Hinblick auf die große Haube der Frau Rohrwel, unter der sich nur ein paar geträuselte Haarbüschelchen auf die Stirn hervorstahlen, klang die verrätherische Mittheilung so komisch, daß sich auch Hilda eines Lächelns, das sie freilich in die Tasse verstreckte, nicht enthalten konnte.

Für Frau Rohrwel aber hatte sich im Momente glücklicher Weise ein Mittel, über diese unangenehmen Enthüllungen hinwegzukommen.

„Um Gotteswillen, die Katze! Die Katze ist wieder da!" rief sie und fuhr, als ob sie von derselben schon an der Kehle gepackt würde, entsetzt empor, um wieder, einer Sterbenden gleich, unter Zuckungen auf ihren Sitz zurückzusinken.

Der kleine weiße Pinscher, auf diese Weise imangenehm aus seinem trägen Wohlleben aufgestört, glitt zur Erde und gab seinem Unmuth in einem wüthenden Gekläffe kund, wobei er mit der possirlichsten Entrüstung, so schnell es ihm seine Wohlbeleibtheit erlaubte, auf die arme Bußbuk losfuhr, die pfauchend auf's Büffet flüchtete und sich dann mit einem ungeheueren Buckel in ihrer unzugänglichen Stellung zur Gegenwehr rüstete. Während der Belagerer bellte und an seinem Zorngeleise zu ersticken drohte, lag seine Herrin mit zurückgeworfenem Kopfe und geschlossenen Augen in ihrem Fauteuil, focht mit den Händen und ächzte und stöhnte, wie in den heftigsten Krämpfen.

„Ruhig, Fipps!" rief Edwin ein Mal über das andere. „Hierher, kleine Canaille! Wirst Du Frieden geben!"

Es war ein Spectakel, daß die Eile begreiflich war, mit der plötzlich die junge Frau und Mimi auf der Schwelle erschienen. Die offen gebliebene Thür wurde von der armen Mieze, die sich in ihrem eigenen Territorium nicht mehr sicher sah, sofort für den Nüchtern in's Auge gefaßt, und dieser konnte nun so geordneter in's Werk gesetzt werden, als es nun auch Edwin gelungen war, den athemlosen und nur noch wüthenden kleinen Köter im Genicke zu fassen und vom Boden aufzuheben.

„Bußbuk muß mit mir hereingekommen sein," suchte Hilda in bedauerndem Tone zu entschuldigen. „Sie ist so gewöhnt daran, beim Frühstück zu sein, und unsere Hunde vertragen sich alle mit ihr."

„Ach was, die sind auch nicht hier. Warum sperrst Du die Katze nicht ein, wenn Du schon weißt —"

Sie nahm ihres Bruders Vorwurf, der sich in ein ärgerliches Brummen verlief, ohne Entgegnung hin, aber das Schweigen war nicht das der Ergebung, sondern nur das der guten Sitte, welche Zurückhaltung gebietet. Sie beeilte sich übrigens nicht übermäßig, der aus ihrem nervösen Anfalle nun langsam zu sich Kommenden mit einem Glase Wasser oder, wie dieselbe für gewöhnlich vorzog, mit einem Tropfen Rum auf Zucker zu Hülfe zu springen. Hilda empfand wenig Mitleid für Frau Rohrwel. Ihrer starken, geistig und körperlich in gleicher Gesundheit blühenden Natur waren solche krankhafte Eigenheiten unfaßbar.

Weil der Einzelne zu schwach war, sich zu beherrschen, mußten darum alle Uebrigen leiden? Bußbuk einsperren! Als ob das so leicht ginge, und wozu hatte sie denn die Katze, wenn sie nicht vom Boden bis zum Keller das Haus durchstreifen durfte? War es nicht schon schmählich, daß des streitsüchtigen weißen Seidenballs wegen Hektor von seinem angestammten Erbsitze zu Füßen seines Herrn verbannt war?

Indessen hatte die junge Frau in aller Gelassenheit ihrer Mutter Beistand geleistet, und diese ergab sich in die Nothwendigkeit, die Augen endlich aufzuschlagen.

„Ach, wie mich das wieder alterirt hat!" stöhnte sie mit eigenthümlichem, durch das rumgetränkte Zuckerstückchen verursachten Wispern. „Mich greift alles so sehr an. Ich verstehe nicht, wie man diese abscheulichen Thiere in seiner Umgebung dulden kann; wir stoßen sie das mühevollste Granen ein, und ich habe doch sonst wirklich keine Vorurtheile und Schwächen. Ich könnte, glaube ich, eine Spinne fortkehren oder das Abschlachten einer Henne mit ansehen. Aber Katzen! Huhu! Mich schüttelt's, wenn ich nur den Namen aussprechen soll. Und so ein widerliches Geschöpf halscheln? Solche Abjungsfreundlichkeit sollte man, meine ich, denen überlassen, die schon wirklich auf dieses letzte Subject ihrer Zärtlichkeit beschränkt sind — auf die Katze."

„Object, meinst Du, Mama," corrigirte Edwin mit Humor.

„Ach geh, Du machst mich nur verwirrt. Ich werde doch wissen, was ein Subject ist. Oder soll ich Dich vielleicht ein loses Object nennen?"

Hilda hatte recht gut die mißbilligende Bewegung bemerkt, mit welcher Albertine der Mutter Aeußerung begleitete, und wandte sich nun lächelnd an die junge Frau.

„Ich bin ja aber eine alte Jungfer; da darf man mir die Liebhaberei wohl gönnen."

„Du darfst das nicht auf Dich beziehen."

„Warum denn nicht? Mit fünfundvierzig Jahren hat man wohl Anspruch auf diesen Ehrentitel."

„Ist es möglich, daß Sie das auf sich bezogen?" wandte sich Frau Rohrwel an Hilda. „Ach, wie empfindlich heutzutage die jungen Leute sind! Jedes Wort muß man auf die Wagschale legen, und ich bin so gewohnt, ohne alles Arge zu reden. Nein, meine liebe Hilda, nicht einmal im Scherze dürfen Sie mir eine solche Tactlosigkeit zutrauen. Ich sollte mich eigentlich ernstlich beleidigt fühlen. Gerade weil ich es unpassend finde, daß sich junge Mädchen selbst vorzeitig so alt machen, durfte ich mir erlauben — ich die alte Frau an das Kind — in aller Delicatesse eine Mahnung ergehen zu lassen. Ach ja, ein wahres Kind! Und es liegt ja auch ganz in Ihrer Hand, der Fatalität vorzubeugen, wenn Sie selbst auf die Jahre ein so großes Gewicht legen — obwohl ich immer sage, die Jahre sind es nicht, die alt machen, auf die kommt es nicht an. Sie brauchen ja nur zu heirathen. Glauben Sie mir, Liebste, das ist das beste Mittel. Ein altes Mädchen wird eine junge Frau. Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht lange bedenken und rasch den Sprung thun. Es ist nichts schrecklicher als eine alte Jungfer zu werden."

„Aber nichts bequemer und friedlicher, als es zu bleiben."

„Zu bleiben! Nein, so hören Sie doch! Es ist schrecklich, diese Empfindlichkeit! Aber so sag' Du ihr doch, Edwin, daß sie ein Kind ist! Die dem jungen Manne wird sie schon glauben."

„Uuhm!" brummte der Gutsherr. Der Aufgerufene aber verbeugte sich mit dem ärgsten Lächeln vor Hilda.

„Wenn ich mich auch Mama's letztem Uebertreibungs-Ausspruch nicht anzuschließen vermag," erklärte er, „da man darin vielleicht auch eine Beleidigung erblicken könnte, so muß ich mit Rücksicht auf meinen Zeugensid doch nach bestem Wissen und Gewissen die Ueberzeugung aussprechen, daß hier offenbar eine böswillige Fälschung des Taufscheines durch die Besitzerin des wichtigen Documents selbst stattgefunden hat. Leugnen nützt nichts. Sie müssen mich schon als Sachverständigen in dem Wettkampfe gelten lassen, in dem Wettkampfe, aus dem Sie siegreich selbst gegen die jüngsten Ihrer schönen Schwestern hervorgehen müssen."

„Bravo, wenn auch Rococo. Aber das wird ja wieder Mode!" rief schlagend seine Schwester.

Aber er hatte in der That nicht so ganz Unrecht mit seiner letzten Behauptung, so sehr sie auch nach einer Schmeichelei klang.

Die feine Röthe, welche bei dem Anhören der von Frau Rohrwel vorgebrachten Widersprüche trotz der angenommenen Ruhe

Digitized by Google

in Hilda's sonst nur matt gefärbtes Antlitz getreten war, dessen reinen Teint keine Sonne zu bräunen, kein Wetter, dem es sich tapfer aussetzte, rauh zu machen vermochte, zauberte eine Jugendfrische über diese reizvollen Züge, die ganz mit den anmuthigen Bewegungen der feinen elastischen Gestalt harmonirte. Hilda war Mimi's ansprechender, aber noch nicht zur vollen Entwickelung gereifter Erscheinung weit übertegen und durfte für den Moment selbst den gefährlichseren Vergleich mit der üppigen strahlenden Schönheit der jungen Frau nicht scheuen. Nur ein Lächeln fehlte auf diesen jetzt eben herb geschlossenen Lippen, um unwiderstehlich hinzureißen, aber es fand sich nicht ein, auch über die Lobsprüche nicht, wenn ihr dieselben auch nicht ganz mißfielen.

Der Gutsherr hatte den Rest seiner Cigarre weggelegt und war aufgestanden.

„Na, es kann ja recht schön werden," sagte er, „wenn mit den Complimenten so fortgefahren wird. Am Ende trifft auch mich eins an den Kopf; da will ich mich lieber bei Zeiten aus dem Staube machen. Ich meinte, Du wollest mich begleiten, kleine Hexe," fuhr er dann mit einem Blick auf seine Tochter fort, „aber Du bist wohl auch abtrünnig geworden wie Edwin. In solchem Wichse geht man nicht auf die Pürsch in den Wald."

„In der That, man sollte eher glauben, zu einer Visite bei Hof," stimmte Hilda mit etwas erkünstelten Scherze zu. Sie war froh, von dem unbehaglichen Gesprächsthema abzukommen, und nahm somit lebhafter einen Umstand auf, den sie vielleicht sonst kaum der Beachtung werth gefunden hätte. „Mimi, Du hast ja große Toilette gemacht, wie ich sehe. Schon jetzt am frühen Morgen das neue Tuchkleid mit der Goldstickerei."

Mimi zuckte die Achseln und erwiderte schnippisch:

„Wann soll ich es denn tragen? Mama hat es mir doch nicht gebracht, damit es im Kasten liege."

„Da wirst Du freilich nicht mit dem Papa in den Wald gehen dürfen," sagte Hilda, „und auch mich wirst Du nicht begleiten können, wenn Dir auch ein Morgenspaziergang ganz wohl bekäme." Sie wollte vor den Anderen ihrem Tadel keine schärfere Form geben, milderte sie sogar noch durch die Erklärung, zu einem eigentlichen Spaziergange habe sie übrigens keine Zeit. Da kein Reif gefallen, sei das Gras trocken und so recht ein Tag zum Auflesen des Frühobstes. Sie habe schon Befehl gegeben, die Bäume zu schütteln.

„Und da wollen Sie sich selbst bemühen?"

„Bemühen?" entgegnete sie lächelnd auf Edwin's Frage. „Es muß doch Jemand die Leute beaufsichtigen."

„Wie fleißig! Immer thätig! Siehst Du, Edwin!"

Der Anruf enthielt aber vielleicht noch eine andere geheime Mahnung von Seite der Mutter; denn Edwin bat Hilda sofort um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, sodaß seine Schwester den verwunderten Ausruf nicht zurückhalten konnte:

„Du wasst ja selbst gegen jeden Ausgang."

„Nur gegen die Jagd, nur speciell gegen die Jagd," bestätigte er sich zu erläutern. „Genau genommen ist sie doch ein sehr barbarisches Vergnügen."

„Danke schön! Das war nicht immer Deine Meinung," warf die Gutsherrin ein.

„Ja siehst Du, Schwager, ich will Dir nicht zu nahe treten — ich kann doch nicht revociren. Man lebt so hin und thut und treibt, was man so bei Anderen sieht — findet sogar Gefallen daran — ich will es nicht leugnen. Aber es kommt ein Tag — ein Tag, an dem man plötzlich stutzt und sich Rechenschaft zu geben anfängt."

„Wenn das bei Dir nur der Fall wäre!" ließ seine Schwester einfließen, aber er hatte sein Ohr für diesen Seitzer, fuhr vielmehr mit einer gewissen Verdunkelt fort:

„Was ist es eigentlich, was uns an der Jagd Vergnügen macht? Das Schießen? Nein. Dazu braucht man nur Soldat oder Mitglied einer Armbrustgesellschaft zu werden. Das Treffen? Nein. Das kann man beim Scheibenschießen exercitiren. Der Todeskampf des erlegten Wildes? Gewiß nicht. Wer könnte es ungerührt mit ansehen, wenn sich der brechende Blick des armen Thieres mit soll menschlichem Ausdruck auf den Mörder richtet? Ein Schatz der Poesie liegt in diesem vorwurfsvollen brechenden Auge, den ich heben würde, wenn er — nicht schon so häufig gehoben und in gangbarstes lyrisches Kleingeld ausgemünzt wäre. Was also, frage ich Dich, Nimrod, was ist die Freude an der Jagd?"

„Die Jagd," antwortete Franz mit Nachdruck.

„Nein, der Braten," entgegnete Edwin mit Emphase. „Pfui, über die leidige Prosa! Als ob man den nicht beim Wildprethändler zu kaufen bekäme!"

„Wo er auch nicht lebendig hinkommt," warf Franz ein.

„Das ist mir alles in einem Momente klar geworden," fuhr der Andere fort. „Ich entsage der Jagd — für heute wenigstens; denn der Mensch kann nie für seine Regungen stehen. Er ist Sclave äußerer Einflüsse — Sclave!"

Mimi, zu welcher sein Blick bei der Wiederholung dieses tragischen Ausrufes seltsamer Weise hinüberirrte, bezwang ihr unverhohlenes Mißvergnügen, um ihm eine vorwurfsvolle Mahnung zuzuwerfen, welche beinahe wie eine Einladung klang.

„Wir rechneten so sicher auf Sie, zur Begleitung unseres Duetts."

„Wenn Du vielleicht doch mitkommen wolltest, Mimi, da das Duett nun doch einmal gestört ist," schlug Hilda freundlich vor. „Ich fürchte, Herr von Tonner wird an mir eine unausmerksame und anderweitig beschäftigte Begleiterin haben, und Dir dürfte die frische Luft gut thun."

Das gute Wort fand aber keinen guten Ort. Schmollend nickte die Kleine.

„Ich danke. Wir können uns auch vierhändig durchhelfen."

„Das heißt, wenn Du es erlaubst, liebe Schwägerin," sagte Albertine. „Bis mein Instrument antommt, müssen wir schon das Deine benutzen."

„Es freut sich der Ehre," ging auch Hilda in den scherzenden Ton ein. „Vielleicht ist es mir auch später gestattet, ein wenig dem Concerte beizuwohnen. Ein Vierteistündchen etwa, wenn ich nach neun Uhr in's Haus komme, den Leuten das zweite Frühstück herausgegeben."

„Warum willst Du Dir mit dem Frühstück so viele Mühe machen? Willst Du das nicht lieber mir überlassen? Ich brauche ja nur die Schlüssel."

„Die Schlüssel?"

Hilda hob unwillkürlich den Kopf.

„Ja, das Schlaraffenleben muß wohl ein Ende nehmen," entgegnete die junge Frau mit ruhigerz Lächeln und jener sanften Getasstenheit, aus der sich vielleicht in spätteren Jahren eine Aehnlichkeit mit dem trägen Hindämmern ihrer Mutter entwickeln konnte, die aber zur Zeit noch dieser blonden weichen Frauenerscheinung einen besonderen Reiz verlieh, der seine Anziehungskraft nicht allein auf die Männerherzen übte, sondern ihr auch aus den Reihen ihres eigenen Geschlechtes Freundinnen erwarb.

„Seit drei Tagen schon gehe ich hier umher und lasse mich bedienen, als ob ich ein Gast in diesem Hause wäre," fuhr sie fort. „Ich beginne mich wirklich zu schämen. Was mußt Du eigentlich von mir denken, daß ich so alles auf Dir ruhen lasse, Deine Zeit und Deine Mühe in Anspruch nehme, als ob ich ein Recht darauf hätte? Ich weiß, daß ich Vorwürfe verdiene, und muß Dir danken, daß Du mich nicht tadelst, aber ich will mir bei Euch eine bessere Meinung verdienen, bei Dir und — bei Franz. Er soll in mir nicht seine Hausfrau vermissen. Ich fand es sehr angenehm, von der Reise auszuruhen, aber es ist nun an der Zeit, auch an die Pflicht zu denken. Sollte ich mich nicht gleich zurecht finden in Allem, so wirst Du mir ja Deinen Rath nicht vorenthalten, oder ich werde mir eine Wirthschafterin zu Hülfe nehmen, aber Dir darf das Opfer nicht länger zugemuthet werden. Erlaube also, daß ich Dir die Schlüssel abnehme! Mit der Bürde kommt wohl auch ein wenig die Würde."

„Die Schlüssel!" wiederholte Hilda mit seltsam zitterndem Tone. Sie trat dabei einen Schritt zurück, und ihre ganze Haltung verrieth Bestürzung und Empörung. Sie stand da wie ein Krieger, dem man ein anvertrautes Heiligthum entreißen will. Alsbald aber senkte sich ihr kampfverreiter Blick; ihr Antlitz röthete sich und neigte sich langsam auf die Brust.

„Sie sind auf meinem Zimmer," sagte sie leise, aber fest.

Der Kampf war vorüber.

Vielleicht hatte auch der jungen Frau davor gebangt; denn sie athmete nun freier auf und sah lächelnd zu ihrem Gatten empor, welcher sie unter heiteren Lobsprüchen an sich zog.

„Gesprochen wie ein Salomo und gehandelt wie eine tüchtige brave kleine Frau. Ich habe eigentlich schon seit unserer Ankunft auf diesen Act der Schlüsselübernahme gewartet. — So," sagte

Digitized by Google

er dann, „jetzt will aber auch ich gehen und mir Hektor mitnehmen — die Diana ist doch noch zu kindisch. Einen Begleiter finde ich, da mich alles im Stiche läßt, wohl im Jägerhause. Hoffentlich bringen wir für's Nachtessen ein paar Hühner herein. Sag: ‚Waidmannsheil!', Albertinchen!"

„Und ich, Papa?" verlangte Mimi eifersüchtig ebenfalls ihren Kuß auf die Stirn.

Frau Rohrwek nickte vergnügt vor sich hin, streichelte ihr Hündchen und folgte mit schlanem Blicke Hilda, die langsam das Gemach verließ.

„Wie schade um meinen Bruder!" äußerte Albertine, welche sich ihr angeschlossen hatte. „Er ist so talentirt. Zu allem Mäglichen hat er Anlage, Malerei, Musik, Poesie, auch mit den verschiedensten Wissenschaften hat er sich schon beschäftigt und in allen Fächern eine Weile bedutirt, aber ihm fehlt die Ausdauer, und so bringt er es zu nichts. Das Schlimmste ist, daß er für jede Untreue an seinen Vorsätzen immer wieder die schlagendsten Gründe findet, wie eben jetzt. Ich weiß nicht, was noch aus ihm werden soll, und bei einem Manne, der nicht mehr weit von seinem dreißigsten Jahre ist, sollte sich das doch schon entschieden haben."

Hilda hatte seine Erwiderung darauf, und selbst Mimi's vorwitzige Zunge schwieg dreimal.

Mit einschmeichelnder Zudringlichkeit hatte das Mädchen den Arm in den der Stiefmutter geschlungen, wie um ihrer Unzertrennlichkeit auch eine äußere Form zu geben. Sie liebkoste sie, schäkerte mit ihr, nannte sie ihr liebes, scheues Mauachen, spielte mit ihrem Haar und strahl ihr plötzlich das Häubchen vom Kopfe, daß die goldenen Wellen in breitem Falle über den losen Pudermantel herniederrieselten.

„Ach wie prächtig!" rief sie entzückt. „Warum trägst Du Dich nicht so?"

„Du Närrchen!" schalt Albertine. „Das paßt nur für Kinder."

„Dann mag ich aber auch nicht mehr so gehen. Nicht wahr, Du zeigst mir eine Frisur? Ich möchte sie so haben, wie die Deine. Ach, könnte ich nur Dir gleichen, so groß sein wie Du, so hübsch und elegant! Dann —"

Was dann geschehen sollte, blieb unverrathen; die Kleine war ja auch zu emsig beschäftigt, die blonde Fluth aufstecken und unter dem Morgenhäubchen bergen zu helfen, was nicht ohne kleine Neckereien und einen Kuß zum Schlusse abging.

Diese Zärtlichkeiten der kleinen Ueberläuferin thaten Hilda fast noch weher, als der Gedanke, daß sie nun ihre Schlüssel, das Attribut ihrer Hausfrauenherrschaft, ausliefern solle. Aber tapfer wußte sie ihrer Bewegung Herr zu werden.

„Hier!" sagte sie, indem sie die zierlich gearbeitete Schlüsselcassette öffnete. „Jeder hat seine Bezeichnung."

Die Uebergabe war in aller Form erfolgt.

Die künftige Hausfrau nickte nur freundlich und hütete sich wohl, mit einem tactlosen Worte — und welches wäre es nicht gewesen? — die scheinbare Ruhe und Gleichgültigkeit zu stören, die dem großen Acte das Gewicht benehmen sollte, und kein Zug in Hilda's ernstem Antlitz verrieth andererseits die Bedeutung, welche er für sie hatte.

Sie raffte ihr einfaches graues Kleid auf, so daß die festen und doch zierlich schmalen Stiefelchen frei wurden, setzte den schmucklosen schwarzen Strohhut auf, zog die rehledernen Handschuhe an, und, ein Henkelkörbchen ergreifend, verließ sie mit Mimi und Albertine das Zimmer; sie schritt über die Stufen, die in den Blumengarten führten, hinab.

„Man braucht mich nicht mehr!" Das war der Gedanke, mit dem sie gefesselten Blickes durch den Garten schritt, der hier vor dem südwestlichen Flügel den Parkgrund ersetzte, welcher auf den anderen Seiten und gegen die Wirthschaftsgebäude hin das Haus umschloß. Diesmal hatte sie kein Auge für die Lieblinge, die sie unter ihre specielle Pflege genommen. Der Herbst hatte die Blumen schon gelichtet; sie schnitt die verwelkten nicht ab, wie sonst im Vorübergehen. Langsam trat sie durch das Gatterthürchen hinaus auf den Wiesplatz, wo die Aepfel und Birnen schon im Grase unter den Bäumen kollerten und Diana mit täppischem Spiele denselben nachsprang, um sie lüstern den aufgelesenden Mägden abzujagen.

Sie hatte keinen Zurnf für den Hund, der ihr übermüthig entgegen kam, kein aneifendes Wort für die Dienstleute, kaum einen Gruß für sie. Beinahe hatte sie vergessen, daß sie hier Aufsicht üben wollte. Was sich begeben hatte, nahm all ihre Gedanken in Anspruch.

Freilich, hier hatte sie noch Theil: das schlug in die Bewirthschaftung des Gutes, und auf diesem stand ja, mit Ausnahme des kleinen, ihr später zugefallenen Capitals, welches auf des Bruders eigenen Wunsch unter andere Verwaltung gestellt worden, ihr ganzes Vermögen. Freiwillig hatte sie nach des Vaters Tode, als sie sah, mit welchen Schwierigkeiten ihr ältester Bruder zu kämpfen hatte, auf die Herausbezahlung desselben verzichtet. Das Gut gehörte nicht zu den großen; es hätte eine so schwere Belastung kaum ertragen; sie selbst aber forderte keine Verzinsung ihres Antheils. Das Gedeihen des Gutes war ihr Alles; von Kindheit auf hatte sie da gelebt, es nie verlassen; sie fühlte sich mit demselben verwachsen, und nichts hatte dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu sprengen vermocht, selbst nicht die Aussichten, die sich ihr von Zeit zu Zeit geboten, in ein eigenes Hauswesen einzuziehen und eine eigene Familie zu gründen. Sie hatte ja beides und trug kein Verlangen nach einem Wechsel. Mit Pflichten und Rechten war sie auch hier reichlich bedacht. Seit dem früh erfolgten Tode ihrer Schwägerin war sie an deren Stelle getreten, und wie sie den kleinen zappelnden Dinge, das von seinem Verluste noch nichts wußte, Mutter wurde, so suchte sie auch die Schwere des Verlustes den Anderen zu mildern. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatte sie die Leitung des Haushaltes übernommen, und da Franz das Gut als Hauptherbe übernahm, war es so geblieben — geblieben bis auf den heutigen Tag.

Hatte sie gemeint, es müsse ewig so bleiben?

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Aufführung von Schiller's „Räubern".

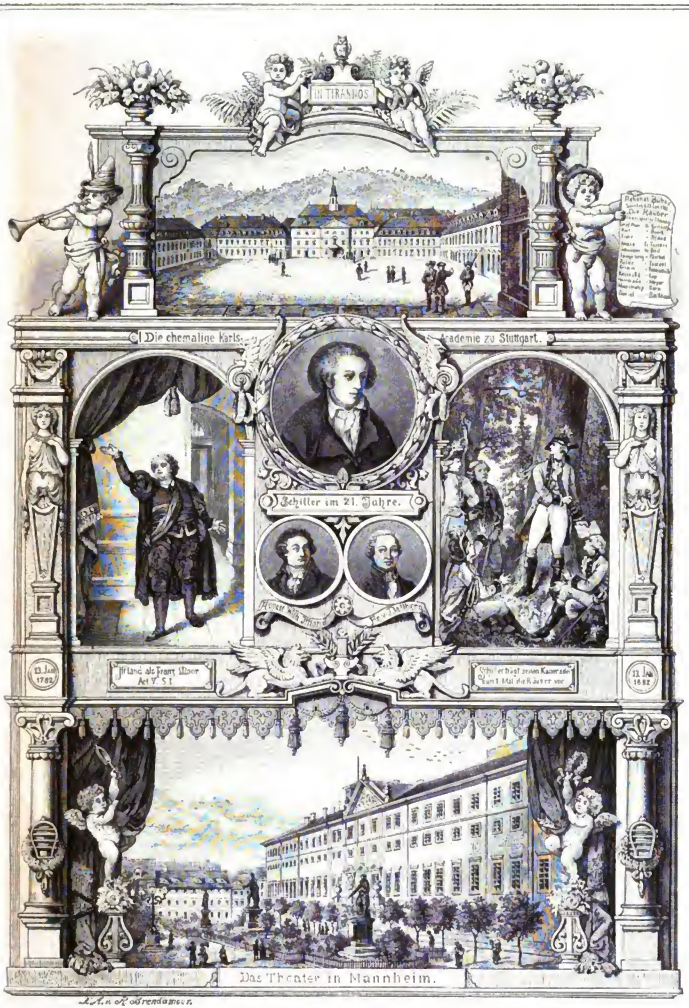
Von Rudolf von Gottschall.

Am 13. Januar dieses Jahres ist gerade ein Jahrhundert vergangen, seit Schiller's „Räuber" zum ersten Male zur Aufführung gelangten. Es ist dies einer der wichtigsten Säculartage der deutschen Bühne; denn Schiller's Genie war vor Allem berufen, dieselbe auf eine höhere Stufe zu heben und das Künstlerische und Volksthümliche in einer Weise zu verschmelzen, wie sie nur den Glanzepochen dramatischer Dichtung eigen ist. Es war in Schiller etwas von Shakespeare's urwüchsiger Kraft und hinreißendem Feuer; später kam besonders durch Goethe's Einfluß der Adel und die Grazie künstlerischer Muße hinzu, doch in keinem andern Dramatiker war so mächtig wie in ihm der Sturm und Drang des geschichtlichen Geistes, und keiner hat wie er der Bühne ein Repertoire von Dramen großen Stils geschenkt, welche alle in sich die Bürgschaft unverwüstlicher Dauer tragen.

So großartig wie die Gesammtwirkung dieses hervorragenden Genius war auch schon sein erster Wurf: „Die Räuber" stammten auf wie ein wunderbares Phänomen, entzückend für die Einen, schreckhaft für die Andern; es war eines jener dramatischen Ereignisse, dem gegenüber man Partei ergreifen mußte: es war die sulminante Ankündigung eines durchgreifenden dramatischen Genius; eine brüske Usurpation der Herrschaft über die Bühne mit dem kühnen Griffe eines unfehlbaren Instinctes. Der ganz Geschmack mochte sich vor diesem Schauspiele bekreuzen, die feinfühlige Kritik ihm die schweren Sünden gegen die Gesetze geläuterter Schönheit vorwerfen*: „Die Räuber" waren eine dramatische That, die sich von der Bühne nicht fortdisputiren ließ. In der That kann man

* Was die Kritik der Zeitgenossen über das neue Schauspiel betrifft, so findet man die Actenstücke zusammengetragen in den verdienstvollen Werke von Julius W. Braun, „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen" (Leipzig, Bernhard Schlicke), einer schätzenswerthen Publication, von welcher die ersten zwei Bände vorliegen und die einen der lehrreichsten Vorgänge der Literatur, das Werden und Wachsen der Classicität, im Wechsel günstiger und ungünstiger, anerkennender und feindseliger Urtheile aus authentischen Quellen auf das interessanteste beleuchtet. Ich hatte selbst mehrfach in den „Blättern für literarische Unterhaltung" darauf hingewiesen, daß unsere überreiche Goethe- und Schiller-Literatur in Bezug hierauf noch eine Lücke enthalte, und freue mich, dieselbe, wohl in Folge meiner Anregung, jetzt ausgefüllt zu sehen.

Digitized by Google



Zur Erinnerung an die erste Aufführung von Schiller's „Räubern". (13. Januar 1782.)
Nach einer Skizze von E. Hilpert auf Holz gezeichnet von M. Lämmel.

Digitized by Google

nicht ohne Schadenfreude die Prophezeiungen damaliger tonangebender Recensenten lesen, welche, wenn irgend eine Vorstellung des Stückes einmal weniger besucht war, gleich verkündeten, es könne keine Dauer auf der Bühne haben, während dasselbe noch heute ein Repertoirestück, noch heute so frisch und wirksam ist, wie vor hundert Jahren. Mag man „Die Räuber" für eine dramatische Jugendsünde des Dichters halten: nie hat sich eine solche Jugendsünde so glücklich conservirt. Mag man zugeben, daß der Dichter mit einer Explosion seines Genies seine Laufbahn eröffnete: es war dies kein verpuffendes Feuerwerk, sondern dieses Feuerzeichen leuchtete noch den kommenden Geschlechtern. Gerade hierin sind „Die Räuber" ein Phänomen, wie die Literatur aller Zeiten kein zweites aufzuweisen hat.

Der Säculartag der ersten Aufführung des Stückes ruft alle Erinnerungen an dieselbe wach; diese erste Aufführung fand unter Verhältnissen von seltener Abenteuerlichkeit statt, die sich so leicht nicht wiederholen dürften.

Auf der Militärakademie des Herzogs von Württemberg hatte Schiller „Die Räuber" gedichtet, und das Jahr 1780 kann als ihr Geburtsjahr betrachtet werden. Ihr äußern Anlaß hatte ihm eine Erzählung in Haug's „Schwäbischem Magazin" gegeben, auf welche ihn sein Freund von Hoven aufmerksam gemacht. Doch fanden sich in dieser Erzählung nur die beiden Brüder, der leichtsinnige und der intrigante, welcher letztere den Brief des ersten unterschlägt, während dieser später dem Vater das durch den andern bedrohte Leben rettet. Der schließliche Ausgang der Handlung war noch dazu ein versöhnlicher. Daß die Erzählung bei ihrer Umwandelung in's Drama in die Räubersphäre hinübergespielt wurde, daran trug wohl der Räuber Roque im Cervantes die Schuld, zu der ganzen Auffassung des Helden aber gaben die Theorieen des Plutarch und Rousseau von den erhabenen Verbrechern Anlaß. Den revolutionären Geist, der die Handlung durchweht, schöpfte Schiller aus dem eigenen Ingrimm und dem der Genossen über die strenge militärische Disciplin der Anstalt und aus der glühenden Freiheitssehnsucht, welche sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Der Materialismus des Franz Moor aber war das Resultat medicinischer Studien, welche der junge Schiller als Fachwissenschaft betrieb: es bereitete ihm Vergnügen, mit cynischem Hohn ihre letzten Consequenzen zu ziehen. Unter solchen Einflüssen entstanden die „Räuber", aber nicht im freien Fluß und Guß einheitlichen Schaffens. Der Dichter mußte sich die Muße zum Dichten stehlen; er meldete sich krank, um Abends und Nachts das Licht im Krankenzimmer benutzen zu können. Und so schrieb er zunächst nieder, was ihm am lebendigsten vor der Seele schwebte, die am meisten hervortretenden Scenen und Situationen; nicht in geschlossener Scenenfolge entwickelte sich das Gesammtbild der Dichtung. Was er geschaffen, las er in unbewachten Augenblicken den Commilitonen vor und hörte dabei auf ihren Rath; er wurde ermuthigt durch ihren begeisterten Beifall, manchen Charakterzug der Genossen aber nahm er in die Charaktere seiner Räuber auf. Die verbindenden kleineren Scenen, die Zwischenglieder der Handlung, fügte er später ein.

Als Schiller die Militärakademie verließ, nahm er das fertige Manuscript der „Räuber" mit in die bescheidene Stube, die er als Regimentsmedicus bewohnte. Sein heißester Wunsch war, das Stück gedruckt zu sehen. Doch in Stuttgart fand sich kein Buchhändler, der darauf bereit gewesen wäre, und auch in Mannheim nicht, trotz aller Bemühungen, die sich sein gerade dort anwesender Freund Petersen gab, einen Verleger zu entdecken. Schiller hatte Petersen geschrieben: „Was über fünfzig Gulden abfällt, ist Dein," und in einem Postscriptum hinzugefügt: „Höre, Karl, wenn's reussirt, will ich mit ein paar Bouteillen Burgunder darauf einschänken lassen." Da Petersen aber nicht reussirte, so wagte Schiller, das Stück auf eigene Kosten drucken zu lassen, und borgte die dazu erforderliche Summe. Als die ersten sieben Bogen im Druck vollendet waren, sandte er sie an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der als ein kunstsinniger und urtheilsfähiger Mann in Süddeutschland wohlbekannt war. Schwan erkannte das Talent des Dichters und machte den Intendanten des Mannheimer Theaters, Freiherrn von Dalberg, zuerst auf das Stück aufmerksam; er veranlaßte ihn, wegen einer Bühnenbearbeitung den „Räuber" sich mit dem Dichter in Beziehung zu setzen. Auch theilte er Schiller kritische Bemerkungen mit, welche dieser willig beachtete, ja manches schon Gedruckte wurde wieder umgedruckt; die erste Ausgabe zeigt daher bisweilen zwischen den Absätzen große Zwischenräume. Sie erschienen indeß, was Druck und Papier betrifft, keineswegs in so abschreckender Gestalt wie die zweite, mit welcher sie oft verwechselt wird. Auch der Löwe, der sich gegen die Tyrannen aufbäumt, schmückte erst die letztere, während die erste Ausgabe als Titelbild die Schlußscene des vierten Aktes zeigte. Der buchhändlerische Betrieb dieses im Selbstverlag erschienenen Artikels war indeß anfangs nichts weniger als glänzend, und melancholisch blickte der junge Schiller auf den Stoß von Exemplaren, den er in seiner Stube aufgethürmt hatte und der sich mit der Zeit, nach dem gemeinen Loos sterblicher und unsterblicher Werke, in Maculatur zu verwandeln drohte.

Aus den Berichten der Genossen des Dichters, eines Streicher und Scharfenstein, kann man sich ein treues Bild dieser Situation entwerfen, die freilich nichts von dem Zauber hat, den das verklärende Auge der Nachwelt gern in sie hineinlegen möchte. Da sehen wir eine Stube, die mit einer gewöhnlichen Wachsstube eine bedenkliche Aehnlichkeit hat. Das Parterregimmer auf dem „Kleinen Graben", das stark nach Tabak duftete, hatte, außer einem großen Tisch und zwei Bänken, nichts an Mobiliar aufzuweisen; sein decorativer Schmuck aber bestand in Militärgarderobe und angestrichenen Hosen; in der einen Ecke lag ein Haufen Kartoffeln nebst leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen, in der andern der Bücherballen der „Räuber".

Und der Dichterjüngling selbst entsprach keineswegs dem Ideal, welches eine mädchenhafte Phantasie sich von gottbegnadeten Poeten zu entwerfen pflegt. Er kam vielleicht gerade aus dem Dienste, eingepreßt in seine nach altem preußischen Schnitt fabricirte Uniform, auf jeder Seite des Gesichts drei starre gepuderte Rollen, welche Locken vorstellen sollten, einen kleinen Militärhut auf dem Scheitel, einen langen dicken Zopf am Hinterkopf und weiße Kamaschen an den Füßen, die er in dieser einzwängenden Bekleidung kaum bewegen konnte, sodaß er wie ein Storch einherstelzte. Und dann die Erscheinung des Dichters selbst, die bannlange, für einen Flügelmann prädestinirte Gestalt, die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden grauen, meist entzündeten Augen, in denen nicht, wie in den Augen Goethe's, der Ordensstern des Genius leuchtete! Dazu die blassen, eingefallenen Wangen, das dunkelrothe, buschige Haupthaar! Das war kein Adonis, und wenn sich der Dichter nicht, wie dies oft vorzukommen pflegt, in späteren Jahren verschönert hätte, so würde man alle seine Bilder und Statuen der verwegensten Schmeichelei anklagen müssen.

Das erlösende Wort für die in den Bücherballen gebundenen Geister der „Räuber" sollte von Mannheim kommen; der Zauberstab der Bühne sollte, wie schon so oft, eine schlummernde Dichtung zu nationalem Leben erwecken. Dem Wunsche einer Umarbeitung, welchen der Mannheimer Intendant ausgesprochen, kam Schiller bereitwillig entgegen: sollte er doch auch ein bestimmtes Honorar dafür erhalten: er erklärte dem Freiherrn von Dalberg, „er werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, Seiner Excellenz würmster Literaturliebe, sich mit allem, was er sei, zu eigen zu machen". Am Eifer des Dichters lag es nicht, wenn sich die Umarbeitung bis in den October 1781 hinein verzögerte, sondern an einem sehr unpoetischen Zwischenfall, an einer unter den Grenadieren ausgebrochenen Ruhrepidemie, welche die Thätigkeit des Regimentsmedicus in hohem Grade in Anspruch nahm und ihn besonders nöthigte, täglich auf der Wachtparade Rapport zu erstatten. Daß er diese Epidemie mit sehr energischen Mitteln bekämpfte, dafür bürgt zunächst schon sein Eifer, sie so rasch wie möglich aus dem Felde zu schlagen, weil sie seinem poetischen Schaffen gerade damals sehr im Wege war, doch auch sonst besaß er den Ruf eines Mediciners, der starke Dosen zu geben liebte; er war ein Kraftgenie in der Heilkunst, wie in der Dichtkunst. Das umgearbeitete Stück schickte er zunächst seinem Freunde Petersen zu, der ihm über Charakter, Verwirklichung, Entwickelung, Dialog rc. eine mindestens sechs Bogen lange Kritik schreiben sollte. Dann wanderte das Manuscript nach Mannheim.

Doch der künstlerisch gebildete Intendant hatte immer neue Vorschläge zu Abänderungen zu machen: die Rathschläge der tonangebenden Dramaturgen sind den Dichtern oft genug verhängnißvoll geworden. Die Theaterausgabe der „Räuber", die in solcher Weise zu Stande kam, steht gegen das Stück, wie es der Dichter im ersten Wurf gestaltete, weitentlich zurück, und es ist bedauerlich, daß

Digitized by Google

noch heutigen Tages oft genug die „Räuber“ in dieser „verdalbergten“ oder vielmehr „verbalthoraten“ Gestalt über die Bühne gehen.

Von einzelnen annehmbaren Zusätzen, wie die eingelegte Scene zwischen Franz und Hermann abgesehen, waren es besonders zwei wichtige Aenderungen, gegen welche sich der Dichter vielleicht lange gesträubt haben mag, welche die Physiognomie des Stückes zu Ungunsten desselben veränderten. Die erste betraf das Costüm: die „Räuber“, die zur Zeit des siebenjährigen Krieges spielen sollten, wurden in die Zeit Maximilian's und des deutschen Landriedens zurückverlegt. Wo blieb da das kinkerlitzchende Säculum, aus dessen Geist heraus das Stück gedichtet war? Schiller selbst sagt in seiner anonymen Selbstkritik darüber: „die Zeit wurde verändert; Fabel und Charakter blieben. So entstand ein buntscheckiges Ding wie die Hosen des Harlekin.“ Noch empfindlicher war die zweite Aenderung; denn sie traf den dramatischen Nerv des Stückes. In der Theaterbearbeitung tödtet sich Franz nicht selbst, sondern er wird gefesselt vor seinen Vater und das Tribunal der Räuber geführt und von Karl in den Thurm geworfen, in dem der alte Graf so lange schmachtete. Damit wird Karl's Charakter aus den Fugen geworfen; er wird dasselbe Scheusal wie Franz und aus einem Räuber von großartigem Schwunge zu einem Marterknecht und raffinirten Mörder, wie sein Bruder.

Für die Aufführung mußte Schiller sogar noch weitere Zugeständnisse machen, die er nicht in die Theaterausgabe aufnahm: so den Selbstmord Amaliens, mit welchem er dem Kunstgeschmack des Freiherrn von Dalberg eine kleine Freude bereitete, während er selbst als Dichter an dem Ausspruch festhielt: „Moor's Geliebte darf nur durch Moor sterben.“

Daß das so zugerichtete Stück einen glänzenden Erfolg davon trug, mußte Wunder nehmen, wenn nicht die Macht des echten Genius einen Kern schüfe, der als unverwüstlich sich bewährt, mag auch die Schale noch so sehr zerhackt werden. Und glänzend war der Erfolg, den die „Räuber“ bei ihrer ersten Aufführung in Mannheim am 13. Januar davontrugen. Die Aufführung sollte eigentlich schon früher stattfinden; doch am 10. Januar war der Geburtstag der Gräfin Franziska von Hohenheim, und Schiller mußte sich bei der Gratulationscour mit einfinden. Am 13. Januar aber war überall in Mannheim der Theaterzettel angeschlagen: „Die Räuber, Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Dichter neu bearbeitet“; gleichzeitig war dem Publicum über die sittliche Tendenz des Stückes eine beruhigende Auskunft ertheilt, welche Schiller selbst verfaßt, Dalberg aber verbessert hatte. Die Aufführung begann wegen der Länge des Stückes um fünf Uhr Nachmittags, doch schon lange vorher hatten sich die Räume des Theaters gefüllt; denn aus allen Nachbarstädten waren zu Roß und Wagen Schaulustige gekommen. Schiller selbst hätte sich fast verspätet, wie Petersen berichtet. Ein Kellnermädchen in Schwetzingen übte solche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er sich verplauderte, die Zeit darüber vergaß und die Verspäumniß nur mit Mühe wieder einholen konnte.

Wenige wußten, daß der Dichter bei der Aufführung seines Stückes anwesend war, wäre es aber auch allen bekannt gewesen, die Unsitte unserer Tage, die Dichter selbst auf die Bretter zu rufen, war der damaligen Zeit fremd. Mit welchen Gefühlen mag Schiller zum ersten Male die Gestalten seiner Phantasie verkörpert auf der Bühne vor sich gesehen haben! Der Antheil des Publicums war nicht gleich von Anfang an ein begeisterter, erst die letzten Acte schlugen zündend durch. So mochte Schiller selbst nicht ohne eine gewisse Bangigkeit dem Ausgange dieser ersten Feuerprobe seines dramatischen Genius entgegensehen. Was ihn aber von Hause aus ermuthigen mußte, war das glänzende Spiel der Darsteller der Eckhof'schen Schule, welche sich durch einen glücklichen Zufall in Mannheim zusammengefunden hatten, um das erste Werk eines Dichters über die Taufe zu heben, der später die deutsche Bühne beherrschen sollte.

Bäck als Karl Moor hatte ihnreißendes Feuer, obschon er in seiner Erscheinung die ideale Jünglingsgestalt des Räuberhauptmannes nicht deckte. Der dreiundzwanzigjährige Iffland aber machte als Franz Moor den größten bewältigenden Eindruck auf das Publicum; er wußte diesem Charakter, welchem der Dichter in seiner Selbstkritik später alle menschliche Wahrheit absprach, dennoch große Wirkungen abzugewinnen, besonders wo er die innere Zerrüttung und Gewissensangst des Bösewichts darstellte, in den großen Scenen des letzten Actes. Nach allen Schilderungen war dieser Franz Moor Iffland's eine ebenso großartige wie in allen Detail kunstverständig ausgeführte Leistung. Beil als Schweizer, Beck als Kosinsky werden als treffliche Darsteller gerühmt. Nach dem glänzenden Erfolge speiste Schiller mit den Schauspielern zusammen; das Gespräch war angeregt; es lief indeß auch viel „Kunstgeschwätz“ mit unter.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, empfand Schiller um so tiefer den Zwang seiner freudlosen Lebensstellung. Der Herzog war sehr ungnädig über das wüste Stück wie über des Dichters ganzen Lebenswandel, und als dieser ohne Urlaub, in Begleitung seiner Freundinnen, der Frau von Wolzogen und jener unmuthsvoll höflichen Frau Bischer, in welcher man jetzt allgemein das Ideal seiner „zur Statue entgeisterndern“ Laura erblickt, abermals einer Aufführung der „Räuber“ in Mannheim beigewohnt hatte, erfuhr der Herzog davon und gab ihm Arrest. Das Verbot, Dichtungen zu veröffentlichen, die nicht vorher dem Fürsten selbst zur Prüfung und Beurtheilung vorgelegt worden waren, reifte seinen Entschluß zur Desertion und Flucht, den er am 17. September 1782 mit seinem Freunde Streicher während eines Festes auf der Solitude ausführte: er ging nach Mannheim, dem Eldorado seiner Zukunftshoffnungen. Doch noch stand ihm eine Zeit schwerer Prüfungen bevor.

Jedenfalls war die erste Aufführung der „Räuber“ vielleicht das entscheidendste Ereigniß in Schiller's Leben: er selbst schrieb bald nach der Aufführung an Dalberg, dem er den wärmsten Dank aussprach:

„Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen.“

Nun, Deutschland hat seinen größten dramatischen Dichter in Schiller gefunden und wahrt mit Recht eine pietätvolle Erinnerung an jenen wichtigsten Tag der Mannheimer Theaterchronik.

Die Heidenlöcher bei Ueberlingen.

„Drüben, am Ueberlinger See, wo die Felswand sich steil in die Fluth herabsenkt, ist aus alten Zeiten mancherlei Gelaß zu menschlicher Wohnung in den Stein gehauen.“

Scheffel's „Ekkehard.“

Ich kam mit einem guten Freunde vom Hohentwiel. Der „Ekkehard“ hatte es uns angethan.

Es ist überhaupt mit dem „Ekkehard“ eine gar böse Sache. Wer ihn mit einem bischen Liebe zu den kräftigen Gestalten der alten deutschen Geschichte gelesen und sich in unserer nervös hastenden Zeit noch etwas Sinn bewahrt hat für die letzten, ehrfurchtgebietenden Reste einer weit zurückliegenden Vergangenheit, der ist einem bestrickenden Zauber verfallen, der ihn bei Tag und Nacht verfolgt. Ihm ist ein wunderlich Traumbild erstanden, nicht mehr Sage und doch auch nicht Geschichte; all die Personen, die schon längst zu Staub geworden, umringen ihn wie gute alte Bekannte und nehmen ihm die Sinne gefangen: er kann sich von ihnen nicht trennen, bis er selbst dort gewesen, wo sie dereinst geschaltet, bis er mit eigenem Fuß die Scholle betreten, auf der sie gewandelt, und mit vollen Zügen die Luft geathmet, in welche sie der Dichter versetzt.

Wir waren nun endlich oben gewesen auf dem wunderbaren Berge mit seinen unendlichen Trümmermassen und hatten in Romantik geschwärmt. Wohl sind von der Burg der gestrengen Frau Hadwig kaum noch einige Grundmauern zu erkennen — aber was thut's? Aus dem Dunkel des Kellers leuchtete uns des ewig durstenden Spezzo Nase; im Flüstern des Bündes hörten wir bald das silberne Lachen des fröhlichen Griechenlindes, bald Virgil's schön gebaute Verse. Und dazu dröhnten Kanonen eines fernen Manövers, Salve auf Salve, und zwei unserer Begleiter,

Digitized by Google

bekannte Berliner Virtuosen, schickten Trompetenfanfaren hinunter in die Thale und hinüber zum Hohenträhen und bliesen und dann schöne patriotische Weisen.

Es war Mittag, als wir uns zur Thalfahrt rüsteten, und dann ging's nach Radolfzell, wo im neunten Jahrhundert der heilige Ratold sein clausnerisch Dasein gefristet und jetzt im neunzehnten der Dichter unseres „Ekkehard" hauste, und weiter längs des pfahlbaubesetzten Ufers, vorbei an der uralten Abtei Reichenau, wo einst der blöde Heribald als Einziger die Hunnen erwartet, nach Constanz.

In Constanz wußten anthropologische Studien und Interessen den Hohentwiel mit all seinen guten und bösen Geistern in den Hintergrund zu drängen; nahm doch dort das Museum im Rosgarten, eine Musteranstalt ersten Ranges, unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. Die reichen Schätze aus den Pfahlbauten, die seltsamen Funde aus Thayingen in der Nähe des Hohentwiel gaben uns viel zu stammen und zu denken, und wir merkten, daß wir uns doch auf einem eigenthümlichen Fleckchen Erde befanden, das mancherlei Zeiten durchgemacht hatte, deren Denkmale uns der Rosgarten anbewahrt: aus deutscher Geschichte und Römerherrschaft, der Pfahlbauperiode und weiter zurück, als noch mächtige Gletscher den Bodensee deckten, aus der Renthier- und Höhlenzeit. Und lange vorher waren schon die Saurier dagewesen.

Wir suchten spät Abends noch Erholung und stilles geistiges Ausruhen auf dem lieblichen Eiland der Mainau. Und doch gab es wüste Träume in der Nacht: der Eindrücke waren zu viele und zu verschiedenartige gewesen für einen Tag, und die Meersburger Auslese, welche das Tagewerk krönte, hatte auch nicht sonderlich die erregten Geister beschwichtigt. Der brave Ekkehard war mit seinem Weltschmerz unter die Renjäger gerathen, und der stolze Hohentwiel schrumpfte sichtlich zusammen zu einem wohlgefügten Holzhau im See, gerade vor unserem Hotel und darauf hantierten biedere Pfahlbaufrauen und Hadumoth trieb die Gänse über den künstlichen Steg; da kamen die Hunnen; es gab ein böses Durcheinander — ich glaube, ich habe selbst mit gefritten — und endlich tritt er an, den sie für den Erzengel Michael gehalten, und der die Hunnenschlacht entschieden: der Alte aus der Heidenhöhle.

Am Morgen aber stiegen wir auf den ersten Dampfer, der sich von Constanz löste, dem alten Herrn den schuldigen Besuch abzustatten, und hatten eine reizende Fahrt auf dem Ueberlinger See, der von den Touristen viel zu wenig besucht und gewürdigt wird. Zuerst hinüber nach dem romantischen Meersburg mit seinen uralten Schlössern und Thürmen, dann weiter, während drüben im Morgensonnenschein die Mainau leuchtete, an einer ganzen Reihe von Pfahlbaustationen vorbei, die alle leider hohes Wasser deckte, nach dem interessanten Städtchen Ueberlingen, das, terrassenförmig am Ufer hinaufgebaut, ebenfalls gar trutzlich mit seinen Thürmen und Zinnen sich im Wasser spiegelt.

Und hier ging's auf die terra firma, das heißt auf den Molassesandstein, der schon längst dem Ufer seinen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt hatte. Als mächtige freie Mauer erhebt er sich über den schmalen Saum des See-Ufers — mußten ja doch schon die Stadtgräben von Ueberlingen in ihn eingehauen werden, und immer näher drängt sich seine Wand an's Wasser, je weiter wir nun auf der neuen Landstraße wandern, die von der Stadt nach Sipplingen und Ludwigshafen führt. Wohl liegen anfangs noch reiche Obst- und Gemüsegärten zu beiden Seiten unseres Weges mit schönen Häusern, bald aber bleibt kaum mehr Platz für ein schmales ansteigendes Aeckerchen oder einen kleinen Weinberg. Dabei ist das Gestein vielfach von Rissen durchzogen und zeigt mancherlei Höhlenbildung, mit theils natürlicher, theils künstlicher Rundung, den Feld- und Weinbauern ein geeigneter Keller oder Lagerraum, zu dem sie oft schwindelnde Steige angelegt haben. Endlich ist selbst die Straße dem Felsen abgerungen, der hier, glatt abgearbeitet, senkrecht in die Höhe strebt, ja stellenweise die Straße überdacht.

Nach kurzer Wanderung kamen wir, die plätschernden Wogen des Sees immer hart auf unserer linken Seite, zum Dörfchen Goldbach, von dem ich außer einem fremdlichen Wirthshause und, ire ich mich nicht, einer kleinen Capelle — nicht viel Weiteres entdeckt habe. Die Bergwand vor hier wieder ein wenig zurückgetreten; sie selbst erschien belleidet von einer Anzahl breiter, gleichmäßig gehauener Treppenfuchten, welche die steile Wand auf und ab, hinüber und herüber führten und jedenfalls blos für Schwindelfreie gebaut waren. Sie schienen uns eine weitere Bedeutung zu haben, als blos den dürftigen Verkehr zwischen dem schmalen Küstensaum und dem rebenbedeckten Plateau zu vermitteln; auch das blondhaarige, liebliche Wirthstöchterchen vermochte uns keine genügende Auskunft zu geben, als wir in der nächsten Minute bei einem guten Markgräfler saßen, um uns für den Besuch beim Alten in der Heidenhöhle zu stärken. — Die seltsame Clause, in welche der Dichter den weltverschollenen, biden Kaiser versetzt hat, liegt nur wenige Schritte hinter dem Wirthshause und führt den prosaischen Namen der Heidenlöcher. Der Fels, in seiner unteren Hälfte von der Straße aus zum Theil durch Bäume und Gestrüuch versteckt, springt hier in einzelnen schrägen Abtheilungen vor, mannigfach zerrissen und zerklüftet, aber durchsetzt mit Gemächern und Gängen, Thüren und Fenstern, Bögen und Nischen, Façaden und Treppen — daß der Wanderer sich mit staunender Ehrfurcht gebannt fühlt. Man wird auch wohl in ganz Deutschland nichts Aehnliches wiederfinden; traten doch selbst die berühmten Zellen in der Nagelfluewand des Leichenhofes St. Peter in Salzburg vollständig gegen diese Gebilde zurück. Daß die Arbeit sehr alt ist, zeigt sich auf den ersten Blick, aber sie ist zum großen Theil nichts weniger als kunstlos, und bald glaubt das Auge hier römischen Stil, dort sogar beginnende Gothik zu erkennen. Viel schon freilich ist abgebröckelt und niedergestürzt im Laufe der Zeiten und bei der Weichheit des Gesteins; am meisten zu bedauern ist der Verlust der zweiten größeren Hälfte dieser „Heidenlöcher", die sich in Form einer großen Capelle mit

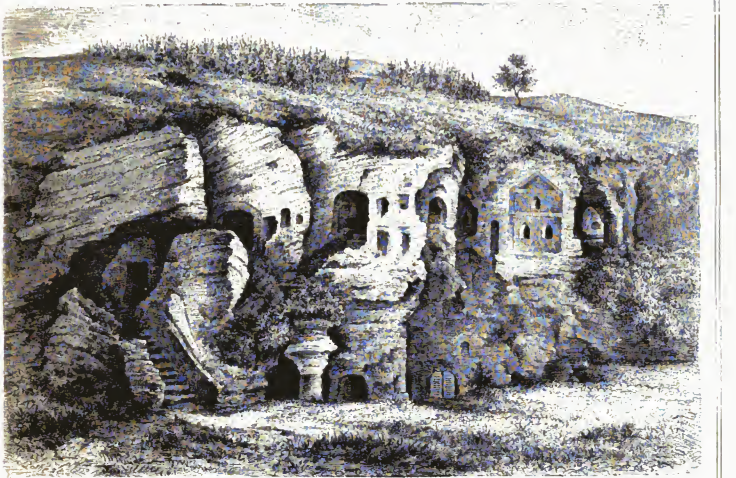
Thorbogen in den Heidenlöchern.
Original-Zeichnung von F. Schreyer.

Nebengemächern in einem mächtigen über den See ragenden Vorsprung des Felsens befunden haben soll, welcher den nüchternen Forderungen der Jetztzeit, dem Bau der neuen Straße, geopfert werden mußte und nach Angabe der Anwohner einen um Vieles imposanteren und eigenthümlicheren Eindruck machte, als die jetzt noch erhaltenen Reste.

Schon auf der Thalsohle zeigt die Felswand eine Reihe einzelner, mehr oder weniger tiefer Höhlenbildungen, bei welchen allen die menschliche Hand abrundend, glättend und erweiternd eingewirkt hat; an den Wänden finden sich noch verschiedentlich Spuren der ursprünglichen steinernen Bänke. Eine im Vordergrunde stehende isolirte Zwischenwand ist sogar zur kurzen Säule bearbeitet, mit nach oben sich ausbreitendem mächtigem, zwar kunstlosem, aber doch gleichmäßigem Capitäle. Eine defecte Kellerthür, den einen Höhlenzugang nothdürftig schließend, lehrt die neue Verwendung der alten Wohnplätze.

Der Zugang zu diesen Felsgemächern geschah durch einen schmalen, mit Stufen versehenen Treppenweg, der sich an der Felswand hinaufwand und in einer Höhe von 20 Fuß vor dem Eingange zu einem Gelasse endete, dessen Thüröffnung noch deutlich zu erkennen ist. Dieser Treppenweg ist jetzt bis auf einige Stufen verschwunden, und nur ein Theil des Geländers ist noch vorhanden. Ein zweiter Treppenweg führte an der Felswand erst ab-, dann wieder aufwärts zum zweiten Gelasse, dessen Thoröffnung schon ziemlich verfallen ist, das aber durch einige Fenster erhellt wird und im Innern Sitzbänke und Nischen, groß und klein, und allerhand Wandvorsprünge zum Hinstellen und Legen enthält — Alles aus dem Steine herausgearbeitet. Merkwürdig ist, daß die hinaufführende Treppe eine Doppeltreppe ist, da die erhalten gebliebene Steinbrüstung derselben ebenfalls in Stufen gehauen war. Die Außenwand dieses Gelasses zeigt sorgfältige Glättung und Spuren streifenartiger Verzierung, die sich über den Eingang und die Treppen hinzieht.

Ein großes, oben abgerundetes Fenster, oder eine Thür in einem schön concav ausgebuchteten Felsvorsprunge mag früher den Uebergang von dieser Wohnung zur nächsten vermittelt haben — jetzt geht eine ziemliche Kluft zwischen den beiden hindurch, welche die ganz eigenthümlich gestaltete, entgegenstehende Seite des dritten



Die Heidenlöcher bei Meberlingen.

Original-Zeichnung von F. Schreder.

Thore führt ein ebenso schmaler Treppenweg an der Felswand erst ab-, dann wieder aufwärts zum zweiten Gelasse, dessen Thoröffnung schon ziemlich verfallen ist, das aber durch einige Fenster erhellt wird und im Innern Sitzbänke und Nischen, groß und klein, und allerhand Wandvorsprünge zum Hinstellen und Legen enthält — Alles aus dem Steine herausgearbeitet. Merkwürdig ist, daß die hinaufführende Treppe eine Doppeltreppe ist, da die erhalten gebliebene Steinbrüstung derselben ebenfalls in Stufen gehauen war. Die Außenwand dieses Gelasses zeigt sorgfältige Glättung und Spuren streifenartiger Verzierung, die sich über den Eingang und die Treppen hinzieht.

Ein großes, oben abgerundetes Fenster, oder eine Thür in einem schön concav ausgebuchteten Felsvorsprunge mag früher den Uebergang von dieser Wohnung zur nächsten vermittelt haben — jetzt geht eine ziemliche Kluft zwischen den beiden hindurch, welche die ganz eigenthümlich gestaltete, entgegenstehende Seite des dritten

Nun aber steigen wir nach oben, wo die Flucht der alten, steingehauenen Gemächer in einer annähernden Horizontale sich durch das helle Molassegestein mit dunkelglühenden Thüröffnungen und Fenstern hindurchzieht.

Ein schmaler, ausgetretener Treppenweg, der tief in den Sandstein eingeschnitten ist, ermöglicht uns den Zugang. In Stockwerkshöhe führt er vor eine glattgehauene Felswandung mit regelrecht viereckiger Nische in Form einer Thür, die der Fels in mächtiger Ausdehnung überragt, dann in steiler Wendung hinauf zum Portale des ersten der noch erhaltenen Räume. Wir sind erstaunt, vor einem rein romanischen Thorbogen zu stehen, der in exacter Weise ausgearbeitet ist mit einfacher Ornamentik und von gleicher Höhe wie das ganze, ziemlich quadratische Gemach, das, wie die anderen, nach oben die erste Anlage eines Klostergewölbes zeigt. Es ist leer; die Sitzbänke scheinen weggebrochen worden zu sein; Fenster sind nicht vorhanden; dagegen befinden sich an der Außenwand Nischen verschiedener Größe, nicht ohne Spuren ehemaligen Ladenverschlusses. Von der kleinen Plattform vor dem Gelasses bloßlegt. Möglich, daß hier eine Palisadenbrücke hinüberführte. Eine weitere Communication besteht aber zwischen beiden Gemächern durch einen niedrigen, engen Gang, der, durch den Fels getrieben, von hinten einmündet und nur ein gebücktes Durchgehen gestattet. Das dritte Gemach endlich ist das größte von allen; es besitzt auch einen Herd mit Rauchfang; im Uebrigen ist seine Einrichtung die gleiche wie im vorhergehenden Gemach, auch hat dasselbe ebenso seiner Eingangsthür gegenüber eine zweite: neben dieser aber hat ein Bergrutsch alle alten Culturantagen vor langer Zeit vernichtet. Sehr interessant ist die Façade dieser dritten Felswohnung; sie macht mit ihren kleinen, fast spitzbogig zulaufenden Fenstern den Eindruck einer alten christlichen Kirche.

Nachdem wir von den Steingemächern Abschied genommen und auf demselben Wege hinabgelangt waren, wie wir hinaufgestiegen, betrachteten und bewunderten wir von unten aus noch lange die Heidenlöcher. Wie packend mag hier der Anblick erst in der Nacht sein, wenn der Mondschein auf den Wellen des Sees zittert und durch die Bäume hindurch sein fahles Licht über

die zerfallenden Steindenkmäler längst entschwundener Zeiten gleiten läßt!—

Um Alles zu kosten, ließen wir uns von dem schönen Wirthstöchterlein auch den berühmten Sipplinger credenzen. Das Mägdlein thät's mit großem Stranden, und ich mochte auch Jedem rathen, von diesem Weine abzulehen; denn er ist noch heute der sauern sauerster am Bodensee. Aber er schafft ruhiges Ueberlegen, und so einten wir uns denn dahin, daß die Heidenlöcher in ihrer ursprünglichen natürlichen Höhlenform gerade so, wie andere in ihrer Nachbarschaft den ältesten Einwohnern des Landes, den Kelten oder Urgermanen und allen später folgenden Heidengeschlechtern ein willkommener Wohnplatz gewesen sein mögen. Später, zur Zeit der Römerherrschaft und des beginnenden Christenthums, mögen sich dort Christen angesiedelt haben — nicht als Märtyrer; denn dazu wäre ihr Versteck zu Wasser viel zu leicht zu erreichen gewesen, wohl aber als Anachoreten, die mit römischer Kunst und mit römischem Meißel im höhlenreichen Steine sich jene Gelasse schufen und in diesem traumverlorenen Erdwinkel ihrem Cultus, ihrem Gotte lebten. Von jener Zeit an blieben die Heidenlöcher wohl nie ganz unbewohnt und haben zumal während des Dreißigjährigen Krieges, in welchem die weite Umgegend harte Unbilden erlitt, wohl mancher bedrängten Familie ein schützendes Obdach geboten. Auch heute noch deuten frische Rauchspuren auf zeitweilige Insassen.

Der Dichter aber konnte jedenfalls für seinen alten Kaiser kein besseres Plätzchen stiller und einsamer Abgeschiedenheit finden, als diese verwitterten, sagenhaften Höhlen, und wir wollen ihm Dank wissen, daß er durch seinen „Ekkehard“ auch sie der Vergessenheit entrissen hat.

Wir sind noch länger in Goldbach sitzen geblieben und haben dem Sänger des „Ekkehard“ noch manches volle Glas dargebracht — aber nicht in Sipplinger. F.

Mohammed und sein Werk.

Ein Vortrag von Johannes Scherr.

(Schluß.)

Die Beantwortung der Frage: Welche Glaubenslehre wird im Korân vorgetragen? suche ich möglichst knapp zu formuliren. Bekanntlich ist die Vorstellung vom Dasein einer Gottheit der Punkt, von welchem alle systematischen Religionen ausgehen und in welchen jede zurückmündet. Der Mensch glaubt, daß ein Wesen über ihm sei, ein höheres, übermenschliches, göttliches Wesen, welches er verehrt, liebt, fürchtet, eine Macht, von welcher er Hilfe und Trost erwartet im diesseitigen und Seligkeit in einem gehofften jenseitigen Dasein. Der Islâm nun, von der Voraussetzung getragen, es wäre rein unmöglich, nicht zu wissen, daß Gott sei, hat sein Gottesbewußtsein, sein Grundbogma zusammengefaßt in das lakonische Symbolum: „Lâ 'lâha illâ 'llahu,“ d. h. „Kein Gott außer Allah.“ Der Gottesname Allah, sprachlich nahverwandt mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (el, eljon, elohim), ist zusammengezogen aus dem Artikel al und dem Substantiv elah und bedeutet „der Verehrungswürdige“, „der Erhabene“. Sein streng-monotheistisches Grunddogma betont der Islâm fortwährend. Der Korân kommt immer wieder auf den Satz von der unwandelbaren Ewigkeit Gottes zurück, nicht selten mit einem polemischen Seitenblick auf die christliche Trinitätslehre. So lautet am Ende der islamischen Bibel die 112. Sure noch einmal nachdrucksam: „Gott ist Einer. Er ist von Ewigkeit. Er ward nicht gezeugt und hat nicht gezeugt. Ihm gleich ist Keiner.“ Trotzdem vermochte dieser strenge und starre Eingottesglaube sich nicht folgerichtig zu erhalten. Alle entwickelteren Religionen bewiesen das Bedürfniß des Menschen, zwischen Menschheit und Gottheit eine Mittelstufe zu setzen, und so sah sich auch Mohammed gedrungen und gezwungen, sei es in Anlehnung an die persisch-jüdische Lehre, sei es in Erinnerung an den uralten Geister- und Dämonenglauben seines eigenen Volkes, seinen alleinigen Gott mit Schaaren von Engeln als mit dessen Dienern und Boten zu umgeben. Und worauf sollte ferner das in der Welt vorhandene Böse zurückgeführt werden? Doch nicht auf den allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott?

Da mußte also die Annahme eines Satans oder Teufels aushelfen, welcher Widersacher Gottes und Verführer der Menschen den Namen Iblîs erhielt. Der Gegensatz von Gott und Teufel ist jedoch in der islamischen Dogmatik bei weitem nicht so bestimmt herausgebildet wie in der christlichen. Auch die Bedeutung und Stellung der Dämonen, der sogenannten Djinn, ist im Korân eine unklare und verschwommene, insofern sie nicht immer als böse Geister erscheinen.

Der zweite Hauptlehrsatz des Islâm enthält die Vorherbestimmung der menschlichen Geschicke durch Gott, jene Prädestinationslehre, welche auch in der Geschichte des Christenthums einen so großen Raum eingenommen und so viel Lärm gemacht, im Mohammedanismus aber das große Schisma zwischen Sunniten und Schiiten herbeigeführt hat.

Das dritte Dogma beschlagt das Prophetenthum, indem es feststellt, daß Mohammed der wahre Prophet und Uebermittler der göttlichen Offenbarung sei. Mohammed ist also der Prophet, der Prophet par excellence, jedoch nicht der erste und nicht der einzige. Denn als seine Vorgänger anerkennt der Korân ausdrücklich Mose und Jesus, aber Mohammed ist der Vollender des Prophetenthums.

Das vierte Hauptdogma handelt von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Todten, vom Weltgerichte, von der schließlichen Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen. Diese islamische Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) ist ganz augenscheinlich altpersischen und christlichen Vorstellungen nachgebildet, in ihren Einzelheiten aber sehr geschickt auf die sinnliche Anschauungsweise der Orientalen berechnet und darum heißblütig-phantastisch ausgemalt.

Wenn das Dogma die Seele der Religion, so ist der Kultus bekanntlich ihr Leib. Da finden wir nun, daß im Islâm das Verhältniß zwischen Seele und Leib, d. h. zwischen Gotteslehre und Gottesdienst, mit äußerster Konsequenz durchgeführt ist. Die strenge Festhaltung des Begriffs eines abstrakten, außerweltlichen, leib- und bildlosen Gottes verwarf und verwehrte das Hereinbrechen weiterer mythologischer Elemente in den Kult und verwarf und verwehrte demzufolge gleichermaßen das Herantreten der Künste zum Gottesdienst. Nur zu Gunsten der Baukunst war eine Ausnahme gestattet, allein die in den Dienst der Religion gezogene Architektur sollte sich bei Schaffung und Auszierung der islamischen Tempel auf das Nothwendigste beschränken. Einen Gottesdienst der Gemeinde kennt eigentlich der Islâm nicht. Die Andachtverrichtung ist Sache des Einzelnen. Den Hauptbestandtheil des muslimischen Gebetes macht die Sure aus, welche den Korân eröffnet. Die Auslegungen von Koränstellen durch die Imame von den Kanzeln der Moscheen herab können als Predigten in unserem Sinne kaum bezeichnet werden.

Die vier großen gottesdienstlichen Pflichten des Muslem aber sind: 1) Das Gebet, täglich fünfmal zu verrichten, mit zur Kaabah gen Mekka gerichtetem Antlitz; 2) das Fasten, namentlich während des ganzen Monats Ramazan vom Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang; 3) das Almosenspenden, d. h. die Mildthätigkeit im engsten und im weitesten Sinne des Wortes; 4) die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Rechtgläubige wenigstens einmal im Leben machen soll. Für weitere gottesdienstliche Verbindlichkeiten gelten: 1) die Beschneidung, 2) häufige Waschungen und Reinigungen, 3) der „Dschihad“, d. i. der Krieg gegen die Kiaffir oder Giaurs, d. h. gegen alle Nichtmuslim.

Einen geschlossenen Priesterstand oder gar eine geistliche Kaste hat der Islâm nie gekannt. Er kennt nicht einmal ein Priesterthum, sofern dieses im christlich-kirchlichen Sinne auf einer Weihung beruht. Eine Theokratie allerdings hat der Prophet gestiftet, insofern, dem dogmatisches Ansehen genießenden „Imamet“, d. h. dem Gesetz der Erbfolge, gemäß, die höchste geistliche und weltliche Macht und Gewalt bei seinen Nachfolgern und Stellhaltern, den Chalifen, sein sollte. Allein dieser islamische Cäsaropapismus hat seine Einheit und Ohmacht bekanntlich nicht lange

Digitized by Google

zu behaupten vermocht. Auch andere Vorschriften des Propheten verloren mit der Zeit ihre Geltung. So hat er z. B. die Mönchere ganz ausdrücklich verworfen, allein dieselbe hat sich dennoch in den Islâm einzuschleichen gewußt. Endlich muß hier noch daran erinnert werden, daß der Koran zugleich Dogmatik, Ritualgesetz, Sitten- und Rechtslehre ist. Die mohammedanische Bibel enthält also die kanonische Norm nicht allein für das religiöse, sondern auch und ebensosehr für das sociale und politische Dasein der Muslim: sie ist das Civil- und Strafgesetzbuch der gesammten islamischen Welt, in allem die letzte und höchste Instanz. An diesem Felsen ist die Zukunft des Mohammedanismus gescheitert. Denn wie wäre gegenüber der Elasticität und Entwickelungsfähigkeit des Christenthums, welches den verschiedenartigsten Klimaten, Rassen, Völkern und Staatseinrichtungen bieg- und schmiegsam sich anzupassen wußte, eine Fortbildung oder auch nur eine Erhaltung der mohammedanischen Macht in die Länge möglich gewesen bei dieser Unfähigkeit, die intellectuelle und die praktische Seite des Lebens auseinanderzuhalten, bei dieser trägen Gewöhnung, auf Anschauungen und Satzungen zu beharren, welche dem Araberthum des 7. Jahrhunderts auf den Leib geschnitten waren?

6.

Von der Stiftirung seiner Lehre wenden wir uns wieder zu der Person des Propheten zurück.

Er galt, wie sprichwörtlich alle Propheten, in seinem Heimatlande lange soviel wie nichts. Dann begann er etwas zu gelten, als Gegenstand der Sorge, der Furcht und des Hasses seiner Stammesgenossen, der Männer vom Stamme Koraysch. Die Ausbrüche dieses Hasses haben ihn genöthigt, längere Zeit hindurch ein abenteuerlich-unstätes Dasein zu führen. Mehrmals mußte er vor den Nachstellungen seiner Feinde aus Mekka entweichen, um sich in der Wüste, in Schluchten und Höhlen zu bergen. Immer wieder in seine Vaterstadt zurückkehrend, suchte er sich bis zum Aeußersten darin zu behaupten, obwohl er gar wohl wußte, von welcher Wichtigkeit es wäre, von diesem anerkannten Vororte Arabiens aus seine Lehre zu verbreiten. Nun aber verschritten die Koraychiten zur Ausführung des Anschlags, mittels Mordes dem lästigen Neuerer den Mund zu schließen. Dieser Gefahr mußte Mohammed weichen, und er entkam derselben durch Anwendung einer echtbeduinischen Kriegslist. Aus Mekka entflohen, gelangte er unter vielen Fahrlichkeiten nach der Stadt Medyna, allwo ihm eine Zuflucht bereitet war durch Anhänger, welche als Wallfahrer den Islâm in Mekka kennen gelernt, angenommen und nach Medyna gebracht hatten. Auch waren dem Propheten seine sämmtlichen Anhänger, seine beiden Fluchtgenossen Abu Bakr und Aly abgerechnet, aus Mekka nach Medyna vorangesehen. Die Koraychiten setzten erfolglos einen Preis von 100 Kameelen auf den Kopf des ihrem Mordanschlag entgangenen Propheten.

Am 14. September des Jahres 622 langte der Flüchtling in dem vor den Thoren Medyna's gelegenen Dorfe Koba an. Von dieser Flucht („Hidjrah") Mohammeds datirt bekanntlich die Zeitrechnung der mohammedanischen Welt. Nicht ohne Grund. Denn die Hidjrah markirt in der Laufbahn des Propheten den ausschlaggebenden Wendepunkt. Jetzt erst wurde seine Stellung eine öffentliche und seine Rolle eine geschichtliche; jetzt erst wich das Dunkel und die Stille seines Privatlebens dem Glanz und Getümmel eines Daseins, auf welches die Augen und Gedanken von Tausenden und bald von Millionen von Menschen als auf ihren Mittelpunkt sich richteten. Denn mit dem Amt eines Predigers und Propheten, eines durchweg nur auf die friedlichen Mittel der Unterweisung angewiesenen Lehrers verband von jetzt ab Mohammed die Arbeit, das Wesen, Walten und Wirken eines Staatsmannes, Feldherrn und Fürsten.

In Medyna nämlich entwickelte sich die islamische Secte binnen kurzem zu einer großen religiösen und politischen Partei, welche der Prophet auch als solche zu lenken und zu leiten, zu mehren und zu meistern hatte. Hierbei nun ist der ihm eingeborene Genius des Mannes, die ganze Macht seines Ich und Selbst, die Fülle und Vielseitigkeit seiner Begabung, die von ihm ausstrahlende Souveränität seines Wollens und Thuns so recht kundgeworden. Wie alle ausserordnten Geister besaß auch er in vollem Maße das Geheimniß der Machtübung über Menschen. Mit der Fürstlichkeit Mohammeds freilich ist es noch sehr ärmlich und kärglich bestellt gewesen, wie beispielsweise die wahrhaft beduinische Einfachheit zeigt, womit in Medyna die Hochzeit seiner Lieblingstochter Fatima mit dem treuen Aly gefeiert wurde. Der ganze Hochzeitschmaus bestand aus einer mit Datteln und Oliven gefüllten Schüssel, und die Ausstattung des jungen Paares war eine geradezu bettelhafte. Aber trotz der Armseligkeit seines Haushalts war er doch bald nach seiner Ankunft in Medyna in der Verfassung, der Verkündigung seiner Lehre die Ueberredungskraft seines Schwertes beizugesellen. Es erwies sich eben auch beim Auskommen des Islâm die leider durch den ganzen Verlauf der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß keineswegs nur auf dem sehr wünschenswerthen Wege ruhiger Bildung und mit den friedlichen Mitteln der Belehrung und Ueberzeugung die großen Wandlungen in der menschlichen Gesellschaft sich bewerkstelligen und vollziehen. Der hindische Traum vom ewigen Frieden mag in Kinderstheln paradiren, um Kinder zu ergötzen. Das Buch der Geschichte ist aber keine Kinderstube, sondern lehrt denkende und wissende Menschen, daß es bei den großen Umwälzungen in der Menschheit niemals ohne Gewaltsamkeit abgegangen sei. Das Christenthum hat übrigens in dieser Beziehung dem Islâm bekanntlich gar nichts vorzuwerfen. Denn keine Religion hat so viel Blut und so viele Thränen gekostet wie die christliche.

Sobald der Prophet in Medyna festen Sitz gewonnen, faßte er als nothwendiges Ziel die Bewältigung von Mekka ins Auge, ganz richtig rechnend, daß mit Mekka ganz Arabien binnen kurzem ihm zufallen müßte. Er begann also von Medyna aus an der Spitze seiner Anhänger den Krieg gegen die vom Stamme Koraysch, nachdem er den „Djihad" gegen die Ungläubigen als ein förmliches Gebot Allah's proklamirt hatte. Selbstverständlich wurde dieser Krieg zunächst im Stil echt arabischer Razzia's geführt. Einen ersten wirklichen Sieg über die Koraychiten gewann Mohammed im Treffen bei Bedr. Zwar schwankte die Entscheidung noch lange und eine erste Berennung Mekka's mißlang sogar; allein der Islâm gewann doch allmälig Boden; der Anhang des Propheten wuchs im Lande, und das konnte nicht ohne Rückwirkung auf seine Gegner bleiben. Ein Stammeshäuptling in den Dörfern und Städten, ein Beduinenscheich der Steppe nach dem andern stellte sich unter das Banner Allah's, und der neue Glaube wurde nachgerade zu einer nationalen Macht, welche alle Hindernisse überwältigte. Zu Anfang des Jahres 629 vermochte Mohammed mit 10,000 Streitern vor Mekka zu rücken und schon im Januar von 630 zog er als Sieger in die bezwungene Stadt ein. Er übte Mäßigung und Milde. Arabischen Kriegsrechte zufolge, waren sämmtliche Bewohner der besiegten Stadt dem Untergange verfallen. Der Prophet begnügte sich jedoch, etliche der verstocktesten Koraychiten zum Tode zu schicken.

In der Kaabah wurden die Götzenbilder feierlich zerschlagen und verbrannt, das also gereinigte Haus aber zum Hauptsitze des Islâm erklärt. Im folgenden Monat zog Mohammed von Mekka aus, um den letzten Widerstand, welchen seine Lehre und sein Herrschraum noch in Arabien zu befahren hatten, niederzuschlagen. Er that dies mittels seines großen Sieges im Thale von Honayn, und jetzt reichte sein Machtgebot über die ganze Halbinsel, ja er konnte seine Waffen bereits nach Syrien hinaustragen und den Kaiser von Byzanz bekriegen. Verständigerweise verfolgte er jedoch die kriegerische Laufbahn nicht weiter, sondern wandte den Rest seines Lebens auf die Durchbildung und Festigung seines Werkes, indem er auf der Basis des Islâm Arabien neu organisirte. Sein Lieblingsaufenthalt war Medyna, und da wollte er auch begraben sein. Im 10. Jahre der Hidjrah wallfahrt er zum letztenmal nach Mekka, diesmal ganz im Stil eines anerkannten und hochverehrten Fürsten der Gläubigen. Der Einzug in die Kaabah war der Triumphalpomp seiner Prophetenschaft. Nach Medyna zurückgekehrt, erkrankte er und auf dem Krankenlager wies er wiederum, wie er schon oft zuvor gethan, die Versuche seiner Jünger, ihn zu vergotten, ihn für Gottes Sohn zu erklären, fest und bestimmt zurück. „Gott hat keinen Sohn, und ich bin nur ein Mensch wie ihr alle", sagte er. Seine Vertrautesten versammelte er zu einer letzten feierlichen Ansprache, welche der Ueberlieferung zufolge lautete: „Ich höre, der Tod eures Propheten erfülle euch mit Schrecken. Aber hat denn je einer der vor mir gekommenen Propheten ewig gelebt? Ihr mußtet also wissen, daß ein Tag käme, wo ich von euch getrennt werde. Ich wandere jetzt zum Allah, meinem Herrn, euch aber

Digitized by Google

ermahne ich zur Eintracht." Dann befahl er, allen seinen Sklaven die Freiheit zu schenken und alles Geld, welches in seiner Kasse, den Armen zu geben. Es war freilich wenig genug, 6 oder 7 Denare. Denn der Fürst der Gläubigen, der Beherrscher Arabiens starb arm. Der 7. oder 8. Juni von 632 war sein Todestag. Da, wo sein Sterbebett gestanden, wurde sein Grab gegraben, bestimmt, das sehnsüchtig erstrebte Ziel der Pilgerfahrt von Millionen zu werden.

7.

Der menschliche Hang zur Mythenbildnerei im allgemeinen und die arabische Fabulirsucht im besonderen haben nicht gezögert, nach dem Hingange des Propheten die Erscheinung desselben, auch die körperliche, mit einem so dicken Nimbus des Wunderbaren zu umhüllen, daß man denselben vorher energisch zerreißen und beseitigen muß, wenn man die wirklichen Umrisse und die wahren Züge des großen Mannes erkennen will. Es ist auch wohl nur billig, daß man bei Vergegenwärtigung seines Gesammtcharakterbildes den Propheten nehme, wie er in seiner besseren und besten Zeit war, wenngleich nicht verschwiegen werden darf, daß er in späteren Jahren mitunter, sogar häufig, bedenklich von jenem bösen Gebrechen angekränkelt war, welches ich die Weihrauchskrankheit nenne. Gegen die giftigen, Unheil stiftenden Dünste derselben scheint leider kein menschliches Gehirn fest genug vermauert zu sein.

Fassen wir die Züge zusammen, welche uns über die Persönlichkeit Mohammeds überliefert worden, so gewinnen wir dieses Bild: Von Mittelgröße, besaß er einen schlanken, geschmeidigen, sehnigen Wuchs, einen wohlgeformten Kopf, ein rundliches, braunes, rothwangiges Gesicht, mit einer hohen, schön gewölbten Stirn, unter welcher große schwarze Augen hervorblickten, gewöhnlich sanft und träumerisch, freskewerfend in Augenblicken der Begeisterung, feuersprühend im Zorn. Die schmalrückige Adlernase mit ihren sehr beweglichen Flügeln deutete auf Leidenschaftlichkeit, der Mund mit den vollen, aufgeworfenen Lippen auf Sinnlichkeit, das massive, von einem starken Bart bedeckte Kinn auf Energie hin.

Leicht und lustig ertrug der Prophet Anstrengungen und Strapazen aller Art, ließ sich von Hitze und Frost, von Hunger und Durst wenig anfechten, war ein kühner Reiter, ein geschickter Bogenschütze und Schwertkämpfer, persönlich tapfer, als Führer in der Schlacht ebenso scharfblickend und umsichtig wie als Politiker, als welcher er seine Entwürfe auf das Fundament tiefer und vielseitiger Menschenkenntniß stellte, um sodann mit geduldiger Beharrlichkeit an der Durchführung derselben zu arbeiten. Seine Stimmung äußerte sich in Haltung und Miene zumeist als milder Ernst, aber im Umgang und Gespräch waren ihm die Formen anmuthvoller Leutseligkeit eigen. Wann Zeit, Ort und Anlaß es forderten, hat sich der sonst gewöhnlich wortkarge Mann zur hinreißenden Beredsamkeit erhoben. Dann strömte die Zunge des Dichters die Eingebungen des Propheten in Worten aus; die flammten wie Blitze und rollten wie Donner. Er war ein durch und durch ehrlicher Mensch, offen und ohne Hehl auch in seinen Fehlern und Ausschreitungen. Nichts Gleißnerisches, Scheinheiliges, Musterliches war in ihm. Aus der Tiefe einer selbstlosen Ueberzeugung heraus handelte er. Er glaubte an das, was er verkündete, und darum glaubten die Menschen auch ihm. Er war ein Principmann, kein aalglatter Opportunist, kein zweideutiger Kompromißkünstler, sondern ein Geradausgänger und weder ein Höfling der Macht noch ein Schmeichler der Menge. Der Grundzug seines Wesens ist zweifellos Liebe zu den Menschen gewesen, wie denn ja, wo diese mangelt, wohl etwa so ephemere Scheinding wie napoleonische Kaiserschaften aufgeschwindelt werden können, nie aber Bleibend-Großes gedacht, gewollt und geschaffen wird. Es fehlten ihm auch nicht die menschlich guten, feinen und edeln Charakterstriche, deren Mangel an dem berühmtesten Manne der ersten wie gleichermaßen an dem berühmtesten Manne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so störsam auffällt. Der Prophet war gegen die Menschen billig und nachsichtig, liebe auch einen harmlosen Scherz. Als ihn eines Tages eine alte Frau hartnäckig behelligte mit der Bitte, er möchte doch beim Allah fürsprechen, damit sie ins Paradies käme, sagte er ungeduldig: „Es kommt keine alte Frau ins Paradies." Als aber die gute Greisin darob in Schluchzen ausbrach, tröstete er sie, sprechend: „Allerdings kommt keine Alte ins Paradies; denn an der Schwelle desselben werden die alten Frauen durch Allah's Gnade wieder in schöne junge Mädchen verwandelt."

Rastlos war sein Wunsch, wohlzuthun, und es ist bekannt, daß er sich in Speise, Trank und Kleidung die größte Mäßigkeit und Sparsamkeit auferlegte, um desto wohlthätiger gegen andere sein zu können. Auch jenes Kennzeichen menschlicher Herzensgüte, das Mitgefühl für die Thiere und die Fürsorge für dieselben, fehlte ihm nicht. Summa: Im seltensten Maße hat Mohammed Genie, Mannhaftigkeit, Einfachheit, Ebelmuth und Thatkraft in sich vereinigt. Er war so recht eine elementare Persönlichkeit, ein ursprünglicher Mensch, ein Held im Hochsinn des Wortes, und zutreffender als von jenem etwas zweifelhaften römischen Helden hätte der große Tragiker von dem arabischen rühmen können:

„So mischten sich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:
Das war ein Mann!" ...

Einen Dichter, welcher seiner würdig wäre, hat der Prophet Allah's noch nicht gefunden. Die bekannte Tragödie Voltaire's ist nur eine im Sinne der aufklärerischen Philosophie des 18. Jahrhunderts gezeichnete Karikatur. Von dem wahren Wesen und Wirken seines Helden hatte der große Spötter gar keine Ahnung. Großartig zwar hat Julius Mosen in den Schlußgesängen seines „Ahasver" den Eintritt des Islâm in die Weltgeschichte dargestellt, aber wie sehr haben wir es doch zu beklagen, daß die jugendeinige Absicht Göthe's, einen Mohammed zu dichten, nicht zur Verwirklichung gelangt ist!

Das Werk aber dieses Mannes darf nicht nach dem Anblick beurtheilt und gewerthet werden, den es heute darbietet. Vom Anfang an zwar war es, wie alles Menschliche, mit dem Mal der Vergänglichkeit bezeichnet, allein der Islâm in seinem Niedergang darf uns nicht ungerecht machen gegen den Islâm in seinem Aufgang. Seit länger als einem Jahrtausend ist dieser Glaube für hunderte und wieder hunderte von Millionen Menschen der Inhalt ihres Denkens, ihr heiligster Besitz, ihr höchles Hoffen, ihre mächtigste Stärkung, ihr bester Trost gewesen. Und mit welcher Kraft und mit welchem Glanz hat diese Religion ihre Eroberungsrolle durchgeführt! Binnen des ersten Jahrhunderts schon nach dem Tode des Propheten langte der Mohammedanismus mit seiner linken Hand an den Ebro in Spanien und mit seiner rechten an den Ganges in Indien. Der arabischen Unwiderstehlichkeit hat nur germanische Unbeugbarkeit den Weg zur Weltherrschaft zu versegen vermocht. Großes also vollbrachte der Islâm mit dem Schwert, aber Großes auch mit dem Geiste. Was alles das christliche Mittelalter der weit vorgeschrittenseren islamischen Bildung zu verdanken hatte, ist bekannt. Unter dem Schutze der Chalifate von Bagdad und von Kordowa sind herrliche Kulturstrahlungen aufgeblüht. Die Prachtbauten von Kordowa, Sevilla und Granada, wie die von Delhi und Agra zeugen noch jetzt beredsam von dem künstlerischen Wollen und Können dieser Kultur, welche der Weltliteratur einen Firdusi, Sadi, Dschelaleddin, Hafis, Hariri und alle die spanisch-arabischen und sicilisch-arabischen Dichter gab, der Wissenschaft einen Avicenna und Averroes, eine ganze Reihe von Mathematikern, Astronomen, Forschungsreisenden und Heilkünstlern, sowie auch aus dem Boden philosophischer Speculation den Sufismus hervortrieb, jenes pantheistische Evangelium freudiger Gottirrunkenheit. Das alles ist nicht verloren, sondern vielmehr zum Gesammteigenthum der civilisirten Menschheit geworden.

Derzeitig freilich scheint der Islâm, schon seit Jahrhunderten von innen heraus gewelkt, im Absterben begriffen — wenigstens in seinen staatlichen Formen und Gestaltungen. Der Möglichkeit einer Wiederverjüngung steht sein ganzes Wesen entgegen. Allah wird an ihm wohl kein solches Wunder thun, wie der Prophet jener weinenden Greisin tröstend eins in Aussicht stellte. Das Endschicksal alles Gewordenen und Werdenden, das Vergehen, das Schicksal von Religionen, Staaten, Völkern, Rassen, von Weltkörpern sogar, wird auch das des Islâm sein. Schon seit lange hört man zu in russischen und anderen Staatskanzleien die Diplomatensekretäre kritzeln, welche ihm das Testament aufsetzen, dem armen „kranken Mann" von Mohammedanismus, den die Unentwickelbarkeit seines Dogma's und der daraus entsprungene dumpfe Fatalismus mit dessen ganzem verderblichen Gefolge, Sultanismus, Vielweiberei, Sklavenwesen, Unwissenheitsdünkel und Trägheit, zu

Digitized by Google

Fischertanz. (Motiv aus der Kurischen Nehrung.) Nach dem Oelgemälde von Max Reniel.

Digitized by Google

einem unheilbaren Siechling gemacht haben. Der Tag wird und muß also kommen, wo die Geschichte über ihn zur Tagesordnung schreitet. Aber es ziemt uns, nicht mit Ueberhebung, sondern nur mit Mitleid dieses Ende einer so gewaltigen Erscheinung vorzufühlen, eingedenk, daß die Reihe auch an uns kommen, ja daß, wie unsere Weisen wollen, das in erhabenem Schweigen über, um und unter uns tagende große Parlament der Welten dereinst über unsere kleine Erdenwelt selbst zur Tagesordnung übergehen wird.

Ob dannzumal das, was die Menschheit gefühlt, gedacht und gethan, erstritten und gelitten, alle ihre Triumphe und ihre Niedertagen, ihre Eroberungen und ihre Opferungen, ihre Verdienste und ihre Verfehlungen, all ihre Lust und all ihr Leid auf Wogen, welche selbst die Phantasie eines Dante nicht zu ahnen vermöchte, den Bewohnern anderer Welten zu gut kommen oder aber ob dies alles verweht sein werde, spurlos, ein Windhauch von gestern — wer weiß es?

Gärtnerei und Landwirthschaft mit elektrischem Betrieb.

Von Carus Sterne.

Da ich in zwei früheren Artikeln (Jahrgang 1880, Seite 266 und 528) von den ersten erfolgreichen Versuchen gesprochen, die man angestellt hat, um den Einfluß der Sonne auf die Pflanzen durch elektrisches Licht zu unterstützen, so fühle ich mich verpflichtet, den Lesern auch über den Fortgang dieser Versuche Mittheilung zu machen. Es liegen darüber seit Kurzem zwei ausführliche Berichte vor, von denen der eine von Wilhelm Siemens, dem Bahnbrecher dieser neuen Errungenschaft, der britischen Naturforscherversammlung zu York (September 1881) vorgelegt, der andere von P. Thénard im November nach Schluß der Pariser elektrischen Ausstellung über die Erfolge erstattet wurde, welche in Bezug auf die elektrische Pflanzenzucht in dem kleinen Gewächshause der Ausstellung erzielt wurden.

Nach einer Richtung hin waren die Ergebnisse der Bemühungen beider Experimentatoren ganz dieselben, indem sie zeigten, daß die Strahlen des offenen elektrischen Lichtes auf die Pflanzen, wenn sie dieselben unbehindert treffen, nicht nur nicht förderlich, sondern im Gegentheil außerordentlich schädlich wirken. Die Blätter der dem offenen elektrischen Lichte ausgesetzten Gewächse nahmen alsbald, soweit sie nicht von andern Blättern beschattet und beschützt wurden, eine runzlige Form und schwärzliche Färbung an, und eine ganze Pflanzensammlung ging zu Paris binnen kurzer Zeit, als der Versuch fortgesetzt wurde, zu Grunde. Es konnte dies aber nicht, wie man zuerst vermuthete, die Folge schädlicher saurer Gase sein, welche die glühenden Kohlenspitzen in dem geschlossenen Raume erzeugt hatten; vielmehr zeigte die genauere Beobachtung, daß es nur das Licht selbst sein konnte, welches den Pflanzen schadete. Dies erkannte man nämlich an dem Aussehen der Blätter, welche durch den Schatten anderer vor dem Einfluß der elektrischen Lichtstrahlen geschützt wurden. Schon nach einer Bestrahlungsnacht waren diese Schatten auf den Blättern derjenigen Pflanzen, welche dem Lichte näherstanden, mit gleichsam photographischer Genauigkeit abgebildet, indem nämlich die beschattete Fläche gesund geblieben war und scharf an den Rändern des Schattens das Verderben begann. Siemens erkannte bald, daß es der schon 1853 von Stokes nachgewiesene Reichthum des elektrischen Lichtes an den dem Auge unsichtbaren, ultravioletten oder sogenannten chemischen Strahlen ist, welcher diese Nachtheile hervorbringt; diese Strahlen wirken nämlich allzu energisch, ja geradezu zerstörend auf die Pflanzenzelle ein. Glücklicher Weise ist es sehr leicht, dieselben ohne wesentliche Behinderung der eigentlich leuchtenden und wärmenden Strahlen abzuschließen; man braucht das elektrische Licht, wie schon Stokes zeigte, nur mit einer Kugel von farblosem Glase zu umschließen, um den weitaus größten Theil dieser schädlichen unsichtbaren Strahlen abzuhalten. Aus diesem erst seit erkannten Grunde hatten auch in den früheren Versuchen von Siemens die Pflanzen in einem von außen beleuchteten Glashause das beste Gedeihen gezeigt.

Nachdem man nun das innerhalb der Glashäuser aufgestellte elektrische Licht mit einer Glashülle umgeben hat, halten die Pflanzen nicht mehr das schwärzliche Aussehen, das man ursprünglich der Einwirkung der Kohlenstoff und Stickstoff enthaltenden Gase zugeschrieben hatte, welche die in der atmosphärischen Luft glühenden Kohlenspitzen erzeugen. Sollten sich diese Gase, welche größtentheils aus unschädlicher Kohlensäure bestehen, durch ihren Stickstoffgehalt wirklich als den Pflanzen schädlich erweisen, so würde man sie aus dem einschließenden Glasbehälter leicht hinaus in's Freie leiten können.

Der Versuch auf der Pariser Ausstellung, wo den Pflanzen wegen der verborgenen Lage des Glashauses nur wenig Tages- und Sonnenlicht zufloß, zeigte durch das kümmerliche Aussehen der am 25. September neu hineingebrachten, gesunden Pflanzen, daß es vor der Hand nicht möglich sein würde, die Sonne ganz zu pensionieren und bei ausschließlich elektrischer Beleuchtung, z. B. in der Winternacht des Poles oder in unterirdischen Grotten, Pflanzen aus Samen zu ziehen und zur Reife zu bringen. Es liegt dies wahrscheinlich daran, daß das elektrische Licht nicht reich genug an gelben Strahlen ist, welche gerade am meisten die Fähigkeit der grünen Blätter, die Kohlensäure zu zersetzen und Sauerstoff aus der Luft einzunehmen, anregen. Versuche, die von Dehérain mit einer sehr üppig wachsenden Wasserpflanze, nämlich mit der stärker, als sie es verdient, verrufenen Wasserpest (Elodea canadensis) angestellt wurden, ergaben, daß dieses in mit Wasser gefüllten Glasgefäßen dem Lichte ausgesetzte Gewächs im Sonnenschein innerhalb einer Stunde mehr Sauerstoff ausschied, als innerhalb mehrerer Tage bei elektrischer Beleuchtung.

Da nun die Kohlenstoffassimilation der Pflanzen in geradem Verhältniß zur Sauerstoffausscheidung steht, so geht schon daraus hervor, daß die elektrische Beleuchtung vorläufig noch in keiner Weise für gärtnerische Zwecke mit der Sonne concurriren kann. Möglich wäre es indessen immerhin, daß das elektrische Glühlicht, wie es in den Edison'schen Lampen und deren Nachahmungen wirksam ist, oder ein im Volta'schen Bogen glühendes Kalkstückchen reichlicher gelbe Strahlen aussenden möchten als das bisher ausschließlich in diesen Versuchen angewendete elektrische Kohlenlicht. Ich würde vorschlagen, die Kohlenspitze mit Kalk- und Natronlösung zu tränken, um günstigere Resultate zu erhalten.

Es mag hier noch kurz erwähnt werden, daß beide Experimentatoren auch bei elektrischem Lichte jene Versuche wiederholt haben, die schon 1843 von Draper bei Sonnenschein angestellt worden sind, um das Gedeihen der Pflanzen unter verschiedenfarbigen Gläsern zu studiren. Auch bei elektrischer Beleuchtung zeigte sich, daß die Pflanzen unter farblosem Glase weitaus am besten gedeihen. Die unter gelbem Glase gezogenen Pflanzen kamen ihnen in der Größe am nächsten, doch waren sie entschieden von schwächlicherem Bau und fränklicher Färbung. In noch höherem und forschreitendem Maße war dies bei den unter rothem und blauem Glase gezogenen Pflanzen der Fall, wie denn auch die Schädlichkeit des grünen Glases ebensalls schon früher erkannt worden ist.

Im Allgemeinen viel günstigere Erfolge als der beinahe ganz auf elektrische Beleuchtung angewiesene Pariser Experimentator hat unser berühmter Landsmann in London erzielt, welcher das elektrische Licht in den beiden letzten Wintern als Hülfsarbeiter der Sonne angestellt hatte, um die Pflanzen zweier Gewächshäuser zu begünstigen. Das eine, halb in der Erde versenkte Glashaus wurde von einer zwölf bis vierzehn Fuß hoch darüber angebrachten Lampe beleuchtet, und das andere, dessen Rauminhalt 2318 Cubikfuß beträgt, durch eine drinnen über dem Thüreingang vor einem metallenen Reflector angebrachte Lampe, welche durch eine Glasglocke eingeschlossen wurde, nachdem sich die Schädlichkeit des offenen Lichtes im Laufe des vorigen Winters herausgestellt hatte. Jede dieser beiden Lampen entwickelt eine Helligkeit, die der von 5000 Kerzen gleichkommt. Die Versuche, über welche hier ausführlicher berichtet werden soll, wurden im October 1880 begonnen und bis in den Mai 1881 fortgesetzt und zwar in dem Umfange, daß das elektrische Licht mit Ausnahme der Sonntage täglich von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr früh in Wirksamkeit war.

Wir erwähnen zunächst einige der sprechendsten Erfolge. Erbsen, welche Ende October ausgesät worden waren, brachten am 16. Februar reife Schoten. Um die Ueberzeugung zu gewinnen,

Digitized by Google

daß die so gewonnenen Samen völlig normal seien, pflanzte man sie zwei Tage nach der Ernte wiederum ein; sie gingen gut auf. Erdbeerpflanzen, die der Gärtner am 16. December in das Haus genommen hatte, trugen am 14. Februar, also schon nach sechszig Tagen reife Früchte von schöner Farbe und ausgezeichnetem Geschmack. Am demselben Tage aus dem Freien in's Haus genommene Himbeersträucher brachten zum 1. März Früchte von ebenfalls vorzüglicher Beschaffenheit. Weinreben, die erst am zweiten Weihnachtsfeiertage in das Glashaus versetzt worden waren, reiften schon zum 10. März Trauben, welche ein stärkeres Aroma hatten, als die im Sommer im Freien gezogenen.

Weizen, Gerste und Hafer schossen unter dem Einflusse des ununterbrochenen Lichtes mit außerordentlicher Schnelligkeit empor, aber sie kamen nicht zur Reife, weil sie eben im Verhältniß zu der Kraft ihrer Halme wohl zu hastig gewachsen waren; sie legten sich, nachdem sie eine Höhe von ungefähr zwölf Zoll erreicht hatten, um. Dieselben Getreidearten wuchsen jedoch unter dem Einfluß der im Freien befindlichen elektrischen Lampe, nachdem sie am 6. Januar 1881 in Furchen ausgesäet und unter Schnee und Frost langsam gereimt waren, sobald mildes Wetter eintrat, mit großer Schnelligkeit, und brachten bereits Ende Juni reife Aehren, obwohl das elektrische Licht ihr Wachsthum nur bis in den Beginn des Mai unterstützt hatte.

Die hierbei auftauchende und öfter erörterte Frage, ob die Pflanzen nicht auch einer nächtlichen Ruhepause für ihre Gebeihen bedürfen, ist schon früher mit Hinweis auf die Getreidearten und wildwachsenden Pflanzen der dem Pole näherliegenden Länder widerlegt worden, und wir haben darauf hingewiesen, daß das Getreide, die Gartengemüse, gewisse Beeren, die bei geringerer Wärme gedeihen, im Scheine der ununterbrochenen Polarsonne nicht nur unglaublich schnell reifen, sondern auch an Aroma alle anderen übertreffen (vergl. „Gartenlaube“ 1880, S. 528), während die Blumen lebhaftere Farben zeigen. Dieses stärkere Aroma zeigte sich, wie erwähnt, auch bei den in den Siemens'schen Glashäusern bei fortwährendem Lichte gereiften Früchten, aber gleichzeitig hatten sie nicht die aus dem Wärmemangel folgende Zuckeranmuth der nordischen Früchte, da ihnen ja jede erforderliche Wärme geboten wurde. Die mit Unterstützung des elektrischen Lichtes gezogenen Früchte übertrafen somit die im Freien gezogenen Früchte an Aroma, was schon an sich ein Grund wäre, die elektrische Obstzucht zu empfehlen. Dieser Vorzug bewährt sich besonders an Südfrüchten, die zum großen Theil den in gemäßigten Zonen gezogenen Früchten gegenüber bedeutenden Zuckerreichthum auf Kosten des Aromas entwickeln, wie z. B. die am Rheine so aromatischen Trauben im Süden viel ärmer an Aroma gesunden werden.

Ein entsprechender Vortheil der immerwährenden elektrischen Beleuchtung wurde in den Siemens'schen Gewächshäusern bei einer Banane beobachtet, die in zwei Wachsthumsperioden, nämlich bei ihrer ersten Entwickelung und dann wieder, als sie Früchte reifte (Februar und März 1880 und 1881), den Strahlen einer etwa sechs Fuß entfernten und durch eine Glasscheibe getrennten elektrischen Lampe ausgesetzt worden war. Das Ergebniß bildete eine fünfundsiebenzig Pfund schwere Fruchtähre, an der jede einzelne Banane von ungewöhnlicher Größe war und durch competente Richter von unvergleichlichem aromatischen Wohlgeschmack befunden wurde. Die Bananen haben bekanntlich den Geschmack einer feinen Birne, aber sie zeigen sonst in der Regel nicht viel Aroma. Ebenso wurden im Frühjahr 1880 und 1881 bei dem Scheine des beständigen Lichtes Melonen von außergewöhnlicher Größe und sehr reichem Aroma erzielt, sodaß kaum daran zu zweifeln ist, daß man bei richtiger Regelung der Temperaturen in dieser Richtung bedeutende Erfolge in der Obstcultur erzielen könnte. „Ich bin geneigt, zu glauben,“ sagt W. Siemens am Schlusse der Schilderung seiner Erfolge, „daß die Zeit nicht mehr sehr fern ist, in welcher das elektrische Licht von dem Pflanzenzüchter als ein sehr werthvoller Gehülfe für seine Zwecke angesehen werden wird, indem es ihn von Klima und Jahreszeit unabhängig macht und ihm die Macht verleiht, neue Varietäten hervorzubringen.“

Um diese Hoffnung zu verwirklichen, dürfen die Kosten der elektrischen Pflanzenbeleuchtung nicht allzu groß sein, und in dieser Beziehung ist die Berechnung von Interesse, welche Siemens über seine Ausgaben angestellt hat. Wer Wasserkraft zu seiner Verfügung hat, würde das elektrische Licht zu einem äußerst mäßigen Preise haben können, da dann außer den Zinsen der Anlage nur der alle sechs bis sieben Stunden nöthige Ersatz der Kohlenstäbe und die Abnutzung in Rechnung käme, wobei ein Licht von fünftausend Kerzen Helligkeit für die Stunde auf nicht mehr als fünfzig Pfennig zu stehen kommen würde. Aber auch bei Dampfbetrieb, wie er in den Siemens'schen Gärten stattfindet, steigen unter gewissen Voraussetzungen die Kosten nicht höher als auf circa sechszig Pfennig pro Stunde, sofern nämlich die Kosten für die zur Heizung der angewendeten Hochdruckdampfmaschine von sechs Pferdekraft angewendeten Kohlen zu zwei Drittel dadurch aufgewogen werden, daß der condensirte Wasserdampf zur Heizung der Gewächshäuser verwendet wird.

Diese Berechnung ist indessen nur dann richtig, wenn die zum Betriebe der beiden elektrodynamischen Maschinen thätige Hochdruckdampfmaschine ununterbrochen Tag und Nacht thätig sein kann, weil bei Unterbrechung der Kesselheizung alltäglich ein großer Wärmeverlust stattfinden würde. Da nun die Heizung Tag und Nacht, aber das Licht nur in der Nacht gebraucht wird, so müssen die elektrischen Maschinen bei Tage anderweitig beschäftigt werden, wenn die Kosten mit dem Nutzen im Verhältniß stehen sollen, und dazu ist auf einem Grundstücke, wenigstens wenn es mit Landwirthschaft verbunden ist, stets vollauf Gelegenheit, da sich die Kraft durch Kupferdrahtlabel leicht nach jedem beliebigen, wenn nicht allzu entfernten Orte hinleiten und dort zum Wasserpumpen, Dreschen, Häckselschneiden, Holzsägen, Pflügen ꝛc. verwenden läßt. (Vergleiche „Gartenlaube“ 1881, Seite 352.) Die Kupferdrahtleitung von der neben der Dampfmaschine aufgestellten Elektricität erzeugenden Maschine bis zu der transportablen Maschine, welche den elektrischen Strom in Arbeitskraft zurückverwandelt, bedarf, wenn die Entfernungen nicht über eine halbe englische Meile betragen, keiner besonderen Isolation und kann über Holzpfähle, Baumäste ꝛc. gelegt werden, namentlich, wenn die Rückleitung durch einen sehr guten Leiter, z. B. eine metallene Einzäunung des Gehöftes oder Gartens geschehen kann. Es gehen dabei unter Umständen vielleicht dreißig bis vierzig Procent der Kraft unterwegs verloren, aber dies kommt kaum in Betracht, wenn man die Bequemlichkeit der Arbeitsmaschine in Rechnung zieht.

Schließlich ist dieselbe unendlich leichter transportabel, als eine Locomobile, welche bei gleicher Leistungsfähigkeit das sechsbis siebenfache Gewicht hat und außerdem Wasser zu ihrem Betriebe braucht, während die elektrische Maschine, ohne Wasser mitzunehmen, an jeder beliebigen Stelle im Umkreise des Gehöftes arbeiten kann. Sie empfängt eben alle ihre Kraft durch das Drahtlabel von der stehenden Maschine her, und es wird sich mithin empfehlen, diese möglichst mit den Gewächshäusern im Centrum der Besitzung anzulegen, um nach allen Seiten die Kraft mit gleichem Vortheil übertragen zu können.

Giebt es für die elektrischen Maschinen den Tag über vollauf Arbeit, so wird die nächtliche Erleuchtung der Gewächshäuser und des Wohnhauses selbst nur einen sehr geringen Mehrkostenpreis bedingen, da ein continuirlicher Dampfbetrieb im Verhältniß immer billiger ist, als ein alltäglich unterbrochener. Für den elektrischen Betrieb einer Landwirthschaft bei Tage würde somit die nächtliche Pflanzenzucht eine Art von natürlicher Ergänzung bilden, zumal die letztere außer dem Maschinenbetrieb keine weitere Arbeit verursacht, als die je einmalige Erneuerung der Kohlenstäbe erfordert. Rechnet man dazu noch die Annehmlichkeit, den Park an jedem beliebigen Sommer- oder Winterabende mit einem Lichte erleuchten zu können, welches, auf Baumwipfel und Fontainen geworfen, feenhafte Wirkungen hervorbringt und den Wasserstrahl in Verbindung mit farbigen Gläsern bald in geschmolzenes Silber oder Gold, bald in Azur- oder Purpurfluth verwandelt, so dürfte die Einführung des elektrischen Lichtes für wohlsituirte Grundbesitzer schon heute sehr verlockend sein, zumal derselbe keine besonderen Maschinistenkenntnisse erfordert. Auf dem Siemens'schen Landgute wird der ganze Betrieb von dem Obergärtner geleitet und mit Hülfe des gewöhnlichen Stabes von Untergärtnern, Feld- und Gartenarbeitern, die wahrscheinlich niemals vorher von der gewaltigen Macht der Elektricität etwas vernommen hatten, besorgt.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Das **goldene Jubiläum** einer deutschen Zeitschrift ist etwas so Seltenes, daß es schon an und für sich Erwähnung verdient; wenn dann aber außerdem noch die Jubilarin in der langen Reihe von fünfzig Jahren jederzeit sich der höchsten Achtung zu erfreuen hatte und fort und fort verdienstlich wirkte, so muß ihr Ehrentag noch ganz besonders hervorgehoben werden. Das ist denn auch mit dem Jubiläum der Fall, das am 1. Februar d. J. das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" festlich begeht! Selten ist eine kritische Zeitschrift so festen Schrittes, so vollständig unbeirrt, so im edelsten Sinne vornehm ihres Weges gegangen, wie die Jubilarin. Freilich leuchteten ihr auch gleich von ihrem ersten Tage an die freundlichsten Sterne.

Das „Magazin" ging noch aus den mannigfachen Anregungen hervor, welche die Romantiker unserem Literaturleben gaben. Durch die Schlegel, Tieck, Gries und Andere waren die Blicke der deutschen Lesewelt auch auf die Literaturschätze des Auslandes gelenkt worden, und es regte sich nun unter den Gebildeteren das Verlangen, die Kenntniß der ausländischen Literatur auch weiter zu pflegen. Diesen Wunsche entsprach ein junger Publicist, der sich durch vielseitige Bildung und journalistisches Geschick bereits ausgezeichnet hatte, Joseph Lehmann in Berlin. Seit 1828 Mitredacteur der damals unter der Aegide des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erscheinenden „Preußischen Staats-Zeitung", hatte er in dem Redactionsbureau derselben die beste Gelegenheit, sich fortwährend über die neuesten Erscheinungen der Weltliteratur zu informiren, da die preußischen Gesandten des Auslandes beauftragt waren, alle interessanten Werke, die in ihrem Bereich auf dem Gebiete der politischen und wissenschaftlichen Literatur erschienen, der Redaction der „Staats-Zeitung" einzusenden. Um den von ihm geplanten publicistischen Unternehmen gleich eine feste Stütze zu geben, kam Joseph Lehmann durch den Curator der „Staats-Zeitung", den Geheimen Legationsrath Karl Philippsborn, bei dem Minister Grafen Christian von Bernstorff und dem Staats-Secretär Ancillon um die Erlaubniß ein, dasselbe als eine Art Beiblatt der „Staats-Zeitung" herausgeben zu dürfen, was beide Männer, die ebenfalls ein reges Interesse für die Weltliteratur zeigten, gern gewährten. Und so wurde die Redaction der „Staats-Zeitung" ermächtigt, das „Magazin für die Literatur des Auslandes" — so war damals der Titel — als ein mit Genehmigung Sr. Königlichen Majestät des Königs von Preußen unter Mitwirkung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten herausgegebenes, jedoch nur dem Buchhandel zu beziehendes Beiblatt der „Staats-Zeitung" anzukündigen und herauszugeben, etwaige durch dieses neue Blatt (dessen Preis auf nur 9 Mark pro Jahr festgestellt wurde) entstehende Ausfälle aus den Ueberschüssen der „Staats-Zeitung" zu decken und den Redacteur Joseph Lehmann alle den Staats-Zeitungs-Instituten zugestandenen literarischen Hülfsmittel zur Mitbenutzung zu überlassen.

Das waren also die günstigsten Bedingungen, unter denen das „Magazin" in's Leben treten sollte, und so ist es auch von der ihm bei dem Blatt gesetzte Censor — zu jener Zeit eine überaus wichtige Person für jedes literarische Unternehmen — der Geheime Ober-Regierungsrath Jakobi, als ein warmer Freund der jungen Zeitschrift Andes, so durfte sie frisch und freudig beginnen und ihr redactionelles „Programm" Erwartungen weckt. Gleich der Prospect, welcher der „Staats-Zeitung" beigelegt wurde und in welchem der Redacteur auf einen Gedanken Goethe's hinwies, der sich zuerst des Wortes „Weltliteratur" bedient hatte, lud zu vielseitiger Mitwirkung, daß sich schon in den ersten Wochen nach der Ankündigung zweihundert Abonnenten anmelden. Mit einem gestreichen Artikel Lehmann's über das damals soeben herausgekommene Werk von Lord Dover: „The Life of Frederic the Second, King of Prussia" that die Zeitschrift sodann ihren ersten Schritt. Sie präsentirte sich in Folioformat und Fractursatz und erschien darauf wochentlich dreimal.

Seine Mitarbeiter hatte sich Joseph Lehmann zunächst unter seinen Collegen gesucht, bald aber gelang es ihm auch Professoren von Universitäten, bedeutende Lehrer von Gymnasien und gesttvolle Schriftsteller wie Wilibald Alexis, Hesekiel, Mundt u. A. zu gewinnen, sodaß das Ansehen des „Magazins" rasch stieg. Leider bestand damals noch nicht die gute Sitte, die Artikel mit den Namen des Autors zu zeichnen; man kann daher bei vielen Beiträgen heute nicht mehr angeben, von wem sie herrühren.

Nach dem Ableben Philippsborn's dem Curatorium und dem Wechsel in der „Staats-Zeitung" stellte sich das „Magazin" 1843 auf eigene Füße und ging dabei in den Verlag der Firma Veit u. Comp. über, mit der es auch 1849 von Berlin nach Leipzig übersiedelte.

Von 1859 ab erschien es sodann, wie noch heute, nur einmal wöchentlich, und von 1864 ab, in welchem Jahre es wieder nach Berlin zurückkehrte, da es von F. Dümmler's Verlagshandlung erworben worden war, in Groß-Quart. Dieses Format besitzt es auch noch jetzt, nachdem es abermals (am 1. Januar 1879) nach Leipzig gewandert ist, um sowohl die Klugge der Verlagshandlung Wilhelm Friedrich zu tragen. Doch hat es mit dem neuen Ortswechsel sein Programm erweitert, indem es jetzt auch die Erzeugnisse der deutschen Literatur in den Kreis seiner Besprechungen zieht. Dem entsprechend nennt es sich jetzt „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes". Außerdem änderte es noch sein Kleid, indem es die Fracturschrift mit der Antiquaschrift vertauschte. Seit dem 1. October 1881 ist es — last not least — officielles Organ des „Allgemeinen deutschen Schriftstellervereins" geworden.

Von Joseph Lehmann wurde es bis zu dessen 1874 erfolgtem Tode redigirt; alsdann waren Stadtgerichtsrath Lesseldt, Oberpostdirector Fischer, Dr. L. Hoenberger und auf kurze Zeit der jetzige Verleger Wilhelm Friedrich als Redacteure thätig, bis am 1. October 1879 Dr. Eduard Engel in Berlin die Redaction übernahm. Mit ihm ist offenbar ein neuer frischer Zug in das Blatt gekommen, und wir dürfen hoffen, daß es noch unter seiner äußerst rührigen Hand weiterhin ein treuer Spiegel der Weltliteratur sein wird.

Ludwig Salomon.

In der Kurischen Nehrung. (Mit Abbildung S. 53.) „Contre" ist er nicht, der Tanz, welchen Meister Rentel mit so liebenswerten Strichen auf unserem heutigen Bilde dargestellt hat. Die jungen Fischer kennen augenscheinlich noch nicht die von daher allen gleichmachenden Mode vorgeschriebenen Sprünge und „Pas"; sie tanzen nach alter Sitte, frei und ungebunden, wie das draußen im Spiel der Winde die Wogen der Salzflut schäumen und toben, um den vielumworbenen und vielumkämpften Strand mit Perlen durchsichtigen Perlschaums zu überstreuen. Der verfeinerte Culturmensch würde freilich an diesem lärmend-fröhlichen Festgelage, in dieser primitiven Schenke, mitten unter diesen dicken Tabaksqualmwolken, bei der Sonnenschein nur mit Mühe durchdringt, und in der Gesellschaft dieser oft allzu geradherzigen Leute seine richtige Freude haben. Aber auch dem Fischer von der schmalen ostpreußischen Nehrung, welcher im Saus und Braus der Seewinde die vielen Stunden seiner Arbeit daheimlebt, wirkt die Salonluft der Städte gar zu dünn vorkommen, wenn er zu seiner Erholung in derselben eine Landreise oder sogar eine Vatonnite bedächtig herzungen sollte. „Zedem das Seine," lautet der Wahrspruch des preußischen Staates, und so mögen denn diese Altpreußen nach ihrer Façon vergnügt bleiben in dieser schweren Zeit, da dem Allen umfassenden Zollstab auch die Fische des Meeres, grün oder gerändert, unterthan bleiben müssen. Wahrlich, gönnen kann man diesen Fischern das Vergnügen; denn der Zollstab und der Steuerzettel sind lange nicht das Schlimmste, was sie zu ertragen haben. Das Land, auf dem sie leben, ist schon an und für sich nichts weniger als ein Paradieswinkel der Erde. Die Kurische Nehrung bildet, wie ihre Zwillingsschwestern, die „Frische" und „Pomerasche", einen gar schmalen Streifen Landes, der viele Meilen weit in die See hineinragt; sie trennt das Kurische Haff von der Ostsee. An ihrer ganzen Länge ziehen sich gewaltige Dünenberge hin, die unaufhaltsam, die in dem alten Europa zu schauen sind, und die hier und dort bis zu 65 Meter Höhe sich auftürmen. Wo aber viel Sand ist, da ist in der Regel wenig Segen, und auch hier ist der Sand kein Freund der Cultur. Dort muß Alles angekrochen, daß, wenn in der Ostsee alles beim Alten bleibt, das Kurische Haff binnen 300 bis 500 Jahren versandet werden und eine Art Sahara des Nordens bilden wird. Gegen diesen Sand muß nun der Fischer in der ostpreußischen Nehrung ebenso ankämpfen, wie der friesische Bauer gegen die Sturmfluthen; denn während an der Nordsee das nasse Grab des Meeres Ländereien und menschliche Wohnstätten verschlingt, werden hier an der Ostsee die Dörfer verschüttet.

Doch was der Friese vermochte, das wird auch der Ostpreuße nun zu Wege bringen: aber kurz oder lang wird der binnen Kurzem, die an im kostbarsten Palaste auf dem Grunde der Ostsee hauset, nachdrücklichst bedeutet werden, daß ihr weißer Flugsand nicht auf die Felder gehört, auf denen „die beide Ceres lachen" kann, und die Cultur wird dem Vormarschbefehlen der feindlichen Dünenheere ein gewaltiges und entschiedenes Halt! gebieten. Das wissen wohl die Fischer der Nehrung, Alt und Jung, und darum lassen sie sich in ihrem Tanz nicht stören, unbekümmert darob, was da der morgende Tag bringen wird.

Kleiner Briefkasten.

Fr. W. in Lonadrück. Herr Richard Hofmann gehört der Redaction unseres Blattes nicht an, sondern fungirt als „verantwortlicher Redacteur" der „Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube", eines Annoncenblattes, das in gar keinem innerem Zusammenhange mit unserem Journale steht und demselben nur beigelegt wird. Die Adresse Ihres Briefes war also falsch, und eine durchaus irrthümliche.

Zwei sich streitende Abonnenten. Vergleichen Sie den Artikel „Die Bändigung der drei Ludwigwinkelchen", Jahrgang 1878, Nr. 5 der „Gartenlaube"!

Anna W. in Paschkowitz. Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder" und unserer fesselnden Criminalgeschichten ist der jüngsthin verstorbene, hochverdiente J. D. H. Temme.

F. S. in Butarest. Das gestügte Wort stammt von Schleiermacher.

O. B. A. in Potsdam. Beruhigen Sie sich! Was die schriftstellerische Thätigkeit des genannten Herrn gleichfalls völlig unbekannt.

Anonymus in Dresden. Sie stehen mit Ihrem Urtheile so allein da, daß wir uns demselben nur eine persönliche Rancune gegen den sehr talentvollen Künstler heraussiehen können. Der Schleier der Anonymität, in den Sie sich hüllen, bekleidet und in dieser Auffassung. Es ist in der That sehr hübsch, aus sicherem Versteck heraus ehrliche Leute mit dem Koth der Straße zu bewerfen.

Abonnent M. 8—4. Die Adresse lautet: Leipzig, Weststraße 89.

Zur Beachtung!

Für den Jahrgang 1881 der „Gartenlaube" empfehle ich geschmackvolle

reich vergoldete Einbanddecken

zum Preise von 1 Mark 30 Pfennig, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei Bestellungen bitte ich genau zu bezeichnen, ob Decken nach „altem" oder „neuem" Muster gewünscht werden.

Ernst Keil.

Redacteur: Dr. Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Wie war es eigentlich gekommen, daß Hilda nie an eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse gedacht, selbst damals nicht, als sie den Ausschlag in den zögernden Entschlüssen ihres Bruders gab? Seit Jahren hatte sie immer wieder, Franz gegenüber, ihrem Mitleide mit der Einsamkeit Ausdruck gegeben, in welcher er durch's Leben ging. Was für sie selbst nicht in Betracht kam, schien ihr in ihrer hingebenden schwesterlichen Liebe und Sorge eine Entbehrung für den frühverwittweten Bruder. Er war noch zu jung, um allein zu bleiben; sein Gemüth bedurfte der sonnigen Liebe an der Seite eines anmuthigen Weibes. Aber ihr fürsorgliches Zureden fand immer wieder einen ablehnenden Widerstand in seiner tiefen Trauer um die dahingegangene geliebte Gattin. Er hing an der Todten mit einer Liebe, die weit über das Grab hinausging — ein Gefühl, wie es sich bei so ernsten, abgeschlossen lebenden Männern häufiger findet, als bei den vom bunten leichten Wellenspiel des Gesellschaftsverkehrs stetig geschaukelten Kindern der Welt.

Diese Abneigung des Gutsherrn gegen einen zweiten Ehebund wollte lange Zeit hindurch selbst materiellen Nöthigungen nicht weichen. Der auf allen Gebieten, namentlich aber im Bereiche der Technik, rastlos fortschreitende, moderne Geist, der rast- und ruhelose Sturmschritt unserer Tage, läßt rücksichtslos diejenigen hinter sich zurück, welche mit ihm nicht Schritt halten, wohl aber am schwersten ringt der Besitzer von Grund und Boden um den Erfolg, wenn er aus mangelnder Einsicht in die Forderungen der Zeit sich selbst die Hände bindet. Schon anfänglich mußte Franz alle Kräfte anspannen, als er das Erbe seines jüngeren Bruders aus der Masse zu lösen hatte; als aber dann Ereignisse eintraten, welche die Geschwister moralisch zwangen, für eben diesen Bruder einzustehen und die Lücke zu decken, die sein unverantwortlicher Leichtsinn in das eigene Ehrenkleid wie in den Fleckenlos bewahrten Ruf seiner Familie gerissen, da wollten alle Anstrengungen nicht mehr genügen. Das war nun schon mehrere Jahre her — endlich aber ließen sich die zwingenden praktischen Erwägungen, welche eine zweite Heirath für den Herrn des bedrängten Gutes Waltershofen nothwendig erscheinen ließen, nicht mehr zurückdrängen, und daß die Heirath schließlich doch nicht den Charakter einer finanziellen Speculation trug, erklärte sich nur aus dem Widerwillen des stolz denkenden Mannes gegen eine solche und aus dem glücklichen Zufalle, der ihm im rechten Momente ein Wesen wie Albertine begegnen ließ, an dem sein für Frauenreize längst unempfindlich scheinender Blick sich wieder entzünden konnte.

Niemand war nach jener ersten Rückkehr aus dem Bade ein eifrigerer Fürsprecher der zweiten Heirath Franzens gewesen, als Hilda, aber an eine Aenderung ihrer Verhältnisse hatte sie dabei gar nicht gedacht. Ihre Gewalt in Haus und Hof schien so fest begründet, daß ihr die Abtretung derselben gar nicht in den Sinn kam.

Und jetzt stand sie vor dem Factum, daß sich so plötzlich und ganz sachte vollzogen hatte: diese Gewalt über Haus und Hof war ihr abgenommen worden. Einen Moment lang hatte sich Alles in ihr dagegen aufgebäumt, doch nur Secunden waren verstrichen von dem Schrecke der Ueberraschung bis zum Verständnisse ihrer Lage, bis zur Ergebung in dieselbe. Hilda dachte zu klar, um die logische Entwickelung der Dinge nicht sofort zu würdigen. Selbst der Verdruß trübte ihren Gerechtigkeitssinn nicht. Wie hätte die junge Frau denn auch anders handeln sollen? Aber diese gerechten Erwägungen mitderten kaum die schmerzlichen Empfindungen, die keinem Menschenherzen, wenn es sich loslösen soll von der Gewohnheit eines halben Lebens, erspart bleiben, und in Hilda's Seele sammelten sich diese schmerzlichen Empfindungen in dem Bewußtsein:

„Ich bin abgesetzt."

Es war Hilda, als verlasse man sie. Am meisten aber schmerzte es sie, daß auch Mimi sich frohgemuth in die neue Ordnung der Dinge fand, ohne das geringste Zeichen von Mitgefühl für das, was in der Seele der Verletzten vorging. Das war eine harte Enttäuschung.

Wie ihr eigenstes Eigenthum, wie ihr Kind hatte Hilda sie betrachtet. So innig hatte sie sich mit ihr verbunden gefühlt, daß ihr in der Entwickelung der künftigen Familienbeziehungen nur eine einzige Schwierigkeit vorgeschwebt, nämlich die, welche ihr als Vermittlerin zwischen dem eifersüchtigen Mädchen, das alle Liebe allein für sich haben wollte, und den gerechten Anforderungen, die an dasselbe herantreten mußten, zufiel. Was für eine Scene war das noch jüngst, kurz vor der Ankunft der Stiefmutter, gewesen! Und jetzt — —?

Wie im Handumdrehen hatte sich die Wendung in Mimi's Gemüth vollzogen — und nun war es da und ließ sich nicht mehr bannen, das sentimentale Empfinden, für das sich Hilda in lebenskräftiger Zuversicht immer unzugänglich geglaubt hatte.

Alle hatten ihre eigenen Interessen; Alle fanden sich auch in denselben zusammen; sie nur blieb ausgeschlossen aus dem Kreise. Wie einem Kinde war ihr zu Muthe, das abseits steht und keinen Platz mehr findet in dem Ringe, zu dem sich die Andern im Spiele die Hand gereicht, wie einem Kinde, das nun zusehen muß, wie sich die Andern heiter drehen. Ihr fehlte die Hand, die sie fassen konnte, das Auge, das ihren Blick verstand, die Seele, bei der sie Theilnahme zu finden sicher war. Sie fühlte sich allein.

Digitized by Google

Hatte Frau Rohwedel Recht gehabt mit ihrer Bemerkung? Bewdet man sich in solcher Versammlung wirklich an eine unvernünftige Creatur, an ein Thier, dem man seine sonst nirgends verstandene Liebe schenkt? „Busbuß, ist es wirklich so? Bist Du meine Alljungfern-Liebhaberei?“

Ein Lächeln umspielte Hilda's Lippen. Nein, so weit war es noch nicht gekommen; die Menschen standen ihr doch noch näher, als ein Thier, und würde sich die ganze Welt von ihr wenden — Einer thäte es gewiß nicht; der Eine würde ihr treu bleiben — dessen war sie sicher.

Aber wo blieb er denn, der alte Freund, der wohlmeinende Vertraute und Rathgeber, an dessen Gegenwart sie fast wie an die eines Familienliedes gewöhnt war? Einmal hatte sie ihm wohl weh thun müssen, aber das war lange her und seitdem vergeben und vergessen worden. „Die Freundschaft,“ dachte sie, „ist doch das Beste und Dauerhafteste auf Erden.“ Aber wo blieb er denn? Es hieß doch allzu weit gehen in der Rücksicht auf den Hausbesuch, daß er sich in den letzten Tagen seltener gemacht. Fürchtete er das junge Ehepaar zu stören, so war doch noch sie da. Er hätte gerade in diesem Augenblicke ihr erwachendes Mittheilungsbedürfniß ahnen sollen.

Indem sie, das Landschaftsbild vor Augen, weiter schritt, wendete sie sehnsüchtig den Blick der Stadt zu. Von dem Punkte, wohin Hilda im achtlosen Auswärtswandeln über die sanft geneigte Fläche gelangt war, konnte man zwischen dem Schlosse und der kleinen Dorfansiedelung hindurch in das breite Flußthal sehen, wo die Straßen der Stadt sich ausbehnten. Lange, gerade Dunstbänke zogen sich über die Niederung; nur ein paar Kirchthürme stiegen darüber sonnenbeglänzt auf in den fahlblauen Himmel. Zarte Dunstfetzen, die sich abgelöst hatten und weitergeflattert waren, hingen wie Schleier an der niederen Berglehne. Dort stand der Wald; er prangte nur noch im dunklen Grün der Fichte. Die Buche röthete sich schon, und gelblich färbte sich das dünne Laub der Birke.

Da fiel ein welkes Blatt vor Hilda's Füße, langsam und leise wie ein müdes, sanftes Abschiedswort. Ein Seufzer hob ihre Brust.

Es ist Herbst.

Sie mußte es ohne zu wissen halblaut vor sich hingesagt haben; denn das Wort weckte ein Echo.

„Ja, Herbst! Und die melancholischste Jahreszeit ist es bei Gott, wenn man sie in dieser matten, charakterlosen Weise vor sich hat. Dort der Flußnebel und hier der Obstmost, beide im ersten Stadium ihrer Entwicklung und beide ungesund! Aber für uns Maler hat sie ihren besonderen Werth. Man muß nur die richtige Perspective wählen. Wenden Sie sich gefälligst um! Der Wein und der Wald! Da ist Kraft und Farbe. Weil aber die Kraft sich zu ihrer Entwickelung noch etwas Zeit läßt, so wollen wir uns an die Farbe halten. Malen wir vorerst! Ein guter Schluck folgt nach. Ich lobe mir den Herbst.“

Es war Edwin, der sich in einer seiner Rhapsodien erging. Hilda gab sich Mühe, in seinen oberflächlichen Ton einzustimmen und heiter zu erscheinen; denn sie schämte sich ihrer schwermüthigen Anwandlung. Es brauchte ja auch Niemand zu wissen, daß die kleinen Besorgnisse für sie eigentlich große waren.

Plaudernd und scherzend kamen sie allmählich an die Grenze des Baumgartens. Edwin war auf seinen Plan, eine malerische Stelle im Walde zu suchen, zurückgekommen, und Hilda — noch unter der Nachwirkung der bitteren Stimmung — meinte auch einmal ihren Aufsichtsposten beim Obstpflücken verlassen zu dürfen. So hatten sich Beide der Hecke genähert, welche Wiese und Wald schied, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch ein wüthendes Gebell von ihrem Gespräche abgelenkt wurde.

Diana, die sich ihnen, als sie eine Excursion in den Wald witterte, ganz still angeschlossen, war plötzlich in mächtigen Sätzen gegen das Dreschtenn in der Heckenöffnung losgefahren und gab nun mit voller Stimme Laut. Aber im Nu und ehe Hilda den Hund nur zurückrufen konnte, hatte sich der stürmende Angriff in einen kläglichen Rückzug verwandelt: mit eingezogenem Schweif und allen Zeichen des Entsetzens kroch der Hund winselnd rückwärts, stand dann still und retirirte endlich wieder.

„Es muß ein Igel sein,“ meinte Edwin, „und Diana wird sich an ihm die Schnauze verletzt haben. Wir wollen doch einmal nachsehen.“

„Wünsch' recht guten Morgen,“ ließ sich da eine tiefe, gluckende Stimme vernehmen.

„Teufel, ist das der Igel?“ rief Edwin erschrocken.

„Mein Gott, was thut der Mensch nicht alles für sein tägliches Brod! Ein Igel hat's vielleicht gar nicht so schlecht und ist jedenfalls sicher, nicht von einem solchen Galgenvieh gefressen zu werden.“

Hilda stieß einen leisen Laut der Verwunderung aus; denn der Sprecher war kein Anderer als der geheimnißvolle Taschenspieler und Bauchredner, den sie in der Gesellschaft und unter den neuen Eindrücken der letzten Tage beinahe vergessen hatte.

Auch diesmal war es wieder eine ungewöhnliche Situation, in welcher er sich hier zeigte. Niedergebeugt und mit den Händen gestützt, frieste er auf der Erde, mehr einem vierfüßigen Thiere als einem Menschen ähnlich. Da Diana, während er sprach, wieder Muth gefaßt hatte und nun mit erneutem Bellen auf ihn zufuhr, ergriff der seltsame Mann rasch den zu Boden gefallenen Hut mit den Zähnen an der Krempe und bewegte ihn dann nach rechts und links, in einer Weise, daß dabei die innere Höhlung gegen den Hund gekehrt war. Dieser zog sich, wie gebannt vor den starr auf ihn gerichteten Augen, abermals winselnd zurück.

Hilda gedachte unwillkürlich der Worte Meinhard's von den kleinen Mitteln dieser Gattung Leute, machte aber der peinlichen Scene schnell ein Ende, indem sie den Hund scharf abrief und zugleich in sein Halsband griff.

„Schade!“ meinte ihr Begleiter. „Sie sollten das amüsante Duett nicht unterbrechen. Diana scheint gute Gründe zu haben, auf solche Landstreicher nicht gut zu sprechen zu sein. Es schadet gar nichts, wenn der Hund ihnen dieses verdächtige Herumlungern abgewöhnt. — Darf ich fragen, was Sie hier zu suchen haben?“ wendete er sich barsch an den sich langsam von den Knieen Erhebenden, dem solche Anstrengung seiner alten Glieder alles Blut in das ernste Gesicht getrieben hatte. Der Mann verbeugte sich indessen nichtsbestoweniger mit dem Aplomb eines Granden von Spanien vor Hilda.

„Ich darf mich wohl auf Sie berufen, mein schönes, gnädiges Fräulein?“ sagte er, den Fragesteller geringschätzig überseh end. „Ich genoß bei einem Morgenspaziergange auf diesem äußerst günstig gelegenen Punkte die herrliche Aussicht und mein sehr frugales Frühstück. Zweifelsohne hat deßselbe die Gier des Hundes erweckt. Du lieber Gott — es ist hart für einen Mann meiner Jahre, sein Leben gegen solchen Gegner vertheidigen zu müssen. Ein starkes Thier übrigens und von edler Rasse! Also Diana heißt Du? Komm' her, Diana! Wir wollen Freundschaft schließen.“

Aber das Stückchen Speck und Brod, welches er dem Hunde hinhielt, verfagte vollkommen seine Wirkung, und damit war auch am unzweideutigsten die Behauptung von der Verlockung, die es auf den noch zitternden und knurrenden Hund ausgeübt haben sollte, widerlegt.

„Mir scheint vielmehr, daß Sie sich hier in den Hinterhalt gelegt hatten, um etwas auszuspioniren,“ beharrte Edwin auf seiner ungünstigen Meinung. „Verlassen Sie gefälligst — —“

„Ich bin noch Ihre Schuldnerin von neulich,“ unterbrach ihn Hilda, indem sie sich an den unheimlichen Mann wandte. „Aber Sie machten sich so schnell unsichtbar —“

Sie hatte mit einer gewissen ängstlichen Hast ihr Geldtäschchen hervor und entnahm demselben, ohne jedoch den Hund loszulassen, schnell und mit einer gewissen Befangenheit ein kleines Geschenk, das der Tausendkünstler unter den Gesten einer verschämteren Weigerung mit einem geschickten Taschenspielergriff in seiner Weste verschwinden ließ.

„O, es ist nicht meine Absicht, gnädiges Fräulein —,“ sagte er in gut gespielter Verlegenheit und mit schlauer Miene, „in der That, ich bin es nicht gewohnt — es ist sehr drückend für einen Mann in meiner Lage.“ Er schwieg einen Augenblick; dann stammelte er, scheinbar gerührt: „Aber ich darf nicht stolz sein. Ich glaubte schon am Tage nach meinem unterthänigsten Besuche meine Einladung wiederholen zu können, aber der Termin meiner Vorstellung ist immer noch nicht fixirt. — Allerlei Schwierigkeiten bei der Ertheilung des magistratlichen Consenses verzögerten sie wider mein Erwarten. Ueberall Chicanen, gnädiges Fräulein! In dieser unfreiwilligen Muße sehe ich mich Verlegenheiten ausgesetzt — und da verwende ich die Zeit, so gut ich kann, zu Promenaden in dieser reizenden Gegend, aber ich habe mir nun einmal in den

Digitized by Google

Kopf gesetzt, die Stadt nicht zu verlassen, bevor ich meinen hohen Gönnern eine Probe meiner Kunst geliefert habe. Ich will zeigen, was ich kann."

Grüßend schwenkte er den Hut.

„Sie werden jedenfalls noch von mir hören," sagte er mit einer Art von herausfordernden Nachdruck und schritt in den Wald.

„Oho! Das klang ja zuletzt fast wie eine Drohung," meinte Edwin, der schon begonnen hatte, sich an dem komisch pathetischen Wesen des sonderbaren Gesellen zu belustigen.

Hilda hatte für den Spaziergang alle Lust verloren; sie hieß den Knecht deshalb willkommen, der sich in einer wichtigen Angelegenheit von ihr Raths erholte, was ihr den Vorwand bot, ihren Begleiter zu verabschieden und sich nach dem Hofe zu begeben.

4.

Herbst! Herbst! — Dem Herbste hatte Hilda's Seufzer gegolten, und doch war dieser, als der Seufzer erklang, noch ein munterer alter Bursche gewesen, der in seiner bunten Narrentracht gar malerisch auslud und statt der lustig klingelnden Schellen reife Früchte schüttelte. Damals war er noch bei Laune — nun aber, nachdem rauhe Tage ins Land gezogen, hatte er seinen grauen Mantel umgeworfen und fegte mit ihm über die Fluren, daß sich die Falten des Mantels im Winde blähten, und wo er zwischen die Bäume des Waldes gerieth, da troff aus dem zerfetzten schmutzigen Saume das Wasser.

So düster war heute der stürmische Mittag, daß er fast dem grauenden Morgen glich, und was ihm einen viel unheimlicheren Charakter lieh, das war der dichte Sprühregen, welcher leise niederging und den Lehmgrund des schmalen Waldsträßchens schier aufweichte. Hilda, die des Weges daherkam, dachte diesmal nicht an den Herbst; sie hüllte sich fester in das über den Regenmantel geworfene Tuch und strebte tapfer vorwärts. Es galt ja ein gutes Werk, und der Streit mit der erregten Natur war das beste Mittel gegen jede melancholische Anwandlung; denn er gab ihr das stolze Vollgefühl siegreichen Wollens und ungeminderter jugendlicher Kraft.

„Hier ist's gewesen," sagte der junge Waldhüter, der sich dicht hinter ihr hielt, als sie ungefähr in der Mitte des Hohlweges an eine Stelle gekommen waren, wo an der ausgewaschenen, wohl drei Meter hohen Wand ein frischer Riß sichtbar war. „Er muß in der Dunkelheit da oben am Rande gegangen und sammt demselben abgerutscht sein."

Oertlichkeit und Thatbestand schienen aber für Hilda weniger Wichtigkeit zu haben, als ihr Begleiter ihnen beizulegen bestrebt war. Sie nickte nur und schritt, möglichst von Stein zu Stein tretend, auf dem schlüpfrigen Wege weiter. Nicht die Art, wie Jemand ihrer Hülfe bedürftig geworden, war ihr die Hauptsache, sondern daß diese Hülfe ihm möglichst rasch zu Theil werde.

Vor einer Viertelstunde saß sie noch in ihrem behaglichen Zimmer, ihren Gedanken überlassen, wie ihr das in den letzten Tagen geradezu zum Bedürfniß geworden. Da hatte sich nach mehrmaligem schüchternem Klopfen die Thür aufgethan, und der Waldhüter war verlegen und ehrerbietig eingetreten. Es war noch nicht lange her, daß er auf die durch den Tod seines Vorgängers erledigte Stelle versetzt worden war, und so hatte er sich noch nicht auf dem Gute eingelebt. Was er vorzubringen hatte, kam daher einigermaßen unbeholfen von seinen Lippen.

Er habe — so berichtete er — gestern Nacht beim Nachhausegehen einen Menschen im Hohlwege liegen gefunden und anfänglich für todt oder schwer betrunken gehalten; dem sei aber, wie sich bald herausgestellt, nicht so gewesen. Der Mann müsse sich bei einem Falle wohl gethan haben und ohnmächtig geworden sein. Er habe ihn darum, als er zu sich gekommen, mit in das nahe Jägerhaus genommen, und weil es doch schon spät geworden sei und der bloßstre Mensch seinen Weg unmöglich fortsetzen konnte, ihm allda auch ein Nachtlager gegeben. Wie ein echter Handwerksbursche habe er allerdings nicht ausgesehen, doch auch nicht wie ein Strolch; nach der Kleidung könne man ja heutzutage nicht mehr schließen, da die Arbeiter jetzt oft elegantere Anzüge trügen als die Herren. Um ein Wanderbuch habe er auch nicht fragen wollen; der arme Teufel habe doch gar zu müde und elend ausgesehen; einer Nacht wegen wär's ja am Ende auch gleichgültig, wem man ein christliches Erbarmen angedeihen ließe.

Mit dem Weiterwandern am Morgen sei es aber, wie sich bald herausgestellt habe, nichts gewesen, und als er, der Waldhüter, von seinem vormittägigen Gange zurückgekehrt, da sei der Fremde noch immer im Jägerhause gelegen. Er hätte lange und wie ein Todter geschlafen; als er endlich erwacht wäre, da hätte er absolut nicht aufstehen, ja nicht einmal in die Stiefel kommen können.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, der Fuß ist am Knöchel ganz verschwollen; er muß ihn sich verstaucht haben," schloß der Waldhüter seinen Bericht, „und da schickt mich die Trine her, ob das gnädige Fräulein nicht vielleicht noch etwas von der kräftigen Salbe hätten, die ihr im letzten Winter so gut gethan."

Hilda war sogleich bereit, dem Wunsche zu entsprechen; es kam nicht selten vor, daß die Leute im Dorfe, um den weiten Weg in die Stadt und die Kosten bei Arzt und Apotheker zu sparen, an ihre Hülfe appellirten, und sie wäre ja keine echte Gutsherrin gewesen, hätten sich bei ihr nicht allerlei einfache Medicamente und erprobte Recepte gefunden. Es nahm sie nur Wunder, daß der Jägersmann sich mit dem ihm eingehändigten Büchschen nicht zufrieden gab. Er verweilte noch.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" fragte Hilda.

Endlich faßte er Muth.

„Ja," sagte er zaudernd, „ich weiß nicht, ob ich so etwas ausrichten darf; die Trine meinte nämlich, es sei sonst wohl auch noch etwas an dem armen Kranken zu heilen, das würden aber das gnädige Fräulein besser verstehen — ein innerlicher Schaden, für den es vielleicht hier im Schloß ein Mittel gebe. Da wäre aber das Beste, das gnädige Fräulein könnten selber nachsehen, was sich schicke, meinte die Trine — ich weiß nicht, denk' sie an Tropfen oder an einen Trank? Bei dem schlechten Wetter hätte ich's gar nicht gewagt, ein solches Ansinnen zu stellen, aber die Trine sagte, ich kenne das gnädige Fräulein noch nicht, und die mache sich gar nichts aus einem bischen Naßwerden, wenn es sich um ein armes Menschenleben handle, und das Reden könne mir nicht den Kopf kosten, wohl aber das Schweigen meine Stelle, meinte die Trine."

„Nun, so arg wird es in keinem Falle sein," tröstete ihn Hilda freundlich.

„Das habe ich wohl gedacht," erwiderte er aufathmend, „aber am Ende hatte ich doch Angst. Du großer Gott, man weiß ja nie, wie's die Alte meint. Gleich darauf hat sie mir wieder angedroht, es könne mir meine Stelle kosten, wenn ich nicht schweige, Keinem Menschen sollte ich nämlich etwas davon sagen, als nur dem gnädigen Fräulein selbst. Sie wird alle Tage wunderlicher, die Trine. Da hat sie dem fremden Menschen gestern sogar in ihrer eigenen Kammer gebettet und sich selbst auf die Streu gelegt. Das geht mich eigentlich nichts an, aber verkehrt ist's doch, und wahrhaftig — ich weiß nicht — ich habe es bisher behalten, weil ich allein steh' und sie als eine Art Inventarstück mit dem Jägerhause übernommen — aber —"

Hilda sprach ihm Geduld zu. Die an sie ergangene Aufforderung kam ihr zwar auch etwas verwunderlich vor, aber so genau konnte man es bei der Alten mit der guten und feinen Lebensart nicht nehmen. Genau genommen hatte sie ja auch Recht. Die nächstbeste Medicin that es nicht; wenn der fremde Mensch krank war, mußte vielleicht der Arzt in Anspruch genommen werden, und darüber traf Hilda unbedingt am besten die Entscheidung, wenn sie sich selber überzeugte, wie es mit dem Kranken im Jägerhause stand; es kostete ja auch nur einen Gang durch ein bischen Regen und Wind, und dagegen war sie abgehärtet.

Sie hatte nicht lange überlegt, sondern sich rasch gerüstet, und nachdem sie ein paar Fläschchen zu sich gesteckt, war sie mit ihrem Begleiter direct durch den Binnen- und Baumgarten nach dem Jägerhause aufgebrochen. Jetzt war sie am Ziele.

„Da hat die Alte gar die Thür verschlossen — bei hellichtem Tage, als ob es bei uns etwas zu stehlen gäbe! Trine! Trine!" rief der Waldhüter unmuthig anpochend. Dann wendete er sich wieder, den Hut langsam ziehend, an Hilda: „Brauchen mich das gnädige Fräulein noch — vielleicht für den Rückweg?"

„Nein, Halder, den finde ich schon allein."

„Es ist nur, weil ich drüben in Großdorf zu thun hätte. Eine Holzversteigerung, gnädiges Fräulein!"

Hilda beruhigte den dienstbeflissenen Mann und hieß ihn, sich nicht aufhalten. Er pfiff dem Dachshunde, der lustig wedelnd über die Schwelle gehumpelt kam, und schlug, nochmals grüßend,

Digitized by Google

die dem Schlosse entgegengesetzte Richtung ein. Mittlerweile war das gelbe, verrunzelte Gesicht der Haushälterin in der Thürspalte zum Vorschein gekommen.

„Nun, Trine, wollen Sie mich nicht ein wenig unter Dach lassen? Das Wetter heute ist nicht sehr einladend für einen Aufenthalt im Freien.“

Die Alte antwortete mit einem lebhaften Nicken und Grinsen.

„Gelobt sei Jesus Christus! So hat er's doch recht ausgerichtet — ist sonst ein braver Mann, aber wie's die Jungen alle haben — will alles besser wissen,“ murmelte der zahnlose Mund der Alten.

„Und wie geht's Ihnen, Trine? Immer noch frisch auf den Füßen?“

„Ja, du mein Gott, zu Kirchweih tanz' ich freilich nimmer. Und die Augen sind auch schlecht, aber soweit sehen sie doch noch, ob Einer ein schlechtes Gewissen hat oder nicht, wenn auch die Anderen nichts von ihm wissen wollen. Hat Manchem schon das Elend das Herz abgefressen, der's besser hätte haben können. Müßt' Einer hart sein, wie ein Stein, der mit solchem Jammer kein Erbarmen hätt', und ich sag' Jedem die Wahrheit gerade in's Gesicht, mag er auch noch so ein großer Herr sein. Ich fürchte mich nicht. Sollen mich nur fortjagen!“

„Es denkt ja Niemand daran,“ suchte Hilda die Eiferndе zu trösten, deren verwirrte Reden sie nur mit Mühe zu verstehen vermochte; sie legte die Hand auf die Klinke zum Wohnzimmer, das auf der rechten Seite des schmalen Flurs, der Küche gegenüber, lag. Als jedoch die Alte sich nicht beschwichtigen ließ, sondern in ihrem vorwurfsvollen Gemurmel fortfuhr und dann sogar von einem Recht sprach, das Einer habe dort aufgenommen zu werden, wohin er nun einmal gehöre, da wurde Hilda doch aufmerksamer und fragte verwundert: „Wer?“

Ueber das kurze Wörtchen kam sie aber nicht hinaus; denn mittlerweile hatte die Thür dem Drucke nachgegeben, und Hilda's Blick fiel auf ein Bild, das ihre Zunge, wie ihren Fuß lähmte.

In der Ecke hinter dem schwerbeinigen Tische saß eine bleiche abgezehrte Gestalt, ein rothgewürfeltes Kissen unter den an die Wand zurückgelegten Kopf geschoben, mit geschlossenen Augen wie ein Todter.

„Eine wunderbare Aehnlichkeit!“ dachte Hilda, und eine dunkle Ahnung, die ihr Herz schneller klopfen ließ, stieg in ihr auf. Das dünne verwirrte Haar auf der bleichen Stirn des Kranken, die halb geöffneten, farblosen Lippen zwischen dem vernachlässigten Bart und dazu die hagere abgezehrte Gestalt — dies alles gab in dem matten Lichte, das durch die kleinen Fenster in die Stube fiel, ein erschreckendes Bild, das diese unheimliche Aehnlichkeit nur noch vermehrte.

„Er ist wieder eingeschlafen,“ erläuterte Trine mit gedämpfter Stimme. „Wenn man so matt wie eine Fliege ist, sollte man im Bette bleiben. Eigensinnig wie alles Mannsvolk!“

Noch immer blickte Hilda, die selber so bleich wie eine Sterbende geworden war, auf den Regungslosen, aber ihr war nicht, als ob sie eine Leiche, nein, als ob sie ein Gespenst schaute. Langsam wendete sich ihr Blick der Alten zu, und als ob sie noch in Zweifel sein könnte, fragte sie tonlos:

„Er?“

„Ja, ja,“ nickte Trine, und es war etwas wie eine unverhohlene, selbstzufriedene Genugthuung in ihrem herben Lächeln. „So hat's ihn zugerichtet. Aber zu kennen ist er schon noch; man muß nur recht hinsehen.“

Hilda mußte sich an den Thürpfosten lehnen, aber die Schwäche-Anwandlung, die sie überkam, dauerte nicht eine Secunde. Der Schlummernde war aufgewacht; er wendete den Kopf, öffnete die Lider und richtete die dunkeln tief eingesunkenen Augen auf Hilda. Noch eine ganz kurze Weile schwieg er; dann bewegten sich auch seine Lippen.

„So, so,“ sagte er müde und fast gleichgültig, „bist Du da?“

Er machte dazu keine Bewegung, um sich von der Bank zu erheben; nur seine Hand hob sich ein wenig und fiel dann kraftlos wieder auf die Tischplatte zurück.

„Und gegessen hat er fast gar nichts und brauchte es doch so sehr,“ klagte die Alte.

Jetzt hatte Hilda sich ermannt. Sie trat ein paar Schritte vor in das Zimmer, aber mit dem Schreck war auch das Mitleid aus ihrem Blicke gewichen; ihr Antlitz zeigte eher einen grollenden Ausdruck, und ihre Stimme klang gezwungen ruhig und kühl, als sie sagte:

„Wir haben Dich nicht zurück erwartet.“

Die der Scheu eines bitteren Lächelns glitt es um die schmalen Lippen des Kranken.

„Ja, ja, ich wußte schon, daß in Waltershofen kein Kalb geschlachtet wird zu Ehren meiner Heimkehr. Vielleicht lernt der verlorene Sohn sogar noch die Trebern schätzen, die ihm nicht mehr munden wollten.“

„Und doch bist Du wieder gekommen?“

„Was willst Du? Einfältige Sentimentalität! Ich weiß. Du bist ihr nicht zugänglich, aber der Schöpfer hat unsere Naturen ungeschickter Weise verlauscht. Ein fataler Irrthum — wie? Du solltest der Bruder und ich die Schwester sein — so wäre alles anders geworden, besser, viel besser.“

Sie antwortete nicht auf den Spott, sondern fragte statt dessen fast mit Härte:

„Und was willst Du nun hier?“

„Weiß ich's? Vielleicht sterben,“ antwortete er tonlos.

„Da sei Gott vor! So weit ist's noch nicht,“ murmelte Trine auf die Spitzen ihrer gefalteten Hände. Hilda schüttelte nur unwillig den Kopf.

„Laß das!“ sagte sie. „Mit Redensarten löst man keine ernste Frage; es hätte Dir sonst nicht fehlen können. Glücklicher Weise ist das Sterben Denen am fernsten, die am meisten davon reden.“

„Es wäre allerdings ein ungeschickt gewählter Moment,“ fuhr der Kranke fort. „Würde Euch Unbequemlichkeiten machen. Sehe das ein; es thut mir auch leid, aber sieht Du — ich bin so müde — todtmüde! — Hätt' es freilich drüben abthun können — recht weit fort, daß man nicht wußte, wo, wann, wie. . . . Verschollen, vergessen — aber wozu habt Ihr mich denn hinübergeschickt?“

„Wahrlich nicht zum Verkommen und Sterben!“ entgegnete sie, aus ihrer dumpfen Zurückhaltung aufgerüttelt. „Frei solltest Du Dich regen können, Wilhelm, die Schmach vergessen und Dich über sie erheben; arbeiten solltest Du und ein neues, unbescholtenes Leben beginnen. Dazu wollten wir Dir helfen, und Du weißt es selbst recht gut. Du willst nur mit Verleumdung die eigene Schuld, die eigene Feigheit decken. Feigheit, ja wohl! Denn nur die gefällt sich darin, vom Sterben zu sprechen, wo ihr die Pflicht, zu leben, zu schwer dünkt. Wärst Du ein Mann, dann würdest Du nur daran denken, für Diejenigen zu leben, die auf Dich angewiesen sind. Nimm Dir ein Beispiel an Deiner eigenen Frau!“

„Freilich! Meine Frau!“ erwiderte er noch immer in dem apathischen Tone wie früher. „Man hat drüben verschiedene Maßstäbe für Gentlemen und Ladies — ihr kann's vielleicht gedeihen.“

„Drüben? Ist sie nicht mit Dir gekommen?“

„Ich bin allein. In Waltershofen ist das, mein' ich, ein Umstand, der für mich sprechen und meine Aussichten auf eine günstige Aufnahme vermehren dürfte.“

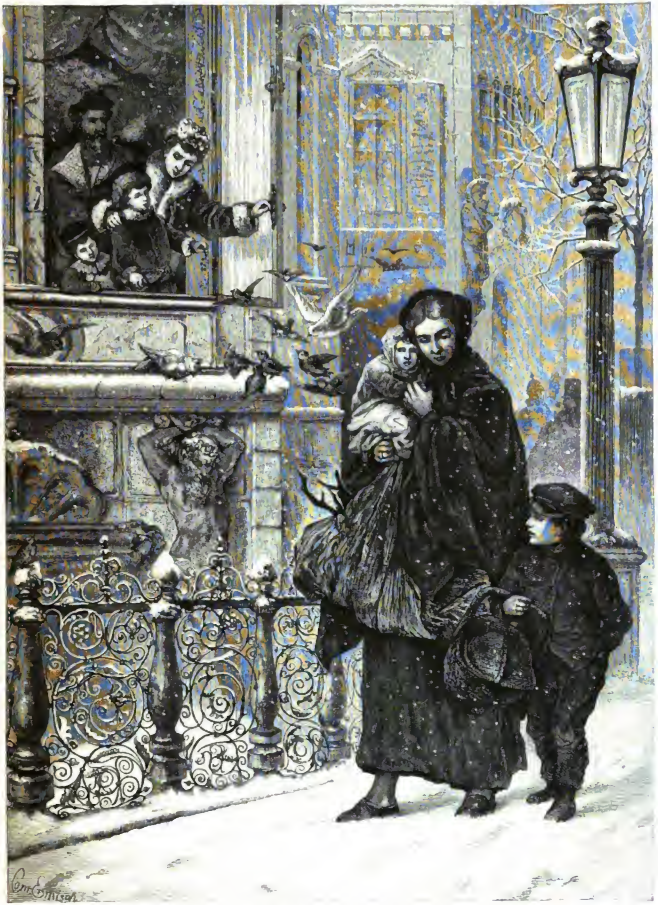
„Und weshalb bist Du allein?“ fragte sie. Das Erstaunen war der Empörung gewichen. „Ist es möglich? Wilhelm, Du hast Weib und Kind verlassen, um solcher herzlosen, selbstsüchtigen Berechnung willen verlassen?“

„Verlassen? — Bah! Verlassen haben sie mich. — Liebe, kleine Anu, arme Anu! — sie hatte so schönes blondes Haar.“ — Die Worte kamen nur langsam aus seiner sich schwer hebenden Brust, und seine fieberhaften Augen glänzten so seltsam feucht, während sie in die Ferne, durch die Wand, weit, weit hinaus zu schauen schienen. „Arme, süße Kleine!“ — Aber vielleicht war es das Beste für sie. Sie hatte einen so klugen Verstand, so scharfe Auffassung in den großen, braunen Augen, viel zu scharf. — Es wird wohl das Beste gewesen sein. Was hätte sie auch im Leben für eine Zukunft gehabt? Was hätte aus ihr werden können? Es ist schrecklich zu denken, schrecklicher als der Tod, viel schrecklicher. Arme Kleine! Einen Vater haben, der zu schwach ist, sein Kind zu beschützen, es zu versorgen und vor allen bösen Einflüsterungen und Nachtellungen zu behüten, und auf der andern Seite das Vorbild — ach, ach! wahrlich, ein nachahmenswerthes Beispiel!“

Er war wieder in die alte Ironie verfallen, aber an seiner Wimper hing noch die Thräne, welche die Erinnerung an seine kleine Anu ihm erpreßt hatte.

„Dein Kind ist todt, Wilhelm?“ fragte Hilda weicher, als es ihr eigentlich angemessen schien; sie trat näher an den Tisch heran,

Digitized by Google



„Wenn ich ein Vöglein wär'!“
Originalzeichnung von Conrad Ermisch.

Digitized by Google

auf den sich ihr Bruder stützte. Da streifte sie ein dankbarer Blick des armen Kranken; er nickte stumm. „Aber wie konntest Du Deine Frau allein lassen in ihrer schweren, nun doppelt kummervollen Lage? Wilhelm, das war nicht recht. Ist der Schmerz einer Mutter nicht schon tief genug?“

„Sie singt und tanzt.“

„Unmöglich! Oder —“ sie stockte vor Entsetzen — „ist sie wahnsinnig?“

„Nein, wenn es nicht vielleicht in ihrer Rolle steht,“ antwortete er bitter. „Aber so große künstlerische Aufgaben fallen ja zumeist nur den Tragödinnen zu. Im Café chantant goutirt man keine Wahnsinnsarien.“

„So hast Du, Unseliger, sie zu diesem Verzweiflungsschritte getrieben? O, es muß grausam sein, die Gefühle, die Einem das Herz zerfleischen, verbergen zu müssen, um eine rohe Menge zu unterhalten.“

„Ja, es muß grausam sein,“ wiederholte er wie ein Automat. „Du sagst es, Wilhelm — und empfindest dabei nichts.“

„Und vielleicht doch mehr als sie.“

„Schäme Dich! Kannst Du denn immer nur verleumden? Hast Du nicht so viel Selbstachtung, um Dein Weib nicht vor Anderen herunterzusetzen? Wenn Du nun einmal um ihren Besitz die großen Opfer gebracht hast, so sei nicht so klein, der Frau, welche ihre Heimath für Dich verlassen, die mit Dir hinausgezogen ist über's weite, weite Meer, die Anerkennung zu verweigern, welche sie verdient hat! War sie es nicht, die Dein Loos muthig mit auf ihre schwachen Frauenschultern genommen hat in einem Moment, wo ihr wahrlich kein Vorwurf daraus hätte erwachsen können, wenn sie sich von Dir losgesagt hätte? Sie hat Deine Opfer mit größeren zurückgezahlt. Und Du verzichtest achselzuckend als Schmach, wozu offenbar nur Deine eigene Indolenz sie genöthigt? Ist es nicht vielmehr eine Schmach, Deine Schmach, Wilhelm, daß Du Dich von ihrer Hände Arbeit ernähren ließest?“

„Von ihrer Hände Arbeit?“

„Hat sie nicht Hüte gefertigt, hat sie nicht Kleider gemacht? Mußte sie sich nicht selbst die armselige Summe für eine Nähmaschine bei Andern erbitten, da Du nicht einmal ihre Ersparnisse geschont hattest, wo es Deine Vergnügungen galt? O, Du siehst, ich weiß alles, oder kannst Du mir widersprechen?“

(Fortsetzung folgt.)

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von C. Michael.

16. Unsere Dienstboten.

Fast möchte sich die Feder sträuben gegen das Niederschreiben des Wortes: Dienstbote. Es klingt recht altmodisch; gemahnt es doch an die Zeiten, wo man noch nichts wußte von „Arbeitnehmern“ und „Arbeitgebern“, wo die Töchter anständiger Bürgerhäuser noch in den „Dienst“ gingen, und nicht in „Condition“, wo auch die jetzigen „Gehülfen“ noch „Gesellen“ hießen, und am Gesindetisch einer größeren Landwirthschaft Jeder und Jede fast eine Ehre darin fand, sich „Knecht“ und „Magd“ eines Gutes nennen zu hören, während diese Worte heutzutage schon beinahe für eine Beleidigung gelten.

In jener Zeit, aus der das Wort „Dienstbote“ stammt, war jeder Haushalt ein kleiner Sonderstaat im Staate, ein fest gegliedertes Ganzes, dessen einzelne Ringe sich gegenseitig hielten und trugen, ohne daß einer davon entbehrt werden konnte. Jetzt, wo sich dieses gegenseitige Verhältniß in einem so hohen Grade gelockert hat, daß die Dienstboten, der Schwalbe gleich, aus- und einstreichen in unsern Häusern, daß man sie gleichgültig wechselt, wie einen Rock, jetzt ist es ganz in der Ordnung, daß man für diese neuen Verhältnisse auch neue Bezeichnungen gewählt hat.

„Kindergärtnerin“, „Bonne“, „Stütze der Hausfrau“, „Kochmamsell“, „Beschließerin“ und „Ausgeberin“, „Pferdewärter“ und „Schaimeister“ — es klingt wirklich Alles recht fein und vobel; diese neuen Namen verhüllen in anständiger Weise, daß man freiwenden Willen zu gehorchen hat, daß man seine Kräfte dazu anwendet, auf ehrliche Weise sein Fortkommen in fremden Diensten zu finden.

Als ob dies eine Schande wäre!

Mit dem Namenswechsel ist aber an der Sache selbst doch nichts geändert, und ob unsere Dienerschaft nun so oder so genannt wird, die Klagen über dieselbe von Seiten der Herrschaften sind durchaus nicht geringer geworden. An den beliebten Kaffee- und Theetischen unserer Hausfrauen bilden sie noch immer ein ebenso unerschöpfliches Gesprächsthema wie vor hundert Jahren. Wollte man sich aber die Mühe nehmen, an den Thüren von Küche, Stall und Dienerstuben zu horchen, so würde man dort in gleicher Weise die Kehrseite der Frage erörtern hören; denn auch die Klagen der Dienstboten über ihre Herrschaften sind ein ewig unerschöpfliches Thema. Und wenn wir gerecht sein wollen: jede der beiden Parteien hat in der That oft genug Grund, zu klagen.

Die „vernünftige Hausmutter“ greift in ihren Schilderungen und Betrachtungen nicht hinaus über ihr Gebiet; sie hat nur einfach bürgerliche Verhältnisse im Auge, und läßt jene großen Paläste unberücksichtigt, wo ein ganzes Heer von Dienerschaft einem Haushofmeister unterthan ist und von diesem geleitet wird. Solche Haushaltungen haben natürlich andere Gesetze und Regeln als die unserigen, wenngleich auch dort die bekannte Erfahrung gemacht werden mag, daß man am besten bedient ist, je weniger Dienerschaft man hält. Im Leben des Mittelstandes hat dieser Satz sich häufig bewährt. Wer es haben kann, der halte sich zwei Dienstmädchen, mehr nur dann, wenn etwa ein Kranker oder ein Säugling im Hause ganz specieller Pflege bedarf! Oft erfordert auch der Beruf des Hausherrn einen männlichen Diener, der dann seinen besonderen Pflichtenkreis für sich hat.

Zwischen zwei Dienstboten kann die Arbeit gut getheilt werden, während ein Dritter nur dazu da ist, um von den beiden andern als Aschenbrödel benutzt zu werden. Viele sehr anständige Familien begnügen sich in den jetzigen theuren Zeiten wohl auch mit nur einem Mädchen, und finden es nicht unter ihrer Würde, bei den feineren Arbeiten selbst thätig zuzugreifen. Ja, einigen unter ihnen wird diese Selbstthätigkeit zu einer so lieben Gewohnheit, daß sie dieselbe selbst dann nicht missen mögen, wenn sich ihre Verhältnisse verbessert haben.

Eine meiner Verwandten hatte einen jungen Officier geheirathet, und sich im Anfang ihrer Ehe recht knapp behelfen müssen. Sie hielt stets nur ein Dienstmädchen. Als aber ihr Mann später Oberst wurde, fragte man sie:

„Nicht wahr — jetzt wirst Du Dir doch ein Stubenmädchen nehmen? Jetzt wirst Du nicht mehr selbst die Betten machen wollen?“

„O gewiß will ich das,“ lachte die fröhliche, rüstige Frau, „denn als Obristin will ich erst recht gut schlafen, und das kann ich nur, wenn ich mein Bett selbst geordnet habe.“

Nach meiner Erfahrung kann man die branchbaren, braven Mädchen einfacher Haushaltungen in zwei große Hälften scheiden, in **Gutmüthige** und in **Selbstbewußte**.

Die Schaar der Gutmüthigen besteht meist aus Mädchen vom Lande, die ein paar derbe Fäuste und den allerbesten Willen, sonst aber nicht viel mitbringen. Ansprüchslos und bescheiden, stets guter Laune, sind die diese Personen willig zu jeder Arbeit; ja, wenn du einer Solchen früh Morgens das Programm der Tagesarbeit entwirfst, so wird sie meistens noch einige Vorschläge mehr anbringen. Du sagst vielleicht zu deiner „Auguste“:

„Diesen Nachmittag kannst Du die Wäsche rollen.“

„Vorher möchte ich aber noch die Fenster putzen,“ meint sie.

„Wie war es gleich mit der Lampe?“ fragst du weiter, „wann sollte sie fertig werden?“

„Sie ist heute fertig; ich will sie nachher abholen, wenn ich die Wäsche gerollt habe. Es sind obendrein auch noch Stiefel zum Schuhmacher zu tragen, die nehme ich dann gleich mit.“

Die Frau ist ganz entzückt über den guten Willen ihres Mädchens; aber ach! Wenn sie des Abends die Arbeit controllirt, ist die Wäsche vielleicht nicht zur Hälfte zusammengelegt, an Rollen noch nicht zu denken. „Mit dem Fensterputzen bin ich nur im Salon fertig geworden,“ berichtet das Dienstmädchen, „aber ich putze die anderen morgen früh bei Zeiten,“ fügt sie eifrig hinzu.

Digitized by Google

„Und die Lampen, und die Stiefel?“

„O, das besorge ich Alles morgen früh mit beim Einkaufen.“

Die Hausfrau kann ruhig darüber sein, daß Beides auch — übermorgen noch nicht besorgt sein wird. Will sie aber anfangen zu schelten, so zeigt sich das Mädchen ganz zerknirscht von Reue; sie bittet demüthig um Vergebung, ja es kommt ihr nicht daraus an, noch statt am Abend mit verweinten Augen den Rest der Wäsche fertig zu legen. Man kann ihr nicht gram sein; sie hat so guten Willen, und ist immer in athemloser Geschäftigkeit. Die Arbeit geht ihr nie, wie man zu sagen pflegt, zwar nicht „aus der Hand“, aber dieser Fehler ist eine Frage ihres zu guten Willens, ihrer zu großen Gutmüthigkeit.

Alle Hausgewalten benützen ihre Bereitwilligkeit, und so wird sie beständig hin und her gehetzt durch hundert verschiedene Befehle. Wohl hat sie nie schlechte Laune und macht keine Ansprüche, aber niemals auch ist ihre Küche sauber aufgeräumt und sie selbst nett angezogen; nie ist eine Arbeit zur bestimmten Stunde gethan.

Die „Selbstbewußte“ ist von alledem das Gegentheil. Ihr darf man überhaupt nur selten eine bestimmte Arbeit zuertheilen. Sie macht nur das, was sie will, und zu der Zeit, wo es ihr am besten paßt. Hierüber noch darf sich die Hausfrau gestatten, schüchtern zu fragen: „Heute wirst Du wohl die Wäsche rollen?“ „Weiß nicht, es ist noch nicht Alles trocken,“ antwortet das Mädchen in ziemlich brummigem Tone.

Die Frau geht fort, etwas ärgerlich über das vorlaute Wesen der Magd, der zu widersprechen sie doch nicht den rechten Muth hat. An Abend aber findet sie die ganze Wäsche nicht nur gerollt, nein auch schon gebügelt vor. In der spiegelblanken Küche sitzt das Mädchen mit Näharbeit beschäftigt, so ruhig und gleichgültig, als hätte sie nicht in den wenigen Nachmittagsstunden außer dem Rollen und Bügeln auch noch das Putzen und Scheuern der ganzen Küche vollbracht.

Die Frau sieht es und freut sich darüber. Sie ist durstig und möchte gern noch ein Glas frischen Wassers haben. Wird sie das Mädchen wohl schicken, es zu holen? O, beileibe nicht! Sie nimmt selbst das Glas und geht damit hinaus an den Wasserhahn. Es ist nicht Hausbrauch, daß um zehn Uhr Abends noch Wasser geholt wird, und sie wagt es nicht, dem Mädchen solch eine außergewöhnliche Anstrengung zuzumuthen.

Die „Selbstbewußte“ ist stets flink, sauber, zuverlässig, aber sie macht, wie schon gesagt, nur was sie will, und der lieinste Querbesetzt trübt ihre Laune auf halbe Tage hinaus. Wenn sie Gemüse zuputzt, so ist es nicht denkbar, daß sie abgerufen werden könnte, um einen Gang zu machen; wenn sie „Waschtag“ hat, so können ihrethwegen ruhig Herr und Frau und Kinder herumgehen; sie weicht nicht von ihrem Troge, bis das letzte Stück Wäsche fertig ist. Eine Mahnung, die Semmel bei einem andern Bäcker zu holen, die Milch in einem andern Gefäß abzuholen, als sie gerade für passend hält, wäre ebenso fruchtlos, wie der Versuch, ihr Einhalt zu thun, wenn sie sich für einen bestimmten Tag das große Scheuerfest vorgenommen hat. Still und geduldig sügt man sich in ihre Tyrannei, bis dieselbe doch einmal gar zu arg wird; da endlich faßt man den heroischen Entschluß, ihr doch zu kündigen. Der „Erste“ des Monats ist da. Mit Herzklopfen steht die Hausfrau auf; sie hat schon die ganze Nacht nicht geschlafen und sich hundertmal überlegt, mit welchen Worten sie die beabsichtigte Kündigung einleiten soll. Alles, womit das Mädchen sie in der letzten Zeit ärgerte, hat sie sich in's Gedächtniß zurückgerufen, um sich zur nöthigen Höhe der Entrüstung hinauf zu schrauben. Jetzt schreitet sie in die Küche, gepanzert in ihrem Innern, jede Muskel schlagfertig. Da tritt ihr die Magd entgegen, ein blüthenweißes, duftiges Häubchen in der Hand:

„Was? Gnädige Frau sind schon auf? Wie schade! Gerade wollte ich das Morgenhäubchen heimlich hinein legen; ich weiß doch, daß es gnädige Frau gern recht bald haben wollten, da hab' ich es nicht zur Wäscherin getragen, sondern gleich selbst garnirt.“

„Ja, aber Minna — wann denn?“ stammelt die Frau, in allen ihren Maßnahmen erschüttert, „wann hast Du denn das gemacht?“

„Na, gestern Abend,“ triumphirt das Mädchen, „just um ein Uhr Nachts war ich fertig.“

Die Frau steht verblüfft da. Soll sie jetzt ihre schön ausgedachte Rede halten? Unmöglich! O Minna, du Pfiffikus, du hast es gar wohl gewußt, daß heute der „Erste“ ist, und mit Hülfe deines Kalenders hast du dir abermals den Sieg gesichert.

Die „Gutmüthige“ und die „Selbstbewußte“, Beide bleiben sie meistens längere Zeit in einem Dienste. Die Erstere behält man aus Mitleid immer wieder, und die Letztere versteht es, sich so unentbehrlich zu machen, daß man sich stets auf's Neue ihrer Alleinherrschaft im Hause fügt. Pfiffig wie sie ist, studirt sie genau den Charakter ihrer Herrschaft und weiß die kleinen Schwächen jedes einzelnen Familienliedes zu benutzen. Sie erkundigt sich zehnmal am Tage mit bedeutender Miene nach den Zudikänden der nervösen Dame des Hauses; sie legt dem Herrn pünktlich und genau jeden Gegenstand, den er braucht, an den dazu bestimmten Ort; sie öffnet ihm die Hausthür, ehe er noch die Glocke gezogen hat. Den erwachsenen Töchtern bringt sie die Neuigkeiten der Stadt nach Hause, und den Sohn benachrichtigt sie rechtzeitig, wenn Damenbesuch da ist, damit er geräuschlos in sein Zimmer verschwinden kann, statt in den Rachen der Besuchermen zu fallen. Den Kindern hilft sie bei ihren Weihnachtsarbeiten für die Eltern oder steckt ihnen heimlich ein Butterbrod zu. Ein solcher „Tresor“, wie man dergleichen Unicum zu nennen pflegt, dient am liebsten allein in einem Hause, da er sich selten mit Nebendienstboten vertragen kann. Solch ein Mädchen ist auch fast immer ein Erbstück der Familie, etwa die Amme des ältesten Kindes oder gar die Amme der jungen Hausfrau selbst. Sie ist mit der Geschichte der Familie vertraut bis in die kleinsten Falten und kennt jedes Geräth im Hause, jedes Stück Wäsche viel genauer, als die Besitzerin dieser Dinge selbst.

Kommt aber solch ein „Tresor“ doch einmal in einen andern Dienst, so ergiebt es sich meistens, daß man dort durchaus nicht ebenso zufrieden mit ihm ist. Ich habe überhaupt ein entschiedenes Mißtrauen gegen solche lebendige Familienstücke.

Keiner Herrschaft möchte ich gerathen haben, meine alte „Strieglermutter“ in den Dienst zu nehmen, nachdem sie in unserm Hose durch siebenundzwanzig Jahre gedient und sich dort als Factotum so unentbehrlich gemacht hatte, daß man sich unsere Wirthschaft gar nicht mehr hatte vorstellen können ohne die „Strieglerin“. Eigentlich war sie ihres Zeichens Garten- und Waschfrau. Aber sie hatte auch andere Aemter: war eine Kuh krank, so mußte sie bei derselben wachen; fuhren wir in's Theater, so blieb sie bei den Kindern — zu deren größtem Jubel und Entzücken; denn so schöne Geschichten wie die alte „Strieglerin“ konnte Niemand erzählen. Gab es einen Geldbrief zu besorgen, oder einen besonders delicaten Auftrag mündlich zu bestellen, wer anders als sie hätte der Bote sein können?

Wenn diese Frau später zu einer andern Herrschaft gekommen wäre, so hätte sie gewiß nur die stehende Redensart solcher Familienexbstücke im Munde geführt: „Bei uns wurde das anders gemacht; unsere Herrschaft machte es so und so“, x. Unmöglich hätte sie sich in ein anderes Regiment fügen können, und so ist es am besten, daß sie an dem Orte blieb, wo ich ihr lebenslängliche Wohnung mit Gärtchen für den Rest ihrer Tage gesichert hatte.

Die gewöhnlichen bunt bekreideten Dienstbücher unserer Stuben- und Küchenmädchen, die für jedes Jahr mehrere gefüllte Seiten von Zeugnissen aufzuweisen haben, sind mir stets sehr verdächtig. Am liebsten nehme ich ein Mädchen aus braver solider Familie, die noch gar nicht gedient hat, aber zu Haus überall tüchtig mit zugreifen mußte; denn in den bei uns üblichen Zeugnissen ist ja überhaupt nichts weiter zu berücksichtigen, als die Dauer des Dienstes; einen Tadel schreibt ja Niemand hinein. So lange die Herrschaften sich nicht entschließen, genauere Atteste auszustellen, werden die Dienstbücher nicht mehr Werth für sie haben, als ein polizeilicher Aufenthaltsschein. Und doch ist solches Angeben der Wahrheit ein schwierig Ding. Ich habe es ein einziges Mal versucht, werde es aber für alle Zukunft bleiben lassen. „Ist ehrlich gewesen, aber sehr nachlässig,“ schrieb ich einer Küchenmagd in's Buch. In Folge dessen hatte ich dreimal an Amtsstelle zu erscheinen und mußte eine lange schriftliche Erklärung über die gerügten Vernachlässigungen abgeben. Nun, das Verzeichniß des zerbrochenen Geschirres, der angebrannten Suppen x. war lang genug, um dem Herrn vom Gericht zu imponiren — mein Attest blieb daher auch unverändert stehen. Aber an diese stundenlangen Zeugenverhöre will ich denken, so oft ich wieder die Feder ansetze zu einem Dienst-Attest.

Digitized by Google

Ich meine übrigens, in das Gesicht und auf das ganze Gebahren eines Mädchens muß man mehr sehen, als in ihre Zeugnisse. Dann muß vor Allem nach der Familie gefragt oder mündlich Nachfrage gehalten werden bei der letzten Herrschaft. Das sind die einzigen Vorsichtsmaßregeln, die man ergreifen kann — sie werden selten ganz trügen.

Hat man aber einmal ein Mädchen in's Haus genommen, deren Aeußeres und Herkommen Vertrauen einflößt, dann zeige man ihr auch Vertrauen! Viele Frauen klagen: „Nicht das Geringste kann man stehen lassen vor dieser Näscherin.“ Eben weil jede Kleinigkeit weggeschlossen wird, so glaubt das Mädchen in seinem Recht zu sein, wenn sie dasjenige verbrauchte, was nicht verschlossen wurde. Wenn Du sie aber daran gewöhnst, selbst Speisereste aufzubewahren, nachdem sie den ihr gebührenden Theil davon empfangen hat, so wird Dein Mädchen solches Vertrauen meist zu würdigen wissen.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Vertrauen in wichtigeren Dingen. Nur ein Dienstbote, vor dem man mit peinlicher Sorgfalt jedes Familienereigniß geheim hält, den man energisch ausschließt von allen Interessen seiner Herrschaft, nur ein solcher wird an den Thüren horchen und das dort Erlauschte weiter klatschen. Wenn ich irgend ein Vorkommniß im Hause geheim halten will, so ist gewiß das Erste, daß ich es meinem Dienstmädchen erzähle mit der Anempfehlung, die Sache nicht weiter zu sagen. Wie stolz, wie geehrt fühlt sich das Mädchen durch solches Vertrauen! Wenn sie brav und rechtschaffen ist, so wird sie das Geheimniß ihrer Herrschaft hüten wie ihr eigenes. Das ihr anvertraute Geheimniß ist ein Heiligthum für sie, aber was sie erhorcht oder errathen hat, fühlt sie sich nicht verpflichtet, heilig zu halten.

Ein Dienstbote, der das Vertrauen seiner Herrschaft genießt, wird sich überdies bald genug den nöthigen Tact aneignen, um nicht störend in die intimen Beziehungen des Hauses einzugreifen. Er wird es bemerken, daß das Gespräch bei seinem Eintritte stockt, und deshalb die im Zimmer nöthige Verrichtung so rasch als möglich erledigen. „Wie der Herr, so der Knecht“, es giebt kein wahreres Sprüchwort.

Wer nur fühllose Maschinen als Dienerschaft wünscht, der wird sie bald genug haben; er darf aber auch dann von diesen Automaten nicht mehr verlangen, als daß sie die tägliche Aufgabe richtig abschnurren; er darf nicht erwarten, daß sie in entscheidenden Momenten das Maß ihrer Pflichten freudig überschreiten, um der Herrschaft ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen.

Gute und treue Dienerschaft muß man sich selbst erziehen: sie wächst nicht in den Vermittelungsbureaux heran. Zwischen Vertrauen und Vertraulichkeit aber ist noch ein großer Unterschied, und nur das erstere sollen unsere Dienstboten von uns genießen. Hier ist die Klippe, die am schwersten zu umschiffen, die Grenze, die am schwersten einzuhalten ist. Durch würdig ernstes Vertrauen gewinnen wir und die Herzen unserer Dienerschaft: durch läppische Vertraulichkeit geben wir uns selbst in ihre Hände. So wie ein Kind niemals, selbst in den Momenten zärtlichster Hingabe nicht, vergessen darf, daß es Vater und Mutter vor sich hat, nicht gleichstehende Gespielen, so darf auch ein Dienstbote — selbst wenn er seit vielen Jahren im Haus wäre — nie seine dienende Stellung zur Herrschaft vergessen. Dieses Bewußtsein braucht kein drückendes zu sein; es ist im Gegentheil ein erhebendes.

Einen Dienstboten, wie er sein soll, kann das Vertrauen seines Herrn nur um so mehr erheben, je tiefer er sich an Bildung unter demselben stehen fühlt, und dieses Vertrauen wird ihn sicher weit mehr befriedigen, als jene leichtfertige Vertraulichkeit, die er bei seines Gleichen überall finden kann, also nicht erst bei der Herrschaft zu suchen braucht.

Von einem Dienstboten, den man in dieser Weise vertrauensvoll an sich heran gezogen hat, muß man dann aber auch etwas verlangen können. Man darf nicht nur verlangen, daß er das ihm Anbefohlene pünktlich ausführt, nein, man muß auch darauf halten, daß er selbst etwas sieht. Ich kenne eine Dame, welche ihrem Stubenmädchen klingelt und, wenn dasselbe eingetreten ist, nur die drei Worte zu ihr sagt: „Sieh Dich um!“ oder: „Was fehlt denn auf dem Tisch?“

Immer muß das Mädchen selbst finden, was sie versäumt hat. Es ist ein klein wenig Grausamkeit bei diesem Vorgehen, das gebe ich zu; denn das arme Ding steht dann wie mit Blut übergossen da und läßt in tödtlicher Verlegenheit die Blicke rundum schweifen. Weiß sie doch nicht, ob das, was sie sehen soll, ein Spinnengewebe an der Zimmerdecke oder ein Schmutzfleck auf dem Boden ist! Aber gerade die kleine Strafe dieser Verlegenheit ist recht wirksam, und jene Dame hat stets sehr accurate Dienstleute.

Einem braven und anstelligen Mädchen sollte man auch die Eintheilung der Arbeit zum größeren Theil selbst überlassen. Sobald sie lange genug im Hause ist, um einen Ueberblick über die gesammte ihr zufallende Arbeit gewonnen zu haben, ist sie selbst auch diejenige, die sich ihre Zeit am besten eintheilen kann, und erspart sie durch kluge Zeitbenützung ab und zu ein Stündchen, so sei die Hausfrau nicht so grausam, ihr zur Ausfüllung desselben eine besondere, neue Arbeit zu dictiren. Es ist ein falsches Prinzip, zu sagen: „Meine Dienstboten müssen von sechs Uhr früh bis acht Uhr Abends arbeiten.“ Es muß heißen: „Meine Dienstboten haben dies und das zu vollenden; ob sie damit um sechs Uhr fertig sind oder bis in die Nacht hinein arbeiten, das ist ihre Sache.“

Faule und unordentliche Dienerschaft, vor Allem aber Lügner, würde ich nie im Hause behalten. Da ist, wie das Sprüchwort sagt, „der erste Aerger der beste“. Die angelobte Reue und Besserung hat meistens nur kurze Zeit Bestand, und man thut später doch, was man besser sogleich gethan hätte.

Da heißt es eben: wechseln, immer wieder wechseln, bis man eine Person erlangt hat, die ehrlich und aufrichtig ist und mit gutem Willen und Fleiß an die Arbeit geht. Ist aber eine solche gefunden, dann sei sie auch danach gehalten! Wenn ein gutes Mädchen bei Euch nicht gedeiht und nicht Stand hält, dann seid Ihr selbst daran schuld, verehrte Hausfrauen und Mitschwestern.

Ich sehe Euch im Geiste leise den Kopf schütteln. Ihr mögt es nicht gern geschehen lassen, daß man den Spieß herumdreht und Euch selbst als die Schuldigen hinstellt. Aber dieser Weg ist in jeder möglichen Sache der einzig richtige zur Abhülfe. Zuerst muß man immer fragen: „Trage ich selbst keinen Theil an der Schuld?“ ehe man den Stab bricht über Andere, und es ist seltsam, daß auf diese Frage meistens ein rasches, entrüstetes: „O nein!“ zu erschallen pflegt, das sich aber bei näherer Beleuchtung oft in ein bescheimt bemüthiges „Ja — vielleicht doch!“ verkehrt.

So ist es auch in der leidigen Dienstbotenfrage, bei der die Schuld häufiger als sonst irgendwo auf beiden Seiten liegt, wenn unsere Frauen klagen: „Es giebt keine braven Dienstleute mehr“, und die dienende Classe seufzt: „Es giebt keine guten Herrschaften mehr.“

Gar komisch war mir die Klage einer Hausfrau, die da sagte: „Sowie man ein braves Mädchen hat — Schwupp, heirathet sie Einer weg. Warum nur nicht lieber die unordentlichen heirathen? Es wäre doch viel weniger schade um sie.“

Das macht eben: die Männer haben den unbegreiflichen Geschmack, lieber nach den braven und fleißigen Mädchen zu greifen. Es ist eine schöne, milde Ansicht, daß jeder Mensch sich bessern kann und daß man also Nachsicht haben soll, vorzüglich mit Dienstleuten, aber in der Praxis ist diese Ansicht nur auf einen bestimmten Kreis von Fehlern anwendbar. Nachlässigkeit, unbeholfenes Wesen, ja sogar Unfaubrkeit läßt sich zuweilen bei den Dienstboten bessern, aber Frechheit, Betrügerei, Verstocktheit, Lügen- und Launenhaftigkeit niemals! Wer also die Humanität nicht so weit treiben will, aus seinem Heim eine Besserungsanstalt zu machen, der handelt klüger, wenn er Dienstboten so schnell als möglich entläßt, an denen sich einer der obigen Charakterfehler gezeigt hat.

Und nun die Moral von meiner Plauderei? Das Geschlecht der braven, treuen Dienstboten ist nicht ausgestorben, und wer da sucht, der wird auch heute noch finden. Aber er soll das „Gefundene“ dann auch werth und warm halten — nicht in blinder Schwäche, nicht in läppischer Vertraulichkeit, aber in freundlich theilnehmender Weise, ganz ähnlich der Art, die zwischen guten Eltern und braven Kindern herrscht. Ein Dienstbote aber, der solch eine Herrschaft gefunden hat, soll auch keineswegs Alles ausbieten, um sich deren Vertrauen und Zufriedenheit zu erhalten; denn was auch trügerische Verheißungen ihm vorspiegeln mögen von höherem Lohne, mehr Freiheit u. dergl. m. in anderen Häusern, er hat das Beste gefunden, was es geben kann, nämlich der eigenen Heimath, ja ist ist er sogar bei einer guten Herrschaft noch sicherer geborgen, als im eigenen Elternhause.

Digitized by Google

Der Page.

Mit dem Bilde von F. Keller.

Wem gilt Dein Lied, Du schöner Knabe?
Dein Auge spricht; es schweigt Dein Mund,
Und Deiner reichen Liedergabe
Lauscht Niemand, als Dein treuer Hund;
Es klingt so wunderseltsam süße,
So wehmuthsvoll und doch so traut —
Wem bringst Du, Page, solche Grüße
Mit Deiner Mandoline Laut?

Dein Vater fiel im heil'gen Lande —
Ihn traf ein Saracenenpfeil;
Am heißen, stillen Cydnusstrande
Ward ihm ein einsam Grab zu Theil.
Dem besten Bruder war beschieden
Der Tod in der Mongolenschlacht,
Und wo die Ahnen ruh'n in Frieden,
Ward Mütterchen zur Ruh' gebracht.

Will um verlor'ne Todte klagen
Dein Lied so weich und goldig rein?
Willst Du in Tönen ihnen sagen,
Wie Du in weiter Welt allein? —
Allein! — Bist wirklich Du verlassen,
Schläft alle Deine Lieb' im Grab',
Und will Dich Niemand warm umfassen
Mit lindem Arm, Du schöner Knab'? — —

Es steht, von Rebengrün umsponnen,
Am Oderstrand ein weißes Haus;
Im warmen Strahls sich zu sonnen,
Blickt dort ein blondes Haupt heraus.
Die süßen Augen blinzeln müde;
Die Locken wehen leicht im Wind;
Es ist, als lausche fernem Liede
Das wunderholde, liebe Kind.

Du kennst das Haus, schwarzlock'ger Knabe,
Und kennst der süßen Augen Stern;
Weit mehr als Deiner Lieder Gabe
Gäbst Du der Holden gar zu gern.
Still sehnend träumst Du noch vom Glücke
Wie von dem fernen Wunderland —
Getrost, Dein Lied baut Dir die Brücke,
Die sich von Herz zu Herzen spannt.

Anton Thorn.

Digitized by Google

Die Reform des modernen Theaterbaues.

Von Karl von Lützow.

Ein finsterer Dämon waltet seit Wochen über den freundlichen, glanzerfüllten Räumen unserer Theater, den Stätten der Erholung und des edelsten Genusses für viele Tausende, denen im Kampfe des Lebens jede sonstige Gelegenheit verloren gegangen, sich der Segnungen der Kunst zu erfreuen. Soll auch dieser letzte Zufluchtsort ihnen verschlossen werden oder sollen sie nur von banger Furcht begleitet ihn betreten dürfen? Das ist eine Frage, die wohl schon früher sich da und dort erhoben hat, nun aber — nach der entsetzlichen Katastrophe des Wiener Ringtheaters — allseitig laut hervortritt und zu einer ernsten Betrachtung der Zustände unseres modernen Theaterbaues herausfordert.

Dieser nämlich, der Bau und seine Einrichtung, nicht die menschliche Fahrlässigkeit, Gewissenlosigkeit und Kopflosigkeit trägt, meines Erachtens, die Hauptschuld an den unaufhörlichen und mit steigender Verderblichkeit auftretenden Theaterbränden. Ich will dies in Kürze darzulegen versuchen und hieran einige Gedanken über die Heilung des Uebels knüpfen.

Von den beiden Theilen, aus denen jedes Theater besteht, der Bühne und dem Zuschauerraum, hat ersterer, namentlich im Laufe der letzten Jahrzehnte, eine früher ungeahnte Entwickelung durchgemacht. Die Ausstattung der Bühne ist immer naturalistisch reicher, das Maschinenwesen immer complicirter, der Beleuchtungsapparat immer feuergefährlicher geworden. Dem gegenüber blieb der Zuschauerraum im Wesentlichen der alte; von einzelnen Ausnahmen abgesehen, hat er, insbesondere was die schnelle Circulationsfähigkeit des Publicums betrifft, keine nennenswerthen Veränderungen erfahren. Oder mit anderen Worten: tausende, ja hunderttausende von Menschen werden täglich mit einem der feuergefährlichsten Körper in unmittelbare Verbindung gebracht, ohne daß für ihre Rettung hinlänglich gesorgt wäre.

Das in jüngster Zeit viel citirte Buch von August Fölsch über Theaterbrände (1878) führt den Nachweis, daß die bei Weitem größere Mehrzahl dieser Unglücksfälle im Bühnenraum entstanden sind. Auch im Ringtheater war dies bekanntlich der Fall. Und wie könnte es auch anders sein? Hier ist eine unglaubliche Menge von Holzwerk, von Ballen, Brettern und Latten aufgehäuft, welche durch den langjährigen Gebrauch in erwärmter Luft ausgedörrt sind, sodaß sie im Augenblick Feuer fangen. Dazu kommt das riesige Quantum von grobfaseriger Leinwand, von mit Firniß getränktem Papier und anderen rasch entzündbaren Stoffen, endlich der häufige Gebrauch von brennbaren Flüssigkeiten und gefährlichen Apparaten, wie sie die moderne Bühnenkunst, namentlich Oper und Ballet, immer häufiger und kühner anzuwenden lieben, sodaß nicht selten eine Anzahl von Löschmännern hinter den Coulissen fortwährend bereit gehalten werden muß, um die durch Feuerregen 2c. entstehenden Entzündungen der Bühnenei nrichtung zu löschen.

Man müßte die menschliche Natur und den Gang der modernen Kunstentwickelung wenig kennen, wollte man sich der Hoffnung hingeben, daß diesem gefährlichen Spiel mit dem verderbenbringenden Element etwa durch die Theaterkritik oder durch polizeiliche Vorschriften Einhalt zu thun wäre. Unsere gesammte Kunst mit ihren gewaltigen colouristischen und naturalistischen Evolutionen drängt auch im Bühnenwesen vor Allem auf Befriedigung der Sinne, Illusion und Effect um jeden Preis hin. Es wäre leichter, unsere Kunstfreunde an Wandgemälde im Stile Giotto's oder Tafelbilder in Stephan Lochner's Weise zu gewöhnen, als die ständigen Besucher der heutigen Theater an die schlichte Bühneneinrichtung der Goethe'schen Zeit. Entschlösse man sich selbst der Polizei die weitelgehende Oberge über die feuergefährliche Hantierung hinter den Coulissen einzuräumen, so wäre auch dadurch die Gefahr nicht beseitigt.

Wenn also das Feuer nicht zu beseitigen ist, so mache man die auf der Bühne verwendeten Stoffe weniger leicht entzündbar!" So lautet eine sehr natürliche Folgerung, welcher die moderne Naturwissenschaft auch bereits in dankenswerthester Weise zu genügen bestissen war. Wir waren in Wien unlängst Zeugen von Versuchen, welche mit imprägnirten Stoffen (System Patera und andern) angestellt wurden und die beruhigendsten Resultate ergaben. Auch an anderen Orten sind solche Proben wiederholt gemacht, an einigen Theatern sogar die neuen Stoffe bereits eingeführt. Beachtenswerth erscheint auch nach den vorliegenden sachkundigen Berichten eine unter verschiedenen Namen („Extincteur", „Mata Fungos" 2c.) auftretende Erfindung, mittelst deren ein bedeutender Brand plötzlich gelöscht werden kann (System Delattre).

Allein bei diesen sämmtlichen höchst dankenswerthen Vorschlägen und Erfindungen, sowie bei vielen anderen Propositionen, durch welche man den Bühnenbränden wirksam entgegenzuarbeiten oder ihre verheerende Wirkung auf den Bühnenraum zu beschränken hofft (Draht- und Blech-Coutinen, Bühnenregen 2c.), bei alledem handelt es sich um die wirkliche Gefahr. Leider wissen wir aber Alle, daß es keineswegs diese allein, sondern ebenso sehr die imaginäre Gefahr ist, welche bei der ganzen Angelegenheit in Betracht kommt. Es braucht gar nicht zu brennen; ein Frevler oder ein Irrsinniger braucht nur „Feuer" zu schreien — und unsäglliches Unglück bricht über die Masse herein. Die Schreckensscenen in der Warschauer Kreuzkirche bieten dafür den neuesten traurigen Beweis. Gebe man sich doch nicht der trügerischen Hoffnung hin, daß mit der Einführung der Flammenschutzmittel in unser Decorationswesen, mit dem Ersatz des Holzes durch Eisen bei der Construction der Schnürböden, durch die höchste Vervollkommnung des Feuerlöschwesens u. dergl. m. die Panik des Publicums auch nur im Geringsten sich vermindern werde! Diese Beruhigungsmittel mögen und werden dazu beitragen, daß die Leute sich wieder daran gewöhnen, ohne Furcht vor dem Verbrennen in's Theater zu gehen. Ja, ich bin sogar der Meinung, daß der göttliche Leichtsinn, dieser ewige Genosse des Menschen, auch ohne Palliativmittel gegen den Flammentod allmählich das nämliche verwüstliche Resultat herbeiführen werde. Ruhig hinausgehen aber, wenn es brennt, oder wenn man glaubt, es brenne, werden die Menschen nie. Ein entwürdigendes, menschenmordendes „Sauve qui peut" wird immer die Parole solcher Augenblicke sein.

Deshalb meine ich: unsere Heilmethode muß dort eingreifen, wo in den Augenblicken der Verwirrung die Gefahr sich zusammendrängt, im Circulationsraum des Publicums. Oder mit anderen Worten: im Bau der Theater, in der Einrichtung des Zuschauerraumes von Allem ist die wirkungsvollste Abhilfe für die geschilderten Gefahren zu suchen; die Aufgabe, die zu lösen ist, ist in erster Linie eine architektonische.

Es sei mir zur Erläuterung dieses Gedankens ein ganz kurzer geschichtlicher Rückblick gestattet. Wie grundverschieden das Theater des classischen Alterthums von dem unserigen gewesen sein mag, so hat dasselbe doch, wie die Baukunst der Alten überhaupt, gewisse Grundzüge der Anlage festgestellt, welche sich als Errungenschaften von unveräußerlichem Werth für alle Zeiten, selbstverständlich für die unserige so gut wie für jede andere, erweisen. Trennung von Bühne und Zuschauerraum war ein Hauptzug des Theaterbaues der Griechen. Die Römer hoben diese Trennung auf — milderten sie wenigstens — und schufen aus beiden Bestandtheilen ein geschlossenes Ganzes. Sie verwandelten zugleich den Zuschauerraum, der bei den Griechen an eine natürliche Bodenerhebung sich anzulehnen pflegte, in einen vollkommen freistehenden, mit der Bühne zusammenhängenden Bau.

Auflösung des Zuschauerraumes in ein System von Treppen und Gängen war der Grundgedanke, der sie dabei verwirklichten. „Das Motiv, welches sie zu Grunde legten, war ein sehr verständiges. Es lief ihnen nicht ein, einer großen Menschenmasse zuzumuthen, daß sie sich durch zwei, drei Thüren mit einer Breite von zwanzig Fuß im Ganzen gedrängt entferne, wenn das Schauspiel zu Ende war, oder daß sie gar, wenn Tumult entstand, nicht zu drängen anfange." Mit diesen Bemerkungen Jacob Burckhardt's stimmt ein Wort überein, welches sich einmal aus Gottfried Semper's Munde hörte: „Der Theaterbau soll in demjenigen Theil, welcher den Zuschauerraum umschließt, im Aeußeren sich als ein aus dem Boden hervorgezogener Fundamentbau darstellen." Hierin ist angedeutet, daß der große moderne Meister das römische Motiv als übertragungsfähig auf den modernen Theaterbau betrachtete. Ohne ein Zurückgreifen auf das System der Römer, das auf möglichste Decentralisation (Auseinanderhaltung) der Treppenanlagen abzielte, ist in der That eine Lösung der Aufgabe ebensowenig zu denken, wie ohne Wiederaufnahme der Forderung der Griechen, welche die Trennung von Bühne und

Digitized by Google

Zuschauerraum durchgeführt hatten. Daß dabei alle Modificationen eintreten müssen, die der gedeckte Raum an Stelle des ungedeckten der Alten mit sich bringt, ist selbstverständlich.

Betrachten wir nun den modernen Theaterbau, so sehen wir, daß sich derselbe, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin entwickelt hat.

Unsere alten Schauspiel- und Opernhäuser mit ihrem Gewirr enger Gänge und Treppen sollen dabei ganz außer Acht gelassen bleiben. In ihnen ist gar kein System, kein auch noch so geringfügiger Keim der Entwickelung enthalten. Und es ist nur dem Zufalle, in einigen Fällen wohl auch der sehr strengen Aufsicht zu verdanken, wenn in diesen „Musentempeln" bisher nicht noch viel häufiger, als die Statistik es ausweist, der Feuertod seine furchtbare Ernte gehalten hat. Anders ist die Sache bei den stattlichen modernen Theaterbauten, welche jetzt in immer größerer Zahl und reicherer Ausstattung an den Straßen und Plätzen unserer Großstädte und Mittelstädte sich erheben. Bei ihnen hat namentlich das von Frankreich ausgegangene System der Anlage weiter, glänzend geschmückter Vorhallen und Foyers, hin und wieder durch Loggien-Vorbauten bereichert, seine oft mit Glück durchgeführte Anwendung gefunden. Unter den französischen Typen sei hier auf das große Theater von Bordeaux und auf die neue Pariser Oper hingewiesen; von deutschen und österreichischen Werken genügen als Beispiele die neuen Opernhäuser zu Wien und Frankfurt am Main. Alle diese Anlagen haben das mit einander gemein, daß sie das Publicum in einen großen Vestibüle- und Treppenraum zusammenführen. Hier steigen alle Vorsafrenden ab, treten alle Fußgänger ein; hier findet sich die froh erregte oder weihevoll gehobene Menge nach Schluß der Vorstellung zusammen; man tauscht Gruß und Meinung aus; die Toiletten der Damen, wenn auch in theilweiser Verhüllung, und — die Damen selbst („sie spielen ohne Gage mit") passiren hier die letzte Revue vor den ihrer harrenden Herren und Gebietern.

Das ist nun Alles recht schön und angenehm — ohne Feuersgefahr! Aber es darf uns nicht über die Wahrnehmung der Thatsache hinwegtäuschen, daß dieses Zusammenführen der Masse des Publicums aus allen Räumen des Theaters, aus Parquet und Parterre, wie aus sämmtlichen Logen und Galerien, die größten Gefahren in sich birgt. Es ist darin das Princip der Convergenz (des Zusammenlaufens) der Gänge und Treppen an Stelle desjenigen der Divergenz (des Auseinanderlaufens) getreten, und nur dieses letztere, wie es die Alten bereits erkannt, ist das allein Richtige und Heilbringende. Nicht darauf kommt es an, den Strom der Theaterbesucher in einem Reservoir zu vereinigen, sondern vielmehr darauf, die natürliche Gliederung der Menge, wie sie sich in den Rängen und Sitzreihen ausdrückt, auch in den Zugängen, Treppen und Vorhallen beizubehalten, ja sie zur größeren Bequemlichkeit jedes Einzelnen noch zu vermehren.

Einsichtsvolle Architekten, wie Moller und namentlich Semper, haben denn auch auf die gründliche Umgestaltung des Theaterbaues in diesem Sinne hingearbeitet. Aber sie gingen dabei trotzdem noch immer mehr von den rein künstlerischen als von den eigentlich praktischen Gesichtspunkten aus. Sie trennten Bühne und Zuschauerraum architektonisch, und gaben dem Aeußeren des letzteren ein von dem Bühnenbau scharf unterschiedenes charakteristisches Gepräge. Das schöne, nach Art der alten Römerbauten gegliederte Halbrund des ersten Semper'schen Theaters in Dresden und die Segmentform des zweiten verdanken diesem Bestreben ihren Ursprung. Und wenn man die Grundrißanlage des ersten mit der des zweiten Baues von Semper in Vergleich zieht, so ergiebt sich ein Fortschritt in der Richtung der Decentralisation der Treppen, von denen ein Theil nach den Seiten, ein anderer Theil nach rückwärts, d. h. in der Linie der Längenaxe des Gebäudes entwickelt ist. Einen weiteren Fortschritt auf derselben Bahn erblicke ich in der Anlage des neuen Wiener Burgtheaters, welches bekanntlich von Hasenauer nach einem durch ihn und Semper gemeinsam entworfenen Plane ausgeführt wird. Hier sind die breiten Treppen des ganzen Parterre- und Logenpublicums in zwei rechts und links angefügte Flügelbauten verlegt, und für das Publicum der beiden Gallerien (des dritten und vierten Ranges) besondere Stiegen, ebenfalls von ausreichender Breite, angeordnet, welche — wie in Dresden — im Rücken des Zuschauerraums, den Standpunkt außen gedacht, an der Hauptfronte des Gebäudes gegen die Ringstraße zu in eine große Vorhalle ausmünden. Wenn man auf demselben Wege nun noch den letzten Schritt machen, und für jeden Rang, für jede Gallerie, wie für Parterre und Parquet, je nach dem Fassungsraum aller dieser Abtheilungen, besondere Treppen in entsprechender Anzahl und Breite schaffen würde, wie die Römer es gethan, so wäre damit dem Uebel in durchgreifender Weise abgeholfen. Das Princip der Decentralisation und Divergenz der Treppen muß in der Weise durchgeführt werden, daß die Menge, ohne zu suchen, selbst in der Verwirrung, wie mechanisch den Ausgang findet und in möglichst vielen, kleinen Abtheilungen direct an's Freie geführt wird. Ein besonderes Gewicht ist dabei auf die Ausmündungen der Treppen zu legen; dieselben dürfen nicht tangential, sondern sie müssen radial, das heißt strahlenartig, gegen die bogenförmig zu gestaltenden Vorhallen gerichtet sein, so daß auch im letzten Stadium des Austrittes kein Zusammenstoßen, sondern ein möglichst getrenntes Auseinanderweichen der Massen erfolgen könne.

Wenn ich aus dem Gesagten jetzt einige bestimmte Folgerungen ziehen und als Forderungen für die Reform unseres Theaterbaues bezeichnen darf, so wären es diese:

1) Der Bühnenbau ist vom Zuschauerraum durch Brandmauern, eiserne Thüren und eine in steter Benutzung zu erhaltende Blechcontrine zu trennen; seine Einrichtung ist durch Flammenschutzmittel, ausgiebige Löschvorrichtungen, Lüftungen oder ähnliche Ventilationsapparate zu sichern; wo nur immer das Holz durch Eisen ersetzt werden kann, sollte dies geschehen.

2) der Zuschauerraum ist in einer dem antiken römischen Theater ähnlichen Weise umzugestalten, mit zahlreichen radial angelegten Durchgängen, breiten umlaufenden Vorhallen und möglichst vielen leicht findbaren, weiten, feuersicher construirten und überwölbten Treppen zu versehen, die direct in's Freie hinaus führen; auch für den Ausgang ist die radiante Richtung wesentlich.

3) ist der Theaterbau nur auf freien Plätzen in entsprechender Entfernung von den umliegenden Gebäuden zu errichten; nur so ist die Entwickelung des Treppen- und Gangsystems in der geschilderten Weise durchführbar, ganz abgesehen von der verminderten Gefahr für die Nachbarschaft, auf die hier nicht einzugehen ist. — —

Als dieser Aufsatz im Wesentlichen bereits niedergeschrieben und ein damit übereinstimmender Vortrag acht Tage nach dem Ringtheaterbrand im „Wissenschaftlichen Club" zu Wien gehalten war, kamen mir die „Anordnungen und Einrichtungen" zu Gesicht, welche die preußische „Akademie des Bauwesens" auf Veranlassung des deutschen Reichskanzlers vor einiger Zeit ausgearbeitet hat und welche kürzlich (in Nr. 293 des „Reichsanzeigers" und in anderen Journalen) veröffentlicht wurden. Sie stimmen im Großen und Ganzen mit den von mir entwickelten Grundsätzen vollkommen überein und geben nur mehr technisches und baupolizeiliches Detail, als hier am Platze wäre, dessen Studium übrigens dem Publicum dringend empfohlen werden muß.

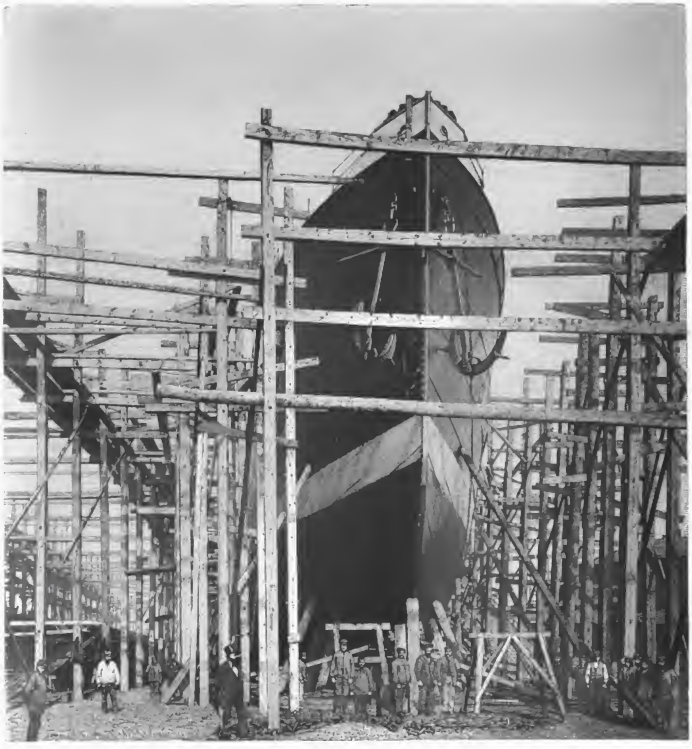
Was mir aber vor Allem jetzt vonnöthen scheint, ist eine Regelung des Theaterbaues und Bühnenwesens auf dem Wege des Gesetzes. Wir haben Gesetze für den Eisenbahnbau und Eisenbahndienst, welche mit drakonischer Strenge die kleinsten Versehen und Fahrlässigkeiten ahnden. Für den Theaterbau und das Bühnenwesen hilft man sich mit veralteten Polizei-Ordnungen, commissionellen Erhebungen, die zu keinem Ende führen, und schleppt in Folge dessen einen Wust von Uebelständen weiter zur fortwährenden Bedrohung vieler Tausende. Wer die Statistik der Theaterbesucher mit der des Publicums der Eisenbahnreisenden vergleichen würde, dürfte so ziemlich auf die gleichen Ziffern stoßen. Für die Einen, welche ihr Leben einem höchst vollkommenen Institut, einem Wunder der modernen Technik und Erfindungskraft anvertrauen, hat man durch Gesetze und Polizeivorschriften ausgiebig gesorgt, um sie vor Gefahr und Verlust zu schützen. Die Anderen dagegen setzt man in den Höhlengängen unserer alten, in der Regel für viel kleinere Verhältnisse berechneten und nothdürftig der neuen Zeit angepaßten Theater täglich dem Feuer- und Erstickungstode, ja der noch viel schrecklicheren Gefahr des Erdrücktwerdens aus, ohne daß die unaufhörlichen Unglücksfälle bis jetzt ein anderes Resultat gehabt hätten als ein — akademisches Gutachten. Regierungen und Volksvertreter, thut eure Pflicht zum Schutze der Menschheit und zur Erhaltung unseres hehren Musendienstes!

Digitized by Google

Auf der „Norddeutschen Werft“ zu Gaarden.

Als der Eisenschiffbau vor einigen Jahrzehnten in England, seiner eigentlichen Heimstätte, bereits in höchster Blüthe stand und seine stolzen Gebilde schon alle Meere durchzogen, war auf den deutschen Werften noch nicht die leiseste Spur einer neuen Entwickelungsphase zu erkennen. Die gesammte deutsche Industrie hatte gar zu sehr gegen das Vorurtheil anzukämpfen, das im eigenen Vaterlande gegen sie obwaltete, und deshalb den Muth eingebüßt, ihre Kräfte frei zu entfalten und in den Wettkampf der internationalen Arbeit einzutreten. Wohl vollendete im Jahre 1856 die „Reiherstieg-Schiffswerft“ in Hamburg ihr erstes eisernes Fahrzeug und folgten diesem ersten gelungenen Versuche weitere Schöpfungen auf diesem Gebiete, aber dennoch kam der Eisenschiffbau in Deutschland weder in Aufschwung noch im In- und Auslande zur rechten Geltung.

Erst mit der Wiedergeburt des deutschen Reiches begann in den deutschen Häfen sich ein neues, frisches Treiben zu entfalten, und auch die deutschen Werfte schickten sich an, sprechende Beweise ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen; da kam die deutsche Handels-



Der Vorsteven des eisernen Kauffahrteischiffes „Hassius“ auf der Werft zu Gaarden.
Nach einer Photographie im Verlage von E. A. Schwartz in Berlin.

Digitized by Google

Der Kieler Hafen und die „Norddeutsche Werft“ zu Gaarden. Nach einer Photographie im Verlage von E. A. Schwartz in Berlin.

Digitized by Google

flagge und auch das in Deutschland erbaute Eisenschiff zu Ehren. Der deutschen Kriegsmarine gebührt das Verdienst, das Vorurtheil gegen die deutsche Schiffbaukunst gebrochen zu haben; sie gewann Vertrauen zur deutschen Arbeit und ließ nun ihre Schiffe auf heimischen Werftstätten erbauen.

Die „Märkisch-Schlesische Maschinenfabrik-Actiengesellschaft" (vormals F. A. Egells) in Berlin, die bereits im Auslande hohe Anerkennung für ihre Kunstschöpfungen auf dem Gebiete der Schiffsmaschinen gefunden hatte, wurde zuerst mit der Anfertigung der Maschinen- und Kesselanlagen für die Kriegsflotte betraut; dann wandte sich die kaiserliche Marine auch an die deutschen Werften, bis sie sich schließlich von den ausländischen Werftstätten loslagen konnte.

Nunmehr trat in dem Eisenschiffbau Deutschlands ein vollkommener Umschwung ein. Sowohl die heimischen wie die ausländischen Rheder erkannten jetzt den Werth der deutschen Arbeit, folgten dem von der Kriegsmarine gegebenen Beispiel, und es entwickelte sich alsbald auf den deutschen Werften eine rege und erfolgreiche Thätigkeit. Zu einer hohen Bedeutung in der maritimen Baukunst gelangten namentlich die bereits oben erwähnte „Weltersteg-Schiffswerft" in Hamburg, die Actiengesellschaft „Vulcan" in Stettin, die bereits eine stattliche Zahl stolzer Kriegsschiffe geschaffen hat, und die „Norddeutsche Werft" zu Gaarden, welche gleichfalls für die deutsche Kriegsflotte schon wacker gewirkt hat und noch wirkt; sie erwarb sich jüngst den besonderen Ruhm, das größte eiserne Kauffahrteidampfschiff, das jemals in Deutschland erbaut worden, fertig gestellt zu haben. Widmen wir den Werkstätten der gedachten Werfte und ihrer jüngsten Schöpfung eine kurze Betrachtung!

Gegenüber dem freundlichen Kiel, der anfblühenden Hauptstadt der Provinz Schleswig-Holstein, liegt der meist von Schiffern und werkthätigen Arbeitern bevölkerte Flecken Gaarden. An seinem Ufer, an der blauen, spiegelglatten Meeresbucht erstreckt sich in einer Länge von etwa einem Kilometer das imposante Besitzthum der Norddeutschen Werft mit seinen zahlreichen Werkstätten und rauchenden Schloten, mit seinen reichen Holz- und Eisenlagerplätzen, seinen von mächtigen Gerüsten umschlossenen Schiffsgebilden. Das Leben und Treiben, das sich auf diesen Arbeitsplätzen abspielt, die wettergebräunten Seemannsgesichter der Arbeiter, ihr monotoner, eigenartiger Singsang bei gemeinsamer Kraftentfaltung, die mit Theergeruch erfüllte Atmosphäre, das hier und dort lagernde Schiffsgeräth, das wirre Durcheinander von Planken, Ketten, Tauen, dazu die wechselnden Bilder auf dem Wasser — dies alles vereinigt sich in harmonischer Weise zu einem lebhaften Spiegelbilde des Hafenlebens und genahnt an die Bestimmung der hier entstehenden Werke. Dem Weltverkehr sind sie gewidmet, und ein Stück Weltverkehr pulsirt schon an ihrer Wiege. Bald naht das Dampfroß auf dem nahen Schienenwege; bald legt am Gestade ein Schiff an, um die zum Schiffbau gehörigen Producte aus den verschiedensten Ländern der Erde zu überbringen. Da sehen wir Holzstämme aus den südamerikanischen Waldungen, Eisen aus England und der Rheinprovinz ꝛc. ausladen und gar viele Hände thätig, um diese Producte zu verarbeiten. Und überall rasseln die eisernen Glieder der Dampfmaschine, um hier den Holzstamm zu formen, dort die Gebisse der Schmelzöfen anzufachen, oder mit Riesenhämmern die glühenden Metallmassen zu walzen; wie der menschliche Gedanke vermag hier die Maschine mit Hülfe der Präcisionsmechanik in einem Augenblick tausend Verbindungen herzustellen, mit einem Schlage gewaltige Eisenmassen zu durchbrechen oder wie Papier zu zerschneiden. Auf dem Boden jenes Raumes dort zeichnet der Ingenieur die Linien des neu zu erbauenden Schiffes; nach diesen Mustern werden in den Walzwerken die Eisenplatten gefornt. Hier sieht man Arbeiter beschäftigt, die Platten an einander zu nieten; dort erhebt sich schon die majestätische Gestalt eines oben vollendeten Eisenmastbaumes.

Doch welch' ein fesselndes Bild der gemeinsamen Arbeit und menschlicher Kraft bietet sich dem Auge bei Betretung der eigentlichen Bauplätze dar! Während hier als Grundlage eines imposanten Werkes die Kiellegung beginnt, sehen wir dort schon die Spuren des stählernen Gerippes eines deutschen Kriegsschiffs und weiter hinauf einen schon der Vollendung nahen Riesenschiffskörper sich erheben. Dort, jener Koloß mit den edlen Linien, der bereits für das nasse Element die Reife erlangt hat, ist der für den Hamburger Rheder Andersen bestimmte Kauffahrteidampfer „Cassius". Er hat die gewaltige Länge von 312 Fuß, eine Breite von 38 Fuß, eine Höhe von 27 Fuß 4½ Zoll nach englischem Maß und eine Tragfähigkeit von 3400 Tons oder 68,000 Centnern.

Sowohl dieses Schiff, wie auch die sechs anderen hier entstehenden Dampfer sind mit allen Neuerungen der maritimen Technik versehen. So hat der „Cassius" in seiner ganzen Länge einen doppelten Boden erhalten, nach einer Methode, die wohl schon längst bei dem Bau von Kriegsschiffen in Brauch ist, jedoch erst in neuester Zeit auch bei den großen Kauffahrern in Anwendung gelangt, um das Schiff, falls es ein Leck erhalten sollte, vor dem Untergange zu schützen. Das eindringende Wasser sammelt sich nämlich dann in dem durch den Doppelboden gebildeten Raum und wird nun durch Centrifugalpumpen, welche durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden, entfernt. Das Pumpwerk des „Cassius" ist im Stande, in einer Minute 6000 Liter Wasser aus dem Schiffsraum zu pumpen. Seine Maschine besitzt eine Arbeitskraft von 1500 Pferden und setzt das Schiff in den Stand, mit einer Geschwindigkeit von elf Knoten oder zweidreiviertel geographischen Meilen in der Stunde die Meereswogen zu durchziehen. Sowohl der Riesenanker des Schiffes, wie das Steuerruder werden durch besondere Dampfmaschinen in Wirksamkeit gebracht. Sämmtliche Maschinen- und Kesselanlagen, welche die Werft zur Ausrüstung ihrer Schiffe bedarf, werden nicht in Gaarden gebaut, sondern sind das Werk der schon oben erwähnten „Märkisch-Schlesischen Maschinenfabrik-Actien-Gesellschaft" in Berlin und Tegel, welche auch die Eigenthümerin der „Norddeutschen Werft" zu Gaarden ist.

Unsere beiden Abbildungen zeigen uns in trefflichster Naturtreue und Anschaulichkeit den „Cassius" noch auf dem Baugerüste, von den stützenden „Hellingen" umgeben. Auf der einen Illustration sehen wir den „Vorsteven", die vordere Kante des Schiffes, mit dem Riesenanker, auf der anderen einen Theil des Decks, auf welchem Arbeiter noch das letzte Werk verrichten. Von der Höhe des Decks haben wir einen prächtigen Blick auf die Meeresbucht und das gegenüberliegende freundliche Kiel mit seinen stattlichen Thürmen und schmucken Gebäuden, mit seinen aus- und eingehenden Schiffen. Die beiden Dampfer, welche in der Nähe des Gaardener Gestades dicht an einander liegen, sind die von der deutschen Regierung als Kriegsconterbande beschlagnahmten Schiffe „Sokrates" und „Diogenes". Die beiden griechischen Philosophen liegen heute noch angekettet vor Anker, während der stolze Römer „Cassius" bereits die Anker gelichtet und den Meereswogen und Stürmen seine Kraft gezeigt hat.

Der Ablauf solch eines Schiffskolosses von seinem Bauplatze in das Wasser bietet ein überaus erhebendes Schauspiel dar. Bevor das große Werk beginnen kann, müssen erst die Stützen, welche das Schiff von den Seiten her aufrecht erhalten, und die Stapelklötze, auf denen es unten ruht, allmählich entfernt und unter dem Kiele ein auf geschmierten Balken gleitendes Gerüst, der sogenannte Schlitten, angebracht werden. Ist diese Arbeit bis auf die Entfernung einiger Stützen gethan, dann stellen sich an beiden Seiten und den noch stehenden Stützpfeilern die Arbeiter auf und warten mit erregten Gesichtern und schweigendem Munde auf das Ende des feierlichen Tausactes, auf das übliche Zerschellen einer Flasche Wein am Vorsteven; dann erschallt der Ruf „Los!"; mit einem Schlage fallen die letzten Stützen; gleichzeitig hämmern die Zimmerer auf die Keile der unteren Klötze, und plötzlich beginnt der Koloß seinen Lauf und gleitet leicht, wie ein auf glatter Bahn dahin sausender Schlitten, in die Fluth hinab.

Auf keinem Gebiete der menschlichen Arbeit müssen so verschiedenartige Kräfte wetteifern, um zu einem großen Ziele zu gelangen, wie auf dem großen Markte des Weltverkehrs. Der Schiffsbau, die Nautik, die Naturwissenschaften, der Handel, alle diese Factoren müssen sich in harmonischer Verbindung vereinigen, um an dem großen Werke der Cultur und der Vervollkommnung des Menschen weiter zu bauen.

Paul Hirschfeld.

Digitized by Google

Schrift- und Bücherwesen im Mittelalter.

Von Dr. Hermann Richter.

Wenn man heute noch die Ansicht aussprechen hört, die Bildung der Neuzeit habe ihre Basis in den wissenschaftlichen und künstlerischen Errungenschaften des Alterthums, so hat dieselbe trotz der weitgehenden Umgestaltung der Wissenschaften, wie sie sich besonders in diesem Jahrhundert vollzogen hat, doch ihre Berechtigung. Denn was das Mittelalter in wissenschaftliche Beziehung geleistet hat, ist fast gleich Null zu achten.

Trotzdem aber werden wir dem Mittelalter, über dessen Bildungsthätigkeit wie ein so abgrundtiefes Urtheil gefällt haben, vielen Dank wissen; denn der unermüdliche Fleiß jener Klosterleute ist es ja gerade gewesen, der die kostbaren Schätze des Alterthums vervielfältigte und dem Untergange entriß. Besonders zu loben ist in dieser Beziehung der Orden des heiligen Benedict, dessen Regel schon bei der Gründung vorschrieb, täglich und bei dem man neunten bis zum zwölften Jahrhundert fast ausschließlich der Hüter der wissenschaftlichen Ueberlieferungen war. Seine Bestrebungen wurden vor allem von den Karolingern und besonders von Karl dem Großen selbst unterstützt, und unter der Regierung des Letzteren sehen wir die beiden Klöster Fulda und St. Gallen, welche später die hauptsächlichsten Stätten der Wissenschaft werden sollten, emporblühen; ja, Karl der Große selbst war nach Lintprand's Zeugniß der Begründer der Fuldaischen Bibliothek. Allein trotzdem war der Mangel an Büchern in jener Zeit sehr groß. Mit aller Schärfe kann man dieses in den Klöstern herrschende Bücher zu vervielfältigen, und das regste Leben entfaltete sich in den Schreibstuben derselben. Bald wurden die Bibliotheken die kostbarsten Schätze jener Klostergeistlichen, und sprichwörtlich sagte man: Keine Burg ohne Rüstkammer, kein Kloster ohne Bücherei.

Das Schreiben war in der damaligen Zeit auch durchaus keine so leichte und gewöhnliche Sache, und selbst in den Zeiten der höchsten Blüthe des Ritterthums gab es Männer, die, obgleich höfisch gebildet, doch, wie der Dichter des „Parcival", diese Kunst nicht verstanden. Man schrieb nur auf Pergament, welches man aus Thierhäuten mit solcher Kunst zu fabriciren verstand, daß wir es heute noch in den Urkunden oft schwerlich und kein wie unser Papier anreißen; zu Concepten und Arbeitungen aber bediente man sich, wegen der Kostbarkeit des Materials der Wachstafeln. Das Pergament hatte damals aber auch einen hohen Preis, und nur gegen das Versprechen, die Häute der erlegten Thiere zur Bereitung von Pergament zu verwenden oder zu Bücherdecken verarbeiten zu lassen, konnte Karl der Große bewogen fühlen, einem Kloster das Jagdrecht auszuhahnsweise zu gestatten.

Bis zum Jahre 820 ungefähr finden wir nun in Deutschland allerdings ein ziemlich rohes Material vor, ein dickes und unbaudere Pergament, welches sich nicht gut schreiben ließ, und dessen Behandlung eine ziemlich charakteristische Curstivschrift, welche durch allerhand Mercovingische und Lombardische Züge, sowie durch Buchstabenverbindungen verunstaltet war. Außerdem bediente man sich des Calamus* (des Rohres) als Schreibgeräthes, welches Letzteres in der Merovingischen Zeit (Merovingerfeder) schrieb. Vom Jahre 820 an aber finden wir überall die Römisch-Carolingische Schrift, die der heutigen Antiquaschrift nicht unähnlich ist.

Die Klöster waren mit dem, was ihre Bedürfnisse erforderten, im Allgemeinen vollkommen auf sich selbst angewiesen, und unter den Klosterleuten gab es Künstler von mancherlei Art. So verfertigten sie auch, wie schon angedeutet, ihr Pergament selbst; andere gaben auf bemselben Linien; andere wieder vergoldeten und malten die Anfangsbuchstaben; wieder andere malten sie mit mit kleinen Miniaturbildern, und selbst der Nacht zwischen der Mette und dem Sanctus sahen sie dann in Sanct Gallen im Scriptorium, um Original und Abschrift mit einander zu vergleichen. Nachdem aber das Buch fertig war, was es in einen Zoll dicke, eichene Bretter gebunden, welche mit Leder überzogen oder mit Metall überzogen waren. Ein sorgsamsten verfuhr man mit jenen Büchern, welche zum Gottesdienste benutzt werden sollten. Da wurde das Pergament mit purpurvene Farbe gefärbt; mit Silberne oder goldene Tinte schrieb man auf dasselbe und verzierte die Anfangsbuchstaben oft so künstlich und zierlich gemalten Bildern. Während sonst zu Schreiberdiensten die weniger zu wissenschaftlichere Arbeit Befähigten verwendet wurden, so beschäftigten sich mit der Anfertigung solch künstlicher Buchstaben und Titelbilder auch die vornehmsten Aebtissinen, wie Ekkehard sagt in seiner Sanct Gallischer Klosterchronik vom Bischof Salomon von Constanz bezeugt. Da nun vom Anfange des neunten Jahrhunderts an alle Bücher in Minuskel- oder Uncial-Schrift geschrieben waren und der Schreiber sich auf diese Weise nach jedem Buchstaben abzusetzen genöthigt ist, so ist es natürlich, daß diese Arbeit nur langsam und beschwerlich von Statten ging, und scheint uns die Klage des Schreibers Cadbert, der da sagte: „drei Finger schreiben nur, aber der ganze Körper arbeitet," gewiß natürlich. Um so mehr aber müssen wir die große Bücherproduction bewundern, denn wir besitzen aus jenen Jahrzehnten die St. Gallener Bibliothek auf über vierhundert Bände anwachsen sehen und die Sammlungen in Fulda einen ebenso schnellen Aufschwung nahmen.

Da die mittelalterliche Erziehung in den Klosterschulen auf eine theologische Fachbildung hinausstiel, die ebenfalls dort getrieben werden sieben Künste aber nur die Mägde der Theologie waren, so ist es ganz erklärlich, wenn die heilige Literatur bei weitem bevorzugt wurde, ja in Zeiten, wo die Wogen eines sächsischen Fanatismus hochgingen, Schätze profaner Wissenschaft sogar dem Untergange und dem Verderben geweiht wurden. Diese Ausscheidung der heiligen Literatur — ich meine nämlich Interpretationen der heiligen Schriften, Homilien, Heiligengeschichten, Ordensregeln ꝛc. — gegenüber der meist dem classischen Alterthum angehörigen Profanliteratur that sich in Fulda z. B. auch noch in anderer äußerlicher Weise kund. Dort finden wir unter den verschiedenen Bibliotheksräumen ein eigenes Scriptorium für die Abschreiber theologischer Werke, und am Eingange war eine dieselben ermahnende, aber zugleich ehrende Aufschrift angebracht, welche Alkuin, der berühmte Lehrer und Freund Karl's des Großen, verfaßt hatte.

Alkuin, der auch ähnliche Ermahnungen an den Wänden seines Museums, wie es den Sitz der Wissenschaften eingerichteten Saal nannte, hatte anbringen lassen — z. B. langsam zu schreiben, gehörig abzusetzen, richtig und genau zu interpunktiren — hat sich überhaupt um das Schriftwesen sehr verdient gemacht.

Besonders hat er in Betreff der orthographischen Correctheit der Bücher unleugbare Verdienste. Denn mit der überhandnehmenden Verwilderung der lateinischen Sprache war auch die Orthographie eine sehr unsichere geworden, und dieselben Grüße, welche Karl den Großen vielleicht veranlaßten, mit der Abfassung einer lateinischen Grammatik zu beginnen, führten Alkuin wahrscheinlich zur Anfertigung eines orthographischen Verbrechens, von welchem noch der Anfang eines Salzburger Mönches erhalten ist. Wir finden darin nicht nur eine Zusammenstellung gleichklingender, aber verschieden zu schreibender Wörter — Homonyma — sondern auch Synonyma und ein Verzeichniß unregelmäßiger Beiwörter. Und doch, wie häufig läßt die Correctheit der Bücher viel zu wünschen übrig!

Freilich hatten auch in dieser Beziehung die verschiedenen Klöster ihren besonderen Ruf, und was vor Allem das Kloster Hirsau im Schwarzwalde als Musenhalt vorzüglichster Schreibkünstler berühmt.

Doch wir haben noch nicht gesagt, wie die deutschen Klöster in den Besitz der Originale kamen, von denen sie so zahlreiche Abschriften anfertigen ließen. Es war dies eine durchaus nicht leichte Sache; denn man mußte oft hundert Meilen weit sein Geschäft um leserweise Ueberlassung eines Buches richten, und lange Zeit verging oft, ehe bei der Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel der betreffende Wunsch erfüllt werden konnte. Zuweilen aber trauten sich die geistlichen Brüder unter einander nicht, da man in dieser Beziehung schlechte Erfahrungen gemacht hatte, und der Streit zwischen Kloster um ein Buch, von denen jedes das Eigenthumsrecht auf dasselbe für sich in Anspruch nahm, gehört nicht zu den Seltenheiten.

Einzelne Klöster pflegten sich daher, um solchen Eventualitäten nicht ausgesetzt zu sein, mit einander zu verbrüdern, zugleich auch, um durch gegenseitigen wissenschaftlichen Verkehr sich geistig anzuregen. Der Briefwechsel jener Mönche behandelt deshalb meistens ein und dasselbe Thema. Da fragt Einer an, ob dies oder jenes Buch in der Bibliothek vorhanden wäre, in welchem Falle der Andere es leihen oder selbst abschreiben ließe möge; da beschwert ein Anderer sich darüber, daß ein erwartetes Manuscript noch nicht in seinen Händen sei, und wieder ein Anderer fordert das gelichene bringend zurück.

Die ersten wissenschaftlichen Schätze brachten die Schottenmönche nach Deutschland. Dem heiligen Gallus und besonders vom heiligen Bonifacius ist dies bekannt. Auch Karl der Große die Fuldaer Bibliothek begründete, hörten wir schon; aber am thätigsten für die Bücherverbreitung in dem Reiche Karl's des Großen that sich Theodulf von Orleans Ebroacum in das Frankenreich mitgebracht hatte und für eine einfige Verbreitung Sorge trug. Aber auch direct aus Italien wurden bedeutende Bücherschätze in Deutschland eingeführt, zumal in den Zeiten, da der Reichsverband besonders im Schwunge war, und begreiflicherweise natürlich vielerlei Klöster, die, wie St. Gallen und Reichenau, in der Nähe der großen italienischen Heerstraße lagen, am meisten davon.

Zur Zeit Kaiser Karl's des Großen sehen wir bei dem bedeutenden Interesse, welches dieser gewaltige Fürst für die Hebung der Bildung im Allgemeinen an den Tag legte, auch einen Jeden von hohen wissenschaftliche Studien erhöhten; doch werden den folgenden Karolingern war das Lesepublicum nur unter der Geistlichkeit vertreten. Freilich wurde das Verhältniß etwas anders, als nach der Verheirathung Otto's des Großen mit Adelheid und Otto's des Dritten mit Theophano griechisch-lateinische Bildung in die höheren fürstlichen Kreise eindrang; doch ist auch dann noch Schreiben und Lesen als eine Kunst der Mönche zu bezeichnen, und zwar so lange, bis mit dem Aufkommen der Stadtschulen in der Mitte des zwölften Jahrhunderts die Bildung in den bürgerlichen Kreisen Eingang zu finden begann.

Die Bibliothekare hatten also selten an einen vornehmen Herrn etwas zu verabfolgen, und manchmal hatte das Kloster dann überhaupt das Nachsehen. So ließ sich Otto der Große, als er nach St. Gallen kam, die Bibliothek öffnen und nahm, angereizt durch die reichen Schätze derselben, mehrere der kostbarsten Bücher mit hinweg, von denen er aber nur wenige auf dringendes Bitten Ekkehard's später wieder zurückgab. Noch ist uns ein alter Katalog der St. Gallener Bibliothek aus dem neunten Jahrhundert erhalten, der uns einmal darüber informirt, welche Bücher damals in den besten Bibliotheken Deutschlands vorhanden waren. Andererseits ist dieses Document aber noch dadurch wichtig, daß es uns einen Blick in die Thätigkeit der Klosterschreiber thun läßt.

Als nun später aber mit dem Aufkommen der Stadt- und Kathedralschulen die Klosterschulen immer mehr von ihrer einstigen Höhe herabsanken, da waren jene Klösterlichen Stifte auch nicht mehr die Stätten der Büchererzeugung. Man hat es Bürger aber genommen, daß er in seinem Gedichte „Der Kaiser und der Abt" zur Personification klösterlicher Dummheit und Beschränktheit gerade den Abt von St. Gallen verwandt hat, allein wenn man bedenkt, daß im Jahre 1291 weder der Abt noch einer aus dem Capitel daselbst zu schreiben vermochte, so wird man diese Wahl wohl nicht als Mißgriff zu bezeichnen haben, zumal das Gedicht das Colorit einer späteren Zeit trägt.

Zum Schluß sei es mir noch gestattet, auf den Verbleib zweier der

* Calamus, das Schreibrohr, eine Art Schilfpflanze, welche in bester Qualität aus Aegypten, Cnidus und dem anatolischen See bezogen wurde.

Digitized by Google

bedeutendsten Bibliotheken hinzuweisen. Man hat sich lange den Kopf darüber zerbrochen, wie Form plötzlich die alte berühmte Handschriftenbibliothek von Fulda zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges verschwinden konnte. In neuerer Zeit scheint die Frage von Nikolaus Rhidinger völlig gelöst worden zu sein, der die Vermuthung aussprach, daß jener Caraffa, dem im Jahre 1621 vom Papste Gregor dem Fünfzehnten die unumschränkte Vollmacht zur Klostervisitation ausgestellt wurde, gleich wie er die Heidelberger Bibliothek, die sogenannte Palatina, 1622 durch Tilly und Maximilian in die Hände des Papstes brachte, so auch diese Bücherssammlung nach Rom überführte. Jene Heidelberger Sammlung ward damals von dem päpstlichen Commissar Leo Allatius (1638) in Empfang genommen und auf mehr als hundert Maulthieren nach Rom geschafft. Nun als Bibliotheca Palatina im Vatican untergebracht zu werden.

Wenn wir nun ferner hören, daß ein deutscher Gelehrter Eugen Gerlach (1772), der in der Vaticanischen Bibliothek Studien machte, eine große Anzahl ehemaliger Fuldaer-Handschriften und unter Anderem mehrere von Hrabanus Maurus entdeckte, so liegt wohl die Vermuthung sehr nahe, daß die Fuldaer Bibliothek mit der Palatina verbunden wurde. Eine Ahnung mußte man von diesen Verhältnissen in Fulda übrigens haben, sonst hätte sich der Propst Karl von Pisport nicht mit der Bitte um Zurückgabe einiger alter Fuldaer Handschriften nach Rom wenden können.

Doch was war die Antwort auf diese Bitte? Es sei bekannt, hieß es, welche Mühe und Kosten die Päpste von jeher angewandt hätten, um Seltenheiten für die Vaticanische Bibliothek zu sammeln, damit solche derselben einig Ehre machten; man wäre indessen bereit, die Manuscripte abschreiben zu lassen, welche etwa verlangt würden.

Seitdem Jahre 1815 kam nun zwar ein Theil jener Handschriften theils auf Oesterreichs und Preußens Verwendung direct wieder zurück, der Rest aber wird wohl für immer im Vatican bleiben, einem, wie schon Böhmer in seinen „Fontes" sich beklagte, für die Studien wenig geeigneten Orte.

Blätter und Blüthen.

„Die Nation und der Bundestag" von Karl Fischer. Der König von Holland hat schon vor mehr als dreißig Jahren gesagt: „Ich habe immer gedacht, daß ein deutscher Kaiser besser wäre als der elende Bund." Die Verösfentlichung dieses königlichen Ausspruchs verdanken wir einem Werke, das zu seiner Zeit gezogenter erscheinen konnte, als gerade jetzt. Karl Fischer's Buch: „Die Nation und der Bundestag" (Leipzig, Fues). Von dem Bunde, jenem „Bilde des Jammers und der Impotenz", als welches Deutschlands oberste Behörde fünfzig Jahre lang von der Nation und der Welt dastand, sind wir erlöst; ein Kampf und Sieg ohne Gleichen hat uns mit der Einheit, mit dem „unendlich erschwerten und reichen Reich" die Ahnung aller Völker errungen — und dennoch müssen wir schon heute, ein Jahrzehnt nach jenen großen Tagen, die Mehrheit der Deutschen von unaufhörlicher Unruhe und tiefer Verstimmung durchdrungen sehen, in es fehlt sogar nicht an öffentlichen Aeußerungen, welche „an die Segnungen des Bundes" erinnern.

Karl Fischer hat von dem Material, das in den Schränken der Staatsarchive lagern, zwar nicht Alles prüfen können; denn es giebt noch Regierungen, welche den Eindlick in ihre Archivgeheimnisse zeigen; dennoch setze ihn das, was ihm Frankfurt und Berlin, sowie Baden darbot, in den Stand, wenn auch nicht eine „Geschichte des Bundestags" zu schreiben, so doch „die Natur des Bundes und seines Organs, die Weise, wie er selbst seine Stellung aufgefaßt, die Methode, wie er die Geschäfte geführt, aus Grund der Acten zu malymesiren". Das Verfahren erklärt, er habe die Nation noch einmal an dieses rühe Bundesgewissen geführt, damit sie sich darin, so gut es geht, spiegeln und aus diesen Bundesgeschichten von Neuem erkennen möge: „daß die besten Kräfte wirkungs- und erfolglos streben, wenn ihnen die Initiative versagt ist, wenn sie sich in die Stumpfgleisige der Gesetzbuchstaben oder der Selbstverzweiflung haben hinenbrängen lassen."

Leider müssen wir es uns versagen, den Leser in den Inhalt der auch Dicker, aus denen das Werk besteht, einzuführen, aber er wird nicht verfehlen, dieses Bundes selbst anzuerken, wenn wir ihm versichern, daß er keine durch Trockenheit abstoßende Lectüre zur Hand nimmt: der Bundestag hat selbst überreich dafür gesorgt, daß die Schilderung seines Lebens und seiner Thaten und Nichtthaten Ueberraschungen für die Generation der Gegenwart in Fülle bietet.

Heute hat das Fischer'sche Buch einen ganz besonderen Werth; denn wenn es den Aeteren, welche noch unter dem Geistesdruck des Bundestages gelitten haben, die vielen Bilder erstlenet Schmach in die Erinnerung zurückruft und ihnen den frohen Zeiten erregt: „Gott sei Dank, daß das vorüber ist!", so führt es das jüngere Geschlecht zum ersten Male an die Quelle unserer fünfzigjährigen politischen Schmach und lehrt es, daß in unseren Tagen Errungene wahrhaft zu schätzen und getreulich festzuhalten.

Neue Wärmeflaschen. Bevor wir unseren Lesern von einer vor Kurzem erdachten und durchgeführten Reform der altbekannten Wärmeflaschen und anderer ähnlicher Wärmapparate berichten, möchten wir ihnen der Verständlichkeit halber zunächst ein Capitel aus der Naturlehre in's Gedächtniß zurückrufen.

Bekanntlich verbrauchen selbe Körper, wenn sie in flüssige Form verwandelt werden, eine gewisse Wärmemenge, welche sie ihrer Umgebung entziehen. So thaut z. B. Eis, wändend es schmilzt, die daselbe umgebende Luft ab. Aber das aus dem Eis entstandene Wasser besitzt zunächst nur die Gefriertemperatur, das heißt 0° Wärme. Der schmelzende Körper hat also in diesem Falle eine gewisse Wärmemenge in sich aufgenommen, ohne selbst, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wärmer geworden zu sein, und nur mit Hülfe derselben seinen Aggregatzustand verändert: er ist aus einem festen ein tropfbar-flüssiger geworden. Die Wärme aber, die er verschlungen hat, ist nicht verloren gegangen, sondern bleibt in dem Körper gebunden, und sobald derselbe aus dem flüssigen in den festen Zustand übergeht, strahlt er diese Wärme wieder aus.

Dieses Raumgesetz bildet nun die Grundlage einer neuen Erfindung, nach welcher die Wärmfähigkeit unserer Wärmflaschen bei ihrer Anwendung im Haushalte, in den Eisenbahncoupés ꝛc. bedeutend erhöht wird. Bis jetzt wurden diese Wärmapparate mit erhitztem Wasser oder Sande gefüllt. Im vorigen Jahre aber schlug der französische Ingenieur Ancelin vor, zur Füllung derselben essigsaures Natron zu verwenden, ein Salz, welches schon bei 59° C. schmilzt. Der Vortheil dieser Neuerung liegt nach dem Obengesagten klar auf der Hand.

Füllt man eine Wärmflasche mit diesem Salze an und erhitzt dieselbe in der Weise, wie man es mit der Wasserwärmflasche thut, so wird das essigsaure Natron mehr Wärme ausstrahlen, als dies unter gleichen Umständen dieselbe Menge Wasser vermöchte; denn während das Salz beim Erkalten allmählich fest wird, giebt es auch die in ihm gebundene Wärme an seine kältere Umgebung ab.

Man hat nun dieses Verhalten des essigsauren Natrons im Vergleich zum Wasser praktisch geprüft und ist zu folgendem Ergebniß gelangt:

Eine Wärmflasche von 11 Liter Inhalt wurde mit Wasser gefüllt und auf 80° C. erhitzt. Hierauf nach man genau die Menge der von ihr ausgestrahlten Wärme; sie betrug 440 Calorien.*

Dieselbe Wärmflasche lieferte aber, nachdem man sie mit der gleichen Menge essigsauren Natrons gefüllt und wiederum auf 80° C. erhitzt hatte, 1731 Calorien, also etwa viermal mehr Wärme.

Man hat nun ferner ersehen, daß die neuen, mit essigsaurem Natron gefüllten Wärmflaschen in den Waggon-Coupés nur alle zehn Stunden ausgewechselt zu werden brauchen, während man die gewöhnlichen Wasserwärmflaschen schon nach zwei bis drei Stunden durch frisch erhitzte ersetzen muß. Die auf den französischen Staatsbahnen verordnings angestellten Versuche haben die Richtigkeit der oben angeführten Behauptung im vollsten Maße bestätigt.

Inzwischen hat sich diese Erfindung auch nach Deutschland Bahn gebrochen, und das deutsche Patent von A. Wiske in Dresden benutzt zur Füllung ähnlicher Wärmflaschen eine Mischung von essigsaurem und unterschwefligsaurem Natron, welche gewisse Vortheile gegenüber dem französischen System zeigt. Die Wärmflaschen werden zu dreiviertel ihres Inhalts mit dieser Mischung gefüllt und dann in einem Ofen oder einem Bade siedenden Wassers erhitzt, bis das Salzgemenge in denselben geschmolzen ist. Nach der Größe der Behälter strahlen sie die Wärme durch zehn bis achtzehn Stunden aus. Die Füllung braucht selbstverständlich nicht erneuert zu werden.

So liegt klar auf der Hand, daß diese Wärmapparate auch im Haushalte überall die gewöhnlichen Wärmflaschen in gewisser Weise ersetzen können, und sie verdienen in der That daher die Beachtung des großen Publicums.

* Calorie, die Einheit des physikalischen Maßes für Wärme, bedeutet diejenige Menge Wärme, welche ein Kilogramm, das heißt ein Liter Wasser, um 1° C. zu erwärmen im Stande ist.

Kleiner Briefkasten.

B. L. in Detmold. Der zweite Band der von uns (vergl. Nr. 11 1881) schon früher empfohlenen „Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit" von Gustav Diercks ist nunmehr erschienen Berlin, Theodor Hofmann). Derselbe umfaßt das Mittelalter und die Neuzeit und verdient ebenso die allgemeine Beachtung, wie der erste Band dieses in gemeinverständlicher Darstellung gehaltenen Werkes.

A. K. in Rostock. Wir bedauern, Ihnen eine brauchbare zuverlässige Adresse nicht geben zu können.

Mehrere Leser in Meiningen. Der betreffende Dichter wurde am 5. Mai 1841 geboren.

M. K. in Berlin und **F. M. in Bonn.** Empfehlen Sie gütigst über das Manuscript!

Verlagen Sie gütigst über das Manuscript!

Im Verlage von Ernst Keil ist erschienen:

Gekrönte Preisschrift!

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes. Nebst einem Anhange: **Ueber künstliche Zähne,** von Dr. Wilhelm Suersen (sen.), königlich preußischem Hofrath und Hofzahnarzt in Berlin. Herausgegeben von „Central-Verein deutscher Zahnärzte". Achte, neu durchgearbeitet Auflage. Elegant broschirt. Preis 2 Mark.

Mit dieser Schrift, deren günstige Aufnahme bereits acht starke Auflagen erheischte, empfängt das Publicum in populärer Form eine Anleitung zur Pflege und Erhaltung der Zähne. Die immer lauter werdenden Klagen über die so augenscheinlich sich steigernde Verderbnis der Zähne machten es den Vertretern der Zahnarzneikunde zur Pflicht, der leidenden Menschheit dieses zuverlässigen Wegweiser in die Hand zu geben, der schon als Preisschrift die Bürgschaft eines bestimmten Werthes in sich trägt.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Widersprechen? Wozu? Du glaubst mir ja doch nicht," antwortete ihr Wilhelm.

Der vergiftete Hymer spielte nun wieder um die zusammengepreßten, müden Lippen des abgezehrten Mannes und furchte die grauen, scharf eingegrabenen Linien an den Mundwinkeln bis zur Nase hinauf noch tiefer aus. Es war ein seltsamer Widerstreit zwischen Verwilderung und Gram, der an diesen einst so schönen, nunmehr aber verlebten und krankhaft zugespitzten Zügen gearbeitet und seine unverwischbaren Spuren hinterlassen hatte. Jetzt, wo der Kopf des Kranken wieder wie der einer Leiche in die Kissen zurücksank, hatte sein Anblick etwas wirklich Schreckhaftes.

Hilda kämpfte eine tiefe Bewegung in sich nieder.

„Ich muß meine Frage wiederholen," sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Was soll nun werden — —?" Sie flocht.

„Sprich nur aus, Hilda," sagte er tonlos, „sprich aus, was Dir auf den Lippen schwebt! Sag' nur gerade heraus: ‚Gesehen haben wir uns nun, Bruderherz — fahr weiter!' Bin just mit Zärtlichkeiten nicht verwöhnt. Ich sehe schon, das Beste ist, ich hebe mich hinweg. Es ist ja auch alles eins, wo es ausläuft. Ich meinte nur, es müßte gerade hier sein; man ist so sehr Gewohnheitsmensch, siehst Du. Wie ein Wink war's mir: ‚bis hierher hat dich dein Fuß getragen'. Es ist Aberglaube: weiß wohl, man spottet darüber, aber man kann das Zeug doch nie ganz los werden — die dummen Ammenmärchen! Ja, Du mußt Dich freilich überzeugen, ob es nicht ebenfalls erlogen oder ausmystifizirt ist, was ich Dir da von den Ammenmärchen sage — ja, freilich: ich konnte auch das simuliren; — ist mir alles zuzutrauen. Sonderbar ist's aber doch, daß meine Kraft nicht früher versagte und mich bis hierher trug, als die Bauschzahl für die Bahn nicht mehr weiter reichen wollte. Ja, hätt' ich nur nicht die dumme falsche Scham gehabt, so wäre ich nicht bei Nacht und Nebel hier eingezogen, und bei Tage hätte ich den Fall nicht gethan. So hängt eins mit dem andern zusammen, Hilda."

Während er so matt dahinplauderte, wie wenn er, von einem kurzen Ausflug zurückgekehrt, seine kleinen Abenteuer, und diese auch nur in Ermangelung von etwas Interessanterem, beiläufig mittheile, war Hilda stumm geblieben, aber, durch seine Worte an den Bericht des Jägers erinnert, daran gegangen, den auf der Bank ruhenden Fuß seiner Umhüllung zu entkleiden; sie erschrak über den Anblick, der sich ihr bot.

„Ich habe gleich heißen Camillenthee aufgelegt," erklärte die Alte hinzutretend und nicht ohne Selbstgefühl; sie hatte bei dem Zwiegespräch zwischen Bruder und Schwester immerfort den Kopf geschüttelt und dann und wann die Hände wie betend erhoben.

„Aber, Trine," sagte Hilda jetzt, „das ist ja keine Gichtgeschwulst. Es gehörten kalte Umschläge darauf, damit die Hitze der Entzündung ausgezogen werde. Schaffen Sie doch schnell frisches Wasser, wenigstens eine Schüssel voll!"

„Ich will auf der Stelle zum Brunnen gehen," antwortete Trine. „Gleich bin ich wieder da."

„Ja ja, sorgt nur, daß ich rasch wieder hergestellt bin!" nahm Wilhelm wieder das Wort. „Mit solchem Bein marschirt sich's etwas unbequem."

„In diesem Zustande kannst Du nicht fort, Wilhelm. Und wohin willst Du überhaupt? Was willst Du beginnen? Hanrit Du denn bei etwas aus? Hast Du Willenskraft genug, um etwas anzufassen?"

Er schwieg. Nicht ein einziges Wort hatte er auf den gerechten, aber harten Vorwurf zu erwidern, der in dieser Frage lag, aber ein Strahl schmerzlicher Demüthigung in seinen sich langsam schließenden Augen begegnete Hilda's verächtlichem Blicke.

Plötzlich fuhr Hilda betroffen aus ihren Gedanken auf. War das nicht ein Schatten, der da am Fenster vorüberstreifte? Eine fremde Stimme tief, sich nebenan ihr vernehmen.

„So! klapp! Falle zu! Der Vogel ist gefangen!"

Ein Gesicht lachte höhnisch über Hilda's Schulter hernieder dasselbe breite, verschlemmte Gesicht, das sich schon zweimal an die kleinen Fensterscheiben gelegt hatte, ohne daß die im Zimmer Befindlichen etwas davon geahnt. Der außen Lauernde mußte die Gelegenheit wahrgenommen haben und durch die von Trine, welche noch am Brunnen schöpfte, diesmal offen gelassene Thür hereingeschlüpft sein. Hilda hatte den Sinn der Worte gar nicht gefaßt und gab nur ihre Entrüstung kund über die Unverschämtheit des Mannes, sich auch hier einzudrängen.

„Was wollen Sie schon wieder?" fragte sie. „Sie wählen Ihre Zeit schlecht."

„Im Gegentheil, gnadiges Fraulein! Noch nie hat mich ein Stern günstiger geführt als eben jetzt. Ich komme ja gerade recht, um meinen theueren Bill auf Europas Boden willkommen zu heißen. Sei mir gegrüßt, Du Gatte meines Kindes!"

Und unvermittelt aus dem Pathos in einen natürlicheren Ton übergehend, fuhr der alte Bauchredner und Taschenspieler mit der Verbeugung eines Bühnenbonvivants fort:

„Ich habe Versäumtes nachzuholen, ein grobes Versehen gut

Digitized by Google

zu machen, mein Fräulein, indem ich mir die Ehre nehme, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist, Ihnen vielleicht nicht unbekannt; ich heiße: Louis Schöpf. Dieser Name sagt alles: Louis Schöpf, Theaterdirector außer Dienst, durch die Tücke des Schicksals arg reduciert im Personale, in Garderobe und sonstigen Requisiten. Aber wie ist's, Wilhelm," wandte er sich an den schweigend aufhorchenden Kranken, „magst Du Deinem zärtlichen Schwiegerpapa nicht die Hand reichen? Du hast wohl nicht erwartet, mich so bald zu sehen?"

Schöpf lachte spöttisch, was ihm das Ansehen eines tollkühnen Truthahns gab.

„Und auch nicht gehofft," sagte Wilhelm in müdem Tone.

„Glaub's wohl, glaub's wohl, mein Junge," höhnte Herr Louis Schöpf, Theaterdirector außer Dienst, auf dieses nicht sehr schmeichelhaft klingende Bekenntnis unbekümmert weiter. „Aber man muß gute Lebensart zeigen und seinen Freunden in der Höflichkeit zuvorkommen. Du ahnst nicht, mein Sohn, wie sehr ich nach diesem Wiedersehen schmachtete."

„Ich meinerseits hätte gern darauf verzichtet."

„Nicht möglich! Du verkennst Dein eigenes besseres Selbst. Ich kann's, ich kann's nicht glauben," parodierte er den „Wallenstein". „daß mich der Max verläßt."

Bisher hatte Hilda wortlos und mit wachsendem Erstaunen zugehört.

„Sie sehen, mein Herr," sagte sie jetzt mit selbstbewußtem Stolz, „daß man Ihre Anwesenheit hier nicht begehrt."

„Das ist allerdings sehr kränkend für mich, keineswegs aber maßgebend," erklärte er. Sein Ton hatte wieder gewechselt; er war jetzt scharf und boshaft geworden. „Ich habe nicht umsonst mein ganzes Talent und den feinsten Spürsinn aufgeboten, um diese Zusammenkunft herbeizuführen, mein Fräulein. Seit ich Nachricht von der Abreise meines hochwohlgeborenen Herrn Schwiegersohnes erhalten, machte ich es mir zur Aufgabe, vor ihm hier einzutreffen; denn endlich, sagte ich mir, muß das Schiff hier einlaufen; es hat keinen andern Hafen. Wozu sollte ich auch auf's Ungewisse auf den Landungsplätzen und Bahnhöfen liegen? Hier galt es zu sondiren, zu recognoscíren und — zu warten. Geduld, weiter nichts, und sie hat sich gelohnt. Ich brauchte ja nur das gnädige Fräulein im Auge zu behalten. Empfangen Sie meinen Dank, schöne Dame! Sie waren es selbst, die mich hierher geführt. — Ich arbeite ganz ohne Apparat. Ein Bischen Geschicklichkeit, ein Bischen Verstand, ein Bischen Combination. Un, deux, trois! Allez, passez! Et me voilà!"

„Aber dennoch muß ich bitten —"

„Laß' ihn!" unterbrach Wilhelm die Weisung seiner Schwester.

Jetzt trat auch Trine wieder ein, und Hilda, die es in Gegenwart der Alten zu keiner Scene kommen lassen wollte, nahm ihr ohne ein weiteres Wort die große Schüssel ab und machte sich an ihren Dienst als Krankenpflegerin. Sie holte ihre Fläschchen hervor, goß aus dem einen gelbliche Tropfen in das Wasser und tauchte mit ihren zarten, sich rasch röthenden Fingern die gefalteten Dreiecktücher ein, welche die Alte in Eile aus der Kommode herbeischaffte, während sie fortwährend verwunderte und nichts weniger als freundliche Blicke auf den neuen Gast, den Taschenspieler, warf, der ohne ihr Wissen Eingang in ihre Wohnung gefunden und sich dort nun schon ganz wie eingebürgert benahm.

Er hatte sich an der äußersten Tischecke, dem Kranken gegenüber, niedergelassen, seinen Hut abgelegt und es sich bequem gemacht.

„Ein Glas Wein würde ich jetzt nicht verschmähen," bemerkte er mit unverblüffter Sicherheit. „Ist wohl kein vorrätiig für den Moment. Na, wird schon anders werden. Werden uns wohl für ein paar Tage häuslich hier einrichten müssen, denk' ich. Der Fuß sieht versucht gepolstert aus. Hm, so ein Bischen Ausruhen in guter Gesellschaft schadet nichts. Man erzählt seine Erlebnisse — muß ein sehr interessantes Land sein, Amerika; man macht Pläne; dann wieder ein Spielchen; so vergeht die Zeit. — Rouge ou noir? Ehrlich ohne Kunstgriff, auf Parole! Was ist der Einsatz?"

Er hatte dabei ein schmutziges Spiel Karten aus der Tasche oder vielleicht auch aus dem Aermel gezogen, mit einem geschickten Aufblättern durch die Finger laufen lassen, abgehoben und mit einem Schlage auf den Tisch gelegt. Aber Niemand als die Alte, welche jetzt ganz zornig blickte, schien davon Notiz nehmen zu wollen.

„Gehen Sie, Trine," sagte jetzt Hilda, welcher die Gegenwart der Haushälterin inmitten dieser bedenklichen Situation höchst peinlich war, „gehen Sie in die Schloßküche und besorgen Sie uns zur Stärkung des Kranken etwas alten Wein! Ich werde unterdessen selbst das Wechseln der Tücher besorgen."

Trine ging eilfertigen Fußes, aber nicht ohne dem unliebsamen Gaste dort am Tische noch einige Blicke des Mißfallens zuzuwerfen.

Hilda sah sich aber kaum mit den beiden Männern allein, als sie auch schon mit unverhohlenem Widerwillen an ihren Bruder die Frage stellte, ob sie nicht vielleicht selber das Zimmer hätte räumen sollen, damit der vertraute Verkehr zwischen ihm und dem Manne da sich ungestört entwickeln könne.

„Ich bin neugierig," sagte der Kranke, ohne auf ihre Frage einzugehen, „wohinaus die Spionage führen wird. Ohne Zweck nimmt man sich nicht die Mühe, irgend Jemand auszukundschaften. Das geschieht nur Leuten, an denen etwas gelegen ist. Ich habe also noch Werth? Das giebt mir wirklich ein Gefühl des Gehobenseins."

„Du solltest daran doch nicht zweifeln," nahm Schöpf mit einem gewissen Pathos das Wort, indem er die Karten mischte, „daß es Herzen giebt, für welche Dein Verschwinden nicht ohne Wichtigkeit ist. Solche Zweifel sind tief kränkend."

„Hm! Ich muß doch fortfahren, Dich zu kränken."

„Und gedenkst Du nicht Deiner Frau, die Du allein und hülflos in fremdem Lande zurückgelassen, gleich einer Ariadne im Labyrinth des Lebens?"

„Ich habe in der That jetzt sehr viel Aehnlichkeit mit Bacchus."

Nebenher Spott durchtränkte diese Worte, so müde sie Wilhelm auch vor sich hin sprach.

„Sie war es, die mir schrieb," fuhr der Taschenspieler fort, „sie forderte mich auf, Deiner Spur nachzugehen. Ihre Sehnsucht ließ den Brief gleich einer Taube ausflattern —"

„O, wirklich? Wo sie nur die Taube hergenommen hat? Ich vermuthe, sie stammt noch aus dem väterlichen Requisitenschatz. Also Alma? Ich hätte ihr wirklich nicht so viel Zärtlichkeit zugetraut, daß sie mich zurückhaben will. Es ist rührend. Wann soll ich abreisen?"

„Abreisen, mein Sohn? Ja, sieh't Du, einer Wiedervereinigung setzen sich für's Erste allerdings noch einige Hindernisse entgegen," sagte er einigermaßen verlegen. „Meine Tochter hätte sogar Anlaß zu einer Scheidungsklage —"

„Zugestanden."

„Und in diesem Falle Ansprüche zu erheben —"

„Natürlich, natürlich; das ist mir ganz entgangen. Genau betrachtet, wog ich doch nicht gar zu leicht. Ab und zu konnte eine geschickte Scheere noch einen Coupon von mir abschneiden, der am Versallstermin immer noch von einer gutmüthigen Seele eingelöst wurde, nämlich zur Anschaffung von Nähmaschinen und dergleichen nothwendigem Hausrath einer Coupletsängerin."

„Wilhelm," sagte der Alte mit dem sentimentalen Bühnenpathos des „edlen Vaters", „Du solltest mit mehr Achtung von meiner guten Tochter, von Deiner Dich innig liebenden Frau sprechen, von diesem edlen, aufopferungsvollen Wesen, das Dir in's Exil folgte, und zwar mit bewundernswerther Hintansetzung ihrer tief verletzten besseren Gefühle, von ihr, die sogar der Mißdeutung einer vornuthellosollen Welt Trotz bot, um die Noth von den Häuptern ihrer Lieben abzuwenden. Wilhelm, willst Du es ihr zum Vorwurf machen, daß sie zur göttlichen Kunst zurückkehrte, als ihre ach! um Euretwillen wundgearbeiteten Hände das Brod für ihr darbendes Kind nicht mehr herbeizuschaffen vermochten?"

„Singst auch Du das Lied?" erwiderte ihm Wilhelm, wie aus seinem Hindämmern plötzlich erwachend, mit Heftigkeit. „Wer von uns Beiden ist der Narr? Streut Eure Lügen auf alles, nur nicht auf dieses kleine Grab." Er richtete sich mit aller Anstrengung seiner erschöpften Kraft über dem Tische auf, und über die hageren Wangen stammte eine heißlodernde Röthe empor. „Wenn unser Kind nicht darben sollte, warum verschwendete die Mutter das Vermögen, das der kleinen Anny dereinst zugefallen wäre? Längst, längst wollte ich das arme Ding mit mir nehmen und fortgehen, weit, weit weg. Hätt' ich es doch gethan! Aber schwach war ich all mein Lebelang, erbärmlich schwach. Es hing so sehr an der Mutter, und ich war zu feig, dem kleinen Herzen ein Weh anzuthun. Jenes Weib aber wußte das und hielt mich an dem Faden, hielt mich fest, bis — er riß." Er schwieg einen Augenblick und seufzte laut. „Was soll ich jetzt bei Alma?" fragte

Digitized by Google

er dann. „Die Tasten schlagen zu den frivolen Liedern, die sie singt, wie mir dies zugemuthet worden? Der Mann muß seiner Frau zur Seite stehen und für sie sorgen, so heißt ja Euer Sprüchlein, aber wendet doch einmal das Blatt! Lehrt die Frau doch lieber, mit dem kärglichen Schreiberlohn des Mannes sich begnügen. Freilich, für Alma reichte ein ganzes Vermögen nicht aus; mit vollen Händen streute sie das Geld aus, unbekümmert, woher es kam; sie erschmeichelte, erlistete, erzwang es und fragte, wenn sie es verprasste, nicht, welchen Preis es galt, war es auch das Leben ihres Kindes. Wie ein Licht ohne Oel verging die holde Kleine an meiner Seite, und ich sah zu und konnte nichts thun, den armen in Durst verdorrten Lippen nicht einmal einen Schluck Wasser reichen, denn ich lag selber gelähmt und einsam auf dem Stroh — kein Ohr da, das meine Stimme erreichen konnte — ach —"

Wie ein tiefes Schluchzen kam es aus seiner Brust.

„Entsetzlich!" flüsterte Hilda, und ihre Finger schlangen sich bis zum schmerzhaften Drucke in einander.

„Es ist gewiß nicht Alma's Schuld gewesen," meinte der alte Schauspieler. „Wir Künstler wissen, mit wie schwerem Herzen wir oft unserem Berufe folgen müssen."

„Ja, ihrem Berufe!" stieß Wilhelm mit unsäglicher Verachtung hervor.

„Und es war auch ein allzu schweres Loos," fuhr der Taschenspieler fort, „das ihr aufgebürdet worden. Wie konnte sie ahnen, als sie den Umwerbungen eines eleganten reichen Officiers nachgab, daß sie einst als das Weib eines Flüchtlings — eines Wechselfal—"

„Schweig!" unterbrach ihn Wilhelm. „Ich denke, Du weißt am besten, wie ich dazu kam, jene unseligen Papiere zu unterschreiben. Von jener Zeit an —"

Mühsam nur hatte der Kranke die letzten Worte gesprochen. Seine Zunge kam mit einem unsichtbaren Hemmniß — jetzt versagte sie ihm ganz. Leise aufstöhnend sank er zurück; er war furchtbar bleich geworden und preßte die Hand krampfhaft auf die Brust.

Bestürzt neigte sich Hilda über ihn.

„Was ist Dir? Wilhelm, was ist Dir? Er wird ohnmächtig — schnell das Wasser!"

Und ohne zu beachten, aus wessen Händen, nahm sie das von Schöpf dargereichte Glas, netzte Stirn und Schläfen ihres Bruders und suchte ihm einige Tropfen einzuflößen. Er nickte ihr leise zu.

„Es ist nichts, nichts," sagte er mit schwacher Stimme, „nur wieder ein Bischen Herzklopfen!"

Er versuchte sogar zu lächeln.

Da sank Hilda in dem schmalen Raume zwischen Tisch und Bank auf die Kniee und legte ihre Stirn auf seine Hand, die sie mit ihren beiden Händen krampfhaft drückte.

„Mein Bruder, mein armer Bruder!" weinte sie, und nach einer kleinen Weile erst fügte sie stehend hinzu:

„Vergieb mir!"

„Ich Dir?" fragte er, dann aber wehrte er ihr leise:

„Ich soll mich nicht aufregen, weißt Du — das dumme Herzklopfen —"

„Soll ich den Arzt rufen?"

„Nein, nein — ich bin es schon gewohnt," beschwichtigte er ihre Angst. „Und es ist auch schon vorüber — nur eben keine Aufregung!"

Sie hatte sich erhoben und wendete sich streng zu Schöpf.

„Sie hören es. Gehen Sie!"

„Mit dem größten Vergnügen, sobald wir uns nur erst geeinigt haben. Als Vertreter meiner Tochter darf ich nicht früher weichen. Unsere Ansprüche sind bescheiden und —"

„Unverschämt!" unterbrach ihn Hilda.

„Sie haben ja noch nicht gehört, wie hoch sie sich belaufen."

„Machen Sie dieselben vor Gericht geltend, wenn Sie wollen, aber bereiten Sie uns endlich von Ihrer Gegenwart! — O, daß doch Meinhard hier wäre!"

Ihr Seufzer rief bei Schöpf nur ein breites, widerliches Lachen über das ganze Gesicht hervor, daß eine häßliche Reihe geschwärzter und mangelhafter Zähne zum Vorschein kam.

„Soll ich ihn etwa herbeholen?" spottete er. „Damit wäre Ihnen wohl selbst der schlimmste Dienst erwiesen. Sie haben doch den Herrn Bezirkshauptmann gemeint? Scharmanter Mann, habe ja schon die Ehre seiner Bekanntschaft. Aber für steckbrieflich verfolgte — Auswanderer ist eine nähere Berührung mit der hohen Obrigkeit eben nicht sehr wünschenswerth, vermuthe ich."

„Höre nicht auf ihn, die Strafverfolgung ist verjährt," sagte Wilhelm zu der ihn bestürzt anblickenden Schwester. „Ich habe mich genau darnach erkundigt. Nach dem österreichischen Gesetze genügen schon fünf Jahre dazu."

„Sehr zutreffend, sehr präcis! Der Gewährsmann hat nur eine Kleinigkeit übersehen, eine winzige Klausel. Er ist wohl ein Rechtsgelehrter, der mit dem deutschen Gesetzbuche, in welchem sie nicht enthalten ist, vertrauter war, als mit dem österreichischen?"

„Was soll das für eine Klausel sein?"

„Die Bestimmung — es müssen recht unsichtige Leute gewesen sein, die sie aufgenommen — die Bestimmung — eine kleinliche Einschränkung, nicht zu leugnen, welche die ganze Rechtswohlthat eigentlich illusorisch macht — oder doch in der Regel bis zur Unbrauchbarkeit verkümmert — die Bestimmung," und nochmals hielt Schöpf mit einem grausamen Behagen an der Folter seiner Zuhörer inne, ehe er seine Rede vollendete, „die Bestimmung, daß die Verjährung nur Jenen zu Gute kommt, welche sich nicht aus den österreichischen Staaten geflüchtet haben. — Dieje Rückkehr, mein Herr Schwiegersohn, war doch ein wenig unvorsichtig."

„Ist das auch gewiß?" fragte Hilda betroffen.

„Sie brauchen die Frage nur Herrn Statthaltereirath Meinhard vorzulegen und abzuwarten, ob die Verhaftung erfolgt."

„O nimmermehr — er würde nicht — —!" rief sie mit dem Ausdrucke voller Ueberzeugung.

Schöpf zuckte die Achseln.

„Aber die ihm untergebene Polizei! Es ist der Staat, in dessen Amt und Pflicht er steht. Meinen Sie nicht, daß es vielleicht doch besser wäre, den Ausgang dieses Conflictes nicht erst abzuwarten?"

„Hat er Recht, Wilhelm?" fragte sie angstvoll, ihrem Bruder die Antwort von den geschlossenen Augen abzulesen bemüht, als aber keine andere erfolgte, als ein leises Erheben und Fallenlassen der Hand, eine stumme Bestätigung, es werde wohl so sein, da raug sich ein banger Klagelaut aus ihrer zitternd athmenden Brust . . .

„Was thun?"

„Die gefährliche Position räumen," rieth Schöpf. „Ueber diese unangenehme Grenze wieder zurückgehen! Es muß ja nicht gerade nach Amerika sein. Mit einem kleinen Capital läßt sich irgendwo in der Schweiz, in einem Winkel Deutschlands oder Italiens eine neue Existenz gründen. Ich glaube nicht, daß noch sehr emsig nach einem gewissen Wilhelm von Reinach gesucht wird; die Polizei erfreut sich zu unausgesetzt neuer, interessanter Aufgaben für ihren Scharfsinn, als daß sie Lust verspüren sollte, ohne besondere Nöthigung sich mit der Aufrührung alter, vergessener Fälle, an denen Niemand mehr ein Interesse hat, zu befassen. Materiellen Schaden hat Niemand gelitten, und der moralische der Gesellschaft — bah! Man muß sich nur nicht geradezu in des Löwen Rachen setzen. Schon von Alterher gilt das Sprichwort: Wer sich in die Gefahr begiebt —"

„So thun Sie denn, wozu Sie sich erbieten — bringen Sie ihn in Sicherheit!" flehte ihn Hilda an.

„Mit Vergnügen — unter gewissen Bedingungen."

„Nennen Sie Ihre Forderungen!"

„Ich hatte schon die Ehre, mein Fräulein, davon zu sprechen. Sobald die Abfindungssumme in meinen Händen ist — ich bin ein Freund klarer Geschäfte."

„O!" meinte Wilhelm, wieder in der müden, ironischen Gelassenheit, die seine Schwester zuerst so sehr gereizt hatte. „Das ist mir neu."

Schöpf gab sich die Miene, als habe er die Bemerkung nicht gehört. Dem Sieger geziemt ja Großmuth.

„Sie werden finden, daß wir die Lage nicht mißbrauchen und wirklich bescheiden sind. Wir begnügen uns mit — zehntausend Gulden."

„Zehntausend?" wiederholte Hilda erschreckt. „Mein Gott, ich kann über soviel nicht verfügen."

„Du sollst auch nicht," erklärte ihr Bruder matt, aber fest. „Keinen Heller mehr diesem Unersättlichen!"

Schöpf faßte seinen Hut und setzte ihn mit trotzig frecher Miene auf. Seine Augen schossen einen tückischen Blitz.

Digitized by Google

„Ah, Herr von Reinach glaubt immer noch auf die Verjährung pochen zu können," sagte er. „Nun, es kommt ja nur auf die Probe an. Der Weg zum nächsten Gensd'armerieposten ist nicht so weit."

„Keinen Schritt!" rief Hilda außer sich vor Angst. Sie warf sich vor die Thür, gegen die er eine Bewegung gemacht, und die Energie in ihrer Geberde, der lodernde Blick gaben ihren Worten den Nachdruck einer zum Aeußersten bereiten Entschlossenheit. „Sie verlassen dieses Zimmer nicht, und müßte ich —"

„Nur über Ihre Leiche —" sagte Schovi, sich mit spöttischem Lächeln gleichmeidig verbeugend, „ich verstehe. Ich verlange es ja gar nicht besser, als hier zu bleiben, selbstverständlich auf Grundlage eines festen Uebereinkommens. Es drängt mein eigenes Herz, mich der Pflege meines geliebten Sohnes — o, ich habe ihn immer als solchen betrachtet — mich seiner Zukunft zu widmen, die ja wieder eine hoffnungsvolle werden kann."

„Laß ihn gehn — laß ihn!" forderte Wilhelm mit allen Zeichen des Ekels. „Er weiß mich hier in sicherem Gewahrsam und denkt nicht daran, mich in einen noch sichereren zu liefern, wohin seine Ränke nicht mehr reichen."

„Sehr wahr, sehr wahr, mein Lieber! Ich sehe, Du erfassest die Sachlage richtig. Nun, das letzte Wort ist ja noch nicht gesprochen; alles will seine Bedenkzeit. Ich bin nicht unbillig, und mit Kranken muß man Nachsicht haben — ihren Launen sich fügen. Ich will nicht schuld sein an neuen Aufregungen, geliebter Sohn. Also rasche Besserung! Wir werden uns ja unterdessen nicht aus den Augen verlieren. Auf Wiedersehen, mein Herzenssjunge! Empfehle mich, mein gnädiges Fräulein!"

Diesmal verwehrte ihm Hilda das Gehen nicht. Im natürlichen Rückschlage ihrer in so unvermittelter Folge auf's Höchste gespannten Gefühle stand sie wie gelähmt, und Thränen flossen ihr die Wangen hinab.

„Hilda!" rief da des Bruders Stimme, so weich, so matt und zitternd, daß sie erst ein heftiges Schluchzen niederringen mußte, ehe sie dem Rufe Folge leisten konnte; dann trat sie zu dem Kranken und ließ sich wieder langsam an seiner Seite auf die Kniee nieder.

„Sei ruhig!" glaubte sie ihn trösten zu müssen. „In einigen Tagen ist Dir wohler, Wilhelm; dann heißen wir Dir fort! Du beginnst noch einmal von Neuem. Alles wird noch gut."

„Du mißverstehst mich, Hilda," sagte er. „Ihr dürft keine neuen Opfer mehr bringen."

„Sie müssen gebracht werden. Dieser Mensch — —!"

„Ich erwarte geduldig meine Strafe — einmal will ich doch auch das Rechte thun."

„Du übersiehst sie nicht, diese Strafe."

Er lächelte traurig.

„So oder so — es hat ein Ende."

„O sprich nicht so!" wollte sie ihn bitten, aber von neuem überkam sie das krampfhafte Weinen. Sie umschlang ihn mit beiden Armen und legte ihre nasse Wange an die seine.

Aus dem gepreßten Schluchzen drang nur die Klage:

„Mein armer, armer Bruder! Was haben sie aus Dir gemacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 47. Die Csikos der Puszta.

Als in den Revolutionsjahren 1848 bis 1849 alle Welt erstaunt sich fragte, woher in dem schwach bevölkerten Magyarenlande all die Reiterschaaren erstünden, die sich immer und immer wieder den erprobtesten Schwadronen der besten Reiterei der Welt entgegenstellten, um, zehnmal geschlagen, schließlich doch das Feld zu behaupten, da war es zumeist die wehrhafte leicht bewegliche Sippe der Hirten in den weiten Pußten, und an deren Spitze das Centaurenvolk der Csikos, welches solches Wunder bewirkte, ein Wunder allerdings nur für den Fremden, der Eigenart dieser Steppenmenschen Unkundigen.

Mußte es doch wahrhaftig schon ein schlechter Csikos sein, der nicht eine Lammfellmütze nebst einem verschnürten Dolman, Stiefel und Sporen als Sonntagsstaat sein eigen nannte: was bedurfte es weiter, als dem handfesten Burschen irgend einen alten Säbel in die kräftige Faust zu drücken, und der Husar war fertig. Hei, und was für ein Husar!

Roß und Reiter gehärtet wie Stahl, unempfindlich für Wind und Wetter, längst vertraut mit des Soldaten schlimmsten Feinden, dem Hunger und dem Durst! Das Roß wußte sich aus tiefem Schnee noch die spärliche Kost hervorzuholen; dem Reiter genügte ein wenig Speck zum harten Brode; gab es obendrein noch Tabak für die kurze Pfeife, dann ging es stets munter und unverdrossen vorwärts, und stieß man auf den Feind, so schwangen die allzeit rauflustigen Gesellen ihre alten Säbel frohmuthig und unverzagt.

So thaten sie, und so würden sie wieder thun, erschallte heute wieder der altbewährte Ruf, der diese rauhen, ehrlichen Herzen stets höher pochen läßt, der Ruf:

„Für Vaterland, Volk und König!"

Ob dieser Ruf auch immer ehrlich gemeint ist, ob nicht bisweilen ein wenig Rebellion und Hochverrath dahinter steckt, darum kümmert sich der schlichte Sohn der Pußta nicht allzu sehr; das Denken und Grübeln überläßt er ruhig Jenen, die den Ruf erheben, und glaubt vollauf seine Schuldigkeit gethan zu haben, wenn er dafür sein Bestes, sein Blut, eingesetzt hat; denn was sein Gut betrifft, so war und ist es ohnehin nicht der Rede werth.

Diese stete Kampfbereitschaft, diese trotzige Entschlossenheit zu kriegerischem Hazardspiele eines so namhaften Theiles der magyarischen Bevölkerung erklärt nicht nur so manche Unfriedlichkeit jenseits der Leitha, sondern auch manchen sonst räthselhaften politischen Vorgang in Oesterreich überhaupt; es sind dies eben die Pfeiler des magyarischen Uebergewichtes, auf welche gestützt der in jeder anderen Beziehung weitaus schwächere Theil dennoch bei allen bisherigen Verhandlungen zwischen den beiden Reichshälften den Sieg errungen.

Allein auch die magyarische Medaille zeigt eine minder glänzende Kehrseite.

Dieselben Gesellen, welche bei drohender Gefahr oder auch im prickelnden Ueberkraftgefühl, unbekümmert um Noth und Tod, die Steppe durcheilen, sind ebenso virtuos und unermüdlich im — Ausruhen; zwölf Stunden auf einem und demselben Flecke auf dem Rücken oder zur Abwechslung auf dem Bauche zu liegen, dabei mit die Wolken des Himmels oder der immer glimmenden Tabakspfeife zu schauen, ist das eigentliche Tagewerk des Csikos oder Pferdehirten, wie all seiner minder edeln Gewerbsgenossen, des Rinder-, Schaf- und Schweinehirten.

Eine andere Schattenseite unserer kühnen Reiter bestätigt die Richtigkeit des deutschen Sprüchwortes: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" auch auf magyarischen Boden.

Man denke sich diese kraftstrotzenden Naturen tagelang brütend über — ja, worüber? Das ist's, kein Sterblicher weiß es, sie selbst am wenigsten.

„Was ich gedacht, Herr?" erwiderte einst Pista, ein Csikos, wie ihn malerischer, wilder und ehrlicher die Steppe nie geboren, auf meine Frage, die gewaltigen Glieder reckend, „ei nun, eben dachte ich, Herr, daß ich seit gestern nichts gegessen."

„Und vordem?"

„Ich weiß es nicht, Herr — ich rauchte."

Und Pista sprach die Wahrheit. Naturmenschen denken wie die Kinder, nicht mit dem Kopfe, sondern mit den Sinnen, diesem Denken aber folgt das Verlangen auf dem Fuße.

Lenau zwar meint, wie er in einem seiner schönsten Steppenbilder sagt, er habe von den Zigeunern, diesen anderen Virtuosen des Müßigganges, gelernt, wie man das Leben vergeige, verrauche oder vertrumme, doch wußte er als Landeskind wohl am besten, wie selten das Leben auf der Pußta so harmlos verläuft, wußte am besten, daß auch die europäische Steppe ihre fata morgana hat, nicht minder schön und verlockend, wie jene der Wüste, nicht minder verderblich dem, welcher ihren Lockungen folgt.

Ja, nur gerecht zu sein, muß man zugestehen, daß es wenige Menschenclassen geben dürfte, welchen die Aufgabe, den Kampf um's Dasein mit sleckenlosem Schilde zu bestehen, so schwer gemacht würde, wie unseren Csikos. Niemand verargt es z. B.

Digitized by Google

Eskimos auf der Wolfsjagd. Originalzeichnung von W. Heine.

Digitized by Google

em wackeren Rossetummler, wenn er die lechzende Zunge an dem süßen Traubensafte des nächsten Weingartens labt, oder den murrenden Magen mit dem Ueberflusse der Mais- oder Erdäpfelfelder befriedigt; nicht mit Unrecht bemerkte mein Hausdiurist zu Disbereuyi meiner diesbezüglichen Kritik gegenüber:

„Bleiben Sie indessen, bester Herr, wovon sollen die armen Kerle leben bei zwölf Gulden Jahreslohn nebst einer Remuneration von einem Paar Stiefeln für tadellose Dienstleistung?“

Die Grenzlinie solchen privilegirten Eingreifens in fremde Rechte ist aber feiner, als des Schwertes Schärfe. Und die Versuchung nahet den Steppenbewohnern nicht in dieser Gestalt allein.

Eines Tages wird dem noch jungen, unerfahrenen Csikos ein Stück von der Heerde weggestohlen.

„Gut, gut,“ sagt der Herr, dem er es gemeldet, mit mißtrauischem, finsterem Blicke; „doch merke: der Hirte, welcher sich Pferde stehlen läßt, verdient keinen Lohn.“

Zähneknirschend geht der Bursche von dannen; man hält ihn für einen Gelegenheitsmacher, einen Gehülfen der Roßdiebe. Von dieser Zeit ab ist kein verlaufenes Pferd mehr zu finden auf der Pußta, und von dieser Zeit ab trägt des jungen Csikos Mädel prächtig bunte Röcke, seidene Halstücher und sogar Goldmünzen in den Ohren. Da fällt beim Tanze ein schiefes Wort über solchen Luxus; es giebt Streit, ein gewaltiger Schlag mit dem Fokos trifft dem Gegner die Lippen — der Roßdieb ward zum Mörder. Noch in derselben Nacht verschwindet er, und mit ihm das beste Pferd seines Brodherrn, die anderen Tages erscheinenden Wächter des Gesetzes aber haben das Nachsehen. Zwar wissen Alle, wohin der Schuldige geflohen, auch die Diener der Gerechtigkeit; Jedermann kennt die verfallene, rauchgeschwärzte, schindbar unbewohnte und unbewohnbare Czarda, aus welcher gleichwohl oft von Mitternacht bis zum Morgen Citherklang und wildes Jauchzen erschallt — doch, wer sticht gern ohne Noth in ein Wespennest? — Nach einer Czarda nahm der Mörder seinen Weg, gefoltert von Todesangst und Reue, doch feuriger Wein und feurige Mädchen thun ihre Schuldigkeit, und die ausgebende Sonne des nächsten Tages erscheint einen Räuber mehr im Ungarlande.

Ein anderer Fall führt zu gleichem Resultate. Ein zu guter Sold bat nämlich der Csikos vor dem Feinde ist, so schwer entschließt er sich, die weite Pußta mit der engen Caserne, das unbehmdene Leben des Hirten mit der strengen Disciplin des Militärdienstes zu vertauschen. Bei solcher Unlust bedarf es nur noch eines Wortes aus dem Munde einer thörichten braunen Steppendirne, um die Wagschale zu Gunsten der Freiheit sinken zu lassen, einer Freiheit, die meist wieder über die Schwelle einer „einsamen Schenke“ und oft genug zum Hochgerichte führt.

Bedenkt man nun weiter, daß gerade die schärfste und scheinbar wirksamste Maßregel gegen das Ueberhandnehmen des Räuberunwesens, welche jeden des Verbrechens verdächtigen Dienst, ehe Verheirathung ihres Ansenthaltes, oder unterlassene Anzeige mit dem Tode bedroht, den Csikos gleichsam zwischen zwei Feuer bringt, so wird man zugeben, daß das Dasein dieser armen Burschen u der That einer Fahrt zwischen Scylla und Charybdis gleicht, und mit ziemlicher Sicherheit den Schluß ziehen, daß, so lange es in Ungarn Pußten und Hirten giebt, auch die interessante Species der Räuber nicht aussterben dürfte.

Damit sei jedoch der vielfach verbreiteten extremen Ansicht, als stecke hinter jedem Csikos ein Wolfwolf, keineswegs das Wort geredet, und ebenso wenig in Abrede gestellt, daß der Zauber der Steppenpoesie selbst über die düsteren Gestalten der vom Gesetze Geächteten den Schleier einer gewissen Romantik breitet.

Nein, es giebt noch der ehrlichen Leute genug in der Pußta, und der in die Nachtseite des Steppenlebens gewohnte Blick soll uns die Freude an den kecken Reitern, wie das dieser Skizze beigegebene Bild sie uns zeigt, nicht verderben. Nur wer da weiß, was es sagen will, ein feuriges, sattel- und zügelloses Pferd mitten eines oft nur nothdürftig aus einem Halfterstrick improvisirten Zaumes zu regieren, nur der wird die Gewandtheit dieser Reiter zu würdigen wissen; doppelt bewunderungswürdig aber erscheint dieselbe, weil der Reiter gleichzeitig ein bebendes Thier, wie es der Rohrwolf ist, mit der Wurfschlinge erfolgreich zu bekämpfen versteht.

In der That muß man, um die Möglichkeit solchen Reiterkunststückes überhaupt zu begreifen, vor allem die Art und Weise kennen, wie der Csikos mit seinem Pferde „einig“ wird, das heißt, wie er es anfängt, ein wildes, unbändiges Steppenroß in einen treuen, gehorsamen Gefährten umzuwandeln; diese Procedur ist allerdings wieder so „steppenmäßig“, daß der bloße Bericht für den Fernstehenden immer etwas wunderbar klingt.

Das Beste, was ich selbst von beiderlei Leistungen zu sagen weiß, verdanke ich dem schon erwähnten Pista, weshalb ich hier möglichst treu wiedergeben will, was ich an der Seite meines Gewährsmannes vernommen und erlebt.

Pista diente zur Zeit, als ich jene Bekanntschaft machte, auf der Pußta eines der reichsten Magnaten Ungarns und war mir vom Gutsdirector, dessen Gastfreundschaft ich genoß, für alle Fälle, in welchen mein Dienst die Begleitung verläßlicher Führer oder Pferde bedurfte, zugewiesen worden.

Eines Abends stand ich eben im Begriffe, nach vollbrachtem Tagewerke auf einem mir von Pista bereit gehaltenen Pferde von der Pußta heimzureiten, als zwei Männer auf flinken Rößlein dahergesprengt kamen, und Pista als ihrem Vorgesetzten die Meldung erstatteten, daß eben ein Füllen unweit der weidenden Heerde „angerissen“ worden sei.

Der Csikos strich sich fluchend den gleich Zahlhörnern emporstrebenden Schnurrbart.

„Kutya teremtette“, erwiderte er dann, „es ist bereits das zweite Füllen in dieser Woche; der gnädige Herr Graf wird uns für Betschwestern halten, die hinter jedem Wolf den Teufel wittern und für ihre arme Seele zittern . . . mit jetzt, nachdem die wilden Bestien einmal Blut geleckt, toten sie sich so sicher ihr Frühstück wie der Jude am Versallstage sein Geld, aber drei Monate will ich die Spindel drehen und Wasserjuppe essen, wenn ich den verdammten Ledermäulern diesmal nicht den Braten gründlich versalze.“ Und sich zu den beiden Männern wendend, fuhr er im Tone eines commandirenden Officiers fort: „Hurtig, Kinderchen, nehmt frische Pferde und reitet hinüber zum alten Farkas Josi (Wolf Josef). Er darf nicht fehlen, wo es seinen Namensvettern an den Pelz geht; im Vorübergehen aber sagt dem Janos, dem Mihaly, und den beiden Fekete, sie mögen sich mit den Heerden beim Zigeunerbrunnen einfinden.“

Ich hatte längst den Wunsch gehegt, den Rohrwolf, den liebenswürdigen Vetter des mir schon bekannten Gebirgswolfes, zu Gesicht zu bekommen, daher ich Pista's Einladung, zu diesem Ende die Nacht mit ihm unter freiem Himmel zuzubringen, mit Freuden annahm.

Während die Untergebenen des Letzteren sich beeilten, dem erhaltenen Befehle nachzukommen, legte dieser zwei Finger an den Mund und entlockte dem so construirten Naturinstrumente einen schrillen, weithin tönenden Pfiff, welchem alsbald ein lustiges Gewieher antwortete; zugleich näherte sich uns ein von dem dunkelgrauen, abendlichen Horizonte hell sich abhebender weißlicher Gegenstand, um sich in rascher Entwickelung als ein herrlicher Schimmelhengst zu entpuppen, welcher schnaubend vor dem Csikos anhielt und denselben mit den klugen großen Augen wie fragend anblickte. Obschon ein Feind jener übertriebenen Abgötterei, welche mit Pferden so häufig auf Kosten der Menschheit getrieben wird, war ich von der seltenen Schönheit dieses Thieres, dessen breite Brust, schlanker, langmähniger Hals und zierlicher Kopf die Bewunderung jedes Sportsmannes erregt hätten, wirklich entzückt.

Pista, welcher sich sofort auf den glatten Rücken des Hengstes geschwungen, hatte an meinen Lobeserhebungen so viel Freude, wie ein junges Mädchen an dem Lobe, das ihrer Balltoilette zu Theil geworden.

„Wahrlich, Herr,“ sagte er, „der Beisall, welchen Ihr dem Sandor spendet, ist für mich nun so werthvoller, als mein gnädiger Graf ihn schon auszusetzen und an den nächstbesten Pferdejuden tosschlagen wollte. Der vierbeinige Schelm nämlich,“ erklärte Pista über mein Erstaunen, indem er die Richtung nach dem Zigeunerbrunnen einschlug, „zeigte noch vor Kurzem nicht die geringste Neigung, seinen Rücken von irgend Jemandem, wäre es auch ein Prinz gewesen, warm sitzen zu lassen, was einem vernünftigen Thiere zwar im Grunde nicht zu verargen, bei einem Reitpferde aber immerhin eine unangenehme Eigenschaft ist. Es hatten auch schon drei unserer besten Reiter sich vergeblich bemüht, dem Störrigen Burschen das Unpassende seines Benehmens klar zu machen, und trug Einer derselben zum Lohne für seine guten Absichten sogar ein paar gebrochene Rippen davon, was übrigens — ich verwette meinen Kopf darauf — nicht die Absicht Sandors, sondern

Digitized by Google

nur die Folge eines muthwilligen Scherzes war, der eben schlimm ausfiel."

Bei diesen Worten streichelte der Cisios den Hals Sandors, welcher die Entschuldigung mit einem für seinen Reiter wahrscheinlich vollkommen verständlichen Schnauben zu bestätigen schien.

„Vor dem Juden hatte ich den lustigen Patron durch meine Fürbitte zwar gerettet," fuhr Letzterer fort, „dagegen meinem Herrn für eine baldige Belehrung desselben gut stehen müssen, ein Wort, Herr, das leichter gegeben als einzulösen war, da Sandor sich mittlerweile ganz zum Menschenfeind ausgewachsen hatte und Jedermann schon von Weitem mit den Hinterhufen begrüßte. Na, um es kurz zu machen, eines Abends gelang es mir doch, dem geriebenen Burschen den Lasso über den Kopf zu werfen und, ehe er sich's versah, seinen Rücken zu gewinnen, wo es mir allerdings nicht zu bequem wurde; denn im nächsten Augenblicke schon flog der überrumpelte Bildling gleich einer losgelassenen Rakete in die Luft, um sich dann ebenso blitzschnell auf die Erde zu werfen und mir mit allen Vieren seine Entrüstung kund zu thun. Nun, das Stücklein ist unser Einem nicht neu, probirt es doch jedes weiterschene Füllen, doch wurde es allmählich unangenehm, als Sandor es so rasch und oft wiederholte, daß es mir endlich satt schien, als hätte ich nicht ein Pferd, sondern eine Schlange unter mir, welche sich mit der einen Leibeshälfte in der Luft, mit der andern auf der Erde ringelt. Mein Spaß, mit dem ich jeden solchen Wechsel auf's Gewissenhafteste markirte, verleidete endlich dem Widerspenstigen das Spiel, nun versuchte er aber ein anderes, indem er den Kopf zwischen die Vorderbeine, die Hinterfüße aber gegen den Himmel warf, gerade als wollte er kunstgerechte Purzelbäume schlagen; als ihm indessen auch dies nichts fruchtete, da wurde der arme Schelm schließlich ernstlich böse; die Nähnen sträubten sich ihm, als wären sie vom Sturme aufgewirbelt; Augen und Nüstern schienen Feuer zu speien, und der Schaum flog wie Schneeflocken um ihn her, und dann ein Sprung, Herr, wie ihn noch kein Roß unter mir gethan, und ein Rennen drauf, daß mir der Athem stockte, das Blut in den Adern hämmerte und es finstere Nacht wurde vor meinen Augen. Ehrlicher Sandor! Jetzt ein Seitensprung, und er wäre seines Reiters ledig gewesen. Aber er dachte nicht daran und jagte, wahnsinnig vor Zorn und Angst, fort, immer fort — ich sage Euch, Herr — nicht wie ein vierfüßiges Thier, nein, wie ein Vogel fliegt, den der Falke verfolgt — hoch in den Wolken."

Der Cisios hatte sich warm gesprochen und liebkoste das edle Thier abermals mit der stolzen Zärtlichkeit eines glücklichen Vaters, ehe er seine Erzählung mit den Worten schloß, welche zugleich meine Frage nach der Dauer des tollen Rittes beantwortete:

„Genau weiß ich's nicht zu sagen, Herr; denn als Sandor endlich unter mir zusammenbrach, blieben wir Beide auf demselben Platze halbtodt liegen, daß wir aber ein hübsche Strecke zurückgelegt, merkten wir am Heimwege, welchen wir mit dem grauenden Morgen antraten, dessen Ziel wir aber — allerdings als vortreffliche Fremde — erst erreichten, als die Sonne zu Bette ging."

Der Zigeunerbrunnen, wo wir uns nach Pista's Anweisung zur lustigen Jagd versammeln sollten, lag etwa zweitausend Schritte von dem Ende eines jedoch Donau-Arms entfernt, welcher, theilweise verpumpt und mit Schilf bedeckt, mit seinen vielfachen, bis an den Hauptstrom reichenden Verzweigungen den Wölfen jene zahlreichen Schlupfwinkel bietet, wo diese Raubthiere am liebsten hausen. Der Brunnen selbst unterschied sich nicht von den bekannten, auf allen Steppen gebräuchlichen Cisternen mit den hochaufstrebenden Hebebäumen und daran baumelnden Wassereimern, bot aber bei unserer Ankunft durch die Staffage ein Nachtbild interessantester Art.

Vom schwarzblauen Himmel leuchtete der Mond, welcher seine stille nächtliche Bahn zwischen zahllosen Sternen verfolgte, hell und klar herab und beschien mit seinen milden Silberstrahlen ungefähr dreihundert Rosse, die in Gruppen lagen und standen, oder ihren Durst aus dem gemauerten Wasserbehälter löschten. Im weiten Kreise umritten zwei Wachen die leichtfüßige Gesellschaft, damit nicht ein vorwitziges oder unerfahrenes Mitglied derselben auf Abwege gerathe, die übrigen Männer aber lagerten, ihre Mahlzeit verzehrend, um ein absichtlich spärlich erhaltenes Feuer, in dessen röthlichem Gluthschein die martialischen bärtigen Gestalten — was sie etwa an Schärfe der Umrisse verloren — sicherlich an malerisch romantischem Reiz gewannen.

Abseits von diesem Feuer in Pista's Bunda (Schafpelz) gewickelt, lag ich bald so warm und behaglich, als wäre ich auf Eiderdaunen in fürstlichem Schlafgemache gebettet, und beobachtete mit Vergnügen, wie während der um folgenden Vorbereitungen und Berathungen für den Empfang der ungebetenen Gäste die für gewöhnlich etwas lässig träge Haltung Pista's allgemach elastischer und energischer wurde, wie in seinen intelligenten, doch meist verschlafenen Zügen das Feuer der Kampfbegierde erwachte, und denselben eine nahezu ideale männliche Schönheit verlieh.

Es war inzwischen Mitternacht geworden, und der Einfluß der Ermüdung machte sich geltend.

„Ist Gefahr bei der Sache?" fragte ich noch mit halbgeschlossenen Lidern den mir zur Seite lagernden Cisios.

„Bah, Herr, nicht der Rede werth!" meinte dieser. „Zwar gerieth einer meiner Schwäger bei solcher Gelegenheit mit seinem Pferde zu tief in den Sumpf und wurde von den sonst feigen Bestien derart zugerichtet, daß ihn die eigene Mutter nicht erkannte, aber es giebt eben Leute, denen selbst beim warmen Ofen die Nase erfriert."

Etwas später vernahm ich noch im Halbschlummer ein sehr fernes, lang gedehntes Geheul und als Antwort Pista's Brummbaß, die Worte murmelnd: „Ah, die rothen Teufel haben die Witterung; wir werden nicht umsonst warten," worauf ich in tiefen Schlaf versank.

Als ich, durch Pferdegewieher erweckt, die Augen aufschlug, zeigte das Lager ein ganz verändertes Bild. Die Heerde war verschwunden, und in der Dämmerung des eben anbrechenden Morgens sah ich nur etwa ein Dutzend Männer, den Lasso in der Hand, neben ihren Pferden stehen. In demselben Moment führte Pista auch mein Thier herbei. Die dunklen Augen des Cisios blitzten jetzt wie Karfunkel unter den buschigen Augenbrauen hervor, und jeder seiner Muskeln schien bis zum Zerreißen gespannt.

„Es ist Zeit, Herr," sagte er mit gedämpfter Stimme und auf das Schilf deutend; „die Bestien vergnügen sich an unserer Lockspeise; nun gilt es, ihnen gute Mahlzeit zu wünschen, ehe sie fertig sind."

Aufhorchend vernahm ich in der That ein zorniges Knurren, ähnlich dem bissiger Hunde, plötzlich aber ging dasselbe in jenes gedehnte Geheul über, das ich schon in der Nacht vernommen. Nun ertönte es aber viel näher und wurde daher von den Pferden mit wildem Schnauben und Scharren beantwortet.

Im nächsten Augenblicke schoß Pista auf seinen Schimmel, und von einigen Cisios gefolgt, flog er pfeilschnell davon, einen weiten Bogen um die Stelle im Schilfe beschreibend, wo die Reste des jüngst zerrissenen Füllens zur Anlockung der Raubthiere gedient hatten. Gleichzeitig, doch in entgegengesetzter Richtung, wurde dasselbe Manöver ausgeführt, sodaß nur der alte Farkas Josi mit zwei Begleitern zurückgeblieben war.

Da ich außer einem kleinen Sackpuffer keine Waffe bei mir führte, so folgte ich Pista in einer Entfernung, welche mir den ganzen Kampfplatz zu überschauen gestattete; von dort aus sah ich deutlich, wie sowohl Pista als die von der andern Seite her operirende Abtheilung eine Verengung des Donau-Armes zu gewinnen trachteten, wo das Rohr, minder dicht, den Wölfen weniger Schutz gewährte.

Fünf Minuten etwa mochte der scharfe Ritt gewährt haben, als vom Lagerplatze lautes Jauchzen und Hussageschrei erscholl, mit welchem Farkas Josi und seine Leute auf das ihnen zunächst liegende vorspringende Sumpfterrain losstürmten, jedenfalls nach Pista's Dispositionen, die sich trefflich bewährte. Bestürzt durch den plötzlichen Ueberfall, stoben die Wölfe, für diesmal auf jeden weiteren Raub verzichtend, ihren tiefer gelegenen Schlupfwinkeln zu, ohne den Hinterhalt zu bemerken, auf welchen sie nun ganz unvorbereitet stießen.

Die Scene, die nun folgte, als die unheimlichen Ziegrimme, von allen Seiten eingeschlossen, unter furchtbarem Geheule bald feige zurückwichen, bald in verzweifelter Wuth den Kreis zu durchbrechen suchten, während die Reiter, ihre Lassos schwingend, sich gegenseitig durch lauten Zuruf verständigten und die scheuenden Rosse ermuthigten, — diese Scene mit allen ihren aufregenden, wechselvollen Einzelheiten zu beschreiben, wäre ein vergebliches Bemühen.

Genug — vier erdrosselte Wölfe waren das Resultat des Kampfes, der Tag desselben aber wurde durch die Großmuth des Directors, der über solche Verminderung der so gefährlich ge-

Digitized by Google

wordenen Räuberfamilie hocherfreut war, zu einem Festtage für die glücklichen Sieger.

Es soll an jenem Tage hoch hergegangen sein in der nahe gelegenen Hirtenscharda. Leider war ich nicht dabei und kann daher der wackern Reiter Kunst und Gewandtheit beim sporenklirrenden Tanze nicht als Augenzeuge schildern, als ich aber Pista, vergnügt schmunzelnd, seinen „Freund“ Sandor besteigen und Beide über die Steppe der Csarda zueilen sah, fielen mir unwillkürlich die nachfolgenden Strophen eines einst viel gesungenen, heute fast vergessenen Liedes bei:

„Ohne Sattel, ohne Bügel,
Ha, wie bin der Ritt so braust!
Rößlein, Rößlein, hast du Flügel,
Daß du so von hinnen sausst?

Und es geht dem Wind zur Beute —
Haar und Hemd im Fluge weht,
Doch das Rößlein kennt die Stätte,
Wo es schmachtend stille steht.

Tief im Wald ist eine Schenke,
Rauch und Citherspiel dazu,
Und an die mit Lust ich denke,
Schaffst dort mir regen Sinn.

Springt hinauf und springt hinunter
Mit dem Krügtein in der Hand,
Und wie sie ist sie keine wunter
In dem ganzen Ungarland.

Rissa, Rissa, wunte Dirne,
Hörst du nicht den Peitschenknall?
Streich das Haar dir von der Stirne,
Laß die durstigen Gäste all!

Denn dein Janos kommt geflogen —
Horch, schon braust's zum Wald herein.
Auf, Zigeuner, rührt den Bogen!
Heissa! Tanz und Ungarwein!“

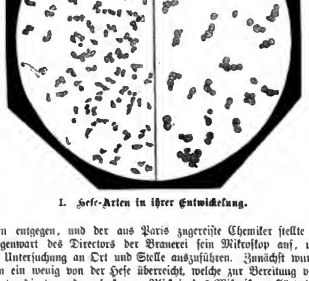
F. Schiffern.

Die Krankheiten des Bieres.

Eine mikroskopische Brauerstudie.

Von Valerius.

Vor etwa zehn Jahren erschien in einer der bekanntesten Brauereien Londons ein Gelehrter und bat um Erlaubniß, die in dem Etablissement zur Biererzeugung benutzte Hefe untersuchen zu dürfen. Man kam diesem damals sonderbar erscheinenden Wunsche



I. Hefe-Arten in ihrer Entwickelung.

gern entgegen, und der aus Paris zugereiste Chemiker stellte in Gegenwart des Directors der Brauerei sein Mikroskop auf, um die Untersuchung an Ort und Stelle auszuführen. Zunächst wurde ihm ein wenig von der Hefe überreicht, welche zur Bereitung von Porter diente, und nach kurzem Blick in das Mikroskop erklärte der Fremde unumwunden, daß der mit dieser Hefe fabricirte Porter schon seit längerer Zeit viel zu wünschen übrig lasse. Die Leiter der Brauerei waren über dieses abfällige Urtheil nicht wenig erstaunt, gaben aber schließlich zu, daß der Vorwurf der Wahrheit entspreche und daß man erst am vorhergehenden Tage beschlossen habe, die fragliche Hefe nicht mehr zu benutzen. Hierauf wurden andere Hefesorten und verschiedene Biere mikroskopisch geprüft, und der Gelehrte, welcher dieselben gar nicht gekostet hatte und von jeder Biersorte nur einen Tropfen zur Untersuchung nahm, gab über die Beschaffenheit der fraglichen Getränke das treffendste Urtheil ab. Er sagte den erstaunten Brauern, dieses Bier sei gut, jenes aber so schlecht, daß es weggeschüttet werden müsse, dieses wiederum zeichne sich durch säuerlichen Geschmack aus, und jenes halte sich gar nicht auf Flaschen. Nachdem der Fremde die nöthigen Erklärungen über die Merkmale, an welchen man kranke Hefe und verdorbenes Bier unter dem Mikroskop zu erkennen vermöge, abgegeben hatte, wurde das Vertrauen der praktischen Fabrikanten immer stärker und die Unterhaltung freier und offener.

II. Krankheitsfermente des Bieres.

Als er aber am nächsten Tage in der Brauerei wieder erschien, fand er die Herren bereits mit mikroskopischer Prüfung ihrer Rohstoffe ꝛc. beschäftigt und erfuhr, daß man nunmehr beschlossen habe, zu allen Bieren frische Hefe zu verwenden.

Dieser Vorfall ereignete sich fast unmittelbar nach dem letzten deutsch-französischen Kriege, und L. Pasteur — dies ist der Name des Pariser Chemikers — war damals auf einem Rachezuge gegen Deutschland begriffen, da er sich vorgenommen hatte, in dem Brauereiwesen, dem unbestreitbar echt deutschen Gewerbe, eine neue Aera zu eröffnen. Die hohen Hoffnungen des genialen Mannes sind bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und auf ihre vollständige Befriedigung wird er wohl umsonst bis an das Ende seines für die Wissenschaft und Menschheit sehr verdienstvollen Lebens warten müssen, aber ohne praktischen Erfolg sind seine Bemühungen keineswegs geblieben; denn nicht durch seinen Deutschenhaß, wohl aber durch seine früheren meisterhaften Arbeiten über die Natur der Gährungserscheinungen war Pasteur, wie kein Anderer, dazu berufen, auf diesem Gebiete der Brauerkunst Licht und Klarheit zu verbreiten.

Digitized by Google

„Ich lebe vor mir und koche mich selbst.“
Nach dem Oelgemälde von E. Hofmeister.

Durch seine „Studien über das Bier“ hat er auch in Verbindung mit der Thätigkeit deutscher Gelehrter viel dazu beigetragen, daß heute das Mikroskop in mustergültigen Brauereien heimisch geworden ist und die Anwendung dieses nützlichen Instrumentes den Brauer oft vor empfindlichen Verlusten bewahrt.

Aber die wissenschaftlichen Aufschlüsse über die Ursachen der „Krankheiten des Bieres“ dürften nicht nur für das große Publicum, welches im deutschen Reiche jährlich gegen 38 Millionen Liter edlen Gerstensaftes zu trinken beliebt, interessant, sondern auch von praktischem Werthe für die Behandlung dieses Getränkes sein, sodaß wir unserm Leserkreise einen guten Dienst zu erweisen glauben wenn wir das Thema hier ausführlicher besprechen.

Wie das Bier erzeugt wird, darüber brauchen wir vor einem biertrinkenden Publicum uns nicht des Weiteren zu verbreiten. Jedermann weiß, wie die Würze aus Gerstenmalz bereitet wird und daß es die Hefe ist, welche die Gährung dieser zuckerhaltigen Flüssigkeit bewirkt. Jedermann weiß, daß die zu Millionen und Milliarden in einem Braugefäß vorhandenen Hefezellen die chemische Arbeit für uns verrichten, indem sie den Traubenzucker der Würze in Alkohol, den berauschenden Bestandtheil des Bieres, und in

Digitized by Google

Kohlensäure, das farblose, säuerlich schmeckende und durch das „kohlensaure Wasser“ populär gewordene Gas, zerfesten. Unsere Abbildung* (Nr. I) veranschaulicht uns in vierhundertfacher Vergrößerung reine Hefe-Arten, wie sie sich auf dem Wege der Knospung mit wunderbarer Schnelligkeit und in großen Mengen vermehren. Jedes dieser winzigen runden Gebilde ist ein Individuum, ein selbstständiges Wesen, welchem die Gelehrten den Namen Torula beigelegt und welches sie in die große Classe der Pilze eingereiht haben.

Dieses einzellige Wesen kann nun, entweder in Massen aufbewahrt oder einzeln mit anderen Staubtheilchen auf den Blättern und Früchten der Pflanzen liegend, lange Zeit hindurch in scheintodtem Ruhezustande verharren, erwacht aber zu einem schnell dahinfliegenden Leben, sobald es in zuckerhaltige Lösung gelangt, sobald wir es in den Most des Weines, in die Würze des Bieres oder in den Teig des Brodes hineinthun. Dann bewirkt es die Gährungserscheinungen in den genannten Flüssigkeiten sowie das Aufgehen des Teiges, und wenn der Most und die Würze gut sind und nur reine Hefe in ihnen als gewandter Chemiker schaltet und waltet, dann ist auch das Ergebnis ihrer Thätigkeit ein für den Menschen befriedigendes, ein reiner und gesunder Wein oder ein klares und wohlschmeckendes Bier.

Aber die winzige Bierhefe weiß auch von einer in der Natur gemeingültigen Thatsache zu erzählen, von dem schweren „Kampfe um's Dasein“, der ja auch die mühevollen Werke der Völker und der einzelnen Menschen entweder verschlingt oder veredelt. Wie die um die Weltherrschaft streitenden Nationen, wie die großen Besitzer rauchender Fabrikschlote und die um ihr tägliches Brod schwer ringenden Tagelöhner, so hat auch die Hefe in ihrer dem gewöhnlichen Menschenauge unsichtbaren Welt gefährliche Concurrenten, welche sie manchmal erbarmungslos zu Grunde richten oder ihr sehr oft in's Handwerk pfuschen. Es sind dies andere, gleichfalls mikroskopische Wesen, die auch in der Zuckerlösung ihr Fortkommen finden, bei ihrer Entwickelung aber aus dem Moste und der Bierwürze eine Flüssigkeit erzeugen, welche den Menschen im höchsten Grade anwidert; es sind dies die berüchtigten Fäulnißerreger und andere mikroskopische Pilzarten. Im gemeinen Stande ruhen ihre Verderben bringenden Keime, und durch den Wind aufgewirbelt, werden sie auf Geräthe, Rohstoffe u. dergl. der Brauereien übertragen, von denen sie in die Bierwürze gelangen, um in derselben ihre zerstörende Thätigkeit zu entfalten.

In diesem auf der untersten Stufe des organisirten Lebens tobenden Kampfe kann von der Macht der Intelligenz selbstverständlich keine Rede sein. Die Naturgeschichte weiß aus jenen Gebieten nichts von etwaigen Siegen zu berichten, welche kleine, gut geführte Heere gegen an Zahl überlegene Gegner errungen hätten. Nur die zur Entfaltung gelangende rohe Kraft giebt hier den Ausschlag.

Dieses Naturgesetz wußte der Bierbrauer schon seit undenklichen Zeiten, bevor die Wissenschaft es geahnt hatte, für sich auszunutzen. Nach vielen mißlungenen Versuchen fand er ein Verfahren, dessen Begründung er nicht zu geben verstand, dessen Ergebnisse aber ihn vollständig befriedigten.

Der Bierbrauer kochte die Würze und tödtete durch die Hitze, freilich ohne es zu wissen, die in derselben etwa vorhandenen Keime schädlicher, fäulnißerzeugender Wesen; instinctiv, könnte man fast sagen, kühlte er diese Würze hierauf möglichst rasch ab und beschleunigte die alkoholische Gährung, indem er in die abgekochte Flüssigkeit eine bedeutende Menge Hefe hineinthat und also das Eindringen schädlicher Organismen in größeren Mengen verhütete. Der winzigen Schaar der Fäulnißerreger, welche ihm die Würze verderben würden, setzte er eine Armee gesunder Hefezellen entgegen. Wenn aber nach längerem Gebrauche seine Hefe verunreinigt wurde und ihm schlechtes Bier lieferte, dann griff er zu dem bei seinem Stande gebeiligten Brauche des Hefenwechsels; er warf seine untaugliche Hefe fort und entnahm frische und bessere von seinem Nachbarn.

Der Weinbauer, welcher ein der Brauerei verwandtes Gewerbe betreibt, indem er aus dem Safte der Rebe den feurigen Wein, ein gleichfalls durch Gährung entstandenes alkoholhaltiges Getränk, bereitet, braucht nicht zu allen diesen Vorsichtsmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen. Zwar arbeitet auch für ihn die Hefe, aber der Most ist, dank seinem Gehalte an Weinsteinsäure, ein für die Entwickelung der Fäulnißerreger durchaus ungeeignetes Mittel und wie geschaffen für das beste Gedeihen der Hefe. Hier hat die Natur selbst die schützenden Grenzen gewissermaßen gezogen, und darum braucht der Weinfabrikant keine Hefe in seinen Most zu thun; denn schon die winzigen Mengen derselben, welche auf den Schalen der Weinbeeren vorhanden sind, genügen zur Hervorbringung der nöthigen Gährung.

Wohl würde auch die Bierwürze, sich selbst überlassen, nach einiger Zeit, ohne besonderes Hinzuthun von Hefe, in Gährung übergehen. Aber da ihre Zusammensetzung, verschieden von derjenigen des Weinmostes, auch die Entwickelung anderer Gährungserreger begünstigt, so würde uns dieser, sagen wir, freiwilligen Gährung im hundertsten Falle das hervorgehen, was wir Bier nennen; in der Regel würde aus der besten Würze eine saure oder faulige, ungenießbare Flüssigkeit entstehen.

Ohne seinen Feind von Angesicht zu kennen, schob ihm endlich der Bierbrauer noch in unserem Jahrhundert einen kennen schwer zu durchbrechenden Riegel vor. Unsere Leser wissen, daß vor wenigen Jahrzehnten in dem biergesegneten Baiern eine bis dahin unbekannte Art von Bierbrauen erfunden wurde, die Herstellung der untergährigen oder sogenannten Lagerbiere. Früher bereitete man das Bier überall in der Weise, daß die Würze nach dem erfolgten Sieden auf etwa + 20° C. abgekühlt und dann mit Hefe versetzt wurde. Unter der Einwirkung dieser nicht unbedeutenden Wärme geht die Gährung stürmisch vor sich; rasch vermehren sich die knospenden Zellen und entwickeln auf einmal bedeutende Mengen Kohlensäure, welche aus der Würze in kleinen Blasen in die Höhe steigt und die Hefe an die Oberfläche des Gefäßes mit sich fortreißt. Man nennt das also bereitete Bier obergährriges, und bekanntlich kann diese Sorte, ohne zu verderben, nicht lange aufbewahrt bleiben, sondern muß sofort dem Consum übergeben werden.*

Bei der neuen Bereitungsart wird dagegen die Würze mit Hülfe besonderer Eiskühler rasch bis auf + 5° C. abgekühlt und erst dann die Hefe hineingethan. Die Kälte gestattet den Hefezellen nur ein verhältnißmäßig dürftiges Leben. Langsam geht die Gährung von Statten; spärlicher ist die Entwickelung der Kohlensäure, die in diesen geringen Mengen die Hefe nicht in die Höhe zu heben vermag und dieselbe sich auf dem Boden des Gefäßes ansammeln läßt.

Man nennt daher das auf diese Weise erzeugte Bier untergährriges, und dieses kann in kühler Temperatur als Lagerbier monatelang aufbewahrt bleiben und auf Eisenbahnen in Fässern und in Flaschen meilenweit versichickt werden, ohne besonderen Schaden zu erleiden.

Vergeblich hätte man den Erfinder dieser Braumethode darnach gefragt, warum sein untergähriges Bier sich widerstandsfähiger erweise, als das obergährige. Heute antwortet hierauf die Wissenschaft: In der kühlen oder gar kalten Temperatur von + 5° C. sterben die Keime der Fäulnißerreger in der Regel ab, während die Hefe ihre Lebensfähigkeit noch beibehält. Das untergährige Bier ist daher freier von den gefährlichen Keimen, welche bei der Nachgährung das Bier sonst zu verändern und ungenießbar zu machen pflegen.

Auf diese Weise war es dem Bierbrauer gelungen, sich im Großen und Ganzen seiner unsichtbaren Feinde zu erwehren und vor ihren verwüstenden Einfällen sein Gebiet zu schützen. Aber er kannte nicht alle ihre Schliche und Wege, auf welchen sie in die Kufen, Fässer und Flaschen einzudringen wissen. Gelehrte waren es, die diese Feinde demaskirten und noch viele andere ihrer verborgenen Schandthaten an's Tageslicht brachten. Aber die Wissenschaft mit ihrer Erklärung spielte hier nicht die Rolle eines hinkenden Boten, der dem praktischen Brauer mit seiner Nachricht nichts nutzte, sondern die eines guten Rathgebers, der ihn noch vor manchem Schaden zu bewahren im Stande ist.

Seitdem es nämlich festgestellt worden, daß jene mikroskopischen Wesen in der Mehrzahl der Fälle die nachtheiligen Veränderungen des Bieres während seiner Zubereitung und während seiner Auf-

* Die beiden diesem Kruitel beigegebenen Holzschnitte wurden Pasteur'schen Lithographien nachgebildet. Wir entlehnen dieselben der in sachmännischen Kreisen wohlbekannten Zeitschrift „Der Bierbrauer“ (Halle, Wilhelm Knapp).

* Eine Ausnahme bilden hier stark mit Hopfen versetzte obergährige Biere, wie Porter ꝛc., da der Hopfen durch seine antiseptischen (fäulnißverhindernden) Eigenschaften die Entwickelung krankhafter Fermente zu hemmen pflegt.

Digitized by Google

bewahrung in Fässern oder Flaschen hervorrufen, ist der Bierbrauer in die Lage versetzt, das Vorhandensein dieser Pilze zu entdecken, bevor sie ihm schaden können.

Er braucht heutzutage nicht mehr zu warten, bis seine Kunden über den Geschmack des von ihm gelieferten Bieres gerechte Klagen erheben, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß seine Hefe zur Bierbereitung nicht mehr tauglich sei. Er braucht nicht mehr zum Wechseln der Hefe durch die bittere Erfahrung genöthigt zu werden, daß das von ihm gebraute Getränk nach in den Kisten kaum oder wohl gar fäulig geworden ist und sich nur zum Wegschütten eigne. Er braucht heutzutage nur die Hefe vor ihrer Benutzung einer genauen mikroskopischen Prüfung zu unterwerfen, um sich zu vergewissern, ob sie rein oder mit Krankheitsfermenten vermengt ist, ob sie gutes oder schlechtes Bier liefern wird. Das ist aber sogar dann, wenn wir annehmen, daß auch die mikroskopische Untersuchung den Brauer manchmal täuscht, ein bedeutender Vortheil; denn praktische Bierbrauer haben uns erklärt, daß sie unter den gewöhnlichen Umständen, ohne vorhergehende Prüfung der Hefe, manchmal etwa den fünften Theil des von ihnen fabricirten Bieres nicht absetzen konnten, sondern ihn als mißlungenes Gebräu einfach vernichten mußten.

Die Kenntniß der Ursachen dieser Krankheiten des Bieres wird aber auch denjenigen, der gewerbsmäßig Bier auf Flaschen abzieht, und denjenigen, der es zu seinem eigenen täglichen Gebrauche thut, wohl veranlassen, in seinen Hantirungen mit peinlicher Sorgfalt vorzugehen. Da die Krankheitserzeuger überall vorhanden sind und in Bierresten der entleerten Flaschen in großen Mengen gefunden werden, so ergiebt sich zunächst die Nothwendigkeit, diese Flaschen auf das Sorgfältigste auszuspülen, sie womöglich zunächst mit siedendem Wasser zu reinigen, bevor sie von Neuem mit Bier gefüllt werden. Dieselben Vorsichtsmaßregeln sind selbstverständlich auch beim Korkverschluß zu beobachten; denn das beste Bier kann durch einen unreinen Stöpsel mit den Krankheitserregern angesteckt und dadurch verdorben werden. Wer diese Reinsichtsmaßregel unterläßt, der schädigt sich selbst; der Flaschenbierhändler läuft alsdann die Gefahr, wenn er auch sein Bier von der solidesten und renommirtesten Brauerei in vorzüglichster Qualität bezieht, seinen Kunden ein Getränk in's Haus zu liefern, welches nach längerer Zeit auf Flaschen schlecht wird; er läuft hierdurch Gefahr, seine Kundschaft und mit ihr auch sein Geld einzubüßen.

Doch genug dieser praktischen Winke! Es kann nicht unseres Amtes sein, die sich aus der Kenntniß der Ursachen der Bierentrankung ergebenden Schlüsse in ihrer ganzen Vielseitigkeit zu ziehen. Der Brauer und Bierhändler, welche sich in erster Linie für dieselben zu interessiren haben, finden sie in den neuesten Handbüchern und Fachzeitschriften in genügender Weise erörtert. Uns sei es nur noch gestattet, die wichtigsten dieser berüchtigten Bierverderber, über welche die Trinker sich schon, ohne sie zu kennen, so oft bei einem Glase Bieres geärgert haben, hier flüchtig den Lesern der „Gartenlaube" vorzuführen. Auf unserer Abbildung (Nr. II) finden wir sie in geschmackvoller Weise zu einem interessanten Tableau zusammengestellt.

In der mit Nr. 1 bezeichneten Abtheilung begegnen wir zunächst denjenigen Gährungserzeugern, welche das bekannte „Umschlagen" des Bieres hervorrufen. Es sind dies kleine Stäbchen, die bald einzeln, bald in Gliederketten auftreten und deren Durchmesser ein Tausendstel eines Millimeters beträgt.

Neben diesen Gebilden erblicken wir unter Nr. 2 eine Probe sauer gewordenen Bieres. Mitten unter den Hefezellen ruhen hier die sogenannten Milchsäurefermente, stäbchenartige Organismen, die an ihren Rändern leicht eingeschnürt erscheinen, sich selten zu Ketten von zwei bis drei Gliedern zusammenreihen und nur wenig größer sind als ihre vorher erwähnten Geschwister. Weiter unten ist (Nr. 3) eine Probe fauligen Bieres abgebildet. In ihr wimmeln kleine Organismen, die Vibrionen, welche je nach den Schwankungen der Temperatur sich rascher oder langsamer bewegen. Sie sind in der Regel lebende Zeugen einer bei der Bierfabrikation oder Flaschenfüllung begangenen unverzeihlichen Nachlässigkeit. Wo man derartiges faules Bier findet, dort kann man auch mit Recht sagen: Herr „Biermann", Ihre Arbeit war faul. Die unter Nr. 4 vorgeführten Organismen, die wie Perlenschnuren aussehen, sind für das zähe Bier charakteristisch, während neben ihnen (Nr. 5) die Erzeuger der Essigsäure, welche dem Biere einen nach Essig riechenden, säuerlichen Geschmack verleihen, sich breit machen.

Die vielgestaltigen Gebilde, die wir unter Nr. 6 antreffen, sind gottlob! keine Krankheitserzeuger; es sind dies jene Niederschläge verschiedener Farbstoffe ꝛc., die fast in jedem Biere zu finden sind und als unschuldige Substanzen kaum unsere Beachtung verdienen. Dafür beschießt die Reihe (Nr. 7) ein Bierverderber ersten Ranges, ein kleiner unbenannter Pilz, aus runden Kügelchen bestehend. Er verleiht dem Gerstensafte nicht nur einen sauren Geschmack, der an den der grünen Aepfel ganz deutlich erinnert, sondern auch noch einen Geruch, der in seiner Widerlichkeit unbeschreiblich ist.

Wir wollen jedoch gegen diese saubere Schmarotzergesellschaft, über welche wir soeben eine Rundschau abgehalten haben, nicht ungerecht sein. An sich ehrlichen Biere, das da oft in der Welt gebraut und getrunken — auch getunken wird, haben sie wohl den Löwenantheil, aber noch lange nicht lassen die gesammte Schuld auf ihnen. Sie erzeugen nur krankes, widerlich schmeckendes Naß, welches die Menschen nicht trinken wollen.

Leider aber haben sich hier und dort in das angesehene und für die Volkswohlfahrt wichtige Brauergewerbe viel schlimmere Feinde des Bieres eingeschlichen, jene Nahrungsmittelverfälscher, die unter dem wohlklingenden Namen Surrogate alles möglichе und oft giftiges Zeug zum Bierbrauen verwenden. Gesäßrischer sind sie, als jene Myriaden von Pilzen; denn die von gewissenlosen Menschen verwendeten gesundheitsschädlichen Stoffe widern unsere Sinne nicht an, sondern stehen vielmehr durch tückischen Wohlgeschmack unsern Gaumen und laden zum Genusse des Giftes ein. Dem ehrlichen deutschen Brauergewerbe wünschen wir von Herzen, daß es bald und gründlich auch von diesem Schmarotzerthum befreit werden möge.

Es ist aber wohl zu beachten, daß einige dieser schädlichen Surrogate die Eigenschaft besitzen, die Entwickelung der Krankheitserzeuger in der Bierwürze zu hemmen. Daher greift auch mancher Brauer, der die Tragweite ihrer Gesundheitsschädlichkeit nicht kannte, durch den guten Erfolg der Fabrikation verleitet, zu diesen verwerflichen Mitteln. Er braucht sie heute nicht mehr, da der ganze Vorgang der Gährung klar vor seinen Augen liegt und er die Ursachen seines Mißlingens und die Mittel, dasselbe zu verhüten, genauer kennt.

Es offenbart sich also auch hierin, wiewohl in geringem Maßstabe, die im Großen verebelnd wirkende Macht der Aufklärung, welche durch wissenschaftliche Eroberungen nicht nur materiell den Menschen bereichert und seinen geistigen Gesichtskreis erweitert, sondern ihn auch unaufhaltsam, fast ohne daß er sich dessen bewußt wird, auf die gerade Bahn der Moral hinüberleitet.

Aus dem Volsker-Gebirge.

Eine Reise-Erinnerung.

Zu den wenigen Winkeln in der Umgebung von Rom, die noch nicht von dem alles überfluthenden Touristenstrom überschwemmt werden, gehört das Volskerland. Das benachbarte Albaner- und Sabinergebirge weist ja kaum mehr einen Punkt auf, der nicht in jedem Frühjahr und Herbst von einem wahren Schwarm von Engländern und anderen Fremden besucht würde. Manch' classisches Landschaftsbild wird durch diese moderne Staffage täglich und stündlich profanirt; neben mancher altehrwürdiger Ruine steht in schamloser Neuheit ein speculatives Hotel, und fast unter jedem Olivenbaum in der Umgebung von Tivoli sitzt auf saftgrünem Matratzhügelchen eine hochgeschürzte Dame, einen möglichst ungewaschenen Schweinehund mit möglichst zerrissenem Hemd und in möglichst träumerischer Schäferstellung in ihr sogeltuch-gebundenes Album stizzirend.

Solche „kemische Schnitzer" bleiben dem Auge Dessen erspart, der sich — etwaigen besorgten Warnungen zum Trotz — in das Volskergebirge wagt.

Digitized by Google

Von Velletri aus, wohin die römische Südbahn den Reisenden nach kurzer Fahrt über die grüne Campagna-Ebene bringt, fuhren wir zu Zweien in einer etwas schwunghaft construirten Vettura dem blauen Gebirge zu, das in scharfen Umrissen, trotz der mehr als fünfstündigen Entfernung scheinbar ganz nahe gerückt, hinter den nächsten Hügeln sich erhob. Aber es war eine lange Fahrt; auf stets primitiver werdender Straße, in einer fortwährenden Staubwolke und einem ebenso beharrlichen Schwarm von Stechmücken, ging's stundenlang bergauf und bergab zwischen früchtestrotzenden Weinbergen und Feldern dahin, durch eine anfangs freundliche, später aber mehr und mehr vereinsamte, melancholische Landschaft, welche gegen das Ende der Fahrt sogar einen fast düsteren Eindruck machte. Nicht ohne volksischen Localstolz wies der junge sonnverbrannte Notenlenker, der unseren einsamen Einspänner regierte, je und je nach einem dunklen Kastanienhain abseits der Straße, auch wohl nach einer tiefen Schlucht oder grauen, halbzerfallenen Castellruine neben dem Wege hin und trug uns dabei mit Wohlgefallen die scheinbar rein statistische Notiz vor, daß hier die Briganten mit Vorliebe ihren Unterschlupf suchen und sich häuslich einrichten, wenn sie sonst überall vor den Carabinieri nicht mehr sicher sind.

Wir hielten diese Andeutungen zunächst für bloße Speculationen auf unsere Geldbeutel, da wir meinten, der hoffnungsvolle Bursch erwarte darauf hin eine Aufforderung zu schnellerem Fahren, das ihm ein Trinkgeld einbringen werde. Später wurden uns aber von „unterrichteter Seite" jene Behauptungen bestätigt.

Nach mehrstündiger schwüler Fahrt, nachdem unsere Vettura noch um eine letzte Waldsecke gebogen und an einem letzten Bergvorsprung hinaufgeschlichen war, befanden wir uns am Eingange von Cori, der alten, einsamen Volskerstadt. Wir stiegen aus, entließen unseren Einspänner und traten in das Städtchen ein. Einen sonderbaren Eindruck macht Cori auf den Fremdling. Auf halber Höhe des steil ansteigenden Felsberges über und neben einer tiefen Thalschlucht steht oder vielmehr hängt die Stadt wie ein Schwalbennest, so rauhgeizig ist möglich zusammengedrängt. Terrassenförmig erheben sich die Reihen von grauen Häusern, die wie bloße massive Steinwürfel erscheinen, übereinander. Wie ein bienenstockartiges Conglomerat sieht das Ganze aus; grau in grau scheint alles gearbeitet, einem jener „Festenmeere" nicht unähnlich, wie sie als Resultate einer sorfdauernden Auswaschung und Abschwemmung an kalkreichen Gebirgen vorkommen, wo dann der Fels in zahllosen gehäuften Brocken bloß gelegt ist.

Die Häuserreihen, die sich wie Würfelschichten dicht gedrängt übereinanderschieben, zeigen nur seltene Lücken zwischen den platten, flachen Dächern, so daß man fast meint, „außen", wie über eine schlechte Treppe, von Dach zu Dach hinaufklettern zu können bis zur höchsten Spitze der Bergstadt, wo auf vorspringendem Fels einige moderne Kirchen und andere Monumentalbauten sowie antike Tempelruinen das Ganze krönen.

Cori macht den Eindruck hochgradiger und trutzlicher Abschließung gegen fremden Einfluß und Angriff.

In der That ist es ein exclusives Volk, das hier haust; sein Wesen hebt sich deutlich ab gegen die mildere Natur der Albaner und Sabiner. Wo jene den Fremden geschäftig empfangen und eifrig, ja trinkgeldlüstern bedienen, da würdigt der Bewohner von Cori den Eindringling keines fremdlichen Blickes; man findet nicht jenes oft widerliche, immer aber heitere Entgegenkommen wie sonst in und um Rom, sondern schroffes, trotziges Benehmen, das darauf schließen läßt, daß dem Volsker jeder Fremde mindestens als unbequem, ja sogar als verdächtig und gelegentlich auch als Spion der sehr unpopulären Carabinieri erscheint, mit welchen der Bewohner von Cori viel weniger gern liebäugelt als mit den Briganten.

Diese Letzteren gelten ja in manchen Gebirgsgegenden Italiens noch recht eigentlich für eine Art von gerechter Vehme, deren Mitglieder mit sobenswerthem nationalökonomischem Scharfblick da und dort einzelne allzu reiche Gutsbesitzer oder auch Fremde ausspüren, um ihnen zu gleichmäßigerer Vertheilung des Gesammtvolksvermögens etwas von ihrem straffaren Ueberfluß abzunehmen. An einer solchen zwangsweisen Ausgleichung des Nationalwohlstandes findet insbesondere der Volsker nichts Ungerechtes, und selbst der von Aengstlichkeit sonst ganz freie Reisende fühlt manchmal nicht ohne jene „Wärme-Anwandlung", welche die Voraussicht kritischer Momente mit sich zu bringen pflegt, prüfende „taxirende" Blicke von Seiten einiger strupiger Männer auf sich gerichtet, deren lange eisenbeschlagene Knüttel auch zu eventuellem anderem Gebrauch verwendbar erscheinen, als nur zum Spazierengehen auf der Campagnastraße.

Auch im Innern zeigt sich die Stadt so eng und winklig zusammengebaut wie nur möglich. Schlechte, schmale Gassen mit holprigem, stets schlüpfrigem Pflaster ziehen sich zwischen kunstlos gemauerten Häuserwänden am steilen Berg hinauf. Die ungefügen grauen Steinhütten rechts und links starren den Wanderer so ungastlich an, daß er keinerlei Lust zum Eintreten verspürte, auch wenn der penetrante Maulthier- und Eselstallgeruch nicht wäre, der aus allen Lücken hervordringt.

Nur durch eines der da und dort ihm begegnenden Lasthiere genöthigt, tritt der Wanderer geschwind unter eine dunkle Haustür, um nicht von dem Maulthier oder seiner die ganze Breite der Gasse einnehmenden Last an die Wand gedrückt zu werden. Wo man an den Gruppen schwatzender Männer oder Weiber vorbeikommt, erwartet man umsonst einen Gruß; höchstens ein paar schlechte Witze werden über den unbefugten Gast gemacht, der als civilisirter Mensch einen Gruß bieten zu sollen meint. Mehrmals erhielten wir, als wir nach dem Wege fragten, die äußerst unwahrscheinliche Antwort: „non so!" (weiß nicht!)

Nur einige halbnackte Jungen, denen der trotzige Volskerstolz noch nicht so ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist, vergessen sich so weit, uns des Anbettelns zu würdigen, aber auch sie vermeiden das sonst überall gehörte flehende: „o Signore!" und begehren kurzweg im strammen Unterofficierston: „eh forestiere! mi' soldo!" („Heda, Fremder, einen Soldo!")

Eigenthümlich fremd ist das Gesammtbild. Alles macht den Eindruck des Harten, Abgeschlossenen — Steinernen. Steinern und kalt ist der Berg, an dem die Stadt klingt; steinern sind die Häuser und Hütten, die Gassen und Stege; steinern ist das Wesen der Bewohner. Aber eben dieses Fremde — die harte Abgeschlossenheit der Natur, der ernste Charakter der Landschaft, die trotzigen Formen der Felsberge, die spärlichen Haine von uralten Oliven und knorrigen Stechpalmen-Eichen, die sich jäh zwischen dem Felsengerölf hervorzwängen, die tief eingerissenen Schluchten mit ihrem meist trockenen, doch glattgewaschenen Bachbett — dann wieder die Stadt mit den grotesken Resten uralttester Baukunst mitten unter den primitiven Häusern der jetzigen Bewohner — das alles hat für den Empfänglichen einen Reiz, der weit tieferen Eindruck hinterläßt, als selbst der wundervolle Anblick von Tivolis Schönheiten.

Mühsam und nicht ganz unbedenklich ist ein Besuch in der weiteren Umgebung von Cori, aber interessant wie kaum eine zweite Tour in der römischen Campagna.

Nach kurzem Ausenthalt in der einzigen, nicht allzu gastlichen Locanda von Cori wanderten wir auf steilem Bergpfad in mehrstündigem Marsch über unzählige Bergvorsprünge und ebenso viele Einschnitte am Hang des Gebirges hinauf. Auf dem Plateau oben gingen wir über die Weiden und durch die Ausläufer des großen Waldes, der sich von hier in viele Stunden langer Ausdehnung gegen den östlichen Theil des Gebirges hin erstreckt.

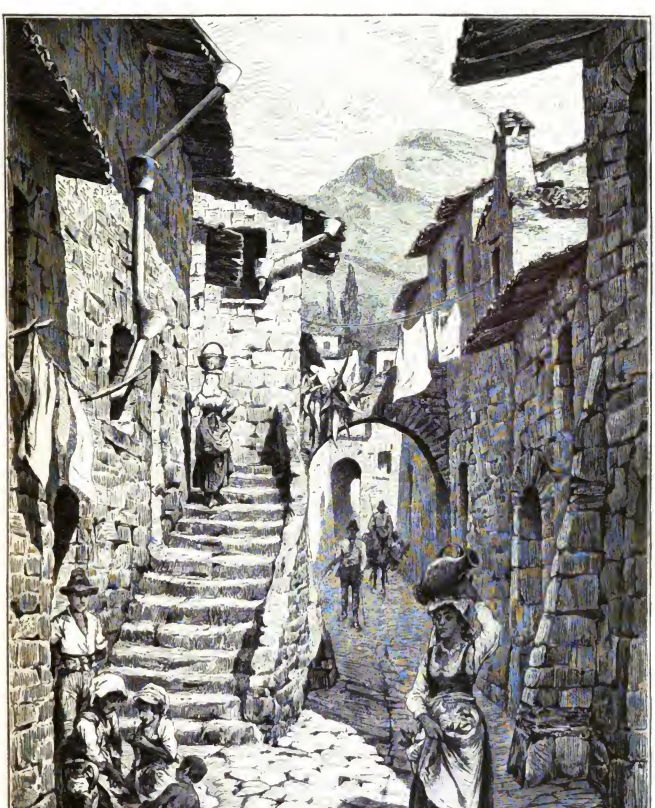
Antike Mauerreste und mittelalterliche Castellruinen finden sich auf der hügeligen Haide und zeigen Spuren von wohlbestrigter Einrichtung als Unterschlupf und Feuerstätten für die Hirten, die hier ihre Schaf- und Ziegenheerden weiden — wohl auch für andere, weniger harmlose Gewerbetreibende, die sich in dieser Einsamkeit behaglicher fühlen, als in der Nähe menschenreicher Orte.

Einige Stunden südwestlich von Cori — von diesem getrennt durch den mächtigen Gebirgsdurchbruch, den wir überschritten — liegen am Westrande des Hochplateaus die hochthronenden Städte Norma und Norba. Steil fällt der Rand des Gebirgs dort ab in die Ebene der pontinischen Sümpfe, hinter der das Meer herüberglänzt; tief, tief unten, dicht am Fuße der fast senkrechten Bergwand liegt Ninfa, jene alte geheimnißvolle, epheumumponene Stadtruine, das „mittelalterliche Pompeji". In modellartiger Verkleinerung liegen die Häuser und Gassen unter uns, und in den See, der zwischen den dunkeln Ruinen heraufleuchtet, glauben wir leicht mit einem Steine werfen zu können — so jäh ist der Felsabsturz, der das Plateau hier abschneidet.

Es war unvorsichtig von uns, daß wir nicht an dieser Aussicht genug hatten und nicht einfach wieder oben über das Gebirge hin sogleich nach Cori zurückkehrten.

Während die Sonne sich schon zum Untergange neigte, glaubten

Digitized by Google



Hauptstraße in Cori.
Nach einer Skizze von R. Eifert auf Holz gezeichnet von A. Langhammer.

Digitized by Google

wir noch auf sehr beschwerlichem, geröllreichem Fußpfade in die Ebene hinunterzusteigen zu müssen, kamen zwar todtmüde an, traten aber trotzdem noch in die schon dunkelnden, oden Gassen der menschenleeren Aminenstadt ein. Angesichts der melancholischen, alles umrankenden Epheuhaine und der düstern Mauern wurden wir folgerichtig sentimental und ließen uns demgemäß von der schnell hereinbrechenden Nacht unliebsam überraschen. Aus der endlosen Ebene stiegen kalte Nebel auf; der Mond, auf dessen Beleuchtung wir uns naiver Weise verlassen hatten, vermochte die Umgegend nur unzugenügend zu erhellen; unser Führer (ein junger Kerl von elf Jahren) erklärte jetzt erst unter Thränen, er wisse den Weg von hier nach Cori zurück nicht zu finden; die Nacht wurde immer unbehaglicher, und wir glaubten bereits nicht ohne Grund gewisse Symptome des gefürchteten Malariafiebers an uns zu verspüren, von dessen Wirkung wir soeben in der Entvölkerung der Stadt Ninfa die wünschenswerth klarsten Beweise vor Augen gehabt.

Ohne jeden näheren geographischen Anhaltspunkt schlugen wir in einiger Resignation eine Wegrichtung ein, die uns nach unserer Berechnung in weitem Bogen um den Fuß des Gebirgsvorsprunges herum durch die Ebene endlich einmal nach Cori bringen mußte. Zwar war diese Berechnung, wie es sich ergab, ganz richtig: nur bezüglich der räumlichen Ausdehnung unseres Weges hatten wir uns zu unserem Nachtheile um die Kleinigkeit von drei Stunden verrechnet. Es war ein ungemüthlicher Marsch, den wir auszuführen hatten in der neblig-feuchten Campagna; ohne einen wirklichen Weg unter uns zu spüren, marschirten wir in der Dunkelheit dahin, mechanisch die Füße vorwärts bewegend; in angemessenen Zwischenräumen mußte manch' unvorhergesehenes Hinderniß umgangen, mancher Graben übersprungen werden; mehrmals entdeckten wir in der Ferne ein Licht, das auf eine menschliche Wohnung schließen ließ, sich aber jedesmal nach erfolgter Annäherung als ein Lagerfeuer erwies, an welchem ohne Zweifel Campagnahirten unter freiem Himmel schliefen, von welchem wir aber durch eine wüthende Attacke einer Meute von bösartigen Hunden jedesmal schon von Weitem wieder abgewiesen wurden.

Nach mehrstündigem Marsche, während dessen unser armer Führer sämmtliche ihm bekannte Heilige unter reichlichen Thränenflusse angerufen hatte, erklärte er plötzlich: jetzt sei ihm der Weg wieder bekannt. In der That übernahm er auch alsbald wieder die Führerschaft, und als wir endlich am Fuße eines mit Oliven spärlich bewachsenen felsigen Hanges anlangten, tostte er uns mit Behendigkeit durch allerlei Hecken und über viel Felsengeröll auf eine Art von Weg, der endlich, endlich zu den ersten Häusern von Cori führte. Als wir so — lange nach Mitternacht — wieder in die Locanda eintraten, empfing uns der Wirth, der Morgens seinen allzu ehrenwerthen Eindruck gemacht hatte, mit auffallend herzlichen Glückwünschen darüber, „daß uns kein Unglück zugestoßen sei", Glückwünsche, die übrigens in unseren Augen an Selbstlosigkeit bedeutend verloren, als er mit Eifer hinzu setzte: „Ihr Wein von heute Morgen ist ja noch nicht bezahlt."

Wohlbehalten kamen wir nach einigen Tagen, während welcher wir das Votivgebirge auf zum Theil recht abenteuerlichen Touren durchstreift hatten, nach Rom zurück, wo wir — etwas selbstoser, als vom Wirth in Cori — mit Freuden begrüßt wurden, nachdem unsere Bekannten nicht ohne Besorgnisse einen Tag länger, als verabredet war, auf uns gewartet hatten.

A. E.

Zum Abbruch verurtheilt!

Ein letzter Besuch im Kerker von Newgate.

Londoner Skizze von Leopold Katscher.

In nächster Nähe der berühmten Londoner St. Pauls-Kirche, an der Ecke von Newgatestreet und Old Bailey, fesseln zwei imposante Häuserkolosse aus massivem Riesenquadern unsern Blick. Mit ihrem grimmigen, düstern Aussehen und ihrer Thor- und Fensterlosigkeit nehmen sie sich in dieser modernen, geschäftigen Welt, unter Wagengerassel, Menschengedränge, Schreibstuben und glänzenden Läden befremdend genug aus. Eine Art Terrasse, die zwischen den beiden Gebäuden liegt, ist von außen her nicht zugänglich und dient nur als innere Verbindung zwischen ihnen. Das eine ist das „Sessions House of Old Bailey" oder das Central-Criminalgericht von London, das andere der traurig berühmte Kerker von Newgate, das älteste und düsterste aller bestehenden Gefängnisse dieser gewaltigen Stadt. Hier wollen wir uns nur mit diesem letzteren Gebäude beschäftigen.

Die Einförmigkeit der Architektur des Gefängnisses wird auf der Südfront durch die in Nischen stehenden allegorischen Statuen der Eintracht, der Barmherzigkeit, der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Friedens und des Reichthums unterbrochen. Diese jetzt die äußeren Mauern des Kerkers von Newgate zierenden Standbilder schmückten einst das New Gate („Neue Thor"), welches dort lag, wo gegenwärtig Giltspurstreet und Newgatestreet einander kreuzen. New Gate war eines der fünf Hauptthore der alten City und enthielt ein Gefängniß, dessen nächtliche Gräuel der Quäker Ellwood eingehend beschrieben hat; sämmtliche Insassen mußten in einem einzigen Saale, zusammengepfercht, schlafen, und „die Ausdünstungen so vieler Menschen genügten zur Erzeugung von mancherlei Krankheiten"; in der That starben während der großen Pest am Neuthor allein zweiundfünfzig Personen.

Aus diesem Gefängnisse ging später der jetzige Newgatekerker hervor, den George Dance, der berühmte Erbauer des Mansion House — des Amtssitzes der Lordmayors von London — von 1770 bis 1780 aufführte. Er richtete in Plan und Ausführung dieses Bauwerkes sein Hauptaugenmerk auf die Verhinderung des Entweichens von Gefangenen, und es gelang ihm denn auch, in dieser Beziehung das Möglichste zu leisten. Newgate ist nicht nur eines der größten Gefängnißhäuser — seine Hauptfacade ist neunzig Meter lang — sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch das stärkste der Welt.

Das neue Gebäude war kaum vollendet, als ein Theil desselben im Jahre 1780 von den „Gordon Rioters" wieder zerstört wurde. Lord George Gordon — der später in diesem Gefängnisse, wo er wegen einer Beleidigung der Königin von Frankreich eingesperrt war, sterben sollte — fuhr damals in einem vierspännigen Wagen umher und ermunterte einen aus fanatischen Quäkern, Negern, Matrosen, Wirthshausknechten und allerlei Gesindel zusammengesetzten Pöbelhaufen bei dem Zerstörungswerke; Einige brannten die Wohnung des Gefängnißdirectors nieder; Andere plünderten das Gefängniß, befreiten die Sträflinge und trugen sie im Triumphe auf die Straße. Aber das war verlorene Liebesmüh'; denn der Schaden wurde bald gutgemacht, und im Jahre 1782 war das Gebäude vollends wieder hergestellt. Newgate, welches im Jahre 1858 zum Zweck der Einführung des Einzelzellensystems einem Umbau unterzogen wurde, war früher Straf- und Schuldengefängniß, und erst seit einigen Jahrzehnten wird es ausschließlich als Untersuchungskerker verwendet. Die Gefangenen werden über die ermähnte Terrasse oder durch einen anderen tüchtig vergitterten Hof zu den Verhandlungen in das anstoßende Criminalgericht gebracht.

Wer könnte all die Gräuel herzählen, deren Zeugen die Mauern von Newgate waren! Früher wurden dort Menschen butzenbuweise gehenkt, die kein größeres Verbrechen begangen hatten, als Kaninchenfallen gelegt zu haben. Die Verurtheilten wurden auf offenen Karren nach dem Tyburn-Tree gefahren, wo im vorigen Jahrhundert die Hinrichtungen stattfanden und wo das niedrige Volk sich bei Gin und Pfefferkuchen den ärgsten Gemeinheiten und Ausgelassenheiten hingab. In dem bereits mehrfach erwähnten Raume zwischen Newgate und Old Bailey wurde die Folter des Zutodedrückens vollzogen; der Hof erhielt hiervon den Namen „Preß-Yard". Wollte ein eines schweren Verbrechens Angeklagter seine Schuld nicht gestehen, so wurde er in einem auf diesen Hof mündenden Zimmer nackt auf den Boden gestreckt und während der ganzen Dauer der Tortur nur mit einem zur Erhaltung des Lebens gerade ausreichenden Minimum von Brod und Wasser genährt. Auf die Brust legte man ihm schwere eiserne Gewichte, welche vermehrt wurden, bis der Unglückliche entweder gestand oder starb. Manche Angeklagten erlitten diesen qualvollen Tod mit

Digitized by Google

großer Selbstverleugnung, um ihren Kindern ihr Vermögen zu erhalten, das im Fall eines Geständnisses und einer dann natürlich nicht ausbleibenden Verurtheilung confiscirt worden wäre. Diese grausame Marter wurde erst 1770 abgeschafft.

Die Lage der Gefangenen blieb lange Zeit hindurch die alte erbarmungswürdige, und zwar trotz aller testamentarischen Legate von Menschenfreunden; Newgate war und blieb eine Stätte des Lasters, ein Herd ansteckender Krankheiten. Man sagt, daß die Hälfte aller in London begangenen Verbrechen innerhalb der Mauern von Newgate geplant wurde.

Seit einigen Jahrzehnten sind dort freilich sehr viele Verbesserungen in den sanitären wie in allen übrigen Vorrichtungen eingeführt worden; sie sind zum großen Theil den Bemühungen der Menschenfreundin Mrs. Fry zu verdanken, die im Jahre 1838 schreckliche Mittheilungen über die menschenunwürdige Behandlung der Gefangenen veröffentlichte. Aber beim besten Willen wäre es in diesem alten Gebäude nicht möglich gewesen, den Anforderungen des Zeitgeistes vollkommen zu entsprechen, und so wurde denn der Beschluß gefaßt, den ebenso alten wie berüchtigten Kerker von Newgate aufzuheben, und soeben, in den letzten Tagen des Januarmonates, hat sich die Räumung desselben vollzogen; bald wird man mit der Abtragung des Gebäudes beginnen, und damit wird London um ein interessantes, wenn auch grauenerregendes historisches Denkmal ärmer sein.

In der City liegend, stand das berüchtigte Gefängniß zu allen Zeiten unter der Oberhoheit des Lordmayors und der City-Rathsversammlung, und die alljährlich gewählten Sheriffs (eine Art Viebürgermeister) mußten bis zum Jahre 1877 unter anderen Eiden auch einen leisten, der dahin ging, daß sie sich nie unterfangen würden, das Gefängniß von Newgate zu verpachten. In dem letztgenannten Jahre jedoch schuf das Parlament ein Gesetz, durch welches Newgate dem Ministerium des Innern, das auch das Justizressort verwaltet, unterstellt wurde. Seither war man schlüssig, diesem Kerker den Garaus zu machen.

Als wir Anfangs dieses Monates die Ankündigung von der nahe bevorstehenden Aufhebung des Gefängnisses zu Newgate lasen, beeilten wir uns, den Lordmayor um eine Besichtigungsanweisung zu bitten, denn eine solche konnte man nur von dem Oberhaupte der Cityverwaltung oder von dem Minister des Innern erhalten. Wir erhielten die Erlaubniß sofort und machten uns schleunigst auf den Weg, um von derselben Gebrauch zu machen. An der einzigen und zwar recht kleinen und stark vergitterten Thür des Gebäudes zogen wir eine Glocke; ein blau uniformirter Hausbeamter öffnete uns, hieß uns die drei schmalen Treppen hinaufsteigen und nahm uns die schriftliche Erlaubniß des Lordmayors und unseren Regenschirm ab. Sodann führte er uns durch das Bureau des Gefängnißdirectors Sydney Smith in ein Vorzimmer, wo uns der Oberaufseher von Newgate, dem die Aufgabe zufiel, uns durch sämmtliche Räumlichkeiten dieses ernsten Hauses zu geleiten, in Empfang nahm.

Das Gebäude ist ein wahres Labyrinth, wie es die moderne Gefängniß-Architektur nicht herstellen würde. Es besteht aus einer Unzahl von Gängen, Höfen, Corridoren, Treppen, Verschlägen ꝛc.; in diesem Gewirre könnte sich kein Verbrecher, der zu entweichen versuchen wollte, zurechtfinden. Ueberdies sind die Mauern sehr hoch, und die Höfe haben eine Bedachung in Form einer starken Obervergitterung. Dazu kommt noch, daß nur eiserne Gitter oder dicke, auf beiden Seiten mit Eisenplatten und Eisenstangen beschlagene eichene Thüren die einzelnen Räumlichkeiten mit einander verbinden.

An ein Entweichen ist hier also nicht zu denken. Die umgebenen dicken Mauern bestehen aus Quadern, gebrannten Ziegeln und Eisenklammern, während die Fußböden der Höfe aus Asphalt oder Holz mit Eisenplatten hergestellt sind. Kurz, Newgate dürfte, wie schon angedeutet, das ausbruchsicherste Gefängniß der Welt sein. Die Höfe sind zumeist kurz und schmal, doch mangelt es nirgends an Licht und Luft, und die Düsterkeit, die das Gebäude von außen an den Tag legt, ist im Innern weit geringer.

Einer der Höfe ist der Spazierhof; er ist glatt und kahl; seine Mauern sind sehr hoch; sein Fußboden besteht aus abwechslungslosem Asphalt. Zwei andere Höfe sind für den Empfang von Besuchen seitens der Häftlinge eingerichtet, und in jedem dieser beiden Höfe befindet sich ein sechs Schuh hohes Eisendrahtgeflecht, das in drei Abtheilungen zerfällt; die eine ist für den Besucher, die andere für den Häftling bestimmt, die mittlere für einen Gefängnißbeamten, der den Gefangenen und sein Gespräch zu überwachen hat. Natürlich sind die Häftlinge und ihre Verwandten oder Freunde in Folge dieser Vorrichtung außer Stande, einander die Hände zu reichen, geschweige denn einander etwas zuzustecken, höchstens können sie einander zur Noth sehen. Ein anderer, nur wenige Fuß breiter Hof birgt unter seinen Steinplatten die mit Aetzkalk gefüllten Särge der Hingerichteten von Newgate; an der einen Wand sieht man die Anfangsbuchstaben der Familiennamen der hier begrabenen Verbrecher der Reihenfolge ihrer Eingrabung nach eingehauen.

Aber betrachten wir das Innere des Gefängnisses, und zwar zunächst den eigentlichen Kerkerraum! Wir gelangen in einen Corridor, wo wir zwei neben einander liegende Zimmerchen erblicken. Hierher werden die Gefangenen gebracht, wenn sie sich mit ihren Vertheidigern besprechen wollen; hier kann Niemand sie hören, Niemand sie stören, Niemand auf den Gang der Gerechtigkeit einen ungebührlichen Einfluß üben. Die Möblirung ist sehr einfach: ein Tischchen, an dem der Sachwalter sich Notizen machen kann, und zwei kurze, mit Leder gepolsterte Bänke zum Sitzen. Sodann kommen wir in die Gefängnißküche, wo ein Koch gerade beschäftigt ist, das Mittagessen in drei großen Kesseln zu bereiten. Die Häftlinge dürfen sich, wenn es ihre Mittel erlauben, mit eigener Kost verlesen; aber auch diejenigen, die sich nicht selbst verköstigen, werden gut versorgt. Dreimal täglich wird ihnen eine Kost gereicht, die hauptsächlich aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Brod und Grütze besteht. Die Messer, die ihnen zum Zerschneiden des Fleisches überlassen werden, sind so stumpf, daß es unmöglich wäre, sich mit denselben eine Verletzung beizubringen.

Ein nachdenklich stimmendes Gemach ist die Gefängnißcapelle, in der täglich um 8½ Uhr Morgens ein Gottesdienst abgehalten wird. Die Männer, die unten sitzen, und die Weiber, die auf den Gallerien Platz nehmen, können einander nicht sehen. Auch giebt es hier, und zwar unmittelbar vor dem Hochaltar, eine „Condemned bench“, das heißt eine Bank, auf der die zum Tode verurtheilten Insassen des Kerkers sitzen. In London leben Leute, die sich noch erinnern, auf dieser Bank zu gleicher Zeit nicht weniger als einundzwanzig Personen sitzen gesehen zu haben; es war dies zu der noch Manchem erinnerlichen Zeit, da der Diebstahl eines Taschentuches mit dem Tode durch den Strang bestraft wurde. Der beliebte Prediger Dr. Dodd, der Erzieher des jungen Lord Chesterfield, für den die berühmten „Briefe an meinen Sohn“ geschrieben wurden, hielt in dieser Capelle im Jahre 1777 seine eigene Grabrede, ehe er wegen einer Fälschung gehenkt wurde.

Jetzt werden wir in ein kleines, schmales Cabinet geführt, das uns in seiner Bestimmung an die wohlbekannte „Schreckenskammer“ in dem weltberühmten Wachsfigurencabinet der Madame Tussaud in der Londoner Bakerstreet erinnert. Wir erblicken auf einem Schranke Wachsnachbildungen von Verbrecherköpfen, deren frühere Träger auf dem Platze vor dem Criminalgericht gehenkt wurden, darunter eine Reihe der berüchtigtesten Mörder, Giftmischer und Raubmörder, von denen in den Blätterreichen Annalen der englischen Criminalgeschichte zu lesen ist. Schon früher hatte man solche Wachsköpfe nur anfertigen lassen, wenn der der Hinrichtung in amtlicher Eigenschaft beiwohnende Sheriff es wünschte; seit 1867 hat man davon gänzlich Abstand genommen. Nicht minder unangenehm, als die Gedanken, denen man hier nachhängen muß, sind diejenigen, denen man sich unwillkürlich hingiebt, wenn man das „Fesseln-Museum“ besichtigt. Dieses ist in einem Zimmer untergebracht, das einst eine Küche war, jetzt aber den Beamten als Wärmstube dient. An der den Fenster gegenüberliegenden Wand steht ein großer Kasten, in welchem die Ketten aufbewahrt werden, mit denen man die Gefangenen, wenn diese Disciplinarstrafe über sie verhängt wird, an die Wand schließt; ferner befinden sich dort die Fesseleisen, mit denen den Häftlingen während ihrer Ueberführung in ein Strafgefängniß oder auf der Reise Hände und Füße in Schach gehalten werden, endlich der von dem Vorgänger des jetzigen Gefängnißdirectors ersundene Riemen, der den Delinquenten bei der Hinrichtung Hände, Füße und Leib so fesselt, daß ein Zappeln oder ein Ausschlagen unmöglich wird.

In demselben Zimmer befindet sich die Prügelmaschine, mit deren Hülfe die „Garrottes“ bestraft wurden. Diese waren gefährliche Straßenräuber, welche in den sechziger Jahren in London ihr Unwesen trieben und sich dadurch auszeichneten, daß sie

Digitized by Google

Passanten in unbelebten Gassen von hinten überreiten und auf geschickte Art würgten, um sie zu berauben. Wurde ein Garrotter erwischt, so steckte man ihm in das soeben erwähnte Instrument, welches ihm Hände und Füße so festhielt, daß er sich nicht rühren konnte, während man ihm eine tüchtige Tracht empfindlicher Prügel verabreichte. Die Anwendung dieser radicalen Strafe genügte, um nach kurzer Zeit das Garrotterthum gänzlich zu beseitigen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Eine Augenour in der fränkischen Schweiz. Wie glänzend der Umsatz, welcher mit den sogenannten Hausmitteln getrieben wird, noch blüht, besonders in jenen dürftigen Strichen unseres Vaterlandes, wo religiöser Fanatismus das Scepter führt, dafür diene das folgende Geschichtchen als Beispiel!

Ich war eines Sommertages so recht in der Cuere herumgelaufen, als ich endlich bemerkte, daß auf diesem Wege mein Ziel, das Städtchen G . . . . . unmöglich zu erreichen sei. Außerdem erinnerte mich mein knurrender Magen daran, daß die Mittagsstunde längst geschlagen haben müsse, und richtig, der kleine Zeiger meiner Uhr deutete auf zwei.

Also fünf Stunden herzaus und -ab gelaufen und noch immer kein Dorf, nicht einmal ein Bauernhof oder Forsthaus zu erblicken! Schöne Aussichten! Im Stillen ärgerte es mich schon, daß ich mich durch das herrliche Sonntagswetter hatte verleiten lassen, die kurze Reise per pedes zurückzulegen. Doch glänzte dort, über der sanft verlaufenden Hügelkette, nicht das goldene Kreuz einer Kirchthurmspitze im Sonnenschein? Bim, bam, bam! — Melancholisches Glockengeläute; 2- bach lag vor mir.

Munter setzte ich den Fuß in's Thal, mich schon im Voraus auf das solenne Mittagsessen freuend, welches ich dort unten im Pfarrdorfe zu bekommen hoffte. Ich trat in das erste Wirthshaus; die Stube war vollständig leer; nur ein kleines Mädchen saß vor der Thür.

„Wo ist der Wirth?“ fragte ich.

„Nicht daheim — sind Alle bei der Procession.“

Procession im Dorfe! Die Aussicht auf ein Mittagsessen wurde ziemlich wankend. „Nun, vielleicht bekomme ich in einem andern Wirthshause etwas zu essen,“ tröstete ich mich selbst. Aber so wie es mir in dem ersten ergangen war, erging es mir auch in den beiden andern Wirthshäusern, und mißmuthig lenkte ich meine Schritte weiter.

Am äußersten Ende des Dorfes vor einem großen, wohlhabend aussehenden Gebäude saß ein kleiner Knabe auf der Steinbank. Und seltsam — was er für eine Brille auf den Augen hatte! Zwei Muschelnen durch einen Bindfaden verbunden, welcher auf dem Hinterkopfe fest zusammengeknüpft war! Anfangs glaubte ich, der Kleine dürfe nicht in den hellen Sonnenschein blicken und die Muschelnen sollten die mangelnde dunkle Brille ersetzen; ich mußte lachen über die naive Auffassung, sollte aber bald eines Schrecklichen belehrt werden.

Als ich näher kam, hörte ich den Knaben wimmern und klagen, und was hatte das zu bedeuten? Die Hände waren ihm auf den Rücken gefesselt.

„Thun Dir die Augen weh?“ fragte ich.

„O, die Spinnen — die Spinnen! Macht's los! Ich halt' es nicht mehr aus,“ jammerte er.

In den Schalen waren kleine Löcher eingebohrt, und aus dem einen streckte sich eben ein langes dickes Spinnenbein hervor. Rasch zog ich mein Taschenmesser und durchschnitt den Faden. Die Brille fiel, und zwei wahrhaft gemästete Kreuzspinnen suchten zu entkommen.

Die Augen des Kindes fürchterlich entzündet, das Weiße dunkelroth unterlaufen, die Ränder und Lider dick mit Spinnenlotz bedeckt — es war ein entsetzlicher Anblick.

Plötzlich erhob sich ein zorniges Geschrei hinter mir. Eine robuste Bäuerin, das silberdrehschlegene Gebetbuch unterm Arm, stand da und ließ eine ganze Flut Schimpfwörter und Verbalinjurien über mich hinrollen, weil ich die Spinnen zerrieten, welche sie mühsam in der Kirche hinter dem Altar gefangen hatte. Ich wollte der Frau das Unnatürliche ihrer Handlung darstellen, aber sie war nicht zu Worte kommen.

Indessen kam der Mann herbeigeeilt. Diesem suchte ich nun die Sache aus einander zu setzen, stets unterbrochen durch das laute Schelten der Frau, welche das Kind mit Schlägen in's Haus trieb.

„Ja, lieber Freund, das verstehen Sie nicht,“ meinte der Mann in wichtig jovialem Ton: „das Kind hat ein Gerstenkorn (kleines Geschwür) am Auge, und die Spinnen müssen dieses Korn treffen, natürlich nur solche, welche in der Kirche hinter dem Altar gefangen worden sind. Dann ist es vorbei und kommt nie wieder.“

„O sancta simplicitas! o bäuerlicher Pfäbfinn!“ konnte ich nur ausrufen.

Der Bauer lachte mich aus. Durch das laute Schimpfen der Frau hatten sich bald viele Männer und Weiber des Dorfes um uns versammelt, und Jeder wollte darauf schwören, die Cur sei unfehlbar.

Der Vater des Dreß, ein sehr vernünftiger Mann, nahm mich bei Seite.

„Lassen Sie es gut sein!“ sagte er leise. „Aendern können Sie es doch nicht; nur Unannehmlichkeiten kann es Ihnen einbringen. Solcher Hausmittel, die einem die Dani schonden machen, haben die Leute noch mehr in der ganzen Gegend, und alle Weiber spielen die Doctoren dabei. Das Gerstenkorn wäre ohne jedes Mittel längst vergangen — so aber wird das Kind vielleicht blind, wie es schon viele durch diese schenßliche Cur geworden sind.“

Als ich das Dorf verließ, saß vor der Thür des großen Hauses wiederum das Kind; es hatte abermals den gräßlichen Schmuck auf den Augen; die Frau stand dabei und sah mir drohend nach. Ich suchte schleunigst das nächste Dorf zu erreichen, aber der Appetit war mir vergangen.

F. B.

Im Interesse der bedrohten Deutschen in Ungarn-Siebenbürgen wird von Berlin aus und auf Anregung des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ ein Aufruf veröffentlicht, dem die „Gartenlaube“ im Dienste der nationalen Sache mit Freuden ihre Spalten öffnet. Der Aufruf lautet:

„Der den ungarischen Reichstage vorliegende Schulgesetzentwurf droht den letzten Rest der in den deutschen Gemeinden Ungarn-Siebenbürgens seit nahezu achthundert Jahren gepflegten deutschen Geistescultur zu zerstören und den Vernichtungskampf des Magyarismus gegen das Deutschthum zu beschleunigen. In letzter Stunde, in höchster Gefahr den bedrohten Stammesgenossen in einem Kampfe beizustehen, welcher gegen das deutsche Cultur- und Volksleben überhaupt geführt wird, ist die Pflicht aller Deutschen. Nicht nur moralischer, sondern auch materieller Hülfe bedürfen die Deutschen Ungarn-Siebenbürgens, um ihren Kampf gegen den Magyarismus erfolgreich zu führen. Noch vor wenigen Jahren sind reiche Mittel aus Deutschland nach Ungarn geflossen, um den daher hereingebrochenen Angschwingen eines fremden Volkes Hülfe und Beistand zu leihen. Mögen die Deutschen eine gleiche Opferwilligkeit auch zu Gunsten der eigenen Volksgenossen bekunden, welche — trotz der ihnen verfassungsmäßig zugesicherten Rechte — in Gefahr stehen, ihrer Stammestreue halber zu Grunde gerichtet zu werden. Die Unterzeichneten bitten daher, Beiträge für die Unterstützung und Erhaltung des Deutschthums in Ungarn-Siebenbürgen an den nitunterzeichneten Cassirer, Herrn Consul Gaertner, Berlin SW, Potsdamerstraße 85a, gelangen zu lassen. Ueber dieselben wird in noch näher zu bezeichnenden Zeitungen öffentlich quittirt werden.“

Berlin, den 10. December 1881.

(Folgen die Unterschriften.)

Brennende Berge. Reisende, welche in früheren Zeiten die den Europäern schwer zugängliche Hochebene von Turkestan besuchten, brachten aus der seltsame Kunde, daß es dort Berge gebe, die lichterloh brennen. In Europa war man mit der Erklärung dieser eigenartigen Nachricht schnell fertig und sagte sich, jene Reisenden hätten Vulcane in ihrer Thätigkeit gesehen oder von solchen gehört. Freilich kimmte diese Deutung gar nicht überein mit den später gelandeten Berichten der Naturforschung über den geologischen Bau Centralasiatiens, die von thätigen Vulcanen in jenen Gegenden nichts zu berichten wußten, bis in jüngster Zeit die Fabel von den brennenden Bergen mit allen Ehren als erwiesene Wahrheit ihren Einzug in die Wissenschaft gehalten.

Erst vor Kurzem sah der bekannte Reisende Krisselew im östlichen Turkestan dieses seltsame Naturschauspiel. Dort lodert nämlich seit längerer Zeit der Berg Bai-tse-chan (türkisch Zemch-bag), während der benachbarte Kizil-bag, der Feuerberg, von dem dasselbe früher berichtet wurde, nunmehr vollständig erloschen ist. Wir wissen heute auch, daß die Selbstentzündung der Stein- und Braunkohle, aus welchen jene Berge fast ausschließlich zusammengesetzt sind, die Ursache dieser gigantischen Feuersbrünste bildet.

In derselben Zeit, im vorigen Jahre, beobachteten zwei Franzosen, Bonvalot und Capus, dieselbe Erscheinung an der westlichen Grenze Turkestans. Nachdem sie vom Thal des Yagnan-Flusses aus auf steilem Pfade einen gegen 3000 Meter hohen Bergrücken erklommen, bot sich ihnen der überwältigende Anblick des in furchtbarer Majestät flammenden Kou-bach.

Nur der obere Theil des Berges bildete ein Flammenmeer, aus dem dichte Rauchwolken emporstiegen, während die Luft der Umgegend mit erstickenden schwefligen Dämpfen erfüllt war.

Es liegt wahrhaftig etwas Dämonisches, Grobartiges in dieser Naturerscheinung, die noch keinen Künstler gefunden, der sie in düsteren Farben oder poetischen Worten verherrlicht hätte.

Ein zweihundertjähriges Jubiläum. „Abenteurer — Goldmacher — Hofjäpler — Administrator der königlichen Porcellanfabrik“ — das waren die Entwickelungsstationen, welche der Mann nach und nach durchzumachen hatte, dessen Geburtshaus die Stadt Schleiz am 4. Februar dieses Jahres mit einer Gedenktafel schmücken wird. Zwei Könige, der von Preußen und der von Polen (Sachsen), streiten sich in einer ausschließlichen Zeit um die verschollene Person des ehemaligen Schleizer Apothekerlehrlings Johann Friedrich Böttcher (auch Böttger), den Sachsen schließlich fest sieht und dem es die Erfindung des Meißner Porcellans verdankt. Unsere Leser kennen das Lebensbild desselben bereits aus dem Artikel „Das erste Meißner Theeservice“ (1880, S. 249 und S. 504), wie des berühmten Erfinders auch im Jahrgang 1869 gedacht worden ist, wo die neue Meißner Porcellanfabrik S. 107 und 109 ihre Darstellung in Wort und Bild fand. Häufig wird der 5. Februar 1685 als Böttcher's Geburtstag angegeben, da aber seine Vaterstadt an dem eben genannten Tage sein Andenken ehrt, so kann damit der Zweifel hierüber als gehoben angesehen werden.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Plötzlich vernahm Hilda in einiger Entfernung hinter sich die Stimme ihres Bruders.

„Hollah! Auf ein Wort!“ rief Franz in munterer Laune. „Ihr scheint ja auf dem besten Wege, mit einander auf und davon zu gehen. Nur mit knapper Noth war't Ihr noch einzuholen. Nun, Dir, Bruno, darf ich sie schon anvertrauen. Aber wie ist's, Schwester, wenn Du für heute allenfalls noch umzukehren willens bist, wär's, denk' ich, Zeit.“

Die kleine Neckerei fand keine Erwiderung. Daß Hilda nicht, wie sonst, rasch mit einer ihrer schlagfertigen Antworten zur Hand war, konnte leicht als ein Zeichen von Befangenheit angesehen werden, wiewohl nur ihre ernste Stimmung schuld daran war. Auch beim Abschiede von Meinhard fand sie nicht die herzlichen klaren Grüße einer gefestigten Freundschaft. Sie fühlte ein Unbehagen, das nicht einzig der Verschiebung des Verhältnisses entsprang; sie schrieb es zum Theil auch Meinhard's Auseinandersetzungen zu. Der sanfte Ernst und die Innigkeit seiner eindringlichen Rede waren bei der eigenen Aufregung und dem immer wieder erwachenden Mißtrauen ihrem sonst so feinen Ohr vollkommen entgangen.

Warum mahnte er sie an ihre schiefe Stellung? War es nicht tactlos, derartige Fragen anzuregen? Er hätte wenigstens ihre Mittheilungen abwarten müssen. Und in dieser Stimmung unterblieb auch die Aushändigung des Sträußchens, welches, wie seit Jahren bei seinen Besuchen üblich, eigens für ihn gepflückt worden war.

„Welch steifer Pedant, Fräulein Hilda!“ äußerte Edwin, als man sich getrennt hatte. „Es ist das verkörperte bureaukratische Selbstbewußtsein, das gewöhnt ist, aller Welt Schweigen aufzuerlegen, wenn es sich herabläßt, seine unfehlbaren Aussprüche zu fällen, und das empfindlich wird, sobald eben nicht alle Welt dieselben als Orakel hinnimmt.“

„Sind es nicht vielmehr Sie, Edwin,“ entgegnete Hilda leise lächelnd, „der sich empfindlich zeigt?“

„O, Sie stehen auf seiner Seite? Das allein trifft mich schmerzlich. Ich habe ihn schon so sehr um die Blumen beneidet, die ich für ihn bestimmt glaubte.“

„Heute sollen Sie dieselben haben.“

„Ist es möglich? Und darf ich mir auch eine Deutung erlauben?“

„Die Deutung ist sehr einfach,“ erklärte sie freundlich, aber kurz. „Sie haben heute einen Dank verdient für die Vertheidigung eines Bestrebens, das doch wohl bei den Meisten nicht Folge verständiger Berechnung, sondern nur ein instinctiver Drang ist — der Drang, unseren Mitmenschen beizustehen. Die Männer scheinen ihn leichter zu beherrschen; daß es den Frauen schwerer wird, daraus sollte man ihnen keinen Vorwurf machen —“

„Sondern sie dafür preisen,“ unterbrach er sie. „Mit welcher Begeisterung will ich es thun! Aber nicht nur in dem Einen sollten Sie dem edlen Instincte Ihres Herzens folgen — nicht nur da, wo es gilt, beizustehen, sondern auch, wo es gilt, glücklich zu machen. Warum muß denn ich dieses duftige Geschenk als eine Gabe ‚verständiger Berechnung‘, als eine ‚Belohnung‘ hinnehmen, wodurch es doch so viel an Werth für mich verlieren müßte?“

Dieser bestemdliche Ton ging dem doch weit über die Galanterien hinaus, welche Hilda sich mit gutmüthigem Lächeln von dem leichtherzigen jungen Manne hatte gefallen lassen, ohne auch nur das geringste Gewicht darauf zu legen. Sie empfand eine gewisse Beengung, eine Scheu, die vielleicht nur ihrer inneren Spannung zuzuschreiben war und über die sie, ohne sich Rechenschaft abzulegen, hinweg zu kommen suchte.

„Sie haben Recht, es ist eine werthlose Gabe und eine Ueberhebung von mir, damit irgend ein Verdienst belohnen zu wollen. Blumen, weiter nichts — bis morgen welk. Werfen Sie sie fort! — Mimi!“ rief sie dann, seine Betheuerungen abschneidend, indem sie stehen blieb und sich umwandte. „Warum bleibst Du denn so weit zurück? Komm' doch!“

Die Entfernung war kaum so groß, daß sie die Mahnung rechtfertigte. Auch klang die Erwiderung: „O, wir wollen uns nicht in Eure Geheimnisse eindrängen,“ schnippisch genug, um eine leichte Zurechtweisung zu verdienen, aber doch nicht den scharfen Tadel, den Hilda in ihre Entgegnung legte:

„Das ist sonst aber nicht Deine Maxime, Kleine.“

„Ich bin nicht klein. Ich bin größer als Du,“ lautete die trotzköpfige Erklärung. „Und ich begreife nicht, warum Du mich Mimi nennst. Soll ich denn immer wie ein kleines Kind genesen werden? Ich heiße Emmy, und Mama sagt auch so.“

Das kam wie vom Zaune gebrochen, stand außer aller Beziehung zu dem Vorwurf, der sie getroffen, und im grellsten Widerspruch zu den heiteren, einschmeichelnden Liebkosungen, mit denen Mimi kurz zuvor noch ihr „Tantchen“ überhäuft. Hilda hatte nur die bittere Empfindung, daß sich, wie alles um sie her, auch dieses ihr bisher so ergebene Herz ihrem Einflusse entwand.

„Nun also,“ nahm jetzt Mimi's Vater ein wenig spöttelnd das Wort, „frage diese erwachsene Dame, ob sie geruhen will,

Digitized by Google

Deinen Arm anzunehmen, Edwin! Und dann geht immerhin voraus! Ihr habt leichtere Füße. Sagt nur, wir kämen sofort nach! Wir haben nur über ein paar Sachen mit einander zu sprechen. Aber gieb Acht, daß Du über Deine Gravität nicht stolperst, Fräulein — Emmy!“

Die Gravität schien noch nicht allzu tief Wurzel geschlagen zu haben; wenigstens behinderte sie in keiner Weise die kleinen davonhüpfenden Füße. Das junge Paar war rasch voraus, während die Geschwister wie in stummem Einverständnisse ihre Schritte verlangsamten.

„Du hast mir etwas zu sagen, Franz?“ begann Hilda. Traulich setzte sie hinzu: „Auch ich Dir —“

„Nun ja,“ kam er sichtlich zögernd mit seinem Ansinnen heraus. „Eine Bitte! Weiß der Himmel, es ist mir unangenehm genug, Dir so etwas zuzumuthen, aber ich kann diese ewigen Seufzer und Klagen, diese Anspielungen und Winke mit dem Zaunpfahl nicht mehr anhören. Dir selbst kann es ja nicht entgangen sein, daß Albertinens Mutter gern Deine Zimmer beziehen möchte. Sie hat kein Recht darauf — nein wahrhaftig keins, so lange Du unter meinem Dache bist. Du bewohnst sie, seit die Mutter starb, und sollst darin bleiben, bis es Dir selbst anders gefällt. Aber ich meine nur, freiwillig, aus Gefälligkeit — für einen Gast kann man ja auch etwas thun.“

„Für einen Gast?“ entgegnete Hilda, nachdem sie eine Weile geschwiegen. „Und für wie lange ist sie unser Gast?“

„Ja, das kann ich sie doch nicht fragen, wie Du begreifen wirst.“

„Und wenn der Gast gar nicht mehr fortginge, sondern für immer bliebe?“

„Das wäre!“ rief er mit dem Ausdrucke komischen Schrecks. „Nimm es einmal an!“ sagte sie mit ernster Festigkeit.

„Teufel! Das will ich lieber nicht annehmen. Allerdings, gehen heißen kann ich sie nicht — das ist unmöglich. Siehst Du das ein? Na, darüber braucht man ja gar nicht zu reden. Sie ist Albertinens Mutter, und Albertine — was brauchte's da viel? Du weißt ja, wie die Verhältnisse stehen. Es wäre seltsam genug, wollt' ich sie darin einschränken, wen sie als Gast hier haben will, wen nicht. Haben wir aber einmal — Herrgott, jetzt hätt' ich bald ‚das Uebel‘ gesagt! — na, wie es auch ist, man muß sich damit einrichten. Gar so schlimm ist es ja auch nicht. Und es bleibt wahr, daß ihr das Treppensteigen Mühe macht. Ich habe ihr schon mein eigenes Arbeitszimmer angetragen, aber das wollte sie nicht; sie sagte, ich müsse zu ebener Erde wohnen, wenn ich mit all' den Leuten zu verkehren habe, und das ist wieder wahr. Ich kann sie doch nicht in dem Salon oder im Speisezimmer unterbringen; das Natürlichste ist doch, daß Du ihr Dein Zimmer einräumst. Ihr Sinn steht einmal darnach. Gott weiß, wie schwer mir's fällt, das von Dir zu verlangen. Es ist ja nur, daß wir Ruhe haben. Na, wie ist's, Schwester? Wir haben uns ja immer verstanden. Schlag' ein! Du nimmst mir's nicht übel — nicht wahr? Am Ende ist's ja doch nur für ein Weilchen.“

„Ich sehe wohl, es wird für mich wohl bald ebenso wenig Platz hier sein, als — für Wilhelm.“

„Was soll das wieder?“ rief er unmuthig. „Welch' ein Vergleich! Das sieht Euch Frauenzimmern ähnlich: Alles in einen Topf zu werfen. Ich bitte Dich um eine kleine Gefälligkeit — wenn Du sie nicht rasch ergreifen willst, kannst Du's auch bleiben lassen, zwingen wird Dich Niemand dazu — das ist doch wohl nicht dasselbe Ding, als wenn sich Einer selber aus dem Hause hinaussperrt. Wir zwei sind Schwester und Bruder — mit dem dort drüben hab' ich nichts gemein.“

„Ihr seid doch auch Bruder und Bruder.“

„Ach, was Bruder und Bruder! Beschimpfe mir das Wort nicht! Sonst dank' ich all mein Lebtag für den Titel.“

„Und doch — mach' Dich nicht schlimmer, als Du bist! — doch hast Du als Bruder an ihm gehandelt, als Du für ihn einstandest.“

„Nein, tausendmal nein sag' ich! Für den Namen Reinach bin ich eingestanden, nicht für Den, der ihn besudelt hat. Keiner sollte sagen können, daß er an einem Reinach zu Schaden gekommen, und Keiner sollte auf das Zuchthaus denken können und sagen: Seht, dort sitzt ein Reinach! Darum habe ich mit Dir die falschen Wechsel eingelöst; darum habe ich mitgeholfen, daß der Mensch sich der Strafverfolgung entzog. Wär's nach meinem Gefühl gegangen, ich hätte ihm nur eine Pistole geschickt. Ja, bei Gott, das hätt' ich gethan, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er sie doch — nur wieder an den Trödler würde verkauft haben. Bah, der setzt das Leben nicht für die Ehre ein — für ein Weib verwirft er beides.“

„Auch was hat es eigentlich für einen Sinn, der verlorenen Ehre auch das Leben nachzusenden, wie Du es verlangst? Ist es nicht mehr werth, ein neues Leben zu beginnen?“

„Bleib' mir mit solchen Phrasen vom Leibe! Die gehören in die Kirche.“

„Giebt es denn keine Beispiele, wo Einer, der verloren schien, sich eine neue Existenz gründete und in ihr Achtung, Ehre, sogar Ruhm fand?“

„Dann war's ein anderer Mann, ein Mann mit Mark in den Knochen. Nicht der! Wie oft ist das Lied vom neuen Leben abgeleiert worden! Als er seine Officierscharge niederlegte, da hieß es: ‚Ich habe das Thörichte meines Treibens einsehen gelernt. Die Ehe wird aus mir einen besseren Menschen machen.‘ Wer ihm abriet, war sein Feind; nicht nur seine Stellung, auch seine Familie hat er aufgegeben um dieses Weib. Dann kam das Elend — wie oft war's, daß er ein Anderer zu werden versprach! Und Alles wurde doch von seinem liederlichen Treiben verschlungen, Alles, was ihm ausgezahlt wurde, Alles, was wir seinen Gläubigern erfetzten, Alles, was er erbielt, um drüben in Amerika ein solides Dasein anzufangen, Alles endlich, was er später durch Lug von Dir zu erschleichen wußte. Immer wieder das alte, das unverbindert alte, erbärmliche, ehrlose Leben!“

„O Franz, ich verstehe vollkommen Deinen Unwillen; eine Natur, wie Deine, deren tiefster Kern die Redlichkeit ist, muß sich über Wilhelm's Thun empört fühlen, aber alle Menschen sind sich ja nicht gleich an Kraft des Leibes, und ebenso verschieden sind sie in der Stärke des Charakters. Vielleicht ist es genau so ungerecht, Einem vorzuwerfen, daß er einer Versuchung nicht Widerstand zu leisten, als daß er ein Centnergewicht nicht mit freier Hand zu heben vermag.“

„Nun, wir kämen weit mit solchen Anschauungen. Recht und Unrecht gäb' es nicht mehr; Lohn und Strafe hörten auf.“

„Nicht doch, Alles bliebe, nur der Schwächling, sei es an Körper oder Seele, würde ein milderes Urtheil finden vor der Menschlichkeit, Mitleid für sein Gebrechen, und die auf ihn selbst fallenden unabwendbaren Folgen desselben.“

„Und wie stünde es dann um die Folgen, welche auf Andere fallen? Was bliebe den von frenden Verschuldungen unschuldig Mitbetroffenen, wenn das Mitleid schon für solch ein Volk von Taugenichtsen verbraucht würde? Ich frage!“

„Die Ehre, die Achtung eben. Was geht darüber?“

„Nun ja, freilich — das fehlte noch —“

Die Worte des Gutsherrn verloren sich in ein unverständliches Brummen, aber aus ihnen heraus klang doch etwas wie Besänftigung, wie eine weicher werdende Stimmung. Hilda hatte das richtige Mittel gefunden, seinen Mißmuth zu dämpfen; zwar hatte sie ihn durchaus noch nicht zu ihrer Meinung bekehrt, aber die Gründe zu weiterer Widerlegung fand er nicht, und das kluge Mädchen nahm den gebotenen Vortheil wahr. Sie umschlang in schwesterlicher Zärtlichkeit seinen Arm.

„Siehst Du, Franz,“ sagte sie innig, „es ist doch ein Unterschied, und die, welchen jene höchsten Güter nicht gerandt werden können, bleiben immer doch über den armen Gefallenen, denen sie verloren gegangen. Sie dürfen mit stolz erhobener Stirn sich ihres Glückes freuen, das sie nachsichtiger stimmen sollte, gütiger und verständiger. Denn das Glück ist ein Geschenk des Himmels, das wir nicht egoistisch für uns behalten, sondern von dem wir mittheilen sollen.“

„Sage mir nur, wo hinaus Du eigentlich willst? Unwege, weißt Du, liebe ich nicht.“

„Ich möchte Deine Verzeihung, Deinen brüderlichen Beistand.“

„Für den? Niemals!“

„Aber wenn er ein Anderer geworden wäre? Die Jahre gehen doch nicht spurlos am Menschen vorüber.“

„Nu meinem Sinne, ja. Und wenn eine Ewigkeit vergänge — niemals, sage ich Dir! Doch wozu ereifern wir uns? Reden wir über andere Dinge!“

So leicht aber gab Hilda ihr Feld nicht verloren.

„Du hast immer noch den leichtsinnigen, eleganten, hochmüthigen

Digitized by Google

Officier vor Augen. Stelle Dir einmal ein anderes Bild vor, einen kranken, gebrochenen Menschen, muthlos und dem Elend verfallen! Wenn sich des Unglücklichen Niemand annimmt — fühlst Du auch da noch kein Erbarmen?“

„So, das ist also das Gemälde Deiner Phantasie? Die meine malt ganz anders. Da sitzt Einer bei der Champagnerflasche und läßt die schwesterliche Einfalt leben, welche sie ihm bezahlt.“

„O Franz, Du irrst — ich werde Dich davon überzeugen.“

„Du kannst Dir die Mühe sparen.“

„Ein einziges Wort —“

„Ich will's nicht hören. Verstehst Du? Ein für allemal: ich will nicht.“

„Aber Du kannst mich doch nicht hindern —“

„Thorheiten zu begehen. Nein, thu' was Du willst! Mich aber laß aus dem Spiel.“

„Es ist sehr bequem, sich das Ohr zuzustopfen, wenn der Hülferuf der Noth daran schlägt, sehr bequem, die Bande der Natur, die ewig unzertrennbaren, einfach für durchschnitten zu erklären —“

„Wenn Du mich nicht ernstlich erzürnen willst, so schweigst Du,“ fiel er ihr diesmal mit einem Tone in die Rede, der es außer Zweifel setzte, daß die in bedrohliche Aussicht gestellte Grenze bereits überschritten sei.

Doch auch Hilda war nicht bei der sanften Bitte stehen geblieben. Der Wunsch, zu überreden, hatte schon zu scharfer Beweisführung geführt, und ihr gesteigerter Unmuth griff nun zu noch einschneidenderer Waffe.

„Du sprichst nur von Deiner eigenen Reizbarkeit, die geschont werden soll,“ sagte sie, „aber das scheint Dir nicht der Erwägung werth, daß auch ich über Dein Verhalten erzürnt werden —“

„Das wäre in der That merkwürdig.“

„Und dann Schritte thun könnte, die —“

„Nun, was könntest Du denn thun?“

„Ich könnte Dich daran erinnern,“ erwiderte sie, durch seinen Spott immer weiter getrieben, „daß Du mir wohl das versagen kannst, um was ich mich an Dein Herz wende, nicht aber den materiellen Beistand, den ich begehre. Ich könnte Dich erinnern, daß ich in dieser Beziehung von Dir nicht abhängig bin und unter gewissen zwingenden Verhältnissen auf meinem Rechte freier Verfügung bestehen müßte.“

„Ueber Dein Vermögen?“ fragte er recht barsch, aber eigentlich nicht zornig, sondern mehr mit einer Beimischung von Ironie. „Da bedarf's keiner Drohung. Darüber kannst Du, wenn Dir's beliebt, disponiren. Es ist mir sogar ganz recht, wenn Du es herausziehst; ich habe schon mit meiner Frau darüber gesprochen. Du wirst wohl so viel Geduld haben, bis alles im Gange ist, dann kannst Du nach Gutdünken verschleudern — ich werde Dir nicht im Wege stehen.“

„Hast Du während der Zeit unseres Zusammenlebens so viel Anlage zum Verschleudern an mir entdeckt? Ich denke, man darf ohne Sorge auch eine größere Summe in meine Hand legen.“

„Hm! Meiner Ansicht nach thätest Du doch klüger, Du suchtest Dir freiwillig einen Curator. Es findet sich wohl ein braver Mann dafür, aber freilich weiß ich nicht, ob Du Lust hast, meinem Rathe und meinem — *Beispiele* zu folgen, was allerdings das Gescheidteste wäre.“

„Will man mich denn mit Gewalt aus dem Hause haben?“ fragte sie, aus dem Tone des Trotzes in den der Klage übergehend.

„Märchen! Wer drängt Dich denn fort? Es fällt Niemandem ein, und Du bist“ — seine Stimme nahm einen weicheren Klang an — „auch das erste Mädel, das es übel nimmt, wenn man ihm vorschlägt, zu heirathen.“

„Hätt' ich es gewollt, ich hätt' es längst thun können — das weißt Du.“

„Just so hab' auch ich geredet, bis es doch anders gekommen ist. Siehst Du, Hilda, es hat mir schwer genug auf der Seele gelegen, daß Du Dein Leben so einsam zu Ende führen sollteſt, aber nach dem schweren Schicksalsschlage, der mich betroffen, meinte ich: besser, nie etwas lieb gehabt haben — so recht lieb — als es einmal verlieren. Und dann — was wollt' ich sagen? — wenn Du hier und dort einen Korb austheiltest? Wir sind am Ende alle Egoisten, wir Männer, und wehren uns nicht gegen die Opfer, die man uns bringt. Jetzt aber liegen die Dinge doch anders. Na, ich brauch' Dir's nicht erst zu sagen. Du hattest ja ein ganzes Schock Vernunftgründe für mich, als Du mir zuredetest; ich kann sie Dir nur alle zurück geben. — Ich meine, Du denkst darüber nach. Adieu, Hilda!“

Er wendete sich, um noch einen Gang nach den Oekonomiegebäuden zu machen.

„Ueberflüssig!“ sagte Hilda, als sie allein war.

Ja, es war so; Meinhard hatte das rechte Wort gefunden.

„Ueberflüssig — überflüssig Allen!“ wiederholte sie mit der schmerzlich brennenden Bitterkeit, die ihr das Herz verzehrte. Allen? Nein, da war doch Einer, der ihrer bedurfte. Wilhelm! Nicht Allen in der Welt war sie überflüssig.

7.

Nicht Allen!

Sie dachte es lange nicht mehr, als sie zwei Tage nach der Unterredung mit ihrem Bruder hastig über den Marktplatz schritt, der den älteren Theil der Stadt von den neuen Straßenzügen trennte.

Für den Armen auf dem dürftigen Krankenlager im Jägerhause war sie jetzt auf einem doppelten Gange. Bei ihrem Morgenbesuche hatte sie ihn leidender angetroffen; die schwere Rebellion sei schuld, hatte er gemeint, daß es mit ihm so langsam vorwärts gehe, aber eine Wiederholung jenes ohnmachtähnlichen Anfalles hatte Hilda überzeugt, daß es sich hier nicht blos — wie sie das erste Mal geglaubt — um eine durch Ueberanstrengung und Entbehrung hervorgerufene augenblickliche Erschöpfung der Kräfte handle, die durch Pflege gehoben werden konnte. Geängstigt durch die ihr fremden Symptome, vertraute sie nicht mehr ihren eigenen Hülfsmitteln und sandte den schweren Entschluß, ihre Zuflucht zu ärztlicher Hülfe zu nehmen. Sie verkannte die Gefahr nicht, die in einem solchen Schritte lag; denn nun sollte es noch einen weiteren Mitwisser des Geheimnisses geben, und seine Besuche, wenn auch durch die Abgelegenheit des Jägerhauses möglichst der Beobachtung entzogen, vermehrten doch immerhin die Unsicherheit des Verstecks. Aber alle Bedenken mußten schließlich der Nothwendigkeit weichen; es war eben unvermeidlich, den Arzt in's Vertrauen zu ziehen, und Eines tröstete sie bei dem gefahrvollen Schritte: der ehrwürdige alte Doctor war seit langen Jahren schon der Rathgeber und Freund ihres ganzen Hauses, und so konnte sie wohl auf seine Verschwiegenheit zählen; beunruhigen trat sie an diesem Morgen nicht ohne Zagen bei ihm ein, aber nachdem Besangenheit von ihrer, Erstaunen von seiner Seite überwunden war, führte die Unterhaltung zu dem erwünschten Resultate: er versprach ihr sorgsamste Beobachtung des Kranken und peinliche Wahrung des Geheimnisses.

So verließ Hilda erleichtert das Haus des würdigen Mannes. Aber nun galt es noch einen zweiten schweren Gang im Interesse ihres unglücklichen Bruders.

Die alte Trine hatte ihr am Morgen einen Zettel übergeben, der von der ungeübten Hand des Herrn Louis Schöpf die entscheidende Erklärung enthielt, dringende Gründe nöthigten ihn, an seine Abreise zu denken. Mit einem Worte: der Vertrag müsse zum Abschluß gebracht und die Angelegenheit unbedingt bis zum nächsten Morgen erledigt werden.

Hilda hielt es daher für geratſen, die Dinge nicht bis zum Aeußersten kommen zu lassen. An ihren Bruder Franz, sich zu wenden, wagte sie nicht mehr. Allzu entschieden hatte er sie abgewiesen. Einen Augenblick hatte sie an eine Anleihe gedacht, aber wie sollte sie sich die Verschwiegenheit ihres Gläubigers sichern? Ja, wenn ein Freund ihr seine Vermittelung oder nur seinen Rath geliehen hätte, aber wen sollte sie darum ansprechen? Der Einzige, dem sie vertrauen konnte, durfte nicht in's Geheimniß gezogen werden. So blieb ihr nichts Anderes übrig, als das kleine Capital flüssig zu machen, das ihr noch geblieben war. Die ganze Forderung Schöpf's konnte freilich nicht gedeckt werden, aber sie neigte sich der Meinung zu, daß sich der freche Anspruch wohl auf die Hälfte herabstimmen lassen werde. Sechstausend Gulden waren es, die sie vor Jahren geerbt und die seitdem von Meinhard für sie verwaltet wurden.

Und um diese sechstausend Gulden sich auszahlen zu lassen, war sie nun auf dem Wege zum Amtsgebäude. O, es war ein schwerer Gang. Hilda's Schritte wurden kürzer und kürzer, je mehr sie sich dem düstern alten Gebäude näherte. Wie ein befestigtes Schloß stand es neben dem verwitterten Thore, das man beim Abbruch der Stadtmauer hatte stehen lassen, und gewann

Digitized by Google

nur wenig an Freundlichkeit durch die Blumen, welche im ehemaligen Vertheidigungsgraben gezogen wurden, den man in ein Gärtchen verwandelt hatte.

Sie sprach sich selber Muth ein. Es war ja nicht das erste Mal, daß sie diese ausgetretenen Stufen, diesen dunklen Flur und die hallenden Gänge betrat. Schon mehrmals hatte sie Meinhard in seiner eigenen Behausung aufgesucht, wenn irgend eine Botschaft vom Bruder auszurichten war. Sie kannte den Weg zu dem alten verschnörkelten Eisengitter recht gut, das die Wohnung ihres Freundes von den Amtslocalitäten schied, aber freilich, ohne Begleitung war sie diesen Weg noch nicht gegangen. Mimi hatte sie sonst begleitet. Es war ein Hauptvergnügen des Kindes gewesen, die Winkel des seltsamen Gebäudes zu durchstöbern, durch die schmalen Spitzbogenthüren zu schlüpfen und die Glocke zu ziehen, deren dumpfer Schall an den vorspringenden Ecken und gedrückten Wölbungen ein gespenstiges Echo nach dem andern geweckt hatte. Heute mußte sie selber die Hand nach dem Klingelgriff aus geschwärztem Eisen ausstrecken. Und diese Hand zitterte ein wenig und zauderte, bevor sie den Zug that.

„Man sollte meinen, es sei des Löwen Höhle, in die ich mich wage," sagte sie lächelnd zu sich selbst, nachdem sie die Klingel gezogen.

Was lag daran, wenn der Diener, der ihr jetzt mit so verwunderten Augen öffnete, seine Glossen machte; es kann doch Niemandem einfallen, diesen Besuch zu mißdeuten. Ein Mann in Amt und Stellung empfängt deren mancherlei; warum sollte sie hier nicht gerade so ohne Scheu eintreten, wie eben noch beim alten Arzte? Allerdings galt ihr Anliegen nicht dem Beamten, sondern nur dem Freunde, aber auch der, dachte sie, würde ja nichts Ungewöhnliches darin sehen, daß sie zu ihm käme — nein, gewiß nicht. Sie standen beide in des Lebens Reife, und es war schon so lange, so lange her, seit — wieder streifte das Lächeln die Lippen — seit jenem Jünglingstraum.

Sie hatte den Anstoß von Verlegenheit überwunden. Ruhig und mit der kühlen Heraldlassung der vornehmen Dame nahm sie die Versicherung des Dieners entgegen, er werde sie zwar gleich anmelden, aber es könne leicht einige Zeit vergehen, bevor sein Herr das Fräulein empfangen könne; denn der Herr Statthaltereirath käme eben jetzt schwer ab, es sei die Stunde der Unterschriften vor Postschluß. Hilda sah sich nicht neugierig um, als sie allein war; sie kannte ja bereits das Zimmer mit seiner ernsten Einrichtung und seinen hohen Bibliotheksschränken. Meinhard war ein Bücherfreund, und gar manchen Band, den er ihr nach Waltersfosen hinausgebracht, hatte sie hier herausgreifen können. Ihre innere Unruhe gestattete ihr jedoch nicht einmal in den auflegenden Bilderwerken zu blättern. Aber was war das? Während ihr Auge über die goldgepreßten Einbände hinstreifte, blieb es plötzlich an einer kleinen Vase haften, die zwischen einigen Photographien auf dem Tische stand. Seltsamer Weise war es gerade ihr Portrait, vor der das zierliche Gefäß seinen Platz hatte, und in demselben hing matt und farblos — ein welker Rosenstrauß.

Wie wenn die todten Blumen Augen hätten, um sie wieder zu erkennen, glaubte sie ihr vorwurfsvolles Nicken zu sehen. Wo waren die frischen blühenden Blüthen hingerathen, die als Ersatz an die Stelle ihrer abgestorbenen Schwestern treten sollten? Hilda hatte sie in eine fremde Hand gelegt. Warum hatte sie dem Fremde die Blüthen vorenthalten? Ein Unrecht erschien es ihr fast, an ihm begangen, der die Erinnerung an sie so treu bewahrte.

Es war sogar ein zarter Hauch von Wehmuth in dem Laut, der ihren Lippen, wohl ohne daß sie es wußte, entglitt: „Bruno!"

Der Name klang in ihrem Ohre wie von einer hellen Kinderstimme gerufen.

Bruno, das war ja der ernst-freundliche Knabe, mit den gemessenen Bewegungen, der unermüdlichen Bereitwilligkeit und den guten blauen Augen voll herzlicher Ergebenheit, Verwalters Bruno, der ihr immer zur Hand war, wenn sie ihn brauchte, und von dem sie, die kleine muntere Hexe, gar nicht zu denken vermochte, daß es auch anders sein könnte. War der Puppe ein Malheur passirt, dann wurde er Arzt, ging der Rauchfang des kleinen Kochherdes aus den Nieten, dann half er als Blechschmied. Wer sonst hätte es denn thun sollen? Wie hing sie dafür auch an seinem Halse unter bitterlichen Thränen, als er fortzog zur Universität! Und wenn er dann wieder in die Ferien kam, da hieß es wie ehedem: „Bruno, komm hierher! Du mußt mir das erklären. Du verstehst das viel besser als unser alter Professor im Institut," oder „Bruno, gieb mir Deinen Arm! Der weite Weg hat mich so müde gemacht."

Nur wenn getanzt wurde, dann war's mit Bruno nichts; er benahm sich gar zu ungeschickt dabei. Und „Bruno" nannte sie ihn auch weiterhin noch, wenn auch das herangewachsene Dämchen sich sorgsam in Acht nahm, den jungen Herrn zu duzen. Sie waren ja keine kleinen Kinder mehr, es hatte sich alles so sehr verändert, nur Bruno nicht; er war der Alte geblieben, noch so treuherzig und gütig, aber auch schüchtern und linkisch wie ehedem. Er las ganz unübertrefflich ein Gedicht vor, setzte einen ernsten Gegenstand klar aus einander, aber in Gesellschaft war er so unbeholfen — besonders, wenn man ihn mit Wilhelm verglich.

Wie ein Zauber kam es mit dem matten Duft der welken Rosen über Hilda.

Ein Bild aus längst vergangener Zeit stand da vor ihren Augen, lebhaft und deutlich, als ob es Leben hätte. Die Sonne schien im Garten über ein Rosenbeet, von dem der Wind die Blätter über alle Wege hin geweht hatte, und dort schwammen auch ein paar Rosenblätter wie Elfenkähne auf dem kleinen unter dem Sonnenstrahl stetig zitternden Ocean des Springbrunnens. Und neben dem Bassin stand ein kaum erblühtes Mädchen und horchte auf die Worte eines jungen Mannes, der eifrig und warm sprach, doch allmählich immer stiller und schüchterner wurde und endlich fast mit versagender Stimme eine Bitte wagte, vor der er selbst zu erschrecken schien. Das Mädchen aber schüttelte den Kopf und that gar klug und gleichgültig, so heftig das kleine Herz in der Brust auch eine Minute lang pochte, und sprach von den ernsten Pflichten, die es übernommen, von dem Verlust, den das arme Kind des Bruders erlitten, von dem großen Lebenszweck, der einem Schwesterherzen damit erwachsen und der jeden selbstsüchtigen Gedanken ausschließe, und sah nicht, daß, während all die großen Worte fielen, das kleine mutterlose Ding, das kaum noch den ersten Schritt zu machen gelernt, dem Springbrunnen zugetrocken war und das Händchen nach den schiffenden Blättern streckte.

Es war nur ein Augenblick, doch der junge Mann hatte die Gefahr erkannt und war ihr mit der gewohnten Geistesgegenwart begegnet. Es war nur eine blitzschnelle Bewegung, ein Schritt, und dann ein Aufspritzchern des Wassers; der junge Mann hatte plötzlich das Gleichgewicht verloren und war, das Kind bewahrend, selbst in das Bassin gestürzt.

„Ha, Bruno —!" — der jähe Schreck, der Hilda an's Herz fuhr, verwandelte sich bei dem munteren Geschöpfe, dem die ernsten Gefühle fremd wie die Trauerkleider standen, alsbald in ungemessene Heiterkeit. Es war auch gar spaßig anzusehen, wie der triefende Liebeswerber, mit Haaren, die ihm in die Augen hingen, und einer seltsam wasserspeienden Cravatte, einem Flußgotte gleich, aus seinem nassen Grabe wieder auftauchte.

„Das war doch kein Selbstmordversuch, Bruno? Nein, so arg dürfen Sie sich's nicht zu Herzen nehmen."

Und ihr helles Lachen folgte ihm noch, als er schon weit aus ihrem Gesichtskreise entflohen war, so weit, daß es fast schien, als sollte er nimmer in denselben zurückkehren; es schien in der That für lange Zeit so; denn sofort nach dem unfreiwilligen Bade war er verschwunden, verschwunden aus seiner Anstellung, verschwunden aus der Stadt, verschwunden aus der Gegend, und man sah und hörte nichts mehr von ihm.

Alle diese Gedanken und Bilder waren Hilda beim Anblicke des verwelkten Bouquets vor die Seele getreten.

„Ja damals!" flüsterte sie vor sich hin. „Wie lange ist's nun wohl her? Mimi kroch noch auf Händen und Füßen. Wie alt und verständig man doch wird!"

Sie seufzte und blickte im Zimmer umher.

„Nichts als eine rechte Junggesellenwirthschaft!" Und ihr Blick streifte wiederum, aber diesmal recht unfreundlich, die welken Rosen. „Da denkt kein Mensch daran, alle Blumen wegzu —" sie konnte ihren Gedanken nicht zu Ende denken; denn plötzlich öffnete sich die Thür, und Meinhard stand vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Album schöner Frauenköpfe: 2. Schwarzwälder Bauernmädchen.

Nach dem Oelgemälde von R. Epp.

Digitized by Google

Das „Internationale Eislaufen in Wien".

(Am 21., 22. und 23. Januar 1882.)

Als ich am Ende der Jahre 1867 und 1868 in der „Gartenlaube" zum ersten Male öffentlich auf die neuere Entwickelung des Eislaufes aufmerksam machte und zugleich Warnungen und Rathschläge einflocht, unter deren Beachtung die vielfach beklagten Unfälle auf dem Eise verhütet werden können, da war der Wiener Eislaufverein noch in den Kinderschuhen. Eine Anzahl günstiger Umstände wirkte indessen zusammen, um diesem Vereine unter allen Gesellschaften dieser Art auf dem Continente den höchsten Aufschwung zu verleihen. Die für die Größe der Stadt sehr centrale Lage des der Gesellschaft eingeräumten Platzes, der durch eine eigene Dampfmaschine sowie durch die Hochquellenleitung mit dem nöthigen Wasser zum Füllen des Bassins und zum Behufe der Eisfläche versehen ist und außerdem die erforderlichen Gebäude und Tribünen, sowie sieben große elektrische Lampen in der Gesammtstärke von ungefähr 6000 Kerzen besitzt, macht diesen Eisplatz zu einem Lieblingsaufenthalte der gebildeten Wiener. Solange der Frost dauert, wird die Eisdecke in jeder Nacht vollständig gereinigt und mittelst einer an langen, von den Hochquellen gespeisten Kautschutschläuchen befestigten Brause bespritzt, sodaß die Mitglieder jeden Morgen frisches Spiegeleis besahren. Dieser sorgsamen Pflege, die bei milderem Wetter durch Hobelmaschinen ergänzt wird, steht das mehr continentale Klima Wiens zur Seite, das der Eisbildung günstiger ist, als in den Städten des Westens, ohne durch so große Kälte abzuschrecken, wie sie an der Ostsee herrscht.

Man kann daher auf dem Platze des Wiener Eislaufvereins im Winter durchschnittlich auf fünfzig Schleiftage rechnen. Der Ausfall mildever Winter wird durch die höhere Ziffer strengerer Jahre ausgeglichen, wie wir es denn im verflossenen Winter bis auf zweiundsechszig und im Winter 1879 auf 1880 auf viermalsiebenzig Schleiftage gebracht haben. Hält man diese günstige Conjunctur mit der elektrischen Beleuchtung zusammen, durch welche der Eislaufplatz Abends von fünf bis neun Uhr so hell erleuchtet wird, daß man beim Laufen lesen kann, so erscheint es begreiflich, daß man in Wien fast ebenso lange Kunstübungen auf dem Eise vornehmen kann, wie in New-York oder Montreal.

Einzig in der Welt stehen wohl die costümirten Eisfeste da, welche alljährlich ein- bis zweimal auf dem Platze des Wiener Eislaufvereins abgehalten werden. Wien ist durch seine Carnevalslust, durch seine costümirten Bälle und hinreißenden Walzer berühmt. Aber nirgends entfaltet sich diese Lust phantastischer und decenter, fröhlicher und bezaubernder, als bei diesen Eiscostümfesten, wo sechs- bis achthundert costümirte Schlittschuhläufer, Damen und Herren, Alt und Jung beim Scheine von sieben elektrischen Sonnen unter einander wirbeln, während in Gestalt von bengalischen, auf sämtlichen errichteten Schneegebirgen leuchtenden Flammen die Mitternachtssonne das bunte Treiben zu beleuchten scheint. Unter den Klängen rauschender Militärmusik pflegen dann häufig Massenstänze und Cotillons ausgeführt zu werden, bei welchen historische Trachten zur Geltung kommen oder lustige Scenen, unter denen besonders der „lernende Schlittschuhläufer" sehr beliebt ist, dargestellt werden; die letzterwähnte Scene namentlich pflegt viel Vergnügen zu bereiten, und als vor zwei Jahren bei der fünfzigjährigen Jubiläumsfeier am Traunsee einer unserer Eisläufer den Gmundern unter anderen Eiskünsten das Spiel des Anfängers in einem echten Bauerngewande vorführte, da schütteten sich neben mir stehende Bauernbirnen vor Lachen aus über die Ungeschicklichkeit ihres vermeintlichen Landsmannes, der jeden Augenblick hinfiel und dabei seinen Fuß zerknüllte; sie drückten aber dann laut ihr Erstaunen aus über die unglaublich schnellen Fortschritte, die der Mann im Lernen machte, da er in einer Viertelstunde vom Purzeln bis zum Purzelbaum vorrückte und in weiteren fünfzehn Minuten Figuren machte, zu deren Erlernung Viele fünfzehn Jahre brauchen. Ein anderes Costümfest führte uns das Schiff „Tegetthoff" vor, wie es mit seiner Mannschaft vom Nordpole angefahren kommt; ein drittes Mal erschien ein kolossaler Triumphwagen im Stile des Cinque Cento, von zwölf Pagen mit bengalischen rothen Fackeln geleitet, welche einen so unglaublichen Glanz auf die Scene warfen, daß fast das elektrische Licht erblaßte und grün schimmerte. Wieder ein anderes Mal kam der chinesische Riese auf Schlittschuhen in täuschender Aehnlichkeit, über zwölf Fuß hoch, in gewandtem Bogenlaufe daher. Auch sahen wir auf unserer Eisbahn ein spanisches Stiergefecht, wobei 4000 amphitheatralisch gruppirte Zuschauer ihre Befriedigung in lautem Jubel kundgaben.

Der hohe Reiz, welcher sich demnach auf dem Platze des „Wiener Eislaufvereins" concentrirt, sowie dessen völlige Gefahrlosigkeit machen es begreiflich, daß das Kunstlaufen mit Vorliebe betrieben wird, obgleich auch sür das Schnelllaufen Schauplätze sich darbieten, welche sich mit den schönsten Eisflächen Hollands oder des Ostseegebiets messen können. Wir haben in der nächsten Nähe sowohl das alte Donaubett und den Neustädter Canal, wie große Seen, von denen einer in zweistündiger Eisenbahnfahrt und andere in einer Nachtfahrt erreicht werden können.

Dabei gefrieren einige der Seen des Salzkammergutes — wie der Grundsee — und Kärntens, wie der Wörther, Ossiacher und Millstädter See — fast in jedem Jahre. Besonders die Kärntner Seen genießen eines eigenthümlichen Klimas. Im Sommer erwärmen sie sich sehr bald bis zu + 21 bis 23° R. Im Winter herrscht hier sibirische Kälte, sodaß diese Seen meist drei Monate zugefroren sind, und ihre Eisdecke oft bis Mitte April tragen. Für den Eisläufer werden aber alle diese Seen in Schatten gestellt durch den Neusiedlersee in Ungarn, welcher, obgleich er vor drei Lustren mehrere Jahre völlig ausgetrocknet war, heute fast noch den Umfang des Bodensees hat, gegen 340 Quadratkilometer umfaßt, 50 Kilometer lang, 10 bis 15 Kilometer breit und einige Kilometer vom Ufer ab auf allen Seiten nicht mehr als ½ Meter tief ist. Nur in der Mitte wird eine Tiefe von 2 bis 4 Meter erreicht, welche indessen ebenfalls gefahrlos ist, weil hier das Eis, den Winden mehr ausgesetzt, schon früher die erforderliche Dicke und Festigkeit erhält als am Ufer.

Mit der Sichtigkeit und der völligen Gefahrlosigkeit hängt der Umstand zusammen, daß dieses ungeheure Wasserbecken in jedem Jahre zufriert, daß sogar in diesem milden Winter seine Eisdecke den Schauplatz mehrerer Ausflüge des Oedenburger Eislaufvereins am 1. und 15. Januar gebildet hat und daß noch am 17. Januar die Fischer, denen die „Windsbraut", das Eisfegelboot des Wiener Eislaufvereins, in Verwahrung gegeben worden, eine Schnellfahrt auf der Spiegelfläche des Sees gemacht haben. Trotz dieser vom Standpunkt des Eissports seltenen Eigenschaften ist der Neusiedlersee bis vor zwei Jahren von Seiten der Wiener Eisläufer nie benutzt worden, obwohl die Hinfahrt nur drei Stunden erfordert. Einerseits die Bequemlichkeit der Wiener Eisplätze, andererseits die geringe Bekanntschaft mit dem hohen Reize der Weit- und Schnellfahrten auf großen Flächen mag daran schuld gewesen sein. Deshalb wurde dieser Theil des Eissports in Wien weniger gepflegt, als das Kunst- oder Figurenlaufen.

Ich habe hier die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand des Wiener Eissports in seinen Hauptumrissen geschildert, um die Berechtigung des Eislaufvereins der österreichischen Kaiserstadt zur Ausschreibung eines internationalen Eislaufwettkampfes zu zeigen.

Schon das erste internationale Eisfest vor zehn Jahren war von unserem Eislaufverein veranstaltet worden, bei welchem Wiener die Preise im Figurenlaufen gewannen und der beste Schlittschuhläufer Norddeutschlands, Graf Schlippenbach, den Preis im Schnelllauf davontrug: er führte mit ihm zugleich eine reiche schöne Wiecerin heim. Heute galt es zu prüfen, welche Fortschritte in der Kunst seit einem Jahrzehnt gemacht worden waren, und ich kann sofort vorausschicken, daß nicht blos unsere, sondern auch der Fremden Erwartungen bei Weitem übertroffen wurden.

Das Fest war schon seit Jahr und Tag mit jener Gründlichkeit vorbereitet worden, welche die Wiener bei Angelegenheiten des Vergnügens mit besonderer Liebe anzuwenden pflegen.

Dem Collegium der Preisrichter für das Figurenlaufen standen als Präsident Fürst Alexander Schönburg, als Vicepräsidenten Baron Albert Rothschild und der Präsident des Wiener Eislaufvereins Dr. von Korper vor. Der Präsident der Preisrichter des Wettlaufens war Landgraf Kneenz zu Fürstenberg und Vicepräsidenten Graf P. Latour und Dr. Schachner, Vicepräsident des Wiener Eislaufvereins. Der Werth der ausgesetzten Preise belief sich auf über 8500 Franken Gold, und dieselben bestanden für die Nichtberufskünstler theils aus plastischen Figuren, Kannen, Bechern

Digitized by Google

und Emblemen von Edelmetall, theils aus goldenen Medaillen und aus zwei Preisen von 1000 und 500 Franken für die benfsmäßigen Künstler.

Alle Vorbereitungen waren getroffen worden, um das Unternehmen möglichst weithin bekannt zu machen, und es waren Zustimmungsadressen von allen Eisclubs und Zuschriften und Telegramme aus Deutschland, Frankreich, Rußland, Holland, Schweden, Norwegen, England, Canada und den Vereinigten Staaten eingetroffen. Aber der unerwartet milde Winter machte einen gewaltigen Strich durch die Rechnung.

Schon vierzehn Tage vor dem bestimmten Termin war ein liebenswürdiger Engländer eingetroffen, um sich auf unserem Eisplatze für den Wettkampf im Figurenlaufen vorzubereiten. Allein beim Anblick der Leistungen unserer Matadore zog er seine Anmeldung zurück. Aus Amerika war nur der Berufskünstler Callie Curtis eingetroffen; Petersburg und Stockholm hatten sich telegraphisch entschuldigt, Frankreich war nur durch einen unserer treuen Wintergäste, England durch zwei angesehene Gentlemen gesetzten Alters und auch Holland in gleicher Weise durch einen Sportsfreund im Preisgericht vertreten. Ungarn, Dänemark und Belgien waren ganz ausgeblieben, und sogar das Brudervolk im deutschen Reiche hätte uns im Stiche gelassen, wenn es nicht durch einen Baiern aus Tegernsee vertreten gewesen wäre, welcher den zweiten Preis in einem der Wettläufe davontrug. Glänzend repräsentirt war Norwegen, das seine besten Eiskämpen entsandt hatte, den Herrn Aune aus Drontheim, einen hochgewachsenen, blonden, jungen Mann mit edlen Gesichtszügen, eine Gestalt, wie sie die Dichter von den skandinavischen Helden entwerfen, den taubstummen Herrn Karl Werner und die Brüder Herrn Axel und Herrn Edwin Paulson aus Christiania, beide an Kraft und Gelenkigkeit den Eisbären ihres Nordens vergleichbar.

Diese Herren waren hier rechtzeitig eingetroffen und fanden, da das Fest wegen der milden Witterung auf acht Tage, das heißt auf den 21., 22. und 23. Januar verschoben worden, Muße, beim Anblick der Wiener Figurenläufer einige Lücken ihrer Schule auszufüllen. Der Wettkampf im Figurenlaufen fand am Sonnabend den 21. statt und hatten sich dazu zwölf Concurrenten gemeldet.

Das Figurenlaufen bestand aus drei Abtheilungen: 1) dem Schullaufen, 2) der Vorführung einer Specialfigur und 3) einem combinirten vier Minuten langen Kunstlaufen. Das Schullaufen bestand aus dreiundzwanzig Nummern, welche die sämmtlichen Grundzüge des Figurenlaufens, vom einfachen Bogen und Kreis, mit und ohne Uebertreten, bis zum Dreier, Doppeldreier, Achter und zur Schlinge umfaßten und mit der nachfolgend verzeichneten Figur 23 schlossen, die sämmtlich vier Mal, das heißt vor- und rückwärts, rechts und links gelaufen werden mußten.

Alle diese Figuren wurden den Preisrichtern und einem engeren Kreise von Zuschauern vorgeführt, und zwar von sämmtlichen Wiener Concurrenten fehlerfrei gelaufen, sodaß nur der größere Durchmesser der Bogen und die größere Sicherheit und Eleganz über die Rangstufe entschied. Nur Axel Paulson konnte die Figur 23 nicht bewältigen und wiederholte die Figur 21, weil in Christiania die Schlinge noch nicht bekannt war und er erst hier die einfache Schlinge bewältigt hatte.

Fig. 21.

Fig. 23.

Die Bemerkung darf nicht unterdrückt werden, daß diese Gesammtleistung, welche fünf volle Stunden für nur sieben Concurrenten in Anspruch nahm und bestimmt ist, eine hervorragende Stelle in der Geschichte des Eissportes einzunehmen, unter den ungünstigsten Eisverhältnissen vollbracht wurde. Seit drei Tagen war die Temperatur während des Tages auf + 5° R. gestiegen und des Nachts nicht unter + 2° R. gesunken. Die Eisdecke war daher im Thauen begriffen und die Oberfläche so weich, daß die Schlittschuhe nur dadurch vom tieferen Einschneiden bewahrt werden konnten, daß die Eisfläche in jeder Pause mit frischem Brunnenwasser bespritzt wurde. In Folge dieser ungünstigen Beschaffenheit des Eises und der vollendeten Leistungen der Concurrenten zogen fünf unter den zwölf Angemeldeten sich noch während der Probe zurück, worunter zwei Norweger.

Noch bis zum letzten Augenblick waren das Preisrichtercollegium und der Verwaltungsausschuß darüber uneinig und unschlüssig, ob es möglich sein würde, bei der um die Tagesmitte steigenden Temperatur das Preisfigurenlaufen am Nachmittage abzuhalten. Nachdem aber das Schullaufen so unerwartet vorzügliche Resultate ergeben hatte, entschloß sich das Preisgericht, im Einverständniß mit den Concurrenten, nach einer kurzen, der Erholung gewidmeten Pause den Wettkampf um zwei Uhr Nachmittags zu beginnen. Derselbe bot das interessanteste Schaufpiel, welches seit Jackson Haynes' Production hier gesehen wurde.

Der Leser stelle sich den Schauplatz als eine Art großartigen Amphitheaters vor, dessen äußerer Ring von majestätischen Monumentalbauten gebildet wird, während der innere Kreis von den Gebäuden des Eisklubvereins, der Rollschuhbahnhalle, dem Musikpavillon und den treppenförmig aufgebauten Tribünen, eingefaßt wird. Rings um den Eisplatz sind fünf große elektrische Lampen an zierlichen Maftbäumen aufgepflanzt, während in den beiden Brennpunkten der eine Ellipse bildenden Eisfläche sich zwei höhere, in Holzgitterart erbaute Thürme befinden, welche die größeren elektrischen Lampen tragen. Zwischen diesen beiden Thürmen fand der Figurenwettkampf statt, während die Preisrichter auf den Sockeln der beiden Thürme vertheilt waren, wohin sie sich wegen der Schwäche des Eises auf gelegten Brettern zu begeben genöthigt waren. Die Tribünen waren schwächer besucht, als man es hier bei den Costümfesten gewöhnt ist, weil das Fest schon einmal bei günstigerer Witterung vertagt worden war und Viele nicht daran glauben wollten, daß es bei größerem Thauwetter abgehalten werden könnte. Gleichwohl waren Tausende von Zuschauern gegenwärtig und begrüßten die erfolgreichen Wettkämpfer mit lautem Beifall, während eine Musikcapelle deren Leistungen begleitete.

Zuerst kam die Specialfigur an die Reihe, von welcher die Concurrenten eine Zeichnung in versiegelten Couvert vorher den Preisrichtern hatten einreichen müssen. Da ich selbst Mitglied des Preisgerichts war, so bin ich im Stande, die Copie der Originale hier folgen zu lassen, wobei zu bemerken ist, daß Axel Paulson's Specialfigur sich nicht zur Aufzeichnung eignete.*

Der Erste, welcher durch Trompetenstoß in die Schranken gerufen wurde, war Leopold Frey aus Wien, dessen beide Figuren, obwohl die eine, die Pirouette, nicht ganz neu, sondern Hannes entlehnt ist, überaus schwunghaft und effectvoll sich auszeichnen. Mit einem raschen Anlauf auf den Schauplatz erscheinend und in weitem Rückwärtsbogen die Zuschauer begrüßend, vorwärts sich in der Hofloge die Erzherzoge Wilhelm Ludwig Victor und Rainer besanden, sprang er sofort zur Darstellung der Figur 1, des sogenannten Mondes, über. In die Gräfschellung springend, die Fußspitzen auswärts, zuerst etwas gegen rückwärts gerichtet, beschrieb er einen Kreis im Durchmesser von ungefähr zehn Meter, um sodann mittelst einer kleinen Schwenkung in den Einwärtskreis einzulenken und dadurch einen Achter in der Gräfschellung zu bilden, welcher zuletzt in einer Spirale auslief. Hierauf zeichnete er Figur 2, die Pirouette, indem er von der stehenden Haltung in die Kniebeuge übergiug, sich dann nach zehnmaliger Umdrehung wieder erhob und mit einem Rückwärtsbogen abschloß. Stürmischer Beifall belohnte diese Leistung, welche so gelungen war, als ob sie auf Spiegeleis vollbracht worden wäre.

Als neu ist die Specialfigur Engelmann's hervorzuheben, welcher je einen Doppeldreier mit einer Pirouette auf der Fußspitze verband, was einen sehr zierlichen Anblick gewährte.

Das Kraftelement war durch Axel Paulson vertreten, welcher in raschem Anlauf, einen Bogen nach rückwärts beschreibend und zu einem riesigen Sprunge ausholend, sich anderthalb Mal in der Luft um sich selbst drehte und dann mit Bogen vorwärts endete — ein effectvolles Kraftstück, das von den Zuschauern mit besonderem Beifall begrüßt wurde.

Nach dem hier Gesagten kann man sich vorstellen, daß die nachfolgende Schlußproduction, bei welcher jeder der sieben Concurrenten vier Minuten lang in combinirten Figuren fuhr, ganz der Höhe der übrigen Leistungen entsprach, daß aber das Schaufpiel seinen Höhepunkt erreichte, als zum Schluß sämmtliche Preiskämpfer gleichzeitig auf dem Schauplatze erschienen und bei den rauschenden Klängen der Musik in den kühnsten Schwingungen wirbelten, wobei Axel Paulson durch kraftvolle Pirouetten und kühne Sprünge, Frey und Engelmann, die sich zu einer gemeinsamen

* Näheren Aufschluß über die Ausführung der obigen Figuren findet man in dem Lehrbuch des Wiener Eislaufvereins, welches unter dem Titel „Spuren auf dem Eise" bei Alfred Hölder in Wien erschienen ist.

Digitized by Google

Figur die Hände gereicht, durch die Grazie, mit der sie schwierige Verschlingungen durchführten, Bewunderung erregten.

Noch vor dieser Gesammtleistung hatte, da die Sonne von Wolken bedeckt blieb, die Schaustellung der berufsmäßigen Eiskünstler stattgefunden, zu welcher sich der bekannte Amerikaner Callie Curtis und Edwin Paulson aus Christiania (Letzterer als erstes Debut) gemeldet hatten. Bei der strengsten Unparteilichkeit, welcher ich mich schon als Preisrichter befleißigen mußte, kann ich die Erklärung nicht unterdrücken, daß diese Leistungen weit unter denen der Nichtberufskünstler standen, wobei das schlechte Eis einen Theil der Schuld tragen mag, da es für Kraftstücke am ungünstigsten war. Uebrigens gestand Curtis, dessen Leistungen wir vor vier Jahren hier bewundert, daß seit damals außerordentliche Fortschritte gemacht worden und daß er selbst sich nicht zutraue, allen Anforderungen des geleisteten Schullaufens zu genügen.

Das Schauspiel hatte so lange gedauert, daß die Preisvertheilung, obgleich die Preisrichter rasch einig waren, beim Scheine des elektrischen Lichtes abgehalten wurde, wobei die Gaben am Eisplatze selbst auf einem der Thürme durch die beste Kunstläuferin Wiens, das jugendliche Fräulein Tischler, ausgehändigt wurden und die noch zahlreichen Zuschauer ihren Beifall über die Gerechtigkeit des Wahrspruches zu erkennen gaben. Die Preise fielen folgendermaßen aus: Erster Preis Leopold Frey aus Wien. Zweiter Preis Eduard Engelmann aus Wien. Dritter Preis

Theodor Langer.

Diamantidis Stern.
Vier Arten.

Warnungen ihre gewohnten Figurenschlittschuhe beibehielten, die in's Eis einschnitten, während jene darüber hinwegglitten.

Das internationale Flachrennen gewährte daher einen überaus interessanten Anblick. Nach gegebenem Zeichen schoß Aune aus Drontheim wie ein Pfeil voraus, die erste Wendung mit Uebertreten nehmend, während sein Landsmann Axel Paulson in bedächtigen Zügen nachfolgte. Bald spielte der Kampf nur zwischen diesen Beiden, während die übrigen fünf Concurrenten immer mehr zurückblieben. Die Bahn war noch nicht das zweite Mal umkreist, als Aune der Athem ausging, während Axel Paulson mit jeder Wendung seine Schnelligkeit vermehrte, ihn überholte und in langen Zügen, vorwärts gebeugt, einen so bedeutenden Vorsprung gewann, daß er die letzten Concurrenten wieder erreichte und dieselben um eine ganze Bahnlänge schlug, während Aune als Zweiter um drei Viertel der Bahn zurückblieb. Dritter war der taubstumme Werner aus Christiania. Während Aune im Gehrock lief, hatte Paulson eine gestrickte Wollweste angelegt.

Das zweite Flachrennen für Inländer wurde von Leopold Frey leicht gewonnen. Als Zweiter zeichnete sich der Wiener Richard Kreuter aus. Am dritten Rennen nahmen die zwei Berufskünstler Theil, wobei der Amerikaner Curtis von Edwin Paulson, obgleich Letzterer einmal stürzte, glänzend geschlagen wurde. Karl Reinhard aus Tegernsee war Zweiter. Da schon beim letzten Rennen sogar ein Preisrichter in's Eis eingebrochen war, so mußte das Rennen mit

Anton Tuschl.

Verkehrte Wechselwendung, auf einem Fuße fortgesetzt.

Franz Biberhofer.

Dreier-Schlinge, Dreier- und Wechselwendung.

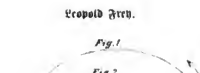
Eduard Engelmann.

Dreier-Drehung auf der Fußspitze.

Heinrich Jodel.

Dreier-Schlinge, Dreier- und gekreuzte vierfache Rede auf vier Arten.

Leopold Frey.



Mond, Vezir-Achter und Hannes' Pirouette in tiefer Kniebeuge.

Ernst von Stein.

Schlingenstern.
Vier Arten.

Specialfiguren, ausgeführt bei dem „Internationalen Eislaufen in Wien“ am 21. Januar 1882.

Axel Paulson aus Christiania. Vierter Preis Anton Tuschl aus Wien. Fünfter Preis Franz Biberhofer aus Wien. Schulpreis Ed. Engelmann. Specialfigur A. Paulson. Vier Minuten Figurenlaufen L. Frey. Berufskünstler: Erster Preis Callie Curtis aus New-York. Zweiter Preis Edwin Paulson aus Christiania.

Allen Hoffnungen zum Trotz hatte sich das Wetter über Nacht nicht gebessert; das Auftauen hatte weitere Fortschritte gemacht, und die Eisdecke war noch schwächer und weicher geworden. Es fostete im Preisrichtercollegium einen dreistündigen Kampf, bis die entschlossenere Richtung die Abhaltung des Rennens durchsetzte, welches denn auch Sonntag Nachmittags, unter weit stärkerer Betheiligung des Publicums stattfand. Wegen der Schwäche des Eises am Ufer mußte die ellipsenförmige Rennbahn enger gestellt und die Bahn zur Zurücklegung des internationalen Flachrennens auf eine Distanz von 1600 Metern zwölfmal umfahren werden. Hier trugen die Norweger den Sieg davon, wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß sie ihre Kunstlaufschlittschuhe mit stark gekrümmter Curve mit friesischen Schlittschuhen mit langer Tangente vertauscht hatten, während die Wiener Concurrenten trotz aller Hindernissen aufgegeben werden, und auch das glänzende Costümfest, welches vorbereitet war, unterbleiben.

Vom Fachstandpunkt aus war das internationale Fest als ein glänzendes zu bezeichnen; denn trotz des weichen Eises hatte Axel Paulson die englische Meile in drei Minuten fünfundvierzig Secunden zurückgelegt, was der bisher höchsten Leistung in England von drei Minuten bei gerader Bahn und glatten Eise sehr nahe kommt und sie unter Berücksichtigung der Umstände überragt. Im Figurenrennen hatten namentlich die Wiener Sieger alle Erwartungen übertroffen, was besonders die fremden Preisrichter, ein Holländer, zwei Engländer und ein Franzose, bezeugten.

Bei dem im Hôtel Metropole abgehaltenen Schlußbankette, welches zu einem wahren internationalen Verbrüderungsfeste sich gestaltete, erklärte der Preisrichter Russel Shaw aus London, daß er niemals in England so viele ausgezeichnete Eiskünstler in einer Stadt gesehen, wie die Wiener Eisläufer, und der amerikanische Berufskünstler Curtis bethenerte, daß er auf dem ganzen Continent keine so vorzüglichen Figurenläufer angetroffen. Der Preisrichter Herr Edward Smithson sagte in einem Danksagungsschreiben an

Digitized by Google

das Comité, daß er die Tage des internationalen Eisfestes nie vergessen und daß insbesondere seine Erinnerung an dasselbe mit den Namen Frey und Engelmann stets verknüpft sein werde; sie seien die besten Eisläufer, die er je gesehen und wohl je sehen werde.

Inzwischen hat das Costümfest nun doch am letzten Januar bei günstigem Frostwetter stattgefunden und die „Windsbraut“ auf dem See ihre Flügel entfaltet. Ich gedenke auf dieses interessante Fest noch in einem besonderen kurzgefaßten Artikel zurückzukommen.

Max Birth.

Die Gobelin-Manufactur zu Paris.

Zugleich ein Blick auf den Antheil deutscher Meister an ihrer Entstehung.

Von Ernst Pasqué.

Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die seit mehr als zwei Jahrhunderten bekannte und mit Recht berühmte Gobelin-Manufactur zu Paris, die vor der Zeit der unseligen Commune eine der größten und beliebtesten Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt war, durch ein Machtwort Ludwig's des Vierzehnten in's Leben getreten sei. Schon ein Jahrhundert vor diesem Regierungs-Erlaß bestand eine königliche Teppich- oder besser gesagt Tapetenwirkerei, während diese Kunstindustrie selbst bereits seit mehreren Jahrhunderten in Frankreich betrieben wurde, wie sie denn überhaupt eine der ältesten Künste war und schon im Orient unter den verschiedenen Völkern der alten Welt zu hoher Blüthe gelangte, und zwar mitsammt ihrer Schwesterkunst, der Färberei, die ihre eigentliche Grundlage bildet.

In den barbarischen Zeiten der Völkerwanderung gingen beide Künste für das Abendland so gut wie verloren; die Mauren retteten sie für Europa nach Spanien hinüber, und ihre

Allegorie des Herbstes.

Gobelin-Tapete aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Teppiche „Sarrasinois“ genannt, waren die einzigen, welche außer denen des Orients das früheste Mittelalter kannte. Diese wurden bald in Frankreich, dann besonders in Flandern nachgeahmt und mit der Zeit zu selbstständigen eigenartigen Schöpfungen ausgebildet. Hierzu zwang, außer dem Kunsttriebe, der jedem geistigen Volke eigen ist, auch die Noth. Bedurften doch die Fürsten und der Adel für ihre Steinpaläste der gewirkten und gewebten Tapeten und Teppiche, um das Innere ihrer hohen und kalten Gemächer damit zu versehen, sie dadurch nicht allein prächtiger zu gestalten, sondern überhaupt erst wohnlich zu machen. Auch für die Kirchen

Digitized by Google

waren Teppiche ein nothwendiger Schmuck. König Dagobert, welcher 629 die Basilika von St. Denis erweitern ließ, schmückte sie mit prächtigen Teppichen aus, die er wahrscheinlich aus dem Orient hatte kommen lassen.

Die älteste französische Teppichfabrik bestand im zehnten Jahrhundert zu Potier; sie versandte sogar ihre Producte weithin, bis nach Italien. Im zwölften Jahrhundert begannen die flamändischen Fabriken haute und basse lisse (hoch- und tiefschäftige) Teppiche zu fertigen, durch welche neue und höchst effectvolle Art der Wirkerei die „saracenische" Teppichweberei so ziemlich verdrängt wurde. Obgleich nun auch das alte Paris seine Teppich-Weber und -Wirker hatte, so überflügelten doch die flamändischen Städte, besonders Arras, dann Lille, Tournay, Audenarde und Brüssel, die französische Hauptstadt.

Erst mit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts beginnt in Paris die Tapeten- und Teppichweberei sich überraschend schnell zu entwickeln, und ist dies wohl hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, daß die französischen Könige sich dieser Kunst, welche ihnen so herrliche Ausschmückungen ihrer Paläste bot, annahmen. Der erste der Reihe war der ritterliche, pracht- und kunstliebende Franz der Erste. Er gründete im Anfange des sechszehnten Jahrhundert's eine Fabrik für Tapetenwirkerei in Fontainebleau, seinem Lieblingsaufenthalt, wo er auch andere Künstler, Maler und Bildhauer, wie Benvenuto Cellini, unterhielt.

Sein Nachfolger, Heinrich der Zweite, übertrug die Leitung der Fabrik in Fontainebleau dem berühmten Architekten Philibert de l'Orme und gründete zugleich eine neue Tapetenwirkerei zu Paris im Spital de la Trinité, wo 136 Waisenkinder in verschiedenen Handwerken, von nun an hauptsächlich in der Teppichweberei, unterrichtet wurden. Hier wurde unter anderen eine Tapete für die Königin Katharina von Medicis, Gemahlin Heinrich's des Zweiten, gewirkt, die, aus mehreren Theilen bestehend, dreiundsechszig Ellen lang und vier Ellen hoch war und die Geschichte des Königs Mausolus und der Artemisia darstellte. Karl der Neunte errichtete eine ähnliche Fabrik in Tours, und Heinrich der Vierte vereinigte die verschiedenen unter Heinrich dem Dritten mehr oder minder vernachlässigten Fabriken und verlegte sie nach der Faubourg St. Antoine in das Kloster der 1594 aus Frankreich verwiesenen Jesuiten. Er versuchte, so viel er nur konnte, dieses schöne Kunstgewerbe zu neuer Blüthe zu bringen, was ihm auch theilweise gelang, und 1603, als die Jesuiten wiederkehrten, bezog die Fabrik einen noch übrig gebliebenen Theil des alten Louvre. Hier traten 1607 zwei geschickte Weber aus Flandern ein, Markus von Comans und François de la Planche, welche die Fabrik unter großen Vortheilen und mit einem Privilegium für die Tapetenwirkerei „nach flandrischer Art" auf die Dauer von fünfundzwanzig Jahren selbstständig übernahmen. Sie arbeiteten wohl für den König, doch auch für das Publicum; so war die königliche Manufactur ein industrielles Etablissement geworden.

Nachdem diese flandrischen Tapetenwirker mit ihrer Fabrik aus dem alten Louvre nach dem Place Royale, dann wieder zurück nach dem Louvre gewandert waren, zogen ihre Söhne Charles de Comans und Raphael de la Planche 1630 in die ehemaligen Werkstätten der Färberei der alten Familie Gobelin, womit für unsere nur in Umrissen erfolgende Darstellung ein neuer Abschnitt beginnt.

Etwa gegen die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zog ein Färber aus Rheims, Johann oder Gilles Gobelin, nach Paris (die Holländer behaupten, er stamme aus Holland und habe Jan Gobeelen geheißen) und errichtete außerhalb der Stadt und der Faubourg St. Marceau, am Ufer eines Flüßchens, Bièvre geheißen, eine Färberei. Da nun gut und schön gefärbte Wolle und Seide die erste Grundlage und zugleich eine Hauptbedingung zur Herstellung einer prächtigen und wirksamen Tapete bildete, da Gobelin ferner seine, wenn auch damals noch sehr unvollkommene Kunst wohl verstand und das reine Wasser des Flüßchens sich zu seinem Vorhaben als äußerst günstig erwies, seine Fabrikate sich somit vor anderen vortheilhaft auszeichneten, so mußten seine Werkstatt und Fabrik prosperiren. Doch ihren größten Glanz sollten sie durch einen seiner Nachkommen über erste Gobelin starb 1476), unter Franz dem Ersten erhalten, und zwar mit Hülfe eines deutschen Färbers.

Dies war also gekommen. Die im Alterthum bekannte Kunst, den Scharlach und Purpur zu färben, war theils verloren gegangen, theils unmöglich geworden; dafür färbte man Roth in verschiedenen Nuancen, hauptsächlich vermittelst der Scharlachbeere. Unter den damaligen deutschen rheinischen Färbern, die man auch „Waidfärber" — im Gegensatz zu den Schlecht- und Schwarzfärbern — nannte, weil sie aus der Waidpflanze (Isatis tinctoria), dem deutschen Indigo, nicht allein eine schöne blaue, sondern auch eine grüne Farbe herstellten, befand sich einer, bald Krüfer, Krüfler, bald Kepsler* genannt, dem es gelungen war, aus der nach der Entdeckung Amerikas in Europa eingeführten Cochenille (die amerikanische Schildlaus, der Scharlachwurm), vermittelst einer Zinnsolution, eine neue überaus schöne Scharlachfarbe zu gewinnen. Zu derselben Zeit zog ein Maler mit Namen Gluck an den Rhein — die Holländer nennen ihn Kloef — der sich Jahre lang in der Türkei und im Orient herumgetrieben und auf solchen gewiß abenteuerlichen Fahrten die dortigen Färberkünste erlernt hatte. Am Rhein gelang es ihm auch, das Geheimniß der neuen Scharlachfarbe Kepsler's sich anzueignen, und mit dieser wichtigen Errungenschaft wandte er sich nach Holland. Dort errichtete er eine Färberei, die ungemeines Glück machte. Bis an seinen im Jahre 1550 erfolgten Tod leitete er dieselbe und übertrug sie testamentarisch auf seine Nachkommen.

Nun ereignete sich Seltsames. Zu derselben Zeit, als Gluck seine neue Scharlachfarbe, die Erfindung des deutschen Färbers Kepsler, in Holland an's Licht brachte, producirte ein Nachkomme des ersten Gobelin, Gilles geheißen, dieselbe in Paris. Er soll die Bereitung von Gluck erlernt haben, doch ist es viel wahrscheinlicher, daß Beide, Gluck und Gilles Gobelin, der sich vielleicht auf der Wanderschaft befunden haben mag, zusammen dem deutschen Erfinder sein Geheimniß ablauschten und dasselbe dann mit größtem Erfolge in Holland und Paris verwertheten.

Ein weiteres seltsames Zusammentreffen ist, daß später ein Nachkomme Gluck's in einem entscheidenden Augenblicke mit dem Etablissement der Familie Gobelin sich verbinden und zu der Weltberühmtheit ihres Namens beitragen sollte, wie wir dies bald sehen werden.

Gilles Gobelin hatte sofort die ganze Tragweite der neuen Erfindung erfaßt und beschloß, sie kräftig auszubeuten. Nach Paris zurückgekehrt, kaufte er an der Bièvre ein ausgedehntes Terrain und begann neben der Werkstätte seines Vaters neue große und prächtige Bauten, zu seinem Zwecke passend, zu errichten. Die Bewohner der nahen Vorstadt St. Marceau wußten sich dies nicht zu deuten. Sie sahen mit Staunen die vielen Wohnstätten dem Boden entsteigen und nannten Gobelin einen Narren und seine Bauten „la Folie-Gobelin — die Gobelin-Thorheit". Der Sohn dieses Gilles errichtete am Ursprung der Bièvre, in der Nähe von Versailles ein prächtiges Landhaus, das er als Antwort auf jene Spottreden nun wirklich „La Folie-Gobelin" taufte. — Doch es sollte noch anders kommen. Gilles Gobelin gewann durch seine neue Scharlachfarbe einen solchen Ruhm und zugleich einen solchen Reichthum, daß er in kürzester Zeit ein Krösus wurde. Dies konnte das Volk von Paris erst recht nicht begreifen und schrieb die Ursache davon — dem Teufel zu. Folgende hübsche Sage aus jener Zeit hat sich erhalten.

Gilles Gobelin hatte seine Seele dem Teufel verschrieben — also erzählte man sich — als Lohn dafür, daß dieser ihm das Geheimniß der neuen Scharlachfarbe kundgethan. Da nun Gilles' Zeit um war, ging er eines Abends mit einem Licht über den Hof, als plötzlich der Gottfeibeiuns vor ihm stand, um ihn in sein höllisches Reich abzuholen. Gobelin bat demüthig nur noch um eine kurze Frist, so lange, bis sein Licht zu Ende gebrannt sei. Dies bewilligte in Gnaden der — dumme Teufel, und der kluge Gilles warf flugs sein Licht in einen nahen Brunnen, in dem es erlosch und den er dann sofort zuwerfen ließ. Mit dem obligaten Gestank entfernte sich der geprellte Teufel, und Gilles Gobelin genoß bis an das Ende seines Lebens die Frucht seiner List und Arbeit — und der des deutschen Färbers Kepsler.

Nur noch wenige Generationen der Gobelins blieben Färber; der Reichthum der Familie mehrte sich von Jahr zu Jahr, und ihre Glieder kauften sich Titel, Aemter und Würden mitsammt dem

* Kepsler wird wohl der richtige Name und der deutsche Färber Kepsler, welcher 1643 nach England zog und dort die Färbekunst durchaus umgestaltete, ein Nachkomme des deutschen Erfinders gewesen sein. Konnte man doch noch hundert Jahre später in England die Scharlachfarbe Bowdge, weil Kepsler seine Färberei in einem Dorfe Bow bei London errichtet hatte und betrieb.

Digitized by Google

Adel. Schon 1544 wurde Jacques Gobelin, ein Sohn des Gilles, correcteur des comptes und adelig und dessen Sohn Balthasar kaufte von Heinrich dem Zweiten, den er mit seinem Gelde unterstützte, die Seigneurie Brie Comte-Robert. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die im folgenden Jahrhundert, 1676, zu Paris enthauptete entsetzliche Giftmischerin Marquise von Brinvilliers die Gattin von Antoine Gobelin, Marquis von Brinvilliers, war. Die letzten Gobelins, welche zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch in der alten Werkstatt der Väter als Färber arbeiteten, waren die Gebrüder Etienne und Henri. Dann zogen Fremde hinein. Doch die Färberei wie auch das Flüßchen behielten den Namen Gobelin. Letzteres hatte denselben bald nach dem Einzug des ersten Gobelin erhalten, und erst während der Revolution nahm es wieder seinen ursprünglichen Namen, die Bièvre, an.

Es war nur ein kleiner Theil der Gobelin'schen Besitzung, den die beiden flamändischen Teppichwirker Comans und de la Planche 1630 bezogen, nämlich die an dem Wasser gelegenen Färbereien, während der übrige Complex von Gebäuden und Ländereien in andere Hände überging. Die beiden Genannten arbeiteten nun hier eine ziemliche Reihe von Jahren, färbten ihre Wolle und Seide und wirkten ihre Tapeten. Da trennte sich 1650 de la Planche von seinem Gefährten und errichtete eine eigene Fabrik in der Vorstadt St. Germain, und Comans ließ zu seiner Hülfe einen berühmten Tapetenwirker aus Flandern (Audenarde) kommen, der Jan Janſen hieß, dessen Name jedoch von den Franzosen in Jean Jans umgewandelt wurde, unter welchem er noch heute angestaunte Meisterwerke der Tapetenwirkerei schuf.

Jetzt aber erschien ein Mann, dessen Leistungen, wenn auch gerade nicht in der Wirkerei selbst, so doch auf dem diese Arbeiten vorbereitenden Gebiete der Färberei, von der weittragendsten Bedeutung werden und den eigentlichen Anstoß zur Errichtung der königlichen Manufactur geben sollten. Es ist ein seltsamer Zufall, daß dieser Reformator der Färbekunst denselben Namen trug, wie der etwa hundert Jahre später aufstauchende Reformator der dramatischen Musik, und daß er, wie Jener, unzweifelhaft ein Deutscher war: er hieß Hans Gluck.

Dem Ahnherrn der Familie sind wir in unserer obigen Schilderung schon hundert Jahre früher begegnet. Seine Nachkommen scheinen sich nach Deutschland zurück gewendet und mit der Färberei beschäftigt zu haben; denn als der oben Genannte wieder in Flandern und Holland arbeitete, wurde er selbst von den Holländern nicht mehr Kloek, sondern mit dem deutschen Namen Gluck genannt, wie auch in der Folge von den Franzosen. Hans Gluck muß sich für seine Zeit und sein Fach bedeutende chemische Kenntnisse angeeignet haben; stimmen doch alle Aussagen über ihn darin überein, daß er Farben, besonders Scharlach, in einer solchen blendenden Frische und Schönheit hergestellt habe, wie man sie bis dahin noch nicht gesehen, dazu noch jede Farbe in vielen Abstufungen, daß man erst jetzt im Stande war, wirklich farbenprächtige Tapeten mit richtig abschattirten Sujets herzustellen. Dabei muß er ein durchaus praktischer Mann gewesen sein; denn er war es, der die Krapppflanze, die heute noch einen so bedeutenden Handelsartikel Frankreichs bildet, dort erst recht in Aufnahme brachte.*

1655 kam Hans oder, wie er jetzt genannt wurde, Jean Gluck nach Paris und siedelte sich sofort dicht neben der Gobelin-Färberei an. Seine Producte, besonders sein Scharlach, sowie auch die billige rothe Farbe, welche er aus der „Färberröthe", der Garance (Rubia tinctorum sativa), herzustellen wußte, erregten allgemeines und größtes Aufsehen und bald auch die Aufmerksamkeit Colbert's, Ministers und Generalcontrolleurs der Finanzen unter Ludwig dem Vierzehnten.

Dieser praktische Staatsmann erkannte sofort, welche Vortheile aus den Arbeiten Gluck's zu ziehen seien, und beredete den König, dessen Färberei mit den bereits bestehenden, sowie den verschiedenen Tapetenwirkereien und anderen königlichen Manufacturen zu einer einzigen großen Staatsanstalt zu vereinigen. Ludwig der Vierzehnte billigte den Vorschlag seines Ministers, der einen ebenso großen künstlerischen wie praktischen Erfolg versprach, und ohne Sämmen ging Colbert an die Ausführung seines Planes. Am 8. Juni 1662 kaufte er den ganzen ehemaligen Gütercomplex der Familie Gobelin, aus dem großen „Hôtel des Gobelins", Höfen, zahlreichen Bauwerken, Gärten, Wiesen, Waldungen und Erlenpflanzungen längst dem Flüßchen Bièvre bestehend, dem damaligen und letzten Eigenthümer, dem Parlamentsrath Jeler, im Namen des Königs für 40,775 Livres ab, und die bald weltberühmte Gobelin-Manufactur war in's Leben getreten.

In diese diesen Bauwerke wurden nun nicht allein die Färberei Gluck's, die Tapetenwirkerei Comans' und Jans', sowie die der beiden Lefebre, Vater und Sohn, welche noch Ludwig der Dreizehnte sich aus Italien verschrieben hatte und die im Louvre arbeiteten, untergebracht, sondern auch alle anderen Kunsthandwerker, die im Solde des Königs thätig waren, wie die Gold-, Seiden- und Perlenstricker, die Gold- und Bronze-Arbeiter, die Steinschneider, die Medailleure und Ciseliren, die Bildhauer und Kunsttischler.

Das ganze großartige Etablissement, welches mit seiner zahlreichen Bevölkerung an vortheilhaften und unverheiratheten Künstlern, Kunsthandwerkern und gewöhnlichen Arbeitern eine kleine Stadt für sich bildete, erhielt nun den stolzen Namen: „Manufacture royale des meubles de la couronne" („Königliche Manufactur des Mobiliars der Krone"). Im folgenden Jahr, 1663, wurde der berühmte Maler Charles Lebrun zum Director und künstlerischen Leiter des Ganzen ernannt, doch erst fünf Jahre später, 1667, erfolgte die Veröffentlichung der königlichen Verordnung, welche die Gründung der Gobelin-Manufactur besagt, und zu gleicher Zeit ließ Colbert den inneren Dienst der verschiedenen Kunstgattungen und Arbeiten durch umfangreiche und sorgfältig ausgearbeitete Instructionen ordnen. Diejenige für die wichtige Branche der Färberei fertigte ein Herr von Alby, und sie erhielt sich, weil in ihrer Art ganz vortrefflich, in verschiedenen Auflagen bis in das vorige Jahrhundert.*

Die Leitung der eigentlichen Tapetenwirkerei der neuen Gobelin-Manufactur, mit der allein wir es hier zu thun haben, war dem Flamänder Jean Jans übertragen worden. Ihm folgte Girard Laurent, in dessen Atelier während der Jahre 1676 bis 1679 eine der berühmtesten Gobelin-Tapeten, „Der Besuch Ludwig's des Vierzehnten in der Gobelin-Manufactur" (am 15. October 1667) hergestellt wurde.

Diese prächtige Tapete (4,00 Meter hoch und 5,80 Meter breit) wurde in zwei Exemplaren gewirkt; leider verbrannten die Sansculotten im Jahre 1793 eines derselben, weil sich die königlichen Lilien darauf befanden! Das andere entging der Vernichtung durch die Communards des Jahres 1871 nur durch rasche und glückliche Verbergung. Dafür verbrannten die Elenden das Etablissement selbst. Heute bildet diese Tapete das Hauptstück der sehr zusammengeschmolzenen Gobelin-Gallerie und -Ausstellung.

Lebrun blieb bis an seinen Tod, der 1690 erfolgte, Director der Gobelins. Unter ihm lieferten 250 Arbeiter 19 Hautelisse-tapeten von zusammen 4110 Ellen im Gewicht und 34 Basselisse-tapeten von 4294 Ellen, die heute einen Werth von mehr als 10 Millionen Franken repräsentiren. Darunter befanden sich die berühmten „Jahreszeiten", „die Monate" und die „Geschichte Ludwig's des Vierzehnten"; letztere aus einer ganzen Reihe von Tapeten nach Lebrun und Van der Meulen bestehend. Unter den „Jahreszeiten" zeichnet sich besonders der Herbst aus, nach Ballin und einer Composition von Lebrun. Diese Tapete, von der wir als Beigabe zu diesem Artikel eine Abbildung bringen, hat Jean Jans, der Sohn des früher Genannten, von 1691 bis 1731 Leiter der Arbeiten, in Hautelisse, Wolle, Seide und Gold ausgeführt. Sie hat noch heute ihre ganze Farbenfrische bewahrt, ist 4,85 Meter hoch, 5,75 Meter breit und gehört zu den 1871 geretteten Tapeten.

Von 1690 bis 1695 war der nicht minder bekannte Hofmaler Ludwig's des Vierzehnten, Pierre Mignard, Director der Manufactur, doch traf das Unternehmen während dieser Zeit ein

* Unter Colbert wurde bald in Frankreich jährlich für 500,000 Livres Krapp oder Garance gezogen und verarbeitet. Eine ähnliche Bedeutung erhielt für Deutschland die Waidpflanze, der deutsche Indigo, die in früheren Jahrhunderten besonders in Thüringen stark angebaut wurde. Hießen doch die Städte Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstädt und Arnstadt die fünf Waidstädte. 1616 gab es mehr als dreihundert thüringische Dörfer, welche Waid bauten. Doch der wirkliche Indigo verdrängte den Waid, und im vorigen Jahrhundert wird nur noch das Dorf Friemar bei Gotha genannt, das sich mit seiner Pflanzung befaßte.

* Diese „Instruction générale", 1669 und 1672 in Paris veröffentlicht, erhielt im vorigen Jahrhundert den Titel: „Le teinturier parfait, ou l'instruction nouvelle et générale" und bildete lange Zeit sozusagen das Evangelium der Färber. Auch wurde sie von Johann Jacob Marperger in's Deutsche übersetzt und herausgegeben.

Digitized by Google

harter Schlag; denn die finanziellen Bedrängnisse, in welche der König durch seine Kriege gerathen war, nöthigten ihn 1694, den größten Theil der Ateliers zu schließen und die Kunsthandwerker und Künstler zu entlassen. Colbert, ihr kunstsinniger und praktischer Beschützer, war bereits 1683 gestorben. Auch waren die königlichen Schlösser mit Kunstgegenständen aller Art übersättigt. So wurden erst 1699 die Arbeiter der Tapetenwirkerei wieder in Thätigkeit gesetzt, und von dieser Epoche an blieben sie allein die Bewohner der Gobelin-Manufactur, die von nun an nur noch Tapeten, wenn auch nicht mehr in früherer verhältnißmäßig großer Anzahl lieferte. Robert de Cotte, bedeutender Architekt, wurde ihr Director. Er leitete die Anstalt über Ludwig's des Vierzehnten Tod hinaus, bis zum Jahre 1735, worauf sein Sohn, ebenfalls Architekt, sie übernahm und ihr bis 1747 vorstand.

Während dieser Zeit hatte die Mode eine vollständige Wandlung erfahren. Die kräftigen Tinten Lebrun's, Van der Meulen's und Mignard's waren nicht mehr beliebt, dafür um so mehr die feinen und leichten Töne, besonders Grau in allen erdenklichen Nuancen. François Boucher (1703 bis 1770), „der Maler der Grazien", wie er von seinen Zeitgenossen schmeichelnd genannt wurde, und würdiger Nachfolger Watteau's (1684 bis 1724), wurde 1755 Inspector der Gobelins, und nun änderten sich deren Arbeiten wie auf einen Zauberschlag. Neilson, Chef der Tapetenwirkerei (von 1749 bis 1788), erzielte mit Hülfe des Färbers und Chemikers Duemsiet über tausend bestimmte Farbennuancen, von denen jede wieder in zwölf Schattirungen von der hellsten bis zur dunkelsten zerfiel. Die Reformen und Leistungen des Meister-Färbers Glud, welche während eines Jahrhunderts so viel zum Ruhme der Gobelin-Manufactur und ihrer Tapeten beigetragen hatten, waren überholen, und mit den neuen zahllosen Farben und Nuancen begann nun eine ganz andere Arbeitsart als bisher. Man brauchte keine eigens für die Gobelins hergestellten farbigen Cartons mehr, sondern nahm das Gemälde selbst vor, um es zu copiren. Hierdurch entstanden die wunderbaren Schöpfungen, welche bis heute immer mehr vervollkommnet wurden. Doch war dadurch auch die Tapetenwirkerei ihrer eigentlichen Bestimmung entrückt worden; denn statt selbstständige Kunstwerke und stilvolle Behänge, lieferte sie jetzt nur mehr oder minder gelungene Copien vorhandener Meisterwerke der Malerei.

(Schluß folgt.)

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Sechster Brief: In Minnesota.

Einst war das Gold Californiens der gewaltige Magnet, welcher abenteuerliche Auswanderer nach Amerika zog; später lockte das Petroleum Pennsylvaniens Capitalisten und Arbeiter nach der Neuen Welt hinüber; heute ist der Glanz dieser Bodenschätze erloschen, und ein neuer Zauberer verbrängte sogar den berühmten Baumwollenkönig. Der rothe Winterweizen ist es, der Menschenscharen nach dem fernen Westen führt, der ehrliche Ackerbau, welcher weder das Gold noch das Oelfieber erzeugt und dennoch den Arbeiter reichlich für seine Mühe lohnt.

Tausende verstranten dem jungfräulichen Boden der wasserreichen nordwestlichen Staaten, und sie wurden wahrlich nicht betrogen. Sind doch jene weiten Strecken, auf denen noch vor einem halben Jahrhundert Indianer wild hausten, heute zu der Kornkammer der alten Welt geworden; hat doch der amerikanische Weizen vor wenigen Jahren das übervölkerte Albion und das von einem Mißwachs heimgesuchte Frankreich vor bitterer Theuerung, wenn nicht vor Hungersnoth, bewahrt.

Aber nicht nur die Fruchtbarkeit des Landes veranlaßte mich, dem Rufe „Young man, go west" zu folgen — noch ein anderer Zauber webt über jenen fernen Strichen, der bestrickende Reiz einer durch ihre landschaftliche Schönheit fesselnden Natur, jener unwiderstehliche Zauber, der auch mich, den schaunensdurstigen Künstler, in das „neue romantische Land" trieb.

Von den Gestaden des Atlantischen Oceans zu den Quellen des Mississippi, welch' wunderbare Fahrt durch das industriereichste Land der Welt! Aber ohne Aufenthalt eilen wir vorwärts, um weniger bekannte Gebiete zu erreichen. — Längst lag hinter uns Chicago, die Königin der Seen, der Phönix des Westens, da breitete sich vor den erstaunten Augen, von der aufgehenden Sonne magisch beleuchtet, ein Wunderland aus, nein, ein fließendes Meer mit tausend waldigen Inseln — „der Vater der Ströme!" Endlich fuhren wir nun an den Ufern des Flusses entlang, dessen Name in den Jahren unserer Jugend immer einen zauberischen Klang für uns gehabt, und durften uns an dem Anblicke des majestätischen Stromriesen weiden.

Mit dem Ueberschreiten des Riesenstromes traten wir in den Staat Minnesota ein, von dessen vielgepriesenem Wasserreichthum ich nicht zu berichten brauche. Gleich Lebensadern schlängeln sich hier Bäche und rauschen Ströme durch einen nie ermüdenden Wechsel von Wald und Prairie, von Hochland und thalähnlichen Gründen, und aus dem üppigen Grün der welligen Hügel glänzen Hunderte von größeren und kleineren Seen hervor, gleich träumerisch blauen Augen.

Noch vor einem Menschenalter war dieses prächtige Land fast unbewohnt und unbebaut, und nur von Zeit zu Zeit verkündete in dem dichten Urwalde das rollende Echo der scharfgeladenen Büchse eines Buschmannes den nahenden Einzug der Cultur. Erst seit wenigen Jahrzehnten schlagen die Räder der Dampfboote die Wasser der größeren Ströme, durchfliegt das Dampfroß die Thäler und klingen die Aexte der Ansiedler in den Wäldern.

Und wenn man die Werke der Cultur in Minnesota betrachtet, erscheint es fast unglaublich, dies alles habe der menschliche Fleiß in einer so kurzen Spanne Zeit verrichtet.

Dort, wo der aus dem Itasca-See hervorgegangene Mississippi, zu einer Breite von 600 Fuß angewachsen, seine Wassermassen über die steile Felsenbarriere bei St. Anthony herniederstürzt, fesselt zunächst die gewerbfleißige, blühende Stadt Minneapolis unsere Aufmerksamkeit. Der erfinderische Geist ihrer Einwohner verstand durch kunstvolle Anlagen die natürliche Kraft des schäumenden Stromes sich dienstbar zu machen, so daß die Industriellen von Minneapolis durch zahlreiche Leitungen eine billige Betriebskraft beziehen, die man im Ganzen der von 120,000 Pferden gleichschätzt. Die Wassermühlen, welche hier die Stromufer umgürten, zermahlten jährlich gegen 40 Millionen Bushel Korn und zersägen gegen 200 Millionen Cubikfuß Holz.

Noch in den fünfziger Jahren war der Name dieser Stadt kaum bekannt, aber schon 1860 zählte sie 5809 und bei der letzten Volkszählung 1880 sogar 43,053 Seelen.

Fahren wir nun den Mississippi hinab, so erreichen wir nach kurzer Reise das zehn Meilen entfernte St. Paul, die Rivalin von Minneapolis und die politische Hauptstadt des Landes. Das Leben in diesem Hauptsitze der Staatsregierung gewinnt um so mehr an Bedeutung, als hier der Mississippi für die großen Dampfer schiffbar zu werden beginnt. Die zahlreichen prächtigen Steingebäude, die eleganten Hotels und Privatwohnungen lassen kaum glauben, daß wir uns in einer Stadt befinden, deren erster Beginn in einer kleinen, 1838 von dem Canadier Parrant aufgeschlagenen Cabine bestand.

Hier sah ich zuerst jene „schwimmenden Paläste", deren Ruf die früheren Erzählungen von den geschwollen und lästigen Mississippidampfern vertummen ließ, jene häuserhoch über dem Wasserspiegel hervorragenden Dampfer, welche mit dem denkbarsten Comfort ausgestattet sind und in denen selbst die prunkhaftesten „Bridal-Rooms", die Brautgemächer, nicht fehlen. Eine solche Brautfahrt auf dem Mississippi mag vielleicht manchem später enttäuschten Ehemanne als ein treues Miniaturbild seines eigenen Lebens erschienen sein; denn anfangs im nördlichen Theile des Stromes steuert das Schiff durch reizende, abwechselungsreiche, wahrhaft poetische Gegenden, um später aus dem krystallklaren Schneewasser des Flusses in schlammig-trübe Wellen zu gelangen und sich durch öde, langweilige Strecken bis nach New-Orleans in gleichmäßigem Tempo durchzuwinden.

St. Paul bildete für kurze Zeit mein Hauptquartier, von wo aus ich zahlreiche Ausflüge in die interessante Umgegend unternahm.

Digitized by Google

Mündung des Minnesota in den Mississippi bei Fort Snelling.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

Vor Allem muß ich hier Fort Snelling erwähnen. Inmitten großartiger Landschaft an der Mündung des Minnesota in den Mississippi auf hohem Felsen gelegen, bietet die vielgenannte Befestigung ein wahrhaft imposantes Bild. Ich hatte das Glück, bei meinem ersten Besuch in diesem Hauptquartier der amerikanischen Armee für den Nordwesten die Landschaft in der malerischesten Stimmung betrachten zu dürfen; denn am Himmel zog gerade ein Gewitter heraus; tiefe Schatten lagen über den schweigenden Wäldern und den geheimnißvollen Thälern, und nur von Zeit zu Zeit zuckten unheimliche Lichter über die Landschaft — der grelle Widerschein aufflammender Blitze.

In dem beigegebenen Bilde habe ich den Lesern der „Gartenlaube" das Fort und die Mündung des Minnesota vorzuführen versucht, um ihnen die eigenartige Landschaft des oberen Mississippilaufes zu veranschaulichen.

Die Amerikaner hatten wohl Grund, hier eine Festung zu erbauen; denn als im Jahre 1803 dieser Landstrich durch Kauf von Frankreich an die Vereinigten Staaten überging, da hausten noch an den Ufern des „rauchenden Flusses" (Minnesota) kriegerische Indianerstämme, die mit Waffengewalt von der Plünderung der Ansiedlerwohnungen abgehalten werden mußten. So ward das Fort, welches im Jahre 1819 eine Garnison erhielt, der erste Stützpunkt der westlichen Cultur in diesem Theile des „goldenen Nordwestens". Manch blutiges Kriegswerk ist mit seiner Geschichte eng verbunden; denn noch in den Jahren 1862 und 1863 begab sich in dieser Gegend der gefürchtete Häuptling Little-Crow auf den Kriegspfad und „mordete 800 Weiße.

Heute ertönt kein Schlachtgeheul mehr an den Ufern des „rauchenden Flusses", und getrost konnte ich mich in das Lager der wenigen hier noch weilenden Rothhäute begeben, um die Nachkömmlinge der Sealphelden, ihre Zelte und Waffen und die wildromantische Gegend, in der sie ihr kümmerliches Dasein fristen, für die über die weite Erde zerstreuten Leser der „Gartenlaube" zu zeichnen und sie ihnen zu beschreiben.

Die Mutter.

Charakterstudie von **M. Corbus.**

(Schluß.)

„So hattest Du, liebe Käthe, das erste Lebensjahr erreicht," fuhr Heine fort, „da ging das Scharlachfieber im Dorfe um, und auch Du wurdest davon befallen. In meiner Sorge um Dich schrieb ich an Constanze und bat sie, die nun auch allein stand — denn ihre Mutter war inzwischen gestorben — zu mir zu eilen, um Dich zu pflegen. Sie kam auch in alter Anhänglichkeit und übernahm Sorge und Pflege für Dich, sowie die Führung des Hauses, wie sie es ja auch früher gethan, und als Du wieder hergestellt, dachte sie abermals an's Scheiden. Da aber fragte ich sie, schnell entschlossen, ob sie an die Stelle ihrer liebsten Freundin treten und als mein Weib meinem armen Kinde eine treue Mutter sein wolle? Sie bejahte meine Frage, Käthe, aber sie that es nur mit der Bedingung, daß sie als Deine rechte Mutter gelten solle."

„Das war die Bedingung?" fragte Käthe erstaunt dazwischen.

„Die Bedingung, mein Kind; o, das Wort Stiefmutter hat einen rauhen Klang, und vor diesem Klange fürchtete sich Constanze — davor wollte sie sich wie Dich bewahren, und da sie fest entschlossen war, von diesem Zugeständnisse nicht abzulassen, so willigte ich endlich ein. Sie drängte mich nun, meine Pachtung aufzugeben und allein mit Euch Beiden in eine andere Gegend zu ziehen, wo uns Niemand kenne und sie als Deine Mutter gelten könne, ohne eine Entdeckung ihres falschen Vorgebens fürchten zu müssen."

„So pfiffig!" schaltete Käthe bitter ein.

„Constanze hatte von ihrer Mutter ein ansehnliches Vermögen geerbt," nahm Heine wieder das Wort, „und dieses, mit dem meinigen vereint, genügte zum Ankauf unseres jetzigen Gutes; so verschwanden wir denn aus dem Bereiche unserer früheren Bekannten. Doch auch Deinen Großeltern mußte unser neuer Aufenthalt vorläufig verborgen bleiben, und so gab ich Deiner Großmutter regelmäßig nach jedem Vierteljahr durch meinen früheren Advocaten in Breslau Nachricht über Dein Ergehen, damit sie nie in Sorge um Dich sein möchte, und vertröstete sie von Jahr zu Jahr auf ein Zusammentreffen mit Dir. Aber nachdem Constanze sich nun in ihre Mutterrechte eingelebt hatte, hing sie mit ganzer Seele an Dir, ihrem einzigen Kinde und fürchtete sich immer mehr vor einer Aenderung dieses schönen Verhältnisses; um so weniger konnte sie sich entschließen, Dir die Wahrheit zu enthüllen."

Er seufzte schmerzlich auf.

„Und hierin, Käthe, liegt ihr Unrecht, sowie das meine. Ich war schwach genug, ihren Bitten nachzugeben und die Aufklärung noch weiter hinauszuzögern. Es ist ein Gewebe von Schuld und Liebe, meine Tochter, das ich soeben vor Deinen Augen entwirrt habe."

Robert Heine schwieg. Seine Erzählung hatte nichts in Käthe's aufgeregten Gesichtszügen gemildert — dieselbe überreizte Spannung loderte noch immer in ihnen.

„Welch' ein Aufbau von Falschheit und Heimlichkeit, um mir die todte Mutter, der alten Großmutter die Enkelin zu entfremden! Wie kann aus so viel Lüge Gutes hervorgehen? Ich würde gewiß Jene geliebt haben, wie ich es bisher gethan, wenn Ihr mir auch die Wahrheit offenbart hättet — aber stehlen, nein, durch Lüge stehlen lasse ich meine Liebe nicht! Meine arme Mutter, mit ihrem Leben bezahlte sie das meine, und siebenzehn lange Jahre habe ich dieses Leben genossen, mich aller seiner Herrlichkeit erfreut, ohne nur einen Gedanken der zu weihen, der ich es verdanke. Das ist unmenschlich, grausam; das heißt ein Kind zum Undank zwingen, damit sich Jene der gestohlenen Kindesliebe freue, als eines unrechtmäßigen Besitzes. Nein, nein, ich kann sie nicht mehr lieben; sie hat mit dieser ungeheuren Lüge alle Gutthat weder ausgelöscht, die sie mir hat zu Theil werden lassen."

„O Käthe, Käthe," mahnte der Vater sein Kind, „möchtest Du die Schuld dieses Wortes niemals zu büßen haben! Und um Eins bitt' ich Dich," fügte er hinzu, da sie eben in den Gutshof einfuhren: „Schone Die, welche nun sogleich vor Dir stehen wird und die es so gut mit Dir meint!"

Käthe blieb stumm. Der Wagen hielt vor dem Hause.

In der offenen Thür stand Constanze; die schlanke Gestalt ein wenig vorwärts gebeugt, harrte sie sehnsüchtig der Kommenden, und ein Freudenstrahl leuchtete aus ihren Augen den Geliebten entgegen.

„Da sei Ihr ja endlich! Willkommen wieder daheim, Käthe, mein liebes Kind!" rief sie fröhlich und breitete die Arme liebevoll nach ihr aus.

Aber kein Gruß von Käthens Mund, kein Blick ihrer Augen antwortete der Mutter; das Mädchen wendete stumm den Kopf ab und zauderte, vom Wagen herabzusteigen, während Heine, der hastig herabgesprungen war, besorgt und mitleidig auf seine nichts ahnende Frau blickte und ihr mit der Hand winkte, fortzugehen.

Da — jählings, mit dem Instinct der Mutterliebe — begriff sie alles, was geschehen war. Das Blut stockte in ihrem Herzen, und sie starrte todtenbleich von Käthe zu ihrem Gatten, von ihm zu ihr. Ein Blick auf das abgewendete junge Mädchenhaupt genügte — sie wußte alles: sie hatte ihr Kind verloren.

Kein Wort drang über ihre Lippen — sie preßte die Hände auf's Herz, wie um dessen allzu hohes Schlagen zu hemmen, kehrte sich ab und wankte in's Haus.

Ein freundlicher Maimorgen breitete seinen hellen Sonnenglanz auf das junge Grün des Gartens und auf den beweglichen Wasserspiegel eines großen Bassins, in welchem Goldfische munter umherschossen. Schmetterlinge gaukelten umher, und auf dem gelben Kies der verschlungenen Wege und Stege übte ein kleiner Knabe seine ersten Laufversuche an der Mutter Hand, während die Wärterin den Beiden folgte.

Wie anmuthig sie war, die junge Mutter! Ihre glücklich leuchtenden Augen hingen mit frohem Entzücken an den unsicheren Schritten des Kindes, als seien sie eine Großthat. Eine überströmende Fülle von Liebe und Glück spiegelte sich auf den lieblichen, fast kindlichen Zügen ihres Gesichtes und in dem warmen

Digitized by Google

Glanze ihrer großen Augen wieder. Was war sie aber auch für eine glückliche Frau geworden in den jüngst verflossenen beiden Jahren, unsere Käthe! Alles, was ihr Herz erhoffen konnte, hatte sie gefunden an der Hand ihres Gatten, zu welchem sie mit derselben Liebe und Hochschätzung emporblickte, wie damals, als ihr Brief den ersten Seligkeitsrausch ihres Liebesglückes in das Vaterhaus trug.

Durch die Stille der Vorstadt erschallte jetzt das Heranrollen eines Wagens, der vor dem Hause anhielt, und bald darauf trat Robert Heine in den Garten.

„Der Großpapa!“ rief Käthe fröhlich, den Kleinen auf den Arm nehmend und mit ihm dem Vater entgegeneilend.

Heine umarmte mit stürmischer Freude zugleich Tochter und Enkel; er lachte in Herzenslust auf, als der Kleine die Händchen ihm entgegenstreckte und vernehmlich „Papa!“ rief.

„Was tausend, er kann schon Papa sagen? Das muß gleich belohnt werden, Du Prachtjunge!“ sagte er und zog eine Düte Confect hervor.

„Du bist auch recht lange nicht bei uns gewesen, Vater; da mußt Du freilich unsern Jungen verändert finden,“ meinte die junge Frau mit mütterlichem Stolz. „Ist er nicht recht gewachsen? Und wie viel hat er inzwischen gelernt! Er fängt schon an zu laufen und zu sprechen, aber so gut er ‚Papa‘ sagen kann, bringt er doch immer noch nicht ‚Mama‘ hervor, wie oft ich es ihm auch vorspreche.“

„Das lernt er schon noch — bewahre Dich darüber, Käthe!“ lachte Heine. „Er wird es Dir nur zu oft vorschreien.“

„Aber ich möchte es so gern schon jetzt hören — ‚Mama‘ müßte doch das erste Wort sein, das ein Kind sagen lernt,“ eiferte sie und nahm aus der Düte ein Biscuit. „Sage Mama, mein Herzensküind — dann bekommst Du das hier.“

Der Knabe drückte das Köpfchen an der Mutter Gesicht, langte begierig nach dem Naschwerk, stammelte aber wieder nur „Papa“ hervor.

„So geh, Robert — Du bist nicht gut,“ sagte sie und übergab den Knaben der Wärterin, und obgleich sie sich nun den Anschein gab, als sei sie erzürnt, spruch sich doch unverkennbar getränktes Muttergefühl in ihren Mienen aus. „Lassen Sie Robert noch im Sonnenschein herumtanzen, aber seien Sie vorsichtig mit ihm! Er ist gar zu ungestüm und lebhaft,“ legte sie noch dem Mädchen an's Herz.

Dann wandte sie sich mit dem Vater zum Gehen, als sie jedoch ein paar Schritte gethan hatte, kehrte sie den Kopf nach dem Knaben unwillkürlich um, und da konnte sie nicht widerstehen: es zog sie zu gewaltig wieder zu ihm zurück. Sie nahm ihn nochmals auf den Arm, herzte und küßte ihn innig, als gehe sie auf lange fort, und überließ ihn erst dann wieder der Wärterin.

„Nun aber komm, lieber Vater,“ sagte sie seinen Arm umschlingend. „Ich will mich gar nicht wieder umsehen; sonst komme ich nicht los, und es wird doch Zeit, daß Du Dir es bequem machst und ich Dir eine Erfrischung reiche. Du findest Mar noch nicht zu Haus; er ist wie gewöhnlich im Geschäft und kommt erst zu Mittag heim.“

Sie richtete schnell im Gartensaal ein Frühstück her, und mit dem Vater Platz nehmend, fragte sie nach Allem, wie es daheim ergehe, was sie dort getrieben und wie es auf dem Gute aussehe. Heine erzählte von Constanzen und brachte Grüße von ihr; Käthe dankte, aber sie sprach von ihr nur als seiner Frau, ohne das Wort Mutter auszusprechen, wie es denn seit jenem traurigen Tage nicht wieder über ihre Lippen gekommen war.

Die dazwischen liegende Zeit mit all ihrem Glücke hatte nicht vermocht, die Herbigkeit in Katharinens Empfinden zu mildern. So groß und leidenschaftlich auch ihre Zuneigung zu dem geliebten Manne war, in Einem hatten weder May Reinhard noch ihr Vater Macht über sie, in dem Gefühle tiefer Erbitterung gegen Constanze.

Diese trug den ungeheuren Schmerz ohne Klage, so sehr sie auch in tiefster Seele darunter litt. Ja, sie wehrte sogar Heine's Eifer, ihr zu ihrem wohlerworbenen Mutterrechte wieder zu verhelfen, dringend ab und bat, Käthe sich hierin selbst zu überlassen.

„Ich sehe nur zu sehr nun ein, daß sie Recht hat zu sagen: was kann aus der Lüge Gutes hervorgehen?“ meinte die unglückliche Frau. „Ich habe dadurch die Tochter verloren und kann sie nicht wieder an mich ziehen, wenn nicht ihr Herz selbst sie wieder zu mir zurückführt.“

So hatte denn Heine damals um so bereitwilliger seine Zustimmung zu der Verbindung mit Reinhard gegeben, den er sehr bald schätzen gelernt. Stiefmutter und Tochter halten sich nicht wieder gesehen. Es schnitt Heine in's Herz, den nagenden Kummer seines Weibes zu sehen und dabei sich sagen zu müssen: Du warst der Stärkere. Du hättest hier nicht der Nachgebende sein sollen.

Auch jetzt lastete dieser innere Vorwurf auf ihm, als bei seinen Schilderungen von daheim die trauernde Gestalt Constanzens vor seine Seele trat; sie ward einen tiefen Schatten auf all' das Glück, das er bei seinen Kindern vor Augen hatte.

„Käthe,“ sagte er da plötzlich, „Du könntest Dich, daß Dein Bube nicht ‚Mama‘ ruft, und er kann es doch noch nicht. Du denkst aber nicht daran, wie sehr Eine sich grämt, daß Du, die es könnte, nicht ‚Mutter‘ zu ihr sagen magst, und sie liebt Dich doch nicht weniger, wie Du Deinen Buben.“

Sie sah mit feuchtem Blicke auf, als er so zu ihr sprach; denn alles, was an das Band rührte, welches ihr Kind so innig mit ihr verknüpfte, bewegte sie auf's Tiefste. Ein Widerhall des Vorwurfs, den der Vater aussprach, wollte sich in ihr regen, aber er ward überläubt von einem ungestümen Verlangen, das sie plötzlich nach dem Kinde ergriffe. Ihre Augen wendeten sich nach dem Garten und suchten nach dem Lieblinge, von dem sie sich vorhin so widerstrebend getrennt hatte. Da aber erschrak sie: denn, das Gesicht ihr zugekehrt, kniete die Wärterin an dem Bassin und hielt den Kleinen vor sich, dem sie die Goldfischchen zu zeigen schien. Es mochte ihn das sehr belustigen, man hörte sein fröhliches Kinderstimmchen laut erschallen und seine Händchen suchten darnach hinab zu langen. Das Mutterherz aber erfüllte der Anblick mit heißer Angst.

Schnell trat sie in die offen stehende Thür.

„Gehen Sie mit dem Kinde von dem Wasser fort!“ rief sie dem Mädchen zu.

Bei dem Schall ihrer Stimme horchte der Knabe auf und sah in die Höhe; da erblickte er die Mutter, wie sie dort in dem Rahmen der Thür stand. Er hob die Aermchen verlangend nach ihr auf und hastig vorwärts strebend, als wolle er zu ihr, fand er plötzlich das so oft von ihr begehrte Wort und rief es laut jubelnd: „Mama!“

Das war der erste entzückende Ruf, nach welchem Käthe's Herz so lange schon sehnsüchtig gelauscht und der sie nun vor Freude erbeben machte — dann aber mit der Schnelle des Blitzes ein Schrei, ein Fall — und der Knabe war in das Wasser hinabgeschlüpft.

War es, daß seine Bewegung, wie er jäh und plötzlich vorwärts strebte, zu ungestüm gewesen und daß er sich dadurch aus den Händen der Wärterin riß — war diese durch den Ruf erschreckt und hielt ihn in Folge dessen nicht fest genug — wie dem auch sei, das Kind war ihren Händen entglitten.

Die arme Mutter vermochte keinen Schrei über ihre Lippen zu bringen. Sie flog an die Unglücksstätte, wo die bestürzte Dienerin vergeblich sich mühte, das Kind wieder zu erlangen. Sie warf sich neben dem Mädchen nieder, tauchte die Arme hinab, bis sie das Kleidchen erfaßte und das Kind wieder zu sich emporzuziehen vermochte. Doch so schnell das geschah, der Knabe war starr — die Augen geschlossen, lag er leblos in der Mutter Armen.

Sie drückte ihn krampfhaft an sich, als müßte sie ihn an ihrem Herzen wieder zum Leben erwärmen. Es war ja nicht anders möglich, diese Augen mußten sich doch wieder öffnen und die Mutter ansehen; dieser kleine Mund, der sie noch eben gerufen hatte, konnte doch nicht für immer verstummt sein. Aber umsonst, was sie auch thaten, alle Belebungsversuche, welche sie mit Hülfe des sofort herbeigeholten Arztes anwendeten — umsonst, umsonst — das Kind war todt.

Es war ein gräßlicher Wechsel, ein furchtbar unvermittelter Schritt vom süßesten Glück zu ungeheuerstem Jammer. Und dennoch — während Reinhard und Heine schluchzend auf den bleichen Liebling niedersahen, hielt ihn Katharina fest umschlungen, ohne daß eine Thräne ihre blasse Wange netzte. Sie jammerte nicht, sie klagte nicht — es war eine Erstarrung in ihrem Schmerz, als habe die Hand des Todes sich auch auf sie gelegt und alles Blut und alle Thränen seien darunter zu Eis geworden.

Sie wich nicht von dem Kinde; als müsse sie die Augenblicke nutzen, in denen sie es noch besitzen konnte, hielt sie bei ihm Wache, thränenlos, wortlos, eine Niobe im unendlichen Schmerze. Nur

Digitized by Google

einmal, als der Vater sie zu trösten versuchen wollte, hob sie die heißen, verzweiflungsvollen Augen zu ihm auf und sagte:

„Laß, Vater! Du siehst, Gott ist gerecht!"

Er blickte sie erschrocken fragend an:

„Wie meinst Du das, Käthe?"

Sie aber war wieder in ihren stummen, unnahbaren Schmerz versunken, Keinem einen Einblick in ihre Seele gewährend, aber auch bei Keinem eine Linderung ihres Leides suchend.

Endlich mußte sie aber doch die kleine Leiche von sich geben, um sie in ihr letztes Ruhebett zu legen und sie hinaus in den Schooß der Erde tragen zu lassen. Sie riß sich in Verzweiflung los, aber mit demselben furchtbar stummen, thränenlosen Schmerz wie bisher.

„Vielleicht wird nun mit der Erschlaffung ihrer Kräfte ein erlösender Ausbruch ihres Schmerzes eintreten," sagte Reinhard in großer Besorgniß zu dem Vater, als sie von dem schweren Gange heimgekehrt waren. „Sie will Keines Zuspruch, auch den meinigen nicht; es ist, als ob der Schmerz sie uns fern gerückt hätte. Und doch, eine so mittheilsame Natur, wie Käthe ist, kann auch den Schmerz auf die Länge nicht allein tragen, oder sie geht daran zu Grunde."

Da trat sie zu ihnen in's Zimmer — reisefertig.

„Max, ich muß mit dem Vater nach Schönhaide reisen," sagte sie zu ihrem Manne mit tonlos müder Stimme.

Erschöpfung lag auf ihren bleichen Zügen und doch eine eigenthümliche unruhige Erregung; es glühte in diesen großen, thränenlosen Augen wie verhaltenes Sehnen und Verlangen.

„Jetzt, liebe Käthe? Gönne Dir Ruhe!"

„Nein, Max — ich fühle, was mir Noth thut."

Sie ging mit dem Vater in die Heimath.

Hier war noch Alles wie sonst. In Breitenstein stand wieder der Jagdwagen, mit welchem der alte Christian seinen Herrn erwartete, und während der Diener den kleinen Sitz hinter ihnen einnahm, saß sie wieder neben dem Vater, der die Pferde lenkte, gerade so wie damals, als sie von ihrem ersten Ausflug in's Elternhaus heimkehrte. Aber daran dachte sie nicht — sie dachte und fühlte nur das eine brennende Verlangen nach dem Herzen, das sie so lange gestohlen, gekränkt, das um sie gelitten, wie sie jetzt um ihren Knaben litt, das ihr aber doch verzeihen werde wie kein anderes Herz und das auch wie kein anderes das Leid verstehen müsse, welches sie erfüllte.

In der Nacht irrten Jammers halbe sich ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die ewige Gerechtigkeit ihr das Muttergliück genommen, weil sie sich am Muttergliück versündigt.

„Mutter!"

Das Wort hatte einen so heiligen Klang. Sie hatte es begraben gehabt bei der todten Mutter unter der Erde; jetzt hatte es ihr Knabe sterbend wieder in ihr wach gerufen — mit dem nur einmal gehörten süßen Wort „Mama!" war es erstanden in seiner alles beschwörenden Hoheit und Fülle der Liebe und trieb sie in unwiderstehlicher Sehnsucht zu der Mutter hin. Sie fragte nicht mehr: ist es die, welcher ich das Leben verdanke, oder die, welche mich in das Leben geleitet? — sie war ihr die Mutter, die, welche sie immer geliebt und verstanden, so lange sie zu denken vermochte — sie mußte zur Mutter.

Als sie die letzte Anhöhe kurz vor Schönhaide herabfuhren, löste sich plötzlich die Schraube an dem einen Rade und zwang sie zu einem Aufenthalt in ihrer Fahrt.

„Laß mich die kurze Strecke gehen, Vater!" Sie ging.

Der Frühlingsabend dämmerte bereits, und ein feiner nebliger Schleier, als ob es bald zu regnen anfangen wolle, lag über den Wiesen und über dem Gutshofe. Des Tages reges Treiben und Arbeiten war beendet und tiefe Ruhe schien eingetreten, als ihr Fuß die alte Stätte wieder betrat. Ihr Herz klopfte nicht in Erregung, nein, es wurde festsam still darin, als ob sie in die Kirche trete, aber sie beschleunigte ihre Schritte immer mehr; denn sie hatte das Gefühl, als könnten die Füße sie nicht mehr lange tragen, und sie müsse eilen, das Ziel der Ruhe noch zu erreichen.

Wie ein dunkler Schatten glitt die schwarze Gestalt über den Hof; der Wachhund bellte ungestüm und freudig auf, als erkenne er sie wieder, und zerrte an der Kette; die feiernden Mägde, welche noch vor den Thüren saßen, starrten sie erschrocken und verwundert an, sie aber sah nach Keinem.

Und da stand sie in dem altbekannten Zimmer, wo sie als Kind gespielt — da stand sie an der Thür, und dort am Fenster lehnte Constanze, traurig in die Dämmerung hinausschend.

„Sie kannert auch um ihr Kind," dachte Käthe, und es schnitt ihr in die Seele. Es war ihr, als fühle sie wieder, wie ihr Knabe von ihrem Herzen losgerissen würde.

„Mutter!" drang es da schluchzend von ihren Lippen. „Hier bin ich, Dein Kind. O meine Mutter, laß mich an Deinem Herzen mein Leid ausweinen!"

Und in Constanzens Arme sinkend, fühlte Käthe ihre Wangen von unaufhaltsamen Thränen überströmt, als ob sie, heimwehkrank, endlich in die rechte Heimath sich wieder gefunden und nun aus jeder Falte ihrer Seele sich löse, was an tiefem Weh darin zurückgedrängt worden war. Als dann Beider Thränen in einander flossen, löschten sie alles aus, was die beiden Frauen geschieden; sie fühlten nun, wie unzertrennlich die Bande seien, welche Mutter und Kind umschlingen.

Blätter und Blüthen.

„Johann Ludwig Runeberg." Von Eugen Peschier (Stuttgart, Meßler). Die Dichter des Nordens haben in Deutschland nur eine verschwindend kleine Gemeinde; denn außer dem schwedischen Freiheitssänger Elias Tegner und dem deutschen Märchendichter Andersen hat kaum ein Sänger der skandinavischen Lande bei uns festen Fuß gefaßt. Und doch ist die Literaturgeschichte des Nordens reich an tiefen und großen Dichtercharakteren. Um so freudiger muß jeder Versuch begrüßt werden, die Poesien der ranken Söne Europa's der deutschen Leserwelt vorzuführen und zu ihrem allgemeinen Verständnisse beizutragen. Unter den schwedisch-finnischen Dichtern ist derjenige, mit dem sich das oben bezeichnete Gebenblatt beschäftigt, weitaus einer der bedeutendsten. Runeberg, der Sänger des „Königs Fjolar", der „Erzählungen des Fähnrichs Stahl", der „Könige von Salamis" und vieler anderer bedeutender Dichtungen, wird nicht nur in seiner Heimath, Finnland, sondern auch in Schweden als gemeinsamer Nationaldichter vor Anderen gefeiert, und die Liebe, welche ihr vor einigen Jahren in Borgo, einer kleinen Stadt Finnlands, verschiedene Greis in beiden nordischen Ländern genießt, erklärt sich leicht; denn in einer Form, die in der nordischen Literatur, was Kraft und Schönheit betrifft, beispiellos ist, hat er das gemeinschaftliche Ringen und Kämpfen beider Völker, ihren Ruhm und ihr nationales Unglück in ergreifender Weise besungen und daneben tief hineingegriffen in die Seele seines Heimathsvolkes, da er daffelbe in seiner eigenthümlichen Denk- und Gefühlsweise, in seinen eigenartigen Sitten und Gewohnheiten mit großscharfer Anschaulichkeit geschildert — er hat es in einer wahrhaft tiefen und großen Weise gethan, indem er das Nationale stets mit dem Menschlichen zu erfüllen, das Specielle zum Allgemeinen zu erweitern wußte. So ist er nicht nur ein Dichter seiner nordischen Heimath, sondern auch ein Anwalt und Verkünder großer menschheitlicher Ideen geworden, ein Poet, an dessen Werken die gesammte gebildete Welt sich erfreuen sollte. Eugen Peschier hat sich daher mit seiner ebenso gründlichen wie geistvollen Monographie, welche den edlen Runeberg uns Deutschen näher zu bringen sucht, den Dank Aller verdient, die heute noch ein offenes Herz für die Schönheit edster Poesie haben. Besonders beachtenswerth ist die anmuthig und elegant geschriebene Charakteristik auch noch deshalb, weil sie nicht nur Runeberg's Schaffen und Wirken, sondern zugleich die politischen und literarischen Zustände Finnlands in entsprechender Weise schildert. (Vergl. auch die „Gartenlaube" 1878, S. 435.)

Kleiner Briefkasten.

E. K. in St. Petersburg. Von unserer mit Recht so gefeierten Erzählerin **C. Werner** werden wir voraussichtlich am Schluß des laufenden, spätestens aber im Beginn des nächsten Jahres einen längeren fesselnden Roman zum Abdruck bringen.

R. S. in E. Wenn Sie am 3. August 1855 geboren sind, so waren Sie ohne Zweifel der jüngste Soldat des deutschen Heeres in dem Kriege von 1870 und 1871. Wer aber war wohl der älteste?

L. L. in Neval. Unter der neuesten „Literatur für unsere Kinder" dürfen wir Ihnen unter Anderem zwei Erzeugnisse des Stroefer'schen Verlages in München warm empfehlen, in denen Wort und Bild sich auf das anmuthigste die Hand reichen: „Für Mutter und Kind, alte Reime mit neuen Bildern" von Paul Thumann, und „Kinderbuch in Bild und Wort", componirt von J. Kleinmichel, mit Reimen von Helene Binde. Das eine wie das andere dieser Werke verdindet mit dem echt künstlerischen Geiste, der aus den Illustrationen spricht, viel Anmuth und gesunden Sinn in den begleitenden poetischen Texten.

Abonnent G. H. aus Cadiz. Napoleon der Erste und Bismarck! **F. G. E. . . .** in Wien, **L. Z.** in Meraue, **A. S. Ausland** und **W. S. in N.** Ungezogen! Verfügen Sie gütigst über das Manuscript! **W. M.** in Schwerin. Werden Sie sich gefälligst an die „Industrieblätter" in Berlin (Verlag von Friedländer und Sohn)!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Zu Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

5.

Es war wieder Sonntag, der Tag, an welchem in Waltershofen immer ein Gedeck mehr aufgelegt wurde, bestimmt für den regelmäßigen Gast, den alten Freund des Hauses. Zuweilen nahm Meinhard schon, wenn die Familie aus der Kirche zurückkehrte, seinen Platz in der Kutsche ein, zuweilen, wenn noch irgend eine dringende Arbeit ihn aufhielt, kam er auch später erst noch knapp vor der erst in den Nachmittag fallenden Tischstunde, wie es sich eben fügte. Selten aber blieb er ganz aus — dann mußte schon ein ernstes Hinderniß eingetreten sein. Das war seit Jahren eine feststehende Gewohnheit geworden, die eigentlich schon aus der Zeit datirte, wo der Sohn des Verwalters, der damals noch die ökonomische Leitung in Händen hatte, Spielgenosse der Kinder des Gutsherrn war. Man hatte es auch später so gehalten, wenn die heranwachsenden Jünglinge zu den Ferien nach Hause kamen, und es war eine selbstverständliche Einrichtung geblieben, als eines Tages der fleißige junge Mann in Amt und Stellung trat. Auch die Unterbrechung, welche dann durch seine Versetzung herbeigeführt wurde, brachte sie nicht in Vergessenheit.

Diesmal war die Trennung eine längere gewesen, aber nach Jahren kehrte er, sei's in Folge einer günstigen Fügung, sei's, wie manche wissen wollten, auf seine eigene Verwendung, als Leiter in das Amt zurück, bei welchem er seine bureaukratische Laufbahn begonnen, und seitdem hatte er diesen Platz behauptet; er war nicht avancirt; fast schien es, als sei er höchsten Orts vergessen worden, obgleich ihm manches Lob und manche Ehre, ja selbst ein höherer Titel im Verlauf der Zeit zu Theil geworden war.

Die bequeme Nachbarschaft hatte die alte Jugendfreundschaft immer warm erhalten, und es gehörte fast zu den unbenkbaren Ereignissen, daß Meinhard's Stelle am Sonntagstische leer geblieben wäre. Den ersten Sonntag nach der Ankunft des Ehepaares war dies doch der Fall gewesen, ohne daß eine zeitweilige Abwesenheit von dem Städtchen dieses Ausbleiben erklärt hätte. Franz hatte das in seiner barschen Weise für eine „beleidigende Delicatesse" erklärt und dafür Sorge getragen, daß sich dieselbe nicht wiederhole. Er werde seinen Gast todt oder lebendig an die Tafel liefern, versicherte er, und so war denn diesmal die ohnehin schon ansehnlich vergrößerte Tafelrunde wieder voll.

Dennoch herrschte heute nicht der reine, behagliche Ton, der sonst diese Mahlzeit immer zu einem kleinen Familienfeste machte. Meinhard, der nicht seinen gewohnten Platz, sondern den zwischen der Hausfrau und ihrer Mutter angewiesen erhalten, wurde fast ganz von der letzteren in Anspruch genommen und warf nur zuweilen forschende Blicke zu Hilda hinüber. Zu andrer Zeit das belebende Element, schwieg sie heute, war zerstreut, ja manchmal völlig abwesend. Frau von Reinach gehörte gleich ihrem Gatten nicht zu der redseligen Menschensorte, und so wurde denn die Unterhaltung hauptsächlich von Edwin geführt, mit dem sich übrigens Mimi ganz gern in die Kosten derselben zu theilen schien.

Die beiden jungen Leute wußten sich auch, als man nach Tisch im Salon den Kaffee trank, zu isoliren. Eines jener kleinen Kinderbillards, auf dem Glaskugeln die Elfenbeinbälle ersetzen, bot die günstigste Gelegenheit dazu, und als nachher Meinhard von dem Hausherrn um seine Meinung über eine projectirte Vergrößerung des Stalles befragt wurde und sich die beiden Schwägerinnen den Herren anschlossen, um die Frage an Ort und Stelle zu erörtern, da dachte Mimi gar nicht daran, gleichfalls mitzugehen, obwohl neben dem Ponygespann auch für zwei neue Reitpferde Unterkunft geschaffen werden sollte, von denen eines von der Stiefmutter zum Geschenk für sie bestimmt war.

„Glauben Sie, daß ich schwer reiten lernen werde?" hatte sie ihren Mitspieler gefragt. „Ich habe solche Passion dafür, aber auch ein wenig Furcht."

„Vielleicht Lust und Neigung überwindet alle Hindernisse."

„Sind Sie davon überzeugt?" Sie sah ihn dabei ein wenig sinnend an, das schalkhafte Lächeln aber siegte. „Dann muß die Neigung wohl noch nicht recht im Spiele bei Ihnen gewesen sein; denn Ihre Mama meint, Sie schrecken so leicht vor jedem Hinderniß zurück."

„Es kommt einzig und allein auf das Ziel an, das zu erreichen ist. Stellen Sie mir einmal eine Aufgabe!"

„O, ich!" lachte sie leise und wandte sich, um seinem fernig sprechenden Blicke nicht begegnen zu müssen, zu einem Spieltischchen in der Fensternische. Flink begann sie die Karten zu mischen und schob Edwin, der seinen Queue gleichfalls fortgelegt, ein zweites Paket zu.

Sie hatten sich einander gegenüber gesetzt, und zwar Edwin mit dem Rücken gegen das Sopha, in welchem seine Mutter, ihr Hündchen auf dem Schooße, zwischen Schlafen und Wachen nickte. Die Karten flogen von beiden Seiten in einer gewissen Reihenfolge auf einander.

„Ich werde mit den meinen früher fertig sein," triumphirte die Kleine. Sie wußte selbst nicht, warum sie am liebsten in einem fort gelacht hätte. „Da sehen Sie, wie es sich mit der

Digitized by Google

Aufgabe verhält. Ihre Neigung macht Sie nicht einmal geschickter in dem Spiele, das Sie doch versprachen mir zu lehren."

„Es ist ja eben meine Neigung, die mich ungeschickt macht."

„Wie wäre das möglich? Rasch geben Sie doch zu!"

„Weil sie nicht den Karten gilt. Was kann ich dafür, wenn ich stets von diesen langweiligen Karten fort und anderswohin sehen muß?"

„Da haben Sie schon wieder vergeben. Wenn Sie nicht aufmerken —!"

„Ich merke viel lieber auf diese rosigen Händchen —"

„Ach, meine Hände sind so häßlich — das weiß ich recht gut. Es ist nicht recht, daß Sie spotten."

Und ihre Karten fallen lassend, verbarg sie das verleumdete Paar rasch unter dem Tische.

„Nun, ich will nicht widersprechen," ergab er sich mit erkünsteltem Ernste, „aber Sie tragen selbst die Schuld — warum vernachlässigen Sie dieselben so? Immer sieht ein Tintenfleck daran."

„Das ist nicht wahr," rief sie feuerroth werdend und streckte ebenso rasch, wie sie sie verborgen, die kleinen Hände wieder vor.

„Zeigen Sie mir einen!"

„Da, da!" Er beugte sich vor, wie um besser zu sehen, und im Nu hatte er einen Kuß auf die Fingerspitzen gedrückt.

„Ah, das ist nicht erlaubt!"

„Um so besser! Ich übe mich im Besiegen von Hindernissen."

„Ich dulde es aber nicht. Das ist ein tückischer Ueberfall."

„Nicht so laut, sonst wecken Sie Mama und Fips!"

„Ich werde sie zu Hülfe rufen, wenn Sie meine Hände nicht loslassen. Pfui, ich bin böse."

„Aber doch nicht ernstlich? Bitte, bitte! Versprechen Sie mir ein kleines Löfegeld für die Gefangenen?"

„Horch!" Wie im Schreck war sie aufgefahren. Edwin horchte auf und hielt ihre Hände für einen Moment loser in den seinigen. Diese Gelegenheit klug benutzend befreite sich die schlaue Kleine vollends aus der Gewalt des Ueberlisteten. „Ich habe keine kleine Münze bei mir, aber zu Weihnachten sollen Sie einen Federwischer erhalten," rief sie triumphirend und huschte lachend davon.

„Ausbruch aus dem Gefängnisse! Das verschärft nur die Strafe," meinte Edwin.

Eifrig wollte er dem muthwilligen Kinde folgen, doch ehe er noch die Glasthür erreicht hatte, die auf den Rasengrund des kleinen Parkes hinausführte, rief die Stimme der Mutter:

„Edwin, Edwin!"

„Ich dächte, Du hättest geschlafen, Mutter," murrte er ein wenig übellaunig.

„Eine zärtliche Mutter wacht immer, wo es das Glück ihrer Kinder gilt, lieber Edwin."

„Das muß eine recht aufreibende Beschäftigung sein. Wolltest Du die Sorge nicht mir überlassen, Mama?"

„Ich will Dir im Gegentheile jede Sorge fernhalten, weil ich erfahren habe, was Sorge ist. Du solltest mir im Herzen dankbar dafür sein."

„Nun ja, wodurch muß ich meine Dankbarkeit beweisen? Befiehl! Dich auf meinen Schultern in Deine Wohnung hinaustragen? Fips durch den Reif springen lehren oder für ihn Zucker vom Kaffeetische unterschlagen und ihn damit zu Tode füttern?"

„Deine Tollheiten auf ein paar Minuten lassen und Dich auf ein vernünftiges Wort hier an meine Seite setzen."

„Ich sitze. Mein Theil wäre gethan — das andere hängt nicht von mir ab."

Frau Rohrwek ging über die Anzüglichkeit ihres Sohnes schweigend hinweg, war sie doch von ihrem Lieblinge durch besonders respectvolles Benehmen nicht verwöhnt. Ihr genügte der Anschein von Gehorsam, und sie hielt die Gelegenheit fest, ihre schwankende Autorität wieder zu befestigen.

„Denkst Du denn gar nicht ein Bischen nach?" begann sie. „Was soll diese Rederei mit diesem ewige Herumspielen und Tollen mit dem kleinen Mädchen?"

„Ich unterhalte mich eben dabei."

„Aber wohin soll das führen? frage ich."

„Mama, da machst Du Dir wirklich recht unnöthige Mühe. Sieh, ich frage nicht und denke nicht daran."

„Aber die Kleine denkt daran. Sie ist eine schlaue Kokette und giebt sich alle Mühe, Dich zu fangen. Glaube mir, ich weiß das zu unterscheiden. Du bist ein schöner Mann, ein Mann von Geist, von Adel — —"

„Aber, Mama, Du schmeichelst mir. Weißt Du, das dürfen Eltern ihren Kindern gegenüber nie thun; es ist eine fehlerhafte Erziehungsmethode. Nicht daß ich von meinem eigenen Werthe im Allgemeinen zu gering dächte —" er sagte es mit einer Mischung von Humor und Selbstgefälligkeit, während er seinen zierlichen Schnurrbart zwischen den Fingerspitzen durchlaufen ließ. „Ich weiß meine persönlichen Eigenschaften wohl zu schätzen. Du solltest nicht beitragen, meine Eitelkeit zu erhöhen, da ich schon so ziemlich das Bewußtsein einer unverrückbaren Vollkommenheit in mir trage."

„Und mit Recht," sagte die Mutter stolz und betrachtete ihn mit verzückten Blicken. „Aber eben deshalb darfst Du auch Ansprüche stellen; die Welt ist Dir eine Entschädigung schuldig —"

„Für das nicht vorhandene Erbe meines Vaters."

„Du bist ein Herr von Tonner —"

„In meinem Bedauern — als Edwin Rohrwek würde ich das Vermögen meiner Schwester theilen — nicht daß ich es ihr nicht gönne —"

„Du darfst es ihr auch gönnen; es liegt ja ganz an Dir, Dich in dieselbe Lage zu versetzen. Du brauchst blos die Hand auszustrecken."

Es schien fast, als beabsichtige er dem Rathe sofort zu folgen, wenigstens hob er die Hand und beugte sich horchend vor. Man vernahm aus der Ferne die Töne des Claviers.

„Siehst Du, und Hilda ist nicht etwa weiter nichts als ein wohlhabendes Mädchen, ein Mädchen, das außer ihrem Baarvermögen nichts besäße — sie hat auch Bildung und Talente. Und wie hübsch sie wieder spielt, viel hübscher als die Kleine!"

Edwin hütete sich wohl, die Mutter aus ihrem Irrthume zu reißen und ihr zu sagen, wer diese schottische Polka, die seine eigene Composition war, ihm abgelernt hatte.

Wie elektrisirt hob er sich nach dem Tacte und summte dazu in rascher Improvisation:

„Komm' doch, komm' doch, nimm mich gefangen!
Komm' doch, komm' doch, straf' mich recht hart!"

„Und dann —" fuhr Frau Rohrwek fort, „Ihr Männer habt zwar in Geschmacksachen Eure eigenen Ansichten, aber ich glaube doch auch ein Bischen Urtheil darüber zu haben, was Frauenschönheit ist. Man hat mir in meiner Jugend zu oft ans einander gesetzt, was man an mir bewundert, und dann ist man ja auch nicht blind für seine eigenen Vorzüge — da ist der Spiegel — und man stellt so ein wenig seine Vergleiche an. Ich will nicht sagen, daß Hilda ganz meinem Ideale entspreche; dazu ist sie nicht groß und voll genug; sie erreicht Deine Schwester nicht, die ein Bild von mir ist, wie ich in meiner Jugend war, aber was wahr ist, muß man Hilda doch lassen: gut gewachsen ist sie, und ihr Teint — nun, so was wird nicht leicht zu finden sein — wie Alabaster; man könnte glauben, sie wäre erst heute achtzehn Jahre alt geworden, und was nun gar ihre Augen betrifft — —!"

„Ja, Du hast Recht," erwärmte sich nun auch Edwin an dieser begeisterten Schilderung. „Ihre Augen könnten es einem wirklich anthun. Nixenaugen, hell und klar wie Wasser, meint man zuerst zu sehen, und dann sist's, als ob man untertauchte, immer tiefer und tiefer — wie in eine unergründliche, goldig schimmernde Dämmerung."

„Nun also!" rief die Matrone erfreut. „Du solltest ihr das doch in einem Deiner Gedichte sagen. Du dichtest so schön. Das ist unverstehlich! Probire es doch nur!"

„Das ist es ja eben," entgegnete er bedenklich. „Für ein Gedicht kann es keinen glücklicheren Vorwurf geben, aber man kann ja nicht in einemfort dichten, und so für's Leben — — Sie ist mir doch eigentlich zu edel, zu ruhig, zu erhaben, zu — zu frauenhaft, möchte ich sagen. Ich bewundere diese hohe Weiblichkeit, aber ich anmusire mich doch viel mehr mit einem lustig bewimpelten kleinen Kahn als mit einem stolz dahinsegelnden Linienschiffe. Ich liebe das Niedliche, das Pikante, siehst Du, das Prickelnde, den Champagner — das ist etwas ganz Anderes."

„Ja, aber gerade der Champagner gehört nicht zu den Genüssen, die man an jedem ländlichen Röhrbrunnen haben kann."

„Du sprichst wie ein Buch, Mama," seufzte er.

„Und um Dir ein Beispiel zu geben: wenn ich das nicht bedacht hätte, als die Frage an mich herantrat, so wäre ich — so

Digitized by Google

hättest Du," verbesserte sie sich schnell, „eine traurige Jugend gehabt und nicht die Erziehung genossen, die ich Dir verschaffen konnte, indem ich weniger auf die Stimme des Herzens als auf die des Verstandes hörte und mich entschloß, in eine niedere Region herabzusteigen. Ich will nicht sagen, daß mein zweiter Gatte nicht einer ganz guten alten Patricier —"

„Patricier-familie' heißt es, Mama, aber, bitte, laß den seligen quiescirten Bäckermeister diesmal ruhig in seinem Grabe bis zur nächsten Citation — bei mir verfehlt sie ja doch den Eindruck."

Frau Rohrwek räusperte sich und fuhr sich mit dem Tuche über die Augen — sie war ja gewohnt, ihre Gemüthsbewegung an dieser Stelle ihrer Lieblingserzählung derartig anzudeuten — dann bequeme sie sich aber doch den plötzlichen Unterbrechungen und hielt sich an eine mehr praktische Begründung ihres Vorschlags.

„Du weißt, daß Rohrwek alles seiner Tochter vermacht hat, und daß mir nur die Nutznießung des Hauses in Schönau auf Lebenszeit verbleibt. So lange ich da bin, kann ich Dir unter die Arme greifen; ich werde von nun an den größten Theil des Jahres in Waltershofen bleiben, um zu sparen, aber wenn ich sterbe —"

„Aber, Mama! Solche Rührseeste werden nicht gedultet."

„Meine Krämpfe — ich kann von heut' auf morgen —"

„All die Leiden los werden, Mama, wenn Du nur den Willen dazu hast. Erkläre Dich selbst für gesund! Nein, nicht weinen, Mama! Ich verspreche Dir, mein Möglichstes zu thun. Schnell die Thränen weg, ehe die Andern sie sehen!"

Er sprang auf und trat mit einem heiteren Wort den Zurückkehrenden entgegen. Franz war noch in eifrigen Erläuterungen seiner Pläne begriffen, und Meinhard hörte ihm aufmerksam zu, die Damen aber hatten sich längst aus dem gar zu tief in's Technische gerathenen Gespräche gezogen.

„Du hier, Mama?" fragte die junge Frau erstaunt, „ich vermuthete Dich zu Deiner gewohnten Siesta auf Deinem Zimmer."

„Ach, das Treppensteigen! Es strengt mich wirklich zu sehr an. Für eine alte Frau ist das eine zu harte Zumuthung."

„Dann hättest Du mein Anerbieten annehmen sollen, als ich mich als Sänftenträger verdingen wollte," scherzte Edwin, doch Franz, der die Bemerkung seiner Schwiegermutter nicht überhört hatte, unterbrach seine an Meinhard gerichteten Auseinandersetzungen und trat mit einer Entschuldigung zu Frau Rohrwek.

So konnte sich Meinhard endlich Hilda nähern, welche damit beschäftigt war, um einige kaum erblühte Herbstrosen einen Seidenfaden zu schlingen. Edwin hatte sie eben gesragt, für welchen Glücklichen die Göttin Flora denn ihre heiteren Kinder bestimmt habe, und von Hilda's sanft lächelnden Lippen die Antwort erhalten, sie habe von der Himmlischen darüber keine bestimmte Anweisung erhalten; darauf nannte er sie in einem nicht viel originelleren Complimente grausam, weil sie ihre eigenen Schwestern fessele, und trat schließlich Meinhard zum Zeugen der Richtigkeit des ebenso ruhig abgewiesenen Vergleiches auf.

„Ich finde ihn vollkommen — unzutreffend," erklärte Meinhard mit einer ihm sonst fremden Schroffheit. „Diese Rosen sind frisch: Sie selbst nannten sie heitere Kinder Flora's, Eigenschaften, die ich bei Fräulein Hilda heute vermisse."

„Wie ungalant!" entsetzte sich Edwin. Hilda dagegen schien diese Aufrichtigkeit durchaus nicht übel zu nehmen. Sie wehrte sich dagegen nicht, wie gegen die Schmeichelei Edwin's, und hob ihren Blick ernst zu dem alten Freunde empor, der in ihren Augen aufmerksam zu lesen suchte.

„Sind Sie krank?" fragte er.

„Ich will Ihnen sagen, Onkel Meinhard, was Tantchen hat," mischte sich Mimi, die ihre Polka abgebrochen hatte, plötzlich lachend in die Unterhaltung. „Sie ist müde, weil sie nicht ausgeschlafen hat."

„Mimi!"

„O, ich lasse mir den Mund nicht verbieten, Tantchen. Vertraut man mir etwas, schweige ich. Aber mache ich meine Entdeckungen, kann ich verrathen, so viel ich will. O, ich habe es heute früh ganz genau gehört, wie es in Deinem Schlafzimmer huschte und raschelte. Es war noch ganz dämmerig, ich denke nicht einmal halb Sechs, und im ersten Moment hatte ich solche Furcht, daß ich mit dem Kopfe schnell wieder unter die Decke fuhr. Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern — aber es war zu unheimlich; dann habe ich mich doch besonnen, und als ich zu Dir hinüberschlich, da sand ich Dein Bett leer und das Schränkchen, in welchem Du Deine Hausapothek hast — offen. Siehst Du, Tantchen, so kommt man hinter Deine Geheimnisse!" Sie umschlang Hilda und legte ihr das Kinn auf die Schulter. „Aber es ist ein Wunder: wenn man so früh aufsteht, ist man den ganzen Tag schläfrig. Ich — ich habe dann bis zum Frühstück noch prächtig geträumt. O, so prächtig!"

Es blieb unentschieden, ob der Kuß, den sie sittig auf Hilda's Wange drückte, mit dieser abgebrochenen Schilderung in Zusammenhang stand oder nur eine Abbitte für die Indiscretion sein sollte, die eine tiefere Verlegenheit hervorgerufen hatte, als der kleine Schalk hätte voraus sagen können.

Hilda war wie vom Schreck gelähmt. Zum Glück war der Farbenwechsel auf ihren Wangen Allen entgangen, außer der jungen Frau, und diese deutete die Zeichen anders.

„Du schämst Dich doch nicht Deines Samariterganges?" sagte sie freundlich. „Wir sind es, die Du beschämst. Du mußt mich in Zukunft an Deinen Krankenbesuchen theilnehmen lassen."

„Ist die alte Kolbenhäuslerin wieder bettlägerig geworden?" fragte der Hausherr, aber es war Hilda unmöglich, zu antworten. Nun entspann sich eine Erörterung der Frage des Laienbesuchs in Lazarethen oder in den Hütten der Armuth, welche den Fall in's Allgemeine zog. Herr von Reinach bestritt den Nutzen solchen Eindringens in eine fremde Sphäre, in die man nur Störung bringe. Dagegen trat Edwin als Vertheidiger Hilda's auf, die sich selbst nicht an der Debatte betheiligte. Er führte alsbald das große Wort wie immer.

„Gern will ich zugeben," fuhr er fort zu reden, „daß da die Individualität nicht übersehen werden darf; oft ist es ein rein körperlicher Widerwille, der gerade manche seiner organisirte Natur für solche Anwärterung an die Häßlichkeit des menschlichen Gebrechens unfähig macht — denn häßlich ist es — sage selbst, Franz! — und auch die Damen werden es sicherlich zugeben."

„Man könnte vielleicht —" warf Meinhard ein, brach aber sofort kurz ab, da Edwin bereits wieder fortfuhr:

„Ein hohes Verdienst," sagte er, „gewiß! ein unschätzbares Verdienst — die Privatkrankenpflege! Es giebt noch viel des Elends in der Welt, und schön muß es sein, als ein Bote des Erbarmens und der Liebe an den verwahrlosten Stätten des Unglücks einzukehren. Sagen Sie selbst, Herr Statthaltereirath, ob das nicht eine beseligende Empfindung sein muß! Wer empfände den edlen Drang nicht in sich selbst! Glücklich, wer ihm ungehindert folgen darf! Aber Sie antworten ja gar nicht! Ich glaube, Sie wollten etwas einwenden."

„Nicht doch!" entgegnete Meinhard ruhig, aber verstimmt. „Ich möchte höchstens bemerken, daß man nur fragen soll, wenn man auch die Antwort zu hören geneigt ist."

„Das ist auch meine Ansicht. Man soll die fremde Ueberzeugung anhören, um sich ihr zu beugen oder sie zu widerlegen."

„O, man kann sie auch überschreien; das ist in unserer Zeit sogar ein sehr probates Mittel," versetzte Meinhard, diesmal in leichterem, mehr scherzhaft-ironischem Tone. Aber dies verwischte nicht ganz den Eindruck seiner früheren Worte. — —

„Sind Sie nicht ein Bischen ungerecht gewesen?" fragte ihn später Hilda. Die scharfe Zurechtweisung Edwin's hatte in dem kleinen Kreise ein momentanes Verstummen herbeigeführt, über das erst der Hausherr wieder hinweghalf.

6.

Frühzeitiger, als der alte Sonntagsbrauch feststellte, kam es zur Verabschiedung. Meinhard schützte Arbeit vor, und da er zu Fuß zur Stadt zurückkehren wollte und der Abend schön war, erbot sich Franz ihn zu begleiten; auch die Andern schlossen sich auf seine Aufforderung an; nur seine Frau blieb diesmal bei ihrer Mutter zurück. Da er ihr aber noch etwas zu sagen hatte, zögerte er ein wenig mit Edwin und Mimi, die ihn am Thore erwarteten, während Hilda, in ihren Capuchon gehüllt, mit Meinhard vorausgegangen war.

Sie waren schon eine ganze Weile in dem stillen Abenddunkel dahingeschritten, die zarte Sichel des Mondes wie einen freundlichen Begleiter zur Seite, als Meinhard die auf seinem Arme ruhende kleine Hand faßte und, statt das zuvor entflammerte Gespräch wieder aufzunehmen, sich näher zu Hilda herabneigte und fragte, was ihr sei.

Digitized by Google

„Soll auch ich glauben, daß es nur ein Bischen Frühaufstehen ist, ein Bischen Schläfrigkeit und weiter nichts?“

Er fühlte wohl ein leises Zucken der Finger, die er festhielt, die Entgegnung aber klang ganz ruhig und fast ungezwungen: „Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Ich habe es Ihnen schon früher gesagt,“ erwiderte Meinhard, „ich vermisse an Ihnen die gewohnte Frische und Heiterkeit. Sie sind anders als sonst; das ist mir nicht erst heute aufgefallen, nur heute mehr als in den letzten Tagen. Sie sind matt und doch unruhig, wie in heimlicher Aufregung; Sie sind ernst und von einem Gedanken ganz hingenommen. Glauben Sie, daß mir, der ich der Vertraute Ihrer Seele bin und in ihr zu lesen meine, wie in der eigenen — glauben Sie, daß mir solche Zeichen entgehen? Es bedrückt Sie etwas, Hilda.“

„Es ist nichts.“ flüsterte sie, aber jedes Wort des Freundes ließ sie im Innersten erbeben. Es war ihr, als stünde ihr Geheimniß in großen Buchstaben auf ihrer Stirn geschrieben — und noch war nichts gethan, der drohenden Entdeckung zu begegnen. Der arme Kranke lag noch immer im Jägerhause; sein Fuß genas zwar, aber die Besorgniß erregende Schwäche und Mattigkeit wollte nicht schwinden, und Schöpf's Ueberwachung — wenn auch, wie er cynisch erklärte, im gemeinsamen Interesse und zu gemeinsamer Sicherheit ebenso nach außen, als nach innen gerichtet — vermochte Hilda nicht zu beruhigen.

Immer wieder in dieser Bedrängniß war ihr Geist zu Meinhard zurückgekehrt. Es schien ihr unsäglich hart, gerade diesmal die bange Frage nach seiner Ansicht zurückzuhalten. Das hatte ihr alle Sicherheit, Meinhard gegenüber, geraubt. Instinctiv suchte sie seine Nähe, um ihm dann wieder erschrocken auszuweichen. Ihr war, als müsse sie sich an seiner Hand halten, und jetzt wurde sie ihr ja auch geboten voll Herzlichkeit und zarter Theilnahme — und doch durfte sie dieselbe nicht ergreifen: denn was konnte diese Hand ihr bieten? Statt Rettung nur Verderben! Sie sah in dem besorgt prüfenden, treuen Auge des Freundes nur den mißtrauischen Forscherblick des Staatsbeamten.

„Warum wollen Sie mich täuschen?“ fragte Meinhard warm. „Es sieht Ihrem tapferen Herzen ganz ähnlich, das, was Sie bedrückt, allein tragen zu wollen, aber werden Sie das auf die Dauer vermögen, Hilda?“

Sie schwieg. Ein sanfter Wind hatte sich erhoben und strich leise durch den Jungwald, der an der einen Seite des Weges hinlief. Das Flüstern des Windes klang wie ein stöhnendes: „Du verräthst mich, Du verräthst mich, Schwester!“

Und dort — dort — stand dort drüben an der linken Seite der Straße nicht eine derbe, untersetzte Gestalt, wie plötzlich aus dem sumpfigen Graben aufgetaucht, und winkte sie nicht mit drohend emporgestreckten Armen ihr zu? War das nicht Schöpf? Hatte er sie hier erwartet? Aber was wollte er nur? Ein paar Schritte weiter — und das breite, freche Gesicht, das sie zu sehen gewöhnt, zerrann. Nichts blieb von der unheimlichen Erscheinung, als ein knorpeliger Weidenstamm; sie eilte schen daran vorüber, und ihr Herz pochte so stark, daß es ihr war, als müßte ihr Begleiter es schlagen hören. Und doch zog sie die Hand nicht von seinem stützenden Arm; nein, ja eben erst hatte sie in unwillkürlicher Angst sich noch dichter an den schützenden Mann gelehnt.

„Sehen Sie,“ sagte Meinhard, der diese Bewegung falsch gedeutet hatte, „es ist also doch, wie ich es mir gedacht. Ihre Stellung im Hause hat sich verändert. Das mußte so kommen, aber es hat Sie nun doch unvorbereitet getroffen. Sie fühlen sich zur Seite geschoben, beinahe — überflüssig. Ist es das, Hilda?“

Sie blieb auch diesmal die Antwort schuldig.

„Sollten Sie wirklich darüber noch nicht nachgedacht haben?“ fuhr er fort. „Ich habe bemerkt, wie alles in Waltershofen auf einen anderen Fuß gestellt wird, der wohl den neuen Verhältnissen entsprechen mag, mit dem Sie sich aber in Ihren bescheidenen Gewohnheiten schwer abfinden werden. Was mir auffiel, kann Ihnen ja nicht entgangen sein. Sie haben bisher ein so schönes einfaches und thätiges Familienleben geführt, daß ich mir nicht denken kann, Sie fühlten den Unterschied gar nicht. Es ist nur ein Zeichen von bewundernswerther Selbstbeherrschung, wenn Sie sich darüber bisher noch nicht geäußert haben. Darf auch ich nicht in Ihre Gedanken eingeweiht werden, Hilda? Habe ich je Ihr Vertrauen mißbraucht?“

Ein Druck ihrer Hand brachte ihn zu lebhafterem Sprechen.

„Haben Sie noch keinen Blick in die Zukunft gethan?“ fragte er mit dem Tone innerlichster Bewegung. „Werden Sie sich jemals daran gewöhnen können, in dem Hause, das Sie bisher geleitet, blos zuzusehen, nicht selbst einzugreifen, wo es Ihnen noth dünkt? Ihre thätige Natur muß sich regen. Sie werden daran denken müssen, sich einen Wirkungskreis zu schaffen, Hilda. Vielleicht wissen Sie es selbst nicht, daß Sie nur glücklich sein können, wo Sie glücklich machen. Unmöglich können Sie einzig und allein als barmherzige Schwester den ganzen Fonds von Liebe verbrauchen, aus dem Sie bisher für das Glück Anderer schöpften. Ich bin heute, als über die Krankenpflege disputirt wurde, nicht dazu gekommen, auszusprechen, was ich hierüber denke, aber ich möchte Sie fragen, ob die Krankenpflege das ganze Dasein einer geistig regen Frau auszufüllen vermag, den einen Fall ausgenommen, wo all die Opfer an Selbstverleugnung gar keine Opfer mehr sind, weil sie einem theuren Angehörigen, einem Gatten, einem Kinde, einem Bruder gebracht werden —“

Ihre Hand schlüpfte aus der seinen. So wußte er doch —?

(Fortsetzung folgt.)

Am alten Schloß.

Jung trag' ich es noch in den Sinnen,
Da gram mir der Bart auch sproß —
Mit Brücken und Erkern und Zinnen
Das gartenumduftete Schloß.

In den Hallen die Wappenschilder,
In den Sälen manch prunkender Schrein,
Der Satyr, die Götterbilder
Im quellendurchrieselten Hain!

Wo Sphinx und Marmorsibylle
Sich spiegeln am rauschenden Wehr,
Da kam in des Abends Hülle
Mein schlankes Mädchen daher.

Ich wollte, ich wäre gestorben,
Als heiß mich ihr Odem umfloß — —
Mein Mädchen, das ist verdorben;
In Träumern liegt das Schloß.

Und Satyr und Sphinx und Sibylle
Umwuchert nun Epheu und Moos;
Darüber schläft heimliche Stille,
Schwermüthig und schweigend und groß.

Die tiefseelen Quellen verronnen,
Verödet der Götter Kranz —
Im Hofe der gothische Brunnen
Verlernte sein Plätschern ganz.

Ein Dornbusch steht daneben;
Dran hangen, so weiß wie Schnee,
Unter knospenden Rankengeweben
Die wilden Rosen wie eh'.

Ich pflück' aus dem Knospengetriebe
Eine Rose vom schwanken Zweig —
Die blickt, wie die todte Liebe,
So weh mich an und so bleich.

Mich faßt ein unendliches Trauern,
Daß Jugend und Liebe vorbei —
Hoch über zerborstenen Mauern
Durchschreit' ich die öde Baßei.

Da rauscht aus den Mauerringen
Ein Adler über das Land
Und schüttet den Schmutz aus den Schwingen
Auf die Rose in meiner Hand.

Ernst Ziel.

Digitized by Google

Altes Schloß. Nach dem Oelgemälde von Professor W. Schuch.

Digitized by Google

Zum Abbruch verurtheilt!

Ein letzter Besuch im Kerker von Newgate.

Londoner Skizze von Leopold Kalscher.

(Schluß.)

Unsern Gang durch das Gefängniß fortsetzend, erlangen wir endlich Zutritt in den Zellenraum, in welchem die Häftlinge den Schlußverhandlungen und der damit verbundenen Freisprechung oder Verurtheilung entgegen sehen. Dieser Raum besteht aus drei Stockwerken und enthält alle Zellen, die es in Newgate giebt, etwa zweihundert. Jede Zelle ist sechs Schritt lang und zwei Schritt breit, und in der oberen Hälfte der der Thür gegenüberliegenden Wand befindet sich ein vergittertes Fenster, das Licht und Luft spendet; unter demselben stehen das Waschbecken und ein Gefäß zum Ausleeren des unreinen Wassers nach dem Waschen. Neben der Thür sehen wir ein Gestell, auf dem das Eßgeschirr, das Bettzeug und einige Bücher frommer Natur Platz finden. Der Häftling darf lesen, was er will, auch schreiben und sonstige Arbeiten verrichten, falls dabei keine Stich-, Hieb- oder Schneidewerkzeuge zur Verwendung kommen, also nichts, was zum Selbstmorde reizen könnte. In seiner Zelle darf länger als bis acht Uhr Abends Licht sein; denn die Gefängnißdisciplin erfordert, daß zu dieser Stunde jeder Häftling sich schlafen lege; zu diesem Behufe breitet er das übrigens recht warme Bettzeug über die Breitseite der Zelle in der Nähe der Thür auf die Erde, von der er sich um sechs Uhr Morgens wieder erhebt. Ein Tischchen, ein Stuhl ohne Lehne, ein Thermometer und ein Glockenzug vervollständigen die Einrichtung der Zelle.

Es steht dem Gefangenen frei, von zehn bis zwölf Uhr Vormittags und von zwei bis vier Uhr Nachmittags auf dem Spazierhofe zu promeniren.

Wird ein Gefangener eingebracht, so muß er vor Allem ein Bad nehmen, und er hat die Wahl zwischen kalt und warm. Während des Bades untersucht ein Warter seine Kleider, nimmt aus denselben alles Reglementswidrige heraus und trägt sie dann in eine der zu ebener Erde belegenen Zellen, in der der Ankömmling bleibt, bis ihn der Hauswarz am nächsten Morgen untersucht; ist er krank, so kommt er in's Hospital, andernfalls in eine Zelle der oberen Stockwerke, und dort bleibt er, bis er entweder freigesprochen oder verurtheilt wird. Fährt er sich gut auf, so hat er sich nicht mehr wie einst über schlechte Behandlung zu beklagen, auch nicht über Mangel an Licht und Reinlichkeit. Die Zellen machen, wie das ganze Innere dieses Gebäudes, den Eindruck der Freundlichkeit und strengsten Reinlichkeit. Beträgt er sich widersetzlich, so können verschiedene Disciplinarstrafen über ihn verhängt werden; in der Regel entzieht man ihm die Gefängnißkost und reicht ihm nur Wasser und Brod, oder man verkleinert ihm seine Portionen. In manchen Fällen schließt man ihn in Eisen; doch darf der Gouverneur dies nur auf einen Tag thun; für eine längere Fesselung bedarf er eines schriftlichen Befehles des Untersuchungsrichters des Betreffenden. Die härteste Strafe ist das Einsperren in eine dunkle Zelle, doch kommt dieselbe, wie man uns mittheilte, seit vielen Jahren fast nie mehr zur Anwendung, und so benützt man denn die Vorhalle des Dunkelzellenraumes einstweilen als Tischlerwerkstätte.

Wer bei einer Schlußverhandlung zu einer Kerkerstrafe verurtheilt wird, den überführt man alsbald in eines der Strafgefängnisse Londons oder der Provinz. Wird aber ein Insasse von Newgate zum Tode verurtheilt, so weist man ihm sofort nach der Verhandlung eine der neben „Condemned Cells“ (Zellen der zum Tode Verurtheilten) an, wo er die Zeit bis zu seiner Hinrichtung verbringt. Diese Zellen haben fast dieselbe Einrichtung wie die anderen: nur sind sie doppelt so groß und enthalten zwei Fenster, zwei Sitzbänke und ein hölzernes Bettgestell.

Seit 1868 finden die Hinrichtungen im Gebäude selbst statt. Die jetzige Generation erinnert sich noch der Scenen, zu denen die öffentlichen Hinrichtungen vor Schaffung des 1868er Gesetzes Anlaß gaben. Dieselben fanden auf dem Platze vor Old Baily am Montagmorgen statt. Sonntags um Mitternacht begann vor dem Richtplatz ein Pöbelhause sich zu versammeln — hauptsächlich das gefährliche Gesindel, das die schmutzigen, übelriechenden, verrufenen Seitengäßchen („slums“) bewohnt.

Die Menge schlenderte anfänglich lachend, jodelnd und scherzend umher und tummelte sich in den Schenken, welche die ganze Nacht hindurch offen blieben. Später kauerten die Weiber und Kinder sich in Winkeln und Thorwegen und auf Stiegen nieder, um ein wenig zu schlummern. Der rohe, gemeine, betrunkene Mob wuchs immer mehr an, und die Wirthe machten glänzende Geschäfte, indem sie in die oberen Fenster ihrer Häuser Sessel stellten und dieselben um zweiundeinhalb bis einundzwanzig Schilling an „feine Herrschaften“ vermietheten. Etwa um drei Uhr Morgens öffnete sich die Thür des Schuldengefängnisses, und die Basis des Gerüstes wurde auf Rädern in die Straße gefahren. Jetzt rissen sich die Schlummernden aus Morpheus' Armen los und beobachteten mit den Uebrigen die Errichtung des Galgens. Während die Zimmerleute ihre Hämmer schwangen — die Insassen der condemned cells konnten es hören — wurden sie vom Volke gehänselt; dieses fluchte und schimpfte in fürchterlicher Weise und erging sich in den rohesten, gemeinsten Späßen. Endlich war der fertige Galgen in der Morgendämmerung deutlich zu erkennen — ein Gespenst bei anbrechendem Tage.

Bald ertönte im Glockenthurme der gegenüberliegenden Kirche zum „Heiligen Grabe“ Todtengeläute, und der Hausgeistliche erschien, von den Sheriffs, dem Henker, den Kerkermeistern und dem armen Sünder gefolgt, in der „Schuldenthür“. Die Zuschauermenge konnte den Gottesdienst hören, konnte bemerken, wie der Henker dem Delinquenten die Mütze über das Gesicht zog, konnte ihn anfmüpfen und sterben sehen. Schrecklicher Neugierde!

Der Henker pflegte abergläubischen Zuschauern das benützte Seil nach der Hinrichtung um einen Schilling per Zoll zu verkaufen; aber er hatte Concurrenten, die in dem Gedränge umhergingen und falsche Galgenreliquien um einen Penny bis sechs Pence feilboten. Ein gewisser Catnach, der in dem berüchtigten Stadttheil Seven Dials wohnte, besorgte einen „Dichter“, der die Beleuchtung und den Schwanengesang jedes Hinzurichtenden in Verse bringen mußte, die dann, mit einem rohen Holzschnitt des Galgens illustrirt, gedruckt und sofort nach dem Fallen des Seiles in Umlauf gesetzt und verkauft wurden.

Seit 1868 sind die Hinrichtungen glücklicher Weise nicht mehr öffentlich. Sie finden in einem Holzverschlage statt, der in einem Hofe von Newgate steht und in welchem der Galgen permanent aufgerichtet ist. Der Verschlag ist so klein, daß nur etwa zwanzig Personen darin Platz haben. Unser Führer theilte uns mit, daß er zu seinem Leidwesen jeder Justificirung beiwohnen müsse; außerdem müssen der Hausgeistliche und der Untersuchungsrichter des betreffenden Unglücklichen dabei sein, ferner auch ein City-Sheriff. Während der traurigen Arbeit wird die obere Hälfte des Holzverschlages geöffnet, damit die Vertreter der Presse, welche noch immer Zutritt haben, den Vorgang beobachten können; leider bringen viele Blätter über jede Hinrichtung widerlich ausführliche Berichte.

Unter dem Galgen befindet sich eine aus zwei langen Brettern bestehende Fallthür, auf die der arme Sünder zu stehen kommt. Dieser wird mittels des von Wetherell erfundenen Riemens, den wir im „Fesseln-Museum“ gesehen haben, gebunden; sodann vollbringt der Henker sein kurzes, aber gräßliches Werk, und in demselben Augenblick wird ein Hebel in Bewegung gesetzt, der die Fallthür öffnet, durch die der Gehenkte mit gebrochenem Genick in die darunter befindliche Grube stürzt. Alsbald steigt ein Henkersknecht eine an der Seite des Galgens liegende Treppe hinab, legt die Leiche in einen mit Aetzkalk gefüllten Sarg und trägt denselben nach dem Begräbnißhofe, wo so viele „große“ Verbrecher den ewigen Schlaf schlafen.

Während der Hinrichtung — deren Zeit sich nach der Uhr der Kirche „Zum heiligen Grabe“ richtet — werden noch immer die Glocken dieses Gotteshauses geläutet, wahrscheinlich weil es das nächste ist. Zu früheren Zeiten, als die Todesstrafe noch in Tyburn vollzogen wurde, erhielt jeder Delinquent auf dem Wege nach dem Richtplatze in dieser Kirche einen Blumenstrauß. Um Mitternacht vor dem Hinrichtungsmorgen ging der Meßner der Kirche „Zum

Digitized by Google

heiligen Grabe" um die Gefängnißmauern herum, seine Glocke läutend und dabei ein Lied singend, das in deutscher Uebersetzung etwa Folgendes besagt:

„Die Ihr in dem Hauses am Verurtheilten seid,
Nun macht Euch für morgen zum Sterben bereit!
Und betet; denn nahe die Stunde ist,
In der vor der Allmacht erscheinen Ihr müßt!
Erforschet Eu'r Inn'res, bereuet drei Zeiten,
Daß die Hall' Euch nicht fesselt für Ewigkeiten!
Wenn morgen die Glock' unsrer Kirche Euch Armen
Ertönt, habe Gott mit Euch Erbarmen!
Es hat zwölf geschlagen."

Zu den Celebritäten im guten und schlechten Sinne, die in Newgate saßen, zählen die berühmten Dichter Crabbe, Withers und Sackville, welche hier wegen Schulden eingesperrt wurden, ferner William Penn, welcher wegen des Predigens auf der Straße eine Strafe verbüßte, sowie Daniel Defoe, der Verfasser des „Robinson Crusoe", wegen der Herausgabe seiner Broschüre „The shortest way with dissenters". Der populäre Räuber Jack Sheppard, den sowohl Defoe als auch der soeben verstorbene bekannte Belletrist William Harrison Ainsworth zum Helden von Romanen gemacht haben, gehörte gleichfalls zu den unfreiwilligen Einwohnern des düsteren Hauses am „Neuen Thor".

Unser Rundgang ist beendet. Wir werden in das Vorzimmer zurückgeführt, müssen dort unseren Namen in das Buch der Besichtiger eintragen und treten durch das Bureau des Directors, der uns noch einige auf den Kerker bezügliche Aufschlüsse giebt, den Rückweg an. Wie uns der Gouverneur sagte, wird das Gebäude zwar vorläufig noch nicht niedergerissen, sondern soll vor der Hand die Bestimmung erhalten, die Gefangenen am Tage ihrer Schlußverhandlung aufzunehmen, aber es kann nicht mehr lange dauern, und das aus dem zwölften Jahrhundert stammende Gefängniß von Newgate wird der Vergangenheit angehören. Die Cityweit erwartet die Demolirung schon mit Ungeduld; denn auf dem Grund des berüchtigten Kerkers sollen Comptoire und Magazine errichtet werden, und Grund und Boden sind in der Cityja bekanntlich gar kostbar.

Der Reis im deutschen Volkshaushalt.

Ein neues volksthümliches Gericht wäre heute unzweifelhaft eine Wohlthat; denn es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß in dem Maße, wie Bildung und Gesittung zunehmen, wie demgemäß das Nervenleben mehr in den Vordergrund tritt, Abwechselung in den Speisen zu den Erfordernissen eines wirklich guten Mittagstisches gehört — gerade wie Abwechselung der Beschäftigungen gesund und frisch und kräftig erhält.

Aus diesem Gesichtspunkt muß man es ansehen, nicht aber als eine Verdrängung der Kartoffeln oder irgend eines anderen hergebrachten Volksnahrungsmittels, wenn der Reis in der Volksküche neuerdings eine breitere Stelle einzunehmen trachtet als bisher. Die Kartoffel herrscht wohl vielerwärts thatsächlich auf dem Tische der Armen, aber doch nicht von Rechtswegen und für alle Zeit unangefochten. An dem Alters-Maßstabe der Nationen gemessen, ist sie ja selber noch ein Emporkömmling; denn erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts brachte der berühmte englische Seefahrer Franz Drake sie von ihrer Heimath, den Höhenzügen des westlichen Süd-Amerika, nach Europa mit, und erst im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gelangte sie nach Deutschland, wo man sie keineswegs sofort zu würdigen wußte.

Die beiden großen preußischen Könige Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite haben sich lange vergeblich bemüht, die Kartoffel in ihren Staaten allgemein einzuführen. Die Hungersnoth von 1745, die Theuerungen von 1771 und 1772 mußten ihnen dafür zu Hülfe kommen. Seitdem freilich ist die Kartoffel in Deutschland wie anderswo zu einer Nahrungspflanze ersten Ranges geworden, und wenn eine mittellose Familie ihr Auge auf Grunderwerb richtet, so geschieht dies eigentlich nur, weil sie sich nach dem Anbau der Kartoffel sehnt. Heute noch ermöglicht in der deutschen Reichshauptstadt die Armenverwaltung einigen hundert oder tausend dürftigen Leuten, sich selbst Kartoffeln zu bauen, indem sie Land im Großen pachtet und im Kleinen etwas billiger wieder verpachtet.

Die Kartoffel lohnt den auf sie verwendeten Fleiß durch hohe Erträge und ist ein gutes Nahrungsmittel. Aber der Reis ist mindestens kein schlechteres. Wie würden sonst auch Hunderte von Millionen Menschen — man pflegt in Bausch und Bogen zu sagen: die Hälfte der lebenden Menschheit — hauptsächlich oder fast ausschließlich von Reis leben? Seiner Zusammensetzung nach hat er vor der Kartoffel voraus, daß er nur etwa ein Sechstel seines Gewichtes Wasser enthält, letztere aber drei Viertel. Von der Kartoffel kann der Mensch nach den sehr geschätzten Untersuchungen des Professor Voit im Physiologischen Institut zu München fast ein Zehntel nicht verwenden und scheidet es ungenützt wieder aus, vom Reis kaum ein Fünfundzwanzigstel. In dieser Hinsicht kommt Reis gleich nach dem Fleische und vor allen Bodenfrüchten. Er belästigt und spannt folglich die Verdauungskraft am wenigsten. Es giebt wohl Kartoffelbäuche, aber keine Reisbäuche. Die Massen von Reis, welche Chinesen und Hindus tagtäglich zu sich nehmen, erscheinen dem Europäer unglaublich, weil von keinem seiner heimischen Volksnahrungsmittel gleich große Beträge dem Nahrungswerthe nach fortgesetzt ohne Beeinträchtigung des Körpers genossen werden könnten. Denn das freilich ist eine Fabel, daß angestrengt arbeitende Völker oder Volksclassen irgendwo in der Welt sich mit geringer Nahrung kräftig und gesund erhielten. Sie leben auch vom Reis schwerlich irgendwo ganz allein: Fische, Bohnen oder Erbsen pflegen überall hinzuzukommen, aber der Reis kann wegen seiner ausgezeichneten Eignung für unsere Nahrungszwecke massenhafter ohne Schaden gegessen werden, als irgend ein anderes Erzeugniß des Pflanzenreiches.

Das gilt — wohlgemerkt! — vom Reis, aber darum noch nicht gerade von den Reisgerichten, welche bei uns in Deutschland hergebracht sind. Mit Milch, Zucker und Zimmt kann man ihn kaum alle Wochen, geschweige denn täglich essen; ebenso wenig mit Aepfeln oder Pflaumen gemischt. Diese Zuthaten sind es, welche bewirken, daß das Reisgericht bei allzu häufiger Wiederholung dem Geschmacke widersteht, die Verdauungsorgane angreift und für den schmaleren Beutel die Mahlzeit auch zu sehr vertheuert.

Im fernen Osten bereitet man den Reis ganz anders, einfacher, billiger, auf die Dauer zusagender und bekömmlicher zugleich. Man setzt ihn, wie Kartoffeln, lediglich mit Salz auf's Feuer, und nach der ersten Viertelstunde läßt man ihn nicht in Wasser, sondern trocken in Wasserdämpfen garkochen. Dabei wird nicht ein weicher Brei aus ihm, wie wir ihn auf unserer Tafel zu sehen gewöhnt sind, sondern die Körner bleiben gesondert und ganz erhalten, werden nicht ausgelaugt und haben jenen kräftigeren, ich möchte sagen männlicheren und ernsteren Geschmack, der nicht so bald widersteht. Sie schmecken Einem dann, wie Brod und gute Kartoffeln, Tag für Tag. Man kann sie zu jeder Art von Fleisch als Zugabe essen, gerade wie dies gegenwärtig mit den Kartoffeln geschieht. Das specifisch orientalische Fleischgericht zum Reis ist Curry, ein Ragout von allen vorhandenen Resten Fleisch und Sauce, welches, mit etwas Curry-Paste oder -Pulver, einer feingeschnittenen Zwiebel und einer geriebenen, rohen Kartoffel angemacht, äußerst wohlschmeckend ist.

In unseren Seestädten ist dieses Gericht schon vielfach ein beliebter Table d'hote-Gang geworden.

Wie man den zuerst mit Wasser angekochten Reis nachher trocken weiter kocht, braucht Hausfrauen natürlich nicht erläutert zu werden. Es giebt dafür im Handel schon sogenannte Reiskocher, blaue Töpfe, in denen ein feines Sieb angebracht ist, auf welchem der Reis liegt, während darunter das Wasser sich in Dampf auflöst. Nach einer Stunde etwa wird das Sieb herausgehoben, das Wasser abgegossen und der Reis noch eine kleine Zum Trocknen auf dem Herde gelassen.

Im Gegensatz zu den bei uns üblichen Reisgerichten wird der so zubereitete Reis anfänglich vielleicht dem verwöhnten Gaumen nüchtern und geschmacklos vorkommen, gerade wie Brod sich zu Kuchen verhält, oder Kartoffeln zu feineren Gemüsen. Aber bald wird man seine gesunde Wirkung spüren und ihn sich gern gefallen lassen. Wir haben dann ein stets und zu Allem passendes Gericht mehr. Die sparsam wirthschaftende Hausfrau weiß, was das

Digitized by Google

bedeutet. Sie wird es besonders in der ersten Hälfte des Kalenderjahres schätzen, wenn die Kartoffeln in ihrem Keller anfangen zu verderben oder dieselben nur in schlechter Qualität zu haben sind. Reis hingegen ist jahraus jahrein zu festem Preise in immer gleicher Güte vom nächsten Krämer (oder Consumverein) zu beziehen.

Er ist aber allerdings beim Krämer immer wohl noch ziemlich theuer. Dr. T. König in Münster, der „die Chemie der Nahrungs- und Genußmittel“ auf Grund sorgfältigen Studiums in zwei 1879 und 1880 erschienenen Bänden behandelt hat, setzt vierzig Pfennig für das Pfund als den Marktpreis seines Wohnortes an. Dabei behauptet die Kartoffel offenbar noch einen beträchtlichen Vorsprung; denn das Pfund wird in demselben Buche, von zeitlichen und örtlichen Preisschwankungen abgesehen, zu drei Pfennig Durchschnittspreis angesetzt. Allein ein Pfund Reis hat den vier- bis fünffachen Nährwerth eines Pfundes Kartoffeln, und im „Bremer Handelsblatte“ ist unlängst nach den Großhandelspreisen berechnet worden, daß es bergollt im Binnenlande kaum irgendwo mehr als fünfzehn oder sechszehn Pfennig zu kosten brauchte. Dann genügte schon eine geringe Erhöhung des Kartoffelpreises oder eine geringe Abnahme in dem Nährwerthe der Kartoffeln, um Reis ebenso wohlfeil zu machen.

Die Tabellen des Dr. König über den in Geld anzuschlagenden Nährwerth der verschiedenen gangbaren Lebensmittel belegen, was man sich ohnehin denken kann: daß der Preis eines Artikels im Kleinverkaufe sich seinem Preise im Groß- und Welthandel desto genauer anschmiegt, je regelmäßiger und massenhafter er gekauft wird, je mehr er zur Lebensnothdurft des Volks gehört. So lange er ein Ausnahmegericht bleibt, weicht der Preis, den die Haushaltungen zahlen müssen, oft weit von demjenigen ab, welchen der Krämer gezahlt hat, zumal wenn letzterer im Sinken ist. Das ist aber in ausgeprägter Weise beim Reis der Fall, und daher ist hier noch eine sehr umfassende Möglichkeit zu wohlfeilerer Lieferung in die Küche, sobald die Küche ihn nur erst häufiger, regelmäßiger begehrt.

Vor vierzig Jahren war Reis in Deutschland selbst noch für die wohlhabenderen Mittelclassen eine Art Luxusspeise. Man kannte kaum andere Sorten, als Carolina- und Java-Reis, die durchschnittlich fünfundzwanzig Mark der Centner kosteten.

Heute beträgt der Preis, für welchen geschälter Reis in Bremen im Großen zu kaufen ist, kaum noch zwei Drittel desjenigen Preises, der bei der ersten Einführung der billigeren Sorten Hinter-Indiens galt, nämlich rund ungefähr zehn Mark der Centner, und er ist noch fortwährend im Sinken. Die Einfuhr hat dabei gewaltig zugenommen, und was früher werthloser oder wenig werther Abfall war, wird jetzt hoch verkauft und kann kaum genug geliefert werden.

Amerika und England hatten schon geraume Zeit hindurch gelernt, aus Reis eine bessere Stärke zu gewinnen, als Weizen oder Kartoffeln geben können, ehe Deutschland ihnen darin nachfolgte. Auf der vierten Versammlung des Vereins deutscher Stärkefabrikanten, welche am 11. Februar 1870 zu Berlin stattfand, machte man sich bereits die Ueberlegenheit der Reisstärke klar: 100 Pfund derselben leisteten soviel wie 115 Pfund Weizenstärke; sie sei durch das bei ihr übliche Schlemmen sandfrei, worauf für die Appretur von Zeug außerordentlich viel ankomme; sie klebe nicht, wie Weizenstärke häufig. Nur der Preis war ihrer ausgedehnteren Benutzung damals noch im Wege; denn er betrug 11 Thaler für den Centner, während Weizenstärke 7 Thaler kostete. Die Versammlung sah indessen voraus, daß dies sich bald ändern werde, und sie hat sich darin nicht getäuscht. In Deutschland, wie in Frankreich und Belgien nehmen die großen Reisstärkefabriken seit einigen Jahren rasch zu. Ihr Bedarf an Bruchreis kann von den Reisschälmühlen kaum noch gedeckt werden, sobald sie schon öfter zu dem werthvolleren und für sie eigentlich nicht nöthigen Stückreis gegriffen haben.

Noch eine andere Verwerthung für den Abfall der Reisschälmühlen hat sich herausgestellt in dem Futtermehl, das aus der sogenannten Silberhaut, welche unter der Hülse steckt und beim Schälen beseitigt wird, entsteht. Chemische Untersuchungen, darunter namentlich die des Dr. M. Fleischer, von der Versuchsstation der Central-Moor-Commission in Bremen, haben den Landwirthen für gewisse Sorten dieses Futterstoffes eine Bürgschaft gewährt, die sie für Vieh und Geflügel eifrig nach demselben greifen läßt.

Es ist auf diese Weise dahingekommen, daß die jüngste gewaltige Zunahme der Reiseinfuhr aus Ostindien fast mehr durch die Nachfrage nach den früher verachteten Abfällen bedingt erscheint, als nach dem zur menschlichen Nahrung dienenden Tafelreis. Nicht minder aber muß die Folge so leichter Anbringung der Abfälle zu guten Preisen, die Folge einer Steigerung der Einfuhr vornehmlich der Abfälle wegen die sein, daß der Preis von Ehreis stetig sinkt. Je mehr von den Kosten der Herüberschaffung durch die Stärkefabrikation und die Futtermehlbereitung getragen wird, desto weniger braucht der importirende Kaufmann oder der Reismüller durch den Verkauf des geschälten Reises zum menschlichen Consum zu decken. Der Fall der Preise in den letzten Jahren bestätigt diese Annahme durchaus. Mittelgeschälter Naugureis kostet heute $9\frac{1}{2}$ bis $9\frac{3}{4}$ Mark. Rechnet man hiernach das Pfund zu 10 Pfennig, dazu 2 Pfennig Zoll, 1 Pfennig Fracht, 2 Pfennig Unkosten und Verkaufsaufschlag, so müßte es fast allenthalben für 15, höchstens 16 Pfennig im Laden zu kaufen sein. Damit kommt Reis dem Kartoffelpreise schon augenscheinlich sehr nahe.

Diese Bewegung könnte nur dann zurückgehalten werden, wenn die Hervorbringung von Reis in den Ländern, aus denen wir ihn beziehen, auf unübersteigliche Schranken stieße. Aber das ist in keiner Weise vorauszusehen. Von dem ungeheuren Verbrauch der dichtbevölkerten Gebiete Südostasiens macht die europäische Nachfrage selbst bei der denkbar stärksten Erhöhung einen so verschwindenden Bruchtheil aus, diese Nachfrage ist durch das sie vertretende Capital wirthschaftlich so stark und die bestellbare Fläche wie das verfügbare Arbeitspersonal, praktisch genommen, so grenzenlos, daß von dieser Seite gewiß kein beschränkender Einfluß kommen wird. In den letzten Jahren ist angefangen worden, den Reis auf Dampfern zu beziehen. Auch die zunehmende Verdrängung der Segelschiffahrt vom Ocean wird ihn nicht theurer machen.

Grübeleien über die Frage, was aus dem heutigen Kartoffellande werden soll, wenn der ferne Osten uns ein nahezu oder gleich billiges, in mancher Hinsicht gesunderes, seiner Güte nach unveränderlicheres Volksnahrungsmittel liefert, brauchen wir noch nicht anzustellen. Von vier Pfund jährlichen Reisverbrauchs auf den Kopf — so stellt er sich heute bei uns — bis zu einer fühlbaren Einschränkung des so viel massenhafteren Kartoffelverbrauchs ist noch ein weiter Weg, dessen langsame Zurücklegung Allen Zeit gönnen wird, sich darauf einzurichten. Wahrscheinlich ist sogar, daß überhaupt kein empfindlicher Einfluß auf den Kartoffelbau sich ergeben wird. Wir werden fortfahren, Kartoffeln zu essen und Reis in zunehmendem Maße daneben. So machen es in unseren Seestädten gegenwärtig schon manche Familien, auf deren Tische der Reis täglich erscheint; der Eine nimmt ihn zur Suppe, der Andere zum Fleisch; für die Kinder wird mit etwas gekochtem Obst ein Nachtisch daraus, der bei weitem gesunder und ihnen selbst auf die Länge lieber ist, als ein schwerer, fetter, süßer Pudding oder Auflauf. Unsere Volksernährung ist ja, dank den im Allgemeinen ziemlich stetig steigenden Löhnen und Arbeitsverdiensten, im Aufsteigen begriffen; sie wird sich den billiger werdenden Reis mit Freuden aneignen, sobald nur die rechte Zubereitung durchgehends bekannt ist.

Hierüber aber können verschiedene Stellen allerhand thun, vorab die Volksküchen, die ja Mustern von guten Speisezetteln für die Küchen des Volkes aufstellen, zumal wenn sie ihre wohlthätige Wirksamkeit auf einer neuen höheren Stufe ihrer Entwickelung dadurch erweitern, daß sie jungen Mädchen aus dem Arbeiterstande, von deren Küchen- und Haushaltsführung später das ganze Wohl der Arbeiterfamilien so wesentlich abhängt, das Kochen mit den geringsten Mitteln beizubringen suchen. Ferner die Consumvereine, wenn sie sich der Conjunctur des sinkenden Reispreises mit einer gewissen Werbung für einen so nützlichen Consumartikel bemächtigen, oder ihre Concurrenten, die Krämer, die ebenfalls durch mündliche oder gedruckte Gebrauchsanweisung leicht den Reis mehr Absatz verschaffen könnten. Auch die Aerzte werden voraussichtlich gern mitwirken. Gegen allzu ausschließliche Kartoffelnahrung müssen sie beschränkende Ersatzmittel willkommen heißen, zumal wenn die Verdauungskraft unter jener schon gelitten hat oder die wässerigmachende Wirkung auf Blut und Muskeln eingetreten ist. Auch die beste Naturgabe kann, im Uebermaß benutzt, nachtheilig wirken, und nicht um die Kartoffel zu verdrängen, sondern um ihrem Gebrauch die dem Menschen heilsamste Grenze zu ziehen, fündigt sich der Reis jetzt immer einleuchtender als ein wahres Volksnahrungsmittel auch für Deutschland an.

A. Lammers.

Digitized by Google

Friedrich von Sallet, ein Sänger der Freiheit.

Zeitgemäße Betrachtung von Dr. Kalthoff.

Neben der großen Schaar stolzer Namen, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts geziert und die geistige Richtung desselben bestimmt haben, hat der Name Friedrich von Sallet's den Ehrenplatz, der ihm gebührt, in weiteren Kreisen noch nicht geworden, er wäre wohl mehr ein muthiger Krieger, als ein namhafter Stratege geworden.

Sallet war Dichter. Aber seine Verse sind oft nichts weniger als correct, geschweige denn classisch. Der Dichter war

Friedrich von Sallet.

Originalzeichnung von Adolf Neumann.

funden. Die Menschen pflegen die Thaten und den Erfolg schneller zu würdigen, als das Sein und die Gesinnung. Es ist das tragische Verhängniß des lautersten Strebens, daß es von der großen Menge nur schwer verstanden, im lauten Lärm des Lebens nur schwer gewürdigt wird. Dafür aber sichert ihm die ewige Gerechtigkeit eine um so nachhaltigere Wirksamkeit in den verborgenen Tiefen liebender Jüngerseelen, welche weniger geräuschvoll bewundernd als thätig nacheifernd sich dem gleichen Streben weihen.

Sallet's Leben, das nur die kurze Spanne Zeit vom 12. April 1812 bis zum 21. Februar 1843 umfaßt, hat an äußeren Erfolgen nichts Glänzendes aufzuweisen. In seinem Lebensberufe als preußischer Officier hat er keine Gelegenheit gehabt, seine Tüchtigkeit zu erproben. Und wäre ihm diese Gelegenheit geboten

Philosoph. Aber seine Philosophie bestand fast lediglich in der Aneignung einzelner Gedanken des Hegel'schen Systems, und selbst in der Kenntniß dieses Systems blieb er, nach dem Maßstabe strenger Wissenschaft gemessen, immerhin Dilettant. Der Philosoph war endlich auch Theologe. Aber mit seiner Theologie würde er vor einer Glaubensbehörde seiner Kirche schlecht bestanden haben. So liegt Sallet's Bedeutung nicht in dem, was er gethan, sondern in dem, was er gewollt hat.

Der größte Theil seines Lebens fällt in eine Zeit, in der es im preußischen und im gesammten deutschen Vaterlande trübe genug aussah. Das nationale Selbstbewußtsein, das in den Freiheitskriegen so mächtig aufgelodert war, fing bald an, den politischen Gewalthabern unheimlich zu werden. Es galt, den neu

Digitized by Google

erwachten Volksgeist rechtzeitig wieder in die alten bureaukratischen Ketten zu schlagen, damit er nicht die Cirkel der privilegirten Kasten zerstöre. Dem Volke, das mit seinem Herzblute das Vaterland aus der tiefsten Schmach gerettet, wurde der Dank, daß seine idealen Hoffnungen als kindische Thorheiten, seine aufwallenden Wünsche als Verbrechen behandelt wurden.

Sallet, der die Zeit von seinem zwölften bis zu seinem siebzehnten Jahre im Cadetten-Corps zu Potsdam und Berlin zubrachte, gerieth in den Lebensjahren, in denen das eigene Urtheil noch unentwickelt ist und die äußere Umgebung am leichtesten den Charakter beeinflußt, mitten hinein in die drückende Atmosphäre der politischen Reaction. Aber seinem gesunden Geiste konnte diese Atmosphäre nichts anhaben. Im Gegentheil, als Sallet 1829 als Seconde-Lieutenant in das 36. Infanterie-Regiment eintrat, brachte er, der kaum Achtzehnjährige, einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Hohle und Unwahre, das er in seiner Umgebung reichlich zu beobachten Gelegenheit gehabt haben mochte, in seine neue Lebensstellung mit hinüber. Nicht als ob er mit seinem Berufe an sich unzufrieden gewesen wäre. Er spricht vielmehr auch später noch mit großer Hochachtung von demselben. Er verachtete nur das eitle, gehaltlose Treiben seiner Berufsgenossen, den militärischen Kastengeist mit allen seinen Vorurtheilen, der zu Sallet's Zeit noch in ungebrochener Kraft herrschte.

Im Jahre 1831 wurde er wegen einer Satire, in der er die Schwächen des Officierstandes einer launigen, aber durchaus unschuldigen Kritik unterzogen hatte, zur Cassation und zehn Jahren Festungsarrest verurtheilt. Als Sallet diesen drakonischen Urtheilsspruch erfuhr, schrieb er, wie sein Freund Theodor Paur erzählt, folgende charakteristische Stelle in sein Tagebuch:

„Mich durchfuhr ein kleiner Schreck, ich mußte aber doch lachen. Wenn mir mein Leben mehr solcher Erfahrungen bietet, werd' ich noch Satiriker von Profession, und zwar ein recht bitterer werden. Mein Schicksal ist mir übrigens ziemlich gleichgültig. Würde ich cassirt, so könnte ich mich auf der Festung genuglam mit Kenntnissen bereichern, um einen andern Unterhalt zu finden, wobei ich mich vielleicht glücklicher fühlen würde, als jetzt. Kränkend könnte dann mein Schicksal nur im Punkte der Ehre sein, aber was achte ich die Ehre, die von der Meinung einer Welt abhängt, in der es so niederträchtig und nichtswürdig zugeht, daß die Unbesonnenheit eines jungen, gutdenkenden Menschen als ein Verbrechen, ja als eine Ehrlosigkeit angesehen wird. Ich kann mich nicht enthalten, die Heroen, in deren Köpfen und Herzen es so öde und kalt aussieht, recht herzlich zu verachten."

Das Urtheil kam nicht zur Vollstreckung, weil der König die Cassation verwarf, Sallet nach Trier versetzte und den Arrest auf zwei Monate ermäßigte.

Ueber die Einförmigkeit des Festungsarrestes half dem Dichter die Poesie der Liebe hinweg, die ihm in jenen Tagen zum ersten Male aufging. Freilich sollte diese Liebe, die von Seiten Sallet's mit der ganzen Innigkeit seines Wesens empfunden wurde, ihm eine Enttäuschung bringen. Er schreibt hierüber zehn Jahre nach jenem Vorfall an seinen Freund Paur:

„Ich war schon zu Graden aufgenommen und wurde dann, weil die Sache langweilig aussah, entlassen. Damals gedachte ich ein Hagestolz zu werden. Hem aber habe ich ein Weib, und Du hast selbst beobachten können, wie ich zu ihr stehe. Ich kann Dir betheuern, daß jenes frühere Ereignis meines Lebens den heiteren Himmel meines jetzigen Glückes auch nicht als kleinstes Wölchen trübt, daß in meiner Seele kein Tropfen Bitterkeit zurückgeblieben ist, daß Geist und Gemüth nicht das Mindeste an ihrer Spannkraft verloren haben."

Diese Worte versetzen uns schon in die letzten Lebensjahre Sallet's. Er war 1835 nach Berlin auf die Kriegsschule gegangen und hatte dort drei schöne Jahre verlebt, die er seiner wissenschaftlichen Ausbildung, hauptsächlich dem Studium der Geschichte und der Hegel'schen Philosophie, widmen konnte. Als er dann in den activen Dienst zurücktrat, war ihm das damalige „Lieutenantamentalische Knechtschaftsverhältniß" doppelt unerträglich geworden. Er nahm seinen Abschied, um auf eine Professur hinzuarbeiten. Im Jahre 1840 verlobte er sich mit seiner Cousine Karoline von Burgdorf. Wohl meinte er, es habe zu allen Zeiten für den tüchtigen, geistig gereiften Mann Wichtigeres und Größeres zu thun gegeben, als ein Weib zu nehmen. Aber er wußte auch, daß im Familienleben jegliche Gesinnung und Gesittung wurzele.

Es waren nur zwei kurze, glückliche Jahre, die ihm an der Seite seines Weibes zu verleben vergönnt waren. Eine Erbschaft hatte ihn ökonomisch unabhängig gemacht. Auf seinem Herde hatte er nach seinem eigenen Zeugniß zwar kein Feuerwerk, dafür aber die einfache Flamme häuslichen Glückes. Ein Sohn wurde ihm geboren, aber bald nachdem ihm dieser Lieblingswunsch erfüllt war, erlag er der Krankheit, die schon seit Jahren heimtückisch an seinem Leben gezehrt hatte.

So war Sallet's Leben kurz und äußerlich wenig bewegt. Aber welche Fülle des Größten und Schönsten, was jemals eines Menschen Brust bewegt hat, umfaßte dieses Leben! Sallet's Gedichte sind seine Dichtungen — sie sind Wahrheit. In ihnen spiegelt sich das ganze geistige Sein des Dichters ungeschminkt und treu wieder; sie geben uns deshalb auch den besten Schlüssel zum Verständnisse des inneren Fortschritts in der Entwickelung Sallet's. Zuerst haben wir eine Gruppe von Gedichten, der er die Ueberschrift „Naturleben und junge Liebe" gegeben hat. Der Dichter lebt, noch unentzweit mit der ihn umgebenden Welt, in kindlicher Unschuld und Seligkeit. Er kann noch volle Stunden lang den Blumen in's Antlitz schauen, auf des Baches Klang und der Käfer Summen lauschen; er kann im Grase liegen und müßig in's Blaue blicken, kann wonnig schwärmen und träumen und verlangt Leser, die das Gleiche vermögen:

„Bist du nicht ein närrischer Wicht,
So lies auch meine Gedichte nicht!"

so schließt die Widmung an den Leser. Was die Gedichte dieser Gruppe charakterisirt, ist deshalb das überall durchbrechende Bewußtsein einer ursprünglichen Einheit zwischen dem Menschen und der Natur.

Doch je mehr der Geist sich seiner selbst bewußt wird, desto mehr tritt ihm, dem Ich, die Natur als Nichtich gegenüber. Prometheus hat's gewagt, an dem beseligenden Strahl der Sterne seine Fackel anzuzünden — dafür liegt er gebannt auf dunklem Felsen, und der nimmersatte Geier frißt ihm täglich an dem ewig frischen Herzen. Noch schaut der blaue, heitere Himmel so mild wie sonst auf den Dichter hernieder, aber sein Auge strahlt nicht mehr die Milde wieder; denn sein Blick ist, wie seine Seele, trübe. Aus der Weltseligkeit ist Weltschmerz geworden. Zerrissen ist das Band, das Geist und Natur zu unbewußter Einheit ursprünglich verbunden hatte.

Aber diese Zerrissenheit ist nur der nothwendige Durchgangspunkt zu wirklicher Versöhnung. Wohl hat der Mensch in titanenhaftem Drange die Harmonie der Welten eigenwillig zerstört. Aber wo er zu zerstören wähnte, hat er, einer höheren Weltordnung folgend, nur neue Lebenskraft geweckt. Der Geist hat im Zwiespalte mit der Welt sich selbst als das Wahre, Göttliche erkannt und findet nun in der Natur sein eigenes göttliches Leben wieder. Das Gähren und Wogen im Schooße der Erde, der Kampf der tausend Kräfte, die am's Licht dringen wollen, ist nichts als die Offenbarung des ewigen Wesens Gottes. So feiert denn der Dichter seinen Frühlingsgottesdienst:

„An's Grün lehnt eure Wange! Ihr lehnt an seiner Brust.
In's Blau schaut sonder Bange; Ihn grüßt ihr, tiefbewußt.

Ihr leid in seinem Herzen, wenn ihr nur in der Welt;
Sie ist ein Saal voll Kerzen, von seinem Sein erhellt.

O, stieht aus dumpfen Schranken in's off'ne Gottesmeer!
Anfuhlnen die Gedanken; denn sie sind Er, nur Er!

Der Berhang ist zerrissen, o seliges Geschick!
Des Weisen tiefstes Wissen ist nur ein Kindesblick,

Ein Blick in den Kralen, der noch unzugendlich.
Ihn hab' ich im Alwalen, und auch im Punkt, im Ich.

Im eigenen Gemüthe ruh ich ihm unverwandt,
Wie eine stille Blüthe in eines Kindes Hand."

Wo der Mensch so den Geist als das Bleibende in allem Wechsel, als das Ewige in jeder Erscheinung gefunden hat, da sind die schneidendsten Gegensätze des Lebens versöhnt.

Wenn der Dichter diese Weltanschauung selbst als Pantheismus bezeichnet, so kann man das Zutreffende dieser Bezeichnung bestreiten. Eine Weltanschauung, bei der so entschieden, wie es bei Sallet geschieht, die Absolutheit des Geistes betont wird, ist keine pantheistische im wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Doch mag uns diese Frage wenig kümmern.

Der Kernpunkt dieser Weltanschauung — das ist klar — ist der

Digitized by Google

entschiedene Protest gegen einen außerweltlichen Gott, gegen einen Gott, von dem Goethe sagt, „daß er nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe". Gott ist die die Welt in ihrer Unendlichkeit durchdringende, allwirkende und allgegenwärtige Kraft, die in ihren Gesetzen erkennbar und deshalb Geist ist. Gott ist nicht eine Persönlichkeit neben anderen Persönlichkeiten, überlegend und beschließend, was er in jedem Augenblicke thun soll. „Er ist der Becher aller Fülle, und seine That ist, daß er schäumt."

Wie aber der Geist der allgegenwärtige Grund der Welt ist, so ist er auch das Ziel aller Weltentwickelung. Die wahre Aufgabe der Menschheit besteht darin, den Geist zum bewußten Lebensprincip aller Verhältnisse zu machen. Die Geschichte der Menschheit ist die ewige Menschwerdung Gottes. Erst als Gottmensch hat der Mensch seine Bestimmung erfüllt.

Von der Höhe dieser Welt- und Lebensbetrachtung schaut nun Sallet in den „Ernsthaften Gedichten" hernieder auf das Treiben der Menschen um ihn her. Aber was er da gewahrt, treibt ihm die Röthe der Scham und des Zornes in's Gesicht. Vor dem grauen Riesendom und dem festen Königsschloß stehen die Menschen zerknirscht und anbetend, ohne zu bedenken, daß Dom und Palast vor der Zeiten Sturm wie Spreu zerfallen werden, während die Menschheit einzig und allein das Unvermüstliche ist. So lassen sich die Menschen, sie, die freien Geisteswesen, zu willenlosen Werkzeugen herabwürdigen. Die Schlachtschlacht der Großen läßt die Menschheit nicht zur wirklichen Einheit und Freiheit kommen. Die geistesträge Masse steigt zum Vieh hernieder und nimmt willig die Schläge an, wenn ihr nur Futter geboten wird. Damit das Volk nicht zum Bewußtsein des frevlen Spieles, das mit ihm getrieben wird, komme, bietet man ihm allerlei Spielzeug — Sterne, bunte Kreuze und pomphafte Titel.

„Was aber soll dem Mann solch Zeug,
Das nur dem Kind zum Danke?"

Dazu kommen die zahmen Propheten, die über allem Hoffen und Harren zum Narren werden, servile und kriechende Zeitungsklassen, die das Krumme grade und das Grade krumm machen.

Mit furchtbaren Keulenschlägen wendet sich deshalb Sallet an das Gewissen seiner Zeit. Er bekämpft die Reaction, nicht weil sie neue Steuern bringt, sondern weil sie sich am Heiligsten, was der Mensch hat, an der Freiheit und dem Geiste, versündigt und den Menschen nicht zum Bewußtsein seiner göttlichen Würde kommen läßt. Daneben hält ihn sein Glaube aufrecht, daß, wenn auch die weite Erde in Verknechtung stöhnt, doch der Schlachtruf der Freiheit nicht vergeblich erschallen wird. In der „Fernsicht" erblickt er eine Zukunft, wo nicht mehr Herren und Knechte, sondern nur freie Götter sich zum Feste gesellen.

Dieselben Grundgedanken wie die „Ernsthaften Gedichte" vertritt das „Laienevangelium". Hier zeigt Sallet, wie er bei allem Radicalismus der Principien sich den klaren besonnenen Blick für die Bedingungen eines gesunden geschichtlichen Fortschritts bewahrt hat. Dadurch unterscheidet er sich nach seinem eigenen Urtheil von Feuerbach, dessen Begabung und sittlichem Muth er selbstverständlich alle Achtung zollt.

Feuerbach, so schreibt er an seinen Bruder, habe den geschichtlichen Faden ganz und gar abgebrochen und den Menschen blos als Menschen plötzlich auf eigene Füße stellen wollen. Der reine Mensch existire aber nicht, sondern alles wurzele in früheren Bildungen. Eine weltgeschichtliche Thatsache, wie das Christenthum und die christliche Bildung, lasse sich nun einmal nicht ausstreichen aus der Geschichte der Menschheit. — Sallet weiß auch diesem Theile der religiösen Ueberlieferung sein Recht zu wahren.

„Die fromme Sage gleicht dem gold'nen Ei,
Das blickt geheimnißvoll aus weichem Neste."

In dem Ei gähren lebendige Kräfte, die als goldener Wandervogel aus demselben hervorgehen, wenn der Gedanke die Schale gesprengt hat.

„Nur wenn man sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht man sie zum Märchen, zwecklos, toll,
Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte."

So betrachtet Sallet die ganze evangelische Geschichte als ein großes Gleichniß, dessen Sinn die gedankenlose Buchstabentheologie nicht gefaßt, sondern täglich entstellt hat.

Der „Christus", der „Gottmensch", den die Orthodoxie irrthümlich als eine einzelne historische Persönlichkeit aufgefaßt, wodurch sie sich in tausend Widersprüche verwickelt hat, ist in Wahrheit die ideale Menschheit, wie sie geistverklärt und geistdurchdrungen Eins ist mit Gott, und die Bedeutung des Stifters der christlichen Religion besteht darin, daß er „mit kühnem Blicke des Vaters Wesen in sich selbst erkannt hat".

Zweifellos ist in diesem „Laienevangelium" mehr Verständniß für das innerste Wesen des Christenthums, als in tausenden von den gelehrten dogmatischen Compendien und Katechismen, die von gläubiger Professorenweisheit strotzen. Daneben läßt es sich Sallet nicht nehmen, seinen „christlichen" Zeitgenossen gelegentlich ihr Bild im Spiegel der von ihnen so oft im Munde geführten neutestamentlichen Ueberlieferung zu zeigen. Dann aber trifft er auch jedes Mal die Krebsschäden seiner Zeit mit erschütterndem Ernste. Seine sittlichen Anforderungen sind unerbittlich, wenn sie auch die denkbar höchsten sind. Er verfolgt die Selbstsucht, die Gemeinheit bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel; er reißt der Heuchelei die Maske vom Gesicht, wo er nur immer sie findet. Eines der großartigsten Gedichte ist in dieser Hinsicht die „Politik der Pharisäer". Wie zermalmend trifft Sallet mit prophetischer Gewalt die Grundsätze, oder besser gesagt die Grundsatzlosigkeit der Reactionsmänner!

„Paßt nicht genau auf euch das Fratzenbild
Der saubern Obersten und Pharisäer?

Steht Rede! Sperrt ihr euch nicht sorglam ein
Nath haltend und Gericht, von Volke ferne?
Schleicht ihr nicht auch durch die Nacht in's Haus hinein,
Um den zu haschen, den ihr hättet gerne?

Nacht ihr zu Staates Wohl und Sicherheit
Gemeine Sache nicht mit Schächern, Schächer?
War eure Hand und Lasse nie bereit
Zu dingen für Verbrecher den Verbrecher?"

Wenn dann der Spitzbubendialect der Diplomaten sich entschuldigen will, daß das allgemeine Wohl ein schlechtes Vertzeug auch zu guten Zwecken erfordere, so erwidert Sallet, was schlecht sei, bleibe ewig schlecht:

„Wer allen Guten sich zur That vereint,
Braucht nicht zu schleichen durch der Nacht Verstummen.
Wer es mit allen Guten ehrlich meint,
Braucht nicht im Lügenpelz sich zu vermummen.

Der Staat wird lenkt und frei, wird sittlich sein,
Wo alle ehrlich an der Menschheit hängen.
Sorgt man dort oben nur für sich allein —
Dann ist's ein Fechtboan mit geheimen Gängen."

Wir schlagen ein anderes Gedicht auf: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?"

Diesen Spruch legt der Dichter als Maßstab an die Thaten der Kirche, an die Verfolgung der Albigenser, an die Mißhandlung Galilei's, der es nicht fassen konnte, daß Fortbewegung Sünde sei, an die zahllosen Scheiterhaufen und die Mordlieernen der Bartholomäusnacht. Da haben die Päpste gezeigt, weß Geistes Kinder sie seien.

„Und du vernahmst die Mähr auf Peri Siehte
Und ließest lächelnd deinen Baustrakt ruhn,
Und ging die Welt noch heut in deine Schule,
Du würdest heute noch ein Gleiches thun."

Dann erinnert sich der Dichter, daß auch seine Ahnen einst als flüchtige Hugenotten dem Ketzerbann haben weichen müssen. Er dankt dem Geschick, das ihn dadurch zum Kind des deutschen Geistes gemacht hat, und ruft:

„Ihr meine Brüder, alle, deutsche Männer,
Weß Geistes Kinder ihr, vergeßt es nicht!
Noch schleicht die Brut der Tücker und Verbrenner
Um euch mit Schmeichelrede, die bestückt.

O blicket hinter lächelnd fromme Züge!
Da nistet, tief versteckt, Verrath und Tod,
Erkennt das Riesenschwefel ew'ger Lüge,
Das noch die Geister zu verschlingen droht!

Da, wo des Menschen Wort fand Anerkennung,
Wo der Gedank' auf große Zukunft weist,
Auf Siege sinnend wohl, nicht auf Verbrennung —
Da wacht und waltet eines Meisters Geist.

Bewußt und muthig schreitet mit den Besten
Fort zu der Menschheit höchstem Liebesziel!
Laßt mit der Barbarei verschollnen Resten
Den Blödsinn treiben fort sein Kinderspiel!"

Digitized by Google

Man sollte denken, eine solche Sprache sei deutlich. Und doch fand Sallet, daß es noch einer bündigeren Auseinandersetzung mit seiner Zeit bedürfe. „Wenn die Leute Verse lesen, meinen sie immer, es sei blos Spaß, wenn sie aber Prosa sehen, da merken sie, daß sie es mit vollem trockenem Ernste zu thun haben.“ So entstand das letzte größere Vermächtniß Sallet's, „Die Atheisten“, eine Abhandlung, in der die Gedanken der „Ernsthaften Gedichte“ und des „Laienevangeliums“ in zusammenhängender Prosa erörtert werden. Es handelt sich darum nachzuweisen, wie verschieden sich die hauptsächlichsten sittlichen Erscheinungen, die Ehe, die Familie, der Staat und die Geschichte, gestalten, je nachdem Gott als außerhalb der Welt oder als der Welt innewohnend gedacht wird. Die erstere Denkweise führt zur eigentlichen praktischen Gottlosigkeit. Sie läßt Gott nicht zur Bethätigung seines Geistes im echten sittlichen Wollen kommen. Despotische Staaten, Ehen und Familien ohne volle, ganze Liebe sind deshalb recht eigentliche Erzeugnisse des Atheismus.

Wenn Sallet heute lebte, wie viel von dieser Art „Atheismus“ würde sich seinem Auge wieder darbieten, gerade von Seiten derer, welche aus der Gottesgläubigkeit nur ein Gewerbe gemacht haben und so leicht bereit sind, das Streben nach wahrhaft geisterfüllten, freiem Dasein als gottlos zu brandmarken! Unsere Zeit hat ja eine erschreckende Aehnlichkeit mit derjenigen Sallet's. Es ist ein Geschlecht heraugewachsen, welches sich wieder „für das Schlechte in Begeisterung zu setzen versteht“, das, in eklem Krämersinn der Ideale spottend, die Parole ausgiebt: „Wer euch bezahlen kann, sei euer Meister! Brod haben ist die heiligste der Pflichten!“ Und doch zeigt die Erscheinung Sallet's, daß die dunkelsten und verworrensten Zeiten die reinsten und größten Charaktere hervorzubringen vermögen. Möchte Sallet's Geist auch in unserem Geschlechte lebendig werden!

Zur Bedeutung Stralsunds im Dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. **Georg Winter.**

Mit Recht betrachten wir den Dreißigjährigen Krieg als eine der trübsten und traurigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichte. Und doch werden nicht nur die großen Ideen, um welche er entbrannt war, für alle Zukunft ein hohes Interesse bei der Nachwelt in Anspruch nehmen, sondern der Kampf selbst ist auch reich an erhebenden und großartigen Momenten, an Ereignissen, welche einen dauernden Platz in den Annalen der Weltgeschichte verdienen.

An zwei ganz verschiedenen Stellen des europäischen Staatensystems und mit ganz verschiedenem Erfolge ist im Jahre 1628 um die Existenz des Protestantismus gekämpft worden. In Frankreich gelang es dem Cardinal Richelieu, die Hugenotten in ihrer letzten Burg La Rochelle mit solcher Energie und Umsicht einzuschließen, daß sie die Stadt trotz der tapfersten Gegenwehr übergeben mußten, in Deutschland aber mißlang dem allgewaltigen Generalissimus des Kaisers, Wallenstein, sein Angriff auf Stralsund, welches er herunterzureißen gedacht hatte, und wenn es mit Ketten am Himmel befestigt wäre, vollkommen. Es schien, als ob sich die gesammte Widerstandskraft des in seiner Existenz bedrohten Protestantismus in den Mauern dieser kriegsmuthigen Stadt concentrirt hätte, die mit mannhafter Ausdauer den Angriffen eines der größten Kriegshelden des Dreißigjährigen Krieges widerstand. Man kann recht eigentlich sagen, daß dieser mißglückte Angriff den Punkt bezeichnet, an welchem das bisherige Glück der kaiserlichen Waffen in Deutschland sich seinem Niedergange zuneigte.

Noch im Jahre 1627 konnte es scheinen, als wenn dem Kaiser durch die Hülfe Wallenstein's der lange gehegte Plan einer vollkommenen Niederwerfung des Protestantismus glücken würde. Der König Christian von Dänemark, an dem die norddeutschen Protestanten einen mächtigen Beschützer zu finden gehofft hatten, war den vereinigten Anstrengungen des Feldherrn der Liga, Tilly, und des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein erlegen und hatte sich in sein Stammland zurückgezogen.

Mit ihm war anscheinend der letzte Hort, an den sich die bedrängten protestantischen Fürsten anschließen konnten, dahin. Und noch schienen die Pläne des Kaisers mit der Besiegung des Dänenkönigs nicht erschöpft zu sein.

Wer wollte wissen, welche Gedanken der räthselhafte und geheimnißvolle Mann, dem der Kaiser damals sein volles Vertrauen schenkte, hinter seiner verschlossenen Stirn hegte? Schon war er vom einfachen Edelmanne zum Herzog von Friedland emporgestiegen. Der Kaiser hatte ihm das Recht, welches sonst nur geborenen Fürsten zustand, eingeräumt, sein Haupt in der Gegenwart des Kaisers zu bedecken. Und eben jetzt hatte er ihm durch die Uebertragung der mecklenburger Herzogthümer ein neues Zeichen seiner Gnade gegeben. Man sprach davon, daß er ihn sogar zum Könige von Dänemark zu erheben gedenke. In der That hatte sich eben Wallenstein die wesentlichsten Verdienste um den Kaiser erworben; ja er schien in seinen Gedanken über die Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität noch weiter zu gehen, als der Inhaber derselben. Man ersieht aus seinen damaligen Correspondenzen, daß er es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als auf die Einführung einer absoluten Monarchie in Deutschland, deren Träger der Kaiser sein sollte, während der Einfluß der Fürsten und Stände des Reiches auf ein Minimum zu reduciren wäre.

Neben diesen Ideen, welche nur auf die Vergrößerung der Macht und des Ansehens der kaiserlichen Gewalt hinausgingen, vergaß aber Wallenstein auch seine eigenen Interessen nicht. Und eben diese territorialen Beziehungen, welche ihm aus dem Erwerbe des Herzogthums Mecklenburg erwuchsen, brachten ihn in Conflict mit dem benachbarten Herzog von Pommern. Wollte er das Besitzes seiner nordischen Herzogthümer dem dänischen Königreiche gegenüber sicher sein, so mußte er sich in Besitz wenigstens eines Theiles der Ostseeküste setzen, und eben hierauf war auch der Gedanke des Kaisers gerichtet. Dieser nahm die schon von einem seiner Vorfahren gehegten Pläne der Gründung einer deutschen Seemacht wieder auf, zu deren Admiral er Wallenstein zu ernennen gedachte. Eben die pommersche Küste schien als Grundlage für eine solche am geeignetsten zu sein.

Man war zur Verwirklichung dieses Gedankens mit den Hansestädten der Ostseeküste in Unterhandlung getreten, sand aber bei diesen eine ablehnende Haltung. In Folge dessen suchte nun Wallenstein seinen Plan auf anderem Wege zu erreichen. Nach Wismar war bereits eine kaiserliche Besatzung gelegt worden, und gegen Ausgang des Jahres 1627 trat er an den Herzog von Pommern mit dem Ansinnen heran, eine Einquartierung in sein Land aufzunehmen, welche er dann in eine ständige Besatzung der Plätze an der Ostseeküste zu verwandeln gedachte. Der Herzog, welcher dem Uebermächtigen fast wehrlos gegenüberstand, mußte sich in das Unabänderliche fügen. Da aber sanden er selbst und Wallenstein einen unerwartet heftigen Widerstand bei der Stadt, auf deren Besetzung es dem Letzteren vor Allem ankam, bei Stralsund. Die Stadt weigerte sich, auf ihre alten Privilegien gestützt, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen, und schloß mit ihrem Landesherrn, dem Herzoge von Pommern, welchem die Vertheilung der Einquartierung von dem Unterbefehlshaber Wallenstein's, von Arnim, übertragen worden war, einen Vergleich, laut welchem sie gegen Zahlung einer bestimmten Summe von der Einquartierung befreit sein sollte. Gleichwohl besetzten die kaiserlichen Obersten, Arnim, Sparre und Götze, das kleine Eiland, welches den Hafen der Stadt beherrschte, den Dänholm, und forderten auch ihrerseits eine bedeutende Summe (150,000 Thaler), wenn die Stadt selbst von Einquartierung frei bleiben sollte.

In der That verstand sich die Stadt zur Zahlung eines Theiles der geforderten Summe (30,000 Thaler), keinesfalls aber wollte sie die Besetzung des Dänholms gestatten, vielmehr schloß sie die auf die Insel gelegte Besatzung mit ihren Schiffen ein, schnitt ihr jede Zufuhr ab und nöthigte sie so im Anfange des März zu capituliren. Schon hatte aber Arnim am 27. Februar ein Schreiben von Wallenstein erhalten, in welchem er angewiesen wurde, Stralsund anzugreifen und nicht wegzuziehen, bis die Stadt eine starke Garnison in ihre Mauern aufgenommen hätte. Noch einmal versuchte Arnim die Stadt durch Verhandlungen hierzu zu bewegen. War aber Wallenstein seit gewillt, die Stadt seinem Machtgebot zu unterwerfen, so war doch auch die Bürgerschaft nicht geneigt nachzugeben. Sie traf mit mannhafter Umsicht die Vor-

Digitized by Google

Episode aus der Belagerung von Stralsund.

Oelgemälde von Professor Haeberlin. Nach seiner Photographie auf Holz gezeichnet von H. Genter.

bereitungen zu einer Vertheidigung und setzte zu diesem Behufe einen Kriegsrath ein, in welchem neben dem rechtskundigen und staatsklugen Bürgermeister Dr. Steinwich die angesehensten Vertreter der Bürgerschaft, unter ihnen namentlich der „Vorthalter" Justinian Koch, saßen.

So begann die langwierige Belagerung und die heldenmüthige Vertheidigung von Stralsund, deren Geschichte die „Gartenlaube" ihren Lesern schon früher, gelegentlich des zweihundertfünfzigjährigen Jubiläums des Abzugs der Wallenstein'schen Belagerungsarmee, ausführlich berichtet hat. (Vergl. Jahrg. 1878, S. 514 u. f.)

Der am 24. Juli 1628 erfolgte Rückzug nach der mecklenburgischen Hauptstadt Güstrow mag ein harter Entschluß für den unbeugsamen Friedländer gewesen sein, aber er war nothwendig: zum ersten Mal hatte ihn der Widerstand einer für ihre politische und religiöse Freiheit begeisterten Bürgerschaft die Grenzen seiner Macht erkennen lassen.

Ist es nicht eine ähnliche Unterschätzung der im Innersten der Menschenbrust waltenden sittlichen Kräfte gewesen, welche wenige Jahre später seinen Untergang herbeiführte? Dem Kampfe gegen das „ewig Gestrige" ist auch diese gewaltige Titanennatur erlegen. Der Stadt Stralsund und ihren muthigen und umsichtigen Führern aber gebührt das Verdienst, dem Ehrgeize des stolzen Mannes zum ersten Mal Schranken gesetzt zu haben. Die Väter der Stadt, welche dem Abgesandten des kaiserlichen Generalissimus eine abschlägige Antwort ertheilten — die Scene, welche der Künstler in dem diesem Artikel beigegebenen Bilde veranschaulicht hat — haben zur Rettung des protestantischen Glaubens, zur Aufrechterhaltung der politischen und der Gewissensfreiheit in Deutschland ein Wesentliches beigetragen. Und eben darum bildet die Belagerung von Stralsund eine erhebende Erscheinung in der sonst so trüben Zeit.

Die Mutter.

Charakterstudie von **M. Cornus**.*

„Ich kann es nicht allein mit mir tragen; ich muß es Dir, und vor allen Anderen Dir zuerst sagen: Mutter, theuere Mutter: Er liebt mich. Wie wunderherrlich mich diese Worte anblicken, nun sie geschrieben vor mir stehen — mit zitternden Buchstaben zwar geschrieben; denn meine Hand bebt unter dem seligen Klopfen meines Herzens — und doch, wie viel herrlicher, süßer klang es noch, da er mir es sagte! O liebe Mutter, denke zurück an die Stunde, als mein guter Vater Deine Hand nahm und Dir in's Auge sah, um Dir zu sagen: ‚Ich liebe dich', wohl ganz so, wie Reinhard es soeben mit Deiner Käthe gethan — und in der Erinnerung an jene Seligkeit fühle voll das Glück Deines Kindes und freue Dich mit ihm! Es ist eine Himmelsgabe, daß er mich liebt, mich zu lieben vermag, er, der so gut, so klug und bedeutend ist, mich, die ich so gar wenig bin. Meine ganze Seele mit allen ihren Mängeln liegt vor ihm, und doch zieht er mich an sich und bittet, daß ich ihm angehören wolle. Ist das nicht ein Gnadengeschenk des Höchsten? Wie konnte ich da anders, als ‚Ja' sagen? Und nun wirst auch Du, meine Mutter, kein ‚Nein' ihm antworten, so wenig, wie der Vater, wenn Reinhard kommt, Euch zu bitten, daß Ihr mich ihm gebt. Wer in sein ernstes, klares Auge sieht, der muß ihm ja vertrauen, und so wie er aussieht, spricht und denkt er auch; es ist alles so wahr und zuverlässig an ihm, und vor allem darum liebe ich ihn von ganzem Herzen." —

Das Briefblatt sank mit der Hand, die es hielt, in den Schooß und die Leserin saß bestürzt und verwirrt zu dem Manne auf, der ihr gegenüber am Frühstückstische saß.

Es war ein ammuthender Platz hier vor dem Gutshause, unter dem dichten, kühlen Schatten der Lindenbäume. Von dem rückwärts gelegenen Wirthschaftshofe tönte reges Leben herüber; das Geräusch abfahrender Wagen, das Bellen des Hofhundes, der klirrend an seiner Kette riß, und das Geschrei aufgescheuchten Federviehs — das alles erhöhete nur um so mehr die tiefe, behagliche Ruhe im Schatten der Lindenbäume.

„Was hast Du, Constanze? Du siehst ja ganz erschrocken aus — es ist doch Käthe nichts zugestoßen?" fragte jetzt der Herr, aus seiner Ruhe geschreckt.

„Bewahre, Robert, es ist ihr nichts Schlimmes geschehen — und dennoch! — Nein, lies selbst ihren Brief! Ach, wenn ich sie doch nicht von mir gelassen hätte!" seufzte sie und reichte ihm den Brief hin.

Er las hastig.

„Ja," sagte er nach einer Weile, „es wäre allerdings gescheidter gewesen, wir hätten die Einladung zu dem ganzen Schwindel von Hochzeitsspectakel und Brautjungferunschaft kurzweg abgeschlagen. Wir wollte gleich die ganze Geschichte nicht in den Sinn. Da wird man aber von allen Seiten beschwatzt, bis man zugeben muß. Wenn durchaus Käthe dabei sein mußte, konnte da Pastor Kunze die Hochzeit seiner Tochter nicht noch hier feiern, ehe er in seine neue Stellung nach Frankfurt übersiedelte? Kaum zwei Monate sind seitdem vergangen, und da war gegen die Reise mit seinem Nein aufzukommen, weil die Mädchen wie Schwestern an einander hingen. Was hat man nun von seiner Güte? Ein trefflicher Gebrauch, den das Mädel von der ersten Freiheit macht, welche wir ihr zugestehen! Sie muß rein toll sein, wir nichts dir nichts sich zu verlieben und zu verloben, und obendrein sich einzubilden, wir werden auch gleich Ja und Amen zu dieser Tollheit sagen. Aber daraus wird nichts. Jungser Uebermuth soll sich wundern. Und einen solchen Brief zu schreiben, aus dem kein vernünftiger Mensch klug werden kann. Wer und was ist dieser Er? Man erfährt nicht einmal, ob Reinhard Vor- oder Familiennamen ist. Weißt Du es etwa?"

„Der Vorname, denke ich — wie solle ich es wissen, Robert?" erwiderte seine Frau bekümmert. „Sie hat ja den Namen noch in keinem ihrer Briefe genannt, überhaupt von seiner Herrenbekanntschaft geschrieben, nur des Brautführers erwähnt, der ihr zuerstheilt sei — ein Kaufmann und Freund von Minna's Bräutigam — ich vermuthe, daß Jener der so plötzlich Geliebte ist. Das voreilige, hitzige Kind — in welche Verhältnisse hat sie sich da hineingestürzt!"

„Sie muß zurück — muß den ganzen Unsinn vergessen — eine Siebenzehnjährige sollte noch gar nicht an solche Dinge denken," brauste er wieder auf. „Ich fürchte, wir haben sie verzogen, ihr zu viel den Willen gelassen — —"

„Sie ist ja unser einziges Kind," schaltete seine Frau begütigend ein.

„Und nun macht sie, was sie will," fuhr er, unbeirrt von ihrer Zwischenrede, fort. „Muß auch gerade die Ernte sein, sodaß man vom Gute nicht weg kann! Sonst reiste ich noch diese Stunde fort nach Frankfurt, sie zu holen und Pastor Kunze meine Meinung darüber zu sagen, was er da in seinem Hause, ohne unser Wissen, für Dinge vor sich gehen läßt."

„Aber Robert, nimm es nur nicht so schlimm auf! Der Pastor wird von der Sache gar nichts ahnen, und überdies, wenn Käthe den Mann liebt und er sie, er auch ehrenhaft und gut ist, wie dürften wir da ihr Glück vernichten oder stören, den schönsten Jugendtraum ihr trüben wollen? Greifen wir doch nicht hart hinein, ehe wir wissen, ob es nöthig ist!"

„Aber nach Hause muß sie kommen, und das sofort," beharrte er; „dann wollen wir hören, wer dieser Reinhard ist. Schreibe es ihr gleich, Constanze, und treibe dann Jemand auf, der hier abkommen und den Brief noch heute zur Stadt schaffen kann! Ich muß nun auf den Felde nach den Leuten sehen."

Er stand auf und wendete sich zum Gehen. Plötzlich aber hemmte er nachdenklich den Schritt, und sich wieder umkehrend, sah er seine Frau mit einem sonderbaren Ausdruck von Mitleid an.

„Reinhard — —? Constanze, wenn das sein Familienname wäre!" sagte er in einem leisen, gedrückten Tone. „Es laufen zwar der Reinhards viele in der Welt umher — der tückische Zufall spielt aber manchmal sonderbare Weisen und führt lange getrennte Menschen einander wieder zu."

* Verf. von „Schwester Carmen" (vergl. Jahrgang 1880, Nr. 40 u. f.), welche mit so vielem Beifall aufgenommene Erzählung soeben in Buchform (Leipzig, Schlicke) erschienen ist und die wir in dieser ihrer neuen Form der allgemeinen Beachtung hiermit warm empfehlen.
D. Red.

Digitized by Google

Sie war, als er sich zum Fortgehen erhob, gleichfalls aufgestanden und stellte das Frühstücksgeschirr in einander. Bei seinen Worten fuhr sie heftig zusammen, wurde leichenblaß und setzte klirrend die Tassen nieder.

„Nun, erschrick nur nicht, liebe Frau!“ sagte er begütigend und trat wieder zu ihr. Er legte den Arm um ihre Schulter und zog ihren Kopf liebevoll an sich. „Aber das mußt Du doch einsehen: immer verborgen kann es nicht bleiben, und wenn Käthe zum Beispiel heirathet, sei es, wer es wolle, so wird sie die Wahrheit erfahren — weder vor dem Standesamt noch vor dem Altar läßt sich das verbergen.“

Sie seufzte und sah ihn mit schmerzlichem Blicke an.

„Ja, einmal muß es geschehen — ich weiß das. Aber laß' es so spät wie möglich sein, liebster Mann!“ bat sie dringend und leidenschaftlich.

„Es war eine große Schwachheit von mir, daß ich darin Deinen Bitten nachgegeben habe, Constanze, nun es aber einmal geschehen ist, bangt mir selbst vor der Nothwendigkeit einer Enthüllung,“ entgegnete er.

Er strich mit der Hand über ihr glänzend schwarzes Haar, und, sich zu ihr herabbeugend, drückte er zärtlich einen Kuß auf ihre Lippen.

Sie war noch immer eine schöne Erscheinung. Dunkle, heiße Augen blickten zu den seinigen auf, und eine schlanke, biegsame Figur schmiegte sich an seine breite, hohe Gestalt; in der Art, wie er leidenschaftlich zu ihr herniederfah, sprach es sich deutlich aus, wie sehr er sie liebe und wie ihre Schönheit ihn beherrsche.

Endlich trennten sie sich; Constanze eilte in das Haus, den besprochenen Brief in aller Hast zu schreiben, während Robert seinen Geschäften bei dem Einfahren der Ernte nachging.

Robert Heine's Gut Schönhaide war eine große, einträgliche Besitzung im Hessischen, deren Bewirthschaftung er selbst führte. Seitdem er das Gut vor ungefähr sechszehn Jahren käuflich übernommen, hatte er es mit seiner Familie im Winter wie im Sommer ununterbrochen bewohnt und sein einziges Kind nie von sich gelassen; Käthe wurde daheim unter seinen Augen erzogen und unterrichtet. Dabei war es den Eltern bei ihrer großen, nachsichtigen Liebe nicht aufgefallen, wie das lebhafte Kind ihnen allmählich über den Kopf wuchs, und sie erschraken nun, als jetzt plötzlich diese Wahrnehmung sich ihnen aufdrängen wollte.

Constanze war heute den ganzen Tag über still und in sich gekehrt; auch Heine's sonst so lebhaftes Wesen hatte etwas Nachdenkliches, was er auch nicht ganz überwinden konnte, als er seiner Frau gegenüber beim Abendbrod saß, wo er sich doch sonst nach vollbrachtem Tagewerk einer behaglichen, jovialen Stimmung erfreute. Er aß zerstreut und starrte meistens schweigend vor sich hin. Plötzlich fuhr er überrascht auf und blickte gespannt durch das ihm gegenüber befindliche Fenster auf den Gutshof hinaus.

Der Telegraphenbote von der Eisenbahnstation Breitenstein schritt soeben auf das Haus zu.

„Was kommt nun da wieder?“ rief er. „Meldet Käthe etwa, daß sie sich ebenso schnell wie verlobt nun auch verheirathet hat?“ versuchte er seinen Schreck hinwegzuscherzen.

„Ich komme morgen früh zehn Uhr — Vater mag mich allein abholen. Käthe —“ lautete das Telegramm.

„Nun,“ meinte Heine sehr zufrieden und wie befreit aufathmend, als er diese kurze Meldung gelesen hatte, „sie scheint von selbst zu dem Einsehen ihrer Voreiligkeit gekommen zu sein, ohne daß es dazu Deines Briefes bedurfte, Constanze, der doch vor morgen früh nicht in ihre Hände gelangt wäre. Schlagen wir uns die Sorgen aus dem Kopf, liebe Frau! Ich hoffe, die ganze Geschichte war nur ein Strohfeuer, das uns unnöthiger Weise erschreckt hat.“ Er umarmte sein Weib.

Pünktlich um zehn Uhr am andern Morgen hielt Heine mit dem Jagdwagen auf dem Bahnhofe der Station Breitenstein, gerade in dem Moment, als der automonde Zug an dem Perron vorfuhr. Die Zügel der Pferde einem dastehenden Dienstmanne zuwerfend, kam er eiligen Schrittes gerade noch rechtzeitig, als aus der kaum geöffneten Waggonthür auch schon eine schlanke Mädchengestalt heraus- und dem Vater in die Arme sprang.

„Da bist Du ja, Wildfang!“ rief er gutgelaunt und küßte das Töchterchen zärtlich.

Sie war eine reizende, zarte Erscheinung, aber weder Vater noch Mutter ähnlich. Hellblondes Haar ringelte sich um Stirn und Schläfe, und große, tiefblaue Augen blickten darunter hervor. Doch so jugendfrisch und kaum entwickelt die ganze Erscheinung des Mädchens auch war, es lag doch in dem Feuer dieser großen tiefblauen Augen und um den kleinen festen Mund ungewöhnlich viel Charakter und Willensstärke ausgeprägt, vielleicht auch Eigenwille — wer konnte hier urtheilen? Es athmete noch so viel Werdendes aus dieser Mädchenknospe. Aber sonderbar — auf Käthe's Gesicht leuchtete jetzt keine Freude dem frohen Willkommensgruß des Vaters entgegen, sie sah vielmehr so ernst aus, daß Heine sich im Stillen sagte: „Aha, das hat einen Liebesbruch gegeben, und der Trokkopf ist dem Liebsten davon gelaufen. Sehr gut! Wir wollen ihr schon die Kindereien vollends austreiben.“

Dann ließ er sie aus seinen Armen und griff helfend nach ihrem zahlreichen Handgepäck.

„Ich danke Dir, Vater,“ sagte sie, „daß Du gekommen bist, um mich zu holen — aber allein?“

Er sah sie lachend an.

„Dachtest Du wirklich, Käthe, jetzt in der Ernte habe Christian Zeit, die Mutter und mich in dem Landauer spazieren zu fahren, oder auf dem Jagdwagen sei außer für Dich und mich und diese Siebensachen noch Platz für eine dritte Person? Deine Rücksicht auf die Mama war diesmal überflüssig, Gelbschnabel! Aber komm'! Ich habe Eile wieder nach Hause zu gelangen.“

Das Reisegepäck war sehr bald auf dem Wagen untergebracht; die Beiden stiegen auf, und die Pferde griffen zu schneller Fahrt aus.

Heine war heiter und gesprächig; er berichtete seiner Tochter von der Mutter, von Haus und Hof; er gab sich alle Mühe, seine Käthe aufzumuntern, indem er sich den Anschein gab, als bemerke er ihr verstimmtes Wesen nicht. Sie aber ging auf nichts von alledem ein und blieb still und einsilbig.

Jetzt führte die Straße eine Anhöhe hinan und zwang die Pferde zu langsamerer Gangart; da legte das Mädchen plötzlich ihre Hand auf des Vaters Arm und wendete ihm voll ihr Gesicht zu. Ein Zug von Bitterkeit lag um den kleinen Mund, und die großen Augen loderten in heftigem Feuer auf.

„Laß die Braunen gehen, Vater, und höre mich an!“ sagte sie, und nach augenblicklicher Pause fügte sie in sehr erregtem Tone hinzu: „Ich habe meine Großmutter gesehen.“

Er fuhr erschrocken zusammen. Erwartete er doch alles Andere eher, als diese Worte aus dem Munde seiner Tochter.

„Deine Großmutter?“ stammelte er bestürzt.

„Ja, Vater, die Mutter meiner armen Mutter, und von ihr habe ich erfahren müssen, wie sie, die Andere, all mein Lebenlang mich — belogen hat.“

„Halt ein, Käthe!“ herrschte er sie heftig an. „Brauche nicht solche Worte, welche Deine Mutter, die Dich so innig liebt, nicht verdient hat!“

„Vater, nenne sie nicht meine Mutter! Ich kann das niemals wieder hören. Ich hatte eine Mutter, die ist aber längst todt, und in meine Kindesliebe, die doch ihr gehören sollte, hat Jene unter falschem Namen sich hinein gestohlen. Ist es recht, mich so zu betrügen? Ich kann Alles eher, nur nicht Lug und Trug ertragen.“

„Kind, mäßige Dich! Vor allen Dingen, ehe ich etwas darauf erwidere, verlangt mich zu wissen, was sich dort in Frankfurt zugetragen hat. Du überschüttest mich mit erstaunlichen Neuigkeiten — erst Dein Brief und nun Deine Reden!“

Bei der Erinnerung an Das, was sie geschrieben, füllten sich ihre Augen plötzlich mit Thränen, und ihr Mund zuckte unter dem Zwange, jene zurückzudrängen. Alle Härte war auf einmal aus ihren Zügen verschwunden; sie war plötzlich wieder ein liebendes Kind, das sich hülflos und zärtlich an des Vaters Arm schmiegte.

„O Vater, ich ahnte noch nichts von Alledem und war so glücklich, als ich an — — an Euch schrieb, daß Max Reinhard mich — mich liebe. Er ist Buchhändler und hat sein eigenes Geschäft, und er war der mir zuerstheilte Brautführer an Minna's Hochzeit. Er kam öfter in das Haus, auch nach der Hochzeit — Alle, die ihn kennen, ehren ihn und halten ihn hoch, und auch Du, Vater, wirst das thun, wenn Du ihn kennst. Er wird sich für einige Tage frei machen und morgen kommen, um Dich zu bitten, daß Du Deine Käthe ihm giebst. Bester Vater, ich liebe ihn so warm und war so glücklich — es ist nicht zu sagen wie sehr — und jetzt! —

Digitized by Google

ach, jetzt könnte ich fast meines Glückes vergessen über all das Leid, das über mich gekommen ist. Ach, warum habt Ihr mir das gethan?“

Er schloß sein Kind in den Arm und küßte es tief bewegt. Käthe weinte jetzt an seinem Herzen, und er störte sie mit keinem Worte in dem, was ihr Erleichterung sein mußte.

Endlich hob sie wieder den Kopf und trocknete die Thränen. „Sieh, Vater,“ begann sie wieder, und je länger sie sprach, um so mehr trat die frühere Herbigkeit aus ihrem Gesicht und in dem Ton ihrer Stimme wieder hervor. „Max wußte es erst selbst nicht, daß ich seine Cousine bin. Seine Eltern leben in Berlin, und er hatte ihnen nichts von mir geschrieben; es geschah so erst vorgestern, daß wir unsere Liebe uns gestanden. Da, gestern Nachmittag, eilt er zu mir und sagt, daß ihn am Morgen seine Großmutter, von Wildbad kommend, wo sie zur Cur gewesen, auf der Durchreise besucht habe, daß er ihr von seiner Liebe zu mir erzählt, und als er Katharina Heine genannt, habe sie stürmisch verlangt, mich zu sehen, da ich ihre Enkelin sein müsse. Ich war sehr verwundert über das, was ich hörte, und bejwesiefte die Richtigkeit dieser Annahme; denn ich wußte ja von seiner Großmutter, die mir noch lebe, und die ich bisher für meine Mutter gehalten, hieß jo Constanze Dorn und nicht Luise Reinhard, wie er mir sagte. Aber ich ging mit ihm, um seine Großmutter zu begrüßen, und da erfuhr ich von der guten alten Frau, die mich leidenschaftlich und mit tausend heißen Thränen empfing, daß ihre jüngste Tochter, der ich wunderbar ähnele, meine Mutter gewesen sei, die gestorben, als sie mir das Leben gegeben, und daß sie stets vor mir verleugnet worden sei, damit ich nur jene Andere als meine Mutter liebe. So sehr die Großmutter darnach verlangt habe, ihre Enkelin zu sehen, sei es ihr doch nicht gewährt worden, und ich habe nie von ihr wissen dürfen, damit nur Jene mich allein besitzen könne. O Vater, ist das nicht grausam, nicht schlecht an mir gehandelt? Und da hat, ob dieser Lüge und Ungerechtigkeit, alle Liebe in mir sich in Zorn und Haß gegen Jene gewandelt, und ich wollte, ich brauchte sie nie, nie wieder zu sehen.“

Ihr zartes Gesicht hatte sich beim Sprechen lebhaft gerötet, und die feinen Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Es lag eine so gewaltige Erregung, eine so zornige Empörung in jeder ihrer Mienen, in dem trotzigen Zucken der Lippen und in dem tiefen bebenden Klange ihrer Stimme, daß Heine erschrocken sein Kind betrachtete, das er niemals so erregt gesehen.

Wenn er auch immer sich vor dem Moment gefürchtet, der einmal die an ihr begangene Täuschung offenbaren müsse, so tief, so furchtbar hatte er sich den Eindruck nicht gedacht, welchen die schmerzliche Entdeckung auf Katharina üben könne; denn er hatte auf die große Liebe gebaut, die sie stets für seine Frau empfunden. Dabei that ihm seine Frau so leid wie seine Tochter, zu Erstere fast noch mehr; denn sie, die Kinderlose, liebte Käthchen so zärtlich wie ihr eigenes Kind und hatte sich ihr in nie mangelnder Aufopferung und treuer Liebe stets als echte Mutter bewiesen.

Er raffte sich endlich gewaltsam auf von der tiefen Erschütterung, um zu versuchen, in seiner Tochter ein versöhnliches Empfinden zu wecken, bevor sie mit der Stiefmutter wieder zusammen traf.

„Käthe, liebes Kind, es ist nicht zu leugnen, daß es ein Unrecht war, Dich bis jetzt in dieser Täuschung zu lassen,“ sagte er in begütigendem Tone. „Aber höre zuvor die Gründe, weshalb es so geschehen, ehe Du in dieser harten Weise darüber urtheilst. Sieh, Kind, als der Himmel Dich uns geschenkt hatte, da war zur Pflege Deiner Mutter deren liebste Freundin, Constanze Dorn, zu uns geeilt. Ich besaß damals noch kein eigenes Gut, sondern hatte in Schlesien eins in Pacht genommen, das ich bewirthschaftete. Deine gute Mutter starb wenige Tage nach Deiner Geburt — sie ließ mich in Verzweiflung zurück; ich liebte sie so innig und stand nun einsam, unglücklich, rathlos da mit Dir, einem zarten hilflosen Kindchen. Kein Verwandter, der mir in meiner Vereinsamung hätte beistehen können! Aber auch von Deiner Mutter Seite konnte Niemand mir helfen; sie hatte nur noch einen viel älteren Bruder, der verheirathet war — Du weißt: den Vater dessen, der Dir soeben näher getreten ist. Deine Großmutter aber war immer leidend und konnte weder ihren Mann verlassen, um zu mir zu kommen, noch Dich zu sich nehmen. Zu letzterem hätte ich mich auch nie entschlossen, Du warst ja alles, was mir von Deiner Mutter geblieben, und ich konnte Dich nicht lassen.“

Er schwieg einen Augenblick in tiefer Bewegung, um dann gefaßt fortzufahren: „Aber wie sollte ich nun für Dich sorgen? Im Anfang war zum Glück Constanze da und pflegte Dich von Deinem ersten Athemzuge an. Auf mein Bitten blieb sie eine Zeit lang bei mir, obgleich ihre Mutter drängte, sie solle nun heimkehren. Als sie gegangen war, reihte sich Elend an Elend. Du warst ein flackerndes Lebenslämmchen, schwächlich und kränklich, und der Arzt erklärte, daß nur die sorglamste Pflege Dich, mein Einziges, mir erhalten könne — o Kind, es war schwer für einen einsamen Mann.“

„Armer Vater!“ unterbrach ihn Käthe und drückte ihm zärtlich die Hand.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Für die Wittwe Friedrich Frödel's! Ueberall, wo für eine gesunde Erziehung der Jugend freier Sinn und warme Liebe vorhanden sind, werden heute Vorbereitungen getroffen, um das nahende hundertjährige Jubiläum der Geburt Friedrich Frobel's in würdigster Weise zu feiern.

Bei solchen Festen, welche in dem lautersten Dankbarkeitsgefühle ihren Ursprung finden, ist es eine schöne Sitte, nicht nur den Todten zu rühmen, sondern auch Derer zu gedenken, die der Gefeierte lieb hatte und die ihm bei Erfüllung seiner schwierigen Pflichten treu und aufopferungsvoll zur Seite standen. Zu diesem Sinne muß auch der nahende Jubeltag der Frobel'schen Idee begangen werden.

Der Mann, welcher der deutschen Jugend gelebt und für diese mit so hoher Aufopferung gewirkt hat, starb ohne ein Vermögen zu hinterlassen. Der Lehrer der künftigen deutschen Geschlechter starb, ohne eine Pensionsberechtigung für seine Wittwe bei irgend einer der vielen Regierungen Deutschlands erlangt zu haben.

Und die Wittwe Frobel's weilt noch unter den Lebenden.

Viele Jahre nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, schon am Abend seines thatenreichen Lebens suchte Frobel nach einer treuen Gefährtin, mit deren Hülfe er den Samen seiner Lehren in die Gemüther der ihm immer zahlreicher zuströmenden weiblichen Zöglinge ausbreiten vermochte. Diese erlesene Gehilfin fand er in einer seiner eifrigsten und treuesten Schülerinnen, Fräulein Louise Levin. Nach dem Tode Frobel's wirkte Louise Frobel unter Middendorff's Leitung eine kurze Zeit in Keilhau und wandte sich, als auch dieser aus dem Leben schied, erst nach Dresden und dann nach Hamburg. Hier ist sie seit 1854 unausgesetzt für die Frobel'sche Sache thätig, gegenwärtig in dem hohen Alter von siebenundsechzig Jahren stehend.

Es ist gerecht und billig, daß der Staat sich der Hinterlassenen des einfachsten Dorfschullehrers annimmt. Um so auffallender aber muß es erscheinen, daß die Wittwe des Lehrers Friedrich Frobel diese gerechte Vergünstigung nicht genießt — oder sollen wir sagen: es ist leicht erklärlich, da Frobel nicht im Dienste einer Regierung, sondern in dem unbewußten des deutschen Volkes stand. Das deutsche Volk hat daher die Pflicht, sich der Wittwe eines seiner verdientesten Beamten anzunehmen; es hat hier eine lange vergessene, aber nicht verjährte Schuld abzutragen.

Wir wollen mit einer Theilzahlung den Anfang machen. Es ist uns von Freunden und Schülern Frobel's, vor Allem aber von dem hervorragendsten Vertreter der Frobel'schen Idee, Richard Lange, die erfreuende Anerkennung zu Theil geworden, daß unter allen bisher an die Oeffentlichkeit gedrungenen Bildnissen Frobel's das in Nr. 1 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“ erschienene das gelungenste sei und die Züge des großen Kinderfreundes am getreuesten wiedergebe.

Die Verlagshandlung der „Gartenlaube“ hat daher beschlossen, von diesem Portrait Separatabzüge auf feinem Papier anfertigen zu lassen, dieselben, auf Cartonpapier aufgezogen, zu dem billigen Preise von 75 Pfennig an das Licht zu bringen und so das Andenken an den großen Begründer der Reinertrag Frau Louise Frobel zu übertassen. Jede Buchhandlung ist in der Lage, dieses Portrait zu liefern, während directe Bestellungen von der Firma Ernst Keil erst von sechs Exemplaren an ausgeführt werden können.

Wir wenden uns an unsere Leser mit der herzlichsten Bitte, uns in diesem Unternehmen unterstützen zu wollen. Wir gering fügig auch dasselbe auf den ersten Blick erscheinen mag, so kann es doch durch eine möglichst starke Betheiligung von Seiten des deutschen Publicums einen durchschlagenden Erfolg erzielen. Wir wenden uns an Alle, ohne Unterschied der Partei und Confession; denn Friedrich Frobel wuß in jedem deutschen Hause ein gern gesehener Gast bleiben, ist doch jeder Familientisch ihm zu dem größten Dante verpflichtet.

D. Red.

Kleiner Briefkasten.

G. R. in A. Den Artikel „Zum hundertjährigen Jubiläum der Gewandhaus-Concerte in Leipzig“ finden Sie in Nr. 47, denjenigen über den großen Rechtsfehrer Bluntschli in Nr. 49 des vorigen Jahrgangs.

Ferdinand F. in Teltch. Wir werden in der nächsten Zeit auf den Gegenstand zurückkommen.

O. L. In derartigen Allotrien fehlt uns alle Zeit. Die Menschheit wird weder klüger noch besser durch Beantwortung der von Ihnen gestellten Frage.

Abonnent in St. Petersburg. Sehr willkommen!

M. B. in New-York. Nein!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 8. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Ich bedaure, zu stören," wandte sich Hilda an den Eintretenden zerstreut und befangen.

„Nein, bedauern Sie nichts, wodurch Sie mir eine Freude bereiten, Hilda!" unterbrach sie Meinhard. Er drückte ihre Hand und geleitete sie zum Sopha, und während er sich selbst in ihrer nächsten Nähe auf einen der Lehnstühle niederließ, versicherte er ihr, daß nichts Wichtiges zu erledigen sei; das Postpaket werde schon geschlossen. „Ein Brief an meinen Minister," setzte er dann, wie mit sich selbst redend, hinzu, „kann ja bis morgen liegen bleiben, obwohl ich nicht glaube, daß die Nacht andern Rath bringt, es müßte denn ein Wunder meinen Ehrgeiz wecken."

„Handelt es sich wieder um einen Versuch, Sie uns zu entführen?" fragte Hilda, ohne besondere Ueberraschung zu dem Lächelnden aufblickend.

„Unser neuer Minister kennt mich aus früherer Zeit, wo wir eine Weile gewissermaßen neben einander arbeiteten. Er ist so freundlich, sich dessen zu erinnern, und knüpft einen Vorschlag daran, der vielleicht — manches Verlockende hätte —"

„Und Sie widerstehen?"

Auch das klang nicht wie eine besorgte Frage, sondern eher wie eine im Voraus sichere Annahme. Meinhard zuckte die Achseln.

„Es ist mir nicht lange Ueberlegung gegönnt; die Entscheidung muß zwischen heute und morgen fallen, und da an ein Wunder, wie gesagt, nicht recht zu glauben ist — freilich, es ereignen sich zu Zeiten noch solche, wie eben Ihr Besuch beweist —"

„Ich hoffe," fiel Hilda mit einem Versuch zu scherzen lebhaft ein, „Sie zählen dieses Ereigniß wenigstens nicht zu den Wundern, welche Ihren Entschluß, unser getreuer Nachbar zu bleiben, ändern könnten."

„Sie wissen recht gut, Hilda, was mich hier fesselt: mein Freundeskreis und in ihm vor allem — Sie."

„Aber Sie lassen sich vielleicht Vortheile entgehen —"

„Die für mich keinen Werth haben. Für meine Bedürfnisse ist ausreichend vorgesehen; ein Mensch, der allein steht, ist bald versorgt. Nach Auszeichnung dürfte ich nicht, und Einfluß — nun, man kann ja in jeder Stellung nützen und sich selbst genug thun. Das ist am Ende die Hauptsache, so wird es denn am entsprechendsten sein, wenn man mich auch fernerhin da vergißt, wo man mich nun schon so lange vergessen hat."

„Die aber, bei denen Sie bleiben, werden es Ihnen nicht vergessen," sagte Hilda. Ihre beiden Hände hatten die feinigen erfaßt, und aus ihren Augen brach ein Strahl der Rührung, an dem sich sein Blick aber nicht entzündete. Er nickte nur leise, und ein ganz schwaches, wehmüthiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Sie verleiten mich zu Selbstsucht," lenkte er ab. „Ueber meine Angelegenheiten lassen wir die Ihrigen bei Seite."

„In mir also sehen Sie die Egoistin und in meinem Besuche eine eigennützige Ursache?"

„Den sah ich allerdings voraus, schätze ihn darum aber doch, als ob er nur mir ein Glück zugedacht hätte."

In dem Tone dieser Worte lag mehr als ein liebenswürdiger Scherz. Hilda war jedoch zu sehr mit ihrer Absicht beschäftigt, als daß sie die galante Wendung auf ihr Gewicht geprüft hätte.

„Ich habe in der That ein kleines Anliegen," entgegnete sie mit möglichst leichtem Berühren der Sache, von der er ja nicht ahnen sollte, wie sehr sie ihr am Herzen lag. „Aber ich könnte ja auch im Auftrag meines Bruders kommen. Warum nicht?"

„Weil es im Frauencharakter liegt," antwortete Meinhard in neckischem Tone, „an den Freund nur zu denken, wenn man ihn für sich selbst braucht."

„Sie haben doch eine recht abfällige Meinung vom Frauencharakter'. Das könnte mich reizen, Ihnen zu beweisen, wie ungerechtfertigt diese Meinung ist."

„Da muß ich Ihnen nur rasch den Umweg abschneiden und darf mich dabei wohl der gewöhnlichen Geschäftsformel bedienen. Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?"

Hilda mußte trotz der innerlichen Unruhe lächeln. Dann faßte sie sich ein Herz und sprach kurz ihren Wunsch aus, die bei ihm deponirte Geldsumme an sich zu nehmen. Während sie sprach, wagte sie aber nicht, ihn anzusehen, aus Furcht, er könnte ihre Unruhe in ihren Augen lesen.

Vielleicht hatte er eine andere Mittheilung erwartet; denn er sah ein wenig überrascht aus, fand sich aber sofort in die Lage. Eine natürliche Ideenverbindung brachte ihn auf das ohne Resultat gebliebene Gespräch, zu dem er auf dem vorgestrigen abendlichen Heimwege von Waltershofen selbst die Anregung gegeben hatte. Er neigte verständnißvoll das Haupt.

„So stellt sich denn die Entwickelung, welche ich voraus gesehen, früher ein, als es vorgestern noch den Anschein hatte," sagte er. „Ist seither etwas vorgefallen, was die Entscheidung brachte? Doch nein, es bedarf ja auch keiner plötzlichen gewaltsamen Ereignisse, um die Ueberzeugung bei einem Menschen reifen zu lassen, daß er sich nicht mehr an seinem Platze fühlt. Die kleinen Daten

Digitized by Google

summiren sich. Ich habe sie mitempfunden und mich in Ihre Seele versetzt. Wie mir muß es auch Ihnen klar geworden sein, daß die Verhältnisse, von denen Sie immer mehr eingeschränkt werden, ein ernstes Erwägen der Zukunft und einen Beschluß über dieselbe erheischen. Eine Natur wie die Ihrige fühlt sich heimathlos, wo sie nicht einen bestimmten Beruf in der Familie ausüben kann. Sie sind zu jung, um auf den Altentheil gesetzt zu werden, zu jung, um das Leben als etwas Abgeschlossenes zu betrachten, zu jung, um ohne Zweck und ohne Zwang hier in einem vergessenen Winkel fast ohne Berührung mit der Welt den langen Rest der Jahre hinzubämmern. Sie können nur glücklich sein, wo Sie Arbeit für Ihre Kräfte, ein Ziel für Ihre Arbeit haben, wo Sie nützen können und das Bewußtsein dieses Nutzens haben."

„Man kann in jeder Stellung nützen," meinte sie, plötzlich in einen ganz andern Gedankengang gelenkt.

„Ja, auch wenn Sie blos die Blumen pflegen und lediglich durch Ihre freundliche Anwesenheit das Familienleben verschönern. Aber ein Anderes ist es, ob Sie damit in dem großen in einander greifenden Räderwerke den Platz ausfüllen, der Ihnen mit den Ihnen verliehenen Anlagen zugedacht ist, ob Sie sich selbst genügen in einem Kreise, wo Ihr Ausscheiden kaum eine Lücke hinterließe. Sie bedürfen eines Wirkungskreises und werden sich nur in demjenigen wohl und zufrieden fühlen, der Ihnen eine volle Entfaltung Ihres Wesens gestattet und Sie ganz in Anspruch nimmt; denn in Ihrer Natur liegt nicht die Beschaulichkeit."

„Und so sprechen Sie, Meinhard, Sie, den jedes dieser Argumente selbst gelten könnte und der doch im Begriffe steht, den an ihn ergangenen Ruf abzulehnen?"

Vor der ernsten Frage senkte nunmehr Meinhard den Blick. Sein Eifer war verstummt, und gedämpfter, fast befangen brachte er nach einer Weile eine Erklärung, die wie eine Enttäuschung klang, hervor.

„Es lebt der Drang in jedem Manne, sich zu bethätigen und das Feld seines Schaffens zu erweitern, aber es hat nicht jeder die Kraft und Selbstverleugnung, diesem Drange alles Andere unterzuordnen. Die Wahl ist schwer, welches Gefühl dem andern zum Opfer gebracht werden soll, und in der Regel siegt das — welches tiefer im Herzen entspringt."

In diesen letzten Worten webte ein so wunderliches Schwingen der tiefen wohlklingenden Stimme, daß Hilda sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, Meinhard bemeistere nur mühsam eine mächtige Bewegung. Es war ihr selbst dabei ganz beseemblich zu Muthe; ihr Blick schweifte hinüber zu den welken Rosen, und eine zarte durchsichtige Röthe trat auf ihre Wangen. Aber mit einem schnellen energischen Rucke des Kopfes wies sie auch sich selbst energisch zurecht. Die letzte Zeit hatte schon Anwandlungen gebracht; heute galt es zu handeln, nicht zu träumen.

„Ich denke, wir lassen die Erörterungen bis auf ein andermal. Die Zeit dergeht, und wenn ich Sie bitten darf —"

„Sie wünschen Ihr Geld? Ja, das kann ich Ihnen sogleich —"

Dienstfertig erhob er sich, und während er an den Schreibtisch ging und dort eines der Schubfächer öffnete, fragte er: „Die ganze Summe oder nur einen Theil?"

„Bitte, die ganze!" antwortete sie.

„Soll ich die Papiere für Sie verkaufen und den Erlös an eine bestimmte Adresse senden?" fuhr er fort zu fragen.

„Das geht nicht wohl an," erwiderte sie.

„Ich dachte an einen Hauskauf," meinte er, „an eine Anzahlung — aber darf man denn von Ihrem Plane nichts erfahren? Vielleicht kann ich Ihnen mit meinem Rathe nützlich sein. Uebereilung thut ja nicht Noth. Man hat Ihnen doch Kost und Logis nicht schon gekündigt?"

Der Scherz fand keinen Anklang; er steigerte nur Hilda's Verlegenheit.

„Darf ich nicht mein kleines Geheimniß haben?" fragte sie scheinbar in seinen Ton eingehend. Nun aber war er es, der ihn wechselte.

„Ein kleines? Mich dünkt, Hilda, ein solcher Entschluß — wie immer er gestaltet sei — ist ein großer, ein sehr großer, und sonst ist es auch nicht Ihre Art, derlei wie etwa eine Geburtstagsüberraschung leicht zu nehmen und insgeheim zu betreiben. Was haben Sie vor?"

„Ich werde es Ihnen sagen, wenn es an der Zeit ist."

„Ich war der Meinung, Ihr Vertrauen zu besitzen."

„Ach, was Ihr Männer doch für umständliche Leute seid!"

Die Ungeduld hatte ihr diesen Ausruf erpreßt. Wie erschrak sie aber, als Meinhard das Paket, welches er zwischen andern aus der kleinen Handcasse, die in der Lade gestanden, hervorgeholt hatte und das sie schon in der Tasche zu haben vermeinte, gedankenvoll in der Hand wog und dann wieder auf den Tisch zurücklegte.

„Ich weiß doch nicht," sagte er dabei, „ob ich recht daran thue, Ihnen dieses Geld so ohne Weiteres zu übergeben."

„Welche Geschäftsbedenken!" Es war ihr, als vernehme sie Edwin's Stimme: ‚der Pedant!' „Ich unterschreibe Ihnen die Empfangsbestätigung, und Sie sind damit aller Verantwortung enthoben."

„So ganz und gar denn doch nicht! Im Einvernehmen mit Franz wurde dieses Capital meiner Verwaltung anvertraut. ‚Es soll dereinst meiner Nichte gehören,' erklärten Sie."

„Allerdings! Mimi soll darum nicht verkürzt werden. Ich werde ihr die Summe aus meinem Vermögensantheil ersetzen, sobald Franz ihn mir herausbezahlt."

„So haben Sie also dieses Geld für einen Zweck bestimmt, bei dem es ihr — und wohl auch Ihnen verloren geht?"

„Ach, das ist ja ganz Nebensache."

„Nicht doch!"

„Nun, dann nehmen Sie an, ich hätte die Summe zum Einkauf einer Lebensrente bestimmt!"

„Für sich oder für einen Andern? Darin liegt der Unterschied."

„Für — meine Nichte."

„Sie haben deren zwei. Es könnte für jene in Amerika sein."

„O, daß ich das Leben des armen Kindes noch versichern könnte! Es ist leider todt."

„Vielleicht zu seinem Glück."

„Sie sind herzlos."

„O nein, Hilda, bedenken Sie selbst, was dem armen Wesen bevorstand!"

Hilda senkte den Kopf.

„Es ist möglich, daß Sie Recht haben," gab sie zu; „denn es ist schrecklich zu denken, was aus dem Kinde hätte werden müssen unter der Leitung einer solchen liebosen, tägnerischen und gemüthlichen Mutter."

„Ich erstaune, Hilda. Sie waren ja immer der entgegengesetzten Ansicht."

„Weil ich von der Heuchelei dieses Weibes umstrickt war," erwiderte sie. „O, es empört mich, daß ich diesen niedrigen Verleumdungen Glauben schenken und mich verleiten lassen konnte, meinem Bruder so großes Unrecht zu thun, dem eigenen Bruder auf die Anklage einer Fremden hin, der ich von vornherein hätte mißtrauen sollen. Sie allein hat sein Unglück auf dem Gewissen, sie ganz allein."

„Sind Sie auch gewiß, Hilda, daß Sie in keinen neuen Irrthum verfallen? Ein Mann lebt nicht Jahre lang an der Seite eines unwürdigen Weibes, ohne selbst entwürdigt zu werden."

„Aber er kann sich wieder erheben," nahm Hilda mit warmem Eifer die Partei des Angegriffenen. „Er ist ein Anderer, ein Besserer, sobald er die entwürdigende Gemeinschaft löst, und es ist ja die einfachste Menschenpflicht, einen solchen Besserungsversuch zu unterstützen."

„Also das ist die Bestimmung dieses Geldes?"

Meinhard's ruhige, kalte Frage bewirkte bei Hilda eine plötzliche Ernüchterung. Sie sah mit Schrecken, daß sie sich zu weit hatte hinreißen lassen, daß sie sich verrathen hatte.

„Nun denn, ja," erklärte sie nach einer kleinen Weile, ihr ganz in Purpur getauchtes Antlitz trotzig erhebend.

„Ich hätte es voraussehen sollen, Hilda. Die Selbstsucht wird immer wieder Mittel finden, ihr Mäntelchen zu mißbrauchen."

„Nein, nein, diesmal ist es kein Mißbrauch, ich weiß es bestimmt —"

„Woher?" fragte er gespannt.

Hilda bebte vor innerer Erregung.

„O, wozu diese Discussion?" kam es im Tone strenger Zurückhaltung von ihren Lippen. „Hier kommt es nicht darauf an, Sie zu überzeugen, sondern mir das Verfügungsrecht über mein Vermögen zu wahren."

„Aber warum haben Sie kein Zutrauen mehr zu mir, Hilda?"

Digitized by Google

fragte er leise den Kopf schüttelnd. Aber der milde Vorwurf schürte nur das Feuer.

„Habe ich denn über alles Rechenschaft abzulegen?“ entgegnete sie trotzig. „Unterscheiden kann ich selbst auch; ich bin kein Kind mehr.“

„Ja, herzensgut und unerfahren sind Sie, wie ein Kind, das man vor einer Falle warnen und vor Schaden behüten muß.“

„Komm' ich zu Schaden, so ist es meine Sache.“

„Nein, die Verantwortung träfe, wenn auch nur vor dem eigenen Richter, den man im Innern trägt, Denjenigen, der seine Pflicht als Ihr Beschützer so arg vernachlässigt hätte.“

„Mein Beschützer?“ Hilda trat mit einem stolzen Emporheben des Kopfes zurück. „Kein Mann hat das Recht, sich dazu aufzuwerfen, es wäre denn —“

„Nun?“ fragte er die Stockende, der abermals ein Blutstrahl in's Angesicht geschossen war.

„Der Ehemann,“ sagte sie leise.

„Und der wahre Freund,“ fügte er hinzu.

„Ja, Meinhard, aber der ist kein wahrer Freund, der eine freiwillig ihm eingeräumte Stellung in ein Abhängigkeitsverhältniß verwandeln will. Genug des Wortwechsels! Machen wir der Sache ein Ende! Geben Sie —“

„Nein, Sie bekommen das Geld nicht.“

Und statt in die gebieterisch ausgestreckte Hand, legte er das Paket in die Lade zurück und schob sie zu. Miene und Haltung deuteten, als er sich Hilda wieder zuwendete, auf einen unabänderlichen Entschluß.

„Sie enthalten mir mein Eigenthum vor?“ rief sie heftig.

„Bis auf Weiteres, ja.“

„Wie dürfen Sie das? Es ist eine gesetzwidrige Handlung.“

„Allerdings, und es steht Ihnen frei, mich dafür zu belangen. Klagen Sie immerhin — ich entziehe mich den Folgen nicht. Aber bis das Gericht mich zur Auslieferung zwingt, wird doch einige Zeit vergehen, und es ist möglich, daß Sie unterdeß zu klarerer Einsicht kommen. Es ist besser, daß ich Sie zum Schein beraube, als daß Sie thatsächlich beraubt werden.“

„Sie begehen einen Vertrauensbruch, einen Rechtsbruch,“ rief Hilda, und ihr brennendes Auge, in dem eine Thräne zerfloß, richtete sich in Haß auf Meinhard.

„Das Vertrauen, das nicht existirt, kann nicht gebrochen werden,“ erwiderte er, tiefen Gram in den Zügen. „Es war nur ein Irrthum, daß ich an Ihr Vertrauen glaubte, Hilda. Was aber das Recht betrifft, so will ich es lieber verletzen, als meine Pflicht gegen die Freundschaft, der ich meinerseits treu bleibe.“

„Treu? Ich entbinde Sie derselben — für immer!“

„Hilda!“

„Sie selber, Meinhard, haben das Band mit Gewalt entzweigerissen. Das ist nimmermehr gut zu machen.“

„Sie sind im Zorn, meine Freundin — der wird verrauchen.“

„Mag sein!“ stieß sie, durch seinen Gleichmuth gereizt, hastig hervor. Sie kannte sich selbst nicht mehr. „Unter dem Vorwande, Mißbrauch zu verhüten, selbst einen begehen, ist eine unehrenhafte Handlung, und einer solchen gegenüber verwandelt sich die Empörung — in Verachtung.“

Es kam kein Wort über seine Lippen; kein Zug seines Gesichtes regte sich; er war wie zu Stein geworden. Aber vor diesem bleichen Antlitz, vor dem starren Blicke fühlte sich Hilda von einer jähen Furcht erfaßt. Die rückläufende Welle des Bluts jedoch verdrängte wieder diese Empfindung. Nein, es gab da nichts zu widerrufen. Sie hatte nur ausgesprochen, was sie dachte. So war es.

Meinhard hatte eben das ihm anvertraute Geld wieder an seinen alten Platz gelegt und unter Verschluß gebracht, als die Thür sich öffnete und in dem Rahmen derselben der Hausdiener erschien — er kam Hilda wie eine Rettung aus banger Noth. Er entschuldigte die Unterbrechung, indem er gleichzeitig Fritz, den Reinach'schen Kutscher einließ.

Die gnädige „Frau Schwiegermama“, berichtete Dieser, warte unten in der Equipage und habe ihn herumgeschickt, es dem gnädigen Fräulein zu melden.

Verwirrt erklärte sich Hilda bereit, ihm sogleich zu folgen. Nur noch mit einem scheuen Blick streifte sie Meinhard, von dessen ruhiger Haltung keine Aenderung seiner Entschlüsse zu erwarten stand und der sie stumm bis zur Thür begleitete, wo er sich mit einer förmlichen Verbeugung kühl von ihr verabschiedete.

Erst als Hilda von Frau Rohrwek mit strenger Miene empfangen wurde, schoß ihr die Frage durch den Kopf, wie dieselbe denn dazu gekommen, sie hier zu vermuthen und abzuholen. Hilda war zwar heute früh mit ihr in die Stadt gefahren, hatte auch eine Rückfahrt um Mittag mit ihr halbwegs verabredet, aber wie konnte sie ahnen — — kurz der Gedanke, ihre Wege ausgekundschaftet zu wissen, übte auf das erregte Mädchen eine peinlich deprimirende Wirkung — aber nur für einen kurzen Moment; denn schnell tauchten in ihrem erhitzten Kopfe alle andern Gedanken in den einen an das eben Erlebte unter. Hilda hörte kaum darauf, als ihr nicht ohne eine gewisse Schadenfreude auseinanderzesetzt wurde, wie man sie hier aufgefunden. Das war nämlich so gekommen: Fritz war die so lange Ausbleibende suchen gegangen und hatte im Kaufmannsladen, wo er vorsprach, den Amtsschreiber getroffen, der gerade zum Essen ging und die Vermißte auf der Treppe gesehen hatte. Frau Rohrwek schloß an diese Auseinandersetzung unverhohlene Vorwürfe über die verzögerte Heimfahrt an einem Tage, wo das Essen, des nach Tisch projectirten Ausflugs wegen, ausdrücklich auf eine frühere Stunde angesagt war; die alte Dame endete ihre Rede mit einem ernsteren Tadel, auf den es wohl von allem Anfange an abgesehen war und der in dem gravitätischen Urtheilsspruche gipfelte:

„Mein liebes Kind, eine solche Freundschaft ist unschicklich. Man kann nie vorsichtig genug sein. Die böse Welt macht so gern ihre Schlüsse.“

„Vor solchen Trugschlüssen bin ich wohl sicher,“ entgegnete sie verletzt.

„Gut, gut, mein Herzchen!“ sagte die alte Frau beschwichtigend und nickte schlau, „bin ja ganz überzeugt. Ist schon eine zu alte Bekanntschaft, und was so lange in der Entwickelung zurückbleibt, wächst sich nicht mehr aus. Aber, glauben Sie mir, das Beste ist doch, um den Leuten den Mund zu stopfen: Sie heirathen sobald als möglich.“

Immer wieder dieser unausstehliche, stets gleichbleibende Refrain! Hilda gab keine Antwort und lehnte ihr schmerzendes Haupt in die weichen Kissen des Wagens zurück.

8.

Hilda hatte Kopfweh, und so war es keine bloße Ausrede gewesen, als sie gebeten, vom Mittagstische wegbleiben und sich der Ausfahrt entziehen zu dürfen. Diese Ausfahrt galt nämlich dem ersten der in den Wintermonaten reihumgehenden Wohlthätigkeitskränzchen, an dem Mimi Theil nehmen sollte. Statt von der wirklich kranken Hilda wurde das jubelnde Kind nun von Frau Rohrwek begleitet.

Hilda war wirklich krank. Ihr Puls ging rasch; ihre Stirn glühte, und als sie aus dem Schlummer erwachte, der sie inmitten des Gewühles hastig kreuzender Gedanken wie eine schwere Betäubung überfallen, da fühlte sie sich nicht gestärkt, nicht gelärkt, nicht beruhigt, nein, nur muthloser als zuvor. Sie hatte eine Niederlage erlitten — wie und durch wessen Schuld, diese Erwägung folgte erst in zweiter Reihe; was sie am schmerzlichsten drückte, war: daß sie ihr Ziel verfehlt hatte.

Ihr Wille hatte sich als ohnmächtig erwiesen; ihr Drohen war sogar verhöhnt worden; denn offenbarer Hohn lag in dem Hinweis auf die ihr zustehenden gerichtlichen Schritte. Hätte man ihr so begegnen dürfen, wenn sie ein Mann gewesen wäre? Als solcher hätte sie noch über andere Waffen zu verfügen gehabt als über das Wort, und der Mann hätte sich auch nicht begnügen müssen, die thatsächliche, tiefempfundene Beleidigung mit einer anderen zu erwidern, die ja der Hochmuth des Mannes eben darum, weil sie aus dem Munde eines Weibes kam, wieder verächtlich abschätteln konnte, ohne daß sie ihn weiter berührte. Eine Frau, der ein Gatte zur Seite stand, konnte solche Ueberhebung strafen lassen, und deshalb schon war sie in gewissem Grade vor ihr sicher. Sie aber war ein Mädchen, hülflos und gänzlich der Willkür dessen preisgegeben, mit dem sie um ihr gutes Recht kämpfte. Der einzige natürliche Beschützer, den sie besaß, durfte nicht einmal aufgerufen werden, weil er sich selbst feindlich gegen ihre Absicht verhalten hatte. O, es war eine verzweifelte Lage, in der sie sich befand!

Ja, es gab doch ein Versäumniß in ihrem Leben, ohne das

Digitized by Google

sie jetzt nicht so wehrlos dastehen würde, so rathlos, so mit leeren Händen.

Doch wozu nützten solche Erwägungen? Darüber entschwand nur die Zeit, und diese leeren Hände durften sich doch nicht in selbstzufriedener Ergebenheit in den Schooß legen. Hilda hatte ebenso wenig Anlage zum stillhaltenden Fatalismus des Mohammedaners wie zur alles dem Walten der Vorsehung anheimstellenden Frömmigkeit der Nonne. Ihr gesundes, reges Naturell drängte zum Handeln, zur Selbsthülfe. Es mußte etwas geschehen — um des armen Kranken willen, den sie noch immer mit Bangen im Jägerhause wußte.

Und wenn es nicht anders ging, wollte sie sich an Franz wenden. Ja, es blieb kein anderes Mittel. Er hatte sich ja bereit erklärt, ihr das ganze auf Waltershofen eingesetzte Capital auszuzahlen, und nur Geduld verlangt. Doch eben diese konnte sie nicht haben. Er mußte ihr wenigstens die Summe, die in Frage stand, schaffen. Und wenn er, wie Meinhard, nach dem Zwecke fragte? Nun, dann würde sie zu sprechen wissen. Kein fremder Zwang legte ihr hier Verschwiegenheit auf, und es war nur zartfühlende Scheu gewesen, die sie abgehalten, seiner ablehnenden Heftigkeit die Stirn zu bieten. Jetzt zeigte sich ihr kein glatterer Weg mehr. Mochte Franz sich ereifern, wie er wollte, er konnte es doch nicht geschehen lassen, daß sein Bruder — —

Aber zandern durfte sie nicht mehr. Die Stunden verrannen; schon begann der Abend zu dunkeln, und der Wagen konnte die Fortgefahrenen jeden Augenblick zurückbringen; dann war die günstige Gelegenheit zu einer ungestörten Verhandlung unwiederbringlich verpaßt.

Rasch entschlossen erhob sich Hilda und begab sich aus dem im oberen Stockwerke gelegenen Gastzimmer, das sie am vergangenen Tage bezogen hatte, die Treppe hinab, nach dem Arbeitszimmer ihres Bruders. Sie nahm den Weg durch das kleine Gemach, in welchem seine Garderobe und seine Jagdrequisiten untergebracht waren. Da — in dem Augenblicke, als sie eben den Fuß über die Schwelle setzen wollte — klang etwas, wie ein Lachen, an ihr Ohr. Erschrocken hielt sie den Schritt an.

„Da, was ist das?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Thierleben Aegyptens.

In dem alten, classischen Reiche der Pharaonen, dem Lande der Pyramiden, begegnet man heutiges Tages noch einzelnen interessanten Repräsentanten des Thierreiches, welche die ältesten Menschenrassen des ursprünglichen ägyptischen Reiches überlebt haben und deren Bildnisse noch manches Monument der damaligen Zeit zieren. Unter diesen sind als besonders hervorragend zwei Thierarten zu bezeichnen, die, obgleich zu verschiedenen Classen der Wirbelthiere gehörend, dennoch in Bezug auf die mannigfachen, mehr oder weniger fabelhaften Erzählungen der Alten in einer gewissen Beziehung zu einander stehen.

Es sind dies die Pharaonsratte oder der Ichneumon, auch unter dem Namen „Manguste“ bekannt, und der vielberüchtigte Leviathan des Nilflusses, das Krokodil.

Der Ichneumon, welcher seiner Zeit gemeinschaftlich mit dem Krokodil an den fruchtbaren Ufern des großen Flusses in Unter-Aegypten lebte, ist ein recht nettes, ansehnliches, aber durchaus raubsüchtiges Thier, das nach mehreren Schriftstellern seit Urzeiten auch als Hausthier zur Vertilgung des Ungeziefers in den Wohnungen der Aegypter gehalten und gepflegt wurde.

Dieses Thierchen, zur Ordnung der Fleischfresser gehörend, ist nicht größer, als unsere gemeine Katze, jedoch etwas gestreckter, niedriger auf den Beinen und fast ebenso schlank gebaut, wie unsere Marder, denen es in Bezug auf Gefräßigkeit und Raubgier nicht im mindesten nachsteht. Dem Anscheine nach ist es ein recht anmuthiges Geschöpf, in dem man sicher nicht auf den ersten Blick, wäre es nicht seiner kleinen, schwarzen, frechen Augen wegen, eine so bösartige Natur vermuthen würde.

Das Exemplar, welches der Kölner zoologische Garten zur Zeit besitzt, hat eine Höhe von einundzwanzig Centimeter und eine Länge von einem Meter, wovon etwas mehr als die Hälfte dem Schwanze zukommt, dessen Basis ziemlich dick erscheint und zur Spitze hin, die in eine kleine, pinselartige schwarze Quaste endet, allmählich abnimmt. Den ganzen Körper ziert ein ansehnlicher Pelz von schwarz und gelblich gezingelten, steifen Haaren, die in fahlgraue Spitzen enden, sodaß der Hauptton des Ganzen, abgesehen von dem Rücken, dem Kopfe und den Beinen, wo die Nuance etwas dunkler ist, dem Auge als hellgrau erscheint. Unter diesem sichtbaren Haarkleid steckt noch ein dichter, wolliger, rostgelber Pelz. Die Schnauze, die Sohlen und ein Ring um die Augen sind unbehaart, die Ohren klein und abgerundet und die Zehen bis an die Hälfte mit kurzen Spannhäuten versehen. Nach Brehm, der den Ichneumon in Aegypten gesehen, soll seine ganze Länge nur fünfundsechzig Centimeter betragen, wovon der Schwanz ungefähr die Hälfte einnimmt. Allein die Größe dieser Thiere, sowie die Nuancen derselben bieten uns, je nach den Ortschaften Afrikas, aus denen sie stammen, gewisse Modificationen, die aber hier nicht in Betracht kommen. Nach den verschiedenen Beschreibungen zu urtheilen, gehören alle Ichneumons, welche Afrika vom Norden bis zum Süden bewohnen, derselben Art an.

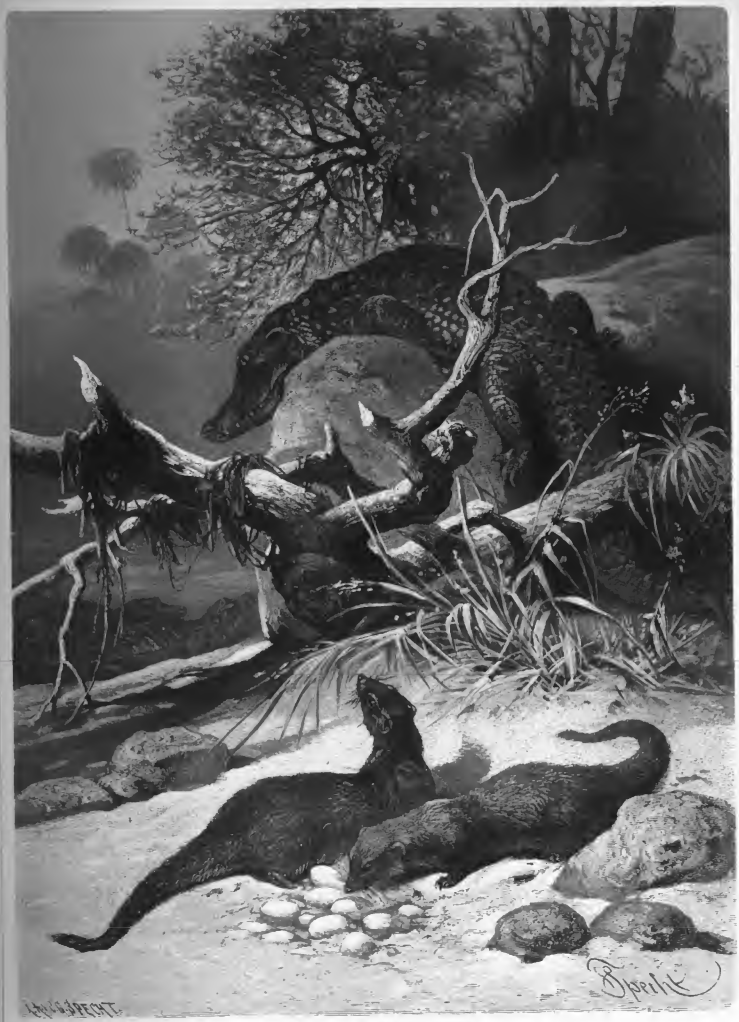
In der Wildniß lebt der Ichneumon vorzugsweise an den feuchten mit Schilf bewachsenen Ufern der Flüsse, wo er geschützte Verstecke zu seinem Aufenthalte leicht auffindet, um von dort aus unerwartet und ohne Gefahr auf seine Beute losstürzen zu können. Er nährt sich von allerlei kleineren Vierfüßlern, soll aber auch Schlangen, Eidechsen, Frösche und Insecten, ja sogar Würmer fressen, vorzugsweise aber geht er auf Raub von Geflügel und Eiern aus, und ist deshalb ein unbeliebter Gast der Landbewohner; denn gleich dem Marder und dem Iltis zerstört er viel mehr, als sein Bedürfniß erheischt. Uebrigens hat uns die Erfahrung gelehrt, daß er Fische den Fleischspeisen vorzieht.

Der Ichneumon, im Arabischen unter dem Namen „Nims“ bekannt, ist ein durchaus flinkes, behendes Thier und doch sehr vorsichtig in seinem Benehmen. Er klettert mit Gewandtheit auf kleinere Bäume, um Vögel zu erhaschen oder ihre Eier in den Nestern aufzusuchen. „Nach meinen Beobachtungen,“ sagt Brehm, der dem Ichneumon eine lange, ausführliche, höchst interessante Beschreibung widmet, „geht er nur bei Tage auf Raub aus, wagt sich niemals auf's offene Feld, sondern schleicht vielmehr möglichst gedeckt und mit großer Vorsicht dahin. Sein Gang ist ganz eigenthümlich. Es sieht aus, als ob er auf der Erde dahin kröche, ohne ein Glied zu bewegen, weil seine kurzen Beine fast vollkommen von den langen Haaren seines Pelzes bedeckt werden. In den Sommermonaten gewahrt man ihn selten allein, sondern stets in Gesellschaft seiner Familie. Immer läuft ein Mitglied dicht hinter dem anderen her, zuerst das Männchen, dann das Weibchen und zuletzt die Schaar der Jungen, sodaß es aussieht, als wäre die ganze Sippschaft nur eine Kette eines einzigen Wesens, einer langen, sich dahin windenden Schlange nicht unähnlich.“

Seine Stimme klingt wie ein leises Wimmern, welches während der Paarzeit in ein scharfes, durchdringendes Pfeifen übergeht, sonst aber vernimmt man nur selten irgend einen Ton von ihm. Das Weibchen wirft im Frühjahr zwei bis vier Junge, die von Vater und Mutter sorgfältig gepflegt und bewacht werden, bis sie selbstständig sind; alsdann trennt die Familie sich, und jedes bleibt allein für sich, bis die Paarungszeit die beiden Geschlechter wieder zusammenbringt.

Der Ichneumon ist der Gegenstand einer Reihe von fabelhaften Erzählungen. Daß er die Krokodileier verspeist und deshalb, wie Herodot erzählt, bei den alten Aegyptern der höchsten Verehrung genoß, kann wohl als wahrscheinlich gelten; wenn aber Mimius berichtet, daß er dem Krokodil, während dieses sich mit aufgesperrten Rachen in der Sonne labt, in's Maul hineinspringt, sich durch die Halsöffnung desselben bis in den Leib hineinbohrt, dort Herz und Leber zerbeißt und sich alsdann, vermittelst seines kleinen Gebisses, einen Weg nach außen durch die Leibeshöhle bahnt, so gehört diese Mittheilung ohne Frage in das Gebiet der Erfindung. Eine bloße Volkssage ist sicherlich auch der Bericht, er pflege sich mehrmals im Kothe zu wälzen und sich alsdann an der Sonne zu trocknen, damit die Giftzähne der ihm gefährlichen Schlangen diese Art Harnisch nicht zu durchbohren vermögen.

Digitized by Google



Ichneumons, Krokodileier raubend.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

Sicher aber ist, daß der Ichneumon diesen Volkssagen die hohe Verehrung verdankt, die er unter den alten Aegyptern genoß, welche seinen Leichnam einbalsamirten, an heiligen Stätten beerdigten und sein Andenken durch Bildnisse auf ihren Monumenten verewigten.

Weshalb aber der infame Räuber, das Krokodil, der alte Zeitgenosse des Ichneumon, gleich diesem, wie Herodot und Strabo berichten, derselben Ehren genoß, ist weniger begreiflich und kann wohl nur der unbeschreiblichen Angst und dem überaus großen Respect zugeschrieben werden, den ein großer Theil dieser Völkerschaften vor dem Ungeheuer hatte. Heute soll der alte berühmte Leviathan in Unterägypten zu einer Mythe geworden sein, sodaß der Ichneumon sich dort nicht mehr an seinen Eiern laben kann.

Ruhig und still fließen nunmehr die Fluthen des classischen Nils dahin, und Friede wohnt an seinen Ufern, wo die gelbblüthigen, viel gepriesenen Lotosblumen wuchern, wo die prächtigen Mimosen, Sykomoren und Tamarisken blühen und die eleganten Palmen ihre imposanten Kronen entfalten. Die einzigen Thiergeschöpfe, welche heutigen Tages diese paradiesische Landschaft noch beleben, sind außer dem Ichneumon Züge von Pelikanen, Störchen, Reihern und Ibissen, sowie Schaaren von Flamingos, Schwalben und wilden Tauben.

Dagegen beherbergt der obere Nilfluß noch viele Tausende von Krokodilen, die jedoch allmählich, je mehr der Mensch dort seine Herrschaft ausbreitet, der allen beigegebenen Macht der neuen Jagdgeschosse unterliegen; bald wird man Krokodil und Schlange mehr und mehr vergessen, und auch ihr äußeres Bild wird im Gedächtnisse der dortigen Völker verblassen; denn die Zeit ist dahin, wo ihre Leichname in den heiligen Stätten der Krokodilstadt am See Moeris eine Grabstätte fanden.

R. Funck.

Die Gobelin-Manufactur zu Paris.

Zugleich ein Blick auf den Antheil deutscher Meister an ihrer Entstehung.

Von Ernst Pasqué.

(Schluß.)

Während der französischen Revolution lagen die Arbeiten der Gobelin-Manufactur so gut wie völlig darnieder; wie die Sansculotten des Jahres 1793 mit den Gobelins verfuhren, haben wir schon angedeutet. Doch unter dem Kaiserreiche erstand die Manufactur zu neuer Blüthe; denn Napoleon der Erste brauchte ihre Kunstproducte zur Verherrlichung seiner Thaten und seiner Person. Die letzten Arbeiten vom Jahre 1814: „Empfang der Königin Luise in Tilsit", „Zurückgabe der Waffen an den Herrscher von Alexandria", „Audienz des persischen Gesandten durch Napoleon", blieben unvollendet, und heute noch sind diese drei Fragmente in dem Gobelin-Museum ausgestellt. Unter Ludwig dem Achtzehnten wurde 1825 die Teppichmanufactur der Savonnerie, von welcher später noch die Rede sein wird, mit den Gobelins vereinigt; desgleichen unter Napoleon dem Dritten die Teppichmanufactur von Beauvais; ihre schlimmsten Tage aber, ja fast ihren Untergang, erlebten die Gobelins unter der wahnsinnigen Herrschaft der Commune; denn am 25. Mai 1871, als die Communards sich vor den Versailler Truppen von den Buttes aux Cailles, vor der Barrière d'Italie gelegen, zurückziehen mußten, setzten sie die Gobelin-Manufactur in Brand. Glücklicher Weise war durch Beamte und Arbeiter des Etablissements ein großer Theil der werthvollen Tapeten rechtzeitig geborgen worden, doch zerstörte das Feuer der Petroleurs noch eine bedeutende Menge derselben. Nach dem amtlichen Berichte verbrannten achtzig laufende Meter Gebäude, darunter die dem Publicum geöffnete Gallerie, ein Atelier mit sechs Webstühlen, drei Säle, angefüllt mit Spulen, welche mit gefärbter Wolle und Seide umwickelt waren, die Schule der Tapetenwirkerei, ein Maleratelier und ein großer Theil des Magazins, welches letztere Gypsabgüsse für den Zeichnenunterricht enthielt. Den Hauptverlust aber bildeten siebenzig große Tapeten, darunter eine ganze Reihe aus der Geschichte Napoleon's des Ersten, unersetzliche Kunstschätze, die bis dahin eine Zierde der Gallerie gewesen waren und die Bewunderung jedes Beschauers erregt hatten.

Noch heute leidet die Manufactur unter den Folgen dieses schweren Schicksalsschlages; denn wenn in ihr gegenwärtig auch noch über hundert Arbeiter und Künstler beschäftigt sein mögen, ihre Glanzperiode ist dahin.

Es bliebe uns nun noch übrig, einige Worte über die Art und Weise der Herstellung der Tapeten zu sagen, obgleich diese wohl mehr oder minder bekannt sein dürfte. Also in Kürze Folgendes: Bei den Hautelisse- (hochsichtigen) Tapeten ist die Kette eine verticale, bei den Basselisse- (tiefsichtigen) Tapeten eine horizontale, doch wird heute bei der Tapetenwirkerei und Teppichweberei fast nur noch in Hautelisse gearbeitet. Bei ersterer sitzt der Arbeiter hinter der Kette; er hat das Fenster vor sich und das Gemälde, welches er copirt, neben sich (bei der Teppichweberei ist das Umgekehrte der Fall; er sitzt vor seiner Arbeit, hat das Licht hinter sich und sein Modell fast über sich). Vermittelst Pauspapier überträgt er das Gemälde, einen Theil desselben nach dem andern, auf seine Kette, und dann umfährt er mit schwarzer Kreide, die an ihrem Ende nicht zugespitzt, sondern leicht ausgefeilt ist, jeden Faden an der Stelle, wo sich die Zeichnung befindet, welche somit ganz genau auf beiden Seiten der Kette zu sehen ist. Nun muß er sich die ihm nöthigen, einarmig geformten, mit Wolle und Seide in tausendfachen Farbennuancen umwickelten Spulen (heute hat jede Farbe vierundzwanzig Schattirungen) hervorsuchen und ordnen, und erst dann beginnt seine eigentliche Arbeit, die er ebenso selbstständig fort- und zu Ende führt, wie er sie begonnen. Immer ist er dabei genöthigt, vor seine Tapete hinzutreten, Wirkung und Fortgang seiner Arbeit zu prüfen, zu bessern oder gar zu vernichten und wieder von Neuem zu beginnen, ein schweres Stück Arbeit, bei dem ein geübter und fleißiger Arbeiter im Durchschnitte pro Tag nur vierundreißig Quadratcentimeter fertig zu stellen vermag; welchen Aufwand an Zeit dies für eine große Tapete erfordert, an der jedoch gewöhnlich mehrere Arbeiter beschäftigt sind, ist hiernach wohl annähernd zu bemessen, wie auch der Werth, den sie repräsentirt, dadurch in ein helles Licht tritt.

Der höchste Gehalt, den ein solcher Künstler bezieht, übersteigt nicht 2000 Franken, und vor der theilweisen Zerstörung der Gobelins durch die Commune befanden sich etwa fünfundreißig solcher Kunstwirker dort.

Daß die Färberei heute die höchste Stufe der Vervollkommnung erreicht haben, bedarf wohl keiner Darlegung; der alte Gluck würde sich wundern, wenn er heute die vierundzwanzig Nuancen seines Scharlachs vom tiefsten Roth bis zum feinsten Rosa, oder Grau von dem Dunkelgrau des Schiefersteins bis zu dem lichtesten Silbergrau der Perlmutter sehen könnte.

Schließlich sei es uns gestattet, noch eine kurze Darstellung der Entstehung und Entwickelung der Schwestermanufactur der Gobelins, der seit 1825 mit dieser vereinigten „Teppichweberei der Savonnerie" zu entwerfen!

Neben den Tapetenwirkereien unterhielten die französischen Könige nämlich noch Teppichwebereien, in welchen Fußteppiche, doch auch Behänge, nach der Weise des Orients und anfänglich auch nach seinen Mustern, in Plüsch gewebt wurden. Nach den neuesten Forschungen war Johann Forstner der erste Teppichweber, welcher ein solches königliches Privileg erhielt. Er wurde im Louvre neben den früher vorgeführten flamändischen Tapetenwirkern untergebracht. 1615 hatte Maria von Medicis in dem damals vor Paris gelegenen Dorfe Chaillot ein Hospital für hundert arme Kinder errichtet, und zwar in einem großen alten Gebäude, in welchem schon seit langen Jahren eine Seifensabrik bestanden hatte und das deshalb den Namen „la Savonnerie" führte. In diese Savonnerie wurde die königliche Teppichweberei verlegt und die dort erzogenen Kinder zu Lehrlingen und Arbeitern für dieses Kunstgewerbe herangebildet. Die neue Anstalt behielt den obigen Namen bei und führt ihn in ihren Producten sogar noch heute, obgleich letztere nicht mehr in jenem alten Locale verfertigt werden.

Die Plüschteppiche, welche in der Savonnerie gewebt wurden, müssen wahre Wunderwerke gewesen sein; dafür spricht unter Anderem jener Riesenteppich, welcher aus zweiundneunzig Theilen bestand

Digitized by Google

und den ganzen Fußboden der überaus langen Louvregallerie bedeckte. Die Fabrik der Savonnerie war stets mit Arbeiten überhäuft, da alle königlichen Gemächer, sammt den Treppen, mit reichen „türkischen" Teppichen belegt wurden und weil ferner dieselben sich ziemlich schnell abnutzten und deshalb oft erneuert werden mußten.

So reichten denn unter Ludwig dem Vierzehnten die Producte der Savonnerie nicht mehr aus, und 1644, zwei Jahre nach Errichtung der Gobelin-Manufactur, wurde daher von Colbert eine zweite königliche Teppichweberei in Beauvais errichtet, die heute noch, wenn auch unter anderen Verhältnissen als zur Zeit ihrer Gründung, besteht und die herrlichsten Producte aller Art Weberei liefert. Die Savonnerie arbeitete bis zur Revolution fort, wo sie nur noch vegetirte. Unter Napoleon hob sie sich zwar wieder, doch Ludwig der Achtzehnte ließ sie eingehen, und 1825 wurden ihre Arbeiter denen der Gobelin-Manufactur zugesellt.

Die Gallerie der Gobelins, welche heute, nach dem Brande unter der Commune, nur 85 Nummern umfaßt, besteht genau zur Hälfte aus Erzeugnissen der Savonnerie, welche allerdings meistens aus neuerer Zeit stammen. Doch enthält das „Mobilier National", das frühere „Garde-Meuble de la Couronne", unter vielen anderen kostbaren kunstgewerblichen Gegenständen noch eine überaus große Anzahl von prachtvollen Teppichen und Tapeten.

Wer die Gobelin-Ausstellung besucht hat, der wird an der Hand obiger Daten sich den Genuß in's Gedächtniß zurückrufen, den ihm der Anblick der herrlichen gewirkten Tapeten und Teppiche bereitet hat. Wer aber die Ausstellung noch nicht gesehen, der möge sich durch die hier gemachten Mittheilungen angetrieben fühlen, bei einem Besuche der Seinestadt an den Gobelins nicht vorüberzugehen; denn wenn auch heute in kleineren Verhältnissen, so gehört die Gobelin-Manufactur doch immer noch zu den anziehendsten Sehenswürdigkeiten von Paris, da ihre Tapeten und Teppiche unbedingt die künstlerisch schönsten und auch historisch interessantesten sind, welche existiren.

Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Es ist in Deutschland wenig bekannt, welch hohen Werth unsere Nachbarnationen auf ihre Nordseebäder legen, mit welcher Rücksicht auf möglichsten Comfort diese Stationen gepflegt werden und einer wie großen Frequenz sich dieselben erfreuen. Die belgischen und holländischen Hauptstationen Ostende, Blankenberghe und Scheveningen haben in der begüterten deutschen Welt zahlreiche Verehrer. Aber ein Leben und Treiben, wie es sich in den Spätherbstmonaten an der englischen Küste in Brighton, Hastings und St. Leonards, Scarborough und anderen Orten entwickelt, findet man dort noch nicht, und von dem Werthe, welchen englische Familien einem Aufenthalte auf der Insel Wight, in Rude, Sandown, Shanklin, Bonchurch, Ventnor und anderen Orten beimessen, hat man bei uns zu Lande kaum eine Ahnung.

Noch weniger ist in Deutschland bekannt, wie viel Dankenswerthes an den Seeküsten unserer Nachbarnationen für unbemittelte Kranke geschehen ist. Auf Grund der sicheren und weiterverbreiteten Kenntniß von der unsichtbaren Heilkraft der Nordseeluft und des Nordseebades hat man überall an den Seeküsten Hospize geschaffen, welche alljährlich Hunderten die Gesundheit wiedergeben oder schwere Leiden erträglich machen. Mustergültig steht das schon im Jahre 1796 gegründete „National Hospital for the scrophulous poor of all England" (Nationalhospiz für unbemittelte Scrophulöse von ganz England) in Margate da, mustergültig das Hospital für Schwindsüchtige in Ventnor. Für nicht weniger als drei Millionen Franken ist ferner an der französischen Nordküste in Berck-sur-mer ein Hospital für sechshundert Kranke errichtet, und in Scheveningen bietet die Sophia-Stiftung hundert Kranken Raum, während für Ostende eine halbe Million Franken zur Errichtung eines Kinderasyls und einer Kindercolonie disponibel geworden ist. In Dänemark besteht ein Kinderhospiz in Nesnäes, und in Italien sind an den verschiedenen Küsten gegenwärtig schon zweiundzwanzig Kinderhospize errichtet, nachdem der Segen des ersten derselben, welches im Jahre 1856 von Dr. Barellai in Viareggio gegründet wurde, zu immer neuen Nachahmungen aufforderte. Ein einziges derselben, das man in jüngster Zeit am Lido in Venedig erbaute, zählt allein hundert Betten; es wurde mit einem Kostenaufwande von 170,000 Lire hergestellt und dieser ganze Betrag fast ausschließlich von Privaten, Gemeinden, öffentlichen Instituten, Banken 2c. aufgebracht.

Was bieten dagegen unsere deutschen Küsten? Kaum ein einziger Ort an der Nordseeküste hat Einrichtungen aufzuweisen, welche den Aufenthalt an demselben anziehend machen könnten, und unter den vielen deutschen Nordsee-Inseln beginnt auf Norderney, Borkum und Zoht erst eben eine Periode des Aufschwungs. Das Meer ist so reich an Schönheit, an gewaltigen Eindrücken, an heilender Kraft, daß man dafür gern einmal eine Zeit lang andere Naturschönheiten oder einigen häuslichen Comfort entbehrt. Die Oede der Dünen und Dünenthäler wird aufgewogen durch einen Strand, welcher uns täglich mit neuer Wonne erfüllt. Aber es ist nicht abzusehen, weshalb die Wohnungen auf unseren deutschen Inseln und an den Küsten so mangelhaft sein müssen, wie sie es der Mehrzahl nach noch sind. In dieser Beziehung wird durch eine gesunde Speculation noch Vieles besser werden müssen, und wenn die Regierungen es gleichzeitig übernehmen, durch Herstellung gemeinnütziger Einrichtungen nicht nur für die Sicherheit der Inseln selbst, sondern auch für die Annehmlichkeit des großen Verkehrs zu sorgen, so werden zahlreiche deutsche Familien nicht mehr Ostende, Blankenberghe und Scheveningen oder die englische Küste aufsuchen, sondern den deutschen Nordseegestaden zueilen und den Wohlstand dieser Inseln fördern.

Noch weniger als für die wohlhabenden Gesellschaftsclassen ist aber für die unbemittelte Welt an den Seeküsten Deutschlands geschehen. Für diese sind kaum die ersten Anfänge gemacht. Auf Norderney existirt seit vier Jahren eine Diakonissen-Pflege-Anstalt für scrophulöse Kinder mit vierundzwanzig Betten, und besteht der Vorstand aus dem Grafen zu Inn- und Knyphausen, dem Ortsprediger Roedenbeck und dem Kaufmann Raß. Ein Arzt ist nicht in den Vorstand aufgenommen. Es sind bis dahin weder ärztliche, noch andere Berichte über die Anstalt erschienen, und man weiß deshalb auch nicht, welcher Art die Krankheitszustände der verpflegten Kinder und welches die Resultate des Aufenthalts derselben in der Anstalt waren.

Eine zweite Anstalt ist seit 1880 von der Flensburger Diakonissenanstalt in Wyk auf Föhr in's Leben gerufen worden. Dieselbe wurde zunächst in einem gemietheten Locale etablirt und steht unter der ärztlichen Leitung des Comitémitgliedes Dr. Gerber in Wyk, doch auch von ihr sind bisher weder ärztliche noch andere Berichte veröffentlicht worden. In Groß-Müritz an der Ostsee sind in einem Hotel drei Zimmer mit im Ganzen acht Betten unter ärztlicher Leitung hergestellt, und in Colberg besteht seit einem Jahre ein Institut, das sich „Christliches Curhospital und Heilanstalt für scrophulöse Kinder" nennt und dreißig Betten für Unbemittelte aufweist; die Direction dieser Anstalt führt der Geheimrath Dr. von Bünau.

Weitere Hospize an den deutschen Seeküsten existiren, so weit bekannt, nicht. Also: in der einen Anstalt Englands in Margate dreihundertfünfzig, in Berck-sur-mer sechshundert, in Scheveningen hundert, in den Hospizen Italiens gegen achthundert Betten für unbemittelte oder wenig bemittelte Kranke, an der ganzen Nord- und Ostseeküste Deutschlands kaum achtzig Betten!

Es ist nur zu begreiflich, daß sich angesichts dieser Verhältnisse endlich auch in Deutschland eine Bewegung entwickeln mußte, welche sich die Hebung des an den Seeküsten liegenden Heilschatzes in größerem Umfange, als es bisher geschehen ist, sowohl für Bemittelte wie für Unbemittelte zum Ziel steckt. Handelt es sich doch darum, ein Heilmittel zur vollen Anerkennung zu bringen, über dessen Wirkungen gerade in Deutschland auch die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen vorgenommen wurden, während in den benachbarten Ländern fast ausschließlich die Resultate der praktischen Erfahrung das Urtheil sprechen.

Auf der Berlammlung in Berlin im April 1880 wurde zunächst vom Geheimen Medicinalrath Professor Beneke aus Marburg der Antrag gestellt, daß die Section für Kinderheiltunde es sich zur Aufgabe machen möge, an der deutschen Nordseeküste ähnliche Kinder-

Digitized by Google

heilstätten in's Leben zu rufen, wie sie in allen Nachbarstaaten in Blüthe stehen. Es wurde dabei hervorgehoben, wie verhältnißmäßig wenig in Deutschland die Heilkraft der Nordseeluft und des Nordseebades in ihrer vollen Bedeutung erkannt werde und wie doch durch die große Anzahl der Nordsee-Inseln die reichste Gelegenheit gegeben sei, diese Heilkraft zu verwerthen. Der gestellte Antrag fand einstimmige Unterstützung, und es wurde sofort eine Commission gewählt, welche die Ausführung des Planes in nähere Erwägung ziehen sollte. Mitglieder dieser Commission waren die Herren Geheimer Medicinalrath Beneke, Sanitätsrath Dr. Fromm, erster Bade-Arzt auf Norderney, Professor Ewald, Professor Liebreich und Dr. Zuelzer in Berlin, sowie Professor Mosler in Greifswald. Die Commission erweiterte sich dann alsbald zu einem „Comité zur Errichtung von Kinderheilstätten an der Nordsee", das die Namen der hervorragendsten Aerzte und akademischen Lehrer Deutschlands in sich vereinigte. Dieses Comité erweiterte sich noch im Jahre 1880 durch den Hinzutritt einer Anzahl angesehenster Männer aus den verschiedensten Berufskreisen zu einem aus fünfundsiebenzig Mitgliedern bestehenden Gründungscomité, welches am 3. April 1881 seine erste Generalversammlung in Berlin hielt.

Die Aufgabe, welche sich das Comité gestellt hatte, galt, dem ursprünglichen Antrage entsprechend, zunächst nur der Errichtung von Kinderheilstätten an den Küsten der Nordsee. Aber schon im September 1880 ging ein von einundvierzig Aerzten der baltischen Provinzen unterzeichneter Antrag bei dem Comité ein, die Ostseeküsten in den entworfenen Plan mit aufzunehmen und auch für diese die Errichtung von Kinderhospizen in's Auge zu fassen.

Obwohl die Aufgabe des ursprünglichen Comités damit eine erheblich größere und schwierigere wurde, beschloß die Generalversammlung vom 3. April 1881 dennoch, den Antrag der baltischen Aerzte anzunehmen, und es constituirte sich nunmehr das Comité zu einem „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten" unter Feststellung eines Statuts und Einsetzung eines für das Jahr 1881 bis 1882 geschäftsführenden Vorstandes, bestehend aus Geheimen Medicinalrath Professor Beneke in Marburg, Professor Dr. Ewald in Berlin (Königgrätzerstraße 125) und Bankdirector Thorade in Oldenburg.

Seit fast einem Jahre ist dieser Verein nun in Thätigkeit, und in einem Aufruf hat sich derselbe zunächst an die weitesten Kreise Deutschlands mit dem Ersuchen gewandt, sein im reinsten nationalen Interesse begonnenes Unternehmen durch Geldbeiträge zu unterstützen. Der Verein will für keinen einzelnen Ort, für keine einzelne Provinz, für kein einzelnes Bundesland, sondern für das ganze Deutschland arbeiten, um allsährlich Hunderten von schwächlichen, scrophulösen oder zur Schwindsucht disponirten Kindern und jugendlichen Personen die Heilkraft der deutschen Seeküsten zu erschließen.

Freilich eine große, sehr große Aufgabe! Aber unter dem Beistande der ganzen Nation ist dieselbe dennoch bald zu lösen, und der Segen, welchen die zu gründenden Hospize über die deutsche Jugend verbreiten werden, wird dann in weiten Kreisen Anerkennung finden. Mit leuchtendem Beispiele ist in der Unterstützung der Vereinsbestrebungen die deutsche Kaiserin vorangegangen, und der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin haben das Protectorat über den Verein übernommen, der sich die Errichtung von Hospizen auf Norderney, in Wyk auf Föhr, in Groß-Müritz und in Zoppot als nächste Aufgabe gestellt hat; in zweiter Reihe werden Borkum und Sylt an der Nordsee und ein dritter noch nicht näher bestimmter Platz an der Ostsee folgen.

Für Norderney ist das größte aller Hospize bestimmt, weil Zugänglichkeit der Insel, Vorhandensein ärztlicher Kräfte, leichte Möglichkeit der Beschaffung aller Bedürfnisse ꝛc. derselben den ersten Platz einräumen. Man beabsichtigt auf Norderney ein Hospiz für zweihundertundfünfzig Betten zu errichten, welches einen Kostenaufwand von circa 350,000 Mark erfordern wird. In der Voraussicht, daß diese Aufgabe erst im Laufe einiger Jahre gelöst werden kann, ist auf Norderney zunächst ein provisorisches Hospiz mit dreißig Betten eingerichtet, und dieses wird bereits gegen Ende Mai dieses Jahres zur Aufnahme von Kindern und jugendlichen Kranken bereit stehen. In Wyk auf Föhr ist nach getroffener Vereinbarung mit dem Diakonissenhause in Flensburg sofort ein Neubau in Angriff genommen worden, welcher einen Kostenaufwand von 60,000 Mark erforderlich macht. Derselbe soll Raum bieten für fünfzig bis sechszig Kinder, zehn Pensionäre und zehn bis fünfzehn Feriencolonien-Kinder. Der Bauplan ist vom Herrn Regierungsbaumeister Andersen in Flensburg entworfen, und der Bau selbst wird unter dessen Leitung noch in diesem Jahre vollendet werden.

Während auch für Groß-Müritz ein Neubau projectirt wird und die Pläne zu demselben gegenwärtig ausgearbeitet werden, ist für Zoppot durch die Zuwendung eines Legates von sechstausend Mark seitens des verstorbenen Fräuleins Louise Abegg in Wiesbaden der erste Grund für ein Hospiz gelegt. An jedem der genannten Orte ist der Verein durch ein Localcomité vertreten.

Die Generalcasse des Vereins befindet sich bei der Spar- und Leihbank in Oldenburg unter Leitung des Bankdirectors Thorade, und durch die jährliche Zahlung von zehn Mark oder einmalige Zahlung von hundert Mark wird die Mitgliedschaft des Vereins erworben. Die Zuwendung von dreitausend Mark berechtigt für Lebenszeit zur Disposition über ein Bett in einem der bestehenden Hospize, und zwar alljährlich für die Dauer von sechs Wochen, und das in dieser Weise gestiftete Bett trägt den Namen des „Stifters".

Bereit zur Entgegennahme von Beiträgen sind außer den oben genannten derzeitigen Mitgliedern des Vorstandes die Herren Geheimer Medicinalrath Dr. Mettenheimer in Schwerin und Geheimer Sanitätsrath Dr. Abegg in Danzig für die Ostseehospize, Apotheker Ommen und Gemeindevorsteher Kuhlmann auf Norderney, Landvogt Forchhammer, Dr. Gerber und Kaufmann Martens in Wyk auf Föhr und Landvogt Hübbe in Keitum auf Sylt für die Nordseehospize.

Für geregelte ärztliche Aufsicht ist in allen Hospizen gesorgt, wie auch regelmäßige jährliche Berichte nicht nur über die Verwaltung derselben, sondern auch über die Behandlung einzelner Krankheitszustände und die bei derselben erzielten Erfolge erstellt werden sollen; dieselben haben nicht nur als Rechnungsablage zu dienen, sondern auch einen Karen Einblick zu gewähren in den thatsächlichen Nutzen, den die Hospize schaffen, und werden in dieser Weise der medicinischen Wissenschaft selbst zu Gute kommen.

Es ist ein beklagenswerther Mangel bei vielen deutschen Wohlthätigkeitsanstalten, daß die Vorstände derselben, um die Druckkosten zu sparen, dem unterstützenden Publicum so selten genügende Berichte zugehen und dieselben namentlich nicht zu einer Quelle der Belehrung werden lassen. Der Segen, namentlich von Hospitälern, kann durch derartige wahrheitsgetreue und ungeschminkte Berichte verdoppelt werden. Auf die Herstellung dieser Berichte wird der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten deshalb eine besondere Sorgfalt verwenden.

Möge das menschenfreundliche Unternehmen denn auch in dem großen Leserkreise der „Gartenlaube" der theilnehmende Förderung empfohlen sein! Die Statuten des Vereins haben die Bildung von „Bezirksvereinen" für die Gründung von Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten vorgesehen, und wo immer Freunde der Sache geneigt sind, solche Bezirksvereine zu bilden, wird denselben von jeden Mitgliede des Vorstandes dankbar die Hand geboten und alles erforderliche Material zugestellt werden. Wenn sich die Hoffnung, daß der Verein in weitesten Kreisen Anerkennung finden möge, erfüllt, so ist die Gewißheit vorhanden, daß in wenigen Jahren die deutsche Nation gleich ihren Nachbarnationen sich im Besitze einer Reihe von Gesundheit und Leben rettenden Seehospizen befinden wird. — Die Tragweite der Wirksamkeit dieser Hospize wird eine noch beträchtlich größere werden, nachdem eben in diesem Winter auf Norderney der Beweis geliefert worden ist, daß sich die Heilkraft des Nordsee-Inselklimas weit über die Badezeit, das heißt die Zeit der sogenannten officiellen Saison, hinaus erstreckt. Bei der Einrichtung der Hospize auch für die Spätherbst- und Winterzeit werden dieselben nahezu das ganze Jahr hindurch Kranke aufzunehmen im Stande sein und einer um so größeren Anzahl von Kindern zu Nutzen kommen. Die Zugänglichkeit Norderneys wird durch die im Herbst dieses Jahres bevorstehende Eröffnung der Eisenbahn von Emden nach Norden um ein Beträchtliches erleichtert werden, und so trifft eine Anzahl von Umständen zusammen, um der Entwickelung des dortigen Hospizes ein günstiges Prognosticon zu stellen. Was der einzelnen Kraft unmöglich ist, wird der vereinten Arbeit auch hier zum Segen des Vaterlandes gelingen.

Digitized by Google

Kloster Lehnin.

Ein Stück märkischer Romantik.

Rein, sie ist in Deutschland nicht so ganz ausgestorben, die blaue Wunderblume, die vor Zeiten eine so große Rolle gespielt und einem ganzen Abschnitte unserer Literatur ihren Namen gegeben hat. Aber sie blüht selten an den großen Heerstraßen des modernen Verkehrs; sie hat sich verschämt in die Einsamkeit geflüchtet und freiket in der friedlichen Stille abseits gelegener Thäler ihr träumerisches Dasein. Wer aber ein guter Botaniker und daneben zufällig ein Sonntagskind ist, der wird sie noch heute zu finden wissen, und wer sie fand, der erquickt die Blume der Romantik noch heute dankbar mit ihrem Dufte.

Im Zauch Belziger Kreise der ob ihrer landschaftlichen Reisende, der wegen seines Gepäckes oder aus sonstigen Gründen sich auf diese Art der Beförderung angewiesen sieht, unter Umständen Stunden lang zu warten hat, bevor das Gefährt sich in Bewegung setzt. Heiliger Stephan, hilf!

Von Kreuz aus führt der Weg zunächst durch fußtiefen Sand, durch den die Pferde sich nur mühsam hindurcharbeiten. Später folgt eine Strecke Lehmweg, der den Thieren gestattet, sich von den soeben überstandenen Strapazen einigermaßen zu erholen. Zuletzt erreichen wir glücklich eine wohlgepflegte Chaussee, auf der uns die Rosse in nunmehr beschleunigter Gangart unserem Reiseziele entgegenführten.

Die Klosterkirche von Lehnin.

Originalzeichnung von W. Schnuffenhauer.

Nüchternheit mehr als billig verrufenen Mark, zwei Meilen südöstlich von Brandenburg und gegen drei Meilen südwestlich von der königlichen Residenzstadt Potsdam entfernt, liegt Lehnin, ein Städtchen von gegenwärtig etwa 2000 Einwohnern. Von Großkreuz, einer Station der Berlin-Magdeburger Bahn zwischen Potsdam und Brandenburg, erreicht man den kleinen Ort zu Fuß in ungefähr zweieinviertel Stunden; zieht man Fahrgelegenheit vor, so bietet sich entweder die kaiserliche Post selbst, oder aber eine Art von Postfuhrwerk dar, welches ein Briefträger auf eigene Rechnung hält und bei dem nur die Adjustirung des Kutschers an einen Zusammenhang mit der gedachten wichtigen Reichsinstitution erinnert. In beiden Fällen verringert sich die Entfernung von der Bahnstation Großkreuz nach dem Städtchen Lehnin bis auf etwa eine Stunde, doch ist hierbei zu bemerken, daß leider die postalische Verbindung zwischen beiden Punkten eine herzlich mangelhafte genannt werden muß, dergestalt, daß der

Lehnins Lage ist — wenigstens nach märkischen Begriffen — eine überaus anmuthige, man könnte sagen: romantische. Die Hochebene von Kreuz und ausgedehnte Fichtenwaldungen verdecken den Ort, bis man ihn, wenn auch nicht in einem tiefen Thale, so doch in einer dem Anscheine nach früher sumpfig gewesenen Niederung plötzlich vor sich sieht; Seen, Wälder und kleine freundliche Häuser mit weißen Giebeln und rothen Ziegeldächern geben das Bild des Ganzen.

Ueber die Gründung Lehnins cursiren verschiedene Sagen, von denen hier wenigstens eine Platz finden möge. Otto der Erste aus dem askanischen Hause, der Sohn Albrecht's des Bären, des Wendenbesiegers in der Mark, hatte sich, von seinem Gefolge getrennt, auf der Jagd verirrt und war unter einem schattigen Eichenbaume eingeschlafen. Da sah er im Traum eine Hirschkuh, die ihn ohne Scheu unablässig verfolgte, bis er sie, der Belästigung überdrüssig, durch einen wohlgezielten Pfeilschuß niederstreckte. Das

Digitized by Google

seinen Fürsten suchende Gefolge, unter welchem sich zufällig einige Räthe („Geheime Hofräthe" würden wir heute sagen) befanden, rieth ihm nach Anhörung des Traumes, an dieser Stelle eine Burg zu erbauen; denn die Hirschkuh bedeute das Wendenvolk. Otto aber erwiderte: „Eine Burg will ich hier gründen, aber eine solche, von der aus alle teuflischen Widersacher verjagt werden durch die Stimmen geistlicher Männer, und ich selbst will darinnen den jüngsten Tag erwarten." So ward das Kloster um's Jahr 1180 erbaut, und Otto nannte es „Lehnin", zu deutsch: Hirschkuh. Also die Sage, der augenscheinlich gewisse geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen.

Wie man weiß, hatte Albrecht der Bär die Wenden in der Zauche durch Waffengewalt besiegt, die im Teltow aber durch Vertrag sich unterworfen. Ersterlich beugten sie sich vor der Macht, innerlich aber hielt dieses zähe Volk noch wie vor fest an seinen heidnischen Gebräuchen und an seiner Nationalität. Ein vollständiger Sieg der Deutschen konnte nur durch Einführung des Christenthums errungen werden. Mehr als Albrecht erkannte dies Otto, und so wählte er sich zu diesem Zwecke diejenigen Verbreiter der christlichen Lehre aus, welche ganz und voll von deren Wahrheit durchdrungen und der großen Sache die schwersten Opfer zu bringen bereit waren; er ließ die Cistercienser Mönche kommen.

Wie die Wenden sich mit Vorliebe an Sümpfen anbauten, so suchten auch die Cistercienser die düstersten und unwirthlichsten Plätze auf, um von da aus durch Wort und Beispiel auf das Volk zu wirken. Die Zahl der Mönche belief sich auf einige dreißig; sie bildeten einen Convent, der einen aus freier Wahl hervorgegangenen Abt an seiner Spitze hatte. Wie mächtig übrigens Kloster Lehnin in kurzer Zeit emporgeblüht sein muß, das geht unter Anderem auch aus der Thatsache hervor, daß von hier aus die Klöster Chorin, Himmelspfort und Neuzelle gegründet und mit Mönchen besetzt wurden.

Der erste und zugleich bedeutendste Abt von Lehnin war Sebaldus, der in Ausübung seiner Amtspflicht den Märtyrertod starb. Ueber die Ursache seines Todes lauten die Ueberlieferungen verschieden. Der im Volke verbreitetsten Legende zufolge ging Sebaldus in Begleitung eines Mönchs eines Tages nach einem entfernter gelegenen Orte; auf dem Rückwege kehrten sie ermüdet in das Dorf Namitz ein. Hier erregt die Ankunft der beim Volke verhaßten Mönche große Aufregung; die Kinder erheben ein Geschrei, und die in den Häusern anwesenden Frauen suchen sich eiligst zu verstecken. Der Abt, nichts Böses ahnend, tritt in eins der Häuser ein und setzt sich, um auszuruhen, auf einen umgestürzten Backtrog, unter dem eines jener furchtsamen Weiber einen Unterschlupf gesucht hatte. Ihr Kind eilt zu dem Vater auf's Feld und meldet ihm, der Abt sei im Hause und säße bei der Mutter. Daraufhin stürzen die Männer in's Dorf, bewaffnen sich mit Aexten und dringen auf den Abt ein; dieser ergreift die Flucht und erklettert im nahen Walde einen Eichbaum. Vielleicht wäre er hier, durch dichtes Laubwerk versteckt, gerettet worden, hätte er nicht zum Unglück ein Bund Schlüssel verloren, das von den Verfolgern gefunden ward und ihm so verrieth; der Baum wurde gefällt und der Abt getödtet. So berichtet die Sage.

Die Eiche, unter welcher Otto, der Stifter des Klosters, begraben sein soll, ließ man so lange stehen, bis das Dach der Kirche aufgelegt werden mußte, worauf man sie bis zur obersten Stufe der zum Chore hinaufführenden Treppe absägte. Der Stamm ist heute noch sichtbar, doch erzählt man, derselbe habe keine Wurzel, sondern sei auch unten glatt abgeschnitten. Zu erwähnen ist noch, daß die Einrichtung des Klosters erst zweihundertzig Jahre nach seiner Gründung, und zwar im Jahre 1262 durch den Erzbischof von Magdeburg und die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg bewirkt wurde.

Die Ausgabe der Mönche von Lehnin, nämlich die Beförderung der deutschen Cultur im Zauch Belziger Kreise und im Teltow, war längst erreicht, als die Reformation dem Fortbestehen des Klosters ein Ende machte. Im Jahre 1539 ward die neue lutherische Lehre unter Joachim dem Zweiten in der Mark eingeführt, doch gelobt der Kurfürst die Aufhebung des Klosters aus Pietät gegen seinen dort ruhenden Vater und aus persönlicher Hochachtung für den daselbe damals verwaltenden Abt Valentin nicht sofort. Nachdem jedoch Letzterer im Jahre 1542 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde Lehnin in ein kurfürstliches Amt verwandelt; das Kloster hat also im Ganzen 362 Jahre bestanden.

Die ehemalige Klosterkirche hat eine romanische Basilika, ein langes und in schönem Verhältniß der Breite zur Höhe gehaltenes Mittelschiff und zwei ungefähr halb so hohe Seitenschiffe. Ein Querschiff, welches Chor und Langschiff trennt, bildet mit diesem ein römisches Kreuz, und ein Theil des Langschiffes liegt jenseits des Querschiffes und vertieft das Chor wesentlich. Auch die äußeren Formen der Kirche sind einfach und edel gehalten, und zwar der Hauptsache nach in romanischem, einzelne Bautheile jedoch, die erst in späterer Zeit hinzugefügt worden, in gothischem Stile. Nachdem unter König Friedrich dem Zweiten behufs Gewinnung von Baumaterial die Seitenschiffe und das Gewölbe des Langschiffes bis zum Querschiffe weggerissen und an deren Stelle eine Balkenschaldecke angebracht worden war, wurde von Friedrich Wilhelm dem Vierten zuerst der Gedanke angeregt, die Lehniner Klosterkirche in ihren ursprünglichen Formen wieder herzustellen, und wurden noch unter der Regierung dieses kunstsinnigen Fürsten die bezüglichen Pläne gezeichnet; da sich jedoch kein vollständiges Bedürfniß herausstellte, so unterblieb einstweilen die Ausführung. Je rascher sich aber Lehnins Einwohnerschaft durch die seitdem erfolgte Anlage größerer Ziegeleien vermehrte, um so dringender machte sich ein Zurückgreifen auf jenen Gedanken der Erneuerung nöthig, und so wurde denn die Wiederherstellung der Kirche nach den vorhin erwähnten Plänen in ihrem alten Grundriß und in ihren alten Formen vor etwa zehn Jahren in Angriff genommen und unlängst beendigt. Merkwürdig war es, daß die königliche Genehmigung zum Aufbau genau in den Zeitpunkt fiel, da König Wilhelm in Versailles zum deutschen Kaiser proclamirt wurde, was wohl Veranlassung giebt, auf die lehnische Weissagung näher einzugehen.

(Schluß folgt.)

Die Herrschaft des französischen Geistes.

Eine Studie aus der Zeit.

Auf meinem Büchertische finde ich in diesem Jahre drei literarische Novitäten, welche biographische Bilder aus der Pariser Welt enthalten. Ich blicke in das erste Buch und finde im Inhaltsverzeichniß unter anderen Namen Victor Hugo, Labiche, Zola; ich blättere im zweiten und finde Zola, Sarah Bernhardt, Labiche, Gambetta; ich schlage das letzte auf und finde Gambetta, Sarah Bernhardt, Emile Zola, Victor Hugo. Im verflossenen Jahre fand ich um dieselbe Zeit die Novitäten von drei anderen deutschen Autoren an derselben Stelle, und jede enthielt die Portraits von Victor Hugo, Gambetta, Zola, Daudet, Sarah Bernhardt und anderen französischen Berühmtheiten. Diese Erscheinung und der Umstand, daß auch noch unzählige Feuilletons in jedem Jahre sich mit Paris beschäftigen — giebt nicht dies alles zu zeitgemäßen Erwägungen Anlaß?

In einem holländischen Volksliede wird Paris die größte Uhr der Welt genannt, welche allen Völkern die Stunde wies. Das ist ein zutreffender Vergleich. Mag heute das Werk dieser Uhr in manchen Theilen etwas rostig geworden sein, immer noch vernehmen wir das laute Ticken ihres Pendels, und immer noch schauen wir nach dem weithin leuchtenden Zifferblatt. Manches Volk ist es müde geworden, sich nach der Pariser Zeit zu richten, uns in Deutschland aber verständet die Presse noch immer gewissenhaft, was an der Seine die Glocke geschlagen hat. Von dem Baron Grimm an, welcher im vorigen Jahrhundert die deutschen Fürstenhöfe mit pikanten Neuigkeiten aus Paris versah, bis auf die heutigen deutschen Journalisten in der Seinestadt hat es jenseits des Rheins an allzu bereitwilligen Berichterstattern nicht gefehlt, welche unsere Presse zu einem Canal für die Uebertragung des französischen Geisteslebens nach Deutschland gemacht haben. Seit Börne und Heine ist dieser Canal ganz besonders breit geworden, und man muß gestehen, daß französische Ideen bei keinem andern Volke so tief durchgesickert sind, wie gerade bei uns.

Man schame nur auf den Büchermarkt! Heute, wo die besten Romane und Gelehrtenwerke unserer heimischen Autoren nur zum

Digitized by Google

Theil und unter täglichen Bedingungen Verleger finden, wird Neues aus Paris mit Freuden erworben. Heute, wo die Werke unserer ersten Dichter und Schriftsteller kaum fünf Auflagen erzielen, werden in Berlin nach annähernden Schätzung von Zola's „Nana“ gegen 8000 Exemplare verkauft. Noch war „Die Tochter Nana's“, das Werk der Schüler des naturalistischen Meisters, nicht zur Verschickung gelangt, und schon hatten deutsche Sortiments-Buchhändler zahlreiche Bestellungen darauf gemacht. Für die Uebersetzung Daudet'scher Romane bezahlen große deutsche Journale höhere Honorare als für die besten deutschen Originalwerke. Daudet wird in Deutschland gelesen, wenn uns Deutschen in seinen Romanen auch gar vieles ganz unverständlich bleiben muß, weil es allzu französisch ist.

Und ist es auf dem Bühnengebiete anders? Den Zierden deutscher Schauspielkunst wird es bei Gastspielen schwer, ein volles Haus zu erzielen, der großen Tantamaschlägerin Sarah Bernhardt aber bietet man fabelhafte Summen und zahlt sie auch. An unsere Tendenzstücke legen wir den strengsten kritischen Maßstab; aber dem Sturmtanzen der französischen Dramatiker gegen ein Ehestandsgesetz, das uns nichts angeht, folgte unser Publicum mit Vergnügen.

Während deutsche Theaterdirectoren für die Inscenirung heimischer Novitäten geringe Mühe aufwenden und schmale Honorare zahlen, werden um französischer Operetten und Ehebruchsdramen willen Reisen nach Paris gemacht, große Summen im Voraus bezahlt, Gäste engagirt, neue Decorationen gemalt, Costüme nach Pariser Modellen angefertigt. Durch die Franzosen ist auch der ungeheure Toilettenaufwand auf unsere Bühne gekommen, welcher Talent und Moral zu ersticken droht, und von vielen Bühnen kann man schon heute betreffs ihrer Schauspielerinnen sagen: die Kleider sind ihr besserer Theil. In Wien hörte das seine Ohr einer Berichterstatterin im Nachtkleid der von Sarah Bernhardt dargestellten „Camelliendame“ „die Cypressen rauschen“. Ich fürchte, diese Cypressen der Pariser Kleiderkünstler werden auf das Grab manches deutschen Talents verpflanzt werden.

Für die Werke der plastischen Kunst ist es in der Schätzung des deutschen Publicums leider gleichfalls ein Vorzug, wenn sie aus Paris kommen. Pariser Künstler jeder Art finden in Deutschland ein reiches Erntefeld und ziehen schwere Summen Geldes aus dem „Milliardenland“. Könnte Fürst Bismarck einen Schutzzoll für deutsche Kunst- und Luxusindustrie einführen, er würde einen erheblicheren Gewinn erzielen, als durch Besteuerung fremden Roheisens. Selbstverständlich wird im Ernst kein vernünftiger Mensch eine geistige Grenzsperre herbeiwünschen, welche uns zu chinesischen Zuständen führen müßte, aber wir sollten mit allen Mitteln der französischen Ueberlegenheit zu begegnen suchen, welche unsere eigene Production verkümmert und uns auf dem Weltmarkte schädigt.

Der Umstand, daß Frankreich so viele Länder dieser Erde, vor allem aber Deutschland seiner Kunst tributpflichtig macht, liegt nicht so sehr an der geistigen Ueberlegenheit, wie an der Tradition, an der Art, wie Paris seine Hervorbringungen durch die Presse fördert, und endlich an der Zuvorkommenheit, mit welcher die deutsche Presse den Ruhm der Franzosen verbreitet und erhöht. Sehen wir die Mittel an, durch welche der französische Geist seine Herrschaft behauptet, so wird sich die Lehre für uns von selbst ergeben.

Den Ursachen nachzuforschen, durch welche Frankreich diese Herrschaft gewann, würde hier zu weit führen. Bekannt ist, daß von Heinrich dem Vierten ab die geeinte Nation sich auf dem industriellen Gebiet rühmlichst hervorthat, daß von dem Hofe des Sonnenkönigs, dank der aufblühenden Kunst, ein Glanz ausging, der die Blicke der ganzen gebildeten Welt nach Frankreich lenkte; bekannt ist ferner, daß die Aufklärungsphilosophen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geister der ganzen Culturwelt in eine vorwärts drängende Bewegung brachten, welche zum Umsturz alter verrotteter Institutionen führte. Der Mittelpunkt des geistigen und commerciellen Lebens in Frankreich war Paris; hier concentrirten sich alle Kräfte; hier wurden neue Ideen geboren und der Welt durch tausend Organe verkündet. Eine Erfindung, ein Kunstwerk, ein Mode-Artikel, welcher die Anerkennung von Paris fand, besaß einen Empfehlungsbrief für ganz Europa. Wie das „Roma locuta est“ („Rom hat gesprochen“) entscheidend wirkte für die politische Welt des Alterthums, so war das Urtheil von Paris in Sachen des guten Geschmacks maßgebend für die moderne Welt.

Nach dem Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs hatte Frankreich — und mit ihm Paris — viel von seiner Machtstellung eingebüßt, und während die Franzosen dem Phantom des Kriegsruhms nachjagten, hatte das Volk der Denker unter schweren Leiden auf dem geistigen Gebiete achtbare Eroberungen gemacht. Die Aufklärungsmänner sind im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr in Frankreich, sondern in Deutschland zu suchen; unsere Literatur zeitigte Werke von unvergänglichem Werth, und heute steht unser Culturleben sicher auf ebenso hoher Stufe wie das französische. Aber trotz unserer Fortschritte, trotz unserer neuerrungenen politischen Machtstellung übt gerade in der neuesten Zeit der französische Geist die altgewohnte Herrschaft aus.

Woher rührt diese Zauberkraft der Lutetia?

Nun, mir scheint, wir würden nicht nach dem Zifferblatt von Paris schauen, wenn dort die Zeiger nicht wirklich munter vorwärts rückten. Ja, die Franzosen schreiten rascher vorwärts, als wir, weil ihre Geistesbildung tiefer in der Gegenwart wurzelt, als die unsrige. In Frankreich haben die Lebenden Recht, bei uns die Todten. Dabei befinden sich die lebenden Franzosen wohl und die lebenden Deutschen übel. Wir thun wohl daran, uns der idealen Güter zu erfreuen, aber sehr übel, ewig bei der Bewunderung dieser Schätze zu verharren und das Neue immer mit dem Maßstab des Alten zu messen. Unsere Literarhistoriker, Aesthetiker und Feuilletonisten vergraben sich nach echt deutscher Art förmlich in den Nachlaß der Classiker, stöbern nach Briefen der Bettina, nach Aufzeichnungen Eckermann's und jubeln, wenn sie ein Lichtchen gefunden haben, durch welches sich das mystische Dunkel im zweiten Theil des „Faust“ erhellen ließe. Da wird mit eifrigem Bemühen ein verrostetes Scherzspiel des Hans Sachs für die Bühne blank gescheuert, und wer gar ein Päckchen vergilbter Briefe des Heinrich von Kleist fand, darf kühn auf seinen Fund hin eine neue Monatsschrift gründen; das Glück kann ihm gar nicht fehlen. Kein Wunder also, daß die, welche zeitlebens in Anschauung der Classiker versunken waren, wenig Verständniß für das Neue zeigen, das aus dem Leben der Gegenwart hervorging. Sie beurtheilen alle Productionen nach den Werken der alten Meister und vergessen ganz, daß Diese auch einst Kinder ihrer Zeit waren; sie vergessen, daß das Beste, was Jene geschaffen, tief im Geistesleben ihrer Zeit wurzelt, einer Zeit also, die nicht mehr die unsrige ist, und daß Altmeister Goethe das kluge Wort sprach: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben!“ Unsere Maler, die zum Theil diesen Rath befolgen, mußten sich in Berlin von einem süddeutschen Aesthetiker eine Bußpredigt gefallen lassen; denn der Abfall von den großen Vorbildern ist Ketzerei und führt zum Abgrund des Alltäglichen. Nach dem französischen Beispiel haben wir zur Förderung der Künste Preise, Medaillen und Auszeichnungen anderer Art eingeführt, und obgleich dieselben noch ziemlich dürftig bemessen sind, so könnte doch viel Gutes damit erreicht werden, wenn man die Selbstständigen ermuntern wollte und nicht die Nachahmer. Wir belohnen die Stehenbleibenden, Frankreich die Fortschreitenden, und das sichert dieser Nation in erster Linie die Aufmerksamkeit der Nachbarvölker; denn das Neue hat für alle Menschen einen unwiderstehlichen Reiz. Der Wechsel belebt und verjüngt in der Kunst wie im Leben, wie der Strom, welcher rasch fluthet, Wellen hat und Alles mit sich fortreißt. In Paris kennt man kaum ein größeres Lob, als wenn die gute Gesellschaft erklärt: das ist neu. Bei uns fragt man vor der neuen Erscheinung: paßt sie in die alte Schablone? Dadurch, daß die französische Kunst aus der Zeitströmung heraus geboren wird, daß sie alle Fragen der Gegenwart erfaßt und dieselben der Lösung näher zu bringen oder wiederzuspiegeln sucht, bleibt sie vor Einseitigkeit bewahrt und fördert fortwährend Neues und Anziehendes zu Tage. In Paris verzweifelt man nicht gleich, wenn das Neue schlecht ist, sondern man glaubt an den Triumph des Guten. Träte bei uns ein Zola auf, so riefe man sofort nach der Polizei, jammerte über den Verfall der schönen Literatur, und die Romantiker hingen ihre Harfen an den Weiden der Alm auf und weinten an der Weimarer Dichtergruft blutige Thränen. Wenn dagegen in Frankreich ein fragwürdiges Literaturproduct an's Tageslicht tritt, dann sagen sich die Verständigen ruhig: diese neue Dichtung wird bald in eine Sackgasse gerathen, und der Strom des Lebens wird über sie wegfluthen. Victor Hugo zerschellt nach den Angriffen der Naturalisten durchaus nicht seine Leier, sondern dichtet mit freudigem Muthe „Die vier Windrichtungen des Geistes“. Das Erhabene geht nicht unter, selbst wenn das Triviale sich noch so breit macht. Nehmen wir aber den Fall an, eine ganze Nation verfolge eine Zeitlang Irrwege, so wäre das nicht schlimmer, als

Digitized by Google

wenn sie wie der Bär im Winterschlafe das Fett aus den eigenen Pfoten sangte.

Dafür, daß jede neue Regung auf dem geistigen Gebiete recht deutlich bemerkt werde, sorgt die französische Presse. Uns in Deutschland würde es befremden, wenn ein berühmter Bühnendichter oder Romancier in der Tagespresse das Leben und Wirken eines minder bedeutenden Collegen schilderte. Alphonse Daudet aber schreibt ein hübsches Feuilleton über den Possendichter Goudinet; er schildert einem Wiener Journale den Lebensgang und die Bedeutung Edmond de Goncourt's und nimmt sich anderer Collegen im Auslande an. Zola rühmt seine Nachahmer und fördert sie in Paris wie im Auslande. In einem Petersburger Journale kritisirte er die französischen Romantiker in nicht eben freundlicher Weise, aber er weckte damit doch das Interesse der Richter und Bismarck zu berichten. Sind wir denn so arm an neuen Kunstwerken, sinnreichen Erfindungen, Forschern und Politikern, daß wir nach den großen Städten Amerikas, nach Zürich und Petersburg unsere Anschauungen über „Nana" berichten müssen? Fort und fort wird deutsche Tinte verspritzt, um uns Victor Hugo, George Sand, Gambetta, Alphonse Daudet, Grévy, Labiche und Zola in einer neuen Beleuchtung zu zeigen.

Thäten wir nicht besser, die geistigen Beziehungen mit dem uns so eng verwandten Oesterreich nach allen Kräften zu verstärken? Jeder Berliner hat ein dutzend Mal Victor Hugo schildern hören, aber wie Viele vermögen uns zu sagen, ob Robert Hamerling noch lebt oder schon todt ist? Ein Wiener Kunstmäcen, welcher über Meissonier vortrefflich unterrichtet war, erklärte jüngst einem französischen Gaste, welcher Aquarelle des berühmten Berliner Malers Adolf Menzel

Auf der Eselsbank. Nach d

dortigen Gesellschaft für französisches Geistesleben. Der Einwand, daß die weite Verbreitung ihrer Sprache den Franzosen einen mächtigen Vorschub leiste, ist hinfällig; denn auch das deutsche Sprachgebiet ist ein sehr weites. Deutsche Journale sind außer in Deutschland und Oesterreich bekanntlich auch in der Schweiz, in Rußland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ja in Australien in reicher Zahl zu finden, und wir könnten weithin wirken für deutsche Capacitäten auf dem künstlerischen, dem wissenschaftlichen und industriellen Gebiete, wenn wir ernstlich wollten. Nur zu oft aber helfen wir, statt zunächst an uns selbst zu denken, den Einfluß der Franzosen fördern.

Deutsche Schriftsteller fühlen sich weit eher veranlaßt, amerikanischen Journalen über Daudet und Zola, über Gambetta und Grévy, als über Spielhagen und Schweichel oder über Eugen bewunderte, mit großer Zuversicht, Menzel sei ein ganz talentvoller junger Mann und gehöre der Düsseldorfer Schule an. Wer heute die Wiener Journale liest, muß zu der wenig tröstlichen Ansicht kommen, daß die Kunst zwischen den Deutschen im Norden und jenen Oesterreichs sich mehr und mehr erweitere, und das ist namentlich deshalb der Fall, weil starke französische Einflüsse sich allerorts geltend machen. In den Privattheatern Wiens werden fast alle Pariser Lustspiel- und Possennovitäten vorgeführt, und Sarah Bernhardt's Gastspiel verfolgt man bis Jassy und Odessa hin mit derselben Sorgfalt, als handle es sich um eine Kaiserreise; sogar ihre Coffenrapporte läßt man sich telegraphisch melden.

Ein Wunder ist es freilich nicht, daß man in Deutschland und Oesterreich französische Schriftsteller so gern bei sich einkehren sieht; denn jene prunken niemals mit Gelehrsamkeit, sondern machen

Digitized by Google

von ihrem Wissen den denkbar bescheidensten Gebrauch — und das ist in der Belletristik vollkommen richtig. Der Franzose beugt sich in der Tagespresse zu seinem Publicum herab, um von möglichst vielen verstanden zu werden; er giebt sich selten das Ansehen geistiger Vornehmheit, sondern sucht mit Recht alle Dinge in eine anziehende und geschmackvolle Form zu kleiden. Der Grundsatz Voltaire's: „Jedes Genre ist willkommen, ausgenommen das langweilige", hat in Frankreich volle Geltung in der Literatur behalten; bei uns dagegen hat die Langeweile Zutritt in die angesehensten Zeitschriften, wenn sie von der Gelehrsamkeit eingeführt wird.

In Deutschland wundert man sich, daß die berühmtesten Dichter Frankreichs es nicht verschmähen und niemals verschmäht haben, in den Dienst der Journalistik zu treten. Voltaire, Rousseau und Diderot arbeiten fleißig für die Journale; Alphonse Daudet berichtet der denn der Dichter soll den Zeitgenossen voranschreiten, das aber kann er nur, nachdem er lange Zeit mit ihnen Schritt gehalten. Wohl ziemt es der Jugend, durch die Thore der Poesie in's werkthätige Leben zu schreiten; wohl sollen wir uns an den mustergültigen Schöpfungen der Meister für ideale Ziele begeistern, die Kraft des reifen Mannes aber gehört der Gegenwart mit ihren Leiden und Hoffnungen, mit ihren Strömen und Errungenschaften.

Von diesem zeugungskräftigen Grunde aus sollte das Werk des Künstlers sich erheben zu dem duftigen Reiche des Ideals; denn wie der Baum nur stark und schön genannt zu werden verdient, welcher seine Wurzeln tief in's Erdreich senkt und seine Wipfel hoch in die blaue Luft zu strecken vermag, so sind auch nur diejenigen Kunstwerke von höchstem Werthe, welche tief im Leben wurzeln und sich hoch in die Gedankenwelt erheben.

älde von Gustav Igler.

„Neuen Freien Presse" über französische Ammen und verkehrte Kinderpflege; er übersendet der „Gegenwart" Skizzen aus dem französischen Leben; Victor Hugo schreibt über Wohlthätigkeitsanstalten; Gerard de Nerval schildert die Zufluchtsorte der Armen und Elenden von Paris; Zola widmet dem Leben der niedrigsten Volksclassen eine Reihe von Feuilletons. So vergolden französische Dichter von großem Ruf und Ansehen die bemerkenswerthesten Erscheinungen des socialen Lebens mit dem Zauber ihrer Kunst. Immer bleiben die französischen Dichter in der Fluth des Lebens, erforschen die Strömungen der Zeit, erwärmen sich für die Leiden, Arbeiten und Schöpfungen des Volks und gelangen so zur Erkenntniß der höheren Aufgaben der Nation. Das ist ein Weg, den die deutsche akademische Ueberhebung und Pedanterie nicht begreift, den sie mißbilligt — sie mißbilligt ihn mit großem Unrecht;

Von unseren berühmten Dichtern wüßte ich im Augenblick nur Spielhagen als einen zu nennen, der im Journalismus von Zeit zu Zeit — wie Zola sagt — seine Kraft stählt und seine Waffen blank und scharf wetzt, der sich ferner seiner minder berühmten Collegen und anderer Künstler liebreich annimmt und im Ausland das Verständniß für deutsches Geistesleben zu fördern sucht.

So sehr die Nationaleitelkeit zu verachten ist, welche sich auf der Bühne und in Romanen in sogenannten „patriotischen" Reden breit macht, so sehr erscheint andererseits unser Vertrauen in die eigene Kraft als ein berechtigtes. Die Presse ist das Organ der Nation; durch sie müssen wir die geistige Production im Innern zu fördern und zu ermuntern und ihr dem Auslande gegenüber Geltung zu verschaffen suchen. Das oft mißbrauchte Wort Goethe's: „Nur Lumpe sind bescheiden", ist hier an seinem Platz. Statt

Digitized by Google

zehnmal im Jahre das Leben Victor Hugo's, Gambetta's, Zola's und Sarah Bernhardt's zu schildern, thäten wir wahrlich besser daran, wir zögen die Verdienste der Umsrigen an's Licht; statt dem Richtigen und Unbedeutenden auch dem Leben großer Todten nachzujagen, sollten wir lieber die Aufstrebenden unter unseren Zeitgenossen zu muthigen Geistesflügen ermuntern. Zu dem Streben nach Vollkommenheit soll eine Nation von der andern lernen, und wir wollen und müssen auch von Frankreich lernen, das darf aber nicht auf Kosten unserer eigenen Kunst, unserer eigenen Literatur, unserer eigenen Wissenschaft geschehen; wir dürfen mit Frankreich als ebenbürtige Rivalen in die Schranken treten und müssen alle Kräfte anspannen, um auf dem geistigen Gebiete von seiner Nation überflügelt zu werden.

R. Eicho.

„Die Lerche des deutschen Frühlings".

Von Fr. Oetbig.

Es war eine sinnige That, als baierische Kammerdeputirte ihrem einstigen Collegen, dem am 22. Januar dieses Jahres verstorbenen Joseph Völk in Augsburg, einen Kranz auf den Sarg legten, der neben Lorbeeren, den Blättern des Ruhmes, auch Schneeglöckchen, die Blumen des Frühlings, enthielt. „Es will Frühling werden in Deutschland," hatte er, den sie hier in ein frühes Grab senkten, im Monuemonat des Jahres 1868 voraynend ausgerufen — ein Wort, das ihm später den sinnreichen Ehrennamen „die Lerche des deutschen Frühlings" eintrug. Und in den Lenz- und Honigmond des neuerstandenen Reichs hinein fallen auch die Tage von Völk's Ruhm und seiner unverirrten Größe. Als aber der Sommer gekommen, als die heiteren Flitterwochen der jungen Einheit und Freiheit vorüber und die herben Tage des ehelichen Zwistes, der Streit zwischen Haupt und Gliedern, erschienen waren, da sing der feste Mann an zu wanken und zu schwanken, und der energische Kopf verlor das sichere Fühlen.

Völk war wie so Viele, deren politische Thätigkeit sich zurückdatirt bis vor die achtundvierziger Jahre, bis in die Zeiten des Harrens und Schauens, ein Idealpolitiker. Er trieb die Politik nicht blos mit dem Verstande, er trieb sie noch weit mehr mit dem Herzen, und solchen Politikern geschieht es nur zu oft, daß die ewig rollende Woge der Zeit ihnen einen Conflict vor die Füße wirft, dem wohl ihr Kopf, nicht aber ihr Herz gewachsen ist; sie können von den alten Idealen nicht loskommen und opfern lieber ihre eigene politische Existenz, als auch nur ein Theilchen jener Ideale. Es liegt eine herbe Tragik in dem Schicksal dieser Märtyrer, eine Größe, der wir, wie allem echt Tragischen, unsere Theilnahme nicht verjagen können.

In der That breitet sich denn auch Völk's politisches Leben vor uns aus wie ein Drama. Es hat seinen Aufstieg zur Höhe, seine Umkehr und seine Katastrophe, aber die letztere ist, da das rein menschliche Ende nicht als solche erscheint, noch nicht eingetroffen, nein, sie bereitet sich erst für die nächste Zeit vor. Der Held des Einzeldramas hat den Eintritt der politischen Katastrophe nicht mit erlebt, und wie im ernsten Drama die aufsteigenden Acte immer die wohlthuendsten sind, da sie den Helden noch in seiner Reinheit und der Freiheit von Irrthum und Fehler zeigen, so sind sie es auch in dem Drama, das wir hier zu entwickeln gedenken, im Lebensdrama: „Völk". Sie vor Allen machen uns den Mann lieb und werth und legen uns die Pflicht auf, an seinem frischen Grabe nicht wortund thatenlahmlos vorbeizugehen.

Joseph Völk war — um hier nur einige Daten aus seinem vielbewegten äußeren Leben kurz zu berühren — am 9. Mai 1819 in Mittelstetten bei Augsburg geboren und hatte in den Jahren 1838 bis 1842 in München Jura studirt und mit einer Preisschrift über die „Handlohne" den juristischen Doctorgrad erworben. Drei Jahre später beginnt mit seiner selbstständigen Praxis als Rechtsanwalt auch schon sein Eintritt in's politische Leben. Der sechsundzwanzigjährige Advocat wurde als Vertreter des Kreises Günzburg in den baierischen Landtag gewählt. Er hat seinen Sitz dort innebehalten durch alle Stürme der kommenden Zeit hindurch und vom Anfange bis zum Ende alles Reactionäre in Staat und Kirche, alle die vielfachen antinationalen Bestrebungen im Schooße der Ministerien und der in Baiern allzeit besonders mächtigen Ultramontanen mit siegreichem Worte bekämpft.

In der Zeit, als die deutsche nationale Bewegung in Fluß kam, Ende der fünfziger Jahre, gründete er als Pendant zu dem in Norddeutschland gestifteten „Nationalvereine" mit seinen baierischen Collegen Marquardt, Barth und Bratter eine „deutsche Partei" und suchte in der baierischen Kammer durch seine auf die Reform der Bundesverfassung gerichteten Antrag vom 14. August 1859 den Bestrebungen jener Partei ein reales Ziel zu stecken — damals freilich ohne Erfolg.

Aber auch unmittelbar im Volke suchte er den nationalen Gedanken wach zu halten und vor der feindlichen Gegenströmung zu schützen. Auf den Festen und in den Volksversammlungen, an denen jene Zeit so überreich war, warf er die zündenden Feuerströme seiner Worte in die Massen hinein; war er doch durch die Gewalt seines Organs, durch das Imponirende seiner Erscheinung, durch die Volksthümlichkeit seines Wesens, die Cuergie seines Vortrags und die Wärme seiner Empfindung ein Volksredner im besten Sinne des Wortes.

Die deutschen Abgeordnetentage fanden in ihm einen regen Theilnehmer. Seine Rede auf dem Frankfurter Tage am 20. Mai 1866 als Referent über die Frage der Neutralität der deutschen Mittelstaaten steigerte sich zur Bedeutung eines geschichtlichen Moments. Mit kühner Initiative, mit männlicher Unerschrockenheit und zugleich als geschickter Anwalt für seine Sache suchte er in jener Rede die damals mächtig angefachte mißtrauische Antipathie des deutschen Südens gegen das aufstrebende Preußen zu ersticken.

Als dann das baierisch-österreichische Bündniß durch den Majoritätsbeschluß der Kammern benuch zur Thatsache geworden war, strebte er dem damaligen Minister von der Pforden als Resultat desselben wenigstens die Aufstellung eines deutschen Reformprojects abzugewinnen. Auch hier vergebens. Und als nun durch den Ausgang des sechsundsechziger Krieges die Bahn des Anschlusses an Norddeutschland geebneter erschien, da war die Zahl der Freude eher noch gewachsen als gemindert; denn es war nicht blos die sogenannte patriotische Partei, besser gesagt die des Adels und der Ultramontanen, sondern auch die Partei der Radicalen, welche sich dem Anschlusse Baierns an die norddeutschen Staaten feindlich entgegenstellten.

Mit gewaltiger Hand erdrückte Völk die letztere noch in ihrem Werdeprocesse, ehe sie bis zu der Macht emporstieg, welche sie in dem benachbarten Württemberg errang. Dann gelang es dem vereinten Mühen Völk's und seiner Freunde, die Majorität der Abgeordnetenkammer für den Zollvereinsantrag und das Schutz- und Trutzbündniß mit dem norddeutschen Bunde zu gewinnen. Dieser Beschluß, den ein damaliges baierisches Volksblatt in einer die Zeitströmung kennzeichnenden Weise als den „Begräbnißact des baierischen Selbstständs und Lebenswohls" bezeichnete, wurde zugleich anschlaggebend für das zögernde Schwabenland, und es war besonders Völk's Kammerrede vom 27. October 1867, welche den entscheidenden Erfolg herbeiführte.

Der Wahlkreis Immenstadt-Kempten sandte Völk in's deutsche Zollparlament. Dort hielt er am 28. Mai 1868 die Eingangs erwähnte Frühlingsrede, in welcher er die Ueberbrückung der Mainlinie nur als eine Frage der Zeit, als eine halb und halb schon vollzogene Thatsache bezeichnete. Völk's warmes Eintreten für die nationale Einigung von Süd und Nord blieb, wie man bestimmt behaupten kann, nicht ohne Einfluß auf die rasche Entschließung Baierns in dem kritischen Momente des Jahres 1870.

Die Ränke der Jesuiten und Ultramontanen hatten es indeß zuwege gebracht, daß Völk in seinem alten Wahlkreise nicht wieder gewählt wurde. Dafür wählte ihn sein heimisches Augsburg. Aber schon bei der ersten Wahl in's deutsche Reichsparlament fiel ihm sein alter Allgäuer Wahlkreis, den er scherzend als den „höchsten im Reiche" bezeichnete, wieder zu.

Im deutschen Parlamente gründete Völk in Verbindung mit seinen süddeutschen Genossen Marquardt, Fischer, Barth und Fürst Hohenlohe die „liberale Reichspartei". Als indeß die alten Freunde bei den Neuwahlen im Jahre 1874 sich nicht wieder

Digitized by Google

vollzählig zusammenfanden, schloß Völk sich der nationalliberalen Partei an und zählte fortan zu ihren thätigsten und regsten Mitgliedern, zugleich zu den zuverlässigsten Förderern der damaligen Politik des Reichskanzlers.

Bekannt ist, daß die Einführung der Civilehe und der Civilstandsregister namentlich aus der Anregung Völk's hervorging. Die Verhältnisse in Baiern hatten ihm die Nothwendigkeit derselben nahe gelegt, war doch für die katholische Geistlichkeit das Trauungsmonopol zu einer Handhabe religiöser Intoleranz geworden, und machte sie bei Eingehung gemischter Ehen ihren Coniens doch geradezu von der Bedingung abhängig, daß die Brautleute sich verpflichteten, ihre späteren etwaigen Kinder katholisch erziehen zu lassen, während von katholischen Eheleuten das Bekenntniß zum Unfehlbarkeitsdogma verlangt wurde.

Nachdem die baierische Abgeordnetenkammer einen bereits eingebrachten Gesetzentwurf, wenn auch mit geringer Mehrheit, abgelehnt hatte, blieb nur der Reichstag als weitere Instanz für die Abhülfe der schreienden Mißstände übrig, und so brachte Völk schon im Jahre 1872 eine Resolution an die Reichsregierung ein. Sie wurde angenommen, als aber die letztere mit der Einbringung des Entwurfes zögerte, veranlaßte er mit Hinschuis die Initiative des Reichstags, und da die Sache in einer Commission vergraben zu werden schien, brachte er in der Frühjahrssession 1874 den Antrag von Neuem ein. Nun erlangte der Entwurf mit großer Mehrheit die Annahme.

In seiner auch hier wieder wesentlich entscheidenden Rede führte Völk aus, daß der Staat, indem er das Recht der Eheschließung selbst beanspruche, im Grunde genommen nichts weiter verlange, als was ihm von Alters her bereits zustand; denn die Eingehung der Ehe vor Laien war die ursprüngliche, die echt deutsche Form. Erst später, führte der Redner weiter aus, und es ist geboten, gerade jetzt wieder auf das damals Gesagte zurückzukommen — erst später habe die Kirche, treu ihrem Grundsatze, sich in alles zu mengen, dem Staate sein gutes Recht entzogen. Der ultramontane Abgeordnete Dr. Jörg wollte umgekehrt in dem Gesetze einen Eingriff des Staats in die Rechte der Kirche finden, und ihm hielt Völk mit Recht entgegen: wenn man sagen wolle, der Staat habe hier einen Rechtsbruch begangen, so sei ihm das gerade so unerfindlich, als daß die vaticanischen Decrete nichts an der katholischen Kirche geändert hätten.

Wie im Reichstag dem Reichskanzler, so war Völk in der baierischen Kammer dem liberalen Ministerium Hegnenberg-Lutz eine kräftige Stütze, wie denn auch die Einfügung des sogenannten Kanzelparagraphen in das Reichsstrafgesetzbuch, der dem Mißbrauche der Kanzel und der geistlichen Stellung zu staatsfeindlichen Agitationen steuern soll, wesentlich das Werk des den Antrag der Regierung lebhaft unterstützenden Völk ist.

Stand somit Völk bis dahin immer auf dem Boden der nationalliberalen Partei, so wurde dieser feste Boden für ihn ein schwankender, als die neue Wirthschafts- und Zollpolitik des Reichskanzlers ihrem oppercreichen Einzug in das Haus der Abgeordneten hielt. Völk hatte seine national-ökonomische Bildung aus den Schriften des schutzzöllnerischen Volkswirthes List gezogen, und die Beziehungen persönlicher Freundschaft zu den Großindustriellen seiner baierischen Heimath hatten ihn darin nur bestärkt.

Als daher nach dem Ende der Aera Delbrück der Reichskanzler, dem Völk mit hoher persönlicher Verehrung zugethan war, die gleichen schutzzöllnerischen Bahnen wie Völk's volkswirthschaftliches Vorbild, Friedrich List, zu wandeln begann, da war gegen diesen gemeinsamen Druck der Gegendruck der Fractionspolitik nicht mehr stark genug, und die Katastrophe war unausbleiblich. Sie brach denn auch herein und zwar leider weit schroffer und herber als die Verhältnisse dazu nöthigten; sie wurde herbeigeführt durch den ominösen Antrag Frankenstein, der für die Parteiverhältnisse, besonders aber für die nationalliberale Partei eine so verhängnißvolle Tragweite gewann. Dieser Zusatzantrag des Centrumsmitglieds von Frankenstein vom Zollartikelgesetzentwurf vom 10. Juli 1879, beabsichtigte die Ueberweisung des Ueberschusses der Zölle und der Tabaksteuer an die einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Matricularbeiträge und unter Zugrundelegung eines dreijährigen Durchschnittsergebnisses.

Die liberalen Parteien erblickten in diesem Antrage eine Hintansetzung des constitutionellen Budgetrechtes, eine Verschiebung der Verhältnisse der Reichsgewalt zu der Vertretung in den Einzelstaaten, eine Conservirung der Matricularbeiträge, deren endliche Beseitigung durch eine Steigerung der Reichseinnahmen erwünscht erschien. Demnigen, der Führer der nationalen Partei, stellte deshalb einen Gegenantrag, der die Selbstständigmachung des Reichs und seiner Finanzwirthschaft durch die jährliche Feststellung der Zollsätze im Reichshaushaltetat und damit zugleich eine Wahrung der constitutionellen Garantien bezweckte. In der Fractionssitzung kam es bereits zu einem heftigen Für und Wider. Dennoch erklärten am Schlusse Völk und Treitschke, daß sie, obwohl sie dem Frankenstein'schen Antrage eine principielle Bedeutung beimessen könnten, dennoch gegen denselben stimmen würden.

In der Reichstagssitzung Tags darauf legte Fürst Bismarck, wie er das gern in allen entscheidenden Lagen zu thun pflegte, das ganze Gewicht seiner, wir möchten sagen historischen Persönlichkeit zu Gunsten des von der Regierung adoptirten Antrags Frankenstein in die Wagschale. Er werde, sagte er, den Weg, den er betreten und den er für recht und gedeihlich halte, bis an's Ende gehen. Möge er darum Haß oder Liebe ernten. Die Einigung Deutschlands zu fördern und so zu erhalten, daß sie dauernd erhalten bleibe, aus dem freien Willen aller Mitwirkenden, sei von Anfang an sein Streben gewesen.

Dieser Berufung an seinen eigenen Idealismus widerstand Völk nicht. Angesichts der Bennigsen'schen Erklärung, daß die ganze nationalliberale Partei beschlossen habe, gegen den Antrag Frankenstein zu stimmen, und des von der Regierung erklärten Bruchs mit den liberalen Parteien, stimmte er für den Antrag. Er könne, meinte er in seiner Rechtfertigungsrede, die grundsätzlichen Bedenken gegen denselben nicht theilen, mindestens seien sie nicht so tiefgreifend, daß er es verantworten könne, deshalb dem deutschen Volke das ganze große Reformwerk des Reichskanzlers vorzuenthalten. „Wo Begriffe fehlen," schloß er mit einem schwungvollen Citate aus Goethe's „Faust", „da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Das Citat war unglücklichen Ursprungs; denn es entstammt bekanntlich dem Munde Mephisto's, der die Worte dem Schüler gegenüber gebraucht, mit dem er seinen Spott treibt. Weit schlimmer aber war es, daß Völk nicht das that, was Treitschke that, daß er seinen factischen Bruch mit der nationalliberalen Partei nicht sofort vollzog, sondern vielmehr abwartete, bis die Parteigenossen in einer sehr erregten Sitzung ihm ein Mißtrauensvotum, das eine Minorität sogar bis zu einem Tadelsvotum steigern wollte, zuerkannten.

Völk's gemüthliche und versöhnliche Natur mochte wohl trotz seiner Stimmabgabe einen so schroffen Bruch nicht erwartet, eine Aussöhnung nicht für unmöglich gehalten haben, aber nirgends verräth das Prinzip des Unversöhnlichen wohl so sehr wie auf dem Gebiete der Politik. Völk büßte seine That mit dem Fluche politischer Vereinsamung, da die neugebildete Gruppe Schauß-Völk zu seiner selbstständigen Bedeutung gelangte, und das mag er tief empfunden haben, er, der so gern unter Vielen stand und sich gern von Vielen gehört und geehrt sah. Sein Herz mochte nach dem, was er früher im Dienste des Vaterlands gethan, die strenge Logik der Thatsachen als bitteren Undank empfinden. Und es ist ja wahr: er hat dem deutschen Vaterlande viel, sehr viel geopfert, nicht blos an geistiger Kraft, auch an äußeren Gütern. Seine advocatorische Praxis hätte ihm ein großes Vermögen gesichert, wenn er ihr seine Zeit und seine Kraft voll hätte widmen wollen. Doch blieb diese Uneigennützigkeit wenigstens nicht ganz ohne dankbare Anerkennung; denn an seinem fünfundzwanzigjährigen Kammerjubiläum übergaben ihm seine politischen Freunde und Anhänger ein Haus in Augsburg als Dotation für sein opferreiches Wirken. Er hat den behaglichen Besitz, die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, nicht lange genossen, und auch die kurze Rube wurde ihm noch durch den frühzeitigen Tod seines ältesten Sohnes Josef tief vergällt, desselben, der, in der Liebe zum deutschen Vaterlande mit dem Vater wetteifernd, als der „jüngste Soldat der deutschen Armee" — er war damals erst fünfzehn Jahre alt — 1870 in den Kampf gegen Frankreich gezogen war. Dann schlichen sich die Schatten finsterer Krankheit auch noch in's Haus und unfügsamen Völk den Humor, dem der Frohgeselligkeit so allezeit so gern hinggegeben.

Völk starb, wie die Zeitungen berichteten, an der vollständigen Degeneration des Herzens, des Herzens, das immer so warm geschlagen für des Volkes Wohl und des Reiches Größe.

Uneigennützig und selbstlos hat Völk den besten Theil seiner Zeit und seiner Kraft dem Vaterlande gewidmet; eingedenk des

Digitized by Google

Wortes: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.“ Der Tod tilgt alles Herbe und Unversöhnte: so ließen auch die drei liberalen Parteien des deutschen Reichstags dem alten treuen Genossen durch den Reichstagsabgeordneten Armand Buich einen Kranz auf den Sarg legen, „auf den Sarg“, wie ihr Sendbote sprach, „des trefflichen Mannes und braven Patrioten, dem es das deutsche Volk niemals vergessen wird, daß er das Vaterland so treu geliebt hat.“

Blätter und Blüthen.

Nachrichten über Vermißte. In Folge unserer im vorigen Jahrgang der „Gartenlaube“, Nr. 8, 21 und 35 veröffentlichten Vermißtenlisten sind außer den bereits mitgetheilten noch folgende Nachrichten über den genannte Personen eingegangen:

Ueber Hermann Feustel, Steinguthrecher aus Dresden, verheirathet Herr Anton Walz in Cast Liverpool, Ohio (Nordamerika), genaue Nachrichten; wir bitten die Angehörigen sich direct an dieses Herrn zu wenden. Die uns nachträglich noch mitgetheilte Adresse Feustel's ist: „Cok Palestine Cl. Co. (Ohio)“.

Freundig überrascht wurden wir hinsichtlich des Zimmermanns Wilhelm Holz aus Greifswald. Wir hatten die Nachricht erhalten, daß derselbe auf einem amerikanischen Kriegsschiff („Tuscha“), das in Folge des Zusammenstoßes mit einem englischen Kriegsschiffe in der Nähe der japanischen Küste zu Grunde ging, mit 250 Mann der Besatzung wahrscheinlich seinen Tod gefunden habe. Sein Name habe wenigstens auf der Vermißliste des Schiffes gestanden. Da werden wir am Schluß des Jahres mit der Kunde überrascht, daß Herr Wilhelm Holz noch wohlbehalten und in den angenehmsten Verhältnissen lebt und nur zu oft Jahren weder Zeit noch Veranlassung fand, an seine alte Mutter zu schreiben. Er hat sich in Queensland niedergelassen, dort eine Deutsche geheirathet und konnte, als die „Gartenlaube“ ihn zu seine Pflicht erinnerte, seiner Mutter auch das Geld ihres Erlebs senden.

Der junge Gh. Hübner ist, in Folge unseres Aufrufs (1881, S. 336) gefunden und glücklich wieder heimgekehrt.

Auch dem alten Vater Knopf in Weida haben wir gute Nachricht über seinen Sohn bringen können. Derselbe lebt in der Nähe von Corrida, der Hauptstadt der brasilianischen Provinz Parana, eine Nachricht, die wir dem Herrn Pastorgenen C. Lange zu Joinville in Donna Francisca zu verdanken haben.

Der junge Buchbinder Caspar Wolfgang Köppel, der in Nr. 30 (1881), auf S. 336 gesuchte blondlockige und durch eine Stirnnarbe besonders gekennzeichnete Sohn einer Witwe in München, ist an verschiedenen Orten Mitteldeutschlands als Handwerksbursche gesehen worden. Möchte ihn doch Jemand mit seine sich in Gram verzehrende Mutter erinnern!

Mrs. Anna Rhoda Ames in Camden, Maine (Nordamerika), hat in Deutschland hat des vermißten Vaters einen Beter gefunden, dessen Mutter (Emilie, nicht Amalie) eine Schwester des Gesuchten war.

Wir hatten fast darum gezweifelt, daß der „Gartenlaube“ ihre Aufwärtsthat bis in's birmanische Reich erstrecken werde, und doch hat sich dies erwiesen. Wir suchten dort einen Gustav, J. F. Bonani, und erhalten durch die Firma J. M. Steinmann u. Comp. in Rangoon die Nachricht, daß unser Vermißter dort, in Mandalay, 1865 am Sonnenstich gestorben sei.

Von den auf den Umschlägen der Heftausgabe der „Gartenlaube“ für Nordamerika gesuchten Vermißten sind drei gefunden worden:

Gustav Krause meldet sich aus Jersey City Heights, New-Jersey, und beklagt, daß er seit langer Zeit ohne Nachricht von seinen Angehörigen sei.

Robert Schumann lebt noch, wie er uns selbst schreibt, in Winona, Staat Minnesota.

Julius Kern betreffend wird uns aus San Francisco geschrieben, daß nach dem Adreßbücher der Stadt zwei Personen dieses Namens sich dort befinden, deren Adressen den Angehörigen mitgetheilt worden sind.

Draußen „in der Welt“ gesucht und weit näher entdeckt wurde D. R. Fischang, der zu Mühlhausen im Elsaß Arbeit und Herd, aber leider auch nicht die Zeit gefunden hat, dies den Seinigen mitzutheilen.

Ehe wir nun die neue Vermißten Liste zum Abdruck bringen, müssen wir das Ergebniß unserer nachstehenden Bitte abwarten. Es ist bei der Veröffentlichung der letzten Liste eine starke Anzahl Meldungen zu einer neuen eingegangen; in derselben Zeit wurden uns aber auch mehrere dieser Vermißten von den Angehörigen selbst als erledigt angezeigt. Solche Fälle kommen, wie wir aus Erfahrung wissen, häufiger vor, ohne daß wir pflichtschuldig davon benachrichtigt werden. Da nun doch der Raum der „Gartenlaube“ zu wertvoll ist, um für unnöthig gewordenes Suchen nach Vermißten verwendet zu werden, so bitten wir sämmtliche Einleger der vom vorigen Jahre datirenden Zuschriften wegen Vermißter, durch Postkarte an die Redaction der „Gartenlaube“ zu erklären, ob dieselben noch Gültigkeit haben oder nicht.

Da über die Hülfe dieser Einsendungen auch zu dem Mangel genügend bezeichnender Angaben über Personen, Aeußeres, Alter, Beruf und einzelne Besonderheiten der Vermißten leidet, so ersuchen wir dringend, in der erneuerten Zuschrift diesem Mangel genau (und mit möglichst lesbarer Handschrift) abzuhelfen. Wo dies nicht geschehen, müssen die Gesuche unberücksichtigt bleiben, da der Abdruck so ungenügender Anfragen ebenfalls nur Raumverschwendung sein würde.

Wiederholen müssen wir ferner die Bemerkung, daß die „Gartenlaube“ mit ihrer Hülfe erst dann eintritt, wenn die ordentlichen Nachforschungen nach den Vermißten ohne Erfolg waren. Seidem wir uns eines „Deutschen Reichs“ erfreuen, ist uns in dem „Auswärtigen Amt“ desselben eine Hülfe geboten, welche durch ihre Gewandten und Umsicht ebenso gut wie die „Gartenlaube“ über die cultivirte Erde reicht, und im Innern des Reichs sind die Sicherheitsbehörden für Jedermann vorhanden. Also: erst die Obrigkeit, dann die „Gartenlaube“! Wenn wir bei den Bitten alter armer Eltern eine Ausnahme machten, so geschieht's, um sie nicht um den Trost der Hoffnung zu verkürzen, die sie schon aus dem Abdruck der Nachfragen nach ihren Vermißten schöpfen.

Ohne Weiteres in den Papierkorb gehören alle anonymen Zuschriften, und dies um so mehr, als wir schon in einigen derselben mehr Steckbriefe, als liebevolle Nachfragen zu erkennen hatten.

Wir richten diese Bitten und Bemerkungen in dieser öffentlichen Weise, durch die „Gartenlaube“, an alle Einsender, um in allen Zuschriften derselben ausdrücklich versichert wird, daß sie Leser der „Gartenlaube“ sind, und zwar „die eifrigsten“ und meistens „Jahre lang“. Trotz alledem müssen wir immer wieder versichern, daß die Gartenlaube“ noch nie eine Frist „Auferal“ abgedruckt hat und daß ihre Nachforschungen nach Vermißten nur ein freier Liebesdienst auf einem Gebiete sind, auf dem oft nur sie noch helfen kann.

Die Redaction.

Institute für Körpergewichtswägungen. Der in Nr. 2 des Jahrgangs 1881 der „Gartenlaube“ von sich. Medicinalrath Professor Bruck in Marburg gegebenen Anregung folgte sind in verschiedenen Städten (Hamburg, Bremen, Berlin, Stettin u. a.) Körpergewichtsbestimmungs-Institute eingerichtet oder in der Errichtung begriffen, und dieselben haben sich sowohl den Aerzten wie dem Publicum als sehr willkommene und nützliche Einrichtungen bewährt. Die regelmäßig, bei Kindern halbjährlich vorgenommenen Wägungen, einschließlich der gleichzeitigen Längenmessungen des Körpers, verschaffen den Eltern derselben eine fast absolute Gewißheit darüber, ob die gesundheitsgemäße Entwickelung ihrer Kinder in normaler Weise fortschreitet oder ob ein äußerlich wellleicht noch gar nicht wahrnehmbarer Krankheitszustand vorhanden ist. Die für den letzteren Fall zu erlangende Gewißheit giebt dann Veranlassung, rechtzeitig der Entwickelung einer weiteren Erkrankung vorzubeugen, und es werden so nicht nur manche Sorge, sondern auch viele Kosten erspart.

In den Jahresberichten des Vereins für Kinder-Ferienkolonien finden wir soll überall die Körpergewichte der Kinder vor und nach der Reise, nach der Rückkehr und einige Monate nach der letzteren als Beweise für die zuträglichkeit der Ferienaufenthalte im Walde oder auf dem freien Lande angeführt. Bei der immer wachsenden Theilnahme an den Ferienkolonien sollte dafür gesorgt werden, daß in allen Städten, welche Ferienkolonien einrichten, ein zuverlässiges Körperwägungs-Institut besteht.

Für den Arzt haben sich die Institute als besonders werthvoll herausgestellt. Nicht nur, daß sie denselben ein zuverlässiges Urtheil darüber verschaffen, ob ein Kind oder ein Patient überhaupt ein für sein Alter normales Körpergewicht besitzt. — ein Urtheil, welches oft durch den bisher Angestellten durchaus nicht gewonnen werden kann — die Wägungen sind auch fast unentbehrlich, um den richtigen Fortschritt in der Genesung von Krankheiten zu constatiren, oder um Störungen vorzubeugen, wie denn zum Beispiel ein englischer Arzt (Dr. Dobell) nachgewiesen hat, daß die schwindsüchtigen Zustände meistens, ehe noch irgend ein localer Befund nachzuweisen ist, mit einer Körpergewichtsabnahme, als ersten wichtigsten Symptome beginnen.

Man hat den Werth der Körperwägungen noch lange nicht genügend erkannt. Das Pfund Butter oder den Sack Reis, welchen die Mutter für ihre Kinder kauft, pflegt sie als gute Hausfrau sorgfältig nachzuwiegen, um keinen Betrug zu leiden. Darf ihr das Gewicht ihres gleichgültiger sein und wird durch die Bestimmung desselben nicht oft der größte Schaden verhütet werden?!

Seit der Aufforderung zur Errichtung von Körperwägungsstuben ist bei Theodor Fritsen in Cassel ein „Nebenbuch“ von einem nicht genannten Verfasser erschienen, welches bestimmt ist, ganz regelmäßige Aufzeichnungen über die Entwickelung des einzelnen Kindes, und so auch über sein von Haldjahr zu Haldjahr fortschreitendes Körpergewicht in sich aufzunehmen. Es sei dieses Buch, als mit den Zwecken der Körpergewichtsbestimmungen in nächstem Zusammenhange stehend, hiermit dringend empfohlen. Die Zwecke und Aufgaben desselben finden sich in einer Vorrede zu dem Buche ausführlich erörtert.

Berthold Auerbach †! — Die „Gartenlaube“ hat abermals mit dem Tode einer unserer Lieblingsdichter den Verlust eines alten treuen Mitarbeiters zu beklagen: Fern vom Vaterlande, in Cannes, wo er Heilung seiner Leiden gesucht, ist Berthold Auerbach am 8. Februar gestorben, während seine Freunde daheim sich im Stillen darauf vorbereiteten, am 28. Februar den siebenzigsten Geburtstag des allgeliebten Dichters und Mannes würdig zu feiern. Wie die „Gartenlaube“ es sich, hervorgegangen Todten gegenüber, seit Jahren zur Pflicht gemacht, wird sie auch dieses ihres Mitarbeiters Andenken durch Bild und Wort ehren.

Die Redaction.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

Digitized by Google

No. 9. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Hilda hatte ihren Bruder allein in seinem Arbeitszimmer vermuthet; denn es war noch gestern davon die Rede gewesen, daß sich außer ihm und Edwin Alle an der Ausfahrt betheiligen wollen — und nun? Hinter der dunklen Portiere, die den Eingang zum Arbeitszimmer des Gutsherrn nur halb schloß, saß in dem zarten Dämmerlichte, das ihrer Schönheit einen besondern Glanz lieh, die junge Frau an einem Nähtischchen, das sie sich in der Fensternische improvisirt hatte. Scherzend wehrte sie sich mit der Stecknadel gegen ihren Gatten, der hinter ihrem Stuhle stand und ihr die Augen zuhielt.

„Hände weg oder ich steche!“ drohte sie lachend.

„Ein Attentat? Oho! Verdient eine exemplarische Strafe.“

„Die fürcht' ich nicht.“

„Auflehnung, Meuterei, Rebellion gegen die Autorität!“

„Die Ehrfurcht vor derselben ist nicht mehr groß; Du thust Dein Möglichstes, sie zu zerstören, mein Herr Gemahl.“

„Will doch sehen, ob ich keinen Gehorsam finde,“ erklärte er mit scherzhaft angenommener Würde. „Ich dulde nicht, daß Du Deine Augen an der Geburtstagsarbeit für die Frau Mama in dieser Finsterniß verdirbst; denn Deine Augen gehören mir — heute und alle Zeit. Ich kann sie, so oft es mir gefällt, amtlich unter Siegel legen, und sie müssen geschlossen bleiben, bis —“

„Bis ich sie wieder aufthue.“

„Nein, bis ich das Siegel mit einem Kusse löse.“

Er neigte sich zum Vollzuge der angekündigten Maßregel über sie, aber sie hatte den Moment, wo er seine Hände löste, benutzt, um vom Stuhle aufzuspringen.

„O, es bedarf keiner solch feierlichen Amtshandlung, mein gestrenger Herr. Ich sehe schon wieder,“ spottete sie. „Und nun laß mich die paar Stiche fertig machen — nur so weit der Wollfaden noch reicht!“

„Gut, wie Du mir, so ich Dir!“ sagte er und setzte sich, ohne scheinbar weiter auf seine Frau zu achten, auf das Fensterbrett; er zog ein Journal aus der Tasche, entfaltete es und begann zu lesen.

„Diese häßlichen Zeitungen!“ schmollte sie und schlug leicht auf das Blatt.

„Diese häßlichen Zeitungen?“ fragte er. „Ich muß doch eine Beschäftigung haben. Wie erfahre ich übrigens ohne die Zeitungen, was in der Welt vorgeht?“

„Bah, es steht doch kein wahres Wort darin. Nichts als Märchen; die kann ich am Ende auch erzählen.“

„Willst Du? Ach ja, Du bist meine Scheherazade. Erzähle!“

Schmeichelnd hatte er den Arm um sie gelegt, und so zog er sie, während er sich selbst auf den vorher von ihr eingenommenen Sessel niederließ, sanft auf sein Knie. Sie ließ ihn im Eifer, doch noch ein paar Stiche zu vollenden, gewähren und setzte ihm auch keinen Widerstand mehr entgegen, als er ihr die Stickerei aus den Händen nahm.

„Confisckt!“ sagte er. „Zwei Herren kann man nicht dienen. Man arbeitet nicht, wenn man ein Märchen zu erzählen hat.“

„Ist das wirklich Dein Ernst?“

„Natürlich!“

„Ich weiß aber eigentlich nur eins.“

„Du hast Dich ja vermessen, so viele wie die Zeitungen zu kennen. Also mindestens für tausend und eine Nacht. Laß denn hören!“

Sie schlug die Augen, schelmisch lächelnd, zu ihm auf.

„Gut — es war einmal eine Prinzessin, die saß an einem Brunnen im grünen, grünen Walde. Da kam ein stolzer König; der trug an einem schweren Leide, und die Aerzte hatten ihn darum zu dem Brunnen geschickt, daß er sich Heilung hole. Und als er wieder ging, da war er wohl gesund, aber die Prinzessin, die arme Prinzessin, war krank geworden im Herzen und blickte nur immer und immer in den Brunnen, weil er ihr, wie im Spiegel, das Bild des stolzen Königs zeigte, so oft sie seinen Namen rief.“

„Und das war ein sehr wirksames Sympathiemittel.“ fiel er lachend ein. „Denn eines Tages kam er, holte sie heim und war glücklich mit ihr bis an's Ende ihrer Tage. Und Franz hieß der stolze König, und die Prinzessin hieß Albertine. O, ich kenne, wie mir scheinen will, dieses Märchen — Du mein herziges, herziges Weib!“

Er küßte sie innig. Ihr Arm legte sich um seine Schultern, ihre Schläfe sich an die seine.

„Franz,“ sagte sie, „ich habe Dich so lieb, so lieb, so lieb!“

Die Lauscherin dort hinter der Portiere hörte es nicht mehr. Die Hände auf das Herz gepreßt, als ließe sich so dessen lautes Pochen bezwingen, glitt Hilda von der Thür hinweg und aus dem Garderobezimmer. Die Scham brannte auf ihren Wangen, daß sie ihr Versteck nicht schon früher verlassen, aber es war nicht diese Gluth allein, die sie verwirrte. Zuerst hatte sie, unmuthig über die Störung, nur einen Moment zum Eintreten abwarten wollen, der ergab sich jedoch nicht, und so hatte sie fast wider

Digitized by Google

Willen auf dem Flecke ausgeharrt. Halb spöttisch, halb in seltsamer Bewegung hatte sie auf die heitere Gruppe geblickt, bis sie zuletzt, mächtig ergriffen von einer ihr bisher unbekannten Empfindung, wie träumend an dem Thürpfosten lehnte und das Antlitz in die Falten des schweren Vorhanges drückte.

Endlich war sie hinweggeschlichen, aber das Bild verwischte sich nicht vor ihren Augen, und in ihren Ohren klang es fort und fort:

„So lieb, so lieb, so lieb!“ —

Was war denn so Hohes, so Gedankenvolles gesprochen worden, daß es sie so sehr ergriff? Nichts, ein einfaches Geplauder, Kosewerte dazwischen, und doch hatte noch keine Liebesscene in einem Buche, selbst nicht jenes wundersam bestrickende Zwiegespräch auf dem Balkon des alten Hauses der Capuleti in Verona, ihr Empfinden so bewegt, wie das eben Gehörte, Geschaute. Es war ihr, als sei ein elektrischer Funke auf sie übergesprungen — all ihr Blut war in Aufruhr.

Beängstigt, schwer athmend schritt sie wie eine Nachtwandlerin langsam von Raum zu Raum, und die langjährige Gewohnheit führte sie an die Thür ihres Zimmers. Daß sie es nicht mehr bewohnte, kam ihr nicht in den Sinn; zu sehr waren ihre Gedanken bei dem eben Erlebten; es war ja auch nichts da, das ihr sagen konnte: dieses Zimmer ist nicht mehr das deine. Ihre Möbel waren in dem kleinen Salon verblieben; bis auf einzelne unbedeutende Veränderungen stand alles an derselben Stelle wie immer, und selbst die Töne des Claviers, auf dem eben ein paar Accorde angeschlagen worden, vermochten sie nicht auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen. In der letzten Zeit war sie es ja gewohnt geworden, daß dieses Gemach als ein allgemeiner Versammlungsort oder eigentlich als ein Musikzimmer betrachtet wurde, in welchem Alberiine wie ihr Bruder, so oft sie die Lust zu spielen anwandelte, ungehindert Zutritt hatten.

So winkte sie auch jetzt Edwin, der bei ihrem Eintritt vom Clavier aufgesprungen war, sich nicht stören zu lassen, ja sie bat ihn sogar in der mechanischen Weise, wie man oft Höflichkeitsformeln zu sagen pflegt, weiter zu spielen, es sei ihr ein Vergnügen, ihm zuzuhören.

Und sie hörte, in die Ecke des Sophas gedrückt und die Augen auf die im Zwielichte noch matt erhellten Fenster gerichtet, in der That dem Spielenden zu, nur nicht mit jener bewunderndem Aufmerksamkeit, welche derselbe bei ihr voraussetzte, ja sogar ganz ohne jenes auch nur dem technischen Geschicke oder der Melodienfolge zugewendete Verständnis, welches mindestens die Ueberlieferung von eigener Zuthat, das Bekannte von der Improvisation unterscheidet. Die Töne umflutheten sie nur wie ein Aethermeer, durch das sie dahinschiffte und das sie bald auf sanften Wellen schaukelte, bald auf anschwellenden Wogen emporkrug und jeden Nerv in ihr zu fühlbarem Mitschwingen brachte.

Eine Stimme in ihr sagte ihr, wie wohl es dem Herzen thun müsse, eine Seele ganz sein eigen nennen zu dürfen. Hatte sie denn nicht dieses Bedürfnis gerade in den letzten Tagen zitternd empfunden, wo sie in steter Angst und Selbstbewachung ihr Geheimnis bergen mußte? Sich rückhaltlos aussprechen zu dürfen, ohne zurückgewiesen, ohne verrathen, ohne verspottet zu werden, und liebevollen Verständnisses gewiß zu sein — das mußte doch eine Sicherheit verleihen, in der gut ruhen war, wie in der Wiege des Kindes, das ja auch stammelt, was die Natur ihm eingiebt. War sie denn selbst schon so alt, daß sie diese Sprache verlernt hatte und deren Laute nicht mehr zu finden vermochte?

Die Jahre waren dahingegangen; sie hatten ihr Herz ruhig und regelrecht schlagen gelehrt und ihren Gedanken, sobald sie auf die Zunge traten, ein strenges und abgemessenes Gewand zugeschnitten, aber ein Verjüngungsquell war plötzlich heiß über sie hinweggesprudelt, und jetzt dehnte es sich da in der Brust und die einschnürenden Fesseln gaben nach — sie vernochten das aufblühende Leben des Herzens nicht mehr zurückzudämmen. Das eingekerkerte Gefühl verlangte nach seinem Recht; das Herz rief nach Freiheit und rebellierte gegen den Verstand, der es beschwichtigt, überredet, ja kalt weggeleugnet hatte. Hier bin ich, und ich rege mich! Lange genug war ich beiseite gedrohen, war ein unnützes, lästiges Ding, aber ich bin nicht eingeschrumpft, nicht ausgetrocknet. Von mir geht das Blut aus und zu mir kehrt es zurück, und ich mache es zum Boten meiner Wünsche und durchglühe es mit meiner Flamme und jage den siedenden Schwall durch alle Adern. Wir wollen doch leben, oh ich zu unterdrücken bin. Warum nur Anderen die Freiheit? Warum nur Anderen das Glück? Auch ich — hört mich! — auch ich will meinen Theil daran haben! Auch ich!

„Hilda!“

Wer sprach den Namen? Wer rief sie? Wo war sie doch?

„Hilda!“ wiederholte Edwin's Stimme, und jetzt erst erkannte sie dieselbe. Wie ein Schatten war der Sprechende an ihre Seite geglitten.

„Sie sind ganz stumm. Hat Sie mein Spiel so sehr ergriffen, daß Sie nicht das kleinste Wörtchen des Beifalls für mich haben? Und ich glaubte, ich hätte mein Bestes gegeben. Der beschiedenste Lobspruch hätte mich beglückt.“

„Ich war wie unter einem Bann,“ sagte sie langsam, über ihre heiße Stirn streichend.

„Den dürfen Sie auch nicht brechen,“ fiel er lebhaft ein. „Sie dürfen sich diesem Eindruck nicht entziehen. Er ist mir weit mehr als die künstlerische Anerkennung: das Verständnis jener wortlosen Sprache der Seele zur Seele allein kann ihn hervorrufen.“

Die Musik und der süße Zauber der Dämmerung hatten auch ihn in eine Stimmung versetzt, welche die Wünsche seiner Mutter in seine eigenen zu verwandeln geeignet war. Und ihr Schweigen ließ nun die schmeichelhafteste Deutung zu. Fürwahr, Frau Rohrwek hatte Recht: es galt nur noch ein kurzes kriegerisches Spiel — und der Sieg war sein. Dieses vorausgenommene Triumphgefühl gab seiner Phantasie einen kühnen Schwung.

„Ja, Fräulein Hilda,“ sagte er, „dieses Verstummen ist mir ein Beweis, daß meine Hand die richtigen Accorde gegriffen, um dem Unaussprechbaren, das mich erfüllte, Töne zu verleihen; alles, was in mir lebte und nach Ausdruck rang, das schwebte auf dem strahlenden Lichtbogen, den die Musik zwischen uns ausspannte, zu Ihnen hinüber. Ein solches Eingehen auf die Empfindungen eines Anderen ist ein geistiges Einsein, die unverbrüchliche Bürgschaft innerlichster Zusammengehörigkeit. Ja, Hilda, dieser magische Rapport besteht zwischen uns: er wirkt sogar in die Ferne; er läßt mich Ihr Nahen ahnen, wie er die Botschaft meiner Wünsche zu Ihnen trägt; wir können uns nicht dagegen sträuben — er führt uns zusammen. Ist es nicht so? Sind Sie nicht einem unbewußten Drange gefolgt, als Sie hier eintraten? Lassen Sie mich daran glauben, daß der Bann, der Sie nach Ihrem eigenen Geständnisse umfing, schon vorher wirksam war und daß er Sie hierher zu kommen zwang, als ich Sie mit gewaltigen Tönen voll Sehnsucht herbeirief!“

Er hatte sich in ein Feuer hineingesprochen, das über die Leerheit seiner Worte hinwegtäuschte. Und als er nun von der mit so großem Pathos betonten „innerlichen Zusammengehörigkeit“ auch auf deren äußerliche und für das ganze Leben gültige Form zu sprechen kam und gleichsam symbolisch, wie am seiner Rede mehr Nachdruck zu geben, Hilda's Hand erfaßte — da entzog sie ihm dieselbe nicht. Es war ein Gedränge von beängstigenden Empfindungen, unter deren Gewalt sie stand: zu dem einzigen Freunde, zu dem Geführten hirer Jugend, flogen ihre Gedanken — zu Meinhard. Bitterkeit erfüllte sie, wenn sie der letzten Begegnung mit ihm gedachte — Stolz und gekränktes Selbstbewußtsein bäumte sich in ihr auf; war er ihr nicht herrisch entgegengetreten? Hatte er sie nicht in ihrem tiefsten Empfinden verletzt? O, wie sie ihn haßte! Und dann trat das Bild des sterbenskranken Bruders da draußen im Jägerhause vor ihre Seele; sie mußte ihm helfen, und sie konnte es nicht; denn sie war — allein.

Und jetzt bot sich ihr die Hand eines Mannes, der es gut mit ihr meinte — warum sollte sie dieselbe nicht ergreifen in der Stunde der Gefahr? Daß es auf die Voraussetzung ihrer Liebe hin geschah, bedachte sie nicht. Noch war es ihr fremd, dieses Gefühl, aber Edwin's fröhliche Erscheinung hatte unstreitig etwas Anziehendes; sie meinte es jetzt schon wohr zunehmen, wie sich ihr sympathisches Wohlgefallen an ihm stärkte, und wenn sich erst sein mutiger Charakter gefestigt, dann lernte sie ihn vielleicht auch als ihren energischen Beschützer achten.

„Ich würde Sie auf den Händen durch's Leben tragen,“ betheuerte er, „und an einem Seidenfädchen sollten Sie mich lenken. Ich glaube, daß ich ein wenig eitel bin, aber wie sollte ich es auch nicht sein, wenn ich selbst einen so hohen Preis zu gewinnen vermag — Sie! Sonst aber ist mit mir leicht zu leben; ich bin ein guter Camerad, und wir werden uns die Existenz so

Digitized by Google

behaglich wie möglich einrichten. Hilda, wollen Sie mir die Sorge dafür anvertrauen?“

Wie einschmeichelnd das klang! Nichts von jener häßlichen Herrschsucht, die das Weib wie ein unmündiges Kind behandelt, dessen ohnmächtigen Zorn man verlachen darf! Nichts von jener übelegenen Gewaltsamkeit, die sie erst soeben in Meinhard's herrischer Freundschaft kennen gelernt hatte! Mit einem treuen Cameraden Hand in Hand dahinwandeln, mit ihm alles theilen, Freud und Leid — ja, einen solchen Cameraden hatte sie längst ersehnt — —

Als sich aber sein Arm nun um sie legte, rückte sie vor diesem Zeichen der Vertraulichkeit doch unwillkürlich ein wenig zur Seite; ihr Widerstreben war mehr instinctiv als bewußt; sie hatte sich nehmen lassen wie im Sturm, fast als wäre sie eigentlich dabei gar nicht betheiligt.

Ein Gedanke war es nur, der sie ganz erfüllte: daß ihre Hand von jetzt ab eine Waffe führte und aufhörte, schwach und machtlos zu sein, daß ein Mann an ihrer Seite war, der Meinhard demüthigen, ihn zwingen werde — — und in dieser Zuversicht schwelgte ihr Haß. Die Hoffnung, mit Edwin's Beistand nunmehr Wilhelm's Angelegenheit rascher und sicherer zu Ende führen zu können, stand erst in zweiter Linie.

So nahm sie denn kühl und gleichgültig Edwin's Liebesergüsse hin, und als er eben, kühner werdend, ihre Hand mit Küssen bedeckte, da that sich die Thür auf, und hinter dem voranleuchtenden Mädchen erschien Frau Rohrwel. Sie war nicht wenig überrascht, als ihr Sohn ihr seine — „Braut“ vorstellte.

Braut! — Seine Braut! Wie das so wunderlich klang und wie das so schnell gekommen war! Die glückliche Mutter, die nun alle ihre Wünsche in Erfüllung gehen sah, überhäufte Hilda mit Zärtlichkeiten.

Das Paar mußte ihr auch sogleich in's Eßzimmer folgen; denn Albertine sollte sofort die frohe Botschaft hören. Hier gab es eine kleine Scene: Mimi warf sich, als das Geschehene verkündet worden, mit einem leisen Schrei an die Brust ihrer neuen Mutter.

„Was ist Dir, mein liebes Kind?“ fragte diese.

„Ich — ich,“ sagte die Kleine sich gewaltsam fassend, aber noch unter Thränen schluchzend. „Ich freue mich — ich freue mich so — haha! Ich bin — ein so dummes Ding — daß ich vor Freude weinen muß.“

„O, das ist so natürlich. Auch ich bin solchen nervösen Anfällen ausgesetzt,“ erklärte Frau Rohrwel, aber sie kam nicht dazu, sich über das Thema zu verbreiten.

„So, Du heiratest also, Hilda?“ fragte Franz, der in der Fensternische stand, ziemlich trocken.

„Nun ja, Ihr habt es ja Alle gewollt,“ entgegnete sie mit blitzenden Augen; sie konnte sich den kleinen Triumph nicht versagen. „Hast Du mir nicht am eisrigsten zugesprochen?“

„Hm, ja. So aber habe ich es allerdings nicht gemeint.“

Diese Meinungsäußerung des Gutsherrn verklang ungehört in dem fröhlichen Durcheinander der Stimmen.

Frau Rohrwel richtete schon den ganzen Zukunftshaushalt ein; Edwin improvisirte Gedichte à la Heine; Hilda selbst war in fieberhafter Erregung; ihr Sein, ihr Denken, ihr Empfinden — alles war wie aus den Angeln gehoben, und der Wein, mit dem man bald auf das Wohl des Brautpaares anstieß, färbte ihre Wangen hoch. All den Lärm aber überjubelte Mimi's helle Stimme; nach einem wiederholten Beinanfall hatte die Kleine resolut ihre Thränen weggewischt, und nun wirbelte sie, wie ein toller Kreisel, um die lebhafte Tischgesellschaft, unablässig plaudernd und lachend. Es war ein bewegter Verlobungsabend.

9.

Trüb und neblig stieg der nächste Morgen empor.

Die größte Veränderung war während der Nacht mit dem gesichtswechselnden, überreizten Kinde vorgegangen. Mimi war fast nicht wieder zu erkennen in der grauen, zusammengekauerten Gestalt, die den moosbewachsenen Felsblock am Rande des Jungwaldes erkletert hatte; mit hinaufgezogenen Knieen saß sie dort oben, die Ellbogen gestützt und das Gesicht so ganz in die Hände vergraben, daß kaum ein Fleckchen der Stirn dem einsamen Strahle der schon hochstehenden Sonne ausgesetzt blieb.

Die uniformliche, in sich gebückte Figur sah fast selbst wie ein Stück Stein aus, und erst als ein Wagen von der Stadt dahergerasselt kam, hob sie für einen Moment den Kopf, um ihn sogleich wieder sinken zu lassen.

Meinhard mußte das doch sehen, ihm bietende Bild genau fixiren, ehe er seinen Augen traute; dann ließ er den Wagen halten, stieg aus und ging, den Straßengraben überschreitend, auf den Felsblock zu.

„Ja, sind Sie es denn wirklich? Wie kommen Sie hierher? Sie sitzen ja wie ein Häufeln Unglück da oben, Mimi. Oder soll ich ebensalls Emmy rufen?“

„Ich wollte, ich hätte gar keinen Namen, und kein Mensch riefe mich, und ich lebte nicht mehr,“ sagte sie in tiefer Niedergeschlagenheit.

„Ei, das ist ja ein gewaltiger Weltschmerz,“ versuchte Meinhard den gewohnten Humor, der jedoch auch nicht recht frei klang, hervorzukehren. „Was thun Sie denn eigentlich hier auf dem erhabenen Throne? Spielen Sie Norne?“

Jetzt erst sanken die kleinen Hände und enthüllten ein trauriges, grollendes Gesichtchen.

„Ich zeichne. Sie sehen es ja.“

„Das ist mir wirklich entgangen. Der Nebel wird wohl daran schuld sein. Haben Sie sich ihn zu Ihren Studien gewählt?“

„Nein, ich will nicht zeichnen,“ sagte sie und stieß das kleine Skizzenbuch von ihrem Schooße, daß es sammt dem Stifte über den Stein hinabfiel. „Ich habe es von ihr gelernt, und ich will gar nichts, was von ihr kommt, gar nichts! Ich werde auch nie mehr zeichnen oder Clavier spielen. Ich will's vergessen, vergessen will ich's, wie wenn ich nie etwas davon gewußt hätte.“

„Das sind aber wirklich heroische Entschlüsse; gegen wen richtet sich denn eigentlich Ihr Groll?“

„Ach, Sie verspotten mich nur,“ entgegnete sie, nahm die Fäuste von den Schläfen, an die sie dieselben gedrückt hatte, und wandte sich mit einem unmuthigen Ruck von Meinhard ab.

„Ich Sie verhöhnen? Das würde ich nie wagen.“

„Ja, Sie verspotten mich, wie alle Anderen mich verspotten würden, wenn sie wüßten, wie es in mir aussieht. Aber diese Freude werde ich ihnen nicht bereiten — nein, kein Mensch soll mich anders sehen als lachend. Es soll sich kein Mensch über mich lustig machen.“

„Das sollt ja aber gewiß auch Niemandem ein,“ versicherte er mit freundlichem theilnahmsvollem Ernst. „Was für ein Kummer drückt denn das kleine Herz? Aber zuerst kommen Sie da von Ihrem Wolkensitz auf die Welt herunter, Mimi!“

„Die Welt ist falsch, und ich würde am liebsten gar nichts mehr mit ihr zu thun haben. Ich wollte, der Nebel hätte mich ein und trüge mich fort, hinauf, immer weiter, immer weiter — so weit, daß man von der Erde gar nichts mehr sieht.“

„Das ist aber heutzutage nicht mehr recht üblich, kleine Fee. Also entschließen Sie sich noch ein Weilchen unter uns zu wandeln — gilt's? Also hopp!“

Trotz ihrer tiefen Seelenverstimmung zauderte Mimi doch nicht mehr, der Einladung zu folgen. Sie setzte ihren Fuß auf eine tiefere Kante, ergaßte die ihr entgegengestreckten Hände Meinhard's und that frischweg den kühnen Sprung zur Erde.

„Ich habe jetzt wohl ausgefehen, wie eine Fledermaus, in dem flatternden grauen Mantel?“ fragte sie lächelnd, wurde jedoch gleich wieder ernst. „Onkel Meinhard, Sie dürfen aber Niemandem ein Wort davon sagen, wo Sie mich gefunden haben.“

„Keine Silbe. Aber haben Sie denn da so Geheimnißvolles getrieben?“

„O, nicht doch, nein, gar nicht. Nur braucht es Niemand zu wissen. Ich habe blos auf den Wagen gewartet und wollte ihn zurückkehren sehen.“

„Auf den Wagen?“

Mimi kehrte sich ab, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und suchte mit besonderem, ihrer frühreren Erklärung direct widersprechenden Eifer nach der Zeichenmappe, während sie antwortete: „Papa und Mama sind zu Saldorff's gefahren; der Graf hat zwei Reitpferde zu verkaufen, die sehr gut unter dem Damensattel gehen. Seit Comtesse Lori gestorben, will er nichts mehr sehen, was ihn an sie erinnert. Papa glaubt, daß die Pferde billig zu bekommen wären.“

„Und darauf freuen Sie sich und wollen die Nachricht ganz brühwarm haben?“ Ihr geringschätziges Achselzucken entging ihm

Digitized by Google

nicht, und seine ironische Unterstellung berichtigend fuhr er fort: „Doch da hätten Sie ja noch stundenlang auf Ihrem Wachtposten sitzen müssen; es ist ein weiter Weg bis Artmannsberg. Das kommt mir übrigens sehr ungelegen. Ich rechnete darauf, den Papa zu treffen."

„Sie treffen gar Niemand zu Hause. Es ist alles fort. Edwin ist mit seiner Mutter zur Stadt gefahren. Wenn Sie Jemand sprechen wollen, werden Sie die Heimkehr abwarten müssen."

„Das kann ich nicht." Seine Miene zeigte deutlich, wie unangenehm ihm diese Störung war. Er blickte gedankenvoll vor sich hin in das feuchte Gras, dann hatte er aber doch einen Entschluß gefaßt. „Ist auch Tante Hilda mitgefahren?" fragte er.

„Nein — die — die ist zu Hause.

Er bemerkte nicht das eigenthümliche Widerstreben, mit dem die Kleine antwortete, und den Ausdruck von Feindseligkeit in ihrem Gesichtchen. Sein Auge schien mehr nach innen gekehrt.

„Nun, dann muß ich mich wohl an sie wenden — die Zeit drängt."

Und da nun die Entscheidung getroffen war, gab er dem Lohnkutscher Anweisung, zum Schlosse vorauszufahren.

„Sie begleiten mich doch?" wendete er sich wieder gegen Mimi. „Oder ziehen Sie es vor, Ihren Nornenstein wieder zu besteigen und nach dem zurückkehrenden Wagen auszulugen, der, nach solcher Ungeduld zu schließen, Ihnen ja überaus Wichtiges mitbringen muß? Im Anfang dacht' ich an ein Reitpferd, aber mir will scheinen, das Interesse —"

„Necken Sie mich nicht — heute nicht! Ich kann es nicht ertragen, auch von Ihnen nicht, Onkel Meinhard. Sie machen mich zornig. Alles macht mich zornig," fiel sie ihm heftig in's Wort. „Ich will auch gar nichts. Mir bringt man nichts mit, mir nicht — einer Andern. Bah, nicht mit der Spitze des Fingers möchte ich es berühren, und wenn es das kostbarste Geschmeide wäre von eitel Gold und Edelsteinen und echten Perlen."

„Was sprechen Sie denn eigentlich? Was soll denn mitgebracht werden?"

„Ein Ring, ein Armband — weiß ich es? Irgend ein Schmuckstück für die Braut. Nur so weit habe ich gehört, als Frau Rohrwek den Wagen anspannen ließ. Sie will dem Bräutigam helfen, beim Juwelier etwas auszuwählen. Er soll ein Medaillon nehmen und seine Photographie hineinstecken. Er kann die aus meinem Album haben; ich lasse sie doch nicht mehr darin."

„Noch einmal —: wovon sprechen Sie eigentlich, Mimi? Wer ist Braut? Wem soll das Geschenk gehören, das Sie so erbittert?"

„Ihr, ihr! Wem sonst! — Sie wissen nichts davon? Sie ahnen es nicht einmal? Ich glaub' es wohl. Sie waren ja blind, wie alle Anderen. Ich aber habe es kommen sehen, o, ganz gut! wie es immer weiter ging und weiter — und gestern haben sie sich verlobt — und Champagner ist dazu getrunken worden, und das Brautpaar hat man hochleben lassen. Ja, ich habe auch mitgerufen; ich war so lustig — so lustig. Die ganze Welt ist falsch; sie braucht nicht zu wissen, was ich mir bei meiner Lustigkeit denke. Auch er soll nicht glauben, daß ich mir etwas daraus mache. O, so falsch, so falsch! Vorgestern noch zeichnete er mir zwei verschlungene E — wie häßlich sich unser Monogramm mache! — und jetzt ist er vielleicht gerade beim Goldarbeiter und bestellt ein Medaillon in Herzform mit einem E und H darauf. Ist das nicht falsch?"

„E und H?"

„Nun ja: Edwin und Hilda."

„Es ist nicht möglich!"

„Nicht wahr? O, als ich heute aufwachte, da meinte auch ich, es sei nur ein Traum gewesen, aber unten stehen noch die leergetrunkenen Champagnerflaschen im Flur."

„Es ist nicht möglich!" wiederholte Meinhard tief bestürzt. „Sie treiben Scherz mit mir."

„Scherz? Als ob mir zum Scherzen wäre! Wissen Sie, was ich dachte, als ich da droben saß? Unter die Räder des Wagens möchte ich mich werfen, wenn er zurückkommt — — dann wäre alles aus."

Und mit wildem Aufschluchzen warf sie sich an Meinhard's Brust. Sie faßte sich diesmal nicht so rasch, wie am Abend vorher; es that ihr offenbar wohl, sich auszuweinen, und Meinhard, der bleich geworden war, wie ein Marmorbild, sprach ihr auch gar keinen Trost zu; er ließ ihre Thränen fließen und streichelte nur sanft das Haar an ihrer Schläfe. Der Einblick in das kleine Herz und das Mitleid mit dessen Weh hatten ihm allmählich Herr werden über den eigenen Schmerz.

„Ist es nicht abscheulich?" fragte Mimi noch leise schluchzend. „Sie dürfen mich aber nicht verrathen, Onkel Meinhard, daß ich geweint habe. Ihr Wort darauf! Er soll nicht etwa glauben, daß ich mich unglücklich fühle. Mir liegt gar nichts an ihm — gar nichts."

Sie trocknete ihre Augen; dann nahm sie seinen Arm und schritt nun langsam an seiner Seite dem Schlosse zu.

„Und was sagt Ihr Papa zu alledem?" fragte Meinhard.

„O, ich kenne Papa nicht mehr — er läßt Alles geschehen. Mir hätte er es gewiß verboten, wenn ich ihm mit einer solchen Ueberraschung gekommen wäre. Ich begreife nicht, daß er nicht rund heraus gesagt hat: ‚Es darf nichts daraus werden. Ich erlaube es nicht.' — Das hätte ich gethan."

Trotz der tiefen Bewegung, die er empfand, entlockte Mimi's energische Erklärung ihm doch ein flüchtiges Lächeln.

„Sie vergessen," sagte er beinahe bitter, „daß Fräulein Hilda selbstständig und Herrin ihrer Handlungen ist."

„Auch wenn sie eine Thorheit begeht?"

„Wer soll sie hindern?"

„Sie, ja Sie, Onkel Meinhard. Sie müssen ihr in's Gewissen reden. Sie haben immer den meisten Einfluß auf sie gehabt, und Sie können Papa nöthigen, daß er seine Meinung unzweideutig äußert. Von einer Billigung ist bei ihm ohnedem nicht die Rede; ich habe es ganz gut heraus gehört. Er gab Edwin auf's deutlichste zu verstehen, daß ein Mann, der eine Frau heimführen wolle, erst ein Heim oder wenigstens eine Stellung haben müsse im Leben. Er hat ihm sogar seine Talente zum Vorwurf gemacht, und das war ungerecht; denn es ist so schön, zuzuhören, wenn Edwin ein Gedicht declamirt oder seine Compositionen vorträgt, und nun gar seine Bilder, ach, seine Bilder — nein, nein, seinen Wankelmuth, seine Schwäche gegen die Verlockungen, nicht seine Talente hätte Papa ihm vorhalten sollen. Ich weiß schon, wer die ganze Sache eingefädelt hat. Frau Rohrwek mit der Tante zusammen — die haben es zurecht gemacht, und statt daß Papa Edwin vorwirft, er sei zu jung zum Heirathen — was gar nicht wahr ist — hätte er lieber derjenigen, die ihn in ihren Netzen gefangen hat, sagen sollen, daß sie zu alt dazu ist."

„Aber Mimi!"

„Ist es denn nicht so? Sie war ja schon ganz erwachsen, als ich auf die Welt kam. Wenn ich einmal so alt bin wie die, dann mag ich gar nicht mehr leben, Onkel Meinhard."

(Fortsetzung folgt.)

Die Lambertikirche in Münster und die Wiedertäufer.

Auch Kirchthürme haben ihre Schicksale. Binnen heute und wenigen Wochen wird einer der historisch interessantesten Thürme Deutschlands zwar nicht dem Erdboden, wohl aber dem Kirchendache gleichgemacht werden — der Lambertithurm zu Münster, von dessen Höhe noch bis vor wenigen Wochen die drei Käfige der Wiedertäufer als schreckliche Wahrzeichen in's Land hinausschauten. Es war aber auch wirklich die höchste Zeit zum Abbruch des Thurms; denn seine Baufälligkeit ließ allmählich nichts mehr zu wünschen übrig.

Für diejenigen, welche den alten Thurm noch in seiner ganzen Größe gesehen haben, bemerken wir, daß er durchaus nicht gleich seinem berühmteren Collegen von Pisa, von vornherein und mit Absicht eine schiefe Richtung erhalten hatte. Es war vielmehr lediglich Altersschwäche, was ihn beugte, und zwar schon seit Langem; denn schon im sechszehnten Jahrhundert wurde eine Untersuchung angeordnet, ob der „Lamberz-Toru oit noet hatte, umb kurtz to fallen", und da man fand, daß er sich vom Kirchenschiff getrennt hatte, so wurde er mit eisernen Klammern an letzterem befestigt.

Digitized by Google

Rathhaus und Lambertikirche zu Münster in Westfalen.
Nach der Natur gezeichnet von Fritz Stoltenberg.

Digitized by Google

auch im Innern durch kolossale Balkenmassen gestützt. Das Läuten mit den im Thurme befindlichen Glocken wurde mit der Zeit ganz eingestellt, um nicht durch die hierdurch verursachten Schwingungen die Gefahr zu vergrößern.

Nachdem sich jedoch während der letzten Jahre die Unvermeidlichkeit des vollständigen Abbruchs immer deutlicher herausgestellt hatte, wurde endlich vor einigen Wochen mit der Ausführung begonnen und zunächst die Spitze nebst der wälschen Haube, sowie das oberste Stockwerk des Steinbaues niedergelegt. Augenblicklich ist man damit beschäftigt, das Gerüst zur Abtragung des unteren Stockes anzubringen, und wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, ist der Abbruch desselben vielleicht schon vollendet. Alsdann soll der Rumpf ein Notdach erhalten und die Arbeit einstweilen sistirt werden, bis das Ministerium in Berlin über den Plan des Neubaues entschieden haben wird und die hierzu nöthigen Geldmittel zusammengebracht sein werden. Die Wiedertäuferkäfige wurden vor der Hand auf einem Hofe in der Nachbarschaft untergebracht.

Der Abbruch des Lambertithums dürfte den geeigneten Moment bezeichnen zu einem kurzen Rückblick auf jene blutige Tragikomödie, die im sechszehnten Jahrhundert von der Secte der Wiedertäufer in dem alten Münster in Scene gesetzt wurde und welche unter der Ueberschrift „Die phantastische Episode des neuen Reiches von Zion" in den Jahrbüchern der Geschichte eingetragen steht.

Mit dieser Episode aber verhielt es sich also:

Im Jahre 1532 hatte die neue lutherische Lehre nach heftigen Kämpfen auch in Münster Eingang gefunden, aber schon bald nachher machten sich gewisse religiöse und demokratische Bewegungen im Schoße der Bürgerschaft bemerkbar. Im Januar von 1533 trafen zwei Apostel der Wiedertäuferlehre, welche bekanntlich die Kindertaufe verwarf, aus Holland ein; einer derselben war Johann Bockhold, seines Zeichens ein Schneider aus Leyden, zugleich ein Mann, dessen Phantasie von den Schriften und Lehren Thomas Münzer's beherrscht wurde. Dieser setzte sich sofort mit dem lutherischen Prediger Rothmann in Verbindung, und schon nach wenigen Tagen zählte man in der Stadt mehr als 1400 Getaufte. Immer mehr griff die Bewegung um sich, gefördert durch die rücksichtslose Durchführung der Gütergemeinschaft und der Vielweiberei, welche zuerst Widerstreben, bald aber allgemeinen Anklang fand. Binnen Kurzem bemächtigten sich die Wiedertäufer mit Gewalt auch sämmtlicher Kirchen, in denen sie nach ihrem Willen den Gottesdienst einrichteten, bis derselbe später aus den „Häusern Baals" auf offenen Marktplatz, unter freien Himmel, verlegt ward. Die Stadt war vollständig in der Hand der Aufständischen; Papisten wie Lutheraner wurden vertrieben, Kirchen, Klöster, Bilder, Bücher und Kunstwerke mit vandalischer Wuth zerstört und Alle, die sich nicht zum neuen Glauben bekennen mochten, mit Feuer und Schwert ausgerottet.

Während der geistlichette Fürstbischof zur Bekämpfung des Unwesens gewaltige Rüstungen machte, wurde der Stadtrath in Münster aufgelöst und an seiner Stelle ein Collegium von zwölf Aeltesten mit der höchsten Gewalt bekleidet. Kurze Zeit nachher aber verkündete Johann Dusenschur aus Wannenbeyt, es sei der Wille Gottes, daß obengenannter Johann Bockhold von Leyden als König über den ganzen Erdkreis gesetzt werde, worauf er ihm das Schwert überreichte, ihn salbte und zum König des neuen Reiches Zion austief. Von nun an trug König Johann eine goldene Krone, ein goldenes Scepter und Kleider von Purpur; ein gewisser Knipperdolling, ein wüthender Gegner der Bischöfe und der Pfaffen, wurde Statthalter und ein früherer Pastor Krechting Geheimer Rath. Wöchentlich dreimal saß der König auf dem Domhofe zu Gericht. Er legte sich einen Harem an und führte ein schwelgerisches Leben, während seine Freunde diesem Beispiele folgten und sich in den Wohnungen der geflüchteten Domherren und des Adels häuslich einrichteten.

Mittlerweile jedoch hatten die Bischöflichen, von einigen Reichsfürsten unterstützt, die Stadt eng eingeschlossen. Der von den Aufständischen sehnlichst erwartete Zuzug der deutschen Wiedertäufer blieb aus, aber noch am 22. Juni 1535 beantwortete Johann von Leyden die Aufforderung zur Uebergabe mit der Bemerkung, er könne derselben nicht eher Folge leisten, als bis es ihm durch besondere göttliche Offenbarung befohlen werde. Indessen gelang es schon zwei Tage später dem Belagerungsheere, durch den Verrath einiger Ueberläufer zur Nachtzeit in die Stadt einzudringen. Die Wiedertäufer fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, mußten aber erliegen. Was nicht entkam, wurde niedergehauen. Johann selbst hatte sich auf dem Aegidithore verborgen, wurde aber dort entdeckt und mit seinen beiden Gefährten Knipperdolling und Krechting nach dem barbarischen Gebrauche der Zeit mit glühenden Zangen gefoltert und schließlich langsam zu Tode gemartert.

So geschah's auf dem Marktplatze zu Münster am 22. Januar des Jahres 1536. Das Drama der Wiedertäufer zu Münster war aber dennoch nicht so ganz das blöde Satyrspiel, als welches eine orthodoxe Geschichtschreibung es hinterdrein darzustellen gesucht hat. Die Opposition gegen die Kindertaufe ist uralt. Längst vor der Reformation wurden ihre Widersacher als Ketzer bezeichnet, und durch das ganze Mittelalter dauerte das Widerstreben, welches auch heute noch nicht erloschen ist. Zuerst riefen die sogenannten Zwickauer Propheten Unruhen in Zwickau und Wittenberg hervor, offenbar durch Luther's Auftreten hierzu angeregt. Es waren das Thomas Münzer, Cellarius, Stübner, Storch, Thomä und Andere, zumeist sehr geistesbewegliche Leute; sie traten für göttliche Offenbarungen, für ein inneres Licht neben dem Wort der Bibel ein, drohten den Fürsten, daß ihnen das Schwert abgenommen werde auf Erden, unterstützten den Bauernkrieg und kämpften ihn, wie besonders Münzer, selbst mit, verwarfen vor Allem die Kindertaufe, setzten die geistige Taufe in höherem Alter an deren Stelle, neigten nebenbei auf materiellem Gebiete zur Gütergemeinschaft und forderten die Gleichheit aller Christen.

Diese Wiedertäufer oder Anabaptisten verbreiteten sich rasch weiter und weiter und vermischten oft mit dem kirchlich-religiösen Streben feindartige Zwecke und Agitationen, die sie bald in fanatisch-unreiner, bald aber auch in edler Begeisterung zur Ausführung brachten. Vor Allem waren sie revolutionär gesinnt, wodurch sie natürlich die Fürsten gegen sich aufreizten; selbst Luther gab dem Landgrafen Philipp von Hessen den Rath, sie mit Gewalt zu vernichten, und auch Kaiser Karl der Fünfte erließ die schärfsten Verordnungen gegen sie auf den Reichstagen zu Speier 1529 und 1530; zu Hunderten wurden sie mit Feuer und Schwert hingerichtet, zu Tausenden schon nach der Schlacht von Frankenhausen niedergestoßen.

Aehnliches geschah in der freien Schweiz, in England und in den Niederlanden. Ein wahres Morden begann gegen die Secte, wo immer sie gefunden wurde, und jeder, der etwas freier dachte, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, lief Gefahr, als Wiedertäufer denuncirt zu werden.

Der Protestantismus verwarf alle falsche, ungöttliche Autorität in Glaubenssachen, die Wiedertäufer dagegen lehnten sich auf wider jedwede Autorität überhaupt. Aber als Münster, die Hochburg des Wiedertäuferthums, gefallen war, da siegte in ganz Westfalen wieder der Katholicismus, und er verfolgte die Secte überall auf das Grausamste. Nicht in Abrede läßt sich stellen, daß die Wiedertäufer an der ihnen widerfahrenen übermäßigen Härte selbst mitschuldig waren, indem sie aus Trotz und ohne Noth gegen alle damaligen weltlichen und geistlichen Satzungen und Sitten freventlich verstießen. Andererseits aber mußten, wie das ja so oft zu geschehen pflegt, auch die Vernünftigeren unter ihnen mitbüßen für die Tollheiten der allzu Radicalen; die ganze Glaubensgenossenschaft hatte zu leiden unter dem Haß und der Furcht, welche die Aufrührer in Münster erregt hatten, und selbst die Protestanten waren genöthigt, sich von den Wiedertäufern, weil diese den Protestantismus überall in Mißcredit brachten, zuletzt förmlich loszusagen. Gleichwohl haben auch die schwersten Anklagen die Wiedertäuferei, in deren Lehren, trotz aller Auswüchse, offenbar ein gewisser idealistischer Zug sich verkörpert, nicht gänzlich ausrotten vermocht.

Schon der oben erwähnte Rothmann und Andere forderten eine gründliche Reform des Lebens, Verweidung der Unmäßigkeit in Genüssen, auch des öffentlichen Kirchengehens, damit die Bekenner des neuen Glaubens nicht durch eitle Lehren und verkehrten Gebrauch der Sacramente befleckt würden und den Zorn Gottes auf sich lüden; dann erst seien sie würdig, mit dem äußeren Merkmal des Bundes, der neuen Taufe, bezeichnet zu werden. In diesem Sinne aber entwickelte sich noch im sechszehnten Jahrhundert aus den Wiedertäufern, durch Menno Simons die Secte der Mennoniten oder der Taufgesinnten, und mit ihnen begann eine neue, geläuterte Periode der Wiedertäuferei, deren Lehre noch gegenwärtig in den verschiedensten Gegenden Europas Tausende, in

Digitized by Google

Nordamerika aber Millionen von Anhängern zählt. Sie selbst nennen sich bekanntlich Baptisten und stehen in der Regel durch Fleiß, Sparsamkeit, Wahrheitsliebe, Ehrenhaftigkeit und Toleranz gegen Andersdenkende in hoher Achtung. — —

Kehren wir zum Schluß unseres Artikels nochmals zur Lambertikirche zurück! Sie liegt am Marktplatze der bischöflichen Residenz, nahe an dem stolzen gothischen Rathhause, in dessen „Friedenssaale“ am 24. October 1648 der „Westfälische Frieden“ zwischen dem deutschen Reich und den fremden Mächten ratificirt wurde. Wie dieses ist auch die Kirche ein herrlicher gothischer Bau aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Das Aeußere der Kirche ist reich an Verzierungen, von denen jedoch leider ein Theil in den Stürmen des Wiedertäuferaufstandes zu Grunde ging. Insbesondere rühmt man an ihr das Maßwerk der tief herabgehenden Fenster des Langhauses, die vorspringende Fenstereinfassung sowie das Dachgesims von zierlichem Laubwerke, aber nicht minder interessant ist die architektonische Ausstattung des Innern wegen der Mannigfaltigkeit und Schönheit der einzelnen Theile, insbesondere der Pfeiler, die an den Capitälen ebenfalls anmuthiges Laubwerk zeigen, sowie durch die Anordnung des Schiffes und des Chores. Arm dagegen ist die Kirche an werthvollen Gemälden und Sculpturen, was wiederum in der Zerstörungswuth der Wiedertäufer, die gegen allen Bilderdienst eiferten, seinen Grund hat; nur das Hauptportal ist mit achtzehn Statuen unter Baldachinen geschmückt. Bis zur jüngsten Zeit herunter knüpfte sich jedoch das Interesse Einheimischer und Fremder für diese Kirche weniger an ihre baulichen Schönheiten, als vielmehr an jene vielgenannten drei eisernen Käfige, welche als ein unheimliches Wahrzeichen der Stadt wie des ganzen Münsterlandes an der Südseite des hohen romanischen, halb spätgothischen Hauptthurmes, und zwar unmittelbar unterhalb der Gallerie, angebracht waren. Jene Käfige enthielten einst die Leichen der drei Haupträdelsführer der Wiedertäufer, Johann's von Leyden, Knipperdolling's und Krechting's, von deren martervoller Hinrichtung weiter oben die Rede war. Längst hatten die Stürme jede Spur von den Gebeinen jener unglückseligen Phantasten verweht, aber die eisernen Stäbe der düstern Behältnisse trotzten der Zerstörung, und wenn der Blick des Geschichtsfreundes auf dem mittelsten hastete, das ein wenig erhöht über die anderen beiden hinausragte, wenn er sich erinnerte, daß in ihm die Leiche des weiland „Königs von Zion“ lange Zeit hindurch ein Spiel der Winde und eine Beute der Raubvögel gewesen, so ließ er schaudernd jene schreckensreiche Epische der Münsterschen Geschichte an seinem Geiste vorübergleiten.

Da die „Gartenlaube“ mit der gegenwärtigen Wochennummer ihren Lesern die Lambertikirche mit dem nun im Abbruche befindlichen Thurme bildlich vor Augen führt, so beschließen wir diese Zeilen wohl nicht unpassend mit dem Ausdruck des Wunsches, es möge die Vollendung eines stilvollen, der schönen Kirche würdigen Neubaues sich nicht allzulange verzögern. Und dann werden, wie man hört, am neuen Thurme auch die historischen drei Käfige wieder ihren Platz finden, um von dort, wie seit nunmehr vierthalb Jahrhunderten, abermals weit hinaus zuschauen in's Münsterland.

Deutschlands große Industrie-Werkstätten.

Nr. 14. Das Schmirgeldampfwerk in Hainholz vor Hannover.

Die vergangenen Alterthümer waren erst vor kurzer Zeit nach Deutschland gekommen, als ich eine Reise von Berlin nach Wien unternahm. Ein Reisegefährte, der in mir einen Bewohner der deutschen Kaiserstadt erkannt hatte, brachte das Gespräch auf diese erhabenen Denkmäler einer bis dahin wenig gekannten Kunstepoche und wünschte von mir, der ich sie ja gesehen haben müsse, eine genaue Schilderung derselben zu hören.

Gesehen hatte ich die Sachen allerdings und mich von Herzen daran erfreut, aber die an mich gerichteten Fragen zu beantworten, war ich außer Stande und würde auch arg in's Gedränge gekommen sein, hätte sich nicht ein anderer Herr, der erst unlängst zu uns eingestiegen war, in's Gespräch gemischt und statt meiner die gewünschte Auskunft ertheilt.

Er vermochte dies in einer eigenartigen und lebendigen Weise zu thun; denn er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie ein Theil der Schätze dem Boden entrissen wurde, der sie weiblich und schützend den Blicken der nachwachsenden Geschlechter so lange entzogen. Der neue Reisegefährte stellte sich uns als einen Freund des Hr. Karl Humann (vergl. „Gartenlaube“ 1880, S. 599) vor, dessen Kunstkenntniß, Umsicht und Energie Deutschland den Besitz jener vielbewunderten Kunstschätze verdankt. Er erzählte von der gastlichen Aufnahme, die er bei wiederholtem Aufenthalte in Smyrna im Hause seines Freundes gefunden, und wußte über türkische und griechische Verhältnisse treffliche Bescheid zu geben; denn auch Griechenland hatte er mehrmals besucht und war gerade wieder auf einer Reise dahin begriffen. Unwillkürlich regte sich die Neugierde. Wer und was mochte der Fremde sein? Alterthumsforscher, Geologe, Künstler, Ingenieur? Jede dieser Vermuthungen hatte etwas Wahrscheinliches.

Unser Reisegefährte mußte uns diese Fragen von den Gesichtern abgelesen haben; denn er kam uns mit der Bemerkung zu Hülfe: „Sie fragen sich gewiß, was einen einfachen Gewerbetreibenden, als den Sie mich sicher erkannt haben, so oft nach dem classischen Boden von Hellas führt? Ich will Ihnen das Räthsel lösen: Ich kaufe dort das Material zu meinen Fabrikaten, nämlich Schmirgel.“

„Eine hübsche Lösung der Frage,“ dachte ich, „nämlich die Lösung eines Räthsels durch das andere.“

„Schmirgel?“ fragte ich. „Was ist Schmirgel? Wozu wird der gebraucht?“ Mein älterer Reisegefährte, der mich schon durch seine Fragen über die pergamenischen Alterthümer in Verlegenheit gesetzt hatte, schaute mit tiefer Verachtung ob meiner Unwissenheit zu mir herüber. Wieder fand ich Hülfe bei dem Andern, der mein Selbstgefühl hob durch die Versicherung, die gleiche Frage werde unzählige Male an ihn gerichtet. In weiten Kreisen Gebildeter wisse man weder was Schmirgel sei, noch welche Bedeutung er für die Herstellung eines großen Theiles unserer Lebensbedürfnisse habe.

„Das Glas des Spiegels dort an der Wand,“ fuhr er erläuternd fort, „ist mit feinem Schmirgel geglättet; ohne Schmirgel war weder Ihre Brille, mein Herr, noch die Sammethänder und Kragenaufschlieser unserer Damen, noch der Hut, welchen ich hier im Futterale mit mir führe, anzufertigen; die blinkenden Griffe an der Außenseite unseres Waggons sind ebenso wohl, wie alle wichtigen Metallgegenstände an demselben bei ihrer Anfertigung mit Schmirgel behandelt, um ihnen den Schliff zu geben, und diese Beispiele ließen sich in's Unendliche vermehren.“

„Schmirgel ist also ein Mineral?“

„Eine Abart des Korund,“ antwortete statt des Gefragten mit wichtiger Miene der andere Herr.

„Und Sie müssen ihn aus so weiter Ferne herholen?“

„Die Fundorte des Schmirgel, Smergel oder Smirgel,“ docirte unser gelehrter Reisegefährte weiter, „sind hauptsächlich Naxos und Klein-Asien, obgleich er auch in Nord Amerika, auf den Canal-Inseln, in Portugal, auf Ceylon und sogar bei Eisenberg in Sachsen —“

„Bitte um die Billets,“ unterbrach der Schaffner, das Coupé aufreißend.

Wir waren dicht vor Wien. Ich war dem Vielwisser einen höflichen Blick zu und wandte mich eifrig an den Besitzer der Schmirgelfabrik, um die erwachte Wißbegierde noch nach Möglichkeit zu befriedigen. So gut es in der Eile thunlich war, gab er Auskunft auf meine sich überstürzenden Fragen, that ihnen aber endlich schelend mit den Worten Einhalt:

„Sie scheinen die Gründlichkeit zu lieben. Was Sie zu erfahren wünschen, läßt sich im Fluge nicht mittheilen. Hier ist meine Karte; ich bin der Mitbesitzer des Dampfschmirgelwerkes von S. Oppenheim u. Comp. in Hainholz bei Hannover; sollte Ihr Weg Sie je in unsere Gegend führen, so besuchen Sie mich; Sie sollen alsdann durch den eigenen Augenschein die gesammte Fabrikation kennen lernen.“

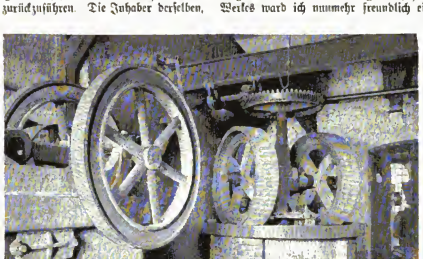
Seine letzten Worte verhallten schon in dem Lärmen und Gewühl, das regelmäßig durch die Ankunft eines Zuges an einer größeren Station verursacht wird. Ein flüchtiges, aber herzliches Abschiednehmen — dann trieb uns die wogende Menge nach verschiedenen Richtungen aus einander.

Digitized by Google

Während der Fiaker mich nach meinem Hôtel fuhr, hielt ich die Karte in der Hand und dachte kopfschüttelnd, daß diese Begegnung, wie so manche, wohl auch flüchtig und spurlos vorübergehen und ich nie Gelegenheit finden werde, der Einladung Folge zu leisten. Indeß diesmal sollte das alte Sprüchwort: „Berge und Thäler kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen“, Recht behalten; denn im vergangenen Sommer traf ich im Seebade Norderney meinen Reisegefährten wieder. Wir begrüßten uns wie alte Freunde; er wiederholte seine Einladung, und ich versprach, auf der Rückreise bei ihm Station zu machen. Das geschah auch.

Nach meiner Ankunft in Hannover brachte mich die Hainholz mit der Stadt verbindende Pferdebahn auf bequeme Weise an das Ziel meiner Reise; ich fand die herzlichste Aufnahme in den Familien der beiden Fabrikbesitzer, die sich unfern von ihrem Fabrikgebäude ein schönes, behagliches Wohnhaus erbaut haben, und es währte eine geraume Zeit, ehe das Gespräch sich der ersten Veranlassung meines Besuches, der Fabrik, zuwandte. Nachdem wir aber darauf gekommen, blieb mein Interesse für lange Zeit ausschließlich davon gefesselt.

Die Entstehung der Fabrik ist, wie mir berichtet ward, sozusagen auf einen Zufall zurückzuführen. Die Inhaber derselben, die Herren Oppenheim und Seligmann, welche damals, der eine als Kaufmann, der andere als Fachmann, ihren Weg durch's Leben zu machen begannen, wurden im Jahre 1859 veranlaßt, sich mit der Herstellung von Glas- und Flintsteinpapier zu beschäftigen, das zum Schleifen und Glätten von Holz und Metallgegenständen Verwendung findet.



In der Schmirgelfabrik: Brechmaschinen.
Nach der Natur aufgenommen.

Die Fabrikation ward anfänglich in sehr beschränkter und primitiver Weise betrieben, das Papier fand aber Absatz, und so konnte bald eine Erweiterung des Betriebes eintreten. Es währte nicht lange, so ward von den Abnehmern und von anderer Seite die Nachfrage nach Schmirgelleinen und Schmirgelpapier laut, sodaß die Geschäftsinhaber es für angezeigt hielten, diesem Artikel gleichfalls ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, der bis dahin in Deutschland noch nicht hergestellt, sondern aus England und Amerika bezogen wurde, obgleich man dort das Material dafür ebenso wenig im Lande selbst besitzt, wie bei uns.

Wie man mich weiter belehrte, kommt nämlich für die Fabrikation nur der Schmirgel aus Naxos und der Levante in Betracht, und zwar giebt der erstere die besseren, der letztere die mehr gebräuchlichen Qualitäten. An seinen Fundorten sprengt man den Schmirgel in Stücke bis zu einer Größe von etwa 75 Kilogramm, und es ist leicht denkbar, daß der Transport dieses harten und schweren Minerals große Schwierigkeiten bietet.

Auf der Insel Naxos, wo die griechische Regierung das Monopol der Ausbeute innehat und jährlich bedeutende Quantitäten Schmirgel gebrochen werden, schafft man die Stücke aus den Gruben im Gebirge über steile, beschwerliche Bergpfade auf den Rücken geduldiger Saumthiere nach dem Hafenort Naxos und verladet sie dort in kleine Segelschiffe, welche sie nach dem größten griechischen Handelsplatz, Hermopolis, jetzt Syra, auf der gleichnamigen Insel bringen, von wo aus Segelschiffe sie den betreffenden Consumplätzen zuführen.

Der Levantische Schmirgel findet sich zumeist in der Nähe des alten Ephesus und der Stadt Thyra; die dort befindlichen, Privatleuten gehörigen Gruben liefern noch eine weit erheblichere Ausbeute als jene auf der Insel Naxos. Auch hier wird der Transport zunächst durch Lastthiere (Esel und Kameele) bewirkt, bald aber tritt an die Stelle des ältesten Verkehrsmittels das modernste; in Cosdonar und an einigen anderen Stationen nimmt die Eisenbahn die Steine auf und führt sie dem Hafenplatz Smyrna zu, von wo aus sie auf Schiffen nach den Stätten, an welchen sie verarbeitet werden sollen, gebracht werden.

„Den Schmirgel hätten wir also,“ fuhren meine Berichterstatter fort, „wie aber war der feste, zähe Stein zu zerkleinern und für seine Zwecke herzurichten? Verlassen Sie sich darauf, die beste Art, den Schmirgel zu zerbrechen, hat uns nicht wenig Kopfzerbrechen bereitet.“

Zunächst versuchte man durch primitive Hülfsmittel, den Stein mit Aufwendung von viel Zeit und Mühe zu zerkleinern und zu zermahlen; das so erzeugte Fabrikat konnte sich aber in Bezug auf Ebenmäßigkeit der Körnung mit dem der wohleingerichteten ausländischen Fabriken nicht messen, und zum Ueberfluß war die unzulängliche Herstellungsart auch noch eine sehr theure. Da galt es einen Entschluß, und die Herren Oppenheim u. Comp. faßten ihn. Sie bauten eine größere Fabrik mit Dampfbetrieb, in welcher die Erzeugung sämmtlicher Schmirgelfabrikate in umfassender Weise vorgenommen werden konnte. Zur Besichtigung dieses hochinteressanten Werkes ward ich mummehr freundlich eingeladen.

Wir durchschritten den Hofraum, sowie einen geschmackvoll angelegten, wohlgepflegten Garten und gelangten nach der Fabrik, einem Complex von mehreren Gebäuden, welche den großen oblongen Hofraum von allen Seiten umgeben. Der Rundgang begann bei einem großen Haufen röthlich schimmernder Schmirgelsteine in verschiedenen Größen.

Arbeiter führten beliebige Mengen derselben mittelst Kipp-Lowries auf Schienengeleisen einer Brechmaschine zu, deren Gewicht, beiläufig bemerkt, 15,000 Kilogramm beträgt und zu deren Betrieb etwa zwölf Pferdekräfte erforderlich sind (vergl. Abbildung I).

Dafür knackt sie die Steine aber auch wie Nüsse, und was der erste Steinbrecher begonnen, führt ein zweiter kleineren Kalibers weiter aus. Von Maschine zu Maschine sich fortbewegend, verwandelte sich das zuerst so unzerbrechlich erscheinende Material vor meinen Augen in Körner von verschiedener Größe, bis zum feinsten Mehl (vergl. Abbildung II). Der zermahlene Schmirgel gelangte nach dieser Procedur auf große Siebwerke, welche denselben in gleichmäßige Körnungen von etwa dreißig verschiedenen Arten sortirten.

Man sollte glauben, dieses Verfahren müsse einen fortwährenden undurchdringlichen Staub erzeugen, zu meinem Erstaunen fand ich aber die Luft fast völlig frei von diesem schleichenden Feinde der menschlichen Lungen. Mittelst Saugmaschinen wird in sinnreicher Weise der Staub aufgesangen und dadurch die den Arbeiter bedrohende Gefahr bedeutend gemindert, gleichzeitig aber auch ein Vortheil im Betriebe erzielt: der also gewonnene Staub ist ja auch Schmirgel und kann als solcher in der Fabrikation verwendet werden.

Der in Pulver und Körner verwandelte Schmirgel wird in Fässer verpackt und gelangt zum Theil in dieser Gestalt zur Versendung, und zwar setzt die Fabrik gegenwärtig auf diese Weise im Durchschnitt pro Tag 2500 Kilogramm ab. Dies ist jedoch nur die eine Seite des Verbrauches; eine andere nicht minder bedeutende ist die zur Anfertigung des Schmirgelleinens und Schmirgelpapiers. Dieser Fabrikationszweig ist in Verbindung mit der Herstellung des Glas- und Flintsteinpapiers einer der interessantesten Punkte des an Ueberraschungen reichen Etablissements, und es ist dafür ein eigenes Gebäude hergerichtet.

Zunächst führte man mich in einen Saal, in dessen Mitte ein Glasgehäuse die für diesen Specialbetrieb angelegte Dampfmaschine umschließt. Dieselbe erhält das Räderwerk des Getriebes in einem so vortrefflichen und geregelten Gange, daß kein unnützer Schritt, kein vergeblicher Handgriff gethan wird, obgleich es im Saale webt und schwirrt wie in einem Bienenstocke. Ein denkender Geist, eine organisatorische Kraft hatte hier die Arbeit der menschlichen Hand und der Maschine zu einem wunderbar in einander greifenden Ganzen vereinigt. Zunächst freilich schien die letztere der ersteren völlig entrathen zu können.

Eine auf der linken Seite des Saales befindliche Maschine wickelt große Rollen von Nessel oder Papier ab, führt sodann den Stoff einer Druckmaschine zu, welche ihn in geeigneten Zwischenräumen mit dem Fabrikstempel versieht, und sendet ihn von da großen Walzen zu, die aus einem darunter befindlichen Kasten

Zur Fortsetzung meiner Wanderung nahm mich nunmehr ein Fahrstuhl auf, den ich bisher mit Materialien beschwert und in beständigem Auf- und Niedersteigen gesehen hatte. Er beförderte mich in die oberen Räume, wo mich plötzlich eine von dem bedeutenden Lärm im Fabrikhause wohlthätig ablechende Stille umfing. Hier lagern viele Hunderte von Papierrollen von je sechs- bis siebenhundert Meter Länge, hoch aufgeschichtete Stöße von Leinenstücken, drei bis vier Etagen hohe Reihen von Körben und Säcken, die mit Leim gefüllt sind, Chemikalien und anderes zur Fabrikation erforderliche Material. In dem anstoßenden Saale ging es wieder laut genug zu. Hier wurden Emballagen angefertigt, und die Kreissäge knirschte, um die für die Verpackung erforderlichen Holzplatten, Rahmen und Kisten zu schneiden.

Durch den Fahrstuhl wieder zur ebenen Erde befördert, verließ ich, geleitet von meinem freundlichen Führer, das Gebäude und

In der Schmirgelfabrik: Mahlmaschinen.
Nach der Natur aufgenommen.

mittelst Rotation flüssigen Leim auftragen, während andere Vorrichtungen den pulverisirten Schmirgel darüber streuen. Nunmehr extrahirt ein höchst sinnreich construirter Apparat das Leinen oder Papier, hängt es zum Trocknen an der Decke des Saales auf und bringt es in gleichmäßigem Vorwärtsbewegen zu einer andern Maschine, die es herabholt und in einzelne Blätter zerschneidet. Erst von diesem Moment an bemächtigt sich die menschliche Hand des bis dahin sehr einförmlichen Fabrikats, indem sie die Blätter abzählt und je zu fünfundzwanzig Stück den Packern zuträgt, die sie zu Hunderten und Tausenden in Rahmen pressen und schnüren. In den anstoßenden Räumen wird der Leim aufgelöst und für seine Zwecke verarbeitet.

In ganz derselben Weise wie das Schmirgelleinen wird an der rechten Seite des Saales durch eine zweite Maschine das Flintstein- und Glaspapier hergestellt. Das Material zu dem ersteren liefert der sehr harte Flint- und Feuerstein, zu dem letztern zumeist zerbrochene gläserne Wein- und Bierflaschen.

betrat ein anderes, dessen Beschaffenheit mich zuerst an eine große Waschküche gemahnte; ich befand mich in der sogenannten chemischen Abtheilung. Hier wird gemahlen, gesiebt, gekocht, gefärbt, geglüht, destillirt, getrocknet.

„Was denn aber?“ so fragte ich.

Die Antwort lautete:

„Sämmtliche chemische Bestandtheile, welche für die Herstellung von Schmirgelscheiben, Feilen ꝛc. erforderlich sind.“

Die Masse wird nach gehöriger Zubereitung in eiserne Formen der mannigfachsten Art gebracht und durch hydraulische Pressen, je nach Größe und Erforderniß, einem Druck bis zu zwölftausend Centnern ausgesetzt. Die so geformten Scheiben, Feilen, Rädchen ꝛc. gelangen hierauf in den Trockenraum, um die nöthige Härte zu erwerben. Die Schmirgelscheiben werden zuletzt noch auf Maschinen durch schwarze Diamanten justirt und centrirt, das heißt darauf hin geprüft, ob sie die richtige Schwere haben und ob ihre zur Aufnahme der Achse bestimmte Oeffnung sich gerade im Mittel-

Digitized by Google

punkte der Scheibe befindet. Zur Prüfung ihrer Festigkeit unterwirft man sie zuletzt noch auf einer Maschine einer äußerst rapiden Umdrehung, was das Zerspringen der Scheibe zur Folge hat, sofern sich an derselben irgend ein Fehler befindet. Angebrachte Sicherheitsvorrichtungen schützen den Arbeiter, welcher diese Prüfung vorzunehmen hat, vor Verletzungen durch die absprungenden Stücke.

Die Anwendung dieser Schmirgelscheiben in den Schleifereien erfordert Maschinen, welche denselben eine große Umdrehungsgeschwindigkeit geben, und die Fabrik beschäftigt sich neuerdings auch mit Herstellung solcher Maschinen in verschiedener, dem Zwecke entsprechender Construction. Es ist zu diesem Behufe eine mit allen Hülfsmitteln ausgerüstete Werkstatt eingerichtet, die ich ebenfalls besichtigte. Damit war der Rundgang aber noch nicht beendet. Aus dem Kesselhause ließ man mich durch eine Verbindungsthür in ein hohes mit Mettlacher Fliesen belegtes Gemach treten. Hier schlug das Herz des ganzen großen Werkes. Beinahe geräuschlos arbeitete eine mächtige Dampfmaschine, welche sämmtliche in Betrieb befindliche Maschinen, mit Ausnahme der im Sacke für die Schmirgelpapierfabrikation aufgestellten, in Gang setzt.

Wiederholt hatte ich meinen Führer nach dem Zwecke der verschiedenen Erzeugnisse, die ich vor meinen Augen entstehen sah, gefragt, aber immer die Antwort erhalten:

„Erst sehen Sie, was und wie Alles geschaffen wird! Dann sollen Sie Näheres über die Anwendung hören."

Nachdem wir noch das kaufmännische und technische Bureau besichtigt hatten und nun ausruhend in einem kleinen wohnlichen Zimmer neben dem ersteren saßen, ward mir der gewünschte Bescheid:

Schmirgel in seinen zweiundreißig verschiedenen Körnungsabstufungen dient zum Abschleifen und Polieren aller Metallgegenstände in Maschinen- und Gewehrfabriken, Metall- und Kanonengießereien, Glas- und Spiegelmanufacturen, zum Schleifen der Glasplatten in Krystallglasfabriken, zu Herstellung der Facetten an Pokalen ꝛc., zum Schleifen der Nähnadeln ꝛc. Zierlich in Dosen verpackt, mit Etiquette versehen, gelangt er als Putzpulver für Messer und Gabel in den Haushalt; fein geschlemmt, braucht man ihn in optischen und mechanischen Werkstätten, in Marmorschleifereien und bei der Anfertigung von Schmuckgegenständen. Das durch Auftragen von Schmirgel auf Stoff oder Papier hergestellte Schmirgelpapier oder Schmirgelleinen findet in der Metallbearbeitung ebenfalls die ausgedehnteste Anwendung, ebenso bei der Fabrikation von Sammet und von Seidenhüten.

Schmirgelschleifscheiben werden benutzt zum Schleifen von Eisen, Stahl und Messing, Glas, Horn, Email, Perlmutter, sowie zum Ausschleifen der Zähne an Sägen. Die Schmirgelfeilen und kleineren Scheiben dienen als Schleifmittel in der Uhren- und Bijouteriefabrikation; es benutzt sie der Zahnarzt, der Optiker und Mechaniker.

Das Glas- und Filzsteinpapier endlich findet die verschiedenartigste Verwendung zum Bearbeiten von Holz und Leder und ist dem Tischler, Lackirer, Maler, Bildhauer ebenso unentbehrlich wie in Gold- und Schuhleistenfabriken ꝛc.

Die Schmirgelfabrik von Oppenheim u. Comp. beschäftigt gegenwärtig an Beamten, Ingenieuren und Reisenden ein Personal von circa zwanzig Personen, ferner fünf Meister und achtzig Arbeiter und Arbeiterinnen; sie verbraucht jährlich an Rohmaterialien rund 20,000 Centner Schmirgel, Feuerstein und Glasscherben, 3500 Centner Rollenpapier, 1500 Centner Kölner Leim und 500,000 Meter Robleinen, woraus 20 Millionen Bogen Papier und Leinen, mehrere Tausende Schmirgelscheiben und eine entsprechende Anzahl kleiner Gerätschaften fabricirt werden, während der zur Versendung kommende pulverisirte Schmirgel sich pro Jahr etwa auf 9000 Centner beläuft.

Und dabei ist diese Fabrik keineswegs die einzige ihrer Art in Deutschland; denn es giebt deren noch einige in der Provinz Hannover, in Holstein, Sachsen, Schlesien, in der Rheinprovinz und in Hessen Nassau. Freilich ist auch das Absatzgebiet ein sehr ausgedehntes: es umfaßt ganz Europa und erweitert sich mit dem Fortschreiten der Civilisation nach allen Ländern der Erde.

Wir verließen die Fabrik, um nach dem Wohnhause zurückzukehren; zuvor wurde mir aber, als ich auf den Hof hinaustrat, noch eine eigenartige Ueberraschung zu Theil, nämlich das Exercitium einer wohlgeschulten Feuerwehr, welche die Herren Oppenheim u. Comp. aus ihren Arbeitern herausgebildet haben und die in schmucker Uniform mit bewundernswerther Geschicklichkeit manövrirte. Diese Einrichtung ist in Anbetracht der Entfernung der Fabrik von der Stadt sehr wichtig und hat sich trefflich bewährt.

Noch ein Tag des Verweilens inmitten der liebenswürdigen Familien war mir vergönnt — dann mußte geschieden sein. Beim Abschiede erbat ich die Erlaubniß, das Gesehene für weitere Kreise schildern und mit Benutzung der mir geschenkten Photographien auch bildlich veranschaulichen lassen zu dürfen. Nur zögernd wurde mir die Zustimmung ertheilt; ich hatte zuvor den der Beschreibeutlichkeit entstammenden Widerstand durch die Vorstellung zu besiegen, der Aufsatz solle zur Belehrung dienen: er solle sehr Vielen, welche täglich in einer oder der anderen Weise von dem Fabrikate, das sie nicht kennen, Nutzen ziehen, die Frage beantworten: „Was ist Schmirgel?"

J. Hirsch.

Die neue Aera der Polarforschung.

Von A. Woldt.

„Den Pol erreichen!" Das ist die große Losung des Gigantenkampfes schon seit jener Zeit, in der die Wikinger ihr heißes Blut an den Gletschern Grönlands abkühlten und ihre von Raub und Mord befleckten Hände im arktischen Schnee rein wuschen; das ist die Losung des großen Zeitalters der geographischen Entdeckungen, das war bis jetzt die offene oder versteckte Losung fast aller Polarexpeditionen des gegenwärtigen Jahrhunderts. „Den Pol erreichen!" Die Flagge des eigenen Landes auf dem Pol aufpflanzen, das war das Bestreben jeder Nation, welche sich an diesem internationalen Wettkampfe betheiligte. Hinauf zum Norden, nach dem schnlichst erstrebten Ziele ging die Jagd der Engländer und Amerikaner durch jenen schrecklichen Engpaß zwischen Grönland und der Inselwelt des arktischen Amerika; hinauf ging die Jagd der Schweden und Holländer in jene tiefe Höhlung bei Spitzbergen hinein, welche fast alljährlich bis über den achtzigsten Breitegrad hinaus ein eisfreies Meer bildet; hinauf ging der Marsch der Deutschen gegen die furchtbaren Schneestürme der eisstarrenden Ostküste Grönlands; hinauf die Fahrt der Oesterreicher in die verworrenen Eisstrudel des Franz-Joseph's-Landes. Sie alle haben ihr Leben dafür gewagt, daß die Flagge ihrer Nation zuerst am Pole wehen sollte; sie alle haben dabei aber auch jenes große Ziel der Menschheit verfolgt, sich überall auf Erden die Herrschaft über die Mitgeschöpfe und über die Naturgewalten zu erobern. Es war, als wenn eine Schaar alter heroischer Diskuswerfer im Wettkampfe auftrat und jeder Held seine Scheibe noch weiter zu schleudern trachtete, als alle seine Vorgänger.

Worin besteht die Bedeutung des Pols? Berdingt er in seiner entlegenen Einsamkeit eine Summe von wunderbaren Naturgeheimnissen, die im Dienste und Interesse des Menschengeschlechtes erforscht werden müssen? Bildet er eine Wetterscheide für die Gebiete seiner näheren oder ferneren Umgebung? Ist er aus Land oder Wasser, aus festem oder beweglichem Eise gebildet? Ist es überhaupt möglich, mit Hülfe unserer Meßinstrumente seine Lage wissenschaftlich genau zu bestimmen?

Die Antwort darauf lautet: Der Schwerpunkt der Polarforschung liegt nicht in der speciellen Bedeutung der beiden Pole selbst, welche rein geographische Punkte sind, wie beispielsweise alle Kreuzungspunkte des Gradnetzes unserer Erde; er liegt vielmehr in denjenigen Erzungenschaften, die uns die wissenschaftliche Erforschung der gesammten arktischen und antarktischen Gebiete, d. h. Nordpol- und Südpol-Gebiete, verschaffen wird, welche mit einem Flächeninhalt von mehr als einer halben Million deutscher Quadratmeilen den mächtigsten Erdtheil Afrika an Größe übertreffen. Dieses gewaltige Doppelgebiet umfaßt also beinahe den sechszehnten Theil der gesammten Erdoberfläche und ist fortwährend der Schauplatz der gewaltigsten meteorologischen, magnetischen und anderer wissenschaftlich hoch bedeutender Vorgänge.

Digitized by Google

Hier liegt der Schwerpunkt der Polarforschung; hier hat die Wissenschaft ihre Instrumente anzusetzen, um jene großen allgemeinen Naturgesetze zu studiren, deren Wirkungskreis sich, weit über die politischen und nationalen Ländergrenzen hinaus, über mächtige Gebiete der Erde erstreckt.

Schon im Jahre 1823 bahnte Sabine die Erforschung eines der von den Polargebieten verhüllten Geheimnisse an, indem er mit Clavering an der Ostküste Grönlands durch seine berühmten Pendelversuche Schlüsse über die wahre Gestalt der Erde machte. Acht Jahre später entdeckte James Clarke Roß im Norden von America die damalige Lage des magnetischen Poles.*

In den fünfziger Jahren bahnte Otto Torell, der gegenwärtige Chef der geologischen Landesaufnahme Schwedens, mit Unterstützung des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Oscar, jene lange Reihe von Expeditionen an, in denen unser nordisches Nachbarvolk unter Führung des genannten Gelehrten und seines großen Schülers Nordenskiöld die Polarregionen im Lichte längst verschwundener geologischer Zeitalter reconstruirte. Auch die deutsche Nordpolexpedition unter Capitain Koldewey im Jahre 1870 brachte reiche wissenschaftliche Resultate mit nach Hause, wie überhaupt seitdem fast jede Polarexpedition.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrzehnts war indessen noch keine entschiedene Wendung in der Polarforschung eingetreten; denn es stand immer noch das Interesse im Vordergrunde, möglichst hohe Breiten zu erreichen. Da kehrte im Herbst 1874 Weyprecht mit seinen kühnen Gefährten zurück, und von nun an wurde die Parole ausgegeben, daß Entdeckungen in möglichst hohen Breiten nicht mehr den Hauptgegenstand der Polarexpeditionen bilden, sondern daß die Nationen sich zu gründlicher wissenschaftlicher Erforschung der leichter erreichbaren Gebiete hoher Breite die Hände reichen müßten. Dieses Verdienst, von dem Wettlauf nach dem Nordpol mit Erfolg abgerathen zu haben, gebührt unbestritten dem österreichischen Polarfahrer Weyprecht, welchen man auch seitdem fast allgemein als den Vater der gegenwärtigen neuen Aera der wissenschaftlichen internationalen Polarforschung bezeichnet hat.

Man muß indessen hier zwei Dinge genau aus einander halten, nämlich: die Einstellung der alten Methode und die Aufstellung des Planes der neuen gemeinsamen Forschung. Das Verdienst, die letztere zuerst angeregt zu haben, darf unser verdienstvoller Gelehrter, der gegenwärtige Director der deutschen Seewarte, Professor Neumayer, unbedingt für sich beanspruchen. Gerade an dem Tage, wo Weyprecht nach zwei Polarwintern, die er mit allen ihren Schrecknissen unter den furchtbarsten Eispressungen am Bord des „Tegetthoff" durchlebt und durchlitten hatte, zu den Schlittenreisen Vorbereitungen traf, die das noch unbetretene Franz-Joseph-Land erforschen sollten, — gerade an dem Tage (am 25. Februar 1874) hielt Neumayer in Berlin einen öffentlichen Vortrag über das Thema: „Die geographischen Probleme innerhalb der Polarzonen, in ihrem inneren Zusammenhange beleuchtet." Aus diesem Vortrage, der in den „Hydrographischen Mittheilungen" Nr. 7 vom 4. April 1874 abgedruckt ist, citire ich wörtlich folgende Stelle:

„So hätte ich Ihnen denn im Norden, wie im Süden, auch die Wege bezeichnet, welche die größte Wahrscheinlichkeit für eine erfolgreiche Bearbeitung der Probleme, die ich in ihrem inneren Zusammenhange zu beleuchten hatte, darbieten. Ich habe in den behandelten Punkten ein Gewicht auf die Gleichzeitigkeit der Forschungen gelegt und bin, von solchen Gesichtspunkten geleitet, auch der Ansicht, daß auf den bezeichneten Wegen gleichzeitig und im Einklange, das heißt in gemeinsamer wissenschaftlicher Organisation, vorangegangen werden müßte, um im Herzen der Polarregionen, in Observatorien, die während einer längeren Periode in Thätigkeit zu sein hätten, die verschiedenen Aufgaben der Physik unserer Erde zu bearbeiten. Für diesen Zweck aber ist es wichtig, daß der richtigste, der ergiebigste Moment gewählt werde, und als solcher stellt sich die nächste Maximalperiode magnetischer Thätigkeit und der Polarlichterscheinung 1881 bis 1882 sofort dar, welche zugleich auch sehr herandrückt an die Zeit der zweiten Wiederkehr des Vorübergangen der Venus vor der Sonnenscheibe in unserem Jahrhundert, welcher in hohen südlichen Breiten mit Vortheil beobachtet werden kann. Wollen wir hoffen, daß alle gebildeten Nationen alsdann ebenso, wie sie sich jetzt rüsten, um in gegenwärtigem Jahre einer großen wissenschaftlichen Pflicht zu genügen, zur Förderung unserer Probleme sich rüsten werden!"

Auf der Naturforscherversammlung zu Graz, im Herbst 1875, nahm die Idee der neuen Forschung eine bestimmtere Form an, indem der damals sehr gefeierte Weyprecht sich zum Verkündiger des neuen Planes machte, eine Reihe von internationalen wissenschaftlichen Beobachtungsstationen in den arktischen Gegenden anzulegen. Wohlbemerkt, dies war noch nicht das ganze wissenschaftliche Programm: denn es fehlte hierbei die Betonung der Nothwendigkeit einer gleichzeitigen Erforschung des antarktischen oder Südpolargebietes. Nichts war natürlicher, als daß der begeisterte Vorkämpfer für diese Idee, Neumayer, welcher bereits im Jahre 1854 in einer Eingabe an das Cabinet des damaligen Königs von Baiern auf die Wichtigkeit der Erforschung des Südpolargebietes — mit Melbourne Observatory als Basis — aufmerksam gemacht hatte, die Aufnahme der Südpolarforschung als einen integrirenden Theil des Programms empfahl und dieses auch durchzuführen wußte, wie denn Weyprecht selbst diese Priorität Neumayer's späterhin stets offen anerkannt hat. Nachdem der Plan auf dem internationalen Meteorologencongreß 1879 besprochen worden, wurde er noch in demselben Jahre auf der ersten internationalen Polarconferenz in Hamburg unter Neumayer's Vorsitz programmmäßig durchberathen und erhielt dann 1880 in Bern und 1881 in St. Petersburg unter Vorsitz des gegenwärtigen Directors der internationalen Polarconferenz, Professor Wild, seine definitive redactionelle Fassung, in der er gegenwärtig von den betheiligten Nationen angenommen worden ist und ausgeführt werden soll.

Die dritte internationale Polarconferenz in St. Petersburg war von zehn Delegirten der Staaten Dänemark, Frankreich, Norwegen, Holland, Oesterreich, Rußland und Schweden besucht, von welch letzteren nur Frankreich und Holland ihre definitive Theilnahme noch nicht zugesagt hatten, während von Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika Zusicherungen für die Besetzung von je zwei Stationen vorlagen. Deutschland war leider nicht vertreten, da bei uns eine Betheiligung von Reichswegen vorläufig wegen mangelnder Fonds durch den Reichskanzler abgelehnt worden war.

Auf der Petersburger Conferenz ergab sich als ganz gesichert die Besetzung einer Reihe von Punkten, deren Gruppirung um den Nordpol den Lesern der „Gartenlaube" durch das diesem Artikel beigefügte Kärtchen veranschaulicht wird. Wir finden da folgende Orte, an welchen Stationen errichtet werden sollen, durch schwarze Punkte angedeutet: Point Barrow (A) an der Nordküste von Nordamerika und Lady Franklin-Bai (C), hoch im Norden, in der Mitte des zweinndachtzigsten Breitegrades, beim Robeson Canal, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika; ferner Upernavik (D) in Westgrönland durch Dänemark; Jusef Jan Mayen bei Island (F) auf Kosten des Grafen Wilczek durch Oesterreich; die Mossel-Bai auf Spitzbergen (G) auf Kosten des Kaufmanns O. Smith in Stockholm durch Schweden; Bossetop bei Alten im äußersten Norden Europas (H) durch Norwegen; die Lena-Mündung (L) auf Kosten der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft durch Rußland; die Möller-Bai auf Nowaja-Semlja (J) und Port Dickson an der Ob-Mündung (K) durch Rußland oder Holland. Ferner galt als wahrscheinlich die Besetzung von Fort Simpson in Canada (B) durch Canada, während deutscherseits später die Pendulum-Insel (E) auf der Ostküste von Grönland in's Auge gefaßt wurde. Was die Errichtung von Stationen am Südpol anbelangt, so sind die jetzt nur die Besetzung von Cap Horn durch Frankreich und der Süd-Georgien-Insel durch Deutschland beabsichtigt worden.

Im deutschen Reiche begann inzwischen die Lage der Dinge sich günstiger für das Unternehmen zu gestalten, als bis dahin. Das Reichsamt des Innern ernannte im December 1881 eine deutsche Polarcommission, und außerdem wurde im Etat des Reichsamtes des Innern für das Etatsjahr 1882 bis 1883 die Summe von 300,000 Mark als Kosten der Betheiligung des Reichs an internationalen Polarforschungen festgesetzt.

Die deutsche Polarcommission beschloß, daß von Deutschland eine arktische Station, womöglich im Gebiete des Atlantischen Oceans, und mindestens eine antarktische Station zu besetzen sei.

* Die Erdstrahlen ist bekanntlich so stark mit Magnetismus geladen, daß sie als ein Magnet gelten kann. Als solcher aber muß sie, wie jede Magnetnadel, zwei magnetische Pole, den magnetischen Nordpol und den magnetischen Südpol, besitzen. Der eine von ihnen liegt im nordamerikanischen Eismeer, in der Nähe der Insel Melville, der andere im südlichen Eismeer südlich von Neuholland. Auf diesen Polen nimmt die freihängende Magnetnadel eine verticale Stellung ein.

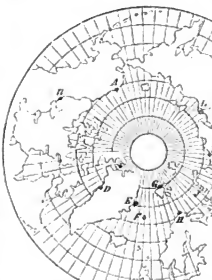
Digitized by Google

Für die Südhemisphäre wurde Süd-Georgien und für die Nordhemisphäre die Peubulum-Insel auf der Ostküste von Grönland in's Auge gefaßt. Der letztgenannte Punkt ist indessen wieder in Frage gekommen, da er wegen der furchtbaren Vereisung des ostgrönländischen Meeres ohne ein besonderes Expeditionsschiff schwer zu erreichen sein dürfte und zur Erbauung eines solchen Zeit und Geld fehlt. An Stelle von Ostgrönland ist neuerdings einer der Punkte links oder rechts von der Davis-Straße respective Baffins-Bay vorgeschlagen worden.

Betrachten wir nunmehr das wissenschaftliche Programm für die internationalen Polarexpeditionen, wie dasselbe endgültig in St. Petersburg festgestellt worden ist! Der Zweck des Unternehmens ist die Erforschung der physikalischen Verhältnisse überhaupt, speciell aber der meteorologischen und erdmagnetischen Erscheinungen der Polargebiete und der unmittelbar an dieselben angrenzenden Zonen der Erde nach einem gemeinsamen durch internationale Uebereinkunft festzustellenden Plane. Die Beobachtungen erfolgen, um ihre Sicherheit zu erhöhen, in besonders erbauten festen Observatorien; sie werden mindestens alle Stunden ausgeführt und umfassen ein volles Jahr vom August 1882 bis 1. September 1883; sie geschehen auf allen Stationen nach demselben Plane und theilweise auch zu absolut gleichen Zeitmomenten, damit man den Eintritt und die Fortpflanzung der magnetischen Störungen verfolgen kann. Die Beobachtungen werden eingetheilt in obligatorische, welche als das Minimum des von allen Expeditionen zu Fordernden anzusehen sind, und in facultative, also freiwillige. Zu den obligatorischen gehören stündliche magnetische und meteorologische Beobachtungen, also Bestimmungen der Temperatur der Luft, des Meereswassers, des Luftdrucks, der Feuchtigkeit der Atmosphäre, des Windes, der Wolken, des Niederschlags, wie überhaupt des Wetters; ferner Bestimmungen des Erdmagnetismus und der Polarlichter.

Am ersten und fünfzehnten jeden Monats ist sogenannter „Terminstag", an welchem auf allen Stationen „von Mitternacht zu Mitternacht Göttinger Zeit" verschärfte Beobachtungen stattfinden werden. Die Lesungen der magnetischen Elemente geschehen während dieser vierundzwanzig Stunden von fünf zu fünf Minuten, außerdem während einer vollen Stunde nach je zwanzig Secunden. Aber die Beobachtungen an den Terminstagen werden sich nicht ausschließlich auf die Polarstationen selbst erstrecken, sondern es sind nach einem Petersburger Beschluß Schritte gethan, daß während der Dauer der Polarexpeditionen und ihrer Beobachtungen auch die sämmtlichen meteorologischen und magnetischen Observatorien der Welt und ebenso die Handels- und Kriegsmarine der verschiedenen Nationen durch sorgfältigere Beobachtungen atmosphärischer und magnetischer Erscheinungen die Thätigkeit der Polarexpeditionen vorzugsweise während der Terminstage vervollständigen und daß an den Terminstagen und zur Zeit magnetischer Störungen die elektrischen Ströme in den Telegraphenleitungen überall speciellerer und sorgfältigerer Untersuchung unterworfen werden.

Das großartig vereinbarte Unternehmen hat bereits einen glücklichen Anfang zu verzeichnen, indem die beiden amerikanischen Stationen bereits im Sommer 1881 besetzt worden sind. Hochinteressant ist die äußerst glückliche Fahrt, welche die zur Besetzung der Lady Franklin Bay bestimmte Expedition gemacht hat. Die Errichtung der Station geschah sofort nach der Landung. Die unter Lieutenant A. W. Greeley stehende „Colonie" gedenkt, wenn der erste lange Winter glücklich überstanden sein wird, ein oder zwei Grad weiter nordwärts eine Tochtercolonie anzulegen, hierselbst den zweiten Winter zuzubringen und im darauffolgenden Sommer möglichst den Nordpol zu erreichen; jedenfalls die vom Capitain Nares in den Jahren 1875 und 1876 erreichte nördliche Breite von 83° 20½', die nördlichste Grenze, zu welcher bis jetzt die Polarforscher vorgedrungen waren, zu überschreiten.



Die am Nordpol projectirten Stationen der internationalen Polarexpeditionen in den Jahren 1882—1883.

A und C' Stationen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, B englische, D dänische, E deutsche, F österreichische, G schwedische, H norwegische, I holländische Station, K und L russische Stationen.

Was nun unser deutsches Reich betrifft, so hat die deutsche Polarcommission, deren Präsident Director Neumayer ist, eine Executivcommission ernannt, welche Anfang Februar 1881 eine mehrtägige Sitzung in Hamburg abgehalten hat. Den Berathungen zufolge sollen die Baulichkeiten jeder der beiden deutschen Stationen aus einem Wohnhaus und zwei Observatorien bestehen. Das Personal jeder Station setzt sich zusammen aus einem Gelehrten mit praktischer Erfahrung im Beobachten als Vorsteher der Station, aus einem Stellvertreter des Vorstehers und Leiter der magnetischen Arbeiten von gleicher Befähigung, aus drei Assistenten für den magnetischen Theil des Beobachtungsprogramms, aus zwei Assistenten für den meteorologischen Theil des Beobachtungsprogramms, aus einem Mechaniker, welcher sich auch an den Beobachtungen zu betheiligen hat, und aus drei Seemännern für Küche, Haushalt, Tischlerei, Zimmermannsarbeit und Bedienung. Die Ausstattung an Instrumenten ist eine ausgezeichnete. Aber mit dieser rein meteorologischen und magnetischen Forschung ist das umfassende Gebiet der wissenschaftlichen Eroberung der Polarländer durchaus nicht abgeschlossen. Deshalb hat Director Neumayer durch ein Circular vom 10. Januar 1882 bei der der Polarforschung noch außerdem interessirten wissenschaftlichen Instituten und Gelehrten Deutschlands Mittheilung über den Stand der Frage gemacht und sie zu Aeußerungen darüber veranlaßt, welche weiteren Zwecke, außer den bereits als obligatorisch festgesetzten, sie zu vertreten wünschten, welche Geldmittel, respective Apparate von ihrer Seite hierzu zur Verfügung gestellt werden könnten, eventuell welche Personen sie für die Theilnahme an den Expeditionen zur Ausführung ihrer speciellen Wünsche in Vorschlag bringen würden. Dieser Theil der Polarforschung befindet sich noch im Stadium der Vorbereitung, und gedenken wir darauf noch zurückzukommen.

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Siebenter Brief: Indianische Dichtung und Wahrheit in Minnesota.

Fort Snelling, von dessen Gründungsgeschichte ich in meinem letzten Briefe gesprochen, ist keine romantische, sagenumwobene Burg im europäischen Sinne. Ueber den Schöpfungen des jungen amerikanischen Volkes ruht eben keine mittelalterliche Dämmerung, erfüllt von den märchenhaften Gestalten verzauberter Prinzessinnen und abenteuerlicher Ritter; nein, was aus den Banten der Neuen Welt zu uns redet, das ist greifbare Wirklichkeit, das sind wohlverbürgte geschichtliche Thatsachen oder nackte Ziffernreihen, welche Zeugniß ablegen von den Fortschritten der Industrie und des Handels bekunden. Aber man glaube ja nicht, daß das Stöhnen des Dampfrosses und das Klingen der Aexte alle Poesie aus den amerikanischen Wäldern und Felsschluchten verscheucht haben!

O nein! Ich durchwandere die Umgebung von Fort Snelling, und beim Anblicke der rauschenden Wasserfälle, ja schon bei dem

Digitized by Google

Lager der Sioux-Indianer bei Fort Snelling in Minnesota.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

Digitized by Google

bloßen Klange ihrer Namen wird meine Phantasie rege und schwelgt in längst vergangene Zeiten zurück; rasch setzt sie sich über die engezogenen Marken der menschlichen Geschichte hinweg und schaut umbefangen in das mythische Dunkel, als auch hier Götter auf die Erde herniederstiegen, um die Menschen zu begnaden oder über sie das Füllhorn des Elends unbarmherzig auszuschütten.

Ich stehe vor den kleinen Wasserfällen, welche die Indianer Minnehaha, „lachende Wasser", nannten, und da muß ich Longfellow's, des edlen Sängers, gedenken und seiner wunderschönen Dichtung „Hiawatha". Mein Fuß steht auf dem romantischen Boden, auf dem einst die Volkssage ihre glänzenden Fäden spann, aber wie Wehmuth beschleicht mich der Gedanke, daß das Volk, welches diese Sage schuf, zerstreut oder gar ausgerottet ist, während eine fremde Sprache, die Sprache seiner Bezwinger, von seinen Göttern und Helden singt und sagt. Das ist eine grausame Ironie der Geschichte. Man will nicht leise führen an Longfellow's Lorbeerkranz; denn „Das Lied von Hiawatha" ist eine Perle im Diadem der amerikanischen Dichtung — aber die Helden, die das Lied besingt, wer schonte sie einst in dem grausamen Vernichtungskriege — die armen Indianer?

Hier beim Minnehaha schaute der Indianerapostel Hiawatha zum ersten Male seine Geliebte. Wie gebannt stand er vor der schönen Tacotahjungfrau; denn ihre dunklen Augen waren seltsam wie der Fall des Minnehaha:

„Bald voll Sonne, bald voll Schatten
Lach' und grollt' ihr Auge wechselnd;
Wie der Fluß war flink ihr Fischen,
Und ihr Haar floß wie das Wasser,
Und so tönend war ihr Lachen;
Von dem Wasserfall des Flusses
Hatte sie auch ihren Namen:
Minnehaha, Lachend-Wasser."

Aber es war nur die zartgewobene Liebesepisode Hiawatha's, die sich hier, in der reizvollen Umgebung von Fort Snelling, abspielte; denn der Schauplatz seiner ferneren Thaten ist die Südküste des Oberen See.

O Hiawatha, poesiegeschmückter Indianerheld, was ist heute aus deinem Stamm geworden! Von den steil herabstürzenden Fowns Leap kommend (vergl. nähere Abbildung), machte ich die Bekanntschaft deiner rothhäutigen Brüder. Am Rande eines hügelumschlossenen kleinen Sees halten sie ihre rauchgeschwärzten, kegelförmigen Zelthütten aufgeschlagen; sie gehörten den berüchtigten Stamme der Sioux an, boten aber nur noch wenig Zeichen ihrer Abkunft; dahin, verloren, zerstoben ist die wilde Poesie ihres unberührten Naturlebens!

Mein Besuch galt zunächst der Pa-chu-la, einer unter dem Namen „Medicin" bekannten Indianerin. Sie ist die Tochter der 1873 im Alter von 105 Jahren verstorbenen Aja-ya-man-la-wan, jener „Beerenpflückerin", die während der fürchterlichen Indianergräuel bei Ren-Ulm (siehe „Gartenlaube" 1865) vielen Menschen das Leben rettete und bei den Bewohnern von St. Paul und Umgegend in bestem Gedächtniß steht. Als ihre letzte Krankheit über sie kam, verschrieb ihr die Handelskammer eine Summe Geldes, um ihr allen möglichen Comfort zu bereiten.

Pa-chu-la liefen wir in ihrer Hütte eben beschäftigt, an qualmigem Feuer Kartoffeln und ein Omelette zu bereiten. Aus ihrem breiten, schmutzig rothen Gesichte blinzelten verschmitzt ein Paar lustige Aeuglein, während den Mund ein sonderbar süßes Lächeln umspielte.

Sie war, wie die Mehrzahl der anderen Frauen, eine ungeheure Fleischmasse, ward aber bei weitem überboten von Tha-ti, das heißt der, „die ein eigenes Lager hat". Fürwahr, ein übel erfundener Name; denn Tha-ti ist wirklich eines eigenen Bigwams durchaus bedürftig; ihre Körperfülle ist der Grund, daß ihr gestrenger Herr und Gemahl die himmlischen Jagdgründe seiner Väter aufgesucht, da sein junges Weib, aufschiessend und zunehmend, sehr bald den ganzen Raum innerhalb der viermalzwanzig Pfähle seines Bigwams ausfüllte, und ihm so Luft, Licht, Raum und Leben raubte. Jetzt theilt Tha-ti ihr Zelt mit einem elenden mageren Krieger, einem Steifleder in buntem Hemde und zerrissenen Beinkleidern, der von Männerwürde niemals eine Ahnung gehabt. Imponirend war nur sein furchtbarer Griff — in die von uns präsentirte Curdyhüte.

Die einzige Hiawatha'sche Figur, die mir bei meinem Besuche zu Gesicht kam, war ein junges Mädchen im Alter von dreizehn Sommern, nach indianischen Begriffen also schon bald heirathsfähig. Schlank und zierlich gewachsen, flog sie leicht dahin wie ein Reh, und ihr langes schwarzes Haar flatterte im Winde. Die Züge ihres Gesichtes hatten feinen, regelmäßigen Schnitt — wie lange aber mag es dauern, dann ist auch aus dieser Libelle eine jener derbknochigen, wohlbeleibten Schönen geworden, wie ich deren eine in Tha-ti kennen gelernt.

Interessant war die innere Ausstattung der Zelte; da war all das bunte Sammelsurium zu finden, welches einen halb barbarischen, halb civilisirten Sittenzustand charakterisirt; da gab es Kaffeemühlen und Friedenspfeifen, Flintengewehre und Bogen, Bajsehäute und alte Stepvdecken. Was mich aber am seltsamsten berührte, das war eine riesige Karte der Vereinigten Staaten von Anno Tobak und eine wahrhaftige Standuhr, deren Zeiger eine Stunde in vierzig Minuten zurücklegte und also ganz besonders dem Fortschritt huldigte.

Anderthalbe Stunde von St. Paul entfernt liegt auf einer Wiese am Ufer des Mississippi ein Denkmal aus besseren Tagen des Indianerthums; ich habe es auf der beigegebenen Illustration nachzubilden versucht — der sogenannte Indian oder Red Rock, ein etwa drei bis vier Fuß langer, entsprechend dicker, eisörmiger Steinblock. Was an ihm zunächst in die Augen fällt, ist eine Anzahl blutrother Streifen, die sich quer um ihn ziehen, während an dessen spitzem Ende mit wenigen Strichen ein von Strahlen umgebenes Gesicht gemalt ist, etwa so, wie wir als Kinder die Sonne dargestellt. Das Ganze gleicht einer riesigen, perlmeterlen Käferlarve, und der indianische Name für dieses Ungethüm ist „Wakon" oder Geisterstein. Seit langen Jahren schläft Schweigen und Vergessenheit über dem einsamen Steine; kaum daß die tiefe Ruhe umher der Schritt eines aus Neugierde landenden Bootfahrers stört, der das seltsame Denkmal in stillen Gedanken betrachtet.

Als ich das Indianerlager verließ, da fielen mir Longfellow's wehmüthige Verse ein, die Prophezeiung des Hiawatha an sein Volk:

„Ja, ich sah in meinem Traume
Das Geheimste selbst der Zukunft,
Sah im Besten jenes Sammsland
Der uns unbekannten Stämme;
All' das Land war reich an Menschen,
Rastlos tämpfend und sich mühend,
Männerrat der Zungen sprechend,
Doch nur einen Herrschlog fühlend.
Ihre Art hallt' in den Wäldern;
Ihre Städten rauchten qualmend;
Ueber alle Seen und Ströme
Rauschten ihre Dampferkähne,
Dann kam mir ein trauria düst'res
Traumgesicht — so wolkentrübe;
Uns're Stämme sah zerstreut ich,
Meiner Lehren nicht gedenkend,
Schmachtend und sich stets bekriegend,
Sah die letzten unsers Volkes
Westwärts schweifend wild und elend,
Gleich zerriss'nen Wolkenmassen,
Gleich der Herbstes welken Blättern."

Kloster Lehnin.

Ein Stück märkischer Romantik.

(Schluß.)

Das Kloster Lehnin wäre wohl längst der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht ein literarisches Curiosum ihm zu einem besonderen Ruf, zu einer fast populären Berühmtheit verholfen hätte. Das ist die sogenannte „Lehninsche Weissagung" — das „Vaticinium Lehninense" — auf welche am Schlusse der ersten Hälfte dieses Artikels hingewiesen worden und über die nun das Wesentlichste berichtet werden soll.

In den achtziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts wurden in geheimnißvoller und offenbar ebenso vorsichtiger wie linger Weise Abschriften einer lateinischen Dichtung an's Licht ge-

Digitized by Google

bracht, welche das Schicksal des Hohenzollern'schen Herrscherstammes vom Untergang der Askanier, des gräflichen Hauses, das vor den Hohenzollern in Brandenburg regiert hatte, bis zum Untergange der Hohenzollern weissage. Nicht blos in fürstlichen Archiven fanden sich Abschriften: das angebliche Original auf Pergament mußte der große Kurfürst selbst auf einer Reiherbeize in einer Manerspalte des Klosterrinne von Lehnin entdecken.

Abgedruckt wurde das Gedicht zum ersten Male 1723 in dem von Lilienthal in Königsberg herausgegebenen „Gelahrten Preußen" nach einem „in einem Landes-Archiv" vorgefundenen Manuscript. Während der Regierungszeit Friedrich's des Großen erschienen neue Drucke 1741 ohne Ortsangabe, 1745 in Berlin und Wien, 1746 in Frankfurt und Leipzig und 1758 in Bern.

Betrachten wir nun das Gedicht selbst! Es besteht aus hnaderl gereimten Hexametern (dem sogenannten „Leoninischen Versmaße", bei welchem in Hexameter und Pentameter die Endworte der Cäsur und des Verses sich reimen) in eleganter und correcter Sprache und soll von einem Mönch Hermann um 1300 verfaßt worden sein. Der Inhalt der Weissagung gab jedoch der Kritik schon lange Zeit nach der Veröffentlichung derselben Veranlassung zu der Beweisführung, daß es in weit späterer Zeit verfaßt und das Ganze darnach eine Fälschung sei. — Diese Weissagung beginnt mit der Klage über den Untergang des Geschlechtes der Askanier, das im Kloster Lehnin seine Fürstengruft hatte, und geht dann zur Schilderung des Hohenzollernstammes über, dessen Regenten charakterisirt werden bis auf das letzte Geschlecht. Der Vertreter desselben wird „Stemmatis ultimus", der letzte des Stammes sein, nach welchem

„Zum Hirten kehrt die Heerde, zum König Germanien wieder,
Und in der Mark sinkt nun die alte Drangsal zu Boden.
Statt des Fremden genießet froh der Erzeugte des Landes,
Und es entsteht von Lehnin und Chorin die alte Bedachung,
Und kein Wolf darf mehr die Wohnung der Heerde umschleichen."

Dem prüfenden Blicke konnte es nicht entgehen, daß die Charakteristik der Hohenzollern'schen Regenten bis zur Zeit des Großen Kurfürsten auf offenbar geschichtlicher Grundlage beruht, und daß dann erst das unsichere Tasten der Weissagung mit den vieldeutungsfähigen Phrasen beginnt, aus welchen die Absicht mehr heraus sehen kann, als darin liegt. Schon von Friedrich dem Ersten weiß der Prophet nicht, daß sich derselbe in Königsberg die Königskrone aufsetzte. Von Friedrich Wilhelm dem Dritten heißt es:

„Blüh'n wird der Sohn und erhalten, was niemals zu hoffen er wagte,
Doch wird traurig das Volk die Unzucht der Zeiten beklagen;
Denn es nahet die Zeit, die Großes im Schooße verschließet,
Und der Fürst weiß nicht, daß neue Gewalten entstehen."

Mit diesen Fürsten hätte die Weissagung sich erfüllen müssen; denn er war der Vertreter des ersten Geschlechts. Längst aber hatte die politische Speculation sich des Gegenstandes bemächtigt, und damit Wilhelm der Erste als Stammatis ultimus erscheinen könne, traten ultramontane Vertheidiger für die Echtheit der Wahrsagung mit der Behauptung ein, Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm der Vierte könnten in der Reihe nicht mitzählen, weil sie selbst ohne Nachkommen gestorben seien.

Diese durch derlei Nutzanwendung der Sage verliehene Wichtigkeit und der Glaube, den sie in weiten Schichten des Volkes fand, bewogen zuerst den König Friedrich Wilhelm den Dritten, den berühmten Geschichtsforscher Friedrich Wilken mit einer Prüfung der Weissagung zu beauftragen. Und der König hatte um so mehr Grund dazu, als durch sein Unglück der Triumph des prophetischen Mönchs als geschieht erschien: denn war in Folge der Siege Friedrich's des Großen die Sage von Lehnin völlig eingeschlafen, so weckte der Kanonendonner von Jena und Auerstädt sie zu neuem Leben.

Unter dem Titel „Hermann von Lehnin, der durch die alte und neue Geschichte bewährt gefundene Prophet des Hauses Brandenburg" erschien 1808 mit Angabe der Druckorte Frankfurt und Leipzig eine neue Ausgabe der Wahrsagung, deren Herausgeber ohne Weiteres die Lehnin'sche Wahrsagung durch den Sturz Preußens für erledigt und den König für den letzten Hohenzollern-Regenten erklärte. Die Roth macht abergläubisch, und in jenen Tagen des tiefsten Unglücks in Preußen konnten solche Schicksals-Enthüllungen im Volke nur von niederdrückendster Wirkung sein.

Aber nicht blos in Deutschland benutzten die Feinde Preußens und des Protestantismus den Mönch von Lehnin als unsichtbaren Kampfführer; in Belgien veröffentlichte ein Louis de Bouverot ein Werk „Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de Lehnin, avec des notes explicatives" (Auszug aus einem Manuscript, bezüglich der Prophezeiung des Klosterbruders von Lehnin, mit erklärenden Noten), welches, wenn auch erst zwanzig Jahre später, aber doch mit derselben Absicht W. von Schütz als „Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin nach der belgischen Ansicht" (Würzburg 1847) dem deutschen Publicum vorlegte. Das war nur ein Vorläufer für die Sturmzeit. Während derselben kamen noch fünf neue Ausgaben der Weissagung, von Boos, Wilhelm Meinhold, Klöden, Guhrauer und Hefter („Geschichte des Klosters Lehnin") auf den Büchermarkt. Die von Seiten der Ultramontanen veranstalteten verfolgten ausschließlich den Zweck, den Untergang des preußischen Herrscherhauses und den Sieg des Papstthums in Deutschland als durch göttliche Verheißung geschieht darzustellen.

Daß die ganze Weissagung eine Fälschung sei, hat zuerst schon 1746) der Pfarrer Weise in Lehnin dargethan, und später forschte man besonders dem wahren Verfasser des Gedichts nach. Willen glaubte ihn in dem (1693 in Berlin gestorbenen) Kammergerichtsrath und Consistorialassessor Martin Friedrich Seidel gefunden zu haben, weil von dessen Hause die Verbreitung der Schrift ausgegangen und er selbst ein trefflicher lateinischer Stylist und Dichter gewesen sei. Dagegen erkennt der Berliner Gelehrte Valentin Schmidt in seiner Widerlegung der Weissagung den wahren Verfasser in einem Convertiten, dem ehemaligen lutherischen Consistorialrath und Propst an der Petrikirche in Berlin Ludwig Andreas Fromm, und ihm schließt sich auch Hilgenfeld in Jena in seiner Schrift „Die Lehnin'sche Weissagung" (Leipzig 1875) an.

In der That trifft bei diesem Manne Alles zu, was eine Ausschreitung des Hasses zu einer solchen Rachethat erklärbar macht. Fromm war orthodoxer Lutheraner und trat in seinem Eifer gegen die Reformirten so heftig auf, daß ihm eine Disciplinaruntersuchung drohte. Dieser entzog er sich 1686 durch die Flucht, zunächst nach Wittenberg. Als er aber auch dort nicht die Aufnahme fand, deren er sich versehen, ging er nach Prag. Dort trat er 1668 zur katholischen Kirche über, wurde zum Domherrn von Leitmeritz befördert und starb daselbst 1685. Man braucht schwerlich eine noch geeignetere Persönlichkeit zu suchen, um ihr eine solche Ausgeburt des Fanatismus zuzutrauen, dies um so weniger, als es Fromm außerdem auch nicht an Geist und Gewandtheit zu derselben gebrach.

Wenn dennoch der alte unheimliche Wahrsager von Lehnin noch immer nicht ganz zur Ruhe kommt, so ist namentlich bei unserem deutschen Volke der Hang zum Sagenhaften und Wunderbaren mit schuld daran. Ist ist sogar ein geheimnißvoller Zug von Pietät damit verbunden, namentlich für diejenigen, welche ein geschichtliches Band mit einer solchen zum Volkseigenthum gewordenen Sage verknüpft. Auch im preußischen Königshause hat die nahezu vollständige Aufklärung der Entstehung jener Weissagung dieser Band nicht ganz zu lösen vermocht. Es war offenbar jener pietätvolle Zug, der unseren Kaiser leitete, als er an jenem 18. Januar 1871, an welchem „Germanien zu seinem König wiedergekehrt", befahl, daß „für Lehnin auch die alte Bedachung erstehe." — Dieser Abschluß war der würdigste, den die Lehnin'sche Weissagung finden konnte.

Blätter und Blüthen.

Ein Maler des Krieges. Noch bis vor Kurzem war der schnell zu europäischer Berühmtheit gelangte russische Maler Wassili Wereschagin bei dem größeren Publicum Deutschlands so gut wie unbekannt; London, Petersburg, Paris feierten ihn als einen der ersten Meister unter den Lebenden, in Deutschland aber nannte Niemand seinen Namen, obgleich er vier Jahre in München gelebt und geschafft hatte; erst als er seine Werke in Wien ausgestellt hatte und die österreichische Presse mit seltener Einstimmigkeit und ungewohnter Begeisterung seinen Ruhm verkündete, wurde auch das Echo bei uns lebendig.

Jetzt ist Berlin in der Lage, selbst zu prüfen und findet sich vor etwas Ungeahntem, Erstaunlichem, Gewaltigem, vor einem Meister, der durch die Kühnheit seiner Composition und die dramatische Lebendigkeit der Schilderung ebenso hinreißt, wie er durch seine grauenvollen Borwürfe und die unbarmherzige Wahrheit, mit welcher er die Natur wiedergiebt,

Digitized by Google

oft erschüttert, oft abstieß, immer aber fesselt. Dazu gesellt sich eine Technik, die mit souveräner Meisterschaft alle Hülfsmittel ihrer Kunst verfügt, hier mit kühnen breiten Pinselstrichen Riesengemälde auf die Leinwand wirft und dort sich mit peinlichster Sauberkeit in die Ausmalung des Details vertieft. Auch die Farbe ist dem Künstler unterthan zu jedem Dienste, den er von ihr fordert; Luft und Wasser, Licht und Dunkel verbauben er mit gleicher Treffsicherheit; grossartig concipirte Landschaften stehen neben kolossal angelegten Historienbildern, charakteristische Portraitstudien neben fein ausgeführten Genrescenen — kurzum, er wagt sich auf jedes Gebiet seiner Kunst, und in jedem ist er Meister.

Die in den schönen Sälen des Kroll'schen Theaters befindliche Collectivausstellung seiner Werke bildet seit Wochen den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses der Reichshauptstadt. Sie bietet auch mehr als eine unserer gewohnten Gemälde-Ausstellungen; denn sie führt uns gleichsam den ganzen Mann vor, sein bewegtes, abenteuerliches Leben, die Früchte und Sammlungen seiner jahrelangen Reisen und Feldzüge, den Fundgruben seiner oft lebensgefährlichen Jagden, wie Tiger- und Bärenfelle, kurzum sie trägt einen ausgeprägt individuellen Charakter von pittoreskem Reize.

Erhöht wird derselbe durch das ganze Arrangement. Versetzen uns schon die bärtigen russischen Diener in ihrer Landestracht in eine fremde Welt, so fühlen wir uns völlig von dem Treiben draußen isolirt, wenn wir plötzlich in dem mit elektrischem Lichte beleuchteten Saale stehen und uns nächstige, buntprangende Schilderein entgegenleuchten, die alle Farbenglut des Orients über uns auszuströmen scheinen. Jeder Pinselstrich, entschlossen, nervengrenden Bilder aus dem russisch-türkischen Kriege, dann die mit ernsten, getragenen Männerchören wechselnden Töne des unsichtbaren Harmoniums, dessen klagende, schwermüthige Weisen eine weihevolle Stimmung in uns erwecken — das alles ruft einen überwältigenden, unwiderstehlichen Eindruck hervor. Nebenbei sei bemerkt, daß die Beleuchtung der Gemälde mit elektrischem Lichte sich ganz vortrefflich bewährt; die Farben behalten Glanz und Frische, und jede vom Künstler beabsichtigte Wirkung kommt zur vollsten Geltung.

Ueber Verestschagin's Lebensgang giebt uns der Katalog einige Anhaltspunkte. Geboren wurde er am 26. October 1842 in Tscherepowetz, Gouvernement Nowgorod, von russischen Eltern, doch war eine seiner Großmütter Tatarin. Er erwarb in der Marineschule zu Petersburg das Officiersexamen, wandte sich dann der Malerei zu und wurde Schüler der Akademie, die ihm für seine ersten Bild, „Lawinen über die Felder", eine Medaille zuerkannte. Er hat später dieses Bild eigenhändig vernichtet. 1863 ging er auf Studienreisen nach Berlin, Paris und den Pyrenäen, 1864 in den Kaukasus, trat aber noch in demselben Jahre in Paris als Schüler in das Atelier Gérome's. 1867 bis 1870 nahm er an dem Feldzuge des Generals Kaufmann in Turkestan Theil und erwarb für seine persönliche Tapferkeit hohe militärische Auszeichnungen; 1870 bis 1873 arbeitete er in Porchet's Atelier in München, und 1874 bis 1876 bereiste er, zum Theil in Gesellschaft des Prinzen Wales, Indien.

Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges schloß er sich sofort der Avantgarde des älteren Skobeleff an, wurde an der Donau schwer verwundet, ging nach seiner Genesung mit General Gurko über den Balkan und kehrte nach Abschluß des Waffenstillstands nach Paris zurück, wo er seitdem in seinem riesigen Atelier in Maison Lafitte eine rastlose Thätigkeit entfaltet.

Verestschagin's künstlerischer Charakter ist mit wenigen Worten bezeichnet: er ist ein rücksichtsloser Realist, welcher der Natur unerschrocken in's Auge geht und nur ein Gesetz über sich anerkennt: die Wahrheit. Aber er ist von unserem modernen Realismus, die Welt als bloße Photographien und Abdrücken der Natur zu geben lieben, grundverschieden; denn er stellt seine Ausstellung überall in den Dienst einer sittlichen Idee, und „Krieg dem Kriege!" ist die Losung, welche auf seinem Banner steht. Man kommt hier nicht mit Vorurtheilen und Tendenzgemälden; die Tendenz, daß jedes Kunstwerk Selbstzweck sei, schließt nicht aus, daß sich der Künstler seiner culturellen, seiner ethischen Aufgabe bewußt bleibe, und der Priester des Schönen soll immer auch ein Priester des Wahren und Guten bleiben. Daß freilich Verestschagin über dem Wahren und über seiner sittlichen Idee das Schöne nicht vergißt, das beweist die Thatsache in den Gegenstand drängt, läßt sich nicht ableugnen, und hier ist der Vorwurf der Einseitigkeit, die auch der ausschließlichen Betonung der einen Tendenz entspringt, in einem gewissen Grade gerechtfertigt.

Aber sind etwa unsere landläufigen Aesthetiken Berkünder des Schönheitsideals? Der Wahrheit unserer Darstellungsmittel verdanken sie zum Theil ihre Existenz, und wenn sie dem Schönen rauben, dem Guten zu Ehren kommt, Ueberdies gilt diese Einseitigkeit, die man vom künstlerischen Standpunkte aus bedauern mag, nur für einzelne und halbvergessliches aber zusammengefaßt, nur zum Verschaubild des Kriegsbildners; in seinen Orientbildern, welche Vorwürfe der Volkssebens und derzleichen behandeln, vereinigen sich genaues Studium der localen Verhältnisse und poetische Auffassung und Wiedergabe zu Werken von unbestreitbar großer harmonischer Schönheit.

Dazu gehören beispielsweise: „Der Großmogul in seiner Privatmoschee in Delhi", „Die Moschee über Tamerlan's Grabe in Samarkand" und viele Andere. Das neuerdings so populär gewordene ethnographische Genre hat durch Verestschagin, beiläufig bemerkt, eine unschätzbare Bereicherung erfahren; von deutschen Meistern kann sich unter den Lebenden nur Wilhelm Gentz, von fremden nur der Pole Joseph Brandt mit ihm messen, welche beide, wie er, „vieler Menschen Städte geschaut und Sitten erfahren" und in der künstlerischen Wiedergabe fremder Volkswesen, in den sicheren Erfassen des Charakteristischen, sowie in der Vornehmheit der Farbe und der Sicherheit der Technik ihm ähnlich und ebenbürtig sind.

Es ist unmöglich, aus der mehr als hundertfünfzig Nummern umfassenden Ausstellung auch nur das Wichtigste herauszuheben. Neben den farbenprangenden indischen Bildern, deren eines den Einzug des Prinzen von Wales in Jeypore mit der nahen lebensgroßen Elephanten schildert, während uns daneben in einer Riesenlandschaft die Gipfel des Himalaya in ihren blendenden Schneemassen entgegenleuchten, wird das Interesse des Publicums in erster Linie durch die Schlachtenbilder gefesselt. Nie ist das Elend, das Entsetzen, all der trostlose Jammer des Krieges ergreifender, beredter, abschreckender gepredigt worden, als in diesen Darstellungen aus dem russisch-türkischen Kriege.

Von den idealen Seiten, die man dem Kriege nachrühmt, weiß Verestschagin nichts; er schildert nicht homerische Einzelkämpfe, die das Herz des Jünglings höher schlagen machen, nicht den begeisterten Tod für's Vaterland, nicht den frischen, fröhlichen Kampf für eine menschbeiterlosende Idee — er sieht darauf nur den Massenmord, das erbarmungslose, brutale, entsetzliche Hinschlachten von Tausenden und Abertausenden. Wofür fielen diese Männer, wofür erstorben nähere Jünglinge, welcher positiven Gedanke wärme diesen Borposten das Blut, bis sie in Schüsspfütze von den Schneewehen begraben wurden?

Wir warten vergebens auf Antwort. Entsetzen, Grauen, Vernichtung überall — nirgends ein Strahl des Lichtes, der Verheißung! Nur in des Künstlers Seele dämmert ahnungsvoll das Morgenroth eines künftigen schönen Tages, von dem unsere Dichter sagen und singen. Ob er kommen wird, ob er kommen kann — wer vermöchte das zu sagen? Klar wird uns aus diesen Verestschagin'schen Bildern jedenfalls das Eine, daß die Art der modernen Kriegführung den letzten Hauch der Poesie vom Schlachtfelde abgestreift hat; die Tapferkeit des Einzelnen vermag sich nicht mehr in früher That, sondern nur in schweigendem Dulden, in willenlosem Erliegen zu bekunden; nicht mehr sausen die Waffen über das Schlachtfeld, um den Helden nach Wahlzu emporzuragen — gestorben, verdorben und — ach in wie vielen Fällen! — zweck und ziellos geopfert, modern ist in gemeinsamen Grabe — kann, daß sie ruhen, wofür sie ihr Leben ließen.

Es gehören starke Nerven zur Betrieung in diese Bilder. Als Titelblatt können wir die Apotheose des Krieges betrachten, welche der Künstler seinem Siegern der Gegenwart, der Gegenwart und Zukunft widmet. Eine Schädelpyramide, wie sie Tamerlan als Denkmäler einer Kriegsthaten zu errichten pflegte — Schädel auf Schädel getürmt und ringsum die Geier, welche das letzte Fleisch von den Knochen reißen. In diesen Bilde wird uns der Cultus symbolisch angedeutet. Man erlasse mir die Schilderung des Schlachtfeldes bei Plewna, des türkischen Lazarethes, der Gräber auf Schipka, des mit Leichen besäeten Weges von Plewna nach der Donau!

Einen wahrhaft erschütternden Eindruck macht das Bild „Festgelage", zu welchem der Maler folgenden Commentar giebt: „Zwei Tage nach der Uebergabe der Festung Telisch trugen die Russen die von den Türken verstümmelten Leichen, ungefähr 1300 an der Zahl, zusammen. Der Priester sprach ein letztes Gebet; dann wurden sie in das gemeinsame Grab gelegt ..."

Ein öde, weites Blachfeld. Nebel erfüllt die Luft — bald wird er sich zu Schnee verdichten und sie alle einhüllen, die hier Reihe an Reihe neben einander liegen, starr, kalt, todt. Die einzig Lebenden in der schauerlichen Stille sind der Pope im schwarzen Gewande und ein russischer Unteroffizier, die ihr Werk an so grauenerregender, als man dem Massengrabe überall die Kopie hervorragen, während die Leiber dürftig mit Erde beschüttet sind.

Ja, diese Bilder reden mit fürchterlicher Beredsamkeit, und daß wir wissen, ihre Worte werden ungehört verhallen, wie die Stimme des Predigers in der Wüste, verbittert die trostlose Stimmung, in welcher uns der Künstler entläßt. Doch bald liegt das Gefühl der Bewunderung über sein eminentes Können, sein in allen Sätteln gerechtes Genie. Mag man nun über Anlage und Nothwendigkeit der Kriege denken, wie man wolle, mag man einwerfen, daß, wenn Millionen für die Rüstzeuge von Despoten oder die Eifersucht und Intriguen der Cabinete in den Tod getrieben wurden, auch die Sonne der Freiheit bisher stets in Blut gesaugt über den Völkern aufging, daß jede große, weltumwälzende Idee unzweifelhaft ihre Opfer fordere, — die in der gegenwärtigen Einseitigkeit zu entsalten vermochte — unserem Künstler wird man zugeben müssen, daß er sein Feldherr Standpunkt mit aller Energie seines Talentes vertheidigt und jedenfalls die von ihm beabsichtigte Wirkung voll und ganz erzielt. Aber abgesehen davon, bietet er eine solche Fülle des Schönen, des Bestrebenden, daß ihm Niemand den Zoll der Bewunderung versagen wird. Und seine Technik verdlüfft auch den Meister. Er malt den Marmor, wie es nur je Klaus Tadema gekannt; seine große, ganz in Weiß gehaltene Schneelandschaft springt uns in all ihren Contouren mit plastischer Schärfe in die Augen; hier hebt sich der in den weißen Schnee gehüllte Inder in vollster Körperlichkeit von der glänzenden Marmorwand der Moschee ab; dort schafft der Künstler im „Gesängnis zu Samarkand", in denen tief im Schatten liegende schreckliche Höhlen ein verirrter Sonnenstrahl fällt, ein Meisterstück des Helldunkels. Diese Beispiele ließen sich bei der phänomenalen Vielseitigkeit Verestschagin's in's Unendliche verwehren, und es ist gleichgültig, ob, nunmehr ich in den großen Tableaux, manches zu flüchtig ausgeführt worden; denn jenen kleinen Vorwurfe gegenüber vermögen mir auf eine Reihe großer Leistungen hinzuweisen, die bekunden, daß unser Künstler alles kann, was er will.

Hermann Trescher.

Kleiner Briefkasten.

H. Br. in Berlin. Wir können Ihnen leider nicht rathen. Verfügen Sie über das Eingesandte!

A. B. Gebrüder Senf in Leipzig und C. Schmeter in Nürnberg.

Abonnent in Worzheim. Die gewünschte Adresse lautet: Oberstrab bei Zürich.

A. S. in Rotterdam. Abendbeleuchtung!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Sie haben eben noch ein gar kurzes Zeitmaß für Ihre Weltanschauung, liebe Mimi," erwiderte Meinhard, „Ihre Ansicht wird wohl nicht für alle Zeiten abgeschlossen sein. Aber nicht das ist's, was mir Anstoß erregt, sondern die Unbilligkeit, ja die Gehässigkeit Ihres leidenschaftlichen Urtheils. Wie können Sie so von — von Ihrer Tante sprechen! Sie hätte Rehe ausgeworfen? O nein, mein liebes Kind, es ist doch viel eher anzunehmen, daß sie selbst von einem solchen umgarnt wurde."

„Sie braucht ihn ja aber auch gar nicht zu nehmen, Onkel Meinhard, wenn sie nicht will."

Er vermochte der sehr richtigen Bemerkung nichts entgegenzustellen, als sein Gefühl.

„Da mögen mancherlei Beweggründe mitwirken, in die ich keinen klaren Einblick habe. Was aber über allen Zweifel erhaben ist, das ist die Abwesenheit jeder bewußten Koketterie zur Herbeiführung des nun erfolgten Abschlusses. Sie mag den jungen Mann gern gesehen, ihn liebgewonnen haben — es sind ja wohl so mancherlei Vorzüge an ihm, die einem Frauenauge werthvoll erscheinen mögen, die bestechen und vorhandene Mängel übersehen lassen. Ich werfe mich da nicht zum Richter auf, aber besonderer Künste bedarf es bei ihr gewiß nicht, um ein Männerherz anzuziehen, selbst nicht, um das Mißverhältniß der Jahre, das hier allerdings besteht, auszugleichen. Prüfen Sie doch nur, ohne sich von Ihrem Unmuthe verblenden zu lassen, und Sie werden gestehen müssen, daß, wenn Sie die Reihe der Ihnen bekannten jungen Damen im Geiste durchgehen, Wenige ihr gleichkommen dürften. Ob Sie nun ihr schönes, volles Haar, ihre schlanke Gestalt, den anmuthigen Ausdruck ihrer Züge, ihr bezauberndes Lächeln, die wunderbare Tiefe ihres Blickes, kurz die ganze Schönheit ihrer Erscheinung, oder ihre Bildung und die natürliche Grazie ihres Benehmens in Vergleichung ziehen wollen — nirgends, Mimi, wird Ihnen ein so durchaus vollkommenes Bild von echter Frauenschönheit entgegentreten — nirgends, wohin Sie auch blicken mögen."

„Am allerwenigsten im Spiegel. Ich weiß es ja; ich bin nicht blind. Aber ich möchte schöner und anziehender sein als sie. Ich möchte es sein."

„Dann seien Sie vor Allem gerechter, und gestehen Sie ein, daß es ein Glück sein muß, eine solche Frau zu gewinnen, deren häuslicher Sinn, deren Thatkraft, deren Wissen und Denken eine Heimath zu schaffen im Stande sind, in der es Jedem wohl werden muß. Hilda's Herz ist von einer so unerschöpflichen Güte, von einem so edlen Pflichtgefühl und so rührender Treue erfüllt, daß, wer darinnen aufgenommen wird, sich wirklich vorkommen muß, als sei er im Himmel."

Verwundert blickte Mimi zu Meinhard auf, der mit begeisterter Wärme gesprochen hatte, und voll schlauer Schalkhaftigkeit fragte sie dann:

„Ja, aber warum heirathen Sie sie denn selbst nicht, Onkel Meinhard?"

Die Frage trieb ihm eine starke Röthe auf die Stirn; ein Zug des Schmerzes trat in sein Antlitz, und das Feuer in seinen Augen erlosch.

„Es kommt bei den meisten Dingen auf Erden nicht blos auf unseren Willen an, das werden Sie auch noch erfahren," sagte er dumpf.

„O, das hab' ich schon erfahren," fiel sie altklug ein und machte ein sehr betrübtes Gesicht. Dann hängte sie sich vertraulicher an seinen Arm und suchte mit ihm Schritt zu halten. „Ich habe schon lange gedacht, es müßte zwischen Hilda und Ihnen etwas sein. Sie sehen sie immer wie verklärt an — man kann es in Ihren Augen lesen, wie gern Sie in ihrer Gesellschaft sind. Aber ich habe bisher immer fest und sicher geglaubt, daß auch die Tante gar viel auf Sie halte, und nun — also auch Sie sind hintergangen worden, Onkel Meinhard?"

„O nein, niemals."

„Aber Tante Hilda hat Sie doch angezogen — nicht wahr? Und dann ohne Weiteres fallen lassen. Ich begreife nur nicht, wie Sie da noch für sie schwärmen können — das begreife ich wirklich nicht. Wer falsch gegen mich war, den kann ich nur hassen — o, aus ganzer Seele und unversöhnlich hassen!"

„Aber es war auch Niemand falsch gegen mich. Die Anziehungskraft ist keine Willensthätigkeit, sondern gleicht nur der Eigenschaft des Magnets, und ebenso unbewußt übt ein schönes, edles Frauenbild seinen Zauber, dem man sich nicht entziehen kann."

„Das ist's ja eben, was mich grämt. Man kann gar nicht zur Geltung kommen neben ihr. Wenn es nur ein Mittel gäbe, die Männer vor dem Einfluß dieses bösen Zauberes zu bewahren, ein Mittel gegen ihre Verlockungskünste! O, diese Sirene! Wissen Sie was, Onkel Meinhard? Sie brauchten gar nicht auf Hilda zu hören, sie gar nicht anzusehen — dann fiele auch der Vergleich zwischen Tante Hilda und mir nicht so zu meinen Ungunsten aus, und Sie und Andere fänden mich vielleicht gar nicht so häßlich."

Digitized by Google

Meinhard mußte über diese haftig hervorgesprudelten Selbstanklagen lächeln, wie tief und düster sein Ernst auch war.

„Nun," meinte er, „so schlimm ist es denn doch nicht."

„O ja, o ja — ich weiß es."

„Sie verfallen jetzt in den umgekehrten Fehler und thun sich selbst Unrecht. Mir ist es wohl gestattet, Ihnen zu sagen, daß Sie ein liebes, hübsches, herziges Mädchen sind."

„Wirklich?" fragte sie gespannt zu ihm aufblickend. „Machen Sie mir aber auch keine Complimente, wie — wie Andere, die mir dasselbe sagen?"

„Gewiß nicht. Was Ihnen an Gleichmaß und Selbstbeherrschung noch mangelt, das werden die Jahre bringen. Sie sind ja noch so jung, aber auch die Jugend ist nur ein Reiz mehr."

„Ich mißfalle Ihnen also nicht, Onkel Meinhard? Die Hand auf's Herz! Volle Wahrheit!"

„So wenig, daß ich vielleicht sogar Gefahr liefe — wenn ich jünger wäre." In sein Lächeln mischte sich ein Zug von Bitterkeit.

„O, aus dem Alter mache ich mir gar nichts," versicherte sie treuherzig. „Wir zwei sind Zurückgesetzte, Uebersehene, Ausgestoßene; wir gehören als Leidensgenossen zusammen; wir müssen einen Bund schließen und uns an den Andern rächen. Wissen Sie was, Onkel Meinhard? — das Beste ist, wir machen's wie die Andern."

„Nun?" fragte er gespannt.

„Wir heirathen einander," sagte sie ganz ernsthaft.

Dieser kindische Vorschlag des lebhaften kleinen Sprudelkopfes machte ihn abermals lächeln; zu anderer Zeit hätte ihn Meinhard wohl mit Scherz aufgenommen und eine lustige Neckerei daran geknüpft, jetzt aber bewegte er nur leise den Kopf.

„Wenn ich nicht glauben soll, daß Sie auch nur ein Schmeichler sind, der mir allerlei in den Kopf setzen wollte," meinte Mimi in ihrer eifsertigen Weise, „so dürfen Sie jetzt nicht zurücktreten. Es wird so hübsch sein, wenn wir gleichfalls unsere Verlobung anzeigen. Und ich werde ein großes Medaillon tragen mit einem verschlungenen B und E darauf und Ihrem Portrait darin, und das werde ich alle Augenblicke hervorziehen und küssen, wie es Lina Gertenau macht, damit Alle sehen, wie lieb ich Sie habe und wie glücklich ich bin. — Wann soll es denn sein?"

„Allerdings nicht so auf der Stelle, da ich noch heute abreise."

„Sie reisen ab? Wie ungeschickt! O, wie verdrießlich! Aber Sie kommen zurück — nicht wahr, bald?"

„Kommen Sie mit hinein!" forderte er seine Begleiterin, welche stehen geblieben war, als sie vor dem Schlosse anlangten, zum Eintritt auf.

„Nein, ich will nicht in's Haus; ich will Niemandem begegnen," erklärte sie, der Thür den Rücken wendend, faßte aber dabei seine Hand und sah ihm ernst bittend in die Augen, indem sie von Neuem in ihn drang. „Also wenn Sie zurückkommen! Sie versprechen mir's? Abgemacht? Topp! Ich halte Sie beim Worte. Vergessen Sie's nicht! Sobald Sie zurückkommen, — bitte, bitte, lieber, guter Onkel Meinhard."

„Was thu' ich aber, wenn sich der kleine Kopf inzwischen eines Andern besonnen hat?" scherzte er, um über die Pein der Situation schneller hinwegzukommen.

„O — ich brauche keine Bedenkzeit! Vergessen Sie das Medaillon nicht!"

Meinhard winkte ihr mit der Hand freundlich einen Abschiedsgruß zu, während sie die Stufen hinunterschritt. Er ging in's Haus. Das wohlwollende Lächeln schwand dabei langsam aus seinen Zügen, über die ein tiefer, kummervoller Ernst seinen Schleier zog. Im Corridore blieb er stehen, ehe er Jemand suchte, der ihm Auskunft geben könnte, ob die Herrschaft zu Hause, ob Fräulein Hilda — Er mußte sich erst fassen, sich in die neue Lage hineinfinden.

Er stand im Begriffe zu scheiden, wieder wie vor fünfzehn Jahren mit der Ueberzeugung, daß es für immer sei. Dieser Besuch war ein Abschiedsbesuch — von Hilda wollte er sich verabschieden. Damals — als er vor fünfzehn Jahren schied — hatte er den Tod im Herzen zu tragen vermeint, und doch war er am Leben geblieben, war wiedergekommen und hatte sogar eine lange Zeit hindurch sich wohl gefühlt. Es war nicht die volle Zufriedenheit und doch — eine Art von Glück gewesen.

Nun hatte auch das ein Ende gefunden. Diesmal war es nicht ein wildes Auflodern der Verzweiflung, das ihn von dannen trieb; er war älter, ruhiger geworden, aber was er empfand, wog doch nicht um ein Unendlichen leichter als dazumal, nur daß er nicht mehr die Vollkraft der Jugend hatte, es zu tragen, und daß sein gereifter Verstand ihm klar die Zukunft zeigte, die seiner harrte, eine öde Zukunft ohne Liebe, ohne Glück. Nach der ersten Flucht hatte ihn sein Lebensweg gleichsam in einem Bogen zur Ausgangsstelle zurückgeführt, aber aus der Selbstverbannung, in welche er jetzt zu gehen im Begriffe stand, gab es keine Wiederkehr. Die Jugend ist nie hoffnungslos: denn das Leben liegt ja noch freundlich winkend vor ihr, aber was der Mensch in späteren Jahren verliert, ach, dafür giebt es keinen Ersatz mehr.

Ungeliebt neben Derjenigen hergehen zu müssen, deren Bild er, soweit er zurückdenken konnte, stets in gleicher Verehrung und Treue im Herzen getragen, das war ihm einst als eine Unmöglichkeit erschienen, bis er dann erkannte, daß es ihm noch weit schwerer fiel, das theure Mädchen zu meiden. So hatte er denn wieder ihre Nähe gesucht, und resignirt nahm er mit dem bescheidenen Loose vorlieb, das ihm das Schicksal vorbehalten hatte. Er sah sie; er trank den Sonnenstrahl aus ihren Augen: er durfte seine Gedanken mit ihr austauschen, einen regen Verkehr mit ihrem Hause unterhalten und das milde Behagen einer herzlichen Freundschaft genießen; er hatte seinen stürmischen Willen beherrschen gelernt und ihn zur Genügsamkeit erzogen, um nicht auch noch dieses bescheidene Maß von Seelenfrieden einzubüßen. Und manchmal war sogar ein Freudenstrahl in dieses stille Leben gefallen. Ein Ton ihrer Stimme, ein Druck ihrer Hand, ein klarer, beseligender Blick ihres Auges weckten dann die längst begrabenen Hoffnungen aus dem Scheintode auf, und er konnte für Momente, für Stunden sogar sich dem lieblichen Traume hingeben, daß in der Tiefe dieses keuschen, ruhigen Mädchenherzens doch eine Stimme lauter für ihn, als für jeden Anderen spreche; er konnte sich in dem beglückenden süßen Gedanken sonnen, daß er Hilda mehr sei, als blos der Jugendfreund, der Vertraute, der Rathgeber.

Kein Freier war ihm vorgezogen worden, und es hatte den Anschein, daß die Hingebung für die Familie Hilda's Leben ganz und gar ausfüllen sollte, vielleicht kam aber einmal doch eine Aenderung in diese kleine Welt: ein Frühlingshauch sog durch die eingerissene Wand und dann — stand er nahe genug, um die Blüthen, auf deren Erschließen er so lange in Geduld und Treue geharrt, in seinem Busen aufzusaugen.

So war er geblieben, auf alle Begünstigungen verzichtend, die sich für seine materielle Existenz boten, ein pflichteifriger Diener des Staats in beschränkter Stellung und ein stiller Gast im stillen Hause.

Er war nicht ehrgeizig, aber er hätte es sein können um einen Preis, um sie, um die Geliebte. Für sie hätte er sich emporschwingen mögen zu hervorragender Stellung: er hatte den Ehrgeiz für sie gehabt, doch hier, wo derselbe ihn nur aus ihrer Nähe entfernen mußte, unterdrückte er ihn — nur für sie.

Dann war eine Zeit gekommen, wo der alte Liebestraum in ihm erwacht war, und vorsichtig, um ihn nicht wieder zu zerstören, hatte er gewartet und langsam mit zaghaft gewordener Hand hinwegzuräumen gesucht, was noch zwischen ihm und Hilda lag. Der Zufall schien ihm die Hand zu bieten und hatte seine Absichten gefördert. Da, in dem Momente, wo er endlich das Glück zu fassen vermeinte, war er von neuem zurückgeschleudert in's Hoffnungslose, wie damals, nur weit bitterer noch: seine Hingebung, seine Treue hatten Zorn und Verachtung geerntet. Die Liebe hatte er gesucht, und die Mißdeutung war ihm begegnet.

So hatte der Traum abermals ein jähes Ende gefunden, und nicht genug an der Enttäuschung — ein Anderer, Glücklicherer war ihm zuvorgekommen und hatte spielend die aufgebrochene Blüthe gepflückt mit der keden Hand der Jugend, die gewinnt, weil sie wagt.

Nun war es für immer vorbei.

Hier gab es keine zweite Rückkehr mehr. Was er heute erfahren, bestätigte ihm nur, daß er richtig gehandelt, als er gestern nach der so schroff abgeschlossenen Zusammenkunft mit Hilda seinen Entschluß gefaßt und die Brücke hinter sich abgebrochen. Die neue Erfahrung war tief schmerzlich, aber nicht Zorn und Scham rief sie diesmal in ihm hervor, nein, nur Trauer und Mitleid für Hilda; tief beklagte er ihre Wahl, in der er kein

Digitized by Google

Glück für sie voraussehen konnte, für sie, deren seelische Bedürfnisse und Gemüthsregungen er jahrelang zu seinem eingehendsten Studium gemacht, so daß er es genau zu kennen glaubte.

Er erwog, nachdem seine Betrachtungen sich einmal dieser Seite zugewendet, still bei sich, ob er nicht warnend seine Stimme erheben müsse, aber man hatte ihm ja mit der Freundschaft das Recht dazu gekündigt.

Das Erscheinen des Kammermädchens setzte seinen Betrachtungen ein Ziel. Mit ruhiger Freundlichkeit nahm er die Mittheilung entgegen, daß er Niemand zu Hause finde außer dem Fräulein Hilda, welche sich im Salon befinde. Bevor er jedoch dort eintrat, zögerte er noch einen Augenblick an der Thür. Dann aber hatte der feste Wille des Mannes den Ausdruck der Bekümmernis aus seinen Zügen hinweggewischt, und seine Stimme — das fühlte er — hatte wieder Festigkeit gewonnen. Die tiefe Leidenschaft, die er sein ganzes Leben hindurch im Zaume zu halten gewußt, sollte er sie in diesem letzten Momente des Kampfes, jetzt, wo er im Begriffe stand, für immer von Hilda zu scheiden — sollte er sie jetzt nicht zu bezwingen vermögen? Er war ein Mann — und er war seiner sicher. Ruhig setzte er den Fuß auf die Schwelle des Salons.

In der nächsten Secunde stand er Hilda gegenüber.

Sie war nicht mehr in der unnatürlichen Erregung des vergangenen Tages. In Folge der nervösen Ueberreizung und vielleicht auch ein wenig des Champagnergenusses, dem sie über ihre Gewohnheit zugesprochen, war sie am Abend in einen tiefen schweren Schlaf verfallen, der sich bis spät in den Morgen hinein verlängert hatte. Bei ihrem Erwachen zeigte sich ihr alles in einem nüchternen Lichte, das unbarmherzig alle Täuschungen zerstörte.

Was hatte sie gestern gethan? Ach, um ihr Leben hatte sie wie ein Spieler gewürfelt, ihr Wort verpfändet, und nun war sie die Braut eines Mannes, den sie nicht liebte, der um soviel jünger war als sie, der ihr nicht einmal jene Achtung abrang, die man dem ernsten Wollen, dem festen Charakter auch eines Jüngeren zollt, ja für den sie beinahe etwas wie die Nachsicht eines mütterlichen Wohlwollens empfand. Wie war es denn nur gekommen, daß sie sich so rasch hatte entschließen können, ihm — gerade ihm ihre Hand zu verpfrechen?

Wilhelm! — der Gedanke an ihren Bruder blitzte in ihr auf, und damit gewann alles wieder Schluß und inneren Zusammenhang. Ihrer heißenden Hand für den kranken Bruder im Jägerhause hatte sie bedurft, und die hatte sie gefunden. Das erklärte alles; das erklärte ihr Opfer. Wilhelm! Schnell zu ihm! Schon am frühen Morgen hätte sie im Jägerhause sein sollen, und nun war der Vormittag schon so weit vorgerückt. Sie mußte mit Edwin alles ordnen; er konnte ihr keine Hülfe nicht versagen; denn sie war — sie erschrak bei dem Gedanken — sie war seine Braut.

Da vernahm sie Schritte, Männerschritte, an ihrer Thür. Das konnte nur Edwin sein. Sie trat zur Thür und — sah Meinhard in's bleiche, ernste Gesicht.

Betroffen wich sie zurück. Sie hatte das Gefühl eines Kindes, das auf unrechten Wegen ertappt wurde, und in Scham und Verlegenheit schlug sie den Blick nieder vor Meinhard's strengen Augen, in denen sie nur zu deutlich die bange, schmerzliche Frage las: „Was hast du gethan?“ — dieselbe Frage, die heute unerbittlich all ihre Gedanken kreuzte. Aber dann durchzuckte sie wieder der Gedanke: Er — ganz allein er trägt die Verantwortung für Alles, was geschehen.

„Lassen Sie mich mit einem Friedenswerte beginnen!“ sagte Meinhard ruhig, indem er näher trat und seinen Hut ablegte, „lassen Sie mich Ihnen meinen — Glückwunsch darbringen! Nicht in dem gewöhnlichen Sinne geschieht es, sondern es ist wirklich mein inniger Wunsch, daß Sie Ihr Glück in der soeben geschlossenen Verbindung finden mögen, weil es mich betrüben würde, Sie nicht glücklich zu wissen.“

„Die Nachricht muß ja Flügel gehabt haben, daß sie schon zu Ihnen gedrungen und Sie zu so ungewöhnlich früher Zeit hier erschienen,“ entgegnete Hilda, welcher der tiefere Sinn seiner Worte nicht entgangen war; sie zwang sich, eine spöttische Mißbilligung ihrer Wahl aus seinen Worten herauszuhören, um sich gegen ihre eigene Beklommenheit mit allem Stolze wappnen zu können. Wollte er ihre letzte Begegnung im Amtshause vergessen — gut, sie ging darüber nicht hinweg. „Uebrigens kann ich für Ihre Theilnahme kaum danken,“ sagte sie. „Glück oder Unglück, was mich auch treffen wird, ich beanspruche es ja ganz allein für mich. Was die Andern angeht, so wird mir in Betracht kommen, daß von jetzt ab mein Wille eine unbedingte Berücksichtigung finden wird, weil mir die Mittel zu Gebote stehen, ihm Nachdruck zu verleihen.“

„War das der einzige Beweggrund zu Ihrem Entschlusse?“ fragte er gespannt.

Sie senkte trotzig die Lider vor dem Blick, der sie bis auf den Grund der Seele durchforschen zu wollen schien. Wie breit war es vor Meinhard, eine solche Frage an sie zu richten! Sie verdiente keine Antwort.

„Ich bedaure,“ sagte sie dann, „daß augenblicklich mein Bräutigam nicht hier ist, um sich mit Ihnen über das Recht aus einander zu setzen, welches Sie in so ausgedehntem Maße auf mein Vertrauen beanspruchen. Er ist in der Stadt. Uebrigens dürfen Sie ihn heute noch zur Regelung meiner finanziellen Angelegenheiten erwarten.“

Meinhard richtete sich kalt auf.

„Dazu bedarf es keines Mittelsmannes, Fräulein Hilda,“ er nahm mit großer Ruhe aus der Brusttasche daselbe Paket, das er ihr gestern vorenthalten.

„Hier!“ sagte er. „Ihnen dies zu überreichen, ist der Zweck meines Kommens.“

„Sie bringen mir das Geld?“ rief Hilda erstaunt und nahm das Paket aus seiner Hand; sie zwang sich zu einem kalten Ton, indem sie fortfuhr: „Sie kommen wohl aus Furcht vor den Folgen Ihrer Weigerung?“

„Möglich. Aber nicht vor denen, die mich treffen könnten.“

Er betonte das so sonderbar. Bestürzt sah sie zu ihm auf. Was wollte er damit sagen? Wußte er — —? Langsam, um ihre Unruhe zu verbergen, ging sie auf das kleine Sopha zwischen den Fenstern zu und ließ sich darauf nieder. Noch immer drückte sie das Paket fest und leidenschaftlich an sich, als könnte es ihr wieder entrissen werden.

„Haben Sie Dank, daß Sie kamen!“ sagte sie, „Sie thaten gut daran, meinem Bevollmächtigten zuvorzukommen.“

„Ihrem Bevollmächtigten zuvorzukommen? Das war gar nicht meine Absicht, namentlich wenn Sie unter Ihrem Bevollmächtigten Herrn von Tonner verstehen. Die Nachricht von Ihrer Verlobung erhielt ich soeben erst hier. Hätte ich darum früher gewußt und um Herrn von Tonner's Anwesenheit in der Stadt, so wäre mir der Weg hierherum erspart worden und —“ erst nach einer kleinen Pause setzte er leise, aber mit einem Anklange von Bitterkeit hinzu — „diese Begegnung. Ich hatte keinen Anlaß, dieselbe zu suchen, obwohl es mir leid gethan, daß Sie gestern in Unwillen von mir schieden. Ich hätte meinen heutigen Besuch sogar vermieden, weil ich der Meinung war, daß er Ihnen nicht erwünscht kommen dürfte. Darum wollte ich nur Franz aufsuchen und in seine Hände das mir anvertraute Gut zurücklegen, dessen Verwaltung ich so wie so nicht mehr zu führen in der Lage bin, selbst wenn die räumliche Entfernung unserer künftigen Wohnsitze nicht allzu viele Unzukömmlichkeiten mit sich brächte.“

Abermals trat eine kurze peinliche Pause ein. „Unsere künftigen Wohnsitze“ hatte er gesagt. Das Wort fiel, wie wuchtend, in Hilda's Ohr. So wollte er fort von hier? Sie fühlte, wie die Kälte ihrer Empfindung plötzlich wich; bei dem Gedanken, daß er scheiden wollte, überfiel sie ein unnennbares Bangen: es war etwas in ihr, das sie einer Schuld zieh, einer Schuld des Herzens am Herzen, etwas, das sie fragte: Hast du ihm doch vielleicht Unrecht gethan?

Schweigend stand er ihr gegenüber; sie fühlte, wie ihr das Blut aus den Wangen wich. Er griff nach seinem Hute; er wollte gehen — aber sein Herz war mächtiger als sein Stolz; so that er denn einige Schritte auf Hilda zu und bot ihr freundlich und ernst die Hand:

„Sie hatten gestern Recht, Hilda: ich durfte Ihnen die freie Verfügung über Ihr Eigenthum nicht schmälern, aber es giebt im Leben Lagen, wo man einzig und allein dem Impulse seines Herzens folgen muß, wo jede andere Entscheidung ein unsühnbares Unrecht gegen daßselbe ist. Ich hätte Ihnen vertrauen sollen, aber man irrt oft bei den besten Absichten. Ich hoffe, diese Erklärung genügt, um uns friedlich scheiden zu lassen. Hilda, möge Ihnen alles, alles zum Glück ausgehen, und grüßen Sie mir recht herzlich Ihren Bruder! Gern hätte ich ihn noch einmal gesehen, aber meine Abreise drängt, und er kommt wohl bald einmal nach Wien.“

Digitized by Google

„Sie gehen fort?“ rief sie verwirrt und erhob sich plötzlich mit einer so heftigen Bewegung, daß das Paket von ihrem Schooße zur Erde fiel.

War sie schon weicher geworden bei den ersten Worten seiner Abbitte, so hatte sie jetzt über den einen Gedanken: er verläßt uns! alles vergessen, was zwischen ihr und ihm lag. Er, der alte treue Freund, der Gespiele ihrer Jugend, er war da, um Abschied von ihr zu nehmen. So unvorbereitet — so plötzlich! War es denn möglich? Und es stürmte in ihr — sie kannte sich selbst nicht mehr.

„Heute noch,“ beantwortete er ihre Frage, indem er das Paket aufhob und auf den Tisch legte. „Ich habe mich nach reiflicher Ueberlegung denn doch für den Antrag des Ministers entschlossen. Er drängt, und so habe ich die telegraphisch geführten Verhandlungen mit der Zusage abgeschlossen, noch diesen Abend zu reisen. Meine Geschäfte sind bereits übergeben, und mein kleines Hauswesen kann später leicht aufgelöst werden. Die Raschheit erleichtert mir den Abschied.“

„Wann haben Sie denn diesen Entschluß gefaßt, so schnell, so ganz unvermuthet?“

„Gestern. Und es war, wie ich sagen muß, ein guter Genius, der mir ihn eingab.“

„Ein guter Genius?“ fragte sie. Sie verstand, daß sie es war, welche ihn forttrieb, und eine schwere Last fiel ihr auf's Herz. „Aber Sie sagten doch, nur ein Wunder könne —“

Doch da stockte sie schon wieder.

„Ein Wunder!“ wiederholte er mit eigenthümlicher Betonung. „Ja, ein Wunder,“ und wehmüthig lächelnd sah er vor sich hin. Er nickte und seufzte in sich hinein.

„Nur unter gewissen Verhältnissen konnte mir mein Verbleiben wünschenswerth erscheinen — aber man ändert oft schnell seine Entschlüsse. Nehmen Sie an, ich sei plötzlich ehrgeizig geworden — das ist ja die letzte Leidenschaft, welche sich bei dem alternden Manne einstellt.“

„Sie können und verlassen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Gehen Sie denn nicht auch?“ fragte er zurück.

Hülfes sah sie ihn an.

Das Schmerzliche der Situation trat lebhaft vor ihre Seele. Jetzt wußte sie wieder, was geschehen war, und wie es sich Ring an Ring gefügt. Der Schreck krampfte ihr die Brust zusammen; sie glaubte vergehen oder bei Meinhard Zuflucht suchen zu müssen.

Zitternd faltete sie die Hände und preßte sie gegen die Brust.

„O, was hab' ich Ihnen gethan!“ stammelte sie. „Und Sie sind so gut — so gut, und lassen es mich nicht mit einem einzigen Worte empfinden. Sie hätten ein Recht, mich zu verachten, mich bis in den Staub zu demüthigen, daß ich Sie wie eine Wahnsinnige beleidigte. Ich weiß, daß Sie mir niemals verzeihen können —“

„Hilda, machen Sie mir den Abschied nicht schwer!“ unterbrach er sie. „Hätte ich einen Groll gegen Sie gehegt, so würde ich hier nicht eingetreten sein und nicht so gesprochen haben, wie ich es that. Noch einmal alles Gute Ihnen — —“

Er hielt inne.

Er vermochte nicht länger in die thränenerfüllten, flehend auf ihn gerichteten Augen zu blicken, vor denen er seine ganze gewaltsame Fassung schwinden fühlte.

„Sagen Sie mir ein kurzes herzliches Lebewohl!“ bat er, und als sie schwieg, da ergriff er ihre immer noch gefalteten Hände — sein Gefühl übermannte ihn; er schlang den Arm um sie, zog sie an sich und küßte ihre Stirn.

„So viel wird ja dem Freunde nicht verwehrt sein,“ flüsterte er mit bebender Stimme. „Lebe wohl, Hilda!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Hochzeitsgebräuche.

Nr. 1. Verlobung und Trauung in Steiermark.

Die deutsche Sprachgrenze Steiermarks zieht sich durch jenen Theil des Landes, den man gewöhnlich Mittelsteiermark nennt, nach Kärnten einerseits und nach Kroatien andererseits. Nördlich von dieser Linie finden wir überall unversälschtes, kerndeutsches Volksthum, kräftig und stark entwickelt. Hier hat sich die Sitte der Väter seit vielen Jahrhunderten erhalten und macht sich heutzutage noch vielfach bemerkbar, besonders aber in alten Wortformen, Sprüchwörtern, Wendungen und Ausdrücken.

Die Bewohner von Deutsch-Steiermark bedienen sich der baierisch-österreichischen Mundart, und nur an der erwähnten Grenze des deutschen Elementes zeigt sich in der Modulation der Stimme und im Gebrauche einzelner Worte ein verschwindender Einfluß der slovenischen Nachbarn. Dasselbe gilt von den verschiedenen volksthümlichen Gebräuchen, deren sich noch immer eine reiche Zahl im Landvolke — dies ist ja allein Bewahrer des Alther kömmlichen — erhalten haben.

Ganz eigenartige Volksgebräuche leben besonders in dem oben angedeuteten Grenzgebiete des deutschen Stammes, und es dürfte von Interesse sein, hier einiger Hochzeitsbräuche zu gedenken, die, wie so manche andere, noch auf den Ursprung aus längst vergangener Zeit hinweisen.

Die Gegend von Wildon, Stainz, Leibnitz, Eibiswald und Mureck ist hier vor Allem in's Auge zu fassen, wie auch Gleisdorf, Fürstenfeld, Radegund fast dieselben Gebräuche aufweisen, welche übrigens selbst mit denen im hochgebirgigen Norden der Mark Vieles gemein haben.

Wir leben in einer nüchternen, klugen Zeit, und so sind es, wie überall, so auch in der schönen Steiermark meistens praktische, pecuniäre Interessen, welche heute die Brautleute zusammenführen. Von der künftigen Hausmirthin, welche die bald umfangreiche, bald kleinere Bauernwirthschaft zu führen hat, wird verlangt, daß sie diese Führung versteht, wohl auch einiges Vermögen besitzt. Die Romantik einer Heirath aus Liebe findet sich bei den steierischen Landleuten immer seltener. Niemals geht der junge Mann selbst werben, sondern wie in vielen anderen Gebieten Deutschlands, besorgt dies der Brautwerber, in ganz Steiermark „Bittelmann“ genannt. Oefter kommen auch zwei „Bittelleute“ vor. Es sind gewöhnlich ältere Freunde des Hauses, die sich zu den Eltern des Mädchens begeben und oft mit scheinbar großer Verwunderung von diesen empfangen werden. Die Angelegenheit zwischen dem Bittelmann, den Eltern und dem Mädchen findet jedoch zumeist ihren gewünschten günstigen Abschluß.

Hat der Bittelmann die Zusage empfangen, so wird ein Tag verabredet, an welchem die Braut mit ihren Eltern und etwa noch einigen Freunden des Hauses zum Hause des Bräutigams auf die „Bischan“ geht, das heißt sich den Stand seiner Wirthschaft, der Gebäude, seines Kellers und Stalles beschaut. Natürlich wird der Bräutigam für diesen Fall Alles auf's Glänzendste herausputzen, und es kommt sogar vor, daß er bei Nachbarn sich besonders schöne Stücke leiht, um sie als die seinen auszustellen. Hier werden nun die besonderen Punkte wegen der Mitgift ganz in Ordnung gebracht, und dann erfolgt das „Versprechen“, die eigentliche Verlobung. Sowohl bei der „Bischau“ wie auch beim „Versprechen“ geht es natürlich ohne ein Mahl nicht ab, an dem „Versprechmahl“ nehmen jedoch nur die Brautleute, die zwei „Beistände“ — meist sind dies die Bittelleute — und die beiderseitigen Eltern Theil.

Alsdann werden beim Pfarramte die nöthigen Schritte eingeleitet, und das Brautpaar begiebt sich einige Male zum Geistlichen, um über die religiöse Bedeutung der Ehe, welche nach katholischem Glauben ein Sacrament ist, genau unterrichtet und gepräft zu werden. Nachdem dies geschehen, erfolgt die Einladung zur Hochzeit durch den „Hochzeitlader“. Dieser ist eine wichtige Person; in festlichem Gewande, einen Haselstock in der Hand, am Rocke und Hute einen gewaltigen Blumenstrauß mit flatternden rothen Seidenbändern, begiebt er sich zu denjenigen Personen, welche eingeladen werden sollen, und da diese oft stundenweit aus einander wohnen, so muß er häufig schon vierzehn Tage vor der Hochzeit mit den Einladungen beginnen. In jedem Hause, in das er eintritt wird, spricht er seinen Ladungsspruch, welcher seine bestimmte Formel hat. In Obersteier ist er nicht selten in Reimen abgefaßt, im Mittellande, von dem hier vorzugsweise die Rede ist, aber lautet er etwa:

„Grüaß Gott, meine liebn Leut! I kimm (komme) mit aner schian (schönen) Bitt. Seids denna so guat, thuats den Braut-

Der „Hugelhupflanz“ in Steiermark.

Nach einer Skizze von F. Schlegel auf Holz gezeichnet von G. Sundblad.

leute den Gialln und die christliche Lieb erweisen und thuats es an ihrn Ehrntag in die Kirch zum Gottesdienst begleiten. 's Frühstück is beim . . . . Wirth, Kirchngehn ma (in die Kirche gehen wir) um a neunt (neun); die Kubalazion (Copulation) wird um alfi (elf) und aft (dann) da ma a kloans (ein kleines) christlichs Mahl beim . . . . 's Essn wird ganz kloan ausfalln. A Suppn, a Stückel Fleisch, an Krapfen — sist nix (sonst nichts). Es wird a schians Hoarat werdn; denn es kemmen (kommen) dahcisti (viele) Freund zsamm."

So lautet einer der kürzesten Sprüche. Sehr bemerkenswerth ist es, daß keinesweges, wie zumeist in Obersteiermark, die Gäste immer unentgeltlich bewirthet werdgn; denn es giebt „Schenkhochzeiten", wobei die Brautleute das Mahl bestreiten, und „Zahlhochzeiten", wo dies die Gäste aus eigenem Sacke thun. Es ist ebenso komisch wie begreiflich, daß zu letzteren Hochzeiten viel mehr Gäste geladen werden, als zu ersteren.

Wichtige Personen unter den Geladenen sind die „Beistände" (Zeugen), die „Brautführer" und die „Kranzljungfrauen", welche letztere besonders gute Tänzerinnen sein müssen.

Inzwischen ist der eigentliche Hochzeittag hereingebrochen. Bräutigam und Braut sind festlich gekleidet. Ersterer trägt Sträuße künstlicher Blumen an Hut und Rock, welche lange Seidenschleifen haben, während die Braut ein Myrthenkranz schmückt; ihr Rock ist dunkel, meist schwarz, da ein lichtes Hochzeitsgewand nicht für anständig gilt: rothe Seidentücher, als Halstuch beim Bräutigam und als Busentuch bei der Braut, sind sehr beliebt.

Das Hochzeitsfest beginnt nun mit einem lustigen Frühstück. Strudel, Knödel (Klöße) mit Schweinefleisch, Rindfleisch, Suppe, Kraut und dergleichen werden schon hier verabreicht, und die Vorliebe des Steiermärkers, viel zu essen, tritt dabei ergötzlich hervor; selten dürfen hier nicht die „Krapfen", in Fett gebackene Teigballen, welche die unter dem Namen Krapfen in Süddeutschland bekannte Mehlspeise an Größe wohl um das Vierfache überragen. Nach dem Frühstück erfolgt unter Vortritt der Musikanten der Zug zur Kirche, an dem alle Geladenen, die Männer mit Sträußchen am Hute geschmückt, theilnehmen; in der Kirche selbst schreiten die Brautleute mit den Beiständen und Kranzeljungfern voran; die Männer schließen sich ihnen an, und den Schluß bilden die Frauen und Mädchen.

Vor allem wird in der Kirche nun großer Gottesdienst, ein „Hochamt", abgehalten, und interessant ist es, daß beim Offertorium ein von allerhöher ahrkommenes Lied eingeschoben wird, das auch die Kirchengeher mitsingen. Diese Lieder kann man den wirklichen Volksliedern der deutschen Steiermärker beizählen. Hier die erste Strophe eines solchen Hochzeitsliedes:

„Zur Hochzeit, zur Hochzeit, kommt alle frommen Gäst',
Ach eilet, nicht weitet, nur keiner sei der Letzt',
Weil Jesus sich selbst ladet ein, der wahre Gast,
Maria auch, die Jungfrau rein,
Ladet sie auch zur Hochzeit ein;
Zur Hochzeit, zur Hochzeit, kommt alle frommen Gäst'." *

Die Brautleute communiciren während des Gottesdienstes, und nach demselben erfolgt die eigentliche Trauung, wobei selbst dem armen Manne der „Johannissegen" nicht fehlen darf; es ist dies jener Trunk Weines, den nach vollzogener Copulation der Priester und jeder Gast auf das Wohlsein des Brautpaares noch in der Kirche zu sich nimmt, und die Flasche mit Wein, welche Jeder schon im Voraus hierzu erhielt, ist von sehr bedeutender Größe. Sie muß ausgetrunken werden. Der Priester trinkt zuerst mit den Worten: „Auf das Wohl des Bräutigams!" sodann auf das Wohl der Braut.

Dieser „Johannissegen" ist zweifellos eine Erinnerung an den alten germanischen Minnetrunk, der in's christliche Zeitalter mit herüber gebracht wurde und selben Name durch jene Erzählung vom vergifteten Weine erklärt wird, den, der Legende nach, der Evangelist St. Johannes segnete und, ohne daß ihm das Gift etwas geschadet hätte, austrank.

Unmittelbar nach der Trauung beziehet sich die „echte" Kranzeljungfer — als solche gilt nur eine, die auch ihren Myrthenkranz bis zu Ende der Hochzeit auf dem Kopfe behalten muß — mit einem Teller, auf dem sich drei Krapfen befinden, zwischen welchen ein Thaler oder zwei Guldenstücke liegen, in die Sacristei und bietet diese Gabe dem Geistlichen dar; ähnlich, natürlich mit geringerer Gabe, wird der Mesner bedacht.

Der nun aus der Kirche kommende Zug, an dessen Spitze der junge Mann mit den Kranzeljungfern einherschreitet, begiebt sich in's Hochzeitshaus, gewöhnlich in ein Gasthaus. Auf dem Wege begleiten die jungen Burschen den Zug, wie schon auf dem Gange in die Kirche, mit Jauchzen und Pistolenschüssen, ja mitunter werden auch Böller abgefeuert.

Im Hochzeitshause mit dem Zuge angekommen, muß die Braut, zum Zeichen ihrer Würde als Hausfrau, zuerst das Kraut satzen, eine Ceremonie, die mit einem guten Trinkgelde für die dabei mitsingirende Kirchn verbunden ist. Vorher findet jedoch noch das „Brautstehlen" statt; lustige Bursche suchen nämlich die junge Frau gewaltsam zu entführen, und gelingt es ihnen Manne nicht, die Entführte rechtzeitig zu erhaschen, so muß er sie durch Bezahlung einer Weinzeche an die Burschen auslösen. Uebrigens kommt auch ein „Bräutigamstehlen" vor — dann haben die Kranzeljungfern jene Zeche zu zahlen.

Nach diesem spaßhaften Intermezzo begiebt sich die Gesellschaft — es ist gewöhnlich schon späterer Nachmittag geworden — zum eigentlichen „Hochzeitsmahle". Da pflegt es eine stattliche Tafel zu geben; am Tische sitzen obenan Bräutigam und Braut, Hochzeitsvater und Beistände, und während das Mahl eröffnet wird, ertönen draußen Böllerschüsse, die sich, sobald der Braten aufgetragt wird, wiederholen; da das Essen und Trinken, begleitet von der frohlichsten Stimmung, nun stundenlang dauert, so wird vom jungen Volke dazwischen tüchtig getanzt.

Dies ist der Zeitpunkt zur Aufführung eines Tanzes, der ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt, nämlich des sogenannten „Gugelhupftanzes". Gugelhupf heißt in den deutschösterreichischen Ländern bekanntlich jene Gattung von Gebäck, das der Norddeutsche Napfkuchen nennt. Es liegen bei den Hochzeiten „Gugelhupfe" bereit, welche so geformt sind, daß man sie wie eine Mütze auf den Kopf setzen kann — und nun kommt der Spaß: solche Gugelhupfe werden rings mit brennenden Kerzen besetzt; die Kranzeljungfern befestigen dieselben auf dem Kopfe, und tanzen damit so lange herum — gewöhnlich wird zum Tanze der Steirische gewählt — bis die Kerzen niedergebrannt sind.

Es ist vielleicht in diesem Tanze der Rest eines jener uralten Gebräuche zu suchen, deren ja so viele in den Sitten des Landvolkes verborgen sind. Die brennenden Kerzen dürften auf einen altgermanischen Cultus der Freja (Freyja), der Liebes- und Erdgöttin hinweisen, wie denn mehrfach gelehrte Alterthumsforscher die üblichen Johannis-, Oster- und Maifeuer mit dem Cultus dieser Göttin in Verbindung gebracht oder aus demselben hergeleitet haben. Die brennenden Lichter auf den Kuchen der erwähnten Tänzerinnen bei Hochzeiten scheinen somit im Zusammenhang mit einem Feuropfer zu stehen, das dieser Göttin in der Vorzeit gebracht wurde. Auch das Gebäck selbst, welches aus den Früchten der Erde erzeugt wurde, dürfte auf die Erdgöttin Freja hindeuten. Nachdem der Tanz vorüber ist, wird der Gugelhupf wieder abgesetzt, der Wirth zerkleinert denselben, und die Stücke werden nun den Hochzeitsgästen vorgesetzt.

Was das Tanzen bei der Hochzeit anbelangt, so harrt noch eine besondere, nicht eben leichte Aufgabe des Brautführers und der Kranzeljungfer; der erstere hat nämlich dafür zu sorgen, daß er mit jeder der eingeladenen älteren Frauenspersonen ein Tänzchen mache — so erfordert es die gute alte Sitte; die „echte" Kranzeljungfer aber hat ihrerseits alle älteren Männer hervorzusuchen, die sich unter den Eingeladenen befinden, und mit diesen zu tanzen. Noch war in früherer Zeit der „Ehrentanz" üblich, wobei der Brautführer gegen Ende des Mahles, den geschmückten Hut auf dem Kopfe, vor den Hausvater trat und in einer langen wohlgesetzten, gereimten Rede um die Gestattung eines Ehrentanzes mit der Braut bat. Aus dieser Rede hier einige Zeilen als Probe:

„Wir hörten die Musik erklingen
Und sahen die Jungfrau Braut zur Thüre hereinspringen —
Auf dieselbe that ich mich spitzen;
Sie wird gewiß nicht weit vom Herrn Hausvater sitzen.
So thu ich denn jetzt gar studiren;
Ich möcht sie gern auf den Ehrentanz führen.
Wenn der Herr Hausvater sie möcht erlauben, möcht ich ihm spendirn
Ein Paar Ochsen und auch einen Baum voll Birn ꝛc."

* Man findet das Lied vollständig in des Verfassers Sammlung: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark." (Innsbruck 1881.) Es ist in vielen Theilen Steiermarks gebräuchlich.

Digitized by Google

Nachdem ihm der Ehrentanz zugesagt war, trat er denselben mit der Braut an. Das fröhliche Steiermarkwalk versteht das Tanzen.

Zum Schluß sei noch des „Bschoad-Essens“ (Bescheid-Essens) gedacht. Es herrscht nämlich in Steiermark die naive Sitte, daß sich jeder Gast einen Theil des übrig gebliebenen Essens mit nach Hause nimmt, um sich am nächsten Tage daran zu delectiren. Dieses „Bschoad-Essen“ zählt zu den originellsten Eigenthümlichkeiten der steiermärkischen Hochzeiten, deren Gebräuche, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, vielfache Aehnlichkeiten mit den diesbezüglichen Sitten auf schwäbischem, fränkischem und allemannischem Boden, sogar mit denen in Schlesien, Mecklenburg und in anderen nördlichen deutschen Ländern aufweisen. Nur ein Gebrauch wie das „Gugelhupfstanzen“ ist dem Verfasser dieser Zeilen bisher noch nirgends anderswo begegnet.

Freilich — nicht auf allen Hochzeiten geht's lustig und üppig her; nicht alle haben wohlbesetzte Tafeln aufzuweisen, aber gewisse althergebrachte Gebräuche werden kaum bei einer einzigen außer Acht gelassen. Die ärmere Braut ist übrigens gottlob! meistens ebenso heiter, wie die reiche, und das Volkslied läßt wohlgemuth das unbekümmerte Mädchen singen:

„A geschecktis* Paar Oxen
Und a schneeweißi Kuah,
Das giebt mir mein Boter,
Wann i heirathen thua.“

* Ein schackiges, geflecktes. **Anton Schlossar.**

Amélie Godin.

Ein Literaturbild.

Zu den wenigen wahrhaft dichterischen Talenten unter den Erzählerinnen der Gegenwart gehört vor allem die in den Leserkreisen der „Gartenlaube“ so allgemein geschätzte Amélie Godin. Ein eingehenderes Lebens- und Charakterbild der reich begabten Frau wurde unseres Wissens ihren vielen Freunden bisher noch nicht geboten, und so dürften die nachfolgenden Mittheilungen über das Leben und Wirken derselben gerade an dieser Stelle, wo sie den Augen so vieler ihrer Verehrer begegnen werden, nicht unwillkommen sein.

Unsere Dichterin wurde als Tochter des Arztes Dr. Friedrich Speyer in Bamberg am 22. Mai 1824 geboren. Die Ehe der Eltern war eine so harmonische, daß Amélie sich nicht der leisesten Verstimmung zwischen Beiden erinnert. Der humane, liebenswürdige Charakter des Vaters, der klare Verstand und das milde Herz der Mutter, einer geborenen Baronesse von Godin, leuchten das von Haus aus gutartige Naturell des Kindes mit Leichtigkeit in ihre eigenen Bahnen und weckten ihm schon früh ein Mitempfinden menschlicher Leiden und Freuden, welches ihm unbewußt zur Seelengewohnheit wurde.

Manches nicht für das Ohr des Kindes berechnete Wort des Vaters, besten Menschenliebe in seinem Berufe oft genug Gelegenheit fand, sich zu bethätigen, erregte des Kindes stilles Aufmerken und ließ es Antheil für andere Classen der Gesellschaft gewinnen, als die es um sich sah — Antheil für das Volk. Hierdurch glich sich, wie von selbst, die Vereinsamung aus, welche Amélie, da sie ohne Geschwister und ohne Schulbesuch aufwuchs, sonst der Welt, deren Erkennen in gewissem Sinne auch dem Kindesalter schon nahe tritt, leicht hätte entfremden können.

Die Kleine zeigte sich bis zum zehnten Lebensjahre still, fast apathisch, saß am liebsten mit ihrem Buche im Winkel und machte sich nicht viel aus den prächtigen Spielsachen, mit denen der Liebling des geschätzten Arztes nicht nur von Freunden und Verwandten, sondern auch von dessen Patienten überschüttet wurde. Auch zur Theilnahme an den täglichen Abendspaziergängen mußte sie stets animirt werden, obgleich die Eltern ihre eigene große Liebe zur Natur auch dem Kinde früh mittheilten. Führte sie der Weg, wie dies oft geschah, nach einem hochgelegenen Gartenhäuschen, so erbat Amélie sich stets als höchste Gunst, inzwischen auf einem kleinen, in halber Höhe des Weges gelegenen Friedhof, der längst schon nicht mehr benutzt ward, verweilen und dort umherspielen zu dürfen. Der poetische Reiz einer üppigen Vegetation zwischen alten Grabsteinen übte eine unbewußte, aber mächtige Anziehungskraft auf das empfängliche Gemüth des Mädchens. Damals gingen der etwa Achtjährigen die ersten kleinen Gedichte auf, welche von den Eltern freundlich hingenommen wurden, ohne daß sie Gewicht darauf gelegt, aber auch ohne daß sie diesen Hang zur Poesie in dem Kinde unterdrückt hätten.

Im zwölften Jahre beschenkte Amélie ihren Vater mit einem Schreibhefte, welches sie mit selbstverfaßten Gedichten jeder Form gefüllt hatte. Reimereien, über deren Pathos Eltern und Tochter später herzlich lachten. Bei diesem Hange des Kindes zur Träumerei fehlte es ihm jedoch weder an ernstlichem Unterricht, noch an fröhlichen Spielen, deren Einfluß von Jahr zu Jahr seine Lebhaftigkeit steigerte.

Im Hause des Vaters gegenüber befand sich die Dienstwohnung des Bauraths Panzer, dessen Frau eine Freundin der Mutter Amélens war und mit dessen Kindern die Letztere auf wuchs. Die älteste Tochter, Mathilde, nur ein Jahr älter als Amélie selbst, ward dieser zum Ideal einer schwärmerischen Freundschaft, die Jahre hindurch beiden Mädchen als das Höchste galt, was ihnen das Leben darbot. Im großen Hofe drüben wurde gespielt, gemeinschaftlich gelesen, wurden Aufsätze aus dem Stegreif aufgeführt.

Wenn man den Spielgang der Vierjährigen in eine dem Vaterhause gegenüberliegende Mädchenschule abrechnet, hat Amélie nie eine Schule besucht. Einige Professoren des Bamberger Gymnasiums hatten sich auf die Bitte der Eltern dazu verstanden, im Speyer'schen Hause regelmäßige Privatstunden zu geben, an denen drei ältere Freundinnen Amélens Antheil nahmen und deren Programm so ziemlich Alles umfaßte, was in Instituten gelehrt zu werden pflegt. Unter den Lehrern war Professor Ruith, welcher in Geschichte und Literatur unterrichtete, der beliebteste. Ein Emigrant aus guter Familie, der sein Idiom vortrefflich sprach und lehrte, gab den französischen, eine Cousine den englischen, ein sprachkundiger junger Doctor den italienischen Unterricht. Zum Religionslehrer — Amélie ward gleich ihrer Mutter als Katholikin erzogen — hatte der dem Speyer'schen Hause befreundete Erzbischof eine geeignete Persönlichkeit empfohlen. Musik ward mit besonderer Vorliebe gepflegt und jede Gelegenheit benutzt, um, mitunter auch auswärts, Gutes zu hören. Alle diese verschiedenen Unterrichtsstunden füllten Zeit und Geist der Heranwachsenden zur Genüge: Herz und Phantasie kamen auch nicht zu kurz, und so vergingen die ersten fünfzehn Lebensjahre Amélens in so glücklichen Verhältnissen, daß sie nicht einmal eine Ahnung davon hatte, eines wie bevorzugten Ausnahmezustandes sie sich zu erfreuen hatte, sondern Gang und Gestaltung ihres Lebens als etwas ganz Selbstverständliches betrachtete. Da nahm ein Herzschlag den Vater in der Fülle seiner Kraft und seines Wirkens plötzlich hinweg, und Amélie erfuhr, was es heißt, ein Theures zu verlieren. Sie erfuhr den ersten Wechsel ihres Lebens. Ihre Mutter verkaufte bald darauf das Haus, in dem sie Alle so glücklich gelebt, und bezog mit ihrer Tochter eine Miethwohnung.

Ungefähr um dieselbe Zeit ward auch Panzer als Baurath nach München versetzt, und so verlor Amélie zugleich ihre liebste Freundin. Tröstlich wirkte eine Reise in des Vaters Heimathstadt Arolsen, wo Verwandte lebten, die das alte, seit Generationen der Familie zugehörige Vaterhaus inne hatten, welches Amélie mit den Eltern wiederholt besuchte und das ihr von Klein auf das unvertilgbare, stetige Familien-Daheim repräsentirte. Von dort nach Bamberg zurückgekehrt, wurde die Musik mit neuem Eifer aufgenommen und wissenschaftlicher Uebung viel Zeit und Hingabe gewidmet; viele Gedichte entstanden damals in Heimlichkeit.

Ein Jahr später ging Amélens Mutter nach München,[1] um Panzers zu besuchen. Kaum dort angekommen, erkrankte Amélie heftig am Typhus, und die hierdurch bedingte Verlängerung des Aufenthaltes bestimmte die Mutter, sich für die ganze Dauer des bevorstehenden Winters dort einzurichten. Dieser Winter und ein zweiter, welchen Amélie mit achtzehn Jahren als Gast des Panzer'schen Hauses in München verlebte, übte großen Einfluß auf ihre geistige Richtung, gab ihrem Sinne und Geschmacke für künstlerische Anschauung der Dinge den ersten Anstoß. Friedrich Panzer, ein

Digitized by Google

geistreicher, gemüthvoller, poetisch veranlagter Mann, beschäftigte sich nicht nur persönlich gern mit seiner jungen Gastfreundin, er lebte auch inmitten eines Kreises von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, und obgleich die jungen Mädchen sich diesen Männern gegenüber bescheiden zurückhielten, konnte doch eine engere Berührung auch mit ihnen nicht ausbleiben. Graf Franz Pocci, der Dichter Kobell und andere bedeutende Männer verkehrten freundlich mit ihnen; Häuser, wie das des Geheimraths Thiersch, das Gärtner'sche, Kaulbach'sche, welche sie häufig besuchten, vereinigten Alles, was München damals an werthvollen, hervorragenden Persönlichkeiten besaß und was fremde Nationalitäten dorthin verpflanzt hatten. Als Amélie zum zweiten Male von München nach Bamberg zurückkehrte, brachte sie, wenn auch ohne sich darüber klar zu sein, einen Maßstab für Werth und Reichthum des Lebens mit. Die gute Musik, welche sie in der Residenz gehört, der Unterricht, welcher ihre eigenen Gesangsstudien dort gefördert, ließ in ihr den Wunsch zurück, damit noch weiter zu kommen, was unter der Leitung des trefflichen Musikers Grenzebach, der damals in Bamberg Capellmeister war, erreicht wurde. Grenzebach war nun der Ansicht, daß seine Schülerin ihre Stimme für die Bühne ausbilden lassen müsse, und er ließ es an lebhaftem Zureden nicht fehlen; doch hatten weder Mutter noch Tochter Neigung zu solcher Berufswahl. Dagegen erfüllten sie gern den Wunsch des von ihnen persönlich sehr geschätzten Künstlers, daß Amélie in Concerten für mildthätige Zwecke oder in solchen berühmter Virtuosen, deren er manche bei ihnen einführte, Solopartien vortragen möge. Reizvolle musikalische Hausabende fallen in die Erinnerungen dieses Winters. Im darauffolgenden Sommer wurden Mutter und Tochter durch Verwandte bewogen, mit diesen eine Rheinfahrt zu unternehmen, und auf dieser Reise geschah es, daß Amélie den Ingenieur-Lieutenant Franz Linz kennen lernte — ein entscheidender Moment im Leben unserer Dichterin; denn im folgenden Frühjahr schon führte dieser sie als seine Gattin nach Coblenz. Wie sich seit ihrer frühen Kindheit alles in innerlich Bewegende ihr stets zur Strophe gestaltet hatte, so entstand unter der Feder der jungen Frau in diesen Jahre Gedicht auf Gedicht, ohne je vor andere Augen zu kommen, als die es persönlich anging.

Während der folgenden Jahre wurzelte Améliens höchstes Lebensinteresse, nächst der eigenen Häuslichkeit, fortdauernd in der Musik, welcher auch Linz leidenschaftlich anhing. Beide Gatten nahmen an einem in schöner Blüthe stehenden musikalischen Verein thätigen Antheil, in Coblenz sowohl wie in Mainz, wohin, nach einer Zwischenstation in der Grenzfestung Saarlouis, Franz Linz 1850 versetzt worden.

In Mainz wurde ein nervöses Leiden, welches sich bei Amélie einstellte, ihr Veranlassung, dem Gebot des Arztes gemäß einen ganzen Sommer auf dem Lande zuzubringen. In Begleitung ihrer Mutter und ihrer drei Kinder, deren ältestes damals sechs Jahr alt war, zog Amélie in den Rheingau nach dem anmuthig gelegenen Oertchen Walluf. Da ihr Handarbeit, Lectüre und Musik zunächst verboten waren und sie ganz und gar nur mit den Kindern lebte, so kam sie auf den Einfall, Märchen auszudenken und niederzuschreiben, welche sich auf der Kinder Eigenart richteten, ihre kleinen Mängel und Unarten mit heiterer Ironie geißeln und ihnen dagegen das Ideale in kindlicher Form nahe rücken sollten. Der Versuch glückte; die Märchen wirkten und gingen den Kindern so in Fleisch und Blut über, daß sie gewisse Bezeichnungen und Namen daraus als stehende Redensarten in ihren „Kinderjargon" aufnahmen. Um diese Zeit besuchte Amélie ein Onkel, der Buchhändler Speyer aus Arolsen; die Redensarten der Kinder fielen ihm auf, er ersuchte um Aufschluß, erbat sich die Märchenfeste und gab sie, nachdem er ihren Werth erkannt, nicht wieder zurück, sondern stellte der Verfasserin vor, sie müßten gedruckt werden. Amélien war diese Idee nie gekommen, doch gab sie ihrem Onkel freie Hand unter der Bedingung, auf dem Titelblatte nicht genannt zu werden. Zum Verleger sandten ihm das Manuscript zurück; der sechste, Rudolf Chelius in Stuttgart, behielt es, zahlte ein fürstliches Honorar und stattete die „Märchen, von einer Mutter erdacht", gut aus. Als nach ein und einem halben Jahre die zweite Auflage gedruckt ward, bat der Verleger um die Wahl eines beliebigen Autornamens, „der Kataloge wegen", wie er schrieb, und Franz Linz wählte den Familiennamen ihrer Mutter — Godin — welcher seither ihr Autorname geblieben.

Der unverhoffte Erfolg weckte die Lust, sich auch in der Novelle zu versuchen. Verschiedene Zeitschriften brachten Godin'sche Erzählungen. Dann erschien im Jahre 1862 Améliens erster Roman: „Eine Katastrophe und ihre Folgen" (Breslau, Trewendt). Bis dahin war es der Dichterin geglückt, die persönliche Anonymität so fest zu halten, daß außer ihrem Gatten und ihrer Mutter Niemand von ihrer Thätigkeit erfuhr. Wie ihr Geheimniß bald nach Erscheinen dieses Buches unter die Leute kam, ist wohl schwer festzustellen, doch so viel steht fest: es ist gerade durch diesen ihren ersten Roman der richtige Name der Verfasserin bekannt geworden.

Die lebhafte Phantasie unserer Autorin schloß bei Abfassung ihrer Märchen einen wohlthuenden Bund mit den Eingebungen eines reichen Herzenslebens und wurde zugleich durch die in's Auge gefaßten pädagogischen Ziele zwanglos in bestimmte Grenzen verwiesen. Rückblicke in die eigene glücklich verlebte Jugendzeit und ernste, hingebende Beobachtung ihrer sie umspielenden jugendlichen Genossen boten ihr geeignete Stoffe in unerschöpflicher Fülle, und ihr in das räthselhaft tiefe Leben und Streben der Kinderwelt ganz aufgehendes Sein und Empfinden ließ sie auch den für ihre Stoffe und für den Verkehr mit Kindern richtigen Ton mit Leichtigkeit treffen.

Aber diesen Erinnerungen einer frohen Jugend schlossen sich solche ernsterer, späterer Jahre an. Beim Beobachten ihrer Kinder streifte der Blick Améliens nicht selten an ihnen vorüber, und wie das Leben der Kinder selbst, so bot auch die Umgebung derselben mannigfache Reize, viele und tiefe Räthsel. Die vielgestaltigen Erscheinungen des Lebens zu erfassen, die Räthsel desselben zu lösen, das Erkannte sich dauernd zu eigen zu machen und zu lebensvollen Bildern auf's Neue zu gestalten, wurde das Streben des in der jungen Schriftstellerin sich zu immer höherem Fluge entfaltenden Dichtergeistes.

Ihr ernstes Mühen nach Erweiterung ihres Gesichtskreises offenbart sich in den Erzählungen: „An der reißenden Bach" (1850), „St. Marimin" (1860), „Arnold Robeling" (1860), „Das Leben einer Frau" (1861); es läßt sich auch in ihrem ersten größeren Werke, dem oben erwähnten Roman „Eine Katastrophe und ihre Folgen" nicht verkennen. Während aber die Verfasserin in den ersten Erzählungen ihrer Selbstständigkeit noch wenig vertraut und deshalb zumeist an geschichtliche Thatsachen sich anlehnt, ist die „Katastrophe" durchaus ein Product freier, eigener Erfindung, und während in den geschichtlichen Bearbeitungen die individuellen Anschauungen der Verfasserin durch den Zwang des Ueberlieferten fast gänzlich unterdrückt werden, gelangen in diesem Romane gerade die letzteren zur Geltung, wovon auch schon das demselben als Motto vorangestellte Wort Otto Ludwig's Zeugniß ablegt: „Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt".

Die Gatten hatten inzwischen den Rhein mit dem Norden vertauscht; sie lebten seit 1857 in Stettin und einige Jahre in Stralsund. Dieser stete Wechsel von Land und Leuten erweiterte die geistigen Gesichtspunkte unserer Dichterin; er vermehrte ihre Kenntniß von Welt und Menschen, Sitten und Anschauungen in rapider Weise, aber die mehr und mehr heranwachsenden Kinder, deren Erziehung bei dem Uebermaß dienstlicher Beschäftigung des Vaters zum größeren Theile der Mutter zufiel, sowie gesellschaftliche Verpflichtungen, die sich von der Stellung des Gatten nicht trennen ließen, nahmen die Zeit der gewissenhaften Frau so sehr in Anspruch, daß für Musik und Poesie nur vereinzelte, aber um so höher geschätzte Stunden übrig blieben. Ein paar neue Märchenbücher, einige Novellen entstanden in ziemlich großen Pausen, und manches Anregende mußte still bei Seite gelegt werden. So interessirte sich Frau Amélie von jeher lebhaft für Volkssagen und hatte nie die Gelegenheiten versäumt, denselben bei alten Mütterchen auf dem Lande und in alten Chroniken nachzuspüren. Besonders viel Anregendes dieses Schlages fand sich in Stralsund, was die Chronik, und auf der Insel Rügen, was die Sage betrag. Dort, wo Frau Linz oft verweilte, sammelte sie Vieles aus dem Munde der Fischer, Lootsen ꝛc., die, wenn ihr anfänglich Zurückhalten überwunden ist, sich bekanntlich leichter und ausgiebiger äußern, als unser süddeutsches Landvolk. Das so Gesammelte zu vereinigen, fehlte es ihr aber an Zeit und Concentrirung; es wurde daher wieder einzeln ausgestreut. Was der Dichterin indeß aus jenen Tagen übrig blieb, war neugestärktes Interesse für das Leben und Regen des überall so charakteristischen Volkes.

Schwere Sorgen zogen vom Jahre 1865 an einen Strich

Digitized by Google

Amélie Godin.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

durch manche Interessen und Bestrebungen unserer Autorin. Der Oberst Linz, bis dahin ein Bild von Kraft und Gesundheit, hatte in Folge von Ueberanstrengung während des dänischen Krieges bei der ihm obliegenden Winter-Armirung Strahlsunds und Rügens zu kränkeln begonnen, und es entwickelte sich ein schweres Leiden, das sein Ausscheiden von der Armee vor Ausbruch des Krieges 1866 nothwendig machte. Die Gatten zogen daher, die beiden ältesten Söhne in Rücksicht auf deren Zukunft zurücklassend, mit dem jüngsten Knaben nach Trier und ließen sich dort häuslich nieder. Was bisher eine Würze des Lebens gewesen, mußte jetzt dazu beitragen, den Herd zu wärmen, und so arbeitete Frau Amélie in diesem Jahre mehr mit der Feder, als bis dahin geschehen, während der Musik, welche sich nicht mehr mit dem Zustande des häuslichen Lebens vertrug, ein für alle Mal Valet gesagt wurde.

Manche literarische Verbindung knüpfte sich brieflich an, unter Anderem die mit der vortrefflichen Zeitschrift „Cornelia“, welche, nach den eigenen Worten der Frau Linz, „zu den wenigen der ihr bekannten Blätter gehört, die wirklich warm pulsirendes Familien- und Volksleben wiederspiegeln.“ Durch die „Gartenlaube“, welche einige ihrer Erzählungen brachte, wurde der Name Godin bekannter, und 1870 erschien der zweibändige Roman „Wally“ — zu verhängnißvoller Zeit; denn gerade in jenen Monaten traf die vielgeprüfte Frau ein schmerzlicher Schlag; noch ehe der Roman im Druck vorlag, hatte der Tod den Obersten Linz von sechsjährigem schweren Leiden erlöst, vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges, welchen einer der Söhne als Freiwilliger bei dem hart geprüften 40. Regiment mitmachte. Man war in Trier dem Kriegsschauplatze der heißen Kämpfe so nahe, daß sich die Stadt bald mit Lazarethen füllte, die, vierzehn an der Zahl, Tausende von Verwundeten bargen. Jede Frau, jedes Mädchen, wenn nicht durch unmittelbare Pflicht an das eigene Haus gebunden, stellte sich zur Disposition der Krankenpflege, und diese Thätigkeit war es auch, die Frau Amélie über die eigenen Schmerzen und Sorgen hinweg half. Doch erkrankte sie selbst — wohl eine Folge der vielfachen jüngsten Aufregungen — im Laufe des Winters so schwer, daß sie Monate lang an das Bett gefesselt blieb.

Wie in der „Katastrophe“, so hält die Verfasserin auch in „Wally“ daran fest, daß das Schicksal des Menschen meistens vom Menschen selbst abhängig ist; während sie aber in der „Katastrophe“ diesen Satz gewissermaßen zum Gesetz erhebt, gesteht sie, der Wirklichkeit entsprechend, in „Wally“ zu, daß auch äußere, nicht in der Gewalt des Einzelnen liegende Umstände und Consequenzen

Digitized by Google

von Einfluß auf die Gestaltung des Menschenlebens sind. „Sein Schicksal bildet sich der Mensch, und seinen Menschen bildet sich das Schicksal. So umarmen sich denn doch Freiheit und Nothwendigkeit." Dieses Wort Sailer's ist der Grundgedanke „Wally's".

Nachdem Kriege heimgesehet, und auch der älteste Sohn aus dem Norden in ihre Nähe gekommen war, faßte sie wieder Muth zu literarischer Arbeit. In diese Zeit fällt der Beginn einer Beziehung, welche ihr im Laufe der Jahre ebenso theuer wie wichtig werden sollte: Sie ward aufgefordert, für den von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebenen „Novellenschatz des Auslandes" eine Feuilleton'sche Novelle zu übersetzen. Die mit dem leider allzu früh verstorbenen Kurz begonnene Correspondenz führte zu dreißigjähriger Gedankenaustausche mit Heyse, welchem alsbald die persönliche Bekanntschaft folgen sollte.

Der Gedanke der Dichterin, in ihre baierische Heimath zurückzukehren, war nur deshalb bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen, weil es ihrer bejahrten Schwiegermutter Wunsch war, sie in ihrer Nähe zu behalten. Nach deren Tode aber (1873) löste Amélie ihren Hausstand in Trier auf und siedelte nach München über.

„Hier erst lernte ich," schreibt sie in einem Briefe an den Unterzeichneten, „im ernsten Sinne des Wortes arbeiten, jeden Plan realistisch durchdenken und an die Ausführung so viel Fleiß und Kraft setzen, wie mir überhaupt erreichbar. Der mich dies lehrte, ist Paul Heyse, welcher selbst, längst auf der Höhe literarischen Ruhmes, mit eisernem Fleiße nicht nachläßt."

Ein werthvoller Freundeskreis, zu dem nächst der Heyse'schen Familie Hermann Lingg — früher, bis zu dessen Tode, auch Graf Franz Pocci — zählt, schließt sich dem Kreise herzlicher Verwandten und Jugendfreunde an und füllt Frau Godin's von der großen Welt ganz zurückgezogenes Leben mit reichen Gaben. Das oft citirte Wort Goethe's: „Was man in der Jugend sich wünscht" ꝛc., ist der Dichterin zur Wahrheit geworden; denn die Lebenslust umgiebt sie, in welcher zu athmen ihr natürlich ist.

Während ihres Aufenthaltes in München kamen zur Ausgabe: Gesammelte Novellen in fünf Bänden unter dem Titel: „Frauen-Liebe und -Leben" (Leipzig, Günther, 1876) und ein fernerer Novellenband: „Sturm und Frieden", welchem im Laufe der nächsten Zeit zwei weitere, bereits druckfertige Bände folgen sollen. Eine Sammlung deutscher und ausländischer Märchen, welche die Dichterin vor fünf oder sechs Jahren auf besonderen Wunsch des Verlagsbuchhändlers Karl Flemming in Glogau und mit großer Vorliebe unternahm, hat inzwischen einen bedeutenden Erfolg gehabt. Ihre alte Liebhaberei zu echten Volksagen und Märchen aber ließ sie russische und polnische Steppenmärchen sammeln und herausgeben, die das Volksleben dieser Länder treu wiederspiegeln.

Alles jedoch, was entstand, erlitt große Unterbrechungen: denn schwerer Verlust an persönlichem Glück und Besitz blieb der Dichterin auch in München nicht erspart. Vor zwei Jahren schied ihr jüngster Sohn mit vierundzwanzig Jahren in voller Blüthe und hoher geistiger Begabung aus dem Leben. Vor Kurzem aber verlor sie nach langer Leidenszeit ihre Mutter, mit welcher zusammen sie alle Freude und alles Leid bisher getragen, da sie fast nie getrennt waren. In Zeiten so schweren Schmerzens will selbst der Segen der Arbeit nicht frommen; es heißt, sich in Gottes Willen fassen, bis die Seele ihr Gleichgewicht wieder gefunden. Aber während ihr viel verloren ging, ist der Gewinnen in zwei tüchtigen Söhnen, die beide bereits ihr Haus gegründet haben, auch viel geblieben.

Wie bei den Romanen Amélie Godin's die Einfachheit in Schürzung und Lösung der Handlung und die künstlerische Schönheit in Anordnung und Darstellung, so verdienen auch — um dies schließlich nicht unerwähnt zu lassen — die wohllautenden Reime und gutgebildeten Verse der 1864 bei Herolé in Wittenberg erschienenen Dichtung: „Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinlande", alle Anerkennung. „Der Stoff ist dichterisch erfaßt," sagt Kurz über dieses Werk, „und mit großer Zartheit dargestellt. Die Anordnung ist geschickt: die Begebenheiten entwickeln sich ungesucht, und die Charaktere sind mit großer Sicherheit gezeichnet."

So ist denn der Blick auf das literarische Schaffen Amélie Godin's ein nach allen Seiten hin erfreulicher. Was aber an allen Schöpfungen der hochbegabten Frau das Herz des Lesers mit so wohlthuender Macht gefangen nimmt, das ist der Hauch wahrer Herzenswärme und ungekünstelter Poesie, der in ihnen allen weht. Man kann von dem geistigen Bilde der edlen Frau nur mit dem Wunsche scheiden, der frische Schaffensquell, der in der allgeliebten Dichterin noch immer lebendig ist, möge sein reines Geisteswasser noch lange springen und sprudeln lassen zur Freude und Labung derer, die heute, in einer wenig poesiefreundlichen Zeit, noch Freude haben an den Gebilden echter Poesie."

Dietrich Theden.

* Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf die in Kürze erfolgende Buchausgabe von „Mutter und Sohn" (Leipzig, Ernst Keil) hinzuweisen. Die fesselnde Erzählung A. Godin's, welche in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1881) eine beifällige Aufnahme gefunden, wird der geistvollen Verfasserin gewiß auch in dieser Form manchen neuen Freund erwerben und sei hiermit der allgemeinen Beachtung bestens empfohlen.

D. Red.

Ketten und Verkettungen.

Novellette von **B. Dulot.**

Sclaven sind wir, angeschmiedete, gefesselte, eiserne Halsbandträger — glauben Sie mir! Die Ketten halten uns allenthalben fest, uns sanft umschlingend oder uns schmerzlich drückend, unsichtbar oder sichtbar; wir tragen sie mit Geduld, oder wir küssen sie mit Wonne. Wir sind Sclaven allzumal, absolute Sclaven, ja, ich kann Ihnen versichern, daß Sie trotz der von Marquis Posa begehrten „Gedankenfreiheit" nicht einmal denken können, was Sie wollen, sondern sogar mit Ihrem originellsten Einfall dem Zwange der Ideenverkettung unbewußt folgen müssen. Aergert Sie das? Mich nicht. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Kettenraßlern, sondern zu den Feilenlaubern, und habe damit — seien Sie überzeugt! — das bessere Theil erwählt.

Sehen Sie, da sich alles auf dieser Welt verkettet, so muß man sich entweder über alles oder über gar nichts ärgern; denn das Einzelne ist nur Kettenglied. Da man nun aber nicht so ein Universalunthahn sein kann, um die Welt mit unaufhörlicher Wuth zu betrachten, so muß man logischer Weise auch die Einzelheiten des Lebens in ihrer Eigenschaft als Kettenglieder mit Geduld hinnehmen. Das ist doch eine liebenswürdige Philosophie —

„Herr Oberlieutenant —"

„Kreuzdonnerwetter, habe ich Dir nicht verboten, mich im Schreiben zu unterbrechen?"

„Es hat Jemand diesen Brief gebracht, Herr Oberlieutenant."

„Schon gut! Lege ihn hier her und störe mich unter keiner Bedingung wieder!"

Ist das nicht zum Todtargern? Da hat man eine wichtige Abhandlung in der Arbeit, ist über seinen Schreibbogen gebeugt, das sinnende Haupt in die linke Hand gestützt, und verfolgt den Faden seiner Ideen — wenn man überhaupt Ideen hat — und herein tritt so eine platte Dienerphysiognomie — nein, ich drücke mich sanft aus, Physiognomien können nicht treten — ich wollte sagen: herein tritt so ein unwissender Wachtmeister und zerreißt jenen Faden mit einem schnarrenden „Herr Oberlieutenant" und mit der Uebergabe eines unnützen Briefes. Ich sehe es ihm von weitem an, diesem Briefe, er ist von meinem Schneider und intercessirt mich nicht; auch lasse ich ihn einstweilen ungelesen und nehme meine Arbeit wieder auf.

Diese Arbeit ist nämlich, wie Sie eingangs bemerkt haben werden, ein Capitel über die Verkettung der Dinge — ein ungeheures Thema.

Ich bin einsach daran, ein philosophisches Werk zu verfassen. Daß ich Oberlieutenant bin, ist doch kein Hinderniß; im Gegentheil. Herr von Hartmann, der die „Philosophie des Unbewußten" geschrieben hat, war auch beim Militär, und das hat mich eben auf die Idee gebracht. Außerdem habe ich ja den Dienst quittirt. Da ich kürzlich durch den Tod meines Onkels in den Besitz eines Gütchens gelangt bin, habe ich die Cavallerie verlassen, um mich ganz der Oekonomie zu widmen, von welcher ich nichts verstehe, und besasse mich in Folge dessen mit der Schriftstellerei.

Was könnte ich wohl in den Mußestunden meiner Land-

Digitized by Google

einsamkeit Besseres beginnen, als ein epochemachendes Buch zu schreiben? Weltlicht trägt es mir nebst Ruhm noch die Mittel ein, auf den faden Schneiderbrief dort eine exquisitere Antwort geben zu können; dem aufrichtig gestanden, das Gut trägt soviel wie nichts, und die Oberlieutenantspension ist doch kein anständiges Einkommen.

Nun bin ich aber durch die bekannte Verkettung von Ideen von meinem Thema abgekommen, und es wird mich Mühe kosten, meine Gedanken wieder zu sammeln, um sie auf das Capitel der Ketten zurückzubringen.

Das Einfachste wäre, ich ließe für heute meine metaphysischen Betrachtungen ruhen — Herr von Hartmann hat sein melancholisches System auch nicht in vierundzwanzig Stunden fertig gebracht, — sehen wir also zu, wie sich mein achtbarer Schneider ausdrückt. So ein geschlossener Brief übt eine eigene Anziehungskraft aus; er will durchaus erbrochen werden.

O, Ueberraschung! — Das Schreiben ist nicht von dem Bewußten!

„Schloß Dürrstein. 15. September.

Frau Katharina Meier giebt sich die Ehre, Herrn Baron Ritterglas für den Abend des 17. dieses zu der Verlobungsfeier ihrer Tochter Elsbeth mit Herrn Commerzienrath Schwanberg höflichst einzuladen."

Höchst sonderbare Einladung! Frau Meier ist, wenn ich nicht irre, die steinreiche Zuckerfabrikanten-Wittwe, welche unlängst die Nachbarherrschaft Dürrstein angekauft hat. Aber ich habe dort niemals einen Besuch gemacht; ich wußte gar nicht, daß es eine Elsbeth Meier giebt, und nun verlobt sich das holde Zuckerkind; wünsche herzlich Glück dazu.

Ich werde der Einladung natürlich Folge leisten und morgen anstandshalber eine Visite in Dürrstein abstatten.

Eine Verlobung! Welch eine Kette von Bildern ruft dieses Wort in der Seele wach! Zwei Wesen, die sich geloben Eins zu werden — was muß da alles voransgegangen sein, ehe sich die beiden Herzen fanden! Ich sollte eigentlich auch heirathen. Ich bin dreißig Jahre alt, von altem Adel, von nicht unangenehmem Aeußeren.

Gott verzeih' mir, ich bin ja in den Stil einer Heirathsannonce verfallen — und — eine Idee — warum nicht? — Noch einmal frage ich: warum nicht? Cela n'engage à rien, und das Spielen mit dem Zufall ist ein reizendes Vergnügen. — Also denn, zur Stunde eine Annonce verfaßt und an ein Inseratenbureau expedirt:

„Heirathsgesuch.

Ein junger Mann, dreißig Jahre alt, von altem Adel, von nicht unangenehmem Aeußeren —"

Nein, das klingt zu banal; darauf antwortet kein geistvolles Wesen. Ueberschreiben wir die Annonce:

„Spiele des Zufalls.

In Ballsälen, Meerbädern, an Straßenecken und auf Landpartien finden sich durch die Verkettungen des Zufalls oft zwei Herzen, warum nicht auch in Zeitungsspalten? Ein junger Mann, welcher Titel, Gemüth und Verstand besitzt und sich eine Frau wünscht, welche ihrerseits Jugend, Schönheit, Vermögen und Geist zu bieten hätte, nimmt durch diese Zeilen einen Antheilschein an der großen Glückslotterie des Lebens. — Briefe unter der Aufschrift: ‚Cela n'engage à rien', an die Annoncenexpedition von Gottlieb Müller."

„Bohuslav!" (Der Mensch ist ein Pole.)

„Herr Oberlieutenant?"

„Trage diesen Brief zum Postmeister und bringe mir eine Empfangsbescheinigung darüber!"

„Zu Befehl, Herr Oberlieutenant!"

„Wie oft soll ich Dir noch sagen, daß Du mich Herr Baron und nicht Oberlieutenant zu nennen hast; ich bin nicht mehr Officier, sondern Gutsbesitzer."

„Sehr wohl, Herr Ober — Herr Baron."

„Bohuslav!"

„Befehlen, Herr Baron?"

„Hast Du die Herrschaften von Schloß Dürrstein gesehen?"

„Ja, Herr Oberlieutenant; — es ist ein wunderschönes Fräulein dort."

„So? — Also jetzt gehe schnell zur Post!"

Der Brief wäre denn expedirt, und für die nächste Zeit steht mir viel Abwechslung bevor. Der Nachbarbesuch, die Verlobungsfeier, die Antwortschreiben auf meine Annonce, anwelchen sich dann weitere Correspondenzen anspinnen werden. — Ich fürchte, alle diese Zerstreuungen werden mich von der Abfassung meines Buches etwas ablenken.

Sie glauben gar nicht, welch eine Vertiefung, welch ein Concentrirung der Gedanken erforderlich ist, um ein Buch zu schreiben. Ich habe mir das gar nicht so vorgestellt. Dieses ist nämlich mein erster Versuch.

Vorläufig habe ich also meine Ansichten über Verkettungen hier niederschreiben wollen; denn diese sollen die Grundlage meiner philosophischen Systems bilden — und um meine Ideen recht ungezwungen zu Papier zu bringen (ich habe mir ein ganzes Nies gekauft), denke ich mir einen geduldigen Lauscher, den ich höflichst mit „Sie" anrede.

Was ich Ihnen da sage, mein Lieber, ist eben nur das noch ungeordnete, planlose Ausdruck meiner sich kreuzenden Gedanken und soll als Material, als Notizenvorrath für mein eigentliches Werk dienen. — Ueberall, sowohl in der ideellen wie in der materiellen Welt das Princip der Verkettung nachzuweisen, habe ich mir als Aufgabe gestellt. — Eine kolossale Idee. Wie? Darwin hat eigentlich etwas Aehnliches versucht, indem er den ineinandergreifenden Entwickelungsgang der Organismen demonstrirt hat, aber ich möchte diese Grundanschauung noch von anderen Seiten beleuchten, nach allen Richtungen: In der Entstehung der Welt vom Atom bis zum Sonnensystem, in der Geschichte der Menschen von Adam bis zu meinem Diener Bohuslav.

Er sagte, das Nachbarfräulein sei wunderschön. Warum habe ich das nicht früher gewußt?!

Eines benommigt mich ein wenig bei dieser Arbeit, nämlich daß sich meine Gedanken gar nicht in ordentlicher Kette an einander reihen, sondern umherspringen wie die jungen Heuschrecken. Wenn also mein Werk gelingt, so werden wir es die „Philosophie der Heuschrecken" nennen — aber das nur im Vertrauen, unter uns. Auf dem Büchermarkt soll es den Titel „Theorie der Verkettungen" führen.

* * *

Mit meinem Nies Papier werde ich lange auskommen. Jetzt nehme ich erst das zweite Blatt in Angriff und habe nach Abschluß des ersten sechs müßige Tage vorübergehen lassen. Sie glauben vielleicht, es sei Mangel an Consequenz, und daß ich zu jenen Menschen gehöre, welche allerlei beginnen, aber nichts zu Ende führen? Diesen Vorwurf will ich nicht verdienen, und so setze ich wieder da, in meine Aufgabe vertieft. Ich fahre also in meinem Thema fort, und in der That, bei den Freiheitsbestrebungen unserer Zeit ist es interessant auf die Ketten hinzuweisen, die noch allenthalben die Fortschrittsbewegung hemmen — und andererseits ließe sich auch der Beweis aufstellen, daß so manche Fesseln eine wohlthätige Existenzbedingung sind.

Was ist Anstand, Sitte, Gesetz, wenn nicht Fesseln? Gäb es diese nicht, so hätte ich neulich zu Fräulein Elsbeth gesagt:

„Prächtiges Mädchen, komme zu mir und lasse Deinen Schwanberg!"

Sie ist wirklich eine blendende Erscheinung. Wie eine Judith sieht sie aus: düster, entschlossen, gluthendergend — es muß ein süße Kette sein, wenn sie, die nachtschwarzen Flechten lösend, deren seidene, duftende Ringe um den Hals des Geliebten schlingt.

Sie saß mir beim Verlobungsdiner gegenüber, und öfters ruht ihr dunkles Auge auf mir; da durchzuckte mich der Gedanke:

„Ach, hätte ich Dich früher gekannt!"

Der Bräutigam ist ein gesetzter Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, also um zwanzig Jahre älter als Elsbeth. Bis auf den Besitz einiger Millionen dünkt er mir ziemlich gewöhnlich. Die ganze Heirath ist offenbar eine von Mama Meie arrangirte Convenienzehe.

Ich begreife das stolze, energisch aussehende Mädchen nicht wie konnte sie die liebloße, berechnende Wahl treffen?

Aber die ganze Geschichte geht mich ja gar nichts an. Zu der im December stattfindenden Hochzeit bin ich auch schon eingeladen. Die Mama war zuckersüß mit mir und scheint vor der Familie Derer von Ritterglas einen gewaltigen Respect zu haben Dies gewahrend, habe ich mir sehr feudale Airs gegeben und ich

Digitized by Google

allerlei Legenden aus dem glorreichen Leben und von den glänzenden Alliancen der einstigen Ritterglöser erzählt.

„Und Sie sind der Letzte Ihres Stammes?“ fragte Frau Meier gerührt.

„Ja, meine Gnädige,“ mit mir erlischt das Haus.“

„Wie traurig!“ seufzte sie.

„Ja.“ fuhr ich fort; „an meinem Sarge wird das alte Wappenschild gebrochen; das Schwert meiner Väter sinkt mit in's Grab, und der Ruhm ihrer Thaten lebt dann nur noch in den Annalen der Geschichte fort.“ Frau Meier war nahe daran zu weinen, fand so setzte ich tröstend hinzu: „Das heißt, meine Gnädige, wenn ich nicht ein paar Buben hinterlasse.“

Wenn sie wüßte, die gute Frau, daß ich gar nicht so aristokratisch gesinnt bin, und daß es mein höchster Ehrgeiz ist, nicht meinen Namen in Schlachtenchroniken und in den genealogischen Bäumen anderer erlauchter Häuser zu lesen, sondern einst im Conversationslexikon folgenden Passus nachschlagen zu können:

„Ritterglas, Emil Freiherr von, Philosoph, geboren den 15. October 1849. Verfasser von dem umfangreichen Werke „Theorie der Verkettungen“, welches den Grund zu einer neuen Schule legte. Biographien und Literatur siehe: Johannes Scherr, „Kritik der neuesten Philosophie“, L. Büchner, „Vorlesungen über den Ritterglasismus“. Leipzig 1885 ꝛc.“

„Was bringt Du, Bohuslav?“

„Herr Oberlieutenant, die Post!“

Richtig, es ist die Post. Das ist immer ein angenehmes Gefühl, besonders wenn so Vielerlei da ist. Sehen wir eins nach dem andern an: die Zeitungen: „Leipziger Illustrirte“, „Schaarschmidt's philosophische Monatsheite“, „Gartenlaube“, „Landwirthschaftliche Zeitung“! Eine wahre Wonne! — Und jetzt die Briefe: dieser ist wirklich von meinem Schneider; ein anderer von meiner alten Tante, der ich zum Namenstage gratulirt habe, Beides nicht interessant. Und dieses Paket? O Entzücken — von Gottlieb Müller's „Annoncenexpedition“ — lauter Briefe, ein, zwei, drei — — siebenundzwanzig! Sämmtlich mit der Aufschrift: „Cela n'engage à rien.“

Lebe einstweilen wohl, Philosophie! Ich habe wahrhaftig nicht Muße, weiter zu arbeiten. Jetzt stürze ich mich in die Leselluth.

* * *

Von all den siebenundzwanzig Briefen hat nur einer Eindruck auf mich gemacht, und ich übertrage dessen Inhalt auf meine Notizblätter, weil von Ketten und Verkettungen darin die Rede ist. In eleganter amerikanischer Handschrift, correct und kühn hebt sich dieses Schreiben von seinen meist unorthographischen, fliegenfüßigen, nichtssagenden Gefährten ab.

„Absets von der stanbigen, einförmigen Lebensstraße,“ so lautet es, „die vor und hinter mir liegt, sehe ich einen geheimnißvollen Laubgang, der Gott weiß wohin führt — ob zu Abgründen, ob zu Rosenhainen, wie soll man's sagen, da die Zuschrift des Weisers einfach „Zufallsschiebe“ lautet, und die „Verkettungen des Zufalls“ bekanntlich in's Unendliche gehen. In diesen Laubgang thue ich einen Schritt, vielleicht zwei — weit werde ich mich gewiß nicht wagen, aber es ist ein eigener Zauber um alles Ungewöhnliche, Undefinirte und — darüber sind wir ja von vornherein einig: cela n'engage à rien. Was den Reiz dieses Schrittes erhöht, ist, daß ich das Gefühl eines Gefangenen habe, der auf eine Stunde seine Ketten abwirft und frei umherläuft; denn ich bin rings von unzähligen Fesseln der Convenienz, der Erziehung, der Stellung festgehalten. Ich bin nicht frei, in feinerlei Bedeutung dieses Wortes, und darum freut mich der unerhörte Ausflug doppelt. Ich bin auch nicht glücklich. Aber ich will ja hier nichts von meiner Lebensgeschichte erzählen. Da ich den Schritt vom Wege wage, so hülle ich mich dabei in dichte Schleier. Der Empfänger dieser Zeilen soll ja jetzt nicht — und hoffentlich nie — erfahren, wer die Schreiberin sei. Das soll nur so eine flüchtige Begegnung von Seele zu Seele werden. Aus der Antwort auf diesen Brief werde ich überhaupt erst sehen, ob ich es mit einer Seele zu thun habe. — Adresse: A. Z. poste restante, Wien.“

Der Brief entzückt mich. Er macht mir einen Eindruck, wie eine schwarzseidene Maske, hinter welcher Feueraugen und Perlenzähne blitzen. Aus diesen Augen blitzt der seltene Funke „Geist“. Meine Phantasie ist gleich Feuer und Flamme. In den Laubgang, wo meine Unbekannte mit einen Schritt vom Wege machen will, folge ich ihr gerne, und sie sagt es selbst: die Verkettungen führen bis in's Unendliche; vielleicht führen sie uns beide bis — wie nannte sie's — bis zu Rosenhainen oder weiter noch, zu Liebesthimmeln.

„Bohuslav!“

„Herr Baron?“

„Ein Glas kaltes Wasser!“

So — und jetzt ist es Zeit, wieder ernstlich zu arbeiten. Lassen wir die ganze Annoncenschreiberei bei Seite!

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Doppelwacht.*

(Als Antwort auf Skobeleff's Brandrede.)

Motto:
Oesterreich und deutsches Reich,
Zwei Seelen und Ein Gedanke!
Deutsches Reich und Oesterreich,
Zwei Herzen und Ein Schlag!

Vom Kölner Dom zum Stephans-Thurm
Weich feierliches Rauschen!
Sind's Geisterstimmen, die im Sturm
Heilige Eide tauschen?
Vorüber ist der alte Zwist;
Gereint sind wir auf's Neue;
Es scheinert fremde Macht und List
An uns'rer Bruderreue.
Treu halten wir im Vereine,
Die Schwerter bereit zur Schlacht,
Wir an dem grünen Rheine,
Ihr an der blauen Donau Wacht!

Wir sind entsprossen Einem Blut,
Uns Einer Sitte Fahnen
Sind ambertraut uns'rer Hut
Von unsern deutschen Ahnen.
Wer Augen weid'n mit ihrem Blitz
Die Schwerter uns zum Streite:
Es lebe hoch der alte Fritz
Und Joseph hoch der Zweite!
Treu halten wir im Vereine,
Die Schwerter bereit zur Schlacht,
Wir an dem grünen Rheine,
Ihr an der blauen Donau Wacht!

Ob es auch wandernüthig rinnt
Zuletzt durch fremde Lande,
Gesprungen kommt das Donaukind
Vom deutschen Vaterlande.
Es bleibt die Donau treu dem Rhein,
Den Brüder treu die Schwester:
So soll auch uns're Liebe sein,
Uns binden fest und fester.
Treu halten wir im Vereine,
Die Schwerter bereit zur Schlacht,
Wir an dem grünen Rheine,
Ihr an der blauen Donau Wacht!

Im Pulverdampf, im Arbeitsschweiß,
Im Kriege wie im Frieden,
Wir ringen nach dem Siegespreis,
Der uns'rer Treu beschieden.
Und drohn' uns Ost und West zugleich,
Fest stehen wir zusammen,
Das deutsche Reich und Oesterreich,
In Einer Liebe Flammen.
Treu halten wir im Vereine,
Die Schwerter bereit zur Schlacht,
Wir an dem grünen Rheine,
Ihr an der blauen Donau Wacht!

Leipzig. **Herman Semmig.**

* Geschrieben 1880 zur hundertjährigen Feier der Thronbesteigung Joseph's des Zweiten.

Digitized by Google

Zusammengefochten!

Nach dem Oelgemälde von C. Kronberger.

Digitized by Google

Ein Bild deutscher Verbrüderung in der Schweiz.

Es ist eine alte und bekannte, an sich vollkommen erklärliche und berechtigte Thatsache, daß die Menschen, wenn sie ihre Heimath verlassen und im Auslande ihren Unterhalt gewinnen, sich zu ihren Landsleuten halten und zur Pflege heimathlicher Erinnerungen sowie zum patriotischen Schutze ihrer nationalen Interessen sich zu Vereine zusammenthun. Eine besondere Art dieser Vereinigungen sind diejenigen, welche zur Unterstützung und zum Schutze hülfsbedürftiger Landsleute gegründet werden. Es gereicht den Deutschen zur besonderen Anerkennung, daß gerade sie es sind, welche die ältesten solcher Vereine besitzen. In zwei Jahren wird „Die deutsche Gesellschaft der Stadt New York" ihre Säcularfeier begehen. Der zweitälteste dieser Vereine ist „Die deutsche Gesellschaft der Wohlthätigkeit in London", gegründet 1786, der Verein in Petersburg im Jahre 1817. Im Jahre 1842 folgte die Stiftung des „Deutschen Wohlthätigkeits Vereins in St. Petersburg", 1844 die Gründung des „Deutschen Hülfsvereins in Paris" und 1855 die der „Deutschen Unterstützungsgesellschaft in San Francisco".

Der hehrste der deutschen Hülfsvereine, denn Alter nach, hat bereits im Jahre 1881 den fünfundzwanzigjährigen Erinnerungstag seines Bestehens gefeiert. Es ist der „Deutsche Hülfsverein in Zürich", welcher der Mutterverein von zehn anderen Vereinen gleicher Art geworden, die sich heute wie ein Netz über die ganze Schweiz erstrecken.

Die traurige Reactionszeit der dreißiger Jahre hatte viele deutsche Flüchtlinge nach der Schweiz verschlagen. Das Jahr 1848 sandte eine Schaar neuer Emigranten, und die Schweiz wurde seitdem neben den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Asyl aller Derer, denen es in deutschen Vaterlande zu eng wurde. Ihnen gesellten sich Hunderte von Deutschen zu, welche in der Schweiz freiwillig zur Ausübung gelehrter, industrieller, kaufmännischer Berufsarten oder aller denkbaren Gewerbe ihr Domicil nahmen. Daß nicht Alle die gehofften Träume verwirklicht haben, liegt nahe. Und so darf es nicht Wunder nehmen, daß Manche früher oder später der Hülfe und Stütze ihrer deutschen Landsleute bedürftig wurden.

Es war zu Anfang des Jahres 1856, als der Züricher Professor Dr. Bobrik aus Danzig den ersten Anlauf zur Bildung eines deutschen Hülfsvereins ergehen ließ. Der Ruf fand in einer am 7. Februar jenes Jahres zusammendenkenen Versammlung deutscher Männer lebendigen und freudigen Widerhall, und die Versammelten beschlossen die Verwirklichung des angeregten Gedankens. Lange schon deckt den Stifter die heimathliche Erde, sein Werk aber ist gediehen und gediehen; hoffen wir, daß es bleibe, so lange Deutsche in Zürich die Aufmerksamkeit erregen.

Schon das erste Jahr weist eine Mitgliederzahl von 227 auf, die sich seitdem zwischen dieser und der heute stattlichen Zahl 345 bewegte, mit Ausnahme der Jahre 1862 bis 1865, in denen die Zahl bis zu 200 und darunter gesunken war. Der erste Präsident des Vereins war Heinrich Runge, ein politischer Flüchtling, heute Stadtkämmerer in seiner Vaterstadt Berlin und dort einer der ersten unter seinen Mitbürgern. Unter seiner mit großem Geschick geführten Leitung gedieh der Verein zusehends und fand Anerkennung von Behörden und Bevölkerung. Da damals noch keine Staatsvertrage über Krankenpflege bestanden, odenete er die Unterbringung erkrankter Deutscher im Cantonshospital an, verschaffte hülfsbedürftigen, marschunfähigen Landsleuten durch Abkommen mit der Direction der schweizerischen Nordwestbahn freie Eisenbahnfahrt in die Heimath und begründete das System der staatlichen Unterstützung des Vereins durch die österreichische und die deutschen Regierungen in der Art, wie sie noch heute besteht. Als Herr Runge im Jahre 1862, nach seiner Vaterstadt Berlin zurückkehrend, die Geschäfte dem eintt in Preußen zum Tode verurtheilten Dr. Rauwerk übergab, war er ein bereits lebensfrisch gewordener, blühender Verein, den es seinem Nachfolger überlassen konnte. Und Rauwerk leitete denselben sechzehn Jahre lang, seines Vorgängers würdig, mit unablässigem Eifer und viel Geschick, eine schwere Arbeit, da er allein alle Gesuche und der ganzen Schweiz erledigen mußte. Nun hat der Verein nunmehr acht Jahre unter seine Centralisation.

Es wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, daß unter der Leitung politischer Flüchtlinge der Verein zum Herd einer revolutionären Propaganda geworden. Die Männer, welche einst, schmollend oder in politischer Acht, freiwillig oder gezwungen das Vaterland verließen, und in der Schweiz eine neue gastliche Heimath fanden, haben wohl lange an den Erinnerungen ihrer heißblütigen Vergangenheit gezehrt. Aber sie haben im letzten Menschenalter sehr viel gelernt und sehr viel vergessen — vor Allem gelernt, Deutschland ohne Haß zu lieben, vor Allem aber auch vergessen, den Werth des Menschen nur nach der eigenen Parteischablone zu messen.

Als sich im Jahre 1862 in Bern und bald darauf in Basel deutsche Hülfsvereine nach dem Muster des Züricheischen bildeten, war es ein glücklicher Gedanke Rauwerck's, den drei bestehenden Vereinen einen wohlorganisirenen inneren Zusammenhang und einen Actualitätsconpunkt zu geben, von welchem aus nach gemeinsamen Principien die Hülfsleistung zu regeln wäre. In einer auf den 30. November 1863 nach Olten berufenen Delegirtenversammlung die drei Vereine wurde die Ausführung der Idee Rauwerk's mit allgemeinem Beifalle beschlossen, worauf sogleich der inzwischen gegründete Verein Genf dem Bunde beitrat.

Der Centralverein gab sich ein Statut, das in einfacher und praktischer Weise den gegenseitigen Verkehr zu Nutz und Frommen der Vereinscassen bestimmte und sich seither bewährt hat. Danach haben die Localvereine alljährlich fünf Percent ihrer Mitgliederbeiträge an die Centralcasse, deren leitender Vorort alle zwei Jahre wechselt, abzuliefern und empfangen dagegen nach Maßgabe der Höhe ihrer Ausgaben einen entsprechenden Antheil der Regierungssubventionen. Der Centralverein regelt die größeren Unterstützungsfälle entweder selbstständig oder durch Circulare. Alle Jahre versammeln sich Delegirte der Localvereine zu einer Generalversammlung, um ihre Erfahrungen auszutauschen, und senden sich alljährlich, zur Vermeidung möglichst dürftiger Anfrage der Vereinsbehörde, die Listen der Unterstützten zu.

Nach diesem bedeutungsvollen Schritte folgte im Jahre 1864 in Aarau, dann 1872 in Chur und Lausanne, 1875 in Neuenburg und Chaux-de-fonds und 1878 in Winterthur und St. Gallen die Bildung neuer Hülfsvereine nach dem Muster der bereits bestehenden.

Die Fürsorge aller dieser Vereine für die Hülfsbedürftigen erstreckt sich nicht blos auf Reichsdeutsche, sondern auch auf Deutsch-Oesterreicher, und die Vereine genießen der thätigen Unterstützung der beiden Gesandten von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die auch, sowie der Gesandte Baierns, den alljährlichen Generalversammlungen regelmäßig beiwohnen.

In jüngster Zeit ist die Heimbeförderung armer Deutscher aus dem Reiche und aus Oesterreich-Ungarn durch Staatsverträge geregelt worden, und zwar der Art, daß die Staaten die eine, die Vereine die andere Hälfte der Fahrtkost zahlen. Auch hat ein Staatsvertrag mit dem Canton Zürich vom 31. December 1876, betreffend die Armenpflege, den Vereinen eine ausehnliche Last abgenommen, indem jetzt diesen Zeitpunkte die Spitalkosten für diejenige in Wegfall kommen.

Der deutsche Hülfsverein in Zürich hat bei den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens 19340 arme Landsleute mit 86,320 Franken aus seiner Casse unterstützt, in vielen Fällen Kleider, Wäsche und Schuhe an sie abgegeben und ihnen durch Beschaffung von Arbeit und Rath Linderung ihrer Noth verschafft. Nicht selten wurden von Mitgliedern Sammlungen für deutsche Familien angeregt, bei Unglücksfällen großerer Art aber veranstaltete der Vorstand selbst Collecten unter seinen Mitgliedern. In hervorragender Weise geschah dies beim Brande von Glarus, bei der Ueberschwemmung im Rheinthale, der Wassernoth in der Eifel, dem Grubenunglücke im Plauenschen Grunde und in Zwickau, den Bränden in Meiningen und in Todtnau, für die Nothleidenden in Oberschlesien und für die Kriegsgeschädigten der Jahre 1866 und 1870 bis 1871, so daß der Verein heute mit Befriedigung auf sein Wirken zurückschauen kann, wenn er auch oft hinter dem Wollen zurück bleiben mußte. Mit Dank und Anerkennung gedenkt der Verein dieser seiner hochsinnigen Mitglieder von hervorragender Thätigkeit, von denen die Namen mehrerer auch im deutschen Vaterlande einen guten Klang haben — eines Th. Knoch, Aug. Reimann, Justizrath Bute (Merseburg), Linke und in neuerer Zeit Krauß und Braun; der frühere deutsche Consul Herr Wurt gehörte zum Verein's Gründungsjahr lange an, und heute steht die Hauptlast der Geschäfte auf den Schultern des Herrn Henning, welcher seit dreizehn Jahren Cassirer des Vereins ist, und des Herrn Hühn, der seit länger als drei Jahren mit der ganzen Energie und Umsicht seiner Vorgänger die Vereinsbehördegeschäfte versieht.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir dem Berichte über den engeren Verein Zürich auch noch einen Ueberblick über die Thätigkeit der anderen Vereine beifügen, die sich über sämmtliche deutsche Grenzcantone mit Ausnahme von Solothurn, Schaffhausen und Zürgau und über die von Deutschen besonders lebhaft aufgesuchten Cantone der romanischen Schweiz, Neuenburg, Waadtland und Genf, erstrecken.

Die Schweiz ist seit Jahrzehnten das Ziel der überschiessenden deutschen Arbeitskraft, die leider nicht immer ihre Hoffnungen auf eine ersprießliche Verwendung erfüllt sieht. Von Jahr zu Jahr steigert sich aber auch die Zahl der hülfsbedürftigen Deutschen. Es ist statistisch berechnet worden, daß die abnorme Vermehrung der Bevölkerung des Cantons Zürich allein dem Zuzug deutschen Elementes, das sich nun 23,000 Köpfe sei 1870 vermehrt hat, zu danken ist.

Durch die Begründung und Ausbildung des Systems der deutschen Hülfsvereine in der Schweiz ist nunmehr, wenn auch in beschiedenen Grenzen, der Noth und dem Elend der nach der Schweiz verschlagenen armen und hülfsbedürftigen Deutschen abgeholfen und manche Thräne getrocknet worden. Immerhin möge der Antheil des Mutterlandes an dem schönen Unternehmen nicht ermatten! Die deutschen Hülfsvereine in der Schweiz bedürfen noch sehr der Hülfe von außen, um in Wahrheit den Namen „Hülfsvereine" zu verdienen, den sie tragen; bis jetzt möchten sie eher den Namen „Unterstützungsvereine" in Anspruch nehmen; denn auch gar Mancher, der wohl der Hülfe bedürftig wäre, muß noch heute abgewiesen werden und von dannen gehen, weil es den Vereinen an Fonds fehlt. Möge das Vaterland dieser Thatsache nicht vergessen!

A. von Nandow.

Blätter und Blüthen.

Zwei Heilige. Der gute Heilige und frühere Bischof St. Valentin hat es sich wohl schwerlich träumen lassen, daß er, der im dritten Jahrhundert mit Ruthen zerschlagen und zuletzt geköpft wurde, seinen Namen für eine artige Spielerei hergeben sollte.

Zu Shakespeare's Zeit begnügte man sich bei der St. Valentin-Feier in England mit Geschenken, die aus Blumen und Gedichten bestanden. Mäßiger Prunz dagegen, der manche Pfiffige, weethvolle Aufzeichnung in seinen Tagebüchern uns bietet, erzählt, wie man zu seiner Zeit, im siebenzehnten Jahrhundert, seine „Valentine" kostbare Juwelen überreichte. Diese Aufmerksamkeiten wurden oft sehr kostspielig; denn die Herren hatten ihre

Digitized by Google

Geschenke doppelt zu spenden: Jeder beschenkte die von ihm gewählte Dame und die, welche ihn erkoren hatte; Beide mußte er außerdem zu Bezeugungen führen.

Die schöne Smart, später Herzogin von Richmond, erhielt einmal vom Herzoge von York ein Geschenk im Werthe von dreihundert Pfund Sterling, und Lord Mandeville gab ihr im nächsten Jahre einen Ring, der dreihundert Pfund Sterling wert war.

Charles, Herzog von Orleans, der prinzische Dichter, welchen Heinrich der Fünfte bei Agincourt gefangen nahm, wird als einer der ersten Besitzer von Valentin-Gedichten genannt.

An Festen wurde das Fest unter der Regierung des genialsprechenden Monarchen Karl des Zweiten in England gefeiert. Damals wurden sogar verbrieftete Briefe als Valentins-Briefe gewählt, und Mr. Pepys erzählt uns, daß er seiner Frau im Jahre 1667 ein Geschenk im Werthe von fünf Pfund Sterling machte, sich selbst dennoch schreibt er aber in sein Tagebuch: „Schlechtes hätte ich es ihr aber doch geben müssen, auch ohne daß sie meine Valentine wäre."

Mission berichtet, daß in England und Schottland die durch das Loos bestimmten Valentins ihren Valentinen Bälle und Gesellschaften gaben und während dieser ganzen Zeit deren Namen auf ihren Aermeln oder auf der Brust trugen. Diese Sitte Aufsehung erregte gar oft in ernster Weise.

In Amerika schwindet seit der Einführung des deutschen Ostereis allmählich die wohl aus England herübergebrachte Sitte der St. Valentin's-Feier. Aber dennoch bleibt dort der Tag einer der schwersten für die Postbeamten; denn unter der großen Anzahl Schuldlinder und Mädchen werden bereits noch heute die „Valentin's-Briefe". Unkenntniß kommt es sich aber and, die Knaben zu sehen, die es verschmähen, die Post in Anspruch zu nehmen, wie sie herausschleichen, sich dicht an den Häusern hinstehend und sich so der Wohnung der von ihnen erkorenen kleinen Schönen nähernd, das Couvert mit der Valentine in der Hand auf die Thürschwelle legen, mit kräftigem Ruck die Klingel ziehen und dann Hals über Kopf davon eilen. Nächst den Schulkindern sind es in Amerika besonders die irländischen Dienstboten, die sich gegenseitig mit Valentin's Karten beschenken.

Gleich nach Neujahr erscheinen an den Schaufenstern in den großen und kleinen Städten Amerikas die Valentin's-Bilder, -Karten und -Kästchen. Ein Herz, ein Pfeil, ein Amor sind und bleiben die am meisten Gesuchten, und nicht der 14. Februar, da eilen die Dienstmädchen noch einmal so schnell, um die Thür zu öffnen, sobald die Klingel ertönt, hoffen sie doch jedes Mal, daß „Patrick" oder „Mike" ihnen ein Valentinszeichen in Form eines Herzens bemalten und bedruckten Bildes schickt.

Reizend sind die feinen „Valentine", wie man sie nennt, die hier und da ein verliebter Jüngling der besseren Stände seiner Herzdame sendet. Diese von denen die aus Deutschland herübergekommen Exemplare sind in Frankreich, einige in Deutschland und die meisten in Amerika selbst fabriciert. Von den letzteren werden die in Fächerform am häufigsten begehrt. Aber auch jene billigen Karten, die nur wenige Cents kosten und auf denen der alten Jungfer, dem hochmüthigen Mädchen oder dem eiteln Manne hart mitgespielt wird, finden reißenden Absatz.

Weder Ertrabille noch Concerte verherrlichen jetzt in Amerika dieses Fest, und jene Zeit, wo die jungen Schönen mit ihren Verehrern zusammen kamen, um den Tag durch Tanz und Spiel zu feiern, liegt weit hinter uns. Das deutsche Element gewinnt immer mehr Einfluß und somit ziehen auch die Amerikaner es vor, ihren Kindern das Osterhäschen zu schenken und die Eier zu verstecken, welche, schön bemalt, oder aus Gurten gefornt, die kleinen Herzen mehr erfreuen, als die bunten Bilder mit ihren hohlerigen Sprüchen, die sonst in Amerika Allen brachte. Gar bald wird die Zeit kommen, wo man in Amerika nichts mehr von einer Valentin's-Feier hört noch weiß.

Zwischen dem Valentin's Tage und Ostern liegt noch ein anderer Festtag, der mit einem festen Gefühl von allen irländischen Katholiken der Union begrüßt wird. Am 17. März feiern sie nämlich den Todestag des heiligen Patrick, dieses frommen Mannes, der nach seiner Enthauptung mit dem Kopfe unter dem Arme zurück nach seiner geliebten grünen Insel geschwommen kam. Er, der dort die Schlangen vertilgt, überhaupt solche Wunder vollführt hat, daß noch heute gläubige Irländer mit der ehrfürchtigen Augenaufschlag die Thaten des Heiligen erzählt, wird allfährlich nicht nur diesseits des Oceans, sondern auch in der amerikanischen Union mit gebührenden Ehren überhäuft.

Alljährlich am 17. März läßt der Tag auf einen Sonntag, so den 18.) finden in den Staaten der Union große Processionen statt, welche von den Irländern veranstaltet werden. Wenn auch bedeutte Meinchen solchen Umzug „die alte Hurrarade!" nennen, da an dem Tage die wunderlichsten Façons an's Tageslicht gefordert werden, so thun diese doch dem frommen Eifer der Marschirenden seinen Abbruch. In langen Züge ziehen die irländischen Männer durch die Straßen der Städte, voran Musik, nach einigen Abtheilungen wieder Musik und nochmals ein Musikcorps — alles trägt das Abzeichen der smaragdenen Insel, sei es nun ein grünes Kleeblatt oder ein Bändchen von dieser Farbe, viele sogar die grüne Cravatte mit dem Wahrzeichen Irlands, dem breiblättrigen Kleeblatt. An den Schaufenstern hängen nun jene Zeit nur solche Cravatten, auf denen sich das in Silber gedruckte Kleeblatt gar glänzend ausnimmt. Vor dem Zuge marschirt eine Abtheilung Polizisten; ihnen folgen Marschälle zu Pferde mit schwarzlichen oder dreieckigen Hüten, auf denen grüne Federn schwanken; die über die Schulter hängende ebenfalls grüne Schärpe nebst den großen weißen Stulphandschuhen, hohen Stiefeln und gezücktem Schwert verleihen ihnen ein martialisches Aussehen; die hinter diesen Reitern Marschirenden tragen schwere seidene Fahnen, auf denen Bilder aus der irländischen Geschichte oder Scenen aus dem Leben des St. Patrick abgemalt sind; dann folgen die irländischen Soldaten in ihren grauen Uniformen mit auf der Brust gekreuzten Lederzeug und einer grünen Schleife oder Cocarde. Weiter erblicken wir Civilisten mit Heiligenbildern und dann die irländischen Logen. Die verschiedenen Abzeichen bringen eine angenehme Unterbrechung in das Chaos der dunklen Röcke.

Kleine Knaben, grün costümiert wie Laubfrösche, sprengen auf Ponys neben dem Zuge her und erregen allgemeine Bewunderung. Die Straßen sind dicht mit weiblichen Neugierigen belebt, die auf den Treppenstufen oft stundenlang im strömenden Regen verharren, bis der Zug vorbei kommt.

Die Procession findet erst statt, nachdem in den katholischen Kirchen Messe gelesen und großes Hochamt abgehalten worden, und die ganze Feier zu Ehren des St. Patrick endet am Abend mit einem solennen Souper, zu welchem der Bürgermeister, sowie andere Honoratioren als Ehrengäste Theil nehmen.

Wie Jung-Amerika dem 4. Juli, dem Jahrestag der Unabhängigkeit, entgegen jauchzt, so freut sich der Irländer in seinem Adoptiv-Vaterlande auf den 17. März. Wetteifernd gedenken sie dieses Tages, der ihnen Heimath und während sind die Loblieder, die der arme Insulaner dem Lande darbringt, wo er seine Jugend verlebte. Freilich verbrachte er diese seine Jugend mit Mutter und Vater und Schweinchen in einer elenden Hütte ohne Rauchfang. Aber die Erinnerung verklärt alles mit dem Hauche der Poesie, und jene Zeiten, wo er ohne Schuhe, in dürftige Lumpen gehüllt, hinaushief, und die Sonne am Ostermorgen springen oder die Elfen im Mondlichte tanzen zu sehen — sie wobt ihren Zauber um das Haupt des Greises wie der Matrone, wenn sie im fernen Amerika, die unendbetrübte Heimwehkrankheit zwischen sich, am Familientische sitzen und an Irland denken.

C. Hance.

Die elektrische Beleuchtung von Dampfschiffen und Eisenbahnzügen. Seit Jahresfrist hört man fast jeden Tag von einem neuen Fortschritt auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung. Ueberall werden Versuche angestellt, Straßen, Plätze, Festräume, Theater, Gemälde Ausstellungen ꝛc. mit elektrischem Lichte zu beleuchten, und soll überall mit dem günstigsten Erfolge. In Berlin werden ein vielen Monaten die meisten Bahnhöfe mit demselben erleuchtet, und zwar, wie der Rechnungsabschluß gezeigt hat, trotz der viel größeren Helligkeit, mit geringeren Kosten, als bei der früheren Gasbeleuchtung. Scheint somit die Aufgabe für große Räume und offene Plätze der Lösung nahe, so wächst sich auch die elektrische Beleuchtung kleinerer Räume, wie der Zimmer und Corridore. Eisenbahncoupés ꝛc. alle Tage der Vollendung mehr, und hier scheint die Edison'sche Glühlampe, welche in der „Gartenlaube" schon vor Jahren sehr richtig als das „Licht der Zukunft" (siehe Jahrgang 1880, Nr. 5) bezeichnet wurde, in ihren mannigfachen Umgestaltungen und Nachahmungen über alle anderen Einrichtungen den Preis davontragen zu sollen. Besonders wichtig dürfte diese Lampe aber für unsere Dampffahrzeuge zu Wasser und zu Lande werden, um nicht nur Licht, sondern auch erhöhte Sicherheit für die Reisenden zu gewähren.

Die alten Griechen, wie die alten Normannen und andere seefahrende Völker haben ihre Schiffe immer wie lebende Wesen betrachtet, denen man — ich erinnere an das Fahrzeug der Argonauten — eigene Ueberlegung und Wegkenntniß zuschrieb und die man daher am Vorderteilen mit einem Thier- oder Menschenkopf verschmückte, um großen gemalten Augen versah, damit sie ihren Weg sicher finden sollten. Im Berliner Antiken cabinete kann man ein solches hübsch im Piräus bei Athen gefundenes Marmorvorgebe sehen, wie solche Augen den Vorderteil der Schiffe zu beiden Seiten zu zieren pflegten. Diese Augen sind heute überflüssig geworden, da wir an unseren viel schneller fahrenden Dampfschiffen und Locomotiven wirklicher „Lichter" und Feuerangen, die weit hinaus in die Dunkelheit blicken. Aber es fehlt sich nicht leugnen, daß es nicht nur im Nebel- und Kriegszeiten, sondern schlechterdings für alle Nächte von sicherem Werth bleibt, noch weiter die Dunkelheit durchdringende „Augen" an unseren Fahrzeugen zu haben. Die ersten derartigen Versuche wurden schon seit einer Reihe von Jahren auf Kriegsschiffen gemacht, aber es wird noch lange dauern, so werden alle größeren Schiffe und namentlich auch die Locomotiven solche elektrische Lichter erhalten, um Fahrwasser und Schienenweg auf große Strecken hinaus tagesbell zu beleuchten, und so Zusammenstöße, Entgleisungen und Unglücksfälle aller Art auf das Möglichste zu erschweren. Auf der Strecke zwischen London und Brighton und auf der französischen Nordbahn zwischen Creil und Dammartin laufen bereits seit einiger Zeit derartige elektrisch beleuchtete Züge, und ihnen hat sich seit Kurzem ein Probezug zwischen Hanau und Frankfurt angeschlossen. Die Ingenieure Sedlaczek in Leoben und Schubert in Nürnberg haben elektrische Laternen, welche nicht nur den Größen der Locomotive aus's Beste widerstehen, sondern auch den Bahndamm auf tausend Meter Entfernung so hell beleuchten, daß man auf dieser Strecke alle Einzelheiten erkennen kann. Auch die sich sonst hierbei darbietenden Schwierigkeiten konnten durch die Erfindungen der letzten Jahre, namentlich mit Hülfe des in Nr. 8 (Jahrgang 1881, S. 488) bereits beschriebenen Elektricitätssammlers (Accumulators) von Faure mit Leichtigkeit überwunden werden, wie dies schon in unseren Berichten über „Die erste elektrische Bahnausstellung" in Aussicht gestellt wurde. Früher glaubte man eine besondere Dampfmaschine auf der Locomotive nöthig zu haben, um die elektrischen Maschinen, welche den die Lampen speisenden Strom erzeugen, auch auf den Haltestellen in innerstädtischen Thätigkeit zu erhalten; der Accumulator erlaubt nun mehr, die zum Betrieb der Maschinen erforderliche mechanische Kraft einfach von der des Zuges an der Station selbst abzuzweigen und den Ueberschuß in einigen Accumulatoren aufzuhäufen, welche die Locomotiv- und Coupélampen während der Haltezeiten weiterspeisen. Bei den drei- bis vierhundert Pferdekräften unserer Züge ist natürlich die Abgabe von etwa zehn Pferdekräften für die Beleuchtung ohne jeden Nachtheil für die Schnelligkeit.

Die auf der obenerwähnten deutschen Bahnstrecke angewandten Apparate, welche von der Firma Möbius in Frankfurt am Main geliefert und von dem Telephoningenieur Löbbecke angeordnet worden sind, übertragen die Kraft einfach durch Riemenscheiben von der Wagenachse eines Packwagens auf die in demselben aufgestellten elektrischen

Digitized by Google

Maschinen, sodaß diese bei einer Zugeschwindigkeit von sünfzig Kilometern in der Stunde neunhundert Umdrehungen in der Minute machen, wodurch ein Strom entsteht, der nicht nur im Stande ist, sechszehn Lampen zu speisen, sondern auch genügende Elektricität in dem Accumulator für die Zwischenzeiten aufzuspeichern. Die Lampen sind Glühlampen in der Art der Edison'schen und erleuchten die Coupés so hell, daß man noch in den entfernesten Ecken im Stande ist, die feinste Perlschrift und Bleistiftnotizen bequem zu lesen.

Wiener Eisjport. Gern komme ich, meinem Versprechen gemäß (vergl. das „Internationale Eislaufen in Wien", Nr. 7 d. Jahrgangs), auf das diesjährige Costümfest des Wiener Eislaufvereins zurück. In jedem Winter wird nämlich, je nach der Strenge desselben, ein- oder zweimal ein solches Fest in der österreichischen Metropole abgehalten, dem die Erfahrung bei derlümmen Winter Maskenballe zu Gunsten zu kommen pflegt. Sowohl diese Erfahrung, wie die centrale Lage des Eisplatzes, die andauernde Eisdecke* und die tropfhem im Vergleiche zu den nordischen Städten verhältnißmäßig milde Witterung, sowie endlich die großartige elektrische Beleuchtung wirken zusammen, um diese Nachtfeste zu ganz eigenartigen zu machen, gegen welche auch die berühmten Eisfeste in Petersburg, New-York und Montreal zurücktreten müssen. Um denselben stets neuen Reiz zu verleihen, pflegt eine gewisse Abwechslung in den Darstellungen eingehalten zu werden, indem in dem einen Jahre die Costüme nach den historischen Epochen einer gewissen Localität gewählt werden, in dem andern die Trachten der verschiedenen Volksstämme Oesterreich-Ungarns zur Geltung kommen, im dritten ein niederländisches Eisfest in verrosständigtem Maße nachgeahmt und im vierten oder fünften in venetianisches Nachtfest oder eine Nordpolfahrt zur Darstellung gebracht wird.

Zu diesem Winter war, theils wegen der Unsicherheit der Witterung, theils weil sich die Aufmerksamkeit auf das internationale Wettlaufen concentrirte, den Mitgliedern des Eislaufvereins die Wahl der Costüme anheimgestellt worden, jedoch unter den tunlichsten Klängen der Mitternacht, unter dem Blitzen und Leuchten des elektrischen Lichtes und der bengalischen Feuer eine überaus bunte Menge „auf Flügeln des Sturmes" in der spiegelglatten Bahn sich herumwimmelte, welche amphitheatralisch von Tausenden von Zuschauern umgeben war. Da sah man die mannigfachsten Verkleidungen, von der Nocoodame bis zum Fichtenkleid des Waldfräuleins, vom Gorilla bis zum fahlgewanzerten Ritter. Den Brennpunkt des Schaufpiels bildete diesmal eine Costümwettfahrung der vier preisgekrönten Figurenläufer. Der flinke Preisträger, Karl Hanlon aus Christiania, war bereits in seine nordische Heimath zurückgekehrt.

Der Abend begann mit einem Festzuge, welcher sich auf dem benachbarten kleinen Eisplatze aufgestellt und, mit den ersten Klängen der Musik durch einen Canal in den großen Platz einlenkend, denselben mehrmals umkreiste, worauf einen von einem Dutzend Paaren mit bengalischen Fackeln gleiteten Triumphschlitten, dessen leuchtende Pracht einen imposanten Eindruck machte. Der Zug stellte sich dann im Halbkreis auf, von den vier preisgekrönten Eiskünstlern Platz zu machen, während die jüngern und lebhaftern Mitglieder jede Pause benützten, um ihrer Freude die Freuden des Eislaufes bis zur Neige auszukosten, und traute Liebespaare Arm in Arm ungestört in Bogen dahin schwebten. Warm zu Aller Augen auf die vier Preisrichter gerichtet, welche mit vollendeter Eleganz wie vielend die schwierigsten und graziösesten Evolutionen und Gesammtfiguren ausführten, sie vorwärts und rückwärts schwangen, in mannigfaltigen Schlangen- und Schlingenwindungen durch einander und entlockten den Tausenden von Zuschauern einen Beifall, der weit stürmischer erdrauste, als er je im Ballet sich kundgab. Und doch wird dieses Bild noch von einem hinreißenderen Schaufpiele überragt, von der Eisnacht nämlich, wenn sie, auf weiter Seefläche bei einer guten Brise laufend, mit den Flügeln der „Windsbraut" dahinfliegt und den Concierzug hinter sich läßt. Doch davon ein anderes Mal! M. W.

* Sogar in diesem milden Winter hatten wir 42 Schleifstage.

Ein Armenbegräbniß. Wie uns aus Neustadt bei Magdeburg berichtet wird, wurde dort im Novembr vorigen Jahres die Leiche eines elfjährigen Knaben in folgender Weise beerdigt. Der Vater, ein beschäftigungsloser Arbeiter, nahm ein Brett, verband dies mit zwei Leisten, legte sein todtes Kind darauf und ging mit dieser Last vor Tagesanbruch auf den Friedhof. Hier hopfte er den Todtengräber heraus, welcher ihm die Grabstelle mit dem Hinzufügen bezeichnete, er möge sich dieselbe dort niederlegen. Der Vater that wie ihm gebeißen und verließ den Friedhof. Das „Uebrige" haben im Laufe des Tages die Todtengräber besorgt. Gegen eine derartige Behandlung der Todten empört sich das Herz mit Recht, und wir halten es für angezeigt, hier öffentlich die Frage aufzuwerfen: wer trägt die Schuld an diesem Vorgehen gegen die Humanität?

Nach den von uns angestellten Recherchen war die Leidensgeschichte des Knaben folgende:

Der Erdarbeiter Messert, ein sonst fleißiger und ordentlicher Mann, wurde in Folge des Anhörens der Arbeit beschäftigungs- und brodlos. Die geringe Habe der Messert'schen Familie wanderte bald in's Leihhaus, und da die Frau erkrankte und der älteste erwachsene Sohn an Anstrengung litt, sah sich der Vater genöthigt, die Hülfe der Armenbehörde anzurufen. Unter schweren Umständen wurde dem Kinde die Verabreichung der Armenmedicamente bewilligt, aber schon beim dritten Besuche erklärte der Armenarzt, es sei ihm verboten worden, ferner dem Kinde Medicamente zu verabreichen, weil der Vater den Herrn Armenarzt beleidigt habe. Das Kind blieb in Folge dessen ohne ärztliche Hülfe und siechte langsam dahin.

Nach dem Tode des Knaben wandte sich der Vater, da es ihm unmöglich war, einen Sarg zu beschaffen, an die betreffenden Communalbehörden mit der Bitte um die Verwilligung eines Armensarges, aber auch dieses Gesuch blieb ohne Erfolg. Der Begräbnißact wurde hierauf in der oben geschilderten Weise vollzogen.

Wir stehen heute mitten in einer Bewegung, welche die Armenpflege nach humanitären Principien neu gestalten will und den bedauernswerthen Theil derselben öffentlichen Beamten zu übertragen beabsichtigt. Wenn aber aus dieser Neugestaltung ein wahrer Nutzen für die Armen erwachsen soll, so muß vor Allem darauf gesachet werden, daß die Grundsätze der Humanität in den Armenverwaltungen gehörend beachtet werden, was in der Sache Messert's in offenkundiger Weise unterlassen wurde.

Wir erachten es daher für unsere Pflicht, diesen traurigen Fall zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, um durch die Macht der öffentlichen Meinung die Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse zu verhindern, welche, selbst wenn sie vereinzelt wären, nur den Unschuldigen treffen würden, zu verhüten.

D. Red.

Gesang- und Musiklichabheret der Eidechsen. Man hat die Eidechsen, diese niedlichen Thiere, welche so leicht zutraulich werden, im wärmeren Europa den Menschen in seinen Wohnungen beinahe und hinter jedem Steine und aus jeder Mauerritze der Ruinen ihr lauschendes Köpfchen hervorstrecken, bisher, und wie es scheint mit Unrecht, für gänzlich stumm gehalten. Die gewöhnlichen Eidechsen besitzen so gut wie die Geckos des Südens, welche ihr Gieck-Gieck in allen Tonarten erschallen lassen und selbst (abgesehen von den Krokodilen) als die einzigen stimmbegabten Eidechsen gelten, eine feine Stimmritze, und wir halten sie also wahrscheinlich nur deshalb für stumm, weil sie ihr Stimmchen vielleicht nur in der Paarungszeit vernehmen lassen. Ein englischer Naturforscher, F. P. Pascoe, berichtet nun vor Kurzem, daß er auf den Triften und unter dem Gebüsch zu Aiaccio öfters eigenthümliche Lockrufe, ein zwei- bis dreimal in kurzen Pausen wiederholtes „Wied-Twied" vernommen habe, welches er anfänglich einer Grille zuschrieb, bis er sich überzeugen konnte, daß es von einer kleinen Eidechse herrühre. Ein anderer Beobachter, P. S. Dwer, bestätigte dasselbe von einer kleinen Eidechse auf Sanct Helena. Mit diesen einem kurzen, schwachen Pfiff ähnlichen Locklönen steht es nun vielleicht im Zusammenhange, daß unsere gewöhnliche Mauereidechse, die im südlichen und westlichen Europa besonders häufig ist, verschiedenen Beobachtern zufolge, anfmerksam lauscht, wenn man ihr etwas vorpfeift. Der belgische Naturforscher De Selys-Longchamps, welcher sich seiner Zeit in der Umgebung von Turin mit dem Einfangen von Mauereidechsen beschäftigte, fand, daß sie ihn ohne zu fliehen nahe kommen ließen, wenn er eine Melodie pfiff. War das blohe Neugierde oder eine Variation des Gedankens: wo man singt, da laß dich ruhig nieder ꝛc., oder hörten sie das Pfeifen wirklich gerne? Die belgische Mauereidechse zeigte ihm diese Musikliebhaberei nicht, aber dies liegt vielleicht daran, daß sie den Pfeifen nur in gewissen Jahreszeiten mit Hingabe lauscht. Damit stimmt sehr wohl eine neue Mittheilung von Professor Leydig in Bonn überein, dem ein im Ahrthal wohnender aufmerksamer Thierbeobachter versicherte, daß er die auf den Weinbergsmauern hänfigen Eidechsen durch Vorpfeifen auf einem Schlüssel allezeit zu sich herauslocken könne. Man wird dadurch an die orientalischen Schlangenzauberer erinnert, welche angeblich, gleich dem Rattenfänger von Hamelin, durch Blasen auf einer eigenthümlichen Pfeife alle Schlangen eines Gehöftes zu sich locken, um sie zu fangen. Es wäre interessant, über diese Musikliebhaberei verschiedener Reptilien weitere Beobachtungen anzustellen.

Kleiner Briefkasten.

Ein besorgter Vater in Hamburg. Wenden Sie sich an Herrn Director W. Schröder in Dresden, Oppelstraße 22b.

Langjähriger Abonnent im Schwarzwald. Die landwirthschaftliche Centralschule in Weihenstephan.

Paula Fr. in Berlin. „Gartenlaube" Jahrgang 1863, Seite 769!

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig wendet sich an die Leser und Leserinnen der „Gartenlaube" mit der herzlichen Bitte, im Interesse der guten Sache das in Nr. 6 der „Gartenlaube" empfohlene

Portrait Friedrich Fröbel's

auf feinem Kupferdruckpapier à 75 Pfennig

recht zahlreich bestellen zu wollen, und macht wiederholt darauf aufmerksam, daß der aus dem Verkauf dieses Portraits sich ergebende

Reingewinn

für die hochbejahrte Wittwe Friedrich Fröbel's

bestimmt ist.

Bestellungen auf das Portrait können von jeder Buchhandlung ausgeführt werden.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 11. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Meinhard wandte sich zum Gehen, aber noch ruhte seine Hand in der ihren — eine unwiderstehliche Macht hielt ihn zurück.

„Hilda!“

Wieder neigte er sich zu ihr herab; sie hob den Kopf leise empor, und diesmal berührte sein Mund nicht Hilda's Stirn, sondern die ihm dargereichten Lippen. Es war ein inniger, ein unsäglich schmerzlicher Kuß. Dann riß er sich los; er empfand etwas, als sollte sein Herz still stehen; er fühlte, daß er nicht länger verweilen dürfe, wenn er Herr seiner inneren Bewegung bleiben wollte — die Augen voll Thränen eilte er hinweg.

Hilda war einer Ohnmacht nahe. Sie wollte Meinhard's Namen rufen, aber die Kraft versagte ihr. Es war als habe ein feuriger Strahl den Schleier vernichtet, der ihren Blick bisher umhüllt hatte. Selig und doch zugleich entsetzt erwachte sie wie in einer andern Welt.

Da stand alles in einer schattenlosen, blendenden Klarheit vor ihrer Seele; all ihr Denken und Empfinden, der Inhalt ihres ganzen Lebens drängte sich in einen einzigen Augenblick zusammen. Ihr eigenes Innere lag wie von einem Zauberlichte erhellt da. Ein Bild nur stand vor ihr — ein einziges. Sie wußte jetzt, daß sie Niemand auf Erden hatte, der ihr theurer war; sie wußte, daß sie mit ganzer Seele ihm gehörte, daß alle ihre Gedanken nur auf ihn gerichtet waren, daß jeder Schlag ihres Herzens zitternd nach ihm rief — — und in dem Momente, wo in ihr diese Erkenntniß aufflammte, ging er, mit dem ihr ganzes Leben seit der Kindheit unauflöslich verflochten war; er ging, unwiderruflich von ihr getrennt durch ihre eigene Schuld.

Noch sah sie sein mildes, liebevolles Auge; noch fühlte sie seine brennenden Lippen, den Arm, der sie so leidenschaftlich umschlang. — —

„Bruno!“

Sie war allein! — allein! — —

Eine Weile war vergangen.

Hilda, von der schmerzlichen Schwere des eben Erlebten überwältigt, war in halber Bewußtlosigkeit auf's Sopha gesunken. Ihre Gedanken hatten dämmernd zwischen Wachen und Träumen geschwebt. Da war durch den Spalt der offengebliebenen Thür Burkhuh hereingeschlichen; der verscheuchte Liebling strich zuerst leise schnurrend an der Herrin hin; dann erst, als er sich auf dem in letzter Zeit so gefährlich gewordenen Gebiete von seinerlei Angriff bedroht sah, war er zu der Ruhenden hinaufgesprungen und hatte es sich wohl gefallen lassen, daß sich ihr wunder Kopf in sein zusammengerolltes weiches Fell drückte.

Heimliche Stille webte in dem traulichen Gemache.

Nun aber klopfte es plötzlich leise an's Fenster. Es klang als stießere ein verirrter Vogel gegen die Scheiben, als suche er halb erstarrt in der Sturmnacht bei seinen Feinden, den Menschen, Schutz gegen das Wüthen der Elemente. Wem konnte Hilda ein Obdach gewähren? War sie nicht selbst heimathlos, ohne Freund und Hülfe?

Es klopfte noch einmal an's Fenster — leise, ganz leise; dann ward es wieder still. Aber nein, Schritte wurden vernehmbar, und ein altes runzeliges Gesicht drückte sich zaghaft an die Glasthür. Hilda erkannte Trine. Diese hielt vorsichtig Umschau in dem Raume, ehe sie eintrat, und auch dann zögerte sie noch und winkte ihrer Herrin nur verstohlen hinaus.

„Ein Wort, gnädiges Fräulein!“ flüsterte sie leise.

Erschrocken fuhr Hilda auf.

Die von den Eindrücken der jüngsten Stunden in den Hintergrund gedrängte Erinnerung erwachte wieder. Sie hatte eine Zusage einzulösen, und da stand auch schon der Bote, der sie daran mahnte — die Alte aus dem Jägerhause.

„Wilhelm!“ dachte sie bei sich.

Sie griff nach dem Paket und steckte es rasch zu sich.

„Er läßt sagen, er wolle nicht mehr warten,“ richtete Trine ihren Auftrag aus, und dann fügte sie noch die Bemerkung hinzu: „Der muß es auch eilig haben. Wird wohl Zeit sein, daß er fortkommt, aber auch der junge Herr ist ganz ungeduldig; er will mit und thut recht verwunderlich. Es wird wohl gut sein, wenn das gnädige Fräulein hinauskommen.“

„Ich bin im Augenblick bereit.“

Nur noch Hut und Plaid holte Hilda vom Ständer im Vorhause, während Trine draußen im Garten wartete, und dann machten sich Beide auf den Weg, den sie in der gewohnten Weise über die Baumhalde hin abkürzten.

Der Nebel lag noch über Feld und Wald, aber er war dünner geworden, und das gab der Natur einen eigenartigen, melancholischen Reiz — Hilda achtete nicht darauf. Eiligen Fußes schritt sie über das feuchte Gras, das ihre Schuhe streifte, und über das Wassergerieisel hinweg, welches im Walde den Pfad stellenweise fast ungangbar machte. Ihre Gedanken waren wieder bei Meinhard; mit selbstquälerischer Schärfe suchten sie jeden Zug

Digitized by Google

in dem Wesen des Mannes hervor, der ihr sein Angedenken nur noch theurer, seinen Verlust nur noch schmerzlicher fühlbar machen mußte.

Jetzt erst erkannte sie, was er ihr war, was sie an ihm verloren hatte; sie sollte ihn nicht mehr sehen, ihm ihre großen und kleinen Sorgen nicht mehr anvertrauen, ihre Gedanken nicht mehr mit ihm austauschen dürfen? Unentbehrlich war er ihr geworden, und nun, wo diese Erkenntniß so klar vor ihren Augen stand, nun mußte sie ihn entbehren lernen! —

„Hilda, nun doch, endlich, endlich!“ tönte es ihr entgegen. „Ich habe Dich sehnlich erwartet, wie einen Engel vom Himmel.“

Ueberrascht sah sie auf. Das Ziel, an das sie gar nicht mehr gedacht, war erreicht. Sie stand mit der alten Trine vor dem Jägerhause.

Sie traute ihren Augen kaum, als sie sah, welch günstige Veränderung mit dem kranken Bruder über Nacht vor sich gegangen war. So hatte doch der Besuch des Arztes wohlthätig gewirkt. Gestern hatte sie Wilhelm apathisch und in bedenklicher Schwäche gefunden, und heute stand er mit der Miene eines Lebensmuthigen, die Wangen frisch geröthet, vollkommen angekleidet unter der Thür des Hauses, wo er seine Cigarre rauchte und nach der Erwarteten Ausschau hielt. Dem Anschein nach war er ganz wohlauf, ja sogar heiter. Er streckte der Schwester die Hände entgegen und zog sie eilfertig in's Haus.

„Gut, daß Du da bist!“ sagte er, die Stubenthür aufstoßend. „Hoffentlich ist alles in Ordnung.“

„Ja, ich bringe das Geld.“

„Siehst Du, ich wußte es ja — gerade ihr Ausbleiben war ein gutes Zeichen.“

Diese Worte galten Schöpf, der mit dem Jäger Halder bei Cigarren, Wein und Karten am Tische saß. Der Jäger, den der alte Schlankopf im Laufe der letzten Tage ganz für sich gewonnen, lachte noch vor Ergötzen über das Kunststück, das sich der Meister soeben hatte ablehen lassen. Hilda's Eintritt machte der lauten Unterhaltung der Beiden ein Ende; sie erhoben sich ehrerbietig, und Schöpf ließ mit einer grazijösen Taschenspielerbewegung, während er grüßte, die Karten verschwinden.

„Ah, das sah ich mir gefallen,“ sagte er mit widerlich freundlichem Grinsen. „Sehen Sie, mein Fräulein, es geht alles. Man muß nur die Daumschrauben richtig anlegen. Die alte peinliche Gerichtsordnung war klug genug, indem sie nicht alles dem Ehrgefühl der Herren Inculpaten oder dem untrüglichen Scharfsinn der hohen Geschworenenbank anheimstellte, wie heutzutage. Unter den Daumschrauben macht man nicht so leicht einen Hokuspokus. Ich bin für die Daumschrauben.“

„Auch ich — wenigstens für die, welche man Dir anlegen würde,“ fügte Wilhelm hinzu.

„Die würden merkwürdiger Weise Dich, mein Söhnchen, am meisten drücken,“ entgegnete Schöpf und sich zu Hilda wendend, sagte er: „Wir lieben heute unsere kleinen Scherze, mein gnädiges Fräulein! Will ist wieder bei Laune und recht gesprächig. Er hatte offenbar Witterung — ein gutes Zeichen, daß sich der alte Instinct nun wieder regt.“

„Du fühlst Dich besser?“ fragte Hilda ihren Bruder theilnehmend.

„Besser? Ganz gut! Ein Bischen Müdigkeit noch, aber das ist alles, und ich wäre, weiß Gott, schon davongegangen, säße mein Kerkermeister hier“ — er deutete auf den Taschenspieler — „mir nicht jeden Augenblick auf den Fersen. Hoffentlich werden wir nicht zeitlebens wie Galeerensclaven an einander gekettet sein. Man sagt, Niemand hasse sich tiefer als die Beiden, die sich ein zusammengeschmiedetes Paar bilden, und ich glaube daran. Ich fühle etwas davon.“

„O, sehr schmeichelhaft!“ ließ Schöpf, sich verbeugend, einfließen.

„Kein Compliment, nur die reine Wahrheit! Daß ich doch schon fort wäre! Du glaubst nicht, Hilda, wie sehr ich mich sehne, irgendwo vom A anzufangen. Ich habe mir schon etwas ausgedacht. Ich gehe zuerst — Aber nein,“ unterbrach er sich und warf seinem Schwiegervater einen mißtrauischen Blick zu, „es braucht nicht Jedermann zu wissen, wo ich gelegentlich bequem zu finden wäre. Ich werde Dir schreiben, Schwester — alles ausführlich. Ja, ich fühle neue Lebenskraft in mir, und mein Fuß ist auch wieder heil und kräftig; ich bin gesund, wie ein Fisch im Wasser, als ob unser alter Doctor Schöller zu mir ein Wunder gewirkt hätte mit der Mixtur, die er hier ließ. Ich habe sie übrigens gar nicht genommen und bin doch gesund geworden. Hätte ich das Zeug getrunken, schriebe man es natürlich der ärztlichen Weisheit zu. Der alte gute Mann wird staunen. Was er für ein bedenkliches Gesicht schnitt, wie erschrocken er war! Nur von Vorsicht und großer Schonung sprach er. Ich glaube, er hätte mich trotz des Herbstes noch in ein Mobebad geschickt, wenn das ein Recept für mich wäre. Aber es war eigentlich recht überflüssig und ein Bischen voreilig, Hilda, daß wir ihn in's Vertrauen zogen.“

„Das meine ich auch,“ äußerte Schöpf mürrisch. „Man weiß nie, bei welchem Kamin es hereinraucht.“

„Nein,“ meinte Wilhelm, „Verrath droht uns von dieser Seite gewiß nicht. Höchstens daß es ihm selbst ein kaltes Fieber zuzieht. Der arme Doctor!“

„Der Henker hole ihn! Schleicht ohnehin so allerlei pfiffiges Gesindel hier umher — Horch, was ist das?“ rief Schöpf, sich plötzlich unterbrechend, mit gedämpfter Stimme und Halder ängstlich am Arme fassend. „Ist das nicht Ihr Köter, der da draußen bellt?“

„Meiner Treu!“ erroiderte der Jäger. „Ich dachte, Sie machten es selber zum Spaß.“

„Teufel auch! Gehen Sie doch hinaus und passen Sie ein wenig auf!“

Der Jäger gehorchte der Aufforderung und trat vor's Haus. Mit den Zeichen heftigster Angst folgte ihm Schöpf bis in den Flur und horchte dort zwischen den beiden offenen Thüren.

„Wer da?“ rief Halder barsch in den Wald hinaus, da aber keine Antwort erfolgte, pfiff er seinem Dachse, der denn auch bald wieder zurückgaloppirt kam.

„Sind's Gensd'armen?“ fragte Schöpf leise.

„Die würden wohl anders auftreten. Man sieht nichts in dem Nebel.“

Trine meinte nun auch, daß es ihm auf dem ganzen Wege schon so gewesen sei, als folge ihnen Jemand.

„Ach, was wird's gewesen sein,“ meinte Halder achselzuckend. „Ein paar Kinder, oder ein altes Weib — Holzdiebe. Jetzt geht's auf den Winter zu. Oder Leute, die sich einen Sack voll Laub holen. War ein leichter Schritt von einem Kinderfuß, hätt' es sonst laichen hören. Komm', Dächsel!“

Halder wollte wieder in's Haus zurücktreten, das war aber keineswegs nach Schöpf's Sinn. Seine Furcht war einmal rege. Der Jäger hatte ihm selbst berichtet, daß in der Großdorfer Schänke nach ihm so eigenthümlich gefragt worden sei. Für alle Fälle konnte ein Wachposten nicht schaden, brauchte ja doch auch kein Zeuge dabei zu sein, wenn er das Geld in Empfang nahm. Er beredete Halder also, sich's für eine Weile draußen bequem zu machen, und auch Trine hatte von Hilda einen Wink erhalten, für's Erste in der Küche zu bleiben.

Der kleine Zwischenfall hatte Wilhelm weniger aufgeregt als seine Schwester; denn während sie sich zitternd am Tische hielt, konnte er scherzen.

„Es scheint, daß Du ein recht ruhiges Gewissen zum Schlummerkissen hast,“ versottete er Schöpf.

„Mir ist doch nur um Dich bange.“

„Wirklich? Sag' dann doch wenigstens: um das Geld, das ich Dir werth bin. Auch in dieser Variation behält die zarte Besorgniß noch hinreichend Rührendes.“

„Ich denke, es wäre genug geschwätzt,“ fiel Schöpf, der sich aus den Sarkasmen Wilhelm's ungefähr so viel wie aus dem Summen einer Fliege machte, dem Spötter in's Wort. „Wenn es gefällig ist, mein Fräulein, so erledigen wir unsere Geschäfte. Je rascher, desto besser!“

Hilda zog das Paket hervor, das noch in demselben Zustande war, wie sie es erhalten, und legte es, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch. Wie ein Geier wollte Schöpf darüber herfallen, doch Wilhelm's Hand kam ihm zuvor und legte sich schützend auf das Päckchen.

„Halt!“ sagte er kaustisch. „Un, deux, trois! Allez, passez! Taschenspielerfinger eignen sich nicht besonders zum Controlliren.“

Er nahm das Messer, das in dem neben der Weinflasche liegenden Brodlaib stak, und durchschnitt den Bindfaden. Das oberste Blatt, nachdem der Umschlag aus einander gefallen, war

Digitized by Google

eine summarische Abrechnung mit Meinhard's Unterschrift. Auf diese traf zuerst sein Blick, und erbleichend trat er zurück.

„Hilda! Du hast doch nicht —" stieß er bestürzt hervor. „Du hast doch Meinhard nicht gesagt —?"

„Wie kannst Du denken!" beruhigte ihn die Schwester. „Ich verrieth das Geheimniß mit keinem Worte. Uebrigens hättest Du auch wenn das geschehen wäre, nichts von ihm zu befürchten, er hat die Stelle hier übergeben und reist noch heute ab; Du kannst ganz ruhig sein."

Traurig und mit einem unterdrückten Seufzer hatte sie das gesprochen.

„Wilhelm — —" fuhr sie fort, aber plötzlich unterbrach er sie:

„O, wie müde ich auf einmal werde! Hilda, reich mir ein Glas Wein!" bat er, „kein Wasser! Der Wein stärkt mich mehr — ich fühle es, und heute habe ich ihm auch wieder Geschmack abgewonnen. Gieb nur!"

„Das sind ja blos sechstausend!" ließ sich im gleichen Augenblick Schöpf vernehmen. Er hatte nicht gewartet und trotz Wilhelm's Protest die Zeit zum Durchzählen verwendet.

„Ich habe nicht mehr herbeischaffen können," entschuldigte sich Hilda.

„Und obendrein in Papieren, die auf den Namen geschrieben sind. Hollah! Das ist wider die Abrede, mein Fräulein!"

Auf den Namen geschrieben! Daran hatte Hilda freilich nicht gedacht. Sie war zu wenig in financielle Geschäfte eingeweiht, um eine Ahnung davon zu haben, welche Formalität zur Uebertragung solcher Obligationen nothwendig sei.

„Daß Sie mir eine Falle legen wollten," meinte Schöpf, „erscheint mir selber nicht recht glaublich, aber das ändert die Sache nicht. Und daß mehr Geld nicht aufzutreiben wäre, das lasse ich mir so leicht nicht weißmachen. Wo sechstausend liegen, mein gnädiges Fräulein, da finden sich wohl auch noch weitere vier."

„Ich habe aber gewiß nicht mehr zur augenblicklichen Verfügung!"

„Bah, suchen Sie nur!"

„Ich meine, Sie könnten sich auch mit dieser Summe begnügen. Sie ist groß genug, und ich weiß nicht, wie ich noch eine weitere beschaffen soll, ohne die Ausmerksamkeit zu erregen und auf — uns zu lenken."

„Du hörst es ja, Vampyr! Gieb Dich zufrieden!" mahnte auch Wilhelm.

„Nein," entgegnete Schöpf mit seiner ganzen brutalen Schroffheit. „Alles oder nichts! Ich bleibe auf diesem Flecke bis heute Abend sieben Uhr. Ist um jene Stunde nicht die volle Summe in meinen Händen, so sind die Unterhandlungen abgebrochen, und ich thue meine Schritte."

„Damn muß Du aber die Mausefalle aufthun und dürftest bei Deiner Zurückkunft mit Gefolge dieselbe wahrscheinlich leer finden."

Ein tückischer Blick aus Schöpf's kleinen Augen traf Wilhelm.

„Die Grenze ist nicht so rasch erreicht, mein Lieber, und sind die Hunde auf die Fährte des Hasen gesetzt, dann fangen sie ihn auch sicher ein. Man hat dafür ganz praktische elektrische Einrichtungen mit Drahtschlingen, haha! Uebrigens werde ich mich hüten, meinen werthen Freund und Schwiegersohn allzu sehr aus den Augen zu lassen. Es geht manch Bäuerlein hier vorüber, das eine kleine Botschaft für den Anzeigelohn gern übernimmt. Dem Manne kann gehofsen werden, mein Junge."

„Aber wie dann, wenn wir den Spieß umkehrten?" erwiderte Wilhelm, scharf und höhnisch. „Die Mausefalle schlage zu und hielte den fest, der Andere damit zu fangen meinte. Ich denke, Halber würde mir recht wohl den Gefallen thun und hier so lange Wache stehen, bis die bissige Ratte nicht mehr schaden kann. Was meinst Du dazu?"

Mit einem Satze war Schöpf an der Thür, und sein vor Wuth funkelnder Blick hing lauernd an Wilhelm, welcher aber kein Glied rührte.

„Ich protestire!" sagte er. „Das ist Einschränkung der persönlichen Freiheit. Ein neues Verbrechen! Versuchen Sie es doch und meine Hülferufe werden die Entdeckung beschleunigen."

„Es giebt Knebel auf der Welt, und man kann Ratten auch ersäufen," entgegnete Wilhelm, der an seines Quälgeistes Schreck und Angst Gefallen fand.

„Scherze nicht so furchtbar, Wilhelm!" mengte sich nun Hilda ein. „Und Sie, Herr Schöpf, werden einsehen, daß wir an solche Gewaltmaßregeln gar nicht denken."

„Ich weiß doch nicht —"

„Habe ich Ihnen denn nicht schon bewiesen, daß es mir Ernst damit ist, Ihre Forderungen zu erfüllen? Wollen Sie die Papiere? Hier sind sie. Geben Sie mir eine Art an, wie der Rest in Ihre Hände gelangen kann, und Sie werden ihn erhalten, aber nehmen Sie selbst Ihre Drohungen zurück, und geben Sie meinen Bruder frei!"

„Nichts da! Ich wäre ein Narr. Alles oder nichts! Bis heute Abend sieben Uhr!"

„Das System der Daumschrauben," spottete Wilhelm.

„Ja, allerdings die Daumschrauben! Ich bin nun einmal dafür. Ist das Sicherste, mein Lieber."

Hilda drückte die Hände an die Stirn; sie sann und sann — vergeblich!

„Es ist unmöglich in so kurzer Zeit," erklärte sie dann. „Es ist Niemand zu Hause, und selbst wenn Franz heimkehrt und einwilligt, was doch noch zweifelhaft ist, so kann er nicht im Handumwenden das Geld schaffen; solche Summen hat man nicht baar im Hause. Er muß also erst zur Stadt. Wenn Sie wenigstens bis morgen Frist gäben — —"

„Ich kann nicht warten. Habe dringende Geschäfte," versetzte Schöpf, dessen Mistrauen sich noch nicht ganz gelegt hatte und sich in seiner wie zum Sprunge gebuckten Raubthierhaltung verrieth, barsch und abweisend. „In der Nacht ist es auch schwer, die Augen offen zu halten, jetzt, wo unser Patient wieder auf den Füßen steht. Ich will sagen — heute Abend neun Uhr. Aber keine Minute länger. Bis dahin werde ich schon auf der Hut sein."

Seufzend ging Hilda auf den ihr gestellten äußersten Termin ein und schenkte dann der Anleitung, die der Taschenspieler ihr zu Theil werden ließ, die vollste Aufmerksamkeit.

„O, er ist ein gewandter Schulmeister in dergleichen Dingen, Du kannst Dich auf seine Geschäftskenntniß verlassen," äußerte Wilhelm, der sich mittlerweile wieder erhoben hatte, und in fieberhafter Unruhe im Zimmer auf- und abging. „Es thut mir leid, daß ich Euch so theuer zu stehen komme. Aber ich will es abbezahlen, bei meinem — nein, mein Ehrenwort ist ja Plunder geworden. Diese Münze ist falsch, aber ich verschere Dir heilig und theuer, Schwester, daß es mir ernst ist mit meinem Versprechen, sehr ernst. Weißt Du, Hilda, wenn ich sterben sollte —"

„Denke doch nicht an etwas so Trübes, Wilhelm!" suchte sie den plötzlich muthlos Gewordenen aufzurichten. „Morgen bist Du außer aller Gefahr, und dann beginnst Du mit frischen Kräften ein neues Leben."

„Wir machen uns noch heute Nacht aus dem Staube," erklärte nun auch Schöpf. „Halber kann unterdeß nach Großdorf hinüber gehen und uns ein Bauernwägelchen beschaffen. Die Stadt ist nicht geheuer, und wir thun klüger, nach der nächsten Bahnstation zu fahren."

„Daß wir doch schon fort wären!" seufzte Wilhelm. „Mir ist's, als hätte ich Feuer unter den Sohlen. Ich werde die Minuten bis zu Deiner Rückkehr zählen, Schwester. O, wie will ich arbeiten! Mit den Händen, wie ein Tagelöhner, wenn es sein muß. Aber ich habe das Vorgefühl, daß es gelingt — ich habe es. Du wirst sehen, daß es geht, wenn Du erst meinen Plan erfährst. Und Franz sage — nein, sag' ihm nichts! Er wird doben und doch alles nur für Geflimker halten — der Ehrenmann, wie er im Buche steht. Er würde mir doch seine Hand nicht geben — das könnte einen Fleck hinterlassen. Einer von denen, die beten: ‚Führe uns nicht in Versuchung', und dabei hochmüthig denken: ‚Ein Mann wie ich würde ihr doch widerstehen'. Za, so meinen sie, weil sie eben noch nicht erfahren haben, was die Versuchung ist. Aber sei's darum! Vielleicht denkt er besser von mir, wenn er sieht, wie ich mich zum Leben stelle. Will mal sehen, ob ich es nicht noch mal zum Lächeln zwinge. — Arme Kleine! Arme, kleine, süße Any! Daß sie es nicht auch noch lächeln sehen kann. Das wäre mein höchstes Glück gewesen. Das süße Kind! — Doch jetzt geh, geh, Du Gute, und bringe uns die Befreiung, die Erlösung! Engel haben ja Flügel. Adieu, Hilda! Komm' bald wieder!"

„Za, ich gehe gleich!" sagte Hilda, der es bei diesem hastigen, sprunghaften Gebahen ihres Bruders fast bange wurde. „Aber

Digitized by Google

sprich heute Abend nicht mehr dem Weine zu! Ich bitte Dich darum."

„Er hat keine drei Gläser getrunken," warf Schöpf ein. „Es ist nichts als die pure Freude. Also längstens um Neun!"

„Um Neun!" sagte sie, lehnte Halder's Begleitung ab und eilte durch den Wald zurück.

Wohl war ihr alles klar, was geschehen mußte, aber eine Frage blieb doch, ob sich auch alles Andere günstig zu fügen schien. Dem Sturm bei Franz sah sie jetzt ruhigen Auges entgegen; es war ja viel Schwereres über sie hinweggezogen. Dem Unmuth des erzürnten Bruders Stand zu halten, schien dagegen ein Leichtes — aber wenn nun Franz heute nicht heimkam? Es war ja leicht möglich, daß er, wie es schon zuweilen vorgekommen, die Gastfreundschaft bei Saatdorf's in Anspruch nahm und über Nacht dort blieb. Was dann — dann?

Da plötzlich tauchte wie eine erleuchtende Antwort auf ihre Frage Edwin vor ihr auf, und es war nicht nur sein Bild, sondern er selbst in voller Körperlichkeit, der ihr vom Ende des Hohlwegs entgegenkam.

Er winkte schon von Weitem und schwenkte seinen Hut.

Erstaunt aber hielt sie den Schritt an, als er sie mit einem Vorwurf begrüßte.

„Um des Himmels willen, wo stecken Sie denn? Wo waren Sie so lange? Wir sitzen schon längst bei Tische, und Sie entziehen sich uns und streifen im Walde umher, während wir Sie vergeblich zum Essen erwarten?"

„Mein Gott, ist es schon so spät? Verzeihen Sie!" sagte sie und bot ihm mit freundlichem Lächeln die Hand. „Mir verging die Zeit so rasch."

„Ja, in interessanter Gesellschaft zählt man die Stunden nicht. Während ich voll Sehnsucht der Zeit Flügel verleihen möchte und in steten Gedanken an Sie nach einem Symbol suche, würdig genug, meinen Gefühlen als äußerliches Zeichen zu dienen, während ich meine Seufzer als geflügelte Boten zu Ihnen sende, vergessen Sie meiner im Verkehr — im Verkehr mit andern Männern, Hilda."

„Es war kein heiteres Gesplauder, das mich zurückhielt, Edwin — o, das können Sie mir glauben," erwiderte sie tief verletzt und seinen Worten den für sie einzig denkbaren Sinn unterlegend. „Meinhard war bei uns; er kam, um Abschied zu nehmen. Sie wissen doch: er ist verletzt worden."

„Sie empfangen aber nicht blos Besuche, sondern stalten auch solche ab."

Woher wußte er —? Betroffen blickte sie zu ihm auf

„Ich stalte Besuche ab? Was bringt Sie auf diese Vermuthung?"

„Glauben Sie denn nicht an die Divinationsgabe der Liebe? Sie sieht in die Ferne. Sie hört das Lachen, mit dem sie verhöhnt wird in heimlichen Zusammenkünften."

„Dann hört sie in diesem Falle falsch," fiel Hilda erschrocken ein. Dieses Pathos ging für eine Neckerei denn doch zu weit. „Aber wenn Sie es denn durchaus wissen wollen," sagte sie mit dem stolzen Selbstbewußtsein eines reinen Herzens, „so hören Sie: ja, ich halte allerdings eine Zusammenkunft."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedenkblatt an Goethe.

(Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages.)

Fünfzig Jahre sind seit dem Tode des großen Dichters verflossen: an seinem Gedenktage gehn die Bilder seines Lebens zugleich mit den Gestalten, die er geschaffen, an unserer Seele vorüber, und wir fragen uns, was aus dem Erbe geworden ist, das er der Nation hinterlassen hat.

Vom Hause am Frankfurter Hirschgraben, wo des Patricierssohnes Wiege staud, bis zur Fürstengruft in Weimar, welch ein schöner reicher Lebenslauf! Nach einer feurigen Jugend, hingebracht im Glück und auch in den Verwüstungen der Leidenschaft, ein rasches Einlenken in die Bahn eines geordneten Lebens, ein rasches Emporsteigen zu ersten Staatsämtern, eine durch die Freundschaft eines begabten Fürsten wie im Flug errungene hohe gesellschaftliche Stellung! Nie berührte Goethe die Noth des Lebens, die an Schiller's Genius zehrte, und so wurde in den friedlichen Schatten der hohen Bäume an der Ilm der Apollo, der in Jugendschönheit die goldene Harfe geschlagen, zum Jupiter, der mit seinen Brauen den literarischen Olymp erschütterte. Als er zuerst in Weimar erschien, war er der Liebling der Musen und Grazien, der Frauen und Jungfrauen; selbst die Männer begeisterten sich für ihn, und Wieland, den er kurz vorher angegriffen, war, wie er selbst bekennt, so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Sonne. Er war ein Kind des Glückes, schon weil er die Stimmung hatte, das Glück zu genießen, das ihm entgegenkam.

Jene Zeit der „wüthigen" Ausgelassenheit und wilden Naturfreude ging vorüber, doch die Herzensneigungen, die sein Leben erhellten, bisweilen auch „umdüsterten", begleiteten dasselbe in spätere Jahre. Dank dem Eifer unserer Goethe-Forscher sind ja sehr viele Blüthen gesammelt, welche zur Liebeschronik unseres Dichters gehören; denn diese Herren, welche eine oft recht indiscrete Laterne führen, haben sich viel Mühe gegeben, alle diese leichtgeflügelten Amoretten für das Nationalmuseum auszustopfen. Mag man vom Standpunkt der Moral aus über Goethe's Liebesabenteuer denken wie man will, so viel steht fest: wenn es zu einem glücklichen Naturell gehört, Schönheit und Liebe, die freundlich am Lebenswege stehen, nicht auf Erwiderung warten zu lassen, dem Vergangenen und Entschwundenen aber keine unheimliche Herrschaft über das Gemüth einzuräumen, sondern ihm nur das Recht einer freundlichen Erinnerung zu gönnen, so war Goethe auch hierin ein Kind des Glückes; seine verlassenen Geliebten, wie das Pfarrerstöchterlein von Sesenheim, sogten ihm nicht als drohende Schatten nach, sondern sie wandelten verklärt auf den Asphodeloswiesen seiner Träume; stets hatte er die Elfen zur Hand, die ihm mit „Lethe's Thau" die Vergangenheit aus der Seele badeten oder „mindestens des Herzens grimmen Strauß besänftigten", und wenn die Romantiker das immerhin bedenkliche Vorrecht des Genies verkünderten, daß es über die bürgerliche Moral erhaben sei, so mochten sie in dieser Beziehung mit Recht auf Goethe verweisen — wie viel sich auch vom Gesichtspunkt der Gesellschaft und der Sitte gegen diese Unbefangenheit des großen Mannes sagen läßt.

Und welch ein Glück gewährte dem gefeierten Dichter die wachsende Anerkennung der Mitwelt, wie stand er in der Mitte der Weltliteratur, deren begeisterter Herold er geworden war! Die Andacht einer verzückten Gemeinde, die Bewunderung der Menge, die Huldigungen, die ihm die großen Geister und hervorragenden Köpfe der andern Völker zollten — hat jemals eine Dichterstirn ein reicherer Lorbeer geschmückt?

Doch es war nicht immer so, und das Leben, dessen Gesammtbild so sonnenhell erscheint, hatte auch seine düsteren Stunden. Da mochte auch der lebensfreudige Dichter am Leben verzweifeln und jene wehmüthige Todessehnsucht über ihn kommen, wie er sie ausgesprochen in den Versen der Waldhütte des Kickelhahns:

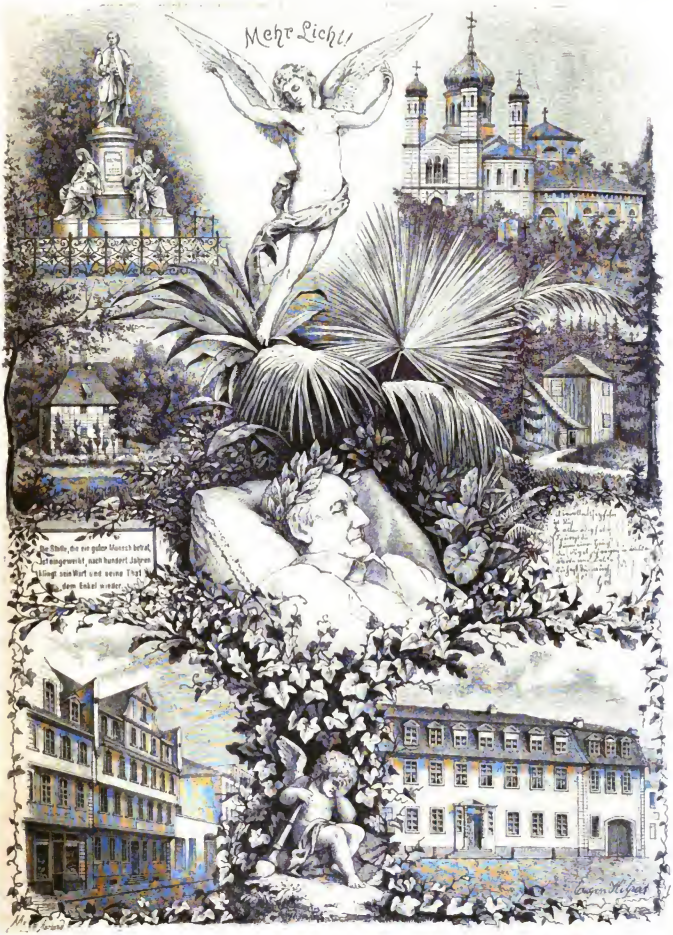
„Die Vögel schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch!"

Auch jener Sonnenschein des Ruhmes, von dem wir sprachen, hat nicht immer sein Leben erhellt, und in solchen Verdunkelungen mochte er an seinem Stern verzweifeln.

Das Wachsen und Werden der Classicität ist ein dunkles Geheimniß; es gab Epochen, Epochen von jahrelanger Dauer, in denen die Nation an ihre großen Dichter nicht glaubte. Goethe hatte mit seinem „Götz" und „Werther" einen Erfolg gehabt, der ihn zum Modedichter machte. Doch die Mode ist vergänglich und haftet an einem bestimmten Genre. Als der Dichter andere Bahnen einschlug, wollte ihm die Nation nicht folgen.

Fast alle seine Meisterwerke, welche das Piedestal seines Weltruhmes bilden, waren in der Gesammtausgabe seiner Werke enthalten, welche in den Jahren 1786 bis 1790 bei Göschen in Leipzig erschien, und diese Gesammtausgabe lag wie Blei in den Fächern des Buchhandels; er selbst schreibt darüber:

„Die Auflage meiner gesammelten Schriften fiel in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte, noch wissen wollte.



Goethe-Denkmal zu Berlin.
Goethe's Gartenhaus in Weimar.
Goethe's Geburtshaus in Frankfurt a. M.

Goethe auf dem Todtenbette
(nach F. Preller).

Die Fürstengruft in Weimar.
Das Goethe-Häuschen auf dem Ettersberg.
Goethe's Sterbehaus in Weimar.

Zur Erinnerung an den 22. März 1832. Originalzeichnung von E. Hilpert.

Digitized by Google

und ich glaubte zu bemerken, mein Verleger finde den Absatz nicht noch seinen Wünschen."

Jene dunkle Epoche wird überfluthet von dem vollen Lichte, das jetzt über Goethe's Leben ausgebreitet ist, doch man versetze sich zurück in jene Zeit; man höre den Buchhändler klagen über den Mangel an Absatz, über die unwillkommene Häufung der unverkauften Exemplare, über welche einige zierliche Lobreden der Literaturblätter nicht zu trösten vermochten. Vielleicht beneidete er den Erfolg der Cramer'schen Romane, welche im großen Publicum eine rasche Verbreitung fanden, und ein wie gebildeter Buchhändler Herr Göschen auch war, musste er nicht ihre werden an der Unsterblichkeit seines berühmten Goethe, von dem die Mitwelt so wenig wissen wollte? Konnte er damals die hundert-tausend Exemplare Goethe'scher Werke ahnen, mit denen einst die Cotta'sche Buchhandlung alle Bibliotheken der Erde bevölkern würde? Und dem missvergnügten Buchhändler trat der durch seine ersten Erfolge verwöhnte Dichter gewiß sehr zaghaft gegenüber: waren es nicht dunkle Tage und Jahre in seinem Leben, in denen er erkannte, daß der Kranz des Ruhmes, wie Tasso sagt, auch für ihn hoch und höher und unerreichbar schwebe? Mußte sich da der Dichter nicht unglücklich fühlen?

Zu jener Einsicht, die er im Jahre 1828 im Vollgenuß seines Ruhmes zu Eckermann aussprach, war er wohl in jener Epoche der Werdelust noch nicht gelangt:

„Meine Sachen können nie populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Doch auch sonst finden sich bei näherem Hinblick Schatten genug in Goethe's sonnenhellem Glücke: schwere Erkrankungen, Aerger über die kleinen Nadelstiche, mit denen die Weimarische Gesellschaft ihn Jahre lang verfolgte, besonders wegen seines Verhältnisses zu Fräulein Vulpius, der kleinen munteren, runden Schwester des Rinaldini-Dichters, Aerger über die Intrigen seiner Feinde, wie sie besonders Kotzebue in nächster aufdringlicher Nähe gegen ihn anzettelte. Diese Summe des erregten Mißmuthes spart ihre Schlaglichtern gewiß auf tausend sonst sonnige Tage im Leben des Dichters, dem überhaupt die wechselnden Stimmungen und Launen seines „Tasso" nicht fremd waren. Hierzu kam ein schwerer Unglücksfall, der sein höheres Alter trübte, der Tod seines einzigen Sohnes, sicherlich einer jener Schicksalsschläge, die sich am schwersten verwinden lassen. So mochte er selbst, der Vielbeneidete, ausrufen, daß unser Leben nur eitel Müh' und Arbeit sei.

Doch des Dichters Freude ist die Dichtung; er lebt in seinen Gestalten und lebt fort in ihnen:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;
Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie sind."

Hier freilich eröffnete sich dem großen Dichter ein Quell der edelsten Freuden, die unvergänglich auch seinem Volke zugute kommen sollten.

Goethe als Denker und Dichter war der Natur zugewendet; das Geheimniß des Pflanzenlebens erkannte er mit tiefsinnigem Blick; was das eigentliche Wesen der Farbe sei, suchte er aus einer Fülle eigener Erfahrungen zu erkennen, im Widerspruch mit den herrschenden Anschauungen, die freilich seine Polemik überlebten; auch für Steine und Sterne, für den Knochenbau und die Anatomie der Thiere hatte er ein wissenschaftliches Interesse, aber er trat an die Natur heran mit großem Sinne, nicht mit der Genügsamkeit der Specialisten, mit glühendem, unbefriedigtem Wissensdrang, dem er in seinem „Faust" ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat.

Ein inniges Naturempfinden athmet in seinen „Liedern". Kein Dichter hat so wie er das Weiche, Zarte, Wonnige und Wohlige der elementarischen Gewalten und den Zauber stimmungsvoller Beleuchtungen in seinen Versen wiedergegeben: wir brauchen blos an die Ballade „Der Fischer" und die Lieder „An den Mond" und „Auf dem See" zu erinnern. Mit seinem Faust durfte der Dichter sagen, daß ihm die herrliche Natur zum Königreich gegeben sei und die Kraft sie zu fühlen, zu genießen.

So war auch die echte, unverfälschte Natur im Menschenleben seiner Muse vor allem erschlossen, und da das ewig Weibliche der Natur am nächsten steht, so wußte er ihren unvergänglichen Zauber seinen Frauen einzuhauchen. Sein Gretchen, sein Clärchen und im höheren Stil seine Iphigenie, seine Leonore nebst zahlreichen weiblichen Gestalten aus seinen Romanen gehören in der Bildergallerie der Weltliteratur zu den unerreichten dichterischen Schöpfungen. Was seine Männer betrifft, so hat er dem Leben zu oft schwächliche und schwankende Charaktere nachgezeichnet, wie sein Clavigo, Werther, Weislingen, oder er hat sie zu Trägern jener wechselnden Stimmungen gemacht, die seine eigene Brust bewegten, wie Tasso und Faust.

Und wie haben die folgenden Geschlechter dieses Naturevangelium, das Vermächtniß Goethe's, fortgebildet? Nur unsere Lyrik athmet in Naturempfindung und Stimmung oft den Goethe'schen Hauch und auf seinem westöstlichen Divan ruhten viele Sänger nach ihm; doch der moderne Realismus, der an Goethe anzuknüpfen scheint, besonders in Erzählung und Roman, verleugnet sein großes Muster wieder dadurch, daß er die nackte Trivialität und Prosa des Lebens hervorkehrt und daß über seinen Alltagsbildern nichts von dem feinen geistigen Duft schwebt, der alle Werke Goethe's verklärt. Gegen diese Naturlichkeit hat sich der Dichter selbst in seinen „Musen und Grazien in der Mark" mit berechtigtem Spotte gewendet, und doch ist sie später Jahrzehnte hindurch in unserer Literatur zur herrschenden Mode geworden. Was aber würde der Weimarische Dichterfürst zu dem brünstlen Naturalismus der Neufranzosen gesagt haben, dessen wüster Hereinbruch in unsere deutsche Dichtung eine von Tag zu Tag wachsende Drohung ist?

Die Tendenz Goethe's ging auf die Schönheit, und der Adel dieser Schönheit beseelte bei ihm das dichterische Wort. Niemals ist die deutsche Sprache zu solcher entzückenden Grazie aufgeblüht wie in „Tasso" und „Iphigenie", und nur in Schiller's Werken findet sich gleiche unnachahmliche Prägnanz wie im „Faust". Es kam eine Zeit, wo man es für ein Zeichen des wahren Genius ausgab, von solchen Schönheiten gering zu denken; arm an ihnen zu sein sollte für wahren Reichthum gelten. Verschuldet hatten solche Einseitigkeit die schwächlichen Nachahmer der großen Dichter; die schöne Sprache war eine beliebte Floskel des Lobes bei den geistig Armen geworden; deshalb wandten sich dagegen die Stürmer und Dränger, die das Mark titanischer Kraft in sich zu fühlen glaubten. Die schöne Sprache geriath in Verruf, und noch heute erregt sie in dramatischen Dichtungen das Achselzucken der Bühnenlenker und den Spott der sich so überlegen dünkenden Feuilletonkritik. Das heißt aber das Kind mit dem Bade ausschütten. Man darf die wahrhaft schöne Sprache, in welcher sich des Dichters Schwung, Eigenart und Bedeutung zeigt, nicht gering schätzen, weil matte Copien durch einen oberflächlichen Firniß von Schönrednerei zu glänzen suchen. Was wären Schiller's und Goethe's Dichtungen ohne ihre „schöne Sprache"? Ihre Unvergänglichkeit beruht auf dem „einmal Gesagten", auf dem Zauber des von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkenden Wortes, das mit dem Gedanken untrennlich verschmolzen ist. Wer freilich für den feinen Aether der Begeisterung, der über echten Dichtwerken und jedem echten Dichterwort zittert, keinen Instinct hat, der wird niemals in der Literatur Gold von Messing unterscheiden lernen.

An Goethe's Vorbild lehnen sich aber auch die Dichter an, welche alles Gewicht legen auf die bloße Schönheit der Form und denen der geistige Inhalt ein gleichgültiger ist. Das sind die akademischen Modellzeichner, die ihre poetische Studienmappe zur Schau stellen; das sind die kleinen Goethe's, die mit falscher Vornehmheit von ihrem Miniaturolymp herab auf die rastlos Strebenden sehen, auf diejenigen, die im Kampfe der Geister ringen und das Siegel des geistig Bedeutenden ihren Werken aufzuprägen suchen. Mit Unrecht berufen sich diese Pygmäen auf Goethe, der, wie sein „Faust" beweist, die Löwenhaut besaß, um ganze Heere derselben wie Hercules darin einzuwickeln. Goethe's Dichtungen wie sein Leben zeigen uns das gleiche Ideal, die Harmonie der Existenz, das resolute Leben im Wahren, Guten und Schönen. Dies Ideal sollte weder unserer Poesie, noch unserer Nation je verloren gehen. Hat sie mit der Energie sittlicher Thatkraft, welche Schiller's Erbtheil ist, sich in großen Kämpfen ein eigenes Reich begründet, so sollte sie es ausdauern im Goethe'schen Geiste, mit Ruhe und Klarheit, mit edler Harmonie, frei von allen Verzerrungen des

Digitized by Google

geistigen und sittlichen Lebens, hingegeben an den Cultus des Schönen.

Mit solchem Wunsch und Streben ehren wir am besten den großen Dichter an seinem Gedenktage, der aus an die Fülle des Herrlichen mahnt, das wir seinem Genius verdanken.

„Mehr Licht!“ rief der sterbende Dichter. Das sei und bleibe die Losung unseres Volkes! Mehr Licht der Wahrheit und Schönheit und nimmer die Nacht der Barbarei! Das walte Goethe's schützender Genius!

Rudolf von Gottschall.

Der Aufstand in der Crivoscie und der Herzegowina.

Als im Jahre 1814 die politische Karte von Europa nach dem Gutdünken der Diplomaten wieder einmal „für ewige Zeiten“ umgestaltet wurde, gelangte Oesterreich in den dauernden Besitz der Lande, welche heute den südlichen Theil Dalmatiens bilden und deren Bevölkerung sich im Laufe dieses Jahrhunderts jetzt bereits zum dritten Male gegen die österreichische Regierung auflehnt. Einst waren die Städte dieses Küstenstriches nicht unbedeutende Handelsplätze und Pflegestätten der Künste und Wissenschaften, welche sowohl der Uebermacht Venedigs zu trotzen wie auch den Einfällen der türkischen Horden bald mit Waffen, bald mit Goldmünzen erfolgreich zu begegnen wußten. Im Anfange dieses Jahrhunderts aber war ihr Wohlstand bereits untergraben, und selbst der Freistaat Ragusa hat in den Napoleonischen Kriegen seine Macht vollständig eingebüßt, da von den 360 Schiffen, über welche diese Handelsrepublik verfügte, 300 theils von den Engländern und Russen gekapert wurden, theils im Hafen versaulten.

Auch unter Oesterreichs Herrschaft hat sich die Bedeutung dieses Küstenlandes nicht merklich gehoben, und man schrieb die geringe Entwickelungsfähigkeit des dortigen Handels und Wandels der ungünstigen politischen Lage Dalmatiens zu, welches, einen schmalen Streifen bildend, durch die Nachbarschaft der in volle Anarchie zerfallenden Türkei stark beeinträchtigt war. Darum wurde unter den Gründen, die Oesterreich zur Occupation von Bosnien und der Herzegowina veranlaßten, auch der Umstand angeführt, man müsse für Dalmatien ein Hinterland schaffen. Und in der That wird die Neubelebung des dalmatinischen Handels einen nicht zu unterschätzenden Erfolg des Vordringens von Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel bilden — vorausgesetzt, daß es der österreichischen Regierung gelingt, die verwilderten Stämme der occupirten Provinzen für die culturelle Arbeit zu gewinnen. Bis jetzt ist freilich von derartigen Erfolgen noch nichts zu spüren; Bosnien und die Herzegowina haben vielmehr Oesterreich gegen 300 Millionen Gulden gekostet, und die von dem Türkenjoche befreiten Südslaven danken Oesterreich für den ihnen gewährten Schutz mit Meuterei und Aufruhr.

Während wir diese Zeilen niederschreiben, soll von den österreichischen Regimentern auf den unwirthlichen Höhenzügen der Crivoscie und der Herzegowina ein Hauptschlag gegen die Insurgenten geführt werden, und mit pochenden Herzen sehen Tausende von deutschen Familien dem Ausgange des Kampfes entgegen; denn Tausende aus dem deutschen Volke setzen dort ihr Leben ein, auf gefahrvollen Gebirgspfaden von wildtobenden Schneestürmen nicht minder bedroht als von feindlichen Kugeln.

Eine kurze Beschreibung des Kriegsschauplatzes wird daher vielerorts den Lesern der „Gartenlaube“ ohne Zweifel willkommen sein, ebenso wie die beigefügte Karte, auf welcher die Betheiligten den gefahrvollen Wegen ihrer Söhne und Väter unsichwer zu folgen vermögen, welche für Oesterreichs Ansehen und den Frieden Europas tapfer einstehen.

Am südlichen Ende der dalmatinischen Küste bildet das Meer eine vielzackige, von hohen Bergen umrahmte Bucht, die Bocche di Cattaro, welche den Schiffern als ein vortrefflicher Hafen wohlbekannt ist und den Touristen durch seltene Naturschönheit entzückt. Bald fallen hier steil und kahl die Felsenwände gegen den dunklen Wogengrund ab; bald prangt das Gestade im reichen Schmucke der Vegetation, der das Auge des Fremden um so mehr fesselt, als hier, neben den nordischen Bäumen, die Orangen und Citronen, die Dattelpalmen und die Cypressen, sowie Aloe und Granatbüsche gedeihen. In dem nordwestlichen Winkel dieser Bucht liegt der kleine Handelsplatz Risano, von dem aus man an leichtesten in das Insurrectionsgebiet gelangt. Fast unmittelbar hinter Risano verändert sich der Charakter von Land und Leuten wie mit einem Schlage. Die Weingärten und Obstpflanzungen werden, je mehr man gegen das Gebirge vordringt, immer seltener, und auch der Baumwuchs verschwindet bald, bis die Gegend ein karstartiges Hochplateau, die Crivoscie, bildet, welches, mit spärlichem Grase bedeckt, nur als Weideplatz benutzt werden kann.

Nach dieser Ebene, auf welcher im Jahre 1836 das Fort Dragali erbaut wurde, führt von der Küste nur ein elender Saumweg, der sich durch zahlreiche Engpässe und an gefährlichen Schlnchten vorbei schlangenartig hinaufwindet. Von Straßen im europäischen Sinne des Wortes findet man in der Crivoscie nicht die geringste Spur. Dabei zeigt hier das Gebirge all die öden und trostlosen Eigenschaften des Karstes in so hohem Maße, daß eine wildere und rauhere Gebirgsgegend schwerlich irgendwo in Europa nachzuweisen wäre.

Während man ferner an der Küste auf Ueberreste alter Cultur stößt und einem lebhaften Handel und Wandel begegnet, findet man auf der Hochebene der Crivoscie einen Hirtenstamm, der, noch in halbwildem Zustande lebend, kein geschriebenes Gesetz anerkennt und an seinen alten überlieferten Vorrechten mit Zähigkeit festhält. Als die Türken die Völker der Balkanhalbinsel unter ihr Joch beugten, wußten die Crivoscianer, gleich ihren Brüdern in den Schwarzen Bergen, sich einen gewissen Grad von Unabhängigkeit zu sichern, da ihr Widerstand in der unwirthlichen Natur ihrer Heimath einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen fand. Aber gerade durch diese unaufhörlichen Kämpfe mit ihren Grenznachbarn verwildert, haben diese Hirten bis auf den heutigen Tag die barbarischen Kriegsgebräuche ihrer Vorfahren beibehalten und pflegen, wie man erzählt, den gefallenen Feinden die Köpfe abzuschneiden, um nach der Art der skalpirenden Indianer Siegestrophäen zu sammeln. Wie die Montenegriner es für eine Schande halten, ohne Waffen zu erscheinen, so betrachten auch die Crivoscianer Handschar und Flinte als unentbehrliche Costümstücke, und man sieht diese Söhne der Berge wohl darum verhältnißmäßig so selten in den nahen Küstenstädten Dalmatiens, weil sie vor dem Eintritt in dieselben ihre Waffen ablegen müssen. Ein erfahrener Kenner dieses Volksstammes beschließt eine Charakteristik desselben mit folgenden vielsagenden Worten:

„Wenn ein Schriftsteller die Crivoscie den ‚österreichischen Kaukasus‘ genannt hat, so können wir ihm bedingungsweise beipflichten, wenn aber Andere die Bewohner jenes Districtes mit den Rothhäuten des amerikanischen Westens verglichen haben, so müssen wir ihnen ohne allen Vorbehalt beistimmen.“

Auf sich allein angewiesen, würden die Crivoscianer schwerlich in der Lage sein, der österreichischen Regierung ernstere Verwickelungen zu bereiten; denn alle ihre Gemeinden zusammen zählen höchstens viertausend Seelen. Sobald aber in ihren Bergen die Schüsse knallen, werden durch ihr Echo die Stammesbrüder aus Montenegro und der Herzegowina aus dem dolce far niente aufgerüttelt, und sie erscheinen sofort schaarenweise, um an dem „Kriege“ theilzunehmen. Werden die Crivoscianer dagegen von den österreichischen Truppen zersprengt, so können sie ihrerseits sicher sein, daß sie in den benachbarten Schwarzen Bergen, in dem souveränen Fürstenthum Montenegro, allezeit die gastlichste Aufnahme und den Schutz vor „fremden Bajonetten“ finden.

Die Crivoscie bildete jedoch nur den Ausgangspunkt des gegenwärtigen Aufstandes, welcher sich in kurzer Zeit auch auf den südlichen Theil der im Jahre 1878 occupirten Länder, auf die Herzegowina, erstreckte.

Im Großen und Ganzen herrscht auch hier der Karstcharakter in der Bildung des Gebirges vor; auch in der Herzegowina finden wir überall Armuth an Wasser und Lebensmitteln, sowie zerklüfteten, unwegsamen Felsboden. Das ganze Land besitzt nur eine einzige leidliche Straße, die in dem Narentathale von Mostar nach Serajewo führt, während sonst nur elende Saumwege die Communication zwischen den einzelnen Ortschaften vermitteln. Unter

Digitized by Google

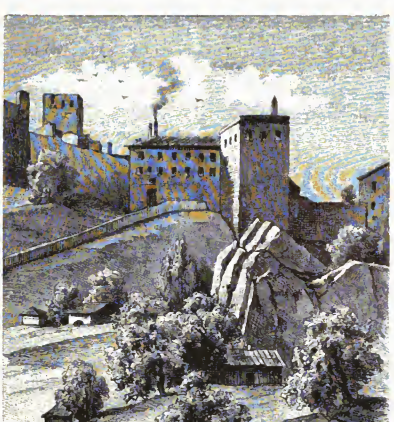
Karte des österreichischen Aufstandsgebiets.

Digitized by Google

den herzegowinischen Festungen gilt Stolatz (vergl. unsere Abbildung) als die bedeutendste, da sie über der gleichnamigen Stadt auf einem hohen, schwer zugänglichen Felsen erbaut ist.

Die Gesammtbevölkerung der Herzegowina betrug nach der am 15. Juni 1879 vorgenommenen Volkszählung nur 187,710 Einwohner, wiewohl das Land Oberösterreich an Flächenumfang übertrifft. Allerdings finden wir in den Städten dieses Bezirkes nicht unbedeutende Anfänge eines industriellen Wirkens. So ist z. B. die wegen ihrer Marmorbrücke einst weiterhin bekannte Hauptstadt Mostar durch ihre Gerbereien in der Umgegend zur Berühmtheit gelangt, während Foscha, ein an der montenegrinischen Grenze gelegener Ort, seit alten Zeiten den Sitz tüchtiger Waffenschmiede bildet, welche vortreffliche Damascenische Klingen, Handschars und Messer herstellen. Im Großen und Ganzen aber ist die Bevölkerung des Landes nicht gerade arbeitskünstig und betreibt die Landwirthschaft in höchst primitiver Weise, indem sie z. B. den Boden mit einem hölzernen Pfluge aus Olims Zeiten beackert.

Wir brauchen wohl nicht besonders hervorzuheben, daß die Kriegsführung in einem solchen Lande mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist; stehen doch, wie schon angedeutet, den vorrückenden Truppen nicht einmal fahrbare Straßen, geschweige denn Eisenbahnen, zur Verfügung, und so sieht sich der Soldat gezwungen, bei weiteren Expeditionen seinen Proviant im Tornister zu tragen. Aber dieser Kriegsschauplatz ist dem österreichischen Generalstab nicht unbekannt, und man darf hoffen, daß er die Erfahrung der Feldzüge von 1849 und 1869 in der Crivoscie und der Herzegowina benutzen und den Aufstand in verhältnißmäßig kurzer Zeit niederwerfen wird. Für die Beurtheilung der heutigen Kämpfe ist vor Allem die Geschichte der Insurrection 1870 maßgebend.



Festung Stolatz in der Herzegowina.

Nach einer Skizze von F. Weibel auf Holz gezeichnet von H. Heubner.

Damals sollte die im Jahre 1868 allgemeine Wehrpflicht auch in den in den Jahren 1869 und in Oesterreich angenommene süddalmatinischen Bezirken durchgeführt werden. Wiewohl die Regierung erklärte, daß die dortigen Wehrpflichtigen nur in einer zur Vertheidigung ihrer engeren Heimath bestimmten Landwehr dienen sollten, so weigerten sich die Cattareser dennoch, dem neuen Gesetze Folge zu leisten, und beriefen sich auf ein altes Privileg, auf Grund dessen sie nur zum Seedienst herangezogen werden dürften. Als trotz dieser Proteste und einer an den Kaiser gerichteten Petition die Regierung sich anschickte, die Rekrutirung durchzuführen, griffen die Crivoscianer zu den Waffen und überfielen am 7. October 1869 ein Truppendetachement, welches der Uebermacht weichen mußte.

Die in Folge dessen gegen Mitte October von dem österreichischen Heere vorgenommene Expedition gegen die Crivoscie scheiterte vollständig, und die Truppen mußten den Rückzug antreten, ohne ernstlich auf den Feind gestoßen zu sein, da auf der Hochebene eine furchtbare Bora das weitere Vordringen derselben unmöglich machte.

Hierdurch ermuthigt, rückten nun die Insurgenten vor, verstümmelten und tödteten alle österreichischen Marodeure, die ihnen in die Hände fielen, und erschienen am 23. October vor Cattaro, welches sie sogar auf kurze Zeit eingeschlossen hatten. Nachdem es schließlich den Truppen gelungen war, die Insurgenten von der Küste in das Gebirge zurückzudrängen und das Fort Dragali zu verproviantiren, wurden Winterquartiere bezogen, und General Graf Auersperg begann mit den Crivoscianern zu unterhandeln.

Am 17. December wurde inzwischen General von Rodich mit

Mostar in der Herzegowina.

Nach einer Skizze von F. Weibel auf Holz gezeichnet von H. Heubner.

geheimer Instruction nach Süddalmatien entsandt, und ihm gelang es schließlich, das Land zu beruhigen. Die Form aber, in welcher der sogenannte „Friede von Knezlag“ geschlossen wurde, war für die österreichisch-ungarische Monarchie nichts weniger als rühmlich. General Rodich bewilligte den Insurgenten vollständige Amnestie und Beibehaltung ihrer Waffen, unter der Bedingung, daß sie dieselben auf kurze Zeit niederlegen und dem Kaiser sich formell ergeben sollten. Dieser Schlußact des blutigen Dramas, welcher am 11. Januar 1870 sich abspielte, war ein lächerliches Possenspiel. Einige Hundert Crivoscianer erschienen vor dem österreichischen General, übergaben ihm ihre Gewehre und erklärten, daß sie sich dem österreichischen Kaiser unterwürfen. Zu väterlichem Tone hielt hierauf der General eine Strafpredigt an die Ungehorsamen und gestattete ihnen, nachdem er sie mit Geld beschenkt hatte, die Büchsen zur eigenen Sicherheit wieder mitzunehmen.

Nun knallen diese Büchsen wieder gegen die kaiserlichen Truppen, und der Grund der Auflehnung ist dieselbe Einführung der Wehrpflicht. Die Wiener Regierung hat nämlich beschlossen, die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina, die bis jetzt vom Militärdienst befreit war, zu diesem Dienste heranzuziehen und zunächst die Landwehrorganisation in dem Bezirke von Cattaro durchzuführen. In den Augen der Gebirgssöhne war diese Heranziehung zu den Pflichten, die sonst jeder Staatsbürger erfüllen muß, wiederum ein schmählicher Privilegienbruch, und die Nachricht empörte sie umsomehr, als die Verheißungen, welche Oesterreich bei der Besitzergreifung des Landes gemacht hatte, noch immer auf ihre Erfüllung warten lassen. Die mohammedanische Bevölkerung weigerte sich außerdem, einem christlichen Souverain den Eid der Treue zu Wasser und zu Lande zu leisten, und schloß sich der Insurrection an. Dazu kommt es noch, daß fremde Agenten schon seit längerer Zeit das Land gegen Oesterreich aufwühlen und die Bevölkerung für panslavistische Ziele zu gewinnen suchen, nun wiederum das „Bäschen Herzegowina“ zum Ausgangspunkte großer kriegerischer Verwickelung zu machen.

Die Crivoscianer und ihre Brüder aus der Herzegowina ließen sich vielleicht mit Goldmonsten zum zweiten Male beschwichtigen; ein südslavischer Politiker hat wenigstens an die ungarische Regierung die naive Frage gerichtet, warum man denn die Bevölkerung der Herzegowina für seine Zwecke nicht kaufen wolle. Die Rüstungen, welche Oesterreich gemacht, deuten jedoch darauf hin, daß man diesmal in Wien nicht geneigt ist, die Komödie von Knezlag zu wiederholen, sondern beschlossen hat, den Knoten mit dem Schwerte zu lösen, wie es das Ansehen und die Würde Oesterreichs erheischt.

Auf die Andrassy'sche Occupationspolitik, vor welcher einst die deutsche liberale Partei in Oesterreich die Lenker des Staates so nachdrücklich gewarnt hat, wirft freilich der gegenwärtige Aufstand ein grelles und unheimliches Licht.

Römische Straßenjungen.

Mit Abbildungen nach Skizzen von A. Eisert auf Holz gezeichnet von A. Langhammer.

„Römische Straßenjungend!“ denkt der kritische Leser, „sonderbares Thema! Die Straßenjungen werden in Rom sein wie überall: neugierig, naseweis, lärmend, meist schlecht gewaschen, stets unartig ꝛc.“

Allerdings lassen sich diese Eigenschaften den römischen Gassenjungen nicht ganz absprechen. Auch kann ich nicht behaupten, daß sie alle so schön sind, wie die vielen sogenannten „Knaben aus Rom“, die — mit träumerischen Augen, langen (natürlich kohlschwarzen) Locken und zugehörigem Spitzhut — bei uns in allen Kunstläden und Schaufenstern in Oel, Aquarell, Kupferstich, Holzschnitt, Stahlstich ꝛc. ausgestellt sind.

Und doch zeichnen sie sich vor der Jugend aller andern Städte aus durch etwas Eigenartiges, das sie bald zu Lieblingen Jedes machen muß, der sie auch nur eine kurze Zeit lang mit Interesse beobachtet.

Das mag zunächst seinen Grund darin haben, daß Roms classischer Hintergrund die an sich oft unbedeutendsten Dinge dem Fremden bedeutsam erscheinen läßt — also auch den Straßenjungen. Diesen Zauber des Antiken unterliegt besonders der normale Deutsche, der als Mann von classischer Schuldildung mit dem historischen „frommen Schauder“ den antiken Boden betritt; er wird leicht geneigt sein, auch die zum Theil etwas minder würdigen modernen Römer mit einigermaßen romantischen Augen anzusehen. Natürlich —! Wer in seiner Jugend Jahre lang antike Geschichte und Sprachen studirt hat, wer als Lateinschüler mit saurem Schweiß die Geographie von Rom, die sieben Hügel und die Thore der ewigen Stadt auswendig gelernt hat, der betrachtet wohl unwillkürlich mit einigem Neid die ungewaschenen Jungen, die unter diesen Hügeln aufgewachsen sind und keine Schläge und kein „Nachsitzen“ bekommen haben, um zu lernen, wo man den Triumphbogen des Constantin und den tarpejischen Felsen zu suchen hat, und vor seiner Zeit, bedroht vom pädagogischen Stab des Rectors, „aqua — das Wasser“ declinirt lernen mußte, den berührt es eigenthümlich, wenn nun hier ein barfüßiger Bengel, der gewiß nie declinirt oder conjugirt hat, mit einem Glas Eiswasser auf ihn losstürzt: „acqua, Signore, acqua fresca, acqua!“ schreiend, — als ob es nicht Zumpt's Grammatik bedürfte, um die Sprache Cicero's zu lernen! Ganz charakteristisch für dieses Ueberraschungsgefühl war es, wenn ein deutscher Philologe und eingefleischter Grammatikal-Pädagoge bei dieser Gelegenheit mechanisch zu antworten pflegte: „Ja, aqua, Nominativ Singularis, das Wasser — aquae, Genitiv Singularis, des Wassers!“

Allein ich kann nicht zugeben, daß alles auf Illusion beruht, was die römischen Straßentypen, insbesondere die Jugend, auszeichnet. Nein, es ist thatsächlich etwas Besonderes in ihrem Wesen: eine Verkörperung jenes eigenthümlichen Contrastes von anmuthiger Grandezza und ruheloser Lebhaftigkeit, eine komische Mischung von edler Vornehmheit und unedler Gewinnsucht, von träumerischer Sinnigkeit und ausgelassener Fröhlichkeit, welche ja allen Südländern der niederen Stände eigen ist, aber gerade bei der römischen Straßenjugend am allerfrappantesten zu Tage tritt. Wer nur irgend ein Auge hat für den sogenannten Straßenhumor, dem springen gerade bei ihr die heitersten Scenen auf Schritt und Tritt in's Auge, der genießt Lustspiele, wie sie in keinem Theater der Welt dramatisch lebhafter und psychologisch feiner dargestellt werden können — alles nur für einen Soldo oder eine Cigarre!

Sehen wir uns diese Schauspieler ein wenig näher an! Wir können versichert sein, sie sind nie „unpäßlich“ und stets in Action.

Wir treten Morgens aus dem Hause, im Kopf den Schlachtplan für die heute zu beschäftigenden Sehenswürdigkeiten. Auf der Straße herrscht schon reges Treiben: denn die kühlere Jahreszeit will ausgenützt sein. Aber unbekümmert um den geschäftigen Menschenknäuel, der die Straße auf- und abwogt, lagern auf dem Trottoir die langhaarigen Ziegen, die der Hirt aus der Campagna früh Morgens zur Stadt treibt, um die Milch zum Frühstück zu verkaufen. Der struppige Hirt hat soeben eines der Thiere gemolken und tritt in ein Café, seine Waare auszubieten.

Jetzt fährt hinter dem nächsten Eckstein hervor — wie der Falk auf die Tauben — ein braunes, hutbewachtes, kleiner Kerl auf einen der nachdenklichen Wiederkäuer los, stürzt sich nieder und — saugt aus Leibeskräften am vollen Euter, daß ihm die Milch über die Wangen trieft.

Ehe der brave Campagnole herausstürzt und den langen Prügel gegen den Milchdieb schwingt, entweicht dieser mit ein paar Sprüngen — sein Frühstück hat ihn gestärkt. Hinter dem Eckstein holt er seine Zeitungen hervor, und nun nimmt er seine unterbrochene Handelsthätigkeit wieder auf, mit entsetzlich unmelodischem Tonfalle sein: „ecco giornali, ecco notizie nuovissime — Fanfulla — Popolo romano — ecco gazetta!“ hinausbrüllend. Ja, „brüllend“: denn es gilt, die anderen Zeitungsverkäufer zu überschreien und die übrigen Dutzende von Verkäufern anderer Artikel zu übertäuben, die ihrerseits mit geradezu polizeiwidrigem Geschrei ihre Fächer, Zündhölzer, Zahnstocher, Stadtpläne, Heiligenbilder, Lotterieloose, Hoteranzeiger, Pantoffeln ꝛc. ꝛc. anpreisen. Einzelne mit besonders schrillem Organ ausgerüstete Kerle haben ihre Waaren in Reime gebracht und singen sie nach der Melodie irgend einer bekannten Oper, deren Componist sich

Digitized by Google

wohl nicht hat träumen lassen, daß sein musikalisches Meisterwerk noch zu einem Text über Zündhölzer und Zahnstocher werde gemißbraucht werden — ein wahrer Höllenlärm, der den ganzen Tag über tobt.

Daß wir Fremde sind, sieht natürlich jeder der Bengel auf den ersten Blick, daß wir Deutsche sind, ebenso. Folgerichtig stürzt der erste, der uns sieht, auf uns los: „Signori, prendete questo giornale; l'imperatore di Germania è ammalato.“ (Nehmen Sie diese Zeitung — der deutsche Kaiser ist krank.) Als patriotische Deutsche, die an ihrem Kaiserhaus liebevoll hängen, kaufen wir das Blatt, um zu erfahren, worin die Krankheit Seiner Majestät besteht. Natürlich ist die Krankheit reiner Schwindel; denn dem deutschen Kaiser geht es besser als je; das Blatt erzählt sogar von einer Reise desselben, aber der Verkäufer hat seinen Zweck erreicht und ist schon längst im Gewühl verschwunden, um andere anzuschwindeln, ehe wir uns nach ihm umsehen.

Wir sind am ersten Ziel unserer Wanderung angelangt und treten in eine der mzählgten Kirchen, um irgend ein berühmtes Deckengemälde oder eine Madonna zu bewundern. Dicht gedrängt voll von Andächtigen ist der Raum; elegante Damen und Herren, Bauern aus der Campagna, Arbeiter, alles holt sich im Heiligthum den Morgensegen für das beginnende Tagewerk. Am Weihwasserbecken aber entwickelt sich eine sonderbare Scene. Zwei kleine, barfüßige Gassenjungen mit braunen Waden und Armen lechzen förmlich nach dem heiligen Wasser, allein sie sind viel zu klein, um die Hand in das Marmorbecken tauchen zu können. Was thun? Ohne jedes Besinnen biegt sich der eine vornüber: „monta, monta! (steig' hinauf!)“; der andere klettert ihm auf die Schultern, taucht den Finger, nein, die ganze Hand in das Weihwasser, betreuzt sich und springt herunter. Das geht alles wie der Blitz.

Nachdem wir die Kirche verlassen, sehen wir uns nach einem Wagen um und fahren zur zweiten Nummer unseres heutigen Programms, nach Sanct Peter. Da wir aussteigen, ist der Kutscher, wie immer, natürlich nicht zufrieden mit dem Lohn und verlangt durchaus noch eine buona mancia (Trinkgeld). Während wir mit ihm streiten, kommt ungerufen ein kleiner Kerl von sechs oder sieben Jahren herzu und sagt uns in väterlich protegirendem Gönnerton: „O nein, meine Herren, zahlen Sie ihm nicht mehr als 80 Centesimi! Das ist genug — basta questo.“ In demselben Athem bittet er sogleich um einen Soldo für seine Intervention; wir lachen, geben ihm ein Goldstück, das er mit gnädigem: „grazie, Signore! a rivederla“ (Danke, auf Wiedersehen!) annimmt, dann aber entweicht er flüchtig; denn der Kutscher greift ingrimmig nach der Peitsche, um ihm die Vermittelung seinerseits zu belohnen.

Kaum haben wir zwanzig Schritte gemacht, als bereits ein anderer Junge herbeieilt mit geschäftigem:

„Si, Signori, Sie haben ganz Recht, hier geht's nach S. Pietro in Vaticano — also einen Soldo!“

Welch logische Begründung! Natürlich jagen wir ihn fort, aber nach ein paar Augenblicken kommt ein Dritter herbeigestürzt: „Mein Herr, mein Herr, Sie verlieren Ihr Taschentuch. Also einen Soldo!“

Vom Verlieren des Taschentuches ist natürlich keine Rede; das Taschentuch sieht nur vorsichtsmäßig etwas aus der Brusttasche hervor. Auch dieser Verschlter wird abgewiesen — allein wir kommen vom Regen in die Traufe. Schmutzracks steuert ein kaum fünfjähriger Stiefelputzer mit hochgeschwungenen Bürsten auf uns zu:

„Die Stiefel, meine Herren!“

Da wir nicht so eitel sind wie die römischen Herren, die mindestens jede Stunde ihre Stiefeln putzen lassen, ignoriren wir diese Mahnung. Doch er zieht andere Saiten auf:

„Aber, meine Herren, solche Stiefel!“ ruft er vorwurfsvoll und läuft neben uns her. „O Dio mio! welch schmutzige Stiefel! O santa madre di Dio! welche Stiefel! O, meine Herren — nein, wie schmutzig! O, meine Herren — nein, es thut mir leid, meine Herren — in der That — aber nein, solche Stiefel — es thut mir leid um Sie, in fatto! es thut mir sehr leid, sehr!“

Das Alles im wärmsten Tone tiefinnigster moralischer Ueberzeugung! Das reine, uneigennützige, mitleidsvolle Bedauern mit einem Fremde, den man auf schlechten Wegen sieht — es kann nicht übergezogener und eindringlicher gegeben werden, als es dieser kleine Teufel thut, da er unsere Stiefeln putzen möchte „per due soldi“ (um zwei Soldi). Aber Alles hilft nichts; wir wollen unsere Stiefel durchaus nicht putzen lassen. Da, endlich, ergreift er sein letztes Mittel: mit lautem Gejohle verfolgt er uns:

„Oho, seht diese Deutschen! Dieses sind Deutsche. — Man erkennt alle Deutschen daran, daß ihre Stiefel nie geputzt sind.“

Nun, das geht uns denn doch zu nahe an unsern Nationalstolz: wir sind geschlagen und erlauben ihm lachend, unsere Stiefel zu putzen. Er putzt und erhält zwei Soldi; unsere Ehre ist gerettet, und wir können das Vaterland wieder würdig repräsentiren — was die Stiefel betrifft.

Man könnte hieraus schließen, diese kleinen menschlichen Blutegel, die nie um Mittel der Reclame verlegen sind und nie um einen Grund, einen Soldo zu erbitten, sie seien in der That mehr niederträchtige Krämer als liebenswürdige Schanzspieler. Allein dieser Schluß wäre zu hart; man bedenke, daß sie meist aus directer Noth handeln; sie sind fast sämmtlich auf sich angewiesen und haben keine Eltern, die ihnen gegenüber eine Verpflichtung fühlen. Und andererseits ist es sicher, daß sie in das liebenswürdigste Gegentheil umgewandelt werden, sobald man einen wirklichen Dienst von ihnen verlangt. Ein paar Soldi oder eine Cigarre machen Jeden zum dienstbeflissensten Gehülfen, zum besten Führer und zuverlässigsten Geschäftsträger. Mit angelegentlichster Sorgfalt bezüglich des kürzesten Weges führt uns Jeder, dem wir zuvor eine Cigarette anbieten, durch die Straßen, und mit komischer Grandezza entläßt er uns am Ziele mit einem pathetischen „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ als ob er uns an die Pforten der Unterwelt hätte führen müssen und sich im Trennungsschmerze nur auf ein Wiedersehen im besseren Jenseits vertröste.

Wir führen unser Programm durch, und nachdem wir, vom überwältigenden ersten Eindrucke des gewaltigen Baues von S. Pietro ganz erfüllt, uns wieder in's Freie gerettet haben, wandern wir zurück durch die volkreichen Straßen, froh, den riesengroßen, sahara gleichen Platz vor St. Peter in der schattigen Colonnade Bernini's umgangen zu haben, und froh, durch das lebhafte Treiben in den Straßen dem allzu imponirenden Eindrucke des architektonischen Weltwunders entzogen und der Alltäglichkeit näher gerückt zu werden. Mit besonderem Geschicke arbeiten an unserer Ernüchterung natürlich wiederum — die Straßenjungen, dieses verkörperte Gegengewicht gegen allzu gesteigerten Kunstenthusiasmus! Und was treiben jene Kobolde dort? Hat man je so etwas gesehen? Lieber Himmel, seit wann wird das Trottoirpflaster denn gewichst wie ein Paar Stiefel!? Ein dichter Menschenknäuel umgiebt in weitem Bogen zwei Stiefelputzerjungen, welche, etwa zehn Schritte von einander entfernt, auf dem Boden knieen und, in wahrhaft grimmiger Hast, das Trottoir mit Glanzwichse beschwieren.

Rauchzender Zuruf aus der Menge feuert jeden der beiden Wetteifernden zu erneuter Arbeitswuth an; mit vor Anstrengung feuerrothen Köpfen schmieren die zwei Bengel darauf los, als gälte es, durch Wichsecousium einen Ehrenpreis im Schmier-Wettstreit zu erringen.

Was denn los sei, fragen wir einen der Umstehenden. Kaum hat er vor Interesse an dem Wettkampfe Zeit, uns zu erklären, daß dies zwei Stiefelputzer sind, von denen jeder den andern, seinen Concurrenten und Todfeind, „rniniren“ will. — Und wodurch? Dadurch, daß jeder dem andern sein Bürsten- und Wichsekästchen entrissen hat und nun den Vorrath des Gegners auf's Pflaster verschmiert. Welch abenteuerlicher Zweikampf! Welch aufregendes Schauspiel! Kaum ist ein Schächtelchen verschmiert, so wird wüthend in den Kasten gegriffen, ein Ruck — eine neue Dose aufgerissen, hinein mit der Bürste — und den Inhalt auf die Steine gerieben. Keuchend, schweißtriefend, in teuflischer Wuth wird gearbeitet — wieder eine Büchse leer! — „un' altra scatola! avanti! presto!“ (noch eine Dose! vorwärts, schnell!) jauchzt die Menge umher. Auf's neue gereizt reißt jeder eine neue Büchse heraus — den Deckel weg und losgeschmiert, daß die Patentglanzwichse umherspritzt wie die Sprengstücke einer krepirenden Granate — „bene, bene, avanti, presto!“ (bravo, bravo, drauf, drauf!) schreien die Umstehenden in ausgelassener Lust. Wieder eine Dose leer — ein blitzschneller, prüfender Blick herüber und hinüber, wie weit der Gegner voran ist mit dem Zerstörungswerk — und wieder und wieder wird geschmiert, gerieben, gebürstet, daß die Haare fliegen!

Aber jetzt ist der Wichsevorrath zu Ende; jetzt geht's an die

Digitized by Google

Bürsten selbst. Die Borsten werden mit rasender Hast herausgezerrt, zerstäubt, zertreten, zerstampft — jetzt kommen die Kästen d'ran; die Bretter werden aus einander gerissen, die Nägel am Pflaster zerstoßen. Jetzt — jetzt ist alles, alles vernichtet; jetzt richten sie sich auf, ein Wuthgeschrei, ein Sprung da und dort, auf einander los, und man sieht nur noch eine unförmliche Masse am Boden sich wälzen, aus der je und je ein Kopf, eine Faust, die nach dem feindlichen Ohr faßt, ein Arm, ein Fuß herausschnellt — alles das kollert nur so über einander; die Höschen fliegen in Fetzen; die Haare stieben umher; die Kämpfer verbeißen sich in einander wie zwei Hunde. Jetzt endlich wird der Zuschauermenge die Sache zu kritisch. Einige Polizeisoldaten reißen die Kämpfenden aus einander. Mit blutigen Gesichtern, keinen ganzen Faden mehr am Leibe, stehen sie jetzt da, keuchend, in Schweiß gebadet und — fangen an zu heulen? — O nein! „un' soldo, Signori o, un' soldo!" — Eingesammelt wird jetzt bei den Zuschauern als Lohn für die — „Vorstellung"!

„Einen Soldo, meine Herren, ein Trinkgeld für den armen Stiefelputzer!"

„O, mein Herr, einen Soldo; ich habe keine Bürsten mehr; o, ich bin so arm und habe noch drei kleine Brüder zu Hause, o, und mein Vater ist todt, o, und meine Mutter ist krank — also einen Soldo!"

Und alles lacht: da und dort klirrt ein Geldstück in die kleine Hand, die soeben noch des Feindes Kopf bearbeitet hat und nun so unschuldig bittend ausgestreckt wird; reich ist der Lohn, den sie einsammeln — noch einen drohenden Blick auf den Gegner, einen selbstbewußten auf das schwarzglänzende Trottoir — und dann: „Danke, adieu, auf Wiedersehen, meine Herren!" und beide trotteln ab nach verschiedenen Seiten, und die Menge zerstreut sich lachend.

Ja, wer solche Scenen nicht selbst mit angesehen hat, macht sich keinen Begriff von der überwältigenden Komik derselben. Es sind Scenen, die einen Hendschel förmlich begeistern müßten, ganze Skizzenbücher mit ihnen zu füllen.

Und wie bezeichnend ist die Gefechtsmethode der Combattanten für ihr ganzes Wesen! Wenn unsere Buben auf einander eifersüchtig sind, so prügeln sie sich eben einfach. Der Italiener aber, speciell der Römer, ist Geschäftsmann vom Mutterleibe an — zuerst wird des Gegners Waarenvorrath vernichtet, seine Concurrenz zerstört; dann erst wird man handgemein: eine diabolische Taktik!

Und weiter geht unser Weg. Wir schlendern hin und her, über die Engelsbrücke, durch dichtbevölkerte, enge Straßen, über die Piazza del Popolo und die prächtige Marmortreppe zum Monte Pincio, wo Abends die elegante Welt Corso fährt, derweil die Sonne rücksichtsvoll hinter St. Peter's Kuppel sich zurückzieht und die Cypressen im leichten Abendwinde ihre Zweige regen, die Fontainen kühlend plätschern und rauschende Musik durch den Park schmettert.

Fast wären wir geneigt, sentimental zu werden, aber so lange die satanischen Gassenjungen mit ihren Orangen- und Kirschenkörben uns nicht in Ruhe lassen, wird das wohl nicht gelingen. Unter jedem Baum, auf jeder freien Platte der Balustrade, bei jeder Bank haben sie ihre Niederlage, und wehe dem, der so unvorsichtig ist, einen der Früchteverkäufer eines Blickes zu würdigen — es ist ganz unmöglich, ihn wieder los zu werden, ehe man ihm eine Orange abgekauft hat.

Mit Hast ordnet hier ein vielleicht sechsjähriger Händler seine Früchte zu gefälligerem Ensemble in dem schlechten Korbe; ein wohlgenährter Reisender kommt ihm unkluger Weise zu nahe; nun stürzt der Junge auf ihn zu, setzt den Korb ihm dicht vor die Füße, tritt theatralisch einen Schritt zurück und haucht in augenverdrehender Verzückung:

Zeitungsjunge.

Vor dem Weihwasserkessel.

Orangen-Verkäufer.

„O dio mio, che belle orange!“ (Ach mein Gott, was für schöne Orangen!)

Dabei eine Haltung, die, in Schiller'sches Deutsch übersetzt, ungefähr sagt: „Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!“ Der verliebte Prinz, dem die schöne, arrogante Turandot sich entschleiert — er kann nicht geblendeter vom Glanz ihrer Herrlichkeit sein, als der podennarbige Bursche hier vom Anblick seiner schmierigen Orangen es zu sein scheint. Freilich erscheint er plötzlich wieder sehr gefaßt; die Verzückung hat ihm den Verstand nicht ganz geraubt; denn da der Fremde lächelnd weiter schreitet, hat er doch noch die Geistesgegenwart, ihn um eine Cigarre anzubetteln. Ob mit Erfolg, vermögen wir nicht abzuwarten; denn schon sind wir selber umlagert von einer Anzahl gleicher Kobolde — wir waren ja so unvorsichtig zu lachen, das kostet nothwendig einen Soldo oder eine Cigarette.

Und wie wird sich wohl jener Herr dort von ihnen loskaufen, der an der Skizzenmappe unter dem Arm schon von weitem als Zeichner oder Maler kenntlich ist? Der Arme! Er weiß noch nicht, wie sehr er in Rom als „Pittore“ mit Modellanerbietungen geplagt sein wird. Schon ist er von einem Bengel attakirt, der ihm mit lautem: „Hier bin ich ja, mein Herr!“ selbstbewußt entgegeneilt.

Der Herr mit der Mappe scheint sich zwar nicht zu erinnern, ihn bestellt zu haben, besieht sich vielmehr den schwarzen Burschen mit Befremden. Der aber läßt sich nicht beirren

Siesta.

will dem Maler imponiren; ungeduldig sagt der Kleine, der fortwährend neben ihm her eilt: „Aber so werden Sie mich doch malen?!“

So anmuthig wie möglich beugt er seinen kurzhaarigen Kopf vorwärts; die eine Hand wird stramm vorgestreckt, die andere legt sich mit gekrümmtem Zeigefinger an die Wange; tänzelnd hüpft er in die Höhe, die Beine graziös balancirend — o ja, man sieht klar, was er als Trumpf vorführet: es ist Amor, der auf den Wolken leichtbeschwingt einherschwebt und eben den sichertreffenden Pfeil auf sein Opfer entsendet hat! Daß Amor in diesem Falle nicht allzu sauber gewaschen dem Olymp entronnen zu sein scheint, stört ja die Illusion in keiner Weise.

Allein der Herr Maler ist ganz unempfindlich gegen die Gliederverrenkungen Amor's — er hat offenbar gar keinen „Blick“ für Schönheit. Verzweifelt giebt Amor sein Spiel auf.

„Dann geben Sie mir wenigstens einen Soldo oder eine Cigarre.“

Unser Tag geht zu Ende. Aber noch ehe das Tageslicht ganz verschwunden ist, erleuchten Tausende von Laternen die Plätze und Straßen, auf deren Trottoirs sich Stuhl an Stuhl, Bank an Bank in endloser Kette an einander reihen; Kaffeetrinker und Sorbettoschlürfer haben sich in dichten Gruppen plaudernd und lachend darauf niedergelassen: sie freuen sich der nächtlichen Kühle, froh, daß wieder ein heißer Junitag überstanden ist. Aber unter den eleganten Kaffeetischchen, zwischen dem Gewimmel der Menschen- und Stuhlreihe hindurch winden sich in schlangenartiger Geräuschlosigkeit die unvermeidlichen Gassen-

Stiefelputzer.

Ein Amor-Modell.

Ja, Sie wollen mich malen. Vabbene! Wie wollen Sie mich malen? So — oder so?“

Dabei nimmt er, weiß Gott welche, malerische Stellung an, wie er sie den Statuen oder den Gemälden in den Fenstern der Kunsthandlungen abgelauscht hat. Aber keine dieser „Posen“

jungen, die geschmeidig von einer Gruppe zur andern krabbeln, um nach Cigarrenstummeln zu fahnden. Kaum wirft einer der rauchenden Kaffeeschlürfer einen Cigarettenrest weg, so fahren blitzschnell zwei, drei nackte braune Arme unter jedem Tisch und Stuhl hervor — eine kurze Balgerei, ein leidenschaftliches „va via!“ („weg da!“),

Digitized by Google

einige „maledettos" („verflucht!") — und der Sieger, der den schmutzigen Cigarrenstummel errungen hat, erhebt sich mit virtuoser Grandezza, lehnt sich großartig faul an die nächste Wand oder Laterne, den zerfetzten Stummel im Mundwinkel und mit überlegener Blasirtheit das Menschengewühl überschauend —: Guter Gott! wie so nichtig verschwinden doch all die Sorgen des Lebens, wie eitel und kleinlich erscheinen all die Leidenschaften der Welt, wenn man so Abends behaglich seine Cigarre raucht — und sei's auch nur „kalt"!

Aber wo übernachtet denn diese Bande? O, Nachtlager giebt es in der heiligen Stadt genug! Daran hat ja Rom einen wahren Luxus! Wozu wären denn sonst überhaupt alle die Säulenhallen, die Kirchenportale, die Nischen an jeder Capellenmauer? Hinter den marmornen Beinen der Heiligenbilder, die in jeder Nische paradiren, schläft sich's trefflich, und besonders bequem hat man's auf der rundlich gefalteten Schleppe der mzähligen Madonnenstatuen; des heiligen Petrus opulenter Mantel deckt brillant vor dem widerwärtigen Mondschein, und der heilige Sebastian ladet förmlich ein, hinter ihm sich zu Schlaf zu legen. Wozu auch wäre denn die Basilika des Constantin mit ihren vortheilhaften Tonnengewölben über jedem der kolossalen drei Bogen, wozu die schön gerundeten Thore und gar die Trinmphbogen, wenn nicht die Straßenjungen des modernen Rom darunter ihr Nachtquartier suchten? Auch das Colosseum mit seinen achtzig Portalbogen wäre eine schätzenswerthe Nachtherberge. Allein hier ist der Umstand etwas störend, daß in einem der Portale die Polizei ein Sicherheitswachlocal eingerichtet hat, und vor der Polizei hat der hoffnungsvolle Gassenbengel stets eine gewisse unbestimmte Scheu; auch ist es unangenehm, daß häufig von sentimentalen Reisegesellschaften im Colosseum Nachts bengalische Beleuchtungen arrangirt oder gar beim Mondschein Concerte gegeben werden: nein, solche Abgeschmacktheiten und Schlafstörungen liebt der junge Römer nicht. Lieber noch legt er sich auf das bloße Pflaster oder auf eine breite Hausschwelle, und wenn wir endlich gegen Mitternacht, müde vom vielen Sehen, nach Hause schlendern, stolpern wir wohl noch unter der Hausthür über ein Paar kurzer, nackter Beinchen, deren schlaftrunkener Eigenthümer, ohne sich aufzurichten, nur noch mechanisch die Hand ausstreckt: „un' soldo, Signore!"

Und so lebt Tag für Tag die römische Straßenjugend, jedes Einzelexemplar ein drolliges Gemisch von Gutmüthigkeit und Teufelei, Naivetät und Gaunerei. Im beständigen Kampfe um's Dasein wachsen sie auf und werden groß auf der Straße; sie ist ihre Heimath und ihre Schule zugleich. Geradezu niederwerdend ist die grenzenlose Leichtlebigkeit, mit der so ein römischer Gassenjunge durch's Leben schlendert; er kennt keine Sorge als die um das unmittelbar Nöthige, keinen Kummer als den, daß augenblicklich keine Cigarre zu haben ist. So wächst er allmählich zum jungen Manne heran, ausgestattet mit aller Lebensklugheit und Gewandtheit. Geradezu zu Allem ist er brauchbar, nur nicht zum Stillsitzen. Vorzügliche Diener, die findigsten Soldaten, die anspruchslosesten Arbeiter erwachsen aus diesen Straßenjungen Roms — freilich auch — Taugenichtse und Verbrecher.

Jedenfalls sind diese kleinen Teufel eine interessante, lebensvolle Staffage des ewigen Rom — wenn nicht um ihrer selbst willen interessant, so doch gewiß als Contrast, gegenüber der Würde und Größe, welche sie rings umgiebt, gegenüber dem classischen Boden, auf dem sie wandeln.

A. Eifert.

Ketten und Verkettungen.

Novellette von **B. Dutet.**

(Fortsetzung.)

Nicht wahr, der Stoff, den ich zu behandeln habe, ist gigantisch? — Urtheilen Sie selbst: die Kette aller Ereignisse, also Geschichte; die Kette der Berge, Länder und Meere, also Erddeschreibung; dazu noch die Kette der Sterne und Sonnen, nämlich Astronomie! — Endlich: die Verkettung der Herzen, also — Liebe!

Ich werde das Werk in Bände eintheilen müssen, die Bände in Bücher, die Bücher in Abschnitte, die Abschnitte in Capitel und die Capitel in Paragraphen. — Nur planmäßig vorgehen! Und nur immer die erste Idee festhalten, sodaß die folgenden eine aus der anderen hervorgehen und jeder Satz sich an den vorigen zu lehnen scheint! Es wäre doch traurig, wenn ein Werk, welches von der Verkettung aller Dinge handelt, nicht selbst eine ununterbrochene Folge von Gedankengliedern aufwiese.

Sie ist vielleicht verschwunden — und unglücklich verbrathet? Oder ist sie eine von Bartels bewachte Rosine? — Wie werde ich ihr schreiben? Ungefähr so:

„Sie haben mir die Aufgabe, Ihnen zu antworten, sehr erschwert, meine interessante Correspondentin; denn Sie wollen aus meinem Briefe ersehen, ob ich eine Seele habe.

Du lieber Gott! Dieses unfaßbare Ding, über dessen wirkliches Bestehen seit Plato die beste so viel disputirt und argumentirt wurde, ohne daß dafür ein endgültiger Beweis aufgestellt worden, Sie wollen dieses unfaßbare Ding zwischen den Zeilen eines poste-restante-Briefes flattern sehen? —

Uebrigens weiß ich ganz gut, was Sie meinen. Ich kann mir denken, wie man Ihrem in dichte Schleier gehüllten, feinen Seelchen mit aller möglichen Zartheit nahen muß, wenn es nicht gleich davon fliegen soll.

Schade, daß ich kein Dichter bin! Vielleicht würde es mir dann gelingen, das leise Zittern in Worte zu kleiden, in welches meine Seele durch den Hauch des Geistes versetzt wurde, der aus Ihren Zeilen weht — und damit wäre auch die Thatsache meines Seelenbesitzes festgestellt. Aber ich bin kein Poet — und so müssen Sie meiner einfachen Versicherung Glauben schenken, daß ich Ihr Vertrauen verdiene, holde Unbekannte. Mein Wort als Gentleman darauf!

Vor allem — Ihre Maske ehrend — liegt mir daran, mich Ihnen mit aller Offenheit vorzustellen: mein Name ist Emil Baron Ritterglas, und ich lebe auf dem Gütchen Steineck, meinem Eigenthum. Damit ist Ihnen freigegeben, über meine Person, meinen Charakter und meine Verhältnisse alle näheren Details, die Sie etwa interessiren können, zu erforschen.

Ich weiß nicht — und Sie wissen es wahrscheinlich selbst nicht genau — was Sie auf den brieflichen Ausflug zu erleben wünschen. Sie folgen eben nur der Spur des Unbekannten und warten — auf das Unerwartete. Mein Fräulein, ich bin Ihnen die Erklärung schuldig, daß der Ausgangspunkt dieses brieflichen Abenteuers, meine Annonce, nicht in einer überlegten Absicht begründet ist, sondern als Ergebniß einer Ideenverbindung entstand und auf Eingebung des Momentes in die Welt hinausgeschickt wurde. Das schließt nicht aus, daß ich, wie jeder andere Junggeselle an meiner Stelle, ein junges, schönes, geistvolles — und allenfalls auch reiches Mädchen mit größtem Vergnügen zu meiner Hausfrau machen würde. Das wird Ihnen sehr begreiflich erscheinen.

So viel zur Beleuchtung meines Inkeras. Doch können wir, wenn Sie wollen, dasselbe ganz bei Seite lassen und als Ausgangspunkt unserer Correspondenz Ihr Schreiben betrachten, welches einen Weg betritt, der zu keinem bestimmten Ziele führt.

Sie sind nicht glücklich und nicht frei, sagen Sie. Ich weiß also nicht, welche Rolle mir zufallen wird: werde ich Sie glücklich machen und befreien — oder nur ein wenig trösten und zerstreuen sollen?

Ich meinerseits bin frei — soweit man es eben sein kann; denn ich bin der Ansicht, daß wir alle mehr oder minder Fesseln tragen, aber mich bindet keine Familie, kein Staatsdienst, kein Liebesband und ich kann somit, verehrte Correspondentin, meine Zeit, mein Herz oder — wenn es sein muß — mein Leben Ihrem Dienste weihen.

Mich nimmt zwar ein Gedanke ganz hin, nämlich die Composition eines umfangreichen Werkes —"

Da fällt mir ein, daß ich mich in meiner Arbeit unterbrochen habe. Ich verfüge aber jetzt nicht über die zur Wiederaufnahme derselben erforderliche Sammlung. Ich werde das obige Brief Brouillon abschreiben und expediren, dann aber etwas spazieren reiten. O, ich habe einstweilen genug an der Schreiberei.

* * *

Digitized by Google

Drittes Blatt! — Acht Wochen ohne zu arbeiten!! Wenn ich so fortfahre, wird mein Werk in zehn Jahren nicht fertig werden. Aber wie soll ich auch meinen Geist mit metaphysischen Studien beschäftigen, wenn er so ganz eingenommen ist von dieser köstlichen Correspondenz mit meiner herrlichen Diane. So unterschreibt sie nämlich nun ihre Briefe.

Mit fieberhafter Spannung sehe ich jeder Post entgegen; mehrere Stunden täglich bringe ich mit Antwortschreiben zu — ich glaube, ich habe in dieser Zeit mindestens dreihundert Druckseiten an jene poste restante-Adresse geschickt — ganze Memoiren! Auch ihre Briefe werden immer häufiger und länger. Ich glaube, sie hat mir in den fünfundzwanzig Octavbogen, die ich Glücklicher nun von ihrer Hand besitze, Alles mitgetheilt, was sie im Leben gedacht und empfunden hat, ohne jedoch ihre äußeren Verhältnisse zu verrathen. — Welch ein funkelnder Geist, welch eine glühende Phantasie, welch ein tiefes Gefühl! Ich bin verliebt. Ja — einfach rasend verliebt.

Es thut mir wohl, daß ich die stürmischen, schmachtenden und leidenschaftlichen Regungen, die sich meiner bemächtigt haben, in eine kleine bündige Formel zu fassen wußte, in die Formel: rasend verliebt.

Beneidet mich Alle, Ihr armen Nichtverliebten! — Nicht um eine Million tausche ich mit Euch. — Diane! Diane!

Sie hat mir auch ihre Photographie geschickt. Dennoch weiß ich nicht, ob sie schön ist; denn das Bild zeigt mir nicht ihre Züge, aber die Composition des Bildes selbst ist ein kleines kokettes Gedicht: die Decoration derselben zeigt nicht die traditionelle Säule, auf welcher einige Albums liegen, auch nicht die bekannte Landschaft als Hintergrund.

Nein, wir sehen eine breite Treppe, von welcher eine anmuthige Frauengestalt in reicher Balltoilette herabsteigt. Die Dame stützt sich mit einer Hand an das Geländer; mit der andern hält sie ein großes Rosenbouquet, in welches sie — scheinbar dessen Duft einathmend — ihr Gesicht vergräbt. Man sieht von demselben nur die lockenbedeckte Stirn, fein gezeichnete Brauen und gesenkte Augenlider. Von dem Blumenstrauße hängt eine Bandschleife herab, auf deren einem Ende mit kleinen Lettern die Worte stehen: „Cela n'engage à rien.“ Auf der Stufe hinter der Schreitenden breitet sich die Schleppe des Kleides aus, während man auf der vordersten das zum Herabsteigen hervorgesetzte feine Füßchen sieht.

Wenn sie auch ihr Gesicht verhüllt, so ist es doch eine entzückende Schönheit der Formen, welche diese herrliche Frau schmückt. Diese herabfallenden Linien des Nackens, dieser entblößte volle Arm, diese reizende Taille, diese zarte, grübchengeschmückte Hand und endlich dieser liebliche Bau des Fußes — all dies gewährt ein Bild des vollendeten Reizes.

Außerdem ist die Haltung von so ungezwungener Grazie, von so vornehmer Eleganz, daß das Original dieses Bildes — wenn auch die verborgenen Züge unbedeutend wären — eine bezaubernde Erscheinung sein muß.

Ich habe noch keine Ahnung, wer meine Correspondentin eigentlich ist. Ich habe auch keinerlei Spionirsystem angewendet, um das Geheimniß zu ergründen, und weder bei der Post, wo sie die Briefe holen läßt, noch bei den Photographen der Residenz Nachforschungen angestellt. O nein, ich will nicht spioniren. Der Name des Photographen ist zwar von der Rückseite des Bildes wegradirt, doch könnte man vielleicht durch vorsichtige Nachfragen in den ersten Ateliers auf die gewünschte Spur gelangen. Aber sonderbar — bis jetzt empfand ich nicht einmal die Neugierde, Name und Stand meiner Briefstellerin zu erfahren.

Gerade das Geheimnißvolle erhöht den Reiz. Dabei hegte ich bisher die stille Hoffnung, daß sie einst selbst das maskirende Bouquet vom Antlitz entfernen würde — um mir eine Rose daraus zu schenken. . . Aber jetzt fängt die Ungewißheit an, mich zu quälen. Soll ich ihr schreiben, daß ich sie liebe? Ach, warum frage ich mir noch? Ich kann ja doch nicht anders. Also ich schreibe ihr!

„Diane!

Auf die Gefahr hin, das Traumbild zu verscheuchen, das mich seit Ihrem ersten Briefe umgaukelt, wage ich eine Sprache, die uns aus der Welt der Phantasie in die der Wirklichkeit zurückversetzt.

Vor allem das Geständniß, daß ich Sie liebe, Diane! Sie wissen recht gut, daß es nicht anders kommen konnte. In fünfundzwanzig Bogen enger Schrift haben Sie alle Reize des Geistes entfaltet, alle, sage ich, die nur fähig sind, einen empfänglichen Sinn zu bestricken: Sie haben den Schleier ein wenig gelüftet, der Ihr Herz verhüllt, Ihr schönes, liebes Herz; Sie haben mir in dessen Tiefen kurze Einblicke gewährt: Ihr halbverhülltes Bild hat mich Ihre Schönheit errathen lassen — und ich sollte nun nicht flehen: Diane, Holde, Herrliche, werde die Meine!?

Wenn Sie nicht frei sind, — nun, es giebt ja doch Ketten, die man sprengen kann, aber sollte dies nicht angehen, sollten Sie durchaus nicht mir angehören können, oder etwa gar nicht existiren und — o schrecklicher Gedanke! Briefe und Bild nur Fiction sein, o, dann lassen Sie mich nicht länger in meiner Täuschung schmachten!

Ich bin entschlossen, Ihnen nachzureisen, Diane. Entweder soll die mich bis zum Wahnsinn berückende Traumgestalt in Nichts zerfließen, oder ich werde den Schleier zerreißen, der mir die Geliebte verbirgt; ich werde ihr mit eigener Stimme sagen, was meines heutigen Briefes einziger Inhalt ist: Diane, ich liebe Dich.“

Ja, diesen Brief will ich noch heute absenden und in drei Tagen kann die Antwort in meinen Händen sein. Wie werde ich die lange Zeit tödten? An das Ausarbeiten meiner philosophischen Notizen kann ich leider nicht mehr denken. Ein Verlieber, der über allgemein menschliche Gefühlserscheinungen philosophiren wollte, wäre er nicht wie ein galvanisirter Frosch, der Betrachtungen über Muskelzuckungen anstellt? Darüber ist es einstweilen mit meiner subjectiven Weltanschauung — vorläufig bin ich ein Object.

Diane! Diane! Wie wird Deine Antwort lauten?!

* * *

Da ich in diesen Blättern obige Frage niederschrieb, so will ich nun auch deren Beantwortung hier eintragen. Gewährt es mir doch auch eine erneute Freude, den ungählgemal gelesenen Brief abzuschreiben:

„Ihre ungestüme Sprache, Ritter Emil, hat mich erschreckt, aber wenn ich gleich ein wenig zittere, so ist es mir doch nicht unlieb, dieses Zittern. Das ist es wohl, was man „süße Schauer“ zu nennen pflegt. Ja, sehen Sie, ich habe so vieles nennen hören, was die Glücksgeschichte des Weibes ausmachen soll: Allgewalt der Schönheit, Gluth der Leidenschaft — und wie alle diese Flügelschläge des Herzens heißen, welchen man bei Dichtern und Romanschreibern begegnet — ich habe sie nennen hören, aber selbst empfunden habe ich einen Hauch dieser Gefühle noch niemals.

Erst jetzt, Ritter Emil, in diesem eigenthümlichen Briefwechsel, tritt jene ganze Traumwelt der Wirklichkeit ahnungsvoll an mich heran — und ich zittere — und lächle dabei.

Verehrter Herr Correspondent, forschen Sie mir nicht nach! Ich bin entschlossen die Maske selbst fallen zu lassen, sobald es an der Zeit ist — und fürchten Sie nicht, daß mein Wesen in ‚nichts‘ zerfließe! Die Photographie ist mein Bild; die Briefe sind mir aus der Seele geschrieben, und jedes Wort darin ist der Spiegel meines innersten Seins.

Ich zweifle meinerseits nicht an Ihrer Aufrichtigkeit. Sie haben sich mir in ersten Briefe schon zu erkennen gegeben, sodaß mir über Ihre gesellschaftliche Ehrenhaftigkeit kein Zweifel aufkommen konnte, und was den Werth Ihres Geistes- und Gefühlslebens betrifft, so haben mir Ihre Folianten denselben genügend dargethan.

Der kleine Wahn, mein Theurer, in dem Sie befangen sind, ein Philosoph zu sein, ist eine harmlose Marotte, aber Sie sind ein gemüthreicher, wissensdurstender, heilerer, edeldenkender Mensch, der es wohl verdienen würde, recht herzlich glücklich zu werden.

Wissen Sie, bei Ihrem Gutsnachbarn, dem Grafen Saalfeld, finden in den nächsten Tagen die großen Herbstjagden statt, zu welchen er seine ganze Nachbarschaft und auch viele Freunde aus Wien zu laden pflegt. Und nun hören Sie: auch ich werde diesmal zu der im Schlosse versammelten Gesellschaft zählen. Emil, werden Sie Ihre Diane erkennen? Ich gebe Ihnen kein Losungswort: ich werde kein Erkennungszeichen tragen; ich freue mich darauf, zu sehen, wie Ihre forschenden Blicke von einer Dame zur anderen wandern werden.

Ich fordere Sie bei Ihrer Ehre auf, nicht frühere Nachforschungen anzustellen; denn ich werde mich Ihnen selbst zu erkennen geben. Dieses ist mein letzter Brief, der letzte nämlich aus der Serie von ‚cela n'engage à rien‘.

Digitized by Google

Würde ich Ihnen nach unserem Zusammentreffen noch einmal schreiben wollen, dann würde es freilich heißen ‚cela engagerait à tout'. Werde ich aber wohl finden, daß Sie das verdienen, Ritter Emil?

Diane."

Was ich beim Lesen dieses Briefes empfunden, was mich nun beim Gedanken an das bevorstehende Zusammentreffen mit Diane bewegt, das vertraue ich diesen Blättern nicht an. — Ich vermag's nicht. Aber Eines muß ich doch sagen: Diesmal tauschte ich um zwei Millionen mit keinem Menschen.

Gestern, als ich Saalfeld's Einladungskarte zur Jagd erhielt, schob ich dieselbe gleichgültig bei Seite und dachte: „Nun, das wird eine kleine Zerstreuung werden, da ich ja doch nicht recht aufgelegt bin an meinem Werke zu arbeiten" — aber ich ahnte nicht, zu welch einem Zauberfeste mich die unscheinbare Karte ruft. Sie liegt jetzt hier neben Dianens „letzten Briefe" auf dem Schreibtische, und ich betrachte sie zärtlich. Es sind ein paar Rehe, Jagdtaschen und Flinten darauf gezeichnet. Statt dessen sollten es allegorische Figuren: Engel, Spitzenmasken und Paradiesesschlüssel sein.

Die Spannung, die Erwartung einer sicheren Ueberraschung gehört doch zu den höchsten menschlichen Freude-Empfindungen. Man frage das Kind, welches des Glockenzeichens harrt, das es zur Christbescheerung ruft, oder den Theaterliebhaber, der, auf das Erscheinen einer Kunstgröße gespannt, den aufrollenden Vorhang fixirt, oder den Jüngling, der zum ersten Stelldichein die befügelten Schritte lenkt — und ich, der ich zugleich neugierig, kindisch und verliebt bin, empfinde diese Erwartungswonnen im Quadrat.

O, wenn ich denke, daß auf den losen weißen Blättern, die hier in meiner Mappe liegen, nächstens die Entwickelung des ganzen kleinen Romans stehen wird! Denn ich verspreche mir heilig, die Ereignisse der Saalfelder denkwürdigen Jagd hier einzutragen.

Ich nehme Sie, Geehrtester, welchem ich zuerst an dieser Stelle meine schönen Theorien in das gütig willige Ohr träufelte, zum Zeugen, daß ich mich verpflichtete, die begonnene Kette von Gedanken- und Ereignißmittheilungen nicht plötzlich abzubrechen, sondern alles, was nun mit Bezug auf diese Geschichten vorfallen wird — und wenn es die ärgste Enttäuschung wäre — hier gewissenhaft und haarklein niederzuschreiben.

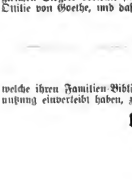
„Nur planmäßig vorgehen," wie ich schon einmal betont habe. —

Wenn Sie mich anklagen wollen, so ist mir das ganz angenehm. Ich bin so intensiv vergnügt, daß ich mich wirklich über gar nichts zu ärgern vermag, und ihn ganz willig Ihrem Spotte überlasse, den sampfen, jetzt so beneidenswerthen, armen Kettenphilosophen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Goethe's Adelswappen. Ersucht, über Goethe's Wappen einiges Nähere mitzutheilen, gerne mit Anlässlich der fünfzigsten Wiederkehr dem Todestage des Dichters folgenden Angaben darüber hier Platz. Bekanntlich wurde Goethe im Jahre 1782 auf Ersuchen des Herzogs Karl August durch ein Diplom des Kaiser Joseph's des Zweiten in den Adelstand erhoben. Die Herzogin-Mutter Anna Amalie hatte dem Dichter und Minister schon einige Zeit vorher mitgetheilt, daß ihr Sohn ihn wegen seiner nahen Stellung zum Hofe anhin müsse und wolle, und Goethe hatte hierüber an Frau von Stein berichtet, „er habe sehr einfach seine Meinung gesagt und einiges nicht verhehlt". Als er das Adelsdiplom empfangen hatte, schickte er es im Juni 1782 seiner eben genannten Freundin mit dem Bemerken, daß er sich bei demselben gar nichts denken könne, und that die charakteristische Aeußerung: „wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgewandt, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!"



Das dem Dichter verliehene Wappen zeigte nicht drei Leiern, wie das an Goethe's Vaterhause zu Frankfurt, sondern einen sechseckigen Stern; ein gleicher, kleinerer Stern war über dem auf dem Schilde lehnenden Helme angebracht. Wie Goethe's Vater das Wappen seines Hauses auch als Privatsiegel führte, so stach sich auch der Sohn nach dem empfangenen Adelswappen ein Siegel stechen. Er hat mit demselben manche Briefe, z. B. an seinen Freund Zelter, gesiegelt; gleichen Siegels bediente sich nach seinem Tode Goethe's Schwiegertochter Ottilie von Goethe, und dasselbe führen noch jetzt die Enkel des Dichters.

R. K.

Ein Prophet.

Ihr könnt mir glauben, er hat's geseh'n,
Ganz wie es kommt und ist und wird.

Im Hornungsphäroth ist's geschehn:
Vom „Zweig" ein Grink ist abgeschwirrt:
Der spürt ein Sausen zuerst im Baum,
Spürte, spürte und nickte kaum,
Schwirrt ab und sagt: Auf Ehrenwort,
Schon rieselt's innen im Ast und kriecht
Wie Füße herauf an einer Wand;
Mir war's, wie wenn man Thauwind riecht,
Daß mir das Haar zu Berge stand.
Ich hab's gespürt, es ruckt so fort
Und muß noch stärker und muß aus bald
Herüberlanten vom hohen Wald:
Es treibt und steigt und ist im Lauf,
Und unser keiner hält es auf;
Es kommt,
Es kommt!

So sagt er, und wie Lebensduft
Ging heimliches Schüttern durch die Luft.

J. G. Fischer.

Kleiner Briefkasten.

Lesevereln Wiederhof. Unverlangt Ihnen zugelandte Bücher und Zeitschriften, welche Sie nicht zu behalten beabsichtigen, dürfen Sie allerdings nicht aufschneiden.

A. D. in Wien. Den Artikel über die Aha'sche Lehrmethode finden Sie in Nr. 32 der „Gartenlaube" von 1879.

O. A. in M. List u. Francke, K. F. Köhler, T. O. Weigel in Leipzig, Calvary u. Comp. in Berlin.

Unsern Lesern,

welche ihren Familien-Bibliotheken die „Gartenlaube" als belehrendes und unterhaltendes Hausbuch Jahrgang an Jahrgang zur fortgesetzten Benutzung einverleibt haben, zeigen wir hiermit an, daß das so lange schon erwartete

vollständige Generalregister der „Gartenlaube"

vom ersten bis achtundzwanzigsten Jahrgang (1853 bis 1880).

Systematisch zusammengestellt von

Dr. Friedrich Hofmann,

seit 1861 ständigem Mitarbeiter der „Gartenlaube".

Elegant broschirt, 20 Bogen im Format der „Gartenlaube". Preis 4 Mark.

soeben erschienen ist. — Dasselbe bietet eine bis in's Detail nach Stichwörtern geordnete Uebersicht über den reichhaltigen und werthvollen Inhalt der ersten 28 Jahrgänge der „Gartenlaube", welche zugleich die ereignißreichste Periode unseres Zeitalters umfaßten, und im Anschluß daran in einem besonderen zweiten Theile ein vollständiges Register der Illustrationen der besagten Jahrgänge.

Zur Benutzung der „Gartenlaube" als „Quelle der Belehrung in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, des industriellen Schaffens, des Verkehrs und des öffentlichen und häuslichen Lebens" sei das Generalregister hiermit angelegentlich empfohlen.

Leipzig, im März 1882. Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. 1882.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Also Du hattest doch eine Zusammenkunft, Hilda!“ sagte Edwin.

„Ja, allerdings — und ich bin Ihnen volle Offenheit schuldig, Edwin.“

„Sie haben seltsam damit begonnen.“

„Hören Sie also! Schon gestern beabsichtigte ich Ihnen alles mitzutheilen, aber —“

„Aber,“ fiel er ihr in's Wort, „ich verschmähte es, Bekenntnisse aus der Vergangenheit zu hören. Allerdings scheine ich mich in der natürlichen Voraussetzung, daß sich die Vergangenheit nicht in die Gegenwart hineinspinne, getäuscht zu haben.“

Hilda sah ihn groß und verwundert an.

„Lassen Sie mich einen Fehler, den ich absichtslos beging, gut machen! Ich setze voraus, daß Sie unsere Familienverhältnisse kennen. Franz wird sie Ihnen, denke ich, nicht verhehlt haben; er ist zu wahrheitsliebend, als daß er seine Braut und die Ihren auch nur einen Augenblick darüber im Unklaren gelassen hätte. So hörten Sie denn gewiß auch schon, daß ich außer Franz noch einen Bruder habe, einen armen unglücklichen Bruder. — Er ist es, von dem ich komme. Und nun wissen Sie, Edwin, wie vorschnell, wie ungerecht Ihre Vermuthung war.“

„Wie? er ist hier?“

Die Frage klang verlegen, mißtrauisch.

„Schon seit einer Reihe von Tagen. Krank und elend kam er hier an, in dem Irrthum, daß seine Rückkehr straffrei sei. Ich glaubte ihn vor Allen verbergen zu müssen, selbst vor Franz. Vielleicht habe ich Unrecht damit gethan.“

„Also das ist es!“ rief Edwin in einem Tone, der aus einem erleichterten Herzen kommen sollte, aber doch mehr gezwungen als fröhlich klang. „O, so war ich denn ohne Grund eifersüchtig, meine Theure!“

„Sie scheinen das beinahe zu bedauern.“

„Gewiß, weil ich mich dadurch an Dir verging, Du Engelsreine,“ beeiferte er sich, den eigentlichen Sinn ihrer Worte scheinbar überhörend, seine Reue kundzugeben. „Aber Du kannst mir deshalb nicht zürnen. Vergeben ist so schön und das Vorrecht des Frauenherzens. Aber, meine süße Braut,“ fuhr er fort, und die Hast, in der er sprach, deutete an, daß er schnell über das peinliche Thema hinwegzuschlüpfen wünschte, „Du hast mir heute noch nicht gesagt, daß Du mich liebst, daß Du mein bist. Sag' es mir mit einem Kuß! Nur die Vögel im Gezweige belauschen uns hier. Zürnst Du mir denn noch, Grausame? Laß uns die erste Versöhnung feiern und erlaube, daß ich Dir dieses Armband umlege, als Sinnbild — —“

„O, jetzt nicht!“ wehrte sie seine Zärtlichkeit ab. „Hören Sie mich erst zu Ende! Mein armer Bruder, der auf Verjährung baute, befand sich in einem verhängnißvollen Wahn. Er ist in Gefahr, entdeckt zu werden.“

„Ja, das ist freilich seine Schuld. Er hätte bleiben sollen, wo er war.“

Die Kälte dieser Worte that Hilda weh.

„Nun ist er aber hier, und wenn er entdeckt wird, ist er verloren.“

„Das hätte er seiner Familie auch ersparen können,“ sagte Edwin mit unverhohlenem Unmuthe. „Es ist wahrlich keine besondere Ehre, der Verwandte eines verfolgten Verbrechers zu sein. Weißt Du — man muß trachten, ihn sobald wie möglich wieder fortzuschaffen.“

„Das ist auch mein Wunsch,“ sagte sie, und das Blut stieg ihr heiß in die Wangen, „ich war schon bemüht, es in's Werk zu setzen, aber — aber ich muß Sie nun bitten, Edwin, mir dabei behülflich zu sein. Wollen Sie?“

„Ich? Wie komm' ich zu —?“

„Das eben will ich Ihnen mittheilen. Doch reichen Sie mir indeß den Arm, und gehen wir weiter, damit keine Zeit verloren wird!“

Zu der Bereitwilligkeit, mit der er dieser Aufforderung entsprach, stand die Art und Weise, wie er Hilda's Eröffnung über das Schicksal Wilhelm's aufnahm, einigermaßen in Widerspruch. Anfangs zwar zeigte er scheinbar Theilnahme bei der Schilderung der Leiden, welche der arme Flüchtling erduldet, bald aber nahmen seine Ausrufe, mit denen er die und da ihre Erzählung unterbrach, einen weniger freundlichen Charakter an, obgleich sie sich zuerst nur auf Schöpf und sein Auftreten bezogen. Nach und nach galten sie aber nicht mehr dem „Frechen“, dem „Elenden“, dem „gemeinen Schurken“ allein, sondern die Entrüstung übertrug sich auch auf den durch das Schicksal von dem „Blutsauger“ abhängigen „Schwächling, der nun alle in solche Fatalitäten brachte“. Die Gefahr, welche ihm drohe, habe er sich nur selber zuzuschreiben, aber es wäre rücksichtslos von ihm gehandelt, auch Andere in dieselbe mit hineinzubringen, und dafür verdiene er reichlich jede Strafe — das war Edwin's zuletzt deutlich ausgesprochene Meinung, durch die er offenbarte, wie wenig er Hilda's Sorge theilte.

„Man muß dieser Revolverbande klar machen,“ sagte er, „daß sie sich täuscht. Führt der Spitzbube seine Drohung wirklich aus,

Digitized by Google

so fällt er selbst in die Grube. Man belangt ihn einfach wegen Erpressung."

„Nein, wir dürfen es nie dazu kommen lassen," wandte Hilda ein.

„Ich sehe nicht ein, was man anderes thun könnte. Der Gauner wird sich übrigens wohl hüten, irgend welche entscheidende Schritte zu thun, da er weiß, daß hier jeder Pfeil auf den Schützen zurückprallen muß."

„Indem er Rache nimmt, kann er sich ganz leicht selbst der Verantwortung entziehen. Er braucht nur abzureisen."

„Ei, so mag der Schuft zum Henker gehen! Eine widerwärtige Geschichte — aber sie läßt sich nicht ändern."

„Sie vergessen, Edwin, daß ich Verpflichtungen übernommen habe, die mich —"

„Die Dich doch solchen Leuten gegenüber nicht binden können."

„Gewiß binden sie mich. Ein Versprechen ist mir heilig, wem ich es auch gegeben."

„Mein Gott, wie undefonnen! Das ist so echte Frauenart, sich von einer sentimentalen Regung zu den wahnwitzigsten Opfern verleiten zu lassen. Zum Leben gehört vor allem Eines: Klugheit!"

„Klugheit!" wiederholte sie mit eigenthümlicher Betonung. Ihr tönte plötzlich ein anderer Ausspruch Edwin's in den Ohren, jener Ausspruch über die „berechnendste Selbstsucht", gegen welche er vor Kurzem erst in ritterlichem Anlaufe eine Lanze gebrochen, wofür sie ihm dann, wie zur Zeit der Turniere und Minnelieder, einen Rosendank gesendet. Ach, wem hatte sie die Rosen vorenthalten, die Edwin empfangen? Nun war es ihr wieder, als hörte sie Meinhard's Worte: „Es giebt Lagen, wo der Mensch einzig und allein dem Impulse seines Herzens folgen muß." Aber jetzt, wo sie wirklich in solcher Lage war, in der nur das Herz sprechen darf, wie stand ihr jetzt Meinhard's Gegner, der Mann, der die „berechnetste Selbstsucht" mit so beredten Worten bekämpfte, — wie stand ihr Edwin, derselbe, den sie sich zur Stütze und zum Lebensgefährten gewählt — wie stand er ihr jetzt gegenüber?

„Ich war der Meinung," fuhr sie nach einer kleinen Weile in gedämpftem Tone fort, „daß Sie denjenigen glücklich preisen, der ohne Berechnung seinem Drange folgen und als Engel des Erbarmens und der Liebe Hülfe bringen darf. Denken Sie heute anders darüber?"

„Ich ändere meine Ansichten nie," erwiderte er, ohne auch nur einen Augenblick zu stutzen oder in Verlegenheit zu gerathen. „Glücklich nannte ich denjenigen, der so handeln darf und kann. Das hängt eben von den Verhältnissen ab."

„Gottlob, daß es mir die meinen gestatten!"

„Das ist ja eben nicht der Fall. Zehntausend Gulden — die giebt man nicht so weg! Bedenken Sie doch, Hilda, ein ganzes Capital!"

„Für die Rettung meines Bruders!"

„Ach was! Ein solcher Bruder ist zu kostspielig."

„Für die Ehre der Familie!"

„Was einmal geschehen ist, wird ja doch nicht ungeschehen gemacht."

„Wir fühlen und denken verschieden," sagte Hilda kalt, fast verächtlich. „Meine Ansichten über die Unerläßlichkeit gewisser Dinge sind unerschütterlich, und da Sie mir nicht zu rathen, zu helfen wissen, so gestatten Sie mir wohl, auf dem nun einmal beschrittenen Wege zu verbleiben — nicht wahr?"

„O, wie Sie meinen," erwiderte er beleidigt.

„Ich muß aber doch noch einmal auf Ihre Unterstützung zurückkommen: es ist nur eine kleine Gefälligkeit Ihrerseits, Edwin, auf die ich zähle, und Sie werden davon nicht allzusehr in Anspruch genommen werden." Sie nahm die Obligationen hervor. „Hier sind Papiere im Werthe von sechstausend Gulden," fuhr sie fort. „Die wünsche ich nicht wegzugeben, sondern nur beliehen zu lassen, weil ich sie zu einer kleinen Mitgift für Mimi bestimmt habe. Sie sollen ihr bleiben und können ausgelöst werden, sobald mir Franz meinen Vermögensantheil herausbezahlt. Der Rest muß gegen Wechsel aufgenommen werden und noch Eintausend mehr, die ich für Wilhelm brauche. Sie begreifen, daß er nicht mittellos in die Welt hinaus gehen kann."

Mit steigender Unruhe hatte Edwin ihr zugehört. Nun vermochte er sich nicht länger zu halten.

„Haben Sie denn summirt?" fragte er, und sein Gesicht röthete sich vor Aufregung und peinlicher Verlegenheit. „Sechs und sechs macht zwölf, und fünf — macht siebenzehntausend Gulden, Provision und Interessen noch ungerechnet."

„Es wird so sein," entgegnete sie mit ruhiger Gelassenheit, die einen starken Gegensatz zu seiner Erregtheit bildete.

„Sie wollen sich also Ihres Besitzes möglichst entäußern?" versuchte er zu scherzen. „Wissen Sie, daß man Sie eigentlich als Verschwenderin unter Curatel setzen sollte? Nein, nein, denken Sie nicht an dieses Darlehn, liebste Hilda! Dazu kann ich übrigens als Ihr künftiger, natürlicher Vertreter auch nie meine Einwilligung geben."

„Noch bedarf ich derselben nicht," antwortete sie kurz, aber schon im nächsten Augenblicke that ihr die schroffe Antwort leid, und in freundlicherem Tone sagte sie: „Sie sollten es mir nicht so schwer machen, Edwin, eine Gewissenspflicht zu erfüllen. Daß ich mich an Sie wende, ist ein Zeichen des Vertrauens, und es ist nicht gut, nicht edel von Ihnen, wenn Sie mich hierin einschüchtern. Stehen Sie mir treulich bei und verdienen Sie sich meinen Dank! Wollen Sie, Edwin? Ich bitte Sie darum."

Der weiche, freundliche Ton blieb ohne Eindruck auf ihn, und die bittend ausgestreckte Hand fand die seine nicht.

„Ich kann nicht," sagte er, noch immer in starker Erregung. „Sie haben nicht bedacht, was Sie zu thun im Begriffe stehen. Es ist meines Wissens die Hälfte Ihres Vermögens, welches Sie zu Gunsten Ihres Bruders abtreten wollen — und was für eines Bruders!"

„Ja, die Hälfte meines Vermögens, und müßte es mein ganzes sein — ich dürfte nicht zaudern."

„Fürwahr, ein Heroismus der Familienliebe, der — an den Wahnsinn streift, wie jeder Heroismus!" lachte er scharf auf. „Ich werde dazu nie und nimmer die Hand leihen. Ich kann es nicht, Hilda — ich darf es nicht."

„So muß ich es denn allein vollbringen."

Er hatte ihren Arm losgelassen und war stehen geblieben. Ohnedem konnten sie nur einzeln durch das Drehkreuz in der Hecke des Obstgartens gehen, das sie jetzt erreicht hatten.

„Ich kann es nicht," wiederholte Edwin. „Das hieße — unsere Zukunft in Frage stellen, und darum beschwöre ich Sie, Hilda, überlegen Sie noch einmal Ihr Vorhaben! Sie setzen mit demselben mehr auf's Spiel, als Ihnen bisher klar geworden. Sie dürfen mich nicht mißverstehen; ich bin weit davon entfernt, einen Druck auf Sie üben zu wollen, aber die Offenherzigkeit muß wohl zwischen uns Beiden eine gegenseitige sein. So poetisch die Liebe auch ist, und so sehr gerade ich geneigt bin, mich von ihrem Zauber umspinnen zu lassen, kann ich doch nicht umhin, auch die praktische Seite der Sache in's Auge zu fassen. Es ist dies des Mannes Pflicht, wenn er eine Familie gründen will, und mehr als sich selbst noch ist er es der Geliebten schuldig. Da Sie so lange einem Haushalte vorgestanden, werden Sie selbst wissen, wie viel zu seiner Führung erforderlich ist. O, daß man diese prosaischen Dinge berühren muß! Aber es giebt eine Grenze selbst im Staatsbudget, jenseits welcher bekanntermaßen das Deficit beginnt. Man erhöht dann Zölle, Steuern, macht Schulden und dergleichen. Das wäre dann also auch unsere künftige Finanzpolitik; denn — Sie wissen es wohl? — ich, ja ich besitze nichts."

Sie sah ihn so mitleidig an, daß es ihm das Blut in die Schläfe trieb.

„Ein Mann, der Kopf und Arme hat, sollte nie sagen, daß er nichts besitze — aber es fehlt Ihnen eine Haupttugend des Mannes — der Muth."

„Wenigstens der Muth, eine Frau der Armuth und Entbehrung auszusetzen. Das scheue ich mich nicht zu gestehen, und fehlt mir der Muth, Hilda, so fehlt Ihnen — die Ueberlegung."

„Nein, nicht diese fehlt mir, Edwin, nur die Selbstsucht. Ich habe übrigens keine Wahl — —"

„Das will sagen: Sie geben mich auf für den Bruder?"

„Sie wären es, der mich aufgäbe."

„Sie zwingen mich dazu."

„Und der Bürfel ist ja bereits gefallen," erwiderte sie, ohne ihre Geringschätzung sonderlich zu verbergen. „Für die halbe Mitgift ein halbes Herz!"

„Wahrhaftig!" brauste er auf, und diesmal war es kein künstliches Feuer. „Ihnen steht am wenigsten das Recht zu, mich mit solchem Vorhalte zu strafen. Wo war Ihr Herz, als Sie mich an den Besitz desselben glauben ließen? Sie haben in mir

Digitized by Google

nicht den Geliebten, den künftigen Gatten vor Augen gehabt, sondern — wie es scheint — nur den Mattler für Ihre geschäftlichen Affairen."

Hilda senkte den Kopf. Der Vorwurf war gerecht und trieb ihr flammende Schamröthe in die Wangen; sie mußte sich selbst schuldig bekennen; denn wie unverhüllt sich sein Egoismus, seine kalte Herzlosigkeit auch dargestellt, ihr eigenes Verhalten gegen ihn war kaum minder selbstsüchtig gewesen. Sie hatte das auch längst — nur nicht so klar — empfunden, und aus dieser Quelle war auch die stumme Ergebung in das selbstgeschaffene Schicksal entsprungen, durch die sie das an Edwin begangene Unrecht zu sühnen vermeinte. Jetzt gewann sie mit der Selbsterkenntniß auch die verlorene Energie zurück.

Langsam sah sie zu ihm auf, und ihre Stimme klang nicht unfreundlich, wenn auch bestimmt, als sie sagte:

„Edwin, wir haben wohl Beide geirrt, und das Schicksal hat uns nicht für einander bestimmt. Sie finden nicht in mir, was Sie gesucht. Ich will hinwieder nicht leugnen, daß ich Ihnen — in meiner Hülflosigkeit wirklich zwei Rollen zugedacht hatte, die des Gatten und die des — Helfers in der Noth; ja — aber Sie haben die Probe in keiner bestanden. Von dem Manne, der mich zu lieben vorgab, mußte ich Theilnahme und Verständniß erwarten; der durfte mich auch nicht schon am Tage nach der Verlobung für sehr halten, ihn zu verrathen. In meinen Jahren darf man nicht mehr durch äußerliche Vorzüge Leidenschaften hervorzurufen glauben. Was uns Zuneigung verschafft und erhält, kann einzig und allein Wesen und Gesinnung sein. Mein Herz, mein Charakter ist Ihnen fremd geblieben. Es war eine Täuschung, in der wir uns befanden. Wir haben diese Täuschung nun hinter uns und wollen einander darob nicht grollen."

Zuletzt hatte sie ihm selbst die Hand gereicht, er aber legte die seine nur zögernd hinein.

„Ich glaube, ich lerne Sie verstehen," sagte er nicht mehr mit dem Tone kalter Berechnung, sondern fast bewegt, „und ich könnte Sie auch anders lieben, Hilda — wenn Sie nur —"

„Das kommt jetzt wohl zu spät," unterbrach sie ihn lächelnd. „Doch Eines noch! Ich darf von Ihrer Ehrenhaftigkeit wohl voraussetzen, daß Sie das Ihnen anvertrauete Geheimniß ängstlich hüten. Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie es nicht verletzen!"

„Wo wollen Sie jetzt hin?" fragte er, nachdem er mit einer kühlen Verbeugung den Händedruck erwidert.

„Zur Stadt!"

„Sie sind unverbesserlich!" stieß er unwillig hervor und wandte sich ab. Dann aber sah er ihr kopfschüttelnd nach. „Da hat's Mama!" sagte er, als sie ihm aus den Augen entschwunden war. „Das nächste Mal folg' ich aber entschieden nur meinem eigenen Kopfe — was auch daraus wird." Er schlenderte, seine neue Polka pfeifend, als ob nichts geschehen wäre, dem Hause zu. —

Hilda hatte unterdeß den Pfad längs des Zaunes verfolgt, der in einem Bogen zur Dorfstraße hinausführte. Sie griff wie ein sorgloses Kind nach den rothen Hagebutten, die feucht von den Rosenzweigen herabhingen. Es war ihr zu Muthe wie einem Gefangenen, dem man plötzlich die Kerkerthür aufgeschlossen. Harte Kämpfe hatte sie durchgerungen, während sie nach Meinhard's Abschied scheinbar in dumpfem Hinbrüten die Wunderwelt ihres erschlossenen Herzens staunend durchforschte, doch war ihr der Gedanke nicht gekommen, ihr Wort zu brechen. Ehrlich und sorgt wollte sie ihr Versprechen halten, das ihr, wie sie selbst gesagt, heilig war, wenn immer sie es auch gegeben. Mochte sie sich innerlich verblüten, stolz und ruhig wollte sie ihr Loos tragen. Da aber riß er, dem sie ihre Hand geschenkt, selbst die Kluft auf, und plötzlich wurde ihr die Nutzlosigkeit des großen Opfers klar, das sie zu bringen im Begriffe stand. Er liebte sie ja gar nicht; er verlor nichts an ihr. Eine Sünde wäre es gewesen gegen die heiligste Wahrheit, eine Sünde gegen Gott und Menschheit, wenn sie das Bündniß am Altar mit ihrem „Ja!" besiegelt hätte. Ihr Herz schlug hoch auf in wiedergewonnener Freiheit. Einsam zwar sollte es bleiben, dieses befreite Herz, aber es war doch frei.

Und in dieser Empfindung schien ihr die ganze Welt wie in lichtes Sonnengold getaucht. Eine frische, muthige Zuversicht war über sie gekommen. Wie leicht erschien ihr nun die übernommene Aufgabe! So beschloß sie denn, nunmehr alles selbst zu erledigen, und, um nicht aufgehalten zu werden, schlug sie, ohne erst nach Hause zurückzukehren, den Weg nach der Stadt ein.

Sie schritt rüstig dahin und war nach einer guten halben Stunde am Ziel. Nur einmal zauderte ihr Fuß — als sie an dem alten Amtshause vorüberkam. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie dem Thore zu; jetzt hätte sie ja auch keine Entdeckung ihres Geheimnisses mehr zu fürchten gehabt, da Meinhard die Leitung der Geschäfte bereits abgegeben und somit durch ihre Mittheilungen in keine Collision der Pflichten gebracht wurde. Aber ihre Sehnsucht, sich im Vertrauen ihm noch einmal — nur einmal noch zu nahen, verstummte vor einem Gefühl der Furcht; würde er ihren Schritt nicht falsch auslegen? Der Mann, der ihren Abschiedskuß hingenommen und dann ohne ein weiteres Wort gegangen war — was war sie ihm noch? was konnte sie ihm noch sein? Vorüber! Das war vorüber. Ihm ihr Gefühl vermuthen? Sie hätte vor Scham sterben müssen. Gestern noch war ihr der Besuch bei ihm wie etwas Natürlich-Harmloses erschienen — heute — —? Tief erglühend wendete sie das Gesicht ab und eilte wie auf der Flucht an dem Hause vorbei.

Es mußte ja auch alles in sich allein zu Ende zu führen sein. Sie durfte ihrer Kraft vertrauen.

Nach wenigen Minuten stand sie vor dem Geldwechsler, der schon seit Jahren mit ihrem Bruder Verbindung unterhielt. Allerdings verging Stunden, die sie, in unruhige Gedanken versunken, mit Warten verbringen mußte, bis es dem Manne, der keinen Anstand nahm, ihrem Begehren zu entsprechen, gelang, die für seine beschränkten Verhältnisse sehr große Summe, welche durch das Depot und ihre Accepte gedeckt war, herbeizuschaffen, aber endlich durfte sie doch erleichtert aufathmen. Welche Verwunderungen durch die Erhebung eines so hohen Betrages hervorgerufen wurden, kümmerte sie nicht — morgen durfte ja alle Welt die Wahrheit erfahren.

So hatte sie denn das Geld in Händen! Mit innerem Frohlocken betrachtete sie es und machte sich eilends auf den Rückweg. Keine Minute wollte sie versäumen — der Abend begann doch schon hereinzubrechen. Mit um so größerer Freude begrüßte sie Doctor Schöller, der sie, ehe noch die letzten Häuser der Stadt hinter ihr lagen, von seinem kleinen Wagen aus anrief; sie stieg rasch zu ihm ein. War auch der Arzt zum Glück überflüssig geworden, so konnte doch die Erlösung dem unruhig harrenden Gemüthe des unglücklichen Bruders gewiß nicht zu früh kommen. Etwas wie eine bange Ahnung trieb sie.

„Thorheit!" sagte Hilda beruhigend zu sich selbst. „Das ist nur die Nachwirkung all der Aufregung."

Gottlob, nun nahm sie ja ein Ende, diese quälende Aufregung. Alles war in Ordnung. Was hätte denn noch drohen können?

10.

Es dämmerte schon stark, als endlich auch Franz mit seiner jungen Frau nach Waltershofen heimkehrte. Bereits beim Vorfahren des Landauers an der Treppe kam Mimi den Eltern entgegengesprungen. Es war ihr bei allem Seelenschmerz doch nicht so gleichgültig, ob die langgenährte Sehnsucht nach einem eigenen Pferde gestillt werden sollte oder nicht; denn das ist klar: als Amazone kann man stolzer über alles Erdenleid hinwegsetzen, als wenn man nur so als graue Fledermaus über den nebelfeuchten Grasboden hinflattert.

„Abgeschlossen, abgeschlossen, Kleine!" tautete Papas beruhigende Antwort. „Morgen treffen sie ein; dann noch ein paar Ruhetage und Montag heißt's: in den Sattel; da beginnen wir mit den Reitstunden. Etwas zu zierliche Beine hat das für Dich bestimmte braune Ding freilich; ich wollte mir's eigentlich überlegen, aber bedanke Dich bei Mama! Die meinte, eine Mücke, wie Dich, werde das Thierchen schon tragen, und im Grunde war's ein guter Handel. Saldorf wollte das Pferd nun einmal aus dem Stalle haben, und das entschied zu unseren Gunsten. Aber das sag' ich Dir, mein Töchterlein, wenn Du Furcht hast —"

„Eine Beleidigung, Papa! Du wirst sehen, daß ich keine Furcht habe."

„Na, glaub's auch!" sagte er schmunzelnd, während er seiner Frau aus dem Wagen half. „Wer zur Jagd Muth hat, wird auch eine beherzte Reiterin. Wollen sehen, wer von Euch Beiden raschere Fortschritte macht, die Mama oder Du, mein Kind. Wirst Dich zusammennehmen müssen, Albertine," wandte er sich zu seiner

Digitized by Google

Frau, „ich traue dem Wildfang da zu, daß er Dich aussticht. Und jetzt gehen wir gleich zum Schnepfenfang. Kommst Du mit, liebes Weib?“

„Nein, Franz,“ seufzte müde die junge Frau. „Ein anderes Mal will ich gern mit Dir gehen, aber heute bin ich zu erschöpft;“ sie reichte ihm freundlich die Hand. „Willst Du Dir nicht auch Ruhe gönnen?“

„Man sollte meinen, es handele sich um einen Feldzug,“ spottete er, den Arm in Arm in's Haus tretenden Damen folgend. „Der kleine Spaziergang bis zu den Laubbohnen im Jungholz ist doch wahrlich nur ein Katzensprung.“

„Ich begleite Dich,“ erbot sich Mimi in ihrer freudig dankbaren Erregung.

„Brav! Und wie steht's mit Dir, Schwager Edwin? Kommst Du auch mit? Saldorf sagt mir, daß schon gestern der erste Schnepfenzug bei ihm eingefallen. Da will ich doch nachsehen, ob Halder die Dohnen auch frisch gerichtet hat. „Na, es giebt ja kein Blutvergießen dabei, und die Schnepfe wird Dich mit ihren brechenden Augen auch kaum vorwurfsvoll ansehen, daß Du Deinem Princip, dem Sport nicht zu fröhnen, untreu geworden bist. Ich denke, Du wagst es. Will nur mein Festgewand abthun, bin gleich wieder da.“

Er schüttelte Edwin, der auf den Corridor herausgetreten war, die Heimkommenden zu begrüßen, kräftig die Hand und eilte auf sein Zimmer. Ehe noch Albertine dazu gekommen, von den mancherlei Erlebnissen des Tages zu berichten, war Franz auch schon wieder zurück.

Er fand die beiden Begleiter seiner wartend, rief die Hunde an, die beim Anblick des Gewehres, das er nur so aus Gewohnheit über die Schulter geworfen hatte, ihrer Jagdlust deutlich Ausdruck gaben, und wendete dann seine Schritte dem Walde zu.

Unterwegs erzählte er von seinem Besuche und von den Pferden; es fiel ihm dabei nicht auf, daß Mimi und Edwin sich stets nur mit ihm, aber gar nicht mit einander unterhielten. Als er jedoch einmal zurückbleiben mußte, um die auf eigene Faust jagende Diana abzustrafen und an den Riemen zu nehmen, da sand er bei seiner Rückkehr an den Beiden das Paar in offener Feindseligkeit.

„Und sie hat doch einen heimlichen Gast,“ hörte er seine Tochter in großer Erregung sagen.

„Wer hat einen heimlichen Gast?“ fragte er in guter Laune, ohne es gerade auffällig zu finden, daß er nicht sofort eine Antwort erhielt.

Der Krieg war auch hier, wie so häufig, dem Annäherungsversuche der einen Partei entsprungen. Edwin's Herz war nicht gebrochen. „Es taugt entschieden nichts, wenn eine Frau älter ist als der Mann — da will sie immer dominiren,“ hatte er sich gesagt, und sich wieder der „gefügigeren, anschmiegbareren Jugend“ zugewendet.

„Ich weiß, was ich weiß,“ fuhr Mimi fort, „sie mag Ihnen am Hedenkreuz gesagt haben, was sie will.“

„Sie sahen uns?“

„O, blos zufällig,“ beeilte sich Mimi, die Bedeutung der ihr unbedacht entschlüpften Bemerkung möglichst abzuschwächen. „Es ist mir wahrlich ganz gleichgültig, wo, wann und worüber die Herrschaften sprechen.“

„Mir aber nicht,“ fiel ihr Vater scherzhaft ein. „Ich verstehe wirklich kein Wort. Worüber streitet Ihr denn eigentlich, Kinder?“

„Nicht der Rede werth — blos ein Irrthum,“ wollte Edwin ablenken, rief dadurch jedoch bei Mimi nur verstärkten Widerspruch hervor.

„So war also auch jene Flasche Madeira nur ein Irrthum,“ fragte die aufgeregte Kleine hastig weiter, „welche Trine von der Köchin holte, als die Tante damals früh fortging, und der Thee, der so wunderbarer Weise aus der Büchse verschwand, war der auch nur ein Irrthum?“

„Du hast ja gebrüllt, liebe Mimi, daß Hilda wieder einen ihrer Kranken hat.“

„Gut, Papa, das bestreite ich gar nicht. Aber Trine ist gesund und Halder ist es auch. So muß es, wie Du zugeben wirst, ein Dritter sein, dem ihre Besuche im Jägerhause gelten. Und etwas Anderes, als die Anwesenheit dieses fremden Mannes, dem dort Aufsehen erregender Wein gereicht ist, habe ich auch gar nicht behauptet.“

(Schluß folgt.)

Land und Leute.

Nr. 48. Jahrmarkt im bairischen Hochland.

Es gab eine Zeit in unserem baierischen Hochland, wo die Berge zugleich die Mauern des Landes waren; in tiefer Abgeschlossenheit lebte das Volk dahin, und nur zum eigenen Bedarf nützte man damals die Heerden auf der Weide und das Korn in der Scheuer. Das Wenige aber, was von auswärts kam oder nach auswärts ging, trug das Saumroß über den Bergsteig, doch allenthalben an Weg und Brücken lag harter Zoll, sodaß das „Saumergewerf“ oft schwere Mühsal litt.

Zwar standen so manche unserer Gebirgsdörfer an den uralten historischen Handelsstraßen, wie z. B. Partenkirchen; durch den Chiemgau führte der Weg aus dem Vorland nach den Tauern, aber die Mehrzahl der Orte lag doch in tiefer unberührter Einsamkeit. Für sie war es ein Ereigniß, wenn ihnen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade das Marktrecht verliehen ward; denn auf den Jahrmärkten, die kraft dieses Privileg gehalten wurden, kam der Bauer zuerst mit fremdem Volk und fremder Waare zusammen. In der Regel wurden diese Jahrmärkte nach den Heiligen genannt, an deren Fest sie grenzten, und fast ausnahmslos fanden sie an einem Sonntag statt, wo auch der gemeine Mann freie Zeit und freie Bewegung hat. Hier mochte sich dann der uralte Brauch des katholischen Volkslebens am besten bewähren, daß Frömmigkeit und Lebenslust sich trefflich vertragen; neben der Kirche muß das richtige Wirthshaus stehen, und in den letzten Glocenton hallt der erste Juhschrei.

Seitdem hat sich freilich die Zeit wundersam gewandelt, aber dieser Satz, der ungeschrieben doch zur uralten lex Bajuvariorum gehört, gilt noch heute, und auch heute noch ist der Sonntag, wo Markt gehalten wird, ein Fest für die ganze Umgegend. Und so möchten wir denn den freundlichen Leser auf einen jener oberbaierischen Märkte begleiten, wie sie etwa im Sommer in Tölz, in Miesbach oder in Gmund im Brauche sind — und wir hoffen, es soll ihm der Tag nicht zu lang werden.

Auf allen Straßen der Nachbarschaft spürt man schon einige Tage zuvor den fremden Zuzug; Kärrner mit hageren Rößlein trotten des Weges, vor Allem aber ist der Stellwagen hoch geladen mit Kisten und Koffern. In seinem Innern sitzen zusammengepfercht die dicken Krämerfrauen, schnatternd und keifend, doch der Kutscher macht nicht viel Federlesens; denn unser Oberländer hat wenig Respect vor diesen Nomaden des Handels. Ihm gilt nur ein Dasein auf eigenem Grund und Boden als rühmlich.

„Mach', daß D' einikommst, alte Schachtel!“ herrscht er die Letztgekommene an und schleudert mit einem Griff sie selber in den Wagen und ihren Reisesack auf's Dach. Dann trinkt er noch eine „Extramaß“, „weil heut der Wagen so voll ist,“ und im gemüthlichen Trab geht's von dannen.

Sein Fuhrwerk ist längst im Staub der Straße verschwunden — da kommt noch eine andere Karawane des Weges. Es ist ein Wagen, wie eine Arche Noah; aus den Fenstern schauen ungekämmte Kinder mit schwarzem Gelock; ein lediger Pony und ein geschorener Pudel trotten hinterdrein, und zu beiden Seiten gehen Männer mit langgestrecken Hälsen und strähnenartigem Haar, das noch die Spuren des Strumreifs trägt. Ein unglaubliches Negtige umhüllt ihre Glieder, die sonst im silberfarbigen Tricot paradiren: es sind Künstler, die zum Markte reisen, aber heute reisen sie noch — incognito.

Vor einem kleinen Wirthshause am Wege machen sie Rast. Auf der Schattenseite des Hauses wird abgekocht: die Kinder kollern im Staube; die Frauen zugenurn durch's Haus, um Milch oder Schmalz zu erbitten, und drinnen, in der Wagenwohnung, wird

Digitized by Google

Der bezwungene „Hercules“.
Nach dem Oelgemälde von J. Adam.

Digitized by Google

unterdessen gestickt, gewaschen, gesängt und gehämmert, wie's eben die Stunde bringt.

Knurrend erhebt der Haushund Protest, und mit schenen Augen blickt der Bauer auf dieses Treiben; sein Mitleid ist gemischt mit Widerwillen, aber dennoch lockt die Neugier Alt und Jung herbei aus dem Dörflein. Es kommt der Großvater mit seinen Enkeln; aus Stall und Stube schauen die Dirnlein hervor, und der Schmied drüben legt seinen Hammer nieder und rückt mit seinem Gesellen an.

So giebt's im Nu eine ganze Gesellschaft.

Da meint wohl der „Hercules", der die Truppe begleitet, daß man das Eisen schmieden müsse, so lang es heiß ist, und ehe man sich's versieht, springt er in Gala aus dem Wanderwagen; die Eisenstange thut ihre verdutzende Wirkung, und im nächsten Augenblicke wird es laut verkündet: Zwanzig Mark Belohnung, wer den „baierischen Herenles" (recte Mathias Hinterhuber) zu Boden bringt.

Eine dramatische Spannung faßt die Gemüther; der Alte bedauert zum ersten Mal, daß er sich schon im Stadium des Großvaters befindet, und der Schmied blickt prüfend auf seine sehnigen Arme:

„Ja," meint er, „wenn i 'n niederschlagen dürft, na wär's a leichts, aber ringen — dös hat ja kein Werth nit."

„Sag lieber, daß Du kei Schneid hast!" ewidert der „Herenles" im reinsten Altbaierisch, das mit dem hellenischen Stammbaum seines Namens seltsam contrastirt.

Da stürmt der Simei, der Oberknecht, durch die offene Stallthür; er hat nur halbe Worte gehört: „Schneid", „niederwerfen" u. dergl., aber das genügt, um alle Lebensgeister in ihm wachzurufen — war doch der Simei in Baierisch Zell daheim.

„Wer hat kei Schneid?" brüllt er dem gesprenzten Gladiator entgegen, „probir's, Du g'schecketer Hansdampf!"

Ein helles Lachen scholl bei diesen Worten, und unvermerkt wich auch der Kampfesgroll wieder dem Scherze.

„Zahlst mir a Maßl, wenn i 's g'winn?" rief der Simei dem Wirth entgegen.

„Jawohl, gern aa no'ch\," sprach der Wirth.

„Und 's Grethei muß mir a Bussl geben?" fügte er schalkhaft hinzu, mit einem Blick auf die Tochter des Hauses.

„Jawohl, gern aa no'ch\," sprach das Grethei.

Da war's ein Augenblick, und mit Sturmgewalt waren die Leiber der Kämpfenden in einander verschlungen; bald war der, bald jener in den Lüften; denn die ungefüge Naturkraft des Bauers hatte schweren Stand wider die blitzschnelle Gewandtheit des Ringers. Athemlos lauscht die Runde — da kracht der Boden von einem jähen Fall, und — von der eigenen Kraft noch fortgerissen — prallt der lahne Bauer zwei Schritte zurück. Sein Gegner rollt auf der Erde und stemmt die nackten Ellenbogen in's Gras; zum Glück ist seinem Körper kein Leid geschehen, aber die Rüstung in diesem Turnei, das blaue Tricot, trägt eine klaffende Wunde, und sein — Ruhmesglanz ist dahin.

Das ist der einzige Schmerz, den er empfindet, wenn er die jubelnden Gesichter sieht; mit Schrecken schauen die Seinigen auf den gestürzten „Hercules". Dann erhebt er sich schweigend und verschwindet in dem großen gedeckten Wagen. Gar oft hat der arme Mann mehr Pflichtbewußtsein, als der reiche — wortlos bietet „Hercules" dem Sieger das verlorene Goldstück dar. Aber der spricht lachend:

„B'halt Dein Geld! Du bist g'schlagen gnua, daß D' verloren hast. B'hüt Di' Gott!"

Keine Kränkung war damit dem Gegner zugedacht, nur ein heimathstolzes Selbstgefühl kräuselte die Lippen des tühnen Knechtes, und dann sprach er fröhlich, mit einem Schelmenblick wider den Wirth: „Kellnerin, a Maß!"

Mit dem Zeigefinger der Rechten aber winkte er unter die Menge und rief schmunzelnd: „Grethel!"

„Geh, gieb mir a Bussel
Und mach' koa so G'sicht!
I mach' schon die Aug'n zu,
Damit 's Niemand siecht.

Denn die richtigen Dirndln,
Die busseln so gern;
Und wie mehra daß s' busseln,
Wie schöner daß s' wer'n!" —

Auch im Dorfe selbst aber zeigt bereits der „Markt" seine lebensfrohen Spuren. Auf der Straße werden rechts und links die kleinen Bretterstände gezimmert; überall wird Platz geschafft für diese Eintagsherrlichkeit, und der Biermagen des Wirthes ist heute noch einmal so hoch geladen wie sonst. Morgen sind's wohl die Gäste.

Auch in Küche und Schlachthaus giebt's Arbeit genug; denn man darf wohl auf tausend Fremde rechnen, und Mancher feiert schon den Abend vorher mit einer doppelten Ahung. Samstag Abend ist ja ohnedem den dunklern Mächten unserer Natur geweiht, und wenn der Bergbauer, der noch eine Stunde heim hat, um elf Uhr vor die Thür des Wirthshauses tritt, dann dreht er sich schwindelnd um die eigene Achse und lugt in die Sterne und brummt: „Herrgott, aber morgen giebt's an schönen Markt!"

Endlich kommt die Sonne hinter den Bergen hervor; die Sonntagsglocken schallen durch's Thal, und überall herrscht buntbewegtes Leben. Auf der gewundenen Straße rollen die Bernerwägeln einher; das braune Pferd ist sorglich gestriegelt, und drinnen sitzt der Bauer mit seiner „Alten" im Feiertaat oder ein kecker Bursch mit seiner Liebsten. Das stößt und stolpert über die harten Steine, daß Einem wohl die Seele aus dem Leibe fliegen möchte, aber unsere baierische „Volksseele" ist nicht so sensibel. Je mehr Püffe, desto mehr Vergnügen, und dann ist's doch immer noch „gefahren" — denn stärker, als wir ahnen, hält ja gerade der Bauer auf's Repräsentiren.

Aber auch wer zu Fuße kommt, trägt heute sein bestes Gewand, vor Allem die Mägdlein, die aus den Einödhöfen der Nachbarschaft herunterstelgen. Da schmückt die breite Goldschnur den Hut, und im Mieder prangt der „Buschen" von rothen Nelken oder Geranium.

Der Andrang ist so stark, daß gar nicht Alles in der Kirche Platz hat; schaarenweise stehen die Männer vor dem geöffneten Thor, mit dem Hut in der Hand, und wenn nun das Hochamt verklingt, dann drängt die ganze geschmückte Schaar hinaus auf den freien Platz, wo die Zwiesprach wohl noch ein Viertelstündlein dauert.

Hier ist ja das allgemeine „Rendez-vous" der Bauerwelt; Leute, welche die ganze Woche hindurch nicht in's Dorf kommen, weil sie im Hotzschlag oder auf entlegenen Gehöften ihrer Arbeit pflegen, finden sich am Sonntag „vor der Kirch'". Dann aber geht's mit ganzem Eifer auf den Markt, der heute alle übrigen Interessen verdrängt; schon dröhnt die Trommel der „Künstler", die im Wirthsgarten ihr Seil gespannt; schon hört man „Kasperl" im Fistelton rumoren, kurzum, mit jeder Minute würde ein Wunder versäumt. Aber nur langsam und mühsam durchdringen wir dieses Gewühl; hier und dort schallt lauter Gruß, wenn Bekannte sich begegnen, übermüthiger Neckruf klingt von Einem zum Andern, und dazwischen lassen sich die kreischenden Lobeshymnen der Krämer hören, die ihre Waare verkünden.

Am dichtesten ist das Gedränge indessen dort, wo der Kleiderteufel zu Markt sitzt; es werden Pers- und Wollenstoffe feilgeboten, vor Allem aber die schönen seidenen „Tüchln", das das eigentliche Prachtstück des weiblichen Costümes bilden. Sie sind auch das populärste Geschenk, das der Bursch seinem Mädel bietet; sie schmücken die Fahnen, die beim Schießen als Preise vertheilt werden, und gar Mancher hofft, daß er damit den Weg von außen nach innen finde — vom Tüchel in's Herz.

In langen Reihen stehen die Mägdlein hier vor dem verlockenden Laden. Es heißt wohl, daß schöne Mägdlein selten sein im baierischen Hochland, aber wer dort sich umsieht, der wird gern das Gegentheil gewahren. Aufbraun fallen die Zöpfe um die frohen Gesichter, und die sichernden Stimmen klingen hell durch einander, bis das schönste Stück gefunden und der äußerste Preis erzielt ist.

Doch auch Kleider männlichen Geschlechtes kommen zu Markte, in allen Längen und Formaten, und dieser nichtsnutzige Import trägt meines Erachtens keine kleine Schuld an dem Verschwinden unseres volksthümlichen Costüms. Den Bauer lockt das Neue, das Fremde, und vor Allem das Fertige; er spürt von der Devise „Billig und schlecht", die jeden Jahrmarkt regiert, natürlich nur den ersten Theil, und so kommen unvermerkt jene grauen „Spenser", schwarzen Hüte und langen Hosen in's Land, die den Bauer auch äußerlich dem Bürger gleichmachen; denn die Gedanken, die unter einem schwarzen Filzhut aufwachsen, sind nun einmal andere, als

Digitized by Google

die, so unter einem kecken grünen Spitzhütlein gedeihen; auch in diesem tieferen culturgeschichtlichen Sinne kann man sagen: „Kleider machen Leute."

Am meisten sucht natürlich das jüngere Geschlecht die „Mode", und selbst der noch ganz kleine Filius, dem solch' ein Marktag neue Hüllen schafft, wird schon in schwarzes Tuch oder in symbolisches Grau gekleidet, statt daß man ihn mit nackten Knieen aufwachsen ließe, wie es sein Vater und „Ahnl" gethan. Am längsten hält sich noch die Joppe (die übrigens nicht baierischen Ursprungs ist, soudern aus Tirol kam), und auch davon giebt es reichen Vorrath; fast auf jedem größeren Markte ist der „Kochlerschneider" vertreten, der als Specialist in diesem Fache gilt, wie ja auch das Gewandstück selbst „Kochler-Joppe" genannt wird.

Auch eine Feder am Hut mag der Bauer ungern entrathen, trotz aller modernen Verlockung, und so gehört denn ein Kaufstand, wo alles erdenkliche Federspiel vertreten ist, zu den unvermeidlichen Artikeln eines richtigen Marktes. Wer gern großthun will, kauft einen „Adlerstaum"; auch ein „Reiherspitz" findet allzeit gute Kunden, aber das Beliebteste bleibt doch der „Gamsbart" und die Spielhahnfeder. Mit den Händen in der Hosentasche stehen die jungen Bursche vor dem Krauladen dort und mustern die Waare, während so mancher achselzuckend vorübergeht und denkt: „Dös holt man si' drobeu am Berg, nit herunten beim Kramer."

„Herr Nachbar, a Parasol? Morgen regnet's," ruft der Schirmfabrikant einen kurzgedrungenen Bauer zu, der eben vorüberstapft.

„Dös is g'scheid; na wachi' i no'ch a bißel," lautet die Antwort, ohne daß der Redende sich umsieht.

„Aber schöne silberne Knöpf, dös wär' scho was anders für an guten Bauern," tönt eine schrille Stimme aus dem nächsten Stand — „oder an Anhenker für's Dirndl?" (So nennt man das silberne Halsgeschmeid.)

„Da brauchst scho an eiserne Ketten zum Anhänge, und nachher kommens Dir do'ch no'ch aus," brummt der Alte dawider — abermals ohne sich umzusehen; der Krämer aber rafft mit beiden Händen seine Schätze auf und weist sie der lugenden Menge.

Hier findet sich noch so manches köstliche alte Ding an Schnürwerk und Geschmeide; denn manches Erbstück, das Jahrhunderte lang im Besitz derselben Familie war, wird heute leider veräußert oder gegen modernen Zierrath eingetauscht. Die „Herrschaften" aber, die über Sommer auf's Land kommen, lieben das „alte Zeug", und gerade auf sie ist hier die Speculation gerichtet; in dichter Menge umdrängen die schönen Fräulein aus der Stadt die hölzerne Bude, um Knöpfe von Silberfiligran, oder Gürtelschließen oder ein Halsgeschmeid zu holen, das vor dreihundert Jahren auf der vollen Brust einer Bauerstochter glänzte, wenn sie der Jäger von Hohenwaldeck oder der Bergknapp von Hall zum Tanz geführt.

Unbekümmert um diese zarten Gestalten und ihre alterthümlichen Passionen drängt dort ein breitschultriger Bursche durch den engen Markt; sein Halsgeschmeid sind ein paar breite Eisenketten, die er für den Zuchthüter daheim gekauft und die er auf diese Weise am bequemsten transportirt; als holde Zuthat trägt er über der Schulter einige Hacken und Heugabeln, die gleichfalls an solchem Tage für den häuslichen Bedarf erworben werden.

„Aufg'schaugt!" ruft er plötzlich, so oft sich einer an denselben gestoßen hat.

Auch ein Verkaufsstand mit feststehenden Messern gehört zu den nothwendigen Attributen eines baierischen Marktes. Der Gebrauch derselben ist zum Glück im Hochland unendlich seltener, als in Niederbaiern, wo sie bei jedem Streite sofort gezogen werden, aber als Waffe, als Zeichen seiner Wehrhaftigkeit will sie auch der Bauer in den Bergen nicht missen. Ja, es ist bezeichnend genug für die Charakteristik des Stammes, daß König Rudolph von Habsburg bereits in einem Landfrieden, der speciell für die baierischen Gebietstheile galt, ein Verbot dieser Art für nöthig hielt. Es heißt dort (dd. 6. Juli 1281): „Swer stechmezzer in den hosen trait (trägt), dem sul man die hand abslahen."

So grimmig ist zwar die Polizei von heute nicht, aber an Verboten hat es auch im nemuzehnten Jahrhundert niemals gefehlt und noch weniger an — ihrer Uebertretung.

Ganz leer geht wohl Niemand vom Markte heim; denn auch die Generosität kommt an einem solchen Tage zu ihrem Recht, und sie ist im Bauernstande vielleicht verbreiteter, als wir es denken. Das alte Sprüchwort „nothi' is's nit lusti" gilt vor Allem, wenn man außer Haus geht; es ist Ehrensache, daß der Bursch seinem Mädchen ein Geschenk macht, wenn sie an diesem Tage zusammentreffen; der Pathe muß seiner „Godl" (das heißt dem Pathenkind) eine Gabe nach Hause bringen, und ebenso erwarten es die Kinder von den Eltern. Spielzeug aller Art liegt ausgebreitet, unsichtbige Kränzlein für den Frohnleichnamstag, aber den Vorzug hat auch hier das Eßbare, „die essende Sach'", wie der Bauer sagt. Darum ist der Lebzelter der populärste Mann mit seinen breiten brannen Herzen aus Pfefferkuchen, die ein geheimnißvoller Simsspruch ziert. Noch geheimnißvoller freilich sind die Büchlein, die auf dem nächsten Stande ausgebreitet liegen: Ritter- und Räubergeschichten und Traumdeuterein.

„Stück für Stück zehn Pfennig," kreischt die Megäre, die diese Schätze hütet, und trommelverschnen steht der hochgewachsene Tiroler dort, der die Woche über als Holzknecht in den Bergen weilt; er hält seinen Schatz an der Hand, auch ein Tirolerkind aus dem Zillerthale, wie schon der breitkrämpige Hut verräth. Das Büchlein, das er in den ungefügen Fingern hält, soll das Recept verrathen, wie man unfehlbar in der Lotterie gewinnen muß — er streicht die Stirn mit dem blonden Ringelhaar und schlägt die großen blauen Augen auf und blickt stumm auf das sanfte und frische Antlitz des Mägdleins, als wäre nun das Glück ihrer Beider geborgen. Mühsam holt er den Zehner aus dem ledernen Beutel, und fast verstohlen birgt er das Wunderbuch im Brustfleck und geht mit seinem Schatze an der Hand so schnell von dannen, daß er gar nicht hört, wie die Megäre zum Nächsten spricht: „Stück für Stück zehn Pfennig!"

Da wirbelt wieder die Trommel: — rrrr — rrrr — bumbum — und im Sturmschritte drängt sich Alles den Seiltänzern zu; „n Hercules, den müß' ma sehgn." Es ist unser armer Freund von gestern, aber zum Glück ist sein Verhängniß erst bei Wenigen ruchbar geworden, und so genießt ihn die Mehrheit noch im unverkürzten Nimbus. Schon den ganzen Morgen über war seine Eisenstange und ein schwerer Feldstein frei auf dem Platze gelegen, damit Jeder sich daran versuchen könne; denn eine Verschleppung derselben war aus guten Gründen nicht zu besorgen. Ein dichter Kreis Schaulustiger umgiebt beständig die zwei gewaltigen Stücke. Der und Jener versuchte seine Kraft, aber nur ein achtzehnjähriges Bürschlein sah ich, das die Zweicentnerstange über den Kopf hob. Es war ein Fuhrknecht vom Bauer in Au. Der Zauber, den die nackte Kraft auf den gemeinen Mann übt, bleibt ihm doch stets unwiderstehlich, das Elementare, Sinnenfällige, das darin liegt, hält ihn gefangen, und der Mann, der allein einen Fuhrwagen von der Stelle zieht, imponirt ihm unendlich mehr, als der verwehende Dampf, der einen ganzen Festzug befügelt.

„Jetzt kimmt er, jetzt kimmt er," heißt es von allen Seiten, wenn nun der „Hercules" in die unsselte Arena tritt; ein hoher Kleshaufen, der zur Seite steht, erscheint als günstige Tribüne; er ist im Nu erstürmt und fällt alsbald in sich zusammen unter der Last seiner neugierigen Besteiger. Unterdessen haranguirt ein abgeschabter Clown die Menge und erzählt unter Purzelbäumen die Biographie des „Hercules", die in dem wichtigen Avisa gipfelt: „Ist noch nicht verheirathet."

Hercules — es ist wohl der einzige Name, der sich aus der griechischen Mythologie in's altbaierische Volksleben verirrt hat und der dort sogar eine Art Hausrecht gewonnen hat: der prächtige braune Zuchthengst des Weißachmüller's heißt Hercules, wenn auch an der Stallthür „Herlaches" geschrieben steht.

Und wenn nun die Production beginnt, da sollte ihr erst die glänzenden Bauernaugen sehen, die jedes Stück begleiten: er läßt sich den Oberarm mit einer starken Peitschenschnur umbinden und durch einen Ruck der Muskeln zerreißt er die Schnur; er wirft ein Messer auf den Tisch, daß es stecken bleibt, aber von seinem Arme prallt es ab, als ob es auf Eisen gefallen wäre. Und während noch Alles in höchster Spannung lebt, umkreist der bekannte Teller die „hochverehrte Versammlung", aber zuerst den äußersten Ring, damit keiner entweiche.

Mit verzweifelter Anstrengung macht „Kasperl" dem verhaßten Gegner Concurrenz, und er hat hinwiederum den Vortheil, daß es dort Prügel in Menge giebt. Dieses erhabene Schauspiel bleibt dem Volke doch immer das liebste; die ganze dramatische Action liegt hier im Knüppel, den der Held des Stückes führt, und die Glanzstellen seiner Diction verhallen auf den Köpfen von Tod und Teufel. Wie unvertilgbar sein Jahrhunderten ist diese deutsche

Digitized by Google

Legende — trotz aller modernen Anwandlung, der selbst das Landvolk unterliegt!

Oder ist das nicht hoch modern, wenn dicht hinter der Bude des Hanswurstes ein photographisches Atelier steht, ad hoc für die „Herrn Landleute“ gezimmert? In solcher Stunde bringt der Bauer wohl das bümmste Gesicht zu Stande, das er jemals im Leben zeigt: mit aufgerissenen Augen und ausgespreizten Beinen sitzt er dort, und neben ihm steht trimmhirend ein Maskirug als volksthümliches Ornament.

So wird ein Mensch, der sonst hervorragt durch freie Beweglichkeit, zum reinen Gliedermann unter dem feierlichen Drucke des Apparates, die Cameraden aber, die alsdann das Portrait bewundern, sagen ausnahmslos: „Ah, schön is er kemma,“ „alkrat wie's Leben,“ und keiner versäumt hinzuzusetzen: „Siehst — an Maskirug hat er aa.“

Daß der Maskirug auch außerdem an Markttagen eine große Rolle spielt, ist natürlich; das viele Hin und Her und besonders das „Umeinanderstehn“ macht müde und Müdigkeit zeugt Durst. So sind denn alle Gasthäuser überfüllt; in der Fensternische und im Winkel sitzen die Alten und disputiren noch über dieses und jenes Geschäft; denn jeder Bauer hat ja heutzutage „so a bissel a Handelschaft“. Das kommt erst morgen recht an's Licht; denn nach dem „Leutmarkt“ wird am Montag „Viechmarkt“ gehalten: so lautet die traditionelle Bezeichnung der beiden Tage.

Doch während die Alten klügeln und rechnen, dröhnt die Decke zu ihren Häupten; droben im Saale ist Schuhplattltanz für das junge Volk: denn auch das ist ein hergebrachtes Privileg des Markttages, daß an demselben Tanzmusik gehalten wird.

Es dämmert schon, bis das kleine Fuhrwerk wieder heimwärts trollet auf dem gewundenen Sträßlein, wo wir es zuerst gesehen. Der Bauer sitzt noch stramm und aufrecht darinnen, und er fühlt mit sichtlichem Stolz, daß er trotz schwerer Zeche so unverschert davon gekommen — die Bäuerin aber schaut ihm nicht ohne Neugwohn auf die Zügel und ist froh, daß wenigstens der Brändl so sicher geht. Es wird spät, bis man heim kommt, aber trotzdem sind die Kinder noch auf und jubilieren den Alten entgegen: „Hast uns an Markl mitbracht?“ Auch das ist ein stehender Ausdruck der Volkssprache.

... Wie lind die Nacht ist! — Alles ging längst zur Ruhe in dem großen Bauernhofe: nur Mann und Frau sind noch wach und sitzen auf der Hausbank vor der Thür. Vor ihnen dehnt sich Stall und Scheune; der alte Lindenbaum rauscht und blüht, und wenn sie da so schweigsam in die Sterne schauen, da mag es ihnen wohl durch die Seele gehen, was Erb' und Eigen werth ist und wie glücklich neben all' dem fahrenden Volk ein Mann ist, der Haus und Hof in hundertjähriger Folge sein nennt. Es giebt ein altes Sprüchwort:

„Eigen Rauch und Gemach
Geht über alle Sach'!“

Karl Stieler.

Zu Joseph Haydn's hundertundfünfzigster Geburtsfeier.

Von Ludwig Nohl.

Eine der wundersten Eigenschaften, welche die Musik zeigt, ist die zwingende Wirkung, die sie auf unsere Stimmung ausübt. Ob im gewöhnlen Sinne „musikalisch“ oder nicht, wem in der vollen Deutlichkeit der Darstellung ein stimmungsvolles Meisterstück vorgeführt wird, der fühlt sich davon erfaßt und gestimmt, er mag wollen oder nicht. Die Philosophie lehrt uns schon seit der Griechen Zeiten, daß die Musik vom Wesen der Dinge rede, während die bildenden Künste ihren Schein reproducirten, und Schopenhauer, so wenig unmusikalisch er an sich ist, sagt doch sehr zutreffend speciell von der Melodie, sie erzähle uns die geheimste Geschichte unseres Innern, sie male jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung desselben, kurz alles das, was die Vernunft unter dem weiten Begriff „Gefühl“ auffaße.

Ein Meister, der diese individuelle Stimmung, nicht etwa in die Musik überhaupt eingeführt, wohl aber zuerst völlig auch für die instrumentale Kunst zum Princip erhoben und der sie zu Anlaß und Richtschnur seines Schaffens gemacht hat, feiert am 1. April seinen hundertundfünfzigjährigen Geburtstag — Joseph Haydn.

Es lohnt sich wohl, zu solcher Zeit einmal näher in Geist und Sinn eines Mannes einzugehen, der uns Nachlebenden noch heute im musikalischen Humor und inniger Empfindung ein kaum erreichter Meister ist und dadurch eine Kunst heraufbeschwor, die kein Volk und keine Zeit zuvor gekannt hat — die deutsche Instrumentalmusik.

Geboren in der Nacht vom 31. März auf den 1. April des Jahres 1732 zu Rohrau an der Leitha in kleinen, mehr bäuerlichen als städtischen Verhältnissen, theilte er von Jugend an die einfache Ruhe dieser Stände, die das Sichausleben in einer Empfindung und Stimmung vorzugsweise begünstigt. Und nun gar die Gleichmäßigkeit des Daseins in jener Donau-Gegend an der ungarischen Grenze und im vorigen Jahrhundert! Wenn des Tages Arbeit vorüber war, saßen die Mitglieder der Familie mit einander auf der Ofenbank und sangen „simple kurze Stücke“, das heißt volksmäßige Weisen, die der Vater auf seiner Wanderschaft gehört hatte und jetzt zugleich auf der Harfe begleitete. Der kleine Sepperl übte hier nicht blos das Ohr, sondern vielleicht viel tiefer noch Herz und Gemüth, und geradezu eine andere Art Gottesdienst muß es diesen religiös frommen Leuten gewesen sein, was sie da in unbewußter Andeckung ihres Heiligsten, des inneren Gefühles, mit einander trieben. Denn noch als sechszöger, als Haydn, ein weltberühmter Mann, die einfache Stube wieder betreten sollte, konnte er nicht anders, als, ehe er die Schwelle überschritt, niederzuknieen und sie zu küssen. Wie tief muß also sein Gemüth bei diesen jugendlichen Musikübungen betheiligt gewesen sein, daß er sie geradezu als heilig zu haltende Quelle all seines künstlerischen Vermögens und Leistens empfand und betrachtete! Die Welt hatte ihn allerdings auch seitdem durch mancherlei Noth und Qual hindurchgetrieben, aber immer hatte er sein inneres Heim wiedergefunden.

Seine schöne Stimme brachte den Knaben, welcher zuvor eine Zeit lang in dem Städtchen Hainburg bei Verwandten gelebt hatte, mit acht Jahren in die Capelle der Stephanskirche in Wien. Hier war Schmathans Küchenmeister. Dies trieb ihn aber dazu, bei mancherlei Haus- und Festmusik mitzuwirken und so sich praktisch tüchtig zu machen. Doch weihte ihn die Kirchenmusik auch in die tieferen Wirkungen der Harmonie ein, und die einfachen Klänge der weltlichen Kunst erschienen hier zu dem Erhabenen des Himmelsdomes erweitert, den er in der Natur so oft still andetend bewundert hatte: wir wissen es aus seiner „Schöpfung“.

Aber auch der fröhliche Lebensstinn und Jugendübermuth des Knaben blieb in dieser beengten Existenz der gleiche wie früher, und selbst als er, weil seine Stimme sich brach, aus der Capelle entlassen und der baaren Noth des Lebens preisgegeben wurde, verließ ihn die Zuversicht nicht. Ein armer Chorist nahm ihn zu sich auf das Dachstübchen, und die Mitwirkung bei den Musikbanden zu Spiel und Tanz verschaffte ihm wenigstens das tägliche Brod. Die Nächte aber wurden dem Studium gewidmet, und bald konnte er als Gesangsbegleiter bei einem berühmten Maëstro eintreten, der ihn zugleich in den „echten Fundamenten der Satzkunst“ unterwies, wofür er ihm dann auch — die Kleider auslopfen durfte.

Dieser Maëstro, Nicolo Porpora, gehörte als Singmeister und Componist jener italienischen Opernschule an, die damals in ganz Europa die musikalische Kunst beherrschte. Haydn konnte hier lernen, dem Anmuthenden der Natur, das seiner dem Volke entlehnten Weise eigen war, die Grazie der Kunst und vor allem die schöne Durchsichtigkeit der Harmonie zu verleihen. Und dies war für einen Deutschen etwas. Denn nachdem Sebastian Bach die Kunst der contrapunktischen Polyphonie auf die höchste Stufe erhoben hatte, war der deutschen Musik, seitdem sie nur Kleinmeister hervorbrachte, etwas handwerkerlich Steifes geblieben, während die Halbbrüder der Alten, die Italiener, wie in der bildenden Kunst, so auch in der Musik die schöne Melodielinie gefunden hatten.

Noch etwas aber fehlte, um unseren Haydn zu dem zu machen, als was die Welt ihn immer feiern wird, und dies gab

Digitized by Google

Joseph Haydn.

Nach einem Wachs-Medaillon von Irwach auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

ihm ein Deutscher, Philipp Emanuel Bach. Wie das Instrumentenspiel an der Hand der Oper zuerst in Italien eine allgemeinere Bedeutung gewann, so waren auch dort in Nachbildung von Lied und Tanz zuerst selbstständige Instrumentalstücken (Symphonien) entstanden, und ihnen reihte sich dann bald in der feinen Gesellschaft dieses hochcultivirten Landes die Musica da camera, die Kammermusik an. Aber die dem Deutschen eigenthümliche Anlage zur tieferen Erfassung des Lebens befähigte nun, gegenüber der italienischen Musik, auch vor allem die deutsche Kunst, dieser Instrumentalschöpfung den vollen Athem einzuhauchen: da war es denn Philipp Emanuel Bach, der, aus der unerschöpflichen Harmoniewelt seines großen Vaters stammend, hier alle erforderlichen Mittel der Gestaltung und des Ausdrucks zu Gebote hatte und nun in seinen dreißigen Sonaten für Kenner und Liebhaber seinen Spruch, „die Musik müsse fürnehmlich das Herz rühren", zur That und Wahrheit machte. Eine glückliche Fügung spielte schon dem jungen Haydn diese Neuschöpfung in die Hände, und nun kam er nicht mehr von seinem Claviere fort, bis alles durchgespielt war. Ja, wenn er oben unterm Dache vor seinem von Würmern zerfressenen Instrumente saß, beneidete er keinen König um sein Glück.

Derweilen war er jedoch selbst schon eben durch Instrumentalcomposition zu einem gewissen Ruhme gediehen, den ihm freilich die Handwerksmusiker mit den Ausdrücken „Modehansl" oder „Gsangl-macher" neideten. Er hatte die damals modische Menuett, die, vom Hofe Ludwig's des Vierzehnten kommend, überall den Tanz der vornehmen Welt bildete, eben dieser mehr äußerlichen Vornehmheit entkleidet und sie, ausgestattet mit der ganzen österreichischen heiteren Gutmüthigkeit, dem Bürger und dem Volke geschenkt, die sie in Wirthschaft und Haus, in Garten und Salon gern aufnahmen. Hier verbanden sich Haydn's volksmäßig natürliche Empfindung und sein Humor mit seinem künstlerischen Können, um ein vollendetes Gebilde zu schaffen; denn er fügte mit dem gesunden Instincte seine Menuetts ständig der Sonate ein und gab ihr damit zu der Vornehmheit der Kunst den Ton der Unbefangenheit, der sich schon bei Haydn zu dem Klange einer weltverlachenden Heiterkeit steigerte.

Clavierſonaten schrieb er schon früh. In der Gattung des Quartetts und der Symphonie aber, als deren Schöpfer er zu gelten hat, führten ihn die Anregungen und Bedürfnisse der Zeit selbst. Das erstere wünschte sich einmal ein Musikfreund, Herr von Fürnberg, zu einer Hausmusik, an der Haydn theilnahm, und der Künstler schrieb dann in kurzer Zeit deren achtzehn. Die erste Symphonie aber entstand, als er selbst Dirigent eines Orchesters wurde. Dies letztere blieb er dann durch volle dreißig Jahre bei dem Fürsten Esterhazy in Ungarn. Und weil er dabei nach Belieben experimentiren, probiren, ab- und zusetzen konnte, so mußte er original werden, wie er selbst sagte. Doch liegt das Originale wohl mehr in

Digitized by Google

seiner eigenen inneren Natur und der Lebensfügung, welche dieselbe immer kräftiger und selbstständiger hervordrängte. Und da nun später nur noch ein entscheidendes Ereigniß, die Berührung mit dem erweckteren Volksgeiste und breiteren Leben des alten Englands, weiterbildend auf ihn wirkte, im übrigen aber sein individueller Geist es war, was ihm diesen Zug verstehen und in seinen zwölf Londoner Symphonien, die auch heute noch überall leben, künstlerisch darstellen ließ, so nähern wir uns dem Verstehen seiner allgemeineren Bedeutung am besten dadurch, daß wir uns seine Individualität deutlich vorzuführen trachten. Sind doch darüber, weil sich schon früh soviel Menschen für ihn interessirten, Nachrichten über ihn genug vorhanden.

Zunächst erfahren wir, wie das Leben selbst ihn darauf führte und förmlich dazu zwang, die eigentlichen Quellen des Glücks in sich selbst zu suchen und als eine wirkliche Lebensgefährtin die Kunst zu betrachten: Haydn war, und zwar durch ein ganzes langes Leben, unglücklich verheirathet.

Seine Heirath ereignete sich aber so: In Wien, wohin er im Herbst und Winter zurückkehren durfte, gehörten die beiden Töchter eines Perrückenmachers Keller zu seinen Schülerinnen. Die Jüngere gefiel ihm bald gar sehr, das junge Mädchen zog es jedoch vor, in ein Kloster zu gehen.

„Haydn, Sie sollten meine älteste Tochter nehmen," sagte darauf einmal scherzend der Vater, dem der tüchtige junge Capellmeister offenbar sehr behagte, und Haydn — that es. War's Unkenntniß und Unbehülflichkeit in Dingen des Lebens oder der Drang nach einem ehelichen Leben — Haydn that es; er heirathete ohne oder gar gegen seine Neigung, und wir hören nun, wie schwer er es zu büßen hatte.

Schon daß die Frau älter war als er, blieb ein Mißverhältniß. Allein sie war obendrein eine herrschsüchtige und eifersüchtige Frau, die, keiner Ueberlegung fähig, zanksüchtig und herzlos erschien. Indem war sie, entgegen der einfachen Herzensfrömmigkeit Haydn's, sehr bigott und prunkte gern mit ihrer Gläubigkeit. Gleichwohl urtheilte Haydn vom Anfange der Ehe an milde genug über seine Ehehälfte:

„Wir gewannen uns lieb. Dessenungeachtet entdeckte ich bald, daß meine Frau viel Leichtsinn besaß."

Er mußte wegen ihrer Putzsucht sogar seine Einkünfte sorgfältig verbergen. Auch lud sie die geistlichen Herren gar oft zu Tische, ließ viel Messen lesen und gab mehr kirchliche Spenden, als Haydn's Lage gestattete. Von ihres Mannes Künstlerthum hatte sie so wenig Begriff, daß Haydn einmal selbst sagte:

„Ihr ist's gleichgültig, ob ihr Mann ein Schuster oder ein Künstler ist."

Sie verwendete sogar seine Notenblätter zu Papilloten oder Pasteleunterlagen und suchte ihn obendrein oft absichtlich zu ärgern. Als sie aber eines Tages sich beklagte, es sei nicht einmal so viel Geld da, um ihn, wenn er unerwartet sterbe, begraben zu lassen, verwies er sie auf eine Reihe Cavous, die er in Ermangelung von Bildern in Glas und Rahmen an die Wand gehängt habe: er stehe dafür, daß sie ein Leichenbegängniß decken würden. Aber so groß auch seine Langmuth war, mitunter konnte er sich eines bitteren Wortes über seine Frau doch nicht enthalten, und als im Jahre 1805 der berühmte Geiger Baillot mit ihm sein Haus durchschritt, ergriff er denselben plötzlich am Arme und zeigte auf ein Bild: „Das ist meine Frau; sie hat mich oft in Wuth gebracht." Sie war damals schon fünf Jahre todt.

Es ist somit begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar, daß er allmählich anderer Neigung sich hingab. Er wandte sein Herz der Sängerin Luigia Polzelli, einer neunzehnjährigen Neapolitanerin, zu, welcher er mit ihrem kränklichen Manne bei Esterhazy begegnete. Ohne gerade schön zu sein, war sie von zierlichem Wuchse und sehr einnehmendem Wesen. „Ein schmales längliches Gesicht von dunklem Teint, dunkle lebhafte Augen; Brauen und Kopfhaar waren kastanienfarbig," sagt Haydn's Biograph C. F. Pohl. Er hatte an einem Weibe die Hölle im Hause; der Sängerin war ein ähnliches Loos beschieden — kein Wunder, daß die Herzen sich zusammenfanden und gegenseitig Trost suchten. Es fehlte jedoch der Boden zu wahrer fesselnder Neigung. Bei all seinen glühenden Betheuerungen ewiger Liebe vermissen wir in Haydn's Briefen jene Zeichen höherer Achtung, ohne welche ein dauerndes Herzensband nicht denkbar ist. Die Neigung zu Luigia Polzelli verstrickte Haydn in jahrelange Seelenkämpfe, bis er seiner Empfindung für die anmuthige Sängerin Herr wurde und ihr männlich entsagte.

Hören wir zum Schluß, wie Haydn persönlich im Leben erschien und wie sein Naturell beschaffen war! Mit Recht achtet Goethe das Naturell des ausübenden Künstlers so hoch und entscheidend für die Kunst. Und wenn es wahr ist, was Vasari meint, daß Niemand einen schöneren Kopf malen kann, als er selbst hat, so wird uns umgekehrt Haydn's Portrait an seine Musik gemahnen.

Haydn's hagere, aber kräftige Figur blieb etwas unter dem Mittelmaß. Seine Züge waren ziemlich regelmäßig, der Blick feurig und sprechend, jedoch meist im Ausdruck gütig und wohlwollend. Aus der ganzen Physiognomie und Haltung sprach Bedächtigkeit und sanfter Ernst, während das Gesicht Würde ausdrückte. Doch nahm er im Gespräch eine heiter lächelnde Miene an; nur hörte man ihn nie laut lachen. Seine große gebogene Nase war durch einen Polypen entstellt und hatte in Folge der Blatternarben an jedem Nasenloche eine andere Form. Die Unterlippe ragte kräftig sinnlich vor. Die Gesichtsfarbe war sehr braun; ein Chronist nennt ihn geradezu einen „Mohren", und er selbst spricht von einem Fürstenpaare, das ihn wegen seiner Häßlichkeit nicht habe leiden können. Der Perrücke, die er von Jugend auf trug, blieb er bis in sein höchstes Alter treu. Sie verdeckte aber zum Nachtheil des Gesichtsausdrucks einen großen Theil der breiten und schön gewölbten Stirn. Lavater sagt von Haydn's Schattenriß:

„Etwas mehr als Gemeines erblick' ich im Aug' und der Nase:
Auch die Stirne ist gut, im Munde was vom Physiker."

„In seinem Charakter war viel Frohsinn und Scherz," sagt ein Zeitgenosse über Haydn. „Die bürgerliche Beschränkung und regelmäßige Einfachheit der Lebensweise erhielten ihm zeitlebens das so köstliche Gut der Gesundheit, und so sehr er stets der inneren Arbeit zugethan war und daher ruhige Betrachtung und ernstere Besinnen liebte, wußte er doch dem Gespräche meist eine launige Wendung zu geben. Ehre und Ruhm waren die zwei mächtigen Triebfedern, die ihn regierten, wir ist aber kein Beispiel bekannt, daß sie in Ehrsucht ausgeartet wären."

Daß Heiterkeit der Grundzug seines Wesens war, dafür hier noch ein Beispiel. Da war in Wien die noch ziemlich jugendliche Frau von Genzinger, die Gattin eines angesehenen „Damendoctors", der auch Leibarzt von Haydn's Fürsten war. Bei ihr verkehrten Dittersdorf, der Componist von „Doctor und Apotheker", Beethoven's späterer Lehrer Albrechtsberger, Mozart und andere erste Künstler Wiens. Frau von Genzinger hatte auch die Freundschaft des „Vaters der Symphonie" gesucht und auf die beste Weise gefunden; denn der Weg zu derselben war das Arrangement einer Symphonie für Clavier gewesen. So genoß er denn dort die „allerangenehmsten Unterhaltungen", wenn er das „unschätzbare Glück hatte, neben Ihrer Gnaden zu sitzen und sie Mozart's Meisterstücke spielen zu hören". Allein des Fürsten Abneigung gegen die Residenz in diesen späteren Jahren verurtheilte ihn nur zu bald wieder zur „traurigen Einsamkeit". So sendet er denn manchmal an seine „wohledelgeborene sonders hochschätzbare allerbeste Freundin" tragikomische Seelengrüße, wie den folgenden vom 9. Februar 1790, dessen Originaltext man in den „Musikerbriefen" findet:

„Nun, da sitze ich in meiner Einöd', verlassen wie ein armer Wais, fast ohne menschliche Gesellschaft, traurig, voll der Erinnerung vergangener, edler Tage. Ja, leider vergangen! Und wer, wer weiß, wann diese angenehmen Tage wiederkehren werden, diese schönen Gesellschaften, wo ein ganzer Kreis ein Herz, eine Seele ist, alle diese schönen musikalischen Abende, welche sich nur denken und nicht beschreiben lassen, wo sind alle diese Begeisterungen? Weg sind sie und auf lange weg! Wundern sich Euer Gnaden nicht, daß ich so lange nichts von meiner Danksagung geschrieben habe! Ich fand zu Hause alles verwirrt; drei Tage wußte ich nicht, ob ich Capellmeister oder Capelldiener war. Nichts konnte mich trösten; mein ganzes Quartier war in Unordnung; mein Clavier, das ich dort so liebte, war unbeständig, ungehorsam; es reizte mich mehr zum Aerger, als zur Beruhigung. Ich konnte wenig schlafen, sogar die Träume verfolgten mich, und da ich Mozart's „Figaro" zu hören träumte, weckte mich der fatale Nordwind auf und blies mir fast die Schlafhaube vom Kopfe."

Mit diesem heitern Brieffragment des wackern Musikers mögen die obigen anspruchslosen Beiträge zu seiner Charakteristik ihren Abschluß finden. Das Andenken des gemüthvollen Meisters sei uns für alle Zeit gesegnet!

Digitized by Google

Etwas über die Lage der Deutschen in England.

Von Wilhelm Hasbach.

Es gehört unstreitig zu den anziehendsten Capiteln der Culturgeschichte, dem breiten und vielverzweigten Strome der deutschen Auswanderung zu folgen und zu schauen, wie er in fernen Ländern wüste Strecken urbar macht und unter weniger civilisirten Völkern echte Bildung und Sitte verbreitet. Nicht minder interessant ist es aber, die Lage der deutschen Einwanderer in hochcivilisirten Ländern zu prüfen und zu erfahren, wie dort unsere Landsleute unter ebenbürtigen Nationen an den Werken der Cultur rastlos arbeiten und durch ihren emsigen Fleiß die Ehre des deutschen Namens zu wahren wissen. Ein solches Bild des deutschen Lebens und Strebens auf englischem Boden soll in den nachstehenden Zeilen unseren Lesern vorgeführt werden, ein Bild, das einen Einblick in die stolzen Erfolge, welche die deutsche Colonie in England errungen, und die Leiden, welche sie dort zu erdulden hat, eröffnet.

Im Jahre 1871 (die Berichte über die jüngste englische Volkszählung von 1881 sind noch nicht veröffentlicht) zählte man in England 32,823 Deutsche, und zwar 21,232 männlichen und 11,591 weiblichen Geschlechts.* Unsere Landsleute bildeten den größten Bestandtheil aller Fremden; denn ihre Zahl betrug 32,64 %, der Gesammtsumme fremder Einwanderer, während diejenige der Franzosen sich auf 17,81 %, die der Polen auf 7,02 %, und die der Holländer auf 6,22 % belief.

Theilen wir nun die Deutschen in England in einzelne Gruppen ein, je nach dem Beruf, dem sie sich widmen, so ersehen wir, daß die Mehrzahl unserer Landsleute im Handel und Gewerbe beschäftigt ist. Nehmen wir also diese wichtigsten Zweige der deutsch-englischen Colonie zum Ausgangspunkte unserer heutigen Betrachtungen!

Der deutsche Handelsstand ist hier in commerzieller Beziehung nicht gerade beliebt. Von Zeit zu Zeit wird in Zeitungen untergeordneter Bedeutung eine kleine Deutschenhetze veranstaltet, die immer wieder dieselben Gedanken vorbringt. Eine Stelle aus dem „Globe", welche der prägnanteste Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugung ist, soll hier folgen. Der Meinungskampf wurde in der beliebten Weise englischer Zeitungen durch an die Redaction gerichtete Briefe geführt. Er wurde eröffnet durch die Epistel eines „Preußen", welche sehr roh gewesen sein soll. Darauf wurde nun in der folgenden Nummer erwidert: „Ganz so, wie er — der Preuße — sich darüber beklagt, daß die Juden in Deutschland auf Kosten der Deutschen reich werden, so klagen englische Kaufleute, daß die Deutschen, welche heerdenweise herüberkommen, auf Kosten der Engländer reich werden. — Ihre Kaufleute unterbieten uns; ihre Commis arbeiten für niedrigere Löhne, als die unserigen, und da ihre Begriffe von kaufmännischer Ehre weiter, als diejenigen englischer Kaufleute sind, so gelingt es ihnen gewöhnlich, in kurzer Zeit ein großes Vermögen zu erwerben. Aber nun kommt der Unterschied. Der deutsche Jude, der in Deutschland Geld im Verkehre mit Deutschen gemacht hat, bleibt dort und giebt es dort aus, wo er es verdient hat, während der Deutsche, welcher in der äußersten Armuth nach England gekommen ist, reich in sein Vaterland zurückkehrt, um unter seinem Volke seine Tage zu beschließen und sein Geld auszugeben. Gehen Sie, wohin Sie wollen — Sie werden in jedem Kreise englischer Kaufleute dieselbe Meinung über die Deutschen hören. Es ist nicht zu viel gesagt, daß sie allgemein verhaßt sind. Sie verkaufen zu niedrigeren Preisen; sie betrügen uns (overreach), und zur selben Zeit schimpfen sie über das Land, welches sie gastfreundlich aufnimmt." Der Artikel ist unterzeichnet: „Ein Engländer und ein Jude."

Der Vorstellung, daß die deutschen Kaufleute, welche sich mit bedeutenderem Gewinn aus dem Geschäft zurückziehen, regelmäßig nach Deutschland zurückkehren, muß an der Hand der Statistik entschieden entgegengetreten werden. Die auf eine arme Bevölkerung von 30,000 Menschen entfallende Rentnerzahl ist nothwendig gering. Wenn aber laut amtlicher Zählung 62 Deutsche, die von ihren Renten leben, in England verbleiben, so kann der in's Vaterland wieder einwandernde Theil reich gewordener deutscher Kaufleute nicht groß sein.

In der folgenden Nummer des „Globe" fand sich nachstehendes, von der Redaction des Blattes geschriebene Entrefilet: „‚Ein in England lebender Deutscher' protestirt in, wie wir gestehen müssen, gemäßigten Ausdrücken gegen den Ton des Briefes, welchen wir gestern mit der Unterschrift ‚Ein Engländer und ein Jude' brachten. Der Deutschenhaß (anti-German Feeling) in diesem Lande, von welchem der zuletzt genannte Verfasser sprach, mag nicht so gerechtfertigt sein, wie er glaubt, aber wir sind der Meinung, daß Niemand, welcher viel in Gesellschaft verkehrt, die Existenz dieses Gefühles leugnen wird. Wenn ‚Ein in England lebender Deutscher' es nicht bemerkt hat, so muß er dies der guten Erziehung der Engländer zuschreiben, mit welchen er zusammengekommen ist."

Ich habe mich natürlich bemüht, englische Kritiken über diese Stellen zu hören. Ueberall gab man zu, daß die Abneigung gegen die Deutschen bedeutend sei. Aber ein englischer Kaufmann erzählte mir auch, daß die deutschen Kaufleute sich viel mehr Mühe zu verlassen gäben, als die englischen und deshalb den Engländern eine erfolgreiche Concurrenz bereiten.

Der deutsche Commis zeichnet sich durch meistens schwer wiegende Vorzüge im Vergleich mit seinen englischen Collegen aus, vor Allem durch eine bessere geistige Bildung, welche er sich in Realschulen, Bürgerschulen und Handelsschulen erworben hat. Mit Hülfe seiner Kenntniß mehrerer moderner Sprachen — diese besitzt er gewöhnlich — gelingt es ihm in kurzer Zeit, sich das fremde Idiom für alle zunächst wichtigen Zwecke anzueignen. Er bringt meistens nach England den Fortbildungstrieb mit, welcher den deutschen Kaufmannsstand so vortheilhaft von demselben Stande in anderen Ländern unterscheidet, und diese Neigung wird noch unterstützt durch die Gewöhnung an ernste, geistige Arbeit, durch eine höhere anregende Allgemeinbildung und den uninteressirten Wissensdrang, welcher häufiger in Deutschland, als in England gefunden wird. Der junge Engländer hat in der Militärpflicht keinen äußeren Zwang. Die Schulen sind theuer und sehr oft schlecht. Zudem verdient er der Regel nach nicht den Namen eines lernbegierigen Schülers von rascher Auffassung, und der Ruhm, im Football oder Cricket zu glänzen, steht ihm oft genug höher, als die Kenntniß fremder Sprachen. Junge Leute aus nicht gerade vornehmer oder reicher Familie, welche für den Kaufmannsstand bestimmt sind, erhalten zudem in den meisten Fällen nur eine gewöhnliche Elementarschulbildung, da die Engländer zu glauben pflegen, daß ein Mensch, welcher eine höhere Bildung besitzt, nicht gewöhnlicher Kaufmann sein könne. Kann ein so vorgebildeter junger Mann nach Ablauf der Geschäftsstunden für etwas anderes, als Vergnügen der simpelsten Art Sinn haben? Nicht zu vergessen ist es eben, daß einen der tiefsten Schäden des heutigen Englands der Mangel an Gelegenheit zu veredelnden Vergnügungen bildet.

Dazu kommt der volkswirthschaftlich außerordentlich wichtige Umstand, daß die Lebensführung des Engländers höher ist. Der englische standard of life hat eine gute und eine schlechte Seite. Gut ist der höhere Werth, den man überall in England auf genügende Quantität und gute Qualität der Nahrung sowie auf eine würdige äußere Erscheinung legt. Gut sind weiter die

* Es fanden sich Deutsche fast in allen Berufsclassen. Ungefähr 70 waren in der Staats- und Selbstverwaltung thätig. Es werden aufgezählt über 80 Officiere und Soldaten, über 40 Geistliche, mehr als 700 Aerzte und Apotheker, 50 Schriftsteller, 100 Maler und Photographen, 173 Musiker und nicht weniger als 45 Straßenmusikanten. Unter dem Namen Lehrer, Erzieher und Professoren befanden sich damals gegen 500 Personen in England. Die Wirthshaus-, Schänken- und Gastshofbesitzer erreichten mit ihrem Personale die stattliche Zahl von 1000 Personen. Dieselbe Höhe zeigte die Ziffer der Großfamilienie. Mehrere Hundert Agenten waren im Lande thätig. Die Commis hatten es auf 1257 gebracht. Auch darin that sich Deutschland hervor, daß es die größte Anzahl von Pfandleihern nach England entsandte. Vielleicht fällt einiges Licht in dieses Dunkel, wenn man erwägt, daß die Nation, welche uns am nächsten kam, die polnische war. Es gab damals 33 deutsche und 32 polnische Pfandleiher in England. Die Zahl der Buchbinder und Buchdrucker näherte sich der Ziffer 100. Die Musikinstrumentenmacher und Musikhändler waren etwas zahlreicher. Die Zahl der Uhrmacher betrug ungefähr 900, die der Bau- und Möbeltischler 650, der Schneider 1600, der Schuster 700, der Metzger 400, der Bäcker 1300, der Zuckerraffinerie 900, der Goldschmiede und Juweliere 300. — Unter den Frauen hatte die Majorität den Beruf der Haushfrau eingeschlagen. Der Census führt 6120 Ehefrauen, 2200 Dienstmädchen und 1300 Gouvernanten auf. — 62 Personen lebten von ihren Renten.

Digitized by Google

englischen Kaufsitten. Nirgendwo ist die Vorliebe für das Billige so selten zu finden, wie in England. Das schlechte Element der englischen Lebensführung dagegen liegt in der Vorliebe des Engländers für einen plumpen, schwerfälligen, oft überflüssigen und rein materiellen Luxus und in dem Mangel an Sparsamkeit.

Die deutsche Art zu leben enthält weder die guten noch die schlechten Elemente der englischen, und daher kann der deutsche Commis für geringeren Lohn arbeiten. Noch jetzt sind englische Kaufleute manchmal erstaunt, zu welch geringen Preise deutsche Commis ihre Arbeitskraft anbieten, obwohl sich der englische Unternehmer daran gewöhnt hat, den Deutschen als einen außerordentlich genügsamen und billigen Arbeiter zu betrachten. Eine Stellung, welche einem Engländer 150 Pfund Sterling einbringt, übernimmt ein Deutscher nicht selten für 60 bis 80 Pfund Sterling. Unsere Landsleute bieten sich außerdem in solchen Mengen auf dem Arbeitsmarkte an, daß Manche seine Stellung finden würden, wenn sie sich nicht bereit erklärten, ohne Gehalt zu arbeiten. Sie wollen eben, wenn auch mit Opfern, festen Fuß fassen, und den Vortheil davon haben natürlich die englischen Arbeitgeber. Einige derselben beuten die Verhältnisse so gründlich aus, daß sie deutsche Commis für 80 Pfund Sterling anstellen und nach einigen Jahren, wenn eine Aufbesserung des Gehaltes am Platze wäre, dieselben entlassen und frisch angekommene Deutsche mit demselben bescheidenen Gehalte engagiren.

Der englische Commis leidet selbstverständlich unter dieser Concurrenz. Sein Gehalt wird durch dieselbe manchmal gedrückt, und er muß eine Lebensführung, an die er sich von Jugend auf gewöhnt hat und die, wie gesagt, in mancher Beziehung besser als die deutsche ist, aufgeben. Manche englische Commis werden aus ihren Stellen durch deutsche verdrängt. Es wäre daher ungerecht, diese Verhältnisse nur vom deutschen Standpunkte aus zu betrachten. Wer da weiß, von welchem Vortheile eine hohe Lebenshaltung für ein Volk ist, wird den Proceß, der sich vollzieht, nur mit Schmerz vor sich gehen sehen. Wenn auch der Engländer so argumentiren, wenn er vornehmlich die Bildungsvorzüge des deutschen Kaufmanns anerkennen und das Bestreben zeigen würde, den englischen Commis auf das geistige Niveau des deutschen zu erheben, dann würde er alle Billigdenkenden auf seiner Seite haben.

Aber er findet es ungerecht, daß die Deutschen überhaupt nach England kommen, wie wir aus dem angeführten Briefe ersehen haben. Der gewöhnliche John Bull möchte am liebsten jeden Fremden, vor Allem aber die Deutschen aus England ausgewiesen sehen. Er läßt es natürlich völlig außer Acht, daß die Einwanderung deutscher Commis eine Form der freien Concurrenz ist, welche man doch, wo sie England Vortheil bringt, nicht genug rühmen kann. Die Beschäftigung der Deutschen in England ist um so unverständiger, als gerade der Engländer überall zu finden ist, überall große Unternehmungen in's Leben ruft und in allen Ländern die Fremden ausbeutet. Er murrt über die Deutschen und andere Landeskinder just zu derselben Zeit, da die erschöpfte Türkei und das ausgeplünderte Aegypten sich über die großen Gehälter müßiggehender englischer Beamten beklagen und das arme Indien Tausenden von Engländern ungeheure Gehälter bezahlen muß, die sie theilweise in England verzehren. Und wäre es nicht viel richtiger, die englischen Prinzipale anzugreifen, ohne deren Willen ja doch kein deutscher Commis eine Anstellung finden könnte?

Junge deutsche Kaufleute, welche nach England herüberzukommen gedenken, sollten diese Verhältnisse wohl beherzigen. Möchten sie sich nicht durch die glänzende Stellung einiger deutschen Commis in England blenden lassen! Es wäre ebenso klug, fest auf einen großen Gewinn in der Lotterie zu rechnen, wie auf gute Stellungen in England. Sie sehen nicht die Menge junger Leute, welche monatelang auf eine Stelle warten und, wenn sie ihre Ersparnisse verzehrt haben, zuweilen so tief sinken, daß an ein Aufstehen nicht mehr zu denken ist. Wenn junge Deutsche nicht wenigstens einem dreimonatlichen Aufenthalte ohne Stellung in's Auge sehen können, wäre es am besten, wenn sie in Deutschland blieben. Der Aufenthalt in einer billigen englischen Pension berechnet sich mit Wäsche auf 30 Mark wöchentlich. Der junge Kaufmann sollte also vor seiner Uebersiedelung ein Capital von 500 Mark besitzen.

Mit all diesen nicht gerade verlockenden Schwierigkeiten hat der deutsche Kaufmann in England zu rechnen; der deutsche Handwerker befindet sich gleichfalls in einer nicht beneidenswerthen, von Rassenhaß und Concurrenzneid gefährdeten Lage. Ihn ziehen zunächst die hohen Löhne nach England. Dort liegen die Verhältnisse für ihn aber so: ein tüchtiger Arbeiter verdient wöchentlich durchschnittlich 18 bis 20 Schillinge, und in einzelnen Gewerben, z. B. in der Schneiderei, gelten 25 Schillinge wöchentlich für einen guten Lohn. In anderen Zweigen des Handwerks, welche längere Ausbildung und mehr Körperkraft fordern, geht er auf 30, 35 Schillinge bis zu 2 Pfund Sterling hinauf. Die Löhne sind jedoch ihrer Natur nach schwankend, und der Handwerker muß sich wohl hüten, eine vorübergehende Conjunctur für einen dauernden Zustand zu halten. Ein zweiter Umstand, welcher oft unsere Landsleute zur Auswanderung nach England bestimmt, ist die geringere wöchentliche Arbeitsstundenzahl, an der in England festgehalten wird. Sie beträgt hier 54 Stunden, während in Deutschland noch vielfach die Arbeitswoche von 72 Stunden die Gewohnheit bildet. Nun waren aber alle Handwerker, welche ich gesprochen habe, der Ueberzeugung, daß in diesen 54 Stunden viel intensiver gearbeitet wird, als bei uns zu Hause, und so der anscheinende Verlust reichlich eingebracht wird, sie betrachten es indessen allgemein als eine große Annehmlichkeit, daß die Woche am Samstag Mittag beschlossen wird, und nun eine Ruhepause von anderthalb Tagen folgt. Vielfach loben sie auch die englische Besteuerungsweise. Indem der Staat nur die nicht nothwendigen Genüsse des Arbeiters (Tabak, Branntwein, Bier) zu seinen Einnahmen heranzieht, giebt er ihm erstens einen Antrieb zur Mäßigkeit und ermöglicht ihm zweitens eine richtige Verfügung über seinen Lohn. Der Arbeiter hat nämlich nur eine directe größere Ausgabe: für die Miethe, wenn er vorheirathet ist, und für Kost und Logis, wenn er unverheirathet ist.

Haydn's Geburtshaus in Rohrau an der Leitha.

Nach einer Aufnahme vom Jahre 1825 auf Holz gezeichnet.

Der praktische Sinn der Engländer hat es so eingerichtet, daß beide, auch die Miethe, am Ende der Woche erhoben werden, und tüchtige Handwerker legen auf den letzten Umstand besonderes Gewicht. Sie halten es für eine Nothwendigkeit, daß der Handwerker, der wenige directe Ausgaben hat, dieselben in kurzen Zwischenräumen, und zwar an seinen Zahltagen berichtigt. Auch das System der Baarzahlung halten sie darum für so segensreich, weil es den Arbeiter zwingt, Einnahmen und Ausgaben von Woche zu Woche zu vergleichen. Sie sprechen die Ueberzeugung aus, daß diese gesunden praktischen Sitten dem Arbeiter mehr Segen bringen, als hohe Löhne auf die Dauer, und schreiben ihnen theilweise das Gedeihen des deutschen Handwerkers in England zu. Im letzten Grunde beruht es zweifellos auf der Genügsamkeit, der Mäßigkeit, dem unermüdlichen Fleiße, der Ausdauer und der Zähigkeit der deutschen Handwerker, auf die wir allen Grund haben, stolz zu sein. Daß der englische Handwerker, welcher häufig genug den Wochenverdienst in Whiskey und Gin vertrinkt, seinen deutschen Collegen wegen der lobenswerthen Eigenschaften haßt, braucht wohl nicht ausdrücklich erwähnt zu werden.

Alte Liebe bei Cuxhaven.
Nach dem Oelgemälde von H. Hiller.

Die Aussichten des deutschen Handwerkers in England sind nicht mehr so erfreulich, wie sie vor einem Menschenalter waren. Damals war er als ein kenntnißreicher, fleißiger und mäßiger Arbeiter jenseits des Canals sehr geschätzt. Er verfügte gewöhnlich über eine allseitigere gewerbliche Ausbildung als der englische und fand sich bald in die dortige Arbeitstheilung hinein. Jetzt klagen die hiesigen deutschen Meister, daß die jungen herüberkommenden Leute den Kopf voller politischer Theorien und Bildungsfetzen haben, aber weder eine umfassende Kenntniß ihres Gewerbes besitzen, noch sich in den einzelnen Zweigen tüchtig erweisen. Man giebt zu, daß sie willig und fleißig sind und es unter tüchtiger Leitung noch immer zu mittelmäßigen Leistungen bringen. Vor Allem rath man den jungen Leuten, in Deutschland mehr zu lernen. Aber auch die tüchtigen dürfen im Anfang nicht sofort auf ein gutes Verdienst rechnen; denn die Arbeitstheilung ist in England viel weiter fortgeschritten als in Deutschland. In großen Kleidermagazinen ist sie auf den Punkt gelangt, daß ein Theil ihrer Arbeiter nur Knopflöcher macht, ein anderer nur Knöpfe annäht ꝛc. Nun versteift immerhin einige Zeit, bevor der Handwerker herausgefunden hat, für welche Detailarbeit er sich am meisten eignet, und bevor er in seinem Specialfache eine solche Gewandtheit erlangt hat, daß er erfolgreich mit dem Engländer concurriren kann.

Einige Gewerbe haben noch jetzt eine sichere Basis, da sie Producte liefern, welche von Engländern nicht hergestellt werden. Zu diesen gehört z. B. die deutsche Brodbäckerei; denn der englische Bäcker blickt nur englisches Brod und überläßt das Backen des fremden Brodes den Fremden, den Teutschen und Franzosen.

Handwerksburschen und Commis mit kleiner Börse finden nicht blos billige Kost und Wohnung, sondern auch manchmal Arbeitsnachweisung in der „Deutschen Herberge", welche an dem großen Finsbury Square Nr. 20, nicht weit von der City, der Geschäftsstadt Londons, entfernt liegt; diese „Deutsche Herberge" wurde im Jahre 1872 von einem Londoner Jünglingsvereine gegründet und hat in den zehn Jahren ihres Bestehens sehr viel Gutes gewirkt. Da sie noch immer mit Deficit arbeitet, sei sie dem Wohlthätigkeitssinne deutscher Landsleute bestens empfohlen!

(Schluß folgt.)

Ketten und Verkettungen.

Novellette von **B. Dutot.**

(Fortsetzung.)

Nachstehend löse ich das eben gegebene Versprechen ein. In welcher Stimmung ich schreibe, das sage ich nicht, damit auch Sie nicht ohne Spannung davon kommen.

Klar und unbefangen, als ob mich die ganze Geschichte nichts anginge — staunen Sie über meine Ruhe — hebe ich also zu erzählen an:

Als ich am Morgen des angegebenen Tages erwachte, blitzte ein ungeheures Freudenbewußtsein durch meine Seele, und in der nächsten Secunde hatte ich auch schon die ganze Situation erfaßt: Diane, die reizende, geheime, mysteriöse Ungekannte, sollt' ich heute kennen lernen.

Das Rendezvous der Jäger war in einem ungefähr eine Meile von Saalfelden entfernten Jagdschlößchen für zehn Uhr Vormittags angesetzt. Dort würden die Herren — so lautete die Einladung — ein Frühstück einnehmen, darauf einige Stunden hindurch dem Jagdvergnügen huldigen und sich alsdann zum Diner im Schlosse des Gastgebers versammeln.

Um neun Uhr saß ich bestiefelt und bewaffnet im Sattel, um nach dem angegebenen Orte zu reiten. Mein treuer Bohuslav — fast in jeder Geschichte kommt ein treuer Diener vor, daher habe ich Bohuslav, von dessen Tugenden ich keinerlei Erfahrung habe, mit diesem Prädicate versehen — meinen treuen Bohuslav also hatte ich mit einem kleinen Koffer und Toiletten-Necessaire nach Saalfelden vorausgeschickt.

Nach einstündigem Ritte befand ich mich am Platze des Rendezvous. Saalfeld kam mir entgegen.

„Ah, grüß Dich Gott, Ritterglas! Ich dachte schon, Du würdest nicht kommen. Du hast Dich überhaupt so lange nicht blicken lassen, weder bei mir, noch bei den anderen Nachbarjagden. Warst Du krank?"

„Ich? Krank? Nein — danke! Hast Du viele Gäste im Schloß? Viele Damen?"

„O ja, das ganze Haus voll, und auch Damen. Aber jetzt ist es Zeit, an das Frühstück und an die Jagd zu denken; die Damen wirst Du Abends zur Genüge sehen."

„Wer sind die Damen? Wer sind sie — sag' mir das, Freund! Wie heißen sie, die Damen? Woher kommen sie, und wie sehen sie aus, die Damen?"

„Welch ein Eifer! Von dieser Seite kenne ich Dich gar nicht, Ritterglas. Uebrigens kann ich Dir nicht einmal Auskunft darüber geben. Weiß Gott, nicht! Du kennst ja unsere hiesigen gesellschaftlichen Gewohnheiten: meine Schwester macht die Honneurs von Saalfelden und besorgt auch die Einladungen der Damen. Ich kümmere mich nur um die jagenden Gäste — um die Herren."

Nach dem Frühstück nahm also die Jagd ihren Anfang. Ich bin sonst, wenn auch kein leidenschaftlicher, so doch ein recht anständiger Jünger Nimrod's, aber diesmal muß ich mich in den Augen der anwesenden Jäger und Treiber mit Schmach bedeckt haben; denn meine Gedanken waren so sehr mit den bevorstehenden Dingen beschäftigt, daß ich keinen Hasen gesehen, viel weniger geschossen habe, und doch wurden deren an diesem Tage fünfhundert erlegt.

Einmal nur wurde ich aus meinen Träumen gerissen. Ein unweit von mir stehender Schütze rief mir zu:

„Sie gehören wohl nicht zu den Anbetern Dianens, Herr Baron von Ritterglas?"

Ich stürzte auf den Sprecher zu:

„Diane? Diane? Sie kennen sie — und Diane hat Anbeter — vielleicht Sie selbst? O, sagen Sie mir alles; ich beschwöre Sie!"

„Vor Allem haben Sie die Güte und halten Sie mir den Lauf Ihres Gewehres nicht unter die Nase!"

„Pardon! Also, Sie sagten Diane —"

„Nun ja; ich sehe nicht ein, warum Sie da so in Feuer gerathen, als wären Sie Aktäon selbst, welcher bekanntlich in die Jagdgöttin verliebt war."

„Ah so — ja so — ah ja — so ja."

„Sie sollten wieder auf Ihren Stand zurückgehen, lieber Freund; Ihre Conversation ist zwar recht anregend, aber jetzt müssen wir unsere Gedanken durchaus auf unser Jagdhandwerk richten."

Gegen sechs Uhr Abends kamen wir nach abgethaner Jagd Alle in Schloß Saalfelden an. In dem mir angewiesenen Zimmer erwartete mich mein treuer Bohuslav und hatte schon alles Nothwendige zum Ankleiden vorbereitet.

Die Frage, wie ich beim Jagddiner erscheinen sollte, ob in Civil oder in Uniform, hat mich einige Ueberlegung gekostet, und ich entschied mich für das erstere; denn wie ich Diane zu kennen glaube, ist sie für die Würdigung eines tadellos eleganten evening-dress, wie die Engländer Frack und weiße Cravatte nennen, nicht unempfänglich, weil es eine eigene Kunst erfordert diesen Anzug mit Distinction zu tragen, und man hat mir immer versichert, daß ich den Frack mit ganz besonderem Geschick zur Geltung bringe.

Ich habe eigentlich nie recht zum Oberlieutenant gepaßt. Ich hätte Diplomat werden sollen — — wenn nicht eben mein Beruf die Philosophie wäre.

Im Kamin loderte ein helles Feuer; warmes Wasser dampfte aus dem Waschkrug; am Bette lag der Abendanzug ausgebreitet, und in den Armleuchtern des Ankleidespiegels brannten vier Kerzen; am Tisch vor dem Sopha aber stand ein Plateau mit einem silbernen, lustig summenden Theekessel, Tasse, Zuckerdose und Arrakfläschchen; die schweren Vorhänge vor den Fenstern waren heruntergelassen, und nach dem Heimwege an dem feuchten, dunkelnden Novembertage that mir das ganze Gemach einen unsäglich behaglich-warmen Eindruck.

Es währte noch eine Stunde, bis die Dinnerglocke geläutet wurde. Ich hatte mich nach vollzogener Umkleidung auf dem

Digitized by Google

Sopha ausgestreckt, fortwährend an das nun Kommende denkend. Beim Schalle der Glocke sprang ich auf, und nachdem ich noch einmal vor dem Spiegel die Schleife meiner Cravatte zurecht gerichtet, verließ ich mein Zimmer. Dieses war im zweiten Stockwerk gelegen, und ich mußte, um zu den im ersten Stock befindlichen Empfangssalons zu gelangen, über breite, teppichbelegte Treppen und durch bilder- und statuengeschmückte Corridore gehen.

Ich erwähne alle mich damals umgebenden Details von Pracht und Luxus, weil mir dieselben einen ganz besonders angenehmen Eindruck machten. Wenn man in einer Freude und Vergnügen erwartenden Stimmung ist, so tragen die äußeren, auf die Sinne wirkenden Reize der Umgebung zur Erhöhung dieser Stimmung bei. Nicht umsonst wird daher beim geringsten ländlichen Feste Blumen- und Fahnenschmuck herbeigeschafft und, wenn im Saal des Vorsteherhauses Sonntags ein Ball stattfindet, die weißgetünchte Wand mit Laubguirlanden behängt.

Mit höher schlagendem Herzen und beengtem Athem trat ich in den helleterleuchteten Salon. Auch an dieser Schwelle erfaßte mich wie eine eigenthümliche Freudebstimmung die von Pracht, Licht und Duft durchwebte Atmosphäre.

Eine Gesellschaft von ungefähr zwölf bis fünfzehn Damen in glänzender Abendtoilette und ebenso vieler Herren war in verschiedenen Gruppen, sitzend und stehend, in dem großen, von Damast, Spiegeln und Vergoldung strotzenden Gemache zerstreut. Mit mir zugleich und nach mir traten noch mehrere Personen ein. Eine Dame rauschte an mir vorbei, anmuthig und elegant — war dies vielleicht Diane?

Graf Saalfeld und dessen Schwester standen in der Nähe des Kamins, und dorthin lenkte ich meine Schritte, um der Hausfrau meine Huldigung darzubringen. Diese, eine freundliche ältliche Stiftsdame, reichte mir die Hand:

„Herzlich willkommen, lieber Baron," sagte sie, „waren Sie glücklich auf der Jagd?"

Zum Glücke traten eben andere Gäste an die Gräfin heran, zu welchen sie sich wandte, und ich war einer Antwort auf ihre verfängliche Frage überhoben. Nun blickte ich in die Runde, um die anwesenden Damen zu mustern: Es waren mehrere hübsche, junge Mädchen da — noch mehr ältere und unbedeutend aussehende Frauen — keine unter ihnen Allen, die dem Ideale meiner Diane entsprach. Jene schöne Frau, welche bei der Thür an mir vorübergegangen war, stand jetzt in einer Fensternische, mir den Rücken kehrend.

„Nur diese kann es sein," dachte ich. Ich wandte mich an Saalfeld:

„Willst Du mich einigen Damen vorstellen?"

„Gern," antwortete er, „kennst Du Niemanden?"

„Nein, Niemanden! Wer ist denn jene Gestalt dort in der Fensternische?"

„Ah, nimm Dich in Acht — das ist eine sehr gefährliche Kokette."

„Wie so?"

„Erstens, weil sie eine Polin ist — und diese sind ja Alle bekannt als gefährlich und kokett."

„Verheirathet?" fragte ich.

„Geschieden oder so etwas. — Kennst Du auch die jetzt eintretenden Damen nicht?"

„O, Frau Katharina Meier und ihre Tochter!" rief ich.

„Weißt Du," erklärte der Graf, sich gewissermaßen entschuldigend, „sie sind unsere nächsten Nachbarinnen, und meine Schwester ist sonst sehr exclusiv, aber ich habe sie überredet, eine Einladung nach Dürrstein zu schicken — und das Fräulein ist wahrhaftig wunderschön."

„Da ist wohl Herr Schwanberg, der Verlobte des Fräuleins, auch unter Deinen Gästen? Aber ich bitte Dich, stelle mich der gefährlichen Polin vor!"

Frau Katharina Meier stand jetzt ganz in unserer Nähe; ich verneigte mich grüßend. Mit einem vergnügten Lächeln reichte sie mir die Hand:

„Ah, Herr Baron, wie froh bin ich, Jemanden Bekannten zu treffen," sagte sie.

In diesem Augenblicke wurden die Saalthüren geöffnet und das Diner gemeldet. Saalfeld winkte mir, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als der eben mit mir im Gespräche begriffenen Frau Meier den Arm zu bieten.

Bei Tisch kam ich zwischen dieser und einer anderen alten Dame zu sitzen. Die schöne Polin befand sich an einem ganz andern Ende der großen Tafel, und da ich etwas kurzsichtig bin, so konnte ich weder ihre Züge unterscheiden, noch sehen, ob sie den Blick manchmal in meine Richtung sandte.

Uns schräg gegenüber saß Fräulein Elsbeth. Ich grüßte hinüber; sie dankte mit einem holdseligen Lächeln. „Wahrhaftig ein schönes Mädchen — glücklicher Schwanberg!" dachte ich, und dies veranlaßte mich, meiner Nachbarin zu sagen:

„Ihr künftiger Herr Schwiegersohn ist hier wohl nicht anwesend, gnädige Frau?"

„Mein künftiger Schwiegersohn? Ah so, Sie wissen nicht, daß die Partie aus einander gegangen ist?"

„So — ah — ich bedaure; das ist das Erste, was ich davon höre."

„O, es ist nichts zu bedauern; es ist viel besser so. Er war doch zu alt für meine Elsbeth, und sie liebte ihn nicht. Vor ungefähr einem Monat erklärte sie plötzlich, daß sie sich von der Verlobung losjagen wolle, daß sie fühle, unglücklich zu werden, wenn sie diese Ehe eingine, und so wurden denn Herrn Schwanberg nebst einem entschlossenen Briefe die Brautgeschenke und der Verlobungsring zurückgeschickt."

Ich horchte den Worten meiner Nachbarin nur zerstreut; denn ich verfolgte alle Bewegungen meiner interessanten Polin, welche, wie ich trotz meiner Kurzsichtigkeit wahrnehmen konnte, in sehr lebhaftem Gespräch mit dem zu ihrer Linken sitzenden Officier begriffen war. „Ich hätte vielleicht doch besser gethan, meine Uniform anzulegen," überlegte ich — denncch mußte ich auf Frau Meier's Mittheilung etwas antworten.

„Ja, das ist eine traurige Geschichte. Das muß Sie wohl sehr betrübt haben."

„Betrübt? Anfänglich wohl; denn die Partie war brillant; Schwanberg ist mehrfacher Millionär, aber denken Sie, welches Glück: meiner Tochter ist vor vierzehn Tagen, nachdem sie ihrem ehemaligen Bräutigam schon den Abschied gegeben hatte, von einem väterlichen Onkel eine Erbschaft zugefallen, die wir nie erwartet hätten — ein Capital von zwei Millionen Mark. Jetzt ist sie selbst sehr reich — reicher noch, als alle ihre Brüder zusammengenommen."

„Wie, Fräulein Elsbeth ist nicht Ihre einzige Tochter?"

„Einzige Tochter wohl, aber ich habe drei Söhne erster Ehe, welchen mein ganzes Vermögen und Dürrstein zufallen wird; Elsbeth hätte nur eine ganz unbedeutende Mitgift erhalten, und da wäre Schwanberg eine brillante Partie für sie gewesen, aber jetzt ist sie selbst eine der reichsten Partien im Lande und kann wohl auf einen Grafen Anspruch machen; denn wissen Sie, es ist doch etwas sehr Schönes um Wappenschild und Krone, und wenn meine Tochter Gräfin wäre, würde mich vielleicht die Rolze, alte Stiftsdame bort auch nicht mit einer so auffällig fein sollenden Herablassung behandeln und mich fühlen lassen, daß ihre Einladung eine besondere Gnade war."

Mir war das Geschnatter meiner Nachbarin furchtbar uninteressant, und mit Ungeduld sah ich dem Ende des Diners entgegen. Endlich erhob man sich von der Tafel und kehrte in die Salons zurück. Dort stürzte ich auf den Hausherrn und bat ihn, mich endlich mit der schönen Polin bekannt zu machen.

Er führte mich in den Rauchsalon. Hier hatten sich drei oder vier Damen, welche die Cigaretten nicht schenten, auf den niedrigen orientalischen Divans in der Mitte der zahlreichen Herren niedergelassen. Halb sitzend, halb liegend, war auch meine Polin zwischen die Kissen eines Divans hingegossen, das Füßchen — o, es mußte dasselbe Füßchen sein, welches sich auf meinem Bilde zeigte — unter dem Kleiderjamm etwas vorgestreckt.

„Erlauben Sie mir, Madame de Bowvorowska, Ihnen meinen Freund Baron Ritterglas vorzustellen," sagte Saalfeld und entfernte sich.

Ich ließ mich neben Frau von Bowvorowska, welche mir mit einem freundlichen „Freut mich sehr" die Hand gereicht hatte, nieder und musterte sie mit scharfen Blicken. Ihre Züge waren nicht regelmäßig, doch hatte sie das mobile Mienenspiel, welches ihre Landsmänninnen so auszeichnet, und sprechende, feurige Augen. Die Stirn, ebenfalls mit Löckchen bedeckt, mochte wohl dieselbe sein wie auf dem Bilde, obwohl sie mir etwas niedriger schien. Arm und Nacken konnte ich mit der Photographie nicht vergleichen,

Digitized by Google

da Frau von Bowowowska nicht decolletirt war, doch war die Gestalt ebenso fein und anmuthig, wie auf meinem Bilde die Hand von ähnlicher Form, und besonders das Füßchen.

Kein Zweifel: sie war es — aber im Ganzen ersaßte mich doch eine Art Enttäuschung. Es war, als hätte ich etwas verloren. Die Wirklichkeit entsprach nicht meinen Träumen.

Und jetzt sollte ich siebenswürdig und geistreich sein! Ein Königreich für ein Bischen Geistreichthum!

Sie sprach zuerst:

„Waren Sie heute glücklich auf der Jagd?“

Immer diese Frage!

„Diana füllt meinen ganzen Sinn,“ sagte ich.

„Wirklich? So leidenschaftlich? Und wie viel Hasen haben Sie erlegt?“

„Kann man denn mit einem armen Jäger von nichts Anderem als von Hasen und sonstigem Gethier reden?“

„Sie sagten ja eben selbst, daß die Jagd Ihren ganzen Sinn erfülle.“

„Diane,“ sagte ich halbleise, „ich erkenne Sie.“

„Wie?“ fragte sie, als hätte sie nicht gehört.

Ich konnte meinen Satz nicht wiederholen; denn nun kamen mehrere andere Herren heran, und die Conversation wurde eine allgemeine. Frau von Bowowowska entfaltete viel Witz und Heiterkeit und ließ dabei ihre funkelnden Augen spielen. Ich wußte nicht, wem ihr besonderer Vorzug galt, doch fiel auch mancher lächelnde Blick auf mich. „Eine Kokette,“ dachte ich, „Sanssell hat Recht.“

Ich kehrte in den Salon zurück, enschlossen mit jeder der anwesenden Damen ein Gespräch anzuknüpfen; denn möglicher Weise konnte ich mich doch mit der Annahme getäuscht haben, daß Frau von Bowowowska meine Correspondentin sei.

Ich machte die Bekanntschaft dreier Comtessen, Schwestern, welche, im sacré-coeur erzogen, die Löwinnen der vorjährigen Carnevalssaison gewesen. Ihre Conversation bewegte sich nur auf Hof- und Picknickballen im Jargon des blaublutigsten Hochmuths.

Unter ihnen konnte Diane nicht sein.

Eine geistreiche Frau von Hochfels, nicht mehr jung, aber sehr liebenswürdig, hätte mich einen Augenblick irreführen können, doch ein Blick auf ihre lange unschöne Hand belehrte mich, daß dies auch nicht das Original meiner Photographie sein könne.

Auf meinen Entdeckungsfahrten im Salon kam ich auch zu Fräulein Elsbeth. Ihr gebührte jedenfalls die Palme der Schönheit in diesem Frauenkreise.

Mehrere junge Cavaliere schienen ihr lebhaft den Hof zu machen, wahrscheinlich durch die Mitgift von zwei Millionen Mark noch gewaltiger angezogen, als durch die junonische Erscheinung des Fräuleins. Ich mischte mich in die Gruppe. Fräulein Elsbeth schien zerstreut, kalt, wortlichen. „Kein besonderes Geistesblitz!“ dachte ich im Stillen, tauschte einige banale Phrasen und setzte meine Rundreise fort. Dabei erlebte ich einen großen Schreck. Die schnurrbartgeschmückte Hausfrau, Saalfeld's jüngstährige Schwester, rief mich zu sich:

„Spielen Sie Whist, lieber Baron?“ fragte sie mit besonderer Freundlichkeit.

„Ich kenne keine Karte, gnädige Gräfin.“

„O, ich werde Sie nicht zu einer Partie zwingen. Sie können immerhin gestehen, daß Sie das Spiel kennen; cela n'engage à rien.“

Bei diesen Worten rieselte es mir kalt über den Rücken.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Alte Liebe. (Siehe Abbildung S. 197.) Die Landungsbrücke von Cuxhaven verdankt ihren eigenthümlichen Namen einem Wortspiele: Als die Stadt Hamburg im Jahre 1732 ihre Colonie an der Elbmündung mit einem Rothsteinen ausstattete, wozu auch zu diesem Zwecke errichtete Bollwerk auf einige dort versenkte alte Schiffe fundirt, die mit Pfählen umgeben wurden. Eines der Schiffe hieß, so erzählen Viele, „Olivia“ oder „Oliva“, und hieraus soll, durch Anklang an die Wörter des landesüblichen Plattdeutsch „ole“ und „Leev“ jene Bezeichnung entstanden sein. Andere behaupten indessen, das Schiff habe nur „Die Liebe“ geheißen. Das Werk ist in einem derb-massigen Stile erbaut, dessen sich Frohl und Foßner bei Errichtung der Burg Walhalla nicht zu schämen gehabt hätten; soll es doch dem gewaltigen Andrang der Meereswogen bei Nordweststurm Stand halten, ebenso den Eismassen Zoch hinein, welche alljährlich bei nächtige, hier drei deutsche Meilen breite Elbstrom gegen die Uferwerke schmeißen. Und was das bedeutet, davon kann sich nur Jemand einen Begriff machen, der nahe einer Strommündung wohnt. Dem Bewohner des Binnenlandes klingt es fast unglaublich, was Abendroth, weiland Hamburgischer Bürgermeister, in seinem 1818 erschienenen Werke „Ripebüttel und das Seebad zu Cuxhaven“ sagt: „Hier spielen die Wellen mit Felsenblöcken von 2000 bis 3000 Pfund, als mit einer leichten Last, und schleudern sie weit aus ihrer Lage rückwärts.“

Abendroth aber setzte lange als „Amtmann“ (= Senator, Stadthalter) in Ripebüttel und ist unbedingt glaubwürdig. Jenen Umständen angemessen wurden zu den nächtigen Pfählen, welche die Brücke um 3 bis 4 Meter überragen, Baumstämme von circa 18 Meter Länge und entsprechender Stärke genommen. Die halten schon einen Wogenprall aus. Gleich starke Construction weist auch die benachbarte „Kugelbaal“ auf, ein auf hohen Balken ruhendes, auf cyklopische Steinwälle rundiertes Seezeichen, wordweestlich von der „Alten Liebe“. Es warnt vor der höchst gefährlichen Sandbank links von der Fahrtrinne, den „Schratenhörn“. Zwischen dieser und dem nördlich gelegenen Vogelsand führt nur eine verhältnißmäßig schmale Fahrtrinne hindurch. Abendroth sagt: „Wer auf Vogelsand geräth, ist gewöhnlich mit Schiff und Mannschaft verloren; auf Schnarhören wird die Mannschaft oft gerettet, Schiffe nur selten —“ also eine tückische Scylla und Charybdis. Ein Schrank auf der Kugelbaal, für gute Kletterer leicht erreichbar, enthält wollene Decken, Brod und Branntwein, damit schiffbrüchige Seefahrer, die sich hierhin retten, sofort Hülfe und Labung finden. Die Unterhaltung dieser Bauten sowie der Seezeichen, Feuerschiffe, Leuchtthürme, überhaupt die Betonnung und Baggerung der ganzen Unterelbe beschafft Hamburg aus eigenen Mitteln, obwohl die Kosten sehr hoch sind.

Es ist schön auf der „Alten Liebe“: Weite Wasserfläche soit nach allen Seiten; denn das flache Elbufer jenseits ist nur den bewaffneten Auge erkennbar. Zur Linken der weiße Leuchtthurm und die dunkle Kugelbaal, sowie die niedrigen Schanzen der Forts, in denen deutsche Kanoniere die Küstenwacht halten; rückwärts zur Rechten die Thürme und Dächer des Schlosses Ripebüttel, früher eine Amtsvisterung, deren Insassen den hausenischen Schiffen auflauerten, bis 1382 die Hamburger mit bewaffneter Hand das Nest stürmten. Die bisherigen Besitzer, die reichsfreien Herren von der Lappe, traten dann im Friedensschlusse alle ihre Rechtsansprüche für 3000 Mark feinen Silbers an Hamburg ab, — Ruf dem Strome bietet sich uns das bunte Panorama der Schiffahrt dar: stolze schwanengleiche Segler, rauchumflatterte Dampfer, dann die Fischerfahrzeuge und Ewer mit ihren braunrothen Segeln beleben das Bild.

Von der „Alten Liebe“ wird dieses Bild mit Kennerangen betrachtet; denn dort pflegen die Lootsen in unbeschäftigten Stunden ihre lange Tabakspfeife zu schmauchen oder ihr „Priemchen“ zu kauen. Wer es versteht, sich mit den alten Wasserratten in ein Gespräch einzulassen, der kann sich manch hübsches „Garn“ aus dem Seemannsleben spinnen lassen. Und wenn an schönen Sommerabenden das Meer leuchtet, wandern die Jugend Cuxhavens zur „Alten Liebe“, wirft Steine in's Wasser und zaucht, wenn die blauen Funken hoch aufsprühen und wenn die Anderschläge und die Kielwasser der Zollen feurige Strudel ziehen.

Noch ein Scherz knüpft sich an die „Alte Liebe“, den J. G. Kohl in seinen „Nordwestdeutschen Skizzen“ erzählt. Weil an den stets von den Wellen geschlagenen Balken die eisernen Klammern endlich verrosten, so wird Alten, die nach Cuxhaven kommen, demonstrirt, „daß an diesem Erdenrund auszuhängen weise doch die alte Liebe rostet“.

Verbindungsdroll dürfte der Name auch manchem Auswanderer erscheinen, wenn sein Blick auf den Landungsplatz des Vaterlandes ruht; möge er auch „drüben“ der alten Liebe, der deutschen Heimath, nicht vergessen!

Kleiner Briefkasten.

Ph. B. in Brünn. Ungeeignet! Verfügen Sie gütigst über das Manuscript!

Ein achtundzwanzigjähriger Abonnent in Halle. Allerdings. Geben Sie gefälligst Ihre Adresse an!

E. S. in Stiefg. Ad. Klinger in Reichenberg i. B.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser.

An der Spitze des nächsten Quartals wird die mit allseitigem Interesse erwartete vortreffliche Erzählung

Recht und Liebe von **Levin Schücking**

ihren Platz finden, der sich mehrere kleinere Novellen, unter Anderm E. del Negro's **„Zwischen Vater und Sohn"**, anschließen werden.

Außerdem liegen uns mannigfache werthvolle Aufsätze aus dem Leben der Zeit und der Wissenschaft vor, aus deren Zahl wir hier nur hervorheben: **„Die deutschen Samariterschulen"** von Professor Esmarch (in Kiel), **„Die Eröffnung der St. Gotthard-Bahn und ihre Bedeutung für den internationalen Verkehr"**, **„Der Canaltunnel zwischen England und Frankreich"**, **„Die Kettenschleppschiffahrt auf der Elbe"**, **„Die Magdeburger Börde"**, sowie eine Reihe von Artikeln über die demnächst in Berlin zu eröffnende **„Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens"**, für welche letzteren Beiträge wir eine Anzahl sachmännischer Autoren von hervorragender Bedeutung gewonnen haben. Auch werden wir in diesem Quartal eine Artikelreihe **„Bilder von der deutschen Ostseeküste"** aus verschiedenen Federn, illustrirt von Robert Assmus, eröffnen, wobei das Leben und die Wohnstätten der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen besondere Berücksichtigung finden werden.

Wir benutzen diese Gelegenheit zu der erfreulichen Mittheilung, daß unsere gefeiertesten Erzählerinnen: E. Marlitt und E. Werner, rüstig an der Arbeit sind. Jede von ihnen hat einen neuen Roman für die „Gartenlaube" unter der Feder, und dürfen wir voraussichtlich noch in diesem Jahre auf die Fertigstellung dieser mit Spannung erwarteten Beiträge rechnen.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Der heimliche Gast.

Erzählung von **Robert Byr.**

(Schluß.)

„Seltsam," meinte der Gutsherr, „da fällt mir ein, daß mir der Ortsvorsteher gestern von einem verdächtigen Subjecte sprach, das sich in der letzten Zeit hier in der Gegend umhergetrieben und allerlei Betrügereien und Spitzbübereien ausgeführt haben soll. Eine Art Taschenspieler, Bauchredner, was weiß ich, der unter anderem auch dem geizigen Hollerbauer drüben in Großdorf einen Schatz zu heben versprach, für den er ihm eine hübsche Summe ablockte. Der Aberglaube geht eben immer wieder auf dieselben Leimruthen, mit denen schon seit Jahrhunderten schlaue Vogelsteller ihre Gimpel fangen. Seit ein paar Tagen ist der Mann verschwunden und doch meint man, er könne noch nicht weit fort sein. Wäre er am Ende erkrankt und wäre er es —"

„O nein, o nein, Papa! Den kenne ich gut; der sieht ganz anders aus als der heimliche Gast — alt, dick und häßlich — nein, dem fällt man nicht so ohne Weiteres in die Arme — in die Arme, sage ich; denn ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, Papa."

„Wie meinst Du das?"

„Heute kam Trine abermals durch den Garten an's Fenster und pochte, Papa. Nach einer Weile trat die Taute mit ihr wieder heraus, und dann gingen sie dem Walde zu — und ich — ja es war eben nur Neugierde — ich wollte doch sehen — ich habe dann freilich nur durch den Nebel und ganz flüchtig gesehen, was vorging — und wenn auch nicht die Züge, so sah ich doch die Gestalt, die schon an der Thür wartete; ich hörte ganz deutlich, wie er sie „einen Engel" nannte und — nun ja, dann umarmten sie sich, Papa. Es ist doch nun einmal die Wahrheit — und warum sollte ich die nicht sagen?"

„Du spionirest also?" fragte ihr Vater, der ihr mit Befremden zugehört hatte, sehr ernst.

Sie schlug vor seinem Blicke die Augen nieder; sie sah auch nicht zu Edwin hinüber, dessen verlegene Winke den Strom so wenig einzudämmen vermocht hatten. Beschämt und doch trotzig, dem Weinen nahe, brach sie endlich in die entrüstete Anklage aus:

„Weil es abscheulich ist von der Taute, es mit Zweien zugleich zu halten. Abscheulich! — Und weil ich nicht begreife, wie man selbst absichtlich die Augen schließen kann, um sich täuschen und verrathen zu lassen. Ich habe es Edwin schon heute Mittag gesagt, und jetzt ist sie ganz gewiß wieder dort — ganz gewiß! Wo wäre sie denn anders als bei ihrem heimlichen Gaste? O, das ist grundhäßlich von der Taute! Es empört sich alles in mir über solche Schlechtigkeit."

„Geht nur zu den Dohnen und seht nach, ob sich etwas gefangen hat!" sagte Franz finsteren Blickes und in einem Tone, der jeden Einwurf abschnitt. „Ich habe noch etwas in's Reine zu bringen. Geht also! Geht!"

Damit schwenkte er ab und ließ die Beiden allein mit ein-

Digitized by Google

— im dunkelnden Walde. Vergeblich hatte sich Edwin angeboten, den Gutsherrn zu begleiten; jetzt stand er Mimi gegenüber, welche ganz verbittert und trotzig auf die Erde starrte, in die sie mit der abgebrochenen Haselruthe zornig tiefe Löcher bohrte.

Zärtlich blickte er sie an, und seine Stimme hatte nicht ganz den rechten Ernst des Vorwurfs, wie er ja auch die Hälfte der Verantwortung großmüthig auf sich nahm, indem er kopfnickend sagte:

„Fräulein Mimi, jetzt haben wir aber etwas Schönes angerichtet.“ — —

Inzwischen war der Gutsherr damit beschäftigt, sich Aufklärung zu suchen. Er hatte nur wenige hundert Schritte quer durch den Wald aufwärts bis zum Jägerhause. Vor demselben stand des Doctors altertümlicher kleiner Wagen, in welchem er über Land zu fahren pflegte. Der Kutscher war jedoch nicht bei dem Pferde, sondern saß, wie Franz beim Eintritt in die Stube bemerkte, mit noch einem Manne am Tische und zwar im eifrigsten, wenn auch gedämpften Gespräche mit Trine, welche die Flasche Wein, aus der sie Beiden eingeschenkt, über dem Interesse ihrer eigenen Mittheilungen wieder hinzusetzen vergessen hatte.

„Jesus, der gnädige Herr!“ rief sie, erst durch die auf den Tisch schnüffelnden Hunde aufmerksam gemacht.

Staunend erkannte Franz in dem Manne, der früher im Dunkeln gesessen hatte und der sich jetzt erhob, einen Genesd'armen. Was konnte der hier zu suchen haben? Sollte die Vermuthung doch zutreffen? Aber zuweilen kam es ja vor, daß ein solcher auf seinen Streifzügen in den einsamen Hause einsprach und Erkundigungen einzog.

„Ist ein Kranker hier?“ fragte der Gutsherr nur kurz, „ein Kranker, bei dem der Doctor zu thun hat?“

„Wir sind just zuvor erst gekommen,“ erklärte der Kutscher, dem dies als das Wichtigste erscheinen mochte.

„Gerade wie gerufen, gnädiger Herr,“ übernahm nun Trine in ihrer unwirschen Weise die Antwort. „Aber doch schon zu spät. Es ist nur gut, daß der Halber zum Herrn Pfarrer gegangen ist. Wenn der nur schnell käme. Du lieber Gott, ich hab's gleich gewußt, daß es so kommen wird. Ja, die jungen Leut', gnädiger Herr! Das Elend und der Jammer, das ist's, was einen Menschen herunterbringt, und wenn Einer so schwach ist, da reißt es ihn gleich zusammen, man weiß nicht wie. Es ist kein Wunder. Muß da noch der schlechte Mensch kommen! Ich hab' ihm von allem Anfang nichts Gutes zugetraut, aber der Jäger, der wäre noch gut Freund mit ihm geworden. Ja, die jungen Leut', wenn bei denen einer nur recht unterhaltlich ist und was zu erzählen weiß — und so ein Lump muß auch noch den Angeber spielen, weil er selber nicht mehr aus noch ein kann. Der verdient den Galgen, wenn noch eine Gerechtigkeit auf der Welt ist.“

„So viel wird ihm wohl nicht geschehen,“ meinte der Gensd'arm, an den sie sich mit den letzten Worten, wie wenn sie ihn persönlich verantwortlich mache, gewendet hatte.

„Was ist denn eigentlich hier vorgefallen?“ fragte ihn nunmehr auch Franz, der aus dem Gerede der Alten nicht klug zu werden vermochte.

„Eigentlich nur ein paar leichte Prellereien,“ lautete der Rapport, „aber die Bauern haben Anzeige gemacht, und er war signalisirt. Heute Nachmittag hat der Jäger Halber einen Wagen in Großdorf drüben bestellt und dann im Wirthshause so ein paar Kunststücke mit Karten, Messern und Gläsern zum Besten gegeben. Der Hollerbauer hat ihm in's Gesicht gesagt, die könne er nur von dem Taschenspieler gelernt haben, und ist geradeswegs zum Ortsvorsteher gegangen, wo wir gerade auf Patrouille waren. Es hat sich so eins aus dem andern ergeben, gnädiger Herr, und zuletzt haben wir den Patron auch richtig hier aufgegriffen. Mein Camerad hat seine Escortirung übernommen. Er genügt auch allein, und ich muß nur hier bleiben, bis er zurückkommt und weiteren Befehl bringt. Es wäre doch am Ende möglich, daß es mit der Denunciation seine Richtigkeit hat. Das gnädige Fräulein hat eigentlich auch nicht widersprochen, und so weiß ich nicht —“

„Als ob ein Mensch noch reden könnte bei all dem Jammer und Elend,“ brummte die Alte. „Das Fräulein wird zuletzt auch noch krank davon werden.“

„Sprechen Sie von meiner Schwester?“ wandte sich Franz, dem das Gerede sonderbar ungereimt erschien, wieder an sie. „Wo ist sie?“

In diesem Augenblicke legte sich eine Hand, aus der alles Blut gewichen war, kalt, wie die des Todes, auf die seine. Er wandte sich mit einer raschen Bewegung zur Seite und sah in Hilda's bleiches Angesicht, dessen tief ernster, schmerzlicher Ausdruck ihn seltsam ergriff.

„Du hier? Also doch hier?“ rief er. „Was ist das mit dem Kranken? Wer ist er?“

Ohne ein Wort zu erwidern, führte sie ihn an der Hand zu der hinter ihr offen gebliebenen Thür. Dort in der anstoßenden kleinen Schlafkammer stand Doctor Schüller neben dem Bette und zählte die Pulsschläge seines Patienten, den man während eines tiefen Ohnmachtanfalls schleunig auf all die hochaufgedauschten Kissen gelegt hatte.

Als Franz in das leichenhafte Gesicht sah, dessen Augen geschlossen waren und an dem keine Regung mehr Leben verrieth, da zuckte er in mächtiger Erschütterung; sein Fuß hielt an und weigerte sich, die Schwelle vollends zu überschreiten. Dann schweifte sein Blick von dem Arzte, der ihm mit leisem bedeutungsvollem Kopfschütteln begegnete, zur Schwester, und es sprach sich ein harter Vorwurf darin aus, während er die Hand mit einer heftigen Bewegung aus der ihrigen zog.

„O, sei nicht unverschämt!“ flüsterte in seiner letzten Stunde!“ bat sie ihn mit sanfter Mahnung.

So leise sie gesprochen, rief doch der Ton ihrer milden Stimme den Sterbenden noch einmal aus den Schatten des Todeskampfes zurück. Seine Augen öffneten sich und hingen eine Weile an des Bruders Zügen. — Ein Lächeln flog um die bleichen Lippen und ging wie ein scheidender Sonnenstrahl über das schon vom Kuß des Todes berührte Antlitz.

„Hast Du ihn gebracht, Hilda?“ fragte Wilhelm sanft und mit dem Aufwand seiner letzten Kraft. „Es ist lieb von Dir, Franz, daß Du gekommen bist. Es ist doch noch gut, Abschied zu nehmen, ehe man verreist. Und es geht diesmal weit weg — noch weiter als das erste Mal — vielleicht sehe ich da drüben die arme liebe Anu wieder. Arme Kleine, es war doch zu einsam für sie allein in der andern Welt. Ja, die andere Welt, Franz — die andere Welt — — Ob die Recht haben, die da sagen — —? Aber es ist mir wirklich eine Freude, Dich noch einmal zu sehen. Fürchte Dich nicht, ich mache Dir keine Schande mehr — — ich ziehe weiter, weiter — — Der dumme Schlaukopf hat sich selbst in die Daumschrauben gebracht, und ich — ziehe dennoch weiter.“

Noch einmal flog es wie das matte Aufleuchten eines schadenfrohen Lächelns um die blutleeren Lippen, dann aber fuhr er noch viel weicher und fast unhörbar fort:

„Es hat mir immer leid gethan, daß ich Deinen Zorn erweckt hatte. Wir waren doch so gute Cameraden immer — einst — als kleine Jungen — weißt Du noch, Franz?“

„Gerade weil ich Dich —“ preßte Franz hervor — „weil ich Dich so sehr geliebt, Wilhelm,“ aber es war ihm unmöglich, weiter zu sprechen.

„Gott lohn' es Dir — möcht' ich sagen, aber meine Wechsel sind schlecht,“ seufzte der Sterbende mit bitterem Humor.

Er versuchte die Hand auszustrecken, aber er vermochte sie kaum zu heben. Doch Franz hielt sie im nächsten Momente schon mit festem, krampfhaftem Drucke in den seinen.

„Mein lieber, armer Willi!“ sprach er zitternd, indem er sich hinabbeugte, und eine schwere Thräne rollte ihm über die braune Wange in den Bart.

Der große Versöhner, der allen Hader schlichtet und jedem Groll ein Ende macht, senkte sich langsam hernieder auf den armen Müden da in der kleinen Schlafkammer des Jägerhauses. Vor seinem Winke thun sich die verriegelten Herzen auf, und seine Berührung bringt ihnen Frieden.

11.

Auf dem erleuchteten Perron des Bahnhofes schritt Meinhard händeschüttelnd die Reihe der Bekannten auf und ab, die sich hier vereinigt hatten, um ihm das Geleite zu geben. Er hatte sich viele Freunde erworben in den langen Jahren, und so waren denn außer seinen bisherigen Untergebenen und den Angestellten der anderen Aemter auch Honoratioren und Bürger der Stadt zahlreich erschienen, um sich hier, wie das die freundliche Sitte verlangte, von dem Abreisenden noch einmal zu verabschieden.

Digitized by Google

Sehr ernst und sichtlich gerührt ging er von Einem zum Andern, hatte für Jeden ein herzliches Wort oder ein freundlich aufmerksames Gehör, wo man sich noch in der letzten Minute die Protection des in eine so einflußreiche Stellung Gelangenden sichern wollte, aber dabei schweifte doch sein Blick manchmal plötzlich zur Seite, als ob er die Anwesenden mustere oder noch Jemand erwarte.

Da mit einem Male erhellte sich sein Auge, und dem Commandanten der Garnison, mit welchem er eben gesprochen, nur eine hastige Entschuldigung zuwerfend, wendete er sich der Eingangsthür zu, aus der eben Franz heraus getreten war.

„Du meinst also," daß Du von Waltershofen so holländisch davon gehen könntest?" redete ihn dieser an. Was aber ein Versuch zum Scherze sein sollte, klang recht schwer und trüb.

Während sich die beiden Freunde die Hände drückten, zuckte Meinhard plötzlich und machte von Neuem eine rasche Wendung; denn hinter Franz tauchten nun Arm in Arm zwei zarte Frauengestalten auf.

„Wir fürchteten schon zu spät zu kommen, aber die Pferde haben doch noch tüchtig ausgegriffen," rief Mimi lebhaft.

Hilda sagte kein Wort; sie war sehr bleich und bewegt, und wäre der Schleier nicht bis zur Hälfte über das Gesicht herabgezogen gewesen, so hätte man an ihren Wimpern noch den Rest hinweggewischter Thränen flimmern sehen.

Meinhard begrüßte sie stumm.

„Ich konnte ja nicht erwarten," wandte er sich abermals zu Franz, indem er nur durch eine Gewaltanstrengung seine unsichere Stimme beherrschte, „ich konnte nicht erwarten, daß nach den heutigen Vorgängen — nach den Vorgängen in den letzten Stunden," verbesserte er sich, „Jemand von Euch noch Zeit und Stimmung finden würde —"

„Du weißt also schon?" unterbrach ihn Franz.

„Soeben hat mir Doctor Schöller mitgetheilt — —. So traurig es ist, genau betrachtet, lieber Freund, muß man doch vielleicht sagen — es ist dem armen abgehetzten Manne die Ruhe zu gönnen."

Franz nickte zu dem gutgemeinten Troste. Man sah ihm an, daß er innerlich bewegt war.

„Ja ja, ich weiß wohl," sagte er traurig. „Es ist alles gut, was ist, weil es ist, wie die Philosophen sagen. Aber daß es so kommen mußte — man hätte doch vielleicht —"

„Quäle Dich nicht mit Selbstvorwürfen, Franz! Was auch geschehen wäre, es hätte nichts mehr geändert. Schon gestern sagte mir Schöller, er besorge, daß Wilhelm nicht lange mehr leben werde. Sein Herzleiden sei zu weit vorgeschritten, es könne allenfalls noch Monate dauern, aber bei der geringsten Aufregung auch ein plötzliches Ende nehmen. Und wie war er in seiner Lage — vor Anfregungen zu behüten?"

„Gestern? — Sie wußten gestern —?" fragte Hilda überrascht.

„Sobald Doctor Schöller vom Jägerhause zurückkam," antwortete Meinhard. „Der alte Herr hielt sich selbst schon für einen Mitschuldigen an der Verheimlichung und wußte sich vor Besorgniß nicht zu fassen. So nahm er denn in seiner Angst seine Zuflucht zu mir —"

„Und lieferte den Flüchtling damit aus," meinte Hilda.

„Nein," protestirte Meinhard mit Nachdruck. „Ich war zur Stunde nicht mehr an der Spitze des Amtes. Sonst hätte ich gegen meinen ehemaligen Jugendfreund einschreiten müssen. Doctor Schöller wußte das freilich nicht. Für mich aber gewann das Harte, das mich vor noch Härterem bewahrte, ganz andere Bedeutung. Es ist doch wohl alles gut, was ist."

Hilda erbebte bis in's Herz hinein. Alles, was gestern vorgefallen, trat ihr wieder vor Augen. O, sie verstand, was er meinte. Und nun war ihr auch der Sinn jener Worte klar, mit denen er ihr das Geld am Morgen eingehändigt. Er hatte genau gewußt, zu welchem Zweck sie es verwenden wollte, und diesen, wie die Dinge lagen, gebilligt, ohne sich umgart in das ihm einmal entzogene Vertrauen gewaltsam wieder eindrängen zu wollen. Und ihn hatte sie für gemüthlos halten können — ihn, ihn!

„O Meinhard!" mehr brachte sie in tiefer Bewegung nicht hervor, aber auch dieser Laut wurde von dem Gerassel des anfahrenden Zuges verschlungen. Es war ihr, als gingen die schweren Eisenräder über ihr Herz hinweg, und ängstlich umklammerten ihre Finger seine Hand. Scheiden! Schon so bald, so schnell sollte es sein — —!

„Soll ich denn nicht noch einmal wenigstens in Ihr liebes Gesicht schauen dürfen, Hilda?" bat er.

Und als jetzt die freie Hand den Schleier zurückgeschlagen hatte, da sah er in ein bleiches schmerzentstelltes Antlitz, in zwei schmerzerfüllte verweinte Augen, in die er seine ganze Seele versenkte. Einen Moment lang war's ihm, als müsse noch ein Wort zwischen ihnen gesprochen werden — aber sie schwieg, und ihm versagte die Sprache jeden Laut. Und was sollte er auch noch sagen? Die Trauer galt ja doch nicht ihm — nur dem Todten waren die Thränen geflossen, und die Hand, die jetzt wie erstarrt in der seinen lag, wiederholte nicht den Druck, der ihm soeben das Scheiden nur noch erschwert hatte.

Er ließ sie los. Es mußte ja so sein.

Noch einmal Franz in die Arme. — „Du schreibst," sagte er. „Im Februar komm ich nach Wien." Dann hastig noch diese und jene Hand gedrückt, nach hier und dorthin einen Gruß und dann rasch in den Wagen, wo der Diener schon Ueberrock und Reisedecke bereitlegte. Hinauf! — „Glückliche Reise! Glückliche Reise!"

Aus Hilda's Augen rannen plötzlich Ströme von Thränen. Schwankend klammerte sie sich an ihres Bruders Arm.

„Führ' mich hinweg, Franz!" stöhnte sie. „Mir ist zum Sterben."

Während der Scheidende von seinem Sitze aus nach allen Seiten winkte und nickte, glitt sein Auge noch einmal zu Hilda hinüber. Aber kein wehendes Tuch, kein letzter Gruß — sie war verschwunden. Warum war sie gegangen? Man blickt doch dem scheidenden Freunde gern noch so lange nach, wie der entschwindende Zug noch sichtbar ist. Und sie hatte auch nicht die winzige Minute mehr auszuharren vermocht! Fürchtete sie dieselbe dem Glücklichen zu entziehen, der sie daheim erwartete — Edwin? Was hätte der Beneidenswerthe an der einen Minute verloren — er, dessen wonniges Eigenthum die ganze Zukunft blieb? — So sahr' denn wohl, Traum eines Lebens!

Da huschte flink, wie eine Eidechse, noch eine schlanke Gestalt durch die dem Waggon zugewendete Gruppe der Herren, hüpfte über das nächste Geleise und war mit einem kleinen Sprunge auf dem Laufbrette. Gleich darauf tauchte Mimi's frisches Gesichtchen an dem Fenster auf und sah mit wichtigen Augen zu dem überraschten Meinhard empor.

Das Kind also hing noch am treuesten an ihm! Des war ein Tropfen Rührung in die aufwallende Bitterkeit.

„Onkel Meinhard," begann die Kleine mit fliegender Hast, in dem Gerässche der Stimmen und zuschlagenden Thüren kaum verständlich, „Onkel Meinhard, Sie müssen nicht böse sein, aber mit unserer Heirath wird es nun wohl doch nichts. Ich kann nicht; denn ich habe schon Edwin mein Wort gegeben. Es thut mir leid, aber es geht wirklich nicht; das wollt' ich nur noch sagen, damit Sie nicht am Ende wiederkämen, und darum bin ich auch eigens mit hierhergefahren. Aber nicht wahr, Sie tragen mir's nicht nach, Onkel?"

„Edwin, Kind? Edwin? — Was ist es aber denn mit Hilda's Brautschaft?"

„Zu Ende, zu Ende, lieber Onkel! Ist Alles nur ein Irrthum gewesen, ein Irrthum!"

„Was sagst Du? Wie ist das? — Du selbst irrst Dich gewiß, mein Kind!"

Die kleine konnte nicht zur Antwort kommen, da der Schaffner sie eben gebeten hatte, zurücktreten; sie sprang vom Laufbrett herab. Meinhard war kaum seiner selbst noch Herr. Edwin und Mimi ein Paar? Hilda frei? Und er sollte reisen — reisen in diesem Moment? Alles tochte in ihm; er öffnete nochmals die Thür und sprang rasch gleichfalls zur Erde.

„Ist es auch volle Wahrheit, Mimi? Nicht vielleicht ein kleiner Scherz?" wiederholte er dringender seine Frage.

„Ich werde doch nicht so kindisch sein! Mit solchen ernsten Dingen treibt man keinen Scherz." Sie faßte seine Hand, indem sie mit ihm ein paar Schritte bei Seite trat. „Ach, Onkel Meinhard, lieber Onkel Meinhard, ich freue mich so unendlich. Es ist zwar recht traurig — das mit dem Todesfalle im Jägerhause — aber ich kann doch nicht immer weinen, und ich bin so glücklich — o so glücklich!"

„Aber ich verstehe noch immer nicht, was ist denn eigentlich geschehen? Es ist ja gar nicht möglich!"

„Doch, doch! Papa selbst hat nichts eingewendet. Er war

Digitized by Google

nach der aufregenden Scene im Jägerhause so weich und bewegt, daß er zu Allem nur nickte. Mama hat mir eine schöne Aussteuer versprochen, und Edwin will Alles thun, was Papa von ihm fordert. Er will ein Buch schreiben und Artikel für die Blätter, und sobald er die ersten tausend Gulden Honorar vorzeigen kann, dürfen wir heirathen — ja heirathen, Onkel Meinhard."

Der Stationschef war an die beiden so vollkommen in ihr Gespräch Vertieften herangetreten, sie waren schon Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden.

„Herr Sectionsrath!" mahnte er höflich. „Es ist die höchste Zeit. Ich darf den Zug nicht länger aufhalten."

„Lassen Sie ihn abgehen, lassen Sie ihn abgehen!" erwiderte Meinhard in großer Erregung. „Ob ich nun zwölf Stunden früher oder später ankomme, davon hängt das Wohl des Staates nicht ab."

Ein Wink! Es läutete — ein Pfiff, und vorwärts pustete der Zug, der sich ächzend und klirrend von der Stelle losriß, wo er kurze Zeit gerastet.

Mitten in dem Getöse die feine Stimme erhebend, erzählte Mimi auf Meinhard's erneuerte Frage, wie Alles gekommen.

„Im Walde hat er mir's gesagt," schloß ihr kurzer Bericht. „Er hat ja doch eigentlich mich lieb. Und ich glaub's ihm — er wäre ja zu falsch, wenn es anders wäre."

„Und — Hilda?"

„Tanzchen wollte eben nur Jemand haben, der ihre Geschäfte besorgt, dazu aber braucht man doch nicht nothwendiger Weise zu heirathen — nicht wahr?"

„Mein Gott, wäre es denn aber wirklich möglich —! Wo ist sie, Mimi?"

„Da drinnen und weint sich die Augen aus."

„Daß ihre Verlobung mit Edwin aus einander ging?"

„Gott bewahre, sie war es ja, die ihn fortgeschickt hat. Ich habe sie dafür so lieb."

„Warum weint sie denn?" drang er in steigender Aufregung in sie. „Um den Todten?"

„Danach können Sie sie ja aber doch selber fragen, Onkel Meinhard," versetzte Mimi achselzuckend, indem sie ihn schlau von der Seite ansah. „Warum sprechen Sie denn nicht zu ihr, wie Sie zu mir gesprochen haben? Ich habe ihr schon ein Bischen davon gesagt, nur ein klein Bischen — — Himmel! Jetzt sind Sie wirklich süßen geblieben," rief sie lachend und klatschte hinter dem letzten Wagen des davonrollenden Zuges fröhlich in die kleinen Hände. „Wird das eine Ueberraschung geben!"

Meinhard war plötzlich von ihrer Seite verschwunden, und seine während des fliegenden Gespräches discret fernegehaltenen Bekannten sahen ihn nun mit ungemessenem Erstaunen zurückbleiben und dann mit beflügelten Schritten, leidenschaftlich wie einen Jüngling, in den Wartesaal eilen.

Ihm war zu Muthe, als hätte ein Sturmwind ihn plötzlich erfaßt, der ihn aus düsterer Schlucht zum hellen Sonnentage emporwirbelte.

Dort, im Wartezimmer, saß sie auf dem Bänkchen in der Ecke und lehnte schluchzend an ihres Bruders Schulter.

„Meinhard!" rief dieser erstaunt dem in's Zimmer Tretenden entgegen. In seinen Augen blitzte ein frohes Licht auf, als er den Freund erscheinen sah.

„Ich bin zu spät gekommen," versuchte Meinhard schüchtern eine Entschuldigung.

„Ich glaube eher — gerade zurecht. Gut, daß Du da bist; sie ist mir fast umgesunken."

„Hilda, ist es möglich — ist es möglich, daß Du um mich weinst?" fragte er mit bewegter Stimme. Hastig ergriff er ihre Hände und zog sie mit zärtlicher Gewalt von dem thränenfeuchten Antlitze hinweg.

„Hilda!"

„Nimm mich mit, Bruno," klagte sie sanft. „Ich kann nicht sein ohne Dich!" —

„So war's gemeint!" sprach Franz nach einer Weile, während welcher er mit Rührung den Freund und die Schwester betrachtet, die sich wortlos umfangen hielten. „Na, was lange braucht, wird gut."

„Das wollen wir hoffen!" sagte Meinhard leuchtenden Blickes. „Endlich, endlich ist der säumige Gast doch noch eingekehrt in dieses widerspenstige Herz."

„O nein," entgegnete sie, und mit schmerzlichem und doch glücklichem Lächeln, dessen Spiegelung sie in den Geliebten Augen suchte, schmiegte sie sich innig in seinen Arm. „Er ist immer dagewesen, von jeher — ich habe es nur nicht gewußt."

„Da ist er also doch, der heimliche Gast," frohlockte Mimi. „Hatt' ich nicht Recht mit meiner Warnung vor dem gefährlichen Nebenbuhler? O, ich hab' es gefühlt. — Was wohl Edwin dazu sagen wird?"

Leise nickte Franz vor sich hin.

„Dort ist der Tod — hier das Leben. Das bleibt im Rechte."

Das Moharremfest in Constantinopel.

„Haben Sie Zeit?" rief es in mein Zimmer im Gesandtschaftshôtel zu Constantinopel.

„Ja!"

„Auch gute Nerven?"

„Natürlich — was giebt es denn?"

„Machen Sie sich schnell fertig! Der Wagen wartet: ein Schauspiel steht Ihnen bevor, wie Sie es schwerlich hier auf europäischem Boden erwarten."

Die lange Gestalt meines Freundes M. tauchte im Hintergrund des Zimmers auf, hinter ihm, wie sein Schatten, der getreue Lazarian, das „factotum" der Gesandtschaft.

„Wir haben nur noch eine Viertelstunde bis zum Sonnenuntergang," fuhr der Eingetretene fort, indem er mit unverhohlener Geringschätzung die angebotene Cigarette zurückwies und die geliebte Virginia wieder mit einiger Mühe in Brand setzte, „das Fest beginnt mit einbrechender Nacht, und es ist fraglich, ob wir später noch Einlaß finden. Also eilen Sie!"

„Vor Allem," unterbrach ich den unermüdlich Redenden, „haben Sie die Güte, mir zu sagen, was denn das für ein „Fest" ist, das während der Nacht abgehalten wird und starke Nerven erfordert!"

„Unterwegs sollen Sie Alles erfahren. Haben Sie nie von den persischen Flagellanten gehört?"

„Ach, wieder einmal ein religiöser Humbug," rief ich enttäuscht, „eine Wiederholung der Taschenspielerkünste aus dem Kloster der heulenden Derwische oder etwas Aehnliches."

„Unverbesserlicher Kritiker," warf er ein. „Erst sehen und dann urtheilen! Das heutige Fest hat nichts gemein mit jenem lächerlichen Gaukelspiel, von dem Sie da sprechen. Es ist eine persische national-religiöse Todtenfeier, die alljährlich im Kalifé-Khan* abgehalten wird, und Sie werden schwerlich eine bessere Gelegenheit finden, den Fanatismus in seiner ursprünglichsten rohesten Gestalt zu beobachten. Doch die Zeit drängt! Also avanti —"

Er zog mich fort. Ich hatte eigentlich geringe Lust, einem zum Ueberdruß bekannten Schauspiel zu Liebe die behagliche Wärme meines Zimmers mit der kalten Winterluft zu vertauschen. Gehörte ich doch zu den Bevorzugten, die sich bei den damaligen abnormen Witterungsverhältnissen einer wasserdichten Zimmerdecke und eines heizbaren Ofens erfreuten. Nicht Jedem ward es in jenen kalten Tagen so wohl in Constantinopel. Tausendmal schrecklicher als bei uns daheim in Deutschland sind die Plagen des Winters, wenn sie einmal hereinbrechen, in den gesegneten Zonen des südlichen Europas.

„Wer Pillaf** nie mit Unschlitt aß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Am kalten Ofen fröstelnd saß,
Der kennt dich nicht, du himmlische Levante!"

Die tiefe Wahrheit dieser classischen Verse hat gar Mancher in dem herrlichen Constantinopel zu erproben Gelegenheit gehabt.

Es dämmerte bereits, als wir hinaustraten. Der Abend war klar und von nordisch-winterlicher Schönheit. Tiefblaue Schatten lagerten auf den Cypressenhainen der Kirchhöfe, die nach dem

* So heißt die große Herberge der Perser in Constantinopel.
** Türkisches Gericht, bestehend aus Reis und Hammelfleisch.

Digitized by Google

Das Moharremfest der Perser in Constantinopel. Nach einer Skizze von L. von Hirschfeld auf Holz gezeichnet von A. Langhammer.

Digitized by Google

„Goldenen Horn" hinabsteigen, und wie geschmolzenes Blei schimmerte die glatte unbewegte Wasserfläche zu uns herauf. Drüben erhob sich wie eine dunkle Wand das Häusermeer von Stambul, und die zahllosen Kuppeln und Minarets zeichneten sich wie schwarze Silhouetten von dem kalten gelblichen Abendhimmel ab.

Wir waren im Februar. Auf der großen Perastraße, wo sonst gerade um diese Tageszeit ein buntes geräuschvolles Treiben herrscht, eilten die heimkehrenden Geschäftsleute, in Pelze und Mäntel gehüllt, fröstelnd und mit flüchtigem Gruß an einander vorüber, und die heitere Scenerie orientalischen Straßenlebens war vor dem eisigen Hauche eines ungewöhnlich strengen Winters wie mit einem Schlage verschwunden.

Während unser Wagen über das schauderhafte Pflaster von Galata und den berüchtigten Knüppeldamm der „neuen" Brüder nicht etwa rollte, sondern geschleudert wurde, erfuhr ich von meinem Begleiter die näheren Details über das Schauspiel, das uns in Stambul erwartete, über das Moharremfest.

Zwischen Türken und Persern besteht bekanntlich ein maliter Widerstreit, der nicht nur auf der Verschiedenheit der Volksstämme, der Sitten und Gebräuche beruht, sondern vorzugsweise aus der politisch-religiösen Spaltung herzuleiten ist, welche bald nach dem Tode des Propheten die Bekenner des Islam in zwei große Parteien trennte. Den Sunniten oder Anhängern der Summa (der Tradition), welche sich um den Thron der ersten Kalifen schaarten, standen die Parteigänger Ali's (shy' at Ali) oder Schiiten gegenüber, welche in diesem ihrem Führer, dem Neffen und Schwiegersohne Mohammed's, den einzig legitimen Nachfolger des Propheten erblickten und die herrschenden Ommahjaden als Usurpatoren betrachteten.

Der Kampf, der nunmehr um die Erbfolge entbrannte, ging allmählich mit dem Hinzutreten dogmatischer Zwistigkeiten in einen Religionskrieg über, der durch mehrere Jahrhunderte von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung geführt wurde und schließlich mit der Unterwerfung der persisch schiitischen Provinzen endete. Die schiitische Lehre dagegen überdauerte alle Kämpfe und Verfolgungen; sie ist noch heutigen Tages Staatsreligion des persischen Reiches. Ihr wesentlichstes Merkmal ist, daß ihre Bekenner die nahezu abgöttische Verehrung, mit welcher die orthodoxen Moslems die Person des Propheten umgeben, auf den Gründer ihrer Secte und dessen Familie übertragen. Der gewaltsame Tod Ali's — er fiel durch Meuchelmord — namentlich aber das tragische Schicksal seiner Söhne Hussein und Hassan, welche auf der Ebene von Kerbela von einem feindlichen Streifcorps überfallen und erschlagen wurden, liefern den Stoff zu alljährlich wiederkehrenden Trauerfesten, in denen der schiitische Fanatismus stets neue Nahrung findet, und die Todtenfeier am 10. Moharrem, an deren Schauplatz wir im Begriffe standen, uns zu begeben, ist das wichtigste Fest des ganzen Jahres.

Es war bereits ziemlich dunkel geworden, als wir vor der mächtigen düsteren Steinmasse des Caravanserails anlangten, um der Darstellung des Haupt- und Schlußactes des Festes beizuwohnen. Man hatte uns schon gesagt, daß, so hoch sich auch der religiöse Fanatismus der Perser während dieser Tage steigern möge, der sich ruhig bewegende Fremde doch unbehelligt bleiben werde, und in der That, wir konnten nicht nur ruhig unseres Weges gehen, sondern wurden sogar freundlich willkommen geheißen; denn kaum waren wir in den Khan, in dessen geräumigem Hofe das Schauspiel vor sich gehen sollte, eingetreten, als sich uns ein Kavaß (Gensd'arm) der persischen Gesandtschaft näherte und, an unseren Kleidern die Fremden erkennend, uns sehr höflich bat, ihm zu folgen. Durch die Mitte des versammelten Volkes hindurch führte er uns geradeswegs zu dem Zelte des persischen Gesandten und verschaffte uns so die angenehme Gelegenheit, von dem günstigsten Standpunkte aus Alles in Augenschein nehmen zu können. Auf dem Wege dorthin mußten wir bei den Darstellern vorbei, die eben ihren Zug aufstellten.

Derselbe wurde durch eine Anzahl schwarzgekleideter Knaben eröffnet, die nach dem Commando eines älteren eine Art von Recitativ sangen. Die beiden Kleinsten unter ihnen trugen zwei große Fahnen, wie sich denn deren mehrere im Zuge befanden; aus schwarzem oder dunkelgrünem Stoffe, mit in Gold gestickten Sprüchen aus dem Koran versehen und auf dem oberen Ende der Stange eine geöffnete goldene Hand als Spitze tragend, wehten sie prächtig im Winde. Den Knaben folgten vier Handpferde, von denen die drei ersten mit schwarzen Decken behangen waren und verschiedene Schilde und Schwerter trugen; sie brachten die Schlachtrosse der Kriegsgefährten Hussein's zur Anschauung. Das letzte der vier Pferde, ein Schimmel, stellte das Pferd Hussein's selbst vor und war in abschreckender Weise mit Blut bedeckt — ebenso die weiße Decke desselben. Schilde, Schwerter und einige Pfeile schmückten es zu beiden Seiten, und auf seinem Rücken saß man zwei weiße, mit Blut befleckte Tauben befestigt — eine allegorische Darstellung der reinen Sache, für die Hussein kämpfte und fiel. Neben diesen Pferden aber wurden zwei hohe Stangen getragen, von denen in reicher Fülle kostbare Cachemirshawls herabflatterten. Den Pferden folgten acht Männer mit einer Art Sänfte in der Form eines Sarkophages; sie war mit kostbaren Teppichen bedeckt und vorn und an den Seiten mit ovalen Schilden geschmückt, die mit kostbaren Edelsteinen besetzt waren, oben auf der Sänfte aber lag ein Turban, der den Kopfputz Hussein's darstellte. Ein prächtiges Bild, diese Gruppe der Pferde und der Sänfte, um so prächtiger, als eine Schaar reichgekleideter Perser, die theils Fahnen, theils Wachslichter in kostbaren Glaslenchtern trugen, sie würdevoll umgab!

An das Prachtvolle aber reihte sich nun das Unschöne: eine große Zahl von Männern, die sämmtlich die linke Schulter und die Brust entblößt hatten und in gleichmäßigem Tacte mit voller Kraft diese nackten Körpertheile heftig schlugen. Dabei begleiteten sie mit einer Art rhythmischen Gesanges eine melancholische Stimme, welche aus ihrer Mitte laut hervortönte.

Dann folgte eine Schaar Personen mit ganz entblößtem Oberkörper, die nur um den Kopf und um die Hüften ein schwarzes Tuch geschlungen hatten. In der Hand trugen sie eine Art Geißel, die aus einem kurzen Stiele mit angehängten eisernen Ketten bestand.

Endlich bildeten den Schluß des Zuges zwei lange Reihen wild aussehender Männer, sämmtlich in lange weiße Gewänder gekleidet und den nach persischer Sitte ganz kahl geschorenen Kopf entblößt. Jeder von ihnen trug in der rechten Hand ein scharfes Schwert und hatte mit der linken den Gürtel seines Nebenmannes von rückwärts erfaßt. Sie stellten die zweiundsiebenzig sogenannten Märtyrer vor, welche den jungen Hussein begleitet und bei seiner Vertheidigung den Tod gefunden hatten.

Was ich in dem Zuge vermißte, war die Darstellung der dem Hussein feindlichen Soldaten des Kalifen Jezid. Man belehrte mich jedoch, daß es selbst in Persien sehr scheu halte, die nöthigen Darsteller dazu zu gewinnen, da bei dem Anblicke des Schauspieles die bis auf das Höchste gesteigerte religiöse Wuth des versammelten Volkes sich gewöhnlich gegen diese Soldaten des Jezid kehre. Russische Kriegsgefangene, die man einmal in Teheran dazu gezwungen hatte, diese Rolle zu übernehmen, mußten so schnell wie möglich die Flucht ergreifen, um ihr Leben vor den scharfen Hieben und dem Steinhagel zu retten, mit dem die erregte Menge diese unglücklichen Schauspieler überschüttete. Auch die Darstellung der Leichname der Märtyrer, wie sie in Teheran stattfindet, fehlte hier, da gewöhnlich mehrere Menschen dabei ihr Leben einbüßen. In Teheran gräbt man, um die enthaupteten Leiber der Hussein'schen Schaar zu veranschaulichen, eine Zahl Personen bis an den Hals in die Erde und legt dann eine ebenso große Zahl anderer Personen, von denen man die Köpfe geschickt verbirgt, so neben diese aus der Erde hervorragenden Häupter, daß es aussieht, als habe man eine Reihe enthaupteter Cadaver vor sich — ein schrecklliches Bild!

Doch nicht lange war uns Zeit zum Betrachten des sich aufstellenden Zuges geblieben; unser Führer drängte, und wenige Augenblicke später befanden wir uns vor dem Zelte des persischen Gesandten. Dasselbe war mit Gewändern ganz schwarz ausgeschlagen und mit zahlreichen Gaskronleuchtern und vielen Lichtern feierlich erhellt.

Wir fanden in dem Zelte bereits eine kleine Zahl Europäer versammelt, und auf die liebenswürdigste Art wurde uns dort von der Gesandtschaft Thee und Tabak angeboten und Alles gethan, um uns die Betrachtung des zu erwartenden Schauspiels so bequem wie möglich zu machen. Die Zeit, die uns bis zum Beginn desselben verblieb, verfloß rasch in der Anschauung des bunten wechselvollen Bildes, das die zu Tausenden versammelte Menge darbot. Aus allen Theilen des weiten Orients schien sie zusammengeströmt zu sein, um dem staunenden Fremden den Anblick einer wahrhaft reichhaltigen Musterkarte der verschiedenartigsten Völkertypen und der verschiedensten Trachten zu gewähren.

Digitized by Google

Von dem tiefen Blauschwarz des Negers bis zu der durchsichtig zarten, weißen Haut der bevorzugten Haremsdame, von dem schwarzen Frack und hohen Cylinderhut des Europäers bis zu der weitbauschigen türkischen Pluderhose und der bärenartigen Pelzmütze der Bewohner Kleinasiens war hier ein buntes Gemisch von pittoresken Figuren vertreten, wie sie eben nur der Orient in so reichhaltiger Menge aufzuweisen vermag. Hier stand der scharfäugige Tscherkesse in seiner kriegerischen Kleidung neben dem langsamen, bequemen Türken, dort der braune Araber im weißen Burnus neben dem ernsten Perser im langen Kaftan. Aber damit noch nicht genug! Sogar die Fenster und Balkone der den Platz einschließenden Gebäude waren mit Schaulustigen angefüllt. Hier hatte namentlich das schöne Geschlecht seinen Platz: Schaaren türkischer Frauen blickten auf uns neugierig herab; nach türkischer Art hockten sie auf dem Boden und ließen sich die selbst gedrehten Cigaretten gut schmecken.

Noch waren wir ganz im Anschauen des bunten Bildes versunken — da plötzlich erschallte in der Ferne ein rhythmischer Gesang, der das Herannahen des Zuges verkündete, und augenblicklich verstummte das dumpfe Gemurmel der vielköpfigen Menge. Man hörte nur noch das laute Schluchzen der zahlreich anwesenden, auf's Tiefste ergriffenen Perser, die ihrer religiösen Trauer in lauten Klagen und reichen Thränenergüssen Luft machten. Die Priester erinnerten das Volk daran, wie kostbar eine einzige Thräne sei, die dem Andenken Hussein's geweiht wäre, wie es eine Thräne wäre, die alle Verbrechen tilge, und mit großem Ernst verkündigten sie, daß Jeder, der an diesem Tage nicht betrübt wäre, elend zu Grunde gehen würde. Dann nahmen sie ein Stückchen Watte und, sich den Umwelenden nähernd, wischten sie diesen die Thränen von den Wangen und sammelten sie in einem kleinen Fläschchen. Es herrscht nämlich in Persien der Glaube, eine einzige dieser Thränen, in den Mund eines Sterbenden getränkt, lasse diesen sofort gesunden. Wie sollte man so kostbares Naß nicht sorgfältig sammeln!

Nun hatte der Zug sich unserem Zelte genähert und passirte unter lautem Getöse an uns vorüber. Die Knaben sangen ihr Recitativ, und hinter ihnen begleiteten noch immer die Erwachsenen den Gesang ihres unermüdlichen Vorsängers; noch immer hieben sie sich dabei im Tacte wild auf die nackte Brust. Dann folgte die Gruppe der Geißler. Hieb auf Hieb schlugen sie sich im Wechsel von rechts und links mit den eisernen Ketten auf die nackten Schultern, daß die Haut aufsprang und das rothe Blut hervorrieselte. Ein lautes klagendes „O Hussein" erscholl von den Lippen der weißgekleideten Männer, die ihnen folgten und mit geschwungenen Schwertern ihre Reihen gegen einander näherten.

So zog der Zug das erste Mal vorbei, und lauter und immer wilder, immer herzzerreißender ertönten die Klagen der anwesenden Perser. Nur eine kurze Weile, und schon wälzte er sich zum zweiten Male heran. Bereits von weitem hörte man den eigenthümlichen dumpfen Ton, den die gleichzeitigen Schläge, auf die nackte Brust von einer so zahlreichen Menge geführt, hervorbrachten.

Vorbei zogen abermals Pferde und die Fahnenträger mit ihrer Umgebung. Zu Hunderten angewachsen, da sich Viele aus dem Volke ihr angeschlossen, brauste wieder die Gruppe der sich die Brust zerschlagenden Fanatiker an uns vorüber. Viele von ihnen trugen jetzt den Oberkörper ganz entblößt, und bei Allen war bereits die Brust, die sie mit immer stärkeren Schlägen bearbeiteten, dick geschwollen und mit Blut unterlaufen. Und da waren auch wieder die Geißler. Noch nicht ermattet von dem einmaligen Umzuge und mit von Minute zu Minute mehr gesteigertem Fanatismus, zerfleischten sie sich mit ihren Schlägen den nackten Rücken, indem sie dabei einander in der Kraft und der Zahl der Schläge zu überbieten suchten. Aber nun — was war es, das sich von weitem unter verworrenem Geschrei heranbrängte? Es kam näher und immer näher — nun war es — grausiger Anblick! — unmittelbar vor uns: Schwerter blitzten aus einer wild schreienden Schaar. Blutige Häupter — verzerrte Züge, rollende Augen — Wahnsinn der Exaltation — — es war die bewaffnete Schaar, unter all diesen Fanatikern die Schlimmsten. Einer suchte nicht nur die Anderen durch lautes Schreien in dem Rufe „O Huſsein!" zu überbieten, sondern schlug sich dazu auch noch wie rasend mit den scharfen Schwerte über den Kopf. Vergebens war es, daß hinter ihnen die Menge die wuchtigen Hiebe mit Stöcken zu pariren suchte; denn bei der Heftigkeit, mit der die Schläge geführt wurden, erreichten dieselben nur zu wohl ihr Ziel. In Strömen floß das Blut über Gesicht und Hinterkopf auf die weißen Kleider herab. So wälzte sich diese blutige Menge an uns vorbei. Hier stürzte Einer erschöpft zu Boden und wurde nur mit Mühe von seinen Freunden unter den Füßen der Nachdrängenden hervorgezogen; dort reihte sich ein Anderer, der dasselbe Schicksal erlitten und sich inzwischen etwas erholt hatte, wieder in den Zug ein, um nach wenigen Minuten unter den verdoppelten Schlägen wieder zusammenzubrechen. Einen immer wilderen Charakter nahm das Bild an, und in der inzwischen hereingebrochenen Dunkelheit erschienen seine Schrecken doppelt schrecklich unter der alles mit einer rothen Gluth übergießenden Helle der Kienfackeln.

Endlich aber verlangte die menschliche Natur ihr Recht. Von religiöser Trauer übermannt, von Blutverlust erschöpft und den körperlichen Schmerzen der heftig klaffenden Wunden fast erliegend, lösten die Darsteller nach mehrmaligem Herumziehen den Zug auf. Noch Stunden lang dauerte es, ehe sich die fanatisirten Zuschauer so weit erholt hatten, um, immer noch unter heftigen lauten Klagen, sich ihren Wohnungen zuwenden zu können und dort in dem Alles begrabenden Schlafe Vergessenheit und neue Kraft zu suchen. — —

Als ich zwei Tage später wieder den Valide-Khan betrat, fand sich keine Spur mehr von den Zeugen des Festes: im Hofe und in den Gängen herrschte das gewöhnliche geschäftliche Treiben; die Estraden waren abgebrochen, und nur einige dunkle blutrothe Flecken auf dem Steinpflaster erinnerten an das eigenthümliche Schauspiel, dessen Zuschauer ich gewesen. Auch fiel es mir auf, daß ein mir bekannter wohlhabender Tapetenhändler, der einen der größeren Geschäfte versteht, seine geliebte spitze Lammfellmütze abgelegt und den Kopf mit leinenen Tüchern umwunden hatte.

Etwas über die Lage der Dentschen in England.

Von **Wilhelm Hasbach.**

(Schluß.)

Die deutschen weiblichen **Dienstboten** in England sind in mancher Beziehung günstiger, als andere Einwanderer gestellt: denn ihre Löhne sind hoch. Eine Köchin bezieht gewöhnlich einen Jahresgehalt von 20 bis 25 Pfund Sterling (400 bis 500 Mark), ein Zimmermädchen und Hausmädchen je nach Alter und Erfahrung einen solchen von 12 bis 20 Pfund Sterling (240 bis 400 Mark), da aber die englische Küche verschieden von der deutschen ist, kann eine deutsche Köchin in den seltensten Fällen sofort eine derartige Stellung bekleiden. Was daher deutschen Dienstboten vor Allem noth thut, ist, daß sie etwas Gründliches gelernt haben. Im englischen Hauswesen herrscht nämlich eine bestimmte Arbeitstheilung, und darum ist es für die Dienstboten von viel größerem Vortheile, in einem Zweige tüchtig zu sein, als mannigfache, oberflächliche Kenntnisse zu besitzen. Sie müssen sich auch an eine andere Behandlung durch die Herrschaft gewöhnen; denn während in Deutschland die Hausfrau vielfach im Hauswesen thätig ist und sich daher leicht ein halb vertrauliches Verhältniß zwischen Hausfrau und Magd herausbildet, besteht in England eine unüberbrückbare Kluft zwischen Herrschaft und Dienerschaft.

Bei uns in Deutschland sind wir es gewohnt, daß sich junge Mädchen in den Zeitungen „zur Stütze der Hausfrau" anbieten. Manche derselben haben nicht genug Kenntnisse, um in Deutschland zu unterrichten; sie haben nicht wie ein Dienstmädchen Arbeiten gelernt, sondern nur der Mutter in ihren Obliegenheiten geholfen. Sie wählen gern eine Zwitterstellung zwischen Dienstmädchen und Gesellschafterin, in der ihnen ein gewisser Halt in der Familie bleibt. In England gehört ein großer Theil der deutschen Einwanderinnen zu dieser Classe von Mädchen, welche bei uns zu Hause auf eine Stellung als „Stütze der Hausfrau" reflectiren würden. Auf englischem Boden versuchen sie zuerst meistens ihr

Digitized by Google

Brod als Gouvernanten zu verdienen. Mißlingt ihnen dies, so bieten sie sich als Dienstmädchen an. Dazu sind sie aber nicht erzogen worden, wenigstens ist ihnen kein Theil des Hauswesens völlig vertraut, und so sind sie in diesen Versuchen in der Regel auch nicht glücklich. Nachdem Alles, was sie besaßen, verzehrt worden, erhalten sie, vielleicht durch die Hülfe eines deutschen Geistlichen, in einer kleinen Familie eine Stelle mit niedrigem Gehalt, welche ungefähr ihren Kenntnissen entspricht.

Das ist ein Fall, den man noch einen glücklichen nennen muß; denn in der Regel blüht den deutschen Dienstboten ein viel weniger gutes Loos; es ist ein sehr gefahrdrohender Weg, auf dem sie sich befinden. Dieser Weg ist aber, um ihn kurz zu skizziren, dieser: weibliche Dienstboten und ein großer Theil der Gouvernanten werden in England gewöhnlich von Agenten engagirt, welche ihnen auch Kost und Logis, manchmal zu unverhältnißmäßig hohen Preisen, geben. Der Agent hat natürlich ein großes Interesse daran, immer möglichst viele Waare auf Lager zu haben, und läßt deshalb in deutschen Zeitungen oder unter der Hand übertriebene und lügenhafte Berichte über den Bedarf und die Stellen deutscher Dienstmädchen in England verbreiten. Er schießt ihnen sogar zuweilen das Ueberfahrtsgeld unter der Vorspiegelung vor, daß eine glänzende Stelle für sie bereits gefunden sei. Aber wenn das arme Mädchen in England gelandet ist, will sich die Stelle nicht finden. Nachdem es Wochen lang gewartet und seine sauren Ersparnisse verzehrt hat, giebt ihm der Agent noch so lange Credit, wie die Habseligkeiten seines Opfers die Kosten zu decken scheinen, und weist ihm dann einfach die Thür. Das ist jedoch noch nicht das schlimmste Loos junger deutscher Mädchen. Mit manchen Agenturen stehen die verrufensten Häuser des Continents in Verbindung. Auch vor den englischen Agenten selbst und deren guten Freunden, älteren wie jüngeren Herren, die immer Geld haben, muß auf's ernsteste gewarnt werden. — Wird es den Regierungen denn niemals gelingen, diesen verruchten Menschenschacher zu unterdrücken und die Agenturen unter dauernde Controlle zu bringen? *Vorläufig sollten deutsche Mädchen den Verlockungen der Agenten das hartnäckigste Mißtrauen entgegensetzen und nur mit solchen verhandeln, die ihnen von berufener Seite als vertrauenswürdig bezeichnet sind.* Pflicht der Eltern ist es, ihre Kinder nicht so leichtsinnig wie bisher nach England ziehen zu lassen. Ueber die Zahlen deutscher Dienstmädchen und Gouvernanten, welche hier zu Grunde gehen, berichtet keine Statistik; aber sie ist jedenfalls sehr bedeutend.

Für deutsche Frauen bietet sich hier ein reiches Feld der Vereinsthätigkeit. Möchten sie doch bis zu einem gewissen Grade die Vermittelung zwischen dem Agenten und dem Mädchen übernehmen und Beiträge für solche Häuser sammeln, welche sich die Unterstützung nothleidender Mädchen zum Zweck gemacht haben! Eine englische Wohlthätigkeitsanstalt hat mehrere derartige „Homes" bereits gegründet; so wurde z. B. im Jahre 1881 ein Haus (8 Einstleigh Gardens, Tavistock Square) für deutsche Mädchen eröffnet, zunächst für Arbeiterinnen und Ladenmädchen bestimmt. Die wöchentliche Miethe für Schlafzimmer und Mitbenutzung der Speise- und Leszimmer, beträgt 2,50 bis 4 Mark, und für Beköstigung berechnet sich dieses „Gordon-House" wöchentlich ungefähr 4,50 Mark.

Ueber die Lage der deutschen Gouvernanten läßt sich nur ein allgemeiner Satz aufstellen: sie würden kein so entschiedenes Uebergewicht über die französischen Erzieherinnen behaupten, wenn sie nicht den Ruf größerer Solidität besäßen; denn die französische Sprache und Literatur werden in England noch immer höher geschätzt, als die deutsche. Deutsche Erzieherinnen werden daraus entnehmen, daß ihnen eine gründliche Kenntniß des Französischen, eine gute Aussprache und Fertigkeit in der Unterhaltung besonders förderlich sind. Wie bei allen Deutschen, wird auch bei ihnen musikalische Bildung vorausgesetzt.

Das Loos der deutschen Erzieherinnen jenseits des Canals ist nicht immer rosig, und es ist besonders *ein* Punkt, auf welchen die Schäden des Gouvernantenthums in England zurückzuführen sind: die Mißdeutung des contractlichen Verhältnisses zwischen der Erzieherin einer- und der stellungbietenden Hausfrau andererseits. Selbst intelligente Köpfe der vornehmen englischen Welt sehen nicht ein, daß das moderne Arbeitsverhältniß auf dem Contracte gleichberechtigter Menschen beruht, daß die Gouvernante die Kinder erzieht und dafür ihren Lohn zum Theil in Geld, zum Theil in Wohnung und Nahrung erhält, daß eine Familie folglich außer der erziehenden Thätigkeit keine Ansprüche an die Erzieherin zu stellen hat und dieselbe, deren Arbeitskraft sie kauft, ebenso wenig zu meistern hat, wie den Kaufmann, von dem sie ihren Kaffee und Zucker bezieht.

Ein Unternehmen, welches im Stande ist, manche Härten im Leben der Erzieherinnen abzuschleifen, verdient daher volle Aufmerksamkeit, nämlich der von Fräulein Adelmann gegründete „Verein deutscher Erzieherinnen in England". Der Zweck desselben ist ein vierfacher: Er will seinen Mitgliedern Stellen verschaffen, den stellenlosen Lehrerinnen vorübergehend ein Heim bieten, arme und kranke Erzieherinnen ohne Stellung unterstützen und Damen des Vereins, welche Schulen in England gegründet haben, Zöglinge zuführen. Der Verein besitzt ein Haus in Wyndham Place 16, Bryanston Square, London W, welchem Fräulein Gaudian vorsteht. Es enthält ein Stellenvermittelungsbureau und Raum für etwa 20 stellenlose Damen. Der Verein verlangt von Neuaufzunehmenden gewöhnlich ein deutsches wissenschaftliches Prüfungszeugniß oder einen Nachweis über erfolgreiche Thätigkeit. Die Candidatinnen dürfen nicht unter 20 Jahren alt sein, und der Jahresbeitrag beläuft sich auf beinahe 8 Mark. Dafür hat das Mitglied die erwähnten Vortheile und den bedeutend höheren, daß es einer guten Stelle gewisser ist, als wenn es sich an einen Agenten wendet. Ohne es ausdrücklich zu bezwecken, verhilft der Verein seinen Mitgliedern auch zu besseren Gehältern und freundlicherer Behandlung.*

Angesichts dieser großartigen Thätigkeit des schwachen Geschlechts ist der Mangel an jeder Organisation unter den deutschen Lehrern, deren Anstellung auch durch Agenten vermittelt wird, um so auffallender und beschämender. Hier ist der Gang des Engagements gewöhnlich folgender: wohnt der Principal nicht zu weit von London, so läßt er Einige unter den Hunderten von Bewerbern in das Comptoir des Agenten bitten und trifft eine Auswahl; wohnt er aber weit von der Hauptstadt entfernt, so überläßt er das Engagement ganz dem Agenten. Da beide gewöhnlich weder deutsche Zeugnisse lesen können, noch die geringste Kenntniß des deutschen Bildungswesens haben, so sind sie völlig unfähig, die Lehrer zu beurtheilen.

Damit ist den Schwindel Thür und Thor geöffnet; denn die Kenntnisse, welche in England von einem Lehrer verlangt werden, sind so gering, daß ein gebildeter Kaufmann und Kellner ohne Noth unterrichten kann. Was hätt sie da ab, die pädagogische Laufbahn zu betreten? Ob sie etwas von Pädagogik verstehen, kann der Principal nicht beurtheilen; es ist ihm auch herzlich gleichgültig. Die Hauptsache bleibt immer, daß die Knaben gut genährt und gesund aussehen, und wenn sich hier und da ein Talent unter der Schaar findet, so wird es auf das Bestehen eines öffentlichen Examens eingedrillt. Um diese Lage der Dinge noch begreiflicher zu finden, muß man bedenken, daß der Agent um so mehr Gebühren einnimmt, je mehr Stellen er vermittelt, und daß ein Mann von weitem Gewissen seine Interessen wahrt, wenn er den richtigen Mann nicht an die richtige Stelle schickt. Die Rechnung ist einfach: bei diesem Mißverhältniß löst sich das Verhältniß am leichtesten wieder auf; der Lehrer sucht eine neue Stelle und zahlt neue Gebühren. Ich möchte nicht behaupten, daß alle Agenten so handeln, aber der Eine oder Andere steht nicht nur im Verdacht, solche Streiche zu begehen, sondern weit schlimmere auf dem Gewissen zu haben, z. B. ganz unsäßige Candidaten für sehr gute Stellen zu empfehlen, wenn dieselben mehr als den gewöhnlichen Procentsatz zahlen.**

Das englische Schuljahr zerfällt in 3 Trimester, welche zu Weihnachten, Ostern und Ende Sommer durch im Ganzen 15 Wochen

* Der Jahresabschluß des Vereins für 1880 zeigte eine Einnahme von 3520 Pfund Sterling 15 Schilling $2^{1}/_{2}$ Pence (über 70,000 Mark) und eine Ausgabe von 1371 Pfund Sterling 5 Schilling $7^{1}/_{2}$ Pence. Ueber 1000 Pfund Sterling waren als Geschenk und freiwillige Beiträge eingegangen. Unter den Geschenkgebern stehen deutsche Fürsten und freie deutsche Städte voran. Die Leiter beabsichtigen einen Reservefonds von 4000 Pfund Sterling anzusammeln, um den Verein vollständig unabhängig zu machen und vielleicht später einmal ein Haus für alte und invalide Mitglieder, „a Home of Rest", irgendwo an der schönen und gesunden Seeküste Englands zu gründen.

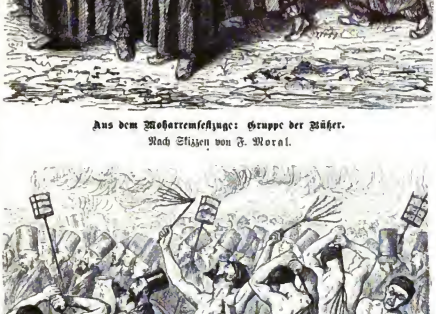
** Welche Steuer die Agentengebühren vorstellen, kann man daraus entnehmen, daß Jemand 55 Pfund Sterling 10 Schilling in 6 Jahren an Agentengebühren ausgab. Während dieser Zeit betrugen seine Einnahmen 450 Pfund Sterling. Er bezahlte also eine jährliche Steuer von $5^{1}/_{2}$ Pfund oder $7^{1}/_{2}{}^{0}/_{0}$ von seinem Gehalte. Ein Anderer bezahlte in 2 Jahren 11 Pfund Sterling auf eine Einnahme von 110 Pfund Sterling.

Digitized by Google

dauernde Ferien unterbrochen werden. Die Ferienzeit muß der Lehrer außerhalb der Schule zubringen, und zwar bei Stellenlosigkeit in der Nähe der Schulagenturen in London. Die Reise und dieser Ferienaufenthalt verschlingen, selbst wenn er sparsam ist, gewöhnlich 35 Pfund Sterling, sodaß er sich jährlich eine Agenturgebühr von fünf Pfund Sterling auferlegen muß. Nun beträgt das durchschnittliche Gehalt des deutschen Lehrers, welches gewöhnlich nur ein Drittel oder die Hälfte desjenigen seiner englischen Collegen erreicht, 50 Pfund Sterling. Es bleiben ihm also für Wäsche, Kleidung und unvorhergesehene Fälle ꝛc. nur 10 Pfund Sterling = 200 Mark!

Den deutschen Lehrer wie die deutsche Erzieherin schätzt man nicht etwa wegen vorhandener Kenntnisse oder der Nationalität. Der Lehrer ist für den Principal eine schätzbare Acquisition, weil er überall zu gebrauchen ist. Erstens kann er neben Deutsch auch Französisch unterrichten. Dann spielt er Clavier, vielleicht auch Violine, und wenn die Schule eine eigene Capelle hat, Sonntags die Orgel. Er kann, wenn es nöthig ist, auch zum Unterricht in Geographie, Geschichte, Rechnen und verschiedenen anderen Fächern verwandt werden. Nun, welcher Art, angesichts dieser Verhältnisse, der Unterricht an Privatschulen überhaupt und der fremden Lehrer insbesondere sein muß, das kann sich jeder verständige Mensch selbst sagen, ja sogar Engländer gewinnen allmählich einige Einsicht in diese Zustände, richten aber in nationalem Dünkel ihren Tadel wieder an die unrichtige Adresse, indem sie sich in bitteren Schmähungen über die „pädagogischen Abenteurer“ ergehen, welche von Frankreich und Deutschland herüberkommen; sie schmähen so, ohne zu bedenken, daß Adler sich sammeln, wo Aas ist, und daß etwas faul sein muß im Staate England, wenn die Zahl der „pädagogischen Abenteurer“ anschwillt. Und faul ist in der That in dieser Beziehung manches im Staate England; denn — um nur Einiges kurz anzuführen — in welchem Lande ist es in das Belieben jedes Reverend gestellt, eine pädagogische Firma zu gründen? In welchem Lande hält man eine Agentur für das geeignetste Mittel, um tüchtige Lehrer zu erhalten? In welchem Lande sind die Directoren so ungebildet, daß sie nicht einmal die Zeugnisse ihrer Lehrer lesen können?

Aus dem Mohartemfestzuge: Gruppe der Zäher.
Nach Skizzen von F. Moral.



Aus dem Mohartemfestzuge: Gruppe der Geiſter.
Nach Skizzen von F. Moral.

Hier muß gründlicher Wandel geschaffen werden. Von englischer Seite kann man kein kräftiges Eingreifen erwarten; folglich müssen die deutschen Lehrer sich der Sache annehmen. Die tüchtigen Elemente, welche gute Zeugnisse besitzen, sollen zu einem Verein zusammentreten und vor Allem die Agentur in die Hand nehmen, damit die Schatzung der Stellenvermittler endlich aufhört. Ihr zweites Bestreben müßte es sein, ihre Kunden mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit zu bedienen, um Vertrauen im Lande zu gewinnen; denn alsdann würde sich die sociale Hebung ihrer Mitglieder von selbst vollziehen und in Folge dessen jeder englische Director ihnen gern ein höheres Gehalt geben. Der jährliche Beitrag müßte so hoch bemessen werden, daß der Verein seinen kranken und stellenlosen Mitgliedern eine Unterstützung zukommen lassen könnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß zahlreiche Mitglieder der deutschen Colonien den Gründern solchen Vereins mit Rath und That zur Seite stehen und hochstehende Personen das Patronat desselben übernehmen würden. Dieser Hülfe müssen die deutschen Lehrer sich aber zunächst versichern, wenn sie in England Vertrauen und Erfolg erwarten wollen. — Eine Species deutscher Lehrer, welcher man am dringendsten vom Besuche Englands abrathen muß, ist der deutsche Musiklehrer. Er vermehrt sich jenseits des Canals in so wunderbarer Weise, daß an einigen Stellen die Preise bis auf einen Schilling für die Musikstunde heruntergegangen sind. Wie gering aber ist der Werth eines Schillings

Digitized by Google

(etwas mehr als eine Mark) in England! Ja, es ist eine schlimme Lage, in der sich die deutschen Musiklehrer in England befinden, und diese Lage wird immer schlimmer. Alles, was in Deutschland Elfenbeintasten geübt hat, bietet sich dort als Lehrer im Spielen und Singen an, aber es ist ein Irrthum zu glauben, die Engländer seien noch immer so unmusikalisch, daß jeder musikalische Deutsche hier sofort eine gut bezahlte Stellung fände. Langsam vollzieht sich eine wichtige Aenderung. Die Engländer studiren mit großem Eifer Musik: in zehn bis fünfzehn Jahren wird das Land seinen Bedarf an Musiklehrern ganz decken, und der dilettantische deutsche Musiklehrer nur noch ein Dasein in den alten Jahrgängen des Punch führen, in denen er jetzt eine beliebte Figur ist.

Besonders praktisch haben sich dagegen in England die deutschen Kellner organisirt! Dieselben finden hier je einen Zweig der zwei großen über Mitteleuropa verbreiteten Kellnervereine vor, nämlich die Section des „Deutschen Kellnerbundes“ und die des „Genfer Vereins der Hôtelangestellten“. Das Centralbureau des ersteren befindet sich in Leipzig, das des zweiten in Genf, und beide bezwecken Hebung des Kellnerstandes, Stellenvermittelung, Gründung einer Kranken- und Unterstützungscasse. Der Genfer Verein beschreitet mehr die Wege eines Gewerbevereins. Er hat sein Bureau Charlotte Street 107 W. und der deutsche Kellnerbund 36 Clipstone Street W. Ein solcher Verein ermöglicht einen regen, gegenseitigen Verkehr zwischen den Mitgliedern. Die Häuser, in welchen sich die Bureaus befinden, enthalten je einen kleinen Gasthof, in welchem Mitglieder gegen geringes Entgelt Unterkunft finden, und trotz dieser Organisation haben die Vereine einen über den Bedarf starken Zufluß ihrer Mitglieder nicht verhindern können.

Die Deutschen halten England noch immer für ein Eldorado, in dem es ihnen glücken müsse. Aber mehr als die Hälfte aller Einwanderer leidet Schiffbruch und muß sich glücklich schätzen, wenn sie nicht moralisch verkommt. Alle, Kaufleute, Handwerker, Dienstboten, Erzieher und Erzieherinnen, müssen dringend vor einer Uebersiedlung nach England gewarnt werden. In jedem Erwerbszweige ist Ueberfluß an Deutschen vorhanden, und ihre erbitterte Concurrenz unter einander bewirkt ein stetiges Sinken des Lohnes. Es herrscht unter vielen die größte Noth und ein unbeschreibliches Elend.

So verdienen denn alle Berichte in deutschen Zeitungen, deren Verfasser entweder aus gewinnsüchtiger Absicht oder aus übel angebrachtem Patriotismus die Verhältnisse unserer Landsleute so glänzend wie möglich darstellen, das größte Mißtrauen, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß jeder, welcher, um dem deutschen Nationalgefühl zu schmeicheln, irrige Angaben über die Lage der Deutschen in England verbreitet, sich zum Mitschuldigen an den bitteren Enttäuschungen, den pecuniären Verlusten und dem moralischen Ruin einwandernder Landsleute macht.*

Nur wenige Deutsche gelangen in England zu Wohlstand und Reichthum, und diese Wenigen bleiben gewöhnlich im Lande. Es wird also auf diese Weise kein großes Capital von England nach Deutschland getragen.

Weshalb die Deutschen, wie dies von den Engländern gefordert wird, ganz besonders dankbar für ihre Aufnahme in Albion sein sollten, ist uns wirklich unverständlich. Denn was man ihnen giebt, ist in den meisten Fällen der Lohn, den sie für harte Arbeit reichlich verdient haben. Die Engländer sollten im Gegentheil dankbar dafür sein, daß sie die deutsche Arbeit so billig kaufen können.

Eines will ich zum Schluß hier nicht unerwähnt lassen, weil es charakteristisch für die Sache ist: Man will uns verwehren, unser Urtheil über England abzugeben — das ist eines der zahlreichen Beispiele englischer Inconsequenz. Die Waare des Arbeiters ist seine Arbeit. Verkauft er an den Unternehmer außer dieser Waare etwa auch sein Urtheil, seinen Verstand, seine Meinung? Unsere Vettern haben uns ein Beispiel gegeben, welches augenscheinlich seine Früchte trägt! Ueber jedes Land, in welches der Britte seinen Fuß setzt, sitzt er gewöhnlich mit viel Unkenntniß und von ausschließlich englischem Gesichtspunkte zu Gericht, aber kein Land hat er seit zehn Jahren mit solcher Vorliebe zur Zielscheibe beleidigender Sottisen gemacht, wie Deutschland. Und nun verlangt er von uns Dankbarkeit, Wohlwollen und Schmeichelei?!

Möge es mir nun nach der möglichst objectiven Darstellung der Lage unserer Landsleute in England vergönnt sein, hier zwei Ziele für künftige Thätigkeit kurz zu bezeichnen! Energische und praktische Männer werden trotz der mannigfachen Schwierigkeiten zwei Vereine in's Leben rufen können: einen Rechtsschutzverein und einen Vorschußverein. Die englischen Gerichtskosten sind hoch, und die Kenntniß des englischen Rechts unter unseren Landsleuten ist gering. Von welch unberechenbaren Segen würde sich da ein Verein erweisen, an den sie sich in Fällen der Rechtsverletzung wenden könnten! Und gleiche Bedeutung würde ein Vorschußverein behaupten, welcher unsere Landsleute in Nothlagen, in welche sie unverschuldet gerathen sind und in welchen sie sich, fern von der Heimath, nicht zu helfen wissen, mit einem verzinslichen Darlehen unterstützte. Er würde manches schwache Gemüth vor übermächtigen Versuchungen und manchen stolzen Charakter vor Entblößungen bewahren, welche nicht nur die Kraft seines Körpers untergraben, sondern oft die Gesundheit seiner Seele in Mitleidenschaft ziehen. Möchte deutsche Intelligenz und deutsche Thatkraft nach diesen beiden Seiten hin zum Heil Deutschlands in England heute lieber als morgen eintreten!

* Wie groß die bekannte Noth unter den Deutschen in England ist, wird man folgenden Angaben entnehmen. Die Unterstützungen, welche im ganzen Lande von den deutschen Pfarrern gespendet werden, rechne ich nicht. Das General-Consulat unterstützte vom 1. November 1880 bis zum 1. November 1881 1188 Personen und speditte 36 Personen in die Heimath zurück. Die „Deutsche Gesellschaft der Wohlthätigkeit und Eintracht“, welche unter der energischen Leitung Herrn Karl Tuchmann's steht, vertheilte im Jahre 1881 an 1477 Personen etwa 630 Pfund Sterling, gleich 13,000 Mark. Außerdem bezahlte sie an 14 Pensionäre 71 Pfund Sterling 10 Schilling. Die „Gesellschaft der Freunde nothleidender Fremden“ ließ in demselben Jahre an 2300 Deutsche Almosen austheilen. In dem deutschen Hospital zu Dalston fanden im Jahre 1880 nicht weniger als 758 Personen Aufnahme.

Die sicilianische Vesper.

Auch ein „Jubiläum“.

Fürwahr, es ist eine eigene Sache um die Lehre von der dereinstigen Verbrüderung der Nationen, um das Dogma vom „goldenen Zeitalter des ewigen Völkerfriedens“, wie das Ding von den rechtgläubigen Bekennern einer politisch optimistischen Weltanschauung officiell benannt wird. Es giebt nämlich Leute, die nicht recht daran glauben mögen, Leute, die es vielmehr ungelehrt bedünken will, als stünde aller Humanität zum Trotz unsere alte Erde leider noch auf lange hinaus im verhängnißvollen Zeichen des Mars. Und was beinahe noch schlimmer: selbst mitten im formellen Friedensstande treten von Zeit zu Zeit Symptome hervor, sehr ungweifelhafte Symptome, welche die Verwirklichung jenes schönen Traumes einstweilen als in unabsehbare Ferne gerückt erscheinen lassen.

So z. B. an dem bevorstehenden fröhlichen Osterfeste des gegenwärtigen Jahres. Ein wahres Glück, daß Meister Elihu Burritt, der bekannte amerikanische Hufschmied und Friedensapostel, vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet hat. Lebte der Mann heute noch, er würde wahrscheinlich die Augenbrauen bedenklich emporziehen und sich daß verwundern ob der Dinge, die gegenwärtig dort unten im europäischen Süden sich zutragen. Denn im Augenblick, da wir dies schreiben, rüsten sich gewisse politische Kreise Italiens, besonders Siciliens, mit Paukenschlag und Posaunenton den sechshundertjährigen Gedenktag jener ingrimmig blutigen Metzelei feierlich zu begehen, die in den Jahrbüchern der italienischen Geschichte unter der Bezeichnung der „Sicilianischen Vesper“ eingetragen steht. Da dieses Ereigniß zwar nicht der äußern Veranlassung, wohl aber dem tiefen Grunde nach mit der mittelalterlichen Geschichte unseres deutschen Vaterlandes, speciell mit dem glorreich tragischen Abschnitt der Hohenstaufenzeit im Zusammenhange steht, so wird es kaum einer näheren Motivirung bedürfen, wenn auch wir heute einem historischen Factum, das über Jahrhunderte hinaus seine Wellenschläge und welches noch gegenwärtig im Gedächtnisse des italienischen Volkes lebendig fortwirkt, eine kurze Betrachtung nicht versagen.

Digitized by Google

Nach Conradin's, des letzten Hohenstaufen's, Niederlage und Hinrichtung (29. October 1268) — Ermordung wäre hier der richtigere Ausdruck — waren Neapel und Sicilien mit leichter Mühe der Regierung Karl's von Anjou wieder unterworfen worden, allein der Uebermuth, mit dem die Franzosen ihre Unterthanen behandelten, die unbarmherzige Eintreibung unsinniger Steuern, das Verbot, irgend welche Waffen zu tragen, und die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angebliche Anhänger des staufischen Geschlechts ergehen ließen, trieben das Volk mehr und mehr zur Verzweiflung. Am tiefsten wurde der Druck auf der Insel Sicilien empfunden, die, von den deutschen Kaisern von jeher besonders bevorzugt, jetzt unter französischer Herrschaft auf jede Weise hintangesetzt und in ihren Rechten gekränkt wurde.

Da faßte ein unternehmender Mann, Johann von Procida — er entstammte einer angesehenen Familie in Salerno, war Besitzer der Insel Procida und zugleich in der Arzneikunde wohlerfahren — den Entschluß, der unerträglichen Unterdrückung ein Ende zu machen. Als Ghibelline, das heißt als Anhänger der staufisch-kaiserlichen Partei, hatte er zwar seine Güter vor König Karl's räuberischen Händen nicht retten können, sein Leben aber brachte er in Sicherheit durch die Flucht an den aragonischen Hof in Spanien, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das hohenstaufische Haus erregte er den König von Aragonien, Peter den Dritten, der mit einer Tochter des bei Benevent besiegten und gefallenen Königs Manfred vermählt war, zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da Peter allein sich nicht für stark genug hielt, zog Johann von Procida überall umher, ihm Bundesgenossen zu werben. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich den dortigen Mißvergnügten und fand, daß er auf diese Insel am meisten werde rechnen können. Als Vorsichtsmaßregel verkleidet, reiste er auch nach Constantinopel zu dem griechischen Kaiser, der, mit König Karl's feindseligen Absichten gegen seinen Thron nicht unbekannt, diesen gern in dessen eigenen Staaten beschäftigt sah. Kaiser Paläologus spendete reichliche Hülfsgelder und versprach außerdem den sicilianischen Edelleuten die Lieferung von Waffen. Nun faßte auch Peter von Aragonien Muth; er begann, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, mit derselben gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König Philipp dem Dritten von Frankreich und, wie man sagt, sogar von Karl von Anjou selbst. In der That wollte Peter nach Afrika segeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geschehen werde; allein ehe er noch mit seinen Schiffen an der afrikanischen Küste erschien, war die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall, und früher als eigentlich beabsichtigt, bereits zum Ausbruch gekommen. Hiermit aber verhielt es sich folgendermaßen.

Das Osterfest des Jahres 1282 war herangekommen, aber es war für Palermo kein Fest der Freude; es war die Zeit, da der schmachvolle Uebermuth der Gewalthaber seinen Gipfelpunkt und die bis dahin mühsam bewahrte Geduld eines mißhandelten Volkes ihr Ende erreichen sollten. Gerade die gedachte Stadt — die ehemalige Hauptstadt des Reiches — haßten die Franzosen am meisten, einmal, weil sie die mächtigste der ganzen Insel war, sodann, weil man sich von ihr, welche die schwersten Kränkungen zu erdulden gehabt, gelegenen Falles des Aeußersten zu versehen hatte.

In Messina hatte Herbert von Orleans, der königliche Statthalter der Insel, seinen Sitz, und der Königsrichter des Districtes Mazzara, Giovanni di San Remigio, ein seines Herrn würdiger Diener, war Gouverneur von Palermo. Seine Unterbeamten hatten sich eben zu neuen Räubereien und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber noch duldete das Volk im Stillen. Als die Bewohner Palermos an den Tagen des Leidens Christi gegen die irdische Trübsal in den Kirchen Trost durch das Gebet suchten, spähten des Königs Steuereinnehmer unter der andächtigen Menge diejenigen aus, welche dem Fiscus Abgaben schuldeten, schleppten sie mit Gewalt aus den Gotteshäusern, warfen sie gefesselt in den Kerker und höhnten das herbeieilende Volk durch den Zuruf: „Bezahlt, ihr Ketzer, bezahlt eure Schulden!“ Es war der letzte Act despotischer Willkürherrschaft. Das Maß war voll, und wenige Tage später, am Osterdienstage, den 31. März, nahm zunächst das Volk von Palermo und im weiteren Verlaufe der Empörung ganz Sicilien blutige Rache an den fremden Peinigern.

Etwa tausend Schritt südlich von der Stadt steht auf der Höhe von Orto eine Kirche, welche dem heiligen Geiste geweiht ist. Rings um dieselbe dehnte sich zu jener Zeit ein freundliches Gefilde, welches eben der Frühling mit neuen Blüthen geschmückt hatte und durch das am gedachten Osterdienstage gegen Abend, aller Sitte gemäß, die Bewohner Palermos und der Umgegend friedlich dahinzogen, um in jener Kirche die Vesper zu hören. Noch während des Gottesdienstes thaten sich draußen im Freien Gesellschaften zusammen; Tische wurden errichtet; man lagerte sich im Grase, und muntere Tänze begannen. Für einen Augenblick athmete das Volk frei auf und vergaß seiner Noth. Plötzlich erschienen königliche Gerichtsdiener, und ein Schauer durchbebte all die froh Versammelten. Die Fremden kamen in gewohnter Weise, und die Ordnung aufrecht zu erhalten, wie sie sagten; sie mischten sich unter die Gesellschaften, betheiligten sich am Tanze, thaten mit den jungen Mädchen vertraut — und schon begannen die Herzen der heißblütigen Sicilianer heftiger zu schlagen.

In diesem Augenblicke kam eine schöne Jungfrau von edler, sittsamer Haltung mit ihrem Bräutigam und ihren Anverwandten zur Kirche. Ein Franzose Namens Drouet — nach anderer Lesart hätte der Wackere Drouchet geheißen — näherte sich ihr, stellte sich, als wolle er untersuchen, ob sie nicht dem königlichen Verbote zuwider verborgene Waffen bei sich führe, und legte in schamloser Weise Hand an sie. Dies war das Signal zum Ausbruche des lange verhaltenen Grolles. Ohnmächtig sank die Jungfrau in die Arme ihres Bräutigams; dieser, rasend vor Wuth, schrie laut: „Nieder, nieder mit den Franzosen!“ und in demselben Augenblicke stürzte aus dem umstehenden Volke ein Jüngling hervor, der den Franzosen packte und ihn durchbohrte.

Kräftige Beispiele entflammen die Gemüther mehr als gesprochene Beweisgründe; die von langer Sclaverei Gedrückten erwachten wie mit einem Schlage aus ihrer Betäubung, und binnen wenigen Minuten hallte der Ruf: „Tod allen Franzosen!“ durch das ganze Thal. Auf Drouet's Leiche sanken hausenweise die Opfer von beiden Parteien, und wild durch einander wogte der Kampf. Die Sicilianer schlugen sich wie Verzweifelte mit Dolchen, Steinen und Stöcken gegen die vom Hufe bis zum Fuße bewaffneten Fremden; ein wildes Gemetzel tränkte den Boden mit Lachen von Blut, aber die einmal entfesselte Kraft des Volkes trug den Sieg davon, und von den zweihundert bei der Kirche anwesenden Franzosen entkam nicht ein Einziger.

Keuchend, blutbedeckt und wie rasend vor Wuth rannten die Empörer nunmehr nach der Stadt, die vom Geschehenen noch keine Kunde hatte, schwangen die erbeuteten Waffen und verkündeten die erlittene Schmach sowie die geübte Rache. „Nieder mit den Franzosen!“ ertönte auch hier der allgemeine Ruf, und Alle, deren man habhaft wurde, mußten über die Klinge springen. Mitten im Getümmel wählte man einen palermitanischen Edelmann, Ruggiero Mastrangelo, zum Anführer. Immer mehr wuchs die Volksmenge; in große Trupps getheilt stürmte sie durch die Straßen; die Thüren der Häuser wurden eingeschlagen: kein Versteck, kein noch so verborgener Schlupfwinkel blieb unentdeckt. Wo immer man Franzosen fand, da schlug man sie nieder, zerriß man sie förmlich in Stücke, und wer nicht dazu gelangen konnte, selbst einen zu tödten, der schlug wenigstens jauchzend in die Hände, wenn ein Anderer es that. Giovanni di San Remigio, der schon oben erwähnte Gouverneur von Palermo, hatte sich bei den plötzlichen Ausbrenche der Empörung in seinem festen Palaste eingeschlossen, aber in einem Nu war derselbe von einer mordschnaubenden Volksmenge umringt, die den Tod des Verhaßten forderte. Die Schutzwehren wurden niedergerissen, und die Aufständischen drangen in den Palast ein, aber der Statthalter entkam in der Dämmerung und allgemeinen Verwirrung, indem er, um von zweien Dienern begleitet, sich auf ein Pferd warf und in gestrecktem Laufe davonjagte.

Indessen dauerte das wüthende Gemetzel überall fort, und selbst die hereinbrechende Nacht setzte ihm kein Ziel. Am folgenden Morgen begann das Blutbad von Neuem; noch immer war der Rachedurst nicht gesättigt, aber es mangelten ihm allmählich die Opfer; denn gleich bei diesen ersten Ausbrüchen der Revolution waren mehr denn 2000 Franzosen hingeschlachtet worden. Wie die Chronisten berichten, diente der Laut eines Wortes als Erkennungszeichen der Fremden: wenn nämlich das Volk einen verdächtigen oder übelberüchtigten Menschen von zweifelhafter Nationalität bemerkte, so zwang man ihn mit an die Kehle

Digitized by Google

gesetztem Dolche, das italienische Wort „Vieiri" (sicilitschiri), so viel wie „Erbsen") auszusprechen; sprach er die Laute fremdartig, das heißt mit französischer Betonung aus, so wurde er ohne Weiteres niedergestoßen.

Selbst in die Kirchen und Klöster drangen die Empörer; die Altäre boten keine Zufluchtsstätte mehr; Greise, Kinder und Weiber wurden getödtet, die Säuglinge an der Mutter Brust erwürgt und selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont von den unbarmherzigen Rächern.

Der stürmische Ausbruch der Empörung in der Hauptstadt hatte zunächst die auf die ganze Insel zurückwirkende heilsame Folge, daß alle inneren Parteiungen wie mit einem Schlage aufhörten. Noch in der Blutnacht des 31. März, unter dem Frohlocken über die gelungene Rache und dem Entsetzen über seine eigene kühne That, versammelte sich das Volk von Palermo, bildete ein Parlament und wurde dadurch noch weiter auf der betretenen Bahn vorwärts getrieben. Der königliche Name ward für immer abgeschafft; man beschloß, einen Freistaat zu bilden und ihn unter den Schutz der römischen Kirche zu stellen. Zu diesem Entschlusse wurde das Volk bestimmt, einmal durch seinen tödlichen Haß gegen König Karl und seine Behörden, sodann aber auch durch das leuchtende Vorbild der lombardischen Städte-Republiken, die schon ein halbes Jahrhundert zuvor die Oberherrschaft der hohenstaufischen Kaiser glücklich abgeschüttelt hatten und nun sich auf ihre eigene stolze Kraft stützten.

Die Berufung auf den weltlichen nur nominellen Schutz der Kirche aber mußte den päpstlichen Zorn entwaffnen, vielleicht sogar dem Ehrgeize des Stellvertreters Christi schmeicheln, oder doch wenigstens der Rebellion einen Schein von Rechtmäßigkeit verleihen, indem man bei der Betreibung des höchstwichtigen unmittelbaren Herrschers doch nicht die Rechte des päpstlichen Oberlehnsherrn verletzte, aus dessen Händen Jener die Herrschaft empfangen hatte.

So wurden denn der schon weiter oben gedachte Ruggiero Mastrangelo und acht Berüchte — sämmtlich den vornehmsten Geschlechtern der Stadt angehörig — zu Häuptern des Volkes ernannt. Bei Fackelschein wurde auf dem blutgetränkten Boden unter rauschendem Geleite Bewaffneter und festlichem Auf- und Niederwogen der Menge der republikanische Magistrat eingesetzt; Trompeten und maurische Heerpauken ertönten, und Tausende jubelnder Stimmen vereinten sich in dem Rufe: „Es lebe das Glück! Es lebe die Freiheit!" Das alte Banner der Stadt aber, ein goldener Adler in rothem Felde, entfaltete sich in erneutem Glanze, und zum äußeren Zeichen des Gehorsams gegen die Kirche wurden in einem neuen Gevierl die Schlüssel Sanct Peter's hinzugefügt.

Von der Hauptstadt Palermo aus verbreitete sich der Aufstand binnen wenigen Tagen über die ganze Insel. In Catania allein sollen 8000 Franzosen um's Leben gekommen sein, und in Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es ebenso. In Messina, welche Stadt, da sie durch die stärkste Besatzung im Zaume gehalten wurde, sich am spätesten (gegen Ende April) der Empörung anschloß, wurden 3000 Franzosen ermordet, und in ganz Sicilien sollen, dafern man den Chronisten Glauben schenken darf, nur zwei französische Edelleute verschont geblieben sein.

So gestaltete sich diese „Sicilianische Vesper" zu einem Blutbade, dem — gottlob! — die Geschichte aller Zeiten nur wenig ähnliche an die Seite zu stellen hat; in Deutschland aber betrachtete man sie mit Befriedigung als ein Strafgericht Gottes, als ein lohendes Todtenopfer, dargebracht den Manen Conradin's, des ermordeten Hohenstaufer's.

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste Martin dem Vierten zum Besuche, als er die Schreckensnachricht erfuhr. Er schämte vor Wuth und schwur den Sicilianern grimmige, teuflische Rache. Aber während er Messina, welches sich hethisch vertheidigte, mit großer Macht zu Wasser und zu Lande bestürmte, landete Peter von Aragonien, der, Karl's Uebermacht fürchtend, einstweilen den Ereignissen gegenüber eine beobachtende Stellung eingenommen hatte, jetzt aber frischen Muth faßte, im Monat August mit 30,000 Kriegern, ließ sich in Palermo feierlich zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung von Messina und vernichtete den größten Theil seiner Flotte. So war denn die junge Freiheit der schönen Insel nur von kurzer Dauer gewesen, die Herrschaft Peter's trat an die Stelle der Tyrannei Karl's, und obschon der Kampf zwischen beiden Königen und ihren Nachkommen noch lange fortdauerte, blieben doch alle Versuche der Franzosen, die Insel wieder ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen, vergeblich. Im Jahre 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, kraft dessen Peter's von Aragonien Sohn, Friedrich, König der Insel Sicilien blieb, während Karl der Zweite, der Sohn des drei Jahre nach dem sicilianischen Aufstande gestorbenen Karl's von Anjou, sich mit dem unteritalienischen Festlande oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche bestätigte den Vertrag, einmal, weil auch König Friedrich sich für ihren Lehnsmann erklärte, sodann aber, weil eine Theilung der neapolitanischen Macht in ihrem eigenen Interesse lag; und so bildeten die Länder diesseits und jenseits der Meerenge für länger denn anderthalb Jahrhunderte zwei getrennte Reiche.

Die Weltgeschichte — und diese ist bekanntlich das Weltgericht — hat mit Recht in dem geschilderten Drama einen Act der Nothwehr seitens der Sicilianer erkannt und demgemäß ihren Wahrspruch auf „Nichtschuldig" gestellt. Die französische Herrschaft über die trinakrische Insel hatte sich zu einer unerträglichen Landplage gestaltet, und die heißblütigen Sicilianer entledigten sich derselben nach ihrer Art, rasch und gründlich. Auch die Frage, ob das mißhandelte Volk bei Ausübung seines guten Nothwehrrechts nicht das erlaubte Maß bedenklich überschritten habe, mag hier füglich unerörtert bleiben. Anders verhält es sich mit jener pomphaften und feierlichen Verherrlichung der „Sicilianischen Vesper", zu welcher augenblicklich die nationale Partei in Italien umfassende Vorkehrungen trifft. Unseres Erachtens wäre dieser „sechshundertjährige Gedenktag" besser ungefeiert geblieben. Wir wissen es: die nationale Empfindlichkeit der Italiener ist durch die französische Besitznahme von Tunis schwer gereizt; aber der Genius der Humanität verhüllt trauernd sein Haupt gegenüber einer absichtsvollen Jubelfeier, die, gelinde gesagt, eine allmählliche, friedliche Verständigung unter den europäischen Völkern anzubahnen so wenig geeignet ist.

Fritz Träger.

Ketten und Verkettungen.

Novellette von **B. Dulot.**

(Schluß.)

„Diane, sind Sie es?" fragte ich zitternd, aber die Gräfin sah mich bei dieser nerkwürdigen Apostrophe mit so ungekünstelten Erstaunen an, daß ich, wieder beruhigt, annehmen konnte, ihrem Ausspruche liege keine tiefere Bedeutung zu Grunde.

So zog ich von einer Dame zur anderen, doch keine ließ mich errathen, ich möchte beinahe sagen, keine ließ mich wünschen, daß sie Diane sei.

Es wurde noch musicirt, conversirt, Karten gespielt und erst um Mitternacht wurde aufgebrochen und das Programm für den morgigen Tag entworfen: Nach dem Frühstück Jagd und Abends kleiner Costümball; alle Damen würden maskirt erscheinen und uns Herren durch allerlei kleine Scherze ehcanircn.

„Das wird recht amusant werden," sagte die Gräfin Hausfrau, „umsomehr, als wir morgen eine noch zahlreichere Gesellschaft bilden werden; ich erwarte noch mehrere Gäste aus Wien."

Diese Worte machten mein Herz pochen. „Diane kommt also vielleicht erst morgen," dachte ich und fühlte meine halb geschwundenen Hoffnungen und Erwartungen wieder neugeboren.

Am anderen Morgen begleitete mich Frau von Bowrowska auf die Jagd. Sie trug ein elegantes Jagdcostüm, eine zierliche Flinte auf der Schulter und ich lag reizend aus; sie that sehr kokett mit mir. Wieder war ich beinahe überzeugt, Diane gefunden zu haben, doch alle in meinem Gespräche enthaltenen Anspielungen auf in unserer Correspondenz vorgekommene Dinge ignorirte sie vollständig. Freilich dauerte unsere Conversation zu Zweien nicht lange; denn die interessante Polin war stets von einer Schaar von Herren umringt.

Digitized by Google

Fuchs auf der Lauer.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

Diesmal habe ich meinen Ruf als guter Schütze wieder zu Ehren gebracht; wissend, daß die schöne Jägerin mich beobachten könne, gab ich mir alle Mühe und massacrirte so viel Wild wie möglich.

Ich forschte Saalfeld noch einmal über die mich nun lebhaft interessirende Dame aus.

„Ja, sie ist eine verführerische Schönheit," sagte dieser, „aber ich hatte sie für keine gute, keine liebenswerthe Frau. Nochmals: nimm Dich in Acht! Sie hat ihren Mann unglücklich gemacht und sich dann freiwillig von ihm getrennt; auch ihre Anbeter weiß sie zur Verzweiflung zu bringen und lacht nur über deren Sentimentalität. Weißt Du, Baron, wegen der Frau von Bowerowska hat einmal ein Duell stattgefunden, welches einem hoffnungsvollen jungen Menschen das Leben kostete — und am folgenden Tage tanzte sie munter auf einem Gesandtschaftsballe."

Diese Mittheilungen aus Saalfeld's Munde waren mir sehr peinlich. „Aber es geschieht ja oft," dachte ich, „daß Frauen falsch beurtheilt werden. Wenn sie die Verfasserin jener Briefe ist, so kenne ich sie besser als die Welt."

Bei anbrechender Nacht kehrten wir in's Schloß zurück, und ich hatte Muße, in meinem gemüthlichen Zimmer all die Eindrücke des Abends an meinem Geiste vorübergehen zu lassen. Es waren noch zwei Stunden bis zum Diner. Ich machte mir's bequem, goß mir eine Schale des bereitstehenden Thees ein und hielt mir folgende Ermahnungsrede:

„Ritterglas, mein Guter, Du hast Dich von einem zu lebhaften Glücksraume erfassen lassen. Die Sache wird Dir höchstens eine ‚bonne fortune', aber kein Lebensglück bringen. Eine kokette, geschiedene Frau, wie sollte die Deiner Herzensjehnsucht genügen können! Ritterglas, Du hältest bei Deiner Arbeit bleiben sollen, statt Heirathsanträge zu schreiben. Aber wer weiß, vielleicht ist Diane erst unter den heute angekommenen Gästen, oder ist sie etwa gar nicht anwesend? Ritterglas, das wäre allerdings schrecklich!"

Wie ich so monologisirte, öffnete sich die Thür.

„Was willst Du, Bohuslav? Es ist noch zu früh zum Ankleiden."

„Ein Stubenmädchen hat mir dieses für den Herrn Baron gegeben," sagte mein treuer Diener, indem er mir eine kleine Schachtel überreichte.

Ich hob den Deckel. Am Boden lag, in Watte gehüllt, eine frische Rosenknospe und ein Zettel mit den Worten: „Gruß von Diane!"

Die theure Schrift machte mir den Eindruck eines verlorenen geglaubten, wiedergefundenen Freundesantlitzes. Aus dieser Schrift leuchtete mir wieder das ganze durch Frau von Bowerowska halb vermischte, tranie Bild meiner Träume entgegen.

Mit der Rosenknospe im Knopfloch, wieder so gespannt wie gestern, und noch erwartungsvoller, da ich nun bestimmt wußte, Diane sei hier, betrat ich den Salon. Die Gesellschaft war in der That bedeutend zahlreicher; ich sah mehrere — darunter sehr anmuthige — Frauengestalten, welche gestern noch nicht anwesend waren. Doch ich hatte nicht Zeit, mich den Neuangekommenen vorstellen zu lassen, weil die Gesellschaft sich sofort in den Speisesaal begab. Ich war wieder Fran Katharina Meier's Tischnachbar, und ich fürchte, daß meine Conversation der guten Dame ziemlich zerstreut vorgekommen sein muß. Sie hatte mich um meine Lieblingsbeschäftigung und um mein Wappen ausgefragt.

Natürlich, wenn mich Jemand um meine Lieblingsbeschäftigung befragt, so bin ich ihm die Erklärung schuldig, daß ich Philosophie betreibe, und zwar nicht nur als Student, sondern als schriftstellerisch thätiger Ehorführer einer neuen Schule. Freilich besteht meine Autorschaft erst aus den Ihnen gemachten vertraulichen Mittheilungen, und Diane hat meine diesbezüglichen Ideen eine harmlose Marotte genannt, aber Frauen verstehen ja von solchen Dingen nichts.

Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich in meinen Antworten auf Fran Meier's Fragen Philosophie und Wappenkunde in der kläglichsten Weise mit einander vermischt habe; denn ich sah meine Nachbarin öfters im Stillen den Kopf schütteln.

Ich mochte erklärt haben, daß mein Wappen aus Ketten und Verketzungen bestehe und daß mein Buch einen Turnierkragen und mehrere Schrägebalken enthalten werde. Ich habe Freiherrnkronen im Allgemeinen vielleicht als Postulate der praktischen Vernunft bezeichnet und meinen oft citirten Herrn von Hartmann einen linksschreitenden Greif genannt.

Diesmal blieben, nach englischer Sitte, die Herren allein an der Tafel zurück, da die Damen sich alle früher entfernten, um der gestrigen Verabredung gemäß sich zu costümiren und zu maskiren.

Nach einer Stunde ungefähr füllten sich die Salons mit den schönen Masken. Auch die Hausfran und die anwesenden Mütter und Tanten hatten sich zumeist in Dominos gehüllt. Die jungen Mädchen waren als Bäuerinnen, Bimmenmädchen und dergleichen verkleidet. Das Fest war ein improvisirtes, und daher waren keine besonderen Costüme vorbereitet worden.

Ich wußte nun, daß meine Stunde geschlagen habe. Jetzt oder nie mußte Diane mir nahen und sich mir zu erkennen geben.

Ich hatte dies kaum gedacht, als eine majestätische und anmuthige Gestalt auf mich zugeschritten kam; sie trug einen langen faltenreichen Domino aus weißem Atlas und hielt in der Hand ein schleiengezogenes Rosenbouquet. Ich trat ihr einen Schritt entgegen.

„Diane!" sagte ich.

Sie schob bebend ihre Hand unter meinen Arm und stand schweigend neben mir. Die Hand war nicht behandschuht, aber sie hob sich weiß wie Marmor von meinem Aermel ab, und es war dieselbe grübchengeschmückte königliche Hand, wie sie auf dem photographirten Steingeländer lehnte.

„Diane, Diane!" wiederholte ich. „Sagen Sie nur ein Wort!"

„Ja, ich bin es, Ritter Emil," hörte ich die leise, fast nur gehauchte Antwort, und das Händchen zitterte sichtbar.

Ich war selbst so ergriffen, daß ich nicht reden konnte: ich führte sie aus dem menschenvollen Saale durch die Reihe der offenstehenden Nebengemächer, bis wir einen kleinen blumengefüllten Salon erreichten, wo wir allein waren.

Beim Kamin standen zwei Fauteuils; Diane trennte sich von meinem Arm und ließ sich auf einen dieser Fauteuils nieder, mir den ihr gegenüberstehenden Sitz mit einem Winke anweisend. So saßen wir eine Weile, sie zurückgelehnt, den zarten Atlasschuh am Kamingeländer gestützt; wir hatten noch immer nicht gesprochen.

„Diane!" sagte ich endlich, „wir sind allein hier — nehmen Sie die Maske ab!"

Sie schüttelte den Kopf:

„Noch nicht," sprach sie mit unsicherer Stimme.

„Sie scheinen mich zu fürchten, Diane; haben Sie das Vertrauen verloren, welches aus Ihren Briefen sprach? Entziehen Sie meiner Person die Sympathie, die Sie Ihrem Correspondenten schenkten?"

Sie schüttelte wieder verneinend das Haupt.

„Nein," sagte sie, „das ist es nicht . . . aber sehen Sie . . . die Begegnung von Seele zu Seele in dem Phantasienlaubgang, welche mich in den sonderbaren Briefwechsel hineingezogen, hat sich jetzt in eine gewöhnliche Begegnung von Herr und Dame am Kamin verwandelt — und das ganze Unerhörte — ja ich könnte sagen, Unschickliche unseres Verkehrs tritt jetzt in dieser Wirklichkeitsumgebung hervor, und ich fühle mich beklommen — fast beschämt. Wenn ich weiter zu Ihnen reden soll, so muß ich wenigstens noch diese Maske behalten; hinter ihr fühle ich noch etwas, wie den Schutz eines Briefcouverts; sie ist das Einzige, was von der Mystik unserer Freundschaft zurückgeblieben."

„Freundschaft, Diane! Von meiner Seite — ich habe ja gewagt es Ihnen zu schreiben — ist es — ist es Liebe."

„Ritter Emil, Sie wissen ja nicht einmal, wer ich bin, wie ich aussehe —"

„Ich weiß mehr als alles das," unterbrach ich mein reizendes Gegenüber, „was ist ein Name, ein Gesicht im Vergleich zu dem hohen Werthe solchen Gedankenschwunges, solchen Gesinnungsadels, wie er aus Ihren lieben schönen Briefen spricht!"

„Auch Sie, Baron Ritterglas, sind mir durch Ihre Briefe so — so nahe getreten — —" ich schüttelte Ihnen gern mein Herz aus, aber dennoch: wie Julie in der Balconscene, fühle ich die Wangen brennen, und wie Jene der Nacht dankt, die sie vor Romeo's Blicken birgt, so danke ich dieser Maske."

Ich ergriff ihre Hand, welcher derselbe Veilchenduft entströmte, der ihren Briefen eigen war, und führte sie an meine Lippen:

„Und wie Romeo will ich schwören, daß Du meines Lebens Herrin werden sollst."

Bei dem Worte „Du" durchschauerte es sichtlich ihre ganze Gestalt, und sie zog ihre Hand zurück.

Digitized by Google

„Sie sind zu ungestüm, Baron Ritterglas. Sie schwören zu früh. Sie wissen ja nicht einmal, ob ich frei bin.“

„Sie mußten wissen, daß Sie über sich verfügen können, Diane, als Sie die Worte schrieben ‚cela engagerait à tout‘. Mein höchster Wunsch wäre — wäre — gebe Gott, daß Sie unvermählt sind! Es war ja doch ein Heirathsantrag, der das Ganze begonnen — und ich bin dazu geschaffen, glaube ich, häusliches Glück zu schätzen und zu schaffen.“

„In Ihrem Antrag war eine Bedingung — Reichthum!“

„Mein Gott, ich bin für die Poesie des Luxus sehr empfänglich, aber wenn das Mädchen meiner Liebe auch keinen Heller besitzt und mein bescheidenes Heim theilen will, so wäre ich doch der glücklichste Mensch. Uebrigens werde ich nach und nach zu einem Vermögen gelangen.“

„Wodurch?“ fragte Diane.

„Sie wissen ja — meine schriftstellerische Thätigkeit, von welcher ich Ihnen mitgetheilt! Wenn die Philosophie der Verleitungen einmal die achte Auflage erlebt.“

Nun schallte unter der Spitze von Diane's Maske ein silbernes Lachen hervor.

„Wer lacht, ist entwaffnet,“ sagte ich; „sprechen Sie ein gütiges Wort zu mir, Diane — geben Sie mir Hoffnung?“

„Ich will, so lange ich mich hinter meiner Maske sicher fühle, ein ernstes Wort zu Ihnen sprechen, Baron Ritterglas. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren einer Audcknnten gemachten Antrag — oder hätten Sie mir nachgeforscht,“ unterbrach sie sich „— wissen Sie vielleicht, wer ich bin?“

„Auf mein Manneswort: nein!“

„Also, ich danke Ihnen,“ fuhr sie fort, „und gebe Ihnen meine Antwort. — Ich kenne Sie. Ich weiß, daß Sie in jeder Beziehung ein Ehrenmann sind und zudem — verzeihen Sie, — kein Philosoph, sondern ein Poet. — Sie haben mir, die ich ein einförmiges, alltäglich-bürgerliches Leben führte, durch Ihre Briefe eine neue Welt erschlossen. Wie einsam war ich bei meinen Dichtern und Denkern! Ich hatte mich in die Werke unserer großen Geister vertieft, war dadurch in meinen Lebensanforderungen vielleicht etwas egalitirt geworden — ich fühlte mich in meiner Umgebung recht unglücklich — ich dachte schon, daß ich an die nichtssagende Prosa der mich umgebenden interesselosen Lebensverhältnisse gefesselt bleiben müsse, daß ich meinem Ideale nie begegnen würde, als unser Briefwechsel mir ein mitfühlendes Wesen nahe brachte, dessen Geist meine Gedankenkreise noch weit überflog, dessen Herz ebenso warm wie das meine, von Menschenliebe und Gottesahnung erfüllt ist — und vollends — als dazu noch Ihr Brief kam mit dem Geständnisse: ‚Diane, ich liebe Sie‘, — da —“

„Nun, da? — Sprechen Sie weiter, Diane! Ihre Worte sind mir berauschende Musik!“

„Da hatte ich aufgehört, mich unglücklich zu fühlen, Baron Ritterglas — ich war so glücklich, glücklich — —“

O, daß ich nicht auf die Kniee sinken konnte, die Hand zu küssen, die sie mir nun reichte! Ich konnte es nicht; denn die Thür des Salons war offen, und der Hausherr trat eben ein:

„Ah, hier ist noch ein Intriguenpaar — und es ist schon Zeit zum Demaskiren. Ich bitte die Herrschaften, sich in den großen Saal zu begeben.“

Diane war bei des Grafen Eintritt eilig von mir weggegangen und stand nun in einer Fensternische. Saalfeld nahte sich mir und sagte leise:

„Du scheinst sehr tebhaft die Cour gemacht zu haben, Freund Ritterglas, aber ich würde Dir rathen, lasse Dich in keine Liebesintriguen ein; ich habe nämlich ein Project für Dich — das schöne Fräulein Elsbeth Meier — was sagst Du dazu? — Zwei Millionen Mark! — Die Idee kommt von meiner Schwester.“

„Ich bedanere, mein Herz ist nicht frei.“

Diane war zurückgekommen, und mit dem ganzen Muth der Liebe trat sie zu uns Beiden:

„Verzeihen Sie meine Indiscretion, Herr Graf! — ich hörte, was Sie sagten.“

„Dann haben Sie wohl auch meine Antwort vernommen: mein Herz ist nicht frei.“

„Sie sind wohl selbst diejenige,“ sagte der Graf, sich gegen Diane verneigend, „welcher das gefesselte Herz des Herrn Baron angehört, schöne Maske?“

„Ja, ich bin es, und ich nehme Besitz davon,“ lautete ihre Antwort. Bei diesen Worten hatte sie langsam ihre Maske herabgenommen und stand in strahlender Schönheit vor uns:

„Elsbeth!“ rief ich entzückt.

„O weh, was habe ich angerichtet!“ seufzte der Graf.

„Cela n'engage à rien,“ lächelte Elsbeth.

„Cela engage à tout!“ erwiderte ich.

Saalfeld schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich verstehe kein Wort von alledem.“

* * *

Morgen haben wir Hochzeit. — Sie sehen wohl ein, daß ich nun eine Zeit lang nicht zum Philosophiren aufgelegt sein werde. Wir wollen mit meiner vielgeliebten Elsbeth den Winter in Rom verleben und uns im nächsten Frühjahr auf unserer neuangekauften Domäne niederlassen.

Dann nehme ich meine Arbeit wieder auf, und Sie werden mir zugestehen, daß ich bis jetzt allen Anlaß habe, mit meinen „Ketten und Verkettungen“ zufrieden zu sein. — Eine Verkettung der Ideen, die blos aus meinem Ihnen mitgetheilten Weisheitssätzen hervorgegangen ist, hat mich durch die Verkettung von Ereignissen zu den seligsten aller Ketten — zur Ehe mit einem geliebten Wesen — geleitet und ich behalte glänzend Recht: Ketten und Verkettungen überall! Ich glaube, mein philosophisches Werk wird doch noch zum Abschluß kommen und meinen Namen den gefeiertsten des Jahrhunderts beigesellen; die Hauptsache eben ist, wie ich Ihnen schon öfters bemerkt habe: „Nur planmäßig vorgehen!“

Hundert Jahre der Luftschifffahrt.

Seit undenklichen Zeiten beseelte den Menschen der Wunsch, die natürlichen Fesseln, welche ihn an den Stand der Erde ketten, zu brechen und sich frei über Berge und Thäler zum blauen Himmel aufzuschwingen. Es giebt kein Volk, in dessen Sagen sich diese tiefe Sehnsucht nicht wiederspiegelte, kein Volk, dessen Phantasie nicht menschliche beflügelte Wesen geschaffen hätte. Mustern wir die Götter- und Heldengestalten, welche nach dem Glauben unserer Vorfahren auf den Wolken dahinjagten, oder die Engel- und Teufelschaaren, welche, auf ihren Schwingen durch die Lüfte fahrend, dem Menschen Gutes und Böses brachten, so werden wir sehr bald der Ueberzeugung, daß die Uebertragung des Flugvermögens auf menschliche Wesen ein von der Natur in unsere Seele gepflanztes Verlangen bilde, das nicht auszulöschen wird, so lange unser Geschlecht besteht.

Daraus erklärt sich, wie seit Jahrtausenden die Menschen es immer von Neuem versuchten, diese brennende Sehnsucht zu stillen, und wie es trotz unzähliger mißlungener Versuche immer verwegene Geister gab, die sich die Aufgabe stellten, gegen den Himmel zu stürmen. Und wenn auch der mit den gegebenen Verhältnissen fühl rechnende Verstand von der anscheinend unnützen Mühe abrieth, so genügte nur ein Blick auf die geflügelten Schaaren der Vögel und der Insecten, um in der schon zweifelnden Brust des Forschers das Bewußtsein wieder zu stärken, daß die Lösung des Räthsels vom Fluge etwas durchaus Natürliches, dem Menschen Erreichbares sei.

Darum versuchte man auch zuerst, den Flug des Vogels nachzuahmen. Die griechische Sage läßt den Tausendkünstler Dädalus Flügel herstellen, auf denen er mit seinem unglücklichen Sohne Icarus aus der Gefangenschaft des eifersüchtigen Minos entfloh, und von dem Tarentiner Archytas wird berichtet, er habe eine hölzerne Taube gefertigt, die er durch eingeschlossenen Hauch zu beleben trachtete. In der griechisch-römischen Culturwelt, während des Mittelalters und in der neuesten Zeit wurden diese Versuche oft wiederholt, sie führten aber zu keinem nennenswerthen Resultate; denn wir wissen bis heute unendlich mehr von den Gesetzen, nach welchen die Sterne ihre elliptischen Bahnen im Weltraume be-

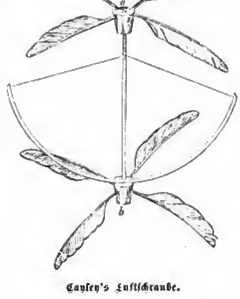
Digitized by Google

schreiben, als von den Regeln, nach denen die Vögel in der irdischen Luft kreisen.

Erst vor einem Jahrhundert ist, dank einer überraschenden Erfindung, in den bisherigen Anschauungen über die Flugtechnik eine radicale Wandlung eingetreten. Die Gebrüder Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay, trugen sich mit der Absicht, künstliche Wolken herzustellen, und füllten zu diesem Zweck im November 1782 einen hohlen Papierballon mit erwärmter Luft, welcher zu ihrer Freude sofort in die Höhe stieg. Am 19. September 1783 führten sie vor dem französischen Hofe und einer großen Volksmenge einen zweiten gelungenen Versuch aus und begründeten hierdurch eine neue Aera der Luftschifffahrt. Das Princip, auf welchem die Montgolfière beruht, war auch zu damaliger Zeit nicht neu. Das Naturgesetz, daß Gegenstände, welche leichter sind als die Luft, unbedingt in die Höhe steigen müssen, war den Naturforschern ebenso gut bekannt, wie dasselbe Gesetz, kraft dessen ein auf den Boden eines mit Wasser gefüllten Gefäßes hinabgedrücktes Holzstück sofort aus die Oberfläche desselben hinaufgetrieben wird, sobald man es losläßt. Es fehlte auch nicht in früherer Zeit an Vorschlägen, derartige Luftschiffe zu bauen, und wir erwähnen nur, daß im Jahre 1775 der Dominikanerbruder Galien zu Avignon die Absicht hegte, einen großen aus leichtem Holz gezimmerten Kasten mit der leichten Luft höherer atmosphärischer Schichten zu füllen und ihn dann zum Transport ganzer Armeen zu verwenden. — Noch im Jahre 1783 wurde die Erfindung der Gebrüder Montgolfier durch den Physiker Charles übertroffen, der einen kugelförmigen Ballon aus luftdicht präparirtem Seidentaffet baute, ihn mit leichtem Gase füllte und durch das noch heute gebräuchliche Netzwerk an demselben eine Gondel befestigte.

Die Geschichte des Luftballons ist jedoch so allgemein bekannt, daß wir hier auf dieselbe ausführlicher nicht einzugehen brauchen. Man überzeugte sich bald, daß der Luftballon wohl steigen und sinken könne, aber gänzlich unlenkbar sei und als ein Spiel der Winde im vollsten Sinne des Wortes von dem leisesten Windhauche fortgerissen werde. Man benutzte ihn zwar zur wissenschaftlichen Erforschung höherer Luftschichten oder führte ihn an Festtagen u. dergl. als ein Schaustück der Volksmenge vor, aber seine Bedeutung war in den Augen ernster Forscher immer mehr gesunken, bis man seine Erfindung durch lange Jahre sogar als einen Rückschritt in den Bestrebungen der Luftschifffahrt betrachtete.

Unter solchen Umständen entstanden neue Projecte, deren Schöpfer weder den Flug der Vögel nachahmten noch den Luftballon in den Kreis ihrer Berechnungen zogen, sondern nach physikalischen Gesetzen eine Maschine zu construiren suchten, die, durch menschliche oder maschinelle Kraft in Bewegung gesetzt, sich selbst heben und in der Luft fortbewegen würde. Diese moderne Schule der Flugkunst spaltete sich bald in zwei Richtungen: die Anhänger der einen empfahlen die Benutzung starrer geneigter Ebenen, die, in gerader Linie vorwärts bewegt, das Aufsteigen des Luftschiffes bewirken sollten; die Anhänger der andern dagegen suchten das für die Bewegung im Wasser mit großem Erfolg angewendete Princip der Schraube auch für die Luftschifffahrt zu verwenden.

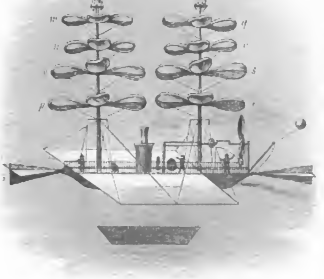


Cayley's Luftschraube.

Eine Flugmaschine, die durch Vorwärtsbewegung geneigter Ebenen in die Höhe steigt, ist jedem Kinde bekannt; wir sehen sie an klaren Herbsttagen am Himmel an langen Schnuren flattern, als vom Winde getragene Papierdrachen. Während der Kopf des Papierdrachens mit einer bestimmten Geschwindigkeit und unter einem gewissen Winkel durch die Luft fährt, wird dieselbe zusammengedrückt und verhindert durch den Gegendruck das Niederfallen des Spielzeugs. Dieser Gegendruck wird am leichtesten erzeugt, wenn wir den Drachen gegen den Wind bewegen, und dadurch erklärt sich die Manchem so sonderbar erscheinende Thatsache, warum der Papierdrache stets gegen den Wind aufsteigt; freilich kann er auch in der Windrichtung gehoben werden, aber dann müßte seine eigene Geschwindigkeit die des Windes übertreffen.

Das Project der ersten nach diesem Princip construirten Maschine wurde 1843 von Henson veröffentlicht. Sein Aërostat, welchen wir unseren Lesern in Bild vorführen (S. 217), wurde von der Spitze einer schiefen Ebene losgelassen und erhielt, auf derselben herunterrollend, genügende Geschwindigkeit, um sich eine Zeitlang in der Luft zu erhalten. In Folge der Reibung gegen die Luft hätte jedoch diese Geschwindigkeit bald so gering werden müssen, daß ein Sinken der Maschine unvermeidlich geworden wäre, und um dies zu vermeiden, brachte Henson an derselben Dampfmotor an, welcher zwei Schraubenflügel trieb, durch die der Flugapparat weiter vorwärts bewegt wurde; hierdurch sollte der Verlust der Geschwindigkeit wieder ausgeglichen werden. Ein Zeitgenosse Hensons giebt uns im „Journal of Arts and Sciences" folgende Beschreibung dieses Modells:

„Der Apparat besteht aus einem Kasten, welcher die Waaren, Passagiere, Maschinen, Feuerung rc. enthält, und mit diesem ist ein rechtwinkliges Gerüst aus Holz oder Bambusrohr verbunden, das mit Persenning oder geöltem Seidenzeug überzogen ist. Dieses Gerüst erstreckt sich zu beiden Seiten des Kastens, ähnlich wie die ausgebreiteten Flügel eines Vogels, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Gerüst unbeweglich ist. Hinter den Flügeln sind zwei senkrechte Fächerräder angebracht mit schrägen Flügeln, welche den Apparat durch die Luft fortreiben sollen. Die runden regenbogenfarbigen Räder sind die Schrauben, welche ganz der Schraube eines Dampfschiffes entsprechen und auf die Luft nach Art einer Windmühle wirken. An einer Achse am Hinterende des Kastens ist ein dreieckiges Gerüst angebracht, das wie ein Vogelschwanz aussieht und gleichfalls mit Persenning oder geöltem Seidenzeug überzogen ist. Dies kann nach Belieben ausgebreitet und zusammengezogen werden und wird auf und nieder bewegt, um die Maschine steigen oder sinken zu lassen. Unter dem Schwanze befindet sich ein Ruder, um den Lauf der Maschine nach rechts oder links zu lenken, und um die Steuerung noch zu erleichtern, ist endlich ein Segel zwischen zwei von dem Kasten aufsteigenden Masten ausgespannt. Die Menge Persenning oder geöltes Seidenzeug, welche erforderlich ist, um die Maschine stark zu erhalten,



Flugmaschine von de la Landelle.

Digitized by Google

wird auf einen Quadratfuß für je ein halbes Pfund an Gewicht angegeben."

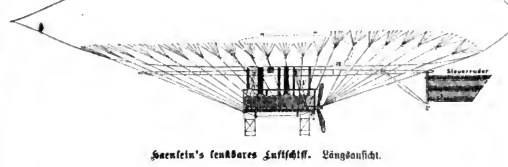
Außer Henson haben noch Wenham und Stringfellow Modelle von Flugmaschinen nach ähnlichen Principien gebaut; dieselben bewegten sich an einem Drahtseile mit großer Geschwindigkeit vorwärts, stiegen auch auf kurze Zeit in die Höhe, erwiesen sich aber im Großen und Ganzen als durchaus unpraktisch und unzuverlässig.

Weit größere Erfolge hatten indessen die Anhänger der Luftschraube zu verzeichnen. Den ersten praktischen Beweis für die Anwendbarkeit derselben hat Sir George Cayley schon im Jahre 1796 geliefert. In J. Bell. Pettigrew's interessantem Werke: „Die Ortsbewegung der Thiere nebst Bemerkungen über die Luftschifffahrt" finden wir einen Auszug aus Cayley's Abhandlung, der seinen für die Flugkunst epochemachenden Apparat (vergl. unsere Abbildung Seite 216) erläutert.

Haenlein's lenkbares Luftschiff. Hintere Ansicht.

„Da es manchem meiner Leser Vergnügen machen wird," schreibt der genannte Verfasser, „zu sehen, wie eine Maschine sich durch mechanische Mittel in die Luft erhebt, so will ich ein Instrument dieser Art beschreiben, das sich jeder in zehn Minuten herstellen kann.

a und b stellen zwei Korke vor, in deren jeden vier Schwungfedern von irgend einem beliebigen Vogel eingefügt sind, und zwar so, daß sie, wie die Flügel einer Windmühle, ein wenig schräg stehen, jedoch an beiden Korken in entgegengesetzter Richtung. In dem Kork a ist ein drehrunder Stab befestigt, der mit einer scharfen Spitze endet. Am oberen Theile des Korks b ist ein Fischbeinbogen angebracht, mit einem kleinen Bohrloch im Mittelpunkte zum Durchtritt der Spitze des Stabes. Der Bogen wird dann auf beiden Seiten gleichmäßig an den oberen Theil des Stabes gebunden, und die kleine Maschine ist fertig. Dann windet man die Schnur auf, indem man die beiden Flugschrauben in entgegengesetzter Richtung dreht, sodaß die Elasticität des Bogens sie, mit ihren vorderen Kanten nach oben gerichtet, wieder abwindet; man stellt darauf den Kork mit dem Bogen auf den Tisch und drückt auf den oberen Kork so stark mit dem Finger, daß die Schnur sich nicht abwickeln kann; wenn man nun den Finger plötzlich wegnimmt, so drehen sich die Federn und das Instrument steigt bis zur Zimmerdecke empor."



Haenlein's lenkbares Luftschiff. Längsansicht.

Die Wirkung der Luftschraube ist durchaus ähnlich derjenigen der Schrauben bei unseren Dampfschiffen. Sobald die Schraube im Wasser in Bewegung gesetzt wird, übt sie einen Druck gegen das Wasser aus; dieses drückt in Folge dessen gegen den Körper des Schiffes und treibt es nach vorwärts. Bewegt sich dagegen die Schraube in der Luft, so wird in diesem Falle der Apparat, an dem sie befestigt ist, durch den Druck der Luft vorwärts getrieben, und zwar, der Stellung der Schraube entsprechend, in senkrechter oder in ebener Richtung. Wir brauchen dabei nicht besonders hervorzuheben, daß die Luftschraube anders gebaut sein muß, als die für die Vorwärtsbewegung im Wasser bestimmte. Im Jahre 1842 fertigte ein gewisser Phillips ein Modell, das zwei Pfund wog und aus einem Dampfkessel mit vier sich drehenden Fächern bestand. Sobald der Dampf durch die Fächer strömte, versetzte er sie mit großer Geschwindigkeit in Umdrehung; das Modell stieg in die Höhe und fiel erst zu Boden, nachdem es eine ziemlich bedeutende Strecke „durchflogen" hatte.

Henson's Flugmaschine.

Die Idee des Schraubenluftschiffes fand vor Allem in Frankreich begeisterte Anhänger, und in den sechziger Jahren fertigten jenseits der Vogesen Nadar, Pontin d'Amécourt und de la Landelle Uhrwerkmodelle, die in die Luft steigen und auch gewisse Lasten tragen. Durch diese Versuche im Kleinen ermuthigt, construirten diese Herren auf dem Papier großartige Flugmaschinen, bei denen die nach oben gerichteten Schrauben das Luftschiff heben und die quer an demselben angebrachten es in der Luft vorwärts bewegen sollten.

Als Curiosität führen wir ein solches Luftschiff der Zukunft unsern Lesern vor (vergl. Abbildung S. 216). Die mit m bis t bezeichneten Schrauben sollen hier das Aufsteigen des Schiffes bewirken, während die unten bei t befindliche zum Vorwärtsbewegen desselben bestimmt ist.

Wenn auch alle diese Versuche einerseits klar bewiesen, daß die Herstellung einer Flugmaschine kein Ding der Unmöglichkeit und kein leeres Hirngespinnst ist, so zeigten sie andererseits, daß wir von der praktischen Verwirklichung der angestrebten Idee noch unendlich weit entfernt sind, da unsere kühnsten Pläne einstweilen an der Unzulänglichkeit der uns zu Gebote stehenden technischen Mittel scheitern.

Inzwischen war in dem letzten deutsch-französischen Kriege der Luftballon wieder zu Ehren gekommen. Bekanntlich verließen während der Belagerung von Paris 66 Ballons mit etwa 160 Personen und gegen 3 Millionen Briefen die eingeschlossene Hauptstadt, und 364 Brieftauben, welche die Ballonfahrer mitgenommen hatten, kehrten mit Nachrichten in dieselbe zurück. Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit der Militär-Behörden aller Länder auf das verachtete Kind der Montgolfier wieder gelenkt, und die Verfechter der Ansicht, daß man den Luftballon lenkbar machen könne, erschienen von Neuem auf der Bildfläche. — Die jetzt zahlreicher auftauchenden „Erfinder des lenkbaren Luftschiffes" halten daher vornehmlich daran fest, man müsse durch Schrauben oder Flügel dem Luftballon eine eigene Geschwindigkeit geben und ihn dadurch lenkbar machen. Indem sie ferner auf Grund meteorologischer Beobachtung anführen, daß die Windgeschwindigkeit nur an 26 Tagen des Jahres mehr als 5 Meter pro Secunde beträgt, behaupten sie, daß schon ein lenkbares Luftschiff von 5 bis 8 Meter Eigengeschwindigkeit während des ganzen Jahres mit Ausnahme von circa 8 Tagen gegen den Wind fahren würde.

Die größte Aufmerksamkeit unter allen diesen Apparaten verdient ohne Zweifel das lenkbare Luftschiff von Haenlein in Frauenfeld in der Schweiz. Dasselbe zeigt die obensiehenden Abbildungen; es ist in ovaler Form gebaut und hat eine Länge von 50,4 Meter bei einem Durchmesser von 9,2 Meter. Zwischen der Gondel und dem Ballon ist ein Rahmen angebracht, an welchem das Steuerruder befestigt ist und der außerdem dazu dienen soll, durch 4 Streben (r) die Verbindung zwischen der Gondel und dem Ballon zu vermitteln. Die am Hintertheile der Gondel befestigte Luftschraube, deren 4 Flügel aus dünnem

Digitized by Google

Eisenblech bestehen, wird durch eine Gaskraftmaschine in Bewegung gesetzt. Die Maschine saugt Gas aus dem Ballon an, vermengt dasselbe mit atmosphärischer Luft, und dieses Gemenge wird durch einen von einer kleinen elektrischen Batterie abgegebenen elektrischen Funken entzündet. Die Explosion des Gases setzt hierauf den Kolben in Bewegung und läßt die Maschine mit 3 bis 4 effectiven Pferdekräften arbeiten. Da nun durch den Verbrauch des Gases der Ballon erschlaffen würde, so wurde im Innern desselben noch eine Luftblase (n-n) angebracht, in welche Luft eingepumpt werden kann, um die Spannung des großen Ballons zu regulieren. Außerdem befinden sich an demselben selbsthätige Sicherheitsventile (s-s), welche ein etwaiges Platzen des Ballons in Folge übermäßiger Gasspannung verhüten sollen. Die Kosten des gesammten Apparates, der zwei, unter Umständen auch drei Personen tragen kann, belaufen sich auf etwa 28,400 Gulden ö. W.

Mit einem ähnlichen Ballon, dessen Schraube jedoch nur durch Menschenhand gedreht wurde, stieg schon im Jahre 1872 Dupuy de Lôme von Vincennes aus in die Höhe. Die selbstständige Bewegung des Luftballons betrug nach seinen Angaben 2,82 Meter, die des Windes dagegen 16 bis 17 Meter. Unter diesen Umständen konnte das Fahrzeug gegen den Wind nicht ankämpfen; es gelang ihm aber, den Wind unter einem Winkel von 12° zu kreuzen. In gewisser Beziehung war also die Lenkbarkeit des Luftschiffes erreicht, und sie war genügend für ruhige Luft, aber fast vollständig unzureichend bei einem nicht besonders starken Winde.

Indem wir hiermit unsern gedrängten und möglichst unparteiischen Rückblick auf die Entwickelung der Luftschiffahrt in dem letzten Jahrhundert beschließen, heben wir noch besonders hervor, daß sich am 31. August vorigen Jahres ein „Deutscher Verein zur Förderung der Luftschifffahrt" in Berlin gebildet hat, welcher eine Monatsschrift herausgiebt, in welcher die Fragen der Flugtechnik erörtert werden. Hoffen wir, daß es demselben gelingen wird, Wesentliches zur Lösung des schwierigen Räthsels beizutragen und einer unnützen Zersplitterung der Kräfte auf diesem Gebiete der Culturarbeit entgegenzuwirken! Ein Unheil für die Flugtechnik waren bis jetzt Leute, die ohne genügende Vorbildung sich berufen wähnten, an der Lösung des Problems zu arbeiten, und natürlich auf Irrwege gelangten und Fehler begingen, welche nicht nur ihre eigene Person, sondern, was viel schlimmer ist, die Sache selbst bei der großen Menge lächerlich machten und dadurch dieselbe schädigten. Der neugegründete Verein wird voraussichtlich durch passende Belehrung Manchen dieser unberufenen Erfinder von seinen Illusionen befreien und so das vielfache Elend verhüten, mit welchem bis jetzt viele Familien die Ruhmessucht ihrer Ernährer zu büßen hatten. Dem Vereine müßten aber auch die Mittel an die Hand gegeben werden, wirklich brauchbaren Projecten materielle Hülfe zuzuwenden, und unter den ihm gestellten Aufgaben dürfte es besonders diese sein, welche auf Unterstützung von Seiten der Nation hoffen darf.

Das hohe Ziel, welchem der Verein entgegenstrebt, ist, wie wir gesehen haben, keineswegs unerreichbar, und der Tag, an welchem das erste lenkbare Luftschiff die Feuerprobe gegen Wind und Wetter bestanden haben wird, wird einen der glanzvollsten der menschlichen Geschichte bilden. Die Eroberung des Luftreiches würde ohne Zweifel alle Siege der Cultur verdunkeln, durch welche der Mensch sich bisher zum Beherrscher des Landes und des Wassers emporgeschwungen.

Valerius.

Blätter und Blüthen.

Die Linaen oder Schlingpflanzen des Gartens.

„Nicht, was ich angebunden, war, was am schönsten blühte,
Sondern, was ich ließ ranken nach eigenen Gedanken."

Rückert.

Wenn überhaupt von „poetischen Pflanzen" die Rede sein kann, so kommt diese Bezeichnung den Lianen* am meisten zu. Alles was die Phantasie an einem Pflanzenwesen sich Charakteristisches erdenken kann, findet sich daran; denn diese interessanten Rankengewächse zeigen sich in ihren Gestaltungsformen so recht als die Phantasie- und Launenhaften, welche doch alle Ebenmaß und alle Stöhnheit; sie sind gleichsam die durch die poetische Form verständlich gewordene Gedankenfülle in Ranken, Blättern und Blumen; sie ranken „nach eigenen Gedanken", wie der Dichter in unserm Motto singt.

Es ließe sich noch Vieles in dieser Weise sagen, aber meine Absicht ist, den Lesern der „Gartenlaube" Winke über die praktische Verwendung und den vielfachen Nutzen der Schlingpflanzen zu geben. Ihre verschönernde Wirkung ist so bedeutend, daß überall, wo sie auftreten, der Eindruck ihrer Umgebung ein anderer wird; sie tragen den Geist der Poesie überall hin. Wo etwas fehlt, nüchtern, leer aussieht, da gestatte man nur den Ranken der Lianen Eingang, und sofort macht sich ein gleichsam poetischer Hauch in der Umgebung geltend.

Bei der Verwendung der Lianen lassen sich zwei Formen bestimmt unterscheiden: die geordnete, welche sich an die Architektur anschließt, und die malerische, gleichsam verwilderte. Die erste schließt die zweite indessen nicht immer, ja selten ganz aus; die zweite erkennt kein Gesetz und betrachtet das schönste architektonische oder plastische Kunstwerk nur als willkommene Stütze. Eine Haupteigenschaft der Lianen ist, daß sie Unschönes verbergen und verschönern. Das gewöhnlichste Gebäude, an dessen nüchternen todter Regelmäßigkeit keine Spur von Schönheit zu finden oder dessen architektonischer Charakter durch den Baumeister verdorben worden, wird durch die Bekleidung der Schlingpflanzen nicht nur leidlich, sondern sogar schön.

Diese Wirkung steigert sich noch, wenn Veranden damit verbunden werden. Es giebt unleidliche, wulstförmige Häuser, welche im Verhältniß zu ihrer Höhe an der Giebelseite zu schmal sind. Bringt man nun an beiden Seiten nach der Art der Seitenschiffe einer gothischen oder byzantinischen Kirche, wenn auch nur kurze, auf den Schein berechnete Veranden an, so bessern sich sogleich die architektonischen Verhältnisse: das Haus erscheint niedriger, besonders wenn sich die Veranda auch auf der Schmalseite fortpflanzt.

Ist aber keine Gelegenheit zu Veranden da, oder will man sie aus anderen Gründen nicht, so verbessert es schon die Ansicht, wenn das untere Stockwerk ganz mit Schlingpflanzen begrünt ist. Wenn ein Gebäude alt, häßlich, aber malerisch in seinen schiefen oder vorspringenden Theilen ist, so kann es durch eine Wildniß von Schlingpflanzen mit lang herabhängenden Ranken auch in den Augen Solcher reizend erscheinen, die sonst die materielle Schönheit alter Gebäude nicht zu schätzen wissen. Wer hätte nicht auf Dörfern, an Vorstadthäusern, an Burgen und anderm alten Mauerwerk schon die geschmackvolle Decoration von wuchernden Epheu oder üppigen Weinreben bewundert, wenn sie Giebel und Simse mit anmuthigem Grunen umzieht!

Das regelmäßige gut erhaltene Haus verlangt auch an den Schlingpflanzen Ordnung, aber jede Abweichung von der Regelmäßigkeit am Hause fordert gleichsam zum regellosen Wachsenlassen der Schlingpflanzen auf. Haben sie den Dachrand erreicht, so mag man sie überall herabhängen lassen. Hat ein Haus eine schöne Architektur und Ornamente, so wäre es eine Verunbindung am guten Geschmacke, die Wände ganz mit Schlingpflanzen zu bekleiden. Die besonders für solche Zwecke ausgewählten Lianen müssen dann den Linien der Architektur folgen, müssen schmal gehalten werden, dürfen keine Bezierung verdecken. In dieser Weise war früher (vielleicht noch jetzt?) das Bahnhofsgebäude von Wilhelmshöhe bei Kassel ein Muster von gutem Geschmack.

Das Haus führt uns zur Laube, einem Häuschen im Grünen. Das Lauben sein können, habe ich den alten Lesern der „Gartenlaube" schon vor mehr als zwei Jahrzehnten erzählt (vergleiche „Gartenlaube" 1856, Nr. 20 und 1858, Nr. 16). Hier mag die Andeutung genügen, daß nur mit Schlingpflanzen begegene Lauben schön und sogar nicht einmal alle Lianen bei Lauben schön wirken. Eine solche nicht brauchbare Liane ist der sonst so schöne Zelängerielieber, weil man bei seiner Anwendung in der Laube nur kahle Zweige sieht und seine Schönheit deshalb unsichtbar bleibt.

Zur Abwechslung von noch zum Schmuckarten gehörenden Gartenübeln, sowie zur Verdeckung von Höhen und anderen unschönen Plätzen giebt es, wenn nicht dichtes Gebüsch angebracht werden soll oder kann, kein besseres Mittel, als einen Schirm von Schlingpflanzen. Derselbe wird zum Laubengang, wenn ein Gitterdach über den daran hinführenden Wege angebracht wird. Die Anwendung mag genug offen bleiben. Unerschöpflich ist die Verwendung dieser Lianen, an den verschiedensten Gestellen als Bogen, Schirmen, Pyramiden, Säulen, Laternenträgern, in Form von Guirlanden u. dergl. m.

An diesen Gestellen, die zu erdenken namentlich die Damen viel Geschick zeigen, finden besonders die schön blühenden Lianen Verwendung. Obgleich eine Aufzählung auch nur der schönsten Schlingpflanzen hier nicht erforderlich ist, so kann ich mir doch nicht versagen, einige zu Guirlanden unverzleichlich geeignete zu nennen. Es sind Pilogyne suavis und die ähnliche Cephalandra quinquelobia, die man leicht im Zimmer durchwinden und im Frühjahr durch Stecklinge vermehren kann. Der ersteren sieht die einfädrige leicht aus Samen zu erziehende Melothria cucumerina nahe. An Schirmen und Bogen, überhaupt an jeder Stelle, wo die Ranken herabhängen können, übertrifft die herrliche Glycine (Glycine und Wisteria chinensis) mit den langen hängenden blauen Blüthentrauben jede andere holzige Liane an Schönheit. Leider kommt sie nur im südlichen und westlichen Deutschland gut fort, ist aber auch dort vor allen beliebt.

Weniger bekannt und gebräuchlich ist die Anwendung der Schlingpflanzen in ganz natürlicher Weise, ohne jeden Zwang, an Bäumen und Gebüschen. Dort sind sie die eigentlichen Lianen, deren Schönheit

* Das Wort Liane gebrauchte in deutscher Sprache zuerst Alexander von Humboldt. Es war ein glücklicher Griff; denn Liane besagt alles, was sonst Kletterpflanze, Schlingpflanze, Windeu- und Rankenpflanze u. genannt wird.

Digitized by Google

A. von Humboldt schilderte, und ein Garten, wo sie häufig vorkommen, macht auf Jeden den Eindruck des Romantischen, Außerordentlichen. Wer hätte nicht schon in der freien Natur auf Gebüschmauern den wilden Hopfen bewundert, mit an Erica und Myrthen emporrankenden, aber die den wilden Rosenbusch umschlingende Waldrebe (Clematis), wenn sich die weißen seidenartigen Samenbüschel mit den Korallenfrüchten vermischen! Schon ist auch die Zaunwinde mit den großen weißen Kelchblumen und der Epheu, zumal wenn er in reicher Fülle und Ueppigkeit in südlicheren Gegenden den Baum umspinnt.

An Bäumen hat die Liane zwei verschiedene Aufgaben zu erfüllen; einmahl: sie schmückt nur den Stamm in derselben Weise, wie die Stütze, und überzieht, wie der Epheu, Stamm und Aeste, oder: Stamm und Aeste sind nur Träger der nackten Ranken; denn die grünenden suchen das Licht, klettern in die äußersten Zweige und entwickeln erst dort Blätter und Blüthen. Die erste Art, die Bekleidung des Stammes, darf nicht oft vorkommen, weil diese so geschmückten Stämme gefünstelt aussehen und ihre eigentliche Schönheit verloren geht; dagegen kann die zweite Art häufiger Anwendung finden, obgleich auch hier eine Beschränkung geboten ist. Man verstehe diesen Schmuck nicht im ganzen Parkgarten, sondern bringe ihn nur in gewissen Theilen an, namentlich an Ufern. Als Träger dieser Lianen sind Laubholz- und Nadelholzbäume gleich geeignet; nur sollen sie an letzteren mehr auf. Wer die Widmuth von Widmeinranken an den Fichten unterhalb der Villa Solms in Baden-Baden gesehen hat, wo die Ranken zwanzig Fuß hoch herab über den Bergweg hängen, der wird diesen reizenden Anblick nicht vergessen.

Herrlich ist auch der Jelängerjelieber, wenn er niedrige Nadelholz- und Lebensbäume durchschlingt und das magere Grün mit seinen Blättern und seinem herrlichen Grün schmückt. An Laubholzbäumen bemerkt man die eingeschlungenen Ranken nicht recht, wenn die Blüthen erschienen oder der Herbst die Blätter roth färbt, wie am Wildwein. In manchen Fällen macht die Aehnlichkeit der Blätter des Baumes mit denen der Lianen einen besonders guten Eindruck. So stets z. B. in Bad Kissingen, an einem der Mittelwege, zunächst der Trinkhalle, wo Eingänge von Lianen, welche so von wilden amerikanischen Weinreben durchwachsen sind, daß man die ähnlichen Blätter fast nicht unterscheiden kann. Sie schlingen sich in verwilderten Guirlanden von Baum zu Baum und hängen von einer überhangenden Baumkrone in schöner Regelmäßigkeit herunter. Mit den Lianen in Gebüschen muß man sehr fein; sie wandeln unter- drücken ihren Träger so, daß er kaum das Leben fristet. Dies gilt besonders vom Hopfen, dessen weibliche Pflanze mit den duftigen Blüthenzapfen so überaus materisch ist.

Am verschiedensten sind in dieser Hinsicht die Waldreben oder Clematis und die Gaisblatt-Arten (Jelängerjelieber). Die niedrigen, großblumigen Clematis können auch kleinere Sträucher ohne Schaden zur dieselben überziehen. Für größere Sträucher ist die gemeine Waldrebe, Clematis Vitalba, mit weißen, wohlriechenden Blumen und wie Federkerne geformten Samen unübertroffen.

Aber nicht nur Bäume und Sträucher werden von den Lianen bewohnt; auch mit dem Boden begnügen sich einige, wenn sie nur eine Stütze haben. Wo sie im Freien in trockenen Sandboden kommen, da unsträuben sie ihn mit ihrem Geflechte. Man kann diesen Naturzufall absichtlich nachahmen und im Parke (ja nicht im Blumengarten) Baumstöcke mit Wurzeln so aufstellen, daß die Wurzeln nach oben stehen und diese mit verwildernden Lianen übervachsen lassen. Auch an Felsen sind sie gut angebracht.

„In der Oede liegt ein Stein
So ganz allein, ganz allein —
Ist der Epheu still gekommen,
Hat ihn in den Arm genommen."

sang Clemens Brentano in der „Chronica des fahrenden Schülers".

In bergigen Gärten geht es öfters, wo man die Musicirt frei halten, aber doch seinen Rasen haben will oder erhalten kann. In diesem Falle pflanze man geeignete Schlingpflanzen, besonders Jelängerjelieber an, weil dieser so besonders zur Geltung kommt, indem man die schönen Blüthen unter sich sieht und den herrlichen Duft voller als von oben genießt. Man sieht die Ranken über Rasen oder auch über Baumäste, welche man ihnen als Unterlage giebt. Hierher gehören auch die großen Kürbisarten, die man auf kurzem Rasen sich ausbreiten läßt.

Die Zahl der in Gärten gezogenen Lianen ist sehr groß, und man muß sich auf eine kleine Auswahl derselben beschränken. Bieten doch die großen Sanenbändher allein von der Familie der Kürbisgewächse (Cucurbitaceen) etwa zweihundert Arten und Sorten als Samen an, wozu auch die oben genannten Guirlandenpflanzen gehören. Man unterscheidet holzartige und krautartige Lianen, den letzteren wieder ausdauernde und einjährige. Im Parke und Parkgarten, zu Lauben, Wänden ꝛc. sind die holzartigen vorzuziehen, wogegen die krautartigen sich meist durch schöne Blüthen auszeichnen.

H. Jäger.

Elektrische Sonden und Wünschruthen. Der Erfinder des Telephons in seiner jetzigen Gestalt, Professor Graham Bell, hat neuerdings einen für die Chirurgie in Kriegs- und Friedenszeiten wertvollen Apparat erdacht, um mit möglichst geringer Belästigung des Verwundeten die in seinem Körper eingedrungenen Geschosse schnell und sicher zu finden. Von dem Schmerzensleger Garfield's her wird es noch allen Lesern früh im Gedächtnisse sein, wie viel Mühe es zuweilen machen kann, ein tiefer in den menschlichen Körper eingedrungenes Geschoß zu finden, und wie die zu dem Zwecke der Auffindung gemachten Einschnitte den Zustand des Verwundeten erheblich verschlimmern können. Schon früher (1877) hatte G. Trouvé ein derartiges Instrument erdacht, dessen Wirkungsweise darauf beruht, daß zwei nadelförmige Metallsonden einen ganz schwachen, durch sie in den Körper geleiteten Strom nur dann circuliren lassen, wenn beide Sondenspitzen auf den Metallkörper gestoßen sind; der Anschlag der Magnetnadel eines mit den beiden Sonden verbundenen Galvanometers zeigt dann sofort an, daß das Geschoß gefunden wurde. Nun ist zwar das Einführen reiner Metallsonden an den meisten Körperstellen durchaus gefahrlos und der geringe Schmerz, welchen eine Operation kann sogar durch örtliche Anästhesirung ganz aufgehoben werden, allein der neue Apparat ist insofern noch vollkommner, als daß nur eine einzige Nadel eingeführt zu werden braucht. Es wird statt des Galvanometers ein Telephon verwendet, welches der Chirurg an sein Ohr hält, nachdem er die mit dem einen Drahtpole desselben verbundene Sonde in die Wunde eingeführt hat, während eine mit dem anderen Pol verbundene Platte auf dem gleichen Metall wie die Sonde auf die äußere Haut des Verwundeten gedrückt wird.

Sobald die Nadel das bleierne Geschoß erreicht, entsteht durch die Berührung der beiden verschiedenartigen Metalle ein schwacher elektrischer Strom, der in dem Telephon einen dumpfen Ton erzeugt, welcher durch Einschaltung eines sogenannten Stromunterbrechers und eines schwachen galvanischen Elementes noch verstärkt werden kann.

Diese elektrische Sonde, welche auf den Schlachtfeldern der Zukunft eine sehr wohlthätige Rolle spielen wird, erinnert in ihrem Principe lebhaft an die schon vor dreißig Jahren erfundene elektrische Wünschruthe, welche dazu dienen sollte, auf dem Meeresgrunde verlorene größere Metallgegenstände aufzusuchen, und die einem Doppelrechen glich, bestehend aus einem gezahnten Kupfer- und einem gezahnten Zinkstreifen, welche parallel befestigt waren, ohne sich zu berühren.

Sobald jedoch Streifen Stoffe in Thätigkeit traten, welche das Wasser leitende Eigenschaften besitzen, wie Seewasser, Meerboden, Kanonen ꝛc., hinglitt. Mit einem in ähnlicher Weise zusammengesetzten kleinen Apparat hat man nach Zeitungsberichten kürzlich auf dem Boden des Sees von Genf, in unseren Lesern schon durch andere Quellen bekannt geworden. Guido Hammer und Ludwig Beckmann, vorgestellt und von jenem und Karl Müller geschildert worden. Guido Hammer ist (Jahrgang 1872, Nr. 30) vorzugsweise seinen Waidmannsgenossen über die „böse Hollenhaze", das „verhängnißvolle Mordgeschoß", das „tückische Bleikorn" und, über auch in Karl Müller kann (Jahrgang 1880, Nr. 10) der Naturforscher den Jägergeist nicht ganz bannen; auch er hält dem Uebelthäter alle seine Sünden vor, ehe er uns dann mit Art und Weisen dieser hübschen Wildjage, die besonders in den Karpathen und den transsylvanischen Wäldern Urwaldreste zu Hause ist, bekannt macht. Während aber Hammer und den unersättlichen Raubmörder schon siegreich auf dem Nacken seines unglücklichen Opfers darstellt, zeigt Sprotz uns ihn noch auf der Lauer, aber ohne und das Gefühl zu eröpfern, daß die armen Rehe doch verloren sind, und nur Beckmann gewährt uns Hoffnung, daß der Verdrängung des Unthiers sein Ziel verfolgt und der flüchtige Schneehase diesmal mit dem Leben davon kommt.

Haben wir nach den bisherigen Mittheilungen in der „Gartenlaube", den Leser betreffend, über dieses Raubthier somit nichts Neues zu berichten, so giebt uns eine Kunde über dasselbe einen großen allgemeinen Trost: der Luchs befindet sich, wie alle Seinesgleichen, vor der Cultur mehr und mehr auf der Flucht. Je weiter der Mensch mit seiner die Elemente beherrschenden Kraft auf der Erde vordringt, je weiter werden die wilden, gefürchteten Thiergeschlechter zurück.

Das Maiblümchen ist giftig. Ja, auch denen lieblichen Maiblümchen (Convallaria majalis) hat sein Stündlein geschlagen. Bewiesen haben es die Mediciner durch pharmakologische Untersuchungen und Thierexperimente seines bisher so harmlosen Wesens entkleidet; denn seine Blüthe ist als „giftig" erkannt worden. Schon sein alten Zeiten sind die Maiblümchen in Rußland ein beliebtes Volksmittel gegen schwere Verwundungen, und hier hatte die heimgen Faßmänner veranlaßt, die beschleunigten Gliedern einmal genauer vorzunehmen. Die Prüfung fiel sehr zu seinen Ungunsten aus; denn es ließen sich nicht nur die schon vor etwa zwanzig Jahren von Balz darin entdeckten zwei Gifte, das Convallamarin (eine scharf-bitterlich wirkende Substanz) und das Convallarin, ein dem Fingerhut ähnliches Herzgift, bestätigen, sondern anserdem ergaben die unter des berühmten Botkin Leitung angestellten Beobachtungen an Menschen auch noch, daß die Maiblümchen-Tinctur den Puls und Blutdruck in einem feineswegs unbedenklichen Grade beeinflußt — natürlich innerlich angewendet und nicht die Haut geipritzt. Wie oft schon mag ein solches Sträußchen „dem Herzen" gefährlich geworden sein, wenn auch nur in bildlichem, poetischem Sinne! Jetzt scheint die Wissenschaft für dieses anheimelnde Bild der Sinnigkeit eine wenig erfreuliche Deutung und unwillkommene Ergänzung gefunden zu haben. Doch — der Duft ist ungefährlich. Darum mögen sich die Liebhaber jenes reizenden Blumchens im kommenden Mai nur ja nicht davon abschrecken lassen, sich dieses Duftes zu freuen! Das Maiblumchen aber wird vielleicht noch für die ihm zeit angethane Unbill durch eine Ehrenrettung entschädigt werden; denn wer weiß, möglicherhalls wird sein „Gift" als „Tinctura Convallariae" einmal eine Perle des Arzneischatzes werden und bei der Behandlung von Herzfehlern und deren Folgen eine Glanzrolle spielen.

Dr. F.

Digitized by Google

Ludwig Kalisch †. Unsere Leser werden sich gern unseres geistreichen Mitarbeiters erinnern, der ihnen oft ein ebenso belehrender wie unterhaltender Führer durch die verschiedenartigsten Schichten des Pariser Lebens war. Nun ist dieser ausgezeichnete Humorist am 3. März, in der Blüte seines nennundsechzigsten Lebensjahres stehend, zur ewigen Ruhe eingegangen. Kalisch dichte auf ein innerlich mannigfach bewegtes Leben zurück: als zweijähriger Knabe hatte er seine Vaterstadt, Polnisch-Lissa, verlassen um erst nach und nach sich festen Boden zu gewinnen und sich den Studien zu widmen. Auf den Hochschulen zu Heidelberg und München trieb er erst Medicin, dis die vergleichende Sprach- und Literaturforschung ihn ganz an sich zog.

Seine ersten literarischen Leistungen fallen in die ersten vierziger Jahre, nachdem er sich in Mainz niedergelassen hatte. Dort veranlaßte es wohl das Carnevalstreiben, daß er ganz in den Dienst des Humors und der Satire ging. Er redigirte (und verfaßte größtentheils) vier Jahrgänge der „Narrhalla" (1845 bis 1846), einer Carnevalszeitung, und gab rasch hinter einander „Das Buch der Narrheit", „Schlaglichtern", „Lustiges in Wort und Bild" und andere humoristische Schriften heraus. Seine „Ehrenpreis" erschienen 1849, in demselben Jahre, in welchem die damals brausenden Revolutionsstürme auch ihn zwangen, den deutschen Boden zu verlassen. Er entfloh nach Paris, von wo er später einen Ausflug nach London machte, der ihn in den Stand setzte, sein treffliches Buch „Paris und London" (1851, 2 Bände) zu verfassen. Paris blieb fortan seine Heimath und nahm nun auch sein irdisches Theil in seine Erde auf, nachdem der alte wackere Kämpfer in der Pariser Irrenanstalt Dubois sein Leidens- und Sterbelager gefunden. Ludwig Kalisch wird nicht sobald vergessen werden: denn er hat in seinem Leben viele Menschen fröhlich gemacht, und die Freude hat ein gutes Gedächtniß. Wir erinnern hier nur noch an seine „Verrenen Stunden" (1872), an seine „Bilder aus meiner Knabenzeit" (1872), sein „Gebunden und Ungebunden" (1876) und sein letztes Werk „Pariser Leben" (1881). So lange noch frischer Frohsinn nach humoristischen Balladen und Romanzen greift, wird Ludwig Kalisch auf diesem Felde der Sieger bleiben und geehrt und geliebt werden. Und somit legt auch die „Gartenlaube" ihren Kranz auf das Grab ihres alten treuen Mitarbeiters.

Der Fernsprecher im Dienste der Alpenstift. Dem deutsch-österreichischen Alpenvereine ist das Verdienst zuzuerkennen, die Verbesserung der Interessen deutscher Alpenländer gepflegt und insbesondere für Hebung des Fremdenverkehrs, durch Errichtung von Schutzhütten und Wegeverbesserungen vorsichtsvoll gewirkt zu haben. Indeß blieb es der im österreichischen Provinzlande Kärnthen belegenen, besonders rührigen Section Eisenkappel vorbehalten, eine Neuerung im Alpengebiete thatsächlich zu verwerthen, die bisher wohl nur in unseren Welttheilen Anwendung fand. Neuerdings wird eine Telephoneinrichtung zum Localgebrauche des Obir zu Thale geführt, den direct sprachlichen Verkehr aus der Höhe von einigen tausend Meter mit dem Stadtchen zu vermitteln.

Alle bedeutenden Ausschlußpunkte der österreichischen Hochgebirgsländer lassen gegenwärtig noch immer jene Leichtigkeit der Verbindung und jenen Comfort entbehren, welcher sich zu Gunsten der Touristenwelt an exulprechenden Stellen in der Schweiz vorfindet. Dieser mangelnden Verbindung zwischen Thälern und Gipfeln soll jetzt wenigstens am Obir durch das Telephon einigermaßen abgeholfen werden.

Aber auch die anderen berühmten Ausschlußpunkte der österreichischen Alpen, wie z. B. die hohe Salve in Tirol, die Schneeberger Hohe bei Fell am See, der Drobatsch oder die Villacher Alpe, lassen im Falle einer deabsichtigten Besteigung für die Bequemlichkeit des Besuchers Manches zu wünschen übrig, und es ist zu hoffen, daß die Sprechvorrichtung nach und von Obirgipfel schnelle Nachahmung finden. Besonders wurde leither der Mangel für den Reisenden fühlbar, nicht zu wissen, ob er nach überstandener Strapaze in den beschränkt primitiven Wirthshäusern der Höhe auf Aufnahme und Unterkunft rechnen könne, und diesem Uebelstande soll hauptsächlich am Obir durch Fernbereich-Verbindung geseuert werden.

Seine überaus günstige Lage, inmitten der Sanntaler Alpen, wurde Ursache zur Errichtung einer meteorologischen Beobachtungsstation mit einer Schnphütte und permanentem Wachterdienste. Der zu 2342 Meter anfsteigende Bergzipfel bietet die prachtvollste Uebersicht auf die Centralketten der Norischen und Julischen Alpen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß für die bevorstehende Sommersaison die Anstogen der Touristen in Eilenlowpel zum Gipfel und die Antworten von diesem herab zum Thale eine zahlreiche Frequenz der Schallleitung herbeiführen werden. R. J.

Eine liebe **Hausfreundin.** So und nicht anders dürfen und müssen wir eine Zeitschrift nennen, welche sich seit ihrem Bestehen längst das Heimathsrecht in mehr denn tausend Familien erworben hat. Wir meinen die „Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung, unter Mitwirkung bewährter und erfahrener Pädagogen und Aerzte, herausgegeben von Dr. Karl Pilz". (Verlag von E. Kempe, Leipzig.)

Bekanntlich ist es mit der hochwichtigen Aufgabe der häuslichen Erziehung oft ein gar eigen Ding. Kindesherz und Kindesgeist bleiben häufig auf den ersten Stufen ihrer Entwicklung psychologische Räthsel. Da heißt es aufmerken, beobachten, belauschen, erwägen, wenn nicht in der Wahl der erziehlichen Mittel schlagendes verfehlt werden soll. Dazu bietet sich nun dem Hause die „Cornelia" als treue Helferin und Berathertin, indem sie aus der Feder bewährter Pädagogen und Aerzte Artikel über alle erziehlichen Fragen und zwar in einfacher belehrender Form veröffentlicht, in schwierigen Fällen Auskunft ertheilt und durch populäre medicinische Aufsätze einen unschätzbaren Gesundheitsrath für die Kinderstube bildet. Neben dem Ernsten und Belehrenden bietet sie manche treffliche Erzählung für Kinder und manches anziehende Lebensbild derjenigen Erzieher und Erzieherinnen, sowie ein reichhaltiges Feuilleton, Artikel über Spiele, Kunst, Literatur, Volkserziehung, Vereinswesen enthaltend, und ist in ihrem sinnigen Gewande wohl angethan, überall als gute Hausfreundin willkommen geheißen zu werden. F. W.

Ein Seebild.

Schwarz kochte das Wasser; anschwoll der Orkan;
Er pfiff in dem Tauwerk; er heult' um die Mast'n;
Es krachten die Planken und ächzten schwer;
Die Kufte war nah' und Nacht um uns her,
Ringsum zu erhalten kein warnendes Licht —
Schneenebel umhüllte uns eifig dicht,
Und es peitschte der heulende Wind aus Nord
Sturzsee auf Sturzsee uns über Bord.
Mit Sturmesfegen liefen wir pfeilschwind —
Wir strebten in's Meer entgegen dem Wind.
Doch das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr,
Und der Sturm trieb höhnend uns vor sich her.
Da dröhnt' es wie Brandung uns dumpf an das Ohr;
Da sprühs es wie ferne Schaumstreifen empor;
Da schrie das Commando durch's Sturmgetos':
„Hinunter die Anker, die Ketten los!"
Abrollten die Ketten — den Rhein hielt an
Nun Bord der weiterersprießte Mann.
Wenn der Anker nicht faßte, die Kette zerriß,
War eisiger Tod uns Allen gewiß;
Secunden des Wartens, ein Ruck, ein Schrei —
Die Ketten knarren; die Brigg hält;
Der Anker hielt treulich fest in dem Grund:
Wir waren gerettet in letzter Stund'. —
Und als wir uns umfah'n im dämmernden Tag,
Das Schiff an des Hafens Barre lag;
Zwei Kloster noch weiter — und ihren zerschellt
Daheim noch der glücklichen Fahrt um die Welt.

L. B.

Kleiner Briefkasten.

Mehrere Hausfrauen in W. Ihre Annahme, als ob das „Verlands-Geschäft" von Meh und Eblich in Plagwitz-Leipzig die Versendung der „Gartenlaube" an den Abonnenten ausführe, ist eine durchaus irrige. Der Verlag unserer Zeitschrift versorgt nach wie vor durch die Zeitungsbuchhandlungen und Postämter je nach der Aufgabefrist des Abonnements. Die Firma Meh und Eblich benutzt gegen die üblichen Gebühren, wie dies Jedermann freisteht, unser Blatt dann und wann zur Beförderung ihrer Geschäftsempfehlungen, und wirken derartige Beilagen allerdings zurückgewiesen werden, wenn Grund vorliege, an der Reellität der empfohlenen Waaren zu zweifeln. Die Firma genießt aber den Ruf solidester Geschäftsgebahrung. Die Papierwachsfabrik von Meh und Eblich besteht neben dem Versandgeschäft in alter Ausdehnung fort und beschäftigt sich letzteres damit, eine Reihe im Haushalt nothwendiger Artikel in nur guter Waare zu billigen Preisen abzugeben. Das Festhalten am Grundsatz der Baarzahlung, der Massenabsatz und das niedrige Porto für kleinere Pakete ermöglichen diese Art des Geschäftsverkehrs, wie ihn namentlich das Pariser Weltausstellungs-Ehren-Mitglied Meh längsten auch mit zahlreicher deutscher Kundschaft betreibt.

P. G. in Magdeburg. Die gewünschten Daten aus dem Leben des allgefeierten Componisten Max Bruch (vergleiche „Gartenlaube", Jahrgang 1881, Seite 536) theilen wir Ihnen an dieser Stelle gern mit, da dieselben das Interesse weiter Kreise beanspruchen dürften. In den Jahren 1865 bis 1867 war Max Bruch Musikdirector in Coblenz und folgte hierauf als Hofcapellmeister dem Rufe des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1870 verblieb. Nach einem dreijährigen, seinen Privatarbeiten gewidmeten Aufenthalt in Berlin siedelte er 1873 nach Bonn über, bis er als Nachfolger von Julius Stockhausen die Direction des Stern'schen Vereins in Berlin (1878 bis 1880) übernahm. In dem letztgenannten Jahre erfolgte Bruch's Berufung nach Liverpool, in welcher Stadt er bis jetzt als Director der „Philharmonic Society" fungirt. Der Meister ist seit dem 3. Januar 1881 mit Clara Tuczek aus Berlin verheirathet.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

1.

Im Walde vor dem Forsthause saß ein städtisch elegant gekleideter Mann mit schönen, geistig belebten und wie von Gedankenarbeit verfeinerten Zügen. Auf der Bank, welche zwischen den Linden vor dem Forsthause stand, zurückgelehnt, sah er nachdenklichen Blicks in den Wald hinein, der eigenthümlich still war. Es war die Zeit, in welcher der Sommer in den Herbst übergeht, das Vogelvolk seine kleinen Familienpflichten erfüllt und die dabei entwickelte Anstrengung ein Ende genommen hat. Kein Vogel sang im Walde; kein Ruf schallte heraus. Selbst die Schwalben zwitscherten nicht, die in schwindelerregender Rastlosigkeit auf dem freien Anger vor dem Hause hin- und herschossen.

„Welch ein seltsames Thier solch eine Schwalbe ist!“ sagte der junge Mann, als ein älterer, eine hochgewachsene stattliche Gestalt mit ergrauendem Vollbart und in der Jägerjoppe, aus dem Hause auf die Schwelle trat, — „welch seltsames Thier, das auf allen Idealismus des glücklichen Vogeldaseins verzichtet! Die neidenswerthe Zaubergabe der Flugkraft, welche von den anderen Vögeln zu freiem und ungebundenem Schwunge ausgebeutet wird, dient diesen gehetzten Geschöpfen nur zum rastlosen, unausgesetzten, nervösmachenden Hin- und Herschießen von der ersten Morgenstunde bis zum Abend, von ihrem ersten Ausfliegen aus dem Nest bis zu ihrem Tode. Der Flug ist für sie ein Fluch geworden, der sie peitscht.“

„Nun ja,“ sagte der Förster; „wie so manches Lebewesen in der Zeit, wo es eine noch unentwickelte Art war, wie Ihr Naturforscher es nennt, sich darauf capricirte, in seiner Entwickelung just zu dem zu werden, was es heute ist — das begreife Einer! Zu solch einem hülflosen Sclaven seiner Natur! Weshalb hat sich solch ein armer Teufel von Hirsch in seinem Kampfe um's Dasein das abscheulich schwere, in jedem Walddickicht für ihn verhängnißvolle Geweih aus seinem Schädel wachsen lassen? Und der arme wehrlose Hase, weshalb hat er es nicht dem klugen Igel nachgemacht und sich einen Stachelpanzer über die Ohren gezogen?“

„Weshalb?“ versetzte lächelnd der junge Mann. „Entwickeln die Menschen selber nicht auch so ihre Natur, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie sich damit dem Kampfe um's Dasein adaptiren oder nicht? Hast Du nicht Leute gesehen, die sich einen Stolz auf dem Kopfe wachsen ließen, der ihnen viel hinderlicher war, durch's Leben zu kommen, als es dem Hirsch sein Geweih ist, um durch den Wald zu schweifen? Und was die Hasen angeht — nimm unsern alten Baron! Weshalb ist er ein solcher wehrloser Hase und nicht statt dessen ein stachliger Igel geworden, der die Hunde, die auf ihn Jagd machen wollen, in Respect zu halten weiß?“

„Du hast Recht,“ antwortete lachend der Förster. „Ich hätte Dich alsdann nicht aus der Stadt kommen zu lassen brauchen, damit Du Dich des alten Mannes annehmen könntest. Unser Quacksalber von Vorjazt als Doctor, und dazu Damen, wie Du sie kennen lernen wirst, als Pflegerinnen — sie bringen den alten Herrn um. Es ging nicht anders; ich mußte Dich herkommen lassen, damit Du mit Deiner Autorität dazwischen fahren kannst; der alte Herr willigte ja endlich auch ein, daß ich Dich zu kommen bitte. So mußtest Du denn heran, obwohl es Dir schwer geworden sein mag, Dich aus Deiner Thätigkeit loszureißen.“

Während dieser Unterredung hatten sich beide Männer in Bewegung gesetzt und schritten nun langsam den Anger vor dem Hause hinab, in eine Eichen-Allee hinein, welche westwärts in den Wald führte.

„Es ward mir schwer, Vater,“ versetzte der jüngere Mann, „aber ich bin dennoch gern gekommen; von meiner anstrengenden Thätigkeit sind meine Nerven angegriffen, und wo giebt es eine bessere Erholung dafür, als hier im väterlichen Hause, in den Räumen, in denen ich aufwuchs, an denen alle meine liebsten Lebenserinnerungen haften; unter Deinen alten Bäumen, von denen ich mir als Kind einbildete, Du habest sie alle gepflanzt, und nur die Bäume, welche Du pflanztest, würden so groß.“

„Es ist hübsch von Dir, Leonhard,“ sagte der Förster mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, seine Hand auf die Schulter seines Sohnes legend, „es ist hübsch von Dir, daß Du an dem alten Hause hängst, obwohl Du in der Stadt ein vornehmer Mann geworden bist, der persische Teppiche und sammetne Portièren in seinem Empfangszimmer hat — bei uns, weißt Du, giebt's nur tannene Dielen — zur Freude der Mutter, die Mittwochs und Sonnabends ihre Schrubbewuth daran auslassen kann.“

„Die gute Mutter!“ antwortete der junge Arzt. „Und um des alten Herrn willen hättest Du mich immerhin schon früher herbeiholen sollen. Der Mann hat ein Recht auf uns. Die Klinghalt und die Dortenbach gehören seit Urväterlagen zusammen, und — wer weiß das besser als Du? — wenn die eine auch die Herren- und die andere die Dienerfamilie ist, so haben sie einander doch Hülfe und Beistand mit Rath und That genug im Laufe der Jahre und in böser wie guter Zeit geleistet, um auf einander banen zu dürfen.“

„Ja, ja, in guten und in bösen Zeiten,“ sagte seufzend der Förster, „und böse Zeiten hängen ja einmal wieder drohend über uns. Wenn der alte Herr das Zeitliche segnen sollte, so steh' uns Gott bei! Diese Bewandten, die sich da oben eingenistet haben, diese siebevolle süßredende Erbschleicherbande, was werden sie, wenn

Digitized by Google

Dortenbach in ihre Gewalt geräth, daraus machen! Ich bitte Dich, was wird aus einem solchen schönen Gut, wenn es diesen Leuten in die Hände fällt! Verspandet, verpurcellirt, verkauft! Das Holz niedergeschlagen und verstilbert! Die armen Häuslinge gepeinigt, ausgepreßt, vertrieben! Und am Ende, wenn der Rest zerstückelt, wird Dortenbach selbst, das Herrenhaus, verkauft und zur Einrichtung einer Garnspinnerei, einer Nesselweberei verwandt. Wasserkraft ist ja da, und die Tagelöhne sind niedrig in der Gegend. Mir bliebe nichts übrig als — wenn ich nicht vorzöge, mich an einen meiner höchsten Bäume aufzuhängen — auf einige Zimmerchen in der Stadt zu ziehen und mich von Dir wegen chronischer Gelbsucht behandeln zu lassen. Nicht lange, gewiß nicht lange; denn ich ertrüg's nicht, in Euren engen Gassen, in solch einer Miethwohnung nur noch mit der Fliegenklappe auf die Jagd gehen zu können — in Filzpantoffeln, damit durch zu harsche Tritte der liebe Herr Nachbar unter mir nicht gestört wird. Gott steh' mir bei! Welch ein Leben! Für einen Mann wie mich! Nach fünfundfunfzigjährigem freiem Leben im Walde . . .“

„Nach dreißigjähriger Herrschaft darin!“ fiel der jüngere Mann ein. „Du hast Recht, Vater; ich kenne Dich genug, um zu wissen, daß es Dein Unglück sein würde — und,“ setzte er lächelnd hinzu, „das der Mutter, wenn sie nicht als unerbittliche Tyrannin Mittwochs und Sonnabends ihr schönes altes Forsthaus unter Wasser setzen könnte. Und auch meines würde es sein — auch mir würde wie einer jungen Tanne der Herzkrieb ausgebrochen sein, glaube ich, wenn mir das Vaterhaus genommen, aus meinem Dasein gestrichen wäre. Im Kampfe des Lebens bedürfen wir Alle einer Reserve des Herzens, und das ist und war mir immer noch als bewahrende und heilende Gedankenzuflucht das stille Haus mit seinen Wipfelschatten, seinen gemüthlichen Räumen, seinen phantastischen Ecken und Verstecken.“

„Und doch,“ sagte der Förster mit verdüsterter Stirn, „blüht uns das Schicksal, daraus vertrieben zu werden; Du wirst es sehen, wenn der alte Herr stirbt. Kann mir's auch denken,“ fügte er mit gedämpfterer Stimme hinzu, „wie der Rentmeister Benning auf den Augenblick lauert: er hat all sein Lebenlang zusammengescharrt und vor einem Jahre erst in zweiter Ehe ein schrecklich aussehendes Weib um ihres Geldes willen genommen; wenn der alte Herr die Augen schließt, wird er die nöthigen Summen bei einander haben, um das Beste von Dortenbach an sich zu bringen.“

„Und Dortenbach muß ungerstückelt und in all seinen adligen Würden bleiben und Förster Klingholt der souveraine Tyrann über alle seine Wälder,“ sagte Leonhard lächelnd, „das ist unser Satz. Die Folgerung wäre: also ist der gute alte Herr so lange gesund und frisch am Leben zu erhalten, wie es irgend möglich ist!“

„Gott sieht in mein Herz,“ versetzte der Förster lebhaft. „Du wirst mir doch den Vorwurf nicht machen, daß dies mir nicht die Hauptsache und ich ein Egoist sei?“

„Du ein Egoist, Vater?“ fiel Leonhard lachend ein, „Du bist's in Deinem Leben nur allzuwenig gewesen. Dein Eifer, zu helfen, für Andere Deine Kraft einzusetzen, Opfer zu bringen — das war ja immer — das Hirschgeweih auf Deinem Kopf.“

Sie waren aus ihrer Eichenallee auf einen gepflasterten Fahrweg gekommen, der jetzt zwischen sauber geschorenen Hecken zur Rechten und Linken auf ein großes und stattliches Herrenhaus zulief; über eine stattliche Zugbrücke gelangte man auf den Hof desselben. Das Haus zeigte in der Mitte einen mächtigen festen Quaderbau, der, aus grüngrauem Werkstücken aufgeführt, aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges stammen mußte; es war von zwei über das hohe gegiebelte Dach von der Nücksicht her ragenden Thürmen flankirt. Auch an den vorderen beiden Ecken mochten einst solche Thürme sich erhoben haben; jetzt waren sie verschwunden; dagegen hatte man an den vorderen Ecken zwei vorspringende Flügel angesetzt, im schönsten Rococostil und in rothem Ziegelsteinrohbau, was dem Ganzen einen sehr unharmonischen Charakter gab.

Der Förster war an den sonderbaren Anblick des alten Schlosses gewöhnt, aber Leonhard, der es seit mehreren Jahren nicht gesehen, meinte:

„Wer an den biederen alten Renaissancebau diese zwei leichtsinnigen Rococoflügel geflickt hat, der hätte, um es ja recht bunt zu machen, etwas wie das rothe, gelbe und grüne Schloß der von der Thann daraus machen und jeden Theil besonders anstreichen sollen.“

„Wäre nicht übel, besonders für unsere Tage,“ versetzte lächelnd der Förster, „in dem Flügel links haben sich die Ramsseld'schen eingenistet — der könnte gelb vor Neid, und im rechten hausen die Sander — der könnte grün vor Aerger daselben. Aber da ist der alte Andreas,“ fuhr er fort, indem er auf einen alten Mann in Dienertracht deutete, der eben in die offene Portalthür trat. „Andreas kann Dich jetzt zum Herrn führen — angemeldet bist Du ja.“

Leonhard nickte.

„Also auf Wiedersehen, Vater!“ sagte er, seine Hand flüchtig dem Förster reichend, der sich nun wandte und heimwärts ging.

2.

Der alte Mann mit dem Kopfe voll dichter schlohweißer Haare und dem gutmüthigen kummervollen Gesichte empfing Leonhard sehr respectvoll.

„Der gnädige Herr erwarten Sie,“ sagte er; „es ist uns eine rechte Freude, daß Sie gekommen sind — es geht dem gnädigen Herrn schon seit mehreren Wochen gar nicht gut — das alte Leberleiden — und die arge Schlafstörigkeit — und — “

„Ihr hättet mich früher rufen lassen sollen, Andreas,“ fiel ihm Leonhard in's Wort; „Ihr wußtet doch, wie gern ich Alles aufbieten würde, Eurem guten alten Herrn Erleichterung zu verschaffen.“

„Freilich, freilich, aber die gnädige Frau von Ramsfeld meinte ja, Sie seien jetzt ein so berühmter und von hundert schweren Fällen in der Stadt in Anspruch genommener Herr, daß man Ihnen solche Landpraxis nicht zumuthen dürfe, und die gnädige Frau von Sander redet ja auch immer nur, als ob des Herrn Leiden die reine Einbildung sei und schon vorübergehen werde, wenn man ihn nur zerstreue und erheitere und gesellig mache und ihn recht aufmuntere — wenn man sich selber nicht krank gebe, sei man auch nicht krank —“

„Etwas Wahres ist an der Theorie,“ unterbrach ihn Leonhard lächelnd.

„Und so arbeiten sie denn mit ihrer Aufmunterung auf ihn ein,“ vollendete Andreas, „du lieber Gott, daß es ganz herzbrechend ist.“

Sie waren unterdessen durch den Flur die breite Steintreppe, die in's erste Stockwerk führte, hinaufgeschritten und betraten jetzt einen großen Saal, einen imponirenden Raum, welcher mit dunklem Eichenholzgetäfel, einem schönen Deckengemälde, aus dessen Mitte ein großer kolsbarer, aller Kronleuchter von venetianischem Glase niederhing, und mit kunstreichsten alten Möbeln aus verschiedenen Zeiten versehen war. Aber so herzerfreuend all dieses schöne Geräth auch für den Kunstliebhaber sein mußte — einen unbehaglichen und melancholischen Eindruck machte der Saal, in welchem eine fühle Luft die Einterekenden anfröstelte, dennoch; vielleicht kam es, weil die Hälfte der Läden geschlossen war und so das Licht etwas Dämmerliges hatte und all die verblichenen Farben der Gegenstände noch mehr abtönte.

Leonhard blickte sich in dem Raume um, als stiegen Schattenbilder vor ihm auf, die Gestalten seiner Kinderzeit. Er ließ seine Blicke über die Decke mit den verblaßten Götterfiguren, die Wände mit den verdunkelten Gemälden schweifen, bis Andreas an die Flügelthür zur Linken gepocht und sie dann respectvoll weit geöffnet hatte.

Ein mittelgroßer schwächlicher alter Herr mit einem Gesichte, das fast weibtich-feine Züge zeigte, einer dunklen Perrücke und auffallend schönen, sprechenden, dunklen Augen, die in einem ganz jugendlichen Glanze aufleuchteten, erschien im nächsten Augenblicke auf der Schwelle.

„Seien Sie mir gegrüßt, Doctor, seien Sie mir willkommen!“ sagte er mit wohltönender Stimme, die schmale weiße Hand, die ebenfalls etwas Weibliches, etwas von einer magern Frauenhand hatte, dem Doctor aus dem faltigen Aermel eines grünsammetnen Schlafrockes entgegenstreckend — „wenn Sie nicht ein so berühmter Mann gewesen wären,“ fuhr er fort, „so würde ich sagen: sei mir gegrüßt, Klingholt, alter unternehmender Leonhard — so aber — die Wißbegierde verleiht ihre Flügel —“

„Und doch,“ fiel Leonhard ein, „würden alle Würden der Welt mich nicht unempfindlich gegen das Glück machen, noch immer von Ihnen als ein zu Ihrem Hause gehörender Client betrachtet zu werden.“

„Client!“ sagte mit wehmüthigem Lächeln der alte Herr; „ach, Klingholt, Sie wissen nicht, wie schmerzlich mich das Wort berührt, seit ich empfinde, daß ich aus dem ehemaligen Herrn und Patronus nur noch aller Welt Client geworden. Der Client des Advocaten, des Rentmeisters, der lieben Verwandten, der — doch

Digitized by Google

treten Sie ein, setzen Sie sich — mir gegenüber — nein, am Kaminfeuer wird es Ihnen unbehaglich sein — hier, nehmen Sie auf dem Eckdivan Platz!"

Sie waren in des Barons Wohnzimmer getreten, ein mäßig großes Gemach, dessen Wände eine verschossene Tapete von grüner Seide und werthvolle alte Kupferstiche bedeckten. An der einen Wand stand ein altmodisches Clavier aus Kirschbaumholz, an der andern ein mit Decken und gestickten Kanapeekissen ausgestattetes Ruhebett; in dem Marmorkamine den Fenstern gegenüber brannten Scheite, welche in dem Raume bei der warmen Jahreszeit eine unangenehm hohe Temperatur erzeugt hatten. Der Ausblick aus den Fenstern zeigte eine hohe und melancholische Tannengruppe; weiterhin, an ihr vorüber, sah man auf eine Wiese, die von Wald umgeben war.

Leonhard hatte den Eindruck, als ob er in einen Raum, eine Welt träte, wie wir sie aus den Zeichnungen Chodowiecki's kennen.

„Sie heißen ein — jetzt?" fragte er, indem er sich auf den Divan setzte.

„Was wollen Sie?" antwortete der alte Herr, sich ebenfalls niedersetzend und müde in seinem neben dem Kamin stehenden Fauteuil zurücklehnend. „Ich bin frostiger Natur und das freundliche Element setzet mir Gesellschaft. Ich habe," setzte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, „nie viel Feuer in mir gehabt — so such' ich's außer mir und lasse es auch die Zeit hindurch nicht ausgehen, welche man sich hier gewöhnt hat, Sommer zu nennen, obwohl der Sommer uns längst eine Mythe geworden ist — mich soll wundern, wie lange noch die Bäume den alten Aberglauben beibehalten und in jedem Frühjahr grüne Blätter treiben werden."

Wenn der Baron Dortenbach bei solchen Reden über sein eingefallenes gelbgraues Gesicht ein mildes wehmüthiges Lächeln gleiten ließ, leuchtete darüber eine schattenhaft flüchtige Verschönerung in raschem Vorüberschwinden auf, der Schatten einer einstigen weichen Schönheit, die etwas Herzbestrickendes gehabt haben mochte; jetzt stößte ihr bleicher Wiederschein nur noch eine tiefe und theilnahmvolle Sympathie ein.

„Ich werde, fürchte ich," sagte Leonhard, „Ihnen das Feuer auslöschen — und vielleicht auch das Wasser Ihnen rauben müssen, das ich da in einer großen Caraffe neben Ihrem Sitz aufgestellt sehe."

„O weh — dann wäre ich Aqua et Igne interdictus," scherzte der alte Herr, während Leonhard seine Züge fixirte und dabei nach und nach einen so zerstreuten Ausdruck in seine Mienen legte, daß der Baron lächelnd fortfuhr:

„Mein Aussehen giebt Ihnen offenbar viel zu denken, Klingholt."

Leonhard erröthete tief. Seine Gedanken hatten ja eine so ganz andere Richtung genommen, als der alte Herr voraussetzte; was ihm „zu denken gegeben", waren so ganz andere Züge, als die des alten Mannes vor ihm — Züge, die doch von diesen vor seinem inneren Auge heraufbeschworen waren, welche er doch unwillkürlich in diesen wiedergesucht hatte — er stand jetzt, ohne zu antworten, auf und nahm die Hand des Patienten, um seinen Puls zu examiniren.

Dann begann er seine Untersuchungen, prüfte die Mittel, welche dem Baron verschrieben waren — endlich sagte er, indem er zum Fenster ging und beide Flügel desselben aufriß:

„Sie sind nicht gerade unrichtig behandelt worden, Herr Baron, nur hat Ihr bisheriger Arzt Eines versäumt, das Wichtigste, nämlich Sie selbst zum Heilgehülfen bei Ihrer Cur zu machen. Bei Leiden, wie den Ihrigen, vermag der Arzt wenig, wenn er nicht den Patienten zum Collegen nimmt und zu ihm spricht: hilf dir selbst — dann werde ich dir helfen. Sie sind eine Natur, in welcher das geistige Leben, wie bei wenigen Menschen, mit dem körperlichen verflochten ist und dieses von jenem abhängt. Wenn Ihr Gemüth hell, klar und von nichts getrübt ist, werden auch Ihre Leiden zurücktreten. Also — halten Sie als Ihr eigener Arzt fern, was Ihr Gemüth trüben kann. Zum Optimisten zwar kann ich Sie nicht machen . . ."

„Nein — das können Sie freilich nicht," fiel ihm der Baron mit bitterem Lächeln in's Wort. „Das ist zu spät."

„Aber zum Egoismus besitzt jeder Mensch gottlob hinreichende Anlage, es wird auch in Ihnen so viel sein, daß Sie sich stets sagen können: wehre ab, wehre ab, was dich erregen, dich ärgern, dir schaden könnte! Das Leben ist Abwehr. Erst wenn Sie von diesem Axiom durchdrungen sind, es sich zum Lebensmotto genommen haben, werden Sie gesund bleiben können."

„Das Leben ist Abwehr," wiederholte sinnend der alte Herr; „das ist eine neue Lehre; für den Kampf um's Dasein, von dem Ihr Jüngeren so viel Gerede macht, heißt es die Defensive als Princip nehmen."

„Richtig. Die Offensive läßt man denen, die noch nichts zu vertheidigen, die noch keinen inneren Besitz haben. Für reifere Naturen bleibt nichts übrig, als die Defensive — wehre ab, was dich aus deinem Pfade drängen, aus deiner Gedankenwelt locken, was dir etwas von deinem Sein stehlen will, oder was, weil es dich ärgert, dich krank macht!"

„Und sind das alle Ihre Vorschriften, Klingholt?" sagte der alte Herr lächelnd. „Ist dieses philosophische Arcanum Ihre ganze Heilkunde?"

„Nicht meine ganze. Zunächst aber habe ich, nachdem ich Ihnen zwei Elemente, Feuer und Wasser, entzogen, Sie durch ein anderes zu entschädigen — durch Luft. An warmen Tagen, wie heute, werden Sie der frischen Luft die Fenster öffnen; Sie werden am Nachmittage einen kleinen Spaziergang durch die Gärten mit mir machen."

„Ah — dazu fehlt mir alle Kraft . . ."

„Die Kraft wird kommen. Sie werden sehen. Im Nothfall bin ich ja da, um als Stütze zu dienen. Und zur Einleitung, um die nöthige Stärkung dazu zu haben — ist es zweckmäßig, daß Sie jetzt ein Glas guten alten Weines, Ungar oder Madeira, trinken."

„Man hat mir den Wein verboten," sagte der alte Herr.

„Ihn zu verbieten war thöricht," entgegnete Leonhard die Klingel ziehend. „Ich werde ihn im Gegentheil Ihnen als Hauptmittel verordnen. Sie werden täglich bei Tisch eine halbe Flasche Champagner trinken."

„Welch liebenswürdiger Arzt Sie sind!" fiel der Baron ein. „Die Heilgehülfenstelle, die Sie mir übertragen, wird unter solchen Umständen mit Vergnügen angenommen."

Andreas trat ein.

„Andreas," sagte der alte Herr, „Du führst den Kellerschlüssel — hast Du Ungarwein unter Deinem Verschluß?"

„Es wird nicht viel mehr da sein. — Die Gnädige von Ramsfeld hat ihn als ihren Frühstückswein sehr in Anspruch genommen."

„So, so! Aber Madeira?"

„Der hat dem jungen Herrn von Sander so lange als Jagdtrunk gedient, daß wohl damit aufgeräumt sein wird."

Des alten Herrn Brauen verfinsterten sich.

„Sie sehen," sagte er kopfschüttelnd zu Leonhard, „Sie finden hier im Hause einen zweiten Patienten — einen schwindsüchtigen Weinkeller."

„Es scheint so," antwortete Leonhard lächelnd, „und ich werde ihm sogleich einen Besuch machen, um zu sehen, welche Recepte ich für ihn zu schreiben habe. Es muß auch hier einfach stärkend gewirkt werden, seh' ich — führen Sie mich, Andreas!"

Leonhard Klingholt war aufgestanden.

Andreas sah den Doctor, der sich der Dinge hier so gründlich annehmen wollte, überrascht an, aber mit einem gehobenen Wesen, mit einem elastischeren Schritt, als womit der alte Mann seit Jahren aufgetreten, schritt er voran, ging er doch der Befriedigung entgegen, einer theilnehmenden Menschenseele einmal da unten in den kühlen dämmerigen Räumen zeigen zu können, wie räuberisch in den letzten Zeiten hier gehaust worden war, welche brutale Eingriffe ihm die schöne Ordnung, die er sinnt gehalten, zerstört.

Der alte Herr oben war, sobald er sich allein sah, aufgestanden. Er fühlte sich schon jetzt gekräftigt, wie von einem erfrischenden Luftzuge aus den Worten Leonhard Klingholt's angeweht — zunächst ging er aber doch, das Fenster wieder zu schließen.

„Das Leben ist Abwehr," sagte er dann vor sich hin, bitter lächelnd und inmitten des Zimmers stehen bleibend, um auf die düstere Tannengruppe draußen zu starren. „Mit dem Grundsatz bewaffnet, soll ich mein eigener Arzt werden. Er hat Recht — tausendmal Recht, wenn nur nicht zur Abwehr auch die Wehr gehörte, die ich nun einmal nie recht zu schwingen verstanden habe! Unselige Natur, die meine! Ich glaube, meine Mutter trägt die Schuld, die nach meiner Brüder Geburt durchaus eine Tochter wollte — als ich nun endlich geboren wurde, war's zwar wieder

Digitized by Google

keine Tochter, aber der Mutter Sehnen, Denken und Vorstellen hatten eine halbe Tochter aus mir gemacht, eine weibliche Natur. Gott verzeih's ihr! Nannte sie mich nicht, wenn sie mir zärtlich durch die Locken fuhr, meine mißratbene Tochter? Sagt nicht auch Klingholt, daß bei mir das körperliche Leben von dem geistigen bestimmt wird — ganz wie beim Weibe? Und meine unselige Höflichkeit des Herzens, in einer Welt, die viel zu egoistisch ist, um sie zu erwidern, viel zu brutal und stupide, um sie zu begreifen! Und der unselige Trieb, mich in Anderer Stelle zu denken, ihre Anschauung zu verstehen, ihr Gefühl mitzuempfinden, tolerant gegen alle Welt zu sein! Tolerant, wenn auch dabei mein eigenes Recht in die Brüche geht! Ist das nicht alles weibliche Natur, Weiblichkeit, Weibsichheit?"

Der alte Herr warf sich mit einem tiefen Seufzer in seinen Sessel.

„Gott besser's!" sagte er dabei. „Trinken wir also einmal wieder Wein! Vielleicht thut der's. Dieser Klingholt sollte mir immer zur Seite bleiben — immer — immer — an des Sohnes Statt, den das Schicksal mir nicht gegönnt hat. — Was ist aus dem wilden, unlenksamen Förstersjungen, der nie wußte, wo seine Bücher waren, der nie ein erträgliches Schulzeugniß aus der Stadt heim brachte, geworden? — trotz seiner Jugend der geschickteste, gesuchteste Arzt in der Stadt, der kühnste und glücklichste Operateur — und in Allem, was er angreift, ein Mann — ein ganzer Mann!"

Der alte Herr stützte, solchen Gedanken folgend, sein schmales zurücktretendes Kinn in die Hand; so blickte er lange schwermüthig in die erlöschenden Kohlen seines Kamins, bis sich die Thür wieder öffnete und Leonhard eintrat, von Andreas, der eine Flasche und Gläser trug, gefolgt.

„Es sieht da unten nicht glänzend mehr, aber doch auch nicht zum Verzweifeln aus," sagte er lachend. „Für Sect ist für einige Tage gesorgt, und hier ist Château d'Yquem, von dem Sie ein Spitzglas leeren sollen."

Andreas füllte die Gläser.

Leonhard stieß mit dem alten Herrn an; dieser trank mit augenscheinlichem Behagen, und sagte dann mit einem heitern Aufleuchten seines schönen dunklen Auges:

„Ich glaube, dieser Heilgehülfe wird jedenfalls seine Schuldigkeit thun, Klingholt."

„Ich bin davon überzeugt," entgegnete lächelnd Leonhard; „jetzt aber bitte ich mir durch Andreas ein Zimmer anweisen zu wollen, wo ich mich installiren und für einen oder zwei Tage aufhalten kann, so lange es nöthig ist, daß ich in Ihrer Nähe bleibe!"

„Ah," rief der Baron erfreut, „Klingholt, Sie wollen. Sie können mir einige Tage opfern? Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich dadurch machen, wie dankbar."

„Dankbar? Was schulden wir nicht Ihnen, Baron, wir, die wir den Namen Klingholt tragen — meine Zeit, meine Kräfte, wem konnten sie vor allen Andern zuerst gehören, als Ihnen? Ich habe meine Kranken in der Stadt einem Freunde anvertraut, der meinen Assistenten macht."

„Vortrefflich!" sagte der Baron; „ich hätte nie gewagt, Ihnen so viel zuzumuthen. Also," fügte er, ihm die Hand reichend, hinzu, „bis zur Mahlzeit!" — —

Zu dieser Mahlzeit wurde ein paar Stunden später Leonhard durch einen andern Diener, einen verdrossen aussehenden Menschen gerufen, der ihn schweigend in das Erdgeschoß führte, in den Speisesaal, der unter dem Wohnzimmer des alten Herrn lag. In dem Augenblick, wo er eintrat, kam durch eine entgegengesetzte Thür, auf Andreas' Arm gestützt, der Baron herein. Er hatte den Sammetschlafrock mit einem Rock aus schwarzer, gesteppter Seide vertauscht. Jetzt auf die Lehne seines Sessels gestützt, stellte er Leonhard der versammelten Tischgesellschaft vor:

„Herr Doctor Klingholt — mein lieber Doctor Leonhard Klingholt," sagte er, und dann setzte er sich und überließ es Leonhard, Namen, Geltung und Bedeutung der Anwesenden in diesem Kreise für sich selber zu ermitteln. Für's erste hielt Leonhard das Auge auf ihn gerichtet und beobachtete, wie er sich mühsam und mit vielen Weitläufigkeiten zu einem bequemen Sitzen in seinem Sessel brachte, den Andreas an die Tafel schob, wie viele Hände ihm dabei behülflich zu werden suchten, wie die eine — die fleischige Hand einer dicken kleinen Dame — ihm den Zipfel der Serviette in einen der obern Knopflöcher seines Rocks steckte, worauf der alte Herr mit einer Miene des Aergers die Serviette wieder losriß und auf seine Kniee warf, wie eine andere Hand — die schmale rosenrothe eines neben ihm niederknieenden jungen Mädchens — ihm ein gesticktes Kissen unter die Füße schob, was nur den Effect hatte, daß der Baron das Kissen mit dem Fuße wieder von sich schob, während er mit einem süß-sauren Lächeln und gesträubter Stirn ein Mal über das andere ein leises: „Danke, danke!" — sagte.

Leonhard faßte die dicke Dame und das junge Mädchen in's Auge, die nicht den Tact besaßen, zu fühlen, bis wie weit Hülfeleistungen bei alten Leuten gehen dürfen, wenn sie dieselben nicht kränken sollen, indem sie mehr Hinfälligkeit und Schwäche voraussetzen, als da ist. Der Baron hatte ihn mit einem Wink gebeten, an seiner rechten Seite Platz zu nehmen.

Die Dame setzte sich Leonhard zur Linken — sie hatte ein rundes rothblühendes Gesicht mit vollen Wangen, die sich zu Hängebacken zu entwickeln drohten, und einen ziemlich großen Mund mit beneidenswerth schönen wohlconservirten Zähnen; sie blickte aus ihren runden, vorliegenden blauen Augen wie die gute Zeit. Das junge Mädchen, welches sich neben sie setzte, mußte ihre Tochter sein; sie hatte zwar nichts von der Mutter wohlgenährter Leibesfülle, sondern war schlank und zeigte kindlich anmuthige Bewegungen, aber sie hatte die Augen der Mutter, deren heiteren Blick und dazu noch etwas Kluges, Satirisches, das von Zeit zu Zeit daraus aufblitzte und ihrem sehr hübschen Gesicht einen Reiz mehr gab.

Zur andern Seite des alten Herrn setzte sich eine in schwarze, ein wenig abgetragene Seide gekleidete, mit großem Würdebewußtsein sich niedersetzende magere, starknochige Dame mit einer langen spitzen Nase, einem Gebiß, welches mit unheimlicher Deutlichkeit seinen künstlichen Ursprung verrieth, und mit einem übergroßen Kreuz von Jet an dicken Jetperlen auf der Brust.

Leonhard hatte nun nur noch die beiden Jünglinge, von denen der eine neben dem jungen Mädchen, der andere neben der holzen schwarzen Dame Platz nahm, zu recognosciren, nur noch einen Augenblick auf den Diakel zu horchen, in welchem die Gesellschaft die ersten Worte wechselte, und er war über die Herrschaften an der Tafelrunde, welcher sich nur noch der Rentmeister Benning und ganz zu unterst eine die Wirthschaft leitende ältliche Dame zugesellt hatten, im Reinen. Die dicke Dame war offenbar die aus Süddeutschland gekommene Frau von Ramsfeld, die Wittwe eines „verkauften" Gutsbesitzers aus Frankenland, das junge Mädchen ihre Tochter Dora, und der wunderliche junge Mensch von einigen zwanzig Jahren, der neben der mageren schwarzen Dame saß, der so hohläugig aus den Augen schaute und einen so hohlwangigen Kopf hatte, mußte ihr hoffnungsvoller Sohn Damian sein.

Die schwarze Dame aber, die lange, magere, war die Frau Generalin von Sander aus einem Städtchen Pommerns, wohin sich ihr als Obrist mit dem Generalscharakter pensionirter Gatte zurückgezogen hatte. Ihr der Mutter wenig ähnlich sehender Sohn, Sergius, hatte sich auf die süddeutsche Seite geschlagen — der wohlgenährte, hochgewachsene und mit eigenthümlich gespannten Mienen lebhaft um sich blickende junge Mann saß neben dem hübschen jungen Mädchen aus dem Frankenlande.

(Fortsetzung folgt.)

Berthold Auerbach.

Eine Erinnerung.

... Gottlob! noch nicht so ganz, wie Manche glauben, ist dem deutschen Volke der Maßstab für die wahre Bedeutung seiner Dichter abhanden gekommen, und eine Fabel, zum Hausgebrauch der Reaction erfunden, ist die Geschichte von unserem Materialismus und unserer nationalen Verwilderung. Ein Volk, das seine Dichter ehrt, ist der Gefahr, seiner idealen Charakterzüge verlustig zu gehen, niemals ausgesetzt, und der Ausdruck tiefen Schmerzes, welcher bei der Kunde von Berthold Auerbach's Tode in ganz Deutschland zu Tage kam, hat dargethan, daß in der Seele der deutschen Nation trotz „Blut und Eisen" die hohen geistigen Regungen,

Digitized by Google

Berthold Auerbach.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

welche ihr von Alters her verliehen waren, wach geblieben sind bis diesen Tag.

Kein König hätte frömmer und schmerzlicher betrauert werden können als Berthold Auerbach. Friedrich Vischer, der greise Meister unter den deutschen Aesthetikern, zog hin zu dem Grabe in Nordstetten, um am Rande desselben weithin ergreifende Worte des Leides zu sprechen; Friedrich Spielhagen warf weinend dem älteren Dichtergenossen eine Handvoll Erde nach; Lazarus, der Philosoph, stand in Cannes, im Angesichte der blauen See, zu Häupten des geschiedenen Freundes und pries in tiefsinniger Rede das Unsterbliche an diesem entflohenen Poetenleben. Und wo nur in deutschen Gauen emsige Hände sich regen, um geschriebenes Wort in ge-

Digitized by Google

drucktes zu verwandeln, wo ein winzigstes Zeitungsblatt wißbegierigen Menschen von dem Thun und Lassen der weiten Welt da draußen Kunde giebt, war Berthold Auerbach's Name für eine Weile in Schmerzen lebendig, obwohl sein irdisches Dasein beschlossen lag wie verglommene Flamme.

Freilich, das Ende des Dichters hatte etwas von tragisch erschütternder Schicksalsfügung. Er starb in der Fremde, unter anders redenden Menschen, und da ihm der Athem stockte, trennten ihn nur zwanzig Tage von der Schwelle des siebenzigsten Lebensjahres, an der die Freunde seiner Muse ihn huldigend zu begrüßen gedachten. Der Tod hatte ihn kurz vordem in Cannstatt angerührt, aber noch einmal losgelassen, und hoffnungsfreig war der Dichter hinabgezogen an die Gestade des Mittelmeeres, um an dem Strahle der südlichen Sonne zu genesen. Es war eine trügerische Hoffnung. Der Tod schlich ihm nach als unentrinnbarer Begleiter.

„Ueber die Haide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit."

Und aus der Todesfeier ward eine Trauerfeier, aus dem Trunk vom schäumenden Becher des Ruhms der bittere Tropfen Leide.

Nun liegt er in seinem Schwarzwälder Heimathsdorfe Nordstetten zu ewiger Ruhe gebettet, zwischen den Bergen und Bäumen, die einst in seine Jugend hineingeschaut, und wenn die Schatten der Dämmerung langsam über sein Grab dahinziehen, so gedenkt es vielleicht, daß die Gestalten, die er schuf, daß Ivo und Emmerenz, Lorle und der Collaborator, das Bärbele und der Tolpatsch sich versammeln, um ihm ihre Nachrede zu halten. Sie waren ein Theil von ihm, als er noch jung und schöpferisch war, und sie haben ihn überlebt, um sein Andenken in die Zukunft zu tragen; sie leben, obwohl er todt ist, und er ist nicht gestorben, weil er in ihnen fortdauert.

In ihnen mehr als in Allem, was er sonst noch geschaffen. Er besaß eine unverwüstliche Arbeitskraft, und Entwürfe, Gedanken, Pläne beschäftigten allezeit seinen Geist, aber was ihm auch früh oder spät gelungen, es ist nichts vergleichbar mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Und deshalb darf man ihn wohl rühmen wegen seiner drei großen Romane „Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein" und „Waldfried", darf man ihn auch dankbar sein für die fruchtbare Thätigkeit, die er als Herausgeber und Uebersetzer der Werke Spinoza's entwickelt, aber seine Stelle in unserem nationalen Schriftthum hat er nur seinen „Dorfgeschichten" zu verdanken, welche eine ungeheure Wirkung hervorbrachten, als sie erschienen, und deren Aufpruch auf bleibende Bedeutung nicht erst gerechtfertigt zu werden braucht.

Vierzig Jahre sind es, seitdem dieser Wurf gelang. Berthold Auerbach, der Sohn des jüdischen Lehrers aus Nordstetten, hatte zuerst Talmud und rabbinische Theologie, dann Rechtswissenschaft und Philosophie studirt. Er war auch für etliche Monate als Gefangener auf den Hohensperg gesetzt worden; denn er hatte als Burschenschafter das Mißtrauen der Obrigkeit erweckt. Schließlich war er unter die Poeten gegangen, um an zwei dialectisch gerichteten Judengeschichten, „Dichter und Kaufmann" und „Spinoza", seine schöpferische Begabung zu erproben. Aber seine Erfolge standen noch aus; die Rückkehr in sein Heimathsdorf, zu den Gestalten, unter welchen er als Kinde gewandelt, sollte sie ihm bringen; dort lagen die Wurzeln seiner Kraft.

Und als nun die Bauern aus Nordstetten in das deutsche Schriftthum eintraten, da kam ihnen ein gewaltiges Interesse, eine fast überlaute Sympathie entgegen: Ferdinand Freiligrath jubelte dem neuen Bauernpoeten zu:

„Aus Deines Schwarzwald's tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst Du froh geschritten
Und hebst ein das Tuchwammis und die Fliehte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein ein Buch. Ich kann es Dir nicht sagen,
Wie mich's gedackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellaut hab' lachen müssen.

Das Alles aber ist Dir nur gelungen,
Weil Du Dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Bomern und mit Scherzen
Sturmschritte erobern warme Menschenherzen."

Wodurch war diese Begeisterung zu erklären? Hatte es keine Dorfgeschichten gegeben vor denen des Schwarzwälder Poeten? War er der Erste, welcher Aufschluß gab über Leben und Denken des deutschen Bauers? O nein, Pestalozzi, Immermann, Jeremias Gotthelf hatten vor ihm ihre Muse in's Dorf geführt, aber ihnen war es nicht darum zu thun gewesen, den Gegensatz zwischen Stadt und Land künstlerisch zu deuten, ihn mittelst der Dichtung zu überbrücken; Immermann's westfälischer, Jeremias Gotthelf's schweizerischer Bauer zeigten nicht das, was an ihnen verbindend mit der übrigen Welt sein mochte, sondern nur das Trennende. Und darauf liegt der Nachdruck. War diese Welt des Dorfes draußen eine Welt für sich, ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt, so konnte man immerhin ein psychologisches oder artistisches Interesse an ihr nehmen, aber eine lebendige Sympathie blieb ausgeschlossen. Der Uli liebte sein Vreneli, und weiter nicht, als Beider Auge reichte, erstreckte sich ihre Welt. Konnte es aber also bleiben? Stand eine Mauer zwischen Dorf und Stadt, zwischen Bauer und Bürger? Berthold Auerbach zeigte, daß man diese Mauer niederwerfen könne und niederwerfen müsse, damit der Cultur und Bildung freier Raum geschaffen werde, und er war dazu vor Anderen befähigt, weil er als Jude ein halber Städter, als Dorfkind ein halber Bauer war. In ihm selbst hatten Dorf und Stadt sich gleichsam vermischt, und auch an seinem äußeren Menschen trat dieses Doppelleben deutlich zu Tage, in der robusten, kurzen Gestalt, dem rauhen Organ der Bauer, in der Behendigkeit der Bewegung, dem Bilderschmuck der Rede, dem Kopfe mit der Denkerstirn der Städter.

Nun erst ward die Frage aufgeworfen, wie Dorf und Stadt sich zu einander verhielten, während sie bisher nur immer neben einander gedacht und geschildert worden waren; nun erst kam der Maler Reinhard in das Dorf, um sich mit des Wadeleswirths klugem Töchterlein, dem Lorle, zu vermählen; nun galt es, zu schauen, welche Früchte sich ergäben, wenn der Städter in das Dorf, der Bauer in die Stadt verpflanzt würde.

Und das war in doppeltem Sinne eine culturhistorische That. Das deutsche Volk stand grollend, mißvergnügt, feindselig dem Bundestage wie den Regierungen gegenüber. Man hatte ihm viel versprochen und wenig gehalten. Der wie, wenn es bestritten ward, daß diese Burschenschafter, diese „Jungdeutschen" und Hegelianer ein Recht hätten, im Namen des deutschen Volkes zu reden? War denn der deutsche Bauer nicht auch ein Theil der Nation, und schwärmte er etwa ebenfalls für den Rechts- und Verfassungsstaat, für Parlament und Tribüne? Um dies zu erproben, mußte der Städter in's Dorf hinaus, der Künstler Reinhard zum Lorle, der Kaufmann zum Diethelm von Buchenberg, ja mehr noch, das ganze städtische Gedankenleben mußte sich hinaus verpflanzen, damit sich zeige, ob der Bauer sich ihm anzupassen vermöge, ob er es ablehne oder es in sich aufzunehmen bereit sei.

So wird von nun an in den Thälern des Schwarzwaldes von Gewissensfreiheit, von Zellenhaft und Schwurgericht, von Unantheilbarkeit des bäuerlichen Besitzes gesprochen, und es ist nicht etwa bloßer Klang überkommener Worte, sondern das Schicksal selber nimmt davon andere Formen an, traurig wie bei dem armen Jacob, erschütternd wie im „Furchenbauer", erquickend wie an Ivo den Hairle.

Aber darin, daß Berthold Auerbach in dem Bereiche der Dichtung dem nationalen Culturleben eine neue Welt erschloß, liegt nicht ausschließlich das Geheimniß der ungeheuren Erfolges und des bleibenden Werthes der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Einen Antheil hat daran auch die demokratische Tendenz, welche sich aristokratischer Anmaßung siegreich entgegensetzte.

Für die Gesellschaftsschicht, der sie selbst angehörten, hatten die Gräfin Ida Hahn-Hahn, der Fürst Pückler-Muskau, der Freiherr Alexander von Ungern-Sternberg die Literatur als Monopol in Anspruch genommen; mit geistreichen Schrullen, verrenkten Paradoxen und unnatürlich geschraubten Erfindungen wähnten sie die Aufgabe der Dichtung erschöpfen zu können, die Hahn-Hahn in Romanen, Fürst Pückler in Reisebeschreibungen, Freiherr von Sternberg in Novellen. Diesem vornehmen Kauderwelsch des sogenannten Salonromans trat das ungeschminkte Schwarzwälder Deutsch Berthold Auerbach's gegenüber, der aristokratischen Losung der Gräfin Faustine setzte sich die natürliche Anschauungsweise des Lorle entgegen.

Die Hoffnung freilich, daß der deutsche Bauer ohne Bedenken dem deutschen Städter in dem politischen Kampfe sich anschließen

Digitized by Google

würde, blieb lange getäuscht; er hielt sich vielmehr abseits, verständnißlos, apathisch in dem Augenblicke der Entscheidung, und beschämt mochte sich damals, im Jahre 1848, der Dichter gestehen, daß sein erster Apostelgang in's Dorf, um den Bauer für die nationalen Aufgaben zu gewinnen, ein fruchtloser gewesen war. Ja, es hatte sich sogar erwiesen, daß der Strahl der Cultur, welchen der Poet in die Abgeschiedenheit seiner bäuerlichen Landsleute hinübergeleitet, deren Gemüther eher verwirrt, als aufgeklärt, eher verdorben, als veredelt hatte. Denn so schlau war kein städtischer Handelsmann, daß ihn der Bauer Diethelm nicht überlistet, so hart kein großstädtischer Philister, daß ihn der Furchenbauer nicht an Herzensverhärtung noch übertroffen hätte.

Später erst, viel später konnte Auerbach auch seine Schwarzwälder Bauern als gesittigt und geadelt durch die Cultur dem deutschen Volke vorführen, sie in ihrer siegreichen Naturlichkeit sogar am Königshofe zu Ehren bringen.

Immerhin bleibt es sein Ruhm, den die Geschichte unseres Schrifttthums niemals wird verschweigen oder unterschätzen können, daß er den deutschen Bauer literaturfähig gemacht hat, und wenn in der Folge Bauern sogar activ an dem parlamentarischen Leben sich betheiligten, so war es sein Verdienst, dazu den Weg gebahnt, das Band der Gemeinsamkeit zwischen Stadt und Dorf zuerst gewoben zu haben.

Es ist oft gesagt worden, Auerbach habe seine Bauern neben lassen wie Spinozistische Philosophen, und auch seine Abkehr von allem starren dogmatischen Glauben, übertragen auf seine Erzählungen und Gestalten, hat man herb getadelt. Selbstsiner Einspruch! Er hätte das Bauernleben nicht erfaßt und poetisch verklärt, wenn er nicht ein Philosoph und der pantheistischen Schule Spinoza's gewesen wäre. Wie dies paradox klingt! Und doch ist es sicher, daß er mit vollem Bewußtsein die Bauernsprache durch künstlerische Behandlung erhob, mit dem Bewußtsein, das er aus dem tiefsten Stndium der Volkssprache erlangt hatte, wie es ebenfalls sicher ist, daß er nur denen gegenüber ein Jude war, welche durchaus und mit Absicht den Juden in ihm übersehen wollten. Die Freiheit von aller positiven Religion machte Auerbach zum feinsten psychologischen Ergründer der Bauernseele, die Befreiung von der Enge des Dorfhorizontes erhob ihn über sich selbst und über seine Gestalten, sodaß er den letzteren dichterisch gerecht werden konnte.

Man mag einwenden, daß er den Bauer um etliche Linien höher, als es just nöthig war, zu sich emporrückte, daß er der Natur mehr sinnend als schauend nahestand, daß er, um sich über seinem Stoffe zu erhalten, bisweilen Naivetät zu zeigen befissen war, wo er derselben ermangelte. Aber wie hätte er über den brutalen Dorfrealismus des Jeremias Gotthelf sich erheben können, wenn er dies nicht gethan hätte? Und dann mußte es ihm ja gerade darum zu thun sein, dem Salonroman gegenüber zu beweisen, daß auch im Dorfe draußen Menschen seien, begabt und gelehrig genug, um in die Volksgesammtheit als gleichberechtigt aufgenommen zu werden. Heute, nachdem jeder Zweifel getilgt ist, können wir leicht darüber spötteln, daß Spinoza's Geist durch die Gassen von Nordstetten wandelt, daß künstliche Sprache von den Lippen der Auerbach'schen Bauern fließt und manieriertes Denken ihr Hirn beherrscht; nachdem er seit vierzig Jahren in der Literatur heimisch geworden, darf unser Bauer freilich ganz in seinem Originalcostüm sich zeigen, ohne befürchten zu müssen, daß ihm die Schwelle gewiesen werde. Aber damals brauchte er einen Einlaßschein; damals vertraute sich eine Gräfin Ilma noch nicht dem naiv-resolaten Verstande einer Walpurga, und deshalb gab Auerbach seinen Schwarzwäldern weise Reflexionen, kunstvolle Wendungen mit; deshalb erfand er für sie kokette Reden und merkwürdig gestaltete Worte, wie die Adjectiva „bedenksam", „marienhaft" ꝛc.

Die Kunst des plastischen Bildners ist ihm dabei aber nicht abhanden gekommen, und die Gabe des Erzählers noch weniger. Figuren, die er geschaffen, sind auf die Bühne verpflanzt worden, wo sie eine unverwüstliche Lebenskraft bekunden, Aussprüche moralischen und ästhetischen Inhalts, die er gethan, haben Eingang gefunden in unserem Sprichwörter- und Citatenschatz.

Nicht auf ein erschöpfendes literarisches Charakterbild ist es mit diesen Zeilen abgesehen, und auch eine psychologische Studie über Auerbach's dichterische Persönlichkeit ist nicht bezweckt. Ein rastloses Schaffen von fast fünfzig Jahren ist begreiflicherweise nicht ohne Mißerfolgen und Irrthümern nicht bar, auch wenn es gleichzeitig durch seltenes Gelingen verschönt und ausgezeichnet gewesen. Die edle Absicht bleibt da und dort hinter dem Können zurück, und es ist erklaubt, zu sagen, daß von diesem Schicksale die Romane „Das Landhaus am Rhein" und „Waldfried" betroffen worden sind, daß die heiße Mühe, das Problem der Durchdringung von Stadt und Land immer neu und aus anderen Gesichtspunkten zu stellen, am Ende nicht durchweg vom Erfolge begünstigt war. Was thut's? Mit größeren Rechte, als die Franzosen von George Sand, darf unser Volk von Berthold Auerbach rühmen, daß er ihm seine Dorfpoesie geschaffen.

Mehr als sonst nach dem Tode eines Dichters ist nach Auerbach's Hingange seine Freundschaft reclamirt worden. Viele wollten ihn genau gekannt, ihm nahegestanden haben, und in Erinnerungen an ihn schwelgte Mancher, dem Auerbach flüchtig die Hand gedrückt, dessen Lob er mit Genugthuung hingenommen hatte. War er wirklich so eitel, daß er den Freundschaft eines Jeden, der ihm schmeichelte, seine Seele öffnete? Man hätte es fast glauben können, wenn man ihn mit den Leuten verkehren sah. Aber es war dennoch nicht der Fall; im Gegentheil, aus den besten seiner Eigenschaften quoll seine Selbstgefälligkeit und sein Ruhmesbedürfniß: mittheilsam wie ein Kind, hatte er auch eine kindliche Freude daran, seine Worte schön zu setzen, seine Gedanken und Einfälle sprechartig zuzuspitzen; er beraushte sich an dem kunstvollen Klange der eigenen Rede. In gleichem Maße aber sollten auch Andere von dem, was er sprach oder geschrieben hatte, bewegt sein, damit er daran erkenne, ob er nicht umsonst geschaffen und gearbeitet, wo er das Rechte getroffen, wo das Falsche nicht vermieden hatte. Solches Hinhorchen auf das Lob des Andern, solches Dürsten und Hungern nach Beifall und Zustimmung ist nicht, was man gemeinhin Eitelkeit nennt; denn man vermag dabei nicht zu unterscheiden, wieviel die Individualität für sich, wieviel sie für die Gesammtheit, zu der sie gehört, an Lob und Ruhm in Anspruch nimmt. Und ein Dichter von der Bedeutung Auerbach's hat doch wohl das Recht, zu glauben, daß von dem Ruhme, den er genießt, ein Theil auch auf seine Nation entfalle. Ganz in dem Sinne seiner philosophischen Anschauung ist es, wenn er sagt:

„Ich lieb', was sein ist,
Dann's auch nicht mein ist;
Dann mir's gleich nicht werden kann,
Hab' ich doch meine Freude dran."

Aber dazu paßt es auch, daß er die Grenze zwischen sich und seinem Volke nicht zu finden vermag, so oft er Veranlassung hat, sich seiner Erfolge zu freuen, die nicht ihm allein gehören, ja ihm weniger als seinem Volke, das ihn überlebt und seiner Werke sich noch freut, wenn er selbst längst zu Staube geworden.

Uns Jüngeren, die wir von den ehrwürdigen Dichterhauptern, welche wir von Kindheit an bewundert, eines nach dem andern hinabsinken sehen, bleibt der kurze Trost, Nachreden zu halten und fremde Bedeutung liebevoll zu würdigen. Wir vermögen nur, das Andenken unserer hervorragenden Geister getreulich festzuhalten, damit daßselbe nicht verloren sei, wenn auch unser Scheitel sich neigt.

Wilhelm Goldbaum.

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Achter Brief: Ein Monat auf dem Vater der Ströme.

Unverlöschbar wird in meinem Gedächtnisse die merkwürdige Mississippi-Schwimmfahrt fortleben, welche ich in Gesellschaft des eigenartigen Mannes unternahm, der, eher einem Meergotte des Alterthums als einem Menschen vergleichbar, durch seine abenteuerlichen Wasserreisen den Lesern der „Gartenlaube" aus früheren Jahrgängen bereits genuglam bekannt ist. Ich spreche vom Captain Boyton. Da es an dieser Stelle keiner wiederholten Beschreibung der Persönlichkeit, sowie der eigenthümlichen Gummi-Ausrüstung dieser

Digitized by Google

Mündung des Missouri in den Mississippi.
Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

zweibeinigen Amphibie bedarf, so habe ich hier nur kurz die Gründe darzulegen, welche mich bestimmten, während der von Boyton unternommenen Fahrt auf dem Mississippi mich ihm als Reisegefährte anzuschließen. Es war das einmal der Umstand, daß gerade die hohen landschaftlichen Reize des oberen Mississippithales weit weniger bekannt sind, als die meisten sonstigen amerikanischen Naturschönheiten, zweitens aber durfte ich hoffen, während der langsamen Fortbewegung eingehende Studien über den Fluß, seine Ufer, die umliegenden Städte und ihre bei Boyton's Landungen voraussichtlich zusammenströmenden Bewohner anstellen zu können. Wiewohl sich meine Erwartungen im vollsten Maße erfüllten und ich Gelegenheit fand, mein Tagebuch und meine Skizzenmappe mit mannigfachster Ausbeute zu bereichern, so muß ich mich hier doch darauf beschränken, aus dem reichen Kranze des Geschauten und Erlebten nur Einiges in zwangloser Schilderung dem Leser vorzuführen; denn unsere abenteuerliche Fahrt auf dem Vater der Ströme erstreckte sich fast über die Dauer eines Monats, und da die Scenen rasch vor unseren Augen wechselten, so wäre es geradezu unmöglich, eine vollständige Schilderung unserer merkwürdigen Schwimmfahrt auf dem kurzen Raum weniger Spalten der „Gartenlaube" dem Leser zu entrollen.

Nach reiflicher Ueberlegung war ich mit Capitain Boyton übereingekommen, mit der schwierigen Passage des Quellgebietes des Mississippi keine Zeit zu verlieren, sondern die Hauptstadt von Minnesota, St. Paul, als denjenigen Ort, wo der Vater der Ströme auch für größere Fahrzeuge schiffbar zu werden beginnt, zum Ausgangspunkt der Expedition zu wählen, und so geschah es.

Wohl nach Tausenden zählte die schaulustige Menge, welche die Ufer des Stromes und die ihn überspannende Brücke bedeckte, als wir am Morgen des 30. Mai vorigen Jahres unsere abenteuerliche Reise antraten. Gegen 11 Uhr erschien der Fischmensch, gekleidet in die bekannte Gummihülle, sein kleines, Proviant, Mappen und Instrumente bergendes Miniaturboot, „baby mine", sorgsam auf dem Arme tragend. Langsam schritt er bis an die Brust in den Fluß hinein und legte sich, die Füße voran, auf den Rücken; „baby mine" schwamm, und sein Doppelruder gebrauchend, befand Boyton sich bald in der Mitte des Stromes. Auch ich hatte unterdessen mein Boot bestiegen, von dessen Stern die deutsche Flagge wehte und in dessen Schlepptau ein Fäßchen köstlichen Gerstensaftes — ein Geschenk meiner St. Pauler Freunde — sich lustig drehte. Noch einmal wurden die näheren Bekannten und die gesammte jauchzende Menge begrüßt; dann schlug Charlie Mangraff, unser schwarzer Diener und Factotum, mit den Rudern die Fluth, und schon

Digitized by Google

trieben wir der Strombiegung entgegen, die binnen Kurzem das gastliche St. Paul unseren Blicken entrückte. Wir waren allein. Breit und gewaltig entrollte sich vor unseren Augen ein imposantes Strombild, umsäumt von unermeßlichen Waldungen und nur unterbrochen von zahllosen größeren und kleineren Inseln, die auch ihrerseits vermöge einer großartigen und buntfarbigen Vegetation zur Hebung des majestätischen Gesammtbildes wesentlich beitrugen. Den Saum dieser Eilande bekleideten Weiden und Baumwollensträucher, gegen deren hellfarbige, lichtgrüne und silbergraue Blätter mächtige Sycomoren, schwarze und rothe Eichenarten, sowie Linden und Moßholder den dunkleren Hintergrund bildeten. Es lag ein wunderbarer Reiz in diesem Alleinsein mit der Natur, die, von Menschenhand noch unberührt, sich hier in ihrer ganzen jungfräulichen Pracht und Feierlichkeit entfaltete; seltsame, märchenhafte Töne stiegen aus der Tiefe des Wassers herauf, bald dem fernen Gurren der Turteltauben im Walde, bald dem klagenden Rufe der Unken vergleichbar.

Stundenlang trieben wir so stromabwärts; nur ein einziger Dampfer kam uns entgegen, durch die tiefen Laute der Signalpfeife uns seinen Gruß entbietend. Am späten Nachmittage erreichten wir die Stadt Hastings, hier von einem mit Menschen gefüllten Excursionsdampfer jubelnd begrüßt. Da jedoch das felsige Stromufer für eine Landung des Capitains wenig geeignet schien, so schwammen wir weiter, dem 35 Meilen von St. Paul entfernten Prescott zu, wo wir bei Einbruch der Dämmerung anlangten, um am anderen Morgen zunächst die von steilen Felsen überragte Ansiedelung Diamond Bluff zu erreichen. Bis hierher schienen die neuesten Zeitungen mit ihren Berichten über Capitain Boyton's abenteuerliches Unternehmen noch nicht gelangt zu sein; denn als der Gummimann, dicht am Ufer dahinstreichend, einer halbverfallenen Cottage sich näherte, aus deren Fensteröffnung zufällig der Kopf eines alten Niggers herausfuhr, erschrak der grauköpfige Schwarze bei dem unerwarteten Anblick des unheimlichen Gesellen im Wasser so gewaltig, daß er mit dem Schrei: „bless God, bless God, the devil is there!“ („um Gotteswillen, der Teufel ist da!“) entsetzt zurücksprallte. Aehnliche komische Scenen wiederholten sich im späteren Verlaufe unserer Reise noch öfter.

Unter ähnlichen Erlebnissen gelangten wir zu dem Eingange des Lake Pepin, der uns mit seinen windgepeitschten Wellen empfing. Der See, ringsum von Felsgebirgen eingefaßt, ist eigentlich mehr eine Erweiterung des Flußbettes, vier bis fünf Meilen breit und fünfundzwanzig Meilen lang. Am rechten, steilabfallenden Ufer kreuzte eine Schaar mächtiger Falken und Adler; aus der Tiefe des Wassers erscholl wieder und jetzt weit stärker jenes seltsame Gurren, welches wir schon Tags zuvor bemerkt hatten, und das nach der Aussage Einiger von Fröschen und Schildkröten, nach Anderen aber von einer gewissen Art von Fischen herrühren

Ein Sturm auf dem Pepin-See.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

soll. Der Abend war wunderbar schön; die Sonne brach durch die im Westen lagernden Wolkenbänke, und der Streifen Himmel, der zwischen diesen und dem Horizonte lag, erschien wie in lauter Gold gebadet.

Unser nächstes Reiseziel am anderen Morgen war der „maiden rock“ (Jungfernfels), eine senkrecht abfallende Felsenmasse von etwa hundertfünfzig Meter Höhe, an die sich eine ähnliche Sage knüpft, wie sie auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands (z. B. beim Mägdesprung im Harz) dem Reisenden begegnet. Hier soll es eine schöne Indianerin gewesen sein, die sich durch einen kühnen Sprung in den Abgrund den Verfolgungen eines Häuptlings entzog. Der maiden rock ist wohl der bemerkenswertheste und interessanteste Punkt in diesem Theile des Mississippigebietes.

Schon seit Morgengrauen hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, und als wir um das Vorgebirge von maiden rock bogen, leuchtete mir mehr und mehr die Unmöglichkeit ein, mit meinem schwachen, schwerbeladenen Kahne, der schon bald nach der Abfahrt von St. Paul zu lecken begonnen, den wildbewegten

Digitized by Google

See zu kreuzen. Glücklicher Weise fügte es sich, daß ich von einem uns begegnenden Manne ein dauerhafteres, für unsere Zwecke durchaus geeignetes Boot einhandeln konnte, auf dem wir wohlbehalten über den See gelangten und gegen Mittag in Lake City eintrafen. Auch in diesem Städtchen concentrirte sich alsbald das gesammte Interesse der Einwohnerschaft auf Capitain Boyton, den kühnen Schwimmer. Jung und Alt wetteiferte, unsern Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Die jungen Damen des Ortes schmückten uns mit Blumen, und unser Mittagstisch wollte schier brechen unter der Last der uns dargebotenen vorzüglichen Speisen und Delicatessen.

Nur ein einziger wunder Punkt — und er stellte sich, dank unserem intensiven Durste, bald genug heraus — war schmerzlich zu beklagen. Kaum war nämlich das verhängnißvolle Wort „Bier" unseren nichts Arges ahnenden Lippen entflohen, als plötzlich Alles schen vor uns zurückwich. Ja, es war so: über dem Städtchen lag die Temperenzseuche, jene seltsame geistige Epidemie, die sich zum Entsetzen aller Deutschen mit reißender Schnelligkeit in den Vereinigten Staaten verbreitet, die nicht blos Dörfer, Städte und Landschaften, sondern ganze Staaten erfaßt und die, wie allen alkoholartigen Flüssigkeiten, so auch unserem verhältnißmäßig harmlosen deutschen Gerstensafte den Tod geschworen hat. Gleichwohl fand sich auch hier für unsere durstigen Kehlen insgeheim ein modus vivendi, den wir jedoch, in zarter Rücksicht auf die Betheiligten, den Lesern der „Gartenlaube" nicht verrathen, sondern lieber im verschwiegenen Busen für uns behalten wollen.

Der nächstfolgende Morgen war insofern günstig, als uns der Wind im Rücken stand. Allein je mehr wir in den offenen See gelangten, desto schärfer wurde die Brise, desto unheimlicher die ganze Scenerie; die sich kräuselnden Wellen schlugen höher und höher; weißliche Kämme zeigten sich auf den tiefe und dunkle Thäler bildenden Fluthen, und bald war Alles nur noch ein weißschäumender, wild durch einander tosender Wasserschwall.

Etwa eine Stunde lang vermochten wir, das heißt unser Schwarzer und ich, uns noch in des Capitains Nähe zu halten, endlich aber erlahmten unsere Kräfte, und wir überließen unser Boot den Wogen. Binnen wenigen Minuten war Boyton außer Sicht; immer höhere Wasserberge wälzten sich, vom Sturme gepeitscht, heran, und Sturzwelle auf Sturzwelle überschüttete uns mit ihren Güssen. In dieser Noth sank mein Neger auf die Kniee und begann laut zu beten, zwischendurch mich anflehend, ich solle um Gotteswillen auf das Ufer zuhalten, um dort dem Wogenwirrsal zu entrinnen. Da dies jedoch einmal wegen des kolossalen Anpralles der Wellen an das zunächst liegende Ufer, sodann aber auch wegen der steilen und felsigen Beschaffenheit des Strandes der offenbare Wahnsinn gewesen wäre, so zog ich vor, unbeirrt den bisherigen Cours innezuhalten, um so bald wie möglich den Ausgang des Sees zu erreichen.

Hier war der Kampf und das Toben am ärgsten, Welle wälzte sich über Welle, und die ganze Wassermasse preßte und stürzte sich dem schmalen Ausgange entgegen, denn wir mit reißender Schnelligkeit zutrieben. Fast eine Stunde lang wurde unser Boot wie ein Spielball bald in die Höhe geschleudert, bald wieder in die Tiefe hinabgerissen; Wasserbäche von oben, von unten, von den Seiten fluteten über uns hinweg, schließlich aber war Alles glücklich vorüber, und tiefaufathmend schwammen wir wieder auf dem ruhigeren Fahrwasser des Stromes.

Unser neues Boot hatte die Feuer- oder vielmehr die Wasserprobe glänzend bestanden.

Nachdem wir mehrere Stunden gewartet, langte endlich auch Boyton an, und nun setzten wir nach kurzer Rast über die unterhalb Wabasha und Reads Landing gelegenen Stromschnellen. Erst gegen Abend, als wir uns Fountain City näherten, klärte sich der Himmel allmählich wieder auf; die malerisch schönen Stirnen senkrecht abfallender Felsen erglühten in den Strahlen der untergehenden Sonne und verliehen der Landschaft einen eigenthümlich anheimelnden, an die vaterländischen Ufer des Rheines oder der Mosel erinnernden Charakter. Und wirklich waren es auch vorwiegend deutsche Laute, die hier unser Ohr umtönten; ist doch die ganze freundliche Ansiedelung von Fountain City fast ausschließlich von deutschen Landesleuten bewohnt, mit denen wir den Rest des Abends gemüthlich verplauderten.

Nachdem wir auf die ausgestandenen Strapazen prächtig geruht, sah uns das nächste Morgengrauen schon wieder unterwegs. Winona, nach irgend einer schönen Indianerjungfrau benannt, mit seiner mächtigen Eisenbahnbrücke kam bald in Sicht, um ebenso bald wieder hinter uns zu verschwinden. Interessant waren für mich mehrere uns begegnende Canoes mit Winnebago-Indianern. Die Art und Weise, wie sie ihre leichten Fahrzeuge fortbewegten, war mir neu. Die ganze Gesellschaft lniete nämlich in den Booten, tauchte die Ruder einfach vor sich in's Wasser und zog sie wieder zu sich heran. Im Bug des einen Canoes saß der „Chief" in rothem Hemde, mit Perlen und Federn geschmückt. Uebrigens sah die ganze Bande ziemlich abgerissen aus und bot vor lauter Verwunderung ob unseres vorbeischwimmenden Fischmenschen die Mäuler bis an beide Ohren auf.

Im weiteren Verlaufe des Morgens passirten wir Trempealeau, einen Ort, der sich, anmuthig wie ein Moseldörfchen, gegen einen braungluthigen Sandsteinberg lehnte.

Der nun folgende Abschnitt des Stromes erwies sich angefüllt von den berüchtigten „snags", das heißt, starken schwimmenden Baumstämmen, deren schwere Wurzeln sich im Moraste des Strombettes festgesetzt und versangen haben, während der Stamm selbst, mit seinen nackten Aesten einer riesigkeiten Lanze gleich, der Stromrichtung folgt und wie eine Palissade im Wasser steht. Während bei niedrigem Wasserstande das düstere Haupt des snag sich nickend aus den Fluthen hebt, verräth bei Hochwasser nichts als ein kaum bemerklicher Wirbel das Dasein dieses Todfeindes aller Dampfer, welche demselben besonders häufig bei der Fahrt zu Berge zum Opfer fallen. Tausende von Schiffen haben sich schon an diesen snags den Leib eingerannt und sind spurlos gesunken, weshalb die Beseitigung dieser submarinen Schiffszerstörer bei der Masse von Treibholz, welches der Mississippi mit sich führt, eine ebenso kostspielige wie vorläufig noch immer ungelöste Aufgabe der amerikanischen Regierung bildet.

In den nächstfolgenden Tagen führte die Reise ohne besonders bemerkenswerthe Zwischenfälle über La Crosse, Brownsville, das prachtvoll gelegene, dem Entdecker des Mississippi zu Ehren benannte De Soto und Lansing (woselbst der deutsche Musikverein uns in den Abendstunden mit einem solennen Ständchen überraschte) nach Mac Gregor, einem zwar hübsch gelegenen, aber in Folge ungünstiger Conjuncturen dem Verfall entgegengehenden Orte, bei dem die schier endlose Pontonbrücke der Chicago-Milwaukee-St. Paul-Eisenbahn den Strom überschreitet.

Em von Mac Gregor aus unternommener Ausflug nach den zwei bis drei Meilen unterhalb des Städtchens gelegenen „Pictured Rocks" gewährte mir einen der großartigsten Einblicke der ganzen Reise. Auf der Spitze der Felsen angelangt, erblickte ich fünfhundert Fuß tief unter mir den Mississippi, der, viele Hunderte von waldgrünen Inseln in seine Stromarme schließend, in stiller Majestät dahinzog; ein Riesenpanorama, umfaßt von abgerundeten Felsenhöhen, deren unabsehbare, noch von keiner Menschenhand berührte Urwälder in voller, ursprünglicher Schönheit prangten. Erst hier vermochte ich den Klang der Ströme in seiner ganzen Pracht, in seiner Unermeßlichkeit zu erfassen. Dreißig, vierzig Meilen weit schweifte der trunkene Blick über dieses siedende Meer, über diese ungezählten, herrlichen Eilande dahin. Im Mittelpunkte des Bildes schimmerten die verstreuten Häusergruppen von Prairie de Chien; dort drüben lugte das äußerste Ende von Mac Gregor hinter einem Bergzhange hervor, während zur Rechten der aus blauer Ferne kommende Wisconsin River seine silbernen Fluthen in gewundenem Laufe längs dichtbewaldeter Hügelketten dem Vater der Ströme entgegenführte — ein Gesammtbild, das auch nur annähernd wiederzugeben dem Griffel keines Sterblichen beschieden ist.

Auf unserer Weiterfahrt berührten wir unter andern Orten auch Clinton, wo die Scenerie des Flusses insofern eine wesentliche Veränderung erfährt, als die die User begrenzenden, steil abfallenden Felsmassen jetzt mehr und mehr verschwinden und leicht hügelreiche Höhenzüge an ihre Stelle treten.

Am 13. Juni, Nachmittags, erreichten wir Burlington, vom deutschen Anderslad der Stadt festlich begrüßt. Während der Fahrt dahin bemerkten wir viele Hunderte von Schildkröten, die sich auf den aus dem Wasser ragenden Baumstämmen sonnten, beim geringsten Geräusch unserer Annäherung aber sofort in der Tiefe verschwanden. Weniger eilig hatten es die grünlich-braunen Wasserschlangen, die, um dürre Zweige geringelt, nur dann den schreckhaften, dreieckigen Kopf emporhoben, wenn ein Frosch oder

Digitized by Google

ein graues Eichhörnchen ihre Ruhe störte. Reich vertreten war auch die Vogelwelt. In den Lüften schwebten weißköpfige Adler, Habichte und Falken von mächtiger Spannweite, während im seichten Wasser die Reiher auf Beute lauerten. Aus der Tiefe des Urwaldes aber klang das einförmige Hacken der Spechte und das Gurren der wilden Tauben, von den Wassertümpeln her das Geschnatter der vielartigen Enten und Gänse zu uns herüber.

Numerisch am häufigsten vertreten von allem Getier war aber unstreitig die Classe der Nebflügler, die von ihrer Existenz auf die unverschämteste Weise Kunde zu geben pflegten. Die Muskitos vereinigen die Findigkeit deutscher Postbeamten mit der Rücksichtslosigkeit der russischen Nihilisten. Die kleinste Blöße des menschlichen Körpers wird entdeckt; an die Stelle der im Kampfe gefallenen rücken sofort noch zahlreichere Ersatzmannschaften nach; das unglückliche Opfer, des ewigen Sichselbstkratzeigens müde, hält zuletzt verzweifelnd still, und das satanische Insect bleibt Sieger.

Von Burlington aus gelangten wir über Dallas und Madison, in deren Nähe der etwa drei Meilen breite Strom zahlreiche Sandbänke und niedrige Inseln bildet, nach der ehemaligen Mormonenstadt Nauvoo, die im Jahre 1840 unter der Führung des Propheten Joë Smith gegründet, acht Jahre später aber in Folge der entstandenen Streitigkeiten mit der Regierung nach vorheriger Niederbrennung des prachtvollen Tempels von den „Heiligen der letzten Tage“ wieder aufgegeben und mit Utah, der bekannten späteren Niederlassung am Salzsee, verlassucht ward. Die beträchtlichen Stromschnellen von Keokuk machten uns, dank dem hohen Wasserstande, nichts zu schaffen. Wir kamen glücklich hinüber und passirten demnächst Alexandria, einen unbedeutenden Ort, in dessen Umgebung die gesammte Südstaegeographie des classischen Alterthums sich ein modernes Stelldichein gegeben zu haben scheint. Unweit von Alexandria liegen nämlich Arbela und Gaugamela, etwas entfernter Karthago und ähnliche archäologisch interessante Ortschaften. Charakteristisch für diese an's Komische streifende Vorliebe der Amerikaner für historische Reminiscenzen ist der Lebenslauf eines bekannten amerikanischen Politikers. Der Mann war nämlich von einer aus Ninive stammenden Mutter in Karthago geboren, genoß in Rom seine Erziehung, lebte dann in Athen, heirathete in Syrakus eine Jungfrau aus Sparta, starb in Troja und liegt in Memphis begraben. Gott Pluto hab' ihn selig!

In das Reich des Pluto wären wir übrigens auf unserer Weiterreise nahezu selbst hinabgestiegen. Das war jenseits des Ortes Hannibal. Wir waren nämlich, ohne es zu bemerken, in einen Seitenarm des Mississippi gerathen, der hier einen etwa drei Meter hohen Wasserfall bildete. Fast wären wir von dem wilden Strudel begraben worden, doch kamen wir auch diesmal, wenn schon in jähem Sturze und vollständig durchnäßt, hinüber und konnten uns von dem ausgestandenen Schrecken im Städtchen Louisiana wieder erholen.

Je mehr wir jetzt dem Süden zueilten, um so üppiger, wilder und großartiger gestaltete sich die landschaftliche Scenerie. An den Ufserdoden reckten wahre Baumriesen ihre zackigen Aeste aus dem undurchdringlichen Gestrüppe von Blätterwerk und Schlingpflanzen hervor. Bilder Bein schwang sich in erstaunlicher Fülle an den Stämmen hinauf und sandte von den Gipfeln aus seine Ranken in weitem Bogen wieder zum Erdboden herniedet. Hier und da ragten wie Baarthürme die kahlen, abberbenden Greise des Waldes über das unendliche Meer buntfarbiger Baumwipfel empor, ein Ausguck für die Scharen der Habichte, Bussard, Reiher und Raßgeier.

Wunderbar waren die Abende. Um diese Zeit flammte das ganze Firmament in kupferfarbener Gluth, und wie ein weiter See voll glühenden Metalles erschien die ohne Wellenschlag, ohne jede sichtbare Bewegung dem Süden zutreibende Wasserwüste, eingesäumt nur durch zwei lange schwarze Uferlinien, deren Ende hinter den liefduntlen Silhouetten großer Inseln verschwand. Fliegend schnell kam die Dämmerung. Während im Westen noch gluthrothe Wolken zogen, lagerte im Osten schon bleischweres Dunkel, aus dem nur hin und wieder ein Stern schüchtern hervorleuchtete. Und dann kam die Nacht, und aus den schwarzen, gespenstischen Massen des Ufers erscholl der Eule dämonisches Lachen und des Ochsenfrosches seltsames Blasen, während allüberall roth, grün, gelb und blau phosphorescirende Funken aufleuchteten, um sofort wieder zu verschwinden.

Zwanzig Reisetage lagen bereits hinter uns, und wir zogen, von krachenden Gewittern halb belästigt, halb erquickt (denn die Sonnengluth Tags über wurde allmählich immer drückender), an der Einmündung des Illinois und an jenen seltsamen Kalkfelsformationen vorüber, die sich von hier bis nach Alton das ganze linke Stromufer entlang erstrecken. Eingelne dieser Felsgebilde sollen in früherer Zeit mit indianischen Sculpturen und Malereien geziert gewesen sein, für deren Zerstörung man die Franzosen verantwortlich macht. Nachdem wir in Alton übernachtet, fand uns die Mittagszeit des 19. Juni dem fraglos interessantesten Punkte der ganzen Reise gegenüber: der etwa achtzehn Meilen oberhalb St. Louis sich vollziehenden Mündung des Missouri, oder, richtiger gesagt, der Mündung des Mississippi in jenen.

Welch eine Mesalliance! Der trübe, grüngoldige Flußarott verbindet sich mit einer abscheulich schmutzigen Pfeheerin. Im Grunde genommen freilich verbindet er sich nicht mit ihr, er wird heimlichisch von ihr überfallen. Wie ein Riese sträubt er sich gegen die Umarmung seiner mächtigen Gegnerin; wild brausend quirlen die verschiedenfarbigen Fluthen durch einander, hier wirbelt noch eine krystallklare Mississippiwelle empor, als strebe sie, Licht und Freiheit wieder zu gewinnen, aber schon im nächsten Augenblicke wird sie verschlungen von jener gelblich dicken, undurchsichtigen und ekelerregenden Lehmfluth des Missouri, welche der Amerikaner mit dem treffenden Namen „big muddy“ („dicker Schlamm“) getauft hat. So wird nach kurzem, aber heftigem Kampfe der edle Vater der Ströme schmählich überwunden.

Die Vereinigung der nunmehr vereinten Wassermassen beider Ströme mit dem Gesammtnamen „Mississippi“ ist unstreitig ein geographischer Fehler. Der Charakter des schönen Stromes, der bis hierher so genannt wurde, ist wie mit einem Schlage verschwunden; er ist untergegangen in den Wellen des Missouri, der von nun an der ungeheuern, nach Süden strömenden Wasserfläche wie auch den Uferlandschaften sein eigenartiges Gepräge verleiht. Also: der Mississippi mündet in den Missouri. Nicht allein, daß der Lauf des letzteren um einige hundert Meilen länger ist, sondern er führt auch eine bei weitem größere Wassermasse herzu und ist demnach als der Hauptquellarm des ganzen Stromgebietes zu betrachten.

Wir schwimmen nicht mehr auf der Welle des gemessenen, herrlichen, stolzen Mississippi; wir schießen dahin auf einer wüthenden, kochenden Strömung, auf trüben und reißenden Fluthen, angefüllt mit unaufhörlich wechselnden Schlammbänken, umgrenzt von zerrissenen Ufern, deren unternagte und zerwühlte Erdmassen fortwährend dumpfen Falles in den wild wirbelnden Strom hinabstürzen.

Ohne Zweifel hat die hier gerügte geographische Unrichtigkeit ihren Ursprung in dem Umstande, daß man den Missouri weit später entdeckte, als den oberen, mittleren und unteren Lauf des Mississippi. Wäre das umgekehrte Stromsystem des Missouri früher bekannt geworden, man hätte sicherlich letzteren als Hauptstuß betrachtet und dem gemäß seinem Namen die Ehre des Vortritts gegönnt.

Von der mächtigen Strömung der vereinten Wasserläufe des Missouri und des Mississippi getragen, eilten wir nun in beschleunigtem Tempo der Metropole der mittleren Staaten der Union, St. Louis, zulgegen. Unabsehbare Häuserlinien, von zahlreichen Thürmen überragt, tauchten endlich am Horizonte auf und nahmen immer deutlichere Umrisse an, und auch die mehr und mehr sich häufenden riesengroßen Ankündigungen von allerhand wohlthätigen Patentmedicinen und sonstigen Quacksalbereien verkündeten nach amerikanischer Weise die große Stadt.

Je mehr wir uns St. Louis näherten, desto rascher wuchs die Flotille von Fahrzeugen aller Art an, die Capitain Bonton und unserem im Schmucke aller denkbaren Flaggen prangenden Boote das Geleit gaben, desto dichter drängte sich die Menge, welche die Ufer belebte. Und als wir, eingeholt von zwei Dampfern, der gewaltigen Steinbrücke zusteuerten, welche, ein Wunderwerk modernen Geistes, hier in drei mächtigen Bogen den Strom überspannt — hilf Himmel, welche Menschenmassen! Schwarz überlagert waren Uferböschung, Brücke, Werfte, Dampfer und Häuser, und überall ein Hüteschwenken und Hurrahrufen, als sollte ein neuer Messias bewillkommnet werden. Unterdessen hatten wir unter fortwährenden Kanonenschlägen und Raketengeprassel die Riesenbrücke passirt und landeten, von der jauchzenden Menge fast erdrückt, am Fuße der Poplar-Straße, von wo wir uns nach dem Lindell-Hôtel begaben.

Digitized by Google

Ein
Nach dem Oelgemälde

iek.
dor von der Beek.

Digitized by Google

Wir hatten beschlossen, in St. Louis zwei Tage der Erholung zu widmen, und ich benutzte diese Frist, um mich sofort in das Treiben der amerikanischen Großstadt von 350,000 Einwohnern zu stürzen. Gleichwohl werden die Leser der „Gartenlaube“ an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf die Hauptstadt des Staates Missouri und ihre Sehenswürdigkeiten nicht erwarten, da dies den mir zugemessenen Raum bedenklich überschreiten würde. Der wichtigen und gewaltig emporstrebenden Stadt wird ihre besondere Würdigung in der „Gartenlaube“ nicht vorenthalten bleiben.

Am Mittwoch, den 22. Juni, Nachmittags, erfolgte unsere Weiterreise unter ähnlicher enthusiastischer Theilnahme des Publicums wie bei unserer Ankunft. Wir passirten am andern Morgen mehrere kleine Ortschaften, die sich schon durch die Namen „Wittenberg“ und „Hamburg“ als deutsche Niederlassungen zu erkennen gaben, und wiederum einen Tag später, am 24. Juni, früh um 4 Uhr, waren wir nach einer Fahrt von fünfundzwanzig Tagen und fünf Nächten am Ziele unserer Reise, der Mündung des Ohio, wohlbehalten angelangt. Von diesem Punkte aus hatte Boyton schon früher, im Jahre 1879, den unteren Lauf des Mississippi bis zum mexicanischen Meerbusen genau in derselben Weise bereist, wie diesmal den oberen Theil des Stromes in meiner Gesellschaft. Ich drückte dem wackern Capitain herzlich die Hand und gratulirte ihm zu der glücklichen Beendigung seines strapaziösen Unternehmens sowie der dabei bewiesenen außerordentlichen Ausdauer und Energie.

Noch waren die Spuren von Regen, Sturm, Wellen und Sonnengluth im Antlitze des Wackern deutlich zu lesen; hatte er doch in den letzten einundvierzig Stunden zweihundert Meilen zurückgelegt, ohne das Wasser nur einen Augenblick zu verlassen; nichtsdestoweniger klangen unsere Gläser zu einander, und in echtem deutschen Gerstensafte tranken wir uns zu auf ein lebenslängliches Gedenken unserer gemeinschaftlichen Mississippifahrt.

Etwas über Geheimschrift.

Wie noch einer bekannten Anklage die Sprache nur dazu dienen soll, die Gedanken des Sprechenden zu verheimlichen, so suchte man auch schon sehr früh nach Mitteln, Geschriebenes vor Unbefugten zu verbergen. So erzählt Plutarch im „Leben des Lysander“: „Wenn ein griechischer Staat einen Feldherrn aussandte, so ließ er zwei cylindrische hölzerne Stäbe mit solcher Genauigkeit anfertigen, daß sie in Länge und Dicke vollständig gleich waren; einen von diesen behielt man daheim, den andern gab man dem Feldherrn. Hatte man nun irgend ein Geheimniß diesem mitzutheilen, so nahm man einen langen schmalen Streifen Pergament, rollte ihn spiralförmig derartig an den Stab, daß die Ränder des Streifens genau an einander paßten, und schrieb die geheime Mittheilung quer darüber. Sodann wurde der Streifen abgenommen, aufgerollt und dem Feldherrn überschickt. Da nur er allein den passenden Stab besaß, so waren für jeden Anderen die Zeichen unverständlich.“

Diese Art von Geheimschrift nannten die Griechen Scytale.

Aeneas Taktikus, der zur Zeit des Aristoteles lebte, theilt uns in einem seiner Commentare eine andere damals übliche Art von Geheimschrift mit, bei der die Vocale durch Punkte bezeichnet wurden; das Wort „Dionysios“ z. B. sollte geschrieben werden: D:::n:::s:::::s.

Freilich war dies eine sehr naive Verheimlichungsmethode, deren Geheimniß leicht gelüftet werden konnte. Gab es doch im Alterthum Völker, wie z. B. die Hebräer, welche stets nur die Consonanten niederschrieben und es dem Leser überließen, die fehlenden Vocale aus dem Sinn der einzelnen Worte zu errathen.

Wie nun den Völkern des Alterthums verschiedene Arten geheimer Mittheilungen bekannt waren, so soll man sich auch am Hofe Karl's des Großen und Alfred's von England öfter der Kryptographie, d. h. der Geheimschrift, bedient haben, und im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte gab es viele Gelehrte, die hiermit sich eingehend beschäftigten. Mit unermüdlichem Scharfsinne wurden schon in der damaligen Zeit neue Methoden erfunden, mit ebenso großem etwa aufgesaugene diplomatische Schriftstücke entziffert.

Bis in die jüngste Zeit hinein wurde die Kunst des Chiffrirens fast ausschließlich von Diplomaten, den Generalstäben der Armeen, sowie revolutionären Verschwörern oder auch gemeinen Verbrechern ausgeübt. Da es aber gegenwärtig bei der Verwendung der offenen Postkarten und der Telegramme Jedem gestattet ist, seine kleinen oder großen Geheimnisse in Räthselzeichen abzufassen, und auch von Handelshäusern, Banquiers ꝛc. die Geheimschrift vielfach zu discreten Mittheilungen benutzt wird, so dürfte eine Erklärung derselben auf allgemeineres Interesse Anspruch erheben.

Für den telegraphischen Verkehr sind diejenigen Geheimschriften am meisten geeignet, die entweder nur aus Buchstaben oder nur aus Zahlen bestehen. Es werden zwar auch aus Zahlen und Buchstaben gemischte Depeschen von den Telegraphenämtern angenommen, doch sind die Gebühren für derartige erheblich größer; denn in Folge der internationalen Bestimmungen werden Zahlen- oder Buchstaben-Telegramme für so viele Wörter gezählt, wie sie Gruppen aus je fünf Buchstaben oder Zahlen bilden. Deshalb ist es auch praktisch, sie sogleich in solchen Gruppen niederzuschreiben, und sei hier nur noch bemerkt, daß für genaue Collationirung der Geheimschriften regelmäßig die Hälfte der Gebühren für das ganze Telegramm bei der Bezahlung hinzugerechnet wird.

Sehen wir uns nunmehr, nach diesen einleitenden Bemerkungen, einige der so überaus mannigfachen Methoden der Geheimschreibekunst genauer an!

Die einfache Buchstaben-Geheimschrift besteht darin, daß die Zeichen unserer gewöhnlichen Buchstaben eine andere, als die sonst ihnen zukommende Bedeutung erhalten. Diese Methode ist überaus einfach; sie wurde schon im Alterthum und im Mittelalter häufig angewendet und ist auch jetzt noch vielfach in Gebrauch; ohne alle Kenntniß der Kryptographie vermag jeder sich einen Schlüssel zu dieser Art von Geheimschrift zu bilden.

Es wird uns erzählt, daß jüdische Gelehrte, um gewisse Mittheilungen nur Auserwählten zukommen zu lassen, den Kunstgriff gebrauchten, die einzelnen Buchstaben zu versetzen. Auch Cäsar und der Kaiser Augustus bedienten sich dieser Art von geheimer Correspondenz; Cäsar setzte, wie wir bei Suetonius lesen, statt des a ein d, statt des b ein e, statt des c ein f ꝛc., Augustus aber für a ein b, für b ein c, für c ein d ꝛc. Ob jedoch durch diese einfache Art der Buchstabenversetzung jetzt noch das Geheimniß gehörig gewahrt werden mag, steht dahin.

Wenn wir mit noch größerer Willkür, als jene beiden Römer, die Buchstaben derartig ändern wollten, daß

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x y z

bezeichnet würde durch:

n h j e r m b y k v q a s i x z f t o c w l g u p d,

so würde z. B. die geheime Depesche: „Die Armee wird Frontveränderung morgen vornehmen“, folgendermaßen lauten: Ekr Ntsrr gkte Mtxiclrtniertwib sxtbri Ixtirysri. Da hier aber die großen Buchstaben leicht etwaige Eigennamen und Hauptwörter verrathen würden, so bedient man sich nur kleiner und zwar lateinischer Buchstaben und schreibt entweder alles als ein Wort, oder verbindet immer je fünf Buchstaben, ganz abgesehen davon, ob sie zu einem Worte oder zu mehreren gehören; man würde also in diesem Falle schreiben: ekrnt srrgk temtx iclrt niert wibsx thril xtiry sri.

Das Dechiffriren solcher Geheimschrift geschieht dadurch, am leichtesten, daß man die Chiffres, das heißt die geheimen Zeichen, nach dem Alphabet schreibt und darunter die gewöhnliche Bedeutung, also:

das a b c d ꝛc. der Geheimschrift bedeutet
ein l g t z ꝛc. nach dem gewöhnlichen Alphabet.

Seht man dann Buchstabe für Buchstabe die gewöhnlichen Zeichen, so lüftet sich der Schleier des Geheimnisses.

Die im ersten Jahrhundert beliebte Geheimschrift, deren sich auch der Cleriker Reginpold bediente, statt der Vocale immer den im Alphabet folgenden Consonanten zu setzen, ist nur eine Abart obiger einfacher Methode der Buchstabenversetzung. Reginpold würde statt „Gartenlaube“ geschrieben haben: Ghrtfbvrbf.

Zu den einfachen Buchstabenchiffren gehört auch die geheime Vocalschrift. Man theilt ein großes Quadrat durch fünf senkrechte

Digitized by Google

und fünf wagerechte Linien in sechsunddreißig kleine Quadrate, schreibt in die ersten fünf oberen Quadrate die fünf Vocale a e i o u und in die von links an gerechneten ersten fünf senkrechten Quadrate dieselben Vocale in umgekehrter Reihenfolge. Die noch leeren fünfundzwanzig Quadrate werden dann ohne jegliche Reihenfolge durch die fünfundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets ausgefüllt.

e	a	e	i	o	u
u	c	h	u	b	o
o	n	v	l	f	r
i	t	a	m	x	g
e	k	w	p	d	z
a	e	s	q	y	l

Soll nun in Geheimschrift geschrieben werden: „Der heimliche Gast“, so suche man den ersten Buchstaben der Klarschrift: das heißt der ursprünglichen Schrift, die in die geheime umgeändert werden soll, also den Buchstaben D in den fünfundzwanzig kleinen, durch die feinen Linien begrenzten Quadrate auf (in dieser Tabelle in der vorletzten Reihe der vorletzte Buchstabe) und setze statt desselben als Chiffres die zwei Vocale, welche in der nämlichen Horizontal- und Verticalreihe ganz nach links und nach oben hinter den dicken Strichen stehen, hier also eo. Der zweite Buchstabe der Klarschrift, das e, wird auf dieselbe Art gefunden und chiffrirt durch aa. Ebenso verfährt man mit den übrigen Buchstaben, sodaß also die Geheimschrift von „Der heimliche Gast“ lauten würde:

eoaaouueaaoiiiauoiuaeaaiiueaeia.

Um nun diesen bestimmten Charakter der Geheimschrift nicht sogleich zu verrathen, kann man beliebige Consonanten dazwischen setzen oder auch Wörter bilden, die mehr oder weniger Sinn und Zusammenhang haben, z. B.: „Der Vocal hat noch um uns“ ꝛc., oder: „Geograph anno Unruh der Anna ist ihr Irrlicht aus“ ꝛc.

Bei dem Dechiffriren streicht der Empfänger zuerst alle Consonanten fort, schreibt dann je zwei und zwei Vocale zusammen und findet auf der Schlüsseltafel, indem er jedesmal vom ersten Vocal nach rechts, vom zweiten nach unten geht, an dem Kreuzungspunkte die einzelnen Buchstaben der Klarschrift.

Eine Geheimschrift, die sehr schwer zu dechiffriren ist, ist die Kartenschrift. Um sie herzustellen, nimmt man ein Spiel Karten mit weißem Rande, legt die Karten nach einer vorher vereinbarten Ordnung, bringt sie dann in die Kartenpresse und schreibt die Depesche auf den Rand aller Karten. Werden diese dann gehörig gemischt, so kann der Empfänger nur dann die Depesche lesen, wenn er zuvor alle Karten in die nur ihm und dem Absender bekannte Reihenfolge gelegt hat. Soll der Rand der Karten durchaus undeutlich erscheinen, so bedient man sich der sogenannten sympathetischen Tinte, einer Flüssigkeit, mit der man schreiben kann, ohne daß die Buchstaben sichtbar hervortreten. Erst ein bestimmtes, für die verschiedenen Flüssigkeiten verschiedenes Mittel zaubert die Schrift hervor. Auch die Anwendung solcher Tinten für geheime Mittheilungen reicht in das Alterthum hinauf. Der römische Dichter Ovid räth schon, Briefe an die Geliebte mit Milch zu schreiben. Die unsichtbare Schrift tritt erst durch Aufstreuen von Kohlenstaub oder Ruß hervor, und die Feltkügelchen der Milch lassen den Kohlenstaub an den beschriebenen Stellen gerade so haften, wie wenn mit einem Streichhölzchen und Zuckerwasser auf dem Handrücken geschrieben und dann, nachdem die Schrift getrocknet, jene Stelle mit verkohltem Papier gerieben wird.

Der Major Kasiski theilt in seinem Schriftchen über die Dechiffrirkunst die Receyte zu sechs verschiedenen sympathetischen Tinten mit und beschreibt die Anfertigung eines magischen Streusandes. Auch Stöckhardt erwähnt in seiner „Schule der Chemie“, daß, wenn man mit einer schwachen Lösung von Kobaltchlorür auf Papier schreibt, die getrocknete, schwarz-röthliche Schrift nicht zu erkennen ist, sie kommt aber mit blauer Farbe zum Vorschein, wenn man das Papier behutsam erwärmt, und verschwindet wieder nach dem Erkalten (durch Anziehen von Feuchtigkeit). Nimmt man zum Schreiben aber eine verdünnte Lösung von Kupferchlorid, so tritt nach dem Erwärmen die Schrift mit gelber Farbe hervor.

Die Zahlenchiffre ist diejenige Art von Geheimschrift, in der alle Buchstaben, Interpunctionen, auch wohl Worte und ganze Sätze der Klarschrift durch Ziffern ausgedrückt werden. Sie ist jetzt die gebräuchlichste, weil Zahlen zur telegraphischen Mittheilung sich besser eignen als Buchstaben außer Zusammenhang. Die einfachste Art, jeden der 26 Buchstaben mit den Zahlen von 1 bis 26 zu bezeichnen, ist aber als Geheimschrift völlig unbrauchbar; bedient man sich jedoch der Zahlen von 27 bis 99 zur Bezeichnung der Interpunction, der Ziffern, der Wechsel-, Sprachen- und anderer Zeichen, einiger auch als Nieten, die keine Bedeutung haben und Uneingeweihte beim Dechiffriren irre führen sollen, so erhält man eine zwar einfache, aber doch sehr verwendbare Geheimschrift. Vortheilhaft ist es, diese Art so zu bilden, daß jeder Buchstabe, jedes Zeichen durch eine gleichstellige Zahl bezeichnet wird, weil dann alle Zahlen ohne Trennung geschrieben werden können. Bezeichnet man z. B. die 26 Buchstaben durch 01, 02 . . . 10, 11, 12 ꝛc. bis 26, Punkt, Komma, Fragezeichen, Ausrufungszeichen durch 27, 28, 29, 30, die Zahlen von 0 bis 9 durch 31 bis 40, Nieten durch 81, 85, 90, 96 ꝛc., so würde: „Die Gartenlaube“, 1882. Begründet von Ernst Keil 1853.“ lauten:

859904090407800118200414120121020428313838322702
049007182114040520222151404181419201104099912313 8
35332796.

Beim Dechiffriren werden zuerst die Nieten festgestrichen, sodann aus der Tabelle die Buchstaben ꝛc. für die übrigen Ziffern gesetzt. Eine Unsicherheit wegen Zusammengehörigkeit der Ziffern kann hier nicht eintreten, weil der Dechiffrirer weiß, daß alle Zahlen zweistellig sind.

In neuerer Zeit verwendet die Diplomatie fast aller Staaten bei ihren Depeschen Chiffrirsysteme, die aus eigens zu diesem Zwecke angefertigten Wörterbüchern bestehen.

Schon im Jahre 1856 ließ der preußische Minister für die auswärtigen Angelegenheiten eine entsprechend große Anzahl Bände durch Buchdruck herstellen, in denen die Wörter wie in einem Wörterbuche folgen und ebenso die Ziffern in natürlicher Reihe bei jedem Worte, doch gab von diesen letzteren nur die am Colonnenkopf stehende die volle Zahl durch Zehntausende, Tausende und Hunderte hindurch, während von der zweiten Stelle der Colonnen an bis nach deren Ende nur die Zehner und Einer aufgeführt waren.

Diese Exemplare, „Chiffres“ genannt, stimmten zu zwei und zwei in ihren Zifferwerthen für ein und dieselben Wörter überein, jede Gruppe von zweien unterschied sich aber von der folgenden durch stets Fortschreiten um eine gewisse Zahl. Ein Exemplar jeder Gruppe blieb im auswärtigen Ministerium, das andere der Gruppe A aber erhielt z. B. der Botschafter in Paris, das zweite Exemplar der Gruppe B der Gesandte in Madrid ꝛc. So konnten die einzelnen preußischen Gesandtschaften zwar mit der Centralstelle, aber nicht unter sich mit Hülfe dieser Wörterbücher chiffriren. Als jedoch in Folge der Veröffentlichung jener bekannten geheimen preußischen Staatsdepesche durch das österreichischen Generalstabe 1869 herausgegebene Werk über den Feldzug von 1866 das preußische Ministerium andere Verbesserungsvorschläge „für den amtlichen Gebrauch“ prüfen mußte, entschied es sich endlich, statt der früheren vielen Bände nur ein einziges Buch mit fingirten Ziffern zu verwenden, das an allen Orten, zu allen Zwecken und für alle Correspondenten mit gleicher Sicherheit zu verwerthen wäre.

Der Buchdruckereibesitzer M. Niethe in Berlin, der das Studium der Kryptographie zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, gab 1874 ein solches Werk heraus, das dann der Chiffrirabtheilung des deutschen Reichskanzleramtes „als telegraphisches Chiffrirsystem für den allgemein praktischen Gebrauch und mit besonderer Berücksichtigung der diplomatischen, militärischen und Börsen-Depeschen“ eingeführt wurde. Dieses Buch wurde auch von England prämiirt mit der durch Parlamentsacte für Leistungen im Gebiete der „neuen wissenschaftlichen Erfindungen“ ausgestellten Medaille. Das Buch ist von der Größe eines gewöhnlichen französi-

Digitized by Google

schen Taschenwörterbuches und besteht aus zwei Abtheilungen: In der ersteren folgen auf den zweispaltigen Seiten die Wörter wie in einem Lexikon, und vor jedem Worte steht, mit 5001 beginnend, in fast unmerkbrochener Reihenfolge eine Zahl, also 5001 Aal, 5002 aal—, 5003 Aar, 5004 A(a)as, 5005 aasen ꝛc., 5014 verlorene Chiffre, 5228 neuer Schlüssel + 11, 7088 Baale ꝛc., 31,514 zwischen, 31,519 zwölfte. Da die Anwendung der zur Substitution für die Worte gewählten und neben sie gestellten Chiffres jegliches chiffrirte Correspondenzstück der Gefahr des Verrathes an Unberufene aussetzen würde, so sind die Chiffres im Allgemeinen nicht natürlich, sondern fingirt zu gebrauchen. Sollte also nach diesem trefflichen Buche chiffrirt abgefendet werden die Depesche: „Abonnement auf Garten—laube" mit den im Buche daneben stehenden Zahlen: 5355 6859 14,294 18,360, so brauchte ja nur jeder diese Zahlen aufzusuchen, und das Geheimniß wäre gehoben. Nun haben aber zwei Correspondenten eine gewisse positive oder negative Zahl (± x) unter sich als Geheimniß vereinbart. Diese Zahl nennt man den Hauptschlüssel (H S), und sie wird je nach ihrem ± Charakter zu den im Lexikon gefundenen Chiffren addirt oder von ihnen abgezogen. Wäre also die Einigung dahin erfolgt, daß in diesem Monate der Hauptschlüssel + 201 sein sollte, so würde ich zu jeder der obigen vier Zahlen 201 addiren und depeschiren: 5556 7060 14,495 18,561. Sähe nun wirklich ein Unberufener diese Zahlen und schlüge sie im Buche auf, so fände er: „abspielen aufsammeln Gegenuntersuchung Lerngegenstand" und erführe dadurch nichts. Da der Correspondent weiß, daß in diesem Monate der Absender 201 zu jeder Zahl hinzugezählt hat, so wird er zuerst von jeder Zahl 201 subtrahiren und erst dann die erhaltenen Reste im Buche aufsuchen.

Die zweite Abtheilung des Riethe'schen Buches besteht aus einer Tabelle für Declination und Conjugation und Silbenzusammensetzungen für Eigennamen. Eine bestimmte Zahl bedeutet z. B.: nimm vom folgenden Worte den Dativ oder den Pluralis, nimm vom folgenden Verbum diese oder jene Zeit, diese oder jene Person! Wollte ich sodann aus der Silbentabelle den Namen des berühmten asiatischen Reisenden, des russischen Oberst Prjewalski chiffriren, so finde ich neben der Verbindung prz: 28,665, neben ew: 23531, neben al: 17,550, und neben ski: 29,502, und alle diese Zahlen werden mit dem Schlüssel gerade so wie die anderen behandelt. Natürlich sind auf dieser Tabelle auch bestimmte Chiffres für die Interpunctionen angegeben. Es würde uns jedoch zu weit führen, auf alle Einzelheiten dieses höchst interessanten Buches einzugehen, umsomehr als wir unseren Lesern noch einige andere Arten der Geheimschrift vorführen möchten.

Bei der Anwendung der ziemlich alten Faden-Punktir-Methode nahm man als Schlüssel zwei gleich lange vierkantige Stäbchen, auf denen man sechsundzwanzig gleiche Theile markirte, und bezeichnete jeden Theilstrich mit einem Buchstaben. Das eine Stäbchen behielt der Absender, das andere wurde dem Correspondenten zugesandt. Zur Anfertigung der Geheimschrift nahm man einen Zwirnfaden, legte das eine Ende desselben an den Anfang des Stäbchens und maß bis zum Strich des ersten Buchstabens der Depesche; an dieser Stelle markirte man mit Tinte auf dem Faden einen Punkt, legte diese Stelle an den Anfang des Stäbchens und markirte ähnlich den zweiten und die folgenden Buchstaben, bis ein Wort zu Ende war; hier wurde hinter den schwarzen Punkt noch ein rother gesetzt. War derartig nun die ganze Depesche punktirt, so wurde der Faden zu einem Knäuel zusammengerollt und dem Correspondenten übergeschickt. Mit Hülfe seines Stäbchens konnte er dann leicht dechiffriren.

Als Schlüssel zu der Linien-Geheimschrift dient gewöhnlich ein Quadratnetz auf dickem Papier. In jedem Quadrat steht ein Buchstabe. Zum Zwecke des Chiffrirens legt man hierüber ein durchscheinendes Stück Papier und zeichnet da auf dem Papier, wo in dem darunter liegenden Netze der erste Buchstabe der Depesche verzeichnet ist, ein Ringelchen, damit der Empfänger wisse, daß mit diesem Buchstaben die Geheimschrift beginnt. Von dort zieht man dann eine gerade Linie nach dem Quadrat, das den zweiten Buchstaben enthält, dann nach dem dritten ꝛc., bis alle Worte chiffrirt sind. Am Ende der Linien, bei dem letzten Buchstaben, zeichnet man einen kleinen Pfeil als Schlußzeichen. Wäre nun die Mittheilung zu machen: „Losung ist Grenoble", so würden der Schlüssel auf dem Quadratnetze und die Geheimschrift das Aussehen haben, wie hier angegeben worden ist.

Der Dechiffreur legt dieses Linienzwirt auf seinen Schlüssel, verfolgt, vom Ringelchen anfangend, die Linien, bis sie einen Winkel bilden, und liest an dieser Stelle den betreffenden Buchstaben des Schlüssels ab. Solche Linienchiffres können auf vielerlei Art gebildet werden und bieten der Phantasie des Erfinders einen großen Spielraum.

In weitem Sinne ließen sich zu der Kryptographie auch noch die geheime Polizeischrift und die Blumensprache der Morgenländer rechnen; doch sind diese Methoden theils zu complicirt und künstlich, ohne die nöthige Sicherheit zu gewähren, theils, wie die Blumensprache, nicht so sehr zu allgemeinen Mittheilungen als zur Sprache sehnsuchtsvoller Liebe verwendbar. Im Orient, wo das schöne Geschlecht zur Einsamkeit des Herzens verurtheilt ist, soll zuerst der Gebrauch entstanden sein, natürliche Blumen zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, zum beredten Liebesboten zu wählen.

Diese orientalische Blumensprache, Selam, ist aber sehr verschieden von der unsrigen, da sie sich fast ausschließlich auf die Namen der Pflanzen gründet, unsere Blumensprache aber manches noch aus gewissen andern Eigenschaften der Pflanzen hernimmt. Uebrigens giebt es, so weit die deutsche Zunge klingt, wohl nur wenige Blumen, die überall dieselbe Deutung haben. So versinnbildlicht, ob Nord oder Süd, West oder Ost, den Abend die Mohnblume, den Aerger das blaue Leberblümchen, die Beruhigung die Camille, die Armuth die leere Aehre, den Kummer die Aster und die hellen Thränen der Rosmarin. Diese Blumen, die wir Deutsche seit Jahrhunderten zu Trägern unserer Gefühle erkoren, sie werden es immerdar bleiben.

C—l.

Dr. B. L.

Deutscher Samariter-Verein.

Mit gerechtem Stolze darf die medicinische Wissenschaft und vor Allem die Chirurgie auf die letzten Jahrzehnte ihrer Entwickelung zurückblicken; denn was heutzutage in der Behandlung der Wunden und in der Sicherheit der Operationsmethoden geleistet wird, gehört wahrlich zu den glänzendsten Errungenschaften des menschlichen Geistes, deren Wohlthaten jahraus jahrein Tausenden von Unglücklichen zu Theil werden.

Leider sind aber diese Fortschritte bei den täglich vorkommenden plötzlichen Unglücksfällen noch gar wenig zur Geltung gelangt, und darum verbluten und verkrüppeln noch heute zahllose Verunglückte,

Digitized by Google

denen die richtige Hülfe nicht sofort geleistet werden konnte; darum gehen so Viele zu Grunde, welche hätten gesunden müssen, wenn sie vom Augenblick ihrer Verunglückung an zweckmäßig behandelt worden wären.

Es ist daher im höchsten Grade wünschenswerth, daß die Kenntniß der ersten Hülfe bei den mannigfaltigsten Verletzungen, welchen die Menschen bei der Ausübung ihres Berufes zu Lande und zu Wasser ausgesetzt sind, nicht allein auf ärztliche Kreise beschränkt bleibe, sondern zum Gemeingut aller Derer werde, die Herz genug haben, dem Nächsten in Noth und Gefahr die erforderliche Hülfe zu leisten.

Die Lösung dieser hohen Aufgabe, welche den lautersten Gefühlen der Humanität ihren Ursprung verdankt, ist vor wenigen Jahren in einem fremden Lande mit glücklichem Erfolge angestrebt worden, und wir wenden uns im Nachstehenden an den weiten Leserkreis der „Gartenlaube", um ihn zur regen Mitthätigkeit an ähnlichem Wirken in unserem deutschen Vaterlande wachzurufen.

Als im August vorigen Jahres Aerzte aus aller Herren Ländern zu dem großen internationalen medicinischen Congreß in London erschienen waren, wurden in dem Garten des berühmten Kensington-Museums vor einer großen Zuschauermenge aus allen Gesellschaftsclassen seltsame, höchst interessante Uebungen abgehalten, die ohne Zweifel bei dem größten Theil der Leser der „Gartenlaube" ein gelindes Befremden, bei Allen aber sicher auch gerechtes Erstaunen hervorgerufen hätten. Es wurden dort in drei Abtheilungen je drei Männer auf den Rasen gelegt, welche Verunglückte vorstellen sollten. An die Schulter eines jeden war ein Zettel geheftet, auf welchem eine beliebige der häufig im Leben vorkommenden Verletzungen notirt war.

Hierauf erschienen auf dem Platze einige Männer, die zum Theil mit Tragbahren versehen waren; je zwei von ihnen eilten sofort zu einem Verunglückten, untersuchten denselben, das heißt lasen den Zettel, legten den für die angedeutete Verletzung zweckmäßigen Nothverband an, lagerten den Verbundenen auf die Tragbahre und trugen ihn in dem vorgeschriebenen Tempo von dem Platze fort. Jeder von diesen Nothhelfern hatte in der Tasche ein dreieckiges Tuch oder ein großes Schnupftuch, welches er in der passendsten Weise zu verwenden wußte. Mit großer Sicherheit benutzten ferner Alle die verschiedensten Gegenstände, welche sie gerade bei der Hand hatten, wie Büchsen und Seitengewehre, Regenschirme und Spazierstöcke oder von den Bäumen gebrochene Zweige, um diejenigen Glieder der improvisirten Verunglückten, welche nach dem Wortlaut des betreffenden Zettels gebrochen sein sollten, zu schienen.

In anderen Fällen, in denen die Verunglückten für Ertrunkene oder Erstickte galten, wurden von den herbeigeeilten Nothhelfern künstliche Athembewegungen an dem Körper derselben eingeleitet.

In Deutschland hatte man schon seit vielen Jahren ähnliche Schauspiele bei den Friedensübungen der Sanitätstruppen gesehen,

Trompeten am Mississippi.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

hier aber, im Garten des Kensington-Museums, waren es Leute aus allen Ständen, Polizisten, Soldaten des Freiwilligencorps, Maschinenarbeiter, Eisenbahn- und Postbeamte, Kaufleute und Andere, welche diesen Dienst der ersten Hülfe in der Noth versahen.

Die anwesenden, zum Theil sehr angesehenen Aerzte waren von den überraschenden Leistungen jener freiwilligen Helfer in der Noth in hohem Grade befriedigt, und wohl Manche verließen den genannten Schauplatz mit dem festen Vorhaben, diese in England großgezogene Institution auch in ihrem Vaterlande zur Geltung bringen zu helfen. So möchten denn auch diese Zeilen dazu beitragen, durch Gründung von Samariterschulen, in welchen im obigen Sinne die Leistung der ersten Hülfe bei Unglücksfällen gelehrt würde, diese humanitären Bestrebungen auf den deutschen Boden zu verpflanzen. Bevor wir aber auf diese Frage näher eingehen, möge im Nachstehenden ein kurzer Bericht über die auf diesem Gebiete durch die unermüdliche Friedensthätigkeit des Johanniterordens in England erzielten Erfolge Platz finden.

Auf der Generalversammlung des genannten Ordens am Johannistage 1877 wurde beschlossen, die Aufgaben desselben zu

Digitized by Google

erweitern und namentlich Maßregeln zu treffen, mittelst welcher bei plötzlichen Unglücksfällen den Kranken und Verwundeten die erste Hülfe in höherem Maße gewährt werden könne, als dies bisher der Fall gewesen. Dies sollte durch die Gründung einer mit dem Johanniterorden in Verbindung stehenden Ambulance-Association erreicht werden, und so wurden bereits im Februar 1878 zu diesem Zwecke von den Ordensmitgliedern 2230 Pfund Sterling gezeichnet; nachdem sich die Gesellschaft alsdann constituirt hatte, ging man unter der Leitung des Majors Duncan und des Capitain John Furley sofort an die Gründung von Verbandlehrschulen. Das englische Volk nahm diese Neuerung mit großem Enthusiasmus auf — schon nach sechs Monaten hatte sich die Bewegung über ganz Großbritannien ausgebreitet.

Besonders günstig gestalteten sich die Verhältnisse in Woolwich, wo eine große Zahl von Bürgern und Militärpersonen, sowie intelligenten Handwerkern des berühmten Arsenals sich der Ambulancegesellschaft angeschlossen hatte. Hier wurde daher die erste Centralschule für den Unterricht im Anlegen des ersten Verbandes und in der ersten Pflege der Verwundeten errichtet, und um jeden Schein religiöser oder politischer Tendenzmacherei zu vermeiden, wählte man in den Localausschuß Geistliche aller Confessionen und den jeweiligen Parlamentsabgeordneten des betreffenden Bezirkes zum zweiten Vorsitzenden, ein Grundsatz, der auch bei der Begründung anderer Centralhülfsstationen mit dem besten Erfolge durchgeführt wurde. Höhere Militärärzte erklärten sich in Woolwich bereit, den Unterricht zu ertheilen, und nachdem alsdann die angemeldeten Schüler in je drei Classen für Frauen und Männer eingetheilt worden waren, begannen die Curse, von denen jeder sechs Wochen dauerte und in einer allwöchentlich abgehaltenen zweistündigen Vorlesung bestand.

In den fünf ersten Vorlesungen wurden die Zuhörer zunächst mit dem Bau des menschlichen Körpers, mit dem Blutumlaufe, der Athmung ꝛc. vertraut gemacht; ferner wurden ihnen die Unterschiede zwischen den Blutadern und Pulsadern (Venen und Arterien) und den verschiedenen Blutungen erläutert, wobei die gebräuchlichen Mittel zur Stillung derselben angegeben wurden; hierauf wurden den Schülern auch die Knochenbrüche und Verrenkungen nebst den verschiedenen Arten ihrer Behandlung, die Bewußtlosigkeit, die Ohnmacht und ihre Ursachen, die Trunkenheit und Vergiftung, sowie das Rettungsverfahren bei Ertrunkenen und Erstickten geschildert. Bis dahin war der Unterricht für die Frauen- und Männerclasse durchaus derselbe. In der letzten Vorlesung aber erhielten die Frauen einen besondern Unterricht in der Krankenernährung, in der Erwärmung und Lüftung der Krankenzimmer und in der Anwendung des Thermometers; sie empfingen Anleitungen über eine zweckentsprechende Bewachung der Kranken, über vernunftgemäßes Verbinden der Wunden, über richtiges Auflegen von Umschlägen und vorschriftsmäßiges Wechseln der Betttücher, sowie schließlich über das lastgerechte Aufheben und den Transport hülfsloser Patienten.

Der besondere Unterricht für die Männer bestand dagegen in Schilderung des Aufhebens und Fortschaffens Kranker oder Verletzter auf Tragbahren, mittelst Eisenbahnwagen oder auf Landfuhrwerken.

Alle diese Vorträge waren mit praktischen Uebungen verbunden; hier lernten die Schüler vor Allem größere Blutungen momentan zu stillen, um die Verblutung des Kranken, bevor der herbeigerufene Arzt erschienen ist, zu verhüten; sie erfuhren, wie man mit dem dreieckigen Tuche zweiunddreißig verschiedene Verbände in einfacher Weise anzulegen vermag, wie man dieses Tuch im Nothfalle durch ein Taschentuch ersetzen kann, wie man bei gebrochenen Knochen Seitengewehre, Büchsen, Regenschirme, Spazierstöcke, Baumzweige, Zeitungen u. dergl. m. zu provisorischen Schienenverbänden, welche das Glied in der normalen Lage erhalten sollen, benutzen darf; hier übten sie sich in der Hervorrufung der künstlichen Athmung, durch welche Erstickte und Ertrunkene in's Leben zurückgebracht werden; hier lernten sie Tragbahren benutzen und im Nothfalle aus Stangen und Brettern solche herstellen; hier endlich wurden sie mit dem Transport Verletzter auf weite Entfernungen hin vertraut gemacht.*

Um aber dem Unterricht einen wirklichen Erfolg zu sichern, wird in den englischen Schulen am Schluß des Lehrcurses eine scharfe theoretische und praktische Prüfung mit den Schülern abgehalten, und die Bestehung derselben bescheinigt den mit einem Zeugniß entlassenen „Helfer in erster Noth" zur activen Mitgliedschaft des Ambulance-Departements des Johanniterordens.

Von Woolwich aus verbreitete sich die Bewegung in kurzer Zeit über ganz England, und in London allein wurden sechsundzwanzig Schulen für die Verwundetenpflege in's Leben gerufen. Hier richteten die Behörden ihr Augenmerk besonders darauf, daß die Polizeimannschaften nach dieser Richtung hin ausgebildet würden, und dies sollte man wahrlich auch bei uns beherzigen. Es ist die Pflicht des Schutzmannes, bei Unglücksfällen an Ort und Stelle zu erscheinen; was nützt es ihm aber, wenn er nicht versteht, dem Verunglückten die erste Hülfe angedeihen zu lassen, wenn er den Halberstickten nicht in's Leben zurückzurufen weiß, den Verwundeten verbluten läßt? Ferner betheiligten sich an den Lehrcursen Eisenbahn- und Postbeamte, sowie Fabrikarbeiter, und in den Gruben-districten Englands wurde die Begründung dieser Schulen von der Bevölkerung mit wahrem Jubel aufgenommen.

Es vergeht schon heute fast kein Tag, an dem nicht in England irgend ein Rothhelfer in zweckmäßiger Weise einem Verunglückten beigesprungen wäre, und wenn England in einen Krieg verwickelt und der Johanniterorden auf den Schlachtfeldern sein hohes Friedenswerk auszuüben berufen würde, dann hätte es sicher an tüchtigen Freiwilligen, die den leidenden Kriegern Hülfe zu bringen im Stande sind, keinen Mangel.

Durch diese schlagenden Erfolge des Auslandes ermuthigt, hat der Verfasser vorliegenden Artikels es unternommen, auch das deutsche Volk mit den Grundsätzen der ersten Hülfe in der Noth vertraut zu machen, und zu diesem Zwecke im Februar des laufenden Jahres die erste Samariterschule in Kiel in's Leben gerufen. Die gegen 800 Personen zählende Zuhörerschaft folgte den Vorträgen mit großer Aufmerksamkeit und nahm den thätigsten Antheil an den praktischen Uebungen, welche nach jeder Vorlesung von zwölf jüngeren Aerzten in den verschiedenen Vorlesungsräumen der Universität geleitet wurden.

Auch die englische Ambulance-Gesellschaft zeigte ein warmes Interesse für unsere Bestrebungen, und wir hatten die Ehre, in der Kieler Samariterschule Herrn John Furley als Gast zu begrüßen, dem vor Allen das Verdienst gebührt, die englischen Verbandlehrschulen mit geschaffen und in wahrhaft großartiger Weise organisirt zu haben.

Schließlich wurde am 5. März in Kiel ein Verein für die Förderung der Samaritersache von angesehenen Männern der Stadt gegründet und zunächst ein Ausschuß gewählt, welcher die Statuten des Vereins entwerfen und einen Aufruf zum Beitritt an das deutsche Volk veröffentlichen wird.**

Hoffen wir, daß diesen ersten deutschen Samaritern die nöthige Unterstützung nicht fehlen wird, daß Private und Behörden die Agitation in weitere Kreise tragen werden! Ein hohes Friedenswerk, ein Werk der Nächstenliebe ist es, um dessen Bethätigung es sich handelt; ihm dürfen sich die Herzen unserer Landsleute nicht verschließen.

Kiel, Ende März. **Esmarch.**

* Die „Gartenlaube" wird voraussichtlich schon in den nächsten Nummern dies Alles ihren Lesern an einigen Beispielen darzuthun versuchen.

** Die Mitgliedschaft dieses Vereins kann schon jetzt erworben werden, und zwar durch die Zahlung eines Jahresbeitrages von mindestens einer Mark. Wer aber auf einmal zwanzig Mark einzahlt, der erlangt hierdurch lebenslänglichte Mitgliedschaft. Die Anmeldung kann direct bei dem Schatzmeister (Herrn Consul von Bremen in Kiel) erfolgen, worauf nach Einrichtung des Beitrages die Sahungen des Vereins dem Einsender zugestellt werden.

Digitized by Google

Ich thu' es nicht!

Jüngst fiel mir Längstvergessnes in die Hand,
Verblaßte Kleidchen und vergilbtes Band,
Spielzeug, wie es vor Zeiten Mode war,
Und eine Locke von hellblondem Haar:
Von einer todten Schwester war der Tand,
Von einer Schwester, die ich nie gekannt.
Ich muß gestehn, er lag mir fast zur Last;
Im Feuer gönnt' ich ihm die letzte Rast.
Schon stand ich sinnend vor der rothen Gluth —
Da ging ein leichter Schauer mir durch's Blut.
Ich sah der Mutter bleich, verhärmt Gesicht,
Verweinter Augen halb erloschen Licht,
Sah ihren Kuß auf seinem goldnen Haar
Und über's Kleidchen dort, so ausschenbar,
Liebkosend streichen ihre blasse Hand.
Ich sah mich selber schon und wie gebannt,
Und fühlte, wie mein ahnend Kinderherz
In Andacht schlug vor tiefem Mutterschmerz.

Leis schauernd trat ich von des Feuers Schein,
Und trug den bunten Tand zum dunklen Schrein —
„O Mutter, wende ab Dein bleich Gesicht:
Ich thu' es nicht, gewiß, ich thu' es nicht."

Liddy Richter.

Blätter und Blüthen.

Die Humboldt-Akademie in Berlin. Wir haben schon häufig Gelegenheit gehabt, auf den gemeinnützlichen idealen Zug in der Physiognomie der deutschen Reichshauptstadt hinzuweisen, der sich in dem rastlosen Eifer bekundet, mit welchem von Behörden und Bürgerschaft die Veranstaltungen zur Bildung gefördert wird. Ein leuchtendes Beispiel dieser echt humanen Bestrebungen, welche zu der in jeder Großstadt ebenfalls hervortretenden Jagd nach unterirdischen Genüssen ein wohlthuendes Gegengewicht bilden, ist die erst vor wenigen Jahren gegründete und stetig aufblühende Humboldt-Akademie, welche in ihrer Anlage und Entwickelung einzig dasteht und recht eigentlich das Gepräge des universellen deutschen Geistes trägt.

In der Georgenstraße, ganz nahe dem Centralbahnhof der neuen Stadtbahn, erhebt sich ein stilvoller Rohziegelbau, die Dorotheenstädtische Realschule. Dorthin pilgert im Winterhalbjahr allabendlich eine Schaar von Herren und Damen aller Altersclassen, Stände und Lebensberufe, um den Vorträgen in der Humboldt-Akademie zu lauschen. Auf den nicht übermäßig bequemen Schulbänken sitzend, folgen sie mit hingebender Aufmerksamkeit den objectiven Darlegungen der Docenten. Nicht um einzelne Vorträge über dies und jenes begrenzte, interessante Thema handelt es sich hier, sondern um systematische Vortragscyklen, die ein Viertel- oder Halbjahr hindurch an denselben Wochenabenden eine ganze Disciplin, oder doch den größeren Abschnitt einer solchen, im Zusammenhange darstellen. Solchen zwanglosen Vorträgen Woche für Woche beizuwohnen, ohne den Sporn bevorstehender Prüfungen oder aufbürgenden Zwanges, dazu kann nur ernster Wissenstrieb, nur innerer Drang nach Erkenntniß veranlassen. Und daß unter solchen Umständen die Humboldt-Akademie sich ihrer vor drei Jahren erfolgten Gründung bereits 4500 Hörer zählt, die sich auf 132 Vortragscyklen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft vertheilten, das ist ein gutes Zeichen zugleich für Berlin und die Akademie.

Eine solche Anstalt mußte mit innerer Nothwendigkeit aus den Bildungsbestrebungen der Weststadt hervorgehen. Zahr für Jahr werden zwar viele Hunderte von Einzelvorträgen in Berlin gehalten, die gewiß größtentheils sehr anziehend, sehr lehrreich sind, aber wegen ihrer Unvollständigkeit und Zersplitterung können sie den Weiterstrebenden nicht genügen. Wer von der Quelle der Wissenschaft nicht hin und wieder nippen, sondern mit vollen Zügen trinken wollte, der konnte bisher nur in Lehrbüchern oder an der Universität seinen Zweck erreichen, das Bücherstudium erscheint aber dem Geschäftsmanne meist zu trocken und abspannend; die Universität ist ihm schon durch die Tageszeit der Vorlesungen unzugänglich. Es lag also nahe, für die große Zahl Derer, die aus Gymnasium oder Realschule zu einem praktischen Lebensberufe übergehen, wie überhaupt für alle Wissensdurstigen systematische Vortragscyklen einzurichten, und gerade in Berlin fehlen die vollbefähigten Lehrkräfte nicht, um diese Cyklen, zu einer umfassenden Anstalt vereint, zu organisiren.

Dieser Gedanke wurde im Frühjahr 1878 von dem bekannten Reichstagsabgeordneten Dr. Max Hirsch auf Grund seiner langjährigen Thätigkeit als Leiter und Lehrer in Bildungsvereinen gefaßt und in einem „Plane zur Gründung einer Anstalt für populärwissenschaftliche Vorträge", welcher zugleich die Motive und die Vorschläge zur Verwirklichung enthielt, zunächst in engeren Kreisen von Freunden der Wissenschaft verbreitet.

Der Plan fand lebhaften Anklang, und trotz der großen Schwierigkeiten gelang es dem zu diesem Zwecke gewählten Curatorium schon am 13. Januar 1879 die Humboldt-Akademie — so war die Anstalt zum Andenken an die beiden, Natur- und Culturwissenschaft universell umfassenden und erleuchtenden Brüder genannt worden — zu eröffnen. Dank der Bereitwilligkeit einer großen Zahl von Docenten, worunter Professoren der Universität und der staatlichen Akademie, sowie der höheren Schulen, bot das Lehrprogramm neunzehn Vortragscyklen aus fast allen Wissensgebieten dar, welche größtentheils zahlreich, einige von hundert Hörern und darüber, bis zur letzten Stunde besucht wurden und lebhafte Anerkennung fanden.

Es war ein großer Erfolg. Die leitende Idee des Planes: systematischer Zusammenhang, Kürze und Uebersichtlichkeit durch Hervorhebung des Wesentlichen und möglichste Umfassung des gesammten Wissensbereichs — letzteres unseres Wissens bisher wohl nirgends in Europa von solcher Anstalt durchgeführt — hatte die Probe glänzend bestanden. Der kühne Gedanke, die genossenschaftliche Selbsthülfe auch auf die höhere wissenschaftliche Bildung anzuwenden und ohne Subvention von oben, ohne jede Ausschließlichkeit und Bevormundung von Partei oder Richtung, eine freie Bürger-Akademie zu errichten und zu leiten, war verwirklicht.

Selbstverständlich fehlten auch die Gegner nicht, besonders in den Kreisen des exclusiven künftigen Gelehrenthums, welche eine Concurrenz gegen die Universität, eine Verschule für hochmüthige Halbbildung befürchten zu müssen glaubten. Allein, wie Professor Steinthal, selbst eine wissenschaftliche Größe, in seiner Eröffnungsrede der ersten Generalversammlung hervorhob, konnte die Modernitate von Halbwissen nirgends weniger Anwendung finden, als bei der Humboldt-Akademie, deren Lehrplan vielmehr durch den ersten Hinweis auf die Methode, auf den gewaltigen Umfang und die unergründliche Tiefe der Wissenschaft zur Bescheidenheit führte. Und schon „im Plan" war betont: „Nicht als Rivalin, sondern als bescheidene und nützliche Gehülfin der Universität wird unsere Anstalt eine verdienstvolle Stellung im deutschen und internationalen Bildungswesen einnehmen."

Diese Stellung hat die Humboldt-Akademie errungen. Obgleich die immer heftigeren Parteikämpfe auf religiösem, wissenschaftlichem und politischem Gebiete die Aufmerksamkeit von der Pflege der objectiven Wissenschaft abgelenkt haben, erhält sich die Akademie nicht nur, sondern sie gewinnt immer größere und weitere Anerkennung.

Eine Reihe bedeutender Gesellschaften und Vereine hat sich dem Verein corporativ angeschlossen, und die städtischen Behörden haben ihre Lehrsäle bewilligt. Neben den modernen Sprachen und Literaturen bilden Astronomie, Physik und Chemie, politische und Kunstgeschichte, zumal der griechischen Plastik, Nationalökonomie, Rechtskunde, Versicherungs- und Eisenbahnwesen — die letzteren zum ersten Male in Deutschland durch die Humboldt-Akademie auf's Katheder gebracht — die hauptsächlichen Gegenstände der Vorlesungen.

Daneben veranstaltet seit zwei Jahren der Wissenschaftliche Centralverein, um allen seinen Mitgliedern Anregung und Belehrung zu bieten und den Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden zu fördern, auch Einzelvorträge hervorragender Gelehrten und Schriftsteller. Weitere Veranstaltungen, wie die Errichtung einer wissenschaftlichen Bibliothek mit Zeitschriftenlesezimmer sind in Aussicht genommen, auch Verbindungen mit andern deutschen Städten angeknüpft, um Aufschluß an diese wahrhaft idealen und nationalen Bestrebungen, die besonders der einer richtigeren Selbstverwaltung dienen werden, herbeizuführen.

Wachsenden Erfolg der guten Sache muß jeder Vaterlandsfreund wünschen und fördern; denn was der Plan zur Gründung der Humboldt-Akademie 1878 aussprach, das gilt noch heute in vollem Maße: „Immer lauter und schwerer werden die Klagen über das Einreißen eines flachen Realismus und damit zusammenhängend die Erweiterung der Kluft zwischen den Hochgebildeten und der übergroßen Masse, welche, allen Idealen entfremdet, nur dem Gemeinen und der äußeren Macht nachjagt. Dieser bedauerliche und gefahrdrohende Zustand beruht — abgesehen von den großen Schäden unseres Elementar- und Secundärunterrichts — wesentlich auf der schweren Zugänglichkeit der höheren, wahrhaft wissenschaftlichen Bildung für die große Masse, selbst derer, welche im Leben eine führende Rolle spielen."

„Cultur- und Literaturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyens" von H. Semmig. Die Schweiz, namentlich die herrlichen Gestade des Genfer Sees, sind bekanntlich altbeliebtes das Ziel zahlreicher Reisender aus den gebildeten Ständen Deutschlands, von denen der größte Theil lediglich durch die Reize der Natur angezogen wird, mit denen diese Landschaften so verschwenderisch geschmückt sind. In den vielen Pensionaten und Lehranstalten der romanischen Schweiz befindet sich aber auch eine nicht geringe Anzahl junger Leute, die hier einen längeren Aufenthalt nehmen, um sich in der französischen Sprache anzubilden, und sie Alle möchten wir auf ein Werk hinweisen, das ihren Zwecken auf das Beste dienen dürfte, auf Hermann Semmig's soeben im Verlage

Digitized by Google

der Trüb'schen Buchhandlung (Th. Schröter) in Zürich erschienene „Cultur- und Literaturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyens". Der Verfasser hat zwanzig Jahre in Frankreich, darunter zwei in Savoyen, zugebracht und namentlich die französische Sprache und Literatur zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Bisher galt Frankreich, das um Paris concentrirte Frankreich, für den ausschließlichen Besitz französischer Sprache und Literatur, während es doch nur eine, wenn auch die größte Pflanzstätte des französischen Sprach- und Schriftthums ist. Man hat dabei aber ganz übersehen, daß es in Frankreich solcher Pflanzstätten noch mehrere giebt und daß die sogenannte französische Schweiz unter ihnen einen hervorragenden Rang einnimmt; denn in ihr ist aus einer eigenen selbstständigen Civilisation und auf einem selbstständigen geschichtlichen Boden eine eigene Literatur erwachsen, und zwar mit den sechszehnten Jahrhundert — eine Literatur, deren Einwirkung auf die französische eine größere gewesen ist, als umgekehrt. Das Semmig'sche Buch weist dies nun überzeugend nach und giebt dabei so zahlreiche Auszüge aus den Werken der einheimischen Schriftsteller, daß man darauf die moderne französische Sprache verstehen und beherrschen lernt. Er widmet sein Werk den Familien und Schulen und stellt ihm die Aufgabe, die Erziehung der Jugend vollenden zu helfen — er hat vollkommen Recht darin; denn die ganze Literatur der protestantischen romanischen Schweiz ist mit dem Boden der Reformation verwachsen und von tief religiösem Geiste durchdrungen; sie athmet aber auch treue, aufopfernde Vaterlandsliebe und bietet und pflegt den Sinn für Naturschönheit in einer idealen Weise, die an die Innigkeit und Wärme erinnert, in der einst Klopstock den Zürcher heimgesucht hat. So sei denn das Werk allen Freunden der französischen Literatur auf's Beste empfohlen!

Schriftstellerische Leichtfertigkeit — wenn nicht mehr! — Durch mehrere Blätter ging ein Feuilleton-Artikel von Albert Lindner unter dem Titel „Drei Verkommene — Verschollene". Er stellt in demselben zwei Thüringer, Louis Böhner und Alexander Rost, und einen Sachsen, Adolf Böttger, als warnende Beispiele von begabten Männern auf, die „alle Drei weniger geleistet, als sie nach ihren Anlagen verbrochen hatte", und zwar, weil alle Drei an der „Trunksucht" zu Grunde gegangen. Ein tactvoller Schriftsteller wird schon schwer an die Wahl eines solchen Stoffs für ein Volksblatt-Feuilleton gehen, um die Hülle von dem Privatleben noch vor Kurzem verehrter Männer und von ihren Familien zu ziehen, schwungslos weggureifen. Thut er dies aber, dann konnte nur der Beweis der strengsten Wahrheitsliebe mit einem solchen Schritte versöhnen. Nun höre man, was Herr Albert Lindner über Adolf Böttger vorbringt:

„Von Böttger," sagt er, „kann ich wenig berichten. Er domicilirte in den vierziger Jahren in Leipzig, dichtete nichts Originales mehr und ließ von Zeit zu Zeit eine Uebersetzung, gewöhnlich das Werk eines großen Engländers, erscheinen. Mehr ich mir nicht weiter einmal von der Wanderburger Messe zu Fuß zurückkehrte, sanden wir einen betrunkenen Menschen im Chausseegraben schnarchend. Ein hinzugekommener Vorschulmeister erzählte uns, wer das wäre. Der Mann schien große Stücke von diesem unglücklichen Dichter zu halten. Regelmäßig alle acht Wochen mache er sich von Leipzig aus zu Fuß auf den Weg, um Weimar zu erreichen, aber er sei bis jetzt nie weiter, als bis Naumburg gekommen und werde dann in den Zustande, wie wir ihn fanden, sei es durch die Behörde oder durch mitleidige Menschen, nach Leipzig zurückgeschafft. Er starb ungefähr an derselben Stelle, wo ich als Knabe zuerst getroffen: im Chausseegraben bei Naumburg vom Schlage gerührt, und abermals auf einer Meilentour nach Weimar begriffen!

Ich bitte nicht zu vergessen, auch bei den folgenden Ausführungen über Böhner und A. Rost) nicht, daß eine thüringische Eisenbahn damals noch nicht existirte."

An dieser ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Der Verfasser verwechselt ganz einfach Adolf Böttger mit dem unglücklichen Ernst Ortlepp. Dieser hochbegabte Dichter, der auch Adolf Böttger's Jugend verdorben, war Zögling von Schulpforta; es spricht gewiß für seinen Fleiß, daß er noch als Schüler eine Uebersetzung von Goethe's „Iphigenie" in's Griechische wagen und vollenden konnte. Später zeichnete er sich in Leipzig als einer der ersten politischen Dichter aus. Sein „Oberlied für Europa" begründete seinen Ruf. Seiner politischen Richtung wegen aus Leipzig ausgewiesen, suchte er in Stuttgart neuen Boden für seine literarische Wirksamkeit, aber ohne ihn zu finden. Arm und niedergedrückt kehrte er in die Heimath zurück. Das Glück hatte ihn ganz verlassen, und der Verleger, der ihn selbst. Das Elend trieb ihn zur Trunksucht. Ob verunglückt, ob freiwillig in den Tod gegangen, — er war's, den man als vierundsechszigjährigen Greis todt in einem Wassergraben bei Schulpforta gefunden. — Daß bei Adolf Böttger ebensowenig wie bei Alexander Rost der Zustand der Trunkenheit „ein permanenter" gewesen, wie der Verfasser behauptet, widerlegt ein Blick auf ihre Werke. Rost's Drauen athmen in der That einen anderen Geist, als von welchem Herr Albert Lindner ihn „permanent" erfüllt sein läßt, und wenn Adolf Böttger nur seine deutsche Bearbeitung der Werke Lord Byron's und nicht noch sechs Bände eigener lyrischer, epischer und dramatischer Dichtungen hinterlassen hätte, so müßte einem Kinde es einleuchten, daß solche umfassende Arbeiten auch lange Zeiten der Klarheit und Ruhe des Geistes erfordert hatten.

Böttger ist nicht im Chausseegraben bei Naumburg, sondern in seinem Bette zu Gohlis bei Leipzig gestorben; er ist mit großem Ehrengeleite zu Grabe getragen worden; sein Grab schmückt ein schönes Denkmal mit seinem Medaillonbild und sein Geburtshaus eine Gedenktafel.

Noch dem alten Louis Böhner gesichelt Unrecht; der geniale Mann war in der nicht leichten Kunst des Lebens ein Meister, er regelte sich wohl einem fröhlichen Genuß, wenn er ihm geboten war, aber ein „Trunkenbold" erreicht schwerlich das dreiundsiebenzigste Jahr, wie er.

Mit welcher Gedankenlosigkeit Herr A. Lindner sein „Feuilleton" hinwarf, dafür zeugt seine Schutzbehauptung, die das Leben seiner drei „Verschollenen" noch vor die Eisenbahnzeit setzt. Böhner ist am 28. März 1860, Böttger am 16. November 1870, Rost am 15. Mai 1875 gestorben, und selbst Ortlepp entgeht jener Behauptung; denn ihn hat man am 14. Juni 1864 todt gefunden.

Ein Blick in das erste beste Conversationslexicon hätte den Verfasser und die Redactionen, welche das traurige Schriftstück zum Abdruck brachten, vor diesen — Irrthümern warnen können. Es geschah nicht, und so ist es Pflicht der Presse, die Wahrheit an das Licht zu stellen.

F. H.

Pfändercipiele. (Mit Abbildung S. 232 und 233.) Der Soß, daß ein wahres Kunstwerk seiner Erläuterung bedarf, sondern durch sich selbst die Idee des Künstlers an denselben wiederstrahle, trifft vor Allem bei Genrebildern zu, welche, wie das von uns heute im Holzschnitte reproducirte anmuthige von der Beek'sche Gemälde, mitten aus dem Volksleben der Gegenwart herausgegriffen sind. Wir brauchen uns ja nur an Selbsterlebtes zu erinnern, um die frohe Stimmung der im Schulzenhofe bei regnerischem Wetter versammelten Dorfjugend zu begreifen. Meister Theodor von der Beek hat schon mehrere derartiger treffischer Volksscenen den deutschen Publicum geschenkt. Wir erinnern nur an seine Gemälde: „Wallfahrer an der Kapelle", „Vor dem Heimweg", „In Gedanken" ꝛc., die allgemeinen Beifall gefunden haben. Der Künstler, am 20. April 1838 zu Kaiserswerth als Sohn eines Bierbrauers geboren, wurde anfänglich zum Eintritt in das Geschäft des Vaters bestimmt, bezog erst in den Jahren 1856 bis 1860 die Akademie zu Düsseldorf und machte dann Studienreisen in ganz Süddeutschland, sowie in den Rheingegenden. Daß er aber beim Wechsel seines Berufes den richtigen Weg eingeschlagen, davon zeugt sicherlich unser heutiges Bild, welches unseren Lesern ohne Zweifel einen wirklichen Kunstgenuß bereiten wird.

Kleiner Briefkasten.

B. H. in M. Gl. Sie lesen der Druckerei den „Gartenlaube" energisch die Leviten, indem Sie sich darüber beklagen, daß hierlette regelmäßig in unserem Blatte die Linien, welche die Columnen in zwei Spalten theilen, auf mindestens zwei, sogar aber oft auch (!) auf drei bis vier Seiten" fortläßt. Sie geraiten in eine gelinde Entrüstung über diese verwerfliche Nachlässigkeit unserer Druckerei. Das ist aber doch etwas vorschnell, Verehrtester; denn wenn Sie sich die Mühe genommen hätten, die Sache genauer in's Auge zu fassen, so würden Sie gefunden haben, daß diese Linie stets auf der Rückseite einer Illustration — und zwar einzig und allein an solcher Stelle — fehlt; bei genauerem Nachdenken würden Sie ferner zu dem Schlusse gekommen sein, daß sie hier fehlen muß, und zwar, um den Bilderdruck durch ein störendes Durchschimmern nicht zu beeinträchtigen. Sie finden dieselbe Einrichtung bei sämmtlichen illustrirten Blättern. Also nicht so hitzig!

Amalie von W. Ihr Wunsch ist so bereits in schöner Weise erfüllt: Zur häuslichen Belehrenden und belustigenden Unterhaltung können Sie Kindern von zehn bis vierzehn Jahren nichts Besseres in die Hand geben, als J. Jenzsch's „Kleines Experimentirbuch", eine Sammlung physikalischer Experimente, Kunststückchen und Spiele, die ohne besonderen Apparate, mit dem gewöhnlichen Haus- und Küchengeschirre anzustellen sind. Das Büchlein ist in Aust. Oehmigke's Verlag in Leipzig erschienen.

Abonnentin in Mähren (Oesterreich). Der Fall ist schlimm. Sie können nur durch sorgfältigste Ueberwachung des Knaben etwas erreichen. Suchen Sie sich sein wahres Vertrauen zu erwerben, sehen Sie ihn daher nicht den andern Kindern gegenüber zurück, entziehen Sie ihm auch nicht erlaubte Genüsse, wohl aber beobachten Sie genau seinen Umgang, seine Neigungen, sein ganzes Thun und Treiben, und drohen Sie ihm bei einem einzigen Rückfalle mit Entfernung aus dem elterlichen Hause! Der beschränkte Raum erlaubt uns hier nicht weiter auf den Fall einzugehen; wünschen Sie dies, so bitten wir um Ihre genaue Adresse.

Abonnent W. in Glauchau. Den Artikel „Der weiße Schrecken" von Johannes Scherr finden Sie in Nr. 18 von 1866 der „Gartenlaube".

O. G. in Rochefter. In Köln a. Rh. giebt es drei täglich, also auch Sonntags, erscheinende Zeitungen.

Abonnent in L. Eingezogenen Erkundigungen zufolge finden sich in den Provinzen Sachsen und Brandenburg keine Findelhäuser.

B. L. in Danzig. Das in unserem Artikel „Institute für Körperwägungen" erwähnte „Lebensbuch" ist bei Theodor Fischer in Kassel erschienen.

Im Verlage von Ernst Keil in Leipzig ist erschienen:

Ludwig Kalisch, Bilder aus meiner Knabenzeit. Elegant broschirt. Preis 3 Mark 75 Pfennig.

Der bekanntlich soeben verstorbene beliebte Mitarbeiter der „Gartenlaube" bietet mit diesem Werke dem Publicum höchst interessante Mittheilungen aus dem altjüdischen Leben, welche in allen Kreisen ungetheilten Beifall gefunden haben und hiermit der Beachtung auf's Neue empfohlen werden mögen.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Ueber die Verhältnisse der Tischgesellschaft war Leonhard nicht erst heute von seinem Vater orientirt. Der Baron von Dortenbach hatte keine Erben. Nur entfernte, gleich nahe Verwandte — die Kinder und Enkel zweier Großtanten, von denen eine nach Frankenland, eine nach Pommern verheirathet war. Und, rücksichtsvoll, wie solche sich heiliger Pflichten stets, wenn es Zeit ist, erinnernde Verwandte sind, waren sie zu ihm auf sein Gut in Westdeutschland gekommen, um sich seiner in der Verlassenheit anzunehmen. Zuerst war eines schönen Tages die Frau Generalin bei ihm aufgetaucht, um in rührender Besitzlosenheit sich selber seiner Pflege zu unterziehen, und nun war bald darauf auch aus dem schönen Frankenlande die andere Dame ankutschirt gekommen und hatte in noch rührenderer Besitzlosenheit zur Unterstützung ihres Pflege-Eifers gleich einen Sohn und eine Tochter mitgebracht; einige Zeit darauf war dann, um Süddeutschland nichts voraus zu lassen, auch der Generalin Sohn, Sergius von Sander, angelangt — die Tochter Dora mußte man den Ramsfeld'schen freilich voraus lassen; denn die zwei Töchter der Generalin hatten daheim bleiben müssen, um „dem Vater das Haus zu führen", in Wahrheit jedoch nur, um nicht störend in die Aussichten einzugreifen, welche sich für Louise, die jüngste, durch die Bevorzugung boten, deren Gegenstand sie daheim unverkennbar von Seiten eines vermögenden Regierungsassessors war.

Die Tischunterhaltung wurde von der Generalin eröffnet; sich stark aufrichtend und Leonhard durch ein Pince-nez fixirend, sagte sie:

„Wo haben Sie studirt, Herr Doctor?"

„In Bonn, Leipzig und Halle, Frau Generalin," antwortete Leonhard mit einem Blick, der selbstsamer Weise für das Pince-nez etwas Unbehagliches haben mußte; es glitt nämlich leise an der langen Nase nieder und zog sich in den Schooß der Dame zurück.

„Und Berlin? Ist das heutzutage nicht zur vollendeten Ausbildung eines jungen Mannes durchaus erforderlich?" fragte die Generalin mit dem Tone entschiedenen Nichtbefriedigtseins.

„Ach gengen's!" fiel hier die Frau von Ramsfeld ein, „ich denk', Würzburg thut's auch. Wir haben halt Aerzt' so gut, wie Sie nur verlangen können, und die sind über Würzburg und höchstens München nie hinausgekommen —"

„Aber ich bitte Sie — ‚München', wie Sie es nennen, liebe Cousine — und Berlin! Die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens nach allen Seiten und Richtungen hin, welche Berlin aufweist —"

„Ich muß," bemerkte hier, um den Streit zu unterbrechen, der alte Herr, „von meinem politischen Standpunkte aus wünschen, es entwickelte ein wenig mehr Sinn für die großen europäischen Fragen, statt den großen und weit aufgeblähten Sack Reichshauptstadt mit einem Knäuel von Partei-, Fractionen- und Fractionchen-Hader und einer miserablen Persönlichkeits-Interessen-Hetze zu erfüllen."

„Da machen Sie sich doch eine ganz falsche Vorstellung von den Dingen bei uns, lieber Onkel," entgegnete ihm jetzt lebhaft Sergius von Sander und begann eine lange redselige Berichtigung dieser Vorstellung, bis ihn mit einem wohmüthigen Blick und einer zitternden Bewegung des Kopfes der alte Herr durch die an Leonhard gerichtete Frage unterbrach:

„Soll ich jetzt trinken, Klinghoft?"

Leonhard war mit einem satirischen Vergnügen den Reden des jungen Mannes gefolgt, der, die Augen auf ihn gerichtet, offenbar den Effect der Geistreichigkeit auf ihn beobachtete, mit der er dem Doctor von vornherein gründlich imponiren zu wollen schien. Jetzt winkte Leonhard Andreas und ließ dem Baron Sect einschenken.

„Sie trinken Wein?" fragte die Generalin mit einem ebenso erstaunten wie verweisenden Tone.

„Ein Recipe meines lieben Doctors hier," versetzte der alte Herr, indem er mit größtem Behagen den ihm lange untersagten Stoff schlürfte.

„Aber, Herr Doctor — bei dem tiefverstimmten Nervensystem meines Cousins! Die Aufregung, die Erhitzung — bedenken Sie —!"

„Sie können unter allen Umständen annehmen, meine gnädige Frau, daß ich, ehe ich etwas verordne, es bedacht habe," antwortete Leonhard mit einem Tone außerordentlich kühler Ueberlegenheit.

Frau von Ramsfeld lachte. Ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen über die Abfertigung, welche die Generalin erhielt. In ihrer Schadenfreude ging sie sogar zu der kühnen Behauptung über, Wein, guter Wein, schade nie, besonders der Steinwein nicht, den Andreas leider nicht im Keller habe. Der aus dem Hofkeller zu Würzburg, oder der aus dem Julius-Spital sei der beste, aber man kenne ihn ja hier gar nicht.

„Der Steinwein ist ein durchaus nicht zu empfehlender Wein, wegen seines Alkoholgehalts," sagte Sergius, sich strafend zu Frau von Ramsfeld wendend und ihr schmöhe beweisend, daß man ihn

Digitized by Google

— was saunte überhaupt Sergius von Sander nicht! — sehr wohl hier kenne. „Der Steinwein führt bis zu achtzehn Procent Alkohol," sagte er, „der gute Rheinwein nur etwa zehn, der Madeira zwanzig, der echte Sherry . . ."

„Darauf wird viel ankommen," unterbrach ihn jetzt mit einer wunderlich hohltönenden Grabesstimme Damian von Ramsfeld, „der Steinwein ist gut, gesund und rein — das weiß Jedermann, der's versteht, und das thun halt die Leute, die mit der Alkoholwage dahertommen, immer am wenigsten."

„Als ob Sie in Ihrem Bierlande drüben es besser verständen!" sagte Sergius scharf.

„Das Bier schadet gar nichts, um sich über alle Dinge auszutennen," versetzte Damian, „beim Biere läßt sich ebenso gut wie bei einem anderen Getränk aus dem Aermel schütteln, was die Leute verblüfft . . ."

„Wollen Sie damit sagen, daß meine Angaben von eben unrichtig seien?"

„Werde mich schön hüten! Bin auch so klug, nur Behauptungen aufzustellen, die mir keiner der Zuhörenden widerlegen kann."

„Vetter Damian hütet sich mit Dir zu disputiren," sagte Frau von Sander und sah bei diesen Worten mit einem Aufwerfen ihrer blassen schmalen Lippen auf Vetter Damian in einer Weise herab, die für diesen nichts Schmeichelhaftes hatte. „Dabei," fügte sie hinzu, „gewinnt aber die Dialektik nichts."

„Dialektik — möcht' wissen, was dabei zu gewinnen wäre, wenn Sergius in seinem pommerschen und ich in meinem fränkischen Dialekt lauderwelschen," brummte Damian, eine Bemerkung, welche glücklicher Weise überhört wurde, weil der Baron laut sagte:

„Desto besser, verehrte Cousine! Disputiren ist thöricht. Wozu sich erhitzen, um einem Anderen eine falsche Vorstellung zu nehmen? In solch einem Menschenkopf ist eine ganze Sammlung falscher Vorstellungen. Ob eine mehr oder weniger darin ist, was verschlägt mir das?"

„Aber ich bitte Sie, wo bleibt dann die Bildung?" warf die Generatin ein. „Wir werden doch nur gebildet durch ein fortwährendes Berichtigtwerden unserer Vorstellungen."

„Ach," sagte Damian, „ich dank' schön . . . das ewige Berichtigtwerden ist gar meine Sach' nicht."

Jetzt glaubte Sergius offenbar sein Stichwort gefallen; er räusperte sich zu einer gründlichen Erörterung, und nur Dora von Ramsfeld, das junge Mädchen neben ihm, hielt ihn noch zurück, weil sie aufgesprungen war, um mit ganz anmuthiger Koketterie, die Leonhard gelten mußte, auf's Neue das Glas des alten Herrn zu füllen.

Dieser leerte es hastig und hob dann die Tafel auf. Sehr vorschnell, dachte Sergius, und auch Damian dachte so, da die Rothweinflasche vor ihm noch lange nicht geleert war.

3.

Leonhard hatte nach Tisch den alten Herrn an den Arm genommen, um ihn hinab in die Anlagen zu führen. Er sagte:

„Sie sollen, statt jetzt zu schlafen und sich die Nachtruhe zu verderben, mit mir in die freie Luft hinaus. Der Tag ist schön, klar und heiter, und ich freue mich darauf, mit Ihnen durch die alten Gärten zu wandeln, in denen ich mich als Knabe so viel umhergetrieben und Ihrem Gärtner Verdruß bereitet habe, mehr als ich verantworten kann."

„Versuchen wir's, ob die Kräfte reichen!" versetzte der Baron. „Ihr fester Arm wird mich stützen — es ist, als wenn ein stärkendes Fluidum von Ihnen her mir zuströmte — das macht, Sie sind mir sympathisch, Klingholt; diese Anderen, die mich umgeben und die Sie nun haben kennen lernen, sind es nicht; sie reizen, sie ärgern mich."

„Und das ist sehr übel, das sollte nicht sein; just Sie mit Ihrem Nervenleben sind nicht der Mann, der solchen Antipathien ausgesetzt sein sollte."

„Aber was wollen Sie? Wie kann man sich all dieser liebevollen rührenden Theilnahme und Beflissenheit seiner nächsten Verwandten entziehen, blos deshalb, weil sie uns nicht angenehm sind und man auch sehr wohl die Katzenkrallen unter den Sammetpfoten, welche sie einander reichen, bemerkt . . ."

„Senden Sie sie fort! Halten Sie etwa nur Fräulein Dora von Ramsfeld als Ihre Vorleserin hier!"

„Fräulein Dora? Das Kind ist gut, aber als Vorleserin nicht zu gebrauchen. Sie wird nie mit den Freundwörtern fertig und überschlägt jeden Angenblick eine Zeile. Da ist der gebildete Sergius mir doch lieber, obwohl er auf jeder Seite wenigstens einmal plötzlich innehält, um mir eine nöthige Erläuterung beizubringen . . ."

„Und die ganze Gesellschaft, welche hier doch nur das Streben, einander zu überwachen, zusammenführte . . ."

„Glauben Sie das? Da thun Sie ihnen Unrecht, Doctor — wozu sich überwachen? Sie sind meine gleichnahen Verwandten, haben die gleichen Erbansprüche und werden zu gleichen Theilen gehen, natürlich . . ."

„Aber ist es nicht ebenso natürlich, daß sie sorgen. Sie könnten Bevorzugungen eintreten lassen? Kann Frau von Sander nicht fürchten, die hübsche kleine Dora könnte Ihr Herz in einem solchen Grade erobern, daß es durchaus der Genialität ihres Sergius als Gegengewicht dagegen bedürfe?"

„Freilich, freilich," sagte der Baron, „es mag so sein, aber ich denke nicht gern Uebles von meinen Nächsten, und habe ja auch nicht die leiseste Neigung verrathen, Einen vor dem Andern zu bevorzugen."

„Desto mehr hätten Sie das Recht, sie alle zusammen als lästige Gäste heimzuweisen."

„Was sagen Sie da?" rief der Baron, wie durch diese Unumwundenheit verletzt, aus.

„Ich erscheine Ihnen tactlos, und bin mir doch bewußt, nicht über Das hinauszugehen, was ich als Ihr Arzt Ihnen sagen muß. Meine Behandlung kann Ihnen nicht nützen, wenn Ihnen der Friede des Diners durch Gezänk und Disputе gestört wird und wenn Ihnen eine Pflege zu Theil wird, bei der guten Willens Ungeschick eine größere Rolle spielt, als die genaue und blind gehorchende Ausführung der Befehle des Arztes."

„Möglich," sagte mit einem Seufzer der alte Herr. „Aber Sie fordern eine Energie von mir, welche ich nicht besitze. Sie dürfen mich deshalb nicht verachten — ich bin krank — und das Leben hat mich nicht zur Energie erzogen. Das Leben hat nie Energie von mir verlangt."

„Freilich, es ist so glatt und eben verlaufen, so ohne Kampf und Ringen, ohne je Anstrengung und das Einsetzen Ihrer vollen Kraft von Ihnen zu verlangen."

„Es mag ja so sein," sagte der alte Herr mit elegisch weichem Tone — „es ist mir vielleicht zu gut gegangen im Leben, obwohl auch ich — obwohl es Stunden gab — doch lassen Sie uns auf jener Bank dort ein wenig ruhen!"

Dem Baron war das Gehen leichter geworden, als er gedacht hatte, bis sie jetzt einem Ruheplatze nahe gekommen, den eine hohe alte Blutbuche beschattete. Der Baron setzte sich hier, nun aber sahen Beide, daß Frau von Sander ihnen nachkam und schon in ihrer nächsten Nähe war — sie riß sich ein dunkles Umschlagetuch von den Schultern.

„Sie sind sicherlich vom Gehen erhitzt, lieber Vetter," sagte sie mit großer Aängstlichkeit; „wie gut, daß ich mich mit einem Tuche versehen habe! Bitte, nehmen Sie es als Plaid um!"

Dabei warf sie es ihm, hinter ihm tretend, um die Schultern, während er lebhaft und gereizt abwehrte.

„Lassen Sie doch, lassen Sie doch! Wie werde ich eine Dame um ihr Tuch bemühen wollen — ich bin nicht erhitzt."

„Aber, Doctor, so sagen Sie ihm doch —"

Der Baron stand wieder auf.

„Kommen Sie, Doctor, gehen wir weiter! Wir reden besser im Weiterschreiten — entschuldigen Sie uns, liebe Cousine!"

Leonhard reichte ihm seinen Arm, und Frau von Sander, die, ein wenig überrascht über die Unhöflichkeit, mit der man sie stehen ließ, zurückblieb, sah den Weitergehenden mit sehr gerunzelter Stirn nach.

„Ich fürchte, dieser Doctor," murmelte sie vor sich hin, „ist ein gefährlicher Mensch, der hier nichts Gutes stiften wird. Ich muß doch einmal mit Sergius reden, welchen Eindruck er auf ihn macht."

„Wie das beobachtet, wie das überwacht!" murmelte der alte Herr ärgerlich im Weiterschreiten. „Sehen Sie, Klingholt," sagte er dann auf sein Thema zurückkommend, „Sie wissen nicht, Sie haben keine Ahnung davon, wie wir alten Leute erzogen worden sind.

Digitized by Google

Kennen Sie Rousseau? Ein unglückseliger Mensch mit seiner Tugendbressur! Tugend! Wer spricht noch viel davon! Es ist Rococo geworden, das Wort. Wir aber wurden zur Tugend erzogen, das heißt, zur Bescheidenheit, zur Friedfertigkeit, zur Dienstfertigkeit gegen jeden Andern, zur Höflichkeit, zur weichen und weichlichen Hegung unserer Gefühle, zum Erdulden, Ertragen, Entsagen. Das ist nun Alles anders. Heute gelten andere Grundsätze. Aus Eurer Lehre vom Kampf um's Dasein stieß eine Moral, welche der entgegengesetzt ist, in der wir erzogen sind. Bescheidenheit? Wohin würden wir mit ihr in dieser friedlosen Welt gelangen? Sey' deine Schultern ein, dräng' dich vor, stoß' die Andern zurück, rede laut, damit man dich vernimmt, greife zu, damit du fassest, und statt des Herzmuskels fühle die Mensch deiner Arme! Das ist Eure Moral. Man erzog uns für den hohen reinen Aether des Ideals; man suchte unserer Seele die Schwingen zu geben, welche sie in dieser Luft trügen, hoch über dem dunklen Strome der irdischen Dinge, der gemeinen Wirklichkeit. Auch Kinder von heute aber lehrt man in diesem Strome schwimmen, mit dem Strome schwimmen. Sprecht Ihr von Idealen, so seid Ihr Fische bei Sonnenschein; Ihr schnellt über Eurem Gewässer empor in die reine goldige Luft, um gleich darauf wieder zurückzuplumpsen in Euer Wasser. Und nun sagen Sie, ist es ein Wunder, daß ich nicht die Energie habe, welche Sie von mir verlangen? Ich bin gelehrt worden, daß es besser ist, sich Liebe zu gewinnen, als sein Recht zu erkämpfen, und was man in den Knaben von heute als Willenskraft und Charakter zu fühlen sucht, das brach man in uns als Eigensinn und Hartnäckigkeit. — Aber hier ist eine andere Bank, auf welcher man und hoffentlich ungestört lassen wird — mein Gott, wie thut mir die Luft wohl!"

Der Baron lenkte auf die Bank zu und setzte sich darauf, Leonhard neben sich ziehend.

„Es freut mich, daß Ihnen die Luft wohl thut," sagte er lächelnd; er dachte: „die Luft, die Sie sich durch Ausschütten Ihres Herzens machen."

„Das Leben," sagte er laut, „mußte Sie aber doch in Lagen, in Conflicte bringen, wo Ihre Energie herausgefordert wurde; das Leben eines reichen Mannes, eines großen Grundbesitzers kann nicht ohne Kämpfe bleiben — qui terro a, guerre a; Sie waren verheirathet, und so viel ich weiß, nicht glücklich . . ."

„Nicht glücklich?" fiel der alte Herr mit einem schmerzlichen Lächeln ein. „O, da irren Sie — irren sehr. Ich war so glücklich in meiner Ehe, daß es mich erdrückte, mein Glück. Meine Frau war so schön, so geistreich, eine so glänzende Erscheinung. Sie war gewöhnt daran, vergöttert zu werden. Aber sie wählte mich; sie liebte mich; sie ließ sich wie eine beglückende Göttin zu mir nieder. Wie eine Göttin. Doch sie trug in ihrer hochgemutheten Brust auch den den höchsten Sternen nachtrachtenden Seelenschwung einer Göttin: sie verlangte eine volle Unverbliebtheit von Glück, durch die unmterbrochene Empfindung und Ueberzeugung, daß sie mich grenzenlos beglücke. Ich sollte beglückter sein, als je ein Mensch gewesen, als die ewigen Götter es sind in ihrem Olymp. Und da ich kein Gott bin, auch in meiner von der Natur ein wenig schmal angelegten Brust keinen Raum habe für das Glück eines Gottes, wurde sie unzufrieden mit mir. Ich war ihr nicht dithyrambisch genug; mir fehlte das Pathos, von dem sie getragen sein wollte. Sie that das Zweckmäßigste, was sie unter solchen Umständen thun konnte, um mir eine tiefere Empfindung meiner Seligkeit beizubringen —: Sie demüthigte mich; sie zeigte mich mir selber zwerghaft klein; aus meiner Unbedeutenheit, aus der Tiefe meines Nichts sollte ich zu ihr aufschauen; sollte ich enthusiastischer das Glück ihres Besitzes empfinden. Was dabei mich, mein Denken und Fühlen, mein eigenes Sein anging, so kümmerte es sie wenig. Sie durfte ja nicht zeigen, daß ich ihr etwas, daß ich ihr wichtig sei. Je weniger ich ihr war, desto tiefer mußte ich empfinden, was ich an ihr besaß. Nun bin ich aber leider, wie jeder Sterbliche, nicht ohne Selbstgefühl, nicht ohne Eitelkeit, wenn Sie wollen. Statt eines dithyrambischen Sturmes meiner Gefühle rief das Wesen meiner Frau nur eine sinnige Stille, eine entsagungsvolle, vielleicht ein wenig satirische Abtühlung hervor. Nach ein paar Jahren, die uns weiter und weiter von einander abrückten, kam ein Entschluß der Entsagung auch über sie. Sie entsagte aller Hoffnung auf die Ausdehnungskraft meines Herzens. Und dann fand sie einen Mann, der ihr glückraufschaffender als ich scheinen mochte . . . es war ein Künstler, ein Maler, ein Idealist von Profession . . . sie betrogen mich eine Weile, und als sie inne wurden, daß ich mich geduldig betrügen ließ und herzlich zufrieden war, nicht der, Beglückte sein zu müssen, als die Sache für sie das Pikante verlor, beschlossen sie, dies durch einen Zuwachs von Romantik zu ersetzen. Sie flohen in die weite Welt hinaus — sie gingen mit einander durch, und ich habe sie nicht wieder gesehen. Sie sehen, Klingholt, von welcher Seite auch Sie mein Schicksal betrachten wollen, von der elegischen, wie ich es zu thun mir angewöhnt habe, oder von der humoristischen, wie Sie sich geneigt fühlen werden, es zu thun — Conflicte, Kämpfe, Katastrophen — damit hat das Leben mich verschont, und die allgemeine Wehrpflicht der Menschenexistenz hat mich immer in der stillen Friedensgarnision von Dortenbach gelassen."

Der alte Herr schwieg, indem er sinnend in die Ferne blickte; auch Leonhard, der wohl gefühlt, daß durch die Worte des Redenden mehr Bitterkeit und altes Leid gezittert, als er verrathen wollte, blieb eine Weile stumm, bis er, aufstehend, sagte:

„Das Sprechen wird Sie doch erhitzt haben; es möchte besser sein, wenn wir heimwärts wandelten."

Der Baron folgte, sich erhebend, seiner Mahnung. Dabei sagte er in leisem Tone, wie im Bedürfnisse, nun vor sich selber auch das noch auszusprechen:

„Nur einmal — so ist's mir jetzt — nur einmal schien damals das Schicksal meine volle Energie herausfordern zu wollen. War mir's doch schon damals, als ob eine derbe, ehrliche Faust mich bei der Brust packte und schüttelte und eine zornige Stimme mir zurief: sei einmal ein tüchtiger Wütherich und fahre darein, mache diesen empörenden Scenen ein Ende, dulde die Schmach nicht länger . . .!"

„Und Sie hörten auf den Ruf?"

„Was wollen Sie — nein!" antwortete der alte Herr. „Es handelte sich zwar um meine arme jüngste Schwester — die gute Sabine — aber wie hätt' ich's durchführen können . . . den Kampf mit Eltern, die mich zu Bescheidenheit, Unterwürfigkeit, Tugend erzogen hatten — wie hätt' ich's können? Doch das ist lange her — es ist Gras darüber gewachsen — Gras über Gräbern, und heute, heute," setzte er mit einem tief schmerzlichen Seufzer hinzu, „ist das Alles so gleichgültig, wie ob der Wind, der durch die Grashalme auf diesen Gräbern weht, aus Osten oder aus Westen bläst. Ich bin ein alter einsamer Mann darüber geworden, dessen Herzen Niemand nahe steht, Niemand! Oft ist mir der Gedanke gekommen, es sei das wenigstens meine eigene Schuld; ich hätte Jemand adoptiren, an Kindesstatt annehmen sollen; aber sand ich denn je irgend einen jungen Menschen, bei dem ich hätte Vaterpflichten übernehmen mögen . . . ein mir sympathisches junges Wesen, das ich hätte immer um mich sehen mögen?"

„Sie könnten diesen Gedanken noch jetzt ausführen," sagte Leonhard. „Da ist zum Beispiel Fräulein Dora," setzte er lächelnd hinzu.

Der alte Herr schüttelte lebhaft den Kopf. Dann seufzte er tief auf und schwieg.

4.

Leonhard brachte den Baron auf sein Zimmer zurück, und dann verabschiedete er sich von ihm für eine Weile, um zum Forsthause hinüberzugehen. Er hatte seinem Vater versprochen, ihm möglichst bald Bericht zu erstatten, wie er den alten Herrn gefunden und was er für Mittel anwenden werde, den Lebensfaden einer Existenz zu verlängern, von der ja fast die eigene Existenz für seinen Vater abhing.

Leonhard fand diesen mit seiner Mutter und seinem viel jüngeren Bruder Edwin — Edwin vor Cleve der Anstalt zu Neustadt-Eberswalde gewesen und bereitete sich jetzt daheim auf sein Oberförsterexamen vor — um den Kaffeetisch versammelt; in der gemüthlichen Wohnstube mit den alten Riedinger'schen Kupferstichen in schwarzen Holzrahmen, mit den alten Sammetbänken, wieder und wieder aufpolirten Möbeln, die doch immer noch so schön glänzten, als ob die Försterin Klingholt, die Frau mit den großen gutmüthigen blauen Augen, ein Geheimmittel dafür besitze. Leonhard setzte sich zu ihnen in den Sessel, den Edwin bestissen herantrug, erbat sich auch von diesem eine Cigarre — „die Cigarren der Herren Söhne sind immer denen der Väter vorzuziehen," sagte

Digitized by Google

er scherzend dabei — und dann berichtete er, um seines Vaters Spannung zu enden.

„Die Leiden des Barons sind durchaus nicht schlimmer, am wenigsten gefährlicher Natur," sagte er. „Sie sind zum Theil die ganz gewöhnlichen Leiden des Alters, zum Theil bedingt durch eine Nervenzärtlichkeit und Empfindsamkeit, wie ich sie bei einem Manne noch nicht gefunden habe. Das übt einen Druck auf seine Seele, unter welchem der Wille, gesund zu sein, geschwunden ist. Dieser Wille, der Wille zum Leben, muß neu in ihm erweckt, und zu dem Ende zuerst das, was seine empfindsamen Nerven reizt und krankhaft schwingen macht, beseitigt werden. Haben wir dann seinem Willen zum Leben die nöthige Energie gegeben, so werden seine körperlichen Leiden sich mildern und vertreiben lassen, wie alle Leiden, welche von durchaus keiner organischen Störung verursacht sind."

„Siehst Du, Mutter," sagte erfreut und lebhaft mit dem Kopfe nickend der Förster, „siehst Du, hab' ich nicht gesagt, daß der Leonhard uns ein ganz anderes Licht aufstecken würde, wenn er sich der Sache annähme?"

„Daran habe ich ja nicht gezweifelt," entgegnete Frau Klingholt, „daß er's besser versteht, als unser alter Doctor Fellmeyer mit seinen Schröpfköpfen und Blutegeln. Aber diesem schwachseligen Herrn, der so gutherzig ist, erst den Leuten das Holz, das sie ihm gestohlen haben, zu schenken, und dann wieder nicht die Courage hat, dies dem Vater zu gestehen — dem einen Willen einzuflößen —"

„Das ist schwer, denkst Du, Mutter?" fiel Leonhard ein.

„Aus der Apotheke wenigstens wirst Du's ihm nicht verschreiben können."

„Nein, Mütterchen. Aber hast Du je von der neuen Cur durch Transfusion des Blutes gehört?"

„Ach, ich bitte Dich, Leonhard, wohl habe ich davon gehört, und nichts ist mir grauslicher gewesen als eben das; Ihr seid schreckliche Leute, Ihr Mediciner."

„Beruhige Dich, ich wollte Dir nur durch ein Beispiel klar machen, wie ich unserem guten Baron zu einem verjüngten frischen Willen zu verhelfen gedenke. Es soll kein Blut dabei fließen — es soll eine ganz unsichtbare geistige Transfusion des Willens aus einer starken, energischen Seele in die seine, die durch ihre weibliche Empfänglichkeit einer solchen Behandlung entgegenkommt, bewerkstelligt werden."

„Und eine solche starke, energische Seele, die ihren Willen dazu hergiebt, wo wirst Du sie finden?"

„Da ist ja gleich die Frau Generalin in der Nähe," fiel hier göttlich Edwin ein. „Energisch ist sie genug, und hergeben wird sie, was man von ihr verlangt, wenn sie später bei der Theilung dafür einige Thaler mehr bekommt."

„Als ob die Ramsfeld'schen viel besser wären — Dein Freund Damian zum Beispiel!" rief der Förster.

„Doch, doch, Vater," entgegnete Edwin lebhaft, „Damian zum Beispiel ist ein ganz vorzüglicher Bursche, der nichts darwider kann, daß sich Alles gegen ihn verschworen hat, ihn nicht aufkommen zu lassen. Was kann er dafür, wenn sie ihm in seinem Examen immer die Fragen stellten, die er just nicht beantworten konnte, und sich heimtückischer Weise nie nach den Dingen bei ihm erkundigten, die er wußte? Und wenn ihm dann, als er endlich Jagdjunker geworden war, bei der ersten Hofjagd ein boshafter Prinz in den Weg lief, um sich von ihm anschießen zu lassen? Harte Schicksale, muß Du einräumen, Vater —"

„Laßt doch des hohlköpfigen Damian Schicksale!" unterbrach ihn die Mutter. „Laßt Leonhard weiter reden!"

„Nun wohl, Mütterchen," nahm dieser wieder das Wort. „Ich kenne in der Stadt eine solche Seele, wie ich ihrer hier, um meine Cur auszuführen, bedarf. Eine sehr ernste, sehr vielseitig gebildete junge Dame, welche ich als Krankenpflegerin habe kennen lernen — ich werde mich an sie wenden, und ich hoffe, es gelingt mir, sie für die Uebernahme der Pflege unseres Patienten zu gewinnen. Hat sie sie übernommen, so bin ich beruhigt; sie wird die Cur dann mit all der strengen Gewissenhaftigkeit, die ich an ihr erprobt habe, durchführen."

„Und wer ist, wie heißt Dein Muster von einer Krankenpflegerin?" fragte die Mutter.

„Sie heißt Regine — Bertram," antwortete nach einem augenblicklichen Stocken und mit einem leichten Erröthen Leonhard.

Die Mutter sah flüchtig, wie forschend, in seine Züge, aber sie schwieg. Vater Klinghofl aber fiel laut ein:

„Das Beste wäre, wenn sie die Energie hätte, dem Baron die ganze Sippschaft, die ihn umgiebt und ihn nur ärgert, vom Halse zu schaffen!"

„Darum, Vater," versetzte Leonhard, „würde es sich allerdings zunächst handeln. Aergern darf sich unser guter Baron nicht mehr; das muß ein Ende haben, und eine Gesellschaft, welche ihn fortwährend an seine Hinfälligkeit erinnert, während es vor Allem darauf ankommt, ihm das Gefühl derselben zu nehmen, ist für ihn die verkehrteste von allen."

„Wird aber schwer durchzusetzen sein, schwer!" meinte der Förster sich erhebend. Er schlug jetzt Leonhard eine Wanderung durch die nächsten Waldpartien vor, um ihm zu zeigen, wie seine Anpflanzungen in den letzten Jahren gediehen. Leonhard war mit Vergnügen bereit, wenn die Mutter sich anschließe, und diese hing sich gern an den Arm ihres Sohnes, auf den sie so stolz war. Edwin verschwand in sein Giebelzimmer zu seinen Büchern; so ging Leonhard bald zwischen Vater und Mutter unter den hohen Tannen und Buchen dahin, und während der Vater sprach und erklärte und Geschichten aus seinem Waldleben erzählte, überkam Leonhard ein weiches Gefühl, eine innere Rührung mit einem sehnsüchtigen Durchfühlen solch einer Existenz, wie sie hier zwei Menschen führten, an denen sein ganzes Herz hing. Es ist nicht wahr, dachte er, das Leben ist kein „Kampf um's Dasein" — das Leben ist heutzutage zunächst ein Kampf wider alle die Vorurtheile und alle die falschen Maximen, welche die moderne Bildung wie eine boshafte Fee dem jungen Menschen von heute in seine erste Geisteswiege, in seine Schulung, legt. Der „Wille zum Leben" ist nicht Urquell alles Schöpfungjammers, sondern der Keim jeder großen und göttlichen Thätigkeit des Menschengeistes, der mit seinen letzten Zielen, nach welchen Himmelsgegenden er auch schaue, immer doch das Ideale sucht, und dem es gelungen ist, einzelne Strahlen des Idealen und Göttlichen in seinen Werken abzuspiegeln und festzuhalten. Und der Menschenseele eigentliches Element ist der Friede, der identisch ist mit Gesundheit; der Kampf ist die Ungesundheit, ist das Fieber, ist der Schmerz. Und nicht gleich sind die Menschen, nicht gleichen Werths, nicht unterschiedslos Korn in der Mühle des Weltenschicksals — zwischen dem starken Geist, der die Menschheit weiter reißt auf der Bahn zu ihren Zielen, und den Millionen insectenhaften Gethiers, das ihn hemmt und lähmt, ist ein Werthunterschied, groß wie das Meer. Mit einem tiefen Aufathmen den würzigen Duft der Tannen einsaugend und den Arm, der im seinen lag, drückend, sagte Leonhard:

„Ich fühle hier so recht aus Herzensgrunde wieder, wie glücklich ich sein könnte, wenn ich zwischen Euch Euer Leben führen dürfte. Ihr wißt nicht, Mütterchen, wie glücklich Ihr seid, und welch schwere Lebensaufgabe das ist, ein vielbeschäftigter Arzt in einer großen Stadt zu sein."

„Keine Ruh bei Tag noch Nacht!" unterbrach ihn der Förster.

„Ach, das drückt weniger . . . das Schwere sind die Verantwortlichkeiten, wenn die Hand des Operateurs schwankend nach dem Messer greift, wenn man nicht weiß, ist der Augenblick es einzusetzen nun wirklich gekommen oder nicht. Das Schwere sind die Stunden, verlebt im Kreise verzweifelnder Familien, für welche unser Wissen und Können keinen Trost mehr hat."

„Freilich, freilich — kann mir's denken," sagte kopfnickend der Förster; „muß oft ein hartes Amt sein, Eures. Aber auch Unseres eins hat seinen Kummer, seine Sorgen."

„Wir wollen nicht unbanthar sein, Curt; wir wollen uns nicht verfündigen," fiel hier die Mutter ein; „wenn wir nur die Gewißheit hätten, daß unser guter alter Herr nicht zu früh die Augen schließt — wenn nur diese dunkle Wolke, die über uns hängt, dahin gezogen wäre . . . denn sieht Du, Leonhard, wenn Alles anders hier würde, wenn wir hinaus müßten aus dem friedlichen Waldhause, in dem Dein Vater wie sein Vater groß geworden, in dem ich Euch gewiegt und groß gezogen habe, Dich, Leonhard, zuerst, und dann die arme süße Ulrike, Dein Schwesterchen, das blonde fröhliche Kind, das sie als wachsbleiches Engelchen uns hinaustrugen . . . und dann den Edwin, den wilden leichtsinnigen Menschen, der uns doch auch noch immer ein guter Sohn gewesen ist und mit Gottes Hülfe ein braver Mann werden wird — wenn wir das alte Heim verlassen müßten — der Vater seine treuen alten Hunde

Digitized by Google

Hochzeitszug. Nach dem Oelgemälde von Adolf Eberle.

Digitized by Google

nur gleich todtschießen könnte, damit wir in der Stadt, wo sie solch Gethier ja nicht mögen, auf einigen Zimmern eine Aufnahme fänden . . ."

Der Förster, der vor den beiden Andern vorausging, legte seine Hände auf den Rücken und begann leise zu pfeifen, was Leonhard nur zu gut als Zeichen der Erregung bei ihm kannte.

„Und Du, Mutter," sagte er fröstlich, wie um ihre Rührung nicht aufkommen zu lassen, „hättest nicht einmal den Trost, in der Stadt dem Leonhard seine Tropfche schrubben lassen zu können . . ."

Sie hatte ihr Tuch an ihre weinenden Augen gebracht.

„Wenn Du jetzt auch spottest, Du überlebst es doch nicht," versetzte sie, „der Vater überlebte es nicht, Leonhard."

„Und darum soll und wird es nicht sein, Mutter. Vertraue auf mich, gutes Mütterchen! Ich gelobe es Euch."

„Was kannst Du geloben?" fragte der Förster besremdet, sein Gesicht seinem Sohn zuwendend. „Geloben? Du bist ein geschickter Arzt, wirst unserem guten Herrn auch vielleicht um ein paar Jahre das Leben verlängern — aber dann? Schwindsüchtige Willen kannst auch Du nicht curiren. Glaubst Du ihn dahin zu bringen, daß er ein Testament macht und darin festsetzt: die Försterstelle behält lebenslang Curt Klinghoft, mein alter Diener, und nach dessen Ende bekommt sie Edwin Klinghoft? Denk nicht daran! Ein Testament macht der nicht — der nicht!"

„Darin magst Du Recht haben, Vater. Ich denke nicht daran; ich verlasse mich auf Andres, auf ganz Andres, sage ich Euch, und mein gutes Mütterchen soll sich auf mich verlassen . . . willst Du, Mutter?" fragte er stehen bleibend, indem er ihre beiden Hände ersaßte und ihr tief in die guten hellblauen Augen blickte.

Sie mochte ihre weiche, rundliche Rechte aus seiner Hand los, und zärtlich damit über sein Gesicht fahrend, sagte sie mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Mein braver Leonhard! Gewiß, nächst Gott auf Dich am liebsten!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels in der Restaurationszeit.

Von Rudolf von Gottschall.

Hat sich auch der Jubel darüber, „wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht", oft allzu dithyrambisch geäußert, so wird doch jede wahrheitsgetreue Darstellung der deutschen Verhältnisse aus früheren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts immer von Neuem den Beweis liefern, daß eine Menge jener Schranken gefallen sind, welche früher die Entwickelung des geistigen Lebens hemmten. Und wenn man die kleinlichen Interessen in's Auge faßt, mit denen sich die damalige Staatsweisheit auch in den höchsten Regionen beschäftigte, so muß man anerkennen, daß die Perspectiven der innern und äußern Politik seitdem bewerkbar großartiger geworden sind.

Mit welchen Hindernissen damals besonders der Buchhandel zu kämpfen hatte, der als Träger der geistigen Bewegung angesehen werden mußte, davon entwirft uns der dritte Band der Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus, die sein Enkel Eduard Brockhaus herausgegeben (Leipzig, F. A. Brockhaus), ein sehr lebendiges Bild. An der Treue und Wahrheit desselben darf man um so weniger zweifeln, als dieser Band wie die ganze Lebensbeschreibung überhaupt aus archivarischen Quellen geschöpft und durchaus gewissenhaft ohne jede Schönfärberei abgefaßt worden ist. Acten und Briefe sprechen für sich selbst, und das anscheinend Unglaubwürdige erhält durch sie eine unwidersprechliche Bestätigung.

Als einer der rührigsten und tüchtigsten deutschen Buchhändler, welcher den Kampf gegen die französische Fremdherrschaft und das Napoleonische Regiment in seinen „Deutschen Blättern" und in vielen seiner Verlagsunternehmungen mit großer Ausdauer geführt hatte, konnte Friedrich Arnold Brockhaus doch nicht den Verfolgungen entgehen, welche zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse sich an die Fersen vieler der besten Patrioten hefteten, und sowohl die preußische wie die österreichische Regierung belastete seinen Verlag mit Verboten, Recensuren, Polizeidetentionen und anderen polizeilichen Chicanen; daneben hatte er unter den damaligen gesetzlichen Bestimmungen über den Nachdruck zu leiden, welche in die deutschen buchhändlerischen Verhältnisse eine unglaubliche Verwirrung brachten.

Wir haben zwar die scharfen Verdammungsurtheile gelesen, welche Jean Paul und andere damalige Schriftsteller über das Unwesen des Nachdrucks aussprachen, aber es wird wenigen bekannt sein, daß dieser Nachdruck zum Theil sogar von den Regierungen privilegirt wurde. Diese Erfahrung machte Brockhaus bei seinem Hauptunternehmen, dem „Conversationslexicon", das seinen Weltruf bis auf den heutigen Tag bethauptet hat und gegenwärtig in einer dreizehnten, völlig umgearbeiteten und wesentlich bereicherten, auch mit Illustrationen und Karten ausgestatteten Ausgabe erscheint, von welcher gegenwärtig der erste Band abgeschlossen vorliegt. Der Nachdruck des Lexicons, welchen die Firma A. E. Macklot in Stuttgart veranstaltete, erschien damals mit königlich württembergischer allergnädigster Genehmigung, und in der Ankündigung spendete die Firma in naivster Weise dem Original warmes Lob: über den Werth desselben sei in ganz Deutschland nur eine Stimme; es bewähre sich in ihm, was deutscher Geist und deutscher Fleiß bei großen literarischen Unternehmungen zu leisten vermöchten, und das durch den vereinten Fleiß vieler ausgezeichneter deutscher Gelehrten hervorgebrachte Werk mache eine ganze Bibliothek entbehrlich. Die Macklot'sche Buchhandlung habe sich entschlossen, eine neue Auflage davon zu veranstalten, um das so vortreffliche Werk besonders in dem südlichen Deutschland weiter zu verbreiten und durch Verringerung des Preises seinen Besitz auch unbemittelteren Lesern zu erleichtern.

Das erschient von unserem heutigen Standpunkte aus als eine ganz unbegreifliche Naivetät; Brockhaus aber hatte mit thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen und mußte alle erdenklichen Schachzüge unternehmen, um seinen Nachdruck so unschädlich wie möglich zu machen. Er erlangte für die vierte Auflage seines Conversationslexicons ein Privilegium der württembergischen Regierung auf sechs Jahre: aber die Regierung war so gerecht und wohlwollend, das Privilegium, das sie der Firma Macklot für die dritte Auflage ertheilt hatte, nicht zu vergeben und Herrn Brockhaus an's Herz zu legen, daß er ja die noch nicht erschienenen Bände derselben ausgebe und Macklot das Recht des Nachdrucks gestatte; Brockhaus hielt es für das Beste, mit seinem Nachdrucker nun selbst einen Vertrag abzuschließen, in welchem er diesem die Vollendung des Nachdruckes in einer bestimmten Zahl von Exemplaren gestattete, auf einen späteren Druck verzichtete und 1500 Gulden Schadenersatz zahlte. Doch auch dieser Vertrag hatte nicht den gewünschten Erfolg; er wurde unter allerlei Vorwänden nicht eingehalten; es kam zu Händeln, zu Processen, die durch mehrere Instanzen gingen.

Gleichzeitig traten auch andere Nachdrucke des Conversationslexicons zu Tage; kaum man es Brockhaus verdenken, wenn er sich in einem geharnischten Flugblatte gegen die Zibuistic-Judistric des Nachdrucks aussprach, in jener kräftigen, witzigen Weise, die an das Vorbild Jean Paul's erinnerte? „Nein, liebes Publicum," läßt er sich vernehmen, „solange der Deutsche noch nicht auf dem Kopfe geht und mit den Füßen denkt, wird die kein Mensch — und wäre dieser selbst ein königlich württembergischer Geheimer- oder ein Regierungsrath — einreden, daß Verlagsrecht kein Recht, Buchhandel kein Handel sei. Wenn du dagegen alles das bedenkst, was seit Luther und Frobenius, 300 Jahre lang, verständige und rechtliche Leute und darunter Männer wie Kant, Fichte, Pütter, Mundt, Campe, Becker, Jean Paul, gegen den Nachdruck gesagt haben, so wirst du wohl begreifen, daß der Bücher-Nachdruck nichts weiter sei, als ein Polyp im Herzen des edelsten Eigenthumsrechtes, das je eine Nation in Anspruch nehmen kann. Du wirst also einsehen, liebes Publicum, daß Gesetze, die den Nachdruck erlauben, nichts anderes erzielen, als Verleger und Schriftsteller, die nun auch einen Magen haben wie der Nachdrucker, wenn auch keinen Strauußmagen wie dieser — zu nöthigen, an ihrer eigenen Tafel zu fasten, an der sie Herrn Macklot und Compagnie bewirthen."

Mit solchen Anklagen der Nachdrucker, die er weiterhin mit dem Crispin vergleicht, der das Leder stiehlt und den Armen Schuhe daraus macht, aber nicht umsonst, wie dieser, oder mit den

Fetischräuzern, die in das Rasperlhaus gesteckt und an den Galgen gehenkt werden, begnügte sich Brockhaus nicht; er wandte sich an die Quelle der Gesetzgebung, an die Regierungen und den Bundestag mit seinen Eingaben und muß jedenfalls als einer der tapfersten Vorkämpfer gegen einen Mißbrauch angesehen werden, der uns jetzt nur noch wie eine dunkle Sage aus den Zeiten bundestäglicher Rechtsanarchie gemahnt.

Viel aufreibender noch waren die Kämpfe, welche F. A. Brockhaus mit der preußischen Regierung zu bestehen hatte, in denen sich Erfolge und Mißerfolge, Zugeständnisse und die Zurücknahme derselben in oft überraschender Weise ablösten. Diese Kämpfe werfen zugleich ein Licht auf die damaligen politischen Strömungen in den höchsten Kreisen Berlins, wo die Intentionen des Fürsten Hardenberg oft genug von den andern Ministern gekreuzt wurden; denn der alte Staatskanzler hatte in dem absolutistisch regierten Preußen lange nicht jene durchgreifende Macht, wie sie Fürst Bismarck in dem parlamentarischen Preußen und Deutschland besitzt. Brockhaus hatte in dem Historiker Friedrich von Raumer einen getreuen Bundesgenossen, der ihm nicht nur Stimmungsberichte aus Regierungskreisen schrieb, nicht nur Ratschläge über die besten zu ergreifenden Schritte erteilte, sondern auch selbst Mitglied des Oberrevisurcollegiums war; trotzdem konnte Brockhaus der widerstrebenden Elemente in Berlin nicht Herr werden und mußte, wenn er zwei Schritte nach vorwärts gemacht hatte, bald darauf wieder einen Schritt zurücktun. Das gerade zehrte an seinem Leben und hatte, zusammen mit anderen Mißhelligkeiten und mit der literarischen Polemik, in die er mit dem kritischen Kerubeißer Advocat Müllner in Weißenfels geraten war, seine verhältnismäßig frühen Tod zur Folge.

Bei der preußischen Regierung war Brockhaus schon seit dem Jahre 1810, wo er die „Memoiren Massenbach's“ veröffentlicht hatte, nicht gut angeschrieben. Das „Literarische Wochenblatt“ aber hatte sich einen offenbaren Verstoß zu Schulden kommen lassen, indem es im Juni 1820 in der „Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte“ einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den König von Preußen und die Königin Luise mitgeteilt hatte. In Folge dessen war das Blatt durch den Minister Hardenberg verboten worden. Das „Literarische Wochenblatt“ war von Kotzebue begründet worden und erschien zuerst in Weimar; Müllner machte es in seinem Kriege mit Brockhaus zu einem Hauptorgane seiner Polemik; der gewandte Buchhändler suchte ihm diese Waffe zu entwinden, indem er das Blatt kaufte und in den eigenen Verlag übernahm, in welchem es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Zumal (1820 und 1826) wechselte es in Folge der preußischen Censurscherereien seinen Titel; es sind die heutigen „Blätter für literarische Unterhaltung“, welche seit mehr als sechzig Jahren ihrem ursprünglichen Programme treugeblieben sind, dem Publicum, dem Salon wie dem häuslichen Herde ein Leitfaden zu sein für die Lectüre und ein Rathgeber mitten in einer überreichen Production, die ohne Sachverständige und Vertrauensmänner sich von dem Einzelnen gar nicht mehr sichten und beherrschen läßt.

Das Verbot des „Literarischen Wochenblattes“ wußte Brockhaus noch in demselben Jahre wieder rückgängig zu machen, indem er demselben einen veränderten Titel gab: „Literarisches Conversationsblatt“. Kaum aber hatte er durch Audienzen bei dem Staatskanzler und den Ministern die Freigebung des Blattes durchgesetzt, als ein anderer Sturm, der über den ganzen Brockhaus'schen Verlag hereinbrach, es wieder in Mitleidenschaft zog. Dieser Sturm war veranlaßt worden durch eine in's Deutsche übersetzte Schrift des Abbé de Pradt über die damalige spanische Revolution, „welche,“ wie der preußische Gesandte in Dresden meinte, „eigentlich gegen die ganze bestehende Ordnung gerichtet sei, ja den Meineid und die Empörungen der Armeen und Völker ohne Scheu predige.“

Die Schrift wurde in Preußen verboten, obschon sie mit Censur gedruckt worden war. Die preußische Regierung wandte sich an die sächsische mit Beschwerden über die Leipziger Büchercommission und über den „zur Verbreitung alles Revolutionairen jederzeit fertigen“ Buchhändler Brockhaus. Die sächsischen Behörden erwogen den Fall unparteiisch und ließen sich auch durch das Sündenregister, welches der preußische Gesandte in Dresden von dem Brockhaus'schen Verlag, von einzelnen Artikeln des Conversationslexicons, von den „Zeitgenossen“ entwarf, nicht zu übereilten Schritten hinreißen; die Conferenzminister vertheidigten dieß der angegriffenen Stellen; doch ein kleiner, anscheinend höchst unbedeutender Zwischenfall verbitterte die Stimmung in Berlin gegen Brockhaus im höchsten Grade: es waren in seinem Verlag zwei lobpreisende Biographien des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten und des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg veröffentlicht worden; die erstere wurde als soeben erschienen von Berliner Buchhandlungen im Inseratentheil der dortigen Zeitungen angekündigt. Der König war, wie Raumer an Brockhaus schrieb, ungehalten darüber, daß er und sein Leben ausgeboten wurde wie Häring und Neunangen und mitten unter solchen Objecten. Der Minister Schuckmann, der seine Stellung gegenüber derjenigen Hardenberg's zu befestigen suchte, benutzte den Unwillen des Königs, um eine entscheidende Maßregel gegen den ganzen Brockhaus'schen Verlag durchzusetzen, und in der That wurde die Recensur desselben in Preußen verordnet, auch betreffs aller künftig erscheinenden Schriften, das heißt: sie durften in Preußen nicht verbreitet und verkauft werden, bis die preußische Censur die Erlaubniß dazu ertheilt hatte.

Es genügte also nicht, daß ein Werk die Censur eines Bundesstaates passirt hatte; es mußte sich eine zweite Censur in Preußen gefallen lassen, sowie ja auch die Druckerlaubniß in einem Staate nicht vor dem Verbot in einem andern schützte. Diese politische Zwickmühle war ganz darnach angethan, daß dem deutschen Buchhandel ein Stein nach dem andern geschlagen wurde. Unermüdlich war Brockhaus bestrebt, diese Maßregeln rückgängig zu machen oder ihnen wenigstens die Spitze abzubrechen; er hatte mehrjach Audienzen bei Herrn von Schuckmann in Berlin, sandte dem Staatskanzler eingehende Memoiren ein und wandte sich wiederholt direct an den König; es gelang ihm auch, vorübergehende Erleichterungen durchzusetzen; namentlich schlief längere Zeit die Recensur des „Conversationsblattes“, für welches der Postdebit wieder gestattet worden war, gänzlich ein, ja einmal wurde sogar die Maßregel dem ganzen Verlag gegenüber suspendirt. Doch irgend ein neues corpus delicti, das der Brockhaus'sche Verlag in's Leben gerufen, wie das satirische „Taschenbuch ohne Titel“, wirbelte wieder so vielen Staub auf, daß die Recensur, obschon sie jährlich zweitausend Thaler kostete, wieder auf der Bildfläche erschien. Brockhaus führte diesen Kampf tapfer und unerschrocken durch.

„Was mein ‚Literarisches Conversationsblatt‘ betrifft,“ schrieb er an Raumer, „so habe ich Einsicht und Urtheil genug, um zu erkennen — und ich sage es frei heraus, ohne zu glauben, deshalb unbescheiden zu sein — daß es in seiner Art das erste Blatt nicht blos in Deutschland, sondern in Europa ist und daß jede Regierung, die das Blatt verbietet, sich beschimpfen muß.“ Er verhandelte wie eine kriegführende Macht mit der anderen und ging soweit, den Ministern selbst ausgearbeitete Vorschläge zu unterbreiten, wie die Absnahmegesetze am besten gehandhabt werden könnten. Seine günstige Chance in diesem Kampfe ließ er sich entgehen. Als in der „Allgemeinen Zeitung“ heftige Artikel gegen ihn erschienen, spürte er dem Verfasser derselben nach, und als er entdeckte, daß sie von einem Doctor Klindworth herrührten, einer problematischen Existenz, in welcher manche Söldlinge des Reptilienfonds vorspukten, ruhte er nicht eher, bis er den Staatskanzler von der Verwerflichkeit dieses Scribenten überzeugt hatte, der sich jetzt als Held der Legitimität aufspiele, während er früher dem Brockhaus'schen Verlag selbst eine auf demagogischen Grundsätzen beruhende Constitution für Preußen zur Verbreitung durch den Druck angeboten habe. In der That kam es hierüber zu scharfen Differenzen zwischen dem Staatskanzler, der damals allerdings schon altersschwach war, und dem Polizeiminister von Schuckmann, der aber zuletzt doch wieder über den Grafen Hardenberg triumphirte und die Wiedereinführung der Recensur durchsetzte. Brockhaus selbst, der immer verbitterter wurde, unterwarf sich derselben nicht mehr und suchte sie durch Gründung einer Altenburger Filiale und dadurch, daß er viele Verlagsartikel in der Mexler'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen ließ, zu umgehen. Die preußischen Behörden behandelten ihn jetzt wenig glimpflich; Schuckmann spricht von seinen „verächtlichen Drohungen“, „absichtlichen Unwahrheiten“, „den Phantomen seiner eingebildeten Wichtigkeit“, ja er selbst fügt eine Drohung hinzu, welche ein höchst charakteristisches Streiflicht auf die damaligen Verhältnisse wirft, daß nämlich die Producte der Brockhaus'schen Handlung in Preußen ohne Ausnahme verboten, dagegen „der Nachdruck derselben unter diesseitiger Censur versattet und dies öffentlich bekannt gemacht werde, damit achtlose Verfasser, denen an dem Umlauf ihrer Werke im diesseitigen Staate gelegen ist, in der Wahl ihres Verlegers sich hiernach richten.“ Der vom Fürsten

Digitized by Google

Hardenberg für ehrlos erklärte und in Preußen gesetzlich verbotene Nachdruck ward hier von einem preußischen Minister selbst als Schreckgespenst heraufbeschworen, und mit dieser Verhöhnung des Gesetzes war es vollkommen ernst gemeint.

Friedrich Arnold Brockhaus selbst erlebte den Frieden mit der Regierung nicht; erst nach seinem Tode, im December 1823, nach dreijähriger Dauer, wurde die Necensur in Preußen aufgehoben; nur das „Conversationsblatt" mußte sie bis zum Mai 1825 über sich ergehen lassen, wurde dann gegen Ende jenes Jahres abermals verboten und erst unter dem veränderten Titel: „Blätter für literarische Unterhaltung" zugelassen.

In Oesterreich machte der tapfere Verleger nicht minder bittere Erfahrungen: es war ja die Zeit der Karlsbader Beschlüsse; Metternich saß am Staatsruder, und Gentz führte die diplomatische Feder und übte das kritische Censoramt über die verwerfliche Literatur. Mehrere Bände des Conversationslexicons, eine große Zahl von Verlagswerken, darunter auch ein Jahrgang des Taschenbuches „Urania", wurden hier verboten. Auch hier nahm sich Brockhaus seiner buchhändlerischen Producte auf's Eifrigste an, ohne je pater peccavi zu sagen oder in einen kriechenden Ton zu verfallen. So erklärt er dem Polizeiminister Grafen Sedlnitzky, daß er der entschiedenste Feind jeder Willkür und alles Despotismus sei, und leugnet nicht, in einzelnen Momenten tief von der politischen Lage Deutschlands ergriffen gewesen zu sein und in diesen Momenten mehr gethan zu haben, als sich vielleicht dem Buchstaben nach rechtfertigen ließ oder läßt. „Sowie ich bis zum Jahre 1813 und wieder 1815 der glühendste Feind der Napoleonischen Herrschaft war, so ergriff mich 1819 die preußische Denunciation Deutschlands in Beziehung auf die angeblichen demagogischen Umtriebe, an die ich so wenig damals glaubte, wie ich ihnen noch jetzt im Sinne der preußischen Denunciation Glauben schenken kann; mich ergriff die Reaction, die ich in den Karlsbader Beschlüssen wahrzunehmen glaubte, und die mir die Ehre des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen anzugreifen schien."

Uebrigens war die österreichische Censur insofern nicht so intolerant, wie die preußische, als sie einzelnen Schriften nicht das Recht entzog, im Buchhandel verkauft, sondern nur die Erlaubniß, in den Zeitungen angezeigt zu werden, und einigen Kategorien von Persönlichkeiten, Gebräuchen und Staatsmännern, gegen Reverse von der Polizeihofstelle den Ankauf solcher Bücher gestattete, in denen die Anstößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwogen.

Auch die Ungleichheit der deutschen Rechtsverhältnisse mußte der Leipziger Verleger schmerzlich empfinden in den Injurienprocessen, die er gegen den Advocaten Müllner in Weißenfels und dieser gegen ihn führte. Nach sächsischem Rechte mußte der Verurtheilte eine gerichtliche Abbitte leisten, und auch Brockhaus mußte sich dieser Demüthigung unterziehen, während dies nach preußischem Rechte der unterliegenden Partei erspart blieb. Der literarische Großkophta von Weißenfels war mit allen diesen Kniffen hinlänglich vertraut, um jeden Vortheil wahrzunehmen, den ihm die zersplitterte deutsche Justizorganisation gewährte. Wie hoch der fehdelustige Raubritt auf seinem Kampfroß saß und welchen kräftigen Stil man damals in literarischer Polemik schrieb, möge man in der Brockhaus-Biographie selbst nachlesen! Wie sehr aber der Dichter der „Schuld" damals zu den Modeschriftstellern gehörte und wie unglaublich sich die buchhändlerischen Honorare für dramatische Werke und der Absatz derselben seitdem verschlechtert haben, geht aus der Notiz hervor, daß Müllner's „König Yngurd" in Auflagen von je 4000 Exemplaren gedruckt wurde und er für jede Auflage 1200 Thaler Honorar erhielt, ja für die in 10,000 Exemplaren gedruckte „Albaneserin" ein Honorar von 3000 Thalern. Und wer liest und kennt diese Stücke jetzt? Mögen die Liebhaber der Mode von diesen Thatsachen Notiz nehmen und des alten Spruchs eingedenk sein: „Sic transit gloria mundi — so geht der Ruhm der Welt vorüber."

Das Monogramm.

Unsere hastig vorwärtsdrängende, den Unterschied zwischen Hoch und Niedrig mehr und mehr ausgleichende Zeit hat auf dem Gebiete des Kunstgewerbes eine eigenartige Erscheinung hervorgerufen. Der Eifer, mit welchem überall die Parole: „Veredelung des Geschmacks", „Bildung des Stilgefühls" ausgegeben und befolgt wurde, hat zahllose Apostel begeistert und — in der That — schon jetzt einen machtvollen Einfluß auf die Producenten und auf die Käufer aller Stände gewonnen. Der schlichte Krug macht dem reliefreichen Humpen Platz, und da letzterer — dank den technischen Fortschritten unserer Industrie — kaum mehr kostet, als das alte, geschmacklose Hausgeräth, wählt sich selbst der einfache Mann instinctmäßig das Geschmackvolle, um sein Zimmer damit zu schmücken. Mit Gleichgültigkeit geht man an dem Teppich mit seinen flammenden, „natürlichen" Blumen vorüber; die matten, stumpfen Töne und edlen Muster des „neuen, alterthümlichen" Teppichs haben ja etwas so „Vornehmes"; sie erinnern an Schlösser und Paläste und wecken selbst im wenig gebildeten Auge eine wohlthuende Empfindung. Dem Handtuch wird eine blaue oder rothe Kante, streng nach Lessing, gegeben, und die Maschine hat dafür gesorgt, daß diese Zier sozusagen umsonst mit hineingewebt ist — kein Wunder also, wenn sich der, welcher die Wahl hat, ohne langes Besinnen für das Stilgerechte entscheidet.

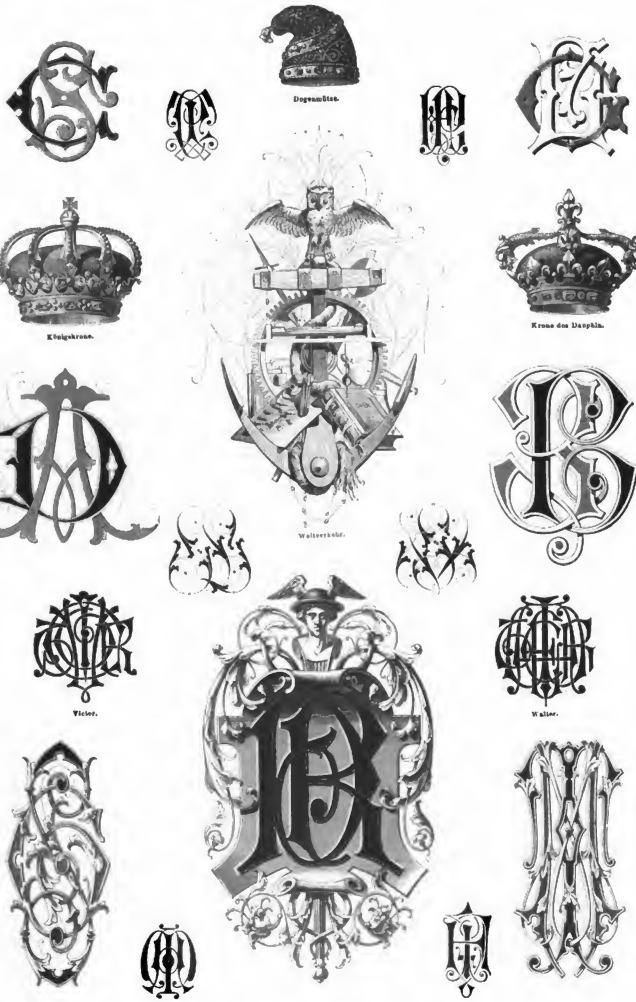
In breiten Wogen ergießt sich die Fluth stilgerechter Gebilde in alle Kreise des Volkes. Von der angestaunten harmonischen Façade eines Prachthauses bis auf den Tisch des Tagelöhners, dem sein Teller mit imitirtem Meißener Zwiebelmuster nicht mehr kostet, als der zerbrochene, alte weiße Teller, dessen Scherben er eben hinausgeworfen hat, von der kostbaren Brokatrobe der Fürstin bis zu dem Kleide des Dienstmädchens, welches in billigem Gewebe, aber täuschender Nachbildung das noch neueste Muster der ersten Modemagazine copirt — überallhin schlagen die Wellen dieser kunstgewerblichen Reform. Ob zum Glücke und Wohle der bisher bescheidenen Leute? Wer möchte es bejahen und nicht die Befürchtung hegen, daß dadurch die raffinirte Cultur, das Behagen an Glanz und Schein und die Selbstüberhebung bei sehr vielen für dieselbe Empfänglichen genährt werden!

Und in so rascher Entwickelung befindet sich dieser an sich mit Recht erstrebte und in seinen Grundsätzen edle Läuterungsproceß, daß er schon jetzt Gefahr läuft, über das Ziel hinauszuschießen. Bereits zeigt sich hier und da eine Uebersättigung an den hausschlich wieder in Mode gekommenen Motiven der Renaissance. Die alten Kästen, Truhen und Schränke, die halb vergessen in der Rumpelkammer standen, werden vom Antiquitätenjäger ausgestöbert und mit hohem Preise bezahlt. Und wer sich keines von Ahnen ererbten Familienstückes rühmen kann, findet moderne Fabriken von „Alterthümern" genug, in denen das frappante Copiren alter Muster mit Hochdruck betrieben wird.

Ja, wenn mit diesem Tempo auch die ästhetische Bildung, sowie der Wohlstand der Massen zunähmen! Aber so Vielen fehlt noch leider das Verständniß für die Bedeutung und das Wesen der Formen und Farben, so Viele begnügen sich mit einem halb unbewußten Gefühle des Behagens, und so Wenige finden sich, indem sie über ihre bisherige Sphäre hinausgehen, in der neuen und höheren zurecht!

Ein deutliches Beispiel, wie weit diese Verallgemeinerung künstlerischen Zierrathes jetzt geht, bietet das „Monogramm", jene wundersame Verbindung und Verschlingung zweier oder mehrerer Buchstaben, meist der Anfangsbuchstaben des Vor- und Familiennamens. Sonst nur die Signatur des deutschen Kaisers, hochgebietender Fürsten oder alter Adelsgeschlechter, eine seltene Zier auf den Prachtgeräthen edler Patricier, auf den Siegeln der Machthaber, über den Portalen der Vornehmsten — jetzt, jenes Nimbus längst beraubt, ein für Jedermann nun ein Wenigeserreichbarer Zierrath. Vorräthig liegen sie in den Schaufenstern, die Monogramme, in allen möglichen Combinationen des Alphabets. Der Lehrling kauft sich Manschettenknöpfe mit seinem Monogramme; dem Schulmädchen legen die Eltern Briefbogen und Couverts mit seinem Namenszuge auf den Schreibtisch; für wenig Groschen läßt sich der Spießbürger ein Metallmonogramm an den Griff seines Regenschirmes befestigen, und ein Studio ohne ein Monogramm auf seinem Stiebel oder Spazierstock ist kaum denkbar. Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum wird dem Meister ein Photographie-

Digitized by Google



Monogramme.

Aus dem Werke „Das Gewerbe Monogramm" herausgegeben von Martin Gerlach.

Digitized by Google

Album überreicht; natürlich prangt sein Monogramm auf dem Deckel. Zum Sonntage schmückt sich die Näherin, indem sie ein riesenhaftes Monogramm am Sammetbande, dem geliebten Geber zu Ehren, anlegt. Kurz — wohin wir sehen, welchen Zweig des Kunstgewerbes, welche Classe der Bevölkerung wir betrachten — sogar das Militär mit den Namenszügen auf den Achselklappen nicht ausgeschlossen — überall hin ist das Monogramm gedrungen.

Einst war es anders! In den steinernen Ueberlieferungen aus grauer Vorzeit begegnen wir neben den leichter zu entziffernden Worten und Sätzen jenen Abkürzungen, die zu verstehen und zu enträthseln eine eigene Kunst ist. Herrscherzeichen, Priesternamen, religiöse Symbole, der damaligen Welt leicht verständlich, uns kaum oder nur durch scharfsinnige historische Forschung erklärlich. Dann treten jene populär gewordenen Monogramme auf, wie das Feldzeichen der römischen Legionen (S. P. Q. R. — der Senat und das Volk von Rom), Züge, die ihren Siegesflug über die ganze civilisirte Welt zurücklegten.

Und welche Fülle von Monogrammen finden wir im Mittelalter, unter den amtlichen Urkunden, wo sie bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Signatur des Regenten darstellten, die Jeder kannte und respectirte! Wir begegnen dem Monogramm in dem künstlerischen Codex des Mönches, in den sogenannten „redenden" Wappen und an den Werksteinen der Bauhütten. Als Zeichen des Mächtigen sehen wir es verschwinden, als Künstlerzeichen wieder auftauchen und unmerkt in reichster Fülle — eine Welt von Räthselzeichen — die Werke der Maler, Kupferstecher, Formschneider, Zeichner und Goldschmiede schmücken. Viele dieser Schöpfungen mittelalterlichen Kunstfleißes, die jetzt unser Auge entzücken, die Zierde der Museen bilden und als Muster nachgebildet werden, tragen ein solches Zeichen — aber von welchem ehrsamen Meister es uns kündet, bleibt uns oft unbekannt. Wohl hat uns der Nürnberger Paul Behaim, der das erste Monogramm-Lexicon (1819) geschaffen, viele Deutungen hinterlassen, wohl sind zahlreiche spätere Werke eine Fundgrube für das Verständniß der Künstlermonogramme, aber nicht jedes ist so populär, wie Albrecht Dürer's giebelbadgartiger Namenszug, den fast jeder Laie schon von weitem erkennt.

Mancher kostbare Stich, manche seltene Klinge und kunstreiche Waffe trägt unlösbare Zeichen, und nur Eingeweihte vermögen oft an jenen alten Majoliks und Porcellanen, deren echte Exemplare immer seltener, deren Fälschungen immer häufiger werden, den Namen des Künstlers oder den der Werkstatt zu erkennen und die Echtheit des Kunstwerks zu entscheiden.

Ist es doch allbekannt, daß die Nachahmung alter Fabrikzeichen, z. B. des als Vieux Saxe berühmten Meißner Porcellans, systematisch von gewissen Händlern betrieben und durch gleichzeitige Bemalung der Geräthe im Geschmacke jener Epochen geradezu als Mittel zur Täuschung unerfahrener Käufer benutzt wird, ein Verfahren, das, so unmoralisch es ist, sich der gerichtlichen Verfolgung entzieht und darum an den Pranger gestellt zu werden verdient.

Seit dem letzten Jahrhundert ist das Künstlermonogramm im Aufsteben. Die großen Meister ebenso wie die kleinen Geister verewigen sich mit ihrem vollen Namen, und so ist die Gefahr, daß sich künftige Generationen über die Autorschaft moderner Kunstwerke den Kopf zerbrechen, viel geringer geworden.

Seinen Triumph feiert heutzutage das Monogramm in seiner Anwendung auf das Kunstgewerbe, und welche Mannigfaltigkeit, welcher Geschmack, welche Noblesse der Erfindung und Ausführung hier zu Tage tritt, ist erstaunlich. Ein großes, prachtvoll ausgestattetes Werk, das gegenwärtig in zweiter Auflage vor uns liegt: „Das Gewerbe-Monogramm" von Martin Gerlach (Wien, M. Gerlach u. Comp.), giebt auf hundertzehn Foliotblättern, die mit sorgsamst ausgeführten Holzschnitten geschmückt sind, einen ungeahnten Begriff davon, bis zu welch hoher Vollendung man es auf diesem Gebiete der Ornamentik gebracht hat.

Ein weiter Weg ist es, den das Monogramm von seinen, wie es scheint, sehr idyllischen Anfängen bis zu solcher Höhe und bis in unsere Tage zurücklegen hatte. Seine ersten Spuren waren vielleicht nur von dem sinnenden, liebeschreibenden Jünglinge in den flüchtigen Sand gezeichnet oder dem Steine eingekritzelt. Die Geliebte sein zu nennen, war ihm unmöglich. So tröstete er sich denn im Geiste mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und begnügte sich, ihren Namenszug, mit dem seinen verschmolzen, niederzuschreiben, symbolisch sein erträumtes Glück andeutend. Und später vielleicht mochte er, die geliebte Braut zur Seite, wieder ähnlichen Monogramm-Studien auf einem gemeinsamen Spaziergange im Walde nachhängen, wie es uns Bleibtreu so schön dargestellt hat. Und da tönte es gewiß zu freudigerem Tone aus der beglückten Brust des Jünglings:

„Wie wir uns're Namen schneiden
Zu die junge Birke ein,
Soll in Freuden und in Leiden
Unser Bund befiegelt sein.

Wollen uns die Hände reichen,
Wollen treu zusammenstehn,
Und nach diesem Liebeszeichen
Jedes Jahr im Lenze sehn.

Mag das Glück den Baum bewahren,
Daß, was jetzt die Klinge schreibt,
Selbst nach stürmerreichen Jahren
Unser'n Augen lesbar bleibt.

Aber quält es einst wie Thränen
Aus zerborst'nem Namenszug,
Denk' in wehmuthsvollem Sehnen
An das Herz, das treu dir schlug."

Und später mochte vielleicht der geschmückte Bräutigam seiner holden Braut ein Schmuckkästlein überreicht haben, auf dem Meister Godschmied die Initialen Beider, kunstreich verschlungen, angebracht hatte. Damit war denn der Uebergang zum Gewerbe-Monogramm geschaffen; dem ersten Falle der Verwendung folgten bald Hunderte und Tausende, kein Gebilde, keine Geschmacksrichtung des Kunstgewerbes wollte unbenutzt lassen. Das einfache Material, mit dem sich unter Gott Amor's Herrschaft die Liebenden begnügten — Sand und Stein, Glasscheiben und Baumrinden — es machte dem Holze, den Edelmetallen, dem Elfenbein Platz; Bronze und Zinn, Leder und Papier — Alles, sogar die tätowirte Haut des Seemannes wurde dem Universal-Ornamente dienstbar, welches man als Monogramm bezeichnet.

Gravirt und geschnitzt, gemalt und gestickt taucht es heutzutage überall auf, wo es überhaupt anzubringen ist, von der diamantbesetzten Tuchnadel, dem Geschenk eines Fürsten, bis zu dem einfachsten Wäschestempel, mit dem sich die Näherin im Dachstübchen die Namenszüge vorzeichnet, eine Specialität von so großer Bedeutung vorstellend, wie man dies noch vor zehn bis fünfzehn Jahren kaum geahnt hätte. Alle nur möglichen Combinationen von Anfangsbuchstaben bieten sich hier zur Auswahl an, bald in schlichten, kernigen lateinischen, bald in gothischen Schriftzügen, oder in der speciell für Siegel bestimmten Spiegelschrift: hier in den zarten, duftigen, verschnörkelten Ranken, dort im Stile der größeren verzierten Anfangsbuchstaben (Majuskeln) mittelalterlicher Manuscripte. In den noch alterthümlich stilisirten Mönchsalphabeten und in den kühnsten Formen des Rococo, vor allem aber in jenen kräftigen Zügen reiner Renaissance, die der Kunstschmiede-Arbeit nachgebildet sind — in allen Erscheinungen tritt das Monogramm, jener Proteus der Ornamentik, uns entgegen! Es haben besonders England und Wien so Großes in der verständnißvollen Ausnutzung der besten Vorbilder und in der Neugestaltung ganzer Alphabet- und Namensgruppen früherer Jahrthunderte geleistet, daß hier allein schon eine beachtenswerthe Summe von Geschmack und Talent vorliegt.

Ab und zu artet freilich die Lust, alles Mögliche in diesen Verschlingungen wiederzugeben, in eine das Auge verwirrende Spielerei aus, die aber in höheren Kreisen zur Zeit fashionable ist und besonders in feinen Brief- und Couvertmonogrammen, Brochen u. dergl., zuweilen in bedeutenden Größenverhältnissen, Verwendung findet. Wir meinen die Namensmonogramme, bei denen sämmtliche Buchstaben des Namens als große Anfangsbuchstaben durch einander gestellt sind, ein für das nicht eingeweihte Laienauge unlesbarer oder nur mühsam zu entzifferner Complex von Schriftzügen.

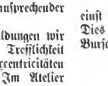
Abgesehen von dieser Abart, die doch wohl über den Rahmen des guten Geschmacks hinausrankt und mehr eine vorübergehende Mode, als eine dauernde Bereicherung kunstgewerblicher Ornamentik darstellt, ist aber noch jenes fast unentbehrliche Beiwerk der Monogrammkunde, welches in der geschickten Gruppirung von Symbolen, in der trophäenartigen Anordnung von Gegenständen des wirklichen Lebens (Waffen, Werkzeuge), in der Beifügung von

Digitized by Google

allegorischen Figuren, Schildhaltern ꝛc. besteht, zu einer hohen Blüthe gelangt. Diese sprechenden, bildlichen Monogrammzuthaten bieten den Künstlern ein reiches Feld für ihr Schaffen, und rechnet man hierzu noch das Beiwerk von den verschiedenartigsten Kronen aller Zeiten und Länder, von Kurhüten, von Dogen- und Bischofsmützen, sowie den Formenreichthum der Heraldik, so darf man in der That behaupten, daß hier dem Kunsthandwerker außerordentlich mannigfache Gelegenheit zu lohnender und anspruchender Thätigkeit gegeben ist.

Besonders das Gerlach'sche Werk, von dessen Abbildungen wir einen verschwindend kleinen Theil vorführen, um die Trefflichkeit der Technik zu zeigen, enthält — neben einzelnen Excentricitäten — einen wahren Formenschatz des Monogramms. Im Atelier und in der Kunstwerkstatt, sowie zum Studium ist es geradezu unentbehrlich, und mit Stolz darf man diese Leistung in artistischer und zylographischer Beziehung als eine der ersten hinstellen. Daß der höhere Kunstgewerbetreibende eine Menge neuer Anregungen daraus schöpfen kann, ist vom praktischen Standpunkte aus ein unbestreitbares Verdienst des Werkes, um so mehr, als die Entwürfe offenbar für die verschiedensten technischen Verwendungsarten und Materialien gedacht sind.

Schließlich noch ein Wort über die zahllosen Monogramme (Cirkel) der studentischen Verbindungen. Keines derselben hat eine solche historische und ethische Bedeutung, als das der Burschenschaft:



einst und noch jetzt der Wahlspruch der jungen deutschen Patrioten. Dies Monogramm mag uns heut' an die erhebenden Worte eines Burschenschaftsliedes vom Jahre 1823 gemahnen:

„Drum achtet's klein, was draußen Euch bedroht;
Ihr stander hier für Freiheit und für Ehre,
So wollet fleh'n dem Vaterland zu Schutz und Wehre!
Dies Euer Heil im Leben und im Tod."

Allen denen aber, welche diesen Betrachtungen über das Monogramm mit Interesse gefolgt sind, wünsche ich, daß, wenn man ihnen einst das letzte Monogramm A und Ω (Alpha und Omega) als Zeichen irdischer Vergänglichkeit und ewiger Dauer auf ihren Stein eingräbt, diese Zeichen für den Anfang und das Ende zugleich ein schönes und inhaltreiches Leben einschließen mögen.

Livius Fürst.

Die Kettenschifffahrt auf der Elbe.

Von **A. Woldt.**

Viele Bewohner der Elbstädte erinnern sich gewiß noch mit leisem Schauder an die früheren Zustände der Elbschifffahrt, an jene gar nicht so fernen Zeiten, in denen ein merkwürdiges Menschengeschlecht an den Elbufern hauste, eine aus Tausenden von Personen bestehende Gesellschaft, welche sich der Aufgabe widmete, diejenigen Schiffe, welche stromaufwärts fahren mußten und in der gewaltigen Strömung weder durch Rudern noch durch Segeln vorwärts gebracht werden konnten, durch das sogenannte „Treideln" stromaufwärts zu ziehen.

Diese Menschenclasse führte den Namen: „Die Bomäischer". Schaarenweis pflanzten sie sich an die lange Leine, welche von einem derartigen Schiffe bis zum „Treidelsteg" am Ufer reichte, und zogen das Fahrzeug, langsam im Tacte dahinschreitend, vorwärts. Wenn das Hochwasser des Frühjahrs den Beginn der Schifffahrt anzeigte und die aufgestaute gelbliche Fluth gegen das Schiff anstürmend in zahllosen Wirbeln mit Eilgeschwindigkeit vorüber tanzte dann waren die „Bomäischer" am thätigsten.

Unsere Illustration führt sie uns vor, wie sie, mit gewaltiger Kraft sich in die Gurte legend, den Kampf gegen das unbändige Element aufnehmen und in trotziger Energie vorwärts dringen. Wenn aber im Laufe der Sommermonate die Elbe um mehrere Fuß fiel, dann sahen sich die verwegenen Gesellen eines Theiles ihrer Einnahme beraubt, und in solchen Fällen kam es ihnen auf ein bischen Vegelagern nicht an.

Nun sind sie längst dahin geschwunden, diese Leute, und nur ein Andenken von ihnen ist der Nachwelt geblieben: der eigenthümlich originelle Gesang, welchen sie beim Ziehen der Schiffe erhoben, hat Richard Wagner Veranlassung zur Composition seines Matrosenchores im „Fliegenden Holländer" gegeben.

Welch ein anderes Bild bietet uns heute die Elbschifffahrt dar! Auf den Wellen des Stromes, die ungedultig Hamburg, einem der größten Häfen der Welt, zutreiben, fährt ein Dampfer sicher und stolz zu Berg und zieht unaufhaltsam vorwärts eine lange Reihe schwerbelasteter Kähne. Aber es ist nicht allein die ungeheure Kraft des von Wasser und Feuer erzeugten Dampfes, welche hier über die zu Thal drängenden Wogen des Flusses den Sieg davonträgt. Unten im Bette des Stromes ruht eine schwere eiserne Kette, zu welcher der Dampfer sozusagen Anhalt gewinnt und mit deren Hülfe er den Anprall der Gegenströmung zu überwinden vermag. Nach dieser Kette tragen nun die Fahrzeuge den Namen Kettendampfer, und nach ihr wird die gesammte, also betriebene Schifffahrt Kettenschifffahrt genannt.

Mit Hülfe der unserem Artikel beigegebenen, für die „Gartenlaube" eigens gezeichneten Illustration von Paul Heydel, welche das Loschwitzer Elbufer mit der Villa Souchay, den prachtvollen Albrechtsschlössern, dem bekannten Salopvenschlößchen und den Dresdener Wasserwerken darstellt, werden unsere Leser die Einrichtung eines Ketteudampfers und den Betrieb der Kettenschifffahrt sich leicht zu veranschaulichen vermögen.

Wir schicken zunächst voraus, daß mitten in der Fahrbahn in der ganzen Länge des Stromes eine Kette versenkt ist, welche nur an ihren beiden Enden fest verankert wurde. Diese Kette wird nun, aus dem Wasser emporgehoben, von einem an dem Vordertheil des Schiffes befindlichen Arme aufgenommen und von diesem vermittelst Leitrollen zu zwei auf dem Schiffsdeck befindlichen Trommeln geführt. Um diese Trommeln, welche mit Rinnen versehen sind, wickelt sich die Kette dreimal in der Art, daß sie von der ersten Rinne der ersten Trommel zu der ersten Rinne der zweiten Trommel übergeht, von dieser um die zweite Rinne der ersten Trommel sich schlingt und zu der zweiten Rinne der zweiten Trommel zurückkehrt ꝛc. Zuletzt wird die Kette in einer schräg abfallenden Leitrinne an das hintere Ende des Schiffes geführt, wo sie wieder in das Wasser sinkt.

Der Kettendampfer bewegt sich nun vorwärts, indem seine Dampfmaschine die beiden Trommeln in Bewegung setzt, wobei alle von der Kette auf- und wieder abwickeln und hierdurch das Schiff um dieses Stück vorwärts rücken. Der von dem letzten Umfange der zweiten Trommel abgewickelte Theil der Kette läuft nach dem Heck des Schiffes und versinkt dort wieder in der Tiefe des Stromes. So wie sich also der Zug der Rigidahn durch das Eingreifen des Zahnrades in die Zähne der Mittelschiene bergan bewegt, so rollt sich hier die Windevorrichtung des Kettenschiffes unter der Kette fort.

Durch ein sehr einfaches Experiment ist man im Stande, sich hiervon eine directe Anschauung zu schaffen. Man lege zwei runde Bleistifte oder Federhalter neben einander und wickele um sie gemeinschaftlich einen Faden drei- bis viermal herum; dann wird man, wenn die Enden des Fadens ein wenig festgehalten werden, durch gleichmäßige Achsendrehung beider Bleistifte den Faden auf- und abwickeln können.

Die auf dem Boden des Stromes liegende Kette, an welcher der Kettendampfer durch die beiden Trommeln befestigt ist, sodaß er nur vorwärts oder rückwärts fahren kann, wird je nach der Kraft des Anzuges und der Wassertiefe auf eine gewisse Länge vor dem Schiffe gehoben; der Punkt, an welchem sie ungehoben bleibt, ist gewissermaßen der Ankerpunkt des Schiffes, indem das Gewicht und die Reibung der fortlaufenden Kette den Anker ersetzen. Da sich nun auf diese Weise der Ketteudampfer mit der ganzen hinter ihm angehängten Last der geschleppten Fahrzeuge während der Fahrt „zu Berg" in jedem Augenblick gewissermaßen vor Anker befindet, so wird er sogar im wildesten Gefälle niemals auch nur einen Zoll breit von dem einmal zurückgelegten Wege rückwärts gedrängt.

Digitized by Google

Würde dagegen die Maschine eines anderen frei im Strome schwimmenden Schleppdampfers einmal stoppen oder nachlassen, ohne sofort Anker zu werfen, so würde der ganze Zug unaufhaltsam stromabwärts treiben.

So läßt also der Umstand, daß das Schiff an der Kette einen festen Widerstand findet, die von der Maschine abgegebene Kraft möglichst voll zur Ausnutzung gelangen.

Die Kette reicht also, wie wir gesehen haben, vom Grunde aufwärts und wird durch geeignete Leitung über die ganze Länge des Schiffes geführt, wobei sie in Windungen um die beiden Trommeln geht; alsdann verläßt sie das Hinterteil des Schiffes und geht wieder schräg abwärts bis auf den Grund. Hieraus erhellt schon, daß die Kette nicht gespannt, sondern nur lose auf der Flußsohle aufliegt. Die aufgehobene Länge der Kette gestattet dem Schiffe mittelst der Steuer nach rechts und links eine zwar St. Goar bis Bingen oder von Philippsburg bis Lauterburg und wie sie die Elbe von Niedergrund bis Aussig besitzt; sie müssen sogar auf das Schleppen der Lastkähne vollständig verzichten in Gefällen, wie sie von Lauterburg bis Straßburg auf dem Rhein, oder von Mannheim bis Heilbronn auf dem Neckar vorkommen.

Selbstverständlich muß die Stärke der Kette stets den gegebenen Verhältnissen, der Tiefe und der Stromgeschwindigkeit des Flusses angepaßt werden. So sind z. B. die einzelnen Glieder der in die Elbe gelegten Kette etwa so groß wie ein Handteller und haben eine Eisenstärke von zweiundeinhalb Centimeter, während das Gewicht jedes einzelnen Gliedes etwas mehr als ein Kilogramm beträgt. Dies ergiebt für die bis jetzt mit Kette belegte Strecke der Elbe ein Gewicht von mehr als zehn Millionen Kilogramm. Auch der Bau der Kettendampfer muß unter den oben erwähnten Umständen von dem unserer gewöhnlichen Flußdampfer abweichen.

Die Romäischer auf dem Treidelsteg.

Nach einer Skizze.

begrenzte, aber genügende Beweglichkeit zum Ausweichen, die bei Krümmungen des Flußlaufs von besonderer Wichtigkeit ist. Hieraus sieht man aber auch, daß das Schiff eine gewisse Länge der Kette zu tragen hat, und daß es aus diesem Grunde auch tiefer eintauchen muß, als wenn es sich ohne Kette bewegte.

Natürlich ist es nicht gleichgültig, wie groß die Last der Kette ist, und deshalb darf die Tiefe des Gewässers ein bestimmtes Maß nicht überschreiten. Man würde beispielsweise in einem Wasser, das etwa dreißig bis fünfzig Fuß tief ist, die Kettenschiffahrt nicht mehr mit Vortheil betreiben können, weil das Schiff eine zu große Last zu heben hätte. Als zweckmäßige Grenze in Bezug auf die Verwendbarkeit der Kettenschiffahrt hat sich eine Tiefe von acht Metern ergeben.

Der wesentliche Vortheil der Kettenschiffahrt besteht also darin, daß sie bei sehr starken Gefällen zu Berg zu fahren auch dort ermöglicht, wo die frei schwimmenden Dampfer mit ihren Schleppzügen nicht mehr vorwärts kommen. So finden beispielsweise Raddampfer bedeutende Schwierigkeiten bei Gefällen, wie sie etwa der Rhein von Sie sind, da sie sich zumeist nur an der Kette stromauf und -abwärts bewegen, vorn und hinten symmetrisch gebaut, führen auch der höheren Manövrirfähigkeit wegen vorn und hinten je ein Steuer. Ihre Dampfmaschine besitzt in der Regel 100 bis 150 Pferdestärken und bewegt die beiden Trommeln auf Deck gemeinschaftlich nach einer Richtung. Je stärker die Gefälle und je größer der Schleppzug ist, um so energischer legt sich die vordere Trommel in die stark gespannte knirschende Kette, mit zornigem Ruck Glied auf Glied mit ihrer stahlharten Oberfläche erfassend und sich und den ganzen Schleppzug an ihr stromaufwärts windend.

Der nunmehr von Wind und Wetter und anderen Zufälligkeiten unabhängige Schleppdienst auf der Elbe wird so gehandhabt, daß jeder Kettendampfer die von ihm gezogenen zehn oder zwölf Schiffe, die, durch Taue mit einander verbunden, einen stattlichen Schleppzug bilden, so lange stromaufwärts fährt, bis ihm ein anderer entgegenkommender Kettendampfer diese Last abnimmt. Dann wird Station gemacht, was zu jedem beliebigen Punkte der Kette geschehen kann, und der frei gewordene Motor kehrt

Digitized by Google

Kettendampfer auf der Elbe bei Dresden. Nach der Natur für die „Gartenlaube“ gezeichnet von Paul Heydel.

Digitized by Google

zurück, bis er stromabwärts den nächsten Schleppzug trifft, den er dann wieder stromaufwärts führt. So reichen sich die Dampfer die Lasten einander zu und schaffen sie an den Ort ihrer Bestimmung.

Wenn es einmal erwünscht ist, daß ein Dampfer ganz frei von der Kette fahre, zu welchem Zwecke die Mehrzahl der Dampfer auch noch mit einer Schraube versehen ist, so wird einfach ein Kettenschloß gelöst, wie man auf jedem halben Kilometer ein solches antrifft, oder es wird nöthigenfalls ein Glied der Kette mit einem Meißel zerschlagen, und nachdem man die Kette von den Trommeln genommen, vereinigt man ihre beiden Enden wieder durch ein einfaches Kettenschloß.

Die Idee dieser Kettenschiffahrt ist viel älteren Datums als die Dampfschiffahrt. Wir können sie bis zum Jahre 1723 zurück verfolgen. Damals gab der in Dresden lebende Mathematiker Marperger ein Werk heraus, betitelt: „Wasserfahrt auf Flüssen und Canälen", und in demselben findet sich folgende Stelle:

„Wir können nicht umhhin, der von dem berühmten Mechanico, und Math. Prof. Herrn Nicolaus Madwitz zu Magdeburg zwar angegebenen, aber nicht zum Gebrauch gekommenen Maschine, vermittelst welcher die schwer beladenen, die Elb hinaufkommenden Schiffe durch etwan fünf bis sechs Mann, da dermalen wohl fünfzig nöthig seyn, über den schnellen Wasserfall unter der Magdeburgischen Brücken hatten herauf gezogen werden sollen, noch einmal zu gedenken. Es besteht aber solche Maschine in zwei liegenden Wellen, worauf die Taue oder funes Tractorii gewickelt werden, und zwar vermittelst sechs auswechselnder Vectium-Homorodromorum, oder gleich aufflauffenden Hebel, wobey denn dieser Umbstand, daß die Tauen, wie sie umb die vordere Welle umbgeschlagen werden, sich immer wieder von derselben ab und auff die hintere auffwickeln, die ganze Maschine aber auf einen Ponton oder Prahm gar füglich kann angebracht werden."

Mit dieser Beschreibung ist das Princip unserer heutigen Kettenschiffahrt vollkommen dargestellt.

Die ersten Versuche der Kettenschiffahrt sollen in Dresden gemacht worden sein; späterhin, im Jahre 1732, ließ Marschall Moritz von Sachsen bei Straßburg im Elsaß ähnliche Versuche anstellen, welche nachher in Frankreich Fortsetzung fanden. Die Franzosen waren es auch, welche diese unzweifelhaft deutsche Erfindung praktisch vervollkommnet haben. Der erste Ingenieur, welcher vor etwa sechszig Jahren die Dampfkraft auf ein Kettenschiff zu übertragen suchte und die Grundzüge der heutigen Kettenschiffahrt entwarf, war Tonraffe; sein System fand jedoch damals wenig Anerkennung, sodaß erst im Jahre 1839 der erste Erfolg bringende Kettendampfer gebaut und im Innern von Paris in Dienst gestellt wurde. Späterhin dann, seit den fünziger Jahren bis zum Jahre 1873, wurden in Frankreich noch etwa 500 Kilometer Wasserstraßen mit der Kette belegt.

In Deutschland hatten indessen die beiden Elbstädte Magdeburg und Dresden ihr altes Prioritätsrecht auf die Kettenschiffahrt nicht vergessen. Das erste deutsche Versuchsschiff dieser Art wurde 1865 vom Director der Vereinigten Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtscompagnie Herrn Graff für den Localdienst durch die Magdeburger Brücken in Dienst gestellt. In den darauf folgenden Jahren fand in der Einrichtung der Kettenschleppschiffahrt der Oberelbe die erste Ausdehnung derselben auf eine größere Strecke des nicht canalisirten Elbstromes statt. Der kühne und unternehmende Schöpfer dieser Anlage ist der noch heute an der Spitze der gesammten deutschen Kettenschiffahrt der Elbe stehende Ingenieur General-Director E. Bellingrath in Dresden, der neuerdings in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist durch die von ihm gemachte wichtige Erfindung des hydrostatischen Wogeus, mit welchem beladene Schiffe beliebiger Form und Größe auf besonders dazu eingerichteten Eisenbahnen, selbst bei wechselnden Steigungsverhältnissen, sicher und ohne Schaden zu nehmen, bergauf und -ab transportirt werden können.

Damals, im Jahre 1869, als die erste Probefahrt auf der Strecke von Riesa nach Dresden unter seiner Leitung stattfand, war die Herrschaft der Bömätscher noch in voller Blüthe, und sie waren sich derselben so wohl bewußt, daß sie nicht im Mindesten die Concurrenz des Kettendampfers fürchteten. Im Gegentheil, sie bemitleideten ihn sogar, da sie jeden Augenblick erwarteten, daß er an einer der vielen gefährlichen Stromschnellen zu Grunde gehen würde. Als aber das Fahrzeug mit dem von ihm geschleppten Zuge elegant und sicher die berüchtigte scharfe Ecke der Meißener Fahrt passirt hatte, da wurden die Gesichter merklich länger, und nachdem zum Schluß sogar noch der Schrecken aller Schrecken für die damalige Schifffahrt, die gefährliche Passage unter der den Strom verengenden Augustus-Brücke in Dresden, ohne die geringste Beschädigung des Schleppzuges zurückgelegt war, da überkam die Bömätscher das Gefühl der Wuth und Feindschaft, und mehr als ein Stein flog, aus ihrer Mitte geschleudert, auf das Fahrzeug.

Bis zum Jahre 1871 war die Elbe von Magdeburg bis zur böhmischen Grenze, bis 1872 von der böhmischen Grenze bis Aussig und von 1870 bis 1874 von Magdeburg bis Hamburg durch drei verschiedene Gesellschaften auf eine Gesammtlänge von 668 Kilometer mit der Kette belegt worden, und es wurde durch 28 Kettenschiffe der Dienst versehen. Gegenwärtig nun, seit wenigen Monaten, ist durch eine Fusion verschiedener Gesellschaften die Deutsche Elbschiffahrts-Gesellschaft „Kette" mit dem Sitze in Dresden entstanden, in deren Händen der gesammte auf 630 Kilometer sich erstreckende deutsche Elbkettenbetrieb vereinigt ist.

Freilich begründet die Einlegung einer Kette oder eines aus Metalldrähten bestehenden Seiles in das dem Staate gehörige Strombett ein, wenn auch nicht gesetzlich ausgesprochenes, doch aus technischen Gründen als thatsächlich vorhanden zu betrachtendes Monopol; denn zwei oder mehrere Ketten oder Seile verschiedener Unternehmer können neben einander nicht bestehen. Die Kette liegt nämlich durchaus nicht immer an derselben Stelle des Flußbettes, sondern schlängelt sich auf dem Grunde hin und her und wird satt von jedem Schleppzuge seitlich verlegt. Es würden deshalb mehrere Ketten sehr bald sich gegenseitig verwickeln und in Unordnung gerathen. Aber weil nur eine Kette liegen darf, und das Monopol vom Staate nur durch besondere Concession verliehen werden kann, so ist der Staat auch berechtigt, daran alle die Bedingungen zu knüpfen, welche eine einseitige Ausbeutung des Monopols verhindert. Diese Bedingungen machen die Ketten- oder Seilschiffahrt zu einem außerordentlich gemeinnützigen Unternehmen, wodurch sie sich sehr wesentlich von den übrigen Schleppschiffahrts-Unternehmungen unterscheidet. Letztere können ihre Kundschaft nämlich nach Belieben wählen und die Preise ganz nach Wunsch ändern; sie können dem Einen billige, dem Anderen hohe Schleppslöhne anrechnen, einem Dritten sogar die Mitnahme verweigern; sie dürfen auch zu beliebiger Zeit ihren Betrieb unterbrechen oder ganz einstellen. Alles dies kann und wird die Behörde bei Concessionirung von Kettenschleppschiffahrtsgesellschaften vermeiden und letzteren aufgeben, zu jeder beliebigen Zeit jedem Schiffahrttreibenden nach einem festen, von der Regierung genehmigten Tarife die nothwendige Schleppkraft zu liefern. Hierdurch verliert die „Bergfahrt" eines mit der Kette belegten Stromes alle ihre Schreckensse und unangenehmen Zufälle. Aus Monaten und Wochen früherer Fahrten werden jetzt genau zu berechnende Tage; die Hin- und Rückreise kürzt sich so sehr ab, daß das Fahrzeug im Vergleich mit den früheren Zuständen jetzt während eines Jahres fast die doppelte Anzahl Touren unternehmen kann.

Man erhält einen Begriff von der Leistungsfähigkeit der Kettenschiffahrt, wenn man bedenkt, daß ein einziger Kettendampfer im Stande ist, die Last von mindestens einem halben Dutzend unserer gewöhnlichen Güterzüge selbst gegen den schärfsten Strom mit solcher Schnelligkeit zu ziehen, daß er zu dem Wege von Hamburg nach Dresden kaum mehr als eine Woche braucht. Es sind auch gegenwärtig auf der Elbe vielfach an Stelle der kleineren Segelfahrzeuge von zweitausend bis viertausend Centner Tragkraft große Schleppkähne von achttausend bis zehntausend Centner Tragkraft getreten.

So ist die Kettenschiffahrt das vorzüglichste Mittel, regelmäßig große Lasten auf schnellströmenden Flüssen zu befördern, und bei der großen Bedeutung unserer Wasserwege für den Handel und Wandel wird sie auch fernerhin ohne Zweifel an Ausbreitung gewinnen.

Digitized by Google

Die Cultur und Verarbeitung der Weiden in Deutschland.

Von Robert Berge.

Die ästhetischen Eigenschaften und noch mehr die Nutzbarkeit der Weiden treten auf den ersten Blick so deutlich hervor, daß diese Pflanzen bereits in der grauesten, sagenumwobenen Vorzeit die Aufmerksamkeit der Menschen erregt haben und die Geschicke derselben als stumme Zeugen zu begleiten des öfteren berufen waren. Schon der Psalmist, welcher die verzweiflungsvolle Stimmung der gefangenen Juden in Babylon schildert, führt, indem er an den üppigen und farbenprächtigen Gewächsen jener Gegend vorübergeht, mit seiner Meisterschaft in seine knappe Darstellung die Weiden ein, an welche das thränenreiche Volk seine verstummten Harfen hing, und von dem „göttlichen Dulder Odysseus" berichtet Homer, daß er das Nothschiff, auf welchem er die Göttin Kalypso verließ, zum Schutze gegen die Meereswogen mit Weidengeflecht umgeben habe.

Es war natürlich, daß sich sehr früh das Bedürfniß der Anpflanzung von Weiden geltend machte, sei es zur Zierde oder zur Befestigung von Ufern, sei es zur Verwendung in der Industrie. Cato der Aeltere (gestorben 149 v. Chr.) hält bereits die Weidencultur für einen der wichtigsten Zweige der Landwirthschaft, und im ersten Jahrhundert n. Chr. fand sich Columella bewogen, in sein Werk über die Landwirthschaft auch eine Anleitung über den Anbau der Weiden aufzunehmen.

In Deutschland genügten bis in die neuere Zeit herein die an Gewässern, Zäunen, Bächen ꝛc. wild vorkommenden Weiden, um den Bedarf der heimischen Industriellen vollständig zu decken. Daher wissen auch die zahlreichen deutschen „Kräuterbücher" des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, welche den Indegriff der damaligen Kunde über die Pflanzenwelt enthalten, nichts von einer Cultur der Weiden. Nichtsdestoweniger waren schon in jener Zeit obrigkeitliche Verfügungen nöthig, welche gegen das unbefugte Abschneiden von Flechtweiden auf fremdem Grund und Boden einschritten. Eine derartige Verordnung erließ z. B. Kurfürst Johann Georg der Erste von Sachsen im Jahre 1621 für einige Ortschaften des Muldenthales bei Zwickau, in welcher den dasigen Korbmachern der Weidendiebstahl auf's Strengste untersagt wurde.

In dem Maße aber, wie die moderne Korbindustrie sich ausbreitete und veredelte, wurde das widousfwachsende Weidenmaterial in quantitativer Hinsicht unzureichend, wie auch qualitativ vielfach ungenügend. Welche Unmassen von Weidenholz gehören nicht zu den tausenderlei Sachen und Sächelchen, die man heutzutage aus demselben hergestellt sieht, und welche Regelmäßigkeit des Wachsthums ist erforderlich, um die Ruthen jener Pflanze in die langen, dünnen Stäbchen, oder die biegsamen, bandartigen Streifen zu spalten, aus denen unsere feinen Weidengeflechte kunstvoll gearbeitet sind? Damit war die Veranlassung gegeben, den Weiden einerseits mehr Flächenraum zu gewähren und sie andererseits in geregelte Cultur zu nehmen. Die ersten Versuche hierzu sollen bei uns allem Anschein nach in das vorige Jahrthundert. 1777 erschien eine Schrift von Weismantel über den verbesserten Weidenbau, welcher Arbeiten ähnlichen Inhaltes aus den Jahren 1786, 1796, 1800 ꝛc. folgten. In Frankreich, Belgien und England befand sich indessen die Cultivirung der Weide auf einer ungleich höheren Entwickelungsstufe, und die deutsche Korbindustrie sah sich daher seit Jahren genöthigt, einen bedeutenden Theil ihres Bedarfs an Flechtmaterial, nämlich gerade die edelsten und theuersten Weiden, aus dem Auslande zu beziehen. Noch im Jahre 1875 erhielt ein einziger Korb- und Weidenhändler in Lichtenfels, laut einem amtlichen Berichte des „Landwirthschaftlichen Kreiscomites für Oberfranken", fünfundvierzig Eisenbahnwagenladungen an Weiden im Werthe von 125,000 Mark aus Belgien und Frankreich. Diese bildeten jedoch nur den sechsten Theil derjenigen Weiden, welche 1875 allein in den Kreis Oberfranken eingeführt worden sind, einen Kreis, dessen Korbindustrie allerdings nach demselben Berichte etwa 25,000 Arbeiter beschäftigt.

So wanderten viele Millionen in's Ausland, bis sich vor nicht zu langer Zeit muthige Landwirthe angelegen sein ließen, die Möglichkeit einer Concurrenzfähigkeit der deutschen Weiden mit den französischen und belgischen allgemeiner begreiflich zu machen, und man erinnert sich der mannigfachen Anregungen in Zeitungen, Flugschriften und Vereinen, welche seit Jahren das öffentliche Interesse auf diesen Gegenstand zu lenken versuchten. Verschiedene Regierungen unterstützten jene Bestrebungen zur Hebung der deutschen Weidencultur, so die preußische, die sächsische, die baierische und die österreichische, welch letztere neuerdings sogar Preise für mustergültige Weidenpflanzungen aussetzt.

Gegenwärtig ist die deutsche Weidencultur der ausländischen vollkommen ebenbürtig geworden; unsere Weidenzüchter erzielen von ihren Grundstücken dieselben hohen Gelderträge, wie die französischen und belgischen; wir finden heute umfangreiche, wohlgepflegte Weidenanlagen in Nord und Süd, in West und Ost unseres Vaterlandes, und eine kurze Beschreibung derselben dürfte wohl ein allgemeines Interesse beanspruchen.

Die Weide kommt bekanntlich entweder in Baum- oder in Strauchform vor. Die erstere zeichnet sich besonders durch ihre ästhetisch wirkungsvolle Gestalt aus, welche zahlreiche Landschaftsmaler benutzt haben, um ihren Compositionen ein eigenthümliches, stimmungsvolles Colorit zu geben; als Trauerweide schmückt sie unsere Kirchhöfe und unterbricht melancholisch die Ruhe der Gräber durch das Gefüster ihrer zahllosen leichtbeweglichen Blätter; sie hat auch als Anhaltspunktspunkt für eine Reihe von Sagen gedient. Die Strauchform dagegen ist die für die Landwirthschaft und Industrie werthvollere, weil unter Anwendung dieser Form große Massen von Flechtmaterial erzeugt werden können.

Die Anschauungen über die Bodenflächen, welche zur Weidencultur geeignet sind, haben sich im Laufe der Zeit geändert. Ihrem besonderen Wasserbedarf entsprechend, wurden die Weidensträucher ursprünglich besonders längs der Uferböschungen gehegt. Bei zunehmender Nachfrage aber verbreiterte man hier und da die Weidenbestände bis in die das Ufer begrenzenden Wiesen hinein. Der Ufercultur folgte also die Wiesencultur der Weiden, welcher sich noch eine dritte und zwar die Feldcultur anschloß. Die wenigste Mühe verursachte der Anbau der Weide an Ufern; die höchsten Erträge können derselben unter günstigen Verhältnissen auf Feldern abgewonnen werden, während der Anbau auf Wiesen eine Nischencultur ist, insofern zwischen den Weiden mehr oder weniger breite Streifen der Grasnutzung überlassen bleiben.

Die Feldcultur, als die jüngste, erfordert die meiste Ueberlegung. Das hierzu bestimmte Feldgrundstück wird sorgfältig bearbeitet, bevor die Anpflanzung beginnt. Die Weidensteckstinge werden sodann eng genug gesetzt, damit die sich entwickelnden Sträucher dicht und lückenlos neben einander stehen. Ein lückenloser Bestand ist so wichtig, daß jede zufällig in denselben entstandene Lichtung vermittelst Nachpflanzung wieder geschlossen zu werden pflegt. Denn jede Lücke dient in der Regel als Brutstätte für das sich rasch ansiedelnde Unkraut, welches von hier aus leicht in die umgebenden Sträucher eindringt und mit diesen ohne Weiteres den Kampf um's Dasein eröffnet.

Man erreicht den nun erforderlichen Zusammenschluß der einzelnen Sträucher, indem man die Weidensetzlinge reihenweise und etwa in Entfernungen von zwanzig Centimeter in den Boden steckt, während man zwischen den einzelnen Reihen einen freien Raum von etwa fünfzig Centimeter läßt. Dicht und schlank, wie die Halme eines Getreidefeldes, steigen in solchen Anpflanzungen die Weidenruthen senkrecht vom Boden auf und erheben sich bis zu einer Höhe von mehreren Metern, zahlreichen Insecten, Singvögeln, Reebhühnern und Hasen willkommene Schlupfwinkel bietend.

Jeder Knabe weiß, daß frische Weidenruthen, welche man zu geeigneter Zeit in den Erdboden steckt, sehr bald Wurzeln schlagen und weiter wachsen. Diese Erfahrung verwendet der Weidenzüchter, indem er Weidenruthen in Stücke von etwas mehr als 20 Centimeter Länge zerschneidet und diese ohne weiteres als Steckinge benutzt. Nach Ablauf jeder Vegetationsperiode, also Jahr für Jahr, wird der gesammte Weidenbestand tief an der Erdoberfläche abgeschnitten, und jedes Jahr ergänzt er sich von Neuem. Es ist fast zu verwundern, daß diese lebenskräftige Unverwüstlichkeit der Weiden noch nicht sprüchwörtlich geworden ist.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Weidenzüchters besteht in der Auswahl der für sein Klima und seinen Grund und Boden am besten passenden Arten. Und hier ist seinen Wünschen ein so

Digitized by Google

weiter Spielraum gegeben, daß er oft des Guten zu viel vor sich hat. Die zahlreichen Weidenarten stufen sich nämlich in viele Spielarten und diese wiederum in verschiedene Formen ab. Dazu kommen die aus Bastardirung hervorgegangenen Formen, wie diejenigen Verschiedenheiten, welche durch das Geschlecht der als zweihäufig bekannten Weiden bedingt sind. In Folge dessen befinden sich 200 bis 300 verschiedene Korbweidenformen von mehr oder weniger guter Beschaffenheit im Handel. In einer Hinsicht ist diese Vielgestaltigkeit der Weiden von Vortheil, in der anderen nicht. Denn es lassen sich zwar für verschiedene Bodenarten, sowie auch für verschiedene Anforderungen der Korbindustrie leicht passende Weidensorten auswählen; es läßt sich weiter unschwer eine Verbesserung von Sorten herbeiführen, die bei den Weiden in Folge ihrer Fähigkeit, sich durch Stecklinge zu vermehren, leicht verallgemeinert und auf die Zukunft vererbt werden kann. Aber die Vielgestaltigkeit hat auch einen sehr erheblichen Mangel an Sicherheit und Ordnung der Benennung der Weiden in den Weidenanlagen zur Folge gehabt, welcher zu vielen Mißverständnissen und Mißgriffen in der Weidencultur geführt hat.

Das Schneiden der Weiden kann im Herbste, Winter oder Frühjahr erfolgen. Die abgeschnittenen Ruthen werden behufs leichteren Transports in Bündel gebunden, um entweder mit der Rinde oder, was weit häufiger der Fall ist, geschält verarbeitet zu werden. Die Entrindung kann nur nach Eintritt des Saftes im Frühjahr geschehen, und daher pflegt man die im Herbst oder Winter abgeschnittenen Weiden bis dahin in Wasser zu stellen.

Das Schälen geschieht mit einem klammeartigen Instrument. Man zieht eine Ruthe zwischen den beiden Schenkeln desselben hindurch, spaltet auf diese Weise deren Rinde und kann dieselbe, falls sie nicht selbst abfällt, dann leicht in zwei langen Bändern von der Ruthe abstreifen. Mit dieser Arbeit betraut man häufig Frauen und Kinder, welche dann an sonnigen Frühlingstagen singend, plaudernd und scherzend überall vor den Häusern sitzen und der Ortsschaft ein eigenthümlich belebtes, den Fremden überraschendes Gepräge geben. In Gegenden, wo die Weidenbestände zerstreut oder entlegen sind, ziehen mitunter Korbmacher zur Zeit der Weidenernte, mit der nöthigsten Habe versehen, von Ort zu Ort, um eine ausreichende Menge von Flechtmaterial zusammenzubringen. Zuweilen führen sie ihre eigenen Hütten mit sich, dieselben an dem Orte ihrer Thätigkeit nach Bedürfniß aufschlagend und während der Zeit ihres Einsammelns als Wohn-, Speise-, Toiletten-, Vorraths- und Schlafraum benutzend.

Als ich vor einigen Jahren von Bamberg im Regnitzthale abwärts ging, tauchte plötzlich hinter dem Schutzdamme dieses Flusses ein derartiges Zigeunerlager vor mir auf, in welchem sich mehrere Korbflechterfamilien vereinigt hatten. Es war zur Zeit der Mittagsrast, und die bunte, muntere, etwa zwölf bis fünfzehn Köpfe zählende Gesellschaft, vor den barackenähnlichen Wohnungen inmitten der aufgespeicherten Materialvorräthe gruppirt, bot in der That ein ammuthend patriarchalisches Bild dar.

Nachdem der Jächter seine Aufgabe beendet, kommt die Weide in die Hände der Industrie. Rinde und Holz sind die brauchbaren Bestandtheile. Die erstere ist besonders werthvoll durch ihren Gehalt an Farbestoff, Gerbstoff und Weidenbitter oder Salicin. Man pflegt deshalb die Weidenrinden zum Gelb- und Braunfärben feiner Ledersorten, z. B. des Leders der Glacéhandschuhe, zu verwenden. Der Reichthum an Gerbstoff, dem zweiten der obengenannten verwerthbaren Bestandtheile der Rinde, ist bei verschiedenen Weidenarten ungleich. Denn während er bei den sogenannten Purpurweiden so unbedeutend ist, daß dieselben zum Gerben unkauflich erscheinen, so beträgt er in den betreffenden Rindenzellen der Salixweiden, der Bruchweiden, der Hanfweiden ꝛc. bis dreizehn Procent des Inhaltes. Das russische Juchtenleder wird größtentheils mit Weidenrinde gegerbt, die demselben jedoch nicht auch den eigenthümlichen Geruch verleiht; dieser wird vielmehr durch Anwendung von Birkenöl erzeugt. In Deutschland sind Weidenrinden besonders zur Herstellung feiner Ledersorten, z. B. des Saffianleders, beliebt.

Das Salicin oder Weidenbitter, ein Alkaloid, das in weißen Blättchen krystallisirt und der Weidenrinde ihren bitteren Geschmack verleiht, tritt am reichlichsten in der Rinde gerbstoffarmer Weidenarten, also der Purpurarten auf, während es sich bei den gerbstoffreichen Weiden nur in geringer Menge vorfindet. Salicin- und Gerbstoffgehalt pflegen also in umgekehrtem Verhältniß zu stehen. Das Salicin, welchem Gehalt in der Rinde bis zu drei Procent betragen kann, dient als Surrogat für theure Bitterstoffe und wird z. B. in der Medicin zuweilen an Stelle des bei Fieberkrankheiten gebrauchten Chinins verordnet.

Trotz dieser mannigfachen Verwendung bildet die Rinde indessen nur ein Nebenproduct der Weidencultur; den Hauptertrag derselben liefert das Holz, welches nach dem Trocknen und Schneiden sofort zur Verarbeitung tauglich ist und um so höher geschätzt wird, je weißer seine Farbe, je zarter seine Structur, je dünner sein Markcylinder und je gleichmäßiger und reiner von Seitenästen es gewachsen ist.

Die Mannigfaltigkeit der Verarbeitung, zu welcher die Weiden in der Hand geschickter Arbeiter fähig sind, geht fast in's Unglaubliche, und manche in stiller Dorfeinfachheit aufgewachsene Weide gelangt später, zu einem geschmackvollen Flechtwerk herausgearbeitet, in ein vornehmes Haus. Nun ist allerdings die Weide nur eins von den verschiedenen Materialien, welche unsere Korbindustrie verarbeitet, dürfte aber als solches um so beachtenswerther und werthvoller sein, weil sie im eigenen, an industriellen pflanzlichen Rohproducten nicht eben überreichen Lande mit großem Nutzen und in vorzüglicher Qualität gewonnen werden kann. Man ist daher auch bestrebt, die Kunstfertigkeit in der Weidenflechterei immer mehr zu heben, und wendet ihr da, wo man die Korbindustrie in geeigneten Districten einzubürgern strebt, eine entsprechende Berücksichtigung zu, wie z. B. in den königlichen Lehrwerkstätten für feine und mittelfeine Korbflechterei, welche die sächsische Staatsregierung im Müllengrunde bei Zwickau eingerichtet hat und unterhält. Daß das Holz der Weide auch noch zu andern Zwecken, z. B. zur Herstellung einer geschätzten Holzkohle dient, braucht nur angedeutet zu werden.

Schauen wir nun zurück auf die vielsache Verwendung, welche die Weidenrinde und das Weidenholz in der Industrie finden, und mustern wir nur flüchtig die große Zahl der Hände, welche durch die Verarbeitung dieser Pflanzen zu den verschiedenartigsten nützlichen Gegenständen ihr tägliches Brod verdienen, so werden wir ohne Bedenken zugeben müssen, daß die Weiden, wie einst nach Cato's Ausspruch bei den Römern, so auch in Deutschland zu den nützlichsten Pflanzen zählen.

Blätter und Blüthen.

Der Maler des „Hochzeitszuges". (Mit Abbildung S. 245.) Der Familienname des trefflichen Malers, dessen neuestes Werk wir heute in Holzschnittreproduction unseren Lesern vorführen, ist schon seit vielen Jahren den Freunden der Kunst wohlbekannt. Wer mit Aufmerksamkeit die öffentlichen Bildergallerien und großen Privatsammlungen Deutschlands durchwandert hat, der wird sich erinnern, dort überall Gemälde von Robert Eberle angetroffen zu haben, welche verschiedenartige Scenen aus dem Thierleben darstellen und unter denen sich die Schafherden-Bilder durch ihre lebenstreue Auffassung und Wiedergabe besonders auszeichnen. Kurz nach dem Tode dieses Malers (1864) trat im Jahre 1861 sein Sohn Adolf Eberle mit einem größeren Gemälde vor das Publicum, das Bild, welches in ergreifender Wahrheit die Plünderung der letzten Kuh darstellte, fand eine sehr günstige Aufnahme, und der damals kaum achtzehnjährige Künstler wurde bald einer der beliebtesten Genremaler der Gegenwart. Adolf Eberle bezog ziemlich früh die berühmte Akademie seiner Vaterstadt München und bildete sich hier unter Karl von Piloty's Leitung zu einem trefflichen Colouristen aus, der sich außerdem in seinen jüngsten Werken durch die Tiefe der Auffassung und scharfe Charakteristik auszeichnet.

Kleiner Briefkasten.

Zum bevorstehenden Fröbel-Feste! Die Vorstände vieler Kindergärten haben zur Fröbel-Feier, die bekanntlich am 21. dieses Monats überall begangen wird, die demnächst in der „Gartenlaube" erscheinende Abbildung des Grabdenkmals von Friedrich Fröbel bestellt, um dieselbe beim Feste unter die Kinder zu vertheilen. Da jedoch nur bei sehr wenigen der aus den Kindergärten eingehenden Beiträge die Zahl der betheiligenden Kinder angegeben war, so werden die Vorstände ersucht, dies unverzüglich unter Einsendung der empfangenen Quittung nachholen zu wollen. Alle Zuschriften, die auf diese Angelegenheit Bezug nehmen, sind ausschließlich an den Schriftführer des „National-Fröbel-Comite's", Herrn Professor E. Wiebe in Hamburg, Grindelberg 45, zu richten.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

5.

Leonhard hatte versprochen, am Abend zur Theestunde wieder im Schlosse zu sein; er fand, als er zurückgekommen, den alten Herrn hier von den theuren Verwandten umgeben, von denen die beiden älteren Damen und Sergius mit ihm Whist spielten, um ihn zu unterhalten. Damian und Dora saßen in der Fensternische, Damian mit einer Miene, wie sie ein großmüthiger alter Hund macht, wenn er sich von einem jungen geduldig die Ohren zerren läßt; er hörte herablassend auf Dora's Geplauder und Gekicher. Ein paar Kohlen glühten im Kamin; Leonhard ließ sie nachgiebig glühen, weil in diesen Räumen nun einmal eine kühlere Temperatur zu herrschen schien als anderswo.

Er betrachtete den alten Herrn, während dieser spielte. Es war offenbar eine Arbeit für ihn; er hatte sich zusammen zu nehmen; denn Sergius, der sein Partner war, ließ ihm keinen Verstoß gegen die Regeln ohne eine gründliche weise Belehrung hingehen, und wenn ein Spiel zu Ende war und er sich müde in seinen Sessel zurücklehnte, hatte er den jedesmal zwischen der Generalin und Frau von Ramsfeld sich erhebenden, oft sehr hitzig werdenden Disputationen zuzuhören, die ihn offenbar quälten und ihm, wie Streiten und Hadern jeder vornehmen Natur, unleidlich zu sein schienen.

Leonhard hatte unterdeß Zeit, still seine Glossen über die wunderliche Menschengruppe vor ihm zu machen. Er bedauerte im innersten Herzen diesen liebenswürdigen alten Herrn, den das Schicksal einst Alles gewährt hatte, was glücklich machen kann, Schönheit, Reichthum, Freiheit, einen stolzen Namen — und der doch eine beklagenswerthe Existenz führte, weil ihm der Wille, glücklich und gesund zu werden, Herr in seinem Hause zu sein, fehlte. Irgend eine kleine Fiber, ein winziger Nerv fehlte ihm im Gehirn und das hatte entschieden über sein ganzes Dasein.

Und dann betrachtete er wieder diese hochgebietende Frau Generalin, in der alles egoistischer Wille schien, die wie im Bewußtsein lebte, mit ihrem Willen die Welt erobern zu können, nachdem sie vorab den Commandostab im Hause ihrem Manne und dann der Gegenwart den ganzen Inhalt ihrer „Bildung“ abgerungen hatte — der wahre Typus jener „gebildeten Frauen“ von heute, für die das Geistesleben der ganzen Menschheit von den Gesängen Homer's bis auf die jüngste Erfindung Edison's herab sich in handliche kleine Münze umsetzt; die mit eisrigen Händen all diese kleine Münze einsammeln und aufspeichern und damit nun arbeiten — nie aber es bis zu einem Goldstück eines eigenen Weisheitsgedankens bringen.

Da war doch Frau von Ramsfeld noch sympathischer — man wäre geneigt gewesen, sie die außer Rand und Band gerathene Gutmüthigkeit zu nennen, wenn man nicht hätte zweifeln müssen, ob sie jemals so eigentlich in Rand und Band gewesen; jedenfalls konnte man nur mit einer gewissen Sorge auf die hübsche Dora blicken, die zwischen dieser Mutter und dem liebenswürdigen Damian aufwuchs.

Als ein Robber zu Ende war und Sergius nun dem alten Herrn einen gebührenden Verweis ertheilte, daß er eine Invitation seines Partners unverzeihlich mißachtet, nahm Leonhard mit freundlicher Gewaltthätigkeit ihm die Karten aus der Hand; es geschah ihm offenbar eine größere Wohlthat, wenn man ihn in ein anregendes Geplauder verlockt und ihm die Gelegenheit gab, sich auszusprechen. Alte Leute lieben eine ernste und friedliche Unterhaltung.

„Das Spiel greift Sie an,“ sagte Leonhard, „lassen Sie uns ein wenig plaudern! Ich habe mich heute mit meinen Eltern in Ihre Wälder vertieft und bei der Gelegenheit die alte Capellenruine einmal wieder gesehen — Sie wissen, hinten nach den Flußwiesen zu. Woher stammt denn eigentlich dieses kleine Bauwerk da in der Weltverlorenheit?“

Des Barons Züge belebten sich bei dieser Frage.

„Die Capelle? Die Petri-Capelle — nicht wahr, sie sieht wie ein Räthsel da im Walde? Ganz unmotivirt — es führt kein Weg daran vorüber — kein praktischer Grund spricht dafür, dahin ein solches Bauwerk zu stellen. Auch keine Tradition ist da, daß es etwa eine Sühncapelle sei — zum Beispiel für einen erschossenen Treiber oder einen Meuchelmord, der an dieser Stelle vorgefallen wäre, während doch mancherlei anregender Züge dieser Art die alte Hauschronik von Dortenbach zieren. Aber die Tradition sagt, daß der Wald in alten Zeiten ein Heiligthum der Heiden gewesen, und so bin ich nach manchen Forschungen zu dem Resultate gekommen, daß gerade dort, wo jetzt in der verlorensten Waldecke die Capelle steht, einst die heilige Eiche des Gotteshains und zwar eine Donar-Eiche gestanden hat. Sie wissen, Doctor, daß Donar zum Petrus geworden ist, Donar's Blitz der Hahn Petri, der rothe Hahn . . .“

Der alte Herr erklärte mit großem Interesse an der Sache in dieser Art eine zeitlang weiter.

„Sie sollten das alte romantische Bauwerk restauriren lassen,“ sagte Leonhard dann.

Digitized by Google

„Wie unnütz!“ fiel die Generalin ein — „ich bitte Sie, Doctor!“

„Das zerstörte ja alles Malerische und Romantische des Baues,“ meinte Sergius.

„Ich bin Arzt,“ erwiderte lächelnd Leonhard. „Ich sehe in dem halb Zerstörten nur das Kranke — der Heilung Bedürftige.“

„So müßten Sie halt auch das Heidelberger Schloß wieder aufbauen,“ warf Frau von Ramsfeld spöttisch ein.

„Weshalb nicht? Ruinen, welche die Zeit geschaffen, die Wandlungen der Jahrhunderte zerstörten, muß man ungeflickt lassen, wie alles, was einer abgethanen und nicht wieder zu erweckenden Idee angehört. Aber das Heidelberger Schloß — Sie haben in Heidelberg studirt, Baron?“

„In der That — es waren meine schönsten Lebensjahre!“

„Nun denn — ist in Ihnen nie der Wunsch entstanden, das, was nicht die Zeit zerstört hat, was durchaus nicht einer abgethanen Epoche der Cultur angehört, hier erhalten, ergänzt — in all seinem Glanz wiederhergestellt zu sehen?“

Der Baron zögerte mit seiner Antwort, und Leonhard fuhr fort: „Wir sollten dieses hohe Werk unserer heiligen Renaissance neu erbauen zur Schulung und Ausbildung unserer Kunst, zum Beweise, daß wir die alten Schanten, welche fremde Mordbrenner ungestraft in das deutsche Erbe warfen, heuen dursten, auszuwetzen wissen, und zum Wahrzeichen auch, daß wir Kinder einer neuen Zeit der Renaissance sind und in der Strömung derselben Gedanken stehen, deren Quellen auf dieser Humanisten- und Reformatorenburg sprudelten.“

„Und dann?“ warf Sergius ein.

„Dann mag die neue Prachtburg als Sommerschloß dem deutschen Kaiser geschenkt werden, eine Gabe der Nation, welcher er den Kaiser wiedergab.“

„Das,“ sagte hier lächelnd Frau von Ramsfeld, „könnt' mir schon gefallen. Wär' halt gar nicht so übel, wenn der Kaiser aus dem Berlin weg käme und sich mehr an den Süden hielte, wo's doch auch noch Leute giebt.“

„Bitte, liebe Cousine,“ entgegnete mit einem mitleidigen Blicke auf die wohlgenährte kleine Frau die Generalin; „ich möchte wissen, wie Sie sich das denken. Sie glauben doch nicht, daß man die Reichsregierung verlegen könne, etwa nach Rottenburg, das ja noch sehr alterthümlich aussehnen soll.“

Der alte Herr hatte längst die Ungeduld zu verstehen gegeben, mit welcher er dieser Unterhaltung folgte. Jetzt sagte er:

„Lassen wir denn unser Spiel und bitten wir Dora, daß sie uns etwas auf dem Clavier . . . aber wo ist sie?“

Man sah nach der ein wenig dämmerigen Fensternische, in welcher Dora vorher neben Damian gesessen, aber man erblickte nur noch Damian darin, der, schlaff auf einem Taburet gelanert, eben sruchtbar stark gähnte und dann mit seinem ödesten Gesichte die nach ihm umschauende Gesellschaft anstierte.

„Der alte Professor Flohmbee,“ sagte er jetzt mit seiner hohlen Grabesstimme, „ließ uns immer den Wih hören: als der liebe Gott die Welt abwaß, war Berlin der Punkt, wo er den Cirkel einsetzte . . .“

„Wer fragt Dich nach Deinem alten Professor,“ rief ihm scheltend Frau von Ramsfeld zu. „Wo Dora ist, wirst Du gefragt.“

„Dora ist gegangen — es wurde ihr zu lang, bis der Doctor das Heidelberger Schloß fertig hatte . . .“

Der alte Herr erklärte nach einer Weile, daß er ermüdet sei, und gab der Gesellschaft dadurch das Zeichen, sich zurückzuziehen. Nur Leonhard blieb noch eine Weile bei ihm, verordnete noch Einiges und überließ ihn dann der Fürsorge des treuen Andreas.

In sein Zimmer zurückgekehrt, schritt er gedankenvoll eine Weile auf und ab; dann öffnete er das Fenster und blickte auf die vom hellen Sternenhimmel dämmerig erleuchteten Wipfel und Gebäude der Gartenanlagen unter ihm hinaus. Es war eine friedlich stille Nacht, und obwohl die Luft von einer wohlthätigen Frische war, zog doch kein Hauch eines Windes durch die Aeste. „Ueber allen Wipfeln ist Ruh,“ sagte sich Leonhard — „welch unvergleichliche Existenz könnten die Menschen haben, die nichts wollten, als sich eine festgeschlechte Friedenszuflucht wie dieses Dortenbach, und sich damit bescheiden, von ihm aus nur den engsten Kreis derer, die auf sie angewiesen sind, beglücken zu wollen, statt mit ihrer leidenschaftlichen Eitelkeit nur athmen zu können in der Welt, die . . . aber was ist das — schlägt denn die Nachtigall noch?“

Er lauschte, indem er den Kopf nach der Richtung wandte, von woher eben der süße Gesang Philomelens zu ihm herüber drang. Dieser schien von der Seite einer dichten Gebüschpartie zu kommen, auf welche ein Streifen Licht hinüberzitterte, der aus einem erleuchteten Fenster an der gegenüberliegenden Ecke des Gebäudes schimmern mußte. Die Jahreszeit war vorgerückt: die Nachtigallen waren bereits verstummt; nur noch eine späte Nachzüglerin konnte ihren Gesang so klangreich und so anhaltend hören lassen, wie er eine Weile lang schmelzend durch die stille Nachtluft schwamm. Leonhard horchte entzückt auf die Sängerin, deren ernst schwermüthige Laute so harmonisch in seine Gedanken hineinklangen — als ihm plötzlich die störende Erinnerung kam, daß in Edwin, sein Bruder, eine wahre Schelmennatur darin besaß, alle Vogelstimmen und ganz besonders täuschend die der Nachtigall nachzuahmen. Wurde er von dem dummen Burschen wirklich getäuscht?

Er lauschte länger — schärfer, und war bald im Klaren. So nunmehrbrochen sang keine Nachtigall; so methodisch tönte keine der willkürlichen, ungeregelten Stimmen der Natur. Und nun schwieg sie plötzlich; das Concert war zu Ende. Dann wurden die Lichter gelöscht; denn im gleichen Augenblicke war auch der matte Lichtschimmer von den Zweigen und Blättern der Gebüschpartie verschwunden.

Leonhard konnte nicht annehmen, daß sein Bruder ihm habe ein Abendständchen bringen wollen. So viel brüderliche Zärtlichkeit war von dem Herrn Forstelven, dem „wilden Jungen“, wie die Mutter ihn nannte, nicht vorauszusetzen. Sein Nachtigallenflöten mußte also Jemand anders gelten — und Leonhard's Gedanken hatten nicht lange zu suchen — nicht erst sich Edwin's Schutzrede für Dora's Bruder Damian in's Gedächtniß zurückzurufen, um bestimmte Gedanken darüber zu hegen, wer aus dem Herzen des jungen Grünrocks diese nächtlichen Liebestöne lockte. Dieses verstohlene Concert war eine hübsche, zartgedachte und poesievolle kleine Huldigung vor dem Schlafengehen — aber Leonhard beschloß doch, mit der Mutter sehr ernst darüber zu reden. Es empfahl sich, Edwin's Abreise in's Examen zu beschleunigen, wo man andere Dinge von ihm verlangte, als schmelzende Nachtigallenweisen in weichen Sommerabendstunden.

6.

Leonhard fand am andern Morgen die Bewohner von Dortenbach im Eßzimmer zum Frühstück versammelt: nur der Baron fehlte; er pflegte sich erst in sehr vorgerückter Stunde zu erheben und befand sich dann „in seiner Morgenstimmung“, wie die Generalin es heute spöttisch nannte; „angegriffen von seinen schlechten Nächten“, corrigirte Frau von Ramsfeld. Er lehnte in solchen Stimmungen sogar die Sträuße ab, die Dora mehrmals versucht hatte, ihm zu bringen — er sei ganz menschenfeindlich in den Morgenstunden, sagte die Generalin.

„Menschenfeindlich ist er nie,“ fiel Frau von Ramsfeld ein; „er ist krank, der alte Mann; er ist nur zu gut — zu gut, da fehlt's ihm.“

Frau von Ramsfeld legte in dieses „zu gut“ eine Betonung, die das Bewußtsein einer speciellen Berechtigung zu diesem Ausspruche verrieth; vielleicht mochte auch die Generalin ahnen, daß ein solcher Hintergedanke, wenn er von ihrer Cousine gehegt wurde, mit einer schadenfrohen Vorstellung von ihrer, der Generalin, beschleunigten Heimreise in einer ziemlich nahen Verbindung stehe.

„Zu gut?“ antwortete sie spitz und gedehnt. Und da sie den Ausdruck ähnlicher Gefühle nicht laut werden lassen durfte, setzte sie hinzu: „Er ist ein Egoist, wie die Männer alle sind — sonst wäre er ja auch mit seiner Gutmüthigkeit gar zu sehr aus der Art geschlagen; denn die Dortenbach sind immer ein leidenschaftliches, hartes und hochmüthiges Geschlecht gewesen — unser Eins, der selbst dazu gehört, darf das schon sagen.“

„Da muß ich denn doch bitten, liebe Cousine — wie man so etwas aussprechen mag über sein eigenes Blut“ — fiel Frau von Ramsfeld ein.

„Weshalb nicht die Wahrheit sagen, wenn man unter sich ist? Doctor Klingholt gehört ja so halb und halb auch mit zur Familie und wird schon wissen, daß ich vollauf berechtigt bin, so

Digitized by Google

zu sprechen. Nicht wahr, Doctor?“ wandte sie sich mit einem süßsauren Lächeln an Leonhard.

„Wenn ich auch wüßte, daß Sie zu so scharfem Urtheile berechtigt wären, Frau Generalin, würde ich doch meine Zeugenschaft dafür ablehnen,“ antwortete Leonhard. „Meine Familie ist der unseres Herrn zu großer Dankbarkeit verpflichtet, und zudem bin ich zu jung, um zu wissen, ob vielleicht in vergangenen Tagen Thatsachen Ihr hartes Urtheil gerechtfertigt hätten —“

„Thatsachen!“ unterbrach ihn, gereizt durch den Widerspruch auch von dieser Seite, die Generalin; „ich sehe ja, daß Sie recht gut verstehen, welche Gründe ich habe, mich auszudrücken, wie ich that. Sie werden — meine liebe Cousine Ramsfeld ist vielleicht nicht der Ansicht — aber Sie werden mit mir einverstanden sein, daß, wenn in einer Generation die Brüder mit ihren Jägern und Knechten ihren Vornund überfallen und es eine Schlacht giebt, daß im Flure und in der Küche unten das Blut fließt, und daß, wenn in der folgenden Generation ein Vater und ein Bruder die eigene Tochter und Schwester so quälen und unglücklich machen, daß sie sich in den Schloßgraben stürzt — daß man alsdann sagen darf: es ist eine leidenschaftliche, harte Rasse.“

„Sie kennen ja die Familiengranit sehr genau — ich weiß von allem Dem nichts,“ bemerkte hier Frau von Ramsfeld.

„Sie hat sich in's Wasser gestürzt? Aus unglücklicher Liebe?“ rief gejammt Dora, die hoch aufgerecht hatte.

„Aus unglücklicher Liebe zu einem Bürgerlichen,“ antwortete die Generalin.

„Ist aber wieder herausgezogen und lebendig geblieben,“ sagte jetzt mit seiner hohlen Stimme apathisch Damian.

„Woher weißt Du denn davon?“ fragte Frau von Ramsfeld ihren Sohn.

„Ich? — wie weiß ich? Vielleicht hab' ich's geträumt,“ antwortete gähnend der Gefragte.

Leonhard schien die ganze Unterhaltung sehr peinlich zu berühren; er war sogar bei der Erwähnung des traurigen Vorfalls, auf den zuletzt die Rede gekommen, leicht erblaßt — jetzt erhob er sich gar, wie um der Fortsetzung des Gesprächs zu entgehen, und ließ durch Andreas seinen Morgenbesuch bei dem alten Herrn ankündigen.

„Wir haben eine sehr gute Nacht gehabt, Herr Doctor,“ sagte Andreas mit bedeutend erhellterem Gesichte; „mehrere Stunden fest geschlafen, heute Morgen mit gutem Appetit gefrühstückt, und jetzt studiren wir mit großem Interesse in einem dicken Kupferwerke, in welchem Abbildungen des Heidelberger Schlosses enthalten sind; ich habe es heute in der Frühe aus der Bibliothek holen müssen.“

„Desto besser!“ antwortete Leonhard erfreut und trat in das Schlafzimmer des Barons.

Dieser streckte ihm aus seinem Bette, das er noch nicht verlassen, die Rechte entgegen.

„Sie sind ein Wunderdoctor, Klingholl,“ sagte er lebhaft; „Sie haben mir nach langer Zeit einen guten tiefen Schlaf verschafft.“

„Nicht ich,“ entgegnete lächelnd Leonhard, „der Champagner, die frische Luft —“

„Und,“ setzte der Baron mit einem Seufzer hinzu, „wenn Ihre Mittel nicht zählen sollen, dann auch die Befriedigung, einmal eine vernünftige Unterhaltung, wie unsere gestrige Debatte über unsere Capelle, über Ihren Schloßbau geführt zu haben. O, Sie glauben nicht, Klingholt, wie wohl es mir thut, wenn ich einmal ein ernstes Wort über ernste Dinge reden höre, Gedanken, an denen mein Herz hängt, mit Menschen, die mich verstehen, anstanzichen kann — aber grundgütiger Gott, wo finde ich sie? Meine Freunde sind dahin, mir vorangegangen in die dunkle Tiefe, die uns Alle erwartet — ich hatte ihrer auch niemals viele — und nun bin ich allein — allein! O Doctor, glauben Sie mir, es ist ein trauriges Metier, in Einsamkeit ein alter Mann sein!“

Leonhard nickte nur dazu; er hatte die Hand des Barons gefaßt und zählte die Pulsschläge.

„Je älter wir werden,“ fuhr der Baron unterdeß fort, „desto mehr wird uns klar, daß wir Alle mit unserem unruhigen, fieberhaften Geistesleben doch nichts sind, als schwebende, webende Irrlichter, und daß der eigentliche Sinn von all diesem Auf und Ab, diesem Hin und Her, worauf unser Leben besteht, doch nichts ist, als das Suchen, das Streben, die Sehnsucht nach den andern tausend Flammen hoher und reiner Seelen, mit denen wir zusammenleuchten und zusammen aufodern möchten zu einer großen göttlichen Sonnenexistenz. Und nun müssen wir doch ewig ein einsames Irrlicht über dem Sumpf unserer Alltagsexistenz bleiben, nur immer matter, bleicher, verglimmender — bis zum endlichen Erlöschen in Nacht und Dunkel.“

„In Einsamkeit ein alter Mann sein, sei ein trauriges Metier, sagen Sie,“ antwortete nach einer Pause Leonhard: „es ist also meine dringlichste Pflicht, dieses Metier Ihnen zu legen, lieber Baron; denn Trauer ist etwas, das allen Menschen und vorzugsweise Ihnen schlecht bekommt — ich sagte Ihnen schon, weshalb — und so muß ich als gewissenhafter Arzt dagegen einschreiten.“

„Wie wollen Sie das ändern?“ fragte der Baron mit resignirtem Lächeln.

„Es wird mir glücklicher Weise nicht so schwer werden. Ich werde Ihnen ein ganz anderes Regime vorschreiben, als das bisher befolgte. Bewegung, frische Luft, einige Gläser Champagner und — eine Unterhaltung, die Ihnen wohl thut, während dafür gesorgt wird, daß jede Unterhaltung, die durch Widerspruch und Tactlosigkeit Ihr Nervenleben reizt und Ihre Galle aufregt, von Ihnen ferngehalten wird.“

„Das heißt, Sie, Klingholt, wollen zu meiner Gesellschaft und — zu meinem Schutze hier bleiben?“ rief der alte Herr, indem ein Strahl von Freude seine mageren, bleichen Züge verschönte.

Leonhard schüttelte den Kopf.

„Leider kann ich das nicht. Meine Praxis in der Stadt würde ich Ihnen gern opfern, aber meine Kranken kann ich Ihnen nicht opfern. So oft ich es irgend möglich machen kann, werde ich zu Ihnen heraus kommen, und damit ich sicher bin, daß meine Anordnungen genau befolgt werden, damit Sie Jemand in der Nähe haben, der alle nachtheiligen Einflüsse von Ihnen fern hält, werde ich Ihnen eine zuverlässige Krankenpflegerin senden — eine junge Dame von Bildung und guter Familie, die sich dem ernsten Berufe der Krankenpflege gewidmet hat und die ich bei der Ausübung dieses Berufes habe achten lernen.“

„Ah!“ rief der Baron ein wenig enttäuscht aus, „Sie wollen mir noch ein Frauenzimmer, ein schwarzgekleidetes, melancholisch aussehendes Frauenzimmer in's Haus senden, damit ich die Weiblichkeit in jeder Temperamentsforte um mich habe? Ich bitte Sie, Doctor! Mein Haus ist ohnehin zu voll.“

„Gerade deshalb! Sie sollen darunter zu leiden aufhören.“

„Was wollen Sie! Ich nehme ja dieses Leiden geduldig hin. Ihr Aerzte sagt uns von einem Irrigationsröhrchen, das über dem Menschenauge liegt und ihm fortwährend Feuchtigkeit zuführt, damit es rein und hell bleibt. Ich habe auch über meiner Seele solch ein Irrigationsröhrchen, das mir fortwährend die nöthige Gutmüthigkeit zuführt und die Bitterkeit vom Herzen fortspült.“

„Hilft alles nichts,“ entgegnete Leonhard lächelnd; „ich bin ein tyrannischer Arzt, und da Sie sich einmal in meine Hände gegeben, müssen Sie sich fügen. Macht das melancholische Temperament, vor dem Sie sich fürchten, Sie gar zu unglücklich, so will ich Sie wieder davon befreien — für's Erste muß der Versuch gemacht werden.“

„Du lieber Gott!“ seufzte der alte Herr, „Sie beschwören nun noch ein neues Sturmelement über mein unglückliches Haupt herauf.“

Leonhard ließ sich nicht erweichen. Er hat nur, der Wirthschafterin die nöthigen Anweisungen zur Aufnahme der Krankenpflegerin geben zu dürfen. Das junge Mädchen selbst werde keine persönlichen Ansprüche machen, außer dem einen, nicht wie eine bezahlte Wärterin behandelt zu werden, sondern wie eine Dame, die sie ihrer ganzen Erziehung nach sei; alles Uebrige werde sich fügen, wenn sie selbst da sei. Und dann hat Leonhard noch, daß der Baron den treuen alten Andreas ihr zum besonderen Beschützer und Vertheidiger, wo es nöthig sein würde, geben möge. Wenn sie eines weiblichen Beistandes bedürfen würde, habe sie seine Mutter in der Nähe.

Der alte Herr mußte sich mit einem Seufzer in das Unabänderliche fügen — es war ja stets sein Schicksal gewesen, sich bevormunden lassen zu müssen.

Leonhard brach nun auf, um seinen Eltern den Rest des Vormittags zu widmen. Er war über den Zustand seines Patienten

Digitized by Google

hinlänglich orientirt, um auf den Nachmittag seine Abreise feststellen zu können, und nun drängte ihn nur noch Eines: über Edwin mit der Mutter zu reden. Als auch dies geschehen, als er dann mit dem Versprechen baldiger Rückkehr von seinem Patienten Abschied genommen, fuhr er in der Equipage des alten Herrn der nächsten Eisenbahnstation zu — gedankenreich und sinnend genug, und doch ohne zu ahnen, daß ihm böse Wünsche und zornige Worte nachsiegen auf dieser Fahrt.

In ihrer ganzen Stärke und von Thränen begleiteten Heftigkeit wurden diese zornigen Worte freilich erst in der späten Abendstunde und ganz heimlich laut — nämlich im Walde. Es war, während die verehrten Cousinen aus Nord- und Süddeutschland mit dem Baron Whist spielten, Damian in der Fensternische zu der belehrenden Unterhaltung des Vetters Sergius gähnte und — — Fräulein Dora wieder einmal durch ihre Abwesenheit glänzte. Als sie endlich wieder auftauchte, sah sie auffallend blaß aus — sie klagte über Kopfweh.

7.

„Wir haben eine Königin im Haus, eine wahre Königin, Fräulein Diering," sagte nach einer Woche der alte Andreas, indem er das hinter den Küchenräumen auf Haus Dortenbach liegende freundliche Wohnzimmer der Wirthschafterin betrat und die Hände vor Vergnügen zusammenschlug, „ist sie nicht wahrhaftig wie eine Königin? Regina heißt zu deutsch: Königin, Fräulein Diering."

Das sie bezog sich auf die vor wenigen Tagen angekommene Krankenpflegerin.

„Nun ja," antwortete Fräulein Diering, die wallende Hauswirthin, „königlich thut sie genug; wenn mir das Königthum nur nicht ein wenig viel zu schaffen machte! Die ganze Hausordnung hat sie ja umgeworfen . . ."

„Wie mit einer Bewegung des kleinen Fingers," fiel Andreas triumphirend ein. „Wie mit einem Hauch ihres Mundes! Sie sagt: Das soll so sein, und richten Sie dies so ein! und wie sie's sagt, geschieht's, blos weil es für sie gar nicht denkbar ist, daß etwas, was sie anordnete, nicht geschähe. Man sieht ihr in's Gesicht, wundert sich und thut's."

„Besonders," sagte lächelnd Fräulein Diering, „wenn man sich in sie verliebt hat, wie Sie, Andreas."

„Verliebt — wahrhaftig, thäte sich so etwas für unser Eins schicken, und hätte man nicht seine Sechzig auf dem Rücken, man könnt' verliebt werden in dieses Fräulein Regine; es wär' kein Wunder und würde ihr denn auch wohl nicht zum ersten Male vorgekommen sein. . . . Unser lieber, weiser, junger Herr, der Herr Sergius von Sander, ist wenigstens auf dem besten Wege dazu; er macht ihr, wo er ihr begegnet, die schönsten Augen und hat schon einen verunglückten Versuch angestellt, ihr mit der Blumensprache beizukommen — Junker Damian, der ihn mit einem Strauße daher kommen sah, hatte seinen Spott darüber. Junker Damian behauptete, er sei so furchtbar gebildet; er verstehe die Blumen phonographisch herzurichten, und wenn Fräulein Regine Bertram sie in ein Glas Wasser gestellt habe, in der Mitte ihres Kämmerleins, würden sie sich zu verlautbaren anfangen und ihr plötzlich das schöne: „Reich mir die Hand, mein Leben!" zuflöten."

„Ich fürchte nur, die Frau Generalin, wenn sie so etwas wahrnimmt, singt dem jungen Herrn etwas anderes vor — bin überhaupt neugierig, wie lange der Frieden währt da oben; daß die beiden Gnädigen grollen, daß sich über dieses Fräulein Bertram ein dunkles Gewitter zusammenzieht — das merkt man, ohne Wetterprophet zu sein; sie brauchen nur erst unter sich ihre Donnerorgeln auf denselben Ton zu stimmen — dann kann das Concert losgehen."

„Und Sie werden Ihre Freude daran haben, Fräulein Diering, wie das Fräulein Bertram ihnen die Glocke läutet, welche solche Gewitterstürme beschwichtigen," sagte Andreas sich die Hände reibend.

Andreas war in der That sehr vergnügt; denn seit das Fräulein Regine Bertram da war — ein schönes, groß und schlank gewachsenes Fräulein, mit einem ovalen, ein wenig blassen Gesicht, in dem ein Paar merkwürdig ausdrucksvoller und glänzender blauer Augen leuchtete, war wie mit einem Zauberschlage Alles im Hause zum Bessern umgewandelt. Der alte Herr jammerte nicht mehr über seine schlaflosen Nächte; der alte Herr hörte mit Interesse auf das, was Andreas ihm erzählte, während es früher gewesen, als ob er von der ganzen Welt nichts mehr hören möge; der alte Herr unterhielt sich mit dem Fräulein wie mit einer Tochter, ja er hatte schon mehrmals über die kurzen drolligen Antworten, welche sie ihm gegeben, herzlich gelacht. Die ganze Tagesordnung war ja aber auch verändert; der Baron kam nicht mehr zum Speisen nach unten in den Eßsaal, sondern speiste für sich in dem kleinen Salon hinter seinem Wohnzimmer, er mit Fräulein Bertram und einem Eingeladenen — nur Einem; bald war es der Förster, bald der Rentmeister, bald die Frau Generalin, bald Herr Sergius ꝛc., stets abwechselnd, sodaß immer für eine ruhige und friedliche Unterhaltung gesorgt war. Und weiter durfte sich Niemand bei ihm blicken lassen; die Whistpartie und der gemeinsame Thee waren gestrichen; statt dessen spielte Fräulein Bertram mit ihm Schach oder las ihm vor, und statt Thee belam er allen Rheinwein zu trinken. Andreas wußte nicht, ob er mehr den Doctor oder das Fräulein Bertram dafür loben solle — jedenfalls, behauptete er, habe die Menschheit seit hundert Jahren nicht einen solchen Fortschritt gemacht, wie mit diesem Institut der „Krankenpflegerinnen", worunter er sich etwas so ganz Anderes gedacht und vorgestellt habe.

Während Andreas so bei Fräulein Diering, die nicht verhehlte, daß sie sich unter einer Krankenpflegerin bisher auch nicht solch eine schöne junge Person vorgestellt, sein Herz ausschüttete, war Fräulein Bertram allein ausgegangen. Ueber dem schwarzen einfachen Wollkleide, welches ihre schlanke biegsame Gestalt so vortheilhaft hervorhob, trug sie ein leichtes helles Seidenlind, und so, den Kopf nur mit dem grauen Sonnenschirm schützend, ging sie in den Wald hinein, wo in der schattigen Allee der Schirm sobald unnütz wurde. Als sie die Stelle erreicht hatte, wo der Weg zum Försterhause rechts abbog, blieb sie stehen und blickte eine Weile die Allee hinunter; dann setzte sie sich wie zu stillem Warten auf die Holzbank, die seitwärts an dieser Stelle angebracht war.

Nach einer Weile kam ein rascher Schritt vom Försterhause daher — Regine Bertram blickte mit leisem Erröthen auf; sie schritt dem rasch Nahenden entgegen — und bald lagen ihre beiden Hände in denen des mit sprühenden Blicken auf sie niederschauenden Mannes. Es war Leonhard. Er blickte sich um — Niemand beobachtete sie — so hauchte er die verstohlen einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn, zog ihren Arm in den seinen und führte sie zu der Bank zurück, auf welcher sie gesessen.

„Wie lang Sie mich hier allein gelassen haben, Leonhard!" sagte sie mit zärtlichem Vorwurf.

„Wenn Sie wüßten, Regine, wie meine Kranken mich bedrängt haben . . ."

„Wirklich? Waren es wirklich nur die Kranken, welche Sie in der Stadt zurückhielten?"

„Was sollte es anders gewesen sein?"

„Nicht auch," sagte sie mit einem flüchtigen, wie prüfenden Blick in seine Züge, „nicht auch ein wenig der Wunsch, mir die Zeit zu lassen, um mich gründlich in unseren alten Herrn zu verlieben?"

„Das," antwortete er lächelnd, „wünsche ich ja so sehr, daß ich, wenn ich auch früher gekommen, sicherlich nicht störend dazwischen getreten wäre. Aber vor Allem lassen Sie mich Ihnen danken! Aus Ihren Briefen sah ich, wie gewissenhaft Sie sich der Sache angenommen haben — der alte Herr muß sich wie im Himmel fühlen!"

„Er sagt es," erwiderte sie heiter. „Aber meine Gewissenhaftigkeit brauchen Sie dabei nicht zu rühmen. Daß ich so gewissenhaft bin, ist eigentlich recht schlecht von mir; denn seben Sie, es macht mir ein boshaftes Vergnügen, daß ich mit meiner Sorge für den alten Herrn seine ganze Umgebung in helle Flammen der Empörung versetze; sie hassen mich, diese edlen Verwandten des Barons; sie ärgern sich über alles, was ich ihnen gegenüber diese hochmüthige herrische Krankenpflegerin herausnimmt, ohne nur im Geringsten ihre Einwendungen zu beachten."

Leonhard lachte.

„Da ich dies boshafte Vergnügen ganz gern mit Ihnen theile, Regine, so darf ich Sie deshalb auch nicht schelten. Ich werde nichts thun, als in meiner ärztlichen Souveränetät Sie mit allen Rechten ausstatten . . ."

„O, diese Rechte nahm ich mir schon," fiel sie in demselben

Digitized by Google

Album schöner Frauenköpfe: 3. Mathilde.
Nach dem Oelgemälde von Robert Beyschlag.

scherzhaften Tone ein, „und so habe ich täglich meine Freude daran, wie sich der Norden und der Süden Deutschlands über die Anmaßungen einer ‚Krankenpflegerin' hier zu Lande verwundert. Machen Sie sich auf sehr düstere Mienen gefaßt, Sie, der Sie der Hauptschuldige sind!"

„Das soll uns die Freude über das bessere Befinden unseres Patienten nicht stören. Nicht wahr, es geht ihm um Vieles besser, und ich habe Ihnen nicht zuviel von ihm gesagt? Er ist ein guter, liebenswürdiger alter Herr, eine rührende Menschenseele in all seiner Weichheit und Schwäche ... und Sie haben ihn auch lieb gewonnen, Regine?"

Regine schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll, Leonhard," sagte sie. „Ich weiß nur, daß man härter, schärfer über ihn urtheilen könnte. Das will ich nicht. Aber ihn liebgewinnen? Ich? O mein Gott — wenn es mir auch nicht fern, nicht himmelweit fern läge — ich dürfte es ja gar nicht, ich nicht."

Leonhard schwieg darauf; wie sich in ernsten Gedanken verlierend, blickte er vor sich hin.

„Lassen Sie uns davon nicht reden!" sagte sie nach einer Pause. „Sie haben mir versprochen, diesen Punkt nie zu berühren — Sie haben es versprochen, Leonhard, als ich Ihnen nachgab und mich bereit erklärte, hier zu thun, was Sie mir als meine Pflicht darstellten."

„Und was es doch auch war?"

„Was es war — nun ja — freilich — streiten wir darum nicht! Ich bin ja hier und thue meine Pflicht!"

Sie schwieg eine Weile.

„Kommen Sie!" sagte sie dann plötzlich, sich erhebend und seinen Arm nehmend, um sich zärtlich und hingebend an seine Seite zu schmiegen: „gehen wir zu ihm in's Haus — auf dem Wege dahin habe ich Ihnen etwas zu zeigen, Leonhard."

Sie gingen die Allee hinauf, dem Edelhofe zu.

„Wie finden Sie denn eigentlich Ihre Hausgenossen?" fragte er. „Haben Sie wirklich, wie Sie mir schrieben, in Allem meine Vorschriften und Ihren Willen durchsetzen können?"

„Meine Hausgenossen!" sagte sie lächelnd — „ach, sie sind nicht ganz so arg, wie ich sie mir gedacht hatte. Einer darunter ist mir sogar interessant; es macht mir ein boshaftes Vergnügen, ihn zu beobachten —"

„Und dies ist?"

„Dies ist Sergius von Sander —"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Tabaks.

Zeitgemäße Mittheilungen von **Ferdinand Sonnenburg.**

Auch der Tabak ist eine Macht. Nur zu lebhaft drängt sich uns heute dieser Satz auf, heute, wo im Schooße des deutschen Volkes um das Tabakmonopol der erbittertste Kampf entbrannt ist und Hundertausende mit Bangen dem Ausgange desselben entgegensehen. —

Und nicht von heute ist die Macht des Tabaks. In raschem Zuge und mit unwiderstehlicher Gewalt hat er sich innerhalb weniger Jahrhunderte über die gesammte bewohnte Erde verbreitet: In der traurigen Oede des eisigen Nordens, in den üppigen Gefilden der heißen Zone, in den culturreichen Ländern der gemäßigten Klimate, überall hin hat er seine Herrschaft ausgedehnt; unter sein Scepter beugt sich der thätige Geschäftsmann wie der einsame Gelehrte, der arme Lohnarbeiter wie der reichste Geldbaron; in den Schlössern der Könige und Kaiser sind ihm Altäre errichtet, und Dichter haben ihm ihren Tribut gespendet. Wer seine Macht in so großartiger Weise documentirt hat und heute gerade das allgemeine Interesse beherrscht, über dessen Geschichte dürften unsern Lesern wohl einige Mittheilungen nicht unwillkommen sein.

Die Heimath des Tabaks ist unbestreitbar die neue Welt. Vor der Entdeckung Amerikas haben die übrigen Erdtheile den Tabak nicht gekannt. Wie alt aber in der neuen Welt sein Gebrauch ist und was den letzteren veranlaßt hat, darüber fehlt uns jede Nachricht. Als Columbus am 12. October 1492 an der Insel Guanahani landete, bemerkten die Spanier mit Erstaunen, daß die Eingeborenen Rauchwolken aus Nase und Mund ausbliesen. Ein trockenes Kraut wickelten sie in ein Maisblatt, zündeten das eine Ende der Rolle an und sogen aus dem andern den Rauch ein. Eine solche Rolle nannten sie Tabaco, das Kraut selber aber führte den Namen Kohoba; Tabaco wurde auch ein gabelförmiges Rohr genannt, dessen Aeste die Indianer in die Nase einführten, während sie das andere, trichterförmig erweiterte Ende über die auf Kohlen dampfenden Kohobablätter hielten und den Rauch derselben einsogen. Die frischen Blätter der Kohoba waren ihnen ein sehr beliebtes Wundkraut. Auch pflegten sie Hütten, in denen Kranke lagen, mit Tabaksdampf anzufüllen, um die Schmerzen derselben zu lindern und ihre Leiden zu heilen. Sie hielten das Kraut in hohen Ehren und betrachteten es als heilig: es sei, sagten sie, ein Geschenk des großen Geistes, der, wie alle guten Geister, ein eifriger Tabakrauchер sei. Wollten sie dem Herrn der Welt ihren Dank bezeigen oder den Zorn desselben versöhnen, so zündeten sie ein Feuer an und streuten ihre besten Tabakblätter als Opfer auf die glühenden Kohlen.

In Mexico, welches die Spanier bekanntlich 1519 eroberten, fanden sie den Gebrauch des Tabaks ganz allgemein verbreitet; denn überall, wohin sie im Lande kamen, sahen sie die Bewohner jener Gegenden Schilfrohre mit den trockenen Blättern füllen, denen sie Rosenblätter und wohlriechende Harze beimischten. Auf die Anfertigung dieser Rohre, in denen wir die ersten Pfeifen erkennen, verwandten die Mexicaner viele Mühe und Kunst; sie verzierten dieselben mit den Abbildungen von Blumen und Thieren und brachten goldene Zierrathen daraus an. Die beliebteste Stunde zum Rauchen war bei ihnen die Zeit nach dem Mahle, und der Kaiser Montezuma sowie sein ganzer Hof versäumten nie nach aufgehobener Tafel den Genuß des duftigen Rauchrohres, welches Seine Majestät sich von den schönsten Mädchen anzünden und reichen ließ. Daneben bedienten die Mexicaner sich des Tabaks auch schon zum Kauen und Schnupfen.

Die Spanier ahmten das Tabakrauchen sehr bald nach und fanden großes Wohlgefallen daran. Sie beschrieben, als sie in die Heimath zurückkehrten, ihren Landsleuten das merkwürdige Kraut und brachten auch Samen desselben mit. Aber in Spanien cultivirte man die Pflanze anfangs nur vereinzelt in Gärten als Ziergewächs und als Arzneimittel: man verwendete die frischen Blätter oder den ausgepreßten Saft derselben gegen Kopfschmerz, Magenbeschwerden, Gicht und Zahnschmerzen, und auf diesem Gebiete erlangte die Tabakpflanze bald einen so bedeutenden Ruf, daß berühmte Aerzte sie als ein Universalmittel gegen alle körperlichen Leiden priesen.

Nach Frankreich gelangte die Kunde von dem wunderbaren Kraute durch Jean Nicot, der sich 1560 als französischer Gesandter am Hofe zu Lissabon befand, und nach seinem Namen wurde die Tabakspflanze Nicotiana genannt; ein etwas älterer Name für dieselbe, welcher einem brasilianischen Worte nachgebildet sein soll, ist Petum. Auch in Frankreich wandte man den Tabak zuerst nur als Heilmittel an, und besonders beliebt war die Pulverform zum Schnupfen. König Franz der Zweite schnupfte sehr eifrig, um seine heftigen Kopfschmerzen zu vertreiben, und natürlich beeilten sich auch die Hofleute, zu schnupfen, ja, sogar die Damen folgten bald nach. Die Geistlichkeit gebrauchte den Schnupftabak auf's Eifrigste als Schutzmittel „gegen die Liebe".

Nun breitete sich der Ruf dieses Wunderkrautes rasch über die Länder aller gebildeten Völker aus. In Deutschland erhielt im Jahre 1565 der Augsburger Stadtphysikus Adolf Otto getrocknete Tabaksblätter als neues Heilmittel von einem Freunde aus Frankreich zugesandt, da es bis dahin hier nicht kannte, schickte er sie an einen befreundeten Arzt in Memmingen: auch dem waren sie neu; er sandte sie deshalb an den berühmten Botaniker Konrad Geßner in Zürich, und diesem wurde die Vermuthung, daß diese Blätter Tabak sein möchten, von dem gelehrten Benedict Aretius in Bern, der die Pflanze bereits in seinem Garten gezogen hatte, bestätigt. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts sproßte in der Schweiz und in Deutschland schon eine ziemlich reiche Literatur über den Tabak auf.

Vielleicht aus demselben Grunde, der in Frankreich die Geistlichen Freundschaft mit dem Tabak schließen ließ, zeigten auch in Italien hohe Kirchendiener sich als wohlwollende Beschützer des heilsamen Krautes. Der Bischof Tornaboni, Gesandter am französischen Hofe, schickte den ersten Samen nach Florenz.

Nach Rom gelangte derselbe durch den päpstlichen Nuntius in Lissabon, den Cardinal de Santa Croce, und nach ihm nannte man die Pflanze Erba Santa Croce (Kraut des heiligen Kreuzes). Aber hier, am Sitze der allzeit kriegsbereiten Nachfolger Petri, erwuchs dem Tabak zuerst Widerstand, der bald in einen Ver-

Digitized by Google

nichtungskrieg überging. Papst Urbau der Achte, der mit großer Entrüstung wahrgenommen hatte, wie Laien und Geistliche während des Gottesdienstes das Tabaksschlöckchen gebrauchten, belegte 1624 die Schnupfer mit dem Kirchenbann.

Zu furchtbarer Grausamkeit verschärfte man die Strafen gegen den Genuß des Tabaks in Spanien, wie denn in dem berühmten Wallfahrtsorte San Jago de Compostella 1692 fünf Mönche lebendig eingemauert wurden, weil sie zur Nachtzeit auf dem Chor geraucht hatten. Aber selbst aus dem Kampfe mit dem Papstthum ging der Tabak als Sieger hervor; denn Benedict der Dreizehnte, ein leidenschaftlicher Schnupfer, gab den Gebrauch des Tabaks 1724 wieder frei.

Ebenso wenig konnte die weltliche Obrigkeit sich irgend eines durchgreifenden Erfolges im Kampfe gegen den Tabak rühmen, obwohl man fast in allen Ländern dem neuen Gebrauche mit der äußersten Strenge entgegen getreten war.

König Jakob der Erste von England schrieb höchst eigenhändig im Jahre 1603 eine umfangreiche lateinische Schrift gegen den Tabak, in welcher er zu beweisen suchte, daß das Tabakrauchen das wahrhafte Bild der Hölle darstelle und unvermeidlich zur Hölle führe. Die Universität Oxford veranstaltete 1605 eine öffentliche Disputation gegen das Tabakrauchen; in Frankreich durfte der Tabak nur auf ärztliche Anweisung von den Apotheken abgegeben werden; in Schweden mußten die Raucher zur Zeit Gustav Adolf's Kirchenbuße thun; in Rußland knutete man sie 1634 unbarmherzig und schlitzte ihnen die Nase auf, und zu derselben Zeit machte der grausame Sultan Murad der Vierte allnächtlich in Constantinopel die Runde mit seinen Henkern; wer beim Tabak gefunden wurde, dessen Leiche lag am nächsten Morgen vor dem Hause auf der Straße. In Persien warf man Soldaten, die man rauchend bei der Pfeife ergriff, mit zerschmetterten Händen und Füßen vor die Zelte, und auch bei den Mohammedanern waren die Geistlichen, die Muftis, erbitterte Feinde des neuen Genusses.

Aber selbst die grausamsten Verfolgungen gegen den Tabak blieben wirkungslos; denn er eroberte sich mit jedem Jahre ein größeres Gebiet; zu Tausenden traten neue Verehrer schnupfend, kauend, rauchend in die Reihen der Diener des verlockenden Genusses ein, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit war jeder Widerstand der weltlichen wie der geistlichen Obrigkeiten vollkommen machtlos geworden; der aussichtslose Kampf wurde definitiv aufgegeben, und der Tabak hatte den vollständigen Sieg in sämmtlichen Ländern, in welchen er bekannt war, errungen. Wahrlich! eine staunenswerthe Thatsache, der sich nichts Aehnliches zur Seite stellen läßt, zugleich aber ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß der Genuß des Tabaks dem Menschen wirklich große Annehmlichkeiten gewähren muß.

Sobald man jedoch die Einsicht gewonnen hatte, daß kein Mittel ausreichte, den verführerischen Gast der neuen Welt wieder zu vertreiben, änderten sofort die Regierungen ihre Stellung zu demselben. Die klugen Kaufleute der Neynblik Venedig waren die ersten, welche erkannten, daß der Tabak „ein sehr steuerfähiges Object" sei. Schon 1657 erklärten sie die Fabrikation und den Handel des Tabaks für ein Staatsmonopol und gaben beides in Pacht; die ersten fünf Jahre der Pachtzeit lieferten dem Staate einen Reinertrag von 46,000 Ducaten. Diesem verlockenden Beispiele folgte sogleich die päpstliche Regierung, und binnen kurzer Frist thaten die übrigen italienischen Staaten ein Gleiches.

In Frankreich führte der Minister Colbert 1674 die Tabakregie ein; sie warf sofort enorme Summen ab, und die Erträge stiegen von $\frac{1}{2}$ Million Livres im Jahre 1674 bis zu 29 Millionen Livres im Jahre 1787. Die Revolution von 1789 beseitigte neben manchen anderen höchst verhaßten Einrichtungen auch das Tabakregal, aber Napoleon der Erste sah sich 1811 aus finanziellen Rücksichten genöthigt, dasselbe wieder einzuführen.

In England breitete man sich, da der Tabaksverbrauch in's Ungemessene zu wachsen begann, das Monopol 1625 einzuführen, aber diese Einrichtung wurde mit der größten Unzufriedenheit aufgenommen und nach einer Dauer von noch nicht 20 Jahren während des Bürgerkrieges durch das Parlament wieder aufgehoben. Während der kurzen Dauer der Republik war der Tabakzoll sehr gering, unter dem Königthum aber wurde er sogleich bedeutend erhöht und fortwährend gesteigert; er wuchs durchschnittlich in je 75 Jahren um 100 Procent, und ähnliche Erscheinungen und Verhältnisse wiederholen sich in allen cultivirten Ländern der Welt

während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Es würde uns zu weit führen, die Geschichte des Tabaks in sämmtlichen einzelnen Staaten hier zu berücksichtigen, und so wollen wir uns nur noch etwas eingehender mit der Cultur und dem Handel des Tabaks in Deutschland beschäftigen.

Die älteste Nachricht über Tabakraucher in Deutschland giebt ein Chronist der Stadt Zittau vom Jahre 1620. Englische Hülfstruppen, welche dem böhmischen Könige Friedrich von der Pfalz zugeführt wurden, verbreiteten die neue Sitte in Deutschland, die sich so rasch einbürgerte, daß schon 1642 der bekannte Schriftsteller Moscherosch klagte, „es sei kein Stand mehr, bei dem der höllische Rauch nicht bereits Eingang gefunden hätte."

Sobald nach dem westfälischen Frieden geordnete Zustände in Deutschland wieder eintraten, begannen weltliche und geistliche Herren den Krieg gegen den Tabak. Im Badischen mußte sogar bei den Kirchenvisitationen über diejenigen Gemeindeglieder berichtet werden, welche Tabak rauchten, oder, wie man damals fast allgemein sagte, Tabak „tranken". Der Rath zu Bern bestimmte 1661 für das Tabakrauchen dieselbe Strafe wie für den Ehebruch.

Aber als warme Freunde des Tabaks erwiesen sich in Deutschland und Holland die Aerzte; einer derselben ließ sich sogar in seiner Begeisterung für das neue Genußmittel zu dem in der damaligen Zeit oft citirten Ausspruche hinreißen: „Einer, der studirt, muß nothwendig viel Tabak rauchen, damit die Geister nicht verloren gehen. Zwanzig Pfeifen an einem Tage zu rauchen, ist nicht zu viel." Sogar den „Frauenzimmern" empfahl derselbe Arzt das Rauchen. Besondere Gunst gewann der Tabak indessen am brandenburgischen Hofe. Schon Kurfürst Friedrich der Dritte gab bei Hofe eigene „Tabaksgesellschaften" mit feierlichem Ceremoniel, bei denen Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin das Amt zufiel, dem Herrn Gemahl mit einem Zidibus die Pfeife anzuzünden. Weit umgewunden ging es in den Abendgesellschaften des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten zu, die unter dem Namen des Tabakscollegiums weltbekannt sind. Friedrich der Große war ein eifriger Schnupfer, und zu seiner Zeit war Rauchen und Schnupfen in Deutschland schon ganz allgemein geworden. Goethe dagegen war ein entschiedener Feind und Verächter des Tabaks, auch Lessing (nach seinem eigenen Zeugniß) und Immanuel Kant haben nicht geraucht, Schiller aber schnupfte mit großer Vorliebe.

Es ist selbstverständlich, daß die lebhafte Nachfrage bald einen sehr blühenden Handel mit Tabak hervorrief. Englische und vor allem holländische Handelshäuser erwarben damit in kurzer Zeit große Reichthümer, aber auch Bremen und Hamburg blieben nicht zurück. In Holland fing man schon 1615 zu Amersfort an, Tabak zum Verbrauch anzubauen, und dieser erste Versuch auf dem europäischen Continente gelang vollkommen. Rasch breitete sich nun die Tabakscultur im Gelderlande, um Utrecht und in einigen andern Gegenden Hollands aus, und in Amsterdam und Rotterdam erstanden ansehnliche Tabaksfabriken.

In Deutschland trafen vielfach die Behörden der Ausbeutung des neuen Erwerbszweiges auf's Thörichtste entgegen. Als ein deutscher Kaufmann 1620 in Straßburg größere Aecker säen mit holländischem Tabakssamen bestellte, verbot der Rath der Stadt lange Zeit den Anbau, weil die Cultur des Getreides dadurch beeinträchtigt werden könnte. Aber auch diesen Zopf überwand der Tabak bald; denn schon 1660 wurde im Elsaß, im Bisthum Speier, in der Markgrafschaft Baden und im Breisgau Tabak auf größeren Flächen gebaut, und von hier aus breitete sich der Tabaksbau auch über andere Gegenden Deutschlands aus. Als die Heere Ludwig's des Vierzehnten die Pfalz auf unmenschliche Weise verwüstet hatten, verliefen viele nun brodlose Bewohner die Heimath; die meisten derselben fanden im Brandenburgischen gastliche Aufnahme, und von ihnen wurde die Cultur des Tabaks in die Gegenden von Brandenburg und Halle, in Schlesien und Thüringen eingeführt. Der große Kurfürst, der Krieger war als der Rath der Stadt Straßburg, begünstigte den Anbau des Tabaks auf's Emsigste.

Der Erzeugung des Rohproductes folgte die Anlage von Fabriken auf dem Fuße. Um 1677 war in Spanien eine große königliche Schnupftabaksfabrik in Sevilla entstanden, welche den sehr fein gepulverten Spaniol herstellte; die Schnupftabaksfabriken in Italien bereiteten zuerst den Rappée, und von letzterem Lande aus begab sich ein Fabrikant, Bolongaro mit Namen, nach Deutschland und legte die erste deutsche Schnupftabaksfabrik in Höchst an. Im

Digitized by Google

Jahre 1718 errichtete der Markgraf von Baden Durlach eine große Fabrik in Pforzheim, und 1738 gründete ein Baseler, Samuel Schoof, eine Fabrik in Berlin. Die Geschäfte gingen überall vortrefflich; die Zahl der Fabriken mehrte sich rasch, und im Anschluß an die Thätigkeit derselben blühten auch andere Industriezweige auf; in Köln z. B. und in Alzmerode in Hessen fabrizierte man in Massen die aus Thon gebrannten Pfeifenköpfe, welche zuerst die Holländer nach dem Muster der Indianerpfeifen angefertigt hatten.

Zu der Fabrikation der Pfeifen sowie der Gläser und Dosen für Schnupftabak entwickelte sich bald ein bedeutender Luxus; denn in kaum fünfzig Jahren waren Tabak und Tabaksgeräthe für Industrie und Handel Artikel ersten Ranges geworden, und ihre Bedeutung stieg mit jedem Jahrzehnt. Die Continentalsperre unter Napoleon brachte zwar dem Tabakhändler und -Fabrikanten schweren Schaden, aber nach dem Sturze des Gewalthabers trat eine neue, frische Blüthezeit ein, die bis auf die Gegenwart in stetig fortschreitender Entwickelung angedauert hat. Der Raum gestattet hier nicht, allen Phasen unseres Gegenstandes zu folgen; es sei uns nur noch gestattet, die Verhältnisse der Gegenwart kurz zu betrachten.

Die Production des Tabaks ist zu riesigen Verhältnissen angewachsen; sie beträgt gegenwärtig jährlich in Nordamerika $3^{1}/_{2}$ Millionen Centner, auf Cuba 610,000, in Brasilien 300,000, in Ostindien 150,000, in Oesterreich 100,000, in den Niederlanden 85,000, in Italien 93,000, in Rußland 180,000, in Deutschland $1^{1}/_{10}$ Million Centner, und zwar in letzterem Lande in Preußen rund 230,000, in Baden 242,000, in Baiern 156,000, in Elsaß-Lothringen 160,000, in Hessen 31,000 Centner. Die Tabaksproduction der ganzen Erde beträgt etwa 13 Millionen Centner jährlich. Der jährliche Consum, auf den Kopf der Gesammtbevölkerung berechnet, beläuft sich in Rußland auf 1 Pfund, in Frankreich und England ebenfalls auf je 1 Pfund, in Italien auf $1^{1}/_{2}$ Pfund, in Cuba auf $2^{1}/_{2}$ Pfund, in Oesterreich auf $2^{2}/_{3}$ Pfund, in Nordamerika und Deutschland auf je 3 Pfund, in Belgien auf $4^{1}/_{2}$ Pfund, in Holland auf $5^{1}/_{2}$ Pfund. Zu allen unseren modernen Großstädten wird mehr Geld für Tabak als für Brod ausgegeben.

Während vor noch nicht sehr langer Zeit bei uns der Tabak hauptsächlich aus Pfeifen geraucht wurde, sind jetzt fast nur noch Cigarren üblich. Nach den Angaben der Tabaks-Enquête-Commission des Kaiserlichen Statistischen Amtes fabricirt Deutschland jährlich 5,259,000 Mille Cigarren, während es aus Amerika (von Cuba, den Philippinen und dem nördlichen Südamerika) zusammen etwa 93,000 Mille fertiger Cigarren importirt. Zu den in Deutschland fabricirten Cigarren werden etwa 751,400 Centner Tabaksblätter verbraucht. Da unser eigenes Land deren aber $1^{1}/_{10}$ Million Centner producirt und an überseeischen Blättern nur etwa 700,000 Centner importirt, von denen ein bedeutender Theil zu Pfeifen-, Schnupf- und Kautabak verarbeitet wird, so ergiebt sich aus diesen Zahlen die Thatsache, daß die meisten in Deutschland zum Verbrauche kommenden Cigarren vorwiegend aus deutschen Tabaksblättern hergestellt werden.

Freilich bedarf unser Tabak einer besonderen Nachhülfe, um ihm den zu großen Nicotingehalt (er beträgt bis 11 % bei den besten Havanablättern nur $2^{1}/_{2}$ %) zu benehmen und ihn im Geruch und Geschmack dem überseeischen Producte ähnlich zu machen. Es geschieht dies dadurch, daß man die abgelagerten Blätter einige Tage lang in einer Lösung von Weinstein und Salpeter liegen läßt und dann die wieder abgepreßten und getrockneten Blätter oder auch die fertigen Cigarren durch eine vielfach zusammengesetzte Brühe parfümirt. Zu derselben verwendet man Lorbeerblätter, Wachholderbeeren, Coriandersamen, Cubeben, Rosinen, Cascarillrinde, Storax, Bein, Cognac, Biervürze und ähnliche Sachen, je nach dem specifischen Geruch, den man erzielen will. Jede Fabrik hat ihre eigenen, meist geheim gehaltenen Recepte. Auch die importirten Blätter werden gewöhnlich mit einer solchen Brühe behandelt, und ohne die letztere werden Cigarren oder Tabak in Deutschland fast gar nicht fabricirt, während man auf Cuba, in Virginien ꝛc. diese Brühe niemals in Anwendung bringt.

Der beste Tabak auf Cuba wächst in dem wenige Quadratmeilen großen Gebiete der Vuelta Abajo, dem „niedern Felde", einige Meilen westlich von der Stadt Havana. Hier verarbeitet man ihn in folgender Weise: Die reifen Tabaksblätter werden vorsichtig abgenommen und in Hansen gelegt, in denen sich eine starke Hitze entwickelt, welche den Tabak in eine leichte Gährung übergehen läßt. Zur rechten Zeit werden die Blätter aufgenommen, getrocknet und von den gröberen Rippen sauber abgestreift. Man legt sie nun in Fässer und bedeckt sie leicht mit den eigenen abgestreiften Rippen und andern Abfällen. So lagern sie acht bis neun Monate, bis sie tauglich zur Verarbeitung sind. Diese geschieht nie bei Regenwetter, sondern nur an heißen und trockenen Tagen. Man feuchtet die Blätter mit reinem Wasser ein wenig an, um sie geschmeidig zu machen, und in offenen Schuppen beginnen nun Neger, auch wohl Negerinnen, die Herstellung der Cigarren; ein Messer und die Cigarrenform sind dabei ihre einzigen Werkzeuge. Man scheidet in Havana die Cigarren nach der Güte der Blätter und der Vollkommenheit der Arbeit in fünf Sorten. Das Tausend der ersten Sorte kostet an Ort und Stelle etwa 1500 Mark, die geringste Sorte von ganz kleinem Format etwa 140 Mark. Nun berechne man nach diesen Angaben, was eine wirklich echte Havannacigarre in Deutschland kosten muß! Im ganzen deutschen Reiche giebt es etwa nur 100 Firmen, welche Cigarren, die auf Cuba gemacht worden sind, importiren. Die bedeutendsten derselben sind in Bremen und Hamburg.

Nach den durchaus zuverlässigen Angaben der obengenannten Commission werden von den deutschen Rauchern jährlich etwa 312 Millionen Mark für Tabak verausgabt. Die Zahl der Verkaufsstellen für Tabaksfabrikate beträgt im deutschen Reiche zur Zeit rund 368,000. Zieht man nun diesen gewaltigen Umfang des deutschen Tabakhandels in Betracht, so kann man allerdings der Behauptung Glauben schenken, daß das deutsche Reich aus den Summen, die gegenwärtig am Tabak verdient werden, sämmtliche Ausgaben für Armee und Flotte bestreiten könnte.

Also würde ein kaiserliches Tabaksmonopol aller unserer Finanznoth sofort ein Ende machen?

Die Antwort auf diese Frage muß jedem vorurtheilsfreien Beurtheiler mindestens höchst zweifelhaft erscheinen. Sicher ist durch vielfache Erfahrung der Satz wenigstens festgestellt, daß staatliche Monopole noch nie irgend einem Fabrikations- oder Handelszweige aufgeholfen, wohl aber empfindlich geschadet haben.

Auch Preußen hat das Tabaksmonopol schon einmal besessen: Friedrich der Große führte es 1765 ein, doch schon sein nächster Nachfolger hob es auf. Solche staatliche Monopole sehen überhaupt den verabschenten Träumen der Socialdemokratie verzweifelt ähnlich. Der Tabak ist ein Luxusartikel, und er kann eine hohe Steuer tragen; der Boden aber, auf dem bisher jede Industrie, jeder Handelszweig sich am blühendsten entwickelt hat, heißt freie Concurrenz, denn sie ist die Mutter der Intelligenz; sie entwickelt alle diejenigen Kräfte und Eigenschaften, welche den wahren, besonnenen Fortschritt fördern und den Menschen zum Menschen machen.

Maritime Briefe an eine Dame.

II.

Muthigste aller Frauen! Sie wollen es also wirklich noch ferner mit mir wagen? Und nach der glutthauchenden, farbenglühenden Wiege unseres Menschengeschlechtes, nach Asien soll es wieder gehen? Wohlan denn — es sei! Sie schwingen den Zauberstab Ihres allmächtigen Willens, und in demselben Moment sehe ich mich auch schon um zwanzig Jahre zurückversetzt, befinde ich mich wieder an Deck Seiner Majestät Corvette „Möve" und ertheile Befehl, zu Anker zu gehen. Sie winkten, und das gute Schiff schaukelt sich bereits auf der Rhede von Singapore, angesichts der Insel gleichen Namens. Wir sind zur Stelle!

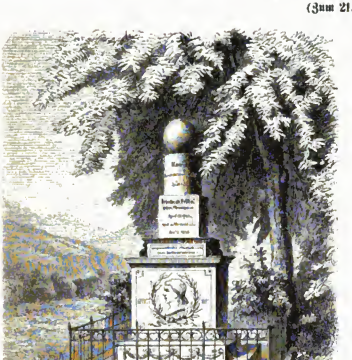
Welch ein schönes Ziel! Die Insel ist landschaftlich mit allen Reizen geschmückt, welche die Phantasie nur erdenken kann; sie ist mit einer selbst in den Tropen überraschend üppigen Vegetation und einem herrlichen, bei aller Hitze doch gesunden Klima bedacht — in Wahrheit ein kleines Paradies auf Erden.

Die Stadt an sich war damals noch durchaus nicht schön zu

Digitized by Google

Friedrich Fröbel.

(Zum 21. April.)



Wenn uns im Mainge, der zu einer Feier
Uns winkt, der Name „Friedrich Fröbel“ grüßt,
So lächelt Kinderlust im Geist uns an,
Wir fühlen Waldesluft uns frisch umwehen,
Und aus der Gegenwart ruhlosem Lauf
Steig über Reihen stiller Herzenslohnen
Des Volkes Bild in schönrer Zukunft auf,
Und all dies schuf des einen Mannes Streben
Mit seinem Wort: „Laßt uns den Kindern leben!“

So einfach klingt das Wort und öffnet doch
Ein weites Thor für einen neuen Weg
Zum Menschenheile auf der Wahrheit Boden.
Mit dem Gesetz der lebenden Natur
Im Einklang forschet er des Menschenlebens
Gestaltung, und zu gleichem Einklang zeigt er
Den Gang der Menschenbildung an, sobald
Des Kindes Mund mit seinem ersten „Ich“
Des Selbstbewußtseins seinen Geist verkündet.
Den schöpferischen Trieb im Kind zu wecken,
In sein dem Mädchen Muster, in dem Knaben
Den Grund zum Mann zu legen — den Beruf
Bertraute er der Frauen Geist und Herzen,
Und so erhob er sie zu höhren Ehren.
Als je ein Meister Frauenlob vermocht.

Wie aber war der Weg, den er gegangen
Zu seinem Ziel — und hat er es erreicht?
Sein Ziel ist Ideal, ist unerreichbar —
Beglückend ist der Weg zum Ziel allein.
Sein Weg war lange eine Dornenbahn;
Von Wenigen verstanden und erkannt,
War er auch — der Prophet im Vaterlande.

Da zog er, ein Apostel seiner Lehre,
Von Ort zu Ort, und wo er Kinder fand,
Da nahm er sie, wie sie die Straße bot,
Ob arm ob reich, beschuhet oder barfuß,
Und schloß den Reihen und begann sein Spiel.
Gelehrig sind die Kinder für die Lust;
Erst leise und verzagt, dann laut und lauter
Erschallt zu Spiel und Tanz das Koselied.
Da öffnen sich die Fenster und die Thüren,
Und aus den Häusern strömet Alt und Jung
Zum nie erlebten Anblick. Lockend winkt er,
Ein hoher Greis, den Kindern zu — die ducken
Sich ängstlich in der Mütter Mäntelfalten,
Doch dreister treten Andre scheu hinzu,
Die Schaar vermehrend und den hellen Jubel.
Und sieh, da ruckt's und zuckt's im Zaghaften auch —
Ob scheu den Finger noch im Munde, folgen
Sie doch dem Wink — und voll ist nun der Kranz.
Und neu beginnt Gesang und Spiel. Wohl raunen
Die klugen Väter sich kopfschüttelnd zu:
„Es ist ein alter Narr!“ — Doch, jüngern Herzens
Erkennen Mütter bald der Spiele Deutung
Und schau'n voll Andacht auf den seltnen Mann.
Auch sieht oft fern manch ernster Gast und lauscht,
Kommt langsam näher, weilet lange dann
Und scheidet als ein Jünger des Apostels.
Die Kinder aber seh'n und hören nur
Sein leuchtend Auge, seine sanfte Stimme,
Sie legen trauter, als in die des Vaters,
Die Händchen in die seine — selig lacht
Das ganze Herz aus ihren lieben Blicken. —

So ward Er sich Gemeinde um Gemeinde
Und überwand die Spötter und die Feinde.

So mühsam und so herrlich ward der Boden
Gewonnen für des Volkes Kindergärten.
Doch daß sie recht des Volkes Garten werden,
Ist einer neuen Arbeit Mühe werth. —
Wohl hatten Friedrich Fröbel's Seherangen,
Eh' sie sich schlossen in Marienthal,
Die große Zukunft seines Werks erschaut —
Wie eng auch noch der Kreis der Jünger war,
Den er zurückließ, die Begeisterung,
Die nur der Wahrheit heil'ger Geist erzeugt,
Erfüllte sie und segnete ihr Walten.
Und wenn uns heut' in allen deutschen Gauen
Der „Kindergarten“ Blütenreich umrankt,
Wenn es von Land zu Land durch ganz Europa
Der Kindheit erste Lust und Liebe hegt,
Wenn jenseits aller Meere es die Völker
Erobrte mit seinem Freudenbanner,
Wenn an der Südsee äußersten Gestaden
Die Spiel- und Koselieder wiederhallen —
Und Friedrich Fröbel's Hundertjahresfest
Gefeiert wird von Millionen Kindern
In allen Zungen — ist's des Meisters Geist
Und seiner Jünger That, die Das errungen.
Uns aber ruft die Pflicht, des Meisters Werk
Nach seines Herzens Ziele zu vollenden:
Den Kindergarten anzuschließen Allen,
Die, weil sie arm sind, vor dem Zaune steh'n.
Treu Fröbel's Wort: „Ich seh' in jedem Kinde
Die Möglichkeit, ein ganzer Mensch zu werden“,
Sei jedem Kinde seiner Zukunft Recht
Gesichert in des Volkes Kindergarten!

Nicht Mitleid und Mildthätigkeit allein
Darf solche Gärten gründen und erhalten:
Des deutschen Namens Ehre fordert sie;
Es fordert sie des Vaterlandes Wohlfahrt.
Gesund an Leib und Seel' erzieht das Volk,
Die Armuth sei kein Fluch schon für die Kinder!
Der Reichthum schändet sich, wo er dies duldet.
O, weihet Friedrich Fröbel's Ehrenfest
Durch den Entschluß zu frischer schöner That!
Erschließet Fröbel's Gärten allerwärts
Nur reichen Luft und Liebe auch den Armen —
Aus freier Menschenpflicht, nicht aus Erbarmen!
Thut's — und beneidenswerth ist euer Herz.

Friedrich Hofmann.

---

nennen, machte aber den ersten Abend, als ich sie durchstreifte, mit Hülfe der trügerischen Dunkelheit einen ziemlich erfolgreichen Versuch, sich wenigstens als „malerisch“ in meine Phantasie einzuschmuggeln.

Ueber die Esplanade, den großen öffentlichen Spaziergang schiendernd, war ich allmählich immer tiefer in ihre Straßen hinein und endlich in den malayischen Theil derselben gerathen. Die kleinen, unregelmäßigen Gebäude mit ihren reisstroh- und palmengedeckten Dächern erschienen, vom täuschenden Mondlicht umwoben und in prachtvollen Bäumen halb versteckt, anmuthig genug und hoben sich bizarr vom nächtlichen Himmel ab. Und zwischen diese lose aus Bambus und Brettern zusammengefügten Hütten schoben sich winzige steinerne, in europäischer Art aufgeführte Häuser, mit weit geöffneten Thüren, durch die hindurch man einen ungenirten Blick in's Arbeits-, ja in's Familienleben werfen konnte.

Diese naturwüchsige Unbekümmertheit ist überhaupt ein charakteristischer Zug jener paradiesischen Gegenden, und nur zu oft wandte sich mein von der Cultur und ihrem Schicklichkeitsecho gepreßter Blick verlegen ab und einer andern Richtung zu, um dann freilich nicht selten von der Scylla in die Charybdis zu gerathen. Manch liebes Mal lehnte ich aber auch, unbehelligt von solchen Scrupeln, an den Thürpfosten und blickte in die erleuchteten Flure und Werkstätten mit ihrem munteren Treiben und den scharf aufgegrenzten Figuren, die — mit allerlei fremdartigen Apparaten hantirend — sich in ihnen herumbewegten.

Ueberhaupt herrschte unerachtet der späten Abendstunde noch reges Treiben in der Stadt. Dunkle Gestalten huschten an mir vorüber, mich manchmal hart streifend und mit ziemlich drohenden Mienen murrend, dabei in dem ungewissen Licht, das aus den erleuchteten Häusern fiel, so spitzbübische Physiognomien aufweisend, daß die Hand mehr denn einmal zum Säbel griff und ihn unwillkürlich in der Scheide lockerte. Aber auch sanfte, schöne Augen lugten unter dem übergeworfenen Kopftuche verstohlen nach dem Fremden, und gazellenleichte Tritte veranlaßten mich, den Kopf zu wenden und den schlanken Mädchengestalten nachzublicken.

Mehr denn je lernte ich an diesem Abende des bekannten Bagdader Kalifen Leidenschaft begreifen, nächtlich herumzuschweifen und seine Allerhöchste Nase in Alles zu stecken.

Noch öfter hätte ich wohl diesen neu erwachten Harun al Raschids-Neigungen gefröhnt, wenn meine Unternehmungslust nicht in andere Bahnen gelenkt worden wäre. Ich hatte nämlich die Bekanntschaft eines Mr. W . . ., eines gleich mir passionirten Nimrods gemacht, und durch ihn wurde es mir ermöglicht, den Traum meines Jägerherzens zu verwirklichen und eines Tages nach den Dschungeln zur heißersehnten Tigerjagd aufzubrechen.

Wie Amerika und Afrika seine Urwälder, so hat Indien seine Dschungeln. Sie sind das Product eines überaus ergiebigen und fruchtbaren Bodens und der großen Feuchtigkeit jener Gegenden, welche zusammen eine Vegetation erzeugen, so üppig, so großartig, wie man sie ähnlich kaum anderswo antreffen dürfte. Man ist aber im Irrthum, wenn man annimmt, daß die Dschungel nur auf sumpfigem Boden gedeihe. Sümpfe und Wasserlachen giebt es in ihnen allerdings, mehr vielleicht sogar als in anderen Wäldern, aber ebenso oft mächtige Strecken trocken Bodens und sogar recht ausgedörrter Erde. Das eigentlich Charakteristische an ihnen sind die dicken, durch Unterholz und Schlingpflanzen zu fast undurchdringlichen Mauern verwachsenen Dickichte und das übermannshohe Gras, das die lichten Stellen überwuchert.

Auf diese Lichtungen tritt Morgens und Abends das Wild zur Aesung heraus, und hier sind die gegebenen Punkte, ihm auf dem Anstand aufzulauern. Wer nun die Gegenden und ihre vierfüßigen Bewohner kennt, wird sich zu diesem Behufe nicht sorglos auf ebener Erde aufstellen, sondern er baut sich schon vorher auf einem mittelhohen Baume, maskirt durch grüne Zweige, ein Nest, eine sogenannte „Kanzel", um von ihr aus zu operiren und sich nicht ungedeckt dem tödtlichen Sprunge wilder Bestien auszusetzen.

Von Tigern zumal, und zwar von solchen der stärksten und bösartigsten Sorte, wimmelte damals Singapore. Theils eingeboren, theils von Malakka herüberschwimmend, überflutheten sie die Insel und machten sie im höchsten Grade unsicher. Bis in die Straßen der Vorstädte selber wagten sich die hungrigen Ungethüme, und erst kurz zuvor war es einem derselben gelungen, sich ebendort den mittelsten von drei auf einem offenen Gefährt sitzenden Kulis herunterzuholen und fortzuschleppen. Man berechnet die Opfer dieser Bestien jährlich auf fünfhundert Menschen, und es waren besonders die in den Dschungeln arbeitenden Chinesen, die den ersten Anprall auszuhalten hatten und nahezu decimirt wurden. Diese betriebsamen Leutchen, die es unternommen, den Boden durch Ausroden des Gestrüpps und Anlage von Kaffee- und Tabakspflantagen immer mehr zu cultiviren, bildeten unter sich Gesellschaften von je zwanzig bis dreißig Mann, die unter einem selbstgewählten Oberhaupte, dem sogenannten „Kwadkuan", standen und wirklich Anerkennenswerthes in der Urbarmachung des Landes leisteten. Je mehr die Tiger nun aber unter ihnen aufräumten, und je fragwürdiger mithin das Lohnende ihrer mühseligen Arbeit wurde, desto mehr mußte es sich die Regierung angelegen sein lassen, eine Abhülfe zu schaffen. Es wurden denn auch namhafte Prämien, bis zu hundert Rupien (zweihundert Mark) auf die Tödtung eines Tigers gesetzt, aber ohne sonderlichen Erfolg. Auch das Ausstellen von Fallen, das gefährliche Raubzeug in tiefen, mit grünem Buschwerk überdeckten Gruben zu fangen, erwies sich als unzureichend. Endlich wurden sogenannte „Tigerstationen" errichtet und mit je vier bis sechs Mann, meistens Malayen, die geneigt waren, neben ihrem Tagelohne noch die Prämie zu verdienen, aber auch nicht anstanden, ihr Leben dagegen einzusetzen, belegt. Diesen Stationisten fiel die Aufgabe zu, die Erlegung der Bestien gewissermaßen systematisch zu betreiben.

Mr. W. und ich langten denn auf Nachmittage eines glühenden Tages nach beschwerlichem Marsche durch die Dschungeln bei der Station, wo die meisten der von Malakka herüberschwimmenden Thiere landen sollten, an. Das Glück wollte uns wohl. In „Old Sam" lernten wir einen ziemlich intelligenten braunen Malayen kennen, und der alte Stationist erfreute unsere Herzen sofort mit der Nachricht, daß er in der Nähe die Spuren eines starken Tigers gefunden und daß, obgleich diese Thiere einen bestimmten Wechsel nicht einzuhalten pflegten, doch mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten sei, derselbe würde den Platz auch in heutiger Nacht aufsuchen. Wir begaben uns natürlich sofort nach der bezeichneten Stelle und fanden dieselbe, eine kleine, von einzelnen Bäumen bestandene Lichtung, zu unserem Zwecke wie geschaffen. Bou drei Seiten umgab den Platz dichtes Bambus- und Dornengebüsch; die vierte war von einer steil in die Höhe steigenden Felswand abgeschlossen, und dicht unterhalb dieser strebten, hart neben einander, die beiden Bäume, die wir ausersahen, um uns in ihren Zweigen die bergenden Nester zu bauen, empor.

Nachdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, verfügten wir uns zur Stationshütte zurück, um uns durch einen kurzen Schlaf zur bevorstehenden Nachtwache zu stärken. Meine „tigergewohnten" Gefährten schnarchten denn auch bald um die Wette, während ich, der Neuling, mich fieberhaft erregt umherwälzte.

Da aber in jenen Gegenden die Sonne schon kurz vor oder nach sechs Uhr untergeht und dann sofort, eine jede verwitternde Dämmerung, tiefe Finsterniß eintritt, sollte meine Gedult nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden: bald nach fünf Uhr brachen wir bereits wieder nach der Lichtung auf. Begleitet waren wir von Sam und einer Ziege, die als mitleiderweckendes Lockungsmittel für die Tiger dienen sollte.

An Ort und Stelle angekommen, banden wir die arme Geis inmitten des Platzes und im Bereich unserer Schußwaffen an einen Pfahl, warfen ihr noch ein Bündel duftender Kräuter, ihre Henkersmahlzeit, vor, und dann bestiegen Mr. W . . . den einen, Sam und ich den andern Baum; wir richteten uns auf ihnen, so gut es gehen wollte, für die Nachtwache ein.

Und tiefer und tiefer sank die Sonne; schwächer und schwächer tönte das Rauschen der Seebrise; die Dunkelheit und mit ihr lautlose Stille trat ein. Doch nicht auf lange! Von Osten her goß bald ein anderer silberner Schein sein magisches Licht über die Gegend. Der Mond ging auf und — langsam emporsteigend und, immer andere Schatten erzeugend — schuf und webte er wundersame Wahngebilde. Bald erschien die seltsam beleuchtete Scene dem getäuschten Auge als ein herrlicher Park, mit Marmorstatuen und Cascaden geschmückt, bald als mächtige Stadt mit Thürmen, Kuppeln und Palästen, bald als wilde Felspartie mit starren, bizarren Steinmassen, immer aber phantastisch lockend und reizend. Und mit dem heller fluthenden Lichte erwachte auch das nächtliche Leben der Wildniß. Das einförmige Summen und Surren der Musquitos ließ sich mehr und mehr vernehmen; ab und zu wurde es unterbrochen von dem Schrei des Eisvogels, dessen Ruf täuschend dem Ton eines über dünne Eisfläche gleitenden Steines ähnelt; zwischendurch erhob der wilde Pfau seine schrille Stimme, oder riefen sich Eulen und Käuze ihr unheimliches Losungswort zu, und schwirrend und sausend streifte die wunderliche Gestalt des fliegenden Hundes die leise unter seinem Flügelschlag erschauernden Blätter.

Wie gebannt saß ich und lauschte dem geheimnißvollen Weben der Nacht — da — plötzlich bewegte es sich im Dickicht. Die Ziege schrak zusammen und stieß ein leises, ängstliches Meckern aus, dabei scheu den Kopf nach der verdächtigen Richtung wendend. Unsere Finger flogen an die Drücker der Büchsen. Eine Pause athemloser Erwartung, während welcher ich das Klopfen meines Herzens zu hören glaubte, dann wieder und verstärkter das Geräusch brechender Zweige — ein jähes Auffahren der gefesselten Ziege, ihr todesängstlicher Aufschrei, ihre vergeblichen Fluchtversuche

Digitized by Google

und dann ein mächtiger, dunkler Körper, der aus dem Dickicht heraus und in furchtbarem Satz dem armen Geschöpf an die Kehle sprang. Ich hörte den gurgelnden Todesschrei des gefällten Opfers, hörte das Krachen der zermalmten Knochen gleichzeitig mit dem winselnden Gekeul des Tigers, und im Nu lag meine Büchse an der Backe und donnerte mein Schuß durch die Nacht.

Die getroffene Bestie stieß ein furchtbares Gebrüll aus, ließ ihre Beute fahren und schnellte rachedürstend nach unserer Richtung hin. Im Sprunge aber brach sie zusammen und frach nun unter markerschütterndem Wuth- und Schmerzensgeheul bis unmittelbar unter die Zweige meines Baumes. Hier hob sie sich krampfhaft auf die Vorderbatzen und starrte mit weit aufgerissenem Rachen und glühenden Augen zu uns empor.

Um die Qualen des Thieres durch einen gut gezielten Schuß zu enden, legte ich abermals an, beugte mich weit über den Rand der Kanzel hinaus und — verlor plötzlich das Gleichgewicht. Die Waffe entfiel meinen Händen und, jäh herniederstürzend, konnte ich nur noch in instinctivem Erhaltungstrieb einen Ast ergreifen und mich an ihm anklammern.

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt" — daß meine Füße sich nämlich fast schon im Bereiche des wüthenden Ungethüms, dessen heißer Athem zu mir empordampfte, befanden und daß der Ast, der mich hielt, mehr und mehr nachzugeben begann und binnen Kurzem zu brechen drohte. Wie lange ich in dieser Situation zwischen Himmel und Höllenrachen geschwebt, vermag ich nicht anzugeben; vermuthlich nur Minuten — mir kamen sie wie ebenso viele Stunden vor, und nur wie im Traume hörte ich endlich Sam's Ruf: „Kann nicht schießen! Füße hoch!"

Mechanisch zog ich die Beine an mich, laut krachte der Ast bei der Bewegung und tiefer und tiefer bog er sich: ich befahl meine Seele Gott — da — ein Schuß — ein zweiter — und dann — dann knackte es und brach es über mir und unter mir und ich stürzte herab — nun lag ich unmittelbar neben dem Körper des verendenden Thieres.

Meine braven Gefährten waren sofort von ihren Bäumen und an meiner Seite, bereit, mich vor den etwa noch zuckenden Klauen und Krallen des Ungeheuers zu schützen, hatten aber nun nöthig, mir wieder auf die Beine zu helfen, auf die ich mich zwar etwas betäubt, aber — dem Höchsten Dank! — ganz wohlbehalten erheben konnte. Der Rest der Nacht vertief ohne fernere Abenteuer, und mit Morgengrauen kehrten wir, nachdem wir Sam in den Alleinbesitz der verdienten Prämie gesetzt und außerdem noch reichlich belohnt hatten, heim, todtmüde zwar, aber sehr befriedigt, und ich außerdem noch im Besitz des prachtvollen Tigerfells.

Unser Aufenthalt in Singapore ging nunmehr seinem Ende zu, nicht aber, ohne mir zuvor einen zweiten Lieblingswunsch zu erfüllen. Ich sollte noch einen indischen Fürsten kennen lernen und zwar in seinem eigenen Heim. Der Maharajah von Johore nämlich, der Regent des auf Malakka gelegenen Landes gleichen Namens, hatte große Besitzungen auf Singapore und ganz in der Nähe der Stadt seinen Lieblingswohnsitz; unser Commandant, der ihm seinen officiellen Besuch angesagt, forderte uns auf, ihn zum Fürsten zu begleiten.

In mehrere Wagen vertheilt, machten wir uns auf den Weg. Die Hitze war groß, das Aechzen und Stöhnen darüber aber noch größer; ich allein lamentirte nicht mit, da meine Gedanken viel zu angenehm beschäftigt waren, als daß sie die Nichtigkeiten dieser Erde gewahr geworden wären. Mächtiger, schaffender Brahma! Erhaltender Wischnu! Wie arbeitete meine Phantasie! Welche zauberhafte Gebilde aus „Tausend und einer Nacht" stiegen vor ihr auf und umgaben die Person des indischen Rajah mit märchenhafter Pracht und Herrlichkeit! Aber — o gütiger, zerstörender Siwa! — wie sollten meine Luftschlösser zusammen- und ich aus allen meinen Himmeln stürzen, als wir vor der indischen Residenz einem großen, mit luftigen Veranden umgebenen Gebäude, anlangten und an seiner Schwelle von einem überaus wohlbeleibten, braunen Menschen empfangen wurden; Turban, bloße Füße, europäisch geschnittene Kattunjacke nebst eben solchen Beinkleidern — das war seine sehr primitive Toilette, und diese Erscheinung entpuppte sich als — der Erbprinz von Johore.

Der Anblick des Maharajah selber aber sollte mich fast noch mehr ernüchtern. Inmitten eines sehr bunt eingerichteten Salons stand ein erstaunlich dicker alter Herr mit gutmüthigem, aber entschlich nichtssagendem Gesicht, enorm breitem Munde und fast verquollenen Augen. Gekleidet war er in eine gelbe Nankingjacke, weite weiße Hosen und weiße Weste; um die unförmigen Hüften schlang sich ein bunter Shawl, in dem der Kriß (Dolch) stak, und um den Kopf ein schlafmützenartiger Turban, während die Füße mit Sandalen geschmückt, sonst aber nackt waren. Prüfte man aber diese Toilette Seiner indischen Hoheit näher, dann fand man allerdings, daß der Glanz an ihr nicht gänzlich fehlte, wenn er auch nur da zu finden war, wo man ihn nicht erwartete. Die unförmig großen Knöpfe an der Jacke stellten sich nämlich als massiv goldene heraus und zeigten in ihrer Mitte je einen Brillant von gewiß sehr beträchtlichem Werthe. Aehnlich reich und kostbar waren auch die Sandalen verziert, und zahlreiche funkelnde Ringe schmückten außerdem noch Finger und — Zehen des hohen Herrn. Wir fanden ihn umgeben von seinen vielen Söhnen, unter denen sich ein paar bildschöne Menschen befanden; leider trugen auch sie schon die Spuren eines Endomponits an sich, in dessen unförmiger Entartung die Formen ihres Vaters und der Aeltesten unter ihnen sich bereits aufgelöst hatten.

Nach einer längeren Unterhaltung, die, wie alle derartigen officiellen, durch den Dolmetscher vermittelten Gespräche, nicht gerade durch sprühenden Geist sich auszeichnete, führte uns der Rajah zu seiner Waffensammlung, und hier konnte sich das Auge von aller bisher geschauten Geschmacklosigkeit erholen. Selten sah ich schönere Arbeit und zierlichere Ausführung als an jenen dort bewahrten Prachtstücken. Die Griffe der zahllosen Dolche und Lanzen wiesen kostbare Fassungen von rothem Gold und verschwenderisch verstreuten edlen Steinen auf; die Klingen waren haarscharf und von vorzüglicher Güte. Daß die meisten dieser schönen Waffen, die alle in seltsam geformten Holzfutteralen steckten, vergiftet waren, dieser Umstand konnte uns nicht sonderlich in unserer Bewunderung stören, und nur ungern rissen wir uns endlich von ihrem Anblick los, um der Aufforderung zu einem süperben, nur leider wieder ganz europäischen Frühstück Folge zu leisten und darnach, und von dem Rajah verabschiedend, die Rückfahrt anzutreten.

Seit jenen Jahren sind unser hoher Wirth und sein Erbprinz zu ihren Vätern versammelt worden. Bei meiner letzten Anwesenheit in Singapore trat mir in dem damaligen Maharajah eine völlig fremde Persönlichkeit entgegen. „Sir Abu Bakar" unterscheidet sich aber von seinen vorerwähnten, erlauchten Verwandten auf das Vortheilhafteste. Gekleidet in eine etwas phantastische, aber nicht geschmacklose Mischung von reicher, gold- und juwelengestickter englischer Uniform und landesüblichem Sarong (Lendentuch) ist er eine stattliche, sympathische Erscheinung, dabei sehr wohlunterrichtet und ein vortrefflicher Gesellschafter; er redet geläufig englisch und entspricht jedenfalls sehr viel mehr meinen Vorstellungen von einem indischen Großen als sein weiland Herr Papa.

Als wir von unserm Besuch heimkehrten, erwartete uns der Befehl, sofort aufzubrechen und nach China zu gehen, und schleunigst mußten wir dem schönen Singapore mithin Valet sagen.

Wohin nun aber Ihre Segelordre, hochmögende Frau, meine demnächstige Tinten- und Federexcursion dirigiren wird, das erwarte ich mit Spannung und in erneuter Angelobung des schuldigen Gehorsams als Ihr allzeit ergebener

J. v. W.

Nur ein Corrector!

Eine Charakterskizze aus dem Junggesellenleben.

Ein einsam Leben und ein einsam Sterben — das ist oft die kurze, tiefernste Geschichte eines Alten-Junggesellenlebens. Um das offene Grab steht eine kleine Gilde theilnehmender Freunde; die letzte Erdscholle rollt auf den dürftigen Sarg, und der darunter schläft, ist vergessen — — vielleicht auch nicht; vielleicht hat einer seiner Lebensgenossen ihm tiefer in das einsame Herz geschaut und den Schatz erkannt, an welchem Tausende gleichgültig vorübergegangen.

Ja, es war ein reicher Schatz warmherzigen Empfindens

Digitized by Google

und tiefgründigen Wissens, den Du in der schlichten Hülle Deiner bescheidenen Persönlichkeit bargst, mein alter Freund, liebenswürdigster unter den Junggesellen. Lebhaft steht Dein Bild noch vor meiner Seele: die kleine, unansehnliche Gestalt, die klugen, milden Augen, die klare Stirn, welche trotz des Alters von dichtem, ungebleichtem Haar umrahmt war! Durch die Gassen der ehrwürdigen Universitätsstadt Leipzig sehe ich Dich im altmodischen Kleide schreiten; ich sehe Dich mit altväterischer Förmlichkeit da und dort ein bekanntes Gesicht grüßen und still Deiner Wege gehen. Das ist nun lange her.

Und doch ist es mir, als wäre es noch heute, als müßte ich eintreten in Dein einsames, hochgelegenes Heim. Hochgelegen wahrlich! Hoch über dem Treiben der wechselnden Menge hast Du ein halbes Säculum hindurch gewohnt: im Thurmhause der Pleißenburg war Dein Heim, und hoch über dem Thorweg, der nach der Promenade zu liegt, schaute oft Dein ruhiges, freundliches Gesicht in das Menschentreiben hinab.

Ich steige noch einmal zu Dir hinauf, alter Freund, in die einsame Thurmstube. Hinter mir bleibt der Lärm und das Gewoge des Lebens — hier oben ist es friedlich still. Der blaue Himmel blickt durch die offenen Fenster herein, auf deren Brüstung, im Sonnenschein girrend, die Tauben sitzen, die in diesem Raume willkommene, ungestörte Gäste sind. Zwei alte, gepolsterte Stühle, ein einfaches Schreibpult, bedeckt mit Büchern und Druckbogen, ein primitiver Papierkorb, ein Regal mit Gläsern und Flaschen, dazwischen die viel gebrauchte Studirlampe, ein Bücherregell und ein Schlafsopha — das ist die Einrichtung der weltfernen Junggesellenwohnung. Auf dem Boden liegt eine aufgeschlagene Kiste mit Büchern und Papieren; im Hintergrunde singt die alte Theemaschine ihr trauliches, brodelndes Lied, an der verräucherten Wand aber hängt ein längst vergilbter Lorbeerkranz mit seidenem Bande — ein verstaubter, welkender Zeuge schönerer, vom Sonnenglanze der Jugend vergoldeter Tage.

Und in diesem Stillleben steht der alte Candidat und merkt nicht, wie die Dämpfe des bereits kochenden Wassers aus der Theemaschine aufsteigen und wie die weiße Taube zu seinen Füßen nach dem gewohnten Futter sucht. Angethan mit dem langen, grauen Schlafrocke, die hohe Hausmütze auf dem Kopfe, steht er sinnend da und prüft mit ruhiger Ueberlegung, was er soeben gelesen. Nun klappt er das Buch zu und tritt an das offene Fenster. Blauer Himmel und lichter Sonnenschein, wie hat er euch so lieb, der alte, einsame Mann, der wie ein Kind sich fürchtet, wenn Gewitterwolken über seinem Thurme sich zusammenballen und gelbfahle Blitze die Stirn seines lieben Himmels durchfurchen! Er wohnt höher, als die anderen Menschen, und sein Herz ist besser und reiner, als die sind, welche da unten rennen und ringen, jagen und drängen. Er hört in seiner Höhe die Uhren schlagen und die Glocken läuten, und sie tönen ihm heller und mahnender, als den Anderen, die tief unter seinem Fenster hinwandern in Leid und Lust.

Wie sonnendurchleuchtet ist heute der Tag! Eine reine, ätherklare Luft weht ihn an, und er athmet sie mit innigem Behagen ein; sie gemahnt ihn an den Waldeshauch seiner lange entbehrten thüringischen Heimath.

O, du lieblich frische Idylle im freundlichen väterlichen Forsthause! Es ist schon lange her! Tannendurchrauschte, waldeinsame Jugendzeit — wer dich noch einmal durchleben dürfte! Die grünen Bäume umschatteten das Elternhaus und sahen den lustigen Knaben im Kreise der Gespielen: des Vaters Büchse knallte im nahen Forst, und die Mutter saß vor der braunen Thür, über der das Hirschgeweih prangte, und hielt den Strickstrumpf in der fleißigen Hand — vorbei, vorbei! — Dann kam er, ein blutjung Bürschlein, nach dem gassen- und giebelreichen Leipzig, auf das Alumnat der altehrwürdigen Thomas-Schule, und sehnte sich — wie bald schon! — aus dem Stande und Dunst der Mauern nach seinem Walde zurück. Auch das ward überwunden. Ist die Natur eine milde Fee, in deren Schooße es sich süß träumen läßt, so ist die Wissenschaft eine ernste, aber wundertätige Göttin, welche die Träume scheucht und das forschende Auge stärkt und stählt, und wer beiden nicht dienen kann, der findet, wenn er ehrlich strebt, Trost auch bei der einen — hier oder dort. Ihm galt's der ernsten Göttin dienen; ihm galt's forschen, ringen, erkennen. Er bezog die Universität. Zu den Füßen der Gottesgelahrtheit saß er, und eines Tages — er erschrak saß über die praktische Wendung, die sein Leben nun nehmen sollte — eines Tages stand er an der Schwelle eines geistlichen Amtes. Forschen, ringen, erkennen — ja, das war ihm innerstes Geistesbedürfniß — aber frei forschen und ringen, frei bekennen, was er frei erforscht. Ein geistliches Amt! Dem Staate verantwortlich sein! Einem Staate von Knechten des Dogmas! Da kam der Tag, an welchem er die entscheidende Predigt halten sollte. Er betrat die Kanzel; unter ihm saß die andächtige Gemeinde: Orgelton und Kirchenlied war verklungen, und nun begann er zu den Andächtigen zu sprechen. Seine eigene Stimme kam ihm so seltsam vor, so tant und doch so unsicher; er fühlte, daß, was er sagte, nicht seine tiefinnerste Ueberzeugung war — die Pulse jagten ihm schneller; sein Denken verwirrte sich; er verlor den Faden der Rede und deckte mit einem improvisirten Schlusse nur nothdürftig den Rückzug. Seit jenen Tagen hat er die Kanzel nie wieder bestiegen; er hätte vor sich selbst erröthen müssen, wenn er es gethan — er war eben ein Charakter. Wo ihm die lebendige Ueberzeugung fehlte, mochte er nicht eintreten mit seinem Selbst. So wurde er Corrector, nur ein Corrector, statt eines Pfarrers.

Seitdem lebt er nun hier oben in der alten Thurmstube und liest Jahrzehnte hindurch die Correcturen gelehrter Werke, einsam, ruhig und unverzagt. Dies giebt seinem Geiste Nahrung, seinem Leibe Brod. Die Producte der erlauchtesten Geister, noch ehe sie die Welt in Aufregung versetzen, steigen zu ihm in die stille Thurmstube hinauf; bevor die Kritik ihre Feder gespitzt zu ihrer Beurtheilung, saugt schon der kleine Mann mit den klaren, milden Augen hineingleich den ersten Honig aus den leuchtenden Geistesblüthen. Seltsame Poesie des Correctorlebens!

Noch immer steht er am Fenster, der alte Candidat — und träumt und träumt — von der Jugend träumt er und von Thüringens Waldesduft, vom lustigen Studentenleben und dem Sturm und Drang seines wissenschaftlichen Strebens — dahin, dahin, alles dahin! Nun aber tritt er zurück in's Zimmer, und während er dem dampfenden Kochapparate sich zuwendet, summt er eine Arie aus einem Oratorium vor sich hin. Ja, Musik und Gesang war in jungen Jahren seine Freude gewesen, und sie ist ihm lieb geblieben bis heute. In der launendustigen Heimath hat er das Singen gelernt von den lustigen Vögeln der Wälder, und von der sangesfröhlichen Mutter, und die Thomas-Schule hat der frischen Natur die Weihe der Kunst hinzugefügt. Einst trug er einen ganzen Reichthum in seiner Kehle — aber er hat es selbst nicht gewußt.

Durch das offene Fenster weht der Wind herein; er rauscht durch die dürren Blätter des vergilbten Lorbeerkranzes dort über dem Pulte, und aus dem Rauschen klingt es leise, wie eine gedämpfte Stimme: „Nicht gewußt, nicht gewußt!“

Nun lächelt der alte Candidat. Süße Erinnerung! Es war eine schöne Zeit, als er, jung und lebensfrisch, die strahlenden Lampen über sich sah, die strahlenden Lampen des berühmten Gewandhauses da unten in der Stadt, als er als Solosänger manch schmelzendes Lied vor der lauschenden Menge sang, als der Beifall des Hauses ihn belohnte, als er den Lorbeer empfing, der nun vergilbt und verdorrt. Ja, es ist noch derselbe Lorbeer. „Nicht gewußt, nicht gewußt!“ rauscht es in seinen Blättern. Armer Alter, was hast Du versäumt! Du warst zu bescheiden, und so wurdest Du — ein Corrector, nur ein Corrector.

Aber es war nicht immer so einsam wie heute in dem lustigen Thurmgemache der Pleißenburg; dann und wann kam ein freundlicher Besuch aus dem Treiben der Stadt herauf in die stille Stube, und dann hatte der gute Alte immer ein Fläschchen Wein, eine Cigarre oder wohl gar eine Delicatesse seinen Gästen vorzusetzen. Das brauchte er zumeist nicht einmal zu kaufen: seine guten Freunde schickten Das und Jenes. Der alte Schrank in der Ecke war seine Schatzkammer: dahin stellte er sein Lieblingsgericht, das eine freundliche Hausfrau dem einsamen Junggesellen schickte, und bewahrte es, so lange es gehen mochte, um sich gleich einem Kinde recht lange auf den Genuß freuen zu können: dort barg er Obst und Erfrischungen, Cigarren und Wein — nicht für sich, nur für die Gäste, welche die vielen Stiegen zu ihm herauf nicht scheueten. Er war eine gute Seele, der alte Corrector.

Aber nicht nur gut war er — sein Leben hatte auch große Züge. Da hatte er irgendwo einen Freund gehabt und in dessen Auftrage ein Lotterieloos gespielt — Jahr für Jahr; der Freund zahlte den Einsatz, aber er gewann nicht, sodaß er endlich müß-

Digitized by Google

Der Corrector in der Thurmstube.

Nach einem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Martin Läummel.

Digitized by Google

muthig wurde und seinen Auftrag zurückzog. Nun that es dem guten Magister leid um das viele Geld, das Jener umsonst daran gesetzt — und schnell entschlossen spielte er das Loos weiter, ohne daß der Freund davon wußte. Aber siehe da — eines Tages klopft es an der Thür der Thurmstube, und der Postbote bringt eine glückliche Botschaft, den Gewinn von 10,000 Thalern. Und was that der plötzlich wohlhabend gewordene Einsiedler der Pleißenburg? Er packte das Geld zusammen und schickte es seinem Freunde — das war so selbstverständlich nach seiner geraden Auffassung.

„Mir würde kein Bissen wieder geschmeckt haben, wenn ich Jahre lang das Loos für einen Anderen gespielt und dann den Gewinn für mich behalten hätte," sagte er in seiner einfachen Weise zu seinen Freunden.

Unverdrossen las er nach wie vor seine Correcturen und verdiente sich mühsam, aber fröhlich sein ehrliches Brod. Er war eben ein Charakter und eine vornehme Natur dazu.

Alter Freund, ich kann Dich nie vergessen. Nun setzest Du Dich zu Deinem Frühstücke und verzehrst den selbst gekochten Trank: das fremdliche alte Gesicht zeigt ein inniges Behagen: Du rückst die hohe Tuchmütze weiter über die breite Stirn hinaus und wirfst Deinen Lieblingen, den Tauben, die durch's Fenster aus- und einfliegen, Semmelkrümchen zu. Das gefräßelte Volk gurrt und zankt, und nun redest Du polternd dazwischen:

„Das macht's wie die Menschen; keins will dem anderen den größern Bissen gönnen; 's ist doch traurig, daß überall die leidige Selbstsucht waltet. Die Leute da unten nennen's den Kampf um's Dasein."

Jetzt überlegt der alte Herr, ob er heute einmal einen Spaziergang machen soll, und überzählt die Wochen, während welcher er den Hof der Pleißenburg nicht betreten hat.

Seit er älter geworden ist und besonders seit seine Stimme ihr Metall verloren, hat er sich mehr und mehr eingesponnen auf seinem Thurme, und seine Freunde sehen ihn recht selten, wenn sie nicht die fünf Treppen nach seinem Horste heraufsteigen wollen. Es paßt ihm nicht, seinen langen, gefütterten Hausrock und seine hohe Mütze abzulegen und eine besondere Toilette zu machen, wie es nun einmal die Gesellschaft verlangt; auch fühlt er sich unter der jüngeren Generation nicht sonderlich behaglich.

Aber er hat sich in seiner Einsiedelei ein warmes Herz und ein kluges Verständniß für alle Vorgänge der Welt erhalten, die da unten an seinem Thurme ihre Wellen schlägt. So eine und die andere kleine Schrulle hat sich freilich wohl auch bei ihm eingenistet — aber wer hätte die nicht?

Eben tritt seine alte Dienstmagd ein; sie hat ihm Papier und Tinte besorgt und legt ihm nun einige Kupfer- und Silbermünzen in die Hand. Er wirft das Geld auf den Tisch, als ob ihn ein böses Insect gestochen, und über sein gutes Gesicht geht wirklich etwas wie ein kleiner ärgerlicher Zug:

„Muß ich denn jeden Tag wiederholen, daß mich ekelt vor diesen schmutzigen Groschen und Pfennigen? Kann Sie denn nicht den Leuten sagen, daß ich sauberes, blankes Geld haben will? — Hier sieht man ja kaum mehr, ob das auf dem Gelde da Kopf oder Schrift ist."

„Aber, Herr Magister, die Leute haben's eben nicht anders; es kann sich doch nicht Jeder jeden Tag die frische Prägung aus der Münze holen."

„Das weiß ich, aber säubern, waschen kann man das Kupfer und Silber."

Und das ist der pure Ernst des alten, wackeren Herrn: er veranstaltet wirklich ab und zu eine Geldwäsche und freut sich wie ein Geißhals, wenn die Münzen so recht glänzen und flimmern. Nun ist ihm freilich für heute die Lust am Spaziergange wieder vergangen; er hat zu thun: dies widerwärtig schmutzige Geld muß zuvor werden. Er tritt an den Waschtisch; er wäscht und reibt: es schimmert und glänzt: nun geht er an's Fenster und läßt die Silberstücke im Sonnenglanz flimmern; da kommt ihm ein neuer Gedanke: er will das Silber vergleichen mit anderem, und so beginnt er sich an sein Pult und zieht Kasten um Kasten heraus: hier liegt sein Reichthum, sein Schatz. In Reih und Glied, geordnet nach chronologischen und historischen Regeln, hat er hier Münze an Münze aufgehäuft, von den massigen Goldstücken mit den altrömischen Kaiserköpfen bis zum geprägten Metall vom neuesten Datum. Er liebte, sie sehr, seine Münzen, fast noch mehr als seine Bücher, seine Tauben und Blumen, der Inbegriff all dieser stillen Leidenschaften des guten Alten, gewissermaßen deren Lebensbedingung, war doch die Einsamkeit seiner stillen Thurmwohnung, das hohe Nest, wo er den blauen Himmel so nahe hatte und wo seine Tauben ihm den Morgenbesuch abstatteten. Und ach! sie sollte dieses traukiche Heim verlassen, sollte die fünf Stiegen auf immer herabsteigen müssen zu dem lauten Treiben da unten auf Märkten und Gassen. Das war der Schmerz seines Alters. Fremde Leute sollten hausen, wo er so lange gewohnt.

Wer kann ermessen, was damals in der Brust des alten Mannes vorging, als er mit dem letzten wehmüthigen Blicke Abschied nahm von dem lieben Heim, das ihn mehr als ein halbes Jahrhundert beherbergt hatte. In diesen verräucherten Wänden lag seine ganze stille, arme und doch so reiche Vergangenheit. Das hat ihm ein Stück von seinem Herzen gekostet. Lange aber hat er nicht in der neuen Wohnung gehaust, in welcher seine Freunde ihn untergebracht. Eine freundliche Parze schnitt ihm den Lebensfaden ab; er starb ohne Schmerzen schnell und plötzlich. ein Lächeln auf den Lippen. Nun mußte er, der fünfzig Jahre so hoch über der Erde gewohnt, so tief herab und unter die Erde ziehen.

Das war das Leben meines alten Freundes, und wahrlich es war reicher und reiner als das tausend Anderer. Nicht an welchem Platze man steht, sondern wie man denselben ausfüllt, darauf kommt es an. Der alte Magister von der Pleißenburg hat seines Herzens Meinung nie verrathen, seine Hände nie geschwärzt mit dem unsauberen Solde einer künstlichen Gesinnung. Sein Leben war redliche Arbeit in Verborgenheit — wenn er auch nur ein Corrector war.

Du fragst: Und hat ihn niemals der sanfte Flügelschlag jenes Engels berührt, den die Menschen Liebe nennen? — Ich weiß es nicht. Ob ihm ein Frauenange jemals milder geleuchtet, eine weiche Hand die seine verständnißinnig gedrückt — wer mag es sagen? Wenn es geschah, dann ist es sein Geheimniß geblieben, und er hat es mit hinüber genommen zum ewigen Schlaf. Sein Herz war reich genug, um ein anderes Wesen liebend zu umfassen, und wer weiß, ob er nicht in seinen jungen Tagen den bittern Kampf der Entsagung gekämpft hat, und wenn er ihn kämpfte, dann wußte er auch, warum.

Schlaf wohl, ehrlicher, alter Magister! Um Deinen Hügel weht es wie Hauch des Friedens. Kein Weib und Kind weint an Deinem Grabe, aber da und dort denkt wohl Einer, der Dich gekannt hat, Deiner in Liebe und spricht in Wehmuth und Achtung zugleich: Er war ehrlich und gut — er war ein Charakter, der alte Junggeselle.

Blätter und Blüthen.

Die Barteräume in Gerichtslocalen haben schon Unzähligen schwere Seufzer ausgepreßt, und zwar nicht blos den Sträflingen, sondern auch den Rechtsuchenden, den Zeugen und anderen Unschuldigen. Wenn es in allen Gebäuden, in welchen man hier und da ans Sparsamkeitsrücksichten der Gerechtigkeit ihre Sitze anwies, die Regel ist, daß ohne Ausnahme Alle, welche auf den Beginn einer Amtshandlung zu warten haben, oft stundenlang in wahrhaft erbärmlichen Räumlichkeiten anharren müssen, so sollte das doch nicht auch in manchen Justizpalästen jüngeren Datums vorkommen. Bald beengt man dazu so beschränkte Zimmer, daß sie leicht überfüllt sind; bald sind es nur Durchgangsräume, zugige Gänge oder Vorplätze, welche als Barteilocale dienen, und nirgends wird Rücksicht auf die Wartenden genommen, ja nicht einmal auf alte und schwache Personen. Wohl eingeht der Zustand solcher Barteräume der Aufmerksamkeit des großen Publicums, weil immer nur ein sehr geringer Bruchtheil desselben vor den Schranken der Justiz zu thun hat, aber selbst diesem Bruchtheile gegenüber dürfte wohl daran erinnert werden, wie viel besser, selbst auf der kleinsten Station, die Barteilocale der Eisenbahnen eingerichtet sind. Locale, in welchen man für gewöhnlich sich nicht stunden-, sondern oft nur minutenlang aufzuhalten braucht.

Es ist nöthig, daß solche Uebelstände besprochen werden, und zwar um so lauter, je länger darüber geschwiegen worden und je gewisser es ist, daß solche Barteilocalzustände nicht blos Aergernis, sondern sogar schon Nachtheil an der Gesundheit der Wartenden verursacht haben. Waren all die Fünfte in den Taschen, die aus solchen Amtshäuslern herausgeleitet wurden, gezählt worden — es hätte eine imponirende Ziffer gegeben, vor welcher vielleicht längst schon das beklagte Uebel geschwunden wäre.

Digitized by Google

„Bilder aus der Vogelstube“ von Karl Ruß. Der Verfasser dieser Schilderungen aus dem Leben fremdländischer und einheimischer Stubenvögel hat es sich seit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht, der Vogelliebhaberei allgemeineren Eingang in der deutschen Familie zu verschaffen und das Verständnis für die richtige Pflege der Stubenvögel mehr und mehr zu verbreiten. Diesem hoher so glücklich von ihm verfolgten Zwecke dient auch das vorliegende Buch des kenntnisreichen Ornithologen, ein Wort, dem wir hier gern zu Anerkennung und Empfehlung das Wort reden. Die Karl Ruß'schen „Bilder aus der Vogelstube“ wollen in erster Linie nicht eigentlich belehren, sondern vor Allem zur Zucht und Pflege der Stubenvögel anregen; sie thun es mit großem Geschick und gewähren zugleich in der bunten Anordnung ihrer Kapitel eine Art historischen Rückblicks auf die bisherige Entwickelung der Vogelliebhaberei.

Das mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Robert Kretschmer und Karl Gerber gezierte und geschmackvoll ausgestattete Buch bietet in seinen drei Abschnitten — „Zum Willkomm in der Vogelstube“, „Stimmen- und Farben-Virtuosi“ und „Lebensbilder“ — bewohl einen Schatz von Belehrungen des Heranzugehenden, wie Aufsätze anderer Vogelfreunde und -pfleger, die sämmtlich den zehn Jahrgängen der Ruß'schen Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ entnommen und hier zu einem hübschen Ganzen zusammengestellt worden sind. Möchten die „Bilder aus der Vogelstube“ zahlreiche Freunde finden!

Wir benutzen diesen Anlaß, um zugleich auf die eben genannte Zeitschrift des Reichs-Vogelpflegers aufmerksam zu machen. Die Pflege der Vogelliebhaberei leistet der Förderung des Gemüthslebens in Volk und Familie so vielen dankenswerthen Vorschub, daß wir die Gelegenheit nicht haben verstreichen wollen, sie mit obigen Zeilen darauf zu lenken.

Die Frage der Entschädigung für schuldlose Haft ist neuerdings vielfach öffentlich zur Sprache gekommen, und zwar in Folge des eigenthümlichen Zusammentreffens einer Anzahl von Fällen, in welchen sich die Unschuld von bereits zu harten Freiheitsstrafen verurtheilten Personen nachträglich herausgestellt, welche theilweise schon einen Theil ihrer Strafe verbüßt hatten. Besonders waren es zwei kurz hinter einander in Esterreich zu Tage getretene Fälle, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und schließlich einen bestimmten Antrag im Abgeordnetenhause veranlaßten.

Der eine Fall betraf den von Schwurgerichte zu Krakau wegen Verwirrungen im Amte zu fünf Jahren schweren Kerkers, Ausstoßung aus dem Militärstande und Verlust der Pension verurtheilten pensionirten Major und Postmeister Halle. Nachdem der Verurtheilte bereits siebenzehn Monate seiner Strafe verbüßt hatte, brachte ein glücklicher Umstand seine Unschuld unwiderleglich zu Tage.

Im zweiten Falle war eine moralisch allerdings bereits compromittirte ledige Frauensperson, Namens Katharina Reiner, in den Verdacht der Ermordung einer Neugeborenen gerathen und vom Schwurgerichte zum Tode verurtheilt, die Strafe in eine lebenslängliche Haft in sechs Jahre schweren Kerkers umgewandelt worden. Katharina Reiner hatte bereits vier Jahre im Kerker zugebracht, als ein früherer Wiener Student, jetzt Soldat in Znaim, sich selbst als den Mörder anzeige, worauf die arme Verurtheilte in Freiheit gesetzt wurde.

In Deutschland regte zu gleicher Zeit der Haarbeutel'sche Fall die Gemüther auf. Hier war ein Vater auf Grund eines neuerdings wissenschaftlich corrigirten ärztlichen Gutachtens wegen Verstümmelung seines Kindes mit Schwefelsäure gerichtlich verurtheilt worden. Auch dieser Fall brachte bei Gelegenheit der Berathung des Justizetats im preußischen Landtage die Frage der staatlichen Entschädigung wieder in Anregung, und Abgeordneter Windthorst rief für die Besahung der Frage ein, aber Justizminister Dr. Friedberg, welcher gleichzeitig noch einen weiteren Fall schuldiger Strafverbüßung anführte, fand die gesetzmäßige Anlage einer solchen Entschädigung namentlich auch dem Grunde für bedenklich, weil gewisse problematische Existenzen aus einer solchen hinterlistig herbeigeführten unschuldigen Verurtheilung geradezu eine Erwerbsquelle machen würden.

Zu juristischen Kreisen hat die Entschädigungsfrage längst schon eine eingehende Würdigung — leider aber noch keine befriedigende Lösung gefunden. Auf den deutschen Juristentagen hat sie wiederholt die Tagesordnung beherrscht. Bedeutende juristische Capacitäten haben über dieselbe Bericht erstattet. Diese Gutachten wiesen vor Allem in der Beantwortung des Princips scharfe Gegensätze auf, noch mehr in den einzelnen Modificationen. Der im August 1876 zu Nürnberg abgehaltene zwölfte deutsche Juristentag war bestimmt, die Sache zum endlichen Austrag zu bringen. Der gewandte und sachlich begeistert Berichterstatter Hofgerichtsadvocat Dr. Jacques Wirth suchte sich für Besahung der Entschädigungsfrage auch mit Ausnahme des Falles, daß der Beschuldigte erweislich lügenhafte Angaben, Collusions- (— ein geheimes, betrügliches Einverständniß) oder Absichtsreiche gemacht, oder durch sein Verhalten erweislich die Verhaftung oder Haftverlängerung selbst hervorgerufen habe. Es bedurfte sich dabei weniger um die Fälle, daß Jemand eine ihm irrthümlich zuerkannte Freiheitsstrafe verbüßt, als um diejenigen, daß er eine Zeitlang in Untersuchungshaft gesessen hatte, dann aber die Untersuchung eingestellt oder der Gefangene förmlich freigesprochen worden sei. Nach einer ausführlichen Debatte wurden indeß sowohl der Antrag des Berichterstatters wie die weiter gestellten Anträge abgelehnt. Die Frage verschwand somit von den Tagesordnungen der Juristentage, auf denen sie lange wie ein gespenstisches Gespenst umhergeschlichen war.

Man hoffte, daß die Sache bei der Ausarbeitung der neuen Justizgesetze innerhalb des Rahmens der Strafprocessordnung zur gesetzlichen Regelung kommen werde. Aber auch die Reichstagscommission lehnte es ab, eine Bestimmung über die Entschädigung des Beschuldigten für unschuldig erlittene Haft dort aufzunehmen, und somit ist das Problem noch wie vorher ein gesetzlich ungelöstes. Aber die Humanität wie die Gerechtigkeit selbst verlangen immer mahnender eine Abhilfe.

Die Fälle, in welchen Jemand unschuldig verurtheilt worden ist, sind zum Glück doch nur sehr seltene, obwohl hier das Unrecht am schreiendsten ist. Weit häufiger sind dagegen die, daß Jemand wegen des Verdachtes einer von ihm begangenen verbrecherischen Handlung gefänglich eingezogen, die Untersuchung aber wieder eingestellt wird, ehe es zu einer Anklage kommt, oder daß ein längere Zeit in Haft Verbliebener durch ein förmliches Erkenntniß freigesprochen wird. Auch hier erleidet der Gefangene eine empfindliche Einbuße an seiner persönlichen Freiheit, seinen Vermögen und, wenn auch nur vorübergehend, an seiner Ehre.

Die Frage der Entschädigung hat nun in der That verschiedene Seiten.

Eine unbedingte und ausnahmslose Entschädigung würde das Kind mit dem Bade ausschütten; sie würde, statt zu einem Rechte und einer Wohlthat, sogar in vielen Fällen zu einem Unrechte. Denn die Einstellung einer Untersuchung und die Freisprechung eines Angeklagten erfolgt sehr oft nur deshalb, weil nicht genügendes Beweismaterial zur Ueberführung des Beschuldigten vorliegt. Sie trägt also oft nur einen formellen Charakter. Der Beschuldigte bleibt sehr oft doch der Thäter; es fehlt nur das namentlich für den juristisch gebildeten Richter, der sein Urtheil auf bestimmte Entscheidungsgründe zu basiren hat, nothwendige Maß von Ueberführungsmomenten. Eine Entschädigung wäre hier gleichsam eine Prämirung des Verbrechens. Es könnte sich also dieselbe doch nur auf diejenigen Fälle beziehen, in welchen die Unschuld des Angeschuldigten bis zur Evidenz nachgewiesen ist. Diese Fälle lassen sich aber durch Gesetz nun vorsehen gar nicht feststellen. Es müßte vielmehr dem Richter überlassen werden, die Frage in jedem Einzelfalle zu entscheiden. Das Gesetz hätte dann nur zu bestimmen, daß im Falle einer Freisprechung der erkennende Richter gleichzeitig mit darüber zu entscheiden hat, ob und welche Entschädigung dem Freigesprochenen zuzubilligen sei. In denjenigen Fällen, wo es überhaupt nicht zu einer förmlichen Entscheidung der Schuldfrage kommt, müßte diese Entscheidung entweder von denjenigen Richtern gegeben werden, welche den Beschluß fassen, daß der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei, oder es müßte dem Letzteren das Recht zustehen, ein freisprechendes Erkenntniß noch herbeizuführen. In der dritten Serie von Fällen, wo der Beschuldigte bereits rechtskräftig verurtheilt war und seine Unschuld sich später herausstellt, müßte man im Wege der Wiederaufnahme der Untersuchung zu diesem Ziele kommen. Damit wäre wenigstens für die erheblichsten Fälle Abhilfe geschaffen; dann wäre auch der vom Staatsminister Friedberg geltend gemachten Gefahr vorgebeugt.

Ein vollständiges Aequivalent für die Schädigung, welche ein unschuldig in Haft Genommener unter Umständen erleidet, läßt sich freilich überhaupt nicht ermitteln. Die verlorene Zeit läßt sich nicht einbringen, die Qual der Seele nicht ungeschehen machen, der furchtbare Eindruck auf das Gemüth nicht leicht wieder verwischen. Die Entschädigung kann sich nur in Geld ausdrücken, den allenfalligen äußeren Verdrusses aller irdischen Dinge; möglicherweise auch in einer Art öffentlicher Ehrenerklärung. Immerhin ist das doch ein Etwas. Das, was dem Geschädigten nicht vergütet werden kann, muß er hinnehmen als ein über ihn verhängtes Unglück, als ein Product der Verhältnisse, die in ihrem eigenthümlichen Zusammentreffen oft weit stärker sind, als aller menschliche Wille.

Fr. Hbg.

Vermischte. (Fortsetzung von Nr. 35 des Jahrgangs 1881.) Wir wiederholen hier, daß alle Nachfragen nach den in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Vermißten nur auf den Wunsch der Hinterbliebenen für Nordamerika abgedruckt werden.

1) Riegander Gustav Nonnebergen, Barbiergehilfe aus Neumag, den 19. August 1860 geboren, hat sich im März 1879 nach Hamburg und im Herbst desselben Jahres nach London begeben, wo er bei M. W. Brand (Blackman-Street 41, Borough S. E. London) in Arbeit gestanden und von wo er am 10. October 1880 zum letzten Male geschrieben. Er soll früher den Wunsch, nach Australien zu reisen, geäußert haben.

2) Ein Vater, der vor dem siebenzigsten Jahre steht, sucht seinen Sohn, der ihm von sechs Kindern allein geblieben und von dem er seit 1866 keine Nachricht mehr hat. Dieser Sohn ist der Schlossergeselle Ernst Julius Porzig aus Rittenberg, zehn Jahre alt. Er arbeitete auf der Wanderschaft durch Deutschland zuerst in Braunschweig, Elberfeld und Hamburg. Von letzterem Orte aus schrieb er zum letzten Male, ohne Andeutung über etwaige weitere Reiseplane zu geben. Erst durch einen Mitgesellen erfuhr der Vater, sein Sohn habe nach Kopenhagen wandern wollen, und durch denselben später (1870), er sei in Jerusalem. Wie viel Wahres an diesen Nachrichten, ist leider bis jetzt unerkundet geblieben.

3) Ein Sohn sucht den Vater. Seit 1866 ist der Kaufmann Wisselinck, der in Aachen sein Geschäft hatte, für seine Familie spurlos verschwunden. In seiner Vaterstadt Bocholt wohnt jetzt sein Sohn Gustav als Handschuhmachergehilfe und hofft endlich auf Nachricht von den Vater wieder zu finden oder wenigstens eine Nachricht über ihn zu erhalten.

4) Im September 1861 verließ der damals vierundzwanzigjährige Landwirth Julius Adolph aus Kirchheimbolanden (Rheinpfalz) Mutter und Geschwister zu Freisheim bei Dürkheim, um nach Südamerika auszuwandern. Er war von kleiner, magerer Gestalt, aber von frischer Gesichtsfarbe, Augen und Haare braun, die Nase stark gebogen. Von Buenos Aires gab er den letzten Nachricht; Briefe gelangten stets an ihn „ p. adr. Signor Don Leon Vela, Calle Piedad 367“ daselbst. Ein letzten Brief, vom 1. September 1871, äußert er den Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren. Seitdem ist jene Adresse vergeblich benutzt und nun über zehn Jahre vergeblich auf seine Heimkehr gewartet worden.

5) Der Tapezierergehilfe Rudolf Amelon aus Magdeburg, der am 8. December 1880 plötzlich sein elterliches Haus verlassen und seitdem vergeblich gesucht und zurück erwartet worden, weil — sein Vater ist todt — von Mutter und Geschwistern um Nachricht und um seine Heimkehr gebeten.

6) Der in Seidnitz bei Dresden 1867 geborene Maximilian Angermann, ein Bursche von großer und starker Gestalt, gesunder Gesichtsfarbe, rundem Gesicht, blondgelockten Haar und blauen Augen, hat sich aus der Lehre bei einem Küchenmeister in Dresden am 9. December 1877 heimlich entfernt und ist seitdem spurlos verschwunden. Die trostlosen Eltern bitten um Nachricht von ihm oder über ihn.

7) Im tiefen Elende ist ein Elternpaar des unheimlichen Schicksal, das ihren Sohn in Paris betroffen: Ernst Balzar aus Neuwied, am 29. September 1859 geboren, befand sich als Handlungscommis bei J. L. Martini u. Comp. im Boulevard Magenta, wo er in den angenehmsten Verhältnissen lebte. Am Mittag des 1. Januar 1880 verließ er das Haus seines Principals, und seitdem ist, trotz aller Nachforschungen, an welchen sich die Pariser Polizei und die deutsche Gesandtschaft betheiligte, keine Spur von ihm zu entdecken gewesen. Vielleicht ist es Einem der vielen Deutschen in Paris möglich, Nachricht über ihn zu geben.

8) Der Entlassene aus Heilige-Leichnam in Danzig, Herr Ferdinand Druseudorff, sucht seinen Bruder Ernst Druseudorff, der, am 1889 zu Soldau in Ostpreußen geboren, 1833 zur See ging und 1873 aus Australien zum letzten Male geschrieben hat.

9) Oskar Cohn und Oppeln, Gefängniswärtergehülfe, 1852 geboren, arbeitete zuletzt in Stjaas-Kretzinger in Siebenbürgen, von wo seit 1878, trotz eifrigster Nachforschungen, keine Nachrichten über ihn mehr von den betrübten Eltern zu erlangen waren. Letztere, jetzt in Leipzig Brandvorwerk 89) lebend, warten noch immer auf seine Wiederkehr.

10) Aus Friedland in Mecklenburg geht uns die darüber brieflich gelangte Nachricht zu, daß auf der Insel Sumatra ein Deutscher im Kriege gegen die Atchinesen tödtlich verwundet worden und im Lazareth gestorben sei. Sein Name war Daalenburg und er sollte aus Pommern stammen. Verwandten desselben können Adressen zu weiteren Erkundigungen mitgetheilt werden.

11) Eine verlassene Gattin sucht ihren Mann: den Techniker Johann (Zenicz) Dolezal aus Kuttenberg (Kuna Hora) in Böhmen. Derselbe verheirathete sich mit Genehmigung seiner Eltern und standesamtlich 1875 zu Polen, lebte in glücklicher Ehe und schien in Sommer 1877 friedlich von seiner Frau, um sich in Oesterreich um eine Fabrikenvorstelle zu bewerben. Seitdem ist er verschollen; auch von dem Vater desselben, einem Maurermeister in Kuttenberg, hat die Frau keine Auskunft über ihren Gatten erhalten können.

12) Aus Pforzheim nahm am Abend des 2. November 1876 ein junger Mann stillen Abschied, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, in den Tod zu gehen. Dies verrauue er brieflich von Karlsruhe aus seinem treuesten Freunde, der uns das nachstehende Signalement mittheilt: „Gustav Heinrich Firnhaber, geboren in Stuttgart 1850, war Graveur und arbeitete früher in Stuttgart, Hanau, Genf und zuletzt in Pforzheim; er ist mittlerer Statur, hat bleiches Gesicht, dunkle Haare und Vollbart; er trug bei seinem Weggange dunkle Tuchkleidung und Winterüberzieher, spricht gut französisch und auch etwas italienisch." Der siebzehn Verwandte lebte in guten Verhältnissen, hatte durch Geschicklichkeit, Fleiß und Sparsamkeit sich ein Vermögen erworben und vermachte bei seinem Weggange seine ausstehenden Ersparnisse seinen Eltern. Obwohl er selbst baares Geld mit sich genommen, ist nichts desselben. Der Freund, welcher nicht aus den Tod desselben, und die armen betagten Eltern klammern sich an die Hoffnung des Wiedersehens dieses ihres einzigen Sohnes an, nachdem sie seinen Bruder in demselben Jahre durch den Tod verloren haben. Könnte doch die Hoffnung der unglücklichen Eltern erfüllt werden!

13) Zwei vermißte Söhne des Schauspielers Fernau: Johannes Fernau, im April 1844 zu Rostock geboren, zuletzt Matrose auf dem Hamburger Schiff „Louis Napoleon", zeigte 1863 von Belfast, wo sich sein Schiff zur Weinausfuhr befand, den Vater an, daß daselbe nach Mexico bestimmt sei. Seitdem ist er verschollen, und alle Nachforschungen beim deutschen Consulat in Vera-Cruz, bei dem Hamburger Rheder rc. blieben erfolglos. — Dasselbe Schicksal traf Emil Fernau, der, im September 1847 zu Stettin geboren, ebenfalls Matrose, eine Heilung in Callao (Peru) unter dem Namen „Harry Carl" in dem Mercantile House Mr. O'Connor u. Comp. in Dienst stand, dann wieder zur See ging und nichts mehr von sich hören ließ.

14) Eine arme 67 Jahre alte Mutter in Leoben (Steiermark) sucht ihre Tochter: Marie Gandhelsberg. Im Jahre 1841 geboren, mußte sie, als Kind vermögensloser Eltern, schon früh in die Welt, um sich selbst zu erhalten. Sie diente zuletzt als Köchin bei einer Herrschaft in Graz, besuchte von da 1872 ihre Mutter in Leoben, als diese aber im März des folgenden Jahres die Tochter in Graz aufsuchen wollte, war dieselbe nirgends mehr zu finden, auch die Nachforschungen der Behörden verspätet gewesen. Sollte keine Spur von diesem als mittelgroß, unterseit und brünett geschilderten Mädchen zu finden sein?

15) Rudolph Goldfriedrich, Seemann, 1852 geboren, lebte mit Eltern und Geschwistern in Petersburg, besuchte dort ein Gymnasium und fuhr im August 1867 von Libau (Kurland) auf einer russischen Brigg, Cap. Böwadt, nach Schottland, dann auf einer preußischen Brigg, Cap. Wünning, nach Westindien und kam mit diesem Schiffe wieder nach Scotland zurück. Im Jahre 1868 befand er sich auf dem englischen Schiff „Jane Bucker", Cap. Snod, machte mit demselben eine Reise nach Gibraltar und kam von da nach Liverpool zurück. Daselbst erhielt er auf dem Comtor der Rhede des Schiffes (Rister, Strong, Reid und Page, Chapel Walls-Castle Str.) seine Löhnung und nahm zugleich einen Brief der Seinen in Empfang, die Antwort auf einen Brief, den er von Gibraltar aus an dieselben geschrieben hatte. Seitdem ist seine Spur verschwunden.

16) Ein zwanzigjähriges Dienstmädchen, Amalie Therese Heise aus Eschorna bei Radeberg, das zuletzt, vom December 1881 bis 1. Januar 1882, in Neu-Ostra bei Striesen (Dresden) bedient, hat sich, angeblich um einen andern Dienst zu suchen, von da entfernt und ist seitdem verschollen. Ihre arme Mutter, eine Arbeiterin auf dem Rittergute Eschorna, befürchtet, ihre Tochter möchte, von falschen Vorspiegelungen verlockt, in die Hände gewissenloser Agenten gefallen sein, aus denen bekanntlich die Rettung so schwer ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kleiner Briefkasten.

Ein Wiener Burschenschafter. Die alte Fahne der deutschen Burschenschaft, die erste schwarz-roth-goldene Fahne Deutschlands, wird in der Universitätsbibliothek zu Jena aufbewahrt. Das Burschenschwert ist angewindelich im Besitz der Burschenschaft Arminia.

J. St. zu C. in Baden. Wir hätten Ihnen die Auskunft über Friedrich Brion von Steinheim nicht so rasch und vollständig zusammenstellen können, ohne das es in unserem Blatte bereits emphatische Hülfsmittel zum Nachschlagen in der „Gartenlaube"; Dr. Friedrich Hofmann's „Vollständiger Conversationslexikon für Gartenlaube" vom ersten bis zum achtundzwanzigsten Jahrgang (1853 bis 1880)". Mehrere der obigen Angaben hätten wir selbst mit großem Zeitverlust aus den Baudregistern nicht herausfinden können, sondern verdanken sie nur diesem Generalregister, in welches auch Tausende von Leinen, in spröden verstecken Artikeln mit ihren Stichwörtern eingereiht worden sind. In diesem Register würden Sie in wenigen Minuten Alles gefunden haben, was Sie brieflich erfragten und nun erst nach mehreren Wochen hierauf erhalten. Es gehört auch unsern Lesern selbst zu Liebe, wenn wir Hofmann's Generalregister recht bald in ihren Händen wünschen; es wird ihnen den Besitz ihrer „Gartenlauben" Bände um so werthvoller, weil erst vollständig als „Quelle der Belehrung" aufbar machen. — Darauch gehen wir Ihnen nun die gewünschte Auskunft. Außer Goethe's Friederike finden Sie in der „Gartenlaube" folgende Artikel: unter „Brion, Friederike" 1869, Seite 702; 1879, Seite 810; 1880, Seite 72. Unter „Sesenheim" 1864, Seite 390; 1871, Seite 432. Unter „Goethe", außer den eben bezeichneten, 1871, Seite 486 und 487; 1880, Seite 591. Unter „Friederiken-Album" 1868, Seite 48.

G. B. in München. Der Urheber des in Nr. 12 unserer Blätter reproducirten Bildes „Der bezwungene Hercules" ist, wie wir berichtigend mittheilen, nicht J. Adam, sondern K. Knabl.

A. E. in W. Sie haben der Redaction ein Manuscript eingesandt und um eine kritik Ihrer Arbeit gebeten, da aber diese Arbeit sich für unser Blatt als nicht verwendbar erwies, so wurde dieselbe Ihnen mittelst gedruckten Briefes zurückgesandt. Darüber sind Sie nun so ungehalten, daß Sie uns sogar zutrauen, wir würden über Ihren Brief lächelnd die Achseln zucken. Nein, geehrter Freund, unser „Kreuz, Friederike" ist begehen. Aber bitten müssen wir Sie, sich eine richtige Vorstellung von der Arbeit in einem Redactionsbureau zu bilden. Es ist uns völlig unmöglich, neben den alle Zeit in Anspruch nehmenden Pflichtarbeiten auch noch Muße zu brieflicher Kritik über vorgelegte schriftstellerische Versuche zu finden. Wir würden dies nicht hier (und zwar wiederholt) öffentlich aussprechen, wenn solche Zumuthungen nicht wöchentlich mehrfach an uns herantreten. Eben darum ist auch unsere Bitte eine öffentliche, uns mit diesen Zuguisten eines unser anderen Umständen gewiß ehrenden Bertrauens menschlicherweise unbedingt zu verschonen.

Frau von St. in Wien. Sie suchen für Ihren Sohn, der ein öffentliches Gymnasium besuchen soll, eine Pension, in der, neben sorgfältiger physischer Pflege und gewissenhafter Erziehung, sachmännische Anleitung und genaue Controle der Schularbeiten stattfinden. Ihrem Wunsche dürfte das seit vielen Jahren bestehende Pensionat des Herrn A. Fleischhacker in Leipzig (Jacobstraße 3) vollständig entsprechen. Dasselbe wird von den Directoren der hiesigen höheren Lehranstalten angelegentlich empfohlen. Auch der Umstand, daß circa achtzig Procent der bisherigen Zöglinge Söhne Leipziger Familien waren, dürfte Ihnen beweisen, daß man das Fleischhacker'sche Pensionat hier am Orte zu schätzen weiß.

Stadtr. D. in B. Die Mahnung an die Herren Buchbinder, die über zwei Seiten der „Gartenlaube" laufenden Bilder nicht dadurch zu verderben, daß sie dieselben ohne Weiteres in den Band hineinbinden, sondern sie auf Falz zu befestigen, ist im „Briefkasten" von Nr. 6, Jahrg. 1884, ausgesprochen worden, scheint aber, wie Ihre Klage uns zeigt, dringend wiederholt werden zu müssen.

H. W. in Hamburg. Nein; wird auch nicht erfolgen.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum. Mit R. Blum's Portrait in Stahlstich und einem Facsimile. Eleg. brosch. Preis 6 Mark.

Das vorliegende Buch, in welchem der Sohn Robert Blum's, auf Grund reichhaltigen Materials und wichtiger Familienpapiere, den Lebensgang seines Vaters, des Repräsentanten der Idee einer freiheitlichen und nationalen Gestaltung Deutschlands, zeichnet und dessen Entwickelung und Kämpfe sowie dessen thatkräftiges Eingreifen in die Geschicke des deutschen Vaterlandes in ein helles Licht stellt, ist zugleich von hohem Werth für die Geschichte der deutschen Bewegung von 1848.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 17. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Zu Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Sergius von Sander?“ fragte Leonhard.

„Ja,“ erwiderte Regine, der intelligente, Alles wissende, Alles entscheidende Sergius. Dieser Sergius ist eigentlich ein innerlich unglücklicher und bedauernswerther Mensch; er schleppt eine Aufgabe durch's Leben, welche ihm jeden Augenblick zu schwer zu werden droht: die Aufgabe, die Welt und sich selber in der Annahme und dem Glauben zu erhalten, er sei etwas Außerordentliches. Wer oder was diesen Wahn erzeugt haben mag, wer kann das wissen? Vielleicht die gnädige Frau Mama der „Mütterwahnsinn“ leistet ja Unglaubliches, und genug, der Wahn ist einmal da und will nun erhalten, will genährt, gepflegt sein — und das kostet den armen Sergius mitleidswürdige Anstrengungen. Er ist genöthigt, bei jeder aufgeworfenen Frage mit einer genialen Wendung das letzte Wort zu sprechen; möthigenfalls auch durch eine staunenswerthe Herzählung von statistischen Zahlen, durch ein Ausstreuen von philosophischer Weisheit aus Büchern, welche Niemand liest, zu bekehren, zu entscheiden, zu imponiren. Und ist das nicht eine schreckliche Aufgabe? Auch wenn man, wie Sergius, sich die Sache dadurch erleichtert, daß man die statistischen Zahlen aus seiner Phantasie nimmt, die genialen Wendungen aus Leitartikeln in den Journalen?“

„Aber wie viele Menschen,“ sagte lächelnd Leonhard, „wissen nicht so zu imponiren!“

„Anderen — ihrer Umgebung, ja! Aber Sergius ist in einer üblen Lage. Er zweifelt innerlich selber an seiner Außerordentlichkeit. Er ist ihrer nicht so ganz sicher. Es muß in seinem Leben Momente gegeben haben, die ihm das Dogma von seiner Genialität unter einer bedenklichen Beleuchtung gezeigt haben — und so ist der arme Mensch zu fortwährenden krampfhaften Anstrengungen gezwungen worden, um sich vor dem Unglauben an sich selber zu retten, sich selber sein Genie zu beweisen.“

„Und Damian?“ fragte Leonhard.

„Damian,“ gab sie lachend zur Antwort, „Damian ist einfach ein hohler Kopf; das ist auch gut; denn mit starken Lebenstrieben erfüllt, würde dieses Menschenkind vielleicht gefährlich sein, weil weder die gütige Mutter Natur noch die gütige Mutter von Ramsfeld einen erheblichen Keim sittlicher Grundsätze in ihn gelegt haben. Ist aber Damian hohl, so ist seine hübsche Schwester Dora dafür nur zu voll; ihr Herz ist voll von irgend einem Liebeskummer, vom Bilde irgend eines liebenswürdigen Jünglings, der es ihr angethan haben muß —“

„Sie glauben, das kleine Fräulein hätte an einer ernsten Neigung?“ fragte Leonhard gespannt.

„So viel man's kann in ihren Jahren,“ antwortete Regine; „jetzt lassen wir aber diese Gefälligkeit ungerupft! Sie könnten mich sonst verführen, Ihnen auch noch die Mutter zu schildern und den Glauben in Ihnen zu erwecken, ich sei die böseste Zunge von der Welt. Und das bin ich doch nicht — nicht wahr, Leonhard, Sie wissen, daß ich das nicht bin, wissen, weshalb ich hier scharf sehe, scharf urtheile?“

Leonhard antwortete nur, indem er Reginens Arm an sich drückte.

„Sie schlauer Leonhard!“ fuhr sie lächelnd fort, „Sie sind so meuchlich klug gewesen, indem Sie mich bewegten, hierher zu gehen, mich auf Haus Dortenbach einzuwohnen und in den alten Herrn zu verlieben — und doch haben Sie nie davon eine Ahnung gehabt? — war es schrecklich unbesonnen und verkehrt von Ihnen, mich inmitten dieses Kreises von adligen Leuten zu versetzen Sagen Sie sich denn nicht, daß ich an jedem Abend Gott danken muß, nicht dazu zu gehören? Daß ich lieber bis in die Sahara liefe, als mich von der Generalin als theure Comtesse umarmen, von Damian und Sergius, den lieben Vettern, bevormunden zu lassen —“

„Sie zu bevormunden würde man wohl keinen Versuch machen, Regine; Ihr Wesen hat wenig, was dazu einladet, und daß Ihr Adelshaß hier eine ganz ungesunde Nahrung finden werde, habe ich freilich besorgt; aber was war da zu thun — es galt, dem alten Herrn zu Hülfe zu kommen. Das war das Wesentliche —“

„Nun ja, Sie sehen mich ja auch hier,“ versetzte sie, sich zärtlich auf seinen Arm legend; „ich bin ein gutes Kind gewesen und gekommen —“

„Das sind Sie, und — aber wohin gehen wir?“

„Folgen Sie mir hierher! Ich sagte, daß ich Ihnen etwas zeigen wollte,“ erwiderte sie, indem sie, jetzt in der Nähe des Hauses angekommen, rechts ab und in den Wald, der hier mit den Anlagen hinter dem Hause zusammenlief, einbog.

Sie gingen unter alten Buchenstämmen hin, über Moos und vorjährigres Laub, und folgten dann einem Fahrwege, der jenseits der breiten, jetzt im Sommer mit einem schlammigen Wasser gefüllten Gräben in jene Anlagen hinter dem Edelhofe führte.

Als sie das Ende des ersten Grabens erreicht hatten, da, wo

Digitized by Google

er nach links hin im rechten Winkel einsprang und sich der Rückseite des Hauses parallel weiter zog, blieb Regine stehen; das hellere grüne Wasser deutete hier auf eine größere Tiefe; es wurde beschattet von einer nahe stehenden alten Hänge-Esche, welche ihre Zweige über die grasbewachsene Böschung Kederhängen ließ.

„Sehen Sie, Leonhard," sagte sie, auf das stille Gewässer deutend, „da, da war es. Diese alte Esche hat es mit angesehen. Sie hat gesehen, wie ein armes gequältes, zermartertes Menschenkind Ruhe in der dunklen, eisigen Tiefe suchte; wie sie in den Tod ging, getrieben von denen, welche ihr im Leben am nächsten standen, von Vater, Bruder, Schwestern. Und dieses arme gequälte Menschenkind war meine Mutter. Ich, ich soll das vergessen? Soll es vergeben? Ich müßte härter als dieser bemooste alte Baumstamm, fühllofer als der Schlamm dort unten sein, wenn ich's thäte. Nein — nie!"

Regine hatte das mit zitternder Lippe gesprochen, bleich vor tiefer Erschütterung, bis bei dem zornigen „Nie" ihr leuchtendes Auge sich mit einem Glanze auf Leonhard heftete, der diesen verstummen ließ. Er ergriff nur ihre sich wie zu einem Schwur hebende Hand und küßte diese wie in stummer Unterwerfung.

„Wer nur hat Ihnen die unglückliche Stelle gezeigt?" fragte er, sie wegführend, nach einer Pause, und dann, als sie keine Auskunft gab:

„Sie sollten aber auch nicht vergessen, Regine, daß Ihr Oheim keine Schuld trägt, daß er an all der leidenschaftlichen Verfolgung, der einst Ihre Mutter ausgesetzt war, nicht Theil nahm."

„Keine Schuld? Er hat die größte Schuld. Die Anderen waren von ihren Vorurtheilen, ihrem Adelsdünkel, ihrem leidenschaftlichen Hochmuth verblendet. Er nährte diese Vorurtheile nicht; in ihm war nichts von dieser verblendenden, hirntollen Leidenschaft der Anderen — er sah ein, er mußte einsehen, wie abscheulich sie handelten — und doch schützte er die Schwester nicht, doch stellte er sich nicht rettend vor sie — aus erbärmlicher Schwäche, aus verachtenswürdiger Feigheit nicht. Macht ihn das nicht noch schuldiger, als die Seinigen waren?"

„Freilich," antwortete Leonhard, „es war eine Handlungsweise, die für Menschen von unserer Natur gar nicht zu begreifen ist. Sie haben darin völlig Recht, wie Sie immer mit Ihrem starken Fühlen, Ihrem raschen Urtheil Recht haben. Aber, sehen Sie, nicht allein das Gesetz, auch unser Gefühl kennt eine Verjährung; der Richter straft den nicht mehr, der vor zwanzig Jahren ein Verbrechen beging, und . . ."

„Ich kenne eine solche moralische Verjährung nicht," sagte Regine; „mag man ein Verbrechen, welches die Leidenschaft herbeiführte, nach Jahren vergessen; das, welches durch eines Menschen Charakter verschuldet wurde, kann nicht verjähren, so lange dieser Charakter derselbe geblieben ist."

„Daran erkenne ich nun wieder so recht Ihre Natur, Regine," erwiderte er lächelnd — „Ihren Abschen vor jedem Entgegenkommen auf halbem Wege . . ."

„Meine rechtwinkelige Natur, wie Sie sich auszudrücken pflegen — nicht wahr?" sagte sie mit einem leichten Aufwerfen der Lippen.

„Ihre rechtwinkelige Natur — just das," antwortete er. „Sie kennen nur eine gerade Linie oder einen rechten Winkel. Daß die Linien und Wege im Leben sich auch schlängeln und winden können und doch auch zum Ziele führen; daß der Wind nicht stets aus Ost oder West oder Nord weht, sondern zuweilen auch aus Nord-Nord-West zum Westen, das verstehen Sie nicht, und auch nicht, daß die Rechnungen im Leben selten glatt abgeschlossen werden, sondern gewöhnlich — Goethe sagt das schon — noch ein Bruch übrig bleibt."

„Mag sein, daß ich so angelegt bin," entgegnete sie lächelnd. „Und Sie müssen gestehen, daß es so gut ist — wohin käme die Welt, wenn die Menschen der geraden Linie und des rechten Winkels ganz ausführen?"

„Gewiß — Sie haben einmal wieder Recht, Regine," antwortete er mit einem leisen Seufzer, und ihre Hand erfassend, legte er ihren Arm in den seinen. „Kommen Sie aber," setzte er hinzu — „wir wollen uns jetzt zum alten Herrn begeben."

Sie wandten sich, um in's Innere des Gebäudes zu gelangen, der nächsten Laubbrücke zu, welche aus demselben in die Gartenanlagen führte. Als sie dann oben in dem Vorsaale des Barons angekommen waren, ging Regine, Leonhard anzumelden, und kam bald zurück, um diesen mit seinem Patienten allein zu lassen. Der Baron war sehr erfreut, seinen Arzt zu sehen, und versicherte ihm dies mit einer besonderen Lebhaftigkeit.

„Wie viel habe ich Ihnen nicht zu sagen!" fuhr er dann fort. „Daß es Ihnen wohler geht, viel wohler, das sagt mir schon Ihr Aussehen," meinte Leonhard.

„Zunächst das — meine Seitenschmerzen haben sich gemindert; ich schlafe besser — beim Gehen in der frischen Luft, das ich jetzt täglich wage, weil Fräulein Bertram es nicht anders leidet, hat sich der Schwindel nur zwei- oder dreimal noch eingestellt — das werden Sie zunächst hören wollen . . ."

„Das allerdings — und sehen, was der Puls sagt," fiel Leonhard darnach tastend ein.

„Gut — fragen Sie ihn!" erwiderte der Baron, und nachdem er sich eine Weile schweigend verhalten, bis er Leonhard's Verdict: „Auch der Puls ist energischer und ruhiger geworden" erhalten, fuhr er lebhaft fort:

„Nun aber sagen Sie mir, was ist das Geheimniß Ihrer Krankenpflegerin, dieses Fräulein Regine Bertram?"

„Geheimniß?"

„Geheimniß — ja. Weshalb ist eine solche Dame, von einer durch und durch vornehmen Natur, von einer ganz seltenen Bildung und von einem solchen — um es so auszudrücken — getragenen, auf Moll gestimmten Charakter, weshalb ist sie eine Krankenpflegerin? Wie ist es möglich, daß sie, um die das Wesen der besten Gesellschaft liegt, nicht längst von hundert Seiten begehrt worden ist? Sind unsere jungen Männer wirklich so stumpfsinnig geworden — nein, das kann nicht sein — und dazu kommt, daß sie, wie sie mir naiv in's Gesicht sagt, eine geschworene Feindin des Adels und alles Dessen ist, was damit zusammenhängt. Das ist bei einem so jungen Geschöpf nicht natürlich — es hat seine ganz besonderen, ganz bestimmten Gründe, und so habe ich denn geschlossen: sie liebt einen Grafen, einen Baron; sie ist jedoch von der Familie desselben zurückgestoßen, beleidigt, auf's Bitterste gekränkt worden, und in der Verzweiflung darüber hat sie das triste Metier einer Krankenpflegerin — das letzte, wozu sie mit ihrer Schönheit, mit ihrem ganzen Wesen geboren ist — ergriffen und haßt den Adel in ihrer inneren Erleichterung."

Leonhard schüttelte lachend den Kopf.

„Es ist doch schwerlich so, wie Sie sich das ausgedacht haben, Baron!"

„Nicht so? — ich sage Ihnen, Klingholt, es ist so. Denn sehen Sie — ich will Ihnen noch mehr sagen — woher käme es sonst, daß sie ein altes Pastellbild meiner seligen Schwester, das, vergessen und bestäubt, im Speisesaal unten hinter einem Eschrank hing, mit Andreas' Hülfe ausgefunden hat? Andreas kennt nämlich zu jedem der Bilder die erklärende Legende. Wie kommt es ferner, daß sie mir das Bild hier in's Zimmer gehängt hat und dabei vorgiebt, es sei ein großes Kunstwerk? Wie kommt es endlich, daß sie so oft wie mit stiller Andacht ihr Auge darauf richtet? Woher kommt das? Antwort: sie hat von Andreas die lamentable Geschichte meiner Schwester gehört — Sie kennen diese Geschichte nicht, Klingholt, und wir wollen sie ruhen lassen — aber genug: ich durchschaue es: Fräulein Bertram hat offenbar meiner Schwester als ihrer Schicksalsschwester alle ihre Sympathie zugewendet."

„Möglich," antwortete Leonhard ausweichend, „obwohl es ja sein mag, daß der sympathische Kopf Ihrer Schwester . . ."

„Nein, nein," fuhr der alte Herr erregt fort, „es ist so, wie ich Ihnen sage. Und wenn es so ist, so hören Sie, Klingholt, so habe ich einen Auftrag für Sie . . ."

„An Fräulein Regine?"

„Einen sehr ernsten Auftrag, den Sie mit Ihrer Diplomatie bei ihr anbringen mögen; es hat mir schon zehnmal auf der Zunge gelegen, ihr selbst die Eröffnung zu machen, aber wenn ich ihr in's Auge sehe, überfällt mich eine lächerliche Schüchternheit: ich weiß nicht, sie hat etwas in ihrem Wesen und Aussehen, was mich eigenthümlich bewegt; was denn auch wohl macht, daß ich sie nicht leiden sehen kann — ein solches Juwel von einem Mädchen — ich kann sie wirklich nicht leiden sehen — und deshalb, sehen Sie, deshalb will ich ihr helfen und ihrem Herzeleid ein Ende machen — es ist auch etwas in mir, was mich dazu wie zu einer Sühne einer alten vergessenen Schuld drängt; sie hat mir das Bild meiner Schwester nicht umsonst da in mein Zimmer gehängt, wenn sie auch sicherlich nicht ahnte, was sie damit für sich selbst that; es

Digitized by Google

ist wirklich eine wunderbare Geschichte, eine seltsame Schicksalsfügung, daß just sie es that und meine Gedanken zwang, bei dem Bilde zu hoften; wenn man alt ist, Klinghoft, nehmen die Dinge . . ."

Leonhard, der gespannt bei alledem aufgehorcht hatte, brachte den alten Herrn zum Schluß des langen Satzes, indem er unterbrechend fragte: .

„Und mein Auftrag?"

„Ihr Auftrag, Klinghoft, soll sein, ihr zu sagen: daß ich ihr den Weg zu ihrem Glücke bahnen will. Sagt' ich Ihnen nicht schon, daß es immer mein Gedanke, mein Wunsch gewesen, Jemand adoptiren zu können? Ja, richtig, ich sagte es Ihnen schon einmal, und nun hören Sie, Doctor: ich will sie adoptiren. Dann erhält sie einen Namen und ein Wappenschild, das sich neben das jedes Grafen oder Barons im Reiche stellen kann. Fehlt es ihr alsdann noch an Geld, um ihren Baron zu heirathen, so soll sie es auch haben. Ich werde meiner Adoptivtochter eine Rente zahlen lassen — so viel sie bedarf. Sagen Sie ihr das — aber verlassen soll sie mich nicht . . . sie ist mir in den wenigen Tagen nothwendig geworden . . . in meiner Nähe muß sie bleiben; ihr Baron wird sich's schon gefallen lassen, in Dortenbach zu hausen, wenn er weiß, am Ende wird Dortenbach sein."

Leonhard sah ihn mit Augen, welche sich um ein Merkliches vergrößert hatten, überrascht an. Die Ueberraschung schien ihm die Worte geraubt zu haben.

„Nun," sagte der alte Herr, „weshalb schauen Sie mich so stumm an? Weshalb sagen Sie nichts zu meinem Vorhaben? Sind Sie nicht damit einverstanden? Wollen Sie etwa den Advocaten meiner lieben Anverwandten machen? Die lieben Anverwandten haben mich genug geärgert. Die lieben Anverwandten mögen sehen, wo sie bleiben! Die lieben Anverwandten sollen Legate haben . . . gute, ausreichende Legate . . ."

„Ich bin nicht hier, den Advocaten Ihrer Verwandtschaft zu spielen; höchstens den Ihrigen, Baron . . ."

„Und was sagen Sie denn als mein Advocat zur Sache? Sprechen Sie doch!"

„Ich ehre Ihren Entschluß. Er ist rasch gefaßt, sehr rasch, und ich begreife, daß Fräulein Regine Ihnen unentbehrlich geworden . . ."

„Wahrhaftig — das ist sie."

„Nur das Eine muß ich Ihnen einwenden: Sie wissen nicht, ob . . . der fragliche ‚Baron', den Ihnen Fräulein Regine vielleicht als Adoptiv-Schwiegersohn zuführen würde, ebenso Ihre Sympathien gewönne."

„Darin haben Sie Recht, Klinghoft — sehr Recht; ich habe selbst daran gedacht, aber wissen Sie, wer ein Mädchen wie Regine liebt, der muß ein braver und tüchtiger Mensch sein . . . denken Sie nicht auch?"

„Wer weiß?" entgegnete lächelnd Leonhard. „Je besser ein Mensch, desto schwächer seine Menschenkenntniß, und Amor's Binde, wissen Sie . . ."

Der alte Herr zuckte die Achseln.

„Wir müssen's darauf wagen," erwiderte er. „Gehen Sie hinüber zu ihr! Machen Sie ihr die nöthigen Eröffnungen! Finden Sie irgend Schwierigkeiten, so ebenen Sie dieselben . . . wollen Sie, Klinghoft? Sie wissen, was mich angeht, ich weiß Schwierigkeiten gegenüber nicht viel anzufangen. Es ist das nun einmal meine schwache Seite. Planiren Sie alles, was im Wege sein sollte! Und dann kommen Sie zurück und sagen Sie mir, daß wir es so einrichten — und zusammen so einrichten auf Haus Dortenbach!"

Der alte Herr war offenbar von seinem Plan ganz erfüllt. Ein leidenschaftlicher Eifer für denselben war über ihn gekommen; ein Wunsch hatte ihn mit einer Heftigkeit erfaßt, deren er sich wohl selbst nicht mehr für fähig gehalten. Es war so lange, lange Zeit verflossen, seit er überhaupt seinen Plan mehr gemacht, seinen Wunsch mehr gefaßt hatte: wie hätte dieser plötzlich in ihm erwachte nicht desto stärker sein, nicht mit einer Art fieberhaften Verlangens nach der Erfüllung verbunden sein sollen?

„Sie wollen, daß ich augenblicklich zu Fräulein Regine gehen und mit ihr reden soll?" fragte Leonhard.

„Sehen Sie einen Grund zum Aufschub?"

„Nein," versetzte Leonhard nach einer Pause Nachdenkens; „ich will Fräulein Bertram Ihr Anerbieten kund thun."

Und damit ging Leonhard, um sich zu Regine hinüberzubegeben.

8.

An der dem Wohnzimmer des Barons gegenüberliegenden Seite des melancholischen großen Festsaals — denn ein Festsaal war dieser in der Mitte des Gebäudes angelegte Raum doch, obwohl er so verblichen und verschossen aussah — an der gegenüberliegenden Seite führte die entsprechende Thür in ein Zimmer, welches sich Regine, um dem Baron nahe zu sein, zu ihrem Aufenthalte ausgewählt hatte. Es mochte früher, in den lustigeren Zeiten, welche Dortenbach ohne Zweifel erlebt hatte, als Spielzimmer gedient haben, während in dem nahestehenden Saale vielleicht eine heitere Jugend im Tanz umherwirbelte; das Möbel, welches Regine sich als ihren Arbeitstisch an das Fenster stellen lassen, war wenigstens ein alter Spieltisch, und den Kaminsims zierte eine Reihe kunstreich aus Elfenbein geschnitzter Schachfiguren, während auf zierlichen Consolen an den Wänden japanische und indische Kätzchen angebracht waren.

Regine hatte nicht viel gethan, den Raum zu einem traulichen Damenboudoir umzugestalten; nur einige Frauenarbeiten, die auf dem Tische am Fenster lagen, deuteten auf die Besitznahme des Zimmers durch eine Dame. Sie saß eben, eine Stickerei in den Händen, aber sehr oft von dieser auf- und gedankenvoll durch das Fenster auf die Tannengruppe draußen blickend, an diesem Tische, als Leonhard leise anklopfte.

„Regine," sagte er eintretend, offenbar höchst bewegt, mit freudig gerötheten Zügen, „welche Wendung der Dinge! Sie ahnen nicht, mit welcher Botschaft ich zu Ihnen komme — Sie Böse haben mir nicht den Gefallen thun wollen, sich in den guten alten Herrn zu verlieben, und nun, zur Beschämung für Sie, hat er sich dafür sterblich in Sie verliebt. Er will Sie nicht wieder missen, Sie nicht wieder scheiden sehn — und deshalb — doch nein, ganz im Ernste, nicht blos deshalb, sondern zunächst um Ihretwillen, um Ihres Lebensglückes willen, will er Sie an Kindesstatt annehmen, adoptiren, ausstatten . . ."

Regine, welche ihm entgegengetreten war und seine Hand ergriff hatte, ließ diese fahren und wich einen Schritt zurück; sie war auffallend bleich geworden.

Leonhard, aus dessen Zügen die helle Freude leuchtete, schien zu erregt, um dies zu bemerken — er fuhr lebhaft fort:

„Das wendet und endet ja nun Alles — das schlichtet unsern Hader auf's Gründlichste und Unerwartetste — das ist ein Gedanke, so unendlich geschent, so glücklich . . . aber was ist Ihnen, Regine? — Sehen Sie das nicht ein — nicht ein, daß nun Alles gut — daß Sie durchaus nicht wider Ihrer armen Mutter Andenken sündigen, nicht Ihrer Eltern Gesinnung Lügen strafen, wenn Sie hier die Herrin werden? Wenn Sie von einem guten, weichherzigen Manne sich adoptiren lassen und als Adoptivtochter annehmen, was er aus freien Stücken Ihnen vermacht, er, der fremde Mann, Ihnen, die Sie ihm nichts sind als Regine Bertram . . . ."

Regine zuckte unmerklich die Schultern und, zurücktretend, ließ sie sich wieder in ihrem Sessel am Fenster nieder, um stumm hinaus auf die dunklen Tannen zu blicken.

„Aber ich bitte Sie, Regine — Sie müssen doch einsehen . . . um Gotteswillen, sprechen Sie doch . . ."

„Sind Sie ein Kind geworden, Leonhard — oder ein Sophist?" fragte sie mit schmerzlich zuckender Lippe und unsäglicher Bitterkeit.

„Sophist? Sie nennen mich Sophist, weil ich das aussprache, was in solcher Lage jeder unbefangene, mit richtigem Gefühl begabte Mensch empfunden würde?"

„Was geht mich der Menschen Empfinden an," versetzte sie heftig erregt; „ich folge meinem Empfinden, ich thue, was mir mein Herz sagt, und was es mir sagt, das wissen Sie ja . . ."

„Ich weiß es, aber ich wußte nicht, daß Ihr Herz unerbittlich wie das der Parze sei," antwortete Leonhard tonlos und wie schwer getroffen, indem er sich auf den Stuhl neben der Thür niederließ und mit untergeschlagenen Armen den Boden anstarrte.

„Man hat," fuhr Regine fort, „meinen Vater mit Verachtung und Haß aus diesem Hause gestoßen; man hat ihn verleumdet und beschimpft und meine Mutter, die von dem geliebten Manne nicht lassen wollte, dahin getrieben, freiwillig den Tod zu suchen; als Gottes Hand ihr aber eine Rettung sandte, hat man das wohl nur beklagt, und als man sie endlich hat ziehen lassen müssen, da wurde sie mit schimpflichem Lärm und Hohn ge-

Digitized by Google

zwungen, feierlich eine Urkunde zu beschwören, in der sie versprach, daß sie den Namen Dortenbach niemals mehr führen, daß sie niemals ein Anrecht auf die Familie erheben, nie Ansprüche auf irgend ein Erbrecht geltend machen werde. Das hat meine Mutter gern und bereitwillig beschworen, und, wie sie, werde ich das gegebene Wort halten. Ich werde die treue Tochter meiner Eltern sein: was ihnen geschehen ist in diesem Hause, das ist mir geschehen, Leonhard. Mein Vater litt nicht, daß der Name Dortenbach in unserem Hause auch nur genannt wurde. Nur einmal in seinem Leben hat er davon zu mir geredet: er strich mir das Haar aus der Stirn und mit feuchtem Auge und mildem Lächeln mir in's Gesicht sehend, sagte er: „Eines tröstet mich, mein gutes Kind, darüber, daß Du ein Mädchen und kein Knabe bist: ein Sohn würde sich die Adelsspitze und sein Recht auf dieser Menschen Erde nicht aus dem Kopf schlagen können und den Herrn auf Dortenbach spielen wollen. Bei Dir bin ich sicher — Du braver, kleiner Starrkopf Du! Wer wider Deine Eltern war, wider den bist auch Du!“ In dieser Sicherheit ist mein Vater aus dem Leben gegangen. Und wie hat er raffinirt gewirkt, sich keine Ruhe gegönnt und gearbeitet, der gute Vater, um mir ein Vermögen hinterlassen zu können, das, so klein es ist, doch für mich hinreicht ... Ich sollte Dortenbach nicht nöthig haben ...“

„Wenn nur Dortenbach nicht Sie, so nöthig hätte!“ fiel gedrückt und gedämpften Tones Leonhard ein.

„Das haben Sie mir oft gesagt,“ entgegnete Regine wieder mit dem bitteren Aufwerfen der Lippen, „und da es keinen Eindruck auf mich gemacht hat, haben Sie jetzt ...“

„Habe ich jetzt? Sie sollenden nicht. Was habe ich?“

„Haben Sie jetzt sehr klug die eigensinnige Regine auf einem anderen Wege dazu bringen wollen, ihren Widerstand aufzugeben und sich Dortenbach gefallen zu lassen. Glauben Sie, ich durchschaute Ihren Plan nicht? O Leonhard, Sie haben mir sehr, sehr wehe gethan, indem Sie mir zeigten, daß Sie vollständig unfähig sind, auf mein Fühlen und Denken einzugehen, unfähig, mein tiefstes Empfinden zu verstehen.“

„Mein Gott, ich habe Ihnen ja Recht gegeben; nur —“

„Nur soll ich durch eine Komödie, welche Ihr mit mir spielen zu können glaubt, gezähmt werden, durch eine Komödie. Leonhard, welche Sie selbst in Scene zu sehen sich nicht gescheut haben ...“

„Ich?“ fragte er schmerzlich erstaunt.

„Ja Sie, Leonhard ...“

(Fortsetzung folgt.)

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Neunter Brief: Ein rother Napoleon.

Es war Anfang der sechziger Jahre, als in den Gesichtskreis der Bleichgesichter an der Indianergrenze zuerst der Mann trat, der durch seine Thaten zwei Jahrzehnte hindurch den Nordwesten der Vereinigten Staaten in Aufregung hielt. Ein ganzer Sagenkreis spann sich um seinen Namen, und mit Schrecken wurde er genannt, als vor ihm im Jahre 1876 ein tapferer General mit seinem Regimente in den Staub sank.

Es war der Name eines Indianerfürsten, den die gefürchtetsten der Sioux zu ihrem Führer erkoren, der alle kriegerischen Elemente der mächtigen Dacotahs um sich versammelt hatte, des gefährlichsten Feindes der Weißen: Tatanka-iyotanka, bekannter unter seinem englischen Namen „Sitting Bull“ („Der sitzende Büffel“).

Mit vollendetem Geschick wußte dieser rothe Krieger, der eine weitaus bedeutendere Persönlichkeit ist als Cooper's Chingachgook, seine Unternehmungen zu leiten; seine Kriegszüge waren so meisterhafte Leistungen und bekundeten so großes Talent, daß viele seiner weißen Gegner annahmen, er habe irgendwo eine militärische Erziehung genossen. Des sitzenden Büffels Persönlichkeit war mit Fabeln dieser Art umgeben; bald sollte ihm die Anleitung dieses, bald jenes berühmten Häuptlinges zu Theil geworden sein; bald sollte er seine Kenntnisse durch sein Zusammenleben mit dem Missionär de Smeet empfangen haben, welcher ihn Französisch gelehrt und mit dem Leben Napoleon's des Ersten bekannt gemacht hätte, sodaß er sich denselben zu seinem Vorbilde genommen habe. Einige Zeitungen brachten sogar die unsinnige Mittheilung, Sitting Bull habe eine sorgfältige militärische Erziehung in West Point am Hudson, der amerikanischen Officiersschule, genossen.

Diesen Gerüchteten aufzuspüren, war mein Ziel und, nachdem ich Wochen lang vergeblich den Spuren desselben gefolgt, traf ich ihn endlich als Kriegsgefangenen in Fort Randall, im südlichen Dacotah. Ich will meine Leser nicht mit der Schilderung der langen und langweiligen Reise bis zu dieser Militärstation behelligen; ich führe sie gleich an Ort und Stelle.

Fort Randall hat mancherlei Interessantes zu bieten. Seine Lage am rechten Ufer des Missouri gewährt eine ganze Reihe anziehender Bilder; die Uferbänke des Flusses fallen steil ab und winden sich in schönen Linien; hier und da ist ein wenig Wald, während gen Westen höhere baumlose Hügel emporragen.

Die Besatzung des Forts besteht aus vier Compagnien Negerinfanterie, deren stramme Haltung und regelmäßiger Wachtdienst einen weitaus besseren Eindruck auf mich machte, als der ihrer weißen Collegen in Fort Yates. Obwohl eine schon ziemlich alte Militärstation, hat Fort Randall doch niemals sonderliche kriegerische Ereignisse in seiner Chronik zu verzeichnen gehabt und steht augenblicklich die Besatzung allein mit der weiblichen Bewohnerschaft der siebenzig Meilen südlich gelegenen Stadt Yankton auf dem Kriegsfuß, bis wohin namentlich die weißen Officiere mit Vorliebe ihre Recognoscirungen ausdehnen und von wo sie häufig auch mit süßer Beute zurückkehren. Allerdings soll die Vertheidigung der Yanktoneserinnen gar nicht stark sein, im Gegentheil sagt man ihnen sogar nach, daß sie auch auf ihre Faust Raubzüge unternehmen, bei welchen ihre Wagehalsigkeit sie schon bis unter die Kanonen des Forts getrieben habe.

In weiteren Kreisen wurde Fort Randall erst bekannt, als es zum vorläufigen Internirungsplatze Sitting Bull's auserschen wurde. Es war den 24. October 1881, als ich hier anlangte; ich trat gleich, nachdem ich mein Gepäck abgelegt, einen Rundgang durch das Fort an, um mich mit der Lage und den Baulichkeiten desselben einigermaßen bekannt zu machen. Als ich hierbei auch den in keiner Militärstation fehlenden geräumigen Kaufladen betrat, in welchem vom Pfinge bis zum Nagel, vom Seidenkleide bis zum Kattunschäubchen, vom ungeschlachtesten Stulpstiefel bis zum zierlichsten Tanzschuh herunter Alles feil ist, fiel mir sofort unter den zahlreich um die Verkaufstische herumstehenden Indianern eine Gestalt mittlerer Größe auf, ein Mann mit einem massiven Kopfe, breiten Backenknochen, stumpfer Nase und schmalem Munde. Seine Augen wurden durch merkwürdige blaue Brillengläser verdeckt. Gekleidet war die stämmige Gestalt in ein buntes Hemde und blaue Beinkleider, während über die breiten Schultern eine blaue Decke geschlagen war.

Seine glänzenden schwarzen Haare hingen, in pelzummwundene Zöpfe geflochten, über die mächtige Brust herab, während in der langen Scalplocke eine Adlerfeder steckte. Vor mir stand der große Häuptling Sitting Bull, der Schrecken aller Weißen. Noch überfloß ich dieses Bild ausgesprochenster Mannheit mit bewunderndem Blicken, als der große Krieger schnell auf mich zuschritt, mit dem üblichen indianischen Gruße „hau cola“ mir die Hand bot und durch einen in der Nähe befindlichen Dolmetscher die Frage an mich stellte, ob ich der „Eiampaha“, der „Herold“* sei, dessen demnächstige Ankunft vom Hauptquartier der Armee aus im Fort angezeigt worden. Als ich seine Frage bejahte, drückte er mir nochmals die Hand und sagte, daß er mich erwartet habe und sich über mein Kommen freue.

Da die Zeit ziemlich vorgeschritten und ich zum Mittagessen erwartet wurde, so konnte ich mit dem rothen Krieger nur wenige Worte wechseln, versprach aber, ihn bald zu besuchen. Und als ich diesen Besuch am andern Tage ausführte, hieß er mich nochmals willkommen und verstand sich auch nach einigem ängstlichen

* „Herold“ nennen die Indianer denjenigen, der eine Zeitung schreibt und Nachrichten durch den Druck verbreitet.

Digitized by Google

Sitting Bull.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

Zögern dazu, mir zu einem Portrait zu sitzen, welches — nebenbei gesagt, das einzige Portrait dieses Mannes — meine heutigen Schilderungen begleitet.

Die Conversation, welche sich, während ich zeichnete, entwickelte, war wirklich interessant. Sitting Bull erzählte aus den Jahren seiner Jugend und seiner Kriegsfahrten; er schilderte mir die Tage seiner Noth und Bedrängniß und malte mir die Qualen seiner jetzigen Lage aus.

„Mein Vater," hub er an, „war ein sehr reicher Mann und hatte eine große Menge Ponys in vier Farben. Ponys waren sein Stolz. Viele waren gefleckt, weiß und grau. Ich brauchte nicht zu fragen, wie heute, wenn ich reiten wollte. Mit zehn

Digitized by Google

Jahren war ich ein großer Jäger, und als mein Vater starb, tödtete ich Büffel und ernährte mein Volk. Mit vierzehn Jahren erschlug ich den ersten Feind; ich wurde Häuptling, und mein Volk nannte mich ‚Tatanka-iyotanka', den ‚Sitzenden Büffel'. Ich schlug die Mandanen, die Arikarees und Shoshonen; die Krähen vertrieb ich aus ihrem Gebiet; der Name des ‚Sitzenden Büffels' war gefürchtet überall. Jetzt ist die Zahl meiner Tapferen dahingeschmolzen, wie der Schnee vor der Sonne; Pferde und Waffen sind uns genommen; unsere Arme hängen herab, wie die der Todten; es bleibt uns nur übrig, zu sterben auf dem Boden, wo unsere Väter jagten und begraben liegen."

Als ich Sitting Bull mit den Historien bekannt machte, die bezüglich seiner „militärischen Erziehung" verbreitet gewesen, entgegnete er ernst:

„Ich fürchtete mich niemals vor meinen Feinden und that mein Bestes, aber meine Erfolge habe ich dem ‚Großen Geiste' zu verdanken."

„‚Eisenauge,'" fuhr er fort, „wenn Du zum ‚Großen Vater' (d. h. zum Präsidenten der Vereinigten Staaten) gehest, so sage ihm, daß ich zu leben wünsche wie ein Weißer, sage ihm, daß ich im nächsten Frühlinge Heerden und eine Farm zu haben wünsche, die mich ernähren können; denn ich mag nicht von den Nationen leben, die uns täglich zugetheilt werden; ich wünsche mir selbst zu helfen. Ich möchte am Cannon Ball River leben; dort ist gutes Land, Wasser und Holz, dort ist der Platz, wo ich geboren wurde. Ich wünsche, daß Lehrer dort in der Nähe seien, die meine und meiner Krieger Kinder lehren; ich wünsche, daß dort Schmiede und Handelsleute wohnen, mit denen wir in Verbindung treten können. Sage dem ‚Großen Vater', daß ich nicht rede, um zu reden; mein Herz ist gerade und will, was ich sage."

Uebrigens ist Sitting Bull auch schon selbst als sein eigener Biograph thätig gewesen. Im Museum zu Washington befindet sich nämlich seine in Bildern ausgedrückte Lebensbeschreibung, im echten Stile der indianischen Malerei von ihm selbst gefertigt. Sie enthält eine große Zahl von Darstellungen aus der Geschichte seines eigenen Lebens bis zum Jahre 1870. Jede Skizze ist roh mit Blei oder Tinte entworfen, die Bilder der Männer und Pferde manchmal roth und blau angemalt mit Buntstiften.

Das erste Blatt stellt ihn als jungen Mann dar, der, noch ohne Ruf und ohne Federschmuck, einen Krähenindianer niederreitet, welcher mit dem Bogen auf ihn zielt. Sitting Bull's Symbol oder Namenszeichen, ein kauernder Büffel, ist an einer aus seinem Munde gehenden Linie über ihm gezeichnet, während auf dem Schilde das Bild eines Adlers sich befindet. Das vorletzte Bild zeigt ihn, wie er als Häuptling der starken Herzen mit seiner Bande in ein Lager der Crows einbricht und dreißig derselben tödtet.

Der letzte Krieg, welcher Sitting Bull und seinen Getreuen den Untergang brachte, entspann sich in eben dem Jahre, in welchem die ersten Gerüchte über den angeblichen Goldreichthum der „Schwarzen Berge" sich verbreiteten, deren ungestörter Besitz mit allem Lande am oberen Missouri bis zu den Quellflüssen des Yellowstone den Dacotahs durch einen von den Generalen Harney und Terry abgeschlossenen Vertrag gewährleistet worden war. Die Geschichte dieser Kämpfe ist schon früher (vergl. Jahrg. 1876, Nr. 33) in der „Gartenlaube" ausführlich besprochen worden.

Der Krieg war ein Kampf bis auf's Messer und fand seinen Höhepunkt in der am 26. Mai 1876 stattgefundenen Schlacht am Little Horn River, in welcher General Custer mit seiner ganzen etwa 300 Mann zählenden Abtheilung von den Dacotahs umzingelt und niedergemetzelt wurde. Nicht ein Weißer entrann; nur ein indianischer Läufer war der Ueberbringer der Kunde, die am grünen Tische zu Washington und in den ganzen Vereinigten Staaten namenloses Entsetzen erregte. Man befürchtete das Schlimmste und sandte darum in aller Eile drei Armeecorps nach dem Yellowstone, um den kühnen Indianerfürsten zu strafen. Doch dieser wich mit vollendetem Geschicke der Uebermacht aus, brachte den Truppenmassen große Verluste bei und überschritt nach langen Kämpfen im September 1877 die canadische Grenze, wo er an den Wood Mountains ein Lager bezog.

Vier Jahre verbrachte er unter dem milden Scepter der Königin Victoria, als es aber seine Büffel mehr zu jagen gab, die Hungersnoth mit all ihren Schrecken ihm und den Seinen in das Antlitz starrte, fast alle seine Krieger von ihm wichen, da ward allmählich sein stolzer Sinn gebrochen, und er versammelte am 19. Juli des Jahres 1881 die Letzten seiner Getreuen um sich, um in Fort Buford sich seinen verhaßten Feinden zu ergeben. Angesichts des dort Commandirenden verharrte der stolze, durch die Noth bezwungene Mann einige Minuten in tiefem Schweigen; dann befahl er seinem kleinen Sohne, dem amerikanischen Officier seine Flinte zu übergeben, und als dies geschehen, sagte er:

„Ich überreiche Ihnen dieses Gewehr durch meinen Sohn. Er ist ein Freund der Amerikaner geworden. Ich wünsche, daß er die Gebräuche der Weißen kennen lerne und daß er erzogen werde gleich den Söhnen dieser. Ich wünsche, daß man des Umstandes eingedenk bleibe, daß ich der Letzte meines Stammes war, der sein Gewehr übergab. Ich gab es Ihnen, und jetzt möchte ich wissen, wie wir uns nähren sollen. Was Sie zu geben und zu sagen haben, möchte ich jetzt empfangen und hören; denn ich will nicht länger im Dunkeln gehalten werden. Von den Boten, welche ich von Zeit zu Zeit hierher gesandt, ist keiner mit Nachrichten zurückgekehrt. ‚Krähenkönig' und ‚Gall' wollten nicht, daß ich komme, und niemals habe ich gute Nachrichten von denselben erhalten. Dies ist mein Land, und ich will nicht genöthigt werden, dasselbe aufzugeben. Als ich das Land der ‚Großen Mutter' (Königin Victoria) verlassen mußte, war mein Herz sehr traurig. Sie war mir eine Freundin, jedoch ich will, daß meine Kinder in meinem Heimathstande aufwachsen, und ich wünsche, daß alle Krieger unseres Stammes auf einer uns gehörigen Reservation am kleinen Missouri zusammen wohnen möchten."

Am 29. Juli wurde der „Sitzende Büffel" mit seinem Gefolge auf dem Dampfer „Sherman" nach Fort Yates geleitet. Dort verblieb er nur kurze Zeit; die Bleichgesichter forderten den entwaffneten Löwen und seine gewaltige Redekunst, und so ward er am 10. September 1881 mit seinen ihm in den Tagen des Unglücks treu gebliebenen fünfundvierzig Kriegern und den Frauen und Kindern derselben nach Fort Randall eingeschifft. Die zusammen hundertachtundsechzig Köpfe zählende Gesellschaft langte nach siebentägiger Fahrt an dem Bestimmungsorte an, zum heillosen Schrecken der ganzen Garnison und Bevölkerung, die Hals über Kopf, als sie durch Depeschen über den zu erwartenden Besuch unterrichtet wurden, die umfassendsten Vorkehrungen trafen, um die furchtbaren Gäste zu empfangen. Man hatte ein Fleckchen Land mit zehn Fuß hohen, mannsdicken Palissaden eingezäunt, welche von einem kleinen mit Schießscharten versehenen Blockhause überragt wurde, sodaß man von demselben aus ein mörderisches Gewehr unter den innerhalb des Palissadenviereckes Befindlichen hätte anrichten können.

Als nun die Gäste kamen, war die ganze Garnison mit scharfgeladenen Gewehren und Geschützen consignirt worden, und auf's Höflichste wurden die Indianer aufgefordert, gefälligst in den besagten Kraal hineinzuspazieren. Doch diese weigerten sich auf's Entschiedenste und sagten, lieber würden sie sterben, als sich einer Heerde Kälber gleich einsperren lassen, und so wies man ihnen endlich einen Platz westlich vom Fort an, der von starken Posten bewacht wurde und jederzeit mit Kanonenfeuer bestrichen werden konnte. Erst als man sah, daß sich mit den „rothen Teufeln" ganz gut verkehren ließ, schwand die Furcht; man räumte ihnen nach und nach kleine Vergünstigungen ein und verlegte das Lager, als die Winterstürme kamen, in die durch Baumwuchs geschützte Niederung am Flusse.

Dort lebt nun der rothe Napoleon; seine Macht ist gebrochen, aber dennoch blicken auf ihn die Augen aller Häuptlinge, ihn um seinen Rath beneidend, ihn, der mit den fünfundvierzig ihm treugebliebenen Kriegern traurig am Ufer des Missouri sitzt und geduldig wartet, welches Schicksal über ihn verhängt werden wird.

Unter den Getreuen Sitting Bull's, unter denen namentlich Hentopa („Bierhörner") und Wakia-luta (der „Rothe Donner"), als die einflußreichsten Häuptlinge hervorzuheben sind, befand sich

* „Ista-maza", „Eisenauge", war der Name, unter dem ich den Söhnen der Wildniß bekannt war. Andere, meine Eigenschaft als Correspondent wohl erfassend, nannten mich „Ei-am-paha", „Herold", „Verkündiger", der über das große Wasser „Mimni-owancaya" („Wasser überall") gekommen sei und dem Volke der „Iya-saca", der „dunklen Sprache", angehöre, mit welchem Namen sie die Deutschen belegen, weil die Sprache derselben so schwer (hart) zu erlernen und zu sprechen sei. Die Franzosen, vor fünfzig Jahren die einzigen Weißen, die mit den Dacotahs zusammen kamen, heißen sie „das gewöhnliche Volk".

Digitized by Google

auch ein Brüderpaar, in dessen Zelte ich manche Stunde verweilte. Der ältere der Beiden, Tatanka washila („Ein Büffel"), war ein schöner Mann von ebenmäßigem Bau, der einen wahren Apollo-Kopf auf seinen Schultern trug, und in diesem wieder ein Paar Augen, um deren willen er der stille Liebling der Randaller Damenwelt war. Der rothe Krieger, mein specieller Freund, war das personificirte Ideal einer Cooper'schen Indianerfigur, ein Unkas, aber mannhafter, reifer, fertiger und edler in seinen Bewegungen. Obgleich er kaum siebenundzwanzig Jahre zählte, hatte er doch schon acht Frauen gehabt und wieder verkauft und stand während meiner Anwesenheit im Begriff, sich eine neunte zu nehmen, über welches Vorhaben aber seine jetzige Gebieterin so in Aufregung gerieth, daß sie ein Messer ergriff, die Zeltwand zerschnitt und quer zerschlitzte und dann mit ihrem Kinde auf und davon ging. Erst am Tage nachher fanden die hinter ihr hergesandten Indianerpolizisten die Unglückliche ganz tiefsinnig am Ufer des Flusses sitzen, und es gelang erst nach häufigem Zureden, sie zur Rückkehr zu bas Zelt ihres Gemahls zu bewegen, der seine weiteren Heirathsgelüste einstweilen unterdrückte.

Ein nicht minder curioser Kauz war sein achtzehn Jahre alter Bruder, der „Große Mann". Alles Geld, das diesen in die Hände fiel, ward sofort in Haaröl angelegt, von welchem Stoffe er, der Zahl der leeren Flaschen nach, Unmassen verbrauchen mußte. Beständig hatte er in seinem Cigarrenkästchen zu kramen, in welchem bunt durch einander Farbenbeutelchen, Perlen, Spiegel, Bildchen und Haarölfläschchen lagen. Der „Große Mann" gehörte entschieden zu den Erfindern; durch Zusammenschütten von drei oder vier verschiedenen Sorten des Oeles suchte er stets neue Parfüms zu erfinden; er goß rothes, gelbes und grünes zusammen, wobei es ihm manchmal freilich passirte, daß sich die diversen Oele und Farben gar nicht mischen wollten. Die vollen Flaschen wurden der Vorsicht halber an die langen Haarzöpfe oder an die Bänder seiner turbanähnlichen Kopfbekleidung gebunden, und so baumelte jederzeit ein halbes Dutzend Fläschchen von allerhand Farben auf seinem bunten Rücken umher.

Interessant war der Tag, an welchem Herr Schenk, der Clerk des Quartiermeisters, zum Besten der Indianer eine Ausstellung meiner Zeichnungen, wohl die erste Kunstausstellung im fernen Westen, arrangirte. Natürlich war dieselbe bescheiden und umfaßte nur dreißig meiner ausgeführteren Skizzen und Farbenstudien, die auf einer großen, als Hintergrund dienenden dunklen Wolldecke aufgereiht waren. Die gesammte Bevölkerung des Forts war durch Circulare eingeladen worden. Nach Mittag — es war Sonntag — erschien denn auch das schaulustige Volk, zuerst die Officiere mit ihren Damen, ein Bischof, der den Vormittag hier gepredigt, dann die Sergeanten und Soldaten, zuletzt die Indianer. Das dankbarste Publicum waren unstreitig die letzten Besucher. Die ganze Sitting Bull'sche Bande, vom ältesten Weibe bis zum jüngsten Kinde, stand vor den Skizzen versammelt, selbst ein äußerst malerisches, vielfarbiges Bild darstellend. Aus all den dunklen und bemalten Gesichtern blitzten die tiefschwarzen Augen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Bilder gerichtet waren. Dazwischen fröhliches naives Lachen und Durcheinanderschwatzen, wenn sie den Einen oder Anderen ihrer Angehörigen auf dem Papiere erkannten.

Wir hatten durch die Ausstellung ein ganz leidliches Stimmchen eingenommen und händigten dieses Sitting Bull mit der Bitte ein, nach seinem Gutdünken zum Besten seines Volkes damit zu verfahren. Er legte die Geldstücke auf seine flache Hand und ließ nun alle Indianerinnen, eine nach der anderen, herantreten, damit jede zwei Stücke nehmen könne; als das geschehen, schien es dem Häuptling, daß Weiber und Kinder nun genug gesehen, und er jagte sie ohne viele Umstände zum Tempel hinaus. Er selbst ließ sich dann im Kreise seiner Krieger nieder, die Augen unverwandt auf die Porträits gehestet, in deren Mitte sein eigenes Bildniß im vollen Schmucke seiner Häuptlingswürde prangte. Mit besonderer Andacht ruhten die Blicke der wilden Krieger auf den Gesichtszügen ihrer im fernen Norden weilenden Cameraden. Wie stille Gebete glitten die Namen dieser Fernen über die Lippen der ernsten Beschauer, die nicht eher wichen, als bis die Dunkelheit hereinbrach. — —

Als endlich nach längerem Aufenthalt in Fort Randall die Zeit meiner Abreise herangekommen war und sich das Gerücht verbreitete, daß ich mich anschickte, meinen rothen Freunden den letzten Besuch abzustatten, fanden sich schnell die hervorragendsten Häuptlinge und Krieger im Wigwam ihres Führers zusammen. Nachdem die Pfeife die Runde gemacht, redete Sitting Bull mich feierlich also an:

„Eisenauge, die Zeit war kurz, welche Du unter meinem Volke lebtest. Aber sie war doch lang genug, um uns erkennen zu lassen, daß Du als Freund kamest und gute Wünsche für uns hegtest. Du wilst gehen, und wir sind traurig, daß wir Dich niemals wieder sehen werden. Die Dacotahs schütteln Dir die Hand. Sie werden noch lange am Feuer von Dir erzählen."

„Hau, hau!" riefen die Anwesenden.

Ich antwortete: „Mehymals wird der Winter kommen, ehe ich in das Land meiner Väter zurückkehre. Viele fremde Völker werde ich sehen, die viele verschiedene Sprachen reden; ich wünsche nur, daß diese Völker Euch gleich sein möchten. Ich habe nur Gutes über Euch zu berichten und freue mich, in Eurer Erinnerung fortzuleben."

Der Häuptling bat mich darauf, ihm meinen Namen aufzuschreiben, und zwar mit großen Buchstaben, sodaß er dieselben nachmalen könne; er bat mich nochmals, dem „Großen Vater" zu sagen, daß er leben wolle wie ein Weißer, daß er seine Kinder zur Schule zu senden wünsche, damit sie lesen und schreiben lernten. Nachdem wir dann noch Einiges mit einander geplaudert, brach ich auf, schüttelte Allen die Hände und wandte mich zum Gehen. Da erhob sich noch einmal der große Häuptling und sprach:

„Eisenauge, kehre zurück — und Du wirst uns immer als Freunde finden. Möchten die Wasser Dich glücklich tragen und Wakan tanka, der Große Geist, Dich schützen vor allen Gefahren."

Damit schüttelte er mir herzlichst die Hand und lauerte dann in Schweigen am rauchenden Feuer nieder.

Tatanka washila, mein rother Freund, hingegen folgte mir noch und rief:

„Bleibe nicht lange, mein Freund, bleibe nicht lange!"

So war mein Abschied von den Söhnen der Wildniß, denen man so oft jedes tiefere Gefühl, jede bessere Regung abspricht.

Mir war das Herz schwerer, als hätte ich Brüder verlassen.

Und als am anderen Morgen die aufsteigende Sonne die Wölkchen röthlich färbte, in ihrem Strahl die Riffen, einsamen Berge klar und deutlich lagen, als wollten sie all ihre Geheimnisse offenbaren, da rauschte es, indem die Signale des Dampfers zur Abfahrt tönten, noch einmal in den Büschen am Ufer — und heraus trat ein Indianer in vollem Schmucke, das Gesicht röthlich strahlend, gleich der Morgensonne, über dem dunklen Haar die langen Adlerfedern. O, die Gestalt war mir wohl bekannt — es war Tatanka washila, mein Freund, der gekommen, mir noch einen Abschiedsgruß zu bieten. Durch Geberden deutete der am Ufer Stehende an, daß er mir noch einmal die Hand schüttle; lange blickte er mir, dem Scheidenden, noch nach, so lange, bis eine Strombiegung den Dampfer wie den weißen Fremdling seinen Augen entrückte.

Englische Kaffeeschenken.

Eine Waffe im Kampfe für die Mäßigkeitsbestrebungen.

So alt die Mäßigkeitsbewegung in England ist, hat sie ihre wichtigste Entdeckung doch erst vor wenigen Jahren gemacht und demnach auch jetzt erst ihr wirksamstes Kampfmittel im Kriege gegen die Unmäßigkeit in Anwendung gebracht. Die neue Entdeckung ist aber die, daß von Haus aus nicht Bier oder Branntwein den Arbeiter in die Schenke lockt, sondern umgekehrt, daß die Schenke ihn an den Genuß von Spirituosen gewöhnt; das hiergegen alsbald angewendete Mittel sind nun Schenken, in welchen weder Branntwein noch Bier, sondern nur Kaffee, Cacao oder Thee und im Sommer kohlensäure Getränke zu haben sind. Der Schnapsschenke tritt die Kaffeeschenke gegenüber und ringt mit ihr um die Herrschaft über die, welche der Schenke nicht entbehren können.

Ich höre fragen: „Warum bleibt der Arbeiter aber nicht zu Hause bei Frau und Kindern?"

Digitized by Google

„Selbst wenn seine Wohnung behaglich ist," antwortet hierauf eine englische Agitationsschrift, „— und nur zu häufig ist ja das Gegentheil der Fall — kann der Arbeiter doch nicht seine ganze Mußezeit in ihr verbringen. Sie besteht vielleicht aus einem einzigen kleinen Zimmer, in welchem er kaum die Beine recht ausstrecken vermag und in dem alle häuslichen Geschäfte vor sich gehen. Lesen ermüdet ihn rasch, auch wenn er es gelernt hat, und andere Beschäftigungen bieten sich ihm daheim nicht dar. Nach einem kleinen Gespräche mit der Frau und einem Spielchen mit den Kindern sucht er daher die Gesellschaft seiner Cameraden auf. Mit ihnen läßt sich über Dinge sprechen, welche ihn angehen und interessiren. Wo aber sind diese zu finden? Im Wirthshause."

Ohne Zweifel übt auch das Getränk, welches dort genossen wird, eine gewisse Anziehungskraft aus. Es wird sogar leider immer anziehender, immer unwiderstehlicher, je häufiger man es genießt, aber der Hauptmagnet ist es im Anfang durchaus nicht. Diesen bildet für den Arbeiter eben das Zusammentreffen mit Seinesgleichen.

Man muß also Wirthshäuser anstiften, wo der gewöhnliche Mann seine Freunde treffen, mit ihnen schwatzen und rauchen kann, wo sich die Spiele vorfinden, mit denen er vertraut ist, und wo statt der so leicht zum Uebermaß verführenden und dann so verderblichen Spirituosen jene ebenfalls anregenden, heiter stimmenden Gaben der tropischen Sonne ausgeschenkt werden, die weder berauschen noch den Menschen verhängnißvoll herunterbringen. So stellt man seinem freien Entschlusse die Wahl zwischen Nüchternheit und Behagen zur einen Hand, Ausschweifung und Elend zur andern.

Wieviel in diesem Gedanken steckt, hat Großbritannien in den letzten sechs Jahren erfahren. Bis 1876 gab es nur vereinzelte, wenig bekannte Ansänge zu seiner Verwirklichung. Zwischen dem 1. Mai 1876 und dem 17. Juni 1879 aber wurden 156 Actiengesellschaften zur Errichtung von Kaffeeschenken in England und Wales in's Handelsregister eingetragen, dazu eine auf der Insel Man und eine auf der Insel Jersey. Schottland und Irland wurden dann ebenfalls in die Bewegung hineingezogen, die nun bereits das Meer überschritten und Anstalten nach Canada und Australien, den Niederlanden, der Schweiz und Schweden und auch nach zwei deutschen Städten entsendet hat.

In den heimischen wie auswärtigen Fortgang dieser Mäßigkeitsbewegung griff es kräftig befördernd ein, daß am 21. Juni 1877 unter dem Vorsitz des Herzogs von Westminster eine eigene Gesellschaft zum Betriebe der Gründung von Kaffeeschenken in's Leben gerufen wurde, die seit dem November desselben Jahres auch ein besonderes Monatsblatt herausgiebt. Man schätzt jetzt die Zahl der Kaffeeschenken im Lande auf 3000, in London auf 300, in Liverpool auf 50. Für die kurze bisher verstrichene Zeit ist dies bei einer ganz auf freiwillige Annahme hinauslaufenden Bewegung geradezu beispiellos.

Es wäre aber auch sicher nicht entfernt an solchen Erfolg zu denken gewesen, hätte man die neuen Schenken dem ihrer bedürfenden Volke gewissermaßen schenken wollen. Das Geld, obgleich es in dem reichen, wohlthätigen England für philanthropische Zwecke leichter und massenhafter zusammenzubringen ist als anderswo, würde schon wegen der Riesenhaftigkeit der sich ihm aufdrängenden oder einschmeichelnden Verwendungen selbst in viel längerer Zeit zur Begründung dieser Zahl von Kaffeeschenken nicht hingereicht haben. Aber die Urheber der Reform wendeten sich vielmehr an all das Capital, welches für gute, sichere Zinsanlage zu haben ist. Sie machten ihre Kaffeehäuser einträglich und verschafften ihnen dadurch eine Vervielfältigungsfähigkeit, die, praktisch betrachtet, in's Unendliche geht.

Nach einer Uebersicht der im vorigen Jahre bekannt gemachten Geschäftsergebnisse von siebenunddreißig Kaffeehaus-Actiengesellschaften gaben nur sieben keine Dividende, während der Durchschnitt der von den übrigen dreißig Gesellschaften gezahlten Dividenden $8^1/_2$ Procent betrug. Was kann der Capitalist heutzutage, wo die Geschäftsgewinnste im Allgemeinen stetig abnehmen, mehr wünschen?

Nicht alle Gesellschaften zwar floriren. Von den in London arbeitenden scheint im vorigen Jahre nur eine einzige an ihre Actionäre Gewinn vertheilt zu haben. Ueberhaupt breitet sich in dieser Riesenstadt die Kaffeehaus-Unternehmung zwar immer mehr aus, aber ohne so gesund zu gedeihen wie in den nächstgroßen Städten Englands, Liverpool, Birmingham, Leeds, Bradford ꝛc. Einige schlecht begründete oder schlecht geleitete Gesellschaften sind bald wieder eingegangen. Zahlreiche Kaffeeschenken befinden sich auch in Privateigenthum, und das sind nicht die mindest blühenden, zumal wenn der Inhaber sammt seiner Familie selbst die Gäste bedient.

Besonders wichtig ist die neue Einrichtung für die zahlreichen Dockarbeiter Liverpools geworden. Längs der sieben englischen Meilen, in denen sich die Docks am Merseyflusse erstrecken, sind 15,000 Arbeiter täglich beschäftigt, deren leibliche Erquickung früher mehr als 100 Schnapsknaipen sich angelegen sein ließen. Bei der großen Entfernung von Hause pflegt der Dockarbeiter seine Hauptmahlzeit morgens gleich fertig mitzubringen. Er kann dazu nun, wenn er will, Kaffee oder Cacao statt Schnaps oder Bier trinken, und wie der Correspondent eines zu Toronto in Canada erscheinenden Blattes berichtet, der am letzten 4. August die Liverpooler Docks besuchte, kommen jetzt Zehn auf Einen, die Jenes vorziehen. In allen Kaffeeschenken der Gesellschaft sind an einem bestimmten Tage nicht weniger als 35,000 Gäste gezählt worden, und ihre Einnahmen beliefen sich im Jahre 1880 auf 1,240,000 Mark.

Die Dockarbeiter Liverpools haben offenbar rasch herausgefunden, was eine andere Gattung schwer und anhaltend beschäftigter Leute schon vor ihnen wußte: daß die kraftvermehrende ungeheuerliche Wirkung des Branntweins kurz, unsicher und sich durch verdoppelt nachfolgende Müdigkeit rächt, während Kaffee anspornt, ohne so nachtheilige Folgen der erhöhten Anstrengung zu hinterlassen. Von jeher haben deshalb jene Hochseefischer, die mit dem schweren Grundnetz, Kurre oder Trawl genannt, über den Boden des Meeres hinwegschleifen, ihre keine willkürliche Unterbrechung duldende Arbeit nicht mit Schnaps, sondern mit Kaffee gestärkt. Die deutschen Unternehmungen dieser Art, welche nach der Gründung des norddeutschen Bundes in den Hansestädten entstanden, leider ohne sich zu halten, gaben ihren Leuten nur Kaffee an Bord, und die Mannschaft war damit sehr zufrieden.

Daß von den Getränken der neuen Schenkengattung insbesondere der Kaffee mit dem Branntwein und dem Bier an Wohlfeilheit rivalisiren kann, ist außer allem Zweifel. Die Londoner Schenken geben die kleine Tasse Kaffee oder Cacao von $^1/_8$ Pint (= $^1/_4$ Liter) Inhalt für 1 Penny oder gar für $^1/_2$ Penny, das heißt für 8 bis 9 oder 4 bis 5 Pfennig unseres Geldes, die große Tasse dann, je nachdem, für $1^1/_2$ oder 1 Penny. Thee ist theurer: die kleine Tasse kostet allemal schon 1 Penny, die große 2 Pence. Dies erklärt, weswegen das in England sonst sowiel weiter verbreitete, beliebtere Getränk der Chinesen dem der Araber und Türken in der Volksversorgung den Vorrang hat abtreten müssen. Eine gedruckte Anleitung zur Errichtung von Kaffeeschenken, welche von dem englischen Kaffeehausverein verbreitet wird, empfiehlt den allerbesten Kaffee zu nehmen, nämlich seinen ostindischen, der theurer ist als Plantagenkaffee von Ceylon; von Thee räth die Anleitung eine Mischung aus China- und Assamsorten an, wie solche in diesem Handel ohnehin längst üblich ist.

Was Deutschland betrifft, so existiren in Berlin seit den letzten drei bis vier Jahren drei Kaffeehäuser, in Bremen seit Mitte Januar dieses Jahres eins. Es sind Schöpfungen der Nächstenliebe, nicht allein in dem Sinne, wie es die ganze englische Agitation für Kaffeeschenken ist, sondern auch der Einrichtung und Wirthschaft nach. Das eigentlich Schöpferische Princip, aus welchem allein die Concurrenz in Maßen mit den Branntweinschenken und Bierhallen hervorgehen kann, haben wir uns folglich noch nicht entschieden angeeignet. Man darf indessen auch nicht übersehen, daß in England diese kräftig gedeihende junge Pflanzung auf dem durchgearbeiteten fruchtbaren Boden einer fünfzigjährigen großartigen Mäßigkeitsbewegung steht, während unsere deutschen Enthaltsamkeitsvereine seit einem Menschenalter bis auf einige zerstreute Reste wieder verschwunden sind.

Soll das britische Beispiel also nachgeahmt werden, so wird vielleicht zu allererst ein Ersatz für diese Vorbedingung des drüben erreichten Erfolgs zu schaffen sein: es muß ein starker moralischer Eindruck auf das Publicum hervorgebracht werden, welcher darthut, daß dergleichen Kaffeeschenken nützlich, gut und nothwendig sind, daß ferner damit Niemandem ein Unrecht geschieht und dem Arbeiterstande, ohne ihm Zwang anzuerlegen, eine große unschätzbare Wohlthat erwiesen wird, woraus dann die Stimmung entstehen würde, welche die Voraussetzung bilden muß zu den ersten Versuchen auf umfassender Grundlage und mit durchschlagenden Mitteln und Kräften. Das Bedürfniß an sich wird auch in Deutschland nicht leicht ein unbefangener Kenner der Volkszustände in Abrede stellen können.

A. Lammers.

Digitized by Google

Die Internationale Kunstausstellung in Wien.

Wie vielverlästerte „Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges“, welche im Jahre 1873 gleich nach Eröffnung der Wiener Weltausstellung ein so jähes und schrecklastes Ende fand, war auch für die Kunst Oesterreichs eine Zeit der Blüthe gewesen. Die Kunst gehört einmal zu den holden Ueberflüssigkeiten des Lebens; der Luxus ist eine Vorbedingung ihrer Existenz, und Reichthum und Glanz bilden ihr eigentliches Lebenselement, während sie in der Atmosphäre der Armuth, in dumpfer Dürftigkeit nur kümmerlich vegetirt und endlich ganz abstirbt. Das Talent selbst ist freilich unabhängig von der reinen Zufallsfrage, ob sein Träger mit äußern Glücksgütern reich gesegnet ist oder nicht — allein diesem Talent fehlt die Gelegenheit sich zu entwickeln, sich schaffensfreudig voll und ganz auszugestalten, wenn ihm nicht von außen her Mittel und Anregung, und zwar, um deutlich zu sprechen, klingende Mittel und baare Anregung zufließen.

Aus der hier gebotenen Andeutung erhellt, wie es um das Kunstleben in Oesterreich nach dem ominösen „Krach“ bestellt sein mochte. Die ganze Gesellschaft sah sich in ihrem Besitzstand bedroht, große und bis dahin bezüglich ihrer Sicherheit und Solidität über jeglichen Zweifel erhabene Vermögen waren plötzlich verhängnißvollen Erschütterungen ausgesetzt worden — Allen lag Alles näher, als sich das Leben durch die Erzeugnisse der Kunst zu verschönen. Wer konnte an Luxus denken, und war er auch noch so edel und erhebend, wo es sich um die Existenz selbst, um Ehre und Vermögen, um Sein oder Nichtsein in finanzieller und gesellschaftlicher Beziehung handelte? Auf wenige fette waren die sieben mageren Jahre für Kunst und Künstler in Oesterreich gefolgt. Die Bestellungen blieben plötzlich aus, und die Production erlahmte. Der Kunstmarkt, auf welchem sich erst kurz vorher ein so erfreulich lebhafter Verkehr etablirt hatte, war plötzlich völlig verödet, und nicht einmal die Kunstwerke, welche als Reste eines rasch verschwundenen Reichthums auf den Markt geworfen wurden, um ihren verunglückten Besitzern nur einen kleinen Theil dessen, was sie gekostet, wieder herzubringen, fanden Abnehmer, sodaß auch der durch dieses Ausgebot um jeden Preis vermehrte Scheinverkehr auf dem Kunstmarkte den Künstlern eher noch schädlich als ersprießlich war.

Nicht willkürlich und nicht ohne Grund haben wir die hier geschilderten Verhältnisse berührt; wir haben damit in wenigen Worten den Grund und Boden charakterisiren wollen, aus welchem heraus mit einer gewissen Nothwendigkeit die Idee zu der großen internationalen Kunstausstellung in Wien erwuchs. Mit zwingender Kraft hatte sich die Erkenntniß geltend gemacht, daß etwas geschehen müsse zu Gunsten der schwer betroffenen österreichischen Kunst.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse hatten sich in den letzten Jahren allerdings wieder einigermaßen gebessert, aber noch lange nicht in dem Grade, daß sie schon genügende Mittel zur Förderung der Kunst hätten schaffen und darbieten können. Es sollte also der Versuch gemacht werden, die internationale Ausmerksamkeit auf den österreichischen Kunstmarkt zu lenken, die ja früher, wenigstens theilweise, einmal schon gewonnen war und die sich dann wieder verloren hatte. Das Beispiel der wichtigeren deutschen Kunstcentren, die ja alle weit mehr für den internationalen als blos für den heimischen Bedarf arbeiten, wirkte belehrend und aufmunternd, und so entstand das Werk der ersten internationalen Kunstausstellung in Wien.

Schon heute, wenige Tage nach ihrer Eröffnung, läßt es sich aussprechen, daß der durch sie verfolgte Zweck thatsächlich erreicht werden dürfte; denn in der That bildet Wien während der Dauer der Ausstellung den Brennpunkt für das europäische Kunstinteresse, und es kommt um Alles nur darauf an, daß dieses Interesse sich nach Wien gewöhne, und daß die österreichische Kunst dafür sorge, daß es sich nicht wieder von dort fortgewöhne.

Es mußten schwere Opfer gebracht werden, um die Ausstellung zu ermöglichen. Das Künstlerhaus (vergl. die obenstehende Abbildung) erwies sich für das Unternehmen als zu klein; die Genossenschaft der Künstler mußte sich also entschließen, das Haus, ein kleines bauliches Juwel, durch Zubauten, die ihm wahrlich nicht besonders zu Gesicht stehen, zu vergrößern. Dazu war Geld, viel Geld nöthig — opferwillige und hochsinnige Kunstfreunde brachten es auf. Es mußten Servitute, die für die Ewigkeit berechnet schienen, gelöst, einer der schönsten Plätze Wiens in seiner reizvollen architektonischen Gesammtwirkung wesentlich beeinträchtigt werden — Alles wurde der Genossenschaft bewilligt, weil man allenthalben von der Wichtigkeit des Unternehmens durchdrungen war.

Die materielle Unterstützung freilich, die der Staat der Ausstellung widmete, war nicht sehr ausgiebig, zumal wenn man berücksichtigt, daß er dadurch, daß die kaiserlich königliche Akademie der bildenden Künste neben der Genossenschaft als Mitunternehmerin der Ausstellung auftrat, selbst ein lebhaftes Interesse an derselben haben mußte. Es wurden im Ganzen 30,000 Gulden votirt, die zum Ankaufe von Kunstwerken und zur Herstellung der erforderlichen Medaillen verwendet werden sollen. Die Summe nimmt sich neben den Beträgen, welche das deutsche Reich und Frankreich zur würdigen Beschickung der Ausstellung ihren Commissionen zur Verfügung gestellt haben, nicht eben sehr ansehnlich aus. —

Soviel über die Vorgeschichte der Ausstellung! Sie ist, wenn man absieht von der imposanten Sammlung, welche in der „Kunsthalle“ der Wiener Weltausstellung zur Anschauung gebracht wurde, die erste ihrer Art in Wien. Nun ist das Werk fertig, und wir können daran gehen, eine kurze Schilderung seines Gesammtcharakters zu liefern. Eine eingehende kritische Würdigung der einzelnen Ausstellungsobjecte muß den Fachjournalen und dem Feuilleton der Tagesblätter überlassen bleiben; die „Gartenlaube“ hat sich, ihrem universellen Programme gemäß, nur mit dem wichtigen Culturereignisse, das die Ausstellung repräsentirt, als solchem zu befassen. Da die „Gartenlaube“ zudem sich bei Zeiten für ihren illustrativen Theil das Reproductionsrecht einer Reihe werthvoller Gemälde aus der Ausstellung gesichert hat, wird ihr noch Gelegenheit geboten sein, soweit es Raum und Programm des Blattes zulässig er-

Digitized by Google

scheinen lassen, sich mit hervorstechenden Einzelheiten der Ausstellung zu beschäftigen.*

Die internationale Ausstellung in Wien darf füglich als die Quintessenz der europäischen Kunstthätigkeit des letzten Jahrzehntes betrachtet werden. In Berlin wie in Paris, in Stockholm wie in Madrid, in Budapest wie in Brüssel war man mit gleichem Eifer bestrebt, das Beste nach Wien zu senden, was während der letzten Jahre in den Werkstätten der Künstler überhaupt geschaffen worden ist, und wo die Ausbeute aus den Ateliers nicht hinreichte — und sie schien nirgends hinzureichen, oder man wollte sie wenigstens nirgends für hinreichend gelten lassen — da nahm man seine Zuflucht zu den öffentlichen Sammlungen, die zur Contribution herangezogen wurden.

So sind es nicht ausnahmslos neue Bilder, welche die Ausstellung darbietet, vielmehr blickt uns von ihren Wänden manches uns bereits bekannte Kunstwerk an. Nur in der österreichischen Abtheilung sehen wir durchweg neue Bilder; schlt es Oesterreich doch an öffentlichen Sammlungen moderner Kunstwerke, deren Schätze hier hätten ausbeuten können. Gewinnt nun auch diese Abtheilung durch ihre durchgängige Neuheit einen besonders frischen Charakter, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie neben den bereits zu allgemeiner Anerkennung gelangten und vielfach mit den höchsten Preisen ausgezeichneten Kunstwerken der übrigen Abtheilungen einen recht schweren Stand hat. Sie ringt erst um die Anerkennung, während die anderen diese schon längst davongetragen und sie nun gleichsam in der Tasche haben.

Das künstlerische Ergebniß des letzten Jahrzehnts, wie es sich im Künstlerhause dem prüfenden Beschauer darstellt, ist im Ganzen und Großen ein erfreuliches: Allenthalben macht sich ein rüstiges Streben kund, und eine frische Farbenfreudigkeit verkündet von allen Wänden herab das Evangelium der modernen Kunst, dieser eigenthümlichen Culturdrüfte unseres neunzehnten Säculums, die keine eigentliche Heimath und eben darum vielleicht auch keinen rechten Stil hat. „Die Kunst hat kein Vaterland," sagt ein altes Wort, und wenn dessen Geltung im Allgemeinen auch anfechtbar sein mag, so hat es doch, auf die moderne Kunst angewendet, sicherlich Recht. Es besteht in künstlerischen Dingen eine so innige Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Nationen; es werden gegenseitig so vielfache Anregungen gegeben und empfangen, daß schließlich die Ergebnisse der modernen Kunstthätigkeit eine unverkennbare Familienähnlichkeit aufzuweisen haben. In der That trägt keine der verschiedenen Abtheilungen ein bestimmtes nationales Gepräge; es müßte denn sein, daß man schon in rein zufälligen Aeußerlichkeiten, wie in der Wahl des Motivs oder der Costüme, besonders bemerkenswerthe künstlerische Merkmale finden wollte. In einer Hinsicht sind indessen die Abtheilungen, auch von nationalem Standpunkte aus betrachtet, instructiv. Sie zeigen, welche Stellung die Kunst bei den einzelnen Nationen einnimmt, und wir sind es der Wahrheit schuldig, zu bekennen, daß hier Frankreich einen besonders hervorragenden Rang einnimmt. Man sieht auf den ersten Blick, daß da nicht nur die Gesellschaft, sondern auch der Staat selbst sich der Kunst angenommen hat.

Dem Beschauer wird es sofort zum Bewußtsein gebracht, daß eine Reihe großangelegter Werke der französischen Abtheilung wohl kaum hätte entstehen können, wenn der Staat nicht seine mächtige Hand zur Hülfe geboten hätte, und so kommt es, daß das, was gemeiniglich die „große Kunst" genannt wird, eigentlich nur in der französischen Abtheilung vertreten ist. Es ist eine andere Frage, ob und wie weit durch die hier ausgestellten Kunstwerke dem wahren Stile der großen Kunst entsprochen worden ist; Thatsache ist es jedoch, daß die fruchtbaren Anregungen von staatlicher Seite nicht zu verkennen sind.

Einen weniger vornehmen, wir möchten sagen, einen demokratischen und anheimelnden Charakter trägt die deutsche Abtheilung, die nach einstimmigem Urtheil am prächtigsten und geschmackvollsten arrangirt ist. Darin sind die Deutschen dieses Mal selbst den Franzosen, die doch sonst Meister des Arrangements sind, entschieden überlegen. Ein gigantischer Baldachin schwebt in dem Saale und breitet seinen Schatten über die Beschauer, während er auf die Kunstwerke selbst das volle Licht sich ergießen läßt. Gewaltige Blattpflanzen bilden pompöse und wohlthuende Folien für erlesene Werke der Bildhauerkunst; wo es sich schicklich thun ließ, wallen reiche Draperien herab, und köstbare Teppiche theilen ihren bescheidenen Farbenzauber der allgemeinen Farbenharmonie des Ganzen mit. Von staatlicher Intervention erzählen hier nur einige wenige Bilder, dagegen zeigen sich die mächtigen Impulse mit voller Deutlichkeit, die ein großartiger Kunstmarkt zu bieten vermag. Die deutsche Kunst hat sich einen guten Theil der civilisirten Welt erobert, und sie hat vollauf zu thun, den Ansprüchen und Bedürfnissen dieser zu genügen. — In Oesterreich ist die große Historie fast gar nicht vertreten, eine staatliche Nachhülfe kaum zu bemerken, und was den Markt betrifft, so soll eben, wie bereits gesagt, die jetzige Ausstellung mit dazu helfen, ihn wieder zu erobern.

In einer Zeit, da der Militarismus so ungeheure Opfer verschlingt, muß man sich wohl oder übel damit abfinden, wenn der Staat zur Pflege der großen Kunst nur geringe Mittel übrig hat. In Deutschland und in Oesterreich hat sich die Kunst auch demgemäß eingerichtet und sich zu breite Schichten, zu die Nation selbst, oder wenigstens an denjenigen Theil derselben gewendet, der empfänglich ist für die Unterstützung idealer Aufgaben und der auch die Mittel dazu hat, sich seinen Kunstsinn etwas kosten zu lassen. Es ist keine höfische Kunst, die sich breit auszudehnen könnte auf gewaltigen Flächen; es ist eine gute, frische, gesunde und bürgerliche Kunst, für ein gutes Bürgerthum berechnet, dem sie zum Schmucke dienen soll. Wo sie nicht den starken Rückhalt des Bürgerstandes fühlt, da muß sie in's Stocken gerathen; darum stagnirt hier wie dort die große Historienmalerei und darum kann auch die religiöse Malerei zu keiner rechten Blüthe mehr gelangen. Um so frischer regt es sich auf dem Gebiete des Genrebildes, der Landschaften, des Portraits und des Stillebens. Die Ausstellung zeigt, daß Deutschland auf allen diesen Gebieten Männer aufzuweisen hat, welche außerordentlich erfolgreich den Besten der alten Meister nachstreben: Leubach, Menzel, die Brüder Achenbach, Knaus, Vautier, Defregger, Leibl, F. A. Kaulbach — sie alle sind durch glanzvolle Leistungen vertreten; welch eine Summe von Talent und hoher Kunstfertigkeit drückt sich durch diese Namen aus, und wie glorreich mußte eine Ausstellung werden, auf welcher sie und eine lange Reihe anderer begabter und berühmter Kunstgenossen den Ruhm der deutschen Kunst verkünden!

Und Oesterreich! Seine Kunst hat nicht wie die deutsche das große Hinterland, nicht das Publicum und nicht den Markt, und wie wacker und wie rühmlich hat es sich doch behauptet! Canon, Makart, Angeli geben schon durch ihre Namen der Ausstellung einen gewissen Glanz, aber nicht nur mit Namen wird gewuchert, auch wo der Glanz des Namens fehlt, sind in vielen, sehr vielen Fällen durch und durch tüchtige Leistungen geboten worden. Franz Rümpler hat sich den besten deutschen Genremalern, J. E. Schindler den besten Landschaftern zugesellt. Die Brüder Charlemont und die Brüder Auß, A. Schönn, E. Felix, Fux, L'Allemand, Probst, Tilgner und viele Andere haben ihre beste Kunst eingesetzt, um die österreichische Kunst vor der Welt zu Ehre und Ansehen zu bringen. Und wie hier, so herrscht in allen Abtheilungen das Bestreben vor, die schönste Blüthe der nationalen Kunstthätigkeit vor den Augen der Welt zu entfalten — es ist eine Freude, durch die Hallen der internationalen Kunstausstellung zu schreiten.

Baldwin Groller.

* Eingehendere Mittheilungen über Aufgabe und Inhalt der „Internationalen Kunstausstellung" finden unsere Leser in der in Wien herauskommenden „Allgemeinen Kunst-Chronik", welche für die Ausstellung officiell ist und in den Räumen derselben verkauft wird. Wir ergreifen die sich uns hier bietende Gelegenheit, um auf diese von Dr. Wilhelm Lauser mit vieler Umsicht geleitete Zeitschrift ausgezeichnet hinzuweisen; es ist das Verdienst des genannten Herausgebers, diese „Chronik" aus dem beschränkten Gebiete eines Fachblattes auf den höheren Standpunkt eines über allgemeine Angelegenheiten des Kunstlebens orientirenden Organs erhoben zu haben, eines Organs, das weniger das Detail der Kunstproduction, als die allgemeinen und großen Angelegenheiten derselben, also vorwiegend principielle Kunstfragen in den Bereich seiner Betrachtung zieht. Nicht nur ausübende Künstler, sondern auch Kunstfreunde werden in dieser „Chronik" eine erfrischpendende Quelle der Belehrung und Anregung finden. D. Red.

Digitized by Google

Die Feriencolonien.

Von Dr. Woldemar Götze.

Es war im Hochsommer des Jahres 1880. In Leipzig hatte man zum ersten Male den Versuch gemacht, arme kränkliche Schulkinder als Feriencolonisten in die heilkräftigen Wälder des Erzgebirges zu entsenden. College B. und ich, mit Familie und ein paar guten Freunden selbst eine kleine Ferienkolonie bildend, besorgten die Geschäfte des Leipziger Comités an Ort und Stelle und hatten dafür unser Hauptquartier im Rathskeller des prächtig gelegenen Städtchens Schwarzenberg aufgeschlagen. Wiederum sollte eine Inspectionstour durch alle Colonien ausgeführt werden, und so traten wir denn in der ersten Morgenfrühe, allzu zeitig für städtische Schlafgewohnheiten, unsere kleine Reise auf einem leichten Wagen fröhlich an. Der Thau glänzte auf den Gräsern; vor uns hingebreitet lagen Berge und Thäler, und mit Behagen sogen wir die kühle, erquickende Waldluft in unsere solchem Genusse fast entfremdeten großstädtischen Lungen ein. Der ersten Knabencolonie begegneten wir auf einem Waldspaziergange. Da kamen sie heran, die kleinen Burschen, die Botanisirtrommeln voll Blumen, Kraut und Unkraut, die Taschen voll Steine; der Eine hatte für die Mutter daheim Pilze gesammelt, der Andere für den eigenen Bedarf Beeren in ein Körbchen zusammengespflückt. Mit leuchtenden Augen erzählten sie uns von ihren Erlebnissen und Entdeckungen im Walde und ahnten nicht, welche Freude wir selbst an ihrer Frische und Munterkeit hatten.

So ging es den Tag über weiter von Colonie zu Colonie. Hier waren wir Zeugen des fröhlichen Spieles und Gesanges der Mädchen, dort überraschten wir eine andere Ferienfamilie bei der Siesta nach dem Mittagsbrode, die durch die gemeinsame Lectüre einer schönen Geschichte gefeiert wurde. Eine muntere Schaar, die wir beim Turnreigen in der Scheune getroffen hatten, begleitete uns zur Nachbarcolonie und erzählte uns voll strahlenden Glückes von ihrem Einzuge in das Dörfchen, den sie auf einem mit frischem Grün geschmückten, von Kühen gezogenen Leiterwagen gehalten hatte. Dann wieder planderten mittheilsame kleine Mädchen uns von der großen Wäsche, welche sie unter der Leitung der wackeren Hausfrau angestellt hatten, und thaten sich auf die Errungenschaft, ihre Kleider und Strümpfe selbst waschen zu können, sichtlich etwas zu Gute. Die Knaben konnten ihre Selbstständigkeit nur beim Reinigen ihrer Kleider und Schuhe, sowie beim Bettmachen bethätigen, doch hatte auch hier die Erziehung zur Selbstthätigkeit bei manchem ungeschickten Stadtkinde sichtlich gute Früchte getragen.

Ueber dem Wandern und Einkehren kam denn auch der Abend heran. Unser kleiner Wagen hatte schon lange umkehren müssen; wir gingen in Begleitung einer Mädchencolonie dem letzten Ziele der Wanderung, einer auf lustiger Höhe gelegenen Bauernschenke, zu. Unvergeßlich wird mir jener Abendgang durch den schönen Buchenwald sein. Das muntere Mädchengeplauder war verstummt; die Kinder gingen Hand in Hand vor uns her; man spürte es wohl: die Weihe und der Friede da draußen in der Natur hatte mit gleicher Stimmung die jungen Herzen berührt. Da hob eine helle Mädchenstimme den alten, lieben Canon zu singen an: „O, wie wohl ist's mir am Abend, mir am Abend" — und so flang gar bald der liebliche Kindergesang in harmonisch sich verschlingenden Tönen durch den stillen Wald.

Später kehrten wir dann in der Bergschenke mit dem prächtigen Blicke auf das uns zu Füßen liegende Schneeberg ein. Ich hatte es den edlen Menschen, die durch ihre Gaben unsere Ferienkolonien zu Stande kommen ließen, gegönnt, Zeugen des Appetites zu sein, mit dem hier die Kleinen die frugale Abendsuppe verschwinden ließen. Noch lieber aber hätte ich der Mama sein mögen, den nach dem Abendbrode die kleine Schaar bei seinem Erscheinen mit ausgestreckten Händchen und bittenden Blicken umringte: der Briefträger! So einfach die Worte waren, die in diesen Briefen standen, sie machten die Kinder überglücklich; denn sie waren ein Gruß aus der Heimath, von den Lieben; wohen sie doch ein Band zwischen dem Elternhaus und dem fernen Kinde. Vielleicht auch waren Manche, Eltern wie Kinder, durch die Trennung erst darauf geführt worden, wie eng sie zusammengehörten.

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst —"

das war die Empfindung, die den Kindern aus den Augen leuchtete, die ungeschrieben zwischen den Zeilen der Briefe zu lesen stand. Als dann alle Grüße ausgerichtet und alle Neuigkeiten erzählt worden waren, ging es schlafen. Um den runden Tisch in der Oberstube sammelten sich die Kinder und falteten die Hände zum Gebet; dann hieß es Gute Nacht, und nach kürzester Zeit schlummerte die eben noch so lebendige Schaar friedlich und fest neben einander auf den einfachen Lagerstätten.

Wir verabschiedeten uns von dem wackeren Colonieführer und begaben uns nach Schneeberg, wo auch wir unsere Ruhe fanden. — — —

So viel in aller Kürze über die Eindrücke, welche wir auf unserer Inspectionstour empfingen! Waren schon diese Eindrücke durchaus angethan, uns in der guten Meinung zu befestigen, welche wir von der Sache der Ferienkolonien längst gewonnen hatten, so sahen wir, als dann später nach dreiwöchentlichem Aufenthalt im Gebirge die Kinder in die Stadt zurückkehrten, unsere Hoffnungen zu unserer Freude noch weit übertroffen; denn da konnten nicht nur die Aerzte in Zahlen die geradezu überraschenden Zunahmen der Körpergewichte und der Brustumfänge nachweisen, da zeigte es auch der unmittelbare Augenschein, wie die Kinder unter den günstigen Bedingungen aufgeblüht waren, etwa so wie welke Pflanzen aufleben, wenn die Sonne ihnen lächelt und sie von Regen und Thau getränkt werden. Und damit noch nicht genug: die Ferienkolonie war ein Segensquell auch für das innere Leben der Kinder gewesen; denn sie hatten das Landleben kennen und lieben gelernt; sie waren mit einer Menge einfacher Anschauungen bereichert worden. Besonders werthvoll aber für die Erweiterung des geistigen Horizontes der Kleinen waren die Besuche der vielen industriellen Unternehmungen des Erzgebirges geworden. Die Kinder haben Bergwerke, Eisenhämmer, Blechwaarenfabriken, Holzschleifereien, Blaufarbenwerke ꝛc. besucht und die namhaften Hausindustrien des Erzgebirges, wie das Spitzenklöppeln, die Gorlnäherei, das Taubourriren aus eigener, oft wiederholter Anschauung kennen gelernt. Mehr noch als dieser Gewinn gelten aber die tiefen und mannigfachen Anregungen, welche sie für ihr Gemüthsleben empfingen. Der Umgang mit der Natur vom thautrischen Morgen bis zum Abend zeigte ihnen reine Freuden, die auch dem Aermsten zugänglich sind.

So kam es, daß in den Gemüthern, die sonst von Sorge und Kummer niedergedrückt waren, helle Lust am Leben aufblühte, daß manches durch Armuth und Krankheit geängstigte Kinderherz höher schlug in dem frohen Gefühl, welches die wachsende Gesundheit und Kraft gewährt.

Bei den augenscheinlichen erfreulichen Erfolgen, welche die Ferienkolonien überall erzielt haben und zu denen die obigen Mittheilungen nur ein kleines Beispiel liefern wollten, bedarf es wohl kaum noch einer systematischen Beweisführung für deren Vortrefflichkeit. Statt einer solchen Beweisführung wollen wir nur einfach auf die rasche Entwickelung der Ferienkolonien aus einem unscheinbaren Keime und auf ihre ungewöhnlich schnelle Verbreitung hinweisen.

Der Anfang der Ferienkolonien ist folgender: Pfarrer Walter Bion in Zürich, aus dem Appenzeller Lande nach Zürich versetzt, faßte, angesichts der bleichen, blutarmen Stadtkinder, welche ihm dort begegneten, den Entschluß, eine Anzahl derselben für die Ferienzeit in seine frühere Gemeinde auf das Land zu bringen. Ueber den günstigen Verlauf des Unternehmens berichtete er sodann einer Zeitschrift für schweizerische Aerzte. Dieser Aufsatz kam in die Hände des Sanitätsraths Dr. Varrentrapp in Frankfurt am Main, der dann für die weitere Verbreitung der Idee in der medicinischen Presse sorgte und zugleich die Frankfurter Ferienkolonie in's Leben rief. Dem Beispiele Frankfurts aber eiferten in rascher Folge viele deutsche Städte im Süden wie im Norden nach.

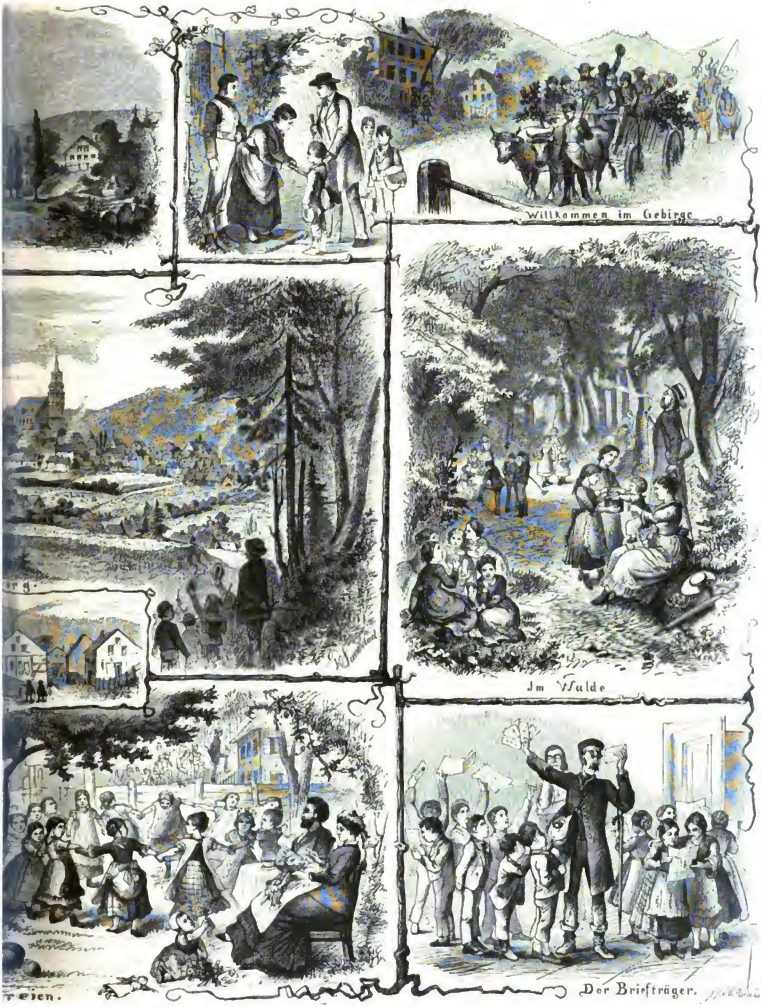
Im Jahre 1876 führte Bion die erste Züricher Colonie auf die Appenzeller Berge, und schon fünf Jahre später, am 15. November 1881, tagte in Berlin ein Congreß, auf welchem Vertreter von Ferienkolniecomités aus ganz Deutschland, aus Oesterreich und der Schweiz ihre Erfahrungen über das Colonienwesen austauschten.

Seitdem hat die Idee weit über die Grenzen Deutschlands und der Schweiz, wo sie ziemliche Ausbreitung gefunden hat, hinaus Wurzel gefaßt. Hier nur einige Beispiele! Im verwahr-

Digitized by Google

In de
Originalzeichn

Digitized by Google



olonie.

Sundblad.

Digitized by Google

losten Osten Londons hat es der Pfarrer von St. Judas, Herr Barrett, schon vor einigen Jahren mit Glück versucht, Kinder von dort auf das Land zu schicken. Anfangs zahlte er 5 Mark für jedes Kind in der Woche, später aber erklärte sich eine Anzahl Bauern bereit, die Kinder unentgeltlich aufzunehmen. So konnte er im Jahre 1881 bereits 500 Kinder versorgen und dazu geistliche Nachbarn, die in gleicher Weise wirkten, mit Geld, das ihm zugeflossen war, unterstützen. Die Sache ist dort noch im Werden und hat allem Anschein nach eine bedeutende Zukunft.

Ebenso ist in Paris das Interesse für die Angelegenheit lebendig geworden. Brieflichen Mittheilungen zufolge, die ich Herrn Pfarrer Bion verdanke, haben dort, angeregt durch den Züricher Vorgang, mehrere Pfarrer im vorigen Jahre eine Anzahl erholungsbedürftiger Kinder auf dem Lande versorgt.

In etwas anderer Weise wird für einen gesunden Ferienaufenthalt der Kinder in Kopenhagen gesorgt. Dort giebt es keine geschlossenen Colonien unter der Leitung eines Lehrers, sondern die Kinder werden einzeln in solchen Familien auf dem Lande untergebracht, welche sich zu ihrer unentgeltlichen Aufnahme freiwillig erbieten. Ueber diese Einrichtung schreibt Professor Holbech, Schuldirector in Kopenhagen:

„Die Einrichtung der Ferienversorgung der Kinder in den Volksschulen geht ungefähr 30 Jahre in der Zeit zurück. Ein Inspector einer Militärschule (die wesentlich aus Unterofficierskindern bestand), der ein wahrer Kinderfreund war, hat das Verdienst, die ganze Sache in Anregung gebracht zu haben. Er vereinigte sich mit den damaligen Vorstehern der öffentlichen Communalschulen; ein Aufruf erging an alle Landbewohner, Kindern aus diesen Schulen in den Sommerferien einen Aufenthalt in ihren Familien zu gönnen, und zugleich suchte man diesen Kindern freie Reise hin und zurück zu verschaffen. Beides gelang über alle Erwartungen. Man konnte gleich anfangs 1000 Kinder in den Sommerferien auf dem Lande bei Gutsbesitzern, Predigern, Pächtern und Bauern versorgen."

In der langen Reihe von Jahren ist dieses Princip beibehalten worden, und in den Sommerferien des verflossenen Jahres hat man in dieser Weise fast 7000 Kindern die Wohlthat eines heilkräftigen Ferienaufenthaltes auf dem Lande erwiesen.

Wieder in anderer Weise gestaltet sich die Fürsorge für kränkliche Kinder drüben über dem Ocean, in New-York. Mir ist eine deutsche Zeitung von dort zugegangen, laut welcher die New-Yorker Kinderschutzgesellschaft die Kinder in den heißen Sommertagen vor der gefährlichen Luft dadurch zu schützen sucht, daß sie dieselben des Morgens auf einem mit Lebensmitteln reichlich versehenen Dampfer verschammelt und sie auf diesem mit ihren Pflegern hinaus auf die offene See fährt. Hier athmen die Kleinen den Tag über die freie, kühle Seeluft, um Abends zu ihren Eltern zurückgebracht zu werden. So fährt während der heißen Jahreszeit täglich ein Dampfer mit 1000 bis 1500 kränklichen New-Yorker Kindern in See.

Nicht nur der Erholung schwächlicher, schlecht genährter, sondern auch der Heilung wirklich kranker, namentlich scrophulöser Kinder dienen die Sechszige, über welche die „Gartenlaube" erst vor Kurzem (Nr. 8 dieses Jahrgangs) ausführlich berichtete, und in gleicher Weise wirken die in Soolbädern eingerichteten Kinderheilstätten.

Die beiden zuletzt genannten Unternehmungen erstreben die Heilung von Kindern, welche an ausgesprochenen Krankheiten leiden, während die Feriencolonien solche Kinder, die unter ungünstigen Lebensbedingungen, z. B. durch Mangel an Licht und Luft in engen Wohnungen oder durch schlechte Ernährung in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden sind, erfrischen und kräftigen und für das Leben brauchbar machen sollen. Beide aber, Kinderheilstätten wie Ferienco lonien, verdanken ihren Ursprung der Ueberzeugung, daß die dem kindlichen Organismus rechtzeitig gelei stete Hülfe zehnfache Früchte trägt; denn das richtige Mittel, zu rechter Zeit angewendet, erhält nicht nur manches Leben, sondern macht auch spätere dauernde Hülfe entbehrlich.

Ueberschauen wir am Schlusse unserer Betrachtung den Stand des Feriencolonieu wesens, so können wir uns der Erkenntniß nicht verschließen, daß die dem Unternehmen zu Grunde liegende Idee sich als lebens- und entwickelungsfähig erwiesen hat. Es ist keine philanthropische Spielerei, die man mit den Ferienco lonien treibt, sondern eine ernste Arbeit an der Milderung und Heilung socialer Schäden. Es ist ein Stück Kampf gegen das Anwachsen des Proletariats, und wer Erfahrungen in der Armenpflege hat, der wird wissen, daß es unendlich schwer ist, einen zum Proletariat Herabgesunkenen daraus zu erheben; darum ist es auch nicht die vornehmste Aufgabe der Armenpflege, bereits Gesunkene wieder zu erheben, sondern vielmehr, noch im Sinken Begriffene rechtzeitig zu halten und zu stützen, damit sie nicht vollends zu Grunde gehen. Nun, die Kinder physisch widerstandsfähig machen, sie körperlich kräftigen und sittlich heben, das heißt wahrlich gegen das Proletariat ankämpfen.

Man wird einem Manne wie Falk, dem ehemaligen preußischen Unterrichtsminister, wohl zutrauen dürfen, daß er ein klares Auge für derzleichen Verhältnisse hat und seine Kräfte nicht ohne weiteres in den Dienst eines seichten Wohlthätigkeits-Dilettantismus stellen wird. In seiner Eröffnungsrede der Berliner Conferenz der Vertreter von Ferienco lonien-Comités sagte er aber: „Alljährlich fallen in Berlin Hunderte von Kindern dem Siechthum anheim und entwickeln sich unter der Unguust der Verhältnisse zu elenden, krüppelhaften, zu jeder ernsten Arbeit untauglichen Individuen, die, mit der Zeit nicht nur der Commune zur Last fallen und deren Armen-, Kranken- und Siechenhäuser bevölkern, sondern auch erfahrungsgemäß für Ansbreitung aller größeren Epidemien am wesentlichsten beitragen, weil sie widerstandslos gegen alle krankmachenden Einflüsse sind. Werden solche Kinder zur rechten Zeit — wenn auch nur für wenige Wochen — in zweckentsprechende gesundheitliche Verhältnisse gebracht, so ist ihre dauernde Kräftigung möglich; es kann hierdurch vielem Elend gesteuert, unsere Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten können hierdurch erheblich entlastet werden. Zu der That bedarf die hohe soziale und sanitäre Bedeutung der Ferienco lonien kaum einer Begründung."

Was wollen dagegen Einwürfe sagen, wie der immer und immer wiederholte: man wolle mit den Ferienco lonien nichts, als einer kleinen Anzahl von Kindern aus den unteren Ständen die Annehmlichkeit einer Sommerreise verschaffen und verwöhne sie dadurch. Es kommt ja hier hauptsächlich darauf an, armen und kränklichen Kindern nach Möglichkeit zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu verhelfen. Denen, die trotz alledem behaupten, die Kinder würden in den Ferienco lonien verwöhnt, muß gesagt werden, daß sie sich durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen mögen, und wenn sie dies nicht wollen, so müssen sie eben Vertrauen fassen zu den Männern, die sich der Sache annehmen und mit ihren Namen für die gewissenhafte Verwendung der ihnen anvertrauten Spenden einstehen.

Andere Gegner aber verschanzen sich hinter der so oft aufgestellten Behauptung, daß bei aller Aufopferung für das Wohl der armen Kinder doch nichts herauskomme. „Auch wenn Ihr sie nicht verwöhnt," sagt man, „so nützt Ihr ihnen doch gar nichts. Ihr bringt sie später in die alten Verhältnisse zurück, und dann geht das alte Elend von Neuem an. Dauernd könnt Ihr sie ja doch nicht in bessere Verhältnisse bringen: darum ist es richtiger, sie gar nicht erst in eine glückliche Lage zu versetzen." Das ist eine wunderbare Anschauung. Was würde gesagt werden, wenn man einem die ganze Woche hindurch an die Schreibstube gefesselten Bureaumenschen am schönen Sommersonntag rathen wollte: „Ergehe Dich nicht draußen im Sonnenschein, erquicke Dich nicht am Vogelsang, an den blühenden Blumen und Bäumen, erlabe Dich nicht an dem murmelnden Bach im Schatten des grünen Waldes! Es nützt Dir ja doch nichts; denn am Montag mußt Du wieder am Schreibpulte hocken."

Das ist die Logik Derer, die nichts beitragen zu dem wahrhaft segensvollen Unternehmen, als das ewig wiederholte schiefe Wort: es nützt ja doch nichts. Ich setze nun allen abfälligen Urtheilen die Behauptung entgegen: der Aufenthalt in der Ferienco lonie ist eine Wohlthat von eminentem Werthe schon dadurch, daß sie nimmermehr von einem Unbedürftigen durch heuchlerische Vorwände erschlichen werden kann; der Spruch des scharf beobachtenden Arztes wendet sie nur dem wahrhaft Bedürftigen zu. Aber auch darum ist sie vielen anderen Wohlthaten vorzuziehen, weil sie verhältnißmäßig nur geringe Mittel zu einer überraschend günstigen und mit fast absoluter Sicherheit eintretenden Wirkung erfordert.

Und dann, wenn selbst die Früchte der Ferienco lonien bisher nur geringe wären, sollte das Wenige nicht immer noch besser sein als gar nichts? Das Wenige wird ja mit der Zeit mehr werden;

Digitized by Google

die Ansätze dazu sind so sichtlich vorhanden. Die ganze Bestrebung ist aber noch so neu, daß man sich vielmehr wundern sollte über die Erfolge, die bereits errungen worden sind, als es ihr zum Vorwurf anrechnen, daß sie das letzte Ziel nicht mit einem Sprunge erreicht hat.

Der Gedanke an die zukünftige Entwickelung des Ferienkoloniewesens drängt mir zum Schluß die Beantwortung der Frage: ob seine bisher zu Tage getretenen Formen für die Dauer als fixirt zu betrachten seien oder ob eine erweiternde Ergänzung derselben angestrebt werden solle. Meine Ansicht hierüber geht nun dahin, daß allerdings die in den meisten Städten vorhandene Organisation der Ferienkolonien einer weiteren Entwickelung fähig und bedürftig ist. Noch ist es nicht an der Zeit, auf den errungenen Erfolgen auszuruhen und das bisher Geschaffene zu einem abgeschlossenen System erstarren zu lassen. Darum soll man zwar die bisher gepflegten Arten der Ferienversorgung erstens wirklich kranker Kinder in Soolbädern oder, je nach Anordnung der Aerzte, an der See, zweitens schwächlicher, schlecht genährter Kinder in geschlossenen Colonien, und drittens einzelner erholungsbedürftiger in guten Familien, ruhig weiter fortsetzen; vielleicht jedoch so, daß man die Einzelunterbringung in Familien mehr als jetzt betreibt, und zwar in der Weise, wie sie sich bisher in Kopenhagen, in Hamburg und Bremen bewährt hat. Als leitender Gesichtspunkt dafür, welche Kinder den Colonien und welche der Familienpflege zuzuweisen sind, ergiebt sich wohl von selbst die Rücksicht auf ihre Erziehungsbedürftigkeit. Solche, welche des Einflusses eines erfahrenen Erziehers bedürfen, wird man naturgemäß der Colonie zuweisen, schwächliche, aber sorgfältiger erzogene Kinder verarmter Eltern wird man getrost der Familienpflege überantworten können.

Daß ich aber die Unterbringung in Familien mehr betont sehen möchte, ist in dem Wunsche begründet, den Segen des Landaufenthaltes so vielen Kindern wie nur immer möglich zu Theil werden zu lassen. Jedenfalls ist der Umstand von hoher, wenn nicht ausschlaggebender Bedeutung, daß man für ein Coloniekind drei Kinder in Familienpflege unterbringen kann.

Die Kosten nun, die durch die Familienpflege erspart werden, möchte ich vorschlagen zur Bildung von Stadtcolonien, wie sie in Barmen bestehen, zu verwenden. Es ist dies eine Einrichtung, die mir äußerst nachahmenswerth erscheint. Das Comité zu Barmen sendet nur wirklich kranke Kinder hinaus, während die schwächlichen, schlecht genährten in der Stadt bleiben; diese Letzteren werden aber täglich an bestimmten Orten, etwa in der Turnhalle, versammelt und erhalten hier ein halbes Liter gute Milch und ein Stück Brod zum Frühstück. Sodann wird gespielt. Nachmittags kommen sie wieder und empfangen abermals ein halbes Liter Milch, um dann zu einem täglichen Spaziergange in den Wald geführt zu werden. Abends nach der Rückkehr erhalten sie zum dritten Mal ihr Theil kräftige Milch und ein Stück Brod dazu, nun aber kehren sie in ihre Behausung zurück.

Der Familienzusammenhang wird also durch die Stadtcolonie nicht unterbrochen, und was die Kosten einer derartigen Verpflegung betrifft, so belaufen sie sich für den Tag und das Kind auf vierzig Pfennig.

In solchen Stadtcolonien könnte man diejenigen Kinder vereinigen, welche von der Reise ausgeschlossen werden müssen, weil sie dafür noch zu klein sind, oder weil sie an einem unheilbaren Leiden kranken, das durch den Landaufenthalt nicht gehoben werden kann, oder weil endlich ihr Leiden leichterer Art ist und schon durch eine minder tiefeingreifende Einwirkung beseitigt zu werden vermag.

Eine andere Ergänzung der bisherigen Organisation würde ich in der Einrichtung von Feriencolonien für Kinder bemittelter Eltern sehen. In ihnen wären Schüler höherer Anstalten gegen Erstattung der Auslagen in einfacher Weise auf dem Lande unterzubringen, um unter der Leitung tüchtiger Erzieher ihre Ferien frisch und fröhlich zu verleben. Dieses Unternehmen würde dem Comité keinen Pfennig kosten und doch viel Segen stiften. In meiner früheren Praxis als Schriftführer des Leipziger Comités ist mir — wie oft! — das Verlangen nach einer solchen Veranstaltung entgegengebracht worden, und es giebt in der That sehr, sehr viele Eltern, die, durch Amt oder Geschäft an die Stadt gefesselt, nicht im Stande sind, die Ferienversorgung ihrer Kinder in einer für diese wahrhaft erspießlichen Weise zu übernehmen, die aber gern bereit sein würden, die verhältnißmäßig niedrigen Kosten dafür zu tragen. Solche Eltern sollten in der Sorge für ihre Kinder kräftig unterstützt werden. Es ist meine Ueberzeugung, daß die Schüler höherer Anstalten die Erholung oft noch nöthiger brauchen, als die der Volksschulen; denn diese dürfen sich in den Freistunden das ganze Jahr hindurch auf der Straße tummeln, während jene jahraus, jahrein hinter den Büchern hocken müssen.

Nimmt man die Stadtcolonien und die Colonien für Kinder bemittelter Eltern zu den bisherigen Einrichtungen hinzu, so wird mit einem Schlage — ohne Erhöhung der Ausgaben — eine große Anzahl Kinder einer nicht hoch genug zu schätzenden Wohlthat theilhaftig, welcher sie bisher entbehrten. Damit kommt man dann dem Ziele, womöglich alle Bedürftigen zu erquicken und zu kräftigen, wieder um ein Beträchtliches näher.

Wenn erst zwanzig Jahre hindurch in Deutschlands großen Städten die Ferienkolonien bestanden haben werden, dann wird sicherlich in den unteren Schichten der Bevölkerung mehr Gesundheit und Kraft, mehr natürliche Frische und Lebensfreude vorhanden sein als heute. Bewirken die Ferienkolonien aber das, so bieten sie wahrlich einen Baustein zur Größe unseres Vaterlandes.

Mein wildes Lieb.

Von Hermann Eduard Jahn.*

Der stille Abend ist gekommen:
Die Blumen schliefen müde ein;
Schon ruht im Dämmerlicht verschwommen
Gebirg' und Haide, Moor und Hain.
Ringsum ein tiefes selges Schweigen;
Es bebt selbst nicht das dürre Ried —
Nur über mir aus grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall das Lied:
Ich lieb' Dich, wilde Kleine
Im blonden Lockenhaar,
Ich lieb' und werd' Dich lieben,
Ja lieben immerdar.

Da wachen auf die wilden Rosen,
Und hauchen wärmer ihren Duft,
Und wie geheimes Liebeskosen
Geht da ein Weh'n durch alle Luft;
Es wachen auf die jungen Blätter
Und heben leis zu rauschen an,
Und wie ein jubelndes Geschmetter
Schwingt sich das Lied zu Dir hinan:
Ich lieb' Dich, wilde Kleine ꝛc.

Du ruhst jetzt wohl auf weichen Kissen,
Im losen, duftigen Gewand,
Von wildem Sehnen hingerissen
Preßt Du auf's Herz die kleine Hand,
Und höher glühen Deine Wangen,
Und heißer glüht des Busens Hauch,
Und wie im Bangen, im Verlangen
Umschleiert sich Dein liebes Aug':
Ich lieb' Dich, wilde Kleine
Im blonden Lockenhaar,
Ich lieb' und werd' Dich lieben,
Ja lieben immerdar.

Da sinkt ein Traum auf Dich hernieder:
Wir ruh'n im mosigen Waldesgrund;
Ich drück' Dein scheues Händchen wieder
Und küsse feberud Deinen Mund.
Du hältst mich eng, gar eng umfangen —
Kein Laut, kein Rauschen fern und nah:
Nur unsre Liebesschwüre klangen,
Und jubelnd, jubelnd sang ich da:
Ich lieb' Dich, wilde Kleine ꝛc.

* Aus des phantasie- und talentvollen Verfassers soeben erschienenen „Verwehten Blättern" (Leipzig, Karl Rühle), welche wir hiermit der allgemeinen Beachtung wärmstens empfehlen. D. Red.

Digitized by Google

Die Bäume flauden treue Wache
Und hielten jeden Lauscher fern;
Die Blumen all am Mürmelbache
Die waren unter Teppich gern; —
Da glühr rein die wirre Weis
Und schlief verwiert das Auge zu —
Nur noch die Nachtigall, die leise,
Sang ohne Rast, sang ohne Ruh':
Ich lieb' Dich, wilde Kleine ꝛc.

Ich glaub', man singt in Dorf und Städtchen
Zum Leierkasten bald mein Lied;
Die Burschen singen's und die Mädchen;
Der Gassenbube pfeift es mit.
Dann wird sie tief verschwunden sein
Ihr liebes, bleiches Angesicht — — —
Du Nachtigall in grünen Zweigen
Verrath', verrath' mein Lieben nicht —:
Ich lieb' Dich, wilde Kleine ꝛc.

Blätter und Blüthen.

Eine Biographie Sebastian Bach's. Nachdem Felix Mendelssohn-Bartholdy 1829 eine der größten Schöpfungen Sebastian Bach's „Die Matthäus-Passion" aus mehr denn dreiviertelhundertjähriger Vergessenheit hervorgezogen hatte, richtete sich das allgemeine Interesse immer mehr auf den merkwürdigen Leipziger Cantor und seine wunderbaren Werke. Als nun gar bei der Säcularfeier von Bach's Todestage, im Jahre 1850, „die deutsche Bach-Gesellschaft" behufs Herausgabe der sämmtlichen Werke dieses Tondelden in's Leben trat und ihre segensreiche Wirksamkeit begann — die der Vollendung sich nahende Gesammtausgabe wird für den ebenso forschenden wie lernenden Componisten hoch fördernliche und theoretische Denkmal sein — da wuchs auch die Begierde, mit den Lebensumständen Bach's sich näher verteaut zu machen, und die dürftigen Biographien Forkel's und Hilgenfeld's, so verdienstlich sie waren, konnten nicht mehr genügen. Der ehemalige Königsberger Rath und jetzige russische Finanzminister C. H. Bitter kam 1864 mit seiner ausführlichen Lebensbeschreibung des Gesammeisters in der That „einem tiefgefühlten Bedürfnisse" entgegen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß eine neue Auflage des trefflichen Werkes sich nöthig gemacht hat und im vorigen Jahre bei Wilhelm Borngräber in Berlin in vier Bänden erschienen ist. Nicht nur von Bach's Leben erzählt Bitter in fesselnder und auf den sorgfältigsten Forschungen beruhender Weise, auch auf die Compositionen geht er mit großer Sachkenntniß und sichtlicher Liebe ein, viele derselben speciell beschreibend und analysirend. Doch möge der musikalische Laie nicht befürchten, dadurch in gar zu fein liegende fachmännische Details verwickelt zu werden!

Bitter kennzeichnet seine Absicht im Vorwort richtig mit folgenden Sätzen: „Es war mein Bestreben, Bach's Erscheinung der großen Zahl derer näher zu rücken, die sich zwar nicht vorgeben den gelehrten Musikern und Fachkünstlern hinzurechnen können, denen aber doch die tiefe und erhabene Kunst des großen Meisters nicht ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben ist. Ich habe zugleich darnach getrachtet, das Interesse für jene zahlreichen Nebenmenschen zu erregen, um das Schöne nicht um des sinnlichen Reizes, sondern um des edleren Gehaltes willen gesucht wird. Ich habe endlich dem großen Meister — dem deutschen Künstler und Ehrenmanne — ein Denkmal des Dankes und bleibenden Anerkennung zu stiften gesucht."

Der vierte Band enthält eine sehr dankenswerthe Hauptzusammenstellung aller Werke Bach's, sowie eine Sammlung höchst interessanter Actenstücke, Documente ꝛc., die sich auf Bach, seine Verwandten, Schüler, Freunde und Feinde beziehen; denn an Gegnern und Feinden hat es Sebastian Bach ebenso wenig gefehlt, wie anderen Genies vor und nach ihm. Bitter erwähnt, daß selbst von Winterfeld, der berühmte Verfasser des vorzüglichen Werkes „Der evangelische Kirchengesang", behauptet, die Bezeichnung als „Kirchenmusik" ist der Matthäus-Passion von Bach abzusprechen; ihr Geist sei zu opernhaft, der Ausdruck der Leidenschaften und Gefühle zu menschlich. Er gedenkt ferner jener Stimme aus Bach's eigener Zeit, laut welcher diese Passion in der Kirche einen widrigen Eindruck hervorgebracht habe. Diese Angriffe widerlegt Bitter nicht etwa, er sagt vielmehr: „Dies mag nach dem Vorangedeuteten als eine müßige Frage unerörtert bleiben", dagegen spricht er ganz unumwundener Weise von der „Musik der Zukunft" und deren Jüngern. Da wäre es wohl angebracht gewesen, im Gegensatz zu jenen Gegnern Bach's der von gewissen Seiten vielgeschmähten Koryphäen der Zukunftsmusik, Richard Wagner's und Franz Liszt's, also Bitter zu gedenken, welche Bach mit Wort und That stets die größte Anerkennung haben zu Theil werden lassen; Bitter hätte erwähnen können, daß im Lob und Preise Bach's alle ernsten musikalischen Richtungen der neuen Zeit sich einigen; statt dessen bereitet er sich bedauerlicher Weise eine Gelegenheit, um einen unhaltbaren Ausfall auf die eben erwähnte neue Schule anzubringen. Nicht die Gegnerschaft soll Bitter zum Vorwurf gemacht werden; er mochte immerhin seinen Bedenken Luft machen, aber es hätte des füglich an mehr geeigneten Orte thun können, als wo Bitter vergleicht ja wohl einem Biographen entleihte Vorliebe für seinen Helden, aber begreiflich Anstoß auf vermeintliche Rivalen beruhen leicht widerwärtig. Man vergleiche des Russen Dultibicheff's Herabsetzung Beethoven's zu Gunsten Mozart's!

Nur der aufrichtige Wunsch, den Autor alles Schwachen ledig zu sehen und ihn rückhaltlos den gebührenden Dank darbringen zu können, veranlaßte zu dieser Ausstellung.

Wie viel des Guten der vorzüglichen Biographie nachzurühmen ist, davon möge man sich durch eigenes Studium überzeugen! Wir anziehend wird Band I, Seite 49 ff. das Geburtshaus Bach's in Eisenach geschildert! Wie sinnig und anregend sind in diese Schilderung die Erinnerungen an den großen Reformator verflochten, welcher dereinst in jenen alten Burg gehaust hat, „die ernst und bedeutungsvoll auf Sebastian's Wiege herabschaut", an eine Stätte, „deren musikalische Sagen die überquellende Phantasie weit über Zeit und Raum hinausführen"!

Unter den interessanten Anmerkungen finden sich manche, welche selbst nunmusikalischen Lesern lehrhafte Theilnahme einflößen werden. Nicht ohne Bergungen werden sie (I, 185) das Menu jener Tafel studiren, welche bei der 1721 erfolgten Investitur des Herrn Superintendenten Deuling in Leipzig nach einer langen gottesdienstlichen Handlung stattfand. Was da Alles auftischt wurde, mit Einschluß eines „Rotigen vor die Frau Superintendentin", ist ganz erkaunlich. Aber das sind nur Allotria.

Möge Jeder, Musiker oder Laie, sich bestreben, am 21. März 1885, an Sebastian Bach's zweihundertjährigem Geburtsfeste, den erhabenen Meister in seinem Innern ein auf wirkliche Beerbung gegründetes Denkmal gebaut zu haben, möge er durch die so liebevoll gedichtete Biographie aus Bitter's Feder sich zur innigsten Antheilnahme von Bach's unvergänglichen Werken sich befähigen, jenes bedeutungsvolle Datum auch für sich zu einem wahrhaften Festtage zu gestalten!

Gustav Theodor Drobisch, der bekannte Dichter und Humorist, Journalist und Kunstkritiker, der am Morgen des 15. April in Dresden gestorben ist, gehört zu den Schriftstellern, die schon als Sturmvogel der achundvierziger Revolution mit dem Gründer dieses Blattes, dem unvergeßlichen Ernst Keil, in Beziehung standen. Drobisch betheiligte sich nicht blos an dem am meisten verbreiteten Blatte jener Zeit, dem Keil'schen „Leuchtthurm", sondern später auch an „Dorfdoktor" Ferdinand Stolle's und an der „Gartenlaube" — und so sei in letzterer nun auch seinem Andenken ein Blatt gewidmet.

Dresden ist die Vaterstadt des unseres Todten — er wurde dort am 26. December 1811 geboren. Aber schon zwei sechstes Lebensjahre an war Leipzig, wo sein Vater Orchestermitglied geworden, sein Wohnsitz und blieb es bis 1860. Sein Jugendgeschick war das eines sogenannten armen Teufels". Trotz trefflicher Gymnasialbildung mußte er vom Studium des Rechtswissenschaft ablstehen, weil er dazu die Mittel nicht erschwingen konnte, und so ward er auf den Weg der „problematischen Existenzen", das heißt zur Schriftstellerei gedrängt. Wie viele Hunderte vor ihm, so trat auch er zuerst mit einem Bändchen „Dichtungen" (Leipzig, 1836) vor das Publicum; das Honorar dafür reichte gerade hin, daß er sich einen anständigen Rock kaufen konnte. Um auch Brod zu verdienen, ging er aus Verzweiflung zum Theater, aber obwohl er sogleich zum „Romeo" (in Quitel's „Leonore") ernannt, lehrte er doch zum Schreibtisch zurück. Wohl eine Frucht seiner Bühnenerfahrungen waren seine Fragmente über „Ludwig Devrient's erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn". Zu einem gesuchten Fachschriftsteller erhob ihn jedoch erst seine „Deutsche an Schiller", welche am Schiller-Feste zu Leipzig 1841 Aufsehen erregte. Von da an war er ein beliebter Mitarbeiter an vielen Zeitschriften und bald selbst Redacteur, so seit 1845 an Sternau's „Deutscher Dameuzeitung", dann an Oettinger's „Charivari" und an Hesekiehen's „Komet"; die „Zeitung für die elegante Welt" redigirte er von 1848 bis 1860, wo er endlich nach Dresden zurückkehrte, um auch dort den Redactionssitz weiter zu führen. Er war erst Mitredacteur des „Dresdener Nachrichten", die ihm wesentlich ihren Aufschwung in den sechziger Jahren verdanken, und seit 1872 der „Dresdener Presse". Eine Aufzählung der Briefe unseres Todten würde hier zu weit führen. Er hat in allen Formen poetischen Schaffens, auch den dramatischen, gearbeitet, das Beste aber im humoristischen Fache geleistet. Seine Lieder und Couplets, meist von Vorspiel und Gegenwart in Musik gesetzt, haben Unzähligen fröhliche Stunden bereitet. Auch sein „Amüsenkalender", den er achtundzwanzig Jahre lang bearbeitet hat, brachte ihm den an seinem Humor sich erheiternden Volkskreisen treundlich nahe, und so hat Theodor Drobisch so viel Liebe gestreut, daß er im Herzen des Volkes noch lange eine sichere Stätte behalten wird.

Kleiner Briefkasten.

G. J. in L. Ihrem Zwecke dürfte am besten dienen: Daniel Sanders' vorlesliches „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache", welches soeben in dreizehnter, vermehrter Auflage (Berlin, Langenscheidt) erschienen ist. Das Buch erfüllt in allen den Fällen, wo der Sprachgebrauch noch ein schwankender ist, und überall da, wo sich und beim Gebrauch unserer Muttersprache grammatische Schwierigkeiten entgegenstellen, sichere Auskunft und empfiehlt sich ebenswohl durch den großen Werth seines sachlichen Inhalts wie durch die übersichtliche und bequeme Form seiner lexikalischen Anordnung.

Gustow's junger Freund in Friedland. Dr Scheiben vom 24. November vorigen Jahres ist nicht in unsere Hände gelangt.

C. A. in Coburg. Wir bedauern, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht ertheilen zu können.

J. J. in Metzen. Ihre heimische Albrechtsburg finden Sie in Wort und Bild geschildert in unserer Nr. 52 von 1861 und in Nr. 1 von 1882.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexande Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Regine schwieg einen Augenblick, mit ihrer inneren Erregung kämpfend.

„Man stellte mir vor," fuhr sie dann fort, „der Oheim bedürfe meiner; ich habe die Pflicht, mich meines nächsten Verwandten anzunehmen; ich könne auf Rechte verzichten, aber mich über ernste unabweisbare Pflichten nicht hinwegsetzen; ich habe gehorcht, Leonhard, gehorcht, weil Sie es waren, der mich rief, mich mahnte . . . ich bin hier . . . und nun macht Ihr den zweiten Zug im Spiel . . . nun erklärt der Oheim mich adoptiren zu wollen . . . nun soll Alles sich fügen, wie Ihr's wünscht und verlangt . . . nun soll ich nicht als meiner Mutter Tochter, nicht als des Oheims rechtmäßige Erbin, sondern als ein adoptirtes Kind in diese verhaßte Adelssippschaft eintreten und die Herrin von Dortenbach werden, die Ihr nun einmal in mir sehen wollt und die ich nun einmal nicht sein will."

„Regine," rief Leonhard aufspringend, „so deuten Sie die Sachen — so? Sie erblicken überlegte Schachzüge in dem, was geschehen — ein von mir eingeleitetes Spiel —?"

„Mein Gott, muß ich denn nicht? Bin ich denn blind? Der Baron will mich adoptiren, mich zu seiner Erbin machen, sagen Sie. Mich? Eine ihm Wildfremde? Die ihm noch nichts sein kann? Die er erst seit wenigen Tagen kennt? Die bürgerliche Person, die untergeordnete Krankenpflegerin? Aber ich bitte Sie, Sie werden mir doch nicht zumuthen, das für möglich zu halten, wenn Sie ihn nicht eingeweiht, ihm nicht mein Geheimniß verrathen, ihn nicht darauf gebracht und dazu vermocht hätten?"

„Regine," rief Leonhard mit Entrüstung, „Sie sind furchtbar in Ihrem Mißtrauen — Sie sind vielleicht gar im Stande, mir vorzuwerfen, ich spiele dieses ganze Spiel auch nur deshalb, um mit Ihrer Hand das von Ihnen verschmähte Dortenbach an mich zu bringen — bei Gott —!"

„Nun ja," sagte sie, ihn offen und kalt in's Auge sehend, „ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube; Sie haben lange genug meinem Empfinden in dieser Angelegenheit widerstrebt, Beredsamkeit genug aufgewandt, meinen Entschluß zu bekämpfen — was muß ich mir Anderes sagen, als daß —"

„Als daß meine Liebe für Sie entstanden ist aus der Hoffnung und daß die Hoffnung sich stützt auf den goldenen Anker, welcher Dortenbach heißt," brauste er auf. „Regine, das ist zu viel; ich fredelte an mir selber, wenn ich darüber ein Wort weiter verlöre — widerrufen Sie das, widerrufen Sie es auf der Stelle oder —"

„Oder?" fragte sie, herausfordernd; sie schloß kalt und fest die Lippen.

„Oder dieses Wort trennt uns auf ewig," sagte er, mit Gewalt den Ausbruch einer zornigen Leidenschaftlichkeit zurückhaltend.

Sie blickte zu ihm auf — sie blieb ungerührt — sie blieb in der That „unerbittlich wie die Parze"; sie wandte ihr Auge ab und schaute zum Fenster hinaus, zu den weißen ziehenden Wolken hinauf, aber mit Zügen, die so bleich waren, wie diese.

Leonhard's Gesicht flammte — er zögerte noch einige Augenblicke, wie auf einen versöhnenden Laut harrend, aber als sie nicht sprach, wandte er sich; sie wollte eben ein beschwichtigendes Wort sprechen; sie wollte sich erheben, ihn zurückzuhalten, aber da ging er ja schon — im Trotz seines Schuldbewußtseins — — mochte er denn gehen!

Sie war so furchtbar empört. Sie war im Stande, ihn gehen zu lassen. Für immer, ja für immer! Und wenn ihr Herz darüber brechen, wenn es sie das Leben kosten sollte! Es war zu schlecht, was er gethan. Schon oft war leise, aber nur halb gedacht, nur wie eine kleine dunkle, bald wieder verwehte Wolke, die einen Schatten über den blauen Himmelsgrund wirft und dann fort und verschwunden ist — so war schon mehr als einmal ein Argwohn in ihr aufgestiegen, daß er ihren Entschluß, mit Allem, was Dortenbach hieß, mit Allem, was die Sippschaft im Schlosse anging, nie in die geringste Berührung kommen zu wollen, aus egoistischen Gründen bekämpfe. Der Argwohn lag ja freilich auch nahe genug. Sie war seine Braut geworden; er hatte ihr Jawort — wenn sie ihren Entschluß änderte, wenn sie ihr Recht geltend machte, so wurde er ein reicher, sehr reicher Mann. Mein Gott, es lag so nahe, daß er deshalb, auch nur deshalb um sie geworben. So schrecklich nahe — heute, wo alle jungen Männer nach Geld jagen! Aber sie, sie war so blind vertrauensvoll gewesen, so lächerlich idealistisch, so schwärmerisch gläubig. Und nun hatte er sich so plump, so mit Händen faßbar verrathen — er hatte mit dem alten Herrn einen Weg, sie zu umgarnen, ausgeklügelt und hatte dazu ihr Geheimniß preisgegeben. So heilig hatte er ihr geschworen, sie dem Oheim nicht zu verrathen — und nun — o, es war keine Treue und Glauben in ihm — es war furchtbar, es war um sich todt zu weinen!

Digitized by Google

9.

Der Tag, welcher für den alten Herrn so freundlich und verheißungsvoll begonnen, sollte für den armen Gebieter auf Dortenbach den unbefriedigendsten Verlauf nehmen.

Leonhard war zu ihm zurückgekehrt, aber mit einem ganz veränderten Gesicht, mit einem eigenthümlichen Flimmern und unstäten Funkeln der Augen.

„Fräulein Bertram will von Ihrem gütigen Vorschlage nichts hören, Herr Baron," sagte er mit ganz veränderter Stimme, „sie lehnt ihn so entschieden ab, daß ich —"

„Wie — sie will nicht —"

„Daß ich," fuhr Leonhard ohne sich unterbrechen zu lassen fort, „Sie bitten muß, kein Wort mehr bei ihr selbst darüber fallen zu lassen. Es würde nichts helfen, und Sie würden sich nur unnütz aufregen. Adio!"

„Adio? Wohin wollen Sie so rasch?"

„Wohin ich will? Nun ja, wohin will ich? In's Freie, Baron — zu meinen Eltern — in den Wald — ich komme zurück."

Und damit eilte er davon.

Der Baron klingelte.

„Andreas," sagte er, als dieser erschien, „bitte das Fräulein Bertram, zu mir herüberzukommen: sie soll mir sagen, ob diesem Klingholt etwas zugestoßen ist, ob er krank ist."

Andreas ging.

Nach wenigen Minuten kam er mit der Meldung zurück:

„Das Fräulein läßt sich entschuldigen — sie leidet so stark an Migräne, daß sie bittet, sie auch für die Mittagstafel zu entschuldigen."

„Ah" — sagte der alte Herr überaus verdrossen — „das ist ärgerlich. Was haben denn diese beiden Menschen heute? Ich hatte ein so hübsches Thema zum Tischgespräch für den Doctor und sie. Weißt Du, Andreas, es geht mir nichts über ein gutes friedliches Tischgespräch. Er sollte mir erklären, wie es kommt, daß unsere Zeit, welche so entsetzlich viel Neues schafft, erdenkt, erfindet — so staunenswerthe große Dinge in's Werk setzt —"

„Wird denn der Herr Doctor nicht zum Essen kommen?" unterbrach ihn Andreas.

„Schwerlich, schwerlich — der Deserteur stand ihm im Gesichte geschrieben — es muß ihm etwas passirt sein — aber laß mich ausreden, Andreas: — woher es kommt, daß dieselbe Zeit eine solche Gier nach unnützem altem Plunder hat, nach alten Steinbrocken, Topfscherben und vor Allem nach alten Briefen, zum Beispiel von Gryphius an seine Waschfrau oder von Leisewitz an seinen Buchbinder —"

„Große Herren haben ihre Schrullen; vielleicht haben's große Zeiten auch," meinte Andreas. „Soll ich jetzt den Herrn Sergius zu Tisch laden?"

Der alte Herr ergab sich mit einem leichten Seufzer in die Aussicht auf den Erlaß, den der Alles wissende Sergius bot, und dann sann er im Stillen darüber, wie es möglich, daß sein schöner Plan bei Reginen eine so wunderliche Auinahme gefunden habe.

Ihre Migräne mußte übrigens der Art sein, daß sie ihr die frische, freie Luft draußen zum Bedürfniß machte; denn sie ging soeben, nur mit ihrem leichten grauen Sonnenschirm versehen, in die Anlagen hinaus.

In Reginens Innerem arbeitete es heftig; ein Gedanke nur beschäftigte sie, eine einzige zornige Frage, die Frage nämlich: wozu sie sich entschließen, was sie thun solle, ob sie jetzt ohne Aufschub Dortenbach verlassen solle oder nicht. War es jetzt noch ihre Pflicht, bei dem alten kranken Manne, der freilich nun einmal ihrer Mutter Bruder war, auszuhalten? War diese ganze Pflichtvorstellung nicht überhaupt nur eine vor ihren Augen herausbeschworene, abscheuliche Vorspiegelung, ersonnen, um sie nach Dortenbach zu locken? Und war sie jetzt, wo der Oheim ihr Incognito durchschaute — das that er ja ganz ohne Zweifel — hier noch einen Augenblick sicher? Würde der Oheim sie nicht an Andreas, seinen vertrauten alten Andreas, verrathen und dieser nicht an die Verwandten? Oder, wenn er nicht, würden nicht Leonhard's Eltern, die von diesem wohl auch eingeweiht waren, ihr Geheimniß an den Tag bringen? Und dann hatte sie mit der lieben Sippschaft, die ihr so unaussprechlich widerwärtig war, sich aus einander zu setzen — es blieb ihr in der That gar nichts Anderes übrig, als auf und davon zu gehen.

Und doch wurde der Entschluß ihr schwer — sie vermochte nicht, ihn rasch und mit freier Seele zu fassen — sie hatte für den alten Herrn, obwohl sie ihn verurtheilte, obwohl sie seine Schwäche verächtlich und haßenswürdig fand, doch ein Interesse gefaßt; ein Gefühl der Zusammengehörigkeit war in ihr entstanden; ein innerliches Band hielt sie an seiner Seite, so lange er ihrer bedurfte, wenigstens so lange sie ihm wohlthun konnte. Und die Räume, in welchen sie sich hier bewegte, diese Gärten und Parkpfade, auf welchen bei ihren einsamen Wanderungen wie ein unsichtbarer Schatten das Bild ihrer Mutter sie begleitete und lebhafter, deutlicher, greifbarer, als es je in der Stadt von ihrer Phantasie ihr vor die Seele gezaubert wurde, neben ihr dahinglitt — alles das hatte etwas Bindendes, Festhaltendes, was ihr den Gedanken der Trennung schmerzlich machen wollte. Und dann — das lag zu auch noch auf dem Grunde all ihrer empörten, verzweiflungsvollen Gedanken, das widerspruchsvolle stille Ahnen und Hoffen, daß es für Leonhard eine Schuldmilderung gebe, daß noch etwas Versöhnendes kommen und sie dann ihr zu hartes Wort bereuen lassen könne — und das mußte doch hier sich fügen, hier abgewartet werden.

Regine war lange Zeit, bald rasch, bald langsam schreitend und bei jedem Schritte die Spitze ihres Sonnenschirmes in den weichen Sand der Pfade stoßend, gedankenvoll umher gewandert, bis sie bei diesem plaulosen Irren durch die Anlagen und den anstoßenden Theil des Waldes sich plötzlich einem alten Gemäuer gegenüber sah. Es war jene Capellenruine, an welche wir den Baron seine mythologischen Combinationen knüpfen hörten. Reginе, welche das Gebäude nicht kannte, hielt es für eine künstliche Ruine, welche die Zeit zu einer richtigen umgewandelt; sie hatte sie wenigstens dicht mit Epheu umsponnen, dessen Geranke und Zweige das graue alte Gestein zusammenzuhalten schienen, und selbst die spitzbogige Eingangsthür wie mit einer grünen Portiere überhingen.

Als Reginе sich seitwärts näherte, vernahm sie Stimmen, die da drinnen lebhaft und rasch wechselten — betroffen blieb sie stehen, sie glaubte, die Stimme Leonhard's zu erkennen — eine weibliche Stimme, welche ihm antwortete, war offenbar die Dora's. Sie schritt näher — das weiche Moos, welches rings den Boden bedeckte, machte sie völlig unhörbar — wie in aller Welt kam Leonhard dazu, sich hier in diesem versteckten Winkel des Waldes, den Reginе gar nicht kannte, ein Rendezvous zu geben — mit einem Kinde wie Dora? Sie fragte sich das so lebhaft und stürmisch, daß sie unwillkürlich herantrat, wie gebannt vom Klange dieser Stimme. Als sie bis zu dem Gemäuer, zu dem kleinen, in der Seitenwand angebrachten Fenster, das seiner Scheiben längst beraubt, aber von Epheu dicht umsponnen war, gekommen, sah sie, daß sie sich getäuscht hatte; durch die Zwischenräume der dichten Blätter und Ranken konnte sie das Innere überschauen, und nun nahm sie ein sehr hübsches Bild wahr, welches Reginen, wenn sie in anderer Stimmung gewesen, wohl ein Lächeln abgelockt hätte, jetzt aber nur Ueberraschung bei ihr hervorrief. Hoch oben auf dem verstaubten Altar der Capelle saß in ihrem weißen Kleidchen Dora; sie trug auf ihrem gelösten und lang über die Schultern hinfallenden blonden Haare eine große, kunstreich aus Kornblumen geflochtene Königskrone und bisherte mit den langen Farnstrauchfingel, den sie, wie eine Heilige ihre Palme, in der Hand hielt, eine sehr hübsche, aber auch sehr kindische Tableaufigur, von der man nicht recht wußte, ob sie eine Madonna oder eine Ophelia vorstellen wollte.

Vor ihr auf den Stufen des Altars kniete Edwin; er betete zwar nicht zu der wunderlichen Göttin vor ihm, aber er war offenbar beschäftigt, ihr ein Opfer zu bringen; denn er ordnete und band aus einem Haufen vor ihm liegender Waldblumen einen dicken Strauß, so gut es bei der fortwährenden Störung eben anging — denn Dora senkte jeden Augenblick ihre Heiligenpalme, um ihn damit bald auf den Scheitel, bald am rechten, bald am linken Ohre zu treffen und zu tipeln.

„Wenn Du mich nicht bald in Ruhe läßt, entreiße ich Dir Dein Scepter," sagte Edwin: „Du kindische Regina Angelorum."

„Dann thue ich ein Wunder und verwandele Dich."

„In was?"

„In einen verwunschenen Prinzen."

„Damit Du ihn mit einem Kusse wieder erlösen kannst? Nur zu!"

Das Farnkraut flog ihm heftig an den Kopf. Dabei zerknickte der feine Stengel.

Digitized by Google

„Nein, in den wilden Jäger," sagte Dora jetzt. „Dann mußt Du, statt eine reizende Oberförsterin im Spessart zu bekommen, auf einem klapperdürren Gaule hinter einer großen Eule her Nachts über die weiten dunklen Wälder da fahren und immer hoho! brüllen und mit der Peitsche knallen."

„Wie schauerlich! Du könntest mir Angst machen vor Deiner Oberförsterei im Spessart."

„Du der bist Du sicher. In der ist es ganz reizend. — Tannen stehen umher, wie Ihr sie hier gar nicht kennt, so groß und schön, und ein prächtiger Wildbach kommt hinter dem Hause aus den Bergen geschäumt und füllt einen schönen und weiten Teich —"

„Mit dicken alten Karpfen darin, welche Deine Tante jeden Morgen füttert — ich weiß, Dora — ich kenne ja die ganze Oberförsterei auswendig — wenn ich nur das Schicksal, welches mich dort erwartet, ebenso gut auswendig kennte!"

Edwin sagte dies leiser, wie mit einer Anwandelung tieferen Ernstes.

„Das Schicksal, welches Dich dort erwartet?" versetzte Dora aus ihrer „Pose" fallend und vorgebeugt das Kinn auf den aufgestemmten Arm stützend — „habe ich Dir denn das nicht auch gesagt?"

„Du hast mir Alles gesagt: der Oberförster, der Mann Deiner Tante, braucht einen Gehülfen, einen Vertreter, einen jüngeren Mann, der ihm die viele Arbeit tragen hilft — die freiherrlich Ramsfeld'schen Waldungen müssen eben sehr, sehr ausgedehnt sein —"

„Sagst Du das spöttisch? Sie sind auch ausgedehnt — ganz furchtbar. Leider gehört nur uns nichts mehr davon, sondern den Vettern Alles. Aber das thut nichts. Wir werden ja bald wieder reich genug sein. Wenn der alte Onkel hier stirbt, was ja nicht mehr lange währen kann, erben wir die Hälfte von Dortenbach, der Damian und ich; es wird gleich verkauft und dann . . ."

„Verkauft — zerspittert — die Wälder niedergehauen! Es ist eigentlich ein Jammer," unterbrach Edwin sie nachdenklich.

„Was willst Du — was könnten wir sonst damit beginnen? Und also — Du gehst, statt in die Stadt, wohin sie Dich senden wollen, das Examen zu machen, mit einem Briefe von mir zu meiner Tante. Du bleibst bei ihnen als Stellvertreter des Oberförsters — dazu brauchst Du das abscheuliche Examen nicht, durch das Du ja doch glänzend durchfallen würdest, Du dummer Edwin — und dann, wenn wir heimkommen, bin ich ganz schrecklich reich und wir heirathen uns."

Edwin nickte dazu und wiederholte: „Ja, wir heirathen uns." Vielleicht that er es nicht mit einem Ton des Entzückens, der Dora befriedigte; denn diese beugte sich jetzt ganz vor, faßte mit beiden Händen in sein dichtes dunkles, leicht sich kräuselndes Haar und zauste ihn ganz fürchterlich dabei.

Edwin wehrte sie ab und band dann ruhig seinen Strauß fest, während er nachdenklich sagte:

„Wenn ich nur am Ende nicht der Klügere bin mit meiner Sorge, daß die Tante und der Onkel Oberförster nicht damit einverstanden sind und nicht thun, was Du willst!"

„Oho," rief Dora, indem sie ihm den Strauß aus der Hand nahm, „die Tante ist meine Pathe; die Tante betrachtet mich wie ihr Kind; die Tante hat längst gewollt, die Mutter soll mich ganz zu ihr geben lassen — der Umgang mit dem Damian verderbe mich nur, sagt die Tante, und was ich will, das thut sie, schon um die Mutter zu ärgern — denn die Mutter und die Tante, mußt Du wissen, Du dummer Edwin, haben einen recht herzlichen Haß wider einander . . ."

Regine hatte, halb widerwillig, soweit gehört; sie fand nicht nöthig, sich durch weiteres Lauschen in diese angenehmen Familienbeziehungen einweihen zu lassen — unhörbar trat sie zurück und schritt betroffen über das, was sie vernommen, in den Wald hinein. Sie konnte Edwin, den sie ein- oder zweimal im Laufe dieser Tage flüchtig gesehen, zu wenig, um anders als indirect an ihm, als dem Bruder Leonhard's, Theil zu nehmen, aber Dora, welche ja zur „Sippe" gehörte, forderte ihr strengstes Urtheil heraus, und dies lautete: Weich unerhörter Leichtsinn von dem ruchlosen jungen Mädchen, das doch kein Kind mehr ist, so den jungen Mann aus seiner Lauflahn heraus und in ein unsäglich einfältiges Abenteuer zu locken! Man wird ihn in der gepriesenen Oberförsterei natürlich heimsenden, und er wird verwildert, erbittert und weniger als je im Stande, seine Gedanken auf seine Studien zu richten, wieder im Vaterhause anlangen, nachdem er seinen Eltern Sorge, Kummer und Angst bereitet.

Hatte sie nicht die Pflicht, diese Eltern zu warnen? Die Frau Försterin, welche sie ein paarmal besucht, war eine so würdige, gutmüthige Frau, die ihr mit warmem Wohlwollen, mit ihrer ganzen Herzensofsenheit entgegen gekommen — die arme Frau mußte vor dem Kummer bewahrt werden, welchen die Verschwörung der beiden jungen Leute über sie zu bringen drohte.

Regine schlug direct den Weg zur Försterei ein; sie that es mit einer eigenthümlichen Hast und etwas wie einer Herzenserleichterung bei dem Gedanken, daß es offenbar eine heilige Fremdhschaftspflicht sei, welche sie auf diesen Weg zwinge — an dessen Ende sie sicherlich Leonhard begegnen mußte. Sie mußte annehmen, daß er jetzt bei seinen Eltern sei, und dann — sie fühlte doch, daß sie zu scharf, zu leidenschaftlich, zu hart gegen ihn gewesen! Vielleicht auch zu rasch in ihrem Argwohn — es war ja möglich, daß er sich rechtfertigte, sie beschämte — und mit einem hoffenden Verlangen nach dieser Rechtfertigung, mit einem stillen sich Sehnen nach der eigenen Beschämung eilte sie durch die Waldalleen.

Als sie die Försterei erreichte, trat ihr die Försterin lächelnd und freundlich, aber auch mit einem besorgten Blick, in der Thür entgegen.

„Mein liebes Fräulein Bertram," sagte sie, „ich sah Sie so eilig dahergeschritten kommen — und Ihr schönes liebes Gesicht ist mit solcher Gluth übergossen — es hat sich doch nichts Schlimmes ereignet — kein Unglück?"

„Gottlob, nein — doch habe ich Ihnen etwas mitzutheilen — sind Sie allein, Frau Klingholt?"

„Ganz allein — der Vater ist zu Holz, und mein Sohn Edwin läßt sich einmal wieder seit Stunden nicht blicken — Leonhard ist mit seinen Büchern in's Freie gegangen . . ."

Reginens rosige Gluth wechselte mit einer flüchtigen Blässe, als sie hörte, daß Leonhard nicht da sei. Sie folgte der Försterin in das Wohnzimmer mit den schneeweiß „geschrubbten" Dielen, wo jene sie auf das Kanapee niederzog und sich neben sie setzte.

„Sie haben mir etwas mitzutheilen, Fräulein Bertram? Wen betrifft es, Leonhard oder unsern guten alten Herrn, dessen Schutzengel Sie geworden sind, Sie Liebe, Gute, der wir Alle so viel Dank schuldig —?"

Regine schnitt diese Reden ab, indem sie hastig sagte:

„Es betrifft Ihren Sohn Edwin, Frau Försterin — ich bin durch den Zufall und ganz ohne es zu wollen, in einen Plan eingeweiht worden, den Edwin und Dora von Ramsfeld zusammen entworfen haben."

„Grundgütiger Gott — die unsinnigen Kinder!" rief die Försterin erschrocken, „Sie lassen also die dumme Liebesgeschichte nicht — mein Sohn Leonhard hat mich zuerst davon unterrichtet, und ich habe ein Strafgericht über meinen wilden, unbesonnenen Jungen gehalten —"

„Das doch nichts gerichtet haben muß," fiel Regine ein, und dann erzählte sie der guten Frau Alles, was sie vernommen.

Die Försterin hörte ihr erschrocken zu.

„Das ist schrecklich," sagte sie tief erblaßt; „da muß etwas geschehen, etwas Energisches, Entscheidendes, das den leichtsinnigen Kindern solche Dinge austreibt . . . O mein Gott — soll hier auf Dortenbach denn noch einmal solch eine Tragödie spielen, wie damals, vor vielen Jahren, als sich ein ganz vermögensloser junger Arzt in das arme Fräulein Sabine verliebt hatte?! Es war solch ein bürgerlicher Mensch, der noch nichts besaß, ganz wie heute Edwin. Und sie, das Freifräulein! Der Himmel behüte uns davor, vor ähnlichen Dingen, wie sie dammal geschehen sind — Sie haben sicherlich nie davon gehört, Fräulein Bertram — aber die Dortenbach's sind immer leidenschaftliche Leute gewesen, und was sie wollen, das wollen sie, und der Vater, der ältere Bruder, die Mutter, die Schwester, das hat Alles sich wider die arme Sabine mit der Dortenbach'schen Leidenschaft ausgetobt —"

„Am Ende," sagte Regine, gepeinigt von dieser Erzählung, „am Ende hat doch Fräulein Sabinens Willen sich als ebenso — Dortenbachisch erwiesen —"

„Gewiß," fiel die Försterin ein, indem Regine sich erhob, „sie ist ihrem jungen Doctor — es war ja auch ein lieber guter

Digitized by Google

Mensch mit einem so sanften Gesicht und blauen Augen, ganz so klar blau, wie Sie sie haben, Fräulein Regine — sie ist ihm in die Welt gefolgt, und da sind sie auch ganz glücklich geworden; er hat sich in P. niedergelassen, und ist bald ein viel gesuchter Arzt geworden, wie man uns erzählt hat, und Medicinalrath und Chef des städtischen Krankenhauses noch dazu; er ist dann vor fünf oder sechs Jahren, denk' ich, noch im besten Alter gestorben — ein Jahr nach seiner Frau, dem Fräulein Sabine; eine Tochter nur ist übrig geblieben, die jetzt noch, wie ich gehört, in P. bei einer Verwandten ihres Vaters lebt — eine wunderliche, verschrobene Person, wie es scheint —"

„Weshalb nennen Sie sie so?" fiel ihr Regine in's Wort.

„Nun, sehen Sie, dieses Fräulein ist doch die nächste Erbin zu Dortenbach; wenn auch ihre Mutter auf ihre Erbrechte hat verzichten müssen, ist sie doch die Nächste aus dem Blut, aber sie hat immer erklärt, sie wolle nie und nimmer etwas von Dortenbach hören noch sehen, und das ist doch der reine Unverstand! Ein Unverstand, der uns Alle hier tief unglücklich macht; denn wenn sie käme und die ganze reiche Erbschaft — solch ein Erbe! — an sich nähme, so bliebe Alles, wie es ist — und wir wären gerettet."

„Woher wissen Sie das alles?" fragte Regine.

„Woher? Ich weiß das alles durch Leonhard —"

„Der dieses verschrobene' Fräulein kennt?"

„Der sie kennt. Er hat, denk' ich, gesucht, in der Stadt ihre Bekanntschaft zu machen, sich ihr zu nähern, auch wohl einen Einfluß auf sie zu gewinnen, der ehrliche Mensch — — aber wie Sie mich bleich und geisterhaft ansehen, Fräulein Regine! Die rasche Bewegung in der Hitze draußen hat Ihnen nicht wohl gethan —"

„Und der rasche Wechsel mit der kühlen Luft hier im Zimmer; in der That," sagte Regine, sich fassend, „ich will gehen, draußen wird mir wohler werden. Adieu! Adieu!"

Sie hatte sich schon gewendet und ging; als die Försterin, die sich erhoben hatte, um sie zu geleiten, erst den Vorplatz erreicht hatte, war sie schon auf und davon.

(Fortsetzung folgt.)

Scylla.

Eine Studie von der südtalienischen Meeresküste von **Waldemar Kaden.**

„Rechts wohnt Scylla und links die unversöhnte Charybdis."
Virgil.

Zwei Meere, das tyrrhenische und das ionische, umgürten das schroffe, trotzigwilde calabrische Gebirgsland; Hunderte von rauhen Thälern, Schluchten und Schlünden, welche Wasser und Erdbeben in das Gestein hineinwuschen und sprengten, durchsetzen es, und wie kühne Küstenhochwachten recken zahlreiche felsige Vorgebirge, von den Schiffern gefürchtet, in die brandenden Wogen hinein. Die Küsten sind nur schmal: die Flüsse haben keine Zeit, zur Ruhe zu kommen, und heftigen Laufes stürzen im Winter und Lenze die Wasser des Crati, Amato, Corace, Nieto, Lao und Metramo durch felsblockerfüllte, im Sommer trockene Rinnsale herab, um im nahen Meere ihren ungestümen Lauf zu enden.

An diesen Küsten blühte in der mächtigen schönen und viel umworbenen Magna Graecia (Insel Sicilien und südliches Italien) eine herrliche Cultur, begünstigt von einem freundlichen Himmel und einem dem Verkehr der Völker dienenden Meere. Dieser Himmel lacht ermunternd noch immer über dem Lande; noch bietet das Meer seinen Rücken; noch wie einst, da sie dem Apoll und der Venus geweiht waren, grünt und blüht hier Lorbeer und Myrthe an sonnigen Hängen, und Wein und Oel, im Verein mit vielen andern Gaben einer „reichhinstreuenden" Natur, vermöchten, wie einst, dem Lande zu Reichthum, zu Blüthe und Freude zu verhelfen, und doch liegt sein Kranz verwelkt im Staube, und doch weint die Armuth in den Thälern und auf den Bergen oder zieht, verzweiflungsvoll entschlossen, auf den schweigenden Meerschiffen hinüber nach dem gepriesenen andern Weltheile.

Die hochherrlichen Städte, in deren Marmortempeln die Götter wohnten, um deren Gunst in jenen Tagen ein Alexander, ein Hannibal sich bewarben, die von einem Pindar und Demosthenes gepriesen wurden — sie sind dahin. Dahin auch wie ein Traum ist jene Zeit, und was sie schuf, wurde zerstäubt und verweht vom Sturmeshauch der Jahrhunderte, kaum daß hier eine armselige Ruine, ein paar algenumhyounene Säulen im Meeresgrunde, etwas antikes Gemäuer im Sumpf, oder dort eine dürftige, halbchristianisirte Sage als Tradition noch Kunde giebt aus dem glorreichen Morgen der Magna Graecia.

Les dieux s'en vont . . . Die Götter haben sich davon gemacht; als armselige Bettler, ihre Lumpenbündel voll Poesie auf den Rücken, wanderten sie in's Exil, und in ihren verödeten Zaubergärten pflanzte der kalte Verstand seinen Kohl. In unsern Minderstuben haben die kleinen Hände längst schon an der uralten Heiligkeit des Knechtes Ruprecht gerüttelt, und die modernen Traumdeuter der Antike erklären, daß Polyphem, der ungastliche Einäugige, den kreisrunden, steinschlendernden Krater bedeute, Vulcan die wilden, durch Erdbeben sich bezeugenden Kräfte, die schöne Zauberin Kirke, welche die Gefährten des Odysseus in Säue verwandelt, den männerhinstreckenden Wein des circejischen Vorgebirgs u. dergl. m.

Und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die dem Knaben einst so furchtbare, gigantische Scylla, heut ihrer Schrecken entkleidet, zu einer mythischen Allegorie zusammenschrumpft, und auch von dem aberglaubigsten Calabriensischer nicht mehr respectirt wird.

„Scylla, Du bist nicht mehr so gewaltsam, wie Du zuvor warst," singt ihr Platen, da er eine Nacht in der Locanda zunächst ihres Felsens zugebracht, keck in's Gesicht und dichtet der Aermsten an, zwar noch immer Reisende zu plagen, aber nur vermittelst eines Heeres jener auch „Herren und Frauen am Hofe" plagenden schwärzlichen Springer.

Das war zu Homer's Zeiten anders, und nach seiner Erzählung und alten Kupferstichen malte sich unsere kindliche Phantasie Person und Local der Scylla mit lebhaften Farben aus; drohend trat uns die angstvolle Flucht von der Scylla in die Charybdis entgegen, die uns als das ärgste „Aus dem Regen in die Traufe kommen" erscheinen wollte.

Und der arme meerdurchirrende Odysseus gerieth in diese Traufe, die Homer mit der lebhaften Phantasie meeramwohnender Männer als einen mächtigen Felsen schildert, der sein spitzes Haupt bis zum Himmel reckt; dunkle Wolken umwallen ihn, und nie sieht man den Gipfel; auch erstiegen ward er nicht; denn seine Wände sind, an das deutsche Märchen vom Glasberg erinnernd, glatt wie Krystall. Das aber braucht den Wanderer nicht zu beirren; die Gefahr liegt ganz wo anders: der Felsen birgt die entsetzliche Höhle mitten im Gestein, dicht über den Meereswogen; denn hier haust sie, die Scylla, das bellende, durch zwölf breitfazige Füße und sechs Hände und ebenso viel Köpfe zum Schreckbild gestaltete Scheusal. Wie ein ungeheurer Krake steckt sie halbleibig in das Felseinloch eingezwängt, während die Freßwerkzeuge heraushängen und wühlend und tastend in dem schäumenden Wasser herumschnappen. Seehunde, Delphine und anderes Meergethier fallen der Bestie zur Beute, als Fettleckerbissen jedoch entrafft sie den vorübereilenden „schwarzgeschnäbelten Meerschiffen" dann und wann einen Mann, auch sechs auf einmal, wie sie es dem Fahrzeug des Odysseus gethan. Aeneas wäre es gerade so gegangen, hätte ihm Helenus der Seher nicht gewarnt, welcher rieth:

„Besser ist's, Du umfährst das trinakrische Haupt des Pachynus,
Als Du schauest im großen Gefäß die gräßliche Scylla
Einmal nur, und die Felsen, durchhallt von dämischen Hunden."

Und als er nun fern aus der Fluh Sicilsens Aetna tauchen sieht, vernimmt er ein gewaltiges Tosen der Wogen am Felsen und gebrochenes Getön am Gestade, woran Vater Anchises die gefährliche Klippe erkennt, von der ihnen Helenus gesprochen: sie umgingen diese, indem der Steuermann Palinurus den krachenden Schiffsschnabel links in die Meerfluth drehte. Sonst gab es gegen diese Gefahr nur ein Mittel; es ist dasselbe, welches die Zauberin Kirke dem Odysseus anrieth: Kratäis, die Mutter des Scheusals, anzurufen und es durch diese bändigen zu lassen.

Digitized by Google

Scilla. Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von F. Stoltenberg.

Digitized by Google

Dies bringt uns auf die Abstammung der Scylla, und über diese erzählten die griechischen Kinderfrauen und Schiffer den lauschenden Kleinen gar mancherlei Märchen. Da hieß es: Es war einmal eine schöne Königin; die hieß Scylla, und diese Scylla liebte der Vater der Götter über alle Maßen. Hera, in Eifersucht entbrannt, zürnte der Beglückten und sann auf Rache. Sie beraubte sie ihrer Kinder. Die unglückliche Mutter suchte diese voller Verzweiflung, und wie sie nicht zu finden waren, ging sie grollend in die Einsamkeit, bezog eine dunkle Höhle, und aus Haß und Neid gegen glückliche Mütter fing sie an Kinder zu rauben und zu fressen.

Andere erzählten, Scylla sei die Tochter des Königs von Megara gewesen, die ihren Vater aus Liebe zu dem schönen kretischen Seelönige Minos, durch Ausreißen eines purpurfarbenen Haares, das der Alte auf seinem Scheitel trug, verrathen hatte, von dem Jüngling aber, der von der Liebe einer Verrätherin nichts wissen wollte, verleugnet, zur Strafe an sein Ruder gebunden und durch die Meere geschleift wurde, bis sie sich in jenes Ungeheuer verwandelte. Ihre Eltern, erzählen die Einen, sollten Phorkys und die schon genannte Hekate Krataïs gewesen sein, während sie Andere als Tochter des Triton, des Poseidon erscheinen lassen; der Vater also auch hier auf jeden Fall „ein dunkler Ehrenmann".

Am schönsten gestaltet sich die Sage bei Ovid; da war Scylla, „so Dichtermund nicht lügt", dereinst eine schöne, vielumworbene Jungfrau, der aber Liebe das Herz nicht rühren wollte. Kalt und gleichgültig ging sie zu den Nymphen des Meeres, denen sie als Gesellschafterin sehr willkommen war. Gewandlos — es war im Hochsommer — wandelt sie heimwärts, im trockenen Sande des Ufers hin und erfrischt hier und da die brennenden Glieder in lauschigen Buchten. Hier erblickt sie der schillernde Glaukos, einst ein schöner Fischerknabe, der, nachdem er von dem Wunderkraute gegessen, in der Fluth zum weissagenden Gotte geworden war; begierig, seinen zahlreichen Liebesabenteuern, ein echter Don Juan des Mittelmeeres, ein neues zu gesellen, stellt er der auf eine Klippe fliehenden Scylla nach. Aus den Wellen heraus stammelt er ihr seine Liebe, von der die Spröde durchaus nichts wissen will. Zornig schwimmt er — nicht fühlt die Fluth seine Gluthen — zum Zauberpalast der Kirke, sie um ein Liebeselixir für Scylla bittend. Kirke jedoch möchte Glaukos für sich selbst gewinnen, und als dieser davon nichts wissen will, beschließt sie, die Nebenbuhlerin zu verderben. Sie mischt abscheuliche Säfte und macht sich auf nach dem „winzigen Golfe, gekrümmt in geschweiften Bogen", in dessen Nähe Scylla ihre Mittagsruhe zu halten und in dessen Fluth sie ihr Bad zu nehmen pflegte. Sie vergiftet das Wasser, und als Scylla in die Wellen steigt, geht die plötzliche Verwandlung vor sich: als menschenfeindliches Scheusal bleibt sie am Orte und rächt sich ihrerseits später an Kirke durch Lockung der Genossen des Odysseus, welchen Kirke liebt.

Ein Landsmann der Scylla, der ihr einst gegenüberwohnende sicilianische Dialektdichter des vorigen Jahrhunderts, der rüstige Giovanni Meli, scheint die Scylla gesehen zu haben, ehe die grausame Metamorphose sie traf, gegangen (oder hatte sie später eine Entzauberung erfahren?); er beschreibt sie in seinem humoristischen Epos „La fata galantì" folgendermaßen:

„Die Höhe schienen wie mit Gold durchgossen;
Ein Rundgesichtchen trug der Hals, der feine,
Die Stirne hoch, die Nase kaum gebogen,
Das Mündchen wie ein Ring mit Purpurscheine;
Das Antlitz frei, von Anmuth überflogen,
Die Augen leuchtend wie zwei Edelsteine;
Die Scylla war's, so schön beim ersten Schauen,
Und schöner immer — mögt mir wohl vertrauen.

So sah ich morgens sie auf einem Steine
Am Meeresstrand, das Fischnetz in den Händen,
Den Korb zur Seite hin mit Brod und Weine,
'nen andern für die Fische. Abzuwenden
Von ihrem zarten Antlitz, das im Scheine
Der Sonne' erglänzte, die mit heißen Bränden
Sie traf, die Strahlen, trug sie, unverleben,
Von Stroh ein Hütchen, zierlich schräg gesetzet."

Dergestalt vermöchte sie wohl einen modernen Glaukos zu verführen, als Scheusal jedoch schreckt sie, wie gesagt, Niemand mehr, und diese Ohnmacht hatte denn auch schon das spätere Alterthum, das die Dinge römisch objectiv anschaute, erkannt. Seneca gesteht, daß der Scyllafels dem Reisenden durchaus nicht gefährlich sei, und den Bewohnern Siziliens ist sogar alle und jede Erinnerung an die alten grausigen Fabeln verloren gegangen. Wir sehen heute ihre Barken schaarenweis um den großen und kleinen Scyllafelsen hergelagert; der kleine ist wie eine Art Wellenbrecher vor dem großen zu denken. Wir fahren auf schwacher Barke zu ihm hinan; leise athmend hebt sich das durchsichtige Meer an dem Gesteine empor, und nur aus der Grotte tönt es hohl und dumpf wie Schluchzen und Seufzen. Daß sich diese Laute bei Sturm und tosender Brandung in Brausen und Heulen verwandeln, ist wohl einzusehen; daß diese Brandung aber hier nicht schlimmer wirkt, als an jeder andern ausgebrochenen Küste, wie an jedem andern Cap, darf man getrost behaupten. Wer bei Scirocco-Sturm die ebenfalls felsige und unnahbare Küste Amalfis entlang fuhr, wird sich des abscheulichen Gebrülls erinnern, das in der Grotte dell' Orso, der nach jenen Lauten benannten Bärengrotte, verübt wird.

Die Scylla mit ihrem Felsen würde also längst der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn nicht die Stadt dahinter für Erhaltung des Namens gesorgt hätte. Die Lage dieser ist in zwei Worten geschildert: Im Rücken derselben, wie an der gesammten Küste Calabriens hin läuft das Hauptgebirge, hier eine nur schmale Ebene zwischen sich und dem Meere freilassend. Diese Ebene wird von einem vom Hauptgebirge strack gegen das Meer, wo er in einem Cap endigt, laufenden Hügelrücken in zwei Hälften getheilt, in zwei sogenannte Marinen, welche, vor Zeiten vom Meere aufgedaut, dieses nur wenig überragen; auf diesen Ebenen sowie an den Hängen des Hügelrückens und der dahinterliegenden, von reicher Vegetation bedeckten Berge hat sich das Städtchen „Scilla" angesiedelt.

Es existirte schon im Alterthum, und auf dem großen Felsen stand damals ein Minerva-Tempel, nach welchem dieses Cap, wie jenes bei Sorrent, den Namen Cap der Minerva erhielt. Nach Strabo, der bekanntlich kurz vor Christi Geburt schrieb, legte dort schon Anaxilaus, der Tyrann von Rhegium, dem nahen Reggio, etwa um 480 v. Chr. einen Wachtthurm gegen die Piraten an, und das jetzt verfallene Castell aus den Zeiten der Normannen hat später gleichem Zwecke gedient.

Die Stadt von heute ist noch nicht hundert Jahre alt; Alterthümer und etwaige Merkwürdigkeiten enthält sie nicht. Sie stellt sich, wie so viele ihrer südsicilianischen Schwesterstädte, welche von Fischern, Winzern und Ackerbauern gegründet wurden, aus der Ferne sehr nett, im Innern aber unwohnlich und ziemlich unsauber dar, so harmlos ihre Bewohner uns auch entgegenkommen. Es mögen deren ungefähr achttausend sein, und mit redlichem Fleiße suchen sie der Erde an Wein und Oel und dem Meere an Fischen das abzugewinnen, was sie zur Fristung eines fast bedürfnißlosen Daseins brauchen. Der Fischfang und besonders der Fang des Thunfisches ist aber gleichzeitig ihre Lieblingsbeschäftigung, und man kann dreist behaupten, daß jeder Scillaner ein geborener Fischer ist. Gilt es, den Thunfisch mit festliegenden Netzen, den sogenannten Tonnaren zu berücken, so erheischt der Fang des Schwertfisches dieselbe Kraft und Gewandtheit des Mannes, wie sie in den Alpen bei der Jagd auf Gemsen erforderlich ist. Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß er noch heute fast genau so ausgeführt wird, wie ihn schon Strabo beschreibt.

Vom Maste einer größeren Kundschafterbarke aus werden die zwei kleineren nachsolgenden Barken benachrichtigt, sobald ein Fisch in Sicht war. Eine derselben macht sich in der bezeichneten Richtung auf und spießt die Beute mit einem spitzen, an langem Stabe befestigten Eisen an, das, wenn es festsitzt, mit der Barke durch ein langes sich abrollendes Seil in Verbindung bleibt; wird der Fisch schwach, so ruhert die zweite, die Todesbarke an ihn heran und holt ihn ein. Oft sitzen die Kundschafter auch auf dem großen Felsen und geben ihre Signale von da aus — selten entgeht so ein unglücklicher Fisch Odysseus ihren Spähersblicken.

Die Scillaner lennen jede Fischart und deren Lebensweise; alle Listen haben sie studirt, um die Sinnen da drunten zu berücken; in der übrigen Freizeit pflegen sie ihr Stückchen Weinund Oelland, pflücken sie die hier so üppig gedeihenden „indischen Feigen", während die Frauen der Seidenzucht obliegen.

Es ist ein Leben des Friedens, was hier längs der Südküste Calabriens bis Reggio hinunter geführt wird; nur einmal wurde dieses — vor fast hundert Jahren — auf so entsetzliche Weise unterbrochen: Ein schreckliches Erdbeben, wie die Geschichte

Digitized by Google

ein ähnliches kaum verzeichnet, hatte am 5. Februar 1783 die Westküste Calabriens erschüttert; Städte und Dörfer lagen in Trümmern und unter diesen gegen 30,000 Menschen begraben. Scilla theilte das Loos der Nachbarorte, was aber von seinen Einwohnern noch am Leben geblieben, flüchtete auf die niedere Marine am Meer, diesem jetzt mehr vertrauend als dem Lande. Unter freiem Himmel, zwischen den Barken und sonstigem Fischergeräth drängte sich Alt und Jung zusammen und harrte in Bangen der Nacht entgegen. Kurz nach Mitternacht erbebte die Erde auf's Neue, und unter fürchterlichem Getöse löste sich ein Felsen vom Berge Jaci und stürzte in's Meer. Gleich darauf erbebte auch dieses, hob sich unter wildem Rauschen, hob sich wie eine Mauer über zwölf Meter hoch gegen das Land hin und spülte das unglückliche Volk vom Lande hinweg, in die graue Tiefe hinein, und wieder kam es zurück, zu neuem Streiche ausholend, zu rauben, was ihm vorher entgangen war: Hütten, Barken und Menschen. 1431 Scillaner wurden eine Beute der empörten Fluth — unter ihnen befand sich der alte Fürst von Scilla.

Beim ersten Erdstoße hatte er sich auf seinem Castell auf der Höhe des Scillafelsens befunden; vom Schrecken überwältigt soll er sich betend und weinend vor dem Kreuze niedergeworfen haben, und erst spät hatte man ihn überreden können, zu seinen Unterthanen an's Ufer des Meeres hinabzusteigen. In eine Fischerbarke gebucht, von seinen Dienern umgeben, blieb er dort, bis die Wellen auch ihn hinabrissen. Das Meer, von den Resten Erschlagener besäet, glich einem Schlachtfelde, und zu ganzen Haufen wurden Menschen- und Thierleichen noch lange von den Wellen an das Land getrieben.

Das ist nun längst vergessen, und seliges Vergessen auch lächelt dieser Himmel, diese Erde, und wie die Küste der Seligen glänzt Sicilieus Ufer herüber; denn Scilla liegt an der Straße, wo die kürzeste Verbindung des ionischen mit dem tyrrhenischen Meer stattfindet, und die Küsten dieser Meere schreiben noch heute, wenn man sie, mit ansehnlichen Ortschaften dicht bebaut und in reicher landschaftlicher Schöne strahlend, vor sich erblickt, nicht aller Segnungen der alten Götter bar.

Wer von Castor redet, muß auch von Pollux erzählen: die Scylla verlangt ein Wort über die Charybdis, die das Loos der Entgötterung mit ihrer Schwester theilt. Zwar schreibt unser Schinkel noch 1803 über die Charybdis:

„Die Nacht brach ein; gewitterhaft umwölkte sich der Himmel, und Sturm erhob sich in der Enge. Viermal trieb das Schiff zurück in die sprudelnde Fluth der Charybdis; der Hauptmann hatte seine ganze Gegenwart nöthig, der Brandung zu entgehen."

Die Sache ist aber nicht so schlimm. Die „Unversöhnliche", die „Verwickelte", die „nie ruhende Charybdis", von deren „Gehenl" noch Schiller im „Taucher" singt, ist nicht mehr vorhanden, und die heutige Carilla oder Rema, Calofaro oder Garofalo, wie sie die Anwohner nennen, ist ein unschuldiges Wesen, dessen Name „Garofalo", die Nelke — wegen ihrer leicht gekräuselten Ränder — schon ihre Ungefährlichkeit andeutet; selbst leichte Fischerböte fürchten sie nicht mehr.

Freilich, wenn ein Nord- oder Südsturm sich auf die Meerenge stürzt, kann auch sie nicht ruhig bleiben, und dann mag das Bild zutreffen, das uns Virgil von ihr entwirft:

„Dieje verschlukt dreimal in der Abgrunds untersten Strudel
Jählabschießende Wasser der Fluth und speiet sie wieder
Wechselweis in die Luft und peitscht mit den Wogen die Sterne."

Was man vom Kukuk sagt.

Eine Frühlingsgabe.

Neben der Schwalbe, ja noch mehr als diese, welche nicht immer die untrügliche Vorbotin des wiederkehrenden Sommers ist, gilt seit alten Zeiten der Kukuk dem deutschen Volke als Verkünder des nahenden Lenzes. Zwar ist er keineswegs der erste unter den Vögeln, welche uns das Kommen des Frühlings anzeigen, aber der Kukuk thut uns sein Dasein vernehmlicher und verständlicher kund, als irgend ein anderer Vogel. Er ist es vor Allen, der die Natur gleichsam aus ihrem Winterschlafe weckt mit seinem allerorts erschallenden Rufe, den er oft mehr als hundert Mal und so laut wiederholt, daß er auch in weiterer Entfernung zu hören ist. Daher nennt Uhland den „frühlbreierischen Gucku" mit Recht den berufsmäßigen Stimmführer und Herold des nahenden Sommers. Als solcher erscheint er auch in Schiller's „Tell", im Gesange des Hirten:

„Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder."

Bezeichnet doch in alten Rechtsformeln die Bestimmung: „bis zu Sanct Walpurge, daß der Gouch guchzet" geradezu den Frühlingsanfang, und noch heute sagen wir: „er wird den Kukuk nicht wieder rufen hören" von einem Kranken, der das Frühjahr nicht erleben wird.

Wie wir jedes Jahr neu aufathmen, wenn die Natur uns des einziehenden Frühlings gewiß macht durch das erste Leben, das sie entfaltet, so begrüßten auch unsere Vorfahren den Lenz und seine Boten freudigen, jauchzenden Herzens, und zwar um so mehr, als sie ja in täglichem, traurigem Verkehr standen mit Allem, was im Freien sichtbar und regsam ist. So vernahm man denn mit lautem, überschwenglichen Jubel überall den ersten Ruf des Kukuks nach der langen bösen Winterzeit. „Der Kukuk mit sein Schreien macht fröhlich Jedermann", singt das Volkslied; denn nun ist wirklich und thatsächlich die Herrschaft des Winters zu Ende; der Kampf, welchen nach der Vorstellung unserer Vorfahren der Frühling mit ihm zu bestehen hatte, endet mit dem Tage, an welchem der erste Kukukschrei den unterliegenden Winter „auslacht".

Wie bei den Griechen derjenige „Botenlohn" empfing, der zuerst die Einkehr des Storches auszusagen vermochte, so bekam im Westfälischen ein Ei, wer den ersten Kukuksruf anmelden konnte. An dem Tage, an welchem dieser gehört wurde, kommen nach einem lateinischen Gedichte des neunten Jahrhunderts die Hirten zusammen, um dem Kukuk zu lobsingen. Es entspinnt sich ein Streit zwischen Frühling und Winter, welche redend eingeführt werden, über das Lied des Kukuks, als dessen bittern Feind sich der griesgrämige Winter erweist. Doch die Hirten bringen diesen zum Schweigen, indem sie dem Kukuk fröhlichen, ja feierlichen Beifall zuerkennen als einem Allen willkommenen Gastfreunde.

Aehnliches findet sich in England. Durch die nahe Verwandtschaft des engtischen Volkes mit dem deutschen erklärt es sich, wenn Shakespeare, sicherlich auf Volksgebräuche sich stützend, in seinem Lustspiel „Verlorene Liebesmüh" Winter und Frühling einen Wettgesang anstellen läßt, wobei der Kukuk als Altrolle des letzteren mit seinem lustigen Rufe den Vogel des ersteren, die Eule, verstummen macht. Ein Rest des feierlichen Empfanges, welchen unser Volk ehemals dem Kukuk zu Theil werden ließ, hat sich noch bis nach 1770 im Herzogthum Berg erhalten, wo der Küster den Ruf des Vogels auf der Orgel nachahmte. Und daß man den Ruf des Kukuks auch in den Schlagzahlen und im Kinderspielzeug anbrachte, beweist ebenfalls, wie schön und erfreulich dieser Ruf dem Ohre klang.

Was aber diesem Vogel ein so bedeutendes Ansehen verschaffte, war nicht sowohl die Schönheit seines Rufes, als vielmehr ein uraltes, jetzt freilich verdunkeltes Verhältniß, in dem der Kukuk zu dem Gotte des Frühlings und des Wetters steht. Der feierliche Empfang galt weniger dem Vogel, als der Gottheit, die man sich hinter ihm stehend oder in ihm personificirt dachte.

Der Kukuk ist in der indischen Mythologie die thierische Verwandlung des Donnergottes Indra und in der griechischen die des Zeus, welcher bei Hesiod unter seiner Gestalt in Sturm- und Regenschauern der Hera naht. Bei den Indern wie bei den Griechen verkündete der Kukuk, seinem Verhältnisse zu der Gottheit des Gewitters entsprechend, die Zeit des fallenden Saatregens, und als Regenvogel kennt ihn auch mannigfacher Glaube unseres Volkes. Allgemein erwartet man Regen oder Sturm, wenn er sich einer Ortschaft nähert, und nach preußischem Glauben naht ein nasser Sommer, wenn im Frühjahr viele Kukuke schreien. Als es einmal in einem Orte Oberfrankens unaufhörlich regnete, schrieb man dies dem Kukuk zu, verjagte ihn — und nun wurde schönes Wetter.

Digitized by Google

Wenn ferner der germanische Frühlingsgott Donar in Folge seiner Herrschaft über das Wetter zu einer Lebens-, das heißt Leben spendenden Gottheit wurde, welche über Wachsthum und Fortpflanzung der Fauna und Flora waltete, so übertrug sich auch diese Seite des Wirkens der Gottheit auf den ihr beigelegten Vogel, den Kukuk. Von ihm hängt noch heute das Gedeihen oder Mißrathen des Getreides ab, wie aus mehreren Bauernregeln hervorgeht. In Schwaben zählt man seine Rufe, wenn er zum ersten Mal schreit; so viel Mal er ruft, so viel Gulden (ob er sich auf die neue Reichswährung versteht, darüber fehlen die Nachrichten) kostet der Scheffel Korn im Jahre. Theuerung tritt ein, und der Wein wird herbe, wenn der Vogel nach Johannis ruft. Mit der Saat kommt und geht der Vogel; er verstummt, sobald das Korn in die Aehren schießt. Dann bleiben ihm die Gerstengrannen im Halse stecken zum Verderben seiner Stimme, oder er ißt sich drei Mal an Kirschen satt, um dann sein Singen einzustellen.

Auch die häufige Benennung von Pflanzen nach dem Kukuk zeugt für seine schöpferische, göttliche Natur. Wir haben im Deutschen eine Kukuks- oder Gauchblume, ein Gauch- oder Kukuksbrod, einen blauen und einen großen Kukuk, einen Kukuksklee, einen Gauchlauch, Gauchhafer, Gauchwermuth, eine Kukuksvorchis und Ackergauchheil. Aehnliche Namen finden sich auch in anderen Sprachen.

Ebenso greift der Kukuk in die Thierwelt ein. In Schweden gilt er als Butteraustreiber, steht also in Beziehung zur Kuh, während er es in Westfalen — ländlich, sittlich — mit dem Schweine zu thun hat: die Hausfrau schneidet den frischen Speck nicht eher an, als bis der Kukuk ruft. In Nordheim richten die Kinder ihr Verlangen nach Speck direct an die Adresse des Kukuks in dem Kinderreim: „Kukuk, schnid Speck up.“

Dem Menschen gegenüber offenbart sich seine Macht in einer reichen Fülle mythischer Züge. Wie bei des Kukuks Kommen im Frühling frische Kraft durch alle Adern der Natur schießt, so erweckt er im Menschen fröhlichen Jugendmuth und Gesundheit.

Die frühere Heilkunde gab die Asche des verbrannten Kukuks als wirksames Mittel gegen die Sucht ein. Wachsthum, Schwungkraft und Frische des Leibes und Geistes gehen von ihm oder dem ihm innewohnenden Gott aus. Den nicht blos dies: sogar das Leben des Menschen steht in seiner Macht, wenigstens besitzt er die Kenntniß seiner Dauer, eine Wissenschaft, die schließlich doch der Ausfluß der ihm zukommenden schöpferischen Kraft ist. Allgemein verbreitet ist die Sitte, den Kukuk, wenn man ihn im Frühling zum ersten Male hört, zu fragen: „Wie viel Jahre soll ich noch leben?“ Die Zahl seiner Rufe nach dieser Frage gilt als die der noch übrigen Lebensjahre. Auf dieser Annahme seiner Allwissenheit beruht denn auch die noch heute vielgebrauchte Redensart: „Das weiß der Kukuk.“

Auf des „heiligen Kukuks“ Orakel baute man namentlich in Heirathsfragen. In vielen Gegenden fragen ihn wohl noch heute die Dorfmädchen, wie lange sie noch „ledig“ sein werden, wie er denn noch bei Goethe einem Liebespaar nahende Hochzeit und Zahl der Kinder verkündet. Aus dem Glauben an seinen Einfluß auf Liebes- und Ehverhältnisse erklärt es sich denn auch, wenn man im Böhmerwalde beim Hochzeitszug auf den Ruf des Kukuks achtet, weil er bedeutsam sei für das Wohlergehen der Hochzeiter. Als Lebensspender ist der Kukuk auch im Staude, dem Körper Schönheit zu verleihen, wie er auch die Kraft hat, ihn zu vermuzieren. Die Macht, die man dem Kukuk beilegt, läßt es begreiflich erscheinen, daß das Volksleid zugleich mit dem Dahinscheiden des Frühlings auch das Verstummen seines Vorboten beklagt:

„Kukuk hat sich zu Tod gefallen
Von einer hohlen Weiden;
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?“

Ein Glück, daß wenigstens ein Ersatz vorhanden ist:

„Ei, das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Vögel schweigen.“

Welch ein gottbegnadeter Vogel muß der sein, dessen Gesang nur durch den der Nachtigall ersetzt wird, der so tief im Gemüthe des Volkes wurzelt, daß nur die größte Sängerin über seinen Verlust trösten kann! Aber Alles hat zwei Seiten; auch der Kukuk macht diese Fundamentalwahrheit nicht zu schanden.

Das Christenthum war es besonders, welches sich bestrebte, unsern Vogel als einen Vertreter des Bösen hinzustellen. Wie aber so manche einmal im Gemüthe des Volkes eingewurzelte Göttergestalt nicht völlig von der neuen Religion discredirirt werden konnte, so gelang es den Missionären auch nicht, den Gewittergott Donar und seinen Vogel, den Kukuk, gänzlich aus den Vorstellungen des Volkes zu verdrängen. Vielmehr leben beide noch heute fort.

Durch die christlichen Belehrer wurde Donar zum Teufel par excellence gestempelt, und Alles, was in seinen Kreis gehörte, erhielt nun eine durchaus teuflische Natur. Die verderbliche Macht des Kukuks findet ihren vollen Ausdruck in dem Namen des brasilianischen Kukuks, der Ani, welche nach Buffon geradezu Teufelsvogel oder Savannenteufel genannt wird.

Wie in dieser Bezeichnung seine göttliche Natur in ihr Gegentheil verkehrt ist, wie bei den Mexicanern der Cuapachtotoll als ein Vogel von schlimmer Vorbedeutung gilt, so finden wir den Kukuk auch im germanischen Aberglauben als Verkörperung einer dämonischen Macht. Aus dem Vogel, welcher nach dem alten Mythus Leben und Segen spendete, ward nun, wenn nicht der Tod selbst, so doch sein Verkünder. Wer frühmorgens nüchtern ihn zuerst sah, hatte den Tod zu fürchten, dem die Letzten nur dadurch auszuweichen zu können meinen, daß sie Abends ein Stück Brod, „Kukuksmundvoll“ genannt, mit in's Bett nehmen, um es beim Erwachen sogleich zu essen und so dem Bösen zuvorzukommen. Zum mindesten wird der, welcher ihn hört, ohne gefrühstückt zu haben, auf ein Jahr arbeitsuntüchtig oder taub.

Ihre Höhe erreicht die Furcht vor dem Kukuk mit dem sechszehnten Jahrhundert, wo er geradezu in die Functionen des Teufels eintritt; denn von jener Zeit an scheute man sich mehr und mehr, den Teufel bei seinem Namen zu nennen, und so machte sich, da er nun einmal nicht mehr zu entbehren war, das Bedürfniß geltend, ihn mehr auf verhüllende Weise zu bezeichnen.

So haben wir noch heute eine erkleckliche Anzahl von Redensarten, in welchen der Kukuk mit allen Machtbefugnissen des zum Teufel umgetauften Donar ausgerüstet auftritt. Der Kukuk soll ebenso gut „dreinschlagen“ wie „das heilige Donnerwetter“ oder der Höllenkürst selbst. Bei Christian Weise kommt einer „Donnerskinder“ in dem Sinne von „Teufelskindern“ vor, und wahrscheinlich hat man es mit einem derartigen Sprößling zu thun, wenn man von Einem sagt, „ihn habe der Kukuk geschaffen“. Solchen Leuten gegenüber erscheint es ganz gerechtfertigt, wenn man den frommen Wunsch nicht unterdrücken kann: „der Kukuk möge sie holen!“ oder wenn man sie kurz und bündig „zum Kukuk jagt“. Bei Brentano liest man von einer Pein, „um gleich des Kukuks zu sein“, und Benedix läßt einmal eine seiner Personen „in Kukuks Namen“ Ruhe gebieten. Wen „der Kukuk plagt“, etwas zu thun, der wird gewiß Unannehmlichkeiten davon haben und „in des Kukuks Küche kommen“: unwillkommen sind die, welche „der Kukuk herführt“. Unwahrscheinliches, Lügenhaftes weisen wir zurück mit den Worten: „Das glaube der Kukuk“, und „er ist ganz des Kukuks“ sagen wir mit Recht von Einem, der „wie vom Bösen besessen ist“. Wie schlimm es aber mit Einem steht, wenn „Alles zum Kukuk ist“, werden hoffentlich möglichst Wenige erfahren.

An den Gewittergott Donar erinnert es auch, wenn man zur Bezeichnung eines hohen Grades, z. B. von Schnelligkeit, sagt: „Er läuft wie der Kukuk“, „das ging wie der Kukuk“ (das heißt wie's der Teufel oder Jemand mit seiner Hülfe kann), wo man ja auch spricht: „das ging wie der Blitz“.

Wenn dieses „wie der Kukuk“ so viel bedeutet wie „im höchsten Grade“, so steht dem scharf gegenüber eine Redensart wie: „dann weiß Du nicht den Kukuk“, wo „den Kukuk“ nicht ein Ding der Unmöglichkeit ist, sondern eine nichtssagende und poesielose „Nichts“. In Gellert's Briefen heißt es einmal: „Nehmen Sie mir's nicht übel:“ — wie der höfliche Sachse zum Ueberfluß noch vorbaut — „von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk“. Hieran schließt sich die Stelle bei Hebel: „Diesen Rechtshandel habe ich gut für Euch geführt — den Kukuk hat er.“

Diese der sonst üblichen so scharf gegenüberstehende Verwendung des Kukuks zum Ausdrucke des Allergeringsten läßt sich vielleicht auf folgende Weise erklären:

Digitized by Google

Die Redensarten und Wendungen, in denen der Kukuk einfach verhüllender Ausdruck des Teufels ist, haben eben durch solche bildliche Ausdrucksweise eine bedeutende Abschwächung erlitten; die Schärfe und Rohheit, welche in der Mehrzahl derselben liegen würde, wenn sie den Bösen ungeschminkt mit seinem wirklichen Namen einführten, wird so gut wie nicht gefühlt, wenn der Kukuk an seiner Stelle auftritt.

So scheut sich sogar der fromme Claudius nicht, einmal zu sagen: „Die Hole der Kukuk!“ ein Wunsch, zu dessen Ausführung er gewiß nicht den Teufel selbst citirt haben würde. Die Flüche „zum Teufel“ ꝛc. sind zu bloßen Ausrufen der Ungeduld abgeschwächt in: „umm, beim, potz Kukuk!“ (verdorben aus Gotts-Kukuk). Tieck sagt einmal: „Potz Kukuk ist so ein herzgebrachter Ausruf, wenn wir nicht gerade fluchen wollen.“ Noch abschwächender ist hier eine abermalige Verhüllung in dem elsässischen „potz gügel“, „hol di der Gugel!“ ꝛc.

Wollte man aber den Gegensatz, in welchem sein Geschrei zum musikalischen Wohlklang steht, noch besonders scharf ausdrücken, so wurde der Kukuk der Nachtigall gegenüber gestellt — beide galten als die äußersten sich entgegengesetzten Enden der Kunst des Gesanges. Und ehemals war nur die Nachtigall im Stande, den Ruf des Kukuks zu ersetzen! So ändern sich die Ansichten. Auch hier geschah also der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Doch der Kukuk hatte es sich wohl selbst zuzuschreiben, wenn sich das Blatt in dieser Weise wendete. Das Bewußtsein von seiner Göttlichkeit, die seinem Gesange gezollte Anerkennung war ihm wahrscheinlich in den Kopf gestiegen — er glaubte, es könne ihm gar nicht fehlen, und hatte sich sogar zu einem Wettgesange mit der Nachtigall verstiegen. Aber was früher als so herrlich gepriesen worden war, erntete nunmehr nur Spott bei dem wankelmüthigen Volke. Das Lied des sechszehnten Jahrhunderts, welches diesen

Der Kukuk.
Originalzeichnung von F. Specht.

Dieser fast harmlose Gebrauch der sonst stärksten Redensarten und Flüche mag neben Anderem dazu beigetragen haben, den Teufel seines bösartigen Charakters zu berauben. Mehr und mehr sank er aus seiner Machtstellung herab bis zum „dummen Teufel“, der als solcher Gegenstand des Mitleids, aber auch des Spottes und Hohnes wurde. Und so konnte es wohl geschehen, daß der zu seiner Umschreibung dienende Kukuk seinen Namen gleichfalls hergeben mußte zur Bezeichnung des Allergeringsten. Uebertrug sich doch der Spott, welcher auf den erwähnten „dummen Teufel“ gehäuft wurde und wird, auch auf den Kukuk.

Er, der „fromme Kukuk“, als welcher er „sonst“ gefeiert wurde, für dessen Schreien man sich sogar den Aufwand des Wortes „Gesang“ gestattet hatte, wird nach seiner Glanzperiode, fast nur erwähnt, um wegen seiner häßlichen, eintönigen Stimme gescholten und verspottet zu werden.

Im siebenzehnten Jahrhundert stellt ihm ein gewisser Lehmann abfällig genug das Zeugniß aus: „Wann der Guckug tausend Jahr alt würde, so lernt er doch nichts anders denn Guckug.“

Wettgesang feiert, charakterisirt die musikalische Bezeichnung des Kukuks noch durch den niederträchtigen Zug, daß es ihm den Esel zum Kampfrichter bestellen läßt, weil dieser sich mit seinen großen Ohren am besten zu einem solchen eigne. So behandelt auch noch Gellert in einer kunstsatirischen Fabel diesen Vorgang; bei ihm heißt es grob genug: „Der Kukuk schrie sein Lied.“

So wurde denn der Name Kukuk sehr bald gleichbedeutend mit: Narr; er wurde die Bezeichnung eines Menschen, der ebenso wenig werth ist, wie der Gesang des Kukuks. Die Pflanzennamen Gauchhafer und Gauchwermuth erklären sich ebenfalls dadurch, daß der erstere durch Unfruchtbarkeit und der letztere durch Geruchlosigkeit sich auszeichnet, wie der Kukuk durch seine geringe musikalische Begabung. Und wenn beim Kegelschieben „von Neunen nicht Einer fiel“, dann rief der Kegeljunge höhnisch: „Kukuk!“ Es ist dieselbe geringe Meinung vom Kukuk, welcher wir in dem oben berührten adverbialen Gebrauch von „den Kukuk“ begegneten: sie spricht sich auch in Folgendem aus. Eine von Händel componirte Operette enthält die Verse:

Digitized by Google

„Kuwoh muß hier das Bier zu Lutherods heißen,
Wie man zu Wittenberg auch Kukuk findet."

Diese beiden Verse erlauben Rückschlüsse auf die Qualität dieses Bieres, welche Tieck bestätigt, wenn er sagt: „Kukuk, das ist ein sehr fatales Bier, welches in Wittenberg gebraut wird", ein Bier also, dem den Namen gegeben zu haben für den Kukuk nicht schmeichelhaft sein kann.

Die nichtige, eitle Thorheit des Kukuks sah man hauptsächlich darin, daß er den Leuten immer nur seinen eigenen Namen in's Ohr ruft, gleichsam immer auf seine werthe Person aufmerksam macht. So singt Hagedorn ihn an:

„Du nennest immer deinen Namen;
Dein Ausruf handelt nur von dir.
In dieser Sorgfalt scheinst du mir
Bereden Männern nachzuahmen;
Gleichst du dem großen Batbus nicht,
Der immer von sich selber spricht?"

So wurde der Kukuk ein Typus für den immer nur sich selbst rühmenden Egoismus, und sprüchwörtlich sagt man „der Kukuk ruft seinen eigenen Namen" von einem selbstgefälligen eitelen Menschen. Diese Redensart wird jedoch auch noch in einem andern Sinne angewandt, nämlich von Einem, der an Anderen seine eigenen Fehler tadelt, seine eigene Schande verkündet, sich selbst verräth. Dies trägt dem Kukuk sogar Anerkennung ein von Seiten Luther's, wenn er sagt: „Dank hab du, lieber Kukuk, daß du so frisch deinen eigenen Namen ausschreiest und rühmest, daß du wolltest der Widerchrist sein." An einer andern Stelle heißt es: „Papisten schreien sich selbst aus, wie der Kukuk" und: „der Guckguck muß ihm selbst sein Ohrgicht (beichte) ausrufen."

Nicht zu übersehen bei der Erklärung des Mißcredits, in welchen der ehemals so verehrte Vogel beim Volke gerieth, sind auch die Gepflogenheiten, durch welche er sich in seiner Lebensweise von den andern Vögeln unterscheidet. Dem mehr und mehr nach wissenschaftlicher Erkenntniß, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete, fortdenden Sinne des Volkes stellen sich bei der Beobachtung des Kukuks in seinem Privatleben böse Dinge heraus. „Die Ehe eines Vogelpaares," sagt Brehm, „ist die treueste aller Ehen: denn sie scheidet blos der Tod. Nur der Kukuk ist von allen kleinen Vögeln verachtet und gehaßt, weil weder Männchen noch Weibchen besonders viel auf eheliche Treue halten." Diese vom Volke schon früh erkannte Thatsache ist in unseren Volksliedern vielfach Gegenstand spöttischer Behandlung.

Der Kukuk galt geradezu als Thier der Wollust, und aus seinem Leben nahm man Bilder für allerlei Störungen der Ehe unter den Menschen. „Ein Kukuk" bezeichnet noch heute einen wortbrüchigen Bräutigam.

Nur irrt der Volksinstinct insofern, als nicht allein das Männchen so haarsträubende Dinge sich zu Schulden kommen läßt und sich, gelinde gesagt, der Vielweiberei hingiebt, sondern auch das Weibchen, und dies vielleicht in noch schlimmerer Weise, die eheliche Treue bricht und durch ihre Vielmännerei die Eifersucht des Männchens hervorruft. Zwar ist, wie Brehm sagt, die Eifersucht allen Vögeln eigen, der Kukuk aber zeigt sie in einem so ganz besonders hohen Grade, er geberdet sich so toll und wüthend bei Sichtbarwerden eines anderen Männchens in seinem Gebiete, daß man wohl mit Recht auch auf einen ganz besonderen Grund schließen darf, welchen das Kukuksweib dem Gauch durch ihr Verhalten bietet. Es erklärt sich dann auch die im Mittelalter sehr übliche Anwendung des Namens Kukuk auf einen betrogenen Ehemann ganz in dem Sinne von Hahnrei.

„Die Ungebundenheit und Unstetigkeit, um nicht zu sagen Liederlichkeit des Kukuksweibchens," sagt Büchner in seinem Buche über das Liebesleben der Thiere, „mag wohl mit zu der eigenthümlichen Gewohnheit Anlaß gegeben haben, daß der Kukuk seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dieses Geschäft anderen Vögeln überläßt. Ein solches tolles Liebesleben verträgt sich bekanntlich schlecht mit Familiensorgen."

Und dies war denn der größte Stein des Anstoßes, welchen das Volk an dem Kukuk nahm. Man war einstimmig in der Verdammung eines Vogels, der allein unter allen seinen deutschen Genossen, aller Liebe zu seiner Brut bar, seine Eier regelmäßig der Pflege und Wartung anderer Vögel anvertraut und seine Sprößlinge der öffentlichen Barmherzigkeit überläßt, während er selbst lustig umherreitet, sich auf seine Weise vergnügt, neue Brut in die Welt setzt und diese wieder der Wohlthätigkeit überläßt. Darin, daß die schlechte Mutter ihre Eier auf hinterlistige, diebische Weise in das Haus der schon lange vorher von ihr erkorenen Pflege-Eltern bringt, erblickte das Volk etwas Gespenstisches, einen weiteren Beweis für das dem Kukuk innewohnende teuflische Wesen. Es thut sich nämlich eine neue, bisher noch nicht berührte Verwandtschaft des Kukuks mit den Elfen auf, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese, die Zwerge und Kobolde, die ihrerseits Donar's, des nachmaligen Teufels, Sippschaft bilden, nach dem Glauben des Volkes Menschenkinder zu stehlen und sie mit ihren „Wechselbälgen" zu vertauschen trachten. Wenn Luther sagt: „Der Kukuk hat die Natur und Art, daß er der Grasmücke ihre Eier ausfrißt und legt seine Eier dagegen in's Nest," so ist diese vom ganzen Volke getheilte Meinung dadurch veranlaßt worden, daß beim Einschieben des Kukukseies oft ein rechtes schon im Neste vorhandenes Ei zerbrochen wird, diente aber bei der Nichtkenntniß dieses Umstandes nur dazu, den Kukuk den Kinder raubenden Kobolden um so ähnlicher erscheinen zu lassen.

Die Annahme, daß der Kukuk einen solchen Kobold in sich berge, konnte sich übrigens auch noch auf einen andern Zug stützen, welchen er mit diesen kleinen Wesen gemein hat. Wie die Kobolde nach dem Volksglauben einen tückischen Charakter haben und Menschen, welche ihnen mißfallen, auf jede Weise zu necken und zu äffen suchen, so hat auch der Kukuk seine Freude an neckischen Streichen. Es mag für Manchen etwas Unheimliches haben, wenn er im stillen Walde plötzlich die laute Stimme des Kukuks in seiner Nähe rufen hört, und schon aus diesem Grunde ist es erklärlich, wenn man dem Kukuk die Absicht beilegte, die Leute zu erschrecken und sie schadenfroh seine dämonische Macht fühlen zu lassen. Sein Ruf scheint zum Folgen aufzufordern, aber ohne dem Suchenden sichtbar zu werden, leitet er diesen, von Baum zu Baum hüpfend, irre, und foppt und höhnt den auf ihn Achtenden durch sein fortwährendes „Kukuk". Daher rührt ja auch das bekannte Versteckspiel der Kinder, bei welchem diese auch durch den Ruf „Kukuk!" zum Suchen auffordern. Dieses Spiel wurde im siebenzehnten Jahrhundert lateinisch cuculus genannt.

Daß die Nachkommenschaft des Kukuks, wenn sie kaum herangewachsen ist, schon den bösen Geist der Eltern verräth, daß „die junge Zucht dem edlen Vater gleich ist", wie Voß sagt, ist erklärlich. Durch seine ihm ähnliche Brut setzt der Böse sein Treiben fort:

„Kann der Kukuk nicht mehr schrein,
Pfeift er's seinen Jungen ein."

Brehm sagt von dem jungen Kukuk: „Nicht genug, daß der niemals satte Fresser unglaublich viel Nahrung braucht und beide Eltern kaum im Stande sind, seinen Hunger zu befriedigen, macht er sich auch bald in höchst unbandbarer Weise groß und breit im Neste. Er wächst schneller, als die rechten Kinder des Nestes und nimmt bald den besten Platz desselben ein. Damit ist er aber noch nicht zufrieden. Bei seinem ewigen Dehnen und Recken gelingt es ihm bald, eines seiner Pflegegeschwister nach dem andern auf seinen breiten Rücken zu schaufeln und über Bord zu werfen. Das heißt über den Rand des Nestes hinaus zu schieben. Endlich drückt er sich allein in der fremden Wiege, in welche seine wahren Eltern ihn legten, und reißt nun den weiten gelben Rachen noch weiter auf, als früher, schreit gieriger nach Nahrung, als erst. — Seit alten Zeiten ist die Behauptung aufgekommen, daß der junge Kukuk seine eigenen Pflege-Eltern verzehre. Dies ist selbstverständlich unwahr, allein es ist sehr natürlich, daß die Beobachter, wenn sie den ungeheuer aufgerissenen Rachen gesehen haben, zu solcher Meinung gekommen sind."

Wie anspruchsvoll der junge Kukuk noch dazu bei diesen seinen Eigenschaften und Leistungen ist, zeigt, daß er beim Wegzuge sogar zu faul ist, selbst zu fliegen, wie ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts sagt: „Weil er faul ist und nit wol fliegen kan, so setzt er sich auf die Schultern des weiers."

Doch nimmt der Kukuk auch noch die Dienste eines anderen Vogels in Anspruch, wenigstens nach dem Sprachgebrauch, nämlich die des Wiedehopfs, welcher als „Kukukstnecht" oder „Kukukslakai", am häufigsten wohl als „des Kukuks Küster" bezeichnet wird und dessen hier auch noch mit einigen Worten gedacht sein möge. Veranlassung zu dieser Bezeichnung mag wohl der Umstand gegeben haben, daß der Kukuk immer einfällt, sobald der Wiedehopf sein dem Kukuksrufe ähnliches „hupp hupp" hören läßt.

Digitized by Google

Er selbst singt in dem bekannten Liede:

„Ich bin des Kukuk Küster,
Ich bin der Vogel Wiedehopf
Wa bunten Jopf auf meinem Kopf."

Auf den Wiedehopf kann man das Sprüchwort anwenden: „Mit gesungen, mit gehangen!" Er, der Knecht, entspricht durchaus dem Wesen seines Herrn. Bei Claudius „tanzen der Kukuk und sein Küster" auf dem Blocksberg, womit der Wiedehopf deutlich genug als zur Sippschaft des Kukuks gehörig gekennzeichnet ist. Und wenn es in Zschokke's Novellen einmal heißt: „das heilige Reich ist zum Kukuk und zum Küster gegangen", so gemahnt das in verblümter Weise an den „Teufel und seine Großmutter".

Kurt Müller-Fraureuth.

Henry Wadsworth Longfellow.*

Ein Ehrenkranz auf das Grab des Dichters.

Als die Kunde von dem am 24. März in New-York erfolgten Tode Longfellow's nach Europa zu uns herüberklang, war es wohl jedem seiner empfindenden Deutschen, als hätte er Einen der Seinen verloren, als hätte sich das Grab geschlossen über einen theueren Blut- und Geistesverwandten. Und in der That — war Longfellow nicht unser? War seine Bildung nicht eine überwiegend deutsche? Finden sich in seinen Dichtungen nicht vornehmlich deutsche Elemente? Bewahrte er nicht deutscher Art und Sitte eine innige Zuneigung bis an sein Lebensende? War er nicht der Herold der deutschen Literatur in Amerika? Ja, er war unser durch Geistesbildung und Gemüthsrichtung, durch jenen idealistischen Zug seines Denkens, der von jeher ein echtes Merkmal germanischen Blutes gewesen ist, und so ist es nichts anderes als ein Act schuldiger Pietät, wenn wir heute an seinem frischem Grabe des edlen Sängers von „Hiawatha" ehrend gedenken, uns seines Lebens und Dichtens dankbar erinnern und bemüht sind, uns seinen literarischen Charakter zu vergegenwärtigen.

Longfellow's Leben verlief einfach und bietet nur wenige außerordentliche Momente dar. Mit kurzen Worten ist es erzählt. Am 27. Februar 1807 zu Portland in Maine geboren, widmete er sich am Bowdoin-College in Brunswick juristischen Studien, wandte sich aber alsbald der Erforschung alter und moderner Sprachen und Literaturen zu, und zwar mit solchem Eifer und Erfolge, daß ihm schon im Jahre 1826 ein Lehrstuhl am Bowdoin-College angetragen wurde, ein Ruf, dem er indessen erst einige Jahre später Folge leistete. Vorerst besuchte er, einem lebhaften Wissensdrange folgend, Europa, speciell Deutschland, Holland, die Schweiz, Frankreich, Italien und Spanien, und erwarb sich auf dieser drei Jahre in Anspruch nehmenden Reise eine eingehende Kenntniß der Sprachen und Literaturen der alten Welt. Von dem Gedanken einer Weltliteratur mächtig erfaßt, kehrte er in seine transatlantische Heimath zurück. Im Jahre 1835 wurde ihm eine Professur für moderne Sprachen am Harvard-College in Cambridge, der ältesten und angesehensten anglo-amerikanischen Hochschule, übertragen. Wieder schnürte er, bevor er sein Amt antrat, das Reisebündel, um abermals Europa zu besuchen, und nun geschah es, daß das Schicksal hart und herbe an ihn herantrat: er hatte den Schmerz zu erdulden, seine innig geliebte Frau in Deutschland begraben zu müssen. In späteren Jahren besuchte er unsern Erdtheil noch zwei Mal, und während seines dritten Aufenthaltes in Deutschland traf er am Rhein mit Freiligrath zusammen, an den ihn bald das Band herzlicher Freundschaft kettete. Im Jahre 1854 legte er seine Stelle als Docent an der Universität zu Cambridge, welche er durch volle achtzehn Jahre ehrenvoll bekleidet hatte, nieder und lebte fortan ausschließlich seinem poetischen Berufe. Aber noch einmal sollte ihn, wie damals, als er, fern von der Heimath, sein theures Weib sterben sehen mußte — noch einmal sollte ihn ein schweres Leid treffen: in Folge eines unglücklichen Zufalls wurde seine zweite Gemahlin ein Opfer der Flammen. Um zerstörender Melancholie zu entrinnen, flüchtete er zum vierten Mal nach Europa, und diesmal brachte er längere Zeit in Wien und Italien zu, wo er Dante's „Göttliche Komödie" in's Englische übertrug. Den Rest seiner Tage verlebte er unter andauerndem poetischem Schaffen in seiner amerikanischen Heimath.

Das ist Longfellow's Leben.

Das innere Leben unseres Dichters zeigt eine edle und schöne Harmonie, die in seinen Dichtungen ihre reinsten Blüthen trieb. Er war keine excentrische Natur; in ihm hauste nicht der Dämon einer verzehrenden Leidenschaft wie in seinem genialeren Landsmanne Poe; Longfellow's hochgestimmte Seele, die sich von der schroffen Realität der heutigen Welt scheu ab- und dem Schattenbilde der Vergangenheit begeisterungsvoll zuwandte, war nicht frei von einer gewissen Melancholie — darum verweilten seine Gedanken denn auch gern bei mittelalterlichen Ahnen, felsenumgürteten Ritterburgen, verwitterten Klöstern und geborstenen Säulen, bei den ehernen Denkmälern entschwundener Epochen, welche die Wehmuth heraufbeschwören und ihr Nahrung gewähren. Ein Idealist von reinstem Wasser, entnahm er seine Stoffe mit Vorliebe jenen Zeiten, die, weit vom Glanz der Vergangenheit verklärt, Alles in dem von der Sonne des Ideals vergoldeten Lichte erscheinen lassen. Aber seine innige Naturliebe, sein tiefes Verständniß für die landschaftliche Schönheit zog ihn von Europas historischen Stätten doch immer wieder zurück zur heimathlichen Atlantis, deren urwaldüppige, farbige Herrlichkeit seine lebhafte Phantasie stets auf's Neue anregte.

Alle die hier angedeuteten Charaktermerkmale Longfellow's finden sich wieder in seinen Poesien. Als Dichter war er Romantiker von echtem Schrot und Korn, und als solcher schaute er meistens nicht vorwärts; er schaute mit Vorliebe rückwärts in die Zeiten der Romantik; das wirkliche Leben stieß ihn ab, und wenn er es doch einmal darstellte, so idealisirte er es und lieh ihm die Farben der Schönheit, von denen seine eigene Seele so voll war. Mitten hinein in das lärmende Getriebe seiner vom Hader der Parteien wiederhallenden, von politischen und socialen Fragen völlig beherrschten Zeit griff er eigentlich nur einmal — in seinen „Poems on Slavery".

Ueber Longfellow's Dichtungen scheint bisweilen ein mystisch-christlicher Schimmer zu lagern, aber es wäre ein großer Irrthum, den Dichter, wie es thatsächlich geschehen ist, darum katholischfrömmelnder Tendenzen zu zeihen. Solche lagen ihm, dem Protestanten, völlig fern, wenn aber das eine oder das andere seiner Gedichte eine Tendenz aufweist, so ist sie lediglich moralisirender Natur, und wo aus seinen Schöpfungen eine solche Moral zu uns spricht, drängt sie sich nie mit verletzender Absichtlichkeit vor; dies ist ja eben eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Longfellow'schen Dichtungen, daß sie Kunstwerke sind im besten Sinne des Wortes; sie erfreuen durch den vollen Einklang zwischen Inhalt und Form, durch ihre schöne ebenmäßige Sprache und die plastische Ausprägung der ihnen innewohnenden Idee. Sie gleichen einem in allen seinen Theilen harmonisch gegliederten Gebäude, um dessen festgefügte Grundmauern sich hier und da phantastisches Schmuckwerk anmuthig windet. Das ist ein Moment, welches ihn von den deutschen Romantikern unterscheidet, mit welchen er sonst so manche Aehnlichkeit hat.

Freilich manche Eigenthümlichkeit der deutschen Romantiker ging ihm ab, wie ihre Leidenschaft und ihr dämonischer Gestaltungstrieb, welcher bald grotesk-komische, bald schauerlich-fratzenhafte, bald traumhaft-süße Gebilde zu Tage förderte. Gemein mit ihnen hat er dagegen außer seinem Hang für das Exuberante, Verjüngte, außer seiner Vorliebe für mittelalterliche, mystisch-religiöse Stoffe, außer seiner Neigung zur poetischen Bearbeitung alter Sagen und Legenden und seinem intensiven Naturgefühl den großen kosmopolitischen Zug. Longfellow, der meisten europäischen Sprachen kundig, ist für Amerika etwas das, was Herder für Deutschland ist — der Begründer einer Weltliteratur. Zahlreich übertrug er Gedichte aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen, Schwedischen, vornehmlich aber aus dem Deutschen mit vollendeter Meisterschaft in sein geliebtes Englisch. Er hat — um nur deutsche Beispiele zu nennen — seine Landsleute unter Anderem vertraut gemacht

* Wir wollen mit obigem Artikel nur so eitig, wie es uns möglich, die Theilnahme an der Trauer aussprechen, mit welcher des Dichters Tod seine Nation erfüllte, und behalten uns vor, demnächst noch verfehlen, dem erhabenen Sänger des „Hiawatha" später einen ausführlicheren Artikel mit beigefügtem Portrait zu widmen.

D. Red.

Digitized by Google

mit der Poesie Goethe's, Heine's, W. Müller's, Platen's, Mosen's und des ihm in seinem Wesen so nahe verwandten Uhland.

Longfellow war von keinem eigentlichen schöpferischen Genius beseelt; er war nicht wie das trutzige Genie darauf erpicht, völlig Neues zu schaffen; er setzte keinen Stolz darein, einsam und allein ausschließlich eigene Wege zu wandeln: er verfügte über keine originelle Erfindungskraft, aber die Gabe, sich an bereits Vorhandenes anzulehnen, war ihm in vollem Maße eigen; seine Dichtungen reißen nicht hin mit phänomenaler Urgewalt, aber sie erwärmen und ziehen an: sie fesseln durch ihre Innigkeit und ihren Schwung, durch den frischen Natursinn, der aus ihnen spricht, und die sanft geklärte Weltanschauung, welche sie athmen.

Charakteristisch für Longfellow, den Idealisten, ist der Umstand, daß er gern rein ideale Gestalten, Christusmenschen, zu Helden seiner Dichtungen machte. Sein Bestes hat er wohl auf dem Gebiete der Lyrik geleistet, aber auch einzelne seiner Balladen und episch-dramatischen Dichtungen werden nicht vergessen werden.

Wie jedem bedeutenderen Poeten war auch Longfellow die Vorstellung von der Vergänglichkeit alles Irdischen allezeit geläufig, und er verlieh ihr bisweilen einen originellen und charakteristischen Ausdruck, so in dem eigenthümlichen, stimmungsvollen Gedichte „Die alte Uhr im Treppenhaus“ mit dem einförmig melancholischen, das Ticken der Uhr andeutenden Refrain:

„Immer — nimmer!
Nimmer — immer!“

Als eine Perle unter den Longfellow'schen Gedichten möchten wir aber den „Regentag“ bezeichnen, ein tief empfundenes Lied, welches in der Spielhagen'schen Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Der Tag ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet, und der Wind weht schaurig;
Die Rebe hängt noch an der moderden Wand,
Doch die Blätter rascheln in's weite Land,
Und der Tag ist trüb und traurig.

Mein Leben ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet, und der Wind weht schaurig;
Mein Herz hängt noch an der modernden Zeit,
Die hinter mir liegt, so weit, so weit —
Und die Tage sind trüb und traurig.

Sei still, mein Herz, laß ab vom Klagen!
Die Sonne scheint, ob die Wolken auch jagen;
Dein Loos — es ist das Loos von Allen:
In jedes Leben muß Regen fallen,
Mancher Tag sein trüb und traurig.“

In Longfellow's mystisch-religiösen Dichtungen gehören die dramatischen Rhapsodien: „Die goldene Legende“, welche die Geschichte vom armen Heinrich behandelt und kürzlich von Elise von Hohenhausen trefflich übersetzt wurde, „Die Tragödien Neu-Englands“ und „Die göttliche Tragödie“, deren Held Christus ist. Einen mehr idyllischen Charakter hat dagegen die Erzählung „Kavanagh“ und das in Hexametern verfaßte Gedicht „Evangeline“, welches einen amerikanischen Stoff behandelt. Aber sein populärstes Werk ist ohne Zweifel der vielgerühmte „Sang von Hiawatha“, den Freiligrath der deutschen Literatur einverleibt hat. Der Erfolg dieser Dichtung erhellt deutlich aus der Thatsache, daß die Bostoner Originalausgabe derselben binnen einem halben Jahre dreißig Auflagen, jede tausend Exemplare stark, erlebte.

Der „Sang von Hiawatha“ behandelt auf Grund mehrerer, den Werken des gelehrten Schoolcraft's entnommenen indianischen Sagen die Geschichte eines Messias der Rothhäute und darf mit einigem Rechte die „indianische Edda“ genannt werden; ohne Frage ist „Der Sang von Hiawatha“ das Originellste, was Longfellow geschaffen, und es läßt sich wohl begreifen, daß die Anglo-Amerikaner ihm begeistert entgegenjubelten. Für uns Deutsche jedoch hat die exotische Phantastik dieser Dichtung etwas Kaltes; der Reiz, den sie auf uns ausübt, ist lediglich der des Fremdartigen, und kein unbefangener Beurtheiler wird sich der Wahrheit verschließen können, daß unsere Romantiker und mit rein phantastischen Dichtungen beschenkt haben, welche bei viel geringerer Popularität jene an Tiefe und Genialität weit übertreffen.

Longfellow ist neben William Cullen Bryant (vergl. „Gartenlaube“ Jahrg. 1878, S. 541), dem ihm im Tode um einige Jahre vorangegangenen Lyriker und Journalisten, der Hauptvertreter der Kunstpoesie des englisch-amerikanischen Volkes, und als er neulich von seinen Landsleuten zu Grabe getragen wurde, haben sie auf's Neue dargethan, daß Amerika seine geistigen Führer zu lieben und zu ehren weiß.

Fritz Lemmermayer.

Zwischen Vater und Sohn.

Eine Skizze aus dem orientalischen Leben.

Von C. del Negro.

Ein heißer ägyptischer Sommertag war endlich vorüber. Mit dem Untergang der Sonne hatte sich ein leiser Wind erhoben, der nun sanft, gleichsam liebkosend über die Wipfel der Palmen hinstrich. Sänftend bewegten sie ihre Zweige und neigten ihre Kronen gegen einander, als hätten sie sich Geheimnisse, süße, zart gewobene Geheimnisse anzuvertrauen.

Unter diesen hohen Palmen, welche das reizende, von üppigen Gartenanlagen eingeschlossene Landhaus Ibrahim Bey's, unweit Kairos, umgaben, umwandelte eine Schaar unverschleierter, in weiße, duftige Gewänder gekleideter Sklavinnen, die soeben in's Freie getreten waren, um sich in der kühlen Abendluft von der erschlaffenden Hitze des Tages zu erholen.

Auch sie — so schien es — trugen Geheimnisse, denn so oft ihre drei Herrinnen, die greise, erhabene Mutter, die wohlbeleibte Gattin und die elfenartig schöne junge Nichte Ibrahim Bey's, welche in ihren edelsteingeschmückten weißen Battistgewändern etwas abseits auf und nieder gingen, ihren Sklavinnen den Rücken wandten — ebenso oft neigten diese ihre Köpfe gegen einander und flüsterten sich heimliche Reden zu. Sobald aber die Herrinnen ihr Gesicht den Frauen wieder zukehrten, richteten sich diese flugs in die Höhe und standen vorschriftsmäßig in gerader Haltung mit verschränkten Händen regungslos da. Aber es war wie ein Zauber: ihre Augen ruhten immer und immer mit unverkennbarer Bewunderung, wenn auch sehr vorschriftswidrig auf der Gestalt ihrer jüngsten Herrin. Die Schönheit ist eben eine Macht, der niemand widersteht. Wie die Blumen zum leuchtenden Tagesgestirn, so richten sich alle Augen auf sie, wo sie immer erscheint.

„Wie anmuthig ist die Bewegung, mit der Nefisch Hanem die langen schwarzen Flechten über die Schultern zurückwirft!“ raunte eine junge Sklavin ihrer Nachbarin in's Ohr.

„Ibrahim Bey hat Recht, wenn er sagt, sie sei so schön, wie die verführerische Rhodopis,* welche, auf der Pyramidenspitze thronend, den Wüstenwanderer in's Verderben lockt,“ sagte eine andere Sklavin.

„Weißt Du, man sieht es ihr nicht an, daß sie die Gattin eines Greises gewesen,“ meinte wieder eine Andere.

„O, er hat ihre Pantöffelchen öfter als ihre kleinen Füße,“ flüsterte erröthend die Leibsklavin Nefisch's.

„Das glaube ich Dir nicht,“ erwiderte ein geschwätziger Mund, „der alte Herr soll sie gar sehr gequält haben.“

„Jawohl,“ flüsterte die Andere zurück. „Dafür hat sie ihm aber den Einlaß verwehrt, indem sie ihre hübschen Schuhe vor die Thür stellte.“

Alle verstummten; denn die Herrinnen näherten sich ihnen von Neuem. Sobald diese sich jedoch wieder gewendet, wurde die Conversation in gedämpftem Tone fortgeführt:

„Was für schöne Augen sie hat!“

„Ob es wohl ihre Augen sind, welche Abd-er-Raschid allnächtlich lobpreist?“

„Unser junger Geliebter singt jetzt oft zur Laute.“

„Ja, ich höre es fast allabendlich.“

„Ich auch.“

„Und ebenso ich.“

Das Geflüster wurde durch einen Neger-Eunuchen unterbrochen, der so plötzlich zwischen die Frauen trat, daß sie kreischend aus einander flohen. Er brummte nach Art der Haremswächter unverständliche Worte vor sich hin und trat dann ehrfurchtsvoll zu seinen Herrinnen. Die Hand an den rothen Tarbusch führend, meldete der Schwarze mit breitem Grinsen, daß der junge Bey

* Aegyptische Lorelei.

Digitized by Google

„Im Wonnemond".
Originalzeichnung von J. N. Wehle.

Digitized by Google

der Großmutter und der Mutter seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Holt Eure Schleier!“ befahl die greise Frau den Sclavinnen. Die Mädchen huschten in's Haus und erschienen nach einigen Secunden verschleiert wieder.

Unterdessen hatte auch Nesseh-Hanem eine blauseidene Hülle umgeworfen und sowohl den unteren Theil ihres schönen Antlitzes wie Haar und Stirn mit einem duftigen Schleier verhüllt, was ihren großen braunen Augen einen unsagbaren Zauber verlieh.

Nur Abd-er-Raschid's Großmutter und seine Mutter blieben unverschleiert; denn der Muslime darf das Antlitz nur derjenigen Frauen sehen, welche er nicht heimführen darf oder die er bereits heimgeführt hat.

Da war er schon, der schöne Abd-er-Raschid. Wie stolz und männlich er einherschritt! Der Säbel klirrte an seiner Seite, und Kraft und Selbstbewußtsein strahlte aus seinen Augen. In der That, man sah ihm an, daß er edlem Geschlechte entstammte: das heiße Blut der Beduinenfürsten, das Blut seiner wüstenbeherrschenden Vorfahren, rollte in seinen Adern und lieh ihm ein königliches Ansehen.

Mit strahlenden Augen betrat er den Palmenhain und sich tief verneigend, führte er die Hand an Lippen und Stirn. Die beiden älteren Damen umarmten ihn herzlich, während Nesseh die langen geschweiften Wimpern senkte und den üblichen Gruß vernehmen ließ:

„Lelleksäid — Dein Abend sei glücklich!“

Es wehte ein eigenthümlicher Hauch unterdrückter Zärtlichkeit in diesem „Dein Abend sei glücklich!“

„Und auch der Deine!“ flüsterte Abd-er-Raschid, ohne seine liebliche Muhme anzublicken.

„Wir sind im Begriff zum Teiche zu gehen: Du magst uns begleiten,“ sagte die Mutter in jenem bebenden Tone, welchen Eltern im Orient ihren Kindern gegenüber anzuschlagen pflegen.

Großmutter und Mutter, Nesseh und Abd-er-Raschid schritten paarweise voraus, die Schaar der Sclavinnen aber folgte schweigsam in einiger Entfernung.

Es war ein anmuthiges Bild, wie sie so dahinschritten zwischen blühenden Orangenbäumen. Der Wind strich leise durch die Wipfel hoher Pinien und wehte den Lustwandelnden die berauschenden Düfte der Orangenblüthen zu.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, doch goß der aufgegangene Vollmond, welcher gleich einer goldenen Riesenkugel über dem Horizonte stand, eine Fülle magischen Lichtes über die parkartigen Anlagen. Es war jenes eigenthümliche gelbene Licht, das der Vollmond nur in Aegypten und nur in der Dämmerstunde ausstrahlt. Nichts regte sich rings umher, als die hin und wieder zusammenschauernden Bäume. Da hub plötzlich eine Nachtigall ihr verliebtes Klagelied an.

„Verstehst Du dieses Klagelied, Nesseh?“ fragte der Jüngling, indem er seine schöne Begleiterin zärtlich anlah.

„Ja, ich verstehe es,“ hauchte sie leise, ohne aufzublicken.

„Und verstehst Du auch das meine?“ Er beugte sich zu ihr herab und senkte seinen Blick in den ihren. „Dringen die Töne meiner Laute bis zu Dir, wenn ich ihr Klänge der Klage entlocke, so wild oder auch so schmelzend weich, wie sie einst in den Melodien der Wüstengebieter erklangen, in den Melodien meiner beduinischen Vorfahren? O Nesseh, diese Laute entströmen den tiefsten Tiefen meiner Seele.“

„Und sie ergießen sich in die meine,“ sagte sie mit bebender Stimme. „O Abd-er-Raschid, ich hatte einen so schönen Traum! Es trennten mich keine Haremsmauern, kein Schleier von Dir, doch man sagt, daß die Träume der Kummervollen und der Verliebten fruchtlos bleiben, wie ein dürrer Baum im Wüstensand.“

Man erntet, was man säet,“ gab ihr der Jüngling mit Bitterkeit zurück. „Die Träume der Verliebten bleiben fruchtlos? Ach, Du wärest schon längst mein eigen, wenn Du mich liebtest, wenn Du nicht schwanktest zwischen ihm und mir, zwischen Vater und Sohn. O, es ist furchtbar für den Sohn, den Vater, den er ehren und lieben sollte —“

„Abd-er-Raschid,“ unterbrach sie ihn vorwurfsvoll, „ich ihn lieben? Ich darf ihn ja nicht lieben; denn der Koran — Du weißt es ja — verbietet dem Onkel seine Nichte zu freien — und ich lieb' ihn auch nicht — wo denkst Du hin?“

Er lachte höhnisch.

„Als ob die Liebe nach Gesetz und Sitte fragte! Das Herz des Menschen folgt nicht unwandelbaren Gesetzen gleich den Sternen dort oben. Es wendet sich dorthin, wohin es sich gezogen fühlt. Mein Herz ist Dir zugeflogen, Nesseh, das Deine aber flattert noch immer unstät umher.“

Sie schüttelte das liebliche Köpfchen.

„Er ist Dein Vater. Muß ich ihn nicht verfluchen?“

„Durch Betrug verfluchen, Nesseh? Warum hast Du nicht den Muth, ihm, der, weil er Dein Onkel ist, ja doch nie Dein Gatte werden darf, das süße Wort zu sagen, das ich mit Entzücken so oft von Deinen Lippen vernahm, das Wort: ich liebe Abd-er-Raschid!? Ist's nicht, weil Du weißt, daß dieses Wort sein Herz tödlich verwunden würde? . . . und doch muß Einer von uns Beiden, der, den Du nicht liebst, diesen Todesstoß empfangen — er oder ich!“

In diesem Augenblicke fragte plötzlich eine rauhe Stimme vor ihnen: „Kommt Ihr endlich?“

Im Eifer der Rede hatte Abd-er-Raschid nicht bemerkt, daß sein Vater, der den Lustwandelnden schon lange auf Schleichwegen gefolgt war, ungesehen zu den beiden vorangehenden Damen getreten war, und die Drei nun auf das langsam folgende Paar harrten.

„Kommt Ihr endlich?“ fragte der hohe stattliche Mann vor ihnen, indem er seinen schwarzen Schnurrbart strich, gedehnt und mit finster drohenden Brauen. Seine Falkenaugen schweiften forschend von seinem Sohne zu Nesseh, von Nesseh zu seinem Sohne, und die Hand auf seinen Säbelknauf stützend, trat der stolze Bey an Nesseh's linke Seite, während Abd-er-Raschid ihr zur Rechten blieb. Als so die Drei, schweigend und in sich gekehrt, die kurze Strecke bis zum Teiche zurücklegten, da war es, als schritte der lichte, rosige Mai zwischen dem blühenden Frühling, dem er von natur und rechtswegen angehört, und dem kalten, neidischen Winter dahin, der so gern herrschen möchte, wo sein glücklicherer Nebenbuhler regiert.

„Befiehl dem Reitknecht, der beim unteren Gartenpförtchen meiner harrt, den Rappen in den Stall zu führen!“ herrschte der Vater den Sohn an, als sie am Teiche angelangt, und tiefstes Grollt im Herzen, ging Abd-er-Raschid, den Auftrag des Vaters vollziehen.

Hohe marmorne Arcaden, deren Dach auf der inneren Seite vor schlanken, gleichsam aus dem Wasser herauswachsenden Säulen getragen wurden, umschlossen in echt orientalischer Art den Teich im Garten Ibrahim's, während die äußere Stütze aus einer dicken Mauer bestand, die sich an den vier Ecken ausbauchte, wodurch lauschige, nur von innen zugängliche, mit Oberlicht versehene Pavillons entstanden. Sowohl die Thüren, welche in diese mit morgenländischem Luxus ausgestatteten Räume führten, wie die Wandflächen und die Wölbung der den Teich umgebenden luftigen Arcaden, waren mit kunstvollen Arabesken ausgeschmückt. Marmorfliesen, spiegelglatt wie die Säulen, bekleideten den Boden, und an den vier Ecken des Prachtbaues streckten sich kleine Landzungen in anmuthig geschwungenen Linien in's Wasser hinein, aus denen berauschend duftende Riesenblumen, von frischem Grün umgeben und sich in den lauen Lüften wiegend, dem azurnen Himmel entgegenwuchsen.

Neben einer dieser Halbinseln schaukelte sich ein zierlicher vergoldeter Kahn, der dazu bestimmt schien, die Frauen des Harems nach dem grünen Eiland hinüberzuführen, das sich dort, in der Mitte des Teiches, von einer einsamen Palme überragt, erhob. Dort, unter dem duftenden Jasmingebüsch, hat, wenn man der unter den Sclavinnen des Hauses lebenden Ueberlieferung Glauben schenken darf, vor Zeiten Ali Ibn Jussuf, der verweichlichte Sprosse eines berühmten Beduinenstammes, ein Ahne Ibrahim's, auf schwellenden Pfühl sein Leben verträumt, während seine Odaliske ihm verlockende Tänze vorgaukelten oder in den klaren Fluthen ihre schönen Leiber badeten.

Dieses feenhaften Teiches und seiner verschwiegenen Pavillons mußte Abd-er-Raschid gedenken, als er sich im Auftrage seines Vaters auf dem Wege zum Gartenpförtchen befand — Nesseh's mußte er gedenken — seines Vaters — da flammte die Eifersucht heiß in ihm auf. Sein Haupt glühte; sein Puls fieberte — was sollte er beginnen? Ist die Pflicht kindlichen Gehorsams höher, heiliger als die süße Macht der Liebe, die er in allen Adern feurig schlagen fühlte? Noch hatte er das untere Garten-

Digitized by Google

pförtchen nicht erreicht — sollte er seinen Weg fortsetzen? Sollte er umkehren? „Ich kann es nicht!“ sagte er und wandte sich wieder gegen den Teich.

Nur eine kurze Weile, und er war am Ziele.

Noch war der Mond nicht so hoch gestiegen, daß der ganze Teich von seinem Lichte überfluthet gewesen wäre. Drei Seiten des Ufers waren in tiefes Dunkel gehüllt, während die vierte in bleichem Lichte erglänzte.

Da wandelten sie, lichtbeschienen, die Frauen Ibrahim's, eine ausgenommen. . . . Diese eine aber war Nefisch, und Abd-er-Raschid's Augen, welche die Geliebte ängstlich suchten, fanden sie alsbald. Dort im Dunklen schritt sie neben seinem Vater mit gesenkter Wimper, ein Bild edler, lenzlicher Weiblichkeit.

Ohne zu säumen, eilte Abd-er-Raschid zu den Beiden.

„Ein schöner Abend,“ sagte er mit erkünstelter Ruhe. „Wie wär's mit einer Fahrt auf dem Wasser?“

„Ein glücklicher Einfall!“ erwiderte Ibrahim mit heiserer Stimme. „Knabe, hör' uns den Kahn!“

„Knabe?“ fragte Abd-er-Raschid zornig in sich hinein, und er folgte dem Befehle, wiewohl widerstrebend: o, er wußte nur zu gut, warum der Vater ihn in der letzten Zeit wie einen Unmündigen zu behandeln liebte. Ein Knabe, ein unreifer Knabe, sollte er sein — in den Augen der schönen Nefisch.

Die Kette, welche den Kahn mit dem Festlande verband, war gelöst. Ibrahim-Bey stieg in denselben und winkte Nefisch, ihm zu folgen. Sie gehorchte schweigend, und schon erhob auch Abd-er-Raschid den Fuß, um das schaukelnde Fahrzeug zu betreten — da — er meinte, das Herz müßte ihm stille stehen vor Zorn und Unmuth — da schnellte Ibrahim, der das Ruder ergriffen hatte, durch einen raschen Stoß gegen die marmornen Stufen den Kahn weit hinaus, mitten auf die mondbeglänzte Fläche des Teiches. Abd-er-Raschid stand einen Augenblick mit krampfhaft geballten Händen: dann wandte er sich jählings und stürmte von dannen.

„Mein Roß!“ rief er vor der Gartenpforte dem Reitknecht zu. „Mein Roß, Ali, schnell mein Roß!“

Wenige Secunden später schwang er sich auf das feurige Thier, und er war kaum im Sattel, als es schnaubend davon stob. Hei, wie der Rappe ausholte! Durch die dunkle Schwbra-Allee, über den Canal, in die mondhellen Sandflächen der Abbasieh hinaus ging der wilde Ritt — an den Mamelukengräbern vorbei, die Mokattamhöhen hinauf.

Die einsamen Wächter der Grabmoscheen, die den vorwegeilenden Reiter hatten vorüberstürmen sehen, hielten ihn für einen Ginn (böses Geist) und sprachen leise ein Gebet.

Roß und Reiter hatten die Höhe erklommen; da stand das edle Thier, vom hastigen Ritte erschöpft, wie angewurzelt: seine dunkle Silhouette und über ihm die Abd-er-Raschid's zeichneten sich scharf vom hellen Himmel ab und nahmen sich wie eine herrliche Reiterstatue aus.

Abd-er-Raschid's Blick schweifte über die mondbeschienenen, sandigen Hügel und Ebenen zu seinen Füßen. Da überkam es ihn wie tiefe Wehmuth: solch ein Boden war es, auf dem einstmals die lustigen Zelte seiner Ahnen standen; über solche Sandebenen waren sie Jahrhunderte lang auf feurigen Rossen im Vollgenusse ihrer Freiheit dahingejagt — die edlen Söhne der Wüste. Ihr ganzes Leben, wie die Ueberlieferung es schilderte, stand plötzlich vor Abd-er-Raschid's Seele: Auf heißem Boden im Schatten des vom Winde umrauschten Beduinenzeltes hatten sie das Licht der Welt erblickt; dort hatten sie gekämpft und gejagt, geliebt und gefreit, ein unabhängiges, stolzes Leben geführt, bis Hassan-Ibn-Ali von dem Sitze des jetzigen ägyptischen Herrscherhauses in die Gefangenschaft geführt wurde. Der edle Beduinenhäuptling ertrug sein Loos nur wenige Monate lang: er starb am Heimweh, an der Sehnsucht nach Freiheit. Seine Söhne aber gewannen in verächtlicher Vervielfältigung ihre schimpflichen Fesseln lieb; eine fürstliche Apanage ersetzte ihnen bis auf den heutigen Tag die Freiheit und die Herrschaft über die stolze Wüste. Der Mensch vergißt so leicht sein Edelstes, verliert so schnell sein Bestes in den weichen Armen des Genußlebens.

O, es war eine lange Herrschaar verklagender und strafender Gedanken, die an Abd-er-Raschid's Seele in der heiligen Stille der Wüste vorüberzog. Der Verfall seines Hauses, die Entnervung der Seinigen, von der er selbst nicht frei war, erfüllten sein Herz mit tiefem Groll. Es war ihm, als müßten die Leiber seiner Ahnen, die fern in Arabiens heißem Sande schliefen, im Schmerz über die entarteten Enkel aufersthen, waffenklirrend und zornblickend. Sie sahen ihn mit den ernsten bleichen Gesichtern strafend und drohend an — ha, und was war das? Lieblichen gesellte sich in seiner Phantasie zu dem Schreckbilden: Nefisch's geliebte Augen tauchten plötzlich vor ihm auf. Sie blickte aus dem sie nur halb verhüllenden Schleier verlangend zu ihm auf; dann senkte das holde Geschöpf die langen Wimpern; verschämt stand sie da, als ob sie der Entschleierung harre. O, so würde sie vor ihm stehen am Hochzeitstage, in jener weihevollen Stunde, wo es dem Muslimen vergönnt ist, den Schleier, welcher das Antlitz seines Weibes verhüllt, endlich, endlich zu heben.

Abd-er-Raschid schloß die Augen, ganz versunken in die Vorahnung dieses seligen Augenblicks. Es ist ein tiefes, naturnothwendiges Bedürfniß des Menschenherzens: ein heiß ersehntes Glück, das uns unerreichbar und ewig verloren ist, wir müssen es uns erträumen, erdichten, um es, wenn auch nur auf Augenblicke, in süßer Täuschung zu genießen. Der Traum ist das Manna der Seele, die entsagen muß. .

So träumte lange auch Abd-er-Raschid; die heiße Stirn in die weiche Mähne des edlen Rappen geschmiegt, ließ er seine Seele schweifen, schweifen zum verlorenen Paradiese seiner Schwinacht. Wie einst die Alten, so fand auch er sein Manna in der Wüste. Um ihn lag schweigend die sandige Einöde. Kein Laut, kein Hauch! Nur dann und wann ertönte der Schrei eines einsamen Wüstenvogels oder der Athem des Nachtwindes küßte leise die glühende Wange des weltverlorenen Träumers.

Nun aber scholl aus dem Gestrüpp der Wüste das unheimlich melancholische Gebell eines Schakals an sein Ohr.

„Sei mir gegrüßt!“ rief er, „Du Stimme der Natur! Das Thier der Wüste spricht nach der Erfüllung des ihm angeborenen Rechts — was weiß ich: nach seinem Fraß, nach Wasser, nach Blut. Und ich? Bin ich ein so weichherziger Schwärmer, daß ich mir thatenlos rauben lasse, was mein ist von Rechts und Natur wegen, daß ich träume statt zu handeln?“

Stolz schüttelte er sein schwarzes Lockenhaar.

„Auf, mein Roß!“

Und von Neuem begann der wilde Ritt — der Heimritt.

Zu Hause angelangt, übergab Abd-er-Raschid die Zügel seines Rappen einem Reitknechte, einem altbewährten Emmchen.

„Geh',“ wandte er sich an den ehrerbietig Grüßenden, „melde meinem Vater meinen Besuch, wenn er zu so später Stunde mir noch den Eintritt gestattet! Ich erwarte die Antwort in meinen Gemächern.“

Der alte Diener kehrte alsbald mit der Meldung zurück, daß Ibrahim seinen Sohn erwarte, dann aber trat er an den Divan heran, auf dem sein junger Gebieter ruhte.

„Auch ich will Dir ein Wörtlein sagen,“ begann er, „laß das Musiciren, Herr! Dem Gotte der Franken mag es willkommen sein, unserem Gotte Allah aber ist Musik nicht wohlgefällig. Wenn der Böse einem Muslimen zu einer Sünde verlocken will, so bedient er sich dazu der Musik, und musikalische Instrumente sind die Mezzzin (Gebetrufer) des Teufels, mit denen er die Muslimen lockt und ruft, daß sie ihn anbeten.“

„Wer sagt das?“ lachte Abd-er Raschid.

Feierlich erwiderte der Alte:

„Mohammed sagt es selbst. Das sollteſt Du wissen, Herr! Und noch ein weises Wort unseres Propheten möchte ich zu Deinem Heile hinzufügen: wenn ein Muslim seine Jungfrau zum Weibe nimmt, so nehme er so keine Wittwe, sondern eine geschiedene Frau! Denn gegen diese hat er eine mächtige Waffe in den Worten: ‚Sei demüthig!‘ Du hast keinen Grund stolz zu sein, — sonst hätte Dich Dein erster Gatte nicht verstoßen.‘ Jene aber, die Wittwe, wird bei jedem Anlaß den Tod ihres Gemahls beklagen und behaupten, dieses oder jenes hätte der Verewigte nie und nimmer verbrochen.“

„Darauf erwidere ich,“ gab ihm der Jüngling zurück, „mit einem anderen Spruch, der wahrer ist als der Deine: Keine Ehe ist so dauerhaft, keine heiliger, als diejenige, welche Bette und Mahnen schließen; denn sie tragen eine doppelte Liebe im Herzen, die angeborene, verwandschaftliche und die eheliche. Und nun gehe!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Besuch bei einer dunklen Majestät.* Während in England das Schicksal Cetewayo's philanthropische Gemüther erregt, während Regierung wie Zeitungen von Briefschreibern beiderlei Geschlechts bestürmt werden, die für die Begnadigung des Zululönigs plaidiren, sitzt dieser selbst in scheinbarer Ruhe und Behaglichkeit in dem dürftigen Häuschen, das ihm in der Nähe der Capstadt als Staatsgefängniß angewiesen worden ist. Er hat volle Freiheit, ein- und auszugehen, selbst die Capstadt zu besuchen, von welcher Freiheit er jedoch nur sehr selten Gebrauch macht.

Seine Ruhe und Behaglichkeit sind in der That nur scheinbar. Er trachtet in aufreibender Sehnsucht nach seiner Heimath zurück. Sein Körpergewicht ist während seiner Gefangenschaft von 23½ auf 170 Pfund zurückgegangen; man darf also wohl von einem aufreibenden Gemüthszustande sprechen. Vielen Zulus verheißt er auch den Besuchern keineswegs, die offenals seine Ruhe beeinträchtigen und ihn bewegen, die äußerst primitive Bekleidung seines Körpers durch einen Ueberwurf zu ergänzen und sein Lieblingslager auf dem Erdboden mit einem Stuhle zu vertauschen.

Auch ich folgte der Aufforderung von Bekannten, dem Gefangenen von Oude Molen einen Besuch abzustatten. Wir entschuldigten unsere Neugierde gegen uns selbst mit der Annahme, daß Cetewayo sich durch Besuche gern anregen und erheitern ließe. Ich war bezüglich des Zulukönigs von Jugend zu leben, dessen taktische Begabung und Tapferkeit eine englische Armee mehr als zur lange in Schach gehalten, sondern mehr als einmal zurückgedrängt hatte, dessen Thaten eine Zeitlang ganz England, ja die ganze civilisirte Welt beschäftigten, der indirect an der politischen Niederlage Disraeli's und an dem Tode des Imperators Napoleon theilgenommen, und von dem man — wahrscheinlich stark übertrieben — erzählt, daß er mehr als 10,000 seiner Unterthanen habe tödten lassen.

Eine vierstündige Eisenbahnfahrt brachte uns von der Capstadt nach Observatory Station, ein halbstündiger Marsch von dort nach Oude Molen. Da die Octobersonne schon sommerliche Kraft entfaltet hatte, so fosteten dieser Gang viele Schweißtropfen.

Das freistehende, weithin sichtbare Haus mit seinen weißen Nebengebäuden macht durchaus den Eindruck eines freundlichen Farmgebäudes; nur eine im Freie stehende Tafel mit der Aufschrift: „Reserved ground for state-prison" erzählt von der politischen Bedeutung des Platzes. Nachdem wir unseren Wunsch bei den beiden als Polizisten verkleideten Zuluaffen angemeldet und uns nach einigen von der Regierung der Capkolonie gestellten Czlubewaffen legitimirt hatten, schrieben wir unsere Namen in das ausliegende „Visitenbuch" ein, und es wurde uns dann bedeutet, daß Cetewayo von unserem Besuche benachrichtigt sei und sich „zurechtmache", um uns zu empfangen.

Nach weiteren zehn Minuten führte man uns in das Empfangszimmer, welches kahle und ziemlich unsaubere Wände aufwies und nur mit einem Dutzend Holzstühlen ausmöblirt war. Cetewayo saß auf einem derselben. Ich war tatsächlich enttäuscht beim Anblick des Zuluhelden. Einbildung und Wirklichkeit gehen so selten Hand in Hand — die „wahrhaft königliche Würde", von der uns erzählt wurde, suchte ich vergebens. Ich fühlte mich nicht im Empfangssaale gehoben durch den Anblick der plumpen, schwarzen Gestalt, der wir soeben die Hand geschüttelt hatten und die unbeholfen mit hochgezogenen Schultern auf einem Holzstuhle saß, den Körper mit einem rothen Domenplaid togaartig behangen, eine gekünstelte Morgenmütze auf dem Kopfe. Cetewayo's Gesicht hatte energische, finstere Züge, war jedoch nicht gerade unschön.

Der Unterhaltung wurde durch den Dolmetscher vermittelt und drehte sich vorwiegend um die Frage, ob Oude Molen das Elda oder das St. Helena des Zululönigs sein wird. Die dunkle Majestät selbst neigte zu der letzteren Ansicht und sprach entschieden wiederholt die Befürchtung aus, daß die Gefangenschaft sterben zu müssen. Cetewayo's und seiner Freunde Gesuche um Freilassung sind sämmtlich abschlägig beantwortet worden. Er habe, sagte er, sich in der Haft über nichts zu beklagen, als über die Haft selbst. Man behandle ihn freundlich; er habe Freiheit, die Umgegend zu durchstreifen, Besuche anzunehmen oder abzustatten, und sei Herr des Hauses, aber dennoch fühle er sich unsäglich unglücklich, weil fern von der Heimath. Gern möchte er nach England, um der Königin persönlich seine Bitte um endliche Befreiung vorzutragen, um persönlich die Regierung zu bitten, ihn zu begnadigen, ihn nach seiner andere Kriegsgefangene behandle. Der Krieg mit Zululand sei seit Jahr und Tag beendet und noch immer halte man ihn gefangen. Nichts habe er sich vorzuwerfen, als nur um seine und des Landes Unabhängigkeit gekämpft zu haben, wobei er seinen Willen nicht einmal die modernen, ihm bisher unbekannten Kriegswaffen benutzt habe. Warum man sein Versprechen, in der Zukunft ein Freund der Engländer zu sein, mißtraue, sei ihm unerklärlich; denn er habe keinerlei Veranlassung zum Mißtrauen gegeben. Seine Autorität im Zululande sei übrigens erschüttert; die von der britischen Regierung proclamirten Neuerungen seine ihm feindlich gesinnt. Dennoch würde er glücklich sein, in seiner Heimath leben und sterben zu können, wenn auch nur als einfacher Mann.

Es lag etwas Rührendes in den Heimwehklagen dieses flachen, wilden Menschen. Nicht in Tonnen Goldes hätte ich ihn verkauft, war nicht widerwillig, aber doch oft zögernd stand er Rede und Antwort.

Der Dolmetscher weigerte sich, einige unserer Fragen vorzutragen, weil er glaubte, daß sie dem Zululönig peinlich sein würden. Dieser veränderte während unserer mehr als einstündigen Unterredung seine Stellung um nichts; nur den Kopf bewegte er gelegentlich beim Sprechen. Seine anfangs düstere Miene heiterte sich ein wenig auf, als wir von seinen Gefährten sprachen, die sein Exil theilen. Sie stehen unter seinem vollen Einfluß und sind ihm unbedingt ergeben. Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die von dem Zululönig circulirenden Photographien dem Originale nur wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Cetewayo lächelte bei dieser Bemerkung zum ersten Male sein unserem Eintreten. Er ließ eine seiner Photographien aus dem Nebenzimmer holen, die, wie er sagte, erst vor wenigen Tagen aufgenommen sei und mit welcher er mir ein Geschenk machte.

Gern wollte ich mich für die empfangene Gabe erkenntlich zeigen und bot dem König als Gegengeschenk den Bambusstock an, den ich bei mir führte. Doch wurde derselbe von ihm mit der Bemerkung abgelehnt, daß ihm ein Taschenmesser mit vielen Klingen willkommener wäre. Und damit ich auch genau wüßte, welche Art von Messer er meine, hielt er einige derselben, frühere Geschenke, vom Dolmetscher holen und mir zeigen. Je mehr Klingen die Messer hatten, desto willkommener waren sie Seiner Majestät. Man sagte uns später, daß Cetewayo sich mit Vorliebe Taschenmesser schenken lasse, um diese wieder als Geschenke für seine Häuptlinge im Zululande zu verwenden, falls er einst seiner Gefangenschaft entlassen werden würde.

Ehe wir uns zum Verabschieden beschickten wir die vier Zulufrauen, die den König in's Exil gefolgt waren. Bei unserem Eintreten knieten sie auf der Erde und hatten eine Anzahl Glasperlenschnüre, sowie von ihnen selbst gefertigte Strohkörbe vor sich ausgebreitet, uns zum Einkaufen ermunternd. Für jeden Strohkorb und für jedes Schnürchen Glasperlen forderten sie 4 Schillinge (etwa 4 Mark), obgleich die Sachen kaum 1 Penny (10 Pfennig) werth waren. Doch wir kauften, indem uns Höflichkeit gegen die königlichen Damen. Diese, nachdem sie ihre Schillinge in Verwahrung gebracht hatten, erhoben sich vom Boden und unterhielten uns einer nähern Bekanntschaft zuliebe. Ihre Kleidung, ihre Ringe, Ketten, ja Hemdenknöpfe wurden neugierig betastet. Insbesondere aber imponirte ihnen der lange, weiße Bart eines der anwesenden Herren, und sie wurden nicht müde, ihn zu streicheln.

Die Erscheinung dieser vier Zuluschönheiten war durchaus keine unangenehme. Trotz der etwas stark conveyen Entwickelung verhalten sich bei ihnen die einzelnen Körpertheile nicht so unharmonisch zu einander, wie dies z. B. bei den Hottentottenfrauen der Fall ist. Das Gesicht der jüngsten und reinsten Fürstin war gefällig, ziemlich rund, mit weniger indemantige Haartracht, die einem Weichselzopfe nicht unähnlich sah, wirkte störend.

Der Dolmetscher versicherte uns, daß diese schwarzen Schönheiten nicht eigentliche Frauen Cetewayo's seien, da sie, indem sie Genossinnen einer seiner Lieblingsfrauen. Im Ganzen soll der Zululönig dreiundvierzig Frauen, aber nur sieben Kinder haben.

Wir bestirnten bei unserem Fortgehen abermals das Zimmer, in welchem Cetewayo immer noch in unveränderter Haltung auf dem Stuhle saß. Und hierbei bemerkte ich, wie vorher bei der Taschenmesser-Affaire, daß der König auch ein „Auge für's Geschäft" zu haben scheint. Wir Alle hatten Löffel und Perlenschnure im Hintergrunde erblanden; nur mein langhaariger Freund kam mit leeren Händen heraus. Cetewayo sah dies sofort, und ich hörte, wie er allsogleich seinen Wunsch, fertigte die Antwort: „Meine Frau würde eifersüchtig werden," mit der Entgegnung ab: „Deine Frau würde sich über ein Geschenk gefreut haben."

Interessant ist der Zululönig gegen Kraftverschleiern nicht so unempfindlich, wie man behaupten hat. Besonders im Beginne seiner Gefangenschaft zeigte er ein lebhaftes Interesse für alles Neue, was ihm seine Umgebung bot. Er ging sogar an, Schreibunterricht zu nehmen, den er jedoch plötzlich aufgab, als er auf sein Gesuch um Freilassung von Lord Kimberley eine abschlägige Antwort erhielt. „Wenn ich im Exil sterben soll, hat die Kenntniß der Schriftsprache keinen Werth für mich," sagte er mit wunderlicher Logik. Dieser Ausspruch hindert ihn aber nicht, gelegentlich Briefe in seinem Namen aufsetzen zu lassen, die in charakteristisch kurzer Fassung hervorragenden Personen für empfangene Theilnahme Dank sagen, ihnen zu ihrer Reise nach England Glück wünschen, oder auch condoliren, falls sie ein Unglück betroffen hat.

Doch nehmen wir Abschied von unserm Thema und der dunklen Majestät! Daß die Freilassung Cetewayo's ein Act der Gerechtigkeit wäre, wird allgemein anerkannt, ob sie aber auch ein Act der Klugheit sein würde, ist immerhin in Frage gestellt. Die Capcolonie liegt zwar an zwei Seiten Zululande entfernt, als daß deren Bewohner von den etwaigen Rachegelüsten des in seine Macht wieder eingesetzten Königs direct belästigt werden könnten. Anders aber verhält es sich mit den dem Zulureiche benachbarten Ländern, insbesondere mit Natal und Transvaal. Die Bewohner dieser Länder dürften weniger sanguinisch über die friedfertigen Absichten des eventuell befreiten Löwen. Das Mißtrauen derselben wurde erst jüngst noch zum kraftvollen Ausdrucke gebracht durch sofortige im Parlamente Natals einstimmig angenommene Resolution: Die englische Regierung zu ersuchen, Cetewayo nicht die Erlaubniß zu geben, nach dem Zululande zurückzukehren.

Graaf-Reinet, Südafrika, im December 1881.

Dr. Bruno Behelm-Schwarzbach.

* In Anbetracht der bevorstehenden Reise Cetewayo's nach England darf der obenstehende uns vor Kurzem aus Südafrika eingesandte Artikel ein besonderes Interesse unserer Leser beanspruchen. D. Red.

Redacteure: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Regine schritt eiliger, als sie gekommen, davon — und jetzt wandte sie sich dem Edelhofe zu — in einer leicht erklärlichen Aufregung. Welche Enthüllung war ihr geworden! Also so genau konnte man in der Försterei ihrer Eltern Schicksale, so genau hatte Leonhard, noch bevor er sie kennen gelernt, um dieselben gewußt — und nicht der Zufall war es gewesen, der sie in der Stadt zusammengeführt, sondern die ueberlegte, planmäßige Berechnung hatte ihn bewogen, ihr den Schein des Zufälligen vorzuspiegeln, sich ihr allmählich mit erheuchelter Schüchternheit zu nähern, ihr zu huldigen und endlich, seines Erfolges sicher, um sie zu werben — um die Erbin — Alles um ihres Rechtes auf dieses Dortenbach willen, um eines Geburtsrechtes willen, das sie nicht sollte von sich schleudern dürfen, obwohl es ihr das Leben vergiftete!

Sie war nicht mehr zornig, nicht mehr empört, wie am Morgen — sie war entsetzt, innerlich gebrochen — das Herz blutete ihr; es drohte ihr zu brechen bei der unseligen Entdeckung, so grenzenlos abscheulich betrogen worden zu sein — von ihm, von dem reinsten, edelsten Menschen auf Erden, wie sie gewähnt hatte.

Sie rief es sich wieder in die Erinnerung zurück, wie er sich ihr zuerst genähert; auf der Eisenbahn von einem weiteren Ausfluge in's Gebirge heimkehrend, hatte sie ihn im Coupe sich gegenüber gefunden — nach längerer Fahrt war der Tante ueben ihr unwohl geworden — er hatte sich hilfreich gezeigt — den Arzt hervorgelehrt: beim Aussteigen gegeben nach der Ankunft in der Stadt hatte die Tante ihn gebeten, am anderen Tage kommen und nach ihrem Befinden sehen zu wollen; er war gekommen und von da an öfter und öfter, bis Regine ihm ein Recht gegeben hatte, seine Besuche dauernd fortzusetzen.

Aber so oft er gekommen, er hatte Reginen nie verrathen, daß er aus Dortenbach stamme, daß er die Geschichte ihrer Eltern kenne — mit keiner Silbe. Das verdammte ihn in Reginens Augen jetzt unrettbar. Nur ein Intrigant konnte so handeln, ein Intrigant, der ihr gefolgt war, der sich geflissentlich eines Platzes in demselben Coupé mit ihr bemächtigt hatte und dem der Zufall dann so wunderbar beigestanden . . .

Und erst nach längerer Zeit, kurz bevor sie ihm das Jawort gegeben, das nach beider Wünschen vorerst noch nicht bekannt werden sollte, hatte er ihr gegenüber, anscheinend ganz unbefangen, einmal Dortenbach erwähnt und auf ihre erstaunte Frage, wie er es kenne, geantwortet, daß es seine Heimath sei . . . von seinen Eltern, von seinem Bruder Erwin hatte er ihr nun gesprochen, gesagt, daß sein Vater Forstmann, der Förster der Dortenbach'schen Waldungen sei. Und von da an war denn bei ihnen unbedingten Vertrauen auf ihn das Eis gebrochen — sie hatte ihm ihrer Eltern Schicksal erzählt und er ihr gelauscht, als ob er nie davon gehört. Und dann war es geschehen, daß sie ihm ihre Entschlüsse, ihre zornige Entschlossenheit geoffenbart, wie in die geringste Berührung mit der adeligen Sippschaft ihrer Mutter kommen zu wollen.

Er hatte weder Lob noch Tadel für diese Art zu empfinden gehabt, nur skeptisches Lächeln — zu widersprechen war er wohl viel zu klug gewesen — erst nach und nach war leise, mit einem überlegenen Lächeln, mit einer spöttischen Zudisserenz der Widerspruch gekommen, bis er eines Tages bei ihr erschienen war, um ihr mitzutheilen, daß er als Arzt zu ihrem Oheim berufen sei: als er dann zurückgekehrt, hatte er den zweiten großen Schachzug gethan — sie zu überreden gewußt, hierher, nach Dortenbach zu kommen.

So lag jetzt Alles klar vor Reginens Augen. Nach seiner Mutter Aeußerungen, welche er so thöricht gewesen war, nicht ganz in's Vertrauen seines verdeckten Spiels zu ziehen, war Alles aufgedeckt worden; die abscheuliche Intrigue lag nun klar und offen vor ihren Augen.

Regine war in einer furchtbaren Verzweiflung; ihn als ruchlos, als schlecht, als einen Menschen, der ihr um ihres Erbes willen Liebe geheuchelt, der ihre Hingabe gedultet, weil die Hoffnung auf ein Rittergut damit verbunden war — ihn so erkennen zu müssen, das war mehr, als sie zu ertragen wußte — das löschte ihr die Sonne aus und ließ alle Gestirne, die dem Leben leuchten, in Nacht und Dunkelheit ersterben — es war nichts Helles, nichts Großes, nichts Schönes mehr auf der Welt — es war Thorheit, noch weiter leben zu wollen unter Menschen, von denen, wenn Er trügen und lügen konnte, Keiner, auch nicht ein Einziger gut sein konnte — nein, nicht ein Einziger — Regine hätte eine letzte bange Zuflucht in ihrem vernichtenden Schmerze da suchen mögen, wo einst ihre arme Mutter sie zu finden gehofft.

Als sie endlich ganz erschöpft und zum Sterben elend in ihr Zimmer kam, fand sie ein Billet auf ihrem Tische — es war von Ihm. Er schrieb:

„Regine — Sie haben ein vollständiges Recht, auf Ihr Recht zu verzichten. Aber Sie haben kein Recht zum Argwohn wider mich, und ich bin zu stolz, mich dagegen zu vertheidigen.

Digitized by Google

Doch — wenn Sie auch darin Recht hätten, so müßte all dieses Denken an Ihr Recht doch untergehen in dem Gefühl Ihrer Liebe. Ihrer Liebe für das Haus, in welchem Ihre Mutter aufwuchs und ein fröhliches Kind war, für den Boden, der Ihrer Väter Heim war seit Jahrhunderten, für den Oheim, der Sie nicht entbehren kann, und für mich, dem Sie Ihr Wort, Ihre Treue versprochen haben. Ich gehe, Regine, und kehre zurück, wenn Sie, die Kranke, den Arzt rufen."

„O mein Gott!" rief sie erschrocken, empört aus. „Er trotzt auf das ihm versprochene Wort. Er trotzt noch."

10.

Regine hatte gegen die Dämmerstunde hin sich einigermaßen gefaßt und gesammelt; sie beschloß, ihren Dienst bei dem alten Herrn wieder aufzunehmen, der sie sicherlich ungeduldig erwartete — sie pflegte, wenn die Lampen entzündet wurden, ihr Vorleseramt anzutreten, und wollte es auch heute thun — es war vielleicht eine Zerstreuung, eine Flucht aus all den schrecklichen Gedanken, welche ihre Stirn glühen, ihre Schläfe hämmern ließen, ihre warmen Hände kalt und feucht machten. Sie wollte noch ein paar Tage lang still wie bisher weiter walten um den kranken Mann und dann die Gelegenheit suchen, unter einem passenden Vorwande von Dortenbach abzureisen und so sich vor einer neuen Begegnung mit Leonhard zu flüchten. Diesen wollte sie nie, nie wieder sehen. Er war verurtheilt für immer.

Sie betrat mit einigem Zagen das Wohnzimmer ihres Onkels. Sicherlich, dachte sie, werde der sensitive und seinfühlige alte Herr den Tact haben, nicht von der Adoptionsidee direct mit ihr zu beginnen, nachdem sie dieselbe nun einmal so schroff abgewiesen; auch werde er sich nicht als ihren Oheim geltend machen, nachdem es ihm durch Leonhard doch nahe genug gelegt sein mußte, daß sie davon nichts hören noch anerkennen wolle — sie hätte in der Erbitterung ihres Herzens dann um so härter und schärfer antworten müssen, je schwerer es ihr geworden wäre, ihre Fassung zu bewahren. Und dem alten Herrn wehe zu thun, davor scheute sie doch auch zurück, als sie jetzt forschend in sein Gesicht blickte — es lag ein so milder Ernst in seinen weichen Zügen, wie milder, lichtspiegelnder Thau auf einer Gegend liegt nach stürmischer schwerer Nacht.

Und in der That, er schien auch gar nicht daran zu denken, ein indiscretes Wort fallen zu lassen.

„Ich habe," sagte er ruhig, während Andreas die entzündete Lampe aufstellte und dem Lichtschirme des alten Herrn die rechte Höhe gab — „ich habe da ein Buch bekommen, aus dem Sie mir heute lesen sollen, Fräulein Bertram — es trägt den verheißungsvollen Titel ‚Canossagänge'."

„Gänge?" fragte Regine. „Haben wir denn nicht an einem solchen Gange genug?"

„Leider giebt es ihrer mehrere in der Geschichte, und der Verfasser stellt sie zusammen, um das Grundgesetz des ‚Canossaganges' zu finden, die Theorie solcher Niederlagen des überzeugten Wollens und Handelns für das Allgemeine —"

„Und findet er das Gesetz?"

„Es scheint so. Wir werden ja sehen. Er scheint den Satz aufzustellen: Ueberall da, wo mit dem überzeugten Wollen nicht hoher sittlicher Ernst verbunden war, sondern die Ueberzeugung, wenn auch noch so tief und unerschütterlich, nebenbei in den Dienst persönlicher oder parteilicher Interessen und Absichten gestellt wurde, überall da ist das Ende des Endes der Gang nach Canossa."

Regine nahm, ohne viel darauf zu hören, das Buch zur Hand. Was verschlug ihr diese Theorie; sie — soviel war gewiß — ging nicht nach Canossa — sie widerrief nicht.

Andreas hatte unterdeß die Läden vor den Fenstern zu schließen begonnen — jetzt hielt er hinausblickend inne.

„Was soll denn nun das bedeuten?!" sagte er.

„Was hast Du, Andreas?" fragte der alte Herr.

„Die jungen Herren machen sich da ein seltsam Stück Arbeit," antwortete Andreas; „da unten sind die Herren Junker mit dem Hausknechte in voller Thätigkeit, die Zugbrücke aufzuziehen — das ist ja schon seit Jahren nicht mehr geschehen und macht ihnen auch Last genug, scheint es."

„Laß sie, wenn es ihnen Vergnügen macht!" erwiderte der alte Herr mit einem leisen Seufzer.

Andreas schloß nach einem letzten Blicke auf die arbeitende Gruppe da draußen die Fensterladen.

„Es ist seltsam," sagte er dabei, „sie haben auch den Zug an der vorderen großen Brücke heute Nachmittag bearbeitet, sodaß Niemand mehr herein noch hinaus kann, wenn sie auch den aufziehen."

„Man hat vielleicht von Diebesbanden in der Gegend gehört," erwiderte der alte Herr, „geh' jetzt, Andreas!"

Andreas ging, kopfschüttelnd und verdrossen über seinen alten Herrn, welcher sich nun gar das auch wieder gefallen ließ — solches Den-Herrn-spielen in seinem eigenen Hause — solchen Uebermuth!

Es war nicht gerade Uebermuth, was Sergius und Damian dazu verführt hatte, Haus Dortenbach für die kommende Nacht von der übrigen Welt abzuschneiden, wie eine mit Belagerung bedrohte Burg. Was sie gethan, war die Ausführung einer in einem Familientrathe beschlossenen Maßregel und das Ergebniß von sehr erregten und leidenschaftlichen Debatten, die in dem großen Wohnzimmer des von der Generalin von Sander bewohnten Flügels fast den ganzen Nachmittag hindurch stattgefunden hatten, nachdem der Herr Rentmeister sich bei der Generalin hatte melden lassen, um ihr Mittheilungen der überraschendsten und erschreckendsten Art zu machen. Er war ein kluger, scharf beobachtender Mann, der Herr Rentmeister Benning; für das Beobachten kam ihm wohl ein wenig das leise Schielen zu Statten, mit dem er halb hierhin, bald dahin blickte — nur nie seinem Gegenüber gerade in's Auge. Von seinen Geschäften erdrückt war er nicht; dafür standen seine breiten Schultern ein, obwohl sie auch noch den schweren, vollen Kopf mit dem starken Unterkinn zu tragen hatten, aber ein wenig übellaunig und menschenfeindlich hatten sie ihn gemacht, die Geschäfte, und eigentümig dazu; der Förster Klumpfuß pflegte zu sagen, es wäre dem Herrn Rentmeister ergangen wie einem Hunde, der bei einem zu schwachen Herrn die Dressur verloren.

„Frau Generalin," hatte Benning gesagt, nachdem er sich breit und selbstbewußt der hohen Dame gegenüber gesetzt und mehrmals die heiße Stirn getrocknet, „da habe ich Ihnen etwas mitzutheilen, was das Geschäftchen, welches wir in Aussicht genommen, böse stören könnte."

„Und was wäre das? Meine Cousine Ramsfeld denkt doch nicht etwa an einen anderen Käufer für Dortenbach als Sie, Benning? . . . Dann müßten Sie selber dazu thun, um . . ."

„Es handelt sich nicht um Frau von Ramsfeld, sondern um eine ganz andere — Cousine!"

„Cousine? Welche Cousine?"

„Die schöne Krankenpflegerin des Barons, das Fräulein Bertram . . . das Fräulein, das sich Regine Bertram nennt . . ."

„Was soll uns das? Was wollen Sie sagen, Benning? Sie könnten ein wenig rascher vorbringen, was Sie sagen wollen."

Ein boshaftes Lächeln zuckte um seinen Mund. Es war nicht seine Art, da, wo er erst ein wenig auf die Folter spannen konnte, gleich mit den Dingen heraus zu platzen. Darum antwortete er, indem er sich auf's Neue die Stirn mit dem Tuche wischte, nur:

„Sie hören's früh genug, Frau Generalin; denn sehr angenehm wird Ihnen die Entdeckung nicht sein. Dieses Fräulein Bertram heißt gar nicht Bertram, sondern Regine Horstmar, und ist das wohlgerathene, legitime Töchterlein des Medicinalraths Horstmar, des Doctors, wissen Sie, der die Schwester unseres Barons, das Fräulein Sabine verführt und endlich auch richtig bekommen hat . . ."

„Ah — ich bitte Sie — ist das die Wahrheit?" rief die Generalin erblassend, während ihre kleinen falschen Augen ihn mit strafendem Blicke durchbohrten.

„Wenn's die Wahrheit nicht wäre, sagte ich's nicht. Es ist so und nicht anders. Die Krankenpflegerschaft ist nichts als die Maske, unter der sich das liebenswürdige Fräulein an den Herrn Baron herangeschmeichelt hat . . ."

„Aber das ist ja schrecklich — das ist ja ein unerhörter Betrug des alten Mannes, der sicherlich von einem Fräulein Horstmar so wenig wissen will, wie wir Alle. Was will sie denn hier? Erbschleichen? Gegen uns intriguiren?"

Digitized by Google

„Erbschleichen — nun ja, wenn man's so nennen will," sagte, boshaft lächelnd, Benning. „Obwohl . . ."

„Diese Schlange!" rief die Generalin in sittlicher Entrüstung; „diese höllische Schlange — darum hat sie damit begonnen, uns von dem Vetter zu trennen — und der Doctor, dieser Doctor Klingholt dient ihr dabei hinterlistig zum Rückhalt . . ."

„Richtig — der Doctor — die Herren Klingholt — da liegt eben — nicht der Hase, sondern der Förster im Pfeffer . . ."

„Welche Frechheit!" eiferte die Generalin. „Sabine Dortenbach hat vor ihrer Verheirathung feierlich und gerichtlich auf alle Erbansprüche verzichtet und geschworen, nie wieder den Fuß nach Dortenbach setzen zu wollen. Darnach können wir uns nun doch ausbitten, daß diese Sorte Verwandschaft uns aus dem Wege geht. So etwas kann doch selbst Er nicht hier dulden wollen. Freilich, was duldet Er nicht am Ende! Aber dafür sind wir da. Es wäre ja gottlos von uns, wenn wir den kranken, schwachen Mann einer solchen Intrigue ausgesetzt sein ließen . . ."

Sie war, während sie sprach, in zornigster Erregung aufgesprungen und schritt nun mit einer Energie auf und ab, daß die alten Dielen sich unter ihren Füßen bogen.

„Wie haben Sie die Sache denn nur entdeckt, Benning?" fragte sie.

„Na — wie man so etwas entdeckt, wenn man nur einmal auf den ersten Gedanken gebracht ist. Es war eine so auffallend schöne und stattliche Person, die der Doctor Klingholt da geschickt hatte — als Krankenwärterin! Solche Personen, welche Sie dabei ansehen, als ob sie sagen wollten: wenn da, wo Du stehst, Luft wäre, würde ich eine angenehmere, freiere Aussicht haben, solche Damen pflegen doch keine Krankenpflegerinnen zu sein — zu meiner Zeit wenigstens waren sie das nicht. Und dann hatte sie so etwas — ich weiß nicht, worin es lag, vielleicht nur in der Art, womit sie von Zeit zu Zeit mit ihren schmalen langen Fingern langsam über ihre Brauen strich — sie hatte so etwas, was meine Gedanken wunderlicher Weise am Ende immer wieder auf unsern Hausgraben brachte, auf die nordwestliche Ecke, wissen Sie, und so — nun, um's kurz zu machen: so dämmerte mir etwas. Schrieb also in die Stadt, wo ich einen Halbbruder habe, der mir schon länger den Gefallen gethan hat, das Fräulein Regine Horstmar ein wenig im Auge zu behalten, und so bekomme ich heute vor Mittag die Antwort, daß das Fräulein Horstmar, bei dem in letzter Zeit der Doctor Klingholt viel aus- und eingegangen ist — ihre Tante, die Clavierlehrerwittwe, soll an asthmatischen Zufällen leiden — daß also das Fräulein seit einiger Zeit verreist ist — wohin, nicht zu ermitteln; sie ist eine dunkelblonde Schönheit, schon mehr brünett, hat eine gedämpfte Hausfarbe mit zarter Röthe, große blaue Augen und einen kleinen Leberfleck links vom Kinne. Na — da hätten wir denn das Signalement — und ich denke — es paßt, Frau Generalin."

„Und Regine heißt sie auch — das Fräulein Horstmar?"

„Regine ist sie getauft," nickte der Rentmeister.

„Ein Zweifel kann dann freilich nicht mehr obwalten — es handelt sich nur noch um die Frage, wie man sie am besten und am raschesten forschickt."

„Das ist nun freilich nicht leicht," antwortete, sehr nachdenklich den Kopf wiegend, der Rentmeister.

„Ich würde das ganz allein auf mich nehmen — sofort!" rief hitzig die Generalin — „wenn ich nicht befürchten müßte, meine Cousine Ramsfeld würde es mir schwer übel nehmen, daß ich ihr nicht gegönnt habe, auch dabei zu sein, wo man sich so um den kranken Vetter verdient macht . . . ich muß die Cousine —"

Der Rentmeister sah sie mit einem so bitterspöttischen Lächeln an, daß sie sich unterbrach.

„Was lächeln Sie denn so dämonisch, Benning? Was wollen Sie sagen?"

„Lächle ich?" entgegnete der Rentmeister mit einem vergnügten Augenblinzeln — „dann ist es wohl vor Vergnügen, zu sehen, wie praktisch Sie das Ding angreifen werden, gnädige Frau —"

„Nun, dafür sollten Sie mich kennen!"

„Freilich, freilich! Deshalb komme ich ja auch zuerst zu Ihnen! Jetzt möchte es sich jedoch allerdings empfehlen, auch Frau von Ramsfeld und Herrn Sergius in das Geheimniß zu ziehen — es möchte uns doch verübelt werden, wenn wir die Sache nicht einer allgemeinen Berathung unterzögen; ich habe noch einiges vorzulegen, was wohl der Mühe werth wäre, einem kleinen Familienrath vorgelegt zu werden."

„Was haben Sie denn noch?"

„Darf ich gehen, Frau von Ramsfeld herüberzubitten?" fragte Benning, ohne der Generalin eine Antwort zu gönnen.

„Gehen wir Beide zu ihr hinüber, meinethalb!" versetzte sie und schritt voraus.

Sie gelangten durch einen Corridor, der die beiden Heerlager trennte, in's Hauptquartier des Südens. Das Zimmer der Frau von Ramsfeld, welches Fenster nach zwei Seiten hatte, die jetzt durch zugezogene Jalousien verdunkelt waren, zeichnete sich durch große Unordnung aus, durch die merkwürdige, eigensinnige Verwechselung der Möbel zum Ruhen und Sitzen mit solchen, welche zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidungsstücken bestimmt sind.

Dora saß am Fenster und knotete an irgend einer Häkelei, Frau von Ramsfeld aber ruhte auf einer Chaiselongue und — schlief. Sie sah ein wenig wild aus ihrer Siesta auf, als nach einem abermaligen raschen Anklopfen die Generalin so nachdrücklich in's Zimmer gerauscht kam, als ob sie eine kriegerische Occupation vornehme.

„Aber ich bitt' Sie, Frau Cousine, mich so zu überraschen! Und Sie, Benning, was wollen Sie?"

Die Generalin setzte sich auf den Sessel zu Füßen des Ruhebetts, ohne eine Entschuldigung bei der Lage der Dinge für geboten zu erachten; sie überließ dieselbe Benning, der in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war und nun, indem er mit bosthafter Betonung sprach, auch die Frau Generalin aus ihrer Haltung voll entrüsteter Würde aufschreckte.

„Sie müssen schon verzeihen, daß wir Sie stören, gnädige Frau; es geschieht nicht ohne guten Grund . . . wenn das Haus brennt, macht man mit dem Wecken keine Complimente . . . das Haus brennt nun zwar nicht, aber der Boden unter Ihren Füßen bekommt eine verdächtige Wärme, meine Gnädige! Da heißt es denn überlegen, was zu thun bei einer Sachlage von so verzweifelt gefährlicher Natur — wirklich — es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich sage: verzweifelt."

„Aber," fuhr hier die Generalin dazwischen, „was reden Sie denn da, Benning? Verzweifelt? Verzweifelt einfach ist denn doch die Geschichte, und was zu thun? Ich habe nie in meinem Leben sicherer gewußt, was zu thun ist."

„Um was handelt es sich denn?" fragte Frau von Ramsfeld, indem sie mit großem Eifer ihr wirrgewordenes Scheitelhaar ordnete und glatt strich.

„Es handelt sich darum," sagte Benning, „daß die Pflegerin, welche Doctor Klingholt dem alten Herrn zugeführt hat, Fräulein Horstmar, die ausschließliche legitime Erbin von Dortenbach ist, und daß, wenn sie in dieser Weise, wie sie es gethan, sich einmal hier im Hause eingeführt hat, sie auch wohl entschlossen ist, es nicht wieder zu verlassen — wozu sie denn auch freilich kein Gott zwingen kann."

Frau von Ramsfeld starrte ihn an, beide Hände, welche plötzlich in ihrer Bewegung wie gelähmt inne gehalten hatten, noch auf dem Scheitel. Die Generalin aber sagte erstaunt: „Benning, schnappen Sie denn über? Sie sprechen ja jetzt, als ob . . ."

„Ich verrückt wäre? O, nein, ich weiß sehr gut, was ich sage, meine Gnädige."

„Die — wie heißt sie? Horstmar?" rief jetzt Frau von Ramsfeld dazwischen, „ist hier und will uns um die Erbschaft des Vetters bringen? Die Mutter, ehe sie mit ihrem Quacksalber durchgegangen ist, hat ja . . ."

„Hat ja auf Alles und Jedes verzichtet," fiel hier die Generalin ein.

„Allerdings, allerdings!" rief Frau von Ramsfeld, „ich weiß ja noch von meinen seligen Eltern her, daß dieser bürgerliche Anhang uns nichts mehr angeht."

„Ihre seligen Eltern, gnädige Frau, haben sich da im Irrthum befunden," erwiderte Benning, sich dreit in den nächsten Lehnstuhl setzend, von welchem unterdeß Dora hastig ein auf den ersten Anblick unbeschimmbares nicht mehr ganz frisches Wäschestück fortgerissen hatte. „Das Fräulein Sabine von Dortenbach hat vor ihrer Verheirathung auf ihre Erbansprüche entsagt. Allerdings! Und hätte unser Herr legitime Descendenz, so wäre ihre Nachkommenschaft ausgeschlossen. Allein da jene fehlt, ist die Tochter der Sabine von Dortenbach die einzige und ausschließliche Erbin —

Digitized by Google

der Verzicht ihrer Mutter ändert darin nicht das Geringste; denn diese könnte höchstens für sich, aber nicht für ihre Kinder verzichten."

„Aber das ist ja, um Ihnen die Augen auszukratzen, Sie dummer Mensch!" rief die Generalin zitternd vor Aufregung dazwischen, „das ist nicht möglich — wie wäre uns denn nie, niemals etwas davon gesagt . . ."

„Vielleicht haben Sie nie einen rechtskundigen Menschen darnach gefragt, gnädige Frau," antwortete Benning sarkastisch.

„Aber Sie selbst," sagte Frau von Ramsfeld, „Sie selbst haben doch auch . . ."

„Nun sehen Sie," unterbrach er sie mit einem Blick, von dem jede der beiden Damen annehmen konnte, daß er auf sie gerichtet sei, „man glaubt eben, was man wünscht. Ich habe mir immer die Horstmar'schen so ein wenig im Auge gehalten; der Mann war ein Demokrat und grimmiger Adelsfeind — das wußte Jedermann in der Stadt; von seinem Zusammenhang mit den Dortenbach hat ihm nie Jemand reden dürfen; in so feindseliger Gesinnung wird er auch sein Kind erzogen haben, und bei Leuten, welche so denken — was wollen Sie? bei solchen Leuten wiegt man sich in eine falsche Sicherheit, daß sie sich nicht herablassen, sich das Dementi zu geben, das, worauf sie einmal verzichtet haben, nun doch zu fordern."

„Das wäre ja aber auch eine wahre Schmach — und noch dazu mit einer so ruchlosen, elenden Juristen-Chicane," sagte Frau von Ramsfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dorfpräceptor.

Ein Bild aus dem Lehrerleben im vorigen Jahrhundert.

Die Professoren an unseren Universitäten wie die Directoren unserer Seminare pflegen in ihren Vorlesungen über die Geschichte der Pädagogik zwar eingehende Biographien von großen Vertretern dieser Wissenschaft zu geben, auch die Geschichtsbücher der Erziehungslehre berichten über die Sterne erster Größe am pädagogischen Himmel, aber in die Welt des kleinen Lehrers, die des Wissenswerthen so vieles bietet, greift selten ein kundiger Schilderer. Und doch ist dieses Capitel höchst interessant und zugleich ein nicht unwichtiger Culturmesser. Es sei mir darum gestattet, hier Einiges über die jungen Lehrer des vorigen Jahrhunderts, die man früher allgemein „Präceptoren" nannte, zu berichten; ich schicke sogleich voraus, daß, so sonderbar und unglaublich auch manches hier Mitgetheilte klingen mag, doch Alles, was ich schildern werde, auf Wahrheit beruht. Was ich aus der Zeit vor ziemlich hundert Jahren erzähle, ist mir von einem alten durchaus glaubwürdigen sächsischen Cantor und Lehrer, einem früheren Präceptor, mitgetheilt worden. Meine Darlegung bezieht sich somit nur auf das Königreich und die Provinz Sachsen, namentlich aber auf den Regierungsbezirk Merseburg, es ist indessen wohl anzunehmen, daß die Verhältnisse der Präceptoren damals in ganz Deutschland dieselben gewesen sind.

Noch zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts gehörte in Sachsen eine große Anzahl der Dorflehrer ohne Kirchendienst dem ehrbaren Schneider-, Schuhmacher- oder Leineweberhandwerke an, und nur ein geringer Bruchtheil bestand aus Leuten, die in ihrer Jugend den Lehrerberuf erwählt hatten. Die Anforderungen, die man an sie in der Regel stellte, waren äußerst gering. Konnte ein Knabe gut lesen und schreiben, war er mit den vier Species mit unbenannten und benannten Zahlen vertraut und hatte er eine leidliche Stimme zum Singen — gut, so hieß es: „Du mußt Lehrer werden" — und er wurde es. Das Dorf Niemegk bei Bitterfeld lieferte — nebenbei bemerkt — damals ein so bedeutendes Contingent derartiger Schulamtscandidaten, daß man es im ganzen Umkreise nur die „Präceptorhecke" nannte.

Eine besondere Vorbereitung auf den Lehrerberuf gab es weiter nicht als die, daß der confirmirte Knabe bei dem Dorflehrer höchstens noch ein Jahr blieb und während dieser Zeit sich einige Lehrgeschicklichkeit aneignete; auch ein gewisses Alter zur Erlangung einer Präceptorstelle war nicht erforderlich, ebenso wenig eine Probelection: nur ein Testamen bei dem Superintendenten hatte der Erwählte, richtiger der „Gemiethete", zu bestehen, und selten erhielt ein Examinand eine Zurückweisung; denn eine solche war bei dem geringen Grade der Anforderungen kaum möglich.

Der oben erwähnte alte Cantor erzählte mir über seine Erfahrungen als Präceptor Folgendes:

„Ich war, als ich zum Präceptor im Dorfe B. angenommen, etwas über fünfzehn Jahre alt und noch recht klein von Figur. Der Tag meines Testamens kam heran. In Schnallenschuhen, schwarzen langen Strümpfen, kurzer Hose, schwarzer Jacke und einem Strohhute von derselben Farbe präsentirte ich mich dem hochwürdigen Herrn Superintendenten. Sein erstes Wort war: ‚Du? Ei, Du wirst auch etwas Nechtes können! Setze Dich!'

Nun übergeugte er sich zuerst von meiner Leserfertigkeit und dictirte mir einige Zeilen; dann begann die Ueberhörung des größten Theiles der lutherischen Hauptstücke und einer nicht geringen Anzahl von Bibelsprüchen, worauf die christlichen Fragstücke aus dem großen lutherischen Katechismus an die Reihe kamen. Er fragte, ich antwortete.

Die Prüfung war hiermit beendet. Ich hatte die Feuerprobe glücklich bestanden und wanderte nun an einem wunderschönen Herbsttage meiner neuen Heimath zu. Diese war ein ganz kleines Dörfchen mit nur sechs Drescherhäusern und einer Schäferei. Sämmtliche Häuschen hatten Lehmwände, Strohdächer und kleine Fenster. In unmittelbarer Nähe befand sich ein schöner Tannenwald, in welchem Legionen von Krähen nisteten, deren Gekrächze mein tagtägliches Concert war. Mit den besten Vorsätzen und dem freudigen Gefühle, daß meine blutarmen Eltern nun nicht mehr für mich zu sorgen hätten, kam ich hierher, traf aber nur die Kinder zu Hause; denn die Eltern waren auf dem eine halbe Stunde entfernten Rittergute auf Arbeit. Einem zwölfjährigen Mädchen stellte ich mich als den neuen Präceptor vor, und die fröhliche Kleine zeigte mir das Haus, in welchem die nächste Woche Schule gehalten werden sollte. Ich ließ mich in demselben häuslich nieder — denn nach Ortsfitte war es zu meiner Wohnung bestimmt — und ging alsdann in's Pfarrdorf, um mich dem Pastor, meinem Localschulinspector, vorzustellen.

In dem Hofe dieses geistlichen Herrn sah es aber wie in einem großen Bauernhofe aus; denn er betrieb seine Oekonomie selbst. Alte und junge Hühner, Gänse und Enten wurden in diesem Augenblicke gerade von ihm in höchst eigener Person gefüttert. Er nahm mich freundlich auf, theilte mir erstens mit, daß der Rittergutsbesitzer meinen Gehalt um jährlich zwei Thaler erhöht, sodaß ich, nicht wie mein Vorgänger sechs, sondern jährlich sogar acht Thaler Einkommen haben würde. Am Schlusse meiner Vorstellung gab er mir die Weisung, den nächsten Montag meine Schule in Gottes Namen zu beginnen und fleißig zu sein. Er werde später nachsehen, wie ich mein Amt treibe.

Es war gegen Abend, als ich in mein Dörfchen zurückkehrte. Ich hatte mit der Dreschersfamilie eine gemeinsame Wohnung; nur unter dem Dache ward mir zur alleinigen Benutzung ein Schlafkämmerchen mit einem so schmalen Fenster angewiesen, daß ich den Kopf nicht herausstecken konnte. Das war nun mein neues Heim, jedoch nur auf kurze Zeit; denn es bestand hier dieselbe Einrichtung wie an anderen Orten, die einen Präceptor hatten, nämlich die: es wurde die Schule in einem Hause nur so viele Wochen gehalten, wie es schulpflichtige Kinder zählte. Dieselbe Bestimmung galt auch für die Häckbauer meiner Wohnung und Beköstigung.

Wie mir der Herr Pfarrer befohlen, begann ich also meine Schule. Die sämmtlichen Schulkinder des Ortes, dreißehn an der Zahl, sämmtlich Barfüßler, erschienen rechtzeitig, obgleich keine allgemeine Dorfuhr die richtige Zeit meldete. Ein großer, weißer, geschewerter Tisch mit unzähligen von Holzwürmern gebohrten Löchern bildete die Schultafel, an welcher leider nicht alle Schüler Platz fanden. Es mußten deshalb die ganz Kleinen auf Hitschen (Fußbänken) sitzen und eine lange Bank, die an den Wänden befestigt war, als Tisch benutzen. Das gehörige Licht fehlte in hohem Maße; denn die äußerst kleinen Fenster wiesen drei zerbrochene Scheiben auf, welche nach altväterischer Sitte aus Sparsamkeit mit Papier verklebt waren. Die Stube selbst war ungedielt und nur der vordere Raum mit Ziegelsteinen gepflastert.

Digitized by Google

Der „Gregorius-Umgang“ eines sächsischen „Dorfpräceptors“.
Originalzeichnung von Fr. Beinke.

Ein mächtiger Kachelofen mit einer „Hüllenbank“, die unseren Dreschgenossenten als Sopha diente, mußte auch jetzt schon, trotz warmer Luft, da es eine Sommerwiesenstätte nicht gab, zum Kochen benutzt werden.

Drei Stunden dauerte die Unterrichtszeit, in welcher Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurden. Vor Allem aber mußten die Kinder den lutherischen Katechismus, eine Masse Bibelsprüche und Gesangbuchslieder auswendig lernen. Ich sage absichtlich: auswendig; denn von inwendig Lernen gab es keine Spur. Als Lesebücher dienten das ABC-Buch mit dem großen Kickerihahne auf dem Titel, der kleine lutherische Katechismus, das Evangelienbuch und bei weiter vorgeschrittenen Lesern die Bibel. Der Schreibunterricht bestand nur in dem Anstreben einer eigenen Handschrift; zu besonders glänzenden Resultaten führten diese Versuche freilich nicht — du lieber Gott! wie wäre das möglich gewesen! In so kurzer Zeit! Schriftliche Arbeiten wurden nicht verlangt, und man war zufrieden, wenn die Kinder leichte Sätze nach Dictat schreiben konnten. Die Uebungen im Rechnen bestanden immer in Berechnungen des Preises von Eiern, Butter und Käse, und Lehrmittel gab es gar nicht. Das war also unsre damalige Volksschule!

Nach der Schule exquicte ich mich an dem Dufte des Tannenwaldes und arbeitete an meiner weiteren Ausbildung, deren ich gar sehr bedurfte. Von meinem Pfarrer und dem Schulmeister im Pfarrdorfe lieh ich mir Bücher, welche ich mir größtentheils abschrieb, da ich kein Geld zum Ankaufe derselben hatte. Es war ein trauriges, lichtloses Leben. Meine gewöhnliche Kost bestand aus einer Wasser- und Milchsuppe und aus Kartoffeln mit Quark. So frugal aber auch meine Mahlzeiten waren, so mußte ich mir doch sagen, daß sie unter bewandten Umständen nicht anders sein konnten, und ich war zufrieden, daß es wenigstens Sonntags Fleischtag war. In dieser Einsamkeit, in welche keine Kunde von den Strömungen und Fortschritten der Welt da draußen hineinklang, mußte ich zwei lange, lange Winter verleben. Ja, Winter — nicht Jahre! Denn nur während der Zeit, da der gestrenge Boreas regierte, war ich Schulmeister. Im Sommer hatten die Kinder Wichtigeres zu thun, als zu lesen und zu schreiben, und dann gab es eben keine Schule; der Präceptor wurde entlassen — und verdiente durch Handarbeit sein tägliches Brod.

Nach zwei Jahren aber war mir ein besseres Loos beschieden, und das ereignete sich so: Der Präceptor in einem großen Bauerndorfe hatte die Frau des Ortsschulzen sich zur unversöhnlichen Feindin gemacht, indem er ihrem einzigen Sohne, einem verzogenen, lernfaulen und trotzigen Jungen, in der Schule einen Platz unter dem Kinde des Nachbars, mit dessen Ehefrau sie seit Jahren in Feindschaft lebte, angewiesen hatte, und nun wußte sie es in ihrem Hasse gegen den armen Präceptor bei ihrem Manne, ihren Verwandten und Gevattern im Orte durchzusetzen, daß der so rücksichtslose Lehrer am Michaelistage nicht wieder gemiethet wurde. Des Einen Unglück ist des Andern Glück: ich ward der Nachfolger des in Ungnade gefallenen Präceptors. Ich war ein glücklicher Mann; denn ich erhielt nicht allein zwölf Thaler Gehalt jährlich, sondern auch bessere Kost, Wohnung und Gesellschaft. Außerdem fand ich auch während des Sommers lohnendere Arbeit; durfte ich doch den Bauern bei der Feld- und Gartenarbeit helfen, und ward mir doch außerdem noch das Recht gewährt, vierzehn Tage in den Dörfern der ganzen Umgegend mit meinen größeren Schülern um Schülerlinden den „Gregorius-Umgang“ zu halten. Es war dies ein Rest des alten fahrenden Schülerthums, zu dessen Ausübung ein Dutzend Volkslieder und Arien eingeübt wurden und welches mit der vollen Woche nach Ostern in Kraft trat. Wenn stundenweit entfernt gelegene Dörfer heimgesucht werden sollten, dann wurde schon früh gegen sieben Uhr aufgebrochen. Alle Theilnehmer waren festlich gekleidet. Die Knaben hatten Sträuße von todten bunten Blumen an die Mützen gesteckt, und in der Hand trug Jeder von ihnen einen tüchtigen Stock. Die Mädchen dagegen erschienen mit Fahnen, deren hölzerne Stäbe man gewöhnlich durch wechselweise Einschnitte und Abschälung der äußeren Rinde verziert, wodurch man ihnen ein buntes Ansehen gab. Oben an diesen Stäben war ein bunter Bilderbogen mit allerhand Figuren als Fahne befestigt, und zur Erhöhung des Schmuckes dienten noch kleine Bänder in den verschiedensten Farben.

Eine der wichtigsten Personen des Zuges war einer der größeren Knaben, der sogenannte Eierjunge, welcher einen großen Korb an einem langen rothen um den Hals gebundenen Gurte trug, an seiner Seite aber hingen diverse Bilder, z. B. Soldaten, Reiter, Hausthiere ꝛc.

Nachdem ich mit meinen Schülern und Schülerinnen am Ziele angekommen, begann der Besuch der Güter. In jedem Bauergute wurde eine Arie gesungen, worauf der Schülerchor sich entfernte. Ich aber blieb mit dem Eierjungen an der Thür wartend stehen, bis man mir ein Geldgeschenk, gewöhnlich einen Sechser, in die Hand drückte. Wir armen Präceptoren! Mit dieser Kleinigkeit mußten wir uns begnügen, während die Herren Schulmeister — das waren die Kirchschullehrer — laut Matrikel einen alten Groschen, das ist zwölf Pfennig, zu bekommen hatten. Nachdem ich mein Viaticum dankend empfangen, rief der Eierjunge: „à baar Eier!“ Die freundliche Hausfrau gab sie ihm, und zum Danke beschenkte er sie mit einem Bildchen für das sie begleitende Kind.

So ging's in der Runde durch das ganze Dorf. Geistige Leute verriegelten die Hofthür, an welche dann die Jungen mit ihren Stöcken schlugen, oder sie warfen auch Steine dagegen. Besonders war das Dorf Petzen bei uns Präceptoren als geizig verrufen. Das Verschen:

Im Dorfe Petzen
Wird's nicht viel setzen'

war allgemein unter uns bekannt und fand alle Jahre seine Bestätigung. Ermüdet kehrten wir von solchen Gregorius-Umgängen nach Hause zurück, um den andern Tag unsern Umgang, der doch nichts weiter als eine Bettelei war, fortzusetzen. So ging's bei gutem Wetter vierzehn Tage fort. Fielen Regentage ein und mußte zu Hause geblieben werden, dann gab's Rasttage, und die zu dem Gregorius-Umgang gestattete Zeit wurde ohne Einwand auf drei Wochen ausgedehnt. Den letzten Tag ging's im eigenen Dorfe herum. Hier flossen die Gaben reichlicher, und der Eierjunge wurde besser bedacht; sorgten für seinen Korb doch auch die andern Knaben dadurch, daß sie die Hühnernester aufsuchten und plünderten. Viele der Hausväter und Hausmütter riefen mich nach dem Gesange hinein, und dann gab es Kuchen, Kaffee, Butterbrod und Wurst. Kinder von Verwandten oder befreundeten Nachbarn fanden ebenfalls Einlaß in die gastliche Stube und mußten am Imbiß theilnehmen, während die übrige Sängerschaar sich durch Spiel und Tanz ergötzte. Der Tag nach dem Schlusse des Gregorius-Umgangs war ein Festtag. Die Kinder empfingen Eier auf Butter mit Staudensalat und gekochten gebackenen Pflaumen, und nach dem Festmahle begann der Tanz, zu welchem zwei, höchstens drei Dorfmusikanten aufspielten. So drehte sich das muntere Wölkchen im bunten Reigen, bis es dunkelte, worauf dann Abends die Erwachsenen nach derselben Musik tanzten.“

So berichtete mir mein würdiger Gewährsmann, der Ex-Präceptor, und was ich ihm schlicht und einfach im Obigen nacherzählt habe, das ist in der That ein rechtes, echtes Culturbild aus alter Zeit. So verschieden die beiden Wörter „sonst“ und „jetzt“ sind, so verschieden sind auch in Deutschland und besonders im Königreiche Sachsen die Lehrerverhältnisse von damals und von heute. Es ist besser geworden in unsern deutschen Schulen. Freilich, zu bessern bleibt immer noch vieles, und hat man früher das Lernen oft allzu sehr auf die leichte Achse genommen — heute stehen wir leider vor dem ebenso verkehrten Extrem: wir leben in dem Zeitalter der Ueberbürdung; das macht sich wie auf anderen Gebieten, so auch besonders auf dem der Schule schmerzlich fühlbar. Wenn wieder ein Jahrhundert sich seinem Ende zuneigt, wird's hoffentlich auch hierin besser geworden sein.

Aus der Samariterschule.

Praktische Winke für die Leistung der ersten Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen.

Mit welchen Erfolgen in überraschend kurzer Zeit die Bemühungen der St. John-Ambulance in England gekrönt wurden, das lebt noch in frischer Erinnerung unserer Leser (vergl. „Gartenlaube“ Nr. 14!). Auch der Ruf, welchen vor wenigen Monaten der hochverdiente Professor Esmarch zur Gründung von Samariterschulen an das deutsche Volk ergehen ließ, verhallte nicht ungehört. Er hat bereits in den großen Städten, den Centren des Verkehrs und der Bildung, gezündet, und er wird von hier aus sicher in

Digitized by Google

die weitesten Schichten des Volkes dringen. Freilich wird zur Erreichung des hohen Zieles noch eine machtvolle Agitation entfaltet werden müssen; die Apostel des Samariterdienstes dürfen in ihren Belehrungen nicht erlahmen, und die Presse, die Trägerin und Verbreiterin des Fortschritts, hat die Pflicht, das Volk über die Ziele und den hohen Nutzen dieser wohlthätigen und menschenfreundlichen Gründung in der eingehendsten Weise aufzuklären.

Wir glauben nun, diese Pflicht am besten zu erfüllen, indem wir im Nachstehenden den von Professor Esmarch soeben herausgegebenen und für Aerzte, welche Samariterschulen gründen wollen, bestimmten Leitfaden* theilweise citiren. Mögen sich unsere Leser dadurch veranlaßt fühlen, dort, wo Samariterschulen bereits bestehen, denselben beizutreten und, wo sie bis jetzt noch fehlen, an der Agitation zur Gründung derselben den regsten Antheil zu nehmen.

1. Die erste Hülfe bei Verwundungen.

Schon einmal hat die „Gartenlaube“ von den großen Fortschritten, welche die moderne Chirurgie in der Behandlung der Wunden gemacht hat, ausführlich berichtet. (Vergl. Jahrg. 1881, Nr. 12.) Wir erinnern hier nur an die Entdeckung der Ursachen, durch welche die Eiterung und die Wundfäulniß hervorgerufen werden und welche stets in der Verunreinigung der Wunde durch mikroskopische Fäulnißerreger gesucht werden müssen, und an die von dem berühmten schottischen Chirurgen Lister eingeführte Methode der antiseptischen, das heißt fäulnißwidrigen Wunddehandlung, durch welche die von der Luft in die Wunde etwa gelangenden Fäulnißkeime getödtet und unschädlich gemacht werden. Nach dieser Methode, welche in dem oben angeführten Artikel der „Gartenlaube“ mit vollstem Recht als eine „Großthat der Humanität“ bezeichnet wurde, muß auch der Laie verfahren, wenn er genöthigt ist, bei plötzlichen Unglücksfällen einem Verwundeten die erste Hülfe zu leisten, und er wird die Grundsätze derselben am besten kennen lernen, wenn er erfährt, wie gegenwärtig von den Aerzten behufs einer Operation eine Wunde gemacht und wie diese Wunde verbunden wird. Hören wir also, was hierüber Professor Esmarch in seiner Samariterschule vorträgt:

„Wenn die Aerzte z. B. irgendwo am Körper eine Geschwulst (eine Balg- oder Fettgeschwulst) fortnehmen müssen, so wird zunächst der Patient auf einem Tische bequem gelagert und durch Vorhalten einer mit Chloroform benetzten Gazemaske betäubt. Unterdessen waschen sich nicht blos der Operateur, sondern auch seine Assistenten und Alle, welche bei der Operation Hülfe zu leisten haben, die Hände und Arme auf das Sorgfältigste mit Seife und Bürste und spülen sie darnach gründlich mit Carbolwasser ab. Alle Instrumente, Schwämme und sonstige Utensilien, welche bei der Operation gebraucht werden, müssen vorher noch einmal gründlich gereinigt und dann in Carbolwasser eingetaucht werden. Ehe die Operation beginnt, wird mit Hülfe eines Zerstäubers (Nebraicheurs, Spritzapparats) ein starker Nebel von Carbolwasser erzeugt, welcher während der ganzen Operation und bis zur Bevudigung des Verbandes sich sowohl auf den Patienten, wie auch auf den Operateur und alle Umstehenden niedersenkt und sie bei langer Dauer nicht selten durchnäßt. Er tödtet die in der Luft schwebenden Keime der Fäulnißerreger, ehe sie sich auf die Wunde niedersenken. Auch der körpertheil, an welchem die Operation vorgenommen werden soll, wird vorher durch Rasiren, durch Bürsten mit Seife und durch Waschen mit Aether und Carbollösung auf das Gründlichste gereinigt.

Nun erst wird die Operation ausgeführt, bei welcher nichts mit der Wunde in Berührung kommen kann, was vergiftend auf dieselbe wirken könnte.

Ist die Geschwulst herausgelöst und die Blutung durch Unterbindung der Adern mit carbolisirten Darmsaiten gestillt, dann wird die ganze Wunde noch einmal mit Carbolwasser ausgespült. Darauf legt man an einigen Stellen kleine Röhren (Drainröhren) ein, welche die etwa in der Tiefe sich ansammelnden Wundflüssigkeiten ableiten sollen, und schließt nun die Wunde genau durch die Wundnaht.

Dann folgt der Verband. Die Wunde und die ganze Umgebung derselben wird in ein dickes Polster eingehüllt, welches aus einem der bekannten antiseptischen Verbandstoffe besteht (aus Carbolwatte, Carbolgaze, Jodoformtorf oder dergl.); dasselbe wird durch eine carbolisirte Gazebinde festgewickelt. Darüber legt man eine elastische Gummibinde, welche den Verband so fest andrückt, daß von den Rändern her keine Luft zu der Wunde treten kann. Dieser antiseptische Verband bleibt gewöhnlich acht bis vierzehn Tage (je nach der Größe der Wunde) unberührt liegen, und wenn er dann abgenommen wird, findet man in der Regel die ganze Wunde vollständig durch erste Verklebung geschlossen, und in der Regel hat auch der Operirte während dieser ganzen Zeit keine Schmerzen empfunden, sein Wundfieber gehabt, keinen Eiter verloren und ist allen den Gefahren, welche die Eiterung mit sich bringt, glücklich entronnen.

Auch die von faulendem Eiter herrührenden üblen Gerüche, welche früher die Krankenzimmer und Hospitäler verpesteten, kommen jetzt nur noch ausnahmsweise vor, und zwar in solchen Fällen, welche nicht von Anfang an antiseptisch behandelt werden konnten.

Wenn ich Ihnen nun gezeigt habe, mit welcher Sorgfalt und Vorsicht wir Aerzte zu verhüten suchen, daß irgend welche Schädlichkeiten die frische Wunde treffen, so werden Sie mit Recht geben, wenn ich auf die Frage:

Wie soll sich der Laie bei Verwundungen verhalten?

die Antwort gebe: er soll vor Allem sich den Grundsatz zu eigen machen, den auch der Arzt als den wichtigsten für sein Handeln anerkennt, und welcher lautet: Nur nicht schaden!

Wie gefährlich jede Verunreinigung für die Wunden ist, habe ich Ihnen aus einander gesetzt. Man bringe daher weder Charpie, noch Heftpflaster, noch gebrauchte Schwämme, noch schmutzige Leinwand mit der Wunde in Berührung, fasse sie auch nicht mit schmutzigen Fingern an!

Ist die Wunde verunreinigt (durch Sand, Erde, Straßenkoth ꝛc.), so soll man sie und ihre Umgebung abwaschen und abspülen, aber nur mit reinem Wasser und reiner Leinwand (Taschentuch, Handtuch, Serviette ꝛc.).

Ganz klares Brunnenwasser, See- oder Flußwasser darf zur Noth gebraucht werden; besser ist solches Wasser, welches schon gekocht hat, weil durch Kochen die Fäulnißerreger zerstört werden.

Am besten ist es, dem Wasser eines der fäulnißwidrigen Mittel zuzusetzen, und ich spreche hiermit den Wunsch aus, daß in jeder Haushaltung ein Glas mit einer der früher genannten antiseptischen Lösungen (Carbol-, Salicyl-, Borlösung), welche in jeder Apotheke zu haben sind, vorräthig gehalten werden möge.

Wenn man dann als Verband auf die Wunde ein Stück reine Leinwand (Compresse) legt, welche in diese Flüssigkeit getaucht ist, so ist man sicher, dem Verwundeten wenigstens keinen weiteren Schaden zu thun, bis der Arzt kommt.

Ist kein Arzt in der Nähe und muß der Verwundete zu ihm hingebracht werden, so ist es nothwendig, diesen vorläufigen Verband mittelst eines Tuches oder einer Binde auf der Wunde zu befestigen und zugleich das verwundete Glied gut zu unterstützen.

Ist die Wunde mit einer Schicht von geronnenem Blute überzogen, so hüte man sich, dieselbe abzuwischen oder wegzuspülen, weil man dadurch die Blutung auf's Neue hervorrufen könnte!“

Wir begegnen in der Regel bei den Wunden noch einer anderen Erscheinung, welche oft den Tod des Verletzten verursacht, der Blutung, deren Gefährlichkeit von der Größe und der Art der geöffneten Adern abhängt. Aber auch diese Gefahr wußte die Chirurgie in der jüngsten Zeit auf die sinn- und erfolgreichste Weise zu mildern, indem sie gegen dieselbe das einfache Mittel der elastischen Einschnürung anwandte. Wir verzichten jedoch darauf, auf dieses Capitel hier näher einzugehen, da wir zu unserer Freude von dem großen Chirurgen, welcher dieselbe erfunden und eingeführt hat, von Professor Fr. Esmarch selbst, einen speciell dieses Thema behandelnden Artikel für die „Gartenlaube“ freundlichst zugesagt erhielten.

2. Die erste Hülfe bei Brandverletzungen.

Es sei uns noch gestattet, auf die Verhütung und Behandlung einer Verletzung einzugehen, welche in Folge von Unvorsichtigkeiten leider so oft in den Familien vorkommt und von den schmerzlichsten und gefährlichsten Folgen begleitet sein kann. Es ist dies die durch Einwirkung starker Hitze, des Feuers, der Flamme oder geschmolzener Metalle auf die Haut und die darunter liegenden Theile entstehende Verbrennung, oder die durch heißes Wasser oder

* „Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen“ von Dr. Friedrich Esmarch. (Leipzig, F. C. W. Vogel. Preis 1,50 Mark.)

Digitized by Google

Dampf verursachte Verbrühung. Die ermahnenden Worte, welche Professor Esmarch diesem Capitel seiner Samaritervorträge voraus-gehen läßt, verdienen wahrlich tausend und aber tausendmal gedruckt und wiederholt zu werden. Den Hausvätern und Hausmüttern möchten wir sie vor Allem an's Herz legen.

„Außer den Theaterbränden, welche so massenhafte Opfer fordern," sagt unser Gewährsmann, „sind es die Gasexplosionen, welche meist vom gedankenlosen Offenlassen der Gashähne herrühren, sind es die Petroleumbrände, welche durch leichtsinnigen Gebrauch des Petroleums zum Anheizen oder durch sorglose Behandlung der Petroleumlampen verursacht werden.

Im Allgemeinen scheint das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung unvorsichtiger zu sein als das männliche. Wie häufig gerathen nicht die leichten Kleider der Damen in Brand dadurch, daß sie mit Kerzen oder Spirituslampen, mit Benzin und Petroleum sorglos umgehen!

Wie viele Feuersbrünste dadurch entstehen, daß man Kinder mit Zündhölzchen spielen läßt, darüber berichten ja fast täglich die Zeitungen, und wie oft es vorkommt, daß gedankenlose Mütter oder Kindermägde Gefäße mit kochend heißer Milch oder Suppe so hinstellen, daß kleine Kinder sich dieselben über Gesicht und Hals, Brust und Arme reißen, das müssen wir leider nur zu oft in der Klinik erfahren, wo wir die nach solchen Verbrennungen zurückbleibenden entstellenden Narben auf operativem Wege zu beseitigen haben. Wie viele Unglücksfälle der Art aber könnten verhütet werden, wenn Jedermann es für seine Pflicht hielte, recht eindringlich zur Vorsicht aufzufordern, so oft er Zeuge solcher Unvorsichtigkeit sein muß. Aber Viele schweigen und gehen ihres Weges, wie der Priester und der Levit, und entschuldigen sich selbst mit dem Worte: ‚Was geht es mich an! Laß doch Jeden für sich selbst sorgen!' Wer aber ein Samariter sein will, der übernimmt nach meiner Auffassung von unserem Werk auch die ernste Verpflichtung, in allen solchen Fällen energisch seine Stimme zu erheben und zur Vorsicht zu ermahnen, selbst wenn es als unberufene Einmischung in anderer Leute Angelegenheiten erscheint.

Dulde doch Niemand von uns in seinem Hause, daß die Petroleumlampe nach Sonnenuntergang geöffnet werde und wo ein Licht oder ein Feuer in der Nähe ist, oder daß die Dienstboten Morgens in der Küche mit Petroleum das Feuer anlegen oder daß Abends bei Licht noch mit Benzin die Flecken aus den Kleidern beseitigt werden. Sorge doch Jeder, daß nicht Zündhölzer oder Gefäße mit heißen Flüssigkeiten sich im Bereiche seiner Kinder befinden! Und wer seiner Frau oder seinen Töchtern leichte Stoffe zu Ballkleidern oder Vorhängen schenken will, der lasse sie doch vorher unverbrennlich machen!

Das Verfahren ist so einfach und so billig, und die Farben der Stoffe werden dadurch nicht verdorben. Es sollte allgemein bekannt sein, daß es genügt, solche Stoffe in eine Lösung von schwefelsaurem Ammoniak zu tauchen und sie darnach wieder zu trocknen und zu bügeln. Kommen sie dann mit einer Flamme in Berührung, so lodern sie nicht auf, sondern verkohlen langsam wie Zunder.

Wie kann man aber heißen, wenn z. B. die Kleider einer Frau in Brand gerathen sind? Wie geht es gewöhnlich dabei zu? Flammen hüllen die Unglückliche ein, verlengen ihre Arme und Hände, ihren Hals und ihr Gesicht; Haare und Mütze lodern hell auf. Am besten würde es sein, wenn sie sich gleich zu Boden würfe und sich herumrollte und so die Flammen durch Druck erstickte. Aber dazu fehlt gewöhnlich die Geistesgegenwart; laut schreiend stürzt sie fort; der Zug verstärkt die Flammen, und wie eine wandernde Feuersäule rast die Unglückliche von dannen.

Was ist da zu thun? Man laufe nicht fort, um Wasser zu holen, sondern ergreife die erste beste Decke oder ziehe rasch den eigenen Rock aus, umwickle damit die Brennende, werfe sie nieder auf den Boden und rolle sie, bis die Flammen erstickt sind. Dann erst hole man Wasser, viel Wasser, begieße, durchnäße sie gründlich von oben bis unten; denn die heißen, verkohlten Kleider brennen noch weiter in's Fleisch hinein. Ebenso kühlt man bei Verbrühungen durch heißes Wasser oder Dampf (Kesselexplosionen) zunächst durch reichliches Uebergießen mit kaltem Wasser Körper und Kleider ab.

Darnach trage man die Verbrannte behutsam in ein warmes Zimmer, lege sie auf den Boden auf einen Teppich, oder auf einen Tisch, nicht in ein Bett, weil man in einem solchen nicht gut weiter hantieren kann, und schicke sofort zum Arzte. Klagt die Verbrannte über Durst, so gebe man einen warmen, erregenden Trank (Thee, Grog), weil nach stärkeren Verbrennungen die Temperatur des Körpers alsbald zu sinken beginnt.

Dann müssen zunächst die Kleider entfernt werden, wobei man mit der größten Vorsicht und Sorgfalt verfahren muß. Dazu nehme man womöglich zwei Personen zu Hülfe, von denen eine sich auf die andere Seite der Verbrannten stellt, die zweite das Nöthige zureicht.

Man nehme darauf eine gute große Scheere oder ein scharfes Messer und schneide vorsichtig alle Kleidungsstücke so durch, daß sie von selbst abfallen. Nichts darf durch Ziehen oder Reißen entfernt werden, weil man sonst die Blasen zerreißt. Man versuche nur nicht, aus unzeitiger Sparsamkeit, etwas von der Kleidung erhalten zu wollen. Ist etwas an der Haut festgeklebt, so lasse man es daran sitzen und umschneide es mit scharfem Messer oder Scheere. Langsames Durchfägen mit stumpfen Messern macht unsägliche Schmerzen. Nur muß man keine Blasen abreißen; denn die Oberhaut bildet den besten Schutz für die sonst entblößte Unterhaut. Höchstens darf man sie, wenn sie sehr gespannt sind, mit einer Nadel aufstechen, damit das Wasser ausfließt.

Ist immer noch kein Arzt zur Stelle, so ist die nächste Aufgabe, die verbrannten Hautstellen vor dem Einflusse der Luft zu schützen. Dabei ist zu beachten, daß Umschläge von kaltem Wasser gewöhnlich die Schmerzen vermehren. Viel wohlthuender ist es, der Haut einen Ueberzug von Fett, Oel oder einer trockenen Substanz zu geben, unter welcher sich gewöhnlich bald die Schmerzen vermindern.

Man begieße also die verbrannten Stellen reichlich mit Oel (Lampenöl, Salatöl, Rieinusöl, oder was gerade zur Hand ist) oder bestreiche sie mit Fett, Schmalz, Butter, Gummischleim oder flüssigem Leim oder bepulvere sie mit Mehl, Stärke, Kohlenpulver, doppeltkohlensaurem Natron (Bullrich's Salz) oder solche sie sorgfältig ein in reine lockere Watte, von der man zuvor den glänzenden Ueberzug abgezogen hat. Ist eine Apotheke in der Nähe, so schicke man nach Brandsalbe, einer Mischung von Leinöl und Kalkwasser, mit der man die verbrannten Stellen bestreicht; darüber legt man Watte oder kleine Läppchen von seiner Leinwand.

Aber auch das antiseptische (fäulnißwidrige) Verfahren, welches ich bei der Wundbehandlung schilderte, ist in neuerer Zeit bei Verbrennungen mit dem besten Erfolge angewendet worden.

Der Eiter, den die Brandwunden in großer Menge absondern, nimmt sehr bald durch Fäulniß einen sehr üblen Geruch an, was die Kranken nicht nur auf das Aeußerste quält, sondern sie auch allen früher geschilderten Gefahren der Eiterung aussetzt. Es ist deshalb nothwendig, die angewendeten Mittel mit irgend einer antiseptischen Substanz zu vermischen, z. B. Carbolsäure oder Thymol dem Oel zuzusetzen, oder dasselbe nachträglich aufzulegen, wenn es anfangs nicht zur Hand war. Dies kann immer noch geschehen, wenn erst der Arzt da ist. Diese antiseptischen Mittel, namentlich das Thymol, verhüten nicht nur den üblen Geruch des Eiters, sondern pflegen auch die Schmerzen wesentlich zu lindern. Es ist deshalb zu wünschen, daß die Apotheker stets Brandsalbe vorräthig halten, welche mit (1%) Thymol vermischt ist."

Wir beschließen hiermit unsere Auszüge aus den Vorträgen der Samariterschule; denn es kann nicht unsere Aufgabe sein, durch eine Reihe von Artikeln die Leser zur richtigen Leistung der ersten Hülfe in der Noth anzuzubilden. Dazu ist der lebendige Vortrag eines erfahrenen Arztes nothwendig, der außerdem seinen Schülern Vieles durch Abbildungen verständlich macht; dazu sind vor Allem praktische Uebungen nöthig, welche unter seiner Leitung auszuführen sind. Glaube daher Niemand, wer solche Aufsätze oder Bücher gelesen, er sei nunmehr ein fertiger Samariter und wisse schon das Nöthige! Nein, wer das Herz hat, seinem Nächsten in der Noth beizuspringen, der strebe zunächst mit aller Kraft danach, daß in seiner Heimath eine Samariterschule gegründet werde, und besuche sie dann fleißig! Er lege nicht die Hände in den Schooß und denke kleinmüthig, daß unsere Zeit abgestorben sei für die edlen Werke der Nächstenliebe! Wahrlich, das Jahrhundert, in welchem das rothe Kreuz überall zu Ehren gelangt ist, in welchem die menschenfreundliche Vorsorge für die Arbeiterclassen ihre Triumphe feiert, in welchem Kindergärten, Kinderheilstätten und Ferienkolonien zur Blüthe gedeihen, es wird auch die Samariterschulen fördern und unterstützen.

Digitized by Google

Land und Leute.

Nr. 19. Der Hansjochenwinkel.

Als die Königin Luise mit ihrem Gemahl einst ein Potsdamer Garderegiment besichtigte, fielen ihr darin mehrere hohe, breitschulterige Gestalten auf. Sie fragte den Flügelmann nach Namen und Heimath und erhielt die Antwort: „Hansjochen (Hans Joachim) Pollehn aus Bonese bei Salzwedel.“ Des Zweiten Antwort auf dieselbe Frage lautete: „Hansjochen Giffey aus Austenbeck bei Salzwedel,“ des Dritten: „Hansjochen Meyer aus Schmölau bei Salzwedel,“ und so ging es fort. Wohl ein Dutzend dieser vierschrötigen „unstämschen Kerle“* hörten auf den Rufnamen „Hansjochen“. Da konnte die hohe Frau die scherzende Bemerkung nicht unterdrücken:

„Das muß dort bei Salzwedel herum so der wahre Hansjochenwinkel sein.“

Weil nun zufällig alle diese Garde-Hansjochen westlich von Salzwedel daheim waren, so weiß seit jenem Tage jeder Altmärker, wo er den Hansjochenwinkel zu suchen hat.

Eine andere Lesart über den historischen Hintergrund der Bezeichnung „Hansjochenwinkel“ will allerdings von dieser „Faagel-Geschicht“ (Fabel, Sage) nichts wissen. Sie berichtet, in Salzwedel habe zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Zimmerpolier Namens Hans Joachim Winkelmann gelebt. Dieser nun habe auf den Dörfern bei Salzwedel damals die meisten Häuser gebaut und, der niedersächsischen Sitte gemäß, unter den in die Querbalken an der Front des Hauses eingeschnitzten Gesangbuchvers neben dem Namen des „Bauherrn“ und der „Baufrau“ auch seinen Namen verewigt. Weil aber für diesen immer nur wenig Platz blieb, so mußte er sich meistens die verstümmelte Abkürzung „Hans Jochen Winkel“ gefallen lassen und dieses „Hans Jochen Winkel“ habe der Gegend den Namen gegeben.

Mag das auch noch so einleuchtend klingen, ich für meinen Theil halte es schon aus purem Localpatriotismus mit der ersten Lesart, zumal mein glaubwürdiger Freund Wilhelm Quickenstedt in Bonese mir dieselbe aus seiner Familienchronik des öfteren als verbürgt bewiesen hat, während ich mit seinem trefflichen Lampe'schen Braunbier meine auf Fußwurzen im altmärkischen Sande ausgedörrte Kehle anfeuchtete.

Frau auf dem Kirchgange.

Hätte ich nicht Namen von Dörfern genannt, ich wäre gewiß, keiner der Leser würde den Hansjochenwinkel zu finden im Stande sein, und wenn er auch wie nach einer verlorenen Stecknadel westlich von Salzwedel darnach suchte. Atlanten und geographische Handbücher wissen nichts vom Hansjochenwinkel, und bei den Leuten in diesem selber würden Fragen nach ihm im günstigsten Falle gar keine, wenn nicht gar eine grobe Antwort zur Folge haben. So könnte es schon passiren, daß Einer mitten im Hansjochenwinkel nach dem Hansjochenwinkel suchte, ohne zu finden, was er sucht: da „Hansjochen“ in altmärkischem Volksmunde die Begriffe: Tolpatsch und Dummkopf zusammenfaßt, so ist's erklärlich, daß Keiner schon durch seinen Geburtsort einen Anspruch auf den Ruf eines landläufiger Dummheit gebracht haben mag. Als ich in scholarischem Uebermuthe einmal an meinen Vater, einen biedern Bauern, einen „Brandbrief“ um neue „Moneten“ mit dem Vermerke „Markau im Hansjochenwinkel“ adressirte, erhielt ich kurzer Hand die Antwort: „Hansjochen haben kein Geld für dumme Schülerjungen“ und mußte alten Pump mit neuem mehren, bis ein Brief nach „Markau bei Dähre in der Altmark“ eine rettende That erzeugte.

Die Gegend, welche der Volksmund weit und breit als Hansjochenwinkel benannt, ist etwa zwei bis drei Meilen lang und ein bis zwei Meilen breit. Zwei Dörfern drängt man in gutmüthigem Eifer abwechselnd die strittige Ehre auf, Hauptstadt desselben zu sein, Diesdorf und Bertzendorf. Bescheiden lehnt aber jeder Ort das ihm zugedachte Prädicat ab.

Die Bewohner des Hansjochenwinkels sind ein stämmiges, kräftiges Bauernvolk, jedenfalls wendischer Abstammung. Von der sogenannten Cultur noch wenig beleckt, führen sie ein höchst arbeitsames Leben. Der sandigen Scholle gewinnt ihre schwielige Hand nicht nur Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Rüben, Flachs, Lupinen und andere Futterkräuter ab, sondern selbst treffliches Weizen wissen sie auf ihm zu erzeugen.

Die Winterabende sind den Spinnstuben gewidmet. Die Jugend des Dorfes sitzt da eingepfercht in eine niedrige, dumpfe Bauernstube und dreht um die schnurrende „Spudel“ Hede- und Flachsgarn. Alles spinnt, Magd und Knecht, Bäuerin und Bauer. Während das männliche Geschlecht das gröbere Gespinnst mit einer Hand erzeugt, schafft das weibliche das feinere mit beiden

Der Jeneckenstein bei Markau.

* „Unstämsche Kerle“: starke, kräftig gebaute Männer. „Unstämsch“ von Flamländer, die durch brandenburgische und preußische Fürsten nach Preußen gezogen wurden. Bei Nordhausen versteht man unter der richtigeren Ausdrucksweise „Stämsch“ dasselbe.

Digitized by Google

Händen zu gleicher Zeit auf zwei verschiedene Spindeln. — Die Sprunstuben sind so recht die Heimstätten des gemüthlichen Stillebens dieser harmlosen Dörfer. Gesang von Volksliedern, die in keinem Liederbuche stehen, Räthselfragen oft recht unzweideutiger Art, Erzählen von Märchen und Schauerhistorien wechseln mit einander in bunter Reihe ab. Wer's Gruseln gründlich lernen will, muß namentlich letztere mit anhören. Mir läuft noch heute eine Gänsehaut über den Rücken, gedenke ich der Stunden, in denen ich als Knabe denselben athemlos lauschte. Wem sollt's auch nicht gruselig werden, wenn er von einem, dessen Großvater es selbst erlebt hat, berichten hört über den Bauern, auf dessen Tenne jede Nacht sechs gräuliche Mannsbilder drajchen, die jedesmal, wenn ein menschliches Wesen zuschauen wollte, gemüthlich ihren Kopf von der Schulter nahmen und ihn dem Neugierigen an den seinen warfen — oder vom Freimaurer M. in N., der in seiner Stube so plötzlich starb, weil sie drinnen in der Stadt in der Loge mit einer Stecknadel mitten in das Herz seines dort aufgehängten Bildes stachen, da er kein Geld mehr hatte, nun einen Stellvertreter bei Freund Klapperbein stellen zu können — oder von Schön-Lenchen aus Bonese, das den reichen Markauer Schulzensohn durchaus nicht heirathen wollte, weil es sich heimlich mit Nachbars Knecht versprochen hatte, und nun auf der Hochzeitskahrt an der Markauer Feldmarkgrenze auf die Frage, ob sie über diese wolle, mit dem Rufe: „Nein, nein und abermals nein, lieber will ich auf der Stelle zu einem Stein werden!“ vom Wagen sprang und zu einem mächtigen Stein wurde, der noch heute zwischen Markau und Rustenbeck auf einer von Fichtengestrüpp bewachsenen Ebene steht, und an dem man zwischen elf und zwölf Uhr in mondscheinhellen Nächten die Brautleuten am Hasse glänzen sehen kann.

Wirklich verdirbt ist aber manches witzige Histörchen, das im Volke curirt, so die Geschichte von den beiden Besenbindern in Wallstawe, die in Salzwedel ihre Besen, die sie auf Schiebekarren dahin gebracht, gut verkaufen, dann gut trinken und — in Extrapost nach Hause fahren, wofür sie anderen Tages circa zwei Meilen zu Fuß zurück müssen in die Stadt, um vor Tagesanbruch die Schiebekarren abzuholen.

Wie schlagend der Hausjochen sich auszudrücken vermag, mögen einige sprüchwörtliche Redensarten illustriren.

„Tröste Gott, wer bei dem Winde im Freien ist, sagte der Fuchs, da duckte er sich hinter einen Grashalm.“ — „Sieh Dich vor! sagte der Hahn zum Pferde, sonst trete ich Dir auf den Fuß.“ — „Wer den Mund verbrennt, muß durch die Nippen essen.“ — „Der Mann kann mit vier Pferden nicht soviel vorn auf den Hof fahren, als die Frau mit der Schürze hinten hinunter zu tragen vermag.“ — „Wenn's Abend ist, bekommt Schweinigel (das ist der Igel) Füße“ ꝛc.

Das Familienleben ist im Hausjochenwinkel meistens ein musterhaftes. Das Gesinde nennt Hausherrn und Hausfrau Vater und Mutter, welcher Bezeichnung diese auch die möglichste Ehre machen. Bauer, Bäuerin, Sohn, Tochter, Knecht, Magd, Schäferjunge, kurz Alle, die zum Hausstande gehören, essen am gemeinsamen Tische. Die Mahlzeiten sind immer frugal, ausgenommen, wenn Predigt im Dorfe ist, oder wenn gelanzt wird. Dann will der Tisch schier brechen unter der Last leckerer Gerichte, die ein verwöhnter Gaumen allerdings oftmals kaum als solche bezeichnen würde. An gewöhnlichen Tagen giebt's meistens Kartoffelsuppe, dünne Milchsuppe oder vom Sonntag her aufgewärmtes Fleisch und Abends entweder eine für die ganze Woche im Voraus gekochte Kohl- oder Bratbirnen- (Backobst-) Suppe. Das Nationalgericht ist in einem Theile der Gegend dicke Buchweizengrütze oder saure Milch. Im Trinken ist man mäßig, zu einige Dörfer haben nicht einmal einen Krug (eine Schenkwirthschaft), was allerdings nicht allzu viel besagen will, da die Einwohnerzahl derselben oft hundert nicht voll macht und die Dörfer meistens nur in viertelstündiger Entfernung von einander liegen. Das Nationalgetränk ist Braunbier einer nur dort gebrauten Gattung, und für zehn Pfennig Bier, das in Steinkrügen verabreicht wird, und für drei Pfennig „Schluck“ (Branntwein) ist der gewöhnliche Trinksatz der Wirthshausbesucher.

Vom großen Weltverkehre ist der Hausjochenwinkel völlig abgeschnitten; denn die Eisenbahn geht erst neuerdings durch einen Zipfel desselben. Es klingt gar so unglaublich nicht, was alte Mütterlein erzählen: Bei einer Sonntagsnachmittags-Zusammenkunft verfiel man auf die Idee, einmal zu probiren, wie das Aufhängen denn eigentlich ginge. Ein Knecht läßt sich in der Stube aufknüpfen. In demselben Augenblicke kommt eine Kutsche am Fenster vorbeigefahren. Eine Kutsche? Wunderbar! Alles läuft, um das Gefährt zu sehen. Und als man nach dem Gehängten sich umschaut, ist er eine Leiche.

Gastfreundschaft übt der Hausjochenwinkler wie kaum ein anderer Volksstamm. Ob fahrender Scholar oder Handwerksbursche, ob besser situirter Reisender oder Bettler — Jeder findet beim dortigen Bauer ein unentgeltliches Nachtquartier nebst Speise und Trank, wenn er um solches irgendwo ansprucht. Dafür aber muß sich auch Jeder mit „Du“ anreden lassen. Selbst Lorquette und Ziegenhainer gewähren davor nicht Schutz. „Ji (Ihr)“ wird nur ganz alten Leuten als Anrede gegeben.

Die so viel gerühmte alte deutsche Sitte, den Fremden nicht nach Namen, Ziel und Zweck seiner Reise zu fragen, macht der Hausjochenwinkler allerdings zu Schanden. „Wo wut Dü henn? Wo kümmst Dü hä? Wat wut Dü dao?“ „Wohin willst Du? Woher kommst Du? Was willst Du dort?) sind seine ersten Fragen an jeden Fremden, welcher sich mit ihm in ein Gespräch einläßt.

Der Dialekt, den die Leute im Hausjochenwinkel sprechen, ist ein breit- und langgezogenes niedersächsisches Platt, das dem Mecklenburgischen ähnelt.

Ihre Tracht ist, wie auch unsere heutige Abbildung zeigt, der bekannten wendischen nicht unähnlich.

An landschaftlichem Reize bietet die Gegend herzlich wenig. Nur die ausgedehnten Nadel- und Laubwälder und die vielen vereinzelt im Felde stehenden Eichen verleihen ihr einigen Reiz, und die dicht an einander gedrängt, meistens in Hufeisenform nach wendischer Sitte erbauten Dörfleln inmitten gründender Obstgärten schauen anheimelnd drein.

Wie in der ganzen Welt, so werden auch im Hausjochenwinkel Taufe, Hochzeit und Begräbniß in besonderer, eigenartiger Weise gefeiert. Stets aber spielt der Aberglaube dabei eine große Rolle. So darf der Küster das Taufwasser nach Gebrauch nicht auf nur der Somne beschienene Stellen schütten, damit der Täufling keine Sommersprossen bekommt; die Mutter muß während des Tanfactes zu Hause emsig kehren und aufräumen, damit das Kind ordnungsliebend wird ꝛc.

Die Bauernhochzeiten im Hausjochenwinkel bieten in jeder Hinsicht Interessantes. Obgleich der „Freiwerber“ meistens die Brautleute zusammenbringt und bei Heirathen zwischen den betheiligten Parteien um die Mitgift und Aussteuer förmlich gefeilscht wird, sind die Ehen doch fast immer glücklich.

Mit „großartigem Pomp“ wird die Hochzeit gefeiert. Am Sonntag wird die Braut auf dem Brautwagen zum Bräutigam gebracht; vor diesem reiten buntbebänderte Bauernburschen und Musiker; hinter ihm folgen die „Kistenwagen“ mit der Ausstattung vom Glaskirchard bis zu Spinnrad und Besen herab. Auch die Wiege fehlt nicht. Ganz hinten auf dem Wagen sitzen zwei „Mutters“ und werfen gebackenes Obst und Weißbrodschnitte, mitunter auch Kupfermünze, nach allen Seiten hin aus, welch Alles von der nacheilenden Kinderschaar emsig aufgelesen wird. Selbst Kuh und Schwein bringt die Braut mit in das neue Heim.

Die Hochzeit beginnt bei erstmaligem Heirathen am Dienstag, bei zweitmaligem am Freitag und dauert für Gäste von auswärts drei, für einheimische vier Tage. Musik und Tanz, namentlich aber der Hochzeitsschmaus erhöhen die Feier. Für jede der Mahlzeiten an den verschiedenen Hochzeitstagen sind bestimmte Gerichte festgesetzt. Am ersten Hochzeitstage muß auch die Mitgift in blanker Münze unter Besseln der näheren Anverwandten ausgezahlt werden. — Beim Abschiede drückt jeder Gast dem Bräutigam sein Hochzeitsgeschenk in Form von mehreren harten Thalern oder Markstücken in die Hand. — Der Bauernhof wird stets auf den ältesten Sohn vererbt. Die andern Geschwister werden mit geringerer Summe abgefunden und sind später dann oft Tagelöhner bei ihrem „Bruder Bauer“.

Zum Schluß ein Wort über den Leichenschmaus! Da sitzen die Gäste an den aus einfachen Brettern improvisirten Tischen und rauchen ihre „Piep Taubak“ (Pfeife Tabak), welch letzterer in irdenen Schüsseln vor ihnen steht. Des Verstorbenen Leben wird lang und breit in pietätvoller Weise besprochen; jedes Erlebniß, das einer der Anwesenden mit ihm gemeinsam hatte, erzählt und dann zum Schlusse dem Wunsche Ausdruck gegeben: „Wenn häi

Digitized by Google

nüt man nich teät!" („wenn er nun [der Verstorbene] nur nicht zehrt!"), soll heißen: Mitglieder seiner Familie mit in's Grab zieht, was sehr leicht geschehen kann, wenn man ihm kein Geldstück in den Mund gegeben oder die Tücher nicht weit genug von seinem Munde entfernt hat, sodaß er jetzt noch mit den Lippen an sie zu rühren vermag.

So lebt denn der Hansjochenwinkler in seiner Abgeschlossenheit ein Leben voller zum Theil eigenthümlicher Gebräuche. Ihn kümmert nicht der politische Parteihader, so sehr ihn auch der „Herr Paster" für conservative Wahlen zu begeistern sucht; ihn interessiren nicht die großartigsten Erfindungen der Jetztzeit, bis diese so riesige Fortschritte gemacht haben werden, daß sie ihn über Nacht aus seinem idyllischen Dasein aufstören.

Wilhelm Meyer-Markau.

Charles Darwin.

Eine Charakterskizze von Carus Sterne.

Am Nachmittage des 19. April hat ein Fürst im Reiche des Geistes, wie die Welt deren nicht allzu viele gesehen hat, sein Scepter niedergelegt, ohne damit anzuhören, die Geister zu beherrschen. Selbst die Vielen, welche niemals eine Zeile von ihm gelesen, noch eine klare Einsicht in die Tragweite seiner Gedanken genommen haben, fühlen instinctiv aus der Art, wie man über ihn schreibt und spricht, die Größe des Verlustes heraus, der natürlich in den wissenschaftlichen Kreisen aller Länder am tiefsten empfunden wird. Demselben allgemeinen Gefühle ist auch England gefolgt, indem es allen bigotten Einwendungen, die sich etwa hätten regen können, zum Trotze die sterblichen Ueberreste Darwin's dorthin zur letzten Ruhe gebettet hat, wo sie hingehören, an die Seite Herschel's und Newton's, in die Westminster-Abtei.

Fragt man, was diesen Mann, der sein Leben lang ohne Aemter und öffentliche Thätigkeit gelebt hat, die ihm einen äußeren Glanz und seiner Thätigkeit einen schimmernden Hintergrund hätten geben können, der, anstatt die wissenschaftlichen Versammlungen aller Länder zu besuchen und dort durch wohlausgearbeitete Reden Beifall zu erringen, so unverbrüchlich an seiner freiwilligen Verbannung nach einem kleinen Dorfe der Grafschaft Kent festgehalten hat, daß man ihn darnach den „Einsiedler von Down" nannte, der auch seine Erfindungen gemacht hat, welche das materielle Wohl der Menschen unmittelbar verbessern könnten, was diesen Mann dennoch in den Augen Derer, die ein Urtheil in solchen Sachen haben, so hoch erhoben hat, so lautet die Antwort: Er hat den Menschen eine neue Weltanschauung gegeben, welche sie von der drückenden Sclaverei der Dogmen nicht nur des Buchstabenglaubens, sondern auch von den noch weit schlimmeren einer verknöcherten Wissenschaft befreit hat. Einen Befreier nicht einzelner Völker, sondern der ganzen Menschheit, nicht aus den Banden des Leibes, sondern aus der Knechtschaft des Geistes haben wir in ihm zu betrauern und zu ehren.

Seinen einfachen Lebensgang haben wir bei Gelegenheit seiner siebenzigsten Geburtstagsfeier den Lesern der „Gartenlaube" (Jahrgang 1879, Nr. 7) geschildert und wollen deshalb heute nur von der Bedeutung seiner geistigen Thaten und von den seltenen Charakterfähigkeiten sprechen, die ihn in den Stand setzten, diese Thaten zu vollbringen; denn nicht allein durch Scharfsinn hat er die ihm anfangs stark widerstrebenden Geister überwältigt und zu sich herübergezogen, sondern fast noch mehr durch das Gewicht seiner überwältigenden Persönlichkeit, durch seine nie ruhende Arbeitslust, durch seine Vorsicht im Schließen bei aller Kühnheit und Unerschrockenheit im Folgern, durch seine Milde und Herzensgüte im Urtheilen und Handeln, durch seine seltene Einfachheit und Bescheidenheit im Umgange und Verkehr, und dies hervorheben zu lassen, wird der eigentliche Zweck dieser Zeilen sein.

Zuvor müssen wir jedoch einen flüchtigen Blick auf die Weltanschauung vor dem Auftreten Darwin's werfen. Seit dem Aufdämmern der Philosophie in Indien und Griechenland hatte der menschliche Geist darnach gerungen, eine Weltanschauung zu gewinnen, die der Größe der Natur, die vor Allem seiner selbst würdig wäre und seine höchsten Empfindungen von jenen Vermenschlichungen befreite, die ein naiver Sinn auf der Kindheitsstufe stehender Völker sich ausgesonnen hatte. Wie eine Schachtel mit lebendigem Spielzeug, starr für immer, unverbesserlich, keiner Entwickelung zum Vollkommneren fähig, sollte die Welt mit ihren Bewohnern, ein für alle Mal, fertig hingestellt worden sein.

Wir brauchen nicht des Nähern an die Spitzfindigkeiten zu erinnern, die ersonnen werden mußten, um den Ursprung des Bösen und des Uebels in dieser „besten Welt" zu erklären und ihre Mängel und Risse zu verkleistern. Fortgeschrittenen, klareren und seiner organisirten Geistern hat diese trostlose, „von ungestoßene" Welt niemals Befriedigung geboten, aber ihr Sehnen nach einer bessern Welt, ihr Ruf nach „mehr Licht" war unstillbar und ohne Antwort geblieben.

Je mehr sich nun die Naturforschung in den letzten Jahrhunderten erhob, je weiter die Kenntniß des Weltgebäudes, wie der Erde und ihrer Bewohner fortschritt, um so unheilbarer wurde der Bruch zwischen der Vernunft und den mythologischen Ueberlieferungen des Alterthums. Zumal die Untersuchung des Erdinnern lieferte von Tag zu Tag neue Beweise, daß andere Wesen als die jetzt lebenden die Erde früher bewohnt haben, zum Theil ungeheuerliche Formen von fabelhafter Bildung und Größe, die kein auch nur entfernetes Ebenbild auf der Erde zurückgelassen haben. Jahrhunderte lang hatte man sich begnügt, in diesen Knochen und Versteinerungen „Naturspiele" oder Reste einer gewaltigen Fluth zu sehen, und noch im Beginne unseres Jahrhunderts haben theologistrende Geologen den „Sündfluthgeruch" der Fossilien mit ihren feinen Nasen wahrnehmen wollen.

Aber der genaueren Unterlagung der Erdschichten reichte bald eine Sündfluth nicht mehr zur Erklärung des Besinnbes aus; die Annahme einer ganzen Reihe nach einander erfolgter Austilgungen und Neuschöpfungen wurde nöthig erachtet: denn jede genauer untersuchte Schichtenfolge enthielt organische Ueberreste, die weder mit denen der darunter, noch mit denen der darüber liegenden Schichten Uebereinstimmung zeigten, und man erfand demnach die sogenannte Katastrophentheorie, welche fünf bis sechs auf einander gefolgte große Erdrevolutionen annahm, bei denen Alles drunter und drüber gegangen sei, sodaß alle Lebewesen vertilgt und nachher neu erschaffen werden mußten, etwa wie man einen im Kriege verwüsteten botanischen oder zoologischen Garten nach dem Friedensschlusse mit neuen Pflanzen und Thieren bevölkert.

Alle tiefer empfindenden Geister empörten sich gegen die barbarischen Zumuthungen dieser „Möblirungstheorie", deren Geschöpfe die unwürdige Vorstellung von Modellen erweckten, die jedesmal ihrer Unvollkommenheit wegen vernichtet und in verbesserter Auflage neu erschaffen werden mußten, und namentlich konnte Goethe sich niemals mit „dieser vermaledeiten Polterkammer der neuen Schöpfungen" befreunden. Er selbst hatte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Großvater Darwin's in England, die Ansicht von einer ununterbrochenen Entwickelung der Welt und der lebenden Bewohner derselben aufgestellt, und der Letztere hatte seiner sehr ausführlichen Begründung dieser „Entwickelungstheorie" die Bemerkung hinzugefügt, daß sie ihm als die erhabenste und dem religiösen Gefühle am meisten entsprechende Auffassung des Schöpfungswerkes erscheinen wolle. Diese in ihren Grundzügen vollkommen ausgeführte „Descendenztheorie" Erasmus Darwin's hat dann Jean Lamarck im Beginn unseres Jahrhunderts mit großer Ausdauer und Kenntniß der lebenden Wesen weiter ausgebaut, ohne damit einen erheblichen Eindruck bei den Naturforschern seiner Zeit hervorzubringen.

Selbst als Charles Lyell im Jahre 1830 seine Grundzüge der Geologie veröffentlicht und überzeugend nachgewiesen hatte, daß die Erdentwickelung immer nach denselben Grundgesetzen vor sich gegangen sei, die wir noch heute in Wirksamkeit sehen, und daß die Verschiedenheit der einzelnen Erdschichten nur dadurch den Anschein plötzlicher und gewaltsamer Umwälzungen annähme, weil sich in ihnen die langsame Wirkung unendlicher Zeiträume in einen einzigen Anblick zusammendränge, wurde die Katastrophenlehre, so weit sie die Lebewesen anging, nicht aufgegeben. Die in diese Periode fallende Parteinahme der sogenannten „naturphilosophischen Schule" (Hauptvertreter: Oken in Deutschland und

Digitized by Google

Etienne Geoffroy de Saint Hilaire in Frankreich) für die Entwickelung der Lebewesen aus einander hatte ihr durch die Unklarheit ihrer Ideen mehr geschadet als genützt. Die größten Zoologen und Botaniker der Zeit, Allen voran Cuvier, Decandolle und der alle Naturwissenschaften in seinem universellen Geiste zusammenfassende Humboldt, gehörten zu ihren entschiedensten Gegnern. Sie bekannten sich trotz aller dagegen laut gewordenen Einwürfe unverbrüchlich zu dem Dogma von der Beständigkeit der Arten, die sich seit ihrer ersten Entstehung nicht verändert hätten und daher auch niemals aus einander hervorgegangen sein könnten.

So war der Stand der Wissenschaft, als Darwin, reich an neugewonnenen Anschauungen, im Herbst 1836 von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt war. Mit aufmerksamem Auge hatte er verfolgt, wie die von ihm in Südamerika ausgegrabenen vorweltlichen Thiere nur in demselben Weltheile lebende und ihnen nahestehende Vertreter besaßen, und konnte den Gedanken einer Verkettung zwischen ihnen nicht mehr los werden; er hatte ferner beobachtet, wie jede isolirte Insel ihre besonderen, nur ihr eigenthümlichen Thier- und Pflanzenarten aufwies, und er beschloß, näher zu untersuchen, ob die Lebensformen in Wahrheit so unwandelbar seien, wie man behauptete, oder ob sie eine Neigung, sich nach äußeren Verhältnissen zu wandeln, zeigten, wie Goethe und Lamarck behaupteten, und ob demnach ein Hervorgehen der einen aus der andern Art überhaupt denkbar sei.

Glücklicher Weise erlaubte ihm der Stand seines Vermögens, diesen Plan auf seinem Landsitze zu Down in größtem Maßstabe auszuführen und den Rath zu befolgen, welchen ihm Lyell bald nach seiner Rückkehr (Dezember 1836) gegeben: keine Anstellung zu suchen, keine Präsidentschaften und Ehrenämter zu übernehmen, zu denen sich genug passende Leute fänden, „die nichts zu versäumen hätten". Schon wenige Jahre darauf war seine Vermuthung, daß die organischen Wesen veränderlicher seien, als man zugeben wollte, durch seine eingehenden Studien an Hausthieren und Culturpflanzen zu einer vollkommenen Ueberzeugung geworden, und durch die Beschäftigung mit einem Werke des Nationalökonomen Malthus war er zu der Erkenntniß gelangt, daß in dem nie ruhenden Kampfe um das Dasein eine Ursache gegeben sei, die zufälligen Abänderungen der Lebewesen in eine bestimmte Bahn zu leiten, indem nur solche Abänderungen Aussicht hätten sich zu befestigen, die als zweckmäßig für den besonderen Fall sich bewährten.

Wir können und wollen hier nicht Darwin's gesammte Theorie aus einander setzen, sondern nur bei dem eigenthümlichen Charakterzug der wissenschaftlichen Vorsicht verweilen, die ihn veranlaßte, diese Ahnungen einer höheren Auffassung des Lebens nicht zu veröffentlichen, sondern sie nur seinen vertrautesten Freunden mitzutheilen, im Uebrigen aber noch anderthalb Jahrzehnte (!) weiter zu beobachten und Thatsachen zu sammeln, um jene Ansichten entweder festgefügt zu sehen oder sie aufzugeben.

Es ist bekannt, wie erst eine äußere Veranlassung, die Entdeckung derselben Grundsätze durch den englischen Naturforscher und Reisenden A. R. Wallace, und das heftige Drängen seiner Freunde Hooker und Lyell ihn veranlassten konnten, eine kleine, diesen Naturforschern seit langen Jahren im Manuscript bekannte Abhandlung, am 1. Juli 1858, gleichzeitig mit der Wallace'schen, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er scheint völlig gezeigt gewesen zu sein, Wallace die Priorität der weltbewegenden Entdeckung zu übertassen.

In der vor wenigen Monaten erschienenen zweibändigen Biographie Lyell's findet sich ein launiger Brief desselben an Darwin, aus welchem hervorgeht, welches Drängen dazu gehört haben muß, ihm sein Werk über die „Entstehung der Arten" abzulocken. Seine Beobachtungen seien noch lange nicht abgeschlossen, noch nicht hinreichend geprüft und geordnet, hatte er eingewandt. „Und wenn Sie hundert Jahre all werden sollten, würden Sie doch mit Ihren Beobachtungen und Bedenken noch nicht ganz fertig sein, und ich bin von Herzen froh, daß ich Sie im Bunde mit Hooker dazu gebracht habe, das Buch zu veröffentlichen, ohne auf eine Zeit zu warten, die niemals gekommen wäre", so ungefähr erwidert ihm Lyell auf die, wie es scheint, immer noch ängstliche Zusendung seines Buches und fügt den Rath bei, nur einige der klarsten und lehrreichsten Fälle zur Erläuterung des Textes beizufügen, die ganze Fülle der Beweise und Beobachtungen aber späteren Werken vorzubehalten. So geschah es und so war es offenbar am besten. Man kann nur mit Freuden daran denken, daß es ihm und nicht Wallace vorbehalten gewesen ist, der Vorkämpfer der neuen Weltanschauung zu werden. Wallace ist ohne Zweifel ein höchst kenntnißreicher und scharfsinniger Mann, der, wie Darwin sich einmal ausdrückte, eine natürliche Gabe besitzt, Schwierigkeiten aller Art spielend aufzulösen, aber er vereinigt die größten Gegensätze in seinem Geiste, Gegensätze, die ihn wenig dazu geeignet erscheinen lassen, die Welt zu seinen Ansichten zu bekehren. Er ist Bibelgläubiger und Spiritist, und nimmt den Menschen ausdrücklich von den Gesetzen aus, welchen die übrigen Lebewesen gehorchen; auch besitzt er weder die Ruhe und Ausdauer, noch die strenge Selbstkritik, durch die sich Darwin's Arbeiten so sehr auszeichnen. Den Letzteren sehen wir jedesmal seinen neuen Aufstellungen gegenüber sich selbst alle jene Einwürfe machen, die irgend dagegen in's Feld geführt werden können, und darum hat man ihm trotz der Kühnheit vieler seiner Ideen so wenig Mißverständnisse nachweisen können.

Nichtsdestoweniger waren die Angriffe, die man gegen sein im October 1859 erschienenes Werk über die „Entstehung der Arten" schleuderte, anfangs sehr heftiger Art, und man hätte allen Grund gehabt, selbst für die richtigen Gedanken eines solchen Werkes Befürchtungen zu hegen, wenn die Darstellung weniger kritisch durchdacht und überlegt gewesen wäre. Die Orthodoxen, welche in seinem Auftreten einen Angriff auf die Grundlagen der Gesellschaft fanden, verbündeten sich mit den conservativen Naturforschern, die sich in dem althergebrachten Schlendrian ihrer Gedankenkreise gestört sahen, und es gab einen Guerillakrieg, wie ihn die Welt auf naturwissenschaftlichem Gebiete noch nicht erlebt hatte. Diesen aus allen Winkeln und Verstecken erfolgenden Angriffen gegenüber war Darwin's Verhalten geradezu bewundernswürdig. Mochte man seine Ansichten als „Träume eines Nachtwächterschläfchens" oder als „ein Chaos von Unglaublichkeiten und Dummdreistigkeiten" oder als „die kurzsichtigste, niedrigstdummste und brutalste Lehre" (die in Gänsefüßchen gefaßten Musterstücke sind wirkliche Leistungen dreier hervorragender deutscher Gelehrten!) oder wie noch sonst ausschelten, — er antwortete nicht darauf, und als ihm in den letzten beiden Jahren (1880, 1881) von einem jungen Scribenten, der sich dadurch Ruf verschaffen wollte, immer und immer von Neuem in den englischen Zeitungen eine „literarische Fälschung" vorgeworfen wurde, wollte er anfangs nicht einmal zugeben, daß der Verfasser dieses Artikels, welcher die Grundlosigkeit des absichtlich Vorwurfs am klarsten darlegen konnte, dies vollführte. Den wenigen Gegnern, die ihm mit sachlichen Einwendungen entgegentreten sind, antwortete er mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit, und Solche, die nur im Allgemeinen gegen ihn polemisirten, wie z. B. Moritz Wagner oder Ernst von Baer, pflegte er in seinen Werken mit desto größerer Auszeichnung zu erwähnen.

So hat er in der That bald die meisten seiner Gegner entwaffnet; die Formen der Polemik wurden immer höflicher, und es blieb schließlich nur noch eine Art Sport der Gegenpartei, ihm einen unsichdüchten Gegenpapst zu wählen, der nach einander bald Wallace, A. de Quatrefages, Ernst von Baer, sogar Rathufius und Max Müller geheißen hat, um diese Führer zu größeren Leistungen durch die Huldigungen ihres Heerhaufens anzuspornen. Wir dürfen billig bezweifeln, ob es einem andern Forscher und mit andern Mitteln möglich gewesen wäre, eine solche wilde Opposition so schnell zum Schweigen zu bringen, und bis zu einem solchen Grade eine Umwandelung der Gesinnungen hervorzurufen, daß selbst die Blätter der Gegenparteien in London für sein Begräbniß in dem englischen Nationalheiligthume eingetreten sind. Dazu muß man bedenken, daß seine Stellung im Anfange eine schwache war; denn die Thatsachen der Erblichkeit, Veränderlichkeit, Anpassung ꝛc. lassen sich dem nicht unmittelbar bewiesen, der sie bezweifeln will, und die Vorwerfenden oder Paläontologie, welche allein greifbare Beweise für den allseitigen Zusammenhang der Lebensformen, für die Entwickelung derselben aus einander liefern kann, war damals noch sehr lückenhaft; die trennenden Zwischenräume zwischen den einzelnen Gruppen waren augenfälliger als die zusammenhängenden Formenreihen.

Die Vögel, um nur eins der auffallendsten Beispiele zu nennen, standen ganz isolirt im System, und kein greifbarer Nachweis war vorhanden, auf welchem Wege sie sich von den andern Wirbelthieren abgezweigt haben könnten, und ebenso vollständig fehlte eine Brücke von den Wirbellosen zu den Wirbelthieren. Als Darwin aussprach, daß früher sicherlich ausgestorbene, aber vielleicht vollkommen verloren gegangene Zwischenformen zwischen den Vögeln und andern Wirbelthieren existirt haben müßten, da konnte man

Digitized by Google

Der Letzte vom Regiment.
Nach dem Oelgemälde von B. Nordenberg.

Digitized by Google

ihm bequem vorwerfen — und man hat es natürlich auch gethan — daß sein Gebäude sich weniger auf den Thatsachen der Erdkunde als auf den Lücken derselben aufbaue. Diese von ihm vor zwanzig Jahren verkündeten Zwischenformen sind seitdem in großer Reichhaltigkeit und überzeugender Vollständigkeit gefunden worden. Nicht nur von den reptilienartigen Urvögeln, sondern auch von den Ahnenformen unserer Raubthiere, Pferde, Schweine, Wiederkäuer ꝛc. hat man seitdem ganze Entwicklungsreihen in der alten, wie namentlich in der neuen Welt ausgegraben, und beinahe jeder neue Fund auf paläontologischem Gebiete war ein Beweis für Darwin.

Die andere obenerwähnte große Lücke hat das Studium der Entwickelungsgeschichte, welches erst durch Darwin einen wahren Inhalt und Aufschwung erhalten hat, soweit ausgefüllt, daß die Ableitung der Wirbelthiere von den Wirbellosen nicht mehr ernsthaft in Zweifel gezogen werden kann. Hier haben namentlich deutsche Forscher, Fritz Müller, Häckel, O. Schmidt, Weismann und Andere das Werk Darwin's fortgeführt, und in der Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens die oft wunderbar getreue, oft auch stark getrübte Wiederholung seiner Stammesgeschichte nachgewiesen. Man hat dem Urheber der neuen Weltanschauung vorgeworfen, er sei nicht ganz consequent vorgegangen und habe ursprünglich den Menschen von der allgemeinen Entwickelung des Thierreiches ausgeschlossen. Allein dies ist ein Irrthum, der nur dadurch möglich war, daß der erste Uebersetzer der „Entstehung der Arten", Professor Bronn, eine den Menschen betreffende Stelle dieses Werkes weggelassen hatte, um dem Verfasser Ansechtungen nach dieser Richtung zu ersparen. Allerdings hatte Darwin die Folgerungen für die Stellung des Menschen in der Natur nicht gleich anfangs so stark betont, wie es von manchen seiner Anhänger gewünscht worden wäre, aber wie recht er daran gethan, zeigte der neue Sturm, der sich gegen ihn erhob, als er in seinen späteren Werken auf das betreffende Verhältniß näher einging.

Auch dieser Sturm hat sich inzwischen gelegt, und mit der Wissenschaft vom Menschen sind auch alle Geisteswissenschaften, die Philosophie, Psychologie, Ethik ꝛc. in die gewaltige Bewegung eingetreten; der Gedanke, daß Alles, was ist, aus unvollkommenen Anfängen emporgewachsen ist, bildet gegenwärtig das fruchtbarste Ferment aller Wissenschaften. Nach allen Richtungen hin haben Darwin's Arbeiten die wirksamsten Anregungen gegeben: die Geschichtswissenschaften wurden durch die „Vorgeschichte" des Menschen ergänzt; in den Gesellschaftswissenschaften richtete sich der Blick auf die primitiven Zustände der wilden Völker; für die Aesthetik wurde eine Grundlage in dem Schönheitsgefühl der Thiere, z. B. der Bevorzugung schöner Blumen durch honigsuchende Insecten gefunden. So wurde der Darwinismus zu jener Schraube und jenem Hebel des Archimedes, um die alte Weltanschauung aus ihren Angeln zu heben.

Wir können hier nicht auf die späteren ausführenden Werke Darwin's näher eingehen, sondern wollen nur auf die beispiellose Arbeitsfumme hinweisen, die in diesen Werken und in dem sich an sie knüpfenden, über den ganzen Erdball ausgedehnten Briefwechsel aufgespeichert liegt. Welcher Sclave oder Frohnarbeiter — so möchte man hier fragen — hat wohl in seinem Leben so eifrig, so unablässig gearbeitet, wie dieser Mann, den sein materielles Bedürfniß dazu trieb? Man kann von ihm sagen, er sei auf dem Schlachtfelde gestorben; denn sein Arbeitsmuth war ein solches in geistiger Beziehung, ein Feldherrngemach, von dem aus eine Welt von Vorurtheilen besiegt werden mußte. Aber obwohl er das für Reformatoren seltene Glück erlebt hat, den vollständigen Sieg seiner Ansichten zu erleben, ruhte er doch nicht auf seinen wohlverdienten Lorbeeren, sondern überraschte noch in seinem hohen Alter alljährlich die Welt mit einem neuen werthvollen Werke und gedachte noch lange nicht die Hände in den Schooß zu legen. Nach welcher Richtung hin man auch Rath holend bei ihm anfragte, überall hatte er noch „Stöße von Notizen" liegen, die der Verarbeitung harrten, und so ist er bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein im Dienste der Menschheit thätig gewesen, ein unvergleichlicher, unermüdlicher Arbeiter, der nichts für sich beanspruchte, nicht einmal die Anerkennung der Welt. Wenn irgendwo, so dürften hier die Worte Hamlet's an ihrem Platze sein:

„Er war ein Mann — nehmt Alles nur in Allem! —
Wir werden nimmer seines Gleichen sehn."

Zwischen Vater und Sohn.

Eine Skizze aus dem orientalischen Leben.

Von C. del Negro.

(Schluß.)

Wenige Augenblicke später stand Abd-er-Raschid vor seinem Vater, der im Erker eines Gartensaales auf weichen Kissen ruhte. Durch die geöffneten Fenster drang das Mondlicht herein, den ganzen Erker mit strahlendem Licht übergießend.

„Im Dunklen, Vater?" fragte Abd-er-Raschid.

„Wo Oel und Mond zugleich leuchten, geht das Haus zu Grunde," * erwiderte Ibrahim Bey. „Du willst mit Deinem Vater sprechen?" fuhr er dann fort, ohne den Jüngling zum Niedersitzen aufzufordern.

„Nicht mit meinem Vater, sondern mit dem Onkel Nessieh-Hanem's. Gieb sie . . ."

„Auch ich habe mit Dir zu sprechen," unterbrach ihn Ibrahim, „— und zwar als Vater. Abd-er-Raschid, es ist nun an der Zeit, daß Du ein Weib nimmst. Meine Mutter hat, wie Du weißt, bereits Brautschau für Dich gehalten und nach reiflicher Ueberlegung haben wir beschlossen, daß Du die Tochter Hassan-Pascha's zum Weibe nimmst."

„Die Brautschau der Großmutter galt nicht mir," gab Abd-er-Raschid trotzig zurück.

Ibrahim sah seinem Sohne fest in's Auge. „Wem denn sonst?" fragte er gedehnt.

„Keinem Anderen als — Dir, Vater."

„Du irrst, mein Sohn," sagte Ibrahim in sanftmüthigem Tone, einem Ton, den er nur anschlug, wenn ein Zornausbruch im Anzuge war. „Es wäre sehr tactlos von mir, wenn ich eine zweite Gemahlin nähme, ehe mein mündiger Sohn seine erste genommen."

„So gieb mir Nessieh-Hanem!" kam es leidenschaftlich von des Jünglings Lippen. „Diese will ich oder — keine."

* Arabisches Sprüchwort.

„Du willst? Du hast gar nichts zu wollen," fiel ihm Ibrahim mit bebender Stimme in's Wort.

„Vater, gieb mir Nessieh!" bat Abd-er-Raschid mit veränderter Stimme, fast im Tone eines Flehenden.

Ibrahim machte eine abwehrende Bewegung und begann den Saal mit hallenden Schritten zu durchmessen, und erst nach einer längeren Pause peinlichen Schweigens wagte der Jüngling zu fragen:

„O, mein Vater, warum weinst Du diese Verbindung nicht?"

„Warum? Warum? Weil Nessieh Dich nicht liebt."

Und indem er das Gast, setzte er sich wieder auf den Divan im Erker, stützte den Kopf mit der Hand und sah seinen Sohn mit einer Art triumphirenden Hohnes unverwandt an.

In Abd-er-Raschid's Brust stieg ein böser Verdacht auf — der fuhr kalt und schneidend in sein Herz. Das Mondlicht, welches das Haupt Ibrahim's beschien, zeigte jeden Zug seines Gesichts, und jeder Zug verrieth den glücklichen Liebhaber.

Secundenlang starrte Abd-er-Raschid seinen Vater an.

„Sie liebt mich nicht?" fragte er alsdann.

„Nein, nicht Dich!"

„Einen . . . Anderen also?"

„Das darf ich Dir heute nicht verrathen. Wozu brauchst Du es auch zu wissen? Du vermählst Dich mit der Tochter Hassan-Pascha's. Das ist mein letztes Wort."

Dabei winkte Ibrahim mit der Hand zum Zeichen, daß der Sohn entlassen sei. Dieser verneigte sich nach orientalischer Sitte und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, den Saal.

Draußen aber ballte er die Hände, lief wie ein Rasender den Corridor hinab und warf sich, einen unarticulirten Schmerzens-

Digitized by Google

schrei ausstoßend, mit dem Gesichte auf den Divan, der hier in einer Fensternische stand.

Da berührte eine weiche Hand sein Haupt; er erhob es und blickte in die guten grauen Augen seiner Großmutter, die, sich niederbeugend, ihn liebevoll ansah.

Die alte Frau hatte ihm davonstürmen sehen, nachdem Ibrahim und Nefiseh den Kahn bestiegen. In banger Sorge um ihren Liebling, für den sie bei dem apathischen Wesen ihrer Tochter seit Jahren die mütterliche Pflege übernommen hatte und dessen schmerzliche Empfindungen sie erriet und mitfühlte, waren der Greisin die letzten Stunden verstrichen, und als ihr der Hufschlag des Pferdes endlich die Rückkehr des ängstlich Erwarteten verkündet hatte, da war sie in den Gang hinaus getreten, der die Gemächer des Harems von dem Gartensaale trennte, und hatte von dem alten Diener erfahren, daß Abd-er-Raschid seinen Vater zu sprechen begehre. Das von zärtlichster Liebe für den Enkel erfüllte ahnungsvolle Herz hatte ihr gesagt, daß eine schwere, folgenreiche Stunde geschlagen habe. Koranverse murmelnd, hatte sie an der Thür des Saales gestanden, in welchem sich Vater und Sohn befanden, und war Abd-er-Raschid gefolgt, als dieser in höchster Aufregung den Corridor hinabstürzte.

Und kaum waren nun seine Augen denen der Großmutter begegnet, als der feindselige Ausdruck aus denselben wich.

„O, laß mich allein, laß mich sterben!“ bat er weich.

Mit sanfter Stimme suchte die gute Alte den Verzweifelnden zu beschwichtigen; sie ergriff zärtlich seine Hand, hielt ihn innig in ihrem zitternden Arm und zog ihn mit sich fort in ihr Gemach.

Hier ließ sie sich auf eine Ottomane nieder und bat den Jüngling, ihr Alles zu erzählen. Stürmisch vor der Lauschenden auf- und abgehend, schüttete er ihr sein ganzes Herz aus, dann aber sank er erschöpft auf die Ottomane und barg sein glühendes Gesicht in den Schooß der Guten, die ihn schon so oft getröstet und beruhigt.

„Fasse Muth, mein Kind!“ sagte die Greisin mild und küßte sein Lockenhaupt. „Sei ruhig, mein Sohn!“ Und nun begann sie die erste Sure des Korans zu beten.

„Nur das nicht!“ rief er heftig. „Diese erste Sure hoffe ich in gelegneter Stunde zu beten, mit ihr zu beten, Großmutter, ehe ich den Schleier von ihrem Antlitz hob. Diese Sure will ich nimmer hören, will sie nimmer beten. Alle sind sie falsch, die Deines Geschlechtes sind — nur Du nicht, Alle, auch Nefiseh.“

„Auch Nefiseh?“ fragte verwundert die Greisin.

„Ja, so ist's! Sie ist lieblich anzuschauen, doch innen voll Giftes, wie die verführerischen Beeren des Gundschaltrauches.“

„O Abd-er-Raschid, die Eifersucht verblendet Dich. Ich habe es tausendmal in ihren Augen gelesen, daß sie Dich liebt, und sie hat es mir tausendmal gesagt.“

„Hat sie das, hat sie das wirklich?“ rief er mit Feuer. „Und tausendmal?“

„Tausend- und einmal,“ lächelte die Alte, während ihre Augen vor Rührung über die Wandlung, die mit dem Enkel vorgegangen, sich feuchteten. „Mein Sohn, Eines thut noth vor Allem: Du mußt dem Zorn des Vaters aus dem Wege gehen; Du mußt dieses Haus verlassen — schon morgen mit dem Frühesten.“

Er zuckte zusammen und entzog ihr seine Hand. Sie aber ergriff dieselbe von Neuem.

„Es ist besser so,“ fuhr sie fort, „und Du magst es gelobt thun. Du brauchst nichts zu fürchten. Bedenke, daß Nefiseh Deinem Vater unerreichbar ist — ewig unerreichbar. Er ist nicht der Mann, wider das Gesetz zu handeln. Und wäre er solch ein Mann, so ist Nefiseh dessen nicht fähig — auch dann nicht — wenn sie Deinen Vater bäte.“

„Er wird die Schüchterne, Zaghafte bereden —“

„Still, mein Sohn, spricht diesen Gedanken nicht aus! Du schmähest damit Deinen Vater, Deine Braut, Dich selbst. Sündhaft der Sohn, welcher von seinem Vater Uebles denkt!“

„Wenn dieser Vater nun aber nicht väterlich an seinem Sohne handelt?“

„Ein Muslime handelt stets väterlich an seinem Kinde,“ erklärte feierlich die Greisin. „Das wird auch Dein Vater thun.“

„Allah möge es geben!“ seufzte Abd-er-Raschid. „Du bist klug, und ich will Dir gehorchen. Wohlan, ich werde das väterliche Dach meiden.“

So ward denn beschlossen, daß Abd-er-Raschid unverzüglich das Haus verlasse und zwar verstohlener Weise, um in einer bei Tantah gelegenen Villa der Großmutter einige Wochen zu verbringen. Niemand sollte ahnen, wohin er sich gewandt habe, und nur den Haremsmitgliedern, vor Allem der Mutter und Nefiseh, wollte die Greisin zur Beruhigung anvertrauen, daß Abd-er-Raschid nicht lange verschollen bleiben werde.

Der Kriegsrath; den die Beiden gehalten, hatte lange gewährt, und als Abd-er-Raschid von der Greisin Abschied nahm, sein Kleinod, Nefiseh, unter den mächtigen Schutz des mohammedanischen Familienhauptes stellend, da graute schon der Morgen.

Um diese Zeit, wo der Muezzin auf dem Moscheethürmlein den Muslimen an seine Pflicht mahnt, ein Morgengebet zu verrichten, pflegte Ibrahim Bey sonst Koranverse zu murmeln, heute aber lag er noch in tiefem Schlaf, den er während der Nacht lange vergebens herbeigewünscht hatte. Eine quälende Unruhe hatte ihn nach der Unterredung mit seinem Sohne erfaßt. In dieser Stimmung wagte er zum ersten Mal, sich zu fragen, was er denn hoffe und wünsche Bis zu dieser Stunde hatte er sich zu bezwingen, hatte er der Geliebten gegenüber zu schweigen gewußt, weil er noch nicht ergründet, ob seine Liebe in Nefiseh's Herzen Erwiderung finde. Wenn dies der Fall — und daß es so war, davon war der etwas eitle Mann überzeugt, der als herrische Natur immer vermeinte, es könne nur das geschehen, was er wünsche — ja, wenn es der Fall war — — Er matte sich die Lage aus, in die ein Einverständniß zwischen ihm und Nefiseh ihn, die Geliebte, seinen Sohn, sein Haus versetzen müsse. O, er konnte sich wohl: Er würde seiner Leidenschaft nicht Herr sein. Die Folgen wären unberechenbar. Nur das Eine war klar: das Haus Ibrahim's würde ein Haus des Kampfes und der Zwietracht werden.

Und nun trat das Bild seines Sohnes ihm lebhaft vor die Seele, das Bild dieses schönen, kraftvollen und edlen Jünglings. Ibrahim Bey war ein ehrsüchtiger Mann, der für das Lob der Welt nicht taub war. Etwas wie Stolz beschlich ihn bei dem Gedanken, daß er, während alle Welt den jungen Abd-er-Raschid bewunderte, an seine Brust schlagen und rufen dürfe: er ist mein, mein eigener Sohn. Und Ibrahim Bey war auch ein weichherziger Mann — trotz seiner kalten, schroffen Außenseite; er hatte seinen Sohn von Herzen lieb. Hatte er ihn nicht mit liebender Vatersorge erzogen, hatte er von ihm nicht Liebe für Liebe, Dank für all seine Sorge geerntet? — gewiß, o, gewiß!

Und nun? Nun sollte er diesen braven Sohn, seinen Stolz und seine Liebe, um die Geliebte seines jugendlich heißen Herzens bringen und an die Stelle der Kindesliebe Haß pflanzen, Haß gegen sich, gegen Ibrahim Bey, den die Welt einen schlechten Vater nennen werde? Die Welt — —! Das durfte die Welt nicht sagen. Einen schlechten Vater? O, er liebte seinen Sohn doch so innig! Aber wenn er ihn liebte, mußte er dann nicht sein eigenes Herz bezwingen? Seine Liebe zu Nefiseh war sündig — das fühlte er — doppelt sündig: das Vaterherz und der Koran verboten sie. Und dann: war er nicht nahezu ein alter Mann? Nefiseh so jung — Jugend gehört zu Jugend.

Diese und ähnliche Gedanken verscheuchten von Ibrahim's Lidern den Schlaf — das Gewissen war zu Wort gekommen — und erst nachdem er mehrere Haschischcigaretten geraucht, fiel er in einen sanften Schlummer.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er erwachte. Er schlug mit der rechten in die linke Hand, und auf dieses Zeichen, mit welchem man im Orient, wo in keinem Hause Glocken vorhanden sind, die dienenden Geister herbeirufe, erschien der Kammerdiener des Beys.

Die Morgentoilette dauerte lange. Ibrahim hatte heute in seinem Schmuckraum ein weißes Haar entdeckt; auch in dem Kopfhaar glitzerte es an manchen Stellen ganz verdächtig. Bei dieser Wahrnehmung fielen dem Bey unwillkürlich das rabenschwarze Bart- und Haupthaar seines bildschönen Sohnes ein, und die ganze lange Gedankenreihe von Vaterliebe und Entsagung, die ihm gestern Abend den Schlaf geraubt, wurde wieder in ihm wach. Aber die leichtsinnige Natur des Lebemanns gewann doch in ihm die Oberhand. Wir Menschen verleugnen niemals auf die Dauer unser eigenstes Naturell.

„Bah!“ sagte er zu sich selbst, „was kümmern mich die Liebesangelegenheiten meines Sohns? Mein Herz hat auch sein Recht.“

Und nun kleidete er sich mit doppelter Sorgfalt an. Wenn der Tarbusch sein Haupt bedeckte — ohne denselben läßt sich ein

Digitized by Google

Muslime in Gesellschaft niemals sehen — bemerkte man seine grauen Haare nicht, und in der That: wenn er die fleidsame ägyptische Uniform trug, mußte seine herculische Gestalt neben der geschmeidigen, eleganten, aber doch etwas hageren Figur Abd-er-Raschid's eine sehr günstige Wirkung thun.

Aber er sollte erfahren, daß die reife Kraft des abtretenden Mannesalters, wenn ihr andere Reize fehlen, im Kampfe mit dem Zauber männlicher Schönheit und Jugend nicht immer den Sieg davon trägt, daß die etwas zaghafte, naive erste Liebe eines schönen Jünglings stets reizvoller, mächtiger ist, als die vollbewußte, sogenannte letzte des schon alternden Mannes.

Als seine Toilette beendet war, verfügte sich der Bey in den Speisesaal, wo der ganze Harem versammelt war. Zu seiner Ueberraschung fand er auch Nesfieh dort; denn diese speiste sonst mit ihren Frauen in ihren Gemächern, weil Abd-er-Raschid sie nicht unverschleiert sehen durfte.

„Nesfieh hier und unverschleiert," dachte Ibrahim bei sich. „Die Damen wissen also, daß mein Sohn nicht erscheinen wird." Er hütete sich zu fragen, wo Abd-er-Raschid sei, da er wohl merkte, daß die Frauen eine solche Frage von ihm erwarteten und eine verfängliche Antwort darauf in Bereitschaft hatten. Man plauderte während der Mahlzeit freundlich und unbefangen mit einander. Wenn Ibrahim aber das Wort an die Frauen richtete, veränderten sie den Ton ihrer Stimmen, spitzten die Lippen und theilten knappe Antworten und lange, vorwurfsvolle Blicke aus. Ibrahim that, als merke er von alledem nichts, nicht die Abweisenheit seines Sohnes, nicht die mißbilligenden Blicke der Haremsfrauen und der alten, treuen Diener, nicht die bleichen Wangen und die müden Augen Nesfieh's. — —

Mehrere Tage vergingen. Die Blicke der Frauen wurden immer vorwurfsvoller, ihre Antworten immer knapper, ihr Benehmen immer kühler. Frauen wissen genau, daß ein Mann vor einer solchen Taktik über kurz oder lang die Waffen streckt. Das that schließlich auch Ibrahim Bey.

Er mochte eingesehen haben, daß die bleiche Nesfieh sich nach dem fernen Geliebten sehne, daß seine, des Onkels, Nähe sie bedrücke, verstimme, schmerze; er mochte diese Entdeckung um so leichter gemacht haben, als Nesfieh von dem Augenblick an ihn mit erfrierender Kälte behandelte, wo sie erkannt hatte, daß ihr Schmeicheln ihn nicht dazu bewog, ihr Abd-er-Raschid zum Manne zu geben. Von Tag zu Tage verhielt sie sich immer ablehnender gegen Ibrahim Bey. Die zürnenden Blicke, die sie ihm zuwarf, und die tiefe Trauer, welche Nesfieh um den verschollenen sichtlich empfand, mochten ihn gerührt haben; immer und immer wieder, und zwar mit stetig wachsender Kraft, traten die verklagenden Gedanken an ihn heran, die ihm in jener unruhvollen Nacht nach der Unterredung mit seinem Sohne den Schlaf geraubt hatten; immer klarer sah er sein Unrecht ein; mit immer bangerem Zagen erfüllte ihn Abd-er-Raschid's Schicksal und seine eigene Schuld. Wie, wenn er niemals wiedersehen würde, der geliebte Sohn? Wie schwer würde die Welt den grausamen Vater verurtheilen! Wie schmerzlich würde sein Vaterherz den Verlust des Stammhalters beklagen! Diese Erwägungen machten den gutherzigen Mann endlich wankend. Vielleicht auch hatte der stete, wenn auch stumme, doch hartnäckige Krieg des ganzen Harems die Widerstandskraft Ibrahim's gebrochen, dem, als Orientalen, ein gemächliches Leben über Alles ging; kurz, nach etwa drei Wochen des Hauskrieges trat er in das Zimmer seiner Mutter.

„Mutter, ruft mir den trotzigen Knaben zurück!" sagte er, nachdem er die alte Dame ehrerbietig begrüßt; „denn Ihr kennt gewiß den Weltwinkel, in dem er sich verbirgt."

Ein leises Lächeln glitt über die freundlichen Züge der Alten; doch klang ihre Stimme streng, als sie erwiderte:

„Und Nesfieh?"

„Sie mag des Jungen Weib werden," sagte der Bey, nicht ohne die peinliche Verlegenheit des Besiegten.

„Aber Du selbst, Ibrahim?" fragte ernst die Mutter.

„Ich?" Er lachte bitter auf und sagte: „Ich werde mich an dem Glücke der Neuvermählten freuen, Mutter."

„Ibrahim," rief die Greisin vorwurfsvoll und fixirte ihn ängstlich; „sieh mir in die Augen!"

Er aber verharrte mit gesenktem Blicke, und nun trat die gute, alte Frau leise zu ihm und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Ibrahim fuhr auf und machte mit den Armen leidenschaftliche Geberden, als wolle er etwas von sich wehren:

„Nein, ich liebe sie nicht mehr!" rief er heftig.

„Gieb mir eine Bürgschaft!" sagte die Greisin mit feierlichem Ernst; „sonst kehrt Dein Sohn nie und nimmer mehr in's Vaterhaus zurück."

Ibrahim machte einige Schritte durch's Zimmer.

„Die Tochter Hassan-Pascha's, die Braut Abd-er-Raschid's," sagte er schnell entschlossen, „wird das Weib . . . Ibrahim Bey's." Ein warmer Mutterkuß belohnte dieses Wort. — — —

Wochen waren in's Land gegangen.

Im Hause Ibrahim's schmetterten die Trompeten, erscholl die Trommel- und Paukenschlag, klingelten die Goldmünzen an den lustigen Gewändern der sich verführerisch hin und her wiegenden Tänzerinnen. Hier sagten einige Fiki mit näselnden Stimmen Koranverse her; dort sangen im Garten, wo bunte Lampenguirlanden sich von Baum zu Baum schwangen, dunkle Lautenschlägerinnen verliebte Weisen; in der Mitte des Saales aber warfen schöne Mädchenhände Gold, Gerste und Salz* in die Höhe, und draußen vor dem Hause wurden Brod, Wasser und Datteln an die Armen vertheilt. Ueberall Hochzeitsjubel, überall frohes Lachen von Groß und Klein, von Reich und Arm. — Die reizende Nesfieh und der schöne Abd-er-Raschid schlossen heute den feierlichen Bund für's Leben.

Unter lautem Jubel, wie der Landesbrauch es wollte, führten die Freunde am Schlusse des Festes den glücklichen Jüngling zur Thür der Brautkammer.

Innen, beim Dämmerscheine einer verhüllten, traulichen Lampe harrt seiner die Braut, harren seiner Großmutter und Mutter . . . Zögernd steht er vor der Thür, bis er, wie es die Sitte heischt, von Freundeshand in das heimliche Gemach geschoben wird.

Nun tritt er vor die Verschleierte hin . . . Segenssprüche murmelnd, entfernen sich Mutter und Großmutter, und mit zitternder Hand hebt Abd-er-Raschid den golddurchwirkten Schleier seiner Schönen, wirft sich ihr zu Füßen und flüstert, das Antlitz in ihrem Gewande verhüllend, die erste Sure des Koran: „Lob und Preis Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts! Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg Derer, die deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche du zürnest."

* Gold bringt nach dem mohammedanischen Glauben Glück, Gerste Fruchtbarkeit, und Salz wendet das böse Auge ab.

Blätter und Blüthen.

Der Letzte vom Regiment. (Illustration S. 317.) Zum dritten Male führen wir unsere Leser vor ein Bild des schwedischen Genremalers Bengt Nordenberg in Düsseldorf. Die beiden früheren Holzschnitte nach seinen Oelgemälden waren: im Jahrgang 1870, Nr. 23, die figurenreiche Gruppe vor der Orgel „In einer schwedischen Dorfkirche" und im Jahrgang 1871, Nr. 42 „Die letzte Reise", ein winterlicher Begräbnißzug. Heute läßt der Künstler uns in eine schwedische Familienstube blicken, in welcher ein alter Soldat das letzte Abendmahl empfangen hat und den Trostworten des jungen Predigers zuhört, indeß die Enkelin ihm mit dem Kopfkissen den Rücken stützt. Zwischen blühender Jugend der sterbende Greis! Damit der Gedanke an den Tod uns auch in der Umgebung nicht festhalte, zieht der hereinbrechende Sommerstrahl unser Auge an und lenkt den Blick auf ein neues Bild frischerwachten Lebens, auf den Knab, in welchem junge Kätzchen ihr Spiel treiben. So zeigt sich hier schon der Charakter des „Soldatenleichenzugs", der bekanntlich mit gedämpften Trommeln zum Grabe zieht, aber mit heiterem Spiele wieder heimkehrt.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in M. Von Max Wirth's „Grundzügen der Nationalökonomie" ist die fünfte Auflage des 1. Bandes kürzlich erschienen; die vierte Auflage des 2. Bandes befindet sich unter der Presse. Ferner werden die dritte Auflage der „Geschichte der Handelskrisen" und eine schwedische Uebersetzung der „Krisis in der Landwirthschaft" desselben Verfassers demnächst zur Versendung kommen.

A. A. in O. Der Fall braucht nicht so schlimm zu sein. Wenden Sie sich an einen Gynäkologen in der Ihnen nächstliegenden Universitätsstadt!

B. L. M. Zur Beurtheilung von Gedichten fehlt uns alle Zeit. Dank für geschenktes Vertrauen!

C. F. K. Wir bedauern, von Ihrer freundlichen Offerte keinen Gebrauch machen zu können.

Ein alter Abonnent. Die Artikel „Aus deutschen Spielhöllen" finden Sie im Jahrgange 1872, Seite 217, 233, 253 und 1864, Seite 41, 712.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke traten die beiden jungen Herren Sergius und Damian in's Zimmer — Fräulein Dora war schon vor einer Weile hinausgeschlüpft und hatte sie mit der Nachricht von dem, was sie gehört, bei einem tiefsinnigen Versenktsein in ein geistreiches „Sechsundsechzig" aufgestört.

Benning ließ sich durch ihre stürmisch vorgebrachten Fragen nicht aus seinem Gedankengange bringen; er fuhr ruhig fort:

„Aber was thut der Mensch nicht, wenn es sich um solche Dinge handelt, wie hier für Fräulein Regine . . . und dann auch noch solche Lentchen sich hinter sie stellen, wie diese Klinghoft, diese Rasse von Biedermännern . . ."

Hier trat Dora aufhorchend näher heran — sie dachte wohl, daß Einer aus dieser „Rasse" sicherlich keinen Grund habe, sich hinter Fräulein Regine zu stellen.

„Und," setzte Benning hinzu, „wir haben uns eben verrechnet — das Fräulein Regine ist da, und wenn sie da ist, kommt sie natürlich auch, um ihr Recht zu wahren und zu behaupten. Der Doctor hat ihr gesagt: ‚mit dem alten Herrn kann's zu Ende gehen, und geht's zu Ende, so kommt alles darauf an, daß Sie da sind, um sofort Besitz zu ergreifen — Sie dürfen sich Niemand in der Besitzergreifung zuvorkommen lassen' — darauf legen die Herren Juristen einen ganz erschrecklichen Werth."

„Gott steh uns bei!" sagte die Generalin, indem sie ihren Ellenbogen in die linke Hand stemmte, um mit der rechten das spitze Kinn zu stützen. „Gott steh uns bei! Das ist ja zum Tollwerden — rein zum Tollwerden —"

„Um die Kränk' zu kriegen!" übersetzte Frau von Ramsfeld dies in's Süddeutsche.

„Ah bah," sagte hier Sergius, der schon lange ein den Nagel auf den Kopf treffendes geniales Wort gesucht hatte, „der Rentmeister will Euch bange machen, Mutter. Wenn da einmal von den Horstmar'schen gültig verzichtet ist, so ist verzichtet —"

„Und das Besitzergreifen könnt' man ihr schon legen," fiel hier mürrisch Damian ein. „Man sagt sie halt fort."

„Versuchen Sie's lieber nicht!" warf der Rentmeister achselzuckend ein.

„Aber was ist denn zu machen, was wäre denn zu versuchen?" fragte die Generalin. „Sie werden doch einen Rath haben, was geschehen kann?"

Der Rentmeister zuckte wieder mit einer empörenden Ruhe die Schultern.

„Ich sehe nicht ab, was geschehen könnte. Es sei denn," setzte er mit einer sehr wenig ehrerbietigen, spöttischen Miene hinzu, „es sei denn, einer der beiden jungen Herren wüßte über das liebenswürdige Fräulein Horstmar so viel Einfluß zu gewinnen, um sie zu bewegen, die Verzichtleistung der Mutter für sich zu wiederholen und zu bestätigen —"

„Dummer Schnack!" sagte Damian, während Sergius die Augen auftrib und den Rentmeister wie plötzlich traumverloren anstarrte.

„Wenn sie's wiederholt," rief die Generalin aus, „wenn sie die Verzichtleistung bestätigt, dann ist sie gültig?"

„Wenn sie ihr Recht fortgiebt, so hat sie keines mehr — natürlich!" entgegnete Benning.

„Na, da wär' uns ja geholfen," fuhr die Generalin auf, „so muß sie ihrer Mutter Verzichtleistung bestätigen!"

„Wird sie das?"

„Sie wird, sie muß — man wird keine Umstände mit ihr machen — mit solch einer Person, die sich hier als Krankenpflegerin einschleicht —"

„Solch einer heimtückischen Creatur," fiel Frau von Ramsfeld, diesmal wunderbar schnell einer und derselben Meinung mit der Generalin, ein, „die sich unter fremdem Namen vor uns versteckt, um sich dann wie die Herrin im Hanse zu betragen — solch einer bürgerlichen Mamsell, die so schlecht ist, auf den Augenblick zu speculiren, wo unser armer Vetter die Augen schließt, um dann . . . was lachen Sie, Benning?"

„Es geht ja über die Puppen!" kam die Generalin der Antwort Benning's auf diese Frage der Frau von Ramsfeld zuvor — „über die Puppen! — Nur muß überlegt werden, wie ihr am besten zu imponiren ist. Wenn Sie einverstanden sind, Frau Cousine, gehen wir Alle insgesammt zu ihr, und Benning begleitet uns — wir erklären ihr energisch, daß sie nach ihrer Mutter Verzichtleistung hier nichts zu suchen hat, daß sie abziehen kann, daß wir vorher nur das alte Actenstück auch von ihr unterzeichnet zu sehen wünschen . . ."

„Ist die Verzichtleistung der Mutter in Ihrem Besitz?" fragte Sergius den Rentmeister.

„Die wird im Archiv zu finden sein."

„Nun wohl, so suchen Sie dieselbe! Noch heute schaffen Sie uns das Schriftstück!" befahl die Generalin.

Benning nickte nur. Er hatte seine Bedenken bei dieser Art vorzugehen, die von den Damen so hitzig adoptirt wurde, aber er fand es nicht nöthig, sich zu widersetzen, da er leider keinen anderen

Digitized by Google

Rath zu geben wußte. Es war ja auch immerhin möglich, daß solch ein hülfloses, allein stehendes bürgerliches Fräulein sich von so siegestrunkenen adligen Damen imponiren und einschüchtern ließ . . . mochten sie es versuchen, ihm war es recht. Beim gnädigen Herrn fand sie schwerlich Schutz und Beistand — so viel war sicher . . . von den Klinghold's, die ja auch nicht das mindeste Recht hatten, sich hineinzumischen, war keiner zur Hand . . . und so schwieg er, bis die Generalin ihn anrief:

„Weshalb schweigen Sie denn ganz, Benning? Sind Sie nicht einverstanden . . . wollen Sie sonst aus dem Spiele bleiben?"

„Wenn Sie das Commando übernehmen, Frau Generalin — in Reih und Glied will ich schon eintreten. Ich werde zunächst gehen und im Archiv das nöthige Document suchen — vielleicht ist es jedoch nicht gleich auf der Stelle gefunden, und bis dahin, bis wir es in Händen haben und Sie vorgehen können, empfiehlt sich allseitige Vorsicht; wenn Fräulein Horstmar eine Ahnung davon besäme, welcher Sturm sich über ihrem Haupte sammelt, könnte sie die Flucht ergreifen . . . oder auch in diesen Klinghold's sich Hülfstruppen heranziehen, die Ihnen unangenehm würden. Ich möchte also unmaßgeblichst rathen, daß die gnädigen Damen sich mit jeder Aeußerung, welche das Dienstvolk etwa aufgreifen könnte, in Acht nehmen und —"

„Na, das versteht sich," fiel die Generalin ein, „meine liebe Cousine wird sich ja auch zusammennehmen können, wenn es durchaus sein muß . . ."

„Wollen Sie damit etwa andeuten, daß mit das ‚Zusammennehmen' schwerer würde als — anderen Leuten?" antwortete Frau von Ramsfeld erhitzt.

„Herrgott, zankt doch darüber nicht!" fiel hier Damian ein; „man kann ja die Zugbrücken aufziehen, dann ist der Besorgniß der Flucht ein Ende gemacht — sie kann dann nicht hinaus, und Hülfstruppen für sie können nicht herein . . ."

„Wie albern, der Einfall!" murmelte achselzuckend Sergius, aber Frau von Ramsfeld fuhr mit dem Ausruf dazwischen:

„Albern ist das gar nicht; im Gegentheil, es wird dieser kleinen Mamsell ganz gehörig imponiren . . ."

„Als ob es dazu solcher Anstrengungen bedürfte!" sagte verachtungsvoll die Generalin.

Sergius aber, der einen Moment mit einem eigenthümlich leeren Blick seine Mutter anstarrte, sprang jetzt plötzlich auf, als ob irgend eine im Mechanismus seines Innern aufschnellende Feder ihn belebe.

„Es ist wahr, Damian hat Recht; es ist nebenbei ein hübscher Sport — die Zugbrücken auf!" rief er, „das wollen wir besorgen — wie, Damian?"

„Faunos feudal!" lachte Damian.

„Aber," sagte hier schüchtern und wie erschrocken Dora, die bisher sich ruhig zuhörend verhalten, „aber dann kann ja auch Niemand von uns weder hinaus noch herein."

„Ist auch nicht nöthig," fiel Sergius eifrig ein, „wenn Sie einen Abendspaziergang im Mondschein vorhatten, Cousine, so müssen Sie darauf verzichten."

„Wir haben jetzt gar keinen Mondschein," entgegnete, die Lippen aufwerfend, Dora, „woher sollte jetzt Mondschein kommen?"

In der That, Dora wußte das sehr genau — Mondschein hatten die letzten Abende nicht mehr gebracht — so wenig wie Nachtigallenschlag!

11.

Es war Nacht geworden. Der alte Herr hatte sich mit Andreas' Hülfe zu Bett begeben und noch lange über seinen Adoptionsplan, der eine so wunderliche und ihm ganz unerklärbare Aufnahme gefunden, nachgesonnen; dann war ihm störend die nebelhafte Gestalt des Kaisers Heinrich des Vierten dazwischen getreten, und Fräulein Bertram hatte als Mathilde von Tuscien sich aus dem Söller von Canossa vorgebeugt, um in den Burghof niederzuschauen, wo eben der büßende Kaiser sich müde an die Wand lehnte und — langsam einschlief. Er war auch eingeschlafen, der alte Herr.

Mit desto wacheren Sinnen weilte Regine in ihrem Zimmer. Sie dachte nicht an Ruhe; rastlos wandelte sie in dem ihr zum Wohnzimmer dienenden ehemaligen Spielcabinet hin und her; die Kerzen auf den altertümlichen Porcellanleuchtern, welche zwischen den japanischen Kätzchen und Schachfiguren auf dem Kaminsims standen, brannten noch immer an dieser Stelle vor dem hohen Spiegel, und in diesem tauchte von Zeit zu Zeit immer wieder das bleiche Bild des ruhelosen jungen Mädchens auf.

Sie kam sich jetzt in der still und stiller werdenden Nacht, in ihrer einsamen Verlassenheit, wie ein innerlich gebrochenes Wesen vor. Es war ihr, als ob alle die Energie, all der elastische Lebensmuth, deren sie sich bisher mit einem gewissen frohen und stolzen Selbstgefühl bewußt gewesen, dahin sei — kraftlos, morsch und in vergänglichste Asche aus einander gefallen, wie die Reste eines Strohfeuers. Ihr Leben schien ihr zu Ende mit diesem schweren Schlage, mit der bitteren Erkenntniß, die heute über sie gekommen — und dazu hätte sie verzweifeln, sie hätte vor zorniger Verzweiflung aufschreien mögen, daß sie so empfinden, daß sie sich diese Empfindung mit klarster Bestimmtheit aussprechen mußte. War es denn wirklich so entsetzlich, unerhört und vernichtend, was sie erlebt? War es nicht das Loos von Tausenden von Frauen, daß ihnen Liebe gelogen wird um ihres Vermögens willen? War es nicht ein Glück, daß sie früh genug zur Erkenntniß gekommen, um frei zu bleiben? Und war es nicht verächtlich, die Demüthigung ihrer Eitelkeit, welche in dieser Entdeckung lag — freilich eine gallenbittere Demüthigung — nicht mit dem ganz wenigen Seelenstolz, der dazu gehörte, verwinden zu können? Was machte sie so grenzenlos unglücklich, was vernichtete ihr so den Lebensmuth und das Leben, was zerbrach ihr so das Herz in der Brust? Die Entdeckung, daß er, daß der Mann, den sie über alle Männer in der Welt gestellt, schlecht, gemein wie alle, daß Keinem, keinem Einzigen mehr Treu und Glauben zu schenken sei?

Nein, das war es nicht, das nicht allein! Was sie innerlich zerbrach, war die unglückselige Macht einer Leidenschaft, welche sie selber bisher in sich nicht gekannt, welche wie eine dämonische Offenbarung ihr aufging in dem Augenblicke, wo sie den Gegenstand derselben verloren — es war die Ueberzeugung, daß sie diesen doch nie, niemals werde mit ihrem Gedanken verlassen, ihn nie werde vergessen und aus ihren Lebensbuche streichen können, daß sie rettungslos, hoffnungslos sich selber verloren sei — daß ihr sie immer die Zukunft vergiftet und verdorben sein werde.

Diese Leidenschaft, das Verwüstenin dieser dämonischen Macht, gegen die keine Empörung der Vernunft fruchtete, und des inneren Elends, welchem sie damit auf immer verfallen, war es, was Regine hätte Rufe zornigen Schmerzes ausstoßen lassen mögen in der lautlosen Stille, welche sie umfing.

Wie lange sie so, von Zeit zu Zeit ihre Hände ringend, dann wieder stehen bleibend, um diese heißen Hände an ihre Schläfen, auf ihre Stirn zu drücken, auf- und abgegangen — sie wußte es nicht. Sie trat jetzt an das Fenster, um die fieberndе Stirn an die kühlen Scheiben zu drücken und zu den Sternen aufzublicken, zu denen sein Jahrtausenden so viele arme verzweifelnde Menschenkinder fragend aufgeblickt haben, ohne daß die Sterne eine Antwort gaben.

Als dadurch das Geräusch ihrer eigenen Schritte verstummt war, vernahm sie andere wie langsam auf- und abwandelnde. Ueberrascht horchte sie auf. In der That, in dem Raume vor ihrem Gemache, in dem großen melancholischen Saale war es. Und schwere langsam hin- und wiedergehende Männerschritte ließen sich dort deutlich vernehmen. Es war seltsam — wer konnte um diese Stunde in dem Raume, der am Tage nur selten durchschritten wurde, umher gehen? War es Andreas? Oder gab es Gespenster auf Dortenbuch?

Beunruhigt lauschte Regine eine Weile — dann, als das Geräusch sich gleichmäßig fortsetzte, ergriff sie einen der Leuchter auf dem Kaminsimse und schritt der Thür, die in den Saal führte, zu, um diese zu öffnen und hinaus zu leuchten.

Als sie auf die Schwelle trat, sah sie eine Männergestalt, die, sich wendend, in diesem Augenblicke ihr das Gesicht zukehrte. Auf dem Tische in der Mitte des Saales brannte ein Wachslicht in einem silbernen Handleuchter, aber es erhellte den großen Raum nur so unvollkommen und dämmernd, daß es des Lichts der von Regine jetzt hochgehobenen Kerze bedurfte, um sie erkennen zu lassen, wer es war, der sich so rasch ihr zugewandt hatte und jetzt auf sie zuschritt.

Es war Sergius von Sauder.

„Verzeihen Sie, Fräulein Regine!" sagte er mit ängstlich beklommener Stimme, „ich fürchte, mein Erscheinen erschreckt

Digitized by Google

Sie — es ist so spät — ich hatte auch deshalb nicht den Muth, bei Ihnen einzudringen; da ich Sie auf- und abgehen hörte, dachte ich, Sie würden mich, wenn ich hier auch auf- und abginge, schon hören und dann herauskommen —"

„Aber ich bitte Sie, Herr von Sander," fiel ihm Regine erstaunt in's Wort, „was wollen Sie denn? Was wollen Sie in aller Welt hier um diese Stunde?"

„Ihnen eine Mittheilung machen — etwas ganz Unaufschiebbares — ganz Dringendes Ihnen sagen —"

„Mir? Jetzt?"

„Ihnen und jetzt, ehe noch der Morgen da ist —"

„Vorausgesetzt, daß ich Ihre unaufschiebbaren Mittheilungen anhören will."

„Sie werden sie anhören! Sie trauen mir nicht zu, daß ich eine solche Stunde gewählt hätte, Ihnen Eröffnungen zu machen, hätte ich nicht die allerdringendsten Gründe."

Regine sah ihn zweifelnd an, dann sagte sie:

„Nun, dann sprechen Sie rasch! Was ist es?"

„Rasch? Es wird so rasch nicht gehen, denn was ich Ihnen zu sagen habe, ist etwas — etwas sehr Wichtiges, Entscheidendes — vielleicht für unser Leben, unser Beider Leben, Entscheidendes —"

Regine trat erschrocken einen Schritt zurück.

Was sagte er, dieser Sergius? Hatte sie recht gehört? Der Leuchter in ihrer Hand zitterte so, daß sie ihn auf den Tisch neben den andern stellen mußte, aber sie zwang sich, einen festen, fast herausfordernden Ton in ihre Stimme zu legen, als sie antwortete:

„Wenn Sie nicht mit wenig Worten sagen, was Sie wollen, werde ich gehen und Sie hier stehen lassen."

„Wie ungnädig Sie sind, Fräulein — Cousine," antwortete Sergius mit einem halb herablassenden, halb verlegenen Lächeln. „Nun denn mit wenig Worten: ich weiß, daß Sie nicht Regine Bertram heißen, sondern —"

„Ach," fiel ihm Regine auf's Aeußerste erschrocken in's Wort, „das wissen Sie, Sie?"

Sergius nickte überlegen lächelnd. Der zornige Schrecken, mit dem Regine das ausgesprochen, gab ihm seinen ganzen Muth wieder. Daß Benning sich nicht gemüßigt, sah er ja!

„Ich weiß es nicht erst seit heute, Cousine, wie die Andern; nein . . ."

„Also — die Andern — Ihre Verwandten," fiel in höchster Bitterkeit Regine ein, „wissen es ebenfalls bereits? Nun, ich sah es ja voraus; es war das, was unverneidlich kommen mußte."

„Seit heute wissen sie es," fuhr Sergius fort, „ich wußte es früher; mir sagte es ein Etwas, ein innerer Sinn schon früher; mir sagte es mein Herz, nachdem ich Sie gesehen, nachdem ich den Klang Ihrer Stimme gehört; ich sah den Adel auf Ihre Stirn geschrieben, sah den Adel aus Ihren Augen leuchten — Cousine; Sie können nicht anders, Sie müssen es wahrgenommen haben, welchen Eindruck Ihre Erscheinung auf mich gemacht hat, in welchen Bann Sie mich befangen gehalten, wenn Sie auch nicht wissen und nicht ahnen können, wie leidenschaftlicher Art die Gefühle sind, welche mich zu Ihnen ziehen."

Regine hatte ihn angestarrt; sie hatte dann nach ihrem Leuchter gegriffen, um Sergius den Rücken zu wenden — aber es war doch zu ungeheuerlich, zu verwegen, was dieser Mensch ihr gegenüber — in dieser Stunde — wagte; sie suchte nach einem zerschmetternden Worte, um ihn fühlen zu lassen, wie empört sie war. Unterdeß hatte er, den Arm ausstreckend, um den Leuchter aus ihrem Bereich zu schieben und ihr Fortgehen zu verhindern, schon weiter gesprochen:

„Sie zürnen mir, Cousine, und haben Recht, mir zu zürnen, daß ich Sie mit meiner Erklärung in dieser Weise erschrecke — aber ich durfte diese nicht aufschieben; ich war es Ihrer Sicherheit schuldig, so zu Ihnen zu sprechen und Ihnen den Weg der Rettung zu öffnen; denn Ihre Sicherheit hier ist auf's Aeußerste bedroht; man hat sich verbündet, Sie zu überfallen, und so lange zu bedrängen, zu mißhandeln, wenn es sein muß, bis Sie den Versicht Ihrer Mutter auf Ihre Erbrechte unterschrieben, wiederholen und auf diese Rechte für immer zu entsagen schwören. Schon hat man dafür gesorgt, daß Sie sich dem nicht durch die Flucht entziehen können."

„Ach," fiel hier Regine tief aufathmend ein, „man hat wohl deshalb die Zugbrücken . . . nein, es ist unglaublich, es ist — es wäre entsetzlich, abscheulich, wenn es nicht," setzte sie mit einem gezwungenen Anflachen mißlichster Berechtigung hinzu, „wenn es nicht so gründlich wahnwitzig, wenn es nicht so komisch wäre . . ."

„Komisch nennen Sie es? Glauben Sie mir, Sie sind im bittersten Ernste den Aeußersten und Unerhörtesten ausgesetzt, und es giebt nur einen Weg für Sie, für uns, ihm vorzubeugen. Geben Sie mir einen Hoffnung, Cousine, ein gütiges Wort, welches mir die Erhörung meiner Leidenschaft für Sie verheißt — ich bin zufrieden mit einem einzigen gütigen, freundlichen Wort — und ich schwöre es Ihnen, kein Haar Ihres Hauptes soll Ihnen gekrümmt werden, kein beleidigender Blick nur sich zu Ihnen erheben — keine Stimme laut werden, die in Ihnen nicht die Herrin von Dortenbach verehrte."

„Und Sie glauben — ich — ich wollte die Herrin von Dortenbach werden — um es mit meiner Hand Ihnen — um es Ihnen zu übertragen?" rief Regine mit demselben harten Auflachen aus.

Sie hatte dem Absurden und Lächerlichen von Sergius' Unterfangen gegenüber ihre ganze Sicherheit und ihren vollen Muth wieder gefunden, und sich kurz abwendend, ging sie dem Klingelzuge neben der Eingangsthür zu.

„Was wollen Sie thun?" rief Sergius erschrocken, indem er von der andern Seite um den Tisch herumflog, ihr in den Weg zu treten.

„Ich will dem Bedienten läuten, damit er Ihnen leuchtet, Herr von Sander," versetzte sie ironisch.

„Sie werden das nicht thun — Sie werden nicht!" rief er den Arm ausstreckend, „um's Himmels willen nicht! Es darf Niemand ahnen —"

„Daß Sie so Ihren eigenen Kriegsplan — hinter der Andern' Rücken gemacht — ich kann mir's denken, aber ich will nun einmal Andreas zu meiner Sicherheit hier haben — berühren Sie mich nicht, Herr von Sander, oder —"

Sergius hatte dennoch ihren Arm ergriffen, um sie zurückzuhalten, während er außer sich rief:

„Aber, mein Gott, so hören Sie doch — hab' ich Ihnen denn nicht Alles gesagt? Haben Sie denn gar kein Herz, um eine Sprache zu verstehen —?"

Regine war kräftig genug, um sich frei zu machen, und nun auf's heftigste an dem Klingelzuge zu reißen. Sergius stieß einen Fluch aus.

„Nun, so komme, was folgt, über Sie! Nun sind Sie verloren, weil Sie's nicht anders wollen."

Damit ergriff er hastig seinen Leuchter und stürzte davon; in der sich eben rasch öffnenden Flügelthür prallte er auf Andreas, der herbeigeeilt kam.

Dieser schaute ihm in höchster Bestürzung nach, wie er in der Dunkelheit des Corridors verschwand.

„Um Gottes willen, Fräulein Bertram," rief Andreas, die Nachtmütze von seinem weißen Mähnenhaar reißend, „was ist denn geschehen — was geht hier vor?"

„Es gehen sehr unwürdige Dinge vor — hier auf Dortenbach, Andreas. Aber mir geschieht Recht — weshalb bin ich hierher gekommen — hierher, wohin ich nicht gehörte, wohin ich niemals in meinem Leben den Fuß setzen wollte?! Das ist die Strafe — die verdiente Strafe. Sehen Sie zu, ob das Schloß meiner Thür sich wohl verschern läßt und zuverlässig schließt!"

Andreas sah sie höchst verwundert an, und als sie selbst sich der Thür, die zu ihren Zimmern führte, zuwendete, folgte er ihr und untersuchte das Schloß.

„Das Schloß ist sicher — auch ein Riegel darunter angebracht," sagte er dann, und mit seinem halb verwunderten, halb kummervollen Gesichte zu ihr aufblickend, setzte er hinzu: „Wie bleich und verstört Sie aussehen, Fräulein Bertram!"

„Thut Fräulein Bertram das?" erwiderte sie bitter auflachend. „Gehen Sie zeit, Andreas! Ich hoffe, ich kann mich wenigstens auf Sie so weit verlassen, daß Sie sich meiner Sicherheit in dieser Nacht und bis ich adressirt kann, annehmen — kann ich das?"

Andreas schüttelte voll Erstaunens den Kopf.

„Abweisen?! — Aber, Fräulein, Sie werden doch nicht . . ."

„Es ist gut, gut — gehen Sie jetzt nur!"

Sie wandte sich von ihm, trat in ihr Wohnzimmer und schloß es ab.

Andreas stülpte sich die Schlafmütze wieder über den jetzt

Digitized by Google

ganz wirr gewordenen Kopf und suchte in hülfloser Bestürzung seine nahe gelegene Kammer auf.

„So mußte es kommen," sagte sich unterdeß Regine in ihrem Wohnzimmer wieder allein. „Diese thörichten Menschen! Spielen vielleicht auch sie eine Rolle im Plane der Intrigue? Soll, da ich die Adoption so schnöde von der Hand gewiesen, jetzt anders auf mich gewirkt werden? Will man meinen Willen, meinen Oppositionsgeist, meine Widerstandskraft aufstacheln, damit ich mich dagegen empöre, dem Zwange zu gewähren, was ich bisher frei gewollt? — Mich widersetze, wo man mit Gewalt droht? Es wäre möglich — wenn es nur nicht so thöricht wäre!"

Regine war außer sich. Wie auf dem Kriegsfuße mit aller Welt fühlte sie sich. Es hatte fast etwas Erleichterndes für sie; der furchtbare Druck, der auf ihr gelastet, der tiefe Seelenschmerz bekam einen Zusatz so zorniger Empörung, daß ein gut Theil davon unterging in der unbewußtesten Entschlossenheit.

Sie wollte gehen — fort von Dortenbach, das sie nie hätte betreten dürfen — die Menschen, unter welche sie hier gerathen, zeigten ihr ja, wie Recht sie gehabt, es nie betreten zu wollen; sie wollte fort, sobald sie vermochte — am morgigen Tage.

Und Leonhard? Leonhard wollte sie nie in ihrem Leben wiedersehen.

12.

Regine hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Erst gegen Morgen war sie in einen unruhigen Schlummer verfallen, der, als die Sonne emporgestiegen, tiefer und fester geworden, sodaß sie erst sehr spät erwachte. Sie blickte durch's Fenster in einen grau verhangenen Nebeltag — der Wind, der die nahen Tannen leise bog, schien zu ohnmächtig, die trübe Blässe von den Wangen der Natur zu scheuchen — er konnte wie guter Wille, der helfen möchte wider allgemeine Trübsal, nichts, als eingelnes nur noch mehr plagen.

Regine war mit ihren ersten erwachenden Gedanken sich ihres Entschlusses bewußt. Als sie sich angekleidet hatte, begann sie sofort ihre Vorbereitungen zur Abreise. Dabei wuchs ihre Erregung so, daß sie von Zeit zu Zeit sich setzen mußte, um dem Andrang ihrer Gedanken nachzugeben, den Sturm sich beschwichtigen zu lassen, der in ihrem Innern tobte. Sie setzte sich dann an's Fenster und starrte hinaus, starrte — sie wußte nicht auf was, noch wie lange. So entfloh die Zeit. Sie vernahm ein lautes Pochen an der Thür des vorderen Rammes, ihres Wohnzimmers. Sie ging, zu öffnen.

Es war Andreas, der besorgt eintrat.

„Fräulein Bertram, ich war besorgt um Sie," sagte er. „Sie erscheinen gar nicht, obwohl der Morgen vorgerückt ist. . . . Ich habe Ihr Frühstück längst auf den Tisch im Saale gestellt. Aber Sie haben gewiß nicht gehört, daß ich dabei anpochte. Jetzt, wo ich es wegräumen will, seh' ich, daß es ganz kalt geworden. Soll ich frisches bestellen?"

„Lassen Sie das, Andreas! Auch das kalte genügt mir. Und — ich will, wenn ich etwas zu mir genommen, abreisen, Andreas —"

„Sie wollen abreisen — wollen wirklich gehen — für immer?! Unmöglich!"

„Ich will fort — noch am Vormittage, Andreas. Ich habe gepackt und bin entschlossen. Sie werden mir einen Wagen besorgen — sobald wie möglich! Einen Wagen bis zur nächsten Station der Eisenbahn."

Andreas schlug die Hände zusammen.

„Das sagt mir einen Schrecken in die Glieder — ich kann es Ihnen gar nicht sagen: wie! Meinem alten Herrn melde ich das nicht. Das thu ich ihm nicht an. Dazu bringen mich nicht vier Pferde. Denn das müssen Sie wissen — die Alteration, die er davon haben wird —"

„Ich verlange nicht, daß Sie es ihm sagen, Andreas," unterbrach ihn Regine. „Ich werde ihm selber sagen, weshalb ich gehe. Besorgen Sie mir eiligst den Wagen! Sobald wie möglich!"

Andreas sah sie noch einen Augenblick mit einem Ausdruck rührenden Flehens an; dann schlich er gedrückt und in seinen Bart murmelnd davon.

„Treue, alte Seele!" flüsterte Regine vor sich hin, „der beste Mensch in diesem Hause ist der niedrigste, der Lakai."

Sie trat in den Saal und setzte sich, um ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen, aber kaum hatte sie damit geendet, als behutsam die Flügelthür vom Corridor her geöffnet wurde.

Es war Dora's Kopf, der ein wenig ängstlich, ein wenig bleich hereinschaute und dem mit schüchterner Langsamkeit Dora's schlanke kleine Gestalt folgte.

„Fräulein Regine — Fräulein Cousine . . ." sagte sie furchtsam aufathmend, „darf ich? Ich möchte Ihnen so gern, so sehr gern einige Worte sagen."

„Sie, Fräulein Dora . . . mir?"

„Ja, sehen Sie, Fräulein Regine; es hängt so viel, so grausam viel von . . . von meinem ganzen Lebensglück davon ab . . ."

„Daß Sie mir einige Worte sagen? So kommen Sie mit mir in mein Zimmer!"

Sie ging voraus; Dora folgte ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gotthardbahn.

In wenigen Tagen wird die Gotthardbahn, jenes Riesenunternehmen, an welchem nahezu ein volles Jahrzehnt gearbeitet worden, dem Verkehr übergeben werden. Im Norden wie im Süden der Alpen ist schon Alles gerüstet, um den bisher durch natürliche Schranken gehemmten directen Verkehr sofort in diese Bahnlinie einzulenken, welche wie kaum irgend eine andere die Bezeichnung einer internationalen verdient. Offrankreich und Westdeutschland, Luxemburg, Belgien, Holland und auch England warten nur auf den Augenblick, wo die ersten Güterzüge von Luzern aus unter dem Schnee der Alpen hinweg nach der sonnigen Po-Ebene dampfen werden, um ihre Handelsartikel, ihre Kohlen, ihr Eisen, ihre Industrieprodukte zu versenden; denn durch den St. Gotthard hindurch führt die directeste Straße nach Italien, dem Mittelmeer und der Levante. In das viele Hundertlausende von Meilen umfassende Schienennetz der Erde ist somit ein neues wichtiges Glied eingefügt, dessen Mangel bisher schwer genug empfunden worden; was aus der Thatkraft der Unternehmer, dem Schweiße und Blute der Arbeiter in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit geschaffen, wird zum Gewinn für ganz Europa.

Vor etwa zehn Jahren war es, als das Unternehmen in Angriff genommen wurde. Langwierige Verhandlungen unter den dabei interessirten Staaten waren vorhergegangen; bereits 1841 war in der Schweiz der Gedanke an eine Ueberschienung der Alpen aufgetaucht, aber Sonderinteressen ließen die Cantone zu einem einmüthigen Vorgehen nicht kommen, und so mußten sie es mit ansehen, wie die Eisenbahn über den Bremenerpaß ausgebaut und später auch eine solche über den Mont Cenis in Angriff genommen wurde. Dadurch wurden die ihrer Mehrzahl nach nördlich der Alpen liegenden schweizerischen Cantone immer mehr und mehr geschädigt; denn wenn auch hier eine große Zahl fahrbarer und gut unterhaltener Straßen über die Alpenkämme führten, so wurde der internationale Verkehr doch immer mehr und mehr nach rechts und links hin abgelenkt.

Die Transporte durchgehender Güter hatten bereits mit dem Jahre 1867, wo die Bremerbahn fertig geworden war, erheblich abgenommen und mußten noch weiter zurückgehen, sobald die Mont-Cenisbahn dem Verkehr übergeben war, was mit dem Jahre 1872 zu erwarten stand. Aber auch über noch weiter abgelegene Bahnen fand der durchgehende Verkehr bereits seinen Weg; die alten Alpenstraßen wurden verlassen, und einzelne Cantone, welche bisher mitten inne im Verkehr gelegen, lagen nun abseits und verloren von Jahr zu Jahr an Bedeutung.

Unter dem Drucke dieser Verhältnisse machte sich deshalb in der Schweiz eine Stimmung fühlbar, welche jede Alpenüberschienung willkommen hieß, wenn nur deren Ausführung in nahe Aussicht gestellt werden konnte. Unzählige Projecte waren inzwischen im Laufe der Jahrzehnte für die Ueberschreitung der Alpen mittelst eines Schienenweges ausgearbeitet worden. Außer dem Gotthardpaß

Digitized by Google

Ansichten von der Gotthardbahn: Ueberſetzung des Roßbachs bei Wattingen.
Originalzeichnung von J. Nieriker.

Digitized by Google

waren dazu namentlich der Splügen, der Septimer, der Simplon und der Lukmanier in Aussicht genommen worden, aber alle diese Pässe lagen nicht günstig genug, um auch in vollem Maße das internationale Interesse zu befriedigen. Für dieses kam es darauf an, einen Paß zu wählen, welcher namentlich die noch mangelnde directe Verbindung der westlichen Theile Deutschlands mit Italien ermöglichte, der also etwa in der Luftlinie zwischen dem Rheinthale und Mailand lag. Dazu konnte sich schlechterdings keine andere Linie als diejenige über den St. Gotthard eignen. Eine damals zusammenberufene italienische Sachverständigencommission hatte sich einhellig für den St. Gotthard entschieden, und dies wurde auch für Deutschland oder vielmehr für den Norddeutschen Bund, Baden und Württemberg (denn diese Verhandlungen stammen noch aus den Jahren vor 1871) entscheidend. Eine von diesen Staaten unter gleichzeitiger Betheiligung von Italien und der Schweiz im Juli 1869 zu Luzern abgehaltene Conferenz ging über alle anderen vorgelegten Projecte hinweg und wählte das Eisenbahnnetz, welches die Gotthardlinie zur Stammlinie hatte, setzte auch sogleich die Kosten für den Ausbau desselben auf 187 Millionen Franken fest, normirte die Subventionen und entwarf die Statuten für die zu gründende Gotthardbahngesellschaft. Um die Integrität der Schweiz zu wahren, hielt man es nämlich für ausgeschlossen, eine internationale Bauverwaltung einzusetzen, sondern beschloß, die Subventionen der betheiligten Staaten, die insgesammt auf 85 Millionen Franken bemessen wurden, einer Actiengesellschaft zu überlassen, welche unter die Aufsicht des schweizerischen Bundesrathes gestellt würde.

Diese Stammlinie des Gotthardbahnnetzes ist 175 Kilometer lang; sie beginnt in Immensee am Zugersee, geht von hier aus am Fuße des Rigi entlang nach Goldau, alsdann über Seewen am Lowerzersee nach Brunnen, weiter dicht am Ufer des Vierwaldstättersees entlang nach Flüelen, wo sie in das Thal der Reuß einmündet, verfolgt dieses nunmehr beharrlich die Göschenen und durchbohrt hier den St. Gotthard, um im Süden desselben, bei Airolo, im Thale des Tessin zu münden, welches sie bis Bellinzona nicht verläßt. Hier schließen sich an die Stammlinie zwei Linien an: die Monte Cenere Linie, welche, den transalpinen Canton Tessin in dessen größter Längenausdehnung durchschneidend, über Lugano nach der Grenzstation Chiasso geht und sich hier mit der von Como nach Mailand führenden Bahn vereinigt, und ferner die Linie über Magadino nach den italienischen Grenzbahnen hin, welche Anschluß mit Genua haben. Im Norden mündet bei Immensee eine Zweiglinie, die von Luzern, bei Goldau eine solche, die von Zug kommt. Dies sind die Eisenbahnlinien, welche man unter dem Namen „Gotthardbahnnetz" zusammenzufassen pflegt. Die eigentliche internationale Linie ist die Strecke Luzern-Mailand, durch welche die großen Industriegebiete des nordwestlichen Deutschlands auf dem kürzesten Wege mit der Po-Ebene verbunden werden. In dieser Strecke liegt auch der große Tunnel. Zieht man eine gerade Linie zwischen Luzern und Mailand, so geht dieselbe genau über den St. Gotthard; von dieser Luftlinie weicht die Eisenbahnstrecke allerdings bedeutend ab; denn während erstere hundertneunzig Kilometer lang ist, beträgt die Länge der letzteren zweihundertsiebenzig Kilometer.

Von großem Einfluß auf die Wahl des St. Gotthard war neben der geographischen Lage zu den betheiligten Ländern auch die natürliche Beschaffenheit des Alpenpasses; von allen Pässen ist er der einfachste und großartigste natürliche Durchschnitt der Alpen, gleichsam eine von Brunnen aus ununterbrochene, tiefe Furche, die eine große Anzahl von Längsketten kühn durchschneidet, sich fast in gerader Linie vorwärts zieht und das Alpengebirge in zwei unverbundene Hälften theilt. Strahlenförmig gehen von ihm mächtige Thäler aus, die dicht bis an seinen Stock heranreichen.

Wie bereits erwähnt, sind es die Thäler der Reuß und des Tessin, welchen die Bahnlinie folgt. Dieselbe wechselt nur in der Wahl des Ufers; bald befindet sie sich rechts, bald links vom Flusse, hier über ihm, dort unter ihm; bald tritt sie in die Thalränder ein und klimmt in kunstvollen Aufwindelungen hinan, sodaß an manchen Stellen die einzelnen Bahnstrecken in drei verschiedenen Höhen über einander liegen.

Drei Stellen sind es namentlich, welche in dieser Beziehung das höchste Interesse jedes Reisenden erregen müssen; sie liegen bei Wasen, einer Ortschaft nördlich des Tunnels, sowie bei Prato und Giornico südlich desselben. An diesen drei Punkten ist das Gefälle der Thäler ein allzu starkes, als daß ihm die Bahnlinie mit dem ihrigen auf bisher gebräuchliche Arten folgen könnte. Sonst suchte der Erbauer von Gebirgsbahnen sich in ähnlichem Terrain dadurch zu helfen, daß er die Linie ein Seitenthal einschlagen, hier allmählich in die Höhe steigen und erst alsdann wieder in das Hauptthal zurückkehren ließ. Aber derartige Seitenthäler sind hier nicht vorhanden; senkrecht steht hier der Fels an den Flußufern und die hier einmündenden Bäche stürzen als Wasserfälle in die Thäler der Reuß und des Tessin hinab. Da kam man auf den genialen Ausweg, in diese Wände selbst hineinzudringen und mittelst kreisrund angelegter Tunnels sich in die Höhe zu winden. Somit tritt die Bahnlinie fast an demselben Punkte des Thales wieder aus dem Bergesinnern heraus, wo sie hineingetreten ist, nur hoch über der alten Höhenlage. Drei solche „Kehrtunnel", wie derartige Anlagen genannt werden, vermitteln den Aufstieg in der Thalstufe der Reuß bei Wasen; am Pfaffensprung, kurz nach Berlassen des hier liegenden Bahnhofes, bohrt sich die Linie mittelst eines Tunnels rechts in die Thalwand ein, beschreibt einen Kreis, indem sie zugleich stark ansteigt, und tritt über dem Mundloche des Tunnels wieder an's Licht. Jetzt verfolgt sie eine kurze Strecke das linke Ufer des Flusses, überschreitet denselben im Dorfe Wasen selbst und bohrt sich wieder in die Felswände des rechten Ufers ein, einen zweiten Kehrtunnel passirend. Am Ausstritte liegt der Bahnhof Wasen, eine kurze horizontale Strecke, ein Ruhepunkt für neues Steigen! Denn nachdem die Linie mittelst einer Brücke wiederum das linke Ufer des Flusses gewonnen, läuft sie hier immer der jenseitigen Strecke parallel in dem Thale weit zurück, hierbei fortwährend stark ansteigend, und tritt endlich in einen dritten Kehrtunnel ein.

Nachdem sie diesen verlassen, verfolgt sie noch einmal die schon zweimal eingeschlagene Thalrichtung, sodaß hier, wenige hundert Meter von einander entfernt, drei scheinbar von einander unabhängige Bahnstrecken neben einander herlaufen. Auf diese Weise gelang es jedoch den Erbauern der Bahn, auf einer Strecke von nur etwa drei Kilometer hundertzwanzig Meter zu steigen, wozu sie sonst bei dem durchschnittlichen Gefälle der Hochgebirgstheile der Gotthardbahn von 1:40 eine Thalentwickelung von nahezu der doppelten Länge gebraucht haben würden.

Aehnlich liegt die Sache bei den beiden Kehrtunnelanlagen südlich des Gotthard. Auch der Tessin zeigt als Unterbrechungen seines im Allgemeinen gleichmäßigen Gefälles zwei Thalstufen, das heißt Stellen, wo das Gefälle ein außerordentlich großes ist und der Fluß sich in eine Folge von Wasserfällen auflöst. Auch diese Thalstufen, welche, wie bereits erwähnt, bei Prato und Giornico liegen, sind mit Hülfe von Kehrtunnels durch die hier in starkem Gefälle abwärts eilende Bahnstrecke überwunden worden; hier sind jedoch in beiden Fällen nur je zwei Kehrtunnels vorhanden, und zwar liegen dieselben bei Prato verhältnißmäßig weit von einander ab, bei Giornico dagegen folgen sie einander auf dem Fuße, sodaß man vier Tunnelmundlöcher auf einem und demselben, nämlich dem linken, Ufer des Tessin über und dicht neben einander erblicken kann, wenn man den Weg auf der alten Poststraße nimmt.

Fast möchte man überhaupt allen Reisenden, welche die Gotthardbahn als Sehenswürdigkeit in Augenschein nehmen wollen, rathen, dieselbe nicht zu benutzen, sondern die alte Poststraße einzuschlagen. Im Allgemeinen verfolgen beide denselben Weg; stets hat man von dem Wagen aus die Bahnstrecke neben sich, manchmal in schwindelnder Höhe über sich, manchmal wieder in kaum erreichbarer Tiefe unter sich. Nicht von dem Eisenbahnwagen, sondern erst von der Landstraße aus tritt dem Reisenden in ungetrübtem Bilde die ganze Kühnheit der Erbauer vor Augen. Anscheinend dünne und zerbrechliche Pfeiler sieht man aus schäumendem Gebirgswasser sich erheben; zierliches Eisenwerk überspannt weite Thalöffnungen; wie Spielzeug erscheint dies Alles in dieser Welt des Riesenhaften, aber unbeirrt sieht man zugleich die Strecke ihren Weg immer höher und höher hinauf verfolgen, dort eine Schlucht überspringend, hier einem trotzig vorspringenden Felsen sich dicht am den Nacken schmiegend, plötzlich in dunkler Bergestiefe verschwindend, oder irgendwo anders, darüber oder darunter, siegreich wieder heranstretend. Gewiß, so reizvoll das Bild jener beiden Thäler bisher war — durch die Gotthardbahn ist es nur noch reizvoller geworden.

Unsere diesen Artikel begleitenden Abbildungen, welche die Ueberleyung des Rohrbachs bei Wattingen (unweit der erwähnten Kehrtunnelentwickelung bei Station Wasen), die Eisenbahnbrücke über

Digitized by Google

die Göschener Reuß und die Ueberseßung der Bahn über den Ticino darstellen, geben eine Ahnung von dem Reiz, welchen die schöpferische Hand der Erbauer der Gotthardbahn den Thälern der Reuß und des Tessin hinzugefügt hat.

Einen weiteren Anziehungspunkt der Strecke bildet der St. Gotthardtunnel selbst, der „große Tunnel“, wie er während der langen Bauzeit immer genannt wurde. Er bildet die Krönung dieses Meisterwerkes einer Bahnstrecke. Die ganze, geradezu raffinirt geschickte Entwickelung der letzteren, die geistreichen Vorkehrungen gegen Ueberschwemmungen, Verschneenungen und Lawinenstürze, wie sie aller Orten getroffen wurden — all dies mag meisterhaft erdacht und ausgeführt sein, wirklich einzig aber steht bis jetzt die erfolgreiche, fast durchweg programmmäßig vollzogene Bohrung des Gotthardtunnels da.

(Schluß folgt.)

Die Allgemeine deutsche Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen in Berlin 1882.

Nr. 1. Zur Eröffnung.

Alphons Oppenheim, jener hervorragende Chemiker, von dem die Hygiene noch viel erwarten durfte, als er ihr in der Blüthe der Jahre durch eine jähe Katastrophe entrissen wurde, machte bei seiner Besprechung der internationalen Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen zu Brüssel mit Recht darauf aufmerksam, daß fünfundzwanzig Jahre, nachdem die Idee der internationalen Ausstellung in London sich die Welt erobert hatte, nach und nach dem damaligen Enthusiasmus eine sehr kühle und skeptische Auffassung gefolgt war. Die finanziellen Resultate der allgemeinen Weltausstellungen sanken von einer zur andern, ebenso die Hoffnungen der Aussteller, sowie die Zahl der Besucher und leider auch die Genügsamkeit der letzteren. Unerhörte Anstrengungen brachten 1867 in Paris, 1873 in Wien und 1876 in Philadelphia nur halbe Erfolge, und auch der zweiten allgemeinen Ausstellung in Paris kann man trotz ihres Glanzes nachjagen, daß sie zu früh kam.

Mit gesättigter Befriedigung legte man in den weitesten Kreisen die Idee der allgemeinen Ausstellungen fast zu den Todten, und wenn auch jetzt wiederum eine solche für Rom in Aussicht genommen ist, so spricht doch gerade der Zweifel, welcher diesem Plane entgegentritt, von Neuem für die Richtigkeit der von Oppenheim vertretenen Auffassung.

Indessen gerade England, von welchem die ganze Bewegung ausgegangen war, eröffnete durch eine folgereiche Abänderung der Idee der Ausstellungen für diese eine neue Bahn, indem es statt der universellen partielle Ausstellungen einführte: Durch die internationale Ausstellung wissenschaftlicher Instrumente in London hat sich England auf diesem Gebiete einen neuen Anhmeskranz erworben und gleichzeitig, ohne es zu wollen, Deutschland Gelegenheit gegeben, einen fast unbestrittenen Sieg gerade auf demjenigen Felde der Industrie zu erringen, auf welchem Wissenschaft und Technik in gemeinsamer Arbeit ihre größten Triumphe feiern. War schon diese Ausstellung idealen Interessen dienstbar gemacht worden, wie unser großer Chemiker A. W. Hofmann in seinem Berichte so überzeugend darlegt, so galt dies in noch viel höherem Grade von der internationalen Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen zu Brüssel.

„Alles zusammenzustellen, was zur Errettung aus Gefahr, zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens beiträgt,“ sagt Oppenheim, „war eine durchaus neue humane Bestrebung, auf diesem Gebiete zum internationalen Wettkampf aufzufordern, eine Beförderung der edelsten menschlichen Triebe.“ Und die Hoffnungen der Gründer dieser Ausstellungen wurden nicht getäuscht. Allerdings überschritten die Ausgaben etwas die Einnahmen; „aber“ — so hob General Renard, der verdienstvolle Präses des Comités, hervor — „für den Preis eines kleinen Deficits hat die Ausstellungsgesellschaft vollbracht, was unser König eine gute That genannt hat und was die fremden Besucher als ein Werk ansehen, das nicht unternehmen, sondern der menschlichen Gesellschaft neue Bahnen eröffnen wird.“ Schwerlich hat General Renard geahnt, daß fünf Jahre nach seiner Rede in Deutschland eine denselben idealen Zwecken gewidmete Ausstellung in überraschender Schnelle erstehen werde, gewiß eine der schönsten Früchte ihrer Vorgängerin in Brüssel.

Viele Myriaden trafen zusammen, um den Gedanken einer Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen auf deutschem Boden, sofort, nachdem er in engeren Kreisen zur Erörterung gekommen war, immer festere Wurzeln fassen zu lassen. Die Zeit des Milliardensegens mit ihren schwindelhaften Unternehmungen war endlich vorüber; verhängnißvolle Katastrophen begleiteten ihren Abschluß, und nun der Rausch vergangen, wurden die Folgen dieser unheilvollen Periode immer deutlicher. Als solche charakterisirten einsichtsvolle Kenner unserer Verhältnisse die Abwendung des arbeitenden Volkes und vor Allem der Industrie von der soliden Arbeit, auf die Deutschland mit Recht einst so stolz war. Aber auch der ideale Zug, welcher unser Volk immer ausgezeichnet hat, schien verschwunden zu sein: die überhastende Jagd nach dem Glück hatte keine Zeit für eine Thätigkeit, deren Früchte nicht sofort genflückt werden konnten. Es dauerte aber nicht lange, bis „das deutsche Volk bei der Arbeit“ sich wieder auf sich selbst besann. Neuleanz rief von jenseit des Oceans, aus Philadelphia, das scharfe Wort herüber: „billig und schlecht“, das wie ein Blitzstrahl die Situation beleuchtete.

Die zum Theil leidenschaftliche Opposition gegen die allgemeine Berechtigung dieser Verurtheilung erwies zum Glück, daß während der Jahre des Schwindels ein unzerstörbarer Kern geblieben war, verdeckt durch allerlei schimmernde Nichtigkeiten, aber jetzt, Dank der schneidenden Kritik eines der erfahrensten Sachkenner, sich neu und kräftig entfaltend.

Die schon erwähnte Ausstellung von wissenschaftlichen Instrumenten in South Kensington hatte die Bewunderung der deutschen Leistungen selbst den fremden Concurrenten abgezwungen. Zahlreiche locale Ausstellungen wurden alsdann in verschiedenen Staaten und Provinzen des deutschen Reichs zusammen in's Leben gerufen und hatten fast ausnahmslos einen äußeren, durchweg aber einen inneren Erfolg. Faßt ohne Unterstützung des Staates, mit Unglauben empfangen, bewies die Berliner Gewerbe-Ausstellung eine so große Blüthe der Industrie, der Technik und des Kunstgewerbes, daß für die Reichshauptstadt das Neuleanz'sche Wort keine Geltung mehr besaß. Ganz im Sinne der von England übernommenen partiellen internationalen Ausstellungen schloß sich als dritte derselben die Fischerei-Ausstellung an, deren glänzenden Erfolg noch in unser aller Erinnerung ist.

Wenn auch ohne einen internationalen Charakter, so doch an Bedeutung den drei Vorgängerinnen nicht nachstehend, tritt nunmehr eine allgemeine deutsche Ausstellung, die das ganze Gebiet der Hygiene und des Rettungswesens umfaßt, in's Leben.

Zweifellos sind auf den Plan dieser Ausstellung zu nicht geringem Theile die Resultate materieller und idealer Natur, deren sich die letztgenannten beiden Ausstellungen rühmen durften, von Einfluß gewesen, aber zur Erkenntniß ihrer Entstehung ist es nothwendig, noch ein wenig zurückzugehen und der Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege in Deutschland während der letzten Jahre kurz zu gedenken.

Wie schon Finkelnburg hervorhob, richteten sich seit dem Erwachen des öffentlichen Interesses für die Pflege der Volksgesundheit die Blicke nicht nur der Sachverständigen, sondern auch der für die vorhandenen Aufgaben begeisterten Laien vornehmlich auf England, als dasjenige Land, in welchem sich die öffentliche Gesundheitspflege der vorgeschrittensten Fürsorge und der nachweisbarsten Erfolge rühmen durfte.

Seit dieser Zeit ist eine Wandlung unverkennbar. Wohl fehlte es den schönen Keimen von 1848, die trotz der Stürme der Revolution eine gesunde Entwickelung versprachen, in den Jahren einer ideenlosen Reaction bei uns an Luft und Licht, sobald aber die Zeit eintrat, in der die Staatslenker vorsichtsvoll und klug genug waren, die wirklichen Errungenschaften jener Tage in ihre Politik aufzunehmen, begann auch für die Gesundheitspflege im deutschen Lande eine neue Periode unablässigen Schaffens. Es war ein Glück für die noch junge Disciplin, daß die deutsche Wissenschaft ihr mit

Digitized by Google

einer Energie und einer Einsicht vorgearbeitet hatte, wie kein anderes Land sich solcher rühmen kann. Ohne zahlreichen anderen Forschern zu nahe zu treten, unter denen an erster Stelle auch wieder Rudolf Virchow zu nennen ist, muß vor allem verwiesen werden auf die Münchener Schule, die durch den gefeierten Namen Max von Pettenkofer's bezeichnet wird. Wie es oft anderwärts geschah, so hat auch hier eine große Weltfrage, wenn auch nicht die Veranlassung zu diesen Studien, so doch die dauernde Anregung zu ihrer immer größeren Vertiefung gegeben.

Nicht anders war es in England, wo die Cholera ebensalls durch die zahlosen Opfer, die sie forderte, die Vorurtheile, welche der Gesundheitspflege noch entgegenstanden, besiegen half. Das ganze englische Volk nahm Theil an dieser Bewegung und zwang von Etappe zu Etappe die regierenden Classen, den Forderungen der Hygiene gerecht zu werden. Nicht so leicht gestalteten sich die Dinge in Deutschland. Der maßgebende Einfluß des Volkes selbst und seiner Vertreter schlte, und die Zerspltterung Deutschlands machte ein Vorgehen nach einheitlichem Plane unmöglich. Als sich aber im Laufe der Zeit die politischen Verhältnisse änderten, die Allweisheit der Bureaukratie aufgehört hatte, allein Recht zu behalten, und die Sorge für die Gesundheit besonders auch um deswillen immer mehr als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates anerkannt wurde, weil durch die Fortschritte der Industrie mit ihren Anhäufungen von Arbeitern in großen Centren auch die sanitären Nachtheile immer mehr in Sicht kamen, da mußten die Regierungen Hand anlegen, um diese Zustände zu bessern. Da fanden sie aber — zur Ehre der deutschen Wissenschaft sei es gesagt! — den Boden ihrer Thätigkeit durch eine Fülle der mühsamsten und zum Theil genialsten Unterfuchungen bereit, wie in keinem anderen Lande. Daraufhin konnten die Staatsbehörden, wie vor Allem die großen Communen die Arbeiten beginnen und durchführen, welche die Reinheit der Luft und des Bodens bezwecken.

Bei dieser Arbeit, die sich zum Theil, wie die gewaltigen Canalisations- und Wasserwerke unserer Städte, denen des alten Rom an die Seite stellen kann, standen neben wissenschaftlichen Förderern zahlreiche, auf dem Gebiete der Gesundheitspflege erfahrene Sachverständige, unter ihnen vor Allen die Aerzte, den Behörden zur Seite. Die altehrwürdige Vereinigung der deutschen Naturforscher und Aerzte nahm, wenn auch nicht ohne Widerstreben, die Hygiene in einer besonderen Section in sich auf, von welcher weithin reichende Anregungen ausgegangen sind. Jemehr indeß die wirkliche Einsicht auf dem Gebiete der Gesundheitspflege wuchs, umsomehr erkannte man, daß die Förderung derselben unmöglich sei, wenn nicht neben den Naturwissenschaften und der Medicin auch die Technik und die Verwaltungskunst sich an dem Werke betheiligten. Auf solche Erwägungen hin bildete sich der „deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege", der bei seinem Entstehen sogleich in den Besitz eines vortrefflichen Organes kam, das von dem hochverdienten, unermüdlichen Frankfurter Arzt Georg Varrentrap unter dem Titel „Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" in's Leben gerufen war. Jahr für Jahr hat der deutsche Verein in seinen Versammlungen die wichtigsten Fragen der Gesundheitspflege discutirt und einen merkbaren Einfluß auf die regierenden Kreise, einen viel größeren aber auf die Klärung der allgemeinen Meinung ausgeübt.

Neben ihm entstand vor wenigen Jahren der „Deutsche Verein für Gesundheitstechnik", nach der Ansicht des Verfassers dieser Zeilen mehr durch äußere Veranlassung und äußere Gründe als in Folge einer inneren Nothwendigkeit. Die Gesundheitstechnik ist nur einer, wenn auch einer der wichtigsten Zweige der Hygiene überhaupt, und so war es natürlich, daß beide Vereine sofort durch gleichzeitiges Tagen ihre Zusammengehörigkeit erwiesen.

Es geschah dies im Jahre 1880 in Hamburg, und es wurde damals in dem Vereine für Gesundheitstechnik die Frage angeregt, ob es nicht zweckmäßig erscheine, eine Ausstellung für das gesammte Gebiet der Hygiene in's Leben zu rufen, und wohl mehr in dem Sinne bejahend entschieden, daß man wesentlich an eine Ausstellung dessen dachte, was die deutsche Technik auf dem Gebiete der Gesundheitspflege geleistet habe. Der Verein setzte sich sofort mit dem gleichzeitig in Hamburg tagenden Vereine für öffentliche Gesundheitspflege in Verbindung, durch dessen Mitwirkung der Plan von Anfang an erweitert und vertieft wurde, indem an der Seite der Gesundheitstechnik auch die, wenn man will, idealere Seite der Gesundheitspflege einen nicht minder maßgebenden Einfluß erlangte.

Zur weiteren Durchführung des Planes wählte jeder der beiden Vereine zehn von seinen in Berlin wohnenden Mitgliedern, und diese traten zu einem provisorischen Comité zusammen, aus dem sich alsdann nach und nach die ganze Organisation entwickelte. Die Männer des provisorischen Comités waren sich wohl bewußt, wie schwierig die ihnen gestellte Aufgabe, wie groß ihre eigene Verantwortlichkeit sei, wenn auch die internationale Ausstellung in Brüssel bewiesen hatte, daß Deutschland mit seinem Wissen und Können auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens schon damals in erster Linie stand; ihm wurde dort nämlich die relativ größte Zahl der Preise ertheilt.* Das provisorische Comité konnte daher in seinem Programm mit Recht darauf hinweisen, daß besonders auch die Leistungen der Gesundheitstechniker auf der Brüsseler Ausstellung von der von ihnen erreichten hohen Stufe Kunde geben, und daß viele deutsche Privatindustrien in keiner Beziehung den Vergleich mit denen Englands, Frankreichs, Belgiens ꝛc. scheuen durften.

Andererseits aber machten sich manche Bedenken geltend. Erst eine verhältnißmäßig kurze Zeit war nach den Glanz vergangen, der die Brüsseler Ausstellung noch umstrahlte. Sodann war man sich bald klar darüber, daß der geplanten Ausstellung der Charakter einer internationalen nicht zu geben sei. Weder die localen Verhältnisse, welche Brüssel darbot, noch specielle Vorzüge der zur Ausstellung kommenden Gebiete, wie sie die allgemeine Fischerei-Ausstellung auszeichneten, waren vorhanden. Vor Allem aber fehlte die Zeit, deren die so überaus schwierigen Vorbereitungen zu einer internationalen Ausstellung bedürfen, während von der Majorität der Interessenten der dringende Wunsch ausgesprochen war, das Insliebentreten der Ausstellung nicht zu verzögern. Man verzichtete mit diesem Entschluß auf Vieles, was die Brüsseler Ausstellung so anziehend gestaltete, andererseits aber bedachte man, daß in Brüssel noch keineswegs eine auch nur annähernde Vollständigkeit der deutschen Leistungen erreicht worden war, daß Deutschland noch Vieles zu bieten hatte, was dort vermißt wurde.

Um so klarer war man sich im Gegensatz dazu sofort darüber, daß das Rettungswesen in Krieg und Frieden auf der Ausstellung vertreten sein müsse, solle dieselbe nicht von vornherein den Stempel der Unvollständigkeit tragen. Abgesehen von diesem inneren Grunde, war das Rettungswesen in den letzten Decennien gerade in Deutschland, zum Theil durch unsere großen Kriege veranlaßt, mehr als je in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten und durch immer stärkere Bande mit der öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt verknüpft worden. Längst hatte das rothe Kreuz aufgehört, ein Symbol der Humanität nur für die Zeit des Krieges zu sein; die unablässige Arbeit seiner Vereine im Frieden, die in's Leben gerufen zu haben ein Verdienst der deutschen Kaiserin ist, hat ihnen eine Richtung auf dieselben Ziele gegeben, welche auch die Hygiene verfolgt.

So war für das Comité kein Zweifel vorhanden, daß der Schutz gegen Gefahren, die Hülfeleistung bei Verunglückten und Verletzten, der Transport und die Pflege der Verwundeten und Kranken im Kriege, mit einem Worte: das gesammte Rettungswesen organisch einzuflgen sei in das in Programm gerade einer deutschen hygienischen Ausstellung.

Die Bezeichnung „Allgemeine deutsche Ausstellung" hat anfänglich Befremden erregt, sie bedeutet aber, daß diejenigen Länder, welche ohnehin in den beiden deutschen Vereinen, dem für Gesundheitspflege und dem für Gesundheitstechnik, von Anfang an vertreten waren, nämlich Oesterreich und die Schweiz, an der Ausstellung jedenfalls theilnehmen sollten. Außerdem aber sind von vornherein die Leistungen des Auslandes keineswegs ausgeschlossen worden; nur eine Gruppirung nach Nationen, wie in Brüssel, gestattete der Charakter unserer Ausstellung nicht. Mit Befriedigung kann man nunmehr darauf hinweisen, daß außer Oesterreich und der Schweiz auch andere Länder, vor Allem Italien, alsdann das Nationalgesundheitsamt und die Medicinalabtheilung des Kriegsministeriums der Vereinigten Staaten, wichtige Objecte gesendet haben und daß auch andere Länder nicht ganz unvertreten geblieben sind.

Eine der ersten Pflichten des provisorischen Comités, welches

* Die Zahl der Aussteller überhaupt betrug in Brüssel 1842, von denen Deutschland 348 angehörten. Letztere erhielten von den Auszeichnungen im Allgemeinen 20,4 Procent, während sie nur 17 Procent der ausgestellten Gegenstände geliefert hatten. Von den 50 Ehrendiplomen und goldenen Medaillen, die zur Vertheilung kamen, erhielt Deutschland aber nicht weniger als 20.

Digitized by Google

in der Person des früheren Ministers, Wirklichen Geheimen Raths Hobrecht, einen vortrefflichen Vorsitzenden gewonnen hatte, war es gewesen, eine Reihe von hervorragenden Männern aller Stände, die theils durch ihren Beruf, theils durch persönliche Neigung mit der Gesundheitspflege oder dem Rettungswesen in Beziehung standen, aufzufordern, dem Unternehmen ihre Mitarbeit zu gewähren. Der Erfolg des Aufrufes war ein außerordentlich günstiger; von Woche zu Woche mußte die Liste der Männer, welche dem Comité beitraten, vergrößert werden, und es fehlt ihr jetzt keiner der hervorragenderen Hygieniker Deutschlands.

So konnte denn bald eine Generalversammlung des Centralcomités abgehalten werden, in welcher die bisherigen Schritte des provisorischen Comités sowie seine weiteren Vorschläge einstimmig Billigung fanden und dann für die eigentliche Arbeit ein Vorstand und für die Geschäftsführung ein Ausschuß, unter denen die beiden andern Vorsitzenden Generalarzt Roth und Ingenieur Rietschel und die Schriftführer R. Henneberg und der Verfasser genannt werden mögen, gewählt wurde.

An Vorstand und Ausschuß schließt sich eine Reihe von Commissionen, von denen als die wichtigsten die Terrain- und daß, dem ersten Charakter der Ausstellung entsprechend, in der Gruppeneintheilung ein neues Prinzip durchgeführt worden ist.

Man hat es im Gegensatz zu den meisten bisherigen Ausstellungen unternommen, die Gegenstände nicht nach der Gemeinsamkeit ihres Fabrikationsursprungs zu gruppiren, sondern dieselben an demjenigen Orte und in demjenigen Zusammenhange zur Anschauung zu bringen, wo und wie sie in der Wirklichkeit angewendet werden, wodurch es dem nicht speciell mit dem bestimmten Zweige der Technik vertrauten Besucher möglich wird, sich über Zweck und Eigenschaften der ausgestellten Gegenstände klar zu werden.

Die Erfahrung hat es bei fast jeder Ausstellung gelehrt, daß im Beginne die Meldungen verhältnißmäßig spärlich einlaufen, daß aber, wenn der letzte Termin naht, sie sich in wahrhaft besorgnißerregender Weise häufen, so daß sie über denselben hinaus noch zahlreich eintreffen. Auch bei dieser Ausstellung ist das Gleiche geschehen, sodaß immer mehr Erweiterungen der Baulichkeiten eintreten und dennoch viele äußerst interessante Objecte schließlich zurückgewiesen werden mußten. Demungeachtet zeigt eine Durchsicht des Katalogs eine überraschend große Fülle von Aus-

Das Hauptgebäude der Allgemeinen deutschen Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin 1882.

Nach einer Photographie.

Baucommission, die Finanzcommission und die Preßcommission zu erwähnen sind.

In zahlreichen Sitzungen, besonders des Ausschusses und der Commissionen, nahm der Plan der Ausstellung nunmehr eine festere Gestaltung an; die finanzielle Grundlegung wurde erreicht, ein passender Bauplatz gesichert und die Zollfreiheit der aus dem Auslande einzuführenden Objecte und Transportermäßigungen erreicht, wie sich auch für die Sache das lebhafteste Interesse, besonders aller Behörden, zeigte und durch die Localcomités immer weitere Kreise zur Mitarbeit herangezogen wurden.

Besonders günstig war auch für das Gedeihen der Ausstellung die Uebernahme des Protectorats durch die deutsche Kaiserin, welche den Kronprinzen des deutschen Reiches mit ihrer Vertretung beauftragte. Die Wirkungen dieses Protectorats machten sich über alle Erwartungen sofort geltend. Sowohl die Anmeldungen für die Ausstellung, wie die Zeichnungen für den Garantiefonds gingen in steigender Zahl ein, und bald stellte es sich heraus, daß diese Ausstellung, welcher gerade von den Mitgliedern des Ausschusses nicht ohne Zweifel entgegengesehen wurde, an Dimensionen und innerem Werthe ein hervorragendes Bild des im deutschen Reiche auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens Geleisteten bieten werde.

Es ist nicht thunlich, in alle Einzelheiten der Organisationsarbeiten hier einzugehen, darauf aber muß hingewiesen werden, stellungsgegenständen. Die Ministerien fast aller deutschen Staaten, viele Hochschulen, zahlreiche Communen, wie Berlin, Wien, Budapest, die hervorragendsten technischen Etablissements, unter denen nur die beiden Siemens und Aird genannt werden mögen, finden sich mit ihren besten Erzeugnissen vertreten. Alles was zum Rettungswesen gehört, einschließlich der Instrumente und Apparate für die Chirurgie und für das Verbandwesen, wird die Bewunderung der Besucher erregen.

Specielle Berichterstatter werden über die einzelnen Gruppen der Ausstellung reichliches Material für die „Gartenlaube" liefern; hier, wo es sich mehr um die allgemeine Einführung handelt, mag es nur noch gestattet sein, dem Platze sowohl wie den Gebäuden in einer kurzen Darstellung gerecht zu werden. Zwei Männer haben sich besonders um den Bau und den Platz verdient gemacht, der Baurath Kyllmann, Mitglied der berühmten Firma Kyllmann und Heiden, dem Berlin schon so viele Prachtbauten verdankt, und der Gartendirector Mächtig, welch Letzterem das Arrangement des parkähnlichen Gartens oblag, der auf Anordnung der Commune Berlin, deren Munificenz sich auch diesmal wieder glänzend bewies, hergestellt worden. Dieser Garten bildet mit Recht ein Ausstellungsobject der Stadt, und wahrlich keines der schlechtesten.

Das Ausstellungsgebäude befindet sich auf dem von der Straße Alt Moabit, Ulanen- und Invalidenstraße und der Lehrter Bahn umschlossenen Terrain, welches diesmal seitens des Fiskus

Digitized by Google

in entgegenkommender Weise unentgeltlich hergegeben ist. Die Größe des Terrains beträgt rund 62,000 Quadratmeter oder 24 Morgen, eine Ausdehnung, die anfangs die hier vorhandenen Bedürfnisse bei Weitem zu übertreffen schien, schließlich aber doch kaum zur Verwirklichung des Planes hinreichten. Drei Eingänge führen in den Bereich des Ausstellungsgebiets selbst. Das Terrain der Ausstellung wird durch den Stadtbahnviaduct in zwei Abschnitte getheilt, von denen der vordere das Hauptgebäude mit seinem großen Vorgarten, der weiter zurückliegende die parkartigen Anlagen mit den Einzelbauten enthält. Die 28 Stadtbahnbögen, die demnach innerhalb des Ausstellungsterrains liegen, sind für die Zwecke der Ausstellung in Anspruch genommen, als seien sie von vornherein dazu bestimmt, abgesehen von denen, welche die Communication innerhalb des von der Stadtbahn durchschnittenen Terrains vermitteln.

Das Hauptgebäude bedeckt einen Raum von circa 12,000 Quadratmeter, daran schließen sich die Stadtbahnbögen mit 5000 Quadratmeter, die Einzelbauten mit 2800 Quadratmeter, die Restaurationshalle mit 2200 Quadratmeter an. Der Architekt der Ausstellung hat bei dieser Gelegenheit wiederum die schon in der Fischerei-Ausstellung bewunderte Findigkeit in der Benutzung des gegebenen Materials in höchst interessanter Weise gezeigt; denn war es ein Sparsamkeitserfindungen nothwendig, die Baukünstler der vorjährigen Gewerbe-Ausstellung in Halle zu benutzen, so ist es Herrn Kullmann doch gelungen, durch eine veränderte Gruppirung der Körper, durch Erhöhung der Hauptkuppel, durch Neuanlage von Portalen und Thürmen, die der Situation vollkommen entsprechen, die Anschauung des Gebäudes wesentlich und in der vortheilhaftesten Weise zu verändern. Die weithin sichtbare Kuppel hebt den Mißstand, daß das Terrain gegen die Straße Alt-Moabit liegt und daß der Körper der Stadtbahn das Gebäude gegen die Invalidenstraße gewissermaßen deckt, in vortrefflich vermittelnder Weise auf. Die Thürme, welche die Kuppel und die Portale flankiren, geben der ganzen Anlage eine fremdliche Silhouette und dienen dazu, die durch strenge Sparsamkeit gebotene schlichte Anordnung der äußeren Architektur anziehend zu unterbrechen.

Die Gebäude selbst gruppiren sich um drei Höfe, die schließlich zum Theil noch haben bedauert werden müssen, um den immer steigenden Anforderungen der Aussteller zu genügen. Auf dem größeren der Höfe befindet sich als ein ganz abgeschlossener Bau das Normalwohnhaus, welches einer Collectiv-Ausstellung der beim Wohnhausbau betheiligten Gewerbe- und Industriezweige seine Einstehung verdankt. Einen schönen Abschluß des Bildes der Ausstellung repräsentirt das durch Professor Wilberg hergestellte Panorama der Thermen des Caracalla. Eine halbkreisförmige Säulenhalle gestattet einen Einblick in diese Thermenanlage und ihren großen Mittelsaal und sodann einen Blick über den nach den Sabiner und Albaner Bergen hin gelegenen Theil der alten Stadt Rom, sowie ihren von den Wasserleitungen der Appischen Straße ꝛc. durchzogenen Umgebungen.

Inmitten der Parkanlagen endlich befindet sich eine Wasserfläche von 3000 Quadratmeter, um welche sich die von schönen Bäumen und Boskets, die jetzt schon im vollen Schmucke des Frühlings prangen, bepflanzten Wege ziehen.

Auch für die materiellseren Bedürfnisse der Besucher ist reichlich Sorge getragen. In der Ecke der Ulanen- und Invalidenstraße liegt das Hauptgebäude der Restauration, ein oblonger Saal, an den sich Hallen für den Biercausschank längst der Straße schließen, und eine stattliche Anzahl von Einzelbauten und Pavillons umsäumt die Gartenanlagen, unter denen als die hervorragendsten zu nennen sind: das Taucherbassin, die Musikhalle, die meteorologische Station, das Volksbad, das indisch-chinesische Theehaus, mehrere Pavillons, die Militärküche, die Filter der Stadt Berlin, eine Conisse für die Feuerwehr, das große und das kleine Kesselhaus und der Siemens'sche Leichenverbrennungs-Apparat.

In der am 30. April stattgehabten Generalversammlung wurde der bemerkenswerthe Entschluß gefaßt, eine Prämiirung nicht eintreten zu lassen. Männer wie Werner Siemens, Geheime Rath Hirsch, Baurath Blankenstein und Andere mehr, die das Unweisen dieser bisher so beliebten Prämien- und Diplom-Ertheilung zur Genüge kennen gelernt hatten, gestellen es scharf, und so wird denn diese Ausstellung auch in der Beziehung hervorragend sein, daß sie als die erste mit dieser schlechten Gewohnheit der Vergangenheit bricht. Dagegen hat die Kaiserin sich vorbehalten, zwanzig goldene Medaillen zu gewähren, und es werden in einem wissenschaftlichen Berichte nach Schluß der Ausstellung, welcher so bald wie möglich erscheinen soll, die Verdienste der Aussteller in vollem Maße zur Würdigung gelangen.

Eine Zeit schwerer, oft aufreibender Arbeit ist mit der Eröffnung beendet. Wenn man erwägt, daß kaum ein Jahr dazu gehört hat, eine Ausstellung in das Leben zu rufen, bei der die Vorbereitungen besonders wichtig waren, und daß nunmehr, wenn diese Blätter erscheinen, das ganze Werk vollendet sein wird, so wird man den Bestrebigten das Lob unermüdlicher Hingebung an die ihnen gestellte Aufgabe nicht versagen können.

Die Presse hat das Unternehmen in dankenswerthester Weise unterstützt. Möge sie ihm auch ferner mit Rath und That zur Seite stehen! Möge sie besonders immer wieder darauf hinweisen, daß der Charakter einer der Hygiene und dem Rettungswesen gewidmeten Ausstellung ein ernster ist und daß, wenn irgendwo, hier vor Allem Gelegenheit gegeben sein soll, zu lernen. Wir hoffen von unserer Ausstellung, daß sie, wie einst ihre Vorgängerin in Brüssel, mächtig dazu beitragen werde, die öffentliche Gesundheitspflege in Deutschland und Oesterreich zu fördern. Wir haben ja nicht vergeblich auf die Mitarbeit der drei Berufsclassen: der Aerzte, der Gesundheitstechniker und der Communal- und Staatsbehörden, gezählt, auf die für die Gesundheitspflege in erster Reihe gerechnet werden mußte.

Der deutsche Reichskanzler hat bekanntlich einst in einem amtlichen Documente ausgesprochen, daß die höchste Leistung der medicinischen Wissenschaft nicht allein in der Heilung, sondern vielmehr zugleich, und in höherem Maße, in der Verhütung von Krankheiten bestehe. Aber das Wort des großen Staatsmannes gilt nicht nur für die Medicin; es gilt ebenso für die Socialpolitik, die der öffentlichen Gesundheitspflege gar nicht entbehren kann. Auch in ihr heißt es ja vor Allem, vorbeugen, damit eingreifende Heilversuche, wenn das Leiden einmal da ist, vermieden werden können. Ein großer Theil der berechtigten Forderungen der Socialpolitik wird aber erfüllt, wenn man in Staat und Gemeinde tüchtige Gesundheitspflege treibt. Welche Mittel aber dafür vorhanden sind, zeigt die Ausstellung, und daß Deutschland sich ihrer nicht schämen darf, kann schon jetzt behauptet werden; die Besucher werden sich überzeugen, daß auch die deutschen Gesundheitstechniker mit Einsicht und Thatkraft die Waffen geschmiedet und geschärft haben, deren die Gesundheitspflege bedarf, um „aus Gefahren zu retten und das menschliche Leben zu erhalten und zu verlängern".*

Paul Börner.

* Wir wollen an dieser Stelle nicht unterlassen, dem Verfasser des obigen Artikels, Herrn Oberhabarzt Dr. Börner, unsere dankbare Anerkennung sowohl in Betreff des obigen Artikels wie auch ganz besonders bezüglich der amtlichen Unterstützung auszusprechen, welche er uns beim Arrangement der hiermit eröffneten Artikel-Serie über die „Hygiene-Ausstellung" hat zu Theil werden lassen. Als Redacteur der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift" in Berlin, als zweiter Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege" wie als Schriftführer der Commission der „Hygiene Ausstellung" war Herr Dr. Börner vor Anderen in der Lage, uns mit Rath und That in besonders ausgiebiger und maßgebender Weise zur Seite zu stehen. D. Red.

Zwei Lieder.

Von Karl Stieler.*

1. Feldein.

Kahles Feld und ödes Land
Und der Wald im gelben Laube —
Schweigend streicht am Waldesrand
Ueber's Feld die wilde Taube.

Wie der Weg so einsam wird
Und so stumm die kühle Erde!
Reglos steht im Feld der Hirt,
Reglos steht um ihn die Heerde.

* Aus dem binnen Kurzem erscheinenden Büchlein „Wanderzeit", auf welche neue Liedergabe des talent- und gemüthvollen baierischen Dichters wir hiermit warm hinweisen. D. Red.

Digitized by Google

Und im Nebel zieht der Wind
Durch das Laub, das müde, gelbe. —
Denkst Du mein noch, holdes Kind?
Ist das noch das Feld, daselbe,

Wo dereinst auf grünem Pfad
Rother Mund das Küssen lernte?
Nimme satt so süße Saat —
Aber Kummer ist die Ernte!

2. Mädchenlied.

Nun bist Du fort — der Winterschnee
Liegt über dem weiten Lande;
Ich bin daheim — ich komm' und geh' —
Mein Thun vergeht im Sande.

Ich nehm' die Spindel wohl zur Hand
Früh in der Morgenstunden,
Doch wenn der Mittag kommt in's Land,
Dann hab ich nichts gesponnen!

Ich bin vor meinem alten Buch
Zur Dämmerzeit gesessen,
Doch hab ich auch den besten Spruch
Am Abend schon vergessen!

Nun bist Du fort — so weit — so weit —
Wie hart ich Dich verliere! — —
Dann leh' ich mich zur Schlafenszeit
Zum heißen Herd — und friere.

Im Münchener Hofgarten.

Von Karl Albert Regnet.

Berlin hat seinen Hofjäger, Dresden sein Café Belvedere, Leipzig sein Café français, Wien seinen Cursalon und München seinen Hofgarten mit den Cafés Tambosi und Luz.

Im Münchener Hofgarten fehlt allerdings der Blick auf die nächtigen Eichen des Berliner Thiergartens, auf den majestätischen Elbstrom mit seinen Dampf- und Segelbooten und auf dessen volkreiche Brücken und Quais, nicht minder auf die reizenden Rebengelände von Lößnitz, Loschwitz und Pillnitz; da fehlt auch der Blick auf den imposanten, vom Neuen Theater und städtischen Museum begrenzten Leipziger Augustus-Platz; da fehlt endlich die wagenreiche Ringstraße der alten Kaiserstadt an der „blauen" Donau.

Aber auch der Münchener Hofgarten hat seine eigenthümlichen Schönheiten. Da sind die nach der Schnur gepflanzten Linden und wilden Kastanien, die zum Theil ehrwürdigen Alters sind und an die Tage des Kurfürsten Karl Theodor erinnern, der eine Zeit lang sich mit dem Gedanken trug, durch unentgeltlich zugängige Feste à la Vauxhall die Bewohner seiner neuen Residenz den rauchigen Bierschenken zu entfremden. Da ist die Façade des Festsaalbaues der königlichen Residenz, eine der imposantesten in ganz Europa, bis man auf einen Theil des Prachtbaues den neuen geheimnißvollen Wintergarten setzte, dessen Reifengewölbe an Höhsichtheit in der weiten Welt ihres Gleichen sucht. Da sind in den Arcaden die Wandgemälde aus der baierischen Geschichte und die Deckengemälde über den weltberühmten Rottmann'schen italienischen Landschaften mit den nicht minder berühmten Distichen weiland König Ludwig's. Wer das Glück hatte, die stillen Straßen Pompejis zu durchwandern, dem werden diese Wandgemälde Erinnerungen an jene einst so lebensfrohe Stadt des classischen Alterthums erwecken, wobei er freilich schließlich zur Ueberzeugung gelangen wird, daß die Wandgemälde Pompejis heute noch um ein Bedeutendes weniger schadhaft sind, als die bezeichneten historischen und Decorationsmalereien. Und was Rottmann's wunderherrliche Fresken aus dem schönen Lande Italia betrifft, so kann sich Jedermann ständlich überzeugen, daß ihr völliger Untergang nur eine Frage der (nächsten) Zeit ist.

Leider bringt die Besichtigung der Scenen aus dem griechischen Befreiungskampfe, der mit der Thronbesteigung eines Wittelsbachers endigte, einige Gefahr mit sich. Vordem riefirte der Beschauer der in ungebührlicher Höhe angedrachten Peter von Heß'schen Bilder nur sich den Nacken zu verstauchen; jetzt muß er seinem Gotte danken, wenn er über seinem Kunstfinn nicht einen Fuß oder ein Bein bricht, wozu Hunderte von Löchern im Kopfsteinpflaster der Arcaden die schönste Gelegenheit bieten.

Und dazu stimmt harmonisch die ehrwürdige Tempelruine in der Mitte des Hofgartens, wenn sie sich auch mit dem Stil des letzteren nicht in Einklang bringen läßt.

Wer sich über Frühlings Anfang aus dem Kalender unterrichten will, ist übel genug daran; die Kalendermacher setzen selben bekanntlich mit der größten Ausdauer auf den 20. oder 21. März und scheeren sich den Teufel drum, wenn es sechs Wochen später noch schneestöbert, daß man die Hand vor der Nase nicht mehr sieht. Da sind wir Münchener besser dran; wir haben zwei ganz untrügliche Zeichen, daß es Frühling geworden.

Das eine ist: wenn Monsieur „Harmlos" am Eingang in den Englischen Garten, der Bretterhülle entledigt, wieder die schöne Nacktheit seiner Glieder zeigt. Das andere: wenn vor den Cafés Tambosi und Luz die nach langem Winterschlaf wieder hervorgeholten Tische und Stühle in langen Reihen aufgepflanzt werden.

Ja, dann sind sie in's Land gekommen, die schönen Tage, von denen der Dichter singt:

„Die linden Lüfte sind erwacht;
Sie säuseln und weben Tag und Nacht
Und schaffen an allen Enden."

Dann mag ein armer Teufel getrost seinen Paletot in's Pfandhaus schicken und ein eleganter Kleiderkünstler seine weißen Beinkleider zurecht legen —

„Es muß sich alles, alles wenden."

Es schwellen und platzen die braunglänzenden Knospen der Roßkastanien, und kleine junge Blätter guken neugierig daraus hervor und in die Welt hinein. Und ihre Welt ist der Hofgarten mit den schönen und — unschönen Frauen, die sich auf den Stühlen vor den langgestreckten Arcaden niedergelassen haben und für ihre Gatten, Kinder und Kindeskinder unendliche Strümpfe und Söckchen stricken, Brezchen und Hörnchen in den Kaffee tauchen, Kuchen essen und plaudern.

An Stoff dazu gebricht es selbstverständlich nie. Ist das hochwichtige Capitel vom Haushalte und den Annaßungen und Ausschreitungen der Mägde glücklich abgethan, auch eine mehr oder minder scharfe Theaterkritik geübt, so bleiben noch immer einzugehende Betrachtungen über den lieben Nächsten übrig, welche ein paar Stündchen in Anspruch nehmen.

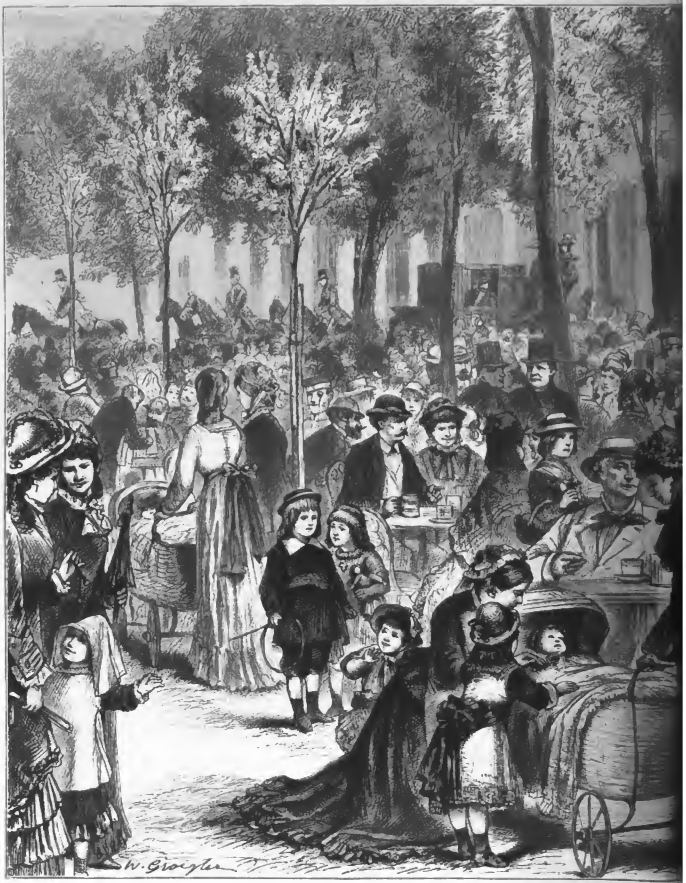
Allerdings werden Tambosi (Dengler) und Luz nicht, wie man nach Vorstehendem vielleicht glauben möchte, blos von dem schönen Geschlechte besucht, aber an den gewöhnlichen Wochentagen bleibt das starke daselbst entschieden in der Minderheit. Abgesehen von den Fremden, welche sich zur Sommerszeit, namentlich im ersteren Café, ein Stelldichein zu geben pflegen, fehlt es nicht an Stammgästen, die sich mit der Regelmäßigkeit einer Uhr zur bestimmten Stunde am bestimmten Tische einfinden, wie denn einer der letzteren nach den „bösen Zungen" genannt zu werden pflegt.

Im Allgemeinen ist die Zusammensetzung der Gesellschaft eine ziemlich bunte. Es liegt das im süddeutschen Volkscharakter, der jeder Exclusivität abgeneigt ist.

Wer sich für Bevölkerungsstatistik interessirt, findet im Hofgarten gute Gelegenheit zu Studien: ein namhafter Theil der jungen Münchener beider Geschlechter wird im Hofgarten in die Welt eingeführt oder richtiger eingetragen und eingesehen, und mancher künftige Don Juan fühlt sich hier schon in seinen offenen Höschen zum ersten Mal von dem Ewig-Weiblichen angezogen.

Die eigentliche Hofgartensaison aber fällt in den Sommer. Dann stecken die Kastanien ihre weißen Blüthenbündel auf und streuen die blühenden Linden ihre berauschenden Düfte in die Luft, sie mit denen des Kaffees und der Cigarren vermischend, und die Herren Dengler und Luz schauen schmunzelnd über den Plan. Und ist es vollends ein Mittwochnachmittag, dann sind die Tische schon um drei Uhr besetzt, und wer etwas spät eintrifft, der mag zusehen, wie er sich einen Stuhl erobere; denn am Mittwochnachmittag concertiren im Hofgarten dicht an den Cafés

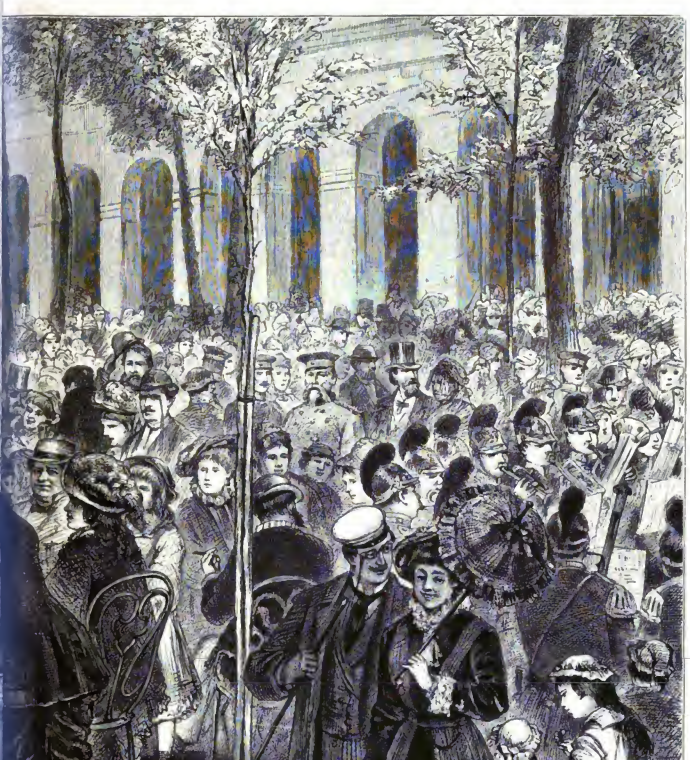
Digitized by Google



Im Münchener Hofgarte

zwei Militärmusikcapellen unter den Linden und Kastanien, umgeben von Tausenden, welche lustwandelnd den lockenden Tönen lauschen.

Da sind alle Stände und Lebensstellungen vertreten. Hier schlürft die Frau Staatsministerin ihre Tasse Kaffee, wie zwei Schritte davon die Frau Kanzlistin oder Gerichtsschreiberin auch. General und Gemeiner folgen demselben Zuge des Schönen, und ein paar hochwürdige Herren gehen die nämlichen Pfade, wie die schmucke Handschuhnäherin, die heute früher Feierabend macht, oder wie auch das elegante Kindermädchen, das den Aeltesten ihrer Herrschaft an der Hand, den Jüngsten auf dem Arme spazieren führt. Junge Lieutenants verwerthen ihre strategischen Kenntnisse so glück-



alzeichnung von W. Grögler

lich, daß sie der Flamme ihres Herzens bei jedem Rundgange um den Kreis der musicirenden Spielleute begegnen, mag auch die vorsichtige Frau Mama bald links, bald rechts abschwenken, und der Bruder Studio mit dem bunten Käppchen auf dem Krauskopfe versteht es, das hübsche Dämchen an seiner Seite so lustig zu unterhalten, daß es gar nicht aus dem Lachen herauskommt.

Zwischen den Tischen aber eilen im Schweiße ihres Angesichts dort schwarzbefrackte Kellner, hier elegant gekleidete junge Mädchen, blanke Kaffeekannen und Kuchenplatten in den Händen, und sind doch kaum im Stande, den stets sich erneuernden Anforderungen der Menge zu genügen.

Blumenmädchen, in nichts an ihre schönen Schwestern in

Digitized by Google

der herrlichen Arnoſtadt erinnernd, ſchleichen trübſeligen Blickes von Tiſch zu Tiſch, und es gelingt ihnen nur ſelten, von ihrer duftenden Waare etwas abzuſetzen; denn der Münchener liebt mehr das Subſtantielle.

Durch das Hofgartenthor aber raſſelt, einen Pinienwald vorauf, eine vierſpännige geſchloſſene Karoſſe, und deren Fenſter eine impoſante Geſtalt dankend grüßt: es iſt König Ludwig, der ſeine Spazierfahrt durch den Engliſchen Garten macht.

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von C. Michael.

17. Was heißt liebenswürdig?

Was heißt liebenswürdig?

Nichts ſcheint einfacher als die Beantwortung dieſer Frage. „Liebenswürdig“ heißt: würdig ſein, geliebt zu werden, ſollte man meinen. Aber der Sprachgebrauch iſt gar wunderlich in ſeinen Launen; er verſteht unter ſeinen Ausdrücken oft mehr, oft weniger, häufig ſogar das Gegentheil von dem, was ſie beſagen. Iſt nicht z. B. ein „alter“ Herr noch älter als ein „älterer“? eine „junge“ Dame noch jünger als eine „jüngere“ Dame? Die Steigerung des Ausdruckes drückt hier geradezu eine Verminderung der Eigenſchaft aus. Und fragen wir: „Iſt nur eine liebenswürdige Perſon würdig, geliebt zu werden?“, ſo wird ein vielſtimmiges „Nein“ die Antwort ſein.

Wer denkt nicht an die ſtrengen eiſenharten Feldherren alter und neuer Zeit; nicht einen Schatten von dem, was man „liebenswürdig“ nennt, haben ſie zumeiſt beſeſſen, und doch ſind ihre Krieger aus begeiſterter Liebe ihnen gefolgt in Schlacht und Tod — ſie waren gewiß „würdig“ „geliebt“ zu werden.

Wie leidenſchaftlich wird oft eine kalte, ſtolze Schöne geliebt von ihrem Verehrer, wie innig und aufopfernd dort ein launiſcher griesgrämiger Alter von ſeinen Kindern, hier ein reizender tief verſtimmter Gatte von der Gattin, ein ſtrenger ernſter Gelehrter von ſeinen Schülern und Anhängern! Sie Alle ſind der Liebe würdig, die man ihnen weiht, wenn ſie auch gänzlich jener „Liebenswürdigkeit“ entbehren, die unſer Sprachgebrauch dieſem Wort beilegt. Wir müſſen alſo vor Allem bekennen, daß der Ausdruck „Liebenswürdig“ viel zu hoch gegriffen iſt für das, was wir darunter verſtehen. Die Franzoſen legen nicht ſo viel in ihr „aimable“, die Engländer in ihr „lovely“, ſie bezeichnen mit dieſen Worten präciſer die Eigenſchaften, die wir fälſchlich liebenswürdig nennen, während wir damit nur die Begriffe: lieblich, freundlich, zuvorkommend in einem Worte zuſammenfaſſen wollen, und dieſes Wort vielleicht richtiger: „gewinnend“ oder „einnehmend“ heißen müßte.

Der Ausdruck: „Liebenswürdig“ iſt nun aber einmal da; er iſt zu Fleiſch und Blut geworden im Empfinden der Deutſchen, und man muß ihn ſo beibehalten, wie der Sprachgebrauch ihn eingebürgert hat. Mit Vorliebe wenden wir das Wort auf unſer weibliches Geſchlecht an; dem Mann wird das Prädical „liebenswürdig“ nur ſo nebenbei gegeben, während es vielleicht als die ſchönſte und ehrenvollſte Auszeichnung der Frau, inſonderheit der weiblichen Jugend, gilt.

Worin aber nun dieſe vielgerieſene, mächtig beſtrickende Eigenſchaft unſeres Geſchlechtes beſteht, das zu ergründen iſt nicht ſo leicht. Die Liebenswürdigkeit kann mit Schönheit, oder mindeſtens mit Anmuth gepaart ſein, doch kann ſie unter Umſtänden auch recht gut dieſe Verbindung entbehren.

Auch eine alte und häßliche Frau kann ſehr liebenswürdig ſein, ja häufig hört man geradezu die Gegenſätzlichkeit beider Begriffe betonen: „Sie iſt nicht hübſch, aber ſehr liebenswürdig.“ Die Schönheit alſo thut es nicht, thut's vielleicht der Verſtand, die Herzensgüte, thut's feines geſellſchaftliches Berechnen?

Mit einem Theilchen müſſen unbedingt alle dieſe Eigenſchaften vertreten ſein, wenn es ſich darum handelt, den Begriff der Liebenswürdigkeit zuſammenzuſtellen; denn eine liebenswürdige Frau kann wohl häßlich, ſie darf aber weder dumm, noch boshaft, noch plump und unbehobelt ſein. —

Gut, da haben wir eine brave, verſtändige Hausfrau, die ihre Kinder ſtraumm zur Ordnung anhält, Armen gern Gutes thut, wenn ſie darum gebeten wird, und auch nicht der üblichen geſellſchaftlichen Formen entbehrt. Es iſt kein Tadel zu finden an ihr und ihrem Hauſe: Alles geht darin wie am Schnürchen; man hört kein böſes, kaum ein lautes Wort, aber auch ſelten ein fröhliches Lachen. Bereits jahrelang verkehrſt du auf freundſchaftlichſtem Fuße mit dieſer Familie und ſiehſt ihr doch heute genau ſo fremd gegenüber wie am erſten Tage der Bekanntſchaft. Ein gewiſſes leiſes Fröſteln kannſt du nie los werden im Verkehr mit der Frau vom Hauſe, und obgleich die Converſation mit ihr nie in's Stocken geräth, weißt du doch nicht zu ſagen, wovon du mit ihr geſprochen haſt, wenn du ihr Haus verläßt. Ihre Freunde werden dieſe Frau ſehr hoch achten und ſchätzen, keinem aber wird es beikommen, ſie für „liebenswürdig“ zu erklären; dazu fehlt ihr bei aller Güte und Vernunft noch ein unbeſtimmbares „Etwas“.

Iſt dieſes fehlende „Etwas“ vielleicht ſprudelnder Witz? Iſt es ein Funken von jenem tändelnden und doch ſtets ſchlagfertigen „esprit“ der Franzoſen, für welche wir armen ſchwerfälligen Deutſchen nicht einmal das bezeichnende Wort beſitzen, geſchweige denn die Gabe ſelbſt? —

Möglich, daß dem ſo iſt; dann wäre jenes geiſtſprühende, lebhafte, hochgebildete Fräulein, zu deſſen Tiſchunechbar dich heute ein gütiges Geſchick gemacht hat, das vollendete Bild der Liebenswürdigkeit. Bereint ſie doch mit einem guten Theile jenes vielbewunderten „esprit“ ſogar die vortheilhafteſte äußere Erſcheinung; ſie ſtrahlt gleich dem blendenden Sonnengeſtirn im vollen Bewußtſein ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge.

Im Geſpräch mit ihr muß du ſehr auf deiner Hut ſein; es iſt ein beſtändiges Raketenfeuer: jedes Wort, das dieſen roſigen Lippen entquillt, iſt entweder ein ſcharfer Hieb oder eine kleine Bosheit, und jeder Blick dieſer ſtrahlenden Augen ſpricht die ſtumme Frage aus:

„Bin ich nicht reizend?“

O gewiß! Reizend iſt die Dame, pikant, intereſſant, Alles, was du willſt, nur nicht — liebenswürdig. Dieſen Eindruck haſt du nie ihr gegenüber, während es, vielleicht dir ſelber unbewußt, auf deine Lippen tritt in Bezug auf jene andere Frau dort, bei welcher du doch — im einzelnen analyſirend — kaum irgend eines der Elemente, aus denen ſich die Liebenswürdigkeit zuſammenſetzen ſoll, in hervorragender Weiſe vertreten findeſt.

Dieſe andere Frau, bei welcher wir jetzt zuſammen eintreten wollen, iſt weder durch Geiſt noch durch Schönheit ausgezeichnet, auch nicht überreich mit Talenten begabt, und was ihren Charakter im Allgemeinen betrifft, ſo findet man gar nicht erſt Zeit, darüber nachzugrübeln, von welcher Art er wohl ſein möchte. Sie ſelbſt hat dazu noch viel weniger Zeit gehabt; denn ſie hat in jedem Augenblick ihres geſchäftig thätigen Lebens ſo viel an Andere zu denken, daß ſie noch nicht zum Stadium ihres eigenen Selbſt gekommen iſt, obgleich das „Erkenne Dich ſelbſt!“ uns von ſo vielen Moraliſten als höchſtes Ziel allen Strebens hingeſtellt wird. Auch jetzt, im Augenblick, wo ſie uns begrüßt, hat ſie nicht einmal einen flüchtigen Nebengedanken an ſich ſelbſt. Ihre ganze Seele iſt nur von uns, von den eben eintretenden lieben Gäſten erfüllt. Ob wir ſie in der dringendſten Arbeit ſtörten oder eben, zum Ausgehen gerüſtet, an der Hausthür treffen, ſtets iſt der Empfang, den ſie uns bereitet, gleich freundlich, gleich unbefangen, gleich warm und herzlich. Ohne daran zu denken, welchen Eindruck wohl ſie ſelbſt oder ihr Haus machen wird, iſt ſie einzig darauf bedacht, daß wir, die Gäſte, uns bei ihr wohl fühlen möchten.

Unbedacht für uns aber wäre jede Art der Entſchuldigung, die ſie ausſpräche, jede Verlegenheit, die ſie zeigte; das ſührt die „liebenswürdige“ Frau genau, und gar genau iſt ihr wohl bekannt, welchen Platz ihrer Wohnung ſie uns zum Ausruhen bieten muß, damit wir uns recht behaglich fühlen.

Einzig von dieſem Wunſche beſeelt, denkt ſie nicht daran, uns in das beſte Zimmer des Hauſes zu nöthigen — ſie führt uns in das behaglichſte. Sie nimmt uns gegenüber Platz und läßt uns erzählen und berichten; ſie hat ein warmes Wort der Theilnahme für jedes unſerer Erlebniſſe, während ſie von ſich ſelbſt und ihren

Digitized by Google

Angelegenheiten nur auf wiederholte Aufforderung spricht; sie nöthigt nicht sehr zu längerem Verweilen, wenn wir aufbrechen wollen; denn sie weiß, daß wir gern bleiben, so lange es unsere Zeit gestattet. Sieht diese Frau größere Gesellschaft bei sich, so weiß sie das allgemeine Gespräch so zu lenken, daß jeder ihrer Gäste Gelegenheit hat, sich vor den Uebrigen in vortheilhaften Lichte zu zeigen, und geschickt weiß sie ein Thema zu vermeiden oder rasch zu erledigen, wenn es einen der Anwesenden unangenehm zu berühren scheint. Sie selbst spricht nur so viel wie nöthig ist, um die Gäste zum Sprechen anzuregen, und nur wo es entschieden gewünscht wird, läßt sie sich auch selbst zu längerem Erzählungen, Musikproduction oder dergleichen herbei. Thut sie dies aber, so geschieht es ohne langes Zieren, einfach und freundlich, in dem Bestreben, den Gästen immer und überall das Beste zu bieten, was sie eben zu bieten hat.

Kein Opfer dünkt dieser Frau zu groß für ihre Freunde; sie weiß klugen Rath in jeder Verlegenheit und ertheilt ihn in einer Weise, die — ja, wie soll man diese Weise bezeichnen? Nun, Jung und Alt, Männer und Frauen nennen sie eben — liebenswürdig, obgleich man dieser Frau einzelne gute Eigenschaften nicht gerade viel nachrühmen hört. Wenn man das Wesen dieser Frau zu verstehen sucht und sich fragt: warum ist sie liebenswürdig, welche Eigenschaften machen sie dazu, ja, was ist überhaupt liebenswürdig? so kommt man zu den wunderlichen Resultat, daß glänzende Eigenschaften des Geistes, des Gemüthes und des Körpers die Liebenswürdigkeit wohl steigern und erhöhen können, daß aber eine rohe Grundbedingung Bescheidenheit und ein hoher Grad von Selbstlosigkeit ist. Nur wer da völlig aufzugehen vermag in der Sorge, Freude und Theilnahme für Andere, nur der kann wahrhaft liebenswürdig sein.

Schon der erste Hauch von Eitelkeit, Prahlerei oder Selbstliebe, der dieses duftig-zarte Gebäude streift, wirft es unrettbar zusammen. Schön, interessant, ja bezaubernd kann auch ein gefallsüchtiges Weib sein, liebenswürdig nur ein selbstlos bescheidenes, und weil solch völliges Selbstvergessen fast nie bei Männern zu finden ist, so gebührt das schöne Prädicat der Liebenswürdigkeit vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht. Mögen unsere Emancipationsbestrebungen auch anders darüber denken, es wird doch ewig wahr bleiben, daß innige Hingabe und Aufgehen in den Interessen Anderer ein Vorzug — nicht eine Schwäche — der Frau ist. So soll es sein, und es ist gut so. Laßt uns die Herren der Schöpfung ehren und ihre Rechte anerkennen, indem wir eifersüchtig über dem unsrigen, dem schönen Rechte vollendeter Liebenswürdigkeit, wachen, auf daß nicht etwa einst eine Zeit komme, wo man von energischen Weibern und liebenswürdigen Männern spricht. Das gäbe einen argen Mißton in der großen Harmonie der Schöpfung.

Nicht ohne Vorbedacht haben wir das liebenswürdige Weib zuerst der Gesellschaft im Allgemeinen gegenüber gestellt. Wo aber die Blume der Liebenswürdigkeit echt und unverkümmert blüht, da entfaltet sie ihren ganzen Zauber erst recht im Kreise der Häuslichkeit; denn hier ist das wahre große, unbestrittene Reich der liebenswürdigen Frau, der liebenswürdigen Tochter des Hauses. Jede frohe und heitere Stunde würzt sie den Ihrigen doppelt durch die Art, wie sie sich zu freuen weiß, und kommen Prüfungszeiten — welches Unglück wäre so schwer, daß die hingebende Theilnahme eines liebenswürdigen Weibes es nicht zu lindern vermöchte? Die schwarzen Gespenster von Leid und Kummer können wohl — wie Sunlets so hübsch sagt — zur Thür eines Hauses hereinschauen, in welchem ein solches Wesen waltet, aber eintreten und ihre Wohnstätte darin aufschlagen, das dürfen sie nimmermehr.

Liebenswürdigkeit wirkt auch ansteckend, wie sie meistens erblich zu sein scheint. Es wird sich selten nur ein liebenswürdiges Wesen in einer Familie finden: „Man fühlt sich wohl dort — es ist ein liebenswürdiges Haus," hören wir sagen.

Ja, nicht nur Frau und Mann, auch die Kinder, selbst die Dienerschaft solchen Hauses ist zuvorkommend und in herzlicher Weise gefällig; das sind die Strahlen, die vom Stern des Hauses ausgehen, von der liebenswürdigen Mutter und ihren Töchtern.

Wollt Ihr Eure Kinder zu liebenswürdigen Menschen erziehen, was nahezu gleichbedeutend ist mit „glücklichen Menschen", so laßt vor Allem Bescheidenheit, Nächstenliebe und aufrichtiges Wohlwollen in ihren kleinen Herzen einziehen, haltet aber Alles nach Möglichkeit fern, was die frohe unschuldige Heiterkeit des kindlichen Gemüthes trüben könnte!

Mißtrauen gegen unsere Nebenmenschen, Mißgunst oder gar Schadenfreude, das sind die Klippen, an denen die Liebenswürdigkeit unrettbar scheitert; darum sucht das Lebensschiffein Eurer Kinder ja davon fern zu halten! Das warme Mitgefühl im eigenen Herzen aber mag das Leuchtfeuer bilden, Euch und ihnen den rechten Weg zu zeigen für glückliche Fahrt!

Das fünfzigjährige Jubiläum des Hambacher Festes.

(Zum 27. Mai.)

Wie der Tag seine Heroide hat, welche jubelnd das Herannahen des lichtbringenden, allmährenden Gestirns verkünden, wie der Frühling seine Vorboten sendet, deren frohe Verkündungen einer schöneren Zeit leider häufig von Frost und Sturm zerstört werden, also giebt es auch im Staatsleben Epochen der Verheißung, wo unterdrückten Völkern in der Stunde der Verzweiflung die Lichtgestalt des Ideals erscheint.

Wenn nun solch ein weihevoller Aufschwung, in welchem hochstehende Männer den Schwur leisten, für die politische Wiedergeburt ihres Vaterlandes das Leben einzusetzen, in welchem auch in den weiten Schichten des Volkes die Ueberzeugung einer bessern Zukunft zu wurzeln beginnt — wenn solch ein Aufschwung im Leben der Völker nicht selten durch Rückschläge der herrschenden Gewalten zeitweise niedergedrückt wird, so bricht doch trotz wiederholter Reaction bei thatkräftigen Stämmen immer wieder die Ueberzeugung von den Lebensinteressen des Volkes durch und gelangt endlich unaufhaltsam zum Siege, sobald einmal günstige Umstände den rechten Zeitpunkt zum entscheidenden Handeln herbeigeführt haben.

Vor dem Glanze des Erfolges erblickt nicht selten das Andenken jener Märtyrer, welche durch ihr Beispiel und ihre Aufopferung die Grundlagen der neuen Entwickelung vorbereiten halfen, allein das kann ihren Werth nicht schmälern; denn wie das Sauenkorn quantitativ zwar dem Baume nachsteht, welcher aus ihm entsprießt, letzterer in Wirklichkeit aber doch sein mächtiges, schattenspendendes Dasein jenem kleinen Keime verdankt, so sind es auch die Säemänner der Reformideen, auf welche vor Allen die geschichtliche Fortschritt zurückzuführen ist, und ihnen gebührt ebenso sehr der Dank der Völker, wie dem Monarchen, dem Feldherrn oder Staatsmanne, welche die vorgesundenen Wünsche und Reformpläne aufgegriffen und codificirt haben.

Nachdem die während des Befreiungskrieges von den deutschen Fürsten gegebenen Verfassungsversprechungen nicht in Erfüllung gegangen, sind im Leben des deutschen Volkes drei solcher Anläufe zur politischen Wiedergeburt zu verzeichnen.

Den ersten nahm die akademische Jugend, welche theils selbst in den Befreiungsschlachten mitgeblutet, theils an den Hoffnungen ihrer Brüder, an den Reden Fichte's und den Lehren des Tugendbundes sich entzündet. Die Burschenschaft, deren Bestrebungen in der Wartburgfeier 1817 ihren symbolischen Ausdruck fand, hat sich ein unvergängliches Verdienst um die Erweckung des deutschen Nationalgeistes erworben, und die grausame Behandlung, welche ihren hervorragenden Mitgliedern von den damals herrschenden Gewalten widerfuhr, die jahrelange Haft der jungen Freiheitshelden in den Casematten der Festungen diente nur dazu, das gerechte Reis zu düngen, sodaß die Bewegung nach der Julirevolution in Paris schon weite Kreise des Volkes ergriff, um ihren höchsten Ausdruck im Hambacher Fest zu finden, dessen halbhundertjährige Gedächtnißfeier in der nächsten Woche in der Rheinpfalz begangen werden soll.

Obgleich nach der darauffolgenden sechszehnjährigen Rückschrittsperiode auch die Bewegung des Jahres 1848 auf's Neue der Reaction erlag, so ließ sich doch an der Massenhaftigkeit dieser Erscheinung, welche fast ganz Europa ergriff, erkennen, wie der

Digitized by Google

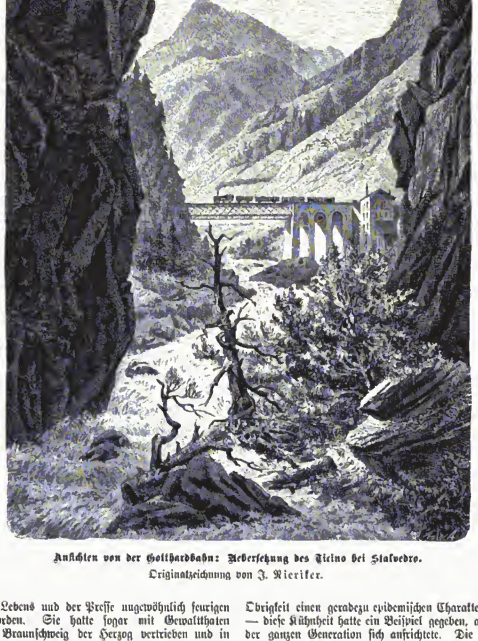
gestreute Samen sich allmählich ausgebreitet hatte, traten doch die Reformideen bei jedem neuen Anlauf mit tausendfältig verstärkter Gewalt auf, sodaß zuletzt nur der Schnitter seines Amtes zu walten hatte.

Es ist eine Pflicht historischer Gerechtigkeit, die wir heute, angesichts der bevorstehenden Gedächtnißfeier, erfüllen, indem wir des Hambacher Festes gedenken, in welchem die Reformbewegung der achtzehnhundertdreißiger Jahre zum höchsten Ausdruck gelangt war. In unserer Zeit, wo wir durch Volksversammlungen, Congresse und Volksfeste längst an Zusammenkünfte vieler Menschen gewöhnt sind, kann man sich kaum eine Vorstellung machen von dem großen Eindrucke, den das Hambacher Fest, welches bekanntlich auf einer eine Stunde von Neustadt an der Hardt gelegenen Burgruine abgehalten wurde, in den weitesten Kreisen hervorrief, war es doch die erste Volksversammlung, welche nach Jahrhunderten in deutschen Gauen wieder zusammentrat. Seit den großen Kaiserwahlen, seit den Festen Friedrich Barbarossa's hatte sich in der Rheinebene keine solche Menge begeisterter Volksgenossen zusammengefunden.

Es galt Protest einzulegen gegen die Regierung, welche ein Verbot gegen die Versammlung erlassen und schon vorher die in der Verfassung garantirte Preßfreiheit unterdrückt hatte, — es galt Zeugniß abzulegen für das Recht des deutschen Volkes auf die Wiederherstellung der Freiheit und Einheit des Reiches.

Die Bewegung war in einer für den damaligen unentwickelten Stand des parlamentarischen Lebens und der Presse ungewöhnlich feurigen Weise vorbereitet worden. Sie hatte sogar mit Gewaltthaten begonnen, indem in Braunschweig der Herzog vertrieben und in Kassel der Kurfürst zur Erlassung einer freisinnigen Verfassung gezwungen worden war. Allein außer diesen vereinzelten Ausbrüchen war die Entwickelung jener Tage eine friedlich vorbereitende, reformatorische. Zu allererst hatte sich die Agitation in den Landtagen geäußert. Rotteck und Welcker gaben in Baden ein hervorragendes Beispiel, das in den übrigen mittel- und süddeutschen Staaten rasch Wiederhall fand und Kampfgenossen, wie Jordan in Kurhessen, Behr, Eisenmann, Friedrich Schüler, Siebenpfeiffer, Johann Georg August Wirth in Baiern, Todt in Sachsen und in Württemberg Römer und Paul Pfizer erweckte, welcher letztere schon damals öffentlich die Ueberzeugung verkündete, daß die Wiederherstellung des deutschen Reiches nur mit Hülfe Preußens erfolgreich durchgeführt werden könne. Ein Umstand eigener Art hatte dazu beigetragen, der Bewegung einen besonders lebhaften Ausdruck in der Rheinpfalz zu verleihen. Der Reformkampf für eine einheitlichere verfassungsmäßige Gestaltung Deutschlands, für Preßfreiheit und Schwurgerichte war hauptsächlich von Dr. Siebenpfeiffer im „Westboten" in der Rheinpfalz und von Dr. Wirth in der „Deutschen Tribüne" in München geführt worden.

Gestützt auf den Umstand, daß in der baierischen Verfassung die Preßfreiheit garantirt und die Bundesversammlung zu der nachträglichen Aufhebung dieses Rechtes nicht befugt war, hatte sich Wirth gegen solchen Verfassungsbruch erhoben, und da er einen mannhaften Druckes fand, sich geweigert, seine Zeitung der Censur zu unterwerfen, indem er die von dem Censor gestrichenen Artikel dennoch abdrucken ließ. Diese Kühnheit in einer Zeit, wo Börne von Paris aus über den Bedientengeist der Deutschen spottete, wo er ihren knechtischen Sinn mit den Worten geißelte: „wenn zwölf Deutsche beisammen stehen und von einem Einzelnen angegriffen werden, so schreien sie nach der Polizei," und wo, abgesehen von diesen Uebertreibungen, das Mißtrauen in die eigene Kraft und die Furcht vor der Obrigkeit einen geradezu epidemischen Charakter angenommen hatten — diese Kühnheit hatte ein Beispiel gegeben, an welchem der Muth der ganzen Generation sich aufrichtete. Die baierischen Behörden waren darüber so verblüfft, daß sie sich anfangs gar nicht zu rathen wußten; denn auf Confiscationen und Postverbote sowie auf die schönen Erfindungen der preußischen Polizei, auf Concessionsentziehungen und Ausweisungen war man damals noch nicht gekommen. Auch mochte die Behörde nicht so besorgt sein, die verwegene That eines einzelnen Mannes tragisch zu nehmen, weil dieser unter den loyalen Bürgern Münchens keinen Anhang fand. Diese Erwägung



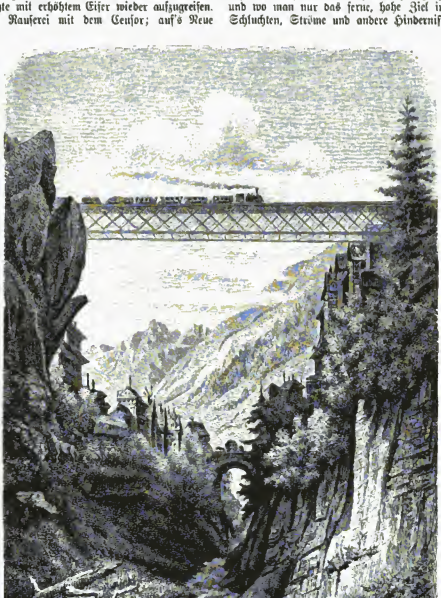
Ansichten von der Gotthardbahn: Ueberschwemmung des Tessin bei Giornico.
Originalzeichnung von J. Nieriker.

und der Blick auf die freiere Gesetzgebung des linken Rheinufers, wo auch die politischen Processe unter der Aegide des Schwurgerichtes standen, hatten Wirth bewogen, mit seiner „Deutschen Tribüne“ in die baierische Rheinpfalz überzusiedeln (wegen günstiger Postverbindung nach Homburg bei Zweibrücken) und von da den Kampf um die Volksrechte mit erhöhtem Eifer wieder aufzugreifen. Auf's Neue begann die Rauferei mit dem Censor; auf's Neue ließ der Herausgeber der „Deutschen Tribüne“ seine gestrichenen Artikel abdrucken und verbreiten. Dieselben wurden mit jedem Tage kühner, feuriger, zündender, in ihrer Verwegenheit origineller, sodaß das Blatt eine für die Zeit und die Localität geradezu unbegreifliche Verbreitung gewann, schon in wenigen Wochen seine Abonnenten nach Tausenden zählte und in ganz Europa das größte Aufsehen erregte.

Das lebhafte rheinfränkische Volk gerieth in einen Taumel der Begeisterung; Freiheitslieder wurden gedichtet oder den neuen Führern angepaßt und auf allen Straßen gesungen, und weder Siebenpfeiffer noch Wirth konnten ihr Haus verlassen, ohne sofort von der stürmischen Jugend umjubelt und von Hochrufen begleitet zu werden, wie Könige.

Neben der Agitation auf der Straße und in der Presse, in den Ständesälen und in Gesellschaften bediente sich die Propaganda auch der Bankette, zu denen die damalige Sitte, Volksführer durch Ehrengeschenke auszuzeichnen, häufig Anlaß bot. War es ja die Epoche der silbernen Ehrenbecher, welche neuerdings durch die Schützenbecher noch mehr in Mißcredit gerathen sind. Eine besondere Gelegenheit zu volksthümlichen Ovationen gab Anfangs des Jahres 1832 die Verbannung so vieler Polen, welche damals in Schaaren von Tausenden auf Leiterwagen durch Süddeutschland zogen, um in Frankreich ein Asyl zu finden.

Um die flüchtigen Patrioten, welche über Nacht in Bürgerhäusern einquartiert wurden, sammelte sich jeden Abend Alt und Jung, um mit andächtiger Sympathie ihren Erzählungen von den Freiheitsschlachten, von der Wiederherstellung Polens und von ihren verblutenden Heldenbrüdern zu lauschen. Damals schwärmte man ja in Deutschland noch von der Verbrüderung der Völker und konnte manche bittere Enttäuschung nicht ahnen, welche man später von vielen Volksgenossen jener gefeierten Freiheitshelden zu erfahren hatte. Gleich ja damals die Begeisterung gleichsam einem Rausche, in welchem der Himmel voll Baßgeigen hing, wo Alles sich brüderlich umarmte, ohne vorher Herz und Nieren zu prüfen, und wo man nur das ferne, hohe Ziel im Auge, die Thäler und Schluchten, Strüne und andere Hinderniße übersah, welche dessen Erreichung noch im Wege standen.



Ansichten von der Gotthardbahn: Eisenbahnbrücke über die Göschener Reuß.
Originalzeichnung von J. Nieriker.

Im Betreff der Presse sollte die Herrlichkeit nur von kurzer Dauer sein. Die deutsche Bundesversammlung unter dem Einflusse Metternich's war zwar eine langsam arbeitende Maschine, aber im Punkte der Unterdrückung selbstständiger Aeußerungen des Volkes besaß sie eine Energie, welche einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Sie ließ sich nicht verdrießen, wie die baierische Regierung, welche indessen froh war, sich bei Repressivmaßregeln mit der höheren Autorität zu decken und dem ohnehin verhaßten Sündenbock von Bundestag auch dieses Odium überlassen zu können.

So wurde schon nach sechs Wochen des Erscheinens in der Pfalz der „Deutschen Tribüne“ das Postdebit entzogen. Rasch suchte Wirth dem Schlage zu begegnen, indem er es unternahm, ein Botennetz zu organisiren und das Blatt für weitere Entfernungen unter Siegel zu versenden. Um die Mittel zu dieser Organisation zu schaffen, gründete er den „Deutschen Preßverein“ mittelst eines Aufrufes, welcher unter dem Titel „Deutschlands Pflichten“ in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde und gewaltiges Aufsehen erregte — der Plan gelang glücklich. Als die Behörde der Postdebitentziehung wahrzunehmen glaubte, daß der Zweck im Begriffe war vereitelt zu werden, schritt sie zu weiteren Gewaltmaßregeln und ließ die Druckerei der „Tribüne“ versiegeln. Da nun Wirth fast gleichzeitig wegen Preßvergehen verhaftet wurde, so hatte das historisch merkwürdige Preßorgan sein Dasein gleich einem Meteor beendigt. Als der tapfere Mann nach vierwöchentlicher Haft in Zweibrücken durch Nichterspruch wieder freigelassen worden war, wurde er, nach Homburg zu Pferde heimkehrend, durch eine wahrhaft rührende Ovation der Bevölkerung empfangen, bei der unter dem brausenden Jubel des

Volkes junge Mädchen, vor ihm hergehend, Blumen auf seinen Pfad streuten.

Bereits hatten die Vorbereitungen zu der durch Siebenpfeiffer angeregten großen Volksversammlung begonnen, welche unter dem Namen des bereits erwähnten Hambacher Festes historische Bedeutung erlangen sollte. Der Enthusiasmus der Bevölkerung hatte einen so hohen Grad erreicht, daß das polizeiliche Verbot der Versammlung nur Oel in's Feuer goß und daß, nachdem die Festordner den Beschluß gefaßt hatten, die Versammlung dennoch abzuhalten, die Theilnahme aus allen Theilen der Pfalz und der Rheingegend schaarenweise zusammenströmten, als gälte es, die alten Nationalversammlungen der Rheinfranken zu erneuern.

Zahlreiche Leiterwagen, mit Eichenlaub und Fichtenzweigen, mit schwarz-roth-goldenen Fahnen geschmückt, bedeckten die Landstraßen der Rheinpfalz. Unter Volksrufschüssen und Musikfanfaren, Freiheitsliedern anstimmend, zogen die begeisterten Schaaren gleich Wallfahrern in Neustadt an der Hardt ein, Wirth an der Spitze seiner Homburger auf einem Godschaus reitend.

Am Vorabend des Festes setzte es scharfe Debatten über die zu beobachtende Haltung; denn wie überall, so gab es auch hier eine Reformpartei und Anhänger der unmittelbaren revolutionären That. Diese Vorberathung machte aber auf den gerade anwesenden Ludwig Börne, der etwas ängstlicher Natur war, einen solchen Eindruck, daß er schon am nächsten Morgen nach Paris abreiste, ohne den Verlauf des Festes abzuwarten. Alle Gasthöfe und Bürgerhäuser waren von den Zugezogenen überfüllt. Als sich am andern Morgen der aus ungefähr 30,000 Personen beiderlei Geschlechts bestehende Festzug in Bewegung setzte, dauerte es drei Stunden, bis er zur vollen Entfaltung gelangte, und die Spitze hatte bereits die eine halbe Meile entfernte Schloßruine erreicht, als das Ende des Zuges die Stadt verließ. Nachdem der Fahnenträger, einer der stattlichsten Männer der Feststadt, welcher unter dem Spitznamen des „Rothen Abreich" noch Jahrzehnte lang an dem Ruhme jener Tage zehrte, die riesige schwarz-roth-goldene Standarte auf dem Lug-in's Land der Burgruine aufgepflanzt hatte, gruppirten sich die Zehntausende um den Vorgiegel, den begeisternden Reden ihrer Führer zu lauschen.

Obgleich ein paar lodgebrochene Steine den falschen Alarm veranlaßt hatten, die Burgruine sei unterminirt, sodaß auf der einen Seite ein großes Gedränge entstand, war doch nicht der geringste Unfall zu beklagen und das Fest verlief in schönster Harmonie.

Unter den Rednern müssen als besonders beachtenswerth hervorgehoben werden: Brüggemann, gegenwärtiger Redacteur der „Kölnischen Zeitung", der im Namen einer Deputation der Heidelberger Studenten das Wort ergriff, Siebenpfeiffer und Wirth. Der Inhalt ihrer Reden, deren Charakter, trotz mancher Wendungen von äußerster Schärfe, doch nur ein akademischer war und nicht die unmittelbare Ausführung des empfohlenen Programmes forderte, concentrirte sich in der gemeinsamen Forderung der Gewährung bürgerlicher Freiheit und einer festeren, einheitlicheren Staatsform Deutschlands, sowie in dem Wunsche nach einer Verbrüderung der europäischen Völker. Obgleich insbesondere Wirths Aussprüche gethan, die bis dahin unerhört gewesen, sogar den Fluch über die deutschen Rheinbundsfürsten ausgesprochen und seine Rede mit dem unverhohlenen republikanischen Glaubensbekenntniß geendigt hatte: „Daß leben die vereinigten Freistaaten Deutschlands, dereinst hoch lebe das confoderirte republikanische Europa!", so wurden die laut darauf wegen ihrer Reden verhafteten und des Hochverraths angeklagten Patrioten dennoch vom Schwurgericht in Landau freigesprochen, weil ihre Aeußerungen mehr als fromme Wünsche, denn als „Aufforderung zu den Waffen" angesehen wurden.

Auch war eine Erklärung Wirth's trotz der unverhörten Heftigkeit seiner übrigen Angriffe von so actuell patriotischer Bedeutung, daß er sich durch dieselbe sogar die Achtung der Gegner sicherte. Die linksrheinischen Provinzen waren nämlich aller Vortheile und weniger Nachtheile der französischen Revolution und der aus ihr hervorgegangenen und auf diese Provinzen übertragenen bürgerlichen Gesetzgebung theilhaftig geworden. Die Sympathien für Frankreich waren dort daher so groß, daß es fast schien, als erinnerten sich die Rheinfranken ihrer alten Stammesverwandten, der Gründer Frankreichs. Ja, es bestand sogar eine starke Partei in der Rheinpfalz, welche sich mit dem Gedanken ausgesöhnt hatte, daß Deutschland seine Freiheit und Einheit nur mit der Hülfe Frankreichs erringen könne, welches mit einem Trinkgelde in Gestalt des linken Rheinufers belohnt werden möchte.

Die Zeitgenossen erinnern sich noch recht wohl, daß es damals mit der deutschen Gesinnung in der Rheinpfalz nicht viel anders aussah als heute in Elsaß-Lothringen. Diese Partei trat so unverhohlen auf und hatte einen so starken Anhang, daß sowohl physischer wie moralischer Muth dazu gehörte, sich ihr in einer Volksversammlung entgegen zu stellen, weil man fürchten mußte, entweder körperlich mißhandelt oder als ein Gegner der Regierung verschrieen zu werden. Dieser Richtung glaubte J. G. A. Wirth von vornherein mit aller Entschiedenheit entgegentreten zu müssen. Er erklärte daher in seiner Rede in feierlicher Weise:

„Die deutschen Patrioten dürfen auf die Hülfe Frankreichs nicht allein seine Hoffnung setzen, sondern sie müssen auch die Pläne Frankreichs aufmerksam beobachten, vor Allem in ihr politisches Glaubensbekenntniß den Satz aufnehmen:

‚Selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsere eigene Kraft von innen heraus geführt werden, und die Patrioten müssen in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung stattfindet, die Opposition gegen die innern Bedränger suspendiren und das Gesammtvolk gegen den äußern Feind zu den Waffen rufen.'"

Diese Erklärung stieß anfangs auf heftigen Widerspruch unter einem Theile der Zuhörer, aber derselbe gewann von Seiten einer Schaar rechtschaffener Deutschen, welche die Nebenbühne stürmisch umdrängten, durch jubelnden Beifall niedergedonnert. In diesem feierlichen Augenblick trat eine Deputation Frankfurter Bürger vor, welche dem Redner als Ehrengeschenk ein Schwert überreichte.

Mit diesem symbolischen Ehrengeschenk umgürtet tritt der Volkstribun nach Hause, und die Erinnerung an dieses Sinnbild der That sollte den bald durch herbe Drangsale schwer Geprüften in der Stunde der Noth aufrichten. Denn bald brach jene lange Reactionszeit herein, in welcher die edelsten Patrioten im Kerker verschmachteten oder in der Fremde verkümmerten. Der gestreute Samen aber wucherte unter der Oberfläche fort, um später tausendfältig und herrlich aufzugehen und endlich zum Ziel zu führen."

Max Wirth.

* Wir müssen unsere Leser an dieser Stelle auf zwei frühere Artikel unseres Blattes über diesen Gegenstand hinweisen. Im Jahrgange 1871 (S. 418) schilderte ein alter Veteran und Gesinnungsgenosse der „Gartenlaube" eine Stunde der Erinnerung an jenes erste große deutsche Nationalfest und an die „Pioniere der deutschen Einheit", die er am Tage der Eröffnung des ersten „deutschen Reichstages" und am Vortage des ersten deutschen „Kaisergeburtstages" auf dem Hambacher Schlosse (jetzt Maxburg genannt) feierte. Dieser Artikel preist in würdigster Weise unsere „Pioniere" und darf schon deshalb nicht vergessen werden. — Der andere Nachtrag die berichtigte Jahreszeiter des Hambacher Festes „Nach vierzig Jahren" wieder in Erinnerung, und es geschah dies damals (im Jahrgang 1872, S. 362), wie es auch heute geschieht, nicht in der Absicht, den Zorn über die estlitene Unbill wieder aufzurühren, sondern mit der berechtigenden Zuversicht, daß Tage solcher Machtverirrungen im deutschen Vaterlande nunmehr für immer unmöglich geworden sind. **D. Red.**

Blätter und Blüthen.

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 16.)

17) Ein in Berlin verschwundener Gymnasiast! Karl Kuetter, am 8. März 1856 zu Czaplan bei Danzig geboren, wohnte seit 1870 bei seinen Eltern in Berlin, besuchte das Friedrich Werder'sche Gymnasium und zählte zu den ersten Schülern seiner Classe. Am 1. März 1881 hat derselbe sich wie gewöhnlich zur Schule begeben, ist nach Schluß derselben noch mit mehreren Mitschülern bis zum Königsplatz gegangen — und von da an ist keine Spur mehr von ihm zu finden. Der Vater des Vermißten, Karl Kuetter, ist Portier bei der badischen Gesandtschaft in Berlin, Behrenstraße 70. Der Vermißte war an jenem 1. März mit einem grauen sogenannten Kaisermantel, blauem Rock und dunkler Hose bekleidet und trug einen runden grauen Hut und Schafstiefel, welche an den Spitzen mit Eisenblech beschlagen waren. Größe etwa 1,53 Meter, Wuchs etwas schmächtig, Haare dunkelblond, Augen blau, Gesichtsfarbe blaß. — Eltern, Behörden, Private und Tagespresse haben seit einem Jahr das Möglichste zur Erspürung des Verschwundenen gethan.

18) Am 29. December 1877 nahm die Wittwe Johanna Louise Heinze geborene Kirchheim aus Stadt-Ilm, welche zum Besuche aus Kiew gekommen war, die beiden Mädchen Anna Bartholomäus, geboren den 25. Mai 1863, und deren Freundin, Ida Stief, geboren den 18. December 1861, mit nach Kiew, woselbst sie bei dem Schwieger-

Digitized by Google

sohn der Heinze, Herrn Karl Bonillon, Fleischwaarenhandlung und Wurstfabrik in Hrn. im Hause Nitzschell auf Kreischaik, in Dienst gingen. Seit Ende des Jahres 1880 sind beide Mädchen aus diesem Dienste ausgetreten. Nach den letzten, Ende vorigen Jahres eingezogenen Nachrichten befanden sich beide Mädchen noch in Kiew, und zwar die Anna Bartholomäus im Dienste bei Beschäderli und Paulinenstraße. Straße Nikolska, Haus Urbanski, obere Etage. Seitdem sind keinerlei Nachrichten von den beiden Mädchen an ihre Angehörigen gelangt. Ein am 25. April vorigen Jahres an die Anna Bartholomäus abgesandter Brief kam als unbestellbar zurück. Jede Auskunft über die Vermißten würde die Angehörigen derselben zum größten Danke verpflichten.

19) Die etwa 20 Jahre alte Constanze Kuerswald aus Leipzig, welche 1878 ihre Heimath verließ, als Erzieherin bei einer englischen (?) Familie 1879 in Palermo verweilte und dann nach Paris gegangen sein soll, wird von ihrer Mutter um Nachricht und Heimkehr gebeten.

20) In einer Maurerfamilie in einem Dorfe bei Leipzig ist ein Kind in Pflege gegeben, das am 29. August 1878 zu Buttelstädt im Weimarischen das Licht der Welt erblickte. Der Pfleger behielten hinter die Mutter, Hedwig Marie Herzber aus Heidelberg (deren es 7 giebt), und ebenso deren ehemaligen Dienstherrn, Herrn Lr. von Breda, der von Buttelstädt nach London gezogen sein soll, um freundliche Mittheilung ihrer derzeitigen Adressen.

21) Seit October 1879 befindet sich der jetzt 26 Jahre alte Glasergeselle Johann Heinrich Karl Dommrich aus Nordhausen auf der Wanderschaft, ohne daß seine in schwerer Angst und Sorge um ihn lebenden Eltern bis jetzt eine Kunde von ihm oder ihn erlangt haben. Er hatte damals die Richtung über Hannover nach Hamburg eingeschlagen.

22) Albin Teodor Engelmann, aus Nebra an der Unstrut, geboren den 8. Februar 1848, ging im Juni 1864 von Bremen aus auf dem Schooner „Doranna", Capitain Bener, nach Rio Grande, soll aber auf dem Rio Plata im Staate Corrientes vom Schiffe desertirt sein. Seit 1869 kam von ihm die Nachricht, daß Briefe ihn unter der Adresse: „Signor Don Guillamo Adolf Hinrich, z. Maurervisor" treffen würden. Seitdem ist auf seinen Brief eine Antwort und trotz aller Bemühungen unserer Consuln keine Kunde weder über ihn noch von Seinem gekommen.

23) Ein alter Bauer rust hiermit seinen nunmehr neunundzwanzigjährigen Sohn, der ihm die Freuden der Wanderschaft zu lange genießt, wahrlich es ihm eine Stütze in Haus und Wirthschaft gewesen, zu den heimischen Herd zurück. Dieser Sohn ist der Schmiedegeselle Johann Gottfried Greudel aus Kissingen, der am 15. August 1876 seine Wanderschaft antrat, sich nach alter guter Handwerksbrauchsweise im Zu- und Auslande, in Baiern, der Schweiz, Frankreich und Belgien und arbeitete und von jetzt im September 1878 aus Saarbrücken heimschrieb. Vielleicht treffen ihn diese Zeilen und mahnen ihn als ein Gruß aus dem alten Kissinger Vaterhause.

24) Eine 74 Jahre alte Mutter in Ungarn, die Witwe Katharina Gutter zu Siegkard im Tolnaer Comitat, sucht ihre letzte Stütze im Alter, ihren einzigen Sohn, August Gutter. Derselbe weilt seit 1865 in Südamerika, wurde 1875 vom k. k. Consulat im Staate Buenos Ayres, auf einer Tour bei der Stadt Concordia, aufgefunden, seitdem aber auch kaum mit seiner Mutter in Briefverkehr bis 1878, wo er ihr einen längeren Brief versprach. Seitdem wartet die arme Frau vergeblich auf eine Nachricht.

25) Der, jetzt 30 Jahre alte Seemann Georg Ludwig Hermann ging am 20. Januar 1872 von Glückstadt auf einem amerikanischen Vollschiff nach Valparaiso in Chile und schrieb gleich nach seiner Ankunft; ein zweiter Brief, datirt Coronel den 13. März 1874, kam am 24. Juni in die Hände der Seinen, und seitdem hörte man nichts mehr von ihm. Die Eltern wohnen in Salzwedel.

26) Der Zimmergeselle Ernst Eckarius aus Ernstroda bei Friedrichroda in Thüringen hat vor drei Jahren das elterliche Haus verlassen, im zwei dürftigen gefetzen: gerechnet: Horn über seinen Vater. Den Raumburg an der Saale aus Briefe er damals den Seinen, sie möchten seine Kleider und Habseligkeiten verkaufen, da er nicht wieder nach Hause kommen werde. Ein Arbeiter aus Brotterode sah ihn später in Leipzig und vermuthete, daß er nach Hamburg und von da vielleicht nach Amerika gegangen sei. Ihm, ihren einzigen Sohn, bittet seine Mutter um, wie sein Vater gestorben und ihn selbst ein kleines Erbtheil zugefallen, dringend, zu ihr zurückzukehren und die Freude und der Schuh ihres Alters zu sein.

27) Der Uhrmacher Karl Ludwig Krauth, geboren am 12. März 1825 in Bern, ist der französischen Schweiz in seinem Beruf ausgebildet, hat acht Tage vor Weihnachten 1880 auf der Polizei zu Dresden nach der Adresse seiner Mutter gefordert, ohne diese selbst zu finden. Die 81jährige Greisin möchte so gerne vor ihrem Ende den so lange Vermißten noch einmal wiedersehen. Ihre Adresse ist: Frl. Johanna Sophie Prasser, Dresden, Webergasse 28, II, im Hintergebäude A.

28) Eine Erbschaft von etwa 800 Mark steht für zwei Geschwister bereit, die bisher obdachlos vergeblich gesucht wurden. Es sind die ledige Pauline Lehm, geboren zu Greifswald am 15. Juni 1850, und der Gärtnergehilfe Adolf Lamm, geboren ebendaselbst am 27. Mai 1852. Beide Kinder eines Kutschers. Der nach ihnen sucht, ist der zum Erbschaftsgeflege bestellte Seilermeister F. Berger in Neustadt a. d. Oder.

29) Wieder eine alte, achtzigjährige Mutter, eine arme Witwe in Trebur (Provinz Starkenburg im Großherzogthum Hessen), welche ihren einzigen Sohn sucht: Peter Löhch, der sich in seiner englischen Adresse Loh schreibt. In seinen letzten Briefe vom 11. Februar 1865 nennt er seinen Wohnsitz „Knombo bei Jaerunta" in Neu-Süd-Wales. Die unrichtigen Adressen spielen eine starke Rolle in unserem Vermißtenwesen; so sind auch die Briefe unter dieser Adresse ohne Antwort geblieben. Da aber Peter Löhch ein braver, gutherziger Sohn war, der seine Mutter stets nach Kräften unterstützte und die auch mit dem letzten Brief wieder zehn Pfund Sterling geschickt und dazu versprochen, nun bald, gleich seinem Freund Fr. Kinz aus Mainz, nach Deutschland zurückzukehren, so ist hier bösmilligen und trotzigen Schweigen nicht voraussetzen. Löch ist 1835 geboren, lernte als Schneider in Darmstadt und ging 1857 nach Australien, wo er zuerst Schäfer, dann Koch bei einem Mr. John Smith wurde, in welcher Stellung er sich 1865 noch befand.

30) Noch einmal derselbe Fall! Die Wittwe Meyer in Minden hat einen Sohn, Gustav Meyer, der, jetzt nennundzwanzig Jahre alt, seit November 1875 bei Adelaide in Süd-Australien lebt. Sie meint seinen Aufenthaltsort: „Gentia". Seit zwei Jahren sind drei Briefe mit dieser Adresse ohne Antwort geblieben. Es müßte ein Wunder sein, wenn der uns diesen Beschollenen finden ließe. Dennoch erfüllen wir den Wunsch der alten Mutter; es ist ja ihr letzter Trost.

31) Karl Meyer, geboren am 12. Juli 1848 zu Eppingshaus bei Mülheim an der Ruhr, jüdischer Confession, gelernter Kaufmann, Statur: groß, schlank; Haare: schwarz, kraus; Augen: grau, braun; er trug eine Brille. Am 1. September 1865 reiste er nach Amerika und am 21. December 1867 von New-York nach Brasilien. An diesen Tage gingen von New-York zwei Schiffe ab mit Namen: „the Lord Napoleonus" und „the Guiding Star"; es war nicht zu ermitteln, mit welchem er abgereist; beide Schiffe sind glücklich in Brasilien angekommen, aber seit dieser Zeit ist kein Lebenszeichen von K. Meyer zu den Seinen gedrungen.

Zur Goethe-Literatur. Wenn Goethe's Werke zugleich die Offenbarung seines ganzen innern Wesens und äußern Wirkens in so hohem Maße sind, wie dies bei keinem zweiten Dichter der Welt der Fall gewesen, denn der „Olympier" wirkte geschaffen, wenn nicht als ein „Gott", durch seine Seele gegangen, nicht aus seinem „eigenen Innern hervorbrach", so gewinnen wir umgekehrt aus dem tiefern Einblick in sein Leben ein volleres Verständniß für seine Werke, und jeder neue Beitrag zur Kenntniß des Menschen Goethe wird daher um so mehr willkommen sein, als er die Freude des Lesers durch die Dichter. Bei der unermeßlichen Goethe-Literatur und den vielfach damit verzweigten Correspondenzen zwischen dem Altmeister und seinen Zeitgenossen sollte es man fast scheinen, als ob gewissermaßen die Quellen zu den Studien über sein Leben erschöpft sein müßten.

Um so mehr überraschte uns vor Kurzem die Nachricht, daß Goethe's aus zwar wenig umfangreichen, aber bedeutsamen Buches, das den Titel führt: Goethe, Weimar und Jena in Jahre 1808. Nach Goethe's Privaten. Ein fünfzigjähriges Todestage Goethe's herausgegeben von Richard und Robert Keil." Ohne noch einen Blick in das Buch gethan zu haben, muß der Leser durch die Worte: „Nach Goethe's Privaten" um so lebhafter angeregt werden, den Inhalt kennen zu lernen, als dieselben auch dem vollständigen Buchtitel die innerhaben Ereignisse des 14. October des Jahre 1806 herrlichen Bedeutungsinhalt Unglücksjahr hat bekanntlich der Klassich- und Parteischaft kleiner und scheinbar großer Geister einen willkommenen Anlaß zu schweren Verdächtigungen des Dichters gehoben; die moralische und politische Kleinmeisterei, die sich gegenüber auch immer nicht verstummt ist, spielte schon seiner Zeit in dem Vorwurf, daß er für sein Volk sein Herz gehabt und nicht im patriotischen Sinne gewirkt und gedichtet habe. Auf diesen Vorwurf hat Niemand trefflicher geantwortet als Goethe selbst, der noch kurz vor seinem Tode in seinen Gesprächen mit Eckermann enthalten, leider zu wenig beachteten goldenen Worte sprach:

„Was heißt denn: sein Vaterland lieben? und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, irrige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da noch Besseres thun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken?"

Den rechten Maßstab zur Beurtheilung eines Dichterleben trägt selbstverständlich nicht Jedermann in der Tasche, und von diesem Standpunkt aus erklärte Goethe die Heftigkeit seiner Anklager in den freundlichironischen Versen:

„Hätten sie mich heurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin."

In den jetzt veröffentlichten Mittheilungen aus den Privatacten des Dichters kommt vor Allem seine aufsichtige, herzliche Menschenliebe zum vollsten Ausdruck. Eben deshalb sind diese Acten eine Verzierung der Goethe-Literatur; denn soll jetzt Einer Lust haben, sich an dem der Dichter in den Tagen der Schmach, auch wenn er seine Kriegslieder geschrieben, die nicht sein Element waren, darum doch auf das Eifrigste für das gemeine Wohl gewirkt und auf die beste Weise seinen patriotischen Sinn lebendig bethätigt hat. Mit Recht sagte Herder von ihm, er habe sich bei jedem Schritte seines Lebens als ein ganzer Mann gezeigt. Was war es denn auch sonst als die Macht des Persönlichen, die Napoleon bei dem ersten Anblicke von Goethe zu dem Ausrufe brachte: „Voilà un homme!" Welchen Schutz zu moralischen Beschützen liefere der Dichter seinen hohen Seelen durch seine unter dem Donner der Kanonen erfolgte Vermählung mit Christiane Vulpius. Diese eigenthümliche, in ihren Detailzügen mit großer Lebendigkeit wiedergegebene Vermählungsfeier erregt nicht nur ein historisches, sondern auch ein ethisches Interesse. Sie lehrt uns den einfache, durch seine gesunde herzliche Naivetät so anziehende Mädchen in dem Augenblicke zur Heldin emporwachsen, als Goethe von ernster Lebensgefahr bedroht wird. Der Dichter hatte in der That ein Anderer sein müssen, als er war, wenn ihn diese schlichtesten Empfindungen, diese völlige Nichtachtung des eigenen Lebens, mit welcher Christiane seine theure Person vertheidigte, nicht im Innersten ergriffen haben würde. Das ganze hier vor uns aufgerollte Gemälde enthält für den berufenen Dramatiker einen Geschichtsstoff, wie er zur Gestaltung wirksamer Theaterscenen nicht besser zu wünschen ist. Hoffentlich findet sich einmal der richtige Mann, um den hier verborgenen Bühnenschatz zu heben. Wenn der Sinn für das Dramatische innewohnt, der wird überhaupt die erste Hälfte dieses Goethe-Buches mit erhöhtem Interesse lesen. Auf dem dunkeln Hintergrunde der grauenvollen Tage von Weimar — welch' eine

Digitized by Google

leuchtende Gestalt ist nicht die edle, heroische Hergzog Louise, deren Zusammentreffen mit Napoleon vollkommen dramatisch wirkt und zugleich jedem Patrioten aus den Tagen der Erniedrigung das erhebende Idealbild einer echt fürstlichen Frauengröße in voller Wahrheit zur Anschauung bringt! Welcher klare, scharfe Geist spricht aus jedem Worte der hehren mütigen Herzogin, wie mächtig ihre Erscheinung in den Augen Napoleon's höher und immer höher, bis er, der mächtigste Feind der Deutschen, hingerissen von Bewunderung in die Worte ausbricht:

„Madame, Sie sind die einzige, eine der ehrenhaftesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt. Sie haben Ihren Gemahl gerettet."

Der Herzog Karl August, von dem Goethe so schön gesagt, es wäre ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein, wenn jeder Fürst ihm gliche, tritt in sein Kriegsherr weniger hervor. Der Verfasser konnte aus das Bild des damals nicht in Weimar anwesenden Herzogs gewissermaßen nur aus der Ferne zeigen, doch fällt immer noch ein heller Schimmer darauf zurück.

In der zweiten Hälfte steigt das Kreis'sche Werk von seiner Höhe herunter. Es verliert den Charakter der historischen Poesie und führt uns öfter in das flache Gebiet einer etwas öden Briefliteratur, deren Werth durch die ereignißvolle Zeit, in welcher sie entstanden, nicht gehoben werden kann.

Wie ein unvermuthet schöner Ausblick erfreut uns aber der köstliche Brief Knebel's an Goethe vom 24. October, in welchem sich ein freier großer Geist ausspricht, ein Geist, dessen bitterer Schmerz über die Zerfahrenheit der damaligen Zeitzustände in den Verhältnissen der eigenen deutschen Mannichfaltigkeit wurzelte. Knebel fühlte aber auch die Machtlosigkeit des Einzelnen, und nur die Klugheit und der ihm angeborene Humor kommen dem feindseligen Mann über die traurige Zeit, so weit es möglich war, hinwegheften. Da die Franzosen von den Männern der Wissenschaft eine Art Neutralität hatten, so hofften sich hier Manche als deutscher Boden herauszuziehen, und Goethe war der Erste, der ihm zu dem heiteren Ueberzeugung aus dem Wahnstand in den Lehrstand grauklirte. Dieser aufstürmliche, von tiefem Gemüth getragene und dabei mit so vielen treffenden Bemerkungen in unbefangenster Weise durchwebte Brief enthält der Goethe'schen Antwort hat in der That einen literarischen und culturhistorischen Werth. Ganz anders verhält es sich mit der „Abhandlung Goethe's über Jena und Weimar", deren Echtheit Robert Keil mit großem Eifer zu vertreten sucht. Da diese Abhandlung aber von Goethe oder Niemer, das ist wirklich gleichgültig; denn sie besteht lediglich aus einer katalogischen Zusammenstellung der verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, Anstalten, Privatinstitute, Zeichenschulen, Vereine von Kunstfreunden ꝛc., eine an sich ganz verdienstliche Zusammenstellung, die aber ihren Werth fast ganz verlieren würde, wenn sie nicht durch Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen über Manches mit in den Kauf nehmen, wodurch wir neben eine Anregung noch eine Belehrung zum vollenen Verständnis des Dichters empfangen. Das Werk ist eben die Hervordringung von zwei Brüdern, deren Geist in einer verschiedenen Darstellungsweise zum Ausdruck kommt. In dem einen Theil waltet bei aller historischen Wahrheit in den Schilderungen doch eine leichtere angelegte Natur, und dem andern Theil dagegen spricht vornehmlich ein geschichtlicher Sammel- und Forscherzeist. Ungeachtet dieser mangelnden Harmonie im Darstellungsstil ist das Werk eine sittlich und literarisch nicht zu überschende Erscheinung, schon wegen seiner Urkunden, in denen der universelle deutsche Dichter, der wie Apollo in dem Reiche des Lichtes stand, uns Vieles mittheilt, wodurch unsere Liebe zu ihm als Menschen nur noch mehr gefestigt wird.

Wilhelm Buchholz.

„Der österreichische Touristenclub", welcher seinen Sitz in Wien und in der „Oesterreichischen Touristen-Zeitung" (Redaction: Emerich Reichel) sein Organ hat, erstredt bekanntlich dieselben Zwecke, wie der „Deutsche und österreichische Alpen-Verein". Zu Beginn seiner Thätigkeit beschränkte sich der Section Eisenkappel, ist namentlich auch die Anlegung von dem in Nr. 13. unseres Blattes erwähnten „Fernsprecher im Dienste der Alpinen Sache", über welches uns folgende nähere Beleuchtung zugeht:

„Die im Jahre 1878 gegründete Section Eisenkappel" — so heißt es — und die Redaction der „Oesterreichischen Touristen-Zeitung", „zählt dermalen 59 Mitglieder, und hat — außer sehr zahlreichen Wegmarkirungen und Weganlagen im Gebiete der hochromantischen Sannthaler Alpen (Grintouc 2550 Meter) und Karawanken (Hochobir 2140 Meter) — als hauptsächliche Leistungen die Erwerbung der Werkzeughäude auf dem Hochobir, dicht unter der Spitze, zu einer im Sommer und Winter bewirthschafteten Touristen-Unterkunft, die Erbauung des Frischauf-Hauses am Grintouc (circa 1500 Meter) und die Errichtung einer Touristen-Unterkunft im Berghause auf der Petzen (circa 2114 Meter), in circa 1400 Meter Höhe zu verzeichnen.

Die Häuser auf dem Hochobir und Grintouc wurden später von der Centrale in's Eigenthum übernommen, respective der Section abgetreten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist ferner die den Oesterreichischen Touristen-Club' gehörige und von ihm erhaltene meteorologische Beobachtungsstation auf dem Obir (2044 Meter), bermalen die höchste derartige Station in Oesterreich-Ungarn.

Dieselbe erhielt ihre Ausrüstung einer Station erster Ordnung mit registrirenden Apparaten für Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Windgeschwindigkeit und Windrichtung, darunter von der kaiserlich königlichen Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien einen Thermohydrograph von Hottinger und ein Anemometer ꝛc. Das Anemometer wird auf dem Gipfel des Berges (2140 M.) selbst aufgestellt werden, auf einer eisernen Pyramide, deren Kosten und Aufstellung vom deutschen und österreichischen Alpenverein freundlich übernommen wurden.

Es wird dies die erste Gipfelstation mit registrirenden, meteorologischen Apparaten im Alpengebiete sein und die zweite in Europa überhaupt. (Frankreich besitzt eine solche auf dem Gipfel des Puy de Dôme in nur 1467 M. Höhe.)" Jahresbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, vom 30. Mai 1881).

Aus Vorstehendem erhellt die Bedeutung und Wichtigkeit einer directen Telephonverbindung mit der Telegraphenstation Eisenkappel, nicht nur für die Touristik, sondern noch mehr für die Wissenschaft.

Die Station ist eine permanente, und finden die Beobachtungen durch einen angestellten Beobachter statt. Die Wichtigkeit dieser Station ergiebt sich auch den Unterstützungen, die derselben durch Betheiligung von Custommenten und durch Subventionen vom Seite der kaiserlich königlichen Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, der Börsendeputation in Triest, der Centrale und der Section Klagenfurt des deutschen und österreichischen Alpenvereines ꝛc. zu Theil werden.

Eine zweite meteorologische Beobachtungsstation besitzt der Club im Baumgartenhause auf dem Schneeberge in Nieder-Oesterreich in einer Seehöhe von 1489 M.

Zur Errichtung eines Denkmals für Joh. Heinrich Voß. Am 21. Juli dieses Jahres vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Tage, wo der gefeierte Sänger der „Luise" und der berühmte Uebersetzer der „Odyssee" in Eutin einzog, um zwanzig Jahre lang der dortigen Schule als Rector vorzustehen. Die Eutinische Thätigkeit von Voß gehört ihrem Hauptinhalte nach dem gesammten Vaterlande; schuf er doch hier seine berühmtesten dichterischen Werke und seine hervorragendsten Arbeiten kritischen Inhaltes, welche für die deutsche Sprache, für Ueberlieferungstreue und Poesie, sowie für die bildende Kunst und die gesammte Wissenschaft von bahnbrechender Bedeutung und nachhaltiger Wirkung waren. In richtiger Würdigung dieser Verdienste hat man beschlossen, den oben bezeichneten Erinnerungstag in Eutin in festlicher Weise zu begehen und an demselben ein Voß-Denkmal auf dem Platze vor dem Eutiner Gymnasium zu errichten. Das zu diesem Zwecke eingesetzte Comité wendet sich nun an alle Freunde und Verehrer unseres Voß mit der Bitte, es freundlichst durch recht bald einzusendende Beiträge zu unterstützen. Wir treten für dieses Gesuch des Comités auf's Wärmste ein und bemerken nur noch, daß Geldsendungen an den Cassirer des „Comité zur Errichtung eines Denkmals für Joh. Heinrich Voß", Herrn Amtsrichter Muus in Eutin, zu richten sind.

Der Suezcanal — eine Wanderstraße der Seethiere. Der Suezcanal, eines der größten Werke unseres Jahrhunderts, dient gegenwärtig nicht allein dem regen Handelsverkehr der Culturvölker. Wasser bei grünen Dampfern und Segelschiffen aller Nationen benutzen ihn noch einige Thierarten der angrenzenden Meere als Wanderstraße. Ein deutscher Naturforscher, Dr. Keller, hat diese Erscheinung am Timsahsee, einem der Bitterseen, durch welche bekanntlich der Canal geführt worden, genauer studirt und die Ergebnisse seiner Forschungen vor Kurzem veröffentlicht. Unsere Leser dürfte vor Allem die Erwähnung der Thatsache interessiren, daß auch die echte Perlmuschel vom Rothen Meere in den Canal eingewandert ist, sich dort ganz heimisch fühlt, in jenen Wetten erzeugt. Auf Grund dieser Thatsache darf man wohl hoffen, daß diese werthvolle Muschelart auch in das Mittelmeer eindringen wird und daß uns einst die Gelegenheit geboten werden wird, an den südlichen Küsten von Europa Perlfischerei zu treiben. Freilich müssen sich, die dies hoffen, auf geduldige Warten gefaßt machen, da noch Jahrzehnte vergehen werden, bis die Perlmuschel in größerer Anzahl im Mittelmeere erscheinen wird. Jedenfalls wirde unsere Damenwelt diese Invasion der europäischen Küsten mit besonderer Genugthuung begrüßen.

Zum Besten der Blinden. Ein guter Gedanke ist es offenbar, den uns ein Herr M. M. brieflich mittheilt. (Unserm Herrn Correspondenten soll deshalb seine Anonymität auszuhaltswese verzichten sein.) Von der Thatsache ausgehend, daß der Mensch in den Momenten, wo er sich durch den Gebrauch seiner Sehkraft am höchsten beglückt fühlt, auch am geneigtesten sein müsse, so recht mit dem Herzen zu erweisen, wie viel von der Herrlichkeit der Natur und des Lebens den Blinden entgehe, wie entsetzlich arm sie dadurch seien, schlägt unser Herr Anonyme ausgehend, macht Herr M. M. den Vorschlag, nicht nur auf den unzähligen, vielbesuchten Aussichtspunkten in der Schweiz, in Tirol, im Salzkammergut, in Steiermark und Kärnthen, im Thüringer- und Schwarzwalde, im Riesengebirge und im Harz, in den sächsischen und fränkischen Schweiz, im Rheinthale ꝛc., sondern auch in den Bildergallerien, Museen und Theatern — und wir fügen hinzu: auch auf Volksfesten und in Ballsälen, wo die Lust des Auges so groß ist — Sammelbüchsen aufzustellen für die armen Blinden. Die Ausführung dieser Unternehmung, welche allerdings an einem riesigen Umfang sich ausbreiten könnte, soll und kann jetzt hier nicht erörtert werden, aber der Wunsch, der diesen guten Gedanken erzeugt hat, sei so kurz wie möglich ausgesprochen: die Gedenken sollten im Gefühl des Glückes das Mögliche thun, damit die Blinde nicht auch noch zum Zinch der Armuth ganz zu Boden gedrückt, sondern daß ihm durch möglichste Ausbildung seiner übrigen Sinne so viel Genuß des Lebens geretlet werde, als eben möglich ist.

Kleiner Briefkasten.

Fritz Bleiber. Der Jahrgang 1854 ist bei der Verlagshandlung nicht mehr vorräthig. Antiquarisch wird derselbe zu beschaffen sein.

A. M. in Berlin. Wenden Sie sich gütigst an den „Centralverein für Handelsgeographie und zur Förderung deutscher Interessen im Auslande" in Berlin!

Redacteure: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Pfingstoffenbarung.

Welch ein wonnesames Weben
Rührt mich herzbewegend an?
Geist der Pfingsten, fühlt mein Leben
Wieder sich in deinem Bann?
Wie sich Blütenäste beugen,
Und der Windhauch Farben scheucht!
Weckst du wieder deine Neugen,
Hoher Geist der Herrlichkeit?

Ach, das war ein schläfrig Träumen,
Unbefriedigt, glaubensmüd',
Unter dürren Winterbäumen
Ohne Blau und ohne Lied:
Bis der Lenzgewitter Mahnen
Ging vor deinem Siegeslauf
Und der Hoffnung grüne Fahnen
Pflanzten laue Lüfte auf.

Und nun brennt's auf dunklen Schollen,
Lodert's in der Aeste Grün:
Plötzlich muß um wundervollen
Flammen dein Geheimniß glüh'n;
Jedem Veilchenkelch entrungen,
Schwimmt es in die Welt als Duft,
Und der Tulpen Feuerzungen
Ansen's in die weiche Luft:

„Selbstisch Brüten, kühles Streben
Macht dich nicht vom Staube frei;
Liebe heißt das ew'ge Leben,
Tod die Ketten bricht entzwei.
Liebe will dir Wunder zeigen,
Die du schlummernd in dir trägst;
Höchstes Glück wird nur dein Eigen,
Wenn du Liebesarme regst."

Die Jehova sich vertrauten,
Die verbannt vom Tempelthor —
Jedem mit der Heimath Lauten
Klingt die Botschaft in das Ohr,
Und die Herzen, sie begreifen's:
Augen schau'n sich selig an;
Tausend kleine Vögel pfeifen's:
Daß der Himmel aufgethan.

Durch die Seelen wogt ein Wallen,
Wie ein Rausch von jungem Wein;
In die schönen Wunderhallen
Zieh'n die gläub'gen Scharen ein,
Und es wirkt vereinigtes Streben
Jeder, was der Sinn ihm weist:
Also schickt der Herr das Leben
Pfingsten seinen heil'gen Geist.

Viktor Blüthgen.

Der junge Geldmacher.

Tiroler Dorfgeschichte aus dem Leben eines Künstlers.

Von P. K. Rosegger.

Was der Franzei in der Kammer trieb.

„Das machst nach, wenn Du kannst!" sagte der Oberveitel zu Döfach und zeigte am Tisch eine neue Fünfzigernote herum. „So ein Nachmachen von Geldzetteln, das kann kein Mensch vollbringen, keiner nicht! Da gehört ein Kaiserkopf dazu, zum Geldmachen. Ja, meine lieben Leut'!"

„Was Einem etwa geschehen thät, wenn man hergienge und mit dem scharfgespitzten Bleistift den Fünfziger schön sauber nachzeichnen wollt'!" So gab Einer drau.

„Probir's!" rief der Oberveitel, „bist im Stand, den kleinwinzigen Druck da auch nur zu lesen? Und werden Dir nicht die Finger zittern, wenn Du zwanzigmal schreiben sollst: Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schwerem Kerker bestraft? Hast die Kurasch dazu?"

„Leicht nicht," sagte ein Anderer, „da thue ich lieber drei Monate lang Holz hacken — ist der Fünfzigger auch gemacht und ist keine Gefahr dabei."

Deß waren sie alle einverstanden, die Bauern zu Döfach. Nur Einer, ein ganz junger noch, ein schlank aufgeschossenes Bürschlein, schien nicht recht darüber im Reinen zu sein, wieso man diese interessante Sach' so mir nichts, dir nichts fallen lassen könne. Etwas lieffinniger, als es der Franz sonst gewohnt war, ging er vom Hause hinan gegen die grüne Höhe, wo die Zirmbüsche stehen und wo man den weiten Ausblick hat in's schöne Land Tirol. Da unten sind die blauenden Thäler, in welchen man von diesem einen Punkte aus nicht weniger als achtundvierzig Kirchthürme blinken sieht. Dort drüben stehen die weißen Berge der Dolomiten, von wannen im Lenz der lawinenstürzende Föhn kommt und im Sommer das Schloßen schleudernde Wetter.

Digitized by Google

Heute liegt über der Gegend der milde Sonnenschein, und die Glocken der Almherden klingen auf den Hochmatten, und die Hirten jauchzen oder liegen im duftigen Grase, wollen nichts und denken nichts — lassen sich schaukeln von dem, der in seiner Hand den Erdball dreht.

Dem Franz ist heute nicht um's Jauchzen und nicht um's Liegen auf dem Bauch. Er sieht aus, wie alle übrigen munteren Bauernburschen, aber inwendig ist er ganz anders gerathen, als die Anderen. Schnitzen und Malen! Unser Herrgott hat's auch so getrieben, hat die Welt geschnitzt, hat den Himmel gemalt. Der Junge zieht jetzt sein Taschenmesser, schärft es an einem Quarzstein und schneidet sich damit einen Zirm-Ast.* Der Bacherwirth unten im Dorfe hat einen fuchsbraunen Hengst, ein schönes, feuriges Thier; das soll jetzt dran — das wird nachgeschnitzt aus dem feinen, harten, glattrindigen Zirmholz. Das Hengstenachmachen ist nicht verboten. Ist aber auch keine so große Unterhaltsichkeit dabei, als etwa beim Geldnachgrichen.

„Kein Mensch könnt's vollbringen? Es gehört ein Kaiserlopj dazu!" meint der Oberweitl. Das wollte dem Jungen nicht aus dem Sinn. Dabei stellte sich heraus, daß das zu gleicher Zeit nicht geht, nämlich das Denken an's Geldmachen und das Schnitzen von Hengsten; der Hengst bekam unglaublich lange Ohren und der Geldmachergedanke einen langen Schweif. Und der Schweif hing ihm an, sodaß der Bursche niederstieg zu seinem Hause, von seinem Vater eine Fünfzigernote borgte und sich damit in die Kammer einschloß. So eine große Banknote war im Hause ein seltener Gast, der es allemal gar dringend hatte und sich nur für kurze Zeit im Eberhause aufhielt; er machte immer nur eine flüchtige Rast auf seiner abenteuerlichen Wanderung durch das Land — dort Gutes stiftend, hier Uebles. So ein Kerlchen muß portraitirt werden! Dann mag's ja wieder laufen und Sünden machen so viel es will. Der Franz spitzte den Bleistift. Immerfort das Heiligenbildermalen, das Rösser- und Vogelzeichnen — das ist nicht spaßig. Wir wollen einmal redlich wissen, ob der Oberweitl die Wahrheit sagt: „Das kann kein Mensch vollbringen. Keiner nicht." Wollen es versuchen.

So der Franzl und ging mit flinken Fingern an die Arbeit. „Das feine Papier können wir freilich nicht nachmachen," dachte er bei sich, „wir sind kein Papiermacher. Der Wasserdruck schiert uns auch nicht — der ist was für den Müllner. Aber die Zeichnung!" Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schwerem Kerker bestraft — diese Worte schrieb der Franzl mit einem einzigen waagrechten Striche.

„Jesus Maria, Franzl!" rief seine Schwester draußen, „was treibst Du in der Kammer, daß Du Dich einsperrst?"

Die Fälschung dieser Staatsnote wird mit lebenslänglichem schwerem Kerker bestraft, schrieb der Franzl. Seine Finger zitterten nicht dabei.

„Du bist drinnen?" rief die Schwester, „Du stellst was an; Du 'dricht was."

„Ich mach' was," antwortete der Bursche.

„Dabei verriegelt man nicht die Thür."

„Sie ist schon offen."

Am Abend, als die Leute beisammen waren, schauten sie das Kunststück an; Einer gab die Note dem Andern in die Hand, und sie fingen an die echte mit der falschen zu vergleichen, bis Einer sagte: „Ja, wo ist denn nachher dem Franzl sein Geldschein?"

Der war's, den der Mann in der Hand hielt.

„Aber das ist ja doch der Echte! Jesus Christus, das wäre der Falsche?"

„Ja schau man her!" rief der alte Eder, Franzl's Vater, schmunzelnd, „Du Lump, Du junger!"

Die Zeichnung ging — stolz kuisterud, wie ein echtes Stück Papiergeld — in den Händen herum, und der Franz kümmerte sich nicht weiter drum. Er hatte es vollbracht — das Papier brauchte er nicht mehr.

Ein junger Nachbar war im Hause, der Patrix; der verfolgte an diesem Abende eine Person der Ederfamilie, um sie auf lebenslang gefangen zu nehmen. Aber eine unschuldige Person, nicht etwa den Geldfälscher, sondern dessen muntere Schwester mit dem krausen Haar. Er schlug sie in glühende Ketten, in jene gefährlichen ewigen Bande, denen sich selten ein Mädchen entwinden kann oder will; er legte seine Arme um ihren geschmeidigen Leib.

* Eine Art Nadelbaum (pinus cembra).

„Maria," flüsterte er ihr in's Ohr, „ich will Dir was sagen."

„Sag's nur her!" antwortete sie, „es wird gewiß wieder was Wichtiges sein, was ich schon seit Ostern her weiß."

„Wissen wirst es schon seit letztem Fasching her."

„Seit letztem Fasching her weiß ich, daß Du ein dummer Bub bist," neckte sie.

„Wenn's dumm ist, daß Einer das schönste Dirndl auf der Welt gern hat! Das liebste Dirndl! Das herzliebste Dirndl! — nachher hast Du mit Deiner Red' recht."

So stritten sie sich in die Verlobung hinein — der Patrix und die Maria.

Als an demselben Abende der Patrix fast ungebührlich spät nach Hause ging, gesellte sich ihm der Gaisbud des Jakhofes zu und lud ihn ein, noch mit in's Wirthshaus zu kommen; er zahle heute eine Maß Glühwein.

„Schau hin, das Wirthshaus hat schon schwarze Fenster," sagte der Trix (Patrix).

„Die Kellnerin muß noch einmal aufgünden. Die Wirthin muß auf aus dem Bett; ich will einen gezuckerten Eierschmarn haben und einen Kaffee dazu. Der Wirth muß auch aus dem Bett; ich will was Citherschlagen hören; ich bin just einmal aufgelegt zum Lustigsein. Himmelhergott, geh her — was kostet die Welt?"

„Du thust ja gerad', als ob Deine Gaisen eine goldene Milch thäten geben," sagte der Trix.

„Die Lieserl muß auch aus dem Bett," fuhr der Gaisbud fort, „ich will mit ihr Eins tanzen."

Der Trix konnte den Uebermuth dieses sonst so duckmausigen Burschen gar nicht begreifen.

„Mir scheint, Du kommst ohnehin schon vom Wirthshaus," sagte er.

„Von unsers Herrgotts Keller, ja; hab mir eben beim Eberhofbrunnen gerad' früher meinen Durst gelöscht. Ist schade um den prächtigen Durst, aber 's ist schon wieder ein neuer da, und den lösch' ich mit Löschpapier!"

Damit hielt der Gaisbud eine große Geldnote in die mondhelle Luft hinein:

„Der Krämer muß auch aus dem Bett; ich will einen Feigenkranz haben für die Liesert."

„Wo hast denn Du diesen Fünfziger her?" fragte der Trix, indem er nach dem Papier langte.

„Du kannst auch einen haben, Camerad," vertraute ihm der Gaisbud, „der Eder-Franz macht sie."

„So," sagte der Trix, „das ist der vom Eder-Franz? Schau, Gaisbud, den muß ich Dir wechseln. Geh mit zum Richter; dort laß ich Dir zweimal fünfundzwanzig dafür geben, ist auch fünfzig."

Damit war der Gaisbud denn nun gar nicht einverstanden; er bettelte, er schmeichelte, er zankte und schimpfte, aber er war von Beiden nicht der Stärkere. Der Trix hatte das Papier schon in gutem Gewahrsam, und dem Gaisbuden blieb auf der Welt nichts übrig, als seinen schönen Durst beim nächsten Hausbrunnen zu löschen.

Der Trix ging seines Weges, und die falsche Geldnote sorgfältig glättend und in seine Brieftasche legend, dachte er: So, mit dem Häntlein mach' jetzt ich meinen Spaß.

Wie der Spaß ausfällt.

An einem der nächsten Tage finden wir den Eder-Franz wieder auf der freien Höhe.

„Auf der Alm, da ist's fein,
Giebt's ta Sünd und ta Pein.
Ist der Berg wie ein Robinkast,
Ist der Wind wie ein Nagerldust,
Glanzt's Wasser wie ein Silberring,
Spielt d' Sonn' wie eine goldene Lust.
Wann ih jauchz und a Gjaugl sing:
Da Schall wie ein Glöckerl klingt;
Mein Herz, das ist allewoil voll Freud,
Kennt ta Sünd und ta Pein.
Auf der Alm ist's gut sein!"

So sang der Bursche, und sein leuchtendes Auge sagte, daß er's nicht aus dem Leeren sang. — Wir dürfen den Franzel ja wohl näher betrachten; denn das ist Einer, an dem wir ein wenig Herzeleid erleben werden, aber auch viel Ehre und Wunder.

Digitized by Google

Er kann nicht viel älter sein als sechszehn Jahre; sein volles Haupthaar ist braun wie reife Kastanien; ob es auch recht lind ist, möchte die Sennerin wissen, aber er biegt ihre Hand weg, wenn sie ihn am Haupte anfühlen will. Sein etwas längliches Gesicht ist weiß und roth, echte Farben, die sich selbst in der Sonne nicht bräunen, von Bart noch gar nichts da; die Oberlippe spitzt sich noch in Knabentrotz, aber das Auge ist weich und sinnend; es schaut eine Welt von Schönheit heraus, und es schaut eine Welt von Schönheit hinein.

Niedrige Bundschuhe trug der Junge und nackte Waden und eine ziegenhäutene Kniehose und über der sich frei wölbenden Brust nichts, als das rauhe Linnenhemd und den ledernen Hosenträger. Das Ungefüge an dem ganzen Bürschlein war ein hoher, schoberförmiger Filzhut, ein sogenannter Sternstecher, wie die spitzen Tirolerhüte heißen, die nach landläufigem Sprüchwort so hoch sind, daß man damit vom Himmel die Sterne herabstechen kann. Dieser Sternstecher ragte wie ein finsterer Thurm über das heitere Antlitz des Franzel.

So ging er über die weichen Matten hin zwischen den Zerben, und es war ihm, als suche er etwas und wisse nicht, soll es ihm auch dem Erdboden herumwachsen oder vom Himmel herabfliegen. „Es war ein extriger, ein staber Bua," hat Einer von ihm erzählt.

Aus dem Thale der Drau, der Isel, aus dem weiten Boden von Lienz klangen in zartem Gesumme die Glocken des Feierabendes herauf. Zu solchen Stunden ist es ja, als wären vieltausend Saiten gezogen von Berg zu Berg, über das ganze Tirolerland, und als spielte auf dieser Cither ein unsichtbarer Künstler — so leis, so zart und getragen tönt es durch die Lüfte.

Die Glocken der Kirchthürme waren es, die zum Feierabendgottesdienste riefen. Es war ja wieder eine arbeitsschwere Woche vorbei, und die Leute hatten vollauf zu thun gehabt, das liebe Brod zu sassen und zu heimsen, das der Weltvater in goldenen Halmen aus der Erde reckte. Jetzt sollten sie danken gehen und sich ausruhen in der kühlen, dunklen Kirche und sich an Leib und Seele vorbereiten für den Sonntag. Das riefen die Glocken im Thale. Aber der Franzel stieg nicht hinab; ihm gefiel es auf dem Berge, und er schaute zu dem lichten Hochaltare des Großglockners hinüber, hinter welchem still und groß die Sonne niedersank.

„Mein Herz, das ist alleweil voll Freud!
Auf der Alm, da ist's gut sein!"

Auf demselben Berge gab es heute auch Andere, die das Läuten der Kirchenglocken nicht achteten. Dieselben Anderen saßen in der Bergschenke der Niederung, die den schönen Namen „Auf der Wacht" trägt. Im heiligen Jahre Neun sind dort die Tiroler auf der Wacht gestanden mit Messer und Stutzen, um ihr liebes Heimathland zu schützen vor den übermüthigen Franzosen. Die Jungen haben mit ihrer Brust die Engvässe des Landes vertheidigt; die Alten haben von den Höhen Felstrümmer niedergelassen auf den heranstürmenden Feind; die Weiber haben Kugeln gegossen aus dem Blei der Kirchenfenster; die Kinder haben mitten in der Schlacht die verschossenen Kugeln mit Messern aus dem Erdboden oder aus den Baumrinden gestochen; die Priester haben — in der einen Hand das Kreuz, in der anderen das Gewehr — den Befreiungskampf gepredigt.

Die größte Heldenthat, die das Jahrhundert kennt — das kleine Tirol hat sie vollbracht. Das Heimathsgefühl der Völker, der Freiheitsdrang einer Welt ist damals, und zwar im Bauernstande, zum gewaltigen, glorreichen Ausdruck gelangt — das Ideal unserer Zeit ist im Bauernthume eingeweiht worden.

Heute ist es friedsam auf den grünen Matten, genannt „Die Wacht". Und auch an jenem Sonnabende war es friedsam dort und heiter dabei, obwohl ein anderer, ein unsichtbarer Feind bigott und heuchlerisch herumschwamm in den sonst so schönen Klängen der Festglocken. Es sanden sich in dem Berghause an schönen Sommertagen gern die Almer ein und die Burschen des Thales, die Scharfschützen, um beim rothen Tirolerwein, bei Mädchenaugengluth und Citherklang die Nächte zu „durchwachten"; denn nimmer verröden darf das Haus „Auf der Wacht", und ein Feuer, sei es nun das der begeisterten Vaterlandsliebe oder der Mädchenminne oder auch des Hasses gegen einen persönlichen Feind, wird in jenem einsamen Berghause bewahrt, wie unten in der Pfarrkirche das „ewige Licht".

Die Frömmigkeit des alten Moidle, das des Wirthes Schwester ist, hilft all nichts. Schon mehrmals war sie heute lauernd in der Gaststube umhergeschlichen und hatte ziemlich laut vor sich hingemurmelt:

„Zusammenläuten thun sie. Zum Segen thun sie läuten. Christenmensch! Unsereins mühselige Haut wollt' gern in die Kirchen gehen, wenn die Füß' thäten tragen. Und das junge Volk schaut sich neuzeit um den Herrgott gar nimmer um. Geh weg; jetzt seh' ich's schon, die Leut' werden ganz kalt im Glauben. Eiskalt werden sie im Glauben, die Leut'; jetzt seh' ich's schon."

Man kümmerte sich nicht um das frömmelnde Gethue der Alten; man sang, man lachte; man scherzte mit den Mädchen, bis das Moidle dreinschrie:

„Jawohl, die Dirnen sind' Euer Rosenkranzgebet heutzutag. Jawohl, ihnen den Kranz vom Kopf beten, das ist Euer liebster Gottesdienst. Jawohl!"

Die Burschen lachten, und einer rief:

„Sag' noch so was, Moidle, daß wir wieder was zu lachen haben!"

„Werd's nicht lachen, wenn die Straf' Gottes kommt, weil Ihr keinen Glauben habt," versicherte die Alte.

„Weible," sagte einer der Burschen, „wegen unseres Glaubens brauchst Du Dir gar kein graues Haar wachsen zu lassen, das wachst Dir so auch schon. Einen Glauben haben wir noch, mußt wissen. Bin vorch gewiß nicht der Letzte in der Predigt und im Segen gewesen. Seitlang sie aber die Leut' mit den Standarn (Gends'armen) in die Kirche treiben lassen, seitlang mag ich gar nicht mehr hineingehen. Ich mag nicht mehr. Zum Beten laß ich mich nicht zwingen."

Die Geschichte spielt in den „schwarzen Jahren", zur Zeit des Concordats — der Oesterreicher weiß, was das heißt, und der Nichtösterreicher verlange es nicht zu wissen!

Damals war's, daß man die Leute vom Marktplatz in die Kirche trieb und bisweilen sogar hinter ihnen die Thür zuperrte, und damals war's auch, daß der Staat und die Kirche gemeinschaftlich im Volke die Religion umgebracht haben. 's ist vorbei.

Der Wirth auf der Wacht war an den stämmigen Burschen herangetreten, der die obigen Worte gesprochen.

„Reden könnt's, was Ihr wollt's," sagte er leise, „aber nur nicht zu laut. Ich sehe Euch gern bei mir, Männerleut' und Weiberleut', aber soll ich's aufrichtig sagen, heute wär's mir lieber, wenn —"

„Wenn wir zum Loch hinausgingen," vervollständigte Einer die Rede des Wirthes.

„Auf das sag' ich nicht nein," versetzte jener. „Es ist halt morgen der Rosenkranzsonntag, wo im Wirthshaus keine Zusammenkunft sein soll, und an solchen Feierabenden auch nicht; schau' Dir die neue Polizei-Ordnung an, die ich erst heut' an die Wand genagelt habe!"

„Die hängt ja umgekehrt!" riefen die Burschen lachend. „Wirth, die hast Du bei den Füßen aufgehängt, wie ein geschlachtetes Schwein."

„O du Höllensaggera," knurrte der Wirth; „so ist's, wenn der Mensch nicht lesen kann; dann stellt er die Gesetze auf den Kopf. Das muß ich gleich anders machen; ich fürcht' halt, die Spitzhauben kommen noch heut' herauf."

„Sie sollen nur kommen."

„Aber schaut's, meine lieben Leute," gab der Wirth zu bedenken, „wenn sie Euch da beisammen finden! Unsereiner wird halt so viel gestraft, wenn man Unterstand giebt."

Im Tischwinkel hub sich eine alte braune Knochengestalt zu bewegen an.

„Was meinst, Wirth, was meinst?" grollte er. „Von Unterstand sagst was? Sind wir Schwärzer, Wildbiede, Strolche, daß von Unterstandgeben die Red' ist? Wir sind Bauersleut' und Holzleut' und sitzen nach der Arbeit friedlich im Wirthshaus. Weißt, Wirth, daß im Wirthshaus der ehrliche Gast sein gutes Recht hat? Weißt es nicht, so schreibe ich Dir's auf den Buckel, und gewiß nicht verkehrt, wie Deine Polizei-Ordnung."

„Geh, geh!" beschwichtigte ein Anderer, ein dicker, stanbiger Kohlenbrenner aus dem Iselthale, „weißt es so gut, wie wir, daß der Wirth nicht anders kann. Willst Deinen Zorn auslassen über die neumodische Einrichtung, so mußt ganz wo anders anklopfen."

„Anklopfen," rief der Knochige, „wie im Achtundvierzigerjahr zu Brixen beim Herrn Bischof, daß die Fenster haben gesungen!

Digitized by Google

Wir sind katholische Christen, will ich ihm in's Ohr schreien, aber mit Deiner neuen Standarmreligion hal' Dich der —"

„Spielmann!" rief der stämmigste der Burschen in die Stube. „Schlafst, Spielmann?"

„Ein klein Bissel bin ich noch da," sagte dieser, sich aus dem Ofenwinkel hervorwindend.

„Wenn Du nicht schlafst, so sei so gut und kratz' ein paar Saiten!"

„Lustig wohlauf
Ist der Traunthaler Lauf,
Ist der Traunthaler Zier,
Und dies Dirndl g'hört mir."

Singend umschlang er das hübsche, blühende Mädchen, das an seiner Seite saß und jetzt dem kernfrischen Burschen freudig und stolz in's kecke Auge blickte. Das war der Trix, und das Mädchen seine Braut Maria, die Schwester des Franz, der zur Zeit draußen auf den freien Höhen sich umtrieb.

Laut erschollen jetzt die übermüthigsten Lieder; die Cither klang, und es wollte just der muntere Reigen anheben — da schoß plötzlich der Wirth durch die Stube, um in angstvoller Hast das erst angezündete Kerzenlicht auszublasen.

„Was willst denn?" rief der Trix und zog den Leuchter weg, „ist's besser, wenn wir im Finstern sind?"

„Um des lieben Gottes willen!" schnaufte der Wirth, „da draußen, da draußen — ich hab' sie gesehen: es steigen die Spitzhauben daher."

„Wer wird denn da das Licht auslöschen? Wir wollen sie uns anschauen. Sie sollen kommen!"

Sie waren auch schon da. Dröhnenden Schrittes traten zwei Gensd'armen zur Thür herein. Die Stube war finster vor Rauch, aber die Eintretenden waren noch finsterer; zwischen den Zechtischen blieben sie stehen und schauten um sich. Die Burschen thaten trotzig, und Keiner rückte an seinem Tische, daß die Landpatrouille Platz nehmen konnte.

Endlich setzen die Gensd'armen einen leeren Tisch, setzten sich und hielten die Gewehre zwischen den Beinen. Sie wollten etwas trinken. Ueber diese Wendung war der Wirth glückselig. Schmunzelnd sagte er, als er auf einer Blechtasse die schwitzende Flasche brachte, es wäre „der Beste", und in der That, sie merkten es bald, der Schlechteste war es nicht.

Nun ja, sie wollten auch einmal ein gemüthliches Stündlein haben. Mußten sie doch unten im Thale mit ihren Spießen tagaus, tagein umhersteigen, wie die leibhaftige Straf' Gottes, sauben nirgends freundlichen Anspruch und mußten gar manchmal Einen einführen, weil er etwas gethan hatte, was sie selber gethan hätten, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre. Aber — „auf der Alm giebt's ka Sünd", da braucht man also keinen Pfarrer und keinen Gensd'armen, und da darf Jedweder, der das Zeug dazu hat, ein lustiger Bursch' sein. Das martialische Aussehen der Landwächter wurde von Minute zu Minute zahmer; sie wollten sich an die heitere Geselligkeit schließen, mit den Burschen „warteln", mit den Mädchen schallen. Doch die Gesellen thaten nicht viel desgleichen, als ob sie an dem geselligen Zuwachse eine besondere Freude hätten, und Etliche knurrten gar wie ein Kettenhund, der gern beißen möchte, aber Stiefelabsatz fürchtet.

Als es wieder an's Tanzen ging, ward einer der Gensd'armen um das schönste Dirndl im Reigen; da stand schon der Trix da, zog das Mädchen mit sich fort und sang:

„A Spitzlappenbua
Hat ein' Dirndl nachg'tragt;
A Spitzbua will ich heißen,
Wann's ihm was tragt."

Da war's nun freilich kein Wunder, daß es kam, wie es kam. Es stand nicht lange an, so leerte der Gensd'arm sein Glas, stieß es scharf auf den Tisch und rief:

„Heimgehen! Sperrstunde!"

Da trat eine bedrückliche Stille ein; nur einer der anwesenden Bauern brummte in die Ofenwand hinein, aber so laut, daß man es weiterhin hören konnte:

„Sperrstunde! Ueberall wollen sie zusperren, heutzutage. Redlich wahr: Baus Oesterreich ist ein Gefangenhaus geworden."

Als das Wort heraus war, hätte es der Sprecher selbst wieder gern eingefangen und seinen eigenen Mund fürsorglich zugesperrt. Aber der Landwächter schickte sich schon an, den Namen des Vorlauten aufzuschreiben.

„Seid keine Narren miteinand'!" rief jetzt ein Mölthaler dazwischen, um der bedenklich werdenden Stimmung einen kecken Ruck zu geben, „lasset jetzt die gepreßten Geschichten und seid's lustig! Wir kommen so jung nimmer zusammen. Wein her, Wirth! Und die Herren müssen auch mitthun. Wisset, wir Bauersleut' haben keine Röster; darum reiten wir die Wörter — und ist nicht schlecht gemeint. Na, auf Gesundheit! Auf gute Freundschaft!"

Einer der Gensd'armen wollte schon anstoßen mit dem neugefüllten Glas.

„Hüte Dich!" raunte ihm der Andere zu, „sie reklitiren — nur aufschreiben, Alle aufschreiben!"

Sie schrieben — aber sie schrieben in ihr Armensünderbüchlein lauter falsche Namen; den echten behielt jeder der Inquirirten schlau für sich selber.

„Die Kerze ist auch schon benebelt," bemerkte der Aufschreiber nicht ohne Laune, da das Licht vor lauter Tabaksqualm kaum den nöthigen Schein gab.

„Wirth!" rief der Trix, „bring' noch Kerzen, daß dem Herrn Standarn ein Licht aufgeht. Ich zahl's."

Er möge, murmelte der Landwächter, das Geld in seinem Beutel behalten, würde leicht Platz haben drinnen. Und die Bettelkerze sei man bei den Traunthaler Bauern längst gewohnt.

„Bettelkerze!" sagte der Trix mit spottender Weichheit. „Na, das nicht! So vornehmen Herren müssen die Traunthaler Bauern schon eine Extrakerze verehren."

Dabei zog er sein Ledertäschchen aus der Tasche und langte aus demselben eine Fünfzigguldennote hervor.

„Verjaufen?!" rief der Bursche mit heller Stimme, indem er den Schein mit zwei Fingern hoch über den Köpfen hielt, daß er wie ein Kirchweihfähnlein flatterte; „verjaufen? Nein, das nicht. Licht wollen wir machen, daß der Herr Standar zum Schreiben sieht."

Gelassen rollte er vor den Augen der Gensd'armen den Fünfziger zusammen, hielt die Rolle über das Kerzenlicht, und als sie lichterloh brannte, rief er:

„Ich bitt', meine Herren, wenn's gefällig!"

Die Landwächter schrieben nicht; sie thaten den Mund auf und waren stumm. Hingegen schlugen die anderen Leute einen hellen Lärm, und die Weiber waren dem Trix in den Arm gefallen, um ihm das Geld zu entreißen. Zu spät war's, zu spät — die „Anweisung" für welche der Sage nach die privilegirte österreichische Nationalbank dem Ueberbringer fünfzig Gulden Silbermünze ausbezahlt, flog als Aschenflaum auf den Tisch.

„Heilige Maria vom grünen Anger!" zeterten sie, „jetzt hat er Geld verbrannt. — Jetzt hat er eine Kuh verbrannt," riefen die Hatter (Hirten). „Jetzt hat er ein Joch schönes Lärchbaumholz verbrannt," riefen die Holzhauer. „Den heurigen Haferbau hat er verbrannt," riefen die Bauern. „Auf zehn Jahre Tabakgeld hat er verbrannt," fischerte ein alter Raucher. Und Maria, seine Braut, hub zu weinen an und sagte den Gesetzten:

„Wißt denn ein Narr worden, Trix?"

„Den Arrest habe ich Einem verbrannt," sagte der Bursche und setzte sich ruhig an seinen Platz.

„O, wart', Bauer!" brummte der Gensd'arm, „der Arrest und die Hölle sind feuersicher gebaut; Du kommst in beide." Und er schrieb die That des übermüthigen Burschen in das Sündenbuch.

Jetzt sistelte aus dem dunkelsten Winkel her eine Stimme: „Ist nicht so gefährlich beim Patrik, wenn er Banknoten verbrennt. Er hat einen künstlichen Schwager."

Da er statt künstlerisch: künstlich sagte, so war die Frage, was das heißen sollte?

„Der macht ihm's!" schrie der Gauch und huschte zur Thür hinaus.

Da horchten die Gensd'armen erst recht auf, aber die Leute merkten, es wäre nun die höchste Zeit, das Wirthshaus „Auf der Wacht" zu räumen, und sie räumten es auch. — —

Der Eder-Franz wußte von all dem nichts; er erging sich immer noch auf den mondhellen Höhen und sang in die stille Nacht hinaus:

„Mein Herz, das ist allerweil voll Freud!
Auf der Alm ist's gut sein!"

Digitized by Google

Der Dich genagelt an die Wand,
Pantoffel, hat er's wohl gewußt?:
Zu seiner Knechtschaft Zeichen fand
Ein freies Paar der Liebe Lust.

Originalzeichnung von Emil Schmidt.

Digitized by Google

Der Geschichte traurigen Fortgang und ihr fröhliches Ende.

Am Sonntag darauf, nach dem Gottesdienst war es, daß auf dem Kirchplatz zu Dösach der Oberveitel plötzlich neben dem Patrix stand und ihm in's Ohr flüsterte:

„Lauf' eilends davon! Versteck' Dich in dem Walde! Sie suchen Dich."

„Wer sucht mich?" fragte der Bursche.

„Die Spitzhauben."

Da war zwischen der Menge schon der Dorfrichter in Sicht, hinter ihm die Gensd'armen. Der Richter machte mit der Hand ein paar vorstehende Zeuter: der Trip solle sich davon machen! Da sie aber nicht beachtet wurden, so machte der Richter von seinem Amte Gebrauch und ließ den Burschen festnehmen.

Wohin die Reise? Nach Lienz zum Gericht!

Der Patrix Reuleitner hat den Feierabend entheitigt und die Polizei verhöhnt. Diese beiden Fälle wären noch etwa von den Behörden in Dösach zu schlichten gewesen. Anders der dritte! Der Bursche hat eine große Geldsumme verbrannt. Was hat es damit für eine Bewandtnis? Das muß untersucht werden; da steckt was dahinter. Und wäre es auch nur der Verschwendung wegen.

Das Prozigthum mit dem Gelde war ein alter Schaden der Trauthaler Bauern. Man ließ es noch hingehen, wenn sie bei Hochzeiten tagelange Gelage hielten, wenn die Todtenmahle oft die ganze Erbschaft des Verstorbenen verschlangen; man „verstattete" es dem Trauthaler Großbauer oder Holzknecht, wenn er an seiner Sonntagsjoppe anstatt Bein- oder Messingknöpfe echte Maria Theresien-Thaler trug. Wenn sie aber wüsteten, fogelten, larteten um nichts Geringeres als um Ducaten, wenn sie zur „Bankzettelzeit" (nach dem großen Staatsbankerotte) ihre Pfeifen mit eitel Zehnguldennoten anzündeten — das konnte man nimmer gehen lassen, nicht vom moralischen und nicht vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus. Es war Zeit, einmal ein nachdrückliches Beispiel aufzustellen, wie man in Zukunft gegen Uebermuth, Verschwendung und Trotz vorzugehen gedenke.

Die schnigen Arme des Patrix hatten sich anfangs wild gegen die Eisenbanden aufgelehnt, aber die hohe Obrigkeit hatte guten Stahl in ihren Ketten, und der schnitt in's Fleisch. Mit an einander geschlossenen Armen schlug sich der Bursche den Hut tief in die Stirn, und so ging es die weiße Landstraße entlang gen Lienz. Die ihm begegneten, wunderten sich daß, was doch der Patrix Reuleitner auf einmal für ein hoher Herr geworden sei, daß er zwei Adjutanten mit sich habe.

Am selbigen Nachmittag saß Maria in der Christenkehre und weinte. Der Pfarrer war höchlich darüber erfreut, daß sein Wort Gottes heute einmal ein Herz rührte. Aber sie hörte nicht die heilige Lehre; sie hörte das Gericht, das über ihren Trip das Urtheil sprach. Und er war trotz der schweren Anklage so unschuldig wie das Gotteslamm dort auf dem Altare.

Sie wußte Alles. Als Verschwender werden sie ihn strafen und ihm sein Haus wegnehmen und es einen „Gerhab" (Vormund) zur Verwaltung geben; es war davon die Rede gewesen. Es war Anderen auch schon so gegangen. Dann steht auch die Heiroth um, und sie hat nichts, und er hat nichts. Und Alles dieses höllischen Fetzen Papiers wegen! Es war ja nur ein nichtiger Fetzen gewesen, den er am Kerzenlicht verbrannt, nichts als jene gottverlassene Zeichnung, die Frangel ausgeführt hatte.

Jetzt eilte das Mädchen den Berg hinan zu ihrem Elternhause, dem Eberhof. Sie lief zu dem Franz, der eben an der Schnitzbank saß und ein Pferd schuf.

„Jetzt wirf mir den Holzscheiben weg und geh' nach Lienz hinab," sagte sie. „Du bist an Allem schuld. Jetzt geh' und sag's! Das Papier hat keinen Werth gehabt — geh' und sag's! Du hättest es gezeichnet, das sag' jetzt, wenn Du mein Bruder bist!"

„Ich soll es beim Gericht sagen, daß ich eine Banknote nachgemacht hab'? Der Narr werde ich nicht sein." So der junge Schnitzer. „Hab' ich ihm das Papier gegeben? Hab' ich gesagt, daß er die ‚Standarn' damit foppen soll? Etliche Tage im Schatten sitzen — sonst geschieht ihm nichts, dem Trip, und das schadet nicht."

„Du bist der Falscher, und er soll eingesperrt sein — ist das eine Gerechtigkeit?" rief das Mädchen. „Kannst das verlangen, Franz? Hat er Dir's nicht gut gemeint, daß er dem Galsbuben den Wisch weggenommen und ihn verbrannt hat? Sonst holen die Spitzhauben leicht Dich, und Dich hängen sie auf. Noch jetzt kann er Dich einbringen, wenn er will, aber er läßt sich lieber mit Messern schneiden, als daß er Dich verrath."

Sie schluchzte zum Erbarmen.

„Schwester," sagte Franz, „zum Gericht geh' ich nicht. Aber wenn sie kommen und mich fragen, werd' ich's nicht leugnen."

„Und sie werden kommen!" sagte Maria.

Nun trat der Bater, der alte Eber, tief bekümmert herzu.

„Kinder," sagte er, und sein Haupt wankte bei jedem Wort. „Ihr werdet mir noch eine Dummheit machen. Der Teufel hat Dich reiten müssen, Franz, daß Du mit dem Geld angefangen hast. Jetzt ist die Sau fertig. Dein Glück kann's Dir kosten. Aber das sage ich Dir: selber verrath' Dich nicht! Ob der Trip ein paar Tage im Arrest sitzt oder Du zwanzig Jahr im Criminal — das wird ein Unterschied sein. Nicht? Meinst nicht, Dirn? Und wer kann's beweisen, daß der verbrannte Fünfziger ein falscher gewesen? Nur geschieht sein!"

Geschieht sein! Das ist leicht gesagt. Und vollends von verliebten Leuten verlangen, daß sie geschieht sein! Die Maria war ja verliebt bis über die Ohren. Und jetzt, da der Trip ausschuldig im Gefängniß saß, wie die wahrhaftigen Helden in den Rittergeschichten, jetzt stand er in ihrem Herzen so groß da, und ihr war, als gehöre zu diesem ritterlichen Helden eine treue, ebenso heldenmüthige Jungfrau, die ihn befreite. Ihr Vater mußte sie fast mit Gewalt zu ihrer Arbeit auf die Alm schicken, daß sie nicht hingehe, um dem Brünstigen zu Liebe den Bruder zu verrathen. — —

Am nächsten Tage wurde der alte Eber vor Gericht geladen. Als der Franzel sah, wie ernst die Sache zu werden begann, wollte er sich stellen.

„Unterstehʼ Dich nicht!" rief der Alte. „Spring' nicht selber in die Schlammajß! Geh' Du zu Deiner Zirnmatten hinauf, bleib' in den Heuhütten, bis ich Dich rufen laß!"

Dann ging der Alte nach Lienz zum Gericht. Dort wurde er an den grünen Tisch geheißt vor das Crucifix. Aber einer der Herren setzte sich neben ihn und sagte vertraulich:

„Die Sache ist nicht so bös, mein lieber Eder. Thut es jetzt nur schön offen erzählen, was es mit der verbrannten Fünfzigerbanknote für eine Bewandtnis hat."

„Gebt's mir Ruh!" brummte der Alte.

„Ihr habt es gesehen, als Euer Sohn den Schein zeichnete. Er ist ja noch ein Kind, und wir wollen daraus auch gar nichts Criminalistisches machen. Aber den Sachverhalt müssen wir wissen, daß wir den Patrix Reuleitner freilassen können. Also Euer Sohn hat sich zum Scherz versucht, das Ding nachzumachen?"

Sie wollen Dich fangen, warnte eine innere Stimme den Alten, sag' nichts, bleib still wie der Fisch im Wasser! Jedes Wort könnte dem Franzel ein Jahr seines Lebens kosten. Er ballte die Fäuste auf seinen Knieen und starrte mit verglasten Augen auf den Boden.

Der Richter erhob seine Stimme:

„Hat Euer Sohn die Note gemacht oder nicht?" Er deutete auf das Crucifix: „Ihr steht vor dem, den Ihr in Eurer Sterbestunde anrufen werdet! Ihr seid ein Ehrenmann gewesen Euer Leben lang; Ihr wollt es bleiben. Also auf meine Frage: Ja oder Nein!"

Da zuckte der Verhörte seine Achseln und murmelte:

„Wenn Ihr mich so angeht! Lügen kann ich nicht. Mein Franzel hat die Dummheit gemacht, aber keine Absicht dabei gehabt, keine schlechte Absicht. Der Fetzen ist uns aus der Hand gekommen — sonst hätten wir ihn gleich zerrissen."

„Und ist's auch das einzige Mal gewesen, daß er sich in derlei versucht?"

„Das hab' ich ihn gefragt, und er hat gesagt: das erste und das letzte Mal. Und es ist auch so; ich kenne meinen Franzel; es ist auch so."

„Folglich ist die Sache in Ordnung, Eder, und Ihr könnt wieder nach Hause gehen."

Der Bauer ging, aber sein Herz war nicht leicht. „'s ist doch eine Falle," sagte er sich; denn zu jener Zeit hat Jeder dem Gericht mißtraut.

Als er nach Hause kam und der Franzel noch immer nicht davon gegangen war, wollte er ihn zur Flucht bewegen.

„Davon laufen mag ich nicht," sagte der Bursche trotzig, „dann thäten sie mich erst recht für einen Spitzbuben halten."

Am nächsten Tage kam auch der Patrix heim und wußte zu sagen: Alles sei abgethan. Aber den Franzel möchten sie sehen.

Digitized by Google

Der Alte schlug die Hände über den Kopf zusammen: Jetzt sei Alles verspielt. Der Franzel aber ging nach Lienz.

Die Herren schauten ihn mit Wohlgefallen an und meinten, wenn er schon eine so gute Hand zum Zeichnen habe, so solle er ihnen einen Beweis geben. Der Franz nahm Bleistift und Papier und portraitirte Einen nach dem Andern. Und als sie die Bilder sahen, da waren sie darüber eins: das wird kein Banknotenfälscher; der findet sein Fortkommen und seinen Ruf anderswo.

Es kam jetzt noch eine kurze, aber lustige Bauernlebenzeit.

Der Patrij heirathete seine Maria, und es ist ein Paar geworden, an dem die Leute noch heute ihre Freude haben.

Und der Franzel? Ihr lieben Leute, den findet ihr nicht mehr in der Gegend. Er lebt heute in einer großen Stadt und ist ein berühmter Mann. Gern erzählt er noch von jener harmlosen, aber nicht ganz ungefährlichen Geldmachergeschichte. Was er heute schafft, das ist mehr werth, als alle Banknoten auf der ganzen Welt zusammen genommen — es sind die herrlichen Bilder aus dem Tiroler Volksleben; denn der Träger dieser kleinen Geschichte ist kein Anderer als unser — Franz Defregger.

Die Gotthardbahn.

(Schluß.)

Im Juli 1872 war es, wo die ersten Transporte von Maschinen, Werkzeugen und Baumaterialien die steile Straße nach Göschenen auf der nördlichen und nach Airolo auf der südlichen Seite der Alpen hinanstiegen, wo die beiden Mundlöcher für den Gotthardtunnel zu liegen kamen. Armselige, kaum gekannte Orte waren dies damals; heute sind sie in Aller Munde und durch die weitläufigen Anlagen der Tunnelbauverwaltung ansehnlich gewachsen. Denn auf viele Jahre mußte hier Unterkommen für Tausende von Arbeitern und Beamten geschaffen werden; es mußten Werkstätten, Magazine, Ställe, Spitäler, Wirths- und Logirhäuser errichtet werden. In den Höhen, von denen der schweizerische Arzt, Philosoph und Dichter Albrecht von Haller singt:

„Der Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen" —

da rauchen jetzt ohne Unterbrechung Schlote und pochen betriebsame Hämmer, und wer jetzt seinen Weg über den St. Gotthardpaß nach Italien nimmt, der erblickt schon von der Poststation Göschenen aus das „internationale Loch", wie ein enthusiastischer Reisender die nördliche Tunnelmündung einst genannt hat. Unsere Abbildung (S. 348) führt dem Leser die Stadt Göschenen mit der sogenannten „alten Brücke" vor, die, vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht uninteressant ist. Sind doch über dieselbe in den 1790er Jahren, während des großen Gebirgskrieges, zahlreiche Armeen gezogen, und haben doch um ihren Besitz Franzosen, Russen und Oesterreicher gekämpft. Vergleichen wir nur flüchtig diese alte Brücke mit ihren jüngeren, eisernen Schwestern, welche die schnaubenden Dampfzüge über Abgründe von Berg zu Berg so sicher geleiten! Nichts dürfte den gewaltigen Fortschritt unserer die Schranken der Zeit und des Raumes niederwerfenden Industrie besser illustriren, als eben dieser Vergleich.

Bis jetzt ist kein Tunnel von so großer Länge in Europa ausgeführt worden wie der Gotthardtunnel; derjenige durch den Col de Fréjus, allgemeiner der Mont Cenistunnel genannt, hat allerdings die beträchtliche Länge von $12^1/_2$ deutschen Meilen, steht aber doch noch etwas gegen den Gotthardtunnel zurück, welcher fast genau 2 Meilen lang ist. An sich war, da die bei dem Bau des Mont Cenistunnels gesammelten Erfahrungen reichlich vorlagen, das Unternehmen nach der glücklichen Vollendung des ersteren kein ausnahmsweise kühnes, was aber die Erwartungen nach Inangriffnahme des Werkes auf's Höchste steigern mußte, war die Kürze der Bauzeit, welche dafür angesetzt worden. Der Mont Cenistunnel hatte eine während $13^1/_2$ Jahren ununterbrochene Arbeit erfordert, für den noch etwas längeren Gotthardtunnel dagegen waren nur 8 Jahre in Aussicht genommen.

Die Erwartungen sind zwar nicht ganz erfüllt worden, da nach dem Vertrage, welchen die früher erwähnte Gotthardbahngesellschaft im Jahre 1872 mit dem Bauunternehmer abgeschlossen hatte, der Tunnel bereits am 1. Januar 1880 hätte durchschlägig geworden sein müssen, während er es thatsächlich erst 2 Monate später wurde, aber immerhin sind die Leistungen staunenswerth im Vergleich mit denen beim Bau des Mont Cenistunnels.

Nur darf man auf solche Erfolge der modernen Zeit nicht gar zu stolz sein; denn in Wirklichkeit sind selbst diese Erfolge im Verhältniß zu denjenigen, welche das Alterthum mit höchst bescheidenen Hülfsmitteln erreichte, nicht viel großartiger. Mit Maschinen und Dynamit geht die Arbeit leicht von statten, sodaß nur eine kurze Spanne Zeit zwischen dem Entschluß zur Ausführung und dem fertigen Werke liegt. Was wir aber, gegenüber den heutigen Leistungen, bei den Bauten des Alterthums bewundern müssen, das ist die zähe Ausdauer, welche unter Anwendung der primitivsten Werkzeuge auch dem sprödesten Stoffe gegenüber viele Jahrzehnte lang nicht erlahmte.

Tunnel finden wir schon als unterirdische Grabstätten in Aegypten zur Zeit Ramses des Zweiten (1500 v. Chr.), sowie in Nubien. Assyrier und Meder durchgruben bereits die Felsen zur Anlage von Wasserleitungen, und auch die römischen Bauten weisen großartige Beispiele dieser Art auf. Der Entwässerungstunnel, welcher den See Fucinus mit dem Flusse Liris verbinden sollte, wurde im Jahre 52 v. Chr. vollendet; er ist 3 Meter breit, 6 Meter hoch und $^2/_3$ deutsche Meilen lang, und 11 Jahre lang haben 30,000 Menschen zu seiner Fertigstellung gearbeitet.

Man bedenke, daß alle diese Arbeiten lediglich mit Meißel, Keil und Schlägel ausgeführt werden mußten! Allerdings kannte man wohl auch seit Urzeiten her ein primitives Sprengen der Felsen, nämlich das sogenannte „Feuersetzen", welches auch in der Bibel erwähnt wird, Jeremia, 23. Cap., 29. Vers, wo es heißt: „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" Das Verfahren bestand darin, daß man vor die zu öffnende Felswand mächtige Feuer legte, wodurch das Gestein mürbe wurde und Risse erhielt, welche der Arbeit des Meißels zu Hülfe kamen. Auf Jahrhunderte hinaus blieb dies das einzige Hülfsmittel des Bergmanns bei denen mühevollen unterirdischen Arbeiten. So lange konnte aber auch von einem wirklich erfolgreichen Bergbau nicht die Rede sein, und die ergiebigsten Stollen mußten verlassen werden, wenn der Fels einigermaßen hart wurde. Selbst mit der Erfindung des Pulvers war noch nichts für den Bergbau und die Felsensprengung gewonnen; denn seltsamer Weise dauerte es noch drei volle Jahrhunderte, ehe man lernte, die für die Kriegskunst längst ausgebeutete Kraft des Pulvers auch für die Industrie nutzbar zu machen. Zeitweilen kannte man bereits vor der Erfindung des Pulvers; dabei wurden jedoch die angegriffenen und untergrabenen Objecte nur dadurch zum Einsturzen gebracht, daß die das Erdreich künstlich stützenden Balkenwerke angebrannt wurden. Aber nach Erfindung des Pulvers behielt man diese unsichere Methode noch länger, als ein ganzes Jahrhundert bei, und erst gegen 1500 kam in Italien die Sprengung von Pulverminen auf. Nach Mitteleuropa gelangte diese militärische Erfindung erst im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts; im dreißigjährigen Kriege war sie bereits allgemeiner bekannt und hat da ihre Schuldigkeit nicht nur an den Wällen der Festungen, sondern auch bei mancher der durch die Gegenreformation dem Untergange geweihten protestantischen Kirchen gethan.

Zu diesen Arbeiten wurden ausschließlich deutsche zünftige Bergleute gewählt, die damals von den Kriegsheeren in aller Herren Länder mitgeführt wurden, und diesem Umstande ist wohl der endliche Uebergang der Kunst des Minensprengens auf den Bergbau zu verdanken: Bergleute, die bisher als „Bizemeister" im Solde gestanden hatten, werden es wohl gewesen sein, welche bei ihrer Rückkehr in den alten verlassenen Stollen das neue Hülfsmittel hier zur Anwendung brachten.

Ein deutscher Bergmann, der sächsische Oberbergmeister Martin Weigel, gilt als der Vater der Erfindung, da er nachweislich im Jahre 1613 davon Gebrauch machte. Die weitere Verbreitung des Verfahrens wurde durch den dreißigjährigen Krieg zwar etwas verhindert, aber 1643 wurde sie doch bereits im Freiberger Bergrevier allgemein angewendet.

Digitized by Google

Mancher Verbesserung bedurfte es noch, ehe die Kunst des Grubenschießens zur heutigen Vollendung gelangte, aber in dieser Gestalt trat sie alsdann mit all ihrer Macht in den Dienst der Cultur. Die anfangs in den Ebenen und auf bequemem Terrain sich entwickelnden Eisenbahnen erweiterten ihre Netze von Jahr zu Jahr, stiegen allmählich höher die Thallehnen hinan und fanden endlich vor den verschlossenen Bergen. Da kroch der Bienenmeister wieder aus seinem Stollen und trat in den Sold des Eisenbahn-ingenieurs, wie er vor Jahrhunderten in dem der Kriegsherren gestanden hatte. Da hallten die Berge wieder von Tausenden von Schüssen; himmelhohe Felswände fielen, und tiefe Einschnitte drangen in den Boden. Aber auch damit war es nicht genug. Die Canaltunnel des Alterthums wurden der Eisenbahn zum Modelle; die Zahl der großen Eisenbahntunnel mehrte sich erstaunlich, und bald war kein Berg zu hoch, um nicht durchbohrt zu werden. Die Kräfte wuchsen mit den Zielen, und auch als die Unternehmungslust unserer Tage vor dem mit ewigem Schnee bedeckten St. Gotthard stand, blieb sie ihrer Sache sicher, baute auf die Fortschritte der Kunst und erhoffte zuversichtlich ein glückliches Gelingen. — Louis Favre hieß der kühne Mann, der es unternehmen wollte, das große Werk in acht Jahren, um ein volles Jahr rascher, als alle seine Concurrenten, und noch dazu um fünfzehn Millionen Franken billiger auszuführen — eines Zimmermannes Sohn und selbst ein blosser Zimmermann. Er war in der Genfer Gegend geboren worden, hatte sein Handwerk tüchtig erlernt, und war dann im Jahre 1853, siebenundzwanzig Jahre alt, nach Frankreich gegangen, wo er anfänglich grössere Zimmerwerke, Dachconstructionen u. dergl. ausführte, später aber auch ganze Bahnstrecken zur Ausführung übernahm. Hierbei lernte er den Tunnelbau kennen, und bereits 1855 führte er für französische Eisenbahnen Tunnelbauten aus; auch um die Ausführung des Mont Cenistunnels bewarb er sich, wenn auch vergeblich.

Bei heutigen großen Bau-Unternehmungen ist es zumeist nicht der Unternehmer, dessen nach der glücklichen Vollendung dankbar gedacht wird, sondern vielmehr der Erdenker derselben; nicht den Maurer- oder Steinmetzmeister feiert man, sondern den Architekten, der das Werk ersann. Nur bei Tunnelbauten ist es anders — und mit Recht; denn wenn es auch wohl seine Schwierigkeiten hat, eine Tunnellinie so zu projectiren, daß sie allen Anforderungen genügt, so ist das doch noch immer verhältnißmäßig leichter, als im Vergleich mit der Ausgabe, das Loch zu bohren; denn jede Gebirgsart erfordert hierbei eine andere Behandlungsweise; die Beschaffung der nöthigen Maschinenkraft in diesen schwer zugänglichen Höhen macht die größten Schwierigkeiten, und selbst die Heranziehung und Zusammenhaltung des nöthigen Arbeiterpersonals ist keine leichte Aufgabe, ganz abgesehen von den Erschwernissen, unter denen für ein derartiges, dem Ausgange nach so zweifelhaftes Unternehmen das nöthige Capital aufzufinden und stets flüssig zu erhalten ist — wahrlich eine Reihe von Schwierigkeiten, denen nur ungewöhnliche Naturen gewachsen sein können. Louis Favre war eine solche ungewöhnliche Natur. Er hatte das Temperament der Genfer: er war Enthusiast, aber zugleich voll zäher, unbesiegbarer Ausdauer dem einmal begonnenen Werke gegenüber.

Ansichten von der Gotthardbahn: Göschenen mit der alten Brücke.
Originalzeichnung von J. Nieriker.

Die Schwierigkeiten blieben nicht aus; sie kamen sogar in nicht geahnter Fülle: der Stollen am Südende des Tunnels hatte sehr unter starkem Wasserandrange zu leiden, und am nördlichen Stollen zeigte sich eine an hundert Schritte lange Strecke, wo der Fels trotz steter Ausbesserungen in fortwährender Bewegung blieb, wo er die Zimmerung und selbst das Gerölle zerdrückte. Krankheiten zeigten sich bei den Arbeitern, und man glaubte bei einer großen Zahl derselben einen Eingeweidewurm gefunden zu haben, welcher die Leute blutleer, melancholisch und unlustig zur Arbeit machte; Unruhen brachen aus; Militär mußte einschreiten. Grosse Unfälle ereigneten sich. Dynamitlager explodirten, und Hunderte von Arbeitern kamen bei unzeitig erfolgten Minenentzündungen um und wurden im Dunkel des Tunnels von den Förderwagen überfahren oder von losbröckelnden Felsstücken erschlagen.

Auch finanzielle Verwickelungen blieben nicht aus; ja die Gotthardbahngesellschaft selbst kam in Geldverlegenheiten, welche ungünstig auf die Unternehmung wirken mußten; endlich gab es

Digitized by Google

zwischen der Tunnelbau-Unternehmung und deren Bauherrn, der Gotthardbahngesellschaft, Streitigkeiten, welche zu langwierigen Processen und sogar zur theilweisen Einstellung der Tunnelarbeiten führten. Aber trotzdem schritt das Werk rüstig fort. Ende Februar 1880 hörten die Bergleute einander bereits in den beiden Stollen, die nördlich und südlich des Gotthard vorgetrieben worden waren, und am 25. desselben Monats stieß eine Sondirungsstange, die an dem einen Stollen eingesetzt worden, auf den anderen und kam hier zum Vorschein; Sonntag den 29. Februar endlich, Mittags 11 Uhr 20 Minuten, fiel unter Glockenläuten, Hurrahrufen und Böllerschüssen die letzte Wand.

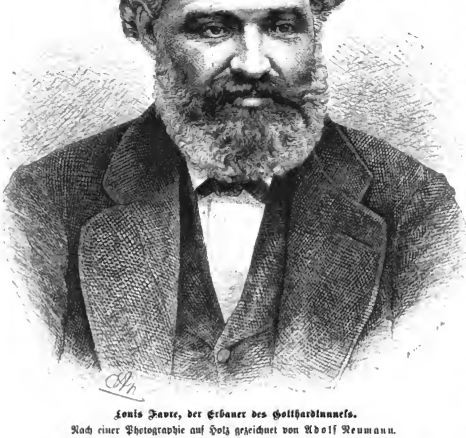
Nur ein Schmerz trübte das Fest, das sich an den Stollendurchbruch knüpfte: Louis Favre hatte es nicht mehr erleben sollen. Er war am 19. Juli des vorangegangenen Jahres, also kurz vor der Vollendung des Stollens, im Tunnel selbst, mitten in der Arbeit, gleich einem Soldaten, der in der Schlacht fällt, gestorben. Zu Fuß hatte er noch am Morgen desselben Tages den fast eine Meile weiten, bei der hier herrschenden großen Hitze außerordentlich beschwerlichen Weg gemacht; auf dem Rückwege ergriff ihn ein Unwohlsein; er bat um ein Glas Wasser, und wenige Minuten darauf war er verschieden — vom Schlage getroffen.

Schwer wurde er von den Seinen, seinen Ingenieuren und Arbeitern vermißt; mit Thränen gedachte man seiner im Jubel des Stollenfestes, welches Alle, die bis dahin an dem Werke mitgearbeitet hatten, im Frühjahr 1880 vereinigte, aber die Arbeit ging jetzt nicht minder schnell vorwärts. Nur um zwei Monate später, als das Bauprogramm es verlangte, war der Durchschlag der beiden Stollen geschehen, und im Herbst 1881 war auch die Erweiterung des Tunnels überall durchgeführet, die Auswölbung hergestellt und das Geleise gelegt.

Im November fuhren die ersten Züge durch den Tunnel, und am 2. Januar dieses Jahres wurde die Strecke zwischen Göschenen und Airolo dem öffentlichen Verkehr übergeben.

Damit war das Hauptwerk der Gotthardbahn, an dessen glücklicher Durchführung auch in den Kreisen hervorragendster Sachverständiger fast bis zuletzt gezweifelt worden, vollendet; die Fertigstellung der beiderseitigen Anschlußstrecken ließ, nachdem auch hier die zahlreichen und ihrer Construction wegen schwierigen Tunnels (die in ihrer Construction verwickeltste Partie der Gotthardbahn, die Entwickelung derselben an der Biaschina, stellt unsere heutige Abbildung, S. 353, dar) ausgeführt worden, nicht lange auf sich warten. Heute ist die gesammte Strecke der Gotthardbahn fertig; festgegründet, bewehrt gegen tückische Wetterlaunen, Hochwasser, Schnee und Lawinen, ist sie bereit, mit all ihren Waffen in den vielseitigen Kampf einzutreten, den Industrie und Verkehr zu kämpfen hat. — Möge man bei der Eröffnung der Gotthardbahn all Derer gedenken, welche ihre Kräfte je nach Begabung vereinigt haben, um das Werk zu zeitigen! Möge man der Staatsmänner gedenken, welche mit weit voraus schauenden Blicken die Bedeutung des Unternehmens erkannt und gefördert, der Ingenieure, welche es entworfen, des Unternehmers, welcher es in die That übersetzt — aber auch der Bergleute und sonstigen Arbeiter, welche mit schwieliger Faust den Meißel geführt und die Steine gefügt haben, um das Unternehmen zu vollenden! Der gesammten Menschheit, dem ganzen Jahrhundert gereicht es zur Ehre; Jahrhunderte werden es nicht vernichten können. Möge das vollendete Werk deshalb auch auf Jahrhunderte hinaus der Menschheit einen neuen Anstoß zum internationalen Wettstreit der Künste des Friedens geben!

Franz Boas.



Louis Favre, der Erbauer des Gotthardtunnels.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Ein Besuch im Staatsgefängnisse zu Kilmainham.

Zur Beleuchtung der Zustände in Irland.

Von Paul d'Abrest.

Seit einem dreiviertel Jahrhundert sind die Zustände in Irland, das durch den beklagenswerthen Meuchelmord an dem Lord Cavendish und dem Unterstaatssecretär Bourke auf's Neue in den Vordergrund des Interesses getreten ist, im vollsten Sinne des Wortes Ausnahmszustände; denn fast ununterbrochen mußte England mittelst außerordentlicher Maßnahmen den anarchischen Vorgängen gewaffnet entgegentreten, welche über die von der Natur so lieblich ausgestattete Smaragdinsel einen so tiefen Schatten werfen. Das Charakteristische an diesen Zuständen ist das Zwitterhafte, das ihnen anklebt. Die englische Herrschaft ist auf dem schönen grünen Eilande gewissermaßen unterminirt; sie wird von allen Seiten angegriffen, bekämpft oder als nicht vorhanden be-

Digitized by Google

trachtet. Das Land gehorcht mit merkwürdiger Passivität Persönlichkeiten, deren einzige Macht in ihrer Beredsamkeit und in der Liebe zum irischen Vaterlande wurzelt. Und dennoch giebt es keine offene Empörung, keine Revolution, keinen Versuch, die Fesseln, mit welchen alltäglich in den öffentlichen Versammlungen und Journalen gerasselt wird, abzuschütteln, keine gewaltsame Anstrengung, das vielgeschmähte Joch zu sprengen. Warum? Weil offenbar noch heute die Führer der irischen Agitation die Anschauung des genialen Agitationsvirtuosen Daniel O'Connell theilen, der überzeugt war, daß es für seine Landsleute nur einen einzigen Weg gäbe, zu ihrem Rechte zu gelangen, einen Weg, der zwar langsam, aber um so sicherer zum Ziele führe, und diesen Weg erblickte er in dem Gebrauche jener Mittel, welche die englische Verfassung und die englische Freiheit den bedrückten Irländern gestatten. Ein offener Aufruhr würde die ganze irische Frage auf ein Gebiet versetzen, von dem die Irländer Alles zu befürchten hätten: auf das rein militärische Gebiet. Ohne Zweifel würden die Empörer in diesem Falle nicht nur durch die englische Armee, sondern auch durch die fanatischen und unerbittlichen Freiwilligen niedergeworfen und als Rebellen sämmtlicher Rechte beraubt werden, welche ihnen die englische Verfassung einräumt.

Allein im Laufe dieses Kampfes, der seit mehr als siebenzig Jahren im irischen Volke wüthet, wurde weder auf der einen noch auf der andern Seite die streng gesetzliche Grenze eingehalten. Man kann sicher nicht behaupten, daß die „agrarischen Morde", die Sprengung öffentlicher Gebäude (oder der Versuch zu solchen Verbrechen), die Erschießung junger Damen auf der Landstraße in den Rahmen einer rein verfassungsmäßigen Opposition passten. Andererseits ist's nicht möglich, ein Bild grellerer Widersprüche hinzustellen als die Gegensätzlichkeit, welche zwischen den normalen Schutzbedingungen der englischen Verfassung, dem Habeas Corpus, und den gewaltsamen Paragraphen jenes Coercitionsgesetzes (Ausnahmegesetzes) besteht, die einer einzelnen Persönlichkeit, dem Lord-Lieutenant von Irland, gestatten, jedes beliebige, auf irländischem Boden betroffene Individuum, ohne irgend welche Rechenschaft darüber abzulegen, in einen Staatscarcer zu werfen. Diese „Bill" war allerdings nicht die erste drakonische Maßregel, die vom Parlamente in Westminster bewilligt wurde, um den Widerstand der halsstarrigen Brüder auf der Schwesterinsel zu brechen; denn schon im Jahre 1844 wurde jene Entwaffnungsbill erlassen, welche die Aufbewahrung von „Gewehren, Säbeln, Piken, Speeren" und „solchen Instrumenten, die als Piken und Speere dienen könnten", mit Deportation bis zu fünfzehn Jahren ahndete, und wie Vielen später traf die Coercitionsbill in's Leben, deren Bestimmungen dem schroffsten Belagerungszustande der leibhaftigen Tyrannenstaaten nichts nachgaben; im Jahre 1865 aber, als die fenische Bewegung unter der Führung des heute verschollenen Stephens ausbrach, wurde die Habeas Corpus-Acte auf der Insel suspendirt und die seit der großen Hungersnoth von 1844 vollständig verstaatlichte und gedrillte Polizeimacht mit Gewalten ausgestattet, welche in All-England die lebhaftesten Proteste hervorgerufen hätten.

Noch nie waren die Verhältnisse in Irland so ruhig und so geordnet gewesen, wie bei Beginn der Landliga-Agitation im Herbste 1879. Die verschiedenen Ausnahmsmaßregeln waren außer Kraft gesetzt worden; die Polizeiführer, mäßige und friedliche Männer, meistens alte Herren, gaben sich mit den nach und nach eingeführten Reformen sehr zufrieden, da dieselben den redlichen Zweck verfolgten, die Lage der unglücklichen Farmer zu mildern und die selten, ungeheuerlichen Privilegien der „etablirten" protestantischen Kirche einzuschränken. Allein die Mißernte des Jahres 1879 schleuderte den besonnenen irischen Opponenten schwere Prügel in die Räder. Die Noth trieb die unglücklichen Pächter rettungslos der Landliga in die Arme; das allgemeine Elend verschaffte den flammenden Worten der revolutionären Volkstribunen Gehör, und bald darauf begannen die Morde und nächtlichen Mondscheinexpeditionen gegen die Schloßherren und ihre noch mehr verhaßten Agenten. Lange genug — man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen — zögerte der liberale Gladstone; lange genug zögerten seine Collegen, von denen einzelne, wie John Bright, ihr ganzes Leben hindurch für die Freiheit gestritten hatten, ehe sie sich entschlossen, die Statue der Verfassung neuerdings mit einem Flor zu umhängen; allein es mußte zu außerordentlichen Maßregeln gegriffen werden, weil eine normale, gesetzmäßige Bestrafung der agrarischen Lordmörder nicht thunlich war; denn selbst in den Fällen, wo die handgreiflichsten Beweise vorhanden waren, wo die Schuld des Angeklagten moralisch erwiesen war, konnte eine Verurtheilung nicht stattfinden, da im ganzen Lande keine Zeugen gegen den Angeklagten, keine Geschworenen aufzutreiben waren, die gewagt hätten, eine Verurtheilung auszusprechen. So groß war die Furcht vor der geheimen fenischen Behme.

Diese skandalöse Straflosigkeit des Verbrechens sollte nun durch das „Suspect"-, das Verdachts-Gesetz beseitigt werden. Dasselbe erlaubt den Behörden, Jedermann hinter Schloß und Riegel zu verwahren, welcher entweder im Verdachte steht, an einem agrarischen Verbrechen Theil genommen zu haben, oder für fähig gehalten werden darf, ein solches zu begehen. Das sind, wie man sieht, sehr dehnbare Bestimmungen, wie diese stets bei Ausnahmegesetzen und willkürlichen Maßregeln der regierenden Gewalt sich geltend zu machen pflegen. So erklärt sich denn auch, daß wir unter den sechshundert Gefangenen, die seit vorigem October kraft des Coercitions-Gesetzes verhaftet wurden, nicht blos Leute fanden, welche im Stande waren, ihren Widersachern hinter der Hecke mit dem Stutzen aufzulauern oder Nachts den mißliebigen Pächtern eigenhändig die Nasen abzuschneiden, sondern auch die blos moralisch Mitschuldigen und an der Spitze dieser Suspects vornehmeren Kalibers die drei Abgeordneten Parnell, O'Kelly, Dillon. Das Gefängniß von Kilmainham war der unfreiwillige Aufenthalt dieser inzwischen der Haft entlassenen Gentlemen.

Die Pferdebahn, welche durch die breiten, sauberen, mit Holz gepflasterten Straßen der irischen Hauptstadt rollt, führt uns binnen zwanzig Minuten vom College Green zum Fuße der kleinen Anhöhe, auf der sich das fragliche Local befindet.

College Green ist der Hauptplatz Dublins; hier finden wir das stattliche Universitätsgebäude („Trinity College") und die monumentale „Bank of Ireland" mit den symbolischen Statuen am Haupteingange. Beim Anblick dieses zweiten Gebäudes pocht jedem richtigen irischen Patrioten das Herz in der Brust; denn hier war es, wo bis 1800 das irische Parlament machtvoll tagte; hier war es, wo die gewichtige Stimme der patriotischen Redner, deren Statuen den Platz schmücken, ertönte, und hierher hoffen triumphirend dieselben Männer einzuziehen, die zum Theil noch dort oben in Kilmainham schmachten.

Treten wir die Fahrt dorthin an! Wir passiren einige Kirchen, ein Arbeitshaus — und stehen vor der Bastille. Die Hauptfront, ziemlich länglich und unregelmäßig gebaut, präsentirt sich nach Norden zu, während die Rückseite, welche von hohen Ringmauern geschützt wird, der Stadt zugewendet ist, das heißt dem ungeheuer ausgedehnten Phönix-Park mit seinen riesigen Alleen, seinen endlosen Wiesen und Weiden, wo nicht nur das gewöhnliche Vieh seine Nahrung sucht, sondern auch Hirsche und Rehe in der harmlosesten Weise zu Tausenden, ja zu Hunderten herumstreifen.

In diesem durch die jüngsthin erfolgten Morde an Cavendish und Bourke zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Phönix-Parke finden häufig Massenmeetings statt, und fürwahr, es ist keines der geringsten Effectmittel der irländischen Volksredner, daß diese im Feuer des Redestromes mit der Rechten nach den hinter dem Baumgestrüppe sichtbaren Mauern des Gefängnisses hinüberzeigen und begeistert auf den Patriotismus der Männer hinweisen, die dort hinter Schloß und Riegel schmachten.

Den dominirenden Theil des Gefängnisses von Kilmainham bildet eine ungeheure Glasdecke, denjenigen nicht unähnlich, die sich über die großen Einfahrtshallen unserer Bahnhöfe ausdehnen. Durch diese Glasdecke erhält der Gefangene seine karge Portion Licht in die öde Zelle und vielleicht ab und zu sogar einen Sonnenstrahl.

Das Gefängnißlocal selbst, welches vor ungefähr dreißig Jahren genau nach dem Vorbilde des pennsylvanischen Correctionssystems gebaut wurde, bietet der Beschreibung nur wenig Anziehendes. Die Eingangsthüren sind von einer geradezu fürchterlichen Massivität und mit centnerschweren Eisenbarren versehen, ja, hinter der inneren Thür (beide sind durch einen kleinen Vorhof getrennt, in dem eine zähnefletschende Dogge Wache hält) giebt es zum Ueberfluß noch ein starkes Gitter. Von besonderer Merkwürdigkeit sind die ungeheuer großen Gefängnißschlüssel, wahre Riesenwerke der Schlosserkunst, welche vortrefflich als Schutz- und Trutzwaffe dienen könnten — wahrlich der Wächter, der sich ihrer erfreut, kann jedes Seiten- und Schutzgewehr entbehren. Diese Wächter sind, nebenbei bemerkt, durchweg ausgediente Soldaten, und man erkennt ihren Stand sofort an ihrem strammen Wesen.

Vom Vorhofe führt ein schmaler Gang, den verschiedene ebenfalls sehr stattliche Thore unterbrechen, in die inneren Räume des Gefängnisses, und eine Seitenthür, ebenso sorgsam verschlossen und verriegelt wie die übrigen, eröffnet die Aussicht auf die sehr verwickelte und verzwickte Treppenflucht, die, dank der Glasdecke hell erleuchtet, zu den drei Stockwerken führt, welche die Zellen enthalten. Man zählt wohl hundert solcher Zellen in jeder Etage, und sie alle münden auf eine offene Gallerie. Ein einziger Wächter genügt, um alle drei Gallerien zu beaufsichtigen und sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung ist.

Als ich im letzten April das Gefängniß besuchte, waren sämmtliche Zellen belegt, und doch bildeten ihre dreihundert Insassen nur die Hälfte der laut des Executionsgesetzes verhafteten Verdächtigen. Die Gefangenen gehörten allen Gesellschaftsclassen an: der einfache Pächter vom Lande oder der Bauernknecht war in Folge desselben Haftbefehls eingesperrt worden, welcher einen Universitätsprofessor oder einen Arzt der Freiheit beraubte. Jene catilinarischen Existenzen, die in den großeren Städten Irlands häufiger anzutreffen sind als anderswo, zerlumpte Gesellen, welche bei politischen oder anderen Demonstrationen Statistendienste leisten, und keine andere Herberge kennen als die Meetinghallen und die Wirthshäuser, waren unter den „Suipects“ natürlich sehr zahlreich vertreten, neben diesen zweifelhaften Märtyrern der nationalen Sache sah man aber auch Bürgermeister ganz bedeutender Städte und hochangesehene Geschäftsleute.

Katholische Geistliche gab es bis auf Weiteres in dem Castell Kilmainham nicht, dafür aber desto mehr in den anderen irischen Gefängnissen. Die vornehmsten unfreiwilligen Gäste in Kilmainham waren jedoch die drei oben bereits erwähnten Parlamentsmitglieder Parnell, Dillon und O'Kelly. Unfreiwillige! Der Ausdruck paßt nicht ganz; denn die drei Herren brauchten, um dem Gefängnisse zu entgehen, ja nur jenseits des Georg-Canals in England zu bleiben, wo ihnen kein Haar gekrümmt werden konnte. Allein es lag im Interesse der irischen Sache, daß gerade seine rührigsten Führer und Volksvertreter sich als Opfer der englischen Gewalt gerirten durften. Ueber meine Begegnung mit diesen drei Führern der irischen Landliga, Parnell, O'Kelly und Dillon, im Gefängnisse von Kilmainham gedenke ich im Folgenden zu berichten.

(Schluß folgt.)

Thiere mit innerlicher Gemüsezucht.

Von **Carus Sterne.**

So seltsam der Titel klingen mag, den ich über die folgenden Darlegungen setzte, so vollständig entspricht er doch den merkwürdigen Thatsachen, die man schon seit längerer Zeit vermuthet, aber erst in den letzten Jahren sicher festgestellt hat, daß es nämlich zahlreiche Thiere giebt, die eine ganze Heerde niederer Pflanzen in ihr Inneres aufnehmen, sie dort ohne Schädigung weiterzukultiviren, ihnen durch ihre durchsichtigen Leibeswände regelmäßig Tageslicht und Sonnenschein zukommen lassen und sie mit ihren gasförmigen und flüssigen Körperausscheidungen düngen und nähren, um schließlich von dem Ueberschuß der von ihnen erzeugten pflanzlichen Nährstoffe mehr oder weniger ausschließlich zu zehren, sodaß sie thatsächlich nichts weiter für ihren Lebensunterhalt zu thun haben, als sich zeitweilig die Sonne auf den nackten Leib scheinen zu lassen.

Schon bei einer anderen Gelegenheit habe ich den Lesern der „Gartenlaube“ (1880, S. 268) von grasgrün gefärbten Seewürmern erzählt, die sich am seichten Ufer sonnen und dabei, ganz wie die Pflanzen, Sauerstoff statt Kohlensäure ausscheiden, überhaupt des Lichtes zu ihrem Leben wie die grünen Pflanzen bedürfen und im Dunklen bald zu Grunde gehen. Solcher grün gefärbten Thierarten, die nach der Weise der Pflanzen leben, giebt es in sehr verschiedenen Thierclassen, und man kennt seit längerer Zeit zahlreiche hierher gehörige Thiere aus den Gemeinschaften der Wurzelfüßler, Gitterthiere, Infusorien, Schwämme, Polypen, Korallen, See-Anemonen, Quallen und Würmer.

Von einzelnen dieser Thiere war es seit länger als vierzig Jahren bekannt, daß sie ihre grüne Farbe demselben Farbstoffe verdanken, der sich in Form kleiner, grün gefärbter Körner in allen grünen Theilen der Pflanzen findet, dem Blattgrün oder Chlorophyll. Die Erkenntniß, daß der Farbstoff zahlreicher grüner Thiere der nämliche ist wie derjenige der Pflanzen, wurde durch die spectroskopische Untersuchung bestätigt und brachte die Naturforscher schier in Verzweiflung, da sie ihnen den letzten Hoffnungsanker raubte, Thiere von Pflanzen unterscheiden zu können.

Das klingt wiederum sehr sonderbar: denn im Allgemeinen bestehen höchstens hinsichtlich der allerniedrigsten Wesen wirkliche Zweifel, ob man sie zu den Thieren oder Pflanzen zu rechnen habe, weshalb man bekanntlich für sie ein neutrales Zwischenreich, das der Protisten oder Urwesen, aufgestellt hat. Als viel schwieriger aber hat sich die Aufstellung eines durchgreifenden Merkmals erwiesen, nach dessen Vorhanden- oder Nichtvorhandensein man sofort Thier und Pflanze unterscheiden könnte. Früher nannte man einfach Thier, was sich frei umherbewegt, und Pflanze, was im Boden oder auf irgend einer Unterlage festwurzelt, weshalb man auch die auf dem Meeresboden oder auf den Klippen festgewachsenen Meeresschwämme, Korallen ꝛc. früher allgemein zu den Pflanzen rechnete. Jetzt weiß man indessen, daß gar viele Thiere für ihr ganzes Leben vor Anker gehen und an der Scholle kleben, während zahlreiche niedere Pflanzen, namentlich in ihrer Jugendzeit, sich lebhaft im Wasser und selbst auf dem Lande umherbewegen, wie z. B. die Schleimpilze, die in feuchten Gewächshäusern an den senkrechten Wänden der Blumentöpfe emporkriechen.

Ferner glaubte man den Magen und die Verdauung in demselben als Vorzug der Thiere vor den Pflanzen hinstellen zu können, aber einerseits giebt es genug Thiere, welche keine Magenhöhlung haben, wie z. B. viele Schmarotzer, die ihre Nahrung durch die gesammte Körperoberfläche aufnehmen, und andererseits gegenannte „insectenfressende Pflanzen“ (vergl. „Gartenlaube“ 1875, S. 166 und 1878, S. 289), welche animalische Nahrung in besonderen Höhlungen und mit Hülfe von Säften verdauen, die dem thierischen Magensafte im höchsten Grade ähnlich sind. Ebenso kennt man Thiere, die, ganz wie die Pflanzen, Knospen treiben, Stämme und verzweigte Reste mit „Blumen“ daran bilden, oder (wie die Mantelthiere) wirklichen Holzstoff erzeugen, der von dem Stoffe der Pflanzenzelle (Cellulose) chemisch nicht zu unterscheiden ist.

Der einzige, einigermaßen durchgreifende Unterschied schien demnach zu sein, daß die Pflanzen im Stande sind, unmittelbar von den Bestandtheilen der Luft, des Wassers und des Bodens zu leben und diese unorganischen Stoffe in organische umzuwandeln, während die Thiere dies bekanntlich nicht vermögen, sondern auf pflanzliche oder thierische Stoffe angewiesen sind. Die Pflanzen verdanken jenen Vorzug, unmittelbar von den in der Natur vorhandenen Stoffen, namentlich von der in der Atmosphäre nie fehlenden Kohlensäure leben zu können, bekanntlich dem Chlorophyll, oder, wie neuere Untersuchungen wahrscheinlich machen, einem verwandten, stets mit demselben vergesellschaftet vorkommenden und von ihm vor allzu heftiger Lichtwirkung geschützten, farblosen Stoffe, dem Hypochlorin, durch den die Kohlensäure unter dem Einflusse des Lichtes zerlegt wird. Dafür bedürfen solche Pflanzen, welche, wie die Pilze und andere Schmarotzergewächse, des Chlorophylls (und seines farblosen Begleiters) entbehren, schon fertig gebildeter organischer Stoffe in der Unterlage, auf der sie wachsen.

Aber auch dieses letzte Unterscheidungsmittel schien den armen Naturforschern durch die grünen Thiere entzogen zu werden, von denen neuere Beobachter gezeigt haben, daß sie recht wohl, ganz wie Wasserpflanzen, in filtrirtem Wasser, und ohne alle organischen Nährstoffe, längere Zeit weiter leben können, wenn man ihnen nur Licht in ausreichendem Maße gewährt. Zu der Entdeckung des Chlorophylls in zahlreichen Thieren war dann, ebenfalls schon seit längerer Zeit, die Entdeckung von Stärkekörnchen getreten, welche bekanntlich in der Pflanze unter dem Einflusse des Lichtes in den Chlorophyllkörnchen gebildet werden.

Der berühmte englische Zoologe Hurley hatte vor einer Reihe von Jahren innerhalb des durchsichtigen, von einem Kieselskelete gestützten Schleimkörpers der mikroskopischen Gitterthiere oder Radiolarien kleine, gelbe Zellen entdeckt, die sich durch Quertheilung lebhaft vermehren und in so wechselnder Anzahl in jenen Thieren

Digitized by Google

vorkommen, daß sie nicht den Charakter nothwendiger Organe, sondern eher den selbstständiger Wesen tragen, die als fremde Eindringlinge in dem Schleimkörper der Radiolarien leben.

Häckel, welcher dieser durch ihren Formenreichthum und ihre zierlichen Gestalten ausgezeichneten Thierclasse ein eingehendes und folgenreiches Studium widmete, entdeckte dabei, daß ihre gelben Zellen sich bei Berührung mit Jod tief blauviolett färben, also Stärkemehl enthalten, ganz wie Pflanzenzellen. Hinsichtlich ihres eigentlichen Charakters sprach sich der ausgezeichnete Mikroskopiker Cienkowsky bereits 1871 dahin aus, daß sie anscheinend in die Radiolarien eingedrungene, niedere, einzellige Algen seien, die in dem thierischen Körper weiter vegetiren, und beobachtete ferner, daß sie nicht nur den Tod des thierischen Wirthes überleben, sondern sich auch nach demselben weiter vermehren, woraus sich erkläre, daß in einigen Radiolarien wenig oder gar keine, in anderen sehr viele solcher gelben Zellen gefunden werden.

Diese Ansichten aber fanden nicht allgemeine Zustimmung, und ähnlich wie schon Ehrenberg und spätere Mikroskopiker die grünen Körperchen im Leibe der Infusorien für nothwendige Organe oder für die Eier derselben angesehen hatten, dachte man auch bei den Radiolarien an Leberzellen oder sonst mit der Verdauung zusammenhängende Drgane.

Wenige Jahre, nachdem Cienkowsky seine Vermuthung über die Algennatur der gelben Zellen in den Radiolarien ausgesprochen hatte, beschäftigte sich Professor Geza Entz in Klausenburg mit der Untersuchung der grünen Körnchen, welche sich in den äußeren Körperschichten sehr vieler Infusorien finden. Zahlreiche Infusorien der verschiedensten Gruppen, Geißelthierchen, Glockenthierchen, Trompetenthierchen und viele andere, sind in ihrem Innern so reichlich mit diesen Körnchen versehen, daß sie grasgrün erscheinen und ganzen Wassertümpeln, wie z. B. die nach diesem Aussehen getaufte Euglena viridis, eine tiefgrüne Färbung ertheilen. Das Merkwürdigste war nun hierbei, daß dieselben Arten, welche an dem einen Orte vollständig mit den grünen Körnchen vollgepfropft auftraten, an anderen Orten derselben beständig ermangelten, sodaß letztere jedenfalls nicht als unentbehrlicher Bestandtheil ihres Organismus betrachtet werden konnten. Bei genauerer Untersuchung fand nun Geza Entz, daß die grünen Körperchen nur bei alles fressenden oder solchen Infusorien vorkommen, die sich mit Vorliebe oder ausschließlich von einzelligen Algen, wie Protococcaceen, Palmellaceen ꝛc., oder auch von kleineren Infusorien, die solche grüne Körnchen enthalten, ernähren. Weiter zeigte sich, daß, wenn diese grünen Körnchen durch Auspuetschen und Zerzupfen dieses Infusorienkörpers befreit wurden, sie im Wasser weiter lebten und durchaus nicht von einzelligen grünen Algen zu unterscheiden waren.

Es handelt sich also auch hier nicht um bloße Chlorophyllkörnchen, sondern um vollständige, mit Zellhaut und Zellkern versehene einzellige Pflänzchen, die im Innern des Infusorienkörpers weiterleben und sich dort ebenso wie außen durch Theilung vermehren. Diese Ansicht ließ sich noch genauer dadurch erweisen, daß der Beobachter die farblosen Infusorien mit den grünen Körperchen fütterte und dabei wahrnehmen konnte, wie einzelne der Verdauung in dem Innern des Thierkörpers entgingen, sich in die äußeren Schichten drängten und sich dort lustig vermehrten.

Somit ließ sich also hier ein ähnlicher Fall von Zusammenleben zweier verschiedenartiger Organismen feststellen, wie ihn der geniale, jetzt in Berlin lehrende Botaniker Schwendener zuerst bei jenen grauen, grünlichen oder gelben Gewächsen entdeckt hat, die in Gestalt von Krusten, Lappen oder Bärten auf der Erde, auf Steinen, Mauern, Zäunen, Baumstämmen und Aesten wachsen und in der Sprache des Volkes fälschlich zu den Moosen (z. B. Isländisch Moos, Rentiermoos, Lungenmoos ꝛc.) gerechnet werden — den Flechten. Schwendener erkannte nämlich und wies nach, daß diese Gebilde gar keine einfachen Pflanzen sind, sondern Gesellschaften, welche dadurch entstehen, daß ähnliche einzellige grüne Algen, wie die oben erwähnten, rings von zarten Pilzfäden umsponnen werden. Die Pilze, welche, wie schon gesagt, stets Schmarotzer sind und nicht, wie die grünen Pflanzen, ihre Nahrung unmittelbar aus der Luft gewinnen können, leben hierbei von den organischen Stoffen, welche die grünen Algenzellen bereiten, und diese hinwiederum empfangen von den sie unsrichenden Pilzfäden Schutz vor dem Austrocknen, indem jene die zu ihrem Gedeihen unentbehrliche Feuchtigkeit zurückhalten. Es liegt also hier kein Fall von reinem und unbedingtem Schmarotzerthum vor; denn beide Pflanzenarten nützen einander gegenseitig, und man möchte daher eher von einem Compagniegeschäft sprechen.

Aehnliche Fälle, die man als Zusammenleben (Symbiose) bezeichnet, sind nun in der Neuzeit mehrfach beobachtet worden, und es lag daher nahe, an ein ähnliches Verhältniß bei den grünen Infusorien zu denken, obwohl der Fall insofern befremdender war, als hier nicht zwei Pflanzen oder zwei Thiere zu einem Gesellschaftsleben verbunden sind, sondern niederer Thier und Pflanze. In der That konnte Geza Entz feststellen, daß die Infusorien, welche eine hinreichende Menge von Algen in ihren Körper aufgenommen haben, keine fernerein festen Körper zu ihrer Nahrung gebrauchen; sie lassen nur beständig Wasser durch ihren Körper strömen, um den in ihnen lebenden Algen stets frisches, kohlensäurehaltiges Wasser zuzuführen, wofür sie von ihnen Sauerstoff zurückempfangen und nicht allein die absterbenden Miether, sondern auch andere, die bei ihrer rapiden Vermehrung zufällig in den Verdauungsraum gedrängt werden, verzehren. Der Miether zahlt also seinem Wirthe den Miethzins gleichsam in Naturalien, indem er ihn mit Nahrung versieht, und wird dafür beständig einem solchen gedämpften Lichte ausgesetzt, wie es ihm am meisten zuträglich ist. Einen lange andauernden ungemilderten Sonnenschein können diese Algen nämlich nicht vertragen, und grüne Infusorien, die gezwungen wurden, lange in demselben zu verweilen, entfärbten sich bald vollständig, indem die in ihnen lebenden Algen durch das zu grelle Licht getödtet und von ihrem Wirthe verdaut wurden.

Professor Geza Entz veröffentlichte diese merkwürdigen Entdeckungen bereits im Beginn des Jahres 1876, allein da es in ungarischer Sprache geschah, blieben sie den Naturforschern anderer Länder gänzlich unbekannt, bis Dr. K. Brandt in Berlin mußte die betreffenden Thatsachen im Verlaufe des vorigen Jahres vollständig neu entdecken. Dieser Beobachter beschäftigte sich aber nicht blos mit grünen Infusorien, sondern auch mit ebenso gefärbten Strudelwürmern, dem Süßwasserschwamm (Spongilla), dem durch seine Reproductionsfähigkeit so bekannten Armpolypen (Hydra) unserer Tümpel und Gräben und mit gewissen grünen Seerosen. Er unterschied dabei die grünen Algen von den gelben, welche außer in den Radiolarien auch in gewissen Korallenpolypen vorkommen, und bezeichnete sie als grüne und gelbe Thieralgen (Zoochlorella und Zooxanthella), obwohl es wahrscheinlich ist, daß verschiedene Arten niederer Algen in Thieren leben können. Von seinen im Allgemeinen die Beobachtungen von Geza Entz bestätigenden Untersuchungen sind besonders diejenigen lehrreich, durch welche er sich überzeugte, daß sowohl Radiolarienkolonien, wie der gewöhnliche Süßwasserschwamm ausgezeichnet in filtrirtem Meer- respective Flußwasser gediehen, während sie also vollständig auf die von den Algen in ihrem Körper erzeugten Nährstoffe angewiesen waren. Dasselbe wurde ferner dadurch bestätigt, daß die Thiere bald starben, wenn die Gefäße in's Dunkle gestellt und damit den Algen die Möglichkeit entzogen wurde, neue Nährstoffe zu erzeugen.

Einige Monate später als Brandt, nämlich im Beginne des laufenden Jahres, veröffentlichte der englische Naturforscher Patrick Geddes einen Bericht über die Studien, welche er schon im Jahre 1878 an der bretagnischen Küste und im vorigen Jahre zu Neapel über die Lebensweise der grünen Thiere angestellt hat. Wie ich an der schon oben bezeichneten Stelle der „Gartenlaube“ genauer mitgetheilt habe, hatte Geddes bereits damals festgestellt, daß die grasgrünen Plattwürmer, welche sich am Strande der französischen Küste sonnen, dabei Gasblasen entwickeln, welche bis zu fünfzig Procent reinen Sauerstoff enthalten, während in ihrem Körper zugleich das Auftreten von Stärkekörnchen nachgewiesen werden konnte. Indessen hatte Geddes damals noch angenommen, daß die Chlorophyllkörnchen einen wirklichen Bestandtheil des Wurmkörpers bildeten. Inzwischen hat er sich jedoch ebenfalls überzeugt, daß es sich in diesen und ähnlichen Fällen stets um einzellige Algenarten handelt, von denen er vier Arten unterscheidet, die er unter dem Gattungsnamen Philozoon (d. h. Thierfreund) zusammenfassen möchte. Neuerdings stellte derselbe Beobachter eine Reihe von Untersuchungen an grünlich oder orangegelb gefärbten See-Anemonen (Anthea cereus und Cereactis aurantiaca), an Hornkorallen (Gorgonia), sowie an schön blau gefärbten Quallen (Velella) an, welche entweder grüne oder gelbe Algen enthalten, und fand, daß alle diese Thiere ohne weitere Nahrung im Lichte sehr wohl gediehen und dabei Sauerstoff statt Kohlensäure entwickelten.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, wie vollständig sich

Digitized by Google

Ansichten von der Gotthardbahn: Entwickelung der Bahn an der Biaschina.
Originalzeichnung von J. Nieriker.

Digitized by Google

in der Natur Thier- und Pflanzenleben gegenseitig ergänzen und fördern. Die Thiere erzeugen bei ihrer Athmung Kohlensäure und verbrauchen Sauerstoff, die Pflanzen verbrauchen Kohlensäure und erzeugen Sauerstoff. Die Thiere leben unmittelbar oder mittelbar gänzlich von Pflanzenstoffen, und die Pflanzen werden von den Auswurfsstoffen und den abgestorbenen Leibern der Thiere gedüngt. Diese Gegenseitigkeit erstreckt sich nun im allerengsten Kreise bei den hier besprochenen Gesellschaftswesen, welche einander alles Das liefern, was sie zum Leben brauchen. Man kann kaum daran zweifeln, daß den im Körper eines Thieres lebenden Algen auch die Auswurfsstoffe desselben, zumal die von den Geweben ausgeschiedene Kohlensäure, zu Gute kommen werden, sodaß sie, da das Thier sie auch seines eigenen Wohlseins wegen dem Lichte ansetzt, ein gleichsam üppiges Leben in seinem Innern führen, während dieses wieder sich nicht um seine Nahrung zu bemühen und gar nicht zu arbeiten braucht. Die ganze Plage des Algenwirthes besteht darin, bald im Lichte umherzuflaniren, bald sich die warme Sonne auf den Leib scheinen zu lassen, um mit Allem versorgt zu werden, was er zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft gebraucht. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Thiere auch, abgesehen von der Verzehrung der abstorbenden Algen, weitere Nahrung von ihren Gästen ziehen werden: denn die Stärke, welche diese erzeugen, dürfte leicht in einen löslichen Zustand übergeführt und von dem Thiere verdaut werden.

Auch der von den Algen im Lichte ausgeschiedene Sauerstoff dürfte ohne Zweifel den Thieren theilweise zu Gute kommen, wie man schon darans schließen kann, daß grüne Algen im Sonnenscheine ein Gas entwickeln, welches bis zu siebenzig Procent Sauerstoff enthält, während die grünen Thiere ein an Sauerstoff bedeutend ärmeres Gasgemenge ausscheiden. Nach den Bestimmungen von P. Geddes enthält das von grünen Strudelwürmern im Sonnenscheine ausgeschiedene Gas fünfundvierzig bis fünfzig Procent, bei der olivengrünen See-Anemone (Anthea Cereus), welche sehr zahlreiche Algen beherbergt, zweiunddreißig bis achtunddreißig Procent, bei der weißen Koralle (Gorgonia) und der blauen Qualle (Velella) etwa vierundzwanzig Procent, und bei der orangerothen See-Anemone (Cereactis aurantiaca) gar nur einundzwanzig Procent.

Wenn nun auch das Thier den ausgeschiedenen Pflanzengasen feinerseits sauerstoffärmere Thiergase beimengen mag, so scheint doch soviel sicher, daß es einen Theil des von den Algen ausgeschiedenen Sauerstoffs für sich verbraucht und sich dadurch wahrscheinlich angenehm erregt findet; wenigstens sah Geddes die sonst meist träge, dunkelgrüne See-Anemone im Sonnenschein ihre Arme lebhaft hin und herschwingen. Allerdings scheint ebenso wie den Algen, auch den Thieren ein allzu anhaltender Sonnenschein, vielleicht in Folge des andauernden Sauerstoffüberflusses, schädlich zu werden: die See-Anemonen nehmen, tagelang den directen Sonnenstrahlen ausgesetzt, bald ein ungesundes Aussehen an, und Radiolarien wurden sogar schon nach einstägiger Besonnung im beständig circulirenden Wasser getödtet. Diese größere Empfindlichkeit der Radiolarien gegen starkes Licht hängt vielleicht damit zusammen, daß sie nicht chlorophyllreiche grüne, sondern gelbe Algen enthalten, und dem entsprechend haben sie die Gewohnheit, nur bei schwachem Licht zur Meeresfläche emporzusteigen und bereits früh am Tage wieder in die Dämmerung der Tiefe zu versinken.

Man kann sich die Beziehungen zwischen Thier und Pflanze kaum idealer ausmalen, als sie in diesen niederen Wesen verwirklicht sind, welche ihre Nahrung in ihrem Innern cultivirten und hauptsächlich nur von dem Ueberschuß ihrer innerlichen Gärtnerei leben. Wie schön könnte es in der Welt sein, wenn alle Thiere ohne Streit und Kampf neben einander leben könnten, aber ohne Kampf kein Sieg des Besseren, also kein Fortschritt! Es ist daher wohl als Glück zu betrachten, daß ein solches Bündniß nur bei Thieren denkbar ist, welche keinen abgeschlossenen Magen haben und keine scharfen Magensäfte absondern, vielmehr ihre Körperhöhlungen beständig von frischem Wasser durchströmen lassen und nur bei unmittelbarer Berührung an bestimmten Stellen verdauen. Vielleicht das Merkwürdigste bleibt hierbei aber, daß die betreffenden Thiere meist auf beiderlei Weisen zu leben im Stande sind, nämlich mit innerer Algenzucht und ohne dieselbe.

Die erwähnte Hornkoralle (Gorgonia) kommt in einer weißen und in einer rothen Varietät vor, von denen nur die erstere Algen enthält, während die letztere zu undurchsichtig wäre, um ihnen das nöthige Licht zukommen zu lassen, und sich deshalb auf dem gewöhnlichen Wege ernähren muß. Auch dürfen keineswegs alle grünen Thiere der niederen Classen als Algenzüchter betrachtet werden. Es giebt vielmehr zahlreiche grüngefärbte Würmer, See-Anemonen und andere Thiere, die nicht dem Chlorophyll, sondern einem andern sich im Spectroskope ganz derselben verhaltenden Farbstoffe ihre Färbung verdanken.

Selbst von der mehrerwähnten olivengrünen See-Anemone (Anthea Cereus) giebt es eine smaragdgrüne Abart, welche keine Algen enthält. Aber die olivengrüne, algenreiche Form ist die bei Weitem häufigere und eine der im mittelländischen Meere am massenhaftesten vorkommenden Arten, ein Beweis dafür, daß sie sich bei ihrer Gemüsezucht sehr vortrefflich befindet und nichts weniger als eine Belästigung von ihren Miethern erfährt. Im Uebrigen bereiten, wie zum Schlusse noch hervorgehoben werden mag, diese höchst überraschenden Entdeckungen auch dem Naturforscher in soweit eine Erleichterung, als er nun wieder das Chlorophyll, respective seine farblosen Begleiter, als einen wirklich den Pflanzen — wenn auch nicht allen unter ihnen — allein zukommenden und den Thieren durchweg fehlenden Stoff ansehen darf.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Setzen Sie sich da an's Fenster, Dora," sagte Regine, „und dann reden Sie! Ich höre."

„Sehen Sie, Fräulein Regine," hub Dora, abwechselnd bleich und roth werdend und zu Boden sehend, die vor ihr stehen gebliebene, schüchtern aufblickend, an, „sehen Sie, da Sie nun unsere Cousine Regine Horstmar sind — nicht wahr, Sie sind es?"

„So ist es — ich bin Regine Horstmar. Und nun?"

„So sind Sie auch die Erbin hier und werden am Ende doch wohl Alles erhalten — ich bin nur ein dummes Ding, aber was die Mutter und was die Generalin reden, daß man Sie schon zwingen werde, und was auch Damian und Sergius meinen, das will mir nicht einleuchten; denn wenn man Sie gezwungen hat . . ."

„Also glaubt man wirklich mich zwingen zu können?" fiel Regine bitter ein. „Wie will man das anfangen? Mich schlagen, einsperren, hungern lassen, mit dem Tode bedrohen? Das Alles ist ja so abenteuerlich . . ."

„Ich weiß nicht," unterbrach Dora sie, „ich bin nur ganz voll Schrecken von all den bösen Dingen, die man wider Sie vorhat. Aber sehen Sie, ich fürchte, es hilft uns das Alles am Ende doch nichts; denn hernach sagen Sie: man hat mich mit Gewalt gezwungen, und dann . . ."

„Dann gilt es nichts," sagte Regine mit bitterem Spott. „Nein, dann gilt es nichts; wie klug Sie sind, Dora, noch ein wenig klüger als der ganze Kriegsrath, den man, scheint es, bei Ihnen drüben gehalten hat! Aber beruhigen Sie sich. Man wird mich nicht zwingen . . ."

„O, glauben Sie das nicht, und — "

„Weil man mich gar nicht zu zwingen brauchen wird. Ich will von der ganzen Erbschaftsgeschichte, von der ganzen Verwandtschaft nichts wissen, nichts hören, will Deutschland niemals wiedersehen —"

Dora sah sie sehr überrascht an. Dann schüttelte sie mit einem schlauen Lächeln den Kopf.

„Glauben Sie mir nicht?" fragte Regine.

„Nein," antwortete Dora mit Bestimmtheit. „Wer wird Ihnen das glauben? Kein Mensch! Auf so etwas verzichtet man nicht. Weshalb wären Sie denn sonst hierher gekommen? Und weshalb wollen Sie denn augenblicklich abreisen? Wenn Sie wirklich nichts verlangten, thäte Ihnen ja Niemand etwas hier, im Gegentheil —"

Digitized by Google

„Aber wie würde ich es denn sonst sagen?“

„O, Sie sagen es — freilich — Sie sagen es, damit man Sie in Ruhe läßt, und weil Sergius Ihnen wohl schon verrathen hat, was man gegen Sie beabsichtigt — nun sagen Sie es, in der Angst davor —“

„Was wissen Sie von Sergius? Sie wissen, daß er —“

„Mein Gott, die Fräulein Diering hat es ja schon in der Frühe unserer Jungfer erzählt. Sergius ist ganz spät — in der Nacht — bei Ihnen gewesen. Und wozu kann er bei Ihnen gewesen sein? Er ist verliebt in Sie — das haben wir längst gemerkt. Und nun hat er gedacht, es wäre ein genialer Streich von ihm, wenn er allein zu Ihnen ginge, wenn er Ihnen vorriethe, was beschlossen worden, und wenn er Sie ganz allein für sich einfinge — dann hätte er Dortenbach und Alles und wir nichts! Damian schäumte vor Wuth, als er es hörte. Es ist nur gut, daß Sie Sergius die Thür gewiesen haben; Sie haben ja Andreas zu Ihrem Schutze herbeigeklingelt — nicht wahr, Sie haben es?“

„Ein Verrath an dem schönen Familiencomplot, welches die Ihrigen abgekartet haben, scheint es allerdings, Fräulein Dora, was Sergius zu mir führte,“ sagte Regine mit steigender Bitterkeit; „aber Sie kommen ja nun auch heimlich, sicherlich ohne der Ihrigen Wissen zu mir. Wozu? Wollen Sie für die Ramsfeld die Partie gleich machen?“

„O nein, o nein, daran habe ich ja mit keiner Silbe gedacht,“ entgegnete das junge Mädchen lebhaft; „aber sehen Sie, da nun Sergius einmal das ganze Vorhaben verrathen hatte, wurde mir immer bekommener; es wurde mir immer mehr zu Muthe, als ob nun Alles verloren sei, als ob Sie, so gewarnt, nun sich schon vorsehen würden, und dann, dann ist ja für uns Alles verloren, die ganze Erbschaft — wir haben dann nichts, gar nichts zu erwarten; Herr Benning hat es uns gesagt und Alles aus einander gesetzt, und dann bin ich arm, und es wird ein so schreckliches Unglück für mich sein — mein ganzes Lebensglück ist dahin, dahin für immer; ich weiß nicht, was wir dann beginnen, wo wir bleiben sollen . . .“

„Die Mutter und Sie?“

Dora war in Thränen ausgebrochen.

„Die Mutter und ich . . .“ schluchzte sie, „ja, auch die Mutter, aber dann auch . . .“

Dora schluchzte so heftig, daß sie nicht weiter reden konnte. Regine legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Trösten Sie sich, Dora!“ sagte sie, ohne daß ihre Stimme durch den Anblick dieses Kummers sehr erweicht gewesen wäre. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, was Ihnen schwer wird, über die Lippen zu bringen. Und Sie haben Recht, zu stocken, es mir nicht zu sagen. Sprechen Sie kein Wort weiter, Dora! Es wäre unnütz wie Ihr ganzer Kummer — wie all Ihre Sorge. Sie wollen meine Theilnahme erwecken, wollen mein Versprechen, daß ich, wenn ich die Erbin von Dortenbach geworden, Ihnen einen Ersatz für Ihre verlorenen Hoffnungen gewähre, genug, um Ihnen eine Verbindung mit Edwin Klinghoft, in der Sie Ihr Lebensglück sehen, zu ermöglichen . . . Ist es nicht so? Ist es nicht das, weshalb Sie kamen?“

Dora nickte heftig mit dem Kopfe.

„Nun wohl, so können Sie getröstet von mir gehen. Ich habe Ihnen meine Antwort ja bereits gegeben. Sie glauben nicht an den Ernst meines Entschlusses. Das bedauere ich, es ändert aber nichts daran. Sie können alles, was ich Ihnen gesagt habe, auch den Ihrigen mittheilen und hinzufügen, daß ich alle directen Verhandlungen mit ihnen zu vermeiden wünsche. Sagen Sie ihnen das recht nachdrücklich — wollen Sie es thun? Sagen Sie ihnen, daß es derselben wirklich nicht bedarf — aber freilich, Sie werden ja nicht eingelassen wollen, daß Sie bei mir waren — nun, dann gehen Sie jetzt, Dora — ich will auch gehen . . .“

In diesem Augenblick klopfte es leise an die Thür; Regine öffnete und blickte in Andreas' runzelvolles, bekümmertes Gesicht.

„Fräulein,“ sagte er, „ich habe mit dem Kutscher gesprochen . . .“

„Nun?“

„Ich habe ihm gesagt, daß Sie sogleich den Wagen verlangten, daß er Sie zur Eisenbahn zu fahren habe. Aber er will nicht.“

„Er will nicht?“

„Nein, er weigert sich. Sie bekämen weder Wagen noch Pferde. Der Herr von Sander und der Herr von Ramsfeld hätten es ihm schon gestern Abend verboten, für Sie einzuspannen. Er thäte es nun einmal nicht.“

Regine gerieth bei dieser Meldung in die äußerste Entrüstung. Also man wollte sie wirklich als eine Gefangene hier zurückhalten! Und diese Verwandten erlaubten sich das hier im Hause, wo sie doch nur die Gäste waren — es war zu empörend, zu frech — in hellem Zorn sagte sie:

„Dann will ich sehen, ob wirklich in diesem Hause kein anderer Herr mehr ist, als — Sergius oder Damian! Ich will sehen, ob ich bei meinem Oheim Schutz bawider finde oder nicht — ich bin arglos, vertrauensvoll in sein Haus gekommen, und er wird, er soll die Kraft haben, mir wenigstens den Ausgang zu bahnen.“

Damit verließ sie raschen zornigen Schrittes das Zimmer und eilte durch den Saal in die Wohnung des Barons. Sie hatte ja auch jetzt nichts mehr zu schonen. Seit Leonhard sie dem Oheim verrathen, seit beide den Adoptionsplan geschmiedet — was war da noch zu verhüllen? Sie trat in ihrer Erregung ohne anzuklopfen in das Zimmer des Barons.

Er saß in seinem Schlafrock bequem in den Lehnstuhl zurückgelehnt, sein Buch, „die Gänge nach Canossa“, auf den Knieen, das ihm aus der Hand gefunken zu sein schien.

„Ah,“ sagte er, bei Reginens raschem Eintritt nervös zusammenfahrend. „Sie erschrecken mich, Kind — welcher Sturm weht Sie herein?“

„Ich bedauere, daß ich Ihnen einen Sturm bringen muß,“ antwortete sie, „ich kann Sie leider damit nicht verschonen. Um es kurz zu machen: seit Ihnen der Doctor Klinghoft so abscheulich wortbrüchig verrathen hat, wer ich bin, seit nun Jedermann hier im Hause dies weiß, seit man mich mit Gewaltthandlungen bedroht — mit fächerlichen albernen Gewaltthandlungen, kann ich länger — keinen Augenblick länger bleiben. Ich will fort, natürlich fort — auf der Stelle, um nie zurückzukehren; ich werde etwig brennen, daß ich so thöricht war . . .“

„Aber um Gottes und aller Heiligen willen,“ rief der Baron schreckensbleich geworden und seine beiden zitternden Hände erhebend, „was sagen Sie mir da? Mich trifft der Schlag — und ich verstehe doch keine Silbe von alledem.“

„Sie verstehen doch, daß ich fort will; und nun will man mich nicht fortlassen; man will mich als eine Gefangene behandeln — und deshalb komme ich zu Ihnen — Sie werden, und wenn ich auch tausendmal Ihre Verwandte, Ihre Nichte bin, nicht vergessen, daß Sie mir vor Allem Schutz für meine persönliche Freiheit schuldig sind; so viel Energie und Kraft werden Sie besitzen, so viel ritterliche Ehrenhaftigkeit, um dafür zu sorgen, daß ich kommen und gehen darf, wohin ich will.“

Der alte Herr hatte sie angestarrt wie ein Gespenst; er mußte nach Athem ringen; er klammerte seine Hände krampfhaft um die Arme des Sessels.

„Dies ist mein Tod,“ sagte er mit hin- und herwankendem Kopf. „Dies ist mein Tod. Wenn ich nur etwas davon verstünde! Wenn ich nur verstünde, wie Sie meine Verwandte, meine Nichte sein können, und wer, was Sie dann fortreist? Doctor Klinghoft? Gewaltthandlungen? Drohungen?“

„Nun ja, nun ja! Die Gewaltthandlungen, die Drohungen würden mich nicht vertreiben; denn ich verachte sie, aber Sie müssen doch selbst begreifen, daß ich jetzt, wo Klinghoft mich Ihnen verrathen und Sie zum Werkzeuge seiner Absichten gemacht hat —“

„Immer räthselhafter, immer räthselhafter!“ sagte mit seinem vor Rathlosigkeit schwankenden Kopfe der alte Herr. Er bot ein wahres Jammerbild dar, wie er so dasaß und, Schrecken in jeder seiner Mienen, sie anstarrte.

„Was kann Ihnen denn dabei räthselhaft sein?“ eiferte Regine weiter, ohne sich dadurch irgend erweichen zu lassen. „Leonhard Klinghoft hat Ihnen gesagt, daß ich Ihre Nichte Regine Horstmar bin, er hat Ihnen aber auch gesagt, daß ich nichts wissen, nichts hören will weder von dieser Verwandtschaft mit Ihrem Hause, noch von Rechten, die sie mir geben könnte. Und nun hat er Sie bewogen —“

„Mein Kind, mein Kind!“ rief hier der alte Herr in heller Verzweiflung und schlug, als ob er sich dadurch eine Erleichterung verschaffen könnte, die Hände mehrmals auf die Knäufe seiner Sessel-

Digitized by Google

arme, um sie dann wieder in tiefster Wehmuth zu falten: „mein Kind, dies überwältigt, dies überwältigt mich vollständig ... Du also, Du bist meiner Schwester Sabine Kind — meiner armen Schwester Sabine — und Du bist zu mir gekommen, um mir dies zu sagen, sodaß ich den Tod zur Alteration und Schrecken davon habe ... daß ich nicht weiß, wo aus noch ein bei allem Dem, womit Du auf mich einfährst —"

„Aber Sie wissen es ja doch nun einmal ..." unterbrach sie ihn mitleidig.

„Wissen? Ich wissen? Woher sollt' ich? Deine Eltern — Gott weiß, daß ich meine Schwester Sabine lieb gehabt — aber Deine Eltern hatten solch einen Haß auf uns geworfen — ich habe es ja auch einmal versucht, sie zu versöhnen — vor langen Jahren — ich schrieb Deiner Mutter — damals, als ich nach meines älteren Bruders Tode der Erbe von Dortenbach geworden und mich vermählt hatte — ich meldete es ihr: ich schrieb ihr, daß ich den innigsten Wunsch hätte, ihr die Bruderhand zu reichen, aber sie antwortete darauf nicht; sie nicht — Dein Vater ihat es — er schrieb, das Tischtuch zwischen uns sei nun einmal zerschnitten — Alles, was aus Dortenbach komme, könne seiner Gattin nur bittere Empfindungen bereiten; er wünsche sie damit verschont zu sehen; gegenseitigen Beziehungen sei schon damals, als Deine Mutter ihr Vaterhaus verlassen, so gründlich ein Ende gemacht worden, daß ihre Wiederbelebung für alle Zukunft unmöglich sei. Das ist das Letzte gewesen, was ich von Deiner Mutter gehört habe. Und nun steht Du da vor mir — ihr Kind, ihre Tochter — o mein Gott, ich habe das ja gefühlt, geahnt; Du bist mir so lieb geworden in wenig Tagen, so lieb, und es würde mir das Leben verlängern, wenn Du — aber Du kommst nur, um mir zu sagen, daß Du gehen willst; Du kommst wie ein Sturm, der einen morschen Baum niederwirft — Gott stehe mir bei!"

Der alte Herr hatte mit Mühe geisprochen; jetzt, wie in sich zusammensinkend, seufzte er tief, tief auf, und auf den Boden starrend, setzte er flüsternd hinzu:

„Ihr Kind — ihre Tochter — Sabinens Kind — aber auch so hart, so unbeugsam, so fest wie sie! Ihr Blut, Sabinens Blut!"

Reginens Zorn war geschwunden. Es war nicht allein der Anblick des klagenden alten Mannes, des Mannes, der ihr nächster Verwandter auf Erden war, — nein, was sie erweicht hatte, war auch die Einsicht, daß sie in vorschnellem Urtheile Leonhard ein großes Unrecht gethan. Es war klar, daß Geheimniß, welches er ihr gelobt, hatte er nicht verrathen — er nicht! Ihr Oheim — darin konnte kein Zweifel sein — hatte nicht geahnt, wer sie war. Wer es den Andern verrathen haben konnte — das wußte der liebe Gott — Leonhard war unschuldig daran. Dies wenigstens hatte sie ihm abzubitten.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Brautschmaus in Rußland. Alljährlich am zweiten Pfingstfeiertage wird in den größeren Städten im Innern des russischen Reiches, welche sich noch, wie Moskau, Charkow, Kiew, Kursk ꝛc., ihre nationalen Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, ein heiteres Fest gefeiert, an dem die Jugend beiderlei Geschlechts mit besonderem Vergnügen Theil nimmt, das Fest der Brautschau.

In einem der innerhalb oder doch nicht weit von der Stadt entfernt gelegenen öffentlichen Gärten versammelt sich um die sechste Nachmittagsstunde die Eltern mit ihren heirathsfähigen Töchtern. Vater und Mutter gehen, scheinbar harmlos, spazieren mit der Tochter am Arm. Letztere sind im höchsten Staate, mit Schmucksachen jeder Art geradezu beladen, sodaß man schon aus diesen den Reichthum der Trägerinnen zu erkennen vermag. Hinter ihnen geht die sogenannte Vermittlerin einher, meistens eine ältere Verwandte des Hauses, oft auch eine nur für diesen Tag engagirte Person. Jahlreiche junge Männer finden sich gleichfalls im Garten ein, theils solche, welche das Ganze nur als einen lustigen Zeitvertreib betrachten, theils aber auch solche, welche ernste Absichten haben. Nach sie wandern scheinbar harmlos auf und ab, mustern dabei aber genau die jungen Damen. Gefällt ihnen eine besonders, so genügt ein Wink an die Vermittlerin — und sofort biegt diese, wie zufällig, in eine Seitenallee ein. Namen, Charakter, Vermögensverhältnisse ꝛc. der Schönen werden nun sicher erkundet, wenn auch all dies von der dienstbefliessenen Vermittlerin nicht selten in allzu rosiges Licht gestellt werden mag. Sagt das Vernommene dem Heirathslustigen zu, so macht er auch Eröffnungen über seine Person, Verhältnisse und Absichten und sofort beginnt die Agentin ihr Geschäft als „ehrliche Maklerin"; sie ist sehr tüg; vielleicht schon in irgend ein Paragraph d im Heirathscontract gewisse Procente zu. Das Resultat ihrer Thätigkeit besteht dann gewöhnlich darin, daß der Freier für den kommenden Sonntag in eine Kirche bestellt wird, damit ihn Eltern und Tochter schon kennen. Bei jüdischen Mädchen findet es übrigens in der Regel nicht bei einem Freier, sondern es werden zumeist mehrere in die Kirche bestellt. Finden die strengen Augen der weiblichen Richter an dem Bewerber Wohlgefallen — man behauptet hier, je älter die Tochter, desto milder die Richter; aber sie ist sehr tüg; vielleicht Leumdung — so wird Papa gebeten, denselben zu Mittag einzuladen, worauf es dann der Gewandtheit des jungen Mannes überlassen bleibt, zum Ziel zu kommen.

Auch hierbei ist ihm wieder die Vermittlerin nothwendig; denn durch sie erfährt er die kleinen Charakterzüge seiner Wirthe, nach denen er sich bei seinem ersten Auftreten zu richten hat, so z. B. ob Herr Iwan Iwanowitsch nur ein nüchterner Geschäftsmann ist, oder ob er auch sieht lange zu Tisch zu sitzen und der Flasche zuzusprechen, ob die Wirthin Praskowia Petrowna es gern hat, wenn man sie selbst noch als junge Frau betrachtet und ihr huldigt, oder ob sie in mütterlichen Uneigennützigkeit es vorzieht, wenn man sich nur mit ihrer Tochter beschäftigt, und ob Letztere, Sinnalpina Iwanowna, heiter oder sentimental ist, ob sie Clavier und Kunst dem Geschäft und der Wirthschaft vorzieht.

Viele oft recht glückliche Ehen werden alljährlich auf diese Weise geschlossen, wobhaft denn die Vermittlerinnen sehr gesuchte Persönlichkeiten sind, auf deren Hülfe oftmals schon mehrere Monate vor dem Brautschautage abonnirt wird. Wenn ich übrigens anfangs sagte, daß diese Sitte hauptsächlich in den echtrussischen Städten noch besteht, so ist sie deshalb in den mehr kosmopolitischen Orten des Reichs durchaus noch nicht erloschen, wovon man sich, wenn man die Augen offen hat, alljährlich in Petersburg und Odessa überzeugen kann.

Petersburg, im Mai 1882. Leon Alexandrowitsch.

Die Photographie des Vogels mitten im Fluge ist dem französischen Physiologen Prof. Marey, wie er am 13. März der Pariser Akademie der Wissenschaften mittheilte, vollständig gelungen, und zwar so, daß jede einzelne Bewegung des Fluges im „Taubendtelsecundenbilde" festgehalten wird. Wie wir in Nr. 25 der „Gartenlaube" von 1878 mitgetheilt, war es damals dem Photographen Muybridge in San Francisko gelungen, durch Aufnahmen, deren jede nur $^1/_{500}$ Secunde dauerte, die einzelnen Stellungen eines trabenden Pferdes darzustellen, wie es ihm auch gelückt, aus einem Taubenschwarme einzelne Tauben in vollkommen klarer Flugstellung zu photographiren. Die Serie ist in unserem Journale, als man darüber noch nicht völlig im Klaren ist, aus welchen einzelnen Bewegungen sich der Flug eines Vogels zusammensetzt; wenigstens bestanden hierüber zwischen den beiden bestten Kennern des Problems, dem Prof. Marey und dem Dr. J. Bell Pettigrew, in unter lebhafte Meinungsverschiedenheiten. Um dieselben zu beseitigen, genügt es aber nicht, eine einzelne Stellung festzuhalten, sondern man muß, wie Muybridge in Bezug auf die Bewegungen der Pferde gethan hat, eine ganze Reihe auf einander folgender Flugstellungen in Zwgr erhalten und dabei zugleich ihre Zeitdauer feststellen können. Es gelang dies Marey nach mehreren vergeblichen Versuchen, und zwar mit Hülfe eines mit Revolvermechanismus versehenen Apparates, der die Form eines Jagdgewehres hat, und mit dem man nach dem Vogel zielt. Man erhält mittelst desselben in der Secunde zwölf Bilder, von denen jedes zu seiner Aufnahme nur $^1/_{1000}$ Secunde Zeit erfordert. Bei Anwendung von Bromsilbergelatinepiatten reicht diese mit dem Chronographen gemessene Zeitdauer ($^1/_{1000}$ Secunde) selbst für bedeckten Himmel aus; bei Sonnenschein genügt $^1/_{1500}$ Secunde zur Aufnahme des Einzelbildes. Indem man eine Reihe dieser Flugbilder auf einer strobolitopischen Scheibe, die bekanntlich auch Wunderscheibe genannt wird, befestigt, kann man Vogelflug und Pferdetrab aus den einzelnen Momenten zusammensetzen und, wenn man die Scheibe langsam dreht, mit aller Gemächlichkeit im Spiegel studiren.

Angeblich dieser Revolver-Photographen ist offenbar nichts mehr auf der Welt von dem Photographirwerden sicher, und weder der Gauner, der sich gerade seine Verurtheilung zuzieht, noch der gefährliche Verbrecher, der sich über die weibliche Schönheit auf der Straße und im Ballsaal, auf die sich ein unschuldiges Opernglas richtet. Za, schließlich sind nicht einmal die Gemassen eines Polizeireglers oder die Finger eines Taschenspielers vor dieser geschützt, dinglich genannt zu werden, um herrach im Zootrop, jenem Spielzeug für Alt und Jung, weiter „arbeiten" zu müssen.

Erklärung. Unsere vorige Nummer war redactionell längst abgeschlossen und die Auflage derselben im Druck nahezu vollendet, als uns die traurige Kunde von dem Brandunglück zuging, den das Hauptgebäude der „Hygiene-Ausstellung in Berlin" zum Opfer gefallen. Angesichts der damals hierüber circulirenden Gerüchte an unsere Abonnenten bereit liegenden sehr großen Anzahl von Exemplaren jener Nummer war es uns leider unmöglich, dem darin enthaltenen Artikel zur Eröffnung der „Hygiene-Ausstellung" eine Schlußerung des Brandunglückes selbst und eine Beleuchtung der Folgen hinzuzufügen, welche daselbe unausbleiblich für die Ausstellung haben mußte. Heute, indem wir dies schreiben — mehrere Tage nach der Katastrophe — haben die Tagesberichte unseren Lesern Nachrichten über beides längst vermittelt, und es erübrigt uns daher nur noch zu erklären, daß der, soll die Ausstellung — kann Comitebeschluß — trotz des über sie hereingebrochenen Verhängnisses ihren Fortgang finden wird, nicht unterlassen werden, die angekündigte Artikelserie über die „Hygiene-Ausstellung" in der gebotenen Weise zum Abdruck zu bringen.

D. Red.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1 ½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Engelid.

Novelle von Balduin Möllhausen.

I.

Ein bleigrauer Himmel hing über der norwegischen Küste. Zwischen den Inseln und Schärenfesseln, welche den natürlichen Schutz der Einfahrt in den Nord-Fjord bilden, lag das Meer ruhig. Die schweren Dünungen des Oceans brachen sich draußen an dem wild zerklüfteten und zersplitterten Granitwanzer, der, abgeschlissen durch den vieltausendjährigen Anprall träge abwärts gleitender Eismassen, das Ufer rings umzäunte.

Wo die landwärts stehende Strömung eine offene Bahn zwischen den zahlreichen Felseilanden fand, da wälzte es sich hügelähnlich herein, jedoch um nach kurzem Rollen sich zu ebnen, ein zuschlummern angesichts der melancholischen Umgebung. Einzuschlummern — denn Farben und Formen trugen in gleichem Maße einen gewissen einschläfernden Charakter. Ueberall, je nach den verschiedenen Entfernungen, sah das Auge matte Abstufungen eines kalten Graublau: graublau dehnte sich die unregelmäßig begrenzte Wasserfläche aus; graublau erhoben sich die gewaltigen Felsmassen der Inseln Hornelen, Bataldeu und Aralden aus dem Meere; graublau ragten dazwischen vereinzelte Klippen empor, während landwärts zerklüftete Plateaus düster über den in dumpfer Stille daliegenden, gleichsam erblindeten Wasserspiegel blickten. Und erblindet durfte man ihn in der That nennen, sträubte er doch, außer dem grauen Himmel, nichts zurück; schien er doch mit dem Gestein in eine einzige starre Masse verwebt zu sein. Nur wenn ein schärferer Windstoß darüber hinpeitschte und strichweise die Fluthen kräuselte, schoß es wie gespenstisches Leben einher, um nach kurzer Frist wieder zu ersterben.

Obwohl es noch Sommer war, machte der Anblick der starren Eintönigkeit das Herz frösteln. Die fernen duftigen Höhen mit dazwischen gestreuten weißen Feldern ewigen Schnees brachten nur dürftige Abwechselung in diese Einöde von Wasser und Fels. Man hätte sie mit phantastischen Träumen aus der Eiszeit vergleichen mögen, mit verkörperten nordischen Märchen von verwegenen Wikingern, gewaltigen Zauberern, Riesen und Meerungeheuern. —

Lautlose Stille überall! Hier und dort schwebte eine Möve mit trägem Flügelschlage einher, rasteten auf einer Klippe einige Robben, steuerten Tauch-Enten mit kaum wahrnehmbarer Bewegung durch die Fluth. Alles melancholisch — melancholisch gemahnte auch ein großes viereckiges, braunrothes Segel, welches, anscheinend aus dem Nord-Fjord kommend, seinen Cours zwischen der Hornelen-insel und dem Festlande hindurchhielt. Es gehörte zu einem plump gebauten Fahrzeuge mit niedrigem stumpfem Mast, einer sogenannten Nordlandsjacht, und folgte schwerfällig dem Druck der matten Luftströmung auf die Insel Aralden zu.

Statt des Bugspriets erhob sich vorn der nach oben verlängerte Kielbalken gegen vier Fuß hoch über den Rand des seltsamen Schiffsgebäudes. Dort lehnte er sich etwas zurück, sodaß das obere Ende nur eines Schmuckes in Form eines Drachenkopfes bedurft hätte, um ein Boot zu verunstalten, wie sie vor tausend Jahren, von raubsüchtigen Recken gesteuert, ihren Weg zwischen den Schären hindurch nahmen. Ein Schiffsknecht stand auf der Bedachung des kleinen Kajüttaumes am Steuer, einer Art Deichsel, die er bei dem Steigen, wenn auch matten Winde nur selten ein wenig nach der einen oder der anderen Seite hinüberzuschieben brauchte.

Zwei andere Männer saßen vorn neben dem Schiffsschnabel, die Füße auf dem Verdeck einer Art Vorrathskammer. Die Ladung, welche den ganzen übrigen Raum ausfüllte, bestand aus gedörrten Fischen und war mit einem Stück getheerter Leinwand bedeckt. Da nun das einzige, von einer kurzen Raae niederhängende Segel keiner sonderlichen Kunstfertigkeit oder Fürsorge bedurfte, so mochten die beiden Manner ungestört ihre kurzen Pfeifen rauchen und ihrem Gespräch nachhängen.

„Hore, Knut, es gereut mich in der That, daß Du nicht weiter mit willst," erklärte der Schiffseigner, eine verwitterte echte Lootsengestalt mit scharfen blauen Augen und bereits etwas ergrauten schwarzen Haar und Bart. „Deine Gesellschaft sollte mir lieb gewesen sein bis nach Bergen hinunter; denn kommt Jemand, wie Du, von draußen herein, wo er seine zehn Jahre und drüber auf allen Meeren kreuzte, so hat er mehr gesehen, als Andere, und weiß manch gutes Garn abzuspinnen. Bei Gott, Knut, in Bergen wollte ich Dich auf eine Stelle führen, da giebt's einen Punsch, der auf der ganzen Welt seines Gleichen sucht. Der fließt nämlich über die Zunge wie Milch, wärmt's Innere ordentlich auf, daß es eine Lust ist und die Munterkeit Dir aus den Augen sprüht, so wahr ich Olfen heiße."

Knut, ein ungewöhnlich großer und kräftiger Mann von etwa fünfundbreißig Jahren, mit einem offenen, ernsten Gesicht, nahm den Hut vom Haupte und strich mit der Hand durch sein schlichtes, blondes Haar und den röthlichen Vollbart. Er sandte einen träumerischen Blick nach den schroffen Höhen der Hornelen-insel hinüber, und sich wieder bedeckend, antwortete er mit sorglosem Achselzucken:

„Das klingt verlockend; ich wäre auch der Mann für Dich, aber ich muß auf Aralden vorsprechen — da hinten. Da lebt Jemand, den ich wiedersehen möchte — Olaf heißt er, wenn Du ihn kennst."

„Olaf, den Spielmann? Wer kennte den nicht! Freilich, seit Jahren kreuzte er meinen Weg nicht. Er ist nicht mehr jung,

Digitized by Google

und da mag er's aufgegeben haben, hierhin und dahin zu reisen, um den Leuten Eins aufzuspielen. Also auf Aralden wohnt der? Nun ja — da kennt' ich ihn nicht viel begegnen. Aralden lag mir immer zu weit aus dem Cours. Und was sollt' ich da? Der Felsen sieht nicht recht nach Menschen aus."

„Viel ist nicht dahinter, aber ein Mann, der sich auf's Fischen versteht, kann auf einem Felsen hausen, nicht größer, als ein guter Klapptisch, ohne dabei in Noth zu gerathen. Und hat der Olaf es wegen des Alters aufgegeben, mit der Langeleike* seine Fahrten zu machen, so ist er doch nicht zu alt, um im Boot zu sitzen und Angeln auszuwerfen. Mir Eins aufzuspielen zum Gedächtniß an die alten Zeiten — das wird er ebenfalls wohl noch verstehen."

„Weiter willst Du nichts, Knut? Nun, deswegen brauchtest Du den Umweg nicht zu machen; komm mit nach Bergen hinnüber, rath' ich Dir. Ist Dir d'rum zu thun, fetzt' ich Dich im Sogne-Fjord ab."

„Nein, Olsen, ich muß den Olaf sprechen. Hab' nämlich vor meiner Flucht ein Wort mit ihm gewechselt — aber damit Du's weißt, ich gab ihm den Schlüssel zu meinem Hause im Lyster-Fjord und eine Vollmacht, ein paar hundert Kronen für mich einzucassiren, weil ich selber keine Zeit dazu hatte. Nur seinetwegen nahm ich in New-York auf einem Schiffe Heuer, das auf Trondhjem fuhr. Von Bergen aus wär's mir näher nach dem Lyster-Fjord gewesen."

„Wie's auch mit dem Olaf steht," lautete die Antwort des Schiffers, „etwas Schriftliches hast Du Dir von ihm d'rüber geben lassen?"

„Der Olaf ist treu und ehrlich wie Gold."

„Ich meine von wegen Leben und Sterben. Als ich ihn das letzte Mal sah, und das ist eine Reihe von Jahren her, da erschien er mir recht hinfällig."

„Nein, Schriftliches habe ich nicht. Gestorben wird er auch wohl nicht sein; denn vor zehn Jahren war er trotz seiner Sechzig noch rüstig genug. Sollte er aber dennoch todt sein, nun so starb er als ein ehrlicher Mann, und übergab er das Geld Jemand, der's veruntreuen möchte, so ist's nicht seine Schuld, und mich macht's nicht unglücklich. Eine Kleinigkeit hab' ich mir erworben und erspart; das genügt, um mein Heimwesen wieder in einen ordentlichen Gang zu bringen."

„Und zu heirathen, Knut, und ein geruhiges Leben zu führen."

„Das müßte wunderbar kommen. Denn erstens war ich gezwungen, um's Weibervolk aus dem Lande zu gehen, und dann, Olsen, steh' ich in einem Alter, in welchem man durch ein glattes Gesicht nicht leicht mehr aus dem Schick gebracht wird. Hätt' ich übrigens wirklich Lust, mein Eigenthum mit einer Frau zu theilen, dann müßt' ich ihr zugelhan sein; denn ein Weib zu nehmen, wie man ein Stück Hausgeräth anschafft, ist wider meine Natur."

„Anschnliche Mädchen genug im Lyster-Fjord, Knut, und wirthschaftlich obenein! Als Du fortgingst, waren's Kinder; die sind zur Zeit herangewachsen."

„Für mich sind es immer noch Kinder und bleiben es. Die damals zum Tanz gingen, sind längst Frauen, und keine Einzige war darunter, die mir's Herz schwer gemacht hätte."

„Und doch war Eine d'runter, für die Du auf einen ernsten Streit eingingst. Verdammt, Knut, ich hörte davon, wenn heute auch kaum noch Jemand d'rüber spricht oder viel d'ran denkt."

„So wird man auch mich vergessen haben und sich schier wundern, wenn eines Morgens meine Hausthür offen steht."

„Wundern freilich, aber auch eine Freude d'ran haben; denn ich hörte nie, daß Jemand einen Groll gegen Dich gehabt hätte. Selbst die Verwandten des Jansen tragen's Dir nicht nach. Und wie sollten sie, da er wieder auferweckt wurde? Als er ein Zarg d'raus starb, da stellten die Doctors fest, daß es eine Lungenentzündung gewesen, die ihn umbrachte, weil er in der Trunkenheit draußen geschlafen hatte. Sie sollen gesagt haben, wegen des Messerstiches hätte er so alt werden können, wie die Bergjaden da drüben. Um ihn getrauert hat überhaupt Niemand. Er war von Hause aus streitsüchtig, und um seine Rechtschaffenheit soll's nicht sonderlich bestellt gewesen sein. Doch er ist längst todt, und einem Verstorbenen soll man keine schlechte Nachrede halten."

„Hätt' ich's gewußt, wie es mit ihm ablaufen würde, wer weiß, ob ich außer Landes gegangen wäre. Aber die Entscheidung abzuwarten, hatte ich damals keine Zeit. Ich hielt's für ein großes Glück, daß ich in Bergen Heuer auf einem Engländer fand und an Bord schlüpfte, bevor die Polizei mir auf die Spuren kam. Jetzt weiß ich freilich, daß sie überhaupt nicht viel nach mir suchte."

„Nun ja, weil es hieß, Du seiest über's Meer gegangen, und einen Mord hattest Du nicht ausgeführt."

„Das konnte in den ersten Tagen Niemand wissen. Hätten sie mich gefaßt, wär' mir's Gefängniß nicht erspart geblieben. Das aber galt mir als eine Schmach. Mich nicht frei bewegen zu können und durch eiserne Vergitterung hindurch andere Menschen ihrer Wege gehen zu sehen — Olsen, lange hatt' ich das nicht ertragen. In meinem Rechte war ich ebenfalls. Freilich, darnach fragen die Herren vom Gerichte nicht viel. Nur Etwas ist zu beklagen, nämlich, daß ich diese langen Jahre mich mit dem Gedanken herumtrug, um eine Sache, die so wenig werth, eine Blutschuld auf mich geladen zu haben. Nie wurde mir ordentlich leicht um's Herz, und als ich im vorigen Jahre von einem Manne aus dieser Gegend zufällig — darnach gefragt hätt' ich nimmermehr — die Wahrheit erfuhr, da kam es über mich wie eine mächtige Sehnsucht nach unserer Schärenküste. Aber es ist erstaunlich: jetzt, da ich wieder da bin, ist die Freude nicht halb so groß, wie ich sie mir vorstellte. Ich merke, daß ich gehn Jahre älter und mürrisch geworden bin, und das treibt mir Keiner mehr aus."

„Frohsinn kommt mit der Zeit, Knut, wenn Du erst wieder bekannter hier herum geworden. Doch wie war's mit dem Jansen? Den richtigen Grund erfuhr ich nie. Der Eine sprach so, der Andere so — das heißt, wenn's Dir nicht zuwider ist, über alte Geschichten zu reden."

„Warum sollt' ich nicht d'rüber reden jetzt? Denn von meiner Seite lag am wenigsten eine Unehrlichkeit in dem Handel. Gab ein Mädchen die erste Veranlassung, so konnte das immerhin in Güte ausgeglichen werden, hätte der Jansen mit seinen giftigen Reden mir das Blut nicht zum Sieden gebracht. Der Olaf war nämlich gekommen, und der spielte zum Tanze auf, und ich leugne nicht, daß die Engelid das schmuckste Ding auf dem Platze war. That ich aber schön bei ihr, so verschuldete das mein jungs Blut und weil's mir gefiel, daß sie zu mir hielt und mit mir am liebsten tanzte. Das nun mochte dem Jansen zuwider sein. Ich sah's ihm an, und das erfreute mich doppelt, weil ich nie sonderlich gut auf ihn zu sprechen gewesen. So hatte die Engelid mir wieder einen Tanz zugesagt. Sie kann neben mir, und ich hatte meine Lust daran, zu hören, was die Weiber sprachen — und sie sprachen laut genug, und die Engelid hatten sie gern, weil sie eine Waise war und Jedem zum Wohlgefallen lebte — der Knut und die Engelid passen zusammen,' und ‚ein schmuckes Paar ist's,' — das alles hörte ich, und wer weiß, was sonst noch. Solche Schmeichelreden mochten der Engelid ebenfalls in's Blut gehen; denn als ich ihr die Hand drückte und ihr ein paar Liebesworte zuraunte — verdammt! ich möcht' einen fünfundzwanzigjährigen gesunden Burschen sehen, der nicht einen Funken von Eitelkeit besäße — nun ja, da fühlte ich auch ihren Händedruck, und der war nicht anders gemeint, als der meinige, das heißt, er kam, wie's die Gelegenheit gerade mit sich brachte, und hatte nicht mehr zu bedeuten, als ein Uebermaß von Lust und Lebensfreude. Die Lust aber mußte sich regen bei jungem Volke; denn stockte der Tanz, so ging das Bier oder ein kräftiger Wachholder herum. Olaf gab noch ein besonderes Stückchen auf der Langeleike zum Besten, und das spielte er, daß es Einem durch's Mark ging. Wer ihm auf die Finger sah, meinte, daß die Saiten springen müßten, und doch tönte es hell und rein wie silberne Schlittenglocken. Sang er aber gar mit seiner besseren Stimme das Lied vom Asgardreigen dazu, dann war Alles still, und Jeder glaubte, daß die wilde Jagd auf ihren schwarzen, feuerschnaubenden Gäulen um's Haus herumsumme und der alte Heidengott mit seinem Hammer das ganze Dach einschlagen müsse. Nun ja, Olsen, freilich zum Erstaunen war's nicht, daß den jungen Männern der Muth schwoll und kein einziger gesteht hätte, sich mit einem Riesen, wie sie tief unten im Jotungebirge hausen, im Ringlampf zu messen. Und als dann der Jansen mit einer Art Wuthheit heranttat, die Engelid um den Leib packte und mit in den Reigen hineinziehen wollte, da that ich das, was jeder Andere an meiner Stelle gethan hätte: Ich

* Langeleite — ein im Norden gebräuchliches citherartiges Instrument.

Digitized by Google

ergriff ihn an der Schulter, daß er nicht von dannen konnte, und erklärte ihm, daß die Engelsd mir gehöre für den ganzen Abend. Noch war ich friedfertig gestimmt; ich rieth ihm, das Mädchen selbst zu fragen, damit's entscheide zwischen ihm und mir.

Er sah Engelsd in die Augen, fragte sie aber nicht; denn er mochte die Antwort darin lesen, sondern kehrte sich mir zu und meinte, daß ich gut reden habe und er mir kein Wort glaube.

Ich hielt ihn noch immer, und weil der Tanz stockte und alle Augen sich auf mich richteten, um zu erfahren, wie ich die sträfliche Belebigung hinnehmen würde, stieg mir das Blut in den Kopf. Ich sagte ihm, daß, um zu lügen, ich zuvor bei ihm in die Lehre gegangen sein müsse, und da lachten sie ringsum in dem Gedränge; denn sie gönnten dem Jansen die Schande. Er aber ließ die Engelsd fahren und schlug mit der Faust nach mir und rief, ich möchte den Hieb hinunterwürgen und daran ersticken. Ich hatte den Angriff vorgesehen, und so traf er mich nur auf den Arm. Dagegen schlug ich ihn mit der Hand in's Gesicht, daß es laut durch den Raum schalte, und im nächsten Augenblick standen wir, das Messer in der Faust, einander gegenüber. Nun schritten die älteren Männer ein und brachten uns aus einander. Da sie aber einsahen, daß es ein Unglück gäbe, wenn die Sache nicht gleich geschlichtet werde, kamen sie überein, daß wir den Streit sofort unter ihren Augen aussechten sollten, und zwar, damit's Keinem an's Leben gehe, mit dem Daumennagel in der ersten Kerbe des Messerrückens.

Ich selber war damit zufrieden; denn ein paar gute Schnitte hätten das Blut bald genug abgekühlt, wie nach einem Aderlaß. Doch der Jansen schrie in seiner Wuth:

‚Bis an die dritte Kerbe! anders thu' ich's nicht, und Jedem, der mich daran hindert, gehe ich auf den Leib!'

Um die Sache kurz zu machen — denn in mir kochte es jetzt ebenfalls — erklärte ich mich damit einverstanden, und ein wenig später war Raum geschafft, hatten wir die Hemden bis auf die Hüften herunter gestreift und lag ein Riemen um uns Beide geschnallt, daß wir nicht einen halben Schritt weit aus einander konnten. Das Messer hielt Jeder in der Faust, den Daumennagel in der dritten Kerbe. Nun wurde das Zeichen gegeben; wir stießen zu, und ebenso schnell fing ich sein rechtes Faustgelenk in meiner linken Hand auf, während er es mit mir nicht anders machte. Jetzt begann das Ringen — ein schweres, mannhaftes Ringen. Der Riemen schnitt in unsere Weichen — mit solcher Gewalt drängte Einer den Andern, indem wir mit dem vorgestreckten rechten Knie uns gegenseitig zu Fall zu bringen suchten.

Ich sage Dir, Olsen, die Zuschauer ringsum wagten kaum zu athmen — so hatte ängstliche Spannung sie gepackt; bei der Stille hörte man das Knacken der Sehnen und Gelenke, und in die Augen schauten wir uns mit einer Feindschaft, die nur durch Blut gemäßigt werden konnte.

Plötzlich trat ich mit dem linken Fuß auf eine Beere oder ein Stückchen Lichtlalg — was weiß ich's? Ich glitt aus und sank auf's Knie, und obwohl ich Jansen's Hand hielt, gelang es ihm, mir mit dem Messer von oben nach unten über die Rippen zu fahren, und zwar, wie ich's wohl merkte, mit gänzlich zurückgezogenem Daumen. Kam der Stoß, den er mir nun versetzte, mehr von der Seite, so zerschnitt er mir die Brust bis an's Herz hinein, wogegen jetzt die spitze Schneide über vier Rippen hinglitt und ebenso viele Schrammen riß, die nicht des Ansehens werth waren. In mir aber war über die Verätherei eine Wuth erwacht, die meine Kräfte verdoppelte; der erste Blutstropfen war kaum zu Tage, da stand ich wieder aufrecht und trotz Jansen's festem Griff und seiner Gegenwehr führte ich einen Schlag nach ihm, der ihm zwischen zwei Rippen die Brust einen guten Finger lang aufschlitzte. Mein Daumennagel hatte die Kerbe nicht verlassen. Trotzdem mußte ich ihn schwer getroffen haben; denn seine Hände öffneten sich und bevor Jemand zusprang, um den Riemen zu lösen, sank er mit wildem Blick, ohne einen Laut auszustoßen, zu Boden, im Fallen mich mit sich reißend.

Da gab's denn freilich groß Geschrei unter den Beidern. Die Männer hingegen, die uns aus einander brachten, auch wohl des Jansen Hinterstift entdeckt hatten, die raunten mir zu, daß es vorbei mit ihm sei und ich mich davon machen möge, bevor es zu spät. Dem Olaf gab ich nur noch einen Wink; dann schlüpfte ich hinaus und wartete vor dem Dorf auf ihn. Er kam auch und erklärte, daß es mit dem Jansen schnell zu Ende gehe, und wenn der ein Wort sagte, verdiente es Glauben. Ich gab ihm daher meinen Hausschlüssel und Anweisungen von wegen meiner Forderungen, und bald darauf befand ich mich auf dem Wege nach Bergen."

„Ich trau' dem Jansen zu," versetzte Olsen, nachdem Knut geendigt hatte, „daß es überhaupt nicht so arg mit ihm stand und er sich das Ansehen von einem Todten nur gab, um auf gute Art Deine Nachforschaft los zu werden."

„War ein Glück Heuchelei im Spiel," erwiderte Knut sorglos, „so ist ihm die List gegückt. Mag es darum sein! Er lebt nicht mehr; hätte ich ihn wieder gesehen, so wär's auch nicht viel anders gewesen. Die zehn Jahre, die ich draußen verbrachte, hätte er mir nicht ersetzen können."

„Wie hatte sich Engelsd, als Ihr Euch in den Haaren lagt?"

„Wer weiß! Ich kümmerte mich nicht d'rum. Der Anblick des strömenden Blutes hatte mich merkwürdig abgekühlt. Ein halbes Dutzend von ihrer Sorte hätte mit den größten Zärtlichkeiten nicht einen Pulsschlag über's alte Maß aus meinem Herzen herausgehopst."

Hier lachte Knut spöttisch auf und fügte gleichmüthig hinzu:

„Ich vermuthe, die Engelsd hat so gut, wie die anderen Weiber, über Mord geschrieen; wär' ich vor sie hingetreten, hätte sie mir wohl's Tanzen für das ganze Leben abgeschworen."

„Ein oder zwei Jahre später begegnete ich ihr einmal," bemerkte Olsen, „ein verwettert hübsches Ding war sie geworden."

„Wo die wohl ihr Ende genommen haben mag?" fragte Knut, um das Gespräch überhaupt im Gange zu erhalten, indem er mit den Blicken die Entfernung bis zu der Insel maß, auf die ihn zu landen der Schiffer versprochen hatte.

„Genau weiß ich's nicht," antwortete dieser ebenso sorglos, „komm' doch nur selten in den Lyster-Fjord, und dann giebt's Anderes zu verhandeln. Nur einmal war sie in der Leute Mäuler. Da hatte nämlich ein Corporal um sie angehalten, und den wollte sie nicht. Dann hatte wieder ein Sägemüller aus dem Lärdal sich in den Kopf gesetzt, sie zu heirathen, und den schlug sie trotz seines erstaunlichen Reichthums aus, und das war in der Ordnung; denn der hätte ihr Großvater sein können. Darauf verschwand sie eines Tages spurlos, und nie wieder hörte Jemand von ihr. Manche wollten behaupten, sie sei dem Corporal nach Christiania oder Stavanger nachgelaufen; Andere wieder, sie habe sich ein Leid angethan. Genug, sie ist verschwunden und verschollen."

„Schade d'rum!" bemerkte Knut gedehnt. „Ich bin übrigens neugierig, wie's in meinem Hause aussieht. Es mag zerfallen sein, und im Inneren wird wohl der Staub Fäuste hoch liegen. Das Wollenzeug haben die Motten sicher bis auf den letzten Faden verzehrt, und ist der Regen durch's Dach gegangen, wird alles Andere verfault sein."

„Wer weiß," entgegnete der Schiffer, „ich hatte einst eine Fracht nach dem Lyster-Fjord und blieb drei Tage dort. Das Gerede kam auch auf Dich, und da hieß es, daß Du noch gute Freunde im Lande haben müßtest. Denn in jedem Sommer sei drei- oder viermal des Abends ein junger Bursche in einer Segeljolle gekommen; der habe, ohne Jemand zu begrüßen oder mit ihm zu reden, das Haus aufgeschlossen und drinnen gelüftet und gearbeitet, sei aber mit Tagesanbruch wieder davongesegelt."

„Den kann nur der Olaf geschickt haben, um ein wenig zum Rechten zu sehen, und das ist schwerlich viel geworden. Was bringt Jemand in einer einzigen Nacht zu Wege, wenn's nicht gerade eine Arbeit zum eigenen Vortheil ist? Immerhin bleibt's eine große Gefälligkeit von dem alten Mann. Er wäre wohl selber gekommen, hätt's Alter nicht zu schwer auf ihm gelegen. Ich werd's ja noch erfahren heut."

„In welcher Richtung liegt seine Hütte?"

„Dort um die Südseite herum in einem stillen Winkel, wo die schlimmen Böen sie nicht fassen. Brauchst mich nicht so weit herumzusahren, sondern magst mich landen, wo's Dich keinen großen Umweg kostet. In einer Stunde oder zwei gehe ich bequem hin, und das Gehen soll mir gut thun obenein. Auch kenne ich's Fahrwasser nicht genau da hinter den Felsen, und Deine Jacht hat einen gehörigen Tiefgang."

„Den hat sie, sonst sollte mich der Umweg nicht gereuen, Dich gerade vor des Olaf's Thür abzusetzen. Ich hätte selber den Alten gern mal wiedergesehen nach den vielen Jahren. Er wird seine Noth gehabt haben, mit Markreinangeln genug zu schaffen,

Digitized by Google

um ohne Sorge durch den Winter zu kommen. Die Langeleik ist ein dankbarer Ding, als Leim und Haare. Doch wie lange wirst Du bei ihm bleiben?"

„Wer kann's wissen? Mich drängt die Zeit nicht. Nach dem Lyster-Fjord komme ich immer früh genug. Ob die Leute sich morgen oder übermorgen über meine Heimkehr wundern, verschlägt nichts. Machen sie mir zu viele Reden, so vertause ich das Haus zu jedem Preise und such' mir eine andere Heimstätte. Vielleicht glückt's, daß ich eine Stelle bei einem Handelsherrn oder in einem Fischereigeschäft finde. Mir ist Alles einerlei. Nur auf's Meer hinaus will ich nicht mehr, so lange die alten Berge da drüben noch stehen."

„Wenn ich wieder von unten herauskomme," sagte der Andere, „bist Du wohl fort; sonst möcht's mir in den Kopf fahren, Dich sammt dem alten Olaf zu besuchen. Einen guten Trunk wollt' ich mitbringen, der ihm die Stimme löste. Hoffentlich hat er's Spiel nicht ganz d'ran gegeben. Ich möchte was d'rum missen, wieder einmal ein ordentliches Nordlandslied von ihm zu hören."

„Komm immerhin! Bin ich fort, so erfreust Du den Olaf damit. Freilich, die Menschen ändern sich oft. Mancher von den alten Bekannten ist zur Grube gefahren, und die übrigen kenne ich kaum wieder. Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Die Berge ringsum und 's Wasser sehen dagegen noch genau so aus, wie damals, und so haben sie auch wohl vor hundert und tausend Jahren ausgesehen. Wieler Herren Länder hab' ich gesehen, aber kein's, das unserer Felseninsel gleichkäme. Ich krankte förmlich darnach, und jetzt, da ich hier bin, macht's mich nicht gesund."

Träumerisch spähte Knut über die den grauen Himmel zurückstrahlende Wasserfläche. Den alten Schiffer betrendete des jüngeren Gefährten Schweigen nicht. Wie um ihn in seinen schwermüthigen Betrachtungen nicht zu stören, blickte er nach den vegetationslosen Abhängen der Hornelen-Insel hinüber, deren bizarre Höhen sich wie eine aus Zinkplatten geschnittene Silhouette von dem düsteren Hintergrunde abzeichneten. Eine stärkere Luftströmung, welche um die Südspitze der gewaltigen Felseninsel herum ihren Weg suchte, füllte das Segel etwas straffer, und schneller schob sich der runde Bug der Jacht durch die leicht gekräuselten Fluthen, die, wie liebkosend, ihn mit einem weißen Schaumkranze umgaben. Die melancholische Stimmung der nordischen Natur schien sich sogar auf den Knecht am Steuer übertragen zu haben; denn er unterschied sich in seiner Haltung kaum von dem Schnabelbalken, der zwischen den beiden Männern auf dem Vorderdeck emporragte. Der Cours war ihm vorgeschrieben worden; Dünungen gab es nicht zu bekämpfen, und so rührte die Hand am Steuer sich nur selten und kaum merklich. Erst als die Insel, auf welcher Knut zu landen wünschte, dicht vor ihnen lag, belebten die drei schweigsamen Gestalten sich wieder. Knut trat neben den Knecht hin und unterwies ihn, wohin er in dem ihm selbst bekannteren Fahrwasser zu steuern habe, während Olsen die Leine löste, um im entscheidenden Augenblick das Segel fallen zu lassen. So trieb die Jacht auf einen etwas weiter in's Wasser hinausragenden Vorsprung zu, dessen äußere Form für große Tiefe zeugte und ein hartes Auflegen ermöglichte. Eine kurze Strecke vor demselben sank das Segel, und mit einer scharfen Wendung gelangte das Fahrzeug neben dem Felsen zum Stillstand. Knut's Zeugsack lag zur Hand. Einen freundschaftlichen Scheidegruß tauschte er mit Olsen; dem Knecht nickte er zu und sprang, seine Habseligkeiten unter dem Arme, auf den Felsen. Fast gleichzeitig schob sich unter Olsen's und seines Gehülfen Händen die Nase nach dem Maste hinauf; und sobald das Segel sich zu füllen begann, trat der Knecht wieder neben das Steuer.

„Noch einmal vielen Dank und auf Wiedersehen!" rief Knut dem Schiffer nach.

„Auf ein lustiges Wiedersehen!" antwortete dieser, und schnell glitt die Jacht aus dem Bereich ihrer Stimmen.

Ein Weilchen blickte Knut ihr träumerisch nach.

Wenn ihn die Berge, die Schärenfelsen, das Wasser und die Beleuchtung rings um ihn daran erinnerten, daß er nunmehr wirklich in seinem Heimathlande, so erschien ihm die alte Nordlandsjacht wie ein vertrauter Freund früherer Tage. Und dennoch, wie lag die Zeit, in welcher dies alles seine tägliche, wenn auch wenig beachtete Augenweide gewesen, in so unabsehbarer Ferne! Sinnend kehrte er sich der Insel zu. Eine kurze Strecke auf dem nur wenig über den Wasserspiegel emporragenden Plateau hinwandelnd, erreichte er das eigentliche Eiland, wo auf dem festen Gestein ein notdürftig erkennbarer Pfad in wechselnder Höhe sich nach dem südlichen Ufer herumschlängelte.

2.

Eine Stunde und länger war Knut an den schroffen, nur stellenweise mit grünem und silbergrauem Rentiermoos bewachsenen Abhängen hingeschritten, als sich in einiger Entfernung vor ihm eine Schlucht öffnete, die vom Meere aus in den Inselfelsen eingeschnitt. Dort, wo eine tiefeinschneidende Spalte kleineren Böten eine sichere Zufluchtsstätte gewährte, lag hart am Fuße einer steil aufstrebenden Felswand eine aus kienreichen, mäßig starken Balken errichtete Hütte. Sechs hohe schwere Klötze von etwa drei Fuß Höhe trugen dieselbe, wodurch unterhalb des aus Planken zusammengefügten Fußbodens ein niedriger Schuppen für Fischereigeräthschaften und ein Stall für einige Ziegen hergestellt wurde. Das Dach bestand aus einer dicken Erdschicht, welcher Gras und Kraut üppig entwuchsen. Andere grüne Flächen, nur weniger umfangreich als das Dach, wiederholten sich auf den nahen Abhängen, wo die Felsgestaltung das mühsame Auftragen einer Humusschicht und das Anpflanzen von Kartoffeln, Hafer und etwas Gartenvegetabilien ermöglichte.

Als Knut den ersten Anblick der Schlucht gewann, lag bereits der Schleier abendlicher Dunkelheit darüber. Seinem Geiste schwebte indessen Alles noch vor, wie er es zum letzten Male gesehen hatte, und daß seitdem sich dort irgend etwas geändert haben sollte, das nahm er nicht an. War der Pfad doch zugänglich derselbe geblieben, sogar das Licht, welches ihm aus dem schwarz beschatteten Felsenwinkel entgegen leuchtete, rief ihm den Eindruck hervor, als sei es in den letzten zehn Jahren kein einziges Mal erloschen, als müßten heute, wie damals, dieselben alten Augen in die Gluth des Herdfeuers starren, aus den lebhaft zündenden Flammen die geheimnißvollen Lieder herauslohen, mit welchen der greise Olaf sein Spiel auf der Langeleik zu begleiten pflegte.

Als er sich der offen stehenden Thür bis auf etwa hundert Schritte genähert hatte, tönte ihm das durchdringende höhliche Geheul zweier Robben entgegen. Gleich darauf trat, wie er von dem erhellten Hintergrunde leicht unterschied, eine hohe Frauengestalt in die Thür, um die Ursache der ungewöhnlichen Störung zu erkunden. Ihren Zuruf beachteten die beiden Seehunde, die auf dem Vorplatz der Hütte lagen, nicht. Ihre Stimmen wurden vielmehr noch durchdringender, bis sie plötzlich von selbst verstummten und mürrisch grunzend und knurrend in den Raum unterhalb der Hütte krochen.

„Ist dies die Heimstätte des alten Olaf, des Spielmanns?" fragte Knut, sobald die Robben es ihm ermöglichten, sich verständlich zu machen.

Keine Antwort! Die Gestalt in der Thür lehnte sich an den einen Pfosten und sah durch das Dunkel regungslos zu dem Fremden hinüber. Erst nach längerem Zögern und nachdem Knut sich den zur Thür hinaufführenden Stufen genähert hatte, antwortete sie mit tiefem, melodischem Organ:

„Es ist die Hütte, welche Olaf, der Spielmann, einst eigenhändig errichtete und länger als dreißig Jahre bewohnte."

„Das hört sich an, als sände ich ihn nicht zu Hause," fuhr Knut fort und blieb auf der untersten Stufe stehen. „Vielleicht zu einem Nachbarn gewandert mit seinem Saitenspiele — das erfordert in diesem Theile der Welt Zeit."

„Zu vielen Nachbarn," hieß es mit eigenthümlich bewegter Stimme zurück, „nämlich zu denen, die einst seine Nachbarn gewesen weit und breit und die ihm längst vorausgingen."

„Mit anderen Worten, der ehrliche Olaf ist todt?" fragte Knut, durch die unerwartete Kunde angenscheinlich betrübt.

„Ja, er ist todt, gestorben schon vor Jahren. Drüben in Florö auf dem Kirchhofe schläft er. Das hindert indessen nicht, daß Du in seinem Hause willkommen bist für die Nacht, für morgen und auf so lange, wie's Dir gefällt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Märchenerzählerin.

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von J. Adam.

Digitized by Google

Ein Besuch im Staatsgefängnisse zu Kilmainham.

Zur Beleuchtung der Zustände in Irland.

Von Paul d'Abrest.

(Schluß.)

Unter den im Vorhergehenden erwähnten irischen Volkstribunen war Parnell der Erste, den der Lord-Lieutenant im October 1881 verhaften ließ. Er ist bekanntlich der Führer der Landliga, ein unermüdlicher Meetingsredner, dessen glühende Beredsamkeit den Funken O'Connell's in sich trägt und daher bereits dieselbe Wirkung auszuüben begann, wie die Reden des Agitators aus den vierziger Jahren. Es genügt, wie es bei Schreiber dieser Zeilen der Fall gewesen, wenige Minuten mit Parnell selbst im Gefängniß, wenn auch unter der Aufsicht zweier argwöhnischer Wächter, zu converstren, um überzeugt zu sein, daß man es hier mit einer hochinteressanten Persönlichkeit zu thun hat, die einen hervorragenden Platz in der Geschichte eines nach Freiheit ringenden Volkes verdient, einer Persönlichkeit, die eine bezaubernde und bannende Wirkung auf die Umgebung auszuüben vermag — bei einem Agitator eine unerläßliche Bedingung des Erfolges.

Herr Parnell zählt heute ungefähr siebenunddreißig Jahre. Er ist von Statur ziemlich hoch gewachsen und schlank; seine ganze Physiognomie hat etwas Zartes, Delicates, fast möchte ich sagen Weibliches, und letztere Merkmale hat das Gefängnißregime noch gesteigert. Vor seiner Inhaftirung trug Parnell den Bart kurz gestutzt und hatte so ziemlich das Aussehen eines modernen Londoner Gentlemans, wie auch sein elegantes Benehmen und der Schnitt seiner Kleider vollständig zu diesem erwähnten Eindruck paßten. Der verlorene Ueberzieher, den er am Tage seiner Verhaftung trug, ist bereits beinahe historisch geworden. Im Gefängnisse aber hat er seinen Bart wachsen lassen und das elegante Costüm durch einen ganz anspruchslosen Morgenanzug ersetzt.

Die agitatorische Thätigkeit Parnell's dauert bereits über zehn Jahre. Er war damals mit den sehr angesehenen Functionen eines High-Sheriff in jener Grafschaft betraut, wo sich seine Familiengüter befinden; denn der Nachfolger des großen O'Connell ist selbst Landlord und noch dazu Protestant. Seine Familie hatte sich im irischen Staatsleben einen großen Namen erworben.

Die englische Regierung suchte sich dem vielversprechenden jungen Manne zu nähern und ernannte ihn deshalb zum Sheriff, was einer großen Auszeichnung gleichkommt und von den ehrgeizigen jungen Aristokraten sehr geschätzt wird. Aber damit war der Eifer des jungen Parnell nicht gestillt. Er ließ sich in die Gesellschaft der Home-Rulers (d. h. derjenigen irischen Partei, welche die Aufhebung der Union mit England oder wenigstens die Errichtung eines selbstständigen irischen Parlamentes fordert) aufnehmen, welche damals der sehr gemäßigte, ehrwürdige Mr. Butz von allen Ausschweifungen und Attentaten fern hielt. Der Maiden Speech, den Parnell, um sich für seine Aufnahme zu bedanken, im Club der Autonomisten hielt, war gerade keine besondere oratorische Leistung und ließ nicht den zukünftigen Demosthenes errathen. Bald darauf vereinigte sich Parnell mit einigen hitzigeren Parteigängern des Home-Rule-Club, die bestrebt waren, den bedächtigen und besonnenen Patriarchen Butz auszustechen und eine rüstige Agitation in's Leben zu rufen.

Wie höchst gelegen kam damals Parnell eine Vacanz in der parlamentarischen Vertretung Irlands. Er stellte seine Candidatur auf, die sich großen Erfolges erfreute, und im Herbst 1875 betrat er zum ersten Male den kleinen, capellartigen Saal in Westminster. Sofort machte sich sein Einfluß bemerkbar. Die Haltung der irländischen Deputirten war damals eine wenig ausgeprägte; denn die große Bewegung auf der Insel war in's Stocken gerathen, und in den Fragen, welche das britische Reich berührten und die zu den längsten und leidenschaftlichsten Debatten führten, zählten die Iren gar nicht mit. Parnell überredete mehrere seiner Collegen, gerade bei diesen Fragen zu intervenirren, und ging mit gutem Beispiel voran. Bon nun an wurde nie eine internationale oder innere britische Frage angeregt, ohne daß wenigstens drei oder vier Mitglieder sich für Irland erhoben, um die Angelegenheit mit einer Beredsamkeit zu erörtern (die Irländer sind geborene Redekünstler), die den Collegen Disraeli's manchmal Schwulitäten bereitete.

Auf diese Weise erfocht sich die irische Vertretung in Westminster eine geachtete, manchmal sogar gefürchtete Stellung, und bereitete andererseits die Bahnen zu jener Opposition im Parlament, die mehrere Jahre später der englischen Volksvertretung so große Verlegenheiten bereitete. Gleichzeitig hatte die irische Sonderagitation wieder ein Steckenpferd, ein erfolgreiches Schlagwort, die Befreiung der in Folge der Ereignisse von 1867 bis 1868 verurtheilten Hochverräther. Die meisten allerdings waren bereits freigelassen, aber drei oder vier, darunter der bekannte Schriftsteller John Davitt, schmachteten noch im Kerker. Parnell veranstaltete Massenmeetings, ließ Sturmpetitionen unterzeichnen und gab so den Anstoß zu der Bewegung, die von Jahr zu Jahr wuchs und trotz der Abwehr des alten Butz, der sich über diese „Exsperationspolitik" bitter beklagte, einen immer mehr und mehr revolutionären Anstrich nahm. Bald kam es innerhalb der Home-Rule-Partei zur offenen Spaltung; Parnell kämpfte an der Spitze des jüngeren Elements gegen den gemäßigten Patriarchen Butz, und der Einfluß der Revolutionäre behielt schließlich die Oberhand.

Der stolze Disraeli gab endlich nach; die drei letzten Fenier-Sträflinge wurden entlassen und mit ungeheurem Jubel in Dublin empfangen, und namentlich war es John Davitt, ein wegen seiner Energie und Selbstlosigkeit gefeierter Volksmann, der von seinen Landsleuten mit echt irischem Enthusiasmus begrüßt wurde. Unter den politischen Schutz dieses nach zwölfjähriger Kerkerhaft entlassenen Märtyrers begab sich nun klugerweise Parnell. Er stellte sich sogleich an die Spitze der Organisatoren der Festlichkeiten zu Ehren des Befreiten und gab diesem ein Diner im Hôtel Morrisson, dem Absteigequartier der Home-Rulers in Dublin, bei dem sehr scharfe Reden gehalten wurden.

Diesmal war Parnell nicht mehr der schüchterne Redner, wie man ihn bei seinem ersten Auftreten in der Home-Rule-Gesellschaft kennen gelernt; er war der ungestüme, stammende Volkstribun, dessen Worte von den uralten Haß sprühten, der in Irlands Herzen seit Jahrhunderten glimmte. Da war von seiner Concession mehr die Rede; es wurde vielmehr All-England der Krieg bis auf's Messer erklärt, und noch voller ging es wenige Tage später zu, als zwei der Häftlinge in Folge der ausgestandenen Mühsale starben und unter ungeheurem Zulauf des Volkes bestattet wurden.

Der Patriarch der Gemäßigten, der biedere Butz, durfte sich zu seinen Vätern versammeln; seine Rolle war ausgespielt; denn das Wort führten nunmehr die Desperados, wie er dieselben nannte, und deren anerkannter, bald von ganz Irland bejubelter Chef war Herr Parnell. Von nun an entfaltete dieser eine unerhörte agitatorische Thätigkeit. Ein Meeting jagte das andere, und nirgends versammelten sich Irländer, ohne daß Parnell eine mehrstündige Brandrede hielt; im Parlamente gab es keine Frage, keine Interpellation, keine Bill, ohne daß Mr. Parnell einige Amendements einbrachte, die er vertheidigte. Dann gab es eine Pause, aber sie währte nur die Spanne Zeit, die zur Ueberfahrt nöthig war.

Plötzlich tauchte der Agitator jenseits des Meeres auf, sammelte Gelder und erhielt mit Tausenden von Pfund Sterling die Weihe der Irisch-Amerikaner, die ihn ebenfalls zum Leiter der Home-Rule-Bewegung ausriefen. Mit diesem doppelten Piaficum ausgerüstet, kehrte Parnell nach Irland zurück und gründete die Landliga.

Es ist nicht nöthig, hier auszuführen, welch eminente Thätigkeit er an der Spitze dieser Vereinigung entwickelte, durch die nach und nach ganz Irland in Wallung gerieth. Das Coercitionsgesetz war speciell gegen diese gerichtet, und man mußte, um zu wirken, das Haupt derselben treffen.

An einem Octobermorgen des vorigen Jahres hielt ein Cab vor der Thür desselben Morrisson-Hôtels, wo vor Jahr und Tag das Fest zu Ehren John Davitt's stattgefunden hatte. Polizisten saßen auf und in dem Wagen, während andere Detectives vor dem Eingange patrouillirten. Ein Polizeicommissar ging die Treppe hinauf und ließ sich vom „Waiter" ein Zimmer im ersten Stockwerk zeigen. Er klopfte an die Thür; Parnell, halb angekleidet und mit Schreiben beschäftigt, öffnete. Der gerichtliche Beamte

Digitized by Google

zog aus seiner Brieftasche einen Haftbefehl und erklärte im Namen des Lord-Lieutenants Parnell für gefangen. Dieser schien sehr gefaßt — wußte er doch durch seine Gegenpolizei, daß seine Inhaftirung beschlossene Sache war. Nach wenigen Minuten rollte der Wagen die steile Anhöhe nach Kilmainham hinan.

Am demselben Tage brachte die Polizei zwei parlamentarische Collegen — es waren die Herren O'Kelly und Dillon. O'Kelly ist eine der merkwürdigsten und ich möchte sagen sattigsten Erscheinungen der irischen Agitation. Sein Körperbau ist derb, fast athletisch; sein Kopf ruht auf breiten Schultern, und sein Gesicht, von einem röthlichen Bart umrahmt, hat einen grob-leidenschaftlichen Ausdruck. Der energische Revolutionär spricht aus allen Zügen O'Kelly's, und seine physische Ausstattung deutet darauf hin, daß der Mann fähig wäre, von der revolutionären Theorie zur revolutionären Praxis überzugehen. O'Kelly ist seines Berufes Journalist, ein Reporter vom Schlage Russell's, Fordes' und Stanley's, wie ihn nur englische und amerikanische Zeitungen brauchen können, der stets bereit ist, heute eine Weltumfegelung mitzumachen, über's Jahr einem Krieg in Afghanistan beizuwohnen und zu beschreiben und darauf eine Tigerjagd zu unternehmen. O'Kelly wirkte für den „New-York Herald" und wurde von diesem Blatte nach der Insel Cuba gesandt, während die Insurrection gegen die spanischen Machthaber wüthete. Die Amerikaner waren abneidet auf Cuba ziemlich verhaßt, und man hatte auf jener Insel für den Vertreter des großen New-Yorker Journals keine besonderen Sympathien. Als man erfuhr, daß O'Kelly sich in das Lager der Insurgenten begeben hatte, um dort authentische Nachrichten einzuziehen, wurde er verhaftet, malträtirt, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und beinahe erschossen. Durch diplomatische Intervention wurde er gerettet, und nun begab er sich nach seiner Heimathinsel Irland, von wo er über die irische Bewegung nach New-York referirte, bald aber sich mit Leib und Seele in den Strudel der dortigen Wirren stürzte. Während Parnell in seinen Meetings-Vorträgen, in der Form und in seinem äußeren Auftreten wenigstens, noch immer Parlamentarier blieb und sogar manchmal den Staatsmann herausblicken ließ, war O'Kelly der in seiner ganzen Wildheit entfesselte Volkstribun. Er ertrug auch mit Unmuth das Gefängnißregime, während sein Freund Parnell die Zeit als eine Ruhepause betrachtete, die ihm gönnte, für künftige Kämpfe neue Kräfte zu sammeln, und in welcher er gegen die Gefahr, in einer äußerst schwierigen Situation Dummheiten zu begehen, geschützt war.

Der dritte Abgeordnete, der die Schärfe des Coercitionsgesetzes empfinden mußte, war Mr. Dillon. Dieser ist der richtige Irisch-Amerikaner. Jenseits des Oceans aufgewachsen und erzogen, hatte er sich zu einem der besten und gefeiertsten Redner in den Congressen aufgeschwungen, welche die Fenier bald in Cincinnati, bald in Chicago abhielten, und merkwürdiger Weise war er nicht einmal in Irland, als die allgemeinen Wahlen von 1879 stattfanden. Der Kabeltelegraph brachte ihm die Nachricht von seiner Wahl zum Abgeordneten. Er hatte sich gar nicht um die Ehre eines Mandats bemühen, aber Dillon war bei den Amerikanern gut angeschrieben, und diese Empfehlung war die beste in den Augen der irischen Wähler. Kaum im Gefängnisse angelangt, erkrankte Dillon nicht unbedenklich, und mußte in das Krankenhaus wandern. Im Parlament von Westminster wurde sein Zustand öfters von seinen irischen Freunden zur Sprache gebracht; man interpellirte Forster, den bisherigen Staatssecretär für Irland. Dieser antwortete beständig, wenn der Kranke sich auf den Continent begeben wollte, so wären die Thore von Kilmainham ihm geöffnet, allein wolle der Gefangene Irland nicht verlassen, so könne er (der Staatssecretär) Dillon nicht freilassen, da er fürchten müsse, er werde dann im Lande weiter agitiren. Obwohl sehr leidend, wollte Dillon von einer solchen Entlassung nichts wissen und blieb lieber im Gefängniß. Es paßte ja vortrefflich in den Rahmen der nationalen Agitation, einen zum Skelet abgehärmten und von der Gefängnißluft verpesteten Märtyrer aufweisen zu können.

Der Gouverneur von Kilmainham zeigte sich anfangs den Herren aus dem Parlamente gegenüber sehr streng. Sie durften ihre Zellen nur sechs Stunden am Tage verlassen, und es wurde dafür gesorgt, daß sie nicht die Köpfe zusammen steckten, ohne daß gleich ein paar Aufpasser herbeigerufen kamen. Punkt acht Uhr wurde in den Zellen das Gas abgedreht; Zeitungen und Bücher wurden der strengsten Censur unterworfen; jedes Journal in fremder Sprache blieb ausgeschlossen, und wenn der „Freeman", das Blatt der gemäßigsten Land-Liga, etwas Scharfes gegen England enthielt, wurde es nicht ausgetheilt.

Noch drakonischer wurde die Correspondenz überwacht. In jedem ein- und ausgehenden Briefe witterte man irgend ein gefährliches Staatsgeheimniß, und der Gouverneur eröffnete oft den „vornehmen" Gefangenen, daß er im Punkte der geheimen Correspondenz keinen Spaß verstehe. Und wirklich war die Aufsicht über die Correspondenz eine sehr strenge.

In Folge der zahllosen Reclamationen, welche die irischen Deputirten im Parlament Tag für Tag erhoben, lockerte sich nach und nach das Regime, dem die politischen Gefangenen unterworfen waren. Der alte Gouverneur wurde durch einen andern ersetzt, welcher mitderen Anschauungen huldigte. So wurden die Erholungsstunden, welche die Gefangenen gemeinsam zubringen durften, von sechs auf acht erhöht; es wurde ihnen gestattet, sich mit Kartenspiel, Schach, Domino ꝛc. die Zeit zu vertreiben, und das Gas durfte in den Zellen zwei Stunden länger brennen: nur in einer einzigen Beziehung wurde das starre Regiment aufrecht erhalten, wofern es sich um den Verkehr mit der Außenwelt handelte. Da verstand auch der neue Gouverneur keinen Spaß.

Die Besuche fanden in einem rund gebauten Besuchzimmer statt, zweigitters befanden sich in demselben ein Waschapparat und eine Bedürfnißanstalt, und wurden auf das Strengste controlirt. Der Besucher mußte sich verpflichten, in seinem Gespräche die Politik nicht zu berühren, und damit er sein gegebenes Wort nicht brechen könne, blieb ein Gefängnißwärter während des Gespräches dicht an der Seite des Converserenden. Uebrigens durfte kein Besuch länger als fünf bis zehn Minuten dauern. Wehe unter den Gefangenen protestirten gegen diese Einschränkungen, indem sie überhaupt keinen Besuch empfangen zu wollen erklärten, was dem Gouverneur das Liebste war.

Vergessen wir nicht die Kostfrage! Sie wurde unzähligemal im Parlament von Westminster angeregt, und es ging ans den Menage-Aufzählungen des betreffenden Ministers hervor, daß die den Gefangenen gebotene Nahrung hinreichend und kräftig war, wie denn von mehreren Seiten versichert wurde, daß die einfachen Pächter es oft bei Weitem nicht so gut in ihren Hütten hatten, als in Kilmainham. Nun, das Compliment verdammt eher die irländischen Verhältnisse, als daß es der Gefängnißverwaltung schmeichelt. Hungersnoth konnte man bei den zu saftenden Quantums Fleisch, Gemüse und Brod nicht leiden, aber es war doch immer ein — Gefängniß. Desto rühmenswerther ist der Beschluß der „vornehmeren" Subjecte, obgleich sie das Recht hatten, ihre Beköstigungen von draußen zu beziehen, sich mit dem gewöhnlichen vom Staate verabreichten Essen zu begnügen.

Sofort, nachdem die ersten Verhaftungen stattgefunden hatten, bildeten eifrige Patrioten, und namentlich Damen, einen Unterstützungsfonds für die Gefangenen. Mit den so aufgebrachten Geldern sollten die Familien der Inhaftirten unterstützt und die Gefangenen selbst vor Entbehrungen geschützt werden. Da dieses jedoch auf die Douceurs verzichteten, wurden die Gelder für Agitationszwecke verwendet.

Während dieser Auftakt verfaßt wurde, hat die Windrichtung in England sich plötzlich geändert. Parnell, O'Kelly und Dillon, die vierzehn Tage vor ihrer Freilassung dem Schreiber dieses mit einem tiefen Seufzer entwiderten, sie hätten keine Veranlassung eine baldige Befreiung zu erhoffen, sind heute bekanntlich in London auf ihren Sitzen im Parlamente. Herr Forster, der so viele Verhaftungswarrants unterzeichnete und der mit wüthendem Eifer den Fenianismus bekämpfte, bekam den Stuhl vor die Thür gesetzt.

Allein weder in Dublin, noch in Dundalk, noch in Galway waren damals die Bastillen geleert. Noch schien man abzuwarten, ob wirklich die „vornehmen" Gefangenen von Kilmainham im Stande seien würden, durch ihr directes persönliches Auftreten die Wiederholung der gräßlichen Mordthaten zu verhüten. Da — schon nach wenigen Tagen — trug der elektrische Funken die erschütternde Nachricht von der Ermordung Cavendish's und Bourke's, über Länder und Meere, und wiederum trat die irische Frage in ein neues gefährliches Stadium. So überstürzen einander die folgenschwersten Ereignisse auf dem blutgetränkten Boden Irlands, und unabsehbar bleibt noch immer das Ende des tödtlichen Ringens zwischen den Iren und den Briten.

Digitized by Google

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Zehnter Brief: Unter den Dacotahs.

Weiß der geneigte Leser, was man „im fernen Westen“ der Vereinigten Staaten unter einer „Agentur“ versteht? Wenn nicht, so sei hier vorausgeschickt, daß „Agenturen“ im hier gedachten Sinne jene längs der gesammten Grenze der Civilisation sich hinziehenden, in der Regel mit einem Fort verbundenen Etappen bezeichnen, von denen aus die Regierung mit den halb oder ganz unterworfenen Indianerstämmen vorsichtige Fühlung unterhält, die erforderlichen Verhandlungen leitet, etwaige Bedürfnisse ihrer rothhäutigen Unterthanen bereitwillig befriedigt, nöthigenfalls aber auch eine plötzlich wieder hervorbrechende Thatenlust dieser zum Theile noch immer unverlässlichen Naturkinder in die gebührenden Schranken zurückweist. Einen jener Plätze hatte ich mir für mehrere Wochen zum Haupt- und Standquartier erkoren, und bildet derselbe somit den localen Hintergrund meiner diesmaligen Darstellung.

Die „Standing Rock Agentur“, eng verbunden mit dem „Fort Yates“, liegt auf dem westlichen Ufer des Missouri und etwa sechszig Meilen südlich von der Stadt Bismarck auf einer Hochebene, die sich ungefähr siebenzig Fuß über den Fluß erhebt, eine freie Umschau über das umliegende Land gestattet und zu beiden Seiten des Stromes, der in gewaltigen Schlangenwindungen dem Süden zueilt, prächtige und malerische Scenerien bietet. Ein ziemlich hoher isolirter Bergkopf mit breitem Rücken steigt nördlich vom Fort empor; von seiner Höhe aus schweifen die Blicke bis zu jenen leicht gewellten und tafelförmigen Hügeln, die sich im Westen und Süden etwa fünf- bis siebenhundert Fuß hoch über den Spiegel des Flusses erheben. In der Entfernung weniger Meilen erblicken wir ringsum viele Hunderte von Indianerhütten, zu großen Lagern vereinigt. Im Norden liegen die Wigwams der schon länger der Agentur zugetheilten Stämme, im Süden und Südwesten aber erstrecken die Zelte, in denen die erst vor Kurzem vom Kriegspfade heimgekehrten „hostiles“, die feindlichen Dacotahs, hausen. Zur Zeit meines Besuches im Fort Yates (September 1881) waren gegen sechstausend Indianer hier versammelt, sämmtlich jener mächtigen und kriegerischen Nation angehörig, die bis vor wenigen Jahren noch über ein ungeheures, das deutsche Reich an Größe übertreffendes Gebiet sich verbreitete, ein Gebiet, welches ganz Dacotah, Nordnebraska, Ostwyoming, Westminnesota und einen Theil der britischen Besitzungen umfaßte. Heute sieht sich dieses Volk nach langen und blutigen Kriegen größtentheils auf sogenannte „Reservationen“ beschränkt, von denen neun in Dacotah, eine in Montana und wiederum eine in Nebraska liegen. Diese Reservationen bezeichnen nämlich Ländersstriche, die von der amerikanischen Regierung den Indianern als alleiniges und ausschließliches Eigenthum zuerkannt worden sind, während den Weißen die Ansiedelung auf diesen Gebieten verboten ist.

Die Dacotahs, zu Deutsch die „freundlich zu einander Gesinnten“, die „Verbündeten“ oder die „Sprachverwandten“ — bekannter sind sie unter dem bedeutungslosen französischen Namen der „Sioux“ — bilden eine Völkerschaft, deren Geschichte, Sitten, Ueberlieferungen und Gebräuche nur wenig und in keineswegs verlässlicher Weise erforscht worden sind. Abgeschreckt durch den kriegerisch-wilden Charakter und den üblen Ruf dieser Indianer, traten amerikanische und europäische Ethnographen nur in sehr vereinzelten Fällen mit ihnen in nähere Berührung, und diese Wenigen wiederum lernten zumeist nur kleinere Bruchtheile des einst so mächtigen Volkes kennen. So kam es, daß lange Zeit hindurch auch die Kopfzahl der Dacotahs stark unterschätzt wurde; man begnügte dieselbe auf höchstens 10{,}000 Individuen, während sie sich in Wirklichkeit den neuesten Erhebungen zufolge noch gegenwärtig fast auf das Vierfache beläuft. Gleichzeitig repräsentirt das Volk einen außerordentlich stattlichen und wohlgebildeten Menschenschlag. Die äußere Erscheinung der Dacotahkrieger ist eine geradezu imponirende; kräftig gebaute Männergestalten von sechs Fuß Höhe und darüber sind durchaus keine Seltenheit, und ihre Bewegungen sind ungleich elastischer und graziöser, als die der meisten übrigen Indianerrassen. Gehoben werden diese körperlichen Vorzüge noch durch ein buntfarbiges und höchst malerisches Costüm; die grauen oder dunkelblauen „Blankets“ (wollene Decken) oder zur Winterszeit die prächtig bemalten Büffelfelle verleihen diesen ernsten und schweigsamen, an altrömische Senatoren erinnernden Gestalten einen Zug selbstbewußter, ich möchte sagen heroischer Würde. Energisch ist der Schnitt der Gesichter. Kühn springt die hochrückige Nase hervor; kräftig und breit sind Backenknochen und Kinn angelegt; das schwarze Haupthaar ist straff und lang und die Hautfarbe ein ausgesprochenes Kupferroth. Anstatt des immer seltener werdenden Rocks aus Thierfellen verhüllt ein baumwollenes Hemde, gestreift, carrirt, gewürfelt oder buntgeblümt, den Oberkörper der Männer, während die untere Bekleidung in einer den Leib umschließenden Binde besteht, durch welche ein vorn und hinten bis zur Erde niederfallender, häufig mit Stickereien verzierter, fußbreiter, rother oder blauer Tuchstreifen hindurchgezogen ist, der, frei zwischen den Füßen flatternd, einen ganz merkwürdigen Anblick gewährt. Die Beine sind mit engen, blauen oder rothen „Leggins“ (Beinkleider) bekleidet, die aber nur bis zur Mitte der Oberschenkel reichen und

Der Scalp.

Die „große Medicin“.

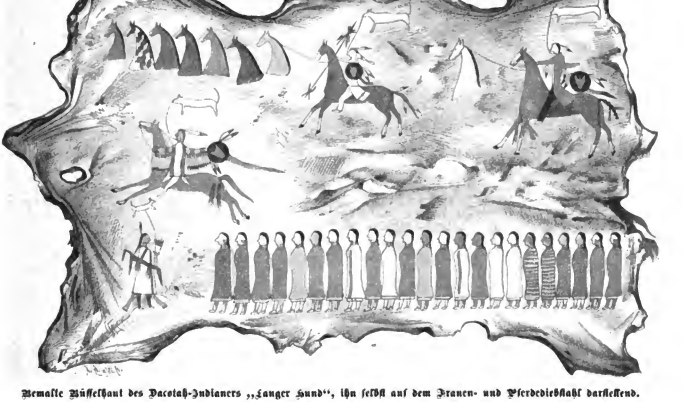
Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

Digitized by Google

den Sitz freilassen; an der Außennaht dieser Leggins steht noch ein breiter Streifen über, der mit Schellen, Ketichen, Perlen, Hermelinschwänzen oder erbeuteten Scalplocken reich verziert ist. Buntgestickte Mocassins und allerhand seltsame Verzierungen in mitunter sehr geschmackvoller Farbenzusammenstellung umschließen die Füße.

Das Haupthaar der Dacotahs ist in der Mitte des meist unbedeckten Kopfes getheilt, fällt glatt herunter und wird in dicke, durch Pelz- oder rothe Tuchstreifen zusammengehaltene Zöpfe gefaßt, die über die Brust herniederhängen. Die Scalplocke — das heißt die ebenfalls zu einem langen, aber dünneren Zopfe zusammengeflochtenen Wirbelhaare — wird von dem übrigen Haarwuchse scharf getrennt gehalten und außerdem noch durch Perlen- oder Roßhaarschmuck markirt; in ihr steckt auch die mächtige Feder des Kriegsadlers, von der weiter unten noch die Rede sein wird. Scheitel und Grenzlinie der Scalplocke sind mit Zinnober oder Oker gefärbt, und Ohrgehänge, aus Muschelstücken oder Ringen bestehend, Hals-Decken. Ihre Ohren aber werden leider nicht selten durch fußlange Gehänge aus Knochen, Ringen oder Muschelschalen verunstaltet, deren Gewicht die Ohrläppchen oft bis auf die Schultern herabzieht.

Hiervon abgesehen, begegnet man wie unter den Indianerinnen überhaupt, so auch unter den Dacotahweibern, und vornehmlich unter den jungen Mädchen zwischen zehn und achtzehn Jahren, vielen hübschen und interessanten Gesichtern, und sehr wohl vermag eine solche wilde Schönheit, angethan mit ihrem vollen, eigenthümlichen Schmuck, das Wohlgefallen des Europäers, ja selbst die Bewunderung eines künstlerisch geschulten Auges zu erregen; denn das blitzende dunkle Auge, die blendend weißen Zähne, das volle tief schwarze Haar, die stolz gebogene Nase, die üppigen und doch anmuthigen Formen bedeuten ebenso viele gefährliche Reize, um so gefährlicher, wenn dieselben durch ein bestechendes Costüm gehoben werden, das ja einer wirksamen und pikanten Farbenzusammenstellung meistens nicht ermangelt.



Bemalte Büffelhaut des Dacotah-Indianers „Langer Hund", ihn selbst auf dem Frauen- und Pferdediebstahl darstellend.
Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

händer und Brustschilde aus Knochen und Bärenklauen, blitzende Armspangen, prächtig gestickte Tabaksbeutel, der unerläßliche Pfeifensack, Scalpirmesser, Spiegel- und Farbentäschchen vervollständigen die Ausrüstung der Dacotahs.

Selbstverständlich jedoch unterliegt das hier geschilderte Costüm mannigfachen Variationen, namentlich insofern, als in Folge der Berührung mit den Bleichgesichtern allerhand hiertherverschlagene Theile von Civilanzügen und Uniformen ꝛc. bereitwillige Verwendung finden.

Weniger verschiedenartig und überhaupt einfacher als die der Männer ist die Bekleidung der Frauen. Sie besteht der Regel nach in einem langen, bunten Hemde mit kurzen, sehr weiten und offenen Aermeln. Die Beine der Schönen im Dacotalande sind ebenfalls in kurze, nur bis zum Knie reichende, meistens reichgestickte Leggins von Leder, rothem oder blauem Tuche eingehüllt, während ein handbreiter mit Kupfernägeln beschlagener Ledergürtel, von dem die unvermeidlichen Farbentäschchen, Messer und ähnliches Ziergeräth herunterhängen, die Taille umschließt. Die Bemalung des Gesichts wie des Scheitels ist dieselbe wie bei den Männern, und ebenso tragen auch die Weiber jene oben erwähnten bunten Blankets oder

Vornehmlich an den sogenannten „Rationstagen", welche vom Vorstande der Agentur je nach Bedürfniß wöchentlich, zweiwöchentlich, mitunter auch wohl täglich abgehalten werden, ist vollauf Gelegenheit geboten, das Leben und Treiben der Indianer zu studiren, da an solchen Tagen die gesammte Bevölkerung der Lager in Schaaren herbeiströmt, um aus der Hand des Agenten die Gaben in Empfang zu nehmen, die „der große Vater in Washington", das heißt die Regierung der Vereinigten Staaten, zu ihrem Unterhalte spendet.

Vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend ist dann die Umgebung der Agentur der Schauplatz des buntesten Gewühles; ganze Wagenburgen, viele Hunderte von Karren umlagern die Zugänge zu den Gebäuden, und überall ertönt Geklingel, Geschwätz, Gelächter und Pferdegewieher. In malerischen Gruppen hocken die Rothhäute, die Pfeifen kreisen lassend, rings auf den Hügeln: hier sprengt ein Häuptling, roth wie ein Pandur, und seine reich geschmückte „Squaw" (Gattin) vor sich im Sattel, auf flinkem Pony heran: dort kichern und schäkern dichtgedrängte Mädchengruppen: dazwischen schreien wiederholt indianische Redner durch die Menge, mit weithin hallender Stimme Gott weiß welches Thema be-

Digitized by Google

handelnd. Wohin man blickt, überall buntes, farbenprachtiges Leben und kindliche Fröhlichkeit der Rothhäute, und während Männer wie Weiber sich geschäftig mit Säcken und Fassern, Kisten und Kasten schleppen, bewachen sogenannte Indianerpolizisten die Zugänge zu dem Ausgaberaume, in welchen die Wilden truppweise nach einander eingelassen werden, um hier von den mit geladenen Revolvern ausgerüsteten Beamten ihr Zukömmliches zu empfangen. Diese Indianerpolizei, welche im Dienste der Regierung steht, rekrutirt sich aus den verschiedensten Indianerstämmen und bildet den Schrecken aller roth- und weißhäutigen Uebelthäter; ihre erfolgreich bewährte Einführung verdankt sie unserem deutschen Landsmanne Karl Schurz.

Ein anderes, im Sommer allmonatlich zweimal wiederkehrendes fremdiges Ereignis ist der „Schlachttag“ oder, wie man in Leipzig sagen würde, das „Schlachtfest“. Bringt ein solches schon unter civilisirten Völkern eine gewisse freudbewegte Stimmung mit sich, so ist dies in ungleich stärkerem Maße bei diesen Naturkindern der Fall; alles ist an solchem Tage in rosigster Laune, und Männer wie Weiber prangen in festtäglichem Schmuck.

Als ich zu den einige Meilen vom Fort entfernten Schlachtplatze hinausfuhr, fand ich den Agenten und seine Beamten noch mit dem Wiegen des Viehes beschäftigt. Gegen zweihundert Stück Kühe und Ochsen befanden sich in einem weiten, aus schweren Holzstämmen gezimmerten Kraale eingepfercht und gleich Hyänen hockten die Indianer rings um die Plankenzäune, ruhig, ich möchte sagen: teuflisch ruhig der Dinge harrend, die da kommen sollten. Nur in ihren zuckenden Muskeln und funkelnden Augen spiegelte sich die gierige Erwartung des Momentes, da man ihnen die Thiere überantworten würde. Endlich — nach mehrstündigem Wiegen der Thiere — nahte der große Augenblick heran: die indianischen Polizisten stellten sich rings an der Außenseite des Kraales auf, um gleichzeitig von allen Seiten in die zitternde, zusammengedrängte Heerde hineinfeuern zu können. Jhrerseits ertönte ein einziger Schuß, und in dumpfem Falle stürzte ein mächtiger Ochse, sich in seinem Blute wälzend, lautlos zusammen; bald aber knatterten von links und rechts, von hüben und drüben ganze Salven, die stöhnenden und zusammenbrechenden Thierleiber häuften sich mehr und mehr, und binnen Kurzem war der ganze Raum mit um sich schlagenden, blutenden, zuckenden, röchelnden Körpern bedeckt.

Endlich war Alles vorüber: die zweihundert Stück todten Viehes lagen in großen Lachen Blutes neben, über, quer durch einander hingestreckt, und jetzt kletterten allenthalben dunkle Gestalten wie Panther an den Plankenzäunen des Kraales empor und sprangen auf der andern Seite in den Innenraum hinunter. Mit großer Geschicklichkeit wurden zunächst vermittelst weniger Schnitte die Zungen der Thiere aus den Hälsen gelöst und an Stäben aufgereiht; dann ging es an das Zerlegen der leblosen Körper selbst. Eine halbe Stunde lang hörte man nichts als das Krachen der zerschlagenen Knochen, sah man nichts als tausend rührige Hände, blanke Messer und geschwungene Beile; dann war die wilde Metzgerei beendigt, das Fleisch in Stücke zerschnitten und den Ponys und Squaws aufgeladen. Alles wurde fortgeschleppt, nichts, gar nichts blieb übrig außer den Knochen und den nicht verwendbaren Eingeweiden. Schwer beladen mit der blutdurchfeuchten Last kehrte Jung und Alt den Zelten zu, um dort einen Theil des Fleisches in lange, dünne Streifen zu zerlegen und diese, über Stöcke gehängt, an der Sonne zu dörren: die Häute der Thiere aber wurden von den Jndianern zum Preise von $3\frac{1}{2}$ Dollars pro Stück an amerikanische Händler losgeschlagen.

Binnen Kurzem lag die Stätte, die soeben noch ein Bild wildbewegten Treibens dargeboten, wieder öde und leer da, und in den Nachmittagsstunden sammelten sich in den Lüften Schaaren von Aas- und Raubvögeln, um an den spärlichen blutigen Ueberresten ihren Hunger zu stillen; in den indianischen Lagern aber herrschte für die nächsten Tage heller Jubel: die Schmausereien wähnten vom Morgen bis zum Abend, und das Dröhnen der zum Tanze rufenden großen Trommeln drang zu uns herüber bis nach Mitternacht.

Was übrigens so ein indianischer Tanz, oder besser so ein ganzes rothhäutiges Ballfest zu bedeuten hat, das muß man gesehen haben — beschreiben läßt es sich nicht. Hier hört der Begriff des Phantastischen auf, und der des Fratzenhaften, des Satanischen tritt an seine Stelle. Scheußlich bemalte Körper, dämonisches Geschrei, verzerrte Gesichter, unheimlich sprühende Augen, weitgeöffnete Nüstern, fletschende Zähne, lobhüdlerische Gesticulationen der Glieder — es ist ein Bild, als hätten tausend Höllen ihre Jnsassen ausgespieen, und schaudernd begreifen wir, warum Soldaten und Officiere der amerikanischen Armee im entscheidenden Augenblicke sich lieber selbst den Tod geben, als daß sie sich lebendig den Händen solcher bemalten Teufel überantworten.

Frühzeitig schon spielen Liebe und Heirath ihre Rolle im Leben der Jndianer. Hat ein Dacotah Jüngling sein Herz an eine der Schönen seines Stammes verloren, so hält er sich nicht viel mit überflüssigen Redensarten auf: die bei civilisirten Völkern so beliebte Sitte des „Süßholzgeraspels“ ist noch nicht bis hierher vorgedrungen. Schweigend betritt der Dacotah den Wigwam seiner Angebeteten: schweigend läßt er sich, kleine Geschenke bietend, neben sie nieder; schweigend geht er von dannen. Nur von Zeit zu Zeit läßt er sich herbei, in stiller Nacht vor ihrem Zelte die „chotunka“ (eine Art Flöte) zu blasen oder einen selbstcomponirten Singsang zum Besten zu geben, durch welchen, mag der Vortrag auch noch so mangelhaft sein, die Schöne zumeist derartig gerührt wird, daß sie sich vom Feuer ihres Wigwams hinwegstiehlt, um in den Armen des Geliebten ein Schäferstündchen zu vertrümen.

Jung gefreit, hat nie gereut“ — dieser Spruch gilt, wie bei uns, so auch bei den Kindern der amerikanischen Steppe. Das junge Volk schließt seine Ehebündnisse schon bald nach dem zwölften und bis zum zwanzigsten Lebensjahre: Hagestolze und alte Jungfern existiren nicht, und Wittwer und Wittwen suchen so bald als möglich in eine neue Ehe einzutreten. Vielweiberei ist gang und gäbe, und zwar heirathen die Männer in der Regel ein Weib nach dem andern, mitunter aber auch zwei, drei oder vier auf einmal, wobei es den schon vorhandenen oder überzähligen passiren kann, von ihrem Herrn und Gebieter ausrangirt, das heißt anderweit verkauft zu werden.

Da der Weiberdiebstahl zu den erlaubten wohlen Passionen gehört, so bringen es manche Krieger zu einer Frauenliste, welche diejenige weiland Don Juan's beinahe erreicht. So hatte z. B. mein Freund Sinka Wanjila („der lange Hund“) laut der auf einer Büffelhaut von ihm selbst abcontrafeiten Lebensgeschichte (vergl. Abbildung, S. 365) im Laufe der Zeit nicht weniger denn dreiundzwanzig Weiber zusammengestohlen, deren Namen freilich dem Gedächtnisse des Wackren entfallen waren und deren Persönlichkeiten er sich nur noch je nach der verschiedenen Farbe ihrer Blankets zu erinnern vermochte.

Hat sich der Dacotah nicht durch Raub eines Weibes von einem Nachbarstamme zu helfen gewußt, so bleibt ihm nichts übrig, als ein solches zu kaufen. Der Preis eines Mädchens de trägt durchschnittlich ein bis drei Ponys, in baarem Gelde zwanzig bis fünfzig Dollars. Ein Weißer in Fort Randall erstand seine rothhäutige Ehehälfte sogar für ein Band Heu.

Sonderbar ist übrigens die bei den Yanktonnai-Sioux herrschende Sitte, wonach zunächst nicht dem Vater, sondern dem ältesten Sohne das Recht des Verkaufes der „Töchter des Hauses“ zusteht. Erst, wo ein solcher nicht existirt, tritt das Veräußerungsrecht des Vaters in Kraft. Priester haben in Heirathssachen absolut Nichts zu sagen: denn die Einwilligung zur Eheschließung wird einfach durch Uebereinkunft des Preises der Frau eingeholt, und wird letzterer angenommen, so gilt damit der Handel und zugleich ohne weitere Ceremonie die Heirath für abgeschlossen — wenn nicht, so werden die dargebotenen Gegenstände zurück gesandt.

Entschieden falsch oder wenigstens sehr übertrieben scheint mir die in Reisebeschreibungen häufig wiederkehrende Behauptung, als sei das Weib des Jndianers nur das Lastthier des Mannes; denn den Männern liegt nicht nur die Vertheidigung des Lagers, die Versorgung der Familie mit Nahrung und Wild, die Anfertigung der Waffen und häuslichen Geräthe ob, sondern diesweilen helfen sie auch den Frauen bei der Eindringung der Feldfrüchte. Andere häusliche Arbeit zu verrichten, wird, in Gemäßheit der Tradition: „Der große Geist schuf die Männer, um zu jagen und die Weiber zu beschützen, alles Uebrige ist Frauenwerk“, allerdings als des freien Kriegers unwürdig betrachtet. Aber trotzdem giebt es in einer Jndianerhütte nicht allzu Schweres für die Weiber zu thun: sie haben Holz und Wasser herbeizuschaffen, die Hände und das Fleisch zuzubereiten, die Kleider anzufertigen und die Hütte aufzuschlagen, daneben aber bleibt ihnen vollauf Zeit und Muße zur Herstellung ihrer schönen und eigenthümlichen Stickereien aus Perlen und Stachelschweinsborsten, welche im

Digitized by Google

Verkehr mit den Weißen einen lebhaft begehrten Handelsartikel bilden. Die Lage einer Dacotah-Gattin ist also keineswegs eine unerträgliche, und vielleicht wäre manche Europäerin, der die Erhaltung eines nichtsnutzigen oder arbeitsscheuen Ehegerm obliegt, herzlich froh, mit jenen besser situirten Indianerinnen tauschen zu können.

Befindet sich der Dacotah auf dem „Kriegspfade", so ist er auf die Erbeutung feindlicher Scalpe verpicht, wie der Gottseibeinus auf eine arme Seele. Die verschlagensten Schliche, die wüthendsten Ausfälle auf den Gegner setzt er in Scene, um sich dieses höchste, werthvollste Triumphzeichen des Siegers zu erringen. Wenn der Dacotah seinen zusammenbrechenden Feind erreicht hat, so setzt er ihm den Fuß auf die Brust, windet das Haar des Erlegten um die linke Faust, trennt mit dem Scalpmesser im Nu die ganze Kopf- und obere Gesichtshaut bis zu Nase und Augen herunter und reißt mit einem einzigen gewaltigen Ruck den ganzen Schopf vom Schädel. Ist die Gewinnung eines Scalpes mit großer Gefahr verbunden oder äußerste Eile geboten, so wird nur ein Theil der Kopfhaut abgeschnitten, unter Umständen sogar nur ein Büschel Haare ohne Haut.

Ich selbst besitze z. B. eine lange, geflochtene Scalplocke, die mit scharfem Schnitte dicht über der Haut abgetrennt worden ist. Der Häuptling, welcher mir dieselbe als höchstes Zeichen seiner persönlichen Gunst verehrte, berichtete mir, daß er bei ihrer Erbeutung nicht weniger als sieben Pfeilschüsse erhalten und nahezu selbst scalpirt worden sei.

Der eroberte Scalp wird zunächst sorgfältigst gegerbt und sodann während des nächtlichen Scalptanzes bei loderndem Feuer unter Beobachtung verschiedener Ceremonien feierlich geweiht. Wie unsere Abbildung zeigt, ist er bei dieser Gelegenheit auf einen an einem Stabe befestigten Reifen aufgespannt und mit allerhand Zierrathen und Curiositäten ausstaffirt. Ueberhaupt werden diese Scalpe als das höchste Heiligthum der Indianer betrachtet, und sie prangen, in viele einzelne Locken zerlegt, als Schmuck an den Säumen der Gewänder oder an den Kriegswaffen; bei besonderen Festlichkeiten erblickt man sie auch wohl am Gürtel der Tänzer, oder sie flattern, neben einander gereiht, an den langen Scalpstangen, die bisweilen auf Befehl des Häuptlings zu schönen Tagen vor den Wigwams aufgepflanzt werden, um die Thaten und den Ruhm der siegreichen Geschlechter zu verkünden.

Ein fernerer, jedoch nur den Häuptlingen zukommender kriegerischer Schmuck sind die bekannten prächtigen Adlerfederkronen und die als Fächer benützten Adlerflügel. Beide Gegenstände bilden den stolzesten und werthvollsten Bestandtheil ihres Costüms, und nur in den seltensten Fällen entschließt sich ihr Besitzer, sie Fremden als ein Zeichen ganz besonderer Hochachtung zum Geschenke zu machen. Wird eine einzelne Adlerfeder schon mit ein bis einundhalb Dollar bezahlt, so steht ein vollständiger Kopfschmuck dem Werthe von zwei bis drei Pferden oder der Summe von zweihundert bis zweihundertfünfzig Mark, ein zu einem Fächer verarbeiteter Flügel aber dem eines Pferdes oder der Summe von hundert Mark gleich. Beide Stücke werden um deswillen so hoch geschätzt, weil ersteres die Kriegsadler sehr selten geworden und zweiteres die Jagd auf dieselben eine äußerst langwierige und beschwerliche ist.

Dem Umstande, daß ich auf Grund meiner Malerkünste von den Indianern für einen großen Wundermann gehalten wurde, verdanke ich eine ganze Reihe kostbarer Geschenke, unter denen eine prachtvoll bemalte Büffelhaut, zwei schöne Adlerflügel und zwei „Medicinbeutel" die bemerkenswerthesten sind. Letztere stehen bei den Wilden derartig im Geruche der Heiligkeit, daß sie sich fast nie von ihnen trennen. Der Medicinsack ist nämlich eine Art Amulet, welches den Träger desselben vor bösem Blick und überhaupt vor allen bösen Geistern schützen und ihm im Gewühle des Kampfes Kraft und Stärke verleihen soll. Die Herstellung dieses Amulets bedeutet einen Markstein im Leben der Wolkhaut; denn nur einmal darf die „Medicin" angefertigt werden, und umfassende Vorbereitungen sind dazu erforderlich. Der junge Indianer verläßt zu diesem Zwecke den väterlichen Wigwam und verbringt hier bis fünf Tage, ohne seinen Durst zu löschen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in der Einsamkeit der Wälder. Auf dem Erdboden ausgestreckt, richtet er seine Gebete zum großen Geiste, auf daß dieser ihm den wohlthätigen Genius zeige, der zum Schutzengel seines Lebens bestimmt sei. Das erste Thier nun, welches ihm in seinen Träumen erscheint, versinnbildlicht diesen guten Geist: wohlgemuth springt der Jüngling auf, kehrt in das Lager zurück, stillt Hunger und Durst und durchstreift dann die Wälder, um eines Exemplares der fraglichen Thierspecies habhaft zu werden. Früher oder später gelingt es ihm, den Biber, die Schlange, den Vogel, die Maus, oder welches Thier sonst er im Traume gesehen, aufzufinden und zu erlegen. Der glückliche Jäger streift ihm die Haut ab, füllt dieselbe mit Gras oder Moos, schmückt den Balg mit Perlen und Federn und trägt ihn bei sich für das ganze Leben. Niemals wird die „Medicin" geöffnet, nie verkauft, nie verschenkt, und stirbt ein Indianer, so wird seine „Medicin" mit ihm begraben: mit einem Worte: ein Medicinsack ist etwas Unbezahlbares, und wer ihn verliert, fällt in Unehre bei dem ganzen Stamme, weil er daseinige nicht zu bewahren gewußt, was der große Geist selbst ihm gegeben. Einzig dadurch vermöchte er sein Ansehen wieder herzustellen, daß er die erbeutete „Medicin" eines mit eigener Hand erschlagenen Feindes aufzuweisen im Stande wäre.

Nicht zu verwechseln mit dem soeben besprochenen Medicinbeutel ist übrigens die sogenannte „große Medicin", die an einer vor jedem Wigwam aufgerichteten Stange befestigt ist. Letztere besteht aus allerhand Lappen, Ottersellen ꝛc., oder sie stellt auch ein aus Büffelleder gefertigtes lockenartiges Behältniß dar, in welchem selbstzusammenkrümelnde, wie Wolfskrachen, mit sonderbaren Hieroglyphen bemalte Tuchfetzen ꝛc. ausbewahrt wird. Auch diese „große Medicin" soll durch ihren wohlthätigen Zauber alle bösen Einflüsse vom Zelte fern halten.

Sind sonach die Dacotahs keineswegs frei von abergläubigen Vorstellungen, so erscheinen sie doch unverkennbar zugleich auch als ein Volk von zwar naivem, aber immerhin lebhaftem religiösem Bewußtsein. Sie glauben an Wakan-tanka, den Herrn des Lebens, den allmächtigen Erhalter und Beschützer aller Dinge, der zu gut ist, um ihnen irgend welchen Schaden zuzufügen, zu dem jeden Morgen und jeden Abend als Opfer der Rauch der Pfeife emporsteigt. Gleichwohl opfern sie freilich auch dem bösen Geiste, Wakan-schecha, um ihn milde für sich zu stimmen: sie fürchten ihn, da er ihnen Unheil verursacht, ihren Weibern die Köpfe verdreht, das Wild verscheucht und die Pfeile ihrer Feinde lenkt. Sie fürchten auch seine Abgesandten, die Dämonen, die auf allen Wegen sie umschweben. Wasser, Wälder, Felsen, Luft und Gras sind angefüllt mit solchen unheimlichen Mächten, deren Waffen die Blitze sind, mit denen sie rings um die Erde schießen können. Sie glauben ferner an einen Riesen, Ha-o-ka, welcher tödten kann mit einem Zucken seiner Augenwimpern. Hoch in den Lüften, weit außerhalb des menschlichen Gesichtskreises, schwebt der Donnervogel, und auf seinem Rücken trägt er einen See strichen Wassers. Ist der Vogel zornig, so verursacht das Schlagen seiner Flügel den Donner und die Stürme; zuckt er mit den Augen, so fährt ein Blitzstrahl hernieder, und bewegt er gleichzeitig Schwanz und Flügel, so fließt der See über und es regnet auf der Erde. In der kalten Jahreszeit ist der Wald bedeckt mit den von der Federbekleidung abgetröpfelten Eiszapfen, und wenn der Himmel klar und heiter ist, so weilt der Vogel in weiter Ferne, um seinen Jungen Nahrung zu bringen.

Gegen die Lehren der christlichen Religion haben die Dacotahs bisher entschiedene Abneigung an den Tag gelegt. Ein alter Häuptling drückte mir seine Ansicht über das Christenthum in folgenden Worten aus:

„Eure Schwarzröcke sagen: daß nur ein Weg sei, den großen Geist zu verehren und ihm zu dienen. Sie sagen, Euer Glaube sei der wahre, wir aber wandelten auf falschen Wegen. Wir hörten, daß Euer Glaube geschrieben sei in einem Buche, und daß alle Bleichgesichter dieses Buch lesen könnten. Wenn nun aber nur ein Glaube der richtige sein soll, wie kommt es, daß die Bleichgesichter, die doch Alle jenes Buch lesen, unter sich uneins sind? Warum streiten sie wider einander? Und wenn Euer Glaube auch für uns bestimmt sein soll, warum gab der große Geist jenes Buch nicht auch uns oder unsern Vorfahren? Wakantanka thut recht: er lehrte unsere Väter dankbar zu sein für die Gaben, welche wir empfangen; er lehrte uns, einig zu sein und einander zu lieben, aber er gab uns nicht Euer Buch. Wir streiten uns niemals um unseren Glauben; wir sind zufrieden. Es wäre albern und schändlich zugleich, wollte ich einen Glauben wechseln, den ich von meinen Vorfahren ererbt habe. Die Religion der Weißen ist nicht gut. Als Gott auf Erden kam, hing ihn der

Digitized by Google

weiße Mann an einen Baum und tödtete ihn. Wir thun das nicht. Wir ehren den großen Geist, und wir sehen ihn in der Sonne, welche niemals stirbt."

Ein günstiger Zufall wollte, daß ich dem großartigen Pau-wau, das heißt dem Friedensconcile beiwohnen durfte, in welchem Mac Laughlin, der an Stelle des abgetheilten bisherigen Agenten neu eintretende Beamte, sich den versammelten Dacotahhäuptlingen vorstellte.

Auf den 6. October 1881 anberaumt, war dieses Concil das weitaus zahlreichste und wichtigste von allen, die seit Jahren abgehalten worden. Um ein Uhr Mittags war fast die gesammte Bevölkerung der benachbarten Indianerlager auf dem Berathungsplatze versammelt; denn mehr als tausend Krieger saßen hinter ihren Häuptlingen rings im Kreise, während eine noch weit größere Anzahl von Weibern und Kindern außerhalb des Ringes stand.

Die wilde Größe des nun beginnenden Schauspiels ist kaum zu beschreiben. Da saßen sie, die unheimlichen Gebieter der Prairie, dieselben, die einst den tapfern General Custer zu Boden geworfen. Jedes Gesicht war bedeckt mit bunten Farben; jede Gestalt prangte im vollen Kriegerschmuck; von allen Köpfen ragten die mächtigen Adlerfedern empor; jeder Arm hielt die todbringenden Waffen, den Tomahawk, die Kriegskeule, den Speer oder das Scalpirmesser, fest umschlungen. Alles verharrte in tiefstem Schweigen: keine Miene verziehend, bronzenen Statuen gleich, standen oder saßen die Rothhäute auf den ihnen angewiesenen Plätzen.

Alle Großen waren versammelt. Nur Einer grollte und hielt sich fern. Sitab von der Versammlung hielt Ite-o-magaya („Regen im Gesicht"), in eine blaue Decke gehüllt, mubewegtich auf seinem Gaule. Er galt allgemein für den am meisten verrätherisch und kriegerisch gesinnten aller Häuptlinge, und man sagte ihm nach, er habe nach Beendigung des furchtbaren Custer-Massacres am Little Horn River das Herz und die Leber Thomas Custer's, eines Bruders des Generals, gekocht und gegessen.

Als ich in Begleitung eines Dolmetschers und eines New-Yorker Zeitungscorrespondenten mich dem wilden Krieger näherte, beantwortete er die Frage, ob er sich nicht an der Berathung betheiligen wolle, mürrisch und finster mit folgenden Worten: „Die Narrenspossen („the joke"), die der Große Vater in Washington mit uns treibt, sind entwürdigend. Ich bin ein Häuptling und Krieger. Wakan-tanka, der Große Geist, wird sorgen und wachen über mein Volk. Ich mag nicht behandelt werden gleich einem Ochsen oder einem Kinde. Das Land, in welchem meine Väter lebten und in dem ich geboren ward, ist angefüllt mit Büffeln und vielem andern jagdbaren Wild, ich aber bin gezwungen, hier zu leben gleich einem Weibe, während die Bleichgesichter jagen dürfen nach Herzenslust. Ich bin ein Krieger und werde nicht auf eine Farm gehen, so lange ich eine Möglichkeit sehe, durch die Jagd mein Leben zu fristen. Ich liebe nicht die Männer, die der Große Vater zu uns sendet; ihre Zungen sind krumm; sie sind meine Feinde. Blumen entsprießen ihrem Munde, während ihre Herzen angefüllt sind mit Haß und sie mein Volk um sein Recht betrügen. Sie versprachen mir, ich solle ein Gespann Pferde, Vieh und Wagen bekommen, aber sie haben mich zum Narren gehalten."

Mit diesen Worten stieß er seinem Pony die Fersen in die Rippen und sprengte davon, den Tomahawk mit der nervigen Faust fester umschließend. Mittlerweile hatte sich der neue Agent eingefunden und die Verhandlungen des Pau-wau konnten beginnen. Dreißig mit scharfgeladenen Büchsen bewaffnete Indianerpolizisten waren vorsichtshalber an verschiedenen Punkten des Kreises postirt, und wirklich ließen die mehrere Stunden währenden Verhandlungen, bald von beifälligem „Hau, hau" („Bravo"), bald von unwilligem Murren unterbrochen, mitunter an Erregtheit Nichts zu wünschen übrig. Endlich aber war Alles glücklich vorüber; der Agent versprach, die Wünsche der Häuptlinge betreffs Ländereien, Jagden, Häusern, Waffen, Pferden, Kleidern 2c. dem Großen Vater in Washington „zu unterbreiten", und als er hieran die Mittheilung knüpfte, er werde zur Feier des Tages eine Extra-Ausgabe von Rationen vertheilen lassen, da waren alle wenn auch noch so begründeten Beschwerden der Indianer plötzlich vergessen, und der wilde Jubel der Naturkinder lannte schier keine Grenzen.

Und die Zukunft der Dacotahs? Vielleicht sind die vorstehenden Zeilen die letzten, welche das interessante Volk in seinen nur noch mühsam bewahrten Eigenthümlichkeiten darstellen. Mit rapider Schnelligkeit geht es mit ihnen, wie mit allen schon früher erloschenen Indianerstämmen, zu Ende; auch ihnen, den tapferen, zähesten und widerstandsfähigsten von allen, bringt die unaufhaltsam vorschreitende Civilisation den unvermeidlichen Tod. Schon verlernen die Dacotahs den Gebrauch von Schild, Speer und Lanze; schon haben sie viele ihrer althergebrachten Gebräuche aufgegeben. Ihre malerischen Costüme aus Hirschhaut werden vertauscht mit Gewändern, welche die Regierung ihnen liefert; ihre an poetischer Schönheit so reichen Sagen und Ueberlieferungen vermischen sich mehr und mehr mit den Historien der Bleichgesichter oder den Erzählungen der Bibel und gehen, unaufgezeichnet, ewiger Vergessenheit entgegen. Ist das jetzt noch lebende Geschlecht in's Grab gestiegen, so wird die Fluth der Civilisation auch über dieses Volk hinweggerauscht und hiermit die Menschheit abermals um eine ethnographische Specialität ärmer geworden sein. So will es die Geschichte.

Etwas von dem Heermännchen.

In gewisser Beziehung ist es jetzt ganz gemüthlich in dem civilisirten Europa. Mit Menschen muß sich zwar der Mensch noch immer herumplagen und Steuerzettel und böse Kriegszeiten über sich ergehen lassen. Aber mit wilden Bestien brauchen wir modernen Europäer gottlob! nicht mehr zu kämpfen, wie dies einst das Loos unserer Vorfahren war. Ausgerottet oder nach den russischen Steppen, in entlegene Schluptwinkel rauher Gebirge zurückgedrängt sind heutzutage die bösen Sippschaften der Wölfe und der Bären, und wenn die Parlamente in diesen Zeiten fortgeschrittener Cultur aufgefordert werden, gewisse Thiercarten für vogelfrei zu erklären, so sind es meistens nicht gerade besonders gefährliche Geschöpfe, gegen die der Vernichtungskreuzzug gepredigt wird.

Erst vor Kurzem zog man in einem der deutschen Staaten gegen den Straßenjungen der Vogelwelt, den berüchtigten Sperling, zu Felde, aber in der öffentlichen Meinung wurden Stimmen genug laut, die den angeblichen Missethäter in Schutz nahmen, und man kann wohl behaupten, daß die Processacten in Sachen des „weisen Menschen" gegen den „gräucherten Spitzbuben" noch lange nicht abgeschlossen sind.

Nicht anders verhält es sich mit der Existenzfrage eines durch seinen Körperbau und seine Lebensweise zum Raubthier gestempelten Vierfüßlers, welchen die heutige Abbildung der „Gartenlaube" den Lesern in einer Situation vorführt, die als echt räuberisch und durchaus nichtswürdig bezeichnet werden muß. Wir meinen das kleine Wiesel, vom Volke das Heermännchen genannt, dessen naturgeschichtliche Beschreibung schon in einem der früheren Jahrgänge der „Gartenlaube" (1870, S. 148) gegeben wurde. Es ist staunenswerth, welche Raublust dieses winzige, einschließlich des Schwanzes nur etwa zwanzig Centimeter lange Geschöpf beseelt. Daß es von Zeit zu Zeit unsere Hühnerställe und Taubenschläge plündert, indem es seinen Opfern das Blut aussaugt und alsdann den Cadaver liegen läßt, ist allgemein bekannt. In der freien Natur greift es Hasen, Rehkälbchen, Auerhühner 2c. an und schont nicht der kleinen Vögel des Waldes; Eier sind ihm ein Leckerbissen, und auf Fische macht es Jagd; ja, selbst das Reich der Amphibien wird im Nothfalle von seinen Raubzügen nicht verschont. Mit wahren Meisterstrichen hat der vortreffliche Thiermaler F. Specht auf seinem diesem Artikel beigegebenen Bilde ein Wieselpaar dargestellt, wie es auf einem ähnlichen Raubzuge vor dem Neste einer Kohlmeisenfamilie anlangt und eben im Begriffe steht, dasselbe zu plündern. Die Elternliebe verleiht dem zierlichen, sonst scheuen Vöglein ungewöhnlichen Muth; es will den Räuber abschrecken, und fast geht es zum Angriff über. Schier überrascht erhebt sich das eine Wiesel auf seinen Hinterpfoten und betrachtet spöttisch den merkwürdigen Gegner. Nennt's Ding, du! Noch eine Weile, und blutend wirft du unter den scharfen Zähnen der Räuber verenden.

Ueberhaupt kennt die echte Raubritternatur des kleinen Schwere-

Digitized by Google

Kohlmeise und Wiesel.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

nöthers keine Feigheit: mit tollkühnem Muthe greift das Wiesel selbst wehrhafte und ihm an Kraft bedeutend überlegene Thiere an; es kämpft mit Wasserratten und mit Hamstern, und oft hat es Pferde, ja sogar Menschen angefallen.

Ebenso geschickt wie im Angriffe, ist es in der Vertheidigung seines Lebens gegen seine nicht sehr zahlreichen Feinde. Hauskatzen, die sich an ihm manchmal vergreifen, müssen fast immer mit blutender Schnauze abziehen, Raubvögel, welche auf das Wiesel stoßen, um es fortzutragen, haben oft noch hoch in den Lüften mit ihm einen harten Strauß zu bestehen. So erzählen Naturforscher und Jäger von Fällen, wo Eulen und Habichte, die ein Wiesel forttrugen, todt mit ihm zur Erde stürzten, da der Angegriffene dem Angreifer die Halsader durchbissen hatte, und die Thiermaler haben ähnliche Scenen mehrmals dargestellt. Schwieriger hält dagegen das Wiesel gegen die Natter Stand; denn hier unterliegt der Muth nur allzu oft der tödtlichen Wirkung der Giftzähne.

Das kleine Pelzwerk unseres Thieres hat keinen besonderen Werth, und um seines Balges willen würde dem Thiere kein Jäger nachstellen. Da haben ja die Pelze der allermächtigen Verwandten des kleinen Raubgeschlechtes, der Hermeline, eine ganz andere Bedeutung. Doch die Ehre, zum Pelzlieferanten für Fürstenmäntel erkoren zu sein, blieb unserem kleinen Wiesel glücklich erspart.

In den Waldrevieren des Jägers und in der Nähe des Bauernhofes ist es kein gern gesehener Gast, und schon seit undenklichen Zeiten lebt es daher mit dem Menschen auf dem entschiedensten Kriegsfuße. Uebrigens ist es nicht so thöricht, sich vor die Mündung des Schießrohres zu stellen; um dem Schützen zu entschlüpfen, dazu ist es ja eben so „flink wie ein Wiesel". Dagegen geht das muthige Geschöpf um so leichter in die Falle, und man hat jahrlreiche mehr oder weniger zierliche Kästchen oder Eisen construirt, mit welcher es in großer Anzahl gefangen wird.

So ohne Weiteres erledigt ist die Ausrottungsfrage in Betreff des Wiesels indeß noch nicht. Unter den Naturforschern und Landwirthen hat es namhafte Freunde, welche die Art als eine den Menschen nützliche erhalten möchten. Der Nutzen des Wiesels soll ihrer Meinung nach in der massenhaften Vertilgung von Feldmäusen bestehen, und sie dringen darauf, daß der Raub einiger Hühner und Tauben dem Wiesel ein für allemal verziehen werde und daß man sogar auf Feldern Steinhaufen liegen lasse, damit das Wiesel in denselben bequem wohnen könne.

Ob die Anklager oder die Anwälte des „Heermännchens" Recht haben, darüber wollen wir an dieser Stelle nicht entscheiden. Besonders warmer Sympathien des Menschengeschlechtes wird es sich aber schwerlich jemals zu erfreuen haben.

Recht und Liebe.

Novelle von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Und nun willst Du also gehen?" hub der alte Herr nach einer Pause wieder an. „Du willst gehen? Weshalb? Weshalb denn jetzt gehen?"

„Sehen Sie denn nicht ein, daß meines Bleibens hier nicht länger ist? Ich hätte ja gar nicht hierher kommen dürfen — ich handelte damit gegen den Willen, den ausgesprochenen Willen meiner entschlafenen Eltern. Wie sollte ich mich nun noch länger Denen gegenüber hier behaupten, welche Sie umgeben und Ihr Haus füllen?"

„Aber sie werden ja sicherlich sofort gehen, sobald Du da bist, Du, meiner Schwester Kind, Du, mein nächstes Blut, Du, die einzige Erbin von Allem, was ich besitze."

„Ich Ihre Erbin? Nein, das eben will ich ja nun und nimmer sein. Das eben will ich nicht."

„Du willst es nicht? Auch das gut! Alles wie Du willst! Mir ist es recht. Was geht's mich an, was noch meinem Tode wird! Wenn nur Alles geschieht, was Du willst! Alles, was Dich bewegen kann, zu bleiben!"

Regine sah stumm auf ihren Oheim nieder. Ihr Herz wallte von einem Mitgefühl mit dem kranken Manne über, das es ihr nun doch schwer machte, bei ihrem Willen zu verharren.

„Wenn," sagte sie endlich zögernd, „wenn Sie so völlig ein verstanden mit meinem Entschlusse sind . . ."

„Dann, dann . . . wirst Du bleiben?" fiel ihr Oheim eifrig ein.

Sie erschrak nun schon über ihr Zugeständniß. Sie wollte ja Leonhard nie, nie wiedersehen. Er hatte ihr das Bleiben ja unmöglich gemacht.

„Lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen!" antwortete sie rasch. „Sie dürfen sich auch nicht länger durch ein Gespräch wie dieses anfregen. Versprechen Sie mir, daß Sie den Kutscher herauf kommen lassen und ihm selbst einschärfen wollen, er habe unbedingt und augenblicklich zu gehorchen, wenn ich einen Wagen verlange — wollen Sie das?"

„Gewiß, gewiß, wie Du willst! Zieh die Klingel, damit Andreas den Kutscher herauf holt! Du magst selbst hören, wie ich's ihm befehle, Kind. Was Du nur willst, soll geschehen."

Regine ging, die Klingel zu ziehen. Aber noch bevor sie die Schnur erreicht hatte, ward die Thür aufgerissen und angstund schreckensbleich stürzte Dora herein.

„O Fräulein, Fräulein — ich weiß nir nicht zu helfen — mein Bruder Damian stirbt, wenn Sie uns nicht beistehingen — mein Bruder ist wie todt, ganz wie todt, und Niemand von uns weiß, was wir beginnen sollen."

„Damian — Ihr Bruder? Was ist denn geschehen?"

„Er ist schwer verwundet; sie haben sich geschlagen, und nun ist er wie todt, und die Mutter hat den Kopf verloren und steht da und wehklagt und jammert, und ich weiß nicht, was ich anfangen soll . . . und so bin ich zu Ihnen gestürzt — o, bitte, bitte, kommen Sie! Sie wissen uns gewiß einen Rath zu geben."

Regine besann sich nicht einen Augenblick. Sie war freilich kein Arzt, nicht einmal das, was sie hier vorgestellt hatte, eine Krankenpflegerin — aber sie war die Tochter eines Arztes und war sicher eher im Stande, etwas Hülfreiches zu thun, als diese kopflosen Frauenzimmer. So folgte sie augenblicklich Dora, die vor ihr her eilte, in die Wohnung der Frau von Ramsfeld: im Wohnzimmer seiner Mutter lag Damian auf dem Sopha, regungslos, die auf der Brust auseinissenen Kleider mit Blut überströmt, das Haupt über der Lehne des Sophas zurückgesunken. Hinter ihm saß Frau von Ramsfeld mit thränenüberströmtem Gesicht, während Andreas daneben stand und den Verwundeten die Stirn mit Kölnischem Wasser rieb — Frau von Ramsfeld schien wie gelähmt und nichts thun zu können, als zu jammern und zu schluchzen.

„O wie gut, daß Sie kommen — wie gut Sie sind!" rief Frau von Ramsfeld beim Anblick Reginens. „Sagen Sie mir, ob er todt ist, sagen Sie es mir!"

Andreas sah mit einem mitleidigen Blick zu Reginen auf.

„Es ist nicht so arg," sagte er mit merkwürdiger Ruhe, „aber die gnädige Frau will mir nicht glauben. Es ist nur eine Ohnmacht, gewißlich nur eine tiefe Ohnmacht; er wird schon wieder zu sich kommen — der Athem wird schon stärker, merklich stärker —"

Regine nahm rasch Andreas das Kölnische Wasser und das Tuch ab, mit dem er dem Ohnmächtigen die Stirn wusch, und übernahm diese Hülfsleistung selbst, um Andreas nach kaltem Wasser aussenden; die Wunde, welche sich an der Schulter befand, blutete noch — das Blut mußte gestillt werden. Regine nahm sich eifrig des Verwundeten an, und als Andreas zurückkam, war Damian bereits wieder zur Besinnung gekommen und starrte mit irren Blicken um sich her.

„Es scheint, die jungen Herren haben sich geschlagen," nahm nun Andreas das Wort, „im Walde auf Pistolen geschlagen — wenigstens sagt Herr Edwin Klinghoft so, der dabei wohl den Secundanten gemacht hat. Herr Edwin Klinghoft hat ihn denn auch mit Mühe hergeschleppt; ich konnte meinen Augen nicht. als ich, eben unten durch den Flur gehend, die Beiden heran geschlichen und herangewankt kommen sehe. Wie wir ihn dann erst hier oben hatten, und wie er nun erst hier im Zimmer auf das Sopha sank, überkam ihn die Ohnmacht; Herr Klinghoft ist dann fortgestürzt, um seinen Bruder zu holen — der Herr Doctor

Digitized by Google

wird ja bald hier sein und uns sagen, was es mit der Verwundung auf sich hat."

Regine gab Andreas den Rath, jetzt fortwährend nasse Tücher auf die Wunde zu legen. Dann sprach sie einige beruhigende Worte zu Frau von Ramsfeld, die endlich wieder zur Vernunft zu kommen schien und zu jammern aufhörte, und sagte ihr, daß sie weiter nichts zu thun und zu rathen wisse, daß der Doctor ja wohl bald da sein würde, um zu helfen: dann ging sie rasch wieder, in der Angst, Leonhard zu begegnen, der also jeden Augenblick hier eintreten konnte. Sie ging, um, wie sie sagte, dem alten Herrn zu berichten und seiner Spannung ein Ende zu machen.

Der schrecklichste Anblick des blutüberströmten Damian's hatte sie heftig erschüttert. Halb Mitleiden, halb Empörung fühlte sie wieder diese wüsten und dabei so thörichten Menschen. Es war offenbar, Damian hatte an Sergius den begangenen Verrath rächen wollen: sie waren sich mit Mordwaffen entgegengetreten — Alles nur in der Gier nach ihrem, nach Reginens Erbe, einem Erbe, das sie ja gar nicht wollte. Es war so verächtlich und doch so schrecklich! Dennoch dankte Regine fast dem Himmel dafür, daß diese häßliche Episode ihres Aufenthalts auf Dortenbach, wenn sie einmal eintreten sollte, gerade in diesem Augenblick eingetreten war, wo sie nahe daran gewesen, aus Rührung über ihres Oheims flehentliches Bitten und um des alten Mannes willen, der in ihrem Gehen ein solches Unglück für sich zu erblicken schien, ihrem festen Entschlusse untreu zu werden. Tief und stürmisch aufathmend, sagte sie sich: Nun ist's genug. Was meine Eltern hier erlebt haben, das weiß ich ja — und nun habe auch ich genug erlebt in dem alten stolzen Hause meiner Väter. In diesem hochmüthig mit seinen Thürmen aufragenden wappengeschmückten Ahnenschloß! Welch Friedensasyl für seine Angehörigen es ist, welcher Geist der Eintracht an seinem Herde waltet, habe ich nun selbst gesehen. Freilich, Blut ist darin schon seit Jahren nicht mehr geflossen. Es wurde Zeit — es mußte einmal wieder fließen: fast könnte ich sagen um meinetwillen, damit das alte Schloß mir noch im rechten Augenblick zurufe, daß ich ihm fern bleiben solle, fern allen den Menschen, die mit ihm zusammenhängen und daher gekommen!

Daher gekommen! Daher gekommen war ja vor Jahren auch Leonhard. Sie hatte es anfangs nicht gewußt. Hätte sie es gewußt, vielleicht hätte sie dann eine innere Warnung empfunden wider diesen Mann und ihr Herz behütet. Aber sie hatte es erst erfahren aus seinem Munde, als es zu spät gewesen, als sie ihr Vertrauen, ihr Herz, ihr ganzes Seelenleben schon an ihn weggegeben hatte. Und nun war das Unglück geschehen, das fürchterliche Unglück: dieser wühlende, zur Verzweiflung treibende Schmerz in ihr mahnte sie, daß ein fortgegebenes Seelenleben sich nicht zurücknehmen läßt — das Gefühl beherrschte sie, daß es für immer an ihm fortgegeben blieb, an einen Mann, den sie doch hätte hassen, verabscheuen, tief, tief verachten müssen.

War es denn möglich — konnte ein Herz denn lieben, wo es nicht achtete? Half denn das Recht, das helle sonnenklare Recht, zu verurtheilen und zu verdammen, gegen eine solche verächtliche Liebe nicht? Selbst bei einem Wesen wie dem ihrigen nicht? Hatte sie doch immer ein starkes, ausgeprägtes Gefühl für das Recht empfunden; hatte er selbst sie doch oft necken eine „rechtwinkelige Natur" genannt! Es war so empörend, daß man sich selbst verachten könnte — — aber Regine riß sich gewaltsam von diesem Gedanken los, sie mußte ja eilen, dem Oheim ihr letztes Adieu zu sagen — auch das, fühlte sie, würde ihr trotz des Rechtes, das sie hatte, schwer und schmerzlich werden: auch an den schwachen, willenlosen alten Mann schon fühlte sie sich gebunden; auch für ihn schon empfand sie etwas von einer Liebe, welche sie neben ihm festhielt — aber sie mußte zu ihm hinüber, damit sie bei ihm nicht Leonhard begegnete, wenn dieser von Damian kommend zu ihm hinaufgehen würde.

die Alteration für mich die gleiche bleibt — ich bin sehr, sehr angegriffen."

„Ich bedauere es um so mehr," versetzte Regine, „als ich zu Ihrer Pflege nun nichts mehr beitragen kann, lieber Onkel. Aber Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich nun gehe, werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage: ich kann auf Dortenbach nicht bleiben, kann es nun einmal nach allem, was in mir ist, nicht; es ist in mir etwas Unwiderstehliches, was mich fortreibt."

Der alte Herr seufzte tief auf.

„Ja, ja," sagte er matt, „ich glaube Dir. Weshalb sollte ich Dir nicht glauben, Kind, wenn Du so zu mir sprichst? Wenn Du bleiben könntest, es wäre so schön gewesen! Ich hätte Jemand neben mir gehabt, der mir gehörte, der mich liebte, mein Blut, fast meine Tochter. Ich habe nie Jemanden gehabt, der mir ge hörte, nie. Als ich verheirathet war, gehörte ich einer Frau, die mich so lange glücklich machte, bis wir's Beide nicht mehr ertragen. Und nun finde ich eine Nichte, eine Tochter, ein schönes, liebes Geschöpf, das aber nur zu mir kommt, um mir zu sagen: Oheim, ich gehe wieder! Also Du gehst wieder und läßt den alten Onkel so einsam, so verlassen, wie er war. Du willst nicht bleiben, ihm seine wenigen letzten Tage zu verschönern? Du willst Dir nicht von ihm erzählen lassen, wie farblos trübe sein Leben dahinfloß? Nun ja, Du bist jung, und was geht's Dich an! Du willst Dir auch nicht von ihm erzählen lassen von Deiner Mutter, von der armen Sabine, wie sie als Kind war, als heranwachsendes Mädchen — ach, sie war so reizend damals! — willst nicht hören, wie sie spielte und sich tummelte, wie sie ihren kleinen Garten angelegt hatte, wo ihr Pony im Stalle stand, und dann — aber Du willst es ja nicht, Du willst auch dem alten Onkel, wenn nun seine letzte Stunde kommt, nicht den Schweiß von der Stirn trocknen —"

„O, hören Sie auf, hören Sie auf," rief in Thränen ausbrechend Regine, „ich kann, ich kann ja nicht hier bleiben, wo . . . Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht kann."

„Nein, nein," fiel der alte Mann, leise mit dem Kopfe nickend, ein, „Du kannst es nicht — Du hast Recht, o so Recht, daß Du gehst. Was sollteſt Du hier Deine schönen Tage vertrauern in diesem Hause des Unglücks unter hadernden Menschen? Dortenbach! Du hast Recht, daß Du nichts davon wissen willst. Ich wollte, mein Bruder wäre am Leben geblieben und ich wäre an dieses Haus gefesselt worden. Dortenbach hat mir das Leben traurig verödet, traurig Dir das Leben ausbenken kannst . . . Geh, geh, und bleibe fern bei Deinem Willen, nie wieder mit Deiner unglückseligen Verwandtschaft zu schaffen haben zu wollen! Beim Himmel, konnte ich mit Dir gehen . . ."

„Mit mir gehen?" fragte Regine, „mein Gott, welche Eingebung! Gewiß könnten Sie zu uns kommen, zu der Tante und mir in die Stadt — die sorglose Pflege würde Sie umgeben: die Tante ist so gut, und das Leben in der Stadt so erleichtert — aber Eins, Eins freilich . . ."

„Was stockt Du, Kind?"

Regine athmete schwer auf, ehe sie antwortete:

„Es ist nur . . . daß Sie auf die Behandlung durch Leonhard Klingholt, als Ihren Arzt, verzichten müßten . . ."

„Verzichten? Weshalb? Er wohnt ja in Emer Stadt?"

„Und dennoch . . . sehen Sie . . . ich muß es Ihnen gestehen . . . und warum sollte ich es nicht, warum sollte ich nicht ganz offen gegen Sie sein? . . . ich war Klingholt's Braut . . . und Klingholt hat mich getäuscht . . . bitter, bitter getäuscht . . . ich habe hier sehen müssen, daß er nur um mich warb, weil er die Erbin von Dortenbach in mir sah."

Der alte Herr sah sie höchst betroffen an.

„Klingholt war — er war Dein Bräutigam?" fragte er, als ob er Mühe habe, sich in das Gehörte zu finden. Dann schüttelte er den schwankenden Kopf. „Und er hat Dich getäuscht? Darin irrst Du, Kind," sagte er. „Du irrst. Leonhard Klingholt? Nein, Leonhard Klingholt betrügt nicht."

„Sind Sie dessen so sicher?" antwortete Regine mit bitterem Lächeln. „Ich habe es aus seiner eigenen Mutter Munde, daß er sich mir genähert, mich ausgesucht hat, nur weil er wußte, wie nahe ich Ihnen stand . . . während ich noch gar nicht ahnte, daß er von hier, von Dortenbach gekommen."

„Sieht Du darin ein Verbrechen? Wenn ein Mädchen entdeckt, daß ihr Bräutigam sie nicht blos ihrer Schönheit willen

13.

Als sie bei ihrem Onkel eintrat, fand sie diesen wie in einem Halbdämmer in seinem Sessel liegend. Er schlug müde sein mattes Auge zu ihr auf.

„Du kommst, Kind," sagte er, „mir zu melden, daß Damian's Verwundung nicht so arg ist, wie sie aussah — nicht gefährlich — mir hat es schon Andreas hinterbracht, Gottlob . . . obwohl

Digitized by Google

liebt, sondern auch ihres Herzens willen, nicht blos ihres guten Herzens willen, sondern auch ihres Geistes willen, nicht blos ihres Geistes willen, sondern auch ihres hohen Ranges, ihres stolzen Namens, ihres glänzenden Erbes willen" — mein Gott, was thut das? Wenn er Dich nur liebt! Was thut's dann?"

„Aber das ist's ja eben: er liebt mich nicht, weil er nur . . ."

„Ein Mann ist anderer Natur, als Ihr schönen Frauen," fuhr der alte Herr, ohne auf sie zu hören, fort. „Ihr Frauen wollt durchaus nur durch Euch, Euch allein beglücken . . . ich weiß, ich hab' es erfahren, wie Ihr uns beglücken wollt; nur durch Euch selbst, durch Euer bloßes Dasein — der Mann soll daneben nicht eine Cigarre rauchen, nicht einen Blick in seine Bücher werfen, nicht sich hinter einen Becher Wein setzen dürfen, sondern nur sein Glück in Euch finden. Der Mann denkt anders, mein Kind; er denkt und fühlt anders; das ist seine Natur. Er legt nebenbei auch noch auf das Nichtätherische Werth. Er wählt nicht um des Erbes willen — das wäre gemein; er fügt Euch nicht Liebe, wo er nur den Mammon liebt, aber wenn Ihr ihm nun einmal ein Erbe mitbringt, weshalb sollte er das verschmähen? Wenn Ihr den Mammon habt — weshalb soll er ihn von sich stoßen? Er muß in die Zukunft blicken; er hat die Sorgen — er wäre ein Narr, wenn er ihn verschmähte."

„O Gott, Oheim," unterbrach ihn Regine, „was hilft mir das Alles, wo ich doch weiß . . ."

„Was weißt Du, Kind? Du weißt nichts Schlechtes von Leonhard Klingholt."

„Ich weiß, daß er nur mich aufgesucht, sich mir nur genähert hat — ich sagte es Ihnen ja."

„Und ich glaube nicht daran; ich — aber da ist er ja — da ist der Angeklagte — wie Sie im rechten Augenblick kommen, Klingholt!"

Leonhard war eben erregt eingetreten. Er hatte bei der Verwundung Damian's das Nöthige rasch gethan, und kam in der Sorge um seinen Patienten und die Folgen, welche für diesen die Aufregung haben konnte.

„Sind Sie wohl?" fragte er zu ihm tretend, während Regine, nun es zu spät war, ihm auszuweichen, sich zwang, mit möglichster Ruhe aufzublicken und mit fester Stimme zu sagen:

„Adieu, Oheim, ich weiß Sie jetzt in besseren Händen als den meinen und gehe . . ."

„Nein, nein," rief der alte Herr erschrocken, „geh' nicht — noch nicht! Ob ich wohl sei, Klingholt? Ich bin matt, Doctor, matt zum Sterben. Aber davon nachher! Ehe Sie den Arzt bei mir machen, muß ich ihn bei Ihnen machen — den Seelenarzt oder den Beichtvater, wenn Sie wollen. Sehen Sie, Regine — meine gute Nichte Regine hat mir Alles gestanden; in dem Augenblick, wo sie von mir gehen will, hat sie mich in ihr Herz blicken lassen — in ihr braves Herz, das so tapfer zu verachten weiß, worauf andere Menschen sich mit wilder Gier stürzen. Und Sie wissen das auch, nicht wahr, Klingholt, wenn es sein muß, wissen Sie es auch? Es war zwar mein nicht schön von Ihnen, daß Sie mir nicht die Wahrheit sagten, daß Sie meiner Schwester Kind als eine Fremde bei mir einführten. Aber um's goldene Kalb tanzen . . . ah daß — lächerliche Vorstellung! Es ist nicht wahr, daß Sie Regine blos deshalb aufgenommen, blos deshalb um sie geworben haben, weil Sie wußten . . ."

„Nein, das ist nicht wahr," fiel mit dem Tone entschlossener Entrüstung Leonhard ein, „bei Gott nicht! Wer beschuldigt mich dessen? Es war der glückliche Zufall meines Lebens, der mich die Bekanntschaft von Fräulein Regine Horstmar machen ließ . . ."

„Siehst Du, Kind, siehst Du, daß Du ihm Unrecht thatest!" rief der alte Herr freudig aus. „Du wirst an seinem Wort nicht zweifeln."

„Nein," sagte noch einer Pause Regine bewegt. „Ich zweifle an seinem Worte nicht. Es wäre zu abscheulich . . . nein, nein, ich zweifle nicht! Aber . . ." (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Das Geheimniß der hölzernen Musikinstrumente und ihres Baues schien jahrhundertelang völlig verloren. Kein Virtuos, der etwas an sich wagen konnte, wollte seinen Genius an einem neuen Instrumente erkalten lassen und strebte zunächst nach einer Geige, der sonst kein anderer berühmter Meister einen leidenschaften Ton eingebunden hatte, gleich als werde das tode Holz vom ofmaligen Hören selber musikalisch und lasse sich einüben wie die Hand oder die Kehle. Andere munkelten, daß es ein Geheimniß in der Construction gäbe, welches die neueren Geigenbauer nicht kannten und welches am Ende gar, wie die Birnuosität Paganini's, ursprünglich einem Teufelsbündniß zuzuschreiben wäre. Zu Beispielen bezahlte man ungeheure Preise für die Violinen von Amati, Stradivarius, Rainer und anderen Künstlern, weil sie ihrer leichten Ansprache und ihres unnachahmlichen Wohllautes wegen ganz unerreicht dastünden. Die neuere Wissenschaft, die in alle geheimen Dinge ihre Nase steckt, hat indessen gefunden, daß es nur auf ein vollkommenes Austrocknen der Holzfasern und eine möglichste Befreiung derselben von allen harzigen, öligen und sonst die Zwischenräume der Fasern verstopfenden natürlichen Bestandtheilen des Holzes ankommt, um ihnen das höchste Vermögen der Mitschwingung oder Resonanz zu verleihen.

Wenn diese Lockerung des inneren Gefüges der oxydirenden Wirkung der Luft allein überlassen wird, so können bei uns frischem Holze verheerungen Gelagen, Risse und Spalten nicht an die Tagesordnung kommen, ohne daß die höchste Klangfähigkeit des Holzes erreicht worden, ein Umstand, den der berühmte Geigenbauer Stradivarius in Cremona wohl gekannt zu haben scheint; denn man erzählt, daß er das Holz alter Kirchenstühle, Stuhlpfeiler und derzgleichen für seine Fabrikate angekauft habe. In neuerer Zeit ist man indessen darauf gekommen, das Holz einem künstlichen Alterungsprocesse zu unterwerfen, und der Erste, der ein solches Verfahren vor sechs bis sieben Jahren angewandt hat, scheint ein Professor Tausi gewesen zu sein, dessen Fabrikate durch das Centralmusikmagazin von F. Hamma und Comp. in Stuttgart zu beziehen waren. Sein Verfahren ist, soviel bekannt, nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden und soll in einer Behandlung des Holzes mit überhitztem Dampfen bestehen. Ein anderes höchst erfolgreiches Verfahren, welches auf einer rationellen Beleuchtung des Vorganges beruht, hat im vergangenen Jahre der Pianofortefabrikant C. René in Stettin patentirt erhalten und bekannt gemacht.

Das sonst der Sauerstoff der atmosphärischen Luft im Laufe langer Jahre vollbringt, wird hier im Verlaufe eines halben oder ganzen Tages durch die Einwirkung reinen ozonisirten Sauerstoffes auf das erwärmte Holz hervorgebracht. Die Holzbretter werden zu diesem Zwecke in einen großen eisernen Kessel gelegt, in welchem sie, ohne sich zu berühren, über einander zu liegen, daß die Gase ihre gesammte Oberfläche frei umspülen. In diesem Kessel setzt man sie zunächst zwölf Stunden lang der Einwirkung heißer Luft aus, um die Feuchtigkeit aus ihnen zu entfernen; dann wird der Kessel verschlossen, nochmals durch die darunter befindliche Feuerungsanlage erwärmt und die Luft ausgepumpt. Hierauf wird der Kessel mit Sauerstoff gefüllt, der durch elektrische Funken ozonisirt wird; diese Funken springen in beständiger Folge zwischen zwei Platinspitzen über, welche die Endpotze zweier durch Glasröhren in den Kessel geleiteten Drähte bilden. Der so erzeugte ozonisirte Sauerstoff wirkt so energisch auf das erwärmte Holz ein, daß es die storenden Harz-, Oel- oder sonstigen Bestandtheile in zwölf bis vierundzwanzig Stunden, statt in ebenso vielen Jahrzehnten verzehrt.

Es leuchtet ein, daß mit dieser Erfindung ein ganz bedeutender Fortschritt im Bau der Musikinstrumente erzielt wurde, und daß man auf diese Weise nicht nur vorzügliche Streichinstrumente, sondern besonders auch ausgezeichnete Pianofortes herstellen kann.

Die Märchenerzählerin (Abbildung S. 361). Wir geben heute unseren Lesern das fünfte Bild von dem Münchener Künstler Julius Adam (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Lithographen dieses Namens, der 1874 gestorben ist). Im Jahrgang 1875 brachten wir seine „Münchener Chorale'sope" und „Musikalische Studienlope"; im Jahrgang 1877 „Killerthaler und Zillerthalerin". Vier Jahre später (Jahrgang 1881) überraschte er uns mit seinem prächtigen „Pfingstreigen", in welchem er uns das an Freuden so reiche Frühlingsvolksleben in Flur und Wald zeigt, zu welchem die Zeitgenossen Faust's „aus der Gassen ausziehenden Thore" herausströmen. Auch unser heutiges Bild führt uns zu einer Frühlingsfestfreude, nur daß nicht ein Stück Volk, sondern ein Stück Familie daran Theil nimmt. Die Großmutter hat sich ihren Rohrsessel in den Garten hinterm Hause tragen lassen, und da sitzt sie nun, von den Enkeln und anderen Kindern umringt, und erzählt. Die Großmutter erzählt! Das ist die Seligkeit der kleinen Herzen. Die Großmutter mag erzählen was sie will, es ist Alles herrlich — die Großmutter erzählt's ja. Es muß etwas Grusliges sein, das sie eben auswahl; denn die Gesichter der gebannt Horchenden werden so ernsthaft. Nur das Mädel auf der Schwelle Arm, der Bub' im Kordwagen und der Spitz im Grase machen sich nichts daraus und freuen sich auf eigene Faust. Dem Bilde schadet das aber durchaus nichts, wie wir sehen.

Kleiner Briefkasten.

Langjährige Abonnentin in Oldenburg. Es freut uns, Ihnen erwidern zu können, daß E. Marlitt eine Erzählung unter der Feder hat. Werde übrigens bereits in unserer Quartalsanzeige (Nr. 13) mitgetheilt.

Schifferin, Ungarisch. Lied des Cyrus. Gedicht von J. V. Vogt, der ungarische Text von B. Kovács, Musik von Heinrich Proch. Op. 37. Bei Ant. Diabelli u. Comp., Graben, Wien.

Franz S. in Triest. Räthlich: Kaufmanns!" Die Opposition hat die Flexion.

T. E. 1862 in **Straßburg.** Ihr Manuscript ist unter der angegebenen unvollständigen Adresse unbestellbar. Geben Sie gefälligst an, ob Sie es noch Straßburg im Elsaß oder nach welchem Straßburg sonst dirigirt haben wollen!

Neustadt a. d. H. Brobneid!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Engelid.

Novelle von Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

„Für zwei Nächte und einen Tag mache ich von Deiner Gastfreundschaft Gebrauch," erklärte Knut, indem er der einsamen Schärendewohnerin die Hand zum Gruß reichte und ihr in die Hütte folgte, „dann findet sich wohl Jemand, der mich nach Frägö übersetzt. Da halten die Dampfschiffe; die bieten mir Gelegenheit, für ein Billiges schnell nach dem Sogne-Fjord hinunter zu kommen."

„Ich selber werde Dich übersetzen," antwortete das Mädchen, — als ein solches glaubte Knut die kräftig gewachsene Gestalt in der unbestimmten Beleuchtung zu erkennen — „doch das eilt nicht. Magst Dich zuvor einige Tage im Hause des alten Saitenspielers ausruhen. Da — setze Dich an den Tisch! Wer am Strande herum hierher kommt, hat sich müde und hungrig gegangen. Ich will Dir ein Mahl bereiten. Auch Wachholderbranntwein hab' ich noch, und der ist doppelt so viele Jahre alt, wie der Olaf todt ist, und wohl noch älter; er wird Deine Kräfte auffrischen. Der Olaf lobte einen guten, mäßigen Trunk, und deshalb hielt ich drunes Bier seitdem, um es einem Gaste vorsetzen zu können."

Sie schürte das Feuer und legte dürre Reiser auf, daß die Flammen höher emporschlugen; die Flammen aber erhellten nicht nur das Gemach, sondern verdrängten auch den Rauch, der unter der geschwärzten Balkendecke hing und den Luftlöchern oberhalb der Thür träge zuschlich.

„Nießen," sagte sie nach der anderen Seite des Gemaches hinüber, „geh' und hole die drei besten Makrelen herein! Nimm von den heute geangelten! Die sind noch nicht gedörrt. Im Vorbeigehen pflücke etwas Lauch — wirst 's ja finden im Dunkeln — das bringe mir!"

Alsbald begann es sich in dem Winkel zu regen, und Knut bemerkte einen gekrümmten Mann mit auffallend langen Armen und wirrem weißem Haar, der unter einer greifarbig gemusterten wollenen Decke hervorkroch. Der Alte warf ihm einen blöde lächelnden Blick zu und griff nach einem Krückstock; sich schwer stützend, hinkte er zur Thür hinaus.

„Ich nahm ihn zu mir, nachdem der Olaf das Zeitliche gesegnet," erklärte die Hausbesitzerin, während sie in einer Schüssel Hafermehl mit etwas Ziegenmilch und Wasser zu einem Brei zusammenrührte, dabei aber jede Gelegenheit benutzte, unbemerkt einen Blick ängstlicher Spannung auf ihren Gast zu werfen, „ich that es aus Barmherzigkeit, aber auch, weil ich in der Einsamkeit das Reden nicht verlernen wollte. Nebenbei gebrauchte ich Jemand, der mir beim Fischen und Dörren hülfreiche Hand leistete. Sein Brod verdient er reichlich. Mag es mit seinen Füßen nicht ordentlich bestellt sein, in den Armen besitzt er dagegen große Kräfte. Im Boot arbeitet er für Drei."

Knut antwortete nicht, und indem er bei der zunehmenden Helligkeit um sich sah, nahm sein ernstes Antlitz einen überaus schwermüthigen Ausdruck an. Er mochte sich fragen, ob in der That so viele Jahre verstrichen seien, seitdem er auf seinen Küstenfahrten den alten Olaf zum letzten Mal besuchte; denn Alles lag und stand noch wie damals. Tage schienen erst darüber hinweggegangen zu sein.

Die rauchgeschwärzten Wände und Tragebalken, von welchen an Thränen mehrere geborste, seltsam gestaltete Fische als eine Art Meerwunder niederhingen, hatten nicht die kleinste Wandlung erfahren. Da standen noch der mit phantastischen Schnitzereien verzierte Schrank und die alte Truhe mit den barocken Malereien, standen die schweren Holzschemel, stand der plump gezimmerte Tisch mit den Kreuzfüßen und der breiten Platte, und vor Allem das mit einer farbenreichen, wunderlich gemusterten Decke belegte Bett. Jedes einzelne Stück erkannte er wieder; wie ein alter Freund erschien ihm sogar der oberhalb des Herdes mit der Wand vereinigte rußige Drachenkopf mit dem langen Halse und der sägeförmig ausgezackten Mähne, welche dem Kessel als Träger diente und es ermöglichte, denselben, je nach Bedarf, höher oder niedriger über das Feuer zu hängen. Der greise Olaf — ach! der fehlte zwar, aber die Langeleike lag noch auf ihrer alten Stelle auf einem bunt geschnitzten Tragebrett.

Knut betrachtete das Mädchen, welches sich mit einer gewissen würdevollen Ruhe vor dem Herd einherbewegte und deren Gestalt in der unsteten röthlichen Beleuchtung eine wunderbar einheitliche Beziehung zu der düsteren Umgebung gewann. Jeder Griff der arbeitsgewohnten Hände, jeder Schritt schien genau berechnet zu sein, eine so eigenthümliche Sicherheit offenbarte sich in denselben. Sogar in der Art, wie der kräftige, straff bekleidete Oberkörper sich in den breiten Hüften wiegte, lag etwas wie männliches Selbstbewußtsein, oder vielmehr wie die Ueberzeugung, blindlings nur den jeweiligen eigenen Regungen folgen zu brauchen, um keinen Mißgriff zu begehen. Ihr Antlitz, welches die Bezeichnung einer gereiften Schönheit verdiente, kehrte sich meist dem Feuer zu. Knut sah daher nur wenig von demselben und das Wenige blos flüchtig. Dagegen fesselte seine Aufmerksamkeit das goldblonde Haar, welches, ganz gegen die Landessitte, in zwei schweren Flechten das stolzgetragene Haupt umschlang. Er meinte, ähnliches Haar schon früher gesehen zu haben. Wo, wo?

Digitized by Google

„Es hat sich in den letzten zehn Jahren hier nichts geändert," brach er endlich das Schweigen, und zwar weniger, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, als um dem Mädchen eine Art Höflichkeit zu erweisen. „Alles liegt und steht wie vor Zeiten; damals gab es zuweilen einen lustigen Abend hier, wenn ich mit einem Fäßchen Bier eingetroffen war und der alte Olaf sein Saitenspiel hervorholte. Die ganze Stube war voller Geister, wenn er sang. Alles bebte und webte: die Balken wie die Herdsteine und die vertrockneten Scheusale und Meerdrachen da oben an der Decke. Die ganze wilde Jagd sang er herbei, zumal wenn das Meer draußen siedete und kochte; dann ging es um's Haus herum, wie mit zehntausend Gespenstergäulen."

„Ja, der Olaf war ein großer Sänger," gab das Mädchen erzwungen gleichmüthig zu; „manche Nacht kosteten seine Gespensterlieder mich den Schlaf, bevor ich mich daran gewöhnt hatte. Jetzt hat der Nielsen die Sorge übernommen, daß die Langeleike nicht dumpf und saulig wird. Wenn ihm der Kopf darnach steht, spielt und singt er stundenlang. Ihm ist es eine Lust, zu dem Saitenspiel zu krächzen, wie ein Seerabe, und ich hör's gern wegen des Gedächtnisses. Hab' in jüngeren Jahren manches liebe Mal den Fuß zum Tanz gehoben, wenn der alte Olaf aufspielte," und verstohlen sandte sie einen heißen Blick zu dem vor sich auf den Tisch niederschmauenden Gast hinüber.

„Hast wohl lange bei ihm gewohnt?" forschte Knut gleichmüthig, um die Unterhaltung nicht wieder in's Stocken gerathen zu lassen.

„An die acht, neun Jahre. Nicht eine Stunde gerent mich, die ich bei ihm verbrachte."

„Da müßt Ihr gute Freunde gewesen sein?"

„Sehr gute Freunde! Wir hatten keine Geheimnisse vor einander."

„Sprach er jemals zu Dir von einem gewissen Knut, als von Jemand, mit dem er auf einem freundschaftlichen Fuße gestanden, und der vor einer Reihe von Jahren außer Landes gegangen?"

Das Mädchen neigte sich tiefer über eine Pfanne, in welche sie den Haferteig legte und aus einander preßte. Erst nach längerem Zögern und als ob die Arbeit ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe, antwortete sie gedämpft:

„Von Allem sprach er, auch von dem Knut Knutsen."

„Auch von der Ursache, die jenen von dannen trieb?"

„Auch davon."

„Ich selber bin der Knut."

„So?" fiel es eintönig von des Mädchens Lippen.

„Ich gab ihm vor meiner Abreise einen Schlüssel," fuhr Knut in seiner ruhigen Weise fort, „einen Schlüssel und — nun — auch andere Dinge in Verwahrung; vertor er jemals ein Wort darüber?"

„Einen Schlüssel hinterließ er mir," antwortete das Mädchen. „Er sagte, der Eigenthümer würde selber kommen, ihn zurück zu fordern."

„So glaubte er an meine Heimkehr?"

„Keinen Augenblick zweifelte er an ihr; es konnte nicht anders sein — Du mußtest ja kommen."

In dem Ausdrucke, mit welchem sie sprach, offenbarte sich eine eigenthümliche Zuversicht, die Knut überraschte. Schärfer sah er zu ihr hinüber, doch vergaß er den Eindruck ebenso schnell wieder, als Nielsen herein hinkte; der alte Mann legte die bereits geschlitzten Fische, die er vorsichtig gewaschen und gesäubert hatte, sammt dem Lauch auf den Herd, deckte den Tisch vor Knut, stellte ein kleineres und ein größeres Glas vor den Teller und zündete endlich eine auf hölzernem Fuße befestigte Thrantampe an.

Knut, unablässig des verstorbenen alten Freundes gedenkend, beobachtete mit einer gewissen Theilnahmlosigkeit die beiden schweigsamen Gestatten. Obwohl für ihn beschäftigt, schienen dieselben seine Anwesenheit vergessen zu haben, und sogar als das Mädchen die Speisen für ihn auftrug, einen Krug Wachholderbranntwein und eine Kanne Bier neben die Gläser stellte, änderte sich nichts in ihrem ernsten, beinahe finsteren Wesen.

„Nun laß Dir's schmecken," sagte sie; „daß Du Wachholder und Bier in einem Hause findest, in welchem sonst nur kühles Wasser aus den Felsspalten getrunken wird, mag Dir beweisen, wie zuversichtlich Du erwartet wurdest — seit Jahren."

Knut sah flüchtig zu ihr auf. Sie hatte sich bereits abgekehrt und schritt wieder nach dem Feuerherd hinüber, von wo aus sie ihren Gast mit unverkennbarer Theilnahme beobachtete. Sein guter Appetit erfreute sie sichtbar. Einmal schien es sogar, als ob ihre großen, ernsten, blauen Augen einen feuchten Glanz erhielten, als ob es sich wie ein Zug der Enttäuschung um ihre vollen rothen Lippen tagerte. Doch schon nach einigen Secunden hatte sie die Haltung einer sorglamen Aufwärterin zurückgewonnen.

Nielsen lauerte wieder in dem Winkel auf seine Decken und schaute vor sich auf die brennende, kurze Pfeife nieder. Und so vernahm man längere Zeit hindurch nichts als das leise Klirren von Gabel und Messer oder das Geräusch, mit welchem Knut das Bier aus der Kanne in sein Glas füllte. Gelegentlich rühmte er auch die Zubereitung der Speisen und meinte, daß es ihm seit Jahren nicht gemundet habe wie heute und daß er gerade jetzt recht wonnig empfinde, wieder in der Heimath zu sein.

„Ich bin sonst kein Schwelger," bemerkte er, indem er endlich den Teller zurückschob und nach seiner Tabakspfeife griff, um sie zu füllen, „ein Trunk Wasser, etwas Brod und eine Kleinigkeit dazu ist Alles, was ich zum Leben bedarf. Nicht zehn Schritte geh' ich nach einem Leckerbissen. Aber um eine echt norwegisch zubereitete Makrele, einen Haferkuchen und eine Schüssel Molkebeeren, Gerichte, bei denen ich groß geworden, da reise ich meine tausend Meilen."

Ueber des Mädchens ernstes Antlitz zuckte ein Blitz der Freude. Schweigend nahm sie das citherartige Instrument von dem Wandbrett, und es war Nielsen auf eine leere Miste legend, forderte sie ihn auf, zu spielen, um die Erinnerungen des Gastes noch mehr anzuregen. Auch nannte sie ihm einige Tänze, nach deren Tact sie in früheren Jahren sich im Reigen gedreht habe. Während der alte Mann die Langeleike bedächtig stimmte und hin und wieder prüfend einen Accord anschlug, entfernte das Mädchen Teller und Speisereste. Das Tischtuch blieb, ebenso Krug, Kanne und Gläser. Dann nahm sie Knut gegenüber Platz, und als derselbe sie scharf ansah, rötheten ihre Wangen sich tiefer, und ängstlich schauten ihre Augen ihn an. Doch ebenso schnell trat die aufsodernde Gluth zurück; matt senkten sich ihre Lider, und eine melancholische Melodie, welche Nielsen in diesem Augenblicke anstimmte, schien sie zu beruhigen; denn sie hob alsbald mit ihrem tiefen Organ an:

„Wenn Nielsen spielt, hört und sieht er nicht, was um ihn her vorgeht. Wir mögen mit einander reden, als ob wir uns allein hier befänden."

Knut horchte hoch auf, ohne indessen seine Pfeife zu vernachlässigen. Er erwartete nähere Mittheilungen von dem verstorbenen Olaf, und schon schwebte eine darauf bezügliche Frage ihm auf den Lippen, als das Mädchen hastig fortfuhr:

„Vom siebenzehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre ist ein langer Schritt. Da geht im Menschen eine große Veränderung vor sich — ich meine in seinem äußeren Ansehen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Du mich nicht wieder erkanntest."

Noch immer blickte Knut forschend und zugleich zweifelnd in das schöne, ruhige Antlitz des Mädchens ihm gegenüber. Erinnerungen tauchten wohl in ihm auf, allein er wußte nicht, wohin sie zu bringen seien.

„Begegnet müssen wir uns im Leben sein," sprach er sinnend, „denn bekannt genug erscheinst Du mir, aber —" er stockte und spähte schärfer in die Augen, in welchen es wie Thränen erglänzte, die aber sogleich wieder durch eine trotzige Bewegung geklärt wurden.

„So will ich Deinem Gedächtniß auf den richtigen Weg helfen," nahm das Mädchen schnell das Wort, „vergegenwärtige Dir die Nacht im Lyster-Fjord — Deine letzte war's in diesem Lande — in welcher Du mit dem Janjen —"

„Engelid, so wahr mir Gott helfe!" fiel Knut lebhaft ein, und er reichte ihr die Hand über den Tisch, zog sie aber nach einem kräftigen Druck gleichmüthig zurück; „ja, Engelid, jetzt erkenn' ich Dich so gut, als wären wir gestern erst aus einander gegangen — aber Du hast Dich sehr verändert, und dann Deine Anwesenheit hier, so weit fort vom Lyster-Fjord, auf einer Schäreninsel — da ist's nicht zum Erstaunen, wenn ich auf Dich sah, wie auf eine Fremde, zumal mit meinen Gedanken an den todten Olaf. Wirklich, Engelid, sehr verändert! Bist sogar noch gewachsen, und häßlicher bist Du am wenigsten geworden. Wer hätte geglaubt, daß ich Dir gerade hier noch einmal begegnen würde!"

Engelid's Antlitz hatte bei diesen kalt-freundlichen Erklärungen einen sorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Und ich," hob sie an, „ich erkannte Dich am ersten Ton Deiner Stimme trotz der Dunkelheit. Freilich, Knut, weiß der Olaf beschwor, daß Du eines Tages plötzlich vor mir hintreten würdest, hab' ich auf Dich gewartet alle die langen Jahre. Wenn nur immer ich sah, daß Jemand in einem Boote sich der Insel näherte, meinte ich, Du müßtest es sein. Im Lyster-Fjord hättest auch Du mich erkannt — das weiß ich so genau, wie der Olaf wußte, daß Du heimkehren würdest. Und nach keinem anderen Orte der Welt konntest Du gehen, als gerade hierher, um Dein Eigenthum wieder an Dich zu nehmen."

„So hast Du nicht geheirathet?" fragte Knut wie beiläufig.

„Wen hätte ich heirathen mögen?" erwiderte Engelid, und Knut, sorglos in seine Pfeife hinabschauend, gewahrte nicht, daß sie die Farbe wechselte.

„So hat's nur an Dir gelegen?" fragte er ruhig.

„An mir hat es wohl gelegen, Knut — was soll ich's leugnen? Hier auf der Insel war ich sicher gegen Anträge. Es lag eine Art Gleichheit in unseren Schicksalen; denn ich wollte mir einen eigenen Herd nicht gründen, und Du konntest es nicht; drei Deinem Umherschweifen auf fernen Meeren und bei dem Gedanken an Deine Heimathlosigkeit war es Dir unmöglich, Dich viel um irgend ein Mädchen zu kümmern. Außerdem trugt Du Dich mit dem Bewußtsein, einen Menschen erstochen zu haben — und doch könnte der Jansen seiner Wunde wegen heute noch leben —"

„Ich hörte davon," fiel Knut gelassen ein, „und ich gesteh's, das Herz ist mir seitdem leichter geworden. Ich möchte sonst wohl ganz fortgeblieben sein, um nicht daheim alle Tage an die Blutschuld erinnert zu werden."

Engelid betrachtete sein gesenktes Antlitz einige Secunden starr, und mit regerem Eifer fuhr sie dann fort:

„Dein Schicksal hat mich schwer bedrückt alle die langen Jahre hindurch, und darum mied ich den Verkehr mit anderen Menschen. Wenn sie mich ansahen, glaubte ich in ihren Augen einen Vorwurf zu lesen, weil ich Dein Unglück verschuldete. Ich war damals ein junges, einfältiges Ding, und die schönen Worte, welche Du beim Tanz zu mir sprachst, o, die waren mir tief in's Herz gedrungen, und hätte des Jansen Messer Dich tödtlich getroffen, so hätte ich mich vom nächsten Felsen hinabgestürzt, um neben Dir begraben zu werden, Knut. Ich wiederhol's, ich gab die Ursache zum Streit, und hätten die Leute mich nicht zurückgedrängt, so wäre ich, als sie Dich mit dem Jansen zusammenschnallten, an Deine Seite geeilt, um jeden für Dich bestimmten Stoß auf die eigene Brust zu leiten. Daß ich Dir eine Sühne schuldig sei, dieser Gedanke hat mich nicht verlassen bis auf den heutigen Tag. Und nun? Bloß mir Nachts in meinen Träumen sind geworden, was der alte Olaf mir in seinen wilden Liedern gesungen, nun ist es Wahrheit geworden: Du bist heimgekehrt, und ich mag die Bürde von meiner Seele wälzen, ich mag zu Dir sprechen: Knut, um meinetwillen bist Du so viele lange Jahre in der Welt umhergeirrt; um meinetwillen hast Du unter dem Bewußtsein eines Mordes Dich so lange gewunden — nun verzeihe mir um des Leids willen, welches ich selber ebenso lange erduldete! Ja, Knut, ich wußte, wie Alles kommen würde; ich hätte es gewußt, ohne daß der Olaf es mir prophezeite. Und der war ein weiser Mann; der kannte viele Geheimnisse, war klüger, als andere Menschen; denn er hatte als Kind von seiner Aeltermutter Runenzeichen kennen gelernt. Um Dich herbeizurufen und Dir den Weg zu zeigen, schnitzte er einen Zauberreim in den Balken oberhalb der Thür. Ja, blick' hinüber! Du kannst ihn heute noch sehen, schwarz, wie er allmählich vom Rauche geworden. Da steht's mit Zeichen geschrieben, die kein Anderer mehr deutet: ‚Willkommen, Knut!' Durch diese Thür sollst Du einziehen zu Deinem Glücke.' Statt des todten Olaf ruf' ich Dir nun zu, wie er mir's vorschrieb: Willkommen, Knut, tausendmal willkommen! So oft willkommen, wie Sterne in klaren Winternächten am Himmel stehen, so oft willkommen, wie das Meer im Sturme Schaumperlen abwirft!"

Sie sprach es mit dem vollen Tone der Leidenschaft; hastig ergriff sie seine Hand und blickte ihm in die Augen, so innig, so liebevoll und doch so bange; ihre Wangen rötheten sich tief vor Freude und heimlicher Angst, als ob sie von seinen Lippen eine endgültige Entscheidung zwischen namenlosem Glücke und jähem Tode erwartete.

Wie ein Schlaftrunkener hatte Knut seine Hand in die Engelid's gelegt. Er wagte nicht, wie zuvor, sie sogleich wieder zurückzuziehen. Räthselhaft, dunkel war ihm der Sinn von dem, was er gehört. Der Zeiten, deren Engelid erwähnte, entsann er sich zwar, nicht minder aller zwischen ihnen gewechselten Worte, aber sie hatten ihm nicht mehr gegolten, als harmlosen Geplauder, wie es sich uns wohl auf die Lippen drängt, wenn Musik und Tanz uns das Blut schneller kreisen machen. Und was er damals — vor langen Jahren — so obenhin gesprochen, das hatte sie so tief genommen und dis heute treu gehegt? Ihr Glück hatte sie verscherzt um seinetwillen, sie, die da geschaffen war, Licht um sich zu verbreiten, wo sie nur erschien? Mitleid mit ihrem Schicksale beschlich ihn. Und wie schön war sie heute noch, heute, da ihre Reize voll erblüht waren! Wie rührend stand ihr das ernste, zuversichtliche Wesen!

Schweigend, aber noch immer Hand in Hand, saßen die beiden Jugendgefährten einander gegenüber, Engelid mit tödtlicher Spannung, Knut mit sich zu Rathe gehend, was er am besten antworten werde. Grübelnd starrte er vor sich auf den Tisch, aber er sähe, wie die Blicke aus den großen blauen Augen mit Seelenangst auf seinen Lippen hingen.

Noch immer erklangen die wild melancholischen Weisen des alten Nielsen. Es war etwas Geisterhaftes in den sich seltsam an einander reihenden Molltönen. Sie standen in Einklange mit der äußeren Erscheinung des langarmigen gnomenhaften Spielers, mit der düsteren Umgebung, auch wohl mit den Gedanken, welche die beiden stillen Gestalten an dem Tische beseelten.

Trübe schwälte die Lampe. Die letzten Reiser über der Herdgluth flackerten noch, und mit ihnen flackerten und tanzten sonderbare, unförmliche Schatten an den Wänden, die Umrisse der alten Möbel und Geräthe des Gemachs. Der Drachenkopf mit dem gemähnten Halse glühte in der rothen Beleuchtung. Die Schnitzereien an den Möbeln wanden sich durch einander; es grinsten und schielten die von den geschwärzten Balken niederhängenden Ungethüme mit den gespreizten Flossen, den breiten Mäulern und den stacheligen Bartfäden, als wollten sie sich, dess sie umschwebenden ätzenden Rauches überdrüssig, mit Gewalt von den Drähten losreißen, an denen sie hafteten.

Endlich sah Knut wieder empor; er blickte in die regungslos auf ihm ruhenden Augen Engelid's. Es drängte sich ihm die Empfindung auf, er werde von dem Mädchen als unveräußerliches Eigenthum betrachtet; das kränkte sein Selbstbewußtsein, und zugleich erwachte in ihm ein Gefühl des Verdrusses. Mit einer Bewegung des Gleichmuthes zog er seine Hand aus der Engelid's, und dann sagte er ruhig, jedoch nicht unfreundlich:

„Es klingt gar wundersam, was Du mir da erzählst, Engelid, wundersam, daß ich's nicht begreife. Wie mochtest Du leichtfertigen Worten, die auf dem Tanzplatze, wenn die Küpse brennen, zu Dutzenden fallen, so großen Werth beimessen —?"

„Knut!" rang es sich von Engelid's bebenden Lippen. „Deine Worte, so innig, so heiß — und gleich darauf Dich mit dem Jansen zusammengeschnallt zu sehen, in den Händen die Messer, in den Augen wilde Feindschaft, und dies Alles um meinetwillen — das gab meinem Herzen einen Stoß: ich trug die Schuld an Deinem Schicksal — ich! O, ich meinte, nie wieder froh werden zu können — und ich bin's auch nicht mehr geworden."

„Engelid," nahm Knut, die Brauen runzelnd, wieder das Wort, „spiele nicht länger mit Traumbildern aus Deinen Kinderjahren! Und wenn's bisher geschah, so ist's am wenigsten meine Schuld. Denn Dir mit Liebesschwüren die Ruhe zu verkümmern, kam mir nie in den Sinn —"

„Nein, nein, Knut, das weiß ich," warf Engelid unsäglich herbe ein.

„Und Schuld an meinem Schicksal," fuhr er fort, „trägst Du auch nicht, Engelid. Der Jansen hatte mich beleidigt, nicht Dich. Hätte er meinem Stuhl fortgenommen oder mit Willen mein Bier umgestoßen, wär's nicht anders gekommen, als nachdem er die Hand an meinen Tanzpartner gelegt. Also sei vernünftig und rede nicht von einer Genugthuung, von der ich nichts weiß, auch nicht von Sühne oder Vergeltung!"

„Armer Knut," verletzte Engelid weich, „wie hast Du doch Alles vergessen! Aber es konnte nicht anders sein; denn zehn Jahre lang bist Du mit der vermeintlichen Blutschuld auf dem Gewissen in der Welt umhergeirrt. Die Heimath mit Allem, was Du hier zurücklißest, lag Dir so fern, daß Du sie kaum noch mit

Digitized by Google

den Gedanken erreichtest, und da ist's nicht zum Erstaunen, wenn Manches Deinem Gedächtniß entfiel. Vielleicht streichest Du es auch mit Gewalt aus, um Ruhe zu finden. Daraus macht Dir Niemand ein Arg; Du handelest sogar klug. Aber hättest Du gelebt wie ich, wärest Du mit Deinen Gedanken so viele Jahre allein gewesen, so möchte es Dir verständlicher sein, daß Dein Unglück an meinem Gewissen nagte. Du bist eben ein wenig verhärtet — das höre ich an Deiner Stimme, und jetzt, da Du weißt, daß kein Blut an Deinen Händen klebt, wird Dir's schwer, Dich schnell wieder zu ändern; zu lange Zeit ist darüber hingegangen. Doch es wird kommen, Knut, ja es muß kommen über kurz oder lang, daß Du wieder lachst, wie ehedem, auch wohl Jemand findest," und ihre Stimme wurde unsicherer, „der Dich liebt und verehrt; Dein Herz wird erwachen wie die Birken drüben in unseren Thälern, wenn nach dem langen kalten Winter die Sommersonne ihr Licht entfaltet."

„Engelid," unterbrach Knut sie mit einer Geberde der Ungeduld, „wenn Du meiner freundlich gedachtest alle die langen Jahre, so danke ich Dir's. Aber das Andere laß' bei Seite! Mich sollte Jemand lieben und verehren, meinst Du? Was Du in diese Worte legst, errath' ich so halb und halb, und da gestehe ich, damit Du's auch Anderen sagen magst: So wenig ich damals daran dachte, mich nach einer Frau umzusehen, ebenso wenig denke ich heute daran. Mußte ich nicht außer Landes, möcht's vielleicht anders gekommen sein; jetzt hingegen paß' ich zum Ehestand wie der alte Spielmann dort. Der Gedanke daran ist mir schon ein Gräuel. Aber Du, wahrhaftig, Du hättest einen Mann nehmen sollen."

„Was Du sprichst, Knut, klingt hart, sogar feindselig, aber kränken kann es mich nimmermehr," sagte Engelid ruhig. „Suchte ich die Einsamkeit und wollte keines Mannes Weib werden, so ist das meine Sache. Sollte ich mich Jemand zu eigen geben, der mir zuwider, Jemand dienen und ihm unterthan sein, der mir so gleichgültig, wie die Nebelwolken, die um unsere Berge hängen? Da war ein Corporal, ein Sohn guter Leute im Gulbrandsdal, der ward um meine Hand in rechtschaffener Weise, doch ich wies ihn ab, weil ich — nun — weil ich meinte, wir gehörten nicht zusammen. Der ist denn fortgegangen — Gott weiß wohin. Dann kam Ornesen, der Müller aus dem Lärdal — Du mußt ihn noch im Gedächtniß haben — ein reicher älterer Mann, ein Wittwer. Der meinte es ebenfalls ehrlich und bot mir an, daß ich seine Frau werden solle, aber auch ihn schlug ich aus. Hätte mein Leben auf dem Spiel gestanden, ich wäre nicht zu ihm gegangen. Mich für Geld und Gut verkaufen —"

Engelid schwieg; zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Andreas Achenbach.

Von Fr. Pecht.

Ist es die Aufgabe des Genies, den Weg von überlebter Cultur zur Natur zurückzuzeigen und durch sein Schaffen neue Wege zu ihr zu öffnen, so kann Andreas Achenbach mit vollem Rechte auf den Beifall dieser edelsten Naturkraft Anspruch erheben; denn nicht nur unter den zahlreichen Düsseldorfer, sondern unter sämmtlichen deutschen Landschaftern nimmt dieser glänzendste Vertreter realistischer Richtung seit einem halben Jahrhundert noch immer die erste Stelle ein. Daß er sich darin zu behaupten vermochte, trotz aller Wechsel des Geschmackes und der kolossalen Umwandlungen der jeweils herrschenden Technik, darf man wohl der unvergleichlichen Gesundheit seines physischen wie geistigen Naturells und ihrer Verbindung mit einem Fleiße, einer kolossalen Arbeitskraft zuschreiben, wie sie in allen Zeiten zu den seltensten Ausnahmen gehörten. Ist er doch jetzt bereits weit im zweiten Tausend seiner oft sehr großen, fast immer aber mit bewunderungswürdiger Sorgfalt durchgeführten Bilder! Aus der Zahl derselben giebt die hier mitgetheilte Abbildung (S. 385) eines seiner neuesten und reizendsten Aquarelle wieder, das auf der vorjährigen Düsseldorfer Ausstellung alle Welt entzückte. Es stellt eine Scene aus dem Judenviertel in Amsterdam dar und zeigt uns das geschäftige Gewühl auf den Canälen dieses niederländischen Venedigs. Die durch einander wirbelnden Zigarren sind hier ebenso charakteristisch, wie die kleinen holländischen Häuser, das von Luft und Wasser eingerahmte Ganze aber athmet einen Zauber des Lichts und der Farbe, der es zu einem wahren Juwel macht.

Stehen wir also hier vor einer productiven Begabung ersten Ranges, wie man sie sonst nur bei den alten Meistern und auch da nur sehr selten in diesem Maße zu finden gewöhnt ist, so fragt man unwillkürlich, wie es die Natur anfing, ein solches Talent hervorzubringen? Sie schien dazu in der That nicht die entfernteste Absicht zu haben; denn die aus dem Siegenschen stammende Familie Achenbach zählte unter ihren Gliedern, so viel man zurückdenken konnte, außer Pastoren blos Kaufleute. Auch der Vater unseres Andreas gehörte der letzteren Classe an und kam früh zu einem Tabakfabrikanten Zilch nach Kassel. Ein stiller Charakter, aber ebenso intelligent als rührig und mannigfach gebildet, ward er bald Associé, dann Schwiegersohn seines Principals, der ein großer Kunstliebhaber und eifriger hessischer Patriot war. Die eben florirende liederliche Wirthschaft unter König Jérôme sah dieser daher nur mit Grauen und kaufte bei der Verschleppung und Verschleuderung der herrlichen Kunstsammlungen des hessischen Hauses einen großen Theil dieser Schätze um ein Spottgeld. Es geschah in der Absicht, sie dem rechtmäßigen Herrscher, an dessen Wiedereinsetzung er fest glaubte, seiner Zeit zurückzustellen, was er denn auch bei der Rückkehr des Kurfürsten sofort ausführte, indeß ohne irgend einen Dank dafür zu erhalten.

Einweilen aber füllten die herrlichen Bilder alle Zimmer und Gänge des Hauses, in welchem die junge Frau Achenbach der Geburt ihres Erstlings entgegensah. Von jeher voll Liebe für die Kunst, hatte sie aber doch nie einen so unsäglichen Genuß, solch süßen Trost in ihrer Betrachtung gefunden, wie in dieser erwartungsbangen Periode. Stundenlang konnte sie vor den Bildern sitzen und das Leid der Gegenwart wie die eigene Angst in ihrem Anblicke vergessen, bis sie am 29. September 1815 unserem Andreas das Leben gab und zugleich, dank ihrer Kunstliebe, die köstlichste Ausstattung für dasselbe; denn alsbald zeigte sich, daß der Junge für nichts so sehr Interesse hatte als für Form und Farbe der Dinge und sie immer nur darauf ansah.

Die Wiedereinführung der allen Verkehr hemmenden Zollschranken sammt dem ganzen verzopften Regiment hatte inzwischen die Fabrik ruinirt und den Vater bewogen, erst nach Mannheim, dann, als es auch dort nicht glückte, 1818 gar nach Petersburg als Fabrikdirector zu ziehen. Bis auf diese Reise gehen nun die ersten Erinnerungen unseres Knaben zurück, der sich noch ganz genau entsinnt, wie ihm der sammetartige Glanz der dunklen Ostseewogen auffiel. Sobald er einen Bleistift halten konnte, das heißt schon mit drei Jahren, fing er nun alles, was er sah, mit solchem Geschick zu zeichnen an, daß Jedermann darüber erstaunte. Als der Knabe sechs Jahre alt war, bekannte der Zeichenlehrer, den ihm der Vater hielt, er könne ihm nichts mehr lehren; der Junge leiste mehr als er.

Wenn die wissenschaftlichen Fortschritte des Wunderkindes mit den künstlerischen nicht Schritt hielten, so lag das jedenfalls nicht an mangelnder Begabung, da Andreas später die verschiedensten Sprachen mit großer Leichtigkeit lernte, sich überhaupt die reichste Bildung spielend aneignete, sondern daran, daß er jetzt einstweilen nichts als zeichnen mochte.

Nach fünf Jahren vertauschte der Vater, der alles geschickt anfaßte, aber nirgends aushielt, Petersburg, wo das Geschäft nicht mehr florirte, erst mit Elberfeld, dann mit Düsseldorf, wo er eine Brauerei anfing und eine Gartenwirthschaft damit verknüpfte, die bald an den Künstlern der eben neu aufgeblühten Akademie ihre durstigsten Kunden fand. Unser bei dem ewigen Herumfahren in der Welt zu einem ausbündigen Rangen voll Mutterwitz und Schalkheit aufgeblühter Andreas fand nun außerordentliches Gefallen an den schwarzen Sammetröcken und aufgeschlagenen Hemdenkragen der Maler und eröffnete seine eigene künstlerische Laufbahn einstweilen damit, daß er dem Herrn Director Cornelius und seinen langhaarigen Jüngern die Kegel aufsetzte, wenn gerade kein Kegel-

Digitized by Google

Andreas Achenbach.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

junge da war. Im Uebrigen aber erregte er so viel Skandal in der Schule durch seine Manie, die Lehrer an die Wand zu malen, und durch seine Unlust bei allem, was nicht Zeichnen hieß, daß ihn der Vater im zehnten Jahre von dort wegnahm und die Akademie besuchen ließ.

Er bekam da als Lehrer einen kleinen buckligen Sachsen Namens Kolbe, der ein Maler großer Historien und ein noch größerer Pedant war. Andreas bereitete diesem Herrn Kolbe durch seine Tollheiten unsäglichen Verdruß und wurde darum während seines dreijährigen Studiums ein halbdutzendmal fortgejagt, aber seines auffallenden Talentes halber immer wieder zu Gnaden aufgenommen. Der pedantische akademische Unterricht mit dem fortwährenden Nachmalen von Gypsköpfen war es, den er durchaus nicht ertrug. Er beobachtete und zeichnete zwar den ganzen Tag, wo er ging und stand, in der Akademie speciell war er immer am Fenster, das die Aussicht auf den Rheinhafen hatte, und skizzirte die Lastträger und Schiffer wie die Schiffe selber in allen möglichen Stellungen, wenn dann aber der Professor kam, so stand nichts auf dem Reißbrett — so ward der junge Künstler fortgejagt.

Es war nach einer solchen Scene des Fortjagens, daß er

Digitized by Google

eines Tages auf den Gedanken gerieth, die Malerei lieber auf eigene Faust zu erlernen; er kaufte sich frischweg Farben und fing ohne jede Anleitung an, kleine Landschaften auf Brettchen und Buchdeckel zu malen. Diese Erzeugnisse, die er an seine Cameraden verschenkte oder „verkloppte", um sich Taschengeld zu machen, erregten indeß bald solche Aufmerksamkeit, daß sie den inzwischen 1826 an Cornelius' Stelle getretenen Schadow bewogen, unsern jungen Musensohn wieder aufzunehmen und, mit Uebergehung der verhaßten Gypsclasse, gleich in die von Schirmer geleitete Landschaftsschule zu geben. Schadow producirte gern solche phänomenale Talente, durch die er die Aufmerksamkeit der Welt auf die Schule lenken konnte, wie er denn um dieselbe Zeit auch den gleichaltrigen Alfred Rethel herausfand, der bald unseres Achenbach's intimster Freund werden sollte.

Unter Schirmer's Leitung entwickelte sich nun des Knaben Talent, wenn auch ganz im Widerspruch mit der stilisirenden Richtung des Lehrers, so rasch, daß er schon mit fünfzehn Jahren sein erstes Bild malte. Es war eine ungeheilt schwedische, in Wahrheit ganz componirte festige Seeküste, die solches Aufsehen machte, daß sie der gerade durchreisende bekannte Kunstliebhaber Graf Raczynski kaufte, in dessen Sammlung sie sich noch heute befindet. — Schon hier bethätigte Achenbach also, was er später immer festhielt, daß er trotz alles Realismus des Details niemals ein bloßer Abschreiber der Natur, ein Vedutenmaler, sondern immer ein freier Dichter blieb. Jener erste glänzende Erfolg steigerte natürlich sein Selbstgefühl sehr; jetzt kam dazu auch eine Reise seines Vaters nach Schweden, auf die ihn dieser mitnahm. Die neue Welt entzückte ihn so, daß er, zeichnend und malend, noch blieb, als der Vater abreiste, und dann sechszehnjährig, wie er es war, mit früher Selbstständigkeit allein über Holland zurückkehrte, wo er endlich die Werke der alten niederländischen Meister mit Entzücken kennen lernte, um sie fortan zu seinen Leitsternen zu machen. — Unter ihrem Einfluß malte er noch dort einen Strand von Malmö, der bei seiner Rückkehr alle Welt entzückte. Dann begann er gleich ein großes Bild „Schwedische Strandscene bei heftigem Sturme", das solchen Beifall fand, daß es der in Düsseldorf residirende Prinz Friedrich kaufte und er nunmehr bereits als eines der ersten Talente der Schule zu gelten anfing.

Mit dem ganzen Uebermuthe des Genies, mit dem schärfsten Witze und der Unduldsamkeit der Jugend ausgestattet, trat er jetzt an die Spitze einer rheinländischen Opposition gegen die Akademie, die unter den jungen Künstlern schon lange im Geheimen gährte, ja verlieh mit Rethel und einigen anderen Anhängern ostentativ die Anstalt, von der sich Besserung schon vor längerer Zeit getrennt hatte. Das Ganze war eine Kinderei, die aber damals viel mehr von sich reden machte, als solche ewig wiederkehrende Auflehnung der Jugend gegen die Alten werth war. Indeß veranlaßte sie doch den jetzt zwanzig Jahre alt gewordenen Künstler, 1835 nach München zu gehen, wo er durch seine Genialität, seine grenzenlose Schaffenslust wie seinen sprudelnden Humor ein Aufsehen machte, dessen sich die Zeitgenossen heute noch erinnern, obwohl Rottmann damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand. — König Ludwig, der große Freude an Achenbach hatte, erwarb damals einen Seesturm von ihm, der noch, in der neuen Pinakothek hängend, uns einen deutlichen Begriff von des Künstlers damaligen Leistungen giebt. Kommen sie seinen jetzigen an Gediegenheit nicht im Entferntesten gleich, so erscheinen sie doch immer noch bedeutend durch die seltene Feinheit der Naturbeobachtung, die aus ihnen spricht.

Nach seiner Rückkehr von einem Besuche in Tirol wurde er im Sommer 1836 von der Cholera befallen, was ihn veranlaßte, München mit Frankfurt zu vertauschen, wohin sich auch Rethel inzwischen gewandt hatte. Dort blieb er ein halbes Jahr, malte jenen großen Seesturm, der noch im Städel'schen Institute zu sehen, kehrte dann aber doch wieder nach Düsseldorf zurück, wo er als die wahre Incarnation eines Rheinländers, mit all dem leichten Blute und dem gesunden Mutterwitze eines solchen, sich auch am wohlsten fühlen mußte. Als ein schon weitberühmter Künstler richtete er sich jetzt ein großes Atelier ein und entfaltete wie immer die unglaublichste Thätigkeit, was ihn aber nicht hinderte, England und Frankreich wie die Niederlande zu besuchen und dort die alte wie die zeitgenössische Kunst zu studiren, indeß ohne daß irgend ein Modernes auf ihn gewirkt hatte. Dagegen zahlte er jetzt der in Düsseldorf noch immer herrschenden Romantik seinen Tribut dadurch, daß er, der arge Spötter und ein anscheinend so unverwüstliches Weltkind, 1843 zum Katholicismus überging.

Bald darauf besuchte er zum ersten Mal Italien, was seiner Kunst eine ganz neue Wendung gab. Vom entzückte ihn, und er blieb dort ein volles Jahr, hauptsächlich die pontinischen Sümpfe und das Tyrrhenermeer schildernd, ohne indeß die von Düsseldorf mitgebrachte noch immer etwas kleinliche und magere Art der Malerei ganz los werden zu können. Eine neue Seite gewann er der südlichen Natur erst in Sicilien ab, wo es ihm nunmehr gelang, den ganzen ernsten Zauber des Südens mit seinen einfachen und großartigen Farbencontrasten in einer Landschaft am Strand von Catania wiederzugeben.

Leider verfolgte er diesen durchaus neuen Weg nicht, sondern ließ sich von Freunden verleiten, in's Innere zu gehen, wo er wohl den Thatkessel von Corleone in der Mittagsgluth mit großer Bravour malte, aber die durch das erwähnte Strandbild errungene ideale Höhe nicht wieder erreichte. So ist denn seine italienische Reise eine glänzende Episode ohne weitere Folgen geblieben; denn als er im Jahre 1846 endlich zurückkehrte, gab er die Darstellung südlicher Natur bald wieder auf, um sich der des Nordens zuzuwenden. Es blieb seinem zwölf Jahre jüngeren Bruder Oswald überlassen, den so fruchtbaren Weg, den er einst eingeschlagen, weiter zu verfolgen und Italien ebenso erfolgreich und ausschließlich zu cultiviren als er fortan die Heimath. Sie fesselte ihn jetzt um so mehr, als er sich 1848 mit einem ebenso schönen wie reichen Mädchen verheirathete und sich so bald den glücklichsten Familienkreis schuf.

Es ist das Privilegium solch reicher Talente, daß Alles das, was Andere gar leicht abhält, ihre Fruchtbarkeit nur steigert. So entfaltete er gerade von jetzt an eine immer exhöhte, nur durch zahlreiche Reisen unterbrochene Thätigkeit. Sah ihn fast jeder Sommer in Ostende oder Scheveningen, in Norwegen oder am Canal, um der Nordsee immer neue Seiten abzugewinnen, so hielt ihn dies nicht ab, den stillen weißfälschen Thälern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden oder mit vortrefflichen Figuren reich staffirte Städtescenen in großer Zahl zu malen, wozu ihm die so malerischen niederländischen Orte reichen Stoff boten. Immer aber blieb es seine Stärke, mit blitzschneller Auffassung, grenzenlosem Gedächtniß, die rasch vorübergehende Flucht der Erscheinungen und elementaren Vorgänge festzuhalten. Er ist darum von allen deutschen Landschaftsmalern der dramatischste; Lust und Wasser mit ihrem ewigen Wechsel gelingen ihm am besten, obwohl er alles Andere mit nicht geringerer Virtuosität malt; sein protensartiges Talent schreibt heute mit ebensso unendlicher Liebe und spitzem Pinsel all das tausendfache Detail eines niederländischen Bauernhofs hin, wie es morgen mit breiter Meisterschaft den Sturm wiedergiebt, der die felsigen Küsten Norwegens peitscht.

Nur eigentliche Stimmungslandschaften, das heißt solche, in denen der Künstler die Vorgänge des eigenen Innern im Bilde widerspiegelte, kennt er nicht; ganz wie die alten Meister, verhält er sich der Natur gegenüber durchaus objectiv; er lauscht ihr all ihre Geheimnisse ab, ohne deswegen die seinigen der Leinwand anzuvertrauen. Rückschlüsse von seinen Bildern auf seinen Charakter zu machen, ist daher bei ihm fast unmöglich, schon weil sie so ungleich sind, ihre Behandlung immer dem Gegenstande angepaßt ist. Sie würden oft nüchtern erscheinen bei diesem Mangel an Subjectivität und ihrem Realismus, wenn dieser letztere nicht stets von jeder Trivialität frei wäre. Eine edle Vornehmheit sichert den Gemälden Achenbach's schon ihr classischer Ton, in dem unser Künstler den alten Meistern näher gekommen ist, als irgend ein anderer deutscher Landschafter.

Dabei ist Achenbach's künstlerische Constitution von unverwüstlicher Frische; ihm ist das Malen weder eine Beichte noch ein Fieber, sondern eine so natürliche Function wie Athmen und Sprechen. Indeß sieht man der mittelgroßen, festen und untersetzten Gestalt, die einen mächtigen blonden Kopf auf starkem Nacken trägt, den Künstler keineswegs sofort an, den auch die blauen Augen mit ihrem ruhig durchdringenden Blick, die vollen Wangen mit ihrer lerngefunden Farbe kaum verrathen würden, den nur die edle Stirn mit der Adlernase allenfalls ahnen läßt. Mit Auszeichnungen, Orden und Medaillen auf allen Ausstellungen wurde er ebenso überhäuft wie mit Reichthümern; indeß bei aller Lebenslust hat ihn weder diese Auszeichnung noch sein großes gesegnetes Talent jemals der Kunst abtrünnig machen können. Nach fünfzig Jahren

Digitized by Google

rastloser Thätigkeit sieht ihn im Gegentheil der früheste Morgen noch ebenso sicher an der Staffelei, wie der Abend bei frohen Festen im fürstlich eingerichteten eigenen Hause. Ist er dort der gastfreiste Wirth, so findet er auch ein lustiger Zecher in dem berühmten Künstlercasino des „Malkasten", das er 1856 mit Lenze gestiftet und dem er durch Abtretung eines ihm gehörigen Grundstücks jenes unvergleichliche Heim geschaffen hat, das von so unendlichem Werthe für die Düsseldorfer Künstlerschaft ist, indem es ihren Verkehr mit den gebildeten Classen der dortigen Gesellschaft, wie mit allen fremden Besuchern hauptsächlich vermittelt.

Ohne selber je Schüler gehabt zu haben — außer seinem Bruder — hat Achenbach doch mehr auf alle Düsseldorfer Landschafter eingewirkt, als irgend ein Anderer. Aber nicht nur durch seine Bilder trug er zu der jetzt so viel größeren Naturwahrheitigkeit dieser Schule mächtig bei, sondern nicht minder durch die ebenso berühmte wie gefürchtete Schärfe seines Urtheils, den beißenden Spott, mit dem er alles Kranke oder innerlich Hohle zu verfolgen pflegt. Er hat dadurch unzähligen jungen Künstlern wieder auf den rechten Weg geholfen; denn wie alle genialen Naturen hat er einen unfehlbaren Instinct für das Echte und Gesunde. Darum trug er noch mehr als Knaus dazu bei, die süßliche und schwächliche Romantik zu beseitigen, welche in Düsseldorf früher fast unumschränkt herrschte.

Die deutschen Polar-Expeditionen 1882 und 1883.

Von den internationalen Stationen, mit denen im Laufe dieses und des nächsten Jahres die Polargegenden unserer Erde umgürtet werden sollen*, wird Deutschland die drei Punkte: Cumberland-Sund, Süd-Georgien und Labrador-Küste besetzen. Wohl wird Mancher beim Lesen dieser drei Namen eine leise Verwunderung nicht unterdrücken können, daß das mächtige deutsche Reich mit seiner hervorragenden wissenschaftlichen Stellung sich damit begnügt, in so relativ niedrigen Breiten zu bleiben, während andere Nationen, wie z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika, fast um zehn Breitegrade — also etwa um die Entfernung zwischen Kopenhagen und Venedig — dem Pole näher gerückt sind. In der That ist der langgewohnte frühere Begriff der Polarforschung uns so tief in Fleisch und Blut gedrungen, daß wir das jetzige internationale Unternehmen noch häufig genug vom früheren Standpunkte aus betrachten, während es doch durchaus davon verschieden ist. Diese Auffassung wird namentlich dadurch genährt, daß einzelne Staaten, unter ihnen wieder in erster Linie Nordamerika, bei ihren Stationen ein combinirtes System in Anwendung bringen und neben der neuen, programmmäßigen wissenschaftlichen Beobachtung auf festem Posten noch das alte System der Polarforschung, das Vordringen in höchste Breiten, betreiben. Für Deutschland aber und Oesterreich, von wo aus die neue Aera der Polarforschung ihren Ursprung genommen hat, ziemt es sich, innerhalb des auf den internationalen Polarconferenzen sattsam berathenen Programms zu bleiben und der Welt zu zeigen, warum gerade diese Einschränkung das Richtige ist.

Als die deutsche Polarcommission zu Beginn dieses Jahres behufs Organisation der deutschen Expeditionen aus Reichsmitteln die Summe von 300,000 Mark angewiesen erhielt, fiel der Blick zunächst auf Ostgrönland, wo auf Pendulum-Insel der Schauplatz zahlreicher früherer wissenschaftlicher Arbeiten einen genügenden Anknüpfungspunkt für neue Untersuchungen bot. Somit wurde es in Aussicht genommen, hier eine Station anzulegen. Aber die Anfragen, die bei deutschen und außerdeutschen Rhedern, welche Schiffe auf den Walfischfang entsenden, betreffs Ueberführung der Expeditionsmitglieder gehalten wurden, hatte so exorbitante Preisforderungen zur Folge, daß hierdurch allein die zur Verfügung stehenden Mittel fast aufgewendet worden wären. Hierzu kam noch als zweiter Uebelstand, daß Niemand die absolute Garantie dafür übernehmen wollte, die Expeditionsmitglieder im Herbste nächsten Jahres abzuholen, da die gefürchteten Eisverhältnisse an der Ostküste Grönlands, der tragische Untergang der „Hansa" und die schaurige Schollenfahrt der „Hansa"-Männer noch in Jedermanns Gedächtniß standen. Somit erschien es geboten, von der Ostküste Grönlands vorläufig abzusehen.

Es mag dahingestellt sein, ob nicht vielleicht dennoch die Ostküste von Grönland, wenigstens in ihrem südlichen Theile, in Betracht gekommen wäre, wenn damals schon die Details über die ausgezeichnet erfolgreiche Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands, welche der Missionär der Brüdergemeinde, J. Brodbeck, vom 2. bis 12. August 1881 unternommen hat, bekannt gewesen wären. Wenn er auch nur wenige Meilen nördlich vom Cap Farewell auf der Ostküste vordrang, so constatirte er daselbst doch eine von zahlreichen heidnischen Eskimos bewohnte Küstenregion, die verhältnißmäßig leicht von seiner bekannten Missionsstation Friedrichsthal aus zu erreichen war und auf der er unter Anderem eine Normannenruine entdeckte. In meteorologischer Beziehung würde gerade dieser Theil der Küste von großer Bedeutung gewesen sein.

* Vergl. Nr. 9 „Die neue Aera der Polarforschung".

Ursprünglich, noch ehe die Betheiligung des deutschen Reiches an der internationalen Polarforschung überhaupt officiell feststand, war von deutscher Seite die Insel Jan Mayen als Stationsort in Aussicht genommen worden, aber als Deutschland wegen ablehnender Haltung seiner obersten Behörden von der vorjährigen internationalen Polarconferenz zu St. Petersburg fern bleiben mußte, nahm Graf Wilczek, der generöse Freund des verstorbenen Weyprecht, die Insel Mayen für Oesterreich-Ungarn in Aussicht, und jetzt befindet sich die österreichische Polarexpedition unter Führung des Lieutenant Wohlgemuth voraussichtlich bereits auf dieser Insel.

Deutschland mußte sich also nach einer anderen leicht erreichbaren Localität umsehen, und so fiel der Blick der Commission zunächst auf die Davisstraße; man wählte hier den Cumberland-Sund, welcher in das Baffinsland bis über den nördlichen Polarkreis eindringt, zur Anlage der nördlichen Station. Es vereinigten sich manche Umstände, um gerade diese Wahl herbeizuführen. Wenn der Cumberland-Sund auch nicht in hervorragender Weise für die meteorologischen Verhältnisse Europas von derselben Wichtigkeit ist, wie die Oststüte Grönlands oder wie noch näher liegende Punkte, beispielsweise die Insel Island, so hat er doch wegen seiner großen Nähe zum magnetischen Pol eine andere, sehr hohe Bedeutung und ist somit für einen der wesentlichsten Theile des internationalen Programms der neuen wissenschaftlichen Polarforschung wie geschaffen. Ferner ist Cumberland-Sund auch noch nicht so genau bekannt und in allen seinen Theilen erforscht, daß es dort in geographischer Beziehung gar nichts mehr zu erforschen gäbe; im Gegentheil, es kann dort durch kleinere Schlittenexpeditionen noch manches Neue entdeckt werden. Endlich aber ist Cumberland-Sund auch gerade nicht so unbekannt, daß er nicht von Walfischfängern fast alljährlich besucht würde.

Es hatte nun der bekannte Kaufmann Albert Rosenthal in Bremerhaven, dieser leider am 20. Mai dieses Jahres verstorbene eifrige und opferwillige Förderer der deutschen Polarforschung, der seit mehr als einem Jahrzehnt dem deutschen Walfischfang neue Jagdgründe zu erringen trachtete, das vielgenannte Nordpolschiff „Germania", das schon 1870 bis 1871 unter Capitain Koldewey die zweite deutsche Polarfahrt nach Ost-Grönland ausgeführt hatte, der deutschen Polarcommission für einen sehr billigen Preis zum Kauf angeboten. Dieses auf der J. C. Teckelenburgschen Werft in Bremerhaven erbaute Schiff hatte seitdem mit dem Afrikareisenden Th. von Heuglin eine Polarfahrt nach den Eingängen des Karischen Meeres gemacht, war dann in den Dienst des Walfischfanges zurückgetreten, aus einem Dampfschiff in einen Schooner verwandelt worden und hatte bereits als solcher eine glückliche Fahrt nach Cumberland-Sund bestanden. Dieses Schiff lautete also die deutsche Polarcommission.

Als Südstation des deutschen Reiches wurde Süd-Georgien, welches östlich vom Cap Horn einsam im weiten Ocean liegt, in Aussicht genommen. Diese Insel ist namentlich in Bezug auf die meteorologischen Verhältnisse jenes gewaltigen Gebietes auf der Südhälfte unserer Erde vom höchsten Interesse. Sie ist noch fast ganz unbekannt, wenngleich sie wiederholt von Robbenschlägern besucht worden ist.

Die neueste und vollständigste Beschreibung von Süd-Georgien nebst Karte verdanken wir dem österreichischen Zeichner und Geometer Heinrich W. Klutschak, welcher in allen Polarmeeren zu Hause ist. Er hat seine interessante Publication in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (Wien, Hartleben's Verlag)

Digitized by Google

veröffentlicht. Die Insel ist erst seit dem Jahre 1797 bekannt, wurde durch den Capitain Cook gelegentlich seiner Weltumseglung entdeckt und seither von mehreren Entdeckungsreisenden nur flüchtig besucht. Die Küstenstriche sind durch Franzosen, Engländer und Amerikaner, von letzteren freilich erst seit nicht langer Zeit, erforscht und bekannt geworden. Das Innere derselben ist aber noch immer unbekannt und mit Ausnahme einer sehr engen Stelle am westlichen Ende der Insel noch von Niemand betreist worden.

Seinen Höhenverhältnissen nach ist Süd-Georgien ein Gebirgsland von vier- bis fünftausend Fuß Höhe, eine Reihe einst mächtiger, jetzt todter Vulcane, die nur noch in den spitzen Kegelformen und den großen Lavabecken ihre einstige Thätigkeit bekunden. Zwischen dem südwestlichen und nordöstlichen Theil der Insel besteht ein großer klimatischer Unterschied. Der Höhenrücken von Süd-Georgien steigt, einer Felswand gleichend, am südwestlichen Theil der Insel nahe der Seeküste auf und bricht wie ein Schutzwall die mächtigen Wogen, welche die Südweststürme auf ihn werfen. Die Meeresströmung, die Luftströmung, der Zug des Wasserdunstes, alles kommt von Südwesten her, läßt keine Elementarkräfte gegen diesen Theil der Insel spielen, und die natürliche Folge dieser Vorgänge ist, daß der niedere nördliche Theil ein viel freundlicheres und milderes Klima aufzuweisen hat. Zahlreiche Gletscher steigen von dem hoch mit Eis überdeckten Gebirgsrücken des unerforschten Innern auf allen Seiten der Insel bis direct in's Meer hinab; der Wind heult fast ununterbrochen durch die Schluchten der Felsen; jeden halbwegs schönen Tag bezahlt der Reisende hier mit einer ganzen widrigen Woche. Plumpe See-Elephanten, die Walrosse des südlichen Polarmeeres, See-Leoparden, Albatrosse, Pinguine, Cap Horn-Tauben und Ratten sind die einzigen Bewohner der Insel.

Hier wird die zweite deutsche Polarstation errichtet werden. Da das Meer bis Süd-Georgien eisfrei ist, so bedarf es keines besonderen Expeditionsschiffes, welches sich unter Gefahren bis zu seinem arktischen Ziele hindurcharbeiten müßte; es können vielmehr die ganze Hin- und Rückreise der Expeditionsmitglieder und der Transport der Sachen auf beliebige Weise erfolgen, und in Bezug hierauf hat die deutsche Polarcommission die Unterstützung der kaiserlich deutschen Admiralität sowie der Hamburg-Süd-Amerikanischen Dampfschiffs-Gesellschaft gefunden. Die letztgenannte wird in diesen Tagen, Anfangs Juni, die gesammte Expedition nebst Ausrüstung bis nach Montevideo schaffen, wo die Corvette „Moltke“ den Transport bis Süd-Georgien weiterführen und, am Ziele angelangt, den Expeditionsmitgliedern noch kurze Zeit bei Errichtung der Station behülflich sein wird, um alsdann wieder abzufahren.*

Außer diesen beiden Stationen wird noch an der Labrador-Küste eine dritte errichtet werden, welche jedoch nicht den Charakter einer vollen Station im Sinne des Programms der internationalen Polarforschung besitzen, sondern ausschließlich meteorologischen Forschungen dienen wird. Diese Station soll eine der Hauptfragen der Wetterkunde von Europa der Lösung nahe führen.

Es ist allgemein bekannt, daß unser Erdtheil sein Wetter meist vom atlantischen Ocean her empfängt, und in gewisser Beziehung könnte man die Insel Island geradezu für die „Sturm- und Wetterfabrik von Europa“ halten; denn von hier aus werden jene Wirbelstürme entsendet, welche die Küsten Großbritanniens so oft verheerend heimsuchen, welche die Nordsee zu einem nicht ungefährlichen Meere machen und das Wasser der Elbe oft viele Fuß hoch in Hamburg aufstauen. Dieser Stürme wegen drängt sich an unseren deutschen Küsten Rettungsstation an Rettungsstation; sie sind es auch, welche vor der Nordwestküste ein Eiland nach dem andern mit gierigen Wellen überfluthen und das Bestehen unserer ohnehin bescheidenen Inselwelt gefährden.

Durch sorgfältige meteorologische Beobachtungen an der Küste von Labrador hofft man nun, eine Erklärung für das Entstehen dieser Wirbelstürme zu finden.

Die Nebenstation an der Labrador-Küste wird nur durch eine einzige Person versehen werden (und zwar durch den Privatdocenten Dr. Koch aus Freiburg im Breisgau), welche sich, dank der von der Herrnhuter Brüdergemeinde freundlichst gewährten Unterstützung, auf einem der Schiffe dieser Gemeinde mit einer größeren Anzahl vortrefflicher meteorologischer Instrumente zunächst nach der Missionsstation Nain in Labrador begeben und dort längst der Küste an die Missionäre, deren gütige Mithülfe erwartet wird, die Beobachtungsinstrumente und kurze Instructionen vertheilen wird. Es gehört zum Beobachten nämlich keineswegs ein fachwissenschaftlicher Meteorologe, sondern nur ein gewissenhafter Ableser der Instrumente.

So genau sich nun auch die beiden Hauptstationen Cumberland-Sund und Süd-Georgien an das Programm der internationalen Polarconferenzen anschließen, so werden sie doch bezüglich ihres Arbeitsgebietes jede für sich noch ein besonderes charakteristisches Gepräge erhalten. Cumberland-Sund wird vorwiegend eine magnetische, Süd-Georgien hauptsächlich eine meteorologische Station sein. Zu diesem Zwecke wird die nördliche Station auch mit einer vollständigen Einrichtung zur Beobachtung der ganz neuerdings in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses getretenen sogenannten (magnetischen) „Erdströme“ versehen werden. Zum Studium dieser Frage war aus dem Elektrotechnischen Verein im vorigen Jahre ein „Erdstrom-Comité“ zusammengetreten, welches die so häufig durch sogenannte Erdströme hervorgerufenen Störungserscheinungen in elektrischen Drahtleitungen (Telegraphen ꝛc.) zu untersuchen bestrebt ist, und auf dessen Anordnung die nördliche Polarstation zweckentsprechend ausgerüstet werden wird. Außerdem werden natürlich die Polarlichter einen sehr bedeutenden Gegenstand der Untersuchung bilden, namentlich wird die neueste geistvolle Hypothese A. E. von Nordenskiöld's geprüft werden, laut welcher unsere Erdkugel fast beständig von einem geschlossenen Nordlichtring umfkanzt ist, der einfach, doppelt oder vielfach sein kann.

Aber nicht nur diese Hypothese wird die Polarstation Cumberland-Sund zu prüfen haben, sondern auch die Richtigkeit der überraschenden, erst vor Kurzem vom Ingenieur Fritz gemachten Angaben über die Höhe, in welcher die Erscheinung des Nordlichtes stattfinden soll. Fritz berichtete nämlich im Gegensatze zu den bisher bekannten Beobachtungen an die internationale Polar-Commission, daß am 15. März 1872 zu Toijtat in Süd-Grönland — also in der Nähe von Cumberland-Sund — ein Nordlicht nur 650 Fuß über dem Wasserspiegel und 1700 Fuß vom Beobachter entfernt stand; ein anderes Mal fand er die Höhe eines Nordlichtes gar nur 170 Fuß über dem Wasserspiegel und seine Entfernung vom Beobachter nur 350 Fuß.

Die Südstation wird ihr Augenmerk natürlich auf die Südlichter zu richten haben; denn für letztere gilt Alles, was über die Nordlichter gesagt ist. Die Gleichzeitigkeit der Beobachtungen wird zugleich eine sehr gute Controlle über die Gleichzeitigkeit beider populären Phänomene geben. Auch wird auf der Südstation der diesjährige Venusdurchgang beobachtet werden. Ueberhaupt ist unserer guten Mutter Erde noch niemals mit solcher Gründlichkeit an den Puls gefühlt worden, wie dies in der bevorstehenden internationalen Polarcampagne der Fall sein wird.

Natürlich ist die Ausrüstung unserer beiden Hauptpolarstationen eine den großen wissenschaftlichen Aufgaben, zu deren Lösung sie beitragen sollen, entsprechende, und es ist an den ausgezeichnetsten Instrumenten, wie sie mit Hülfe unserer hervorragendsten Präcisionsmechaniker hergestellt werden können, nichts gespart worden. Somit dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß derjenige Theil der Polarforschung, welcher innerhalb der meteorologischen und magnetischen Gebiete fällt, in ausgezeichneter Weise erledigt werden wird. Ganz anders steht es dagegen mit den übrigen naturwissenschaftlichen Disciplinen aus; denn es verlautet noch nichts darüber, ob für die Forschungszwecke derselben genügende Vorkehrungen getroffen worden sind. Hoffen wir indessen, daß es gelingen wird, diesmal unserer Mutter Erde mehr als eines ihrer Geheimnisse abzulauschen!

A. Woldt.

* Das Personal dieser Stationen ist aus den wissenschaftlichen Kreisen verschiedener Theile Deutschlands gewählt worden. Es setzt sich folgendermaßen zusammen: Für die nördliche Station in Cumberland-Sund: Chef der Expedition Dr. Giese aus Colberg, ferner Astronom Leopold Ambrosn aus Meiningen, Astronom Dr. Ludwig Rösch aus Oettingen, Dr. Abbes aus Bremen als Physiker und Mathematiker, Dr. Bockler aus Elsingen als Ingenieur, Dr. Schiffbauer aus Wiesbaden als Naturforscher, K. Siemann aus Hamburg als Mechaniker. Für die südliche Station auf Süd-Georgien: Chef der Expedition Dr. Schrader aus Braunschweig, Assistent an der kaiserlichen Seewarte in Hamburg, ferner Studienlehrer Dr. Vogel aus Neuhaldensleben, Lehrer der Physik Dr. Will aus Erlangen, Lehrer der Physik Dr. Krauß aus Mannheim, Ingenieur Eugen Wostbok aus München, Dr. med. von den Steinen aus Berlin als Arzt und Naturforscher, Adolf Ichau aus Dresden als Mechaniker. Außerdem wird noch jede der beiden Stationen je vier gediente Leute der Marine zur Bedienung erhalten.

Digitized by Google

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf von Gottschall.

XXIX.

Unsere neue Romanliteratur, verehrte Freundin, schielt zum Theile wieder etwas nach der Seine. Obschon wir durchaus nicht im Schlepptau der Franzosen sind, abgesehen von vielen hauptstädtischen Theatern und ihrem Gefolge, so wirkt doch jede neue Richtung, die in Paris von einem tonangebenden Autor eingeschlagen wird, immer auf die deutsche Dichtung zurück. Diese lesen und gekauft worden und hat auch diesseits des Rheines einen Skandalerfolg erlebt. Der neueste Roman Zola's „Pot-Bouille" zeigt denselben brüsken Ton wie „Nana", dieselbe das Gebiet der freien Idee streifende Vorliebe für den Schmutz der Existenz. Diese Vorbilder sind indeß zu kraß, um in deutschen Originalromanen nachgeahmt zu werden. „Was ist die deutsch Sprak für

Die Versuchung der Katze.

Nach dem Oelgemälde von A. Rotta.

Wirkungen sind oft leise, aber doch dem aufmerksamen Auge wohl bemerklich. Besonders wenn ein Autor in Frankreich sich eines großen Erfolges rühmen darf, so sucht man in Deutschland dahinter zu kommen, auf welchen Grundlagen dieser Erfolg sich aufbaut, und ist rasch bei der Hand, den gleichen oder ähnlichen Grund zu legen. Die Unterhaltungsliteratur ist ja von der Mode abhängig, und die Mode wird in Paris gemacht.

Ich glaube nicht, verehrte Freundin, daß Sie zu den Frauen gehören, welche in Zola's „Nana" französische Sprachstudien gemacht haben. Das Buch eignet sich freilich dazu; denn es bringt eine beträchtliche Zahl neufranzösischer Wendungen, welche allerdings zum Theil der Zigeunersprache der Liederlichkeit angehören: es ist ein unangenehmes Buch; es ist dem Autor nicht gelungen, aus den Bestandtheilen der Pariser Cloaken Eau de mille fleurs der Poesie zu bereiten. Gleichwohl ist es in Deutschland viel gelesen und gekauft worden und hat auch diesseits des Rheines einen Skandalerfolg erlebt. Der neueste Roman Zola's „Pot-Bouille" zeigt denselben brüsken Ton wie „Nana", dieselbe das Gebiet der freien Idee streifende Vorliebe für den Schmutz der Existenz. Diese Vorbilder sind indeß zu kraß, um in deutschen Originalromanen nachgeahmt zu werden. „Was ist die deutsch Sprak für ein plump Sprak," sagt Riccaut de la Marlinière, und diese Plumpheit der deutschen Sprache macht sie ungeeignet, Situationen von haarsträubendem Cynismus mit der nöthigen Lebenswahrheit zu schildern. Was im Französischen noch immer leidlich klingt, würde sich im Deutschen allzu empörend ausnehmen. Einem deutschen Schriftsteller würde die Entrüstung des Publicums begegnen, wenn er die organischen Bosen der Zola'schen Romandichtung auch nur in verdünnten homöopathischen Dosen überreichen wollte. So kann bei uns von eigentlicher Nachdichtung der neufranzösischen Muster nicht die Rede sein; wohl aber findet man in neueren deutschen Romanen kühne Streiflichter, welche wenigstens beweisen, daß die Sonne Zola's auch bei uns leuchtet.

Doch Zola ist nicht blos ein Romanschriftsteller von herausfordernder Keckheit; er hat auch in einer Reihe von Essays seine Theorie vertreten, und die Einwirkung dieser kritischen Thätigkeit

Digitized by Google

macht sich in Deutschland schon fühlbar. Nicht nur die einfachste Naturwahrheit ohne alle Einschränkung gilt ihm für das höchste Gesetz der Kunst, welchem er in seiner dichterischen Praxis mit der Ausnahme des Widerwärtigsten und Ekelhaftesten in den Kreis seiner Darstellung huldigt, er will auch nichts wissen von einem harmonisch gegliederten und abgeschlossenen Kunstwerke: eine Lehre, die er in die Rumpelkammer der Aesthetik wirft; jedes Stück Leben, abphotographirt, wie es gerade sich giebt, soll im Stande sein, einen Roman zu bilden; wo man dabei anfängt oder aufhört, das gilt ganz gleich; poetische Erfindung ist überflüssig und störend, künstlerische Gruppirung und Architektonik ein Attentat gegen die Lebenswahrheit. Diese Lehren haben etwas Verführerisches für unsere deutschen Realisten und finden hier ein genigtes Ohr; ein leises Echo derselben tönt uns aus einigen neuen Romanen — ja, bisweilen selbst aus den besten unter denselben — entgegen.

Sie schätzen mit mir, verehrte Freundin, Hans Hopfen's schönes und liebenswürdiges Talent, das in Vers und Prosa eine markige Eigenart zur Schau stellt: seine Darstellungsweise hat etwas Apartes; man kennt sie stets wieder heraus, und dies ist immer ein Vorzug, sobald die stereotype Manier vermieden wird. Freilich trotzt der Dichter mitunter auf seine Originalität, welche alles Landläufige verneidet, und dieser Trotz giebt seinen stets interessanten Zeichnungen bei allem dichterischen Werthe bisweilen etwas Hartes, etwas Herbes. Hierin berührt er sich leise mit Zola, dessen Theorie er, wie eine Stelle in seinem neuesten Roman „Die Einsame" (2 Bände, Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) beweist, zum Theil adoptirt: da erklärt er es für die höchste Kunst, der Natur nachahmend nahe zu kommen; es sei eine Kinderei, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben und das gerade für Poesie zu halten: er erklärt sich gegen die „schönen Abschlüsse" der Romane und giebt es denn auch gelegentlich vor, seinem Roman gar keinen Abschluß zu geben. Im Uebrigen ist freilich keine Spur jener ästhetischen Verirrungen Zola's in dem trefflichen Romane dieses bedeutenden Schriftstellers zu finden, nirgends eine Speculation auf die Virtuosen brutaler Scenen; ja es fehlen selbst die gewagten Situationen, die bisweilen in den früheren Werken des geistvollen Dichters einen prickelnden Reiz ausübten.

Ein Hauch echter poetischer Empfindung durchweht das Ganze: besonders ist die Jugendliebe der Einsamen, der sie aus Gehorsam gegen die Eltern entsagt, mit dichterischen Reize geschildert. Mit Recht nennt der Dichter selbst die Geschichte ihres Lebens „ein wunderliches Märchen voll Sehnen und Thränen, voll ungestillter Liebe. Ein tyrannischer Vater, verblendet von der Gier nach Besitz, eine harte Mutter, dem eigenen Kinde wenig hold, das Ideal der Jugendliebe ein stolzer Mann, der, ihre Seelenkämpfe geringschätzend, über's Meer geht und die Hülflose sich selbst überläßt, der Gatte ihrer Wahl plötzlich wie von einem Zauberschlag verwandelt, das Glück, das er versprochen, nicht zu gewähren fähig, ein dem Tode frühverfallenes Herz. Sie selbst mit dem besten Willen ein Spielball höhnischer Mächte. Zum Glück geboren, unselig durch Anderer Schuld, der Liebe fähig wie kein anderes Geschöpf, gemacht, um im Beglücken selig zu sein, und doch mit Willen vereinsamt, von aller Welt begehrt, Jedwedem abhold und sich selbst ein Gräuel."

Das ist das Frauenbild, wie es uns der Dichter entwirft; möglich, daß es der Leser hier und dort etwas anders retouchirt. Jedenfalls ist diese Einsame ein höchst fesselnder, wenn auch widerspruchsvoller Charakter; ganz vortrefflich, obgleich hie und wieder im Barocksti, ist der Vater Fabian gezeichnet, ebenso der junge Kaufherr, der um ihretwillen seiner Braut untreu wird.

Einige Reflexe Zola'scher Theorie zeigen sich auch in dem neuen socialen Roman von Hans Wachenhusen „Was die Straße verschlingt" (3 Bände; Berlin, A. Hofmann u. Comp.). Der Autor hat früher mehrfach pikante Schilderungen des Pariser Lebens veröffentlicht; er ist also mit der neuesten französischen Literatur vertraut. Ganz mit demselben Ausdruck wie Hopfen spricht Wachenhusen von der Schönfärberei unserer romantischen Schule; aus Ueberdruß an derselben sei er mit diesem Stoff einmal aus dem romantischen Gebiege des Idealismus ausgebrochen; er will ganz wie Zola keine Erfindung geben, sondern „ein wahres Lebensbild ohne Retouche". Was uns Wachenhusen erzählt, das erinnert freilich stark an französische Muster: das sind Lebensläufe in absteigender Linie; die Ernte der Missethat steht in voller Blüthe; die Vergehungen und Sünden gegen das Sittengesetz häufen sich von Capitel zu Capitel, und das Ende der beiden Hauptheldinnen, der Mutter und Tochter, ist ein Ende im Pfuhl des Elends und der Verderbniß. Doch wie Wachenhusen erzählt, das unterscheidet ihn wieder von den Vertretern der Zola'schen Schule: bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit vermeidet er doch das verweilende Ausmalen üppiger oder widerwärtiger Bilder und verzichtet damit auf den Ruhm der Meisterschaft in grellen und crassen Nachstücken, wie ihn Zola sich errungen hat. Gleichwohl ist die Lebenswahrheit, auf welche das Werk Anspruch macht, eine trübe und niederdrückende. Wäre der Dichter nicht „aus dem Gehege des Idealismus ausgebrochen", so würde er doch für eine mehr künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten im Interesse des Gesammteindrucks Sorge getragen haben. Die Lebenswahrheit à tout prix kümmert sich freilich nicht um künstlerische Contraste. Der brave Richter und der schwache Karl Holstein, selbst die tüchtige Helwine wiegen zu gering in der Wagschale, um ein Gegengewicht gegen die allgemeine Verworfenheit zu geben. Freilich will uns Wachenhusen ein Bild geben von der zunehmenden Entwerthung des weiblichen Geschlechts durch die Unnatur unserer gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung der Erziehung, durch das Bedürfniß nach Luxus und das steigende leichtfertige Angebot auf dem Markte des Lebens, doch das Bild würde durch eine Verwebung mit dem Gegenbilde wesentlich gewonnen haben. Davon abgesehen, spricht aus dem Romane eine wohlerprobte Kenntniß der Menschen und Verhältnisse; die Darstellungsweise des Autors ist gewandt und lebhaft, oft pikant; sie hat einen gewissen weltmännischen Schliff, ein resolutes leichtgeschürztes Wesen. Auch fehlt es ihr nicht an poetischen Momenten, namentlich in den Schlußcapiteln.

Nicht an Zola, verehrte Frau, eher an die romantische Schule Frankreichs und ihren gefeierten Meister erinnert der neue Roman Wilhelm Jensen's „Versunkene Welten" (2 Bände. Breslau, Schottländer). Doch hat er auch soviele deutsch-romantische Züge, daß eigentlich jeder Vergleich mit französischen Werken ausgeschlossen ist. Traumhaft und dissonant ist die Beleuchtung, die über dem Ganzen schwebt; „ein Schattenspiel" nannte Jensen seine letzte interessante Erzählung in „Unsere Zeit"; ein Schattenspiel könnte man seine meisten Erzählungen nennen, besonders aber „Versunkene Welten"; denn wie von ahnungsvollem Lichte angeglüht bewegen sich hier alle Gestalten, in Haß und Liebe, bis der Ocean sein Riesengrab austhut und ganze Städte verschlingt. Die Handlung spielt um das Jahr 1300 in Nordfriesland, in den beiden feindlich gesinnten Nachbarstädten Weddingstedt und Rungholt; der Bischof von Ripen zieht mit Heeresmacht gegen die rebellischen Friesen, mit ihm Herzog Waldemar von Schleswig, der Vormund des jungen Königssohnes Erich Menved, des Thronerben. Als die Schlacht in der Nähe von Weddingstedt lobt, da bricht der Ocean herein, begräbt die Kämpfer, die Städte und das ganze Land in seinen Fluthen.

Hochpoetisch ist das großartige Naturereignis geschildert, und die Vorgänge und Menschen in den Städten vor der Katastrophe sind ebenfalls in warme dichterische Beleuchtung getaucht, namentlich die Liebe Edrum Holding's zu Hemmo Hemmen in der Benusgrotte. Drei Gestalten des Romans aber erinnern an Victor Hugo: der halb irrsinnige Priester Nolus Ulkarts mit seinen mechanischen Erfindungen, der auf dem Wolfshund reitende Hyerg Thiomsen, der, von des Ripener Bischofs Bubleru geschlagen, dieselbe bei dem Hereinbruch der Sündfluth grausam martert, und der Riese Jork Gerkens mit seinem trotzigen Heidenthum, seiner eddahaften Poesie; es sind groteske Gestalten, wie sie eine Zauberlaterne an der Wand abschattet. So kräftig und treu die Volkssitten gezeichnet sind, der Thing bei Weddingstedt, der Heerzug der Bischöfe und Ritter, so meisterhaft die Landschafts- und Marinemalerei ist: es schwebt um alles und über allem ein phantastisches Licht, das aus der Tiefe einer die Welt und das Leben als Traum und Schattenspiel betrachtenden Weltanschauung hervorbricht.

Ich weiß nicht, verehrte Freundin, ob Sie bereits einen Roman oder eine Erzählung von E. Bely gelesen haben, die unter den neuen Erzählerinnen einen hervorragenden Rang einnimmt? Was mich an ihr anzieht, ist die Wärme und Lebendigkeit ihrer Darstellung und die verschwenderische Hand, mit der sie ihre Gestalten und Motive ausstreut. Es giebt manche, auch recht namhafte Autoren, die hiermit sehr ökonomisch umgehen und „ihre Armuth sehr zu Rathe halten", wie es in der bekannten Xenie heißt.

Digitized by Google

Ich habe wenig Sympathie mit einer Meisterschaft, die aus der Noth eine Tugend macht; Karghеit der Phantasie und Kühle der Empfindung kann ich nie für Vorzüge halten, selbst wenn sich die ganze Modenwelt entschlossen hat, für Antoren zu schwärmen, welche beides in ihren Werken zur Schau tragen. E. Bely hat mehrere Novellensammlungen herausgegeben, so auch neuerdings eine solche unter dem Titel: „Südlicher Himmel" (Herzberg und Leipzig, Verlag von C. F. Simon). Von den zwei Novellen der Sammlung verdient die erste: „Joca Davis", den Vorzug; sie kam zuerst in „Unsere Zeit" zum Abdruck und erregte damals durch ihr warmes, südliches Colorit — sie spielt in Dalmatien —, durch die Lebendigkeit der Schilderung und die spannende Handlung Aufsehen in der Leswelt. Außer diesen Novellen hat E. Bely einen größeren Roman in vier Abtheilungen veröffentlicht: „Drei Generationen" (drei Bände, Herzberg und Leipzig, C. F. Simon). Sie glauben vielleicht, daß „Die Ahnen" von Freytag, die uns einen ganzen Stammbaum durch lange Jahrhunderte herumkutschiren lassen, den Anlaß zum Roman der Frau Bely gegeben haben, doch in den Romanen eine Familienchronik mehrerer Geschlechter zu geben, ist schon früher üblich gewesen: ich erinnere Sie nur an die Romane von Henrik Steffens: „Walseth und Leith" und Andere, besonders an den Roman der Fanny Lewald: „Von Geschlecht zu Geschlecht", mit welchem das neue Werk der Frau Bely einige Aehnlichkeit hat; denn es beginnt ebenfalls mit Bildern aus der französisch-frivolen Cultur des vorigen Jahrhunderts.

Von den Freytag'schen „Ahnen" unterscheiden sich diese Romane dadurch, daß sie nicht, wie diese, über Jahrhunderte hinwegvoltigiren, sondern die Familienchronik dreier Geschlechter in ihrem inneren Zusammenhange darstellen. So greift in dem Bely'schen Roman die jugendliche Heldin der ersten Generation noch als Großmama in die Geschicke der dritten ein. Es ist einleuchtend, daß jeder dieser Romane eigentlich aus einem Romancyklus besteht, indem jede Generation ein begründetes Recht auf selbstständige Behandlung ihrer Erlebnisse hat.

Fanny Lewald hat in der That für ihren Cyklus acht Bände gebraucht, während E. Bely die Chronik dreier Geschlechter in drei Bänden erzählt. Das liegt in der Darstellungsweise der beiden Schriftstellerinnen; Fanny Lewald liebt das epische Verweilen, ja eine gewisse Langathmigkeit, während der schriftstellerische Puls der Frau Bely sehr beschleunigt geht; Fanny Lewald analysirt ihre Charaktere und die Entwickelung ihres Seelenlebens bis in's Detail; Frau Bely begnügt sich oft mit einzelnen erhellenden Lichtern. Bei Fanny Lewald überwiegt die Verstandesthätigkeit, bei E. Bely das Gefühl, das sich oft in anmuthigen lyrischen Schilderungen und Ergüssen ergeht.

Sie erwarten gewiß, verehrte Freundin, daß in einem solchen Familienroman jene Frage der Erblichkeit der Anlagen und Charaktereigenschaften, wie ich selbst sie in meiner „Erbschaft des Blutes" poetisch zu behandeln versuchte, eine Rolle spielt. Dies ist indeß nicht der Fall; Frau Bely scheint ein solches Gesetz der Vererbung nicht anzuerkennen. Da ist in der ältesten Generation eine kokett-grazisse Baronin von Ungleich, welche keine größere Ehre kennt, als die Maitresse ihres Fürsten zu werden; sie selbst ist ebenso wie ihr Mann, der zuletzt Minister wird, ganz grundsatzlos und von der frivolsten französirenden Richtung. Der Sohn aus dieser Ehe, Werner, ist aber ein tüchtiger Charakter, der sich an demagogischen Umtrieben betheiligt, zum Tode verurtheilt, zu langer Gefängnißhaft begnadigt wird und dann zugleich mit seiner Geliebten Hildegard sich verzifelt. In der anderen Linie ist der Wolf Ungleich der ersten Generation eine Kraftnatur, Anhänger revolutionärer Grundsätze, der seinen Adel ablegt, seinem Fürsten herausfordernd gegenübertritt. Sein Sohn aber, obgleich er die Befreiungskriege mitmacht, ist von schwächlicher Art. In Darwin's Theorien hat Frau Bely keinerlei Beiträge geliefert. Den Hintergrund der ersten Abtheilung bildet die französische Revolution, welche die Pomadenköpfe der Rococowirthschaft in ganz Europa in Scherben schlägt; in die zweite fallen die Befreiungskriege und die demagogischen Bewegungen, in die dritte die liberalen Bestrebungen der vierziger Jahre.

Die landschaftlichen Bilder, wie die Liebesscenen des Romans durchweht ein echt poetischer Hauch. Alles in demselben ist freilich nicht niet- und nagelfest. Die Bekehrung der Gertrud durch den alten Juden hat etwas allzu Plötzliches und wenig Glaubhaftes, und daß die Baronin Aglaë dem wildfremden Mann, dem sie zufällig begegnet, die Papiere ihres Mannes ausliefert, erscheint mir durchaus unmotivirt, und doch giebt diese Handlung den Anschlag für das tragische Ende Werner's und Hildegard's.

Sie sehen, verehrte Freundin, Sie haben die Wahl, in welches dieser Werke Sie sich vertiefen wollen, und wenn Sie am Strande sitzen und von den fernen Horizonten des baltischen Meeres herüberwehende Wind Ihnen in den aufgeschlagenen Büchern blättern hißt, so gedenken Sie auch wohl des fernen Freundes, der in die endlose Fluth der Literatur untertaucht, um einige Perlen für Sie heraufzuholen.

Recht und Liebe.

Novelle von Lydia Schücking.

(Fortsetzung.)

„Und dann wäre ja Alles wie es soll, Alles gut," unterbrach der Baron Regine. „Ich könnte mit Euch gehen, und Ihr Beide pflegtet mich; ich ließe mir von Benning eine Rente senden, und im Uebrigen möchte das Dortenbach werden, was da will. Nicht wahr," wandte er sich an den Doctor, „auch damit sind Sie einverstanden — Sie sind einverstanden, daß Regine nie mehr mit dem Worte Dortenbach geqnält werde, daß man ihr nie wieder von ihren Erbansprüchen rede . . ."

„Nein," sagte Leonhard ruhig. „Damit kann ich nicht einverstanden sein. Regine ist meine Braut, und ich habe als Verlobter das Recht und die Pflicht, Einspruch wider ein so thörichtes Verzichten zu erheben."

„Nun sehen, nun hören Sie es selbst, Oheim!" rief Regine zitternd vor Anregung.

Der Baron sah ihn verwundert an, dann sagte er:

„Ich höre es selbst, Kind — ich höre es mit Verwunderung. Aber eigentlich — weißt Du, daß er eigentlich Recht haben wird, wenn wir ihn nur ansehen lassen?"

„Wozu noch viele Worte darüber verlieren?" fuhr Regine fort. „Das Recht, Einspruch gegen meinen festen Entschluß zu erheben, hat Niemand: das Wort, welches ich gegeben, habe ich längst im Stillen zurückgenommen und nehme es hier laut zurück. Und nun lassen Sie mich gehen, Onkel!"

Leonhard sah sie, abwechselnd erröthend und erbleichend, an.

„Regine," sagte er, sich zur Ruhe zwingend; „das können Sie nicht . . ."

„Weshalb nicht? Habe ich nicht das Recht dazu?"

„Das Recht, ja — tausendmal das Recht. Aber nicht die Macht. Wie Sie das Recht, aber nicht die Macht haben, auf Ihr Erbe zu verzichten."

„Was soll mich hindern?"

„Das, was und an jedem Tage in unserem Leben hindert, unser volles Recht zu behaupten. Wehe der Welt, wenn das Recht in ihr herrschte, wenn das Höchste das Recht wäre! Die Liebe steht höher, und Liebe gewinnen ist ein fortwährendes Verzichten auf Rechte und Rechthaben."

„Liebe!" sagte Regine mit unsäglicher Bitterkeit.

„Ja, Liebe. Sie können mir die Liebe mit dem Munde auffündigen, aber Sie können sie nicht aus dem Herzen reißen, höchstens sie in die lügenhafte Maske des Hasses kleiden. Das ist Alles, Alles, was Sie können. Und das ist auch Alles, was ich kann. Wir sind einfache, volle und ganze Naturen, Regine; Sie wie ich. Wir können uns nicht hingeben, ohne es ganz, voll und für immer zu thun. Als solche haben wir uns gefunden und in uns unsere Schicksale. Sie mögen verzichten können, auf was Sie wollen, auf Ihre Natur können Sie nicht verzichten, nicht auf das, was das Große und Edle Ihrer Natur ist."

„Und darauf trotzen Sie?" fragte, ungeachtet ihrer inneren Erschütterung wie verachtungsvoll die Lippen aufwerfend, Regine.

Digitized by Google

„Ich trotze nicht darauf, ich tröste mich damit. Denn den Gedanken, Sie wirklich zu verlieren, kann ich nicht fassen. Es wäre wie ein Ruhrören meines Lebens. Wer glaubt an das Aufhören seines Herzschlages, an das Stillstehen seines Athems — Niemand — und wie mein Herz nicht aufhören kann, zu dem Ihren hinüber zu schlagen, wird auch das Ihre . . .“

Regine wandte sich rasch. Es war etwas in ihr, was sie zur Flucht vor Leonhard's Worten, zur Flucht vor sich selber trieb. Sie wollte fort bleiben, und wozu dann noch seine Worte, die so dämonisch klar und überzeugend in ihr nachzitterten, und die doch nur Trug und Täuschung waren, anhören? Es war nicht gut, noch länger den groß und mit einem eigenthümlichen Leuchten auf sie gerichteten Blicken Stand zu halten — Blicken voll eines verrätherischen Zaubers, als ob sie von Seelengröße und Geistesadel nur so zu glänzen und zu flammen verständen. Noch hätte sie gern, ehe sie schied, sich dem armen Oheim da vor ihr an die Brust geworfen, zum Lebewohl — aber dann wäre sie gewiß nicht Herrin über sich selber geblieben; sie wäre in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen, und davon sollte Er nicht Zeuge sein. Weinen sollte Er sie nicht sehen; Er nicht, nein — eisern wollte sie ihm erscheinen. O, sie haßte ihn so, haßte ihn um mehr zeit aus dem tiefsten Grunde des Herzens, seit er von diesem Herzen und von seinem ewigen Gebundensein ihr mit kühlster Ruhe Dinge gesagt, die so empörend wahr waren, daß sie ganz unmöglich sie sich sagen lassen konnte! Und so ging sie stolz ausgerichtet rasch davon.

„Ihr entsetzlichen Menschen!“ stöhnte, als sich die Thür hinter ihr geschlossen, der Baron auf. „Welche Scenen sind dies! Ihr bringt mich um damit. Ihr alle seid verschworen mich umzubringen.“

Leonhard hörte nicht auf ihn. Er stand wie versteinert, den Boden anstarrend.

„Gehen Sie doch — folgen Sie ihr nach, Klingholt — sprechen Sie zu ihr! Sie haben ihr ja kein einziges Wort zu Ihrer Vertheidigung gesagt — gehen Sie und schwören Sie ihr, daß . . .“

„Was soll ich schwören?“ fiel ihm Leonhard in's Wort. „Daß ich ein ehrlicher Mensch bin und unfähig, Liebe zu fügen, wo ich sie nicht empfinde? Daß ich nicht um alle Schätze der Welt mein Herz verkaufe? — Nein, Baron, das werde ich ihr nicht schwören — das nicht, und mochte es mich für immer unselig, ich werde solch ein Wort nicht über meine Lippen bringen . . . Lassen Sie mich gehen, lassen Sie mich frei nur eine halbe Stunde! Vielleicht gelingt es mir, zur Besinnung und Fassung über dies Alles zu kommen!“

Und auch er stürmte hinaus und ließ den alten Herrn in seiner Hülflosigkeit allein.

14.

Der Abreise von Fräulein Regine stand diesmal nichts im Wege. Das feindliche Lager war zu zwiespältig geworden; es schien auf jedes Vorgehen verzichtet zu haben. Andreas war nach Leonhard's Auftrag um Damian beschäftigt, und so ging der andere Diener statt seiner und dam nach einer Weile zurück, um ihren Koffer zu nehmen und zum Wagen zu bringen. Regine folgte ihm; mit heftigem Herzpochen schritt sie die Treppenstufen in diesem für sie nun auch so verhängnißvoll gewordenen Hause hinab und trat in die graue nebelerfüllte Luft, die kräh und beengend über dem Hofe und den Thürmen und Dächern von Dortenbach lag.

Sich enger in ihren Mantel hüllend und dicht den blauen Schleier vorziehend, bestieg sie den Wagen, der wenige Augenblicke darauf über die längst wieder friedlich niedergesunkenen Bohlen der Zugbrücke rollte. Und dann ging es raschen Trabes unter den feuchten Wipfeln einer Ulmenallee über eine chaussirte Straße dahin — raschen Trabes auch noch auf den ungepflasterten Wegen zwischen Ackerfeldern und durch kleine Gehölze weiter und weiter. Regine war zu tief in ihre Gedanken versunken, um dieser Wege irgend zu achten.

Endlich, als der Wagen langsamer sich durch den Wald bewegte, schlug sie den Schleier zurück und blickte um sich. Es waren offenbar weithin sich dehnende Waldgründe, in denen sie sich befand. Leiser grauer Nebel wallte in einzelnen Flockenmassen unter den hohen Baumstämmen dahin, langsam in eine Thalsenkung zur Linken hinabziehend; eine rege Phantasie hätte sich Gestalten daraus bilden können, langbärtige graue Mantelträger, im Zuge schweigsam dahinwallend, Priester einer Waldgottheit, Druiden, zu ihrem innersten Waldheiligthum ziehend. Regine war zu erschüttert, zu schmerzlich und stürmisch bewegt, um sich Gebilden ihrer Phantasie hinzugeben, aber dennoch wirkte der eigenthümliche Zauber der Stille unter dem grünen Laubgewölbe uralter Stämme auf ihr Gemüth. Der Eindruck einsamster Weltentrücktheit, in feuchter schlummernder Luft, kam ihr wie etwas Wohlthätiges, das jeden, auch den schmerzlichsten Herzschlag in der Menschenbrust abzudämpfen, zu beschwichtigen vermag, wenn man nur nie wieder aus solchem Wald-Bering hinaustritt und in seinem Banne verweilt.

Das war nun freilich gerade das Entgegengesetzte von dem Drang, der sie fort und in die Welt zurücktrieb. Sie war auch nicht mehr möglich, solche Romantik, solch ein Leben einer Genoveva, der ja auch im tiefsten Walde der Schmerz und die Sehnsucht nicht vergangen. Sie hätte obendrein auch die souveraine Herrin solch eines Waldgebietes sein müssen, um darin nicht täglich gestört zu werden. Die Herrin hätte sie nun allerdings sein können — gewiß gehörte der Wald noch zu Dortenbach; es hätte ihr dann nur ein Wort gekostet und . . .

Regine mußte plötzlich an die Wirkung solch eines Wortes denken. Wenn sie jetzt, wo sie mit Leonhard für immer gebrochen, die Erbin von Dortenbach wurde, welche Strafe war dies für ihn, wie rächte sie sich dann an seiner Falschheit! Verführerischer Gedanke! Jetzt, ja jetzt war es Zeit, seine abscheuliche Hinterlist so grausam zu bestrafen und ihn fühlen zu lassen, was er verloren; denn dann würde er es fühlen, was er in dieser Stunde vielleicht noch leichten Herzens ertrug. Aber das war ein thörichter Gedanke. Sie konnte ja nicht, durfte nicht, wollte nicht sich selber untreu werden. Doch war der Gedanke nicht so leicht geschieht. Wie gerstreut fragte sie den Kutscher:

„Gehören diese Wälder noch zu Dortenbach?“

Der Mann antwortete ihr, ohne den Kopf zu wenden, mit einem lakonischen: „Ja!“

Aber war sie denn bei der Herreise durch einen so ausgedehnten Wald gekommen? Sie entsann sich dessen nicht. Es war Abend gewesen; sie hatte darauf auch damals nicht geachtet. Aber so gestöhlelt war sie damals nicht worden, wie jetzt, wo die Pferde langsamer gingen und Mühe zu haben schienen, in den tief ausgefahrenen, offenbar selten benutzten Geleisen weiter zu kommen.

Eine Weile noch schwieg sie, indem sie um sich blickte und in ihrer Erinnerung suchte. Aber nichts kam, worauf ihr Auge schon einmal, so viel ihr bewußt war, geweilt hatte. Der Wald um sie her wurde dichter und dichter; der Wagen schwankte weiter, von einer Seite auf die andere.

Erschrocken rief sie endlich den Kutscher an:

„Dies ist unmöglich der Weg zur Eisenbahnstation. Wohin fahren Sie denn, wo sind wir?“

„Bald wieder auf dem richtigen Wege,“ lautete die Antwort; „ich habe mich ein wenig in diesen Waldwegen geirrt, aber ich kenne die Richtung, und wir werden bald wieder auf dem Fahrdamm zur Station sein.“

„Verirrt? So halten Sie doch! Sie gerathen nur immer weiter in die Irre,“ rief sie aufsprungend. Ein ganz unsäglicher Schrecken hatte sie ergriffen bei der Vorstellung, tief im Walde mit dem Menschen allein zu sein, und noch mehr bei dem eigenthümlichen Klange der Stimme des Kutschers, der fortfuhr, ihr den Rücken zuzuwenden, dessen Stimme ihr aber, obwohl sie verstellt klang, doch nur zu bekannt vorkam.

Er peitschte auf die Pferde und fuhr weiter.

„Halten Sie — wenden Sie augenblicklich!“ rief Regine in ihrer Angst, „oder ich springe aus dem Wagen.“

Der Kutscher wandte ihr jetzt halb sein Gesicht zu — er hatte es bisher durch den aufgeschlagenen Kragen seines Mantels verborgen gehalten. Regine sah, daß sie sich nicht getäuscht, daß es wirklich und in der That Sergius von Sander war, der da vor ihr auf dem Bocke saß und die Pferde in diese Waldwildniß hinein gelenkt hatte. Er war gestissentlich mit einer wahren Schurkenabsicht in die Irre gefahren. Das schoß ihr durch's Hirn, während er sagte:

„Springen Sie nicht aus dem Wagen, Fräulein Regine! Sie allein würden sich aus diesen Waldgründen nie wieder herausfinden. Vertrauen Sie sich ruhig meiner Führung an, ihrere Cousine, oder vielmehr, fahren Sie fort, mich unter Ihren Schutz

Digitized by Google

Das Judenviertel in Amsterdam. Nach dem Aquarell von Andreas Achenbach.

Digitized by Google

zu nehmen — ich mache Ihren Kutscher zu nur um dieses Schutzes willen, nur um mich zu flüchten und unaufgehalten davon zu kommen."

Regine hatte das Leder der Halbchaise, in der sie fuhr, schon zurückgeworfen, um im nächsten Augenblick den Wagen verlassen zu können.

„Unter meinen Schutz? Was soll das heißen?" fragte sie heftig.

„Das soll heißen, daß ich mich flüchten muß, weil ich meinen Vetter in einem Duell schwer verwundet habe — sehr schwer — um Ihretwillen, Cousine, habe ich mich geschlagen; nun muß ich fliehen, um nicht verhaftet zu werden, und kein besseres Mittel, unbemerkt davon zu kommen, gab es, als an des Kutschers Stelle mich auf den Bock zu schwingen."

„Ich glaube Ihnen von dem Allem nichts, gar nichts —"

„Auch nicht, daß ich mich Ihretwegen geschlagen und mein Leben auf's Spiel gesetzt habe?"

„Was geht es mich an, wenn Sie sich mit Ihrem Vetter raufen — Sie sollen jetzt halten, wenden und mich zurückbringen, oder —"

„Oder — was werden Sie thun, wenn ich Ihnen nicht gehorche?"

„Ich springe aus dem Wagen und suche mir selbst meinen Weg zurück!"

„Sie werden ihn nicht finden. Seien Sie vernünftig, Cousine!" sagte Sergius, der die Pferde im Schritte immer weiter gehen ließ. „Ich habe mir die Gelegenheit verschafft, vernünftig und ruhig, ohne eine Störung wie am gestrigen Abende beisammen zu müssen, mit Ihnen zu reden. Sehen Sie nicht da vor uns am Ende dieses Weges ein kleines Gebäude? Ich kenne es. Wir fahren einem verlassenen Jagdpavillon zu, den ich und Damian zuweilen benutzt haben, wo es sich gut ruhen und in der weltabgeschiedenen Waldstille friedlich reden läßt —"

Einem Jagdpavillon zu! Diese Ankündigung fehlte nur noch, um Regine vollends zu erschrecken. Sie schwieg, überlegte; wenn dieser verwegene Mensch sie da einsperrte — ihre aufgeregte Phantasie malte sich alles Fürchterliche einer solchen Lage aus — wenn er nichts scheute, seine Absichten durchzusetzen — mit ihrer schwachen Kraft war sie verloren — es war hundertmal besser, sich so lange, als sie frei war, auf ihre Füße zu verlassen und auf und davon zu gehen.

Schnell band sie den Schleier fest um ihren Hut, zog ihren Ueberwurf um die Schultern, erhob sich und sprang aus dem Wagen.

Als sie im Sturze die Erde berührte, fiel sie in die Kniee, raffte sich wieder auf, machte einige rasche Schritte und empfand einen heftigen Schmerz am linken Knöchel; sie verbiß ihn und eilte rückwärts den Weg, den sie gekommen, davon.

Sergius stieß einen Fluch aus, hielt an, kletterte vom Bocke und schlang hohende seine Zügel um eins der Wagenräder. Dann eilte er ihr nach.

„Regine — ich bitte Sie, Cousine, so hören Sie doch —"

Sollte sie stehen bleiben, um erst den Schmerz an ihrem Knöchel zu überwinden? Er wurde so furchtbar heftig. Aber nein, es war ihr ja, als höre sie seine Schritte — ferne, durch das vorjährige Laub rascheinde Schritte — kam ein Mensch, irgend ein Mensch heran, so war sie ja gerettet — und da, eine Strecke vor ihr sprang ein Jagdhund von rechts her aus dem Gebüsche auf den Weg — vielleicht war es der Förster, der Vater Leonhard's, den ihr der Himmel in ihrer Noth entgegensandte — sie stieß den lauten Ruf: „Hülfe, Hülfe, zur Hülfe!" aus.

In diesem Augenblicke hatte Sergius sie eingeholt. Er umspannte ihren Oberarm, und heftig rief er:

„Begehen Sie doch keine Thorheiten, Regine! Bei Gott, ich dulde es nicht; ich sehe ja, daß Sie sich verletzt haben — Ihren Fuß — Sie sollen — kommen Sie sogleich zum Wagen zurück! Aber zum Teufel — wer kommt denn da?" sagte er, vor Zorn erblassend und mit den Zähnen knirschend, hinzu.

Ein Hund stand schnuppernd vor der Gruppe, und um sich blickend sah Sergius die Gestalt eines kräftig gebauten Mannes von rechts her auf einem Seitenwege herankommen — er war nicht hundert Schritte mehr entfernt und stapfte zwischen den grauen Stämmen her hastig heran.

Der Förster Klingholt war es nun doch nicht — er, von dem sich Regine in ihrer Noth am liebsten hätte retten lassen — aber gleichviel! es war Benning, der Rentmeister, und auch er kam in diesem Augenblicke wie ein Himmelsbote.

„Kommen Sie mir zu Hülfe — hierher zu meiner Hülfe, Benning!" rief ihm Regine außer sich entgegen; „dieser Mensch will mich gewaltsam an einen Ort bringen, wohin ich nicht will; stehen Sie mir bei, daß ich zurückkomme!"

„Das Fräulein ist völlig unvernünftig," rief dagegen Sergius dem Rentmeister zu; „sie begreift nicht, daß ich bei ihr den Kutscher machen und sie weiter fahren muß, um mich in Sicherheit zu bringen; die Polizei fahndet auf mich — wegen des Duells, wissen Sie —"

Benning stand jetzt vor ihnen — mit ziemlich verblüfftem Gesicht. Er nahm den Hut ab, wischte sich mit dem Taschentuche über die Stirn und ließ dabei seine unherfahrenden Blicke forschend vom Einen zum Andern irren.

„Helfen Sie mir, das Fräulein in den Wagen zu bringen!" eiferte Sergius weiter, „sie hat sich den Fuß verstaucht; sie kann gar nicht gehen; ich werde sie ganz sicher führen —"

„Und ich," rief Regine, „ich befehle Ihnen, mir beizustehen, und mich von diesem Menschen zu befreien . . ."

Benning hatte offenbar Zeit gehabt, sich zu besinnen. Es zuckte etwas um seinen Mund wie ein boshaftes Lächeln — dann sagte er:

„Sie befehlen mir, Fräulein, und Herr von Sander befiehlt mir auch. Sie hören, wie er mir befiehlt. Nur leider nicht dasselbe, was Sie mir befehlen. Da können Sie mir nicht übel nehmen, daß ich mich frage, wem ich zu gehorchen habe."

„Wie," fuhr Regine über diese Antwort auf's Aeußerste empört ihn an, „Sie sehen eine Hülflose in Noth und Bedrängniß und können noch zaudern, können noch fragen —"

„Eh!" unterbrach Benning sie achselzuckend, „ich bin kein fahrender Ritter, sondern ein abhängiger Diener meiner Herrschaft, welcher in Geschäften dieser Herrschaft bei einem Pächter revidiren geht. Ich muß dem gehorchen, Fräulein, der das Recht hat, mir zu befehlen! Das müssen Sie doch einsehen und können mir's nicht verübeln. Wenn Sie sortreisen wollen, weit, wie Andreas mir erst vor einer Stunde gesagt hat, weit Sie mit Dortenbach nichts zu schaffen haben mögen —"

„Sie werden wissen, daß ich Ihre Herrschaft, Ihre künftige Herrschaft bin, daß Sie mir zu gehorchen haben, Benning," rief Sergius dazwischen.

Regine war immer empörter geworden über den Menschen, der ihr in ihrer Lage den Beistand verjagen konnte; es war eine unglaubliche Schlechtigkeit. Dazu kam das Gefühl absoluter Hülflosigkeit, kamen die sich steigernden Schmerzen des Fußes — sie hätte lante Wehe- und Hülferufe ausstoßen mögen, wenn nur irgend eine Hoffnung dagewesen wäre, daß diese etwas anderes bewirkt hätten, als das Echo der Stämme in dem weiten todtenstillen Walde zu erwecken. Ihr blieb in der Welt nur Eines übrig, und in ihrer nicht zu beschreibenden Aufregung ergriff sie dieses Eine:

„Nun," sagte sie, „so hören Sie denn — hören Sie es — ich sehe ja, ich kann nicht anders, und bei Gott, so will ich denn auch nicht anders — hören Sie, daß Andreas Ihnen die Unwahrheit gesagt hat: ich will mein Erbrecht auf Dortenbach behaupten, behaupten gegen wen es sei auf Erden — nicht einen Halm von Dortenbach, nicht einen Buchstaben von meinem Rechte will ich aufgeben für Leute wie Herr von Sander! Und nun wehe Ihnen, wenn Sie nicht mir gehorchen —"

„Ah bah!" schrie Sergius dazwischen, „Ihr Erbrecht ist eine thörichte Voraussetzung, da —"

Benning sah ihn mit seinem boshaften Lächeln und einer eigenthümlich verschmitzten Miene an.

„Das," unterbrach er ihn, „kann ich nun hier aber doch nicht untersuchen, Herr von Sander — das müssen auch Sie einsehen, und mir schon zu Gute halten, wenn ich zunächst doch das Fräulein als meine künftige Herrschaft betrachte und ihr gehorche. Sie ist unseres Herrn nächste Verwandte, und also — bitte, steigen Sie nur wieder ein, Fräulein, stützen Sie sich auf meinen Arm! Oder befehlen Sie, daß ich Sie trage?"

„Nein, nein!" wehrte Regine ab — „aber Ihren Arm habe ich nöthig."

Mit Widerstreben stützte sie sich auf den dargebotenen Arm des ihr verhaßt gewordenen Menschen. Er brachte sie zum Wagen

Digitized by Google

und hob sie hinein. Dann erkletterte er den Bock, fuhr noch eine kleine Strecke, um Raum zum Wenden zu gewinnen, und lenkte den Wagen rückwärts.

Reginens Blicke suchten Sergius; mit bleichen, wuthverzerrten Zügen stand er noch an derselben Stelle, wo sie ihn verlassen; er starrte dem Wagen nach. Doch schien ihm eine abermalige Begegnung mit der energischen, schönen Cousine nicht wünschenswerth — er wandte sich rasch um und ging auf bemieselten Wege, auf welchem Benning gekommen war, in den Wald hinein.

Regine verbarg sich mit ihrem Taschentuch den verletzten Knöchel, ohne daß die Schmerzen darum viel geringer wurden.

Benning fuhr, so rasch es anging, auf dem Waldwege zurück. Die Aufregung, die Schmerzen ließen Regine nicht zur Besinnung über ihre Lage kommen. Sie fühlte nur in sich das Fortzittern des Zornes. Nun wollte sie auch ganz das sein, wozu Alles sich verschworen zu haben schien, sie zu machen. Halbheit lag nicht in ihrem Charakter. Mußte sie nun einmal die Erbin, die Herrin von Dortenbach sein, war es nun einmal wie ein unentrinnbares Schicksal, ein dämonisches Muß — nun wohl denn, so hatte sie die Kraft, es ganz zu sein, und es zu zeigen, es empfinden zu lassen, daß sie es war.

Die Schmerzen, welche die Stöße des Wagens ihr verursachten, steigerten nur die Bitterkeit, mit der sie solchen Entschlüssen nachhing. Zum Glücke zeigte sich nach etwa einer Viertelstunde Fahrens rechts vom Wege eine Wasserquelle, die unter den Wurzeln einer alten Buche hervorquoll und einen winzigen, aber klaren Teich zwischen Gesteln, Moos und Farrenkräutern bildete. Sie ließ halten. Benning mußte ihr beistehen, auszusteigen; dann ließ sie sich neben der Quelle auf dem Wagenkissen, das Benning herbeibrachte und auf das feuchte Moos legte, nieder und begann, während Jener, discret abgewendet, bei den Pferden stand, ihren Fuß zu kühlen.

Im Anfange schien Herr Benning nicht recht den Muth zu finden, mit dem aufgeregten Fräulein eine Conversation zu beginnen. Endlich aber, nachdem er sich mehrmals geräuspert, siegte sein Mittheilungsbedürfniß.

„Sie waren da in einer üblen Lage, Fräulein," begann er, „mit diesem verwogenen Herrn Sergius. Daß er sich flüchten müsse, flüchten wegen eines Duells, von dem doch noch Niemand etwas gehört haben kann, das war nur . . ."

„Eine Lüge!" unterbrach ihn laut Regine.

„Ganz sicherlich eine Lüge! Wir haben weder Gerichte noch Polizei hier so dicht in unserer Nähe. Können's dem lieben Gott danken, Fräulein, der mich just im rechten Augenblick daherfandte. War wahrhaftig, als ich ausging, nicht darauf gefaßt, daß ich das Glück haben würde, Ihnen einen solchen Dienst zu leisten."

„Das schienen Sie allerdings nicht. Gefaßt auf eine Dienstleistung für mich! Es bedurfte viel Zeit, ehe Sie zu so viel Fassung gelangten!"

Benning überhörte den Vorwurf, der in diesen Worten lag, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Lassen Sie mich Ihnen noch einen Dienst leisten, Fräulein, wenn auch mit einem guten Rathe das kann! Darf ich?" Wenn etwas an dem ist, was Anderes mir gesagt hat, daß Sie von Dortenbach nichts wollten, so kann es nur sein, weil man Sie gelüsterlich irre geführt und Ihnen die Angst erweckt hat, Sie würden mit den anderen Verwandten theilen und wegen der Theilung dann lange kostspielige, ärgerliche Processe führen müssen. Das könnte doch nur der Grund sein. Lassen Sie sich aber auf solche Reden nicht ein, Fräulein, hören Sie nicht darauf — das ist mein Rath, Fräulein Horstmar! Es ist ganz gewiß nicht an dem. Dortenbach ist ein ganz freies Gut. Wenn der alte Herr, Ihr Onkel, die Augen schließt, so fällt es Ihnen als der allernächsten Verwandten zu. Daran ist ganz und gar kein Zweifel. Und wenn Sie es haben, so können Sie damit machen, was Sie wollen. Können es behalten, können es verpachten, können verkaufen . . ."

Benning, der noch immer abgewandt bei den Pferden stand, hielt eine Weile inne. Da er aber vergeblich auf eine Antwort wartete, fuhr er fort:

„Sie werden es wohl verkaufen wollen. Natürlich! Was soll eine junge Dame hier sich in unserer Einsamkeit vergraben! In der Stadt, wenn man Geld hat, wohnt es sich so viel pikanter. Da sieht man Menschen, hat Vergnügen; jeden Tag ein neues. Werden ein hübsches rundes Sümmchen sich zahlen lassen können für Dortenbach, Fräulein — ein hübsches Sümmchen; ich weiß, was es werth ist. Ich hoffe auch, Fräulein . . ."

„Was hoffen Sie, Herr Benning?" fragte Regine kühl, während sie jetzt ihr Tuch, zu einer Compresse gefaltet und von dem kalten Naß triefend, um ihren Knöchel band, „was hoffen Sie von mir?"

„Daß Sie, wenn Sie es verkaufen, mich dabei nicht übergehen —"

„Sie — übergehen — Sie, Benning? Haben Sie denn Lust, Dortenbach zu kaufen? Sind Sie im Stande dazu?" fragte Regine überrascht aufschauend.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die „Gartenlaube" und der deutsche Lehrerstand. Seit ihrem Bestehen hat die „Gartenlaube" sich einer Reihe von Widersachern und Angriffen — wir sagen mit vollem Troste —: zu erfreuen gehabt; denn gerade sie stellten uns unsern Lesern gegenüber das Zeugniß aus, daß wir mit unserem Streben auf dem rechten Wege seien. Da werden in jüngster Zeit brieflich und in der Presse Stimmen aus einem Berufskreise gegen uns laut, den wir vorher nur auf unserer Seite sahen und den die „Gartenlaube" seit nun fast einem Menschenalter in allen seinen Bestrebungen unablässig unterstützt hat: Stimmen aus dem deutschen Lehrerkreise!

Und warum? Warum dieser plötzliche Wandel? Warum diese offen und schroff ausgesprochene Feindseligkeit gegen unser Blatt? — Weil die „Gartenlaube" eine humoristische Erzählung abgedruckt hat, in welcher ein Mitglied des Lehrerstandes eine komische Rolle spielt: die Erzählung, „Ein Verbrecherführer" von Victor Blüthgen*, im Jahrgang 1881.

Wir wollen nicht des Breiteren die am nächsten liegende Frage erörtern: wie man sich die Möglichkeit einer humoristischen Literatur vorstellen könne, wenn aus keinem Stande eine Figur genommen werden dürfte, welche die besonderen komischen Seiten, an denen es bekanntlich keinem Stande fehlt, zur Darstellung bringt. Man nenne uns einen Stand, der dazu nicht seine Opfer für den Volkswitz wie für die mannigfache poetische Gestaltung zu liefern hätte! Und wird ein Stand dadurch an seiner Ehre verletzt, dadurch in der Achtung der ganzen Berufsclasse herabgesetzt, wenn man einer ihm entnommenen Romanfigur eine komische Rolle anweist? Die Verständigen aller Classen gönnen der Heiterkeit ihren Spielraum, wenn es auch auf Kosten ihres Standes geschieht, und die Klugen lachen mit.

Oder halten die Lehrer ihre Ehre für so besonders leicht verletzbar, daß der harmlosette Scherz einer Erzählung sofort die Würde des ganzen Standes beeinträchtigt, das Ansehen desselben im ganzen Volke gefährdet? Unglaublich! Und doch stellt der von einer Lehrerzeitung zur andern wandernde Anklage-Artikel „Die ‚Gartenlaube' und der Dichter Victor Blüthgen" dieser Annahme ein offenkundiges Zeugniß aus. Da steht mit bitteren Worten: „mit solchen Veröffentlichungen verleumdet man einen ehrenwerthen, gebildeten Stand und schädigt mit dessen Ansehen die hohe Sache der Volksbildung."

Und so etwas thut die „Gartenlaube", die seit nun fast dreißig Jahren unablässig und oft zu ihrer eigenen Gefahr und mit manchen Opfern für diese hohe Sache der Volksbildung gearbeitet! Gewiß wohl auch unglaublich! — Wir enthalten uns jedes Wortes über und gegen diese Behauptung eines Theiles unserer Leser; wir können das Urtheil darüber unserm Leserkreise innerhalb und außerhalb des Vaterlandes ruhig anvertrauen. Dagegen dürfen wir eine andere Stelle der Anklage nicht ohne Anmerkung lassen. Bezüglich des unterhaltenden und unterweisenden Gehaltens des in der Erzählung geschilderten Dorfschullehrers behaupten der Verfasser:

„Wer vor hundert Jahren so etwas schrieb, hatte dazu eine gewisse Berechtigung; denn er war nicht weit neben die Wahrheit gerathen und erreichte einen sittlichen Zweck, wenn er die Sonde an die socialen Schäden seiner Zeit legte. Beide Momente jedoch müssen solchen Veröffentlichungen heutzutage abgesprochen werden."

Dieser stolze Satz ist leider nicht ganz richtig. Allerdings ist es durch die Hebung der Allgemeinbildung der Nation seit hundert Jahren in allen Ständen besser geworden und haben namentlich die Riesenberichte auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten viele alte Schwächen und Mängel der einzelnen Stände beseitigt. Trotzdem ist auch diese Regel nicht ohne Ausnahmen und kann kein Stand behaupten, daß er in allen seinen Gliedern nun unantastbar dastehe, und das gilt auch für den Lehrerstand. Wir bitten unsere ehemaligen Freunde und jetzigen

* Die Angabe der „Mecklenburgischen Schulzeitung", daß Victor Blüthgen „Mitredacteur der ‚Gartenlaube'" sei, beruht auf einem Irrthum. Herr Blüthgen war längst aus der Redaction freiwillig ausgeschieden, als er die Erzählung einsandte, die wir abdruckten. D. R.

Digitized by Google

Freunde dringend, die folgende Mittheilung nicht mit dem schiefen Blicke der Gehässigkeit, sondern mit dem geraden der theilnehmenden Einsicht zu betrachten. Ihre Widersacherschaft zwingt uns, das, was wir sonst aufgestellt haben, auch zu beweisen.

Auf dem Repositorium unserer Redaction befindet sich auch eine „Zur Wohlthätigkeit" überschriebene Abtheilung. Sie enthält je ein Fach für „Kriegs-Invaliden", „Bermüßte", „Elfenbahnbedienstete und Subalternbeamte", „Waisenversorgung" und auch ein Fach mit der einfachen Ueberschrift: „Lehrernoth". Hätte jener Verfasser einen Blick in diese Briefe, Zeugnisse und Urkunden, die voll Klagen und Jammer getworfen, der Wuth zu seiner Behauptung würde ihm geschwunden sein. Er würde erkannt haben, wie groß die Noth, wie gedrückt die Stellung noch vieler Dorfschullehrer in nicht wenigen Landstrichen des deutschen Reiches ist. Er würde aber auch mit Schrecken gesehen haben, wie Druck, Demüthigung und Entbehrung nicht selten das Mannesgefühl der Bittenden erstickt und sie zu Ausdrücken verleitet, welche dem „unterthänigsten und unterwürfigsten Gehorsamen" eines „Schulmeisters" sehr nahe stehen. Aber auch diese „Demüthigung" gereicht nicht den Lehrern zur Ehre: nicht Liebedienerei und Knechtsinn treibt die Unglücklichen soweit, sondern die bittere Noth, welche oft genug selbst die Kraft starker Charaktere nach und nach aufzehrt. — Da ist noch viel zu helfen, ehe man sich überhebt und den alten Mißbrauch auf Seite stößt. — Auf diesen Briefen darüber und von uns verwahrt, es ist so oft wie möglich den Beklagenswerthen still geholfen worden, aber wie schlugen die Angelegenheit an unser „Schwarzes Brett für die Volksschule", das doch wahrhaftig auch nicht gegen die Ehre des Lehrerstandes von uns aufgestellt worden ist?

Lassen wir aber sogar das Hereinziehen gerade dieser Schulmeisterfigur in unsere Erzählung einen Mißgriff sein — die große Aufregung dieser Lehrer dagegen zeugt so für eine solche Auffassung derselben —, berechtigt das den ganzen Stand, den Lehrerstand, der Lehrerinnen, der Lehrerzeitungen behaupten, im Handumdrehen aus dem Gedächtnisse der dermaligen Lehrergeneration Alles wegzumischen, was die „Gartenlaube" in so langer Zeit und bis zu ihren letzten Nummern sie sie geleistet? Glauben die Lehrer, daß sie unsere Familien dies- und jenseits des Meere, in deren Besitz wir unträglich über drei Millionen Bände der „Gartenlaube" wissen, auch so rasch, wie die Herren Lehrer selbst, vergessen haben, daß unser Blatt wie kein zweites in Deutschland die Sache der Schule und der Lehrer in den schlimmsten Zeiten gegen alle Unbilden unten seit und treu vertreten hat? Und wie wollen sie sich nun die Frage beantworten, was ihre Ehre, ihr Ansehen beim Volke mehr schädigt, eine komische Schulmeisterfigur in einer humoristischen Erzählung, oder ein solches Beispiel von pöbelhafter Rohheit und Gemeinheit, wie es kürzlich gegen ein Blatt, das so oft in ihren eigenen Reihen „eine treue Freundin der Schule und der Lehrer" genannt worden ist?

Uns schmerzt diese traurige Erfahrung bitter, aber wahrlich nur um der Lehrer willen. Und wenn sie in ihrem Zorn uns vorgezeichneten Weg nicht ahnten; wir werden auch ohne die Lehrer für sie und die freie Schule fortwirken, indem wir dem alten Banner treu bleiben, das uns in die Hand gegeben ist mit den Wahlsprüchen: „Alles für das Volk!" und „Nur Bildung macht frei."

D. Red.

Edmund Höfer tobt! Auf dem durch so manches Dichtergrab geweihten Friedhofe zu Connstatt senkte man in diesen Tagen den Sarg eines Todten ein, der, wie sein Name zu den geachtetsten gehört, welche die neue deutsche Erzählungsliteratur kennt, so auch in vier Reihen von Novellisten der „Gartenlaube" eine hervorragende Stellung einnimmt: Edmund Höfer ist todt! Er starb am 22. Mai im dreiundsechzigsten Lebensjahre. Unser Blatt dankt ihm die Erzählungen „Im hohen Hause" (Jahrgang 1861), „Der Quellsucher" (1862) und „Die Herren von Bernot" (1867), Prosadichtungen, welche ihm die ungetheilte Liebe und Verehrung unserer Leser eingetragen. Höfer's Talent wird namentlich durch zwei Merkmale gekennzeichnet, deren Vereinigung eine ebenso seltene wie glückliche genannt werden muß: in ihm geht echte und ungekünstelte Gemüthswärme in Erfassen dichterischer Stoffe mit gesundem, mannhaftem Realismus im Gestalten der einmal ergriffenen Charaktere Hand in Hand, was namentlich von seinen älteren Erzählungen gilt. Zumal seine breiten, durchaus ruhigen epischen Gestalten tragen ein ganz schlagendes Zeugniß von Beiden und das Roth des wirklichen Lebens auf den Wangen; sie heben sich von dem bei Höfer beliebten Hintergrunde der alten giebel- und erkergeschmückten Patricierhäuser unserer Hansastädte ebenso plastisch wie lebensvoll ab, und erfreuen durch ihre scharf ausgeprägten Eigenart in Wesen und Naturell wie durch einheitlich künstlerisches Gepräge in Zuschnitt und Haltung. Diese schätzenswerthen Eigenschaften haben auch die Leser der „Gartenlaube", namentlich die älteren unter ihnen, an Edmund Höfer's liebenswürdigen Tugenden kennen gelernt, und so zweifelt gewiß auch Mancher aus ihrer Zahl sich mit uns einig wissen in dem zugleich schmerzlichen und erhebenden Gefühle: mit diesem jüngsten Todten der deutschen Dichtung ist wieder Einer von Denen hingegangen, welchen wir nachrühmen müssen: sie waren eine Zierde unseres Schriftthums, und ihre Werke werden sie überleben.

Vierter internationaler Alpiner Congreß zu Salzburg. Viele unserer Leser werden es mit Interesse vernehmen, daß vom 11. bis 15. August dieses Jahres zu Salzburg der vierte internationale Alpine Congreß und gleichzeitig eine Alpine Ausstellung stattfinden wird. Wie aus dem Circular des „deutschen und österreichischen Alpenvereins" zu ersehen, wird sich das Ganze durch die Mannigfaltigkeit der zu verhandelnden Fragen und durch die Fülle der in Aussicht genommenen Vorträge sehr anregend und interessant gestalten. Die Ausstellung selbst umfaßt nachstehende fünf Gruppen: 1) Alpine Publicationen der Presse, 2) Kartenwerke, 3) Bau- und Hutenpläne (Entwürfe, Pläne, Modelle, Kostenberechnungen, Abbildungen von Hütten und alpinen Bauten), 4) Bildliche Darstellungen (Ansichten alpiner Landschaften, Panoramen, Trachten ꝛc. in Zeichnung, Photographie, Licht-, Schwarz- oder Farbendruck mit Ausnahme von Gemälden) und 5) Alpine Ausrüstungsgegenstände. Wenn man bedenkt, was in den letzten Jahren für die Erforschung der Alpenwelt und für die Erleichterung des Touristenverkehrs geleistet worden ist, so muß man den Gedanken an eine derartige Ausstellung nicht nur als einen sehr glücklichen, sondern auch als einen höchst zeitgemäßen betrachten. Leider gestattet uns der beschränkte Raum nicht, ausführlicher auf diesen Gegenstand einzugehen, und wir verweisen daher Alle, die sich für denselben besonders interessiren, an den Schriftführer der Section „Salzburg" des deutschen und österreichischen Alpenvereins", Herrn Professor Eduard Richter in Salzburg.

Goetzinger's Reallexicon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch. Abtheilung I und II. Leipzig. Voldemar Urban. Der praktische Gedanke der „Nachschlagebücher" hat unmöglich nach den classischen und französischen auch die deutschen Alterthümer in lexicalische Form zusammen gedrängt. Noch kann bedeutenden Aufschwunge, den die deutsche Geschichts- und Sprachforschung genommen hat, konnte es nicht ausbleiben, daß über die Kreise der Fachgelehrten hinaus der Gebildete überhaupt sich einer gewissen Selbstsucht mit den Ergebnissen jener großartigen Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Alterthumsforschung nicht entziehen konnte. Besonders seitdem der Deutsche sich von Neuem als Glied einer großen Nation hat fühlen lernen, wendet er sich naturgemäß wieder der deutschen Vorzeit und jenen Zeiten des Mittelalters zu, wo Deutschland eine gleiche Machtstellung einnahm wie jetzt. Und mit Recht; denn in jener Urzeit liegen schon die Grundsätze deutscher Art und deutscher Gesittung, und in uns leben jene Culturanlagen noch fort. In diesem Sinne ist das vorliegende Werk geschrieben. Die einzelnen Artikel sind kurz und allgemein verständlich geschrieben, beruhen aber auf den Forschungen der unserer hervorragendsten Germanisten und Historiker und umfassen besonders die Alterthümer des Staatslebens, des Krieges, der Literatur und des häuslichen Lebens. Zur weiteren Orientirung ist bei jedem Artikel die entsprechende Literatur angegeben. Das Ganze athmet einen so innigen Geist deutscher Forschung, daß es auch Buch jedem, der nur einiges Interesse für die Culturentwickelung unserer Vorfahren hat, ein nützliches und willkommenes Hülfsbuch sein wird.

Kleiner Briefkasten.

W. Z. in Neu-York. Wir bienen Ihnen mit dem größten Vergnügen, wie es uns überhaupt eine Freude ist, unseren Mitarbeitern und Abonnenten mit Rath und That zur Seite stehen zu können. Also haben Sie die Güte, uns näher zu benachrichtigen?

Frau F. Sch. geb. J. in Kassel. Besten Dank für Ihre Bereitwilligkeit! Bezeugenswärtigen Sie sich gefälligst den Gang unserer Correspondenz! Sie senden uns einen längeren novellistischen Beitrag und erhalten denselben nach Ablauf von sechs bis acht Wochen mit einem eingehend motivirenden Danksch reiben zurück, welches die Arbeit nicht geeignet für die „Gartenlaube" in den höflichsten Worten ablehnt und uns um weitere gefällige Beiträge bittet. Wir hätten die Angelegenheit, wie dies bei anderen Redactionen üblich, auch einfach geschäftlich-kommerciell behandeln können. Das thaten wir nicht. Und was ist der Lohn für unsere Galanterie? Eine beleidigte Epistel Ihrerseits, in der Sie sich über unseren „langsamen Geschäftsgang" als eine Ihnen widerfahrene „grobe Unpünktlichkeit" bitter beklagen. Alle Kaufleuten der Höflichkeit unserm Mitarbeitern gegenüber in Ehren, zumal wenn diese beim Ehren Geschäfte anbetreffen! Aber, geehrte Frau, gegen eine Sprache, wie Sie sie zu führen belieben, müssen wir denn auch das entschiedenste protestiren. Keinem unserer geehrten Correspondenten dürfen wir gestatten, die Dehors des journalistischen Verkehrs uns gegenüber aus den Augen zu lassen. Soviel gegen die Form Ihrer Zuschrift! — Was den Inhalt derselben betrifft, so bitten wir Sie, uns gefälligst die Frage zu beantworten: Woher soll eine vielbeschäftigte Redaction, der täglich mindestens sechs bis acht Beiträge von dem Umfange des Ihrigen zugehen (die zahlreichen weniger nicht zu gedenken), woher soll sie, die Zeit bekommen, dieses Material neben den zeitraubenden laufenden Arbeiten zu bewältigen, wenn man ihr für umfangreiche Erzählungen nicht mehrere Wochen Leisezeit gewährt? Verehrte Frau, der Tag hat auch in Leipzig nur vierundzwanzig Stunden.

D. K. in Riga. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Mittheilung und Ihre Sympathie für unser Blatt! Das Mittel, über welches Sie von uns Auskunft zu erlangen wünschen, ist uns nicht bekannt. Man kann aber fast mit Sicherheit annehmen, daß die Anpreisung desselben auf Schwindel beruht, da es gegen das ernähnte Uebel keine Heilmittel dieser Art giebt.

M. B. in G. Redactionsgeheimniß.

H. K. Ein Werk über Kryptographie, das für jede Sprache brauchbar ist, existirt nicht. Das des Herrn Dr. Riethe (Buchdruckereibesitzer in Berlin) hat den Titel: „Das bei der Chiffrir-Abtheilung des deutschen Reichskanzleramtes eingeführte Chiffrirsystem. Berlin, 1874. Druck und Verlag von H. Riethe. Preis 20 Mark."

R. J. in Palermo. Sehr gern!

Hermann B. Die deutsche Handelsflotte ist die drittgrößte der Welt und wird nur von den Handelsflotten Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika übertroffen. Im Jahre 1879 zählte sie 331 Dampfer und 4453 Segelschiffe, deren Tonnengehalt 1,121,126 betrug, wovon auf die Dampfschiffe 179,662 Tonnen entfielen. Im Jahre 1881 erreichte unsere Handelsflotte bereits eine Leistungsfähigkeit von mehr als 1,600,000 Tonnen.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Engelid.

Novelle von Baldwin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

„Doch was reden wir von solchen Dingen, anstatt uns des Wiedersehens zu erfreuen?“ nahm Engelid wieder das Wort. „Du bist heimgekehrt und hast die Bürde von meinem Gewissen genommen, können aber verlorene Jahre nicht zurückgerufen werden, so mögen wir doch Beide jetzt ohne peinliche Gedanken in die Zukunft schauen. Bleib' unter des alten Olaf's Dach, so lange es Dir gefällt! Er vererbte es ja auf mich unter der Bedingung, Dich ordentlich aufzunehmen und zu beherbergen. Willst Du aber von dannen, so sag's, und ich bringe Dich in meinem eigenen Boot — und das ist ein flinker Segler — bis in den Lyster-Fjord hinein. Dort will ich Dir Dein Haus öffnen, will Dir Alles übergeben, was der alte Olaf meinen Händen für Dich anvertraute.“

„Das ist ein verständiges Wort, Engelid,“ versetzte Knut erleichterten Herzens, und zum Zeichen seiner Anerkennung reichte er dem Mädchen wiederum beide Hände; „habe ich, ohne es zu wollen, Dir weh gethan oder an Dir gesündigt, so mag's zwischen uns begraben sein! Denn ein Mann von meinen Erfahrungen, dessen Leben durch Mancherlei verbittert wurde, der so lange in der Fremde unter Fremden lebte, der muß sogar in der Heimath, wo so Vieles's anders geworden, sich fremd fühlen. Bin eben ein mürrischer Kerl geworden, Engelid; gute Freunde können wir indessen trotzdem immer noch bleiben, und da Du mich selber nach dem Lyster Fjord segeln willst, nehme ich's mit Dank an und sage: sobald wie möglich! Wirst Dir's vorstellen, wie es mich treibt, endlich wieder einmal in meinem eigenen Heimwesen zu schlafen, unter dem Dache, unter welchem meine Eltern lebten und starben, nachdem sie mich kaum so weit gebracht hatten, daß ich mir mein Brod selber verdienen konnte.“

„Sobald wie möglich,“ wiederholte Engelid träumerisch, „wir können morgen aufbrechen. Einen sicheren Weg, auf welchem die schweren Meeresdünungen uns nicht finden, kennen wir Beide, und Orte, wo wir Abends anlaufen mögen, um zu rasten, ebenfalls. Wir mögen auch die Nächte zu Hülfe nehmen — die sind hell genug — und uns gegenseitig am Steuer ablösen.“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, erhob sie sich, und in ihrer stillen, zuversichtlichen Weise begann sie am Herd die benutzten Gefäße zu säubern und auf den Tragebrettern zu ordnen. Zur besseren Beleuchtung hatte sie einen Kienspan angezündet und seitwärts von dem Deckenkopf befestigt, wogegen Knut mechanisch den Docht der Lampe etwas weiter hervorzog. Nießen ließ unterdessen seine harten Finger unermüdlich auf der Langeleike herumtanzen. Nur einmal trat eine kurze Pause ein, als Engelid ihn aufforderte, mit den schwermüthigen Melodien ein Ende zu machen und dafür seine lustigsten Tänze aufzuspielen, wie es sich gezieme, wenn gute Freunde nach langer Trennung zum ersten Mal einander begegneten.

Und Nießen leistete Folge. Schneller und schneller wurde der Tact, in welchem er die Saiten rührte, und tiefer neigte er sich über das Instrument in seinem Eifer, das Wiedersehen zu feiern. Doch weder Engelid noch Knut achteten auf ihn. Erstere beschäftigte sich mit ihren häuslichen Obliegenheiten, als befände sie sich allein in dem Gemach, Knut aber stützte den Kopf auf den Arm und beobachtete grübelnd die feiner Pfeife entwirbelnden Wölkchen. Allmählich kehrte er indessen seine Aufmerksamkeit Engelid wieder zu. Mit einer gewissen Theilnahme überwachte er, wie ihre kräftige Gestalt so sicher und doch so geräuschlos sich einher bewegte, ihre Hände Alles so leicht anfaßten, als wären sie aus dem der Feuerstelle entsteigenden Rauch gewebt. Eine gewisse Scheu bemächtigte sich seiner, so oft ihre Blicke kalt und theilnahmlos zu ihm hinübergliten; er blickte dann immer in eine andere Richtung, um ihnen nicht zu begegnen. Unwillkürlich vergegenwärtigte er sich bei den lustigen Tanzmelodien die junge Engelid, wie er sie in jener verhängnißvollen Nacht an sich zog und ihr heimlich manch süßes Wort zuraunte. Er sah sie im Geiste seinem Flüstern lauschen; er sah das ungestüme Blut ihre Wangen dunkler färben, ihre großen unschuldigen blauen Augen funkeln und leuchten. Und weiter vergegenwärtigte er sich, wie ihm selbst damals das Blut so heiß durch die Adern wallte, daß er mit wilder Lust auf den blutigen Kampf einging. Ein wie ganz Anderer war er heute! Und sie, die Engelid! Er verglich das Mädchen von damals mit dem von heute. Schöner war Engelid noch geworden und gereifter, aber auch so viel ernster, so ernst, daß es ihn unheimlich anwehte und er die Nachtruhe herbeiwünschte, um das Mädchen nicht mehr vor sich zu sehen. Gern hätte er sie noch über Dieses oder Jenes aus den alten Zeiten befragt, allein auf Engelid's Antlitz ruhte es, als ob ihr jedes fernere kleinste Wort zu viel gewesen wäre, die eigene Stimme wie jede fremde sie angewidert habe.

Als sie endlich das Bett mit frischen Linnen versah und die Decken ordnete, da wagte er nicht einmal, sich nach dem Zwecke ihres Thuns zu erkundigen und vorzudrängen, daß sie ihr eigenes Lager an ihn abtrat, um selbst in einem anderen Winkel der Hütte ihr Unterkommen zu suchen.

Die Nacht war weit vorgeschritten, als Engelid Nießen rieth, sein Spiel einzustellen und sich zur Ruhe zu begeben. Erst nach

Digitized by Google

dem Dreieste auf einer Leiter mühsam den niedrigen Bodenraum erstiegen hatte, um dort sein Lager aufzusuchen, kehrte sie sich Knut noch einmal zu.

„Ich wünsche Dir eine gute Nacht,“ sprach sie mit warmer Herzlichkeit, und unbefangen reichte sie ihm die Hand, „möget Du hier nicht schlechter schlafen, als im Lyster Fjord an Deinem eigenen Herd!“

„Ich danke Dir,“ antwortete Knut, ihre Hand ein wenig länger haltend, „dann aber wünsche ich, daß morgen früh unser heutiges Gespräch Dir als ein Traum erscheine,“ und noch bevor Engelid etwas zu erwidern vermochte, fragte er, wo er die Nacht verbringen solle.

Sie wies auf das Bett.

„Mein Lager ist dort in der Kammer,“ erklärte sie, nach einem engen Nebenraum hinüberweisend, „hier hat Olaf sein Leben lang geschlafen, und sein Wille war es, daß bei Deiner Heimkehr Dir der Ehrenplatz im Hause eingeräumt werde. Du hast mir für nichts zu danken; ich erfülle nur meine Pflicht, und noch einmal: Gute Nacht!“

Sie kehrte sich ab und verschwand durch die Kammerthür, welche sie leise hinter sich schloß.

Auf dem Tisch brannte noch die Lampe, und bei ihrem Scheine wandelte Knut einige Male auf und ab. Wie ganz anders hatte er sich seinen ersten Besuch in der bekannten Scharenhütte vorgestellt. Der alte Olaf, der ihm die düsteren Grübeleien forterspielen und singen sollte, war todt, und die er an seine Stelle setzte, war am wenigsten geeignet, ihn die Heimkehr in eine freudige umzuwandeln.

Es gab wohl eine Zeit, in welcher er für einen Blick aus ihren lachenden Augen wer weiß was hingegeben hätte — allein wo lagen jene Zeiten! Damals war sie ein lustiges Kind, er selbst ein leichtfertiger, sorgloser Bursche. Heute dagegen flößte sie ihm mit ihrem Ernst, mit ihrer stolzen Haltung und der zwerchfellichen Art ihrer Reden eine gewisse Scheu ein, während es in seinem eigenen Innern aussah, wie in einem auf den heimathlichen Klippen gestrandeten Wrack.

Er wurde des Grübelns überdrüssig. Im Gefühl bitterer Unzufriedenheit mit sich selbst und derjenigen, die seinem Brüten so viel neue Nahrung bot, löschte er die Lampe aus und warf sich unentkleidet auf das Lager. Er wollte ihr nicht die Genugthuung gönnen, ihn sanft gebettet zu haben. Sie sollte am Morgen sehen, daß eine beqneme Stätte ihm nicht lieber gewesen, als der nackte Fußboden; sie sollte nicht wähnen, ihm eine Wohlthat erwiesen zu haben. Mit einem letzten Gedanken an sie schlief er ein, mit einem Gedanken, in welchem Mitleid, Scheu und Zorn sich einten. Aber sogar im Traume ließ sie ihm keine Ruhe. Vor sich sah er sie wieder als jugendliche Tänzerin, deren lachende Augen sy glühend die seinigen suchten, daß es ihm fast die Vernunft raubte. Und alle Schrecken jener verhängnißvollen Nacht durchlebte er noch einmal; noch einmal empfand er die ganze Wärme, welche das frische, zutrauliche Kind in seiner Brust entzündete. Jedes einzelne Wort, welches er damals jubelnd zu ihr sprach, wiederholte er, und viele neue sügte er hinzu, gleichbedeutend mit Schwüren ewiger Liebe und Treue, bis sie endlich, wie von seinem heißen Athem verscheucht und vergiftet, dahin sank und in einen schwarzen Schatten zerfloß.

Doch aus dem Schatten tauchte sie wieder empor, um manches Jahr gealtert, gereift an Schönheit wie an Geist, und so kalt und streng, daß ihm vor ihr graute. Unheimlich war sie anzusehen, unheimlich wie ein Todtenbild, als sie vor ihm hinschwebte, in der einen Hand ein düster brennendes Lämpchen, die andere auf die Brust gelegt, wie er in fernen Landen an Madonnenbildern beobachtet hatte, in deren Herzen der Schwerter drei stecken.

Er wollte sie anreden, sie fortweisen, allein seine Zunge war gelähmt; erstarrt waren seine Glieder. Sie aber sah auf ihn nieder, als hätte sie in ein offenes Grab geschaut, in welches ihr Liebstes oder sie selbst gebettet werden sollte. Thränen rannen über ihre Wangen; aus ihren großen Augen leuchtete es dann wieder wie Blitze, welche Sommers am fernen Abendhimmel zucken, jedoch nicht so bedrohlich, sondern mild wie das Nordlicht in langen Winternächten, bei dessen Schein er unzählige Mal seinen Schlitten über Eisflächen und festgefrorenen Schnee getrieben hatte.

Da neigte sie sich zu ihm nieder; ihre Lippen öffneten sich. Seine Brust schwankte sich zusammen — so angestrengt lauschte er.

„Ich hab' auf Dich gewartet Jahr um Jahr,“ drang es wie ein Hauch zu seinen Ohren, „und nun, da Du gekommen bist, mußt ich von Dir scheiden auf ewig.“

Sie küßte ihn; warm fühlte er ihre Lippen auf den seinigen. Er breitete die Arme nach ihr aus, ob sie noch sich zu ziehen oder sie von sich abzuwehren — er wußte es selbst nicht. Mit einer gewaltigen Anstrengung ermunterte er sich. Er schlug die Augen auf. Um ihn her war es dunkel. Nur auf dem Herd glimmten noch einige Kohlen geheimnißvoll. Einen Lufthug fühlte er über sich hinwehen, als wäre eine Thür geöffnet und wieder geschlossen worden, und ein eigenthümlicher Duft, wie wenn eine schwälende Lampe ausgelöscht worden, umschwebte ihn.

Beherzendt spähte er um sich. Alles blieb still, wie in einem Grabe. Eine Weile starrte er in's Dunkle, bevor er wieder einschlief. Der Bann aber schien gebrochen zu sein; für Träume war er nicht mehr zugänglich. —

Als Engelid ihn solgenden Morgens fragte, wie er geschlafen habe, und ihn dabei unbefangen ansah, als wäre ihr Gespräch mit ihm in der That nur ein Traum gewesen, da hätte er nicht um die Welt etwas von seinen nächtlichen Visionen verrathen.

„Besser und sanfter schlief ich, denn je zuvor in meinem Leben,“ antwortete er, „nur zu warm war's mir auf den wollenen Decken. Ich hätte am liebsten auf dem nackten Fußboden gelegen.“

Da sah Engelid in eine andere Richtung, um zu verheimlichen, wie es um ihre Lippen zuckte, zu verheimlichen, daß sie seine Gedanken errieth. Mit freundlicher Ruhe meinte sie, daß er sich wohl gekräftigt genug fühlen möchte, die Reise nach dem Lyster-Fjord anzutreten.

Knut lachte geräuschvoll. Es sollte ein Ausdruck sorgloser Heiterkeit sein, und doch klang es so eigenthümlich herbe, sogar gehässig.

„Wer hörte je, daß ich der Kräftigung benöthigte?“ rief er aus, „je eher wir auf's Wasser kommen, um so lieber ist's mir. Seit der alte Olaf todt, hat dieses Scharenեiland keinen Zauber mehr für mich“ — er lachte wiederum, und dann sagte er in versöhnlicherem Tone zu dem vor dem Herde beschäftigten Mädchen: „Du siehst, wie ich es in den langen Jahren verlernte, ordentlich schön zu thun.“

„Es wird Dir wieder geläufig werden in Deinem eigenen Hause,“ antwortete Engelid so gleichmüthig, daß es Knut schier verdroß, seine Absicht, sie zum Zorn zu bringen, von keinem Erfolg begleitet zu sehen. „Wirst Dir aber das Haus zu enge, was hindert Dich, hinauszuziehen in die Welt und gänzlich zu vergessen, daß Du ein Norweger?“

„Dazu gehört nicht viel mehr als ein guter Wille,“ erwiderte Knut leidenschaftlich, lenkte indessen sogleich begütigend ein, „und Brod wird überall gebacken, wenn's mir im Lyster Fjord nicht schmecken sollte.“

Darauf gingen sie an die Arbeit, sich zur Fahrt zu rüsten, wobei Nielsen mit seinen Riesenarmen ihnen kräftig Beistand leistete. Als sie den Mast aufrichteten und das Segel der frischen Morgenbrise preisgaben, da rief Engelid dem alten Spieler scheidend zu:

„Bleibe ich eine Woche länger fort, so sorge nicht um mich! Hab' Manchertei zu thun da unten. Auch will ich mir die bekannten Berge wieder einmal betrachten. Ich meine, sie müßten über einander stürzen, weil ich sie so lange nicht besuchte.“

Nielsen neigte dilligend das Haupt und ließ sich auf einem Felsblock nieder. Die beiden Robben gesellten sich zu ihm. Gleich ihm starrten sie auf das Nielwasser, welches sich hinter dem entsernden Boote als glatter Streifen auf dem gekräuselten Wasserspiegel abzeichnete.

Die Sonne war bereits eine kurze Strecke über die östlichen, gleischergekrönten Gebirgszüge hinaufgestiegen. Golden strahlte sie vom blauen Himmel nieder, wie um den beiden einsamen Reisenden ein gutes Zeichen zu gewähren. Diese saßen im Hintertheil des Bootes Seite an Seite. Sie sprachen zu einander wie zwei Menschen, die sich Einer in des Anderen Gesellschaft nicht behaglich fühlen und es doch verheimlichen möchten.

Digitized by Google

3.

Der Lyster-Fjord, ein Nebenarm des gewaltigen Sogne-Fjords, welcher tief und in vielen Krümmungen in das gigantische norwegische Plateau einschneidet, erscheint wie eine Spalte, welche sich durch die Erdrinde hindurchsetzt. Mehrere tausend Fuß hoch thürmen die senkrechten Felsenmauern sich oberhalb des Wasserspiegels über einander, den Eindruck erzeugend, als ob ihre Grundpfeiler meilentief unter den stillen Fluthen verborgen lägen. Dunkle Tannen, unternimmt mit lichtgrünen Zwergbirken, streben aus den Felsenritzen empor und verleihen den düster gefärbten Gesteln einen melancholischen Schmuck.

Der Eindruck des Unergründlichen der verhältnißmäßig schmalen Wasserstraße wird noch erhöht durch die wunderbar klaren Spiegelbilder der schroffen Uferwände, über welchen sich unten in der endlosen Tiefe des Wasserabgrundes dann wieder der Himmel zu wölben scheint. In einem Boot darüber hinfahrend möchte man wähnen, in einem Chaos wild zerklüfteter Gebirgsmassen frei in der Luft zu schweben. Zwischen den mächtig emporstrebenden Felsmauern erscheint die Wasserstraße um so enger, und der Schiffer hat das beklemmende Gefühl, als drohten die in schwindelnder Höhe sich einander zuneigenden gewaltigen Steinwände durch die erste Erschütterung das Gleichgewicht zu verlieren.

Wo aber Seitenspalten sich öffnen, da lugen in ewigen Schnee und Eis gekleidete Berggipfel in den verstecken Winkel herein. Hoch oben glänzender Sonnenschein, der die bläulichen Felszinnen vergoldet und barocke Lichtbilder auf den in seinem Bereich befindlichen Wänden zeichnet; unten dagegen kühler, zu einer Art Zwielicht hinneigender Schatten!

Eine eigene, starre und doch erhabene, sogar beängstigende Welt! Starr und doch nicht todtes! Denn von oben, von den über dreitausend Fuß hohen Plateaurändern kommt es beweglich herunter, bald wie Silberfäden, die im Niedersinken zu Sturzbächen anwachsen, bald wie zarte, durch den Luftzug hin und her gewehte Seidengespinnste, zu welchen das Wasser im freien Sturz zerstäubt, um sich demnächst auf Vorsprüngen wieder zu sammeln und als tosender Bach seinen Weg abwärts fortzusetzen.

So trägt Alles in dem Lyster-Fjord den Charakter des Bizarren, Wilden, Majestätischen und Bedrohlichen. Und doch leben Menschen dort — hier auf schmalem Uferrande in langgestreckten Dörfern, deren Häuser, finnig gestäpt, häufig über den Rand der sie tragenden Felsen hinaus ragen, dort in vereinzelten Hütten und kleinen Gehöften, je nachdem Abtsachungen es ermöglichen, dem ängstlich gehüteten, oft mühsam herbeigeschafften feuchten Erdreiche einen Ertrag zu entwinden.

In einem dieser abgelegenen steinernen Häuschen, welches seit einer Reihe von Jahren verschlossen und vereinsamt geblieben, regte sich an einem frischen Sommermorgen plötzlich wieder Leben. Fensterladen und Fenster standen offen, ebenso die Hausthür, und über das feste Dach hinaus entstieg sogar eine schmale Rauchsäule dem kleinen Schornsteine.

In dem nahen Dorfe hatte sich unterdessen die Kunde verbreitet, daß Knut Knutsen endlich wieder eingetroffen sei, und zwar in Begleitung der schönen Engelid, die noch in Aller guter Erinnerung lebte. Man hatte sie in der Frühe bemerkt, als sie vorüberruderten. Wer es noch bezweifelte, der brauchte nur auf einen der zahlreichen Ufervorsprünge zu treten, um sich zu überzeugen, daß Knut's Haus belebt war und vor demselben ein Segelboot mit umgelegtem Maste angekettet lag. Hinzuzugehen und sich nach den näheren Umständen zu erkundigen, mochte indessen Keiner für angemessen halten. Aber in Vermuthungen und mancherlei Bemerkungen erging man sich, die indessen alle mit einander mehr oder minder für eine freundliche Theilnahme zeugten, welche man den fast verschollenen und jetzt so plötzlich und geheimnißvoll erschienenen beiden Kindern des Lyster-Fjords zollte.

Die Einen meinten, es sei ein Jammer, daß Knut in dem Wahne, Jemand getödtet zu haben, entflohen sei, statt als ordentlicher und geachteter Nachbar auf seiner Scholle zu sitzen. Andere entschieden sich dafür, daß Engelid seine Frau und es daher klar sei, weshalb sie den reichen Müller im Lärdal verschmähte; wogegen wieder Andere zweifelnd äußerten, daß unter solchen Verhältnissen Knut, von seiner Frau selbstverständlich über Alles unterrichtet, mit seiner Heimkehr schwerlich bis jetzt gesäumt haben würde. Wunderbar erschien es freilich Allen, daß Beide zugleich eingetroffen waren, also dennoch irgend welche Beziehungen zwischen ihnen walten mußten.

Knut war bald nach Tagesanbruch mit Engelid gelandet. Schweigend halten sie das Haus betreten. Dort begab Engelid sich in den mit einem schmalen Vorsture vereinigten Küchenraum, um von den mitgebrachten Vorräthen eine Mahlzeit zu bereiten, Knut aber hatte sich im Wohnzimmer vor den alten zeitgebräuchten Tisch gesetzt und war in Gedanken an die Vergangenheit versunken.

Tiefe Wehmuth erfüllte ihn, aber freundlich berührte es ihn zugleich, sein Eigenthum so viel anders, so viel besser erhalten gefunden zu haben, als er ursprünglich erwartet hatte. Ueberall verrieth sich eine gewisse Ordnung und Sauberkeit, was ihn nach des Schifferś Olsen Mittheilung zwar kaum nach besremdete. Daß aber streng duftende getrocknete Kräuter in Fülle über die wollene Bettdecke gestreut worden, zerschnittene Binsen, wenn auch gebleicht und zusammengeschrumpft, den Fußboden bedeckten, als hätte es dem Empfange eines freudig erwarteten Gastes gegolten, das war mehr, als er der Ueberlegung des von dem verstorbenen Olaf gelegentlich entsendeten Burschen zugetraut hätte. In Stillen dankte er dem Todten herzlich, an Engelid aber und daran, daß sie nach dem Tode des alten Olaf in dessen Sinne weiter wallete, dachte er natürlich nicht.

Wohl eine halbe Stunde hatte er gedankenvoll dagesessen; Engelid schien mit Bedacht zu säumen, um ihn in seinen Grübeleien nicht zu stören, und als sie endlich den Tisch deckte und die Speisen auftrug, da verkehrten die Zwei einsilbig wie bisher mit einander. Erst nachdem das Mädchen die alte Ordnung wieder hergestellt, begann sie in geschäftsmäßigem Tone:

„Knut, Du fragst nicht nach Diesem oder Jenem, als sei Dir Alles einerlei; da muß ich selber den Anfang damit machen. Liegt Dir nichts daran, so hebt's doch die letzte Verantwortlichkeit für Dein Eigenthum von meinen Schultern. Ich will nämlich hören, ob Du mit der Sorgfalt des alten Olaf und mit der meinigen zufrieden bist. Wir richteten Alles ein, wie's bei der großen Entfernung nur möglich gewesen. Ist Manches nicht so, wie Du's erwartetest —"

„Ueber Erwarten gut finde ich Alles erhalten," fiel Knut mit einiger Lebhaftigkeit ein. „Lägen hier Staub und Spinngewebe schuhhoch, es hätte mich nicht erstaunt. Im Gegentheil, es wundert mich, daß ich meinen Weg hereinkam, ohne über Schutt und Trümmer zu stolpern."

„Nun, Knut, da der Olaf sich für verpflichtet hielt, mich von Zeit zu Zeit hierher zu senden — ihm selbst waren ja die Kräfte ausgegangen — so meinte ich, es dürfte nach seinem Tode keine Aenderung eintreten —"

„Selber bist Du hier gewesen?" rief Knut wie seinen Ohren nicht trauend, „hörte ich doch von dem Schiffer Olsen, der Olaf habe einen Burschen geschickt."

Engelid errötbete und wandte den Blick ab.

„Da es nun einmal heraus ist," sagte sie dann mit erzwungenem Gleichmuth, „so brauch' ich mich dessen nicht zu schämen; hätt's freilich lieber verschwiegen. Ja, ich selber war hier. Ich wollte den Leuten keine Gelegenheit zur Nachrede geben, und da legte ich Männerkleider an. Des Abends kam ich in dem Boot hier an, und mit Tagesanbruch begab ich mich auf den Rückweg, sodaß Niemand mich ansprach oder gar erkannte. Das war mir Zeit genug, um in Deinem Hause zum Rechten zu sehen, anzuzünden und das Wollenzeug mit gutem frischem Kraut gegen den Mottenfraß zu schützen. Zwei Hände arbeiten viel, wenn sie's ordentlich meinen; Binsen und Kraut, auch harzige Tannenzweiglein sammelte ich auf dem Wege hierher, wenn ich an einer zugänglichen Stelle vorüberlegette; denn so trug mir der Olaf auf. Er hatte Dir versprochen, sich um Dein Eigenthum zu kümmern, und dasselbe versprach ich ihm. Das ist Alles, und nichts giebt's zum Erstaunen. Gern hätten wir Deine Felder bestellt oder verpachtet, aber dazu fehlten uns Kräfte und Gelegenheit."

„Laß die Felder aus dem Spiel, Engelid! Sind's doch nur dürftige, winzige Flechten. Die haben sich jetzt ausgeruht und tragen um so reichlicher. Wer weiß, ob ich sie selber noch einmal bestelle, ob ich mein Heimwesen nicht verkaufe. An jedem anderen Orte bin ich nicht fremder als hier."

„Das ist lediglich Deine Sache," erklärte Engelid eintönig; „hier handelt es sich nur noch darum, daß ich Dir Dein Eigenthum übergebe und recht viel Glück für die Zukunft wünsche-

Digitized by Google

Der Hausschlüssel steckt in der Thür, und dies ist der zu der Truhe" — sie zog einen seltsam geschweiften Schlüssel hervor und erhob sich — „nun komm — in zwei Minuten ist Alles abgethan; dann will ich Dich nicht weiter stören."

Gemeinsam mit Knut schritt sie nach einer mit eisernen Schnörkeln beschlagenen, blau und roth angestrichenen großen Kiste hinüber. Leicht öffnete sich das Schloß unter ihren Händen. Etwas mehr Mühe verursachte es ihr, den gewölbten schweren Deckel zurückzuklappen. Als sie sich Knut wieder zukehrte, entging ihr nicht, daß derselbe sie mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu betrachtete, und in dem Gefühle, daß ihr das Blut ungestümer in die Wangen stieg, neigte sie sich, befangen, über die offene Truhe hin. Ein Weilchen tastete sie unter Wäsche und Kleidungsstücken — Alles war mit duftendem Kraut durchschossen — umher; dann reichte sie Knut einen straff verschnürten ledernen Beutel.

„Hier ist Dein Geld," sagte sie, „es sollen über zwölfhundert Kronen sein — ich zählte sie nicht, aber der Olaf nannte diese Summe. Ein Zettel liegt dabei; darauf steht geschrieben, wie das Geld einkam, was der Verkauf der Ziegen und der Kuh, was jedes Huhn brachte, was er an alten Forderungen einzog und um welchen Preis er Dein Boot verkaufte. Willst Du das Geld jetzt zählen, ist mir's recht. Thust Du's lieber, wenn ich gegangen bin, ist mir's ein Beweis für Dein Vertrauen."

„Ich brauch's überhaupt nicht zu zählen. Höchstens die Summen, die ich davon ausgebe," sagte Knut und warf den Beutel nachlässig auf den Tisch.

„Auf alle Fälle reicht's aus, um Dich wieder mit Allem zu versehen, was zu einem ordentlichen Haushande gehört," bemerkte Engelid wie beiläufig, „von Deinen anderen Sachen kann nichts fehlen. So oft ich hier war, streute ich beim Hinausgehen aus dem Hanse Sand auf den Flur, und nie entdeckte ich bei meiner Wiederkehr eine menschliche Fußspur. Weißt ja, Knut, es liegt nicht in der Natur der Norweger, sich um anderer Leute Eigenthum zu kümmern oder gar die Hand darnach auszustrecken. Die lose eingeklinkte Thür wird geachtet, wie zehn Schlösser und Riegel, die sie halten. Solltest Du sonst noch Auskunft über etwas wünschen, so schreib es auf, damit Du es nicht vergißt! Ich gehe jetzt in's Dorf, um alte Bekannte zu begrüßen. Dann setze ich in meinem Boot von dannen, kehre aber, bevor ich die Reise nach der Schärenhütte antrete, noch einmal zurück. Ist Dir bis dahin Dieses oder Jenes eingefallen, so magst Du mich fragen, so viel Du willst."

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Pürschgang.

Von O. von Riesenthal.

Der Nordwest brauste von der See her über die Dünen, als wollte er jegliches Leben vom Strande wegfegen; er hatte offenbar seinen Aerger an drei Gestalten, welche im Küstensande dahinschritten und dem Sturme trotzten; er warf ihnen von Zeit zu Zeit einen so eindringlichen Sprühregen nach und die sich an den Dünen brechenden Wogen unterstützten seine Bosheit mit solchen Ladungen feuchten Dunstes, daß selbst die philosophische Anschauung unserer Wanderer: sein Regen dringe tiefer ein als bis auf die Haut, hinfällig zu werden schien; denn sie bogen in den einigermaßen schützenden Wald ein, und wenn dieser auch nicht der „schöne Wald" sein mochte, „aufgebaut so hoch da droben", sondern vielmehr ein recht ärmlicher, durch den Kampf mit den Elementargeistern arg heimgesuchter und verschobener Kiefernwald war, so gewährte er doch immerhin anerkennenswerthen Schutz; die drei Gestalten athmeten sichtlich auf und nahmen ein behaglicheres Tempo an.

Es waren zwei junge Waidmänner in dem köstlichen Alter, welches die Sorgen noch kaum kennt, und ein alter, verwitterter Hund, der aber so selbstbewußt zwischen ihnen einherschritt, als zweifelte er keinen Augenblick an seiner Ebenbürtigkeit mit den neben ihm Gehenden.

„Wohin wollen wir eigentlich?" fragte der Eine, indem er stehen blieb, „der Abend bricht herein, und wir haben drei Stunden nach Hause."

„Nach der Pürschhütte!" bedeutete der Andere; „wir trocknen uns dort und bleiben daselbst über Nacht. Ich wenigstens danke bestens, bei solchem Hundewetter in stockfinsterer Oktobernacht ohne Noth durch den Wald zu lappen, wenn ich ein anderes Obdach haben kann; wir können dann morgen früh gleich weiter unser Heil auf den capitalen Bierzehner, den gewaltigen Burschen drüben im Rohrbruch, versuchen."

So ging es denn rasch vorwärts, der Pürschhütte zu. Ordentlich melodisch kreischte nach einer Weile der Schlüssel im verrosteten Schluß, und war es auch nur Kiengeruch, der die Eintretenden empfing — er duftete ihnen sicher köstlicher als Ambra; denn er verhieß ihnen ein sicheres, schützendes Obdach gegen die Tücken des draußen tobenden Boreas.

Die Pürschhütte war ausschließlich für das Forst- und Jagdpersonal des sehr ausgedehnten Reviers erbaut und bot die Bequemlichkeiten, welche dem Jünger Sylvan's und Dianens nach rechtschaffenem Tagewerk genügen: ein Lager auf weichem, trockenem Moos, einen Herd, einige Decken, Pantoffeln, die nothwendigen Vorräthe an Kien, Holz, Speck, Rum, Zucker, die nöthigen Gläser, Kasserole, Teller, und was sonst dazu gehört, das irdische Jammerthal erträglich zu machen.

Lustig flackerte das Feuer; die alte Wetterfahne auf dem Dach kreischte förmlich vor Vergnügen über die unterbrochene Einsamkeit, und der alte Hund saß halb träumend da, behaglich die Nase dem Feuer entgegenstreckend, oder dem Duft des bratenden Specks — wußte er doch, daß ihm sein Antheil davon sicher war. Er war ein ausgezeichneter Schweißhund, der alte Söllmann, weit und breit in Ehren genannt und bekannt; er hätte auf einer Hunde-Ausstellung zwar wohl schwerlich den ersten Preis errungen; denn es fehlten ihm verschiedene Schönheitspoints, aber was zu leisten war, das leistete er; freilich wußte er das auch und ließ sich kein Titelchen von seinem Rechte nehmen; er hatte seinen bekömmlichen Platz am Feuer; die Decke, die dort am Nagel hing, gehörte ihm, und da verschiedene deutliche Blicke auf dieselbe und einige Drehungen im Kreise mit verdrießlichem Knurren nicht zum Ziele führten, so schritt er gravitätisch zu seinem Herrn und stieß ihn mit der Nase an.

„Was will der Alte?" fragte dessen Begleiter.

„Ach, ich weiß schon," erwiderte dieser, „na, Alter, sei gut; ich dachte nicht gleich daran," begütigte er das Thier und breitete ihm die Decke an seinem Platze aus, auf welche sich der alte Hund befriedigt und tief aufathmend streckte.

Das einfache Mahl war verzehrt, und ein heißer Grog dampfte im Bereich mit dem nicotianischen Kraut.

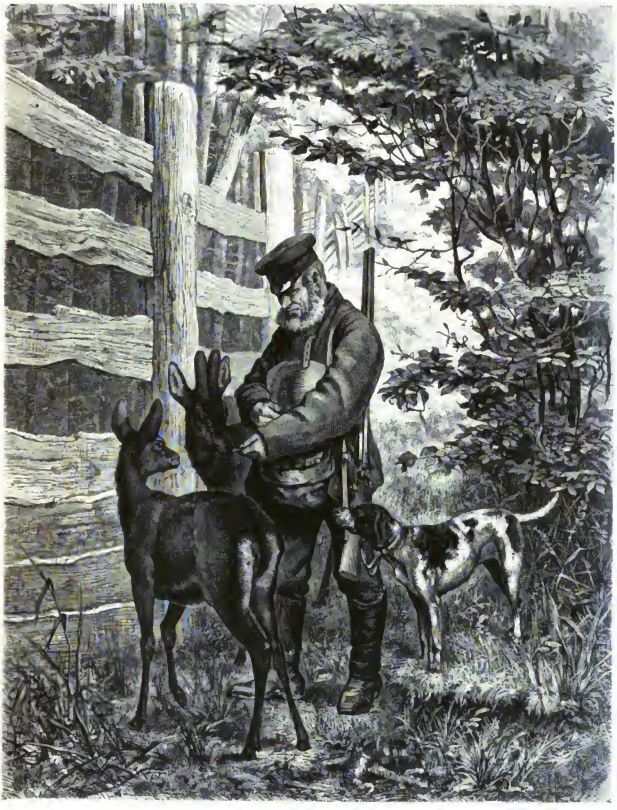
„Was musterst Du da an Deiner Büchsflinte?" unterbrach der Eine das Schweigen, „sie ist zu nachgerade genug abgewischt, und knüpfen sich besondere Ereignisse an sie, so schieß' los! Wir haben Zeit und Muße genug zu einer kleinen Geschichte, und wattet der Humor in ihr, dann desto besser, aber lüge nicht allzusehr!"

„Was mich jetzt in der Erinnerung beschäftigt, will ich Dir gern erzählen; an Münchhausen wird es Dich schwerlich erinnern, und den Humor magst Du selbst herausfinden! Also aufgepaßt! Diese Büchsflinte ist das erste Kugelgewehr, welches ich in die Hand bekam; mit ihr machte ich meinen ersten Pürschgang auf Hochwild, und der erste Schuß auf dasselbe ist es, welcher sich mir unvergeßlich eingeprägt hat. Du kannst Dir denken, wie das ausgezeichnet schöne Gewehr mich zu einem Schuß auf Wild reizte, nachdem ich mich auf der Scheibe genügend von seiner Vorzüglichkeit wie von meiner eigenen Geschicklichkeit überzeugt hatte; aber die Gelegenheit wollte und wollte nicht kommen, bis ich endlich die Erlaubniß erhielt, in dem Gräflich Tschen Thiergarten einen Hirsch oder Spießer zu schießen, der gerade gebraucht wurde — ich sollte mich beim Parkförster melden, um dessen Anweisungen nachzukommen."

„Ein mäßiges Vergnügen solcher Pürschgang auf Parkwild, besonders in so kleinem Thiergarten! Das Wild ist in solchem zu vertraut."

„Ganz richtig! Heut gehe ich auch nicht mehr nach solcher Beute aus, aber wie gesagt, der Jagdteufel hatte mich damals am Ohr, und ich suchte eiligst die Bekanntschaft des Parkförsters, um ihm mein Glück zu verkünden. Er hörte mich mit säuerlicher

Digitized by Google



Der Parkförſter.
Originalzeichnung von O. Volkrath.

Miene an; ja es lag offenbar etwas Geringſchätzendes in ihr, was mich hätte verletzen können, wenn mir eben nicht daran gelegen geweſen wäre, ihm die gute Laune thunlichſt zu erhalten.

„So, ſo, na, ſehen Sie 'mal, alſo ein Stück Wild wollen Sie hier im Parke ſchießen?“ ſagte der Parkförſter, „na ja — es iſt ein geringer Hirſch oder Spießer abzuſchießen; den können Sie genießen, ein paar Tage aber müſſen Sie ſich noch gedulden; denn jetzt gleich wird er nicht gebraucht und bei dem warmen Wetter kann er nicht aufbewahrt werden; ich werde Ihnen Ordre ſchicken; rüſten und ſtärken Sie ſich inzwiſchen zu dieſem Jagdzuge!“ Sprach's und verſchwand.

Bald kam die Ordre, und ich ſtürmte hinaus; der Förſter, hieß es, ſei draußen im Parke; ich möchte ihm nur nachkommen, würde ihn ſchon finden. Ich weiß nicht, was mich wiederholt ſo verdroß: der Alte machte ja überhaupt, wie allgemein bekannt, wenig Umſtände, aber dieſe Behandlung war mir denn doch über den Spaß, und übrigens, dachte ich, was geht mich der alte Sauertopf an? Ich habe die Erlaubniß von ſeiner Herrſchaft,

Digitized by Google

nicht von ihm; was habe ich ihm nachzulaufen?! — sowie ich an Wild herankomme, schieße ich; er wird mich dann leichter finden, als ich ihn in diesem Buschwerke.

Ich pürschte also gleich quer durch und spähte umher, traf auch hier und da einige Stück Wild, aber keinen geringen Hirsch oder Spießer, doch endlich, dicht am Zaune — was steht da? — das muß ja ein Spießer sein: ich sah deutlich vor den Gehörne die Kolben — er stand mir schräg von hinten und, wie es mir schien, neben einem Baumstumpf, mit dem er sich beschäftigte und den ich durch das Buschwerk nicht näher erkennen konnte. Soll ich? ‚Thue es nicht,‘ sagte zwar in mir eine Stimme — indessen, Zeit war nicht zu verlieren: mir sing das Herz an unruhig zu schlagen — ich zielte kurz und machte Dampf.

Freund — mir war, als erstarrte ich zur Bildsäule; kaum hat es geknallt, so nimmt mein Spießer einen tollen Satz, ich sehe noch ein anderes Stück Wild — ein Hund stimmt ein fürchterliches Wuthgeheul an, und an Stelle des Baumstumpfes sehe ich zwei kolossale Stiefel sich in die Luft strecken. Doch bald änderte sich die Scene; die Stiefel faßten Boden, und eine breite Gestalt, den Hund am Riemen, stürmte mit geballter Faust auf mich ein. Ich stand blaß und wortlos vor Schreck da — der Parforcejäger — denn das war der Herausstürmende — fuhr mich, kirschrothe und sprachlos vor Wuth, heftig an:

‚Herr, Sie soll ja gleich ein Himmelbonnerwetter neun und neunzig Mal holen — was haben Sie hier auf mich zu schießen? Konnten Sie mich nicht sehen?‘

‚Nein!‘ erwiderte ich mit tonloser Stimme; ‚ich habe den Spießer deutlich erkannt, aber Sie für einen Baumstumpf gehalten, wie kann ich denken, daß Wild so vertraut neben dem Jäger steht? Nehmen Sie es nicht übel — es ist ja noch gut abgelaufen.‘

Der gutmüthig angelegte Alte ließ sich durch meine Leidensgestalt besänftigen, und ich hörte nun, daß das Wild, durch den Schuß erschreckt, ihn angerannt und der am Riemen heftig reißende Hund ihn zu Falle gebracht hatte; wir gingen an die Unglücksstätte zurück, wo wir die dicht über den Kopf des Spießers hinweg gefaußte Kugel in der Planke fanden und der Alte sich überzeugte, daß nach Lage der Sache meine Unvorsichtigkeit, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch in Berücksichtigung meiner Jugend milder zu beurtheilen war.

‚Aber, wenn es erlaubt ist zu fragen, was that das Wild bei Ihnen, oder umgekehrt?‘

‚Na, ich stillerte es aus meiner Tasche, habe immer einige kleine Leckereien für meine bevorzugten Günstlinge bei mir, die ich dadurch ganz besonders vertraut mache; — armer Kaspar und meine Lise — die kriege ich für's Erste gar nicht wieder heran; sie werden noch lange diesen Schreck im Kopfe behalten.‘

Wir schritten weiter und fanden bald das gesuchte Wild; auch dieses kannte den Alten sehr gut und hatte Lust heranzukommen, machte wenigstens keine Anstalten zur Flucht.

‚Den Spießer da hinten können Sie schießen,‘ bedeutete mich der Alte.

‚Ich danke bestens für solche Jagd!‘

‚Warum denn?‘ fragte er überrascht.

‚Ebenso gut können Sie mir anbieten einen Hammel aus irgend welcher Heerde zu schießen — ich finde kein Vergnügen daran!‘

Der Alte sah mich plötzlich mit anderen Augen an.

‚So, so,‘ meinte er; ‚in Ihnen steckt mehr Jägerblut, als ich glaubte; nun, ich werde Ihnen zu einem anderen Schusse verhelfen, aber, junger Herr, die Hand darauf: niemals auf etwas schießen, was man mißkannt seiner nächsten Umgebung nicht genau erkannt hat — es konnte anders kommen.‘

Ich hielt Wort und er auch.

Meine Frage, ob er das Wild abschösse, verneinte er kurz; nur im Nothfalle thäte er es; sonst hätte er immer Liebhaber dafür aus der nahen Residenz an der Hand, die dann mit einer Jagdausrüstung ankämen, als gälte es einem Bär; auch Damen betheiligten sich mitunter daran und suchten eine Ehre darin, in der Zeitung als schneidige Jägerinnen gefeiert und mit ‚Waidmannsheil‘ bedacht zu werden. So, Freund, das ist die Geschichte von meinem Pürschgang auf Klingholt. Du hast sie gehört — und nun gute Nacht, mein Junge!“

Die beiden müden Jägersleute in der Pürschhütte, die sich auf der weichen Pürsche in ihre Decken gehüllt hatten, wechselten nicht mehr viele Worte. Das Feuer auf dem Herde sank nieder; der alte Söllmann schnarchte, lang ausgestreckt, auf seinem Lager, und bald wurde es still in der Hütte — draußen aber brauste der Wind, schlug der Regen gegen die Scheiben und kreischte die alte Wetterfahne.

Recht und Liebe.

Novelle von **Levin Schücking.**

(Schluß.)

„Im Staude Dortenbach zu kaufen?“ fragte Benning zurück. „Nun ja, Fräulein Horstmar! Aber Sie müssen nicht denken, daß ich das Vermögen hätte, es für mich zu kaufen — das gewiß nicht; ein armer abhängiger Mann, wie ich, ist nicht so reich. Ist ein ganz leidlicher Posten, den ich hier seit sechsundzwanzig Jahren verwalte, aber mit Frau und Kindern muß man zufrieden sein, wenn man ehrlich durchkommt; vom Zurücklegen ist da keine Rede, und nun gar, um Dortenbach kaufen zu können — —! Wohin denken Sie, Fräulein! Nein, es ist nur das, daß ich es besser kenne als jeder Andere, daß ich besser weiß, was es werth und was daraus, wenn man es richtig anfängt, im Einzelnen zu lösen ist. Und weil ich das weiß, kann ich auch eine hübschere Summe dafür bieten als jeder Andere, als jeder Spekulant und Güterschlächter in der Welt.“

„Also Sie denken, ich werde Dortenbach, sobald es — was noch recht lange nicht eintreten möge! — mein geworden, Ihnen verkaufen, damit Sie es in Stücke, in kleine Stücke und Fetzen zerschlagen?“

„Ich würde Ihnen dazu rathen, Fräulein, entschieden dazu rathen; denn sehen Sie: wenn Sie warten wollten, bis eine Herrschaft kommt, welche Dortenbach ankauft, um es zu bewohnen oder zu besitzen oder aus der Verpachtung des Ganzen eine Reute zu beziehen, so müßten Sie eben lange warten, und hätte sich solch ein Liebhaber endlich eingefunden, so würde er Ihnen ganz sicherlich hunderttausend Mark weniger bieten müssen, als ich es bei einer Parcellirung könnte. Auch beim besten Willen müßte er es, wenn er anders auch nur ganz nothdürftig zu seinen Zinsen kommen wollte . . . Freilich, ich kann mir's denken, die Herren Klingholt werden es Ihnen wohl schon anders vorgestellt haben — ich kann es ihnen auch nicht übel nehmen; denn jeder redet eben nach seinem Profit und seinem Interesse und in seine Tasche hinein —“

Regine fiel ihm hoch aufhorchend in's Wort:

„Was sollen mir die Klingholt vorgestellt haben? Was soll ihr Interesse sein?“

„Ihr Interesse?“ versetzte Benning. „Nun, das ist doch klar: wenn das Gut an eine Herrschaft verkauft wird, welche es zusammen hält, so behält der alte Klingholt seinen guten, einträglichen Försterposten mit dem hübschen Gehalt und den Procenten von den Holzverkäufen, so bleibt er in den warmen Nest, das ihm ja schon von seines Vaters und Großvaters Zeiten her wie angeerbt und das nach ihm seinem jüngsten Sohne so gut wie sicher ist. Wird das Gut aber parcellirt, werden die Wälder abgeholzt und die Gründe dann verpleigert — du liebe Zeit — dann brauchen wir keinen Förster mehr zu füttern, und der Alte muß sehen, wo er einen andern Posten bekommt, wenn er bei seinen Jahren überhaupt noch einen bekommt!“

„So, so!“ sagte Regine sinnend, „das wäre sein Interesse bei der Sache —“

„Sein offenbares Interesse,“ fiel Benning ein, „und Sie, Fräulein, Sie werden jetzt wissen, was es auf sich hat, wenn diese Leute aus Leidenschaften gegen mich reden und Ihnen zumuthen sollten, sich Ihr Erbe um hundert-, ja um hunderteinfünfzigtausend Mark verkürzen zu lassen, indem Sie ihnen folgen.“

Regine nickte nachdenklich mit dem Kopfe. Sie war eine sehr kluge Dame, das Fräulein, und praktische Dinge begriff sie.

Digitized by Google

Benning sagte sich triumphirend, daß dies ein merkwürdig guter Tag für ihn sei, daß ihm solch ein Fräulein, um einen Handel mit ihr abzuschließen, weit lieber sei, als die adligen, hochmüthigen, raubsüchtigen Tanten auf dem Schlosse droben. Benning hatte das Eisen geschmiedet, so lange es heiß war, und ließ mit zufriedenem Lächeln sein Auge hin- und hergehen zwischen dem Fräulein und seinen Pferden.

Regine erhob sich. Benning sprang herbei, um sie zum Wagen zurückzuführen, und während sie sich auf ihn stützte, sagte sie:

„Wenn Sie aber ganz Dortenbach ‚einschlachten', wie man's ja wohl nennt, was beginnen Sie dann mit dem großen schönen Hause, dem ‚Schloß'?"

„Das," meinte Benning, „langt dann freilich nur noch zu Fabrikgebäuden. Welcher Art, das müßte man abwarten. Hab' schon an eine Torffreesfabrik gedacht: Moore haben wir ja, nicht eine halbe Stunde entfernt, und die Torfstreu hat eine große, sehr große Zukunft, Fräulein."

Regine nickte wieder mit dem Kopfe.

„Recht so!" sagte sie mit einem eigenthümlichen, bitteren Lächeln, „machen wir eine Torffreesfabrik daraus! Sie haben Ideen, Benning; in der That, Sie haben einen anschlägigen Kopf. Und nun fahren Sie weiter!"

Sie hatte den Wagen erreicht und sich von Benning hinein heben lassen. Der Schmerz am Fuße hatte sich ein wenig gemildert; genug, daß sie im Stande war, einer zusammenhängenden Gedankenreihe zu folgen. Und die Gedanken, welche auf sie einströmten, waren ganz der Art, um einen körperlichen Schmerz darüber zu vergessen. Wie eine zornige Demüthigung hatte sie es zunächst empfunden, daß dieser Mensch da vor ihr so als ganz selbstverständlich annahm, sie, wenn sie die Erbin von Dortenbach geworden, werde das Gut sofort verschachern. Sie, die bürgerlich geborene Person, dachte er, könne unmöglich einen schönen, vornehmen Besitz würdigen, sie werde nichts Eiligeres zu thun haben, als diese prächtigen Wälder zu vernichten, diese ehrwürdigen Riesenstämme in die Sägemühle zu senden, aus den alten feudalen Thürmen Dampfschlote zu machen. An der Stelle des Schloßgrabens, die ihrem Herzen so geweihy und heilig war, ein schmutziges Schlackenlager ausbreiten und das Ganze in schwarzen, abscheulichen Rauch und Qualm hüllen zu lassen — welch ein abscheulicher Gedanke!

Es war in der That empörend! Die Voraussetzung, daß ihre bürgerliche Art zu empfinden nichts anderes mit sich bringen könne, als die Absicht, Dortenbach zu verschachern, trieb ihr das Blut in die Schläfen. Aber nicht lange gab sie sich dieser Empörung hin. Aus dem, was Benning über die Klinghoit gesagt, war es ihr wie ein Lichtblitz gekommen: erschreckend und wie mit einer freudigen Ahnung erfüllend war das Licht in ihre Seele gefallen, wie ein sonniger Schein, der durch Wolkennacht dringt und der in kurzer Frist ein volles Durchbrechen von hellem Sonnenschein verheißt. Es löste sich etwas, es hob sich eine furchtbare Last von ihrem Herzen, daß es höher und höher schlug. Bestand nicht am Ende Leonhard's ganze Schuld darin, daß er just das Entgegengesetzte von dem, was Benning bei ihr zu ihrer bittern Kränkung voraussetzte, von ihr angenommen? Bestand sein Verbrechen nicht einzig darin, daß er von ihr überzeugt gewesen, sie werde als Erbin anders empfinden, anders handeln, und daß er sich um die Zukunft seiner Eltern gesorgt und gedrängt sei für den Fall, wenn ein Anderer als sie Erbe von Dortenbach werde? Ja, er hatte nicht gewollt, daß dieses Waldheiligthum seines Vaters — der Wald kam ihr in der That jetzt wie das Heiligthum still waltender Gottheiten vor — entweiht und vernichtet, daß die Menschen, die davon lebten, brodlos, daß seine Eltern von dem ererbten Herde vertrieben würden. O, welches Licht hatten dieses Benning Redeu ihr aufgesteckt — welch helles und welch erwärmendes Licht!

„Benning, wohin fahren Sie mich?" rief sie ihn laut an.

„Zum Schlosse zurück," sagte Benning. „Wir werden sogleich schon die Dächer und Essen vor uns liegen sehen."

„So schlagen Sie den nächsten Weg ein, der zur Försterei führt!"

„Zur Försterei?" fragte der Rentmeister bestroffen.

„Wie ich Ihnen sage! Die Försterin wird mich am besten zu pflegen verstehen — ich will zum Försterhause."

„Wie Sie befehlen, gnädigee Fräulein!" versetzte Benning mit unterwürfiger Resignation.

15.

Eine halbe Stunde später lag Regine im Zimmer der Frau Klinghoit mit verbundenem Fuße auf dem Sopha — in demselben Zimmer, in welchem ihr am gestrigen Tage eine so niederschmetternde Enthüllung gemacht worden. Jetzt ließ sie sich ruhig die eifrigen Hülfsbestrebungen der erregten, mit vielen Worten sie beklagenden Frau gefallen, die dabei ein Mal über das andere an's Fenster trat, um zu schauen, ob Leonhard noch nicht komme; er war auf dem Schlosse, wo ihn entweder Damian's Verwundung oder der Zustand des alten Herrn zurückhalten mochte. Edwin war gleich nach Reginens Ankunft abgesandt worden, um ihn zu rufen.

„Endlich! Da kommen Beide!" sagte die Försterin — und gleich darauf trat Leonhard mit hastigem Schritt in's Zimmer.

„Sie — zurück — und verwundet?!" rief er, den Hut zur Seite werfend, „was ist geschehen, Regine?"

„Ich bin verletzt," sagte sie mit einem großen fragenden Blicke und ließ errathend zu ihm aufschauend; „wie Sie sehen, gezwungen, nun doch — zu Ihnen zurückzukehren. Wollen Sie mir helfen?"

Er schien Zeit zu bedürfen, sich zu fassen. Spannung in jeder seiner Mienen, sah er sie an. Dann beugte er sich nieder, um die Verletzung zu untersuchen. Seine Mutter verließ discret den Raum.

„Sie sehen," fuhr Regine mit einem schwachen Versuch, den Ton des Scherzes anzunehmen, fort, „am Ende stüchtet sich doch Alles zu Ihnen, dem Helfer Aller."

Er sah wieder mit derselben Spannung in ihre bewegten Züge, die nun so, ihm Auge in Auge gegenüber, eine sich heftig steigernde Erregung verriethen — weshalb sprach er auch nicht — weshalb sah er nur so fragend, so gar nicht die Situation und was in ihr vorging begreifend, in ihr Auge? Hätte er denn nicht Alles erraten, nicht reden, nicht ihr das Reden ersparen können? Nichts als: „Der Knöchel ist verrenkt" — zwang er nach einer Pause sich zu sagen — „es thut mir leid, daß ich Ihnen einen Schmerz bereiten muß, ihn wieder einzurichten."

„Ich Aermste!" versetzte sie mit wehmüthigem Lächeln; „als ob mir nicht heute schon die verstauchte Vernunft schmerzlich genug eingerenkt wäre!"

Auch jetzt schien er noch nicht verstehen zu wollen. Es war grausam von ihm. Grausam auch erfaßte er ihren Fuß und — ihr einen leisen Aufschrei des Schmerzes erpressend, vollführte er mit seiner wunderbaren Geschicklichkeit rasch die nothwendige Operation.

Sie legte dann, bleich geworden und die Augen schließend, den schönen Kopf, der unter der Wirkung des schwindenden Schmerzes einen eigenthümlich idealen Ausdruck gewonnen, auf die Sophalehne zurück. Leonhard blickte tiefbewegt auf diese schönen Züge, welche eine so magische Macht auf ihn übten. Er vergaß darüber für eine Weile, was nun weiter geschehen mußte. Dann, wie sich besinnend, holte er es rasch nach.

Als mit Hülfe der von der Försterin schon früher herbeigebrachten Dinge der Verband gelegt worden war, erhob Regine das Haupt, und mit dem weichsten Tone ihrer Stimme sagte sie:

„Nun ist's vorüber. Nicht wahr, Leonhard, Sie — wir werden uns jetzt nicht mehr wehe thun — nie mehr!" Und ihm die Hand hinstreckend, fügte sie hinzu: „Sie werden auch keine schlimmere Buße von mir verlangen, als diese hier: ich bekenne offen, gedemüthigt von Allem, was mir widerfahren ist, daß mein eigensinniger Wille gebrochen ist. Und daß es möglich über mich gekommen ist, das Gefühl, daß ich Ihnen Unrecht gethan —"

Er nahm ihre Hand: er küßte sie — aber noch immer sprach er nicht — noch immer sah er sie ernst und fragend an — noch immer zwang er sie, zu sprechen, und Alles, Alles zu sagen.

„Ja," fuhr sie deshalb fort, „wenn ich es denn erklären muß — muß ich es? — ich fühle, Sie halten Recht, als Sie nicht wollten, daß ich mein Erbrecht aufgebe, und seit dabei blieben. Sie hatten völlig Recht. Sie dachten dabei nicht an sich, Sie dachten an Ihre Eltern. War es nicht so? O, sagen Sie mir, daß es so war!"

„Gewiß, Regine, so war es. Wenn Sie bei Ihrem Entschlusse beharrten, war die Zeit, welche meine Eltern noch zu verleben haben, nur ein bitterer Leidenskelch. Und viele andere Menschen wurden unglücklich dadurch. Sie durften es nicht."

„Aber weshalb sprachen Sie das Alles nie aus. . . . Hätte ich Ihnen zürnen können, wenn Sie mir gesagt hätten: Du denkst an deine Eltern, welche todt sind, und willst ihren Willen ehren; ich denke

Digitized by Google

an die meinen, welche leben, und will für ihr Glück einstehen. Der Lebenden Recht geht über das der Todten. Weshalb sagten Sie mir das nicht — vertrauten Sie mir nicht, daß ich begreifen würde, wie Recht Sie haben?“

Leonhard zog einen Stuhl herbei und, sich neben ihr niedersetzend, ihre Hand in die seine nehmend, antwortete er eifrig:

„Weshalb ich Ihnen das nicht sagte, Regine? Weil ich überhaupt Ihren Entschluß nicht mit Gründen bekämpfen, nicht mit Ihnen streiten wollte, und weil ich das Vertrauen zu Ihnen hatte, daß Sie ganz von selbst von einem unvernünftigen Entschlusse zurückkommen würden. Sobald Sie mir erst einmal hierher gekommen, Ihren guten Theim kennen gelernt und eine Ahnung von der Zukunft in Ihnen aufgeriegen wäre, welche Ihr Erbgut bedrohte, wenn Sie darauf beharrten, sich einer heiligen Pflicht zu entziehen . . .“

„Einer Pflicht . . .? Darin kann ich Ihnen nicht Recht geben . . .“

„Doch, einer Pflicht! Der Mensch sei ‚edel, hilfreich und gut‘“; er darf also die Mittel, die sich ihm bieten, es zu sein, nicht fortwerfen; er darf es nicht. Welch ein thörichter, dummer Arzt wäre ich, wenn ich vor meinen Krankenbesuchen am Morgen damit begönne, meine Instrumente zu zerbrechen! Das ist Eines. Und ein Anderes ist, daß es alte ererbte, durch die Zeit gewebte Bande giebt, welche wir nicht einfach zerreißen dürfen, als wären wir Kinder der Stunde und unsere Stimmungen dürften souverain über unsere Entschlüsse entscheiden. Solche Bande sind die Beziehungen zu dem seit Generationen den Unseren gehörenden Boden und zu Denen, die mit diesem Boden zusammenhängen. Ist da stets Gutes gewirkt und geschaffen, so haben wir die moralische Verpflichtung, die Tradition des Guten lebendig zu erhalten und sie fortzusetzen. Ist da Böses geschehen, hat Schlimmes da gehaust, so haben wir es zu sühnen . . . Der Mensch ist innerlich ein Geschöpf seiner Geschichte, und um in Harmonie mit sich zu bleiben, soll er auch die Verantwortlichkeit für die Gestaltung seiner äußeren Geschichte nicht abwerfen wollen. Und das Alles — ich wußte es ja — würden Sie schon von selber einsehen. Was bedurfte es meiner Reden, die Ihnen nur das Verdienst geschmälert hätten, im richtigen Augenblick richtig zu handeln — aus der eigenen Erkenntniß, dem eigenen Gefühl heraus.“

„Aber Sie sahen doch, Leonhard, daß zu solcher Erkenntniß meine ‚rechtwinklige Natur‘ nicht reichte . . . bis fremde Lippen mir einen Aufschluß gaben. Sie hätten mir wenigstens doch sagen können . . .“ setzte sie weich hinzu, „nur einmal recht herzlich sagen . . .“

„Was?“ Daß ich Sie liebte, Sie, nicht dieses viel besprochene Erbe? Daß ich Sie liebte von dem Augenblicke an, wo uns der Zufall zusammenführte. Der Zufall und nicht eine berechnende Absicht, ja, daß ich Sie liebte in dem Momente, wo ich Sie zuerst sah und mit Ihnen sprach? Nein, Regine, das durfte ich Ihnen nicht erst sagen. Das wäre meiner unwürdig gewesen. Sie mußten es glauben, fühlen, wissen, ohne daß ich sprach.“

„Stolzer Römer!“ sagte Regine scherzend. „Also in Allem wollen Sie Recht behalten?“

„O nein, nein,“ rief Leonhard lebhaft aus. „Ich habe so über Nichts gestritten und will in Nichts Recht behalten. Das Recht, Regine,“ fügte er lächelnd hinzu, „ist Ihre Domäne — Sie haben nun gesehen, wohin man mit dem Rechte kommt. Man kann ein glänzendes Erbe und mit ihm das Glück Vieler damit zu Nichte machen: man kann einen armen alten Mann damit in seiner Hülflosigkeit allein lassen; man kann ein treues Herz voll aufrichtiger Leidenschaft damit von sich stoßen . . . und am Ende . . .“

„Gelangt man,“ fiel Regine mit hellen Thränen an den Wimpern und einem zärtlichen Blicke in Leonhard's Züge ein, „am Ende, wollen Sie sagen, gelangt man damit in die tiefsten Waldgründe der Verirrung und verrennt sich den Fuß . . . o Leonhard, ich will nie mehr Recht haben — das soll meine Buße sein — nur noch Deine Liebe will ich, nichts als sie.“

„Ueber alles Recht geht Liebe, über allen Zauber Liebe,“ sagte er, einen Kuß auf ihre Stirn drückend.

Für den guten alten Herrn sollte der Tag, der so stürmisch begonnen, mit einer neuen Aufregung enden — aber einer Aufregung so freudiger Natur, daß sie bald all den üblen Nachwirkungen ein Ende machte, welche die Erschütterungen des Morgens für ihn gehabt hatten. Aus der apathischen, beunruhigenden Schwäche, in welcher er in seinen Lehnstuhl lag, rief ihn die Nachricht, welche ihm am Nachmittage Leonhard brachte, empor, die Nachricht, daß Regine zurückgekehrt sei, um ihn nie mehr zu verlassen; diese Kunde ergoß ihn so fröhlich, daß er nicht eher ruhte, als bis ihm Leonhard den Willen gethan, mit ihm den noch kurzen Weg zum Försterhause zu machen, wo Regine für die nächsten Tage unter der Pflege von Leonhard's Mutter bleiben sollte. Wie neu belebt legte er tapfer den Weg zurück; und dann saß der alte Herr an Reginens Lager und ließ sich das Abenteuer, welches sie überstanden, erzählen — und endlich zeigte er einen an ihm völlig neuen Willensaufschwung und kündigte Entschlüsse an, wie man sie ihm gar nicht mehr zugetraut hätte. Es war eine Freude, ihn reden zu hören, so energisch sprach er sich aus unter dem Eindruck des Zornes, der endlich über Alles das, was man sich um ihn her erlaubt hatte, die weite tiefe Schale seiner Geduld überfließen gemacht. Eine Freude für Alle war es, nur nicht für Andreas, der ihm zum Förstertheile hatte folgen müssen, und der sich jetzt zum Executor seines souveränen Willens ernannt sah. Nicht, daß Andreas nicht auch ein inneres Behagen dabei empfunden! Im Gegentheil, sein altes Herz schlug stürmisch dabei auf. Aber daß er nun dem Rentmeister Benning einen Bogen weißen Papiers überdrungen mußte, auf welchem der alte Herr zu oberst die wenigen Worte mit seiner zitterigen Hand geschrieben hatte: „Meiner Nichte Regine Horstmar habe ich von heute an die ausschließliche Führung meiner Verwaltungsangelegenheiten übertragen, uneingeschränkt und in allen Dingen, wonach Sie sich zu richten haben . . .“ und daß Andreas dann gehen und der Frau Generalin anbeuten sollte, wie der Herr Baron als Wohnung für Fräulein Horstmar die von der Frau Generalin bisdang benutzten Zimmer zu bestimmen geruht habe — das waren sicherlich keine angenehmen Aufträge für Andreas.

Doch er ging und gehorchte. Als der alte Herr dann am Abend wieder in seinen vier Wänden war — zur Rückkehr hatte er nun doch seinen Wagen vom Hofe kommen lassen müssen — konnte ihm Andreas auch berichten, daß es ihm bei der Generalin besser ergangen, als er zu hoffen gewagt: er hatte die gestrenge Dame bereits eifrig mit dem Einpacken beschäftigt gefunden: der Wagen, der sie und Sergius fortführen sollte, sei auf die frühseste Frühe des nächsten Morgens bestellt worden.

Mit solcher Eile abzureisen, war der Familie von Ramsfeld nun freilich nicht möglich — Damian's Verwundung wegen. Auch stellte sich in den nächsten Tagen mit ihr ein ganz leidliches Einvernehmen her. Dora war den alten Herrn immer ‚sympathisch‘ gewesen, und was Frau von Ramsfeld anging, so war sie im Grunde eine gute Seele und eine leichtlebige Natur, die sich in unabänderliche Dinge zu finden wußte. Es kam, um sie zu trösten, hinzu, daß einige längere Unterredungen zwischen ihr und Dora, zwischen Leonhard und Edwin und beider Müttern einen erfreulichen Erfolg ergaben und daß sie endlich, als sie mit ihren Kindern abreiste, mit einer guten Aussicht in die Zukunft, was Dora's Glück und Versorgung betraf, scheiden konnte. Es war verabredet worden, daß Edwin in der geregelten Weise seine Studien fortsetzen, sein Examen ablegen und darauf als seines Vaters Adjunct angestellt werden sollte. Wenn die beiden jungen Leute dann noch mit derselben Innigkeit, wie jetzt, ihre verliebten Herzen zu einander gezogen fühlten, stand ihrer Verbindung kein Hinderniß entgegen. Für Dora's Aussteuer würde gern der alte Herr sorgen, wie er Frau von Ramsfeld beim Abschiede erklärte; auch gab er ihr bereitwillig die Zusage seiner Beihülfe, falls sie dieser bedürfen werde, um Damian in irgend eine geregelte Laufbahn zu bringen. — —

Leonhard und Regine sind heute vermählt und leben auf Dortenbach, die tehten Tage des alten Herrn verklärend und verschönernd. Er ist schwach, sehr schwach, aber schmerzlos und heiter; er ist so gut, und der gute Mensch bedarf so wenig, um sich glücklich zu fühlen. Leonhard hat sein Recht, daß Regine ihm in die Stadt seiner Wirksamkeit folge, wo ihm Ruhm und Ehren geblüht haben würden, der Liebe geopfert, der Liebe für sie, die nun mit wachsender Innigkeit an dem alten Oheim, an dem schönen Stammsitz ihrer Familie, an dem Wohl und Wehe ihrer von ihr abhängigen Umgebung hängt, der Liebe auch für sein der ärztlichen Pflege so oft bedürftiges und früher von ihr ganz verlassenes armes Landvolk.

Digitized by Google

Im Nachen.

Nach dem Oelgemälde von Professor Karl Raupp.

„Nun rase, trener Nachen,
Nach atemloser Flucht!
Mein heimlich Glück nun berge,
Du dämmerstille Bucht!"

Der Jüngling, hocherglühend,
Zieht leis' das Ruder ein —
Die Maid vor ihm erschauert
Und schweigt in süßer Pein.

Ihm ahnungsvollen Herzen
Drängt stockend all ihr Blut;
Von ihrem Schooß die Rose
Entgleitet in die Flut.

Sie kommt sich wie umsponnen
Von Märchenzauber vor —
Da dringen heiße Worte
Wie traumhaft an ihr Ohr.

Sie lauscht — wie warmer Lenzhauch
Sich's über sie ergießt —
Sie glüht und gleicht der Blume,
Die zitternd sich erschließt. — —

Nun, Nachen, sind' die selber
Durch's Schilf verschwieg'nen Lauf! —
Zwei jungen Menschenherzen
Blüht lichter Frühling auf.

Ernst Scherenberg.

Bilder von der Ostseeküste.

Mit Abbildungen von Robert Aßmus.*

1. Land und Leute in Estland.

Nordische Frühlingsnacht! Wer je unter deinem Zauber gestanden, wird deiner Reize nie vergessen. Es war in der ersten Hälfte des Juni, als unser Schiff still geräuschlos durch die ruhige milchweiße See glitt, an deren Horizonte ein goldener Schein von West nach Ost langsam dahinzog. Dort feierten Abendroth und Morgenroth ihr kurzes Zusammentreffen. An Bord herrschte Stille. Die Helle dieser Nächte regt die Nerven auf und hält den Schlaf fern, aber sie weckt zugleich eine weihevolle Stimmung, und wie der Schweizer das Glühen seiner Heimathberge mit immer neuer Bewunderung wahrnimmt, so erhebt sich auch das Herz des Nordländers immer wieder an dem Zauber dieser Nachtstelle im Frühling.

Solcher Stimmung schien auch der Mann nachzuhängen, der abgesondert von den übrigen Reisenden neben dem Rade des Steuermanns saß und nach dem dunklen Landstreifen ausschaute, der immer deutlicher am Horizont auftauchte. Der Luftzug spielte in den langen grauen Haaren des Alten und bauschte seinen Mantel weit auf. Seine Gestalt schien von ungewöhnlicher Größe, und ein Zug der Begeisterung lag auf dem alten, ausdrucksvollen Gesichte. Ich wußte des Mannes nunmehr, des göttlichen Sängers gedenken, welcher jenem Lande vor uns die Töne gebracht, den Bäumen und Flüssen das Rauschen und Brausen, den Vögeln die Stimme und den Menschen das Lied, ihr Glück und ihr Leid zu singen und Altvater zu preisen.

Ich gesellte mich zu dem Alten. Er gab zuerst nur zögernd und mit halbunterdrückter Stimme Antwort auf meine Fragen und lüftete leise den Mantel. Da sah ich, daß in seinem Schooße ein blondlockiges Kind schlummerte.

„Der einzige Schatz," sagte ich mir, „den der Mann aus Stürmen und Nöthen eines langen Lebens gerettet." Und nun erfuhr ich aus dem eigenen Munde des Mannes sein Lebenslos: verführt durch Vorspiegelungen reichlichen Erwerbs war er einst jung und muthig mit der Gattin in die Ferne gezogen: müssam hatte er gearbeitet und dem Schicksal ein bescheidenes Glück abgerungen. Aber sein Herz war in der Heimath geblieben. Nun waren schwere Schläge auf ihn gefallen. Das Haus, das er sich am Wolga Ufer gebaut und mit unendlicher Mühe mit Bäumen umpflanzt und gezäunt hatte, war einem Brande zum Opfer gefallen: Weib und Kinder waren ihm an verheerender Krankheit gestorben: die Stammesgenossen, die sich nun ihm gesammelt, waren weitergewandert: da beschloß er aus dem Elend wieder heimzuziehen zu seinem Volke, um das Einzige, was ihm geblieben, die Enkelin, wieder der alten Gemeinde zuzuführen und selbst seinen Leib dort zu betten, wo die Mutter in der Rauchstube seine Hängewiege geschaukelt hatte.

Sein Loos war das der meisten esthnischen Auswanderer. Mit geringen Ausnahmen verkommen und verschwinden sie in der Fremde. Ihre Niederlassungen blühen vielleicht für kurze Zeit auf, aber dann sind sie verwucht oder ihres nationalen Charakters entkleidet: denn es ist eine alte Erfahrung: der Esthe, der sich in seiner Heimath unter Heimathgenossen zäh zu erhalten weiß, geht, wenn er einzeln auf fremden Boden verpflanzt wird, zu Grunde. Und wenn er jene verließ, um deutscher Herrschaft zu entgehen, preist er es in seiner Colonie als ein Glück, wenn eine deutsche Colonie in der Nähe ist, in deren Schule er seine Kinder schicken kann. Er lernt an der Wolga das Deutsch, das ihm am finnischen Busen so verhaßt klang. Auch mein alter Wannemumme und sein Großkind sprachen deutsch.

Die Mittheilungen über sein Schicksal erleichterten den Alten Herz und lösten ihm die Zunge. Er begann von den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend zu reden und summte dann und wann ein esthnisches Lied.

Unser Dampfer war inzwischen in den Sund eingelaufen, der das estländische Festland von den zur Provinz Livland gehörigen, doch von Esthen bewohnten Inseln trennt. Links — westlich — lag im Vordergrunde die Insel Wohn, hinter derselben der lange Streifen der ösel'schen Küste. Dies war einst die Heimath weit berüchtigter Seefahrer; denn von hier aus unternahmen die Oeseläner ihre Raubzüge an die Küste der Ostsee oder tief in das ihnen stammverwandte Estland hinein.

Kühne Seefahrer sind die Oeseläner bis heute geblieben. Ihre einmastigen Böte, scheinbar kaum zur Küstenfahrt und zum Holztransport geeignet, vermittelten in den Kriegsjahren 1854 und 1855 einen lebhaften Handel mit Schweden und der preußischen Küste und reizen auch jetzt noch die besondere Aufmerksamkeit der Grenz- und Zollwächter. In Trachten und Sagen bewahren sie treu die alten Ueberlieferungen des Volkes.

Uns zur Rechten dehnte sich die flache Küste des estländischen Festlandes aus. Die Dampfpfeife des Schiffes schrillte durch die stille Morgenluft: die Räder schlugen immer langsamer in das Wasser, und endlich lag der Dampfer still, ohne Anker zu werfen. Ein großes Boot, das dem Dampfer neue Passagiere zuführte, kam zu uns heran. Sechs kräftige Ruderer in dunkelbraunen Jacken halfen den Passagieren zu uns herüber an Bord und wechselten dagegen die Ausscheidenden ein, unter denen auch der alte Wanderer, sein Großkind und ich nicht fehlten. Einige Commandoworte, kurze Fragen, kurze Antworten — sonst alles so still, daß man trotz der Bewegung auf Schiff und Boot das Plätschern der Wellen am Kiel hörte. Dann senkten sich die Ruder tactmäßig in's Wasser und führten uns der Landungsstelle von Werder auf esthländischem Boden zu, während das Schiff neuen Dampf ausstieß und seine Bahn weiter zog nach Hapsal, Reval und Petersburg.

In gleicher Stille vollzog sich unsere Landung in Werder. Kein Frösteln und Schreien, keine Zudringlichkeit der Dienstfertigen; die Ruderer trugen das Gepäck in die Poststation, und die Reisenden traten sich mit kurzem Gruß.

In einiger Entfernung erhob sich aus den Baumkronen eines Parkes ein stattlicher Herrensitz, Schloß Werder, von woher das Gespann für die Reisenden mit Extrapost beschafft werden mußte. Die halbe Stunde, die hierüber verstrich, war der Lectüre des abgegriffenen Klagebuches gewidmet. Erst viel später habe ich den Werth der Lectüre dieses Buches verstanden: voll schlechter Orthographie und schlechterer Kalligraphie, ist es, wie die anderen auf esthländischen Poststationen, nichts mehr noch weniger als eine treffende Illustration zweier in Estland sich bekämpfender Elemente.

Fast sämmtliche Klagen, die sich in Werder las, galten der Langsamkeit der Beförderung: fast sämmtliche waren mit Erbitterung gegen die Gutsherrschaft, von der die Pferde zu beziehen sind, gerichtet: fast sämmtliche stammten von russischen Reisenden her, und endlich bezeugte der Landesbeamte, welcher die Beschwerden zu untersuchen gehabt, daß sie fast alle grundlos gewesen seien. Man braucht nicht anzunehmen, daß jede Untersuchung mit äußerster Strenge geführt worden sei, um doch schließen zu dürfen, daß man den Russen mit Recht anklagt, er lasse auf Reisen den Hochmuth, der Ungeduld und der Rechthaberei die Zügel schießen.

Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen über die saftgrünen Felder, die dunklen Tannen und die lichten Birken hin, als ich den von Schloß Werder inzwischen angelangten leichten Vorbwagen bestieg und dann lustig auf ebener Straße nach Estland hineinrollte.

Es ist eines der kleinsten Gouvernements des russischen Reichs und hat doch die Ausdehnung des Königreichs Württemberg. Aber auf seiner Fläche von 358 Quadratmeilen wohnt nicht einmal der fünfte Theil der Bevölkerung dieses Landes.*

Die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung giebt dem Verkehr im Lande den Charakter. Nur zwei Bahnlinien durchschneiden

* Die letzte Volkszählung, deren Resultate amtlich bis jetzt noch nicht veröffentlicht wurden, hat die Ziffer von 376,787 Bewohnern ergeben. Das Gesammtareal Estlands vertheilt sich auf 16,58 Procent Ackerland, 41,73 Procent Wiesen und Weiden, 18,98 Procent Busch und Wald und 22,68 Procent Moor und sonstiges unfruchtbares Land.

* Wir eröffnen mit diesem illustrirten Artikel die Reihe der von uns früher angekündigten viehversprechenden Schilderungen über Land und Leute an der deutschen Ostseeküste und fühlen uns veranlaßt, allen Denen, welche unsern Specialartikeln, Herrn Robert Aßmus, auf seiner im Auftrage der „Gartenlaube" unternommenen Reise nach den Städten der Ostsee in liebenswürdigster Weise mit Rath und That unterstützten, hiermit im Namen des Künstlers sowie der „Gartenlaube" den herzlichsten Dank auszusprechen. D. Red.

Digitized by Google

dasselbe; der Localverkehr auf beiden Linien ist unbedeutend: denn die Mehrzahl der Reisenden bewegt sich zwischen den Hauptpunkten Reval einerseits und Petersburg und Dorpat andererseits, und daher muß eine Anzahl von Post- und Landstraßen dem Verkehr im Innern nachsetzen. Granitrücken, die das Land auch in seinen sumpfigen Theilen durchziehen, bieten trefflisches Material zum Straßenbau. Wo im Norden der fast horizontal lagernde Jurakalk an die Oberfläche tritt, erscheint der Boden von Natur geebnet, und die Wagen rollen dort zeitweise über die nackten Fließen dahin. Für das Unterkommen der Reisenden ist dagegen auf den Poststationen höchst bescheidene Fürsorge getroffen. Man gewinnt aus der Einfachheit und Aermlichkeit vieler dieser Unterkunftsstellen ein recht trübes Bild von den Culturbedürfnissen der Bevölkerung und glaubt sich in einem noch weniger civilisirten Lande, als es wirklich der Fall ist.

Bei meinen ersten Fahrten über diese endlosen Flächen, die rings ein dunkler Wald begrünnt, über diese menschenleeren Wege hin und an diesen strohbedeckten, zum Theil ihrem ursprünglichen Herbergszweck entzogenen Krügen vorüber, wurde es mir so recht klar, daß es nur die Gleichförmigkeit und die Einsamkeit, sowie der Mangel jedes anregenden und aufregenden Erlebnisses ist, was den Reisen in Estland ihren Charakter giebt. Die Phantasie hat hier Zeit genug, an die vereinzelten menschlichen Wohnstätte, an die dürftigen Bauernhäuschen oder an die hohen Dächer gutsherrlicher Schlösser ihre Spiele zu knüpfen. Ziehen noch dazu Frühlingsstürme oder herbstliche Wolkenschatten über diese Ebenen hin, dann erscheint das Land als die wirkliche Heimath jener wehmüthigen Volksweisen, welche es hervorgebracht hat. Und wahrlich! Jüngling wie Greis, Schulmädchen wie Schloßfrau, Esthe wie Deutscher: was in Estland geboren und erwachsen, trägt einen Zug der Sentimentalität in seinem Gemüthe.

Etwa eine Stunde war ich durch den thaufrischen Morgen dahingefahren; in den wenigen Häusern, im Pastorat am Wege lag noch Alles im tiefen Schlafe, und weder Mensch noch Fuhrwerk waren mir begegnet. Da endlich bemerke ich weit vor mir zwei wandernde Gestalten. Sie sind bald eingeholt — und wirklich: ich habe mich nicht getäuscht; sie sind es: mein alter Reisegenosse und sein Großkind! Nach kurzer Ueberredung meinerseits steigen sie zu mir in den Wagen.

Nur noch eine Weile, und es wurde lebhafter auf der Straße: zahlreiche Fußgänger schritten vor uns daher, und von den Seiten wegen lenkten Fuhrwerke ein, die sich, wie die Fußreisenden, sämmtlich nach der gleichen Richtung hin bewegten: das Ziel dieser Fahrenden und Wanderer ist die vor uns liegende Kirche von Karuſen. Man begiebt sich zum Morgengottesdienst, und vor der Kirche herrscht bereits volles, buntes Leben. Geschirr steht neben Geschirr, in Gruppen haben sich die Bauern zusammen gesetzt: Frauen ordnen ihre Schnürleyen oder stillen seitab ihre Säuglinge. Das Bild ist farbenglänzend, wie die Volksfeste des Südens: denn der Esthe liebt in seiner Tracht kräftige Farben.

Der Rock des Mannes ist braun, oft mit rothem Saum und kleinen silbernen Knöpfen verziert, während die Kniehose weiß, die Weste roth oder farbig gestreift, der Strumpf blau ist. Die Mützen der Frauen und der Kopfputz der Mädchen, welche von steif gespanntem, glänzendem Atlas gefertigt werden, zeigen meist helle und leuchtende Farben und sind mit breiten, bunten Schleifen und Bändern geziert. Das weiße Oberhemdchen trägt vielfach Stickereien von Seide und Flittern. Prachtstück aber ist der Rock. Von der Hüfte abwärts ist er mit zollbreiten Streifen farbigen Tuches verziert, dazwischen mit feinen weißen und gelben Linien gestreift und wird am Gürtel so gefaltet, daß oben nur eine Farbe sich zeigt. Wo die Falten sich öffnen, tritt eine zweite, vom Knie abwärts eine dritte Farbe hervor. Jeder Schritt giebt ein Auf- und Niederwallen der Farben, einen Wechsel im Vorwiegen der einen und der anderen*. Die Strümpfe sind mit bunten Zwickeln versehen. Bunt ist das Brusttuch, und bunt sind die gestrickten wollenen Handschuhe, die beim Kirchgange selbst im Sommer nicht fehlen dürfen.

Die Farbenwirkung der Kleidung wird durch die Haartracht des Volkes erhöht. Der Esthe ist vorwiegend blond, und nur in der alten Sakala, der zu Livland gehörigen Umgegend von Fellin, herrscht bei blauen oder grauen Augen das lastanienbraune Haar vor. Bei den Männern gilt wie bei den Frauen das lang herabhängende, frei wallende Haar für eine besondere Zierde, wie denn unter den breiten, dunkeln Männerhut in der Regel eine helle Mähne hervorquillt, während unter dem farbigen Frauenkopfschmuck glänzendes Flachshaar in großer Fülle sichtbar wird.

Den Esthen sind nicht blos die scharfen Sinne der unculturirten Völker, sondern auch Neigung und Fähigkeit zu künstlerischem Gebrauche derselben eigen. Sie sind von hoher musikalischer Begabung. Ihr Chor- und Quartettgesang, die Dilettantenorchester, die Dorfvirtuosen auf dem Organon der Schule, vor Allem aber die Sangweisen ihrer Volkslieder überraschen auch das verwöhnte musikalische Ohr.

In gleichem Maße ist der Farbensinn der Esthen entwickelt, wie denn die Zahl der aus dem esthnischen Volke hervorgegangenen Maler überraschend groß ist.

Auch an dichterischer Begabung fehlt es dem Volke nicht. Sein Nationalepos, Sohni, der Felsensohn (Kalewi Poëg), ist in deutscher Uebersetzung und Bearbeitung zu bekannt, als daß hier seine groteske Phantastik und seine Selbstständigkeit gegenüber dem finnischen Epos Kalewala's weiter auszuführen wäre. Ebenso haben die esthnischen Sagen und Volksmärchen rasch die Beachtung aller Freunde der Dichtung erworben.

Die esthnische Sprache ist reich und von besonderem Wohlklang: sie ist von allen finnischen Idiomen entschieden die wohlklingendste. Die specifische Form der Dichtung ist die Alliteration, und so ben zarteſten Liedern der Esthen geboren die Elegien, die, meiſt von Frauen gedichtet, auch besonders von Frauen im Gedächtniß des Volkes festgehalten werden.

Der körperliche Typus der Esthen ist kräftig, in einzelnen Gegenden hochgebaut. Man findet viel hübſche Frauen unter ihnen, doch altern ſie früh; die Männer dagegen gewinnen, wie es bei Völkern geringerer Bildungsſtufe meiſt der Fall iſt, erſt im Alter die Schönheit eines ernſten und würdigen Geſichtsausdruckes. Das bekannte Abendmahlbild des Eſthländers Ed. von Gebhardt in der Berliner Nationalgallerie zeigt uns mehrere ſolcher typiſchen Eſthenköpfe.

Im Gegenſatz zu den Ruſſen, die vorzugsweiſe von Pflanzenkoſt leben, nähren ſich die Eſthen hauptſächlich von Fiſch und Milch, und vielleicht liegt hierin der Grund ihrer größeren Enthaltſamkeit vom Branntwein. Einſt waren es Spießruthen, in welchen ſich die eſthniſche Jugend verſammelte — die vielen Spiellieder zeugen noch von dieſer Sitte — und erſt als die ſchwediſche Regierung dieſe Spielverſammlungen verbot, begannen die Krüge ihre Rolle zu ſpielen, von denen es noch im Ausgang der fünfziger Jahre eine große Zahl gab, die alle nach dem Typus gebaut waren, den unſer Bild zeigt. Seit etwa zwanzig Jahren hat die Zahl der Krüge ſehr abgenommen und Bier iſt vielfach an die Stelle des Branntweins getreten.

Eine große Rolle ſpielt im Leben des Eſthländers das Pferd*: denn die kleine, aber ſtarke, raſche, ausdauernde und zugleich anſpruchsloſe Raſſe, die auf Oeſel und in Eſtland gezogen wird, bildet eines der beſten Beſitzthümer des von der Natur nur kärglich bedachten Landes. Auch die beiden runden Klepper, die uns immer tiefer in das Land führten, waren von echt eſthniſcher Raſſe.

Das eſthniſche Volksgebiet überſchreitet die politiſchen Grenzen des Gouvernements Eſthland, und wir finden noch zahlreiche eſthniſche Sprachinſeln in den angrenzenden Provinzen, namentlich in Livland. Darum hat auch der Künſtler auf dem dieſem Artikel beigegebenen Tableau Bilder aus der in Livland gelegenen Stadt Pernau dem Leſer vorgeführt: die charakteriſtiſche eſthniſche Küche und die anmuthige Silhouette dieſes auch als Seebad oft beſuchten Hafens, wie ſie ſich von der See aus dem Beſchauer darbietet.

Von der Kirche von Karuſen führen wir im raſcheſten Trabe über die Ebene, die in den Geſichtskreiſen mannigfache Erinnerung weckt, nach dem Flecken Leal. Hier erreichte die Ueberraſchung meines alten Reiſegefährten, welcher über die Fortſchritte des Landes zu wiederholten Malen ſeine Freude geäußert hatte, den höchſten Punkt. Als er zuletzt vorbeigewandert, lagen dort, wie er erzählte, am Fuße des Schloßberges nur die Kirche, die Häuſer des Predigers und Arztes und fünf Krüge. Jetzt war der Anfang

* Einen ganz ähnlichen Rock, doch nicht ſo farbenreich, tragen die Frauen in einigen Orten des badiſchen Schwarzwaldes.

* Das erweiſt ſich leicht aus dem Vergleiche mit anderen Ländern: Auf 1000 Menſchen kommen in Frankreich 89, im deutſchen Reiche 82, in Großbritannien und Irland 85, in Oeſterreich-Ungarn 99, in Schweden 165, in Dänemark 177, in Eſtland aber 212 Pferde.

Digitized by Google

Bilder von der Ostseeküste.

Für die „Gartenlaube" nach der Na

Digitized by Google

m estnischen Sprachgebiet.

ezeichnet von Robert Aßmus.

Digitized by Google

zu einem fremdlichen Städtchen mit einer doppelten Reihe kleiner, sauberer Häuser gemacht. Läden und Werkstätten waren errichtet, und das Schulhaus präsentirte sich höchst gefällig. Führe mein Reisegenosse heute nochmals des Weges, so könnte er ein Lied singen wie Chidher, der Ewigjunge; denn der Flecken Leal ist nicht mehr; weitaus der größte Theil jener Anhauten liegt in Asche, und zerstört sind die Gärten, welche damals in bunten Blumenschmucke prangten.

Bald erreichten wir den Reisezeil und die Heimath meines grauen Gefährten, Schloß Fickel, dessen Abbildung unsere Illustration zeigt.

Fickel, das größte Gut in Estland, ist seit sechs Jahrhunderten im Besitz derselben Familie, der Freiherrn von Uexküll. Drastischer, als an der Geschichte dieses Hauses, ließe sich kaum der Wandel der Dinge in Estland schildern, und in der That hat ein junger Historiker, der allzu früh verstorbene Loslius, zwei Bände dieser Familiengeschichte herausgegeben, während der dritte aus seinem literarischen Nachlasse demnächst erscheinen soll.

Wie sich auf den ursprünglichen Kellern, deren Gewölbe aus überragenden Steinen gebildet ist, ein Bau des achtzehnten Jahrhunderts mit allem Comfort der Gegenwart, mit großer Bibliothek, werthvoller Gallerie, reichem Kupferstich- und Handzeichnungencabinet, chemischem Laboratorium — ein reich ausgestatteter Fürstensitz — erhebt, so ist auch die Familie Uexküll durch alle Phasen roher und wilder Zeiten gegangen, um endlich in wissenschaftlicher Bildung und communaler Thätigkeit zu bedeutendem Ansehen im Lande zu gelangen. Seltsame Fügung: vor dreihundert Jahren ergriff der Rath der Stadt Reval einen aus dem Geschlecht der Uexküll's und richtete ihn mit dem Schwerte, weil er einen Bauern getödtet hatte. Ein vieljähriger Krieg der Uexküll's und des ihnen anhängenden Adels gegen die Stadt war die Folge dieses Urtels. Und heute ist es ein Freiherr von Uexküll, den dieselbe Stadt zu ihrem höchsten und schwierigsten Amte, dem des Stadthauptes oder Oberbürgermeisters, berufen hat.

In Fickel verlieh mich mein Reisecompan. Nach kurzem Aufenthalt, den ich zur Besichtigung des Schlosses, zumal der Treppenhausbilder Schweinfurth's, der Gewächshäuser und des von dunklen Tannen beschatteten Familienfriedhofs benutzte, fuhr ich einsam meines Weges, bis sich mir im Abendroth der herrliche Blick auf Reval und auf die weite Bucht dahinter öffnete.

Das erhöhte Plateau, welches die Nordküste Estlands bildet, tritt hier in weitem Bogen von der Küste zurück. Aus der Ebene steigt ein flottster, langgestreckter Hügel, dessen östliche Spitze sich bis an das Meer hinzieht, während an der westlichen ein schroffer Kalksteinfels sich erhebt. Auf diesem dunten die Tänen zuerst ihre Veste. Jetzt bildet er den „Dom". Auf dem unteren Hügelrücken und zu beiden Seiten desselben liegt die eigentliche Stadt.

Die Silhouette Revals, die sich damals vor meinen Augen tief violett von dem röthlichen Abendhimmel und der hellen Wasserfläche abhob, ist außerordentlich schön, und die verschiedene Höhe des Terrains giebt der Stadt ein interessantes Ansehn. Dazu die hochragenden Spitzen schlanker oder feingegliederter Kirchthürme, das Minaret des Rathhauses, burgartige Häuser, mehrere alte Festungsthürme und — damit es auch an weiterer Mannigfaltigkeit nicht fehle — selbst die Kuppel einer russischen Kathedrale. Endlich auf hohen Bastionen üppige Lindengruppen, drüben im Hafen aber die Masten und Schornsteine großer und kleiner Schiffe — in der That ein imposantes Bild!

Die Erwartung, welche mir der erste Anblick bot, sollte durch die nähere Besichtigung der Stadt an den folgenden Tagen nicht getäuscht werden. Es ist viel deutsches Alterthum zu vertreten und Neigung vorhanden, den gothischen Charakter der Stadt zu wahren, aber die zunehmende Bevölkerung drängt aus den engen Straßen hinaus; denn wenn der Revalenser guten, alten Schlags von jeher gleichsam mit einem „Bischen" zur Welt kam, in dem er seine Sommerwochen verlebte, so baut sich das junge Geschlecht auch für den Winter außerhalb der Stadt an, und in Folge dessen verschwinden mehr und mehr die Spuren der früheren kriegerischen Zeiten Revals, die Wälle und Glacis.

Als die Flotte der „Alliirten" 1854 und 1855 Stadt und Hafen blokirte, wurde eine ausgedehnte, mit hübschen Gartenanlagen geschmückte Vorstadt zu Vertheidigungszwecken rasirt und ein kleiner Park am Fuße des Dick in die Luft nur mühsam der Stadt erhalten. Die Engländer warfen nur einige Kugeln auf einen Friedhof vor der Stadt. Reval selbst blieb verschont und hatte nur die Alleen vor seinen Thoren und jene Vorstadt geopfert. Jetzt erinnern der mächtige Festungsthurm Kiek in die Kuek, von dem aus 1577 eine Kugel den russischen Feldherrn niederstreckte, die schlanke Schloßwarte, der „lange Herrmann" und der weite Zwinger, die „dicke Grethe", noch wohlerhalten an die alte Zeit. Auf den Schanzen aber sind Gärten entstanden und öffentliche Belustigungsorte.

Wie sich der Humor der Revalenser bei der letzten Blokade nicht verlor, so halten auch ihre Vorfahren allezeit Taubenfest und ein großes Mahl bürgerlicher Opferfreudigkeit und Ordnungsliebe zu weisen. Wer die Geschichte dieser Stadt schreiben wollte, hätte viel von der deutschen Zähigkeit zur Selbstverwaltung, von der deutschen Tüchtigkeit in Handel und Gewerbe, von dem tapferen Muthe und der guten Sitte der Deutschen in Krieg und Frieden zu melden. Die Geschichte der Ostseeprovinzen sollte sich im deutschen Volke größerer Beachtung erfreuen: nirgend hat sich deutscher Bürgersinn in so schweren Verhältnissen fester bewährt und nirgend unablässiger für die idealen Güter des deutschen Wesens gekämpft als dort. Mit freudiger Zuversicht konnte der alte Chronist schreiben:

„So lange die beiden Stede Riga und Reuel erholden bliuen, ys de Muscowiter aller erauerden Landen, Stede vnde Festinge nicht ein her, besunderen man ein Gast, vnde wenn disse beide gemelten Stede affstendich vorden, dat Godt vorhede, So were ydt mit ganz Lyfflandt ewich verlaren, welckes allen vnmeliggenden Landen vnde Steden, nicht alleiin grote sorge vnde gefahr, besunderen ock in der Crsse, solck eine Confusion vnde vorkeret veleu geuen vorde, des man in ewicheit genochsam tho bewetenede vnde thobeklagende hadde."

„So lange die beiden Städte Riga und Reuel erholden blüuen, ys de Muscowiter aller erauerden Landen, Stede vnde Festinge nicht ein her, besunderen man ein Gast, vnde wenn disse beide gemelten Stede affstendich vorden, dat Godt vorhede, So were ydt mit ganz Lyfflandt ewich verlaren, welckes allen vnmeliggenden Landen vnde Steden, nicht alleiin grote sorge vnde gefahr, besunderen ock in der Crsse, solck eine Confusion vnde vorkeret veleu geuen vorde, des man in ewicheit genochsam tho bewetenede vnde thobeklagende hadde."

Und heute ist es ein Freiherr von Uexküll, den dieselbe Stadt zu ihrem höchsten und schwierigsten Amte, dem des Stadthauptes oder Oberbürgermeisters, berufen hat.

In Fickel verlieh mich mein Reisecompan. Nach kurzem Aufenthalt, den ich zur Besichtigung des Schlosses, zumal der Treppenhausbilder Schweinfurth's, der Gewächshäuser und des von dunklen Tannen beschatteten Familienfriedhofs benutzte, fuhr ich einsam meines Weges, bis sich mir im Abendroth der herrliche Blick auf Reval und auf die weite Bucht dahinter öffnete.

Das erhöhte Plateau, welches die Nordküste Estlands bildet, tritt hier in weitem Bogen von der Küste zurück. Aus der Ebene steigt ein flottster, langgestreckter Hügel, dessen östliche Spitze sich bis an das Meer hinzieht, während an der westlichen ein schroffer Kalksteinfels sich erhebt. Auf diesem dunten die Tänen zuerst ihre Veste. Jetzt bildet er den „Dom". Auf dem unteren Hügelrücken und zu beiden Seiten desselben liegt die eigentliche Stadt.

Die Silhouette Revals, die sich damals vor meinen Augen tief violett von dem röthlichen Abendhimmel und der hellen Wasserfläche abhob, ist außerordentlich schön, und die verschiedene Höhe des Terrains giebt der Stadt ein interessantes Ansehn. Dazu die hochragenden Spitzen schlanker oder feingegliederter Kirchthürme, das Minaret des Rathhauses, burgartige Häuser, mehrere alte Festungsthürme und — damit es auch an weiterer Mannigfaltigkeit nicht fehle — selbst die Kuppel einer russischen Kathedrale. Endlich auf hohen Bastionen üppige Lindengruppen, drüben im Hafen aber die Masten und Schornsteine großer und kleiner Schiffe — in der That ein imposantes Bild!

Die Erwartung, welche mir der erste Anblick bot, sollte durch die nähere Besichtigung der Stadt an den folgenden Tagen nicht getäuscht werden. Es ist viel deutsches Alterthum zu vertreten und Neigung vorhanden, den gothischen Charakter der Stadt zu wahren, aber die zunehmende Bevölkerung drängt aus den engen Straßen hinaus; denn wenn der Revalenser guten, alten Schlags von jeher gleichsam mit einem „Bischen" zur Welt kam, in dem er seine Sommerwochen verlebte, so baut sich das junge Geschlecht auch für den Winter außerhalb der Stadt an, und in Folge dessen verschwinden mehr und mehr die Spuren der früheren kriegerischen Zeiten Revals, die Wälle und Glacis.

Als die Flotte der „Alliirten" 1854 und 1855 Stadt und Hafen blokirte, wurde eine ausgedehnte, mit hübschen Gartenanlagen geschmückte Vorstadt zu Vertheidigungszwecken rasirt und ein kleiner Park am Fuße des Dick in die Luft nur mühsam der Stadt erhalten. Die Engländer warfen nur einige Kugeln auf einen Friedhof vor der Stadt. Reval selbst blieb verschont und hatte nur die Alleen vor seinen Thoren und jene Vorstadt geopfert. Jetzt erinnern der mächtige Festungsthurm Kiek in die Kuek, von dem aus 1577 eine Kugel den russischen Feldherrn niederstreckte, die schlanke Schloßwarte, der „lange Herrmann" und der weite Zwinger, die „dicke Grethe", noch wohlerhalten an die alte Zeit. Auf den Schanzen aber sind Gärten entstanden und öffentliche Belustigungsorte.

Wie sich der Humor der Revalenser bei der letzten Blokade nicht verlor, so halten auch ihre Vorfahren allezeit Taubenfest und ein großes Mahl bürgerlicher Opferfreudigkeit und Ordnungsliebe zu weisen. Wer die Geschichte dieser Stadt schreiben wollte, hätte viel von der deutschen Zähigkeit zur Selbstverwaltung, von der deutschen Tüchtigkeit in Handel und Gewerbe, von dem tapferen Muthe und der guten Sitte der Deutschen in Krieg und Frieden zu melden. Die Geschichte der Ostseeprovinzen sollte sich im deutschen Volke größerer Beachtung erfreuen: nirgend hat sich deutscher Bürgersinn in so schweren Verhältnissen fester bewährt und nirgend unablässiger für die idealen Güter des deutschen Wesens gekämpft als dort. Mit freudiger Zuversicht konnte der alte Chronist schreiben:

„So lange die beiden Stede Riga und Reuel erholden bliuen, ys de Muscowiter aller erauerden Landen, Stede vnde Festinge nicht ein her, besunderen man ein Gast, vnde wenn disse beide gemelten Stede affstendich vorden, dat Godt vorhede, So were ydt mit ganz Lyfflandt ewich verlaren, welckes allen vnmeliggenden Landen vnde Steden, nicht alleiin grote sorge vnde gefahr, besunderen ock in der Crsse, solck eine Confusion vnde vorkeret veleu geuen vorde, des man in ewicheit genochsam tho bewetenede vnde thobeklagende hadde."

„So lange die beiden Städte Riga und Reuel erholden blüuen, ys de Muscowiter aller erauerden Landen, Stede vnde Festinge nicht ein her, besunderen man ein Gast, vnde wenn disse beide gemelten Stede affstendich vorden, dat Godt vorhede, So were ydt mit ganz Lyfflandt ewich verlaren, welckes allen vnmeliggenden Landen vnde Steden, nicht alleiin grote sorge vnde gefahr, besunderen ock in der Crsse, solck eine Confusion vnde vorkeret veleu geuen vorde, des man in ewicheit genochsam tho bewetenede vnde thobeklagende hadde."

Und heute ist es ein Freiherr von Uexküll, den dieselbe Stadt zu ihrem höchsten und schwierigsten Amte, dem des Stadthauptes oder Oberbürgermeisters, berufen hat.

In Fickel verlieh mich mein Reisecompan. Nach kurzem Aufenthalt, den ich zur Besichtigung des Schlosses, zumal der Treppenhausbilder Schweinfurth's, der Gewächshäuser und des von dunklen Tannen beschatteten Familienfriedhofs benutzte, fuhr ich einsam meines Weges, bis sich mir im Abendroth der herrliche Blick auf Reval und auf die weite Bucht dahinter öffnete.

Das erhöhte Plateau, welches die Nordküste Estlands bildet, tritt hier in weitem Bogen von der Küste zurück. Aus der Ebene steigt ein flottster, langgestreckter Hügel, dessen östliche Spitze sich bis an das Meer hinzieht, während an der westlichen ein schroffer Kalksteinfels sich erhebt. Auf diesem dunten die Tänen zuerst ihre Veste. Jetzt bildet er den „Dom". Auf dem unteren Hügelrücken und zu beiden Seiten desselben liegt die eigentliche Stadt.

Die Silhouette Revals, die sich damals vor meinen Augen tief violett von dem röthlichen Abendhimmel und der hellen Wasserfläche abhob, ist außerordentlich schön, und die verschiedene Höhe des Terrains giebt der Stadt ein interessantes Ansehn. Dazu die hochragenden Spitzen schlanker oder feingegliederter Kirchthürme, das Minaret des Rathhauses, burgartige Häuser, mehrere alte Festungsthürme und — damit es auch an weiterer Mannigfaltigkeit nicht fehle — selbst die Kuppel einer russischen Kathedrale. Endlich auf hohen Bastionen üppige Lindengruppen, drüben im Hafen aber die Masten und Schornsteine großer und kleiner Schiffe — in der That ein imposantes Bild!

Die Erwartung, welche mir der erste Anblick bot, sollte durch die nähere Besichtigung der Stadt an den folgenden Tagen nicht getäuscht werden. Es ist viel deutsches Alterthum zu vertreten und Neigung vorhanden, den gothischen Charakter der Stadt zu wahren, aber die zunehmende Bevölkerung drängt aus den engen Straßen hinaus; denn wenn der Revalenser guten, alten Schlags von jeher gleichsam mit einem „Bischen" zur Welt kam, in dem er seine Sommerwochen verlebte, so baut sich das junge Geschlecht auch für den Winter außerhalb der Stadt an, und in Folge dessen verschwinden mehr und mehr die Spuren der früheren kriegerischen Zeiten Revals, die Wälle und Glacis.

Als die Flotte der „Alliirten" 1854 und 1855 Stadt und Hafen blokirte, wurde eine ausgedehnte, mit hübschen Gartenanlagen geschmückte Vorstadt zu Vertheidigungszwecken rasirt und ein kleiner Park am Fuße des Dick in die Luft nur mühsam der Stadt erhalten. Die Engländer warfen nur einige Kugeln auf einen Friedhof vor der Stadt. Reval selbst blieb verschont und hatte nur die Alleen vor seinen Thoren und jene Vorstadt geopfert. Jetzt erinnern der mächtige Festungsthurm Kiek in die Kuek, von dem aus 1577 eine Kugel den russischen Feldherrn niederstreckte, die schlanke Schloßwarte, der „lange Herrmann" und der weite Zwinger, die „dicke Grethe", noch wohlerhalten an die alte Zeit. Auf den Schanzen aber sind Gärten entstanden und öffentliche Belustigungsorte.

Wie sich der Humor der Revalenser bei der letzten Blokade nicht verlor, so halten auch ihre Vorfahren allezeit Taubenfest und ein großes Mahl bürgerlicher Opferfreudigkeit und Ordnungsliebe zu weisen. Wer die Geschichte dieser Stadt schreiben wollte, hätte viel von der deutschen Zähigkeit zur Selbstverwaltung, von der deutschen Tüchtigkeit in Handel und Gewerbe, von dem tapferen Muthe und der guten Sitte der Deutschen in Krieg und Frieden zu melden. Die Geschichte der Ostseeprovinzen sollte sich im deutschen Volke größerer Beachtung erfreuen: nirgend hat sich deutscher Bürgersinn in so schweren Verhältnissen fester bewährt und nirgend unablässiger für die idealen Güter des deutschen Wesens gekämpft als dort. Mit freudiger Zuversicht konnte der alte Chronist schreiben:

Digitized by Google

Esthländer zu verzeichnen: von den Professoren Dorpats und den Mitgliedern der Petersburger Akademie stammt ein großer Theil aus esthnischem Gebiete, und damit auch die Kühnheit der Esthen sich in den Deutschen ihres Landes widerspiegle, gehören Esthländer zu den besten und muthigsten Admiralen der russischen Flotte. Ferner finden wir sie im Staatsdienste und unter den höheren Officieren zahlreich vertreten, und die Eisenbahnen Südrußlands sind zu großem Theile von esthländischen Baronen in's Leben gerufen und gebaut worden. Endlich haben Revalenser die ersten deutschen Buchhandlungen in Petersburg und Moskau gegründet, und das älteste Kaufmannshaus Rußlands blüht noch heute in Reval.

Zu Rußland gehört dieses Land, doch russisch ist es nicht. Und der Staat sollte des Glückes sich freuen, daß ein Finnland, daß die Ostseeprovinzen mit ihrer westeuropäischen Cultur, ihrer Gesetzlichkeit und ihrer wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit in ihm ihren Schutz und Bestand suchen. Es ist nicht blos Rußlands Pflicht, ihre Eigenart zu schonen, sondern auch sein eigenstes Interesse.

Nimmermehr war ein blühendes Gemeinwesen und lebendiges Zeugniß dafür, daß auch der Russe in freier Verfassung gedeihen und Tüchtiges leisten könne. Da kam Moskau, legte die Stadt in Asche und füllte den Fluß mit den Leichen erschlagener Russen. Was ist Nowgorod seither unter Moskaus Herrschaft geworden?

Möglich, daß man auch dereinst von einer „zertretenen Blüthe Liv-, Esth- und Kurlands“ sprechen wird. Zungestissen und Zungleisten flenern — in selbstmörderischer Verblendung — der moskowitischen Herrschaft entgegen. Und wie einst die Großfürsten von Moskau sich nicht blos ihren Titel, sondern auch ihre Staatskunst aus der goldenen Horde der Tataren holten, so ist das Ideal der heutigen Leiter Rußlands am Bosporus und in Gros Tepe gewachsen, und wie ihre Vorgänger um die Gunst der Kirche buhlten, haben auch sie ein Bündniß mit dem Fanatismus der schwarzen Geistlichkeit geschlossen und den Phrasenrausch einiger Journalisten in Dienst genommen, um eine Tyrannis der Günstlinge über den Staat, die Völker und den Kaiser selbst zu üben.

Möglich, daß dereinst eine solche Herrschaft diese Culturoase an der Ostsee vernichten wird! Doch diese ist vom Schicksal wie verzärtelt worden, und der zähe Charakter, den sie in ihrem Cultiefen und Wachsen bewiesen hat, der Fleiß ihrer Arbeit, die Tüchtigkeit ihrer Leistungen, die Treue ihrer Sitte — das sind starke Bundesgenossen gegen das moderne Mongolenthum.

E. Heinrich.

Blätter und Blüthen.

Sommerfrischler und Touristen. Das schnsüchtige Bedürfniß, in der freien Natur leinen durch das städtische Treiben ermüdeten Geist zum Neuem zu beleben, welches sein Winkelmann und Goethe den modernen Culturmenschen erfüllt, ist heutzutage leichter denn jemals zu befriedigen. Die Eisenbahn führt allstündlich Hunderttausende nach jenem Lande,

„... wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht ...“

und Millionen von Städtern, nicht nur Einzelnen, wie ehedem, erweist Gott heutzutage „leichte Flügel,“ um mit ihnen darüber zu eilen, schon für in die weite Welt und zeigt ihnen seine Wunder „im Feld und Wald“. Mit jedem Sommer entwickelt sich eine steigende Volkswanderung von der Stadt auf's Land, von der Ebene in die Berge oder an die See zur Sommerfrische. Alljährlich ist namentlich in den größeren Städten das Bedürfniß nach zeitweiliger Erholung in Gottes freier Natur. Der Eine geht nicht weit vom Hause weg; den Andern treibt es in entlegene Fernen, und wenn es an Zeit und Geld mangelt, der begnügt sich mit sonntäglichen Ausflügen in die Umgegend seiner Wohnstadt. Doch wie immer diese Schaaren benannt werden mögen: Sommerfrischler, Vergnügungsjünglter, Touristen, Badereisende, Ausflügler, Berglexen u. dergl. m. — es ist dasselbe Gefühl, welches sie erfüllt, dasselbe Bedürfniß, welches sie treibt, dasselbe Ziel, welches sie lockt.

Seit Rousseau, Goethe und den Romantikern haben wir das, was Alexander von Humboldt das Naturgefühl genannt hat. Im Anschauen der Natur bewundern wir nicht nur die Majestät ihres Schöpfers, wie der liebinnende Psalmist, sondern wir nicht nur die Anmuthsstätten und Behaglichkeiten der Laubhütten, wie die Zeitgenossen des Horaz, preisen wir nicht nur das Zweckmäßige und Reichliche oder das Idyllische und Liebliche, wie die kleinen Poeten vor unserer classischen Literaturepoche, sondern wir erkennen uns der Natur um ihrer selbst willen.

Was die arbeitsame Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts auf's Land hinaustreibt, ist nun freilich das Naturgefühl nicht allein. Hier haben noch andere Verhältnisse wirksam eingegriffen, vor Allem das Anwachsen der Städte, die mangelhaften Wohnungen in den engen, dichtbevölkerten Quartieren, das Bedürfniß nach Ruhe und Erholung, nach körperlicher Uebung und Abhärtung, nach Luftveränderung, Badegelegenheit ꝛc., neuerdings mit der steigenden Entwickelung der Naturwissenschaften auch das Interesse an wissenschaftlichen Forschungen.

War so mit der Naturgefühl in den modernen Städter das Bedürfniß nach der freien Natur vorhanden, so hatten inzwischen die neuen Verkehrsmittel dafür gesorgt, daß der Neigung und dem Bedürfniß auch entsprochen werden konnte, und nachdem diese Vorbedingungen für das Gedeihen des Sommerfrischler- und Touristenwesens gegeben waren, gewann alsbald die neue Erscheinung zusehends an Umfang und Bedeutung. Wie sie zuerst am Rhein aufkanchte, wo reisende Engländer über Belgien den Weg nach der Schweiz und Italien nahmen, wie die Rhein wegen Ende der zwanziger Jahre durch Eröffnung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt von Basel bis zur See rasch belebt und zum Zielpunkt aller Lustreisenden erhoben wurde, wie inzwischen aus diesen ersten Anfängen in steter Steigerung das moderne Sommerfrischler- und Touristenthum erstand, das gehört, obschon noch nicht lange, der Vergangenheit an, wie alles Aller unterlebten. Heute vollziehen sich mit jedem Frühling und Sommer Einzel- und Massenwanderungen, wie sie keine frühere Zeit gekannt hat.

Da sind zunächst die Sommerfrischler; sie lassen sich mit Kind und Kegel am liebsten in der nächsten Nähe ihres Wintersitzes nieder, in Berlin spreeabwärts und spreeaufwärts bis in die märkische Schweiz hinein, in Wien den ganzen Wiener Wald entlang, in München ihrer zuwärts und am Staendergersee, in Dresden bis zur sächsischen Schweiz. Die Königsberger, Danziger, Stettiner, Hamburger ꝛc. gehen auf's Meer oder auf die Inseln, der Binnenländer an den Strom oder See dem Gebirge entgegen.

Im Harz und in Thüringen, im Taunus und am Mittelrhein, in den Vogesen und im Schwarzwald, in der Schweiz, am Bodensee, in den oberbairischen Bergen und an ihren Seen, in der märkischen, fränkischen, sächsischen, böhmischen, schwäbischen und bairischen Schweiz sind Hunderte von Dörfern und Märkten zu Sommerfrischen geworden und Hunderte auf dem Wege begriffen, es zu werden. Dasselbe sehen wir auf Rügen, Nordernen, Helgoland, auf den holsteinischen Inseln oder an den Küsten der Ostsee und Nordsee. Wo Wald, Wasser und Berge sind, da finden sich jetzt gewiß auch Sommerfrischler und der Stadt ein.

Mehr in der Touristik, er unterscheidet sich von dem Sommerfrischler wie der Unternehmer einer Landpartie von bloßen Spaziergängern; er hat einen Plan und ein Ziel; er macht eine wirkliche Raudreise; er wandert zu Fuß und sucht nicht in der Ruhe, sondern in anstrengenden Märschen Erholung und Anregung; er ist weder oft noch traut, bedürfnißlos Hypochonder; er ist ein Mann der Arbeit, und die Berge sind seine Welt, vor Allem die Alpen, aber auch heimische Mittelgebirge. Bewußt und strebend, wie er ist, bereitet er sich mit seines Gleichen, und ihm ist es zu danken, wenn die neue Erscheinung, welche er repräsentirt, ihre Tendenz bereits, ihre Kraft durch Bildung von Vereinen* systematisch unhbar gemacht hat.

Alle diese Vereine haben sich die Aufgabe gestellt, die Kenntniß der Alpen, Vogesen ꝛc. zu erweitern und zu verbreiten, sowie ihre Bereisung zu erleichtern, und die Erfüllung ihrer Aufgabe veröffentlichen sie in ihren Organen, Monatsschriften und Jahrbüchern Mittheilungen über Theorie und Praxis des Bergfahrtenwesens, oft von geologischen, meteorologischen, anthropologischen, mineralogischen und zoologischen Werth; sie legen ferner neue Wege an oder markiren solche durch Weiser und Zeichen; sie regeln das Führerwesen, veranstalten gesellige Zusammenkünfte und gemeinsame Ausflüge und erweitern zugleich fort und fort ihre Thätigkeit, welche eine gemeinnützige ist, da sie jedem Bergfreund zu Gute kommt. Wer sich über diese Vereine unterrichten will, findet in dem jüngst erschienenen „Handbuch des alpinen Sports“ von Julius Meyer (Wien, Hartleben's Verlag), einem allerliebst ausgestatteten elegamen Handbuch, erschöpfende Auskunft.

Erst eine spätere Zeit wird den ganzen Umfang dieser neuen socialen Erscheinung zu erkennen vermögen. Nur nach drei Richtungen hin sein schon jetzt ihre Einwirkungen angedeutet.

Vom Berge droben schaut der Städter in's Thal, vom Obtiebenge etwa in's Rheinthal, über die weite Ebene mit ihren Hunderten von Dörfern hinweg. Er erkennt in dem Thale das einstige Becken des Rheinsees, wie er vor dem Durchbruche des Strouds bei Bingen vorhanden gewesen: er erblickt in der Heidenmauer die cäsarischen Linien der Kleinmeister der Gegend: er teilt Angesichts der gewaltigen Burgruinen den Künstlern vergangener Zeiten näher, und dabei fallen ihm die kunstund weinbepflanzten Abhänge, die Fabeln in der Tiefe, das Münster am Saume des Horizonts, und tausend andere Dinge in's Auge, welche anregend wirken und oft zu neuen Forschen und Schaffen den ersten Anstoß geben. Da spiegeln sich Wolken wieder in den Zudividuum wie in dem Thauropfen der Sonne, und wenn dann dieser Mann auf der Rückkehr in sein Heim hier noch eine fremde Ausstellung besucht, dort die naturgeschichtlichen Specialsammlungen, anderen oder Bibliotheken besichtigt, dann wird sich in ihm — bewußt oder unbewußt — die tiefgehende Einfluß

* Dem „Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein“ gehören 11(000, dem „Vogesenclub“ 2500, dem „Sächsischen Erzgebirgsverein“ und dem „Gebirgsverein für die sächsisch-böhmische Schweiz“ je 1500, dem „Rhönclub“ 1800, dem „Thüringer Waldverein“ 1300, dem „Lausitzer Gebirgsverein“ 1200, dem „Voigtländischen Gebirgsverein“ 1001, dem „Taunusclub“ 800, dem „Schwarzwaldverein“ 600 und dem „Verein der Sportfreunde“ 500 Mitglieder an, und fast noch mehr Touristen zählen die ähnlichen Vereine in Oesterreich-Ungarn.

Digitized by Google

des modernen Touristenthums, wenn auch nicht immer unmittelbar, offenbaren, und er wird die Bereicherung von Schule und Gewohnheit preisen, welche ihm die Enge und Beschränktheit seines Strebens- und Wirkungskreises vor Augen führt und ihn darüber erhebt.

Neben dieser Erweiterung des persönlichen geistigen Horizonts hat das Touristenthum noch das Gute im Gefolge, daß Literatur und Kunst von ihm neue Impulse empfangen; denn es stellt in engem Zusammenhange mit der neuen Erscheinung des Touristenwesens, daß Dorfgeschichten, Touristen- und Badenovellen in Aufnahme gekommen sind, daß oberdeutsches und andere Volksschauspiele gern gehört werden, daß Malerei und alle vervielfältigende Kunst die Landschaftsbilder zu fixiren suchen, welche dauernd erfreuen.

Und endlich hat sich da, wo Sommerfrischler und Touristen verkehren, eine eigene Fremdenindustrie herausgebildet, am vollkommensten zunächst in der Schweiz und in den bekannteren Bade-Orten. Sommerfrischler und Touristen wollen beherbergt, verpflegt und befördert werden und so sind Sommerwohnungen, Bäder, Gasthöfe, Wirthschaften ꝛc. zu Tausenden errichtet worden, nicht selten auf Bergeshöhen, welche beschwerlich zu erklimmen sind, oder in Gegenden, wo außerhalb der Fremdensaison jeder Erwerb unmöglich wäre. Nach der Schweiz tragen die Touristen erheblichen Antheil zu dem Reichthum, welchen jährlich viele Hunderte Millionen Mark, und manch armes Fischerdorf an der Küste oder ein armer Markt im Gebirge hat sich in Folge eines rasch aufgeblühten Fremdenverkehres zu Behaglichkeit und Wohlhabenheit aufgeschwungen.

Symptomatisch möge die neue Erscheinung auch in Zukunft beobachtet werden; denn sie ist entwickelungsfähig. Für den Einzelnen wie für die Menschheit bedeutet sie einen neuen Fortschritt. Paul Dehn.

Geh' an den Rhein!*

Geh' an den Rhein in Maienlogen
Und ruhe an des Ufers Saum!
Die Woge rauscht; die Vögel schlagen
Im blüthgeschmückten Ufergraun.

Im Sommer tönt' zum Strom gezogen
Und siehe, wie er strahlt und lacht!
Um der zerfall'nen Burgen Bogen
Schlingt sich der wilden Rosen Pracht.

Und sind verweht des Sommers Wonnen,
Zum Rheine zieh' im Herbste ihn
Und tanzen sieh' bei vollen Tonnen
Den Winzer und die Winzerin!

Im Winter schaue den Giganten,
Wenn er verdrehenbringend dräut,
Wenn er bei blitzendem Tramontan
Auf die gebor'nen Schollen speit!

Und willst du recht den Rheinstrom loben,
Füll dis zum Rand das Glas mir Wein
Und leer' es bis zur Nagelprobe
Und ruf': „Hurrah, du deutscher Rhein!"

Emil Ritterhaus.

* Aus einer in diesen Tagen zur Ausgabe gelangenden Ruthologie, welche Edmund Lichtenstein-Anagoton in Gemeinschaft der verstorbenen russischen Dichter unter dem Titel „Den Manen Anerbach's" (Leipzig, Rud. Hartmann) herausgiebt und die wir um ihres interessanten Inhalts wie humanitären Zwecks wegen hiermit der allgemeinen Beachtung empfehlen. Das sehr stattliche, zusammengetragene kleine Heft enthält Poesie- und Prosabeiträge aus den hervorragendsten Federn der Gegenwart, aus denen Zahl wir nur die Friedrich Spielhagen's und Georg Ebers' nennen wollen. D. Red.

Für kinderlose, aber kinderliebende Gatten. In dem baierischen Dorfe Wind (Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Hochstadt, Post Pommersfelden) lebte ein braver Maurer, Namens Hofmann, der durch seine Arbeit im nahen Steinbruch und seine Frau und seine fünf Kinder treu und redlich nährte. Am Abend des 17. Februar kehrte er seinen Wochenlohn, lauter sich für zwanzig Pfennig Tabak und manche sich auf den Heimweg. Hatte er auch nur zehn Minuten bis zu seiner Wohnung zu gehen, so führte doch der Weg über einen eben hoch angeschwollenen Bach. Er kam auch wohl dahin; auch wahrscheinlich fand man ihn am andern Morgen an einem Pfeiler der Brücke angeklammert, aber todt. Die arme Wittwe wurde durch eine Freudenbotin aus das Krankenbett gerworfen. Die Halbwaisen sind ohne Versorgen. Da bietet die so hart bedrängte Mutter, daß edle Menschenfreunde für die Sorge für die Zukunft ihrer Kinder erkiesthen, eins oder das andere zur Erziehung zu sich nehmen möchten. Nur die dringendste Noth bringt ein Mutterherz zu solcher Bitte.

Der Kinderreichs besteht aus einem achtjährigen Knaben und drei Mädchen. Wir wissen nun zwar aus Erfahrung, daß Kinderlose bei Annoncen schwer an die Wahl eines Knaben gehen, aber hier möchten wir bringend eine Ausnahme wünschen. Nicht verschweigen dürfen wir, daß die Hofmann'schen Kinder der katholischen Kirche angehören; die Mutter wünscht, daß sie in ihrem Glauben erzogen werden möchten. —

Im Jahrgang 1880, S. 128, stießen wir den Seufzer aus: „Kinder genug, aber wo bleiben die Eltern?" Diese Frage beseitigt, wenn das Berichten unseres ebenso rastlosen wie gewissenhaften und aufopfernden Vertrauensmannes in der Waisenversorgung, des Herrn Schuldirector Otto Meyner in Burgstädt (bei Chemnitz), heute noch zu Recht, aber dennoch müssen wir hiermit auch Kinder für Eltern suchen. Denn wer wird es einem Ehepaare, das ein Kind zu sich nehmen will, verargen, wenn es in Betreff desselben noch ganz besondere und bestimmte Wünsche äußert? Da wir aber doch die Kinder nicht immer von allen Eltern und Orten zur Auswahl haben können, so ist unser Vertrauensmann in diesem Augenblick genöthigt, für Familien, von welchen wir überzeugt sind, daß sie für das Glück der ihnen Anvertrauten bürgen, solchen Kinder zu suchen: ein Mädchen von sechs bis zwanzig Monaten, erwünscht; ein Pärchen von ein bis zwei Jahren, Vollwaisen; ein Mädchen von zwei bis drei Jahren, Vollwaise; ein Mädchen von zwei Jahren, Vollwaise; alle von ehelicher Geburt. Daß alle diese Ehepaare die Kinder sich auch hübsch und gesund wünschen, versteht sich von selbst. Die Anmeldungen richte man entweder an die Redaction der „Gartenlaube" oder an unsern oben genannten Vertrauensmann! P.-Red.

Garibaldi! — Noch einmal klog dieser Name auf Draht, Schiene und Bogge rings um die Erde und erweckte die Theilnahme, ja die Trauer Aller, die einen Mann zu würdigen vermögen, der für sein Vaterland das Höchste geleistet und von der höchsten Machtstelle freiwillig zurücktrat, so groß an Seelbstlosigkeit wie an Muth, auf Italiens Boden ein zweiter Cincinnatus, und größer als der erste.

Wenn wir in diesen Tagen die öffentlichen Stimmen vergleichen, welche, von den verschiedensten Parteistandpunkten, dem Todten von Caprera ihren Nachruf brachten, so muß uns eine Wahrnehmung wieder freudig erheben: wie oft auch der aufgewendete Garibaldi menschlichen Schwächen verhallen war, so wurden diese jetzt doch nur leise, nur mit scheuem Finger berührt, und die Großthat seines Lebens und die Reinheit seiner Ziele erhielten den unbefleckten Kranz, den nicht blos seine Nation ihm bewahren wird, so lange es ein Italien giebt, sondern der von den freiheitliebenden Bergen aller Nationen immer in Ehren gehalten werden wird.

Die „Gartenlaube" hat dem italienischen Volksheiden eine lange Reihe von Artikeln von seinem deutschdirigirten Triumphzuge 1860 an bis 1875 gewidmet und ihn im Bildniß ihren Lesern niemal vorgestellt. Deshalb dürfen wir uns wohl heute darauf beschränken, vor der Hand auf jene ausführlichen Schilderungen seiner zahllosen Kämpfe in drei Erdtheilen, auf sein oft wie von der Sage ausgeschmücktes Leben nur hinzuweisen, indem wir unsern Lesern ein seines Lebensgang abschließendes Charakterbild entwerfen nach vorbehaltlos, wie Deutsche können auch einer die Verirrung hinwegsehen, die ihn in Frankreich die Waffen gegen uns zu führen verleitete: der unerschütterliche Anhänger der Republik focht für eine solche, die er von seiner obersten Göttin, der Freiheit, gelöst glaubte; eine rührende Treue auch dem Sohn die deutsche Heimath in ihren Herzen verbanden, bewiesen sie nach dem Gefecht bei Dijon, wo die einzige preußische Fahne, die während des ganzen Kriegs verloren ging, von Menotti Garibaldi freiwillig zurückgegeben wurde, weil sie unter einem Leichenhügel ihrer Bevheidiger gefunden worden war.

Wenn einst Italien den Männern, welche ihm seine nationale Freiheit und Einheit wiedergaben, ein gemeinsames Denkmal errichtet, so wird von den Dreien — neben Magzini und Cavour — als der Mann der That Josef Garibaldi einen erhabenen Platz einnehmen. Und wenn dankbare Nationen in jedem Völkerheroiker einen Edlen der Menschheit ehren, so wird auf Garibaldi's Haupt auch nie ein deutscher Kranz fehlen.

Kleiner Briefkasten.

A. S. in E. Gegen Ihre Behauptung, daß Sie der jüngste Soldat des deutsch-französischen Krieges von 1870 bis 1871 seien (Nr. 7, S. 129 dieses Blattes), ist kein Einwand laut geworden. Da gegen Sie unsere Frage: „Wer aber war der älteste?" eine Antwort erhalten. Als Aeltester unter der Zahl derjenigen, welche, nachdem vom Feldwebel abwärts, 1870 und 1871 vor dem Feind gestanden, meldet sich Friedrich Wilhelm Alexander Borghard, gegenwärtig königlich preußischer Steuereinnehmer in Bergheim bei Cassinen. Er ist 1809 am 6. April, geboren, trat am 4. April 1842 als Freiwilliger beim 3. Artillerie-Regiment zu Magdeburg ein, diente voll acht zwölf Jahre, ward 1855 dritterer Schußmann und ging dann zum Steuerdienst über. Zu dieser Stellung hatte er nahezu das fünfzigste Jahr erreicht, als er, beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870, wieder in die Armee eintrat, und zwar in das vierte Feldartillerie-Regiment. Er wurde bei Sedan zum Unteroffizier zum Sergeanten befördert und schied 1871 im Mai 1871 aus der Armee wieder aus, um in seine frühere Stellung zurückzukehren. Dem Offizierkorps des Regiments gehörte er für's ganze Leben unthätig, und bei obiger Frage natürlich abgeleben werden, sonst wäre Kaiser Wilhelm als der zweitälteste Soldat zu verzeichnen, da ihn nur Steinmetz um zwei Monate und sechsundzwanzig Tage an Alter überragt.

K. M. in München. Es wird Sie freuen, daß wir den Ihnen jüngst gesandten Mittheilungen über den Vorgang der „Friencolonien" noch Folgendes beifügen können. German Mäurer in Paris schreibt einem alten, treuen Leser unserer „Gartenlaube" (Herrn Max Leichenbrenner, aber mit kräftigen Stachelu. Zu den schärfsten möchte das Gedicht: „Was im Werden ist. Ein Beitrag zur Chronik der Rheinlande ꝛc.", gehören. Kennzeichnend für den Autor ist schon das Motto seiner Sammlung:

„Schriebe' ich, ohne zu gefallen
Auch nur Einem, 's wär' mir greulich;
Doch gefiel' dies Wierchen Allen,
Hielt' ich's selbst für ganz abscheulich. —"

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1882.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Engelid.

Novelle von **Baldwin Möllhausen.**

(Fortsetzung.)

Knut beachtete den Inhalt der Kiste nicht weiter. Er hatte die Kentbiertbüchse, die schon sein Vater führte, von der Wand genommen. Kuntzerstam betrachtete er Rohr und Schloß.

„Alles sauber und rostfrei," bemerkte er, ausscheinend Engelid's Worte überhörend.

„Last gab mir stiges Mark aus einem Ziegenkuochen und unterwies mich, wie ich es zuzuwenden habe. Es war keine Mühe."

„Das Schloß spielt, wie ein Uhrwerk," fuhr Knut gelassen fort. Er hob die Büchse an die Schulter und zielte auf einen Punkt des jenseitigen Ufers; dann, indem er sie absetzte, wandte er sich mit einem gewissen Behagen wieder zu Engelid: „Wer hätte geglaubt, daß ich dies alte Schießzeug noch einmal zur Hand nehmen würde!" sagte er, und seine Augen leuchteten vor Freude, daß es Engelid schier verwundete, das ernste Antlitz plötzlich einmal erhellt zu sehen: „mit dem Einrichten des Haushaltes hat es keine Eile: was soll ich mich an die vier Wände binden und fesseln? Für ein zeitweises Obdach, so lange es nichts mit der Jagd ist, sind sie gut genug, aber Ziegen melken und Fische dörren? Verdammt! Engelid, da gehe ich lieber hinaus in's Jotungebirge — einen Cameraden werd' ich schon finden oder zwei — und da will ich meine Lust haben, wenn's gilt ein Rudel Renthiere in eine Sackgasse zu treiben, einem Vielfraß nachzuspüren oder einem Bären aufzulauern."

Er hing die Büchse wieder an die Wand. Als er gewahrte, daß Engelid sich zum Gehen anschickte, sprach er gleichmüthig:

„Willst also fort? Bei Gott, Engelid, ich kann's Dir nur mit Worten danken, daß Du so lange hier zum Rechten sahst. Böte ich Dir mehr, möchtest Du eine Belohnung darin finden."

„Sicher thät ich das, Knut, und die habe ich noch weniger verdient, als Deinen Dank. Ich sagte Dir schon: auf des alten Zauberspielers Wunsch hätt' ich an jedem Anderen ebenso gehandelt. Hegte ich nebenbei noch einen besonderen Gedanken, so hatte der mit meinen Gefälligkeiten nichts zu schaffen. Wir waren einst Nachbarskinder, trafen uns bei Spiel und Tanz — das ist Alles."

„So nehme ich auch meinen Dank zurück," versetzte Knut mißmuthig, fügte indessen etwas wärmer hinzu: „Dagegen sollst Du mir nicht wehren, Dich zu bitten, meiner eingedenk zu sein, das heißt, wenn Du je irgend eines Freundschaftsdienstes oder einer Gefälligkeit benöthigt bist, so erinnere Dich des Knut Knutsen!"

„Das Anerbieten wehre ich Dir nicht: ich nehme es sogar mit gutem Dank an, werd' aber schwerlich jemals in die Lage gerathen, Dich oder einen Anderen um einen Dienst anzusprechen. Es ist also kein böser Wille, wenn's nicht geschieht. — Doch Du magst Dich sehnen, allein zu sein, Umschau zu halten in Deinem Eigenthum. Und so sage ich Dir Lebewohl. Mein Boot laß ich hier vor Deinem Hause liegen, höchstens heute und die Nacht, wenn Dir's recht ist."

„So lange, wie Dir's gefällt, Engelid," erklärte Knut bereitwillig, indem sie in's Freie hinaustraten, „doch wohin willst Du vor Deiner Heimkehr nach der Schärenhütte?"

„Nach Lärdalsöre. Dort laß ich's Boot und gehe ein paar Stunden das Lärdal hinauf."

„Hast Bekannte dort oder Anverwandte?"

„Bekannte, ja. Anverwandte habe ich überhaupt nicht mehr. Aber ich will Dir's gestehen, damit Alles klar zwischen uns, und Du, wenn wir einander begegnen, mich wie einen guten Freund begrüßest, nicht argwöhnst, in meinem Kopfe gingen tolle Gedanken aus der Kindheit um."

Sie hatten das Haus verlassen und waren auf dem schmalen Uferwege eingetroffen, wo sie stehen blieben. Engelid blickte über das stille Wasser, auf welchem das jenseitige Ufer im Spiegelbilde eine so täuschende Fortsetzung fand, daß die Grenze zwischen Trug und Wirklichkeit schwer zu markiren war. Knut beobachtete träumerisch den Flug zweier Möven, deren blendend weißes Gefieder in dem schattigen düsteren Felskessel förmlich leuchtete. Eine Freude des Wiedersehens des heimathlichen Fjords, wie sie ihm in der Ferne vorgeschwebt haben mochte, empfand er nicht. Im Gegentheil — ein eigenthümliches Gefühl der Vereinsamung, des Fremdseins, wollte nicht von ihm weichen. Und dennoch, wie erschienen ihm die verflossenen zehn Jahre angesichts der vertrauten Umgebung so kurz, so verschwindend kurz! Oben, hoch oben auf den Ränderu des geborstenen Plateaus, zitterte Sonnenschein: wie von den goldigen Strahlen gebroren, schäumten hier und da die von den Gletschern ringsum genährten Gießbäche nieder. Es rauschte und brauste dumpf. Im nahen Dorf krähten die Hähne und dröhnte die Axt des Zimmerers. Weiter abwärts glitten leichte Fischerböte ab und zu.

„Alles noch wie damals!" sagte Knut in Gedanken verloren.

„Alles noch wie damals!" wiederholte Engelid. „Nur die Menschen sind älter geworden," fügte sie mit einem kaum bemerkbaren herben Lächeln um die üppigen Lippen hinzu, „und wie könnte es anders sein? Soll das stürzende Wasser da drüben doch allmählich den härtesten Stein aushöhlen, wie mir einst ein

Digitized by Google

kluger Mann erzählte — aber ich bin Dir noch eine Auskunft schuldig. Ich sagte Dir, daß der Müller Ornesen im Lärdal mich vor langen Jahren zum Weibe begehrte. Ich schlug's aus, und als er mich nach der Ursache fragte, verrieth ich ihm, daß ich mich nur Jemand zu eigen geben könne, an dem mein Herz hinge. Mein Vertrauen gefiel ihm, und da sagte er, daß Alles in der Welt sich ändern möge, er aber seinem Vorschlage treu bleibe bis zur letzten Stunde, und wenn ich eines Tages zu ihm komme, würde es sein Glück sein, und ich sollte keine Ursache finden, meinen Schritt zu bereuen. Wohlan denn, Knut, mein Sinn steht nicht nach Reichthum, aber ich fühl's, nach dem langen einsamen Leben ist's besser, ich übernehme Pflichten, die all mein Sinnen und Trachten anfüllen."

„So willst Du den Ornesen heirathen?" fragte Knut, und aus seiner Stimme klang es wie heimlicher Verdruß.

„Er ist ein rechtschaffener Mann," antwortete Engelid. „Sagt er, daß es ein Glück für ihn in seinem Alter, so ist's wahr."

„Du solltest Dir die Sache gehörig überlegen, Engelid; Du fändest wohl einen jüngeren und ansehnlicheren Mann."

„Dazu bedarf es keines langen Ueberlegens. Ich seh' nicht mehr nach Jugend und Schönheit. Ich geb' mich Jemand, der mich nimmt, wie ich bin, nicht von mir verlangt, daß mir's Blut noch durch die Adern tanze, wie die Elfe da droben von Stein zu Stein springen — doch was soll das Reden? Lebe wohl, Knut! Von Herzen wünsche ich Dir Glück und Wohlergehen."

Sie reichte ihm die Hand. Ihr Antlitz war vollkommen ruhig. Ueber einen mißmuthigen Fischzug hätte sie nicht gleichmüthiger sprechen können. In Knut's Brust aber arbeitete es seltsam. Es wochte ihm vorschweben, wie der Müller sie jubelnd willkommen heißen, wie er Alles aufbieten werde, ihr in seinem Hause eine traulichte Stätte zu bereiten. Ja, das war wohl ein anderes Wiedersehen, als das mit ihm in der Schärenhütte, und eine Reihe von Jahren war ja ebenfalls verstrichen, seitdem die Beiden einander zum letzten Mal in die Augen schauten. Jahre, in welchen der Müller in demselben Maße alterte, in welchem Engelid sich entwickelte und reifte. Er hätte den alten Mann beneiden mögen. Bevor er ein Wort der Erwiderung fand — und er wußte in der That nicht, was er hätte sagen sollen — schritt Engelid dem Dorfe zu.

„Engelid!" rief er ihr nach, „wir sehen uns noch, wenn Du Dein Boot abholst. Ich muß Dir ebenfalls noch einen Glückwunsch mit auf den Weg geben, und eine Hochzeitsgabe von meiner Hand schlägst Du gewiß nicht aus."

„Nein, Knut!" rief Engelid eigenthümlich sanft über die Schulter zurück, „die schlage ich nicht aus, wenn ich Dir eine Freude damit bereite," und weiter schritt sie mit selbstbewußter, aufrechter Haltung, weiter auf ihren festbeschuhten Füßen, die fast zu klein für den hohen, kräftig gebauten Körper erschienen.

Knut blickte ihr sinnend nach. Es war sichtlich eine Augenweide für ihn, das große, schöne Mädchen, wie es sich geschmeidig in den Hüften wiegte, so anmuthig dahin schreiten zu sehen. O, es war ihm eine eigenthümliche, bald wehmüthige Lust, dieses Sehen — aber Eines sah er nicht: daß bald, nachdem sie von ihm gegangen, schwere Thränen langsam über Engelid's Wangen rollten: er sah nicht, wie sie die Lippen fester auf einander legte und mit einer heftigen, sogar trotzigen Bewegung die Tropfen von ihren Wangen entfernte: er sah nicht den zornigen Blick, den sie auf den stillen Wasserspiegel warf, wie um Alles, was noch schmerzlich in ihr nachzitterte, in der unergründlichen Tiefe der Fluth zu begraben.

Sobald Engelid aus seinem Gesichtskreise getreten war, kehrte Knut in's Haus zurück. Finsker schaumte, warf er sich hinter dem Tische auf die Bank. Wie erschien ihm das alte, vertraute Gemach plötzlich so verödet und vereinsamt! Unwillkürlich lauschte er. Ihm war, als könne er das Geräusch unterscheiden, mit welchem Engelid draußen in dem engen Küchenraum arbeitete, das Geräusch ihrer Schritte, indem sie sich anschickte, ihn freundlich zu bedienen. Aber sie war ja gegangen — gegangen — und es lag etwas wie Trotz in der Art, wie sie gegangen — mit einer Geberde aufflackernden Zornes warf er den Hut neben sich auf den Tisch. Heftig sprang er empor, und mit flammendem Eifer begann er unter seinen alten Habseligkeiten zu ordnen und zu kramen, um sich dadurch Betrachtungen zu erwehren, die sich ihm unheimlich zu drängen. Achtlos schleuderte er den Bentel mit dem Gelde in die Truhe und krachend schmetterte er den Deckel in seine Zugen. Durch nichts mehr wollte er an Jemand erinnert werden, der sich anmaßte, ein Recht an ihn zu besitzen.

„Zu'n Jotunngebirge hinaus, in's Jotunngebirge hinaus!" sprach er vor sich hin, um sein wildes Blut zu beruhigen und als ob ihm die Einsamkeit in dem eigenen Hause nicht einsam genug gewesen wäre. Neuen Grübeleien auszuweichen, trat er in die Küche hinaus. Ja, da standen und lagen gesäubert und geordnet die wenigen einfachen Küchengeräthe, wie sie ans Engelid's Händen hervorgegangen. Jetzt hatte er in seinem Hauswesen selber zum Rechten zu sehen — ha, diese Ordnung, wie er sie haßte, weil sie von — ihr stammte! Teller, Schüsseln, Tiegel, Alles klirrte vor seinen wüsten Griffe über einander: nach rechts und links flog die Asche von der Feuerstelle über die sorgfältig gereinigten Herdsteine.

Was brauchte er zu kochen, Weiberdienste zu verrichten, so lange es eine Schänke im Dorfe gab? Mit wuchtigem Schritte kehrte er in's Zimmer zurück; heraufbeordnend drückte er den Hut auf seinen Kopf, um in's Dorf zu gehen und sich zu erkundigen nach alten Bekannten, nach den Männern, mit denen er aufgewachsen war und in deren Gesellschaft er manche Stunde beim schäumenden Bier verbrachte. Indem er aber das Zimmer verlassen wollte, streifte sein Blick das Bett und die über dasselbe ausgebreiteten Kräuter. Spöttisch lachend riß er die Decke herunter, und sie schüttelnd, warf er Alles zu den Binsen auf den Fußboden. Sich dem Bette wieder zukehrend, gewahrte er, daß auch das weiße Laken mit Blättern und Zweigleln bestreut war, und auf dem Kopfpfühl lag ein Kranz von denselben Kräutern, jedoch mit vertrockneten Blumen durchflochten. Finsker betrachtete er das augenscheinlich vor Wochen erst erneuerte Gewinde.

Da tauchte Engelid's Bild wieder in seiner Phantasie auf. Im Geiste sah er sie in schwindelnder Höhe auf schroffen Felsabhängen die Kräuter und die Blumen pflücken; er sah sie dieselben zum Kranze ordnen und endlich sein Lager damit schmücken und schützen gegen häßliches, nagendes Gewürm. Er sah sie, über die Bettstelle hingeneigt, mit leichter Hand Decken, Pfühle und Pfänzen ordnen, sah sie ernst auf ihr Werk niederschauen, sich vielleicht die Zeit vergegenwärtigen, in welcher sein Haupt wieder die Stelle des Kranzes einnehmen würde.

Tiefer runzelte er die Brauen: zögernd streckte er die Hand nach dem Kranze aus. Plötzlich flog das zerbröckelnde Gewinde zur Erde, und ihm nach folgten welke Blätter und Tannennadeln. Immer wieder glitt die flache Hand über das Linnen, bis er endlich kein Stäubchen mehr auf demselben entdeckte.

Der Teufel mag in dem strengen Dufte schlafen!" entschuldigte er sich vor sich selber, als es wie ein Gefühl der Scham über ihn kam. Den mißhandelten Kranz konnte er nicht aufstehen. Es erwachte die Empfindung in ihm, als hätte er mit dessen Entfernung einen Schlag gerade in Engelid's Antlitz geführt. Schnell holte er einen Besen herbei und eifrig begann er Binsen, Blätter, Zweige und Kranz zusammen zu fegen. Auf dem Küchenherd klirrte er Alles über einander und zündete es an. Leicht brannte der ausgedörrte Stoff, und als er in die Flammen schaute, die so lustig emporloderten, da erst wurde ihm leicht um's Herz: da erst fühlte er, daß er hinfort sicher vor Anwandlungen sein werde, die seinen Sinn umdüsterten.

Noch einmal spähte er in alle Winkel. Nirgends entdeckte er etwas, das ihn an Engelid erinnert hätte: frohen Muthes trat er in's Freie hinaus und wanderte dem Dorfe zu.

Als er die ersten Häuser erreichte, hatte er seine liebe Noth, bald hier, bald dort die Leute, die in den Thüren erschienen, zu begrüßen und deren freundliches Willkommen nach den vielen langen Jahren mit kräftigem Händedrücken zu lohnen.

Zu vielen Worten und Erklärungen war indessen keine Zeit. Nach der Schänke wollte er gehen, und wer mehr von ihm zu hören und zu sehen wünschte, der mochte ihm folgen und den Nachmittag und den Abend mit ihm verbringen.

. . . . . .

4.

Die letzten Lichtbilder hoch oben auf dem senkrecht abfallenden Gestein schoben sich den Plateaurändern zu und verriethen den niedrigen Stand der Sonne — da hätte kaum noch Jemand einen Platz in der großen Gaststube der Schänke gefunden. Dicht geschaart saßen Alt und Jung um den heimgekehrten Nachbarn.

Digitized by Google

Alle drängten sich an ihn heran, um einmal mit ihm zu trinken, Fragen an ihn zu richten und dafür selbst wieder Auskunft über Dieses oder Jenes zu ertheilen. Man trank und trank. Brauner wurden die Physiognomien, lebhafter die Gespräche, dichter der Tabaksrauch und ausgelassener das Lachen und die Scherze, welche die gehobenen Gläser begleiteten.

Knut war wieder der Alte. Sein Frohsinn war erwacht. Seine Erzählungen von fernen Ländern würzte er wieder mit tollen Schnurren, durch welche er einst die Jugendgenossen an sich fesselte, alle Mädchen des Dorfes auf seine Seite brachte. Auch vom Heirathen sprach man gelegentlich, und daß es für Knut an der Zeit sei, mit einer rechtschaffenen Frau sein Haus nen zu beleben. Einzelne riethen ihm, wahr zu machen, was man anfänglich geglaubt habe, nämlich daß die Engelid ihm bereits angetraut worden. Andere priesen dagegen des Mädchens ruhige Würde und Sittsamkeit und ihren eine ehrsame Frau gefällig kleidenden Ernst. Manche, die ihr am Tage begegnet waren, wollten sie kaum wiedererkannt haben, so stattlich sei sie ihnen erschienen, und Alle wunderten sich, wo sie nur die langen Jahre verlebt habe.

Da erklärte Knut, über's Heirathen sei er hinaus; vom Wasser habe er aber genug, und in's Gebirge hinauf wolle er, um von der Jagd zu leben, in's Gebirge, wo Niemand ihm um seine Wege betrage, wie's selbst der besten Weiber Art. Die Engelid sei nebenbei eine stille, verschlossene Natur; er aber, wenn er jemals freie, müsse Jemand haben, der ihn aufsteiere, ihm die Grillen vertreibe und das Leben erleichtere.

„Nichts mehr von Engelid!“ brauste er auf und dabei stürzte er ein Glas Wachholderbranntwein hinunter, und mit der Faust schlug er auf den Tisch, daß alle Gläser klirrten und die alten Genossen heimlich meinten, er sei auf seinen Weltfahrten wohl gar ein wüster, arger Geselle geworden.

„Ich weiß übrigens,“ fuhr er fort, „aus des Mädchens eigenem Munde, daß ihr Sinn nach einem Anderen steht, und das ist der alte Müller Ornesen im Lärdal.“

„Unmöglich!“ Dann hatte sie ihn vor Jahren genommen, als er um sie anhielt,“ hieß es aus verschiedenen Richtungen zurück.

Und wiederum schlug Knut mit der Faust auf den Tisch, indem er bei seinem ehrlichen Namen betheuerte, daß sie schon folgenden Tags nach dem Lärdal wolle, um mit dem Ornesen Alles in Richtigkeit zu bringen.

„Tag und Nacht am Bett eines alten kranken Mannes zu sitzen!“ warf ein Anderer ein: „schon damals war's eine Thorheit von dem Müller, noch an's Heirathen zu denken. Jetzt aber, da er fast immer bettlägerig und mürrisch ist, müßt's eine darmherzige Heilige sein, die sich dazu verstände.“

„Um's Geld thut Mancher Vieles,“ antwortete Knut geringschätzig die Achseln zuckend; der Müller gewinnt an der Engelid eine sorglame Pflegerin, die Engelid durch ihn eine ordentliche Sicherheit für die Zukunft, und da haben beide ihren Vortheil davon. Zum Teufel mit solchen Leuten! Die dienen am wenigsten dazu, eine rechte Lustjagd aufkommen zu lassen. Lustig aber will ich sein in der ersten Nacht, die ich in dem Lyster Fjord verbringe, und sollt's mich die letzte Krone kosten!“

Das war noch ein Wort, welches ringsum einen guten Widerhall fand. Geräuschvoller wurde die Gesellschaft; wilder glühten die weitergebräunten, harten Gesichter, und verwegener schauten alle Augen, indem man die Heimkehr des alten Genossen in vollen Zügen feierte. Man schien der Lust kein Ende finden zu können.

Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als man sich endlich von einander trennte. Durch's Dorf erhielt Knut zahlreiches Geleite; dann schritt er, eine muntere Melodie in die kühle Nacht hinaushfeifend, der einsamen Heimstätte zu; er pfiff so lange, wie er glaubte, daß die alten Cameraden ihn hörten. Dann neigte er das Haupt auf die Brust, und war er kurz zuvor der Ausgelassenste im Kreise der Zechgenossen gewesen, so überfiel ihn jetzt bittere Unzufriedenheit mit sich selbst und der ganzen Welt.

Tief verdroß ihn, daß man ihn mit Engelid hatte zusammenreden wollen, mit derselben Engelid, die so lange geglaubt hatte, daß er ihr angehören müsse; tiefer noch, daß sie so leicht und schnell sich entschloß, einen alten kranken Mann zu heirathen und für ein günstiges Testament vielleicht noch einige Jahre die barmherzige Schwester zu spielen.

So grübelte er, indem er den Weg heimwärts verfolgte, bis er endlich sein Haus vor sich liegen sah. Ein Weilchen betrachtete er den in nächtliche Schatten gehüllten kleinen Bau, der sich von der hinter ihm emporstrebenden Felswand kaum unterschied. Stärker und deutlicher, als am Tage, drang das Rauschen und Brausen der fernen und nahen Sturzbäche zu ihm herüber, die heute, wie vor zehn Jahren, ihren Weg in den stillen Fjord hinab suchten. Da ertönte das dumpfe unheimliche Dröhnen, mit welchem hoch oben im Gebirge die Eisfelder barsten, nachdem sommerliche Gletscherwasser sie unterwühlt hatten. Knut richtete sich auf, als wäre es ein Ruf gewesen, der ihm gegolten habe. Sein Blick streifte Engelid's Boot. Wie dadurch friedlich berührt, kehrte er sich ab, und gleich darauf umringte ihn die Dunkelheit seiner Wohnung. Nur matt schimmerten ihm die beiden Fenster auf der Wasserseite entgegen. Wo sollte er eine Lampe oder eine Kerze finden? Doch er kannte jeden Winkel im Hause, wußte, wo sein Bett stand. Nur wenige Secunden brauchte er Helligkeit, um die über einander geworfenen Decken, Laken und Pfühle ein wenig zu ordnen, und was lag ihm überhaupt an Bequemlichkeit? Nachlässig setzte er ein Schwefelholz in Brand, und indem er nach einem Kienspan suchte, bemerkte er auf dem Tische die Stubenlampe. Schnell zündete er sie an, und jetzt erst entsann er sich, daß sie, als er das Haus verließ, nicht dort gestanden hatte. Sogar reichlich Oel fand er in derselben vor. Während seiner Abwesenheit mußte also Jemand das Haus betreten und ihm diese Aufmerksamkeit erwiesen haben. Und wer konnte es anders gewesen sein, als Engelid? Er sah um sich. Sein Bett war wieder geordnet. Er blickte in die Küche. Auch dort hatte eine freundliche Hand gewaltet. Wie Bedauern kam es über ihn — und wiederum flackerte sein Zorn über die unverlangten Dienste empor. Grollend löschte er die Lampe aus; wie vor Tagen in der Schürenhütte, warf er sich auch hier unentkleidet auf's Bett: Sein Kopf brannte; sieberhaft jagte das Blut durch seine Adern. Die Folgen des Gelages drohten ihm den Schlaf während des kurzen Nachtrestes zu rauben. Dazu der Duft der Kräuter, welcher sich den Decken und dem Linnen mitgetheilt hatte und ihn beständig an Engelid erinnerte. Nun, sie besand sich ja noch im Dorf, und wenn sie kam, ihr Boot zu holen, wollte er ihr für die letzte ihm erwiesene Aufmerksamkeit danken, damit er ihr nichts mehr schuldig; denn Geld oder Geldesswerth würde sie bei ihrem einfältigen Stolz nimmermehr von ihm angenommen haben. Beruhigend wirkte dieser Gedanke. Er schloß die Augen, allein neue Betrachtungen stürmten auf ihn ein, daß der Schlaf ihm fern blieb, und zu diesen gesellten sich Bilder, deren er sich mit aller Macht, jedoch vergeblich, zu erwehren suchte.

Er sah Engelid, wie sie das aus einander gerissene Bett betrachtete, wie sie auf dem Herd die Spuren der verbrannten Kräuter und des Kranzes entdeckte und damit den Beweis, daß ihre freundliche Fürsorge ihm widerwärtig gewesen. Wie ihr das wohl durch die Seele geschnitten haben mochte! Doch wer hatte sie gehießen, ihm Kränze zu winden, als ob er bereits der Ihrige gewesen wäre?

So peinigte und folterte er sich selbst. In einem Mittelzustande zwischen Träumen und Wachen hatte er die Empfindung, als ob ein Alp auf seiner Brust kniee und ihm mit höhnischem Grinsen die einsame Schürenhütte zeige. In deren Thür gewahrte er Engelid, wie sie die Arme ihm entgegenbreitete, sich selbst, wie er sie zärtlich an sich drückte, sie küßte und ihr dankte, daß sie sein Andenken treu bewahrt und mit einem einzigen Blick die Rinde geschmolzen habe, die sich im Laufe langer Jahre und in dem Bewußtsein, als heimathloser Fremdling die Welt durchirren zu müssen, um seine Brust gewohl hatte. Thränen entstürzten ihren Augen, indem sie gelobte, ihm zu dienen und unterthan zu sein, ihn zu lieben bis über das Grab hinaus.

Ja, so hätte es sein können, und im Lyster-Fjord bei Freunden und Bekannten wäre große Freude gewesen — aber er hatte sie von sich gestoßen, verspottet und verschmäht, und sie hatte Alles hingenommen, still, ergebungsvoll und ohne Klage.

Neue Bilder verdrängten die alten. Den kranken hinfälligen Müller vergegenwärtigte er sich, wie seine matten Augen beim Anblicke Engelid's aufleuchteten, ihm vor Rührung die Sprache versagte, als er vernahm, daß sie nunmehr sein eigen sein wolle.

Ho, wie das ihn wurmte, und doch gestand er sich, daß sie nur handelte, wie ihr goldenes Herz es ihr eingab. Noch mehr wurmte ihn, daß sie mit einer heben Erinnerung an ihn in das

Digitized by Google

neue Verhältniß eintrat. Denn verbittert mußte es sie haben, daß er Alles, was von ihr herrührte, mit Füßen getreten und vernichtet hatte.

Noch immer umschwebte ihn der Duft der Kräuter. Träumend meinte er, daß dieser Duft von den Flammen ausgehe, welche den Kranz verzehrten. Wer konnte ahnen, daß die Fürsorge für ihn das Mädchen noch einmal in sein Haus führen würde? Eine überflüssige Fürsorge obendrein, nachdem sie ihm bereits Lebewohl gesagt hatte. Aber ihr Boot lag noch vor seiner Thür; sie mußte daher noch einmal zurückkehren. Dann wollte er vor sie hintreten, sie bitten, ihm das sinnlose Treiben zu verzeihen, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren, wie auch er ihr stets in aufrichtiger Freundschaft zugethan sein werde.

Nicht länger mehr störten wirre Phantasien seinen Schlaf. Vollständige Vergessenheit legte sich um seine Sinne. Sein Blut kühlte sich ab; er athmete lang und tief. —

Als Knut endlich erwachte, war es heller Tag. Er sprang empor und sah zum Fenster hinaus. Die westlichen Plateauränder schwammen bereits in Sonnenschein. Gleich darauf stand er draußen auf dem Felsensaller — — das Boot war verschwunden. Nirgends entdeckte er eine Spur desselben. Es konnte ihn nicht überraschen; denn Engelid hatte ihm angekündigt, am frühen Morgen ihre Reise antreten zu wollen.

Bitter enttäuscht ließ er sich auf einen Felsblock nieder. Was hätte er nicht darum gegeben, noch einige Worte mit ihr zu wechseln! Alleiu sie war fort, weit fort, bereits auf dem Wege zu Jemand, dem ihr ganzes ferneres Leben geweiht sein sollte, zu Jemand — es waltete ja kein Zweifel darüber — dem er selbst sie in die Arme gelegt hatte. Wie erschien ihm sein Haus plötzlich öde und vereinsamt — wie sicht dagegen jeder Raum in der Erinnerung an Engelid! Mit beiden Händen fuhr er in sein Haar. Da gedachte er der Möglichkeit, daß sie vor dem Dorfe noch einmal angehalten habe. Schnell begab er sich in's Haus zurück, um bald darauf wieder im Freien zu erscheinen. Hastig schritt er dem Dorfe zu. Wo sie übernachtete, wußte er; denn dieselben Leute, bei welchen sie vor zehn Jahren um Lohn diente, hatten sie zu Gast geladen. Von ihnen erfuhr er mit mancher lobenden Bemerkung, daß sie beim ersten Grauen des Tages sich reisefertig gemacht habe, um den günstigen Wind, welcher durch den Fjord bauchte, auszunutzen. Heiter sei ihr Abschied gewesen, berichteten die guten Leute, heiter auch der Gruß, welchen sie für ihn zurückgelassen habe. Ueber die Richtung ihres Weges hatte sie sich nur unbestimmt geäußert, dagegen gemeint, daß wohl einige Zeit vergehen möchte, bevor sie den Lyster Fjord wieder besuche. Auch von ihm hatte sie noch in der letzten Minute gesprochen und gerathen, daß die Nachbarn ihn als einen guten Freund willkommen heißen und sich die Mühe nicht verdrießen lassen sollten, die Bitterkeit in seiner Natur zu bekämpfen, ihm nach dem langen Umherirren auf allen Meeren die Heimstätte in eine behagliche umzuwandeln.

Nach diesen Mittheilungen war Knut gegangen, aber nicht zurück nach seinem Hause, sondern zum andern Ende des Dorfes hinaus. Dort hatte er wieder auf dem Uferrande gesessen und vor sich in die unergründlichen Fluthen hinabgeschaut, wie um in der Tiefe nach einem Anhalte zu einem entschiedenen Entschlusse zu suchen.

Eine Stunde und länger saß er dort. Plötzlich sprang er empor. Als hätte es gegolten, ein großes Versäumniß einzuholen, schlug er einen Pfad ein, welcher durch das Schluchtengewirre, über Höhen hinweg und an Abgründen hin nach dem Aarlands-Fjord führte. Spät Abends traf er daselbst auf einem Fischergehöfte ein, wo er gastliche Aufnahme fand, aber nur kurze Zeit rastete er daselbst, nur so lange, bis der Tag sich anmeldete. Dann ließ er sich über den Fjord setzen, und als die Sonne mit ihren ersten schrägen Strahlen die zackigen Plateaus streifte, da befand er sich bereits wieder auf dem Wege nach der nassiden Höhe hinauf, welche auf der andern Seite von dem Lärdal und dem dieses eingetwundene Thal durchschlängelnden Elf begrenzt wurde. Aengstlich beobachtete er auf seinem schwindelnden Wege die wechselnden Luftströmungen. Er berechnete deren Wirkung auf die unten in den Fjords befindlichen Segel und die Zeit, welche diese gebrauchten, um bestimmte Entfernungen zu durchmessen. Oft meinte er zagend, von der beschwerlichen, seine ganze Kaltblütigkeit, seine ungetheilten Kräfte in Anspruch nehmenden Wanderung absteben zu müssen.

Doch immer wieder raffte er sich empor, und dahin eilte er, als hätte sein Leben davon abgehangen, vor Ablauf einer bestimmten Frist an ein ihm vorschwebendes Ziel zu gelangen. Ihn lockte nicht mehr die Aussicht auf die ihm winkenden gletschergekrönten Gebirge, nach welchen vor Kurzem noch sein ganzer Sinn stand, lockten nicht die sich gleichsam drohend aufbauenden bizarren Hörner, Pics und Dome. Kalt glitten seine Blicke über dieselben hin, kalt und theilnahmlos, als hätte er sich von der gewaltigen Naturumgebung nie getrennt gehabt, nach welcher er doch die vielen langen Jahre hindurch, wenn er auf fernen Meeren der ihm verbotenen Heimath gedachte, sich so innig gesehnt. Nach vorn nur waren seine ängstlich suchenden Augen gerichtet, und als er endlich den südlichen Rand des Plateaus erreicht hatte, von welchem aus er in das Lärdal mit seinen schmalen grünen Wiesen und reifenden Getreidefeldern hinabsah, athmete er auf, wie Jemand, der vor einer Aufgabe steht, deren Lösung über sein ganzes Leben entscheiden soll.

Die westliche Sonne streifte einen Theil der Thalsohle. Deutlich erkannte er die Kunststraße, welche als feine weiße Linie der Richtung des sich durch schäumende Gefälle auszeichnenden Stromes folgte. Vereinzelte Menschen und Gestalten unterschied er nach längerem scharfem Hinabspähen als einberkriechende Punkte. Ersehen die seltsame Stabkirche von Borgund doch wie Spielzeug, von Kinderhänden auf eine grüne Decke hingestellt, umringt von Häuschen und Hütten, wie solche auf Weihnachtsmärkten der unreifen Jugend feil geboten werden. Die Borgunder Kirche aber war sein nächstes Ziel. Von dort betrug die Entfernung bis zu der von dem tosenden Elf getriebenen Mühle des alten Ornesen nur noch wenige Minuten.

Auf dem Antlitz den Ausdruck von einander wild bekämpfenden Empfindungen, trat Knut seinen Weg abwärts an. Ein echter Gebirgspfad war es, dem er folgte. Oft kaum erkennbar, von der Natur allein für die sicheren Hufe scheuer Rentbiere geschaffen, führte er an den schroffen Abhängen hin. Doch hinab und tiefer hinab eilte Knut springend und kletternd, unermüdlich. Je dem lichter sich die östlich und westlich zwischen gewaltigen Plateaus sich verlierende Straße von ihrer Umgebung abhob, um so ängstlicher spähte er nach einer solchen kräftigen Mädchengestalt, welche, vielleicht am Lärdalself heraufkommend, der altertbümlichen Kirche zuwanderte.

Der Sonnenschein war längst von der Thalsohle fortgeglitten, als nur noch einige Geröllhügel ihn von dem Elf trennten. Vereinzelte Menschen kamen und gingen; zweirädrige Karriols rollten hierhin und dorthin, doch was seine Augen suchten, fanden sie nicht.

Wer sagte ihm, wo diejenige weilte, die ihn zu der mühevollen, beinahe seine letzten Kräfte erschöpfenden Wanderung veranlaßt hatte? War er von ihr getäuscht worden, und befand sie sich dennoch auf dem Wege nach der Schärenhütte? Hatte sie in dem Städtchen an der Mündung des Elfs, wo sie mit ihrem Boote landete, sich bei Fremden länger aufgehalten, oder war sie, begünstigt durch den Wind und eine spätere Fahrgelegenheit das Lärdal herauf, ihm zuvorgekommen? Nach seiner Berechnung konnte sie doch kaum vor Abend an ihrem Ziele eintreffen.

Langsamer wurden seine Schritte — er vermochte ja die Straße weit aufwärts und abwärts zu übersehen. Was brauchte er sich jetzt noch zu übereilen? War Engelid noch nicht eingetroffen, so konnte sie einer Begegnung mit ihm nicht mehr ausweichen — befand sie sich aber schon bei dem Müller, so war es überhaupt zu spät.

Er erreichte die Kirche, den vielhundertjährigen Holzbau, welcher in seiner äußeren, mit Drachenköpfen geschmückten barocken Form an einen chinesischen Götzentempel erinnerte, oder vielmehr den wilden Geschmack der alten Nordlandsbauer zur Schau trug. Die Straße führte an der niedrigen Mauer vorüber, welche die nächste Umgebung der Kirche einfriedigte. Auf einer Stelle derselben, wo er der Ausmerksamkeit der Vorübergehenden weniger ausgesetzt, ließ Knut sich nieder. Trümmersich spähte er nach dem freundlich gelegenen Mühlengehöft hinüber, hinter welchem der die Räder und Sägen treibende Elf über ein breites Wehr schäumte. Das von der Wohlhabenheit des Besitzers zeugende Wohnhaus betrachtete er gespannt, wie von dort her ein Zeichen erwartend, daß Engelid bereits angesehnt und sich durch ein einziges Wort auf Lebenszeit an dasselbe gekettet habe. Mit Gewalt zog es ihn hinüber, und doch fehlte ihm der Muth, dieser Regung nachzugeben.

Digitized by Google

Am Johannistage.
Originalzeichnung von Paul Heydel.

Digitized by Google

Finster kehrte er sich dem seltsamen Bau wieder zu. Etwas Gespenstisches lag in diesen engen, niedrigen Säulengängen, deren wunderlich gekerbte Holzträger an Dauerhaftigkeit mit Granit gewetteifert hatten. Die Oeffnungen in den Thürmchen schauten, wie hohle Augen, begehrlich auf den stillen Wanderer nieder, und wie schadenfroh starrten die roh geschnitzten zinngekrönten Drachenköpfe von jedem Giebel gen Himmel. Zu Knut regte sich die Empfindung, als wollten die hölzernen Scheusale ihn verhöhnen, weil er einen Schatz, begehrenswerther als alle Wikingerbeute zusammengenommen, in seinen Händen gehalten, aber geringschätzig von sich geworfen hatte.

Es war ihm unheimlich im Schatten der alten Kirche. Er raffte sich auf und schritt auf das Mühlengehöft zu, zuerst langsam, dann schneller und schneller, wie um bald ein Ende mit den Zweifeln zu machen, die ihn nun schon seit beinahe zwei Tagen unablässig folterten. Unbekümmert um die ihn bekrembt anstarrenden Arbeiter schritt er dem Hofe zu. Er trat in das Haus, in das Wohnzimmer. Auf der Schwelle blieb er stehen. Ornefen erkannte ihn auf den ersten Blick und rief ihm ein herzliches Willkommen zu. Er hingegen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Engelid noch nicht anwesend, bebte zurück vor der Wandlung, welche im Laufe der letzten Jahre mit dem alten Manne vorgegangen war.

Da saß er, ein gebrochener Greis mit eingefallenen Wangen und dünnem, weißem Haar, auf einem Lehnstuhl, von welchem er sich augenscheinlich ohne fremde Hülfe nicht mehr zu erheben vermochte, und doch leuchtete helle Freude aus seinen trüben Augen, als er Knut's ansichtig wurde und dieser endlich vor ihn hintrat und die ihm gereichte hagere Hand drückte.

Knut setzte sich neben ihn. Nachdem sie die ersten Begrüßungsfragen und Antworten ausgetauscht hatten, vermochte er nicht länger mit dem zu sich zu halten, was sein Herz bis zum Zerspringen erfüllte.

„Ja, ich finde Dich verändert," gab er auf des Müllers traurige Fragen zu, „wenigstens anders, als ich erwartete Dich zu finden. Alle die langen Jahre hindurch in der Fremde hielt ich für möglich, daß Du Dir wieder ein Weib genommen haben möchtest, und da ich wußte, daß Du eine große Vorliebe für die Engelid hegtest —"

„Ja, ja, Knut, ich hat ihr an, meine Frau zu werden, die Frau eines alten Mannes freilich, aber auch seine Erbin, und war erstaunt, zu erfahren, daß sie einen Liebsten habe, dem sie treu bleiben wolle bis in den Tod."

„Das sagte sie?" fragte Knut fast athemlos vor Spannung.

„Ja, Knut," fuhr Ornefen fort, „und mehr noch erstaunte ich, als sie Deinen Namen nannte und bethenerte, Du würdest zurückkehren und ihr Glück voll machen. O, ich achte das Mädchen hoch, und wer hätte nicht an ihr geachtet, daß sie, um allen Freiern aus dem Wege zu gehen, plötzlich aus der Gegend verschwand, daß die Leute glaubten, ein Unglück habe sie betroffen? Nur mir allein hatte sie anvertraut, wohin sie ging, und mir's Wort abgenommen, darüber zu schweigen, damit Niemand sie aufsuche, und mein Versprechen hielt ich rechtschaffen vor Jedermann. Mit Dir ist's ein Anderes; Du hast ein Recht, es zu erfahren; sie gebot mir sogar, Dir den Weg zu zeigen, wenn Du sie noch nicht gefunden haben solltest. Zum alten Olaf, dem Spieler, wollte sie ziehen, auf die einsame Schäreninsel, um, Dir dort ihre Liebe und Treuer ungestört zu bewahren. Ja, Knut, das ehrte ich an ihr, und wie's mit mir stand, erfuhr sie wohl nie in ihrer Einsamkeit: sie wäre sonst gekommen, um nach mir zu sehen und ein paar freundliche Trostesworte an mich zu richten. Doch das ändert nichts an der Sache, und daß Du heimgekehrt bist, wirst, ich als ein Glück, schon allein um des treuen Mädchens willen."

Aufmerksam hatte Knut den Worten des alten Mannes gelauscht, und als er endigte, hob er mit eigenthümlich zitternder Stimme an:

„Aber wie, wenn's mit der Engelid und mir nichts wäre, sie sich dennoch in den Kopf gesetzt hätte, Dir eine treue Pflegerin zu sein?"

Ornefen blickte Knut mit seinen trüben Augen durchdringend an. Helle Freude leuchtete aus denselben, indem er nachdenklich sprach:

„Eine treue Pflegerin mag sie mir sein, Knut, aber nicht als meine Frau! Denn ich will mich an dem Mädchen nicht versündigen. Ja, das sollte mir ein rechter Herzenstrost sein, und da in meinem Hause noch Raum für Dich wäre, und ich Jemand gebrauche, zum Rechten zu sehen, möchtest Du Dein Heimwesen im Lyster-Fjord d'rangeben und mit der Engelid Hochzeit machen, je eher, um so lieber!"

„Ich frage zum anderen Mal, Ornefen: wenn's trotzdem mit der Engelid nun mit nichts wäre?"

„Nach zehn langen Jahren des Wartens sollte es vorbei mit Euch sein? Ich glaub's nicht, Knut. Doch sag', wollt' sie Dich damals nehmen?"

„Nun ja, aber damals war's kein ordentliches Versprechen. Ob sie heut so denkt — wer weiß? Ich bin ein ernster mürrischer Mann geworden beim Seefahren, und das Lachen fällt mir schwer."

„So gehört Ihr um so sicherer zu einander, Knut; denn die Engelid ist ebenfalls kein Kind mehr, und in der langen Einsamkeit mag auch ihr der Muthwille vergangen sein. Schon damals sprach aus ihren Augen ein rechter Mannesmuth. Doch bring mir das Mädchen, damit ich sehe, ob es sich verändert le!"

Knut blickte vor sich nieder. Die letzten Sonnenstrahlen waren noch den Plateaus hinaufgeglitten. Dort lagerten sie wohl noch ein Weilchen, bis das bereits unten im Thal herrschende feuchte Zwielicht ihnen nachfolgte. Bei jedem Geräusch, welches auf dem Gehöft hörbar wurde, bebte Knut erschrocken zusammen. Zu jedem Augenblick erwartete er, Engelid eintreten zu sehen, und dieser Gedanke beängstigte ihn.

„Ich muß hinaus," brach er nach einer längeren Pause, während welcher Ornefen ihn beferndet beobachtet hatte, das Schweigen, „bin nämlich über die Höhen gekommen, und der Kopf brennt mir vom schweren Steigen. Bin es nicht mehr gewohnt, wie früher. Ist Dir's recht, kehr' ich zur Nacht zurück, um mit Dir Brod und Salz zu essen und unter Deinem Dache zu schlafen."

Nach kurzem Gruße trat er auf den Hof hinaus und auf einem Seitenwege begab er sich nach der Holzkirche hinüber. Dort setzte er sich hart an der Straße auf die Einfriedigungsmauer; denn hatte Engelid die Reise das Lärdal hinauf angetreten, so mußte sie, bevor sie nach dem Mühlengehöft abbog, hier dicht vor ihm vorüberschreiten.

(Schluß folgt.)

Die Schwäne.

Die ihr vor mir, schöne Schwäne,
Auf der Wogen Fluth euch wiegt,
Seithern schimmert ew'r Gefieder,
Doch in eurer Brust der Lieder
Süßer Quell, den der Hellene
Oft gepriesen, ist versiegt.

Einst am Strome des Kaïster,
Wo die Sonne heller lacht
Und der göttlichen Geschwister
Tempel zwischen Myrthen ragt,
Lieblich tönten eure Stimmen
Zu der Musen Saitenspiel,
Wenn des Frühroths erstes Glimmen
Durch die Cedernwipfel fiel.
Bin mit Steigen und mit Schwellen
Glitt ew'r Hymnus auf den Wellen,
Sel'ge Lieblinge Apoll's!
Horch! Und an den Flußgestaden
Ringsum von der Dreaden
Lippen wie Gebethauch quoll's.

Digitized by Google

Und die Luft begann zu strahlen;
Hallend ihm sich auf das Thor,
Und auf goldenen Sandalen
Trat der schöne Gott hervor.

Nun verbannt, ihr Sudbewohner,
Unter unser Wolkengrau,
Fern dem Lande der Ionier
Und dem ew'gen Himmelblau,
Ach! verlort ihr selbst die schöne
Magistt der Natur, die Töne,
Um en'r Theuerstes betrogen,
Wie so still ihr auf den Wogen
Lautlos eure Kreise zieht!
Bei dem feuchten Nebelschauer
Klingt, zu lindern eure Trauer,
Sich aus euer Brust kein Lied.

Selig ist, wem des Gesanges
Trost ein milder Gott verlieh!
Ob ihm Weh das Herz zerwühle,
Ob es juble — der Gefühle
Jedes wird ihm süßen Klanges
Auf dem Mund zur Melodie.
Aber wehe, wenn das schnöde
Schicksal ihm sein Bestes raubt!
In des Daseins Winterode
Steht er mit gebeugtem Haupt,
Und die Freude, die wie Nummer,
Gram an seiner Seele nagt,
Gäb' er gerne für den Nummer,
Den er sonst im Lied geklagt.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Das Denkmal der deutschen Burschenschaft.

Die Geschichte der Burschenschaft gehört für alle Zeit zu den glanzendsten Blättern der deutschen Geschichte. Zwar konnte sie nicht unmittelbar politisch wirken, nicht unmittelbar ihre politischen Ziele erreichen: erst eine gewaltige neue That des deutschen Volkes, die Ereignisse des Jahres 1870 und 1871, haben die von allen Patrioten ersehnte Einheit Deutschlands und die ihm gebührende Machtstellung geschaffen. Doch die Burschenschaft ist die Bewahrerin und Pflegerin des deutschen Nationalbewußtseins, des nationalen Einheitsgedankens gewesen: sie hat, den idealen Zug im deutschen Volkscharakter bewahrend, das geistige patriotische Leben erhalten, mit welchem der Boden für das politische Leben gewonnen wurde; sie hat die Entwickelung des letzteren erst möglich gemacht und angebahnt.

Im Januar 1881, bei der gehnjährigen Gedenkfeier der Wiedereinrichtung der deutschen Kaiserwürde, hat auch Fürst Bismarck selbst es geradezu und ausdrücklich anerkannt, „daß unsere deutschen Universitäten in schwierigen und an Hoffnung armen Zeiten dem nationalen Gedanken treu geblieben sind, daß sie ihn uns für günstigere Gelegenheit lebendig erhalten und entwickelungsfähig überliefert haben".

Das burschenschaftliche Wartburgfest von 1817 war nicht allein eine Feier nationaler Befreiung und ein Protest gegen Tücke und Verrath, es war das erste deutsche Nationalfest, es war — wie es der Festtheilnehmer Professor Fries treffend bezeichnete — das helle Morgenroth eines schönen Tages, der über unser schönes Vaterland heraufkam. Und die Aufgabe der deutschen Burschenschaft ist auch mit den großen Ereignissen von 1870 und 1871 nicht erloschen: noch jetzt und immerdar gilt es, in der akademischen Jugend patriotische Begeisterung, den Sinn für das Edle und Große, einen gesunden Idealismus bei frischer Jugendlust zu pflegen und in dem Staate und öffentlichen Leben wackere, freidenkende Männer zuzuführen, die mit wissenschaftlicher Bildung Liebe zu Vaterland und Volk und festen Charakter verbinden. Wahr und schön hat diese hohen Verdienste der Burschenschaft Albert Traeger in seinem trefflichen Gedichte: „Zum October-Jubiläum auf der Wartburg", das in der „Gartenlaube" 1867 (Seite 664), erschien, in der Schlußstrophe hervorgehoben:

„Gelegnet, deutsche Burschenschaft,
Sei ewig deine Tugend,
Nie fehle unserer Mannskraft
Das Feuer deiner Jugend!
Und wenn uns die Erfüllung naht,
Fiel noch die letzte Schranke,
Wir sagen: Unser ist die That,
Doch dein bleibt der Gedanke."

Eben diese warme Anerkennung wurde der Burschenschaft bei Gelegenheit des Jenaer Universitäts-Jubiläums von 1858 zu Theil. „Das deutsche Volk und seine Regierungen," urtheilte damals die Presse, „mögen sich glücklich schätzen, daß noch so viel Enthusiasmus in den alten und jungen Burschenschaftern lebt; denn wahrlich, der Tag kann morgen kommen, wo Volk und Regierungen in Deutschland des hohen, hellen Aufschwunges bedürfen, der hier sich als noch in so vielen Herzen vorhanden befunden hat." Zwölf Jahre später kam der Tag, und die deutschen Burschenschafter bethätigten in opferbereitem Patriotismus den hohen, hellen Aufschwung.

Wer gedenkt ferner nicht des im Jahre 1865 zu Jena so großartig gefeierten Jubiläums der deutschen Burschenschaft, — wer nicht der erhebenden Gedächtnißfeier, welche in Begeisterung und Hoffnung für des deutschen Vaterlandes Einheit, Macht und Herrlichkeit die alten und jungen Burschenschafter im Jahre 1867 am fünfzigsten Jahrestage des Wartburgfestes in Eisenach begingen?! Bei dem großen Jenaer Feste von 1865 hatte Professor Scheidler noch die alte Burschenschaftsfahne getragen, aber an dem Wartburgfeste von 1867 konnte er schon nicht mehr theilnehmen,

„Weil, als die Wartburgschaaren
Begrüßt ihr Jubeljahr,
Sein Geist schon heimgefahren
Zur ew'gen Warburg war.
Und doch war unentwichen
Er stets bei uns auch hort;
Sein Bild ging unverblichen
Mit uns von Ort zu Ort."

So sang, so fühlte Friedrich Hofmann, der selbst das Erinnerungsfest von 1867 mit zu Stande gebracht hat; so fühlten wir alle bei der Feier des Festes und bei der Rückkehr von demselben. Scheidler, dem Mitbegründer der Burschenschaft, dem Burgvogt von 1817, ein würdiges Denkmal auf sein Grab zu setzen, war der in diesem Kreise entsprungene, zuerst von mir selbst angeregte Gedanke. Der Ertrag der Sammlung ließ aber eine Erweiterung dieses Planes hoffen. Es bildete sich ein Comité und beschloß statt eines bloßen Grabdenkmals für Scheidler vielmehr ein Denkmal für die drei Begründer der Burschenschaft Scheidler, Riemann und Horn und damit zugleich für die Gründung der Burschenschaft selbst.

Im Verein mit dem Centralausschuß der letzteren erließ das Denkmalcomité unter dem 31. Juli 1874 den Aufruf zur Errichtung solchen Denkmals in Jena — in Jena, dem treuen Hort der Geistes- und Lehrfreiheit, in Jena, das in Verein mit dem Musenhof Weimar einst der geistige Mittelpunkt von ganz Deutschland war, durch den genialen Geist Fichte's die Ideen einer Reform des Studentenlebens, einer vaterländischen Vereinigung zuerst aussprach, im Jahre 1815 die Stätte der ersten Burschenschaft und bald darauf das Centrum und Haupt der allgemeinen deutschen Burschenschaft wurde.

Welchen Anklang dieses erweiterte schöne Project sofort in den akademischen Kreisen fand, bekundet unter Anderem das Schreiben einer süddeutschen Burschenschaft: „Möge dieses Monument als

Digitized by Google

eine Erinnerung an die edlen Stifter der alten Burschenschaft und zugleich als eine Aufforderung an die jungen Burschenschafter, die Principien dieses Bundes jederzeit festzuhalten, den Ort zieren, an welchem in schwerer Zeit der Gedanke deutscher Einheit und Freiheit vielleicht zum ersten Male in der Studentenwelt einen thatsächlichen Ausdruck gefunden hat!"

Zahlreiche Beiträge gingen von den burschenschaftlichen Verbindungen Nord- und Süddeutschlands, vor Allem von den Jenaer Burschenschaftern, ferner von „alten Herren" in Nord und Süd, im In- und Auslande, und von vielen Jenaer Bürgern ein. Rühmend ist des unverdrossenen Sammeleifers des Comitémitgliedes Professors Hermann Schäffer zu Jena, des liebenswürdigen Lehrers und Freundes der akademischen Jugend, zu gedenken, rühmend aber auch der lebhaften Sympathie der deutsch-österreichischen Studentenkreise für die gemeinsame deutsche Sache. Die schöne deutsch-nationale Idee mit zur Ausführung zu bringen, zu bethätigen, „wie hoch die deutsche Jugend Oesterreichs deutsches Wissen und Wesen ehrt und hält, wie warm auch in der Ostmark die Herzen für die deutschen Mannesthaten, für deutsches Denken, deutsche Sitte, ja für alles Hohe schlagen, was seit den Wartburgtagen ein Burschenherz erfüllen kann," saubten sie aus Wien, Graz, Prag, Innsbruck, aus Ungarn und Siebenbürgen Beitrag auf Beitrag.

Professor Donndorf zu Stuttgart, dem Schöpfer des Karl August-Denkmals in Weimar, übertrug das Comité den Entwurf eines Denkmal-Projects, und mit echter Begeisterung für die Idee übernahm er, der treue Thüringer, den Auftrag.

„Die Anfrage des Burschenschafts-Denkmal-Comités," schrieb er sofort, „hat mich mit herzlichem Interesse lebendig bewegt. Wir Thüringer, die wir unser altes Jena lieben, stehen noch in einer besondern persönlichen Beziehung zu all dem Hohen und Herrlichen, was von dort ausgegangen ist. Die Gründung der Burschenschaft ist eine der schönsten Manifestationen des Idealismus und der Begeisterung der Jugend, und diese schönste Erscheinung verdient vor Allem, daß sie gefeiert wird.

Mir würde es Bedürfniß sein, in dem Denkmale selbst einen Hauch der Jugendbegeisterung und Romantik zu spüren, welche die Burschenschaftsidee erzeugt hat. Diese Idee würde vollkommen zur Erscheinung kommen in der Figur eines idealen Burschenschafters, bei dem sich das Motiv der Fahne günstig verwenden ließe. Die Porträts der drei Begründer würden am Sockel anzubringen sein. Eine solche begeisterte Jünglingsgestalt mit dem charakteristischen Costüm würde den Beschauer sicher in die beabsichtigte Stimmung versetzen, und ich sollte meinen, es wäre in diesem so naheliegenden Motiv alles ausgedrückt, was die Plastik hier überhaupt ausdrücken kann."

So entstand das Project: Auf hohem Piedestale, an welchem die Widmung und die Reliefporträts der drei Begründer der Burschenschaft, Scheidler, Riemann und Horn, nach Jugendbildern angebracht werden, soll sich, überlebensgroß, aus carrarischem Marmor die Figur eines Burschen von 1815 in der damaligen Tracht erheben: er schwingt mit der rechten Hand die Fahne der Burschenschaft, die einst viel verfolgte Wartburgfahne:* er drückt begeisterungsvoll mit der linken das Burschenschwert an die Brust, und aus seinen Blicken, seinen Zügen spricht das heiligste vaterländische Gelübde. Es ist, als hörte man von seinen Lippen die lernigen Worte eines damaligen Liedes:

„Du deutsches Vaterland,
Dir schwören wir den hohen Schwur der Treue!
Gilt's deine Ehre, greift zum Schwert die Hand,
Gilt's deine Freiheit, werden wir als Freie!"

Das Comité hat dem Künstler die Ausführung dieses so ganz im Geiste der Entstehung der Burschenschaft gehaltenen Entwurfs, von welchem hier eine Abbildung nach dem Modell folgt, übertragen, und mit warmer Liebe ist der Meister in Stuttgart mit der Ausführung beschäftigt.

Leider sind Auftrag und Ausführung durch mehrfache äußere Hindernisse verzögert worden und inzwischen schmerzliche Verluste eingetreten. Die gefeierten Burschen mit dem Silberhaar: Riemann und Horn starben: es starb auch in rüstiger Manneskraft der um die Denkmalssache hochverdiente Geschichtsschreiber der Burschenschaft, mein lieber Bruder Richard Keil, dem die „Gartenlaube" (Nr. 12 des Jahrgangs von 1880) den ehrendsten Nachruf gewidmet hat.

Rasch schreitet jetzt das Denkmal seiner Vollendung entgegen. Noch fehlen zur Deckung der Kosten einige tausend Mark.

Wohlan denn, Ihr alten und jungen Burschen und Ihr Freunde der Burschenschaft und ihres patriotischen Strebens, bethätigt Eure Theilnahme für die edle Sache durch reiche Einsendung von Beiträgen, bezüglich erneuten Beiträgen an den unterzeichneten Führer der Hauptcasse, damit die Aufstellung des Denkmals, wenn nicht noch im Jahr 1882, so doch im Frühling 1883 ermöglicht werde!

Denkmalcomité und Centralausschuß werden seiner Zeit die Enthüllungsfeier beschließen und ordnen. Möge sich dann in Jena wieder ein erhebendes deutsches Fest gestalten, wie das große Burschenfest von 1865! Möge sich dort, angesichts des Landgrafenberges, dessen Schauch von 1806 durch die Tage von Leipzig und Sedan gekrönt ist, das Denkmal in würdigster Weise erheben, zu Anerkennung der patriotischen Verdienste der Begründer der deutschen Burschenschaft, zu ewiger Mahnung an die kommenden Generationen! Mögen sie, eingedenk der Mahnung, treu dem Beispiele der Männer von 1815, das Banner der deutschen Einheit und Freiheit allezeit mit opferbereiter Vaterlandsliebe hochhalten!

Das Denkmal der deutschen Burschenschaft in Jena.

Von Prof. Donndorf in Stuttgart.

Weimar. Dr. **Robert Keil.**

* Dem Artikel des Verfassers „Zum Andenken des schwarz-roth-goldenen Banners" in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1865, S. 306) ist eine Abbildung sowohl der Fahne wie des Schwertes beigegeben. Da viele unserer Abonnenten gegenwärtig nicht mehr im Besitz des erwähnten Jahrganges sein dürften, so geben wir die erwähnten, höchst interessanten Abbildungen auf Seite 413 wieder. D. Red.

Die deutschen Revuen.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens.

Von Ludwig Salomon.

Wer heute einmal einen wenn auch noch so flüchtigen Blick auf die deutschen Zeitungen und Zeitschriften wirft, die alltäglich durch Post und Buchhandel versendet werden, der erstaunt unwillkürlich über die Unmasse von Blättern, mit denen fort und fort das Publicum überschüttet wird; sein Erstaunen wird aber noch wachsen, wenn er sich dabei vergegenwärtigt, wie jung diese gesammte deutsche Zeitungsliteratur noch ist und in wie kurzer Zeit sie sich zu dieser Ueppigkeit entfaltet hat. Erst seit dem Beginn dieses Jahrhunderts erscheinen deutsche politische Zeitungen von einiger Bedeutung; erst seit dem Anfange der vierziger Jahre tauchten nach und nach alle die verschiedenen illustrirten Blätter auf, die jetzt so mannigfache Bildung in alle Schichten des Volkes tragen, und erst mit dem Ende der fünfziger Jahre erscheinen die sogenannten Revuen, jene Zeitschriften, welche die höchsten Ziele verfolgen, die da bestrebt sind, der Ausdruck der gesammten geistigen Bewegung zu sein. Doch gingen diesen bereits verschiedene Zeitschriften voraus, die als die Vorläufer der Revuen bezeichnet werden können. Es sind dies hauptsächlich das Cotta'sche „Morgenblatt", die „Europa", die „Hallischen", später „Deutschen Jahrbücher" und die „Grenzboten." — Das Cotta'sche „Morgenblatt" war, wenn man so sagen darf, das warmherzigste Blatt seiner Zeit. Die schwäbischen Poeten standen sämmtlich in den innigsten Beziehungen zu ihm; verschiedene unter ihnen, wie Gustav Schwab, Gustav Pfizer und Hermann Hauff, der Bruder Wilhelm Hauff's, waren viele Jahre Redacteure desselben, und die übrigen, besonders Hermann Kurz, Friedrich Notter, Ludwig Seeger, J. G. Fischer und Ottilie Wildermuth, lieferten dem Blatte zahlreiche Beiträge. Von den sonstigen deutschen Dichtern zählten besonders Freiligrath, Gottfried Kinkel, der Sänger der Griechenlieder Wilhelm Müller und die Oesterreicher Lenau und Anastasius Grün zu den Mitarbeitern des „Morgenblattes". Hervorgegangen war dasselbe aus sehr kleinen Verhältnissen. Seit dem Jahre 1800 erschienen bei dem intelligenten Verleger unserer Classiker, J. F. Cotta in Stuttgart, „Englische Miscellen", sodann von 1803 ab „Miscellen aus Frankreich" und nach 1804 „Italienische Miscellen"; dieselben kamen in monatlichen Heften heraus und suchten eine Revue der gelehrten, literarischen, artistischen und mercantilischen Bestrebungen und Fortschritte Englands, Frankreichs und Italiens zu bieten, fanden aber beim großen Publicum wenig Beachtung, sodaß Cotta 1807 die drei Unternehmen in eines verschmolz, diesem einen allgemeineren Charakter gab und es „Morgenblatt" nannte. Später fügte er demselben noch ein „Kunst-" und ein „Literaturblatt" bei, welches letztere von 1820 an viele Jahrzehnte hindurch der bekannte geistreiche, aber einseitige und leidenschaftliche Wolfgang Menzel redigirte. Bis zum 1. Juni 1851 erschien das „Morgenblatt" täglich in Nummern, vom 1. Juli jenes Jahres ab wöchentlich in Heften, bis es 1865 aus Mangel an Theilnahme einging. Unter allen seinen Redacteuren war das „Morgenblatt" ein gristig vornehmes und immer maßvolles Journal; nur das „Literaturblatt" lärmte und zeterte bisweilen. Während Schwab, Pfizer, Hauff sich möglichster Objectivität befliſſen, stellte sich Menzel mehr und mehr auf die Seite der Romantiker und trat in Folge dessen besonders dem „Jungen Deutschland", vornehmlich Gutzkow, feindlich gegenüber. Seine Blüthezeit erlebte das „Morgenblatt" in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren, in welcher Zeit es von allen Gebildeten Deutschlands gelesen wurde — nebenbei bemerkt, auch von der Mutter des Fürsten Bismarck, welcher der jugendliche Otto wiederholt lange Aufsätze und Kritiken daraus vorlesen mußte, nicht gerade zu seinem Ergötzen, wie er später einmal gegen Menzel bemerkte.

Die Burschenschafts-Fahne,
die erste schwarz-roth goldne Fahne Deutschlands.

Das Burschenschafts-Schwert.

Ein ganz anderer Geist wehte in der Wochenschrift „Europa"; hier tummelte sich das „Junge Deutschland". Statt der schlichten Herzensäußerungen der schwäbischen Dichter gab es hier politische Programme, heftige Raisonnements, Kampf- und Streitreden, statt der sorgfältig ausgeschliffenen, wohllautenden, ruhigen Sprache eines Pfauff und Schwab ertönte hier der derbe Kriegston, der beißende Witz und die Malice. Bei Allen, was geboten und beurtheilt wurde, war die Gesinnung die Hauptsache: erst wenn man den Tendenzwerth einer Dichtung erörtert hatte, kam man auf den Kunstwerth derselben zu sprechen. Die nationale Sache, die „Rettung der Gesellschaft" war eben einzig und allein das Thema, das alle diese jungen Stürmer erfüllte und vor dem alles Andere bei Seite geschoben wurde. Gegründet wurde die „Europa" von dem abenteuerlichen August Lewald 1835 zu Stuttgart; doch erhielt sie erst ihre Bedeutung, als sie 1846 Gustav Kühne, einer der Hauptvertreter des „Jungen Deutschland", käuflich erwarb und nun in Leipzig, dem damaligen Sammelpunkte aller aufstrebenden jüngern Geister, herausgab. Um Kühne scharte sich schnell eine große Anzahl sehr tüchtiger Mitarbeiter, so Berthold Auerbach, Theodor Mundt, Heinrich König, Robert Blum, Karl Beck, Moritz Hartmann, Johannes Nordmann, Joseph Rank, und so war es ganz natürlich, daß die „Europa" überall, wo man sich den neuen Ideen zuwendete, wo man für die vollständige Freiheit des Individuums, die Emancipation der Frauen, das deutsche Parlament schwärmte, gehalten und eifrig gelesen wurde. Allein als der beklagenswerthe Mißerfolg von 1848 hereinbrach, sich eine bleierne Reaction auf alle deutschen Länder legte und der Mitarbeiterkreis der „Europa"

aus einander stob, da schwand auch die Zahl der Abonnenten schnell dahin, und Kühne legte zu Anfang 1850 muthig die Feder nieder. Hierauf ging sie im Jahre 1865 in den Verlag von Ernst Keil über. Nach Kühne leitete die Redaction Friedrich Steger, der den Charakter des Blattes dem Zeitgeschmacke entsprechend umgestaltete; seit seinem Ende December 1874 erfolgten Tode übernahm der bekannte Romanschriftsteller Hermann Kleinschmidt die Redaction, welche er noch heute mit Geschick und Umsicht führt.

Eine ähnliche Tendenz verfolgten Arnold Ruge's „Jahrbücher". Als Ruge dieselben herauszugeben begann, trug er bereits eine breite Narbe; er hatte wegen „staatsgefährlicher burschenschaftlicher Bestrebungen" schon eine sechsjährige Festungshaft hinter sich und wäre gewiß auch noch weiter hinter Schloß und Riegel belassen worden, hätten nicht 1830, als die Julirevolution ihre Leuchtkugeln auch nach Deutschland hinüberwarf, die Machthaber hier plötzlich einen bangen Schrecken bekommen und die straff gezogenen Zügel etwas gelockert. Ruge wurde wieder in Freiheit gesetzt; er erhielt eine Stelle als Gymnasiallehrer in Halle, habilitirte sich an der dortigen Universität, ward Mitarbeiter verschiedener Zeitungen und entwickelte bald eine hoffnungsfreudige, rege Thätigkeit. Allein seine gute Stimmung sollte ihm bald wieder mehr und mehr getrübt werden; vor das Morgenroth der neuen Freiheit traten bald wieder tiefdunkle Wolken; auf den kurzen Freiheitsrausch folgte ein um so empfindlicherer Katzenjammer, und die Reaction schwang ihre Faust wieder brutaler denn je.

Ruge beobachtete diese Wandlung mit bitterem Grimme, doch er ließ sich nicht entmuthigen; es war ja nicht möglich, daß der nationale Gedanke, der jetzt aller Patrioten Herz bewegte, wieder ausgerottet werden konnte; ja, der tapfere Kämpfer wurde durch die allgemeine Misère zu noch energischerer Thätigkeit angeregt, und schließlich erwuchs in ihm der Plan, die Ideen der neuen Zeit in einer eigenen Zeitschrift sort und fort zu verbreiten und zu pflegen. Er gewann für diesen Plan seinen Freund Theodor Echtermeyer, der sich ebenfalls als Privatdocent in Halle niedergelassen hatte, ferner den Verlagsbuchhändler Otto Wigand in Leipzig und sodann einen großen Kreis von Mitarbeitern, unter denen sich die bedeutendsten Männer der damaligen literarischen Welt befanden, so J. G. Droysen, Franz Kugler, Jacob Grimm, Karl Rosenkranz, Adolf Stahr, Reinhold Köstlin, David Friedrich Strauß, Friedrich Vischer, Ludwig Feuerbach, Daniel Schenkel und viele Andere.

Mit diesem glänzenden Stabe ausgerüstet, traten die „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst" am 1. Januar 1838 in die Oeffentlichkeit, zunächst jedoch noch mit größter Vorsicht. In der ersten Nummer boten sie nur einen Bericht über die Universität Halle und eine allerdings im höchsten Grade geistreiche und anmuthige, von David Friedrich Strauß geschriebene Characteristik des gemüthvollen Poeten und wunderlichen Geisterseher Justinus Kerner zu Weinsberg, bald aber wagten sie sich kecker hervor, und nach kurzer Zeit lagen die Grundsätze, von denen das junge Unternehmen getragen wurde, klar vor Aller Augen: es galt nichts Geringeres, als die Schöpfung eines ganz neuen „Mittelpunktes der Anziehung aller noch wirklich treibenden und lebendigen Säfte der Zeit".

Natürlich standen, wie alle geistreichen Köpfe damals, so auch die Herausgeber unter dem Banne Hegel's, und die Hegel'sche Philosophie war denn auch die breite Basis, auf der sie sich bewegten.

Der Enthusiasmus, mit dem die „Jahrbücher" ihr Programm vertraten, erweckte in ganz Deutschland den lebhaftesten Widerhall, und als sie sodann auch in schneller Folge eine ganze Reihe im höchsten Grade gediegener, oft mit feiner, prickelnder Ironie und selbst mit schalkhaftem Humor durchsetzter Essays brachten, fanden sie schnell die weiteste Verbreitung. Unter den philosophischen Artikeln erregten besonderes Aufsehen: „Protestantismus und Romanism", „Der Pietismus und die Jesuiten", „Rottek und der Erzbischof von Köln" und andere; von den kritisch biographischen Abhandlungen: die von Friedrich Vischer über David Strauß und Eduard Mörike, die von Karl Rosenkranz über Ludwig Tieck und die romantische Schule, die von Arnold Ruge über Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine und Andere.

Allgemeines Entsetzen in den betreffenden Kreisen rief dagegen eine Anzahl von Aufsätzen hervor, welche alle bedeutenderen deutschen Universitäten charakterisirte. Sämmtliche Schäden wurden rücksichtslos beleuchtet und der alte von so Vielen ängstlich gehütete gelehrte Dunst und Nimbus mit vollen Backen bei Seite geblasen. Das größte Gaudium aber erregten sehr bald die sogenannten „Hinrichtungen", in denen kleine Schreier, aufgeblasene Wichtigthuer, Reactionäre und sonstige wunderliche oder curiose Gesellen abgethan wurden, wie Gustav Bacherer, ein damals vielgelesener Belletrist und Publicist, der Zurückdränger Heinrich Leo, der liberliche Oken, der pietistische Thalack, der in seinen akademischen Predigten von dem „Eiweiß der Gottesliebe" und von „Gottes Mutterkräften" sprach, der nur in Participial-Constructionen sich bewegende König Ludwig der Erste von Baiern und Andere. Durch diese Kampfweise eroberten sich die „Jahrbücher" rasch ein großes Terrain; sie wurden schnell eine Macht, und in Folge dessen hielt es die preußische Regierung alsbald für gerathen, den Stürmern einen Hemmschuh anzulegen. Sie ließ dem Dr. Ruge durch Cabinetsordre bekannt geben, daß er die mit sächsischer Censur erscheinenden „Hallischen Jahrbücher" hinfüro unter preußischer Censur müsse erscheinen lassen, oder er habe sich schon in nächster Zeit eines Verbotes der Zeitschrift in preußischen Landen zu gewärtigen.

Auf dieses Ansinnen einzugehen, versprüte Ruge jedoch keine Lust; er verließ Preußen, siedelte nach Dresden über und gab nun die Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" heraus. Allein das Verhängniß war jetzt doch nicht mehr abzuwenden: die Acht war einmal über die Zeitschrift ausgesprochen, und die sächsische Regierung ergriff gern die erste beste Gelegenheit, sich der preußischen Regierung gefällig zu erweisen — die „Jahrbücher" wurden Ende 1842 einfach verboten. Damit beraubte man Deutschland seiner bedeutendsten Zeitschrift, aber das ging ja nicht anders: wie konnte man eine Fackel dulden, die blendend hell in alle moderigen Winkel leuchtete, wie durfte man eine Stimme länger sprechen lassen, die sogar Propaganda für ein einiges Deutschland machte! Soviel über die Ruge'schen „Jahrbücher"!

Nur den Interessen einer engeren Heimath, den specifisch österreichischen, diente der jüngste Vorläufer der deutschen Revuen, die „Grenzboten". In Oesterreich sah es in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren noch weit trauriger aus, als im übrigen Deutschland: dort hielt Metternich mit eiserner Hand jedwede, auch die bescheidenste, freiheitliche Regung darnieder; in der großen Residenzstadt Wien durften nur zwei politische Zeitungen erscheinen, die „Oesterreichische Kaiserlich privilegirte Wiener Zeitung" und der „Oesterreichische Beobachter", die der Fürst selbst täglich controllirte und corrigirte: alle ausländischen Blätter waren streng verboten; es war nicht einmal erlaubt, politische Correspondenzen aus Oesterreich an ausländische Blätter zu senden, ja es war den österreichischen Schriftstellern sogar untersagt, ihre Schriften außerhalb Oesterreichs, also ohne österreichische Censur, erscheinen zu lassen, und mit Recht durfte daher Anastasius Grün klagen: „Ach, es will auf der Freiheit Blume hier zu Lande nicht gedeihen." Eine große Menge talentvoller Männer, die den schweren Druck nicht ertragen konnten und mochten, wanderten daher aus, unter Anderen auch ein junger warmblütiger Böhme, Ignaz Kuranda. Er ging zunächst nach Stuttgart und dann nach Brüssel, wo er so viel Interesse für deutsche Cultur und Literatur fand, daß er es wagte, mitten in der französisch sprechenden Stadt eine politische Wochenschrift in deutscher Sprache zu gründen, der er den Namen „Grenzboten" gab und deren erste Nummer am 1. October 1841 erschien.

Auf die Länge der Zeit war aber Brüssel doch nicht der richtige Platz für eine deutsche Wochenschrift, und so siedelte Kuranda denn schon bald mit ihr nach Leipzig über, wo sich damals viele ausgewanderte junge Oesterreicher aufhielten, die nun sofort eifrige Mitarbeiter der patriotischen Wochenschrift wurden. In Folge dessen erhielten die „Grenzboten" rasch eine große Bedeutung für Oesterreich und wurden bald das Hauptorgan der liberalen Partei in Wien. Selbstverständlich war die Zeitschrift in Oesterreich verboten, allein es wurden dennoch Mittel und Wege ersonnen, um die grünen Hefte über die schwarz gelben Grenzpfähle in das Reich Metternich's zu schmuggeln, wo sie dann von Hand zu Hand gingen und überall informirten, klärten und leiteten. Der Ton, welcher in ihnen herrschte, war stets ein gemessener, selbst vornehmer; nur die Gedichte eines Alfred Meißner, Moritz Hartmann und Joseph Rank schäumten von jugendlicher Begeisterung. Mit dem Ausbruche der Revolution hatten indessen die „Grenzboten"

im Großen und Ganzen ihre Mission erfüllt: Kunando verkaufte sie daher an Gustav Freytag und eilte nach Wien, um sich dort der Bewegung anzuschließen.

Der neue Besitzer streifte ihnen den specifisch österreichischen Charakter ab, zog das gesammte Culturleben in den Kreis ihrer Besprechungen und schlug dabei einen gemäßigt liberalen Ton an. Im Jahre 1870 überlich er in Folge eines Conflictes mit dem Verleger Gumnow diesem die Zeitschrift und gründete „Im neuen Reich", das aber bereits 1881 wieder einging. Die „Grenzboten" machten indessen verschiedene Wandelungen durch und sind schließlich ein Blatt mit conservativen Tendenzen geworden, das nun — was den alten Freunden der grünen Hefte wunderlich genug vorkommt — mit seinem Kometenmann und dessen Genossen allwöchentlich keklich den Liberalen die Leviten liest.

Die neue Zeit, welche nach den Stürmen von 1848 anbrach, machte sich also auch in der Journalliteratur geltend; sie nahm den alten Zeitschriften, sofern sie überhaupt noch erschienen, ihre Bedeutung und erzeugte damit das Bedürfniß nach neuen, die dem neuen Geschmacke, dem neuen Denken und Empfinden besser zu entsprechen vermöchten.

Im großen Publicum machte sich nach den Aufregungen der Revolution der allgemeine Wunsch nach Ruhe geltend; man hatte den Tumult und das Kampfgeschrei herzlich satt und grollte sogar den Freiheitskämpen und Freiheitssängern, weil sie es offenbar gewesen seien, die mit ihrem „abgeschmackten Idealismus", ihrer „Schwärmerei" und ihren „Träumen von Deutschlands Einigkeit und Herrlichkeit" um dieses Fiasco herbeigeführt hätten. Es bildete sich die Ansicht heraus, daß man sich vor allem vor unklarer politischer Schwärmerei hüten müsse; vor den idealen Interessen seien zunächst die materiellen zu fördern; nur wohlhabende Völker, wie dies das Beispiel Englands zeige, verständen auch wirklich frei zu sein. Darum sei vorwiegend den Naturwissenschaften, der Industrie, dem Handel, der Landwirthschaft, dem Verkehrswesen das allgemeine Interesse zuzuwenden, und die Dichtung habe nur die Mission, nach der Arbeit angenehm zu unterhalten.

Diesen neuen Ansichten und Anschauungen trug zuerst im ganzen Umfange der unternehmungslustige und intelligente Verleger George Westermann in Braunschweig Rechnung, indem er 1856 „Westermann's Monatshefte" in's Leben rief. Als Vorbild dienten ihm dabei die englischen Monatsschriften und ganz besonders das amerikanische Journal „Harper's Monthly". Die Redaction vertraute er dem umsichtigen Adolf Glaser an, der sie sodann bis in die neueste Zeit hinein führte. Der Ton, den die „Monatshefte" anschlugen, war ein ruhiger und schlichter. Das Gebiet der Politik wurde vollständig vermieden, dagegen wurden die Naturwissenschaften, Ethnographie, Kunst- und Culturgeschichte mit besonderer Vorliebe gepflegt; gediegene naturwissenschaftliche Artikel lieferten Schleiden, Schödler, Karl Vogt, J. H. Mädler, geschmackvolle kunstgeschichtliche Lübke, Hermann Grimm, Carrière, Riegel, interessante culturgeschichtliche Falke, Riehl, Lessing und Andere. Den meisten dieser Aufsätze waren Illustrationen beigegeben, die theils zur Erläuterung des Textes, theils als Schmuck dienten. Belletristische Beiträge brachten die „Monatshefte" von Theodor Mügge, Otto Roquette, W. H. Riehl, Karl Frenzel, Franz Lewald, Wilhelm Raabe, später von Heyse, Storm, Schücking und Andern. Alles Tendenziöse wurde darin vermieden: man wollte nur unterhalten und anregen. Die Hefte fanden sofort bei ihrem Erscheinen allgemeine Beachtung, erwarben sich schon im ersten Jahre 5000 Abonnenten und brachten es nach und nach auf 15,000. Heute werden sie von Friedrich Spielhagen herausgegeben und von Gustav Karpeles redigirt; sie behaupten unter dieser tüchtigen Führung noch wie vor ihre alte Bedeutung und Höhe.

Ein kräftigerer Pulsschlag, als in den „Monatsheften", regte sich alsbald in der Revue „Unsere Zeit", die 1857 in Leipzig im Verlage von F. A. Brockhaus in's Leben trat. Sie wurde an Stelle der „Gegenwart", einer Art Fortsetzung des Brockhaus'schen Conversationslexicons, gegründet und trug auch selbst noch längere Zeit die Zeichen ihrer Abstammung klar an der Stirn, bis 1865 Rudolf von Gottschall die Redaction übernahm und sie von Grund aus umgestaltete. In der Ausstattung blieb sie freilich weit hinter den Westermann'schen Heften zurück; sie erschien auf ganz gewöhnlichem Druckpapier und brachte auch keine Illustrationen, aber sie trat kräftiger auf, zeigte eine entschieden liberale Gesinnung und zögerte auch nicht, einmal, wenn es ihr nöthig erschien, die ihr gesteckten Grenzen zu überschreiten. Anderseits wußte sie sich einen besonderen Reiz durch die knappen Ueberschriften über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Politik, der Literatur, des Theaters, der Musik und der Länder- und Völkerkunde zu geben, die sie in jedem Hefte bot. Mit Vorliebe pflegte sie, und pflegt auch noch heute, den biographischen Essay.

Bis zum Jahre 1880 erschien die Zeitschrift zweimal im Monate, jetzt einmal, jedoch nun doppelt so stark wie früher, und außerdem bereichert durch eine Novelle. Von den Mitarbeitern sind neben dem Herausgeber Rudolf von Gottschall besonders zu nennen, für Länder- und Völkerkunde: Adolf Bastian, Hermann Wimbery und Gerhard Rohlfs, für Literatur und Cultur: Friedrich Althaus, Fedor Wehl, Alexander Jung, Robert Waldmüller und Wilhelm Lauser, für Archäologie und Kunst: Alfred Woltmann, Ernst Curtius und Max Schasler, für Völkergeschichte: Karl Biedermann, Wilhelm Müller und Hermann Reuchlin, für Naturwissenschaften: Karl Ruß, M. J. Schleiden und W. Bundt und für Land- und Volkswirthschaft: A. Fraas und Wilhelm Hamm.

Neben „Unsere Zeit" stellte sich bereits 1867 eine neue Revue unter dem Titel „Der Salon". Zeigte „Unsere Zeit" einen vorwiegend wissenschaftlichen Charakter, so präsentirte sich der „Salon" in erster Linie als ein geistreicher Plauderer, der sich bestrebte, die elegante Welt über alles Neue, Alles, was die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, au fait zu erhalten. Jedes Monatsheft sollte die Signatur des Monats tragen, aus welchem es hervorgegangen, seine Eigenthümlichkeiten beleuchten, seine wichtigen Momente hervorheben, seine Thorheiten geißeln, sich dabei aber doch, wie der echte feine Mann der Gesellschaft, von den Fragen der specifischen Politik und der religiösen Debatte fernhalten. Als Verleger zeichnete A. H. Payne in Leipzig, als Redacteure nannten sich Ernst Dohm und Julius Rodenberg. In der Hauptsache ist sodann der „Salon" diesem Programme auch treu geblieben, nur daß später, als Dohm und Rodenberg von der Redaction zurückgetreten waren und Franz Hirsch dieselbe 1874 übernommen hatte, sich ein mehr sozialer Ton geltend machte und auch der politischen und literarischen Satire das Wort ertheilt wurde. Neuerdings öffnete der „Salon" auch der modernen Philosophie seine Pforten und brachte geistreiche Abhandlungen über das Kunstideal der Menschheit, über Mitgefühl und Liebe, über das Erwachen des religiösen Bewußtseins ꝛc. von dem bekannten Verfasser der „Philosophie des Unbewußten" Eduard von Hartmann.

In ihre neueste Phase trat die deutsche Journalliteratur nach dem Kriege von 1870. Durch die Gründung des neuen deutschen Reiches hatte das geistige Leben einen intensiven Brennpunkt in der Reichshauptstadt Berlin erhalten, und so erstanden denn auch dort alsbald rasch nach einander nicht weniger denn drei Revuen großen Stils, die „Deutsche Rundschau", „Nord und Süd" und die „Deutsche Revue".

Zuerst erschien die „Deutsche Rundschau" auf dem Plane im Herbste 1874. Sie legte den Schwerpunkt auf den nationalen Charakter.

„Wir erachten es für nothwendig," hieß es in dem ersten Prospecte, den der Verleger Gebrüder Paetel und der Herausgeber Julius Rodenberg versandten, „an dieser Stelle zu betonen, daß die „Deutsche Rundschau" keine andere Tendenz verfolgen wird, als diejenige, deutsch zu sein. Sie wird das deutsche Element hegen und pflegen, wo immer es sich findet: sie wird, indem sie die außerordentliche Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens, seine Unterschiede, selbst Gegensätze würdigt und mit aller Achtung vor den localen und historischen Eigenthümlichkeiten, aus denen jenes sich zusammensetzt, bestrebt sein, so viel an ihr liegt, bestehende Vorurtheile zu beseitigen, freundliche Annäherung, gegenseitiges Verständniß zu vermitteln und in freudiger, frischer Gemeinsamkeit den Zusammenhang des deutschen Geistes- und Gemüthslebens in seinem vollen Umfange aufrecht zu erhalten und zu stärken."

Mit dieser ausgesprochen nationalen Grundstimmung erwarb sie sich sofort die wärmsten Sympathien ganz Deutschlands, und als sie mit strengem Ernste fort und fort bemüht war, jederzeit das richtigste und vollständigste Totalbild von dem zu geben, was der deutsche Geist überhaupt ist und vermag, wurde sie sehr bald nun wirklich das, was zu sein sie von Anfang an bestrebt war: ein repräsentatives Organ der gesammten deutschen Culturbestrebungen. Die bedeutendsten Männer der deutschen Wissenschaft, ein Virchow, Dubois-Reymond, Helmholtz, Preyer, Sybel, Hettner und Andere, die gefeiertsten Dichter und Dichterinnen, ein Storm, Auerbach,

Digitized by Google

Heyse, Gottfried Keller, Wilhelmine von Hillern und Andere, sind ihre Mitarbeiter, verschiedene ihrer Artikel, so der „Zug nach Sedan“ von F. von Berdy, Moltke's Briefe über Rußland, der Briefwechsel Schiller's mit dem Herzoge von Augustenburg, herausgegeben von Max Müller, erregten weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen, und so ist die Achtung, welche sie sowohl im Inlande, wie im Auslande genießt, eine unbestrittene.

Eine ähnliche Tendenz, wie die „Rundschau“, verfolgt auch die im Frühjahr 1877 von Paul Lindau in's Leben gerufene Zeitschrift „Nord und Süd“, doch zeigt dieje mehr ein kosmopolitisches Gesicht. Sie hält sich principiell von allen politischen Fragen fern und läßt darum auch die nationale Grundstimmung nur selten durchklingen. Auch will sie offenbar mehr unterhalten, als unterrichten, mehr im Gesellschaftszimmer und Boudoir, als in der Studirstube gelesen werden und trägt in Folge dessen auch ein weit eleganteres Kleid, als die „Rundschau“. Sie erscheint in sauberster und geschmackvollster typographischer Ausstattung und bringt außerdem noch in jedem Hefte ein Portrait in Radirung. Im Mitarbeiterstabe fehlt es ebenfalls nicht an hervorragenden Männern; wir nennen Geibel, Bodenstedt, Rittershaus, Scherenberg, Heinrich Kruse, Felix Dahn, Wilbrandt, Anzengruber, Fontane, Rudolf Lindau, Leopold von Ranke, de Barry und R. von Thering. Anfangs erschien „Nord und Süd“ bei Georg Stilke in Berlin, aber schon im Januar 1879 ging es in den Verlag von S. Schottländer in Breslau über.

Einen mehr gelehrten Charakter trägt die „Deutsche Revue“. Sie strebt vor Allem nach Vollständigkeit und behandelt in jeder Nummer eingehend jedes einzelne Gebiet des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Literatur. Ihre ständigen Mitarbeiter geben fortlaufende Berichte, die in erster Linie informiren sollen. Die wichtigsten Referate liefern auch hier nur Männer von Bedeutung. So schreibt von Schulze über Politik, Gareis über Staats- und Rechtswissenschaft, Lexpeyres über Nationalökonomie und Statistik, Carus Sterne über Naturwissenschaften, Birnbaum über Landwirthschaft, Landgraf über Handel, Gewerbe und Industrie, Carrière über Philosophie, Schasler über Kunst ꝛc. Herausgeber der „Deutschen Revue“ ist Richard Fleischer, Verleger derselben war bei ihrer Gründung 1876 Karl Habel; jetzt ist es Otto Janke in Berlin.

In allerjüngster Zeit ist endlich noch die im Verlage von E. L. Morgenstern in Leipzig erscheinende Zeitschrift „Auf der Höhe“ in die Reihe der deutschen Revuen getreten; sie will vor Allem eine internationale Revue sein; sie beabsichtigt, fortwährend die gesammte europäische Literatur im Auge zu behalten und fortlaufend über die ganze europäische Gesellschaft zu berichten. Fürwahr, ein kühnes Unternehmen, das die ganze Energie des Herausgebers, des bekannten Romanschriftstellers Leopold von Sacher-Masoch (dem jüngsthin in der Redactionsführung R. Arnand zur Seite getreten ist), erfordern wird. Ein abschließendes Urtheil können wir uns über das interessante Unternehmen noch nicht bilden, da nur erst wenige Hefte desselben vorliegen, die jedoch neben großer Mannigaltigkeit des Gebotenen viel redactionelle Umsicht bekunden und somit für die Zukunft Gutes versprechen.“

Unsere junge Revuen-Literatur hat sich, wie obige Uebersicht zeigt, bereits üppig entwickelt, aber sie wird trotzdem noch manche Wandlung durchzumachen haben. Es fehlt ihr vor allem noch an eigenartigem, nationalem Charakter; überall in unserer Revue-Literatur macht es sich noch bemerkbar, daß man sich hier an ein französisches, dort an ein englisches und endlich sogar an ein amerikanisches Muster anlehnt. Erst wenn die deutschen Revuen ganz und gar deutsche Eigenart zeigen, dann erst werden sie auch im ganzen Umfange das sein, was sie sein sollen und wollen: ein Spiegel des deutschen Culturlebens.

Allerlei Hochzeitsgebräuche.

Nr. 2. Französische Hochzeitsgebräuche.

Von Herman Semmig.

Das Erste, was meine Augen am 2. März 1851, am Tage nach meiner Ankunft, in Nantes erblickten, wohin mich die Regierung des Prinz-Präsidenten Napoleon als Flüchtling nach den deutschen Sturmjahren internirt hatte, war eine Volkshochzeit. Ich saß eben beim Frühstück im Hotel „Zum Schilde Frankreichs“, das am Quai der Loire bei den Landungsplatze der Dampfschiffe liegt, die zwischen Angers und Nantes auf- und abfahren, als mich lustige Fiedeltöne an's Fenster lockten: es war ein langer, langer Zug von munteren Paaren, eins nach dem andern, dem ein Violinspieler aufspielend voranging. „Was ist das?“ fragte ich den Wirth.

„C'est une noce, Monsieur.“

Eine Hochzeit! Ich nahm es für ein gutes Vorzeichen und meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht: ich habe seitdem in meinem zwanzigjährigen Aufenthalte in Frankreich alle möglichen Rollen bei diesem schönsten Feste des Lebens gespielt, ich betone: alle, verehrte Leserin, und einen reichen Schatz von freundlichen Erinnerungen eingeheimst. Wenn ich aber je in einem Landesstrich — ich habe allerlei Provinzen bereist und bewohnt — nicht dabei sein konnte, so ließ ich mir doch erzählen, was da „ländlich sittlich“ war. Nur da sich die Leserin sicher für dieses Fest interessirt — „denn dies ist doch die größte Freude, auf die ein Mädchen hoffen kann,“ sagt der gemüthliche Gellert — so will ich ihr einiges von den Gebräuchen mittheilen, die dabei in verschiedenen Gegenden Frankreichs herrschen.

In Paris haben die Hochzeitsgebräuche nichts abweichend Eigenthümliches; die Volkshochzeiten ziehen zuweilen vor die Barrière hinaus und nehmen dann in den dortigen „Guinguettes“ (Weinwirthschaften mit Garten) ein für den Fremden besonderes Gepräge an, aber seit dem riesigen Anwachsen der Stadt verschwindet auch dieser Rest von Originalität. Bei den kleinbürgerlichen Hochzeiten, die in den billigen Restaurants des Palais royal abgehalten werden, soll, wenn man den Witzblättern glauben darf, noch der alte Scherz vorkommen, daß sich während des Nachtisches ein jugendlicher Spaßvogel, meist ein Knabe, unter den Tisch schleicht und der Braut heimlich das Strumpfband löst, welches dann zerschnitten und unter die Gäste vertheilt wird. Wo aber die angeheiterte Gesellschaft an diesem einer derberen Zeit entstammenden Gebrauche noch festhält, da weiß die Braut das Bedenkliche dabei zu umgehen und drückt dem Knaben unter dem Tische eine Handvoll zugeschnittener Bänder in die Hand, mit dem die Einbildungskraft der Gäste fürlieb nehmen muß. Ein besonderes Pariser Herkommen ist es noch, daß nach dem Hochzeitsmahl die Gäste in das Boulogner Gehölz fahren: beim oberen Teiche, See genannt, halten sie an und gehen um denselben spazieren. Man sieht hier oft mehrere solcher glücklichen Paare sich zusammenfinden; der Freudne erkennt die Braut besonders an dem Orangeblüthenkranz und -Strauß, der in Frankreich an Stelle der Myrte tritt.

Nur in dem Lande selbst, der „Provinz“, findet man noch volksthümliche Gebräuche, aber man eile, wenn man die Reste von der früheren bunten Mannigfaltigkeit noch sehen will! Denn „die Cultur, die alle Welt beleckt“, fährt auf den Schienen der Eisenbahn in die verborgensten Winkel. Da ist z. B. die keltische Bretagne, eines der eigenthümlichsten Länder, wo noch ein Dialekt der alten Urprache der Gallier gesprochen wird. Bei meinen mehrjährigen Wanderungen durch diesen Keltenwinkel fand ich nur noch geringe Reste der Gebräuche vor: doch an Einem hielten die Frauen auf dem Lande fest, an ihrer pittoresken eigheimischen Kleidung, wie sie namentlich bei festlichen Gelegenheiten getragen wird.

Diese malerische Nationaltracht sah ich einmal im Flecken Batz an der Seeküste im Departement der Niederloire zu schnöder Geldspeculation benutzt: ich schlenderte durch die Gassen des alterthümlichen Ortes, als mich eine Frau, die unter der Thür ihres Hauses stand, anredete: „Wenn Sie wollen, so ziehe ich mich Ihnen als Braut an.“ Natürlich gegen Gebentschädigung. Es mißfiel mir, das Festkleid vor einem Fremdling zum Erwerbe benutzt zu sehen; es kam mir wie eine Entweihung vor — ich lehnte ab.

Der Flecken Batz nahe bei Saint-Nazaire zeichnet sich in jeder Hinsicht durch ein charakteristisches Gepräge aus; die männliche Bevölkerung soll von Sachsen, normännischen Seeräubern, abstammen, die einst hier gelandet und sich niedergelassen haben; ihr

Digitized by Google

Einkauf der Brautausſteuer in der Normandie. Nach dem Oelgemälde von Henry Mosler.

Digitized by Google

Costüm ist höchst malerisch. Uebrigens heirathen die Einwohner nur unter einander, bilden ein Volk für sich, was zur Erhaltung des Typus und der Gebräuche beiträgt.

Am Tage der Hochzeit, erzählt ein Tourist, begiebt sich der Bräutigam in die Wohnung der Braut, um sie zur Kirche zu führen: aber ehe er zu ihr gelangt, hat er mancherlei Hindernisse zu überwinden. Zuerst schließt man die Thür vor ihm zu: hat er endlich mit Beharrlichkeit durchgesetzt, daß sie ihm geöffnet wird, so führt man ihm nach einander mehrere junge Mädchen vor, und jede derselben wird ihm als seine Braut ausgegeben. Endlich tritt er in die Wohnung, aber bevor er seine Erwählte findet, muß er oft das ganze Haus durchsuchen, um den Winkel zu entdecken, wo sie sich der Sitte gemäß versteckt hat. Nun hat er endlich seinen Schatz, aber er bleibt nicht lange im Besitze desselben; denn nach der Trauung trennt man die jungen Eheleute, wenn sie aus der Kirche treten, auf's Neue. Die Eltern und Verwandten des jungen Mannes folgen ihm in seine Wohnung; die der jungen Frau führen dieselbe wieder in ihr Heim, und jedes speist für sich. Nach der Mahlzeit vereinigen sich beide Familien wieder, und man tanzt den ganzen Abend nach der Sackpfeife. Ist die Nacht gekommen, so geleitet man die jungen Eheleuten in ihre Wohnung; hier reichen die Burschen der Frau einen Blumenstrauß und einen Kuchen, wobei sie ein Lied singen, das ihr ihre Mädchen als Hausfrau und Mutter vorhält. Nach jeder Strophe trinkt man auf das Wohl der Neuvermählten, und einer der Verwandten giebt das Zeichen, indem er ausruft: „à la santé de Madame la mariée!“ Alle Anwesenden heben einen Fuß und Arm auf und antworten: „Honneur!“ Endlich ziehen sich die Gäste zurück und überlassen die Vermählten sich selbst.

Landeinwärts, bei dem auf der Höhe gelegenen altertümlichen Städtchen Guérande wird die Hochzeit in der Schenke auf Kosten der Gäste abgehalten; die Neuvermählten haben nichts zu bezahlen. Der Wirth schenkt sogar noch der Braut den Kopfputz, und jeder der Gäste — es sind deren manchmal hundert und mehr — bringt ein Hausgeräth in die junge Wirthschaft, eine Freigebigkeit, die aber in neuerer Zeit nachgelassen hat. Die dortigen Salzbauern — man gewinnt hier das Seesalz in künstlichen Teichen — halten die Hochzeit gewöhnlich im Dorfe Saillé in der Ebene, und da dasselbe ziemlich entfernt ist, so reitet man hin, und zwar paarweise, zuerst das Brautpaar, dann die Gäste, von denen Jeder hinter sich auf das Pferd ein Mädchen geladen hat, welches sich fest an den Reiter anklammert, dessen Leib mit beiden Armen umschlungen haltend.

Jenseits der Loire, wo der südliche Theil der Bretagne an die Vendée grenzt, war ich einmal Brautgangsführer, garçon d'honneur; die Braut hatte ebenfalls einen Führer. Es waren brave Landleute. Der Sitte gemäß trat ich am Trauungsmorgen in die Wohnung; zuerst hatte ich Vater und Mutter des Bräutigams auf die Wange zu küssen, dann den Letztern selbst; darauf wand mir ein künstlicher Blumenstrauß an den Rock gesteckt, und ich bot nun dem Bräutigam den linken Arm, um ihn, gefolgt von allen Verwandten und Eingeladenen, in die Kirche zu führen: die war eine Stunde entfernt, und bis dahin durfte ich den Arm nicht fahren lassen. In dem Städtchen, in dem die Trauung stattfand, wurden wir mit Freudenschüssen empfangen.

Nach der Ceremonie war der Platz vor der Kirche in einen kleinen Jahrmarkt verwandelt, und jeder der Gäste kaufte hier ein Hausgeräth oder sonstiges Geschenk ein. Auf dem Heimwege hatte der junge Mann seine Angetraute am Arm. Vor dem Hofe angelangt, mußten sie halten: die Schwiegereltern boten hier der jungen Frau Butter und Wein an, und sie mußte von beiden kosten. Dann trat das Paar in den Hof; an der Hausthür wurde wieder Halt gemacht: die junge Frau küßte hier ihre Schwiegereltern, und nun erst trat sie in ihre neue Wohnung. Nach der Mahlzeit, zu der die Gäste ihre Messer selbst mitzubringen hatten (nur die Gabeln wurden geliefert), wurde zum Tanz aufgetreten: „on fait danser la vaisselle!“ („man läßt das Geschirr tanzen!“) hieß es. Die eingekauften Geschenke werden nämlich während eines Tanzes vor dem jungen Paare niedergelegt, das denselben sitzend zusieht. Vor dem Hause aber ist eine Maie aufgepflanzt, deren Stamm unten mit dürrem Reisig umgeben ist, das bei der Rückkehr des Paares in Brand gesteckt wird; sobald die Flamme zu flackern beginnt, schießen die jungen Burschen hinein: sticht nun die Flamme aus, so bedeutet das, daß die junge Frau keine Geduld bei ihren häuslichen Verrichtungen haben wird. Die Maie bleibt bis zur Taufe des Erstgeborenen stehen.

Die Poesie spielt in der Bretagne bei festlichen Gelegenheiten eine große Rolle, in der keltischen noch mehr als in der französischen. So wird z. B. von dem Dörfchen Boissière, das südöstlich von Nantes inmitten ausgedehnter Haiden liegt, Folgendes erzählt. Der junge Mann, der um ein Mädchen freit, begiebt sich Nachts vor ihr Haus und singt da dieses Verschen:

„Il ne fait point clair de lune;
Belle, levez-vous!
Tandis que la nuit est brune,
Venez danser avec nous.“

(„Es ist kein Mondschein; Sieh' auf, meine Schöne! Während es Nacht ist, Komm' und tanze mit uns!“)

Verschmäht das Mädchen die Verlobung, so antwortet sie:

„Il fait trop beau clair de lune;
Garçon, laissez-nous!
La nuit n'est pas assez brune,
Pour que je danse avec vous.“

(„Der Mondschein ist zu hell; Junger Bursch, laßt uns in Ruh'! Die Nacht ist nicht dunkel genug, Als daß ich mit Euch tanzen könnte.“)

Wurde aber das Herz der Schönen vom Gesang gerührt, dann steht sie auf, öffnet sachte das Fenster und singt:

„Pourquoi, l'amant, venir ainsi
Troubler mon sommeil?
Je n'entends point, quand il fait nuit;
Venez au réveil!“

(„Warum kommt Ihr, mein Verliebter, Meinen Schlaf zu stören? Ich höre nich, wenn es Nacht ist; Kommt, wenn wir munter sind!“)

So mangelhaft auch die Verse sind, der glückliche Freier wird dadurch entzückt, aber am Ziel ist er darum noch nicht: vierzehn Nächte hinter einander muß er die Serenade wiederholen, vielleicht um seine Treue und Ausdauer auf die Probe zu stellen. —

Ein paar Stunden südlich von Orleans und Blois dehnt sich, von den Flüßchen Sauldre und Beuvron durchschnitten, ein ärmlicher, dürftiger, ungesunder Landstrich hin, Sologne: seine Bewohner leiden fortwährend an Fieber. Natürlich fiedern sich wenig Fremde dort an. Eine Folge davon ist, daß die Leute ihren nationalen Charakter und ihre alten Gebräuche treu beibehalten haben; daß sich bei den kümmerlichen Verhältnissen Körper und Geist nicht kräftig entwickeln, begreift sich.

Das Land wird wenig besucht aus Angst, von den Fiebern angefleckt zu werden. Ein Ort namentlich gilt für ungesund; sein unheimlicher Name schon macht zittern: Tremblevif; er rührt aber nicht von dem fieberhaften Zittern der Bewohner her, sondern von einer Zitterespe, die aus einem Kirchenpfeiler herauswächst.

Auch in der Sologne hält man Hochzeit trotz des ungesunden Klimas, und der Abendtanze spielt dabei eine große Rolle. Der Sologner erlandt seiner Frau bei der Trauung nicht, den Trauring selbst anzustecken, sondern er selbst schiebt ihn vorsichtig bis zum dritten Gliede; denn wenn er anders thäte, würde sicher seine Frau Herr im Hause sein. Während der Trauung hält jedes von Beiden eine brennende Kerze in der Hand, und man glaubt, daß, wessen Wachs am weitesten herunter gebrannt ist, zuerst sterben wird. Kaum glaublich klingt folgender trostlos verbürgter Gebrauch: während der Priester am Altare die Trauungsmesse liest, sticht man Braut und Bräutigam von hinten bis auf's Blut, um zu wissen, wer von Beiden am eifersüchtigsten sein wird.

Die Hochzeit dauert mehrere Tage: da wird getanzt, gespielt und getrunken. Man ladet nicht nur den Herrn und die Frau von jedem Nachbarhause ein, sondern auch die Dienstboten, Tagelöhner, die Gebrechlichen und die Kinder. Jeder der Eingeladenen darf seinerseits andere Personen dazu einladen. Am ersten Tage wird nach dem Festmahl, bei welchem, wenn auch die Küche nicht die feinste ist, doch Jeder tüchtig satt essen kann, für die Neuvermählten eine Sammlung angestellt. Dieselbe geschieht auf verschiedene Weise: bald giebt die junge Frau ihren bräutlichen Strauß den Brautjungfern: diese fahren unter den grellen Klängen der Dorfgeige verschiedene ländliche Tänze auf, wobei der Strauß von Hand zu Hand wandert und die Tänzerinnen im Vorbeitanzen die Freigebigkeit der Gäste anprechen; bald übernimmt eine Procession von fünf Bauernmädchen die Sammlung. Die erste hält in der Hand einen Rocken und eine Spindel, zeigt beides den Gästen vor und singt dabei:

Digitized by Google

„L'eponsée a bien quenouille et fuseau,
Mais de chanvre, helas! pas m échevcau.
Pourra-t-elle donc filer son trousseau?“

(Die junge Frau hat wohl Rocken und Spindel, aber leider! keinen Strähn Hanf. Wird sie denn ihre Aussteuer spinnen können?)

Die zweite empfängt die Spenden in einem Becher der Neuvermählten; die dritte schenkt den freigebigen Gästen zu trinken ein; die vierte wischt mit einer Serviette den Trinkern den Mund ab, auf welchen die letzte, gewöhnlich die hübscheste, zum Danke einen Kuß drückt.

Am letzten Tage der Hochzeit giebt es einen drolligen Spaß. Auf eine Stange wird ein Steinkrug gestülpt; die Gäste gehen nun mit verbundenen Augen und einen Stock in der Hand auf den Topf zu, um ihn mit einem Schlage zu zertrümmern; wer so glücklich ist, hat das Recht, die junge Frau zu küssen; wem es mißlingt, der muß sich auf einen Thron von Laubwerk setzen: man schenkt ihm zu trinken ein, und Jeder thut, als ob er mit ihm anstieße. Er muß nun so lange trinken, bis es ihm gelungen ist, an das Glas eines der Nächer zu stoßen, der dann seine Stelle einnimmt, bis auch dieser wieder abgelöst wird.

Eine andere Gegend, wo das Landvolk noch mancherlei Eigenthümlichkeit in Gebräuchen und Aberglauben bewahrt hat, ist das Bombonnais, welches jetzt das Departement des Allier mit der Hauptstadt Moulins bildet und im Süden an die Auvergne grenzt. Ein Händedruck auf dem Tanze heißt „Appui“ (so werden hier die Volksfeste oder Kirmsen genannt), den die Hand des anderen Theiles erwidert hat, ist gewöhnlich die Einleitung zur künftigen Ehe. Einige Zeit nach dem Händedruck kommt eines Sonntagsmorgens der Freier in Begleitung einer Mittelsperson zu den Eltern der Begehrten. Gleich nach der Ankunft wird die Pfanne in's Feuer gethan; dächt man nur einen Eierkuchen, so ist es so gut wie gewiß, daß die Werbung vergeblich ist, wird aber ein feineres Gebäck, des beignets (Aepfelschnittchen), bereitet oder giebt man gar dem jungen Galan den Pfannenstiel einen Augenblick zu halten, dann ist sein Gesuch angenommen; er kann sich als ein Glied des Hauses betrachten.

Am Tage vor der Hochzeit hört man draußen eine Sackpfeife dudeln: das Herz der Braut schlägt lauter unter dem rauhen Mieder. In der That sind es die jungen Bursche aus dem Dorfe, die dem Bräutigam das Geleit geben; derselbe überbringt seine Geschenke und kommt das Hemd abzuholen, das er aus den Händen seiner Verlobten erhalten soll. Aber das Herkommen hat seine Gesetze: man tritt nicht so ohne Weiteres bei den Eltern der Tochter ein. Die Thür ist verschlossen; man muß mit der Sackpfeife anklopfen, mit nichts Anderem, und dabei folgende Verse absingen, bei denen, wie bei aller Dorfpoesie, die Regeln der Kunst wenig beachtet werden:

„Ouvrez, ouvrez la porte,
Françoise, ma mignonne!
De beaux cadeaux à vous présenter,
Helas! ma mie, laissez-nous entrer!“

(„Mach' auf, mach' auf die Thür, Französe, mein Liebchen! Schöne Geschenke Dir darzureichen, Ach! meine Liebste, laß' uns ein!“)

Weibliche Stimmen antworten von innen:

„Moi, vous laisser entrer?
Je ne saurais le faire;
Mon père est en colère!
Ma mère est en tristesse;
Une fille d'aussi grand prix
N'ouvre pas la porte à ces heures-ci.“

(„Ich, Euch einlassen? Das kann ich nicht; Mein Vater ist aufgebracht, Meine Mutter traurig; Ein Mädchen von so großem Werth Oeffnet die Thür nicht zu dieser Stunde.“)

Nun beginnen die Burschen wieder zu singen und zählen alle Geschenke auf, die sie mitbringen: Bänder, ein Taschentuch, einen Ring, eine Schürze. Aber die bösen Mädchen bleiben unbeugsam, bis die jungen Leute draußen singen: „Un jeune garçon à vous présenter, einen jungen Burschen überbringen wir Euch.“ Bei diesem bestimmten Worte öffnet sich, dem Herkommen gemäß, die Thür, „denn das ist ja die größte Freude, auf die ein Mädchen hoffen kann“, und die lustige Schaar dringt ein. Aber die Mädchen haben sich unter ein Tuch verkleidet; der Bräutigam muß seine Braut errathen und seine Hand auf sie legen, sonst wird er den ganzen Abend von ihr fern gehalten. Allein selten irrt sich der geliebte Forscher, aus dem einfachen Grunde, weil zwei für den Irrthum büßen würden: ein Finger, der durch das Tuch hindurch in das Knie kneipt, ein leichter Tritt auf den Fuß, ein leises Lachen, das man erkennen muß, kommen dem Sucher immer zu Hülfe.

Am andern Tage wartet man auf die Neuvermählten, wenn sie aus der Kirche kommen, mit einer Schüssel voll Suppe, von der sie zum Zeichen ihrer nunmehrigen Gemeinschaft mit demselben Löffel kosten müssen. Aber die ländliche Bosheit hat eine starke Dosis Pfeffer in dieses erste eheliche Gericht gemengt — ein schlechter Spaß, welcher der jungen Frau zuweilen ein paar Stunden Husten verursacht. Wenn nun die Neuvermählte bei der Heimkehr über die Thürschwelle tritt, muß sie von jedem der anwesenden jungen Burschen einen Kuß annehmen.

Die Hochzeitsmahlzeiten sind hier, wie überall auf dem Dorfe, massenhafte Schmausereien. Wenn die Nacht kommt, geben die Meisten auf den Heuboden (hier Chambarat genannt) schlafen; die jungen Burschen erlauben sich aber noch einen Spaß, der über die Derbheit hinausgeht, unlängst noch bestanden hat und nunmehr hoffentlich gänzlich verschwindet: sie bringen den Neuvermählten la rôtie (geröstete Brodschnitte) an's Bett, das heißt die letztern müssen sich in einem Milchgefäße die Hände waschen und eine Tasse Glühwein austrinken, wobei ihnen Federn in's Gesicht geblasen werden und dasselbe mit Kohle geschwärzt wird. Zuweilen setzt der Ehemann sich zur Wehr, und die Festfreude endet mit einer Schlägerei.

Am Tage nach der Hochzeit wird „der Kohl gepflanzt“. Die jungen Leute bringen einen mit Blumen geschmückten Kohlkopf, stellen ihn auf den Dachgiebel und bleiben dabei. Andere, die den Titel „Genes'-armen“ führen und einen Gürtel von Strohhalmen tragen, halten in der Hand das Ende eines Strickes, dessen anderes Ende an den Kohlkopf gebunden ist: soweit es ihnen nun die Länge des Strickes erlaubt, lausen sie den Mädchen nach, die zur Hochzeit gehören und bald ihnen entfliehen, bald sie necken. Diejenigen, welche nicht flink genug sind und erhascht werden, werden unter das Dach geführt und von den Kohlmächtern auf dem Dache mit Wasser begossen.

Die alten Leute, die dieses Gelärme satt haben, haben sich schon bei Zeiten wieder an den Zechtisch gesetzt und singen:

„Nos chevaux sont à la porte,
Tout sellés, tout bridés,
Que le diable les emporte,
Je ne veux point m'en aller.“

(„Unser Pferde stehen vor der Thür, Gesattelt und gezäumt; Der Teufel soll sie holen; Ich will nicht fort von hier.“)

Endlich entschließt man sich doch abzuziehen, aber gewöhnlich erst, wenn die Fässer leer sind.

Das anmuthige Bild, das dieser Skizze beigegeben ist, führt uns eine Scene aus der Normandie vor; die junge Braut lößt sich in einem Kramladen das Hochzeitskleid anmessen; die Scene bedarf keiner Erläuterung. Aber von den in der Normandie herrschenden Gebräuchen wollen wir noch zum Schlusse reden.

Die Normandie, deren Hauptstadt Rouen ist, bildet jetzt fünf Departements, die untere Seine, die Eure, das Calvados, die Manche und die Orne. Der Aepfelwein (le cidre) ersetzt hier den Wein; die Einwohner gelten für schlau und rechthaberisch.

In der obern Normandie halten gewöhnlich die Eltern oder die Freier selbst um das Mädchen an, in der Niedernormandie geschieht dies immer durch Mittelspersonen. Der Aberglaube spielt auch hier seine Rolle. Die alten Weiber im Bezirke von Pont-Audemer (Eure) wissen von manchen Hindernissen zu erzählen, auf die ein Mädchen stoßen kann, das sich unter die Haube setzt. Tritt z. B. ihr Fuß aus Versehen auf den Schwanz einer Katze, so wird sie unter sieben Jahren keinen Freier finden; tritt sie dem Thiere auf die Pfote, so hat sie sich drei Jahre zu gedulden. Man kann sich daher denken, daß die weibliche Jugend sich das Katzengeschlecht fern vom Leibe hält. Und wie ängstlich überwacht das Mädchen in der Normandie die Wärme des Wassers, mit dem das Gesicht aufgeweichen wird! Denn kommt es zum Sieden, so ist lange an kein Heirathen zu denken.

Der Hochzeitszug zur Mairie (Standesamt) geht paarweise, eine Fiedel voran, wie in Nantes, und unter Flinten- und Pistolenschüssen. In den meisten Orten werden bei dem Feste die Straßen geflaggt, d. h. man zieht über die Straße ein Seil, an dem Bänder und Blumen befestigt sind; der Durchgang wird durch ein Gedgeschenk erkauft. In Quillebeuf an der Seine herrschte ein sonderbarer Gebrauch, der noch nicht ganz abgekommen ist: nach

Digitized by Google

der Trauung begaben sich einige Gäste nach der Wohnung des Gatten, während die Neuvermählte zurückblieb; sie kam nach, klopfte an die Thür und bat um die Erlaubniß, einzutreten, um sich so dem Spruche zu unterwerfen: „und er soll Dein Herr sein.“

Ein besonderer Gebrauch im Departement der Orne ist folgender: Der junge Mann nimmt nicht Theil an der Festmahlzeit; er hat vielmehr die Gesellschaft zu bedienen und theilt die Strapazen mit dem Koche. Alle Ehre wird der Frau erwiesen, die in der Mitte einer hufeisenförmigen Tafel sitzt; ihr Stuhl ist mit weißem Linnen bedeckt und mit drei Blumensträußen geschmückt; hinter ihr fällt ein weißes Tuch als Teppich herab. Die Bewirthung der Gäste ist reichlich, und man unterbricht die Mahlzeiten nur, um zu tanzen. Die Strumpfbänder der Braut werden hier noch in Wirklichkeit von dem jüngsten Gaste der Braut gelöst und dann zerschnitten und vertheilt. Jener gar zu derbe Gebrauch, den wir unter dem Namen la rôtie im Bourbonnais gefunden haben, existirt auch in der Normandie, aber er ist auf den andern Morgen verschoben, doch Federn und Hechel spielen hier keine Rolle.

Ueberall in der Normandie vereinigen sich die Gäste noch einmal am Sonntage nach der Hochzeit, um zu Ehren der Neuvermählten lustig zu sein. Im Departement der Orne nennt man dies „die Katze peitschen, fouetter le chat“, in der obern Normandie „faire le raccroc (der glückliche Nachzimb)“, oder auch „manger la paille du lit de la bru (das Bettstroh der Schwiegertochter essen)“.

Die ursprünglichen Sitten aller Völker hatten etwas Derbes, Rauhes; mit der Verfeinerung wird das Rauhe roh gefunden. Die große Abgeschlossenheit einzelner Provinzen, besonders der Dörfer, hat in Frankreich, wie wir im Bourbonnais und in der Normandie sahen, noch Gebräuche aufbewahrt, die mit dem besseren Geschmacke im Widerspruche stehen. Aber das Dampfroß, das schon Aufklärung in die alte Vendée gebracht hat, wird auch diesen letzten Rest mittelalterlich derber, ungeirter Eigenthümlichkeit beseitigen. Leider fällt damit freilich auch mancher gute und poetische Zug des Volksthums; ist doch schon die Anhänglichkeit an der Väter Brauch ein sittliches Moment. Nur Eines bleibt unvergänglich: die Liebe, der irdische Traum vom Paradiese; denn wie sich alljährlich im Lenze die Natur erneut, so erneut sich mit jedem jungen Geschlechte die Menschheit, und das Prinzip der Liebenden ist die Hochzeit. Die Formen und Gebräuche dabei wechseln, aber der Genius, der die Paare gesellt, war und ist überall derselbe: der heilige Geist der Liebe.

Blätter und Blüthen.

Am Johannistag. (Mit Abbildung S. 409.) Keine Zeit des Jahres hat zu so vielerlei Festen bei so verschiedenen Völkern Veranlassung gegeben, wie die der Sonnenwenden und namentlich die Sommer-Sonnenwende, die fest dem neuen Kalender auf den 24. Juni fällt und seit etwa dem fünften Jahrhundert des Christenthums den Täufer Johannes geweiht ist. Alle Feste des Sonnenwendetags sind vorchristlichen Ursprungs und durch das Christenthum nur umgewandelt, umgedeutet und mit kirchlichen Ansichten verbrämt worden. Wie viel von dem an diesem Tage und seiner Nacht besonders reich gepflegten Aberglauben beiden Leipziger Blatt, läßt sich immer zu ermitteln; im welcher Weise jene Umdeutung geschah, ersehen wir aus der des alten Sonnenwendefeuers. Als „Johannisfeuer“ sollte es auf die Einäscherung der Stadt Sodoma, wohin man das Grab Johanns des Täufers verlegt, und auf die vom Kaiser Julian befohlene Verbrennung der Gebeine desselben, der Blumenschmuck der Gräber an diesem Tage aber auf seinen Märtyrertod hinweisen, obwohl die Feier auf den Bergen schon Jahrhunderte vorher gleichviel hatten und die Sonnwendkränze über den alten Festen nicht fehlen durften.

Wohin wir in unserem Vaterlande blicken, überall zeichnet den Johannistag irgend etwas Besonderes aus. Ein Feiertag des Volkes ist er auch da, wo die Kirchen, wie in den protestantischen Ländern, sich ihm nicht mehr öffnen. Und da es Feiertag ist, so muß auch Etwas getrieben werden.

Die „Gartenlaube“ hat den hervorragendsten Festen und Bräuchen dieses Tages bereits ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Sie hat ihre Leser zur Morgenfeier auf die Freiheit von Leipzig geführt (1861, S. 461) und sie (1868, S. 336) die Kölner Frauenwelt am Wasser betäuschen lassen, und ebenso ließ sie ihnen die Johannisfeuer in Parteinfarben (1867, S. 168) und (1868, S. 381) das Sonnenwendfeuer auf dem Wendelstein leuchten. Wir begegnen daher auf unserer heutigen Abbildung, den Kinderfeiertag und -Tanz ausgenommen, nur Bekannten, wenden ihm aber dennoch noch einmal unsere Theilnahme zu.

Auch unser Bild öffnet uns zuerst die Friedhofspforte. Es giebt wohl wenige Menschen, die heute gar keines Grabes zu gedenken haben, ob in der Nähe oder in der Ferne. Aber auch Letzteren, welche keinen Kranz tragen, flößen sich in gehobener Stimmung vor den tausend Zeichen der Trauer und der Liebe bei dem Anschauen der Feier, die der Ehre der Todten geweiht und den Herzen der Trauernden so heilig ist. — Ein solcher Morgen sollte auch den kleinsten Friedhofe nicht fehlen! Eine gemeinsame Trauer für die Todten veredelt die Lebenden. Der Empfänglichkeit für das Erhabenste in der Volksseele sucht, hier wäre es zu finden. — auch für die Kirche.

Dagegen wäre zu wünschen, daß Geistlichkeit und Beamtenthum die Kinder- und Volksfeste, zu denen unser Bild uns führt, weniger oder mit mildernem, freierem Sinne in ihre Obhut genommen hätten. Wir sehen einen Schulfestzug und fröhlichen Kinderreigen. Die alten Kinderfeste, ob Gregorius-, Bischofsfeste oder sonst wie genannt, und ob sie am 12. Mai, Pfingsten oder zu Johanni begangen worden, die sonst eine große Verbreitung in deutschen Städten und Ortschaften hatten, hat man leider nicht überall mit gleicher Liebe gepflegt; sie sind vielfach ihrem geschichtlichen Ursprung entfremdet, ihres jüngen, äußeren Schmuckes beraubt, von dunten, drolligen Fahrzügen zu einfachen Spaziergängen zusammengeschrumpft oder ganz eingegangen. Und hat man überall den Kindern Besseres dafür geboten? Es wäre der Mühe werth, darnach zu forschen.

Noch strenger verfuhr man allenthalben gegen manche Volksfeste, und ganz besonders waren die Johannisfeste Gegenstand von den Verboten der hochmögenden Herren zu leiden. Wie das Urtheil gründlicher Volkskenner und wahrer Volksfreunde über solche Verbote und Beschränkungen lauten, mögen drei Stimmen hier aussprechen.

G. Brückner, der Thüringer Volkskundige, sagt: „Unsere Volksfeste sind wichtige Pulse des Lebens, die ebenso sehr dem Abergläuben als der geselligen Heiterkeit oder dem Mitleid, ebenso sehr dem bängtichen, dunklen als dem lichten, heiteren Gefühle erneuernde Kraft geben“.

Der Freiherr von Arnswerg-Bärinasfeld erkennt (in Meyer's Conversations-Lexicon) als eine Ursache des Niederganges so vieler Volksfeste „zum Theil den mißverstandenen Eifer der Geistlichkeit und Polizei, Volksbelustigungen zu verbieten, weil sie ihn und wieder zu Ausschreitungen führen, ohne zu bedenken, daß gerade Volksfeste das trefflichste Beförderungsmittel der geselligen Tugenden und der sittlichen Bildung eines Volkes und ein mächtiger Hebel der Vaterlandsliebe sind.“

Der treffliche alte Schneller erkannte schon vor fünfzig Jahren namentlich in den Festen der Sonnenwende im Gebirg: „Harmlose Freude, zwar nicht eben durch die Religion des Landes, aber gewissermaßen durch die der Welt und ein unsterdenliches Herkommen geheiligt, unverabredet und ungeboren, und darum alle eingezogenen Verbote von heute und morgen überlebend. Manches Abergläubische, was mit vorkommt, ist wenigstens ebenso unschädlich als hundert andere Dinge, die der gemeine Mann zu glauben hat.“ —

Wenn wir auf die großen Nationalfeste zurückblicken, während welcher man mit Stolz ausrufen konnte: „Heulich, hier ist kein Pöbel!“ — und nun, nach kaum zwanzig Jahren, mit Schrecken die steigende Verrohung in nicht geringen Volksreisen erblicken, so darf man wohl die Frage aufwerfen, ob an dieser traurigen Erscheinung der Gegenwart nicht auch der Mangel an wahrhaft gehobenen Volksfesten — dem Uebermaß von Humanität gegen das Strolchenthum und von gemeinen Vergnügungssegelegenheiten gegenüber — einen Theil von Mitschuld trage.

Erhalten, ergänzen, veredeln wir unsere Volksfeste! Der Segen derselben wird nicht ausbleiben.

Fr. Hfm. —

Kleiner Briefsaften.

Bruno Hietscher. Wer hat, ohne seine Namensangabe, nach diesem „Vermißten“ gefragt? Alle anonymen Einsendungen bleiben unberücksichtigt — wie sich von selbst verstehen sollte und wie nun schon so oft gesagt worden ist.

H. B. Wenden Sie sich gefälligst an die Redaction der „Industrie-Blätter“ in Berlin!

W. G. 100. Wiederholen Sie gütigst Ihre Frage unter Angabe Ihrer vollen Adresse!

E. E. Prosa-Einsendungen willkommen! Gedicht unbrauchbar!

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Engelid.

Novelle von Baldwin Möllhausen.

(Schluß.)

5.

Die Straße war bereits menschenleer und abendstill geworden, und wie schlummernd lag das grüne, gigantisch begrenzte Thal vor dem einsamen Knut. Rauchsäulen entstiegen den Schornsteinen; hier und da weideten Rinder und kleine Gebirgspferde, oder sie lagerten bereits auf dem feuchten Rasen.

Dumpf brauste der Elf; es brausten die zahlreichen Gießbäche, die sich in jähem Sturz den schäumenden Elf zugesellten, und wie ein gewaltiger, tief gedämpfter Orgelton erfüllte es den gewundenen Thalkessel; es klang wie geheimnißvolle Mär aus ferner Vergangenheit, aus jenen Zeiten, in welchen die schöne Ingeborg ihre Füße in den klaren Fluthen des Lärdalself kühlte und sehnsüchtig den Helden Fritjhof erwartete.

Schattiger, dämmeriger wurde es ringsum, und im Dunkel verwischten sich allmählich die äußeren Formen der alten Holzkirche. Einem vielköpfigen Ungeheuer ähnlich lag sie vor dem träumenden Knut — da erklang es von der Straße her wie das Rollen eines Wagens. Um nicht von den Vorüberfahrenden angeredet zu werden, glitt Knut auf der Innenseite der Mauer zur Erde, sich mit Armen und Haupt auf die oberste Steinschicht stützend.

Näher kam das Gefährt. Die Dunkelheit hinderte ihn, die auf demselben Sitzenden zu erkennen, und im Geräusch der Räder verhallten die Stimmen der Vorüberfahrenden. Aber nun hielt der Wagen ihm gegenüber an.

„Sei herzlich bedankt!“ sagte eine Stimme, die Knut alles Blut zum Herzen trieb, und er gewahrte, daß von dem zweisitzigen Karriol eine Gestalt leichtfüßig zur Erde sprang, „die paar Schritte gehe ich schnell genug hinüber, und nochmals sei bedankt, daß Du mich so weit mitgenommen hast!“

„Dafür nicht, Engelid!“ antwortete es aus Männermunde, „es war mir eine Lust, Dir gefällig zu sein. Und nun gute Nacht! Grüße mir den alten Ornesen, und ich laß ihm gute Geduld und Besserung wünschen!“

Die Peitsche knallte; das Pferd zog an, und Engelid's Gegengruß erstarb in dem Rollen des Wagens.

Knut stand wie gelähmt, die Blicke starr auf die hohe, schattenähnliche Gestalt gerichtet, welche ihre Röcke schüttelte und sich zum Gehen anschickte. Ihm war, als befände er sich angesichts eines ihn verurtheilenden Richters. Er entsann sich der spöttischen Reden, die er bei dem Gelage in der Schenke über Engelid führte, und schwerer, denn je zuvor, lastete auf ihm das Bewußtsein eines an ihr begangenen Frevels. Er meinte ihr nicht mehr gerade in die Augen schauen zu können.

Engelid hatte sich einige Schritte entfernt, als er endlich seiner Sprache wieder Herr wurde. Gedämpft, um sie nicht zu erschrecken, jedoch mit dem Ausdrucke heimlicher Angst rief er sie bei Namen. Engelid blieb stehen; sie hatte die Stimme erkannt, aber sie war so bestürzt, daß sie keine Antwort zu ertheilen vermochte. Sobald sie indessen bemerkte, daß ein Mann sich über die Mauer schwang und auf sie zuschritt, gewann sie ihre volle Besonnenheit zurück. Sie ging Knut entgegen und fragte in ihrer ruhigen freundlichen Weise, ob er es wirklich sei, und wie er es angestellt habe, ihr zuvorzukommen.

„Ueber die Berge bin ich gewandert,“ versetzte Knut heftig erregt, „ich wollte, ich wußte Dich sprechen, bevor Du zu dem Ornesen gingst. Es quälte mich, daß ich Dir die letzten Tage und Stunden vergällte. Du mit heimlichem Zorn, wohl gar mit Verachtung meiner gedächtest. Ja, Engelid, und da setzte ich meine ganze Kraft daran, Dich um Verzeihung zu bitten, weil ich Dir so wehe gethan —“

„Womit solltest Du mir wehe gethan haben?“ fragte sie sanft und tröstlich.

„Engelid,“ stieß Knut hervor, „ich war drüben beim Müller; der hat mir Alles anvertraut — Alles weiß ich, jedes Wort, welches Du einst zu ihm sprachst von Deiner Liebe und Deiner heiligen Treue — Engelid — darum markert's mich jetzt um so peinvoller.“

„Verrieth er Dir mein Geheimniß, so sagte er wohl nicht mehr, als Du vielleicht bei unserem ersten Wiedersehen in meinen Augen lasest,“ versetzte Engelid etwas leiser, „denn die Augen haben wir Menschen nicht in der Gewalt, wie die Zunge. Und was sollte ich mich dessen jetzt noch schämen, wenn die junge einfältige Engelid sich über die Gebühr mit Hoffnungen trug! Ein Unrecht war's nimmer. Mit Deiner Ehrlichkeit aber kränktest Du mich am wenigsten. Du gabst mir zu verstehen, gleichviel ob mit gutem Willen oder ohne Wissen, daß wir nicht zu einander gehörten, und das dank ich Dir von Herzen; denn es war besser, zwischen uns keine Täuschung walten zu lassen, als nachträglich zu bereuen, wenn's zur Umkehr zu spät gewesen wäre.“

„Alles möchtest Du mit Deiner Sanftmuth zudecken,“ erwiderte Knut zerknirscht, „und gerade das brennt mir auf dem Gewissen, wie lebendiges Feuer. Wär's mir doch lieber, Du begegnetest mir mit bitterem Vorwurf, wie ich's verdiene; denn ich kränkte Dich dennoch — freilich: ich konnt's nicht ahnen, daß Du noch einmal mein Haus betreten würdest — Du hast gesehen, daß ich den Kranz zerknitterte, auf die Erde warf und verbrannte sammt allen Kräutern, als ob er von unehrlichen Händen herrührte.“

Digitized by Google

„Nein, Knut, so hab' ich's nicht aufgefaßt. Als ich hörte, daß Du im Kreise alter Freunde das Wiedersehen feiertest, fuhr's mir durch den Kopf, daß Du wohl spät heimkehren möchtest und kein Licht fändest. Ich ging daher, Dir Alles zur Hand zu stellen für die erste Nacht. Und dann — ich hatte den Kranz auf Dein Kopfkissen gelegt, und das geschah zu einer Zeit — mich hindert ja nichts mehr, frei darüber zu sprechen — als ich noch an unsere gemeinschaftliche Zukunft glaubte, den aber wollt' ich entfernen, bevor Du ihn fändest. Leider war's zu spät: Du hattest ihn verbrannt, ebenso die Blätter und Zweiglein; sonst wär's von mir geschehen; denn der Duft war zu streuge, um dabei zu schlafen, ohne im Kopf benommen zu werden. Das ist Alles, Knut. Hattest deshalb den beschwerlichen Weg über die Berge nicht zu machen brauchen."

Knut, welcher Engelid's Hand noch immer hielt, hatte die gleichsam willenlos Folgende nach der Mauer zurückgeführt, wo er sie neben sich auf einen Stein zog.

„So glaubst Du nicht," fragte er zaghaft, „daß auch noch andere Dinge mir teine Ruhe ließen, bis ich Dir wieder begegnete? Glaubst wohl gar, daß in den langen Jahren des Seefahrens mein Herz so hart geworden, wie der Stein, auf welchem wir hier sitzen, und daß es mir einerlei, ob Du Dich einem zwar guten, aber kranken, hinfälligen Greise zu eigen giebst?"

Da richtete Engelid sich ein wenig höher auf, und mit eigenthümlicher Festigkeit sagte sie:

„Ist er krank und hinfällig, so soll es mir eine Freude sein, ihm seinen Lebensrest so erträglich und bequem wie möglich zu gestalten."

„Auch dann, wenn er sich standhaft weigert, Dein junges frisches Leben durch den Segen des Herrn Pfarrers an sein Krankenbett zu fesseln?"

„Auch dann, Knut, und zwar um so lieber, weil's nicht den Verdacht erweckt, als hätte ich irgend einen Vortheil von ihm erwartet. Stirbt er und ich bin wieder allein, so steht meine Schärenhütte auf, in welcher der Nielsen so lange zum Rechten sehen mag."

„Aber wie, Engelid — ich mag's kaum auszusprechen — wenn ich mich selber und Dich getäuscht hätte? Wenn ich Dich bäte: vergiß meine Härte beim ersten Wiedersehen und die Verbitterung, die ich von draußen mit hereinbrachte, vergiß, daß ich Dich kränkte! Komm, Engelid, das Wort, welches ich Dir einst bei Spiel und Tanz gedankenlos gab, es soll mir heilig sein. Komm, Engelid, ziehe mit mir in mein Haus ein, wie's Dir vorschwebte alle die langen Jahre hindurch —"

„Nein, Knut, nicht weiter!" bat Engelid freundlich, jedoch entschlossen und ohne ihm die Hand zu entziehen, „wenn Du das, was Du eben sagtest, mit heiligen Eiden bekräftigtest, so würde ich Dir antworten: Nicht auf der Schäreninsel, nicht auf der Fahrt nach dem Lyster-Fjord und in Deinem Hause täuschest Du Dich über Dich selbst — nein, Knut, ich las es in Deinen Augen, hörte es aus Deiner Stimme — mögen Worte nicht immer zuverlässig sein. Jetzt aber in dieser Stunde täuschest Du Dich. Es ist nur Freundschaft, was aus Dir spricht. In Deiner Freundschaft bemitleidest Du mich. Du glaubst, ich ginge einem trüben Schicksal entgegen. Das aber wäre keine Bürgschaft für unsere beiderseitige Zufriedenheit. Das Gefühl, nur aus Mitleid an Deinem Herde geduldet zu werden, würde mich nie verlassen. Ich würde unglücklich sein und damit Dein eigen Glück in den Stand ziehen. Doch laß uns nicht weiter darüber reden! Ich fühle mich ruhig in meinem Gewissen. Ist's aber kein glänzendes Sonnenlicht, das mir auf meinem Lebenswege leuchtet — nun, so mag's der milde Schein des Nordlichts sein, wie er unsere langen Winternächte oft genug erhellt. Du hingegen findest anderweitig ein dauerndes Glück — das bezweifle ich nicht, und höre ich jemals davon, soll's mir sein wie ein goldener Strahl, der sich in unsere düsteren Fjorde verirrt."

Sie wollte sich erheben, als Knut sie mit sanfter Gewalt zurückhielt.

„Höre nur noch ein Wort, Engelid!" hob er erregt an, „höre mich so aufmerksam an, wie ich Deiner Erklärung lauschte! Dann magst Du selber urtheilen, ob ich's verdiene, nach den vielen Jahren und nachdem ich die Heimath kaum betrat, wieder hinausgetrieben zu werden. In langen Verkehr mit rauhen Gesellen mag ich selber rauh geworden sein, mag eigensinnig an dem einmal ausgesprochenen Wort, und wär's noch so unbesonnen, hängen, als wäre ich damit verwachsen, aber falsch und lieblos bin ich nicht geworden, Engelid. Als Du mich auf der Schäreninsel begrüßtest, wie Deinen Bräutigam — und so erschien's mir ja — da verdroß es mich, daß ich, ohne es selbst gewußt zu haben, Jemandes Eigenthum sein sollte. Denn an die letzte Nacht im Lyster-Fjord und die losen Reden zwischen uns Beiden hatte ich lange nicht mehr gedacht. Deine guten Worte machten mich störrisch, und es war mir eine grausame Lust, Dir wehe zu thun. Wir setzten uns aus einander. Freundlich und ohne Klage führtest Du mich in mein Haus, und legtest Du Rechenschaft ab für den todten Olaf und für Dich. Verschönlich, wie eine Schwester, lagst Du mir zu Lebewohl. Du schiedest, und dennoch bliebst Du bei mir. Wo ich ging und stand, schwebtest Du mir vor. Im Kreise lustiger Gesellen wie in meiner stillen Wohnung, überall störtest Du mein Gewissen, und das war mir ein neuer Verdruß. Ich meinte, wie der Olaf mit seinen Runen, so hättest Du es mit Zaubermitteln mir angethan, daß ich keine Ruhe mehr fand. Mit Gewalt wollte ich die Erinnerung an Dich aus meiner Seele reißen. Doch ob ich Kranz und Kräuter verbrannte, der Zauber wollte nicht weichen — Engelid, ich meine den Zauber Deiner Sanftmuth, Deiner Treue, Deiner Ergebung. Hätte ich gestern Morgen die Zeit nicht wie ein unmäßiger Schwelger verschlafen, so wäre vielleicht alles noch gut geworden. Nun aber, da Du gegangen, war's mir meinem Trotz zu Ende. Es raste in meinem Kopfe; es raste in meinem Blute, und da bedurfte es nicht langen Sinnens und Prüfens, daß ich mich Dir nach auf den Weg begab. Ich mußte Dich treffen, bevor das letzte bindende Wort gesprochen war. Was ich auf dem Wege hierher litt, weiß nur ich allein. Als ich von Ornesen erfuhr, Du seiest noch nicht dagewesen, da betrachtete ich das als ein gutes Zeichen. In meinem Gehirn aber brannte und loderte es, daß ich wieder in's Freie hinaus mußte, um Dich hier zu erwarten, und das war mir ein neuer Beweis, daß mir ein Ernsthafter gekehrt. Nun sag' mir aufrichtig, Engelid, ist das noch nicht genug, Dein Mißtrauen — ich verdien's freilich — zu besiegen, Deinen Widerstand zu brechen? Nicht genug, eine freundliche Hoffnung, die Du zehn lange Jahre mit Dir herumtrugst und die so plötzlich schlafen gegangen, auf's Neue zu wecken?"

„Nein, Knut," antwortete Engelid fast strenge, „Deine Reden überzeugen mich nicht, können mich nicht überzeugen. Du sprichst in einer gewaltigen Aufregung, und in dieser Aufregung hast Du Deinen klaren Blick verloren. Ich aber kenne Dich besser, als Du Dich selbst; denn seit unserem ersten Wiedersehen bin ich wohl zwanzig Jahre älter und besonnener geworden. Wenn ich Deinem Drängen nachgäbe, würdest Du es später bereuen."

„Engelid!" rief Knut leidenschaftlich, „so hast Du mich nie geliebt, und den Ornesen hast Du mit Deinen Worten getäuscht!"

„Doch, doch, Knut! Ich habe Dich treu geliebt und werde Dich lieben bis zu meinem letzten Athemzuge, aber gerade deshalb sage ich Dir: mein Wille ist so fest, wie die Felsen ringsumher, und schwerlich, wie es mir ist, es auszusprechen, jetzt kann ich Deine Frau nicht mehr werden — nein, Knut, ich liebe Dich zu sehr."

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte er, und indem er sich erhob, durchströmte ihn Eiseskälte.

„Mein letztes Wort, und die Zeit wird kommen, in welcher Du meinen Entschluß segnest."

„So höre denn auch das meinige," fuhr er fort, und seine Stimme klang hart, „so bist Du es, die mich zum zweiten Male aus dem heimathlichen Fjord in die weite Welt hinaustreibt. Ja, Engelid, ich gehe; denn ich könnte es nicht ertragen, Dir noch einmal zu begegnen und mir bei Deinem Anblick vorzuwerfen, daß ich Dich vermessen von mir stieß, statt Dich in meine Arme zu nehmen und Dich zu achten und zu halten als mein höchstes Gut. Ja, ich gehe wieder auf's Meer hinaus, wo nichts mich an das gemahnt, was ich hier verlor. Da — blicke hinauf zu den Sternen! So unabänderlich die ihre alten Bahnen wandeln, so unabänderlich drüben der Eis tost und braust und die Gießbäche ringsum zu ihm niederschäumen, ebenso unabänderlich fest steht mein Entschluß. Lieber einen schnellen Tod durch einen Stoß in's Meer, wenn meine Zeit gekommen, oder mit dem sinkenden Schiff hinab in die Tiefe, als mich hier Jahr um Jahr in Pein und Qual abzuzehren. Lebe wohl, Engelid! Wo auch immer es sei: mein letzter Gedanke soll ein frommer Segensspruch für Dich sein. Den Hausschlüssel

laß' ich stecken oder ich schiebe ihn oberhalb des Eingangs zwischen Balken und Mauerwerk. Führt Dein Weg Dich vorüber, so nimm ihn an Dich! Magst auch hineingehen und Alles schmücken, aber nicht mit heilsamem Kraut und Tannenzweigen, sondern mit Rosmarin, wie für einen Todten. Kannst den üben Bau zerfallen lassen, mir ist's einerlei — mich sieht der Oyster Fjord nicht wieder."

Er kehrte sich ab und schritt davon. Schwer, wie unter einer unerträglichen Bürde, berührten seine Füße die staubige Straße. Es war, als ob ein Schlag ihn halb betäubt hätte; denn statt die Richtung nach Lärdalsöre einzuschlagen, bewegte er sich dahin, wohin sein Antlitz stand, woher er nach seinem Besuch bei dem Müller gekommen war. Die Hälfte des Weges nach dem Gehöfte hatte er schon zurückgelegt, als er seines Irrthums inne wurde.

Er blieb stehen und sah zurück. Engelid folgte ihm in einiger Entfernung, und wie ein schwarzer Schatten hob ihre Gestalt sich von der ein wenig lichteren Umgebung ab. Um keinen Preis hätte er ihr noch einmal begegnen mögen. Er sagte sich, daß auch ihr ein neues Zusammentreffen peinlich sein müsse, sie aber nimmermehr mit ihm zugleich unter Ornesen's Dach weilen würde, wohin er doch seine Schritte lenkte. Um ihr den Wahn zu rauben, daß er sie erwarte, setzte er mit beschleunigter Eile seinen Weg fort; statt indessen nach dem Gehöfte hinaufzugehen, dog er eine kurze Strecke vor demselben ab, die Richtung einschlagend, welche ihn nach dem Wehre hinführte. Auf der andern Seite des Elfs lief ebenfalls ein Weg neben demselben hin; um dahin zu gelangen, brauchte er nur das Wehr als Brücke zu benutzen. Was galt es ihm, daß dasselbe nur aus Planken bestand, die von einer Anzahl in das Flußbett tief eingerammter Balken gehalten wurden? Was galt es ihm, daß der Elf sein Wasser in breitem Strahle über das Wehr hinweg in einen schäumenden Trichter hinabsandte? Was galt ihm das Tosen und Brausen oberhalb und unterhalb, ihm, der so oft auf schwankem Kahne dem Andrang des Orkans wie der auf ihn hereinbrechenden Sturzsee zugleich Widerstand leistete? Und was galt es ihm endlich, wenn er, in den schäumenden Strudel hinabgerissen, tief unten zwischen den Geröllblöcken zermalmt wurde? Es war nichts Aergeres, als er überhaupt über kurz oder lang erwartete, und je schneller das Verhängniß über ihn hereinbrach, um so früher fand er Ruhe.

Vor dem Wehre eingetroffen, betrachtete er dasselbe ein Weilchen scharf, um seine Augen mit der Richtung der Planken vertraut zu machen und sich zugleich an die durch den weißen Schaum unterhalb des Wehrs veränderte Beleuchtung zu gewöhnen. Dann nahm er ein zur Hand liegendes schmales Brett, und dasselbe als Stütze benutzend, schritt er auf der kaum drei Finger breiten Bahn nach dem nächsten Balkenpfosten hin, indem er ein wenig über den abwärts gleitenden Wasserstrahl hinausragte. Auf diesem blieb er wieder stehen, um die Strecke bis zu dem nächsten Pfosten hinüber mit den Blicken zu prüfen. Was hinter ihm vorging, sah er nicht, noch weniger hörte er bei dem ihn umringenden Brausen, daß flüchtige Schritte sich vom Hofe her näherten und eine kurze Strecke unterhalb des Wehrs auf dem äußersten Uferrande verstummten. Und durch das ihm bis halb zu den Knieen hinaufspülende Wasser schritt er weiter auf dem schmalen Stege. Engelid's Blicke folgten ihm mit Todesangst, und mit angehaltenem Athem neigte sie sich weit über die zu ihren Füßen brandenden Fluthen hinab.

Ein leises: „Gott sei Dank!" entwand sich ihren Lippen, als sie ihn auf dem zweiten Pfosten festen Fuß gewinnen sah, aber noch sechs Pfosten lagen vor ihm, und zwischen diesen ebenso viele Plankenwände, von welchen die leiseste Störung des Gleichgewichtes ihn in den brausenden Gischtkessel hinabsenden mußte.

So erreichte er den dritten, den vierten Pfosten, und nun stieg er mit dem einen Fuße abermals hinab, und nach kurzer Prüfung des schmalen überspülten Steges zog er auch den andern nach sich. Es war dies die Schleusenöffnete, welche bei allzu schwerem Andrange der Fluthen aufgezogen werden konnte und zwar mittelst von beiden Ufern aus hinüberreichender Schwebebalken. Während der nächsten Schritte hielt er sich an der ersten der vor den Schwebebalken niederhängenden Ketten. Drei weitere Schritte mußten ihn in den Bereich der zweiten bringen. Doch kaum hatte er die Hand von der ersten Kette zurückgezogen, als plötzlich die unter seinen Füßen befindliche Planke, wohl durch den Bruch weniger verrosteter Nägel, nachgab und sich zur Seite neigte. Eine Secunde kämpfte er um's Gleichgewicht. Durch einen Sprung suchte er die andere Kette zu erreichen, aber von den in verstärktem Maße hereinbrechenden Fluthen wurden die Füße unter ihm fortgezogen, und im nächsten Augenblicke verschwand er unten in dem Schaumkessel.

Ein durchdringender Schrei zitterte über das Gehöft hin, und hülfesuchend eilte Engelid eine kurze Strecke stromabwärts, wo das Ufer sich fast bis zu dem auf dieser Stelle nur über Gerüll hintobenden Flusse hinab senkte. Gleich darauf trafen die Müllerknechte bei ihr ein. Mit gutem Rathe waren Alle bereit, sobald sie Kunde von dem grausigen Ereignisse erhielten, doch was galt Engelid jetzt noch Rath! Was sollten Stangen und Taue, während jede neue Secunde über Leben und Tod entscheiden konnte! „Eine lebendige Kette!" — dieser Gedanke war es, der wie ein Blitz Engelid's Geist durchzuckte, und fast ebenso schnell stand sie bis an die Hüften in dem wirbelnden Wasser, gehalten von einem Manne, der ihr ungesäumt nachfolgte und dem andere, so viele ihrer da waren, die Fäuste eng in einander verschränkt, sich anschlossen. Und so war in fast verschwindend kurzem Zeitraume in der That eine lebendige Kette geschaffen, welche bis über die Mitte des wüthenden Elfs hinausreichte, vom Ufer aus aber noch, um sie zu verlängern, durch ein Tau gehalten wurde.

Eine grauenvolle Minute folgte, indem die Kette sich unter Aufbietung der äußersten Kräfte stromaufwärts dem Wasserfall zu bewegte und Einer dem Andern rieth, sich aufrecht zu erhalten, nicht ins festen Griffe der Hände zu ermüden. Nur über Engelid's Lippen kam kein Laut. Allen voraus, die nächsten Nachbarn sogar nach sich ziehend, als ob ihre Kräfte sich verzehnfacht hätten, kämpfte sie der Strömung entgegen. Das Wasser selbst, welches ihr nur wenig über die Kniee reichte, hinderte trotz des heftigen Anpralls weniger, als die Geröllblöcke, über welche die Fluthen schäumend hinbrandeten.

Knut konnte sich nur auf dem zwischen Kette und Wasserfall sich ausdehnenden, verhältnißmäßig kleinen Flächenraume befinden. Aber wer sagte ihr, ob er sich bei dem Hinabstürzen nicht tödlich verletzte? Wer, ob er nicht in dem unterhalb des Wehrs von den kämpfenden Fluthen ausgewühlten Trichter festgehalten wurde oder ob der gischtgefüllte Schlund ihn nicht bereits ausgespieen?

Und weiter kämpfte Engelid gemeinschaftlich mit den Gefährten auf den Wasserfall zu, bis endlich die Schaumballen ihr bis zur Brust hinaufschlugen und sie sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte.

„Es ist vergebens," hörte sie einen der schwer arbeitenden Männer den Gefährten zurufen.

„Nicht vergebens!" berichtete sie den Lenten zu, daß ihre Stimme das Brüllen und Tosen des Wassers übertönte. „Ich muß ihn finden, und wäre ich gezwungen, tief unten in dem Trichter nach ihm zu suchen —"

Plötzlich entwand sich ein unbeschreiblicher Ausruf, in welchem Entsetzen und tiefe Herzensfreude sich einten, ihrer Brust, und mit der freien Hand vor sich in's Wasser hinabgreifend, tastete sie einige Augenblicke umher. Da sie selbst in dem Hauptkanal des Stromes stand, war Knut gerade vor sie hin geschoben worden. Wie ein elektrischer Strom erschütterte es sie bei seiner ersten Berührung, und als sie darauf sein Handgelenk umspannte, da fragte sie nicht, ob noch Leben in ihm wohne, oder ob er dem wüthenden Elf nur entrissen wurde, um demnächst sein Grab in der Nachbarschaft der alten Borgumdkirche zu finden. Sie hielt ihn, und das galt ihr als gleichbedeutend mit Rettung; sie fühlte seine Hand in der ihrigen und meinte, ihn allen Mächten des Himmels und der Erde abstreiten zu können.

Ihn mit der einen Hand über Wasser zu heben, fehlte ihr die Kraft; und so begann denn auf ihren Zuruf ein neues gewaltiges Ringen mit dem erzürnten Element, bis andere kräftige Arme sich ihr zugesellten und Knut behutsam nach dem Ufer hinaufgehoben wurde.

Regungslos lag er da. Eine herbeigebrachte Kienfackel beleuchtete ein Bild des Todes. Doch die Verzweiflung, welche sich Engelid's bei diesem Anblick bemächtigte, erschütterte nicht die geistesstarke Ruhe, störte nicht die Umsicht, mit welcher sie selbst die Wiederbelebungsversuche leitete, indem sie zugleich das Blut forttrocknete, das einer schmalen Wunde auf Knut's Stirn entströmte, und immer wieder die Hand auf sein Herz legte.

Endlich brach sie, wie bis zum Tode erschöpft, zusammen.

„Er lebt," flüsterte sie den neben ihr beschäftigten Männern

Digitized by Google

zu, „nun tragt ihn hinein zum Ornesen und sorgt, daß er in ein Bett kommt!“

Pünktlich wurde ihr Befehl ausgeführt. Die Männer waren längst mit ihrer Last in dem Wohnhause verschwunden — da saß sie noch immer auf dem Ufer des Elfs. Sie konnte sich nicht fassen. Heiße Thränen entstürzten ihren Augen; ihr Herz pochte gewaltig, als hätte es die übervolle Brust zersprengen wollen. Als sie aber bald darauf dem Hause zuschlich, da meinte sie, daß die Sterne erhöhten Glanz erhalten hätten. Aus dem Rauschen und Brausen ringsum drang es wie Liebesgrüße zu ihr herüber.

Eine Stunde war verronnen, da saß Engelid neben Knut's Lager, beim düsteren Schein einer verschleierten Lampe seinen Schlaf, in welchen die Betäubung allmählich übergegangen war, mit ängstlicher Spannung überwachend.

Endlich schlug er die Augen auf. Befremdet sah er um sich. Er schien Engelid nicht zu kennen.

„Das war ein schrecklicher Sturz,“ sprach er tief aufseufzend. Da neigte Engelid sich über ihn hin, zugleich das Haar von seiner wunden Stirn zurückstreichend.

„Knut,“ sprach sie mit ihrem tiefen, vor Wehmuth zitternden Organ, „es hat Alles so kommen sollen, und wenn Du's gern hörst, so gesteh' ich's noch lieber ein: Dein Unglück hat mir meinen Weg vorgeschrieben; ich kann nicht von Dir lassen,“ und heftiges Schluchzen drohte ihre Stimme zu ersticken, „wohin Du auch gehst — ich folge Dir: in den Lyster-Fjord oder auf's Meer hinaus. Und hättest Du nichts für mich übrig, als ein wenig Freundschaft, ich wollt's hinnehmen als ein Geschenk vom Himmel.“

Wie seiner Sinne noch nicht mächtig, starrte Knut zu Engelid empor. Ein Weilchen schienen seine Gedanken nach Klarheit zu ringen, mit der Erinnerung an die jüngsten Ereignisse zu kämpfen. Dann schlang er seinen Arm um ihren Nacken und, ihr Antlitz näher an das seinige ziehend, sprach er tief bewegt:

„Soll ich denn mein Herz aus der Brust schneiden, um Dir zu zeigen, daß nichts in demselben wohnt, als einzig und allein die Liebe zu Dir?“

Engelid küßte ihn zärtlich.

„Nun beruhige Dich, mein Herzliebster!“ stoß es unbeschreiblich innig von ihren Lippen; „ich gehe jetzt, um Ornesen hereinzubitten. Er wollte gerufen sein, sobald Du erwachtest. Auch nach einem Arzt schickte er, aber der wird jetzt wohl überflüssig sein.“

Noch einmal küßte sie ihn, und geräuschlos verließ sie das Zimmer. Schlafen sollte Knut, allein es gelang ihm nicht. Als der Tag anbrach, saßen Engelid und Ornesen noch immer neben seinem Bett. Wie man liebliche Blumen heiteren Sinnes zu einem Festkranze an einander reiht, so entwarf er genueinschaftlich mit ihnen die Pläne für die Zukunft.

Das 450jährige Jubelfest der Befreiung Bernaus von den Hussiten.

Der 15. Mai 1432 und 1882.

ie Hussitenkriege bilden eine ruhmvolle, zugleich aber auch prüfungs- und bedeutungsvolle Periode der alt-brandenburgischen Geschichte; ruhmvoll war jene Zeit, weil es der vereinten Kraft des alt-brandenburgischen Bürgerstandes, unterstützt durch die aufglühende Hohenzollernmacht, gelang, die bisher noch nie besiegten Heeresschaaren der böhmischen Glaubenskrieger kraftvoll zurückzuweisen, ja sogar zu zerschmettern; schwer aber waren die der Mark Brandenburg damals beschiedenen Aprilage des Jahres 1432; denn diese hatte die ganze Wucht des andringenden Hussitenheeres auszuhalten; verbrannte Städte und Dörfer kennzeichneten den Weg dieser Horden.

Die erste Niederlage erlitten die Hussiten am 23. April 1432 vor Bernau, einem Städtchen unweit Berlin, und dieser historischen Gedenkfeier galt das Jubelfest, welches am 15. Mai dieses Jahres Bernaus Bewohner begingen.

Die geschichtlichen Thatsachen, auf denen das Erinnerungsfest beruht, sind folgende: das Concil war in Basel versammelt; Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, der treueste Rathgeber des Kaisers Sigismund, wohnte demselben bei, und der Schutz der Mark war von ihm seinem ältesten Sohne Markgraf Johann für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen worden. — Um auf die Entschließungen des Baseler Concils einen Druck auszuüben, rückten die Hussiten unter Procop mit Frühlingsanfang 1432 längs der Oder in die Mark Brandenburg ein.

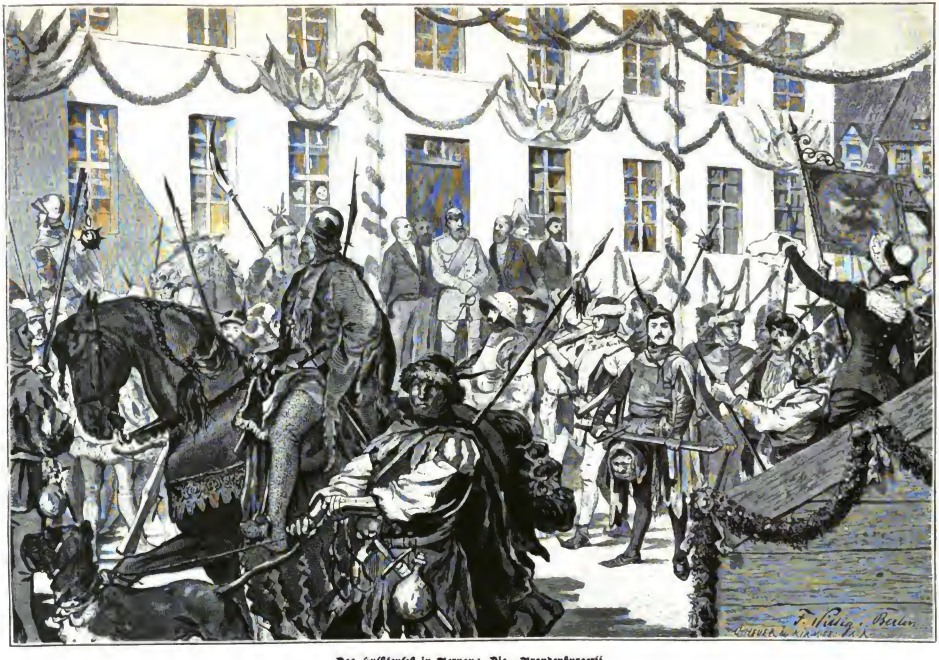
Bereits am 6. April erfolgte ein Ansturm der Hussiten auf Frankfurt an der Oder, ohne jedoch wesentlichen Erfolg zu haben, und ebenso endete ein am 13. April unternommener zweiter Versuch. Die Folge dieser mißlungenen Unternehmungen war die, daß sich die Hussiten in zwei Theile theilten: eine Abtheilung derselben wandte sich nach Pommern, während der größte Theil unter Kosca sich anschickte, in der Mark weiter vorzurücken. Die nunmehr sich vollziehenden Brandschatzungen und Gewaltthätigkeiten brachten über die Mark ein furchtbares Elend: einige Städte kauften sich freilich durch schwere Geldopfer los, die Mehrzahl derselben wurde jedoch mit stürmender Hand genommen und verbrannt; Lebus und Müncheberg bildeten bereits am 20. April rauchende Trümmerhaufen. Schrecken und Entsetzen vor den verübten Gräueln jagten die Landbevölkerung in die vom Feinde noch verschonten Städte, und diese erhöhten in der Vertheidigung und der Anspannung aller Kräfte das alleinige Mittel, um dem Loos der anderen Städte zu entgehen.

Der Markgraf Johann, welcher fremde Hülfstruppen zur Vertheidigung des Landes heranzog, hatte inzwischen beschlossen, in offener Feldschlacht den Hussiten gegenüber zu treten; vor Frankfurt sollte das Schwert entscheiden.

Zu dieser Schlacht sollte es jedoch nicht kommen. Vielmehr hatte Kosca, der nach der Niederbrennung von Alt-Landsberg und Strausberg sich am 21. April gegen Bernau gewandt hatte, hier am 23. April einen Empfang gefunden, der ihm und seinen Horden weitere Raub- und Streifzüge in der Mark für immer verleidete.

Bernau, der Sage nach von Albrecht den Bären bei Gelegenheit einer Jagd gegründet, war durch eine Steinmauer und zwei Gräben vor Ueberrumpelung geschert. Diese Mauer hatte drei Thore, und das eine derselben, das Steinthor, wurde durch einen Thurm flankirt. Der schwächste Punkt der Befestigung war das Mühlenthor, welches nur durch zwei Schutzwehren geschützt war. Die Bewohner Bernaus selbst betrieben damals fast ausschließlich das Brauereigewerbe; fast jedes Haus war ein Bierhaus, und

Digitized by Google



Das Hussitenfest in Pernau: Die „Brandenburger“.
Originalzeichnung von F. Wittig.

unter solchen Verhältnissen war es für die Bernauer ein Leichtes, heißen Brei und Wasser als Mittel zur Vertheidigung zu benutzen.

So lagen die Verhältnisse, als Kosica am 21. April nördlich der Stadt vor dem Mühlenthor auf den dortigen Feldern mit seinen Schaaren die Wagenburg aufschlug. Mit Schrecken und Bangen sahen die Bernauer von der Stadtmauer herab, wie der Feind die Vorbereitungen zum Angriff traf; mit fieberhaftem Eifer wurden in der Stadt alle Vertheidigungsmittel an die Mauer herangeschafft; Alles bereitete sich zum energischsten Widerstande vor.

Der Angriff ließ auch nicht lange auf sich warten. Während der Tage vom 21. bis 23. April wurde von den Hussiten die St. Georgs-Capelle vor dem Mühlenthore zerstört; einen Angriff über dieselbe hinaus auf die Stadtmauer wagten sie jedoch für's Erste nicht zu unternehmen; denn sie hatten die energischen Maßregeln der Bernauer gesehen; dennoch ließen sie sich am 23. April zu solchem verleiten. Der Erfolg war ein kläglicher; denn der von der Bevölkerung herabgegossene „heysse Brey“ hatte den feindlichen Schaaren bedeutende Verluste bereitet. Erbittert über den ihnen geleisteten Widerstand und durch die gehabten Verluste eingeschüchtert, standen die Hussiten von weiteren Sturmversuchen ab, zogen sich in ihre Wagenburg zurück und beschränkten sich lediglich auf die Beobachtung des Mühlenthores und seiner Umgebung.

Die Kraft der Bernauer Bürger war durch diese rasenden Angriffe, wenn auch nicht gebrochen, so doch beinahe erschüttert worden. Persönliche Kraft vermochte nichts mehr, und man griff deshalb zur List: das Bernauer Bier sollte die Hussiten verderben.

„War einst ein Brauer in Bernau,
So lang als dick, so fromm als schlau!“

So beginnt Schmidt-Cabaus sein „Bernauer Biermärlein“! — Und dieser Brauer war der Sohn des Stadtsyndikus Bütten! Er schlug vor, eine große mit „Tollkirschen, Quassiaholz und sonstigem Teufelszeug“ versetzte Quantität des Bernauer Bieres auf Wagen zu laden und diesen Transport aus dem Berliner Thore so zu dirigiren, daß er absolut den Hussiten in die Hände fallen müßte. Dieser Vorschlag wurde mit Freuden begrüßt und angenommen. Die List gelang. Die Hussiten nahmen den Transport mit großem Jubel in Empfang und überließen sich mit noch größerem Behagen dem Genusse des Bieres. Die Wirkung dieses aus „Quassiaholz, Tollkirsche und sonstigem Teufelszeuge“ zusammengesetzten Getränkes konnte nicht ausbleiben — ein tiefer Schlaf übermannte bald das ganze hussitische Lager.

Durch genaue Nachrichten waren die Bernauer über die Vorgänge im Hussitenlager unterrichtet worden, und man beschloß, den günstigen Augenblick zu einem Ueberfall zu benutzen. Unter Zurücklassung der nöthigen Posten auf der Stadtmauer rückte, den Bürgermeister Lüttke an der Spitze, der waffentragende Theil der Bernauischen Bevölkerung auf Schleichwegen an das Hussitenlager; die böhmischen Wachtposten waren bald überrumpelt; die Bernauer bestiegen die Verschanzungen, machten Alles, was sich ihnen entgegenstellte, nieder, und nur ein Theil der Hussiten rettete sich in den nahe gelegenen Wald; selbst dem grimmen Hussitenführer Kosica gelang es nur mit Mühe, auf einem fremden Pferde zu entfliehen. — Das ganze Hussitenlager fiel in die Hände der Bernauer, und die noch heute im Bernauer Rathhause aufbewahrten Beutestücke, unter andern der Küraß und die hölzerne Bratenschüssel Kosica's, sind sprechende Beweise für den Umfang der damals gemachten Beute.

So lebt im märkischen Volksmunde die Geschichte der Belagerung und Befreiung Bernaus. Geschichtlich läßt sich indeß nachweisen, daß durch die glücklich bestandene Belagerung Bernaus allein die Vertreibung der Hussiten nicht herbeigeführt worden ist; auf Grund der historischen Quellen ergiebt es sich nämlich, daß Markgraf Friedrich der Zweite mit 6000 Brandenburgern den belagernden Hussiten in den Rücken fiel, während zugleich die Bernauer einen Ausfall auf den Feind gemacht hatten; nach denselben Quellen fand auf dem „Ruthenfelde“ vor Bernau (Feld vor dem jetzigen Bahnhofe) in Folge dieses gemeinschaftlichen Zusammenwirkens eine Schlacht statt, in welcher die Böhmen total geschlagen wurden.

Die Idee und Ausführung einer würdigen Feier jenes vierhundertfünfzigjährigen Gedenktages in Bernau ist in erster Linie den Bemühungen des dort lebenden bekannten Geschichtsforschers, Herrn Dr. Jacobsen, in zweiter dem aus Bernauer Bürgern bestehenden Festcomite zu danken. Ziel dem letzteren ausschließlich die Erledigung der örtlichen Festarrangements zu, so hatte Herr Dr. Jacobsen die Absicht, dem Feste auch einen künstlerischen Werth zu verleihen, und diese Idee fand einen lebhaften Widerhall in den Berliner Künstlerkreisen. Der Erfolg war, daß dieser Theilnahme, der Art, daß man wohl behaupten darf: das Bernauer Hussitenfest war ein echtes deutsches Künstlerfest.

Der Plan des Herrn Dr. Jacobsen fand in dem Maler Herrn C. Röhling-Saarbrücken und dem Herrn Professor von Heyden die lebhafteste Unterstützung. Alle drei Herren entwarfen Costümbilder der damaligen Kriegertracht, und den freudig beistimmenden Jüngern der Kunst, dem Berliner Künstlerverein und den Kunstakademien blieb es überlassen, auf Grund dieser Bilder sich selbst zu „costümiren“. Ein lebhaftes Schaffen und Treiben regte sich schon wochenlang vor dem Feste in den Berliner jüngeren Atelierkreisen; die Mittel zur Beschaffung der Costüme waren gering, und die leihweise Ueberlassung derselben aus Berliner Staatsinstituten stieß vielfach auf Schwierigkeiten; somit blieb nichts Anderes übrig, als selbst Hand anzulegen. Fürwahr! So mancher Künstler, vielleicht einst eine Koryphäe der Zukunft, hat, mit Nadel und Scheere bewaffnet, sich in seinem Atelier das Hussiten- oder Brandenburgerwams selbst angefertigt, und so ist denn auch der nähende Künstler auf dem hübschen Bittig'schen Initial, welches unsern heutigen Artikel schmückt, wirklich dem Leben abgelauscht.

Es handelte sich nicht um schmuckes, tadellos propres Aussehen, sondern um die gewissenhafte Darstellung der Wirklichkeit; es galt, das ernste Werk des Krieges in den Costümen und der Ausrüstung in gleicher Weise plastisch zur Darstellung zu bringen, wie die Wirklichkeit von damals sie vorschrieb. Und die Liebe und Treue zur Sache hat reichliche Früchte getragen: die Costüme waren mit bewundernswerther Gewissenhaftigkeit und den geringsten Mitteln geschaffen: einfache Kattunstoffe, unten und oben aufgeschnitten, mit Ader- und Sternenbildern besäet und mit Tuchlanken besetzt, dienten als Wämse; alte, in dysterische Form gebrachte Filzhüte, mit Graphit übersprichen, vertraten den Helmwuzer; aus Pappe täuschend nachgemachte Brustwapper, Mordenterne, Seusen, Lauzen, Dreschflegel mit eisernen Spitzen besetzt, Streitärte, Hämmer, Bogen, Büchsen — alle diese Geräthe waren das Ergebniß langtägiger Arbeit: die Kunst hatte aus geringem Stoff Großartiges gedichtet. Das Mittelalter schien wieder auferstanden; das Hussitenwesen zeigte sich in seinem malerischen Schmuck, ebenso aber auch in seiner bizarren Zerlumptheit und Naivetät der Sitten.

Sehr trübe gestalteten sich die Aussichten am Festtage: Regenwetter, mit Hagel untermischt, war ein schlimmes Prognostikon für das Fest, und schon der Anblick der durch den Regen durchnäßten Hussiten- und Brandenburger-Gestalten stimmte das Gemüth herab. Mit der Ankunft des kronprinzlichen Paares stellte sich indessen das Hohenzollern-Wetter ein.

Am Bahnhofe mit Ansprache und Begrüßung empfangen, zog das kronprinzliche Paar durch das Königsthor in die Stadt ein; an demselben hatten sich die Ehrendamen — in mittelalterlicher Tracht, langen Kleidern in „Gretchen-Art“ mit langer Schleppe, den Kopf zum Theil mit weißen spitzen Hauben bedeckt, zum Theil mit einem Hopfenblüthenkranz im Haar — auf einer Estrade niedergelassen, von welcher aus eine Begrüßung des kronprinzlichen Paares und die Ueberreichung von Bouquets erfolgte. Auf der beigegebenen Abbildung (S. 428) versuchte der Künstler möglichst getreue Portraits dieser liebenswürdigen „Ehrenjungfrauen“ den Lesern vor die Augen zu führen. Hierauf begaben sich die hohen Gäste nach der Marien-Kirche, wo der Festgottesdienst stattfand, darauf nach der St. Georgs-Capelle vor dem Mühlenthor, in welcher sie durch den „Kurfürsten von Brandenburg“ mit drei Rittern ehrerbietigst empfangen wurden. Ein Frühstück im Rathhause — dem kronprinzlichen Paare von der Stadt Bernau gegeben — beendete diesen ersten Theil der Festfeier.

Inzwischen lagerten die Hussiten, friedlich mit den Bernauern und Brandenburgern vereint und „lechzend nach Bernauer Bier“, vor dem Mühlenthor. Der Anblick dieser wilden Gestalten, das bunte Durcheinander, wor ein ungemein farbenprächtiger und bizarrer, wie auch die Eigenthümlichkeit des im Festzuge darzustellenden Bildes gerade hier noch mehr als beim Festzuge in den Vordergrund trat. Die wilden Horden bewegten sich im buntesten Gewimmel unter einander; wilde Rufe wie: „Slava“, „Zivio“ erschütterten die Luft — das Mittelalter schien vor dem Mühlenthor alle seine Zurken

Digitized by Google

entfesselt zu haben, und die eigenthümlichen Waffen und Costüme wirkten auf den Beschauer fast sinnverwirrend — es war eben Alles echt und historisch treu, Alles künstlerisch.

Um eineinhalb Uhr begann der Festzug. Der Kronprinz hatte auf der Rathhaustreppe Stellung genommen, um dem sich nunmehr entwickelnden Festreigen zuzuschauen.

Ob es nothwendig war, daß dem Festzuge circa ein halbes Dutzend Gensd'armen vorauf ritt, mag hier unerörtert bleiben; jedenfalls berührte diese Maßregel eigenthümlich. Auch übergehen wir die Aufzüge der Schützen und Turner von Bernau; ihr Auftreten erinnerte stark an die modernen Schützen- und Turnfeste.

Diesem Vortrabe folgte der eigentliche Festzug; eröffnet wurde er durch die Brandenburger, welche 1432 den Bernauern von Spandau aus zu Hülfe eilten; voran schritt ein Trompeter, dahinter der Bannerträger und hinter diesen, im pelzverbrämten Gewande inmitten seiner Mannen, der Kurprinz (nachmaliger Friedrich der Zweite), welches sich damals vor Bernau die ersten Sporen verdiente; seine Umgebung bestand aus dem Feldhauptmann und den sich zu jener Zeit in Spandau aufhaltenden fürstlichen Personen. Zwölf berittene Brandenburger schlossen sich an diese an; ihnen folgte das brandenburgische Fußvolk. (Vergl. unsere Abbildung Seite 425.)

Es war ein buntes, farbenprächtiges Bild. Die kriegerischen Gestalten, die phantastische Kleidung, die stählernen, mit emporstarrenden Federn geschmückten Kopfbedeckungen, das bunte Gemisch von Waffen, die urwüchsigen Pantomimen und Geberden mußten auf den Beschauer den Eindruck des Vollendeten machen. Bogen- und Armbrustschützen beschlossen die Scenerie. Rühmend sei hierbei der Herren Bildhauer Hoffmann, Paulsen und Thomas gedacht, welche sich um die Organisation der „Brandenburger" besonders verdient gemacht haben. Der „Schmied von Bernau" (Herr Thomas), der „Münzjude" (Herr Salzmann, Theilnehmer an der Reise des Prinzen Heinrich um die Welt) und viele Andere waren Erscheinungen, wie sie künstlerisch vollendeter nicht gedacht werden konnten.

Ein grelles Farbenbild boten die den Brandenburgern folgenden Bernauer. Bogenschützen und Lanzenträger umringten das Stadtbanner; ihnen folgten, gemessenen Schrittes und auf den Stab gestützt, der Bürgermeister von Bernau (Herr Maler Hertel) und die Stadträthe; an sie reihte sich der in rothe Tricots gekleidete Scharfrichter mit der Schandmaske, Ketten und Stricken im Gürtel; ihm folgten die Geistlichkeit, Bernauer Bürger und der Ablaßkrämer mit dem Hundewagen. Die Verschiedenheit der Farben war überraschend; die getreue Wiedergabe derselben hätte wohl selbst dem farbengewandten Makart Schwierigkeiten gemacht.

„Die Hussiten, die Hussiten!" So ertönte es aus tausend Kehlen, als die böhmischen Glaubenshelden mit landesüblicher, ohrenzerreißender — aber historischer — Musik (Dudelsack, Violine, Tambourin rc.) durch das Mühlenthor hereinzogen. War man schon vorher im Publicum davon unterrichtet, daß der Glanzpunkt des Festes der Hussitenzug sein würde, so wurden doch alle Erwartungen durch die nunmehr folgende Scenerie übertroffen: die Naturwahrheit konnte nicht drastischer zum Ausdruck gelangen, als in dem Hussitenzuge; der Anblick dieser verwegenen, herculischen Gestalten wirkte fast beängstigend. (Vergl. S. 429.)

Unter Vortragung der Hussitenfahne, der die böhmische folgte, zogen die kampflustigen Gesellen wie eine Heerde Wilder dahin; das Haar unter der phantastischen Kopfbedeckung wild herabhängend, den Oberkörper bedeckt mit Bären- und Schafpelzen, bekleidet mit Rüst- und sonstigen Panzerstücken, bewaffnet mit Morgensternen, Lanzen, Keulen, Aexten, Hämmern, gerade gebogenen Sensen! In diesem Zuge befanden sich außerdem Troß- und Streitwagen, von Ochsen gezogen und mit widerlich häßlichen Hussiten besetzt; die Reiter saßen auf fast unbekleideten Pferden; anderes Fußvolk schleppte Sturmleitern und Beutestücke mit sich, und auf einem der Troßwagen stand ein hussitischer Prediger, den Schaaren den Segen spendend; zerlumpt, mit blutigen Binden über den zerfetzten Gesichtern und um die Köpfe, Stroh in den Schuhen, zogen die böhmischen Glaubensstreiter an dem Zuschauer vorüber, und als sie vorbei waren, fragte man sich unwillkürlich: „Traum oder Wirklichkeit?" Denn man hatte ja soeben die Hussitenzeit in der treuesten Wirklichkeit gesehen.

Die hervorragendsten Hussitenfiguren waren: Kosca, der grimme Hussitenführer vor Bernau, dargestellt durch Herrn Lessing, Sohn des Malers der „Hussitenpredigt". Eine recken-hafte Erscheinung, bekleidet mit einem wahrhaft infernalischen Costüm, auf dem Haupte einen zweifelhaften Filz mit mächtigen Ablerflügeln, über dem Rücken ein Riesenschaffell, bis an die Zähne bewaffnet! Herr Dr. Jacobsen war als Hussit mit ehrner Helmkappe und mit einem mageheeren Bärenfell bekleidet; Herr Röchling figurirte als Bannerträger. Humoristisch berührte der von den Hussiten in czechischer Sprache oft wiederholte Ruf: „piwo, piwo, piwo cerveně!" („Bier, Bier, braunes Bier!"), welcher an die oben erwähnte Episode aus der Belagerung Bernaus erinnerte.

Der Festzug war mit dem Anzuge der Hussiten beendet, und das kronprinzliche Paar, von dem Gesehenen sichtbar erfreut, verließ nun die kleine Provinzialstadt, aber die wilden Horden begannen jetzt Bernau als ihre Stadt zu behandeln; „Künstlervolk — ein leichtlebiges Volk"! Gruppenweise zog man durch die Straßen; die Hussitencapelle brachte bald hier, bald dort ein Ständchen, ja sogar ein Minnesänger ließ von der Rathhaustreppe herab seinen Gesang erschallen.

Der Raum gestattet uns leider nicht, auf die am Nachmittage stattgefundene „Hussitenfahrt" nach Lanke, einem dem Grafen Redern gehörigen Grundbesitze, hier einzugehen; erwähnt sei nur noch, daß dort im frischesten Waldesgrün trotz der ungünstigsten Witterung der ungetrübteste Frohsinn und echt künstlerisches Leben vorherrschend waren. Eine herrliche Scenerie bot sich dem Auge dar, als der bunte Zug, auf Leiterwagen placirt, die Fahrt nach Lanke antrat.

Abends nach Bernau zurückgekehrt, durch die kriegerische Thätigkeit am Tage ermattet, traten die Künstler die Rückfahrt nach Berlin an. — Jeder von ihnen konnte mit Genugthuung das Bewußtsein mit nach Hause nehmen, sein Bestes zu einer hervorragenden Feier beigetragen zu haben.

Hoffen und wünschen wir, daß nach diesem Erfolge die bekannte Schwerfälligkeit und Abneigung des Nord- und Mitteldeutschen gegen solche historische Gedenkfeier mehr und mehr schwinden wird! Gerade durch solche Feier vaterländischer Gedenktage wird das Nationalbewußtsein wach und rege erhalten!

Pst.

Digitized by Google

Eine deutsche Volksakademie.

Des Menschen edelste Beschäftigung ist der Mensch.
Lessing.

Wenn noch vor drei Jahrzehnten dem Ausspruche des berühmten englischen Geschichtsschreibers Buckle ein Körnchen Wahrheit zugeschrieben werden konnte: „Deutschland habe solche Mühe fortzuschreiten, weil dort die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten tiefer sei, als in irgend einem anderen Lande," so hat dieser Ausspruch längst jede Berechtigung verloren. Die Kluft zwischen den höheren und niederen Schichten der Gesellschaft, zwischen Gebildeten und Ungebildeten ist in Deutschland, namentlich seit den letzten Kriegen durch die Anerkennung der politischen Gleichberechtigung und die Ausdehnung der Selbstverwaltung mehr und mehr überbrückt worden, und es dürfte in der That der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo alle Classen der Nation über einen nahezu gleichen Fonds allgemeiner Bildung verfügen werden.

Wesentlich hat dazu beigetragen der Umstand, daß die Männer der Wissenschaft sich entschlossen, aus ihrer zünftigen Abgeschlossenheit herauszutreten und die reifen Früchte ihres Studiums und ihrer Erfahrung in gemeinverständlicher, leicht faßlicher Form allem Volke zugänglich zu machen. Kein Land der Welt verfügt über eine der Zahl und der Bedeutung ihrer Mitglieder nach so reiche Aristokratie des Geistes wie Deutschland, und seit Jahrzehnten ist diese Aristokratie bemüht, an die Spitze der demokratischen Bewegung zu treten, welche, in Preußen schon während der großen Reformen der Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Humboldt begonnen und welche mit noch größerem Erfolge die Nation 1848 ergriffen hat, um über die Jahre 1866 und 1870 hinaus in immer weiteren Wellenschlägen allen Gesellschaftsschichten die reichen Früchte des Menschengeistes auf allen Gebieten des Forschens und Wissens zu erschließen. Und wenn die deutschen Hochschulen bisher als die hauptsächlichsten Pflanzstätten der höchsten geistigen Bildung angesehen werden mußten, so sind diesen Hochschulen seit einigen Jahrzehnten in den deutschen Bildungsvereinen nahezu ebenbürtige Institute an die Seite getreten, deren Bedeutung und Tragweite nach gewissen Seiten hin sogar noch jene Hochschulen übertrifft. Nicht Fürstengunst hat diese Bildungsvereine geschaffen, die bestimmt sind, auch dem kleinen Manne, dem Handwerker und Arbeiter, den reichen Schatz der Wissenschaft zu erschließen und ihn die befreiende und erlösende Macht wahrer Humanität und Bildung kennen zu lehren, nein, der freien Selbstthätigkeit Einzelner verdanken die deutschen Bildungsvereine, Volksakademien im edelsten Sinne des Wortes, ihren Ursprung und ihr Erblühen.

Unter diesen Bildungsvereinen nimmt aber unstreitig der große Berliner Handwerkerverein den ersten Rang ein, und der Ruf seiner segensreichen Wirksamkeit, die über nahezu eine Million von Handwerkern und Arbeitern im Laufe der Jahre sich erstreckt hat, hallt — wir können dies ohne Uebertreibung sagen — in beiden Hemisphären wieder. Uns liegt die Denkschrift des Berliner Handwerkervereins aus dem Jahre 1867 vor, die für die große Weltausstellung in Paris bestimmt war und ein vollkommenes Bild aller Bestrebungen und aller Einrichtungen des Vereins gewährt.

Auf Grund dieser Denkschrift, welche von einem großen allegorischen Tableau des berühmten Geschichtsmalers Professor Plockhorst und von vier großen architektonischen Zeichnungen der Baumeister Kolcher und Lanenburg, das Vereinshaus darstellend, begleitet war, wurde der große Berliner Handwerkerverein als das vorzüglichste Bildungsinstitut für Erwachsene, welches in Europa besteht, von den competentesten Sachverständigen anerkannt und durch die große goldene Medaille gekrönt. Die silberne Werkmeistermedaille der Pariser Weltausstellung wurde dem Wiederbegründer des Berliner Handwerkervereins, dem hochverehrten Präsidenten Lette, zu Theil. Auch auf den späteren Weltausstellungen hat sich der Berliner Handwerkerverein die ehrendste und allseitigste Anerkennung errungen.

In Wien, Pest, Florenz, Triest, Barcelona, Cincinnati hat man Handwerkervereine nach dem Muster des Berliner Vereins gegründet, und aus allen Ländern ist der Vorstand des Berliner Handwerkervereins um Rath und Unterstützung gebeten worden, um Bildungsinstitute nach seinem bewährten Vorbilde zu stiften.

Es war in den ersten Jahren der so hoffnungsreich begrüßten Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten, als der Berliner Handwerkerverein zum ersten Male in der Johannesstraße Nr. 4 seine Pforten öffnete, um unter den Handwerkern und Arbeitern Bildung und Gesittung zu verbreiten. Schriftsteller und Gelehrte, zum Theile Männer, welche sich später einen berühmten Namen erworben haben, schlossen sich dem Vereine an und wirkten in demselben durch gediegene Vorträge, wie durch systematischen Unterricht.

„Mit frischem, gesundem Sinne gaben sich die jungen Handwerker," erzählt Streckfuß in seiner Schrift „Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte", „dem Vereine hin. Hatten sie früher ihre freien Abende trinkend und singend in den Kneipen zugebracht, so besuchten sie jetzt den Handwerkerverein, in dem sie neben der Belehrung eine veredelnde Geselligkeit fanden, durch die sie im fremdschaftlichen Umgange mit ihren wissenschaftlich gebildeten Lehrern zu einer höheren Bildungsstufe erhoben wurden."

Das Jahr 1848, welches dem Vereinswesen in Deutschland einen großen Aufschwung gab, trug selbstverständlich auch in den jungen Handwerkerverein eine größere Lebhaftigkeit hinein. Die zahlreichen Versammlungen, das Clubwesen jener sturmbewegten Tage, die soeben erst erwachte fieberhafte Theilnahme des Volkes an den politischen Fragen blieben nicht ohne Rückwirkung auf das innere Leben des Handwerkervereins, dessen Mitglieder sogar ein besonderes Corps zur neugeschaffenen Bürgerwehr stellten. Aber wenn auch in den Debatten ein lebhafterer Ton angeschlagen wurde — nicht einen Zoll breit wurde der Verein dem eigenen Gesetze ungetreu, welches die Verfolgung kirchlicher und politischer Zwecke untersagte. Auch als die Wogen der Zeit am höchsten gingen, wurden, wie ein uns vorliegender Bericht versichert, die allbewegenden Fragen der Zeit von der Lehrerschaft mit der Ruhe ernster Männer behandelt, die nicht Clubredner, sondern Lehrer des Volkes zu sein erstreben.

Diese Ruhe und Besonnenheit, welche der Verein und seine Leiter in den Tagen der Revolution bewahrten, schützte ihn nicht davor, von der im November hereinbrechenden Reaction, welche mit scheelen Augen sein Bildungsstreben vorsolgte, in Acht und Bann gethan zu werden. Im Jahre 1850 diente eine gering-

Das Hausklentfest in Bernau: Ehrenjungfrauen.
Originalzeichnung von F. Wittig.

Digitized by Google

fügige äußerliche Veranlassung, eine Uebertretung des Vereinsgesetzes, die der Richter mit der geringen Strafe von zehn Thalern ahndete, als Vorwand, den Verein zu schließen, Bibliothek und Inventar zu confisciren.

Die Fahne des Vereins aber wurde zum Bürgermeister Hedmann gerettet, und sein Geist erhielt sich in den alten Mitgliedern lebendig. Mit prophetischem Blicke in die Zukunft rief diesen im letzten Jahresberichte der wackere Vorsitzende Dr. Rieß den zuversichtlichen Trost zu: „Manches haben wir verloren, Vieles gerettet, und sollten wir uns auch ganz trennen müssen, das Volksbewußtsein, dessen Ausdruck der Verein war, bleibt und wird sich neue Formen schaffen."

Und als die Zeit erfüllt war, da hat das Volksbewußtsein sich denn auch wirklich neue Formen zu schaffen gewußt und den im Jahre 1850 aufgelösten Verein neu und lebensvoller als zuvor wieder erstehen lassen. Ganz war er allerdings niemals, auch nicht in der traurigen Olmützer Epoche, vom Schauplatze abgetreten: denn von den alten Mitgliedern, die voll treuen Eifers an dem Vereine hingen, wurde er auch ohne Statut, ohne Versammlungslocal aufrecht erhalten. „Wo die Sänger sangen," sagte später Rieß, „da war der Handwerkerverein; ja, wo zwei der Alten sich trafen, da war der Verein."

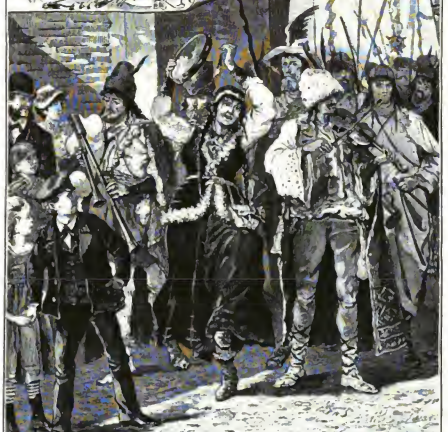
Als mit dem Antritte der Regentschaft des Prinzen von Preußen, des gegenwärtigen deutschen Kaisers, eine neue Aera des politischen und geistigen Ringens auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens begann, da mußte in den treu gebliebenen Mitgliedern der Gedanke Platz greifen, den Handwerkerverein wieder in's Leben zu rufen. Der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen" übernahm die Sache und übertrug dem unvergeßlichen Präsidenten Lette, der mit der Erfahrung und Besonnenheit des Greises die Begeisterung des Jünglings vereinigte, die Ausführung der schönen Aufgabe.

Unter seiner Leitung traten 1858 neun Mitglieder des 1850 aufgelösten Vereins zusammen, um die Statuten zu entwerfen und den Grundstein zu der neuen „Deutschen Volksakademie" zu legen, zu der sich der 1859 wieder erstandene Berliner Handwerkerverein in jedem Jahre mehr und mehr entwickelt hat. Lette, der treue Freund unseres verewigten Ernst Keil, blieb bis an sein Lebensende — er starb am 3. December 1868 — seiner geistigen Schöpfung treu. So groß und umfassend sein Wirkungskreis gewesen ist, am wohlsten hat er sich stets im Handwerkerverein gefühlt, der in ihm seinen Vater verehrte. Hier fühlte er sich daheim, als Bürger unter den Bürgern.

In Wilhelm Steinert, einem echten self-made man, wie die Amerikaner sagen würden, gewann der Verein einen ersten Vorsitzenden, wie er ihn brauchte, um alsbald eine bedeutende organisatorische und erzieherische Thätigkeit nach allen Seiten hin zu entfalten. — Steinert hatte seine Lehrjahre in der praktischen Schule der Vereinigten Staaten zurückgelegt, wohin ihn das Scheitern der Bewegung von 1848 getrieben; dann war er in die alte Heimath zurückgekehrt, um hier eine unter seiner Leitung berühmt gewordene Privatschule zu begründen. Der Jahresbericht von 1875 schildert diesen trefflichen Mann, der in den Jahren 1859 bis 1865 als erster Vorsitzender wirkte, als einen Feuergeist, eine durchaus schöpferische Natur, einen Quellenmenschen von sprudelnden, nie versiegenden Gedanken. Vereinssitte ist geblieben, was er vom ersten Tage an eingeführt; ihm dankt der Verein sein Vermögen, sein Grundstück, den edlen und zweckmäßigen Bau des Hauses, die Handhabung seiner Statuten, den Eifer des Vorstandes, die Gewissenhaftigkeit der Repräsentanten, den Geist, der die Lehrerschaft durchweht. Von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue, an den Sieg der Wahrheit glaubend, ein Kämpfer der Geistesfreiheit, hatte er knappe Formen, wirkte durch lebhafte Bilder; mit feurigem Wesen verband er eine außerordentliche Selbstbeherrschung, und, streng in den Anforderungen, war er milde in der Ausübung; auch ein kleiner Zug listiger Ueberlegenheit, mit Humor angewendet, fehlte ihm nicht.

Neben ihm wirkte als zweiter Vorsitzender der feingebildete, durch eine wahrhaft rührende Begeisterung für alles Schöne und durch wahre Menschenliebe ausgezeichnete Arzt Dr. Abarbanell, bis ihn der Tod dem Verein und seinen zahlreichen Freunden allzu früh entriß. Durch die von Verwandten und Verehrern gegründete Abarbanell-Stiftung, einen Fonds, dessen Zinsen alljährlich zu Unterrichtszwecken verwandt werden, ist das Andenken des edlen Mannes in würdigster Weise geschieht worden.

In die Fußstapfen dieser Männer traten auch die späteren Vorsitzenden, Franz Duncker, der fortschrittliche Abgeordnete und



Das Hussitenfest in Bernau: „Die Hussiten".
Originalzeichnung von F. Wittig.

Digitized by Google

Buchhändler, der bis zum Jahre 1879 mit nie ermattender Begeisterung den Handwerkerverein leitete, ihm zur Seite der jugendlich kräftige, leider allzu früh verstorbene Stadtgerichtsrath Lehfeldt, der niemals ermüdende Dr. Burg, der arbeitsfrohe Dr. Starck. Seit dem Jahre 1879 stehen Director Dr. Friedrich Goldschmidt, Dr. Starck und Oberlehrer Dr. Thurein an der Spitze des Berliner Handwerkervereins.

Wir haben schon erwähnt, daß der Verein dem rastlosen Eifer seines ersten Vorsitzenden Steinert den Erwerb eines besonders geeigneten Grundstückes und eines Vereinshauses verdankt, des ersten, das eigens für Arbeiterbildungszwecke in Deutschland errichtet worden ist. Nach einem im Vereine selbst festgestellten Plane aufgeführt, gewährt es den zahlreichen Mitgliedern würdige Versammlungs-, Unterrichts- und Erholungsräume. Der achtzig Fuß lange, sechszig Fuß tiefe und dreißig Fuß hohe Saal faßt über zweitausend Personen; in Verbindung mit dem daran stoßenden Garten reicht er für alle Jahresfeiten, selbst für die Festtage, an denen er auch den Familien der Mitglieder offen steht, vollkommen aus. Zwei Stockwerke des Vorderhauses bieten eine Reihe von Unterrichtszimmern, einen Zeichen- und einen Lehrsaal, sowie angemessene Räume für die Bibliothek und den Verkehr der Mitglieder. Das Erdgeschoß mit einem großen Tunnel ist für wirthschaftliche Zwecke eingerichtet.

Der Zweck des Handwerkervereins, die hohen Aufgaben, die er sich gestellt, sind heute noch dieselben, wie im Jahre 1844, da er begründet wurde, und wie sie in das Statut vom Jahre 1859 eingetragen sind: „allgemeine Bildung, tüchtige Berufskenntnisse und gute Sitte unter seinen Mitgliedern zu befördern". Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nennt das Statut: Vorträge, Besprechungen, Bibliothek und Lesezimmer, Unterricht zur Förderung allgemeiner und gewerblicher Fortbildung, sowie im Turnen und Gesang, ferner gesellige Vergnügungen, an welchen, gleichwie an den hierzu besonders bezeichneten Vortragsabenden, auch die Familien der Vereinsmitglieder theilnehmen können. Indem diese Mittel mit der allgemeinen Bildung zugleich die körperliche und geistige Gesundheit der Handwerker heben, sind sie gleichzeitig von dem bedeutendsten Einfluß auf die Verbesserung ihrer materiellen Lage. Unmittelbar gefördert wird die letztere, wie die Weltausstellungs-Denkschrift von 1867 sich ausdrückt, insbesondere durch die Verbreitung tüchtiger Berufskenntnisse, welche durch naturwissenschaftliche und technische Vorträge aller Art, durch die Erschließung der gewerblichen Literatur in Büchern und Zeitschriften, durch die persönliche Berührung mit hervorragenden Kennern der Industrie, endlich aber auch durch Specialunterricht im Zeichnen und Modelliren und in verschiedenen fachlichen Vorkenntnissen und Fertigkeiten ertheilt wird.

Gemeinschaftliche Versammlungen des Vereins finden jetzt wöchentlich dreimal statt (Montags, Mittwochs und Sonnabends). Den Mittelpunkt dieser Versammlungen, an denen, soweit der Gegenstand dies angemessen erscheinen läßt, auch Frauen theilnehmen können, bilden die Vorträge, welche alle Zweige gemeinnützigen Wissens, mit Ausschluß des politischen und religiösen Gebietes, umfassen. Alle Vorträge sind unentgeltlich und werden von den Lehrern des Vereins nach Maßgabe eines vierteljährlich festgestellten und veröffentlichten Lectionsplanes gehalten. Meist auf klare und abgerundete Erörterung einzelner Fragen angewiesen, dehnen sie sich nicht selten zu einer Reihe zusammenhängender Darstellungen aus. Die Vorträge behandeln in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl Gegenstände aus der Technologie, den Handelswissenschaften, dem Gewerbe, der Volkswirthschaft, den Naturwissenschaften.

Aber auch Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, Geographie und schöne Literatur fehlten selten auf den Lectionskatalogen. Diese Vorträge finden stets ein aufmerksames, schier andächtiges Publicum, und wer die Reichshauptstadt besucht, um ihre großartige Entwickelung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Kunst und Wissenschaft kennen zu lernen, sollte ja nicht versäumen, das stattliche Vereinshaus in der Sophienstraße zu besuchen, in den mit den Bildnissen Lehfeldt's, Steinert's und den Büsten von Schultze-Delitzsch, Lette, Jahn geschmückten Saal zu treten, wo die Fahne mit dem sinnigen Symbol drei sich die Hände reichender Gestalten — Gelehrter, Künstler und Handwerker — herabwallt, wo dicht gedrängt die Mitglieder mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorträgen lauschen.

Die Vortragsabende werden nach alter Sitte mit einem gemeinschaftlichen Gesange — meist eines beliebten Volksliedes — begonnen, und an den Vortrag schließt sich regelmäßig die Beantwortung und Besprechung von Fragen an. Nichts am Himmel und auf Erden bleibt von der Frage- und Forschungslust der Mitglieder unberührt. Der Spott über die vielen thörichten Fragen ist wohlfeil; faßt man aber die Gesammtheit derselben in's Auge, so überrascht nach Carl Frenzel's treffender Bemerkung die Theilnahme, die das Volk der Wissenschaft entgegenbringt, sein gesunder praktischer Sinn, der nicht in die metaphysische Unendlichkeit, sondern nach einer bestimmten Etkenntniß trachtet. An einzelnen Abenden finden unter der Leitung von Lehrern des Vereins Discussionen der Mitglieder über zeitgemäße gewerbliche Fragen statt: an anderen werden declamatorische Uebungen, die jetzt unter Franz Duncker's vortrefflicher Leitung stehen, geboten.

Die Vorträge, die Fragenbeantwortung und die Besprechungen an den Vereinsabenden gewähren der Gesammtheit der Mitglieder mannigfaltigste Anregung, welche durch eine reichhaltige Bibliothek und ein Lesecabinet wesentlich unterstützt wird, in welch letzterem gegenwärtig zweihundertzwanzig Zeitungen und Journale, darunter viele sächsischen Inhalts, ausliegen. Der Unterricht ist dagegen dazu bestimmt, nicht der Gesammtheit der Mitglieder, sondern dem Einzelnen die Gelegenheit zu ernster Fortbildung zu bieten.

Es gilt hier, die Lücken des Schulunterrichts zu ergänzen und das, was in jahrelanger harter Arbeit an Schulkenntnissen verloren geht, zu ersetzen; es gilt, durch Unterweisung im Gesang und im Turnen geistige und leibliche Frische dem Handwerker immer rege zu erhalten; endlich ihm die Mittel zu gewerblicher Vorbildung und zur Vervollkommnung in seinem Fache zu gewähren. Nach allen diesen Richtungen hin finden seit nunmehr einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahren ununterbrochen Unterrichtscurse im Verein statt, an denen sich regelmäßig eine sehr große Zahl von Schülern betheiligt. Der Unterricht erstreckt sich auf Rechnen, Schönschreiben, Lesen, Rechtschreiben, Geschäftsaufsätze und Stilübungen, Briefstil, Geometrie, Vaterlandskunde, Geographie, Geschichte. Besondere Curse sind für doppelte Buchführung, französische und englische Sprache, Gesang, Bau- und Maschinenzeichnen, Turnen, Literatur und deutschen Aufsatz, kaufmännisches Rechnen, einfache Buchführung und Wechselkunde eingerichtet worden.

Dieser Unterricht wird grundsätzlich gegen Entgelt ertheilt, und die Beiträge der Lernenden fließen zur Vereinskasse, aus welcher die Lehrer besoldet und die sonstigen Kosten des Unterrichts bestritten werden. Die Honorare sind indeß sehr mäßig und decken den erforderlichen Aufwand nicht. Der von der Vereinscasse geleistete jährliche Zuschuß für den Unterricht hat seit einer Reihe von Jahren eine Erhöhung erfahren durch eine Unterstützung von 1000 Mark, welche der Magistrat, und von 500 Mark, welche der Unterrichtsminister gewährt.

Der lebhafte Wunsch der Mitglieder nach tüchtiger fachlicher Ausbildung hat ferner im Jahre 1865 zur Errichtung einer besonderen Schule für Bauhandwerker geführt. Unter Leitung von Architekten, welche der Lehrerschaft angehören, gewährt die Baugewerkschule den jungen Bauhandwerkern des Vereins die nöthige theoretische Fachbildung, sodaß sie sich in der Praxis mit Vortheil bewegen können und auch die Meisterprüfung zu bestehen im Stande sind. Die außerordentliche Vortrefflichkeit dieses Instituts, das von einem besonderen Curatorium geleitet wird, ist von den Staatsbehörden dadurch anerkannt worden, daß der Unterrichtsminister demselben eine Beihilfe von 3000 Mark für die allgemeinen Kosten und von 1000 Mark zur Beschaffung von Lehrmitteln alljährlich gewährt hat. Auch durch den gemeinschaftlichen Besuch großer gewerblicher Etablissements und Kunstsammlungen wird auf die allgemeine und die gewerbliche Bildung der Mitglieder fördernd eingewirkt.

Die Vergnügungen des Handwerkervereins ordnen sich zwanglos der allgemeinen Aufgabe unter und werden zu einem Mittel sittlicher Förderung, körperlicher und geistiger Gesundheit.

Gar häufig werden den Mitgliedern die herrlichsten Kunstgenüsse geboten, und die gefeiertsten Künstler scheuen sich nicht, ihre Kunst im Saale des Handwerkervereins vor einem dankbaren Publicum zur Geltung zu bringen. Unter Leitung des königlichen Domsängers Herrn Knorre wird auch an einem der wöchentlichen Vortragsabende einstimmiger Volksgesang geübt.

Wir könnten unsere Darstellung der Mittel, durch welche der Verein seinen idealen und zugleich im eminenten Sinn praktri-

Digitized by Google

schen Zweck zu erreichen strebt, noch viel weiter ausdehnen, ohne erschöpfend zu sein, da der Verein nicht still steht, sondern sich immer weiter entwickelt. Wir fügen nur noch hinzu, daß die Mitgliedschaft des Berliner Handwerkervereins jedem unbescholtenen Manne freisteht, welcher das siebenzehnte Lebensjahr vollendet hat und einen monatlichen Beitrag von dreißig Pfennig zahlt.

Die großen politischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts, die Entwicklung des politischen Vereinswesens insbesondere, haben leider in den letzten Jahren nicht unerheblich dazu beigetragen, einen Rückgang in der Mitgliederzahl unseres Vereins, die gegenwärtig indeß immerhin noch 1500 bis 2000 betragen mag, herbeizuführen. Es ist indeß zu erwarten, daß, wenn erst die politische Krisis, in welcher sich unser Vaterland gegenwärtig befindet, überwunden sein wird, wenn die Tage der ruhigen stetigen Entwicklung unseres staatlichen Lebens zurückgekehrt sein werden, auch der Handwerkerverein wieder in umfassenderer Weise sein wird, was er stets gewesen: eine Volksakademie für jeden aufstrebenden Gewerbetreibenden, Handwerker und Arbeiter, für jeden Mann aus dem Volke, der im Verkehr mit gleichgesinnten Genossen seinen Gesichtskreis zu erweitern und unter der Anleitung von Gelehrten und Künstlern sowohl allgemeine wie auch gewerbliche Bildung zu erlangen strebt.

Heinrich Steinitz.

Der „ewige Friede" — ein Menschheitsideal.

„Ein furchtbar wildes Schreckniß ist der Krieg," ruft der Dichter, und doch hat dieses Schreckniß bestanden, so lange Menschen und Völker bei einander wohnen. Schon für den Einzelnen weckt der Eingriff in die Sphäre seines Ich den Trieb zum Widerstande, und so entstand nach der biblischen Legende schon in der zweiten Generation des Menschengeschlechts das furchtbare Verbrechen des Brudermordes. Als sich die Ichsphäre des Einzelnen dann erweitert hatte zu dem Begriffe des Volkes und der Nation, entstand in dem Kampfe des einen geschlossenen Ganzen gegen das andere der Krieg. Den Drang nach Erweiterung der Grenzen von Besitz und Macht, also den Krieg, löst andererseits wieder der Drang nach Erhaltung des Gewonnenen ab — und das bedeutet den Frieden. Dieser Sehnsuchtsdrang nach Frieden geht durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch. Je älter sie wird, desto stärker wird dieser Drang, genau wie im Leben des Menschen. Er wird in einem Volke um so anhaltender und mächtiger, je mehr dasselbe kulturell sich entwickelte und je mehr alsdann durch einen Krieg die geistigen und materiellen Güter auf's Spiel gesetzt werden. Seit Langem schon geloben sich daher die kriegführenden Parteien in ihren urkundlichen Friedensschlüssen „ewigen Frieden" — aber hinter den Paciscenden steht mit ironischem Spotte der Mephisto der Weltgeschichte und lächelt über das papierne Gelöbniß, das noch Niemand gehalten hat.

Aber alle Mißerfolge haben den Ruf nach einem dauernden ewigen Frieden nicht zum Schweigen gebracht. Gerade in unserem Jahrhundert ist er lauter und lönender ertönt als je, nachdem ihm der große Weise in Königsberg, Immanuel Kant, einen maßgebenden Ausdruck verliehen. Kant hat mit seiner Schrift über den „Ewigen Frieden" zuerst die Gewalt der „öffentlichen Meinung" auf den zur Lösung der großen Frage geöffneten Kampfplatz geführt. Vordem fehlte es auch nicht an Versuchen, das Problem zu lösen, aber diese Lösungen basirten alle auf der äußeren politischen Macht, auch erwies sich das als die größte Garantie, aber da alle Machtverhältnisse immerfort etwas Schwankendes haben und der Zeit unterworfen sind, so blieb diese Garantie stets eine unsichere, abgesehen davon, daß dieses Recht des Stärkeren vielfach in die Lage kam, sich den Frieden erst durch den Krieg zu erzwingen. Hielten daher auch große politische Weltreiche, wie das römische, den Krieg im Innern von sich ab, so tobte er meist um so heftiger an den beständig bedrohten Außengrenzen.

Aber schon bei der späteren Nachgründung der römischen Weltherrschaft durch die deutschen Kaiser spielte neben dem Kriege draußen in Wälschland und dem Morgenlande beständig der kleine Krieg im Innern, und man hatte Noth, wenigstens in den der Kirche geweihten Zeiten den „Gottesfrieden" aufrecht zu erhalten. Schoß dieses Fehdewesen einmal zu stark in die Blüthen, so streckte der Kaiser bänend seine Hand aus und gebot den „Landfrieden". Hier hatte alle Fehde auch gesetzmäßig ein Ende — „für ewige Zeiten" lautete das Gebot, in Wahrheit aber nur bis dahin, wo eine Erneuerung des Gebots dringend wieder nothwendig wurde. Eines der wichtigsten dieser kaiserlichen Friedensinstrumente war der auf dem Reichstage zu Worms durch Kaiser Maximilian den Ersten im Jahre 1495 ausgebrachte ewige Landfriede. Hier hatte der Begriff des ewigen Friedens bereits eine urkundliche Fassung erhalten.

Eine weitere Ausdehnung erhielt derselbe im Kopfe des durch seine Toleranz- und Humanitätsideen ausgezeichneten Königs Heinrich des Vierten von Frankreich. Er drängte in ihm nach Verwirklichung, und Heinrich fand dieselbe in der Form eines christlichen Staatenbundes, der alle europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands und der Türkei umschließen sollte, nachdem zu diesem Zwecke die einzelnen Territorien eine entsprechende annähernd gleichmäßige Abrundung erfahren hatten.

Dabei sollte freilich Frankreich nicht blos am besten wegkommen, sondern auch die Führerschaft im Bunde erhalten. Heinrich dachte allen Ernstes daran, die abenteuerliche Idee zu verwirklichen. Ein zwischen Protestanten und Katholiken über die Erbfolge in Cleve ausgebrochener Streit sollte ihm zunächst die Gelegenheit geben, zu Gunsten der Ersteren zu intervenieren und damit den Anfang für weitere Thaten zu gewinnen, und schon waren alle Zurüstungen fertig, als der mörderische Dolch des Jesuiten Ravaillac den königlichen Urheber des kühnen Plans und damit diesen selbst vernichtete.

Auch der große Heros des Krieges, Napoleon der Erste, beziehnete gern als Ausgang seiner kriegerischen Thaten die Gründung eines allmächtigen Friedensreichs. Das Reich Karl's des Großen sollte unter seinen blutigen Händen wieder erstehen und durch den Hochbund einer Macht die kriegerischen Leidenschaften der Völker fortan in Fesseln legen.

Eine weitere politische Kundgebung der Idee des ewigen Weltfriedens war die Gründung der „Heiligen Allianz". Nach den langen, schweren Kriegsjahren machte sich das Friedensbedürfniß mächtiger als je fühlbar, und unter diesem Gefühle schlossen die kriegsverbündeten Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland jenen ganz auf mystischer, frommer Grundlage aufgebauten Dreibund. In der Vertragsurkunde vom 26. December 1815 erklärten die Verbündeten, „sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten, wie in den politischen Verhältnissen mit jeder anderen Regierung blos die Vorschriften jener heiligen (das heißt christlichen) Religion zur Richtschnur zu nehmen, nämlich die Vorschrift der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens". Sie luden auch alle anderen Mächte, welche von der gleichen Einsicht getragen würden, „daß die christlichen Wahrheiten künftig auf die menschlichen Schicksale gehörig Einfluß haben würden", zur Theilnahme an dem Bunde ein. Nur den Papst und die Pforte hatte man von vornherein ausgeschlossen, während der König von England den Beitritt unter Berufung auf seine verfassungsmäßige Unselbstständigkeit ablehnte.

Die Aufnahme des seltsamen Actenstücks im Volke war eine sehr geteilte. Man muthmaßte vielfach, daß es dabei weit weniger darauf ankam, Frieden unter den Völkern zu stiften, als gewisse liberale Regungen zu unterdrücken, und ging in dieser Vermuthung auch nicht fehl.

Als ein weiterer Versuch, im Wege der Machtstellung den Frieden dauernd herbeizuführen, hat die Gründung des durch die fünf Großmächte im Lothe gehaltenen europäischen Gleichgewichts zu gelten, das sehr bald an der eigenen gegenseitigen Eifersucht zu Grunde ging.

Eine der hauptsächlichsten äußeren Friedensgarantien ist — so sehr auch die Sache sich selbst widerspricht — die gegenseitige Kriegsbereitschaft der Völker, die auf dem alten Grundsatze beruht: „si vis pacem, para bellum" („Willst du den Frieden, so rüste zum Kriege"! Aber gerade dieser „gerüstete Friede", der dem Wohlstande der Länder oft härtere Wunden schlägt, als die Kriege, hat die Sehnsucht nach dem „Ewigen Frieden" nur immer lebhafter angefacht.

Digitized by Google

Neben diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der praktischen Politik war auch die theoretische Behandlung des Themas einhergegangen. Die Literatur hatte sich des Stoffes bereits vielfach bemächtigt. Die erste schriftliche Bearbeitung fällt einem Franzosen, dem Abbé de Saint Pierre, zu. Seine im Jahre 1713 erschienene Broschüre: „Projet de l'aix perpetuelle entre les potentats de l'Europe" („Plan eines ewigen Friedens unter den Herrschern Europas") erregte sensationelles Aufsehen und wurde in alle europäische Sprachen übersetzt. Saint Pierre gründete die Herstellung des ewigen Friedens einfach auf das Einverständniß der europäischen Höfe und Cabinete.

Nach dieser Erstlingsidee literarischen Bürgerrechts kam der Gedanke wiederholt und in der verschiedensten Weise zum Ausdruck, so in den Schriften Rousseau's und später durch Herder in dessen Briefen zur Beförderung der Humanität.

Am epochemachendsten und ihre Folgerungen bis weit hinein in die Gegenwart tragend war aber die bereits erwähnte Abhandlung Kant's: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf." Das Jahr der Entstehung der Schrift (1795) fällt mit dem des Baseler Friedens zusammen und macht die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß dieser Friedensschluß, einer der traurigsten unter denen, welche die deutsche Geschichte zu verzeichnen hat, dem greisen Philosophen die Veranlassung gab, die liegebende Frage näher zu erörtern. Nach diesem Friedensschlusse zwischen Preußen und dem republikanischen Frankreich blieb das linke Rheinufer im Besitze der siegreichen französischen Feldherren, und ein geheimer Artikel nahm bereits die förmliche Abtretung in Aussicht. Er zerriß durch das einseitige Vorgehen Preußens Deutschland in zwei Hälften; das Reich als solches war factisch aus einander gefallen, noch ehe der Friede von Luneville seine Auflösung formell sanctionirte, und dieser Friede, sagte man sich allgemein, war nur die Etappenstation für neue Kriege. Der Kantische Entwurf ging aus der allgemeinen weltschmerzlichen Stimmung hervor, die sich schon in der ironisirenden Vorrede aussprach, mit welcher der große Denker die Schrift einleitete, und in der Art, wie er das Ganze in das Gewand eines Friedensinstrumentes mit seinen Präliminar-, Definitiv- und Zusatzartikeln einkleidete.

Als erstes Bedingniß für die Erreichung des angestrebten Zweckes stellt Kant die Nothwendigkeit auf, daß alle Staaten eine republikanische Verfassung haben. Darunter verstehe er nicht Republiken im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Staaten mit repräsentativer Verfassung, also auch constitutionelle Monarchien im heutigen Sinne.

„Wenn," schreibt er, „die Beistimmung der Staatsbürger dazu erforderlich wird, um zu beschließen, ob Krieg sein solle oder nicht, so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müssen, sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen."

Als die zweite Voraussetzung galt Kant der Zusammentritt dieser freien Staaten zu einem Völkerbunde. Die Staaten pflegen ihr Recht nicht im Wege des Processes, sondern im Wege des Krieges zu verfolgen, durch den dem Kriege folgenden Frieden wird aber das Recht nicht entschieden, da ja jeder der Entscheidenden Richter in eigener Sache ist: es werde hierdurch zwar dem Kriege, aber nicht dem Kriegszustande ein Ende bereitet, gleichwohl aber wird von der im Staate herrschenden, moralischen, gesetzgebenden Gewalt der Krieg verdammt und der Friede zur Pflicht gemacht; folglich, sagt Kant, muß an die Stelle des bloßen Friedensvertrages der Friedensbund treten, der nicht blos den einen, sondern jeden Krieg zu beenden strebt. Die Ausführbarkeit dieser Idee scheint dem Philosophen vollkommen sicher. Er führt die logische Gedankenreihe in folgender Weise weiter: so gut wie der einzelne Staat zu seinen Gliedern sagt, es soll unter uns kein Krieg sein, müsse er auch sagen können, es soll kein Krieg zwischen mir und andern Staaten sein, obgleich ich keine oberste gesetzgebende Gewalt anerkenne, die mir Richter ist oder der ich Richter bin. Es soll, nach Kant, dieser Gedanke verwirklicht werden, indem an die Stelle dieser zwingenden richterlichen Gewalt der bürgerliche Gesellschaftsbund, der freie Föderativbund tritt, den die Vernunft schon mit dem Begriffe des Völkerrechts nothwendig verbinden müsse.

Richtiger, meint er, würde freilich die Vereinigung aller Nationen in einem Staate, die Gründung einer Weltrepublik, die nach und nach die ganze Erde umfaßte, die Frage lösen. Eine solche Ordnung der Dinge werde aber von den um ihre Selbstständigkeit besorgten Staaten verworfen. Folglich habe der Völkerbund dafür einzutreten.

Ferner verlangt Kant, daß jeder Fremdling das Recht besitze, seiner Ankunft auf dem Boden eines andern Staates wegen nicht feindselig behandelt zu werden; dieses Recht wirde im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Staatsbürgerrecht das Weltbürgerrecht bilden.

Wenn nun aber, rechnet Kant weiter, die Gemeinschaft unter den Völkern einmal so weit vorgeschritten sein wird, daß die Rechtsverletzung an einem Platze der Erde an allen gefühlt wird, dann wird die Idee eines Weltbürgerrechts als eine nothwendige Ergänzung zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt aufgefaßt werden müssen und wird auch die allgemeinste Anerkennung dieses Rechtes fördern helfen. Durch den Sieg derartiger aufklärender und veredelnder Ideen wird aber der Menschheit der Weg zur Erreichung des ewigen Friedens geebnet.

Aber wo ist die Gewähr für die Erreichung und Erhaltung dieses Endzustands zu suchen?

Diese Gewähr, antwortet Kant, leistet keine Geringere als die große Künstlerin Natur. Aus dem mechanischen Laufe der Natur leuchtet überall Zweckmäßigkeit hervor. Sie will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte, und wenn auch die Natur auf der einen Seite die Abionderung der Völker begünstigt und durch die Verschiedenheit der Sprache und Religion unterhält, so werden die Völker doch bei anwachsender Cultur und der allmählichen Annäherung der Menschen zu einem Einverständnisse in ihren Grundsätzen gelangen, welches nicht durch die gegenseitige Schwächung, sondern durch das Gleichgewicht der Kräfte den Zustand eines ewigen Friedens herbeiführt. Ja, sogar der scheinbar größte Feind alles Friedlichen, der menschliche Egoismus, wird zuletzt zum besten Förderer des jenen glücklichen Zustand sichernden Weltbürgerthums. Er weckt insbesondere unter den Völkern den Handelsgeist, welcher des Friedens bedarf.

In einem Anhange zu seiner Abhandlung sucht sich Kant seinem Ziele noch auf rein philosophischem Wege zu nähern, und beschließt also seine Folgerungen: „Besteht die gegründete Hoffnung, daß der Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer in's Unendliche fortschreitenden Annäherung, verwirklicht wird, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich sogenannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach gelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt."

Die Kant'sche Schrift wurde zum Ausgangspunkte für alle nachherigen Kundgebungen und Bestrebungen auf dem von ihr durchforschten Gebiete. Von einzelnen Personen wie von ganzen Corporationen wurde die Idee weiter cultivirt. In dem fünften und sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts trat namentlich eine etwas abenteuerlich geartete Persönlichkeit für dieselbe in die Schranken, der amerikanische Friedensapostel Elihu Burritt. Ein „gelehrter Grobschmied", wie ihn seine Landsleute bezeichneten, trug er in seiner sinnigen Seele den Zug eines tiefen religiösen Empfindens, das sich jedoch nicht in frömmelnder Selbstbetrachtung gefiel, sondern nach der Verwirklichung humanitärer Ziele rang. Abschaffung der Sclaverei und Verbrüderung aller Völker war das große Lebensziel des kleinen Mannes. Hammer und Amboß niederlegend, durchwanderte er, die Bibel unter dem Arme und aus ihr die Beweise für seine Lehrsätze schöpfend, ein zweiter Bernhard von Clairvaux, die Vereinigten Staaten. Und als er dort fertig war, fuhr er über Das Meer und setzte in England das Werk der Friedensbekehrung fort. Seine „Olivenblätter des Friedens", kurze, kernige Ansprachen, sandte er in alle Zeitungen der denkenden Welt, wobei ihm seine außerordentliche Sprachkenntniß zu Hülfe kam.

In England fand er besonders in dem Nationalökonomen Richard Cobden, dem „Vater des Freihandels", einen Gesinnungsgenossen. Beide regten in Verbindung mit dem Belgier Duprétiaux die Bildung der Gesellschaft der Friedensfreunde an, welche wiederholt ihre Tagessatzungen abhielt, zuerst 1848 in Brüssel, dann in Paris, Frankfurt am Main, London ꝛc. Die lange Friedenspause schien den dort ausgesprochenen Wunsch, daß die Staaten sich zu dem gemeinsamen Beschlusse verbinden sollten, nie mehr sich zu bekriegen, sowie der Verwirklichung nahe bringen zu wollen. Cobden, ein einflußreiches Parlamentsmitglied, bekämpfte im Jahre 1853 daher die Interventionspolitik Palmerston's zu Gunsten der Türkei auf's Heftigste und erzielte auch glücklich ein Mißtrauensvotum

Digitized by Google

Beim Eltberklang. Nach dem Oelgemälde von L. Blume.

gegen den allmächtigen Minister, verlor aber dafür bei der nächsten Abgeordnetenwahl seinen Sitz an den Candidaten der Kriegspartei.

Eine besondere Aufbelebung des Friedensgedankens wurde von dem im Herbst 1867 nach Genf ausgeschriebenen internationalen Friedenscongresse erwartet, zu dem sich politische Capacitäten aus allen Ländern eingefunden hatten, u. A. der damals noch mit unbefleckten Lorbeer einherwandelnde Garibaldi. Aber gerade er war es, der die Resolutate des Congresses mit verleiten half, indem er denselben zu einer Demonstration gegen das Papstthum benutzte. Auch sonst wurden dort allerlei socialistische Glaubensbekenntnisse zu Markte getragen, die weit ab von dem Ziele gingen, und nur mit Mühe gelangte der Congreß zu einigen allgemeinen Beschlüssen.

Eine indirect ebenfalls auf das Ziel der Schaffung eines bleibenden Friedenszustandes hinarbeitende Schöpfung ist das im Jahre 1873 gegründete Institut für Völkerrecht (Institut de droit international), als dessen Hauptbegründer der deutsche Staats- und Völkerrechtslehrer Bluntschli (vergl. „Gartenlaube" 1881, Nr. 49) bezeichnet werden muß. Bluntschli sieht in Kant's „Ewigem Frieden" ein Werk, das beachtenswerthe Wahrheiten enthält, die zum Theil bereits in das Bewußtsein der Völker übergegangen sind und sicher noch eine Zukunft haben.

Die Debatte über die Frage des ewigen Friedens ist selbst theoretisch noch lange nicht geschlossen. Wie sehr hier noch die Meinungen im Unklaren liegen, documentirt die eigenthümliche Thatsache, daß in dem Kopfe des großen Schlachtendenkers Graf Moltke sowohl das Für wie das Wider kurz nach einander Raum gefunden haben. Während Moltke in seinem Antwortschreiben an einen sächsischen Landmann (1880) den Krieg als ein nationales Unglück bezeichnet, und zwar selbst den siegreichen, eine Meinung, die zwar leider noch keine allgemeine sei, aber in Folge einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker es doch in Zukunft werden könne, schreibt er ein Jahr darauf an Professor Bluntschli: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner Traum; der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung — ohne den Krieg würde die Welt versumpfen."

Als neuester Friedensapostel ist seltsamer Weise ein Maler aufgetreten, der Russe Wereschagin, dessen malerische Verkörperung der Kriegsgräuel die Tendenz verfolgt, den Krieg im Wege der Abschreckung zu beseitigen. Seine berüchtigte Pyramide menschlicher Schädel widmet er mit schneidiger Ironie allen Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.

Und trotz aller dieser Demonstrationen ist der Krieg gerade in den letzten Jahrzehnten wieder der Hauptgegenstand der weltgeschichtlichen Tagesordnung gewesen. Hat da der Friede wohl je auf einen Permanenzzustand zu hoffen? Bleibt der „Ewige Friede" nicht doch zuletzt ein schöner Traum, dessen Verwirklichung zwar der Logik der Philosophie, nie aber der Logik der Thatsachen unterfällt? Muß die Menschheit den Fluch Kain's ewig mit sich herumtragen? Soll es ihr nie vergönnt sein, sich der errungenen Güter des Friedens dauernd zu erfreuen?

Die Entwickelung der Menschheit weist auf einen langsamen, aber beständigen Fortschritt in intellectueller und sittlicher Hinsicht hin. Am Ende ihrer Entwickelung muß der Friede, der ruhige Genuß des Errungenen stehen — nicht der Krieg: denn er kann wohl Mittel, niemals aber Zweck sein. Es giebt kein Ideal des Krieges; es giebt nur ein Ideal des Friedens. Diesem Ideale, das zugleich mit dem höchsten Entwickelungsziele der Menschheit zusammenfällt, nähern wir uns immer mehr und nicht zuletzt erst durch das Mittel des Krieg, dessen reinigende und veredelnde Wirkung zugestanden werden soll.

Mit der wachsenden Selbstständigkeit und Besonnenheit der alternden Menschheit werden auch der Kriege immer weniger werden: denn die Menschheit bedarf ihrer nicht mehr. Bis dahin aber muß ihr Trachten dahin gehen, die bittere Arznei des Krieges nur in seltenen schweren Fällen anzuwenden, die Leiden zu mildern, die Wunden zu heilen, die Schäden zu bessern und das der Wahrheit, dem Guten und der Freiheit Gerettete und Errungene sich zu erhalten und für ihre weitere Entwickelung fruchtbringend zu machen.

Fr. Heldig.

Wie das Schweizervolk tagt.

Die Landsgemeinde von Uri.

„Wohlan, so sei der Ring sogleich gebieten!
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!
Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!"
Schiller.

Es war ein bewölkter, aber nicht unangenehmer Tag, an dem wir diesmal das Ländchen Uri betraten. Etwas wie eine feierliche Feststimmung lag auf der Gegend und auf den Leuten. Der See war ruhig und spiegelglatt, und die Berge schauten ernst herwieder, der der blaue Himmel über ihnen nicht lachen, die Sonne ihre Spitzen nicht vergolden wollte. Die Landleute erschienen überall in ihren Sonntagskleidern, meist einer Art kurzer nur bis zu den Hüften reichender Blousen von verschiedenen Farben. Erreichte man aber den nur eine halbe Stunde von Flüelen, dem Landungsplatze am Vierwaldstätterse, gelegenen Hauptort des Cantons, das aus der Tell-Sage weltbekannte Altdorf, so zeigte sich moderne Kleidung.

Der schmucke Flecken ist städtisch gebaut, und die Patricierhäuser mit ihren hohen Giebeln, verzierten Parterrefenstern und wappengeschmückten Thoren bieten einen charakteristischen Anblick dar, zu imponiren zum Theil, namentlich da nicht selten hübsche Lockenköpfchen mit feurigen Augen aus ihnen herausklugen. Bei den Damen waltet hier, wie in Graubünden, eine gewisse, fast italienische Lebhaftigkeit vor, als ob die Straße nach Italien, die man hindurchlet, ihren Einfluß ausübe; die Männer dagegen sind mehr von deutscher Ruhe und nordischem Ernst. Die restaurirte kolossale Tell-Statue mit lebendigem Ausdruck in der ganzen Figur, an deren Sockel Schiller's Worte stehen:

„Wohlan, o Herr!
Weil Ihr mich meines Lebens habt gefichert —
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.
Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt."

— diese Tell-Statue zeugt von der Pietät, mit welcher Uri fortwährend an der Tell-Geschichte hängt, deren Wahrheit dort zu bezweifeln nicht ganz rathsam wäre. Verbrennt auch nicht mehr, wie es vor hundert Jahren geschah, der Henker ein Buch, das die Aechte der historischen Kritik vertritt (wenn dies auch heute mit mehr Gründlichkeit und Erfolg geschieht, als damals), so wird doch jener romantisch ausgeschmückten Ueberlieferung in allen Cantonen der Schweiz immer lebhaftere Theilnahme gezollt.

Gerade seitdem die Wissenschaft die Existenz Tell's in Zweifel gezogen hat, ist nicht nur jene Statue in Altdorf neu errichtet, sondern ist auch das Rütli vom Bunde angekauft und ausgeschmückt worden, seit jener Zeit ist die Tell-Capelle auf der Tell-Platte neu gebaut worden, und der Maler Stückelberger arbeitet noch fortwährend an den prächtigen Fresken in ihrem Inneren.

Gegenüber der kühlig realistischen Tell-Gestalt mit dem emporgehobenen Pfeil nimmt sich an dem alten Thurm auf dem Hauptplatze Altdorfs das verschnörkelte Rococo-Gemälde vom Apfelschuß seltsam aus. Am diesen Thurm aber entwickelt sich jetzt reges Leben. Die freien Landleute von Uri sind von allen Seiten herbei geströmt, ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, und sammeln sich auf dem Platze des Hauptortes, in Menge aber stärken sie sich noch in den umliegenden, zahlreichen Wirthshäusern mit Speise und Trank auf das bevorstehende Werk der Ausübung ihres uralten Souverainetätsrechtes. Auch Frauen und Kinder haben sich aus dem Canton mit ihren Gatten und Vätern eingefunden; denn die „Landsgemeinde" ist, wie überall, ein Volksfest.

Jetzt, um halb elf Uhr, wird es Ernst. Ein Peloton Infanterie mit der alten Urnerfahne, dem schwarzen Stierkopf in gelbem Felde, die vielleicht manche Schlacht mitgemacht, zieht unter Musik auf, voran zwei Männer in mittelalterlicher schwarzgelber Tracht, mit mächtigen Hasthörnern auf den Schultern, und stellt sich vor dem Rathshause, an dessen Thor die frolzen Goldlettern S. P. Q. U. (Rath und Volk von Uri) prangen, in Reih'

und Glied auf. Bald erscheint, vom Fahnenmarsch begrüßt und mit geschultertem Gewehr empfangen, der Landammann von Uri, Herr Matheim, gefolgt von zwei Waibeln in den altertümlichen, rechts gelben und links schwarzen Mänteln und Dreispitze mit schwarz-gelben Cocarden auf den Häuptern: er begiebt sich in das Rathhaus. Auch die übrigen Regierungsmitglieder folgen nach und nach, meist stattliche Herren von militärischem Typus, Alle in schwarzer Kleidung. Nach einiger Zeit erscheinen sie wieder und nehmen in den bereit stehenden Kutschen Platz, auf den Vordersitzen die Waibel. Das Militär setzt sich unter Hörnerklang und Trommelwirbel in Bewegung; die Kutschen folgen: die Volksmenge drängt hinterdrein, und hinaus geht es auf der klassischen Gotthardstraße über den wild schäumenden brausenden Schächenbach nach dem Landsgemeindeplatz in Altdorf. Diesen Platz muß ein landschaftliches Genie zum Tagen der Landsgemeinde ausgewählt haben; denn eine herrlichere Scenerie läßt sich kaum denken: Eine saftig grüne Wiese seitwärts von der Straße, die sich amphitheatralisch aus der Thalsohle allmählich erhebt, dahinter eine mächtige Felswand von rothem Granit, gekrönt von dunklem Tannenwald und hinter diesem die schneegekrönten Häupter der Windgälle. Gegenüber aber, auf der andern Thalseite, erschließt sich uns ein nicht minder harmonisches Bild: In der Mitte ein abgerundeter grüner Berg, der Gaißberg, an dem Wiesen, Wälder und Sennhütten malerisch abwechseln bis hoch hinauf, und hinter seinen beiden Flanken, beinahe symmetrisch, die riesigen Bergzipfel des Uri-Rothstocks und des Spannortes, stark mit ewigem Schnee bedeckt; endlich im Hintergrunde, die beiden Thalseiten scheinbar verbindend, die sich duftsäblich in die Wolken verlierende zackige Gipfelgruppe des Bristenstocks.

In der Mitte dieser wundervollen Bergwelt nun, im ebenen Theile der Wiese, aber nahe am Berghange, ist aus rohen Brettern, die über Pflöcke gelegt sind, eine Art Circus von etwa dreißig Fuß Durchmesser mit nach außen sich erhöhenden Sitz- oder Stehplätzen errichtet. Im Mittelpunkte steht ein einfacher grünbedeckter kleiner Tisch, um den nach Maßgabe des Zuges der Landsammann und der Landschreiber, ein im Dienste des Landes ergrauter Mann der Feder, auf Stühlen Platz nehmen; sie breiten die amtlichen Vorlagen, Protokolle ꝛc. darauf aus.

Alsdann liegt ein Waibel das Schwert, das die Macht des Landes über Leben und Tod bedeutet, auf den Tisch. Auf der vordersten Bank des „Ringes“, links vom Landammann, nehmen die Regierungsglieder, rechts aber die Geistlichen Platz, unter ihnen zwei Kapuziner in ihren braunen Kutten und langen Bärten, vom Volke besonders ehrfurchtsvoll begrüßt. Auf dem äußersten Rande des „Ringes“ sitzen, Alles überblickend, die sieben schwarzgelben Waibel, deren Erster, der Landwaibel, sich nun erhebt und in hochdeutscher Sprache die Formel spricht:

„Was Cantons- und Landräthe, stimmfähige Landsleute und gesetzlich niedergelassene Schweizerbürger sind, die sollen in den Ring' treten; was aber nicht Cantons- und Landräthe, stimmfähige Landsleute und gesetzlich niedergelassene Schweizerbürger sind, die sollen vom „Ring' weggehen.“

Nachdem so die Spreu von den Körnern geschieden, erhebt sich unter allgemeiner Stille der Landammann und hält nicht hochdeutsch, wie der Landwaibel, sondern im reinsten Urneridialekt eine Eröffnungsrede an seine „getreue liebe Landsägi“, die sehr gewandt und durchdacht, aber völlig von ultramontanem Geiste erfüllt ist.

Er wolle, sagte Herr Matheim, indem er sich abwechselnd bald nach dieser, bald nach jener Seite des „Ringes“ wandte, nicht die andersgläubigen Mitbürger als Ketzer den Katholiken entgegensetzen, aber es geschehen Dinge namentlich in „Frankrych“ und „Dytschland“, daß darob jedes katholische Herz bluten müsse; der Kampf gegen diese Unterdrückung der Kirche sei ein schwerer, aber mit Beruhigung dürfen die Katholiken die Führung in diesem Kampfe dem „großen Papste Leo“ überlassen. Zum Schlusse seiner Rede forderte der Landammann die Anwesenden, deren siebenhundert bis achthundert sein mochten, zu einem Gebete für die glückliche Abwickelung der Landsgemeindegeschäfte auf, bestehend in fünf Vaterunsern und Ave-Maria; das Gebet wurde mit abgenommener Kopfbedeckung still verrichtet; dann nahm man die Geschäfte vor. So oft, was diesmal häufig vorkam, während der Verhandlungen Sonnenschein oder Regenschauer eintrat, kamen zwei dienstwillige Landsleute aus dem „Ring“ hervor und hielten Schirme über die Häupter des Landammanns und des Landschreibers. Unter dem Volke aber herrschte lebhafte Bewegung; der äußere Rand des „Ringes“ war angeschlossen der Verkündigung des Landwaibels ein beständiger Schauplatz des Auf- und Ablkletterns von Landsleuten nicht nur, sondern auch von Frauen, ja von Frauen, Mädchen und Jungen jeden Alters. Auf und an dem nächsten, von einer Capelle malerisch gekrönten Hügel, der eine treffliche Aussicht über die Landsgemeinde darbot, waren zahlreiche Zuschauer bunt hingelagert, und am Eingange der Wiese nach der Straße hin strömte es beständig aus und ein; denn es herrschte dort bei den zahlreichen improvisirten Verkaufsstellen reger Verkehr mit Brod, Confect und mannigfachen Lebensmitteln.

Und nun die Geschäfte der Landsgemeinde? Ja, die sind in der Regel ohne Interesse für Fernerstehende. Doch handelte es sich gerade dieses Jahr um einen nicht uninteressanten Gegenstand: Bis dahin gab es im Canton Uri keine amtliche Armenunterstützung, weder von Seite des Staates, noch der Gemeinde, sondern die Bedürftigen mußten von ihren Verwandten bis in den Grad der Geschwisterkinder hinaus unterstützt werden, was man Verwandtschafts- oder Armensteuer (urneriſch: Armesteyr) nannte. Seit Jahrhunderten müssen in Uri Anträge an die Landsgemeinde von einem „Siebengeschlecht“, das heißt von Männern aus mindestens sieben Geschlechtern (Familien) ausgehen. Ein „Siebengeschlecht“ beantragte Beschränkung der Verwandtschaftssteuer auf die auf- und absteigende Linie und Schaffung eines Gemeindebürgerrechtes zum Zwecke der Armenunterstützung durch die Gemeinden. Die bisherige Einrichtung war sowohl für die Armen wie für deren nicht begüterte Verwandte von großen Nachtheilen und oft sogar von harterm Drucke begleitet gewesen. Ein anderes „Siebengeschlecht“ hatte dagegen den Vorschlag angenommen beibehalten und wollte radicaler verfahren, indem es auf völlige Abschaffung aller Unterstützungspflicht der Verwandten antrug.

Die Mitglieder beider Siebengeschlechter mußten in das Innere des Ringes treten, und für jeden der beiden Anträge sprach ein Redner mit vieler Gewandtheit. Nachdem noch weitere „Landsleute“ für und gegen beide Anträge gesprochen, und zwar oft mit ziemlicher Derbheit, wurde, wie in der Schweiz bei allen offenen (nicht schriftlichen) Abstimmungen gebräuchlich ist, durch Aufheben der Hand abgestimmt. Der Antrag des ersten „Siebengeschlechtes“ erhielt die Mehrheit, und die Regierung wird nun nächstes Jahr eine bezügliche Vorlage an die Landsgemeinde zu bringen haben.

Unter den übrigen Verhandlungen war von einigem und zwar humoristischem Interesse nur das Gesuch eines seit zwanzig Jahren in Altdorf lebenden badischen Schneiders um das urneriſche Cantonsbürgerrecht. Um ihm dies zu einem billigen Preise zu erwirken, wies sein Anwalt darauf hin, daß der Petent, seinem Berufe gemäß, kein Großvieh, sondern blos Ziegen halte und daher die Einkünfte der Allmeinde (Gemeindeweide) nicht stark schmälern werde. Der Ziegen haltende Schneider mußte sich aus dem Ringe entfernen, während über ihn abgestimmt wurde, und draußen sehen wie Heinrich der Vierte in Canossa; seine Aufnahme erfolgte aber ohne Anstand, und er trat als richtiger Urner wieder in den Ring zurück.

Nach den eigentlichen Verhandlungen kamen die Wahlen an die Reihe. Herr Landammann Matheim erklärte mit Entschiedenheit, von seiner hohen Stelle zurücktreten zu wollen, und nach vielen seiner Amtsführung gespendeten Lobe wurde ihm endlich entsprochen und der Landesstatthalter Karl Müller („Korli Müller“ bezeichnete ihn mit mein Nachbar) an seine Stelle gewählt, die er denn auch sogleich, von Collegen und Geistlichen warm beglückwünscht, am Tische einnahm, während Herr Matheim sich in den Ring begab.

Bei jeder folgenden Wahl wurden lange Reden, bald Empfehlungen, bald Ablehnungen beqweckend, gehalten, besonders lebhafte aber bei der Wahl der Ständeräthe (Vertreter des Cantons als solcher in der schweizerischen Bundesversammlung): man betonte mit heftigen Ausfällen gegen die liberale Mehrheit der schweizerischen Räthe die Nothwendigkeit, daß Uri durch conservativkatholische Männer in Bern vertreten werde.

Nach fünfthalbstündiger Dauer wurde die Landsgemeinde ohne weitere Förmlichkeit geschlossen. Schon vorher waren die Bänke des Ringes stark gelichtet, namentlich hatte sich die Geistlichkeit schon frühe entfernt: nun brach auch der schwache Rest der Anwesenden auf, und der Zug setzte sich in gleicher Ordnung, wie er hergekommen, wieder nach Altdorf in Bewegung, wo sich

Digitized by Google

denn das souveraine Volk, nach erfüllter Pflicht, bei Tanz und Musik, bei Lieder- und Becherklang gütlich that und seine selbstgewählte Obrigkeit hoch leben ließ.

Und wie lange wird diese Eigenthümlichkeit der kleinen Cantone noch dauern?

Das ist schwer zu sagen — gewiß aber nicht ewig. Es ist eine zu große Anomalie, daß gerade in denjenigen Cantonen, in welchen nie eine gesetzlich anerkannte Aristokratie bestanden hat, ein factischer Adel des ehemaligen rechtlichen der Städte überdauert, daß gewisse Familien im Besitze der Aemter bleiben, weil deren Glieder ihres Reichthums wegen allein im Stande sind, dem Lande ohne Gehalt zu dienen; sie müßten ja keine Menschen sein, wenn sie dies blos aus Pflichtgefühl und nicht auch aus Ehrgeiz thäten. Vor Kurzem erst begann die Gotthardbahn mitten durch Uri Menschen und Güter, Vertreter einer neuen Zeit, in größerer Menge als je zuvor zu tragen, und so seit ist Uri trotz seiner Berge nicht, daß es dem Einflusse freisinniger und weltbürgerlicher Ideen auf die Dauer widerstehen könnte. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes steuert — wir freuen uns dessen nicht, können es aber auch nicht bestreiten und noch weniger verhindern — in entschiedenstem Maße einer Nivellirung entgegen, und diesem Schicksale kann kein Volksstamm, er mag noch so conservativ sein, widerstehen.

O. Henne-Am-Rhyn.

Blätter und Blüthen.

„Die Gartenlaube" und der deutsche Lehrerstand. Wir freuen uns, schon heute laut aussprechen zu können, was wir bei der Veröffentlichung des Artikels mit der obigen Ueberschrift in Nr. 23 wohl glaubten denken zu dürfen: wir wissen nun, daß durchaus nicht der ganze deutsche Lehrerstand, wie allerdings die betreffenden Zeitungen behauptet hatten, sondern nur ein Bruchtheil desselben hinter jenem Angriffe gestanden. Es sind in den wenigen Tagen seit dem Erscheinen unserer Erwiderung auf die Angriffe der dort berührten Lehrer-Zeitungen so viele uns so herzliche Briefe aus der Lehrerwelt, und zwar aus den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes, bei uns eingetroffen, daß wir nicht umhin können, schon heute dafür öffentlich unsern Dank darzubringen. Leider dürfen wir uns nicht gestatten, von diesen Einsendungen vollen öffentlichen Gebrauch zu machen, aber zu verschweigen brauchen wir ebenso wenig, daß in allen sich ernste Entrüstung über das Gebahren jener Uebereifrigen äußert, die als „ein Gegenstand der Verwunderung aller Vernunftlesenden" bezeichnet werden. Man findet die Annahme, daß der Schulmeister im „Friedensstörer" eine Verkennung des deutschen Lehrerstandes und eine Schädigung der Volksbildung sei, noch weit ironischer, als den Schulmeister selbst, und sagt mit würdiger Beachtung der Lage: „Gerade heutzutage, wo der Ultramontanismus so stolz das Haupt erhebt und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die schönen Errungenschaften auf dem Gebiete der Volksschule wieder zu vernichten sucht, ist es doppelt verwerflich, die beste und thatkräftigste Vorkämpferin auf diesem Gebiete durch nichtsbedeutende Anschuldigungen zu verunglimpfen, und kann Solches dem Lehrerstand keine Ehre machen." — Und wenn wieder ein Anderer den Wunsch ausspricht: „die geehrte Redaction wolle auch fernerhin ihre so wohlschätzenden Sympathien dem deutschen Lehrerstand zuwenden" — so haben wir darauf nichts zu erwidern als: „Es bleibt beim Alten!" **D. Red.**

Noch einmal: „Zum Jahrestage des Hambacher Festes."* Bei Gelegenheit des fünfzigsten Jahrestages des Hambacher Festes sind in einem rheinischen Provinzialblatte Angriffe laut geworden gegen das Andenken eines der Hauptführer der Opposition in der baierischen Kammer und der Reformbewegung der Rheinpfalz, während der Jahre 1830 bis 1832 — gegen das Andenken Friedrich Schüler's aus Zweibrücken. Dem gegenüber fühle ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß Schüler's hauptsächlichster politischer Kampfgenosse, mein Vater, Joh. G. Aug. Wirth, von Friedrich Schüler stets mit Ausdrücken der größten Hochachtung gesprochen hat, als von einem ebenso hochbegabten wie edlen Patrioten, einem Manne, an dem jeder Zoll ein Gentleman!

Max Wirth.

* Bekanntlich ist die Jubelfeier dieses Festes, welche noch vor zehn Jahren angesetzt abgehalten werden konnte, bei nunmehr gänzlich veränderten Verhältnissen politisch verboten worden.

Beim Citherklang.
(Mit Abbildung Seite 433.)

Kein Saitenspiel klingt uns mit solcher Gewalt,
Wie die Cither; sie zwingt uns, ob Jung oder Alt —

Sie zwingt uns zu einer Lustsingen und Tanz,
Ob Schmerz auf dem Scheitel, ob blühender Kranz.

Ob Männlein, ob Weiblein, wenn's Herz nur erst lacht
So fährt in die Beine der Zauber mit Macht.

Da hat es die Jüngste schon selber erlebt,
Wie an Großvaters Arm sie im Tanze hinschwebt.

Sie schwebt, und er juchzet und donnert dazu
Auf dem Boden den Tact mit dem ungeheim Schuh.

Ein Jünger, der alt thun — verlach' ihn der Spott!
Ein Alter in Jugendlust — den segne Gott!

Fr. Hofmann.

Kleiner Briefkasten.

B. G. in Potsdam. Das Markenordnerwesen in der deutschen Armee wurde durch das Reglement vom 7. Mai 1875 geregelt. Dasselbe stellt die Zahl der Markefender und ihrer Gehülfen für die einzelnen Truppentheile fest. Nach dem Wortlaut dieses Reglements dürfen im Kriegsfalle nur Leute des Beurlaubtenstandes, vorzugsweise aber Solche, die der Landwehr angehören, als Markeforder angestellt werden. Die Markefender, denen es gestattet ist, ihre Frauen als Gehülfen mitzuführen, tragen Dienstmütze und Achselstücke ihrer Truppentheile, erhalten Löhnung, Verpflegung und Ration für ihre Pferde und werden bei etwaigen von ihnen begangenen Vergehen nach den Militärstrafgesetzen abgeurtheilt.

Fr. Schm., Delsitz., Hamburg. Was Sie uns zumuthen, ist die Erlassung einer Art Steckbriefs. Das ist Sache Ihrer Behörde.

A. W. in Ravensburg. Anwort auf Ihre Anfrage finden Sie in jedem guten Conversationslexicon.

M. in Str. Sie haben Recht: Es sind Sperlinge.

A. J. in Brünn. Redactionsgeheimniß!

Elise Z. in Braunschweig. Ihre „Annonce" wurde wohl irrthümlich an „die Redaction der „Gartenlaube" gerichtet: Sie meinten wahrscheinlich die „Allgemeinen Anzeigen zur „Gartenlaube", mit welchen die Redaction der „Gartenlaube" nichts zu thun hat. Wenden Sie sich an die Administration derselben!

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

An der Spitze des nächsten Quartals wird die bereits angekündigte fesselnde Erzählung

„Bob Zellina" von Karl Theodor Schultz

ihren Platz finden, der sich mehrere andere Novellen, so namentlich „**Der Kampf um die Haide**" von Stefanie Keyser, anschließen werden.

Aus der Zahl der demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikel heben wir vorläufig hervor: „**Garibaldi**", eine Charakteristik des großen Revolutionärers, von Johannes Scherr, weitere Beiträge „**Aus der Tamariskenschule**" von Professor Esmarch (in Kiel), „**Das historische Festspiel in Rothenburg ob der Tauber**" von Karl Braun-Wiesbaden, „**Der Londoner Silbermarkt**", von W. Hasbach, „**Die Magdeburger Börde**", „**Skizzen aus der Fränkischen Schweiz**", sowie die Fortsetzungen der Aufsätze „**Bilder von der deutschen Ostseeküste**", illustrirt von Robert Ahmus, und „**Um die Erde**", mit Illustrationen von Rudolf Cronau.

Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit, daß die Lieblings-Erzählerinnen der „Gartenlaube"

E. Marlitt und **E. Werner**

größere Beiträge unter der Feder haben.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 27. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Bob Jellina.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

Der Commerzienrath Jellina ließ sich heute schon zum zweiten Male von seinem Sohne in das Speisezimmer führen: im Grunde wohl, um seinen Appetit durch den Anblick der bereits auf dem Credenztische servirten kalten Schüsseln ein wenig zu reizen, vergeblich allerdings behufs letzter Inspection der Tafel. Obgleich auf dieser blos fünf Gedecke lagen, zierte ein mächtiges silbernes Schiff die Mitte derselben, und aus zwei neben diesem Prunkstücke stehenden Blumenständern zog ein süßer Duft von Heliotrop durch den Raum. Das Zimmer hatte etwas Anheimelndes, so recht zu langen Sitzungen Einladendes. Und doch machte außer der Tafel und ihren hochlehnigen Stühlen nur das riesige Büffet, eine Truhe und der Ofen, dessen Kacheln braun in braun Geschichten des alten Testaments in launigen Darstellungen zeigten, sein Ameublement aus; freilich hatten die Wände hohes eichenes Gefäsel; ein paar nachgedunkelte Blumen- und Fruchtstücke hingen darüber, und die mattblaue Farbe der sammtenen Portièren, der Vorhänge und Polsterbezüge der Stühle, stand in wohlthuender Harmonie dazu. Augenblicklich waren überdies die Vorhänge trotz des kaum begonnenen Nachmittags niedergelassen, und die beiden Astrallampen der Meermaid an der Decke wie die Kerzen auf den Armleuchtern des Büffets bereits angezündet. Es ging gleichsam ein Strom zitternden Lichtes von dem Silberschiffe und dem Krystall der Tafel aus, der nur in dem reichen Laubwerke der Blumenständer zur Ruhe zu kommen schien.

Der Commerzienrath, welcher am Credenztische stehen geblieben war und mit fast zärtlicher Miene eine Terrine mit Straßburger Gänseleberpastete betrachtete, sah nun auch nach der Tafel hinüber und sagte zu dem Sohne, der träumerisch vor sich hinblickte:

„Ist auch das Sträußchen für Alma nicht vergessen worden?“

„Vergessen?“ fragte Robert oder vielmehr Bob, wie ihn das ganze Haus, selbst alle Bekannten desselben mit dem Schmeichelnamen nannten, den ihm die verstorbene Mutter gegeben; „Du hattest doch mich dafür verantwortlich gemacht.“

„Nun ja!“ begütigte der Vater; „gestern wurden Jemand die Wechsel für Kronaus auch schon Morgens anvertraut und kamen trotzdem erst Abends —“

„Aber doch noch völlig zur Zeit!“ unterbrach Bob nicht ohne Ironie. „Außerdem: höchst gleichgültiger Wechsel und letzte Rosen für Fräulein Alma — das ist wahrhaftig ein Unterschied.“ Er hob den neben einem Gedecke liegenden Strauß von Rosenknospen und Orangenblüthen in die Höhe und fuhr, ihn dem Vater reichend, fort: „Friedrich und ich haben alles Beste zusammengesucht, was im Garten und Treibhause zu finden war. Der arme Friedrich wurde ganz elegisch, als auch die jungen Orangenbäume mit ihren ersten Blüthen daraukamen.“

„O, das glaube ich gern,“ erwiderte der Commerzienrath, indem er die Blumen zurückgab. „Doch die Bäume treiben ja wieder neue Blüthen — die jungen wie die alten, und selbst der älteste Baum darf das noch, und seine Blüthen duften um nichts weniger stark und würzig, als die irgend eines Springinsfeld. Nur der große, unsterbliche Mensch — der darf Nichts davon —“

Er nickte vor sich hin.

Bob trat in rascher Bewegung an ihn heran: er sprach dabei nicht, sah nur mit fragender Theilnahme in die Augen des Vaters, welche dieser nachdenklich zu ihm aufgeschlagen hatte.

„Das klang fast sentimental,“ bemerkte der Commerzienrath mit einem Lächeln, das jedoch mehr ein Zucken seiner schmalen Lippen war. „Desgleichen Anwandelungen wirst Du jetzt öfters erleben — überhöre sie stets! Man möchte sich eben zuweilen mit seinen sechzig Jahren noch nicht ganz im alten Register fühlen — trotz der weißen Haare und seines malitiösen Rückgrats. Es sticht und zwickt da heute wieder, als dürfe uns auch nicht einmal diese letzte Freude gelassen werden.“

Er wies mit der zitternden Hand nach der Tafel.

„Willst Du Dich nicht gleich auf Deinen Platz setzen?“ bat der Sohn. „Ich glaube — es fuhr ein Wagen vor, das werden Rulands sein.“

„Nein, Bobby,“ versetzte der Vater kopfschüttelnd; „so ganz läßt sich der Alte noch nicht als Invalide behandeln. Alma hat sich neulich über uns Beide gefreut, fand die Figuren so ähnlich, selbst noch den Ausdruck unserer Augen — das Vergnügen müssen wir ihr heute wieder machen. Gieb mir nur den Arm: für einige Momente stehe ich noch kerzengerade neben Dir. Dann freilich heißt es: hilf das Feld geräumt!“ Einem Seufzer gleich verklangen die letzten Worte.

Während die Männer langsam nach der Thür zum Wohnzimmer schritten, sagte der Commerzienrath in seiner scherzenden Weise, die aber doch diesmal einen Ton des Ernstes durchfühlen ließ: „Nun nimm Dich heute zusammen, Bob! Ein Haus ohne Frauen, ohne junge Frauen bleibt einmal trübe; daran läßt sich nichts deuteln oder bavon nehmen. Erinnere Dich, schon Franz von Valois fand einen Hof ohne Frauen wie

„Ein Jahr, das nicht des Frühlings Wonne kennt,
Gleicht einem Frühling, der vergaß,
Mit Rosen sich zu schmücken!“

Digitized by Google

und dieser Balvis war ein Praktikus. Unsere gute Lossen, die mir in jüngster Zeit noch viel verschlossener und egoistischer als früher vorkommt, kann durchaus nicht mitzählen. Also weg mit der Zaghaftigkeit! Du bist jetzt über vierzehn Tage hier, warst bereits vier- oder fünfmal, und sage stundenlang mit Alma zusammen; dennoch habe ich trotz öfteren Beobachtens noch nicht das kleinste Anzeichen entdecken können, daß ihr Deine Gesellschaft, wie man so sagt — gefährlich sei. Das muß anders werden; ich an Deiner Stelle hätte ihr das Herzchen längst bis in die Goldangen gejagt. Die schimmern aber und blitzen immer noch in aller Klarheit, ohne jenes weiche Feuer, das sie erst entzündend — ah —!"

Mit einem Laute des Schmerzes verstummte der Commerzienrath und lehnte sich schwer an die Brüstung der Thür.

Bob, der jetzt blaß geworden, vergaß bei diesem halben Aufschrei des Vaters jede Vertheidigung und fragte besorgt, ob ihm durch irgend Etwas zu helfen wäre. Er dankte aber für Alles und verjagte sogar, als sich jetzt die gegenüberliegende Thür öffnete und die Gäste, von der Ehrendame des Hauses, Frau von Lossen, geführt, eintraten — diesen allein entgegen zu gehen.

Alma Nuland, in dem Lieblingscostüme des Pathen Commerzienrath, einem bordeauxrothen Kleide mit gleichfarbiger, enganliegender Sammetweste, von der sich die kostbare Goldkette mit Medaillon, welche ihr der Pathe am Tage der Confirmation umgehängt hatte, doppelt funkelnd abhob — eilte in jugendlicher Hast, Bob's Verbeugung blos durch ein leises Neigen des Hauptes erwidernd, auf den Commerzienrath zu und suchte sich in ihrer herzlichen Art vor Allem zu vergewissern, ob ihm das vorgestrige Diner bei Kronau's auch gut bekommen wäre. Der geschmeichelte Pathe durfte sie darüber beruhigen und fuhr, ihr dankbar die Hände drückend, fort:

„Aber Sie? Ist Ihnen die Langeweile unter all den Alten gleichfalls leidlich bekommen? Ich fürchtete schon, wir würden Sie bei der heutigen Wiederholung entbehren müssen."

Unter all den Alten?" flüsterte Alma. „Herr Geheimrath, Ihr Herr Sohn dürfte damit —"

„Ach, Bob!" fiel der Commerzienrath mit scheinbarer Geringschätzung ein. „Der gehört schon voll zu uns alten Herren: sehen Sie sich ihn nur einmal genauer an! Wenn ich Sie nun auf's Gewissen frage, bekämen wir sicher wieder eins Ihrer herzhaften „Ja" zu hören."

„Was das für Annahmen sind!" mischte sich der Regierungsrath Nuland in das Gespräch, welcher dem Freunde vorher nur flüchtig die Hand gereicht und dann mit Frau von Lossen weiter geplaudert hatte. „Bob's achtundzwanzig Jahre zu uns zu rechnen!"

„Ich werde freilich bald neunundzwanzig," sagte Bob möglichst trocken, warf dabei jedoch einen raschen Blick auf Alma.

Diese, so plötzlich zum Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft gemacht, hatte sich lebendigern mit etwas Geistreichem aus der Affaire gezogen; da ihr momentan aber nichts dergleichen einfiel, versicherte sie einfach, daß sie von Jugend auf an die Gesellschaft und Umgebung älterer Leute gewöhnt sei, und ihr diese ganz so sympathisch wie Altersgleichen wäre.

„Chamant! herausgezogen!" bemerkte Frau von Lossen spitz, vielleicht sogar ein wenig malitiös. „Fräulein Alma will es mit keinem der beiden Theile verderben! Und das ist keine geringe Lebenskunst."

„Bis zu welchen Jahren rechnen Sie übrigens diese Altersgleichen?" fragte Bob mit nervöser Lebhaftigkeit.

„O — bis Fünfundzwanzig!" erwiderte Alma, dem Pathen zunickend.

„Da haben wir es," rief dieser, gab jedoch keine weitere Erklärung seines Ausrufes, da ein Diener Frau von Lossen meldete, daß angerichtet werden könne.

Das Wort elektrisirte stets den alten Gourmand. So nahm er auch jetzt hastig den Arm des Freundes und befahl zu seinem Sohne gewandt:

„Die Jugend voran!"

Am oberen Ende der Tafel stand in vornehmer Einsamkeit, gleich einem Thronsessel, ein großer, auf's weichste gepolsterter Armstuhl: zu diesem hatte Nuland den Commerzienrath zu führen, welcher gerade beim Diner nichts so nöthig fand, als freie Bewegung der Arme.

Nachdem derselbe Platz genommen und sich bequem zurecht gerückt hatte, begann seine Laune auch bald eine wahrhaft glückliche zu werden, und er beschwingte die Unterhaltung förmlich durch zündende Anekdoten oder sonstige heitere Episoden aus seinen respective Freund Nuland's jüngeren Jahren. Nebenbei waren die Austern aus Mitton gekommen; die Fasanen hatte Böhmen geliefert: auf den Dessertschalen lagen die unvergleichlichen Früchte von Kiew, und der Steinberger von 1857 wie der Chambertin mundete nicht weniger als der Champagner von Ay, dieser prickelnde, markige Trank.

Es war daher nur selbstverständlich, daß die beiden älteren Herren am Schlusse des Diners höchst animirt geworden und es angenehm fanden, sich mit einer Havana in's Arbeitszimmer des Commerzienrathes zurückzuziehen, bis der Kaffee, den Frau von Lossen immer selbst bereitete, fertig wäre. Alma und Bob, nachdem sie diesem liebenswürdigen Geschäfte eine lange Weile zugesehen hatten, traten, von einer Bemerkung Frau von Lossen's dazu angeregt, auf einen Balcon heraus, der nach der Gartenseite des Hauses lag.

Die Sonne mußte im Untergehen sein: sie hatte in den fernen, sich bereits gelb färbenden Laubpartien jenen wundersamen rothen Schimmer entzündet, der im Herbst an Alpenglühen mahnt. Auch das Meer, welches den äußersten Horizont umsäumte, verschwamm schon in Duft und Schatten: nur die Segel eines großen Schiffes erschienen noch röthlich angehaucht.

Alma hatte sich ganz in eine Ecke des Balcons gedrückt und schien in Sinnen verloren — wenigstens kam das ihrem Partner so vor. Er blickte darum still die Allee hinunter, welche jenseits des großen Rondels, das sich vor der Mittelfront der Villa in geschmackvollster Teppichgärtnerei ausbreitete, nach dem Meer zulief. Den letzten Theil der Allee bildeten Ahornbäume, deren Laub ganz vergilbt war, und Bob's Blicke schweiften mit bald unbewußter Freude in diesem Strom von Gold, der so harmonisch in das dämmernde Blau des Meeres überging.

Nach Alma sah endlich nach der Allee hinüber und sagte, indem sie dabei auf die Statue eines knienden Knaben zeigte, die inmitten des Rondels stand:

„Wie hübsch hebt sich heute die dunkle Bronze meines Lieblings von dem frischen Grün ab, das auf seiner Schale liegt! Was kann das für ein Gewächs sein?"

Bob zuckte leicht die Achseln.

„Sie haben aber Recht! — Das Grün ist von seltener Frische — beinahe Maigrün. Ich werde mich bei Friedrich erkundigen."

Der Gedanke an Friedrich brachte ihn auf ihr heutiges gemeinsames Straußbinden: er sah unwillkürlich auf Alma's Hände. Diese hielten jedoch keinen Strauß; der mußte vergessen auf der Tafel liegen geblieben sein.

Er lächelte bitter: den Strauß vergessen zu können! Aus diesem Empfinden heraus meinte er in etwas mühsam klingendem Scherze:

„Uebrigens wieder eine Illustration zu Ihrer Vorliebe für Ihresgleichen!"

Sie sah ihn fragend an.

„Maigrün gehört doch zu achtzehn Jahren," erläuterte er mit unsicherem Blick.

Alma wandte sich halb ab und versetzte kühl:

„Sie sind ein böser Nachträger: schon während des Essens mußte ich Sie ein- oder zweimal —"

„Bitte, höchstens einmal!"

„Unbedingt jetzt aber das zweite Mal mit einer ganz harmlos gemeinten Bemerkung gleichsam Fangball spielen hören! Das wird —"

„Zu viel! wollen Sie sagen?" fiel Bob erregt ein. „Wenn mir das nun immer von Neuem einfällt, einfallen muß, da ja so viel — Alles davon abhängt."

Er war Alma näher getreten und sah sie mit einem Ausdruck an, der für sie etwas Erschreckendes zu haben schien, sie jedenfalls zu einer Bewegung veranlaßte, als möchte sie sich noch weiter von ihm entfernen.

Und doch erschien sie gerade in ihrer Besorgniß reizender als je. Der rothe Wiederschein der untergehenden Sonne erhöhte wunderbar die Farbenwirkung ihrer erröthenden Wangen: die braunen Augensterne schimmerten in ihrem Goldglanz, wie der

Digitized by Google

Commerzienrath deren feuchtes Aufleuchten nannte, ja bis in die schwere Pracht des Haares flog das Roth der Wangen scheinbar hinauf — herniedert: wie roth leuchtend lagen die ringelnden Locken auf dem Sammet und in den Spitzen des Anzuges.

Ueber Bob ging ein Schauer hin; seine Augen tranken unersättlich die Schönheit des Mädchens, und Alma empfand das plötzlich und wußte in dem Gefühl ihrer Macht lächeln.

Selbst Bob begriff, trotz seiner Verwirrung, den Grund dieses Lächelns. So sagte er, als ob es gar keines weiteren Erklärens bedürfe:

„Sie fühlen, wie es um mich steht. Darum seien Sie gütig und fragen Sie sich auf's Gewissen — nein! nicht auf's Gewissen! Da hätte auch der Verstand mitzusprechen, und den nächternen, kalten Gesellen wollen wir nicht über uns entscheiden lassen. Nur Ihr Herz, unser Tiefstes, Heiligstes mag Sie berathen. Alma, meine süße, einzig —"

Sie entzog ihm die Hand, welche er ergriffen hatte, und rief mit anfangs bebender, bald aber fester Stimme:

„Nein — nein! Ich habe — ich darf mich da mit Nichts berathen. Was würde Ihr Herr Vater —"

„Mein Vater? Er liebt Sie ja zärtlich. Nur er hat mir den Muth gegeben —"

„Allzu überraschend kommt es," unterbrach ihn Alma wie im Selbstgespräch. Dann sah sie zu ihm empor und fuhr leise, jedoch mit eigenthümlicher Schärfe fort: „Ich lebe mit meinem Vater so zufrieden; was er will, will ich — was mir Freude macht, ist wohl auch ihm lieb und angenehm. Noch mit keinem Gedanken habe ich an ein Aufhören dieses Lebens gedacht. Und so im Augenblick — wär' es mir ganz unmöglich, das fassen zu sollen!"

Sie faltete dabei die Hände in so lieblich rathloser Weise, daß Bob dieselben wieder ergriff und stürmisch rief:

„Nichts weiter? Nur Ihr Vater steht meinen heißen Wünschen im Wege? — Vergeben Sie!" bat er dann, indem er sich gewaltsam zu beherrschen versuchte, da Alma's zitternde Hände ihm die tiefe Erregung des geliebten Mädchens verriethen. „Ich will Ihnen wenigstens beweisen, daß ich kein Egoist bin, aufhören kann, von mir und meinem Hoffen zu sprechen, so schwer ich auch darunter leiden werde, von Ihnen nichts — nichts über mein Schicksal gehört zu haben. — Ich scheine ja nur zurückhaltend; Ihre liebe Nähe macht mich befangen. Aber glauben Sie es nur: noch kein Ton in mir hat den Klang der Jugend verloren; ich weiß, daß ich noch Alles besitze, um da Gluth wie Treue und Glück zu geben, wo ich — liebe, anbete."

Die beiden letzten Worte hatten seine Lippen unwenehmbar herausgestoßen. Trotzdem wußte Alma ja nun Alles und überlegte eben klopfenden Herzens, ob sie — um ein Ende zu machen — wirklich preisgeben müsse, was sie noch Niemand, sich selbst kaum gestanden, als plötzlich ihr Vater in die Thür des Balcons trat. Zwar wollte er sich sofort wieder zurückziehen, doch gab sie das nicht zu, sondern rief wie erlöst:

„Ja! Hier bin ich, lieber Vater."

Bob trat zurück und ließ sie stumm an sich vorüber eilen. Sogar etwas wie ein Lächeln fand sich, da er hörte, wie ihr Vater schalt, daß er ihr stets die Sträuße nachtragen müsse.

Als Bob später in's Zimmer kam, hielt sie denn auch seinen Strauß nachlässig in der Hand.

Nach dem Diner pflegte der Commerzienrath noch spazieren zu fahren. Er machte auch heute keine Ausnahme von dieser Regel und ließ es sich dabei nicht nehmen, seine Gäste vorher nach Hause zu bringen. Trotz des weiten Umweges (man war auf einen von Alma bei Tische geäußerten Wunsch an einer kürzlich aufgestellten Statue vorüber gefahren) und trotz des Commerzienraths bester Laune hatte dieser sich nicht die geringste Neckerei Bob und Alma gegenüber erlaubt: er mußte bemerkt haben, daß irgend Etwas zwischen ihnen vorgefallen war, was noch der Klärung bedurfte.

Alma hatte ihm innerlich für diese Rücksicht gedankt, jetzt aber endlich mit dem Vater allein, empfand sie nur das eine Verlangen, Alles vom Vater allein zu sprechen. So erwartete sie dessen Rückkehr in's Wohnzimmer mit wahrhaft brennender Ungeduld und flog ihm, sobald er die Thür seines Arbeitscabinets öffnete, mit einem Ausruf der Freude an die Brust.

„Mein liebster Vater, wie danke ich Dir — als Du mich erlöstest!"

„Wovon?" fragte dieser gelassen.

„Von Bob! Er wollte wohl — er schien mir —"

„Nun, was?"

„Es war eine förmliche Erklärung," flüsterte Alma, noch wie verängstigt aufsehend.

„Und warum hast Du ihm nicht gleich Dein Jawort gegeben?"

„Aber —"

„Du konntest doch annehmen, daß ich Nichts gegen Eure Verbindung einzuwenden hätte?"

Alma sah verwirrt zu Boden; dann sagte sie mit schüchternster Abwehr:

„Ich muß Dich nicht verstehen. Du weißt doch sicherlich —"

„Ich weiß nichts," entgegnete der Vater kurz, „als daß Bob Zellina weit und breit die beste Partie ist und jedes Mädchen sich glücklich zu schätzen hätte, seine Gattin zu werden." Milder, beinahe überredend, setzte er dann hinzu: „Kind, sei mir vernünftig! Ist Bob nicht wahrhaft liebenswürdig, jung, ein eleganter, vornehmer Mann? Dabei voll Wärme, zu Feuer? Darf man mehr verlangen? Die Solidität des Hauses gar nicht in Anschlag gebracht!"

Es wäre mit dem Aufzählen solcher guten Dinge wohl noch eine Weile fortgegangen, wenn der Rath nicht wahrgenommen hätte, daß Alma kaum mehr zuhörte, ihre Gedanken mindestens irgendwo in der Ferne schweifen ließ.

Der Vater mußte diese Ferne kennen; denn er wiederholte, indem er die Stirn runzelte, sein Lieblingswort: „Sei mir vernünftig, Kind!" noch einmal und strenger, als vorher.

Alma sah ihn wieder an, als müßte sie sich überzeugen, daß er im Ernst spräche; dann wandte sie sich mit einer ihrer gewöhnlichen, ruhig graziösen Bewegungen ab und schritt nach dem Pfeilertische, auf welchem die Lampen standen.

„Mache noch kein Licht an!" sagte der Rath, während er sich in einer Ecke des Sophas niederließ. „Es dämmert ja kaum. Komm', setze Dich zu mir! Ich glaube, daß wir auch hierbei in aller Gemüthlichkeit das Richtige finden werden, wie man es stets gefunden hat."

Gehorsam, nur mit einer gewissen Reserve folgte Alma diesem Wunsche, that jedoch, als bemerke sie die Handbewegung des Vaters, neben ihm Platz zu nehmen, nicht, und wählte den nächsten Sessel.

Nach einer kleinen Pause, in welcher der Rath still zum Fenster hinaus auf einen Zug goldener Wolken gesehen hatte, der blaß und blasser wurde, begann er von Neuem:

„Zuerst wollen wir von Dir sprechen — nachher komme ich heran."

Alma blickte auf.

„Ja," fuhr er fort, „diesmal geht mich Etwas ganz direct an. Mit Dir nun muß ich es heute machen, wie ich es in meiner Studentenzeit zu thun pflegte, wenn ich Secundant war — natürlich in einem durchaus ernsten Duell. Dann suchte ich mir vor Allem darüber Gewißheit zu verschaffen, ob einer der Contrahenten so tief gekränkt wäre, daß Blut fließen müßte. War das der Fall, so ließ ich dem Duell seinen Lauf; handelte es sich aber blos um leichte, äußere Ehrenschmisse, dann brachte ich in der Regel die rührendste Versöhnung zu Stande. Begreift Du, wie diese Art zu handeln auch bei Dir verwendbar ist?"

Alma schwieg.

„Ich kann eben gleichfalls fragen: Fühlst Du Dich schon bis in's Herz getroffen, oder ist es vor der Hand noch, um in meinem Jargon zu bleiben, ein äußerer Schmiß?"

Der Rath lachte behaglich.

„Dein Jargon —" sagte Alma.

„Antworte mir noch nicht!" unterbrach sie der Vater, „ich sehe, daß Dir meine trotzdem sehr gute Art und Weise nicht gefällt — also ohne Umschreibungen! Natürlich hatte ich bereits in Misdroy bemerkt, wie Du mit Herrn von Holtfeld öfter als mit den übrigen Officieren plaudertest, daß er sich uns gern anschloß und so weiter. Ich hielt es daher für meine Pflicht, über ihn Erkundigungen einzuziehen, und als ich nur das Beste in jeder Beziehung zu hören bekam, setzte ich Eurem Verkehr keine Hindernisse in den Weg, von denen ich so wie so nichts hatte.

Digitized by Google

Hindernisse reizen gerade zu Compromittirungen. — Wenn ich übrigens vorher sagte, daß ich nur Bestes gehört, so bezieht sich das blos auf die moralischen und meinetwegen geistigen Eigenschaften des jungen Herrn — an Vermögen besitzt er dagegen weniger als nichts, nämlich noch einige Schulden seiner verstorbenen Eltern, die er sich von seinem Gehalt abzutragen bemüht."

„O wie ehrenwerth!" rief Alma.

„Gewiß — höchst ehrenwerth!" bestätigte der Rath, seine moquante Stimmung unterdrückend; „doch für einen zärtlichen Vater, der sein Kind auch äußerlich gut versorgt wissen möchte, kann dergleichen eine Partie durchaus nicht wünschenswerther machen. Dabei gehört er noch zu den Secondelieutenants, welche ihre Hintermänner, nicht einmal die Vorderleute zählen, und hat, wie er ja selbst sagte, auch feinerlei nennenswerthe Vermögensaussichten. Daß wir aber nur von meinem Gehalte leben und für uns gleichfalls auf der weiten Welt nicht die kleinste Erbschaft in Sicht, das ist Dir doch nicht unbekannt? Was denkt Ihr Euch also — wenn das Ganze eben kein Geländel, oder Ihr überhaupt schon bis zu einem Darüberdenken gekommen seid, was immerhin wahrscheinlich, da er Dich jetzt auch hier zu treffen weiß, neuerdings, wie mir scheint, sogar Fensterparaden macht? Dächtet Ihr etwa auf einander zu warten — im günstigsten Falle also fünfzehn bis sechszehn Jahre? Und ich schlösse unterdeß die Augen — meinst Du wirklich stark genug zu sein, Dich von den Zinsen der paar tausend Thaler, mit denen ich eingekauft bin, so recht kümmerlich durchzubringen — eigentlich, was man sagt, zu vegetiren?"

„Sprich nicht von Deinem Sterben!"

„O, ich denke ja in keiner Weise daran!" rief der Rath wieder mit leisem Lachen, „Du sollst gleich schlagend überzeugt werden, wie wenig es der Fall ist! Bei einem Abwägen von Für und Wider müssen aber alle möglicher Weise eintretenden Verhältnisse berücksichtigt werden. Ich bitte nun also um volle Wahrheit! Daß ich bisher discret gewesen bin und Dich, obgleich man, wie Du siehst, Alles durchschaute, weder in Warnungen bevormundet, noch zum Vertrauen gezwungen habe, wirst Du hoffentlich anerkennen. Ich hätte es auch noch länger mit angesehen — warum Dir Deine Jugend nicht gönnen? Doch seit sich Bob so offenbar um Dich bewirbt, unterliegt Alles selbstverständlich anderen Gesichtspunkten. Räumst Du mir das ein?"

Alma ergriff mit beiden Händen des Vaters herabhängende Rechte und sagte flehend:

„Ich bin Hollfeld aber — gut — sehr gut! Und er ist noch zur Kriegsakademie einberufen, wodurch er eine viel raschere Carriere macht."

„Wann ist diese Ordre gekommen?"

„In voriger Woche."

„Und Du hast mir nichts davon gesagt?"

„Er wollte es Dir persönlich bei seinem Abschiedsbesuche mittheilen."

„So bald geht er fort?"

„Schon übermorgen."

„Im großen Ganzen," erklärte der Rath nach einigen Augenblicken der Ueberlegung, „ändert diese Eisenbahnung übrigens wenig. Um ein paar Jahre — angenommen, er käme in den Generalstab — verringerte sich die Wartezeit allerdings; was bedeutete das aber? Alt und grau würdet Ihr doch, bevor an eine Vereinigung zu denken wäre. Außerdem traue ich, offen gestanden, ihm noch eher als Dir eine solche Treue zu. Es ist bei — leid sich hübschen Mädchen eine alte Erfahrung, daß der Abwesende leicht Unrecht hat."

„Ich liebe Paul, wie er mich liebt!" rief Alma ungestüm, „und ich könnte gar nicht weniger treu sein als er."

„Schön!" erwiderte der Vater vollständig ruhig. „Es bedarf ja momentan noch keines bestimmten Entschlusses; lassen wir unsere Ansichten vor der Hand also neben einander bestehen! Nur das Eine will ich Dir noch sagen, das ich vorher schon andeutete, was mich eben persönlich betrifft. Du bist mir ja stets eine liebe Tochter gewesen, sorgst vortrefflich für mich — ich entbehre fast nichts. Dennoch kann natürlich eine Tochter auf die Dauer niemals eine Gattin ersetzen, und so gedenke ich denn mich wieder zu verheirathen."

„O mein Gott!"

Kaum hörbar war Alma's Ausruf gewesen, doch hatte ihn der Rath verstanden. So sagte er mit all der Schärfe, welche ihm mitunter eigen war:

„Irgend einer Kritik über mein Handeln, weißt Du wohl, liebe ich nicht ausgesetzt zu werden. Ich bin mir auch heute bewußt, Alles auf's Reiflichste erwogen zu haben; jedes Darübersprechen und besonders ein Darumherumwälzen könnte nur ganz unnöthige Verstimmungen hervorrufen, die doch nichts ändern würden. Ich bitte Dich also, Dir den Gedanken zurecht zu legen, Dein kleines Regiment hier recht bald mit einer neuen Mutter — ja, ja! einer sogenannten Stiefmutter — theilen zu müssen." Der Rath stand auf. „Du kennst Deine künftige Mutter, und wirst darum meine Wahl um so mehr billigen: es ist Frau von Lossen."

„Frau von —" Alma stockte, den Vater wahrhaft erschrocken anstarrend.

„Lossen!" wolledete dieser kalt. — „Ich muß noch einen Ausgang machen; wenn ich zurückkomme, hoffe ich Dich von Deinem wohl nur freudigen Schrecken erholt zu finden. Adieu!"

Damit nahm er Hut und Stock.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 50. Spitzberg aus der Höhe.

Bilder aus dem Grödener Thale von Heinrich Noë.

Alles Körperliche hat sein Wiederspiel im Geistigen. Auf dieser Wahrnehmung, zu der auch ohne den Fittig mächtiger Einbildungskraft vorgedrungen wird, beruhen Lehrmeinungen, deren Propheten es ihrer Zeit ein Kleines däuchte, mit ihrer Hülfe Gott, die Welt, sich selbst und Alles zu erklären. Auch auf die Natur und das Menschenleben in dem „köstlich frischen" Grödener Thale, in welches wir unsere Leser heute führen, darf dieser Satz angewandt werden.

Von unseren Gelehrten wissen wir, daß einst über Thälern der Alpen, auf deren Gründen jetzt der feurigste Wein heranreift, viele tausend Fuß dick und tief die Rinde granblauen Gletschereises lagerte. Die Pflanzen und die Thiere, welche damals am Rande des Eises in den Thälern lebten, haben sich, als andere Lüfte über diese ihre Welt hereinbrachen, auf die winterlichen Höhen zurückgezogen. Menschen und ihre Rede sind aus der Tiefe vertrieben und in rauhe Hochthäler gedrängt worden.

Als die Römer in das Alpengebirge Rätiens* gelangten, unterwarfen sie dessen Insassen und zwangen ihnen ihre Sprache auf. Wo irgend ein Stamm der Barbaren sich mit dem Volke Latiums vereinigte, entstand alsbald durch diese Mengung eine jener Sprachen, die wir heutzutage nach ihrem durchschlagendsten Hauptinhalt romanische nennen. Deren giebt es aber nicht fünf oder sechs, wie man uns in den Schulen gelehrt, sondern mehr als hundert; denn allenthalben wurde das Latein in anderer Gestalt, in verschiedenartiger Abänderung und in mancherlei Anpassung der bisherigen Muttersprache eingemengt.

Zu einer solchen romanischen Sprache bequemten sich denn auch die Bergvölker zwischen den Quellen des Inn und Rhein und den Ufern der Etsch und Piave. Ein romanisch redendes Volk wohnte im früheren Mittelalter vom Gonsalee bis in's baierische Gebirge hinein und von Graubünden bis zu den Dolomiten von Ampezzo. In diese zusammenhängende Reihe wurden aber bald germanische Keile eingetrieben. Baiern, Alemannen und Trümmer anderer deutscher Stämme drangen in die besten der Thäler. Die „Romanen" unterwarfen sich, nahmen die Sprache der Eindringlinge an oder verschwanden. So sind im grünen Inn- und Eisaktbal nur an Namen von Gehöften, Waldstücken und Fluren die Spuren der Bergemaltigten haften geblieben — in allem Uebrigen ist das Land deutsch geworden, als ob es nie anders gewesen wäre.

Wie einst mit der Aenderung von Luft und Wetter die Thiere und Pflanzen jener tieferen Thäler sich in der alten

* Das heutige Graubünden, Tirol, Vorarlberg und baierische Hochgebirge. D. Red.

Digitized by Google

St. Ulrich im Gröbener Thal in Südtirol.
Nach der Natur gezeichnet von Richard Püttner.

Digitized by Google

Heimath nicht mehr behaglich fühlten und nur dort weiter gediehen, wo keine Umwandlung zu verspüren war, so geschah es auch mit den Menschen. Eine der breitesten Lücken, welche die germanische Sturmfluth in den zusammenhängenden Ring der Rhätier einriß, deren Rede sich mit dem Latein der alten Eroberer verquickt hatte, ist diejenige, die zwischen dem Engadin und den Gebirgen des Eisakthales klafft. Dort ist aus der alten Val Venosta das heutige Vinschgau und aus dem romanischen Pauzanum, Bosaunum, das deutsche Bozen geworden. Die Rhätier haben deutsch reden gelernt — oder sie gedeihen drinnen in den Hochthälern, auf den Matten unter den bleichen Dolomitbergen. Dort hausen sie heute noch, die „Ladina“.

Das anziehendste aller ladinischen Thäler ist Gröden, das bei Waidbruck zwischen Brixen und Bozen in's Eisakthal ausmündet und sich nach oben, wo seine Wasser zusammenrinnen, in große Kalkwüsteneien hinein verästelt. Es ist schön, grün, wasserreich, von wundervollen Bergen umringt, unter denen die grünende, von zahlreichen Heerden und munterem Sennerwolk belebte Seiseralpe obenan steht. Wer dieses herrliche Stück deutsche Erde nicht gesehen, den mögen von der Wahrhaftigkeit unseres Lobes die trefflichen diesem Artikel beigefügten Püttner'schen Zeichnungen überzeugen.

Im unteren Theil des Thales haben sich die Ladins nicht erhalten. So weit wärmere Luft reicht und Fruchtbäume stehen, hat auch der Verkehr seine Wellen herein geworfen. Die Zunge des Verkehrs aber ist deutsch. An dieser Seite des Gebirgs hängen die Ladins an Zirben und Fichten. Ihre Sprache gehört zur Alpenflora.

Die Ladins sind in ihren eigenen Augen, gleich den Ammonen, die echtesten aller Abkömmlinge des Römervolkes. Jetzt schnitzen sie dort oben, hoch in ihren Berghäusern, von denen viele so weit über das Meer aufragen, wie Brocken oder Schneekoppe, einen nicht geringen Theil der Spielwaaren, welche in herrschlicher Tiefebene das Christkind seinen deutschen Schützlingen bringt.

Das ist so zugegangen. . . . . Doch wozu ein geschichtlicher Excurs us? Es ist ebenso wenig auf Jahr oder Tag hinaus festzustellen, wann die Grödener anfingen, ihre Spielwaaren zu schnitzen, wie es von den Berchtesgadenern oder Oberammergauern bekannt ist, oder wie man weiß, wer in Mittenwald die erste Geige gemacht hat. Suchen wir die Sache von ihrer sinnlichen, malerischen Seite.

Ich habe in meinem „Deutschen Alpenbuch“ (Glogau, Flemming) gesagt: „Jetzt war der Abtieg zum Ladinergebiet erreicht. Weil schaute das Auge auf die blauen Gipfel von Ladore, in die fernen Corridore, die nach Wälschland hinabführen zu den Palästen des Venediger Landes. Dort grünt der Lorbeer, rauschen die Brunnen und stehen weiße Bilder — hier oben aber, auf der armen Höhe, liegen Zirbenklötze, mit Zweigen zugedeckt. ‚Das werden Rösser,‘ sagt der Führer. Das heißt, es kommen Männer herauf, welche die Hölzer mit sortnehmen und daheim Pferde und ähnliches Spielzeug daraus schnitzen. Bald fällt vielleicht das Licht des Weihnachtsbaumes in festlicher Stube auf die Rösser, die jetzt noch in diesen Klötzen eingeschlossen sind.“

Ich setze nunmehr andere Bilder hinzu.

Am Abhang von St. Christina, wo der Wasserfall gegen die vielblumigen Wiesen herabstäubt — im Angesicht des Langkofel, um den langsam die Wolken wandeln, gehen gebückte Gestalten, Weiber und Kinder. Sie bengen sich unter Tragkörben. Unter dem Tschlein, welches oben über den Korb gebreitet ist, schauen Füße von Thieren, Schellenkarpven von Hausmvstern heraus. Sie „liefern ab“. Der „Verleger“ unten in St. Christina oder St. Ulrich ist es, dem sie zuschleppen, was während der letzten Woche daheim, bei Sonnenschein oder bei Lampenlicht, von Alt und Jung aus dem Holze herausgearbeitet worden ist.

Nicht selten sind es auch die Bilder des gekreuzigten Erlösers oder von Heiligen, die da langsam von mühseligen Menschen am Rande der Felswände dahin getragen werden.

Wieder ein anderes Bild!

Es ist Mitternacht. Mit mächtigerem Rauschen (wie das scheinbar oder in Wirklichkeit zur Nachtzeit alle Wasser thun) zwängt sich der Thalbach den Engpässen entgegen. Der deutsche Bauer drunten im Eisakthale liegt schon seit Stunden in den Federn, nachdem er sich, wenn nicht müde gearbeitet, doch müde gebetet hat. Hier glänzen helle Punkte, hinauf, weit hinauf an den Matten bis unter die grauen Wände hin. Es sind nicht Glühwürmer im Nadelwald; es sind nicht Feuer der Hirten. Hier brennen die Lampen, und hinter den Lampen sitzen die Menschen mit ihren Messern. Da hausen sich Hügel von ganz vohen Schafen, Hunden, Kühen und Ziegen, die alle im Handumdrehen gemacht werden und für deren eines nicht einmal ein ganzer Kreuzer als Entgelt abfällt. Da wachsen die Gliederpuppen und die Wiegenpferde aus Blöcken von Fichten- und Föhrenholz heraus.

Es geht hier allenthalben umgekehrt zu, wie bei den „Verwandlungen“ des lateinischen Dichters. Hier tritt die menschliche Gestalt aus dem Holze heraus, während sich bei dem Poeten so oft die hüllende Rinde eines Baumes hinter der verfolgten Nymphe schließt und ihre emporgestreckten Arme als lange Aeste gegen den Himmel schauen.

Wieder ein Bild! Hoch oben auf der Bergwiese glänzt ein weißes Haus, auf der Sonnenseite des Thales. Es ist ein mühsames Gehen dort hinauf, auf den schmalen Wiesenwegen, zwischen den Gerstenfeldern hindurch — wenn die mittägige Sonne sich an die jähen Halden legt. Dort oben im sauberen Hause wohnt ein geräumter Bildschnitzer. Bei ihm finden wir lebensgroße Gestalten der heiligen Geschichte — vielleicht auch Jagdhiebe, kunstvolle Becher. Der Schnitzer ist der vornehmste unter den Arbeitern oben. Er schafft nicht für einen „Verleger“; er braucht keinen Vermittler zwischen seiner Arbeit und denjenigen, die ihrer bedürfen. An ihn wenden sich Gemeinden und Pfarrer, die ihre Kirchen verschönern wollen. Gleichwohl kommt seiner Behausung das Aussehen einer kleinen Fabrik zu — denn die Brüder und anderen Gehülfen im größeren Raume beschäftigen sich als „Fassmaler“. Schon der Leimgeruch der Farben, die Ausdünstung der Lacke deutet uns an, was diese treiben. Hier malen sie dem heiligen Johannes seinen schönen, mädchenhaften, etwas hektischen Teint und die gotdblonden Haare an: dort umgeben sie den Wundenrand eines Märtyrers mit blutigem Carmin. Man findet da Gesellschaften in golden und silbern strahlenden Gewändern von ganz seltsamen Geberden und Stellungen, welche die Gestalten gegen einander einnehmen.

Auch die Unglückstafeln, an denen das Hochthal ein ziemliches Bedürfniß hat, werden vom Faßmaler angefertigt. Er stellt die Begebenheit dar und liefert auch den Text, und zwar je nach Wunsch in italienischer oder deutscher Sprache; denn zur Schriftkunde hat sich das Grödenische noch nicht zu erheben vermocht. Es ist nebenbei gesagt, sehr schwer, einen Brief in dieser Sprache sich zu verschaffen. Außer vom Emalen Nian, der eine Grammatik geschrieben, sind nur von ein paar Sprachforschern kleine Texte in Ladin veröffentlicht worden. Auch mit ihrem Gott reden die Ladins nicht in der Muttersprache. Es wird deutsch, zumeist aber italienisch gepredigt, und vor etwa bei einer Processivn den Weibern zuhört, die mit ihren hohen schwarzen Wollmützen, denen blaue Bändchen als Zierrath angeheftet sind, betend einhergeschritten kommen, der wird sich bald überzeugen, daß es die angelernte Kirchensprache ist, in welcher sie die Formeln hersagen.

Die Häuser in Gröden sind zumeist sauber, aber als die schönsten muß man, wie leichtbegreiflich, die der „Verleger“ gelten lassen. Die „Verleger“ sind es, welche das meiste Geld haben. Insam und Primoth werden heute als erste „Firma“ genannt. Das wichtigste aller Verlegerhäuser ist aber das von Purger, für die Geschichte des Thales wenigstens; hat es doch zum ersten Mal der Grödener Arbeit Gebiete über den Meere erschlossen. Purger war der erste große Kaufmann im Thale. Ihm ist es zu danken, daß die Grödener eine Straße haben. Denn, als darf daran erinnert werden: früher mußten sie mit ihren Tragkörben den Abgrund umgehen, in welchen der Thalbach zum Eisak verbricht.

Längs des natürlichen Weges, den das Wasser vorzeichnet, konnten sie nicht hinaufkommen. Es ist dort eine Klamm hinter der anderen, und die Trauben der angeschmetterten Wellen im untern Lauf des Thalbaches, der als ein langhingestreckter Wasserfall gelten kann, sprühen hoch in den Schatten der Felsen hinein. Da mußten sie hoch oben herumklettern, die Träger, über Laien und St. Peter, und weil über den Porphyrwall hinsteigen, der dem Thale vorgelagert ist. Sie waren zu steigen genöthigt, um in die Tiefe zu kommen. Purger erklärte es für seine Aufgabe, der Mühsal abzuhelfen, aber er hatte ohne die Staatsweisheit jener Tage gerechnet. Es darf nicht Straßen bauen, wer da will, wer sie zu nützen trachtet und den Bau selbst zahlt. Vier, fünf Reisen nach Wien, der allunterthänigsten Vorstellungen vor den höchst Gewaltigen, der Bücklinge und Bitten bedurfte es, bis den armen Grödenern

Digitized by Google

gestattet wurde, in ihre eigenen Taschen zu greifen und sich auf ihre Kosten einen Weg nach den Stationen des Verkehrs anzulegen. Ihne Purger krabbelten die Krazenträger noch heute über das Joch. Selten vermeidet, wie wir wissen, eine ruhmredige Gedächtnißtafel den wahren Namen desjenigen, den man als den Urheber des Werkes ansehen sollte. Meist erscheint in Goldlettern der Name irgend einer Person, die gar nichts oder vielleicht nur durch die Mühe einer Unterschrift mit demselben ein wenig zu schaffen hatte. Purger's Name aber ist dort, am Felsen unter Pontifes, mit Recht eingegraben, und alle Vorübergehenden müssen des Mannes gedenken. Wenn die Buchstaben der Inschrift länglt unleserlich geworden sind, wird man im Thale noch vom „alten Purger“ erzählen. Er hat seine Heimath erschlossen. Auch in anderer Hinsicht bleibt sein Andenken geehrt. Es fiel ihm nicht bei, das Mark der Gröbener auszunutzen. Der Gegensatz von Geld und Arbeit wurde damals den armen Schnitzern nicht empfindlich. Purger war es nie in den Sinn gekommen, durch schlechte Nahrungsmittel, durch verfälschte Milch einen Theil des ausgezahlten Lohnes wieder in die eigene Tasche zu bringen.

Der Anfang und Fortgang der Gröbener Schnitzerei hat viele Aehnlichkeit mit der Geschichte der Mittenwalder Geigeninduſtrie. Es ist in Gröden nicht so gegangen, wie beispielsweise in Partenkirchen-Oberammergau, wo durch das Auftreten eines einzigen Mannes künstlerisches Leben in Fluß kam und die Arbeit urplötzlich aus dem Bereiche gewöhnlichster Hausinduſtrie in den des Geschmackes hinüber gehoben wurde. Gröden hatte keinen Michael Sachs, wie das baierische Hochland. Erst in neuester Zeit hat die österreichische Regierung, um Jahrzehnte hinter den Nachbarn nachhinkend, durch Errichtung einer Schnitzschule darauf hinzuwirken angefangen, daß nicht die Gröbener Arbeit durch geschmackvollere Leistungen der Mitbewerber allenthalben aus dem Felde geschlagen werde.

Die Holzschnitzerei in Gröden begann im Laufe der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Zuerst erstreckte sie sich nur auf Rahmen. Krazenträger schleppten diese Holzrahmen über den Berg hinaus, und war der Vorrath ihres Tragkorbes erschöpft, so kehrten sie um. Allgemach wurde ein solcher Verkehr zu umständlich und lästig. Es lohnte sich nicht mehr, mit so geringen Vorräthen weite Reisen, wie nach Preußen und Rußland, zu machen, und so ließen sie sich an entlegenere Orte Waaren nachführen. Es entstanden Depots, Niederlagen.

Die Nachfrage nach den billigen Erzeugnissen wurde immer größer, und allmählich thaten sich Männer im Thale selbst auf, welche Waaren zusammenkauften oder auf Bestellung anfertigen ließen, Verleger. Ein Beispiel aus dieser Periode des Gröbener Handels bietet uns Dominicus Mahlknecht. Als junger Bursche begann er mit seinem Tragkorbe zu hausiren, sammelte nach und nach Geld an und wurde Großhändler. Als er starb, berechnete man sein Vermögen auf eine halbe Million Gulden.

Wie bei aller Betriebsamkeit, so nimmt auch in den Gröbener Schnitzwaaren die Nachfrage ab und zu. Einen der besten Jahre war 1868. In diesem Jahre betrug das Gewicht der von Gröden ausgeführten Schnitzereien 8000 Centner, ihr Werth 600,000 Gulden. Während der siebenziger Jahre bemerkte man fühlbaren Rückgang. Dermalen hingegen werden die Spieläachen aus Gröden wieder viel begehrt. Der Arbeiter ist nicht verlegen um Absatz, und er ist es, welcher vom Verleger gesucht wird — nicht umgekehrt, wie es wohl schon in schlimmeren Zeiten der Fall war. Gleichwohl dürfen die Gröbener nicht vergessen, daß sie gefährliche Nebenbuhler haben. So lange in den Kunsthandlungen Innsbrucks die schönsten Stücke von dem, was dort als „tirolische Schnitzwaare“ feilgeboten wird, nicht von ihnen herrühren, steht ihrem Ehrgeize noch ein weites Feld offen. Auch ist es vielleicht unnöthig, daß sich die Verleger auf ihre Kosten bereichern, und könnten sie es den Anpeczauer Filigran-Arbeitern nachmachen, welche sich zu einer Genossenschaft zusammengethan haben.

Unter den Männern, welche sich um den Fortschritt des Gröbener Kunstgewerbes verdient gemacht haben, muß der dermalige Zeichnungslehrer Herr Sotriffer erwähnt werden. Er wohnt neben der Kirche zu St. Ulrich, im Angesicht des gewaltigen Gröbener Wahrzeichens, des Langkofel. Seine Behausung bietet schöne Aussicht, sein Gespräch Einblick in die Geschichte des Thales Gröden und die Mannigfaltigkeit seiner Natur. Gelegentlich sei erwähnt, wie sein Name zu denjenigen gehört, an welchen man die beliebte Germanisation der romanischen Namen zu studiren vermag. Sotriffer kommt her von sotto ripa, das heißt unter dem Hang, Rain, und wäre demnach mit Unterrainer zu übersetzen. Dieser Name ist zu vergleichen mit Aldoffer, Welponer, Pineiter, die von al closs, val bona, pineto abgeleitet sind und etwa mit Bühler, Gutthaler, Fichtner verdeutscht werden könnten.

Nachdem ich so viel über die Gröbener und ihre Schnitzereien gesagt, gestatte ich mir einige Worte über ihre Wohnstätten.

Wären die hohen Schroffen nicht, die steil in das obere Thal abfallen, so möchte sich der Wanderer beim ersten Anblick in irgend eines der Thäler des baierischen Bozalpengebirges versetzt glauben. Allgegenwärtiges Grün von Nadelholzwäldern und Wiesen und dazwischen verstreut weiße Häuser. In der That verrathen die romanischen Gröbener, in ihrer Weise zu wohnen, nicht die geringste Verwandtschaft mit den italienischen Nachbarn. Diese letzteren lieben es nicht, sich in vereigelten Häusern anzusiedeln. Sie bauen ihre Wohnstätten zusammen und das sehr Mauerwerk ihrer Dörfer gleicht einem heruntergekommenen Theile der nächsten besten Stadt. Die Ladins aber folgen dem germanischen Triebe, der schon den römischen Schriftstellern der Kaiserzeit auffiel. Romanisch dagegen ist die Theilnahmlosigkeit an der Verschönerung des eigenen Heims durch die Pflanzenwelt.

Wohl sind hier die Lüfte rauh — aber in noch rauheren Thälern des deutschen Hochlandes fehlt nie das wenn auch noch so dürftige Gärtchen vor der Schwelle mit der flüchtigen Zier seiner Mohnblumen, Päonien oder Astern. Darum kümmert sich aber der Gröbener nicht. Im Herbste 1881 beispielsweise werden wohl die meisten Fremden kopfschüttelnd bemerkt haben, wie mitten im Dorfe St. Ulrich, in welchem die Verleger so schöne Häuser stehen haben, der unsehnliche Raum nördlich vom Adlerwirthshause, gegen den Purger'schen Palazzo hin, anschließlich von Disteln und nur von Disteln bedeckt war — ein weiter Distelacker, so dicht von diesen Stachelgewächsen bedeckt, als ob die Bewohner von ihnen und nicht von ihrer Arbeit oder von Brodkrüchten leben müßten.

Bädeker's verdienstvolles Handbuch zählt alle Zugänge in's Thal auf. Fahrbar ist nur der durch die Klammen des Thürlerbaches, deren Wasser- und Felsanſichten gewiß von John Ball zu gering geschätzt werden, wenn er sagt, daß „ihre Scenerie sich kaum zur Größe erhebt“. Herr H. J. Meyer in Leipzig dagegen befindet sich im Rechte, wenn er in seinen „Deutschen Alpen“ Gröden ein „köstlich frisches Thal“ nennt.

Freilich ist es ein ganz anderes Ding, sich dem Gröbener Thale über irgend eines der Jöcher zu nähern. Sie sind alle leicht zu begehen, bis oben hinauf mit Gras, zum Theil auch mit Bäumen, bewachsen. Wer da oben geht, sieht die Pracht der Dolomite. Er stammt die Größe einer Steilwande, die Zerrissenheit ihrer Zacken, noch mehr aber vielleicht die Kühnheit der Menschen an, deren Fuß sich nicht durch die Schreckniße abhalten ließ, mit welchen die Geister der Gipfel sich gegen menschliche Annäherung vertheidigen. Was da gewagt wird, das möge die Erzählung der Frau Antonie Santner, die eine Nacht auf dem Langkofel zugebracht hat, andeuten. Ich habe dieses wunderſame Abenteuer in meinem „Bozener Führer“ mitgetheilt.

Einen lehrreichen Gegensatz bietet der Pflanzenwuchs des unteren und des oberen Thales. Dort unten, in den von jäh abstürzenden Wassern durchtosten Engen, hängt die Traube von lustigen Pfahldache und werfen Nußbäume und Kastanien ihre Schatten über den silbrigen Schaum. Dort oben, im Langthal, wo die letzten Trümmer von Wolkenfetzen stehen, gedeiht die Leinföhre nur schneeweißes Gereill. Kein Wunder — denn bis zur letzten Gaststätte, Plan, dessen freundliches Wirthshaus gepriesen sei) hebt sich das Thal um ungefähr 1200 Meter.

Wer Grödens Hochkare und Schneefelder, seine von so wunderlichen Sagen belebten Felseinöden, seine stäubenden Bäche und dunklen Fichtenwälder in einer Bildergallerie vereinigt suchen will, der lasse sich von Franz Moser in Bozen eine Sammlung der Lobe'schen Photographien kommen! Noch besser freilich, wenn er dem folgt, was ich ihm in meinem Abschiedsworte anrathe.

Die „Gartenlaube“ hat schon Sätze in Sprachen entlegener Erdtheile gebracht, aber noch keinen im hinschwindenden Idiome der Rhätoromanen. Mein Gruß sei also in dieses gewandet, indem ich sage: Je cumascia velga mia tuttas las streedes che meina della bella val de Ghierdeina. U les truepes d'autri m' unito! Das heißt verdeutscht: Ich kenne schier alle Wege, die in's schöne Gröbener Thal führen. Mögen recht viele Andere mir nachfolgen!

Digitized by Google

Volkswirthschaftliche Zukunftsaufgaben.

Nr. 1. Personenporto im Eisenbahnverkehr der Zukunft.

Die Idee, den Menschen gewissermaßen als Frachtgut zu behandeln, ihn bei dem Verkehr auf Eisenbahnen in der gleichen Weise zu befördern wie Güter, Zeit in einzelnen Köpfen auf. schon in den sechsziger Jahren ihren Lesern, daß ein Engländer auf dem Pariser Hauptpostamt erschienen sei und gefragt habe, wie viel wohl ein Brief, eben so schwer wie seine Person, nach London kosten würde. Nachdem er gewogen und ihm eine erhebliche Summe genannt worden war, verlangte der Sohn Albions, mit Freimarken beklebt und nach London gesandt zu werden.

Tritt bei diesem Vorgange die Idee der Personenbeförderung als Postfrachtgut noch in sehr primitiver Form auf, so kommt folgende Erzählung amerikanischer Blätter dem Zweck schon viel näher.

Ein Mann in Chicago, als excentrisch bekannt, verlangt von einem Eisenbahndirector, von Chicago nach Philadelphia als Frachtgut spedirt zu werden. Der Director erklärt das nicht für unmöglich, doch zerschlagen sich die Verhandlungen, da der Petent nur den Frachtsatz von zwei Dollars zahlen, der Eisenbahndirector aber den Personentarif angewendet haben will, was Feuer für eine Ungerechtigkeit erklärt. Er beschließt, dem Director zu beweisen, daß er Unrecht hat, läßt eine große Kiste machen, gut ausstatten, legt sich hinein und wird als Frachtgut aufgegeben. So fährt er eine ziemliche Strecke auf Philadelphia zu, bis er sich durch Geräusch verräth, worauf die Kiste geöffnet und er auf Personenbillet nach Chicago zurückgeschickt wird. — Wäre er nicht entdeckt worden, so wäre er für den Frachtsatz gefahren.

Der Gedanke, von welchem der Mann ausging, war der folgende: Warum soll die Bahnverwaltung für die Beförderung einer Last von meinem Gewichte einen verschiedenen Tarif erheben, wenn sie in verschiedener Form zum Transport gelangt? Wenn sie dem Menschen einen größeren Comfort bietet, als dem Gut, das sie einfach in die Ecke des Waggons wirft, so muß sie es doch erst werfen und dann wieder hervorholen lassen, hat Schreibereien und Scheererein aller Art, während der Mensch keinen weiteren Anspruch an sie stellt, als im Waggon aufgenommen zu sein, und alles Uebrige selbst besorgt. Daß diese Anschauung einen berechtigten Kern birgt, wird sich kaum leugnen lassen. Von einem durchaus ernsten Standpunkte versuchte im Jahre 1865 ein Engländer, Raphael Brandon, die Frage des „Passagierporto“ zu lösen. Nach seinen in der Broschüre „Railways and the Public“ niedergelegten Anschauungen sollte der Passagier als Brief behandelt und durch das gesammte Gebiet des vereinigten Königreiches zu einem und demselben bestimmten niedrigen Fahrpreise befördert werden „Eine Dreipence Marke,“ berichtete im Jahre 1865 die „Gartenlaube“, „soll nach dem Vorschlage Brandon's den Reisenden von London nach dem Krystallpalaste von Sydenham wie nach der äußersten Spitze von Schottland in dritter Wagenclasse befördern. Wer sich der zweiten Wagenclasse bedient, soll eine Sechspence Marke, und wer sich den Luxus der ersten Classe gönnen will, eine Schillingsmarke zu lösen haben.“ Durch sorgfältige Rechnungen hat Brandon nachgewiesen, daß diese Neuerung die Eisenbahnen Englands keineswegs schädigen, sondern bei naturgemäß zunehmender Personenfrequenz der Bahnfahrten die Einnahmen derselben sogar bedeutend erhöhen würde.

Die „Ladins“ im Grödener Thal in Südtirol.

Nach der Natur gezeichnet von Richard Püttner.

Die Hauptbedingung, an welche Brandon die Verwirklichung seines Projectes knüpfte, war die Verstaatlichung sämmtlicher englischen Eisenbahnen, aber sein genialer Gedanke fand unter seinen Landsleuten keinen Anklang, und wurden seine Vorschläge von dem englischen Parlamente einfach ad acta gelegt. In Deutschland sollen Anregungen zur Ausführung dieser äußerst wichtigen Idee bereits vor einer Anzahl von Jahren von Seiten des um das deutsche Verkehrswesen so hochverdienten General-Postmeisters Dr. Stephan durch eine Denkschrift gegeben worden sein.

Die von Brandon erwähnte Hauptbedingung ist in zwischen in Deutschland zur Thatsache geworden, indem der größte Theil unserer Bahnen in den Besitz des Staates übergegangen ist, und so erscheint es wohl an der Zeit, aus dieser Thatsache, gegen welche aus politischen und volkswirthschaftlichen Gründen sonst Manches einzuwenden wäre, den möglichsten Vortheil zu ziehen und die Einheitlichkeit der Bahnverwaltungen zur Erweiterung und Erleichterung des Verkehrs im Brandon'schen Sinne zu benutzen.

Der heutige Stand der Personenbeförderung auf Eisenbahnen in Deutschland charakterisirt sich kurz in Folgendem. Gewöhnlich existiren vier Wagenclassen; das Fahrgeld ist im Vergleich zu dem Tarif anderer Länder billig. Immerhin ist es aber ihnen genug, um der weit überwiegenden Mehrzahl der Einwohner zu verbieten, andere als die allernothwendigsten Reisen zu machen, ganz kurze Strecken ausgenommen. Die pecuniären Folgen dieses Zustandes werden durch die statistische Notiz, daß der Personentransport auf den preußischen Staats- und unter Staatsbetrieb stehenden Privat-

Digitized by Google

bahnen im Jahre 1875 2,500,000 Mark mehr gekostet hat, als er einbrachte, in das klarste Licht gestellt. Im günstigsten Falle ließe sich annehmen, daß das Ergebniß der übrigen Bahnen diese Mindereinnahme ausgleicht, soviel steht jedoch unter allen Umständen fest, daß der Personenverkehr auf Eisenbahnen zur Verzinsung des Capitals nichts beiträgt, daß vielmehr der Güterverkehr allein die Verzinsung decken muß.

Hier fällt sofort die so sehr nahe liegende Parallele mit dem Briefverkehr in's Auge. Unsere Generation erinnert sich noch sehr gut der Zeit, in welcher ein Brief aus America in die Thaler fünfundzwanzig geschrieben werden, und siehe da, es werden mehr als das Doppelte geschrieben.

Was bei der Postverwaltung geschehen, läßt sich aber bei der Passagierbeförderung auf Eisenbahnen und anderen Beförderungsmitteln ebenfalls thun und wird voraussichtlich die gleichen Resultate zeitigen.

Man muß ja dabei noch beachten, daß der Brief, der eine ganze Strecke zu durchwandern hat, durch eine Menge Hände geht, daß ein Werthbrief irgend welcher Art auf seiner Reise sogar unzählige Mal gewogen, gebucht und übergeben wird, während

Die Felsteralp in Südtirol.

Nach der Natur gezeichnet von Richard Püttner.

hinein kostete, wo eine arme Familie durch ein Schreiben eines amerikanischen Angehörigen in große Verlegenheit gesetzt werden konnte und in der That gesetzt wurde, weil das zur Bestreitung des Portos nöthige Geld nicht vorhanden war. Heute aber geht bekanntlich eine Postkarte für zehn Pfennig nach San Francisco und nach Japan. Hätte man vor Einführung unseres einheitlichen Portotarifs die jetzigen Zustände als erreichbar hinstellen wollen, man wäre für irrsinnig gehalten worden. Es sei ferner daran erinnert, daß vor Einführung des einheitlichen Zehnpfennigportos bei uns, als Briefe innerhalb zehn Meilen zehn, innerhalb zwanzig Meilen zwanzig, darüber hinaus dreißig Pfennig kosteten, die stärksten Befürchtungen ausgesprochen wurden, daß die Postverwaltung durch die Portoherabsetzung ein großartiges Deficit haben werde; heute weiß Jedermann, daß diese Preisverminderung der Post ungeahnte Ueberschüsse liefert. Um der Post das ehemalige Porto eines Briefes von Deutschland nach America zu ersetzen, müssen heute der reisende Mensch keinerlei Kosten der Beaufsichtigung und Controlle verursacht, sobald man sie ihm erläßt, was, wie das Beispiel der Berliner Stadtbahn beweist, ganz gut sich macht.

Der einzige erhebliche Einwand, daß die Neuerung eine bedeutende Einbuße an Einnahmen im Gefolge haben werde, scheint in keiner Weise stichhaltig zu sein, weil das Bedenken, die Ermäßigung des Verkehrs werde doch nicht so viele Mehrreisen zur Folge haben, daß der Ausfall an den jetzigen hohen Billetpreisen ausgeglichen wird, den in ähnlichen Verhältnissen gemachten Erfahrungen widerspricht. Auch hier ist zuerst auf die Briefpost hinzuweisen.

Derjenige, den es bei den früheren Briefportotaxen auf Geld nicht ankam, schrieb Briefe, wann es ihm beliebte; ebenso reist heute zu jeder Zeit der Reiche; derjenige, welcher mit seinen Mitteln haushalten mußte, schrieb früher nur, wenn es nothwendig war; ebenso wie er heute nur reist, wenn die Nothwendig-

Digitized by Google

keit es erfordert; der Arme correspondirte früher entweder gar nicht, oder doch nur überaus selten, wobei er sich noch ein Opfer auferlegen mußte, und genau in demselben Falle befindet er sich heute dem Reisen gegenüber.

Nachdem nun eine zwanzigjährige Erfahrung gezeigt hat, daß die einheitliche billige Taxirung des Postportos die soeben charakterisirten Unterschiede in der Correspondenzfähigkeit aufgehoben hat, daß alle Theile der Bevölkerung die Annehmlichkeiten des brieflichen Verkehrs in gleicher Weise genießen können und in der That sich zu Nutze machen und daß in Folge dieser einheitlichen billigen Taxirung die Post erst zu dem Verkehrsmittel geworden ist, welches sie heute darstellt und von dessen möglicher Ausdehnung man vorher keinen Begriff hatte; nach diesem Dieser ist in der That nicht abzusehen, warum nicht die gleiche Maßregel bei dem Personenverkehr auf den Eisenbahnen die gleichen Folgen nach sich ziehen soll. Dafür, daß nach Einführung eines billigen Fahrpreises die Anläße zum Reisen sich mehren, soll uns angeführt werden, daß, abgesehen von den Besuchsfahrten an Feiertagswochen und Ferienzeiten, der Kaufmann in vielen Fällen statt eines mehrmaligen Briefwechsels, der den Abschluß eines Geschäftes um Wochen verzögert, lieber in einem Tage durch persönliche Rücksprache die betreffende Angelegenheit regulirt. Man denke an den Amerikaner, der, wie kürzlich die Zeitungen meldeten, die Reise von seiner Heimath nach Hamburg machte, um eine Stunde mit einem Geschäftsfreunde zu conferiren und eine Sache zu ordnen, wegen deren er bereits Monate lang vergebens correspondirt hatte.

Es sei ferner darauf hingewiesen, daß die Einführung besserer Verkehrsmittel stets die Verkehrsfrequenz je nach der Bequemlichkeit des neu Eingeführten gehoben hat.

Jeder Bewohner einer großen Stadt hat sich aus eigenem Anschauen überzeugen können, daß die Omnibusse, sobald sie zweckmäßige Linien befuhren, gute Geschäfte machten, daß die später als die Omnibusse gebauten Pferdebahnen einen großartigen Verkehr vermittelten, an den vor zwanzig Jahren noch kein Mensch dachte, und der Berliner endlich sieht mit Erstaunen, wie viele Leute täglich die Stadtbahn, eines ganz neuen Verkehrsmittels, benutzen, während die Pferdebahnen immer noch, ebenso wie die Omnibusse, gefüllt sind und glänzend bestehen.

Wollen wir die Rentabilitätsfrage des Passagierportos praktisch prüfen, so müssen wir zunächst in annähernder Weise zu constatiren suchen, wie groß wohl nach Einführung des einheitlichen Tarifs die durchschnittliche Fahrstrecke sein wird.

Man irrt in jedem Falle, wenn man vermeint, daß die Billigkeit des Tarifs veranlassen werde, daß nunmehr die Leute vorzugsweise weite Strecken durchreisen werden; die Billigkeit und Bequemlichkeit des Transportes wirkt auf alle Entfernungen gleichmäßig ein. Beweis hiersür ist der Stadtpostverkehr in Berlin, welcher in die Millionen geht, wiewohl der Brief innerhalb der Stadt ebenso theuer ist, wie bis nach der österreichisch-türkischen Grenze. Daß aber dem so ist, ist nur ganz natürlich; denn man schreibt eben zu jeder sich bietenden Gelegenheit, und die meisten sich bietenden Gelegenheiten müssen sich ja in der Nähe finden. Man betrachte sich die Verhältnisse in der Provinz.

Jede Kreisstadt bildet einen Centralpunkt, wiederum excentriren sich alle Interessen der Provinz in deren Hauptstadt, und so wird sich, einige Weltstandesspitze ausgenommen, der Verkehr im Briefwechsel, wie beim Reisen, immer als ein provinziell localer herausstellen, und die Hälfte der Entfernung der Hauptstadt von den Grenzen der Provinz als Durchschnittsdistanz anzunehmen sein.

Diese ist mit 120 Kilometer nicht zu gering bemessen, und nun können wir das Exempel construiren. Ein gewöhnlicher Zug, welcher täglich 60 Kilometer hin- und dieselbe Strecke zurückfährt, verursacht, laut einer sachmännischen Berechnung, das ganze Jahr hindurch gegen 45,000 Mark Kosten, die doppelte Entfernung also 90,000 Mark, und jeder einzelne Zug, da im Ganzen während eines Jahres gegen 730 Züge gehen, rund 120 Mark. Nun setze man den Fahrpreis unserer heutigen dritten Classe auf 1 Mark fest, so sind, da ein Waggon dieser Classe 50 Personen befördert, $2^1/_2$ Waggon zu besetzen, um die Kosten zu decken, bei einem Fahrpreis von nur 50 Pfennig 5 Waggons. Man ersieht hieraus leicht, daß an der Rentabilität der Neuerung kaum zu zweifeln ist, um so weniger als heute Jedermann im Stande ist, sich eine Vorstellung von dem Verkehr, welcher sich entwickeln würde, zu machen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Einführung des einheitlichen Personentarifs bedeutende Aenderungen im Eisenbahnbetriebe zur Folge haben würde, und wir wollen auf einige der zunächst liegenden eingehen. Vor allen Dingen würde die vierte Wagenclasse aufhören, da für dieselbe kein Bedürfniß mehr vorhanden sein würde. Viele Länder kennen gar keine vierte Classe, und so würde das Verschwinden derselben in Deutschland kein Schaden sein. Andererseits würde die Umwandlung der dadurch entbehrlich gewordenen Wagen in solche dritter Classe sofort dem gesteigerten Bedürfniß abhelfen.

Ebenso könnte die erste Classe aufhören, welche dieselbe, allzu luxuriös eingerichtet, unnütze Kosten verursacht. Es ist bekannt, daß in anderen Ländern die erste Wagenclasse unserer zweiten entspricht. Der Verkehr der Berliner Stadtbahn, welche nur zweite und dritte Classe besitzt, zeigt die Entbehrlichkeit der ersten und vierten. Dabei macht sich in demselben Verkehre, wiewohl er sich nur in Großen bewegt, die merkwürdige Erscheinung bemerklich, daß Niemand, der sonst dritter Classe zu fahren gewohnt ist, an die Benutzung der zweiten denkt. Ist aber Jemand zu vornehm, um mit anderen Leuten zusammen zu fahren, so mag er sich ein Coupé allein miethen oder sich einen Salonwagen halten und diesen, gleich den Schlafwagen, gegen theures Entgelt mit einwägiren lassen.

Ein weiterer Punkt ist die Aenderung der Controlle. Die Bezeichnung der zu durchfahrenden Strecke auf den Fahrscheinen ebenso wie sonstige Bemerkungen würden aufhören; man würde die Billets so kaufen, wie heute Briefmarken. Die Anzahl praktischer Vorschläge, wie die Controlle einzurichten sei, ist dabei Legion. Man kann, wie es bei der Berliner Stadtbahn der Fall ist, Niemanden ohne Billet auf den Perron und vom Perron lassen. In Frankreich darf Niemand den Bahnhof verlassen, ohne sein Billet abzuliefern. In den Vereinigten Staaten geht ein Beamter durch den fahrenden Zug und verkauft die Billets ꝛc.

Wie Eingangs bemerkt, ist es die Verkehrsbelebung der preußischen Bahnen, welche der Idee des einheitlichen Personenportos die Anfechtungsfähigkeit giebt. Die Ausdehnung des Systems auf das ganze deutsche Reich scheint uns aber auch nicht großen Schwierigkeiten zu unterliegen; denn so gut wie die Reichspost es zu Stande gebracht hat, den Zehnpfennigtarif mit den nicht ihrer Verwaltung unterstehenden süddeutschen Postanstalten und sogar mit der österreichisch-ungarischen Post aufrecht zu erhalten, kann es auch die Verwaltung der preußischen Eisenbahnen thun, und der Weltpostverein mit seinem Zwanzigpfennigtarif, der doch noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, macht die Probe auf das Exempel; denn in ihm ist der Durchgangsverkehr enthalten.

Es schient kaum nöthig, auf die Vortheile, welche die Einheitlichkeit des Personentarifs auf Eisenbahnen nach sich ziehen würde, näher einzugehen, denn sie liegen auf der Hand. Wir begnügen uns daher, diese Vortheile in Kürze zu charakterisiren.

In erster Reihe würde dem Staate, als dem Besitzer der Eisenbahnen, aus einem Verkehre, der bisher seine Verzinsung nicht zu decken vermochte, eine großartige Einnahmequelle erwachsen, welche, zuerst zum Ausbaue des Bahnnetzes verwandt, immer neue und größere Einkünfte liefern würde. Das Publicum würde dagegen aus der Verkehrserleichterung den Vortheil der leichten Bewegungsfähigkeit und alle aus derselben resultirenden Ergebnisse, die in engem Rahmen sich überhaupt nicht detailliren lassen, ziehen.

Sicherlich wird jeder Leser dieser Zeilen sich den Nutzen, den er persönlich bei der neuen Einrichtung genießen kann, vergegenwärtigen, und damit wäre der Zweck, den der Verfasser dieses Aufsatzes verfolgt, erfüllt, nämlich die Frage der einheitlichen Normirung des Personentarifs auf Eisenbahnen in der großen Masse zur Discussion zu bringen, da es sicher ist, daß eine Frage, welche die Interessen so vieler Millionen innig berührt, wenn sie einmal zur Besprechung gelangt, nicht mehr ruhen kann, bis sie ihre Lösung gefunden hat.

So wollen wir denn hoffen, daß das deutsche Volk sich den Ruhm erwerben wird, eine wirthschaftliche Neuerung, deren Einführung unseres Erachtens unausbleiblich ist, in ihrer ganzen Wichtigkeit zu erfassen und zur Durchführung zu bringen.

Max Karkunkel.

Digitized by Google

Drei Goethe-Lieder.*

1. Märzmorgen.

Wolkenlose,
Erwachst du schon?
Alles ist Farbe,
Duft und Ton,
Seit die Erde
Dem Morgenroth
Stirn und Wange
Zum Kusse bot.

Harrest du meiner,
Junge Gluth,
Wo im Schimmer
Die Höhe ruht?
Ja, mein Hügel,
Ich folge dir;
Keine Blume noch
Schenkst du mir;

Aber Eine,
Die nenn' ich mein:
Himmlisches Mädchen,
Ich denke dein.
Muse, Geliebte,
Wie nenn' ich dich?
Seele, Leben,
Erfülle mich!

Segne mir sie,
Du erstes Grün!
Das ist Fülle
Für alles Blüh'n;
Tränke sie ganz
Mit Einem Zug,
Und die Erde
Hat Lenz genug.

2. Bei seinem ersten Lied.

Wie duften am Raine
Keim und Sproß,
Draus ihm Fülle
Des Wesens floß,
Das er im ersten
Lied ergoß!

Von Werbervuseu
Aus jeder Kluft
Wie Festgewoge
Erfüllt's die Luft,
Wie Geisterstimmen
Den Sonnenduft.

Selber zwischen
Der Dorne Hast
Hat sich treibender
Bildung Kraft
Aus dem Gestrüpp
Emporgerafft.

Unter den Tritten
Wie quillt so frod,
Schwellendes Grün!
Wo freundst du, wo,
Athem der Erde,
Und duftest so?

Bist du der Segen
In Keim und Sproß,
Drans ihm fülle
Des Wesens floß,
Das er im ersten
Lied ergoß?

3. Trennheim.

Was in Liedern die Welt bewegt,
Ländliche Lüfte, ihr habt's erregt,

Sah des liebenden Jünglings Glüh'n
Die Geliebte wie Frühroth blüh'n,

Wenn, in ihre Gestalt versunken,
Bärmstes Leben der Gast getrunken,

Und die Pulse des Busens trafen
Ihm die Stirn, wo die Genien schlafen,

Daß ihm's rauschte vor ihrem Rocken,
Wie Gesänge und Ruhmesglocken.

Rosige Finger, was mögt ihr spinnen,
Heldinnen oder Königinnen,

Wenn dem ahnenden jungen Blut
Solch ein Starker im Arme ruht?

Denkt ja Kronen und Kränze nur
Ewig ein schönes Kind der Flur,

Und in Palästen zum Fürstenweib
Träumt sich zu Hütten der süße Leib.

Spinne, sinne Gespinnst und Traum —
Süß ist selber der Täuschung Schaum.

Wär's auch sterbend, Du hast gesiegt,
Diesen König im Arm gewiegt.

Und ihr Lüfte, verstundet nur,
Daß ein seliges Kind der Flur

Unvergeßliches Schicksal spann,
Als er in ihren Armen sann.

J. G. Fischer.

* Der Dichter nennt diese Strophen „Goethe-Lieder", weil sie (an Goethe's fünfzigjähriger Todesfeier zu Stuttgart gelprochen) sich in Ton und Stil der Dichtweise des Altmeisters von Weimar anschließen und zum Theil (2 und 3) auch an ihn richten. D. Red.

Der Letzte der drei Sturen.

Ein Capitel aus der Geschichte Schwedens.

Es ist nicht blos das germanische Blut, das mit dem Reiz der Stammverwandschaft unsere Theilnahme für die Völker der skandinavischen Halbinsel erwärmt; sagt uns doch die Geschichte nur allzu deutlich, daß die Grade der Stammverwandschaft, die uns mit unseren nordischen Nachbarn verbinden sollten, so wenig wie die mit den Holländern, Wlamingen und Schweizern und verbindenden, geeignet waren, die bittersten Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Deutschen des „Reichs" zu verhindern. Uns zieht mit gleicher Macht, wie das nicht zu schwächende Gefühl des Stolzes auf den germanischen Geist der nordischen Völker, die Erhabenheit und Großartigkeit an, in welcher dieser Geist, wie von der Natur des Landes erzogen, dort in einzelnen Gestalten und in Thaten der Gesammtheit zum Ausdruck gekommen ist. Die gewaltige Phantasie, welche die Erscheinungen der nordischen Götterwelt, den Inhalt der Edda, erzeugt hat und in Sage und Dichtung waltet, drang mit ihrem Feuer auch in die Eigenschaften der Volksseele und vor Allem in die Leidenschaften, welche das Ungewöhnliche im Völkerleben ermöglichen.

Dieses Ungewöhnliche und häufig Großartige des menschlichen Denkens und Handelns tritt in der Geschichte der drei germanischen Völker des Nordens uns so anheimelnd und anziehend entgegen. Und auch dort, wie bei uns, sind es die trübsten Zeiten, aus welchen die größten Charakterbilder hervorragen.

Zu diesen trübsten Zeiten für die nordischen Reiche, besonders aber für Schweden, gehörten die 127 Jahre (von 1397 bis 1524), während welcher die Calmarische Union in das Gegentheil ihrer ursprünglichen Bestimmung umschlug. Als nämlich der letzte Schwedenkönig aus dem Geschlecht der Folkunger 1374 bei Bergen ertrunken und sein Gegenkönig Albrecht von Mecklenburg bei den „Großen" des Reichs in Ungnade verfallen war, boten diese der Wittwe des Königs Hakon von Norwegen, welche, als Tochter des Königs Waldemar von Dänemark, nach dem Tode ihres Vaters, ihres Gatten und ihres Sohnes bereits Königin von Norwegen und Dänemark war, auch die schwedische Krone an, und Margaretha, ein zum Herrschen geborenes Weib, die sich den Namen der „Semiramis des Nordens" erwarb, setzte auch diese dritte Krone auf ihr schönes Haupt.

Was mußte dem Wunsche der Königin und dem Vortheil der drei Staaten näher liegen, als eine feste Vereinigung derselben zu einer großen Macht? Diese sollte nun durch jene Union bewirkt werden, welche zu Calmar im Juli 1397, natürlich wie alle fürstlichen Verträge, „für ewige Zeiten" geschlossen wurde. Wäre dieser Beschluß aus einem Entschluß der Völker hervorgegangen, so möchte ihm vielleicht eine friedlichere Dauer vergönnt gewesen sein. Es war aber ein Ausfluß der Herrschgier und der Selbstsucht der „Großen", welche schlechten Eigenschaften, durch den Stammesstolz der germanischen Völker unterstützt, der Zwietracht und dem Kampfe Thür und Thor öffneten. Denn wie in Dänemark und Norwegen, so bestanden im Mittelalter auch in Schweden als politische Factoren ein freier Bauernstand, der Adel, die katholische Geistlichkeit und das Königthum. Die in fest abgegrenztem Eigenthum sitzenden, willensthätigen, schwertbereiten, eifersüchtig über altem Herkommen und alten Freiheiten wachenden Erbbauern wogen so schwer wie der Adel und die im Wesentlichen zu ihm stimmende Geistlichkeit — die höchsten geistlichen Würden fielen ja naturgemäß Mitgliedern der edelsten Geschlechter zu. Was das Königthum betrifft, so war es Wahlkönigthum, wurde indeß für gewöhnlich als erbliches behandelt. Wirkliche Herrscher waren oft doch nur jene Reichsverweser, welche an der Spitze jedes einzelnen Reiches mehr die eigene Nation gegen den Fürsten, als diesen gegen die Nation vertraten. Letzteres wurde aber zur Tugend und mußte als patriotische That gepriesen werden, seitdem dänische Könige als Unionsfürsten die Regierung auch in Schweden behaupteten und nicht selten dort wie in einem eroberten Lande verfuhren. Da erhoben die Reichsverweser sich zu Reichs- und Volksbefreiern von dem fremden Druck; als solche aber glänzten in

Digitized by Google

Sten Sture ſtirbt auf dem Eis
Nach dem Oelgemälde

Digitized by Google

Mälarsees am 3. Februar 1520.
C. G. Hellqvist.

Digitized by Google

Schweden die Glieder der Familie der Sture, eines Heldengeschlechts, von welchen drei Männer und eine Frau ein Schmuck der Geschichte Schwedens sind.

Da nun in der Gegenwart, seitdem das neue deutsche Reich einen festen Kern der germanischen Welt bildet, auch in den ehedem nicht immer freundlichen Beziehungen zu unseren nordischen Stammesgenossen eine Wandlung eingetreten ist und die Sympathien der Deutschen sich mehr denn je zu ihnen hinwenden, so werden unsere Leser auch gern einen Blick auf die Geschichte derselben und namentlich auf jenes Heldengeschlecht werfen, dessen tragisches Ende wir in Hellqvist's vortrefflichem Bilde zeigen.

In dem Kampfe, der, nach Margarethens Tode, gleich gegen den ersten dänischen Unionskönig, Erich von Pommern, entbrach, wußte der Reichsverweser Karl Knutson Bonde sich nach vielen Kämpfen, Siegen, Niederlagen und neuen Erhebungen die Königskrone zu erringen und bis an sein Ende zu behaupten. Unter ihm traten zuerst die Sture auf, die sich so hohes Verdienst um ihn erworben, daß er seinem Neffen Sten Sture die Regierung als „Reichsverweser" übertrug. Mit dieser Ehre begnügten sich alle Sture; Keiner von ihnen griff nach der Krone.

Den Anspruch, sich König von Schweden zu nennen, hatte damals Christian der Erste von Dänemark, und laut der Union von Calmar war auch die Wahl seines Nachfolgers an seine Nachkommenschaft gebunden. Allein weder vermochte er für seine Person diese Ansprüche gegen Sture durchzusetzen, noch zu verhindern, daß die Schweden seinen bereits als Nachfolger anerkannten Sohn Johann, als sie dessen müde wurden, einfach für abgesetzt erklärten und ihren Willen mit den Waffen in der Hand unter Sten Sture's Führung behaupteten.

Nachdem dieser bei Jönköping gestorben war, wie ein Gerücht will, in Folge von Gift, hielt sein Freund, Svante Sture, von einem andern Zweige des Geschlechts, als Reichsverweser den Kampf gegen König Johann aufrecht. Mit seinem Kriegskameraden, dem Bischof Henning Gadd, schlug er sich fast ununterbrochen mit dem Feinde herum, hochverehrt vom Volke, mit dem er wie mit seines Gleichen scherzte, am meisten aber von den Soldaten, unter denen die Rede ging, daß er eher sich seiner Kleider beraube, als einen Tapfern unbekohnt lasse. Daß bald Bann und Acht auf ihm ruhten, kümmerte weder ihn, noch den greisen Handegen von Bischof. Da starb er plötzlich zu Westerås Anfangs Januar 1512, während der Berathung wegen einer neu entdeckten Silbergrube. Die Bergleute bemächtigten sich des Schlosses von Westerås, ließen in aller Stille von Freunden das Stockholmer Schloß besetzen und schrieben im Namen des Verstorbenen einen Brief, welcher die sämmtlichen Landesbewohner aufforderte, seinen Sohn, Sten Sture den Jüngeren, als Nachfolger in der Reichsverweserschaft anzuerkennen.

Das Volk und der jüngere Adel waren für seine Wahl; der Reichsrath und der alte Adel dagegen erklärten sich für Erich Trolle, einen gelehrten würdigen Herrn, von dem man hoffte und wünschte, daß er sich mit Dänemark einigen möge. Nach vielen vergeblichen Verhandlungen beschied endlich der Reichsrath das Volk auf den 18. Mai 1512 nach Upsala. Dort erklärte der Erzbischof Jacob auf dem Markte der Menge, der Rath hätte sich für Erich Trolle als Reichsverweser entschieden. Bauern riefen: die Trolles wären von dänischer Art, man wolle sie nicht. Zur selben Zeit hatte Sten Sture auf der Moraweide, der eigentlichen Wahlstatt, schon die Bauern für sich gewonnen, und er behielt den Sieg. Am 23. Juli gaben die Gegner nach, und durch ein großes Fest auf dem Schlosse zu Stockholm feierte man seine Erwählung.

Inzwischen stard König Johann, dessen Beliebtheit wohl hätte noch zum Frieden geneigt machen können, und der ebenso gefürchtete wie verhaßte Prinz Christian (die Geschichte nennt ihn „den Bösen") wurde im Juli 1513 von den Dänen und Norwegern als König anerkannt; doch die schwedischen Gesandten zogen sich wegen ihnen noch mangelnder Vollmacht zurück. Zwar wurde die Wahlcapitulation als auch für Schweden gültig ausgefertigt; auch schien man dort angeknüpften Verhandlungen zusolge zum Nachgeben geneigt; doch zogen sich dieselben, jedenfalls unter Sten Sture's Einfluß, hin, bis sie plötzlich ein jähes Ende erreichten.

Der Erzbischof Jacob von Schweden war dänischer Parteigänger, ein alter schlauer Herr, der eines Tages seine Würde wegen der Last der Jahre niederlegte und Sten Sture mit unschuldigem Gesichte den augenblicklich in Rom weilenden Sohn Erich Trolle's, Gustav Trolle, zum Nachfolger empfahl. Sten ließ sich täuschen; er gedachte auf diese Weise eine feindliche Familie sich zu gewinnen — kurz, Gustav Trolle wurde zum Erzbischof gewählt.

Mit dem neuernannten Erzbischofe kehrte aber ein unversöhnlicher Feind der Stures und ein hochmüthiger Priester zugleich heim. Während der Reichsverweser Anstalten traf, ihm in Stockholm einen feierlichen Empfang zu bereiten — ließ Gustav Trolle sich bei Bischofstuna an das Land setzen und ging in das erzbischöfliche Schloß Stäkel, wo er sich weigerte, dem Reichsverweser die Huldigung zu leisten, da er nur den Papst als Herrn anerkenne. Jeden Vermittelungsversuch wies er ab; im Lande hieß es allgemein, er wolle offen für Christian eintreten, dessen Verhältniß zu Dyveke (das „Täubchen von Amsterdam") und ihrer Mutter Sigbrit den geistlichen Herrn kein Bedenken zu verwahren schien, und daß er Schloß Stäkel zu befestigen begann, machte die Sache erst recht wahrscheinlich.

Sten Sture setzte nunmehr den alten Erich Trolle, den salschen Rathgeber, auf dem Stockholmer Schloß fest und schickte Belagerungstruppen vor Stäkel. Der Erzbischof, welcher auf die dänische Hilfe vergeblich gerechnet und nun sich nachgiebig zeigte, wurde vor eine Volksversammlung in Stockholm geladen, wo man ihn für einen Hochverräther erklärte und absetzte, auch die Schleifung von Stäkel beschloß. Der Erzbischof, der den Muth gehabt, zu erscheinen, berief sich vergeblich darauf, daß der Papst ihm bei seinem Abgang von Rom nicht nur alle vergangene, sondern auch alle künftige Schuld vergeben habe. Er entwich nach Stäkel zurück, wo ihn endlich auch die Besatzung verließ. So ergab er sich in sein Schicksal und ging in ein Kloster; hinter ihm rüsten die Sieger die Befestigungen von Stäkel bis auf den Grund nieder.

Inzwischen rüstete Christian selbst, langte nach Pfingsten 1518 vor Stockholm an und schlug vor der Stadt ein Lager auf. Die Belagerung mißlang jedoch; denn als er dem Reichsverweser zu einer Schlacht entgegenzog, erlitt er bei Brunkeberg eine Niederlage und sah sich in das Lager vor Stockholm zurück, aus welchem Sten Sture die Dänen auf ihre Schiffe trieb. Da aber zum Ausbruchen der Wuth fehlte, so knüpfte der König Verhandlungen an, und Sten Sture beschloß, ihm goldene Brücken zu bauen, versorgte ihn mit Lebensmitteln, und nur die Stockholmer hielten den Unvorsichtigen ab, sich selbst in das Bereich des Löwen zu begeben. Da erklärte Christian, er wolle selbst nach Stockholm kommen, wenn man ihm Geiseln für seine Sicherheit böte. Sechs junge Männer aus den edelsten Geschlechtern wurden ihm gesandt, darunter Gustav Wasa. Plötzlich erwachte ein günstiger Wind, und Christian segelte mit den Geiseln nach Dänemark. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land.

Zu gleicher Zeit traf die Kunde ein, daß Papst Leo der Zehnte Bann und Interdict über Schweden verhängt und König Christian beauftragt habe, dem Befehl der Kirche mit den Waffen Nachdruck zu geben.

In Schweden merkte man nichts von dem Spruch, und der Gottesdienst ward nach wie vor gehalten. Aber man rüstete; denn König Christian rüstete auch. Anfangs des Jahres 1520 brachen die Dänen unter Führung Otto Krumpe's in Schweden ein, welcher den Bannspruch an allen Kirchthüren anschlagen ließ. Auf dem Eise des Sees Aesunden bei Bogesund (jetzt Ulricahamn) trafen sie mit Sten Sture zusammen.

Ehe es zur Schlacht kam, sank der Reichsverweser, von einem unglücklichen Schuß getroffen, zusammen und mußte aus der Schlachtlinie getragen werden. Man schaffte ihn nach Stregnäs, und das schwedische Heer zog sich, von den Dänen verfolgt, auf den Verhau im Walde Tiveden zurück. Ein Verräther führte die Dänen hinter den Verhau; die Schweden wurden blutig geschlagen, und in schreußlichen Uebelthaten kühlten die Sieger ihre Wuth ringsumher. Sobald Sten Sture das vernahm, ließ sich der Schwerkranke in einen Schlitten setzen und nach Stockholm schaffen, um die Vertheidigung der Hauptstadt in Stand zu setzen. Als der Schlitten über den Mälarsee fuhr, kam der Tod über den tapfern Reichsverweser. Mitten auf dem See hielt der Schlitten; in stillem Gebet standen dort die Männer, die ihn führten, vor der Leiche eines der besten Schweden.

Es war der 3. Februar, da dies geschah.

Die Leiche Sten Sture's ward nach Stockholm gebracht und seiner Gattin Christina Gyllenstjerna übergeben, welche dieselbe in der Franziskanerkirche beisetzen ließ.

Diese Frau, des Gatten würdig, war die einzige, welche den

Digitized by Google

Kopf oben behielt, um den Widerstand gegen die Dänen weiter zu organisiren. Während die Hausen im Lande sich sammelten und führerlos wieder zerstreuten, während der Rath einen elftägigen Waffenstillstand benutzte, um zu Upsala, der Beredsamkeit Gustav Trolle's weichend, seinen Frieden mit Christian zu machen, befestigte sie Stockholm, zog Lübecker Schiffe und Truppen an sich, und ließ die Dänen herankommen. Parlamentäre wurden mit Schüssen empfangen.

Aus Mangel an Lebensmitteln mußten die Belagerer sich auf eine möglichst geringe Anzahl reduciren. Im Mai kam Christian selbst heräber; er und seine Anhänger boten Alles auf, um den Namen König Christian im Lande populär zu machen, den Guerillakrieg der Bauern zu beschwichtigen, die Uebergabe von Stockholm zu erreichen. Bei einer Gesandtschaft, die er in die Stadt schickte, war selbst der alte Hemming Gadd Fürsprecher für ihn.

Endlich gab Christina nach, gegen den Willen der Bürgerschaft. Der König entlagte feierlich allen Rachegedanken, versprach nach den Bestimmungen der Calmarer Union zu regiren, verbürgte Christina zwei sinnliche Besitzungen und den ungestörten Besitz der Güter ihres Gatten; im September zog er in Stockholm ein und bekräftigte seine Versprechungen bei der Krönung mit Eid und Abendmahl.

Wie er diese Versprechungen gehalten, ist bekannt. Jener 8. November, der dritte Tag der auf die Krönung folgenden Feierlichkeiten, ist in der Geschichte als das „Stockholmer Blutbad“ verzeichnet. Ein ehemaliger Barbiergeisell, der als Verwandter der Dyreke eine Rolle als Rathgeber des Königs übernommen, soll den Mordgedanken angeregt haben, während der Erzbischof Gustav Trolle mit einer Anklage gegen seine einstigen Richter den Vorwand geben mußte. Christina Gyllenstierna wies zur Entlastung das Document vor, in welchem einstimmig die Stände mit Unterschrift den Erzbischof abgesetzt — damit aber lieferte sie nur die Namen der Opfer, welche als „Empörer wider die Kirche“, sonach als „Ketzer“ ergriffen und dem Henker überliefert wurden. Als vierundzwanzig Leichen verbrannt wurden, riß man die Uebererste Sten Sture's nebst denen eines verstorbenen Kindes von ihm aus der Gruft in der Franziskanerkirche und warf sie mit auf den Scheiterhaufen. Und nun zog das Blutgericht in das Land hinaus; auch Hemming Gadd fiel ihm in die Hände. Ueber sechshundert Menschen, die Vornehmsten und Besten, weil sie Schweden mit Leib und Seele waren, fielen der Rache des Dänen zum Opfer.

Christina mit den Kindern wurde nebst anderen Edelfrauen gefangen nach Dänemark geführt. Der Friede zu Malmö 1523 gab ihr die Freiheit wieder. Mit ihr kehrten die Kinder Sten Sture's zurück, sein Sohn Svante Sture zu seinem Unglück; denn Erich der Vierzehnte, der Sohn Gustav Wasa's, opferte ihn einem seiner Wahnsinnsanfälle, welche nur die Bauernmörder und Königin Katharina Mans zu beschwören vermochte: er ward im Jahre 1567 nebst zwei Söhnen hingerichtet.

König Christian's treulose That war auch seine letzte auf schwedischem Boden gewesen: er ist seitdem nie wieder nach Schweden, von da an aber auch Schweden nie wieder unter Dänemark gekommen. Gustav Wasa, der einst als Geisel Geraubte, wurde der Rächer dieser schweren Zeit und machte der Union von Calmar durch den Malmöer Receß von 1524 auch für „ewige Zeiten“ ein Ende.

B.

Ein getreues Herze wissen!

Novellette von **Anton Ohorn.**

Der Frühling ist gekommen. An dem Bache im Thal wiegen sich weiße Anemonen auf schlanken Stengel, und Himmelsschlüssel mit gelbem Glast läuten dazwischen mit den kleinen, freundlichen Blüthenglocken. Die alten Weiden tragen silbergraue Kätzchen an den tief herabhängenden Zweigen, und kleine Knaben und Mädchen brechen unter Lachen und Singen die für sie erreichbaren Ruthen ab für den kommenden Palmsonntag. Die Luft geht lau durch die Thalung; der Himmel ist klar und der goldene Sonnenglanz sickert frühlingswarm nieder. Am Abhang der Hügelkette liegt die kleine Stadt mit weißen Häusern und rothen Dächern und ein grauer Kirchthurm sieht drüben empor, festsam geformt wie eine uniformige Knoppen und mit blinkendem Kreuz.

Das Thal herauf kommt ein Wandersmann, jung, aber mit bleichen Wangen. Die Wanderstasche hängt ihm zur Seite; er stützt sich auf den kräftigen Stock, und wie er nun stehen bleibt, hält er die weiße Hand über die Augen, um sie gegen das Sonnenlicht zu schützen, und blickt nach der Stadt. Sein Gewand ist dunkel und eigentlich wenig modisch, auf dem Kopfe trägt er einen breitkrämpigen Hut und um den Hals das Collare, das Abzeichen der katholischen Priesterschaft.

Wie er an den Knaben und Mädchen vorbeischreitet, grüßen ihn Alle mit lautem: „Gelobet sei Jesus Christ!“, und die Mädchen kommen heran, ihm die Hände zu küssen, was er beinahe ängstlich abwehrt.

Auf dem weißen mit Bäumen besetzten Fußwege, der nach der Stadt leitet, geht ein Menschenpaar ihm entgegen: ein alter Herr mit weißen Haaren, aber frischem Gesicht, mit dem strammen festen Gang des ehemaligen Militärs, Arm in Arm mit einem Mädchen in lichten Gewändern. Der junge Wanderer erkannte sie Beide, den alten Rittmeister Günther, der im Städtchen oben die freundliche Villa mit dem großen Garten beim Peters-Thor besitzt, bei dem er häufig aus- und eingegangen, bevor er ein Ordensmann geworden, und dessen Tochter Eva, seine Jugendgespielin.

Sie waren Nachbarskinder und hatten mit einander gelacht und geweint nach Kinderart und hatten Mann und Frau gespielt, im Sommer Blumen gepflückt und Kränze gewunden, im Winter mit Schneeballen nach einander geworfen, bis die Gesichter frostig angehaucht und die Hände glühend wurden. Seitdem waren Jahre in's Land gegangen; er hatte in einer entfernten Stadt die Schule besucht und nur während der Ferien Eva gesehen und sich jedesmal gewundert, wie sie größer und schöner geworden war und scheuer und fremder zugleich. Dann war er nach eigener freier Wahl in den Orden des heiligen Benedict eingetreten, dessen Jünger seine Lehrer an dem Lyceum gewesen, und kam nun nach dreijähriger Abwesenheit zum ersten Mal und als „geistlicher Herr“ nach der Heimath.

Das schlanke schöne Mädchen mit den sammetnen, frischen Wangen, den großen Rehaugen, die nach ihm herschauten, und den dunklen, glänzenden Haaren war Eva, und es gab dem jungen Cleriker einen seltsamen Stich im Herzen, als er sich dies sagte, und gleich darauf ärgerte er sich über seine eigene Erregung und wollte, sich selbst zu strafen, mit stummem Gruße vorübergehen. Wie er aber den breiten Hut zog und seine weiße, leuchtende Stirn leicht gegen das Paar verneigte, rief der Rittmeister:

„Holla, Reinhold, Gott willkommen! Wir haben Sie erst für morgen erwartet.“

Er streckte ihm schon die Hand entgegen und sah dem jungen Wanderer so freundlich und so tief in die Augen, daß dieser nicht wortlos vorübergehen konnte und erwiderte:

„Ich wollte auch morgen erst kommen, aber die Sehnsucht ließ mich nicht rasten, und ich gedachte, meine Eltern zu überraschen. — Es ist Ihnen doch immer wohl gegangen, Herr Rittmeister?“

„Danke, danke! Eva läßt es mir ja an nichts fehlen.“

Der junge Theologe wollte eigentlich die so Gepriesene, die unmittelbar neben ihm stand, ignoriren. Nun mußte er sich ihr doch zuwenden, denn sie streckte ihm mit dem unbefangensten Lächeln die schlanke behandschuhte Hand entgegen, und ehe er noch überlegen konnte, hatte er seine Rechte mit derselben vereinigt. Das war nur eine Secunde lang gewesen; dann flog eine brennende Gluth über sein bleiches Gesicht, und mit schweigendem Gruße wollte er weiter gehen.

„Heute sollen Sie uns enkommen,“ sagte der alte Soldat; „denn Vater und Mutter wollen Sie auch genießen, aber — nicht wahr? — morgen Mittag sind Sie unser Gast.“

Das klang so militärisch kurz, und es wäre wohl auch unhöflich gewesen, wenn er hätte ablehnen wollen. Er nahm dankend an, und als ob der Boden ihm unter den Sohlen brenne, eilte er vorwärts, während seine Lippen halblaut das Wort der Regel murmelten:

Digitized by Google

„Feminas videre non prohibemini, sed eas appetere vel ab ipsis appeti velle, criminosum est.“ („Frauen zu sehen, soll euch nicht verboten sein, aber sie begehren oder von ihnen begehrt werden wollen, ist ein Verbrechen.“)

Ihm wurde heiß, sodaß er den Hut von der Stirn nahm, und doch war die Temperatur des Tages nicht so hoch. Er hätte doch lieber nicht zusagen sollen, und bei seinem innern Zwiespalt dachte er daran, sein Wort wieder zurücknehmen und sich zu entschuldigen.

Er betrat die Gassen des Städtchens und schritt über den kleinen Markt, wo zwischen den Pflastersteinen das Gras herauswuchs und auf welchem die Kirche stand; er entblößte das Haupt, als er an derselben vorüberging. Die Leute aber öffneten die Schiebefenster in beinahe allen Häusern, und eine Nachbarin flüsterte es der andern zu, als ob es ein Geheimniß bleiben sollte:

„Forbach's Reinhold ist da,“ und die andere sagte darauf: „Er ist hübsch geworden — das wird ein schöner Pater,“ während ein junges, naseweises Backfischchen vielleicht hinzufügt: „Schade um ihn!“

Fast ganz an dem alten Peters-Thore mit seinen seltsamen, gothischen Zacken, einem Reste aus der Zeit, wo das Städtchen sich reichsfrei nannte, steht ein stattliches Haus mit einem Kaufmannsladen zu ebener Erde, und über dem üblichen hölzernen Citronenkranze ob der Eingangsthür steht mit solider Fractur die Firma: Gabriel Forbach. Hier war der junge Benedictiner zu Hause und war noch dazu der einzige Sohn. Er hatte anfangs Kaufmann werden sollen, die Mutter wollte aber einen Studenten aus ihm machen, und so hatte der Vater gesagt: „Meinetwegen!“, und Reinhold war auf das Lyceum zu den Benedictinern gekommen. Zwei seiner Lehrer waren bigotte, übereifrige Männer und suchten unter den Schülern Proselyten zu machen für ihren Orden; durch Talent und Fleiß ausgezeichnete Jünglinge waren ihnen zumeist verhaßt, an sie hingen sie sich mit der Gier des Vampyrs und suchten aus ihren Herzen alle Weltlust und alles Streben nach irdischem Glücke herauszusaugen. So war es bei Reinhold gekommen, und seine Eltern waren mehr erstaunt als erfreut gewesen, als er ihnen seinen Entschluß mittheilte. Der Vater war indeß ein kurzer, resoluter Mann und hatte wiederum gesagt: „Meinetwegen; denn des Menschen Wille ist sein Glück,“ und die Mutter hatte sich getröstet an dem mütterlichen Stolze, der in katholischen Familien so viel daheim ist, einen „geistlichen Sohn“ zu besitzen.

Nun saßen die drei Leute um den gedeckten Tisch in der Wohnstube neben dem Laden; die Mutter nöthigte zu essen und der Vater sah dem Sohne in's Gesicht.

„Junge, Du bist recht blaß. Wenn Du Dich nicht ganz behaglich fühlst bei der Regel des heiligen Benedict, dann ist mir's lieber, wenn Du nach etwas Anderem greifst und den schwarzen Rock an den Nagel hängst.“

„Nein, Vater, ich bin ganz zufrieden und wünsche mir nichts Besseres.“

Es war Reinhold, als ob er in dem Augenblicke eine Lüge gesprochen hätte, und doch fühlte er, daß er seiner Ueberzeugung nach nicht anders sagen konnte. Der Alte schüttelte mit dem Kopfe und ging nach seinem Comptoir; die Mutter hatte gleichfalls zu thun, und der junge Benedictiner blieb allein in dem Gemache. Er trat an das Fenster und sah hinaus. Da drüben stand die Villa des Rittmeisters mit ihrer umgrünten Veranda. Wilder Wein wuchs an den weißen Wänden hinauf und rankte sich um die Fenster. An dem einen derselben bewegte sich die schneige Tüllgardine, und ein Mädchenkopf trat wie ein plastisch-schönes Bild zwischen den Rahmen. Der Kopf, um welchen sich das wellige Haar wie eine duftige Wolke legte, war gesenkt und die Augen hefteten sich wohl auf eine tiefer liegende Arbeit. Reinhold konnte den Blick nicht von dem Bilde abwenden; er stand in der Mitte der Stube und stützte sich mit beiden Händen fest auf die Tischplatte: Ob es wohl doch ein anderes Glück geben mochte, als jenes in der regula S. P. Benedicti? Ob auf jenen sanft gerötheten Wangen, in jenen jetzt niedergesenkten Mädchenaugen nicht auch ein ewigaltes Evangelium geschrieben stand, das da gepredigt ward, so lange Menschen gehen auf der Erde, und das darum auch ein Ausfluß der Gottheit sein muß?

Eva blickte in diesem Momente auf; sie schien herüberzuschauen, und Reinhold fuß jählings die Tischplatte los und murmelte: „Apage, satanas! Herr, führe mich nicht in Versuchung!“ Er wendete sich ab von dem Fenster und schritt in dem Gemache auf und nieder; ihn faßte Scham und Reue über seine Gedanken, und er beschloß, am nächsten Morgen durch eine Beichte sich frei, durch die Communion sich stark zu machen. Er wollte darum heute schon den Pfarrer besuchen und griff nach seinem Hute.

Als er vor die Thür trat, merkte er, wie der Mädchenkopf über der Straße drüben sich zwischen den grünen Rebenranken zum offenen Fenster herausbeugte, aber er grüßte nicht und sah nicht hin, und als ob er einen großen Sieg über sich selbst errungen hätte, fühlte er mit einem Male wieder die Brust weit und frei und leicht.

Das Pfarrhaus stand in der Nähe der Kirche auf dem grasbewachsenen stillen Marktplatze; das Wasser plätscherte vor demselben in dem hölzernen Röhrbrunnen; ein verwittertes Heiligenbild stand auf dem altmodischen Giebel, und neben dem großen braunen Eingangsthore war eine Steinbank.

Es hatte etwas Idyllisches, das alte Pfarrhaus, von außen sowohl wie von innen: die Flur war breit, mit rothen Ziegeln belegt, und geschwärzte Heiligenbilder hingen an der weißen Wand; zu der geöffneten Hosthür aber nickten die Sträucher des Gartens herein mit ihrem jungen Grün.

Eine ältliche, freundliche Frau mit weißer Haube und Küchenschürze begrüßte den Jüngling zuerst:

„Ach, Herr Reinhold, das ist schön, daß Sie zuerst zu uns kommen; ich habe Sie heute schon vorbeigehen sehen mit Ränzchen und Stecken; der Herr Pfarrer wird sich freuen, wenn Sie ihn aufsuchen; er ist in seiner Studirstube.“

Sie hatte die Hand an der saubern Schürze abgewischt und streckte sie ihm mit jener vertraulichen Freundlichkeit entgegen, die sie dem jungen Theologen zeigen konnte: er war ja als Knabe und als Schüler oft und oft nach der Pfarre gekommen, und die Jungfer Gertrud hatte ihn manchen Leckerbissen auf der Küche aufgehoben. Er drückte ihr denn auch herzlich die Hand und ging nach einigen freundlichen Worten die weißgetünchten Steintreppen hinauf. Ueber einer braunen massiven Thür stand: „Der Herr segne deinen Eingang!“ und hier trat Reinhold ein. Das Gemach war freundlich trotz seiner geschwärzten alterthümlichen Möbel; das machten vielleicht die schneeweißen Fenstergardinen, oder die Bilder an den Wänden, oder die Gypsbüsten auf dem alten geschnitzten Bücherschranke, die gleich guten Genien herabsahen: Schiller, Goethe, Lessing. Der Theologe, welcher den Lessing in seinem Studirzimmer hat, ist ein Priester, welcher nicht schlecht sein kann und gewiß seines Amtes im Geiste und in der Wahrheit waltet; es gehört nur mitunter Muth dazu, als geistlicher Herr sich zu Lessing zu bekennen.

Auf dem Sopha mit schwarzer Lehne und braunen Polstern saß ein alter Herr mit grauen Locken über der hohen, schönen Stirn und mit einem Paar wunderbar klarer, geistestiefer Augen. Er hatte seine Lectüre weggelegt und den jungen Standesgenossen mit herzlichem Wort auf den Sitz neben sich niedergezogen. Und so wie es der Vater Reinhold's gethan, so sah auch er dem Jüngling forschend in's Gesicht, und wie jener sprach er:

„Du bist recht blaß, Reinhold.“

Der junge Benedictiner fühlte, wie er jetzt roth ward.

„Vielleicht von dem Studium der letzten Wochen, Herr Pfarrer, vielleicht von der Reise — mir ist ganz wohl.“

„Du bist also zufrieden?“

„Ich bin es.“

„Wohl Dir, mein Sohn, daß Dir der Druck des Priesterlebens bisher erspart geblieben ist, aber kommen wird er noch, wenn Du ein guter Hirte und ein Miethling werden willst, und dann sorge, daß er Dich nicht niederbeugt. Was sagen denn Deine Lehrer von dem da?“ Er deutete nach dem Bilde Lessing's.

Reinhold erhob das Auge; dann sagte er etwas verlegen in Ton und Miene:

„Ein Atheist! Ein Frevler am Heiligthume der positiven Kirche!“

Ein wehmüthiges Lächeln spielte um den Mund des Greises:

„Sie sind also heute noch, wie ehedem. Sieh, Reinhold, ich bin gemaßregelt worden, weil ein Protestant mein bester Freund war, mit dem ich täglich verkehrte und von welchem ich trotz der Ermahnung des Consistoriums nicht lassen mochte, weil ich keinen

Digitized by Google

Menschen kannte, der mehr als er die Liebe zu Gott und seinen Nächsten im Herzen trug und in Thaten übte; ich bin abermals gemaßregelt worden, weil ich einem Juden ein ehrliches Begräbniß schaffte innerhalb der katholischen Friedhofsmauer und nicht wollte, daß der arme, ehrenwerthe Mann, den ich fünfzehn Jahre kannte, irgendwo im freien Felde verscharrt werde wie ein Missethäter. Meine Schulfreunde sind Pröpste und Domherren — ich habe die arme Pfarrstelle hier, aber meinen Lessing habe ich mir nicht nehmen lassen, und ich denke, daß ich da oben" — er deutete zum Himmel — „vielleicht eher mit meinem Juden und Protestanten zusammentreffen werde, als mit manchem Propst und Canonicus. Schale zu Gunsten des weißhaarigen Priesters in dem alterthümlichen Pfarrhause.

Das Buch brannte ihm wahrhaftig auf dem Herzen, und er eilte seiner Wohnung zu. Der Abend dämmerte herein; der Lampenschimmer grüßte aus den Fenstern der Villa Günther, und in weichen Moll-Accorden klang die Variation eines alten Liedes herab:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb."

Reinhold war den Abend über schweigsam, sodaß der Vater halb Verstimmung, halb Mitleid empfand und ihm immer klarer ward, daß sein Sohn nicht ganz so glücklich sei, wie er sich und

Entwischt!

Nach dem Oelgemälde von H. Narow.

Mehr als in den Scholasten steckt in dem Buche „Nathan der Weise", das Dir Deine Lehrer verketzern und verbrennen möchten. Ich aber sage Dir das Wort, das Augustin vor seiner Bekehrung vernahm: „Tolle, lege!" — Nimm und lies!"

Er nahm ein Büchlein von dem Tische, unscheinbar gebunden und abgerissen an den Blättern, und sagte:

„Ich schenke Dir das Buch, auch wenn es Dir schon längst bekannt sein sollte. Lies es noch einmal, ohne Vorurtheil und mit Aufmerksamkeit, und dann wirf es wieder in den Winkel — wenn Du kannst!"

Reinhold stand wieder vor dem braunen Thor und hielt die Hand auf der Tasche, in welche er das kleine Buch gesteckt hatte; die Worte des Pfarrers hatten einen seltsamen Sturm in ihm erregt; sie klangen so ganz anders, als die Vorträge seiner Lehrer, und wenn er sich prüfte, zu wem ihn sein Herz und seine Ueberzeugung von Meinungsredlichkeit mehr hinziehe, so neigte sich die Anderen es vorredete. Dieser zog sich unter dem Vorwande der Müdigkeit bald auf sein Zimmer zurück, das nach dem Hofe hinaus lag, wo ihn weder Licht noch Ton von der Nachbarvilla stören konnte, und begann zu lesen in dem Buche Lessing's.

Seine Lehrer hatten ihm niemals den „Nathan" in die Hand gegeben; er fühlte zum ersten Mal den Flügelschlag des großen Genius, und Stunde um Stunde verrann; die Lampe vor ihm brannte trüb und qualmend, aber seine Wangen glühten; seine Augen leuchteten; sein Herz pochte lebhaft bewegt — nein, so sprach kein Atheist, kein Gottesleugner oder Heiligthumsschänder; warum hatten ihm seine Lehrer das angethan und das freie Manneswort eines edlen Geistes ihm verleumdet?! — Erst gegen Morgen schlief er ein, und im Traume sah er die Büste Lessing's vor sich, wie sie im Studirzimmer des alten Pfarrers sich befand, und mit den klaren, verständnißtiefen Augen des Priesters schien ihn der Dichter des „Nathan" zu betrachten.

Digitized by Google

Palmsonntag! Die Glocken läuteten; festlich gekleidete Leute gingen nach der Kirche auf dem Markte, und Knaben und Mädchen liefen mit Palmzweigen durch die Gassen und schwangen sie hoch in den Händen, und die Frühlingssonne schimmerte über dem Städtchen. Am Hochaltar der Kirche flammten die Kerzen, und der Weihrauch umhüllte das Bild der mater dolorosa sowie den greisen Pfarrherrn in seinem glitzernden Ornate und seinen Akolythen, den jungen Benediktiner Reinhold. Er trug das weite Altmutium über dem dunklen Ordenswehand, und die Leute waren sehr erfreut und erbaut, ihn statt des gewöhnlichen Ministrantenjungen am Altare dienen zu sehen.

Der Pfarrer hatte die Leidensgeschichte Christi vorgelesen; das Wunder der Verwandlung begann Aller Kniee zur Erde neider, und leise und zagend begann die Orgel weicher mit ihren gemütstiefen Tönen. Fromme Geigen nahmen die festsam weiche Melodie auf, und nun setzte eine Menschenstimme ein, metallklingend und glockenrein, und sang, was einst Jerusalems Bewohner gesungen bei dem Einzuge des Herrn: „Benedictus qui venit in nomine domini — Gebenedeit, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna dem Sohne David's d!"

Es war eine Frauenstimme, und Reinhold durchschauerte es im tiefsten Herzen. Der weiche Hauch des Orients schien ihn zu umwehen, die Palmen zu rauschen über seinem Haupte; er sah im Geiste den Mittler in den Straßen der heiligen Stadt, reitend auf dem Füllen einer Eselin, und in diese frommen Gefühle hinein traf wie ein greller Blitzstrahl der Gedanke: das ist Eva's Stimme. Die Röthe stieg ihm in's Gesicht; sein Denken schweifte ab von dem heiligen Dienst; er versäumte es, die Kniebeugung des Priesters mitzumachen, und ärgerte sich wieder über seine Zerstreutheit, sodaß er verstimmt aus dem Gotteshause fortzog.

Die Leute vor der Kirche grüßten ihn so ehrfurchtsvoll wie den Pfarrer selbst, und sie hatten ihn doch als kleinen, wilden Jungen unter ihren Augen aufwachsen gesehen; es kam ihm vor, als verdiene er diese Ehre nicht, und rasch, mit gesenkten Augen, ging er dem Elternhause zu.

Noch immer war er im Zweifel, ob er nicht Mittags sich bei dem Rittmeister anschließen sollte, aber des Vaters ernstes Wort und der Mutter Zureden entschied, und so ging er hinüber nach der grünmmrankten Villa. Der alte Soldat war heiter, Eva unbefangen, freundlich, und so gab sich auch Reinhold dem Augenblick hin, und die harmlose Gemütlichkeit des Studenten brach bei ihm durch. Da hob der Rittmeister sein Glas:

„Sie hätten doch nicht in die Kutte kriechen sollen, Reinhold. Sie wären ganz der Kerl gewesen, einmal ein Mädel glücklich zu machen — indeß, 's ist vielleicht gut so, wenn auch einmal solch wackeres Blut in's Pfaffenthum schlägt."

Er stieß mit dem jungen Theologen an, der aber erschrak und fand mit einem Mal, daß sein Benehmen nicht seinem Stande gemäß gewesen sei; er wurde ernst und schweigsam. — Der Rittmeister hob die Tafel auf und zog sich zurück zu seinem Mittagsschläfchen.

Die jungen Leute blieben allein. Reinhold hatte sich entfernen wollen, aber das wäre unhöflich gewesen, und so blieb er, und das unbefangene Wesen des Mädchens, ihr nichtssagendes und doch anmuthiges Plaudern gab ihm Fassung und Stimmung wieder. Das Pianino stand in der Nähe des Fensters; einladend winkten die weißen Elfenbeintasten, und er bat Eva, zu spielen oder zu singen. Sie ließ sich nicht bitten; ohne Ziererei setzte sie sich an das schöne Instrument, und Reinhold ließ sich in dem Fauteuil nieder und sah, wie die weißen, schlanken Finger die vollklingen Accorde griffen. Sie sang, und wunderbar ergriff es den jungen Theologen; er hatte sich nicht getäuscht — das war dieselbe glockenklare Stimme, welche in der Kirche das „Benedictus" gesungen. Es war eine ungemein einfache, volksthümliche Melodie, von welcher Paul Flemming's altes, schönes Lied getragen wurde:

„Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß;
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze."

Jeder Ton und jedes Wort schlich sich ihm hinab in die tiefste Seele, langsam, aber mit zwingender Gewalt, und es drängte ihn hinaus in die laue Frühlingsluft. Er mußte fortgehen, und wenn man ihn auch für ganz unhöflich gehalten hätte.

Ein getreues Herze! Wo hatte er ein solches, außer bei Vater und Mutter und bei dem weißhaarigen Pfarrer, aber wenn der Tod ihm diese nahm, dann stand er allein, allein. Es war ihm seltsam weh an dem Abend des Palmsonntags und doch wohl zugleich; er war zärtlich und gesprächig mit seinen Eltern, als wollte er sich dankbar bezeigen, daß ihre Herzen noch für ihn und mit dem seinen schlugen. Er saß bis spät in die Nacht mit ihnen zusammen, und von der Villa herüber klangen die Töne des Instruments, bald jauchzend, bald klagend, als ob auch dort eine Seele ihr innerstes Fühlen aussprechen wollte.

Die Passionswoche war angebrochen. Reinhold wich dem Anblicke Eva's aus; sein Gemüth versenkte sich tief in die schmerzlichen Geheimnisse der Passion des Herrn; nur manchmal hörte er wie in tiefster Seele die schlichte Melodie des Liedes von Paul Flemming; wie aus weiter Ferne klang es zu ihm heran mit schmeichelndem Locken; dann schüttelte er das Haupt, ergriff sein Brevier und versuchte, zu beten. Einmal hatte er indeß auch Lessing's „Nathan" wieder zur Hand genommen und hatte im dritten Aufzug den siebenten Auftritt gelesen, das ewigschöne Evangelium der Toleranz.

Der Gründonnerstag und Charfreitag, an welchen die katholische Kirche Alles ausbietet, um durch Feierlichkeit und Seltsamkeit der Ceremonien auf das Gemüth der Gläubigen zu wirken, da in schwarzbehangener Kirche keine Glocke klingt und keine Kerze brennt, außer den matten Lichtern am Grabe des Erlösers — sie ließen Reinhold ganz aufgehen in seinem Berufe, und er amtirte, soweit ihm gestattet, an der Seite des greisen Pfarrers.

Es war am stillen Freitag, Nachmittag in der zweiten Stunde. Der Himmel war trübe, und feiner Regen sprühte nieder — das Städtchen war still, todtenstill. Da kam das Dienstmädchen aus der Pfarrei mit verweinten Augen und schluchzte es mehr heraus, als sie es sprach:

„Der Herr Pfarrer ist todt."

Reinhold sprang entsetzt von seinem Sitze auf; er glaubte nicht recht gehört zu haben; er war bis vor Tische mit dem väterlichen Freunde zusammen gewesen — aber es war bittere, ernste Wahrheit: ein Schlagfluß hatte dem thenren Leben ein plötzliches Ende gemacht; um die dritte Stunde Nachmittags war er entschlafen.

Reinhold eilte nach dem Pfarrhause. Weinend kam ihm die bejahrte Wirthschafterin entgegen und führte ihn in das traulichte Studirzimmer. Trübe sah der graue Tag durch die Fenster herein; auf dem Tische flackerte unsicheren Scheins noch immer die Sterbekerze, und auf dem alten braunen Sopha lag der todte Pfarrer mit seinem gewohnten milden, freundlichen Gesichtsausdruck. Hier hatte der Tod wenig verändert, und das geschlossene Auge konnte ebenso gut das Zeichen ruhigen Schlafes sein. Reinhold faßte nach einer der auf der Brust liegenden Hände des Todten; sie war kalt und steif, und ihn überlief ein nie gekanntes Gefühl des Schauers; er tauchte seine Fingerspitzen in das kleine Weihwasserbecken und sprengte mit dem heiligen Naß dem Verstorbenen über das Gesicht, daß einige Tropfen wie große, helle Thränen darauf haften blieben; leise schluchzte die alte Gertrud in ihre vor die Augen gepreßte Schürze.

„Schlaf wohl, Du guter, wackerer Mann! Deine Thaten werden vor dem Throne Gottes für Dich zeugen. Gesegnet sei Dein Andenken!" sagte der junge Benediktiner halblaut, Gertrud aber drückte ihm die Hand und sprach mit verhaltenem Weinen:

„Ja, er war gut, mehr als die Leute es wissen und zu wissen brauchen; die Armuth wird bitterlich weinen an seinem Sarge, aber am meisten habe ich verloren. Sie kennen es noch nicht aus Erfahrung, was es heißt, ein getreues Herze wissen."

Reinhold zuckte zusammen; er dachte an das Lied von Paul Flemming, und die alte Haushälterin fuhr fort:

„Sehen Sie, ich habe dem Todten da gekannt, wie er noch ganz jung war, als einen frischen Studenten, und ich habe ihn lieb gehabt — heute kann ich's ja wohl sagen, und wie er so da liegt, mag er's immerhin hören. Wir waren Nachbarskinder und sind miteinander aufgewachsen. Seine Mutter war eine fromme Frau, die durchaus einen geistlichen Sohn haben wollte, und Gustav hat das Opfer gebracht; die alte Frau hat's nie erfahren, wie's ihm manchmal schwer geworden ist, aber mir hat er's erzählt, wenn er in die Ferien kam, wie geistlos sein Studium, wie beschränkt und engherzig seine Lehrer und Mitschüler seien. Er war eben einer von denen, welchen das überlieferte Wort

Digitized by Google

nicht genug that. Sie haben ihn gerade darum auf den schlechtesten Stationen als Cooperator herumgeschickt, und die Laune sind ihm grau geworden, ehe sie ihm die kleine Pfarre hier gaben. Derweil war ihm Mutter und Vater gestorben und ich hatte meine Eltern auch verloren. Ich war eine alte Jungfer geworden, nicht weil ich keinen Mann hatte bekommen können, sondern weil ich keinen haben mochte — ich wußte wohl, warum — und da hab' ich selber bei ihm angestagt, ob er mich als Wirthschafterin gebrauchen könne. Er hat „Ja" gesagt, und so lebe ich denn an die zwanzig Jahre unter seinem Dache, und hab' ihm gethan, was ich ihm an den Augen absehen konnte, und er hat's auch gewußt, wie lieb ich ihn gehabt."

Gertrud beugte sich zu dem Todten nieder, küßte ihn auf die Stirn, und eine Thräne fiel auf seine erstarrte Wange hart neben den Weihwassertropfen, und verlief sich mit diesem in eins. Welcher von beiden war geweihter?

Reinhold stand vor der Pfarre, aber das Herz war ihm zum Zerspringen voll; die schlichte Erzählung Gertrud's hatte seine Seele in ihren tiefsten Tiefen aufgewühlt. Was hatte er in den wenigen Tagen seines Aufenthalts in der Heimath nicht Alles empfunden! Und Alles rüttelte mächtig an dem Bau, den die Lehrer in seiner Brust errichtet. Die Philosophie des Lebens trat in schneidenden Gegensatz zu jener der Scholasten: der Gedanke, daß man Gott auch dienen könne ohne Brevier und Ordenskleid, brach sich Bahn in Reinhold's Seele.

Er wanderte im Abenddunkel um das Städtchen und ließ das Gewitter in seinem Innern ausstürmen; durchnäßt vom Sprühregen kam er zum Petersthor herein, aber er sah auch diesmal nicht nach den Fenstern der Villa Günther empor. — Er las auch heute wieder bei nächtlicher Lampe den „Nathan", und das Buch wurde ihm immer lieber — es war ja das Vermächtniß eines theuren Todten.

Am anderen Tage versah er wieder sein Akolythenamt; ein Cooperator aus der Nachbarschaft sungirte an des Pfarrers Stelle, aber er übte die heiligen Gebräuche so flüchtig und handwerksmäßig-mechanisch, daß Reinhold darüber empört war und es vorzog, am Abende, bei der Feier der Auferstehung, neben seinen Eltern in dem Kirchenstuhle zu sitzen. Die Kirche glänzte im Schein der vielen Kerzen; Weihrauchwolken dampften um die Altäre, und Pauken und Trompeten kündeten vom Chore den Sieg des Erlösers über Tod und Grab. Und aus dem Jubelsturm der Instrumente klang die schöne Frauenstimme wieder heraus:

„Loßsinge, Herz, dem Jubelsang!
Auch Du wirst auferstehen."

Da war es Reinhold mit einem Male, als ob eine Fessel gesprungen wäre, die ihm um Haupt und Herz lag; er hätte mitjauchzen mögen mit der silbernen Stimme, und doch hielt er den Athem an wie in süßer Beklemmung.

Auferstehung! Er fühlte, wie sein Herz sie feierte, und er drückte die Hand des Vaters, der ihn verwundert ansah.

Nach der Kirche sprach er mit dem alten Rittmeister, der ihn bat, für den Ostersonntag wieder sein Gast zu sein, und Reinhold nahm die Einladung an.

Der Ostersesttag, an welchem nach dem Volksglauben die Sonne drei Sprünge macht, brach an mit Glanz und Licht. Der Cooperator celebrirte das Hochamt, Reinhold aber stand in einer dunklen Ecke der Kirche und dachte an den todten Pfarrer und betete still für sich hin. Ihm war seltsam selig zu Sinne, und freundlicher als je grüßte er alle Leute, als er die Kirche verließ.

Am Mittag saß er mit dem Rittmeister und Eva zu Tische, und fröhlich ging das Gespräch hin und her; auch des Todten im alten Pfarrhause wurde gedacht, und es that Reinhold wohl, als er dessen unbeschränktes Lob hörte. Auch diesmal zog sich der alte Officier zurück zu seinem Mittagsschläfchen und ließ die beiden jungen Leute allein.

Da kam eine merkwürdige Besangenheit über Reinhold; es wollte ihm nicht einfallen, was er sprechen sollte, und auch das Mädchen war wundersam still. Und er bat, wieder zu singen, dasselbe Lied, welches sie am Sonntag Palmarum gesungen hatte.

Sie willfahrte, aber ihre klare Stimme vibrirte heute. Er saß nicht fern von ihr und sah ihr in's Gesicht; der Sonnenschein flimmerte auf ihren glänzenden Haaren; ihre weißen Hände lagen auf den Tasten, und leise hob und senkte sich ihre Brust; sie sang mit der einfachen Volksmelodie wieder das Lied vom treuen Herzen.

Reinhold saß regungslos, nur in den Augen stand ihm ein feuchtes Glänzen, als die letzte Strophe durch das Zimmer klang:

„Sein Vergnügen steht alleine
In des Andern Redlichkeit,
Hält des Andern Noth für seine,
Weicht nicht, auch bei trüber Zeit;
Nie ist wohl bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze."

Der letzte Accord verklang; Eva ließ die schlanken Hände gefaltet in den Schooß niedersallen; einen Augenblick war es tiefstill in dem Gemache, sodaß man das Athemholen der beiden jungen Leute hören konnte; dann blickte Eva auf und sah mit den großen, freundlichen Kindesaugen herüber nach Reinhold. Der aber wußte nicht, wie ihm geschah; er wußte auch kaum, was er that, aber er lag in demselben Momente vor den Füßen seiner Jugend auf den Knieen und barg sein glühendes Gesicht in den Falten ihres Gewandes; dann hob es das Antlitz und lachte und weinte in einem zu ihr empor und flüsterte: „Meine liebe Eva!"

Und die weißen, zitternden Mädchenhände legten sich auf seine Stirn und beugten ihm sachte das Haupt zurück, zwei braune, flimmernde Augen blickten in die seinen, und zwei rothe, süße Lippen sprachen: „Ein getreues Herze wissen!" — —

Am Ostermontag trug man den alten Pfarrer zur letzten Ruh; die Sonne leuchtete ihm in's Grab voran, und die ersten Frühlingsvögel zwitscherten hinein in den Choral der Glocken und der Sänger. An dem Erdhügel aber standen Reinhold und Eva bei einander; er trug jedoch nicht mehr das Collare, das Abzeichen der katholischen Theologen.

Blätter und Blüthen.

Auch ein Talent des Tabaks. Meine Erzählung datirt aus dem letzten Kriege gegen Frankreich. Für ihre volle Wahrheit verbürge ich mich, wie kann „noch lebende", glaubwürdige Zeugen beibringen.

Ich stand als Officier bei der Feldartillerie des vierten Armeecorps. Bei meiner Batterie befand sich ein alter, bereits achtzehn Jahre dienender Trompeter. Sturm, so hieß er, war eine bekannte Persönlichkeit im ganzen Regimente; denn schon sein Aeußeres hatte etwas in die Augen Fallendes. Wenn ich sage, er sah etwa so aus wie ein in preußische Artillerieuniform gesteckter Turco, so glaube ich, ihn am besten gemalt zu haben. Sein Teint war stark gebräunt; seine Augen blitzten wie Steinkohlenperlen, und sein schwarz-brauner Schnurrbart hing ihm in zwei dicken Wulsten bis zum vierten Waffenrockknopfe auf die Brust herab.

Wenn die Batterie in den längeren oder kürzeren Ruhepausen, die ja in jedem Kriege eintreten, zuweilen beispann exercirte und der „alte Sturm", wie er allgemein im Regimente genannt wurde, auf seiner hellbraunen Stute Sahra, mit seinem langen im Winde flatternden Barte bei der Batterie hin und her jagte und seine Signale scharf und schneidig in die Luft schmetterte — dann achteten die müßig zuschauenden französischen Einwohner nicht auf die schmucken Officiere, nicht auf die galoppirenden Pferde und nicht auf die blanken über den harten Angelsboden dahindröhnenden Feuerschlünde — Aller Blicke hingen nur an dem martialischen, wie ein finsterer Dämon dahinjagenden alten Sturm.

Dieser originelle Mann war aber nicht nur ein Sturm Trompeter und tüchtiger Reiter, er war auch ein allezeit lustiger und schneidiger Feldsoldat. Diese Eigenschaft wurde ihm bei der Batterie um so höher anerkannt, als man wohl wußte, daß er ein „ashtreiber" Frankiewanzer und nicht hervorragend glücklich verheirathete Gatte war. Deshalb erfreute er sich auch der Achtung aller seiner Vorgesetzten und Cameraden, und die Officiere behandelten ihn mehr freundschaftlich als streng dienstlich.

Sturm war ein in jeder Beziehung nüchterner Mensch. Ich habe ihn während des ganzen langen Krieges nur ein einziges Mal betrunken gesehen — damals allerdings ordentlich! Es war am Geburtstage unseres Heldenkaisers. Da Sturm es zu Ehren seines obersten Kriegsherrn gethan hatte, so konnte ihm deswegen gewiß Niemand gram sein.

Eine Leidenschaft aber besaß Sturm, und diese war geradezu beispiellos. Er war ein Schnupfer — Schnupfer in der eminentesten Bedeutung dieses Wortes! Der liebe Gott hatte ihn auch, damit er sich diesem Genusse in ergiebigster Weise hingeben konnte, mit einer gewaltigen Adlernase ausgestattet, und der zur Nase wohl zweimal so große Mund mit seinen dicken Wulsten war dazu geschaffen, um sich mit einer solchen Nase vereinigen zu können. Er schnupfte täglich zwei Loth, das ist — für Nichtschnupfer bemerkt — ein ganz enormes Quantum.

Demenisprechende Dimensionen hatte denn auch seine Dose, vom Lieutenant G. „der Torfstollen" getauft. Ich selbst schnupfte damals noch nicht und habe mir erst später das Schnupfen angewöhnt zu Ehren eines lieben Freundes, der mich mit einer solchen Dose beschenkte, aber ich nahm doch, um Sturm damit mein Wohlwollen auszudrücken, ab und zu

Digitized by Google

eine Prise bei ihm, was wohl des Tages mehrmals vorkam, da ich als Führer des ersten Zuges vorn beim Hauptmann ritt, in dessen unmittelbarer Nähe wieder Sturm als erster Trompeter sich anzuhalten hatte.

Daß unser Heft sich dem Kunsträcken aus der Garnison mit einer ganz gehörigen Munition an Schnupftabak versehen hatte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Wir waren etwa in der Gegend von Soissons angekommen, als Sturm plötzlich einfältig wurde. Sein langer dunkler Bart hing noch schlechter als gewöhnlich in den Mundwinkeln herab; Sturm sah aus, als ob er bittere Erlebnisse gehabt hätte; er sah nicht, wie sonst, straff im Sattel; er hing auf seinem Pferde wie ein erschlaffter Mann.

„Was ist Ihnen, Sturm," rief ich ihm zu, als wir Morgens anhannten, „sind Sie krank?"

„Herr Lieutenant, der Schnupftabak ist alle geworden," antwortete er mit einer wahren Grabesstimme.

„Nun, die Sache wird wohl nicht so schlimm werden," meinte ich „vielleicht können wir irgendwo welchen kaufen oder uns schenken lassen."

Nur ein trübes, unglückliches Lächeln war seine Erwiderung. Er mochte des Ihm bewerkstelligte Schwere wohl schon ahnen — in der That war trotz aller Bemühungen keine Prise aufzutreiben. Wir näherten uns jetzt Paris; die Einwohner der Ortschaften, durch welche wir zogen, waren großentheils geflüchtet; die Russischen durch Requisition bereits gänzlich geleert oder durch Gesindel aller Art und Marodeurs, die vor unserem Eintreffen die Gegend vor Paris besonders belehren, ausgeplündert. Von da ab wurde Sturm nachlässig, träumerisch, energielos, unzuverlässig — kurz, der alte schneidige Sturm war aus ihm verschwunden; so, mehr als einmal wußte er von dem sonst allezeit gegen ihn gütigen Batteriechef hart angefahren werden, was bei Sturm etwas Unerhörtes war. Das plötzliche Versiegen der Quelle langjährigen Genusses hatte den alten Trompeter, wie der Sprachmann sich ausdrückte, „verrückt".

So lagen wir nun schon mehrere Wochen vor Paris, und noch immer war keine Aussicht auf Beendigung des Feldzuges. Sturm hatte sich wieder ermannen können; er blieb, was er sein Pensionirung seines „Torkastens" war, „memorialirt".

Da wurde eines Tages bekannt gemacht, daß die Feldpost auch Briefe schwereren Gewichtes und kleine Paketsendungen an die im Felde stehenden Truppen befördern dürfe. Frau Sturm, die sonst nicht übertrieben ärztliche und aufmerksame Gattin des alten Dandpeters, hatte aber gewußt, womit sie ihren ihrem Ehegemahl am meisten erfreuen konnte. Sie schickte ungehend ein einpfündiges Paket seiner Leibprise Bolongaro — „Ballonaro" — wie Sturm ihn nannte!

Am Abend des Eintreffens jener hochwillkommenen Sendung — es mochte wohl schon einhalb elf Uhr gewesen sein — lag ich in meiner comfortablen Villa in Monmorency bereits im Bett, als plötzlich hastige, schwere Tritte die Treppe herauftürmten, in wilder Hast die Thür aufgerissen und mir ein ganz fremdes Gesicht in das Zimmer leuchtete.

Bei dem hellen Mondlichte erkannte ich sofort den alten Sturm.

„Was ist los, Sturm, Alarm?"

„Nein, nein, Herr Lieutenant, meine Alte hat eine frische Prise geschickt. Ich wollte nur eine Handvoll Probe davon bringen."

In seiner namenlosen Freude hatte der alte vortreffliche exzogene Soldat alle Subordinationsrücksichten vergessen, hatte sich nicht melden lassen, war, ohne zu klopfen, in der Nacht bei mir eingedrungen und stand nun in höchster, freudigster Erregung mit einem Tassenlöffelchen voll „Ballonaro" vor meinem Bette.

Am folgenden Morgen erzählte mir der Futtermeister, dem Sturm wohl seine Aufmerksamkeit gegen mich mitgetheilt hatte:

„Wissen Sie Herr Lieutenant es wohl schon? Sturm hat sich gestern Abend gar nicht zu Bett gelegt, sondern sich auf die Treppe gesetzt und bis heute Morgen zum Futterschützen „gespritzt!"

Von nun an war Sturm wieder der beste Trompeter und Soldat, den sich die Batterie nur wünschen konnte. J. A.

C. G. Hellqvist. Dieser Name darf in seinem Vaterlande selbst berühmten schwedischen Malern ist auch den Lesern der „Gartenlaube" wohl bekannt, da wir schon mehrmals Gelegenheit hatten, unser Blatt mit Holzschnittreproductionen seiner trefflichen geschichtlichen Gemälde zu schmücken. Wer erinnern Sie nur an das seitdem Bild „Die Straße der Prälaten" (Jahrg. 1880, S. 692 und 693), welches den schimpflichen Einzug des Bischofs Sunnanvader und des Propstes Knut in Stockholm im September 1526 darstellt und welches sich jetzt im Museum zu Neuyork befindet. Und wir dürfen unsere Lesern auch jetzt wieder hervorragendes Werk des Künstlers (vergl. Seite 448 und 449) vorführen, das ebenfalls der schwedischen Geschichte entnommen ist und den im Hauptstädte ausführlich geschilderten tragischen Tod des Reichsverwesers Sten Sture den Jüngeren auf dem Eise des Mälarsees zur Anschauung bringt, glauben wir, durch die Veröffentlichung nachstehender biographischer Notizen nur einen schon lange gehegten Wunsch der Freunde unseres Blattes zu erfüllen.

Carl Gustav Hellqvist wurde im November des Jahres 1851 zu Kungsör, einem kleinen Dorfe an der Südwestspitze des Mälarsees, geboren. Schon früh zeigte sich in dem lebhaften Knaben die Neigung, alles, was er sah, nachzuzeichnen und Holzfiguren zu schnitzen. Um diesen regen Sinn des talentvollen Knaben zu fördern, ließen ihn seine Eltern, sobald sie konnten, Zeichenstunden nehmen. Als er 15 Jahre alt war, suchte er sich auf alle möglichen Weisen Farbstoffe zu verschaffen, mit denen er seine Producte bemalte. Dies veranlaßte wohl den Vater Hellqvist's, den inzwischen zwölf Jahre alt gewordenen Jungen zu einem Stockholmer Maler in die Lehre zu geben.

Damit begann für den Künstler die harte Schule des Lebens, in welcher schließlich das Talent des Jünglings als Hinderniß besiegte. Nach vollendeter Tagesarbeit zeichnete er bis spät in die Nacht hinein und lieferte Illustrationen für mehrere Zeitschriften, um sich die Mittel zum Besuch der Stockholmer Kunstakademie zu verschaffen.

Dieses Ziel zu erreichen, gelang ihm schon mit seinem sechszehnten Lebensjahre, und bald hierauf malte er ein Bild „Auffindung der Leiche Gustav Adolph's", das ihn in Fachkreisen bekannt machte und die Kunstakademie veranlaßte, den strebsamen und talentvollen Künstler durch Stipendien zu unterstützen. Im Jahre 1875 errang er sich mit dem Bilde „König Gustav Vasa tritt in die Versammlung der sich gegen ihn verschworenen Bischöfe" den höchsten Preis der Akademie, und erhielt später das große Stipendium des schwedischen Staates.

Nach einem längeren Aufenthalte in Paris lebte Hellqvist 1877 nach Stockholm zurück und ging noch in demselben Jahre nach München, wo er bis heute blieb. Hier entstanden auch seine in der „Gartenlaube" reproducirten Bilder.

Das neueste große Gemälde Hellqvist's: „Die Brandschatzung der Stadt Wisby auf der Insel Gothland" ist gegenwärtig auf der internationalen Kunstausstellung zu Wien ausgestellt.

Lufterhitzte bei Erforschung von Gewittererscheinungen. Die alljährlich wiederkehrenden, oft mit Hagelschlag und anderen verwüstenden Erscheinungen verbundenen Gewitter sind noch so wenig erforscht, daß man bis jetzt keinen klaren Einblick in die Entstehung und Bewegung, sowie das Wesen derselben hat erlangen können. Darum haben auch die zahlreichen meteorologischen Stationen es sich zur Aufgabe gemacht, über diese Naturerscheinung die genauesten Beobachtungen zu sammeln und so ein Material zu sammeln, auf Grund dessen man die Bildung der Gewitter mit der größten Sicherheit voraussagen könnte. Der Schaden an Eigenthum wird zwar hierdurch schwerlich verhindert werden können, aber solche Vorhersagen würden genügen, um rechtzeitige Warnung wenigstens Menschenleben zu hüten, da ja die Erfahrung bewiesen hat, daß bisher oft gerade dort Gefahr droht, wo man es kaum erwartete.

Das königlich sächsische meteorologische Institut zu Chemnitz, welches von Prof. Dr. Paul Schreiber geleitet wird, richtet nun an sämmtliche Angelegenheit folgende Aufforderung an die Einwohner Sachsens und der angrenzenden Länder:

„Es ist erwünscht," schreibt uns der oben genannte Herr, „daß in jeder Stadt und jedem Dorfe und jeder sonstigen bewohnten Ortschaft wenigstens eine Person sich bereit finden könnte, welche sofort nach einer Gewittererscheinung Meldung nach Chemnitz (Adresse: „Meteorologisches Institut in Chemnitz") gelangen lassen wolle. Nur wenige Worte genügen. Heute sind um die acht Uhr Gewitter gewesen, man hat das für uns schon großen Werth. Wenn dabei noch angegeben wird, wohin das Gewitter kam, wohin es zog, ob es stark regnete, blitzte und donnerte, wieder der Wind vor, bei und nach dem Gewitter kam, welche Zerstörungen angerichtet wurden, so wird dies natürlich um so dankbarer begrüßt werden.

Auf eine Correspondenzkarte läßt sich so ein großes, wichtiges Material zusammenbringen. Aber auch die einfachere Form genügt, und selbst wenige Worte, welche aus den Fluren melden, daß Gewitter gewesen, sind stets von seiner Heimath befindet, auch er sollte die Gelegenheit, einige Worte auf eine Correspondenzkarte zu werfen und an das meteorologische Institut zu senden, nicht vorüber gehen lassen. Hauptsache ist dabei stets Zeit und Zeit. Es möge Niemand glauben, daß die Meldung aus einem andern Orte kommen würde und er dieselbe deshalb unterlassen könne. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Gewittererscheinungen sich oft auf kleine Bezirke beschränken, daß gewisse Gegenden häufig von ihnen heimgesucht werden, während andere solche mehr verschont bleiben. Deshalb kommen nicht genug Beobachtungen einzelnd werden. Die Meldungen werden in unserem Institut auf geeignete Weise verarbeitet und die erreichten Resultate sollen wie möglich zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Zur Erreichung meines Zweckes muß ich mich an die Redactionen der Zeitungen unseres Landes wenden und dieselben um Unterstützung bitten. Es ist so die Tagespresse bei uns eine Macht geworden, mit deren Hülfe sich manches wird erreichen lassen, was sonst unmöglich erscheinen mag.

Indem wir diese Aufforderung des Herrn Dr. B. Schreiber auf das Wärmste unterstützen, hoffen wir, daß der in Sachsen und den benachbarten Ländern wohnende Theil unserer Leser sich dieser wenig mühevollen, aber sehr wichtigen und ehrenden Mitarbeiterschaft zur Lösung einer wissenschaftlichen Frage gern und gewissenhaft unterziehen wird. Wir hoffen aber auch, daß andere meteorologische Institute dem Vorgange der Chemnitzer Bestrebungen folgen werden, und erklären uns gern bereit, die betreffenden Adressen an Leser der „Gartenlaube" unserer Leser zu bringen. — Es geschieht im Allgemeinen selten, daß Gelehrte vom Fach die große Masse des Volkes zur Mitarbeiterschaft einladen, wo dies aber gewünscht wird, dort sollte das Volk der Aufforderung in gewissenhafter Weise Folge leisten, denn die Begehrlichkeit der wissenschaftlichen Forschung gereichen schließlich der gesammten Nation zum Nutzen.

Entwyscht! (Mit Abbildung S. 453.) Es ist schade, daß man sich nicht in der Seele dieses verstecken Kerls mitsrenen kann und darf — man sieht gegenwärtig das Kapitalverbrechen in seiner ganzen, entsetzlichen Blöße — und das ist der einzige Fehler des Bildes. In anderen Zeiten und unter anderen Umständen würde das Gegentheil stattfinden. Hätten wir ein Bild aus wildbewegter Zeit und in dem plötzlich der Gefahr Entgangenen einen sogenannten „politischen Verbrecher" vor uns, so schauen auch wir dem davonreitenden Gensd'armen mit dem Lächeln der Genugthuung nach und freuten uns mit dem Geretteten. Wir — sage ich — denn wir setzen voraus, daß unsere Leser allesamt zu denen gehört haben, welche dem Siege der Reaction keine Hülfe mogten. In dem vorliegenden Fall bringt uns die Stoffwahl des Künstlers um dieses angenehme Mitgefühl. Dagegen steht es uns frei, zu bewundern, wie stark oft die Kundsamkeit im Menschen ausgebildet ist, und das ist das Interessie, das wir an der gelungenen Darstellung des im Getreidedschober verborgenen Schlaumenschen nehmen.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Bob Jelling.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

(Fortsetzung.)

Die Casernenwohnung des Lieutenants von Hollseld hätte recht gut als Typus der echten preußischen Officierswohnung bis zu den letzten siebenziger Jahren gelten können. Von dem eisernen Bettgestell mit seiner harten Matratze und den in grobes Leinen gehüllten Wolldecken in der Schlafkammer an, am schlichten, roth angestrichenen Kleiderspinde und dem wahrscheinlich behufs freundlichen Gegensatzes weiß gestrichenen Waschtische vorüber — bis in die Vorderstube hinein, wo sich durch die bereitwillige, gegen eine monatliche Vergütung von zwei Thalern erschwingbare Hülfe des braven Fridoung fast eine Art von Comfort breit machte. Nur der runde eiserne Ofen und die mächtige Kohlenmulde dahinter erinnerten hier an von Staatswegen Gelieferten — das weit ausladende Schlafsopha in seinem grün und violett gestreiften Bezuge, die beiden Armsessel davor, der eine in mildschwarzem Kleide, der andere im frischesten Cardinalroth mit ganz jugendlichen Troddelbehängen an den Lehnen — und vor Allem die beiden großen Bilder in ihren schwarzen Barockrahmen (eins über dem Sopha, eins über dem Schreibtisch) brachten diesen für ein Casernenzimmer „wohlhabenden" Eindruck hervor. Besonders zu dem Schreibtischbilde — jenes andere war nur die Lachtaube aus Sue's „Geheimnissen von Paris" — sah der alte Fridoung (wenn er sich pünktlich am zweiten des Monats sein Geld holte) denn auch stets voll der Genugthuung empor — ein solches Kunstwerk bei so geringer Miethe geliefert zu haben. Es stellte eine Kleopatra dar.

Wonnentan lagen auf dem Cardinalrothen allerlei Kleidungsstücke, und ein größerer Koffer stand geöffnet neben dem Schreibtisch. An diesem saß Hollseld und blätterte in einem geschriebenen Hefte, das beinahe wie ein Tagebuch aussah.

Er horchte jetzt auf und rückte die kleine Lampe weiter fort. Da klopfte es. Unwillig kehrte er sich um und rief nicht gerade einladend: „Herein!"

Doch kaum erkannte er in dem Eintretenden den Regierungsrath Ruland, als er freudig aufsprang und denselben mit feinster Verbindlichkeit willkommen hieß.

Nach ein paar allgemeinen Gesprächsthemen, die Hollseld immer mit einer gewissen Beharrlichkeit ausgespannen hatte, sagte der Rath plötzlich, während er eine ihm angebotene Cigarre umgewirbelt über den Cylinder der Lampe hielt:

„Mein Kommen, Herr Baron, sollte aber keine bloße Gegenvisite sein — mir liegt Etwas auf dem Herzen, was Sie nun zu berühren gestatten müssen."

Der junge Officier, welcher dunkelroth wurde und den Rath einen Augenblick durchdringend ansah, erwiderte nichts, zeigte nur durch eine Verbeugung an, daß er zu hören bereit sei.

Ruland blickte auf die Cigarre und folgte scheinbar sinnend einem Paar der grauen Ringel, die aufsallend lange vereint bleiben, dann sagte er in seiner kühl über Allem und Jedem stehenden Weise:

„Es betrifft natürlich meine Tochter! Sie waren während dieses ganzen Sommers so gütig, dieselbe in jeder Beziehung auszuzeichnen, haben ihr — wenn ich Alma recht verstanden, selbst von Ihrem Hoffen gesprochen, durch Ihre Einberufung zur Kriegsakademie — wozu ich übrigens sehr gratulire!" — der Officier verbeugte sich von Neuem — „den Lauf Ihrer Carriere beschleunigen zu können. Ist mein Schluß zu kühn, wenn ich annehme, daß Sie zu dieser Aeußerung kein bloßes pour parler antrieb, sondern ein Gedanke, den Ihr offenes — ich muß das Wort wohl brauchen! wenigstens für Vater und Tochter offenes Bewerben —"

„Und Sie, Herr Rath," unterbrach Hollseld hastig, „Sie billigen — wollen mein Bewerben gestatten? O, Sie sind mir blos zuvorgekommen! Morgen bei meinem Abschiedsbesuche wollte ich fragen, Sie recht herzlich bitten — mir die Erlaubniß zu geben, daß ich mich Ihrem Fräulein Tochter gegenüber erklären dürfe. Ich brauche es doch nur zu versichern, wie zwischen uns noch kein bindendes Wort gefallen ist? Für Gedanken, wohl gar Blicke — ein Meer von Hoffnungen, dafür könnte ich nicht einstehen. Doch Sie selbst haben uns, wenn auch nur durch Stillschweigen —"

„Gewiß!" fiel der Rath schneidend ein, „das ist ein Fehler gewesen. Ich habe leider zu lange geschwiegen."

„Leider?" rief Hollseld, als hörte er noch mißverstanden zu haben.

„Herr Baron!" fuhr Ruland jedoch trocken fort, „ich sragte eben schon meine Tochter, ob sie etwa an einen Brautstand dächte, der sich — wählen Sie selbst die Jahre! — vielleicht zwölf, fünfzehn hinauszöge. — Ich hatte mich selbstverständlich ein wenig über Sie, respective Ihre Verhältnisse informirt und habe übrigens bis auf die prosaische, für uns Väter aber nun einmal den Ausschlag gebende Geldfrage blos Gutes, ja Vorzügliches gehört."

„Wäre es also wirklich nur diese Geldfrage?" versetzte Hollseld warm, „in eine Wartezeit müssen sich so Viele finden und halten sie dann auch aus. Warum sollte unsere Treue hinter der Anderer zurückbleiben? Ich fühle mich zu Allem stark, weil ich

Digitized by Google

weiß, daß ich nie ein anderes Mädchen als Fräulein Alma lieben konnte."

„Aehnliches hat wohl Jeder einmal gesagt," antwortete der Rath, indem er eine Wolke Rauchs vor sich hinblies. „Ich bin später doch anderer Ansicht geworden, habe nicht meine erste Liebe, sondern einfach eine tüchtige Frau genommen, wurde glücklich mit ihr und denke sogar, nebenbei gesagt, bald nochmals zu heirathen. Ueber Sie, Herr von Hollfeld, möchte ich mir natürlich kein Urtheil erlauben — es soll ja Menschen geben, denen die Treue sozusagen im Blute liegt; über meine Tochter habe ich eine ganz bestimmte Ansicht, welche ich mir nicht forthispitiren lassen würde. Sie ist nur ein Mädchen, wie es Gott sei Dank viele giebt: im Grunde häuslich, schlicht, ein wenig passiv — jedenfalls ohne irgend einen Zug des Heroinenthums. Das Einzige, was sie zu einer Ausnahme stempeln könnte, wäre, daß sie uns so unter den Händen — wie es gekommen, haben wir Eltern nie ganz ergründen können — eine Art von Schönheit geworden ist. Schönheit, wissen wir aber Beide, ist eine zweischneidige Mitgabe: in unserem Fall erschwert sie jede Treue bedeutend, da sie immer von Neuem dazu anreizt, dieselbe auf die Probe zu stellen. Habe ich darin Unrecht?"

„Wenn ich so geliebt würde, wie ich liebe — sicherlich!" entgegnete Hollfeld, ohne sich zu besinnen. „Wirkliche Liebe läßt eine Versuchung gar nicht aufkommen."

„Und Sie meinen," fragte Anland zweifelnd, „daß auch meine Tochter eines so ausschließlichen Gefühls fähig wäre?"

„Gewiß! Sie unterschätzen Fräulein Alma."

„Vom Vater würde das allerdings unverzeihlich sein," erwiderte der Rath ironisch. „Es handelt sich aber eigentlich gar nicht darum; wir sind von meinem Thema abgekommen, also — wenn Sie gestatten, zum Ausgangspunkte zurück! Ich würde mich nämlich unter keinen Umständen dazu bereit finden lassen, eine so weit aussehende Brautschaft zuzugeben. Leider lassen sich ja Väter dazu herab: doch wenn Sie sich zwingen könnten, meinen Gründen gerecht zu werden, dürften Sie mir einräumen, daß dergleichen eine menschenunwürdige Ehäleret prostegirt oder gar gut heißt. Sehen Sie sich heute einmal die beiden Paare an, welche die Stadt von dieser Species besitzt: ich brauche Ihnen keine Namen zu nennen. Das eine Paar ist sieben Jahre verlobt, das andere, denke ich, fünf. Sie haben wohl beide Mädchen nicht jung gekannt?"

Hollfeld schüttelte den Kopf.

„Nun, ich kann Sie versichern — Beide waren süß, anmuthig, voller Reize. Heute sind Beide, Herr Baron, abgehärmt, älterhaft, gleichsam erblichen in Sehnsucht. Die Natur läßt sich einmal nichts Abenteiziges gefallen. Dabei ist für beide Paare noch kein Ende abzusehen, ja der eine der Herren Bräutigams ist wohl eben erst Premier geworden."

Hollfeld sprang jäh auf, ließ sich aber mit den Worten: „Verzeihen Sie!" wieder in seinen Sessel fallen.

„Könnten Sie diese ganz ungeschminkte Betrachtung widerlegen?" fragte der Rath mild.

„Nein!" knirschte der Officier mehr, als er sprach.

„Und selbst das ist noch nicht Alles," fuhr Anland in demselben Tone fort. „Seit etwa drei Wochen ist der Sohn meines Jugendfreundes, des Commerzienraths Zellina, nachdem er auf Wunsch des fräulichen Vaters seine Stellung bei dem Wiener Bankhause seines Schwagers aufgegeben hat, ganz hierher übergesiedelt. Dieser hatte Alma, glaube ich, nie gesehen oder nur als Kind: in den drei Jahren wenigstens, seit ich hierher versetzt bin, ist er zufällig mit ihr nicht mehr zusammengetroffen. Einen um so rascheren und stärkeren Eindruck scheint sie darum jetzt auf ihn gemacht zu haben — da er bereits um ihre Hand angehalten hat."

„Und Alma?" rief der Officier erbleichend.

„Alma werden Sie mir heißen vielleicht zur Vernunft zu bringen," versetzte der Rath wieder schroffer. „Deshalb kam ich her. Außerdem freilich halte ich auch Nichts davon, wenn Zwei ohne Absichied aus einander gehen: es bleibt allzu leicht Etwas zurück, das in einem sensiblen Gemüthe gleichsam nicht sterben kann. Die Erfüllung dieser Wünsche erwarte ich aber von einem Ehrenmann, der es nicht erträgt, daß der leiseste Makel an dem Namen ihm theurer Personen haften bleibt."

„Wie soll das zusammenhängen? was verlangen Sie?" fiel Hollfeld empört ein.

„Für mich hängt das insofern zusammen," setzte Anland mit besonderem Nachdruck hinzu, „daß ein Mann, welcher es mit der Familien, der eigenen Ehre so genau nimmt, nicht an fremdem Wohl rüttelt, oder gar den Gegenstand seiner Liebe mit in die eigene Misere — Verzeihung für das landläufige Wort! — herabzerren kann. Glauben Sie es nur, wenn Alma Ihnen auch das Gegentheil versichert hätte — sie ist nicht für Dulden oder Entbehren und noch viel weniger für dieses schier hoffnungslose Warten geschaffen — über Kurz oder Lang würde sie das bitter machen oder müde. Und wie wollte es eine edle Natur dann tragen, schuld daran gewesen zu sein, daß der Geliebten Glück zerstört worden? Denn für uns ist Bob Zellina's Antrag ein Glück, das überhaupt mit nichts Anderem aufzuwiegen wäre. Ich gebe zu — nach menschlich irdischem Ermessen."

Der Rath erhob sich.

Zu Hollfeld, der mechanisch gleichfalls aufstand, wogte es von den widersprechendsten Gefühlen: ein heißer Schmerz hatte momentan die Oberhand. Zerrinnen, verdämmern fühlte er Alles, was er als sein Heiligstes geachtet hatte. Groll über sie stieg dabei in ihm auf, die ihn schon hingegeben haben mußte, Groll über sich, daß er die Blicke auf Unwürdiges gerichtet — bald freilich wieder eine Liebe, ein so innig Umfassen und in sich Aufnehmen, als müßte noch ein letztes Mal ganz empfunden werden, was ihm doch gehört hatte in selig unvergeßlichen Stunden.

Ihr Glück aber? — durfte er ihrem Glücke im Wege stehen? Bob's Erscheinung, sein Wesen, das ihn wenigstens selbst so sympathisch berührt hatte, trat noch wie färbiteud vor ihn hin. Auch der Liebe, und was konnte er dagegen einsetzen? War es keine Misère, in welche er die Geliebte herabzerren wollte?

Mit einem Blick des Mitleids, bald über sich, bald über das Aermliche seines Heims, dieses getreuen Abbildes von seinem ganzen Sein, streifte er das Zimmer — sah dann nach den dunklen Fenstern hinüber. Fern schrie Etwas: wieder das Käuzchen drüben im Ahorn auf dem Wallgange! Und als müßten die Gedanken etwas haben, das sie von dem Andern ablenkte — so dachte er an gestern Abend, wo er sich vergeblich an dieses Käuzchen herangeschlichen hatte.

Der Rath, welcher einmal durch's Zimmer gegangen war, blieb aber ungeduldig stehen, und Hollfeld wußte wieder Alles: was eben zu Grabe getragen worden und was von ihm gefordert wurde. Auch erinnerte er sich plötzlich, daß der Rath von einer Wiedervertheilrathung gesprochen habe: daran knüpfte er an und fragte:

„Natürlich weiß Fräulein Alma, daß sie eine neue Mutter bekommt? Und sie verehrt und liebt die Dame?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete Anland achselzuckend. „Als ihr eben davon sprach —"

„Eben erst?"

„Ich pflege bei Dingen, die mich allein angehen, selten vorher die Einwilligung der Meinigen nachzusuchen."

„In einem solchen Fall, wo es sich auch um das Glück — —"

„Selbst nicht in einem solchen Fall," unterbrach der Rath kalt. Er wollte dieses Thema damit augenscheinlich erledigt wissen.

Hollfeld durchjuhr ein heftiger Gedanke — dieser Mann hatte etwas beleidigend Gewaltsames in seiner Art! es war aber Alma's Vater — somit Beherrschung! Und im Recht, in seinem Recht wenigstens, war er auch, so sehr sich das Herz dagegen aufbäumte. Wenn es eine Schuld hier gab — nicht der Vater Alma's, nicht er selbst oder Alma trugen die Schuld, allein das Verhängniß, ihr Schicksal — wie sie es nennen wollen — das sie zusammengeführt hatte. Die Ehre mußte rein bleiben. Nichts aus Anderer Leid Erwachsenes durfte er sich zu eigen machen. Das erträge er nicht — der Mann dort hatte in Allem Recht!

Und Hollfeld richtete sich hoch auf und sagte ohne ein Beben in der Stimme, als berühre es irgend etwas Gleichgültiges:

„Also wie Sie befohlen haben, Herr Rath — ich werde morgen mein Heil versuchen."

Anland sah ihn forschend an, doch in dem unsichtierten Blicke des Officiers war nichts zu lesen. Mit einem schweren Händedruck trennten sich die Männer.

Digitized by Google

Auf den leuchtenden Sonnenuntergang war ein bedeckter Tag gefolgt. Etwas gewissermaßen Stillendes hatte sich über die ganze Natur gebreitet, und obgleich kaum ein Lüftchen ging, fielen zahllose Blätter, verdorrte, doch auch gelbe und rothe. Nur höher, elastischer freilich, schienen die hires Blattschmuckes entkleideten Stämme der Bäume emporzustreben.

Das bemerkte selbst Alma, die schon eine ganze Weile am Fenster gestanden hatte, ohne an Bestimmtes denken zu können, und sie fragte sich im Stillen: ob es den Menschen wohl ähnlich ergänge? Wenn aller Schmuck, alle Freude des Lebens fiele, ob auch der Mensch einer würde — höher strebe? Es war für sie wie das Ende, ein Resultat der Gedanken, welche sie über Nacht beschäftigt und sie gleichsam reifer — trauriger gemacht hatten. Sie fand aber auch darauf keine rechte Antwort — und so wollte sie sich, müde geworden, wieder zu einer Arbeit niedersetzen, als ihr der Lieutenant von Hollfeld gemeldet wurde. Nur ein stummer Wink gab dem Mädchen die Erlaubniß, ihn hereinzuführen. Sie drückte die Hand auf's Herz: die Lider senkten sich halb über die Augen: sonst wartete sie, an dem Pfeilerschrein lehnend, bewegungslos das Eintreten des Officiers ab.

Hollfeld, den Kopf erhoben, kam anfangs rasch auf sie zu, dann verhielt er plötzlich den Schritt und blieb ein Stück vor ihr stehen. Alles, was er sich zurecht gelegt, der feste Vorsatz, es leicht zu nehmen, da sich, trotz der gegentheiligen Andeutungen des Rathes, nach und nach die Aussicht in ihm befestigt hatte, daß die Trennung auch Alma nicht unwillkommen sein könne — das Alles kam ihm bei dem ersten Blick in ihre matten Augen, diese überwachten Züge abhanden. In denen lag nichts als Schmerz — er brauchte also nicht zu heucheln: jede Maske durfte fallen.

Ein paar Augenblicke stand er wenig gefaßter als Alma da, stützte sich sogar einen Moment lang auf die Lehne eines Stuhles — bald hob er jedoch wieder das Haupt, trat der Geliebten näher und sagte mit seiner sonoren, auch jetzt nur weich gedämpft klingenden Stimme:

„Mau hat anders über uns bestimmt, als wir gedacht — gehofft hatten! Ein bloßer Traum soll es gewesen sein? Und doch! Wird uns der Traum nicht bleiben? Muß nicht etwas Unvergeßliches davon in uns Beiden weiter leben? — Ihr Vater wollte nichts davon wissen, und er meinte Sie auch zu kennen. O, nun ich Sie gesehen habe, erschien es selbst mir wie Wahlthat, wenn es so wäre."

Alma erwiderte nichts. Sie hatte wohl kaum auf den Sinn seiner Worte, nur auf die Stimme gelauscht: auf die Stimme, welche sie sonst nie mehr hören sollte. Die Augen weit öffnend, sah sie Hollfeld mit einem Blicke an, in dem sich innigste Liebe und Ergebenheit mit einer Trauer mischte, welche etwas Starres, Verzweiflungsvolles hatte. Bald sich aber gleichsam besinnend, sagte sie eintönig und als wäre es Eingelerntes:

„Mein Vater hat mir ja keine Aufklärung geben lassen, die mich zu etwas Anderem, als zur Hausfrau befähigte. Jedes Verlangen danach schalt er thöricht — da ich heirathen würde."

„Erlassen wir uns doch jede Entschuldigung," wollte Hollfeld abbrechen — „die kargen Minuten, welche uns noch —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn Alma mit schmerzlicher Heftigkeit, „ich muß von Ihnen hören, daß Sie — wenn auch nicht billigen, was ich nicht einmal hören möchte, daß Sie nur begreifen, warum ich gerade so und nicht anders handeln kann. Mein Vater mag Ihnen das Aeußere gesagt haben, von dem, was es entschieden hat, kann er nichts wissen, sonst hätte er mir nicht so viel angethan. Sie wird meine Mutter — ich habe nicht mehr das Recht zu klagen; dennoch fühle, weiß ich klar, daß hier an meines Vaters Seite gerade für uns Beide kein Platz ist. Ihr ist mein Wesen unsympathisch, wie sie es mir immer gezeigt hat, und ich — ich vermöchte ihre Kühle nicht zu ertragen, nicht dieses ewig Abgemessene. Und ich muß weichen, habe ich mich doch geirrt — mein Vater liebt mich nicht. Ohne ein wenig Liebe von Anderen kann ich aber nicht leben. Es war ja von jeher so! Die Mutter erst, später Freundinnen und dann — Sie!"

Eine Sanftmuth, eine Hingabe hatte in der Art ihres Sprechens gelegen; voll tiefer Erschütterung rief Hollfeld:

„Meine Alma!"

Vergessen war sein Vorsprechen, vergessen Alles, was er sich abgerungen hatte, um ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen. Gab es hier denn ein Glück ohne ihn? Bewiesen nicht ihre Blicke, jedes ihrer Worte, daß sie ihm und nur ihm gehöre?

Doch ehe die paar Schritte bis zu ihr gethan waren, ehe sich die Hand nach der ihrigen ausstrecken konnte, sah er sie zittern und in den Augen wieder das Starre hervortreten, dabei etwas gleichsam Verängstigtes. Und ein unbezwingbares Empfinden wehrte ihm plötzlich jede weitere Annäherung. Erschien Alles auch nur wie Unwillkürliches, gerade daraus meinte er zu ersehen, daß sie sich im Herzen troh aller Worte ihm nicht mehr zu eigen fühle, von ihr doch wohl bereits überwunden sei, was ihm noch jeden Nerv zucken machte. In einer Nacht überwunden!

Alma begann, zu Boden blickend, von Neuem:

„Nicht mehr Ihre Alma! Bin ich das überhaupt gewesen? Wohl haben Sie sich zu mir herabgelassen, doch an meiner Statt hätte eine Edlere, eine Stärkere stehen müssen, als ich armes schwaches Geschöpf."

Wie im Schlachten fuhr sie fort:

„Solche Stärke hätte wohl auch hier ausgehalten oder wäre in die Fremde gegangen, dienend um ihr Glück — für Sie! Ertragen hätte sie die Vorwürfe, den Kummer des Vaters, seine Bitten verlacht und nur auf das Ende gesehen. Ich — ob ich sein gestern auch gedacht und mich zerquält habe, gebettelt um einen einzigen Ausweg — ich fand nichts. — Aber Sie!" rief sie plötzlich, wie von neuer Hoffnung belebt, „Sie wissen einen. Ihr Blick sagt es mir! O mein Gott — wäre dieses noch möglich?"

Doch nur Hollfeld's Liebe hatte sich nochmals emporgerungen. Erschien Alma doch heimahe noch rührender in ihrem Kleinmuth, dieser Schwäche, die einer Stütze so bedürftig war!

Schon faßte er sich aber und sagte mit höchster Selbstüberwindung:

„Auch ich weiß von keinem anderen Auswege, als dem, welcher für Sie der einfachste, der Ihrer Natur allein gemäße ist. Ihr Herr Vater wußte wohl, was er mit dem Abschiednehmen forderte. Hätten wir uns nicht mehr gesprochen, wäre auch in uns vielleicht Etwas zurückgeblieben, das uns immer gellagt: der Andere hätte einen Ausweg gewußt. Und das wäre uns wie ein stetes Weh im Herzen geblieben. Jetzt ist davon nichts möglich: Sie fragten schlicht und klar, und ich muß als Ihr Freund — der darf ich doch bleiben? — ebenso klar antworten: thun Sie nach Ihres Vaters Willen! Es ist so für Sie das Rechte."

Er mußte bitter lächeln: mehr als solches Zusprechen hätte selbst Roland nicht fordern können; das wirde über eines rechten Mannes Kräfte gehen.

Es drängte ihn nun aber wahrhaft fort: so setzte er hastig hinzu:

„Ihr Herr Vater hat sich so tief in mein Gedächtniß gegraben, daß ich ihn niemals vergessen kann — es bedarf also keines persönlichen Abschiedes mehr. Von Ihnen," er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, „doch ich will und kann mit nichts als Dank scheiden — hier Alles, was so schön und hold gewesen. Es mag wohl in jeder Liebe so sein, daß wir viel von uns selbst dazu thun und die Geliebte dann gerade in dieser Gestalt sehen. Bald — bald werde ich Sie auch wieder so sehen; im Augenblicke nur vermöchte ich wohl gar nicht, Alles gerecht —"

„Auch Sie denken nun klein von mir," fiel Alma mit zuckender Lippe ein, „ich fühle es. Doch wie ich dem Vater gelagt habe, daß ich Sie nie vergessen könnte, dieser einzige kurze Sommer mein Sommer gewesen ist, so darf ich es Ihnen sagen, trotzdem ich Bob Zellina — heirathen werde, weil ich muß, wie es so Viele von uns müssen. — Und es mag ja dann auch zum Guten werden, da ich weiß, wie ich dort geliebt bin und man Nachsicht mit mir haben, nichts Anderes von mir fordern wird, als daß ich eine getreue Gattin werde. Das ist mein Hoffen."

„Alma!"

„O haben Sie tausendmal Dank! Das war er ja noch, der alte unvergeßliche Ton." Sie faltete die Hände über die Brust. „Jetzt nichts mehr — nichts! Ich weiß nun doch, daß Sie mich trotz all meiner Schwachheit lieb behalten werden."

„Nur lieb behalten?" Hollfeld schien sie stürmisch an sich reißen zu wollen — aber sie hatte das Gesicht in den Händen verborgen.

So wandte er sich mit einem Schmerzenslaut ab und verließ, ohne sich noch einmal umzukehren, das Zimmer.

Digitized by Google

Ueber eine Woche war vergangen. Eine Woche, die draußen in der Natur mit Sturm und Regen begonnen hatte, nach ein paar Uebergangstagen aber gleichsam durch einen neuen Sommer überraschte. Es war eine Wärme in der Luft — ganz wundersam: Schwärme von Mücken tanzten wieder; verspätete Schwalben jagten und Schmetterlinge, weiße, matte, tanzten sich ein letztes Mal.

Nicht sonderlich anders war es in Alma's Gemüthsleben ergangen. Sie hatte sich in den ersten Tagen nach Holfeld's Abschied immer von Neuem in's Gedächtniß zurückgerufen, was dabei gesprochen worden: und seltsamerweise war ihr gerade der Ausdruck seiner Mienen bei dieser und jener Wendung des Gespräches gleichfalls mit erschreckender Deutlichkeit gegenwärtig gewesen. Nicht seine Worte ängstigten sie darum so, wie das, was er trotz seiner Weichheit in den letzten Augenblicken jetzt über sie denken möchte. Schon hatte sie deshalb beschlossen, ihm noch einmal Alles zu schreiben, was nur angedeutet, was gar nicht berührt worden, ihre ganze Schwäche, aber auch ihre Stärke — doch wozu? wozu noch? Die Frage gab schließlich den Ausschlag, es nicht zu thun. Und war es denn überhaupt etwas so Unverzeihliches — vor solchem sich Herumstoßen in der Fremde, wie vor dem Zusammenleben mit dieser Stiefmutter ein völlig unbezwingliches Grauen zu haben?

Thränen waren ihr immer Erleichterung. Nur an dem Morgen von Holfeld's Abreise hatte sie keine gefunden: da war sie ruhelos durch Garten und Haus gerirrt und hatte ihr einziges Genügen daran gehabt, ihn zu gelexten von Station zu Station. Und als ihre Gedanken am Abend gleichsam still standen, er an Ort und Stelle sein mußte, da war es oft über sie gekommen — das Gefühl des Geschiedenseins auf ewig.

Doch die erschöpfte Seele verlangt nach ihrem Gleichmaß, nimmt darum das Geringste, was dazu verhilft, mit doppelter Dankbarkeit hin: und Alma's Vater, sobald er fühlte, daß sein Zweck erreicht war, die Liebe zu Holfeld seinen Plänen — mindestens nicht mehr hindernd im Wege stand, hatte der Tochter gegenüber sofort wieder die alte joviale Weise angenommen, die ihn so liebenswürdig und Alma zufrieden und ruhig machte. Er schien ihr dann ja nur ein älterer Freund und sogar ein milder, kein strenger. Besonders jetzt that er ihr durch wohlthuende Freie, jedoch wie ganz selbstverständliche Zuvorkommenheit zu Liebe, was er wußte, und hatte wohl auch Frau von Lossen bewogen, sich ihr mehr zu nähern. Diese holte sie an zwei Tagen hinter einander zu Morgenspaziergängen ab und plauderte dabei so ungezwungen und heiter, daß Alma diesem Grundzuge ihrer eigenen Natur um so weniger besonderen Widerstand entgegensetzte, als feinerlei Aufspielung auf Vergangenes fiel. Eine solche konnte aber nicht fallen, da Rusland zu Niemand, selbst zu Frau von Lossen nicht, über Alma's Neigung gesprochen hatte, um derselben so wenig als möglich Gelegenheit zu bieten und, wenn Vermuthungen oder Klatschereien bis zu Zellina's dringen sollten, diese mit einem Scherzworte beseitigen zu können. Doch nicht einmal der Abwehr bedurfte es: der Geheimrath, welcher bereits den ganzen Sommer über gekränkelt, darum viel an's Zimmer gebunden war, hatte keine Beziehungen nach Misdroy unterhalten, Bob war erst kürzlich angekommen, und vor Allem — der Verkehr zwischen Alma und Holfeld hatte sich bisher nur in den einfach galanten Formen bewegt, die zwischen einem schönen Mädchen und einem feurigen jungen Officiere so natürlich sind.

Am Ende jenes zweiten Spaziergangs waren die Damen scheinbar zufällig Bob begegnet. Er schloß sich denselben an und machte auf Alma durch sein gehaltenes, wie unter leise Schwermuth gebanntes Wesen den günstigsten Eindruck. Selbst seine hohe Figur hatte, wenn er sinnend vor sich hinsah, etwas Gebeugtes, was Alma früher nicht bemerkt zu haben glaubte: dabei trat aber in seiner Weise Gesichtes oder Forcirtes hervor: man ahnte nur, daß ihm etwas angethan sein müsse — daß er leide. Und Alma war immerhin junges Mädchen genug, es nicht quälend zu empfinden, daß sie die wahrscheinliche Ursache davon sei. Dieses Bewußtsein gab ihr nur etwas Befangenes — was freilich ihre noch ein wenig matte Erscheinung auf's reizendste hob und Bob schließlich trotz aller Vorsätze wieder offen zeigen ließ, wie jeder seiner Gedanken von ihr beherrscht würde. So nahm man vor dem Hause, wo Rusland's wohnten, einen verhältnißmäßig langen Abschied und Alma verzagt auf der Treppe, wer hier auch gegangen war — zum ersten Mal seit Holfeld's Scheiden. Sie sprach Bob dann nochmals und zwar auf längere Zeit; der Geheimrath besuchte wiederholt ihren Vater, wobei die Herren besonders herzlich gegen einander waren — bis der Pathe wieder einmal vorkam und in alter Form den Freiwerber für den Sohn machte. Ihr Vater stand lenchtenden Blickes dabei: der Pathe wußte so warme Worte für seinen Bob zu finden — und für den neuen Sonnenschein, der mit ihr auch für ihn, den Alten, Kranken in's Haus und Leben dringen müsse. Kurz ihr Ja kam ihr gar nicht so schwer an, als sie sich das gedacht hatte.

Natürlich bestand der Geheimrath, schon damit sich sein be kannter Ruf, die beste Küche und die gewähltesten Weinkeller in der Stadt zu besitzen, wieder glänzend bewährte, auf einem solennen Verlobungsdiner. Alma hatte sich in so viel mehr gefügt — von ihrer Seite fiel kaum eine Einwendung.

So kam und ging denn auch dieser Tag, und Bob hatte mit tiefster Genugthuung gesehen, wie sich Alma durch ihre Anmuth und ihr unter der Last des Glückes gleichsam erliegendes Wesen die Herzen aller Gäste erobert hatte. Das mußte er ihr noch sagen und noch viel mehr — so zog er, als die letzten fremden Empfangen fortgerollt waren, ihren Arm unter den seinigen und trat mit ihr auf jenen Balcon heraus, wo sie damals gestanden, als Alma vor ihm gestichtet war. Mit glücklichen Augen erinnerte er sie daran.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner.

Von Gustav Diercks.

Es giebt Menschen, die unter allen Umständen, an allen Orten und in jeder Gesellschaft durch ihre Persönlichkeit und die scharf ausgeprägte Eigenart ihres Wesens die Aufmerksamkeit auf sich lenken und auf Alle, mit denen sie in Berührung kommen, einen eigenthümlichen entweder anziehenden oder abstoßenden Eindruck machen. Die Stelle solcher absonderlicher Einzelindividuen vertritt in der europäischen Völkergesellschaft der wunderbare Stamm der Zigeuner, deren Eigenart, deren Lebensumstände, deren Charakter nun schon seit Jahrhunderten das Interesse nicht nur der Völker Europas, sondern auch der gelehrten Welt auf sich gelenkt haben.

Die rapide Culturentwickelung der letzten Jahrzehnte hat zu nun allerdings der civilisirten Welt eine völlig neue Physiognomie gegeben, die frühere Weltanschauung völlig umgestaltet und selbst an den Zigeunern schon theilweise mit Erfolg ihre unleidbare Kraft erprobt, trotzdem aber erweckt auch heute noch das Erscheinen von Zigeunern selbst bei manchen Gebildeten Regungen, bald von Verachtung, bald von Mitleid, hier von Scheu, dort von Furcht, und das einfache Wort Zigeuner beschwört heute noch — in der Hauptsache natürlich nur in den niederen Schichten der Gesellschaft — alle jene thörichten Vorstellungen von Kinderraub, von der Kraft des „Besprechens", von Zauberei ꝛc. herauf, die man früher damit verband und die noch in der Kindheitsperiode des jetzigen Geschlechts die herrschenden waren.

Das Verfahren, das man heute noch in manchen Cultur ländern den wandernden Zigeunern gegenüber beobachtet, die rücksichtslose Vertreibung der umherziehen Banden, trägt freilich auch nicht gerade dazu bei, die Anschauungen von den Zigeunern zu bessern, wie diese strengen Maßnahmen auch nicht geeignet sind, auf diese Leute erziehlich und wohlthätig zu wirken; sie machen im Gegentheil die Heimathlosen, für kurze Zeit Obdach und Unterhalt Suchenden zu Dieben, zu verstockten Lügnern; sie fordern dieselben auf, alle Schattenseiten ihres Wesens hervorzukehren. Nachdem wir durch die Völkerkunde und Culturgeschichte hinlänglich über das Wesen der Zigeuner und die Ursachen desselben aufgeklärt worden sind, sollte man nach dem Satze: „Alles verstehen, heißt Alles verzeihen" annehmen, daß die Gebildeten und in erster Linie die Behörden veraltete Vorurtheile und die Anwendung falscher und veralteter Mittel zur Besserung der Zigeuner aufgeben würden —

Digitized by Google

Fahrende Zigeuner.
Nach dem Oelgemälde von F. Streitt.

Digitized by Google

in dieser Beziehung aber muß man wieder die Erfahrung machen, daß Vorurtheile leichter geschaffen, als beseitigt werden.

Allerdings haben ja die gegen die Zigeuner gehegten Vorurtheile auch heute noch einen Schatten von Berechtigung, insofern als der Zigeuner von heute noch völlig dem des fünfzehnten Jahrhunderts gleicht, wenn er nicht etwa schon durch Culturländer gewandert und von der Civilisation berührt worden ist. Ueberall zu Hause, wo sie die Bedingungen für eine kurze Rast, für ihre anspruchslose Existenz finden, aber vor der Niederlassung, vor der Begründung eines festen Heims zurückschreckend und daher stets auf der Wanderschaft, ihren Empfindungen in Tönen Ausdruck gebend, ohne andere Habe, als die der kleine Wagen birgt, vor den der Familienvater sich, in Ermangelung eines Pferdes, selbst spannt, ohne andere Kleidung und Kostbarkeiten, als die jeder tragen kann, bald sorglos und heiter, bald melancholisch und ernst, stets ruhig und genesen und meist nur durch den Zauber ihres Blickes wirkend, unempfindlich gegen die Unbill des Wetters, gegen den heftigsten Temperaturwechsel: so werden uns diese fahrenden Leute, als sie zuerst europäischen Boden betraten, in alten Urkunden geschildert — so zeigen sie sich uns noch heute.

Die Voraussetzungen sind also die gleichen geblieben: der Unterschied in der Beurtheilung liegt nur darin, daß das im Aberglauben befangene Mittelalter die ihm entsprechenden Eigenschaften und Charakterzüge in's Auge faßte und die Zigeuner wegen der von ihnen betriebenen Wahrsagekunst zu einem Volke von Zauberern stempelte, während die kühle, verstandesmäßig denkende Gegenwart sie als Diebe, Hehler, Lügner und Betrüger betrachtet, behandelt und — schließlich dazu macht.

Das geheimnißvolle Dunkel aber, das über der Herkunft dieses ohne Gleichen dastehenden, im Grunde harmlosen Wandervölkchens ruht, umgiebt es mit einem Nimbus, der ja in jedem Falle den Gegenstande, dem er anhaftet, besonderen Reiz verleiht. Wohl hat die moderne Sprachwissenschaft auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, Pionierdienste geleistet und mit Sicherheit erwiesen, daß die Sprachen aller Zigeuner der verschiedensten Länder der Erde — und man unterscheidet in Europa allein dreizehn Mundarten — aus demselben Boden erwachsen, in dem Aufbau alle gleich und sehr nahe mit dem Indischen verwandt sind, woraus sich weiter schließen läßt, daß die Zigeuner ein arischer Stamm sind, der seinen Ursprung in Indien hat; wohl hat die Völkerkunde in dem Stamme der Tschangar, die im Pendschab und im Sindh leben, genau dasselbe Wanderleben führen, wie die europäischen Zigeuner, auch denselben physischen Typus aufweisen, ihre nächsten Verwandten ermittelt, aber noch ruht ein undurchdringliches Dunkel über der Zeit, wann, über den Ursachen, in Folge deren einzelne Familien und Sippen den heimischen Boden verließen. Die Zigeuner selbst aber haben keine historischen Erinnerungen, keine nationalen Dichtungen aus der fernen östlichen Heimath mitgebracht, nichts, was einen zweifellosen Anhalt für den Historiker böte. Wie bei allen ihren indischen Verwandten ist der Sinn für die Geschichte bei ihnen nie entwickelt worden: die ihrem Wesen einzig und allein entsprechende natürliche Ausdrucksweise ist zu allen Zeiten die Musik gewesen, die ja unter allen Umständen am ehesten im Stande ist, dem instinctiven Naturgefühl Ausdruck zu verleihen, und wer, der den Zigeuner auf seiner Geige die nationalen Melodien spielen und phantasiren hörte, hätte nicht die Macht seiner Beredsamkeit, die Tiefe seiner Empfindungen kennen gelernt und bewundert!

Daß die Zigeuner in Indien zur Kaste der Parias gehörten, deren Berührung, ja deren Anblick die Angehörigen der höheren Kasten für verunreinigend hielten, und die, von den letzteren nicht als Menschen anerkannt, wie unreine Thiere verfolgt wurden, ergiebt sich weiter aus der Vergleichung mit ihren nächsten indischen Verwandten, die sich immer noch in derselben Lage befinden.

Als Ursache der Auswanderung von Zigeunerstämmen kann also das zu irgend einer Zeit auch im Gewichtesten einmal erwachende Bewußtsein verletzter Menschenwürde angesehen werden. Die Culturgeschichte lehrt uns ferner, daß indische Wanderstämme von den kriegführenden Völkern und in moderner Zeit noch von den Engländern benutzt worden sind, die Gebiete der Gegner zu verwüsten, das Vernichtungswerk der Kriegführenden zu vollenden, und dieser Umstand giebt Veranlassung zu der Vermuthung, daß die Zigeuner zuerst im Gefolge solcher Kriegsvölker und Helden, hauptsächlich der muhammedanischen, dann später Dschingis Khan's und der Türken, ihre Heimath verlassen und auf diese Weise wohl schon zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa gekommen seien; ihre Sprache deutet ebenfalls auf jene Zeit hin, in der das Sanskrit in Indien nicht mehr lebende Sprache, sondern den Dialekten gewichen war.

So entzieht sich selbst das erste Auftreten der Zigeuner in Europa der Kunde der Menschheit und wird wohl kaum jemals sicher zu ermitteln sein; denn da dieses Volk sich nie in die Politik, in die inneren Angelegenheiten der Staaten mischte, in deren seine Sippen sich vorübergehend niederließen, da die Zigeuner nie eine Rolle in der politischen Geschichte Europas spielten, so hatten die Chroniſten keine Veranlassung, der Freudlinge Erwähnung zu thun. Die ersten Nachrichten über sie datiren daher aus verhältnißmäßig später, aus einer Zeit, die unzweifelhaft weit jünger als die ihres thatsächlichen ersten Auftretens ist: da war denn natürlich nichts mehr über ihr früheres Erscheinen zu ermitteln.

Wenn man von den Athinganoi absieht, die unter Kaiser Nicephorus um 810 im byzantinischen Reiche erschienen, traten die Zigeuner nach den historischen Urkunden zuerst im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf und verbreiteten sich während des fünfzehnten und sechszehnten über ganz Europa, in Ungarn und Bulgarien aber sind sie offenbar schon im zwölften Jahrhundert aufgetaucht, und zwar wird ihrer von vornherein als vorzüglicher Musiker Erwähnung gethan, in welcher Eigenschaft sie später bei Hoffesten und anderen feierlichen Gelegenheiten stets Dienste leisten mußten. Ungarn ist überhaupt von jeher ihr Lieblingsaufenthalt gewesen, und dort haben sie auch am meisten und besten ihre natürliche musikalische Begabung entfalten können, weil die Ungarn ihnen volle Gastfreiheit gewährten.

Der Dank, den die Zigeuner den Ungarn dafür zollten, war die Schöpfung der ungarischen Musik, die im Grunde nur zigeunerischen Ursprungs ist und den Typus der Zigeunermusik durchweg aufweist. In allen übrigen Ländern, mit Ausnahme der maurischen Reiche, wurden die dunkelfarbigen fremdländischen Wanderer jedoch kaum anders behandelt, als die Parias Indiens, und die Gesetzsammlungen aller übrigen Staaten haben zahlreiche Verordnungen der schrecklichsten Art gegen die armen Fremdlinge aufzuweisen.

Ueber das erste Erscheinen der Zigeuner an gewissen Orten werden uns ganz sonderbare Mittheilungen gemacht: es heißt darüber in alten Schriften, es seien im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts fahrende Leute nach Deutschland, Frankreich und Italien gekommen, die sich als ägyptische Büßer ausgegeben hätten und deren Beschreibung genau auf die Zigeuner paßt. So seien am 17. August 1427 zwölf Fürsten, aus einem Grafen, einem Herzog und zehn Rittern bestehend und in phantastische Tracht gekleidet, vor Paris erschienen und hätten sich als Aegypter und zwar als Nachkommen Derer bezeichnet, die der heiligen Familie bei ihrer Flucht nach Aegypten und dem Aufenthalte daselbst jede Unterstützung verweigert hatten. Sie seien nun deshalb von den Saracenen vertrieben worden und hätten vom Papst unter der Bedingung Absolution erhalten, daß sie sieben Jahre in allen Landen umherirren sollten, ohne irgendwo in Betten oder festen Häusern zu schlafen. Der Bischof von Paris duldete diese Fremden, die durch ihre Physiognomien und ihr Aeußeres ganz Paris in Erstaunen und Aufregung versetzten, nicht lange in Chapelle, wo man ihnen Aufenthalt gewährt hatte, sondern vertrieb sie, weil er in ihnen Zauberer und Diebe vermuthete, und excommunicirte sogar alle Diejenigen, die mit diesen fahrenden Rittern in Beziehung getreten waren, sich hatten wahrsagen lassen u. dergl. m.

Die gleiche Fabel finden wir in mehreren alten Urkunden wieder, und das europäische Mittelalter glaubte natürlich, was einige schlaue Zigeuner, die im Verkehr mit den Christen gewitzigt worden waren und den herrschenden religiösen Zeitgeist zu benützen verstanden, über sich und ihre Stammesgenossen verbreiteten. Der Umstand, daß die Zigeuner sich als ägyptische Büßer ausgaben, verlieh ihnen dem Volke gegenüber Ansehen und gewährte ihnen Schutz, leulte aber gleichzeitig auf sie das Auge des Clerus, der in ihnen Verkörperungen des Antichrist sah, um so mehr, als sie sich von Anfang an mit allen Gattungen von Zauberei befaßten und daraus eine Einnahmequelle machten, die in jener Zeit sehr ergiebig war und den Säckel der Kirchendiener schädigte — und das zog natürlich Verfolgungen nach sich.

Die Annahme, daß die Zigeuner ägyptischen Ursprungs seien, erhielt sich zum Theil bis in dieses Jahrhundert hinein, und die

Digitized by Google

Namen, die man ihnen z. B. in England und in Spanien gab: Gipsy und Gitano, deuten auf diesen Glauben hin.

Das spätere Mittelalter suchte die Zigeuner auch mit den Juden und Mauren zu identificieren. Nachdem nämlich der Mamuckherrschaft in Spanien durch die Einnahme von Granada 1492 ein Ende gemacht worden und die Zigeuner damit ihre Beschützer verloren, nachdem vollends die furchtbaren Maßnahmen der Christen gegen die Mauren und Moresken, Juden und Marranos in großem Stil betrieben worden, die unerhörten Massenaustreibungen begannen, flüchteten auch zahllose Zigeunerfamilien, ehe noch die strengen Verordnungen gegen sie erlassen wurden, und dann in Folge derselben, in die angrenzenden Länder Europas, in denen man sie nun vielfach für Mauren und Juden hielt.

Die Folgen dieser Verwechslung wurden ebenfalls verhängnisvoll; denn nun wurden die Glieder des armen Bettelvolkes nicht allein als Verkörperungen des Teufels, als Zauberer, sondern auch als Ketzer verfolgt: wie den Juden, wurde auch ihnen die Fähigkeit zugeschrieben, durch den Blick, durch die Berührung Pest und andere ansteckende Krankheiten zu erzeugen. Nebenbei machten sie sich durch ihre diebische Natur in empfindlicher Weise bemerkbar, und weil endlich alle Mittel, sie des Umherirrens in den Ländern, des Lebens vom Hab und Gut Anderer zu entwöhnen, fehlschlugen, so wurden auch aus diesen Gründen harte Gesetze gegen sie erlassen, die freilich keine andere Folge hatten, als daß die Zigeuner sich denselben auf jede nur mögliche Weise zu entziehen suchten und sich immer wieder auf Irrfahrten begaben.

Wenn man die ungeheure Reihe von Gesetzen, die gegen dieses Wandervolk erlassen wurden, überblickt, wenn man sieht, mit welcher Strenge dieselben im Allgemeinen gehandhabt wurden, so kann man nur erstaunen, wie die Zigeuner sich und ihre Unabhängigkeit bis in die neuesten Zeiten hinein haben bewahren können und daß sie nicht völlig ausgerottet wurden. Einer der hauptsächlichsten Gründe für diese Thatsache ist jedenfalls die Ausübung der Wahrsagekunst von Seiten der Frauen, die in ihrer Blüthe so viel Reize, so viel Anmuth besitzen, daß sie Jeden für sich einnehmen und wohl durch ihre Schönheit hohe und mächtige Gönner gewannen, welche die Strenge der Gesetze zu mildern wußten.

Die außerordentlich feine und scharfe Beobachtungsgabe, eine gewisse Kenntniß der Menschen und Verhältnisse befähigten die Zigeunerin, erfahrungsleer Sicherheit aus den Mienen der die Zukunft Erforschenden ihre Vergangenheit und ihre Hoffnungen auf die Zukunft abzulesen, und da sie ihre Aussprüche meist mit geheimnißvollen Ceremonien begleitete, die auf die im religiösen Mysticismus exzogenen mittelalterlichen Menschen einen ungeheuren Eindruck machen mußten, so konnten Anklagen wegen Schwarzkunst, Hexerei ꝛc. leicht genug erhoben werden.

Dabei blieb es aber natürlich nicht, und sobald sich die Inquisition mit den Zigeunern befaßte, mußten diese noch für vieles Andere herhalten: sie sollten wie die Juden ihre Freude daran haben, Kinder zu stehlen, sich an ihrem Blut zu berauschen; sie sollten Menschenfresser sein, und mit Hülfe der Tortur wurden selbstverständlich auch entsprechende Geständnisse, die Alles als unzweifelhaft wahr bestätigten, den unglücklichen Opfern entlockt. So wurde durch Anwendung der Tortur z. B. erwiesen, daß 1629 einige solche cannibalische Zigeuner Reisende, hauptsächlich Mönche, überfallen, getödtet und gehörig gebraten und gewürzt und unter großen Ceremonien verspeist hätten. Im Jahre 1782 wird von Frankfurt am Main berichtet, daß fünfundvierzig Zigeuner und Zigeunerinnen wegen Menschenfresserei hingerichtet, hundertfünfzig andere in Kerkern gefangen gehalten wurden. So weit ging die Verblendung noch am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Daß den Zigeunern in den verschiedenen Ländern der Gebrauch ihrer eigenen Sprache und Tracht verboten wurde, ist hiernach kaum des Erwähnens werth, aber auch die auf die Sprache bezügliche Verordnung hatte keinen dauernden Erfolg: die Zigeuner haben bis auf diesen Augenblick noch ihre Mundarten beibehalten; nur wurden in den einzelnen Ländern viele Wörter aus den Sprachen derselben in die ihrige aufgenommen, der Art jedoch, daß z. B. das Caló der spanischen Zigeuner weit davon entfernt ist, spanischer Dialekt geworden zu sein, sondern immer noch die ursprüngliche grammatikalische Structur des Indischen bewahrt hat.

Der Charakter und das Wesen des Zigeuners mußten im Mittelalter noch um so mehr Anstoß erregen, als jene Zeit keine Entschuldigung für das Abweichende im Wesen des Zigeuners hatte. Der Ungebildete mißt eben Alles nur an sich, erkennt als richtig und gut nur das ihm Bekannte, von den Vätern Ererbte, von den Priestern Vorgeschriebene an. Die Hinterlist, die Neigung zum Diebstahl, der Trieb zum Vagabundiren, der Widerwille gegen jede bestimmte Thätigkeit sollten durch Gesetzesmacht ausgetrieben, die freien Kinder der Natur sollten zur Stetigkeit gezwungen, ihre Eigenart mit Gewalt vernichtet werden. Durch die Macht des Glaubens und des Schwertes vermeinte man Alles wirken zu können. Wie sehr man aber in der Wahl der Mittel gegenüber den Zigeunern irrte, hat selbst die hochgebildete Maria Theresia bewiesen, die, von lebhaftestem Interesse für die Fremdlinge erfüllt, die Aufbesserung ihrer Existenz auf das energischste erstrebte.

Als Mittel dazu erkannte sie die zwangsweise Ansiedelung, die dem Wesen des unruhigen Wandervolkes durchaus entgegenstand. So blieb denn nicht aus, daß die gutgemeinten humanitären Maßregeln der Kaiserin die entgegengesetzte Wirkung ausübten, den passiven Widerstand der Zigeuner steigerten und diese endlich zur Flucht zwangen, was die Kaiserin natürlich als Undank betrachtete. Karl der Dritte von Spanien war in seinen Maßnahmen glücklicher: Er verordnete zunächst, daß die Zigeuner, wenn sie irgend ein Gewerbe trieben, als spanische Staatsbürger betrachtet und in der Ausübung ihrer selbsterwählten Thätigkeit in keiner Weise gestört werden durften: er schied also den Zigeunern nicht bestimmte Gewerbe vor, sondern überließ dieselben ihrer eigenen Wahl. Sie konnten somit die ihnen innewohnenden Fähigkeiten nach ihrem Belieben entwickeln und daneben alle Rechte der spanischen Staatsbürger und viel größere Freiheiten als diese genießen, da der Glaubenszwang, der sich an ihnen als völlig nutzlos erwiesen, nicht streng gehandhabt wurde.

Aehnlich waren auch die Verhältnisse, unter denen die Zigeuner in Ungarn lebten. In allen übrigen Ländern aber setzten sie dem Drucke, der gegen sie ausgeübt wurde, zähe Passivität und unüberwindlichen Indifferentismus entgegen und suchten das Wenige, was sie zu ihrer Existenz brauchten, zu erlangen, wo und wie es möglich war. Der Zigeuner ist seinem Wesen nach ein zügelloses Naturkind, das keine Fessel ertragen kann, die ihm den Genuß der unbeschränktesten Freiheit beeinträchtigt. Er ist im Grunde von der größten Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit: wie überall der Ohnmächtige dem ungerechten Drucke des Mächtigen erst passive Duldung, dann Hinterlist und endlich Rachsucht entgegensetzt, so that und thut es unter den gegebenen Verhältnissen auch der Zigeuner; er wurde und wird gerade so wie der Indianer schlecht in Folge der schlechten Behandlung. Viele der Vorwürfe, die gegen seinen Charakter erhoben werden, fallen daher Denjenigen zur Last, die mit ihm im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende verkehrten; die meisten der an ihm gerügten Charaktereigenschaften haben ihren Ursprung allerdings in der Paria-Existenz, die seine Vorväter ungemessene Zeiten hindurch in Indien zu erdulden hatten. Der an ihm geladelte Leichtsinn ist freilich allen Naturkindern eigen: sie wissen den Besitz nicht zu schätzen: sie leben von Augenblick zu Augenblick und folgen lediglich den Eingebungen ihres momentanen Empfindens. Wenn man dem Zigeuner Treulosigkeit zur Last legt, so trifft dies nur da zu, wo man ihn durch falsche Behandlung treulos gemacht hat. Die Feigheit liegt nicht von Natur in seinem Wesen, sondern ist durch jahrhundertelange unwürdige Unterdrückung erzeugt worden: so findet man z. B. in Spanien und Ungarn viele sehr bemerkenswerthe Ausnahmen: der spanische Stierfechter kann, wenn er Feigling ist, nie Ruhm erlangen: es gehört dazu die größte Unerschrockenheit, Ruhe und Kaltblütigkeit, Eigenschaften, die mit der Feigheit unvereinbar sind — unter den spanischen Stierfechtern sind aber manche der namhaftesten zigeunerischen Ursprungs.

Die Neigung zum Diebstahl ist dem Zigeuner nicht abzusprechen: auch sie wie die Heuchelei, die schcibare Demuth und die Rachsucht sind die Folgen des indischen und europäischen Pariathums. Seine Abgeschlossenheit gegen alles Fremde ist ebenfalls nur die Reaction gegen die Behandlung, die ihm von den Mitmenschen zu Theil geworden ist. Er lebt nur sich, seiner Familie, seinem Stamme und meidet die Berührung mit andern als seinen Rassegenossen. Dies gilt besonders von den Zigeunerinnen, und da wieder vorzugsweise von denen Spaniens: eine grauadinische Zigeunerin würde es für ein Verbrechen an ihrem

Digitized by Google

Stamme, für eine Entehrung desselben halten, einen Spanier zu heirathen: so zahlt sie, die das Herz des Spaniers unsichtbar zu fesseln und zu entflammen weiß, dem Volke die Behandlung, die unwürdigen Verfolgungen heim, denen ihr Stamm dort so lange ausgesetzt worden ist. Bis vor wenigen Jahrzehnten galt dies als völlig unverbrüchlich; bis dahin lebten die Zigeuner überall nach ihren angeschriebenen, althergebrachten einfachen Satzungen, und besonders die Sittengesetze waren sehr streng; nichts vermochte sie zu bestimmen, dem Wanderleben zu entsagen, Boden und Besitz zu erwerben.

Was die Gefühle der mittelalterlichen Menschen, den Zigeunern gegenüber, besonders verletzen und manche Verordnungen gegen dieselben hervorrufen mochte, war vornehmlich auch der völlige Mangel an Religiosität bei den Letzteren. Schon die Orientalen bezeichneten fränkelig die Religion der Zigeuner als eine halbe: in der That kann man im günstigsten Falle nur von einem wenig entwickelten Naturcultus sprechen; hier und da zeigen sich Spuren buddhistischen Einflusses: auch solche eines Gestirncultus sind bemerkbar, von einer ausgebildeten selbstständigen Religion kann aber bei den Zigeunern nicht die Rede sein.

Ueberall, wohin die Zigeuner kamen, nahmen sie äußerlich — zum Theil dazu gezwungen, zum Theil, weil sie darin ihren Vortheil erkannten — den herrschenden Glauben und Cultus des Landes an, lebten darum aber doch in alter Weise, in absoluter Glaubenslosigkeit und nur die Moralgesetze ihres Stammes anerkennend, fort: sie dürfen trotzdem, z. B. in Spanien, als entschieden sittlich betrachtet werden, und auch in manchen anderen Beziehungen stehen sie höher als die vom orthodoxesten Glauben erfüllten niedern Schichten der spanischen Gesellschaft.

Woher die eigenthümliche Erscheinung, daß dieses wunderbare Volk im Allgemeinen seine der Religionen annahm, mit denen es in Berührung kam?

Auch dies ist auf die Existenz ihrer indischen Vorväter zurückzuführen. Ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, durften sie keinen Glauben haben; der innige Anschluß an die Natur machte ihnen das Product priesterlicher Speculation überflüssig: überall, wohin sie kamen, fanden sie anderen Glauben vor, Vorstellungen, die ihnen fremd waren, und die sie, weil eben nicht zigeunerisch, betrachteten: so lebten sie, auf ihre alten Satzungen vertrauend, ruhig hin, unbekümmert um die Cultte, die sie sahen, und an denen ihnen höchstens der Glanz imponiren konnte, da sie wie alle Naturmenschen an bunter Farbenpracht, an Putz und Schmuckfachen Gefallen finden und solche zu besitzen streben.

Wie die Sprache, so waren auch die Gewerbe, die sie betrieben, allen Zigeunern gemein: überall finden wir die Männer als Pferdehändler, als Schmiede, Kesselflicker, Verfertiger von hölzernem Hausrath, als Bärenführer und Gothwäscher, wozu in Spanien noch die Stierfechter und Wollscherer kommen. Die Frauen traten überall als Wahrsagerinnen, als Zauberfrauen, als Sängerinnen in Rußland, als Tänzerinnen in Spanien auf; an sie wandte man sich, wenn man heilsame Zauber- und Liebestränke, wenn man Medicamente verschiedenster Art brauchte. Die musikalische Befähigung war und ist das Gemeingut aller Zigeuner und kommt bei jedem in irgend welcher Form zum Ausdruck. Aus den ungarischen Zigeunern sind viele Geigenvirtuosen, aus den russischen berühmte Sängerinnen, aus den spanischen die besten Tänzerinnen hervorgegangen.

Was nun endlich ihre physische Beschaffenheit anbetrifft, so ist dieselbe in Folge des Umstandes, daß in vielen Ländern die Zigeuner nur unter sich heirathen, dasselbst noch so rein erhalten worden, wie sie war, als ihre Ahnen von Indien auswanderten, so rein, wie wir sie heute noch an ihren Verwandten finden. Die dunkle Hautfarbe, die großen lebhaften, von langen Wimpern beschatteten, meist dunklen Augen lassen auf den ersten Blick den fremdländischen orientalischen Ursprung erkennen.

Die Gestalten sind stets wohlproportionirt, mittelgroß, die Füße und Hände fein und zierlich, und so lange die Körperkräfte noch nicht durch schwere Arbeit, durch klimatische Einflüsse geschwächt sind, darf man die Zigeuner für schön erklären, und wenn auch die körperlichen Reize nicht lange andauern, so bleiben doch selbst dem Alter noch die hohe gestrolle Stirn, die schön geschnittenen Gesichtszüge und das feurige Auge eigen.

Ihre Eigenart haben die Zigeuner auch heute noch in vieler Beziehung am reinsten in Spanien bewahrt, wie auch die Verhältnisse, unter denen sie daselbst leben, zu den eigenthümlichsten gehören, die der Reisende auf dem Boden des europäischen Continents finden kann. Besonders Granada, wo sie sich in großer Zahl ansiedelten und wo sie wie Trogodyten in unterirdischen Höhlen hausen, bietet in dieser Hinsicht des Interessanten sehr viel, wie auch die granadinischen und sevillanischen Zigeunerinnen als die schönsten und als die vorzüglichsten Tänzerinnen gelten können. Aber selbst dort fangen die charakteristischen Stammeseigenthümlichkeiten an, unter dem nivellirenden Einfluß der Civilisation zu schwinden, und es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, bis in Spanien und Ungarn wie in allen anderen Ländern die Zigeuner sich völlig mit den Nationen amalgamiren, deren Feindschaft sie lange genug empfunden haben, deren Dichtern, dargestellenden und bildenden Künstlern sie so vielen dankbaren Stoff geboten haben, der auch in erzielbster Weise ausgenutzt worden ist.

Spuren und Fährten.

Ein Capitel aus der Jägerpraxis. Von O. von Riesenthal.

„Jeder Jäger soll genau wissen, wie viel und welches Wild auf seinem Revier sich aufhält; vom Hochwild soll er wissen, wie viel Stück nach Alter und Geschlecht es sind, und er soll sich bemühen, die einzelnen Glieder dieser seiner vollen Heerde alle zu sehen und kennen zu lernen."

Wenn man diesen wichtigen Grundsatz der Jagdpflege einem Laien mittheilt, so umspielt seinen Mund wohl ein ungläubiges, überlegenes Lächeln, aus welchem spricht:

„Ach sieh mal, also du hältst mich für naiv genug zum Glauben an deine Lügen und dein Jägerlatein, doch du kommst bei mir nicht an: ich kenne das Revier!

Der Jäger nur die Wahrheit spricht,
Daher das Wortlein: Jagdgeschichten!"

Aber der Ungläubige hat hier, wie nur gar zu oft, Unrecht, der Waidmann ist, bezüglich der Wahrheitsliebe, viel besser als sein Ruf, und je widersinnig es klingen mag, man müsse sein Wild nach Alter und Geschlecht kennen, ohne es gesehen zu haben, so richtig ist es; freilich muß man dies nicht vom Sonntagsjäger verlangen, vom Jagdonkel, der, nachdem er wohlhabender Rentier geworden ist, „es haben kann", eine Jagd zu pachten, Hunde und Gewehre anzuschaffen und im vollsten Glanze Nimrod's, mit schöner Joppe, geschmücktem Hut und großem Frühstücksmaterial, der Residenz den Rücken zu kehren: denn dieser Jagdfreund wird manchmal sein Wild noch nicht kennen, selbst wenn er es gesehen hat: es gehört zu diesem Können und Wissen doch etwas mehr, was Einem nicht so ohne Weiteres anfliegt: es kostet manchen Schweiß, manchen Gang, manche schlafgestörte Nacht, wenn man die Zeichen verstehen lernen will, welche das Wild hinterläßt, mit anderen Worten: wenn man der Spuren und Fährten des Wildes kundig, wenn man ein „fährtengerechter Jäger" sein will.

Versuchen wir im Nachstehenden, den Laien, wenn auch nur flüchtig, mit der Bedeutung dieser geheimnißvollen Zeichenkunde vertraut zu machen!

Aus dem von Alters her gebräuchlichsten Ausdruck „hirschgerecht" ergiebt sich, daß die Fährtenkunde vom Hirsch, das heißt vom Edelhirsch, als die vornehmste, edelste und schwierigste galt. Die Hirschjagd blühte Jahrhunderte hindurch neben der ihr ebenbürtigen Falkenbeize, und wenn es schwer zu sagen ist, welche von beiden Jagdarten im Mittelalter über der andern stand, und wir dies der Falkenbeize zugestehen, über welche selbst Kaiser Friedrich der Zweite ein noch heute weitvolles Lehrbuch schrieb, so hat doch nach ihren Erfolgen die Hirschjagd die Erbschaft voll an und wurde zu einer staunenswerthen Technik entwickelt, in welcher die Fährtenkunde die Hauptrolle spielte.

Der Jagdherr wollte ja nicht nur überhaupt Wild schießen, sondern auch eine gewisse Art: heut starke Hirsche, ein anderes

Digitized by Google

Mal starke und geringe unter einander; von diesen mußte ihm der Jäger genau den Stand, das heißt ihren Aufenthalt angeben, und wer die Schwierigkeit im Allgemeinen zu würdigen weiß, welche mit dem Beschleichen des überaus hellhörigen Wildes verknüpft ist, der wird einräumen, daß andere Mittel zu diesem Zweck dieselbst gemacht werden mußten, und diese waren und sind lediglich die Fährten; sich selbst kann das Wild vor dem Jäger wohl verbergen, aber nicht seine Fährten.

In der Jägersprache versteht man unter „Tritt" den im Erdboden sichtbaren Abdruck von einem Fuße des Wildes, unter scharf hervortreten, während ihre inneren Theile sich nach innen leicht wölben. Da die hervorragenden Theile, also Ballen und Schalenränder, sich in den Boden hineindrücken, sind sie dunkel dargestellt im Gegensatz zu dem durch die Wölbung der inneren Sohle aufgequollenen Erdboden, welcher heller hervortritt, wie auch der schmale Raum zwischen den beiden Schalen.

Gilt zwar im Ganzen diese Beschreibung von allen Fährten dieser Wildarten, so zeigt uns doch ein eingehender Vergleich gewisse Unterschiede; denn während die Hirschfährte ein Oval darstellt, der Fährte eines Kuhkalbes nicht unähnlich, ist die des Damwilds

Wolf.
Schnürende oder trabende Fährte.

Fährte des Hasen.

Wildkatze. a flüchtige, b vertraute Fährte.

Hund.

Fuchs. a schnürende, b schleichende, c flüchtige Fährte.

Dachs. Vertraute und flüchtige Fährte.

Edelhirschfährte (1/3 natürl. Größe).

Flüchtige Fährte des Edelwilds.

Spur des Wildschweins (1/3 natürl. Größe).

Spur des Frischlings (1/3 natürl. Größe).

Fischotter.

Einige Spuren und Fährten des Wildes. Von O. von Riesenthal.

„Fährte" die auf einander folgenden „Tritte", und zwar bezeichnet man mit diesem Ausdruck besonders die im Erdboden abgedrückten Zeichen des Wildes, welches auf Hufen geht oder, wie der Jäger sagt, „auf Schalen zieht", und die des Bären, während man bei dem kleineren Wilde und dem Raubzeug von der „Spur" spricht. Beide Ausdrücke pflegt man auch im Allgemeinen statt „Tritt" zu gebrauchen. Im weichen Schnee und im feuchten Sande drückt sich die Fährte natürlich am deutlichsten ab, und als so vollkommene wollen wir die hier abgebildete Edelhirschfährte ansehen.

Wenn wir die Sohle eines Zweihufers und des Wildschweins betrachten, so finden wir an der hinteren Seite zwei vorstehende Theile, die Ballen, und in deren Verlängerung nach vorn die beiden Theile des gespaltenen Hufs, die Schalen, deren Ränder schmäler und gestreckter, ziegenartiger, und die Ballen nehmen fast die Hälfte der Sohle ein, während sie beim Edelwild etwa nur ein Viertel der Sohle ausmachen; der Abdruck des Rehs ähnelt mehr dem des Edelwilds, unterscheidet sich aber außerdem von der, je nach dem Alter, etwa gleichgroßen Damwildfährte durch die Ballengröße, welche etwa ein Drittel der Sohle ausfüllt.

Nun hat es der Jäger, abgesehen von dem selten vorkommenden Elchwild, noch mit dem Wildschwein zu thun, dessen Tritt dem des Edelwildes zwar sehr ähnlich sieht, immer aber die Oberrücken, das heißt die beiden hornigen Auswüchse an der Hinterseite des Laufes (Fußes) im Boden abdrückt, was das vorher genannte Wild nur in der Flucht (im schnellen Lauf) thut; bei ersterem drücken sich die Oberrücken nur als rundliche Vertiefungen

Digitized by Google

aus, bei den Wildschweinen als feitwärts verlängerte. Es kann also der Jäger aus diesen Kennzeichen schon genau beurtheilen, von welcher Wildart sie herrühren, er soll aber auch wissen, ob er sie von einem starken oder schwachen, männlichen oder weiblichen Individuum („Hirsch" oder „Thier") vor sich hat, und welchen hohen Werth man auf diese Wissenschaft früher legte, ersehen wir daraus, daß die alte Jägerei gewissenhaftigkeit solcher „Zeichen" hatte, den „edlen Hirschen" aus der Fährte sicher zu erkennen und nach Alter und Stärke „anzusprechen" (zu schätzen).

Es sei hier gleich bemerkt, daß eine so specielle Fährtenkunde wie beim Edelwild sich bei keiner anderen Wildart feststellen läßt: bei diesen kann man nur aus der Größe des Tritts oder der Länge der Fährte auf Stärke und Geschlecht des Urhebers schließen; der Jäger prägte sich aus der Praxis das Bild der verschiedenen Stärkeclassen ein und sprach die von ihm gefundenen darnach an, zumal es ihm zu wissen genügte, daß die betreffende Fährte von einem starken oder geringen Damhirsch oder Damthier, Elchhirsch, Rehbock oder Rieke ꝛc. herrührte.

Unsere Jägerei, soweit sie noch Gelegenheit hat Hirschfährten zu studiren, begnügt sich mit viel weniger Zeichen, von denen wir die interessantesten hier schildern wollen.

Der Hirsch unterscheidet sich vom Thier (weiblichem Individuum) erstens durch den Schritt; denn da er viel größer als das Thier ist, so schreitet er auch länger aus; ein etwa erst vierjähriger Hirsch (Achtender) schreitet schon weiter aus, als ein altes Thier. Findet also der Jäger eine Fährte, bei der er zweifelhaft sein könnte, ob sie von einem Hirsch oder Thier herrührt, und die, wie z. B. im Grase, keinen genauen Abdruck hinterläßt, so hat er auf folgende Regeln zu achten: ersteus, er braucht nur die innere kennliche Schrittweite zu beurtheilen; beträgt dieselbe etwa siebenzig bis achtzig Centimeter, so muß sie von einem Hirsch von acht bis zehn Enden herrühren, da ein Thier so weit nicht schreiten kann: zweitens: der Hirsch schreitet auswärts — „gleich einem französischen Tanzmeister" — wie Altmeister Flemming sagt — das Thier dagegen stellt die Schalen gerade aus; drittens: der Hirsch macht seine Fährte, das heißt er hinterläßt in Folge seiner Körperschwere einen deutlicheren Abdruck im Boden, als das leichtere Thier: viertens: deshalb sumpft er auch die Schalen an der Spitze eher ab, als das Thier, was zeigt der Stümpfe: fünftens: je stärker der Hirsch ist, desto mehr schränkt er, das heißt er setzt die Läufe nicht so, daß ihre Abdrücke im Zusammenhange eine mehr gerade Linie bilden, sondern seitwärts von einander abstehen: das Thier schränkt nur gelegentlich und auch nur stellenweise, wenn es hochbeschlagen (tragend) geht, unregelmäßig: sechstens: der starke Hirsch setzt die Hinterläufe nicht bis an die Vorderläufe: er bleibt zurück; siebentens: der schwache setzt sie häufig vor die Vorderläufe: er übereilt, oder der Hirsch macht achtens den Kreuztritt, indem er mit dem Hinterlauf den Tritt des Vorderlaufs kreuzt, oder neuntens den Beitritt, indem er den ersteren neben den letzteren setzt, oder zehntens den Schlagtritt, indem er beim Anstehen aus dem Bette (Lager) stets in dessen Mitte tritt, oder elftens den Abtritt dadurch, daß er mit seinen scharfen Schalen das Gras abschneidet, während das Thier es nur quetscht: zwölftens: das Fädchen oder Fädlein ist die obere Kante der zwischen den Schalen durchgepreßten Erde; dreizehntens: der Bruchtritt, die durch die Hohlung der Schalen aufgenommene Erde, die beim Thier viel flacher liegt: vierzehntens: durch sein schweres Aufsetzen hebt der Hirsch ganze Fladen weichen, nassen Bodens empor, welche beim Gehen abfallen und Zuriegel heißen: fünfzehntens: durch die Himmelsspur verräth sich der Hirsch sicher, indem er mit dem Geweih zweige in einer Höhe abknickt, zu welcher das geweihlose Thier nicht reichen kann, und endlich giebt es sichere Kennzeichen an der Losung (dem Koth), welche den Hirsch vom Thiere unterscheiden.

Um dem Laien, für welchen diese Abhandlung geschrieben ist, ein Bild von der Bedeutung der Fährten- und Spurenkunde zu geben, mußten wir uns beim Edelhirsch, wie geschehen, länger verweilen, da sie bei keiner anderen Wildart auch nur annähernd so ausgebildet ist. Zum Ansprechen der anderen Wildarten dienen lediglich die Größenverhältnisse der Tritte und die Weite des Schritts, wie man sie auch beim Edelhirsch ansprobirt hat, und zwar in der Art, daß, wenn man in einen Tritt die drei Borderfinger einer mittelstarken Männerhand legen kann, der Hirsch nicht unter zwölf Enden, also ein Kronenhirsch ist.

Aber noch andere Hülfsmittel kennt der Jäger: spürt er hinter einem Trupp Edelwild eine einzelne starke Fährte, so rührt sie stets vom stärksten Hirsch des Trupps her, der immer in einiger Entfernung demselben folgt, während ein altes Thier (Kopfthier) denselben führt: ebenso zieht der Rehbock stets hinter der Rieke drein, und eine vereinsamte starke Wildschweinsfährte rührt meist von einem starken Keiler (Eber) her, da Bachen und geringere Schweine in einer Rotte beisammen zu sein pflegen.

Freund Lampe, der viel begehrte und verfolgte Hase, bildet mit seiner Spur eine Art Dreieck, dessen Spitze die Richtung anzeigt, von welcher er gekommen ist.

Wenden wir uns den Raubthieren zu, so wird die Bärenfährte kaum einer Erklärung bedürfen: selbst eine rohe Abbildung würde dem Jagdkundigen jeden Verständniß solcher Spur vermitteln, und vom Menschen kann sie trotz einer gewissen Aehnlichkeit füglich nicht herrühren, da selbst der Vater Struwelpeter's solche lange Krallen nicht gehabt haben kann. Ihr ähnlich, aber selbstverständlich viel kleiner, sieht die Spur des Dachses aus, an welcher die langen Nägel gleichfalls charakteristisch sind.

Viel Kopfzerbrechen haben dem Jäger die Spuren des Wolfes und des Hundes gemacht, und in der That sind sie keineswegs leicht zu unterscheiden, Mancher doch mancher Waidmann daran, welcher keine Gelegenheit hatte, beide Spuren oft neben einander vergleichen zu können. Die Spur des Wolfes unterscheidet sich von der eines gleich starken Hundes durch länglichere Form, sowie durch tieferen Eindruck der Ballen und besonders charakteristisch durch das nähere Zusammenstehen der Mittelzehen, respective der Nägel, die beim Hunde sich viel geipreizter zeigen. Auch schnürt der Wolf beim Traben, das heißt die Abdrücke der Läufe stehen in einer geraden Linie, was beim Hunde nur unregelmäßig geschieht, und wenn ein Rudel Wölfe auf der Wanderschaft ist, so tritt der hintere genau in die Spur des vorderen, in Folge dessen ihre Anzahl nie sicher festgestellt werden kann.

Meister Reineke schnürt gleichfalls sehr regelmäßig, und ist sein Tritt von der Größe des eines kleinen Spitzes; in weichem Schnee bemerkt man zwischen der schleichenden Fährte schwache, absetzende Furchen, die von der nachschleifenden Standarte (Schwanz) herrühren.

Der Abdruck der Katzenspur erweist sich rundlich, und ihr fehlen die Abdrücke der Krallen, welche die Katze beim Gehen bekanntlich einzieht. Die Spur des Fischotter ähnelt, in Folge der breiten Schwimmhäute, der einer Gans, doch hat sie vier Vorderzehen, während letztere nur drei hat. Auch wird man da, wo die Otter ihr Wesen treibt, eine Gans schwerlich vermuthen.

Zum näheren Verständniß sei noch bemerkt, daß man unter „vertrauter" Fährte die von ruhig und langsam gehenden Wilde, unter „flüchtiger" dagegen die versteht, welche schnell tausendes Wild hinterläßt.

Aus dem Vorstehenden wird man ersehen, daß die Fährtenkunde für einen Jäger unentbehrlich ist, und auf ihr beruht das sogenannte Kreisen, durch welches man den Bestand an Wild nach Art und Stärke feststellt. — Nach einer Neue (frisch gefallenem Schnee) umgehen die Jäger gleichzeitig die verschiedenen Jagddistricte und notiren sich die hinein- und hinausführenden Fährten: die letzteren von den ersteren abgezogen, ergeben alsdann den Wildbestand in dem Districte und die Summe der Resultate der getreisten Districte den Gesammtwildstand des Reviers.

Der Jäger muß aber auch ein geübtes Auge haben, die von ihm verfolgte Fährte oder Spur festzuhalten, wenn sie von anderen gekreuzt wird — es hat eben jedes Fach seine Wissenschaft, und die Fährtenkunde so inne zu haben, um als „gerechter Jäger" sich legitimiren zu können, ist keineswegs ganz leicht.

Wir konnten hier nur ein gedrängtes Bild dieses umfangreichen Stoffes entwerfen, wollten aber doch noch einer Spur gedenken, die der Jäger zum Raubzeug, unter welchem er alles raubende Wild versteht, rechnet und mit zornglühendem Auge mustert; sie gehört dem gefährlichsten Feinde des Wildes und Jägers an, dem Wilddiebe oder Raubschützen. Oft weiß er nicht, daß sein Todfeind, der Jäger, seine Spur genau gemessen und nach Stellung und Gang kennt, ahnt auch nicht, daß der dem Jäger zugethane Schuster durch die Stellung der Sohlennägel zu besonderen Kennzeichen verholfen hat — mit besonderer Sorgfalt wird auf dieser Spur das Gewehr geprüft, Auge und Ohr sind zu verdoppelter Schärfe gespannt: denn nur gar zu oft heißt es nunmehr: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" Die romantische Jägerei hat auch recht düstere Schattenseiten!

Digitized by Google

Der Londoner Silbermarkt.

Wer sich in unserem rasch lebenden Jahrhundert, da Zeit Geld und Geld Zeit ist, den Luxus gestatten kann, zu Schiff und bei Tage in London anzukommen, den sollte die Furcht vor einer längeren Seefahrt, vor Schmutz, Unbequemlichkeit und auswandernden Schaben und Hämmeln als Mitpassagieren nicht bewegen, sich in einem Eisenbahncoupé der Hauptstadt des britischen Reiches zu nähern; denn nur wenn der Reisende an den zahllosen flachen Kähnen, imposanten Segelschiffen, gewaltigen Dampfern, an den ungeheuren Werften und den schier endlosen Waarenlagern vorbei die Themse hinaufdampft, dann empfindet er mit der Schärfe und Frische des ersten Eindrucks, daß er in die gewaltigste Handelsmetropole der Welt einfährt, daß er am Markte steht, wo vier Welten ihre Schätze tauschen. Ist er gelandet, hat er sich einer Droschke anvertraut, die in Reih und Glied mit den unübersehbaren Reihen von Karren, Kutschen und Omnibus vorwärtsstrebt und sich mit wunderbarer Geschicklichkeit durch den Wagen- und Menschenknäuel bewegt, dann fühlt ihn der Schwager in nicht allzulanger Zeit an einem viereckigen, einförmigen, fensterlosen, rauchgeschwärzten Gebäude vorbei, welchem er wahrscheinlich keine Beachtung schenken würde, wenn ihm nicht wohlgekämmte Portiers in einer ehrfurchterweckenden Livrée und mit unbeschreiblich würdevollen Gesichtern die Frage nach den Einwohnern desselben nahe legten. Wendet er sich an einen prosaischen Menschen, so wird er unfehlbar die Antwort erhalten: Das ist die Bank von England. Vielleicht führt ihn sein Schicksal an eine poetische Natur, und dann wird ihm die Erwiderung, daß dort König Mammon wohne, der entweder der Vater, Sohn oder Milchbruder des Gottes Mercur sei und bei dem geräuschvollen Leben in der Stadt und im Hafen seine Hand im Spiele habe. Besagter Poet meint damit zweifellos nicht, daß König Mammon nur eine Residenz besitze. Wie jeder große Fürst hat er mehrere Hoflager, aber nur eine offizielle Hauptstadt; denn Niemand kann leugnen, daß der große König überall loyale Unterthanen zählt, obwohl uns Allen sein unserer früheren Jugend gelehrt worden ist, Schätze zu sammeln, welche der Rost und die Motte nicht verzehren, obwohl wir in unseren Schulaufsätzen die Menschen beschworen haben, ihr Herz nicht an die Güter zu hängen, welche das Leben vergänglich zieren, und obwohl wir schon in Quarta dargelegt haben, daß alle Uebel und Leiden aus dem menschlichen Goldhurste stammen.

Unter Goldhurst verstanden wir natürlich die ungeregelte Begier nach Gold, mochte sich dieser Trieb auf Kupfer, Silber, Gold, schädige Fünfzigroschenstücke oder nagelneue Vereinsthaler richten. Hätte Jemand der strengen Anklage gegen unser Jahrhundert dadurch zu entgehen versucht, daß er behauptet hätte, er empfinde nur den Durst nach Silber, so würden wir ihm unfehlbar erwidert haben, daß wir den Ausdruck Goldhurst gewählt, weil es der edlere, und daß auch der Silberdurst verwerflich sei.

Nebenbei bemerkt, war es in der That nöthig, das Streben nach dem Besitz edler Metalle Silberdurst zu nennen, wenigstens so weit das letzte Jahrzehnt in Frage kommt, da die Goldproduction in jener Zeit gesunken ist (ein berühmter Gelehrter in Wien, Professor Suß, hat sogar die düstere Prophezeiung ausgesprochen, daß die Tage des Goldes gezählt seien), während die Production des Silbers in demselben Grade stieg.

Während die Goldausbeute in den fünf Jahren von 1866 bis 1870 etwa 2700 Millionen Mark betrug und von 1871 bis 1875 auf etwa 2400 Millionen Mark heruntersing, stieg die Silberproduction von 1200 Millionen Mark in dem Quinquennium 1866 bis 1870, auf 1700 Millionen Mark in dem Jahrfünft 1871 bis 1875. Wenden wir uns daher mit der Treulosigkeit, welche nun einmal in der von Grund aus verderbten und bösen Menschennatur liegt, von der sinkenden Größe ab und hesten wir unsern Blick auf das steigende Gestirn!

Noch immer werfen Central- und Süd-Amerika große Mengen Silber auf den Londoner Silbermarkt. In den letzten Decennien haben die Gruben von Comstock in Nevada reiche Erträge geliefert, die jedoch nicht bestimmt abzuschätzen sind. Die amerikanischen Delegaten der letzten Pariser Münzconferenz gaben sie auf 33 Millionen Dollars für das Jahr 1870 an. Statistiker und Edelmetallhändler haben sie auf das Vierfache dieser Summe berechnet.

Die Aufnahme der Baarzahlungen in Nordamerika hat einen guten Procentsatz des dort gewonnenen Silbers absorbirt, und bedeutende Mengen werden von San Francisco direct nach Ost-Asien verschifft, aber ein großer Bruchtheil dieses Silbers verläßt den neuen Erdtheil noch immer mit dem Bestimmungsorte London, nachdem es in den Münzländern geschmolzen und in Barrenform gegossen worden ist. Nehmen wir von dem auf dem Oceane hoffentlich sicher herüberschwimmenden Silber für einen Augenblick Abschied und fragen wir uns, welche Umstände gerade London zum Sitze des Silbermarktes gemacht haben, ist es doch so weit von den Fundhütten des Erzes entfernt!

Schon die geographische Lage bestimmt England zum Zwischenhändler zwischen Ost und West und London zum Weltmarkte. Der sich über jeden Platz der Erde erstreckende Handel Englands, die zahlreichen, in allen fünf Welttheilen zerstreuten Colonien führten natürlich zu mannigfachen finanziellen und commerciellen Beziehungen mit der Hauptstadt. Ueber sechzig coloniale und fremde Banken haben ihre Filialen in London, und außerdem werden manche Bestellungen und Zahlungen durch Londoner Kaufleute und Banken vermittelt, da Niemand gern im directen Handelsverkehr mit wenig bekannten ausländischen Firmen steht und sich lieber eines Londoner Hauses als Mittelsperson bedient.

So ist London der große Markt wie für jeden Handelsartikel, so auch für Silber, und ein Ort für große internationale Zahlungen, das clearing-house der Welt geworden. An keinem Orte sind so bedeutende Summen verleihbaren Capitals vorhanden. Vielleicht hat ihm auch die größere Sicherheit vor Kriegsgefahr eine unvergleichliche Stellung schaffen helfen. Gesetzt, Paris wäre im Jahre 1870 der große Geldmarkt der Welt gewesen, welche furchtbaren Folgen müßte die Einschließung der Stadt gehabt haben!

Doch kehren wir zu unseren Edelmetallsendungen zurück!

Sobald ein Westindienfahrer im Londoner Hafen oder in Southampton oder Liverpool angekommen ist und in Kisten und Kästchen wohlverpackte Edelsteine, Gold- und Silberbarren an die englische Küste gelangt hat, sendet die Bank von England einige ihrer Beamten ab, um die Schätze in Empfang zu nehmen. Alle Edelmetallsendungen aus überseeischen Ländern werden nämlich zur größeren Sicherheit an die Bank von England adressirt, und die Händler und Agenten können sie erst dort in Empfang nehmen. Wer in der City einem der mit zwei oder vier Pferden bespannten Wagen begegnen sollte, welche die wenig umfangreichen, aber schweren Edelmetalle zur Bank transportiren, der wird, ohne zu wissen, was für Waaren an ihm vorüberrollen, keine Ahnung von den ungeheuren Werthen haben, welche an das Bullion-Office* der Bank abgeführt werden. Das Bullion-Office liegt auf der Rückseite der Bank in Lothbury Street. Nachdem sich eins der großen Thore geöffnet hat, wandern Edelsteine, Gold- und Silberbarren und Silberdollars in die Bankkeller hinab.

Besagtes Bullion-Office möge man sich nicht etwa als ein schönes, mit allem modernen Comfort ausgestattetes Zimmer vorstellen! Mit feinem gewölbten Dache, einigen Pulten und Wagen bietet es einen durchaus ernsten und fast ärmlichen Anblick dar. Nur nach der Ankunft eines Westindienfahrers erhellert sich seine düstere Physiognomie, soweit sich die Physiognomie eines solchen Gemaches erheitern kann. Dann erscheinen die Empfänger der Edelmetalle, und die Bediensten sind eifrig damit beschäftigt, die Barren und Münzen aus den Kellern heraufzuholen. Die Bank übernimmt es gegen eine mäßige Provision, die angekommenen Sendungen zu wägen. Dann erklingt den ganzen Tag über das Gerassel der Geldstücke, welche in die fupfernen Waagschalen geschüttet und wunderbar rasch gewogen werden. Zum Zählen ist natürlich keine Zeit.

Aber, wird man fragen, genügt denn das Wägen, um den Werth zu ermitteln? Könnte ein Barren nicht inwendig von Eisen sein und nur eine dünne Silberschicht auf der Oberfläche enthalten? Allerdings! Aber darum wird auch jeder Barren, wenn er nicht von einer Firma geliefert wird, die sich eines durchaus ehrlichen Namens erfreut, noch einmal umgeschmolzen. Darauf wird er mit den feinsten Instrumenten auf seinen Feingehalt untersucht. Die Wissenschaft ist heutigen Tages so weit fortgeschritten, daß die Untersuchung eines kleinen Stückchens, welches vom Barren abgeschlagen wird, zur Prüfung genügt. Erst wenn diese Probe den

* Bullion nennt man ungemünztes Gold oder Silber. Früher hieß Bullion die königliche Münze, in welche Gold und Silber, das nicht probehaltig war, eingeliefert wurde.

Digitized by Google

Grad der Feinheit des Metalls festgestellt hat, wird der Betrag ausbezahlt oder auf Rechnung gestellt.

Die Herren, welche im Bullion-Office die Schätze fremder Weltheile in Empfang nehmen und ganz so wie andere Sterbliche aussehen, sind Kaufleute und Agenten, welche die Edelmetalle entweder auf eigene Rechnung oder gegen Provision importiren. Selbst große Häuser können das Gold und Silber nur mit Schwierigkeiten persönlich und verschicken; dem ersteren erfordert dieses Geschäft eine eigenthümliche Waaren- und Marktkenntniß, und außerdem muß der Händler Lagerräume besitzen; auch sept das Verpacken und Versenden der Edelmetalle Leute voraus, welche sich berufsmäßig damit beschäftigen. Es giebt Kaufleute in der City, die Millionen erhalten und versenden, ohne einen Pfennig davon zu Gesicht zu bekommen. Daß die Edelmetallagenten im Rufe makelloser Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit stehen müssen, ist nach dem Vorhergehenden kaum erwähnenswerth.

Soviel über die Producenten und Händler! Nun zu den Consumenten!

Die Edelmetalle werden bekanntlich zu Schmuckſachen verarbeitet und dienen, geprägt und in bestimmten Gewichtsgrößen, als Geld. Es ist leicht zu verstehen, daß, wenn der Wohlstand eines Landes in gleichem Schritte mit seiner Bevölkerung wächst, der Bedarf nach Schmuckſachen steigen wird. Auch eine größere Menge von Käufen und Verkäufen wird abzuschließen sein, was größere Mengen Geld nöthig macht. Dazu kommt, daß sich Geld und Schmuckſachen allmählich abnutzen und durch neue Schmuckſachen und neue Geldstücke ersetzt werden müssen. Daher ist in normalen Zeiten fortwährender Bedarf nach Edelmetallen vorhanden. Man folgere aber daraus nicht, daß der größte Theil des in London angekauften Silbers in Fabriken und Münzen wandere! Es dient hauptsächlich zu internationalen Zahlungen.

Wenn der Bäcker A. dem Fleischer B. das ganze Jahr hindurch Brod und wenn B. dem A. während derselben Zeit Fleisch liefert und am 31. December Beide das Guthaben mit einander vergleichen, mögen die Beträge gleich hoch sein. In diesem Falle haben Beide fortwährend Geschäfte mit einander gemacht, ohne daß ein Geldstück hin- oder hergewandert wäre. Sind aber die Forderungen von verschiedener Höhe, so muß derjenige, welcher die geringeren Forderungen hat, dem Anderen die Differenz ausbezahlen. Nun stehen aber ganze Nationen in denselben Schuldverhältnissen zu einander, wie Individuen.

Wenn ein Land dem andern z. B. Wolle, Baumwolle und Tuch liefert und das andere z. B. nicht so viel Vieh, Getreide, Wein ꝛc. exportiren kann, daß die Rechnung aufgeht, so muß von dem letzteren die Differenz in baarem Gelde ausgeglichen werden. In diesen internationalen Zahlungen wird das Edelmetall in Barrenform gewählt; denn die Münzen eines Landes haben nur in seltenen Fällen in fremden Ländern Cours. Es ist also nöthig, sie einzuschmelzen und umzuprägen, bevor man sich ihrer zu Zahlungen bedienen kann. Zweitens nutzt sich das Edelmetall in Barrenform nicht so leicht wie in Münzform ab, weil es in jener Gestalt eine geringere Oberfläche als in dieser hat.

In den ersten siebenzig Jahren unseres Jahrhunderts wurde das Silber sehr viel zu diesen internationalen Transactionen verwandt. Damals hatten Deutschland und die skandinavischen Reiche die Silberwährung, und die Staaten des lateinischen Münzbundes Frankreich, Italien, Schweiz, Belgien, Spanien, Rumänien und Griechenland waren Anhänger der Doppelwährung. Es bestand ein lebhafter Verkehr in Silber zwischen Hamburg und London. Seitdem jedoch Deutschland die Goldwährung einführte, die skandinavischen Reiche unserem Beispiele mit Entschiedenheit, Holland mit einiger Lauheit folgten und der lateinische Münzbund die Prägung des Silbers beschränkte, sind nur noch Indien, China und Japan treue Anhetmer des entthronten Metalles. Es ist der Mühe werth, bei den Ursachen des beständigen Silberabflusses nach Indien, der sicher schon in den Zeiten der Phönicier und Römer beträchtlich war, einen Augenblick zu verweilen.

Es lebt dort eine Bevölkerung von etwa 200 Millionen Menschen, die zu ihren Einkäufen eine Menge kleiner Silbermünzen bedarf und eine ausgeprägte Neigung zu Schmuckſachen aus Edelmetall besitzt. Die ärmeren, zahlreichen Classen Indiens tragen Silberschmuck, die reicheren Goldschmuck. Die große Mehrheit der Bewohner Indiens hat zudem die schädliche Gewohnheit, das Geld, welches sie nicht unmittelbar gebrauchen, zu verbergen und es so dem Verkehr zu entziehen. Es ist somit leicht verständlich, daß ein fortwährender Zufluß von Edelmetall in dieses Land nothwendig wird, obwohl es ungeheure Mengen von Edelmetall in Schmuck- und Geldform besitzt. Man ist nur zu leicht geneigt, diese Sitten barbarisch zu finden, und bedenkt nicht, daß die unteren und mittleren Classen eines hochcivilisirten Landes, nämlich Italiens, dieselbe Vorliebe für Schmuckſachen und Bergung von Geld an den Tag legen.

Als die italienische Regierung vor nicht langer Zeit eine Anleihe abschloß, um Metallgeld an die Stelle seines entwerthten Papiergeldes zu setzen, wurde von einem Kenner Italiens, dem belgischen Nationalökonomen Emile de Laveleye, behauptet, daß Italiens dem Verkehr entzogene Geldsummen und seine überflüssigen Schmuckſachen zur Deckung der Anleihe vollauf genügen würden. Die Millionen Franken, welche das schöne Land jährlich seinen Gläubigern an Zinsen zu bezahlen hat, müssen daher als eine Ausgabe für die Befriedigung von unproductivem Vergnügen betrachtet werden.

Dem Bedürfnisse der Indier nach Edelmetallen kommt die Natur nicht durch Gewährung von Silberminen, sondern durch die Vertheilung anderer Vortheile entgegen. Das Volk ist im Ganzen noch bedürfnißlos; wenigstens ist dort nur eine schwache Nachfrage nach Producten des Auslandes vorhanden. Dagegen begehrt Europa lebhaft seine Producte, z. B. Thee, Reis, Baumwolle. Die europäischen Nationen können bei der Bedürfnißlosigkeit der Indier ihre Schulden nicht in Waaren berichtigen; sie müssen sie folglich mit Edelmetallen bezahlen. Aus diesem Grunde verlassen jährlich so viele Silberbarren den Londoner Hafen und verschwinden auf Nimmerwiedersehen in Calcutta, Bombay und Madras. Der stärkste Silberabfluß nach Ostindien wurde zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges verspürt, da der größte Theil alles Baumwollenbedarfs in jenen Jahren von Indien gedeckt werden mußte. Sobald in Indien eine schlechte Ernte eintritt, sobald europäisches Capital dort anzulegen angelegt wird, verlangsamt sich der Silberabfluß natürlich. Dies war begreiflicherweise im Anfange der siebenziger Jahre der Fall; Indien litt damals unter einer Reihe schlechter Ernten.

Wer uns bisher gefolgt ist, wird leicht verstehen, warum Silber bald reichlich, bald spärlich an den Londoner Silbermarkt strömt. Wenn die Gruben einen großen Ertrag bei geringer Mühe oder geringen Productionskosten liefern, wenn Silber nicht stark begehrt wird, dann ist es in großen Mengen vorhanden und darum billig. Fangen aber die Silbergruben an nachzulassen, wird im Weltbaushalt das Bedürfniß nach Silber lebhaft, dann schmelzen die Vorräthe dahin und die Preise des Silbers steigen. Von 1862 bis 1872 schwankte der Preis einer Unze (etwa 31 Gramm) Silber zwischen 62 und 60 Pence*. Aber von 1873 bis 1879 ging es auf 58, 58, 57, 54, 52, 50 Pence herab. Am 5. Juli 1876 stand es sogar auf 48½ Pence. Die Gründe für diese Erscheinung waren einfach. Während in Amerika reiche Silberminen entdeckt wurden, waren die Ernten Indiens schlecht und führte Deutschland die Goldwährung ein. Ueber sieben Millionen Pfund Silber, die vorher in unserem Vaterlande als Münze gedient hatten, mußten nun auf den schon überfüllten Markt geworfen werden. Frankreich, welches und die Einführung der Goldwährung durch die Zahlung der Kriegsentschädigung möglich gemacht hatte und als ein Land, in dem die Doppelwährung besteht, der größte Abnehmer unserer Silbervorräthe gewesen war, machte, nachdem über 600 Millionen Mark über die Vogesen gewandert, einen weiteren Einfluß unseres Silbers durch die Beschränkung der Silberprägung unmöglich.

Zu derselben Zeit erkannte man, daß man die Mengen der in Deutschland umlaufenden Silbermünzen unterschätzt hatte; die Phantasie der Londoner Händler und Agenten vergrößerte den Rest des unverkauften Silbers in's Maßlose, und nun drückte die Furcht auf die schon fallenden Preise. So bewirkte ein Zusammenwirken verschiedener Factoren ein Sinken des Silberwerthes, wie er in der Geschichte noch nicht dagewesen ist.

Viel Angebot, wenig Nachfrage: das ist noch immer die Signatur des Londoner Silbermarktes. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir auf Seiten des fremdlichen Lesers eine ebenso geringe Nachfrage nach weiteren Nachrichten über den Londoner Silbermarkt vermuthen, und wir erlauben uns daher, von ihm Abstand zu nehmen.

Wilhelm Hasbach.

* 1 Penny (Mehrzahl Pence) = 8½ Pfennig.

Digitized by Google

Morgentoilette. Nach H. Leutemann's „Bilder und Studien aus dem Thierreich" auf Holz übertragen.

Digitized by Google

Aus der Samariterschule.

Welche Hülfe kann der Samariter bei Verblutungen leisten?

Von Prof. Esmarch in Kiel.

Die Thatsache, daß nicht blos in England, sondern auch in allen Ländern der Welt alljährlich unzählige Unglücksfälle vorkommen, in denen die Betroffenen eines elenden Todes sterben, weil Niemand da ist, der die nothwendige erste Hülfe zu leisten versteht, hat mich veranlaßt, die Samariterschulen in's Leben zu rufen.

Wie jede gute und große Idee, so wird auch die der Samariterschulen ihre Anfechtungen erfahren, und schon erheben sich Stimmen von verschiedenen Seiten, um den Werth derselben herabzusetzen. Es fehlt mir an Zeit und Lust, auf diese Angriffe eingehend zu antworten. Ist die Idee gut, so wird sie sich schon selbst Bahn brechen; ist sie nicht lebensfähig, so wird sie alsbald wieder von der Tagesordnung verschwinden.

Es müßte auffallen, daß besonders von ärztlicher Seite gegen die Samariterschule Front gemacht wird, wenn man nicht wüßte, daß an vielen Orten die ärztliche Thätigkeit durch zahlreiche Pfuscher und Quacksalber eingeengt wird, denen die unwissende Menge oft den Vorzug giebt vor den wirklichen Aerzten, während diese durch die Gesetze nur unzureichend geschützt sind. Und so fürchtet denn auch Mancher, daß in jedem Samariter ein solcher Afterarzt erstehen werde, der ihm gefährliche Concurrenz machen könnte.

Wohl aber ist es möglich, daß auch der Name „Samariter" von einigen gewissenlosen Pfuschern dazu mißbraucht wird, um Unwissenden Sand in die Augen zu streuen. Wer aber meinen „Leitfaden für Samariterschulen" und die „Satzungen des Samaritervereins" mit entsprechender Aufmerksamkeit liest, der wird finden, daß es sich hier nur um die erste Hülfe vor Ankunft des Arztes handelt, daß fast auf jeder Seite des erwähnten Leitfadens der Rath ertheilt wird, zuerst nach ärztlicher Hülfe zu schicken, und endlich, daß die examinirten Samariter ausdrücklich verpflichtet werden sollen, ihre Hülfe unentgeltlich zu leisten.

Es ist aber auch gegen die Samariterbewegung von ärztlicher Seite geltend gemacht worden, daß dieselbe eigentlich ganz unnöthig sei, da es im Ganzen doch gar zu selten vorkomme, daß Menschen aus Mangel an schleuniger ärztlicher Hülfe zu Grunde gehen. Ja ein alter Arzt* hat sogar drucken lassen, es seien ihm z. B. in seiner dreiunddreißigjährigen Praxis im Ganzen nur zwei Fälle vorgekommen, wo er vielleicht hätte das entstehende Leben zurückhalten können, wenn er rechtzeitig zur Stelle gewesen wäre. Der erste Fall war ein Sensenhieb, der die Hauptschlagader am Oberarm trennte, der zweite ein geplatzter Blutaderknoten am Unterschenkel, aus dem sich eine alte Dame verblutete.

„Dies," sagt er, „waren die einzigen Fälle, in welchen ich mir mit einiger Wahrscheinlichkeit einbilden konnte und auch wirklich einbildete, daß ich hätte helfen können, wenn ich rechtzeitig zur Hand gewesen, aber das als absolut gewiß zu behaupten, kann mir nicht einfallen."

Hätte der alte College, ehe er sein „Mahnwort in der Samariterfrage" schrieb, meinen Leitfaden gelesen, so würde es ihm zur Gewißheit geworden sein, daß er in beiden Fällen das mit dem Blut entschiedene Leben hätte anhalten können, in dem ersten Falle dadurch, daß er oberhalb der Wunde eine feste Einschnürung gemacht, in dem zweiten dadurch, daß er das einschnürende Strumpfband gelöst und das Bein in die Höhe gerichtet hätte.

Um aber derartige Stimmen von „alten Praktikern" ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen in einer Sache, welche doch wirklich für eine so oberflächliche Behandlung zu ernst ist, will ich hier auf ein Capitel aus der Samariterschule etwas näher eingehen und an Beispielen zeigen, von welch unermeßlicher Wichtigkeit es sein kann, daß sachverständige Hülfe augenblicklich zur Hand sei, wenn ein Arzt nicht in der Nähe ist, und nachzuweisen suchen, daß auch Laien in den Stand gesetzt werden können, solche „sachverständige" Hülfe zu leisten.

Wie Jedermann weiß, ist es gerade die Verletzung großer Adern, welche den Betroffenen mit raschem Tode durch Verblutung bedroht, und daß in sehr vielen Fällen dieser Art der Tod erfolgt, ehe ärztliche Hülfe zur Hand ist, davon wissen nicht blos die Chirurgen von Fach zu berichten, davon erzählen ja fast täglich die Polizeiberichte der Zeitungen, wenigstens in den größeren Städten. Und gerade über die Art der Hülfe, welche in solchen Fällen zu leisten ist, herrscht noch ganz allgemein die größte Unwissenheit und zwar nicht blos in den unteren Classen der Gesellschaft.

Aus eigener Erfahrung könnte ich von vielen Fällen dieser Art berichten. Ich will hier nur den letzten erzählen, der sich im vorigen Winter in Kiel ereignete und der meinen Entschluß, eine Samariterschule zu eröffnen, zur Reife brachte.

Der Besitzer eines kleinen Landgutes in der Nähe von Kiel, ein Mann in den besten Jahren, hatte das Unglück mit seinem Bein in eine Dreschmaschine zu gerathen, wodurch der Fuß und der Unterschenkel bis zur Mitte der Wade auf das Entsetzlichste zermalmt wurde. Da von den Seinigen Niemand es verstand, die erste Hülfe zu leisten, so pachten sie den Unglücklichen so, wie er war, auf einen mit Stroh gefüllten Wagen und fuhren ihn langsam nach Kiel zur chirurgischen Klinik, wo er gegen Abend eintraf. Da ein Verband nicht angelegt, auch keinerlei Vorkehrgetroffen war, die Blutung zu hemmen, so war während des schmerzhaften Transportes das Blut aus den zerrissenen Adern unaufhaltsam in das Stroh geflossen, und so kam der Arme fast ganz verblutet im Hospitale an, wo ich sofort das gräßlich zerfleischte Glied durch die Amputation entfernte. Obwohl er nun durch diese Operation selbst kaum einen Theelöffel voll Blut verlor, auch in Folge der Chloroformnarkose keine Schmerzen dabei empfand, so waren doch durch den vorhergegangenen enormen Blutverlust und durch den schrecklichen Transport die Aussichten für die Erhaltung des Lebens äußerst gering geworden; es trat denn auch bald ein Wundstarrkrampf hinzu, der ihn unter großen Qualen dahinraffte.

Gleich darauf ging durch die Zeitungen die Erzählung von dem traurigen Tode des bekannten Bergführers Egger aus Grindelwald. Derselbe war mit dem Ingenieur Andersthorn und dem Führer Kaufmann zum Mönchsjoch hinaufgestiegen, um einen Plan zum Neubau der dort befindlichen Berghütte des Alpenclubs zu entwerfen, und dann allein wieder zurückgekehrt, um den wegen Unwohlseins eine halbe Stunde unterhalb zurückgebliebenen Führer Schlegel abermals heraufzuholen. Da die Nacht schon hereingebrochen und die Laterne der Hütte unerwarteter Weise weggenommen war, so machte Egger sich eine Flaschenlaterne, indem er einer Flasche den Boden ausschlug und inwendig in den Hals ein Kerzenstumpfchen steckte. Als er bei dem zurückgebliebenen Schlegel angekommen war, sich neben ihm gesetzt hatte und dieser sich anschickte, seine eigene Laterne anzuzünden, stieß Egger plötzlich den Ruf aus: „Herr Jesus, jetzt habe ich mich gehauen!" Der Unglückliche scheint sich bei irgend einer hastigen Bewegung eine scharfe Spitze des Flaschenrandes gerade an der gefährlichsten Stelle in die Pulsader der rechten Hand hineingestoßen zu haben. Das Blut sprang in Strömen hervor, Schlegel eilte eine Strecke aufwärts und rief die Andern; Egger rief ihn aber sogleich zurück; er müsse verbluten, sagte er. Das Verbinden der Wunde half nichts, und den Arm weiter oben zu umschnüren, kam leider Keinem von ihnen in den Sinn. Die Beiden droben in der Hütte kamen erst gegen drei Uhr Morgens herab. Inzwischen war Schlegel erfolglos bemüht gewesen, Egger vor dem Tode zu bewahren; dieser war schon ganz schwach, und es wurde beschlossen, Kaufmann solle mit Andersthorn so schnell wie möglich zu Thal eilen und dort von dem Unglück Nachricht geben. Nun war Schlegel wieder allein mit dem sterbenden Egger. In oder Ansopferung blieb er bei ihm, bis der Arme — erst um sechs Uhr Morgens; so zäh war seine Lebenskraft — ausgerungen hatte, und dann noch eine ganze Stunde, um seines Todes sicher zu sein. Egger hinterläßt eine Frau und vier unmündige Kinder. Hätte er oder einer von den Anderen das einfache Mittel gekannt, die Pulsader am Oberarm mit einem Tragband, einem Knebeltuch oder einem Skistock zusammenzudrücken, so wäre der Verblutungstod sicher zu verhindern gewesen.

Ich veröffentlichte diese beiden Fälle in unserer Zeitung und suchte dadurch das Publicum auf meine Samariterschule vor-

* Dr. Schleich: „Ein Mahnwort in der Samaritersrage". (Stettin. 1882.)

Digitized by Google

zubereiten, welche ich bald darnach eröffnete. Vielleicht hat dies nicht wenig dazu beigetragen, daß sich eine so unerwartet große Zahl von Zuhörern zu meinen Vorträgen meldete.

Ehe ich aber mit diesen begonnen, erhielt ich von meinem Freunde Capitain Farley aus London ein kleines interessantes Buch, betitelt: „First aid to the injured“, worin sich ein Auszug aus den beglaubigten Listen von Unglücksfällen, in denen von examinirten Schülern der Ambulancevereine Hülfe in zweckmäßiger und erfolgreicher Weise geleistet worden, befindet.

Das Centralcomité in London sendet nämlich an alle Zweigvereine in ganz England Listentabellen aus, in denen alle derartige Samariterdienste, welche von den Schülern geleistet wurden, beschrieben und von den hinzugezogenen Aerzten beglaubigt werden.

Aus diesen Listen werden alljährlich vom Centralcomité die Resultate zusammengestellt und in kleinen Heften unter obigem Titel veröffentlicht.*

Unter der großen Menge von interessanten Fällen, welche in diesem Hefte erzählt werden, befinden sich achtzehn, in denen lebensgefährliche Blutungen durch rasche zweckmäßige Hülfe gestillt wurden, und zwar zum Theil von einfachen Arbeitern, vom Polizeidiener bis Bahndamen, einige auch von Damen höherer Stände.

Ich will einen Theil derselben so kurz wie möglich hier wiedergeben, da sie auf manche Einwände, die gegen die Samariterbestrebungen gemacht worden, ein grelles Licht werfen.

Mr. Ross, Chirurg in Lowndes Hill, schreibt:

„Ich hörte gestern von einem Unglücksfall, bei welchem sich einer unserer Schüler nützlich gemacht hatte. Es war gerade am Tage nach der letzten Vorlesung, daß einem Manne die Hand zwischen zwei Eisenbahnwagen zermalmt wurde. Die Pulsader war zerrissen; unser Schüler, der zugegen war, improvisirte mit Hülfe eines Eisenbahnschlüssels eine Aderpresse und verband den Arm so gut, daß bei der Ankunft des Verletzten im Hospital der Arzt sich erkundigte, wer ihn verbunden habe, und erklärte, daß das Leben desselben durch den Verband gerettet worden sei. Nach drei Wochen konnte der Mann als geheilt entlassen werden.“

Zu dem „Kentish Mercury“, vom 13. März 1880 finden sich folgende Mittheilungen:

„Mr. Austen, Arbeiter in den Eisenwerken zu Greenwich, benutzte die letzige Blutung auf einer gerschmitzenen Armpulsader bis zur Ankunft des Arztes und rettete so vermuthlich das Leben seines Mitarbeiters. Derselbe schwenke zu der völligen Zufriedenheit des Chirurgen in dem Hospital, wohin der Patient gefendet wurde, mit improvisirten Mitteln einen gebrochenen Beinbruch.

Ein kleines Mädchen in Blackheath zerschnitt sich die Pulsader in der Handfläche beim Zerbrechen einer Glasscheibe. Ihr Vater, der die Ambulancevorlesungen in Blackheath besucht hatte, stillte die starke Blutung durch einen Druckverband und die Thorarmpulsader.“

Die folgende Geschwornenverhandlung über die Leichenschau des Körpers eines Landmannes, Namens Grainger aus Darlington, der sich nach einer schweren Verletzung aus Mangel an richtiger Behandlung verblutete, kann besser als irgend etwas die Nothwendigkeit der „ersten Hülfe“ illustriren.

„Nach dem Bericht des „Durham North Star“ vom 18. September 1881 sagte der Dr. Middlemiß aus Darlington aus, daß er zwischen acht und neun Uhr nach dem Ochsenmarkt geholt worden sei, um den Verstorbenen zu sehen. Er habe ihn verblutend, pulslos, ohnmächtig gefunden. Er hatte einen complicirten Bruch des Oberschenkelknochens erlitten und blutete stark aus der zerrissenen Hauptpulsader in der Kniekehle. Man hatte den Versuch gemacht, die Blutung dadurch zu stillen, daß man ein Taschentuch unterhalb der Wunde um das Bein band. Dies konnte wohl die penible (aus der Blutader), aber nicht die arterielle Blutung (aus der) Blutung stillen; letztere hätte einzig dadurch gestillt werden können, daß man oberhalb der Wunde eine feste Umschnürung gemacht hätte.

Der Verletzte fand anfrecht an einem Pfahl (das wirksamste Mittel, um die Blutung zu unterdrücken), unterstützt von zwei oder drei Mann, obgleich man in zwei Minuten Stroh vom North-Eastern-Hotel hätte herbeischaffen können.

Er (Zeuge) habe sofort nach Stroh gesendet, den Verwundeten darauf gelagert und sich der Wunde angenommen. Nach seiner Meinung würde schon der Tod erfolgt sein, wenn er zwei oder drei Minuten später gekommen wäre. Die Maßregeln, welche man vor seiner Ankunft getroffen hatte, um die Blutung zu stillen, entsprachen durchaus der Unwissenheit der Leute, welche keine Kenntniß von den Anfangsgründen der Anatomie hatten. Was Jemand dagegen, der auch nur die gewöhnlichste Kenntniß von dem Verlaufe der Pulsader besessen hätte, so würde das Leben des Verunglückten wahrscheinlich gerettet worden sein. Ein Schüler der Ambulancegesellschaft würde sofort dadurch die Blutung gestillt haben, daß er den Stamm der Ader an der geeigneten Stelle zusammengedrückt hätte. Dadurch aber, daß man den Verletzten so lange aufrecht sitzen ließ, habe er eine enorme Quantität Blut verloren, und dieser Blutverlust habe seinen Tod verursacht. Es könne kaum

* Das Comité des deutschen Samaritervereins in Kiel beabsichtigt diesem Beispiel zu folgen.

angenommen werden, daß man den Verwundeten hätte stehen lassen, wenn man die schreckliche Art der Verletzung erkannt hätte; denn der Oberschenkelknochen war in sechs Stücke zerbrochen und der Unterschenkelknochen sah aus, als ob er von einem Ende bis zum anderen mit einem Beile zerhackt worden wäre. Da so viele Schüler der St. John Ambulancegesellschaft sich in der Stadt befänden, so sei es sehr auffallend, daß Niemand daran dachte, einen von diesen zur Hülfe zu rufen. Von den Angestellten der Eisenbahnstation, welche sich kaum eine Minute vom Orte entfernt befindet, seien viele durch die Ambulancegesellschaft ausgebildet, und da er selbst einer von den Letzteren sei, so könne er nur Nämliches berichten über die Kenntnisse, welche diese und andere Bewohner der Stadt gezeigt hätten, und doch habe man Niemanden zur Hülfe gerufen. Er habe sich selbst diesen Morgen auf der Station erkundigt und habe erfahren, daß in der Hülfe des Augenblicks auch beiläufig Dutzend vollkommen ausgebildeter Helfer zu haben gewesen wäre.

Der Todtenschauer erklärte, daß er niemals bei einer Leichenschau gegenwärtig gewesen sei, welche solche Belehrung gegeben hätte, und er hoffe, der Vertreter des „North Star“ werde das gewichtige Zeugniß des Dr. Middlemiß in Betreff der Wichtigkeit und auch der Nothwendigkeit des Unterrichts der Ambulancegesellschaft zu verwerthen wissen.

Die Jury erklärte, daß der Tod durch den Shock der Verletzung erfolgt, aber beschleunigt worden sei durch den Blutverlust, und sprach den Wunsch aus, daß der „North Star“ die Bemerkungen des Dr. Middlemiß veröffentliche.“

Die folgenden Fälle wurden berichtet von Herrn Barrington Kennett, Vorsitzenden der Metropolitandistricte I und II:

„Im Stating Mint zu Nizza wurde Lady Borthwick gebeten, einem amerikanischen Seemann beizustehen, der gefallen und seinen Arm gebrochen hatte. Einige Herren unter den Zuschauern, welche herbeigekommen waren, hatten mit ihren wohlgemeinten, aber unkundigen Bemühungen, dem verletzten Manne beizustehen, ihm nur noch mehr Schmerzen bereitet, als Lady Borthwick antam und nach genauer Untersuchung des Armes den Knochen gebrochen fand. Sie verband ihn sorgfältig mit einer Pappschiene und mit des Seemanns seidenem Taschentuch, legte ihm mit einem zweiten Taschentuch eine Armschlinge an und sendete den Mann in ihrem eigenen Wagen zu dem nächsten Arzte.“

„Miß S. Forster hielt sich in einem Seebade in Down Howle, Andower, auf, als ein Knabe, der ein Fenster reinigte, eine Scheibe zerbrach und sich dabei einen tiefen Schnitt in den Vorderarm zuzog. Die eine große Pulsader war durchschnitten, und der Knabe blutete entsetzlich, obwohl der Diener die Wunde fest verbunden hatte. Er war sich dessen bewußtlos, als Miß Forster zum Glück zur Hülfe kam. Sofort machte sie aus aller Leinewand, die sie zerriß, eine Binde, mit der sie den Arm oberhalb des Ellbogens fest umwickelte, und so gelang es ihr, die Pulsader zusammenzudrücken und die Blutung in dieser Weise zu stillen, wie sie es in unserer Schule gelernt hatte. Dann machte sie ein dreieckiges Tuch aus einer zerschnittenen Serviette und legte den Arm des Knaben mit erhobener Hand in eine Schlinge. Die Zuschauer waren sehr erstaunt, als sie sahen, daß die Blutung stand, obwohl sie gegen Dach, und die Hand verwahrlosen hatte. Der Knabe befand sich ganz wohl, und die Hand verwahrlosen hatte. Die Binde des Knaben heilte, und wenn Miß Forster ihn auch nicht gerade vor dem Verblutungstode gerettet hatte, so verhütete sie wenigstens, daß er eine sehr große Menge Blut verlor, was seine Gesundheit vielleicht dauernd würde geschwächt haben.“

Diese Damen hatten beide an den St. John Ambulancevorlesungen Theil genommen.

Auszug aus einem Briefe des Predigers E. Popham Miles, eines der ältesten und eifrigsten Freunde unserer Gesellschaft.

„Montwearmouth Vicarage, Sunderland, 17. October 1881.

Lieber Major Duncan!

Hier ist ein guter Fall. Während des letzten Sturmes am Freitage wurde hier ein Pferdehalmwagen umgeworfen, und ein sinnlosbetäubter Knabe erlitt dabei einen Oberschenkelbruch. Er wurde in ein nahebelegenes Haus getragen, und Mr. Swan, der das letzte Examen unserer Ambulancevorlesungen abgehalten hat und zufällig in der Nähe war, hatte den Knaben auf einen Tisch gelegt, hatte Stücke Holz, die er als Schienen und Binden gebrauchen konnte, zurechtgeschnitten und das Bein so vorgelegen und so sachgemäß verbunden, daß der Chirurg unseres Hospitals, wohin der Knabe gebracht wurde, mich versicherte, daß der vorläufige Verband des gebrochenen Beines auch von einem Arzte nicht besser hätte angelegt werden können. Der Patient wurde gleich in eines unserer Betten gelegt, und es ging ihm außerordentlich gut.

Der Fall wird dadurch noch interessanter, daß, während Mr. Swan mit dem verbrochenen Gliede beschäftigt war, man eine Locomotive bis an unser Hospital fahren ließ, um den Knaben abholen zu können. Darauf Dr. Chalmes zurückkehrte. Derselbe kam zeitig genug, um den Knaben auf eine Matratze lagern zu lassen, die man in dem Hause borgte, und diejenige auf die Locomotive zu bringen, welche dann den Patienten unter Aufsicht des Chirurgen und des examinirten Ambulancevereinlers nach dem Hospital brachte.

Nun, was sagen Sie dazu?

Für mich ist es die Krönung aller meiner Thätigkeit während fünfundvierzig Jahren als Diener der christlichen Kirche gewesen, daß ich helfen konnte mit Aeltern ganz besonderen Hülfe einen Verein zu organisiren, um Schüler zu unterrichten und die Ambulancebewegung zu fördern.“

So spricht und schreibt man in England über den Nutzen der Ambulanceschulen.

Dr. Schleich hat nun zwar (Seite 10) die Behauptung auf-

Digitized by Google

gestellt, daß in England die Verhältnisse ganz anders liegen, als bei uns, hat aber diese Behauptung zu begründen vergessen. Wir haben in Deutschland ebenso gut Fabriken, Eisenbahnen, Bergwerke, große Städte, Flüsse und Seen, unverschämte Menschen und Unkundige, wie in England, und somit wird sich das Bedürfniß nach einer solchen Belehrung des deutschen Volkes auch wohl nicht leugnen lassen.

Wenn nun aus den oben angeführten Beispielen unleugbar hervorgeht, daß das Capitel von den Blutungen und der ersten Hülfe bei denselben eins der wichtigsten für den Samariter sein muß, so dürfte es nicht unpassend sein, wenn ich an dieser Stelle auseinandersetze, wie ich dasselbe in meiner Samariterschule behandelt habe.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein Fürst unter den Musikern der Gegenwart, erregt Franz Liszt im hohen Greisenalter dieselbe Bewunderung, erweckt die gleiche Verehrung und Anhänglichkeit, wie er schon in jungen Jahren allgemeinster Sympathien sich erfreute. An diesem außergewöhnlichen Manne erscheint Vieles seltsam und wunderbar, und nicht am wenigsten ist es sein reichbewegtes Leben, was vor tausenden und oder tausenden Seltsächer ihn ganz und gar auszeichnet.

Aber wer für den „König der Pianisten", für den muthigen und phantasiereichen Schöpfer der „symphonischen Dichtungen", für den Componisten der großartigen Oratorien „heilige Elisabeth", „Christus" und so mancher Kirchenmusikwerke Interesse sucht, sollte der nicht mit Spannung die Einzelheiten seiner persönlichen Entwickelung verfolgen wollen und nicht mit innerer Antheilnahme beleuchten, wie eine hohe und edle Künstlernatur aus kleinen Verhältnissen sich emporarbeitet und siegreich sich durchkämpft durch die Anfangszeiten des Lebens, die so oft sie unterdrücken und sie hinabzureißen drohten? Was Liszt als reproducierender Musiker und als Virtuose geleistet hat, davon sprach und sagte die staunende Welt, wie von den Thaten eines Orpheus; seine bedeutungsvollen Compositionen aber erringen sich, wenn auch nicht ohne Kämpfe, immer mehr Anerkennung und werden noch in späten Zeiten tönendes Zeugniß geben von seiner geistreichen und eigenthümlichen excepcionellen Schaffenskraft.

Fast wie ein Roman, nur daß Reichs auf Erfindung, sondern Alles auf wohl untersuchten Thatsachen beruht, liest sich der erste Band von L. Ramann's Schrift „Franz Liszt. Als Künstler und Mensch". (Breitkopf und Härtel, 1880.) Wer diese Biographie einmal zu studiren angefangen hat, wird sie nicht aus den Händen legen, bis er sie ganz Schluß gelesen. Aus diesem ersten Bande schon kann der Leser ersehen, was jetzt noch von dem greisen Meister gilt, daß er als Mensch jenen bereits in der Jugend besonders angezogenen Ausspruch des Thomas a Kempis zum Signatur seines Lebens machte:

„Niemand kann zum Frieden gelangen als der, welcher sich selbst entäußert und nicht sich, sondern Andere sohl."

Die Idee des Mittelberufenseins des Künstlers zwischen dem Göttlichen und der Welt kann ihm früh zum Verhängniß, wurde ihm ein bleibendes Gesetz. „Er war ein Priester der Kunst sein Leben hindurch. Nie hat ein Eigennutz seine Seele befleckt; nie geschah es, daß er seine künstlerischen Dienste einer edlen Sache, seine künstlerische Hülfe Andern entzogen hätte."

L. Ramann verfügt über einen gewandten und blühenden Stil und hat den inhalt- und farbenreichen Stoff mit aller Hingabe und Sorgfalt behandelt, sodaß die Lectüre seines obenerwähnten Werkes ebenso viel Genuß wie Belehrung und Erbauung gewährt.

Wir wollen nur bemerken, daß die S. 432, Anmerkung 2, gebrachte Notiz, Liszt sei Präsident des allgemeinen deutschen Musikvereins,* auf einem Irrthum beruht. Niemals ist Liszt Präsident des Vereins gewesen. Diese Correctur mag nebensächlich erscheinen, aber der Verfasser, mit Recht (S. 37) auf das „biographische Gewissen" sich berufend, wird dafür nur dankbar sein.

* Genauue Zeit nach Erscheinen dieses Ramann'schen Bandes hat der „Allgemeine deutsche Musikverein" Liszt zu seinem „Ehrenpräsidenten" ernannt, in Anerkennung der vielfachen Verdienste, welche Liszt um dieses Institut sich erworben hat, als dessen „Seele" man ihn füglich bezeichnen könnte. Der kaiserlich deutsche Botschafter in Rom, Baron von Rendell, war es, der im October 1881 Liszt das Diplom überreichte.

Bilder und Studien aus dem Thierreich. Für Unterrichtszwecke gezeichnet und herausgegeben von Heinrich Leutemann. In Lichtdruck ausgeführt von R. Naumann und Schröder. Leipzig 1882.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir im vorigen Jahre (vergl. Nr. 27) ein treffliches Hirschbild brachten, welches wir als die letzte „Gartenlaube"-Gabe unseres langjährigen und allbeliebten Mitarbeiters, Heinrich Leutemann's, bezeichneten. Damals wußte schon der Künstler wegen eines Augenleidens und unbefriedigen Augenleidens seiner Kunst, Illustrationen für den Holzschnitt zu zeichnen, dauernd entsagen. Unterstützt durch einen großen Theil deutscher Maler, welche ihm ihre Naturstudien zur Verfügung stellten, wandte er sich nunmehr dem Unterrichten zu und suchte auf diese Weise das reichhaltige, in seinen Händen befindlichen Materials seine Schüler und Schülerinnen vor Allem darauf hinzuweisen, wie der Künstler die Natur sieht. Da aber die meisten Heinrich Leutemann von den deutschen Malern überlassenen Naturstudien die Darstellung von Rehen, Hirschen und Landschaften Augenblende und einer wenige zur Thierdarstellung gehören, so beschloß er, einen Theil seiner eigenen seit dreißig Jahren gesammelten Thierstudien als gedruckte Zeichenvorlagen verwerthbringen zu lassen und seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen auf diese Weise auch Anderen, Lehrern und Schülern, zugänglich zu machen. Das erste Heft dieser Sammlung ist vor Kurzem erschienen und enthält fünf schön ausgeführte Blätter, welche eine Löwin mit Jungen, eine Tigerin, Hundeköpfe, eine Katzengruppe und einen ruhenden Hirsch darstellen. Diese Bilder, welche wir hiermit der allgemeinen Beachtung warm empfehlen, eignen sich auch vortrefflich als Wandschmuck.

Das von uns heute im Holzschnitt reproducierte Bild „Morgenweihe", das eine Tigerin mit Jungen darstellt und einer näheren Erklärung nicht bedarf, ist der erwähnten Sammlung entnommen worden und zeugt von der Sorgfalt und Lebenstreue, mit welcher diese Thierstudien Leutemann's gezeichnet worden sind.

„O alte Burschenherrlichkeit." Ueber den 1880 zu Eisenach in der Provinz Hessen verstorbenen Sanitätsrath Dr. Höfling, den Dichter des Liedes: „O alte Burschenherrlichkeit", wurde Anhangs Juni dieses Jahres in einer namhaften deutschen Zeitung eine Correspondenz aus Bonn veröffentlicht, welche in einigen Punkten der Berichtigung und Vervollständigung bedarf. Gestützt auf einen Brief, den die in Fulda wohnende Wittwe des Dichters, Wilhelmine Höfling, geb. Geisse, am 17. Juni dieses Jahres an ein Mitglied der Straßburger Burschenschaft „Germania" gerichtet hat, vermögen wir über Höfling folgende authentisch sichere Angaben zu machen:

Höfling wurde am 3. October 1808 zu Fulda geboren. Nachdem er das dortige Gymnasium und Lyceum absolvirt, studirte er in Marburg und Würzburg von 1826 bis zum Schluß des Jahres 1830 Medicin. Sodann bekuchte er noch die Universitäten Wien und Prag, um sich darauf in Heidelberg, wo er Assistent bei Professor Nägele wurde, als Privatdocent zu habilitiren. Er gab jedoch die akademische Laufbahn nach einigen Jahren wieder auf und zog sich nach seiner hessischen Heimath zurück, um dort als praktischer Arzt zu wirken.

Wann das betreffende Lied entstanden ist, vermag Frau Höfling mit Bestimmtheit nicht anzugeben, doch glaubt sie sich zu erinnern, daß ihr Gatte das Jahr 1826 als das Geburtsjahr desselben bezeichnet habe.

Höfling bewahrte sich bis in sein Alter eine seltene Jugendfrische, und er war als gesitteter Gesellschafter nicht minder beliebt, wie er als wissenschaftlich tüchtiger Arzt hochgeschätzt wurde.

Da Höfling's köstliches Lied unter jungen wie alten Studenten so volles Bürgerrecht erlangt hat, daß kein Stiftungsfest, geschweige denn ein Commers ohne „alter Herren" begangen wird, darf wohl erschien, so ist es erklärlich, daß die Frage, welche studentische Corporation das Recht habe, Höfling den Ihrigen zu nennen, oft aufgeworfen und verschiedentlich ist. Frau Höfling giebt hierüber Aufschluß; sie schreibt nämlich:

„Mein Mann war ein treuer Anhänger der deutschen Burschenschaft, der der er in seinen Studienjahren beizutreten gewesen."

Vermißte — gefunden!

Ueber Tolezal (1882, S. 272, Nr. 11) kam die Nachricht, daß der Vermißte bei seinem Vater in Amsterdam wohne.

Paul Mundt (1880, S. 437, Nr. 6) soll, nach einer Notiz vom Auswandererabenteuer H. Bein in Bern, am 22. April 1879 über Havre nach Chicago abgereist sein.

Der Schiffszimmergeselle C. Jul. Porzig (1882, S. 271, Nr. 2) soll nach einer Nachricht aus dritter Maschinist auf dem norddeutschen Lloyddampfer „Hermann", nach einer andern als Geselle beim Schiffszimmerer A. Ulrich zu Sprendlingen in Rheinhessen arbeiten.

Eine Pflasterin aus Hannvgali meldet uns, daß der „so lange Jahre vergeblich gesuchte" Auguste Zucker (1881, S. 584, Nr. 48) aus Eberfeld geschrieben, wo er in einer Brauerei angestellt sei.

Unsere Vorsicht, von den Einsendern der vom vorigen Jahre datirenden Nachsuchten wegen Wiederholung ihrer Wünsche zu benachrichtigen, hat den Erfolg gehabt, daß wir aus der Liste über zwanzig Namen streichen konnten, deren Träger indessen theils gefunden und heimgekehrt, theils gestorben waren. Zu bedauern bleibt es immer, daß zu einer großen Anzahl dieser Abmeldungen unsere besondere Aufforderung erst hat unrufen müssen.

Nicht in unsere Liste einzureihen ist der folgende Fall: Eine holländische Postkarte benachrichtigt uns, daß in den Wahlwerken der Herren Barry, Arnold u. Comp. zu Rondebosch (Cap der guten Hoffnung) ein Deutscher vermißt sei, der lange an einer Herzkrankheit gelitten, dessen Namen man aber nicht genannt habe. Vielleicht vermißt eine deutsche Familie einen Anverwandten dort und kann diese Notiz benutzen.

Kleiner Briefkasten.

Eine Verehrerin Friedrich Rückert's in Gotha. Zu Beiträgen für das Rückert-Denkmal in Schweinfurt hat die „Gartenlaube" aufgefordert, aber nicht selbst gesammelt und deshalb auch nicht quittirt. Unseres Wissens ist die erforderliche Summe noch nicht vollständig aufgebracht. Trotz mancher Ungunst der Zeit verdiente das Andenken an den Sänger des „Liebesfrühlings" und den deutschen Erschließer der Poesie des Morgenlandes wärmere Theilnahme.

D. J. Abonnent in Berlin. Jahrgang 1878, Seite 569 u. f.

M. L. in 61. Schwindel!

R. in N. Nicht verwendbar.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº. 29. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Bob Zellina.

Novelle von Karl Theodor Schnitz.

(Fortsetzung.)

Alma bat ihn, ihres früheren Zusammenseins auf diesem Balcon nicht zu gedenken.

„Ei, ei,“ sagte Bob neckend, „woran man nicht gerührt haben will, das pflegt nach eine Macht zu sein: vielleicht gar eine unüberwindliche?“

Er lachte übermüthig auf.

„Ein so liebenswürdiger Papa,“ begann er wieder ernster, „ist aber eine Macht: ich hatte das gar nicht geglaubt, und mußte es schwer empfinden lernen.“

„Schwer?“ versuchte auch Alma zu scherzen, da er schwieg, „die paar Tage —“

„O, nicht in Jahren,“ fiel er hastig ein, „habe ich so viel bange Stunden durchlebt, wie in den paar Tagen, wie Du lächelnd sagen darfst.“

„Wirklich lächelnd?“ dachte sie bei sich, „meine Stunden waren andere noch!“ Sie blickte in die Weite und sagte:

„Nun ist Alles lange überwunden.“

„Das war,“ versetzte Bob, aufmerksam geworden, „als hättest Du doch gelitten?“

Sie sah ihn still an.

„Es lag in der Betonung Deiner Worte,“ fuhr er, wie sich entschuldigend, fort. „Du dachtest dabei nur an mich — ich verstehe nun schon. Und aus ganzer Seele danke ich es Dir: denn die Schwäche muß ich gleich von Anfang eingestehen — ich bin eifersüchtig. Ich werde es bei Dir immer sein; das fühle ich mit wahrhaftem Entsetzen, eifersüchtig auf jeden Deiner Gedanken, den geringsten Deiner lieben Blicke. Du erschrickst darüber?“

Alma schüttelte das Haupt.

„Nein, Du dürftest es auch nicht. Obgleich wir Zellinas aus dem Süden stammen und uns vielleicht noch Tropfen heißeren Blutes bewahrt haben — was man dem Worte nach eifersüchtig nennt, das bin ich nicht. Nichts vom armen Othello! Ich bin nur mit Eifersucht der Wahrheit ergeben: Gemachtes oder gar Erheucheltes vermöchte ich nicht zu ertragen. Und das war immer so. Darum bin ich selbst von meinem Berufe, wo ich überall Täuschungen und Härteres in den Kauf nehmen mußte, niemals voll befriedigt worden, und ich freue mich unaussprechlich unseres neuen Lebens. Verborgen auf dem Lande, nur mit Dir und der Natur vereint — Alma, mir ist, als gingen wir schon auf Erden aller Seligkeit entgegen. Scheit mich nicht Schwärmer! Warum hast Du mich trotz des Wehes dieser letzten Tage so wahrhaft beglückt? Sah ich, fühlte ich doch, daß mein gutes Glück mich nicht irre geführt: Du wie ich — wir sind ganz Wahrheit. Eine Andere hätte vielleicht mehr an Aeußeres gedacht, sich wohl gar gebunden, obgleich in ihr nichts für mich gesprochen hätte. Du übermandest vorher, was in Dir gegen mich gewesen, und erst, als Du fühltest, wie Du mich glücklich machen dürftest, da gönntest Du Dich mir. Ist es anders?“

Alma senkte den Kopf, daß ihre Locken über Bob's Arm fielen. Ein Bitten kam aus ihrem Herzen heraus, seine Wahrheit mit der ihrigen zu lohnen, wirklich ganz das zu sein, was er zu finden wähnte, doch ein kluges Zögern flog einem Hauche gleich hinterher, und der Hauch siegte über das Schwere. Selbst hier — wozu ein solch Erörtern und Bekennen? So zart war Alles geblieben; darüber zu sprechen — das hätte nur wieder herbe oder traurig machen können. Und sie hatte ja mit dem Vergangenen gebrochen.

„Bin ich auch nicht, was Du mir zutrauſt,“ sagte sie, „— es werden zu wollen, darf ich Dir versprechen.“

„Alma! Meine Alma!“ rief Bob da mit einem Jubelton, daß selbst die Natur aufzuhorchen schien. Einen Augenblick verstummte alles Rauschen in den Ulmen; das Geschrei der Enten brach plötzlich ab — und ein blasser Strahl des Mondes ruhte wie segnend auf den jungen Häuptern.

Der gesetzmäßreiche Kreislauf von Herbst und Winter, Frühling und Sommer hatte sich beinahe vier Mal wiederholt. Zwar stand jetzt das Getreide noch überall auf den Feldern, doch fielen bereits hier und da wieder früh ergilbte Blätter, und die natürliche, reifende Sommerhitze ging in die schwüle Gluth letzter Augustwochen über.

Für das Haus und die Familie Zellina hatten die vergangenen vier Jahre mancherlei Veränderungen gebracht. Schon im Frühjahr nach der Hochzeit Bob's erlag der Geheimrath seinen nach und nach immer peinigender gewordenen Leiden. Da er sich in Folge des Steigerns derselben von seiner gewohnten Umgebung allzu schwer getrennt hätte, Frau von Lossen es auch wie eine Pflicht empfunden, treu bei ihm auszuharren, war deren Vermählung mit Ruland erst im Beginne des Herbstes nach des Geheimraths Hingange in aller Stille gefeiert.

Der Tod des Vaters hatte Bob genöthigt, längere Zeit hindurch in der Stadt zu wohnen, da er das väterliche Bankgeschäft, nachdem das Erbgut seiner einzigen Schwester herausgezahlt worden, sofort auflöste, um sich seinem Geschmacke nach fortan ganz auf's Land zurückzuziehen.

Digitized by Google

Alma hatte sich ohne ein Wort des Widerspruchs in diese Veränderung gefügt, obwohl sie es eigentlich lieber gesehen, daß der Modus des ersten Jahres ihrer Ehe, den Winter in der Stadt zuzubringen, beibehalten worden wäre. Doch machte ihr das große ländliche Hauswesen auch genügend Freude, um nicht zu viel zu vermissen, besonders da gerade von Sundilten aus ein reger Verkehr mit benachbarten Gutsbesitzer Familien möglich war. Das Rege des Verkehrs wechselte allerdings: mitunter schienen sowohl Bob wie Alma deselben vorhalt zu bedürfen, und nun fuhr in der einen Woche mehrere Mal aus, um in der nächsten wieder ebenso oft Gäste zu empfangen, die mit einer gewissen Dringlichkeit eingeladen wurden. Es folgten aber auch Zeiten, wo ihm die geringste Veranlassung genügte, ganze Monate lang nicht das Haus zu verlassen: kaum daß die Stadt, wo Bob die Villa des Vaters als Absteigequartier behalten hatte, in Geschäften oder Alma's Eltern wegen aufgesucht wurde. Und merkwürdiger Weise kamen sich die Eheleute in diesem Wechsel der Stimmungen stets entgegen.

Schon nach dergleichen Aeußerlichkeiten behauptete man übrigens ziemlich allgemein, daß die Ehe der Sundilter Gutsherrschaft eine glückliche wäre — und etwaige vereinzelte Zwistlerstimmen wurden immer bald zum Schweigen gebracht.

Aber selbst, wenn es Jemand gewagt haben würde, Alma persönlich über ihre Gefühle auszuforschen, so hätte sie einen Zweifel an der Vollkommenheit ihrer Ehe wahrscheinlich nur für etwas Unzüchtiges oder gar Böswilliges angesehen. Was Bob bestimmte, war ihr genehm; was sie anordnete oder für nöthig fand, hieß er gut — es war in Wahrheit ein kaum anderes, nur weit vielseitigeres Leben, als das, in welchem sie sich einst an der Seite ihres Vaters so wohl befunden hatte. Freilich war es zu dieser Höhe ihres Glückes eigentlich erst im letzten Jahre gekommen, seit Bob so viel stiller und dadurch dem Vater — während der liebenswürdigen Zeiten deselben — gleichsam ähnlicher geworden war: in den früheren Jahren hätte sie sich wohl über allerlei Nervosität ihres Mannes, zuweilen sogar gewaltsame Ausbrüche von Heftigkeit beklagen können. Daß ihr Minder verstagt worden, blieb allerdings ein leiser Schatten — dieses immer ungetrübtere Zusammenleben mit ihrem Gatten ließ aber ja selbst dieses Entbehren kaum recht empfinden.

Ob der Gatte gleichfalls so freundliche Antwort auf irgend eine thörichte Frage nach seinem Glücke gegeben hätte? Wie gern nähme man es an! Wer Bob jedoch früher gekannt, vor Allem in seiner letzten Wiener Zeit, wäre schon durch sein zerstreutes und abgespanntes Wesen — was Alma „still" nannte — kaum darauf gekommen, daß es derselbe Mann sei, der damals so viel Leben sprühte und in seinen Kreisen wegen des weltmännisch Feinen seines ganzen Auftretens und einer dabei gleichsam unberührten Reinheit des Herzens eine gewisse Ausnerksamkeit erregt hatte.

Heute schien jenes reiche innere Leben einer Art von Gleichgültigkeit gegen Alles gewichen zu sein. Höchstens bemerkte man ein Bemühen — und selbst das mehr äußerlich — der Gattin nachzueifern und, wie diese, nur in dem neuen Berufe aufzugehen. Da seine Kunst, selbst Musik nicht, die Bob in Wien gleichsam mit zur Lebenslust geworden, ein tieferes Bedürfniß für Alma war, vernachlässigte auch er nach und nach, wie selbstverständlich, sein früher so bewunderes Clavierspiel, ja regte nach einigen Absagen, welche er sich von Alma aus den nichtigsten Gründen geholt hatte, nicht einmal mehr zu Fahrten nach der Stadt an, wo ein reges Musikleben herrschte und darum gediegene musikalische Genüsse nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Für jeden tiefer Blickenden, als Alma, für jede wahrhaft liebende Frau hätte ein solches Aufhören von Gewohnheiten, die mit dem ganzen Menschen verwachsen sein mußten, etwas Beunruhigendes gehabt — sie empfand es aber eher angenehm, daß in all solchen Beziehungen keinerlei Ansprüche mehr an sie gemacht wurden, und nahm es nur leichthin als eine jener freundlichen Nachsichten Bob's, an welche sie sich längst gewöhnt hatte — die sie nun beinahe schon als ihr einfaches Recht ansah.

Da die Gatten außerdem in getrennten Flügeln des Schlosses wohnten — was man aus dem Stadtaufenthalt (wo eine bauliche Veränderung dazu gezwungen) mit nach Sundilten hinübergenommen hatte — so sahen sie sich oft Tage hinter einander nur während der Mahlzeiten. Bei diesen gab es aber, in der Regel von Alma angeregt, so viel Wirthschaftliches zu besprechen, daß das innere Leben der beiden Gatten überhaupt wenig oder gar nicht hervortrat. Mindestens bei Alma nicht; in Bob rang sich wohl bei der geringsten Veranlassung immer auch die Hoffnung empor, daß ihm für sein aufopferndes Dienen endlich der Lohn würde, der einzige, den er ersehnte: Alma ihren unerschütterlichen Gleichmuth verlieren, in ihren Augen wieder den Gottglanz von ehemals aufleuchten zu sehen; sie ergab sich ja in Alles, was er verlangen mochte — mit einem Lächeln konnte sie gewähren — aber Liebe, Liebe mußte anders geben.

Dieses Bewußtsein, nicht geliebt zu werden, war ihm eben von Beginn seiner Ehe an unerbittlich aufgegangen, und er fühlte es heute noch in demselben, eher geschärften Maße in sich. Wie oft hatte er sich gesragt, ob Alma überhaupt anders könne, ob es nicht Naturen gäbe, die, gleichsam den Blattgewächsen ähnelnd, nie eine Blüthe trieben? Was bedeutete dann sein Ringen — er konnte davon nicht lassen. In noch schwereren Stunden flüsterte es ihm sogar zu: nur dich kann sie nicht lieben; du allein vermagst in ihr nichts zu wecken; Andere vermögen es. Und er beobachtete sie dann im gesellschaftlichen Verkehr, in Freundeskreisen und bei Festen — in stiller Qual, bald fürchtend, bald hoffend: doch blieb sie sich in jeder Umgebung unverändert gleich — selbst im wildesten Tanze ganz Ruhe. Sah sie dabei aber einmal zufällig nach der Richtung, wo er stand, oder nickte ihm gar beim Vorübertanzen zu, so bat er ihr wohl heimlich Alles ab und verurtheilte sich ob seines Kleinmuthes. War sie doch, was er einst von ihr gefordert hatte: in jedem Zuge wahr und nichts erheuchelnd. Durfte er ihr also um ihrer Eigenart willen zürnen?

Es nahm nur von dem vielen Traurigen nichts. Auf Ganzes hatte er gehofft und bloßes Stückwerk höhnte ihm überall entgegen. Wie verachtenswerth wollte ihm in solchen Stunden das Menschsein vorkommen! Doch mußte es getragen werden; denn trotz Allem wußte er es immer klar, daß selbst dieses Leben noch ein gewisses Glück in sich schloß — besaß er die Eine doch, die ihm Alles war. Und konnte nicht in jedem Augenblick die Liebe über sie kommen? War das noch nie dagewesen? O gewiß! Darum warten — geduldig warten! Müde durfte das mit der Zeit machen, doch nur müde.

Schon im Frühjahr war in der ganzen Gegend davon die Rede gewesen, daß ein Theil des großen Generalstabes eine Neuaufnahme der Küste veranstalten würde. Wegen anderweiter Aufgaben war es wohl damals nicht dazu gekommen; jetzt im Spätsommer, kurz vor den Manövers, trafen aber plötzlich noch Generalstabs-Officere zu diesem Zwecke ein und wurden in Sundilten wie verschiedenen benachbarten Gütern einquartiert.

Alma, welche an jeder militärischen Einquartierung eine ganz besondere Freude hatte — da sie auch ein Militärkind sei, wie sie gern behauptete (ihr Mutter war die Tochter eines Majors gewesen) — nahm die Herren mit gewohnter Anzeichnung auf. Bob erschienen Gäste, da die Ernte beginnen sollte, jetzt weniger bequem. Dennoch widmete er sich denselben in ihren unbeschäftigten Stunden auf's Zuvorkommendste, ging und ritt mit ihnen aus oder begleitete sie auf Besuchen in der Nachbarschaft, welche auch Alma mitzumachen pflegte.

So hatte er heute die Einladung seines nächsten Nachbarn, eines Herrn von Grumbach, zum Beginn der Ernte deselben angenommen und fuhr nun mit seinen Gästen und Alma schon am frühen Nachmittag von Hause fort. Als sie kamn die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, kam ihnen eine Cavalcade von Damen, Officieren und anderen Herren entgegen gesprengt, um ihnen das Geleite nach Kradow, der Besitzung Herrn von Grumbach's, zu geben.

Nach der Vorstellung der Officiere und einem lebhaften Hin und Her von Begrüßungen setzte sich der ganze Zug wieder in Bewegung und langte schließlich unter lautem Lachen und Scherzen in Kradow an. Alma vorzugsweise schien sich in wahrhafter Aufregung zu befinden: das Blut kam und ging in ihren Wangen, und sie hatte sich mit fieberischer Lebendigkeit an der Unterhaltung betheiligt, welche auf ihrer Seite, dem Gatten abgewendet, geführt worden. Es war nämlich vorher, beim Begrüßen der Officiere unter einander, ein Name gefallen — als der eines noch nachträglich in

Digitized by Google

Krackovv Angelangten — welcher sie im ersten Augenblick vollständig fassungslos gemacht hatte. Und doch dankte sie dem günstigen Zufall, der sie auf das Bevorstehende gleichsam vorbereitet: immerhin war es nun ein Gerüstetsein, jedes Verbergen so viel leichter.

Trotzdem überflogen ihre Blicke bei der Einfahrt in den Hof mit Bangen — und zugleich unbewußt mit heller Freude die Gesichter der auf der Rampe Stehenden. Er schien nicht darunter zu sein. Sie streifte nochmals Kopf bei Kopf — da ganz im Hintergrunde trat sie auf ein Augenpaar, wie es für sie nur ein einziges auf der ganzen Welt gab. Und die Blicke dieser Augen suchten noch die ihrigen, hatten also nichts vergessen, wie sie nichts vergessen hatte: Alles noch wie damals, als geschieden werden mußte! So sollte das wehe Ende wirklich noch einmal neuen Anfang weichen?

Zusammenschauernd besann sich Alma, und ihre fliegende Röthe erblich.

Da hielt der Wagen auch, und die fünf Grumbach'schen Kinder — alle vier Mädchen und der süße blonde Junge drängten sich lärmend an die Tante heran. Alma küßte sie, nahm Liddy an die eine, Märzchen an die andere Hand und verbeugte sich gleich darauf trotz einer zum Herzen stürzenden Blutwelle, die sie zu ersticken drohte — auf's graziöseste, als Frau von Grumbach ihrem Gatten und ihr den Lieutenant Freiherrn von Hollfeld vorstellte. Bob erinnerte sich auf die Frage des Officiers nicht, ihm jemals im Casino der Stadt begegnet zu sein; Alma, von ihren kleinen Begleitern vorwärts gezogen, schritt weiter und verschwand mit den übrigen Damen in den Zimmern der Frau von Gansé.

Nach einer Weile kehrten die Damen in den Gartensaal zurück, und nachdem eine Erfrischung herumgereicht worden, begab sich die ganze Gesellschaft nach dem nächst gelegenen Roggenfelde, das gleich an der einen Seite des Parks begann und auf welchem deshalb mit der Ernte angefangen worden.

Alma ging am Arme ihres Gatten. Sie wurde wie gewöhnlich von den Kindern umschwärmt, welche ihr nach einander und stets mit derselben Wichtigkeit mittheilten, wie auch jedes von ihnen einen „ganzen Nickel" bekommen hätte — und daß sie die Huldа binden würde.

Bob hatte, obwohl er mit andern Gutsbesitzern in ein Gespräch verwickelt war, gleich vorher bei Alma's Wiedereintritt die Veränderung in ihrem Wesen und ihr besonderes Aussehen mit höchster Ueberraschung bemerkt. Und dabei schien sie ihn zu suchen: nicht nur wiederholt mit Blicken — sie war schon ein zweites Mal plötzlich an seiner Seite gewesen und hatte seinen Arm genommen. Es war ihm erschienen, als verlange sie nach Schutz. Aber weshalb? Hier in der großen Gesellschaft, von beinahe lauter Bekannten umgeben?

Er wollte sie schon fragen, sie necken — davor warnte ihn aber etwas: warum den Zauber stören? War das nicht beinahe schon, was er erträumt, so heiß ersehnt hatte? Jetzt glänzte ihr Auge; jetzt schien es von innerem Glück zu glühen — und ihm — ihm galt das! Doch nur einen einzigen Grund dafür? Warum gerade jetzt?

Er zermarterte sich das Gedächtniß: seit Wochen, seit Monaten war nie ein Anlaß gewesen, über sich oder sein Fühlen zu sprechen. Was war vorgegangen? Einer der Officiere hatte Mittags in so feiner Weise auf Alma und das Glück solchen Besitzes getoastet. Bob hatte sie dabei angesehen: mochte in seinen Augen Anderes gestanden haben, und hatte sie das endlich gerührt? Wollte sie endlich versuchen, ihm gerechter zu werden? Aus solchem Kleinen könnte so unsagbar Großes hervorgehen? Aber Nichts mehr von kaltem Sinnen! Hinnehmen — wie alles Höchste geschenkt hingenommen werden muß. Evident in den langen Jahren war ja doch Alles.

Und so ruhten auf dem schönen Paar, das dem größeren Theil der Gesellschaft ein wenig voranschritt und, unstattert von all den holden Kindergestalten, wie vom Glücke selbst geleitet schien — viel bewundernde Augen.

Es war ein ziemlich schmaler Rain, einen Graben voll Brombeergesträuch und Gaisblatt entlang, auf welchem man der Stelle zuschritt, wo der Hauptheil der Schnitter Garben band oder dieselben in Wiepen zusammenstellte. Sobald man diesen Platze näher gekommen war, flogen die Kinder in einem wahren Wettlauf auf ein jugendliches Mädchen zu, welches durch sein grellrothes Mieder vor allen Anderen hervorleuchtete. Gleich einem Völkchen Aepphühner blieben sie um ihre Hulda stehen und ließen sich. Jedes unter dem Jubel der Uebrigen, ein Sprüchlein sagen und einige Roggenhalme um den Arm binden, worauf halb stolz, halb zögernd der „ganze Nickel" in die offene Hand der Binderin fiel.

Als sich nun auch Zellinos näherten, verlieh ein hübsches, kräftiges Mädchen mit solchem Garbenbunde in der Hand die Reihe der Schnitter und trat mit niedergeschlagenen Augen und brennender Röthe auf den Wangen, aber in natürlich sicherer Weise an sie heran.

Während Liddy rief: „Ach, die Auguste!" schlang diese ihre Wiede um die vereinten Hände der Gatten und sagte ohne zu stocken:

„Ich hab' es vernommen,
Daß der gnädige Herr
Und die gnädige Frau
Sind gekommen.
Ich will sie beglücken
Mit lieblichen Bücken,
Mit lieblichen Sachen.
Viel Complimente
Kann ich nicht machen.
Ist mein Band auch schlecht,
Ist mein Wunsch doch recht.
Es ist kein Band aus Disteln und Dorn';
Es ist aus reinem Roggenkorn.
Auch bind' ich's nicht zu los und nicht zu fest,
Daß es sich wieder lösen läßt."

Alma fühlte, daß bei dem letzten Verse ihres Gatten Arm zuckte, und sah erschrocken, wie er finster und völlig geistesabwesend vor sich hinstarrte. Die übrige Gesellschaft war zum Theil herangetreten und stand plaudernd im Kreise umher; Auguste ging nach einem schüchternen Auslblick seitwärts fort.

Bob schien nichts von Allem zu bemerken. Verlegen suchte Alma ihre Hand frei zu machen: da sah er sie aber mit einem so entsetzten Blicke an, daß sie wie vor etwas Unerklärlichem die Augen schloß. Das gab ihm die Besinnung wieder, und er vermochte sich sogar zu den gleichfalls gebundenen Grumbach's mit dem Scherze zu wenden:

„Nicht wahr, solche neu getrauten Paare dürfen mindestens den Tag nicht wieder aus einander gehen?"

Der jovialе Grumbach stimmte lebhaft zu und schloß, wie zur Bekräftigung, seine Gemahlin in die Arme und küßte sie herzlich.

Das that Bob nicht, doch ließ er Alma's Arm nicht los und ging mit ihr auf Auguste zu. Während er derselben sein großes Lösegeld in die Hand drückte, sagte er:

„Ihr müßt aber die letzten Verse ändern. Da sollte gerade etwas von niemals Lösen vorkommen. Die lauten sie doch?"

Auguste wiederholte nach kurzem Besinnen:

„Es ist kein Band aus Disteln und Dorn';
Es ist aus reinem Roggenkorn.
Auch bind' ich's nicht zu los und nicht zu fest,
Daß es sich wieder lösen läßt."

„Euer Band," fuhr Bob fort, „soll doch Segen, dauernden Segen bedeuten?"

„Das wohl!" erwiderte Auguste.

„Nun, so müßt Ihr künftig etwa sagen:

'Drum bind' ich's nicht zu los — ich bind' es fest,
Daß es sich nimmer lösen läßt.'"

„Ja — aber?"

Auguste stockte, errötherte wieder bis in die Schläfen hinauf, streckte jedoch die Hand mit dem Gelde ein wenig vor.

„Wie wird es dann mit dem Auslösen, meinst Du?"

Sie nickte.

Bob sah Alma an, welche lächelte. So lachte er auch und meinte, indem er sich abwandte:

„Da wird es freilich wohl beim Allen bleiben müssen."

Die Damenwelt mit den Kindern und einigen der Officiere trat den Rückweg an: die übrigen Herren gedachten noch ein Stück weiter in die Felder zu gehen, wo ihnen Grumbach besonders qut stehenden Weizen zeigen wollte. Bob hatte Alma zum Abschiede zwar nur stumm die Hand gedrückt, sah ihr aber noch eine ganze Weile nach, während ihm einer der Gutsbesitzer den Körnerertrag des diesjährigen Weizens pries. Die Wiede behielt er um seinen Arm geschlungen.

Digitized by Google

Als die Herren wieder den Park betraten, blieb Bob hinter ihnen zurück und schlug einen Nebenweg ein, der, wie er wußte, in einer geschorenen Buchenhecke dicht am Hause endete. Es verlangte ihn darnach, noch einige Augenblicke mit sich allein zu sein; denn wenn das Große, was geweben, die Fluth seiner Gedanken, auch längst wieder süßem Wettmen Platz gemacht hatte — ein Hauch davon war noch immer um ihn, und schon dieser Hauch schien so köstlich, daß er beachtet sein, genossen werden mußte.

Wenn ein lieber Zufall sie doch auch ihn suchen ließe, er sie gerade auf diesem Wege fände!

Seine Phantasie stellte ihm Alma so treu vor; er sehnte sie herbei, daß es ihm war, als dürfe er nur noch jene Biegung erreichen — da werde sie stehen in all ihrer Schöne. Wie möchte das von der untergehenden Sonne erglühende Laub da hineinstimmen! Es wäre, als stiege sie aus dem Himmel zu ihm hernieder.

Doch er kam an die Biegung und an noch eine — Niemand, so weit er sehen konnte; nur Sonnenfunken tanzten am Boden vor ihm hin, und der Abendwind raschelte in den Blättern.

Er war rasch zugegangen. Diese Eile, sein ganzes Gebahren erschien ihm plötzlich ein wenig lächerlich. Hatte er nicht überhaupt zu viel gesehen? Oder sein heißes Wollen nur vergrößert, was irgend ein Ungefähr herausbeschworen hatte? In Gegenwart von Kindern war sie stets eine Andere. Aber nein! Diesmal war es mehr gewesen — viel mehr. Darum war an seinem Treiben auch nichts lächerlich, sonst wäre alles Empfinden lächerlich. Und daß der Gatte endlich die Gattin finden sollte — gab es Höheres? Entschuldigte diese Hoffnung, die Möglichkeit solchen Erringens nicht jedes Thun? Was bedeutete es also, sich wie ein Liebender anstellen zu müssen, nicht wie ein Ehemann von Jahren? War er nicht noch ein Liebender? Ist der etwas Anderes als ein Werbender? Und warb er nicht heute noch?

Während er sich so beschwichtigte und die dunkle Empfindung, er sei dennoch zu weit gegangen, zum Schweigen bringen wollte, war er an die letzte Biegung des Heckenweges gekommen und stand nun dem Hause gegenüber. In dem Ausgange der Hecke, wie in einen Rahmen gefaßt, lag eines der breiten Fenster des Gartensaals vor ihm. Der eine Fensterflügel stand offen, und an demselben lehnte der Officier, welcher vorher behauptet hatte, ihm bereits einmal vorgestellt worden zu sein. Die ernste Würde seines Kopfes fiel jetzt besonders auf: das Profil schien von classischer Reinheit, und der dunkle, kurze Vollbart gab dem Ganzen etwas kraftvoll Männliches. Er mußte eindringlich sprechen; sein Mienenspiel war so erregt. Unwillkürlich schritt Bob mehr nach links hinüber, um zu sehen, mit wem er spräche. Solch ein blaßblaues Kleid, die vielen Spitzen trug nur Eine. Noch aber konnte er das Gesicht nicht sehen. Da — als vermöchte sein Wünschen noch in die Ferne zu dringen, bog sich Alma mehr vor und stand, die Hände leicht vor sich hin geschlossen, in einer Haltung vor dem Officier, welche Bob athemlos an der Stelle hasten ließ. Wie unaussprechlich reigend sie war! Diese holde Jungfräulichkeit! Doch der Kopf — so demuthsvoll gesenkt? Ihr ganzes Sein wie völlig an den Fremden hingegeben? Er mußte sich täuschen. Nun sah sie aber auf. Zu dem Officier auf. Dieser nicht endende Blick!

Bob's Rechte krampfte sich zusammen; seine andere Hand faßte nach den Buchenzweigen. Und in heiserem Flüstern kam es über seine Lippen:

„Der also war es? Nichts weiter? Und dennoch! Nichts ist's — blankes Nichts! Wie könnte Eine so jungfräulich rein aussehen und Gedanken im Herzen tragen — Gedanken! Nein — nein! In solchem kleinen Nachmittage kommt Keine so weit, die immer ehrbar gewesen. Da ist es auch fort — das Bild! Der Officier stand wieder allein am Fenster. War er vielleicht vorhin auch allein gewesen? Hatte nur das überhitzte Blut — —? Nicht — nicht doch! Da gestanden hatte auch sie."

Bob kehrte sich jäh um und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Erst nachdem man Licht angezündet und die älteren Herren sich zum Spiel niedergesetzt hatten, stand er plötzlich an einem der Spieltische.

„So!" rief der Regierungsrath Ruland, indem er die Kellerschlüssel wieder an ihr Brett hing und eine mit Spinnweben und Staub bedeckte Flasche auf den Tisch stellte. „Jetzt ist meine Alte" — er duckte sich, wie über sich selbst erschrocken, „verrathe mich nicht! — auf den Trab gebracht, und ich habe uns ein Fläschchen vom väterlichen Steinberger — beinahe glaube ich, es ist Vierundbreißiger! — heraufgeholt. Nun wollen wir uns hier in aller Gemüthlichkeit etabliren! Vor zwei Stunden kehrt meine Frau von der Oberräthin nie zurück, und mehr Zeit werden Deine Eröffnungen wohl nicht beanspruchen." Er setzte auch Gläser auf und schenkte dieselben, nachdem er die Flasche behutsam entkorkt hatte, voll. „Also Bobchen — ein perreat jeder Kopfhängerei!"

Während die Gläser zusammenklangen und der Rath behaglich seinen Feuerwein schlürfte, sagte Bob, der nur am Glase genippt hatte:

„Ich hänge nicht den Kopf."

„Qui s'excuse und so weiter!" lachte der Rath, indem er sich gleichfalls auf's Sopha setzte. „Und im Grunde bist Du noch nicht einmal direct angegriffen worden. Doch nun los die Klage! Ich bin wirklich sehr neugierig, da Du so dringend auf dieser Unterredung bestanden hast."

„Es ist eigentlich blos eine Frage —"

„Schade, daß es nicht gehn sind! Der alte Junge hier" — Ruland goß sich von Neuem ein — „löst jede Zunge, und wenn Du ein Stündchen Geduld hast, kannst Du nicht mehr als Alles von mir herausbekommen."

„Du würdest mich verbinden, wenn Du Dich ein wenig ernster stimmen könntest."

Der Rath sah den Schwiegersohn groß an.

„Versteht sich nun von selbst!" Eine Falte leichten Mißvergnügens verdüsterte sich dabei zusehends auf seiner Stirn.

Bob zögerte einen Augenblick, dann fragte er kurz:

„Hat Baron Hollfeld meiner Frau einmal näher gestanden?"

„Wie kommst Du auf dergleichen? Näher gestanden!" erwiderte Ruland langsam und so voll Beherrschung, daß sich nur sein Blick ein wenig verschärfte. Er wollte durch die Gegenfrage wohl Zeit zum Ueberlegen gewinnen, oder sich doch, bevor er eine Antwort gab, möglichst darüber zu orientiren suchen, was Bob wüßte oder erfahren hätte.

„Habe ich nicht deutlich genug gefragt?" versetzte dieser erregter. „Du thust eine Frage dagegen; das ist keine Beantwortung der meinigen. Und ich dächte, gerade mir könnte Niemand das Recht bestreiten, eine Antwort selbst zu erzwingen."

„Ueber Dein Recht dazu will ich nicht streiten," lobte auch der Rath auf, „doch über Deine Art — den Ton vor Allem! — Ich muß aber wohl annehmen," fuhr er gelassener fort, „daß etwas passirt ist, was Dir unerklärlich vorgekommen, oder gar ein falsches Licht irgend worauf geworfen hat. Darum vor allen Dingen — was ist geschehen?"

„Die Möglichkeit, daß Etwas geschähe," rief Bob aufspringend, „war also vorhanden? Damit wäre meine Frage ja beantwortet."

„Ein seltsamer Schluß!" entgegnete der Rath, die Brauen noch mehr zusammen ziehend. „Willst Du übrigens, daß wir unseren interessanten speech fortsetzen, oder wenigstens, daß ich Dir die Antwort gebe, welche Du erzwingen zu können meinst, so muß ich um größere Ruhe bitten. Ich pflege einem Menschen nie Rede zu stehen, der nicht in der Verfassung scheint, meine Argumente als das nehmen zu können, was sie sind."

(Fortsetzung folgt.)

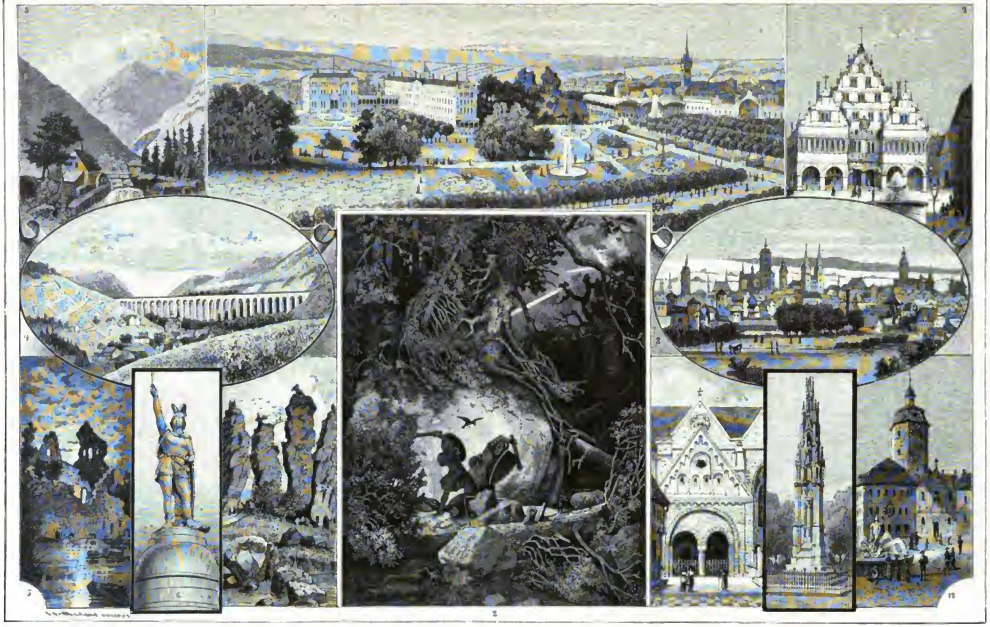
Lippspringe und seine Umgebung.

Zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen seines Bades.

Von Dr. Gustav Natorp.

Wer von der Weser her, da wo die alte Benedictinerabtei Corwey neben dem Städtchen Höxter aus den dunklen Bäumen hervorschaut, auf dem westwärts führenden Schienenwege dem Rhein zueilt, der erblickt, nachdem der Zug die Höhen des Döning und die mächtigen Viadukte von Altenbecken und Neuenbecken überschritten hat, sehr bald das altehrwürdige Paderborn. Das Gebiet, welches sich um diesen Ort ausdehnt und in mächtigem Bogen dort von dem Teutoburger Walde, hier von den letzten Abhängen

Digitized by Google



Lippspringe und Umgebung. Nach der Natur aufgenommen von C. Grote.

1. Lippspringe. 2. Ein Stück Urwald. 3. Thal bei Neuenbecken. 4. Viaduct bei Altenbecken. 5. Ruine der Tempelherrenburg in Lippspringe. 6. Hermanns-Denkmal. 7. Externsteine. 8. Paderborn. 9. Rathhaus, 10. Dompertal, 11. Mariensäule, 12. Gauthurm in Paderborn.

des Sauerländischen Gebirges umzogen wird, bildet das große Reservoir, aus welchem die westfälische Ebene durch die Gewässer der Lippe und der Ems gespeist wird. Auf einer Entfernung von nur wenigen Stunden entspringen hier die zahllosen Quellen, deren Rinnsale sich zu den gedachten Flüssen vereinen.

Unser Besuch in diesem Quelllande soll zunächst nicht der alten Paderstadt, sondern dem eine Meile weiter nordwärts um die Hauptquellen der Lippe gelegenen Städtchen Lippspringe gelten, das sich durch seine vor nunmehr fünfzig Jahren entdeckte segenbringende Heilquelle einen bis in die weiteste Ferne reichenden Ruhm errungen hat. Die Bescheidenheit seiner Lage inmitten einer mit wenigen landschaftlichen Reizen ausgestatteten Gegend kam der Entwickelung des Lippspringer Curortes nicht sonderlich fördernd entgegen, allein der hohe Werth seiner Warmquelle ersetzte manche Vorzüge anderer bevorzugter Bäder, und so zog der kleine anspruchslose Ort von Jahr zu Jahr eine größere Zahl von Leidenden herbei, die hier Genesung suchten: zur Zeit mag die Zahl der Curgäste, die hier jährlich verweilen, annähernd 3000 betragen.

Die Quelle, welche diese wachsende Anziehungskraft ausgeübt und schon manchem ihrer Besucher Heilung oder doch Linderung seiner Leiden gebracht hat, wurde im Jahre 1832 zufällig bei der Vertiefung eines Abzugsgrabens der Lippe entdeckt und sehr bald wegen ihrer verhältnißmäßig hohen Temperatur und des kräftigen Niederschlages ihres Wassers als Mineralquelle erkannt. Bald wandte sich die Aufmerksamkeit der staatlichen Behörden, wie der Männer der Wissenschaft der entdeckten Quelle zu, und da die Ergebnisse der von beiden Seiten veranstalteten Untersuchungen sich günstig erwiesen, so wurden die für einen Bade-Ort erforderlichen Einrichtungen getroffen. Das Bad ist indessen von Anfang an bis heute in Privatbesitz geblieben und seit 1844 das Eigenthum der Erben der Herren Nisse und Hesse in Paderborn.

Zur Erinnerung an den Befreier Deutschlands von römischer Fremdherrschaft ward der Therme von ihren Entdeckern der Name Arminius-Quelle beigelegt. Sie besitzt stets die Wärme von 17° Réaumure und hat eine Ergiebigkeit, die sich nach den bei ihrer letzten Fassung im Jahre 1869 angestellten Messungen auf 500 Liter in der Minute beläuft. Das Wasser ist von krystallhellem Aussehen, ohne jeglichen Geruch und zeigt frisch aufgefangen eine mäßige Gasentwickelung. Ihre Bedeutung und Heilwirkung wurde zum ersten Male in einer Abhandlung der wissenschaftlicher Weise durch den Kreisphysicus Dr. Piper in einer im Jahre 1841 erschienenen Brunnenschrift dargelegt.

Seitdem haben weitere Forschungen und analytische Untersuchungen, sowie die im Laufe der Jahre gesammelten praktischen Erfahrungen dargethan, daß man zwar im Ansange die Heilkraft der Quelle einigermaßen überschätzt hatte, indem man glaubte, sie gegen alle möglichen Krankheiten in Anwendung bringen zu können, daß sie aber in ihrer Zusammensetzung, die sie kurz als eine stickstoffreiche Kalkthերme mit mäßigem Glaubersalz- und schwachem Eisengehalt qualificirt, für manche Krankheiten der Athmungsorgane von unschätzbarem Heilwerthe ist. Die günstigen klimatischen Verhältnisse des Curortes, die verhältnißmäßig geringen Schwankungen der Temperatur während der Sommermonate, die reine, milde und feuchtwarme Luft, welche der Ort dem großen Wasserreichthum der Gegend verdankt, treten den Wirkungen der Therme fördernd zur Seite und machen Lippspringe zugleich zu einem wohlthuenden Aufenthalte für Brustkranke. Wer sich im Uebrigen genauer über die Heimittel und Heilwirkungen des Bades unterrichten will, dem empfehlen wir die Schriftchen, welche in den letzten Jahren von den Brunnenärzten Dr. Dammann und Dr. Rhoden veröffentlicht wurden.

Die Einrichtungen und Umgebungen des Bades haben im Laufe der Jahre eine Ausstattung und Ausdehnung erfahren, wie sie der Zunahme seiner Gäste entsprach, sodaß Lippspringe heute mit jedem anderen Curorte von ähnlichem Umfange den Vergleich aushalten kann. Die geschmackvollen Anlagen des Curgartens, die frischen Rasenplätze mit ihren freundlichen Blumenbeeten und dunklen Baumgruppen, durch welche sich die kalkweißlichen Pfade nach allen Seiten hindurchschlängeln, die Menge lauschiger, zum Sitzen einladender Plätze, die hellen Gewässer der Lippe und des Jordan, welche den Park auf seiner nordwestlichen Seite durchrieseln, die Stimmen der zahlreichen Singvögel, welche sich an warmen Sommertagen aus Strauch und Baum vernehmen lassen — Alles das muthet in seiner idyllischen Einfachheit den Besucher heimisch an und trägt nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt der Gäste zu einem behaglichen zu machen.

Rings um den Park erheben sich die den Curzwecken dienenden Gebäulichkeiten: auf der Westseite, da, wo sich der Garten nach der Lippe und ihrem Zufluß, dem Jordan zu absenkt, die Brunnenhalle nebst der Colonnade, die Inhalatorien zum Einathmen des Stickgases, die Douche mit ihren Cabinets, die Badehäuser, die Musikhalle, auf der Anhöhe in entgegengesetzter Richtung das ältere und das neuere Curhaus, auf der Südseite endlich verschiedene Wirthschaftsgebäude und die Ueberreste der alten Tempelherrenburg. Seit einigen Jahren ist auch die mit zierlichen Grotten eingefaßte Jordanquelle in den Bereich der Anlagen hineingezogen worden; es eröffnet sich von diesem Theile des Parkes aus ein freier Rundblick auf die umliegende Landschaft und die den Horizont begrenzenden Höhen des Teutoburger Waldes.

Im Uebrigen sucht man das, was dem Leben in anderen Bädern seinen eigenthümlichen Charakter aufzuprägen pflegt, wenn man von den täglichen Concerten der Cur-Capelle absieht, in Lippspringe vergebens; auf Unterhaltungen, wie Theater, größere musikalische Aufführungen, öffentliche Vorträge, muß der Lippspringer Badegast von vornherein verzichten und seine Erholung in der Stille und Ruhe suchen, wie sie eben nur ein einfacher ländlicher Aufenthalt gewähren kann und wie sie sich schließlich auch für die an unserer Quelle Genesung Suchenden am zweckmäßigsten und wohlthuendsten erweisen dürfte. Auch der Ort, welcher das Bad umgiebt, obgleich er bereits seit dem Jahre 1400 durch das ihm von dem Paderborner Bischof ertheilte Privilegium die Rechte einer Stadt genießt und obgleich er in den letzten fünfzig Jahren ein überaus freundliches Aussehen gewonnen hat, bietet doch noch heute im Allgemeinen eher das Bild eines größeren Dorfes, als das eines ansehnlichen städtischen Gemeinwesens.

Eine andere Physiognomie zeigt uns freilich die Landschaft, wenn wir uns in die weitere Umgebung Lippspringes begeben: es fehlt alsdann nicht an zahlreichen Punkten, die mit allen Reizen der Natur ausgestattet sind, und an vielen dieser Punkte knüpfen sich Erinnerungen von mancherlei Art an eine bedeutsame Vergangenheit. Dieses ganze Gebiet, das Quellland der Lippe und der Ems mit den Höhen, welche es in vielen Bogen umziehen, ist für die Geschichte Deutschlands ein wahrhaft classischer Boden, wie wenige andere Gaue unseres Vaterlandes; denn zweimal im Laufe der Jahrhunderte wurde auf ihm über das Geschick unseres Volkes auf lange Zeit hinaus entschieden: das eine Mal im Anfang unserer Zeitrechnung, als der Sieg des Arminius und seiner tapferen Cheruskerschaaren unsere Nation vor dem Schicksale bewahrte, gleich den Galliern und anderen Völkern Europas romanisirt zu werden, das andere Mal — acht Jahrhunderte später — als das Land zwischen Rhein und Weser der fränkischen Herrschaft unterworfen und das Sachsenvolk von den Siegern zur Annahme des christlichen Glaubens gezwungen wurde.

Schon vor der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde hatte Drusus und nach ihm sein Bruder Tiberius den Versuch gemacht, das Land in römische Gewalt zu bringen. „An den Quellen der Lippe" hatten sie ein festes Castell, Aliso genannt, gebaut, wahrscheinlich an Stelle des heutigen Dörfchens Elsen, wo Pader und Lippe sich vereinen. Aehnlichen Versuchen wurde mit der Heldenthat Hermann's ein für alle Mal ein Ende gemacht. Die germanischen Völkerstämme gingen seitdem von der Abwehr zum Angriffe über, bis das römische Weltreich unter ihren Streichen in Trümmern zusammensank.

Bekanntlich ist es noch nicht möglich gewesen, auf Grund der Angaben der römischen Schriftsteller den Ort mit unzweifelhafter Bestimmtheit zu bezeichnen, „wo Hermann den Varus schlug", obgleich gauze Bibliotheken über diese Frage zusammengeschrieben worden sind. Das Schlachtfeld ist von den Alterthumsforschern, wie ein neuerer Geschichtsschreiber bezeichnend bemerkt, von einem Ende Westfalens bis zum andern hin und her gezerrt worden. Heute hat man sich indeß dahin geeinigt, den Schauplatz der bedeutungsvollen Katastrophe zwei Meilen nördlich von Lippspringe in den Schlachten des Gebirges zu suchen, und so hat auch der Bildhauer Bandel dem Riesenstandbilde des Befreiers Germaniens, an welchem er nahezu vier Jahrzehnte sich abmühte, bis es im Jahre 1875 vollendet und feierlich eingeweiht wurde, oberhalb jener Schluchten auf der Grotenburg seine Stelle gegeben, da, wo sich über die

Digitized by Google

dunklen Waldungen an den Berggehängen eine weite, großartige Fernsicht über die Ebene der rothen Erde eröffnet.

Näher bei Lippspringe und auch mitten im Dösing an der von Paderborn nach Detmold führenden Landstraße, erhebt sich eine unter dem Namen der „Externsteine“ (vergl. Jahrgang 1862, Seite 380 und 1877, Seite 552) bekannte Gruppe von wunderfam aufragenden Felsmassen, die, gleich dem Hermanns-Denkmal, gern von Nah und Fern aufgesucht werden. Bis in das sechszehnte Jahrhundert waren die Steine im Besitze des Benedictinerklosters Abdinghof in Paderborn, dessen Mönche in den Ausbohlungen der Felsen verschiedene Vorkehrungen zur Abhaltung des Gottesdienstes trafen. „Von solchen haben Steinen seitdt,“ wie eine Lippsche Chronik berichtet, „bey alten Zeiten viel Zeichen und Wunder geschehen, die einen großen Concurs (Zusammenlauf) dieser bekannten und unbekannten Leuthe daselbsten zusammengebracht haben.“

An der nordöstlichen Seite eines der Felsen befindet sich ein großes Sculpturwerk, welches schon die Ausmerksamkeit Goethe's auf sich zog und ihn zu einer eingehenden Untersuchung über die Entstehung der bildlichen Darstellungen und ihres Zusammenhanges mit der christlichen Kunst der Byzantiner veranlaßte. Das Hauptbild stellt die Abnahme Christi vom Kreuze in Lebensgröße, halb erhaben, dar. „Die Composition des Bildes,“ bemerkt Goethe, „hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Vorzüglich loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird — ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt.“ Ueber der rechten Seite des Kreuzes ist Gott Vater dargestellt als der „Alte der Tage“, mit Bart und herabwallendem Haupthaar; zur Rechten und zur Linken erscheinen personificirt Sonne und Mond, beide weinend und Thränentücher haltend, als ob sie damit ihr Gesicht verhüllen wollten, um nicht die Uebel zu sehen, die mit dem Bau der Welt verknüpft sind.

Das zweite Gruppenbild, welches unter dem ersten sich befindet, hat einen Mann und eine Frau, wohl Adam und Eva, zum Gegenstande, die von einem löwenklauigen Schlangendrachen, dem Princip des Bösen, umschlungen sind und die, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, nach Goethe's Ansicht durch das obere große Opfer kaum zu retten sein möchten.

Wir wenden uns nach dieser Abschweifung in die Schluchten des Dösing wieder der Ebene zu und statten zuletzt derjenigen Stätte unseren Besuch ab, von welcher aus die Bevölkerung des umliegenden Gebietes für den christlichen Glauben gewonnen wurde. Rings um die Quellen der Lippe und der Pader wählte wiedermm, wie es acht Jahrhunderte früher von den Römern geschehen war, der mächtige Frankenkönig Karl der Große sein Standquartier, um das widerspenstige Sachsenvolk, das inzwischen seit der römischen Invasion in das Land eingewandert war, zur Unterwerfung und zur Abschwörung seines heidnischen Glaubens zu zwingen. An den Quellen der Lippe wurden bei seiner ersten Anwesenheit im Jahre 775 Tausende zwangsweise getauft, und zur Erinnerung an diese Begebenheit erhielt der Jordan seinen Namen.

Zwei Jahre später wurde dann an den Paderquellen der erste große Reichstag auf sächsischem Boden abgehalten, welcher Anlaß zu dem Zuge geben sollte, der später von Karl nach Italien unternommen wurde und ihm die römische Kaiserkrone eintrachte. Bei „Padresbrunnen“, da wo die Pader in nicht weniger als 198 Quellen mit einer Wassermenge von 200 Cubikfuß in der Minute aus dem Boden emporspringt, wurde dann 795 eine Kirche „von wunderbarer Größe“ erbaut und das Bisthum Paderborn gegründet, welches fortan den Mittelpunkt der geistlichen und bald auch der weltlichen Macht für das umliegende Gebiet abgeben sollte.

Seit den Tagen Wittekind's hört unsere Landschaft auf, der Schauplatz hervorragender politischer Ereignisse zu sein. Ihre Schicksale bewegen sich in dem engen Rahmen eines wenig ausgedehnten Bischofssprengels. Lange Jahre führte die Stiftung Karl's ein bescheidenes Dasein, und erst zu Anfang des elften Jahrhunderts war es der kluge, energische, vor keinen Hindernissen zurückschreckende und in der Wahl seiner Mittel nicht verlegene Bischof Meinwerk, der mit Hülfe seiner Anverwandten, der Kaiser Heinrich des Zweiten und Conrad des Zweiten, das Paderborner Hochstift zu größerem Ansehen und Besitz emporhob. Er unterzog während seiner Regierungszeit nicht nur den Dom und andere kirchliche Gebäude einem Umbau, sondern er fügte denselben auch das Kloster und die Kirche von Abdinghof, die Busdorfstirche und die Bartholomäus-Capelle hinzu und gab durch diese umfassenden Bauten der Stadt die ansehnliche äußere Physiognomie, welche sie bis dahin im allgemeinen bewahrt hat. Die in der Nähe des Nordportales des Domes gelegene Bartholomäus-Capelle gilt für eines der interessantesten Baudenkmäler Westfalens.

Kräftig und fröhlich blühte in den folgenden Jahrhunderten, namentlich in den Zeiten der Hanse, auch die Stadt in Handel und Wandel empor, bis der Gegensatz, der sich hier, wie in vielen anderen Bischofsstädten, schon früh zwischen der Bürgerschaft und dem geistlichen Oberherrn entwickelte, den Anlaß zu ihrem Niedergange gab. Wiederholte Gewaltthätigkeiten nöthigten die Bischöfe zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ihren Wohnsitz aus der Stadt nach dem festen Schlosse Neuhaus zu verlegen.

Die durch die Reformation hervorgerufenen Gährungen führten in Paderborn zwar nicht zu so blutigen Exzessen, wie in dem Zion der Wiedertäufer, in Münster, aber die Erschütterungen, welche die Stadt Jahrzehnte hindurch erlitt, waren hinreichend, um sie der äußersten Armuth preiszugeben. Im Kampfe um bürgerliche und religiöse Unabhängigkeit entwickelten die Paderborner einen Muth, eine Ausdauer, die den Vergleich mit anderen Ruhmesthaten des deutschen Bürgerthums aushält.

Die Entscheidung des Kampfes fällt in die Wende des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts. Auf der einen Seite stand der Bischof Dietrich von Fürstenberg, ein alter, berechnender, vor keinem Gewaltstreiche zurückschreckender, von Fanatismus erfüllter Mann, und der Orden der Jesuiten, den er zu seiner Hülfe herbeigeholt hatte, auf der anderen der Bürgermeister Borius Wichart, der unermüdliche, unerschrockene Vorkämpfer für die altherkömmlichen Rechte der Stadt und für Glaubensfreiheit. Lange wogte der Streit unentschieden hin und her; endlich entschied sich das Kriegsglück für den Bischof und seine Jesuiten. Wichart wurde gefangen genommen und unter den entsetzlichsten Martern vor den Augen des Bischofs gevierthellt. Eine ergreifende Schilderung dieses Trauerspiels, in dessen letztem Acte Alles zu Grunde ging, was die Stadt belebte, Recht und Freiheit, Bürgerstolz und evangelischer Glaube, hat uns unlängst Franz von Löher in seinem Werke „Geschichte des Kampfes um Paderborn 1597 bis 1604“ gegeben, das jeder nur mit tiefer Bewegung lesen wird.

Bis zum Tode erschöpft ging Paderborn aus dem Bürgerkriege hervor, aber das Ende seiner Leiden war noch lange nicht gekommen; denn nun brausten auch noch die Stürme des großen deutschen Krieges dreißig Jahre hindurch über die arme Stadt und ihre Umgebung dahin. Wie der Herzog Christian von Braunschweig — „den tollen Christian“ nennen ihn die Bauern des Landes bis heute — in den Bisthum hauste, ist weltbekannt. Keine andere Stadt, sagt Löher, wurde so oft belagert, erstürmt, ausgeplündert. Zu Anfang des Krieges hatte Paderborn noch 1200 geschworene Bürger, ohne die vielen Insassen, am Ende des Krieges nur 500. Die besseren Familien waren saumt und sonders gestorben und verdorben; ganze Häuserreihen lagen in Trümmern. Das arme elende Volk hatte weder in Rechts- noch in Religionssachen einen anderen Willen mehr, als den seines fürstlichen Beherrschers. Die Jesuiten hatten vollständig gesiegt. Paderborns Ruhm bestand fürderhin darin, als das westfälische Jugolstadt zu gelten.

Die neuere Zeit hat auch Paderborn allmählich die Wunden geheilt, die ihm die Erschütterungen früherer Jahrhunderte geschlagen. Wenn es sich auch nicht so rasch wieder emporgeschwungen hat, wie manche seiner westfälischen Schwesterstädte, so bildet es doch, reich an alterthümlichen und interessanten Bauten, unter denen wir nur das Rathhaus, das Domportal, den Gauthurm und die Mariensäule besonders hervorheben, einen der anziehendsten Punkte der rothen Erde.

Lippspringe theilte die Schicksale seines mächtigeren Vororts. Seine zum Schutze der Ansiedelungen errichtete Burg wurde, als ihr ursprünglicher Zweck hinfällig geworden, an verschiedene Grafen und Herren verpachtet und sank während des Dreißigjährigen Krieges mit einem Theile des Städtchens in Trümmer.

Mit der Entdeckung der Arminius-Quellen ist die Stadt zu neuem Leben erwacht. Heute, wo sie auf eine fünfzigjährige Vergangenheit ihres Bades zurückblicken kann, wollen wir die Hoffnung aussprechen, daß der kleine Curort auch in den zweiten halben Jahrhundert, in welches er nunmehr eintritt, seinen alten Ruf in Ehren aufrecht erhalten möge.

Digitized by Google

Johann Heinrich Voß in Eutin.

Zur hundertjährigen Feier seines dortigen Rectoratsantritts.

„Das Oertchen ist freundlich, ohne Wall und Mauer. Jeder Garten grenzt mit See oder Feld, und rings herum ist Gottes schöne Welt einem nahe.“ So schildert Nicolovius das Städtchen Eutin, das in anspruchslose Einfachheit, ein Bild des Stilllebens und der friedlichsten Ruhe gewährend, so ganz verborgen und abseits von dem lauten Geräusch und Treiben der Welt im Osten von Holstein, mitten in seinem prächtigen Schmuck vollwuchsiger Buchenwälder, grüner Auen, goldener Kornfelder und zwischen zahlreichen wie Augensterne aus Flur und Baum herausblickenden tiefdunklen Seespiegeln liegt.

Vor hundert Jahren um unsere Zeit war es, als in das Städtchen ein Mann aus Otterndorf im Lande Hadeln seinen Einzug hielt, der sich kurz zuvor durch ein unsterbliches Denkmal deutschen Geistes und deutscher Fähigkeit einen hochgefeierten Namen erworben hatte. Das war Johann Heinrich Voß, der Dichter und große Verdeutscher der classischen Dichtkunst Griechenlands und Roms, der bescheidene Rector von Otterndorf, der seinen häuslichen Herd hierher verlegte, um das Rectorat der Eutiner Schule an Stelle des als Professor nach Kiel berufenen Christian Rudolf Eckermann zu übernehmen.

Johann Heinrich Voß stand damals in der Blüthe seines Mannesalters und schaute auf ein bewegtes, nicht freudenreiches Leben zurück. Nach dunklen Jugendjahren voll Kälte und Druck hatte er den Frühling seines Lebens an der Seite Augustas in Göttingen, dieser damaligen Fürstin unter den deutschen Hochschulen, verlebt und hier während eines dreijährigen Studiums das Gepräge für Leben, Dichtung und Wissenschaft erhalten, welches ihm wie ein unzerstörbarer Charakter sein Leben lang eigen blieb. Herausgetreten aus dem Kreise seiner Studiengenossen und dem Bunde seiner engeren Freunde,* die das gemeinsame Band des lauten Bekenntnisses zu Klopstock umschlang, hatte er einen dreijährigen Aufenthalt im Wandsbeck genommen und hier in ländlicher Stille der heiteren Muse, ernsten Forschungen auf den Gebieten der Alterthumswissenschaften und den Sorgen um seinen „Musenalmanach“ gelebt.

Voß' Wohnhaus in Eutin.
Nach der Natur aufgenommen.

Die Wandsbecker Studirstube wurde zur Geburtsstätte seines epochemachenden Werkes, der Odyssee-Uebersetzung, und Wandsbeck die Wiege seiner zweiten Idyllenpoesie; denn in der Vermählung mit Ernestine Boie, der Schwester seines väterlichen Freundes, fand er einen festen, seinem feineren Leben und Dichten neues Licht und Wärme gewährenden Mittelpunkt. Er hatte das Mädchen allein auf die vierhundert Thaler Ertrag seines Musenalmanachs hin heimgeführt. Glückliche Zeiten! Die Wohnung des jungen Paares war klein; nur eine Kammer und „ein drittertes Lusthaus im Garten am Bach“ thaten sich den Anfängen ihrer Wirthschaft auf, aber dieses Heim faßte die ganze Liebe und den ganzen Homer, einen doppelten Himmel in sich. Und als erst dem häuslichen Glück die Wiege des Erstgeborenen erstand, da war die Freude groß im Voß'schen Hause, und noch nach zwanzig Jahren preist der Dichter jene Tage, „da er zugleich wiegte und an der Odyssee arbeitete, als unbeschreiblich sorglose und glückliche.“

Mit der Ueberfiedelung nach Otterndorf in den hadelnschen Marschen kam einige Störung in sein stilles emsiges Schaffen; die schönste Zeit homerischer Glückseligkeit war damit vorbei. In Otterndorf waltete er mit hingebender Berufstreue des Amtes eines Magisters an der Lateinschule und sah sich in seiner Muße für homerische und dichterische Studien durch vermehrte Arbeitslast sehr beschränkt. Desto mehr aber begründete und rundete sich hier, wo dem Haus das Amt zur Seite getreten war, sein Leben am häuslichen Herde ab. Das Glück des Zusammenlebens mit Weib und Kind erhielt hier die Bedeutung, welche ihn über manche innere Mängel seiner Weltabgeschiedenheit hinüberrettete und welche er in seinen Poesien als Dichter des deutschen Hauslebens gefeiert hat.

Von „Natur“ war in dem Lande der Nebel und Moore kaum die Rede, wenigstens so lange man sich nicht in die eigenthümlichen Reize einer solchen Gegend eingelauscht und eingelebt hatte. Dazu fand Voß aber keine Zeit, und deshalb trugen auch seine hier entstandenen Idyllen („Der siebenzigste Geburtstag“, „Die Kirschenpflückerin“) nicht die Localfarbe der Landschaft, sondern erzählen völlig selbsterlebte Zustände, die zwar auch auf dem freien und naturfrischen Boden des Landlebens sich bewegen, aber doch mehr der Welt des Geistes angehören. Voß sehnte sich nach einer Veränderung; denn er wünschte nicht länger, wie er sagte, „in diesem Marschwinkel sein Froschleben fortzuleben“. „Den ganzen Tag im Karren und kein Satz auf dem Brode,“ klagte er. Die Liebe Ernestine's und die Götter Homer's vermochten ihn einzig mit seiner sauren Amtsarbeit auszusöhnen.

Nachdem im Herbste 1781 die mit Angst und Freude gezeitigte „Odyssee“, ein Werk wahrhaft heroischer Mühen, im Drucke erschienen war, bemerkte er sich um das erledigte Rectorat am Gymnasium in Eutin, dem idyllischen Orte, vor dem er sehnend stehen geblieben war, als er einmal vor Ernestinen eine Landkarte ausgebreitet und nach Städten gesucht hatte, wo man Hütten bauen möchte. Durch Vermittelung seines berühmten Freundes, des Dichters Grafen Fr. Leopold Stolberg, erhielt er das Eutiner Amt und zog jetzt in das Städtchen und in die herrliche Landschaft Ostholsteins, deren Boden ihm zu einem zweiten heimathlichen werden sollte, für dessen Vorzüge er noch eine tiefwurzelnde Liebe bis in's spätere Alter bewahrte, da das grelle Abendroth seines Lebens im deutschen Süden verblich.

Am 21. Juli 1782 hatte er das Rectorat übernommen, und als Wohnung wurde ihm das von seinem Vorgänger innegehabte Haus in der Wasserstraße angewiesen. Der Raum dieser neuen Heimstätte war aber sehr beschränkt und dazu die Gasse so einsam, „nur von schwerwandelndem Hornvieh,“ wie er, homerischer Erinnerungen voll, seinem Freunde Brückner schrieb, „belebt“, wenn dieses beim Frühroth auf die Trift und Abends heimgetrieben wurde. Selten daß einmal der Peitschenknall eines Fuhrmannes, noch seltener der Zauberschall eines Posthornes ihre Stille unterbrach. Nachdem er sich für einige Zeit in einem Stockwerke des Rathhauses mit seiner Häuslichkeit niedergelassen hatte, wurde für ihn am 1. Mai 1784 das Haus des zu Landvogtei nach Neuenburg bei Oldenburg berufenen Stolberg angekauft und eingerichtet.

Dieses Haus, das heute noch die Wohnung des Rectors vom Eutiner Gymnasium ist, wurde der Schauplatz eines fast achtzehnjährigen bedeutungsvollen Wirkens unseres Dichters. In Zachwerk erbaut, lehnt es im Schatten einer alten Linde seinen hohen Giebel der Straße zu: Emanuel Geibel schildert es in seinem Gedichte „Eutin“ mit den schlichten, aber schönen Worten:

„— Nah dem Thor, im Lindenschatten, winkt uns dort
Am Bug der Gasse still zu stehn ein ander Haus.
Bescheidnen Ausleins, aber gern von mir gegrüßt:
Das Haus, in dessen seelenvollem Garten einst
Am Sommerabend, voll idyllischer Heiterkeit
Aus irdner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte —“

* „Göttinger Dichterbund“.

Digitized by Google

Sein Inneres hat bis heute noch das Aussehen aus des Dichters Zeit behalten. Da liegt unten zu ebener Erde rechts das große Wohnzimmer, wo Ernestine unter ihren vier Buben waltete und sie die Sagen Homer's lehrte, das Gartenzimmer mit der herrlichen Aussicht auf den stillen, in eine lauschige Natur versenkten Eutiner See, darüber Voß' Studirstübchen, in dessen Fenster hinein freundlich der breitzweigige Birnbaum grüßt; neben diesem der „weit schauende Saal", wo sich noch oft der alte Göttinger Freundschaftsbund erneuerte, sich Klopstock, Gleim, Miller, Brückner, Claudius, Wilhelm von Humboldt und andere damalige Stimmen des deutschen Dichterwaldes zum frohen Austausch von Gedanken und Gesinnungen zusammengefunden hatten. Hinter dem Hause dehnt sich bis zum See der wohlgepflegte baumreiche Garten aus, mit der Lindenlaube und den vier Linden am Ufer, wo die „Agnesbank" ein schattiges Plätzchen zur stillen, sinnigen Betrachtung der das Auge entzückenden Natur bot.

belegene Dorf Malente — das Grünau der Dichtung — unter das Dach seines Pfarrhauses, aus dem uns ein Hauch des Friedens, fast der göttlichen Weihe entgegenweht, und wo wir in der „rosenwangigen Jungfer Luise" des Dichters bräutliche Ernestine, in dem „ehrwürdigen Pfarrer von Grünau" das Portrait seines Flensburger Schwiegervaters wiedererkennen.

Eutin wurde auftreitig zum Kern- und Höhepunkt auf der weiten ruhelosen Lebensfahrt des Dichters. Hier hat er zwanzig Jahre gelebt und sich unermüdlich der Erziehung seiner Knaben, seiner Muse und ernster Wissenschaft, sowie dem Verkehr mit zahlreichen Freunden gewidmet, unter welch letzteren der Dichter Graf Stolberg für ihn eine bedeutsame Stelle einnahm; an Hartherzigkeit und allgemeiner Nervenreizbarkeit leidend und durch Stolberg's Verlust im tiefsten Herzen verwundet, erbat sich Voß im Jahre 1802 Abschied und Pension.

Eutin war der Boden, auf welchem seine größten poetischen

Blick über den Eutiner See aus Voß' Garten.
Nach der Natur gezeichnet von H. Brage.

Und wie um das Haus herum, über See und Garten ein unnennbarer Zauber heiterster Anmuth ausgebreitet lag, so umschloß dieses Dichterheim auch im weitesten Umkreise eine Landschaft lieblichster Pracht, abwechselnd in lachenden Fluren, blitzenden Seen mit der überwältigenden Macht ungestörtester Waldeinsamkeit. Es ist erklärlich, daß unserem Dichter das weite Vaterland nirgends schöner gefallen wollte, als hier in diesem nordischen Heim; denn wo mochte der „niederdeutsche Theokrit" auch ein sichereres Echo für seine Stimmungen finden, als in diesen abgerundeten, in sich befriedeten Formen des Wassers, in den grünen Hügelwellen und der Waldesstille, an den schilfberänzten tief dunklen Seespiegeln, wo mehr Anregung zur stillen Einkehr in das eigene Selbst und zum ungestörten Ausblick nach dem Quell alles Trostes?

Wie sehr er die Schönheiten des eutiner Landes in sich aufgenommen, das zeigt uns am besten seine „Luise", die unter den begeistertsten Eindrücken der eutiner Landschaft empfangen und geboren ist. Ihr uns so lieblich anmuthender Hintergrund ist das getreue Conterfei der südwestlichen Umgebung des nahen Kellersees. Sie führt uns hier mit sinniger Treue in das malerisch an ihm

und wissenschaftlichen Werke erwachsen, wo er den Homer vollendete, Virgil's „Georgica" übersetzte, wo überhaupt seine hervorragendsten wissenschaftlichen Arbeiten entstanden, die zum Theil bahnbrechend waren und von nachhaltiger Wirkung für die deutsche Sprache, Uebersetzungskunst und Poesie, für die bildende Kunst und Wissenschaft, und wo ferner seine ganze Lebensrichtung und Weltbetrachtung an den hereinbrechenden geistigen und politischen Stürmen der Zeit sich herausbildete.

Nur ungern sah man in Eutin den Mann scheiden, an dessen gefeierten Namen sich der Ruf des Städtchens und seines Gymnasiums knüpfte. Der Minister des Fürstbischofs von Eutin, Graf Holmer, schrieb ihm auf sein Abschiedsgesuch: „— meine eigene Empfindung werde ich dabei immer einer wichtigen Betrachtung aufopfern müssen; denn es wird mir unbeschreiblich wehe thun, dazu mitzuwirken, Sie von Eutin zu entfernen, dem es Vorzug war, Sie zu besitzen, und es mag im Wesentlichen noch so gut für die Eutiner Schule gesorgt werden, so steht derselben schon allein der Verlust nicht zu ersetzen, wenn sie Ihren Namen nicht mehr an der Spitze führen wird."

Digitized by Google

Voß hatte sich eine Pension von 600 Thalern erbeten, obwohl er nur einen Gehalt von 500 Thalern bezog. Der Fürstbischof bewilligte sie „ihm, der nur als ein Verreister anzusehen sei und der zu jeder Zeit die freundlichste Aufnahme zu gewärtigen habe", und Voß verspracb, wandte ihn einmal im Süden das Heimweh an, dann „wie ein treuer Storch" seinen Sommerflug nach Eutin zurückzunehmen.

Der 3. September war der Scheidetag. Am Abend desselben sah sich der Dichter noch einmal im Kreise seiner Freunde Esmarch und Hendler aus Kiel, Boie aus Meldorf und Anderer. Unter allgemeiner Theilnahme und in eigener tiefinnerlicher Bewegung verließ er den mütterlichen Boden seines Dichterlebens, um sich in Jena anzusiedeln, dort mit Griesbach, Erxleben und Thibaut im traulichen Verkehr, mit Goethe und Schiller in naher Verbindung zu leben und nur drei Jahre später sich zu einer regen Thätigkeit in Heidelberg niederzulassen, wo er als fünfundsiebenzigjähriger Greis starb. Mit Voß waren auch seine Freunde aus Eutin geschieden. Dieses Städtchen aber hegt und pflegt in treuer Pietät das Andenken des edlen Mannes und rüstet sich jetzt, den Tag festlich zu begehen, an welchem er ihm einst gegeben worden war.

Franz Stewert.

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von C. Michael.

18. „Jeder ist sich selbst der Nächste".

Durch ihre einfachen Aufzeichnungen hat sich die „Hausmutter" zu ihrer Freude das Vertrauen vieler „Gartenlauben"-Leser erworben, und aus allen Himmelsrichtungen senden mir freundlich aufmunternde Briefe zu. Fast jedes dieser Schreiben enthält die Bitte, irgend ein darin bezeichnetes Thema demnächst zur Sprache zu bringen, und so ist es gekommen, daß die „Vernünftigen Gedanken einer Hausmutter" immer wieder Stoff zu neuen Besprechungen empfingen.

Meist finden denn auch diese anregenden Briefe ein williges Echo im Herzen der „Hausmutter", zuweilen aber kann sie ihre Ansichten nicht in Einklang bringen mit denen ihrer Leser, und ein solcher Fall tritt auch heute ein, wo ihr folgender Brief vorliegt:

„— — ‚Jeder ist sich selbst der Nächste', ist eine Redensart, die man in allen Kreisen hört, obgleich sie für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft so verderblich ist.

Im Hinblick auf die Redensart: ‚Jeder ist sich selbst der Nächste', läßt der Sohn den Vater, die Tochter die Mutter, der Bruder die Schwester darben oder umkommen, sucht jeder Mensch den andern zu schädigen oder zu vernichten, obgleich Gesetz und Moral das Gegentheil lehren. Es ist dies nach meiner Ansicht ein Mangel an gegenseitiger Achtung, ein Mangel an Bildung, der nicht wenig Theil hat an den gegenwärtigen, so oft getadelten gesellschaftlichen Zuständen.

Ich kenne geachtete Menschen, die, durch unverschuldetes Unglück oder entschuldbares Versehen arm geworden, sich des Lebens genommen haben, weil sie bei der Redensart: ‚Jeder ist sich selbst der Nächste', auf Hülfe der Menschen nicht rechneten, obgleich Hülfe durch Rath und That leicht möglich gewesen wäre.

Die Befolgung dieses egoistischen Grundsatzes in Fällen der Noth ist eine Eigenschaft des Menschen, die ihn dem Thiere gleich stellt" ꝛc.

Sollte dieses düstere Bild der Wahrheit entsprechen? Sollte es uns wirklich die allgemeine Regel vorführen und nicht vielmehr nur eine Reihe traniger Ausnahmen?

Wohl läßt es sich nicht leugnen, daß die Zahl der Selbstmorde aus Verzweiflung in grauenhafter Weise zugenommen hat, aber trägt daran auch wirklich die Hartherzigkeit der Menschen im Allgemeinen Schuld und nicht auch ebenso oft die Muthlosigkeit oder falsche Scham jener Verzweifelnden?

Wir haben es uns zum Grundsatz gemacht, hier nur Selbsterlebtes und Selbstgeprüftes zur Darstellung zu bringen; in unserer eigenen Erfahrung aber ist der Fall nicht vorgekommen, daß ein Unglücklicher mit festem Muth und bescheidenem Sinn allenthalben vergeblich um Hülfe nachgesucht hätte. Freilich, wer den Glauben an die Menschheit so ganz verloren hat, daß er gar nicht erst den Versuch macht, Hülfe zu erbitten, oder wer schon bei dem ersten mißlungenen Versuch dazu den Muth verliert, der darf nicht die Welt und ihren Egoismus anklagen, wenn er zu Grunde geht — sich selbst hat er es zuzuschreiben.

Wahr ist es auch leider, daß gerade in den letzten Jahren Verbrechen verübt worden sind, die eine solche Tiefe menschlicher Verkommenheit und Entartung verrathen, daß unser Verstand erstarrt davor still stehen muß. Wiederholt ist es ja vorgekommen, daß Väter oder Mütter in der Noth ihre ganze Familie förmlich abgeschlachtet haben, ein Kind um's andere. Aber diese Unseligen haben dann stets zuletzt auch die Hand an's eigene Leben gelegt; auf sie also kann der Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste" keine Anwendung finden. Um ihn aber auf ihre Mitmenschen beziehen zu können, die ihnen aus so tiefer Noth nicht geholfen haben, müßte in jedem einzelnen Fall erst nachgewiesen werden, daß die Betreffenden auch wirklich in angemessener Weise menschliche Hülfe nachgesucht hatten. Und wäre dies geschehen, hätte kein Mensch ihnen helfen wollen, und sie wären in der That dem harten Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste" zum Opfer gefallen, so sind diese Geopferten, trotz ihrer anscheinend großen Zahl, doch immer nur eine sehr kleine Ausnahme, jenen Millionen anderer Unglücklicher gegenüber, welche durch werkthätige Nächstenliebe gerettet wurden.

Ist es nicht wahrhaft erstaunlich, welch große Summen jede mildthätige Sammlung für Verunglückte ergiebt, so oft sich auch dergleichen Aufrufe wiederholen? Und doch sind diese Summen sicherlich nur klein im Vergleich mit jenen anderen, welche, im Stillen gegeben, durch keine Zeitung bekannt werden.

Nein, wir können uns unmöglich zu dem Glauben bekennen, daß die Welt so schlecht ist, wie sie oft gemalt wird. Es giebt darin kaum jemals ein Mensch verloren, der sich nicht selbst verloren gegeben hat, und wer sich von nichts als von Härte und Egoismus umgeben glaubt, dem trauen wir zu, daß er entweder ein gut Theil von beiden selbst in der Brust trägt oder daß er durch trübe Schicksale verstimmt und verbittert worden ist. Wer aber Schiffbruch gelitten hat am eigenen Seelenfrieden, der befindet sich in einem Ausnahmezustande: er denkt und fühlt nicht normal, und seine Ansicht kann keine maßgebende sein.

Gewiß giebt es auch Egoisten, die keine andere Sorge kennen, als jene um das eigene liebe „Ich", die so fühllos bei der Noth ihrer Mitbrüder bleiben, daß sie den Verschmachtenden von ihrer reich besetzten Tafel ruhig sortzuweisen vermöchten; bei ihnen aber heißt es nicht mehr: „Jeder ist sich selbst der Nächste", sondern: „Jeder ist nur sich selbst nahe", und nicht die Schuld des alten Spruches ist es, wenn er mißdeutet und zum Deckmantel niedriger Gesinnungen genommen wird.

Ja, es giebt wohl auch solche traurige Ausnahmen, uns selbst aber sind ihrer kaum zwei oder drei im ganzen Leben vorgekommen; dagegen kennen wir Hunderte von Menschen, die gern und freudig zur Hülfe bereit waren, wo es Noth that, und eine große Anzahl Solcher, die uns warmer Nächstenliebe mehr der Opfer brachten, als sie vor sich selbst verantworten konnten.

Gewiß, die Zahl der Egoisten, welche Einsender des oben wiedergegebenen Briefes im Auge hatte, ist nicht so groß, wie man oft anzunehmen pflegt, und keinenfalls groß genug, daß sie erheblich zum Verfall der menschlichen Gesellschaft beitragen könnte, den wir vielmehr in dem Leichtsinn, der Genußsucht und der Großmannssucht Jener zu finden glauben, die sich durch diese Fehler erst zu Grunde richten und dann auch oft noch den falschen Stolz besitzen, sich lieber durch fremde Unterstützung als durch eigene ehrliche Arbeit helfen zu wollen.

So lange es Menschen giebt, hat es auch Neid, Bosheit und Egoismus unter ihnen gegeben, und der Kampf gegen die durch diese Fehler hervorgebrachten Leiden wird fortdauern bis an den jüngsten Tag. So lange die Welt steht, wird aber auch Güte, Milde und Liebe unablässig ankämpfen gegen diese und

Digitized by Google

andere Dämonen des Menschengeschlechtes und — nach unserer frohen und festen Ueberzeugung — siegreich dagegen ankämpfen.

Und ferner: wie viele gute und mitleidige Menschen giebt es, die erst nach und nach, durch unzählige böse Erfahrungen hart geworden sind, die für all ihre Opfer nichts als Undank geerntet haben, ja denen vielleicht geradezu in's Gesicht gesagt wurde, daß sie durch ihre Milde und Güte nur Schaden angerichtet haben! Die Fälle sind nicht selten, wo sich Eltern für einen Sohn aufopfern, Schwestern für einen Bruder, der Freund für den Freund, und wo der so oft Gerettete, so reich Unterstützte doch nur Schande und Unglück über seine ganze Familie bringt.

„Ihr hättet ihn sich selbst überlassen, ihm nicht immer wieder beispringen sollen," heißt es dann. „Ihr habt ihn gehindert, die eigene Kraft zu entfalten. Ihr selbst seid es, die ihr ihn zu Grunde gerichtet habt, durch eure Hülfe."

Kann es etwas Trostloseres geben, als solche Anklagen, wenn deren Begründung nicht zu leugnen ist? Und hat diesen armen Opfern treuester Nächstenliebe gegenüber der Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste", nicht seine volle Berechtigung?

All diesen diffizilen Bedenken wollen wir zum Schluß noch ein freundliches aus unserer Erfahrung zurreihen: wir haben es erlebt, daß entzweite Geschwister sich seit Jahren zum ersten Mal wieder trafen im Hause gemeinsamer Verwandten, welche durch schweres Unglück an ihre Hülfe gewiesen worden waren. Anfangs scheu und fremd an einander vorübergehend, lernten sie bald in der gemeinsamen Sorge um die hülfsbedürftige Familie den eigenen Zwist vergessen, und kann kann es ein ergreifenderes Bild geben, als ihre schließliche Versöhnung bot, alle Sonderinteressen degradiert im gemeinsamen Wirken für unverschuldetes Unglück. — Wer Solches erlebt hat, wem in schwerer Zeit freiwillig Hülfe geboten wurde, und oft von Seiten, wo er sie nie gesucht hätte, — der kann sich unmöglich der Ansicht anschließen, daß der Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste", die ganze Welt regiert, und ihre gesellschaftlichen Zustände untergräbt. Ja, wir müssen noch weiter gehen: wir müssen uns in gewissen Fällen sogar auf die Seite dieses hart klingenden Spruches stellen.

Gerade um seinem Nächsten zu rechter Zeit und in angemessener Weise helfen zu können, muß man auch — und vielleicht sogar zunächst — an sich selbst denken. Wie kannst du Mann und Kinder pflegen, wenn du nicht zunächst — ja, liebe Hausmutter, zunächst! — auf deine eigene Gesundheit achtest? Kein Egoismus, sondern nur die richtige Art der Fürsorge für deine Lieben ist es, wenn du unablässig auch für die Erhaltung deiner eigenen Körperkraft, für die Frische und Gesundheit deines Geistes sorgst.

Was nützt es deinem kranken Liebling, wenn du dich selbst aufreibst in seiner Pflege, wenn du, statt dich zuweilen für Stunden durch Andere vertreten zu lassen, dann zuletzt die Pflege ganz in fremde Hände legen mußt?

Oder wie kannst du Andere hülfreich durch Geldmittel unterstützen in bösen Zeiten, wenn du nicht zunächst für dich selbst gesorgt, das heißt, deine eigenen Mittel klug zu Rathe gehalten hast? Und endlich: Wie kannst du Anderen Freude und Frieden bringen, wie kannst du ein anderes Herz beglücken, wenn Freude, Friede und Glück dir im eigenen Herzen fehlen?

Alles was man — ob geistig oder materiell — seinem Nächsten spenden will, das muß man doch zuerst auch selbst besitzen, und in diesem Sinne aufgefaßt, scheint uns der Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste", nicht nur berechtigt — er enthält sogar in dieser seiner ursprünglichen Bedeutung gewiß ebenso viel Wahres, wie all unsere anderen guten alten Sprüche.

Aus der Samariterschule.

Welche Hülfe kann der Samariter bei Verblutungen leisten?

Von Prof. Esmarch in Kiel.

(Schluß.)

Da es ein großer Unterschied ist, ob eine Blutung aus einer verletzten Pulsader, aus einer Blutader oder aus den kleinen Haargefäßen kommt, so muß den Zuhörern zunächst klar gemacht werden, wie diese Adern sich von einander unterscheiden und wie das Blut in denselben kreist. Das war schon in der ersten Vorlesung geschehen, in welcher der Blutkreislauf mit Hülfe einer ganz einfachen schematischen Darstellung des Herzens und der Adern den Schülern geschildert wurde.

Mit steter Hinweisung auf dieses Schema wurden dann in der zweiten Vorlesung die verschiedenen Arten der Blutung geschildert und darnach gezeigt, auf welche Weise auch der Laie selbst die gefährlichsten Blutungen bis zur Ankunft des Arztes zu hemmen vermöge:

Die Art der Blutung und ihre Gefährlichkeit ist sehr verschieden, nach der Art und Größe der Adern, welche geöffnet wurden.

Wenn das Blut in nicht starkem Strom aus der Wunde rieselt, so sind nur kleine Adern (Haargefäße) verletzt.

Wenn dunkelrothes (schwarzes) Blut in gleichmäßigem Strom ausfließt und wenn der Ausfluß durch Druck oberhalb der Wunde verstärkt wird, dann ist eine größere Blutader (Vene) geöffnet.

Wenn aber hellrothes Blut in starkem Strahl und absatzweise (pulsirend) aus der Wunde hervorspringt, dann ist eine Pulsader verletzt und große Lebensgefahr vorhanden.

Geringe Blutungen aus verletzten kleinsten Adern oder aus Blutadern hören meist auf, wenn man auf die Wunde drückt oder die Wundränder gegen einander drückt oder auch von selbst, weil die Mündungen der durchschnittenen Adern sich verengern (zusammenziehen) und das Blut in der Wunde zu einem klebrigen zähen Klumpen gerinnt.

Blutungen aus verletzten Blutadern (z. B. aus Beingeschwüren mit Krampfadern) sind bisweilen schwer zu stillen, weil oberhalb der blutenden Stelle ein Kleidungsstück einschnürt (Strumpfband). Nach Lösung dieser Stranguläation steht die Blutung auf leichten Druck und Erhebung des Gliedes.

Fließt aber das hellrothe Blut trotz Druck auf die Wunde mannshaltsam weiter, so muß eine größere Pulsader verletzt sein, und dann ist der Tod durch Verblutung zu fürchten.

In solchen Fällen ist rasche Hülfe nöthig. Man sende also sogleich zum Arzte oder bringe den Verwundeten zu ihm. Der Arzt wird die Blutung durch Zubinden der Ader dauernd stillen. Aber weil der Verwundete sterben kann, ehe der Arzt da ist, so muß in Laie stets versuchen, den Blutstrom einstweilen zu hemmen.

Das einzig wirksame Mittel dazu ist ein starker Druck auf die Wunde selbst, wenn dieselbe nur klein ist, oder auf den Stamm der Pulsader oberhalb der Wunde.

Man hebt zunächst das verwundete Glied in die Höhe, weil dadurch das Ausfließen des Blutes verlangsamt wird, und entblößt dann die Wunde und das verletzte Glied durch Aufschneiden der Kleidungsstücke bis an den Rumpf hinauf.

Dann legt man auf die Wunde ein zusammengefaltetes Stück Leinwand (Compresse, Taschentuch) und preßt dasselbe durch Umwickelung mit einer Binde oder einem Tuch fest gegen die Wunde. Quillt trotzdem das Blut hervor, so sucht man den Stamm der Pulsader oberhalb der Wunde auf (zwischen Herz und Wunde) und drückt sie mit den Fingern stark zusammen.

Es giebt gewisse Körperstellen, wo die Pulsadern so oberflächlich liegen, daß man sie wirksam zusammendrücken kann, und diese muß man kennen.*

Die große Pulsader des Armes kann man an der Innenseite des Oberarmes (da, wo die innere Naht des Aermels liegt)

* Die hier folgenden Abbildungen sind nach dem „Katechismus zur ersten Hülfeleistung in Unglücksfällen" von Friedrich Esmarch, der sowohl im Selbstverlage des deutschen Samariterwereins erschienen ist, im Holzschnitt ausgeführt worden. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir noch unsere Leser auf das „Album für Krankenträger" vom Oberstabsarzt Dr. G. A. Rühlemann, ein treffliches, mit vielen Illustrationen versehenes Buch, welches ursprünglich für die Krankenträger des deutschen Heeres bestimmt war, jetzt aber auch in außerdeutschen Armeen mehrfach Verwendung gefunden hat. Die deutsche Ausgabe dieses Albums erreichte innerhalb fünf Jahren eine Auflage von 14,000 Exemplaren, und neulich hat der Verfasser auch eine internationale Ausgabe (Preis 40 Pfennig) herausgegeben, welche einen erläuternden Text in sechs Sprachen nachweist.

D. Red.

Digitized by Google

zusammendrücken mit den Fingern (Fig. 1), aber besser durch einen Stock, Regenschirm oder dergl., zwischen Brust und Arm gelegt, gegen den man den Arm durch ein um die Brust geschlungenes Tuch fest andrückt. (Fig. 2.)

Ist die große Pulsader des Armes in der Achselhöhle verletzt, dann kann man versuchen, den Hauptstamm am Halse oberhalb des Schlüsselbeins gegen die Rippe anzudrücken. (Fig. 3.)

Auch durch starkes Zurückziehen der Schulter nach hinten und unten mit Hülfe des andern Armes kann man das Schlüsselbein so herabziehen, daß es die darunter liegende große Armpulsader zusammendrückt. (Fig. 4.)

Die beiden großen Pulsadern des Kopfes liegen vorne am Halse an beiden Seiten der Kehle, wo man sie an der Innenseite des Kopfnickers mit den Fingern gegen die Wirbelsäule andrücken kann. (Fig. 5.)

Sicherer aber ist es, bei heftig blutenden Wunden des Halses durch eine Kugel die Pulsader am Vorderarm zerrissen war und dem man wegen der heftigen Blutung auf dem Schlachtfelde eine solche Aderpresse um den Oberarm angelegt hatte. Der Transport auf einem Bauernwagen hatte mehrere Stunden gedauert, und da sich unterwegs die Druckpelotte verschoben hatte, so war nur noch der Rückfluß des Blutes aus den Blutadern zum Herzen gehemmt, aber die Pulsader hatte auf's Neue das Blut in den Arm geschickt, und so war der letztere unter den heftigsten Schmerzen zu einem unförmlichen Klumpen angeschwollen. Als der einschnürende Gurt gelöst wurde, sank der Verwundete todt zurück, wahrscheinlich, weil ihm ein Blutgerinnsel aus der geschwollenen Blutader des Armes in's Herz gefahren war.

In ganz ähnlicher Verfassung kam noch vor wenigen Monaten ein Werftarbeiter in meine Klinik, dem wegen einer schweren Verletzung des Vorderarmes ein Tourniquet alten Stiles von einem Arzt um den Oberarm gelegt worden war. Es ist viel einfacher

Fig. 1.

Fig. 3.

Fig. 2.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Die erste Hülfe bei Blutungen. Nach dem „Katechismus" des „Deutschen Samariter-Vereins".

oder Kopfes den Finger, nachdem man ihn mit reiner Leinewand umwickelt, auf die Wunde selbst zu setzen und mit demselben stark einwärts zu drücken.

Die große Pulsader des Beines kann vorne auf der Mitte der Schenkelbeuge mit den Fingern zusammengedrückt werden. (Fig. 6.)

An diesen Stellen legt auch der Arzt die Aderpresse (Tourniquet) an, wenn er den Blutstrom hemmen will, und sucht durch Einschnitte die Adern auf, wenn er sie zubinden will.

Um aber durch einen solchen Druck auf eine bestimmte Stelle den Blutstrom zu hemmen, dazu gehört einestheils genaue anatomische Kenntniß der Stelle, andertheils eine gewisse Uebung und Geschicklichkeit und große Kraft und Ausdauer, wenn die ärztliche Hülfe lange ausbleibt.

Auf dem Transporte verschiebt sich ausserdem die bestangelegte Aderpresse nur gar zu leicht, und sie schadet dann mehr, als sie nützt. —

Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die schädlichen Folgen zu beobachten, welche nach dem Anlegen einer solchen Aderpresse alten Stils eintreten können, wenn auf dem Transporte sich die Pelotte verschiebt oder der unelastische Gurt allmählich wieder nachgiebt.

Nach der Schlacht von Kolding wurde in das Lazareth zu Christiansfeld ein schleswig-holsteinischer Soldat gebracht, dem

und sicherer, sich der elastischen Einschnürung zu bedienen, das heißt mittelst einer elastischen Binde oder eines Gummischlauches das Glied an einer Stelle so zu umschnüren, daß kein Blut mehr durch irgend eine Ader hindurchfließen kann.

Wenn man einen elastischen Riemen einmal mit aller Kraft um ein Glied schnürt, so ist der Druck nicht stark genug, um die Adern zusammenzudrücken. Wenn man aber an derselben Stelle den Gurt mehrmals herumführt, so verstärkt jede folgende Umkreisung den Druck so sehr, daß bald kein Blut mehr die Stelle passiren kann.

Die neueren Aderpressen, mit welchen die Ambulancewagen der Truppen, die Rettungskästen der Eisenbahnen und die Instrumentenkästen der Chirurgen versehen sind, bestehen daher auch nur aus einem elastischen Gurt oder Schlauch.

Wenn aber eine solche Aderpresse nicht zur Hand ist, dann muß man sich auf andere Weise zu helfen suchen. Wenn man z. B. eine leinene Binde hat, so legt man dieselbe so fest wie möglich an einer Stelle so an, daß jede Umkreisung die andere deckt, und befestigt sie dann reichlich mit Wasser, nachdem man das Ende gut befestigt hat. Durch die Befeuchtung zieht sich die Binde so kräftig zusammen, daß der Druck derselben in vielen Fällen ausreichend sein wird.

Hat man nichts als ein Tuch (Halstuch, Schnupftuch) zur Hand, so legt man dasselbe, als Cravatte gefaltet, lose um das

Digitized by Google

„Ob's wohl reicht!“ Nach dem Oelgemälde von W. Großmann.

Digitized by Google

Glied, knotet die Enden gut zusammen, schiebt einen Knebel (Stock, Waschschlüssel, Möriersiempel, Axt, Degen mit Scheide, Ladestock) unter das Tuch und dreht denselben so lange herum, bis die Blutung steht (Knebeltourniquet).

Aber eine elastische Umschnürung ist in allen Fällen vorzuziehen, weil die Wirkung derselben stärker und von größerer Dauer ist.

Ich habe neuerdings elastische Hosenträger anfertigen lassen, deren Gurt aus einem Stücke besteht und so lang ist, daß man damit bei dem kräftigsten Manne die Schenkelpulsader zusammenschnüren kann. Wer ein solches Tragband trägt, wird also im Stande sein, jede Blutung aus Armen oder Beinen an sich selbst oder Anderen mit Hülfe derselben zu stillen.

Die Veranlassung zur Erfindung dieses Tourniquet Hosenträgers gab mir der Verblutungstod des Kaisers Alexander's des Zweiten von Rußland. Wer erinnert sich nicht mit Entsetzen des schrecklichen Endes dieses unglücklichen Monarchen? Durch die von verruchter Mörderhand geschleuderte Bombe wurden beide Beine des Kaisers zerschmettert; aus den zerrissenen Adern strömte das Blut, aber Niemand war zur Stelle, der es verstanden hätte, den Blutstrom zu hemmen. Ohne daß ein Verband angelegt worden, fuhr man den Ohnmächtigen in einem Schlitten zum Winterpalast. Während der Fahrt rieselte das Blut unaufhaltsam aus den gräßlichen Wunden, und fast leblos kam der Kaiser im Schlosse an. Erst hier suchten die herbeigerufenen Aerzte durch Einwicklung mit elastischen Binden das wenige noch im Körper vorhandene Blut nach dem Herzen zu drängen. Vergebens wurden die Herzsöne wieder hervor, die Athemzüge liefen. Der Kaiser schlug noch ein einmal die Augen auf. Man reichte ihm das Abendmahl und schickte nach Instrumenten, um frendes Blut in die Adern zu spritzen. Aber ehe dieselben ankamen, wurden Herzschlag und Athembewegungen wieder schwächer und hörten plötzlich ganz auf — der Kaiser war todt.

In einem Berichte, welchen Dr. Dworzaschin in der „St. Petersburger Zeitung" über die Verwundung des Kaisers veröffentlichte, heißt es: „Wäre ein sachverständiger Mann in der Nähe gewesen und hätte die Umgebung Seiner Majestät nicht den Kopf verloren, wäre eine Compression der Pulsadern oder eine feste Einschnürung der Schenkel vorgenommen, so wäre der Kaiser wahrscheinlich gerettet gewesen." (?)

Dieses traurige Ereigniß beschäftigte lange meine Gedanken. Es war mir unbegreiflich, daß bei der Lebensgefahr, von welcher der Kaiser stets bedroht war, man nicht seine Umgebung, Lakaien, Kutscher, Reitknechte oder Leibjoisen mit elastischen Schläuchen versehen und darin unterrichtet hatte, in solchem Falle die erste Hülfe zu leisten, nachdem ich doch schon vor acht Jahren gelehrt hatte, wie jeder Laie auch ohne anatomische Kenntnisse mit Hülfe eines solchen Gummischlauches jede Blutung aus verletzten Pulsadern an den Gliedern stillen könne.

Da sie mir ein, daß es zweckmäßig sein dürfte, einem allgemein gebrauchten Kleidungsstück eine solche Construction zu geben, daß es in derartigen Nothfällen mit gutem Erfolge gebraucht werden könnte, und so entstand der „Tourniquet-Hosenträger".

Ich wendete mich an den Inhaber der rheinischen Gummiwaarenfabrik, Herrn Franz Clouth in Nippes bei Köln, und veranlaßte ihn, derartige Träger herzustellen, die nunmehr nach vielen Versuchen zu meiner Zufriedenheit ausgefallen sind, sodaß ich Herrn Clouth die Erlaubniß gegeben habe, jeden Exemplare eine von mir verfaßte Gebrauchsanweisung beizugeben. (Preis pro Paar 2,50 M.)

Anstrücklich warnen muß ich noch vor der Anwendung der sogenannten Blutstillungsmittel, welche so oft in die blutende Wunde hineingestopft werden, sein es nun die aus der Apotheke bezogenen (Eisenchlorid, gelbe Charpie, Pinghawer Pambi rc.) oder seien es Volksmittel (z. B. Spinnengewebe, welches gewöhnlich aus den staubigsten Ecken geholt wird). Man kann mit solchen Mitteln wohl unbedeutende Blutungen zum Stehen bringen, aber ein zweckmäßig angewendeter Druck erreicht diesen Zweck viel besser, und nach dem, was ich über die schädliche Einwirkung jeder Art von Verunreinigung auf die Wunden gesagt habe, wird es klar sein, daß solche Mittel meist nur Schaden anrichten können, jedenfalls die rasche Heilung durch erste Verklebung verhindern müssen.

Ueber Rechte und Pflichten der Eisenbahnreisenden und der Eisenbahnverwaltungen.

Seitdem der Dampf den Verkehr der Menschen neugestaltet hat, ist das ganze Jahr hindurch Reisezeit. Wenn auch der Sommer für die Vergnügungsreisenden seinen natürlichen Vorzug behauptet und namentlich für die jungen Fahrten, die Tagesausflüge, Tausende in Bewegung setzt, so werden doch in den übrigen Jahreszeiten durch die Gebote der Arbeit und Pflicht in deren zahlreichen Verzweigungen die Wahnbahn bevölkert, während „das Geschäft" diejenigen, welche sogar den Titel „Reisende" führen, das ganze Jahr auf allen Bahnen herumhetzt. — Zwischen diesen und den Vergnügungsreisenden, welchen das Glück es gestattet, jedes Jahr in die Bäder oder in schöne Länder zu eilen, und die eben deshalb auf den Eisenbahnen nach und nach „wie zu Hause sind", bewegt sich eine nicht geringe Anzahl Anderer, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß ihnen eine Eisenbahnfahrt, wenn auch nicht etwas Neues, so doch etwas Seltenes ist. Solchen Reisenden, zu denen ganz gebildete und sogar gesetzte Leute gehören können, erwachsen nun sehr leicht Unannehmlichkeiten aus der Unkenntniß der mancherlei gesetzlichen Eisenbahn-Anordnungen. Selbst Bielgereiste wissen worfach nicht, daß Specialbestimmungen einzelner Eisenbahnverwaltungen jedem deren der Negierungen vom 1. Juli 1874 und vom 1. Juni 1876, in Uebereinstimmung mit dem Bahnpolizei-Reglement vom 4. Januar 1875, respective vom 12. Juni 1878 nur noch in so weit Geltung haben, als sie mit denselben nicht im Widerspruch stehen, dasselbe vielmehr nur ergänzen oder dem Publicum günstigere Bedingungen gewähren.

An diese Seltenreisenden richten sich die folgenden, belehrenden Mittheilungen eines Vielverfahrenen, und wenn der reisebewanderte Leser längst Bekanntem darin begegnet, so berücksichtige er das Bedürfniß Anderer, nicht damit Vertrauter, die wir auf ihren seltneren Reisen vor dem zu bewahren wünschen, was das Störendste derselben ist, vor Aergerlichkeiten.

Als erstes hat der Eisenbahnreisende stets im Auge zu behalten, daß bei etwaigen Streitigkeiten mit dem Dienstpersonal der Eisenbahnen, wenn diese auf den Stationen stattfinden, der Stationsvorsteher, während der Fahrt aber der Zugführer die entscheidende Instanz bilden. Das Publicum ist verpflichtet, den Anordnungen des Dienstpersonals, so weit dasselbe durch Uniform oder Dienstabzeichen legitimirt ist, unbedingt Folge zu leisten; vorkommende Streitigkeiten hat dasselbe entweder mündlich bei den Vorgesetzten zur Erledigung zu bringen oder seine Beschwerden bei den Dienstvorgesetzten schriftlich anzubringen, respective in das auf jeder Station befindliche Beschwerdebuch einzutragen.

Was dann zunächst die Personenbeförderung anlangt, so muß ausdrücklich gesagt werden, daß diejenigen Reisenden, welche fünf Minuten vor Abgang des Zuges noch keine Fahrkarte gelöst haben, auf Verabfolgung einer solchen einen Anspruch nicht haben.

Häufig tritt der Fall ein, daß Zuspätkommende den Schalter bereits geschlossen finden und, ohne einen Fahrschein gelöst zu haben, im Coupé Platz nehmen. Hier treten folgende Bestimmungen in Geltung:

„Der Reisende, welcher ohne gültigen Fahrschein betroffen wird, hat für die ganze von ihm zurückgelegte, und wenn die Zugangsstation nicht sofort ungzweifelhaft ermittelt werden kann, für die ganze vom Zuge zurückgelegte Strecke das Doppelte des gewöhnlichen Fahrpreises, mindestens aber den Betrag von sechs Mark zu entrichten. Derjenige Reisende jedoch, welcher in einen Personenwagen einsteigt und gleich beim Einsteigen unaufgefordert den Schaffner oder Zugführer meldet, daß er wegen Verspätung seinen Fahrschein habe lösen können, hat, wenn er überhaupt noch zur Mitfahrt zugelassen wird, worauf er aber keinen Anspruch hat, einen um eine Mark erhöhten Fahrpreis zu zahlen. Wer die sofortige Zahlung verweigert, kann ausgeschrieben werden."

Nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt, ist jeder Versuch zum Einsteigen sowie jede Hülfeleistung dazu streng verboten, zu strafbar. Das Fahrgeld muß eigentlich und sollte stets von jedem Reisenden abgezählt bereit gehalten werden, namentlich an Schalter, wo Wechsein größerer Geldsheine und durch Herausgeben kleiner Münze zu viel Zeit verloren geht. Auch ist wohl zu merken, daß Coupons, und zwar auch von Staatsspapieren, nicht in Zahlung genommen werden, sondern daß jede solche in Reichs- oder Landesmünze, Reichskassenscheinen oder den landesüblichen Papiergelde geleistet werden muß. Ausländisches Geld, Gold oder Silber, wird überhaupt nicht angenommen.

Uebrigens kann kein Passagier gezwungen werden, in einer niedrigeren Classe Platz zu nehmen, als er gelöst hat, und bei einer Umrelenden Raummangel gehen die Fahrbillets Anspruch auf die betreffende Wagenclasse, so weit in dieser Plätze vorhanden sind, respective beim Wechsel der Wagen vorhandenen bleiben, wenn aber einem Reisenden der seinem Fahrschein entsprechende Platz nicht angewiesen und ihm auch zeitweilig ein Platz in einer höheren Classe nicht eingeräumt werden kann, so steht es ihm frei, den Fahrschein gegen einen solchen der niedrigeren Classe, in welcher noch Plätze vorhanden sind, und gegen Erstattung des Unterschiedes zurückzugeben. Jedenfalls haben aber die mit durchgehenden Fahrscheinen versehenen Reisenden den Vorzug vor den neu hinzukommenden.

Unterwegs, also auf Zwischenstationen, kann ein Uebergehen auf Plätze einer höheren Wagenclasse nur dann beanspruch werden, wenn man einen Fahrschein auf die Bestimmungsstelle einlöst, durch dessen Preis, einschließlich desjenigen für den bereits gelösten Fahrschein, der Fahrpreis für die höhere Classe mindestens gedeckt wird.

Diese Bestimmungen sind von außerordentlicher Bedeutung ins-

Digitized by Google

besonders für die Abend-Extrazüge im Sommer, wo die ungeduldig harrende, überzahlreiche Menge der Wartenden oft mit Gewalt sich beliebig der leeren Plätze bemächtigt und dadurch die ruhig wartende Minderheit von Passagieren, welche aber gewöhnlich mit Fahrkarten der besseren Classe versehen ist, in die Lage bringt, an Ort und Stelle zurückgelassen zu werden; es ist ihr bei dem allgemeinen Wirrwarr und dem Drange der Zeit dann nicht einmal möglich, die gelösten Fahrscheine umzutauschen, und sie wird so gezwungen, ihren unfreiwilligen Aufenthalt oft bis zum frühen Morgen zu verlängern.

Kaufen und im Voraus belegen kann man wohl ein ganzes Coupé, nicht aber einzelne bestimmte Plätze; verlässt Jemand auf den Zwischenstationen seinen Platz, ohne denselben zu belegen, so muss er sich, wenn derselbe inzwischen besetzt worden ist, mit einem andern begnügen.

Den Reisenden ist verboten, beim Ein- und Aussteigen die Wagenthüren selbst zu öffnen; sie müssen vielmehr das Oeffnen derselben dem Dienstpersonal überlassen und dürfen nicht ein- und aussteigen, bevor der Zug vollig stillhält.

Das Dienstpersonal ist berechtigt und auf Verlangen der Reisenden auch verpflichtet, denselben ihre Plätze anzuweisen, und für allein reisende Damen muss sich in jedem Zuge mindestens je ein Damencoupé der zweiten und dritten Wagenclasse befinden.

Auf die Bequemlichkeit und Körperconstitution der Reisenden ist vorschriftsmäßig in sofern Rücksicht genommen, als auf Verlangen jeder Reisenden der Fenster mit der Windleine geschlossen werden müssen, wie auch durch Einrichtung von besonderen Coupés für Nichtraucher gesorgt worden ist.

In Rücksicht auf das Wohl der Reisenden während der Fahrt können Personen, welche wegen einer sichtlichen Krankheit oder aus anderen Gründen durch ihre Nachbarschaft den Mitreisenden augenscheinlich lästig würden, von der Mit- und Weiterreise ausgeschlossen werden, falls sie nicht ein besonderes Coupé bezahlen.

Ferner wird, wer die vorgeschriebene Ordnung nicht beachtet, sich den Anordnungen des Dienstpersonals nicht fügt oder sich „unanständig" benimmt, ohne Anspruch auf den Ersatz des bezahlten Fahrgeldes von der Mit- und Weiterreise ausgeschlossen; insbesondere dürfen trunkene Personen zum Mitfahren und zum Aufenthalt in den Wartesälen nicht zugelassen werden.

Dies die hauptsächlichen Bestimmungen über die Fahrt selbst! Sollte nun ein Reisender die Abfahrtszeit versäumen, obwohl er eine Fahrkarte gelöst, so steht ihm zunächst ein Anspruch auf Rückerstattung des Fahrgeldes oder auf irgend eine andere Ausgleichung nicht zu — denn die Versäumniß war zu durch seine eigene Schuld eingetreten — doch ist ihm gestattet, auf Grund der gelösten Fahrkarte mit einem am nämlichen oder nächstfolgenden Tage nach der Bestimmungsstation abgehenden, zu seinem höheren Tarifsatze Zuge zu reisen, wenn er seine Fahrkarte unperzüglich dem Stationsvorsteher vorlegt und mit einem Vermerk über die verlängerte Gültigkeit versehen läßt. Eine Verlängerung der für Retourkarten sowie für Fahrkarten zu Ausdreisen und Vergnügungszügen festgesetzten Frist wird hierdurch nicht bedingt.

Versäumte Ankunft oder Abfahrt von Zügen begründen übrigens keinen Anspruch gegenüber der Eisenbahnverwaltung; auch berechtigt eine ausgefallene oder unterbrochene Fahrt nur zur Zurückforderung des für die nicht durchgeführte Strecke gezahlten Fahrgeldes. Alles Andere, auch in Folge einer nicht durch höhere Gewalt herbeigeführten Zugverspätung der Anschluß an einen andern Zug versäumt, so ist dem mit durchgehender Fahrkarte versehenen Reisenden nach Möglichkeit Anschluss, dadurch, dass mit dem nächsten zurückführenden Zuge unentgeltlich zur Abgangsstation zurückgefahren ist, der bezahlte Preis für die Hinreise sowie der für die Rückreise zu erstatten, falls die Anmeldung des Anspruchs sogleich nach Ankunft des verspäteten Zuges beim Stationsvorsteher erfolgt.

Die preußischen Staatseisenbahn-Directionen sind übrigens angewiesen worden, bei solchen Zugverspätungen auf die Weiterbeförderung der Reisenden mittelst eines besonderen Zuges Bedacht zu nehmen, sofern sich für die zurückgebliebenen Reisenden nach dem Fahrplane keine geeignete Gelegenheit bietet, ihre Reise ohne erheblichen Zeitverlust fortzusetzen, oder bei betreffende Anschlussstation nicht gesorgt ist, den Reisenden eine angemessene Unterkunft zu gewähren. In diesen Fällen ist nur der gewöhnliche, nicht aber der für die außergewöhnliche Beförderung in Güterzügen festgesetzte örtliche Fahrpreis von den Reisenden zu erheben.

Machen Elementarereignisse oder andere Hindernisse die Fahrt auf einer Strecke der Bahn ganz unmöglich, so muß für die Weiterbeförderung bis zur fahrbaren Strecke mittelst anderer Fahrgelegenheit nach Thunlichkeit so lange gesorgt werden, bis für jeden einzelnen Fall eine besondere Anordnung getroffen worden ist.

Kinder unter zehn Jahren werden zu einem niedrigeren Fahrpreise befördert; und für solche, welche noch getragen werden und ihre Stelle auf den Plätzen der Angehörigen haben, wird keine Zahlung gefordert.

Als „Reisegepäck" wird in der Regel nur, was der Reisende zu seinem und seiner Angehörigen Bedürfnisse mit sich führt, namentlich Koffer, Mantel- und Reisesäcke, Hutschachteln, kleine Kisten rc. befördert, wogegen größere, raumkünstig gepackte Kisten, Tonnen sowie andere nicht zu den Reisebedürfnissen zu rechnende Gegenstände nur ausnahmsweise zugelassen werden können. Kleine, leicht tragbare Gegenstände können, wenn die Mitreisenden dadurch nicht belästigt werden, von den Reisenden in den Wagen als Handgepäck mitgeführt werden, und insbesondere ist es den Reisenden dieser Classe gestattet, Handwerkszeug, Tornister, Tragleisten in Körben, Säcken und Kiepen, nach Entscheidung des Stationsvorstehers, mit sich zu führen. Für solche in den Wagen mitgenommene Gegenstände werden keine Gepäckscheine ausgegeben; sie sind vielmehr von den Reisenden selbst zu beaufsichtigen.

Dagegen dürfen feuergefährliche Gegenstände, wie alles Gepäck, welches Flüssigkeiten und schadenbringende Gegenstände enthält, in den Personenwagen nicht mitgenommen werden.

Am Bestimmungsorte kann der Reisende nach Ankunft des Zuges die sofortige Ausliefierung des Gepäcks nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit im Verlaufe der Gepäckexpeditionen, und zwar ohne die Anlegung aller übrigen Stücke abzuwarten, verlangen oder dasselbe innerhalb vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft in der Gepäckexpedition in den bestimmten Expeditionsstunden gegen Rückgabe des Gepäckscheines abholen lassen; länger, als es länger liegen, so muß für alle weiteren unterbrochenen Stunden das vorschriftsmäßige Lagergeld bezahlt werden. In Ermangelung des Gepäckscheines ist die Verwaltung zur Aushändigung des Gepäcks nur nach vollständigem Nachweise der Empfangsberechtigung gegen Ausstellung eines Revesses und nach Umständen gegen Sicherheit verpflichtet.

Ganz besonders beachtenswerth sind die wenig bekannten Vorschriften über die Haftpflicht der Eisenbahnverwaltung für das Reisegepäck, weil sie selten zur Anwendung kommen, auch der Reisende sich mit der Entschädigung gewöhnlich nicht begnügt wähnt.

Dann nach hatter die Eisenbahnverwaltung von dem Zeitpunkte der Aushändigung des Gepäckscheines ab für die richtige und unbeschädigte Ablieferung der Gepäckstücke im Allgemeinen nach den die Beförderung von Gütern betreffenden Bedingungen und Abreden, besonders aber nach folgenden Grundsätzen: a) Ist von den Reisenden ein höherer Werth nicht declarirt, so wird im Falle des Verlustes oder der Beschädigung nur der wirklich erlittene Schaden vergütet, dieser kann jedoch in einem höheren Betrage als mit 12 Mark pro Kilogramm nach Maßgabe des Gewichts des unversicherten Inhalts des blos beschädigten Gepäckstücks nicht beansprucht werden. b) Ist von dem Reisenden ein höherer Werth declarirt, so wird mit der Gepäckfracht ein Frachtzuschlag erhoben, welcher für jede, wenn auch nur angefangenen 150 Kilometer, die das Gepäck von der Abfertigungs- bis zur Bestimmungsstation zu durchlaufen hat, im Betrage von 20 Pfennig beträgt und 2 für 1000 der ganzen declarirten Summe nicht übersteigen darf. — Die Werthdeclaration hat aber nur dann rechtsverbindliche Wirkung, wenn sie von der Expedition der Abgangsstation im Gepäckschein ausdrücklich bescheinigt ist. — c) Die Verwaltung ist von jeder Verantwortlichkeit für den Verlust von Reisegepäck frei, wenn es nicht innerhalb acht Tagen nach Ankunft des Zuges auf der Bestimmungsstation abgeliefert wird.

Reisegepäckstücke werden erst nach Ablauf von drei Tagen nach der Ankunft des betreffenden Zuges auf der Bestimmungsstation des Reisenden als in Verlust gerathen betrachtet, und dieser ist erst dann befugt, mit Ausschluß aller seiner weiteren Entschädigungsansprüche, die Zahlung der Versicherungssumme zu fordern, falls aber das verlorene Gepäckstück später gefunden wird, so ist davon der Reisende, sofern sein Aufenthalt zu ermitteln ist, trotz der Empfangnahme der Entschädigung zu benachrichtigen, und kann er dann binnen vier Wochen verlangen, daß ihm das Gepäckstück gegen Rückerstattung jener Schadenersatzes nach seiner Wahl entweder am Bestimmungsorte oder frachtfrei am Aufgabe-Orte verabfolgt werde. Alle im örtlichen Bezirk der Bahnverwaltung oder in den Wagen zurückgelassenen Gegenstände werden mindestens drei Monate lang aufbewahrt, dem Ausgeber oder Finder aber, sobald ein solcher sich beschrieben ist, hesthmöglichst verkauft und dann der Erlös bis Ende der Frist zur Verfügung des Berechtigten gehalten. Im Uebrigen unterliegen bezüglichen gefundene Gegenstände den gesetzlichen Vorschriften über den Fund.

Die für wesentlichsten Vorschriften auch über die Haftpflicht der Eisenbahnverwaltungen! Ueber Haftpflicht im Allgemeinen vergl. unsn Jahrg. 1880, S. 278 und 320.

Zum Schlusse sei es gestattet, den Bahnverwaltungen einige Wünsche auszusprechen, welche das beiderseitige Interesse berühren.

Vor Allem dürfte es zweckmäßig sein, wenn man, ähnlich wie bei der deutschen Postverwaltung, bei der Eisenbahn den Gebrauch deutscher statt der weniger französischen Ausdrucke allgemein einführe. Weiter wie Personen statt der in Oesterreich gebräuchlichen Wandelbuden, Wagons statt Wagen, Coupé statt Wagenabtheilung, Station statt Haltestelle, Passagier statt Reisender, Tour statt Fahrt, Billet statt Fahrkarte, Train statt Zug, Declaration statt Angabe rc. sind sehr geeignet, bei dem reisenden Publicum, namentlich der niederen Volksclassen, Irrthümer hervorzurufen, welche, zumal bei dem eilfertigen Verkehre auf den Bahnhöfen, nach Möglichkeit vermieden werden müssen.

Endlich ist nicht abzusehen, aus welchen Gründen einige Bahnverwaltungen — und insbesondere Oesterreich — bei ihren Preisnotirungen auf den Fahrkarten sich der Ausdrucksweise 2,8 Mark, 1,5 Mark bedienen, während doch die von 2,80, 1,50 Mark rc. über allen Zweifel erhaben, erstere aber leicht die Vermuthung auf 2,08, 1,05 aufkommen lassen könnten.

Vielleicht kommen diese Winke dazu beitragen, an maßgebender Stelle Abhilfe zu schaffen.

von Oesterd.

Blätter und Blüthen.

Dichter-Ehren — auch wenn erst einem Todten dargebracht, werden stets unsere freudige Theilnahme finden, weil sie in unserer, der Dankbarkeit und dem Idealen gerade nicht hingebend zugethanen Zeit doch Zeugniß für ein Wollen bleiber ablegen. In dem vorliegenden Fall können wir das noch Erfreulichere berichten, daß der Mann, dem man nun ein Erinnerungsmal setzt, schon als Lebender von seiner Heimath hoch in Ehren gehalten worden ist; dies geschah dem Dichter Ludwig Storch von seinem Geburtsorte Ruhla, der der Volks-

Digitized by Google

mund „die Ruhl“ nennt. Dieser thüringische Ort hat zwar die seiner Entwickelung oft fördernd entgegentretende Eigenthümlichkeit, durch einen Bach in zwei Theile geschieden zu sein, die zu zwei Staaten, Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha, angehören, aber in der Pietät gegen verdiente Landsleute giebt es doch schlechthin immer nur eine Ruhl. So war es auch ein gemeinsamer Beschluß gewesen, Ludwig Storch nicht nur das Ehrenbürgerrecht zu ertheilen, sondern auch einen nahen Berg mit seinem Namen zu benennen. Am 2. Juli d. J. ist ein diesem echten thüringischen Dichter errichtetes Denkmal feierlich enthüllt und geweiht worden. Es hat seine Stelle auf dem sogenannten Sarkophagplatz (im Volksmund: den „steinernen Sargplatz“) und besteht aus Bäumen und besetzt und einer in Form einer römischen Tafel gegossenen Eisenplatte mit dem Reliefbildniß des Gefeierten in Bronze und der Inschrift:

„Dem Rudenser des Volksdichters
Ludwig Storch,
geboren am 14. April 1803, Ruhla,
gestorben am 5. Februar 1881, Kreuzwertheim,
die dankbare Ruhl.“

Die Enthüllungsfeier gestaltete sich zu einem großen Thüringer Volksfeste, das mit Kanonendonner und Glockengeläute begann und mit der Betrünzung des Denkmals, nachdem Hofrath Dr. Alexander Ziegler die Festrede gehalten, in dem herrlichen Waldthal erhebend schloß. Zu den Kränzen, welche von auswärts (Berlin, Leipzig, Eisenach rc.) zur Feier gesandt waren, gehörte auch ein Lorbeerkranz, welchen „die Gartenlaube“ ihrem ältesten Mitarbeiter“ mit einem poetischen Festgruß von Storch's altesten Freunde, Friedrich Hofmann, gewidmet hat.

Denselben Platz ziert auch eine Gedenktafel für den am 7. April 1631 in Ruhla geborenen sächsischen Bürgermeister Hartmann Schenk, gestiftet von Alexander Ziegler, und am gleichen Tage enthüllt.

Alexander Ziegler, dem berühmten Reisenden und Schriftsteller, der, selbst ein Sohn der Ruhl, sich als treuen Pfleger und Förderer des Ruhlaer geistigen und materiellen Lebens und Gedeihens großes Verdienst erworben hat, ist es namentlich zu verdanken, daß nicht auch für diese Dichterdenkmale der Klingelbeutel durch das ganze Reich getragen wurde, sondern daß die Ruhlaer, die Beiträge unaufgefordert Verehrer des Dichters abgerechnet, die Denkmal selbst errichteten. Das ist ein sehr hervorzuhebendes und nachahmungswerthes Beispiel!

Alexander Ziegler ist es auch, welcher soeben „Ludwig Storch's poetischen Nachlaß“ (Eisenach, Hofbuchhandlung von D. Jacobi) herausgegeben hat. Das schmucke Werk ist von den Dichter von einer neuen Seite; denn außer dem Liederkranz: „Die Glocken im Ruhlthale“, mariotischen Gesängen, „Landschaftsbildern“ und der Thüringer „Frau Romantik“ enthält es auch eine Abtheilung von Liedern und Stücken in der Ruhler Mundart, die uns besonders, wie verrant Storch mit allen Beziehungen seines Heimathvolkthums war. Sicherlich wird dieser „Poetische Nachlaß“ den vielen Verehrern des gefeierten Dichters willkommen sein.

„Ob's wohl reicht?“ (Abbildung Seite 485.) Das ist ein heiter Haushalt nach alter guter Sitte! Der Anblick eines solchen Familienbildes thut wohl und erweckt wahre liebe Erinnerungen. Bekanntlich ebbte bei unsern Vorfahren ein Kleidungsstück oft vom Großvater bis auf den Enkel fort; denn — das bekannten die Großmütter noch heute — das Tuch war damals viel haltbarer, als jetzt, und die Mode beherrschte die Leute viel weniger, als in unserer Zeit, am wenigsten auf dem Lande, wohin die Trachten unseres Bildes deuten. Die Nothwendigkeit, in jedem Spielsmann Haushalte an den Ausgaben für die Kleider, und namentlich bei der vielzerreißenden Kindern, nach Möglichkeit zu sparen, ist natürlich auch der Gegenwart noch nicht abhanden gekommen, und Jeder, der nicht den wohlhabenden Ständen von Jugend auf angehörte, kann sich noch die Augenblicke zurücksinnen, wo er da stand, wie der prächtige Junge unseres Bildes, mit dem Holzen Gesicht, „ob's wohl reicht“ eine neue Hose, von Vaters Rock eine neue Jacke zu bekommen. Auch das haben wir erlebt, daß die Mutter bedenklich sagte: „Ob's auch reicht?“, und daß Bedenken gingen auch auf die Kinder über, deren Herzen so so eng mit dem der Mutter zusammenhängen. Aber wie heilen sich alle Gesichter auf einmal auf, wenn der Zweifel schwindet, das Maß stimmt und die Aussicht auf ein neues Kleidungsstück aus dem alten Gewande gesichert ist! Wir würden uns ebenso freuen, wenn ein Mädchen am Kinde des Kindes dieselbe Freude zu Zuckerfreude zu bereiten wie uns dem Bilde uns entgegenleuchten. Daß er uns so lieblich in unsere Kindheit zurückführt, macht uns auch den Künstler lieb und wendet ihm unsern vollen Dank zu. Wir sind einmal wieder daheim gewesen — in unserer glücklichsten Zeit.

Zur Gründung eines „Allgemeinen deutschen Touristenverbandes“. Die hohen Bedeutsame der zahlreichen Alpen- und Touristenvereine um die Erforschung der heimischen Gebirgswelt und die Erleichterung des Verkehrs in denselben sind so allseitig anerkannt, daß schon frühere den Vorstand des „Taunus-Clubs zu Frankfurt a. M.“ veranlaßt, ein gemeinsames engeres Zusammengehen der einzelnen Vereine vorzubringen. In Folge dieser Anregung wurde in einer am 18. Juni 1880 zu Frankfurt a. M. stattgefundenen Delegirtenversammlung verschiedener Touristenvereine der hohe Nutzen des wechselseitigen Verkehrs zwischen den einzelnen Vereinen allgemein anerkannt, die Gründung eines „Allgemeinen deutschen Touristenverbandes“ im Princip beschlossen und der Taunus-Club beauftragt, einen provisorischen Statutenentwurf auszuarbeiten und ihn in einem geeigneten Zeitpunkt allen deutschen Touristenvereinen vorzulegen. Da inzwischen in den Jahren 1880 und 1881 der Touristenverkehr in Deutschland sich im Allgemeinen sehr gehoben hat, so hielt es der Vorstand des Taunus-Clubs für geraten, einen Entwurf zu den Satzungen des geplanten Verbandes schon in diesem Jahre an die Vorstände anderer Touristenvereine zu verschicken, um auf diese Weise die Vervorklichung des Planes möglichst zu beschleunigen. Indem wir noch mittheilen, daß etwaige Vorschläge zur Abänderung des Entwurfes bis zum 31. August dieses Jahres an den Vorstand des „Taunus-Clubs“ einzusenden sind, verfehlen wir nicht, die für eine ersprießliche Entwickelung des deutschen Touristenthums so wichtigen Bestrebungen unserer wärmsten Sympathien zu verschern.

Die Sterne.

Leise über Meer und Lande
Kommt die Nacht herangezogen,
Und es blicken See und Fluren
Mild empor zum Himmelsbogen.

Und das Auge hebt der Denker,
Sieht die Pracht des Sternenlichtes;
Im Bewußtsein ihres Schaffens
Fragt er lächelnden Gesichtes:

„Sagt, was pennket ihr am Himmel?
Sterne, sagt euch nur der Erden,
Wo im Menschenwesen am höchsten
Gott sich zeigt im ew'gen Werden!“

Hallt im Tönen, hallt im Tagen
Schaut empor die Jungfrauenblüthe:
„Sterne, geht ihr nimmer Runde
Unserm ahnenden Gemüthe?“

Seid ihr wirklich jene Welten,
Die den Seligen beschieden,
Wo die Lichtgestalten weilen
In der Liebe Gottesfrieden?“

Aber schweigend ziehn die Sterne
Fort in ihren ew'gen Kreisen,
Und die Winde und die Wellen
Singen ihre alten Weisen.

Und ein Kindlein blickt zum Himmel;
Freudig klatscht es in die Hände:
„Mutter, sieh die vielen Sterne,
Schön und schöner ohne Ende!“

Und die Sterne senden freundlich
Auf das Kindlein lichten Segen;
Wind und Wasserwoge rauschen
Sanfte Grüße ihm entgegen.

Hermann Holtz.

Kleiner Briefkasten.

P. W. in Weimar. Ihre Bemerkungen zu einzelnen Ausstellungen unseres Artikels über die sächsischen Landesfarben (Jahrg. 1878) sind dankenswerth und veranlassen uns zu folgendem Nachtrag: Das Wappen der sächsischen Kurwürde, beziehentlich des Reichserzmarschallamtes, bestand aus zwei rothen gekrönten Schwertern im schwarz und weiß quer getheilten Felde; die Farben der Kur wurden also ebenso wie in dem Nationalfarben des neuen deutschen Reiches. Der graue Rautenkranz im nennmal schwarz und golden quer getheilten Felde ist eine heraldische Breisure (Beizeichen im Wappen) für die jüngere Linie des Ballenfleiser oder ernestinischen Fürstenhauses, welche die sächsische Kurwürde erwarb. Der graue Rautenkranz wurde aber auch vom Hause Sachsen-Lauenburg geführt und ist noch gegenwärtig ein Hauptheil des Wappens aller anderen Herzöge von Sachsen und der Herzöge von Anhalt, welche sämmtlich wie die Fürsten Thüringens haben, unmittelbar also hat der Rautenkranz mit der Kur gar nichts zu thun.

Die einzige Erklärung für die sächsischen Landesfarben ist die, daß sie willkürlich gewählt worden sind. Es giebt überhaupt nirgends alte Landesfarben. Der Begriff solcher Farben ist ein durchaus moderner, erst überall nach dem Aufsteden der französischen Tricolore nachweisbar, welche sich in einem Gegensatz zu den alten dynastischen Wappen- und Dosfarben stellte. Als die Tricolore, welche auch das napoleonische Kaiserthum beherrschten hatte, in den Freiheitskriegen den schwarz-gelben Fahnen Oesterreichs und den schwarz-weißen Preußens unterlag, fühlten auch die anderen Staaten das Bedürfniß solcher Nationalfarben und wählten sie nach der Analogie jener, die sich so ruhmlich bekannt gemacht hatten. Wenn diese Farben schwarz-gelb-grün in seinen Wappenfarben wählten können, man wollte aber keine Tricolore haben; grün-gelb erschien geschmacklos; schwarz-gelb war bereits Oesterreichisch; schwarz-grün unbeachtlich; man resolvirte sich also dahin, dem Schwarz-Weiß Preußens ein Grün-Weiß Sachsens an die Seite zu stellen, allerdings mit Rücksicht auf den grünen Rautenkranz Sachsens, aber ohne jede Spur eines Zusammenhanges mit „den Farben der Kur“, oder „der des alten Herzogthums“, sondern in Hinblick auf die weiße Fahne mit grünem Kreuze der sächsischen Landwehr von 1814. Vergl. hierüber Dr. Th. Flathe's Geschichte von Sachsen in Heeren's u. Ukert's Geschichte der europäischen Staaten, Band 3, Seite 382.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 30. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. Zu beziehen à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

Das Jahr des Herrn 1521 war soweit vorgeschritten, daß der launenhafteste und wetterwendischste aller Tage, der erste April, vor der Thür stand, und wie allerorten im deutschen Lande, machte sich auch in der freien Reichsstadt Nürnberg männiglich auf einen Schalksstreich von ihm gefaßt. Vorsorglich hatten die ehrsamen Bürger noch einmal den Zipfelpelz hervor und hingen ihn hinter den Kachelofen, um sich zu schützen, wenn etwa die Hagelsterne ihre vom Winter her noch vorräthigen eisigen Früchte über die ersten Frühlingskeime schütteten, oder „Bäcker und Müller sich rauften", daß die weißen Flocken stiebten: die andächtigen Frauen, welche die Frühmesse zu besuchen pflegten, hatten ein Feuerstüblein bereit gestellt, das sie bei vielleicht vorkommenden bösen Nebeln vor Leibesgebrechen bewahren sollte.

Der alte Schelm machte sie alle zu Narren. Unter lachendem Sonnenschein zog er über die baierische Ebene gegen die wehrhaften Mauern heran; mit südlich warmem Hauch drehte er die Wetterfahnen auf den stolzen Thürmen von St. Sebaldus, St. Lorenzo und dem Wesmerthor herum, und kreischend stimmte die zahllose Schaar ihrer Genossen ein, Jedermann lund und zu wissen ihnend, daß der Wind ihn aus einer andern Ecke pfeife.

Der gutgelaunte Gast ward freudig willkommen geheißen. In den von feinernem Blattwerk umkränzelten Erkern der Patrizierhäuser schoben zarte Frauenhände die Fenster auf; und die kunstfertigen Meister öffneten die Pforten der Werkstätten, daß der Klang ihrer Hämmer hinausscholl in die klare Luft, die jungen Mägde aber holten ihre Scherben mit Hochmuth und Muthwillen, wie sie ihre Nägleinblumen benannten, aus den Kellern und stellten sie in die hölzernen Laubengänge vor dem Haus, während die Hausfrauen auf dem Markte von den Bauern große Büschel grüner Peterla kauften, die mit Schwämmklößen auf den Mittagstisch kommen sollten, und übermüthige Junker in buntfeidenen geschlitzten Wämsern wie frisch ausgekrochene Schmetterlinge um die Veilchensträuße der hübschen Gärtnermädchen flatterten; selbst der alte Pater, der im Clarenkloster die Messe gelesen, trug ein mit gelben Blüthenkätzchen bedecktes Weidenzweiglein in der Hand, das er auf dem Kirchhofe gebrochen hatte.

Nur zwei Kinder der freien Stadt wurden des Frühlingstages nicht froh, sondern rannten wie mit brennenden Köpfen und hörten und sahen nichts. Das eine dieser Stadtkinder war ein Knecht in eines ehrbaren Rathes Dienstkleid von rothem lundischem Tuche, einen Spieß in der Hand tragend, gleich einem Wanderstab; das andere die Gürtelmagd der Frau Rotmundin, einer jungen Frau aus den stolzen Geschlechtern Nürnbergs. Zum ersten Mal begegneten sich die beiden in der Sebaldus-Kirche, wo sie am Grabmale des Schutzpatrons der Stadt eine eilige Morgenandacht verrichten wollten. Mit Verdruß sah der Stadtknecht, daß die Magd das Tuch, das ihr vom Kopfe zurückgeglitten war, scheu in's Gesicht zog, da er ihr die Tageszeit bot. Warum that das wie scheue Ding so feind? Begegnete er ihr doch täglich im Hause ihrer Herrschaft, wenn er Botschaft an den jungen Rathsherrn zu tragen hatte. Aergerlich stieg er nach der Gasse „Unter der Veste" hinauf, aber als er in das Schenerl'sche Haus treten wollte, stand er schon wieder ihr gegenüber: sie kam heraus — er ging hinein. Kopfschüttelnd trabte er nach St. Aegidien hinüber; da verschwand eben ihr schwarzer Mantel wie eine Fledermaus hinter der grauen Eucharius-Capelle. Auf dem Herrenmarkt schien sie Haschen mit ihm zu spielen; sobald er ein Hans betrat, verließ sie dasselbe, und wenn er in das Geheimstüblein des Herrn klapfte, schlich sie aus dem Gemach der Frau hervor. Sonderbar! Während er breitspurig auf der stolzen steinernen Brücke die Pegnitz überschritt, mochte sie sich durch das Heiligegeisthospital geschlichen haben; denn vor dem hohen Portal der Kirche des zweiten Schutzheiligen der Stadt prallten sie abermals zusammen.

„Heiliger Lorenz, behüt mich vor Versuchung!" seufzte der Knecht. „Ich glaub halt, die Dirn hat's auf mich abgesehen."

Und die Magd grüß nach dem Rosenkranz, der ihr am Gürtel hing. „Jesus, Maria und Joseph! Kann man den Kerl mit los werden? Schützt mich vor dem alten Frag!"

Aber die Heiligen hatten taube Ohren. Denn als er in der Spitzbogenpforte des Nassauerhofes seinen Spieß aufstieß, klapperten über ihm ihre flinken Füße auf der Schneckentreppe, und als Beide zur Rückkehr vorsichtig den abgelegenen Henkersteg wählten, trafen sie abermals auf der Pegnitz zusammen, worauf Jedes ein Kreuz schlug und davon flob. Unter den Buden des Taubelmarktes wurden sie endlich einander los.

Während diese wundersamen Begegnungen zwischen Knecht und Magd sich abspielten, saß in dem Erker eines stattlichen Hauses, der Frauenkirche gegenüber, die Herrin der Magd. Es war ein schönes junges Weib, von Gestalt so rund und zierlich, von Gesicht so frisch und rothwangig und mit so hodbeliger Schalkheit gesegnet, daß ihr wohl kein Adamssohn widerstehen mochte. Ihre dunkelblauen Augen funkelten und lachten, während sie durch die buntgemalten Fenster hinausschauten. Aber sie sahen nicht, wie die Sonnenstrahlen auf dem in gothischen Bogen sich aufschwingenden Giebel der Frauenkirche spielten und die Bildsäule der Himmelskönigin mit einem lebendigen Glorienschein umgaben, daß sie lieblich an-

Digitized by Google

zuschauen war, wie vor zweihundert Jahren, da der berühmte Sebald Schonhofer sie dort erhöhte: sie achtete nicht des Getümmels auf dem Herrenmarkt, wo die Fischweiber vor ihrem Schaff saßen, die Bäuerinnen Milch und Butter feil hielten und die Zeidler aus dem Reichswald, dem der alte Kaiser Karl der Vierte den Ehrennamen „Unseres Reiches Bienengarten“ verliehen hatte, den Lebkuchlern so große Honigbäzen verhandelten, daß man hatte meinen können, man sei im Lande Gosen, wo Milch und Honig fleußt. Sie wandte nicht das Haupt, als unter dem Schall einer riesenhaften Trommel die Stadtsoldner in Krebs und Pickelhaube, den Spieß über die Schulter gelegt, nach ihrem Wachtpostten am Frauenthor hinabtraben, auch nicht, als eine Schaar Wallfahrer mit Fähnlein und Kerzen unter Gesang die Straße nach St. Sebald hinanzog: sie schien nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. Manchmal streich ihre runde Hand leise, wie liebkosend, über den Fenstersitz neben ihr, der, reich geschnitzt und mit einem Polster aus gepreßtem Goldleder belegt, eigentlich der Deckel einer kleinen Lade war; dann fühlte sie in die an goldenem Kettchen hängende Tasche, in der es wie Papier knisterte.

Da öffnete sich die Thür. Die junge Frau fuhr, wie auf verbotenem Wege ertappt, aus ihren Träumen empor und zog das Händchen aus der Tasche — ihr Ehehere trat bei ihr ein.

„Welch wichtigen Dingen sinnt die Frau Rotmundin nach?“ fragte er, indem er auf sein Weibchen zueilte und den Arm um sie schlang.

„Ich schaue den Wettenten zu,“ antwortete sie, „die da drüben am Haller'schen Haus den Umbau beginnen. Der Wirthsam gedenkt es einzurichten, wie er es in der Welt draußen gesehen hat.“

Sie deutete hinüber nach dem hohen Gebäude, das über der Spitzbogenpforte ein steinernes Wappen trug und an dessen dicken Mauern Arbeiter mit Meißel und Hammer thätig waren.

„Bin begierig zu erfahren, wie es ausschauen wird.“

„Mein holdes Herzgespann hat von jeher für alles Neue eine kleine Schwachheit gehabt,“ erwiderte lachend Herr Rotmund und ließ sich auf der Fensterlade nieder.

Das Herzgespann mochte gerade vor einer rothen Glasscheibe sitzen; denn ihre milchweiße Haut erschien jetzt purpurn gefärbt.

„Wollet Ihr Euch nicht auf den Armsessel setzen, wie es dem Herrn des Hauses gebührt?“ fragte sie eifrig. „Das Lädlein möchte zu gebrechlich sein für solch großen Herrn.“

Herr Rotmund legte prüfend die Hand an das Polster.

„Warum wirft Du so blaß?“ fragte er erschrocken.

„Ich?“ lachte sie. „Der blaue Mantel der Delila in der Fensterscheibe giebt nur das winterliche Licht. Bin ich noch immer blaß?“

Und sie neigte das Gesicht mit den Schelmengrübchen in Wangen und Kinn so dicht zu dem Antlitz ihres Eheherrn, daß sich dieser nicht versagen konnte, sie beim Kopf zu nehmen und auf ihren Rosenmund zu küssen.

„Du dem gläsernen Hänslein! Vor den Augen der ganzen Stadt!“ schmollte sie, und das feine Näschen hoch hebend, zog sie sich beleidigt in das tiefe Gemach zurück.

Herr Rotmund eilte ihr nach, und während sie sich von ihm unter tausend Schmeicheleien verlohnen ließ, wurde des gebrechlichen Lädleins vergessen — die kluge Frau hatte ihren Zweck erreicht.

„Was wollte der Stadtknecht schon wieder zu so früher Zeit?“ fragte sie und blinzelte durch die krausen dunklen Wimpern nach ihm hin.

„Er sagte eine Rathssitzung für heute Nachmittag an,“ antwortete Herr Rotmund und machte ein unbefangenes Gesicht. „Und wo läuft Deine Girlelmagd herum? Sie sollte mir eine Hemdkrause stärken und glätten, war aber nicht zu finden.“

„Ich habe sie entsendet, auf daß sie mir ein paar Tische voll Frauen für heute Nachmittag label,“ entschuldigte hastig die Rotmundin.

„Kommen auch die Imhoffischen?“ fragte der Rotmund.

Sie nickte.

„Ist das Wetter bei ihnen eingezogen,“ erzählte er, „seit der Haller wieder da ist. Weißt? Er ist der erkeste Eidam für die Elsbeth. Die Sippen haben früher Verspruch mit einander gehalten. Und nun läßt er sich nimmer bei ihnen sehen. Ist doch schon seit einigen Wochen heim, und heute begegnete er zufällig dem Imhof zum ersten Mal in der Zechstube. Der schaute aus, als müsse er eine Spinne verschlucken, aber der Haller achtete sein gar nit; er strich davon, wie eine welsche Zibetkatze. Ich kann ihn nimmer leiden.“

„O, leiden mag ich ihn wohl,“ sagte die Rotmundin mit einer weichen Stimme. „Er ist flattlich geworden, seit er in der Fremde war. Seine braunen Augen blicken zwar meist zornig oder geringschätzig, als sei ihm allhier nichts mehr gut genug, aber wie frendig blitzen sie auf, so er von seinen Reisen berichtet. Und sein krauziger Mund mit dem verzwirbelten Schnauzbart darüber, der hoffärtig in die Luft sticht, weiß zierlich die Worte zu setzen, wenn er erzählt, wie die Frauen im schönen Augsburg sich ihm kleiden dürfen.“

Sie seufzte tief. Dann fuhr sie fort:

„Ach mein! daß die schöne Zeit vorbei ist, da auch ich in die Welt hinauslugen durfte! Nun bin ich ein eingesperrtes Weiblein.“

„Sei froh, daß Du ein Weiblein bist,“ fuhr der Rotmund heraus, „und nicht nach mir schmachten mußt, wie die Elsbeth nach dem Haller!“

„Wer weiß, ob ich schmachten müßt, wenn ich die Elsbeth wär',“ neckte sie.

Er drohte ihr mit dem Finger. Dann meinte er nachdenklich:

„Hab schon manchmal gesonnen, wie wunderlich es mit der Elsbeth zugeht. Sie ist doch jung und schön. Aber nimmer kann ich es mir für ein Mannsbild als eine Wonne denken, sie zum Herzgespiel zu haben. Wie mag es nur kommen?“

Die Rotmundin senkte die Wimpern. Sie wußte, was der Elsbeth fehlte. Sie konnte nicht schmollen, trotzen, einen Mann vexuiren mit Nichtbeachten und Schweigen und ihn wieder aus dem Elend in den Himmel erheben durch Seufzen, zärtliche Blicke und süß Gethändel. Und die Rotmundin meinte, daß dies die höchste Kunst sei, die eine Frau erlernen müsse. Aber sie hütete sich es zu verrathen.

„Da kommt meine Girlelmagd zurück,“ sprach sie aufstehend „Und horch! schlägt es nicht schon zwölf Uhr? Richtig! auf der Frauenkirche beginnt das Männleinlaufen.“

Die große Uhr am Giebel der Kirche schlug die Mittagsstunde und trieb aus Kupfer geschmiedete Pfeifer und Trommler und die sieben Kurfürsten des Reiches auf ein steinernes Chörlein hinaus, allwo der Kaiser Karl der Vierte, der einstige Schützer und Förderer der Stadt, thronte, vor dem sie sich verneigten. Mit dem zwölften Schlage schmirrte gravitätisch der Herold als der letzte im Zuge in das Uhrgehäuse zurück, und zugleich drehte sich Herr Rotmund wie ein Kreisel in das Speisezimmer, wohin ihn sein Frauchen gedrängt hatte, auf daß der gebratene Auerhahn, den die Köchin mit einem gehämmerten Sode auftrug, nicht kalt werde.

„Wir speisen heute zu so vorneym später Stunde wie der König von Frankreich,“ schäferte sie. Bevor sie ihm aber folgte, zog sie die Thür noch einmal zu und trat zu ihrer Magd.

„Kommen sie?“

„Alle,“ erwiderte die Magd.

„Es hat doch kein fremdes Ohr unser Geheimniß erlauscht?“ fragte die Gebieterin gespannt.

„Keines!“ versicherte die Dienerin.

„Die herbe Ursel wird doch nichts von unserem Fürhaben erfahren?“ meinte die Rotmundin besorgt.

Die Magd schüttelte pfiffig den Kopf.

„Ich bin deshalb mit über den Pannerberg gegangen, sondern durch die Hinterpforten in die Geschlechterhäuser, welche von dem Erbhaus der gestrengen Jungfrau aus gesehen werden können.“

„Das war brav,“ lobte die Frau. „Du darfst Dir zur Belohnung mein Brustlich mit der gestickten Borte nehmen. Trage es sonder Furcht! Ich zahle die Strafe, so die Kleiderordnung auf die Hoffahrt setzt. Die hochmögenden Herren dürfen sich schon daran gewöhnen, daß ihren Trotz geboten wird. — Nun hole mir vom Lebkücher Honigkuchenwecklein, gefüllt mit süßen Feigen und Mandeln! Dann nimm die silberne Kanne dort vom Kandelbrett und laß sie Dir im Keller mit Malvoisier füllen! Nichte mein Gemach, dieweil wir zu Mittag essen!“

Die abwärts steigende Sonne warf lange Streiflichter über das braune Holzgetäfel des Frauengemachs, als die Gäste sich versammelten.

Die ersten, die da kamen, waren die Imhofsschen, eine würdige Matrone mit ihrer erblühenden Tochter. Sie nahten mit leisem

Digitized by Google

Rasseln und Klirren, wie arme Gefangene. Doch waren die Ketten von Gold und Silber und legten sich um Hals und Schultern. Auch hatten sie schwere Mühe, in ihren schleppenden Damasttröcken über die hohe Schwelle zu gelangen, aber sie vollbrachten das Stücklein ohne Unfall. Auf dem Haupte trugen sie beide, wie die Rotmundin, jenen Kopfschmuck der Geschlechterinnen, welcher „Sturz“ genannt wurde; es war ein dichtes, weißes Gewebe, das über die Stirn herabhing und sich um das Gesicht schlang. Nur die Augen schauten aus dem Spalt heraus — bekümmert, von sorgenvollen Falten umgeben die der Mutter; still und wie in sich versunken die blauen von langen blonden Wimpern umsäumten Augen der Tochter. Nach der Begrüßung lüfteten sie die Schleier.

Die lebhafte Rotmundin hatte allezeit eine ärgerliche Anwandlung, wenn sie Elsbeth's rosiges, aber allzu unbewegtes Antlitz erblickte, und wie immer, suchte sie auch heute nach einem Mittel, das kühle Blut der jungen Patricierin endlich einmal in Wallung zu bringen.

„Setzet Euch in das Erkörlein!“ sprach sie zu ihr mit süßem Blick. „Da habt Ihr ein artiges Gegenüber an dem Herrn Wilhalm Haller. Was wäre lieblicher in dieser schönen Welt, als ein Augenspiel zwischen einer holdseligen Jungfrau und einem feinen Junker?“

„Solches würde sich für eine tugendsame Jungfrau nimmer geziemen,“ antwortete Elsbeth mit einer Stimme, die ruhig und anteillos klang, und dabei nahm sie wohl den ihr zugewiesenen Platz ein, saß aber so steif dem Hause gegenüber, als sei sie eine schöne Weihnachtsdocke.

Die Mutter dagegen seufzte und sagte zu der Rotmundin:

„Ihr seid allzeit guten Muthes, liebe Muhme, und scheint Euch leicht in die neuen, schlimmen Sitten zu fügen.“

„Schlimm sind sie halt nit, sondern fürtrefflich,“ antwortete die Rotmundin.

„Fürtrefflich?“ rief die Imhofin empört. „Kömmt Ihr es gut heißen, wie der Wilhalm Haller gegen uns einher fährt? Wenn das sein Vater — der allmächtige Gott möge seine arme Seele pflegen immer und ewiglich! Amen! — erlebt hätt'! Der hat immer gemeint: Die Elsbeth hat' ich hoch; wird einmal eine brave Hausehre werden.' Und der Wilhalm war einverstanden. Wenn er auch nimmer um sie herum gegirrt hat gleich einem verliebten Tauber, sondern sich zurückhielt, wie es wohlanständig ist, so hat er ihr doch, bevor er im vorigen Jahre auf Reisen ging, alle Huld erwiesen. Beim Messerertanz machte er ihr Platz unter dem Volk, daß sie die künstlichen Gänge, so die Messerschmiede mit den Schwertern aufführten, genau beschauen konnte, und leuchtete ihr dann sittsam mit der Fackel heim.“

„Und hat er ihr auch aus der Ferne Liebesboten gesendet? Sind Briefleln zwischen dem Paare hin und her gestogen?“ fragte die Rotmundin.

„Einmal kam Botschaft von ihm, da er in Venezia war,“ berichtete die Frau Imhofin. „Unter den Waarenballen und Rechnungen, die er an seinen alten Buchhalter schickte, war ein Briefleln, darin er der Elsbeth zu ihrem Namenstage Glück wünschte und von dem neuen Firlefanz, den er dort gesehen hatte, schier verzückt erzählte. Auch die Elsbeth hat darauf ein Schreiben an ihn abgesendet. Es war wohlgestalt in Anrede und Danksagung. Sie hat darin aufgezählt, wie sie gewachsen sei in mancherhand Geschicklichkeit, wie viele Zacinetlein sie ausgenäht und wie sie die Pfosete zu baden erlernt habe, die er so gern ißt. Der Imhof hat den Brief dann durchgesehen, und sie hat ihn abgeschrieben sein säuberlich, Frau Bas!“

Die Rotmundin wandte sich an Elsbeth.

„Und habt Ihr dem wohlgestalten Brief auch ein zärtlich Wörtlein beigefügt, das Euer Herr Vater nit erst durchgesehen und in eine künstliche Form gepreßt hat? Oder wenigstens ein Vergißmeinnicht in den Schnürbrelang der Minuskrift?“

„Ihr scherzt,“ antwortete Elsbeth ruhig. „Welche ehrbare Geschlechterin würde so leichtfertige Geckerei üben?“

„O du Abbild der Tugend!“ dachte die Rotmundin.

„Nein,“ sagte die Mutter, „es war ein Schreiben, an dem der strengste Meister unserer Meistersinger keinen Fehl hätte finden können. Dennoch hat der Wilhalm seidem geschwiegen, auch jetzt noch mit keinem Schritt unser Haus betreten.“

„Ich kann mir fürstellen,“ dachte die Rotmundin, „daß ihn nimmer verlangt, den langweiligen Tugendspiegel anzuschauen.“

„Ach, das Mannsvolk ist doch eine wahre Schickung für uns Weiber,“ klagte die alte Imhofin. „Wenn sie uns mögen, müssen wir ihnen unterthan sein, und wenn sie uns nit mögen — o je! dann erst! Wenn i nur wüßt', ob dem Haller — die allerseligste Jungfrau mög' es verhüten! — der Versprach leid wäre. Wenn i nur wüßt'!“

Sie seufzte lief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn mit einem Marderfellchen, das, mit rothem Satian gefüttert, mit goldenen Krallen und Zaum versehen, an einer kostbaren Gürtelschnur hing.

„Wie kömmt Ihr nur also reden, Frau Mutter!“ sagte Elsbeth fast vorwurfsvoll. „Ich kenne den Wilhalm; brav ist er, und sein Wort wird er halten. Derohalb aber, daß er so lange Zeit verstummt und Euch so in Bekümmernuß versetzt hat, wollen wir ihm Vorhalt thun, sobald er kommt.“

„Vorhalt?“ lachte die Rotmundin und sah sie fast mitleidig an. „Ihr schaut drein, als säßet Ihr auf dem Richterstuhl, den Haller zu vernehmen gleich einem armen Sünder. Setzt Euch ihm lieber in's Herz! Von da aus regiert sich's leichter.“

„Wenn er nur überhaupt kommt!“ seufzte die Mutter. „Denkt nur, was uns geschehen ist! Den Tag nach seiner Ankunft sagten es die heiligen Rothbeiser, daß wir uns in der Hirschelgasse vor dem türkischen Hause der Tucher begegneten. Wir wollten die junge Tucherin im Mindbett besuchen, und der Wilhalm kam vom alten Herrn, der ihn nach Venedig und Augsburg gar wohl empfohlen hat. Ich dachte, er würde uns freudig begrüßen, aber er wandte das Haupt hinweg und ging an uns vorüber. Er machte ein Gesicht — Gott verzeih' mir die Sünd'! — als sei ihm eine Kröte über den Weg gelaufen.“

Die Rotmundin hatte aufmerksam zugehört. „Traut Ihr vielleicht die Stärke auf den Köpfen?“ fragte sie spöt.

Die Imhofin starrte sie verwundert an. „Würden wir ohne sie ausgehen? Was denkt Ihr von uns?“

„Daß Euch recht geschehen ist,“ entgegnete scharf die Rotmundin. „Wenn eine Mutter ihrer Tochter einen Kopfputz aufsetzt, aus dem sie herausschaut wie aus einem geplatzten Kürbis, mag sie sich nicht wundern, wenn selbige gleich einem Unhold gesloben wird. Doch tröstet Euch, Frau Bas! Auch Euch wird heute eine frohe Botschaft verkündet werden. Jetzt laßt uns die Frau Schultheißin begrüßen!“

Die stattliche Frau schritt stolz über die Zimmerflure. Hinter ihr ging ihr Page und trug ihr auf beiden Armen die schwere Damastschleppe nach. Dann zog er sich in den Hausflur zurück, wo die Diener von der Barbarakapelle mit Meth bewirthet wurden. Neue Gäste kamen: die Pfinzingin und Tucherin, die Behaimin und Holzschuherin, und wie alle die großen Patricier hießen.

Nach einer kurzen Weile saßen sie plaudernd um die Tische und naschten von den Leckereien, welche die Gürtelmagd bot. Die jüngeren schäkerten im Erker, unter welchem den Jungfrauen zur Augenweide bald ein Männleinlaufen anderer Art entstand, als das auf der Frauenkliche. Eine Junker drehten sich in kurzen Röcken, deren seidene Aermel so lang über die Kniee herabhingen, daß die Beatrix Schreyer meinte, sie glichen den Ohren des Hesfaulthiers, das auf dem letzten Markte in einer Schaubude zu sehen war; übermüthige Chorherren sprangen in goldgestickten Schuhen, riesige Barette auf den Köpfen, zierlich über die Schriftsteine, und auch der junge Mönch zog den Geigestrick fest über der seidenen Kutte, um seine schlanke Taille zu zeigen. Da erhob sich ein Krach gegenüber: die geschäftigen Maurer und Zimmerleute stießen ein Stück Fensterwand im Haller'schen Hause ein.

„Heilige Jungfrau, bitt' für uns!“ schrie es in Chörlein auf, während die Frauenknechte drunten vor dem siebenden Kalk die Flucht ergriffen.

„Schaut!“ rief die alte Imhofin, „jetzt haben sie den heiligen Florian auf die Gasse gestürzt, der mit seinem Sprüchlein: ‚Schütz' mein Haus, zünd' ein anderes an!‘ seit Jahrhunderten das Gebäu vor Feuersnoth bewahrt hat. Gedenkt der Wilhalm das Haus seiner Väter auf den Kopf zu stellen? Den Heiligen wirft er hinaus, aber beim Meister Vischer wird ein Brunnen für ihn gegossen, aus dem ein schamloses Weibsbild steigt.“

„Es ist die Frau Venus,“ berichtigte die Tucherin.

„Ein Name ist kein Gewand,“ verwies sie die Imhofin. „Er will sein Haus herrichten, wie es jetzt im Land Italia bräuchlich ist,“ erklärte die Tucherin, „mit schmuggeraden Fensterreihen, weiter Eingangspforte und breiten Treppen.“

Digitized by Google

„Das mag für das Land Italia sich schicken," haderte die Frau Inhofin, „aber bei uns wird's ein Zuglech werden, und der Haller wird die Gicht bekommen. Das hat er dann von seiner Unraft."

Während die anderen Gäste mit leisen Ellenbogenstößen sich zu verstehen gaben, daß sie wohl wußten, um welcher Ursache willen die Inhofin dem Haller anfüßig war, blieb Elsbeth stumm. Sie hatte seinen Schrei ausgestoßen wie ihre Gespielinnen. Nur verwundert, als traue sie ihren Augen nicht, blickte sie nach dem Hause hinüber, das jetzt der junge Haller im dunklen, mit Marder verbrämten Wams verließ.

Einen forschenden Blick warf er zu ihr herauf. Er wollte wohl aus ihrem Antlitz lesen, ob sie Sorge hegte, des versprochenen Bräutigams verlustig zu gehen. Statt dessen stand ein schier altermes Staunen darauf geschrieben. So mußte er deutlicher werden. Er wandte, ohne zu grüßen, seine Augen ab und bot Herrn Rotmund die Tageszeit, der seine Steinstreppe herabstieg. Dann schritten sie selbander über den Herrenmarkt.

Die Rotmundin schaute ihnen nach. „Wenn der Frauzel," sagte sie, „sich doch auch kleiden wollte wie der Haller! Sieht er in seinem grünen mit roth gepufften Wams nicht aus wie ein bunter Sittig neben einem edlen braunen Falken?"

„Ihr verunglimpft den Haller," meinte Elsbeth, „wenn Ihr ihn einem so wilden Vogel vergleicht, der nur mit Hunger zu zähmen ist."

„Ein tüchtiger Mann liebt es," erwiderte die Rotmundin, „wenn die Schnabelweide, die er begehrt, schwer zu erringen ist. Je höher sie hängt, desto werther wird sie ihm."

Jetzt hatten die beiden Männer den Weg nach dem Rathhause eingeschlagen. Da rief die Rotmundin ihrer Gürtelmagd zu: „Stelle jetzt die Leckerlein zur Ruhe! Geh' vor die Thür und hab' Obacht, daß Niemand uns belauscht!"

Dann erhob sie sich und begann feierlich zu den aufhorchenden Frauen zu sprechen:

„Liebe Muhmen und Basen, Freundinnen und Gevatterinnen! Es ist Euch bewußt, in welch kläglichem Zustande sich das hiesige Frauenvolk befindet. Während überall dasselbe sich schmücken darf nach seinem Gefallen, werden wir allhier seit unvordenklichen Zeiten verurteilt mit einem Kopfputz, so „Sturz" genannt wird. Als Tochter einem der Geschlechter angehören, heißt so viel, wie zum Unglück geboren sein; denn also juckt sich das Schenkel auf ihr Haupt und läßt nur die Augen herausschauen, damit sie an den Leidensschwestern sehen mögen, welch ungestigen Anblick der Sturz der schönsten Frau verleiht. In dieser Sorge hab' ich mich gen Augsburg gewandt, wo die Frauen allen Weibsbildern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation voranstehen in Zierd und Anmuth. Und heut hab' ich die Frucht meines muthigen Unterfangens geerntet. Ich hab' Euch berufen, auf daß Ihr Euren Antheil daran erhaltet. Wohlbedacht hab' ich die grämlichen Alten daheim gelassen und nur die Frauen gewählt, die gleich mir erkannt haben, daß eine edle Seele lieber in einem hübschen Gehäuse denn in einem abschreckenden wohnen mag. Liebe Elsbeth, erhebt Euch vom Fensterlädlein! Ihr hütet, gleich einem Lintwurm, unseren größten Schatz und einzigen Trost."

Die Rotmundin klappte den Sitz auf und enthob der Lade ein wunderbares Gebilde. Sie las die getrockneten Zweige des wohlriechenden Krauts Bolris davon ab, welches vor Motten schützen sollte, und stellte es auf den blank gebohnten Tisch.

Das Gebilde trug die Gestalt eines spitzen Thürmleins, war aus schwerem schwarzem Goldstuf gefertigt, mit Perlen gestickt, und von seiner höchsten Spitze, aus welcher edle Steine und rothes Gold gleißten, schwebte ein langes Schleiergewebe herab. Es war die neueste Augsburger Haube.

„Sie kostet mich zwanzig Gülden," rühmte die Rotmundin, „ohne die sechshundert Perlen und ebenso viele Goldköpfe, mit denen der Schleier verziert ist, und ohne die großen Perlen, die den Rand des Häublein einfassen. Auch die Kleinodien im Mützendeckel habe ich dazu gelisert aus meiner Schmucklade. Seht, die Karfunkelsteine stellen die neue Blume dar, die man nach der Sonne benamset."

(Fortsetzung folgt.)

Das historische Festspiel in Rothenburg ob der Tauber.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

1. Vorspiel.

Rothenburg ob (nicht an) der Tauber ist erst seit Kurzem den Deutschen bekannt.

Noch in dem „Bädeker von 1862" findet man Rothenburg am Neckar, aber nicht Rothenburg ob der Tauber. Im Laufe der letzten zehn Jahre aber hat das baierische Rothenburg dem württembergischen vollständig den Rang abgelaufen. Und mit Recht; denn die Tauberstadt ist der Neckarstadt in ihrem monumentalen Charakter und in ihrer denkwürdigen Geschichte weit überlegen. Unter Denen, welche der größeren Menge der deutschen Reichsbürger Kenntniß von diesem „Kleinod aus deutscher Vergangenheit" brachten, nimmt die „Gartenlaube" (Nr. 47 von 1868) die erste Stelle ein, und indem ich auf diesen Artikel und dessen Illustrationen verweise, will ich mich hier darauf beschränken, über das historische Festspiel zu berichten, welches am zweiten Pfingsttag in Rothenburg aufgeführt wurde und dessen Ruhm, von den zahlreichen Besuchern aus allen vier Gegenden der Windrose (auch Amerikaner waren darunter) inzwischen schon in der weiten Welt herumgetragen wurde.

Das Festspiel heißt „Der Meistertrunk oder Tilly in Rothenburg", und wurde zur zweihundertfünfzigjährigen Jubelfeier des 28. bis 30. October 1631 von A. Hörber, Magistratsrath und Glasermeister daselbst, gedichtet. Das Stück wurde aufgeführt von Rothenburger Bürgern, deren Frauen und Töchtern.

Die Bühne im Rathhaus ist das obere Ende eines langen und ziemlich schmalen Saales, in welchem etwa 800 Zuhörer aus der Heimath und der Fremde Platz fanden und dem Stücke mit lautloser Aufmerksamkeit folgten, welche nur zuweilen von stürmischen und endlosen Beifallssalven unterbrochen wurde.

Die Schaubühne und deren Zubehör waren von einer wahrhaft primitiven Einfachheit. An dem Stück und der Aufführung hätte vielleicht ein Kritikaster Mancherlei zu bemängeln, aber die Wirkung der Aufführung war geradezu hinreißend, überwältigend, rührend.

Daß die Vorstellung einen ganz außerordentlichen Eindruck machte, daß ihr das Publicum mit athemloser Spannung folgte, obgleich sie zwei Stunden dauerte, daß Viele Thränen vergossen, steht außer Zweifel. Nun könnte man sagen, es sei ganz natürlich, daß auf die Rothenburger ein solches Stück aus der Geschichte ihrer Stadt, auf welche stolz zu sein sie alle Ursache haben, gespielt von ihren Mitbürgern und deren Frauen und Töchtern, den Eindruck nicht verfehlen könne. Allein das trifft nicht zu. Die Rührung war nicht minder groß bei den Fremden, welche an und für sich an den Schicksalen der Stadt, an den Personen der Darstellenden und an den Personen, welche dargestellt wurden, kein Interesse hatten, — auf sie paßten die Worte: „Was ist ihm Hekuba?" Ein alter Herr, der mir offen gestand, er habe vor kaum vierzehn Tagen zum ersten Mal von Rothenburg ob der Tauber Etwas vernommen, weinte Thränen, die er vergeblich zu unterdrücken versuchte. Und er war nicht der Einzige der Art unter den Fremden.

Abgesehen von dem Inhalt und der Form der Dichtung, hat dazu noch Mancherlei beigetragen.

Zunächst das Bewußtsein, daß wir uns in der Stadt befanden, um die es sich in dem Stücke handelt, und in dem Rathhause, in welchem vor drittehalb Jahrhunderten jene Scenen wirklich gespielt haben. Dann aber auch der Eindruck, welchen die Stadt während der paar Tage, die wir vorher in derselben verbracht, auf uns gemacht hatte.

Digitized by Google

Aus dem historischen Festspiel in Rothenburg ob der Tauber: Bürgermeister Nusch reitet die Stadt durch den Meistertrunk.
Originalzeichnung von Christian Bär in Nürnberg.

Digitized by Google

Das ist in der That noch die Stadt des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts: die Ringmauer mit ihren Thürmen ist fast noch vollständig unversehrt geblieben, und sogar die Breche, welche Tilly in die Mauer geschossen, wurde durch eine schwere Arbeit wieder ausgefüllt. Alles zeugt dafür, was die Stadt gelitten, aber zugleich auch dafür, daß sie, gleich dem göttlichen Dulder Odysseus, niemals den Muth hat sinken lassen. Da stehen noch das Rathhaus, die Kirchen und die Klöster, das Deutschordenshaus und die weit ausgedehnten Spitalgebäude „Zum heiligen Geist“, letztere mit großer eigener Meierei; dort ragt noch der Thurm empor, in welchem man den Verräther der Stadt eingemauert, und da unten liegt auch noch das „Schlößchen“ des Bürgermeisters Töppler, mitten in einem Ueberschwemmungsgebiet, über welches jetzt eine steinerne Brücke führt, während früher nur eine Zugbrücke da war, um den Zutritt den Feinden zu wehren, welche man heutzutage nicht mehr zu fürchten hat. Vormals hat in diesem Taubenschlage der deutsche Kaiser Wenzel „residirt“ oder gar einen üppigen Hofhalt geführt. Heute würde jeder wohlsituirte Bürger sich besinnen, ob er in den paar engen Stübchen hinter den kleinen achteckigen Fensterscheiben, die durch schweres Blei mit einander verbunden sind, auch nur eine vierwöchige Sommerfrische abhalten möchte. Die Treppe, welche ans dem massiven steinernen Untersatz nach den beiden oberen, gleichsam in der Luft balancierenden Stockwerken führt, ist so schmal, daß ich sie nicht passiren könnte, wenn ich auch nur zwanzig Centimeter mehr im Umfang hätte.

Man fragt sich fast zweifelnd: Ist das Alles denn auch zur Zeit des Kaisers Wenzel schon so euge gewesen? Und man muß sich die Frage mit „Ja“ beantworten.

Ja, man konnte damals sich wenig um Behaglichkeit, Wohnlichkeit, Schönheit und Luxus bekümmern, weil man vor Allem und beinahe ausschließlich auf Sicherheit sehen mußte. Es ging damals, wie es in unseren Tagen, laut des schönen Liedes in dem „Exilium Melancholiae“, dem Dorfschulzen Röhrle und seiner Frau erging, welche Alles in Hülle und Fülle hatten, in jenem tropischen Lande, wohin sie ausgewandert waren: als ihnen aber eines Tages die Löwen ihre Dienerschaft auffraßen, da wurden sie von dem Gefühle der Unsicherheit so sehr ergriffen, daß sie sich zu einem schwermüthigen Duett, zu singen nach der Melodie „Guter Mond, du gehst so stille“, vereinigten, welches lautet wie folgt:

„O, ihr rauhen Thiergemüther,
Die ihr in der Wildniß trrt,
Was sind alle Erdenglüter,
Wenn man aufgefressen wird?“

Das also ist anders geworden. Man erfreut sich in dem mauer- und thurmumgürteten Rothenburg, das so stolz von seiner unnahbaren Höhe in das tief eingeschnittene Thal der rasch strömenden Tauber herabsieht — so stolz, daß man es vormals hinsichtlich seiner Lage, wie mir indeß scheint, nicht ganz zutreffend, mit der heiligen Stadt Jerusalem verglichen — man erfreut sich hier einer Sicherheit und Behaglichkeit, wie nur irgend wo im deutschen Reiche, und in dem „Gasthaus zum Hirsch“ wohnt heutzutage Unsereiner hundertmal besser, als vormals der Kaiser Wenceslaus in dem Schlößchen des weiland regierenden Bürgermeisters Töppler oder Doppler (das ist auf deutsch: Würfelspieler).

Sonst aber ist hier Alles geblieben, wie es vor dreihundert Jahren gewesen, wenigstens was die Physiognomie der Stadt anlangt. Ich muß dies näher erläutern; denn ersteus sieht es im engsten Zusammenhange mit dem „historischen Festspiel“, über das ich berichte, zweiteus aber — und das scheint mir die Hauptsache zu sein — ist es an sich sehr interessant und so viel ich gelesen, noch nirgends mit der nöthigen Deutlichkeit hervorgehoben worden.

Bekanntlich giebt es der Städte noch mehr, welche uns heute noch ein deutliches Bild längst vergangener Zeiten gewähren. Allein allen diesen Städten fehlt die Fülle einer reichen und belebten Gegenwart ganz, oder zwischen ihrer glorreichen Vergangenheit und ihrer bescheidenen Gegenwart klafft ein nicht überbrückbarer Abgrund. Sie haben ganz oder theilweise nur auf Kosten der Gegenwart das Bild ihrer Vergangenheit herüber zu uns gerettet, und obgleich dieses Bild einen großen Werth hat, so ist der Preis, der dafür bezahlt wurde, doch etwas theuer. Ich will Beispiele zum Zweck der Erläuterung anführen:

Herculanum mußte mit einer Lavaschicht, Pompeji mit einem Aschenregen, Olympia mit Flußgeröll überschüttet werden, um auf uns zu kommen. Die alte Stadt Wisby auf der schwedischen Ostsee Insel Gotland, welche ich im vorigen Sommer aufgesucht und in meiner „Wisby-Fahrt“ beschrieben habe, hat zwar die riesigen Bauten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wenigstens in stattlichen Trümmern erhalten, jedoch nur um den Preis, daß die Stadt von dem Fußgefecht ihrer glorreichen Hansa-Zeit, wo sie der Mittelpunkt des nordischen Handelsverkehrs war, heunmerstieg und zu einem Landstädtchen herabsank, in welchem jene Trümmer daſtehen inmitten der schmucken, aber einfachen und kleinen modernen Häuser, wie Gebäude der Riesen in einem Städtlein der Zwerge. Die gute, alte Reichsstadt Soest in Westfalen, welche im Mittelalter eine so große Rolle auf dem Gebiete des Wirthschafts- und des Rechtslebens gespielt hat, sie hat zwar ihre schönen Kirchen und sonstigen architektonischen und monumentalen Zierden zum größeren Theile erhalten, im Uebrigen aber ist ihre Herrlichkeit so sehr geschwunden, daß in der Stadt mancher Platz, wo vormals steinerne Paläste standen, jetzt von bescheidenen Holzhäusten eingenommen wird, oder auch von Grasflächen und Baumstücken, und daß die spöttisch mitleidsvollen Nachbarn die vormals so sehr beneidete große Stadt das heruntergekommene „freie deutsche Reichsdorf“ nennen.

Mit Rothenburg ist das ganz anders. Es hat seine Vergangenheit erhalten, ohne seine Gegenwart zum Opfer zu bringen. Auch klafft zwischen seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart kein Abgrund. Es hat sich durch alle Mißgeschicke hindurch tapfer gehalten und bis zur Gegenwart durchgeschlagen. Allerdings ist es nicht mehr jene stolze, freie Reichsstadt, deren Bürger so wehrhaft waren, daß Ludwig Uhland von ihnen sang:

„Wie haben da die Bürger so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Bürger so purpurrothe gefärbt —“

jene Reichsstadt, die über ein durch den Landgraben befestigtes Gebiet von sechsundzwanzig Ortschaften herrschte und deren streitbare Bürgermeister an der Spitze der städtischen Fähnlein aufzogen, um in den Feldern der Nachbarn manchmal das entscheidende Schwert in die Wagschale zu werfen, den Territorialherren, ja manchmal sogar Kaiser und Reich selber zu trotzen, oder gar Gebietseroberungen zu machen. Das Alles ist dahin, um niemals wiederzukehren. Die Stadt hat viel verloren, aber sie hat auch viel gerettet.

Sie hat heute noch dieselbe Einwohnerzahl, wie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe im fünfzehnten Jahrhundert. Heute noch ist das ganze Gebiet innerhalb der alten Mauern überall ausgefüllt von menschlichen Wohnungen, und selbst ein Theil des weiland so ansehnlichen städtischen Vermögens ist gerettet, obgleich man sich während der dictatorischen und rechtslosen Zeit der Rheinbundherrschaft die gröblichsten Ein- und Uebergriffe in dasselbe erlaubt hat. Die zum Theil äußerst opulent und breit angelegten Straßen sind noch besetzt mit den alten, aber gut unterhaltenen Häusern der Bürger, sowohl der Patricier, welche man die „Ehrbaren“ (und im Gesammtbegriff die „Ehrbarkeit“) nannte, wie auch der Plebejer oder der Zünftigen. Die Häuser wenden ihre steilen und zum Theil zierlich decorirten Giebel der Straße zu, und in der Reihenfolge tritt — gerade wie in dem westfälischen Soest — oft ein Haus vor dem andern etwas staffelförmig zurück, damit einem Jeden möglichst viel Aussicht auf die Straße gewährt wird. Im Innern der Häuser finden wir auch noch in der Regel jene breite und hohe Halle, welche hier „die Tenne“ genannt wird und an die Vorplätze in den Häusern von Danzig, Rostock und Lübeck erinnert. In jedem Hause wohnt auch heute noch in der Regel nur eine Familie, und auch hier kann das Familienoberhaupt sagen, wie in England: „Mein Haus ist meine Burg“. Daher kommt es denn auch, daß die Stadt im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl einen außerordentlich großen Flächenbetrieb einnimmt, und wiederum ist dieser Umstand, in Verbindung mit der gesunden Lage, die Ursache, daß man hier so viel gesunde frische Gesichter sieht. Namentlich fallen dem Fremden sofort die lieblich und rosig angehauchten Gesichter der Frauen, Mädchen und Kinder auf, eine Beobachtung, die auch der deutsche Kronprinz gemacht haben soll, als er vor einiger Zeit Rothenburg ob der Tauber besuchte.

Verschwunden sind zwar mit so manchen andern Institutionen aus alter Zeit die Deutschordensherren, jene ritterlichen Priester

Digitized by Google

oder priesterlichen Ritter, mit welchen die Stadt stets im Streit lag, behaupteten, sie hätten in sich die bösen Eigenschaften sowohl der Junker, wie auch der Pfaffen vereinigt, mit Ausschluß der guten — jene geistlichen Herren, von welchen ein bis auf den heutigen Tag gekommenes schelmisches Rothenburger Volkslied singt:

„Kleider aus,
Kleider an,
Essen, Trinken,
Schlafen gahn:
Ist das Wert,
So die Pfaffenherrn
Vor sich han."

Auch die Patriciergeschlechter, in deren alleiniger Hand ursprünglich das städtische Regiment lag, sind, als sich die Umwälzung zu ihrem Nachtheil vollzogen, größtentheils ausgewandert nach anderen Reichsstädten, wo sie jedoch später ebenfalls das Geschick der Mediatisirung und der Annexion, welchem sie sür immer zu entfliehen gedachten, ereilt hat. Viele Familiennamen, welche gegenwärtig noch in Ulm, Augsburg, Nürnberg ꝛc. glänzen, sind Rothenburger Ursprungs, aber in Rothenburg sind sie verschwunden.

Geblieben ist der Kern der Bevölkerung, ein fleißiger, ünger und rührige Bürgerstand, welcher sich vermöge dieser seiner Eigenschaften, im Gegensatze zu den „Geschlechtern", der „Ehrbarkeit" und den Deutschordensherren, hier auch seine bürgerliche und wirthschaftliche Stellung bewahrt hat.

Die Bewohner Rothenburgs haben nämlich den Umstand, daß weithin keine andere Stadt liegt, mit der ihnen eigenen Tüchtigkeit zu benutzen verstanden, und sich so das alte Hinterland und die alte Absatzsphäre bewahrt: es wird neue dazu kommen, sobald die Eisenbahn weitergeführt ist.

In mancher anderen altehrwürdigen Stadt würde es sich seltsam ausnehmen, wenn die Bürger von heute in den stattlichen Formen und Farben des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts auftreten und die Hergänge von damals in einer Umgebung erneuern wollten, welche nichts ist als das traurige Schattenbild einer vergangenen Größe, welche sich nichts geretlet hat als die Poesie des Verfalls und die Sympathie mit dem Unglück.

In Rothenburg ob der Tauber ist das anders: Hier kann die Gegenwart „Vergangenheit spielen", weil sie noch in vielen und in entscheidenden Stücken ein würdiges Spiegelbild der Vergangenheit ist, ohne deshalb der Gegenwart zu entlagen. Dies ist die „berechtigte Eigenthümlichkeit" Rothenburgs, wodurch es sich von vielen deutschen Städten unterscheidet, ja vielleicht ist es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: von allen anderen deutschen Städten.

Dies tritt uns sichtbar und greifbar vor die Augen, wenn wir die Stadt durchwandern, unter Anderem z. B. auch in den Tafeln von weißem Marmor, welche an einer ziemlich großen Anzahl von Häusern angebracht sind und deren Inschriften uns verkünden, was sich vormals in dem betreffenden Hause zugetragen, welches Geschlecht das Haus bewohnt, welche Kaiser und Fürsten da Quartier genommen, welche historischen Personen darin geboren oder gestorben und was sonst für wissenswürdige Dinge dort paßirt sind.

Nehmen wir dazu das soeben erschienene Buch des Herrn Heinrich Weißbecker, eines kundigen und zuverlässigen Forschers in Rothenburger Dingen, betitelt: „Rothenburg ob der Tauber, seine Alterthümer und Inschriften", so sind wir im Stande, uns rasch und beinem topographisch historisch zu orientiren. So viel ich weiß, ist es auch Weißbecker, der die Anregung zur Anbringung jener Marmortafeln gegeben.

Die in Obigem geschilderte Eigenthümlichkeit der Stadt ist es, welche die Aufführung dieses historischen Festspiels ermöglicht und uns den Schlüssel giebt zur Erklärung des wunderbaren Eindrucks, den dasselbe in uns Allen hinterlassen.

Die Bühne befindet sich, wie bereits gesagt, Ende Mai 1882 in demselben Rathhause, in welchem sich Ende October 1631 die Ereignisse zugetragen haben, die uns vorgeführt werden. Der Schauplatz ist also derselbe. Ja, die Requisitstücke sind dieselben: Die Schlüssel, welche dem siegreichen Feinde in dem Stücke überreicht werden, sind in Wirklichkeit die echten und verlabelten Schlüssel zu den noch vorhandenen Schlössern der noch vorhandenen schweren Thüren in den noch vorhandenen mäßigen Stadtthoren. Der kunstvoll geschnitzte Schrank, aus welchem die Schlüssel heute herausgenommen werden, ist derselbe, in welchem sie schon vor dritthalbhundert Jahren aufbewahrt wurden.

Wenn in dem Stücke die Orgel der Kirche erklingt, so ist das die Orgel der Jacobi-Kirche, welche schon 1631 erklungen. Dasselbe gilt von dem Liede: „O komm mit Deiner Gnade", wie auch das Glöcklein, welches für die Armensünder geläutet wird, und das, welches die Senatoren auf das Rathhaus ruft, noch immer dieselben sind.

Ja, der Kanonendonner kommt aus den nämlichen alten Feldschlangen, welche 1631 gesungen haben. Man hat der Stadt in der Rheinbundszeit von all ihren Trophäen nur diese drei Geschütze gelassen — wahrscheinlich, weil sie nichts taugten: denn das eine davon ist in Folge der Schlechtigkeit des Materials, woraus es gegossen, kürzlich gesprungen, nicht ohne mehrere Leute zu verletzen. Wenn die Geschütze gelöst werden sollen, das heißt wenn die Aufführung bis zu den Stellen gelangt ist, wo der Text des Stückes das Schießen vorschreibt, wird ein rothweißes Fähnlein (roth und weiß sind die Farben des Stadtwappens: eine rothe Burg in einem weißen Felde) zum Rathhausfenster hinausgehängt, und dann erdröhnen die Geschütze.

Und die Kirchengloden, welche in dem Stücke zu läuten begimnen, sind dieselben Glocken der St. Jacobs-Kirche, welche schon im October 1631 geläutet haben. Dieser Glocken sind sechs, nämlich die Wetterglocke, die Thorglocke, die Predigtglocke, die Mittagsglocke, die Todtenglocke und die Vesperglocke. Sie sind — so besagen die Zuschriften — alle Anno 1626 gegossen, und zwar, wie es auf der Wetterglocke heißt, während der Regierung der Bürgermeister Johannes Bezold und Johannes Staudt („Joanne Bezoldo et Joanne Staudtio consulibus, aedisque hujus curatoribus, vere felicibus"), welche beiden Männer, wie wir sehen werden, auch in unserem Festspiele auftreten.

Was sagen die Meininger zu solchen Requisiten? Wie vermögen sie gegen diese echten alten Flaschen, Schüsseln, Schränke, Feldschlangen ꝛc. aufzukommen? Haben sie ja doch nur Nachahmungen! Ihr Schwert Hermann's des Cheruskers, die Bärenhaut der Thusnelda, der Lorbeer und die Toga des C. Julius Cäsar — alles eitel Imitation! Hier dagegen Alles von beglaubigter, unzweifelhafter — ich möchte sagen: von wahrhaft monumentaler Echtheit. Also hierher, nach Rothenburg, müßt ihr kommen, ihr Freunde historisch antiquarischer Feinschmeckerei! Hier ist alles wahr, alles echt. Hier giebt es keine falschen Schüsseln und keine nachgemachten ägyptischen Königstöchter.

In Obigem habe ich mich bemüht, eine kurze Schilderung der örtlichen Voraussetzungen zu geben, ohne deren Kenntniß der Gang und die Wirkung des Festspiels nicht zu verstehen ist. Im zweiten und letzten Abschnitte meines Artikels werde ich dieses Festspiel selbst und das Nachspiel beschreiben; Illustrationen werden meine Erzählung veranschaulichen.

Vorläufig giebt das der gegenwärtigen Nummer beigegebene große Bild eine Gesammtdarstellung des Saals und der Bühne; es zeigt im Vordergrunde das Publicum, welches den Saal füllt, dann die Bühne, welche die eine Schmalseite des Saals einnimmt und nur eine geringe Tiefe hat. An der Rückseite derselben steht der alte Schrank, in welchem die Stadtschlüssel verwahrt werden. Außer den beiden sich rechts und links befindenden Thüren hat die Bühne noch einen dritten Zugang von großer Eigenthümlichkeit. Ich werde davon in dem nächsten Artikel reden. In der Mitte steht vor dem Sitzungstisch der Senator Rusch, im Begriffe, den Meistertrunk zu verrichten; auf der einen Seite sitzt Tilly mit seinem Leib-Dominicaner, seinen Verbündeten und Generalen, auf der andern stehen die Senatoren und die Kriegsknechte. Oben, zwischen den Trophäen — den kaiserlichen auf der einen und den rothenburgischen auf der andern Seite — präsentirt sich das Bild Rusch's, der das Capitol und das Leben der Senatoren rettete — nicht durch Schnattern wie weiland die Gänse, sondern durch tapferes Trinken.

Digitized by Google

Alexandrien.*

Ein zeitgemäßes Städtebild.

Seit Jahren drangen frohe Botschaften vom heiligen Nilstrande zu uns herüber. Bald vernahmen wir mit Staunen von den Früchten einer mühevollen Arbeit zahlreicher Gelehrter, welche aus dem Schuttgerölle Aegyptens der Menschheit die wunderbare Geschichte einer wichtigen Culturepoche offenbarten, bald lauschten wir den Nachrichten, die von dem großen Friedenswerke einer die Meere verbindenden Handelsstraße berichteten, und mit freudiger Zuversicht maßen wir die Fortschritte, welche in jenem von der Natur so reich ausgestatteten Lande die abendländische Civilisation zu erringen schien.

Selbst gewichtige Kenner des Orients wiegten sich in der Hoffnung, Aegypten werde sich in kurzer Zeit zu einer Vormacht der Cultur mitten in der trägen und verfallenden mohammedanischen Welt gestalten, zu einer grünenden Oase der Bildung und Gesittung, von welcher aus neues Leben in die verwilderten Völker Nordafrikas und Kleinasiens strömen müßte.

Die letzten Tage haben viele dieser Hoffnungen Lüge gestraft. Ein elender Pöbel mordete auf den Straßen Alexandriens die Europäer in cannibalischer Weise und vertrieb mit Knüppeln die Pioniere des Welthandels und der Industrie. Hunderte von Menschenleben und Millionen an Werth sind in kurzer Zeit durch blinden Fanatismus zu Grunde gerichtet worden, und der wichtigen Handelsstraße von Suez droht in dem Augenblick, wo wir diese Zeilen niederschreiben, die gleiche Gefahr. Unter diesen Umständen kann ein Rückblick auf die Entwickelung der jüngsten ägyptischen Wirren, eine Schilderung von Land und Leuten, wie sie noch vor Kurzem am Nilstrande dem Ange sich darboten, unseren Lesern nur erwünscht kommen; denn auf Grund derselben werden sie die Höhe des Verlustes, welchen hier die europäische Cultur erleidet, am besten ermessen, einen Einblick in die Bedeutung der ägyptischen Frage gewinnen und wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier eine vielversprechende Culturblüthe in roher Weise zerknickt wurde.

Wir betreten das Land an jener Stelle, an welcher jetzt die Kriegsflotten zuerst losbrach, und der dröhnende Donner der Geschütze den Beginn einer neuen Aera in der Entwickelungsgeschichte des Pharaonenlandes verkündete.

Etwa eine Stunde vor dem Hafen Alexandriens erblickt der Reisende fern am Horizonte den Leuchtthurm dieser Stadt, das einzige Zeichen, welches die Nähe des Festlandes verräth. Vergebens späht sein Auge nach dem schmalen Landstreifen, welcher sonst das nahe Ende einer Seereise zu bedeuten pflegt; denn die Küste Aegyptens ist flach und daher auf weite Entfernungen hin dem Auge nicht sichtbar. Aber schon dieser erste einfache Gruß, den der weiße Thurm dem Fremdling im Namen Alexandriens entgegensendet, ist geeignet, in seiner Seele eine Fluth glanzvoller und düsterer Erinnerungen zu wecken; denn wem würde der Anblick dieses schlanken modernen Bauwerks, von dessen Spitze in tiefer Nacht ein helles Licht den Schiffen den Weg in den Hafen weist — wem würde er nicht das Bild jenes alten Leuchtthurms von Alexandrien vor die Seele zaubern, welchen einst die alten Griechen unter die vornehmsten Wunder der Welt zählten?

Der stolze Bau des Sostratus hieß nach dem Eiland, auf welchem er errichtet war, Pharus, und nach ihm trugen ja später alle Leuchtthürme denselben Namen. Die sagenhafte Ueberlieferung von der Pracht dieses Wahrzeichens der Stadt, von der ehrgeizigen Schlauheit seines Baumeisters, der wohl auf dem äußeren Stuckwerk den Namen des königlichen Bauherrn, Ptolemäus Philadelphus anbrachte, aber seinen eigenen in den inneren Stein eingrub, damit nach dem Verfall des Marmors sein Ruhm den künftigen Geschlechtern bekannt würde — diese und viele andere mit dem alten Leuchtthurme verknüpften Sagen lassen wie mit einem Schlage das alte Alexandrien in seiner märchenhaften Pracht vor unsern Augen auftauchen, bevor wir die heutige Stadt erblickt. Und ja ziehen an uns die wechselnden Ereignisse der Jahrhunderte vorüber.

Einst lag an dieser Bucht des Mittelländischen Meeres, der Insel Pharus gegenüber, ein ägyptisches Fischerdorf, Rhakotis, in welchem auf seinen Kriegszügen der große Macedonier Alexander 332 v. Chr. Rast hielt. Hier erschien ihm im Traume ein würdiger Greis und redete ihn mit den Versen Homer's an:

„Eine der Inseln liegt in der weit aufwogenden Meerfluth,
Vor des Aegyptos Strom, und Pharos wird sie geheißen."

In Folge dieses Traumes, berichtet die Sage, beschloß Alexander an jenem Orte eine Stadt zu gründen, die zum Mittelpunkte des Handels zwischen dem Westen und Osten der damaligen Welt werden sollte. Der griechische Baumeister Dinokrates erhielt den Auftrag, den Plan der Stadt zu entwerfen, und er gab ihm die Gestalt eines Fächers. Unter seiner Leitung wurde auf dem ebenen Boden die Breite und Richtung der Straßen durch Auftragen weißer Kalkerde angedeutet, und als der Vorrath an derselben ausging, wurde Mehl zu diesem Zwecke verwendet. Da flogen zahlreiche Vögel herbei und fraßen das ausgestreute Mehl, was man allgemein als ein glückliches Vorzeichen mit Freude begrüßte.

Das Vorzeichen trog nicht. Bald ward Alexandrien zum Mittelpunkt des Handels, der Industrie und der Wissenschaft, und wohl steht das rasche Emporblühen der Stadt einzig in der Geschichte da; denn selbst das zauberhafte Wachsthum der Städte Amerikas in unserem Jahrhundert läßt sich kaum mit ihm vergleichen. Hier erhob sich das weltberühmte Museum mit zahllosen Sälen, Höfen und Säulengängen, mit vielen Abschreibersälen und Buchbinderwerkstätten, mit jener großartigen zur Zeit Cäsar's 900,000 Rollen umfassenden Bibliothek — der Sitz der Gelehrten, die der Wissenschaft und Kunst viele Generationen hindurch unter dem Namen der alexandrinischen Schule unvergeßliche Dienste leisteten. Hier stand die Wiege der Sprachenkunde, welche damals als Grammatik gepflegt wurde; hier blühten die Naturwissenschaften, von Männern wie Hero und Ptolemäus gefördert; hier ist das Ptolemäische Weltsystem aufgestellt worden, welchem bis zu Copernikus die gesammte Welt huldigte; hier wurden die Principien des ersten allgemein gültigen, von Cäsar eingeführten Kalenders ausgearbeitet; hier endlich wurde die christliche Lehre durch die Resultate griechischer Cultur veredelt und zur Weltreligion erzogen.

Auf die Tage der Blüthe folgte aber nach wenigen Jahrhunderten eine Zeit schwerer Prüfungen, und das leichtlebige, aus den Nationen des Orients und Occidents bunt zusammengewürfelte Volk von Alexandrien hatte viel zu leiden unter dem Druck der römischen Cäsaren, unter der späteren Nebenbuhlerschaft Byzantiums und unter den siegreich in seine Mauern einziehenden Nachfolgern des großen Propheten Mohammed.

Doch dem Reisenden bleibt wenig Zeit übrig zu weiteren geschichtlichen Betrachtungen. Schon steigt am Horizont ein Wald von Masten herauf: schon erheben sich am fernen blauen Himmel schlanke, rauchende Essen und die langausgestreckten Arme zahlreicher Windmühlen; schon nahen die Spitzen der Minarets den Fremdling an die nahe Ausschiffung, und mit tausend neuen Bildern berstürmt und nimmt ihn gefangen das laute und bunte Treiben der Gegenwart.

Jetzt nahen Lootsen in orientalischen Gewändern auf leichten Booten den Schiffe, und auf den blauen Wogen gleitet der Kiel sicher durch die enge klippenreiche Einfahrt in den alten Hafen von Alexandrien. Rechts erhebt sich das halbverfallene von Said Pascha erbaute Schloß El-Meks, an welches sich einige Strandbatterien anschließen, und zwischen ihnen und der Stadt grünen, zu Haineu vereinigt, hochgewachsene Palmen, die schlanken Töchter des Morgenlandes. An den vorspringenden Punkten des Strandes erheben sich einige Forts, die, mit guten Geschützen armirt, wohl die feindlichen Flotten von dem Hafen fernhalten könnten, aber man sagt uns, daß die europäischen Panzerkolosse die dort aufgestellte Artillerie nicht besonders zu fürchten brauchen.

Hinter dem großen Wellenbrecher eröffnet sich vor unsern Augen ein weites Panorama: im Vordergrunde der stark belebte Hafen, hinter ihm die Stadt mit ihren verworrenen Häusermeer. Bald erscheint ein Sanitätsofficier am Bord, und das Schiff wird

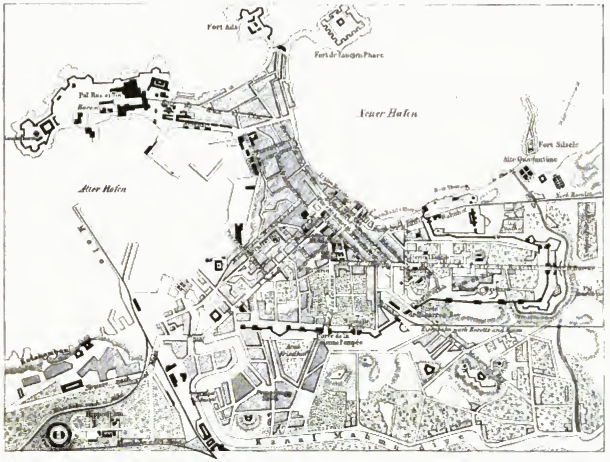
* Während des Drucks dieser Nummer bringt uns der Telegraph die Nachricht von dem Brande Alexandriens und den in der Stadt begangenen Gräueln. Das von dem Verfasser dieses Artikels geschilderte Alexandrien dürfte somit aller Wahrscheinlichkeit nach als zerstört betrachtet werden. Wir bringen trotzdem diesen Aufsatz in unveränderter Form, da er für den Leser unter diesen Umständen wohl ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf.
D. Red.

Digitized by Google

von zahlreichen Booten umschwärmt, aus welchen sich braune, zerlumpte Gestalten erheben und unter Geschrei und lebhaften Gesticulationen den Reisenden ihre Dienste anbieten. Aber man bemerkt unter ihnen auch elegantere Fahrzeuge, deren Bootsleute die Namen der berühmteren Hôtels, wie „Hôtel de l'Europe", „Hôtel Canal de Suès" ꝛc. in großen Buchstaben auf der Brust aufgenäht haben; manche von ihnen schwenken auch Fahnen, auf welchen in Riesenlettern die Namen der Gasthöfe zu lesen sind. Kaum hat nach einigen kurzen Formalitäten der Sanitätsofficier das Schiff verlassen, so stürzt diese Rotte auf's Deck und sucht sich des Gepäcks der Passagiere zu bemächtigen. Da heißt es, ein wachsames Auge zu haben und sich Hab und Gut von diesen Nachkommen der Pharaonen, griechischen und arabischen Sprößlingen nicht verschleppen zu lassen. Bevor wir uns aber unter dem Schutze eines dieser Gesellen der

Es wird mit Recht behauptet, daß für den Touristen ein Tag genügt, um die Sehenswürdigkeiten Alexandriens in Augenschein zu nehmen*. In der That sind auch von dem früheren Glanze der Stadt nur geringe Spuren übrig geblieben, und im Großen und Ganzen trägt sie nur in ihrem nördlichen, arabischen Viertel das orientalische Gepräge, während das nach dem Süden hin sich ausbreitende Frankenviertel sich von den europäischen Städten nicht wesentlich unterscheidet.

Früher ging der Touristen von dem großen Platze des Mohammed Ali, auch Platz der Consuln genannt, welcher mit der Reiterstatue des um Aegypten hochverdienten Regenten, zwei Fontainen und Baumpflanzungen geschmückt ist, an das Meeresgestade, wo in der Nähe des Bahnhofes, auf dem Hofe einer Steinmetzerei, die „Nadel der Cleopatra" stand und wo neben ihr ein anderer



Plan von Alexandrien.

Stadt selbst nähern, werfen wir noch einen Blick auf den Hafen, der eine interessante Vergangenheit aufweist.

Im Alterthum ragten hier zwei Landspitzen gegen die Insel Pharus hervor, welche eine für die Schiffe sichere Bucht bildeten. Heute sucht das Auge dieses Eiland vergebens. Ptolemäus Soter verband nämlich das Festland mit der Insel durch einen mit zwei Durchfahrten versehenen und sieben Stadien (1300 Meter) langen Damm und trennte so den Hafen in zwei Theile, von denen der östliche den Namen der „große Hafen" erhielt, während dem westlichen, in den wir soeben eingefahren sind, der Name Eunostos (das heißt der Hafen der glücklichen Heimkehr) beigelegt wurde. Dieser nach seiner Länge Heptastadion getaufte Damm, der zugleich den auf der Insel sich erhebenden Stadttheilen als Wasserleitung diente, versiel mit der Zeit und wurde durch die in's Meer geworfenen Trümmer der alten Stadt und herangeschwemmten Schlamm in eine etwa 1500 Meter breite Landenge verwandelt. So ist hier die Insel Pharus verschwunden und so entstanden die beiden auf der obigen Karte angegebenen Häfen, von denen gegenwärtig fast ausschließlich der „alte" benutzt wird, da die Türken den „neuen" durch Hineinwerfen des Ballastes unbrauchbar gemacht haben.

Obelisk auf dem Boden lag. Heute sind diese beiden Sehenswürdigkeiten aus Alexandrien entführt, und der eine Obelisk ist im Jahre 1877 nach London, die Nadel der Cleopatra dagegen im Jahre 1880 nach New-York gebracht worden. Auf dem nebligsüßen Themsequai behagt es nicht dem Symbol des glänzenden Sonnenstrahls, und man fürchtet, daß der riesige Stein, der in Aegypten dem Zahne der Zeit durch Jahrtausende trotzte, in London verhältnißmäßig rasch von Wind und Wetter zernagt werden wird.

Wir haben von unserem Consul eine Einlaßkarte zu dem Schlosse des Vicekönigs auf dem Râs-el-Tin, dem Feigencap, erhalten, und nachdem wir an der Pforte desselben noch den üblichen Bakschisch entrichtet haben, treten wir in dasselbe ein. Die Gemächer bieten wenig Interessantes, schön ist dagegen von hier der Ausblick auf das Meer, auf die stillen Gebäude des „Harims", den Leuchtthurm und die Festungswerke. Welchen traurigen Anblick mag wohl heute dieses Palais bieten, das englische Bomben in Brand steckten, welchen Anblick die regelmäßigen Forts, deren Leib Hunderte von Geschossen durchwühlten?

* Vergl. „Meyer's Reiseführer durch den Orient", ein neu erschienenes Buch, dessen Lectüre heute allen denjenigen zu empfehlen ist, die sich über die ägyptischen Verhältnisse zu unterrichten wünschen. D. Red.

Ueber die sonnenerhitzten staubigen Straßen rollt unser Wagen dem Nitthore (Porte de la colonne Pompée) zu. Da liegt vor uns die mit Bastionen versehene Stadtmauer, wie man berichtet, aus den Trümmern der Befestigungswerke des alten Alexandrien errichtet. Diese alten Festungswerke, welche einst Cäsar stürmte und welche den Angriffen der römischen und griechischen Kaiser kühnlich trotzten, wurden bekanntlich auf den Befehl des Chalifen-Feldherrn Amru geschleift, welcher geschworen hatte, die Stadt von allen Seiten zugänglich zu machen, wie das Haus des Lasters.

Hinter einem großen mohammedanischen Friedhofe, an dem wir vorüberfahren, erhebt sich auf einem Hügel das einzige noch ziemlich erhaltene Denkmal des alten Alexandrien, die schon von Weitem sichtbare, aus rothem Granit erbaute Pompejus-Säule. Ihr aus einem einzigen Steine gehauener gewaltiger Schaft ist 20,4 Meter hoch und hat unten einen Durchmesser von 2,7 Meter; oben krönt ihn ein roh gearbeitetes korinthisches Capitäl. Dieses im Ganzen 31,8 Meter hohe Denkmal wurde im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem römischen Präfecten Pompejus dem Kaiser Diocletian zu Ehren errichtet, da er der Stadt während einer Hungersnoth Getreide geschenkt hatte.

Auf der Spitze dieser Säule stand wohl einst die Büste des Kaisers, nach einer anderen Ueberlieferung aber ein ehernes Pferd, welches die Alexandriner zur Erinnerung an eine schwere Zeit errichtet haben sollten: Es hatte sich ein gewisser Achilleus als Gegenkaiser in Alexandrien niedergeseht, und der echte und rechte Kaiser Diocletian zog gegen ihn zu Feld. Acht Monate lang mußte er die Stadt belagern, bis sie endlich in seine Macht fiel und der Pseudokaiser Achilleus getödtet wurde. Diocletian ließ nun Alexandrien durch seine siegreichen Legionen plündern, und zornentbrannt gab er den Befehl, so viele der aufsässigen Bürger zu tödten, bis das Blut das Knie seines Schlachtrosses benetzen würde. Als aber der Kaiser durch die von Mord erfüllten Straßen ritt, stolperte sein Pferd über einen Leichnam und besleckte sein Knie mit Blut. Das hohe Gebot ward also erfüllt und dem Morden Einhalt gethan.

Es mag viel Uebertreibung in dieser Geschichte enthalten sein; etwas Wahres wird sie aber immerhin berichten; denn die Cäsarenherrschaft in Alexandrien hat sich nehmwals mit ähnlichen Schandthaten befleckt. Hat doch Caracalla, aufgebracht durch einige Witzworte, ein Blutbad unter den Bürgern anrichten lassen, daß das Meer im Hafen roth schimmerte, und hat er doch an den Senat in Rom berichtet, er habe jene Tage in Alexandrien fromm verlebt und den Göttern mit dem Schlachtopfe Menschen gespfert.

Von der Pompejus-Säule gegeben wir uns zu den am Meeresstrande gelegenen Katakomben; in diesen in Stein gehauenen Grabkammern setzten die Aegyptier ihre Mumien und die Griechen ihre Todtenurnen bei. Heute ist diese Stätte des Todes von der Speculation in Steinbrüche verwandelt worden, und die düsteren Gewölbe werden bald von der Erdoberfläche verschwinden — vielleicht ist schon heute keine Spur mehr von ihnen vorhanden.

Aus dem Staub der Steinbrüche flüchten wir uns in das Grün des öffentlichen Gartens, Ginenet-en-Nuzha (Jardin pastré), wo die Gewächse der Tropen unter freiem Himmel gedeihen, wo aus der Schatten der Palmen zur Ruhe ladet. Wir sehen hier den berühmten Mahmudije-Canal, der im Jahre 1819 von Mohammed-Ali gebaut wurde und an dessen Herstellung 250,000 Menschen ein Jahr lang arbeiteten. Auch die Werke der Cultur fordern ihre Opfer, und diese Wasserkunst, welcher Alexandrien sein neues Aufblühen verdankt, wurde nicht allein mit 7½ Millionen Franken, sondern noch mit 20,000 Menschenleben bezahlt. In Ginenet-en-Nuzha giebt sich die elegante Welt Rendez-vous. Es rauschen da wohl seidene Stoffe; es schimmert da wohl Gold, und es funkeln Edelsteine; denn die Griechen und Türken, die hier hausen, die Araber, die hier herrschen, die Franzosen und Engländer, die hier Handel und Industrie treiben, und die Juden, die hier Wechselgeschäfte verrichten — sie sind Alle wahrlich nicht arm. Elend und zerlumpt geht nur der Fellah einher, der Ureinwohner des Landes, der Nachkomme der Pharaonen, der mit dem Schweiße seiner Arbeit die oft kostspieligen Speculationen der Fremden und die verschwenderischen Launen seiner Regenten bezahlen muß. Ach, nur zu wahr ist das von einem Franzosen gesprochene Wort: „Unter der Peitsche des Steuereintreibers strömt aus den Adern des Fellahs Blut und Gold zugleich!“

Ein Reisender, der im vorigen Jahrhundert die Stadt besuchte, verglich sie mit einem Waisenkinde, dem von Allem, was sein Vater besessen, nichts übrig geblieben sei, als sein berühmter Name. Auf das heutige Alexandrien passen diese Worte freilich nicht; denn Dank dem Einfluß der europäischen Cultur schien es zu neuem thatkräftigen Leben geweckt worden zu sein. Nach der Zählung vom Jahre 1877 betrug die Bevölkerung der Stadt 365,000 Seelen, darunter gegen 50,000 Fremde der verschiedensten Nationalitäten; sie besitzt Eisenbahnen, seit 1865 Gasbeleuchtung und eine neue Wasserleitung. Und wie einst Aegypter, Griechen und Juden in ihren Mauern ihren Cultus ungestört verrichteten, so erheben sich hier auch jetzt neben den Minarets christliche Kirchen, darunter eine protestantische, und jüdische Synagogen. Freilich — heute hat ein zügelloser Fanatismus die Fremden aus der Stadt verjagt; ihre Häuser stehen leer — vielleicht plündert der Pöbel ihre Kirchen. Hoffen wir, daß die barbarische Fluth bald zurückschäumt, daß in die Stadt wiederum Cultur und Gesittung den Einzug halten, um die Wunden zu heilen, welche blinde Unvernunft dem Lande geschlagen.

Doch in dem „halbfränkischen“ Alexandrien, dessen Straßen zum größten Theil französische Namen tragen, sind Aegyptens Land und Leute in ihrer nackten Urwüchsigkeit nicht zu schauen. Wer sie kennen lernen will, der muß weiter laudeinwärts ziehen, der muß Ebers' bezaubernden Rufe folgen:

„Auf denn nach Süden durch das Delta, den grünen Fächer, an dessen Griff, wie der Dichter sagt, als kostbarer Demantstein Kairo schimmert!“

Etwas über Hamburger Alster-Regatten.

„Unsere Alster,“ sagt der Hamburger mit Stolz, und er ist berechtigt hierzu — aus mehr als einem Grunde. Ist doch dasjenige, was man in allen fünf Welttheilen von der Alster kennt, sei es aus eigener Anschauung oder aus Abbildungen, specifisch hamburgisch: ich meine die beiden prachtvollen Bassins, welche der Alsterfluß auf dem Gebiete der „freien und Hansestadt“ bildet, die „Außenalster“ und die „Binnenalster“: erstere 1,834,000, letztere 203,000 Quadratmeter groß, „Edelsteine in Hammonias Mauerkrone“, wie ein neuerer Poet sie genannt hat. Aber auch das gesammte Alsterflüßchen auf beiderseitigem Gebiete ist Eigenthum der hamburgischen Republik, welche es 1306 bis 1310 von den Schaumburger Grafen gegen baares Geld redlich erwarb, um mittelst eines bis zur Trave geführten Canales in directe Flußschiffahrtsverbindung mit Lübeck zu gelangen. Die Benutzung dieses Canals, welcher noch heutzutage vorhanden ist, ward erst 1550 aufgegeben; dennoch hielt Hamburg an seinem Hoheitsrechte fest und sorgte namentlich für beste Instandhaltung der acht Schleusen oberhalb der Stadt, da die Alster mit ihrer starken Strömung den Hafen der Stadt vor Versandung schützt. Auch gehören die Alsterarme innerhalb der Stadt zu den besten „Fleeten“, den belaunten Canälen, welche Hamburg zum „nordischen Venedig“ machen und dem Handel vortreffliche Dienste leisten, indem auf diesen billigen Wasserwege die Waaren mit geringen Unkosten aus den Seeschiffen in die Speicher transportirt werden können.

Ausschließlich Rücksichten der vorgeführten Art, rein praktische und materielle Beweggründe waren es, welche im vierzehnten Jahrhundert die alten hansischen Rathsherren zu den Anlagen des Flusses bewogen; denn die landschaftliche Schönheit des letzteren existirte damals noch nicht; das jetzt von Außen- und Binnenalster bedeckte Terrain wies nur mooige Wiesen auf. Der quer durch dieselben hindurch gezogene Stadtwall, dessen Mittelpunkt die Lombardsbrücke bildet, dämmte das Wasser ab, und so entstanden die beiden Bassins, die eine beredte Illustration zu dem alten Sprucke geben, daß „Wasser das Auge der Landschaft“ sei; wie arm an landschaftlichem Schmucke wäre Hamburg, welches in dieser Beziehung so ungünstig wie möglich theils auf der flachen Elb-

Digitized by Google

marsch (angeschwemmtes Land), theils auf der sandigen Geest (Urboden) belegen, wenn es jene Juwelen nicht aufweisen könnte!

Diesseben blenden und entzücken wohl auch den blasirtesten Touristen, der aller Erdtheile Wunder gesehen. Ist doch die Binnenalster einzig in ihrer Art; wo sonst noch fände man eine Stadt, die einen See von 2300 Schritt Umfang in ihre Mauern einschließt? Ein unregelmäßiges Viereck bildend, auf drei Seiten umschlossen von mächtigen Häuserfronten — theils Patricierwohnungen, theils Hôtels ersten Ranges — auf der vierten Seite von dem grünen Laub der Gartenanlagen des ehemaligen Stadtwalles eingerahmt, gewährt die Binnenalster einen herrlichen Anblick, imposant im Sonnenglanze, märchenhaft schön aber in klarer Mondnacht.

Begeistert singt Geibel im „Fragment" der Junnilieder:

„Die Nacht ist lau; die Schwäne freien;
Entschlummert scheinen Blüth' und Blatt;
Lehn' dich auf des Gestäders Eisen —
Dort zeigt am schönsten sich die Stadt.
Siehst du den Häuserkreis, den dunkeln,
Aus welchen tausend Lichter funkeln,
Und tief sich spiegeln in der Flut?
So ist's, wenn mit geschliffnen Kanten
Ein Kranz von blitzenden Diamanten
Auf blauen Sammetkissen ruht."

Die unzähligen Gasflammen auf den Promenaden, verbunden mit der reichen Erleuchtung der Kaufläden und Cafés des „Jungfernstieges", strahlen, verstärkt durch den in langen Linien zitternden Wiederschein des in leichten Wellen sich kräuselnden Wassers, in so mächtigem Glanze, daß der Irrthum eines kleinen deutschen Fürsten verzeihlich war, welch Letzterer, als er auf abendlicher Durchreise über die Lombardsbrücke fuhr, seinen ihn begleitenden Consul freundlich schalt:

„Aber ich reise doch im strengsten Incognito — weshalb haben Sie eine Illumination veranstaltet?"

Wirklich festliche Erleuchtungen der meist vier- bis fünfstöckigen Häuser, ferner Böte mit farbigen Lampions, bengalische Flammen und sonstiges Feuerwerk auf dem Wasser bringen hier zauberische Wirkungen hervor, wie sie die Feder auch nicht annähernd zu schildern vermag.

Wesentlich andersartig präsentirt sich die Außenalster. Ihre Umgebung besteht zum weitaus größten Theil aus schmucken Einzelvillen, die lokett zwischen den Baumkronen der Parks hervorlugen; zwischen ihnen und dem Ufer erstreckt sich gewöhnlich noch das „Bowling Green", ein nach englischer Art stets kurzgeschoren gehaltener und reichlich bewässerter Rasenplatz von sammetartigem saftigem Grün, zu Cricket, Netzball und dergleichen Spielen geeignet und viel benutzt. Auch im Uebrigen sind diese reizenden Landsitze selbstverständlich mit all den Schätzen der Gartenbaukunst ausgeschmückt, den die Bankconten der „königlichen Kaufleute" gestatten; hierin wird diese Gegend freilich von einzelnen Villen am Elbufer bis Blankenese, in denen die hervorragendsten Millionenherrscher residiren, noch übertroffen. Aber mögen letztere majestätischer sein, idyllischer ist die Außenalster; namentlich ihre Buchten und Seitenarme bieten allerliebste Beduten, unter denen die Umgebung des seinen Namen mit Recht führenden Fennteiches, nahe der „Schönen Aussicht" auf der Uhlenhorst, als die Perle gelten darf.

Auf diesen lieblichen Fluthen, in denen sich die weißen Wasserrosen spiegeln, pflegen zartbesaitete Gemüther poetisch gestimmt zu werden. Solche sind indessen in der nüchternen Kaufmannsstadt verhältnißmäßig selten; die Mehrzahl der Einwohner faßt die Vorzüge „ihrer" Alster aus anderen Gesichtspunkten auf, und eine sehr zahlreiche Fraction, Jung und Alt, betrachtet dieselben kaum als etwas Anderes, denn einen ausgezeichneten Tummelplatz für den edlen Wassersport, für Ruder- und Segelregatten.

Beide, nach dem von England gegebenen Vorbilde seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts hier eifrig cultivirt, bieten die interessantesten Schauspiele auch für den Nichtkenner. Nach vielen Tausenden zählt das zuschauende Publicum, und bei solchen Gelegenheiten geräth der sonst so kalte und reservirt „zugeknöpfte" Hamburger ganz aus dem Häuschen.

In Momenten, wie dem auf unserer Abbildung (S. 500) dargestellten, bei scharfem Kampfe um die Siegespalme, besonders bei den Rudercon currenzen, geberden sich die Menschen am Ufer und auf den längs der Bahn liegenden Fahrzeugen so leidenschaftlich, wie die heißblütigsten Südländer; die unzähligen Zurufe des Beifalls und der Ermunterung bringen einen unbeschreiblichen Lärm hervor, der die Gruppe der Wettbewerber fortwährend begleitet. Selbst solide alte Väterherren auf den exzentrirenden Dampfern brüllen unter heftigsten Gesticulationen ihr: „Bravo Jungens! Fest, Matthäse! Hurrah für „Titania"!" und Aehnliches mit vollster Lungenkraft — die ruhigen Bürger sind wie umgewandelt; vor dergleichen je erlebt hat, kann uns bezeugen, daß wir nicht im mindesten übertreiben.

Eine gehörige Dosis von Begeisterung für dieses männlichkräftigende Vergnügen muß aber auch schon bei den Nächstbetheiligten herrschen, um die großen hier aufzuwandten Opfer an Zeit, Mühe und Geld zu ermöglichen. Schon das geschickte Segeln unter bester Verwerthung der Windeskraft und vortheilhaftesten Benutzung der Wasserbahn erfordert nicht geringe Uebung und Sachkunde. Vollends aber der Ruderer hat sich zum Wettkampfe durch etwa sechs Wochen außerordentlicher Strapazen und Entbehrungen würdig vorzubereiten, und zwar durch „Trainirung".

Der junge Mann, welcher „under train" ist, hat folgende Lebensweise genau zu beobachten: Des Morgens wird so frühzeitig aufgestanden, daß um 5 Uhr die Uebung beginnen kann. Die Mannschaft bringt das Boot, welches während der Zeit der Nichtbenutzung im Bootshause auf dem Trockenen und im Schatten lagert, zu Wasser, und während mehrstündiger Fahrt lehrt der „Trainer", wie man ein Ruder mit der nöthigen Feinheit einhandhabt, wie man ihm Schwung und Federkraft giebt, wie ein schneller oder langsamer Schlag auszuführen ist 2c.; die Kraftentwickelung allein genügt nicht: Ausdauer, Geschicklichkeit und einheitliches Zusammenwirken sind wesentlichste Erfordernisse. Einige Ruderclubs verschreiben sich eigene „Trainer" (die das Trainiren als Geschäft betreiben) aus England, was natürlich recht hohe Kosten verursacht, während bei anderen erfahrene ältere Mitglieder die Uebungen leiten.

Der Trainir-Rudertour folgt talte Abreibung und ein Frühstück, bestehend etwa aus einem Glase Sherry oder Portwein und gebacktem, rohem Beefsteak mit Eigelb; dann der Trainirende hat eine unglaublich strenge Diät zu halten. Er macht eine Art Banting Cur durch: nichts „Fettbildendes" darf er zu sich nehmen: beispielsweise Bier, Milch, Zucker, Kartoffeln, Reis, Fett, Mehlspeisen sind ihm verboten. Schwach gebratenes oder rohes Fleisch, wenig es in Wasser gekochtes Gemüse, ein Bischen Zwieback oder Cakes sind seine Hauptnahrung; guter, alter Wein in mäßiger Quantität sein Getränk; alles unnöthige Fett soll aus dem Körper entfernt, Sehnen und Muskeln sollen ausgebildet werden. Ferner darf der Trainirende nicht rauchen (schweres Opfer für Manchen), und muß überhaupt alles Unterwende und jegliche Excesse vermeiden. Daß er diese Gebote hält, dafür bürgt sein Ehrenwort; brächte er dieses, so wäre er natürlich als Mitglied eines Gentleman-Ruderclubs unmöglich und würde unbedingt ausgeschlossen.

Das Trainiren ist übrigens weniger schlimm, als es den Anschein hat; denn an die Entbehrungen gewöhnt sich der junge Mann bald; die harte Arbeit ist dem sonst an das Schreibpult Gefesselten eine angenehme Abwechslung, und reichlich entschädigend wirkt das stete Steigern körperlicher Kraft, deren Vollgefühl ihn schließlich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen erfüllt.

Dazu kommt noch als Sporn die Hoffnung, die heiß ersehnte Siegeskrone davon zu tragen. Ausschließlich um die Ehre wird jetzt auf den Alsterregatten gekämpft; denn einzelne Concurrenzen um Geldpreise zwischen professionirten Ruderern (Matrosen, Schiffern), wie sie früher üblich waren, finden nicht mehr statt. Die Ehrenpreise sind gewöhnlich recht werthvoll: silberne und selbst goldene Humpen, Pokale, Tafelaufsätze und dergleichen, für welche die beiden größeren Vereinigungen von Fremden des Wassersports, „Allgemeiner Alster Club" und „Norddeutscher Regatta Verein", namhafte, nach manchen Tausenden von Mark sich beziffernde Summen aussetzen. Neben den Werthstücken, welche den gewinnenden Clubs anheimfallen, lohnen Medaillen, Tuchadeln, Ehrenzeichen 2c. die einzelnen Sieger.

Ueber die Ruderväste selbst möge Einiges gesagt werden. Man unterscheidet hauptsächlich, abgesehen von kleineren Nuancen, zwischen der „Touren-Gig" und dem eigentlichen „Race-Boot". Erstere, von solider Bauart, sechs- und zwölfruderig, dient neben dem Wettrudern auch zu Ausflügen auf die Elbe und die Bille; ein solches flaggen- und wimpelgeschmücktes Fahrzeug, oft zum Schutz der „Passagiere" nahe dem Steuer noch mit einem hübschen Zeltbaldachin versehen und von den Ruderern in ihrer idealisirten

Digitized by Google

Segelregatta auf der Außenalster bei Hamburg
Originalzeich

Digitized by Google

Thürme des Ahlenhorster Fährhauses gesehen.
W. Heuer.

Digitized by Google

Seemannstracht mit taktmäßigen Schlägen rasch vorwärts getrieben, gewährt einen recht hübschen Anblick.

Das eigentliche „Race Boot" dagegen ist ausschließlich für Regattazwecke bestimmt. Es ist sehr schmal und von äußerst leichter Bauart; die Planken sind so dünn, daß selbst die Ruderer mit ihrem leichten Fußzeug auf's Vorsichtigste auftreten müssen, um nicht durchzubrechen, und es ist „out-rigged", das heißt, die Stützpunkte für die Ruder sind am Ende von eisernen Stangen ausgebracht, die sich circa einen halben Meter weit über den Bord hinaus erstrecken, zwecks Verstärkung der Hebelkraft des Ruders; pfeilschnell schießt das leichte Ding dahin.

Erwähnenswerth sind noch die „sliding-seats" (gleitenden Sitze) auf den Ruderbänkchen. Der Ruderer sitzt auf einem Brettchen, welches auf Rollen ruht, die sich in messingenen Schienen bewegen. So schnellt denn bei jedem Ruderschlage die ganze Mannschaft einige Zoll vorwärts (die Füße haben an ledernen Riemen einen Haltepunkt) und die Körperschwere giebt einen die treibende Kraft verstärkenden Ruck. Ueber die sliding seats sind indessen die Meinungen getheilt. Die Frankfurter Rudergesellschaft, welche vor einigen Jahren ein Boot nebst ausserlesener Mannschaft nach Hamburg entsandte und brillant siegte, hatte feste Sitze, und seitdem ist diese Frage eine vielbestrittene, aber noch unentschiedene.

Auswärtige Gäste sind auf Hamburger Regatten nichts Seltenes; in den letzten Jahren sah man unter Anderem Engländer, Kieler, Prager, ja selbst Triester Ruderer concurriren. Wesentlich mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Engländer am Sonntag nicht rudern, wird eine der alljährlich stattfindenden Regatten an einem Sonnabend abgehalten.

Den Schluß der Wasserfeste pflegt ein Mittagsmahl im Uhlenhorster Fährhause zu bilden, einem beliebten Vergnügungsort der Hamburger; der Thurm desselben bietet das großartige Panorama, dessen schönsten Punkt der Zeichner unseres heutigen Bildes fixirt hat.

G. L.

Bob Jellina.

Novelle von Karl Theodor Schultz.

(Fortsetzung.)

Bob lehnte sich rückwärts an den Pfeilertisch, kreuzte die Arme über der Brust und sagte:

„Du siehst, daß ich wieder ruhig bin. Wenn Du athmest, wie sehr! Und ich will sogar großmüthig sein, Dir einfach sagen, was mich zu meiner Frage veranlaßte. Unter den Generalstabsofficieren, die bei uns Aufnahmen vorgenommen, war auch dieser Baron Hollfeld. Ich sah ihn bei Grumbachs zufällig in einem tête-à-tête mit meiner Frau, das mir auffiel: so brachte ich bei der Heimfahrt das Gespräch unserer Officiere auf ihn und seine Vergangenheit; auch sagte ich Alma beiläufig, ob sie nicht schon früher mit ihm zusammengetroffen, was sie natürlich bejahte."

„Du sagst das so pointirt —"

„Wh! ich weiß warum. Oder hätten sie sich nicht gekannt?"

„Allerdings haben sie sich gekannt —"

„Und geliebt?"

Gleich einem Schrei hatte es geklungen. Ruland schwieg einen Moment; dann wiederholte er in geringschätzigem Tone:

„Und geliebt!"

Wie außer sich, in den Augen ein glühes Funkeln, rief Bob:

„Warum erfahre ich das erst heute?"

„Weil Du erst heute danach fragst," antwortete Ruland mit leisem Hohne.

„Herr!" fuhr Bob schreiend fort, „ich bitte noch einmal, endlich anzunehmen, daß es hier um Menschenschicksale geht, wobei Lanne oder gar Witz unerträglich werden — wie das Verbrechen selbst!"

„Ich glaube nun doch," versetzte Ruland, sich ebenfalls erhebend, „wir thäten gut, wenn wir diese Materie fallen ließen."

„Da ich Alles weiß?"

„Nichts weißt Du," brach der Rath, nun selbst heftig werdend, los. „Schon aus dem Tone, in welchem ich von dieser Liebelei sprach, hätte ein Anderer geschlossen, was ich damit sagen wollte. Forsche meinetwegen, bei wem Du willst! Du könntest stets nur hören, daß es sich im äußersten Falle um solches Hin und Her gehandelt hat, ohne das sich überhaupt kein Mädchenherz auswuchsti, das werth ist — ein Herz von Fleisch und Blut genannt zu werden. Ein paar Worte von mir am rechten Orte, und die Schaumblase zerplatzte — als wäre sie nie gewesen. Ueberhaupt jetzt noch die alte Geschichte!"

„Solche alte Geschichten," erwiderte Bob herb, „haben mitunter ein zäheres Leben, als wir denken. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie es um Beide steht. Die Liebe — selbst die ärmste, noch so zerstretene, sieht schärfer, als alle Klugheit der Welt. Doch ich fürchte, es war schon damals mehr als eine Liebelei — Du hast das nur nicht gewußt. Warum sieht Du zu Boden? Ich will ja nichts als Offenheit."

„Für mich war es eine bloße Liebelei."

„Für Dich! Auch nicht etwa, weil es so paßte? — Vergieb! ich bin doch wohl ein wenig fassungslos: im Ernste könnte ich Niemand solche Schurkerei zutrauen."

Ruland erblich bis in die geschlossenen Lippen und sagte mit Anstrengung:

„Wählerisch bist Du heute in Deinen Ausdrücken nicht."

„Wählerisch!" fuhr Bob wieder auf. „Du wirst doch mit mir den Mann, und zwiefach, wenn er ein Vater ist, einen Schurken nennen, einen Schmuck an seinem Kinde, an dem unglücklichen Gatten, an der Ehe selbst, wenn er es über sich bringt, sein Kind mit einer Liebe im Herzen zur Ehe mit einem Andern zu zwingen?"

„Sieht man dergleichen Fälle genauer an, so findet man oft —"

„Du willst mir ausweichen!" unterbrach ihn Bob ungestüm. „Ich habe Recht."

„Du hast Recht," versetzte Ruland in der verbindlichsten Haltung des Cavaliers.

Bob kam zu sich und sagte, seine Heftigkeit entschuldigend:

„Man ereifert sich mitunter um ganz Unnützes. Was kümmert es uns im Grunde, ob irgend welche Väter ihre Kinder zu einer Ehe oder sonst Etwas zwingen? Es bedarf übrigens dessen ja kaum. Ueberreden, schön zusprechen thut ja dasselbe und ist vor Gott und Menschen so beliebt und geehrt, weil es eben hundertmal zu gutem Ende führt. Und mit der Zeit wird man dann alt und gichtbrüchig, hockt bei einander in den Krankenstuben und lobsingt seiner glücklichen Ehe."

„Wozu ereifert Du Dich nun schon wieder?"

„Um einer glücklichen Ehe willen darf man sich wohl ereifern!" antwortete Bob. „Besonders Einer, dem es nicht so gut geworden, weil er warm erschaffen und sein Lebelang aus dem Rohen herausgestrebt hat! Wenn der auf einmal findet, was er übrigens schon lange geahnt, daß ihm sein Weib nie zu eigen war, weil es in die Ehe mit ihm gezwungen — nicht doch! Weil Schaumblasen platzen gemacht wurden —"

„Du rasest."

„O könnte ich rasen, mich austasen! Vielleicht würde es dann auch mit uns noch einmal gut! Freilich stünde es da schlecht um die Zusprecher oder elenden Ueberreder!"

Die beiden Männer standen einen Moment lang hochaufgerichtet, wie in den Boden gewurzelt, einander gegenüber.

„Doch," schloß Bob mit einer abwehrenden Bewegung, „ich werde Niemand mehr nach den alten Geschichten fragen. — Es war mir eben, als könnte die Sühne dafür von einem Andern, einem ganz Andern geforderl werden, ob der auch an Allem schuldlos ist. Nun, daß das Ende wenigstens Allen zum Heile gereiche, darauf will ich mein Glas leeren." Er stürzte den Wein hinunter. „Und jetzt lebe wohl! Keine gröne — ich finde meinen Weg!" Damit fiel die Thür hinter ihm zu.

Alma saß in ihrem Schaukelstuhl; sie hatte auch eine Näharbeit im Schooße liegen, stützte aber momentan den Arm auf's Fensterbrett und sah in den Garten hinab. Eine gewisse Sorge lag auf ihrem Gesicht: seit Bob's plötzlicher Fahrt nach der Stadt

Digitized by Google

mußte sie immer wieder an ihn denken. Allerlei wollte ihr nun sonderbar vorkommen — und gerade seit dem Nachmittage bei Grumbachs, obgleich er dort so heiter geschienen hatte. Schon gestern, den ganzen Tag hindurch war er gleichsam unnahbar gebliehen: nichts von seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit. Selbst ihren Gästen gegenüber hatte er sich augenscheinlich Zwang anthun müssen und schien wie erlöst, als sie Nachmittags abreisten. Um Nichtiges mußte es sich handeln — sonst wäre er nicht während des Ernteeinbeginns fortgefahren, was er nie zu thun pflegte. Und wie flüchtig er — ganz gegen seine Gewohnheit! — Absichieb genommen, ohne einmal zu fragen, ob sie nicht Austräge hätte! Sie persönlich konnte nicht im Spiel sein, war sie sich zu keiner Schuld bewußt!

An Hollfeld dachte sie nun auch, und eher wie verschämt, als daß sie dabei ein Unrecht empfand. — Noch viel vortheilhafter hatte er sich entwickelt. So fesselnd war Alles, wovon er sprach! Wie viel er erlebt hatte! Das Leben in einer Großstadt mußte wohl interessant sein, und sogar bei Hofe war er vorgestellt worden. Ueber die Vergangenheit war natürlich zwischen ihnen kein Wort gefallen; nur fragend angesehen hatte er sie einige Male. Eine rechte Frau bemerkt das aber nicht. Er hatte sich nur verwundert und es gewissermaßen bedauert, daß sie so ganz im Landleben aufgegangen sei. Es war im Grunde auch seltsam — was muß aber mit der Zeit nicht still werden, wenn Dasselbe einen Tag wie den anderen füllt?

In einem Seufzer hob sich Alma's Brust, als aber ihr Blick dabei über den Garten fort in die reiche, blühend schöne Landschaft fiel, wußte sie, was es ihr so verhältnißmäßig leicht gemacht hatte, sich hier an's Landleben zu gewöhnen.

Sie lauschte. Wenn Bob nicht erst Nachmittags gefahren wäre, so müßte dieses Rollen das ihres Jagdwagens sein. Oder kam noch Besuch? — Mit diesem Gedanken ging sie nach dem Hinterzimmer.

Es war wirklich der Jagdwagen; sie öffnete einen Flügel des Fensters und wollte Bob zuwinken. Er blickte aber nicht herauf.

Selbst das nicht? Dann konnte sich seine Stimmung kaum gebessert haben. Oder sollten etwa wieder so merquickliche Zeiten bevorstehen, wie in früheren Jahren? Das wäre doch eine harte Prüfung. Und Mancherlei deutete beinahe darauf hin.

Mit dem bestimmten Empfinden, jedenfalls auf Abwehr gerüstet sein zu müssen, schloß sie das Fenster und ging in das vordere Zimmer zurück. Als Bob noch immer nicht heraufkam, nahm sie ihren vorigen Platz wieder ein und die Näharbeit auf's Neue zur Hand.

Endlich gingen ein paar Thüren, und Bob trat rasch herein. Sie stand auf, setzte sich aber bei seiner oberflächlichen Begrüßung wieder: auch sagte sie nichts über seine Blässe, welche sie erschreckt hatte, da dieselbe allmählich einer starken Röthe wich. Er mußte sehr erregt sein.

„Die Eltern," warf er hin, „grüßen beiderseits. Sie sind wohl. Die Mutter scheint sich in Lisdroy ganz erholt zu haben — — sie sprach überhaupt befriedigt von dem dortigen Aufenthalte."

Bob hatte die Sätze mnzusammenhängend herausgestoßen; so trat Alma an ihn heran und sagte in herzlichem Tone:

„Dir fehlt etwas?"

„O, nichts — nichts!" wehrte er kurz ab. Nach einer Pause des scheinbaren Besinnens fuhr er aber in derselben abgebrochenen Weise fort: „Mir fehlt wirklich etwas. Wie so Menschenloos ist — Heute roth — — es hat mich seltsam ergriffen."

„Was? Ein Unglück?" fragte Alma besorgt.

Er nickte.

„Ich war bei Grumbachs angefahren —"

„Eins der Kinder —"

„Nein — nein! Von den Officieren — Du kanntest ihn von früher —"

„Hollfeld?" Alma sah Bob, der sich ihr plötzlich zugewandt hatte, wahrhaft entsetzt an.

„Heute Morgen — sein Pferd stürzte — er ist —"

„Todt!" rief Alma, schwerfällig nach der Wand fassend.

Bob nickte wieder.

„So lieb war er Dir?"

Sie erwiderte nichts, blickte nur regungslos vor sich hin; endlich sagte sie kaum hörbar:

„Er war mein Jugendfreund."

Bob lachte grell auf.

„Blos Dein Jugendfreund? Also Lüge gegen Lüge! So wirdig sind wir unser? Nun, ich darf die meinige zurücknehmen. Ja, Narre mich nur an: der Bob hat gelogen — mit Absicht gelogen — vielleicht das erste Mal in seinem Leben! Dein Hollfeld lebt — verstehst Du mich nicht? — lebt! Ich weiß nichts von ihm — bloßer Spaß war Alles — brutal, wie? Ich mußte aber wissen, wie Dir nun's Herz ist."

„Bob!" rief Alma, die Hände vor das Gesicht schlagend.

„O, warte nur ab!" fuhr dieser dumpf fort. „Solcher bitterliche Spaß bringt mitunter gute Frucht. Einen Theil der Schuld hat auch Dein Vater: er wollte mir einreden, Alles wäre blose Liebelei gewesen. Da sann und sann ich, wie das Wahre zu finden wäre — und mein armer Kopf gab nichts Anderes mehr her, nichts als lauter dentsches Zeug: so nahm ich denn das erste Beste, was am sichersten schien. Du wirst das wohl vergeben müssen. Der Himmel schütze Dich, daß Du nicht noch mehr zu vergeben brauchst! Wenn Du ahntest, wie mir im Herzen — nicht da, im Kopf, in dem wüsten Kopfe! — ah! — Doch denke, Du hättest eben nur geträumt — was träumt sich nicht! Damit half ich mir wohl — damals, als es noch anders um uns stand."

Er lächelte, wie plötzlich Alles vergessend, still in sich hinein. Dennoch hörte er Alma's Schritte und fuhr auf: „Du willst fort?"

„Ja," sagte sie mit vor schmerzlicher Erregung zitternder Stimme, „sollte ich darauf antworten? Oder könntest Du mich verurtheilen, noch mehr zu hören?"

Als Bob sie nur mit seinen flehenden, todttraurigen Augen ansah, ging sie stumm weiter und verschwand in der Portiere, welche das Nebenzimmer von dem übrigen trennte.

Einige Tage waren vergangen, herrliche, lichte Sonnentage. Erntewagen, bis zur höchsten Höhe aufgeschichtet, schwankten nun unaufhaltsam mit ihrer goldenen Last in den Sundittener Hof wie in die Höfe seiner beiden Vorwerke. Es war in diesem Jahre ein Segen ohnegleichen, als hätte die Natur einmal versuchen wollen, wie viel sie ihren geliebten Menschenkindern zu schenken vermöchte. Frohsinn herrschte allerwegen; selbst in die kleinste Hütte war es gleich einem Strahle gedrungen, der auch hier Licht auf die Zukunft warf.

Ein Einziger hatte von dem Allen nichts bemerkt, obwohl es ihn Tag für Tag mühsam hinausgetrieben: Bob mied die Menschen; er suchte die einsamsten Waldwege auf oder machte lange Ritte, und oft war es Nacht geworden, bevor er auf schaumbedeckten Pferde zurückkehrte. Je ferner Allen — um so wohler, hatte es geschienen, fühle er sich, bis er eines Morgens den Befehl gab, zwei Pferde zu satteln, da ihn der Reitknecht nach Lisdroy begleiten solle.

Dieser war förmlich froh, einmal mitgenommen zu werden. Hatte er doch schon zu den anderen Knechten gemeint: dem Herrn müsse etwas sonderlich Schweres in den Gliedern stecken — daß es nur kein Unglück gäbe!

Die Pferde waren schnell gesattelt — man ritt. Und je näher die Beiden ihrem Ziele kamen, um so ruhiger, um so ergebener sah Bob nach dem Meere hinüber, welches sich in mattem Blau, nur hier und da gleichsam von einem dunkleren Flaume überhaucht, vor ihnen ausbreitete.

Nach Bob's Berechnungen mußten die Officiere mit ihren Aufnahmen bereits bis nach Lisdroy gekommen sein, und da heute ein Sonntag, durfte er annehmen, Den, welchen er suchte, wenigstens am Orte zu treffen — was auch der Fall war.

Hollfeld — so erfuhr Bob von dem Burschen des Herrn Lieutenant — sei so eben an die See gegangen, nach der Königshöhe zu. Dieser Zufall berührte Bob angenehm: spricht es sich doch im Angesichte des Meeres leichter als in der Enge eines Zimmers.

Er ging die bekannte Straße, die wenigen Villengärten entlang, später durch das Wäldchen, bis er, aus diesem heraustretend, nach den Dünen abbog. Drüben auf dem schattigen Wege an der Königshöhe promenirten Gruppen von Menschen; vor ihm am Strande suchten nur einige Knaben Bernstein, und in der Ferne unterschied er eine einzelne Gestalt. Ob es ein Officier sei, vermochte er noch nicht zu erkennen. So eilte er vorwärts und sah nun auch bald im grellen Lichte der Sonne, die inzwischen aus einer verschleierenden Wolke hervorgetreten war, das Glitzern von Uniformknöpfen.

Digitized by Google

Trotz des ungedämpften Sonnenlichts war hier die Hitze nicht drückend: jede der langhingestreckten Wellen, die wie leise plaudernd daher rollten, schien neue Kühlung zu bringen. Bob wurde das Herz weit und weiter: diesen wilden, traumhaften Tag, der Allem ringsum aufgeprägt war, empfand er als etwas ihm Verwandtes — sein Element sortan. Und er hatte einst geglaubt, daß es der Sturm — die Leidenschaft wäre.

Der Officier, welcher sich nicht umgesetzen hatte, war, je mehr sich Bob ihm genähert, um so langsamer gegangen, wie in Gedanken vertieft. Jetzt stand er still und blickte nach den nächsten Hügeln der Düne, als wollte er landeinwärts gehen und so die große Strecke nach Lisbroy gewinnen. Dabei blickte er zurück, den Strand entlang und entdeckte um bald den auf ihn zuschreitenden. Daß Zellina ihn suchte, mußte er wohl als selbstverständlich annehmen. So schritt er ihm entgegen und grüßte mit Bob zugleich, nur noch gemessener als dieser.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 20):

32) Die Verwandten eines Todten werden gesucht. Am 21. Mai 1877 wurde dem Vorstande der kleinen evangelisch lutherischen Gemeinde in der russischen Kreisstadt Jelez, im Orelschen Gouvernement, Herrn E. Jansen, die Anzeige gemacht, daß im Hospital ein schwererkrankter fremder Deutscher liege. Er fand denselben in hoffnungslosem Zustande, doch erfuhr er noch von ihm, daß er Karl Müller heiße, Schlosser und auf der Reise von Odessa nach Moskau sei; er war nicht mehr zu verstehen) Moskau sei, daß eine Schwester von ihm als Schauspielerin in Königsberg (wahrscheinlich in Preußen) lebe und er von gut situirten Verwandten Geldbriefe erwarte, die nun vielleicht unterschlagen habe. Bis er gebessert, sagte er nichts. Er starb, nachdem ihn der katholische Priester das Abendmahl gereicht, nach wenigen Tagen und wurde auf dem russischen Friedhof von Jelez begraben. Hat diesen Karl Müller Niemand vermißt?

33) Zu Ostern 1878 ist der Schiefersdecker Otto Müller von Schellenberg in Sachsen, was er die Stube seiner verstorbenen Mutter und seiner jüngern Geschwister war, abgereist, zuletzt in Bodenbach gesehen worden und seitdem für die Seinen verschwunden.

34) Im russischen Gouvernement Saratow, und zwar, wie der Ort in den Briefen geschrieben ist, in „Samoilo-Gaikow Chutorow" (?), lebte noch im April 1874 ein im Jahre 1840 zu Gotha geborener Tapezier Ernst Otto Müller, von dem seine Mutter, eine Wittwe in Gotha, seitdem nicht die geringste Kunde erlangen konnte.

35) Der Schlosser Andreas Noack aus Bauben, am 23. Februar 1851 geboren, hat, laut Mittheilung der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft, vom 5. August bis zum 8. December 1873 auf dem Bremer Dampfschiff „Schwalbe" als zweiter Maschinisten-Assistent gedient. Wo solcher schreib er am 4. Januar 1874 an seine Mutter und ist seitdem verschwunden und trotz aller obrigkeitlichen Bemühungen noch nicht aufzufinden gewesen.

36) Emil (Julius August) Müller, Seemann, den 4. November 1847 in Stettin geboren, Matrikel-Nr. 2112, ist am 22. April 1878 von Dundee auf der Insel Neu-Seeland, daß er auf einem Auckland-Dampfschiff Fahrten zwischen Dunedin und Sydney gemacht, aber, da das Schiff verkauft werde, nach Auckland zurückkehren werde, wohin Briefe an ihn (unter Adresse „William Müller, Eingeborenen") gerichtet werden möchten. Dies geschah, aber weder von dem Sohn, noch von dem deutschen Consul in Auckland kam eine Antwort an die ängstlich harrende Mutter des Vermißten.

37) Ein Karl Gustav Louis Albert Müller ist am 9. Januar 1850 zu Szarde, Kreis Memel geboren, als Maurer im März 1875 von Berlin aus nach Rußland oder in die Türkei gegangen, um sich bei Bauunternehmungen als „Architekt" zu betheiligen — soll auch in Odessa gesehen worden sein. Wer wo nun?

38) Ein jetziger Schneider, Oswald Waldemar (Oscar) Schulze, aus Koberzinki bei Libus in Polen, am 28. December 1843 geboren, wurde in Bromberg erzogen, begab sich 1859 nach Danzig zur königlichen Marine, diente bis zum Matrosen zweiter Classe und ging im Mai 1866 von der „Vineta", Capitain Krusig, ab. Am 15. November 1871 reiste er nach Melbourne ab, machte dort am 25. Januar 1872 sein Steuermanns-Examen und erhielt am 28. sein Steuermanns-Patent. Seit dieser Zeit bekam seine Mutter alle recommandirten Briefe an ihn als unbestellbar zurück, und benachrichtigte Schulze im März 1873 in einem Briefe, welcher einem andern an den Herrn Prediger Serwa in Bromberg beigelegt war, die Frage: „ob sie todt sei?" und die Bemerkung: „wenn er weder seine Antwort bekäme, so möge sie annehmen, er sei sie todt." Nun schrieb die Mutter sofort unter der neuen Adresse, und ebenso mals kommt, nach sechs Monaten, der Brief als unbestellbar zurück.

39) Robert Peschke aus Kanna bei Zeitz, Seemann, jetzt 31 Jahre alt, ging 1875 mit der Corvette „Louise" in See, die er krankheitshalber in Rio de Janeiro verließ, dann auf einem englischen Schiff und schrieb im Hochsommer 1876 aus Liverpool, daß er nach Buenos-Aires fahren werde. Seitdem ist er verschollen.

40) Der Bäckergeselle Gottlieb Sauer, 1843 in Nordenburg (in Ostpreußen) geboren, ging als Reservist Januar 1869 in die Türkei, kehrte 1870 zurück, um als Reservist beim Train (als Bäcker in der Ersatzreserve I) den Feldzug in Frankreich mitzumachen, soll dann in oder bei Stettin gearbeitet haben. Sein Bruder Julius in Neuwied sucht ihn.

41) Eine arme Lehrerwitwe, geboren Gotze am 7. September 1841 gestorben ist und ihr außer einem erwachsenen Sohn noch vier unversorgte Kinder hinterlassen hat, sucht diesen Sohn als die einzige Stütze in ihrer Noth und Verlassenheit. Derselbe, Constantin Sauer, aus Lyssewden bei Cleve, jetzt 24 Jahre alt, Mechaniker, arbeitete über vier Jahre in Pforzheim in einer Fabrikgesellschaft (Daniel), schrieb vor Jahresfrist den Seinen, daß er nach Oesterreich gehe, um in Wien Stellung zu suchen, und ist seitdem verschollen. Auch die kaiserliche Gesandtschaft hat vergeblich nach ihm gesucht. Sauer ist groß und schlank von Gestalt, blondhaarig; sein linkes Auge ist durch eine Stahlfedervewundung besonders kenntlich. Könnte Sauer vom Tode seines Vaters Kunde erhalten, so würde er ohne Säumen zu seiner unglücklichen Mutter heimkehren.

42) Johannes Schad, bis Anfang 1881 Kellner in Berlin, von wo er am 15. Januar zum letzten Male geschrieben, wird von seiner Mutter (in Aue bei Schmalkalden) gesucht.

43) Vor 27 Jahren ist der Kattundrucker Christian Eduard Schick aus Glauchau (Sachsen) nach Brasilien ausgewandert; er wird von seinem Bruder Karl gebeten, Nachricht zu geben.

44) Der Schlosser Ernst Robert Emil Schneider aus Magdeburg hat sich vor vierthalb Jahren auf die Wanderschaft begeben und seitdem kein einziges Mal an seine Eltern geschrieben. Jedoch ist sein Vater gestorben; die Mutter bittet den Sohn um eiligst Heimkehr.

45) Der ehemalige Gymnasiast Albert Schneider aus Bunzlau in Schlesien, ein junger Mann von 20 Jahren, etwa 1,60 Meter groß, mit dunklem Kopfhaar, untersetzter Gestalt, ist auf einer Reise von Regensburg heimwärts bis Görlitz gekommen und seitdem verschwunden. Die armen Eltern bitten dringend, ihnen den einzigen Sohn zurückzugeben zu helfen.

46) Karl Rüsch aus Schwerin hat, als Schneidermeister in Genf wohnend, vor zwölf Jahren zum letzten Mal an seine jetzt im achtundachtzigsten Jahre stehende Mutter geschrieben. Die Greisin fragt, was aus ihrem Sohn geworden sei?

47) Hermann Pohle, Buchbindergehilfe aus Ölsnitzh bei Wurzen in Sachsen, lernte und arbeitete in Leipzig, wo von aus er am 19. Mai 1879 über Ulm nach Stuttgart begab. Seitdem fehlten alle Nachrichten über ihn. Seine arme kranke Mutter und sein Vater, vom Tagelohn in Stimy bei Leipzig lebend, beschrieben, daß der Vermißte ausgewandert sei, aber wohin?

Berthold Auerbach's Nachlaß. Soeben geht uns nachstehender Aufruf zu, dem wir hier gern einen Platz gewähren: „Im Namen zugleich der von Berthold Auerbach noch lebenden zur Herausgabe seines literarischen Nachlasses mit mir beauftragten Herren Dr. Jacob Auerbach in Frankfurt am Main, Dr. Anton Bettelheim in Wien und Rechtsanwalt Eugen B. Auerbach in Berlin ersuche ich hiemit dortsänftiger Sichtung und späterer Herausgabe seiner Correspondenz alle Diejenigen, welche Briefe des Verewigten besitzen, solche an den obengenannten Rechtsanwalt Auerbach, W. Leipzigerstraße Nr. 103 freundlichst senden zu wollen.

Den Wünschen der Adressaten hinsichtlich Verfassung nicht zur Veröffentlichung geeigneter Stellen wird selbstverständlich gewissenhaft entsprochen werden.

Die Rücksendung der uns anvertrauten Manuscripte erfolgt baldthunlichst.

Berlin, im Juni 1882. Friedrich Spielhagen."

Kleiner Briefkasten.

G. A. in Detmold. „Reichsdörfer" nannte man ehemals diejenigen Dörfer oder Höfe, welche unmittelbar unter dem Kaiser und Reich standen. Dieselben hatten ihre besonderen Ober- und Untergerichte, sowie Reichsschultzen und zahlten nur Reichssteuern. Die letzten Reichsdörfer waren Reichhausen und die freien Leute auf der leutkircher Haide in Schwaben, Altbauern, Gladbach im nah Seefeld in Franken, Sulzbach und Soden im oberrheinischen Kreise. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden sie ein größere Staaten vertheilt.

J. B. in Sch. Unter „Kette" versteht man in der Häuserbranche die Verrechnung von Waaren, das nicht einer Familie angehört; so bilden z. B. Hüthner, Enten ꝛc. eine verschiedenen „Völkern", wenn sie sich zusammentun, eine Kette.

Langjähriger Abonnent in S. Wir bedauern, Ihnen nicht dienen zu können.

B. J. in Tarnowitz. Die „ledernen Kanonen" Gustav Adolf's bestanden aus einer kupfernen Röhre, die mit eisernen Ringen umgeben und mit Tauen, sowie mit Lederhezug umwickelt waren. Sie bildeten den Uebergang vom schweren Geschütz zu den leichteren Feldgeschützen, haben sich aber nicht bewährt.

A. B. in Bukarest. Das Essay hat seinen Namen von dem Flusse Ill.

R. P. in Berlin. Portrait und Biographie unserer allbeliebten Mitarbeiterin Elisabeth Bürstenbinder (E. Werner) finden Sie im Jahrgange 1876, S. 461.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Newber.

(Fortsetzung.)

Athemlos drängten sich die Frauen heran.

„So schön habe ich mir die Haube nicht gedacht," flüsterte es ringsumher.

„Gelt?" lachte die Rotmundin. „Wohlan, wir setzen auch solche Hauben auf."

„Das wird nimmer erlaubt vom Rath," seufzte Felicitas Holzschuherin.

„Das wollen wir wohl sehen," dräute die Rotmundin. „Hört erst, was meine Frau Bas, die Langmantelin in Augsburg, schreibt!"

Sie zog ein Papier aus der Gürteltasche und las:

„Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau Maria, seine Mutter, daß sie mich von der Sorge erlösten, die ich für Dich getragen habe! Bin schier bös auf Dich gewesen, liebe Rotmundin, daß Du mich durch den geheimen Boten und den ungebärdigen Brief so erschreckt hast, bis ich herausbuchstabiert habe, daß Dir nichts fehlt als eine hübsche Haube. Gleichwohl kann ich den Nürnberger Frauenbildern nicht verübeln, daß sie der unholdseligen Stürze entledigt sein möchten: denn auch wir Augsburgerinnen haben uns vordem durch dieselbigen hochbeschwert gefühlt, bis Kaiser Maximilian, dem Gott eine gnädige Urstand verleih, uns davon befreit hat. Nicht umsonst hat er sich den Bürgermeister von Augsburg genannt. Er ist wie ein wahrhafter Vater der Stadt seinen Töchtern zu Hülfe gekommen und hat vorgebeten beim Rath, daß wir die Scheuchen ablegen durften. Vielleicht senden Euch die Heiligen auch einen Fürsprech, wenn Ihr sie fein darum bittet. Stellet Euren Herren einmal mit Sanftmuth vor, daß es zu ihrem eignen Besten ist, wenn die Weiber und Jungfrauen anmuthig anzuschauen sind! Die Heiligen mögen mich davor behüten, daß ich die Schlangin werde, welche die Evastöchter des hochberühmten Nürnberg mit einer verbotenen Frucht verlockt; jedennoch schicke ich Dir die neueste Augsburger Haube. Gehab Dich wohl und schreibe mir, wenn auch die anderen Frauen aus den Geschlechtern Begehren tragen sollten nach dem anmuthigen Hauptschmuck. Meine freundlichen Dienste sind Euch allezeit zuvor!"

„Eure Frau Bas ist eine gelehrte Frau, daß sie so schreiben kann," meinte die alte Imhofin kopfschüttelnd. „Wenn i nur wüßt, ob es gut ist, daß die Weiber izo statt der Spindel die Feder führen. Hätte mich auch von Euch eines Andern versehen, Frau Rotmundin."

Aber die Rotmundin entgegnete scharf:

„Wer in der neuen Welt leben will, muß sich in die neuen Menschen schicken. Gedenkt Ihr Eure Tochter mit Spindel und Sturz anzustatten, so wählt den alten Kriegsschreiber zum Schwiegersohn, der noch immer Schuhe trägt, deren Spitzen bis an die Kniee herauf reichen! Oder sie wird sitzen bleiben wie die herbe Ursel."

Die alte Imhofin verstummte über den Kriegsschreiber, dem sie selbst ihrer Zeit einen Korb gegeben hatte.

Die anderen Frauen blickten unverwandt auf die neue Haube und riefen:

„Was sollen wir thun, Frau Rotmundin? Wir gehen für das wunderseltene Häublein durch's Feuer."

„Da wir keinen Kaiser Maxel zum Bürgermeister haben," erklärte die Rotmundin, „so müssen wir selbst Sturm laufen gegen einen ehrbaren Rath. Bitten müssen unsre Sturmleitern sein, Keifen unser Feldschlangen: der heiße Wasserschwall unserer Thränen muß sie begießen oder ein kaltes Sturzbad ihnen klar machen, daß auch wir ein Herz haben, welches sich nicht jede Freude abschneiden läßt; denn so in Lieb und Güt, wie meine Augsburger Bas denkt, wird's nimmer abgehen. Sie kennt die harten Nürnberger Köpfe nit, meint halt, alle Männer seien wie die ihrigen, die in Welschland seine Sitte gelernt haben. Dann müssen wir eine Bittschrift an den Rath schicken, dieweil sonst die Herren die Ausflucht machen, das gemeine Wesen wisse nichts von der Sache."

„Wer soll uns die abfassen? Die Schreiber werden sich hüten, in dieses Wespennest zu stören. Mein Herr hält sie in scharfer Zucht," meinte nachdenklich die Schultheißin.

„Wir sind das Wespennest, und der Rath mag sich hüten, uns zu verstören," verkündete, trotzig mit dem Fuße aufklappend, die Rotmundin, „und wir brauchen keine furchtsamen Schreiberlein. Hier habe ich die Bittschrift aufgesetzt; ich fürchte mich weder vor meinem Herrn noch vor den Euren. Ihr braucht sie nur zu unterschreiben."

Sie breitete einen Bogen, der mit kräftigen Buchstaben bemalt war, aus, und eine nach der Andern trat heran und setzte ihren Namen darunter. Einzelne malten auch nur drei Kreuze hin, zu denen die Rotmundin die Erklärung fügte.

Elsbeth machte große erstaunte Augen zu alledem. Jetzt reichte die Rotmundin auch ihr den Gänsekiel. Aber sie barg die Hand in den Falten ihres rosinfarbenen Rockes und sprach:

„Warum soll ich mir selbst die Schmach anthun, daß ich

Digitized by Google

den Rath bitte, mich des Geschmucks zu berauben, den meine Mutter und Großmutter als eine Ehrenkrone hochgehalten haben?“

„Weil Ihr mit Eure Großmutter seid,“ antwortete ärgerlich die Rotmundin. „Wollt Ihr allein mit dem Schenfal auf dem Hauptе dastehen, während wir schöne Häublein tragen? Hütet Euch, daß Ihr nicht die alberne Elß genannt und der herben Ursel zugestellt werdet, die auch noch schön sein könnte, wenn sie sich nicht so altfränkisch kleidete! Sie hält sich standlich, wie die Markgräfin von Brandenburg, wenn sie von der Gadolzhung hereinreitet. Ihre Augen sind schön, und ihre Haut ist glatt, wiewohl sie sich schon dem Schwabenalter nähert. Aber sie hat doch keinen Ehegesponsen bekommen und mag leicht eine alte Jungfer werden. So wird auch vor Euch den Männern grauen, zuerst einem solchen, der gern davon erzählt, wie die Frauen in Hispania, Welschland und Frankreich meisterlich verstehen, die Männer zu berücken.“

Die alte Imhofin schlug ein Kreuz:

„Die heilige Jungfrau behüt' uns vor solchen Teufelskünsten!“

Elsbeth's Brauen hatten sich gesenkt. Sie schaute zum ersten Mal nicht träumerisch aus, sondern unwillig, wie Eine, die unsanft aus süßem Schlummer geweckt ward.

Die Rotmundin lächelte und bot ihr auf's Neue die Feder. Elsbeth aber schritt stumm zur Thür.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte die Rotmundin.

Sie schwieg. Da rief die alte Imhofin:

„Elsbeth, mache nicht! Du bist kein Kind mehr; Du bist eine erwachsene Jungfrau.“

„Bin mir dessen wohl bewußt,“ antwortete Elsbeth. „Und darum will ich nimmer dabei sein, wenn Frauen sich verschwören gegen ihre eigene Ehre und pränzisch sein wollen, gleich welschen Teufelinnen.“ Schon hielt sie den blitzenden Messinggriff der Thür in der Hand.

Da trat ihr noch einmal die Rotmundin in den Weg.

„Wollt Ihr Euch etwa zur herben Ursel begeben und ihr unsren Handel erzählen, damit sie Schaltheiß und Rath in allem Götzendienst stärke, den sie mit der alten Zeit treiben, und unser armes Häublein zur Stadt hinaus hetze? Erinnert Euch, es war eine geheime Berathung heute, wenn wir Euch auch nicht erst das Wort abgenommen haben, zu schweigen!“

Die Jungfrau sah sie verächtlich an.

„Ich bin die Elsbeth Imhofin,“ antwortete sie, „und keine schwatzhaftige Stadtfraubas.“

„Auch die Dummheit ist zu was gut,“ dachte die Rotmundin. Die alte Imhofin raffte ihren schweren Rock empor und folgte der Tochter.

„Wir wollen halt gehen, Frau Rotmundin,“ seufzte sie, „daß wir einmal über den Tischschluß schlafen.“ Und als sie das Gemach verlassen hatten, fuhr sie fort: „Wenn i nur wüßt, wie man's hindern thät, daß zwischen der Rotmundin und uns aus Eintracht Zwietracht wird!“

Elsbeth richtete sich schroff auf.

„Was kümmert uns, wie die Frau von uns denkt, deren Sinn unstät ist wie ein Wandelstern?“ sprach sie. „Wir haben Recht und Gesetz auf unserer Seite; das sind die sichersten Gefreunde.“

„Laßt sie laufen!“ rief die Rotmundin, als Elsbeth die Thür hart hinter sich zugedrückt hatte. „Sie ist wie ein stätischer Gaul.“

Die Frauen wandten sich schnell wieder dem Häublein zu.

„Möchte es wohl einmal aufsetzen!“ rief die eine.

„Ich auch! Ich auch!“ erschallte es im Kreise.

Die Stürze stogen herab, und die neue Haube begann die Rundreise von Kopf zu Kopf.

„Wie muß man sie rücken? Steil auf den Scheitel?“

„Nein, ein wenig nach hinten!“

„Den Schleier vor das Gesicht?“

„Heilige Jungfrau, Ihr seht sie verkehrt auf. Der Schleier muß über den Rücken herab fliegen. Hier ist mein Handspiegel.“

„Eia, wie wunderfein!“

„Nun ich! Nun ich!“

So stimmte es durch einander.

Da riß plötzlich die Gürtelmagd die Thür auf.

„Der Herr ist wieder daheim.“

Als ob der Habicht über ein Hühnervolk gekommen sei, so flüchteten die Frauen wieder unter ihre Stürze und schauten dann klagend aus dem Spalt einander an.

Die Rotmundin barg den neuen Kopfschmuck in der Lade. Dann trat sie vor dieselbe und rief:

„Die Augsburger Haube oder ein Zetergeschrei! Das ist unser Losungswort.“

Die Stürze ringsum nickten so kräftiglich, als seien sie schon dem Sturze nahe, und mit feierlichem Handschlag nahmen die Frauen Abschied.

Als sie fort waren, trat Herr Rotmund bei seiner Frau ein. Sie kam ihm lächelnd entgegen und schmiegte sich an ihn wie ein buhlendes Kätzlein.

„Hat mein Herr fleißig regiert? Gewiß könnt Ihr nun bald sagen: ‚Nürnberg vor Augsburg!‘“

„Woher weißt Du davon?“ fragte er vergnügt. „Ist es denn kein Geheimniß mehr, weshalb heute die geheime Rathssitzung war? Wenn Du's denn schon weißt, will ich's nur sagen: Wir bekommen auch Fürstenbesuch wie die protzigen Augsburger. Der Bruder des Kaisers Carolus, Erzherzog Ferdinand, kommt gen Nürnberg und wird unser Gast sein.“

Das rosige Antlitz der Frau Rotmundin leuchtete auf.

„Der junge Erzherzog kommt?“ rief sie frohlockend.

„Mit vielen Fürsten, Bischöfen und großem Gesolge,“ antwortete zufrieden ihr Eheherr, „wohl zweihundert Helme stark. Auch seinen berühmten Hofnarren bringt er mit.“

Die Rotmundin nahm eine wichtige Miene an.

„Da wird sich der Rath den Kopf zerbrechen müssen, auf daß Nürnberg mit gegen Augsburg zurückbleibt, welches an Fürstenbesuch gewöhnt ist wie an das tägliche Brod.“

Herr Rotmund hob stolz das Haupt.

„Das macht unser freien Reichsstadt noch lange kein Kopfzerbrechen. Wir wollen seiner fürstlichen Durchlauchtigkeit zeigen, wie es um unsere Macht und Herrlichkeit bestellt ist. Alle Bürger werden ihm in Wehr und Waffen entgegenziehen, zur Augenweide und zum Exempel für Jedermann, der etwas wissen will. Ich habe mich schon mit einigen ehrbaren Gesellen berathen; wir wollen uns beim Einholen auf husarisch kleiden, am linken Arm das Tartschlein, den Spieß mit einem Fähnlein in der rechten Hand. Der Schneider, der mir den Rod dazu machen soll, ist schon bestellt.“

„Und wir halten einen Geschlechtertanz,“ rief Frau Rotmundin, „denn solch junges Blut, wie der Erzherzog ist, tanzt gewiß gern. Und dazu bekomme ich eine neue Haube;“ sie streichelte ihrem Eheherrn die Wange.

Herr Rotmund sah verlegen nach der andern Seite.

„Eine Stürze in großer Anzahl, willst Du aber einen neuen haben?“

Sie zog in bedrohlicher Weise das Nastuch aus der Gürteltasche.

„Dir bestellst Du einen bunten Rock, Tartschlein und Fähnlein und mir willst Du eine Dornenkrone aufsetzen?“

„Führe keine vermessenen Reden!“ warnte ihr Eheherr salbungsvoll. „Der Sturz ist die Auszeichnung für die Geschlechterinnen; er ist das Symbolum der Ehrbarkeit und Würde, und an der guten alten Sitte darf nicht gerüttelt werden. Sind die Zeiten doch so schwer genug. Der Stuhl des heiligen Vaters wankt unter den Anzriffen des Wittenberger Mönches; die Fürsten sind uneins; der gemeine Mann ist aufstutzig. Statt die Stützen und Stäbe, welche unsre weisen Vorväter vorsorglich errichtet haben, mit eigner Hand niederzureißen, sollten wir in uns gehen und Buße thun. — Wo willst Du hin?“

„Deine gehorsame Magd will Buße thun, wie Du gesagt hast,“ entgegnete die Frau, einen grünlich schimmernden Blick ihm zuwerfend, während sie Rosenkranz und Gebetbuch aus dem Schrein nahm. „Zu St. Sebald hört Pater Aloysius nach Beichte. Jetzt in der Dämmerung ist's am andächtigsten. Er hat eine sanfte Stimme; sein Haar duftet wie Zibet, und seine schöne Hand, die er uns zum Kuß reicht, schimmert weiß im braunen Beichtstuhl.“

„Laß mich aus mit dem Pater Aloysius!“ rief Rotmund, sich verzweifelnd in die Haare fahrend, daß die kleinen silbernen Spieße, mit denen seine Locken durchstochen waren, zu Berge standen. „Alles verdrehte Weibsvolk ist verliefen auf ihn.“

Digitized by Google

„So will ich morgen mit dem Frühesten zu dem Pater Cyprianus in die Predigerkirche gehen," schlug Frau Rotmundin vor. „Er sieht recht stattlich aus in seiner weißen Dominikanerkutte und wird mir gewiß Trost zusprechen, wenn ich ihm mein Leid über Herrn Rotmund klage."

„Unterfteh Dich nicht!" drohte ihr Mann erschrocken. „Oder zu den Barfüßern? Oder in das Schottenkloster?" fragte sie mit unschuldigen Augen.

„Die Mönche sind insgesammt böse Würmer," sprach Herr Rotmund mit gepreßter Stimme.

„Armes Würmlein," beklagte ihn sein Ehegespons und streichelte den gestänkten blonden Bart glatt, „was hast Du für morsche Stützen und Stäbe von Deinen ehrwürdigen Vorvätern ererbt! Die Stürze sind nicht mehr werth wie die Mönche."

Herr Rotmund öffnete den Mund; sie schloß ihn mit ihrer weichen Grübchenhand.

„Sei gut, Frangel! Laß mich die neue Haube nach der Augsburger Art aufsetzen! Du bekommst auch morgen Spargel in Wein gesotten mit Butter und Essig. Von unsrer Meierei draußen in Gostenhof hat der Gärtner einen Kober voll geschickt."

Er seufzte tief.

„Und wenn ich Dir auch die Erlaubniß geben wollte, es ist ja gar kein solcher leichtfertiger Tand allhier zu haben."

„Was das betrifft," lachte Frau Rotmundin und lief nach der Fensterlade, „ein Häublein hab' ich schon."

Triumphirend schwenkte sie den flimmernden flatternden Hauptschmuck ihrem Eheherrn unter der Nase.

Herr Rotmund starrte entsetzt darauf hin.

„Thue sofort das schamlose Ding von Dir!" sagte er zornroth und suchte ihr den Putz aus den Händen zu nehmen.

Aber tapfer, wie der Fähnrich seine Fahne, vertheidigte die Frau ihre Haube. Sie warf die Gebäude ab, drückte sich das schimmernde Spitzhäubchen über die tichtbraunen Locken, faßte zierlich den Schleier und zog ihn in ammuthigem Bogen über die Schulter unter das Kinn. Dann trat sie vor ihren Herrn und lächelte ihn mit ihren Schelmengrübchen an.

„Bin ich mit hübsch?" fragte sie.

Herrn Rotmund gelang es nur mit großer Gewalt die Augen von ihr zu wenden.

„Und wenn ich auch wollte, nur der gesammte Rath hat darüber zu entscheiden," stammelte er.

„So verspich mir, daß Du helfen willst, unsere Sache durchführen!" bat sie.

Herr Rotmund sah verstört umher.

„Da ist der Schreyer und der Pfinzing und der Holzschuher —"

„Die werden schon mürbe werden," tröstete sie.

„Aber was wird die herbe Urfel sagen?" murmelte er.

„Ist Dir die böse Haut lieber als Dein armes Weib?" fragte sie wehmüthig.

„Nein — ja,— nein; es geht nicht," stöhnte Herr Rotmund in Verzweiflung.

Ein lauter Schrei antwortete ihm; die Rotmundin schwankte. Ihr Eheherr wollte ihr zu Hülfe kommen; aber sie spreizte die Finger gegen ihn, als klauen Krallchen aus den weichen Sammethänden hervor.

Die Gürtelmagd stürzte herein, und nun sank die Rotmundin weinend zusammen.

„Es ist mein Tod. Bringe mich zu Bett. Nein, aufstehen kann ich nit. Nein, Herr Rotmund soll mich nit anfassen, nimmer, nimmer! Auf die Barbarakröchin!"

Die beiden Mägde trugen sie in die Schlafkammer, die kleine Leiter hinauf, welche an die mit Pfühlen hochgefüllte Bettstatt gelehnt war, und legten sie auf ihr Lager.

„Zieht die Vorhänge zu!" wimmerte sie. „Ich kann den Rotmund nimmer sehen."

Der arme Ehemann lief um das schwarz und roth bemalte, reich vergoldete Bettgehäuse herum, das die Gürtelmagd mit den bunt gewirkten Vorhängen an beiden Seiten schloß. Auch sie schob die Unterlippe vorwurfsvoll bis unter das Stumpfnäschen.

Rotmund versuchte zwar durch die gothischen Fensterchen zu spähen, welche am Kopfende in der Holzwand der Bettstatt angebracht waren, aber drinnen war es so dunkel wie in seiner Seele.

„O weh mir armen Weibe!" jammerte es heraus. „Da gehen die steinherzigen Scharhanse hin und bestellen sich güldne und scharlachne Kleider, und wir sollen sitzen wie der Kauz im Fröschthumm. Ach, ich Aermste! Warum hab' ich mit auf den Herrn Haller gewartet, bis er von Venezia heim kam? Der hätt' mich gewiß gern gefreit, und da dürft' ich auch ein Geschmuck auf dem Kopfe tragen und fröhlich sein."

Bei den letzten Worten stand Herr Rotmund wie vom Donner gerührt. Dann stürmte er hinaus und warf die Thür krachend zu, daß das ganze Gemach erbebte, und die kostbaren Emaillschalen, die in Gold gefaßten Krystallbecher auf dem Kaudelbrett in's Wanken kamen.

Als die Schaustücke und auch die erschrockne Gürtelmagd ihr Gleichgewicht wieder gefunden hatten, öffneten sich die Bettvorhänge, und der Lockenkopf der Rotmundin ragte heraus.

„Nun geh gleich in die Apotheke, hole Baldrian und laß von der Barbarakröchin ein Tränklein daraus bereiten! Unterfteh Dich aber mit, den Sud hereinzubringen! Meine Nase kann ihn nicht ertragen. Wenn's nur im Haus recht darnach riecht!"

Als nach kurzer Weile die treue Dienerin wiederkam, erzählte sie, in der Apotheke sei ein Gedränge gewesen von den Gürtelmägden aus allen Geschlechterhäusern, die nach Cardobenedictenwasser, Theriak und ähnlichen hochangesehenen Mitteln gerufen hätten, und wären alle in großer Bestürzung gewesen, als sei ein Sterbslauf ausgebrochen. Und da sie sich klagend heimbegeben hätten, sei noch von der Burg ein Knecht gestürzt gekommen, um den Bader zu rufen, daß er dem Schnittheiß die Ader schlage.

„Das geschieht den steifen Bockenstöcken schon recht," lachte die Rotmundin. „Wohlan, Ihr Herren! Die Fehde hat begonnen. Leib und Leben setze ich ein für unser Panier, die herzallerliebste Haube. — Nimm das Schreibzeug aus dem Tischkasten im Chörlein und trage es morgen mit dem Frühesten auf das Rathhaus. Es soll unter den wohlweisen Rath fahren, wie der Schuß der scharfen Weh von Nürnberg unter verschlafene Schöner. — Dem Wilhalm Haller aber will ich die allererste feinste Gunst erweisen, daß der Elsbeth und dem Rotmund vor mir grauen soll. Nun, gute Nacht! Ich habe eine sanfte Nuh wohl verdient."

Sie legte sich auf ihr rosiges Ohr und schlief flugs und fröhlich ein. — — —

Als sich am andern Morgen der Rath versammelte, gab es unter den Stadtknechten verwundertes Kopfschütteln. Es waren doch nur festliche Anordnungen heute zu treffen für den Besuch des Erzherzogs, und nur hoher Gnadenbezeigungen des fürstlichen Gastes durfte die Stadt sich gewärtigen, und doch kamen die hochmöhenden Herren mit eitel verstörten Gesichtern, drückten sich die Hände so bekümmert und theilnahmsvoll, wie es sonst nur bei Leichenbegängnissen üblich war, und selbst der Schultheiß, der Herr Ritter von Ebernitz, seufzte tief auf, während er seinen Degen im Vorzimmer ablegte.

Einzig Herr Wilhalm Haller, der Junggesell, sah ruhig aus, so man von beschäftigten und unzufriedenen Zug nicht rechnete, der seit seiner Reise über seinen dunklen Augenbronen brütete.

Als sich die Herren um die grün behangene Tafel reihten, blieben alle Blicke an einem Schreiben hängen, welches auf derselben niedergelegt war. Mit Schrecken erkannte Herr Rotmund auf demselben die dicken Striche und Haken, welche seine Frau Eheliebste dem Papier einzuverleiben pflegte.

Auf einen Wink des Schultheißen erbrach und las Wilhalm Haller die Bittschrift, und in seiner Stimme klang derselbe Trotz und Groll wie aus dem Gesuch der Frauen, in welchem sie um Entledigung der Stürze und um die Erlaubniß baten, die Augsburger Haube tragen zu dürfen. Gleich Steinbildern saßen die Väter der Stadt um den Tisch. Aber als der junge Rathsherr an die Unterschriften kam, gab es verlegenes Räuchen und Räuspern. Da fehlte kaum eine Ehehälfte, kaum ein naseweises Töchterlein der ehrenfesten Männer: da war keiner, der nicht wenigstens ein artiges Bäschen unter den Bittstellerinnen hatte. Wilhalm Haller aber rief jeden Namen so nachdrücklich und laut aus, als verkünde er die Sieger beim Ringelreitstechen.

„So scheint doch den Bärnberger Frauen endlich ein Licht aufzugehen," sprach er, als er zu Ende war.

„Werket mit Alle in einen Topf!" knurrte Imhof. „Meine Eheliebste hat sich mit unterschrieben und meine Tochter das Haus verlassen, in dem ihr solche Zumuthung gestellt worden ist."

Digitized by Google

Wilhalm's Augenbrauen zogen sich zusammen. Er bemerkte das Beifallsgemurmel nicht, das dieses kräftige Wort an der Rathsherrentafel hervorrief; denn während er das Schreiben zusammenfaltete, dachte er nur daran, wie er die Elsbeth ihren Trotz bezahlen lassen wollte.

„In Augsburg und andern großen Städten," entgegnete er, „tragen die Frauenbilder schon lange keine Stürze mehr."

„Unsere Frauen sind keine hoffärtigen Augsburgerinnen," widersprach gereizt Herr Jmhof.

„Ihr würdet nicht also reden, wenn Ihr sie kenntet," antwortete Wilhalm von oben herab. „Sie sind mit Gebärden so wohl abgerichtet, daß ihre Hoffart wie Demuth erscheint."

Die beiden Männer schauten sich feindselig an.

Auch der Rotmund warf dem Haller einen grollenden Blick zu.

„Wenn doch Schwefel und Pech auf das prängische Augsburg regnete!" rief er. „Es ist ganz vom Hoffartsteufel besessen, und der scheint seine Krallen jetzt auch nach unserm ehrenfesten Nürnberg auszustrecken. Wollt Ihr sein Fürsprecher sein? Habt Ihr etwa die verwünschte Haube mitgebracht, mit der mich mein Weib seit gestern Abend quält?" Jst doch wie der Perlachthurm in der Maximilianstraße zu Augsburg, und ein Schleier hängt daran wie ein Wimpel."

„Mitgebracht hab' ich sie nicht," antwortete Wilhalm, „aber so wie Ihr sie beschreibt, sieht die neueste Augsburger Haube aus. Ja, die Frau Rotmundin ist immer den Leuten hier voraus gewesen."

Dem Rotmund gebrach das Wort vor innerer Wuth.

Die anderen Herren riefen:

„Das ist die Haube, von der auch wir seit gestern so viel zu leiden haben."

„Mein Weib liegt darob im Fieber."

„Das meine weint unaufhörlich."

„Sie sind verlesen darauf und weder mit Güte noch mit Strenge davon abzubringen."

So klang es durch einander, und Jeder seufzte endlich tief auf.

Da rief Wilhalm:

„Dem ist leicht abzuhelfen, Ihr Herren. Faßt einen günstigen Bescheid."

Aber der Schultheiß richtete sein Haupt auf und kreuzte die Füße, wie es üblich für einen Herrn war, der zu Gericht saß.

„Nein," sagte er, „und wenn es uns auch das Herz abdrücken möchte, Ehre und Zucht wollen wir nicht sinken lassen. Fällt eine Schranke, so werden bald alle zertrümmert sein. Mit der Kleiderordnung würde die Ordnung der Stände aufhören. Wie sollte ein Gemeinwesen bestehen, in welchem man den Juden nicht mehr am gelben Ringkragen, die leichtfertige Dirne am grünen Schleierfutz erkennt, in welchem das Schellengeklingel des Narren Euch nicht vor seiner Peitsche warnt und der Sturz dem gemeinen Volk nicht anzeigt, daß eine Patricierin naht, der es gebührlich den Weg zu räumen hat? Möchtet Ihr in einer solchen Welt leben?"

„Nein," murmelten die Rathsherren.

(Fortsetzung folgt.)

Das historische Festspiel in Rothenburg ob der Tauber.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

2. Festspiel und Volksfest.

Vor dem Festspiele, das um zehn Uhr beginnt, nahmen wir einen Frühschoppen rothen Tauberweines im „Rothen Hahnen", der neben dem Haus liegt, in welchem der Altbürgermeister Nusch, der Meistertrinker des Meistertrunkes, das Licht der Welt erblickt hat.

Als man uns meldete, soeben sei der Wagen vorüber gefahren mit den Damen, die in dem Stücke auftreten, eilten auch wir hinauf nach dem Marktplatze, der von schönen alten Giebelhäusern umgeben ist. Fast in jedem dieser Häuser hat sich irgend eine merkwürdige Begebenheit zugetragen. Eine stattliche Reihe deutscher Kaiser ist über diesen Platz nach dem Rathhause gezogen, um hier von der Stadt den Ehrentrunk entgegenzunehmen. Denn ohne einen solchen ging es damals nicht. Die Hohenstaufen waren in Rothenburg. Dann der glückliche Rudolph von Habsburg und der unglückliche Adolf von Nassau, Albrecht der Erste und Ludwig der Baier, Karl der Vierte, Wenzel von Böhmen und Ruprecht von der Pfalz. Einige davon kehrten zum dritten und vierten Male wieder. Es scheint ihnen gefallen zu haben.

Das Rathhaus besteht, wie man auf den ersten Blick sieht, aus drei Theilen. Der hintere Theil ist der älteste; er ist gothisch und hat einen hohen schlanken Thurm, an den sich allerlei Sagen knüpfen. Der vordere Theil ist Renaissance voll Zierlichkeit und Reinheit des Stiles, mit schönen Portalen und einem noch schöneren dreistöckigen Erker; der dicke und kurze achteckige Thurm dient als Treppenhaus; dieser Bau entstand um 1577, jener um 1250. Noch jünger als beide ist die Colonnade, die sich vor dem neueren vorderen Bau hinzieht. Man steigt auf einer hohen Freitreppe zu ihr empor. Sie ist in einem wuchtigen Rusticastile gehalten.

Auf unserem Wege aus dem „Rothen Hahn" zum Rathhaussaale, wo das Festspiel stattfindet, befinden wir uns schon mitten im Dreißigjährigen Kriege. Ueberall stoßen wir auf die Züge und die Wachen der städtischen Milizen, mit ihren großen Helmen, ihren Ledercollern und ihren stattlichen Hellebarden. Das macht schon Stimmung und paßt zu der Architektur.

Wir treten in den Saal. Links geht es in den Zunftzimmerraum, rechts nach der Bühne. Es ist nur ein Eingang da. Die Fenster befinden sich ihm gegenüber: zierliche Rundscheiben, im Glasofen geformt und durch Bleiruthen mit einander verbunden. Sie reichen nicht ganz aus zur Erhellung. Allein es ist schwer, bei ganz hellem lichtem Tage Komödie spielen. Diese ein wenig mittelalterlich spärliche Beleuchtung ist besser, und wenn zuweilen wieder einmal so ein recht intensives Sonnenlicht durchbricht, dann kann dies die Wirkung nur erhöhen.

Von dieser einzigen Eingangsthür rechts nach der vollkommen schmucklosen Bühne führt ein breiter Steg empor, eine schiefe Ebene, deren Zweck mir noch nicht recht klar ist. Ich frage darnach. Man legt den Finger auf den Mund und sagt:

„Pst! Der Hühnersteig! Sie werden ja sehen. Nur Geduld, nur abwarten!"

„Meinetwegen!" sage ich, und suche meinen Platz auf, für den mir Magistratsrath Conrad Krauß mit vorsorglicher Liebenswürdigkeit gesorgt hatte. Der Andrang war groß. Es konnte keine Stecknadel zur Erde fallen. Es herrscht eine lautlose Stille. Das Stück beginnt. Es spielt in demselben Rathhaussaale, in dem wir uns befinden.

Da sitzen die Sessel der Senatoren, gruppirt um den Rathstisch. Nur Johann Vogold, der regierende Bürgermeister von Rothenburg ob der Tauber, befindet sich auf der Bühne. Es ist Morgens früh. Er hat die Nacht über gesorgt und gewacht. Denn der Feind ist vor den Thoren der Stadt erschienen. Es sind Kaiserliche, welche die Stadt berennen, weil sie sich Gustav Adolf von Schweden zugewandt und dem Leipziger Convente (vom 20. Februar 1631) beigetreten war. Die freie Reichsstadt Rothenburg, obgleich sie nur sechstausend Einwohner hat und eine kleine schwedische Besatzung — ein Fähnlein von sechzig Reitern unter dem Befehle des Rittmeisters Rinkenberg — ist entschlossen, sich bis zum letzten Hauche zu wehren, um nicht das Schicksal Magdeburgs zu erleiden. Rothenburg weiß, daß Tilly am 17. September (1631) bei Breitenfeld durch den Schwedenkönig eine schwere Niederlage erlitten. Man hofft, die Truppen, welche Rothenburg berennen, sind nur ein Streifcorps der bei Breitenfeld zersprengten Tilly'schen Armada, und wenn es auch Tilly selber wäre, dann ist ihm doch gewiß der Schwedenkönig auf den Fersen. Jndessen ist man von dem Letzteren ohne alle Nachricht, und die Schaaren des Feindes sind in beständigem Wachsen. Die Sache fängt an unheimlich zu werden.

Bürgermeister Vogold ergeht sich in einem Monolog, der uns zuweilen an das realistische Pathos Schiller's erinnert. Seine

Digitized by Google

Aus dem historischen Festspiel in Rothenburg ob der Tauber: Der Festzug.
Originalzeichnung von Christian Bär in Nürnberg.

Sorge ist schwer. Die Befestigungen der Stadt sind seit ausgedehnt, und die Zahl der Mannschaft, die solche vertheidigen soll, schier ungenügend.

Mit bangem Herzen erwägt der Bürgermeister, ob die Belagerer nur ein versprengtes Streifcorps sind, oder die Vorhut der von Tilly befehligten Kaiserlichen und Ligisten, und ob, wenn letzteres der Fall, wenn Tilly mit seiner ganzen Streitmacht sich wider die Stadt wenden sollte, sie im Stande sei, erfolgreich Widerstand zu leisten.

Daß Tilly (nachdem Gustav Adolf, statt ihn zu verfolgen, sich mainabwärts nach dem Rhein gewendet) seine zersprengten Schaaren wieder gesammelt und mit dem Grafen Aldringer und dessen Italienern, sowie mit dem Charles Duc de Lorraine und dessen Lothringern vereinigt hat, und daß Hülfe von Gustav Adolf, auf die man auf gegebene Zusage rechnet, durchaus nicht zu erwarten — von Alledem weiß man in der cernirten Stadt noch gar nichts.

Der Bürgermeister beschließt, den Rath zu berufen. Wir hören die Glocke, die im Rathhause hängt und die man schon 1631 zu diesem Zwecke geläutet.

Die Senatoren kommen: stattliche Herren in schwarzen Talaren mit weiten Aermeln und großen breiten, weißen Kragen, von welchen zwei weiße Quasten herabhängen und unter welchen die goldene Ehrenkette hervorschaut. An der Linken tragen sie den spanischen Degen, auf dem Haupte den hohen, spitzen, schwarzen Hut mit breiter Krämpe. Man beschließt, Scheiblein, den Waffenmeister der Stadt, und Rinkenberg, den Commandanten des schwedischen Reiterfähnleins, zu hören. Beide rathen zum entschlossenen Widerstand, und dieser wird denn auch beschlossen.

Die jüngste Schaar der bewaffneten Bürger kommt, um die Weisungen und den Segen des Rathes entgegenzunehmen. Es folgt eine rührende Scene. Während die jungen Bürger ein „Kriegerlied" singen, nehmen die Alten von ihnen Abschied. Hans Staudt ist der Führer des Fähnleins. Sein Vater, Johann Staudt, ist Senator. Der Erstere mahnt den Letzteren, und dieser ist bereit, sein Blut für die Sache der Stadt und der Freiheit zu vergießen. Während die letzte Strophe gesungen wird, marschirt die junge Schaar ab, und zwar auf demselben Wege, auf welchem sie aufmarschirt ist, nämlich über den sogenannten „Hühnersteig", dessen Zweck uns nun klar ist und den ich für eine außerordentlich sinnreiche Erfindung halte. Da er nicht horizontal ist, sondern aufsteigt, so gruppiren sich auf ihm die Züge mit malerischer Schönheit und Uebersichtlichkeit.

Während die jungen Krieger abmarschiren, dröhnen draußen auf den Wällen die Kanonen. Das sind aber keine Theatermauliffecte, sondern es sind wirkliche Schüsse, Schüsse aus den echten alten Kanonen, welche der Stadt von 1631 noch übrig geblieben — Kanonen, welche wirklich draußen auf dem nämlichen Walle stehen, auf dem sie im Herbste 1631 gestanden haben.

Nun erscheint Georg Pfeiffer, der oberste protestantische Prediger der Stadt — und auch er ist eine historische Figur; denn er ist wirklich von 1621 bis 1661 „Superintendent" dieser guten und tapferen freien Reichsstadt gewesen — und mahnt, den Beistand des Höchsten anzurufen; die Wehrbaren gehören auf die Wälle, aber die Kampfunfähigen möchten mit ihm sich in der Jacobi-Kirche vereinen.

Der alte Rusch, der eigentliche Held des Dramas, der Senator und Altbürgermeister, geht mit dem Superintendenten nach der Kirche. Man hört das Lied: „O bleib' mit deiner Gnade" mit Orgelbegleitung. Es ist die Orgel der benachbarten Jacobi-Kirche, welche gespielt wird. Es ist die große Glocke von Sanct Jacobi, welche läutet. Und der Gesang wird wirklich in dieser Kirche gesungen. Wollt ihr noch mehr Realismus? Während der Choral, die Orgel und die Glocken ertönen, verharrt Bürgermeister und Rath in stillem Gebet. Das ist die Exposition, die Einführung in das Stück. Nun folgt das eigentliche Drama.

Während der Senat noch versammelt ist, kommen Boten auf Boten. Sie erinnern uns an das altgriechische Drama, z. B. an den „König Oedipus" von Sophokles. Der erste Bote bringt dem hohen Rathe hocherfreuliche Botschaft:

„Von Würzburg her nahen sich lange Colonnen. Das sind die Schweden. Das ist Gustav Adolf. Nur noch eine kurze Frist — dann muß sich Alles wenden."

Der zweite Bote meldet, daß auf der ganzen Linie der Muth wieder auflebt; der Dritte, daß die jungen Krieger den andringenden Feind geworfen haben und Wunder der Tapferkeit auf den Wällen verrichten.

Dieser Stufenleiter von Aufmunterung folgt in einem außerordentlich wirksamen Gegensatz eine andere: wie die Freudenbotschaften sich steigerten, so überstürzen einander nun die Hiobsbotschaften. Der vierte Bote ist selber verwundet. Er meldet:

Die vermeintlichen Schweden, die von Würzburg her in langen Colonnen anrücken, sind in Wirklichkeit alle Kaiserliche, und — wo Gott vor sei — der alte Teufel, der Tilly, soll selber dabei sein. Ist das der Fall, ist es wirklich die ganze vereinigte Armada der Kaiserlichen und der Liga, dann gnade uns Gott — dann sind wir verloren!

Der fünfte Bote aber macht jedem Zweifel ein Ende. Er meldet: Tilly ist da mit seiner ganzen Armee. Sein Herold ist vor dem Thore. Er verlangt Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade und Erklärung binnen kürzester Frist.

Der Donner der schweren und leichten Geschütze, das Gedröhne des Kampfes begleitet diese Meldung, welche von dem versammelten hohen Rath mit Entsetzen aufgenommen wird. Und dennoch lassen die würdigen Väter der Stadt den Muth noch immer nicht sinken. Sie klammern sich an den Strohhalm einer äußersten höchst problematischen Hoffnung.

„Ist Tilly da," sagen sie, „dann ist auch der Schwedenkönig auf seinen Fersen. Nur Muth! Kämpfen wir weiter!"

Da kommt der sechste Bote, um zu melden, daß das Galgenthor (jetzt das Würzburger Thor genannt) bereits dem Tilly in die Hände gefallen.

Ihm folgt der Altbürgermeister Rusch auf dem Fuße. Er erzählt, wie er in der Jacobi-Kirche um Errettung der Stadt zu Gott gebetet; dann will er hinaus auf den Wall. Dort ist der stärkste Thurm, genannt der „Ganser" in die Luft gesprengt, sammt Allem, was darauf und darin war, und die junge Schaar ist vernichtet. Rusch schließt mit den Worten:

„Ich hab' die weiße Fahne ausgehängt,
Nun Galgenthurm, Rehmt mir den Degen ab,
Wenn ich's verdiene!"

Der siebente Bote meldet, daß Scheiblein, der städtische Waffenmeister, gefangen und daß den Schweden freier Abzug gewährt ist, Tilly aber jede Vereinbarung mit der Stadt verworfen und nur Unterwerfung auf Leben und Tod angenommen hat.

Und nun erfolgt der Aufmarsch Tilly's und seines Gefolges, und zwar ebenfalls über jene breite schiefe Ebene, welche man scherzweise den „Hühnersteig" genannt hat. Mit Tilly kommt der Herzog Karl von Lothringen, der Prinz Louis von Pfalzburg, der Aldringer, der Oberst von Ossa und des Feldherrn Leibdominicaner, ein frecher und fanatisches Pfäfflein, das am liebsten alle diese protestantischen freien Reichsstädte mit Feuer und Schwert von dem Erdboden weggefegt sehen möchte.

Tilly selbst und die Generale sind in großer spanischer Tracht, Alles geziert mit Schwarz-gelb, den Farben des Kaisers, Einige auch im Harnisch. Dann folgt ein Fähnlein Tilly'scher Landsknechte mit der schwarz-gelben Fahne. Sie singen während des Aufmarsches das „Tilly-Lied".

Draußen aber schmettern die Fanfaren des Siegers, der Victoria schießen läßt.

Der Anzug der Kaiserlichen zur Bühne hinauf macht einen außerordentlich malerischen Eindruck. Man kann den Zug, während er zur Bühne hinaufsteigt, sehr schön übersehen. Droben ordnet sich das Ganze zu zwei großen Gruppen: links Tilly mit Generalen und Dominicaner, rechts Bürgermeister Bezold und die Senatoren, dahinter die Landsknechte.

Bezold will sich als der allein Schuldige dem Zorne Tilly's preisgeben. Tilly aber heißt ihn schweigen: Sechshundert Tapfere habe er an dieser einen Belagerung verloren, so viel sei die ganze Stadt nicht werth:

— — — dies Bürgervolk,
Im offnen Aufruhr gegen Reich und Kaiser."

Der Bürgermeister beruft sich auf die großen Leistungen der Stadt, für die nie eine Zahlung erfolgt, sowie auf die Privilegien und Freiheiten derselben, namentlich auf die neuesten:

„Vom Friedland einer, zwei vom Kaiser selbst."

Tilly weist jede Berufung auf Vertrag, Brief und Siegel mit den Worten zurück:

Digitized by Google

„Ihr habt mit unsern Feinden conspirirt;
Und Neugatten hält man kein Versprechen."

Die Fürsten und Generale stimmen eifrig zu. Desgleichen der Dominicaner. Jene wollen das Reich, dieser will den Glauben retten, und deshalb stimmen sie für Plündern, Brennen, Hängen und Köpfen.

Da erscheint der alte Senator Rusch im Vordergrund, mit einem Kissen, worauf die Stadtschlüssel liegen — die wirklichen echten alten Schlüssel zu den jetzt noch vorhandenen echten alten Thoren der Stadt. Er überreicht sie dem Sieger und bittet um Gnade, bedient sich aber dabei der unvorsichtigen Wendung:

„Wer weiß, ob Magdeburg —"

Der erzürnte Tilly unterbricht ihn sofort, indem er ihn anherrscht:

„Schweig, Unglücksmensch!
Ihr geht den gleichen Weg, und Euer Loos
Wird wohl das gleiche sein. Es bleibt dabei",

nämlich bei dem Blutgericht gegen Bürgermeister und Rath, das dem Aldringer aufgetragen wurde.

Resignirt sagt Bezold:

„Laßt uns denn sterben, aber laßt die Stadt
Nicht büßen das, was wir allein verschuldet!"

die Stadt habe nicht rebellirt wider Kaiser und Reich, sie habe aber bei ihrem Glauben verbleiben wollen, worauf sie ein verbrieftes Recht habe, nur deshalb sei sie dem Leipziger Convent beigetreten.

Dazwischen schreit der junge Hetz Dominicaner:

„Wo Unterthanen Aufverwährt sich
Mit bummem Bürgerstolze so vereint,
Da giebt es Christen, schlimmer als die Heiden!"

Tilly dictirt endlich als Sieger: Vierstündige Plünderung; 30,000 Thaler Contribution; Lieferung von 6000 Ellen Tuch und 3000 Paar Schuhe. Oberst Offa wird beauftragt, das alles zu executiren. Und nun wendet sich der Eroberer Magdeburgs wieder an den Bürgermeister und Rath mit den Worten:

„— Und nun zu Euch.
Die Ihr hier Recht sprecht über Gut und Blut!
Heut fordre ich Euch Richter vor Gericht.
Wer Aufruhr stiftet, ist dem Tod verfallen.
Wählt oder loost! Vier Häupter müssen fallen
Durch's Henkerbeil. Dies ist mein letztes Wort."

Die vom Rath aber weisen diese Art Gnade zurück und antworten wie aus einem Munde:

„Wir loosen nicht. Wie Einer stand für Alle,
So gehn auch All' für Einen in den Tod.
Für Alle Gnade — oder Tod für Alle!",

und Tilly antwortet:

„Dann soll Ihr All' in Eurem Hochmuth sterben."

Der Dominicaner freut sich dessen.

Dann bringt Frau Magdalene Hirsching ein, die Nichte des Bürgermeisters, mit ihren Kindern, halb gegen den Willen Tilly's, des Weiberfeindes, der sie abweihrt mit den Worten:

„Weist Ihr nicht,
Daß ihr Gewinsel mir bis in den Tod
Zuwider ist und mir die Galle weckt?"

Allein die muthige Frau läßt sich nicht zurückweisen. Als die Landsknechte sie hinauswerfen wollen, beschwört sie Tilly bei dem Andenken seiner Mutter, bei seinem Glauben, welcher doch auch nicht wolle, daß Eigenthum, Ehre und Ehe verletzt werde, wie dies im Augenblicke in dieser freien Reichsstadt geschehe.

Tilly ruft zwar einmal dazwischen:

„Schafft mir dies Weib hinaus! Sie ist wie toll!"

Aber er kann sich doch nicht ganz dem Eindruck entziehen, welchen ihre beredten Worte auf ihn machen.

Der Dominicaner ruft ihm zu:

„Laß Dich von Weibesthränen nicht bethören."

Auch ihren Glauben vertheidigt die stolze und starke Frau. Da poltert der Dominicaner:

„Was faselt auch vom Glauben noch das Weib?"

Auch Tilly wird wieder grimmig. Der Bürgermeister schlägt sich in's Mittel mit den Worten:

„Geht, Kinder, geht! Des Mannes Herz ist Stein."

Und Magdalene geht. Jetzt treten zwei andere Personen in den Vordergrund. Während alle übrigen Gestalten des Stückes historisch verbürgt sind, scheinen diese ein Product der Phantasie des Dichters zu sein.

Es ist der rothhärtige Rathhausdiener und Kellermeister Balthasar Reimer und Anna, sein kluges und hübsches Töchterlein, auf das die Dichterworte passen: „Sie ist so sitt- und tugendreich und etwas schnippisch doch zugleich."

Zuvor befiehlt der Graf Aldringer, den Tilly mit Hegung des Blutgerichtes betraut hat, dem Bürgermeister, selbst den jüdischen Meister Hämmerlein, den Henker, zur Stelle zu schaffen. Er giebt ihm eine Wache bei mit den Worten:

„Mit Eurem Leben stehet Ihr für Beide,
Den Freiknecht und den Bürgermeister, ein."

Magdalene sucht Tilly und den Seinen.

Das kluge Kellermeisters-Töchterlein begleitet ihren stolzen Abgang mit den bewundernden Worten:

„Da geht sie hin, wie eine Königin."

Dann aber spricht sie für sich:

„Versuchen wir's mit einer andern Macht,
Die andre Helden ebenfalls bezwungen!"

Sie versucht es, dem alten Tilly nach dem heißen Tag einen kühlen Trunk anzubieten. Aber Tilly nimmt nichts aus Weiberhänden.

Da kommt denn der Papa Kellermeister selber.

„Wer bist Du?" fragt Tilly.

Und Reimer, der oben Rathsdiener und unten Kellermeister ist, antwortet:

„Hier oben bin ich Diener,
Doch drunten bin ich Herr.
Ich heiße Balzer Reimer,
Bin Castellan — nicht mehr.

Doch drunten in dem Keller,
Da bin auch ich Tyrann
Und sperre edle Geister
Wohl Jahre lang in Bann.

Je wilder die Gesellen
In ihrer Jugendzeit,
Je länger ich sie banne,
Je größer meine Freud'.

Herr Graf, ich hüte Einen
Nun viele Jahre schon,
Aus unsrer besten Lage,
Den wahren Somen-Sohn.

Erlaubt, daß ich ihm heute
An unserm Todestag,
Ein würdig Todten-Opfer,
Die Freiheit geben mag!

Daß es sich in die Herzen
Wie Himmelstrost ergießt,
Und Jeder ohne Schmerzen
Des Lebens Traum beschließt!"

Dieser poetische Hauch beginnt das Eis Tilly's etwas zu schmelzen. Er wird sogar ein ganz klein wenig gnädig, soviel es seine grimmig-ernste Natur erlaubt. „Ei, ei," spricht er,

„Ei, ei, mir scheint, daß Du Dein zweites Amt
Als Kellerwart verständnißreich verwaltet.
Der Wunsch sei Euch gewährt! Drum trinket nur
Von Eurem Besten! Ihr braucht Muth zum Sterben."

Reimer erlaubt sich die Bemerkung, daß es doch sehr schön wäre, wenn Tilly und die andern hohen Herrschaften mittrinken wollten. Dann tritt der stattliche Senator Winterbach auf mit dem historisch echten Pokal, gefüllt mit sechs Liter (oder dreizehn baierische „Halbi") Trauerwein. „Verzeih!" sagt er zu Tilly,

„Wir haben in der Seelenangst vergessen,
Den Willkommtrunk zu reichen unserm Gast."

Tilly antwortet:

„Ich trinke keinen Wein. Trinkt Ihr nur selbst!"

Senator Rückert bittet:

„O, thut Bescheid, erweist uns diese Gnade!
Hier trinkt der Herr zuerst und dann die Andern."

Digitized by Google

Tilly nimmt und trinkt auf das Wohl des Hauses Lothringen. Der Duc de Lorraine trinkt Pappenheim zu. Dieser dem Aldringer ꝛc. Der Lothringer trinkt zum zweiten Male:

„Es ist bei Gott ein höllisch feiner Tropfen,
Und wenn man doppelt nahm, dann hält es besser."

Oberst Ossa aber warnt:

„Doch thut
Des Guten nicht zu viel. 'S ist Zauberwein
Und nicht das leichte Töchterlein der Rebe."

Der Dominicaner aber, gierig und neidisch, ruft:

„So bleibt doch über Nacht nicht in dem Humpen!"

Er erhält ihn dann auch und trinkt mehr als die Soldaten.

Der Pokal geht an Tilly zurück. Er bewundert das Kunstwerk, auf welchem der Kaiser und die sieben Kurfürsten dargestellt sind.

Der Senator Winterbach erklärt ihm die Entstehung desselben.

„Kaiser Matthias war's, für den gemacht
Zum Willkomm wurde der Pokal. Er kam nicht.
Darum sein Ihr es, der die erste Taufe
Ihm gabt durch Eure large Rippen."

Das geht denn doch dem Tilly an sein gut kaiserlich Herz. Er trinkt zum zweiten Mal und etwas mehr.

Dann kommen die unglücklichen Todescandidaten — Bürgermeister und Rath. Sie haben keine rechte Freude mehr am Trunk und Tilly scherzt — natürlich ein wenig grausam:

„Und noch halb voll? Ist denn der ganze Rath
Nicht mehr im Stande, den Pokal zu leeren?"

Der alte Rusch sagt:

„Nicht, wenn uns Todesangst den Hals zuschnürt."

Und Tilly, dem Kaiser, der auf dem Pokal bildlich dargestellt ist, zu Ehren, trinkt wieder:

„Ich habe Jahre lang des Weines Gift
Gemieden. Heut' trink' ich zum dritten Mal."

Der rothhärtige Kellermeister benutzt in kluger Weise diese Stimmung zu einigen Scherzen.

Tilly schweigt. Er sinnt nach. Dann beschließt er, den Pokal auf's Neue zu füllen, und spricht zum Rathe:

„Schlecht Euer Rath; Schlecht Euer Waffenglück!
Vielleicht, daß Ihr mit Euern weisen Ketten
Bewiesen könnt ein besseres Geschick."

Der Kellermeister kommt mit dem frisch gefüllten Pokale. Tilly nimmt ihn und sagt:

„Der Humpen hier ist voll zum Rand gefüllt.
Ist wer von Euch im Stande, ihn zu leeren
Mit einem Zug — dann soll Euch Gnade sein."

Nach einer bangen Pause tritt der alte Senator Rusch vor mit den Worten:

„In Gottes Namen, Feldherr, will ich's wagen."

Er spricht sein Glaubensbekenntniß, nimmt den riesigen Pokal in beide Hände und beginnt zu trinken.

Er trinkt langsam und mit Berechnung. Er braucht viele Minuten, und während dieser ganzen Zeit herrscht in dem Publicum eine athemlose Stille, sodaß man hätte eine Stecknadel zur Erde fallen hören. Von dem Gange des Stückes im Allgemeinen unterrichtet, hielt ich diesen Moment für den Augenblick höchster Gefahr. Der Hergang konnte erheben, aber er konnte auch lächerlich wirken; denn das Trinken an und für sich ist kein heroischer Act, sondern muß erst durch die Umstände dazu werden. Aber es wurde in der That dazu: der Hergang wirkte erhaben und erhebend.

Der alte Senator, der sich opfert für seine Freunde im Rath — die Anstrengung, die es ihn kostet — die Spannung, mit der Alle, die sich auf der Bühne befinden, dem peinlichen Vorgange folgen, die Einen mit Schadenfreude und Neugier, die Anderen zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen — der lebhafte Ausdruck, welchen diese wechselnden Gefühle bei den verschiedenen Darstellenden finden — die Theilnahme des Publicums für das Schicksal der Stadt und ihrer Vertreter — Alles das mag gleichmäßig dazu beigetragen haben, diese mächtige Wirkung zu erzielen. Es fiel uns ein Stein von dem Herzen, als der alte Rusch seine Heroenleseарbeit endlich bezwungen. Er sinkt in einen Sessel, aber er hält sich da aufrecht, während man ihn beglückwünscht, und Tilly spricht:

„Ich gab mein Wort. Ich werd' es redlich halten;
Es wäre doch wahrhaftig jammerschad',
Die Welt solch edler Reben zu berauben;
Der Trunk gilt mir für eine Heldenthat."

Der Bürgermeister und der Henker, welche von der Wache vorgeführt werden, während der Letztere auf das Lebhafteste versichert, er werde nie Hand anlegen an seine hohe städtische Obrigkeit, werden in Gnaden entlassen.

Tilly appellirt an die Nachwelt, welche ihn hoffentlich glimpflicher beurtheilen werde, ihn

„Den rauhen Sprößling einer rauhen Zeit."

Und dann folgt zum Schluß noch ein ergreifendes Lied, das die Rothenburger unter Glockengeläute und Orgelspiel (der Jacobi-Kirche) singen.

Der Eindruck der Festvorstellung war auf Alle ein tiefer. Einige wollten etwas allzu viel städtischen Localpatriotismus in dem Stücke finden. Andere sprachen von Reminiscenzen an Schiller, und namentlich an Wallenstein. Aber schließlich einigte man sich dahin, den idealen Schwung zu bewundern, der jedoch die getreue Localfarbe nicht ausschließt, die durch Dialektanklänge sehr glücklich erhöht und belebt wird — und dann sich die Moral aus dem Stück zu entnehmen: Aufrichtiger Patriotismus für Kaiser, Reich und Vaterstadt, aber auch treues Festhalten an bürgerlicher, politischer und religiöser Freiheit, vor Allem aber keine Religionsfeindseligkeiten mehr, keine Hexdominicaner, keinen Dreißigjährigen Krieg, sondern Frieden und Freiheit! Das waren die Gefühle und die Gedanken, die in den Ganzen nachklangen, als wir gegen ein Uhr den Rathhaussaal verließen.

Dem Festspiel des Vormittags folgten am Nachmittag der Festzug und das Volksfest.

Der Zug, welcher die Stadt von einem Ende bis zum andern durchzog und den unser Hauptbild veranschaulicht, bestand aus drei Gruppen. Erstens die Rothenburger. Zweitens die Kaiserlichen. Drittens der Troß und das Volk.

Das Hauptschaustück war der prachtvoll decorirte, von vier auserwählten Pferden gezogene Festwagen, auf welchem stehend die Rothenburga thronte, eine majestätische Schönheit, die städtische Mauerkrone auf dem Haupte. Neben ihr saßen die Bürgermeisterin und Magdalene mit den beiden Kindern. Dann folgte der hohe Rath nebst seinem Kellermeister und seinem Scharfrichter. Den Schluß machten die Schweden und die Rothenburger Bürger in Waffen. Die am Morgen Gefallenen sind wieder am Leben. Das war die erste Gruppe.

An der Spitze der zweiten sehen wir Tilly mit seinen Fürsten und Generalen; auch der Dominicaner fehlte nicht. Er war, wenn wir nicht irren, zu Esel. Dann folgten Pfeifer und Trommler, eiserne Reiter und Landsknechte. Den Schluß machten die drei Geschütze, darunter eines gesprungen. Auch Alles wirkliche Geschütze von 1631.

Die ganze Pracht des mit bewundernswerther historischer Treue costümirten Zugs konnte sich natürlich auf der Straße weit besser entfalten als auf der engen Bühne.

Und daß auch der Humor, der bei einem Volksfeste nicht fehlen darf, nicht zu kurz kam, dafür sorgte die dritte Abtheilung: Der Marketenderwagen, der Wagen der Marodeure, der Feldscheer und der Bader; Alles das riß die Zuschauer zu ausgelassener Heiterkeit hin.

Draußen auf dem Walle aber, an jener Stelle, welche „die Katze" genannt wird, beim Kummer-Eck Thurm und an dem 1631 gesprengten „Ganser" lagerten wir uns, sowohl die Mitglieder des Festzugs, wie auch die Anderen, das Publicum, das ihm das Geleit gab. Es waren Scenen wie in „Wallenstein's Lager". Die Feldherren hatten ihr Zelt. Desgleichen die Damen und die Männer des Rathes. Auch wir profanen Gäste wurden mit der größten Liebenswürdigkeit zugelassen. Musik und Gesang tönten einander ab, und die riesigen steinernen Marktzüge kreisten so fröhlich. Die Feindschaft hatte ausgespielt. Tilly trank vergnügt mit Rusch und, wie man bemerkt haben will, war er ihm im Trinken sogar über. Die Männer, welche sich am Morgen wollten köpfen lassen, fraternisirten mit einander, und selbst der roth gekleidete Henker nahm Theil an dem allgemeinen Behagen und legte nicht einmal sein blitzendes Beil weg, als ich mit ihm anstieß. Es war freilich von Pappe.

Digitized by Google

Kolbachthal

bei Bad Liebenzell im württembergischen Schwarzwald, Sommer 1881.

Wie freust du dich, Erde,
Daß im Lichte du wandelst
Jenes kurze Weilchen,
Welches Jahrtausende,
Welches Millionen Jahre wir nennen,
Daß du jetzo wandelst
Den Augenblick lang
In jenem goldnen
Himmelsstriche des Raums, der Zeiten,
Der auf deine Flächen
Grüne Gefilde und Silbergewässer,
Herrliche Völker und Thaten zeichnet,
Leben und Kunst.

Wie freust du dich, Erde,
Deines grünenden Wandels!
Ich freue mich auch
Und wandle mit dir, mein Kind, an der Hand,
Und es führt uns der Freund,
Der kunstreich schauende,
Kunstreich bildende, sinnende Freund.*
So wandeln wir,
Zeitaltern vergleichbar,
Wir einzelnen Jungen und Alten zusammen,
In einem der tiefen,
Leuchtenden Gründe des herrlichen Schwarzwalds,
Wandeln am Bache
Aufwärts, aufwärts, den Quell zu finden.

Gegen einander, drückend und stutzend,
Aber unendlich erfindrisch an Formen
Sind sie gelagert, die schweigenden Felsen,
Von Rankenschnüren und mächtigen Farnen
Gleich wehenden Haaren überhangen.
Thurmhoch ragen,
Den Himmel zu fassen, die Stämme der Tannen;
Den Abgrund packen
Der Riesenwurzeln klammernde Fänge,
Doch im Moose streifen
Des Sonnenlichtes spielende Finger,
Und dazwischen plaudert des Baches Gerede
Jedem Steine sein tiefelndes Lied.

* Maler P. F. Peters.

Digitized by Google

Aber mit einmal
Faß' ich den Freund, faßt er mich am Arme:
„Sieh dorthin, dorthin!“
„Tritt hierher, hierher!
So sieht du jener das Wundergebilde.“

Eines Felsens gehöhltes Halbrund, wie eine
Urne, umhemmte den drängenden Quell,
Und den Fels umstanden die ragenden Stämme,
Wie Säulen im Chor den Altar umstehn.
Doch die Urne füllte das ruhige Wasser,
Und in lichten Strängen,
Dreifach getheilten, dann wieder vereinten,
Floß es vom Rand
In traulichem Falle zur Tiefe weiter.
Von oben aber walte der Aether
Im Wasserspiele die Wirbel der Bäume,
Wie wenn von Jenseits aus ewigen Zielen
Himmlische Mächte herüberwehten.

Aber mein Kind an Armen und Händen
Fester hielt ich und sprach zu ihm:
„Sieh, heute so sonnig,
Doch andere Male
Bei Sturm und Donner wandelt die Welle,
Wandelt bei immer wechselnden Lichtern,
Und so wandelst, mein Kind, wir selber,
Wandelt die ganze fluthende Zeit,
Ein junger Zuströrn,
Ein kleiner Aufhalt,
Ein kurzer Fall.

Doch das Auge der Welt schaut zu, schaut zu,
Und vom Auge der Welt sind wir auch ein Theil,
Ich und du, mein Kind,
Und der Freund, der uns führt,
Und wir sehen verwandert,
Wie das Wasser kommt,
Wie das Wasser geht,
Und wir auch dazu.“

Doch der Freund, der Meister des Pinsels, zaubert
In Farben das Bild, zu erfreuen die Herzen,
Und ich verstand' es
In unzulänglich lallenden Worten.

J. G. Fischer.

Bob Zellina.

Novelle von **Karl Theodor Schultz.**

(Fortsetzung.)

„Sie werden,“ begann Bob das Gespräch, „wenn Sie mich angehört haben, hoffentlich vergeben, daß ich Sie bis auf Ihren Spaziergang verfolgte.“

„Ich bitte gehorsamst.“

„Wäre es Ihnen genehm,“ setzte Bob hinzu, „so dächte ich, wir gingen noch ein Stück weiter am Meere hin.“

„Befehlen Sie ganz über mich!“ unterbrach Hollfeld und schloß sich Bob, der bereits wieder vorwärts schritt, an.

„Nicht wahr,“ fuhr dieser fort, „Sie gestatten mir so zu sprechen, wie es der Augenblick mir eingiebt? Vielleicht manchmal formlos — sogar mit Gedankenstrichen? Es würde mir schwer fallen, mäßte ich die Worte wägen.“

„Ich kann nur wiederholen,“ versicherte der Officier mit höflicher Wärme, „daß Sie über mich verfügen dürfen, Herr Zellina. Durch wechselnes Vertrauen Sie mich ehren wollen — ich stelle das Was und das Wie völlig in Ihr Ermessen.“

„Besten Dank!“ antwortete Bob, indem er leicht den Kopf neigte. „Und so denn ohne weitere Einleitung! — Ich habe nie gewußt, Herr Baron, daß meiner Heirath eine Herzensgeschichte vorangegangen; diese Vermuthung lag mir ganz fern, da der Widerstand, den Alma meiner Werbung entgegensetzte, zu gering blieb, um irgend ein Mißtrauen zu erwecken; er fand auch in ihrem Verhältniß zum Vater eine ausreichende Erklärung — wenigstens für mich, dessen — erste Liebe Alma war! Solche erste Liebe, wissen wir ja, ist nicht besonders heilsehend. So ging ich mit dem Gefühl in die Ehe, zwar keine heiß Liebende mein zu nennen, doch mindestens ein Herz, welches sich noch zu verschenken hätte. Ich hoffte zu damals noch von Tag zu Tage, nun müsse sich mir der Reich erschließen, und das wurde mir anfangs nur ein Reiz mehr; später steckte ich schon weitere Grenzen, immer weitere — und endlich — doch was soll ich Ihnen mit Einzelheiten lästig fallen? — endlich sah ich ein, daß mein Ringen umsonst. Aber da eile ich doch zu sehr. Bevor Sie kamen, hoffte ich wohl immer noch — leise, schwach.“

Die Weise seines Sprechens hatte etwas Monotones, aber ihre Wirkung war darum nur um so eindringlicher.

„Bevor ich kam?“ fragte Hollfeld erregt. „Ich habe Ihre Frau Gemahlin jetzt ein einziges Mal längere Zeit, das heißt ein paar Minuten allein gesprochen, sonst blos Worte mit ihr gewechselt, wie das eine allgemeine Unterhaltung mit sich bringt. Und selbst in jenen Minuten des Alleinseins! — sie hatte nach meinem Leben in Berlin gefragt, ich schilderte ihr das — —“

„O Herr Baron,“ fiel Bob ein, „ich bin überzeugt, daß weder von Ihrer noch von Alma's Seite das Geringste begangen werden könnte, was meiner Ehre zu nahe träte. Mit meinem Ausdruck „bevor Sie kamen!“ wollte ich auch nicht anfangen: ich müßte ihn brauchen, da er mir zum Ausgangspunkte für Neues geworden ist, für etwas Neues, von dem ich herzlich hoffe, daß Sie es hinnehmen werden — nicht blos als Nothwendiges, auch als das einzig Rechte und darum Gute. — Bevor ich davon spreche, muß ich aber Wahrheit gegen Wahrheit fordern. Ich will nichts von Schonung. Ich bedarf deren nicht mehr: Sie mögen das im Augenblick noch nicht so begreifen — ich stehe nun aber darüber, und Alles ist für mich wie ein Fremdes.“

Bob war stehen geblieben und hatte unverwandt in die Ferne gesehen, hinüber nach der zarten Linie, in der sich das Meer vom Himmel schied.

„So weit ich verstanden, wollten Sie eine Frage thun?“ begann Hollfeld die Unterhaltung von neuem.

Bob wandte sich langsam um und sagte:

„Gewiß — eine Frage, auf welche die Antwort so selbstverständlich ist — Was Sie damals für Alma empfanden — es ist nicht anders geworden?“

„Herr Zellina!“

„Ich kann es Ihnen noch leichter machen: es braucht nur einer Antwort, wenn ich im Irrthum sein sollte. Dann hätten Sie also vergessen, und das wäre jetzt ein Unglück, Herr von Hollfeld.“

„Ich fasse Sie nicht.“

„Sie werden es sogleich; denn ich darf ja nun annehmen, daß Alma uns noch Beiden so lieb ist — wie sie es freilich nur um Sie verdient hat.“

„Um mich?“ fragte Hollfeld finster. „Wenn Sie wüßten! — Aber unser Gespräch ist so seltsam — auf Alles wäre ich eher vorbereitet gewesen, als darauf. Ja wie Sie eben kamen, fragte ich mich, ob irgend ein Zufall Ihnen eine Veranlassung gegeben haben könnte, mich zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Und nun?“

„Nun,“ rief Bob schmerzlich lächelnd, „stehen sich zwei Männer gegenüber, einander gleichwerthig, gleich liebend — vielleicht sogar ebenso glücklich. Wir müssen dieses Glück nur tief genug fassen. Ihnen soll jene blaue Blume erst jetzt erblühen — für mich hat das große Welken schon begonnen, dem Keiner von uns entgeht, und wenigstens das Aeußerste will ich Ihnen, der bereits überwunden hatte. Ja, Hollfeld!“ — er reichte ihm die Hand, in welche dieser einen Augenblick die seinige legte — „sorl mit allem Aeußeren, Fremden! Lassen Sie uns thun, als ob wir Freunde wären! Schon seit Tagen habe ich mich anders an Sie gedacht, nur als solcher zu Ihnen gesprochen — in Gedanken! Jetzt also in Worten. Und dem Freunde muß es ja leicht werden, bis in das Herz des Freundes zu sehen und nach dieses Herzens Wunsch zu thun. — Ich werde mich auch äußerlich von Alma trennen —“

„Um nichts —“

„Lassen Sie mich aussprechen!“ unterbrach Bob bittend. „Was nichts war und nie etwas werden kann, hat nirgends ein Recht, zu bestehen. Ich bin gewiß nicht für leichtgesinntes Scheiden: die Ehe ist vielleicht das Höchste, Unantastbarste, was wir erringen

können — es sollte Niemand daran rütteln, schon um der Schwächeren willen — Niemand, der nicht muß. Das muß aber, wer vor sich selbst, diesem höchsten Richter, fühlt und weiß, daß seine Ehe ein Hohn auf diesen großen Gedanken ist. Und ein solcher Hohn wurde die meinige — ich muß es wiederholen — in dem Augenblicke als Sie kamen. Nein, sie ist es ja von jeher gewesen; ich hatte es nur nicht gewußt oder mich betäubt — was geht uns das heute noch an? Seit ich aber wissend geworden, da mußte der Kampf beginnen, der Sieg jedoch war mir von Anfang an sicher."

„Zu diesen wenigen Tagen!" warf Hollfeld bestürzt ein. „Es scheint uns da wohl Manches errungen, was die Zeit wieder ändert oder doch mildert."

„Nicht bei mir!" versetzte Bob heftiger. „Ich habe es Ihnen schon gestanden, es zum wenigsten angedeutet — muß ich mich noch mehr demüthigen? Es giebt ja Leichtsinnige unter uns, die dergleichen tragen, auch Glückliche, die solche Liebe ihres Weibes bezwingen, denen die Kraft — die Willensübergewicht zu eigen, sich ihr Weib zu Füßen zu werfen, daß es nichts mehr weiß und sieht, als diese Gewalt über sich, über all sein Empfinden — und darum vergessen kennt, was gewesen! Mir ist solche Kraft nicht gegeben: für mich blieb Alma stets die geschlossene Blüthe, die ihren Duft, ihr süßestes Sein — wie aus Instinct, möchte ich sagen — wahrte, liebend wahrte für den Einen, den sie sich erwählt hatte. Und könnten wir sie darum gering achten? Könnten Sie es — Sie, der dieser Eine ist? Aber auch ich bin meiner so weit Herr geworden, daß ich Alma wie Ihnen gönne, was mir nicht beschieden war."

„Wo hinaus wollen Sie?" erwiderte Hollfeld gepreßt. „Möchten Sie mich mißtrauchen machen, daß Sie mir Bilder wachrufen, das Herz fiebern lassen um Unmögliches?"

„Diese kurze Unmöglichkeit! — Ein Jahr! So will es das Gesetz — und warum sollten Sie gesetzlicher sein als das Gesetz?"

„Auch Alma weiß darum?"

„Noch nicht!"

„Nun, ebenso wenig wie ich," rief Hollfeld etwas erlöst, „könnte sie darein willigen —"

„Meinen Sie?" fragte Bob, indem er nun umkehrte, mit dunkler Stimme. „Und sie ist Ihnen doch keine Fremde? Ich weiß zufällig durch einen Brief ihres Vaters, der sich nach seiner Art damit rein zu waschen suchte, was sie Ihnen damals angethan hat: das ist einmal ihrem Charakter gemäß, muß also getragen werden. Und so wird sie auch jetzt vielleicht Thränen finden, sich wieder gezwungen dünken, doch schließlich thun, was wir nun Beide wünschen müssen. Dabei mag es ihr noch zu einer gewissen Erleichterung werden, daß ich durch eine Schuld meinerseits momentan mit ihr getrennt stehe. Aber noch einmal: richten dürfen wir da nicht. Sie ist ein holdes, schwaches Weib — nichts weiter — ein echtes Weib in ihrem Denken, Fühlen und Handeln, so scheu wie feinfühlig und sanft im Dulden. Nur ihr eigenstes Selbst — wie ich ja schon sagte — das wußte sie zu schützen, zu behüten. Darum gepriesen der, der diesen Schleier heben darf!"

„Wohl! Gepriesen der! Und dennoch — es kann ja nicht sein —"

„Wollen Sie mir sagen, warum nicht?" fuhr Bob in weichem Tone fort. „Sie lieben Alma noch; daß sie nicht weniger für Sie fühlt, weiß ich seit dem Tage, wo ich Sie zusammen gesehen — und aus jener Schuld, einer traurigen Probe, zu der ich mich hinreißen ließ, von der sie Ihnen wohl einmal sprechen wird. Beurtheilen Sie mich dann nicht zu streng! Auch unserer Scheidung können wenig Hindernisse in den Weg gelegt werden: keine Kinder fordern eine Mutter; Alma mag es leicht erscheinen, ihrer Abneigung Worte zu leihen. Mir? Was bedeute ich noch? — Vermögensfragen dürften ebenso wenig Schwierigkeiten —"

„Wenn auch nicht bei Ihrer Scheidung," unterbrach Hollfeld hastig, „so würden doch gerade diese, selbst wenn sonst an meine Vereinigung mit Alma zu denken wäre, dieselbe unmöglich machen. Ich bin arm — noch Jahre —"

„Auch das habe ich reiflich bedacht," fiel Bob in derselben gelassenen Weise ein. „Ich kenne ja die Vorurtheile, die Alle, welche zur Gesellschaft gehören, dem armseligen Gelde entgegenbringen: man nimmt wohl, ohne sehr hinzusehen, des Anderen Leben an, zertritt meinetwegen sein Herz — verfügt aber bei Leibe nicht über dieses so Unnütze, wenn das Uebrige fehlt. — Darum werde ich auch Alma nur die Summe übergeben, deren Zinsen ihr schon bisher als Nadelgeld gehörten. Und ich würde so unendlich gern reicher geben, da ja Niemand auf der Welt darum verletzt würde. Sie ist immer meine Frau — meine liebe, getreue Frau gewesen. Ich wage es aber nicht, um bei Ihnen keine Scrupel zu erwecken; denn dieses Wenige werden Sie ihr doch gönnen? Sie könnten nicht verlangen, daß meine Frau entbehre. Schon das Gesetz würde das fordern, über Nothwendiges hinaus aber biete ich nicht. Sie schweigen?"

„Mann — Freund!" rief Hollfeld. „Sie kehren mir das Herz um und um — ich begreife ja Ihren Edelmuth, die ganze Größe Ihres Wollens — und trotzdem, ich kann nicht. Denken Sie auch an mich! Bis jetzt hatte ich Sie kaum gekannt, wenn mich aber etwas an Sie erinnerte — daß dann nicht gerade freundliche Gefühle in mir wach wurden, vermöchten Sie mich deshalb anzuklagen? Und von Ihnen soll ich die Gattin, Ihre Gattin — und noch Vermögen dazu nehmen! Wäre das möglich ohne Einbuße an Selbstachtung — an Ehre?"

„Wer von uns," versetzte Bob langsam, „ist wohl stets so rein geblieben, daß Nichts — Nichts in seiner Vergangenheit wäre, über das er nicht erröthen würde, wenn er es sich recht zurückriefe? Und doch muß man es tragen und trägt es, weil wir dunkel fühlen, das sei einmal Menschenart, Menschentoos. So gebe ich Ihnen zu — ein gewisser Vorwurf möchte bleiben; es wäre gütiger vom Geschick gewesen, wäre es ohne diesen Vorwurf gegangen, aber fragen wir uns, was hier auf dem Spiele steht! Hollfeld, nicht blos Ihr Glück — das unserer Alma vor Allem, verlangt diese winzige Demüthigung von Ihnen — in Wahrheit winzig, wenn Sie denken — was Anderen aufgegeben wird. Zudem sehen Sie mich wohl nie wieder — von dem Ganzen erfährt Niemand etwas Bestimmtes. Sie gehen nach Berlin zurück — bald hat alle Welt uns vieder vergessen; sie hat viel mehr zu thun, als an uns zu denken. Darum also läge das, was Ihrer Selbstachtung zu nahe treten sollte?"

„So rasch faßt das mein Gewissen nicht," erwiderte Hollfeld ausweichend. „Sie mögen auch in diesem Recht haben, doch mein Gefühl hat nicht minder Recht."

„An meiner Wittwe würde Ihr Gefühl aber nichts auszusetzen wissen?" fragte Bob in finsterem Ernst.

Hollfeld preßte die Hand auf's Herz und sah ihn an, als ob er ihn nicht verstanden hätte.

„Ich bin darauf nicht gekommen," fuhr Bob eintönig fort. „Vielleicht nur aus Schätzung Ihrer Person. Erst hier am Meere fiel auch das mir ein. So lasse ich Ihnen die Wahl: Tiraden darüber widerstehen mir — Sie dürften aber auf mich banen. Wählen Sie frei — das oder das! Ein Drittes gäbe es nicht."

„Sie sind furchtbar, Jellina!" rief Hollfeld, indem er einen Schritt zurücktrat. „Ich lese in Ihren Augen —"

„Daß ich sterben kann," fiel Bob mit wehmüthigem Lächeln ein. „Wer kann das nicht, wenn sein Abend gekommen? Und der meine ist da! Ueberlegen Sie nun! Ich will schweigend neben Ihnen hingehen, doch lassen Sie es uns jetzt zu Ende bringen! Ich bin tief erschöpft und bedarf des Friedens."

Nach einer Strecke stummen Dahinwanderns sagte Bob, der auf Hollfeld gesehen hatte: „Nennen Sie es vor Allem keinen Zwang oder doch nur einen, wie ihn der Arzt anwenden muß! Wäre ich früher darauf gekommen, hätte ich Ihnen die Wahl erspart. Jetzt geht es wohl nicht mehr — jetzt würde, wie ich Sie nun zu kennen glaube, ein solcher Todter noch viel mehr im Wege stehen als der Lebende."

„Viel mehr!" versetzte Hollfeld schaudernd. „Dann wäre es ganz undenkbar."

„O, so geben Sie mir die Hand!" bat Bob ungestüm. „Jetzt höre ich es schon wie fernherüber, wenn Sie Alma sagen werden: ‚Endlich mein!' Und nehmen Sie immer an, Freund, daß auch ich nicht unglücklich sei: ich dachte bisher nur zu viel an mich selbst und gab so den Uebrigen nicht, was ihnen gebührte. Das soll nun anders werden. — Sie nannten vorher mein Wollen groß: ich las oder hörte aber einmal, das Große thue nur, wer nicht anders könne. Das ist es. Nicht einmal des Dankes also bedarf es, weil ich einfach so thun mußte. Und Sie müssen nun auch — nicht wahr? Fort mit allem Kleinen! Blicken wir auf's

Digitized by Google

Meer, in den Himmel — da sind auch Wolken wie Untiefen, und doch sind sie groß — Himmel wie Meer. So bedeutete auch das Wölkchen auf Ihrer Ehre nichts."

„Bleibt es dennoch ein Zwang —" rief Hollfeld, „so ist es ein Zwang, wie vielleicht noch nie einer geübt wurde. Und, Jellina, gegen Sie bin ich doch der Kleinere."

Bob verneinte heftig.

„Sicherlich!" fuhr Hollfeld in tiefster Bewegung fort. „Muß ich also von einem Menschen nehmen, so meint es mein Geschick wohl noch gütig, daß Sie es sind."

Mit einem erstickten Ausruf schlossen sich die Männer fest in die Arme; dann schritt Hollfeld dem Wäldchen zu, das bereits vor ihnen lag. Bob sah ihm still nach, bis er verschwunden war. Als er sich dann dem Meer zuwandte, rollte es ihm in leisen Schluchzen eine goldene Welle vor die Füße.

(Schluß folgt.)

Zum Verständniß der Ereignisse in Aegypten.

Von Adolf Ebeling.

Die eisernen Würfel sind gefallen, und die Macht der Mächtigen hat sich wieder einmal schreckliche Geltung verschafft: Alexandria liegt zum großen Theil in Schutt und Trümmern, und über den verschont gebliebenen Theil, soweit derselbe der Plünderung und Zerstörung entgangen ist, lagern die düstern Wolken einer bangen Zukunft. Ganz Aegypten ist mehr oder weniger der Anarchie anheimgefallen; denn die Militärherrschaft Arabi's, die überdies auf äußerst schwachen Füßen steht, verdient kaum einen anderen Namen, und Niemand weiß, wer zur Zeit der eigentliche Herr im Lande ist, ob der Khedive oder der Sultan oder gar jetzt der Engländer, der verhaßte „Inglesi", der gar nicht gesonnen zu sein scheint, die über Nacht errungenen Vortheile so leichten Kaufs wieder aus der Hand zu geben.

Man fragt sich wohl, wie es überhaupt möglich gewesen, daß es dahin gekommen ist, und sieht in mehr als einer Beziehung einem Räthsel gegenüber, welches die Zeitungen sehr unvollkommen lösen — trotz ihrer Unzahl von Artikeln, die sich fast durchweg nur mit den Ereignissen der Gegenwart, nicht aber mit der Entwickelung dessen beschäftigen, was heute im Nilande geschieht. Etwas zur Lösung dieses Räthsels beizutragen, ist der Zweck dieser Artikel.

I.

Die ganze ägyptische Frage ist im Grunde nur eine Geldfrage: aber in höchster Potenz; denn es handelt sich um viele tausend Millionen Franken, und der eigentliche Schuldige (richtiger wäre wohl der Schuldner) sitzt auf seinem Lustschlosse Favorita bei Neapel mit seinen glücklich auf die Seite gebrachten Millionen, seinen Diamanten und seinem Harem, wobei ihm, wie man behauptet, der letztere die meisten Sorgen machen soll — nämlich der Ex Khedive Ismaïl Pascha. Dieser trägt völlig und ganz die Verantwortlichkeit für die augenblicklich verzweifelte Lage Aegyptens, und an seinem armen gutwilligen, aber schwachherzigen Sohne Tewfik, dem jetzigen Khedive (wenn er es überhaupt noch ist), erfüllt sich wieder einmal das ernste Wort von den Sünden der Väter, die heimgesucht werden an den Kindern.

Preisgekrönter Entwurf zum Reichstagsgebäude von Professor Thiersch in München.

Die ägyptische Finanzmisère, die später so kolossale Dimensionen annahm, datirt schon von Jahre 1869, dem „großen Jahr" der Regierung Ismaïl's, wie die bezahlten Federn damals in alle Welt hinausschrieben; es war das Jahr der Eröffnung des Suezcanals. Ein solches Spanjahr hatte die Menschheit noch nicht gesehen, und der Vicekönig genoß den Triumph, der generöseste und geldmächtigste Fürst der Welt genannt zu werden. Die moderne Kleopatra, die Kaiserin Eugenie, spielte dabei die Hauptfigur; man hatte eine große eiserne Brücke schlagen lassen, und gegen 20,000 Fellachen hatten in dreimonatlichem Frohndienst einen mehrere Kilometer langen Erdwall aufwerfen müssen, blos damit die hohe Dame directen Weges nach den Pyramiden fahren konnte. Dieser Triumph, der überdies nur eine kurze Woche dauerte, kostete dem Khedive Alles in Allem hundert Millionen Franken, und auch das war schon fremdes, gegen Wucherzinsen geliehenes Geld, wobei die vermittelnden jüdischen Banquiers von Kairo und Alexandria etwa 20 Procent und mehr in die Tasche steckten. In jene Summe ist freilich eine halbe oder gar eine ganze Million Pfund Sterling mit einbegriffen, die der stets geldbedürftige Sultan erhielt, um über das prätentiöse und allzu eigenmächtige Gebahren seines „Vasallen", der völlig als Souverain auftrat, ein Auge zuzudrücken.

Von da an ging es lawinenartig immer mehr bergab, dem Abgrunde zu. Der damalige Finanzminister, der berüchtigte Muffetschik, das andere Ich des Khedive und der eigentliche Machthaber im Lande, sann Tag und Nacht auf neue Hülfsquellen,

Digitized by Google

um die leeren Cassen wieder zu füllen, und verfiel dabei auf alle nur erdenklichen Mittel. Die Steuerschraube wurde noch fester eingesetzt, obwohl das arme Volk schon bis auf's Blut ausgesogen war, was wörtlich zu nehmen ist; denn die Abgaben gingen nur noch mit Beihülfe der Bastonnade ein, die im ganzen Lande in ununterbrochenem Flor stand und nur zum Schein in den beiden Hauptstädten aus Furcht vor den Generalconsuln unterdrückt war.

Auch die Vorauszahlung der Steuern auf ein halbes, dann auf ein ganzes Jahr war beliebt worden; sie sollte aber erst nach fünf Jahren rechtsgültig werden, sodaß durch dieses Manöver eigentlich doppelte Steuern gezahlt wurden. Auch eine sogenannte freiwillige Anleihe für alle Besitzenden wurde im Lande ausgeschrieben, und wer zögerte, nicht gutwillig gab und sich dadurch als ungefügiger Unterthan erwies, für den hatte man nach orientalischer Manier allerlei Mittel und Wege, ihm das Leben so sauer wie möglich zu machen. Die Anleihe sollte unkündbar sein, aber mit acht Procent verzinst werden; man hätte leicht das Doppelte versprechen können, da man doch nicht die Absicht hatte, die Zinsen zu zahlen, was sich auch bald genug herausstellte.

Preisgekrönter Entwurf zum Reichstagsgebäude von Paul Wallot in Frankfurt am Main.

Dabei wurden an den Börsen von Paris und London verschiedene neue ägyptische Anleihen angelegt, aber die dortige hohe Finanzwelt war schwierig geworden, witterte Unheil und ließ sich ihre Bereitwilligkeit horrend bezahlen.

Im Hintergrunde dieser abenteuerlichen Jagd nach dem Mammon stand inzwischen nach wie vor der nimmersatte Großherr in Stambul, der den geistlichen Jahrestribut von 160,000 Beuteln (gegen 20 Millionen Franken) schon wie gewöhnlich vorweg erhalten hatte und unter allerlei Vorwänden immer neue Summen verlangte; je mehr er bekam, desto mehr verlangte er. Die hohen Zinsen für die Staatsschuld, die schon damals über 2 Milliarden Franken betrug, absorbirten den größten Theil der gesammten Staatseinnahmen, und die Bekämpfung der furchtbaren Nilschwelle vom Jahre 1874, welche Mißwachs, Viehsterben und Pferdeseuche im Gefolge hatte, verschlang neue Summen.

Und trotzdem wäre es bei der außerordentlichen Ertragsfähigkeit des Landes und unter Hinzunahme des unermeßlichen Privatvermögens der Khedive, das, gering angeschlagen, 8 bis 10 Millionen Pfund Sterling betragen soll, doch vielleicht noch möglich gewesen, das Schlimmste abzuwenden und eine einigermaßen befriedigende Bilanz des Budgets herzustellen, wenn nur der Khedive seinen verschwenderischen Hofhalt und seine unsinnigen Anlagen und Bauten beschränkt und vor Allem das Brandschatzungssystem in den einzelnen Provinzen von Seiten der Gouvernenre unterdrückt hätte. Aber das Erstere erlaubte ihm seine Eitelkeit und Prachtliebe nicht, und zu dem Letzteren fehlte ihm die persönliche Energie und die Unterstützung uneigennütziger Vaterlandsfreunde.

Die Vicekönigin-Mutter (um nur einige „Kleinigkeiten" im Vorübergehen zu erwähnen) bezog nach wie vor monatlich ihre 100,000 Franken; die am Mansur Pascha verheirathete Lieblingsschwester des Gewaltigen erhielt eine gleiche Summe, und der Unterhalt seiner eigenen Harems verschlang monatlich mehr als das Zehnfache jener Summe; denn er hatte vier legitime Gemahlinnen, was bekanntlich der Koran gestattet, und mithin vier besondere Hofhaltungen, da jede Gemahlin einen besonderen Palast bewohnte und zwar jede mit einer hohen und niederen Dienerschaft von wenigstens zweihundert Personen an Frauen, Sclaven, Sclavinnen, Eunuchen ꝛc. Und dabei kamen noch immer in Alexandria zur Ausstattung der neuen, wenn auch erst halbfertigen Paläste, ganze Schiffsladungen von Pariser Luxusmöbeln, von Lyoner Sammet- und Seidenstoffen an, Porcellan- und Krystallservice, goldene und silberne Tafelgeräthe u. dergl. m., und Alles zu dreifach höheren Preisen. Eine einzige solcher „Commissionen" hat damals manchen Agenten zu einem vermögenden Manne gemacht.

Aber auch am Nil geht der Krug nur so lange zum Wasser, bis er bricht, und der erste Krach geschah am 9. April 1876, wo ein vicekönigliches Decret die Zinsen der Staatsschuld eigenmächtig auf fünf Procent herabsetzte und außerdem die Zahlung der fälligen Coupons um sechs Monate hinausschob. Das war, wie Talleyrand vom russischen Feldzuge prophezeite, le commencement de la fin, der Anfang des Endes. Jetzt gingen auch dem Einfältigsten die Augen auf, und die Optimisten, die bis dahin die schreienden Mißbräuche der Finanzverwaltung, zumeist wohl nur, um dabei im Trüben zu fischen, bemäntelt hatten, verschwanden von der Bildfläche. Jenes Decret sprach auch von einer speciellen Commission zur Reorganisation der Staatsfinanzen, zu welcher auch europäische Finanzcapacitäten hinzugezogen werden sollten, und zwar speciell englische und französische. Was damals dem großen Publicum als ein freier Entschluß des Landesherrn zu einer endlichen Reform erschien, war es schon nicht mehr: die Engländer und Franzosen, als Hauptgläubiger Aegyptens, hatten sie dem Khedive einfach octroyirt: willst Du nicht gutwillig, um den Schein Deines Hoheitsrechtes zu wahren, so kommen wir, ohne Dich weiter zu fragen.

Hier ist es nöthig, auf die von jeher in Aegypten herrschende Rivalität zwischen den Franzosen und Engländern hinzuweisen, die von Jahr zu Jahr, wo die Frucht reifer und reifer wurde, immer mehr hervortrat; dem Jeder hätte sie gar zu gern für sich allein gepflückt. Beim Khedive selbst war übrigens längst eine Sinnesänderung zu Gunsten der Engländer eingetreten, und natürlich

Digitized by Google

zeigte sich an seinem Hofe eine ähnliche Strömung. Früher waren die Franzosen die tonangebenden Factoren gewesen, und die Vorliebe des Khedives für Paris und Frankreich und überhaupt für französisches Wesen zeigte sich überall. Zumächst erklärte sich dieselbe wohl aus einer alten Familientradition; denn Mohammed Ali, der Gründer der jetzigen Dynastie und der eigentliche Schöpfer des heutigen Aegyptens, hatte stets einen treuen Bundesgenossen an Frankreich gehabt, das nur in den dreißiger Jahren unter Ludwig Philipp nicht stark genug war, um ihn gegen England und die Türkei zu schützen. Auch Said Pascha, der Vorgänger Ismail's, hatte viele Franzosen an seinen Hof gezogen und viele Beamtenstellen mit Franzosen besetzt; Ismail selbst hatte sich seine europäische Bildung aus Paris geholt, wo er als junger Prinz mehrere Jahre zubrachte. Diese „Bildung" bestand freilich nur in einem äußerlichen Firniß, aber er hatte sich doch die Kenntniß der französischen Umgangssprache und seine gefällige Formen und Manieren angeeignet.

Nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1863 — ein Ausdruck, der, nebenbei bemerkt, in Stambul für den Regierungsantritt des Vicekönigs von Aegypten sehr stark verpönt ist — wurde Alles an seinem Hofe auf französischen Fuß eingerichtet, und, wo es irgend thunlich war, in genauer Copie des Tuilerienhofes, was in Europa und speciell in Paris oft große Heiterkeit erregte. Sogar ein Oberceremonienmeister wurde ernannt, der anfangs etwas unbehoften war und eine auffallend dunkle Gesichtsfarbe hatte. In allen Ministerien wurde neben der türkischen, als amtlichen Sprache, auch die französische eingeführt, und am Hofe gab es, vom Cabinetssecretär bis zu den Kammerdienern und Mundköchen hinab, fast nur Franzosen.

Napoleon der Dritte war das Ideal des neuen Vicekönigs, und der Kaiser, der damals noch ein mächtiger und gefürchteter Herr war, bewies ihm stets große Freundschaft und schlichtete auch die Differenzen, die England in der Suezcanalfrage mehrfach anregte, stets zu seinen Gunsten. Das ägyptische Volk (natürlich nur die höheren Classen, denn die Fellachen „zählen" nicht) war nicht sonderlich erbaut von der französischen Wirthschaft, und als der Khedive gar ein pompöses Opernhaus nach Pariser Stil erbauen ließ und einen Hoftheaterintendanten ernannte, der sofort ein Balletcorps und die Schneider als „schöne Helena" verschrieb, da regte sich bei den glaubenstreuen Ulemas der Groll gegen dieses abscheuliche christliche Gebahren und mehr als einmal soll in der Nacht Feuer an das gottlose Gebäude gelegt worden sein. Man schickte aber trotzdem einen eleganten vicekönigl ichen Dampfer nach Marseille, um das Balletcorps zu holen und die Schneider dazu; die hübschen Damen (man hatte nur hübsche ausgesucht) verlebten in Kairo gute Tage.

Einige Opernteyte, darunter auch derjenige der „Schönen Helena", wurden sogar in das Arabische übersetzt und in der Staatsdruckerei von Bulacq gedruckt, um den Paschas und den übrigen vornehmeisfreien Mohammedanern das Verständniß der schönen abendländischen Dichtungen zu erleichtern. Monsieur Offenbach war der Mozart von Kairo geworden, und die jungen Effendis trillerten in den öffentlichen Gärten seine leichten, losen Melodien und machten auch Fensterpromenade vor den Häusern der Sängerinnen. So zog immer mehr „abendländische Cultur" in Aegypten ein — ob die richtige und heilsame, ist freilich eine andere Frage.

Es ließen sich noch eine Menge Beispiele citiren, als Beleg dafür, wie Ismail Pascha seine culturhistorische Mission auffaßte, darunter viel lustige und bunte und auch oft skandalöse Geschichten, doch das würde uns zu weit führen, zumal wir ja nur einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit werfen wollen, um daraus die Gegenwart zu erklären.

Eines schönen Tages war es plötzlich mit dem herrschenden französischen Einflusse vorbei, nämlich im Kriegsjahre 1870, wo den Franzosen von den Deutschen so bös heimgeleuchtet wurde: Schlacht auf Schlacht und Niederlage auf Niederlage für die Franzosen, der Kaiser gefächtet und gefangen, der stolze Tuilerienthron umgestürzt, die Kaiserin, die schöne Kleopatra von vorigen Jahre, in wiederer Verkleidung aus Paris geflüchtet und in Paris selbst die Republik proclamirt — unglaublich, aber wahr!

Jetzt kam Deutschland zu hohen Ehren am vicekönigl ichen Hofe, und der deutsche Generalconsul, der unvergeßliche Herr von Jasmund, war dort auf einmal die bedeutendste diplomatische Figur geworden, Bismarck der erste Staatsmann und Moltke der erste Feldherr seiner Zeit. Die französische Colonie in Aegypten verlor augenscheinlich viel von ihrem bisherigen hochfahrenden Wesen, und die Deutschen, die schon wegen ihrer geringen Anzahl niemals eine hervorragende Rolle am Nil gespielt hatten, gingen ruhig wie sonst ihren Geschäften nach, wenn auch nicht ohne eine gewisse innere Befriedigung über die verdiente Achtung und Bewunderung, die ihnen von allen Seiten entgegen getragen wurde.

Zu gleicher Zeit traten die Engländer mit sehr viel Aufsehen in den Vordergrund. Ihre Colonie, obwohl bei weitem nicht so zahlreich wie die französische, war seit Jahren in Aegypten sicher und gut etablirt, und ihre Banken, Handelshäuser und Agenturen, die letzteren für den Export der Baumwolle nach England und für den Import aller möglichen Waaren aus Indien, hatten mehr als andere den Ruf großer Solidität. Außerdem waren an allen Instituten und Etablissements, die zum Maschinenwesen gehörten, Engländer angestellt, sowohl auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen wie auch bei den Wasser- und Schleusenwerken, und ganz speciell in den vicekönigl ichen Zuckerfabriken, deren Leitung sich ganz in ihren Händen befand. Seit Eröffnung des Suezcanals war der Zuzug der Engländer noch bedeutender geworden, wie sie auch von jeher das namhafteste Contingent an Touristen geliefert hatten. Abenteurer, Stellensucher, Projectenmacher und sonstige Schwindler, von denen es im Pharaonenlande stets wimmelte, gab es unter den Engländern so gut wie gar nicht, wenigstens nicht unter den eigentlichen Engländern; denn die Matrosen und etwa noch die Griechen von den ionischen Inseln gehören zu den schlimmsten Subjecten der buntgemischten Bevölkerung der großen ägyptischen Städte, einer Musterkarte aller Nationalitäten der Erde.

So hatten die Engländer also schon im Stillen gut vorgearbeitet und als praktische Leute, die sie ja von jeher gewesen sind, das Terrain nicht allein genau recognoscirt, sondern schon zum Theil im Stillen besetzt, als nach dem oben erwähnten vicekönigl ichen Decret der Ruf an sie erging, in den engeren Rath des Khedive zur Theilnahme an der Finanzreform einzutreten. Von da an datirt ihr officielles Mitregieren, und sie betrachteten sich schon als die Herren des Nilthales wie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Indien. Die Franzosen wurden möglichst bei Seite geschoben, was sie sich wider ihren Willen gefallen lassen mußten. Ganz ignoriren durfte man sie nicht, um sie sich nicht vor der Zeit zu Feinden zu machen und auch um den Khedive nicht vor den Kopf zu stoßen, aber sie nahmen immer nur die zweite Stelle ein, und in streitigen Fällen gaben die Engländer stets den Ausschlag.

Es kamen nun allerlei englische und französische Finanzcommissäre in's Land, der französische indeß stets im Schlepptau des englischen, und die Enquête begann. Derselben präsidirte der Generalzahlmeister der englischen Armee, jedenfalls ein bewährter Finanzmann, der aber trotzdem von dem schlauen Muffetisch, den der Khedive nicht entlassen wollte, dergestalt hinter's Licht geführt wurde, daß der Rapport ganz illusorisch ausfiel. Der darauf folgende Commissar Goschen setzte wenigstens die Entfernung des allgemein verhaßten Finanzministers durch, dessen sich der Khedive dann auch endlich und zwar in echt orientalischer Weise entledigte. Auf der Spazierfahrt, wie er sie täglich mit seinem Freund und Günstling machte, beschäftigten sie ein restaurirtes Dampfschiff und beim Vorlegehen — die Befehle waren schon vorher gegeben worden — wurde der Muffetisch einfach am Bord zurückgehalten. Alles Weitere beschränkt sich auf Gerüchte. Nach den Einen soll der Minister sofort erdrosselt worden, nach Anderen unterwegs (denn er war nach Dongola in Nubien exilirt worden) plötzlich an einem heftigen Cholera-Anfalle gestorben sein. Gleichviel, der Khedive hatte ihn, ein zweiter Ollivier, „leichten Herzens" beseitigt. Dergleichen geschieht heutzutage noch oft im Orient, und es kräht kein Hahn darnach. Wie viele solcher Gräuel mögen die hohen Haremsmauern in Kairo, Stambul oder sonstwo bergen! Und wurde nicht bald darauf der Sultan Abdul Aziz mit der ominösen Scheere „gesetzlstmordet"?

Am nächsten Morgen enthielt die amtliche Zeitung, „le Moniteur égyptien", die Nachricht von einer entdeckten Verschwörung, an deren Spitze der Muffetisch gestanden habe und die keinen geringeren Zweck hatte, als den Khedive zu stürzen und Halim Pascha auf den Thron zu setzen. Obwohl der Minister

Digitized by Google

als Hochverräther den Tod verdient, so habe der Khedive doch Gnade für Recht ergehen lassen und ihn nur nach Dongola in's Exil geschickt. So der „Moniteur", dem natürlich kein dermünstiger Mensch glaubte, aber alle Welt athmete doch auf, weil der Dualgeist des Landes beseitigt war. Das Wie war dabei ja gleichgültig.

Das Vermögen und die Güter des Muffetisch wurden sofort confiscirt — das war die Hauptsache. Man sprach von unermeßlichen Summen, unter Anderem von mehr als hundertlausend Goldstücken, die man in eisernen Kisten vorgefunden habe, was recht gut möglich sein konnte. Das Gold- und Silbergeschirr seines Haushalts und die in seinem Harem vorgefundenen Juwelen wurden auf viele Millionen Franken geschätzt — Alles erklärte der Khedive für gute Prise. Von den vierhundert Sklavinnen wurden die sechs schönsten Circassierinnen dem Sultan nach Constantinopel geschickt; dann traf der Khedive seine Auswahl, und die übrigen wurden nach rechts und links hin verkauft. Und dabei war der Sclavenhandel, dank den humanen Gesinnungen des Khedive, in ganz Aegypten längst unterdrückt, wie man beständig nach Europa hin meldete.

Mittlerweile hatten die Engländer, ganz im Geheimen und hinter dem Rücken der Franzosen, einen geschickten und wichtigen Coup gemacht: sie hatten nämlich dem Khedive seine sämmtlichen Suezcanalactien für vier Millionen Pfund Sterling abgekauft. In England besanden sich dadurch mehr als zwei Drittel sämmtlicher Actien, also das bedeutendste Anrecht auf den Besitz des Canals. Als darauf die Finanzcommissäre ihre fast nutzlose Enquête beendigt hatten, war es den Engländern bei ihrem stets wachsenden Einfluß leicht, in alle großen Administrationszweige englische Directoren einzusetzen: bei den Eisenbahnen, bei der Douane, bei der Verwaltung der directen und indirecten Steuern, beim Post- und Telegraphendienst, und vor Allem bei der Staatsschuldentilgungscommission, sodaß in erster Reihe das Finanzministerium so gut wie ganz sahm gelegt wurde.

* Das war die Zeit der sogenannten Generalcontrolleure, eine schöne Zeit wenigstens für die Controlleure selbst, deren jeder 4000 Pfund Sterling Jahresgehalt bezog, den sie sich, weil sie die Hände auf allen Cassen hatten, auch immer prompt auszahlten. Diese Controlleure zogen in ganzen Heer von Unterbeamten in's Land, die alle reichlich besoldet waren, pro forma immer im Einverständniß und unter Mitwirkung der Franzosen, aber unter vier Beamten gab es stets drei englische und nur einen französischen. Factisch waren also die Engländer schon jetzt, das heißt zu Anfang des Jahres 1877 die Herren von Aegypten; es sollte freilich noch ein Rückschlag eintreten, aber vor der Hand verhielt sich der Khedive passiv und übte nominell eine Art Scheinregierung aus, die seiner Eitelkeit und seinen Souverainetätsgelüsten schwer genug ankommen mußte. Schon damals sprach man von seiner Abdankung zu Gunsten seines ältesten Sohnes; ob er selbst diesen Gedanken je gehegt und erwogen, steht sehr dahin; denn im Orient steigt man noch seltener freiwillig vom Regentenstuhl herab, als im Occident, obwohl auch dafür die gewaltsamen Enthronungen dort weit häufiger sind. Das sollte der Khedive Ismail nur zu bald an sich selbst erfahren. Hierüber in unserm nächsten Artikel!

Blätter und Blüthen.

Die preisgekrönten Entwürfe des neuen deutschen Reichstagsgebäudes in Berlin. (Mit Abbildungen auf S. 516 und 517.) Endlich nach zehnjährigen vergeblichen Versuchen hat der deutsche Reichstag in seiner letzten Session sich für die Wahl eines Platzes entschieden, auf welchem der stolze Bau errichtet werden soll, in welchem künftig die Vertreter der deutschen Nation über die Geschicke derselben berathen werden.

Eine aus Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichstages bestehende Commission wurde niedergesetzt, um die Ausführung des großen Werkes in die Hand zu nehmen und dasselbe seiner Vollendung entgegenzuführen. Es wurde eine neue Concurrenz ausgeschrieben, an der sich die berufensten Baukünstler Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs betheiligten. Nahe an 200 Entwürfe wurden eingeliefert, die heute der Oeffentlichkeit übergeben werden und nahezu alle durch ernstes Streben, durch geistige Gedankenarbeit der Höhe der Aufgabe gerecht zu werden deutlich gewesen sind. Zu den letzten Tagen des Juni sind die Entscheidung, die im ganzen Vaterlande, namentlich aber in Künstlerkreisen mit Spannung erwartet werden war. Die ersten Preise von je 15,000 Mark wurden zwei verhältnißmäßig noch sehr jungen Künstlern, dem Architekten Paul Wallot in Frankfurt am Main und dem Professor Thiersch in München, zuerkannt.

Den zweiten Preis von 10,000 Mark erhielten die Berliner Architekten Kayser und von Großheim, Kramer und Wolkenstein und Heinrich Seeling. Der dritte Preis wurde Giese und Wetzen in Dresden, Hubert Stier in Hannover, Ende und Bedmann, sowie Wolff und Schwechten in Berlin zu Theil. Außerdem beschloß die parlamentarische Commission noch acht Entwürfe auszukaufen, welche in bestimmten Beziehungen ein besonderes werthvolles Material für die Aufstellung eines zur Ausführung bestimmten Bauplanes darbieten. Ferner sind auf Vorschlag der Jury noch zwei andere Entwürfe angekauft worden, welche wegen Nichteinhaltung der Programmbedingungen von der Concurrenz ausgeschlossen werden mußten. Von diesen hat namentlich der mit dem Motto „Brunnale" versehene Entwurf des Freiherrn von Ferstel, des Erbauers der Votivkirche, des Museums und der Universität in Wien, durch die Großartigkeit der Conception, die geschickte Anerkennung der Kritik und die Bewunderung des Publicums in hohem Grade hervorgerufen. Doch wir wollen uns nicht auf eine Beurtheilung einzelner Entwürfe, welche von der Jury ausgeschieden worden sind, einlassen, wir beschränken uns nur darauf, den Lesern der „Gartenlaube" die beiden Entwürfe im Bilde vorzuführen, welche den ersten Preis erhielten.

Der Wallot'sche Entwurf, dessen Hauptansicht auf unserem Bilde zur Seite des Brandenburger Thores zu erblicken ist, ein imposantes Werk im Stil der hohen Renaissance, zeichnet sich durch eine auf quadratischer Grundlage sich erhebende Kuppel von hoher Schönheit aus, unter welcher, gerade in der Mitte des Gebäudes, der Sitzungssaal für die Abgeordneten sich befindet. Dieser im ersten Stock liegende Sitzungssaal wird bei Tage durch seitliches Oberlicht erhellt, während des Abends elektrisches Licht, das aus der Kuppel durch eine Glasdecke in den Sitzungssaal hineinstrahlt, auch nach außen strömend, „den getreuen Berlinern jederzeit kunde geben soll von dem Fleiß und der Wachsamkeit der Volksvertreter", wie der Verfasser in seinen erläuternden Bemerkungen sich ausdrückt.

Auch Thiersch aus München, der Gewinner des andern ersten Preises, hat einen mächtigen Kuppelthurm zum Mittelpunkte seines Parlamentsbaues gemacht. Derselbe erhebt sich über einem rechteckigen Hauptbau von drei Etagen und wird durch vier kleine Thürme flankirt. Der nach dem Muster des griechischen Theaters einen großen Halbkreis bildende Sitzungssaal befindet sich aber nicht, wie bei dem Wallot'schen Entwurf, unter der Kuppel, die hier vielmehr das Foyer überwölbt.

Leider gedricht es uns hier an Raum, die Einzelheiten und Schönheiten der beiden Entwürfe zu beschreiben; wir müssen uns somit darauf beschränken, den von allen Seiten anerkannten schönen und imposanten Aufbau der Außenarchitektur hervorzuheben, durch den sich sowohl der Wallot'sche wie der Thiersch'sche Entwurf auszeichnet. Wir haben auch um so weniger nöthig, eine Vergleichung dieser preisgekrönten Entwürfe mit denen anderer Künstler anzustellen oder gar auf die Einwendungen der kritischen Commission einzugehen, welche die Jury einzelnen der parlamentarische Commission zwar beschlossen, den Wallot'schen Plan der Ausführung zu Grunde zu legen, dem bereits nach Berlin berufenen Künstler aber die Aufgabe gestellt hat, unter Benutzung seines eigenen und der andern preisgekrönten Entwürfe einen eigentlichen Plan erst auszuarbeiten, der dann wahrscheinlich alle heute noch geltend gemachten Bedenken beseitigen wird.

Es ist Hoffnung vorhanden, daß bereits in der nächsten Reichstagssession der Parlamentsbaucommission diesen umgearbeiteten Entwurf dem Reichstage vorlegen und der Reichstag dann in die Lage versetzt sein wird, die zunächst erforderlichen Geldmittel aus dem auf nahe an 30 Millionen Mark angewachsenen Fonds zur Verfügung zu stellen.

Mit dem Abbruch der Gebäude auf dem Bauplatze wird bereits am 1. August begonnen werden, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Kaiser Wilhelm am 18. Januar 1883, dem Tage der Errichtung des Reiches, im Stande sein wird, den Grundstein zu einer monumentalen Parlamentshalle für die Vertreter der deutschen Nation zu legen. Hoffen wir aber auch, daß, wenn derselbe — an der jetzt endlich abgesteckten Zeit von acht, höchstens zehn Jahren — die Vertreter des deutschen Volkes unter dem stolzen Kuppeldach des Parlamentspalastes auf dem Königsplatze sich versammeln, die Schatten sich verzogen haben werden, die heute noch die politische Freiheit und das verfassungsmäßige Recht in Deutschland umdüstern!

H. St.

„Alma Julia-Maximiliana doch!" So schallt es in den ersten Tagen des August durch die fröhliche Maistadt Würzburg, wo „Burschen" und „Philister" sich ereifert, das dritte Jahrhundertfest der Universität mit Feier und Kraft, als „zum fränkisch" zu begehen. — Ein Universitäts-Jubiläum in Deutschland hat die doppelte Bedeutung, daß es ein Landes- und für Tausende ein Familienfest zugleich ist. Die Stadt selbst ist nur der Herd des Festes; die Festgäste kommen weit über die Weichbilds-, die Provinz-, ja die Landesgrenzen her; denn jede deutsche Hochschule zählt ihre Insassen nach Landsmannschaften und Farben, und unter Freunden verstand man ehedem auch diejenigen Deutschen, welche nicht zu den Kindern des Landes der Universitätsstadt gehören. Größere oder in gewissen Fächern hervorragende Universitäten ziehen sogar von jenseits der Grenzen des Reichs und von jenseits der Meere die strebenden Jünglinge herbei, um als eine solche Hochschule auch auch Fürstensöhne deutscher und selbst fremder Zunge gelten. Hat die Regierung eines Landes alle Ursache, sich der Ehre einer blühenden Universität an einem Jubiläumstage zu erfreuen und durch ihre Theilnahme dem Feste Glanz zu verleihen, so bleibt der Hauptfreudentheil desselben doch den alten und jungen

Digitized by Google

Committionen, den alten und jungen Studenten der betreffenden Hochschule gewohrt. Kann es auch anders sein? Wo der Jüngling seine seligste Lebenszeit — die „Zeit der Veilchen" genossen, dort heften unvertilgbar seine lieben Erinnerungen, wohl zu den erstreulichsten gehören, geben in diesen Tagen dem sinnlichen Würzburg erhöhten Schmuck. Wie herrlich die Lage dieser ehemaligen fränkischen Fürstbischofs-Residenz ist, zeigt unsere Abbildung im Jahrgange 1866, Nr. 48; die Brigade Hahnenkamm Hat, die Beschirmung der Festung Marienberg, stört uns jetzt nicht mehr. Wenn heute dort Kanonen donnern, so gehören sie zu den Stimmen des festlichen Jubels.

Was nun die Würzburger Universität betrifft, so ist ihre Gründung kein Werk von einem Tage entweichenden, sondern von Jahrhunderten, ja fast Jahrtausenden. Ihr wirkliches Aufbau gelang erst 1403, aber schon zehn Jahre darnach hatte diese Hochschule mit der Ernordung ihres ersten Rectors ein Buch. Der Tod stellte sich sogar einem zweiten Versuch, durch Gründung eines Gymnasiums den Uebergang zu einer Universität zu bahnen, entgegen, indem er den Fürstbischof Friedrich von Wirsberg 1584 eiligst mit sich nahm. Es gehörte ein Jahrhundert dazu, bis nach Jahrhunderten die Krankheitsstoffe, und Lebensverderbniß zu fassen verstand, um ein dauerndes Werk zu gründen: dieser Mann war Julius Echter von Mespilbrunn, der Stifter des noch berühmten Julius-Hospitals. Dieses erregte sich bereits als ein wohl eitriger Zeitgenosse und Keperfeind, dadurch auch er zu denen gehört, welche zu Folge der Glaubenstrennung in Deutschland von dem einen Theile gelegnet und vom anderen verdammt werden. Da er aber mit allem Guten, das er unternahm, es redlich meinte, so hat sein Schatten auf fein Andenken kaum Hat er doch seine Sorge auch dem edlen Weinbau zugewandt, und wir müssen es ihm gar wohl zu einem Verdienst anrechnen, daß sein Julius-Hospital in seinen Kellern den vorzüglichen und beilsamsten Wein bereitet pflegt. Oder ist es kein Ruhm, daß der fröhliche Reim entstehen konnte: „Frankenwein — Krankenwein"?

Am 2. Januar 1582 wurde die neue Hochschule eröffnet; der Gründer selbst war ihr erster Rector. Ihr erstes hundertjähriges Jubiläum feierte sie vom 19. bis 28. Juli 1682, das zweite vom 29. Juli bis 8. August 1782. Nachdem Würzburg 1803 baierisch geworden war, erfuhr die Akademie unter Maximilian Joseph eine neue Organisation und war fortan als die Alma Julia-Maximiliana zu preisen, als welche sie nun ihr drittes Jahrhundert feierlich begeht. Es waren große historische Festzüge in Aussicht gestellt, auf daß, wo das Herz jubelt, auch das Auge nicht zu kurz komme. Um so mehr wird namentlich diejenigen Freunde und Verehrer der Hochschule, welchen es nicht vergönnt ist, dort selbst mit zu schauen, die Nachricht erfreuen, daß die Verherrlichung des einer „Illustrirten Chronik dieser dritten Säculafeier" getroffen sind und daß diese unter dem Titel „Alma Julia" gleich nach dem Feste erscheinen wird. Mit den dort sicherlich Schaaren aber stimmen wir freudig ein in das „Alma Julia-Maximiliana hoch!"

Fr. Him.

Die Ueberraschungen des letzten Kometen. Der im Juni nur ganz vorübergehend dem bloßen Auge freilich gewordene letzte Komet — nach seinem ersten Entdecker der „Komet Wells" genannt — hat den mit dem Spectroskop bewaffneten Beobachtern einige gänzlich unerwartete Aufschlüsse gegeben. Wie die Leser der „Illustrirten Welt" aus dem Artikel über den vorjährigen Kometen (Jahrg. 1881, S. 488) wissen, haben die seit dem Jahre 1864 der Spectralanalyse unterworfenen Kometen (von denen etwa ein Dutzend genauer untersucht werden konnte) ganz übereinstimmend ein Spectrum ergeben, welches demjenigen gilt, das man erhält, wenn elektrische Funken durch Leuchtgas, Petroleumdampf oder Alkoholdampf schlagen, das heißt mit anderen Worten: sie zeigten stets das Spectrum einer Kohlenwasserstoffverbindung, welche sich durch drei breite, nach der einen Seite scharf verwaschene Streifen auszeichnet. Der berühmte, vor Kurzem verstorbene Leipziger Astrophysiker F. Zöllner, welcher auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat, schloß daraus, daß die Kerne der Kometen, das heißt die von einer Dunsthülle umgebenen eigentlichen Massen dieser Gestirne, aus denen sich die mächtigen Schweife erst bei ihrer Annäherung an die Sonne entwickeln, vielleicht aus flüssigem Petroleum bestünden, also aus einer Substanz, die auch im Erdinnern in großen Massen vorkommt und bei der Zertrümmerung eines größeren Planeten leicht in derartige kolossalgroße Weltkörper zerfallen haben könnte, die Kometenkerne neben dem zurückgeworfenen Sonnenlichte des Schweifes und der Hülle, welches sich im Spectrum durch die dunklen Fraunhofer'schen Linien kennzeichnet, deutlich auch eigenes Licht aussenden, so entstand die Frage, ob diese brennbaren Massen in Folge der großen Nähe, in welcher sie bei der Sonne vorübereilen, vielleicht in Gluth oder Brand geriethen. Zöllner glaubte indessen, es möchte sich nur um ein elektrisches Leuchten, etwa wie das andauernde Leuchten einer Gewitterwolke, handeln, wie er denn die entsprechende Abweichung der meisten Kometenschweife von der Sonne als eine elektrische Abstoßung des durch das Sieden der Kometenmasse gebildeten elektrischen Dampfes auffaß.

Der Komet Wells zeigte nun zum ersten Male ein gänzlich verschiedenes Spectrum. Nach Beobachtungen, die zuerst von Professor H. C. Vogel auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam angestellt wurden, zeigte derselbe schon im April ein continuirliches (ununterbrochenes) Spectrum, in welchem die Petroleumstreifen anscheinend fehlten oder doch kaum erkennbar waren. Dieses Spectrum wurde von Tag zu Tage heller, namentlich in seinen gelbrothen Theile, und endlich erschienen helle Linien in demselben, unter denen auf Tafel 1 im Atlas der Natrumlinie zweifellos bestimmt werden konnte. Ueberdrahlt von dem starken Eigenlichte des Kometen, den man in der ersten Zunahme an geeigneten Oertlichkeiten am hellen Vormittage neben der Sonne glänzen sah — Nachts kaum er für die Beobachtung zu ungünstig — verschwanden die Fraunhofer'schen Linien gänzlich und waren nicht einmal in photographischen Aufnahmen des Spectrums zu erkennen. Diese Beobachtungen sind inzwischen von vielen anderen Astronomen bestätigt worden, und es hat sich somit zweifellos ergeben, daß der Wells'sche Komet ganz anderer Art war, als alle seit zwanzig Jahren genauer untersuchten Kometen. Die chemische Beschiedenheit wäre nicht weiter auffallend, da man seit lange weiß, daß unter den Mitgliedern nach dieser Richtung Verschiedenheiten vorhanden sind, und daß z. B. die den Kometen in manchen Beziehungen ähnlichen Meteor- oder Sternschnuppenschwärme, welche an bestimmten Tagen die Bahn der Erde regelmäßig kreuzen, unter einander chemisch verschieden sind. Das Auffallende bei den neuen Kometenbeobachtung liegt jedoch in den Unterschiede der Temperaturen. Eine Dampfbildung und Elektricitätsentwickelung im Zöllner'schen Sinne konnte bei äußerst niedriger Temperatur stattfinden; in dem Kern des Wells'schen Kometen waren dagegen glühende Metalldämpfe enthalten, wie wir sonst nur gewohnt waren, sie auf den Fixsternen und auf der Sonne selbst anzutreffen.

Wir haben darin somit einen sicheren Beweis von der ungeheueren Gluth erhalten, welcher der Wells'sche Komet bei seiner allerdings sehr nahen Vorübergange an der Sonne ausgesetzt gewesen ist. Aber werden wir aus diesen Beobachtungen nicht schließen müssen, daß auch die Kohlenwasserstoffverbindungen der anderen Kometen, wenn sie in ihre Sonnennähe kamen, nicht blos dampfen, sondern wirklich brannten, und daß diese Weltkörper im Umwirbeln jenen Motten und Mücken gleichen, die um ein offenes Licht kreisen, bis sie sich die Flügel verbrennen?

Rothenburg ob der Tauber ist, nachdem es lange genug im tiefen Dornröschenschlaf abseits des Weltverkehrs gelegen, fast plötzlich als „ein Kleinod aus deutscher Vergangenheit" entdeckt worden, und durch sein historisches Festspiel nun völlig in die Mode gekommen. Wo aber der wohlgepflegte Schwann der Touristen seinen Wanderstab an die Wand lehnt und sein Fähnlein als Lockzeichen aufsteckt, da wird auch gleich der literarische Boden fruchtbar, um Bedürfnisse zu befriedigen, auch wenn sie nicht zu den „längst gefühlten" gehören sollten. Für den Fremdling, der sich Erkundungen mit Bequemlichkeit erfragen wollte, war ein guter Führer durch die Vergangenheit und Gegenwart dieser Stadt ein solches Bedürfniß, und dieses befriedigte schon 1881 Wilh. K lein. Sein mit zehn Illustrationen und einem historischen Plane ausgestattetes Buch leistet, was der Reisende von einem solchen Hilfsbüchlein erwartet. Als auch ein freudiger Heimathstolz mit aus dem Buche spricht, ist nicht zu verkennen, thut aber sogar wohl; denn ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte überzeugt uns, daß der Stolz auf beide ein gerechter ist. — Unser Geschreiber ist einen anderen Führer gegangt, und wir ein drittes, ebenfalls illustrirtes: „Rothenburg in alter und neuer Zeit", das in Ansbach bei C. Brügel und Sohn) das Licht der Welt erblickt und zeichnet sich durch den Reichthum von Mittheilungen aus der Geschichte und der Sagenzeit sowie eine Sammlung historischer Volkslieder aus.

Kleiner Briefkasten.

J. J. 3. Woher der sprichwörtlich gewordene Name Münchhausen kommt? Zu Ihrer Beruhigung (es wird sich bei Ihrer Anfrage wohl wieder um eine Wette handeln, zu deren Entscheidung Sie wie unzählige Andere gütigst an uns appelirten) können wir Ihnen mittheilen, daß bei allen Münchhausiaden der Name des Helden sicher nicht erdichtet ist. Der echte und rechte Münchhausen lebte im vorigen Jahrhundert und hieß Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen auf Bodenwerder in Hannover (geboren 1720), gestorben 1791. In russischen Diensten hat der biedere Feldherr einige Türkenkriege mitgemacht und erzählte von dem, was er dort angeblich erlebt hatte, in seiner lieben Heimath unglaubliche Dinge; auch machte er stark in „Jagdgeschichten". Nach seinem Tode wurden die phantastischen Aufschneidereien mit den üblichen literarischen Beigaben zuerst von Raspe in englischer Sprache herausgegeben und zwar im Jahre 1785. Die deutsche Bearbeitung des bald allgemein bekannt gewordenen Buches stammt von G. A. Bürger. Daß im vorigen Jahre das hundertjährige Jubiläum des Todestages des echten Münchhausen gefeiert werden konnte, daran haben wohl die wenigsten von Denjenigen, die seine Geschichten fleißig weiter verbreiten, gedacht. Oder war dies vielleicht bei dem vorjährigen Wanderfestspiele in München der Fall, auf welchem bekanntlich Münchhausiaden leibhaftig auf der Bühne erschienen war?

B. L. in Ch. Die uns von Ihnen eingesandte Blume ist die sogenannte Rosenkönig, eine bei den Rosen zuweilen beobachtete Erscheinung, welche dadurch hervorsticht wird, daß eine Blume durch die andere hindurchwächst.

P. K. in Berlin. Es ist wohl einer der bescheidlichsten Druckfehler, auf den Sie uns aufmerksam machen. Es muß an der betreffenden Stelle natürlich „seines", anstatt „ihres" heißen; dem das Interessante Werk über Fr. List ist zu zwei einer Dame, Lina Ramann, geschrieben worden.

Ein treuer Abonnent in H. Ihre Arbeit ist nicht uninteressant, aber leider für unser Blatt nicht geeignet. Bestigen Sie gütigst über das Manuscript.

L. J. 100. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº. 32. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Der Schultheiß aber fuhr fort:

„Und womit haben die Frauen, welche an der guten alten Sitte festhalten, verdient, daß ihre würdige Kopfbedeckung herabgesetzt wird wie verschlagues Geld? Ganz zu geschweigen von der Gefahr, welche unsre Frauen laufen, wenn sie sich so mit entblößtem Nacken den fremden Gästen zeigen! Müssen sie nicht die Zielscheibe werden für die Späße des Hofnarren Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit?"

„Des Hofnarren, Herr Schultheiß? Auch das ist ein veraltetes Wort," verbesserte Wilhalm verdrüßlich. „Der Narr großer Herren heißt jetzt: der lustige Rath."

„O tolle Zeit!" seufzte der Schultheiß. „Der Narr wird Rath genannt, und die, welche zu Rathsherren berufen sind, sollen für Narren gehalten werden. Aber so weit sind wir noch nicht in Nürnberg. Schreibt, Herr Rotmund, daß ein wohlweiser Rath der freien Reichsstadt mit schwerem Mißfallen den Fürwitz der Frauen wahrgenommen hat, dieselben zur Ehrbarkeit und Zucht ermahnt, auch ernstlich verwarnt, ferner Rotten zu machen, und ihre Bitte abschlägig beschieden! Von Rechtswegen!"

Da ermannte sich ein ehrbarer Rath und ging zur Tagesordnung über, welche den bevorstehenden Besuch des Erzherzogs betraf. Und nachdem beschlossen war, daß man Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit als römischer kaiserlicher Majestät Statthalter im heiligen deutschen Reich mit besonderer Ehrerbietung entgegenreiten und Hochdieselbe ganz lapfer und ehrlich empfangen wolle, begaben sich die Herren in die Vorzimmer, wo eine bunte Schar ihrer harrte, welche von den Stadtknechten zusammenberufen war, um Befehle zu empfangen. Da erhielt der Zeugmeister Weisung, seine Büchsen in Staud zu setzen, auf daß ihr ehemer Mund dem Erzherzoge kräftigen Gruß zu donnern vermöge; die Stadtpfeifer wurden ermahnt, den hohen Gast lieblich anzublasen; den Fischhändlern ward kund, wie viel Schaff gute Fische sie für die Tafel des Erzherzogs, den Meiern aus den städtischen Vorwerken, wie viel Hafer für seine Rosse sie zu liefern hätten, und bei den berühmten Goldschmieden wurden als Gastgeschenk vergoldete Becher und eine Credenz erkiest.

„Und nun werde ich mich auf die Veste begeben," sagte der Rathsbaumeister, Herr Paumgartner, „um diejelbe zu einem schicklichen Logament für Seine fürstliche Gnade herzurichten. Und werde ich die Reimlein noch einmal durchlesen, in welche unser Meister Hans Sachs allen nothdürftigen Hausrath gebracht hat, den Müttern und Vätern, so eine Ausstattung beschaffen müssen, zu Nutz und Frommen. Wofür wäre in Nürnberg nicht gesorgt? Es geht nichts über unsere hochberühmte Stadt," schloß er, sich stolz aufrichtend.

„Wollt nicht allzu fest auf diesen Ruhm bauen!" widersprach ihm Wilhalm. „Mancher ist uns widerwärtig, und ich habe vernommen, daß solche, die unsrer Stadt die Ehre des fürstlichen Besuches nicht gönneu, die Burg für einen baufälligen Säufstall verschreien."

Darob entsetzte sich ein ehrbarer Rath, und Herr Obernitz rief: „Haben die schwatzhaftigen Neidharte unsre Stadt in ein übles Gerücht gebracht, so wollen wir ihnen das Maul verstopfen. Und meine ich, daß man soll den großen Reichsadler, der seine Fittiche über die Decke des Prunkgemaches auf der Burg breitet, frisch vergolden, damit männiglich erkenne, es ist eine Behausung für einen königlichen Vogel und nicht für ein ekles Raffelthier. Dennoch mahne ich Euch, nicht allzu hoch und allzu üppig zu rüsten, auf daß nicht die Geschlechter und ehrsamen Bürger in überflüssige Kosten geführt werden. Was kümmert unsre freie Stadt das Gekläff welscher Hofschwänzler?"

Mannlich und stolz reckten die Rathsherren die Köpfe aus ihren feingestickten Handkraufen empor. Aber als Herr Haller die neue Erfindung des Meisters Peter Hele, das lebendige Nürnberger Ei, welches die Zeit verkündet, aus der Tasche zog und sagte, es sei weit über Mittag, man müsse sich heim begeben, da knickten die stattlichen Gestalten wieder zusammen, und auch dem Stadtschultheißen klang die Stimme gepreßt, da er die Sitzung auflud. Der Rotmund meinte, er wolle zu seinem hyjanischen Aufzug noch die Genossen werben: der Ebner, er werde sofort seinen Rundgang antreten, die Kaufleute zu dem Reiterzuge zu entbieten. Selbst den Imhof schien es nicht nach Hause zu ziehen. Er erklärte, er wolle noch heute die Stadtknechte zu den Handwerkern entsenden und ihnen kund thun lassen, daß sie vor dem hohen Gaste unter den langen Spieß treten sollten.

Wilhalm Haller ging allein nach Hause. In ihm lachte der Groll darüber, daß eine verständige Neuerung von den Vätern der Stadt abgewiesen worden war. Wie oft hatte er in der Welt draußen hören müssen, daß man alles das, was recht hinter der Zeit und neuen, freien Sitte zurück war, nach seiner nürnbergischen Heimath altfränkisch nannte! Er knirschte heimlich mit den Zähnen, wenn er daran dachte, wie erstaunt der Erzherzog, wie spöttisch die fremden Herren dreinschauen würden, wenn sie einmten in das altfränkische Nürnberg, das ihnen erschienen

Digitized by Google

mußte wie dem Wanderer die versunkene Stadt, welche in jedem Jahrhundert nur einmal auftaucht. Und er sollte alsdann mit der verstecktesten Geschicklichkeit am Arme unbeschlafenen, mit der Elsbeth Imhofin“ Nein, die war für ihn, den aufgeklärten Mann, keine Gesponsin — es sei denn, daß sie ihren starren Sinn breche. Und gleich auf dem Flecke sollte sich der Handel entscheiden. Sie sollte sich seinem Willen beugen — das kam ihr um so mehr zu, als der liebe Gott ihr kein allzu helles Lichtlein im Kopfe entzündet hatte — oder er wollte ihrer ledig sein, daß das Gedenken an sie nimmer seinen fröhlichen Muth darniedet schlagen konnte.

Da war ja schon das gothische Thürmchen, welches das Imhofische Haus auszeichnete.

Mit trotzigen Schritten und stolz erhobenem Haupte trat er ein. Eine kühle Luft wehte ihm aus dem weiten Hausflur entgegen. Er kannte hier jeden Winkel und wußte, welcher der dunklen Gänge, in die er blickte, nach dem Wurzgärtlein, und welche nach dem Contor und den Speichern führten.

Die Thür der Küche war offen, und Elsbeth stand drinnen. In sein grollendes Gemüth schlich ein heimisches Gefühl, da er sie an der Anrichte hantiren und dem Gesinde das Mittagsbrod zutheilen sah, so gerecht und ruhig, wie es seine gute Mutter selig auch gethan hatte. Sie trug das Gebäcke, den Goldlatz und das Schüzzenfleck wie jene, und an ihrer Seite hing ein mächtiges Schlüsselbund. Jetzt wandte sie ihm die Augen zu.

Er erwartete, daß sie ein wenig erschrocken werde bei seinem Anblicke. Aber sie erröthete nicht und erblaßte nicht. Er grüßte sie mit der neuen spanischen Reverenz, indem er die Spitze des rechten Fußes rückwärts gleiten ließ und das Knie beugte, während er mit der linken Hand den Hut so tief abnahm, daß die Feder die Fliesen streifte, aber sie schaute seiner kunstvollen Verneigung zu wie dem Seilspringer, der sich beim Schüzenfest zu zeigen pflegte, und als er geendet hatte, sagte sie trocken: „Grüß' Gott!“ ohne in ihrer Verrichtung sich stören zu lassen.

Dagegen nahm ihm eilig die alte Imhofin.

„Je, Wilhalm, grüß' Euch Gott, mein lieber Bub'!“ rief sie. „Kommt Ihr endlich? Waren Eures Besuches kaum mehr gewärtig. Folgt mir in das Wohngemach!“

Wilhalm schaute die Elsbeth an. Sie sprach:

„Sobald ich die Speis' vertheilt habe, komm' ich auch. Der Hirschrei möchte sich sonst zu sehr verkühlen.“

Da schritt er zornig der Mutter nach durch die spitzbogige Thür in das Gemach.

Hier war noch Alles wie sonst. Es herrschte noch dasselbe Zwielicht: die kunstvoll geschmiedeten starken Eisengitter vor den in Blei gefaßten runden Fensterscheiben warfen wie sonst ihre Schatten auf den Gypsfußboden, der das ihm wohlbekannte Sternmuster von eingelegten bunten Steinen zeigte. In der Fensternische lag noch Wockenstab und Spindel, und es roch auch noch so wie früher nach Gelbveiglein, die Elsbeth in jedem Frühjahr in's Fenster stellte. Derselbe athmete er den Duft gern ein; jetzt schien er ihm den freien Athem zu benehmen. Die Imhofin lud ihn auch auf den alten Ehrenstuhl mit den Leopardenköpfen an den Armlehnen und den Greifenklauen an den Füßen zum Sitzen ein und sprach gütevolle Worte zu ihm, die er nicht vernahm, da er die Augen ungedulbig nach der Thür richtete.

Als sich diese endlich öffnete und Elsbeth, jetzt ohne Küchenschurz, hereintrat, rief er sie in hochfahrendem Tone an:

„Habt Ihr Euren Hirschrei endlich ausgetheilt, der Euch so über Alles wichtig dünkte?“

Elsbeth hielt die Wimpern gesenkt. Sie hing das Schlüsselbund an seinen Ort in den Wandschrank. Dann kam sie langsam näher und antwortete:

„Es muß jedes Ding in der Reih bleiben, so ein Hauswesen bestehen soll.“

„Aber wenn einer der Gefreunde nach langer Reise heimkehrt,“ rief er unmuthig, „und Euch besucht, so ist er nicht das Ding, das unteinan tritt, sondern er steht obenan. Und eine edle Jungfrau, welche weiß, was sich ziemt, muß ihn vor Allem willkommen heißen.“

Sie hing den Kopf, während er sie schalt. Dann sagte sie:

„Ihr habt Euch auch Zeit genommen und manches Unnütze vollbracht, ehe Ihr an uns gedacht habt.“

„Was wäre denn unnütz, das ich vollbracht habe?“ fragte er scharf.

„Daß Ihr den heiligen Florian vom Haus herabgeworfen habt,“ erwiderte sie.

„Er war im Weg: ich gedenke statt seiner ein Fenster anzubringen, welches die Treppe erhellt, daß es wenigstens in meinem Hause Licht werde,“ erklärte Haller.

„Aber,“ sagte die Mutter, „warum habt Ihr den alten guten Kachelofen aus Eurer Unterstube auf den Kehrichthaufen in der Schütt fahren lassen? Eure liebwerthe Frau Mutter — Gott tröst' sie! — hat so manche Aepfel und Birn auf selbigem gebraten.“

Wilhalm schürzte die Lippen.

„Das bunte Gehäuse mit seinen widerwärtigen Schildereien hatte keinen Raum mehr bei mir.“

„Es waren alle biblischen Historien darauf abconterfeit,“ sagte die alte Imhofin vorwurfsvoll.

„Ja,“ entgegnete Wilhalm spöttisch, „allzeit holte Kain zum tödtlichen Schlage gegen den Bruder aus, zückte Abraham das Opfermesser nach dem Sohne, wurde Moses in einem gebrechlichen Kästlein ausgesetzt. Es war ein Wunder, daß man an dem Platz je Rathe gefunden hatte. Ich lasse einen neuen errichten; der hat Säulchen, wie ein Tempel, eine Mauerkrone und eine Farbe wie schwarzer Marmorstein.“

„Und,“ fuhr die Mutter fort, „warum habt Ihr eine schamlose Venusfin statt des ehrbaren Ziehbrunnens aufgerichtet?“

Wilhalm hob das Haupt.

„Weil sie die Göttin der Schönheit ist bei dem Volke, das alles Herrliche geschaffen hat, und vor dem wir uns in Demuth beugen.“

„Wie heißt das Volk, und wo lebt es?“ fragte die Imhofin erstaunt.

„Es sind die Griechen, und ihre Macht ist längst dahin,“ belehrte Haller herablassend.

„Ein elendes Volk, das untergegangen ist!“ sagte verächtlich Elsbeth, die wie ein Steinbild dasaß. „Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo die thörichten Menschen wieder nach dem suchen, was Ihr jetzt auf die Schütt fahrt. Warum aber stürzt Ihr Alles auf einmal um?“

„Weil mir Alles widerwärtig ist, was mich an die alte Zeit erinnert,“ rief er ungestüm.

Da war es, als fuhre Elsbeth zusammen.

Aber die alte Imhofin schlug die Hände in einander und rief:

„Wollt Ihr Alles lockern, was feststand? Ihr thut übel daran!“

„Und Ihr,“ rief er, empört über ihren tadelnden Ton, „thut übel, daß Ihr als Euer Recht festhalten wollt, was doch hinfällig geworden ist. Jetzt haben Euch noch einmal die kurzsichtigen Väter der Stadt Euren Sturz gerettet. Aber es wird die Zeit kommen, da auch Euer Sturz stürzen und Euer starres Herz sich beugen wird vor einem neuen Recht, das mit dem alten Plunder aufräumt.“

„Wollt Ihr damit sagen, daß auch das Recht wandelbar sei?“ fragte die alte Imhofin entsetzt.

„Ein Recht verjährt,“ antwortete er barsch.

Die Frau bekreuzte sich und wollte eben zu heftiger Widerrede den Mund öffnen.

Da erhob sich Elsbeth.

„Gemach!“ sprach sie. Und mit leiser Stimme, die ein wenig unsicher klang, fuhr sie gegen den Haller gewendet fort: „Ich merke, wo Ihr hinaus wollt. Der Versprech ist Euch leid, der zwischen Eurer und meiner Sippe gehalten wurde. Warum sagt Ihr es nicht offen? Fürchtet Ihr Euch vor dem Wortbruch?“

„Wortbruch?“ rief Wilhalm und fuhr empor. Und eine so hochgewachsene Jungfrau sie war, er sah sie doch von oben an. „Ich habe mein Wort nicht gegeben: ich brauche es nicht zu brechen. Mein seliger Vater hat die Heirath zwischen Euch und mir mit Eurem Herrn Vater verabredet, und ich habe damals, ein halbes Kind, das ich war, nicht widersprochen. Ich wußte noch nicht, daß zur Brautschaft etwas Anderes gehöre, als die bräutliche Mitgift. Aber draußen in der Welt habe ich vernommen von einem neuen Recht. Da hieß es, daß, wer ein Weib sich erkiesen wolle, wohl thue, wenn er sein Herz dabei frage. Und über Vater und Mutter solle dasselbige das erste Wort haben.“

Digitized by Google

„Das wandelbare Ding," sagte Elsbeth verächtlich, „sollte mehr Recht haben, als die Eltern, die mit Bedacht wählten?"

„Ich glaube, Ihr würdet auch einen wunderlichen alten Krüpel oder geizigen Wüstwer zum Manne nehmen, so Eure Eltern Euch dazu bestimmten," höhnte Wilhalm.

Elsbeth war erschrocken über den Einwurf. Aber da sie seinen Spott sah, wünschte sie — sie wußte nicht, warum — ihn noch mehr aufzubringen und sprach:

„So meine Eltern solches geheischt hätten, würde ich ihnen gehorsamt haben."

Da wurde er ganz wild.

„Ich sehe wohl, daß Ihr gar nicht wißt, was zärtliche Leidenschaft ist."

„Zärtliche Leidenschaft?" fuhr Elsbeth auf, jetzt jäh erröthend. „Nimmer würde sich eine ehrsame Jungfrau so weit vergessen, daß sie ein solch unwürdiges Gefühl hegte. Derlei Leichtfertigkeiten stellen die Maler für und die Schreiber, die Verse schmieden," fügte sie wegwerfend hinzu.

„Ihr wollt Euch über die Maler und Poeten stellen?" rief er voll zorniger Verachtung. „Ihr, die Ihr nur mit Kochtopf und Kunkel bewandert seid, über einen Tizian, einen Petrarca? Hättet Ihr geschaut, wie der Maler gleich einem Fürsten lebt, seine Tochter von Schönheit strahlt wie eine Perle in güldener Fassung! Hättet Ihr einmal in wondheller Nacht auf schwarzer Gondel die Straßen Venezias durchschifft und vernommen, wie die Gondeliere sich die zärtlichen Strophen des Poeten zusingen, dieweil unter dem Baldachin des Fahrzeuges die goldumflirrten Gewänder der Frauen blitzen! Dann würdet Ihr wissen, daß es noch etwas Höheres giebt, als Eure steif aufgerichteten Geschestafeln über das, was sich schickt und ziemt, und Eure Fertigkeit im Backen und Brauen."

Sie hatte aufgehorcht. Aber nicht sein hehender Ton, nicht das Neue, was er erzählte, fesselte sie. Nur der Ruhm der welschen Weiber, nur die Mißachtung ihrer selbst drang ihr in's Ohr und tief in's Herz. Sie sah ihn forschend an. Er blickte widerwillig auf sie herab.

Da trat sie zurück. Und jetzt lief ein Zucken über ihre Lippen, und ein ernster Blick traf ihn, als sie sprach:

„Ihr seid frei."

Die alte Junhofin wollte begütigen, aber Elsbeth schritt zum Fenster, Wilhalm nach der Thür. Sie nahm den Rocken in die Hand und ließ die Spindel tanzen.

Wie säuberlich verstand sie den Faden weiter zu spinnen, und wie schroff hatte sie das Verhältniß gelöst!

Wilhalm verließ das Haus. Er lachte höhnisch auf. Nun war er frei, wie sein Wunsch gewesen. Und die Elsbeth selbst hatte ihm Valet gegeben. Sie hatte sich nun ihn gebracht. Mochte sie es tragen! Ihn socht es nicht weiter an.

Aber mit welchem Blicke sie ihn gemessen hatte, als sie ihn frei gab! Als ob sie sich erdreistete, eine unehrerbietige Meinung von ihm zu hegen! Einen Augenblick wallte das Blut seiner fünfundzwanzig Jahre in ihm auf. Er ballte die Faust. Dann aber hob er sein Haupt wieder stolz empor. Er stand ja mit seiner Lebenserfahrung und Weltweisheit hoch über dem, was der Kopf einer Nürnberger Geschlechterin denken konnte, die so trocken, schtticht, hausbacken und derb war wie — er suchte nach einem recht schlimmen Vergleich, aber es fiel ihm kein anderer ein, als: wie das liebe Brod.

Unterdessen waren die Rathsherren von ihrem Rundgang durch die Stadt wieder beim Rathhause angelangt, aber sie beritten sich noch nicht heim zu kommen, sondern standen betreten umher.

„Ich hab' einen jämmerlichen Hunger," klagte Herr Rotmund; „aber mit dem Sparzel wird's nun nichts."

„Ich habe seit gestern Mittag keine rechtschaffene Speise in den Magen bekommen," gestand der Stadtschultheiß.

„Und wer weiß, wer weiß, was uns heute bevorsteht!" riefen die Uebrigen sorgenvoll.

„Laßt uns in unsre Trinkstube gehen!" schlug Herr Imhof vor. „Der Wein vom Rheinfall ist gut dort, und ich weiß, daß gestern eingesalzne Biberschwänze und frische Oesterlinge angekommen sind."

Da zogen Alle in die Zechstube.

Unter Rath kommt nicht allein über Nacht, sondern auch nach einer tüchtigen Mahlzeit.

„Ich werde etwas Schönes einkaufen," meinte Herr Rotmund pfiffig, als er satt war. „Ein tapfres Geschenk macht allzeit frohen Muth."

„Das läßt sich hören," riefen die anderen Hochweisen, und sie zerstreuten sich in die reichgefüllten Buden und Läden der Stadt.

Am Abend standen die Mägde, mit ihren großen hölzernen Kannen in der Hand, um den Schönen Brunnen, der mit seiner Spitzsäule in den dämmernden Himmel ragte, und zu dem gleichförmigen Rauschen des Wassers klang das Geklatsch über die Auf nahme, welche die tapfren Geschenke bei den Frauen gefunden hatten.

Da war in dem einen Haus ein Kessel von dem neuerfundnen Messing, das wie Gold gleißte und noch in hohem Preise stand, die Treppe hinabgerollt, daß das Ungefinde gemeint hatte, der Türke mit seiner Janitscharenmusik sei hereingebrochen. In einem andern war eine zierliche erzene Bildsäule des heiligen Sebaldus aus der Rothgießerei Peter Vischer's angelangt, jedoch sogleich wieder als Geschenk an den Pater Aloysius abgeschickt worden. Die Barbarakirchin aber erzählte:

„Bei uns war's am schlimmsten. Als die Frau ein Paar Armbänder anlegte, so ihr der Herr verehrt hatte, perlfest sie in ein großes Geschrei; denn die Smaragden erschienen ihr verblaßt, welches Zeichen allzeit die Nähe von Gift andeutet. Sie rief immerdar, der Sturz hätte sie vergiftet, bis Herr Rotmund Fleiß aus nahm."

Wie dem beräumten klaren Wasser wurde der Klatsch über den verfluchten Sturz des Sturzes in alle Häuser getragen und verbreitete sich in immer weitren Kreisen, bis er neben dem Gerede von dem bevorstehenden fürstlichen Besuch alle Köpfe und Zungen beschäftigte. In der Trinkstube der Geschlechter wurde bei jenrigem Ungarwein nicht eitziger über den Unwillen der Frauen gegen die ehrwürdige Kopfbedeckung gesprochen, als in der Badestube, wo der Handwerksgesell sich den Bart scheeren ließ, der ehrbare Meister schröpfte, um bei dem großen Ereignis des Einzuges gegen Wallung und Blutschlag gesichert zu sein. Bis in das Siechhaus drang die Mär und stiftete ein altes Weib an, daß es eines Morgens die Sonne statt mit Nebelschleiern mit einem Sturz verhüllt aufgehen sah, welches schreckliche Zeichen und Wunder am frühen Morgen in allen Backhäusern mit dem frischen, nach Fenchel duftenden Brod zugleich aufgeschift wurde.

Als abermals die Gürtelmagd der Rotmundin einen Rundgang bei den Patricierinnen anhub, sahen ihr die Leute schon nach wie dem Krieg verkündenden Herrnvorn. Der Stadtknecht, der ihr begegnete, schlug ein Kreuz und murmelte in seinen grauen Bart: „Der Regenpfeifer zeigt bös Wetter an für meine hochmögenden Herren;" und dieser selbst war zu Muthe, als werde eine Knallbüchse in's Haus getragen, die unvermuthet losprasseln und ihre Papierpfropfen ihnen unter die Nase platzen könne.

Die Frauen aber empfingen die Magd feierlich bei verschlossenen Thüren, und sie sprach:

„Frau Rotmundin redet durch mich; das Losungswort ist nunmehr: Seine fürstliche Durchläuchtigkeit muß helfen, es kostе, was es wolle!"

Dann gab es noch langes Flüstern und Raunen. Die Augen der Frauen lachten darnach wunderbarlich aufgeklärt aus den Stürzen, und der Name der Rotmundin ward mit Preis genannt. Die Stirnen der Männer falteten sich immer düsterer. Unheimlich dünkte sie das Geflüster wie das Knistern der Kohlen unter der Asche, unheimlicher fast noch die Gleichgültigkeit ihrer Ehegliehten gegen ihre Schneider. — —

Nur in das Haus der herben Ursel, das sich am Panierberg mit seinem abgestuften Giebel stolz über seine Umgebung erhob, war noch keine Nachricht von dem drüenden Umsturz gedrungen. Wer hätte sie auch hineintragen sollen?

Selten zog ein Besuch die Glocke an der rundbogigen Pforte, über welcher ein lebensgroßes Gemälde die Himmelskönigin in purpurnen und blauen Gewande mit goldenem Heiligenschein zeigte. Manchmal schritt der Schultheiß, der verspippt mit der Besitzerin war, durch den gewölbten Hausflur, die steinerne Wendeltreppe hinauf, oder ein andrer Greis aus den Geschlechtern, ein Freund ihres verstorbnen Vaters, auch wohl der alte Beichtvater gingen durch die hallenden Gänge, die nur bewölkert waren von fremdartigem ausgestopftem Gethier, das vor langen Jahren der Vater der Hausherrin von seinen Reisen aus fernen Landen heimgebracht hatte.

Digitized by Google

Die Zeitgenossen der Erbtochter des Patricierhauses waren allgemach weggeblieben. Gar mancher Rathsherr konnte es dem noch immer stattlichen Mädchen nicht vergessen, daß sie einst den Ehering verschmäht hatte, den er ihr geboten, als sie noch jünger und schöner war als jetzt, und auch die Frauen ließen ab von ihr. Sie fühlten wohl heraus, daß die Ursula kein Begehren trug, von ihren Leiden und Freuden zu vernehmen; ihre Kleinen aber, die sie manchmal mitführten, hingen sich schreiend in die Falten ihrer Gewänder, wenn sie dem düstren, grauen Hause nahten, das so kalt und finstig aus seinen Vogenfenstern schaute, wie die mächtigen braunen Augen seiner Besitzerin aus der Verhüllung des Sturzes.

Das Gesinde der Arsel lebte so eingezogen wie die Herrin. Die Mägde fanden nicht Ursache beim Wasserholen zu plaudern; denn im rings von steinernen Laubengängen umschlossnen Hofe rauschte ein Brunnen unter einer Blumeneiche, die der schon lange zu seinen Vätern versammelte letzte Hausherr als schwankes Bäumlein aus dem Lande Italia mitgebracht hatte. Sein weißhaariger Knecht aber, der noch den Dienst versah, sprach allewege nicht.

Es dämmerte schon stark, aber das Haus war noch unerleuchtet. Nur durch das stark vergitterte Eingangsfenstern im weiten Flur drang ein matter Schimmer der ewigen Lampe, die vor einem altersgeschwärzten Crucifix brannte.

An einem Fenster im ersten Stock saß die herbe Ursel auf der geschnitzten Eichenholzbank. Den Arm, dessen edle Form der eng anliegende Aermel zeigte, auf die Steinbrüstung gestützt und das schöne Haupt auf die noch jugendlich volle Hand gelehnt, schaute sie über die Giebel und Thurmspitzen hinaus dahin, wo das matte Abendroth am stahlblauen Himmel verglomm. Wie manches Jahr hatte sie um hier allein gesessen, seit der Letzte seines Stammes, ihr Vater, draußen auf dem Johannisfriedhof den ewigen Schlaf schlief! Wie sie aus dem Gedächtniß ihrer Jugendgefährten geschwunden war, so hatte auch sie fast vergessen, daß es noch glückliche Familienkreise, heitre Feste, gute Freunde und Genossen auf Erden gab. Sie hatte Niemand mehr, dem sie am Weihnachtsabend den Lichterbaum anzündete, der mit ihr zum Hochamt nach St. Sebaldus hinüberwandelte oder beim Fasching ihr den Arm im Gedränge bot. Nur ihre Leibmagd begleitete sie mit Kerzen und Gebetbuch, wenn sie am Allerseelentag den Weg nach dem Johannisfriedhof hinausschritt, den die kunstbeflissene Frau Adam Kraffft's vom Bildnisthaus aus auf sieben Stationen mit Steinbildern und am Eingang des Friedhofs mit einer Kreuzigung geschmückt hatte. Während sie sich niederwarf an den Passionsbildern, dachte sie, daß jedes Leben ein Leidensweg sei, und jeder Tod eine Erlösung. Und wenn ein warmer Juni-Abend sie einmal hinauslockte zum Johannisfener, dann ging der Knecht mit einem Knebelspieß voraus, forgend, daß sie nicht gestoßen wurde, und die einzige Beachtung, die sie fand, war hier und da ein fremd gewordener Gruß früherer Freunde, ein scheues Flüstern der herangewachsenen Jugend, die sie nur dem herben Namen nach kannte. Und so mußte es bleiben, bis man sie unter der wappengeschmückten Grabplatte der Familiengruft zur Ruhe legte. Ihre Augen schauten starr hinaus in die hereindämmernde Nacht, und sie dachte, daß sie noch nicht vierzig Jahre zählte und daß ihr Geschlecht mit hohen Jahren vom Herrn — gesegnet wurde.

Einst war es freilich anders gewesen, damals, als sie noch die schöne Ursula, nicht die herbe hieß. Sie selbst wandelte zwar auch damals schon gemessen ihren Lebensweg, aber ein andrer leichter Schritt umschwirrte sie auf zierlichen Schnabelschuhen, und ob sie auch verweisend das Haupt hob, wenn an der Spitze dieser Kunstwerke ein verpuntes Schellchen klingelte, der Uebermuth zwang doch ihrem stolzen Munde ein Lächeln ab. Damals hallte in den gewölbten Gemächern neben ihrer tiefen, ernsten Stimme ein lustiger Klang, der wie frischer Vogelsang durch das alte Haus schallte, und in ihrem Mieder von Goldstoff steckten im Lenz allzeit die ersten Veilchen, die in der Nürnberger Flur sprossten. Sie lächelte zwar ob der Grasblümchen; denn in ihrem Gewächshaus dufteten Orangen, glühten Liebesäpfel. Aber wenn die feine weiße Hand sie bot und die blauen lachenden Augen so innig baten, da griff sie zu und hegte die duftenden Blumen, so lange ein Hauch von Leben in ihnen war. Er hatte ja auch nicht viel mehr zu geben. Seine Mutter war eine Muhme ihres Vaters gewesen, wurde aber in der Familie nicht sonderlich geachtet, da sie, das Kind eines verarmten Nebenzweiges, nach ihrer Herzensneigung einen geschickten Kupferstecher geheirathet hatte. Beide Eltern waren ihm früh verstorben, und Ursula's Vater nahm den armen Vetter in die Hinterstube seines weitläufigen Hauses auf, damit er eine Heimath hatte, während er die Klosterschule der Franziskaner besuchte, und sein kleines Erbe übrig blieb für das Leben auf der Hochschule. Denn er wollte oben hinaus, wollte Doctor beider Rechte werden: dann durfte er Wappen und Siegel führen wie die alten Geschlechter, und die stolze Muhme hatte nicht viel mehr vor ihm voraus.

Es war freilich kein leichtes Werk, den Springinsfeld zu meistern. Als Kind schon zeigte sich Keiner eifriger im alten Nürnberger Spiel des Bleiausgießens, was gleichbedeutend mit „blaue Augen schlagen“ ist. Wenn die jungen Gesellen an einander kamen im beliebten Faustkampfe, so wirbelten gewiß des Vetters Fäuste flott mit. Seine Mitschüler, die nichts in ihre Köpfe bringen konnten als die Ueberzeugung, daß sie als Rathsherrensöhne auch wieder Rathsherren werden müßten, saubern am Nicklaus-Tage kleine Trichter zum Einfüllen der Gelehrsamkeit auf ihren Plätzen. Es wurde ein Geschichter und ein Aergerniß in der ganzen Stadt und zum Sprüchworte der Umgegend: die Söhne und die Väter wütheten und riefen: „Das ist der Schalksnarr gewesen.“

Ein ander Mal, als die Dominicanernönche vor ihrem Kloster, wie gebräuchlich war in der Fastenzeit, ein Faß aufstellten und daraus predigten, um die Lust des Volkes am Abiondertschen zu reizen und große Spenden in ihren Opferstock zu sammeln, da war nächtlicher Weile der Boden ausgeschnitten worden, und der Pater fiel durch. Das Volk lachte, die Mönche schrieen: „Das hat der Hausnarr gethan.“

Alle zeigten mit Fingern auf ihn, aber er blieb in keinem Schelmenstreich stecken, sodaß bald die Rede von ihm ging, er werde gewiß ein guter Rechtsgelehrter, der die wächserne Nase tüchtig zu drehen verstünde, mit welcher einer profanen Meinung nach Frau Justitia versehen ist.

Mit seinen Jahren wuchsen in ihm Lustigkeit und Muthwillen. Beim Schönbartlaufen zur Fastnacht trug er stets die lächerlichste Larve vor dem Gesichte. Unerschöpflich, wie die Raketen aus seinem mit Zimmerspän ummundenen Fenstkolben, blitzten seine Witze und Schelmenstreiche nach allen Seiten. Sein Pritschenschlag verschonte die vornehmsten Patricier nicht, und die stolzesten Frauen wußte er durch Mittheilung ihrer tiefsten Geheimnisse in Schrecken zu setzen, bis das ganze vermummte und verlarvte Nürnberg hinter ihm her war und schrie: „Fangt den vermaledeiten Narren!“ Da war er verschwunden, als ob er eine Tarnkappe aufgesetzt hätte. Selbst die strengen Rathsherren, die zu Gericht über den ausgeführten Schabernak saßen, trugen plötzlich Täfelin auf den Rücken, darauf stand: „Die Nürnberger heben Keinen, sie hätten ihn denn zuvor,“ und stiegen damit würdig einher, bis das allgemeine Geschrei sie belehrte.

Sein Mühmchen aber machte er auf artigere Weise zum Fastnachtsnarren, indem er im verschneiten Hofe den Schlag des Finken nachahmte, von dem er ihr gesagt hatte, derselbe lante: Bin ich nicht ein schöner Bräutigam? Und als Ursula verwundert über den vorzeitigen Frühlingsgalt auf den steinernen Laubengang hinaustrat, saß er in den noch dürren Zweigen der Blumeneiche vor seinem Kämmerfenster: ein Regen von künstlichen mit Rosenwasser gefüllten Eiern prasselte auf sie hernieder, und lachend schmetterte er ihr noch einmal den lustigen Ruf entgegen.

Fortuna schien ihm hold. Auch bei dem Schützenfeste, welches die Gilde der Stadt auf der Zollerwiese gab, bei welchem die Glücksgöttin mit einem purpurnen Segel über dem Festplatze thronte und sich von jedem Lüftchen herumdrinnen ließ, zeigte sie ihm ihre schöne Seite. Er gewann mit einem guten Bogenschusse rothen Sammet zu einem Gewand und in einem Glückshafen bei dem ersten Wurf einen mit silbernen Schellchen behangnen Gürtel.

Aber auch von Fortuna gilt das Wort:

„Frauenlieb' ist fahrende Hab',
Heute ich lieb' dich, morgen schad ab!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aufbruch zum Hochzeitstanz.
Nach dem Oelgemälde von J. Leisten.

Digitized by Google

Der Wildheuer.

Dort geht er am Seile und fichelt sein Gras,
Und über ihm schwebt in den Lüften,
Als Punkt nur im Aether, und späht nach dem Aas
Ein Geier in Felsen und Klüften.

Und hinter ihm gähnet die Tiefe herauf,
Und neben ihm starren die Felsen;
Dort sperren im Horste die Schnäbel auf
Die Jungen mit gierigen Hälsen.

Er schaut nicht zur Höhe; er blickt nicht zum Grund;
Er jodelt und fichelt die Halme,
Und fröhlich ertönt sein Lied ihm vom Mund:
„Mein Reich ist die sonnige Alme.

Mein Reich ist das schroffste Felsengebiet,
Die Freiheit, die göttliche Spende —
Ihr weid' ich den Odem; ihr weih' ich mein Lied;
Ihr weid' ich die schwieligen Hände.

Und ist es auch sauer erworbenes Brod,
Den Felsen, dem Abgrund entrissen,
Das hier ich verzehre, von Feinden bedroht,
Ich lieb' es und möcht' es nicht missen."

Hermann Friedrichs.

Bob Jelling.

Novelle von **Karl Theodor Schultz.**

(Schluß.)

So kampflos und ergeben, wie Bob es Hollfeld zwar dargestellt, bei dieserem Besinnen aber doch kaum selbst erwartet hätte, nahm Alma das über sie Beschlossene keineswegs hin. Quälend genug, ja, tief schmerzlich empfand sie, daß in dem Handeln beider Männer wenig Rücksichtnahme, ja kaum die Achtung tag, welche sie bei der vollen Reinheit ihres Gewissens fordern durfte. Dabei fand sie in ihrem immerhin freundlichen Leben an Bob's Seite längst volle Befriedigung und achtete und schätzte ihn wahrhaft hoch. Und nun sollte sie dem Allen entsagen? Weilleicht war auch eine Ahnung in ihr aufgestiegen, ein Zweifel mindestens — ob ihr Vater, der seit jener Auseinandersetzung mit Bob auf diesen einen heimlichen Groll geworfen hatte und darum auf Alma somdanernd im Sinne der Trennung einzuwirken suchte — ob ihr Vater wirklich Recht hätte, wenn er ihr immer und immer wieder sagte, Hollfeld sei von den beiden Männern der so viel edlere.

Sie schwankte in bangem Zweifel, und Bob kam ihrer Rathlosigkeit, ihrem feineren inneren Gefühl nicht zu Hülfe; er mied sie vollständig — wohl in dem Wunsche, ihr nichts schwerer als nöthig zu machen, oder vielleicht sogar aus dem Bangen, auf Augenblicke lang schwächer zu werden, als er durfte, irgend einer allzu mächtigen Aufwallung zu erliegen. So wurde Alma schließlich an Allem irre, ja redete sich selbst ein, daß Bob sie nicht mehr liebe und daß sie schon um seinetwillen das Opfer bringen müsse. Ein wenig mehr Muth und Entschlossenheit gab ihr auch eine Unterredung, welche sie nach Bob's Willen mit Hollfeld gehabt, der ihren Stolz durch seine glühende Beredsamkeit aufgestachelt hatte — und da Bob nach wie vor dabei blieb, von ihrem Leiden nichts zu bemerken, schien bar immer nur eisiger zu werden, so daß sie denn eines Morgens, während er in den Wald geritten war, ohne einen besondern Abschied von ihm zu nehmen, nach der Stadt.

Als Bob den Wagen ohne sie zurückkehren sah, und nun beim Durchschreiten ihrer einsamen Zimmer überall an dem Fehlen von Diesem und Jenem, was als Alma's Eigenthum mit ihr verschwunden war, seinen Verlust ganz inne wurde, da war es auch mit seiner so lange aufrecht erhaltenen künstlichen Fassung vorbei. Immer wieder rief er verzweiflungsvoll ihren Namen. Laut aufschreien hätte er mögen.

Doch nur der ärmste Held durfte ja aufschreien in seiner Qual: der christliche ist gewöhnt worden, das als seiner unwürdig zu empfinden — so unterdrückte auch Bob sein Weh.

Zu seinem anscheinenden Genügen und jedenfalls in wahrhaftem Feuereifer nahm er in der nächsten Zeit Allerlei vor, was er längst geplant, aber in einer gewissen Lässigkeit immer von Neuem hinausgeschoben hatte. So wurde der Abbruch und dann der Neubau eines Wirthschaftsgebäudes in's Werk gesetzt, und im Garten an dem Platze, welchen Alma noch dafür bestimmt, wurden die Fundamente zu einem großen Gewächshause gelegt.

Dazwischen kam und ging sein Rechtsanwalt, und es gab Conferenzen mit der Gegenpartei; denn so scharf und unangreifbar Alma's Begründung ihres Scheidegeschehes von vornherein gefaßt war, so wenig zweckentsprechend erschien immer wieder die seinige — bis der Rechtsanwalt dieselbe aufsetzte und Bob nur zustimmend zu nicken brauchte. Da kam es endlich zum Letzten, was das Gesetz forderte, und einige Wochen darauf wurde die Scheidung „dieser Gatten, die eine so unüberwindliche Abneigung vor einander empfanden", gerichtlich vollzogen.

Die nun folgende Zeit ertrug Bob fast leichter, als die eben vergangene: er war sich jetzt völlig selbst überlassen, der Anwalt, vor welchem er eine Art von Grauen empfunden hatte, wie vor einem Arzte, der eine Wunde offen halten muß, kam nicht mehr, und Alles ging seinen gleichmäßigen Gang. Er besuchte Niemand in der Nachbarschaft — und so schwute man auch allgemein seine, wie man hoffte, nur momentane Neigung zur Zurückgezogenheit. Daheim aber stieß er nirgend auf Widerstand; seine Leute hätten ihm noch eher Alles erleichtern mögen, da er zu den liebenswerthen Naturen gehörte, welche der eigene Schmerz nicht verbittert und herbe macht; nur im Wohlthun fand er Vergessen.

In solcher Weise war ihm der Frühling, der lange Sommer vergangen. Das Wirthschaftsgebäude stand längst unter Dach. Die Mauern des Gewächshauses erhoben sich — nicht unzufrieden mit dem, was erreicht worden, konnte Bob dem Winter entgegensehen. Er hatte auch mit Clavierübungen wieder begonnen und seine Bibliothek durch das beste Neue vervollständigt; in dieser ruhigeren Stimmung wäre er wohl der stilleren Zeit begegnet, die ihn natürlich mehr an's Haus und dessen Erinnerungen gefesselt hätte, bevor es aber Winter wurde, bei den Stürmen des Spätherbstes schon, als es täglich vom Meer her nun das Sundthener Schloß ächzte und heulte, fing er plötzlich an ruhelofer zu werden. Keine Beschäftigung schien ihn mehr zu fesseln; selbst das Clavierspiel vernachlässigte er bald wieder, und wie unwillkürlich horchte er nur auf jedes stärkere Geräusch, als erwartete er immer Besonderes.

In der Mittagszeit, wenn die neuen Zeitungen einmal länger als gewöhnlich ausblieben, konnte er öfter fragen, ob der Postbote noch nicht gekommen wäre, oder ging in ein Eckzimmer, von wo er eine Strecke der Chaussee übersah, welche der Bote passiren mußte. Wonach er suchte, was er erwartete, das er gründete Niemand aus seiner Umgebung. Wer aber genauer auf ihn geachtet hätte, dem wäre nicht entgangen, daß Bob nur die Zeitungen der nächsten Stadt interessirten, und dabei nicht einmal deren Haupttheil — nur die kleine, einfache Rubrik der Familiennachrichten.

Das Jahr war so herum: jeder Tag konnte ihm nun die Bestätigung bringen, daß sein Opfer nicht umsonst gewesen. Doch wochenlang suchte er vergeblich — seine Ruhelosigkeit, seine Sorge stieg immer höher. Sollte irgend etwas Hindernides vorgefallen sein?

Absichtlich hatte er jede Verbindung mit Anland's auf gehoben; jetzt peinigte ihn diese Ungewißheit aber noch mehr, als es die Gewißheit vermocht hätte.

So hatte seine Erregung sich schon bis zur Krankhaftigkeit gesteigert, als er endlich unter den Aufgeboten das von Hollfeld und Alma fand, und zwar gleich ein für alle Mal. Dieses ein für alle Mal erschreckte ihn im ersten Momente — schien damit doch unmöglich zu werden, was er seinem Herzen wie ein letztes Almosen versprochen hatte — Alma noch einmal zu sehen.

Digitized by Google

Vielleicht gestern schon — heute spätestens mußte die Hochzeit sein. — Was bedeutete es im Grunde auch, ob er Alma noch einmal sah oder nicht? Doch das Herz, wenn ihm bereits viel auferlegt worden, läßt sich nichts mehr nehmen. So bestand auch sein Herz auf diesem Einen, was er eigensinnig wie sein volles Recht empfand — wie ein Scheiden vor dem Tode, wo Alles gestattet ist. — Alles. — Und wenigstens der Versuch konnte gemacht werden. Irgendwo, und wäre es auch auf dem Wege zu der Bahn, ließe sich der Wunsch doch erfüllen? — Nur noch ein Sehen!

Trotzdem zögerte Bob und zögerte, schien einmal schon entschlossen, auch jetzt noch fest zu bleiben — dann zog er aber plötzlich die Klingel und befahl dem Reitknecht, für ihn und sich Pferde zu satteln. Sobald der Befehl gegeben war, überkam es ihn wie eine Genugthuung — es war das Rechte gewesen.

Eine halbe Stunde darauf ritt er langsam, wie immer, vom Hofe und grüßte nur mit einem langen Blicke noch die Fenster, die zu Alma's Zimmer gehört hatten. Erst jenseits des kleinen Friedhofes am Rande des Waldes, wo seine Mutter unter einem Marmorkreuze ruhte, das jetzt groß und feierlich über die entlaubte Dornenhecke emporragte, erst dort begann er rascher zu reiten. Dabei rätselte er zum ersten Male darüber, warum sein Vater ausdrücklich bestimmt hätte, nicht auf diesem Friedhofe begraben zu werden. War seine Mutter auch eine Verlassene gewesen? So früh war sie fortgestorben? Bald aber wandte er sich wieder der Gegenwart zu und grübelte und malte es sich aus, ob und wo er Alma sehen würde.

Schon kurz nach Vier traf er in der Stadt ein. Die Frau seines Verwalters, dem die Sorge für Villa und Garten übergeben worden, erzählte ihm ungefragt, daß heute ja die Hochzeit der gnädigen Frau wäre und dieselbe sobraunf bestanden hätte, in der Kirche getraut zu werden. Um Aufsehen zu vermeiden, solle die Trauung jedoch erst Abends stattfinden.

In der Kirche wollte sie mit Hollfeld verbunden werden! Bei ihm hatte sie sich in die Trauung zu Hause gefügt. Wie einfach sich nun aber sein Zweck erreichen ließe! — dachte er — in der Marien-Kirche gab es genug Ecken oder Pfeiler, hinter denen verborgen er den Zug vorübergehen lassen konnte.

Er sah an sich nieder: der schmutzbespritzte Reitanzug paßte allerdings kaum zu einer Hochzeitsfeier, und warum nicht selbst im Verborgenen festlich? War es doch eigentlich das höchste Fest seines Lebens!

Mit heiserem Lachen ging er nach seinem Ankleidezimmer. In einem der Schränke mußte noch sein Hochzeitsanzug hängen; wie passend der gerade war! — Ohne sich weiter zu besinnen, suchte er ihn hervor und legte ihn an.

Es war ein eigenes Gefühl — wenig hochzeitlich, das ihm aus dem Spiegel entgegenstarrte. Mehr Ruhe bedurfte er unbedingt. Ein Gang durch den Garten mochte diese Ruhe geben.

Als er hinab kam, fuhr ihm der Wind stärker als vorher entgegen — schien in Sturm übergehen zu wollen. Ihn fröstelte. Dennoch drängte es ihn vorwärts, und er schritt um das Rondel herum nach jener Hauptallee, die dem Meere zulief. Aus der Ferne wogte es grau heran; Meeresbel wälzten sich näher — in der ganzen Natur war bald nichts wie Gräue und klagende Laute, als ginge es mit ihr zum Sterben. Ruhe gewann sich da nicht — so trieb es Bob vor der Zeit nach der Kirche.

Das Schweigen hier, die volle Dunkelheit, welche sich bereits über die niedrigen Seitenschiffe gebreitet hatte, berührte ihn wohlthuend: hier in einer Kirchenbank ließ sich Alles ruhig erwarten.

Lang währte es auch nicht mehr, da zündete man Lichter auf dem Hauptaltare an, einen Kronleuchter selbst und einzelne der Lampen an den Pfeilern. Ein Mädchen streute Laub und Blumen im mittleren Gange, und Bob bemerkte, wie auch der Platz am Altare durch hochstämmige Gewächse geschmückt war. Er sah das Alles, wie er meinte, unbewegt — ja er wunderte sich fast, wie viel der Mensch über sich vermöchte. Einmal freilich wollte es ihm auch scheinen, als wäre all sein heutiges Thun und Treiben so seltsam — wie das eines Wahnsinnigen: da drängte es ihn fort; es war ihm, als brenne der Anzug, den er trug.

Schon gingen die Kirchthüren unaufhörlich, und das Geräusch herannollender Wagen drang näher. Bob erhob sich mühsam und schritt bis an einen Pfeiler, an welchem eine hohe Tafel mit weit ausgezackten Rahmen hing. Hier mußte er für die im mittleren Gange Hinschreitenden unsichtbar sein, während er selbst Alle sah.

Und fern öffnete sich wieder eine Thür; die Frauen in den vorderen Kirchenbänken blickten der Richtung nach dem Portale zu; dann schleifte und rauschte Seide über die Fliesen hin.

Bob wurde gleichsam ein Sehen: Nichts lebte an ihm als der Blick — und dieser sah dieselbe weiße, unsichtbare Gestalt, welche einst neben ihm gegangen war, nun am Arme des Andern hinschreiten. Den Kopf wie damals gesenkt — dennoch schien er anders getragen zu werden. Das Glück macht den Kopf anders senken als die Ergebung. — Hollfeld ging straff aufgerichtet: in seinen Zügen war etwas fest in sich Geschlossenes, mehr Ernst als das Strahlen des Siegers. So hatte er ihn sich gedacht.

Von der Trauung vermochte Bob nichts zu sehen — es drängte ihn auch nicht darnach. Ebenso hörte er nur Hollfeld's „Ja", nicht das Alma's. Gesprochen war es jedoch. Die bald darauf folgende Umruhe der Zuschauerinnen bezeugte es ihm.

Ueber eine kleine Weile sah er den Zug dann noch einmal vorübergehen: jetzt trug auch Alma den Kopf erhoben, und auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck, jenes heiße Leuchten, das er nur einmal gesehen, und das er noch einmal hatte sehen müssen.

Man löschte die Lampen: es wurde dunkler; nur in der Ferne tönte noch das Gerassel der Wagen — da schwankte auch Bob aus der Kirche. Der Sturm hatte die Nebel verjagt oder ballte sie in mächtige Wolken zusammen, bis auch die aus einander gekrieben wurden und das fahle Licht des letzten Monddviertels niederschimmerte.

Bob kam endlich wieder in der Villa an, geisterhaft blaß und auf Nichts um sich her achtend. Da er schon vorher satteln gelassen, warf ihm der Reitknecht nur den Mantel über, dann sprengten sie vom Hofe. Als Bob die freie Straße gewonnen hatte, ging er in volle Carrière über.

Der Reitknecht vermochte auf seinem weniger tüchtigen Pferde seine Distanz nicht inne zu halten und blieb zurück: das schien Bob zu brabsichtigen — er setzte sein Jagen fort und verschwand beim Beginn des Waldes ganz den Blicken des Dieners.

Es war wohl nicht blos der Wunsch des Alleinseins, der ihn zu seinem wilden Reiten stachelte — die Gährung, in welche er körperlich und geistig immer tiefer hineingerieth, als stimme so Gleiches zu Gleichem. Die klaren Gedanken schwanden mehr und mehr; bald drang nur noch mitunter einer durch: vor Allem das inbrünstige Verlangen, der zu bleiben, als der er sich erwiesen hatte, zu zeigen, daß sein Opfer nicht größer gewesen war, als seine Kraft. Was vermochte ein rechter Mann nicht Alles! — Immer rascher verdämmerten solche Gedanken; es waren bald nicht mehr Gedanken — bloße Visionen noch.

Das junge Pferd, welches er ritt, flog dabei mehr, als daß es den Boden berührte — und flimmerte einmal ein Stamm zu sicht, so verschnte er es abzudrängen, bis eine eiserne Faust dazwischen fuhr. Auf der Waldwiese gar, wo überall noch Nebel wie Geister hockten und es in Spriltsaltten nebenher trieb, plötzlich emporkauchte und dann wieder verschwunden war — da knirschte und schämmte das Pferd im Zügel. Auf dem fliegenden Mantelkoller hatte einmal etwas Weißes gesessen und Bob mit Augen angegehen, als wären es Alma's Augen: schwarze Flügel waren freilich darüber zusammengeschlagen — und dann wieder blos Nacht ringsum, vorn hinschlängelnd nur der graue Waldweg, hier und da Lachen von Mondlicht darauf!

Bob vermochte nichts mehr zu denken; selbst die heisere Stimme war endlich verstummt, die von neuem Brautglück zu flüstern gewußt — von einem neuen? Wie es da irre in seinen Gedanken, immer irrer geworden war! Wie es nur noch in lauter Feuersäulen vor seinen Augen blitzte — und der einzige Wunsch ihn beseelte, so fortzureiten — weiter, nur weiter! O bis an's Ende!

Doch schon lag die Biegung zwischen dem Friedhofe und dem Abhange vor ihm: weich vom Monde beschienen, erglänzte das weiße Kreuz der Mutter. Unwillkürlich richtete er sich höher auf, als wollte er, wie immer, hinübergrüßen, dabei mußte aber auch der Rappe das gespenstische Kreuz erblickt haben — mit einem mächtigen Satze warf er sich nach der anderen Seite. Bob, wieder ganz an irgend ein Phantom von Gedanken hingegeben, verlor den Schluß, die Zügel — ein zweiter Sprung des Pferdes

Digitized by Google

vorwärts — und schwer schlug ein Körper gegen die Prellsteine des Abhanges.

Der Rappe flog in toller Flucht davon — sein Herr war plötzlich sehr still geworden: nur in der Brust hob es sich krampfhaft, und Blut strömte aus einer klaffenden Stirnwunde. —

Nach einer längeren Weile, als fern herüber ein Pfiff ertönte, das Signal des Eilzuges, welcher eben die nächste Station passirte — dieses Zuges, der gen Süden geht und ein glückselig Paar mit sich führte, da schwankte eine Trage, auf der ein Todter lag, an dem Friedhofe von Sunditten hin. Und dasselbe weiche Mondlicht webte um ein hohes Kreuz und um das Antlitz des Todten.

Aus der fränkischen Schweiz.

Von B. Florschütz. Mit Abbildungen von R. Püttner.

Riesenburg.

Sophien-Höhle.

Uns grüßen seltsam geformte, phantastisch in den blauen Himmel emporragende Felsen, mächtige Steinwände, gespalten und zerklüftet, vielfach mit freundlichem Grün umkleidet und gekrönt von altersgrauen Burgen und Ruinen, die sich in krystallhellen Wässern spiegeln — uns grüßen weite Felsdome in kühner und gigantischer Wölbung, wie von Riesenhänden erbaut, und dann wieder wunderbare Höhlen mit ihrem schauerlichen Dunkel, die tief hineindringen in das Innere der Berge und in gewaltigen Draperien ihre Stalaktiten über unsere Häupter gezogen haben. Wir sind in der fränkischen Schweiz, in jenem Eldorado für Alle, deren Herz empfänglich ist für romantische Naturschönheit, in jener unerschöpflichen Fundgrube für den Mann der Wissenschaft, der seltenen Pflanzen nachgeht oder den mannigfachen Fossilien, welche als stumme Zeugen längst untergegangener Entwickelungsperioden die Bergrücken bedecken, oder den mehr oder weniger versteinerten Knochen der großen Säugethiere, des gigantischen Mammuth, des furchtbaren Höhlenbären und -Löwen, welche um unberechenbare Zeiten später auf dem ursprünglich meerbedeckten Boden gewandelt und in längst verschollenen Vorzeiten wieder ausgestorben sind. Ist ja doch auch für den Anthropologen — besonders seit den epochemachenden Entdeckungen der menschlichen Höhlenwohnungen in den dortigen Flußthälern durch Herrn Dechanten Engelhardt — unser Terrain zu einem der wichtigsten und interessantesten Forschungsgebiete geworden. Aber man braucht nicht Gelehrter zu sein, der seinem Wissensdrange fröhnen will, oder ein Schwärmer für pittoreske Partien und zerfallene Burgen — schon der einfache Reiz des wirklich Schönen in der Natur, verbunden mit der herrlichsten Luft, welche durch die tiefen Thäler mit ihren saftigen Matten und ihren rauschenden, grünen Forellenbächen weht, muß jeden Besucher sich zum dauernden Freunde machen und hat schon manchen siechen Körper gekräftigt und manches umdüsterte Gemüth einem frohen und verständigen Leben wiedergegeben.

Die fränkische Schweiz bildet einen kleinen, zwischen Bayreuth und Erlangen gelegenen und durch seine Naturschönheiten wie wenig andere Gegenden Deutschlands ausgezeichneten Theil des in Baiern gelegenen fränkischen Jura, eines umfangreichen, nicht zu hohen Gebirgsplateaus, welches in einem großen Bogen nach Osten bis in die Nähe Regensburgs sich erstreckt und nach Norden mit seinen äußersten, grotesk gestalteten Ausläufern am Main, an der coburger, der „sächsischen“ Grenze endet. Die bedeutendste Erhebung dieses nördlichen Endes, welches uns hier allein interessirt, hat eine Höhe von 530 Metern über dem Meere und ist im Allgemeinen von außerordentlicher Plattheit mit einzelnen Bergkuppen oder Buckeln, die nur wenig emporragen, aber meist mit den bizarrsten Felsbildungen bedeckt sind. Der porösen Natur des Gesteins nach ist das Plateau außerordentlich trocken und wasserarm. Ortsnamen, wie z. B. Dürrenwasserlos, deuten schon auf diesen Mangel hin, welchem die Einwohner der auf der Hochebene nur spärlich verstreuten Ortschaften durch die Anlage von Cisternen („Hülben“) abzuhelfen suchen. Trotzdem kann bei günstiger Witterung dem mit Steinen besäten Kalkboden eine vortreffliche Ernte abgewonnen werden, und habe ich auf weite Stunden hin

Digitized by Google

den herrlichsten Getreidestand angetroffen, während die Gegend selbst, welche nur selten zwischen den Aeckern und einzelnen Waldparzellen eine einsame weiße Capelle oder uralte vergessene Hünengräber erkennen läßt, einen verhältnißmäßig monotonen Eindruck hervorruft.

Das Bild ändert sich mit einem Schlage, sobald wir in eines der zahlreichen Thäler herabsteigen, welche, tief und scharf in die Hochebene eingeschnitten, das Auge sofort durch die Ueppigkeit ihrer Vegetation und besonders ihres Baumwuchses entzücken. Prächtige Nußbäume stehen zu dichten Hainen vereinigt in solcher Fülle und Schönheit der Entwickelung, wie sie wohl selten wo anders getroffen werden: sie bilden ein dichtes Laubdach über freundlichen kleinen Ortschaften, deren rothe Dächer durch die Blätter leuchten: kaum daß der goldene Knopf der Kirche die hohen Bäume überragt. Obstbäume werden in Masse cultivirt und drängen sich in Ueberfüllung und gegenseitiger Behinderung in den Gärten; ein kräftiger, üppiger Wiesenwuchs überkleidet den Boden, durch welchen eiligen Laufes krystallklare Gewässer rinnen, die vielleicht eben erst in auffällig starker, eiskalter Quelle dem Kalkgebirge entsprungen sind.

An den oft geradezu senkrechten Thalwänden aber tritt überall der weißliche oder graugelbe Jurakalk zu Tage, in wunderbaren Zacken und Nadeln emporstarrend, oft genug hinter Haselstauden oder kleinen Föhren mancherlei Höhlen versteckend, wie sie die Bergwässer ausgenagt haben, Höhlen, denen der Urmensch der fränkischen Schweiz mit Feuer und Wasser nachgeholfen hat, um ihnen eine bequeme Rundung zu geben oder sich einen kunstlosen Herd zu gestalten.

Wer sich für dieses alte, uns nach Rasse und Zeit ganz unbekannte Völkchen interessirt, das dort gleichzeitig mit den Höhlenbären und anderen Bestien den Kampf um's Dasein geführt hat, der achte nur auf den Lauf der Bäche und vorzugsweise auf den Ursprung der zahlreichen Quellen an denselben, und er wird überall an solchen wasserreichen Orten, an welchen gleichzeitig eine von der Höhe herabführende Schlucht oder Mulde dereinst dem Wilde die Möglichkeit gab, bequem zur Tränke herunterzusteigen, seitlich in den Felswänden in circa zwei Stockwerk Höhe sehr bald solche Wohnungen entdecken, klein oder groß, zum Oeftern, wie z. B. bei Trennitz, zu ganzen Dorfanlagen vereinigt, mit einer Feuerstelle, die außen nebenan in den Fels eingebrannt ist, oder aber mit einem auch heute meist noch offenen Zugloche im Innern, während der roh aus Steinen aufgebaute Herd unter dem mehrere Meter hohen Schutt und Mulm begraben liegt.

Bilder aus der fränkischen Schweiz: Muggendorf und Umgebung.

Digitized by Google

Und will er wissen, mit was dereinst die Leuchen hantiten, um sich der wilden Thiere zu erwehren und sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen, so gehe er zum Herrn Limmer nach Muggendorf! Der wird ihm gern sein hübsches Privatmuseum zeigen, in welchem zu Tausenden all die verschiedenen Geräthe, Waffen und Schmuckfachen aufgespeichert liegen, die aus dem Boden dieser Höhlenwohnungen erhoben worden sind. Wir wandeln auf einem hochinteressanten vorgeschichtlichen Terrain, wie wir neben dem der Pfahlbauten kaum ein zweites von gleicher Bedeutung haben.

Je tiefer wir im Verlauf dieser Thäler herabsteigen und je mehr wir uns dem Centrum des Nordstockes des fränkischen Jura nähern, desto großartiger und romantischer gestaltet sich die Scenerie. Was uns früher Rand des Plateaus schien, entwickelt sich jetzt zu mächtigen Zinnen und Felsburgen, gewaltigen Thürmen und Domen, die aus einer Höhe von Hunderten von Fußen stolz zu uns herniederblicken.

Es ist der Dolomit, welcher, dem Jura aufgelagert, bei der leichten Verwitterbarkeit seines Steines diese wunderbaren Figuren bildet und der Gegend ihr specifisches Gepräge aufdrückt. Man muß selbst zwischen diesen Bildungen herumgeklettert sein, um einen Begriff von der unendlichen Verschiedenheit der abenteuerlichsten Formen und Gestaltungen zu gewinnen.

Vielfach hat sich mit ihnen die Volkspoesie beschäftigt und die Werke übermenschlicher Kraft in ihnen erblickt, und am interessantesten ist ihr Anblick, wenn sie auf ihrem Scheitel noch wirkliches Menschenwerk tragen in Gestalt kleiner Burgen oder verfallener Ruinen, deren graues Gemäuer mit dem alten Steine verwachsen scheint. Freilich beschäftigen sie auch zeitweilig die Baupolizei: denn gar nicht so selten, besonders im Frühjahr, rollen ganz hübsche Brocken aus der Höhe hernieder und bedrohen die ländlichen Wohnungen, ja häufig müssen gefeckerte Partien, welche mit Sturz drohen, künstlich entfernt werden. Trotz dieser für das Ganze ja verschwindenden Verluste werden die imposirenden Massen noch lange Zeiten durchdauern und des Wanderers Herz stets mit neuem Staunen und Entzücken füllen. Interessant ist der Reichthum an Fossilien, die man auf ihnen findet und welche in seltenen Ammonshörnern, Belemniten, Korallen und anderen Producten des Seebodens Manchem schon zu einer schönen Sammlung verholfen haben; nicht minder auch die Flora, welche zwar keine Alpenrosen kennt und in welcher das Edelweiß erst noch der künstlichen Anpflanzung harrt, die aber doch eine ganze Reihe subalpiner Formen, vom stolzen Apollo-Falter angefangen, aufweist, ganz abgesehen von der seltsamen Mückenpflanze und dem zierlichen Frauenschuh, jenen beiden Lieblingen des echten jurassischen Bodens. Auch mancher Opferplatz findet sich da oben und manche Wallburg mit regelmäßigen Steinhäufungen und Gräben, die noch des Studiums und der Beschreibung durch den Alterthumsforscher warten. Kurz überall, wohin unser Auge blickt, ist es anregend und schön, und wenn auch oft die Felsen über unseren Häuptern zusammenzustürzen scheinen oder in wildem Chaos ihre Trümmer über einander gehäuft haben, so vermissen wir doch nie den Reiz des Lieblichen, welcher gerade die fränkische Schweiz bei allen großen Eindrücken uns immer so anmuthig erscheinen läßt.

Der Schwarm der Touristen, der in die fränkische Schweiz gelangen will, benützt den Weg von der Station Forchheim, einer uralten Stadt und ursprünglichem Meierhof der Carolinger zwischen Bamberg und Erlangen, bei welcher die Wiesent in die Regnitz einmündet, über Ebermannstadt nach Streitberg und Muggendorf und gelangt auf diese Weise mit bequemer Fahrgelegenheit allerdings zu der schönsten Eintrittspforte, welche in die fränkische Schweiz leitet.

Lange schon haben die Berge zu beiden Seiten der Straße eine eigenthümliche Form angenommen: theils zeigen sie in fortlaufendem Zusammenhange nasenförmige Vorsprünge, welche weithin leuchtende Capellen tragen, theils heben sie sich einzeln, wie der Walburgisberg mit schnurgeschnittenem Sattel, aus der üppig grünen, durch Schöpfräder im Flusse bewässerten Wiesenfläche. Allmählich aber rücken sie mehr und mehr zusammen.

Wie ein paar gewaltige Wächter begrüßen uns auf steiler Bergshöhe zu beiden Seiten des Thales zwei stattliche Ruinen, in ihren Trümmern noch die Festigkeit und Größe der ursprünglichen Burgen verrathend. Weithin beherrschen sie die Gegend und bilden die romantischste Einfassung für den ersten Einblick in die seltsamen Gebirgsformationen der fränkischen Schweiz.

Die Burg links, in ihren Anlagen noch deutlich erkennbar und zum letzten Male im Jahre 1811 zerstört, ist Streitberg, eine Ritterburg aus altersgrauer Zeit, welche durch mancher Herren Hände gewandert ist; ihr gegenüber in imponirender Lage ragt die Ruine Neudeck mit drei hohen Thürmen und mancherlei Gemäuer, auf welchem jetzt Bäume und Sträucher sich im Winde wiegen, über das saftige Grün der Flur empor. Sie ist nicht jünger als ihr vis-à-vis und wurde in den Raubzügen des Markgrafen Albrecht Alcibiades zerstört, welchen auch damals die Burg Streitberg zum Opfer fiel. Sie bestand ursprünglich aus drei einzelnen festen Schlössern, deren Reste noch heute die umfangreichsten der ganzen Gegend sind und unter die schönsten Ruinen auf deutschem Boden gerechnet werden.

Am Fuße der Ruine Streitberg entfaltet sich in malerischer Umgebung das gleichnamige Dorf, dessen Häuser amphitheatralisch am Berge zwischen Obstgärten hingebaut sind. Es ist ein vielbesuchter, altrenommirter Luft- und Molkencurort unter vorzüglicher ärztlicher Leitung, umgeben von schönen Promenaden, welche zu interessanten Punkten führen, und mit mancherlei Höhlen in der Nähe. Auch das freundliche Muggendorf, zu dem wir nach einstündiger Wanderung von Streitberg aus gelangen, gewährt seit einer Reihe von Jahren den wohlbegründeten Ruf eines vorzüglichen Curortes. Als einer der ältesten Orte im ganzen Lande, hat es jetzt wie all die verschiedenen Städchen und Marktflecken, welchen wir auf unserem Wege begegnen, das Gepräge eines reinlichen, sauberen Landstädtchens mit freundlichen Häusern und freundlichen Menschen und dazu jenes eigenthümlich Anheimelnde, das leichter empfunden als definirt wird, uns aber den Aufenthalt in solchen Plätzen immer schwer vergessen läßt.

Zahlreiche Spaziergänge führen uns nach allen Richtungen, theils längs des Flusses, der krystallklar, aber mit empfindlicher, nicht für jeden Badenden verträglicher Frische und mit seinen pfeilgeschwinden Forellen an uns vorbei eilt, theils die Bergwände hinan zu den mannigfachsten Aussichtspunkten. In nächster Nähe befindet sich die im Jahre 1790 entdeckte Rosenmüllers höhle, welche wohl noch von keinem Besucher Muggendorfs unbesichtigt gelassen worden ist. Bequem zugänglich, aber nicht ohne Führer zu betreten, hat sie wohl nicht so viel Imposirendes und Erhebendes aufzuweisen, wie manche der anderen Höhlen, aber sie besitzt doch eine Höhe von über zwölf Meter und ist mit den prächtigsten Stalaktiten geschmückt, welche durch ihre mannichfachen Formen im Glanze des mitgebrachten Lichtes einen überraschenden, Staunen und Bewunderung gebietenden Eindruck machen. Sie ist mehr wie jede andere geeignet, dem Laien durch diese reichen, phantastischen Formen, welche durch niedertropfendes Wasser in steter Weiterbildung begriffen sind und als Stalaktiten von der Decke herab, als Stalagmiten vom Boden auf immer fortwachsen, einen deutlichen Begriff der Höhlenbildung in Zurakalk zu gewähren.

Ein anderer Ausflug, welcher, weil weiter, von Vielen unterlassen wird und doch höchst interessant ist, führt uns über die Wiesent auf prächtig beschatteten, leicht zugänglichen Wegen und in schönster Waldluft zu dem auf der Höhe des Plateaus links gelegenen Trainmenfel, einem kleinen und ärmlichen Dörfchen, wie die meisten oben auf der Höhe. In demselben wird uns der allerdings uralte Unterban eines Bauernhauses als letzter Rest der Burg jenes famosen Raubritters Eppelin von Gailingen gezeigt, welcher dereinst den Nürnberger Kaufleuten das Leben so sauer machte und ihnen zu dem bekannten Sprüchwort: „Die Nürnberger hängen keinen nicht, sie hätten ihn denn zuvor" verholfen hat. Doch wir kümmern uns nicht um diese alten, häßlich unschönen und mehr als sagenhaften Mauertrümmer und lassen uns auch durch das Lustmahlzeit, das Nationalgericht, obgleich es an diesen Tagen herrlich mundet, zu keinem langen Aufenthalte in dem niedrigen, kleinfenstrigen Wirthshause verleiten: wir holen uns daselbst nur einen Führer und wandern mit diesem über das Dorf Wohlmannsgefees nach einem der interessantesten und geheimnißvollsten Orte, welche unser Vaterland bietet, nach dem Druidenhain. Der Name ist wohl von einem Alterthumsfreunde dem merkwürdigen Waldterrain gegeben worden, das wir am besten bei Sonnenuntergang betreten, wenn wir uns ganz seinem Eindrucke hingeben wollen; denn uns ist nichts von einem heimischen Druidendienste bekannt, und finden sich auch keine alten Namen, die wir auf einen solchen deuten könnten. Und doch sagt uns der erste Blick, trotz der gegentheiligen Ansicht mancher Forscher, daß wir es in dem auffälligen Felsenaufbau, den wir in einem hohen

Digitized by Google

Fichtenhain vor uns sehen, nicht mit einem Naturspiele zu thun haben. Da ist nichts von den bizarren, ausgenagten und zu den abenteuerlichsten Figuren umgestalteten Felsspyramiden oder den wüsten Trümmerhaufen, wie sie der Dolomit auf den benachbarten Höhen bietet, Formen, welche auf dem sogenannten Quackenschloß oberhalb der Baumkuter Mühle oder auf dem ausgedehnten Adlerstein so mächtigen Eindruck hervorrufen — im Gegentheil: hier finden wir in strenger Ordnung und regelmäßig wie die Bänke in einer Kirche eine Menge großer, oblonger Felsblöcke in zwei Abtheilungen mit breitem Mittelgang und engen Zwischengängen aufgestellt, und alle, soweit es die Verwitterung zugelassen hat, von gleichmäßiger Gestalt und dankartigem Aussehen. Vor ihnen aber und etwas seitlich stehen zwei oder drei gewaltige viereckige Steine wie mächtige Altäre, ebenso mit Moos und Flechten überwuchert, wie die Bänke. Und wenn wir das Moos von den Steinen mit der Hand entfernen, so finden wir auf ihrer Oberfläche eine Anzahl größerer und kleinerer, sorgfältig in Stein ausgearbeiteter Näpfe, von denen die meisten einen schmalen Canal nach außen haben — wahre Opferschalen zum Auffangen des Blutes mit ihren Blutrinnen. Ueber dem Ganzen aber schließen sich, vergoldet vom letzten Sonnenstrahl, die Wipfel der hohen Föhren zu einem dichten Dome, während um die alten Steine mächtiger Epheu wuchert und in dichten Büscheln die Wedel des Frankenlaubs zwischen den Felsen hervorsprossen.

Vor unserm inneren Auge aber belebt sich mit den ersten Schatten der Dämmerung die schweigende Steinmasse rings umher; im Flüstern des Abendwindes, der durch die Bäume fährt, hören wir murmelnde Stimmen, wie Götterbeschwörung, und die alten Priester sehen wir über die Altäre gebeugt, in dem Blute der eben geschlachteten Kriegsopfer den Willen der Unsterblichen zu lesen. Auf den Bänken aber sitzen die Männer des Stammes in schweigender Andacht, den funkelnden, kampffreudigen Blick auf das Antlitz der Priester geheftet, das Haar langhängend oder zum Knoten geschürzt, wie die eigenthümlichen Kopfringe der dortigen Gegend vermuthen lassen, bekleidet mit grobfeltiger Gewandung, die Handgelenke geschmückt mit bronzenen Spangen, die Faust bewehrt mit der steinernen Streitaxt. Und lauter und lauter wird das Murmeln und Beschwören der Priester; sie sehen gute Zeichen im rinnenden Blute, und ihre Erregung theilt sich den Zuschauern mit, daß es lebendig wird auf allen Sitzen und heller Kampfruf ertönt, während über den rauschenden Gipfeln die schwarzen Vögel Wuotan's ihre Kreise ziehen.

Der Führer mahnt uns zum Aufbruch und weckt uns aus den Träumen, die in der felsinnen Umgebung so nahe liegen; er erzählt uns nur noch, daß in dem großen Acker, über den mit mächtigem Absatz der Dreidenhain sich erhebt, mächtige Lagen von Asche und mancherlei Scherben ausgefunden wurden. Wimmelt es doch ringsum von den Resten der vorgeschichtlichen Bewohner, die nach den Höhlenmenschen unten in den Thälern da oben ihre Grabhügel geschichtet haben und den Göttern ihre Opfer brachten.

Muggendorf ist vermöge seiner günstigen Lage zum Hauptquartier der vielen Fremden geworden, welche von ihm aus das schöne Gebirgsländchen vom Frühjahr bis in den Herbst hinein nach allen Richtungen durchstreifen. Wir folgen, die Wiesent aufwärts, welche mittelst zahlreicher großer Schöpf-(„Schlupf“-)räder das immer mehr sich verengende Thal bewässert, zwischen den gegen 120 Meter hohen, vielfach bewaldeten Bergwänden der bequemen Fahrstraße, um Gößweinstein aufzusuchen, können uns aber nicht versagen, auf nahezu halbem Wege rechts abzubiegen nach Burg-Gaileureuth mit seinem noch leidlich erhaltenen Schlosse und dem dabei liegenden Windisch-Gaileureuth, um der weltberühmten Gaileureuther oder Zwölftenhöhle unsern Besuch abzustatten.

Dieselbe ist in Betreff ihrer terrassenförmigen Bildung, besonders aber durch ihre außerordentliche Reichhaltigkeit an fossilen Resten eine der merkwürdigsten, ja in sehler Hinsicht vielleicht die bedeutendste Höhle der ganzen Welt. Noch heute lange nicht erschöpft, barg sie in ungezählten Massen die Skeletttheile jener längst ausgestorbenen Thiere, welche das Volk gemeinhin als vorsündfluthlich zu bezeichnen pflegt, und hat fast alle Museen der Erde mit ihren Funden bereichert.

Gegenwärtig ist hier, wie in der Sophienhöhle, mit dankenswerther Aufmerksamkeit dafür Sorge getragen worden, daß keine weiteren Verschleppungen stattfinden und die noch vorhandenen Reste erhalten bleiben. Die Gaileureuther Höhle hat nicht weniger als sechs Abtheilungen, von denen die zweite vierzig Meter lang und zehn Meter breit ist; zur vierten muß man mittelst einer Leiter sechs Meter tief hinabsteigen, und ragen in ihr die fossilen Knochen aus den Wänden hervor. In der nächsten Abtheilung sind man nicht weniger als 180 ganze Köpfe, zumeist vom furchtbaren Höhlenbären, dessen Unterkiefer mit abgebrochenen Eckzähnen eine hauptsächliche Waffe für den damaligen Menschen bildete, und hat man zur sechsten und letzten gleich ausgestatteten Abtheilung wieder sechs Meter hinabzusteigen. In der Nähe befindet sich ferner eine ganze Folge von Höhlen, welche zum Theil noch der Erforschung bedürfen, wie denn überhaupt jedes Jahr neue Höhlen, wenn auch meistens kleineren Umfanges, aber fast ausnahmslos mit Thierresten oder den Spuren menschlicher Thätigkeit entdeckt werden.

Das Schloß Gößweinstein, auf steilen Felsen liegend und weithin leuchtend — beherrscht es doch vier Thäler — wird schon in einer Urkunde des Kaisers Friedrich des Ersten von 1160 als Besitzung des Hochstiftes Bamberg erwähnt. 1525 zerstört, wurde es 1767 zum Amtssitz erhoben und ist jetzt, in Privatbesitz übergegangen, durch einen guten Fahrweg leicht zugänglich, abgesehen von den schönen königlichen Anlagen im Staatswalde, welche im Zickzack heraufführen. Die Aussicht von demselben gehört zu den schönsten und umfassendsten der fränkischen Schweiz. Der Markt Gößweinstein, unterhalb des Schlosses gelegen und hübsch und sauber wie Muggendorf, ist bekannt durch seine weither besuchte, geschmackvoll gebaute, wenn auch im Innern etwas überladene Wallfahrtskirche zur Heiligen Dreieinigkeit und ist weiter interessant durch sein Wasserwerk, welches am Fuße des schroffen Felsens, auf welchem Markt und Schloß liegen, bei der Sämpfer- oder Dreiquellenmühle in ausgedehnter Röhrleitung das Quellwasser auf die Höhe hinauftreibt.

Dicht oberhalb des Gößweinsteiner Berges, im Centrum jener sich vereinigenden Thäler, liegt Behringermühle, ein kleines Dorf, von dem man am besten zu der bekannten Riesenburg gelangt. Sie zeigt die größten Felsbogen mit mächtigen Säulen und Thoren, welche letztere in eine geräumige Höhle mit weit vorspringendem Dache führen und durch ihre großartige Anlage wirklich von überwältigender Wirkung sind.

(Schluß folgt.)

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg.

Zur Stunde herrscht in der für gewöhnlich so ernsten und gemessenen Metropole des deutschen Welthandels, in Hamburg, der zweitgrößten Stadt des Reiches, ein bunt bewegtes, fröhliches Festtreiben. In ihren Mauern wird das dritte deutsche Sängerbundesfest gefeiert. Dame Hammonia hat sich für einige Tage die Geschäftsfalten von der Stirn gestrichen und schwingt den Tausenden von deutschen Sangesbrüdern und Festgenossen, die aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, von weither aus der Fremde, ja von jenseits des Atlantischen Oceans, wo überall das deutsche Lied gleichsam ein harmonisches Band um die deutschen Stammesgenossen schlingt, gezogen kamen, zum frohen Gruße den grünen Eichenkranz entgegen. Sie will sich einige Tage gänzlich das Soll und Haben aus dem Sinn schlagen, eine Weile die vielfachen Sorgen und Verdrießlichkeiten vergessen, die ihr commercieller Beruf nothwendig mit sich bringt und die durch den jüngst erfolgten Zollanschluß, der ihre Tasche um diverse Millionen leichter machen wird, wesentlich vermehrt wurden; sie will mit den sangeskundigen Söhnen ihrer Heimath gemeinsam sich erheben über die Alltäglichkeit des Lebens hinaus in die heiteren Regionen der Kunst und sich laben an den Schätzen des Liedes und des Chorgesanges. Das werden genußreiche und anregende Tage werden, die Sängerfesttage des Monats August, genußreich und anregend sowohl für die Gastgeberin wie für die Gäste.

Man hat Hamburg häufig das deutsche Venedig genannt,

Digitized by Google

und das wahrhaft großartige Panorama der Stadt an den Ufern der Außen- und Binnenalster hat die „Gartenlaube“ erst vor Kurzem ihren Lesern in trefflichem Bilde vorgeführt (vergl. Nr. 30). Den Hauptreiz für den Binnenländer bildet jedoch unstreitig der Hafen Hamburgs neben den damit verbundenen Anlagen. Dort erblickt sich vor den flammenden Blicken „der Schiffe mastenreicher Wald“, von allen seefahrenden Nationen der Welt hierher gesandt, wie die bunten Flaggen verkünden: dort erstrecken sich die gigantischen Quai-Anlagen mit ihrem rastlosen Getriebe; dort liegen die Werfte, auf denen die kunstreiche Menschenhand jene schwimmenden Kolosse zusammenfügt, welche die Länder der Erde unter einander verbinden.

Und welch eine fast fieberverwirrende Geschäftigkeit herrscht hier überall! Tausende von Händen regen sich unausgesetzt, und ein wahres Tohuwabohu von Gerüchen erfüllt die Luft. In directem Zusammenhange mit dem Hafen stehen die zahllosen hohen Speicher in der Stadt, die ihre Hintergiebel den dunklen Canälen, hier „Fleete“ genannt, zukehren und in deren Räumen Millionen über Millionen an Werthe lagern in den vielfältigen Artikeln, die der Handel vertreibt, den Erzeugnissen aller Himmelsstriche von den arktischen Eisregionen bis zu den Gegenden, wo die Sonne des Aequators ihre sengenden Strahlen zur Erde sendet.

Es ist völlig naturgemäß, daß der Charakter der Stadt auch dem Charakter ihrer Bewohner seinen Stempel aufgedrückt hat, und in der That zeichnet den eingeborenen Hamburger durchweg ein ernster, ruhiger Geschäftssinn aus, dem einst der boshafte Poet Heine so viele komische Gesichtspunkte abzugewinnen wußte. Wer sich indessen die Hamburger und ihr Wesen mit unbefangen prüfendem Blicke betrachtet und nicht im Hohlspiegel der Satire, der wird sich von jenem Wesen eher angezogen als abgestoßen fühlen. Freilich, alles Windige ist dem gesetzten Hamburger verhaßt, und Dinge, deren absolute Nützlichkeit er nicht einzusehen vermag, bezeichnet er mit einem ornithologischen Gleichnisse gar zu gern wegwerfend als „Hühnerkram“. Dabei ist er jedoch keineswegs so in Materialismus versunken, wie die böse Welt ihm häufig nachzusagen beliebt. Im Gegentheil, in Hamburg ist der Sinn für die idealen Güter des Lebens, für Kunst und Kunstbestrebungen stets außerordentlich rege gewesen. Kunst und Künstler haben hier stets offene empfängliche Herzen und offene freigebige Hände gefunden. Zum Beweise dessen mag die hohe Blüthe dienen, deren sich hier das Theater von jeher erfreut hat und sich bis auf den heutigen Tag noch erfreut. Speciell auch die Tonkunst fand in Hamburg stets die ausgiebigste Pflege und zahlreiche Freunde. Die Concerte der „Philharmonischen Gesellschaft“ genießen in der Musikwelt mit Recht großer Berühmtheit.

Es war darum gewiß nicht ungerechtfertigt, wenn man Hamburg als Nachfolgerin von Dresden und München zum Orte für das dritte deutsche Sängerbundesfest ausersah. Das erste Fest mußte selbstverständlich dort gefeiert werden, wo des deutschen Sängerbundes eigentliche Wiege steht, in dem liederfrohen Sachsen: das zweite wurde begangen im deutschen Süden, wo Sang und Klang ihre wahre Heimstätte haben. Zum dritten Feste wurde das Banner des Bundes hinausgetragen nach dem deutschen Norden, um die deutsche Einheit auch im Reiche der Töne zu manifestiren und der Welt zu zeigen, daß auch dem Norddeutschen wie seinem süddeutschen Bruder „schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll“.

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg: Festzeichen am Bug des Schiffes.
Originalzeichnung von P. Dunsse.

Als die Beschlußfassung über das Fest getroffen war, trat sofort in Hamburg eine Reihe der angesehensten Männer zusammen, um dasselbe in einer ihrer Vaterstadt würdigen Weise vorzubereiten.

An die Spitze trat Dr. Kirchenpauer, der würdige und gelehrte Bürgermeister der freien Hansastadt, ein Mann, der in seinem langen Leben sich viele Verdienste um Wissenschaft und Kunst erworben und dessen Name in Hamburg zu den geseiertesten gehört. Zum ersten und zweiten Präsidenten wurden ansertoren Senator Hatje und Dr. Hachmann, Präsident der „Bürgerschaft“. Es bildeten sich die nöthigen Ausschüsse, die ungeläumt eine energische Thätigkeit entwickelten. Die Bogen, welche der Finanzausschuß zur Zeichnung der erforderlichen Fonds circuliren ließ, bedeckten sich rasch mit gewichtigen Unterschriften, und bald konnte der Ausschuß constatiren, daß die Baarmittel für das Fest gesichert seien. Mit schwierigeren Umständen hatte der Quartiersausschuß zu kämpfen. Es bedurfte von seiner Seite wiederholt eines dringenden Appells an die Gastfreundschaft der Bevölkerung, um die große Zahl der nothwendigen Freiquartiere zu beschaffen; denn darin hat der Hamburger, ungeachtet seiner sonstigen guten Eigenschaften, etwas unverkennbar Englisches, daß er sein Haus gern als eine Welt für sich behütet. Auch er sagt: „Mein Haus ist meine Burg.“

Zuletzt indessen wurde der Quartiersausschuß jeder Sorge enthoben, als die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt Actien-Gesellschaft“ in liberalster Weise ihm ein schwimmendes Hôtel zur Verfügung stellte, nämlich ihren großen transatlantischen Dampfer „Lessing“, der, wie alle Auswandererschiffe der Gesellschaft, bekanntlich mit höchstem Comfort eingerichtet ist. Ferner bot die Oberschulbehörde dem Ausschusse ihre Volksschulen, sämmtlich erst in den letzten Jahren erbaute schöne Gebäude, mit hohen luftigen Räumen, zur Einrichtung von Massenquartieren an. Es bedurfte jedoch vieler Quartiere, weil die Zahl der angemeldeten Sänger eine unerwartet große war. Nicht weniger denn 8620 Mitglieder des deutschen Sängerbundes meldeten sich an. Davon stellte allein das Königreich Sachsen 2833. Alle diese Sänger zusammen bilden gewiß ein gewaltiges Sängerheer, und es muß majestätisch erklingen, wenn aus all diesen Tausenden von Männerkehlen vierstimmig kunstvoller Gesang brausend schallt und auf prächtigem Klanggefieder sich in die Lüfte erhebt.

Als der geeignetste Ort zur Abhaltung des Festes wurde die sogenannte Moorweide vor dem ehemaligen Dammthore ausersehen. Die dort vor zwei Jahren errichtete permanente Ausstellungshalle, ein ganz aus Holz und Eisen construirter stattlicher Kuppelbau, wurde zur Festhalle umgewandelt, der weite Platz ringsum eingehegt, mit den nöthigen Restaurations- und Erfrischungshallen versehen und zum Festplatze erhoben. Unser Künstler hat die Festhalle und ihre Umgebung für die Leser der „Gartenlaube“ mit getreuem Stifte wiedergegeben. Der im Innern wie von außen für das Fest prächtig decorirte Bau ist von kolossalen Dimensionen, und das ist auch nöthig für die beiden Riesenconcerte, die darin abgehalten werden sollen. In dem nach dem Dammthore gerichteten Flügel ist die Estrade aufgebaut, auf der sich die Sänger aufstellen. Dieser gegenüber befindet sich eine Tribüne mit 934 Balconsitzen, und in der Mitte der Halle sind 6390 Parquetsitze eingerichtet. Außerdem bietet die Halle noch Raum für 2200 Stehplätze. Vor der Halle ist auf dem Platze

Digitized by Google

ein Musiktempel für die Instrumentalconcerte erbaut neben den schon erwähnten Restaurations- und Erfrischungshallen. Dort kann sich fröhliches, bunt bewegtes Festtreiben vollauf entfalten.

Es erübrigt uns nun noch, die wesentlichsten Punkte aus dem Programme mitzutheilen, wie es für das Fest aufgestellt und endgültig angenommen wurde. Die aus allen Gegenden der Windrose ankommenden Sänger werden schon an den Bahnhöfen begrüßt, während der officielle Empfang am Abend des 10. August, verbunden mit Gesang und Reden, in der Festhalle stattfindet.

Am Freitage den 11. August ist Vormittags Probe und Nachmittags das erste Concert in der Halle, während in den Mittagsstunden die Abgeordneten der Gaubünde den „Sängertag“ abhalten. Das erste Concert, in dem 17 Nummern gesungen werden, leitet Bürgermeister Dr. Kirchenpauer mit einer Ansprache ein. Die Abendstunden sind der geselligen Vereinigung der Sänger in der Halle gewidmet, derweil auf dem Festplatze für das Publicum allerhand volksthümliche Arrangements getroffen werden.

Am Sonnabend den 12. August findet der großartige Festzug durch einen Theil der Stadt nach der Festhalle statt, wo Nachmittags um 6 Uhr das zweite Concert, aus 15 Nummern bestehend, abgehalten wird. Den Gesang dirigiren Professor Julius von Bernuth, der verdienstvolle Leiter des Hamburger Conservatoriums und der oben erwähnten philharmonischen Concerte, sowie der Bundesschormeister Franz Schmidt aus München. Zu den Concerten sind die noch lebenden Dichter und Componisten der auf dem Programm befindlichen Gesangsstücke als Ehrengäste eingeladen, und die meisten haben ihr Erscheinen zugesagt. Diesem zweiten Concerte schließt sich ein großer Commers in der Festhalle an.

Am vierten und letzten Tage werden Ausflüge in die Umgebung Hamburgs veranstaltet, wobei eine festliche Elbfahrt nach dem reizenden Blankenese obenan stehen soll. Nachmittags erfolgt dann der officielle Schluß mit einer Abschiedsrede an die Sänger.

Das wird in großen Zügen der Verlauf des schönen nationalen Gesangsfestes sein, das zur Stunde in dem Weichbilde der Hamburgischen drei Thürme die Sangesbrüder deutscher Zunge „zu löblichem Thun“ vereinigt. Es dürfte fast überflüssig sein, noch besonders auf die große Bedeutung des Festes hinzuweisen. Das deutsche Lied ist eine deutsche Macht, siegesgewaltiger noch als das deutsche Schwert. Wo das deutsche Lied ertönt, da erobert es mit zwingender Kraft die Herzen. Die erlauchtesten Geister unserer Nation haben die ihnen von der Gottheit verliehene Flamme des Genies in den Dienst des Liedes und des Gesanges gestellt,

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg: Die Festhalle.
Originalzeichnung von P. Duysseke.

des herrlichen Gesanges, dessen Macht uns Schiller schon treffend gekennzeichnet hat:

„So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen;
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang' des Liedes Zauber walten.“

Und mehr noch als diesen idealen Genuß werden die fremden Sänger vom diesmaligen Sängerbundesfeste nach Hause tragen: es werden, aus dem Innern des Landes kommend, die Meisten wohl zum ersten Mal in ihrem Leben den Fuß setzen in eine große Handels- und Seestadt. Vieles, von dem sie sich bislang nur aus Büchern und Beschreibungen ein unvollkommenes Bild haben machen können, tritt ihnen hier leiblich entgegen, und

Digitized by Google

Mancher wird zum ersten Mal eine klare Idee gewinnen von der Großartigkeit des Welthandels, seinen Factoren und seiner Bedeutung für das Culturleben. Dabei aber werden die Festgäste einsehen, daß emsiges Streben nach materiellem Gewinn sich gar wohl mit frendigem Ringen um die Palme idealen Genusses vereinigen läßt, und sie werden nach den frohen Tagen des Zusammenseins mit Hamburger Sangesgenossen und Sangesfreunden nicht mehr mit einstimmen, wenn spöttisch von „Pfeffer- und Kaffeesäcken" die Rede ist, die nur für solche Dinge Sinn haben, die ihrem Arnheim neue Schätze einbringen.

Vor allen Dingen aber wird den Sängern im gemeinsamen Chorgesange mit Macht das Gefühl erstarken, daß sie die Söhne eines Volkes sind, welches zusammenstehen soll in Freud' und Leid, damit seine Willensäußerungen immer mehr und mehr hinanstlingen als mächtige Accorde in die weite Halle der Zeitgeschichte. Wie die einzelnen Stimmen sich ergänzen und harmonisch verbinden, so möge das gesammte deutsche Volk von den himmelanstrebenden Bänden der Alpen bis zu den Borden der wogenden See in Zukunft stets einen gewaltigen Chor bilden, und in diesem Sinne ruft die „Gartenlaube" den versammelten Sangesbrüdern in Hammonias Mauern einen frohen Sängergruß zu. Ihr schönes Fest möge groß und erhebend ausklingen wie eine imposante Jubelhymne!

„Tenor sei Süd und Baß der Nord —
So ling' die Hymne jubelnd fort!
Sie klinge fort die Welt entlang
Im deutscher Männer Chorgesang!"

Harbert Harberts.

Zum Verständniß der Ereignisse in Aegypten.

Von **Adolf Ebeling.**

II.

Das Institut der Generalcontroleure gab, wie wir gesehen haben, der Autorität des Khedives Ismaïl einen gewaltigen Stoß, aber von einem durchgreifenden Nutzen für das Land ist es nicht gewesen und konnte es, schon der Persönlichkeiten wegen, aus denen es zusammengesetzt war, nicht sein. Dieser letztere Punkt ist schon deshalb wichtig, weil er nicht allein den Haß der Aegypter gegen die Engländer und gegen alles englische Wesen erklärt, sondern auch denjenigen Recht giebt, die bezweifeln, daß gerade die Engländer jetzt berufen sein sollten, das Land zu organisiren und einer glücklichen und ruhigen Zukunft entgegenzuführen. Auf ihre Weise wohl, wie wir das in Indien gesehen und noch täglich sehen können, und zwar etwa folgendermaßen: Dem völlig von ihnen abhängigen Khedive wird eine Civilliste und ein kleiner Hof gewährt, im Uebrigen das Land von englischen Beamten verwaltet und regiert, dabei jede nationale Regung und vollends jedes Streben nach Selbstständigkeit mißachtet und unterdrückt, aber die Productionskraft des Landes, durch geschickte Benutzung aller Hülfsquellen, auf's Höchste angespannt, um so viel Gold wie nur irgend möglich daraus zu machen — das war mit zwei Worten ungefähr das Programm, welches der englischen Controle zu Grunde lag, oder wie es doch vom ägyptischen Volke aufgefaßt wurde. Von da bis zur völligen Umwandlung Aegyptens in eine englische Provinz war nur ein Schritt, mit dem es vor der Hand noch nicht drängte.

Frankreich kam, wie wir wissen, immer erst in zweiter Reihe; England hätte es gern ganz abgeschüttelt, aber die finanziellen Interessen Frankreichs in Aegypten erlaubten dies nicht und die Politik noch weniger. Doch wer weiß, ob nicht schon damals ein leiser Wink vom Londoner Cabinet nach Paris gefallen ist, der den Franzosen ungestörte Freiheit in Tunis verhieß, um sie von Aegypten abzulenken. Beachte doch die „Times" in jener Zeit einen sehr charakteristischen Artikel über die Nothwendigkeit einer vollständigen Christianisirung des ganzen nördlichen Afrikas, wobei Marokko Spanien, Tripolis Italien und Tunis Frankreich zugesprochen wurden. Der Löwenantheil, Aegypten, blieb unberührt, aber ein Kind konnte zwischen den Zeilen lesen, daß derselbe England zufallen müsse. Und das hauptsächlich wegen des Suezcanals, der großen Zufahrtsstraße nach Indien, auf die England so gern die alleinige Hand legen möchte, wobei freilich in Betracht kommt, daß von zehn den Canal passirenden Schiffen neun englische sind. So lange der Suezcanal im Entstehen war, wurde das Werk von England bekämpft, einestheils, weil der kurzsichtige Palmerston die Ausführung für unmöglich hielt, und anderntheils, weil er daraus Verwickelungen mit der Türkei befürchtete — jetzt, wo der Canal vollendet ist und sich längst bewährt hat, erheben die Engländer den Hauptanspruch darauf: das ist englische Politik. Doch kehren wir zur Lage Aegyptens im letzten Regierungsjahre Ismaïl Pascha's zurück!

England und Frankreich, als die bedeutendsten finanziellen Interessenten, hatten ihm, schon im August 1878, außer den Generalcontroleuren und den damit verbundenen Beamtenheere auch noch ein Ministerium ihrer Façon aufoctroyirt, das er sich, wie alle übrigen Maßregeln, gefallen lassen mußte.

In diesem Ministerium figurirte, um den Schein zu wahren, Nubar Pascha als Präsident, aber die Finanzen hatte der Engländer Rivers Wilson und das Innere der Franzose Blignières übernommen. Wilson war mithin die eigentliche Seele des Cabinets; denn er hatte die Hand auf dem Staatssäckel und sorgte für die richtige Zahlung der Coupons, die allein für die consolidirte Schuld 800,000 Pfund Sterling pro Semester betrugen, aber auch für nichts weiter. Man erstaunt, wie es bei der allgemeinen finanziellen Zerrüttung Aegyptens überall noch möglich war, so ungeheure Summen aufzubringen; es geschah indeß auch nur durch Anwendung der gesammten Sienerkraft des unglücklichen Landes. Alle sonstigen Zahlungsansprüche blieben gänzlich unberücksichtigt, auch die berechtigtsten, und dazu gehörten doch in erster Reihe die Beamtengehälter für Civil und Militär; nur die fremden Beamten bezogen nach wie vor prännmerando ihre immensen Besoldungen.

Daß nicht schon damals eine Revolution ausbrach, hat einfach seinen Grund in dem sanften und friedfertigen ägyptischen Volkscharakter, vielleicht auch darin, daß sich kein energischer Führer vorfand, um sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Dieser Führer (Arabi) existirte aber schon; nur wagte er noch nicht hervorzutreten; denn die Zeit seiner „erlösenden Mission" war noch nicht gekommen.

Daß der Khedive ingrimmig war über seine Lage und die ihm aufgedrängte Vormundschaft abzuschütteln suchte, liegt auf der Hand, er war aber doch schon zu sehr abendländisch civilisirt, das heißt zu klug, um es mit einer Tasse Kaffee zu versuchen, dem gewöhnlichen Mittel im Orient, sich mißliebiger Leute, denen man sonst nicht beikommen kann, zu entledigen; er entschied sich daher für einen anderen Weg, nämlich für einen Staatsstreich, und die Gelegenheit dazu war wirklich nicht unginstig. Das Ministerium hatte, um Ersparnisse zu machen, den Effectivbestand der Armee um 10,000 Mann vermindert und in Folge dessen gegen 1200 Officiere aller Grade entlassen; an sich keine üble Maßregel, vorzüglich wenn man sie einige Jahre früher ausgeführt hätte, in jenem Moment aber ein hoffloser, schimmer Gewaltstreich und zwar um so mehr, als man gar nicht daran dachte, den guten Leuten ihren rückständigen fünfzehn- und zwanzigmonatlichen Sold auszuzahlen.

In wie weit der Khedive dabei die Hand im Spiele gehabt, ist niemals aufgeklärt worden; sehr wahrscheinlich ist es indeß, daß er die revoltirenden Officiere im Geheimen hatte ermuthigen lassen; genug, eines schönen Morgens, im Frühjahr 1879, wachte die Stadt Kairo mit einer kleinen Revolution auf. Tausende von Soldaten und mehrere hundert Officiere zogen lärmend durch die Stadt nach dem Abdin Palast, um beim Khedive Schutz gegen das Ministerium zu verlangen und zugleich ihr Geld, auf das man sie seit Jahr und Tag vertröstet hatte. Als die Tumultuanten am Finanzministerium vorbeikamen, wollte es ein unglücklicher Zufall, daß die Minister sich gleichfalls zu einer Sitzung dorthin begaben, und nun wurde die Sache ernst. Nubar wurde zuerst aus dem Wagen gerissen und dergestalt genißhandelt, daß fast sein Leben in Gefahr kam, und den Herren Wilson und

Digitized by Google

Blignieres erging es wenig besser, bis sich einige besonnenere Officiere in's Mittel legten und die gegenseitigen Excellenzen in das Gebäude hineinschafften, wo sie streng bewacht wurden. Dann schickte man eine Deputation ab, um den Khedive zu holen. Ismaïl, der von dem Muthe seines Großvaters wenig geerbt hatte, zögerte anfangs; denn sein Gewissen war nicht rein, aber er ließ sich doch durch einige schnell herbeigeeilte Generalconsuln, unter denen sich auch der deutsche befand, bestimmen, hinzufahren.

Er wurde von der Soldateska mit dem lauten Zurufe empfangen: „Allah schenke Dir tausend Jahre!“

Geld, viel Geld wäre ihm jedenfalls ein willkommeneres Geschenk gewesen — und gleich darauf erklärte er vom Balcon des Palastes, daß alle gerechten Ansprüche berücksichtigt werden sollten ꝛc. Pro forma wurden einige der Haupträdelsführer verhaftet, aber schon nach einigen Tagen wieder freigegeben; das Ministerium reichte seine Entlassung ein, und der Khedive hatte jetzt freie Hand, aber glaubte wenigstens, sie zu haben. Er erließ verschiedene Proclamationen, in welchen er an den Patriotismus der Aegypter appellierte, ein volksthümliches Ministerium verhieß und nur in der Volkspartei seine Stütze finden wollte. Das ägyptische Volk stimmte mit Recht über diese Sprache, für die es gar kein richtiges Verständniß hatte; die Fellachen, die bis dahin immer nur Prügel erhalten hatten und zahlen mußten, waren auf einmal die guten Freunde des „Efendina“ geworden und sollten sogar neue Vertreter nach Kairo schicken; denn auch von einer Wiedereinberufung der sogenannten Notabeln, der lächerlichsten aller Komödien der Ismaïl'schen Regierung, war in jenen Proclamationen die Rede. Nur das Eine leuchtete auch dem letzten Fellachen ein: die Nützlichkeit der Beseitigung der fremden Minister und ihres Anhangs, vornehmlich der verhaßten „Ingilis“ — denn bis in das kleinste Dorf hatte sich bereits ihr Einfluß geltend gemacht, und wenn der Mudir (der Gouvernenr) dem Naimakam (dem Untergouvernenr) und dieser dem Schech el Beled (dem Dorfschulzen) das strenge Einkreiben immer neuer Steuern gebot, wobei natürlich jeder von ihnen sein Schicken in Sillen schor, so sagte der Letztere stets zu den Fellachen: „Der Ingilis hat es so befohlen, und Efendina muß gehorchen.“

Ein Efendina, der gehorchen muß, das war den brannen Nilbewohnern im blauen Baumwollenhemde etwas Unerhörtes.

Aber Efendina mußte gar bald von ganz anderer Seite Befehle vernehmen und gehorchen. Der Staatsstreich, oder richtiger die in Folge desselben verheißene volksthümliche Regierung erwies sich als eitel Windbeutelei, ja die Gesammtlage des Landes war schon dergestalt zerrüttet und der Karren schon so tief festgefahren, daß es dem Khedive, selbst bei dem besten Willen, an dem man aber gründlich zu zweifeln berechtigt war, unmöglich gewesen wäre, jetzt noch ernstlich und durchgreifend zu reformieren. Dabei fehlte es ihm in dieser letzten entscheidenden Stunde, wie während seiner ganzen Regentschaft, an befähigten, energischen und vor Allem an uneigennützigen Männern. Sein Hauptminister und Intimus war ja von jeher der Muffelish gewesen, und was er geleistet und wie ihm gelohnt wurde, haben wir bereits im vorigen Artikel gesehen. Höchstens wäre noch Nubar zu nennen, sein langjähriger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dessen diplomatischer Scharfblick er alle noch und noch in Constantinopel erlangten Zugeständnisse und Begünstigungen, darunter als die wichtigste die directe Erbfolge für seinen ältesten Sohn, zu verdanken hatte, freilich unter Aufwendung ungeheurer Geldsummen zu Geschenken und zu Bestechungen im Betrage von vielen Millionen Pfund Sterling. Nubar Pascha war auch der Einzige, der seinem Herrn die Wahrheit sagen durfte, was im Orient noch weit mehr bedeuten will, als im Occident; als er dies aber auch in Bezug auf die unsinnige abessinische Expedition im Jahre 1875 gethan hatte, fiel er in Ungnade und wurde entlassen. Er zog sich in's Privatleben und zwar nach Paris zurück, wie man sagte, mit einem Vermögen von über eine Million Pfund Sterling. Er war vor zwanzig Jahren als armer armenischer Schreiber nach Aegypten gekommen — das Prädicat „uneigennützig“ dürfte also schwerlich auf ihn passen. Nur durch England und Frankreich gezwungen, hatte ihn der Khedive nochmals als Minister angenommen.

Wir können uns hier auf eine Charakteristik der übrigen Minister nicht einlassen; denn das Gewitter, welches in seinem Schooße den Donnerschlag der Absetzung birgt, zieht schon herauf. Die Vertreter Englands und Frankreichs waren nämlich nicht müßig gewesen; sie hatten nach London und Paris den Verlauf der Dinge gemeldet, mit dem Bedeuten, daß sie unter den obwaltenden Umständen die Interessen der Gläubiger nicht mehr genügend vertreten könnten, worauf die beiden Cabinete eine identische Note an den Sultan schickten, mit dem Ersuchen, der tollen Wirthschaft am Nil durch einen souverainen Machtspruch ein schnelles Ende zu machen.

Die Pression von der Themse und Seine muß am Goldenen Horn sehr stark gewesen sein; denn wider Erwarten ging die Pforte diesmal von ihrem gewöhnlichen Verzögerungs- und Lavirsystem ab, und der Sultan, der noch vor kaum einem Monat große Summen aus Kairo erhalten hatte, um, wie gewöhnlich, ein Auge zuzudrücken, decretirte die Absetzung des unbotmäßigen Vasallen. Ob, wie damals allgemein das Gerücht ging, aus Barzin gleichfalls eine ernste Mahnung gekommen war, die sogar den Ausschlag gegeben haben soll, lassen wir auf sich beruhen; möglich ist es ja immerhin — und schon der Umstand spricht dafür, daß der deutsche Generalconsul der Erste war, welcher einen officiellen Protest bei dem neuen Ministerium einreichte.

Die Pforte war übrigens noch sehr gnädig gewesen, indem sie den Khedive unbehelligt abziehen ließ und ihm nicht zur Rechenschaft zog; aber sie mochte wohl ihre guten Gründe dazu haben; denn wenn der abgesetzte Vasall die volle Wahrheit gesagt hätte, so würde die Welt erfahren haben, daß der Hauptbluthund Aegyptens von jeher der Sultan selbst gewesen, der Jahr für Jahr den an sich schon ungeheuren Tribut immer doppelt und dreifach empfangen, das heißt erpreßt hatte.

Kläglicher aber ist wohl selten ein entthronter Fürst abgezogen als Ismaïl Pascha; keine Hand erhob sich für ihn, nicht einmal zu einem Abschiedsgruß; keine Stimme der Theilnahme für ihn wurde laut, und die ihm am meisten verpflichtet waren, verließen ihn zuerst. Wie es im „Wallenstein“ heißt:

„Vom Stande hat er Manchen aufgerichtet,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und sich nicht einer Freund damit erkauft.
Nicht Einen, der in Noth ihm Farbe hielt.“

Um ihm keine Demüthigung zu ersparen, mußten seine beiden Söhne, Hussein und Hassan, ihn in's Exil begleiten; an dem Ersteren war nicht viel verloren, aber der Zweite hätte wohl ein besseres Loos verdient.

Er hatte als anerkannt tüchtiger Officier einige Jahre in Berlin bei den Garde-Dragonern gedient, seine militärischen Kenntnisse erweitert und auch sonst deutschen Ernst und deutsches Wesen kennen gelernt; er hätte mithin unter Leitung würdiger Männer, die nur leider in Aegypten so rar sind, seinem Vaterlande sehr nützlich werden können, aber der Herr Papa machte ihn sofort nach seiner Rückkehr zum Kriegsminister und zum Generalissimus der Armee, und diese Doppelwürde, über die man in Berlin gewiß gelächelt hat, berauschte ihn dergestalt, daß er von da an nur mehr noch den großen Herrn spielte und es wie die anderen seines Gleichen machte.

Ismaïl's Nachfolger war sein ältester Sohn Tewfik (sprich: Taufik); dem der Sultan hatte doch nicht gewagt, den Firman vom 27. Mai 1866, der dem Khedive die directe Erbfolge zusicherte, umzustoßen, und das um so weniger, als gegen den jungen sechsundzwanzigjährigen Prinzen nichts Ungünstiges und nichts Mißtrauen Erweckendes vorlag.

Tewfik trat die schwere und verantwortliche Erbschaft muthig an und hatte jedenfalls den besten Willen, die Mißgriffe, Fehler und Verkehrtheiten seines Vorgängers nach Kräften wieder gut zu machen. Dies ehrenvolle Zeugniß wird ihm die Geschichte für seine ersten Regierungsjahre jedenfalls ausstellen, gleichviel ob seine Regentenlaufbahn schon geschlossen ist und er einem neuen Khedive Platz machen muß, oder ob er sich durch die augenblicklichen Wirren, deren Ausgang zur Stunde, wo wir dies schreiben, noch gar nicht abzusehen ist, glücklich durchkämpft.

Sein Haupthinderniß waren natürlich sofort die Finanzen; denn es mag hier nochmals wiederholt werden, daß die ägyptische Frage nichts als eine Geldfrage ist: die Capitalisten Europas, speciell Englands und Frankreichs, haben dem Lande ungeheuere Capitalien geliehen und verlangen jetzt ihr Geld zurück oder doch Sicherheit für pünktliche Einzahlung und Amortisation. Alles Andere ist für die Gläubiger Nebensache: ob Tewfik, Arabi oder wer sonst Khedive ist, bleibt ihnen vollständig gleichgiltig, wenn sie nur zu ihrem Gelde kommen. Was jetzt so viel in englischen

Digitized by Google

und französischen Blättern von der civilisatorischen Mission der beiden Großmächte in Aegypten geredet wird, sind Phrasen; England und Frankreich betheken, wie der Jude Shylock, auf ihrem Schein, und auf dem englischen Schein steht auferdem noch der Suezcanal, den England gar zu gern für sich allein haben möchte.

Anfänglich ging auch Alles gut unter dem neuen Khedive, und es wäre noch besser gegangen, wenn nicht der abgesetzte Ismail von Italien aus fortwährend in Kairo und Alexandrien intriguirt hätte. Seine gut besoldeten Emissäre zogen umher und suchten die unteren Volksclassen aufzureizen, weniger gegen die Regierung selbst, als gegen die Europäer und speciell gegen die englisch-französischen Finanzcontroleure, die natürlich wieder ihre früheren Plätze eingenommen hatten. Ja, wer weiß, ob Ismail nicht schon damals die früheren geheimen Fäden mit der Militärpartei weitergesponnen hat, wo nicht gar mit Arabi selbst, denn trotz Allem der Erkhedive nun vieles höher steht, als die verhaßten Engländer und Franzosen.

Bilder aus der fränkischen Schweiz: Gößweinstein.
Originalzeichnung von R. Pöllner.

Tewfik ließ sofort namhafte Ersparnisse eintreten, und, was große Anerkennung verdient, er begann damit in seinem eigenen Hause. Der frühere verschwenderische Hofhalt wurde eingeschränkt und die skandalöse Haremswirthschaft, die unter Ismail jährlich mehrere Millionen (nicht Franken, sondern Pfund Sterling!) verschlungen hatte, in sofern abgeschafft, als der neue Khedive nur eine Gattin besaß und deren Hofstaat mäßig, selbst einfach einrichtete.

Die rückständigen Besoldungen wurden bezahlt, die Weiterführung der unter Ismail begonnenen kolossalen Bauten fast ganz eingestellt und die Mudirs in den Provinzen besser überwacht und controlirt, sodaß sie, wie eine alexandrinische Zeitung damals naiv bemerkte, doch nur mehr die Hälfte der eingegangenen Steuern bei Seite schaffen konnten. Das war etwas und jedenfalls ein guter Anfang; nur war die Noth zu groß, die unheilvolle Mißwirthschaft zu tief eingerissen, um schon in anderthalb Jahren überall gründliche Wandlung zu schaffen.

Auch der Charakter des neuen Khedive, seine frühere Erziehung und seine Anschauungsweise mußten dabei billig in Betracht gezogen werden. Tewfik ist ein strenggläubiger Mohammedaner, der alle Vorschriften des Korans, Gebete, Waschungen und Fasten, gewissenhaft beobachtet, und als solcher folgerichtig allem christlichen Wesen abhold ist. Er hatte als Prinz immer nur wenig Umgang mit Christen, und am wenigsten mit den vielen Franzosen am Hofe seines Vaters gehabt, was ihn freilich nicht verhinderte, sofort nach seiner Erhebung einen Franzosen, Godard Bey, einen anerkannt rechtschaffenen und verständigen Mann, zu seinem Cabinetssecretär zu machen; er war ferner nie in Europa gewesen und stand mit seinem Bruder Hussein, den er spöttisch den „Pariser" nannte, auf gespanntem Fuße, und ähnlich mit Hassan, der von jeher die Engländer vorzog; er kennt beide Sprachen nur oberflächlich und spricht sie ungern; er tadelte es immer laut, daß in Ismail's Umgebung und auf allen Ministerien und den höheren „Divans" fast nur französisch gesprochen wurde. Erst später, als Khedive, hat er, aus Politik und der Nothwendigkeit nachgebend, sich mehr den Engländern und Franzosen zugeneigt, ohne dabei anzuhören, dieselben, und vorzüglich die Ersteren, als seine ungebetenen Dränger zu betrachten und als das peinlichste Element der ihm von seinem Vater überkommenen unseligen Erbschaft. Trotzdem wäre vielleicht doch noch Alles gut gegangen, wenn sich nicht in Aegypten selbst im Stillen eine Partei herangebildet hätte, die, von der Regierung anfangs unterschätzt, immer weiter und weiter um sich griff und plötzlich dem Throne als eine Macht gegenüber stand, mit der nicht allein ernsthaft gerechnet werden mußte, sondern die gar bald den Anschein gewann, als wolle sie die Herrschaft im Lande ganz an sich reißen. Das war die ägyptische Nationalpartei, wie sie sich anfangs nicht ohne eine gewisse Berechtigung nannte, mit dem Wahlspruch: „Aegypten für die Aegypter", und das Haupt derselben trat jetzt aus dem Dunkel hervor und zwar in der Person des Obersten Arabi, der auch aus seinem Programm, das jenen Wahlspruch an der Stirn trug, gar kein Hehl machte. So wenigstens ist die erste Phase der Bewegung aufzufassen, die nur jetzt von gar Vielen überschen wird, weil die späteren Ereignisse den Führer und seine Sache in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließen.

Diese Ereignisse, die indeß zur Zeit noch keineswegs ein entscheidendes Endergebniß bieten können, dürfen wir wohl bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen; wir werden deshalb in einem letzten Artikel die Bewegung nur von ihrer nationalen Seite beleuchten und die eigentlichen Ursachen ihrer Entstehung darlegen, und dies sowohl im Hinblick auf die augenblickliche Lage, wie auch auf die nächste Zukunft des ägyptischen Volkes.

Blätter und Blüthen.

Aufbruch zum Hochzeitstanze. (Mit Abbildung Seite 525.) Der dunkelbraune Strom der Touristen und Sommerfrischler hat bereits, von der Tiefebene gegen das Hochgebirge strömend, die romantisch gelegenen Orte der deutschen Berge belebt. Da ereignet sich wohl oft, daß die Stadtluft zu mengerigen Zeugen einer fröhlichen und farbigen Bauernhochzeit werden und daß auf diese Weise ein buntes Treiben sich entwickelt, in welchem mit dem Bauzerrock der Weidbursche das schmucke Mieder der Sennerin rivalisirt. Der Düsseldorfer Genremaler Jacob Lessen hat in seinem von uns reproducirten Gemälde uns seltener Lebenstreue eine solche Scene dargestellt. Der Künstler, 1845 zu Düsseldorf geboren, besuchte in den Jahren 1861 bis 1863 die Akademie seiner Vaterstadt und das Atelier des Bildhauers Reiß. Erst seit 1864 wandte er sich der Malerei zu. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in München kehrte Lessen 1873 nach Düsseldorf zurück, wo er die meisten seiner gediegenen Compositionen malte; namentlich fanden: „Ein Liebesbrief", „Werber und Lose", und die früher in der „Gartenlaube" reproducirten Bilder „Zwei Wittwen" (Jahrgang 1872, S. 411) und „Staatsinquisitionsbesuch bei der Gutsherrschaft" (Jahrgang 1877, S. 13) Anerkennung.

Kleiner Briefkasten.

P. M. in Berlin. Wir sind in der glücklichen Lage, Ihnen helfen zu können. Aber, bitte, geben Sie uns Ihre volle Adresse an.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Als der Vetter „Schalksnarr" das nächste Mal von Leipzig, dessen Hochschule viele fränkische Schüler zählte, gen Nürnberg kam, schmückte er sich mit den Gaben der launischen Göttin und hielt dann Einzug im Patricierhause. Ursula war nicht daheim. Sie wohnte der Einweihung des Graddenmals bei, das die Scheyrer'sche Familie an der Sebalduskirche von dem berühmten Steinmetzen Adam Kraffft hatte errichten lassen. Die würdige Feier hatte Alle in gehobene Stimmung versetzt und dem Standesgefühle Ursula's volle Befriedigung gewährt.

Mit stolzen Schritten trat sie in das Gemach, wo der Vetter, ihrer harrend, auf und ab gewandelt war. Sie meinte, das Aufleuchten der blauen Augen, den lachenden Mund mit den elfenbeinweißen Zahnreihen noch vor sich zu sehen. Was hatte sie damals nur so herbe gestimmt? War es das dreiste Wesen des gelahrten Schülers, das den Hochmuth der herangewachsnen Patriciertochter kränkte? oder waren es die verhaßten Schellen oder sein Scherzwort über den Sturz:

„Warum setzt Ihr ein solches Eulennest auf, holdselige Muhme? Warum tragt Ihr einen Mankkorb?"

Es war ihm nicht so schwer zu verargen; denn er hatte wohl auf den Willkommenkuß gerechnet und erschaute nun nichts als ihre Augen.

Aber Ursula verstand den Spaß falsch. Sie richtete sich auf und erwiderte herbe:

„Weil ich aus reinem Patricierblut stamme, trage ich den Sturz, wie der Narr die Schellen trägt. Jedem das Seine!"

Als sie die dunkle Röthe sah, die bis unter seine schwarzen Locken stieg, wurde sie blaß. Aber er vermochte ihre Bewegung nicht zu erschauen. Der Sturz ließ nur die großen Augen frei, denen der Schreck über das eigne Wort und dessen Wirkung ein starres Ansehen gab.

Er that einen Schritt nach der Thür. Noch einmal blickte er sie fragend an. Noch war's Zeit. Aber die Brust war ihr wie zugeschnürt. Nur ihre Lippen öffneten sich; der Sturz verhüllte den schwachen Versuch.

Er ging.

Nach einer Stunde verließ er das Gemach ihres Vaters; die Hausglocke schallte; von diesem Fenster aus hatte sie ihm nachgesehen, wie er von dannen schritt, um nie wiederzukehren.

Er hatte erklärt, daß er nach Bologna gehe, um weiter zu studiren, und erst zurückkommen werde, wenn Ursula sich vor ihm beugen müsse. Es war dem stolzen Patricier nicht schwer geworden, ihn ziehen zu lassen. Ursula kam nun in die Jahre, wo sie heirathen sollte, und der vertraute Verkehr mit dem unebenbürtigen Vetter konnte dem nur im Wege sein. Um ihn einigermaßen zu entschädigen für die Hülfe, die er ihm früher für seine Niederlassung als Rechtsverständiger in Nürnberg verheißen hatte, schickte ihm der alte Herr Briefe mit Empfehlungen, Geld und ein Pferd nach der Herberge, in welche er trotzig übergesiedelt war. Die Diener kamen mit allen Wohlthaten und der Nachricht zurück, der junge Mann sei in's Elend gegangen.

Ursula horchte damals täglich auf eine Botschaft von ihm; er hatte ja bei jedem Zwist zwischen ihnen den ersten Schritt zur Versöhnung gethan. Aber die Zeit verging — er ließ nichts von sich hören. Als ihr Vater starb, meinte sie, er müsse ein theilnehmendes Zeichen an sie gelangen lassen — es blieb aus.

Nun waren schon zwanzig Jahre seitdem hingeschlichen, die fremden Blumen im Treibhaus eingegangen, die leuchtenden Schmetterlinge in den Glaskästen, über die sie sich oft mit ihm entzweit gedeutet hatte, verblichen; Ursula war die herbe Jungfrau geworden. Sie trug auf dem Haupte den Sturz, im Kniestück ihres schwarzen Sammetrocks das eingestickte Wappen und konnte mit gutem Fug und Recht dereinst unter der schweren Steinplatte der Familiengruft ihre Ruhestatt suchen.

Wenn es nur keine Zeit gegeben hätte, wo die Knospen an der Blumenesche sich wie braune Perlenschnüre reihten, wo Veilchenduft die Luft erfüllte und der Schlag des Finken aus den Zweigen tönte! Heut hatte er wieder geschmettert: Wie ich nicht ein schöner Bräutigam?

„Friedel!" flüsterte sie schmerzlich.

Die kunstvoll mit Eisen beschlagne Thür öffnete sich; die Dienerschaft trat ein. Es war die Stunde, wo die herbe Hausherrin Abrechnung hielt und Befehle für den kommenden Tag gab. Die Hausmagd stellte zwei silberne Leuchter mit gelben Wachskerzen auf den Tisch. Der alte Knecht brachte einen Gruß vom Stadtschultheißen; dieser thäte der gestrengen Jungfrau kund, daß der Erzherzog Ferdinand binnen Kurzem gen Nürnberg auf Besuch kommen werde mit vielen Fürsten, Bischöfen und Dienern, und ließe fragen, ob sie sich mit Kleidern und Stürzen dazu schicken wolle.

Die runde Köchin lachte und sagte:

„In den Fleischbänken ging vorhin die Red, es sollten die Stürze abgeschafft werden."

Und die Leibmagd erzählte:

Digitized by Google

„Die Welt geht halt aus dem Leim. Der fremde Fürst bringt einen Hofnarren mit: der wird gar Rath genannt."

Da richtete sich die Gestrenge auf, daß das mit Juwelen besetzte Kreuz an der güldnen Halskette klirrte.

„Der Narr ist zum lustigen Rath geworden, und die Stürze sollen den Weg alles Fleisches gehen? Wie lautete doch das Wort, das mein Vater, Gott tröst' ihn! sprach, so er einen Urtheilsspruch fällte? ‚Dessen genössen sie billig!' So war's."

Die Mägde und der Knecht sahen sich verblüfft an. Hatte die Gestrenge in der Dunkelheit vielleicht geschlafen und sprach noch im Traume?

Die ganze Stadt summte wie ein Bienenvolk, das sich zum Schwärmen rüstet. Der Besuch des Erzherzogs hielt Alle in Athem: Die Plattner schmiedeten Krebse: die Panzermacher machten Panzer; die Schneider saßen auf ihren Tischen und schwitzten über geschäubten Röcklein; die Fahnenschmiede schlugen lange roth und weiß getheilte Tücher an die vergoldeten Stangen, und im Bauhof hielt Herr Baumgartner Musterung über die Pferde der Stadt. Die Rathsherren aber wußten nicht, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollten.

Am übelsten erging es dem Jmhof: denn bei aller Arbeit hatte er noch seinen schweren häuslichen Kummer. Was war der Zwist, der wegen der Haube in den andern Geschlechterhäusern tobte, gegen die Noth, die hinter dem gothischen Thürmchen brütete?

Denn eine Noth durfte er es wohl nennen, daß sein Kind, nachdem es tapfer den Verspruch mit dem Gecken, dem Haller, gelöst hatte, so ganz verändert sich zeigte. Die Elsbeth war sonst so sicher, gemächlich und mit sich zufrieden gewesen, wie es der Tochter aus einem der reichen Nürnberger Geschlechter zukam. Und nun? Es schnürte ihm das Herz zu, wenn er früh aus seinem Geheimstüblein heraus trat und sie stumm und starr durch das Haus schreiten sah, mit dem Schlüsselbund läutend, wie zu einer stillen Messe. Sie schaffte und hantirte den ganzen Tag; sie klagte nie, aber sie hing den Kopf, als sinne sie über etwas Unbegreifliches nach, und wenn er sie anredete, fuhr sie auf, wie aus schwerem Traum.

Kam er, müde gehetzt, vom Rathhaus und allen Vorberathungen zum Essen des Erzherzogs nach Haus und begehrte sein Haupt auf den Pfühl zu legen, dann klagte ihm sein Ehegemahl in die Ohren:

„Wenn i nur wüßt', was wir anfangen sollen! Die ganze Stadt kennt die verabredete Heirath, und in den Häusern der Geschlechter denkt deshalb kein Junggeselle an unsre Elsbeth, erst recht nit, da der Haller sie sitzen gelassen. Und Töchter sind kein Lagerobst. Wenn i nur wüßt'!"

Unter so bewandten Umständen war es dem Jmhof nicht zu verargen, daß er ein Wirrsal in den ihm übertragnen Geschäften stiftete. Er vergaß das Gewehr der Fingerhüter zum Festzuge aufzufordern. Die nahmen es übel, machten einen Aufruhr und stürmten auf das Rathhaus, begehrend, auch vor seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit unter den langen Spieß zu treten. Der Jmhof hatt sich, wie uralter Brauch ist, indem er die Schuld des Versehens auf seine Diener, die Stadtknechte, schob. Dann aber stürmte er nach Hause, und als sein Weib ihm thränenden Auges entgegenkam und wieder seufzte:

„Wenn i nur halt wüßt', wo wir einen andern Eidam herschaffen thäten," schrie er sie an:

„Mag die Elsbeth den Kriegsschreiber heirathen, damit dem Geklag nur ein End gemacht wird! Der nimmt sie gleich."

Da erlosch die blühende Farbe der Elsbeth. Sie wurde bleich. Den Wocken legte sie aus der Hand und ließ die Spindel nicht mehr tanzen, sondern schlich still in ihr Gemach. Dort saß sie im Winkel, und die fleißigen Hände ruhten müßig im Schooß. Sie dachte nach.

Ach, das Sinnen ist auch eine Arbeit wie das Spinnen, und sie war nicht gewöhnt darin. Bisher hatte sie alle ihre Gedanken zu den häuslichen Verrichtungen gesammelt. Gesponnen, gewebt, genäht, gekocht und gebacken mußte das lieben langen Tag werden, als sei das die Hauptsache im Leben. Und wozu hatte sie nun die Hände gerührt und Alles erlernt, was eine Hausfrau wissen mußte? Um dem Kriegsschreiber damit seine alten Tage zu versüßen, dem alten Krüpel, der so kuckebeinig in seinen Schnabelschuhen stand, die sich bis an die Kniee emporbogen?

Sie stutzte. War sie auch prängisch wie die Rotmundin?

Nein; die Schnabelschuhe störten sie nicht. Einen Andern konnte sie sich darin denken, und er wurde ihr nicht widerwärtig dadurch, aber der war stattlich gewachsen, trug einen braunen Schnauzbart über den vollen Lippen und schaute sie aus braunen, zornigen Augen an.

Da war es ihr, als ob ein Schleier zerrisse, der bis dahin ihre Seele umhüllte, wie der Sturz ihr Angesicht. Jetzt wußte sie es: es war ihr doch nicht das Wichtigste gewesen, die Hühnerpastete gut zu backen. Wenn sie auch ihre zwo Aeuglein seit auf Salbei und Peterla gerichtet und eifrig daran gedacht hatte, Jngwer, Pfeffer und Zimmetrinde abzuwiegen, den Wein zuzumessen und mit Saffran dem Gemengsel eine gäle Farbe zu geben — das Bild des schönen Junkers, für den sie dereinst eine solche Pastete backen sollte, hatte doch über allen Gewürzen geschwebt, süßer und lieblicher als Zimmetrinde und Näglein.

Und war es wirklich nur der Eltern Wille gewesen, dem sie hatte gehorsamen wollen? Warum konnte sie nicht daran denken, dem alten kriegsschreiber den Lederbissen zu bereiten als sein trauter Ehegemahl?

Und urplötzlich ging ihr ein Verständniß auf für Haller's Wort über das neue Recht des Herzens. Sie hielt das zwar für eine schwere Anfechtung, aber das Herz pochte dennoch für und für in seiner dunklen Kammer auf sein Recht.

Jn ihre Noth hinein klang das Geläut der Messe. Hilflos, trostbedürftig griff sie nach ihrem Gebetbüchlein und ging nach der Frauenkirche.

Sie lag in ihrem Betstuhl, das Gesicht in die Hände vergraben, und betete mit Jnbrunst, bis die Messe vorüber war. Da hörte sie plötzlich ein Trippeln und Rauschen um sich, und als sie aufschaute, sah sie, wie der alte Pater Christophorus, der sonst nur berufen war, die im Fasching wüst gewordenen Köpfe zu waschen und zu salben, die Kanzel bestieg und gar grimmig auf die Gänge zwischen den Kirchenstühlen herabschaute, durch welche eben die Geschlechterinnen, von der Rotmundin geführt, sich entfernten. Nur Elsbeth und einige andächtige Mütterlein blieben zurück und hörten es mit an, wie er zornig auf den Predigtstuhl paukte und donnerte:

„Die Zeichen mehren sich, daß der jüngste Tag vor der Thür ist," sagte er. „Der Versucher geht um mit einer neuen Falle, die er klüglich unter dem Namen der Angsburger Haube versteckt. Ganz eine Schand ist's, daß die Frauen dieses Nest, das aller Hoffart, Tücke und Eitelkeit voll ist, sich auf das Haupt setzen wollen. Denn es steigt nur deshalb hoch empor wie der St. Lorenzpfeifturm, daß das kleinste Weib dem größten Mann gleich erscheine, was doch gegen alle göttliche Ordnung ist. Mit Perlen und Gold ist es umstarrt gleich einem Heiligenschein, und wissen wir doch, wie selten die Heiligen unter den gedankenlosen Evastöchtern sind. Auch einen Schleier hat's, aber nicht um züchtig damit das Antlitz zu verhüllen, sondern um prängisch damit zu wedeln wie der Teufel mit seinem verstuchten Schweif. Hütet Euch! Satanas ist von Anbeginn nie so grimmig und zornig gewesen als itzo, wo das Ende der Welt bevorsteht."

Nun ging es freilich dem guten Pater wie den meisten Bußpredigern: Die, für welche die Rüge bestimmt war, hatten sich heim begeben. Aber Einer that seine Predigt doch gut — der Elsbeth Jmhofin. Sie richtete sich auf an dem Bewußtsein ihrer größren Tugendhaftigkeit. Sie hatte Recht gehabt — der Pater sagte es ja auch.

Hochgehoben Hauptes verließ sie die Kirche. „Wenn nur der Wilhalm die Predigt gehört hätte!" dachte sie und wagte einen Blick zu seinem Haus hinüber. Aber was sich ihr zeigte, ließ sie erstarrt still stehen mitten auf dem Herrenmarkt.

Dort auf der dicken Mauer der aufgerissnen Wand seines Hauses stand Wilhalm und schaute ganz erpicht hinüber nach dem Rotmundischen Haus, wo die Frau aus ihrem Chörlein sich bog. Elsbeth's Herz zog sich schier zusammen. Wie war er doch so ganz anders denn der Kriegsschreiber! Wie war er schön anzuschauen! Das leicht gebräunte Antlitz vom dunklen Haar umrahmt, die kräftige Gestalt anmuthig der holden Nachbarin zugeneigt, die nach Augsburgischer Manier im Haus nur ein seines Schleiertuch um das Haupt geschlungen trug und leichtfertig vor Aller Augen im langen seidnen Schlafrock sich zeigte! O, die gottlose Spinne, die nur darauf sann, wie man die Männer berücke und vom Tugendpfad ablenke!

Digitized by Google

Und — heilige Jungfrau! — was hielten Beide in den Händen? Eine fein gestochtne Schnur hatten sie über die Straße gezogen, und sie ließen dieselbe bald im Bogen herabsinken, bald zogen sie sie an und plauderten und lachten dann zusammen. War das auch eine der schönen neuen Sitten, daß sich Ehewerber mit ledigen Gefellen Briefchen über die Straße zogen? Zu was sonst konnte die Vorrichtung dienen?

Elsbeth schrak zusammen; ein Blick Wilhalm's war zu ihr hingestreift. Aber er sah sogleich wieder weg, preßte die Lippen zusammen und machte so recht ihr zum Aerger, in der Lücke wie in einer Nische stehend, seine neue spanische Reverenz vor der Rotmundin, und diese neigte sich gegen ihn, indem sie die Hände über der Brust kreuzte. Elsbeth hatte nicht geglaubt, als sie neulich so kalt seinen Gruß aufnahm, daß man sich also über eine spanische Reverenz erbittern könne.

Und nun mußte sie zwischen Beiden durchschreiten, unter dem lachenden Antlitz der Rotmundin hinweg, die ihr so krank zunickte wie je. „Wenn mich doch die Erde verschlänge!“ wünschte sie und trampfte die Finger um den Rosenkranz. Aber wie männiglich bekannt, verfährt die Erde also nur mit denen, welchen es eine schwere Trübsal ist, verschlungen zu werden. Elsbeth mußte den Schmerzensweg gehen, und als sie das leise silberne Lachen der Rotmundin sich nachklingen hörte, flüsterte sie:

„Mein' Sach' ist verloren.“

Mit brechenden Knieen wandelte sie fürbaß. Was half es ihr nun, daß der grimmige Pater Christophorus ihrer Meinung war? — Da stand sie am gothischen Thürmchen. Die Heiligen seien gepriesen! Die Mutter war nicht beihanden. Elsbeth gelangte unangesprochen in ihr Gemach.

Sie legte das Gebetbuch auf den Betstuhl in der Ecke, schnappte das mächtige Thürschloß ab und sank auf die Polsterbank, die rings um das Stübleln lief. Das Haupt an die Tapezerei, mit der die Wände behangen waren, gelehnt, blieb sie lange bewegungslos. Im Vergleich mit ihren starren Zügen schaute die Maria Magdalena, die in den Wandbehang gewebt war, ganz gerötet aus, trotz ihres thränenüberströmten, in den Staub gebeugten Antlitzes.

Endlich erhob sie sich, entnahm dem mit Metallbeschlägen verzierten Schrein, in welchem sie ihre Bücher verwahrte, ihr Stammbuch und ließ sich unter dem Fenster nieder, das, hoch oben angebracht, nur ein gedämpftes Licht in das Gemach fallen ließ. Rasch wandte sie die Blätter um, die mit bunt gemalten Wappen, Namen und Wahlsprüchen bedeckt waren, bis sie an das eine kam, das sie suchte.

„Mein Herz in mir theil ich mit dir;
Brech ich's an dir, tach's Gott an mir!
Vergeß ich dein, so vergeß' Gott mein —
Das soll unser beider Verbündniß sein.“

So stand zu lesen. Zwar fehlte die Namensunterschrift, aber wer anders, als der bestimmte Bräutigam hätte sich so in das Stammbuch der Geschlechterin einschreiben dürfen? Die Elsbeth starrte darauf hin. Das sollte nun nicht mehr gelten? Wie war das möglich? Weil sie nichts von „zärtlicher Leidenschaft“ wußte?

Schier verzagt fragte sie sich, ob ihr Abschen gegen den alten Kriegsschreiber nicht vielleicht auch ein Verlangen nach „zärtlicher Leidenschaft“ statt nach christlichem Ehebund sei. Da seien die Heiligen für!

Nein! die Elsbeth trug kein Verlangen nach Zärtlichkeit. Sie haßte nur noch: den Rotmund, der so blind war gegen sein treuloses Weib, die Rotmundin, die Wurzel alles Uebels, und den Haller! Wie sie den haßte, verabscheute und verachtete! Wenn ja noch ein Gefühl in ihr für ihn sprach, so wollte sie es ersticken und ertödten, mit glühender Zange es ausreißen und im feurigen Ofen verbrennen.

Und mit dem Stammbuchblatt wollte sie den Anfang machen. Aber da schaute die Geschrift mit den steilen Buchstaben sie so trotzig an, daß sie an Wilhalm's Augen denken mußte, und statt des Wortes war ein rosenrothes Herz gemalt, wie junge Leute thaten. Sie vollbrachte ihr Fürhaben nicht. Sie stellte das Stammbuch wieder an seinen Platz neben den Folioband des Teuerdank und sann weiter.

Stunden vergingen. Der Abend dämmerte. Von Zeit zu Zeit klopfte die Mutter an, aber es ward nicht aufgethan. Die bewegten Zeitläufte störten die regelmäßige Hausordnung, sodaß Herr Imhof nichts gewahrte von dem Verschwinden des Töchterleins.

Es war schon dunkel, als Elsbeth vor ihrer Thür stöhnen hörte: „Heiliger Lorenzo, bitt für mich! Du hast es auf dem Rost nicht heißer gehabt denn eine Mutter, deren Tochter an einem Gebreste des Herzens leidet.“

Da öffnete sie endlich die Thür und ging mit der Mutter nach dem Wohngemach hinüber. Eine feine Röthe lag unter ihren Augen; sonst war sie blaß.

Aber sie sprach mit fester Stimme:

„Meine lieben Eltern, wollet Euch nicht fürder um mich sorgen! Zwar vermag ich nicht, wie Ihr es heischet, den alten Kriegsschreiber zum Manne zu nehmen, noch trag' ich Verlangen nach einem andern Ehegefponsen. Auch will ich nicht dereinst, wenn Euch der allmächtige Gott abberufen hat, in ein Hinterstübleln ziehen, wie es mein Loos sein würde. Denn wenn mein Bruder mich auch sieh hat und fleißig grüßen läßt, so oft er aus Ulm schreibt, so wird er doch ein jung Weib heimbringen, und eine alternde Schwägerin ist solchem nie willkommen. Darum habe ich beschlossen und will es mir von Niemand wehren lassen, eine Klosterjungfrau zu werden.“

„Heiliges Kreuz! Donnerwetter!“ schrie Herr Imhof, „laßt mich aus mit Eurem vermaledeiten Gered! Könnt Ihr Weibsvolk je und je etwas Anderes schaffen als Euch uns quer in den Weg stellen, wenn's gerade um Dotes willen fürbaß gehen soll? Freit! Geht in ein Kloster! Schert Euch zum Gutgaudi! Meinethalb! Aber das sag ich Euch: Vorher sührt Ihr Euch beim Einzug Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit auf, wie es Patricierinnen von Nürnberg zukommt! Wenn wir vorüber ziehen, weht Ihr dem Erzherzog mit Euren Facinellein zu! Auf dem Geschlechtertanz zieht Ihr die goldstinckten Röcke an und springt mit, jede nach Alter und Leibesbeschaffenheit — oder Ihr sollt den Imhof kennen lernen!“

Er ging zu Bett, und diesmal hatte er Ruhe vor seinem flüsternden Ehegemahl. Das weinte still in das die aufgebauschte Kissen.

Die Elsbeth lag schlaflos in ihrer mächtigen Bettstatt. Sie schaute zu, wie der blasse Mond langsam über den Himmelsbogen hinzog, und zählte die Stunden, die von den Thürmen schallten, weithin vernehmbar in der schlafenden Stadt. Das Himmelslicht sank hinab; grauer Dämmerschein drang durch die runden Scheiben, und ein leises Zwitschern wurde vor dem Fenster vernehmbar. Elsbeth erhob sich und schob es auf. Die frische Morgenluft wehte sie an und kühlte ihre heißen Schläfen.

Und siehe! Da war das Schwalbenpärchen wieder angelangt von seiner weiten Reise und in das alte verkraute Nest eingezogen. Die hatten doch auch fremde Länder gesehen und kehrten gern wieder bei ihr ein. Wo sie sich ansiedeln, soll es eine Braut geben, sagt das Volk.

„Ach, ihr wißt die neuste Mär von Nürnberg nit: der Wilhalm ist der Elsbeth untreu geworden,“ flüsterte sie. „Und ich habe ihm mir doch so sehr gewünschen.“

Sie schlug die Hände vor die Augen und weinte, als ob es ihr das Herz abstoßen wollte. — — —

Herr Rotmund war indessen nicht so blind gewesen, wie Elsbeth vermuthete. Er hatte das Seil gar wohl gesehen, das vom Thürlein nach Haller's Haus lief, und er erboste. Hatte sein reizendes Weib mit dem Nachbar ein Liebesspiel angesponnen? Als er näher trat, ließ seine Ehehälfte die Schnur hinabfallen, und drunten stand die Gürtelmagd und wickelte sie auf. Frau Rotmundin aber würdigte ihn keiner Erklärung.

Er bezwang sich, trat an's Fenster und fragte Herrn Haller nach dem Zweck der hänfenen Verbindungsbrücke. Der aber sagte leichthin, es solle ein Schmuck auf neue Manier werden. Herr Rotmund griff unwillkürlich nach seinem Haupt, auf dem er schon den neuen Schmuck zu verspüren glaubte.

„Wollt Ihr die zerschundne Wand, die klaffende Lücke damit verbergen?“ fragte er grinsend vor Wuth.

„Ich schmücke mein Haus mit Teppichen, wie es im Lande Italia Brauch ist,“ erwiderte Haller, „und die Lücke soll ein Gemälde füllen.“

Er zog sich zurück.

Herr Rotmund eilte in sein Haus. Er lockte wie ein gärtlicher Tauber, aber sein Weib war verschwunden.

Jeder hilft sich in seinem Liebesleid, so gut er kann. Die altfränkische Elsbeth hatte das Kloster zu ihrer Trösteinsamkeit

Digitized by Google

erliest und darg derweilen hinter Schloß und Riegel ihren Schmerz. Herr Rotmund hinwieder gedachte seine Zuflucht zu Schuster und Schneider zu nehmen. Er sah an seiner stattlichen Gestalt herab; sie vermochte sich gar wohl mit Wilhalm's Länge zu messen, und wenn nur erst der scharlachne Rock mit den weißen Atlaspuffen ihn zierte, mußten seinem Weibe die Augen aufgehen. Stracks schritt er zur Ausführung seines Fürhabens und begab sich zuerst in die Werkstatt von Hans Sachs.

„Macht mir die Stiefel so hoch es angeht!“ sagte er zu dem sangeskundigen Meister, „das giebt ein mannhaftes Ansehen. Und daß mir die Quaststein lustig fliegen beim Reiten und beim Schreiten die Rädlein kräftig schnurren.“

Er richtete sich stolz auf.

Aber Hans Sachs lächelte unmerklich in seinen lockigen Bart hinein. Mit dem Scharfblick des Dichters erriehr er, was hinter der glatten Stirn des Rathsherrn für Gedanken sich bewegten: daß der hübsche Mann drinnen ausschauen wollte, damit sich sein ausstuzigeS Weibelein vor ihm fürchtete.

„Reich mir einmal den Schuh der Frau Rotmundin her!“ rief er einem Lehrling zu. „Nein, nicht den mit dem Rösslein darauf. Der ist für die Elsbeth Imhofin bestimmt. Frau Rotmund wählte nicht ein solch alltägliches Symbolum. Auch nicht den großen mit dem gestickten Rauwenzug; er gehört der Stadtschultheißin. — Das ist er. Was meint Ihr, Herr Rotmund, wird er Eurer Ehehieben gefallen?“

Er hielt ihm den Schuh hin. Er war der schmalste von allen und hatte die höchsten Hacken. Oben darauf war eine güldne Flamme gestickt; die sah so spitz und zierlich aus, daß sie Herrn Rotmund an das Zünglein seiner schönen Frau gemahnte.

Er wurde kleinmüthig und meinte:

„Wollet selbst mit meinem Ehegemahl Rücksprache nehmen! Ich wage kein Wort in einer so heiklen Sache zu sprechen. Ihr wißt, Meister, die Stürze! O! das ist ein Kreuz!“

Er drückte sich zur Thüre hinaus, und hinter ihm erhob sich ein Gelächter, in das selbst der kleinste Schusterjunge einstimmte, der die Pechpfannen hin- und herschlepte.

Dann nahm der Meister den Pfriemen wieder zur Hand und sang dazu:

„Wenn um die Haub' ein Krieg entbrennt,
Das Weibsvolk auf das Rathhaus rennt,
Schultheiß und Rath den Kopf sich hält,
Dann unter der Haub' das Beste fehlt.
Nehmt's schwankweis auf! Kein Schad' erwachs
Der Stadt daraus! Dies wünscht Hans Sachs.“

Die Gesellen sangen's nach, und die Leute blieben draußen stehen und suchten die neuen Reime aufzusangen und sangen sie weiter.

Auch die Rotmundin hörte das Liedlein, als sie mit ihrer vertrauten Magd vorüberschritt, und sie murmelte:

„Spottet nur! Wir wollen Euch schon zeigen, daß unter der Haub' das Beste nicht fehlt: ein Sinn klug wie die Schlange und ein Gesichtlein sanft wie die Taube.“

Sie schritt nach der Gasse, in der Veit Stoß wohnte. Der künstliche Bildschnitzer saß in seiner Werkstatt und genoß bei Meth und Nüssen die Feierstunde. Als er das Rauschen eines schweren seidenen Gewandes über die Steinfliesen vernahm, sprang er auf und knöpfte den mit Pelz und Quasten verbrämten Hausrock zu. Seine schwarzen Augen hafteten fragend an dem verhüllenden Sturz.

Frau Rotmundin lüftete den dichten Schleier und lächelte, als es in den dunklen Augensternen des Bildschnitzers bei ihrem Anblick feurig aufleuchtete.

„Was habt Ihr zu gebieten, hohe Frau?“ fragte er in gebrochnem Deutsch, das den Polen verrieth.

„Nur zu bitten hat die Frau Rotmundin den berühmten Meister,“ sagte sie süß und machte ein hübsches Neigerl. „Aber es muß Geheimniß bleiben zwischen Euch und mir.“

Meister Veit drückte seine Finger bethenernd auf die schwarzbärtigen Lippen.

„Ich will mit meinem Nachbar, Herrn Haller, ein Fesion in welscher Manier über die Straße machen, wenn der Ferdinandbus einzieht. In der Mitte soll der kaiserliche Adler schweben und einen Kranz halten. Aber wo soll ich den Vogel finden? Der Schreiner schnitt höchstens einen Storch, aber nicht den Herrn der gefiederten Heerschaaren. Das kann nur der Meister Stoß. Thätet Ihr wohl einer unberühmten kleinen Frau die Liebe?“

„Alles, was Ihr wollt, schönste Frau!“ sagte der Meister und klappte ritterlich mit den rothen Absätzen zusammen.

„Aber Herr Rotmund darf es nicht wissen, beileibe nit,“ sagte sie furchtsam. „Der will nichts Neues.“

„Ah!“ machte lächelnd Veit. „Strebt Ihr auch nach der neuen Haube? Wozu begehrt Ihr andern Schmuck als den natürlichen, den Euch Gott so herrlich verliehen hat?“ Er warf einen glühenden Blick auf die weiße Stirn, über die eine volle lichtbraune Locke sich schob.

Sie hielt seinen Augen lächelnd still. „Haare hat selbst die Bettelmagd,“ schmollte sie lieblich, „aber eine Haube kann nicht Jede haben.“

„Einen Bettelschmuck nennt Ihr dieses herrliche Gelock!“ brauste Veit Stoß auf. „Schmut meine Jungfrau Maria an im Rosenkranz von St. Lorenzo! Nur die eigenen langen Haarwellen umflechten sie.“

„Fern sei es von mir, mein schwaches Fleisch neben die erhabne Himmelskönigin zu stellen!“ wehrte die Rotmundin ab. „Aber die allerfeinste Jungfrau verschmäht doch auch nicht, zum Oestern den strahlenden Heiligenschein zu tragen. Und wie reich ist der mit Perlen und Edelgestein besetzt!“ stellte sie ihm, zutraulich in seine Augen blickend, vor. „Seid gut, Meister Veit, und laßt uns armen Frauen die kleine Freud'! Und ich bekomme meinen Adler — nit wahr? Und Ihr sagt's nimmer dem Rotmund, daß ich da gewesen bin — nit wahr? Das ist Geheimniß zwischen uns — gelt?“

Sie blinkte ihm so bedeutungsvoll zu, daß Meister Stoß einwilligend sich geneigt und sie wieder zur Thür geleitet hatte, ohne recht zu wissen, was er that. Und seine Blicke folgten ihr, wie sie zierlich über die Schnittsteine wandelte, ihren Schatz sorgfältig vor dem Staub und Schmutz der Straße hütend, bis sie hinter den hölzernen Laubengängen verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Verständniß der Ereignisse in Aegypten.

Von Adolf Ebeling.

III.

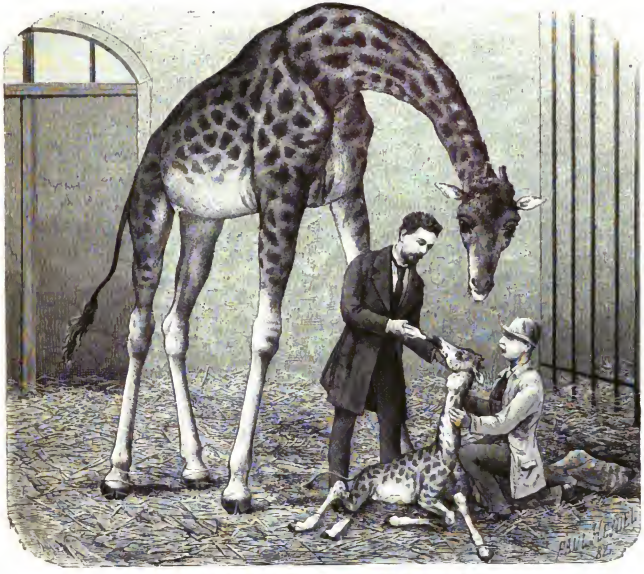
Die augenblickliche Volksbewegung im Pharaonenlande ist keineswegs ein Ergebniß der neuesten Zeit, sondern ihr Entstehen ist auf wenigstens vier, fünf Jahre früher zurückzuführen. Der Funke hat nur lange unter der Decke geglommen und im Stillen immer neue Nahrung gefunden, bis endlich auch dem angehäuften Brennstoff die helle Flamme hervorschlug; man kann mithin die bedrohlichen Anzeichen früherer Jahre mit dem unterirdischen Donner vergleichen, der dem Ausbruch des Vulcans vorhergeht.

Diese ersten directen Anzeichen traten bereits im Frühjahr 1877 hervor, wo auf einmal in Kairo das Gerücht ging, man habe unter den Studenten der Azhar-Moschee eine Verschwörung gegen die christliche Bevölkerung Aegyptens entdeckt. Die Azhar-Moschee ist die eigentliche Universität von Aegypten und zugleich die bedeutendste der ganzen islamitischen Welt. Nicht allein aus allen Gegenden Afrikas, sondern auch aus der Türkei, aus Syrien und Arabien, ja sogar aus dem fernen Indien und Mittelasien strömen dort die Studenten zu vielen Tausenden zusammen, um den Koran zu studiren und seine Auslegungen zu hören; denn darauf beschränkt sich das ganze Wissen der mohammedanischen Gelehrten. Durchschnittlich zählt die Universität zwischen 8000 bis 10,000 Studenten, die meist von den damit verbundenen Stipendien der Stiftungen leben und auch dort wohnen, natürlich nach orienta-

Digitized by Google

lischer Weise äußerst einfach, wo nicht ärmlich. Mit einer europäischen Universität ist deshalb die Azhar-Moschee nach keiner Richtung hin auch nur im Entferntesten zu vergleichen.

In jenen Jahren nun waren dort zwei neue Ulemas aufgetreten, die sich durch ihre fanatischen antichristlichen Vorträge besonders hervorthaten und alsbald einen außerordentlich großen Zuhörerkreis um sich versammelten. Beide Lehrer verweilten vorzugsweise gern bei der Erklärung derjenigen „Suren" (Capitel) des Korans, die, wie z. B. die siebenundvierzigste, vom Kriege gegen die Ungläubigen, speciell gegen die Christen handeln und wo es unter Anderem heißt: „Wenn ihr mit den Ungläubigen beiden Ulemas wurde aber doch als Kadi nach Tantah versetzt, wo er sich möglicher Weise jetzt an den dortigen Metzeleien betheiligt hat. Es wurde auch, auf Befehl des Khedive, eine Untersuchung eingeleitet, die aber nichts Erhebliches an den Tag brachte, nur daß man bei vielen Studenten Waffen fand, meist Dolche und Revolver, die einfach confiscirt wurden, und man glaubte damit die Sache abgethan. Dem war aber nicht so: denn es kam ein anderes Element hinzu, das schon eine ernstere Beachtung verdiente. Es wurden nämlich bald darauf in Kairo von Zeit zu Zeit kleine in arabischer Sprache verfaßte aufhetzende Flugblätter verbreitet, deren Inhalt augenscheinlich auf die unteren Classen berechnet war.



Fällerung des Giraffenkälbchens im Zoologischen Garten zu Dresden.
Originalzeichnung von Paul Heydel.

zusammentrefft, so schlagt ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt! Die so für die Religion Allahs kämpfen, wird Er in das Paradies leiten, das Er ihnen versprochen hat."* Als man in den Regierungskreisen mehr zufällig von diesen Vorträgen hörte, bekümmerte man sich nicht sonderlich darum; die Azhar-Moschee steht ohnehin nicht unter der Jurisdiction irgend eines Ministers, sondern erkennt nur den Großscherif von Mekka und in untergeordneten Fragen dessen Vertreter, den Mufti von Kairo, als ihr Oberhaupt an. Einer von den

Woher sie kamen und wo sie gedruckt wurden, wußte Niemand; man fand sie überall, in den Läden und Bazars, auf den steineren Bänken am Eingang der Häuser, auf den Geländern der öffentlichen Brunnen und in den Vorhöfen der Moschеen, wohin eine unsichtbare Hand sie über Nacht gelegt haben mußte, und immer vorzugsweise in den arabischen Stadttheilen. In diesen Blättern wurde eine sehr derbe und deutliche Sprache geredet; die unsinnige Verschwendung des Khedives wurde geradezu als die Ursache des nahe bevorstehenden gänzlichen Ruins Aegyptens dargestellt; der Mussetisch, der damals noch am Ruder war, wurde der Volksjustiz überwiesen, die Unfähigkeit der übrigen Minister und die Bestechlichkeit und Raubsucht der höheren Beamten, namentlich auch der Mudirs in den Provinzen stark gegeißelt, aber vor Allem das Institut der Generalcontroleure an den Pranger gestellt und die einzelnen Personen desselben rücksichtslos verspottet.

* In der dritten Sure heißt es: „Die wahre Religion vor Gott ist der Islam; wer sich zu einer anderen Religion als zum Islam bekennt, dessen nimmt sich Gott nicht an; denn er gehört zu den Verlorenen" — und in der siebenten Sure: „O ihr Gläubigen! nehmet weder Juden noch Christen zu Freunden! Wer dies thut, der ist Einer von ihnen." Diese wenigen Citate genügen wohl schon als Beweis der absoluten Unduldsamkeit des Islams.

Digitized by Google

Das ganze Unglück des Landes und die trostlose elende Lage des Volkes wurde dabei stets den Fremden, den Europäern, oder noch richtiger den Christen zur Last gelegt, und die Engländer und Franzosen erhielten in der bilderreichen arabischen Sprache Namen und Titel, die alle europäischen Kraftausdrücke weit hinter sich ließen. Die Polizei fahndete wohl auf die bösen Zeitel, die dann plötzlich verschwanden, nun nach einigen Wochen wieder auftauchten; ja man behauptete, daß manche Polizisten selbst solche Flugblätter in der Tasche trügen, um sie im Geheimen zu lesen, oder sich vorlesen zu lassen, wenn sie, wie es meistens der Fall war, nicht lesen konnten; denn Lesen und Schreiben ist in Aegypten schon der Provinzstadt höherer Bildung. Auch in die kleineren Städte des Deltas und sogar in die Dörfer bis hinauf nach Oberägypten drangen diese Flugblätter, und selbst in den letzteren fand sich immer ein „Gelehrter", der den Fellachen über die augenblickliche Lage und Stimmung die nöthige Aufklärung verschaffte. Also ein Stückchen vom russischen Nihilismus im Pyramidenlande!

Wie weit Arabi bei Abfassung und Verbreitung jener Flugblätter thätig war, ist nicht näher zu erweisen; natürlich nehmen jetzt seine Anhänger Alles für ihn in Anspruch, oder bringen doch Alles mit seiner Person in Verbindung, was geeignet sein kann, ihn als den Hauptführer der Volkspartei zu feiern. Gewiß ist nur, daß er eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder einer geheimen Verbindung von Officieren war, als deren Gründer Ali Pascha el Rubi, der jetzige Minister Arabi's, anzusehen ist und deren Entstehen wohl schon in das Jahr 1875 fällt, wo bei Gelegenheit des bereits erwähnten tollen abessinischen Feldzuges sich verschiedene Regimenter widersetzlich zeigten.

Trotzdem legte damals die Regierung jener Verbindung keine große Bedeutung bei, ja sie soll sogar von ihr gebuldet worden sein und bei dem Staatsstreich des Ex Khedives die Hand mit im Spiele gehabt haben. Auch Riaz Pascha, der Ministerpräsident Tewfik's, soll heimlich zu ihr gehalten haben, um dadurch den Intrigen Ismail's von Neapel und Hakim's von Constantinopel aus auf die Spur zu kommen. Das Intriguiren ist einmal das Grundelement des orientalischen Staatslebens, und es kommt nur darauf an, wer es am besten versteht, die Gegenpartei zu überlisten und zu stürzen. Arabi war nun seiner und listiger, und der kluge Riaz, der mit dem Feuer gespielt hatte, anstatt es energisch zu bekämpfen und zu ersticken, zog den Kürzeren und fiel.

Nun war die Partei mächtig genug, dem schwankenden und schlecht berathenen Khedive ihren Führer aufzudrängen, der als Arabi Pascha Kriegsminister und zugleich die Seele des Cabinets wurde. Doch dies ist dem Leser bereits bekannt, und ebenso die Biographie Arabi's, die fast in allen größeren deutschen Zeitungen gestanden hat, obwohl sehr gleichlautend als ein Artikel der „Polnischen Correspondenz". Nur zwei Punkte dieses Artikels bedürfen durchaus zum richtigen Verständniß der Lage einer Widerlegung. Zunächst heißt es darin, daß von einer sogenannten ägyptischen Nationalpartei so gut wie gar nicht die Rede sein kann. Eine solche existirt aber allerdings und darf unmöglich jetzt mehr weggeleugnet werden. Der Keim dazu ist sogar schon von Mohammed Ali, dem Begründer von Aegyptens neuer Zeit, gelegt worden, insofern wenigstens, als sich schon unter ihm ein instinctives Volksbewußtsein geltend machte, mit dem Wunsch und Drange, sich von der türkischen Botmäßigkeit zu befreien und selbstständig dazustehen. Freilich war er selbst der Hauptträger und -vertreter dieses Bewußtseins, das die Westmächte nur allzu deutlich begriffen — sonst würden sie seine weitgehenden Pläne nicht so energisch und zugleich so selbstsüchtig bekämpft haben.

Wer sich dafür interessirt, lese nur die Geschichte jener Tage nach: als Mohammed Ali durch seinen tapferen Sohn Ibrahim (den Vater des Ex-Khedives) die große Entscheidungsschlacht bei Nisibi in Syrien am 24. Juni 1839 so glänzend gewonnen hatte, hätte ihm der Weg nach Stambul und zum großherrlichen Thron offen gestanden, zumal wenige Tage darauf der Sultan Mahmud der Zweite starb — wenn sich, wie gesagt, die Politik der Westmächte nicht in's Mittel gelegt hätte, und von da an datirt in der europäischen Diplomatie die „Orientalische Frage". Das hat man noch heute am Nil nicht vergessen, und alle Bestrebungen Ismail's gingen darauf hinaus, die Pläne seines Großvaters, wenigstens soweit dieselben die Unabhängigkeit Aegyptens von der Pforte betrafen, zu verwirklichen.

Daß er dabei den denkbar verkehrtesten Weg einschlug und, statt seine Regentenpflichten mit Ernst aufzufassen und würdig zu erfüllen, gerade zu den schlechtesten und unsinnigsten Mitteln griff, daß er als gewissenloser Verschwender sein schönes Land ruinirte und zuletzt unter dem schimpflichen Titel „halb Narr, halb Despot", den ihm die Verständigen im Lande längst gegeben, abgesetzt wurde — das ändert wohl für seine Person die große Bedeutung der nationalen Idee, aber die Idee selbst jedenfalls nicht, und wenn Arabi Pascha, der sich jetzt zu ihrem Träger und Vertreter aufwirft, etwas Aehnliches proclamirt, so steht jedenfalls eine große Partei hinter ihm. Sollte auch er fallen, sei es durch eigene Schuld, durch die Westmächte oder durch Intriguen von Constantinopel aus, so beweist dies weiter nichts, als daß auch er nicht der geeignete Mann zur Durchführung der Idee war, und das arme, unglückliche und so tief beklagenswerthe ägyptische Volk muß sich von Neuem mit der Hoffnung trösten, daß endlich doch einmal die erlösende Stunde schlagen wird.

Der zweite irrige Punkt in jenem biographischen Artikel — auch die englischen und französischen Zeitungen legen so großen Nachdruck darauf — ist die Behauptung, daß die ungeheuren Anleihen, welche die ganze augenblickliche Verwirrung hervorgerufen haben, im Grunde doch dem Lande zu Gute gekommen seien, mit andern Worten: daß das Capital, für das die fast unerschwinglichen Zinsen aufgebracht werden müssen, doch von Aegypten verzehrt sei.

Diese Behauptung beruht auf einer vollständigen Unkenntniß der Verhältnisse im Nillande; daß man freilich in London und Paris dergleichen verbreitet, darf nicht Wunder nehmen; denn die Intervention der beiden Mächte erhält dadurch gewissermaßen einen größeren moralischen Halt. Aber im Uebrigen und an sich ist jene Behauptung durchaus unwahr. Dem Lande ist nur ein äußerst geringer Bruchtheil jener unermeßlichen Summen zu Gute gekommen, und der großen Masse der Bevölkerung, den Fellachen, die mehr als drei Viertel der gesammten Einwohnerzahl Aegyptens ausmachen und die doch gerade die Zinsen aufbringen müssen, gar nichts. Woher die kommt mit jedem Jahre höheren Steuern und Abgaben, die zuletzt nur noch auf dem Executionswege, das heißt durch die Bastonnade, aufgebracht werden konnten und in Folge welcher das eigentliche Volk jetzt gänzlich verarmt ist? Das verträgt sich doch wahrlich schlecht mit dem vermeintlichen Segen, der dem Lande durch die Anleihen zu Theil geworden sein soll. Alledings hat der Ex Khedive im Laufe seiner sechzehnjährigen Regierung manches Nützliche und Ersprießliche geschaffen, so namentlich in den größeren Städten und speciell in Kairo, wo er einen ganzen Stadttheil nach europäischem Muster hat anlegen lassen, mit langen, gaserleuchteten Boulevards à la Haußmann, mit prächtigen Anlagen und Lustgärten, um, wie er sagte, aus Kairo ein orientalisches Paris zu machen. Dieser Ausdruck ist sehr bezeichnend und zwar als Beweis dafür, daß auch bei diesen Unternehmungen immer seine persönliche Eitelkeit obenan stand.

In weit höherem Maße war dies aber der Fall bei Oper, Schauspiel, Ballet und Circus und bei so vielen ähnlichen Schöpfungen und Anstalten, von denen das Volk wahrlich keinen Nutzen gezogen hat. Und das ist noch Alles geringfügig im Vergleich zu Ismail's sinnlos verschwenderischem Hofhalt, zu seinen riesenhaften Palastbauten, für welche tausend und aber tausend Arme unausgesetzt um wenige Piaster Tagelohn gepreßt und dadurch dem Feldbau entzogen wurden.

Was hatte ferner das ägyptische Volk davon, daß sein Herrscher den Titel eines Khedives und für sein Haus die directe Erbfolge mit einer Million Pfund Sterling vom Sultan erkaufte, oder von ähnlichen „Gnadenbezeigungen" der Pforte, die stets mit Tonnen Goldes aufgewogen werden mußten, was ferner von den durch ihre Märchenpracht sprüchwörtlich gewordenen alljährlichen Ballfesten, was von dem aller Beschreibung spottenden Möbelprunk der zehn, zwanzig Paläste, oder von den vergoldeten Galawagen, den eingelichten Rassepferden und von so vielen anderen Dingen, für die das in Europa geliehene Geld in ungezählten Millionen wieder nach Europa zurückging? Was hatte das ägyptische Volk vollends von der Haremswirthschaft des „Landesvaters" und seiner Familie, zu der vielleicht gar mancher Fellah aus Oberägypten seinen Sohn als Eunuchen oder seine Tochter als Sclavin geliefert hatte? Und so könnten wir mit ähnlichen Fragen nach eine Seite füllen und würden doch immer und ewig nur eine und dieselbe Antwort darauf zu hören bekommen: Nichts, gar nichts! Arabi Pascha hat mithin von seinem Standpunkte aus so unrecht nicht,

Digitized by Google

wenn er sagt: „Die Gläubiger Aegyptens sind bei Licht besehen nur die Gläubiger des Ex-Khedive; sie mögen sich also an ihn halten und sich von ihm bezahlen lassen."

Ist es nach dem Obigen also zu verwundern, wenn die Aegypter in den fremden Gläubigern und überhaupt in den Europäern die Quälgeister ihres Landes sehen, die von allen Einkünften und Erträgen für sich zuerst den Rahm abschöpfen und ihnen den saueren Bodensatz zurücklassen? Und welche Rolle haben dabei von jeher diese „Fremgis" in Aegypten gespielt, und ganz besonders die Franzosen und Engländer? Sie kamen nur, um Geld zu machen, und je mehr Geld, desto besser, wobei sie in der Wahl ihrer Mittel niemals ängstlich waren. „Wer nach Aegypten kommt, um dort sein Glück zu machen, muß ein weites Gewissen haben," sagt ein geflügeltes Wort, das nur zu wahr ist. Jeder brachte deshalb solches Gewissen oder gar keines mit.

In den ersten Regierungsjahren Ismail's war der Zuzug der Franzosen, der schon unter Said Paschа bedeutend gewesen, enorm; denn Tausende wollten in einem Lande ihr Glück machen, dessen neuer Herrscher, noch mehr als sein Vorgänger, dem französischen Wesen so zugethan war und sich für seinen Hof die Tuilerien als Muster nahm. Bald wimmelte es in Alexandria und Kairo von französischen Abenteurern und Glücksrittern, von Schwindlern und Projectenmachern, und die Jagd nach dem Mammon begann.

Außer Frankreich waren es hauptsächlich Italien und Griechenland, die ihre Söhne, und nicht eben die besten und edelsten, über das Mittelmeer in das Goldland der Pyramiden sandten, Alle, Alle nur von dem einen Gedanken beseelt, reich zu werden und so sehr und so schnell wie möglich. Man könnte Bände füllen mit all den Geschichten, die sämmtlich keinen anderen Zweck hatten, als den Khedive und sein Land auszubeuten, Geschichten, die in Europa vielfach die betreffenden Personen mit der Polizei und den Gerichten in argen Conflict gebracht haben würden, aber an den Ufern des Nils nahm man es nicht so genau, und überdies hatten die Europäer dort eine besondere Gerichtsbarkeit, die sehr illusorisch war. Daß es unter der Menge der Fremden manche lobenswerthe und ehrenhafte Ausnahmen gab, ist selbstverständlich, aber es waren doch immer nur Ausnahmen, und die weitaus größere Mehrzahl bestand aus zweideutigen und oft sogar aus sehr verrüchten Elementen. Die praktischen Engländer gingen von Anfang an umsichtiger und ernster zu Werke; sie gründeten Banken und Agenturen und hatten bald einen bedeutenden Theil des Export- und Importhandels in Händen, auch entwickelten sie ihre eigentliche Thätigkeit erst nach der Eröffnung des Suezcanals, der von da an ihr Hauptaugenmerk blieb und heute der eigentliche und wahre Grund ihres Einschreitens ist, ob sie auch noch so viel anderweitige philanthropische Motive vorschützen. Die Welt kennt die englische Philanthropie in fremden Ländern zur Genüge. Von der deutschen Colonie ist am wenigsten zu sagen; sie war von jeher die kleinste, kam aber nach 1870 zu großem Ansehen; denn der Name Bismarck hat auch am Nil einen gewaltigen Klang. In der europäischen Skandalchronik Aegyptens sind die Deutschen so gut wie gar nicht verteten — das müssen wir durchaus, weil es die Wahrheit ist, hinzufügen.

Aber die Aegypter werfen jetzt, wo ihnen von Europa so hart mitgespielt wird, Alles ohne weiteren Unterschied in einen Topf und nennen heute jeden Europäer einen Ungläubigen, einen Christenhund (kelb nasrani), dessen Vertilgung eine Allah wohlgefällige Sache ist. Viel Böses, Arges und Ungerechtes muß geschehen sein, bevor das sanftmüthige, schüchterne Volk, dem es indeß keineswegs an Intelligenz fehlt, wie man so oft von Unkundigen versichern hört, so gereizt und von Haß und Rache erfüllt werden konnte.

Der tyrannische Steuerdruck, der ihnen das Letzte nahm und sie an den Bettelstab brachte, ist die Hauptursache ihrer Gereiztheit; dieser hat wieder seinen Grund in den Anleihen, und die Europäer sind die Gläubiger dieser Anleihen: das ist die heutige Logik des ägyptischen Volkes, die von den Verständigeren und Besonneneren allerdings nicht in ihrem vollen Umfange getheilt wird, die aber die wilden, entfesselten Massen zu Plünderung, Brandstiftungen und grauenhaften Mordthaten treibt. Ein furchtbares Element kommt hinzu, das stets in den Kriegen des Orients eine Schreckensrolle gespielt hat: der Fanatismus, die eigentliche Seele des Islams, der, was man auch sagen mag, noch immer seine Bekenner in den Tagen großer Bedrängnis zusammengehalten hat. Ueberdies war das Christenthum, wie es in Aegypten auftrat, wahrlich nicht geeignet, die Mohammedaner mit großer Achtung vor demselben zu erfüllen, und doch war es die abendländische, also die christliche Civilisation, mit welcher der Khedive sein Land beglücken wollte. Die Aegypter, und speciell die Bewohner der großen Städte, mußten einen ganz eigenthümlichen Begriff von jener Civilisation bekommen, wenn sie dem Treiben der Christen zuschauten.

Hier war es ein schwerer Diebstahl mit Einbruch oder gar eine Mordthat, dort eine Messeraffaire von Trunkenbolden oder auch ein skandalöser Bankerott und ähnliche Vorkommnisse in Menge, welche das Tagesgespräch der Alexandriner und Kairiner bildeten, und immer kamen von zehn Fällen neun auf Rechnung der Europäer, also der Christen, und unter ihnen standen die Griechen, Malteser, Kandioten in erster Reihe.

Es waren allerdings Ereignisse, die sich aus dem Zusammenströmen aller unreinen Elemente des südlichen Europas im Nillande erklären und mit denen das Christenthum nichts gemein hatte, aber so weit dachte natürlich das Volk nicht. Und wenn die strenggläubigen Ulemas und Sofis's, denen alles christliche Wesen von jeher ein Gegenstand des Abscheus und der Verwünschung gewesen, jetzt den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigen, so ist es kein Wunder, daß ihre fanatischen Reden einen günstigen Boden finden und sofort praktisch verwirklicht werden. Die neuen Massenermordungen der Christen in Tantah und Benha nach den Gräuelscenen von Alexandrien bewiesen dies nur allzu deutlich, und es mehren sich bereits die Anzeichen, daß sich die furchtbare Bewegung auch über die Grenzen Aegyptens hinaus und zwar nach Osten hin verbreiten wird; wenigstens lauten die neuesten Berichte aus Mekka, dem Centrum des mohammedanischen Fanatismus, und aus Damaskus, wo im Jahre 1860 die Drusen das entsetzliche Christengemetzel verübten, im höchsten Grade beunruhigend. Vielleicht ist gar die große Feuersbrunst in Smyrna, vom 16. bis 18. Juli, die über 1000 Häuser, darunter fast das ganze Judenviertel, in Asche legte, damit in Verbindung zu bringen.

Wir brechen hier ab; denn unsere Mittheilungen über Aegypten bezwecken nur, die Gegenwart aus der Vergangenheit, so weit dies in allgemeinen Umrissen und unter Hinweis auf einige der hervorragendsten Ursachen möglich war, zu erklären. Ueber die Zukunft des Nillandes, wenn auch nur über die nächste, sich schon jetzt ein Urtheil zu bilden, hieße den Ereignissen vorgreifen, die gerade dort so verwickelter und zugleich so eigenartiger Natur sind, daß man sie wohl unberechendar nennen darf.

Aus der fränkischen Schweiz.

Von **B. Ztorschütz.** Mit Abbildungen von **R. Püttner.**

(Schluß.)

Das Schotterthal, in welchem wir zuletzt die Riesenburg aufgesucht haben, führt bis zur Einmündung des Aufses in die Wiesent bei dem lauschig liegenden Wirthshause Doos, mit schönem Wasserfall; von da ab nimmt das Wiesenthal einen immer düstereren und wilderen Charakter an. Auf seinen linken Abhängen meist schroff-felsig und kahl, auf den rechten theils mit Laub-, theils mit Nadelholz bewachsen, wird es immer enger und geschlossener; ja zeitweitig scheinen gewaltige Felsvorsprünge das Thal ganz zu verschließen. Es wird von hier ab das Rabeneder Thal genannt und leitet uns in einer kleinen Stunde zwischen wüsten, dunklen Trümmermassen hindurch zu der auf hochromantischen, vielfach zerspaltenen Felszinnen liegenden **Burg Rabeneck**, welche wie kaum eine andere dem Berge selbst entsprossen und mit seinem Gesteine verwachsen erscheint. Der Blick auf die ebenfalls aus den

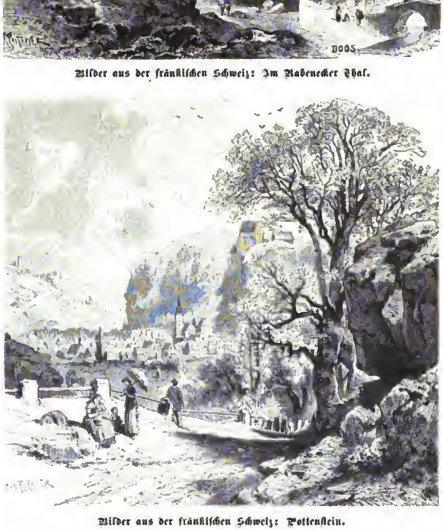
Digitized by Google

grauesten Zeiten stammende Burg ist am schönsten von der Brücke, welche bei Dorf Rabeneck über die Wiesent hinüberführt; sie wurde im Bauernkrieg zerstört und ist nur theilweise wieder wohnlich hergestellt worden.

Von Rabeneck aufwärts gelangen wir zu dem mit Thürmen und Mauerresten umgebenen Städtchen Waischenfeld; es liegt bereits hoch und in rauher Gegend. Lange noch haben uns die ragenden Firsten und Trümmer von Rabeneck begleitet, und viele Touristen sagen ihnen hier mitsammt der fränkischen Schweiz Lebewohl, um nach Bayreuth zu fahren, obgleich die Umgegend dort noch manchen interessanten Punkt bietet. Viele Grabhügel mit höchst bemerkenswerthen Funden sind in den letzten Jahren dort aufgedeckt worden. Wir kehren daher nach Gößweinstein zurück; denn wir haben noch mehr und noch manches Schöne in Augenschein zu nehmen.

Unser nächster Besuch gilt dem Städtchen Pottenstein, einem freundlichen Orte von 1000 Einwohnern in so eigenthümlich romantischer Anlage, wie eine solche eben nur durch den absonderlichen Gebirgscharakter der fränkischen Schweiz geschaffen werden konnte. Von der Höhe einer Capelle herab erblicken wir, nachdem auf der vielleicht anderthalbstündigen Wanderung uns lange noch herrliche Rückblicke auf Gößweinstein und seine Felsen entzückt haben, plötzlich zu unseren Füßen einen herrlichen Thalkessel, umschlossen von den tausendfachzerklüfteten Steinwänden undewachsener Berghöhen. Steil und ganz isolirt ragt zwischen diesen eine schroffe, vielgestaltige Klippe in die Höhe mit den Resten der Burg Pottenstein auf dem stolzen Scheitel, die, in neuester Zeit restaurirt, trutzig niederblickt auf das Städtchen mit seinen alten, aber reinlichen Gebäuden, welche in dichtgedrängten Reihen das Thal füllen, durchströmt von der forellenreichen, der Wiesent zurauschenden Pättlach und vom saftigen Grün der Bäume und Gärtchen umgeben. Es ist ein in seiner Weise wohl unvergleichliches Bild, in welchem Romantik und Idylle sich zu einem zwar engumrahmten, aber höchst wohlthuenden Ganzen vereinigen. 367 Stufen führen von der Stadt hinauf zu dem alten Schlosse, das einst im Besitze der Babenburger gewesen und ursprünglich Albuinstein hieß, bis es um's Jahr 1100 nach einem Pfalzgrafen Botho Pottenstein, jetzt Pottenstein, genannt wurde. Die grauen Mauern haben mehr erfahren, als manche Burg in der Nähe; sie sind in den verschiedenen Kriegsläuften, die das Land über sich ergehen lassen mußte, wohl vier- bis fünfmal „ausgeflammt" worden. Unter den mannigfachen Höhlen der Umgebung dürften die Teufelslöcher im Schotterthale, einem Seitentheile des Pättlachthales, am bekanntesten sein, von welchen das große Teufelsloch bei einer Höhe von 18 Metern eine Länge von 105 Metern erreicht und durch den prächtigen grünen Widerschein berühmt ist, den sein hohes, unter einem Felsvorsprunge geöffnetes Portal hervorruft, wenn die Nachmittagsonne auf den Matten und Wiesengründen liegt. Ebenso in größerer Nähe des Städtchens das Hasselloch, welches sich als Wohnstätte von Höhlenmenschen erwiesen hat. Ein großes Renommee in letzterer Hinsicht hat für den Alterthumsforscher der Fockenstein, ein nordwestlich von Pottenstein auf einem Bergrücken gelegener und bei einer Länge von zwanzig Meter theilweise über fünf Meter vorspringender Fels, welcher den inzwischen an verschiedenen anderen Stellen wiederholten Beweis liefert, daß in der Urzeit nicht blos ausgebildete Höhlen, sondern auch schon einfache schutzdachartig vorragende

Bilder aus der fränkischen Schweiz: Im Rabenecker Thal.



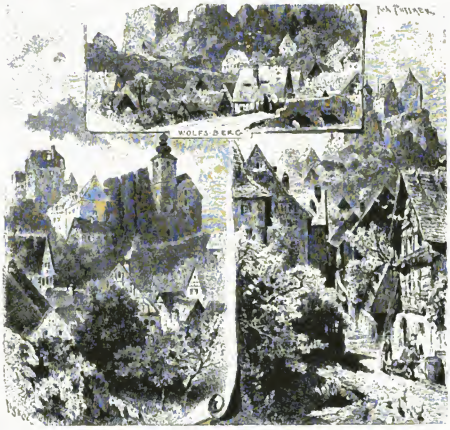
Bilder aus der fränkischen Schweiz: Pottenstein.

Digitized by Google

Felsbänke Veranlassung zu menschlichen Niederlassungen gegeben haben. Die unter dem Fockenstein durch Herrn Rösch vorgenommenen Ausgrabungen haben durch die große Reichhaltigkeit ihrer Funde dem Platze ein dauerndes Andenken erworben.

Die Fundgegenstände bestehen aus Scherben zerbrochener Thongeschirre, Steinhämmern, Splittern und Bruchstücken von Feuerstein oder ähnlichem Materiale sowie aus knöchernen Werkzeugen und Waffen oder Geweihstücken, abgesehen von den großen Massen von Asche, Kohle und zerschlagenen Thierknochen, als Ueberbleibsel von Mahlzeiten. Alle diese einfachen Werke der menschlichen Hand tragen den Typus der ältesten Zeit zur Schau, besonders die Gefäße, welche aus Thon mit Quarzsand oder Dolomitbröckchen vermengt aus freier Hand geformt und im offenen Feuer äußerst ungenügend gebrannt sind. Doch sind auch Scherben aus feinem Thon mit Glättung und mit Graphitüberzug nicht selten. Sehr häufig weisen sie Verzierungen auf, die in der Mehrzahl der Fälle mittelst der Fingerspitzen und der Nägel hervorgebracht sind. Die Steinbeile und -keile sind vorwiegend roh zugeschlagen, seltener geschliffen, Messer, Pfeilspitzen ꝛc. aus Feuerstein oft mit großer Kunst zurecht geklopft. Am meisten imponiren die Werkzeuge aus Hirschhorn oder Knochen, welche in solcher Menge und Mannigfaltigkeit selbst nicht in den ergiebigsten, ihnen nahe verwandten Pfahlbaufunden erreicht werden, diese vielmehr oft noch durch ihre fast künstlerische Ausführung übertreffen. Pfeilspitzen, Harpunen und Angelhaken der verschiedensten Form deuten auf Jagd und Fischerei als Hauptnahrungsquelle unserer Höhlenbewohner; Messer zum Zerschneiden des Leders, spitze Knochenpfriemen, grobe Nadeln aus Hirschhorn mit Oehr oder Einschnitt zum Umbinden des Fadens, sowie zahlreiche Schabinstrumente aus Stein oder Knochen lassen erkennen, daß eine künstliche Bearbeitung der Felle zu Bekleidungszwecken stattgefunden; die überall vorkommenden Spinnwirtel aus gebranntem Thon, oft mit recht gefälligen Verzierungen, häkelnadelartige Instrumente, Webegewichte und andere Gegenstände lehren uns, daß Spinnen und Weben fleißig geübt wurde, während Schmuck-Gegenstände, als Knochen- und Thonperlen und durchbohrte Thierzähne, schon auf das Bedürfniß eines gewissen leiblichen Schmuckes hinweisen.

Bilder aus der fränkischen Schweiz: Rabenstein.



Bilder aus der fränkischen Schweiz: Wolfsberg, Egloffstein und Hipolitstein.

Oft genug freilich finden sich in den tiefsten Schichten der Feuerplätze oder in entlegenen Höhlen neben rohesten Steinwaffen nur die zerschlagenen Knochen des Auerochsen als primitivste, aber stahlharte Werkzeuge. Im Allgemeinen müssen wir annehmen, daß das Völkchen, welches hier sein Wesen getrieben, sich auf einer Culturstufe befunden oder richtiger eine solche sich errungen hat, wie sie heute noch von hochnordischen, uncivilisirten Völkern, z. B. den Tschuktschen nach den classischen Schilderungen Nordenskiöld's, eingenommen wird, und es muß gewiß auf jeden Denkenden einen eigenthümlichen und höchst anregenden Eindruck hervorrufen, an einer Stätte zu weilen, an welcher diese ersten ansässigen Menschen mit den ersten Anfängen einer Cultur ihr rauhes, kampfreiches Leben abgesponnen haben, während in kaum fünfzehn Minuten Entfernung sich das freundliche Städtchen vor seinen Augen ausbreitet mit allem Ringen und Streben des neunzehnten Jahrhunderts, und ihm selbst ein kurzer Gang nach dem Telegraphenbureau genügt, um mit der Geschwindigkeit des Blitzes seine Grüße in die vielleicht ferne Heimath zu senden.

Nachdem wir uns in Pottenstein an einem schmackhaften Gericht Forellen und ebensolchem Biere gelabt, wandern wir durch das hochromantische Püttlachthal nach dem Orte Tüchersfeld. Dieses Thal leistet an bizarrem Aufbau seiner Felsenmassen das Denkbarste und bietet dem Maler und dem Naturfreunde die reichsten, stets wechselnden Motive, die man von verschiedenen Ruhebänken aus mit aller Muße und nach verschiedensten Richtungen bewundern kann. An merkwürdigsten gruppiren sich die Felsen in Tüchersfeld selbst. Zumal zwei hohe Kegel sind bemerkenswerth, welche einst mit Burgen bestanden waren, und zwischen welche hinein die Lente ihre Häuser gesetzt haben, während andere gleichsam den Fessen hinaufriechen und sich mit Bäumen und Strauchwerk auf den Vorsprüngen des Gesteins höchst seltsam ausnehmen. Wer jemals das Dorf besucht hat, wird in dem einen unserer Bilder (vergl. S. 552) diese Tüchersfelder Partie sofort erkannt haben. Einen hübschen Hintergrund erhält der durch diese Gruppirung höchst eigenartige Ort durch das ein Stündchen entfernte, felsenumgebene Dorf Kohlstein mit Schloß und Kirche.

Bei dem oben erwähnten Dorfe Behringersmühle, zu welchem wir inzwischen zurückgekehrt sind, mündet der Aisbach in die Püttlach, kurz ehe sich letztere mit der Wiesent vereinigt. Folgen wir diesem Bache thalaufwärts, so gelangen wir nach einer für unser durch Tüchersfeld verwöhntes Auge etwas monoton erscheinenden Wanderung in das wild romantische Rabensteiner Thal, so genannt nach dem uralten, theils in Trümmern liegenden, theils restaurirten Schlosse Rabensstein (nicht mit Rabeneck bei Waischenfeld zu verwechseln), das auf 150 Fuß hohem, vielfach gebrochenem und in chaotischer Trümmermasse abstürzendem Felsriffe gelegen ist. Am bekanntesten ist Rabenstein, welches eine reiche Sammlung von Petrefacten der Jurasormation sowie fossilen Thierknochen besitzt, durch die in nächster Nähe befindliche und mit dem Schlosse durch gefällige Anlagen verbundene Sophienhöhle, die zweite bedeutendste Zoolithenhöhle der fränkischen Schweiz.

Dieselbe hat eine Länge von nicht weniger als 440 Metern, prachtvolle Stalaktiten, welche Decken und Wände in den verschiedensten Formen bekleiden und am günstigsten sich bei Beleuchtung mit Magnesiumdraht präsentiren, sowie einen außerordentlichen Reichthum an Knochenüberresten der ausgestorbenen Thiere. Ein großer Theil derselben ist bereits entfernt; der Rest wird sorgsam gehütet, und besondere Werthstücke werden unter Drahtverschluß gehalten. Die Höhle, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, um welche sich der Besitzer im Interesse des besuchenden Publicums bedeutende Verdienste erworben hat, wurde im Jahre 1833 entdeckt, nachdem eine vor ihr befindliche kleine, die Klausteinhöhle, welche früher mit ihr durch einen schmalen Felsspalt verbunden war und jetzt ihren Eingang bildet, bereits im vorigen Jahrhundert aufgefunden worden ist.

Südwärts von Gößweinstein befinden sich ebenfalls verschiedene interessante Punkte, welche freilich, weil etwas weiter entlegen, von der Mehrzahl der Touristen außer Acht gelassen werden, obgleich sie an pittoresker Schönheit sich vielen der bisher erwähnten Burgen und Felspartien würdig an die Seite stellen können. Es sind dies unter Anderem Schloß Egloffstein und Burg Wolfsberg, beide im Thale der Trubach gelegen, welche unsern von Ebermannstadt bei Pretzfeld ihre Wasser mit denen der Wiesent vereinigt. Schloß Egloffstein, Stammsitz der noch heute blühenden Grafen und Freiherren von Egloffstein, ist ein stattlicher und wohlerhaltener Bau in imponirender Lage; Wolfsberg hingegen, ein Stündchen weiter thalaufwärts, blickt mit öden Fensterhöhlen und längst gebrochenen, gras- und strauchbewachsenen Mauern in düsterem Ernste auf das gleichmunige Dörfchen zu seinen Füßen.

Auf dem Plateau aber, das sich zwischen dem Thale der Trubach und dem Muggendorfer Wiesenthale ausdehnt, in annähernd gleicher Entfernung von Gößweinstein wie von Wolfsberg, erhebt sich der höchste und umfassendste Aussichtspunkt der fränkischen Schweiz, der Wichsenstein, den jeder Reisende aufsuchen sollte und mit welchem wir unsere Wanderung beschließen wollen. Er ist ein steiler und schroffer Felskegel, der mitten aus dem Dorfe Wichsenstein aufsteigt und auf seinen kühn emporstrebenden Zinnen in früheren Jahren ebenfalls ein Schloß getragen haben soll, welchhalb ihn die Ortsbewohner noch heute den Schloßberg nennen. Er ist durch Treppenanlagen ohne große Schwierigkeit zu besteigen und giebt uns einen Ueberblick über die weite Gegend, welche wir bisher durchstreift haben, mit all ihren Eigenthümlichkeiten und ihrer Romantik. Ragende, seltsame Felsen mit gähnenden Schlunden daneben, in denen unter dunklen Föhren die Wasser rauschen, leuchtende Schlösser auf hoher Warte, graue Ruinen, in den grünen Thälern aber und auf den sonnigen Matten der Bergabhänge Dorf an Dorf und Ort an Ort im Kranze ihrer Obstgärten, überall frisches junges Leben und überall Reste der dunkelsten Vergangenheit — so liegt die ganze fränkische Schweiz vor unseren Augen, ein liebes unvergeßliches Bild, zu dem die sernen Berge des Steiger- und Thüringerwaldes, das Fichtelgebirge und die oberpfälzer Bergzüge den abschließenden, duftigblauen Rahmen bilden.*

Sinnig hat unser Künstler einen Strauß von Wald- und Wiesenblumen vor seinem Bilde vom Wichsenstein niedergelegt — auch wir nehmen einen Strauß mit von hinnen, indem wir jetzt unsere Schritte der Heimath zuwenden, einen Strauß der schönsten Eindrücke und tiefen Anregungen, wie ihn wohl kaum ein anderes Flechken deutscher Erde in gleicher Herrlichkeit und Fülle auf so engem Raume uns binden kann.

* Für Touristen, welche die fränkische Schweiz besuchen wollen, dürfte unter den neueren Reisehandbüchern Band 53 von „Grieben's Reisebibliothek" besonders zu empfehlen sein.

Schule und Werkbank.

Von Th. Gampe.

Eine tief eingreifende Reform in der Erziehung, besonders der männlichen Jugend, also eine Culturbewegung ersten Ranges, sendet seit einigen Jahren ihre erschütternden Fluthwellen auch über unser deutsches Vaterland; man will die Schule mit dem Leben, die Theorie mit der Praxis, das Wissen mit dem Können inniger verschmelzen als bisher, oder mit andern Worten: man will die Werkbank neben die Schulbank setzen; der Knabe soll die erworbene geistige Intelligenz unmittelbar praktisch bethätigen lernen, man will ihm nicht nur Güter des Wissens, man will ihm auch schwer wiegende materielle Güter mit auf den Lebensweg geben — die Intelligenz der Hand — er soll das Eine durch das Andere stützen, befestigen und erweitern lernen.

Diese Reform, so jung sie auch ist, hat ihre Geschichte, an die ich schon des Raumes wegen hier nicht heranireten kann; wer sie nachlesen will, findet in Nr. 4, Jahrgang 1880 der „Gartenlaube" einen gedrängten Abriß aus der berufenen Feder Karl Biedermann's. Hier sei nur wiederholt, daß der kräftigste Anstoß von Dänemark aus erfolgte, daß der gesammte skandinavische Norden mit Einschluß Finnlands unaufhaltsam von der praktischen Idee ergriffen worden ist und daß dort schon zahlreiche Handfertigkeitsschulen gegenwärtig in eifrigster Blüthe stehen. Die Seele der Bewegung in Dänemark, der rührigste Apostel, wird den Lesern kaum mehr ein Fremdling sein — es ist der dänische Rittmeister Clauson von Kaas.

In Deutschland hat die Reform in den meistbetheiligten, in den Lehrerkreisen, vielfach Opposition wachgerufen, und auch viele Handwerker sehen scheelen Blickes auf die vermeintlichen Rivalen in den Schulwerkstätten; nichtsdestoweniger greift sie doch um sich. In Bertin, in Görlitz, in Emden beschäftigen sich Vereine damit, und in letzterer Stadt konnte bereits vor zwei Jahren ein Cursus mit sechzig Theilnehmern in's Leben treten, der den Zweck hatte, Lehrkräfte für den Handfertigkeitsunterricht heranzubilden.* Den gleichen Zweck, wie in Emden, verfolgt der gegenwärtige Cursus in allen Cadettenanstalten zu Dresden. Die Initiative hierzu ergriffen sind gleichzeitig die beiden gemeinnützigen Vereine zu Dresden und Leipzig unter Leitung der Herren Stadtrath Bönisch,

* In Leipzig wie in Dresden bildeten sich Lehrer in der Handfertigkeit bei Handwerkern aus, und unter Leitung der Herren Dr. Götze und Director Hunaeus sind in beiden Städten Schulwerkstätten errichtet worden, die in voller Blüthe stehen.

Dr. Birch-Hirschfeld, Schuldirector Kunath, Werkzeugfabrikant Bermann, Dr. Göthe, Geh. Schulrath Kockel, Geh. Reg.-Rath Böttcher und Professor zur Strassen.

Beide Vereine übernahmen Garantien und hatten die Genugthuung, bei dem Ministerium des Innern auf Sympathien zu treffen, sodaß auch die sächsische Regierung ansehnliche Mittel bewilligte. Das Finanzministerium gab passende Räumlichkeiten dazu her; das Cultusministerium ertheilte den theilnehmenden Lehrern den nöthigen Urlaub; man berief den Meister von Emden, Herrn Clauson von Kaas, auch als Führer und Meister nach Dresden, und die ausgefundten Circulare erregten lebhaftes Interesse. Das fesselnde Bild des Malers Lämmer zeigt uns dreiundsechzig Theilnehmer in der flottesten Thätigkeit, und ich würde den Leser sofort ohne alle weiteren Umstände in die sang- und klanglose Werkstätte einführen, wenn nicht gerade in letzter Zeit harte Verurtheilungen des Handfertigkeitsunterrichts, und zwar von gewichtigen Seiten, laut geworden wären. Diesen muß ich zunächst entgegentreten.

Man fürchte jedoch keine pädagogischen Disputationen! Ich werde mich überhaupt hüten mit dem gelehrten Deutschland zu hadern; auch ist die reinpädagogische Seite durch die neueste Broschüre des Herrn Clauson von Kaas* erschöpfend behandelt worden; nur als praktischer Mann, als ein Mann, der selbst den Handwerkerschurz getragen, der seine Hand in mannigfachen Dingen üben mußte, bevor er die Feder ergriff, möchte ich einige Worte reden.

Zuerst möchte ich mich gegen die Opposition der Handwerker wenden, die sich besonders in Emden fühlbar gemacht hat. Die Handwerker haben meiner Ueberzeugung nach von diesen Bestrebungen nur Gutes zu hoffen und nichts zu fürchten. Was hat denn die Handwerk am meisten niedergedrückt? Die unselige Waarenunterminirung der Käufervolk. Wie wenige Menschen wissen ein gutes Stück Arbeit von einem schlechten zu unterscheiden! Und in wenzig unter hundert Fällen giebt der Preis den alleinigen Anschlag. So ist es gekommen, daß die Handwerker ihr Heil nur zu oft im Unterbieten finden und sich am geringeren Material und an der geringeren Arbeit schadlos zu halten suchen. Die Schulwerkstätten werden keine Concurrenten thr sonst schon nicht auf Rosen gebettelten Handwerker schaffen; dazu sind die Ziele zu eng gesteckt; der Hausfleiß wird Niemandem auch nur ein Butterbrod wegnehmen, er wird aber das Verständniß für ein gutes Stück Arbeit im Volke vermehren, und das wird beitragen, die Schundpreise und die Schundwaare in den Kehrichtwinkel des Arbeitsmarktes hineinzufegen, wohin sie gehören.

Ich gebe nicht sehr viel darauf, daß der neue Lehrling aus der Handfertigkeitsschule schon manche Kenntniß des betreffenden Handwerks mit zum Lehrmeister bringt, ich kann es aber nicht hoch genug anschlagen, daß er verschiedene Verrichtungen aus verschiedenen Handwerken erlernte und so seinen praktischen Gesichtskreis erweiterte, und daß er sie nach einem bestimmten System erlernte. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Die Systemlosigkeit in der Anweisung der Lehrlinge in den Werkstätten ist ein Unglück der Handwerkerjugend, und wenn hier ein Stück Pädagogik eingeimpft werden könnte, so würde es ein Segen für die Menschheit sein. Oft besteht die ganze Anweisungskunst des Meisters in der abgeleierten Phrase: „Der Lehrling muß mit den Augen stehlen.“ Wollte er das Kind beim rechten Namen nennen, so müßte er sagen: „Du mußt Dir selber helfen; ich verstehe es nicht, Jemandem etwas beizubringen.“ Zweifellos wird auch mit der Schuldisciplin an der Werkbank der Sinn für Ordnung wachsen, und man wird vielleicht später nicht so viele Werkstätten finden, in denen vor Abfällen, Geräthen und Gerümpel ohne Gefahr gar nicht vorwärts zu dringen ist.

Im Uebrigen richtet der Dilettantismus nirgends großen Schaden an, und erfahrungsgemäß nimmt Niemand mehr den Tischler und den Drechsler in Anspruch, als wer zu Hause selbst an der Hobelbank baut und leimt. Zu Skandinavien freilich hat sich der Unterricht viel mehr als bei uns auf die Selbstthätige zugespitzen, weil in den nordischen Ländern die Handwerker meilenweit entfernt wohnen. Bei unseren hochentwickelten Industrien, unserer Arbeitstheilung, aus der zu einst auch die Handwerke entstanden sind, wird der Dilettantismus an der Werkbank niemals concurrenzfähig werden, und zudem ist das auch gar nicht die Absicht der obersten Leiter. Dagegen wird der Schüler aus der Schulwerkstätte Achtung vor dem Arbeiter und seiner Arbeit mit in's Leben hineintragen; denn er wird erfahren, daß die Arbeit einen ganzen Mann fordert, und noch durch die dickste gelehrte Brille wird er alleyeit hindurch erkennen, daß eben die Arbeit einzig und allein die Grundsäule der Cultur bildet.

Mit den pädagogischen Einwänden will ich, wie ich Eingangs versprach, mindestens nicht in gelehrtem Stile rechten, nur das Eine wird man mir zugeben müssen: daß heute eine Menge productives Wissen in den Sand verrinnt oder unverwerthet verborgen bleibt, weil der Träger beffelben in seiner einseitigen, rein geistigen Erziehung in der praktischen Welt draußen nichts damit anzufangen weiß. Der Handfertigkeitsunterricht soll das bisherigen Schuldisciplinen nicht einschränken, nein, er soll das Erfreute nur besser verwerthen lernen. Man glaube ja nicht, daß es sich beim Hobeln und Feilen nur um einen guten Hobelstoß und einen guten Feilenstrich handelt! Nein, der Blick in das praktische Leben wird bei solcher Arbeit geschärft: wer sich im Kleinen bethesen lernt, wird sich auch im Großen leichter beholfen können; die Welt wird ihm praktisch verständlicher; die mannigfachen Arbeiten, die er geübt, werden ihm zum Schlüssel einer ganzen Kette der bedeutsamsten Culturfactoren werden.

Als nächstliegende Folgen dürfen wir die Bildung des Formensinns bezeichnen; sodann wird sich das Auge leichter in allen Größenverhältnissen zurecht finden, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn Derjenige, der einen Winkel mit dem Auge richtig einstellen lernt, nicht auch ein Geschäft gut einstellen und ein guter Artillerist werden sollte.

Die ermöglichte Selbsthülfe in kleinen häuslichen Dingen ist natürlich auch nicht zu verachten, wenngleich ich ihr keinen so hohen Werth beilege, wie Meister Clauson von Kaas. Wichtiger scheint mir der gemüthcitliche Werth der Arbeit. Wir ist kaum eine innerliche Uebung bekannt, die alle Muskeln so wohlthätig anbringe, wie die Trennsäge, mit der man nicht vor sich, sondern unter sich schneidet.

Die Gegner führen an, der Handfertigkeitsunterricht absorbire die Aufmerksamkeit zu sehr, und die anderen Disciplinen müßten darunter leiden; der Schüler brauche seine freie Zeit zur Erholung nöthiger; die Schule sei ferner berufen, des Lebens Ideale hoch zuhalten, und der Schüler sei vor dem zu frühzeitigen Gedanken an Arbeit und Erwerb zu schützen, damit der Ernst des Lebens nicht die Blüthe der Jugend knicke ꝛc.

Das sind gewiß Gründe, die uns Sympathien abzwingen, aber ich sehe nicht ein, warum die Ideale durch eine vierstündige Handarbeit, wie sie Clauson von Kaas per Woche verlangt, in der Schule sinken sollten; sie erhalten eher zuwachs; denn es kommt ganz auf den Lehrer an, die Arbeit selber, das Lebenselement der Gesellschaft, unter die Ideale zu rücken.

Im Sommer will Clauson von Kaas den Handfertigkeitsunterricht ganz einstellen, weil hier die Gartenarbeit seine pädagogischen Absichten völlig erfüllt, und die vier Stunden per Woche werden wohl in der übrigen Zeit mit einigem guten Willen unterzubringen sein. Die geistige und die körperliche Thätigkeit concurriren ja nur wenig mit einander. Warum laufen wir denn meilenweit spazieren, wenn wir den Kopf überangestrengt haben? Es ist das ein Beweis, daß der Körper selbst nach einem Ausgleiche verlangt. An den allzufrühen Ernst, der schädlich auf das Gemüth des Knaben wirken soll, kann ich auch nicht recht glauben; das Kind faßt Alles kindlich auf, selbst schweres Unglück der Eltern, und dann müßte auch der äußerst wohlthätige Unterricht der weiblichen Handarbeiten wieder aus der Schule verbannt werden; er steuert ja gleichfalls dem späteren Ernste zu, wenigstens bei den unteren Volksschichten. Wir finden nichts Besonderes darin, daß auch die junge Dame, die spätethin nur noch selten eine Nadel zur Hand nimmt, sich in weiblichen Handarbeiten unterrichten läßt, und wir wollen etwas Verwerfliches darin erblicken, daß der Knabe die populärsten Werkzeuge gebrauchen lernt? Gewiß, wie Jene, wenn sie nähen lernt, eine unsichtigere Gebieterin im Hause werden wird, so wird der an der Werkbank unterrichtete Knabe einmal ein umsichtigerer Hausherr werden, wenn er auch nicht mehr Säge und Hammer selbst führt.

Auf eine Gefahr, die meines Wissens von den Gegnern bisher unberührt geblieben, will ich selbst aufmerksam machen; sie liegt darin, daß der Hausfleiß leider nicht selten zu einer

* Emden 1882, in Dresden durch H. Burdach.

Digitized by Google

Leidenschaft ausartet. Es liegt eben eine unbeschreibliche Selbstbefriedigung in diesen selbstgefertigten Dingen, und zuweilen wird die Eitelkeit noch genährt durch übermäßige Anerkennung und Bewunderung seitens der Umgebung.

Auch die Handwerker werden zuweilen von dieser verhängnißvollen Leidenschaft ergriffen; sie vergessen über ihre Lieblingsarbeiten den Erwerb und die Brodarbeiten, und mir selbst sind Tischlermeister bekannt geworden, die an eingelegten Tischplatten zu Grunde gingen. Weit öfter verbeißt sich natürlich der Laie in seine Liebhabereien, und bei ihm ist das doppelt gefährlich, weil diese in der Regel gar nichts mit seinem sonstigen Beruf zu thun haben. Doch auch diese Gefahr kann mich nicht irre machen; wer wollte eine gute Sache verdammen, weil damit Mißbrauch getrieben werden kann? Auch giebt es Viele, denen das Schicksal in ihrem Beruf wenig Geld und reichlich freie Zeit zumeßt: bei ihnen wird diese Leidenschaft zum Segen werden; sie schmücken sich ihr Heim mit selbstgefertigten Arbeiten aus, machen sich's dadurch lieber und werther und pflegen so unbewußt die Tugend der Häuslichkeit.

Und nun den längst versprochenen Gang nach der neueingerichteten Dresdener Lehrwerkstätte!

Gleich beim Eintritt begegnen wir Meister Clauson von Kaas, dem Ausbauer des Fröbel'schen Erziehungssystems. Der Leser wird den liebenswürdigen und charaktervollen Kopf auf dem beigegebenen Bilde ebenso leicht herausfinden, wie man ihn sofort an Ort und Stelle als das Haupt der großen Werkstätte erkennt. Mit Unverdrossenheit beantwortet er die tausend technischen Fragen seiner dreiundsechszig Scholaren und mit freundlicher Ruhe waltet er seines Amtes bald als Lehrer, bald als Rathgeber, bald als Vermittler oder Schiedsrichter, um darauf sofort wieder an seinen Schreibtisch zurückzukehren; denn er führt genau Buch und Rechnung über Alles, was in der Werkstätte geschieht. Nebenher verfaßt er Repliken und Vertheidigungsschriften für seine Reform — nicht stark und streitbar, aber tief durchdacht und immer getragen von einer warmen und anheimelnden Humanität.

Wir wissen, wir haben keine Meister, sondern Anfänger vor uns, und darum können auch die Einzelarbeiten keinen Anspruch auf eingehende Beschreibung erheben; um so voller genießt das Auge den Gesammteindruck. Vor Allem ist es die großartige Betriebsamkeit, von welcher die ganze Schaar erfaßt worden ist, und dann sind es die eigenartigen Arbeitergruppen. Hier setzt ein Schuldirector seinen Hobel an und hobelt Alles gleich; dort sticht ein würdiger Cantor in derselben feierlichen Haltung, mit der er des Sonntags die Orgel spielt, einen Kartoffelkorb, und daneben setzt ein Candidat der Theologie die Drehbank mit einer so überlegenen Sicherheit in Bewegung, als hätte er im Leben nichts gethan, als Feilenhefte gedreht, und von dem „Schlossersgesellen", der nach dem Volkslied „gar langsam gefeilt hat" und der gar nicht so selten sein soll, ist hier keine Spur zu entdecken. Die frohmüthige Rührigkeit hat den Brüsseler Professor van Kalken, den die belgische Regierung nur zur Berichterstattung hierher sandte, so unwiderstehlich ergriffen, daß er selbst den Schurz vorband und die Hemdsärmel aufstreifte, um den ganzen Cursus mitzumachen,

Der Handfertigkeits-Cursus für Lehrer in Dr

Für die „Gartenlaube"

und ich habe ihn mit Hobel und Säge hantiren sehen, daß es eine Lust war.

Die Theilnehmer zahlen für den sechswöchentlichen Cursus insgesammt 40, beziehentlich 60 Mark für Wohnung, für Materialverbrauch und als Lehrgeld; natürlich deckt das die Kosten bei

Digitized by Google

weisem nicht, und wir deuteten schon früher an, wer für den Ausfall einsteht. Im Cadettenhause selbst sind große Schlafsäle eingerichtet worden mit je sechszehn bis achtzehn Betten, und die Frau Hausmeisterin sorgt für einfache, aber kräftige und dabei billige Mittagskost.

Die „dreiundsechszig Herren Lehrjungen", wie sie sich scherzweise selber nannten, sind sechs Werkmeistern (Abtheilungslehrern) unterstellt, und der Stundenplan ist so eingerichtet, daß Jeder einen vollen Arbeitstag zu acht Stunden auf jede der eingeführten Branchen verwenden kann. Somit ist der Theilnehmer während des Cursus sechs Tage lang Tischler, sechs Tage lang Bildschnitzer; gleich lange wird gebuchbindert; die Metallarbeiten und die Laubsäge nehmen dieselbe Zeit in Anspruch, während die Korbmacherei sich mit drei Lehrtagen begnügen muß. Die gefertigten Arbeiten werden Eigenthum ihrer Urheber, doch müssen dieselben dem Comité zu einer Ausstellung am Schlusse des Cursus überlassen werden.

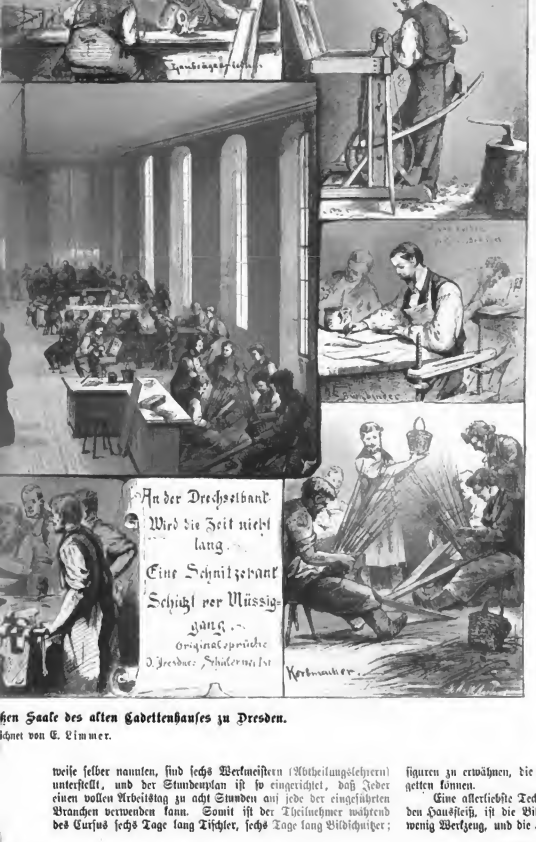
Jede Woche hält Clauson von Kaas vor den theilnehmenden Herren Vorträge über Handfertigkeit und Hausfleiß, um den Lehrern auch theoretisches Material für ihre Schulen mit zu übergeben; eine Conferenz der Lehrer unter sich findet auch statt, um gegenseitige Anschauungen und Erfahrungen auszutauschen, und die Sonntage sind gemeinsamen Ausflügen in die herrliche Dresdener Umgebung vorbehalten. In einem Nebenzimmer findet sich eine Fachbibliothek für Handfertigkeitsunterricht aufgestellt, über deren Umfang man erstaunen muß, wenn man an die Jugend der ganzen Bestrebung denkt. Ein warmer Freund des Unternehmens sandte ein gutes Pianino zur musikalischen Erquickung nach gethaner Arbeit.

Mir will die Kürze des Cursus ein wenig bedenklich erscheinen. Die Herren sollen ja das Erlernte weiter lehren, müssen also bis zu einem gewissen Grade der Sache Meister sein. Doch ist die Umsicht anzuerkennen, mit der man die elementaren Verrichtungen der betriebenen Handwerke auswählte. Es wird dadurch jedem Theilnehmer möglich werden, sich selbst weiter fortzuhelfen, und das geschieht ja auch bekanntlich in anderen Lehrfächern, indem man Andere belehrt; auch hofft Clauson von Kaas, daß die Herren bei den Handwerkern weitere Lehre suchen. Indessen, längere Curie bleiben auf jeden Fall wünschenswerth, und sie werden auch vom Meister selbst angestrebt.

Die Tischlerei beginnt mit der Trennsäge. Nachdem eine Latte abgetrennt, wird sie quadratisch gehobelt (auch auf dem Hirnholz). Dem „Scheitel" folgt die Herstellung eines runden Stabes, und dann beginnt man mit der schwereren, mit der Flächenhobelei. Ist das Hobeln geübt, dann werden Gebrauchsgegenstände gebaut, zuerst gewöhnlich ein Messerkästchen. Im Anfang nagelt man die Ecken; beim nächsten Kästchen werden sie schon verzinkt. Hierauf erweitert der Lernende seine Kenntniß der Holzverbindungen durch eine Fenster- und zum Schluß durch eine Stuhlbeinverzapfung, und damit hat man allerdings das ABC der Tischlerei hinter sich.

In der Buchbinderei wird mit einer einfachen Mappe begonnen, und das Endziel findet man in dem Einband eines Buches mit Lederrücken. Mannigfaltiger sind die Papparbeiten, die sich dem Buchbinden anschließen, und sind hier besonders die geometrischen Pappfiguren zu erwähnen, die als doppeltes Lehrmittel für die Jugend gelten können.

Eine allerliebste Technik, höchst unterhaltend und dankbar für den Hausfleiß, ist die Bildschnitzerei. Sie fordert verhältnißmäßig wenig Werkzeug, und die Handfertigkeit kann sich hier am weitesten



…en Saale des alten Cadettenhauses zu Dresden.

…chnet von C. Limmer.

ausbilden. Die Arbeiten haben Dauer, repräsentiren eine gewisse Solidität, verlangen Exactheit und Sorgfalt, und man kann bei ihrer Herstellung gleichzeitig den Sinn für Formenschönheit üben. Auch unter den Theilnehmern zeigt sich eine besondere Lust für diese Branche; ich sah Anfängerarbeiten, bei denen man mir auf Ehrenwort versichern mußte, daß sie von Anfängern herrührten.

Für die Laubsäge-Abtheilung habe ich mit dem besten Willen keine Sympathien in mir erwecken können. Das ewige Fitschen mit der Laubsäge ist kaum eine Technik zu nennen; die Ornamente bleiben immer flach, schablonenhaft und nichtssagend; zudem nimmt man den Holzflächen durch das gebräuchliche übermäßige Ausschneiden den Halt und die Erzeugnisse gleichen allzu sehr Conditoreiwaaren, während man berechtigt ist, bei dem sonst so soliden Rohmaterial auch stabile Arbeiten zu verlangen. In Verbindung mit der Bildschnitzerei mag bei Einlege-Arbeiten kaum die Laubsäge allerdings in ihrer Mission bedeutend gehoben werden, doch dazu werden sechs Wochen sich zu kurz erweisen.

Die Metallarbeiten sind noch nicht obligatorisch eingeführt. Jetzt beginnt man mit Drahtgegenständen, und das ist nur anzuerkennen. Der Draht im Haus ist das für den Hausvater, was der Flickwirn für die Hausfrau darstellt. Später will man physikalische Schlauchapparate fertigen.

Clausion von Kaas möchte gern noch weitere Branchen einführen, wenn nicht die leidige Kürze des Cursus zwingend dagegen spräche. Er hat manchmerlei Musterarbeiten aus dem Norden mitgebracht, die vielleicht Anstoß zu weiteren Hausindustrien geben könnten; so sah ich Koffer und Hutschachteln aus Stroh und Haselnußrinde geflochten, mit denen ein englischer Fothballclub glaube ich jahrelang seinen Sport treiben könnte — so dauerhaft sind sie gearbeitet.

Vielleicht giebt man bei künftigen Handfertigkeitscursen das Eine auf und setzt das Andere dafür ein. Als Sohn eines Landwirths könnte ich für Landschulen die Riemerei empfehlen. Wie oft reißt und platzt etwas an Schiff und Geschirr, und wie oft steht ein armer Tropf von Fuhrmann hülflos an der Landstraße! Ein Pfriemen und ein Riemen in der Schaftfelle und die nöthige Fertigkeit in der Hand kann mancher Verlegenheit vorbeugen. In die Metallbranche sollte man unbedingt das Härten von Messerklingen 2c. aufnehmen. Eine Schneide, die nicht stehen will, ist beinah' schlechter als gar keine Schneide, und mit wie wenig Handgriffen kann dem oft abgeholfen werden!

Nun, die Entwickelung des Handfertigkeitsunterrichts hat ja eben erst begonnen; als Freund der Sache berühre ich die Mängel absichtlich, um nicht in den Verdacht der Voreingenommenheit zu gerathen und um auch bei dem Gegner Vertrauen zu gewinnen. Nur die Discussion kann weitere Klarheit schaffen, und möchte ich daher wünschen, daß mit der ungirenden Resolution der Kasseler Lehrerversammlung wenigstens das Discutiren der Frage nicht in's Stocken gerathe und sich die Kluft zwischen Schulbank und Werkbank nicht noch mehr erweitere.

Die heutige Zeit fordert alle Intelligenz heraus, auch die Intelligenz der Hand, und wenn die Lehrerwelt auch dieser nachstrebt und sie auf die Jugend überträgt, so wird nach meiner innersten Ueberzeugung die Schule das erst im vollsten Sinne werden, was sie sein muß: eine Vorbereitung für's Leben.

Aus Bayreuth, der Stadt der Parsifal-Aufführungen.

Wenn man augenblicklich von Bayreuth erzählen will, kann man sich und dem Leser eine längere Einleitung ersparen. Es ist zur Zeit fast ein Kunststück, Nichts über Bayreuth zu wissen. In der Telegrammrubrik unserer politischen Zeitungen steht der Titel Bayreuth in gleichem Course mit den Namen der Weltstädte, mit London und Paris, mit Constantinopel und Alexandrien. Ein Fremder, der nur oberflächlich die Tagesblätter überfliegt, kann auf die Idee kommen, daß dieses Bayreuth in einem besonderen Zusammenhang mit der orientalischen Frage steht, namentlich da auch im Jahre 1876, während der serbisch-türkische Krieg im Gange war, mit den Berichten von der unteren Donau unausgesetzt Depeschen aus Bayreuth durch die Blätter liefen.

Mit dem orientalischen Kriegsschauplatz hat nun allerdings Bayreuth Nichts zu thun — aber einen halb kriegerischen Charakter kann man dem Platze immerhin beilegen. Bayreuth ist das Generalstabs- und Hauptquartier einer sehr kampfeslustigen Kunstpartei. Es wird dort Viel gestritten, wenn auch nur mit Worten und blos über ästhetische und musikalische Dinge — und der Aufenthalt in dieser Stadt hat Manches von der Natur des militärischen Lagerlebens, des Bivouakfeuers mit seinen Reizen und seinen kleinen Uebelständen.

Einer unserer besten Culturhistoriker, der Münchener F. W. Riehl, spricht einmal von einer „Kriegsgeschichte der Oper". Die Geschichte der Oper aber hat mit dem Auftreten Richard Wagner's eine ihrer kriegerischsten Epochen begonnen. Seine Hauptschlachten nennt Wagner „Festspiele", und der Schauplatz dieser Festspiele ist eben unser Bayreuth.

Wie gerade Bayreuth zu dieser Bestimmung gekommen ist — das umständlich und diplomatisch genau aus einander zu setzen, würde uns zu weit führen. Daß der Ort sich zu dem Zwecke gut eignet, giebt die Mehrzahl Derjenigen zu, welche daselbst im Jahre 1876 der Aufführung des ersten Festspiels „Ring der Nibelungen" beigewohnt haben. Und man darf sagen: er hat sich jetzt, wo der „Parsifal", den Wagner ein „Bühnenweihfestspiel" genannt hat, abermals der Einwohnerschaft Wochen um Wochen einen Zuwachs von mehreren Tausenden zum Theil ansprüchsvoller Gäste bringt, noch besser bewährt.

Wir Deutschen sind von Haus aus gar nicht gewöhnt, die Kunst blos in den großen Städten, wo Hunderttausende von Menschen zusammenwohnen, aufzusuchen. Die Geschichte unserer Kunst, unseres geistigen Lebens ist in mancher ihrer wichtigsten Partien eine halbe Dorfgeschichte, und einzelne unserer größeren Geister lebten und wirkten an kleinen Orten. Bayreuth selbst war der Wohnsitz eines Dichters, den Deutschland unter seine eigenthümlichsten und höchst angelegten Poeten zählt: Jean Paul verbrachte hier einen schönen Theil seines Lebens. Er zog sein Bayreuth dem Glanz der großen Städte vor; hier fand er Stoff für seinen Humor und sein Gemüth. Niemand und Nichts störte ihn hier in seiner Eigenart. Er blieb in Bayreuth und starb daselbst.

Im Gegensatze zu einem andern berühmten Musiker, Robert Schumann, welcher leidenschaftlich für den Dichter von Bayreuth schwärmte, sich Wagner's Beziehungen zu Jean Paul etwas dunkel. Eins aber theilt er mit dem großen, phantasiereichen Humoristen: das ist die Liebe der Bayernther. Ja, ich glaube nicht, daß Jean Paul die Gunst seiner Mitbürger in dem gleichen, allgemeinen Maße besessen hat, wie Richard Wagner: denn diesem fühlt sich Jedermann in Bayreuth zu Dank verpflichtet.

„Wenn wir vor zehn Jahren" — sagte ein einfacher Gewerbsmann — „hinaus in die Fremde kamen, da wußte Niemand etwas von Bayreuth. Sagten wir: Bayreuth liegt im Fichtelgebirge, fragten sie: Ja, wo ist denn das Fichtelgebirge? Heute aber ist Bayreuth ebenso bekannt wie Nürnberg. Ja" — so schloß unser schlichter Freund — „der Wagner ist ein tüchtiger Mann, und wenn auch nicht Alles nach seinem Kopfe gehen kann — er versteht sein Geschäft."

Die Beweise von dieser Popularität Wagner's traten uns in Bayreuth handgreiflich auf Schritt und Tritt entgegen. Man benennt Kellnerinnen und Kellner mit den Namen von Wagner's poetischen Figuren, ja, selbst die vierfüßige Creatur wird in diese unschuldige Spielerei mit hineingezogen. Wenn Wagner von den Toilettenartikeln und Gebrauchsgegenständen, denen sein eigener Name zur höheren Weihe und zur Recommandation vorgesetzt wird, wirklich ohne Ausnahme Gebrauch machen sollte, müßte sein Geschmack von einer unbegreiflich großen Vielseitigkeit sein. Und dieser sichtbare Cultus des Dichtercomponisten geht über den Bereich der Stadt noch weit hinaus. Bereits auf dem Bahnhofe zu Lichtenfels ist der Marktesaal mit einer Büste Wagner's, geschmackvoll in frisches Grün gestellt, geschmückt worden.

Daß die Bayreuther den geistigen Bestrebungen Wagner's mit wahrhaster Theilnahme folgen, kann man an verschiedenen Zeichen beobachten. Selbst seine Agitation gegen die Thierschonung hat dort praktisch gewirkt und die Gründung eines Vegetarianer-

Digitized by Google

vereins zur Folge gehabt, welcher während der diesjährigen Festspiele den Gesinnungsgenossen einen Sammelpunkt und orthodoxen Mittagstisch bietet. Das ist eine Erscheinung, welche für eine baierische Stadt etwas Ueberraschendes hat.

Wichtiger und unbedingt ehrenvoll für Bayreuth ist die Thatsache, daß Wagner dort für seine Bühnenreformen von vorneherein Verständniß fand und daß die Bürgerschaft schnell bereit war, für die Errichtung des Wagner-Theaters Opfer zu bringen, und sie auch wirklich brachte. Man schenkte einen Bauplatz, baute eine Straße, errichtete Alleen und Anlagen und zeigte sich in jeder Beziehung bereitwillig und entgegenkommend. Der Künstler traf in der kleinen Stadt auf viele große Herzen und sah sich bald von einer Reihe Männer umgeben, die seine Ideen zu den ihrigen machten und dieselben energisch durchführten.

Daß die sogenannte „Wagner Gemeinde" im letzten Jahrzehnte so ansehnlich gewachsen, daß ein so eigenartiges Unternehmen, wie die Bühnenfestspiele in Bayreuth, wirklich in's Leben treten konnte, ist zu einem nicht geringen Theil auf die Begeisterung und Thatkraft der treuen Freunde zurückzuführen, welche Wagner an Ort und Stelle fand.

Eine gewisse Disposition zur Kunst liegt allerdings in Bayreuth in der Luft; denn diese Stadt ist eine ehemalige Residenz. Hier thronten Hohenzollern, die nächsten Verwandten der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen, und hielten einen Hof, der in Pracht dem Vorbilde von Versailles nach der Mode der Zeit so gut nacheiferte, wie es eben ging. Die geliebte Schwester Friedrich's des Großen, Wilhelmine, war bekanntlich an einen markgräflichen Vetter von Bayreuth verheirathet und hat in ihrer geistreich anzuziehenden Weise das Leben an den Fürstenhöfen von Bayreuth und Ansbach sehr lebhaft geschildert. Damals bot Bayreuth alles, was zur standesgemäßen Repräsentation eines großen Fürstenhauses für nöthig galt. Auch eine italienische Oper war darunter. Das Haus, in welchem diese Oper sich hören ließ, war eines der größten und prächtigsten in ganz Deutschland. Es ist mit seiner innern Einrichtung noch vollständig erhalten, und eine Besichtigung desselben bietet Anlaß zu interessanten Betrachtungen und Vergleichen.

In der Stadt und ihrer Umgebung predigen noch viele andere steinerne Zeugen von der Herrlichkeit jener vergangenen Zeit. Daher stammt noch die große Anzahl imposanter Gebäude mit den schönsten Erkerbauten, daher die Schlösser und der prächtige Hofgarten. Geht man die Friedrichstraße hindurch, kann man das neunzehnte Jahrhundert vollständig vergessen. Auf beiden Seiten stehen sie, eins am andern, die alten Adelshäuser mit ihren Parkmauern und großen Einfahrtsthoren; die Simse, die Fensterläden — Alles ist noch unverfälscht geblieben, und zur Abendzeit ist's Einem, als müßten jeden Augenblick die schweren Flügelthüren knarren und die goldstrotzenden Carossen mit den Dienern in Puder und Perrücken und mit den federschweifgeschmückten Rossen in die Straße lenken, um eine hinter der andern ihre zarten Insassen zu den hohen Herrschaften zugend zu führen. In der Bayreuther Vorstadt St. Georg, da, wo jetzt das durch den Attentäter Kullmann in den Mund der Leute gebrachte Inschtsaus sicht, trifft man einen trockenen ebenen Platz, der den Namen „See" führt. Wie in anderen Residenzen hatte man in der Markgrafenzeit in der That auch in Bayreuth an jene Stelle alle verfügbaren Wasser zusammengeleitet und veranstaltete dort nächtliche Seeschlachten bei Fackellicht und andere nautische Vergnügungen. Eines der schönsten Denkmäler jener Zeit ist das ganz nahe bei Bayreuth gelegene Lustschloß Eremitage, einer der gewinnendsten Rococobauten, die noch existiren, hinter anderen an Zierlichkeit zurücktretend, aber mäßerstreflich in dem harmonischen Anschluß an die grüne Natur des großen, schönen, alten Parks, in welchem er steht.

Mit dem Beginn der Napoleonischen Kriege war die markgräfliche Zeit dahin. Es giebt nichts Traurigeres als solche alte, abgelegte Residenzstädte. Wenn sie für den Verlust nicht in der modernen Arbeit, durch große Industrien einen Ersatz finden können, wollen sie dahin wie verlassene Bräute, und ihr Leben hat nur noch wenige Reize in gewissen Erinnerungen. Für Bayreuth kam endlich ein Ersatz für den Markgrafen, und zwar in einem Kunstgrafen. Der Beherscher der neuen Oper, Richard Wagner, zog hier ein und legte hier im Jahre 1872, gerade an seinem Geburtstage, den 22. Mai, den Grundstein seines neuen Theaters. Für sich selbst baute Wagner auf dem Wege zur Eremitage ein Wohnhaus, welches schon von außen durch den ganz eigenen Charakter einfacher Vornehmheit das Auge fesselt. Ein Sgraffitobild auf der vorderen Wand zeigt die Gestalt von Wotan, dem Helden des „Ring der Nibelungen": links von ihm steht die Schröder-Devrient, rechts Frau Cosima Wagner mit dem Sohne des Componisten, dem kleinen Siegfried. Das Haus führt den Namen „Wahnfried", und zur Erklärung der eigenthümlichen Wortbildung dient eine besondere Inschrift, welche lautet:

„Hier, wo mein Wähnen Frieden fand,
Wahnfried
sei dies Haus von mir genannt."

In dem großen, ganz im dunkelsten Grün gehaltenen Vorgarten hat Wagner bereits die Stelle bezeichnen lassen, wo einst sein sterblicher Theil zur Ruhe bestattet werden soll.

Die Vollendung des Bühnenhauses selbst verzögerte sich bis zum Jahre 1876. Obwohl man sich auf die verhältnißmäßig sehr niedrige Bausumme von 300,000 Mark eingerichtet hatte, war diese doch nur mühsam zusammen zu bringen. In Wien waren von Freunden und Gönnern des Wagner'schen Unternehmens 100,000 Gulden gezeichnet worden. Da kam die große Finanzkrisis, und es blieben für Bayreuth nur 7000 Gulden. Diese Erscheinung wiederholte sich in allen Orten, und es bedurfte der größten Anstrengungen von Seiten Wagner's und seiner Freunde, daß die von dem Dichtercomponisten seit Jahrzehnten gehegte Idee des eigenen Theaters nicht wieder blos Idee blieb.

Die für das erste Festspiel ausgewählten Künstler verfügten sich schon im Sommer des Jahres 1875 nach Bayreuth und hielten dort Vorprobe. Das nächstfolgende Jahr machte dann Bayreuth zur wirklichen Feststadt und brachte seinen Namen in aller Leute Mund. Der interessanteste Absichnitt der damaligen Festspielperiode fiel in die Zeit der letzten Proben. Anders als diesmal waren bei ihnen Zuhörer zugelassen worden, fast lauter Musiker und künstlerische Leute. Da konnte man sich in Bayreuth um etliche Breitegrade weiter nach Süden versetzt glauben. Ein solches buntes, lebhaftes Treiben hatte die alte Frankenstadt lange nicht mehr gesehen; die Häuslichkeit siedelte auf die Straße über, und bis in die späte Nacht saßen in den Gassen fröhliche Menschen.

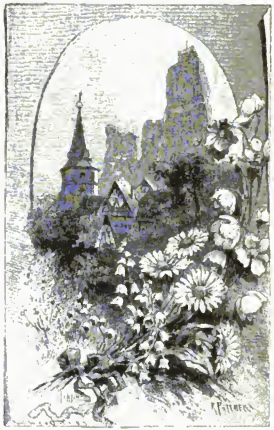
Der Ruf der einen Restauration von „Angermann", nach der alle Welt hinstrebte und in der nur Wenige Platz hatten, drang damals bis in die amerikanischen Zeitungen. Vor dem Hause und in dem Hause entwickelte sich ein wahres Zigeunerleben. Man saß auf Tonnen und half sich, wie man konnte; als aber nach Beendigung der Proben die eigentlichen Zuhörer eintrafen, ward es für die bescheidene Stadt etwas schwierig, dieser plötzlichen Völkerwanderung Genüge zu leisten. Es gab kleine Unbequemlichkeiten in Quartier- und Verpflegungssachen, über welche manche Gäste ein großes Lamento erhoben. Bei dem diesmaligen Festspiel hat man sich die Erfahrungen des Jahres 1876 zu Nutze gemacht, und wir können Jedermann, der Lust hat einer Vorstellung des „Parsifal" beizuwohnen, versichern, daß er bei billigen Ansprüchen auf Comfort Nichts vermissen wird. Bayreuth ist keine Großstadt wie Berlin, und Mujen kann man daselbst nicht besuchen, aber es ist ein ganz anderer Ort als Oberammergau, das zur Zeit der Passionsspiele doch Zehntausende aufnimmt und versorgt. Wer nach Bayreuth reist, dem rathen wir, sich vorher durch Bestellung beim Secretär Ulrich einer Wohnung zu versichern; denn es ist, wenn auch nur als Aushnahme, vorgekommen, daß Gästen, welche jene Vorsicht unterlassen hatten, für ein einfaches Zimmer 20 Mark abverlangt worden sind. Auf dem angegebenen Wege erhält man gutes Logis zu vollständig civilen Preisen, und für Speise und Trank leisten siebenzig und etliche Bierwirthschaften die ausreichendsten Garantien. Besonders gut ist diesmal das Fuhrwesen in der Feststadt, namentlich die Schnelligkeit der Beförderung wäre für manche größere Orte als Muster zu empfehlen.

Einen wunderschönen Blick über die reichgefügte, waldreiche Landschaft, in welcher die Feststadt mitten drin liegt, hat man auf dem Hügel, der das Festspielhaus trägt. Von Bayreuth selbst ist es ungefähr fünfzehn Minuten entfernt und zu finden, ohne daß man fragt. Frohwandernd wallen Pilger dort hinaus. Auch wenn nicht gespielt wird, bietet die Restaurationen am Theater einen angenehmen Aufenthalt. Steigt man einige Schritte höher, so kommt man in einen herrlichen Laubwald, aus dem man manchen schönen

Digitized by Google

Ausblick auf Gebirge und Aue thun kann. Zur Zeit aber, wo die Vorstellung beginnt, in der Nachmittagsstunde nach drei Uhr, bewegt sich die Straße dort hinaus ein wahrer Heerzug zu Wagen und zu Fuß. Alle Welt, Fremde und Einheimische, ergehen sich gerne auf dem Hügel vor dem Theater, wo man die interessante Gesellschaft, welche sich zu den Festspielen zusammengefunden hat, am bequemsten Revue passiren lassen kann. Extravagante Toiletten, schöne Figuren und charaktervolle Köpfe, Sehenswürdigkeiten aller Art bieten da dem Auge Stoff zu Betrachtungen. Die Festspiele von 1876 waren in dieser Hinsicht noch ergiebiger als die diesmaligen, bei denen sich die Fremdenmasse mehr zu vertheilen scheint. Damals wohnte auch Kaiser Wilhelm einem Cyclus von Vorstellungen bei. Einen außergewöhnlichen Fall bot damals auch die Fremdenliste unter dem Buchstaben P. Da stand unter Pietschen und Pauers ein Dom Pedro, Heimath: Brasilien, Stand: Kaiser. Der hohe Herr saß auch wirklich mit im Parquet, mitten in der Menge. Für gewöhnlich haben natürlich die fürstlichen Herrschaften ihre eigenen Plätze, wie im Uebrigen, so auch in der Fremdenliste. Unter den anwesenden Fremden ragt das musikalische Element, wie zu erwarten, hervor, ohne jedoch zu überwiegen. Innerhalb desselben bilden die unbedingt ergebenen Anhänger Wagner's die Majorität. Sie nennen das Dichtercomponisten nur „Meister". Der Antipathie gegen diese Bezeichnung halten am Vorabend des diesmaligen Festspiels einige Berliner Schriftsteller, welche an der Banketttafel bei einander saßen, da-

Tüchersfeld.



Bischofstein.

Bilder aus der fränkischen Schweiz:

Originalzeichnungen von Richard Pietner.

durch Ausdruck gegeben, daß sie unter sich eine Strafcasse errichteten, in welche Jeder eine Mark zu zahlen hatte, der einmal von „Meister" sprach. Sehr stark vertreten ist der Stand der Juristen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Giraffenfamilie im Dresdener Zoologischen Garten. (Mit Abbildung S. 541.) Die Geburt eines Thieres ist in einem Zoologischen Garten immer ein freudiges Ereigniß; denn da so ein Neugeborenes eine ganz besondere Anziehungskraft auf das Publicum auszuüben pflegt, so macht sich der größere Besuch des Gartens sofort bemerkbar, wenn in den betreffenden Tagesblättern zu lesen ist: es sind in dem und dem Zoologischen Garten Löwen, Tiger, Bären, Wölfe ꝛc. geboren.

Dresden hatte am 22. Juni die große und seltene Ueberraschung, daß in seinem Zoologischen Garten eine Giraffe geboren wurde.

Die sächsische Hauptstadt besitzt seit 1856 eine weibliche und seit 1877 eine männliche Giraffe, und diese Thiere sind bis jetzt zu einer solchen Höhe (beinahe 17 Fuß) und Schönheit gediehen, daß man sie mit Recht als die hervorragendsten unter den jetzt in der Gefangenschaft gehaltenen bezeichnet.

Man hegte schon seit mehreren Jahren von diesem hohen Paare Nachkommenschaft zu erzielen, gab aber endlich, da alle äußeren Anzeichen fehlten, die Hoffnung auf, als am obenerwähnten Tage Frau Giraffin eines Kindleins genas.

Nur in London, Wien und Hamburg ist der Fall einer Giraffengeburt in der Gefangenschaft bisjetzt vorgekommen, und ist es daher um so mehr zu bedauern, daß unser junges Thier nur drei Tage am Leben blieb. Nach gemachten Erfahrungen der obenerwähnten Gärten stehen die Neugeborenen dieser Thiergattung nach acht bis zehn Stunden auf, um sich ihre Nahrung bei der Mutter zu suchen. Leider war die junge Giraffe des Dresdener Gartens von so großer Körperschwäche, daß es ihr unmöglich war, sich aufzurichten, obgleich die Mutter alles aufwandte, um sie durch Lecken zum Aufstehen zu ermuntern. Verschlimmert wurde die Situation noch dadurch, daß alle Versuche, die Giraffin zu melken, mißriethen; denn wenn man ihr zu nahe kam, wurde sie so scheu und durch Anschlagen so gefährlich, daß man von der Verabreichung von Giraffenmilch absehen mußte; es war glücklicher Weise eine frischmelkende Kuh in der Nähe, und so gab man dem Thiere am Tage der Geburt noch Abends Kuhmilch, welche es auch gern nahm; es soff davon zwei Flaschen aus; den zweiten Tag wurde, um noch kräftiger zu wirken, ein Versuch mit einer kleinen Dosis Tolutee-Wein mit und ohne Ei gemacht, das Thier war aber durch wasserhaltigen Schleim, welchen es von sich gab, am kräftigen Saugen verhindert, und obgleich ihm am nächsten Tage, wo ein Trouvedar ein todtes Junges zur Welt brachte, noch Trouvedarmilch verabreicht wurde, starb es am 25. Juni früh.

Es ist jetzt die Frage, ob die Giraffin wieder werfen wird, und wenn dies der Fall sein sollte, so würde es immerhin circa zwei Jahre dauern, da die Tragzeit dieser Thiere vierzehneinhalb Monat währt. A. S.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 34. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte sich die Rolmundin entfernt, so kam in Meister Stoß der Künstler wieder zu seinem Recht. „Wozu strebt man nun nach dem wahrhaft Schönen?“ sagte er sich zornig. „Geht das Sinnen und Trachten der Menschen nicht immer dahin, zu verunstalten, was unser Herrgott schön gemacht hat? Da zieren sie einmal mit Schnäbeln und Ohren, die an den Kopf gehören, ihre Fußbekleidung, und ein andermal begehren sie, ihren Haarschmuck unter einem Thurm zu begraben. Aber ich will sie mit der Nase auf die wahrhaftige Schönheit stoßen.“

Er faßte einen fast vollendeten Engel scharf in's Auge. Hoch bäumten sich die Locken desselben über dem reizenden Gesicht; die Flügel waren gestaltet wie bei einer ruhenden Taube; die Hände hob er anmuthig empor und schien so Ruhe zu erbitten, wie es seiner Bestimmung als Schmuck eines Kanzelfußes entsprach; ein langes Gewand flatterte ihm bis zu den Füßen herab, deren feine Zehenspitzen unter den knittrigen Falten des Saumes hervorsahen.

Meister Stoß begann mit emsiger Hand an dem Antlitz zu schnitzen und tieferte in sich hinein, als auf Wangen und Kinn sich Grübchen verliefen. — — —

Während so Jedermann bemüht war, Neues zu schaffen, hatte Wilhalm Haller sich bisher nur mit Einreißen beschäftigt. In seinem Hause wurde das Unterste zu oberst gekehrt. Alles Alte mußte ihm aus den Augen gebracht werden, und er war sichtlich darauf aus, von seinem Thun möglichst viel Gerede in der Stadt zu erregen. Besonders wenn die Elsbeth ihm einmal begegnet war, vom Sturz verhüllt und die Augen tief gesenkt, daß sie ihn nicht anzuschauen brauchte, schickte er gewiß am selbigen Tage ein altes schönes Stück Hausrath in die Verbannung auf den dunklen Hausboden.

Aber der Tag des Einzugs rückte näher, und auch er mußte für die Verhüllung und Ausschmückung seines zerklüftetsten Hauses sorgen. Er begab sich nach der Eiselsgasse und trat dort in Albrecht Dürer's Haus ein. Beinahe wäre er wieder hinausgekehrt worden; denn Frau Agnes Dürerin, die heute ihren scharfen Tag hatte, wirthschaftete mit dem Besen umher und keifte mit einem Lehrjungen, der beim Reinigen der Malermuscheln die Hausdiele beschmutzt hatte.

„Das ist auch eine Frau, der nichts höher steht als Besen und Kochtopf,“ dachte Wilhalm verächtlich und folgte dem voranschleichenden Lehrling in die Werkstatt des Malers.

Hier herrschte eifrige Arbeit. Der Meister mit dem sanften Gesicht und dem langen Haar stand vor einer großen aufgespannten Leinwand und malte an einem Madonnenbilde. Vor ihm saß auf einem Thronsessel ein Weib, das einen kleinen Buben im Hemd auf dem Arm hielt; der schweckte ein Fähnlein in seiner dicken Hand und stellte den Heiland dar.

Es waren auch noch mehr Gäste da. Der Erzgießer, Meister Peter Vischer, wandte dem Eintretenden sein Antlitz zu, von dem ein langer Bart herabfloß, und bei dem Zeichenbrette des einen der Schüler, die an den großen Fenstern saßen, stand ein Mann, dem ein Kräuterbündel aus dem Zwilchwams hing. Der junge Patrizier wurde mit Ehrerbietung begrüßt.

Er benahm sich, wie er es im Lande Italia gelernt hatte, drückte dem Meister die Hand, stand voll Bewunderung vor der thronenden heiligen Jungfrau Dürer's, betrachtete den Entwurf zur Krönung der Maria, die das Domcapitel in Erfurt bei Peter Vischer bestellt hatte, und über welchen dieser mit Dürer sich berieth, und prüfte den Engelkranz, den des Malers Schüler Altdorfer malte. Dann nahm er auf dem dargebotnen Lehnstuhl Platz.

„Ich wünsche,“ sagte er, „ein Bild gemalt zu haben, so die Lücke in meinem Haus künstlich verhüllt. Es soll darauf der Götterbote Mercurius also dargestellt sein, wie er der Stadt Nürnberg die Botschaft bringt von dem Nahen seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit, und die Göttin Fama, wie sie sein Lob posaunend in ein Horn stößt, auf daß den fremden Gästen klar werde, auch in Nürnberg lebe Kenntniß der griechischen und römischen Abgötter und nicht Jedermann allhier verschließe sich starrköpfig den Segnungen neuer fürnehmer Bräuche.“

Er sprach trotzig und herausfordernd, wie jetzt immer. War ihm doch allzeit kampflustig zu Muthe!

Aber es wunderte sich Niemand darüber. Der Streit um den Sturz war allgemein bekannt, und über die Gesichter aller Anwesenden glitt ein Lächeln, welches bewies, daß seine Andeutung darauf bezogen worden war.

„Die armen Weiblein!“ flüsterte es hinter den Staffeleien der Schüler.

Albrecht Dürer rückte sein schwarzes Barett zurück, schüttelte den Kopf und sprach:

„Warum erheben die Frauen ihre Stimme, um an die Stelle einer häßlichen Hülle eine andre unsichöne Form zu setzen?“

„Du damischer Ding!“ ertönte aus dem Flur herauf die Stimme der Rechenmeisterin, wie Herr Albrecht sein Ehegesponst nannte. Dann stolperte ein zweiter Lehrling mit einem Oelkrug, aus dem er etwas verschüttet hatte, über die Schwelle.

Digitized by Google

„Ja, warum erheben die Frauen ihre Stimmen?“ lächelte Altdorfer. „Dieweil die meisten mehr einem Drachen denn einer heiligen Jungfrau gleichen.“

Die Andern lachten, aber Herr Albrecht nickte und erwiderte: „Du hast Recht, mein Sohn.“ Und dabei matte er an dem Madonnenbilde auf seiner Staffelei einen feinen Pinselstrich, wodurch der Blick ihrer blauen Augen noch sanfter wurde.

„Da öffnete sich die Thür, und die Türerin schaute selbst herein. „Es sind zwei Frauen draußen,“ rief sie, „in Sturz und Brokatrock, die mit Euch reden wollen. Ihr habt doch keine Bilder hier, die ihren Augen anstößig sein möchten? Denn ich meine, es sind die Imhoffschen.“

„Laß sie eintreten!“ sagte Herr Albrecht mild.

Aber Wilhalm war aufgesprungen; seine Augenbrauen hatten sich finster zusammengezogen.

„Wenn auch Eure Bilder sie nicht verschrecken, so ist ihnen vielleicht mein Anblick widerwärtig. Laßt mich hinter die Leinwand schlüpfen!“

Kaum hatte er sich verborgen, da traten die Frauen ein.

Herr Albrecht nahm das Barett vor ihnen ab. Sie neigten das Haupt zum Gegengruß, und Elsbeth sprach:

„Wir kommen, um eine Bestellung bei Euch zu machen, Herr Türer. Wollt Ihr mich abconterfeien? Ich möcht, daß ein Bild von mir in dem Gange aufgehängt werde, wo die Imhofinnen alle von der Wand blicken, bevor ich aus dem Hause scheide; denn ich gedenke in ein Kloster zu gehen.“

Da war es, als wenn leise Einer mit dem Absatz austräte, wie in schwer bezähmter Ungeduld.

Herr Türer war es nicht; der sah in Elsbeth's Augen und fragte:

„Ihr sollt in's Kloster gehen?“

„Es zwingt sie Keiner,“ fiel die alte Imhofin ein. „Sie folgt ihrem eignen Entschluß. Und sie wird auch nicht früher in dasselbe eintreten, bis sie bei den Festen, so uns bevorstehen, noch einmal weltliche Lust gekostet hat.“

„Wie wollt Ihr gemalt sein?“ wandte Türer sich an Elsbeth.

„In Sturz und Kirchenrock!“

„In Sturz?“ fragte Herr Türer verwundert, und es ging ein Gemurmel durch die Reihen der Schüler, das ein Echo hinter der Leinwand hervorrief.

„Warum wollt Ihr Euch also verunstalten?“ fragte der Meister und forschte durch den Schleier, ob er vielleicht dahinter ein abstoßendes Antlitz entdecke.

„Aber Meister!“ seufzte die alte Imhofin kummervoll. „Stimmt Ihr vielleicht auch für die Augsburgische Haube?“

Türer schüttelte den Kopf.

„Die aufstutzige Haube strebt ebenso gegen die Gesetze der Schönheit wie Euer Sturz. Wollet Ihr nicht das Schleiertuch wählen? Es verwahrt das Haupt auf natürliche Weise und verleiht ein madonnenhaftes Aussehen.“

Elsbeth's Augen blickten finster.

„So kleidet sich keine ehrsame Jungfrau,“ sagte sie.

„Hätte der Antwort gewärtig sein können,“ meinte Türer. „Wir Maler sind übel daran in dieser guten Stadt. Ihre Thore sind so fest, ihre Mauern so hoch, daß das Neue nicht herein, das Alte nicht hinaus kann. Woher sollen wir da schöne Vorbilder nehmen? Der Tizian hat's doch leichter. Der sieht die Frauen im Schmuck lichter Schleier und mit Perlenschnüren im Haar.“

„O schweigt von den welschen Frauen!“ rief Elsbeth entrüstet. „Sie sind aller Eitelkeit voll.“

„Weiß nit, warum den Frauen verfagt sein soll, ihr Haupt nach eigenem Gefallen zu schmücken,“ bemerkte der junge Mann mit dem Kräuterbündel, der dem zeichnenden Schüler neben ihm allerhand Blattwerk und Blumen als Muster hinlegte. „Wäre es Sünde, sich herauszuputzen, alsdann würde unser Herrgott den Pfläntzlein nicht so mancherhand wunderlichen Schmuck angehangen haben.“

„Der Herr Hieronymus Bock vertheidigt den Putz,“ sagte David Kandel, der Zeichner, „und trägt doch selbst das Zwillichwams und den Bundschuh des Bauern, statt des schwarzen Rockes der gelehrten Herren.“

„Also zieret es sich für den Wurzelgräber,“ lächelte der Botaniker, welcher unter dem Namen Tragus später zu hohem Ruhme kam.

„Wenn Ihr gelahrt seid,“ sagte Elsbeth fast rauh, „wie könnt Ihr eine solche Schwachheit entschuldigen?“

Hieronymus Bock sah sie freundlich an.

„Nennt Ihr die Freude am Schönen eine Schwachheit? Ich habe oft darüber nachgesonnen, wenn ich auf meiner arbeitsseligen Pflanzenfahrt durch das rauhe Wasgau streifte, wie doch Alles, was Menschenhände machen, so wunderbarlich vorgebildet ist in der Natur. Trägt nit die Goldwurz, die in den hohen Wäldern wächst, ein Gebände, wie der schlimme Türke es um sein Haupt schlingt? Nennen wir nit die Wolfsmurz auch Eisenhütlein, weil sie eine blaue Haube hat, gleich unsren Rittern beim Turnei? Setzt der Fliegenschwamm um einen rothen Hut auf, wie die Cardinäle in Rom? Zieht der Rittersporn nit Schnabelschuhe an? Und der Goldstern, den da mein lieber Gesell so einfältig schlecht und wahrhaftig hinzeichnet, gleicht er nit den feinen Goldnöstlein, mit welchen die hofdefigen Frauen ihre Mieder verzieren? Wenn der allmächtige Gott so große Freude an der Zier hat, warum sollen's nit die jungen Mägde auch haben, die er schuf, so recht sich und uns allen zur Augenweide?“

„Darf die Tugend nicht auch anmuthig sein?“ pflichtete Türer bei. „Wenn wir ein abjonderlich schönes Weibsbild sehen, so malen wir es als liebe Gottesmutter. Wir schaffen die Englein schön und die Teufel häßlich.“

Elsbeth wußte nicht, was sie entgegnen sollte. Auch die künstlichen Meister hier sprachen Alle wie der Haller, und selbst der gelehrte Herr stimmte ihm zu. Traurig sinnend schlug sie die Augen empor: ihre Seele war weit weg bei dem Streite mit dem ungetreuen Verlobten.

„Euren Augen nach müßtet Ihr eine schöne heilige Jungfrau geben,“ sprach Meister Türer und legte ihr den Buben mit dem Fähnlein in den Arm.

Sie beugte sich freundlich zu ihm nieder. Er sah sie erst starr an; dann janchzte er auf und faßte in die Schleier des Sturzes. Sie sanken herab.

Und da rollte plötzlich über Hals und Schultern bis zu den Knieen schweres Goldhaar nieder. Sie stand erschrocken, und Frau Imhof sog die Stirn kraus in ernstem Tadel.

Aber die Schüler fuhren von ihren Sitzen auf, bildeten einen Kreis um sie herum, und ein Ausruf der Bewunderung ging durch die Werkstatt. Auch der junge Altdorfer verließ seine emsig durch die Luft rudernde Engelschaar, an der er malte, und drängte sich Allen voran. Scheu verzückt schaute er auf die goldnen Wellen, und dann blieb sein Auge mit dem seltsamen durchdringenden Blick, den nur die Maler haben, an dem purpurnen Munde haften, der herbe wie in unterdrücktem Schmerz an den Winkeln leicht sich senkte.

Elsbeth wandte sich verlegen von ihm hinweg. Zugleich polterte es hinter der Leinwand, und — plötzlich trat Wilhalm mit zornigem Gesicht zwischen Altdorfer und sie.

Ueber ihr Antlitz zuckte eine hohe Gluth.

„Warum verbergt Ihr uns, daß Ihr Gäste habt, Herr Türer?“ fragte Elsbeth diesen vorwurfsvoll, indem sie das Kind vom Arme ließ.

Und während Alle sie sprachlos anstarrten, bemühte sie sich, ihr Haar wieder zu bergen, aber es war zu stark und lang. Die Mutter trug Handschuhe und über diesen noch Ringe, sodaß sie sich ungeschickt im Helfen erwies. Elsbeth vermochte das Gebände nur lose um den Kopf zu schlingen.

Der Wilhalm aber vergaß diesmal seine spanische Reverenz, weil er sie immer anschauen mußte.

„Wenn i nur wüßt',“ rief die Imhofin, „wo Ihr gesteckt habt, daß wir Euch nicht gewahrten!“

„O, mit solchen Praktiken,“ sprach Elsbeth bitter, „ist Herr Haller wohl vertraut. Heimlich Spiel, so Niemand erfahren darf, versteht er meisterlich.“

„Eure Zunge ist scharf,“ antwortete Wilhalm. „Ein sanftes Wort möchte einer Jungfrau besser anstehen. Ich verdarg mich, weil ich wohl weiß, daß Ihr mir nicht gern begegnet, und ich kam hervor, um Euch zu sagen“ — er stockte, weil sie ihn stolz anschaute; dann fuhr er trotzig fort: — „daß Ihr eine Thörin seid, so Ihr noch fürder den Sturz tragt.“

„Fast möcht' ich Euch Recht geben,“ sagte die Imhofin. „Wenn i nur wüßt, ob es anging! Gern schloß' auch ich mich der Nonnenschen Rotte an.“

Digitized by Google

„Laßt mich's vermitteln!“ erbot Wilha'm sich eifrig.

Da richtete sich Elsbeth jäh auf.

„Nimmermehr! Leichtfertige Frauen mögen sich putzen! Mein Gewand ist die Zucht, mein Mantel die Ehre; ich verlange keine andere Zier.“ Sie neigte das Haupt und schritt zur Thür.

Haller zog die Augenbrauen zusammen. Er verkraut ihr den Weg.

„Laßt mich Euch geleiten!“ sprach er. „Es ist dunkel geworden, und der Gedrang in den Straßen ist jetzt groß.“

„Mich schützt der Sturz besser denn Ihr,“ erwiderte Elsbeth mit gedämpfter Stimme. „Wie wolltet Ihr Andern die Ehre wahren, da Ihr doch die eigne hintansetzt um einer verbotnen zärtlichen Leidenschaft willen.“

Haller horchte auf. Dann flüsterte er:

„Ihr thut mir Unrecht.“

Sie sah ihn über die Schulter an.

„Ihr verschmäht auch die Lüge nicht.“

„Treibt's nicht zu weit,“ fuhr er auf, „daß nicht die Stunde kommen möge, wo Ihr in bittrer Reue den Wilhalm Haller zu Eurem Beistand herbeiflehnt!“

„Wenn Ihr nur dann beihanden seid,“ hauchte sie in düstrem Spott, „und Euch nicht etwa versteckt wie heut'!“

Er ballte die Faust und wandte ihr zornig den Rücken. Die Frauen schritten hinaus. Die Künstler aber blickten dem schönen Mädchen bewundernd nach.

„Sie glich einer Himmelskönigin im Strahlenkranz,“ sprach Peter Vischer.

„Und um den Mund,“ rief Altdorfer, „lag es wie eine stille Klage.“

„Ihre zwo Aenglein,“ sagte Hieronymus Bock, „schauten aus wie die Blüthen des Kräutleins Wegewart, von dem ein Märlein sagt, es sei eine verwunschne Jungfrau, die ihres Geliebten am Kreuzweg harre. In jedem Jahrhundert einmal verwandelt sie sich, um auszuspähen, ob der Ungetreue noch nit heimkehrt.“

Der Dürer aber sprach sinnend:

„Nicht als Heilige und nicht als verwunschte Jungfrau möchte ich sie malen und beileibe nicht als Nonne, sondern als eine tapfre schöne Hausehre mit dem Schlüsselbund an der Seite.“

Da stürmte Wilhalm ohne Gruß zur Thür hinaus und rannte in das Menschengetümmel auf den Straßen hinein, als müsse er etwas Entflohenes einholen.

Aber verschmähtes Glück hat flüchtige Sohlen; ein ganzes Menschenleben reicht oft nicht aus, es wieder einzufangen. Der Wilhalm gewahrte nirgends die einstige goldhaarige Braut.

Hingegen rannte er einen Perlenmacher über den Haufen, daß die Schachteln und Beutel durch einander rollten. Der Mann schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verfündete jetzerub, daß nunmehro der Einzug nicht von Statten gehen könne, dieweil er nicht mehr vermöge, den schwarzen Allaskrod der Schultheißen gänzlich mit Perlen zu besticken. Wilhalm brachte den Mann mit einer Hand voll Weißgroschen zur Ruhe. Etwas abgekühlt schritt er ruhiger fürbaß.

Also sie hatte ihn in einem unehrbaren Verdacht? Sie glaube, er, der Wilhalm Haller, habe ein frevles Liebesspiel mit einer Ehefrau eingefädelt? So gering schätzte sie ihn? Und sie wollte in ein Kloster gehen, aber vorher noch weltliche Lust kosten? Er lachte höhnisch. Das konnte er. Das Kloster sollte der letzte Rothbehelf sein. Zuvor gedachten die Eltern zu versuchen, ob sie nicht einen Herrn aus dem Gefolge des Erzherzogs für ihre schöne Tochter fischten.

Ja, schön aussehauen konnte sie. Diese Gerechtigkeit ließ er ihr widerfahren und gestand sich offenherzig ein, daß er das früher nie vermuthet hatte. Aber sie sah sonst auch nie so aus. Was mußte nur in sie gefahren sein, daß sie so verwandelt erschien? O, wenn sie den fremden Gästen entgegentrat wie heut ihm, dann widerstand ihr Keiner. Dann kam sie vielleicht nach Venezia und verdunkelte mit ihren goldnen Haarwellen die röthlich schimmernden Flechten der schönen Tochter des Tizian.

Schon wieder stürmte er dahin. Ein „Auweh!“ erscholl, und ein Schneiderjunge lag unter einem Haufen von seidnen und sammetnen Puffen in der Gasse.

„O das kunstvoll verhauene Wams! Was hat es für Mühe gemacht! Rock und Hose auf einer Seite ganz grün, auf der andern weiß, gelb und roth getheilt! Was wird Herr Imhof sagen?“

Wilhalm erschrak. Mußte ihn sein Schicksal immer den Imhof's feindselig gegenüber stellen? Er half mit eignen Händen das Gewandzeug wieder in den Korb packen, und es fiel ihm in seiner Sorge nicht einmal ein, die Nase über die veralteie getheilte Tracht zu rümpfen.

Dann wandelte er weiter. Was war es doch gewesen, woran er eben gedacht hatte, und was ihm die Brust einklemmte, daß er nicht frei athmen konnte? Richtig! Die Elsbeth als Ehegemahl eines welschen Herrn, von Tizian gemalt und berühmt vor aller Welt ihrer Schönheit halber. Nein, da war es doch besser, das Goldhaar fiel unter der Scheere; sie barg im Nonnenschleier ihr Antlitz und weinte sich die Wegwartenäuglein in einsamer Zelle roth, daß sie dem Wilhalm so schwer Unrecht gethan hatte durch ihren Verdacht. Dann war es freilich zu spät für sie, wenn sie etwa noch eine zärtliche Leidenschaft für den einstigen Bräutigam faßte, den sie so hart von sich gestoßen hatte. Aber besser späte Einsicht als gar keine!

Er seufzte tief auf, und es war ein herber frischer Duft, den er dabei in seine beklommene Brust einsog.

Die ganze Stadt duftete wie ein Maienwald; überall saßen die Leute unter den Laubengängen und wanden Kränze; Karren mit Fichten und Birken fuhren durch die Straßen. Das deutsche Volk kennt nichts Schöneres als seine uralte Heimath, den Wald. Wenn es freudig bewegt ist, trägt es ihn herein in die festen Städte und haust für eine kurze fröhliche Zeit unter den geliebten grünen Bäumen. Auch aus Wilhalm's Seele wich bei dem Duft der heimathlichen Wälder das Gedenken an welsches Gepränge. Die spinnende Dämmerung, der weiche Abendwind stimmten ihn sanfter. Das Gewissen regte sich in ihm.

Hatte er nicht auch ihrer ledig sein wollen? O nein, er wußte es jetzt ganz genau: nur unbilden wollte er sie, damit sie sei, wie er es von seiner Ehefrau wünschte. Aber hatte er nicht ihren Verdacht absichtlich genährt? Ja, um zu prüfen, ob er ihr wirklich so gleichgültig sei.

Vielleicht kam doch in der Zukunft das Stündlein, da er ihr das Alles sagen konnte. Das Mißverständniß, die Notwundin betreffend, mußte sich bald lösen. Der Einzug brachte alles an den Tag, auch die Ursache der hänfnen Verbindungsbrücke. Dann aber — dann?

Wie ihm das Herz klopfte! Welche Bilder vor ihm aufstiegen! Vor allem ein trauliches Heim mit einer tapfren Hausehre, wie der Dürer sagte, die ihre Schönheit züchtig für den Eheherrn hütete.

Da stand er vor seinem Hause, das ihn zerklüftet und zerborsten angähnte. Seufzend ließ er die Ballen und Kisten, die er aus Italien geschickt hatte, auspacken und die Mauern und Lücken mit so prächtigen Tapezereien behängen, daß bald ganz Nürnberg davon sprach. Man sagte auch auf Märkten und Gassen, daß der Altdorfer für das Gemälde, welches doch nur für den einzigen Tag dienen sollte, weit über die geforderte Summe hinaus von dem Haller bezahlt worden war.

Von außen war sein Haus schön anzuschauen wie die Paläste in Welschland, aber innen sah es um so trostloser aus. Als er die alten Schreine, Tische und Bänke von Fußboden und Wand, wo sie früherem Brauch gemäß befestigt waren, hatte abreißen und aus den Gemächern schaffen lassen, als seine aus Italien mitgebrachten Geräthe ausgepackt worden waren, hatte das Ungefinde alles durch einander gesetzt. Neben der riesigen mit geschnitzten Engelsköpfchen verzierten Brauttruhe seiner Mutter selig standen auf hohen, schlanken Beinen ein Marmortischchen; auf der alten braunen Eichenholztafel prangten kostbare Majolikaschalen, und an dem uralterlichen Schrein, der mit Rosen bemalt war, lehnte ein herrliches Gemälde von Tizian.

Ja, es herrschte eine große Unordnung im Haller'schen Hause; das zeigte sich auch am Vorabend des Einzugs, als Herr Wilhalm die Rüstung auspacken wollte, die er aus Mailand mitgebracht hatte, und den Panzer des Pferdes, auf dem der Amazonenkrieg aus sunkelndem Erz und edlem Metall abgebildet war — die Kiste war nirgends zu finden und fand sich erst nach langem Suchen im Holzkladel. Während Wilhalm schier in Verzweiflung treppauf, treppab rannte, fielen ihm Elsbeth's Worte ein: „Es muß jedes Ding in der Reih bleiben, so ein Hauswesen

Digitized by Google

bestehen soll." Ja, wenn sie jetzt da wäre und mit ihrem Schlüsselbund jede Sache an den ihr gebührenden Platz läutete! Er gedachte auch daran, daß er sie einst hausdaeten, trocken, derb und schlicht genannt hatte, wie das liebe Brod. Sie war auch so: man schätzte sie erst, wenn sie fehlte. — — — — —

Durch das in sanften Wellenlinien sich dehnende Land, welches Nürnberg umgiebt, ringelte sich am anderu Morgen ein glänzender Zug gleich einer schillernden Schlange heran. Trompeter ritten voraus und bliesen für und für auf ihren blinkenden Instrumenten, von denen Fähnchen in den spanischen Farben, roth und gelb, herabflatterten. Dann folgten hoch zu Roß Fürsten in hermelinbesetzten Mänteln und Würdenträger der Kirche. Zur Seite hielten sich Edelknaben, in die Farben ihrer Herren gekleidet, und den Nachtrab bildeten bärtige Reisige, Falkoniere mit Jagdvögeln, Diener auf schlechten Gäulen und roth geschirrte mit Gepäck beladene Maulthiere.

Einen Schritt den vornehmen Herren voraus ritt auf einem braunen Hengst ein schlanker Jüngling in eng anliegender schwarzer spanischer Tracht. Unter seinem spitzen Hut kräuselten sich dunkle Locken, und ein flammiges Bärtlein zierte die vollen Lippen; in der Hand trug er ein weißes Stäblein. Es war der Erzherzog Ferdinand.

Dicht hinter ihm folgte auf einem Fuchs ein hoch gewachsener Mann mit graulockigem Bart, dessen tramige Augen gar seltsam abstachen gegen sein lustiges Kleid, das mit scharlachnen und gelben Zungen benäht war.

„Ein wonniglicher Tag!" rief ein junger Domherr, dem die brokatne Kappe bis auf den Sattel hing. „Der blaue Himmel lacht, die grüne Au glitzert von Thautropfen, und die Lerchen jubilieren wie die bestellte Cantorei des Feldes."

„Es ist ein Wunder," erwiderte spöttisch der Mann mit dem graulockigen Bart. „Eigentlich soll es unflätig Wetter geben, wenn die Geistlichkeit anrückt, fast das Volk."

Der dicke Herzog von Baiern lachte laut. Dann richtete er sich auf seinem standhaften Pferde auf und sprach:

„Mit nur der Tag, auch das Land ist hall schön, und sollte selbiges von Rechtswegen zu unsrem Baiernlande gehören, dieweil es ein ebenso gesegnet Stück Erde ist. Schaut nur, wie weithin sich die Hopfengärten strecken! Gleichen sie nit, mannlich und wehrhaft wie sie sind, lanzenstarrenden Söldnerschaaren?"

„Sind ein rechtes Symbolum für Euch," lachte der Graubärtige. „Denn das Gebräu, so mit dem Hopfen gewürzet wird, ist Euer liebstes Gewässen, mit dem Ihr Euch gegenseitig gern unter den Tisch streckel."

Die Herren lachten. Der dicke Herzog aber antwortete:

„Ihr lacht meiner, scheint's, weil wir Baiern tapfren Trunk und gute Mahlzeit nimmer verachten. Aber was kommt beim Kasteien heraus? Schaut hinüber nach dem Hungerlande, dem Sachsen! Beim heiligen Joseph, dem Nährvater Christi, sie kämen dort nit auf so rebellische ketzerische Gedanken, wenn sie was Rechts im Leibe hätten."

Der Graubärtige nickte und sagte:

„Hörte neulich einen gelahrten Mann, der aus dem Sachsenlande kam, sagen, Eure Köpfe hätten für ketzerische Gedanken nicht Raum, weil sie eines andern stets voll wären."

„Den, wenn i wußt!" brauste der Herzog auf; aber ein Blick des Erzherzogs wies ihn zur Ruhe.

Näher und näher kamen sie der Stadt; weit dehnten sich die hohen Ringmauern mit den von Zinnen gekrönten Thoren aus; höher und höher stiegen die Spitzen von St. Lorenzo und St. Sebaldus empor, umgeben von einem Wald von Kirchthürmen, überragt von der wehrhaften Veste.

„Welch herrliche Stadt!" rief der Erzherzog.

„Was ist's weiter!" spottete der Graubärtige und rieb sich wie von der Sonne geblendet die Augen. „Es ist eine Handvoll Thurmsamen aufgegangen."

„Kannst Du mir das Handelsschild nennen, wo man ihn kauft, lustiger Rath?" fragte ihn der Pfalzgraf Ott Heinz. „Möchte mir auch eine Düte voll solchen Samens mitnehmen. Es würde meinem Schloß in Heidelberg stattlich stehen."

„Das alte Schild," erwiderte der Andere, „das die Thürme spriessen ließ, hat kein Geschäft einstellen müssen. Es hieß: ‚Zum frommen Glauben'."

„Es wird wieder aufblühen," sagte der Erzbischof von Mainz. „Der Mönch von Wittenberg ist in Worms unterlegen. Selbst der Kurfürst Friedrich von Sachsen, der allzeit die Hand über ihn hielt, hat gesagt: ‚Der Martinus muß in's Elend.'"

„Und er hat hinzugefügt: ‚doch steht der Ausgang bei Gott,'" erwiderte der lustige Rath. „Der Sachse läßt stets eine Hinterpforte offen; deshalb heißt er auch der Weise." Und leise fügte er hinzu: „Es kommt Mancher aus dem Elend zurück, von dem es Niemand mehr gedacht hat."

In diesem Augenblick war der Zug dem Thürmer sichtbar geworden. Auf sein Zeichen schlugen die Glocken von St. Lorenzo an; nah und fern stimmten die andern ein. Wie ein Meer von Tönen wallten die majestätischen Klänge heran.

Da zuckte es wunderbar über das Gesicht des Narren, und er nahm seine Kappe ab. Keiner der Herren bemerkte es.

(Fortsetzung folgt.)

Coligny und seine Gegner.

Ein Capitel aus der französischen Reformationsgeschichte.

Bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts erhoben sich in Frankreich die Albigenser und Waldenser, welche für die Verbreitung der heiligen Schrift in der Muttersprache eintraten und die Lehre vom Ablaß und Fegefeuer sowie die Ehelosigkeit der Priester verwarfen. Sie wurden zwar durch Kreuzzüge und andere grausame Verfolgungen aus einander gesprengt, aber ihre Lehre pflanzte sich im Verborgenen fort; sie glich Jahrhunderte lang dem unter der Asche glimmenden Funken, der, sobald der frische Windhauch geistiger Forschung über die Völker strich, zu lichten Flammen auflederte. So fanden die Grundsätze Wiklef's und Huß' auch in Frankreich einen Widerhall, und das Land hatte bereits seine Vorkämpfer für religiöse Freiheit, seine auf Scheiterhaufen für die Aufklärung gemordeten Märtyrer aufzuweisen, als die gewaltige That des Wittenberger Mönches die Völker in neue Bahnen zwang.

Kein Wunder also, daß die unter dem Namen des Protestantismus in der Geschichte verzeichnete reformatorische Bewegung schon im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich zahlreiche Anhänger fand, kein Wunder, daß auch jenseits der Vogesen ein furchtbarer fast vierzigjähriger religiöser Krieg entbrannte, der in seinen Schreckniſſen den deutschen Dreißigjährigen überlraf. Mitten aus allen den Gräueln des Bürgerkrieges ragt aber, einer Schandsäule gleich, ein Ereigniß hervor, welches gleichsam den Höhepunkt dieser schauerlichen Tragödie religiöser Kämpfe bildet — die Pariser Bluthochzeit.

Wohl verlohnt es sich selbst in Zeiten des tiefsten religiösen Friedens, solche Ereigniſse in das Gedächtniß des Volkes zurück zurufen und dieselben ihm als warnende Beispiele hinzustellen, damit es nicht erschlasse in der heiligen Wacht an den Errungenschaften der politischen und religiösen Freiheit. In diesem Sinne möge es auch aus heute gestattet sein, unsern Lesern die Gestalten der Helden und der Henker jener blutigen Bartholomäusnacht vor die Augen zu führen.

Die allgemeine Erschöpfung des Landes zwang die kriegführenden Parteien in Frankreich den „dritten Hugenottenkrieg" zu beenden und den „dritten Religionsfrieden" zu schließen, welcher zu St. Germain en Laye am 8. August 1570 zu Stande kam. Unmittelbar nach diesem Friedensschluß gestalteten sich die Verhältnisse derart, daß man zu der Annahme berechtigt war, Eintracht und Duldung würden nunmehr in das ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Es trat zunächst ein Umschwung in der äußeren Staatspolitik ein, der sich gegen die Machtfülle Spaniens und Englands richtete und eine Sammlung der Kräfte sowie den innern Frieden erheischte. Dann suchte die Königin-Mutter Katharina, welche schon während der Minderjährigkeit des damals regierenden Königs Karl

Digitized by Google

Das Haupt Coligny's wird dem Cardinal von Lothringen in Rom überbracht.
Nach dem Oelgemälde von Nathanael Sichel.

des Neunten die Regierung leitete, den Einfluß des katholischen Geschlechtes der Guisen, welche als Rathgeber der Krone zu hoher Macht gelangt waren, zu brechen und durch Heranziehen der Hugenotten dieselben vom Hofe zu verdrängen. Auch der längst mündig gewordene König war der Vormundschaft seiner Mutter überdrüssig geworden und dachte in allem Ernste daran, sich mit neuen Rathgebern zu umgeben. Die Friedensansichten wurden schließlich noch durch die Thatsache bestärkt, daß die Königin-Mutter Katharina ihre Tochter Margarethe von Valois dem Führer der Protestanten, Heinrich von Bearn, zur Gemahlin anbot.

So lagen die Verhältnisse, als die Edlen Frankreichs, die Führer der Protestanten und die Spitzen der katholischen Partei, nach Paris kamen, um an diesen Hochzeitsfestlichkeiten theilzunehmen. Das Haupt der Katholiken, der **Cardinal von Lothringen** aus dem Hause Guise, fehlte zwar in dem glänzenden Gefolge, welches nunmehr den König umgab, aber man würde irren in der Annahme, daß auch sein Einfluß in jenen Tagen nichts mehr gegolten hätte.

Schon unter der Regierung Franz des Zweiten, des ersten Gemahls der schottischen Maria Stuart, hatte dieser Cardinal die gesammte Staatsgewalt und insbesondere die Leitung der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten in seiner Hand.

Nach Franzens plötzlichem Tode, unter seinem elfjährigen Bruder Karl dem Neunten, hörte zwar der unmittelbare Einfluß der Guisen auf, indem sich die Königin-Mutter, Katharina von Medici, der Regentschaft bemächtigte, der Cardinal von Lothringen blieb indessen der einflußreichste Rathgeber am Hofe, obwohl er, planmäßig und seinem Charakter gemäß, nur höchst selten öffentlich hervortrat und sich persönlich fast niemals bei entscheidenden Staatsactionen betheiligte, um desto ungestörter und sicherer an der Verwirklichung seiner religiösen Absichten und Tendenzen thätig sein zu können.

Er stützte seine persönliche Autorität im Staate auf die strenge Handhabung der geistlichen Gesetze und verfaumte in keiner Weise seine bischöflichen Pflichten. Schon in frühen Jahren zum Erzbisthum Rheims befördert, unterließ er nichts, was ein großer Prälat thun kann, um sich in seiner Residenz ein unvergängliches Andenken zu stiften. Man pflegte auf ihn das alte Wort anzuwenden: er habe eine Stadt von Lehm vorgefunden und eine von Marmor zurückgelassen; denn er gründete daselbst eine Universität, ein theologisches Collegium, ein Seminar und einen Klosterconvent. Er sorgte dafür, daß die Pfarrer in der Diöcese ihren Dienst gewissenhaft versahen: er predigte selbst zuweilen und hielt von Zeit zu Zeit Provinzialconcilien.

Dieser jüngste von den französischen Cardinälen, obwohl mit den inneren und äußeren weltlichen Verhältnissen überaus vertraut, und obwohl er, seinem fast cavaliermäßigen Wesen nach, im Benehmen mit jedem Militär hohen Ranges hätte rivalisiren können, beschämte dennoch die andern Prälaten durch schlichten und enthaltsamen Lebenswandel. Hunde und Falken sah man nicht in seinem Hause: alle Jahre zu Ostern zog er sich in ein Kloster zurück, um sich der geistlichen Sammlung und nachdenkenden Uebungen hinzugeben. Er war ein Mann von imponirendem Aeußeren, eine hohe Gestalt, mit breiter, hoher und intelligenter Stirn. Alles hing an seinem Munde, wenn er sprach; verständlich und anmuthig floß ihm die Rede, unterstützt von einem nie fehlenden Gedächtniß. Bei diesen mannigfachen Vorzügen und glänzenden Gaben ließ er gleichwohl die vornehmste Eigenschaft vermissen, welche den Menschen ziert und erhebt, die Selbstverleugnung. Um seinen Willen durchzusetzen und um Macht zu erlangen, waren ihm alle Mittel recht.

So leitete der Cardinal aus der Entfernung seiner priesterlichen Höhe mit unsichtbaren Fäden die Staatsmaschine, und wenn man zuweilen in Ungewißheit geräth, von wo und von wem gewisse Entwürfe und Entschlüsse gekommen, so wird man sie meistentheils, ohne zu irren, auf seinen Einfluß und seine Anregung zurückführen können. Eines unterliegt fast keinem Zweifel: er scheint es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, die Feinde der Kirche und insbesondere die Hugenotten zu überlisten.

Zu diesem finsteren religiösen Fanatismus des Mannes gesellte sich der glühendste persönliche Haß gegen die Hugenotten, und vor Allem gegen Coligny, als am 18. Februar 1563 der Bruder des Cardinals und der tapfere Feldherr der katholischen Heere, Franz von Guise, von einem fanatischen Hugenotten mit drei vergifteten Kugeln meuchlings erschossen wurde.

Kaum war das außerordentliche Ereigniß der Vermählung der Margarethe von Valois öffentlich bekannt geworden, so verließ der Cardinal von Lothringen das Land und begab sich nach Rom. Von diesem Momente an bildete die Königin Mutter das sichtbare Haupt der katholischen Partei in Paris.

Dieser hohen Führerin der Katholiken trat nun am königlichen Hofe das Haupt der Protestanten entgegen, Coligny, ein offener, fester, militärischer Charakter.

Gaspar Coligny, Graf von Chatillon, geboren den 16. Februar 1517 zu Chatillon sur Loing, stammte aus einem alten Geschlecht des hochburgundischen Adels; sein Vater hatte sich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Ansehen im Staate erworben und starb als Marschall von Frankreich. Die Wittwe, eine Schwester des Connetable, die sich, so viel man weiß, zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinsten Form hinneigte, hatte es den Beruf ihres Lebens sein lassen, ihre drei Söhne zu erziehen. Von seinen Brüdern war der ältere, obwohl Cardinal, dennoch dem neuen Glauben zugethan. Gaspar dagegen, durch und durch Soldat, kam im Alter von zwanzig Jahren an den Hof Franz' des Ersten, schloß hier mit François von Guise einen Freundschaftsbund und begleitete in dessen Gesellschaft den König in den Krieg. Heinrich der Zweite ernannte ihn zum General-Obersten der Infanterie, und nach den Feldzügen in Lothringen wurde er, mit Beibehaltung seiner bisherigen Stellung, Admiral. Der Sieg bei Renty vergrößerte seinen Ruhm, entzweite ihn aber mit dem Herzog von Guise, welcher auf die Ehre des Siegers Anspruch erhob.

Nach der Einnahme von St. Quentin wurde Coligny gefangen genommen, und in die Zeit dieser Gefangenschaft setzt man gewöhnlich seinen Uebertritt zur reformirten Lehre. In den Mühen und zumeist Drangsalen des Krieges hätte er wohl auch nicht die Ruhe gefunden zu geistlichen Meditationen. Die Gefangenschaft gab ihm unfreiwillige Muße dazu. Als er durch den Frieden wieder frei geworden war, hat er, nach und nach hervortretend, in seinem Schlosse Chatillon sich ein protestantisches Hauswesen eingerichtet. Calvin stand mit ihm und seiner zweiten Gemahlin Jacobine* in Briefwechsel.

Des außerordentlichen Geschickes, dem er entgegen ging, sich früh bewußt, fragte Coligny später diese seine Gemahlin, ob sie Seelenstärke genug habe, das Alles zu tragen, was ihm bevorstehe, Verbannung oder Tod, auch den Ruin ihrer Kinder. Diese Frau war aber nicht minder entschlossen, als er selbst; denn sie entgegnete: Nicht zur Unterdrückung Anderer werde er die Waffen ergreifen, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qual sie nicht schlafen lasse. Gott habe ihm die Wissenschaft eines Capitains verliehen, er sei daher schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, fügte sie feierlich hinzu, so werde sie dermaleinst vor dem Richterstuhl Gottes gegen ihn zeugen.

Für diese Ueberzeugungstreue zollten Coligny aber auch seine Glaubensgenossen das unbedingteste Vertrauen. Sie nannten ihn „die Säule des Calvinismus", weil er als Führer und Rathgeber auftrat, wenn die Noth das höchste Maß erreicht. Nie zeigte sich der Admiral, der die Weihe eines patriarchalischen Familienhauptes mit dem ritterlichen Wesen eines Kriegsmannes und Feldherrn verband, größer und charaktervoller, als in den Tagen der Bedrängniß. Ueberdies reichten seine Verbindungen weit über Frankreich und über die Niederlande hinaus. Alles, was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn. Sogar die deutschen Fürsten, welche bei dem drohenden europäischen Brande für sich selbst zu fürchten anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer.

Als Coligny zu der Hochzeit am Hofe erschienen war, wurde er mit Freundschaftsbezeigungen überschüttet; der König selbst umarmte ihn, nannte ihn „Vater" und sagte zu ihm lächelnd: „Jetzt halten wir Sie fest; Sie werden uns nicht mehr entrinnen."

Der Admiral wurde in alle Würden, die er früher bekleidete, wieder eingesetzt, und es gehörte zum guten Hofton, ihm die größte Ehrfurcht zu erweisen.

* Ueber das tragische Schicksal dieser Märtyrerin des evangelischen Glaubens hat der „Gartenlaube" bereits im Jahre 1877, Nr. 40, einen kurzen Artikel gebracht, auf den wir hiermit hinweisen.

Digitized by Google

Inzwischen regte sich auch in Karl dem Neunten ein Interesse an den Absichten und Vorschlägen des Admirals. Bis tief in die Nacht saß zuweilen der junge König im einsamen Zwiegespräch mit Coligny zusammen, der sortan bestimmt schien, die Geschicke von Frankreich zu lenken. Daher machten auch erneute Warnungen mißtrauischer Freunde auf Coligny keinen Eindruck; er gab sich vielmehr dem unerschütterlichen Glauben hin: Gott habe das Herz seines angestammten Fürsten gelenkt, um Frankreich einst an die Spitze der europäischen Mächte zu stellen, denen das maritime Uebergewicht des Continents zufallen sollte. In diesem Sinne hatte er nämlich bereits früher aus eigenem Antriebe den Versuch gemacht, protestantische Colonien in Amerika zu gründen. Was konnte nicht erreicht werden, wenn er im Namen des Königs handeln und seinen Plänen aus Staatsmitteln Förderung und Nachdruck verleihen würde! An der Wahrheit und Aufrichtigkeit der königlichen Gesinnungen zu zweifeln, wäre ihm als Felonie und Treubruch erschienen. Auch wurde er hierin von Teligny,* seinem Schwiegersohn, bestärkt. Es war also ein gegenseitiges Einvernehmen, welches nichts zu wünschen übrig ließ.

Gleichwohl führte diese äußerlich innige Verbindung nicht zu einer bleibenden Versöhnung, sondern steigerte die innerliche Erbitterung und die Dämonen des Hasses und der Rache nur noch mehr. Bei einer leidbeschlossenen entscheidenden Conseils-Unterredung, wobei es sich um die endgültige Beantwortung der Frage handelte, ob Krieg gegen oder Frieden mit Spanien, machte Coligny Vorschläge, ohne mit seiner innern Ueberzeugung irgendwie zurückzuhalten. Die Königin-Mutter aber fand darin den Versuch des Admirals, zu seinen Gunsten ihren Einfluß über den längst mündig gewordenen König zu schmälern, schöpfte Verdacht gegen dessen weitergehende Pläne und beschloß im Stillen den Hugenotten und ihrem Heerführer unausbleiblichen Untergang. Der Anschlag, sich seiner zunächst durch Meuchelmord zu entledigen, gelang nicht. Coligny wurde nur am Arme und an der Hand verwundet. Nunmehr wußte Katharina mit ihrer Partei dem Könige den Verdacht beizubringen, daß eine Verschwörung der Hugenotten im Werke sei, welche nur durch Bewältigung der momentan günstigen Verhältnisse und schleunige Beseitigung der verbrecherischen Genossen unterdrückt werden könnte. Nach langem Zögern erlag der König den Einflüssen der Ueberredung und gab schließlich die Einwilligung zu dem entsetzlichen Mordplane, welcher in der Bartholomäusnacht vom 23. zum 24. August 1572 in Paris zur Ausführung kam.

Der Admiral Coligny, der noch die letzten Rathschläge einzelner wachsamer Freunde zur Flucht um so standhafter zurückgewiesen hatte, als ihm Tags zuvor, wohl nur zum trügerischen Schein, eine königliche Leibwache bewilligt worden war, fiel als erstes Opfer. Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême hatten es übernommen, ihn und seine nächsten Angehörigen umzubringen. Als um Mitternacht die Frühmettenglocke in dem königlichen Palaste das Zeichen gegeben, eilte der Herzog von Guise an der Spitze seiner Schaar nach der Wohnung des an seinen zweifachen Wunden noch leidenden Admirals und befahl, denselben in seinem Zimmer niederzustechen, was einige Hauptleute auch vollbrachten. Bei der ersten Wahrnehmung des Ueberfalles war Coligny vorbereitet zum Tode, entließ seine Diener und erinnerte den nahenden Mörder an sein Alter; er sei würdevoll in dem Bewußtsein, sein Leben einem hohen Ziel geweiht zu haben, und indem er es vorgezogen, dem Verrath zu erliegen, als selbst auch nur einen illoyalen Gedanken zu hegen. Der noch Lebende wurde zum Fenster hinaus in den Hofraum geworfen, wo Guise und Angoulême den in diesem Augenblicke seinen Geist Aufgebenden besichtigten. Hier schlug ihm ein Italiener das Haupt ab und brachte es der Königin-Mutter, welche es später einbalsamirt nach Rom schickte. Der verstümmelte Leichnam wurde durch die Straßen geschleift und an einen Galgen gehängt, bis ihn Montmorency abholen und in der Familiengruft zu Chatillon bergen ließ. Hierauf wurden La Rochefoucauld mit seinem Sohn, Teligny, Briquemont mit ihren Söhnen und Allen, die sie umgaben, geköpft und ihre Leiber auf die Straße hinabgeschleudert, wo das Volk sie enthlößte.

* Teligny war mit Coligny's Tochter aus seiner ersten Ehe, Louise, verheirathet. Dieselbe vermählte sich bekanntlich, nachdem sie durch Teligny's Tod in der Bartholomäusnacht Wittwe geworden, mit dem Prinzen von Oranien, der später auf Philipp's II. Verordnet wurde. Durch ihre Enkeltochter Henriette, die Gemahlin des großen Kurfürsten, ist sie Stammmutter des jetzigen preußischen Königshauses geworden. (Vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1874, S. 654.)

Während diese Mordthaten geschehen waren, hatte auch die Pariser Mette, wie man die Massacre, in Erinnerung an die sicilianische Vesper, nannte, allenthalben begonnen. Beim Läuten der Sturmglocke stürzte sich das Volk durch das gemeinsame Erkennungszeichen der Katholiken, eine weiße Binde um den Arm und ein Kreuz am Hute, fast wie organisirt, überall auf die Häuser der Hugenotten, um sie unter dem Ruf: Der König wolle und befehle es, sie zu tödten, ihren Nachlaß zu plündern und andere Gräuel zu verüben. Der Heiligkeit der gebotenen Gastfreundschaft trauend, waren sie gekommen; jetzt wurden sie in ihren Betten aufgescheucht und ohne Unterschied niedergemacht, Vornehme und Geringe, Herren und Diener. Es war eine Verbindung öffentlicher Verdammung und privater Rache, die mummchr in den Straßen von Paris wüthete. Fanatismus, persönliche Feindschaft, Raubsucht, alle Leidenschaften und dämonische Gewalten tobten unaufhaltsam. Sogar im Louvre floß Blut. Der König selbst soll aus einem Fenster seines Schlosses auf die fliehenden Hugenotten geschossen haben. Sein neu vermählter Schwager, Heinrich von Navarra, entging dem Tode nur durch den erheuchelten Uebertritt zum Katholicismus. Mehrere Tage dauerten die Mordthaten; sie wurden von den meisten Statthaltern in den Provinzen fortgesetzt und innerhalb einiger Wochen in ganz Frankreich annähernd 20,000 bis 30,000 Hugenotten umgebracht.

Nicht nur die Hugenotten, selbst gebildete, vornehme Katholiken standen diesem Entsetzen gegenüber wie betäubt. Der venetianische Gesandte sand alle verständigen Männer ohne Unterschied des Bekenntnisses wie vom Schreck gelähmt und beschämt. Der deutsche Kaiser, Maximilian der Zweite, schrieb aber: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt! Wollte ihm treulich als Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte."

Als sich die Nachricht von der Bluthochzeit in den Nachbarländern verbreitete, soll Philipp der Zweite zum ersten Male mit freudig grimmigem Blick gelacht haben. Der Papst Gregor der Dreizehnte feierte die Siegesbotschaft mit Processionen, veranstaltete zu Ehren dieser Ketzervertilgung Festlichkeiten und ließ, um die glänzende Einwendung seines Pontificats zu verherrlichen, ein Gemälde, „Die Niedermachung der Hugenotten" fertigen und zu ihrem Andenken Münzen schlagen mit der Inschrift: „Pontifex Colignii necem probat" („Der Papst billigt den Tod Coligny's"). Am 8. September feierte auch der Cardinal von Lothringen in Gegenwart des Papstes einen Dankgottesdienst; dem Ueberdringer der Nachricht und des Hauptes von Coligny hatte er 1000 Stück Ducaten anszahlen lassen.*

Der blutigen Nacht wurde in spätern Zeiten auch eine Gedenktafel gepidmet; sie ward im Jahre 1793 an einem Fenster des Louvre angebracht und trug die Inschrift: „Von hier aus schoß Karl der Neunte auf das Volk." Erst der Corse Bonaparte ließ sie wieder entfernen, nachdem er unter seine Tyrannenmacht das freie Volk gebeugt hatte.

Aber die Männer, welche die Tafel an die Wände des pruntvollen Palastes in Paris schlugen, haben wohl dem wahren Sinne der Geschichte entsprechend gehandelt; denn die Folgen jener empörenden Bartholomäusnacht lassen sich in drei Hauptgesichtspunkten zusammenfassen.

Auf die blutige Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich folgten:

* Für diesen thatsächlich letzten Vorgang in dem blutriefenden Drama hat sich der Urheber unserer Illustration bei der Wahl seines Stoffes entschieden, und die allgemeine Anerkennung dürfte ihm um so mehr zu Theil werden, als sein Werk zu denjenigen gehört, welche sich wieder dem Kunstideal zuwenden und nähern, wie es einstmals und zumeist von den Kirchenfürsten gehegt und gepflegt worden, um durch die Farbenpracht der Schönheit auf große Versammlungen zu wirken. — Gegenüber den zunehmenden Abmeichungen von der wahrhaften geheimnißvollen Bestimmung der Materei: der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, und namentlich der in unseren Tagen verbreiteten besonderen Vorliebe für Massendarstellungen weltshistorischer Ereignisse, ist es dem Herrn Nathanael Sichel wohl gelungen, die gewaltigen Schreckensse einer culturumspannenden Epoche in einfacher, rührend schlichter Form und Weise zusammengedrängt und dennoch wachtvoll ergreifend und zu ernstem Nachdenken überaus anregend darzustellen. Die in den engen Rahmen durch den Zusammenhang der Verhältnisse gebotene Minderzahl der beiden Personen wird mittelbar um eine dritte noch vermehrt; denn aus dem dunklen Hintergrunde dicht von der Höhe eines Wandgemäldes das Brustbild des muthlüstig gewordenen Franz Guise geisterhaft herab auf die Trophäe, das Haupt des überwundenen Gegners.

Digitized by Google

Zunächst die immer höher aufsteigende Alleinherrschaft des französischen Königthums bis zu den blendendstrahlenden Hofkreisen unter Ludwig dem Vierzehnten; dann die paradiesischen Friedensjahre der Versumpfung und die lange Ruhe vor dem Sturm unter Ludwig dem Fünfzehnten, dem „Vielgeliebten", und schließlich, die Katastrophe, der Sturz des Königthums und das Ereigniß der Ereignisse unter Ludwig dem Sechszehnten, mit der Anerkennung der Menschenrechte.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Niemals hat in höherem Maße als jetzt die Mode die literarische Geltung bestimmt, welche damit unberechenbaren Einflüssen preisgegeben ist. Man glaube ja nicht, daß einstimmige Anerkennung der Kritik, die allerdings zu den größten Seltenheiten gehört, einen Dichter „modern" machen kann! Am Gegentheil: die Mode geht oft gegen die Kritik, bis sie dieselbe mehr oder weniger mit sich fortreißt: dann diese ist nicht so hartherzig und unbestimmbar, wie es oft den Anschein hat; einem fait accompli wird sie immer Rechnung tragen; der äußere Erfolg findet auch bei ihr ein geneigtes Ohr; hat man doch Beispiele genug, daß Kritiker, trotz anfänglicher scharfer Opposition, mit Sang und Klang in das Lager eines erfolgreichen Modedichters übergegangen sind; ein schlagender Beweis für den liefsinnigen Ausspruch: Rien ne réussit que le succès — der Erfolg allein entscheidet.

Glücklicher Weise bestimmt die Mode aber nur den Tageserfolg, bei Dichtungen und Romanen den momentanen Absatz, bei Dramen die „Saisonbeliebtheit": dann tritt für derartige Stücke eine oft für immer andauernde „todte Saison" ein. Ein dauernder Erfolg dagegen kann sich oft durch einen halben oder gar durch einen Mißerfolg einleiten; denn großartige Dichtungen gewinnen oft erst allmählich das Verständniß der Nation, denn aber umgeben sie tief und fest in der Anerkennung der kommenden Geschlechter.

Zu den deutschen Dichtern, welche nicht beliebte Modeworten sind, aber es zu sein verdienten, wenn die Mode sich nach dichterischer Bedeutung richtete, gehört Adolf Friedrich Graf von Schack, der als Sprachgelehrter, Literaturforscher und formgewandter Uebersetzer, als Kunstmäcen in großem Stil in weitesten Kreisen bekannt ist, dessen dichterische Schöpfungen aber noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Geboren am 2. August 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin, folgte der junge Schack seinem Vater nach Frankfurt, wohin dieser als Bundesgesandter berufen worden war, besuchte dort das Gymnasium sowie später (1834 bis 1838) in Bonn, Heidelberg und Berlin die Universität, um die Rechte zu studieren. Kurze Zeit nur war er im preußischen Staatsdienste als Referendar thätig: dann trieb ihn eine unwiderstehliche Reiselust, genährt durch das Studium orientalischer und romanischer Sprachen, nach dem Orient und von dort nach Spanien. Zurückgekehrt, wurde er Kammerherr und Legationsrath des Großherzogs von Mecklenburg und bekleidete mehrere diplomatische Stellungen. Als Geheimer Legationsrath nahm er 1852 seinen Abschied, ging zunächst auf seine mecklenburgischen Güter, dann nach Spanien. Einer Einladung des Königs Maximilian des Zweiten von Baiern folgend, der damals wissenschaftliche und dichterische Größen um sich versammelte, siedelte er nach München über, wo er seit 1855 einen Theil des Jahres sich aufhält. Dort gründete er jene Gemäldegallerie, welche zugleich ein Zeichen seines feinen Kunstsinns und der fürstlichen Liberalität ist, mit welcher er viele hervorragende Maler der Jetztzeit durch Anregung zu bedeutsamen Schöpfungen und durch Ankauf derselben freigebig förderte. Den Fremden, welche München bereisen, ist der Zutritt zu dieser Gallerie stets offen, und sie wird nicht weniger besucht, als die königlichen Gallerien. Enthält sie doch Meisterwerke von Bonaventura Genelli, Anselm Feuerbach und anderen hochbegabten Malern der Gegenwart; eine sinnigerschienene Schrift über die Schack'sche Gemäldegallerie eröffnet in geschmackvoller und lehrreicher Weise die Kenntniß dieser reichen Kunstschätze.

Doch wir haben es hier in erster Linie mit dem Dichter zu thun, und Schack's poetische Werke dem großen Publicum näher zu bringen, ist der Zweck dieser Zeilen. Graf Schack hat auf fast allen Gebieten der Dichtkunst sein Talent bewährt, und mit diesem Talent eine den öffentlichen Interessen der Nation und den Gedanken der Zeit zugewendete Begeisterung. Hierin liegt zugleich, daß er kein akademischer Dichter ist und daß er uns in seinem lyrischen Album keine bloße Studienmappe bietet. Es ist dies ein Vorzug, welcher der Winkelhaftheit der Akademiker allerdings für eine Schattenseite gilt; denn nach ihren Grundsätzen wird ja die reine Poesie durch jede Berührung mit den Zeitgedanken befleckt; sie soll in zeitloser Herrlichkeit den Altardienst des Schönen versehen. was indeß nicht ausschließt, daß gerade diese Poeten sich in einem Carneval der dichterischen Formen aller Nationen und aller Zeiten gefallen. Auch von diesem buntscheckigen Formencultus hat sich unser Dichter stets ferngehalten.

Graf Schack ist allerdings kein Liederdichter, und diejenigen, welche meinen, daß das Lied und das liedartige Genre die Quintessenz der Lyrik sei, werden ihn daher auch nicht als Lyriker gelten lassen. Diese „Stillen im Lande", welche einige herumflatternde Sonnenfäden der Empfindung aufzufangen, einige Stimmungsbildchen in Kanarell zu malen lieben, bilden eine sehr verbreitete Gemeinde, die sich ablehnend gegen jede geistig gehaltvolle Lyrik verhält und ihre Kränze an diejenigen vertheilt, denen einmal ein solches Cabinetstück intimer Empfindung gelungen ist. Niemand wird vom Liede als solchem gering denken; es ist eine berechtigte Gattung der Lyrik — aber es ist nicht die einzige. Große Dichter haben unvergängliche Lieder geschaffen, aber wer dem lyrischen Talent keine andere berechtigte Aeußerungen zuerkennt, als Duft und Hauch zarter Empfindung, für den wird sich die Reihe der großen, musterbildlichen Dichter in bedenklicher Weise lichten: nicht Pindar, nicht Klopstock, nicht Schiller, nicht Byron oder Victor Hugo dürfen dann auf einen Platz auf dem lyrischen Parnaß Anspruch erheben.

Daß Graf Schack kein Liederdichter im engeren Sinne des Wortes ist, das bewiesen seine „Gedichte" (1866); jene Kleinmalerei des Seelenlebens, welche zur Liederdichtung gehört, werden wir in ihnen vergeblich suchen; denn auch in den „Liedern der Treue", in dem Liedercyclus „Aus der Heimath" überwiegt die gedankenvolle Reflexion. Das eigentliche Bereich derselben sind aber die schwunghaften, hymnenartigen Dichtungen in freien Rhythmen, die Perlen der Sammlung, wie „Die Tempel von Theben", „Der Pic von Teneriffa", „Die Jungfrau", die er im Strahl der sinkenden Sonne erblickt:

Ueber die Stirn ihr grimmt
Bleich und golden und roth
Ein wechselnder Schimmer.
Plötzlich erblasset
Vor den glühenden Tiefen des Alls,
In die der Blick ihr hinunterstarrt,
Scheint sie zurückzubeben.
Dann wieder umfließt
Ein rosiger Glanz ihr die Züge,
Wie Wiederschein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehn.

Giebt sie mit Geistern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder erblickt jenseit der Erde
Unzugängliche Geheimnisse,
Daß tiefes Erschrecken
Die Wangen ihr röthet?
Doch der Schimmer erlischt:
Höher empor auf den Nebeln fluthet die Nacht,
Und den freudlichen Blicken entzieht,
Mit den Sternen dort oben
Hält die Königin Zwiegespräch."

Es ist dies ein Beispiel der spiritvollen Naturbelebung, welche diese schwunghafte Hymne charakterisiert.

Wenn indeß auch Schack's Muse den Dissonanzen dieses Erden- und Menschenlebens gerecht wird, so hat sie doch keinen pessimistischen Zug: ihr eigen ist im Gegentheil der freudige Glaube an eine bessere Zukunft der Menschheit, die Ueberzeugung von dem fortschreitenden Gange ihrer Entwickelung. Der Urwelt Seherin, die Sibylle von Tibur, verkündet in rosenfarbenen Visionen den

Digitized by Google

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Aufgang der großen Sonne, den neuen Gott, den alle Geschlechter ersehnen, und die goldene Zeit. Derselbe zukunftsfreudige Idealismus spricht sich in dem schwunghaften Gedicht „Amerika“ aus, das in Rhythmen von Platen'scher Formvollendung ein wahrhaft glänzendes Colorit zur Schau trägt, und in der Hymne, welche der Sänger dem neuen Jahrhundert weiht und in der er von dem Menschen singt:

„Er, der einst auf Eichenpfählen, in der Seen Grund gerammt,
Dem Geschick, dem grausen, fluchte, das zum Dasein ihn verdammt,
Nun der Elemente Meister, Herrscher über Zeit und Raum,
Herrlich sich erfüllen sieht er alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchsten Aether hin auf luftbeschwingtem Kahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielicht in den tiefsten Ocean.“

Der gleiche lebensvolle Stil zeichnet die „Weihegesänge“ (1878) aus: sie feiern große Künstler, Dichter und Staatsmänner; sie haben denselben prophetischen Zug; sie besingen die Entwickelung der Natur nach den neuesten erkannten Gesetzen, die Entwickelung der Menschheit zu großen und schönen Zielen: es sind bedeutsame Gedankensymphonien, in denen auch das Naturbild farbenreich illustrirt wird.

„Der gestirnte Himmel über uns“, auf welchen der Königsberger Philosoph so bedeutungsvoll hinwies, spiegelt sich oft in den Schack'schen Dichtungen, während sonst unsere moderne Muse selten genug das Auge zu ihm emporschlägt: überall drängt es unsern Dichter hinaus aus dem engen Kreise der nächsten Interessen:

„Arm ist, wer in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet auch die Welt.

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns alle trägt und nährt,
Sonne dich in seinem Glanze,
Wärme dich an seinem Herd!

Auf der kleinen materiellen
Erde nicht, die jetzt dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.

Und die Wesenscharen alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe,
Eint ein großer Geisterbund.“

Dieser Gedankenpoesie gehören auch die „Nächte des Orients“ (1834) an, keineswegs nur bunte Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, eine Mosaik jener farbenprächtig flimmernden Steinchen, von denen die dichterischen Feenpaläste orientalischer

Digitized by Google

Sagen schimmern, sondern ein zusammenhängender Bau, der von einem bestimmten Grundgedanken getragen wird. Das Problem, das den Dichter vor Allem beschäftigt, ist dieses: hat in Bezug auf die Geschichte der Menschheit der Pessimismus Recht oder der Optimismus?

Die Einkleidung dieser „Nächte des Orients“ ist eine sagenhafte. Der Dichter, europamüde, wandert in den Orient, trifft dort einen alten Magier, der ihm ein die Pforten der Vergangenheit erschließendes Elixir giebt: der Dichter sieht die Jahrhunderte an sich vorüberziehen: die phantastische Urwelt, die Zeit der Pfahlbauten, Hellas mit seiner Sclaverei, die Renaissance mit ihren Hexenprocessen und Folterungen, das Rococogezeitalter und dasjenige der Revolution. Ali erkämpft dem Poeten diese Bilder mit scharf einschneidendem Sarkasmus, und Schack selbst hat die dunkelsten und grellsten Farben gewählt, um das Elend der Menschheit in diesen wechselnden Epochen darzustellen. Desto begeisterter wendet sich der Poet der Zukunft zu, feiert die Friedenssäa der Menschheit im Psalmen- und Hymnenton und zuletzt in einer Schlußparabase noch das deutsche Reich mit schönem patriotischem Anschwung.

Zu den abschaurigen und blutrothen Bildern aus allen Zeiten, welche den gleichen Geist der Weltverzweiflung athmen und betränkelt werden mit dem Hohn aus jener Giftbütme der Philosophie, welche der weise Ali im Knopfloch trägt, bildet diese Schlußverbindung, dieses verklärte Hineinblicken in den Glorienschein der Zukunft einen leider nicht genugsam vermittelten Gegensatz, wenngleich der Glaube an den Fortschritt der Menschheit ein schöner und erhebender ist.

Im Uebrigen hatten wir diese Dichtung für das bedeutsamste Werk Schack's: das Colorit derselben ist meisterhaft, besonders das orientalische; die Landschaft wird zum Culturbild; die Form ist krystallklar und vermeidet alles Dumpfe und Trübe. Schon in seinen „Gedichten“ zeigt sich Graf Schack als ein Landschafter ersten Ranges; bald trifft er das glühende exotische Colorit Freiligrath's; bald giebt er uns historische Landschaften im Stile eines Claude Lorrain. Keine seiner größeren Dichtungen verlengnet diese Vorzüge.

Die Balladen in den „Gedichten“ zeigen die glänzende Ausführung, wie sie Schiller liebte: sie bilden den Uebergang zu den episch lyrischen Gedichten. Hier begegnen uns zuerst jene Novellen in Versen, welche Schack als „Episoden“ (1869) bezeichnet. Der poetische Weltwanderer führt uns hier nach Venedig und Constantinopel, nach Damaskus, in das alte Hellas und in die Märchenwelt.

Die dichterisch bedeutendste Episode ist wohl „Giorgione“; sie schildert eine Liebe des alternden Malers, der zu Gunsten seines Lieblingsschülers resignirt. Hier ist echt venetianisches Colorit: man wird an die Bilder von Paolo Veronese erinnert.

Den griechischen „Episoden“ schließt sich als neueste weiter ausgeführte Dichtung das Werk: „Die Plejaden“ an (1881) mit seinen farbenreichen Schilderungen des griechischen Lebens zur Zeit der Perserkriege und des üppigen asiatischen Satrapenthums: ein Milesisches Märchen, in welchem die himmlischen Gestirne leuchtende Sinnbilder sind für ein über den Menschengeschicken waltendes Verhängniß.

„Lothar“ (1872) ist ein älteres Werk Schack's. Der Held ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen hat, den Idealen seiner Jugend, seiner burschenschaftlichen Begeisterung, treu bleibt. An Byron erinnert nur die stimmungsvolle Landschaftsmalerei und der Haß gegen die Machthaber der geistödtenden Restaurationsepoche, die Weltwanderung, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe, die Wüstenscenen des sechsten und siebenten Gesanges, die Bilder aus Aegypten und Palästina sind Glanzpartien des Werkes, in welchem Reflexion und Schilderung sich in anmuthender Weise ablösen.

Von einer anderen Seite lernen wir den Dichter kennen in dem Roman in Versen „Durch alle Welten“ (1870), einem humoristischen Epos in Octavreimen und im Stil von Byron's „Don Juan“; doch wie diese Schöpfung des britischen Dichters die tiefpoetische Episode der Haiden enthält, so finden sich auch in Schack's „Roman in Versen“ glänzende dichterische Partien, wie besonders die zwei Gesänge „Die Pacific Eisenbahn“ und „Im Urwald“.

Den Humor in dramatischer Dichtung pflegte Graf Schack als Jünger des Aristophanes und Platen's; von seinen zwei politischen Lustspielen: „Kaiserbote“ und „Lancan“ (1873) ist das erste 1850 in der trübsten Zeit einer nach hoffnungserweckendem Aufschwung erfolgten Reaction gedichtet, das zweite nach den glänzenden Siegen des Jahres 1870. Jenes schließt, nach Verspottung politischer Unbildung und Unreife, mit der Verheißung einer schöneren Zukunft: dieses athmet einen pathetischen Haß gegen den Kaiser Napoleon den Dritten. Die Form dieser Dichtungen ist krystallklar wie diejenige Platen's; sie enthalten neben satirischen Studien schwungvolle Parabasen, aber bei dem jetzigen niedrigen Stand der Bühnenkomik haben derartige dramatische Lustspiele höheren Stils leider keine Aussicht auf die weltbedeutenden Bretter zu gelangen.

Gilt doch fast dasselbe von dem ernsteren Drama der Zeitgenossen, das immer mehr von der Bühne zu verschwinden droht und, wenn es einmal dort erscheint, oft von einer unreifen oder böswilligen Kritik, welche gewohnt ist, die größten Nichtigkeiten zu verherrlichen, zu Grabe getragen wird. Auch Graf Schack hat vier Trauerspiele geschrieben: „Heliodor“ (1875), „Atlantis“ (1875), „Die Pisaner“ (1872) und „Timandra“ (1879). Die beiden ersten haben eine geschichtsphilosophische Tiefe, welche sie für das flache Niveau unserer Bühnen unmöglich macht. Das erste fällt mitten im Streit des fanatischen Christen- und Heidenthums, der in die Epoche Alarich's verlegt ist, als den verjohnenden Gott der Zukunft Eros, den Gott der Menschenliebe verkündigen: das zweite behandelt einen verfrühten Versuch, „in der neuen Welt“, in welcher, wie Schack annimmt, der Schwerpunkt der Entwickelung der Menschheit ruht, das Banner der Freiheit auf zuflanzen. Die in München mit Erfolg aufgeführten „Pisaner“ haben zu ihrem Helden den aus Gerstenberg's Trauerspiel bekannten „Ugolino“, den Kriegshelden der Pisaner, der von seinem Gegner Ruggieri und von seinen nach dem Frieden mit Genua strebenden Landsleuten in den Hungerthurm geworfen wird. „Timandra“ ist die Mutter des Spartenkönigs Pausanias, der mit seinen verrätherischen Verbindungen mit Persien im Mittelpunkte der Handlung steht. In der Hauptsache ist es derselbe Stoff, welchen Heinrich Kruse in „Das Mädchen von Byzanz“ behandelt hat.

Alle diese Stücke haben künstlerischen Aufbau und Zusammenhalt, nichts Zerfahrenes: sie sind frei von allen Bühnenübeln der Shakespearomanie, und die Diction ist edel und schwunghaft, auch dramatisch markig, wie z. B. in dem prächtigen rachschnaubenden Monolog Ruggieri's im dritten Act der „Pisaner“.

Das Bild des Dichters Schack erhält seine ergänzenden Farben durch das Bild des Gelehrten; wir können hier nur auf seine grundlegenden Werke über das spanische Drama und die Poesie der Araber verweisen; als meisterhafter Uebersetzer des „Firdusi“ und anderer persischer Dichtungen hat er sich zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Während die Dreieinheiten unserer Miniaturkritiker zum Theil in der dumpfen und flachen Atmosphäre geistiger Beschränktheit brennen, gehört Graf Schack zu den wieselig und hochgebildeten Geistern, welche die Aera unserer Classiker in der Gegenwart fortzusetzen berufen sind und die mit ihrer Fackel hinauszuleuchten auf die Entwickelungsbahn der Menschheit.

Rudolf von Gottschall.

Schwindsucht und Höhenklima.

Von Dr. Driver.

In der zweiten Sitzung der vierten Jahresversammlung des „Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft“ zu Mainz im September 1880 hielt Professor A. Vogt aus Bern einen Vortrag über: „Schwindsucht und Höhenklima“. Nach dem Referat über diesen Vortrag in der Zeitschrift „Gesundheit“ war der Gedankengang des Redners, einer Autorität auf diesem Gebiete, folgender:

Die neuesten Untersuchungen, welche in Baiern und der Schweiz angestellt wurden, haben bestätigt, daß die Schwindsucht in zunehmender Höhenlage abnehme, was mit den Erfahrungen

Digitized by Google

und Erhebungen der früheren Zeit übereinstimmt. Physiologische Forschungen ergaben nun bekanntlich, daß für die Gesundheit des menschlichen Organismus eine bestimmte normale Sauerstoffmenge nothwendig sei, daß dieses Bedürfniß sich nach dem Gewichte des Sauerstoffes richtet, welche Gewichtsmenge aber je nach den Veränderungen des Luftdruckes in einem größeren oder kleineren Volumen von Luft enthalten sei. Es müssen also zur Befriedigung dieses Bedürfnisses verschiedene Mengen Luft eingeathmet werden, je nach dem geringeren oder höheren Luftdruck, und auf der Höhe, wo leichtere Luft ist, natürlich eine größere Luftmenge als am Meeresstrande oder in der Ebene. In Folge dessen übt das Höhenklima einen mächtigen Einfluß auf unsere Athemvorgänge aus, gegen welche jede willkürliche Athmungsgymnastik in der Ebene weit zurücktreten muß, weil beim reichlichen Einathmen von Luft in der Ebene das normale Sauerstoffbedürfniß überschritten und die Bilanz des Stoffwechsels hierdurch gestört wird. Das Höhenklima führt durch seinen ununterbrochenen Einfluß die Einwirkung täglich 24 Stunden lang aus, während die willkürliche Athmungsgymnastik sich nur auf kurze und gegenüber dieser Zeitdauer unbedeutende Fristen zu beschränken hat, wobei die Thätigkeit des Herzens gleichzeitig in höherem Grade angeregt wird. In Europa sterben alljährlich an der Schwindsucht von je einer Million Einwohner nahezu 3000; will die öffentliche Gesundheitspflege diese zahlreichen Opfer verringern, will sie die Schwindsucht wirklich bekämpfen und sich nicht darauf beschränken, theoretisch nur über die Nachtheile zu sprechen, so müssen Volks-Sanatorien auf geeigneten Höhen angestrebt werden, welche nicht nur der geringen Zahl der Wohlhabenden erreichbar und benutzbar sind, sondern welche in erster Linie auch den weit zahlreicheren Hülfsbedürftigen der ärmeren Classen zugute kommen, die jetzt in Folge der beschränkten Mittel der Hülfeleistung vielfach entbehren und dazu verurtheilt bleiben, langsam hinzusiechen.

So Professor A. Vogt. Drei Punkte sind es in diesem Vortrage, welche weiter ausgeführt und zu allgemeinerer Kenntniß gebracht zu werden verdienen, wenn anders die neueren Erfahrungen über die Wirksamkeit des Höhenklimas gegen die chronische Lungenschwindsucht den Nutzen schaffen sollen, der ihnen gebührt. Diese Punkte sind:

1) der durch die verdünnte Luft der Gebirge hervorgerufene mächtige Einfluß auf die Athemvorgänge, die unwillkürliche Athmungsgymnastik; 2) die Nothwendigkeit, auf welche hier gleich hinzufügen wollen, ganz besonders durch den verminderten Luftdruck — in höherem Grade angeregte Thätigkeit des Herzens; 3) die hier aus resultirende Forderung an die Gesundheitspflege zur Schaffung von Volks-Sanatorien auf geeigneten Höhen für Unbemittelte.

Diese Punkte wollen wir im Folgenden ein wenig eingehender betrachten, und da wirft sich uns zunächst die Frage auf, wie so eine vermehrte Athmungsgymnastik günstig auf die Heilung von chronischen Lungenkrankheiten einwirken kann? Zur Beantwortung derselben müssen wir ein wenig weiter ausholen und uns zunächst klar zu machen suchen, was denn eigentlich die Lungenschwindsucht für eine Krankheit ist, ob überhaupt bei derselben von Heilung die Rede sein kann, wie und wodurch diese Heilung bejahenden Falles zu Stande kommt.

Unter Lungenschwindsucht versteht man eine gewöhnlich auf der Grundlage vorhergehender acuter oder chronischer Krankheiten, wie Typhus, Lungen- und Rippenfellentzündung, Wochenbetten, Bleichsucht, Scrophulose, entstehende und stets mit allgemeiner, wie localer Blutarmuth verbundene Entzündung einer oder mehrerer, mehr oder minder großer Partien einer oder beider Lungen, mit Absetzung eines Exsudates (Ausscheidung, Ausscheidung) zwischen den Lungenzellen. Auch bei der hitzigen Lungenentzündung findet Absetzung eines Exsudates in den exsissenen Lungenzellen Statt; während aber hier dieses Exsudat gewöhnlich nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes, und zwar meistens nach sieben Tagen durch Lösung und Auffangung verschwindet und damit die Krankheit in Genesung übergeht, hat bei der chronischen Lungenentzündung, der sogenannten Lungenschwindsucht, das gesetzte Exsudat gar keine Neigung sich spontan wieder aufzulangen, sondern stirbt ab und verwandelt sich sammt den exgrissenen Lungenpartien in eine käsige, harte oder weiche Masse, welche ausgeschnitt werden kann und an deren Stelle Lücken in der Lunge, Höhlungen, sogenannte Cavernen, zurückbleiben. Tritt auch jetzt noch keine Besserung ein, so werden die Höhlenwandungen immer weiter in Eiter verwandelt und ausgespült; die Lunge wird auf einer größeren Strecke vernichtet, der Körper durch Fieber, Abzehrung, Nachtschweiße immer mehr aufgerieben, sodaß das tödtliche Ende nicht lange auf sich warten läßt.

In günstigen Fällen, aber allerdings ganz selten und nur im Beginn der Erkrankung kommt es vor, daß das Exsudat dennoch aufgefangt und der Verkäsung der exgriffenen Partien vorgebeugt wird. Häufiger wird die Heilung dadurch bewirkt, daß nach Ausstoßung alles Abgestorbenen die entstandenen Cavernen, die nun eine Geschwürshöhle darstellen, sich mit guten Granulationen (Fleischwärzchen) bedecken, welche sich allmählich in eine nicht mehr eiternde Narbe verwandeln. Auch die Höhle selbst kann ganz verschwinden dadurch, daß die Höhlenwandungen sich an einander legen und zusammenwachsen, sodaß der betreffende Kranke alsdann nur eine Narbe als einziges Zeichen seiner früheren Krankheit in seiner Lunge behält. In anderen Fällen verhärten sich die käsigen Herde zu einer kalkartigen Masse und verbleiben als solche in der Lunge, ohne dem Kranken weitere Belästigung zu verursachen; doch bleibt in diesem Falle stets die Möglichkeit, daß sie sich nachträglich unter irgend einer nachtheiligen Beeinflussung erweichen, das Blut inficiren und Rückfälle veranlassen können.

Es ist durch mikroskopische Untersuchung der ausgehusteten Massen seitens verschiedener Forscher sicher festgestellt, daß dreiundneunzig Procent aller chronisch Lungenkranken an Cavernen leiden, sobald sie zwei bis drei Monate lang krank gewesen sind. Es ist uns dies ein Fingerzeig dafür, auf welche Weise die Natur selbst die Heilung anstrebt; sie sucht alles Fremdartige von sich herauszuhalten oder aus sich zu entfernen; ein abgestorbener Körpertheil ist ihr etwas Fremdes, Schädliches, und sie beeilt sich dann demselben auf die zweckmäßigste Weise.

Dem Arzte liegt es ob, diesen Fingerzeig zu benutzen; es ist daher seine Pflicht, bei allen Lungenkranken, die schon längere Zeit leidend sind oder an welchen er durch die Untersuchung das Vorhandensein verkäster Herde nachweisen kann, die Erweichung und Ausstoßung dieser käsigen Massen in einer dem Allgemeinzustande des Kranken angepaßten Weise zu befördern.

Hiermit ist aber seine Thätigkeit noch lange nicht abgeschlossen: er hat des Weiteren dafür zu sorgen, daß die auf diese Weise entstandene Höhlung nicht weiter greife, sondern sich mit derbem Narbengewebe auskleide, sowie daß nicht neue Exsudationen in bisher gesunden Lungenstrecken Platz greifen.

Man entsieht die weitere Frage: bietet denn der Arzt die nöthigen Mittel, welche geeignet sind, die eben geschilderten Vorgänge in den Lungen Kranker zu beherrschen?

Ja, diese Mittel besitzt der Arzt, zwar nicht für alle Kranke, aber doch für eine große Zahl derselben, daß aber diese Zahl nicht eine noch größere ist, daran sind leider nicht selten die Patienten selbst schuld; giebt es doch zahlreiche Lungenkranke, welche sich so spät in ärztliche Behandlung geben, daß nach Ausstoßung alles Abgestorbenen nicht mehr hinreichend gesundes Lungengewebe übrig bleibt, um den Athmungsprocess und damit das Leben auf längere Zeit zu unterhalten; andererseits tritt vielfach die Krankheit von vornherein so heftig auf, ist mit solch hohen Fiebertemperaturen und solchem Darniederliegen aller Kräfte verbunden (galoppirende Schwindsucht), daß man von Anfang an auf Heilung verzichten und sich nur auf Linderung der man genehmsten Begleiterscheinungen beschränken muß. Immerhin bleibt die Zahl der Schwindsüchtigen, welche die Thätigkeit des Arztes lohnen, eine große.

Welcher Art sind denn die Mittel des Arztes zur Herbeiführung des eben geschilderten Heilungsvorganges? Daß es keine Medicamente sind, welche denselben herbeiführen, leuchtet wohl Jedem ein; durch Medicamente lassen sich höchstens einige lästige Nebenerscheinungen der Schwindsucht mäßigen und mildern. Bevor ich aber das Hauptheilmittel der Schwindsucht näher bespreche, muß ich zum besseren Verständniß der Wirkungsweise desselben noch etwas weiter ausholen, und zunächst die Frage beantworten:

Wie kommt es, daß in einem durch vorhergehende Krankheiten, anhaltende Gemüthsasserie, schlechte Ernährung oder andere klimatische oder hygienische Verhältnisse geschwächten Körper so leicht und gern eine lästige schleichende Lungenentzündung — Lungenschwindsucht — auftritt? Warum werden andere Organe des Körpers viel seltener durch diese Veranlassungen afficirt?

Das hat zumeist zwei Ursachen: einmal ist die Lage der Lunge eine sehr exponirte, allen Insulten durch die Athmungsluft

Digitized by Google

zugängliche: es ist ein Oberflächenorgan ohne den mächtigen Schutz, den diese sonst haben. Dazu kommt der eigenartige Bau: eine enorme, fast gerüstartige Häufung und Verbindung von blut-, lymphe- und luftführenden Canalsystemen, wenn gleich zum Theil freie Mündungen an die Oberfläche und eine fast structurlose Dünnwandigkeit eigen, wodurch die Zugänglichkeit für Schädlichkeiten jeder Art erhöht wird. Sodann — und das ist die Grundursache — ist die Lunge ungemein abhängig vom Herzen, an dessen Aufregungen und Schwächezuständen sie unmittelbar Theil nimmt, und zwar in solch hohem Grade und in solch directer Weise, daß ich nicht anstehe zu behaupten: keine Schwindsucht ohne vorhergehende und begleitende Herzschwäche, keine Heilung der Schwindsucht ohne Kräftigung des Herzmuskels.

Es ist diese Ansicht nichts Neues, aber seither kaum je so kategorisch hingestellt worden. Ich hatte es daher in jedem Stadium der Schwindsucht für die erste Pflicht des Arztes, den Herzmuskel einerseits zu schonen und andererseits zu kräftigen, mit anderen Worten: den bei allen Schwindsüchtigen vorhandenen kleinen, raschen, fadenförmigen Puls in einen kräftigen, langsamen und vollen umzuwandeln. Gelingt dies nicht, so ist einfach keine Rettung mehr möglich.

Nun ist doch nichts natürlicher, als daß wir nach einem Mittel suchen, welches in Schwindsuchtsfällen die Kräftigung des Herzens in langsamer, steiger, aber unfehlbarer Weise zu Stande bringt. Ein solches Mittel ist das Höhenklima. Wir besitzen zwar äußerdem Mittel, welche für kürzere oder längere Zeit eine Kräftigung des Herzens bewirken, so in gewissen Fällen die Digitalis, der Weingenuß, gewisse Arten des Wasserheilverfahrens ꝛc., Mittel, welche wir selbst an Höhenkurorten als angenehme und willkommene Behelfe selten entbehren mögen. Keines aber wirkt so unmittelbrochen, so unmerklich und doch auf die Dauer so radical, wie die sauerstoffarme Gebirgsluft und der verminderte Luftdruck des Gebirges, beide Momente zwar auf verschiedene Weise, aber in demselben Sinne und zu gleichem Zwecke. Wir wollen beide in ihrer verschiedenen Wirkungsweise näher betrachten.

Wenn wir uns am Meeresstrande befinden, so lastet auf uns der Druck der gesammten über uns befindlichen Luftsäule, und zwar auf jedem Quadratcentimeter Körperoberfläche mit einem Gewichte, welches gleich ist einer Quecksilbersäule von einem Quadratcentimeter Durchschnitt und einer Höhe von 760 Millimeter. Eine solche Quecksilbersäule wiegt 1033,8 Gramm, und es lastet also auf jedem Quadratcentimeter Körperoberfläche des Menschen am Meeresgestade ein gleiches Gewicht. Desgleichen befindet sich die dort eingeathmete Luft in demselben Verhältnisse unter dem Drucke der über ihr ruhenden Atmosphäre; sie befindet sich also in einer best mmten und ziffernmäßig zu bezeichnenden Spannung. Je höher wir uns über der Meeresfläche erheben, eine um so geringere Luftsäule ruht auf uns und allem uns Umgebenden. Die von uns eingeathmete Luft — bekanntlich ein Gemisch von circa 79 Volumtheilen Stickstoff und 21 Volumtheilen Sauerstoff, bei geringen Theilen Kohlensäure und Wasserdampf — kann sich in ihren Mischungsverhältnissen nicht ändern, aber sie hat, wie alle Gase, das Bestreben, sich bei nachlassendem Drucke auszudehnen, einen größeren Raum als bei höherem Drucke einzunehmen. Mit Einem Worte: wir athmen bei zunehmender Höhe zwar dieselbe Luft ein in Betreff ihrer Mischungsverhältnisse, aber nicht dasselbe Quantum an Gewicht. Am Meeresstrande wiegt ein Kubikfuß Luft schwerer, als in einer Höhe von z. B. 650 Meter.

Da nun, wie wir uns dem Referat über den Vortrag des Herrn Professor Vogt am Eingange dieses Artikels gelernt haben, das Bedürfniß des Körpers an Sauerstoff sich nach dem Gewichte des letzteren richtet, so muß der Mensch zur Deckung dieses Bedürfnisses in der Höhe mehr Luft einathmen, als in der Ebene, das heißt also tiefer und schneller athmen. Das steht unumstößlich fest.

Was ist nun die directe unmittelbare Folge anhaltend vertiefter und beschleunigter Athemzüge?

Die Physiologie lehrt uns, daß bei jeder tiefen Einathmung das verbrauchte venöse Blut kräftiger zum Herzen zurück fließt, während bei jeder tiefen Ausathmung das erfrischte arterielle Blut kräftiger vom Herzen in und durch die Lunge strömt. Erleichterung des Rückflusses verbrauchten Blutes zum Herzen, Beförderung des arteriellen Blutzuflusses, also rascheren Blutdurchflusses durch die Lungen, das ist die unmittelbare Folge tiefer Athmung, das heißt des Aufenthaltes im Höhenklima. Dieser Effect ist aber ein Tag und Nacht andauernder und deshalb ein in seinen Wirkungen so mächtiger und heilsamer.

Als zweiter Factor tritt hinzu der verminderte Luftdruck größerer Höhen. Dieser durch das Barometer jederzeit meßbare verminderte Druck der über uns befindlichen Atmosphäre macht sich überall am menschlichen Körper dort geltend, wohin die Luft dringen kann, also vorzugsweise an der Oberfläche der Haut und der der Luft zugänglichen Schleimhäute und der Lungen. Es werden sich daher die zu Tage liegenden oberflächlichen Blutgefäße stärker mit Blut füllen, sich erweitern und dadurch auf Kosten der der Luft nicht zugänglichen inneren Organe, besonders der Bauchorgane und der Muskeln, eine total veränderte Blutvertheilung im menschlichen Körper hervorrufen. Auf großen Höhen geht dieser Trieb des Blutes in gesundheitsgefährlicher Weise nach außen, wie Jeder weiß. Auf geringeren Höhen, z. B. von 650 Meter, macht sich diese Blutvertheilung nicht so massiv und zum Schaden der Gesundheit geltend, aber doch als eine wirkende Ursache, die in die Oekonomie des menschlichen Organismus mächtig eingreifen vermag, und sind es ganz besonders die Verhältnisse der Blutcirculation und des Herzens, welche bei dauerndem Aufenthalte unter verminderlem Luftdrucke eine heilsame Veränderung erfahren. Während die Füllung der dem verminderten Drucke der verdünnten Luft ausgesetzten größeren und besonders der kleinsten Blutgefäße, der sogenannten Capillaren der äußeren Haut und der Lunge zunimmt, wird die Circulation des Blutes durch zunehmen der Herzkraft und Vermehrung der Gefäßspannung beschleunigt.

Der absolute Blutdruck wird vermindert, der relative Blutdruck (das heißt relativ zur Verminderung des Luftdruckes) dagegen erhöht, und es tritt trotz Mehrleistung des Herzens eine Verminderung der Herzarbeit, eine Erleichterung der Herzthätigkeit ein. Wie wichtig dies ist, haben wir oben gesehen. Professor Waldenburg in Berlin gebührt das große Verdienst, auf diese Seite der Wirkung des Höhenklimas zuerst und entschieden aufmerksam gemacht zu haben, und er empfiehlt daher längeren Aufenthalt im Gebirge allen denjenigen Kranken auf's Dringendste, bei denen die Herzkraft geschwächt ist, das heißt Reconvalescenten nach schweren Krankheiten, Bleichsüchtigen und Blutarmen, gewissen Herzkranken und ganz besonders den chronisch Lungenkranken. Der Nutzen des Höhenklimas offenbart sich nach Professor Waldenburg so unbestreitbar, daß selbst schwere Mängel, die ihm anhaften (als rauhere Luft, vermehrte Luftbewegung) durch die Vorzüge überwogen werden. Man sieht Kranke bei hoher winterlicher Kälte und beträchtlichen Temperaturschwankungen in hochgelegenen Heilanstalten sich wohl befinden und mehr und mehr sich bessern. Die Thatsache, daß in Gebirgen Schwindsucht gar nicht vorkommt, ist wohl Jedem bekannt und lediglich darauf zurückzuführen, daß eine Erstarkung der Herzkraft hier selbst unter schwächenden Einflüssen nicht auf die Dauer Platz greifen kann.

Das unbestreitbar große Verdienst, auf das Nichtvorkommen der Schwindsucht in hohen Gebirgslagen und auf die Heilkraft solcher Lagen bei vorhandener Schwindsucht zuerst hingewiesen, zugleich auch durch Errichtung einer Gebirgsheilanstalt seine Lehre praktisch verwerthet zu haben, gebührt dem Dr. Brehmer in Görbersdorf (1854). Nicht lange nachher wurde Davos in der Schweiz zu einem Luftcurort für Lungenkranke, besonders für Wintercur, geschaffen. Alsdann folgte 1870 die Heilanstalt Reiboldsgrün, 690 Meter über der Ostsee und inmitten meilenweiter Fichtenwaldungen geschützt gelegen, welcher Verfasser dieses Artikels als Arzt vorsteht. Im Jahre 1875 wurde eine zweite Heilanstalt in Görbersdorf errichtet unter der Direction des Dr. Römpler. Sodann folgte die Eröffnung einer südlichen, aber nur 440 Meter hoch gelegenen Actienheilanstalt in Falkenstein im Taunus, jetzt unter der Direction des Dr. Dettweiler. Auch St. Andreasberg am Harz (600 Meter hoch) nimmt seit Kurzem Lungenkranke auf, ebenso noch einige andere Gebirgsorte. Die in sämmtlichen Anstalten im Sommer wie Winter erzielten Erfolge entsprechen durchaus den gehegten Erwartungen, obgleich in der Behandlung in manchen Punkten von einander abgewichen wird. Aber die Zahl dieser Anstalten ist viel zu gering gegenüber der übergroßen Anzahl Lungenkranker; eine Vergrößerung der einzelnen Heilstätten empfiehlt sich nicht, da die einheitliche Leitung derselben darunter leiden könnte und eine zu große Anhäufung so verschiedenartiger Lungenkranker an einem Orte sich aus mannigfachen

Digitized by Google

Am Gartenpförtchen.

Originalzeichnung von W. Hasemann.

Digitized by Google

Gründen nicht empfehlt. Dagegen wäre die Errichtung einer Gebirgs-Lungenheilanstalt in jeder dazu geeigneten deutschen Provinz sehr wünschenswerth, damit so jedem Lungenkranken die Möglichkeit der Heilung geschaffen würde.

Aber der Aufenthalt in diesen Anstalten ist nur möglich durch große Opfer an Zeit und Geld. Kurze Dauer des Aufenthaltes nützt nicht genug: auf mehrere Monate muß sich Jeder gefaßt machen. Die Regie einer großen Anstalt erfordert aber einen kolossalen Aufwand an Personal, sanitären und hygienischen Einrichtungen, laufenden Reparatur und Verwaltungsausgaben und Capitalzinsen: gute Besuchszeiten müssen die schlechteren Wintermonate mit übertragen, sodaß ein halbwegs Vermögender einsehen muß, daß von einer absoluten Billigkeit keine Rede sein kann. Und wenn auch in einigen Anstalten die Preise billiger sind als in anderen, so gehört zur Heilung einer Lungenkrankheit immerhin ein Capital, welches für Unbemittelte und minder Vermögende unerschwinglich ist. Und gerade unter dieser Classe finden sich naturgemäß die meisten Opfer der Schwindsucht. Deshalb entspricht das Verlangen des Professor Vogt nach Schaffung von Höhen-Volks-Sanatorien einem wirklichen Bedürfnisse.

Diese Idee ist nicht neu: der verstorbene Professor Lebert in Breslau sprach sich schon 1869 in seinem Schriftchen über Milch und Molkenkuren ähnlich aus:

„Es ist Zeit, daß Staat, Volk und Gemeinde begreifen, daß sie dieser traurigen Krankheit und ihren zahllosen Opfern gegen über Pflichten zu erfüllen haben, welche sie bis jetzt nicht erfüllen."

Und weiter:

„Ich gebe diese Vorschläge keineswegs irgendwie als mustergültig. Ich möchte nur zeigen, daß die Möglichkeit der Ausführung meiner Vorschläge nicht zu den chimärischen Utopien gehört, sondern zur Wirklichkeit werden kann, sobald man nicht von vornherein jedem Vorschlage von Verbesserungen das starre „Non possumus!" oder das milder klingende „Wir haben kein Geld!" systematisch entgegensetzt. Sehr gut und nützlich angewandt sind die großen Summen, welche man auf Verbesserung der Thierrassen verwendet hat: es wäre aber auch gewiß an der Zeit, daß man für Verbesserung der Gesundheit der Menschenrasse das Nothwendige thue, wenn es auch sogenannte Opfer kostet."

Der kaiserlich russische Staatsrath Dr. C. von Mayer fügt dem in einem Schriftchen über die Lungenschwindsucht hinzu:

„Wie manche Krankheitsanlage könnte getilgt werden, wie manches Leben erhalten bleiben, wenn solchen Kranken, noch vor dem Ausbruche der verderblichen Krankheit, eine Heilanstalt offen stünde, in der sie die für ihr Leiden nöthige Pflege finden könnten! Daß Schwindsüchtige nicht in ein Krankenhaus im gewöhnlichen Sinne des Wortes hineingehören, darüber werden wohl alle Aerzte einig sein. Gott gebe, daß der Staat sowohl wie auch Aerzte sich dieser schönen Aufgabe unterzögen, solche Anstalten — und ihrer recht viele — zu errichten!"

Der kaiserlich königlich österreichische Stabsarzt Dr. L. Günzburg hat sich sogar die Mühe gegeben, einen „Entwurf über ländliche Curorte für minder bemittelte Brustschwache mit tuberculöser Anlage" auszuarbeiten mit Bauplan, Kostenvoranschlag und Erhaltungsplan. Eine solche Anstalt könnte sich leicht selbst erhalten, wenn sie zugleich im Besitze eines entsprechend großen Landgutes mit Viehwirthschaft wäre. Ich selbst habe mich seit Jahren vielfach mit der Idee der Errichtung von Volks-Sanatorien für arme Lungenkranke beschäftigt, da ich so recht an der Quelle des Elendes sitze, welches die Lungenschwindsucht in den ärmeren Familien anrichtet. Den Staat kann man nicht heranziehen zu einem solchen Humanitätswerke. Hier kann nur die mit der gemeinsame Hülfe edler Herzen vereinte eingreifen. Wie aber die Idee dieser Unternehmung der Menschenliebe, zu welcher die obigen Darlegungen auf's Neue die Anregung geben wollten, verwirklicht werden kann, darüber wird hoffentlich recht bald ein gemeinsamer Beschluß berufener Männer an die Oeffentlichkeit treten.

Der Maskenscherz im Nonnenkloster.

Ein Geschichtlein aus dem wirklichen Leben.

Es ist wunderbar, wie der Scherz sich oft die ernstesten Stätten aussucht, um sich Gehör zu verschaffen, wie er die würdigsten Matronen zu seinen Opfern wählt! So erinnere ich mich einer Begebenheit, die in meiner Heimath seiner Zeit viel von sich reden machte und allgemeine Heiterkeit erregte.

In meiner Vaterstadt lennt Jeder das landesfürstliche Palais mit der Hausmauche zu seiner Seite, noch nicht alle werden die kleine Pforte beachtet haben, welche dicht daneben liegt und in die für sich bestehende kleine Welt des Klosterfrauthums führt, das, rings von hohen Mauern umgeben, mitten in dem lebhaftesten Theile der Stadt liegt. Dieses Kloster ist nicht gerade ein Aufenthalt für fromme, der Welt entsagende Nonnen, die dort über die Entsagungen des Lebens trauern und nach denken wollen, sondern vielmehr eine Versorgungsanstalt für ältere unverheirathete Jungfrauen; denn nur solchen wird der Eintritt dort gestattet; acht bürgerlichen und einem adligen Fräulein bieten es ein freundliches Heim.

Vor undenklich langen Zeiten war eine schwedische Prinzessin auf hoher See von Stürmen und Ungemach überfallen worden, sodaß ihr Schiff in größter Gefahr war zu kentern, da that sie in ihrer Herzensangst das Gelübde, bei glücklicher Landung und Rettung aus Todesgefahr an dem ersten Orte, wohin sie gelangen würde, aus Dankbarkeit ein Kloster zu stiften mit reicher Dotation zur Versorgung armer Jungfrauen. Der Sturm legte sich, und dankerfüllt landete die Prinzessin, hielt aber auch ihr Versprechen; sie ließ eine Kirche und daneben eine Anzahl geräumiger schöner Wohnungen erbauen, von Gärten und Wiesen umgeben. So entstand unser Kloster.

Die Wohlthat dieser Anstalt bewährt sich bis auf den heutigen Tag, und wie eine besondere Bevorzugung sieht es jedes Mädchen an, wenn die Eltern sie schon in zarter Jugend die Berechtigung zur Aufnahme erhalten haben. Ein allenfallsiges Mädchen kann sich keinen besseren Zufluchtsort wünschen als dieses Kloster. Sie ist nicht einmal verpflichtet, immer dort zu wohnen, sondern kann, wenn ihre pecuniären Mittel es ihr erlauben, Monate lang auswärts leben.

Nun soll man aber nicht denken, daß dieses Asyl, das nach äußerem Beschauen so recht eine Stätte des Friedens ist, auch in Wirklichkeit so viel Frieden in sich schließt. O weh — wenn unverheirathete alte Tanten unter einem Dache, wie könnte da wohl immer Eintracht herrschen! Da ist Neid und Hohmuth, beleidigte Eitelkeit ohne Ende, und gerade wird von Einer zur Andern, um die Zeit anzufüllen, sodaß oft die Zwietracht aus allen Ecken heraus schauen.

Zu der Zeit nun, wo unsere kleine Geschichte spielt, war gerade der Kampf lichterloh entbrannt und hätte sich vielleicht noch immer weiter entwickelt, wenn nicht ein ganz unerhörtes Ereigniß, das die Aufmerksamkeit der alten Damen in Anspruch nahm, sie von sich selbst abgelenkt hätte. Es begab sich nämlich, daß die adlige Stelle durch den Tod des Fräulein von D. vacant wurde; ihre Nachfolgerin sollte ein Fräulein Blüthlich, ganz junges Mädchen, die Tochter eines hohen Officiers, sein. Die alten Damen sahen voraus, daß die jugendliche Conventualin dem Landesfürsten um die Erlaubniß nachsuchen werde, ihre Wohnung bei den Eltern zu behalten und bis zu einem vorgerückteren Alter die Klosterräume leer stehen zu lassen. Sie hatten sich jedoch getäuscht: dem schönen Fräulein erschien es vielmehr höchst amüsant, von jetzt ab als Klosterfräulein aufzutreten, und da sie nicht allein dort wohnen konnte, so brachte sie ihre noch jüngere Schwester, die eben eingesegnet war, als Gesellschafterin mit und Bedte versprachen sich das köstlichste Vergnügen von ihrem Aufenthalt im Kloster.

Anfangs machte das frische fröhliche Leben der beiden Schwestern auch einen unangenehmen Eindruck auf die alten Tanten, wenngleich wollten sie es nicht zugestehen, daß die fröhlichen lachenden Stimmen ihnen angelegen kämen. Bald aber fingen die würdigen Conventualinnen, eine nach der andern, an, das Singen, das Haschen, das Lachen während der Stunde zu lauteren Nachmittagsruhe unerträglich zu finden, und manche Klage erhob sich leise und dann immer lauter. Die guten Alten ahnten noch nicht, daß dies nur der Anfang eines noch viel größeren Unfriedens sein sollte; denn der Uebermuth der jungen Klosterbewohnerinnen wurde von Tag zu Tag ärger: jugendliche Freundinnen kamen zu den beiden luftigen Schwestern, um wenigstens das ganze Kloster zu durchspähen; sie wurden durch alle Gänge, auch auf den Boden geführt, wo noch viele alte Särge stehen, die theils Schrecken, theils Interesse bei der Jugend erregten, denn in die Gärten, wo man entzückt über die großen Rosenbeete tanzte, alle möglichen Pläne zur Belustigung entwarf. Schließlich wurde für den nächsten Nachmittag eine Crocket-Partie verabredet und unter Kichern und Lachen über die Einzuladenden hin und her gesprochen. Die ausgeladenen Mädchen, wenn ihr davon hörte, was ihr damit anrichtetet! Denn ihr gehen hätet, wie die würdigen Kopfgebäude der alten Klosterdamen wackelten, wie manches drohende Finger sich gegen euch erhob, ob solchen Unsinns! Die beiden jungen Klosterschwestern ersten am anderen Tage geschäftig die Vorbereitungen zum Kaffee- und nachmittag wurden die Gäste erwartet. Da verlautete aber in den ernsten Klosterzimmern etwas Unheimliches: nicht nur die Freundinnen, nein auch der Bruder der beiden jungen Damen, ein Officier, wolle mit seinen Cameraden erscheinen und an dem Crocketspiel theilnehmen. Fürchterliche Kunde! Wo war da die Ruhe des Klosters geblieben, wo der Respect vor der Frau Domina, deren Erlaubniß einzuholen das adlige Fräulein für überflüssig erachtet, wie sie überhaupt in ihrer Sonderstellung glaubte, außer dem Bereiche der Domina zu stehen.

Der Nachmittag rückte heran; einzeln waren die Gäste in die

Wohnung der Schwestern geschlüpft, und nur das drauſende Lachen und Scherzen drang zuweilen in die ſtillen Gänge hinaus; kam ging es in den Garten, wo der herrliche Sonnenſchein ſich ſchier zu freuen ſchien über eine Geſellſchaft, wie ſie ſo luſtig an dieſem Orte noch nicht geſehen worden.

Die gute, alte Domina, der geſchaltig jedes neue Geſicht angetragen worden war, hatte unglaublig den Kopf geſchuttelt, weil ſie es gar nicht für möglich gehalten, daß man einen ſolchen Frevel vor ihren Augen ausführen werde. Sie forderte aber doch die Kloſtergenoſſinnen auf, in den Zimmer zu kommen und von dort die Vorgänge im Garten zu beobachten; die alten Damen kamen auch ſchon lange ihre Gewiſſensrede an, um das Sporenklingen heranrücken zu hören. Wie lang wurden aber ihre Geſichter, als die Geſellſchaft im Garten ſichtbar wurde und keine Uniformen, ſondern nur junge Mädchen erſchienen! Wo waren die Schreckniſſen, die Herren Offiziere?

Wären die Augen der guten Alten nicht durch die Jahre geſchwächt geweſen, ſo würde es ihnen aufgefallen ſein, daß ein Theil der Jungfrauengeſtalten da vor ihnen im Garten ſehr ſtumm und ungeſchickt ausſah und immer von Neuem ins Lachluſt der Andern erregte; die ehrwürdigen Matronen ſaßen ganz betroffen da und wagten kaum den Blick zur Frau Domina zu erheben. Sollte die Kunde von dem Unerhörten, das ſie ſo geſchäftig von Ohr zu Ohr getragen hatten, ſich nicht erfüllen? Keine Offiziere?

Frau Domina wollte gerade aufbehen, eine Strafpredigt an ihre Geſchwiſtern zu richten, die ſo hoſtwillig die Jugend verleumdet, als die Aufwartfamkeit der wurdigen Damen von Neuem auf die Gruppe im Garten gelenkt wurde; denn was das? Jenſeits der hohen Mauer des Kloſtergartens, in daran grenzenden Park des Landesfürſten erſcholl plötzlich rauſchende Muſik, welche ohne Frage nur die Herren Offiziere in Scene geſetzt haben konnten, und in demſelben Augenblicke ſchwebte auch ſchon Paar auf Paar über den Mauern dahin. O weh! jetzt war es vorbei mit aller Ammuneri; ſelbſt den blöden Augen der alten Damen entging es nicht, daß ſämmtliche Zuſammenanzuge ganz wunderbar zu einander paßten — gar nicht, als ob das Paar aus zwei Mädchen beſtände, und daß ferner hier und da unter den langen, ungeſchickt umherſchlagenden Rocken merkwurdig große Stiefel und bei der einen der tanzenden Geſtalten ſogar ein Paar Sporen hervorlugten; ja auch die zarten Mädchenſtimmen hatten ſich zum Theil ſogar in tiefe Baßſtimmen verwandelt, ſodaß ein Diskurs nicht mehr möglich war; es waren wirklich Offiziere im Nonnenkloſter.

Mit einem Schrei des Entſetzens fiel die gute Domina in ihren Seſſel zurück; die Priſe, die ſie zwiſchen den Fingern hielt, war daneben auf dem Wege zur Naſe entfallen, und „Männer — Männer!“ lonte es von ihren Lippen. Dieſer Frevel war doch zu groß — wie ſollte er geſühnt werden?

Die Schweſtern bemühten ſich, gleich einſetz zu erſcheinen wie die Frau Domina; verſchiedene mehr oder weniger gut geſpielte Ohnmachten ereigneten ſich, und durch die dabei üblichen Ausſichreie wurde die ſtolze junge Geſellſchaft nicht wenig erſchreckt und hielt ſofort im Tanzen inne; eilig ergriffen Tänzer und Tänzerinnen die Flucht.

So endete denn das übermutige Treiben der jungen Kloſterſchweſtern; denn unmöglich konnten ſie nach dieſem Attentat noch langer im Kloſter bleiben; ſie flüchteten ſich zu ihren Eltern und baten um Schutz und Beiſtand in dieſer heiklen Sache.

Die Domina, die in ihrem tiefen Gekränktſein kaum wußte, wie ſie dem Vater der jungen Sünderinnen ihre Entrüſtung darthun ſollte, wurde indeſſen aller Mühe überhoben; denn ſchon am nächſten Morgen erſchien der Herr Oberſt ſelbſt bei ihr und verſtand in ſo beruhigendſter und doch ehrfurchtsvoller Weiſe für ſeine beiden Mädel um Verzeihung zu bitten, daß die gnumutige Frau Domina bald beſänftigt wurde und vollends Alles gern verzieh, als der Vater ihr die geſtern Abend ſtattgefundene Verlobung ſeiner alteſten Tochter, des „Kloſterfräuleins“, mit einem der jungen unglaublichen Offiziere mittheilte. Ein „Gott ſei Dank!“ entfloh den Lippen aller alten Damen, wie ſie das letztere Ereignis vernahmen, und mit großer Uebereinſtimmung thaten ſie den Ausſpruch, daß die nun mehrige glückliche Braut für's Kloſter doch nie tauglich geweſen wäre.

Der alte Kloſtergarten hat ſeitdem nie wieder ſo fröhliches Leben geſchaut; ſeine Grabesſtille liegt nach wie vor über ihm ausgegoſſen, und nichts ſtört mehr die friedliche Nachmittagsruhe der alten Damen; es muſte denn ſein, daß der Sonnenſchein, der durch die dichtberanken Fenſter dringt, ihnen auf der Naſe ſpielt oder daß eine Nachtigall den Flug über die Mauer genommen und um vor den Fenſter der einen oder der andern ihr liegendes Liebeslied ſingt und dadurch die Träume der Alten ſtort; ſonſt aber iſt Alles beim Alten gebliben in dem ſtillen Jungfrauenheim. Es wird ſchwerlich zum zweiten Male ein junges heißblutiges Kind Weltleichlau in die Einſamkeiten hineintreiben und den Stand aus den Leben aufwuhlen; denn wenn ſich auch Alles im Leben wiederholt — ein Maskenſcherz im Nonnenkloſter? Nein, der iſt zu wertlich, der kann nur einmal erſtirren in den Jahrhunderten der Weltgeſchichte.

Blätter und Blüthen.

Mängel im Eiſenbahnverkehr. Es iſt bekannt, daß unſere Eiſenbahnverwaltungen unabläſſig bemuht ſind, Verbeſſerungen im Perſonenverkehr und in der Einrichtung der Perſonenwagen einzuführen, ſodaß wohl behauptet werden kann, daß unſere Eiſenbahnen, was Sicherheit anſprechend, nirgends wohlfeiler, ſicherer und bequemer reiſt als in Deutſchland; denn daß man bei uns ganze Reſtaurationen und Leſecabinets wie bei den Zügen, die den amerikaniſchen Continent durchfahren, miſſihre, noch Niemand verlangen, der unſere Verhältniſſe richtig würdigt. Offene Fragen ſind bei dieſen Verbeſſerungseinrichtungen allerdings noch immer vorhanden, und dahin rechnen wir unter Anderem immer noch die über das beſte Heiz- und Beleuchtungsſyſtem. Die Sorge darüber können wir unſeren Eiſenbahnverwaltungen überlaſſen in der ſicheren Erwartung, daß auch darin bald erfreuliche Fortſchritte werden gemacht werden; dagegen möchten wir an dieſer Stelle den Eiſenbahnverwaltungen einige unſicherer zu erfüllende Wünſche des Publicums an's Herz legen, welche zwar nicht ganz neu, aber doch noch nicht genug berückſichtigt worden ſind.

Zunächſt: die Form der Sitzbänke! Es iſt bekannt genug, daß, wenn der menſchliche Körper ruhen will, weniger die Schitterblätter als das untere Ende des Rückgrats eine Unterſtützung verlangt; die meiſten Sitzbänke nunmehrigen dritten Claſſe haben aber eine faſt gerade aber nur wenig geneigte Rückwand, während mit geringen Merkreiſen eine zweckmäßig nach unten und vorn kritig ausgehauchte Wand, wie wir ſie z. B. bei den oldenburgiſchen Wagen finden, herzuſtellen wäre. Selbſt die Polſterbänke der erſten und zweiten Claſſe entſprechen meiſt dieſen nicht den erforderlichen Rückſichten. Wie ermudend fühlt man ſich nach einer langen Reiſe im gefüllten Coupé, in dem man vermutlich war, lange Zeit dieſelbe Stellung einzunehmen!

Ferner: das Fenſter! An Betreff derſelben möchten wir den Wunſch ausſprechen, daß, wenn ſie geſchloſſen ſind, ſie auch wirklich dicht ſchließen und man nicht beim Vorwärtsfahren einem unerträglich feinen Zuge ausgeſetzt iſt, der namentlich an ſtürmiſchen Wintertagen nicht beſonders harten Namen erhebliche Geſundheitsſchadigungen bringen kann. Werden Gardinen angebracht — was doch für alle Claſſen zu fordern iſt — ſo ſollten dieſelben ihren Zweck auch dadurch erfüllen, daß ſie den läſtigen Sonnenſtrahlen den Eingang vollkommen wehren. Viele Verwaltungen haben zwar ſchon große ſich überdeckende Gardinen angebracht, meiſt ſind aber die Leſen zur Befeſtigung an den vorhandenen Knöpfen abgeriſſen; oft genug findet man aber auch ſtatt der Gardinen nur kleine Stückchen Zeug, die kaum eine Glasſcheibe decken und bei geöffneten Fenſter ein Spielzeug des Windes ſind. Alle Verſuche, die Dingerchen mit Stecknadeln unter Zuhilfenahme von Taſchenmützen zu befeſtigen, ſind vergeblich; man muß ſich den Tanz des flatternden Sonnenlichtes vor ſeinen Geſicht gefallen laſſen und ohne Mieren gegen das Schicſal die Augen ſchließen.

Endlich: ein großer Fehler war die im Jahre 1873 von einigen Eiſenbahnverwaltungen eingeführte Beſchränkung der Retourbillets; es würde für die Eiſenbahnen ein durchaus nicht zu unterſchätzender Vortheil und für das reiſende Publicum eine mit großer Freude begrüßte Annehmlichkeit ſein, wenn wieder auf allen deutſchen Bahnen eine unbeſchränkt dreitägige Gültigkeitsdauer der Retourbillets zum Benutzen der Schnellzuge einge führt würde. Man wende nicht ein, daß dadurch dem Mißbrauch und Betruge Thür und Thor geöffnet werde! Es iſt Sache der Eiſenbahnverwaltungen, ſich dagegen durch geeignete Maßnahmen zu ſchützen. Der Perſonenverkehr iſt thatſachlich durch Beſchränkung der Retourbillets herabgedrückt worden; denn erſteres kann ſich in Folge deſſen der leichtſinnige Retourverkehr nur auf ein geringeres Gebiet erſtrecken, und dann erſcheint Vielen für Zwecke des Vergnügens oder Geſchäfts die gebotene Zeit zu kurz; man ſchrankt daher ſeine Reiſen auf das äußerſte Minimum ein und wählt lieber den ſchriftlichen Weg zur Erledigung ſeiner Angelegenheiten. Täuſchen wir uns darüber nicht: wenige Mark Unterſchied im Fahrpreiſe ſind oft entſcheidend, ob Jemand eine Reiſe in die Umgegend unternimmt oder nicht.

Wir wollen für heute unſern Wunſchzettel, den gewiß Viele gern unterſchreiben werden, ſchließen und hoffen, daß derſelbe maßgebenden Kreiſen zu Geſicht kommen und dort geneigtes Gehor finden werde.

Der Parzival Wolfram's von Eſchenbach von Wilhelm Meyer-Marlau (Magdeburg, Heinrichshofen). Die Parſival-Aufführungen in Bayreuth haben auf's Neue das Intereſſe auf den literariſchen Stoff gelenkt, der dem Meiſter Wagner'ſchen Bühnendichtung und ihren epiſchen Vorgängerinnen zu Grunde liegt. Zeitgemäßer als in dieſem Augenblicke konnte daher die oben bezeichnete Schrift unſeres geſchätzten Mitarbeiters nicht erſcheinen, und ſo dürfte ihr das dauthare Entgegenkommen zahlreicher Leſer ſicher ſein; ſie unterrichtet in eingehender Weiſe die literariſche Claſſe des Wagner'ſchen „Parſifal“, indem ſie uns mit vielem Geſchick in das großartige Werk des ſprach- und geiſtesgewaltigen mittelalterlichen Dichters einführt. Kurz und klar entwirft uns der Verfaſſer zuerſt ein Bild von dem Leben und Schaffen Wolfram's, um uns alsdann den Sagenkreis vom „heiligen Gral“ und ſeinen Hüter „Parſifal“ zu erſchließen und uns ſo das Verſtandnis des „Parſifal“ zu erleichtern. Hieran knüpft ſich zwangloſ eine ebenſo überſichtliche wie gewiſſenhafte Inhaltsangabe der Dichtung; es folgt eine eingehende Kritik derſelben, und als Anhang bilden Mittheilungen über die Handſchriften und Ueberſetzungen den Schluß. Lichtvoll in der Darſtellung, ſcharf im Urtheile und abgerundet in der Anordnung, bietet die Meyer Marlau'ſche Schrift eine lehrreiche und leſenswerte Lektüre, und wenn wir auch vermuthen, daß einer der grundlichſten und geiſtvollſten Parſifalkenner der Gegenwart, San-Marte, dieſe Abhandlung einen „lehr guten und überſichtlichen Commentar“ zu dem Wagner'ſchen Textbuche des „Parſifal“ nennt, ſo brauchen wir wohl nur Kennzeichnung des Werthes und der Bedeutung der dankenswerthen Schrift ſamt noch etwas hinzuzufügen.

Digitized by Google

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 30):

48) Der Techniker und Telegraphist, Vincenz Hübsch, 1850 in Prag geboren, war bei der privilegirten österreichischen Nordwestbahn von 1872 bis 1874 Beamter, von 1875 bis 1877 Talentant des obersten Rechnungshofes und ist seit dem 13. Mai 1877 verschwunden. Er war von mittlerer Größe, untersetzt, hatte kastanienbraune Haare, dunkelblonden Vollbart, im Knöchel des linken Fußes eine veraltete Luxation.

49) Doppelt zu beklagen als arme Wittwe und unglückliche Mutter ist Frau M. Bandy in Schneidemühl, die ihre einzige Stütze, ihren Sohn, nun schon seit vier Jahren vergeblich als treubesorgte Freunde zurück erwartet. Dieser Vermißte, Hermann Bandy, geboren den 1. September 1854 zu Greifswald, wo sein Vater Kegelschmiedemeister war, wanderte als Tapezierer und Decorateur 1878 nach Nordhausen und schrieb von da, daß er nach Berlin gehen wolle. Von dieser Zeit an ist Nichts mehr nicht mehr vorher von ihm noch über ihn zu erlangen gewesen. Bei der Berliner Polizeibehörde war er nicht angemeldet worden. Man vermuthet nun, daß er nach Rußland gegangen sei. Der noch nicht achtundzwanzigjährige junge Mann hatte, als er seine Mutter verließ, ein bleiches Aussehen und trug keinen Bart; er ist blondhaarig. Vielleicht haben unsere Leser in Rußland das Glück, ihn dort zu finden und ihn diese Zeilen mitantheilen.

50) Der Schuhmachergeselle Moritz Wartenberg aus Dresden, 1855 geboren, ein junger Mann von mittlerer Größe, blondhaarig und mit etwas gekrümmten Beinen, ging 1876 nach Stuttgart, reiste von da ab, ohne den Seinen darüber zu schreiben, und ist seitdem verschollen. Er wird von seinem alten Vater gesucht.

51) Friedrich Waschmann, Sohn des verstorbenen lit. Amtsrath Waschmann auf Windsehn in Kurland, ging, weil sein Fortkommen dort aussichtslos war, im October 1862, achtzehn Jahre alt, als Seemann mit einem Dampfer von Memel nach England und ist seitdem verschollen, während beim Magistrat von Libau ein Erbe von 15,000 Silberrubel auf ihn wartet. Seine Geschwister leben noch.

52) Aus Oberspaar bei Meißen in Sachsen ging August Wolf als zwanzigjähriger Zimmergeselle nach Hamburg und von da nach Australien. Tort lasse er sich ein Landstück in, wie uns geschrieben wird, „Lonighet bei Osbaston", wo zwei Briefe, im November 1871 und im August 1876, an seinen nun achtzigjährigen Vater kamen. Im letzteren Briefe, von anderer Hand, hieß es, daß er wohlhabend erblindet sei, und daß seine Frau und die ältesten seiner sechs Kinder alle Arbeit allein verrichten müssen. Briefe unter obiger Adresse kamen seit 1876 theils als unbestellbar zurück, theils blieben sie ohne Antwort.

53) Ein anderer Zimmergeselle, Max Wolff, aus Berlin, geboren am 20. November 1841, ging am 2. März 1879 auf die Wanderschaft, schrieb seiner Mutter, einer Wittwe, am 9. November desselben Jahres, daß er über Straßburg, Metz, Luxemburg, Namur und Brüssel nach Amwerpen oder Amsterdam reisen wolle, um den Schiffbau zu lernen und dann zur See zu gehen. Das war sein letzter Brief. In ihrer Angst wandte sich die Mutter im März 1881 mit der Bitte um Ermittelung nach ihrem Sohne an den „Deutschen Hülfsverein in Antwerpen" und erhielt am 30. März die Nachricht, daß Max Wolff am 14. April 1880 zum letzten Male Unterstützung von demselben erhalten habe. Sollte man in der holländischen Armee wohl den Namen kennen? Da ist wieder einmal einer Mutter die Stütze ihrer alten Tage zerbrochen.

54) August Wilhelm Wunderlich, aus Landvuhl im sächsischen Vogtlande, geboren den 13. September 1846, fand 1877 die 1880 im Dienst der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft als Mechaniker, und zwar im Kaukasus. Einige Zeit war er in Tschinn Kolek, dann in Staniov Mineralwasser, zuletzt in Georgiewsk. Von da an schweigen die Nachrichten über ihn; auch der Oberingenieur E. Gänzel in Tiflis konnte nur die Kunde geben, daß Wunderlich Mitte des Jahres 1880 den Dienst verlassen habe.

55) Der Seemann Hans Zinserling aus Erfurt wurde am 15. August 1881 als Bootsmann auf Sr. Maj. Schiff „Minera" in Port Elizabeth, Capland, auf Urland entlassen und ist seitdem verschollen.

56) Der 1853 zu Dresden geborene Schreinergehilfe Franz Hunsicher begab sich 1872 auf Wanderschaft nach der Schweiz, schrieb 1874 und zuletzt 1877 aus Basel und ist seitdem von seinen Eltern vergeblich gesucht worden.

57) Mehrfaches haben die Eltern Hartwigsen in Neue Mühle bei Wallenhill im Kreise Flensburg zu beklagen. Ihr achtzehnjähriger Sohn Andreas Lorenz Hartwigsen diente als Knecht bei einem Bauern in Hanstedt, verließ diesen am 29. Mai 1880, wandte zuletzt noch auf der Station „Nordostseeeisenbahn Weiche" bei Flensburg gesehen, seit dem Tage nach Süden, und seitdem nicht wieder. Der junge Mensch ist von mittlerer Statur, blondhaarig und besonders kenntlich an den auf die linke Hand tätowirten Buchstaben A. H. und an einem Muttermale am rechten Unterarme.

58) Eine unglückliche Frau sucht ihren verschollenen Gatten, Johann Kunsig aus Augsburg, der, nach dem Aufgeben seiner eigenen Fabrik, sich in die Schweiz begab, um eine Stelle als Werkmeister in einer Weberei anzunehmen, seit dem Monat Februar 1879 spurlos, trotz aller nachkommen lassen. Leider schien erstere nicht der Fall gewesen zu sein; denn nach längerer Zeit überraschte die Gattin ein Brief aus Liverpool, nach welchem ihr Gatte an einer dortigen Maschinenfabrik Stellung gefunden, aber auch den Auftrag erhalten habe, sich in Brasilien, dann in Indien neue Fabriken anzulegen. Von Brasilien aus wollte er wieder schreiben. Da nun aber wieder eine lange Zeit vergangen ist und die mit ihren Kindern verlassene Frau weder die Firma in Liverpool noch den Namen der betreffenden brasilianischen Stadt kennt, so muß sie, das Schlimmste befürchtend, die Hülfe der Oeffentlichkeit zur Auffindung des Vaters ihrer Kinder in Anspruch nehmen.

59) Der Bruder einer armen Näherin, Tischler Gustav Hermann Geißler, am 7. April 1839 in Bautzen (Sachsen) geboren, arbeitete zuletzt in Düsseldorf am Rhein, wo er Briefe schrieb. Zu gewohnt hat. Der letzte Brief an seine Schwester ist vom März 1876 datirt; die Antworten derselben kam am 29. April 1877 mit dem Postvermerke zurück: „Noch mit polizeilicher Hülfe nicht zu ermitteln."

60) Gustav Neumann, ein Müller, geboren den 10. September 1849 zu Groß-Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil in Ostpreußen, ging im Sommer 1870 auf die Wanderschaft, war bis zum Herbst 1872 in Berlin bei einem Kaufmann Sommer, soll dann nach Süddeutschland, nach anderer Vermuthung nach Amerika, abgereist sein und ist seitdem verschollen.

61) Lehi in Punta Arenas, Minas Martha, im chilenischen Territorium Magallanes, ein Maschinenbauer Rudolf Schultz aus Bautzen? Er ist 1881 geboren und stehe 1880 über Bremen nach Südamerika.

62) Den jetzt einen vierzigjährigen Kaufmann Theodor Krömel aus Wenden in Ostpreußen bittet sein Bruder in Berlin (Lindenstraße 63, III.) um Heimkehr.

63) Vor etwa zwanzig Jahren verließ der Kaufmann Matthäus Schumacher die Stadt Chur in der Schweiz; inzwischen sind alle Glieder seiner Familie gestorben bis auf seine Tochter Katharina, die einst sein Liebling war.

64) Ob sich wohl Jemand noch des Seemannes Ludwig Bähre erinnert? Er stammte aus Groß Gaburen in Hannover, besuchte die Schule in Bremen, wo vor er als Steuermann eines Kauffahrers in See ging, ohne, liebenswürdig und leichtlebig, wie er als junger Mensch war, je wieder nach den Seinen zu fragen. Jetzt, da er ein höherer Fünfziger geworden, möchten es ihn vielleicht, nun einmal Hessen in Bebel zu hören.

65) Der Kaufmann Gottfried Hermann Bork aus Scharnlau bei Posen, den 20. December 1837 geboren, kam auf seiner Wanderschaft 1867 nach Hamburg, von wo er zum letzten Mal schrieb und wohin man sein Zurückbleiben nachgesucht wurde. Jetzt trägt seine Schwester Auguste in Berlin nach ihm.

66) Ebenfalls eine schwesterliche Nachfrage ergeht nach Hermann Goedecke aus Radegast, welcher 1866 Deutschland verließ, sechs Jahre in Algier in der Fremdenlegion gedient und Zuletzt aus dem Lazareth daselbst (1873) geschrieben hat, daß er nach Brasilien reisen werde. Seine Schwester lebt zu Rositz in Sachsen-Altenburg.

67) Eine Mutter, welche in kurzer Zeit ihre vier Töchter von beiden, liebenswerth, neunzehn und einundzwanzig Jahren verlieren und indeß Wittwe geworden, sucht ihren einzigen Sohn schon seit sechs Jahren vergeblich auf allen Meeren. Cyprians Friedrich Georg Alexblatt aus Leden sind in Ungarn, der sich auch Georg Adolf Hermann, diente vom April 1860 bis 1862 als Matrose auf dem Kriegsschiffe „Novara" und als 25. April 1862 wieder eine Reise nach St. Jago in Cuba an und schrieb am 25. December desselben Jahres aus Marseille um Verlängerung seines Passes zu einer Fahrt nach Valparaiso. Von da am 5. März 1863 an mehrfachen, theils vor den Seinen seinen Verbleib mit, daß er Neuem zu verheuren. Das ist die letzte Nachricht von ihm. Nun seine Spur zu finden, sieh die bekümmerte Mutter mit großen Opfern alle Schiffslatalogue und Mannschaftsbücher in Marseille revidiren und Anfrage in amerikanischen und englischen Blättern ergehen — aber Alles vergeblich! Nun setzt sie ihre letzte Hoffnung auf die „Gartenlaube". Sollte vielleicht doch Einer von unseren Lesern an den fernen Oceanesstaaten dem Verschollenen begegnet sein?

68) Der Schweizer Franz Huber aus Oberwyl bei Bezwgarten im Aargau hat sich, in Liebe und Frieden von den Seinen scheidend, erst nach Lausanne und von da nach Marseille begeben, seit 1876 aber die Seinen ohne Nachricht gelassen, während daheim ihm eine ansehnliche Erbschaft zugefallen ist.

Berichtigung. In unserem kleinen Artikel „Ein Fisch mit den Muskeln der Gegenwart" „Bäuer und Bluthen" von Nr. 28 d. J. hat sich leider ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen; es muß daselbst Zeile 35 von oben heißen: „Anderen lieb" statt: „Andere lieb".

Kleiner Briefkasten.

E. R. in Danzig. Ob ein Militäranwärter, der auf seinen Civil versorgungsschein hin einen Civildienst erhielt, falls er diesen aus Krank den oder Altersschwäche nicht mehr versehen kann, eine Gebenstschädigung erhält, wenn er der Behörde den Civilversorgungsschein wieder einreicht? Vielleicht werden sachkundige Leser diese Frage eines unserer Kriegsinvaliden freundlichst beantworten.

F. W. in Neuß. Unbedingt müssen Sie in diesem Falle den Arzt um Rath fragen.

A. Bordin. Sie erwarten von uns eine Antwort, geben Straße und Hausnummer, aber nicht Ihren Wohnort an. Wo wohnen Sie denn in gutdeutschen Neigen?

W. G. in Chemnitz. Wie und Herr F. Clouth aus Nippes bei Köln mittheilt, beträgt jetzt der wirkliche Preis der Tourniquet-Hosenträger (vergleiche Nr. 29 M. 2.20 pro Stück.

E. K. in Constanz. Ihre Beiträge, obgleich nicht talentlos, sind für unser Blatt nicht geeignet.

H. K. in Dresden. Ueber „Freimaurer" vergleichen unser Register auf einen Artikel: „Der Bund der Freimaurer" („Ein unbekannter Bekenner"), im Jahrgang 1873, S. 462, und eine Notiz über die Freimaurer in Amerika, Jahrgang 1875, S. 241. Was Sie aber suchen, dieses Ihnen vielleicht die Schrift: „Die Grundsätze der Freimaurerei im Lichte der Vernunft. Ein geschichtsphilosophisches Erkaunungsbuch von J. G. Findel."

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 35. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Stand wirbelte auf, und die Nürnberger sprengten heran. Sie waren schön anzusehen, mit Arm- und Beinschienen, Harnisch und Stahlhaube gerüstet, in köstlichen Kleidern von Sammet und Seide, mit atlasnen Borten vergittert, mit Fransen verbrämt. Die Rosse prunkten im Erzpanzer mit stählernen Stirnen. Und hinter jeglichem Herrn ritt ein Gefolge von Knechten in seinen Farben und ein Bube mit der Fahne.

Nun liegen die zur Begrüßung Erwählten von ihren Pferden und gingen dem Erzherzog entgegen, der seine Handschuhe auszog und ihnen die Hände reichte.

Der Blick des lustigen Rathes glitt durch ihre Reihen. An den Zügen der älteren Herren blieb er haften; es lag etwas wie scheue Sorge in seinem Gesichte. Als aber aller Augen gleichgültig über ihn hinglitten, athmete er auf. Er lächelte, da er vernahm, wie dem hochmögenden Herrn Mussel die Stimme bebte, als er in langer Rede die Einladung in die Stadt sprach.

„Gleicht die Durchlauchtigkeit nicht dem Markel, seinem Großvater?“ flüsterte es hinter ihm.

Er wandte sich um. War das nicht der Wilibald Pirkheimer, der Rath des in Gott ruhenden Kaisers Maximilian? Aber wer war der Greis neben ihm, der mit Rührung auf den Erzherzog blickte?

Er nickte dem Fragenden zu und antwortete:

„Die gebogene Nase, das freundliche Auge hat er von ihm, und auch die starke Lippe.“

An dem Tone erkannte der lustige Rath den Probst Pfinzing, der mit dem verstorbenen Kaiser den Teuerdank gedichtet hatte. Er hatte ihn vor Augen als einen noch rüstigen Mann. Wie schnell die Menschen doch alt werden!

Dicht neben sich hörte er flüstern:

„Der soll lustiger Rath sein? Schaut ja aus wie eine arme Seele, die irre geht.“

Er raffte sich auf.

Jetzt schmetterten die Trompeten; die Nürnberger Reiterschaar schwenkte rasselnd ab und gab den Weg frei.

Da war das Feldgeschütz aufgefahren. Ein Commando erschallte: die Nachtigallen und Singerinnen, wie die größten Geschütze genannt wurden, die Nothschlangen und Falkonetlein donnerten dem fürstlichen Gast ihren Gruß entgegen. Und dahinter stand die wehrhafte Bürgerschaft der freien Stadt in gedrierter Schlachtordnung mit gesenktem Spieß, einen ungeheueren Würfel bildend.

Der Erzherzog winkte überall hin dankend mit der Hand.

Der Narr spähte zu den Feldgeschützen hinüber. Nein! Hinter dem berühmten Basilisk stand nicht mehr der alte Konz. Ein junger Büchsenmeister trug den weißen Wappenrock, der mit gemalten Andreas-Kreuz und Feuerrosen geziert war, und hielt die brennende Lunte.

Aber der Thurm des Frauenthores vor ihm war noch der alte trotzige, wenn auch jetzt ein Büschel Fahnen lustig von seinen Zinnen herabwallte. Wehmüthig schaute der Narr zu ihm hinauf. Das Herz wurde ihm weit, und er flüsterte: „Daheim in Altnürnberg.“

Da stockte der Zug. Der lustige Rath schaute um sich. Er sah, wie die Bürger, die, vor dem Erzherzog einziehend, Spalier bilden sollten, sich zu einem Knäuel verwickelten; er hörte, wie die Lebkühler und Spielzeugmacher um den Vorrang stritten und welche Mühe der kriegskundige Tylmann von Prem hatte, ehe er den ungefügen Haufen wieder in eine richtige Ziehordnung brachte. Der lustige Rath fühlte, wie das Herz sich ihm wieder eng zusammenzog, und als endlich die ehrsamen Meister in ihren funkelnagelneuen geschlitzten und gepufften Wämsern gassenbreit fürbaß wankten, sprach er in beißendem Spott für sich:

„Der Kastengeist ist auch noch derselbe wie ehedem daheim in Altnürnberg.“

Zinken, Posannen, Kesseltrommeln spielten und übertönten das Getrappel der Hufe auf dem Balkenwerk der Zugbrücke, die über den tiefen Graben führte.

Durch eine hohe Ehrenpforte, die zwei Thürme krönen, schaute der Erzherzog in die festliche Stadt hinein, und es war ihm nicht zu verdenken, daß er einen Augenblick sein Röslein anblickt, um sich an dem Bilde zu ergötzen. Eng wand sich die Straße dahin; ein vorspringender Erker, mit grünen Tannenkränzen behangen, ein geharnischtes unter spitzem Dach hervortretendes Ritterbild mit einer grünen Maie in der Hand schien sie hier und da gänzlich zu versperren. Doch so weit das Auge reichte, bildeten an beiden Seiten Giebeln mit ihren Fahnen, Bürger mit Eisenhelm und Stachelpiken ein lebendiges Spalier für die einziehenden Gäste. Der Erzherzog aber wandte das Haupt über die Dienstleistenden hinweg nach den mit grünen Zweigen besteckten Laubengängen, wo sich die Häubchen der Bürgermädchen neben einander drängten, und hinauf nach den mit Blumengewinden geschmückten Fenstern der hohen Patricierhäuser, in denen bis unter die abgestuften Giebel glitzernde Mieder, wehende Schleier sichtbar waren.

„Giebt's viele schöne Frauen in Nürnberg?“ fragte er den Probst Pfinzing.

Digitized by Google

„Vor allen Dingen wird's viele Stürze geben," antwortete der lustige Rath dazwischen.

Der Dichter nickte lachend.

„Ist das Pflaster so halsbrechend?" meinten die Einreitenden.

Der Narr antwortete nicht. Sein Auge flog die Straße entlang. Es war gut, daß sein Füchslein so sicher schritt; denn die zitternde Hand des Reiters hätte es wohl nimmer zu lenken vermocht. Einmal nestelte er an seinem Wams, als sei es ihm zu eng. Ein andermal nickte er einem Franziskanermönch zu, der alt und gebückt und doch neugierig am Wege stand, aber der schaute scheu verdrießlich drein, als er die Würde des Grüßenden erfragt hatte.

„Wer wohnt in dem braunen Haus, das so schmal und windschief sich in die Gasseneke drückt?" fragte der lustige Rath fast athemlos.

„In der alten Baracke? Kleine Leute; wer kennt sie?"

„Und wo ist der Thurm hin, der sonst hier an der Pegnitz stand? Im obern Stock war eine Tandelbude, wo es die schönsten Verluppungen gab."

„Ist bei einem Sturm über den Haufen geschossen."

Der Erzherzog schaute indessen eifrig um sich.

Jetzt kamen sie an das Imhofsche Eckthürmchen. Die alte Imhofin lag im Fenster und winkte, wie ihr befohlen war, mit dem Facinetuch. Von all den Erlebnissen aus dem Gleichgewicht gebracht, hatte sie den Schleier des Sturzes nur lose geschlungen, so daß sich ihr würdiges Gesicht darin zeigte, wie in einem Hofenring hängend. Die Blicke der Herren glitten über sie hinweg zu der schlanken Mädchengestalt, die im Hintergrund stand.

Dem Wilhalm Halder aber wurde es heiß unter seiner Rüstung von blauem mit Gold eingelegtem Stahl, als er die begehrlichen Blicke der Gäste gewahrte, und er war froh, als nur Elsbeth's blaue Augen aus dem Sturz herniederschauten. Er war in diesem Augenblicke dem altfränkischen Kopfputz von Herzen dankbar.

Die Imhofin sprach:

„Wenn i nur wüßt', warum der Wilhalm jetzt allzeit mit den Augen herauf wisst'. Ich denk', er mag Dich nimmer."

Elsbeth blieb die Antwort schuldig und zog sich vor den dreisten Blicken der Fremden noch mehr zurück.

Ueber den Herrenmarkt ging der Zug. Der Erzherzog blickte überrascht auf. Gerade über ihm schwebte ein sieghafter Adler mit einem Lorbeerkranz in den Klauen. Er hing an einer Schnur aus grünen Tannenzweigen, in welche abconterfeite Granatäpfel, Pomeranzen, Melonen, Feigen und Kürbisse gebunden waren.

Und da, wo das eine Ende an dem Fenster eines Chörleins befestigt war, zeigte sich, nachdem man bisher nur Frauenköpfe mit Stützen gesehen, zum ersten Mal ein liebliches Frauenantlitz, vom Schleier nur leicht umweht, so daß man eine weiße Stirn, ein feines Näschen, rosige Wangen und, wenn der Frühlingswind ein wenig keck war, auch das schelmische Täpfelein im Kinn erschauen konnte.

„Wer wohnt in dem Hause mit dem welschen Feston?" fragte der Erzherzog leise seinen lustigen Rath.

„Es ist das Rotmundische," entgegnete der wie aus einem Traum auffahrend.

Der Erzherzog lächelte.

„Rotmund? Auch der Name ist schön." Und er blickte noch einmal hinauf. Aber im selben Augenblick winkte der husarisch gekleidete Herr Rotmund grüßend mit seinem Fähnlein. Da verschwand Alles im Sturz; nur zwei Augen funkelten heraus wie die eines lauernden Käpleins.

Schmetternde Fanfaren tönten vom Rathhaus herab. Vor St. Sebaldus stimmte die Schuljugend das Te deum laudamus an; der Erzherzog neigte sich tief vor der offnen Kirche, und unter Sang und Klang, lustigem Spiel und lautem Zuruf des Volkes bewegte der Zug sich zur Veste hinan.

Nur der lustige Rath blieb zurück, während die Gäste durch das Thor einzitten. Er hatte das Haupt hinüber nach dem Panierberg gewandt. Dort stieg über niedrigen Dächern ein dunkler Giebel empor, dessen Stufen sich scharf vom Himmel abhoben, als führten sie geradewegs in die lichte Bläue hinein. Seine Augen blickten so abwesend dorthin, als sei er seelenallein.

„Bleibt in der Reihe, Narr!" rief ein junger welscher Bischof. Feine Röthe schoß in die Stirn des Grauköpfs. Er drückte die Faust zusammen, dann lachte er grell auf.

„Seid ohne Sorgen! Die Narrheit verläuft sich nicht weit von Euch weg," sagte er.

Aber er rührte sich nicht. Unbeweglich hielt er noch vor der Burg, als schon der Nachtrab verschwunden war und das Volk sich allmählich verlief. Ihm war zum Sterben weh.

Da sagte ueben ihm eine klare Stimme, der man anhörte, daß sie beim Donner der Geschütze zu commandiren gewohnt war:

„Hätten wir solche Waffen in Preußen gehabt, wir würden uns wohl die doppelzüngigen Polen vom Halse geschafft haben."

Der lustige Rath wandte sich um.

Bei den Hakenschützen, die am Eingang Wachtdienst thaten, hielt der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des deutschen Ordens. Er prüfte die Büchse mit dem neuen Radschloß.

„Es ist eine gefährlichere Waffe als unsere alte Armbrust," warnte der Söldner.

Der Markgraf erhob sich stolz auf seinem Pferde, in dessen Sattelbecke der rothe Adler gestickt war.

„Gefährlich ist alles Neue, das eine große Kraft in sich trägt. Aber wer ein Recht auf die Zukunft haben will, muß bei Allem im Vordertreffen seiner Zeit stehen und in seinen Dienst nehmen, was neu und kräftig emporkeimt, sei es eine Erfindung wie diese tödtliche Waffe, oder sei es," fuhr er mit gedämpfter Stimme, zum lustigen Rath gewendet, fort, „ein neuer Glaube."

Ein einverständnißvoller Blick wurde zwischen beiden getauscht. Dann athmete der Narr tief auf, als wälze er eine Centnerlast von seiner Seele, und antwortete mit tieferster Stimme:

„Den neuen Glauben zwingt Ihr nicht in Euren Dienst. Er ist kommen als ein Befreier zu den Gebundnen und Armen, ihre Fesseln zu erleichtern, und die Fürsten und Gebieter werden sich selbst zu seinen streitbaren Dienern machen."

Dann folgte auch er dem Markgrafen in die Burg. — —

Als der Abend dämmerte, spähte Frau Rotmundin aus ihrem Chörlein die Straße entlang, ob ihr Eheherr noch immer nicht vom Bankett auf der Burg heimkomme. Endlich tauchten Fackeln und Laternen auf, wankende Gestalten geleitend.

„Unsre Herren sind allzumal wohl bezecht," kicherte sie. „Selbst der Haller hat seine würdevolle Haltung aufgegeben. Er schwankt gleich einem Jerwisch hin und her. Horch! Was singt er für ein Liedlein?"

Sie legte die Hand an's Ohr.

„Schein uns, du liebe Sonne, gieb uns einen hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zusammen, ei, die gern bei einander sein!"

klang Wilhalm's Stimme heraus. Er sah dabei die Straße entlang nach der Gegend des Imhofischen Hauses.

„Wieß Du zahm, brauner Fakke?" flüsterte die Rotmundin. „Die Els muß sich doch meine Lehren hinter die Ohren geschrieben haben."

„Nun, Herr Rotmund?" lachte sie ihrem vorsichtig über die Schwelle schreitenden Ehebern entgegen. „Seid Ihr brav gewesen? Ihr steigt einher wie der Storch im Latticht."

Der Rotmund war ob des Empfanges sehr erfreut.

„Gute Botschaft!" rief er mit schwerer Zunge und desto lauterer Stimme. „Uebermorgen ist ein Geschlechtertanz auf dem Rathhaus. Seine fürstliche Durchlauchtigkeit wünscht solches, und was sie wünscht, geschieht unweigerlich," schloß er fast drohend.

„Ich meine, Ihr seid Bürger einer freien Reichsstadt und braucht nicht zu gehorchen," sagte sie nachlässig.

„Liebes Weib, das versteht Du nicht," entgegnete er hochfahrend. „Der Kaiser ist über uns Allen, und die Durchlauchtigkeit ist sein Bruder. Aber ängstige Dich nicht vor ihm! Ich will Dir mit Rath und That beistehen, wenn Du zum ersten Mal solch fürnehmem Herrn begegnest." Sie lachte hell auf:

„Sorgt Euch nicht! Vor solch hübschem fürstlichem Herrn fürchtet sich kein Weib." Herr Rotmund stutzte:

„Ach was! Er hat die habsburgische Schlarpel," sagte er wegwerfend und ahmte die starke Unterlippe des Erzherzogs nach.

„Die Schlarpel gefällt mir gerade," stritt sie trotzig.

Das schoß dem Rotmund vor den Kopf.

„Es braucht Dir nichts und Niemand zu gefallen außer Deinem Eheherrn," sagte er grimmig.

„Wie wollt Ihr's verhindern?" lachte sie. „Eia der ritterliche Herr! Eia das goldbraune Rößlein!" Neckisch gaukelte sie auf und ab.

Herr Rotmund wollte sie umfassen, stolperte und setzte sich

Digitized by Google

auf die standhafte Ofenbank; es gelang ihm nicht, sich wieder zu erheben. Bald schnarchte er, wie wenn zehn Lastwagen rasselten. Frau Rotmundin aber stand vor ihm und warf spöttisch ihren hübschen Mund auf. Der schurlachne, vielfach geschlitzte und gepuffte Rock trug die Spuren der Kalkwände, an die er sich gestützt hatte, und die husarischen Stiefel hatten einen Sporn und eine Quaste im Sturm und Drang des Tages eingebüßt.

„Ich weiß nit," murmelte sie, „was mit dem Franzel itzunder ist. Entweder ist er aufstutzig wie ein Bock, oder er liegt und schnarcht. Wenn ihn nur nicht der Tropf noch rührt!" Sie rief mit einem Pfeifchen ihre Magd herbei. „Der Hinz und der Kunz sollen den Herrn Rotmund auf sein Faulbett tragen. — Hast Du zur großen Messe morgen in der Frauenkirche den häßlichsten Sturz ausgesucht?"

Die Gürtelmagd nickte bedenklich.

„Ja, Frau Rotmundin, es ist ein wahres Scheusal."

„Schon recht, Kathrin! Wir wollen ruhig schlafen und uns was Gutes träumen lassen" — — —

Am andern Morgen war in der Franenkirche zur Messe versammelt, was nur Platz darin finden konnte, und der Erzherzog wohnte der Feier mit seinem Gefolge bei. Das Gotteshaus schaute seltsich aus, prächtig anderseitet mit Teppichen, Blumen und Kerzen: die Cantorei stimmte einen Lobgesang an, und die Stadtpfeifer pfiffen; fast ununterbrochen schwangen die Ministranten ihre Weihrauchbecken; die bunten seidnen Gewänder der Geistlichen rauschten, während sie eifertig knieten den Hochaltar umschritten; rasches Schellen ertönte dazwischen.

Der lustige Rath, der an einem der hohen Pfeiler lehnte, flüsterte leise in sich hinein:

„Sputet Euch nur! Bruder Martin überholt Euch doch."

In den kurzen Pausen, die zwischen den Theilen der Messe lagen, flog das Auge des jungen Fürsten über die Frauenstühle dahin, aber es kehrte stets, wie verletzt, zu dem mit schönen bunten Initialen verzierten Gebetbuche zurück. Auch den Rathsherren stieg das Blut zu Häupten, wenn sie auf ihre verhüllten Ehehälften blickten. So abschreckend war ihnen ihr Kopfschmuck noch nie erschienen; schier brünend schanten sie aus dem schmalen Spalt heraus, wie die Streiter beim Gottesgericht aus dem zugeschraubten Visir.

Als die Messe zu Ende war, erhob sich der Erzherzog; er blickte unwillig die Kirche entlang, aus welcher die Frauen mit ihren unförmlichen Hauben wie eilt Nebelgespenster abzogen.

Auch der Stadtschultheiß bemerkte die Falte auf seiner Stirn und sragte in tiefster Unterthänigkeit, ob die Cantorei nicht schön gesungen, die Stadtpfeifer nicht brav gepfiffen hätten.

Der Erzherzog neigte anerkennend das Haupt.

„Aber wir haben keine Frauen gesehen," sagte er dann und warf schmollend das Schierpel auf.

Während er zum Hochaltar schritt, zu welchem eben die Geistlichkeit die goldne Truhe geleitete, in der die Reichskleinodien bewahrt wurden, durchlief des erlauchten Gastes Rede den Kreis der Rathsherren; sie steckten erschrocken die Köpfe zusammen.

Aber Herr Rotmund meinte trotzig:

„Soll es unsren Frauen ergehen wie den prängischen Augsburgerinnen nach dem Reichstage, allwo sie mit den fürstlichen Herren Liebäugeln, Händedrücken und Fußtreten so lange geübt haben, bis sie in das allgemeine Geschrei gekommen sind?"

Der Pfinzing lachte.

„Der Ferdinandus ist ganz wie der Magel," sagte er, und sie folgten dem jungen Fürsten nach.

Sie kamen gerade noch recht, um das Knie vor den Heiligthümern zu beugen. Der Nagel, der Spahn, die Lanze vom Kreuz des Herrn, ein Stück von der Krippe Christi, die Glieder der Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gefesselt waren — all diese heiligen Dinge wurden dem Behältniß entnommen, dann Schwert, Scepter und Kleider Karl's des Großen und zuletzt des Reiches Krone.

Alle Häupter neigten sich vor ihr; nur der Narr starrte regungslos darauf hin.

„Sie könnte jetzt auf dem Haupt des Sachsen ruhen," sprach er, und es klang Bitterkeit in seiner Stimme. „Ob wohl die rothen Strümpfe dann auch so geruhig täglich auf die Falkenbeize ritten?" Er warf einen Blick nach dem Cardinal und Erzbischof.

„Er hat sich selbst zu schwach befunden," bemerkte geringschätzig der Markgraf Albrecht von Preußen.

„Vielleicht hat er das alte Sprüchwort umgekehrt," lachte der Narr, „und gedacht: besser keine Kopfsbedeckung als ein Wespennest auf dem Dannt."

Der Hohenzoller richtete sich auf:

„Ich wollte den Wespen schon ein Weisel sein, und die Krone wollte ich festhalten, daß sie Keiner mir vom Haupte zu reißen wagte; sie sollte strahlen vor allen Kronen der Erde."

Der Erzherzog hörte nichts. Er schaute zwischen den Kniebeugungen durch die hohen Fenster nach dem Chörlein hinüber, in das sich die Rotmundin gelegt hatte. Der Sturz saß jetzt wieder ganz leicht auf dem hellbraunen Gelock, und der junge Fürst meinte, bis hierher ihre Perlenzähnchen blitzen zu sehen.

Er verweilte nicht länger, als nöthig war, bei den Heiligthümern. Doch gelangte er nur mühselig zu seinem Roß; denn vor der Kirchthür drängte sich ein dichter Volkshaufen um einen Mönch, der auf einem Stein stand, und da die Herren vorüber schritten, hörten sie ihn schreien:

„Versämmet nicht Eure Seligkeit! So lange die Welt steht, werdet Ihr nie wieder um so gering Geld Vergebung Eurer Sünden finden. Eurer Andacht und der hohen Festtage wegen sollt Ihr die Ablaßbriefe nicht so theuer erkaufen denn anher, und die Armen sollen selbige ohne Geld erhalten um Gotteswillen und auf des Herrn Papstes eignen Befehl."

„Die heiligen Diebe haben von den Marktweibern erlernt, die faulen Eier umsonst zuzugeben," sprach der Narr.

„Treibt die Ketzerei nicht zu weit," drohte der Erzbischof.

Aber der Erzherzog sagte ungeduldig:

„Unser lustiger Rath soll reden, was er will."

Der hohe Herr wünschte jeglichem Streit zuvorzukommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun. Zuerst mußte er sich mit aller spanischen Grandezza auf seinen braunen Hengst schwingen, dann ihn steigen lassen unter dem Chörlein, und als das stattliche Thier auf den Hinterfüßen stand, kam das Hauptstück: er warf einen Blick zur Frau Rotmundin hinauf, so feurig, daß der heilige Florian, der Schützer vor Feuersgefahr, jetzt am Chörlein sehr vonnöthen gewesen wäre.

Aber wenn die Durchlauchtigkeit glaubte, daß die Rotmundin etwas so Anmuthiges noch nie gesehen habe, irrte sie sich. Frau Rotmundin war ja in Augsburg gewesen. Als das wohlgestalte spanische Roß trieg, führte sie ihr Balsambüchslein an ihr Näslein und machte eine erschrockene Gebehrde. Und da der Erzherzog das Pferd nun zügelte und mit trostreichem Lächeln hinauf sah, athmete sie merkbar auf und drückte ihre Hand auf das Herz.

Es war eine ausersesene feine Komödie, bei welcher Herr Rotmund beinahe blutigen Schweiß schwitzte. — —

Schon webte die Dämmerung des Frühlingsabends in den Straßen, als die kunstfertigen Meister von Nürnberg ihre Läden schlossen und plaudernd unter die Laubengänge traten. Sie schunten neugierig nach, wenn auf den Schrittsteinen ein Diener in den Farben der fremden Gäste seinem Herrn mit dem Windlichte voranleuchtete, bis beide, Herr und Diener, in einem Patricierhause oder in einer der vielen Trinkstuben verschwanden, aus denen der Glanz der Wachskerzen hell auf die Straße heranstrahlte.

„Da kommt der Herr von Salamanca, ein finster blickender Mann," rief ein Meister. „Sein schwarzes Haar ist ihm wie eine Lanzenspitze in die Stirn gewachsen."

„Für den hat mir heute der lustige Rath meine neueste Erfindung abgekauft, so ich Blasebalg genannt habe," sagte der Windkünstler Lobsinger. „Ich habe ihn gemacht, das Feuer damit anzublasen. Er hat zwo Flügleln als Handgriffe und einen Schnabel. Auf dem Rücken hab' ich ihm das Wort geschrieben: ‚Alles was Odem hat, lobe den Herrn!' Der Narr hat gemeint: ‚Es ist alles Wind: Lieb', Treu' und Hoffnung. Der Wind ist ein Hauch, der verweht, und auch das Leben'. Dann gab er das Instrumentlein dem Herrn 'aus Hispania und sprach: ‚Möchte wohl bei den Autodafés anzuwenden sein, das bös Feuer anzublasen.'"

„Mir hat der lustige Rath eine Brille in Leder gefaßt abgekauft, wie ich solche erfand," sicherte ein Anderer. „Er hat sie dem Rotmund verehrt und dabei gesprochen: ‚Eines von den tausend Augen des Argus, wohl geschaffen, ein schön Weib zu bewachen'."

„Bei mir hat er einen sehrlichen Reiter erstanden mit Schwert und Lanze," erzählte ein Pfeiferkühler. „Er hielt ihn dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg hin und meinte: ‚Ein

Digitized by Google

Reiter, so standhaft wie die Söldnerschaaren der Reichsstände, auf die Ihr droben in Thorn gewartet habt.' Und damit brach er ihn mitten entzwei."

„Ja, er reißt über Alles seine Possen und darf sich jede Neckerei erlauben," nickten die Meister. „Der Erzherzog schützt und hegt ihn. Muß ein wahres Herzenslabsal sein, einen Mann um sich zu haben, der Alles auf die leichte Achsel nimmt."

(Fortsetzung folgt.)

Nürnberg und die baierische Landesausstellung.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.** Mit Abbildungen von Prof. **Rudolf Geißler.**

Es war am Sonnabend vor Pfingsten 1882, als ich früh vor vier Uhr in Nürnberg einfuhr, um die Ausstellung zu sehen. Noch war es nicht ganz helle, und der Dämmerschein hatte eine blaugraue Hülle um die Gebäude geschlungen, in welchen und um welche eine geradezu mitheimliche Stille herrschte, als ob die ganze Stadt ausgestorben wäre. Vor zwanzig, dreißig Jahren hatte ich öfters hier verweilt. Ich erkannte die einzelnen Häuser wieder. Dort der halb verwitterte dunkle Stein-Riese mit dem hohen zweifachen Giebel und der Pechnase über dem Eingangsthor — sollte ich den denn nicht kennen?

„Guten Morgen, altes Haus!" rief ich ihm zu.

„Guten Morgen, mein alter Junge!" scholl es zurück. „Wie geht es? Bist inzwischen hübsch grau geworden."

„Und Du schwarz."

„Soll aber uns Beiden nichts schaden. Ich weiß noch von damals: Deine Constitution ist gut und die meine noch besser."

„Ja, es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, wohl zwanzig Jahre."

„Ist Deine Schuld, mein alter Junge; Du kannst zu mir kommen, aber ich nicht zu Dir. Wo hast Du denn gesteckt die Zeit über?"

Ich nannte verschiedene Länder im deutschen Osten und Norden. Da zog das alte Haus sein breites Thor, das nun wie ein Mund aussah, noch mehr in die Breite, rümpfte die darüber befindliche Nechnase und sprach in höhnischem Tone:

„So, so? Also da hinten herum, bei den heidnischen Kaffaben, Littauern, Russen, Serben und Wenden! Pfui Teufel!"

„Was doch so ein altes christlich germanisches Haus vorurtheilsvoll und grob sein kann!" sagte ich und fuhr eilig weiter.

Im „Rothen Roß" fand ich das bestellte Quartier in Bereitschaft — ein mächtiges großes Zimmer, in dem man einen Ball geben könnte, jetzt aber zu meinem Privatgebrauch durch spanische Wände in Wohn und Schlafraum abgeschieden. Das ist auch so ein altes Nürnberger Haus, dieses „Rothe Roß", das ich schon seit dreißig Jahren besuche. Fünfhundert Jahre sieht es schon. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erfreute sich „das roth Rößlein, ein Wirthshaus am Weiu Markt", eines absonderlichen Ansehens. Die Stadt pflegte hohe Gäste hier einzuquartieren, wo sie mit dem besten Wein aus dem Rathskeller tractirt und dann auch noch mit dem werthvollen Pokal beschenkt wurden, daraus sie getrunken. Ottavio Piccolomini hat hier Anno 1619 schräg gegenüber gewohnt; ich konnte von meinem Quartier aus in seine Fenster sehen. Das „Roß" ist in Händen deutscher, italienischer und französischer Wirthe gewesen: Erhard Rauh (1518), P. Roth (1760). Finsterer, Havard sind hier auf einander gefolgt. Im Jahre 1834 übernahm es Paolo Galimberti, und nach einer zehnjährigen Zwischenherrschaft unter einem gewissen Bauer, ist es jetzt wieder unter die italienische Dynastie zurückgekehrt, welche hier unter dem Namen „Galimberti u. Sohn" ein legensreiches Regiment führt. Allzu häufiger Dynastiewechsel pflegt einem Lande in der Regel schlecht zu bekommen. In dem „Roth-Rößli" aber hat er durchaus nichts geschadet.

Bilder aus der baierischen Landesausstellung in Nürnberg: Das Hauptgebäude.

Ich zog mich alsbald hinter meine spanische Wand zurück und schlief ein paar Stunden, aber präcis acht Uhr, wo die „Baierische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung" (da mir dieses sechszehnsilbige Wort ein wenig zu lang ist, werde ich in Zukunft einfach „die Ausstellung" sagen) eröffnet wurde für Diejenigen, welche ein Zwei-Mark-Stück an sie wagen wollten — von zehn Uhr Vormittags kostete sie dann nur noch eine Mark — präcis acht Uhr also war ich wieder gestiefelt und gesport.

„Wo ist die Ausstellung?" fragte ich.

„Auf dem Marfeld," lautete die Antwort.

„Marfeld? Marfeld? Nie was davon gehört! Eine wahre Unstitte, alle Straßen und Plätze umzutaufen und sich dazu bloßer Vornamen zu bedienen, welche für die Meisten nicht mit einem Begriffe oder einer Vorstellung verknüpft sind. Wo liegt denn dieses Marfeld, und wie hat es früher geheißen?"

Das Letztere wußte natürlich der Kellner nicht; denn er war kein Nürnberger. Aber die Lage des Marfeldes beschrieb er ganz richtig. Es liegt im Nordosten der Stadt, außerhalb des Lauferthores, wohin man früher selten zu kommen pflegte, wo aber jetzt ganz neue Häuser-Viertel entstanden sind. Die neuen Häuser vor dem Lauferthore besthen zum Theil, statt der scheußlichen Miethcasernen, welche man in Hamburg „Etagenhäuser" und in Wien „Zinshäuser" nennt, aus hübschen Einzelwohnungen — für je ein Haus nur eine Familie, ein Wohnungssystem, welches in England das herrschende ist, in Deutschland aber bis jetzt, soviel ich weiß, nur in Bremen festen Fuß gefaßt hat, obwohl es auf das Nachdrücklichste empfohlen zu werden verdient.

Digitized by Google

Der Eingang zur Ausstellung ist schwierig, wie der Weg zum Himmelreich. Erst muß man nach der Casse suchen, welche sich jenseits der Straße befindet und äußerlich nur wenig kenntlich ist. Allein man wird reichlich belohnt für die Ueberwindung dieser kleinen Schwierigkeit. Durch das Hauptthor eingetreten, hat man ein Paradies vor sich — vorausgesetzt daß die Sonne scheint; denn schönes Wetter gehört zu Ausstellungen und Festen. Vor Allem sieht man einen prachtvollen Park mit großen, laubigen und vollsaftigen alten Bäumen, mit schönen Weg-, Wiesen- und Beetanlagen, mit kleinen Seen und hübschen Springbrunnen, mit malerischer Decoration und Architektur und dazu allerlei Menschen-Staffage. Wenn auch die Gebäude, deren Spitzen und Kuppeln, Rotunden und Thürme hinter und über dem üppigen Saftgrün hervorschimmern, gar nicht den Zweck einer Ausstellung hätten, wenn sie blos decorative Wände wären, man würde dennoch dem Ganzen seinen lebhaftesten Beifall nicht versagen können.

Aber das ist noch das Geringste, was man an dieser sinnreichen Anlage loben muß. Während man bei anderen Ausstellungen der Axt des Baumfällers nicht gewehrt, hat man hier den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: man hat, nachdem das Marsfeld zum Ausstellungsplatze bestimmt war, sämmtliche Bäume des Platzes nach Standort, Größe und Umfang genau aufgenommen und dann erst die Gebäude in den Grundriß eingezeichnet. Dem Letzteren ist nicht ein einziger Baum zum Opfer gefallen. So ist es denn auch gekommen, daß man nicht den ganzen Gebäudecomplex auf eine zusammenhängende Fläche concentriren konnte. Aber auch das gereichte dem Ganzen zum Vortheil.

Ich will das näher erläutern. Daß z. B. die Maschinenhalle in die äußerste nordöstliche Ecke verwiesen werden mußte, ist ein offenbarer Vorzug. Die meisten Menschen verstehen nichts von Maschinen, und die Wenigen, welche etwas davon verstehen, werden den besonderen Gang nach der Halle nicht scheuen und froh sein, daß sie hier von der unverständigen Menschenmenge in ihren Studien nicht gestört werden. Zweitens machen die Maschinen, wenn sie in Bewegung gesetzt werden, ein Geräusch, das nicht sehr angenehm ist und jedenfalls Denjenigen, welche Bilder und Statuen betrachten oder die Erzeugnisse des Gewerbefleißes studiren wollen, störend sein würde. Endlich drittens ist der Maschinenraum immer etwas feuergefährlich, und es erscheint daher sehr zweckmäßig, daß man ihn isolirt hat, wozu dann noch viertens — und das hätte ich beinahe vergessen — hinzukommt, daß man an diesem entlegenen Platze das Geld für eine glänzende Façade und andere derartige Künste sparen konnte.

Die anderen Gebäulichkeiten, nämlich erstens das Hauptausstellungsgebäude, zweitens der Pavillon für bildende Kunst, und drittens der Pavillon für Verkehrs- und Unterrichtsanstalten, liegen auch getrennt von einander. Für Diejenigen jedoch, welche die Sonnenstrahlen oder ein paar Regentropfen scheuen (zu Letzteren gehören unter Anderem auch die Damen, die für ihre Toiletten fürchten), ist durch eine gedeckte Gallerie gesorgt, welche die verschiedenen Einzelgebäude mit einander verbindet. Wir Anderen, wir gewöhnlichen Menschen, welche für ihren Teint von der Sonne nichts zu fürchten haben und auch eine wetterfeste Toilette besitzen, wir nehmen unseren Weg von einem Ausstellungspalaste zum andern mitten durch den Park, wo wir unsere von dem ewigen Betrachten und Untersuchen angestrengten Seh- und sonstigen Nerven sich wieder erholen lassen, indem wir, statt Ausstellungsgegenstände zu betrachten, zur Abwechslung einmal das Ohr spitzen, um den Gesprächen der Ausstellungsgäste zu lauschen, welche in baierischer, fränkischer, schwäbischer, pfälzischer, mitunter auch in schriftdeutscher und nur selten in nichtdeutscher Zunge geführt werden, oder indem wir einen der Baumriesen bewundern und uns in dessen Schatten auf einer Gartenbank niederlassen, wohin uns ein benachbarter Springbrunnen einige kühlende Tropfen sendet. Eine solche beschauliche Siesta, während welcher man in seinen Ausstellungsbüchern blättert — leider sind sie unförmlich dick, und es sind deren zu viele, sodaß man sich dafür beinahe einen eigenen Träger mitnehmen müßte — eine solche Siesta wird Jeder für sehr erwünscht halten, der aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr der stundenlang fortgesetzte Besuch einer Ausstellung ermüdet.

Bilder aus der baierischen Landesausstellung in Nürnberg:
Die „Kosthalle des bürgerlichen Brauhauses“ in München.

Und der Stil der Gebäude?

Ich weiß nur, daß alle Baugelehrten, die ich die Ehre hatte in der Ausstellung zu sprechen, diesen Stil verurtheilten, oder vielmehr bedauerten, das Alles sei bedauerlich stillos. Man sprach von arabischem, türkischem, maurischem Stil, von Rococo-, von Schnörkel- oder Zopfstil, ja sogar von Tischler-, Drechsler- und

Digitized by Google

Zuckerbäckerstil. Die Gebäude, so hieß es, spielten gar keine dominirende Rolle, sie verschwänden zwischen und hinter den Bäumen, da sie decorativ, aber nicht architektonisch gehalten seien. Ich ließ Jeden nach Herzenslust räsonniren, und wenn er mich dann fragte, ob ich nicht ganz mit ihm einverstanden sei, machte ich von meiner persönlichen Freiheit Gebrauch und antwortete:

„Im Gegentheil, ganz und gar nicht. Ich bin der Meinung, daß Ihr Bangelehrten die Köpfe zu sehr voll habt von Pedanterien und Vorurtheilen. Ich bin der Meinung, daß der Vorzug dieser Baukunst gerade darin besteht, daß sie nicht nach den alten Schablonen gemacht ist, die wir ja Alle schon bis zum Ueberdruß kennen, sondern daß sie versucht, nicht nur zweckmäßig, sondern auch neu und schön zu sein und sich dem Ganzen, von welchem sie einen integrirenden Bestandtheil bildet und welchem sie zu dienen bestimmt ist, unterzuordnen. Sie wollen nicht dominiren, die Gebäude, und das ist ihr Hauptvorzug; denn Das da ist doch keine Architektur-Ausstellung und kein architektonisches Versuchsfeld, sondern ein Park mit einer Gewerbe und Kunstausstellung, und wenn nun diese Gebäude sich vernünftiger Weise bescheiden, als Zier- und Ausstattungsstücke dieses schönen Parks zu figuriren, und mit den massenhaften prachtvollen Baumgruppen ein einheitliches künstlerisches Ganze zu bilden — und so hat der Director Gnauth, der das Alles allein componirte, seine Aufgabe mit Recht aufgefaßt — so ist das Höchste erreicht und unter allen Umständen weit mehr geleistet, als wenn man da hohe, kolossale, anspruchsvoll-gepreizte, steife Baumassen hingestellt hätte, die ihrem Zweck nicht entsprechen und mit dem Uebrigen nicht harmoniren. Nennt das meinetwegen Zopf oder Rococo, maurisch oder wie Ihr wollt. Ich sage: es ist schön und stimmt zu dem Ganzen."

Endlich gelang es mir auch, die Geschichte des „Marfeld" zu ermitteln. Es hat früher „der Judenhübl" gehießen und war zeitweise der Schauplatz jener religiösen Verfolgungen, welche einigen Blättern der sonst glorreichen Geschichte der deutschen Reichsstadte einen schweren Makel aufdrücken. Hier wurden unschuldige Juden, welchen man Verbrechen zur Last legte, die nur Phantasieproducte einer von gewissenlosen Hetzern toll gemachten Menge waren, zu Tode gemartert, und das düstere Drama fand schließlich einen Abschluß in einer Massenverbrennung nach spanischem Zuschnitt. Der Magistrat von Nürnberg machte schon im Jahre 1473 bei dem Kaiser, unter dessen Schutz die Judenschaft stand, den Versuch, eine Ausweisung derselben zu erwirken. Der Kaiser wies den Versuch zurück. Erst 1498, unter Kaiser Max, ist er gelungen. Maximilian genehmigte die Vertreibung, und schrieb — gleichsam um über die Beweggründe keinen Zweifel zu lassen — gleichzeitig an Herrn Wolfgang von Parsberg, „des Kaisers und des heiligen römischen Reichs Schultheißen zu Nürnberg", daß er „die sämmtlichen Häuser der Juden, die Synagoge und alle anderen liegenden Güter und Gründe, sammt dem jüdischen Leichenhose, als kaiserliche Kammergüter auf sein Geheiß und auf seinen Namen in Besitz nehmen solle".

Und Dem ist denn auch also geschehen. Das war nicht kaiserlich, sondern communistisch und ist auch nicht zu entschuldigen durch die große Finanznoth, in der sich Kaiser Maximilian damals befunden. Auf Mittfasten 1499 sind dann sämmtliche Juden mit Frau und Kind aus der Stadt auf den Judenhübl gezogen und von hier aus nach allen Richtungen der Windrose gegangen. Die Markgräfin Anna von Brandenburg hat sich ihrer warm angenommen, und die Meisten erreichten Unterkunft in der freien Stadt Frankfurt am Main. Andere fanden einen neue Heimath in den näher gelegenen onolzbachischen (das ist ansbachischen) Orten, in Fürth, Schneitlach, Hüttenbach, Bruck, Neumarkt, Sulzbach ꝛc.

Wie aber die Bürger innerhalb ihrer Ringmauern Unschuldige peinigten, so wurden sie selbst wieder außerhalb der Stadtmauern unschuldig gepeinigt. Dafür nur ein Beispiel! Unter dem Jahre 1382 — es sind also gerade fünfhundert Jahre her — schreibt der Annalist:

„Johann von Rotenstein hat dem Rathe zu Nürnberg abgesagt (das heißt ihm die Fehde angekündigt), darumb, daß der Rath seinen Knecht Peter von Ortenglauching als einen Leutschinder und Straßenräuber hat niederwerfen und enthaupten lassen. Auch haben dies Jahr Burckard von Seckendorff und Ernst von Seckendorff, genannt „Hüreuß", Ulrich von Lichtenstein, Reichhard von Wenkstein und Luz von Egerndörfer, sammt ihren Helfern und Helfershelfern, ein Aeckten gethan wider Hilpold von Stein; und obwohl die Stadt Nürnberg mit dieser Fehde nichts zu thun gehabt, so sind doch die Nürnbergischen Unterthanen merklich beschädigt und ihnen über dreißig Höfe und Güter niedergebrannt worden; sonderlich sind dem Peter Mendel und dem Moritz Mendel zwei Häuser zu Eltzenbach, drinnen dreißig Simmer Korn, fünfzehn Fuder Heu, viel Hausrath, sammt einem Kinde, verbrunnen; Dergleichen ist anderen Orten auch geschehen, wie in dem Nürnbergischen Achtsbuch des Längeren zu lesen. Hat also die Bürgerschaft zu Nürnberg dies Jahr große Feindschaft gehabt, die sie allenthalben hat angegriffen und beschädigt; und zwar sind auch etzliche abtrünnige Burger gewest, Namens Burkard Gailler, Kunrad Schmalz und Andere mehr, die diesen Beschdern Hülfe und Förschub zum Zugreifen gethan haben. Seind also dieses wüsten Wesens halber gefährliche Zeitläufe, sonderlich für die Handelsleute, und seind die Strassen allenthalben unsicher gewest."

Dieser Bericht der Nürnberger Chronik von 1382, den ich erst vor Kurzem gelesen, fiel mir wieder ein, als ich 1882 im Nürnberger Ausstellungspark saß unter einem mächtigen Kastanien- oder Nußbaume — ringsum die Producte einer hochentwickelten Industrie und Kunst, und Leute „aus aller Herren Ländern", welche Leute unter dem Schutze der Cultur, der Civilisation, des Friedens und der Freiheit hierher gekommen waren, um diese Werke des Friedens, des Fortschritts und der Culturentwickelung zu betrachten. Ein Blick auf diese Umgebung, in der Alles lachte und lebte, aber Niemand bangte und bebte, eine Vergleichung dieses frohmüthigen und sonnenhellen Bildes mit den oben geschilderten Hergängen von 1382 und 1499 zwang mir die Frage auf: wie lange wird es noch Menschen geben, die albern genug sind, an das tausendmal widerlegte Märchen von der guten alten Zeit noch immer zu glauben? Wie lange wird es noch Menschen geben, die gewissenlos genug sind, den Leuten einzureden, die Schädigung des Nachbarn sei ihr einziger Vortheil, und sie aufzustacheln zu Schandthaten, wie sie vorstehend geschildert haben hier auf diesem „Judenhübl", der jetzt Marfeld genannt wird?

Daß dieses Marfeld in seiner neuesten Gestaltung nicht selbst ein herzerfreuendes Beispiel des Fortschritts?

Diese große Fläche von mehr als 120,000 Quadratmeter war bis dahin trotz ihrer schönen Bäume, unter welchen sich namentlich die stattlichsten Linden und Kastanien hervorthun, wenig beachtet worden. Die Masse der Bevölkerung mied sie; höchstens suchten dort einsame Spaziergänger etwas Erholung. Anno 1848 hatten hier große Volksversammlungen mit stürmischen Reden stattgefunden, etwa wie damals in Berlin „unter den Zelten". Dann war das Marfeld wieder in sein Dunkel zurückgesunken. Es lag außerhalb der städtischen Bewegung. Erst nachdem die Direction des Gewerbemuseums den Platz in gerechter Würdigung seiner Schönheit für die Ausstellung ausgewählt und der Magistrat der Stadt, welcher das Marfeld gehört, dasselbe zu diesem Zwecke der Commission zur Verfügung gestellt hatte, begann man es gartenkünstlerisch zu behandeln in einer Weise, die selbst einem Fürsten Pückler-Muskau zur Ehre gereicht haben würde. Auch das hatte freilich, wie alles Gute und Schöne, seine besonderen Hindernisse und Schwierigkeiten. Verschiedene in der Nähe des Platzes gelegene Gemeinden machten allerlei Servituten an demselben geltend, wie Fahr-, Gang-, Wegerechte und sogar Trieb- oder Tristgerechtigkeiten für die Viehherden. Es gelang jedoch, sich mit diesen Prätendenten zu verständigen. Und nun konnte es denn mit der Kunstgärtnerei losgehen, welche an Stelle der alten Viehtriften zierliche Blumenbeete, pleasure-grounds und Wege schuf, aber auch bei dieser Anlage mit der größten Pietät vorschritt, um alle Bäume und größeren Gesträuchanlagen zu erhalten. Die Ausstellungscommission hat ganz Recht, sich dessen zu berühmen. Es geschieht mit den Worten:

„Wenn bei der ersten Weltausstellung 1851 in dem Hyde-Park in London die Rücksicht auf die Bäume des Parks soweit ging, daß eine alte Linde, welche in dem Raume wuchs, der für das Ausstellungsgebäude bestimmt war, dadurch erhalten wurde, daß man sie in den Krystallpalast einbaute und diesem ausschließlich zum Zwecke der Erhaltung des Baumes eine Glaskuppel aufsetzte an dieser Stelle, wo man sonst Steine aufgerichtet hätte, so hat die Botanische Landesausstellung nicht minder rücksichtsvoll mit größter Sorgfalt jeden Eingriff in die vorhandenen Baumanlagen vermieden."

Und dann hat sie für Wasser gesorgt, um die Baum-, Park- und Zieranlagen stets bei der nöthigen Frische zu erhalten, um

Digitized by Google

einen kleinen See zu füllen, den man da ausgegraben, und eine Anzahl von Fontainen zu speisen. Das Wasser wird durch ein Pumpwerk aus der Pegnitz gehoben, durch eine Rohrleitung in die Reservoirs an der Maschinenhalle geführt und von da wieder auf die verschiedenen Stellen der Ausstellung und des Parks vertheilt. Die Fontainen, das Pumpwerk, die Rohrleitung, das Gaswerk, das Musikzelt, die verschiedenen Pavillons, die altdeutsche Weinstube, das Empfangsgebäude, alle die Pflanzen und Blumen der baierischen Gartenbau-Vereine — kurz Alles und Jedes ist nicht nur Hülfsmittel, sondern auch selbst wieder Ausstellungsobject, Mittel und Zweck zugleich, geworden: es dient der Ausstellung und stellt sich selbst aus.

Bei jedem Schritte hat man als wißbegieriger Tourist auf etwas zu achten. Aber auch bei jedem Schritt wird man stärker beseelt von dem Bewußtsein, daß wir Deutsche nun doch endlich auch das Ausstellen gelernt haben. Ich habe alle europäischen Weltausstellungen seit 1851 mitgemacht. Die anmaßliche Kritik der Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes, die sich in das unüberlegte Wort „Billig und schlecht" zusammenfaßte, ist stets eine Unwahrheit gewesen (wenigstens in dieser Allgemeinheit). Dagegen ist es wahr, daß der Zollverein, oder Deutschland, trotz aller inneren Tüchtigkeit, es nicht recht verstanden, uns auf eine gute Art angenehm und liebenswürdig zu präsentiren.

„Schon die Ausstellungen in Berlin, Düsseldorf, Breslau und Stuttgart haben uns gezeigt, daß wir jenen früheren Fehler des aschenbrödelhaften Auftretens überwunden haben und unsere Ausstellungen auch in eine geschmackvolle und künstlerische Form zu bringen wissen. Und wo sollte das besser gelingen, als in Nürnberg, in der Stadt der ersten deutschen Kunstschule, oder wenn man lieber will „Malerzunft", wo zugleich eine Stätte vorhanden war, wie man sie nicht schöner hätte wünschen können?

Ich habe nicht die Absicht, auf die einzelnen Ausstellungsbranchen und Ausstellungsgegenstände einzugehen. Das besorgen die Zeitungen und Fachzeitschriften. Ich will nur eine Gesammtskizze geben, welche die charakteristischen Eigenthümlichkeiten gerade dieser Ausstellung hervortreten läßt.

Zu dieser Eigenthümlichkeiten gehört nun aber vor Allem die Methode der Eintheilung der Gruppen. Diese Eintheilung folgt nicht den Provinzen, Kreisen und Städten; sie folgt auch nicht den Fabrikaten. Sie folgt den Rohstoffen, als da sind: Feldfrüchte, vegetabilische Faiern, animalische Faiern, Felle und Häute, Gummi und Guttapercha, Stein und Horn, Meerschaum und Bernstein, Glas und Thon, Gyps und Cement, Metall und Holz ꝛc. Dies hat zwei Vortheile. Einmal kann man dem ganzen Entwickelungs- und Gestaltungsprocesse folgen: vom Rohproduct zum Halbfabrikat und von diesem zum Gaussabrikat und den sacquinirten Artikeln. Der zweite Vortheil aber ist, daß man hier so recht mit den Händen greifen kann, wie unrecht eine Handelspolitik thut, wenn sie vor Allem darauf ausgeht, die Rohstoffe und Halbfabrikate zu vertheuern: denn dadurch nimmt sie unserer sonst ebenso exportfähigen wie exportbedürftigen Industrie die Möglichkeit, mit dem Auslande zu concurriren.

Eine weitere Eigenthümlichkeit ist der in den Durchgangshallen zum ersten Male gemachte Versuch, die Ausstellungsgegenstände von dem Zuschauer in der Weise abzuschließen, daß diese Objecte die volle Beleuchtung haben, während der Beschauer im Halbdunkel steht. Die beweglichen Glasabschlüsse, deren man sich hierbei bedient, haben allerlei Vortheile: sie gewähren Schutz gegen Beschädigung durch Staub ꝛc. und ersparen dem Aussteller die Ausgaben für den Schrank oder, wie man in neuerer Zeit sagt, für die „Vitrine".

Diese Schränke- und Vitrinenkosten waren der Gegenstand lebhafter Beschwerden für viele unserer Aussteller und haben zu recht unangenehmen Processen Anlaß gegeben. Doch sprechen wir nicht von solchen „garstigen" Dingen! Erfreuen wir uns lieber an den Erzeugnissen der Kunst und der Kunstgewerbe, und noch mehr an den frohen Menschen, die bestrebt sind, sich ihrer zu erfreuen, und daneben sich auch leiblich und geistig zu erfrischen! Denn auch dafür ist reichlich gesorgt, sowohl drinnen wie draußen, sowohl in Bier wie in Wein.

Inwendig sind die „Hosthallen", auswendig die Kneipen, die auch hier local concentrirt sind, ähnlich wie 1879 in Berlin, wo man die betreffende Fläche des Ausstellungsparks „die nasse Ecke" zu nennen pflegte.

Flanieren wir durch die Gruppe I (Gewerbliche Consumtionsproducte für Leben und Haushalt: Nahrungs- und Genußmittel, Mittel zur Belenchtung, Beheizung, Reinigung ꝛc.), so finden wir eine kleine Menschenanhäufung vor einem riesigen Fasse — freilich nicht so groß wie das auf dem Heidelberger Schlosse, und dabei schön decorirt. Die Menschen blicken in das Faß, welches es Allen angethan zu haben scheint: Jung und Alt — sowohl dem flotten Studenten und dem schneidigen Lieutenant, wie auch dem ehrwürdigen Greis mit dem schwabbeligen Bauche. Was mag wohl in dem Fasse stecken? Ist es der alte Diogenes, welchem König Alexander von Macedonien in dieser etwas ungewöhnlichen Schlafstelle die Ehre seines Besuches erwiesen? Nein, es ist etwas viel Besseres oder wenigstens Schöneres. Es ist die „Schützenliesel", eine Bierwize so schön und so lustig, wie unser Herzgott nur eine erschaffen. Und man kann darüber streiten, was diese Männer — den Jüngling wie den Greis am Stabe" — mehr anzieht, die schöne Liesel oder das schöne Bier. Hier ist nämlich, in und vor diesem Fasse, „die Hofthalle des Bürgerlichen Brauhauses" in München, und dieses „Bürgerliche Brauhaus" braut alljährlich für beinahe eine Million Mark Bier und verleiht diesen Gerstensaft nach Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland und Italien: die Leute scheinen also immer noch nicht den Orakelspruch, daß „Bier dumm macht", Glauben zu schenken.

Draußen aber im Parke steht die „Pfälzer Weinstube", auch das „Altdeutsche Weinhaus" geheißt, ein stattlicher Holzbau mit hohem steilem Schieferdache, innen und außen stilgerecht durchgeführt im deutschen Frührenaissancegeschmack. Die große Weinstube und das kleinere Herrenstübchen im Innern sind schön. Aber noch schöner ist draußen die Veranda, wo man sitzt, wie „unser Herrgott in Frankreich". So sagen die Pfälzer, die da droben sitzen. Wir aber, wir Andern, die wir nicht die Ehre haben, Pfälzer zu sein, trinken ihnen zu mit dem Wahrspruch: „Fröhlich Palz — Gott erhalt's!"

Gestärkt mit einem frischen kühlen Trunk „Forster Riesling", kehren wir wieder zurück in das Hauptausstellungsgebäude. Wir bewundern die ausgestellten Objecte; wir bewundern die Art der Ausstellung. Aber wir amüsiren uns auch, und zwar amüsiren wir uns, nachdem wir nunmehr unser pflichtmäßiges Pensum an Studium erledigt und uns ein wenig ausgeruht haben, am meisten mit dem Publicum und über dasselbe, und wir haben auch nichts dagegen, wenn wir selbst, die wir ja auch zum Publicum gehören, Gegenstand des Studiums und der Heiterkeit für Andere werden.

„Die Heiterkeit nimmt kleiner kramm;
Denn Einer ist kein Publicum."

Da steht eine Gruppe Altmühler Bauern, das würdige Elternpaar und eine dralle Dirne, vor der Zeltnische, in welcher sich die Ausstellerin der Ultramarinfabrik befindet. Man nennt scherzweise diese Nische die „grotta d'Azurro", die blaue Grotte von Capri. Die Frau, neugierig wie Eva's Töchter sind, ist am weitesten vorgedrungen und im Ausharren unermüdlich. Der Mann nimmt eine beobachtende, vorsichtige Aufstellung in zweiter Linie, indem er seinen baumwollenen Regenschirm krampfhaft mutlammert. Das Mädel aber hat sich umgedreht vor Erstaunen über dieses „blaue Wunder".

Hier ist wieder eine Bauerngruppe, diesmal aus dem Thale der Pegnitz, aber „Pegnitz-Schäfer" im literargeschichtlichen Sinne sind es gewiß nicht. Der Mann ist schon etwas von der modernen Nivellirung ergriffen. Die Frauen aber sind noch echtes kräftiges bäuerliches Volkblut. Das zeigt ihr charakteristischer Sonntagsstaat, der heute noch gerade so aussieht, wie zur Zeit ihrer Großmütter. Auch hier fehlt der Regenschirm nicht; er ist unverneidlich. Das Wetter ist zwar schön, aber man kann ihm nicht trauen. Und dann hat doch dieser Schirm zwölf Mark gekostet; da kann man ihn doch auch sehen lassen.

„Ach," sagte die Großmutter, „haben mir meine guten Enkelkinder vor sechs Wochen den schönen theuren Regenschirm zu meinem Namenstage verehrt, und seitdem hat es noch keinen einzigen Sonntag geregnet. Hab' ich den schönen Schirm noch gar nicht zum Kirchgang mitnehmen und Staat damit machen können. Das ist doch recht jammerschade!"

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick in die Bilderausstellung. Sie leidet ein wenig darunter, daß sich manches Bild ersten Ranges zur Zeit noch auf der Ausstellung in Wien befindet. Prachtvoll ist die Ausstellung des sogenannten „Elitesaales",

Digitized by Google

eines quadratischen Saales mit Eisenconstruction und Oberlicht. Hier hängt auch das außerordentlich fein und wahr charakterisirte Portrait des Fürsten Bismarck von Lenbach in München. In der Nähe finden sich die Bildnisse des englischen Staatsmannes Gladstone und des deutschen Humoristen Busch, des Humoristen in Schrift und Zeichnung, des Verfassers des „Heiligen Antonius", des „Max und Moritz" ꝛc. Aber diese Portraits, so gut sie sind, vermögen nicht aufzukommen gegen dasjenige Bismarck's.

Unter diesen Bildern fiel mir, inmitten der Beschauer, die massive Gestalt eines echten Baiern vom Lande auf. Er kümmerte sich nicht um das Alles, weder um den berühmten Maler, noch um die berühmten Gemalten. Er wendete sein Antlitz von ihnen ab und der Kühlung zu, welche ihm vom Perseus-Brunnen her zuging. „Hier ist's fern aromantisch," sagte er mit Genugthuung. Damit meint er „erfrischend". Unser Held ist aus Altbaiern und wiegt über hundertfünfzig Doppelpfund oder Kilo. Seine lederne Hose ist unten zugeschnürt. Er schnupft Brasil und trägt Ueberreste davon in seinem Schnurrbart. Er ist jedenfalls ein gemachter Mann, der in seinen eigenen Schuhen steht. Ob er aber mit Holz handelt oder mit Schweinen — das konnte ich nicht ermitteln.

Aus Bayreuth, der Stadt der Parsifal-Aufführungen.

(Schluß.)

Die Vorstellung des „Parsifal" dauert von vier bis kurz nach zehn Uhr. Zwischen den einzelnen Acten sind aber so lange Pausen, daß Jedermann Gelegenheit hat, sich zu erholen und neue Kräfte zu schöpfen.

Wer den „Lohengrin" von Richard Wagner kennt, dem ist auch der Name des „Parsifal" nicht fremd; denn in dieser früheren Oper wird Parsifal als der Vater des Lohengrin und als Hüter des „Gral" erwähnt.

Wer oder was ist nun dieser Gral? Nach dem Glauben des Mittelalters ist es die aus einem kostbaren Edelsteine verfertigte Schale, aus welcher Christus das Abendmahl gespendet hatte, in welcher später (von Joseph von Arimathia) sein Blut aufgefangen worden war und die, von Engeln gebracht, in einem Tempel des fernen Ostens aufbewahrt wurde. Hier war eine Schaar erlesener Ritter zum Dienste des Grals versammelt, die auf seinen Befehl und unter seinem Schutze herrliche Thaten verrichteten. Der Gral spendete ihnen täglich Speise und Trank, wodurch die Ritter jung und unsterblich blieben. Der Charfreitag war der Hauptfesttag in der Gralsburg; an ihm kam eine Taube vom Himmel und brachte die heilige Oblate, durch welche die Kraft des Gefäßes auf ein frisches Jahr erneut wurde. Die Ritter des Grals hatten sich mancherlei Regeln zu unterwerfen, unter Anderem auch der Ehelosigkeit. Nur der Gralskönig durfte ein Weib haben.

In dieser Sage finden augenscheinlich Mönchsthum und Ritterthum eine gemeinsame Verherrlichung, und bei der Bedeutung, welche diese beiden Mächte im Mittelalter hatten, ist es natürlich, daß die Sage vom Gral eine große Anziehungskraft ausübte und daß sich die Poeten von Fach ihrer bemächtigten, sie ausschmückten, erweiterten und in ihre einzelnen Theile zerlegten. Es bildete sich um den Gral ein ganzer Kreis von Sagen; seine einzelnen Ritter wurden zu Helden besonderer Dichtungen, und namentlich die Schicksale und Thaten seiner Könige boten einen mannichfältigen Stoff zu dichterischen Erzählungen.

Unter diesen Königen nun hat der Eine das Glück gehabt, von einem Dichter besungen zu werden, den Friedrich von Schlegel den größten Poeten Deutschlands genannt hat. Dieser König ist unser Parcival, und sein Homer war Wolfram von Eschenbach.

Bilder aus der bairischen Landesausstellung in Nürnberg: Bauern aus dem Pegnitzthale.
Originalzeichnung von Professor Rudolf Geißler.

Wolfram, im Ansbachschen, also in der Nähe von Bayreuth, geboren, lebte im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Das genaue Datum seiner Geburt ist ebenso wenig bekannt, wie das seines Todes. Sein Hauptwerk ist aber der „Parcival", eine Dichtung von ungefähr 24,000 Versen, die durch Karl Simrock, der sie in das heutige Deutsch übertrug, Jedermann zugänglich ist. Ihr Inhalt in einem kurzen Satze wiedergegeben lautet: wie Parcival König vom Gral wurde.

Wolfram schildert das Leben Parcival's von dessen frühester Jugend an. Sein Vater, Gamuret, dessen Abenteuer ebenfalls berichtet werden, ist gestorben, ehe Parcival geboren wurde, und seine Mutter, Herzeloyde, zieht den Knaben in völliger Einsamkeit auf, damit er kein Ritter werde. Das Blut in ihm ist aber stärker als der Wille der Mutter, und eines Tages geht auch der sorglich gehütete, unerfahrene Knabe hinaus in die Welt, besteht die üblichen Fehden, klopft hier und da an: so z. B. am Hofe des König Artus, und gelangt endlich auch zur Gralsburg. Zu dieser liegt zu jener Zeit Amfortas, der König, an einer Wunde, die er zur Strafe für eine begangene Sünde erlitten, darnieder. Heilung ist ihm versprochen, wenn ein Fremder ausfreien Stücken nach seinem Leiden theilnehmend fragen würde. Parcival aber, der von seinem Lehrer Gürnemanz gelernt hat, ein Ritter sollte so wenig wie möglich fragen, fragt nicht und bringt damit den Amfortas um die Heilung, sich selbst aber um hohe Ehren: denn dem fragenden Fremden ist die Königswürde beim Gral verheißen.

Diese Unterlassungssünde hat noch weitere schlimme Folgen für Parcival, die ihn zu einer jahrelangen kämpferreichen Irrfahrt treiben. In deren Verlauf geht aber mit ihm eine innere Umwandlung vor sich: er wird aus einem wilden, trotzenden Ritter zu einem frommen Menschen, der sich unter Gottes Fügungen beugt. Er gewinnt jetzt zu den Vorzügen der körperlichen Kraft

und Tapferkeit auch Seelengröße und einen geläuterten und gereiften Charakter und nun erscheint die Botin vom Gral, die ihn früher verflucht hat, wieder und verkündet ihm, daß er zum Gralskönig erwählt sei. Gleichzeitig hat ihn sein Weib Kondwiramues mit ihren während der Abwesenheit Parcival's geborenen Zwillingssöhnen aufgesucht, und mit ihr hält er nun seinen Einzug in die Gralsburg.

Wolfram erhebt sich in seinem „Parcival" über die zeitgenössische Dichtung nicht blos durch die Lebendigkeit der Schilderung und die innigen Züge, mit denen er Personen und Ereignisse ausstattet, sondern vor Allem dadurch, daß er in den Kranz der Abenteuer, aus welchen sein Epos besteht, eine große, ethische Idee hineingewunden hat. Das ist die Entwickelung seines Helden vom Manne der bloßen ritterlichen Etikette zum sittlich freien, edlen Menschen. An diese Idee hat Richard Wagner angeknüpft. Das Fragen, das theilnehmende Fragen des Wolfram'schen Parcival nennt Wagner „Mitleid" und macht es zum Angelpunkt seines Drama „Parsifal".

Die Geschichte des „Parsifal" von Wagner ist im Wesentlichen dieselbe, wie wir sie soeben aus dem Wolfram'schen Epos wiedergegeben haben. Wagner mußte den Stoff natürlich vereinfachen und konnte von der reichen Ausbeute an Heldenthaten, welche Parcival bei Wolfram verrichtet, nur sehr geringen Gebrauch machen. Auch der große Kreis von Bekannten und Freunden, die mit dem Parcival im Epos in Berührung kommen, mußte im Drama auf eine geringe Zahl zurückgeführt werden.

Den Charakter des Parcival hat der Dramatiker im Ganzen so beibehalten, wie ihn der Epiker geschaffen. Auch Wagner's Parsifal ist der unerfahrene, unverdorbene, herzensgute und kühne Jüngling, als den ihn Wolfram schildert. Wagner legt auf das Moment der Unerfahrenheit oder Thorheit ein so großes Gewicht, daß er sogar die Schreibart des Namens seines Helden darnach bestimmt hat. In Widerspruch mit allen Philologen, die „Parcival" als einzig richtig erklären, hat Wagner sich die von Görres aufgestellte Variante „Parsifal" zu eigen gemacht, die nach dem Persischen bedeutet „reiner Thor".

Um die für das Drama nöthigen Conflicte und Gegensätze zu gewinnen, sah sich Wagner genöthigt, außer jenen erwähnten Vereinfachungen und Verkürzungen auch noch Umbildungen an dem von Wolfram und anderen Quellen gebotenen Stoffe vorzunehmen. Die wesentlichste besteht darin, daß er den Ritter Klingsor, der bei Wolfram nur eine Nebenrolle spielt, in den Vordergrund stellt. Dieser Klingsor, bei Wolfram ein harmloser adliger Sonderling, welcher auf seiner abgelegenen Burg, Schastelmarveil bei Wolfram genannt, allerhand Schabernack und Zauberspuk treibt, wird bei Wagner ein gefährlicher Feind des Gral. Seine Burg und die des Gral treten gegen einander wie Hölle und Himmel; bei Wagner spielt ein großer Kampf zwischen Klingsor und den Gralsrittern in dem Momente, wo Parsifal in die Handlung eintritt. Klingsor's Armee besteht aus Frauen von teuflischer Schönheit, welche die Ritter des Gral berücken und einen nach dem andern in die Gewalt des Zauberers führen. Auch Amfortas, der König des Gral, hat sich seine Wunde dort geholt, im Garten des Klingsor. Der Sieg neigt sich auf des Letzteren Seite; das Gralsritterthum wird schimpflich untergehen, wenn auch Parsifal der Macht der Verführung unterliegt. Gegen ihn, den gefürchteten Anhänger des Gral, bietet Klingsor die Kundry auf. Diese Kundry ist bei Wolfram einfache Gralsbotin, bei Wagner ein Doppelwesen: im ersten Acte gehört sie zum Gral, im zweiten zu Klingsor. Parsifal widersteht ihr aber durch die Macht des Mitleids, welche ihm im Augenblicke der Versuchung das Bild des Amfortas vor die Seele ruft, der im gleichen Falle einst fiel und nun leidet. So wird Parsifal bei Wagner Gralskönig.

Bilder aus der baierischen Landesausstellung in Nürnberg: Altbaier im „Elitesaale".

Originalzeichnung von Professor Rudolf Geißler.

Die Handlung vertheilt sich in dem Musikdrama über die einzelnen Acte folgendermaßen: im ersten kommt Parsifal in das Gebiet des Gral und wohnt einer Feier des Liebesmahls auf der Burg bei. Die Herrlichkeit der Anemonia, ebenso die Leiden des Amfortas lassen ihn scheinbar unberührt, und er wird deshalb wieder aus der Burg hinausgewiesen.

Der zweite Act spielt auf dem Zauberschlosse Klingsor's. Als hier Kundry's Künste an Parsifal machtlos abprallen, eilt Klingsor herbei und schleudert nach jenem einen Speer. Dieser Speer gehört unter die heiligen Reliquien des Gral und ist von Amfortas, als dieser auf demselben Platze, wo jetzt Parsifal steht, dem Sinnentaumel erlag, an Klingsor verloren worden. Parsifal wird von dem Speere nicht getroffen, sondern ergreift ihn und schlägt mit demselben gegen Klingsor das Zeichen des Kreuzes. Daraufhin sinkt die ganze Zauberpracht krachend zusammen.

Digitized by Google

Der dritte Act führt uns wieder auf die Gralsburg zurück. Jahre sind verflossen, und mit den Gralsrittern geht es zu Ende, da Amfortas, um seinen Tod zu erzwingen, seit jenem Tage, wo Parsifal dem Abendmahle zugesehen hat, nicht wieder den Gral enthüllt hat. Da trifft Parsifal wieder ein, wird erkannt, zur Burg geleitet, zum König gesalbt und tritt sein Amt an, indem er Amfortas heilt und erlöst und den Gral wieder enthüllt.

Dies ist in den Hauptzügen der Inhalt des Wagner'schen „Parsifal". Aus dem von Hause aus wenig dramatischen Stoffe hat Wagner ein Bühnengedicht geschaffen, das neben manchen unbegreiflichen und verwunderlichen Momenten viele große und ergreifende Züge zeigt.

Die Musik hebt einzelne Partien hoch heraus. Namentlich gilt dies von den beiden Scenen der Abendmahlsfeier im ersten und der sogenannten Scene der „Blumenmädchen" im zweiten Acte. Bei jener hat Wagner zu dem an und für sich schon imposanten Apparate von dreifachen Chören, von Soli und Orchester noch ein Glockengeläute hinzugezogen, das bei den ersten Darstellungen allerdings sehr verstimmt war. Die Scene der Blumenmädchen leitet an die dramatisch wichtige Stelle, wo Parsifal verführt werden soll. An dramatischer Bewegtlichkeit und sinnlichem Reiz ist sie die stärkste Stelle des ganzen Werkes und ihre Erfindung und ihre Ausführung erregte das ungetheilte Erstaunen aller Zuschauer. Neben diesen beiden Hauptpunkten tritt noch eine Reihe von rein lyrischen Stellen hervor, die durch Schönheit und Charakter der Musik fesseln. Vor Allem gehört darunter die sogenannte „Blumenaue" im dritten Acte, ein rein idyllisches Intermezzo des Orchesters, während dessen Parsifal seine Freude über den Zauber der vor ihm im jungen Frühling prangenden Landschaft äußert. Verwandt nach Art und Wirkung sind hiermit noch die Stellen, wo Kundry dem Parsifal von seiner Mutter erzählt, eine andere, wo der von Parsifal erlegte Schwan beklagt wird, und die ausgeführteren Instrumentalsätzchen, während welcher der kranke Amfortas durch den Wald zum Morgenbade getragen wird.

In den eigentlichen recitativischen Partien sieht der „Parsifal" hinter den letzten Musikdramen Wagner's zurück, und die für das System des Componisten so wichtigen Leitmotive fungiren hier wieder mehr wie in seiner ersten Zeit als äußerer Mechanismus; sie werden mit der Weiterführung der Handlung nur wenig in organischer Weise entwickelt.

Das Eine glauben wir constatiren zu dürfen, daß eine Aufführung des „Parsifal" für Jedermann, was er auch sonst über Richard Wagner und seine künstlerischen Tendenzen denken mag, viel Interessantes bietet. Die Ausstattung und Aufführung des Werkes verdient eine ungetheilte Bewunderung. Die scenischen Bilder, welche geboten werden, gehören zu den stilvollsten und schönsten, welche die Geschichte des Musikdramas kennt, und die Ausführung der Orchesterpartien geschieht in würdiger Weise durch die Münchener Hofcapelle unter Leitung von Hermann Levi. Wie für diesen ist auch für die Sänger ein Ersatz bereit: die hervorragendsten Partien sind sogar dreifach besetzt, und zwar von Künstlern, die verdienten Ruf haben, wie Fräulein Brandt, Frau Materna, die Herren Hill und Scaria. Auch für untergeordnete Nebenrollen sind Künstler von der Bedeutung des Herrn Kindermann verfügbar.

H. Kretzschmar.

Zwei Fahrten durch den Suezcanal.

Zeitgemäße Schilderungen von C. W. E. Brauns.

Als eines der Wunderwerke der Welt darf man wohl den Canal durch die Landenge von Suez bezeichnen, der heute wieder ein Hauptangelpunkt des politischen Interesses geworden ist — man darf ihn als ein Wunderwerk der Welt bezeichnen, nicht etwa weil ein Uebermaß von Schwierigkeiten sich der technischen Ausführung desselben entgegengestellt hätte, nicht etwa weil eine absonderliche Beschaffenheit oder außergewöhnliche Steigerung der Hülfsmittel zur Ueberwindung solcher Schwierigkeiten dabei in Anwendung gekommen wäre, sondern weil dieses so einfache und doch zugleich so kühne Unternehmen dem ganzen Erdball einen ganz ungewöhnlichen Segen spendet: denn erwächst nicht auch den Nationen, welchen wir unsere Cultur und unsere Culturerzeugnisse auf dem Wege des Handels überbringen, erwächst nicht diesen ein gleicher Vortheil, ja ein größerer noch als uns Europäern, aus der unschätzbaren Verkehrserleichterung zwischen Ost und West, welche wir dem Suezcanal verdanken? Würde nicht erst durch die Eröffnung dieser Seestraße, welche die Entfernung des entlegensten Ostens von den Mittelmeerhäfen ungefähr auf die Hälfte reducirt, die volle, fruchtbringende Einwirkung unserer Cultur auf die Völker des Ostens ermöglicht?

Man wende nicht ein, daß diese Völker sich ohne die europäische Cultur besser befinden würden als mit ihr! Wer Augen hat zu sehen und sie benutzen will, der sieht, wie überall eine menschenwürdige Existenz, verbunden mit dem Streben nach wahrer Wissenschaft und nach Gewährleistung der Menschenrechte, nach allen den Gütern, die sich Europa durch ernste Arbeit und schwere Kämpfe erstritten, den fernen Zonen durch uns geboten wird.

Man wende ferner gegen die hohe Bedeutung des Isthmuscanales nicht ein, daß ja der alte Seeweg nach Ostindien, den vor vierhundert Jahren die Portugiesen entdeckten, den nämlichen Verkehr vermittelt habe! Zeit ist Geld — dies gilt vor Allem für den europäischen Kaufmann, der jetzt noch ein volles Vierteljahr auf eine Antwort aus China oder Japan zu warten hat und dem selbst dieser Zeitraum, klein gegen sonst, übermäßig lang erscheint. Dies gilt aber auch umgekehrt für den, welcher am fernen Gestade ängstlich alles dessen harrt, was ihm Europa als nothwendige geistige Nahrung zuführen muß, auf Bücher, Zeitungen und mancherlei andere Dinge, die uns alltäglich erscheinen und die erst die Fremde uns nach Gebühr schätzen lehrt.

Schon aus diesen Andeutungen dürfte zweifellos hervorgehen, daß die Bedeutung des Suezcanals durchaus nicht erschöpfend gewürdigt wird, wenn man nur seinen Nutzen für den Handel in's Auge faßt. Die Postdampfer Hollands, Frankreichs, Englands durchkreuzen den Isthmus tagaus tagein, nicht blos gefüllt mit Waaren, sondern auch voll von Passagieren aller Nationen.

Traurig, daß wir Deutsche nicht auch solche Postdampfer haben! Leider finden wir die geringe Vertretung Deutschlands im Suezcanal nicht nur auf dem Gebiete des Personenverkehrs, sondern auch auf dem des Handels. Die Statistik des Verkehrs vom Suezcanal, die in den dreizehn Jahren seines Bestehens eine überraschende und bis in die letzten Jahre stetig andauernde Steigerung ausweist, läßt dort die deutsche Flagge erst in sechster oder siebenter Stelle erscheinen, während unser Seehandel sich doch jeder anderen Nation, außer der englischen, mindestens an die Seite stellen darf.

Ein Hauptgrund dieser Seltenheit der deutschen Handelsschiffe im Canal ist allerdings in dem Umstande zu suchen, daß kleine Fahrzeuge — und aus solchen besteht ja unsere Handelsflotte zu einem großen Theile — die schweren Kosten der Durchfahrt durch den Canal scheuen, weshalb denn auch hanseatische Schiffe selbst benutzlange noch oftmals den Weg um das Cap der guten Hoffnung vorziehen; es ist jedoch vorauszusehen, daß dieses Verfahren durch die Allmacht der Concurrenz allmählich in Wegfall kommen muß; denn es läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß in der Entwickelung unserer Handelsmarine ein rascher Fortschritt stattfinden wird, was sich durch die fortwährende Zunahme des Procentsatzes deutscher Schiffe im Canal auch bestätigt.

Wie die Sachen stehen, sind es nun freilich nicht unsere Schiffe, wohl aber in hohem Grade unsere Waaren, welche auch in materieller Hinsicht unsere Aufmerksamkeit auf den Suezcanal lenken und unser eigenstes Interesse gefährdet erscheinen lassen, sobald die kleine Wasserader von Port Said nach Suez unterbunden wird. Ganz abgesehen von dem Antheil, welchen wir am Gedeihen und an der Ausbreitung europäischer Civilisation haben, müssen wir also mit ängstlichem Blicke der Entwickelung der Dinge im Pharaonenlande folgen, die uns ohne den Suezcanal kaum in Spannung versetzen könnten.

Die Gefahr einer Sperrung des Canals ist in der That vorhanden, so lange die gegenwärtigen Zustände andauern. Die dagegen vorgeschlagenen Mittel — namentlich das einer Neutralitätserklärung des Canalgebietes — sind offenbar unzureichend. Ja gerade dieses Mittel könnte verhängnißvoll werden, indem es die für Offenhaltung der Fahrstraße interessirten Europäer zurück-

Digitized by Google

hielte und dieselbe den uncivilisirten einheimischen Horden preisgäbe. Auf Zusicherungen eines Arabi — selbst wenn sie durch achtbare Vermittler und Bürgen unterstützt werden sollten — darf schwerlich irgend welches Gewicht gelegt werden, und so stehen wir zur Zeit machtlos der Möglichkeit gegenüber, unsere Interessen durch eine fanatisirte Beduinenschaar oder durch plünderungssüchtige Truppen des ägyptischen Prätorianerführers auf's empfindlichste geschädigt zu sehen.*

Mag aber hiergegen auch die Erfahrung einigen Trost gewähren, daß höherer Muth und Unternehmungsgeist selten in solchen Schaaren angutreffen ist, wie sie auf ägyptischer Seite im Felde stehen, und daß schließlich in solchen Fällen eine gewisse Scheu vor der Uebertragenheit der Europäer das Aeußerste zu verhindern pflegt, so hat man doch eine andere Gefahr bis jetzt kaum in's Auge gefaßt, die nämlich, daß fortdauernde Wirren eine Vernachlässigung der Unterhaltungsarbeiten am Canal zur Folge haben können. In dieser Beziehung ist leider schon arg gesündigt worden, und ohne Noth; denn von den 50 Millionen Franken, welche die Abgaben der passirenden Schiffe für jedes der letzten Jahre betragen haben, bleiben auch bei reichlichster Berechnung der Zinsen, Amortisationen und Gelder für einen etwaigen Reservefonds** unbedingt Summen übrig, welche eine weit solidere und ausgiebigere Durchführung der Unterhaltungsarbeiten ermöglichen würden, als sie thatsächlich ausgeführt worden sind. Es ist dies ein Punkt, auf den sich die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte ebenso sehr richten sollte, wie auf den militärischen Schutz; sonst könnte es sich immerhin ereignen, daß — vielleicht um so eher unter dem Deckmantel politischer Schwierigkeiten — die Anlagen des Canals, von Haus aus nicht ohne alle Mängel, durch eine kurzsichtig-eigennützige Verwaltung in ein Stadium des Verfalls geriethen würden.

Es waren friedlichere Zeiten, als ich zum ersten Male die Fahrt durch den Canal auf einem französischen Postdampfer machte. Der Sturm hatte uns im Mittelmeere einigermaßen mitgenommen und die ungewöhnlich kühle Witterung, welche er gebracht, hielt bis in die Nähe Aegyptens an. Hier aber machte sich wärmere Luft geltend; Nebel und Gewölk verschwanden gänzlich, und bestrahlt von heller Sonne liefen wir am Mittage des 25. October 1879 in Port Said ein. Der Strand, den wir erblickten, war der der Wüste, jener zauberhafte Strand, der den Wissensdrang so manches Gelehrten, der den Muth kühner Reisenden bis zur Opferwilligkeit steigerte, eine Sphinx, die uns nicht ruhen läßt, bis wir ihre Räthsel gelöst, die aber auch dann ihre Anziehungskraft nicht verliert — denn in der That: die Wüste ist schön.

Der blaue Himmel über dem gelben Sande, mit dem der Wind spielte, die Niederheerde, vom schwarzen Fellah durch Zuruf gelenkt, welche am scheinbar nackten Strande weidete, die Palmen, deren herrliche Kronen sich über Dächer und zwischen Sandhügeln erhoben — all das bestrahlt von einem Lichte, gegen welches selbst das des schönen Hesperiens erbleicht: das war das erste Bild vom Wüstensaume, das sich uns bot.

Einen ähnlich märchenhaften Eindruck ruft Port Said selbst hervor. Gerade, breite Straßen zwischen halb orientalisch gebauten Häusern, die aber auch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit Holzbaracken verrathen, machen anfangs wohl einen eher abstoßenden als anziehenden Eindruck. Sieht man aber den Verkehr von Ost und West, Süd und Nord, die Menge der Waarenlager, die Emsigkeit der Handeltreibenden, und mischt man sich gar in das Gewirr der Völker, die vom Aegypter und Araber bis zum Juden und Europäer jeder Zunge und Zone dort vertreten sind, so macht das erste Vorurtheil bald dem Staunen über die Großartigkeit der Anlage dieses Hafenortes Platz. Port Said hat die übrigen Häfen am Canal, selbst Suez, weit überflügelt; vermöge seiner Lage leistet es eben, was keine andere Stadt Aegyptens leisten könnte. Daher entwickelt sich denn dort auch jetzt schon aus dem rein kaufmännischen Getriebe Comfort und Schmuck des Daseins. Im Wüstensande erheben sich Gärten und gewähren oder verheißen doch in Bäde Schatten und Kühlung; europäisches Geistesleben beginnt sich anzusiedeln und selbst die Kunst zeigt sich, wenn auch in schüchternen Anfängen.

* Vor der Besetzung des Canals durch englische Kriegsschiffe geschrieben. D. Red.

** Das ganze Capital beträgt etwa 19 Millionen Pfund Sterling, 380 Millionen Mark, von denen zur Zeit ungefähr 30 Millionen amortisirt sein müssen. Rechnet man zu den Amortisationen und Prioritätszinsen von 9 Millionen noch 6 Procent Zinsen, so bleiben 15 Millionen Mark jährlich disponibel.

Für mich war es nicht ohne Genuß, durch die Straßen zu pilgern und allerhand Einkäufe wohl in derselben Art zu machen, wie dies in den Erzählungen von „Tausend und einer Nacht“, einem ganz großen Theil auf ägyptischem Boden erwachsenen Werke, in so unnachahmlicher Naturwahrheit geschildert wird. Begleitet war ich von einem geniglanen Lastträger, der nicht verstehte, mir seinen Noth hinsichtlich der Wahl der Kaufsladen zu ertheilen, einen Rath, der sich meist auch bewährte.

Die Anlage des Hafens gehört nicht zu den geringsten Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung des Canalbaues entgegen setzten: lange Schutzdämme, aus großen Steinblöcken gefertigt und doch nur nothdürftig gegen den Wogenprall ausreichend, ermöglichen allein den Aufenthalt der großen Zahl der Schiffe, welche der Erlaubniß der Einfahrt zu harren pflegen. Mit großen Geldopfern, wenn auch nicht gerade in zweckmäßigster Weise, hat man dem stürmegejagten Seefahrer einen ruhigen Ankerplatz geschaffen, den ein hoher Leuchtthurm ihm weithin sichtbar macht.

Die Stadt dehnt sich zunächst am westlichen Ufer des Canals aus, sodaß wir am Morgen nach unserer Ankunft, bei Beginn der Canalfahrt, noch viele der stattlicheren Gebäude vor Augen hatten. Es war ein klarsonniger Tag, wie gewöhnlich hier zu Lande. Das Verdeck hatte bereits früher ein doppeltes Dach aus Segeltuch zum Schutze gegen die südliche Sonne erhalten; Kopfbedeckungen von wunderbarer, helmartiger Form, aus dem Marke einer indischen Pflanze hergestellt, kamen zum Vorschein, die größte Wohlthat aber gewährten die — von den Fellahs für billigen Preis zu erkaufenden grauen oder blaugrünen Brillen, die für jeden in Aegypten reisenden Nordländer eine Nothwendigkeit sind, wenn er sich nicht Kopfschmerz und Augenübel zuziehen will.

Zu Beginn der Fahrt lag zu unseren beiden Seiten, namentlich aber rechts von uns, die weite Fläche des Mengalesees, einer jener Riesenlagunen, die den größeren Theil der Küste des Nildeltas einnehmen, eine seichte, von unzähligen Inseln unterbrochene, von Schwärmen des verschiedensten Geflügels bevölkerte Wasserfläche. Besonders reizen uns die Flamingos auf, deren dichte Schaaren schneeweißen Inseln glichen. Nur mit Hülfe des Fernrohrs konnten wir das helle, röthlich angehauchte Gefieder dieser Thiere erkennen.

Der Postdampfer genoß damals ein gewisses Vorrecht vor anderen Schiffen und glitt ungehindert an den Fahrzeugen vorbei, welche an den Haltestellen auf seine Vorüberfahrt zu warten hatten. So ging es rasch weiter; auf den See folgte eine flache, völlig ebene Wüstenstrecke niedrigen Niveaus; hinter derselben aber zeigten sich, oft mit wunderbar schöner Luftspiegelung, die Dünen — Erg oder Areb — der Wüste, in deren Bereich wir in den Umgebungen des wenig bedeutenden Abu Ballahsees kamen. Der Wüstensand, der durch die Morgenbrise nicht blos auf's Verdeck, sondern durch alle Schiffsräume geweht ward, wäre uns hier vermuthlich noch beschwerlicher gefallen, wenn nicht um Mittag der Wind sich etwas gelegt hätte. Nun konnten wir die ferneren Dünenhügel, deren Kamm in fortwährender Bewegung blieb, ungestört betrachten und uns des Anblicks der Kameelherden und Karavanen erfreuen, welche unserer Vorbeifahrt harrten, um den Canal überschreiten zu können, oder wir konnten unser Mitgefühl einem schwarzbraunen Fellah schenken, der, von Schweiß überströmt, im heißen Sande watete und an langer Leine müssam ein Schifflein zog.

Gluthroth sank schon die Sonne, als unser Schiff zwischen den hohen Sandbänken anlangte, welche sich auf dem Wege zwischen dem Abu-Ballahsee und Ismailia befinden. Den Vorschriften gemäß mußten wir hier übernachten, rechts und links vom Wüstensande eingeschlossen, der sich zu beiden Seiten an den Böschungen erhob. Noch eine kurze Frist, und der volle Mond bestrahlte den jetzt ganz weiß erscheinenden Sand. Die tiefste Stille herrschte weit und breit — wir waren allein in der Wüstennacht.

Einen angenehmen Contrast bildete in der That diese Nacht gegen den lärmenden Aufenthalt in den Häfen; noch mehr aber als wir Passagiere empfanden dies die Matrosen, die hier ohne die schweren Pflagen des Ein- und Ausladens von Waaren ihre Nachtruhe genießen konnten. Sie waren daher ungewöhnlich vergnügt und unternahmen einen Streifzug an's Land. Ein Boot ward hinabgelassen, die Schiffstreppe folgte, und alsbald war der Kahn dicht mit Matrosen besetzt, welche an's Ufer ruderten und Einer nach dem Andern die sandige Böschung erstiegen. Bis über die Kniee sanken sie in den Sand; doch das focht sie wenig an —

Digitized by Google

bald war die Höhe erklommen, und ein lautes „vive la compagnie“ tönte durch die Stille. Dann zogen sie am Böschungsrande dahin, bogen ab und gaben uns durch ein paar Raketen, welche vom Schiffe aus erwidert wurden, ein Lebenszeichen.

Bald verbreitete sich unter den Passagieren die Kunde, daß sonderbare „Ruinen“ in der Nähe zu sehen seien, und so wallfahrteten denn auch Manche von uns an's Land. Ich schloß mich dem letzten Zuge an, der am weitesten vordrang. Wir verschmähten es nicht, einen gut vorgerichteten Landungsplatz am weißlichen Canalufer aufzusuchen, und hatten daher den großen Vortheil, vom Boote aus mittelst einer Holztreppe die Höhe des Wüstenplateaus erklimmen zu können. Immerhin war das Hinaufsteigen nicht ohne Beschwerde; denn manche der Stufen waren förmlich vom Sande verweht. Ich machte hier schon die Bemerkung, daß der Wüstensand jetzt ebenso angenehm die Füße kühlte, wie er zur Tageszeit gebrannt haben mußte.

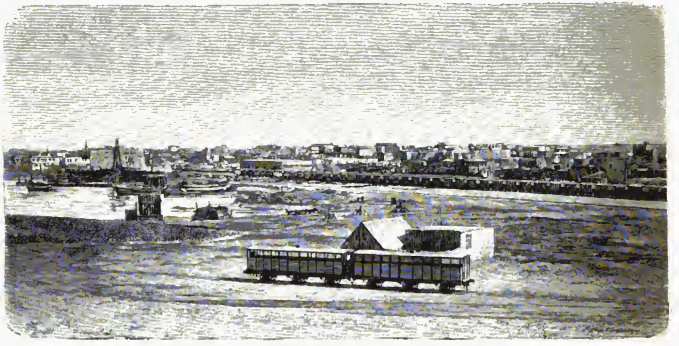
Nichts beschreibt meine Ueberraschung, als ich oben statt der Ruinen in lautloser, nur selten von einem Schakal- oder Eulenruf unterbrochener Stille eine anscheinend vollständige Stadt erblickte. Freilich gewahrte ich, sobald ich hineintrat, hier eine niederstürzte Reihe von Freudenläden — mit dem orientalischen schrägen Gitterwerke — dort halbdemolirte Wände und zerstreute Dachtrümmer. Aber noch hielt das Ganze nothdürftig zusammen; noch hielt man selbst die Haus- und Gartenthüren geschlossen, und zuletzt, am äußersten Ende, fanden wir eine Wache von drei Aegyptern — die einzigen menschlichen Wesen weit und breit. Sie hießen uns, wenn auch in fremder Zunge, doch augenscheinlich herzlich willkommen, befragten uns so lange, bis sie von unserer Herkunft genugsam unterrichtet zu sein glaubten, und reichten uns die rasch bereitete Schale mit Mokka, den unausbleiblichen Willkommen der Orientalen. Tabak besaßen sie nicht und waren daher hocherfreut, als wir sie zum Lohne ihrer Gastlichkeit damit beschenkten. Als wir durch den Sand der geisterhaft leeren Straßen und durch das eigenthümliche Gemenge künstlicher Vegetation und echten Wüstengestrüppes unseren Rückweg antraten, begleiteten sie uns zur Landungsstelle, um vom Schiffe aus noch eine kleine Gabe der ihnen überaus werthvollen Cigarren zu erlangen.

Sonderbar schien es mir später, daß kein Grauen vor der Zerstörung, die unserem Auge in fast tagheller Mondscheine sich darbot, in meine Seele fließen wollte. Es war ein stiller Tod, der das Menschenwerk hier getroffen, der Tod durch die allmächtige Hand der Natur. Die kleine Stadt war durch Mangel an Trinkwasser zu Grunde gegangen.

Der Wind ruhte völlig, und wir konnten ohne alle Störung die Schönheit der nächtlichen Wüstenlandschaft genießen, durch die friedlichste Ruhe der Natur von den friedlichen Söhnen der Wüste geleitet. Die Kühlung war uns werthvoll; sie labte uns hier zum letzten Male für lange, lange Zeit.

Mit Sonnenaufgang setzte sich das Schiff wieder in Bewegung, zunächst in der gewohnten langsamen Weise, bis wir den Timsahsee erreichten, dessen breitere Fläche die ängstlichen Vorsichtsmaßregeln unnöthig macht. Hier sieht man westwärts die freundliche Oasenreihe, aus deren Palmenzweigen Ismailia mit seiner Eisenbahnstation und dem khedivischen Palaste hervorleuchtet. Dann durchfuhren wir wieder langsam eine tiefer in geschichtetes Erdreich eingeschnittene Canalstrecke, darauf die großen Bitterseen, welche wiederum rasch passirt wurden und sehr wesentlich zur Abkürzung der Fahrzeit beitragen, endlich noch eine kurze Strecke schmaleren Wassers, auf welcher uns die schwarzen Fellahtjaden unablässig begleiteten und um Kupfermünzen bettelten, welche sie — wie immer zur Zeit der Ebbe, die sich von Suez bis zu den Bitterseen wohl bemerkbar macht — gierig aus dem Uferschlamm hervorholten.

So ging es weiter und weiter, bis wir am frühen Nachmittage unter immer glühenderem Sonnenbrande im Hafen von



Ansicht der Stadt Suez.

Suez anlangten. Die Stadt selbst zu besuchen, war leider nicht möglich; wir sahen sie nur als malerische Gruppe massiger Steinhäuser inmitten des herrlichen Panoramas, das uns hier die Felsenwüste darbot. Vor uns im seichten Meere tummelten sich Schwärme großer Delphine und umkreisten das Schiff mit drolligen Sprüngen; nahe bei uns, auf einer Landzunge neben der Canalausfahrt, war ein Lager ägyptischer Truppen aufgeschlagen, deren braune Gestalten im bunten Waffenschmucke zwischen den Zelten ein anziehendes Bild friedlichen Soldatenlebens gewährten. Die zackigen Höhenzüge ringsum waren von jenem zauberhaften rosigen Lichte übergossen, das wohl nur in Aegypten zu voller Geltung kommt. Anwährend so schön steht man es in Italien, doch jene Klarheit und zauberhafte Harmonie der Farben habe ich nirgendwo gesehen, als in der Landschaft um Suez.

Unwillkürlich mußte ich an die Aquarelle denken, durch welche Hildebrand uns Deutsche in der That mit diesem Farbenzauber bekannt gemacht hat. Die Wiedergabe desselben ist so überraschend treu, daß ich oft den Namen des Künstlers ausrief, wenn ich eines seiner Bilder gleichsam in der Natur vor mir sah.

Vor Sonnenuntergang verließen wir den Hafen, doch es dunkelte, bevor wir uns vom Anblicke der Uferfelsen losrissen. Das war meine erste Fahrt durch den Suezcanal. — —

Mehr denn zwei Jahre waren verflossen — der Januar 1882 näherte sich seinem Ende — als ein Dampfer derselben

Linie mich zurück nach Suez brachte. Auf der Heimreise begriffen, hatte ich vermeint, noch die Wunder des Pharaonenlandes erschauen zu können, doch als wir am Abend in den Hafen einliefen, ward uns angekündigt, daß wir Quarantäne hätten, und die gelbe Fahne wurde am Maste aufgezogen. Diese Enttäuschung blieb nicht die einzige; es war, als sollten wir überhaupt die Kehrseite von dem kennen lernen, wovon bei der ersten Fahrt fast nur die glänzende Lichtseite bemerkbar gewesen war.

Ohne Zweifel hatten sich aber auch die Zeiten geändert; die ägyptischen Wirren lasteten schon auf Land und Leuten, und da wir später, bei der Landung in Neapel, hörten, daß die Quarantäne in Aegypten bereits zur Zeit unserer Ankunft gesetzlich nicht mehr bestanden habe, so bin ich überzeugt, daß auch bei dieser Angelegenheit anarchistische Elemente ihr Wesen trieben.

gung sein, wenn nicht noch zu rechter Zeit in ganz anderer Weise, als dies bis zum Januar 1882 geschehen, Vorkehrungen dagegen getroffen werden.

Bis dahin hatte man nur ein gewisses Quantum von Steinen sehr mäßiger Größe und Qualität aus den Gebirgen um Suez an den Canal geschafft und die Böschungen in ziemlich liederlicher Weise damit auszubessern begonnen. Anfangs scheint man der Ansicht gewesen zu sein, daß man die Ufer durch Anpflanzungen in gutem Stande erhalten könne, doch erweist sich dies als verfehlt, da der sandige Boden und das trockene Klima kein gehöriges Bewachsen zulassen. Hierbei macht es sich doppelt fühlbar, welcher Uebelstand in der geringen Breite des Canals liegt. Wäre derselbe so angelegt, daß überall zwei Schiffe an einander vorbeifahren könnten — was zur Zeit nur an den Ausweich-

Neuer Hafen von Suez und Fernsicht auf die Felswüste von Atakа.

Nicht minder lästig waren die endlosen Verzögerungen der Einfahrtsordre; erst gegen Mittag erhielten wir dieselbe und fuhren nun hinter zwei anderen Schiffen in den Canal ein, von denen wir später eins überholten. Wir erfuhren zu unserem großen Leidwesen, daß von einer Bevorzugung der Postdampfer nicht mehr die Rede sei. Die Canalverwaltung scheint die Absicht gehabt zu haben, die Taxe für dieselben über den bisherigen Satz zu erhöhen und sie zur Zahlung des den Handelsschiffen auferlegten Zuschlages zu zwingen. Wenigstens läßt sich sonst kaum ein stichhaltiger Grund für ein Verfahren auffinden, das zum Schaden aller Verkehrtreibenden und Reisenden gerade denjenigen Schiffen empfindliche Verzögerungen bereitet, die den Zweck und die Verpflichtung rascher und sicherer Beförderung haben.

Wie dem aber auch sei, wir hatten in Folge dieser Neuerung geradezu unerhörten Aufenthalt und machten dabei denn auch gründliche Bekanntschaft mit der Thatsache, daß die Böschungen des Canals sich in einem wahrhaft verwahrlosten Zustande befinden. Eine Versandung des Canales, welche trotz der Wüstenwinde sonst nicht zu befürchten sein würde, wird die unausbleibliche Folge dieser Vernachlässi-

stellen der Fall — so würde die Beschaffenheit der Böschung keine so große Rolle spielen und die Wasserbewegung beträchtlich ermäßigt sein.

Selbst in dem geschichteten Gebreich in dem südlichen Theile des Canals, das man als einen Ausläufer der Plateauwüste ansehen darf, zeigte sich öfter ein Unterspülen der Ufer, und an einzelnen Stellen waren sogar die mangelhaften Steinpackungen wieder schadhaft geworden. Natürlich wurde angesichts dieses Uebelstandes noch ängstlicher darauf gehalten, daß die Schiffe mit der gehörigen Langsamkeit fuhren. In den engeren Canalstrecken brachten wir es höchstens auf 5 Seemeilen oder $1^1/_4$ geographische Meile in der Stunde, und meistens ermäßigte sich die Geschwindigkeit noch mehr, oft bis auf $3^1/_2$ Seemeilen in der Stunde.

Das häufige Anhalten, zu dem wir gezwungen waren, ward um so lästiger und zeitraubender, als wir widrigen Wind, fast genau Nordwind, hatten, der uns etwas schräg von der rechten Seite her packte und das Schiff unbarmherzig in die versandeten Theile am Westufer des Canals trieb. Nachdem wir 14 Meilen nach mancherlei Hindernissen um $3^1/_2$ Uhr zurückgelegt, mußten wir für den ersten Tag Halt machen. Der lange Aufenthalt war

Digitized by Google

nun so unangenehmer, als der Wind kalt und zugleich jeder Ausflug an's Land durch die Quarantäne abgeschnitten war.

Am folgenden Tage schien sich die Sache anfänglich günstiger gestalten zu wollen; wir hatten die Strecke durch die Bitterseen schon vor 10 Uhr Morgens hinter uns. Allein dann erneuten sich die Erlebnisse des vorigen Tages: Wir lagen stundenlang fest und fuhren erst nach Mittag weiter, um schon nach einer halben Stunde abermals zum Halten gezwungen zu werden. Auf der Strecke zwischen den Bitterseen und Ismailia waren die Böschungen in noch schlechterem Zustande, was vollkommen erklärlich, da hier mit den dürftigen Reparaturarbeiten überhaupt noch nicht begonnen war. In Folge davon hatte denn auch ein etwas voreiliger Versuch, das Schiff von einer Sandbank, auf der es festsaß, durch die Kraft der Schraube loszumachen, keinen anderen Erfolg, als daß die Schraube stark verletzt wurde. Eins ihrer Blätter brach ab; ein zweites ward stark, ein drittes weniger verbogen, und nur eins blieb unversehrt.

Bei der langsamen Canalfahrt war dies jedoch zunächst ohne hemmenden Einfluß, und so ging die Reise an der Oasengruppe von Ismailia vorüber durch den Timsahsee ohne weitere Störung fort. Dann hatten wir noch zweimal Aufenthalt, sodaß wir 30 Seemeilen von Port Said entfernt abermals zu übernachten hatten.

Am dritten Tage der Fahrt lag die Dünenwüste hinter uns, allein noch immer waren die Hemmnisse nicht zu Ende. Nachdem wir kaum 3 Meilen weiter gefahren, hatten wir 1½ Stunden Aufenthalt. Dann ging es etwas besser, bis wir etwa um 1 Uhr noch 7½ Seemeilen vom Hafen entfernt waren. Hier aber wurde uns ein abermaliger Halt von mehr als 3 Stunden bescheert, sodaß wir froh sein mußten, überhaupt noch — etwas nach Sonnenuntergang — nach Port Said zu gelangen.

Das sind die Erfahrungen, um die mich meine zweite Fahrt durch den Canal von Suez bereicherte. Die daraus zu ziehenden Schlüsse liegen auf der Hand: Gehen die Dinge in der Weise fort, wie dies in den letzten Jahren geschehen, und wie es leider schon durch die erste Anlage bedingt war, so ist offenbar die ununterbrochene Fortdauer der Fahrbarkeit des Canals in Frage gestellt. Gewiß wäre es nicht zeitgemäß, jetzt auf Aenderungen der ganzen Bau-Ausführungen zu dringen, welche mit den größten Schwierigkeiten verknüpft wären, nämlich auf ein Verflachen der Böschungen und ein Verbreitern der Fahrstraße, welche auf lange Strecken nur 60 Meter im Wasserspiegel bei 8 Meter Tiefe und 22 Meter Bodenbreite mißt. Dagegen ist die Beseitigung der Uebelstände, unter welchen wir gleich Tausenden anderer Schiffe zu leiden hatten, um so dringender geboten und ohne Zögern eine gründliche Uferbefestigung und durchgängige Ausstiefung des Canals vorzunehmen. Hierbei sind sämmtliche Nationen Europas ohne Ausnahme betheiligt, und keine Regierung sollte sich der Aufgabe entziehen, die Leitung eines Unternehmens gehörig zu überwachen, das ein Stolz unseres Jahrhunderts und ein unschätzbares Kleinod Europas genannt werden muß und nun und nimmer uns verloren gehen darf.*

* Sehr gelegen ist soeben erschienen: „E. Debes' Karte von Unter-Aegypten, nebst Specialkarten des Suezcanals, der Umgebungen von Kairo, Alexandrien, Port Said, Ismailiae und Suez" (4 Mark. Leipzig, Wagner und Debes). Sämmtliche Kärtchen zeichnen sich durch Correctheit, Deutlichkeit, Schönheit des Stichs, Druck und Colorits aus und dürfen zur topographischen Aufchauung der gegenwärtigen kriegerischen Vorgänge nachdrücklichst empfohlen werden. T. Red.

Aus deutschen Idiotenanstalten.

„Ihr kauft die Kräuter, kauft die Gräser
Für Euren kranken Botsquejee
Und pflegt den Liebling mild;
Ihr gebt Schabracken Euren Rossen,
Deckt weit und breit mit seinen Schossen
Der Bäume das Gefild.
Euch rührt das Würmlein auf der Erde —
Doch nicht mit Kehdender Geberde
Ein trostlos Menschenkind."

Diese Worte aus Karl Beck's „Liedern vom armen Manne" fielen uns ein, als wir im letzten Sommer, von Wien kommend, einige der lieblichen Thäler Steiermarks durchwanderten und als uns dort kurze, schmutzig-gelbe Gestalten, mit großem Kropfe, struppigen Haaren, niedriger Stirn und blöde dreinschauenden Augen in den Weg traten und mit rauher, kreischender Stimme um Almosen baten. Es waren Cretins, verkümmerte, halbblödsinnige Menschen, wie man sie in jenen Gebirgsgegenden leider nur allzu häufig anzutreffen pflegt. Unwillkürlich gedachten wir bei diesem Anblicke der Idiotenheilpflege im unserer Heimath. In ein wie helles Licht tritt dem Schicksale solcher armer Thalbewohner gegenüber das deutsche Idiotenwesen! Wenn wir auch zugeben müssen, daß auch bei uns die Lage der Blöd- und Schwachsinnigen noch Manches zu wünschen übrig läßt, so kann doch gar nicht verkannt werden, daß wir uns auf dem Wege einer gesunden Entwickelung dieser humanitären Bestrebungen befinden und daß bei uns — namentlich in den letzten Jahrzehnten — nach dieser Seite hin viel und bei weitem mehr als anderwärts geleistet worden ist. Das Nachstehende, in dem wir von den einschlagenden Bestrebungen ein gedrängtes Bild zu entwerfen gedenken, wird dazu einige Belege liefern.

Kein Land hat verhältnißmäßig so viele Anstalten für Blöd- und Schwachsinnige aufzuweisen, wie Deutschland. Während z. B. in den österreichischen Ländern nur vier derartige Unternehmungen mit etwas über hundert Zöglingen bestehen, giebt es innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches gegenwärtig schon mehr als dreißig Lehr- und Pflegestätten für Blöd- und Schwachsinnige mit etwa fünftausend Zöglingen. Die meisten derselben sind Privatanstalten; einige unter ihnen genießen laufende Unterstützungen von Regierungen, Gemeinden ꝛc., andere dagegen sind bezüglich ihrer Existenz nur auf sich selbst angewiesen. Das Königreich Sachsen war der erste deutsche Staat, welcher auf seine Kosten ein derartiges Institut in's Leben rief: es ist dies die blühende „Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder in Hubertusburg". (Siehe „Gartenlaube" 1858, S. 151, außerdem über verwandte Gegenstände: 1862, S. 600, 1879, S. 576, 656, 728.)

Im Jahre 1867 folgte dem Beispiele Sachsens das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und errichtete ein ähnliches Unternehmen in der Nähe seiner Hauptstadt.

Die innere Leitung der deutschen Anstalten liegt in der Hand entweder eines Arztes oder eines Pädagogen. Welche von beiden Leitungen die bessere sei, darin gehen die Ansichten noch aus einander. Nach unserer Meinung ist jeder Streit in dieser Beziehung ein müßiger: denn die Art der Vorbildung allein ist es sicher nicht, die von vornherein zur Leitung einer Anstalt befähigt. Steht an der Spitze derselben ein Arzt, so wird er nicht umhin können, sich bis zu einem gewissen Grade mit der Pädagogik zu befassen, und ist der Leiter ein Pädagoge, so wird von ihm vorausgesetzt werden müssen, daß er den Menschen nicht nur nach seiner psychischen, sondern auch nach seiner physischen Seite hin kenne.

Die Leiter der deutschen Idiotenanstalten versammeln sich in bestimmten Zeiträumen zu gemeinschaftlichen Conferenzen. Solcher Versammlungen — „Conferenzen für Idioten-Heilpflege", wie ihr officieller Titel lautet — haben bisher, nachdem die Vertreter einer Anzahl von Anstalten bereits 1865 in Hannover, gleichzeitig mit der daselbst tagenden Naturforscherversammlung sich ein Rendez-vous gegeben, drei stattgefunden, und zwar 1874 in Berlin, 1877 in Leipzig und 1880 in Stuttgart. Seit der letzten Versammlung haben diese Conferenzen in der „Zeitschrift für das Idiotenwesen" ein eigenes Organ gewonnen, welches in Dresden erscheint und unter Mitwirkung von Aerzten und Pädagogen vom Director W. Schröter in Dresden und Lehrer E. Reichelt in Hubertusburg herausgegeben wird.

Wiederholt haben sich diese Conferenzen mit dem Wesen des Blöd- und Schwachsinns und dessen Eintheilung beschäftigt, und insbesondere hat man die Frage aufgestellt, ob Blöd- und Schwachsinn als Krankheit oder als Schwäche anzusehen sei. Während diese Frage, deren Beantwortung in der Hauptsache nur von wissenschaftlichem Werthe ist, noch als eine offene bezeichnet werden muß, haben die Verhandlungen wenigstens zu dem Beschlusse geführt, für alle Zustände, welche als eine Hemmung der psychischen Entwickelung erscheinen, vom niedrigsten Grade geistiger Schwäche an bis zum vollen Blödsinn, die Bezeichnung Idiotie zu gebrauchen. Im praktischen Idiotenwesen hat sich seither die Eintheilung der Leidenden in bildungsfähige und bildungsunfähige eingebürgert.

Digitized by Google

Unter den bildungsunfähigen Idioten werden diejenigen verstanden, bei denen wir in der Hauptsache nur von einem Triebleben reden können, die z. B. eine ihnen vorgemachte Bewegung der Beine, Arme, Hände nicht nachzuahmen verstehen, auch nicht im Stande sind, sich die Anfänge des Elementarunterrichts anzueignen, und nach alledem nicht die geringste Aussicht bieten, einigermaßen zur Selbstständigkeit zu gelangen. Das sind die wirklich Blödsinnigen, die Voll-Idioten.

Eine wesentlich höhere Stufe nehmen ihre bildungsfähigen Leidensgenossen ein: sie zeigen in der Regel dieselbe Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, wie der geistig normale Mensch, aber es fehlt ihnen die Kraft, diese Eindrücke in demselben Maße wie jener festzuhalten. Der bildungsfähige Idiot hat den Charakter der Vernünftigkeit; seinem Wollen und Handeln können sittliche und religiöse Motive zu Grunde liegen, aber alles, was er denkt und thut, geschieht bei ihm viel langsamer, als bei dem geistig Gesunden. Bei ihm strebt die gehemmte psychische Entwickelung mit der fortschreitenden körperlichen Entfaltung einer gewissen Ausgleichung zu. Er ist unterrichts-, weil entwickelungsfähig, während der Blödsinnige nur als gewöhnungs- und hochstens beschäftigungsfähig bezeichnet werden kann. Bei dem Schwachsinnigen liegt der Schwerpunkt seiner Behandlung in der Erziehung und Bildung, bei dem Blödsinnigen in der Pflege und Beschäftigung.

Je nachdem nun eine Anstalt sich mit diesen oder jenen Zöglingen beschäftigt, ist sie entweder eine Erziehungs- oder eine Pflege-Anstalt. Die größeren Institute Deutschlands vereinigen in sich zwei Richtungen, während die kleineren entweder nur Erziehungs- oder Pflege-Anstalten sind.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Pflege-Anstalt ein anderes Bild bieten muß als die Erziehungsanstalt. Während vor in der letzteren meist körperlich gesunden Kindern begegnen, treffen vor in der ersteren verhältnißmäßig viele mit körperlichen Gebrechen an. Die Zöglinge der Erziehungsanstalt verstehen, was wir zu ihnen sagen, sind mehr oder weniger selbst der Sprache mächtig, und wir können uns mit ihnen unterhalten; in der Pflege-Anstalt giebt es dagegen immer eine Anzahl solcher Kinder, über deren Lippen noch nie ein Wort gekommen ist und voraussichtlich auch keines kommen wird; einige starren theilnahmlos vor sich hin; andere schwatzen und sprechen zu uns unaufhörlich ein und dasselbe.

Da ferner unter den Idioten die Epilepsie häufiger auftritt, als unter geistig Gesunden, so trifft man in jenen Anstalten oft auch Epileptiker an. Einige deutsche Anstalten schließen diese Art Leidende mit Rücksicht auf die übrigen Zöglinge aus; in anderen bestehen besondere Abtheilungen für Epileptische.

Welche Aufgabe aber stellt sich nun die Erziehungsanstalt für Schwachsinnige? Sie erstrebt dasselbe, was die Volksschule als ihr Ziel ansieht: denn sie will ihren Zöglingen die Grundlagen sittlich religiöser Bildung und diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten verschaffen, welche für das Leben nöthig sind. So hoch auch dieses Ziel schwachsinnigen Kindern gegenüber erscheinen mag, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß es in vielen Fällen möglich gewesen ist, dasselbe zu erreichen. Natürlich aber setzt diese Erfüllung des angegebenen Zwecks die Erfüllung gewisser Bedingungen voraus, von denen hier ganz besonders eine betont werden muß: da die Volksschule zur Erreichung ihres Zieles fast allgemein einen achtjährigen Schulbesuch fordert, so bedarf die Erziehungsanstalt für Schwachsinnige natürlich mindestens die gleiche Zeit zur Lösung ihrer Aufgabe. Es liegt deshalb im Interesse eines schwachsinnigen Kindes, daß es der Anstalt möglichst frühzeitig übergeben und so lange in derselben belassen werde, bis das Anstaltsziel an ihm, soweit dies möglich erscheint, erreicht ist. Ein Blick in irgend eine Idiotenschule wird die Nothwendigkeit dieser Forderung bestätigen: überall werden diejenigen Zöglinge als der Norm am nächsten stehend erscheinen, welche der Anstalt möglichst jung zugeführt wurden. Die meisten Institute nehmen deshalb auch schon fünfjährige, ja nicht selten noch jüngere Kinder auf, natürlich nicht, um dieselben schon in aller Form zu unterrichten — das kann ja oft vor dem siebenten oder achten Jahre nicht geschehen — sondern um sie in geeigneter Weise, besonders in physischer Hinsicht, zu erziehen und nach und nach für den Unterricht vorzubereiten.

Da eine methodische Einwirkung auf die geistige Entwickelung der Schwachsinnigen einen gewissen Grad körperlicher Kräftigkeit voraussetzt, so gilt das erste und dringlichste Bemühen der Anstalt der körperlichen Erziehung. Selbstverständlich ist, daß das Institut eine gesunde Lage haben muß und daß seine Wohn-, Unterrichts-, Schlaf- und Beschäftigungsräume allen sanitären Anforderungen zu entsprechen haben. Ebenso unerläßlich erscheint ein geräumiger Hof und Garten mit Turn- und Spielplätzen und eine entsprechende Vorrichtung zum Baden. Eine wichtige Stellung nehmen die gymnastischen Uebungen ein; sie treten hier aber nicht nur als tägliche Lectionen auf, sondern es werden mit ihnen auch vielfach die Pausen zwischen den Unterrichtsstunden und die freien Stunden überhaupt ausgefüllt. In fast allen Lehr- und Pflegestätten Deutschlands werden besonders die Fröbel'schen Glieder- und Bewegungsspiele geübt.

Die Unterrichtsgegenstände der Anstalt für Schwachsinnige sind im Allgemeinen dieselben, wie die der Volksschule, und wenn auch in einigen Disciplinen eine Beschränkung des Stoffes eintreten muß, so kommt es doch nicht selten vor, daß die besseren Zöglinge bei ihrer Entlassung aus der Anstalt im Wissen und Können manchen Schülern der Volksschule gleichstehen. Ja wir haben sogar erlebt, daß diese von jenen übertroffen wurden; freilich gehörten solche Fälle zu den Ausnahmen, und obgleich es vorkommt, daß Schwachsinnige nach einzelnen Richtungen hin, z. B. für Musik, besondere Neigung und Begabung zeigen, so ist ihnen doch selbstverständlich die künstlerische oder wissenschaftliche Laufbahn verschlossen. Dagegen gilt es, sie, wenn irgend möglich, zu tüchtigen, für das Leben brauchbaren Menschen heranzubilden.

Wir finden deshalb in fast allen Instituten die Einrichtung, daß die Zöglinge zu verschiedenen Beschäftigungen angeleitet werden. Bei den Mädchen sind es vorzugsweise die weiblichen Handarbeiten, und die Geschäfte des Haushaltes, die hierzu ein geeignetes Arbeitsfeld darbieten; dazu kommen aber an manchen Orten noch andere Beschäftigungen, wie Weben, Wirken, Zwirnen ꝛc., während die Knaben mit landwirthschaftlichen Arbeiten oder in besondern Werkstätten beschäftigt werden. Aber „Eines schickt sich nicht für Alle" — und deshalb hat jede einzelne Anstalt immer mehrere Arbeiten in ihren Erziehungsplan aufgenommen, sobald sie sowohl die Individualität wie die gesellschaftliche Stellung der einzelnen Zöglinge zu berücksichtigen vermag.

Wollte man nach dem Gesagten annehmen, es gingen aus der Schule fertige Handwerker ꝛc. hervor, so wäre dies ein Irrthum: denn von einer wirklichen Erlernung eines Berufes kann dort nicht die Rede sein. Der Zögling soll, sobald er sich den nöthigen Grad intellectueller und sittlicher Reife erworben, die Anstalt verlassen und seine berufliche Ausbildung da vollenden, wo für der Lehrling mit normaler Beanlagung sucht und findet. Allerdings wird es nicht selten schwierig sein, für den schwachsinnigen Knaben einen geeigneten Lehrmeister zu finden, die Erfahrung aber hat gelehrt, daß der passenden angegebene Weg der rechte war; denn die Lehrlingsjahre sind für den Zögling zugleich der nothwendige Uebergang aus der Schule zu der zu erringenden Stellung in der Gesellschaft. Man kann sich deshalb auch nicht erwärmen für Errichtung besonderer, mit dem Institut verbundener „Lehrlingswerkstätten", dagegen werden von allen Seiten „Asyle" für solche Zöglinge gefordert, welche es wohl bis zu einem gewissen Grade von geistiger und mechanischer Ausbildung gebracht haben, selbstständig jedoch nie werden und aus irgend einem Grunde auch nicht zu den Ihrigen zurückkehren können. Mehrere deutsche Schulen für Schwachsinnige besitzen bereits solche Asyle oder „Beschäftigungsanstalten"; andere streben die Einrichtung derselben an.

Wie aber das Bedürfniß an Asylen ein dringendes ist, so bleibt auch eine Vermehrung der Erziehungsanstalten noch zu wünschen; denn wenn auch in Deutschland gegen 5000 Blöd- und Schwachsinnige im Genusse einer ihrem Wesen entsprechenden Behandlung und Erziehung sind, so giebt es doch auch hier noch eine weit größere Anzahl, welche diese Wohlthat entbehren muß, weil die bestehenden Lehr- und Pflegestätten nicht ausreichen.

Da sich namentlich in größeren Städten viele schwachsinnige Kinder vorfinden, so hat man angefangen hier und da besondere Classen und Schulen für Schwachsinnige einzurichten, wie dies unter Anderen Taubstummenlehrer Stötzner in der bereits 1861 erschienenen Schrift „Schulen für schwachbefähigte Kinder", Projessor Bock in der „Gartenlaube", Jahrgang 1870, Seite 71 in dem Artikel „Schulkinderkrankheiten oder Schulkrankheiten" und neuerdings auch die Stuttgarter Conferenz angestrebt haben.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Lenau's sämmtliche Werke. Mit Biographie, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen (Leipzig, Bibliographisches Institut). Tiefer, als man im Allgemeinen anzunehmen geneigt ist, wurzeln die dichterischen Erzeugnisse Nicolaus Lenau's noch heute im Bewußtsein des deutschen Volks; seine Lieder werden nach wie vor vielfach gesungen, seine Balladen in den Schulen declamirt — das begreift sich leicht: der volksthümliche Geist, welcher der Poesie des unglücklichen Sängers der Pußta innewohnt, die vielfach geradezu hinreißenden Naturlaute, welche sie anschlägt, und der wunderbar melancholische Zauber eines tiefen Gemüthslebens, der aus ihr spricht — all dies legt die Dichtungen Lenau's dem Herzen des Volkes für alle Zeiten nahe. Neue Aufklärungen über Leben und Werke unseres Dichters, welche sein literargeschichtliches Bild und seine menschliche Persönlichkeit in ein neues Licht rücken, dürfen daher in den weitesten Kreisen stets auf ein allgemein entgegenkommendes Interesse rechnen. Im Spiegel der neuen Ausgabe seiner Gesammtwerke, welche das Bibliographische Institut in Leipzig soeben in die Welt sendet, tritt nun Lenau's halb imposante, halb rührende Gestalt vielfach in ein solches interessevolles neues Licht, und es sind namentlich zwei Wege, welche diese Ausgabe zur Erreichung ihres Zweckes einschlägt: zunächst leitet sie Lenau's Werke durch eine vortreffliche Biographie des Dichters ein, welche, zugleich unter Benutzung der bisherigen Quellen, ein reiches, zeither zum Theil noch unbenutzt gebliebenes Material zu einem eindrucksvollen Ganzen zusammenträgt; dann aber fügt sie dem Texte der lyrischen Gedichte und der größeren Dichtungen kürzere oder eingehendere Anmerkungen bei, welche nicht nur über die Abfassungszeit dieser einzelnen Dichtwerke, sondern auch über die tieferen biographischen und psychologischen Beziehungen derselben zum Leben unseres Dichters in dankenswerther Weise orientiren.

Außerdem sind den größeren Werken, wie „Faust", „Savonarola", und „Die Albigenser", ausführliche Einleitungen vorangeschickt, welche dem Leser das Verständniß derselben erleichtern, das Interesse für dieselben erhöhen. Endlich aber liefert diese Ausgabe noch einen höchst werthvollen weiteren Beitrag zur Würdigung Lenau's, indem sie uns in einem Anhange eine stattliche Reihe interessanter und oft geistreicher Bemerkungen darbietet, welche den Briefen und Gesprächen des Dichters entnommen sind und ihn uns oft von einer überraschend neuen Seite zeigen.

Wie aus dem Gesagten erhellt, zeichnet sich die neueste Lenau-Ausgabe vor den früheren Sammlungen der Werke dieses eigenartigen Dichtergenius in manchen Punkten vortheilhaft aus; zu weiterem Beweise dessen wollen wir schließlich nur noch auf ein schon äußerlich stark in's Auge springendes Merkmal dieser Ausgabe hinweisen: in ihr weicht die Anordnung der Gedichte insofern von dem bisher üblichen Arrangement ab, als die Poesien, welche sich auf die drei hervorstechendsten Liebesverhältnisse Lenau's beziehen — auf seine Verhältnisse zu Bertha, der schönen Wienerin, zu Lotte Gmelin in Stuttgart und zu Sophie Löwenthal, der Gattin des Wiener Hofconcipisten — hier der besseren Uebersicht wegen unmittelbar neben einander gestellt wurden, eine Anordnung, welche, weil sie innerlich Zusammengehöriges auch äußerlich zusammenfügt, eines besonderen Reizes nicht entbehrt.

Wir geben dem neuen „Lenau" den Wunsch mit auf den Weg: er möge in allen Kreisen der deutschen Gesellschaft Eingang finden; denn

„Sich selber ehrt das Volk,
Das seine Dichter ehrt."

Bilder aus der baierischen Landesausstellung in Nürnberg:
Altmühler Bauern vor der „Blauen Grotte". **Die Veranda der Pfälzer Weinstube.**

Originalzeichnungen von Professor Rudolf Geißler.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 36. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Die kunstfertigen Meister unter den Laubengängen bemerkten nicht, daß während ihres Gespräches ein hoher grauer Schatten vorüberglitt, einen Augenblick das Haupt nach ihnen wandte und dann lautlos weiter wandelte, bis er unter dem Portal der Sebaldus-Kirche verschwand.

Der Küster war eben dabei, die Kirche zu schließen. Er brummte, als ein grau verhüllter Mann noch Einlaß begehrte. Aber der Fremde hielt ihm einen Goldgulden hin, der im Lichte des Laternleins hell blinkte, und sprach:

„In den Himmel könnte ich heute um wenige Weißgroschen kommen und biete Euch Gold, wenn Ihr mich nur in die Kirche einlaßt. Wollt Ihr mir den Eintritt verwehren?“

Da ließ der Küster das Goldstück in seine Hand gleiten und schritt ihm voraus, und er hörte, wie sein Begleiter einen tiefen, zitternden Seufzer ausstieß, da er den Raum betrat, der von Weihrauchduft schier erfüllt war.

„Stürmt nit so fürbaß!“ mahnte er. „Ihr stoßt an das Sebaldus-Grab, so sich hier erhebt.“ Und er begann zu erklären: „Seht es Euch an! Es ruht auf Schnecken —“

„Dieweil es allzeit in Nürnberg langsam fürbaß gegangen ist mit dem milden Christenthum,“ sagte der Andere und ging vorbei. Er glitt hastig um die Pfeiler, deren Gipfel schon in Nacht gehüllt war.

„Was wollt Ihr dort in dem abgelegenen Seitenschiff?“ fragte der Küster nacheilend. „Da ist nimmer ein Kunstwerk zu sehen, und Ihr werdet über die Grabsteine stolpern.“

„Es ist wahr, Eure ewige Lampe giebt einen trüben Schein,“ nickte der Fremde. „Wenn Ihr nicht bald gutes Oel aufgießt, wird sie verlöschen. Aber ich finde mich auch ohne sie. Ich kenne den rechten Weg.“

„Es sind allda nur Gedächtnißtafeln von alten Nürnberger Geschlechtern,“ meinte der Küster.

Die Blicke des Fremden irrten über die verblichnen Tafeln. Dann blieben sie an einer derselben haften, und er deutete stumm darauf.

„Die sind ausgestorben,“ erklärte der Küster. Der Fremde zuckte zusammen, jener aber fuhr fort: „Nur eine halbverblühete Jungfrau lebt noch in ihrem Haus am Panierberg. Hat manchen Freier abgewiesen und heißt in Nürnberg nur die herbe Ursel. Sie pflegt keinerlei Umgang mit andern Weibsen, lebt einsam und wird sehr gefürchtet ob ihrer Strenge.“

Der Fremde wandte das Antlitz ab.

„Wollt Ihr die Grablegung von Herrn Dürer sehen?“ fragte der Küster.

Jener schüttelte das Haupt.

„Ich weiß,“ sagte er, fürbaß wandelnd, „wie einem Begrabnen zu Muthe ist, der keine Auferstehung feiern darf.“

Der Küster öffnete eine Pforte.

„Hier geht's durch die Brautthür.“

Da sah der Andere mit einem seltsamen Blick zu den klugen Jungfrauen auf, die in den Nischen unter gothischen Spitzdächlein standen und ihre brennenden Lampen emporhielten, mit denen sie den Bräutigam erwarteten. Dann stieg er mit wüsten Schritten die Stufen hinab, aber plötzlich tastete er nach einer Stütze. Eine verwitterte Steintafel, die an der Kirchenmauer lehnte, bot sie ihm.

„Nehmt Euch in Acht! der Stein ist hinfällig,“ warnte der Küster. „Er muß gar alt sein. Soll den verlornen Sohn fürstellen, der heimkehrt. Aber kaum könnt Ihr die Umrisse noch erkennen — so abgenutzt hat Wetter und Wind das Bild. Niemand beachtet es mehr. Nur die herbe Ursel betet allhier täglich, wenn sie zur Messe geht.“

Der Fremde beugte das Haupt tiefer und tiefer, und da er sich wieder aufrichtete, sagte der Küster, sein Laternchen hoch hebend:

„Heiliger Sebaldus, wie seht Ihr bleich aus! Kehrt gewiß von mühseliger Pilgerschaft heim und habt keinen Trost funden. Wäre Euch auch gesund, wenn Ihr einen lustigen Rath bei Euch hättet wie Seine fürstliche Durchläuchtigkeit. Der lachte Euch die schweren Steine vom Herzen.“

Unter dem langen graulockigen Bart des Fremden irrte ein bittres Lächeln hin. Aber er schwieg, nickte zum Abschied und ging wieder davon in die Nacht hinaus.

Lautlos glitt er durch die Straßen, in denen zu Ehren des hohen Gastes Feuerpfannen flackernd den Weg erleuchteten. Da lag das kleine windschiefe Haus, „die alte Baracke“, in der er geboren war. Das Giebelfenster hatte die Stube erleuchtet, in der er als Kind, die Stirne der Mutter als Mantel über die Schulter gebunden, den Rathsherrn spielte; seine Mutter hörte lächelnd zu, wenn er Recht sprach zwischen dem getreuen Haushund und der grauen Katze, und sein Vater meinte, seine stattliche Haltung könne Herr Wohlgemuth sich zum Muster nehmen bei den Conterfeis der reichen Patricier, und beide riefen dann den Schutz aller Heiligen für ihn an.

Digitized by Google

Was war aus den frommen Wünschen geworden?

Es hatte sich nirgends ein Plätzchen für ihn gefunden. Er konnte nicht schweigen und nicht dulden. Aus Bologna wurde er verwiesen, als er in der Fastnacht einen Rock aus Atlasbriesen trug. Aus Pisa, wo er seine Studien fortsetzen wollte, mußte er bei Nacht und Nebel flüchten, weil er ein Spottgedicht auf Mönche und Nonnen gemacht hatte. — Sein kleines Erbteil war aufgezehrt. Er zog über die Alpen zurück. In Tirol kam er mit einem Schwarm fröhlicher Herren, die sich mit Faltenleize, schönen Frauen und rothem Wettliner ergötzten. Seine übermüthige Lustigkeit gefiel den Ausgelassenen. Sie nahmen ihn mit nach Innsbruk.

Dort lernte er seinen jetzigen Herrn kennen. Aber dort war es auch, wo ihn die Zügellosigkeit seiner Zunge zu Fall brachte. An der Tafel trieb er es so weit mit beißenden Spottreden, bis die hohen Prälaten wüthend verlangten, daß er dem Ketzerrichter überliefert werde. Da reltete ihn der junge Erzherzog, der ihn gern um sich hatte.

War es eine Rettung zu nennen?

Der nächtliche Wanderer fühlte noch den Schlag, mit dem sein hochstrebender Sinn in den Staub geworfen wurde, als der junge Fürst der Tafelrunde erklärte:

„Der Mann ist mein lustiger Rath."

Mit dem einen Wort ward ihm klar, wofür er den Menschen galt. Für einen Narren! die Freiheit, die man ihm gestattete, war die Narrenfreiheit.

Ja, so war es — so war sein Leben, und all das überdenkend, eilte er jetzt rastlos vorwärts durch die Straßen Nürnbergs, als könne er den quälenden Gedanken entfliehen. Jetzt stand er in dem St. Jochus-Kirchhof, wo seine Eltern schliefen. Hastig zog er den grauen Mantel über der Brust zusammen; er schämte sich hier seiner bunten Dienstkleider. Aber wie er auch emsig suchte, er fand die Stätte nicht, da die Seinen ruhten.

„Wo Ihr auch schlaft, Gott schenk Euch eine fröhliche Urständ," sprach er endlich leise über das Gräberfeld.

Lieblicher Duft stieg zu ihm auf, und als er sich bückte, sah er zu seinen Füßen den Rasen mit Veilchen durchflochten. Der Narr pflückte einen Veilchenstrauß, ein halbes Lächeln um die feinen Lippen, feuchten Schimmer im Auge. Dann schritt er zurück.

Am Panierberg stand er lange still vor dem Haus, das ihm in den Jünglingsjahren eine Heimath war. Das Mondlicht beleuchtete hell das steile Schieferdach. Nichts glänzte mehr an dem alten Gebäude; selbst der geharnischte Ritter, der auf der höchsten Spitze den Wetterhahn hielt, sah geschwärzt aus. Aber ungebeugt trug das Haus seinen Scheitel wie seine Zuversicht den Stuz.

Als er einst diese Stätte seiner Jugend grollend verließ, da hatte er sich gelobt, Ursula solle das Haupt noch demuthsvoll vor ihm neigen. Er wollte die Vorurtheile zerbrechen, die Mauer niederreißen, welche die Menschen wider göttliche Ordnung gegen einander aufgerichtet haben; ein Mann, hochangesehen wie ein Rathsherr, wollte er werden aus eigner Kraft. Sie sollte es bereuen, ihn einen Narren genannt zu haben. Und nun hatten sie Beide Recht gehabt.

„Als Narrenrath kehre ich zurück," flüsterte er mit dem zur Gewohnheit gewordnen spöttischen Lachen, während seine Stirn dunkel glühte.

Ja, wäre er ein Andrer gewesen! Das Gute und Wahre hatte er gewollt, aber er hatte den falschen Weg eingeschlagen. Jetzt sah er es klärlich. Mit der Pritsche wird kein großer Sieg erkämpft — dazu bedarf es des schneidenden Schwertes; mit Spott und Hohn wird der Wahrheit nicht Bahn gebrochen — dazu braucht es wuchtigen Ernst.

Was half dem lustigen Rath die späte Erkenntniß? Wenn die Wahrheit in herbem Wort sich einmal über seine Lippen drängte, lachten die Leute erst recht. Auch der Ernst ward bei ihm für eine Posse genommen.

So konnte er nur im Verborgnen wirken. Es vermuthete Keiner, daß unter dem Narrenkleid einer jener Streiter für die neue Lehre sich barg, die Dunkelmänner genannt wurden, weil ihren Namen Niemand kannte, und die mit Flugblättern und Briefen gegen die Tyrannei der Mönche kämpften. So suchte er zu helfen an dem Werk des großen Mannes, der aus der Hütte des Mansfeldischen Bergmannes hervorging. Nur Weniges zwar konnte er leisten, aber das Wenige war sein einziger Halt im Leben.

Noch immer stand er vor dem alten Hause am Panierberg, und nun wollte er gehen. Doch als zwinge ihn eine unsichtbare Macht — er wandte sich noch einmal zurück und bückte sich zur Schwelle nieder — was begann der seltsame Mann — —? Dann stieg er zur Burg hinauf. — —

Am andern Morgen brachte die Köchin der herben Ursel einen Veitschenstrauß, den sie auf der Thürschwelle gefunden hatte. Sie stieß ein Lachen dabei aus über die Blumenspende, aber es erstarb ihr sofort; denn die Hausherrin legte die Hand über die Augen und weinte. —

Als die Sonne dieses Tages in Gold untergang, zogen die Patricier zum Geschlechtertanz nach dem Rathhaus. Auf dem Platz davor lief das Volk zusammen und übte eifrig sein altes Recht aus, Gewandung und Prunk nach dem Werthe abzuschätzen. Es billigte die brokaine Schleppe der Schultheißin, unter deren Last fast der kleine Page erlag; es begrüßte mit lautem Ah! die Rotmundin, die in einem goldstuknen mit Granatäpfeln durchwebten Gewand anlangte, und als die herbe Ursel aus ihrer von Maultieren getragnen Sänfte stieg, flüsterte es tadelnd:

„Sie trägt wieder den schwarzen Sammetrock und nit einmal ihr wunderbarliches Geschmeide von Edelsteinen. Welche Zier bleibt für uns, wenn eine reiche Geschlechterin sich einen Veilchenstrauß vor die Brust steckt?"

Am Eingange zum Saale standen die Junker und ließen die Gäste durch ihre Reihen ziehen. Auch Wilhalm Haller war unter ihnen. Aber er hatte für keine Frau Augen, selbst für die Rotmundin nicht. Er schaute unverwandt den Kommenden entgegen, bis die Imhoffischen erschienen, und es fuhr ihm wie ein Stich durch das Herz, als endlich hinter der Mutter die schlanke Gestalt Elsbeth's im violenfarbnen Damastrok in den Saal trat. Ihr Gesicht war nicht verhüllt wie das einer Klosterjungfrau. Der Wilhalm, der sonst so heftig gegen den Sturz geeifert hatte, sah mit Schrecken, wie das Gebände so weit zurückgeschoben war, daß ihr herrliches Goldhaar sichtbar wurde, und auch den stillen Mund gewahrte er, um den es lag wie eine stumme Klage. Er hätte ihr gern über ihre freiere Tracht ein spöttisches Wort gesagt, aber sie stand unter den Frauen, welche unter dem Wandgemälde Albrecht Dürer's, das eine Spielmannsgruppe darstellt, sich an einander reihten, und er mußte an der Pforte des Saales auf den Erzherzog harren.

Da begann zwischen Beiden das, was die Elsbeth einst als nicht geziemend für eine Geschlechterin gehalten hatte: ein Augenspiel. Er sah sie melancholisch und mit ernstem Vorwurf an — sie blickte abweisend zu ihm hinüber, und es war ihnen Beiden süß und weh dabei zu Muthe.

Endlich erschallte Hufschlag. Seine fürstliche Durchlauchtigkeit langte mit Gefolge an. Der Schultheiß und die vornehmsten Herren des kleinen Rathes empfingen ihn an der Pforte und geleiteten ihn durch das Spiessgenhaus, das Wappnen in lichten Harnischen besetzt hielten. Sie spiranten den Spieß, da er vorüberschritt, und als er den Saal betrat, ertönte eine Trompetenfanfare vom Pfeilerstuhl, in welche Querflöte, Zinke und Pommer, Laute, Harfe und Geige mit Macht einfielen.

Der Erzherzog lächelte gnädig, und seine Augen flogen mit freudiger Spannung nach den Frauen hinüber.

Durch die von Veit Hirschvogel gemalten Fenster fielen die Strahlen der untergehenden Sonne: sie spielten auf den silberweißen, pomeranzenfarbigen und karmosinenen Gewändern der Frauen, welche diese zierlich emporrafften, auf daß die hellfarbigen seidnen Unterkleider sichtbar würden.

Und da sie sich jetzt tief mit gesenkten Köpfen neigten, sprach der Erzherzog:

„Sie gleichen Matthiolenblumen, Näglein und Gilgen, über die der Gott Zephyros hinweht."

Da erhoben sich die gebeugten Köpfe, und der Erzherzog schrat zusammen.

„Soll das Vexiren nimmer ein Ende nehmen? Führt man uns auch hier ein Tiergärtlein, wo alle Blumen unter unholden Namen verborgen sind?"

Er warf einen zornigen Blick hinüber. Aber da schauten ihn unzählige schöne Augen vom hellsten Himmelblau bis zum tiefsten Schwarz mit so scheuder, schwender Inbrunst an, daß sein Herz weich wurde.

Und sein Grimm schmolz vollends dahin, als eine schmeichelnde Stimme leise neben ihm sagte:

Digitized by Google

„Seine fürstliche Durchlänchtigkeit schaut in seinem schwarzen Wams neben den andern Herren in ihren gepufften Gewändern aus wie eine schlanke Edeltanne neben breiten Aepfel- und Birnbäumen. Gelt, Herr Rotmund?"

Der Erzherzog blickte sich rasch um.

Aber schneller als er, war Herr Rotmund vor sein Weib getreten; er trug als bestellter Tanzordner einen so langen rothseidnen Rock, daß er sie gänzlich verhüllte, wie ein Vorhang ein kostbares Gemälde.

„Sei nit zu keck!" flüsterte er ihr zu. „Es ist so eine Sünd' und Schand', daß jetzt auf unsren Tänzen Alles paarweise läuft wie in der Arche Noah. Früher hättet Ihr fünf Pfund Heller Strafe dafür zahlen müssen. Und unterfang Dich nit etwa heut, Dich zu verdrehen, wie die Augsburgerinnen thun."

Sie machte unschuldige Augen und glitt wieder vor ihn hin.

„Was ist's weiter, sich mit dem Arm zu umschlingen und im Kreise zu drehen und zu schleifen? Man muß sich halt nur nichts dabei denken. Und wenn Seine fürstliche Durchlänchtigkeit sich mit mir verdrehen will, muß ich es unweigerlich thun. Hast es selbst gesagt."

Herr Rotmund drohte mit seinem weißen Stabe, den er als Tanzordner führte. Aber er hatte keine Zeit mehr; denn der Erzherzog gab das Zeichen zum Beginn und reichte der Schultheißin die Hand.

Die damals im zierlichen Tanzschritt nach der Weise des von einem Nürnberger Kind gedichteten und in Töne gesetzten Minneliedes sich wiegten, dachten nicht, daß ein Jahrhundert später die neue ketzerische Gemeinde sich mit derselben Melodie Trost in das bedrückte Gemüth singen würde, indem sie die Worte unterlegte: Befiehl du deine Wege.

Nach vollbrachtem Ehrentanz führte der Erzherzog die Schultheißin zurück auf ihren Platz, und seine Augen suchten neugespannt unter der Frauenschaar. Jetzt leuchteten seine Blicke auf; er hatte die Rotmundin hinter ihrem Manne hervorlugen sehen. Mit raschen Schritten eilte er auf sie zu, um sie zum Tanz aufzufordern. Der Rotmund aber schritt diesmal grimmig mit dem Imhof, dem andern Tanzordner, dem Reigen voran.

Düster schaute auch Wilhalm drein, da er bemerkte, daß viele der fremden Gäste die Elsbeth Imhofin anstarrten. Und als jetzt der welsche Bischof sich ihr näherte, um sie zum Tanze aufzuziehen, trat er rasch an sie heran.

„Ihr habt zwar eine geringe Meinung von mir," sprach er mit grollender Stimme, „aber zu einem Reigen werdet Ihr Euch mir nicht versagen; denn ich habe gesehen, daß Ihr sogar mit dem ohnnützen Fuchsschwänzer, dem Domherrn, getanzt habt."

Sie war erröthet. Stumm streifte sie die Handschuhe ab, wie das beim Tanzen üblich war, und reichte ihm ihre Fingerspitzen. Aber Wilhalm nahm mit festem Griff ihre Hand. Sie war eiskalt. Er sah Elsbeth von der Seite forschend an — da senkte sie die langen Wimpern.

So schritten sie in der Reihe den Tanzordnern nach. Was jene übten, mußten Alle thun. Herr Imhof sah sich um, und da er den Wilhalm neben der Elsbeth erblickte, wie in früheren gesegneten Jahren, machte er ein Gesicht wie ein schlauer Fuchs.

„Herzen wir uns einmal!" flüsterte er Herrn Rotmund zu. „Es ist guter alter Brauch."

Herr Rotmund aber hatte von der andern Seite nach seinem Ehegemahl ausgelugt, das süß lächelnd aus dem Sturz den sie führenden Erzherzog anstrahlte.

„Um aller Heiligen willen stehe ich Euch an: laßt nur heute das Herzen sein!" erwiderte er fast laut.

„Ach was," sagte Herr Imhof, „die guten Alten wußten, was sie thaten, als sie es einführten." Und er drückte Herrn Rotmund in seine Arme. Auf der Stelle herzte sich der ganze Reigen.

Herrn Rotmund wurde es schwarz vor den Augen. Er sah nicht, wie zart der junge Fürst den Arm um sein Ehegemahl schlang und ihre Hand leise an sein Herz drückte.

Auch Wilhalm wollte die Elsbeth umschlingen. Sie aber riß sich los und trat aus dem Reigen. Er eilte ihr nach.

„Meint Ihr mir ernstlichen zu können?" rief er.

„Ich lasse mich nicht herzen auf Befehl und nur zum Spiel," entgegnete sie empört.

„Aber es ist mein Tanzrecht," brauste er auf.

„Rechte verjähren," antwortete sie kalt.

Er entsann sich seines Wortes wohl, aber auch ihrer früheren Reden.

„Ihr wollt ja in allen Dingen Euren Eltern gehorsamen," sprach er und trat ihr wieder näher. „Und Euer Herr Vater hat angeordnet, daß wir uns herzen sollen — Ihr setzt es ja."

Sie wich abermals zurück.

„Und Ihr meintet, die erste Stimme solle das Herz haben vor Vater und Mutter."

„Ja, das Herz soll auch das erste Recht haben und behalten," rief er, „und mein Herz ersehnt nichts weiter, als Euch an sich zu drücken." Er streckte die Arme aus.

Da richtete Elsbeth sich stolz auf.

„Meint Ihr," fragte sie mit bebender Stimme, „eine Jungfrau lasse sich hin und her schieben, wie Ihr Euren alten Ofen jetzt hinaufwerft und dann wieder hereinholt? Mich verlangt nicht nach den neuen Rechten, von denen Ihr redet. Mögen welsche Teufelinnen und solche, die sie sich zum Muster nehmen und Gaukelkünste üben, ihrer genießen! Uebet mit ihnen Geckerei, wie Euer wandelbarer Sinn Euch heißt! Wir aber wollen unsre Würde wahren."

Damit schritt sie an ihm vorüber nach den Bänken hin, die in dem erhöhten Theile des Saales aufgestellt waren. Wilhalm aber war bleich geworden und stürte sich eine andre Tänzerin.

Das kleine Zwischenspiel ging in dem bunten Gewühl unbemerkt vorüber; Jeglicher hatte genug mit sich zu thun.

Als es dunkelte, erstrahlten in den Festräumen an die hundert große und kleine Lichter: die Tanzordner nahmen Wachsfackeln und führten damit den Reigen an. Selbst alte Herren, denen breite Pelzkragen die gebeugten Nacken deckten, sprangen den Vorgelesenen so eifrig mit, wie die leichtfüßigen Junker, und die jungen Kaufleute tanzten um die Wette mit den geschmeidigen Prälaten den kecken polnischen Beidawaz.

„Den Todtentanz! Laßt uns den Todtentanz aufführen!" riefen die Junker vom husarischen Aufzuge.

„Wer soll den Todten vorstellen?" fragte der Tanzordner, Herr Imhof.

„Welchen Andern als Seiner fürstlichen Durchlänchtigkeit gebührte diese Ehre?" entgegneten die Frauen.

Aber der hohe Herr stutzte ob des grausen Namens. Er fürchtete auch, daß es auf einen Schabernack hinauslaufen möchte, und wollte erst sehen, wie es dem Todten erginge.

Pfalzgraf Ottheinz kannte bereits die Obliegenheiten des Todten und begab sich mit einer Eile, die dem jungen Fürsten schier verwunderlich erschien, auf die Purpurkissen, die in der Mitte des Saales aufgebaut und mit einem kostbaren Gobelinteppich bedeckt wurden. Behaglich streckte sich der ritterliche Herr, schloß die Augen, und nur an dem wie zwei Fragezeichen gekrümmten Bart konnte man erschauen, daß der Mund vergnüglich darunter lächelte.

Auf ein Zeichen hob die Musik das wehmüthige Lied an, das Kaiser Max auf seinen Abschied von Innsbruck gedichtet und in Töne gesetzt hatte und dessen Weise mit den Worten auf uns gekommen ist: Nun ruhen alle Wälder. Paarweise zog die ganze Gesellschaft mit traurigen Gebärden um den Katafalk.

Nur der Narr, der mit untergeschlagnen Armen am Pfeilerstuhl lehnte, stand abseits. Er spähte gespannt nach den Zügen der vorüberschreitenden Frauen.

Da vernahm sein feines Ohr, wie die Schultheißin, die mit einem jungen Domherrn ging, sprach:

„Bittet uns von den Stürzen los! Sonst zeig' ich Euch an wegen zu weit ausgeschnittner Schuhe."

Dann hörte er die Frau Imhofin den Domprobst von Würzburg klagen:

„Wenn i nur wüßt, ob es nit doch besser wär', wenn wir der Stürze ledig würden. Die Frage leg' ich Eurer Andächtigkeit im Vertrauen vor."

Hier flüsterte die Behaimin hinter ihrem Fächer aus Pfauenfedern dem jungen römischen Beichtvater des Erzherzogs, seinem Genossen bei allen lustigen Streichen, zu:

„Möchte wohl auch den Dichter Ovidius mir von Euch erklären lassen, hab' aber nimmer Muth und Freud' zu einem Ding, so lang ich den Sturz schleppen muß."

Die schlanke Tucherin lachte den Erzbischof von Mainz an und versprach ihm ein Pilgrimhaus, wenn er ein Wörtle für sie

Digitized by Google

einlegen wollte, und die Holzschuheriu, die neben dem welschen Bischof schritt, versicherte:

„Und wenn Ihr uns heißt, will ich halt gern meinen venetianischen Perlenschmuck Euch übergeben, daß Ihr ihn in Eurer Capelle der heiligen Jungfrau als Opfer darbietet."

Der schöne Mann ließ einen sanften Blick auf das schimmernde Geschmeide gleiten und neigte sich, als sei er ein dienstthuender Kämmerling bei der allerseligsten Jungfrau und überbringe im Voraus deren Dank.

Der Narr traute seinen Sinnen nicht.

„Was räth der Narr in Sachen der Stürze?" sragte ihn lachend der Bischof von Bamberg.

„Daß es dem Sturz geht wie der päpstlichen Tiara, von welcher der Kurfürst von Sachsen geträumt hat, ein Augustinermönch bringe sie zum Wanken, indem er mit einer Schwanenfeder daran rührte," war die Antwort.

„Eure Witze schmecken herb wie Schlehenwein," meinte der Bischof.

„Was würde nicht herbe im Laufe der Zeit?" erwiderte der Narr und hob seinen Becher, dessen Füßchen silberne Schellen bildeten.

Bei dem Wort und Klang wandte sich eine hohe Frauengestalt, die an der Hand des Schultheißen schritt. Ihre schwarzen Augen sahen Narr in die scharfen blauen Augen des Narren. Ein paar Athemzüge lang hafteten die Blicke Beider in einander, trotz des Entsetzens, das aus ihnen sprach, unsähig, sich loszureißen. Dann schlossen sich plötzlich die schwarzen Augen, und die hohe Frauengestalt sank lautlos zusammen.

Die Nächsten eilten zu Hülfe. Der Schultheiß richtete sie auf, die Imhofin, der Ritter Tylemann von Prem, ihr Nachbar am Panierberg, stützten sie. Sie wurde hinausgetragen.

„Die herbe Ursel ist in eine Schwäche verfallen," raunte es durch den Saal. Der Tanz stockte. Es hätte nicht mehr Verwunderung erregen können, wenn die Botschaft gekommen wäre, den Lorenzpthurm habe eine Unmacht angewandelt.

„Was ist Euch? Habt Ihr Euch darob so erschreckt?" fragte der welsche Bischof den Narren, der leichenblaß geworden war, während der Becher, aus seiner Hand fallend, klingend am Boden rollte.

Der lustige Rath fuhr empor. Er lachte mit weißen Lippen.

„Mein altes Leiden! Das Herz steht mir einmal still. Es ist nicht die Mühe werth, darüber zu reden."

Die Wogen der Tanzfreude fluteten auch über diesen Unfall dahin und ließen ihn verschwinden wie einen Kiesel im See.

Denn jetzt kam der wichtigste Theil des Tanzes. Die Männer traten zurück, und die Frauen boten einen besondern Reigen um den Todten, und eine nach der andern küßte ihn zum Abschied.

Auch Elsbeth wandelte in der Reihe mit einem wechselvollen Gesicht und dachte: Wäre doch die Lust erst ausgestanden. Wie aus weiter Ferne vernahm sie die Tanzweisen; der Lichterglanz schien ihr trübe; die lachenden Gesichter waren ihr unbegreiflich. Nur jetzt, da sie dem ruhenden Pfalzgrafen sich näherte, war es ihr, als zwinge sie Jemand aufzuschauen. Da sah sie sich gegenüber den Wilhalm mit einem Weinglas in der Hand. Er blickte sie streng an, und auf seiner Stirn stand eine tiefe Zornesfalte gleich einem drämenden Komelstern. Und als sie sich zum Antlitz des Pfalzgrafen bückte, zerdrückte er das kostbare, mit Goldperlen verzierte venetianische Glas, daß der rothe Rosaper herumspritzte. Erschrocken wich Elsbeth zurück.

Niemand achtete darauf. Alle blickten nach der jungen Durchläuchtigkeit, deren Augen immer größer wurden bei dem seinen Taufspiel, und als auch die Frau Rotmundin ihre Lippen nach dem schwarzen Schnauzbart spitzte, erklärte er hastig seinem Beichtvater:

„Das Spiel verstehen wir auch. Wir wollen genuhen, den Todten vorzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Leuchtthurm.

Eine Episode aus dem Küstenleben.

Von Ferdinand Lindner.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als ich am Deich entlang zum Cuxhavener Leuchtthurm hinausschritt; bald lag die Stadt hinter mir — nur noch an einigen Häusern vorüber, und ich war im Freien. Die Luft strich frisch von der See her; der Himmel war sternenklar. Und dort, vor mir, hob sich geisterhaft der Leuchtthurm empor; wie ein Schatten stand er in dem nächtigen Dunkel draußen über der See, deren Wogen man in regelmäßigen Pausen am Ufer aufrauschen hörte. Hoch oben auf dem Thurm aber schimmerte das freundliche, man möchte sagen, gastliche Licht, in dessen magischem Scheine sich die nächste Umgebung matt angeleuchtet von der umgebenden Finsternip abhob.

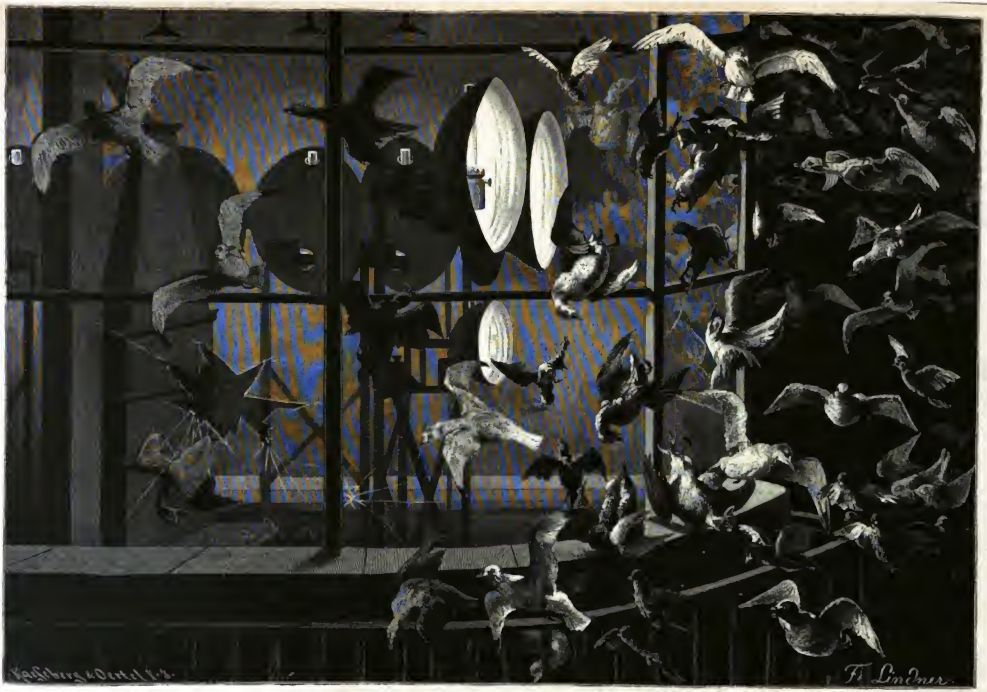
Ich war an der Pforte angelangt, stieg die steile Wendeltreppe in die Höhe und überraschte in der nächsten Minute den Lampenwärter in seinem Thurmzimmerchen. Bereitwillig gab er meinem ausgesprochenen Wunsche nach und führte mich in das Lampenhaus. Ein wunderbar interessanter Raum das! Ich darf mir eine Beschreibung desselben hier wohl ersparen, da die beigegebene Skizze den Leuchtapparat zur Genüge verdeutlicht; die Reflectoren, welche unsere Zeichnung wiedergiebt, sind verstibert und senden das Licht auf eine Entfernung von drei deutschen Meilen in die See hinaus. Links in dem Gemache bemerkt man einen Ofen, welcher eine gleichmäßige Temperatur zu erhalten hat, damit die Scheiben bei niederem Thermometerstande nicht beschlagen; denn auf die Klarheit der Scheiben hat der Lampenwärter vor Allem zu achten.

Besonders interessant für den Laien ist eine Einrichtung unseres Leuchtthurms, welche ihn in die Reihe der sogenannten Blickfeuer stellt. Die eine Hälfte des Leuchtapparates wird nämlich in kurzen Pausen durch eine mechanisch auf- und niedersteigende Wand momentan verhüllt. Wozu diese Einrichtung? Zwischen dem Leuchtthurm und einem von Nord oder Nordwest aufgehenden Schiffe liegen gefährliche Bänke, welche in weitem Bogen umsegelt werden müssen, ehe man die Einfahrt in die Elbe gewinnt; je nachdem nun der Schiffer entweder die eine Seite mit dem Blickfeuer oder die andere mit steigem Lichte vor sich sieht, kann er berechnen, welchen Theil jenes Bogens er bereits hinter sich hat und wie nahe er sich der Mündung befindet. Dieses mechanische Auf- und Niedersteigen der Blende macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck; man glaubt, der Thurm lebe; er wird uns zu einem Hüter, der fürsorgend nach dem fremden Schiffer ausschaut; wir empfinden eine geheimnißvolle Correspondenz weit in die Nacht hinein mit Menschen, die sich einsam auf der fernen dunklen See befinden und deren Auge spähend an diesem Lichte hängt, welches das unsere zwar mit blendendem Glanze trifft, in jener Entfernung aber nur wie das Glimmen eines Leuchtwürmchens erscheint. *

Wir waren auf die mit einem Geländer versehene Gallerie, welche rings um den Thurm läuft, hinausgetreten; der wenn auch

* Bei der heute so verbreiteten elektrischen Beleuchtung begegnet man häufig der Meinung im Publicum, daß diese auch der Verwendung des Lichtes im Seewesen zu Gute kommen müsse. Dies ist aber vorläufig wenigstens ein Irrthum. Zwar steht da, wo es sich um mechanische Zwecke handelt, wie um die Betrachtung von Werken und Hafeneinfahrten, der Verwendung des elektrischen Lichtes nichts im Wege, wo aber das Licht der Träger einer besonderen Bedeutung, das Mittel zur Ausübung einer Zeichensprache ist, ändert sich die Sachlage in dem Maße, wie binnenländische und maritime Verhältnisse verschieden sind. Vor allem kommt es hier auf zwei Gesichtspunkte an: der erste ist die unbedingte Unveränderlichkeit und Gleichmäßigkeit aller der Objecte, welche dem Schiffer zur Orientirung dienen. So lange die Technik also nicht ein Verfahren des elektrischen Lichtes absolut unmöglich macht, ist eine Verwendung desselben für Leuchtfeuer unmöglich, da ein einziges solches Vergessen sofort den Verlust von Menschenleben und Gütern zur Folge haben könnte. Der zweite Gesichtspunkt aber ist dieser: in einer Stadt kann von einer Centralstelle aus eine billige und bequeme Erzeugung des elektrischen Lichtes bewerkstelligt werden, wo aber bei den weit von einander abgelegenen Punkten an der See? Hierzu tritt nun noch der Umstand hinzu, daß alle Schiffsarten, alle Werke, welche die Küstenbeleuchtung verzeichnen, umgearbeitet werden müßten, da durch das elektrische Licht vor allem eine erhebliche Verschiebung der Entfernung stattfinden würde. Das Petroleum wird also wohl noch bis auf weiteres seinen wichtigen Dienst in den Leuchtapparaten der Küsten versehen müssen.

Digitized by Google



Zugvögel am Leuchtturm zu Cuxhaven. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

schwache Wind, der uns hier empfing, stand in merkwürdigem Contraste zu der am Fuße des Thurmes herrschenden Stille.

Plötzlich horchten wir Beide überrascht auf; ein dumpfer Schlag gegen eine der Scheiben des Leuchtthurms, ein kurzer, heiserer Schrei, ein Bewegen wie von etwas Lebendigem — dann war Alles still. Der Lampenwärter sprang schnell um den Thurm, blickte dann über's Geländer in die Tiefe — nichts war zu sehen.

„Schade," meinte er, „hätte vielleicht einen Braten gegeben!"

„Einen Braten?!" fragte ich erstaunt, da ich mir das Geräusch nicht erklären konnte.

„Ja," antwortete er, „irgend ein Vogel ist gegen die Scheiben geflogen. Sehen Sie, hier die Spuren davon."

Damit deutete er auf einige Risse in der Ecke einer Scheibe.

Wir stiegen wieder in's Thurmzimmerchen hinab, und ich erfuhr nun interessante Einzelheiten über eine Erscheinung, die in größerer oder geringerer Ausdehnung fast überall da beobachtet wird, wo sich Lichter an der Küste finden.

Wer des Nachts, zumal in vorgeschrittener Jahreszeit, an der Küste in einiger Entfernung ein Licht passirt, wird bemerken, daß der gleichmäßige Schein ab und zu wie von einer Wolke leicht verdunkelt wird. Das, was sich in der Ferne als eine solche kennimmt, erkennt man in der Nähe als Scharen von Vögeln, welche das Küstenlicht genau in der Weise umschwärmen, wie an Sommerabenden unsere Stubenlampe von gefiügelten Insecten umflattert wird.

Angezogen vom Licht und dann von dessen mächtiger Wirkung geblendet, stoßen die Vögel auf die Scheiben und zerschmettern sich die Köpfe oder Flügel. Bei Sturm oder frischen Brisen ziehen nun die meisten in die See und kommen dort elend um, wenn sie sich nicht schon oben den Tod holten. Bei leichtem Winde und Nebel aber fallen sie auf die Rampe des Leuchtthurms, auf Deck des Feuerschiffes oder was sonst das Licht zunächst umgiebt. Sie werden dann eine willkommene Beute der Mannschaft, der sie eine Abwechslung in die eintönige Kost bringen, und wenn dieses gefiügelte Manna, wie es ab und zu vorkommt, in großer Anzahl fällt, so wird auch davon an Land geschickt. Allenthalben, wo solches Anfliegen stattfindet, wird man manche Erzählung davon zu hören bekommen. Hier nur eine Anekdote, die sehr drastisch ist, weil sie ein Gegenstück zu der Thatsache unserer Vorstehhunde auf dem Feldlande darbietet.

Auf einem der Feuerschiffe, welche in der Mündung der Elbe liegen, gehen zwei Mann, welche die Wache haben, auf und ab; es ist eine stille Nacht — „Bum, bum!" klingt es an den Gläsern der Lichter, und flatternd und zappelnd kommen die Vögel auf Deck herunter, heute einmal ungewöhnlich viele. Dabei fällt der Wache auf, daß der Hund des Capitains geschäftig treppab treppauf, vom Deck zur Kajüte eilt und zurück; sie kümmern sich aber weiter nicht darum, weil sie selbst mit dem Einsammeln der Gottesgabe stark zu thun haben. Als der Capitain aber früh morgens erwacht, liegt ein Haufen Vögel der ihm auf dem Teppich der Kajüte, welche der Hund dort fein säuberlich deponirte; dabei hatte er mehr gesammelt als die beiden Wachmänner zusammen; die Beute der einen Nacht ergab ein Dutzend Enten und einen ganzen Eimer voll Krammetsvögel, Drosseln, Sperlinge ꝛc.

Dies und Aehnliches, was unsere Küstenbewohner bei Leuchtthürmen und Feuerschiffen beobachten, giebt auch gelegentlich einen Maßstab für die ungeheuere Flugkraft der Vögel ab. So ist, laut verbürgter Mittheilung, einmal ein Entrich, obgleich es kaum glaublich erscheint, durch eine ein Viertel Zoll dicke Scheibe, dann quer über den Lampenapparat und noch bis an die gegenüberliegende Glaswand geflogen und dort erst mit zerschmettertem Kopfe niedergefallen.

Am stärksten findet dieses Anfliegen der Lichter natürlich in der Zeit statt, wo die Vögel ziehen. Das größte Contingent stellen wilde Enten, Krammetsvögel, Sperlinge; ab und zu mischt sich auch ein wilder Schwan darunter, nie aber eine Möve oder irgend ein anderer Seevogel. Oft zwar umschwärmen die Möven zu Tausenden das Licht, aber dicht herangekommen, halten sie plötzlich im Fluge inne und machen jene der Möve eigenthümliche Bewegung, indem sie mit ausgebreiteten Flügeln, so zu sagen, einen Moment in der Luft stille stehen.

Seit geraumer Zeit hat sich nun, namentlich an stark befahrenen Küstenstrecken, eine auffällige Verminderung des Anfliegens der Vögel bemerkbar gemacht — am Curzhavener Leuchtthurm z. B. wird es von Jahr zu Jahr seltener. Man erklärt dies aus doppelter Ursache. Erstens nimmt man an, daß die Vögel sich in Folge der größeren Zahl der Lichter jetzt besser orientiren als früher. Dann aber ist es auch die durch den wachsenden Verkehr verursachte Abnahme ihrer Zahl selbst, welche in Frage kommt.

In der Unterhaltung über dies und so manches Andere waren dem wackern Lampenwärter und mir die Stunden schnell vergangen, und der Morgen konnte nicht mehr fern sein, als ich zur Gallerie hinaufstieg.

Noch herrschte Nacht — an dem völlig wolkenlosen schwarzblauen Himmel zog sich die Milchstraße schimmernd mit zu Häupten hin, und der Morgenstern funkelte in so hellem Lichte, daß man meinte, er werfe Schlaglichtalen, in Wirklichkeit aber spiegelte sich sein Licht in der dunklen Fluth zu meinen Füßen.

Jetzt begann drüben im Osten ein unsicherer matter Schein sich vom Dunkel des Himmels und der Erde abzuheben — die zaubervollste Stunde des Tages nahte. Sicher ist die Morgenstunde von besonderem Zauber. Was ist im Vergleich mit ihr die Poesie des Abends! Wenn die Sonne sinkt, pulsirt noch etwas von den Aufregungen des Tages in den Adern; der helle laute Tag drängt sich in den dämmernden Abend hinein, und selbst die Ruhe, welche dieser bringt, hat ein melancholisches Anklip — denn sie mahnt uns an das Ende alles Irdischen.

Wie anders die Morgenstunde — und nun gar die Morgenstunde auf einem zwischen Land und Meer ragenden Thurme! Geheimnißvoll steigt sie aus den Schatten der Nacht herauf — die Welt in tiefem Schweigen unter uns, der leise raunende Wind über uns — ein Werden ist ringsum in der Natur, und wie eine frohe Verheißung hebt sich im Osten heller und heller ein farbenleuchtender Schein.

Während der Himmel noch ein tiefes dunkles Blau zeigt, schlingt sich, nach Nord und Süd mehr und mehr erblassend, ein Regenbogen wie ein schimmerndes Band um den östlichen Horizont — wirkliche und wahrhaftige Regenbogenfarben sind es, die, nach oben allmählich in lichtes Blau erblassend, zu dem Dunkel in wunderbarem Contrast stehen. Ueber ihnen aber hebt es sich hell und heller, und — das ist das Zauberhafte einer solchen Morgenstimmung — ohne daß wir eine Lichtquelle erblicken, füllt sich allmählich rings um uns der Raum zwischen Himmel und Erde mit einem reinen, hehren Leuchten, das wir nicht allein zu sehen, das wir zu athmen und zu fühlen glauben. Während aber die übrigen Sterne nur noch matt stimmern, steht mitten über dem hellen Morgen in ungeschwächter Leuchtkraft, wie ein Prophet dessen, was da kommen soll — der Morgenstern.

Und nun die endlose Wasserfläche — das duftige Farbengemisch des Horizontes legt sich als rosiger Wiederschein breit darüber hin, und jede Welle hebt sich, den Aether spiegelnd, lichtblau daraus empor.

Nunmehr enthüllt sich auch die Landschaft zu unseren Füßen. Nach Süden hin scheint anstatt des Festlandes ein zweites weißes Meer sich auszudehnen, aus dem allenthalben kleine dunkle Inseln hervortreten: die von Morgennebeln überlagerte Marsch mit ihren verstreuten Höfen — im Hintergrunde der dunkle Haiderücken der Geest. Im Westen öffnet sich die Wesermündung; dann wir stehen hier eben mitten zwischen den Mündungen zweier der größten Ströme unseres Flußgebietes, und es liegt etwas von großartiger Poesie in dem Gedanken, hier diese beiden in breiter Majestät daherfluthenden Flüsse sich mit dem Ocean vermischen zu sehen, sie, die aus dem Herzen des Vaterlandes kommen.

Wer scharfen Auges hinüberspäht, kann aber jenseits auch das rechte Elbufer und den Strand der Dithmarschen erblicken, der sich über den Mariner Sand hinweg am hellen Horizonte abhebt. Nach Norden aber dehnt sich, noch von den Schatten der abziehenden Nacht verhüllt, die See, das deutsche Meer.

Da hinaus zieht eben ein riesiger Dampfer, an dem Leuchtthurme vorüber; fast gespenstisch heben sich seine dunklen Umrisse von der duftigen Landschaft ab; verstohlen blinzt das rothe Backbordlicht herauf, und ein regungsloses in der Luft stehender endloser Rauchstreifen deutet auf den Weg zurück, den er genommen. Das dunkle Bild aber weckt unfreundliche Gedanken mitten in dem lachenden Morgen; denn wenn die Rauchsäule jenseits, wo Meer und Himmel auf einander treffen, zerronnen sein wird, dann werden auch Die, welche dieses Schiff trägt, Verlorene sein

Digitized by Google

für's Vaterland; ihre Enkel werden einem fremden Volke angehören, und an deren Wiege wird kein deutsches Lied mehr erklingen — das Schiff ist ein Auswandererschiff.

Wahrlich, es wird im deutschen Vaterlande wenige Punkte geben, wo das, woran uns dieser scheidende Dampfer mahnt, eindringlicher, ernster zu uns spräche, als auf dieser leuchtenden Warte an der Grenze zwischen dem Vaterlande und dem Ocean: hier empfinden wir es tief, daß der deutsche Michel, den wir nach der großen nationalen Erhebung für todt und abgethan hielten, wieder auferstanden ist und unsere Zukunft ernsthaft bedroht. Zu den Siegeszeichen blickt der Deutsche stolz und selbstbewußt hinauf — aber er ist taub für Das, was sie uns lehren: daß die Todten des großen Krieges durch ihr Sterben nur den Lebenden die Bahn frei machten, auf der sie nach einem großen Ziele mächtig vorwärtsstreben sollten: Theil zu nehmen an der Weltwirthschaft, Theil zu nehmen an der Weltherrschaft, welche den germanischen Völkern dereinst zu Theil werden wird auf Grund ihrer unerschöpflichen Volkskraft. Und der reiche Ueberschuß unserer Volkskraft? Dort geht er hin auf dem riesigen Amerikaner; uns bleibt — der Rauch — das Nichts!

Gebe Gott, daß die Stunde der Erkenntniß und des Handelns nicht mehr fern ist! Und als gute Vorbedeutung möge es gelten, daß jetzt, während wir auf dem hohen Thurme an der Elbmündung stehen, drüben im Osten der erste Strahl der aufgehenden Sonne emporschießt — die nun hell und klar, aber auch kalt und nüchtern wie die Wahrheit, in die Welt tritt — kalt und nüchtern: denn es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Sonnenaufgang über der See immer denselben Reiz übe — ja, wenn Wolkengethürme sich dem Lichte entgegenstemmen, dann ist das Emporsteigen des Tagesgestirns über der Salzflut von imposanter Wirkung; bei klarem, reinem Himmel aber ist nur die eben geschilderte Dämmerung von zauberhaftem Reiz — das Erscheinen der Sonne selbst ist nüchtern — nüchtern geht sie zur Tagesordnung über.

Wir folgen ihrem Beispiele! Denn im Hafen unten wird es lebendig, und eben drückt auch der Lampenwärter dem Leuchtthurme das Auge zu.

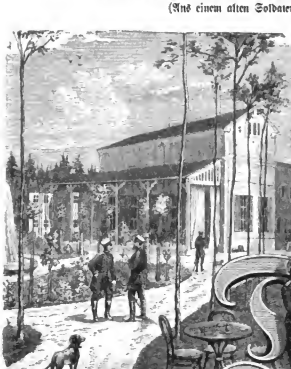
Etwas von der schwarzen Schaar.

Ein Blick auf die deutschen Artillerie-Schießplätze.

Mit Abbildungen von Paul Heydel.

„Kanonendonner ist unser Gruß;
Wir sprechen mit Mörserbliben.
Bald sind wir zu Pferd, bald sind wir zu Fuß,
Doch stets bei unsern Geschützen.
Und wenn der Kartätschenhagel kracht,
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!"

(Aus einem alten Soldatenliede.)



as alte Soldatenlied hat auch heute noch Recht, ja vielleicht mehr Recht, als in jener entlegenen Zeit, in welcher das Lied entstand und in der die nunmehr in Arsenalen oder auf entlegenen Festungswällen langsam verrostenden „Feldschlangen" und „Basilisken" dem ungenannten kriegerischen Dichter einen gelinden Respect und eine nicht unbedeutende poetische Begeisterung einflößten. Ist doch, dank den modernen Fortschritten, die Wirkungsfähigkeit unserer Geschütze so gewaltig gesteigert worden, daß man mit ihnen in wenigen Stunden große Städte, wie weiland Alexandrien, völlig zusammenschießen kann, und daß der Wucht ihrer Geschosse selbst dicke Panzerplatten nicht zu widerstehen vermögen. Freilich ist diese Wirkungsfähigkeit nicht allein dem vortrefflichen Kriegsmaterial der Neuzeit, sondern zu einem guten Theile auch der vorzüglichen Ausbildung der Artilleriemannschaft im Frieden zuzuschreiben.

Nur Wenigen dürfte es aber bekannt sein, mit welcher Sorgfalt die Ausbildung der Artillerie betrieben wird, und wir laden daher unsere Leser zu einem wenn auch nur flüchtigen Besuche der großen Schießplätze ein, auf welchen deutsche Kanoniere im Kriegshandwerk geübt werden. Wir können dem donnernden Treiben, welches sich dort vor unsern Augen entwickeln wird, mit um so größerer Theilnahme folgen, als wir sicher annehmen dürfen, daß die Schläude der deutschen Kanonen sich nie auf halbwehrlose Städte richten werden, um etwaige Raubgelüste zu verwirklichen, sondern daß sie immer drohend dastehen werden, um die Grenzen des Reiches vor feindlichen Uebergriffen zu schützen und den Frieden zu hüten.

Auf also mit der „schwarzen Schaar"! Begleiten wir einmal eine Truppe, die in Regimentsverbande auf dem Schießplatze einrückt, um eine mehrwöchentliche Uebung abzuhalten! Aber nach welchem Schießplatze soll es gehen? Da gerathen wir schier in Verlegenheit. Es giebt jetzt in Deutschland mehr als sechzig Artillerieregimenter, und da hat wohl ein jedes seinen Schießplatz? Nun, die Auswahl wäre nicht so leicht. Doch nein! Die Verhältnisse liegen für einen Berichterstatter viel günstiger. Die Artillerieschießplätze müssen wegen der großen Tragweite der modernen Geschütze, die manchmal über eine deutsche Meile beträgt, sehr groß sein, und da der Grund und Boden selbst auf wüsten Landstrecken und in Haideggenden doch einen gewissen Werth darstellt, so würde es recht kostspielig sein, wenn man jedes Artillerieregiment mit einem besonderen Schießplatze versehen wollte. So hat man denn mehreren Regimentern je einen Schießplatz zur gemeinsamen Benutzung angewiesen, und die Gesammtzahl derartiger Plätze beschränkt sich im deutschen Reiche auf etwa ein Dutzend. Da wäre die Auswahl schon viel leichter. Sollen wir uns nun etwa nach Ihehoe in Holstein, nach Darmstadt, nach Wahn oder nach Zeithain in Sachsen begeben, Ortschaften, in deren Nähe die bekanntesten Schießplätze liegen? Nein! Jeder dieser Schießplätze hat zwar seine besondere Eigenthümlichkeit, aber zeigen wir dem Leser nur einen dieser Schießplätze, so wird er Manches, was sehenswürdig und belehrend ist, nicht erfahren. Wie sollen wir dem abhelfen?

Nun, wir stellen uns für unsere Zwecke einen Schießplatz zusammen, der zwar in seiner Gesammtheit nirgends auf der Erde zu finden sein dürfte, dessen Einzelheiten aber doch durchaus der Wirklichkeit entsprechen, indem sie bald auf diesem, bald auf jenem unserer Artillerieschießplätze vorkommen. Der Maler, der uns begleitet, hat in ähnlicher Weise gehandelt; er hat hier und dort seine Skizzen gesammelt und sie dann zu kleinen, recht instructiven Gesammtbildern vereinigt. Also, marsch! Auf nach unserm imaginären und doch wahrhaftigen Schießplatze!

Zu Fuß etwa? Nein, da wäre der Marsch zu anstrengend;

Digitized by Google

so müssen wir mit in den Militärzug einsteigen, welcher Mannschaft, Pferde und etwaiges Kriegsmaterial nach dem Schießplatze befördern soll.

„Wie lange fahren wir denn noch?“ fragen wir auf einer Station. Da erhalten wir gleich die Antwort.

Es tritt ein Unteroffizier an das Coupé heran und macht die Mannschaften darauf aufmerksam, daß auf der nächsten Station ausgestiegen wird und daß sie sich hierzu bereit halten sollen. Demzufolge werden die Mützen in die gerollten Mäntel gesteckt, die Röcke zugeknöpft, die Helme aufgesetzt, die Tornister zur Hand genommen. Die Büchse war natürlich während der Fahrt nicht aus der Hand oder dem Arm genommen.

Jetzt hält der Zug auf einem Nebengeleise; die Wache verläßt zuerst den Wagen, und nun ertönt das Signal: „Aussteigen!“ Noch ein kräftiger Zug aus der Pfeife, die nunmehr in den Brodbeutel wandert, und rasch steigt Alles aus. Bald sind auch die Pferde und das Material ausgeladen, und sofort wird der Marsch nach dem noch mehr entfernten Lager angetreten. Unter Sang und Klang natürlich, nach echter und rechter Soldatenart!

Auf dem Artillerieschießplatze: Lagerbefestigungen.

Wer da gedacht hat, er werde in dem Lager auf dem Schießplatze nur ein paar elende Hütten finden, die kaum Schutz gegen Wind und Wetter gewähren oder muß sich eines Besseren belehren lassen. Es ist ja eine förmliche kleine Militärstadt die da vor unseren Augen liegt; wohl an 2000 Mann mit der entsprechenden Anzahl von Pferden vermag sie Unterkunft zu geben. Da giebt es rechtwinklige Straßen, die das Lager in verschiedene Quartiere eintheilen, und die Namen der Straßen, die klingen recht gut für jedes deutsche Ohr: Sedan-, Wörth-, Moltke-Straße ꝛc. Da finden wir auch ein freundliches Officierscasino, wie es unser Maler auf dem hübschen Initial an der Spitze unseres Artikels abgebildet und dessen Skizze er sich in dem Lager von Zeithain geholt hat. Auch die Baracken für die Mannschaften sind recht sauber und wohnlich; sie weisen zwar keinen besonderen Comfort auf, bieten aber durchaus eine menschenwürdige Unterkunft — und so muß es auch sein: das Volk zahlt ja gern die Steuern für unser Militärbudget.

Doch die knapp zugemessene Zeit verbietet uns, hier über die Verpflegung der Truppe, über Schlaf- und Küchenräume oder über das interessante Marketendereiwesen Studien zu machen; wir sind ja gekommen, um ein kriegerisches Vorspiel zu genießen — sehen wir uns also den Schießplatz etwas genauer an!

Es giebt hier Gebäude, die von Eisen wahrhaft starren, artilleristische Etablissements, Eisenmunitionsschuppen, Wagenhäuser, Parkplätze, Laboratorien und in gewisser Entfernung auch Pulvermagazine. Die letzteren sind vor Explosionen durch alle erdenkliche Mittel geschützt und mit hohen Erdwällen umgeben, durch welche die Wirkung etwaiger Explosionen in horizontaler Linie aufgehoben wird.

Doch siehe! — da marschirt eine Compagnie nach dem eigentlichen, unmittelbar an das Lager stoßenden Schießplatze. Wir folgen ihr und gewinnen nunmehr eine weite Aussicht über eine weithin gestreckte Sandfläche. Hier ragen Wälle empor; dort sind auf einem Erdhügel abschüssige und steile Wege angebracht — die Hindernißbahn für die Uebungen der reitenden und der Fußartillerie (S. 593); an den Grenzen des weiten Platzes bemerken wir hohe Gerüste, auf welchen weiße Scheiben in die Höhe gezogen werden, durch die der Umgebung auf weite Fernen kundgegeben wird, daß man auf dem Platze scharf schießt und daß alle Unberufenen sich von denselben fernzuhalten haben. Auch finden wir hier manchmal Feldschanzen, deren Bedeutung durch die Kämpfe um Plewna weit und breit bekannt wurde — und eine solche Feldschanze neuester Construction hat unser Zeichner links auf seinem Bilde (S. 593) sehr naturgetreu wiedergegeben.

Inzwischen hat die Compagnie, mit der wir ausgerückt waren, Halt gemacht und aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Strauchmateriale Faschinen und Schanzkörbe zu arbeiten begonnen. Die wir erfahren, soll in der kommenden Nacht eine Belagerungsbatterie gebaut werden, und die Mannschaft ist soeben mit den nöthigen Vorarbeiten beschäftigt.

Auf dem Artillerieschießplatze: Nachtschießen mit Fünfzehncentimeter-Kanonen (Hinterladungsgeschützen) aus einer Belagerungsbatterie.

Um nun die Bedeutung dieser Vorarbeiten richtig zu würdigen, wolle der Leser hier eine kurze kriegswissenschaftliche Abhandlung mit in den Kauf nehmen.

Da die Fußartillerie im Kriege dazu bestimmt ist, entweder die feindliche Festung anzugreifen oder die eigenen Bollwerke gegen feindlichen Ansturm zu vertheidigen, so muß sie auch hier auf dem Platze ihre Uebungen in einer Weise abhalten, die nach beiden Richtungen hin ihrer Aufgabe gerecht wird. Betrachten wir sie hier als Belagerungsartillerie!

Diese hat die Aufgabe, die feindliche Artillerie in der Festung niederzukämpfen, militärische Etablissements, wie Casernen, Laboratorien, Proviantmagazine ꝛc. zu vernichten, gedeckte, bombensichere Unterkunftsräume zu zerstören, Eingänge, Passagen, Thore zu öffnen und schließlich durch Niederlegen eines Theiles der Umwallung eine praktikable Bresche herzustellen. Dabei ist sie bestrebt, feindliche Ausfälle zurückzuweisen, wendet sich gegen Truppenansammlungen, macht sich mit einem Worte der feindlichen Besatzung, zum Theil auch den Einwohnern, so unleidlich und wider-

wärtig, wie sie nur kann, und wenn der Belagernde glaubt, daß bei einer unzufriedenen Bevölkerung oder nicht zuverlässigen Besatzung und einem energielosen Commandanten ein Bombardement zum Ziele, d. h. zu schneller Uebergabe führen könne, so wird auch dieses anscheinend barbarische Mittel angewendet werden.

Nun geht es aber nicht so rasch mit dem Schießen und große Vorbereitungen sind dazu nöthig, bevor wirklich der erste Gruß aus den Kanonen dem Ziele zugesendet werden kann.

Ehe man schießt, ist das Nächste, daß man sich Deckungen baut; das Bauen und Einrichten dieser Deckungen, in der Artillerie Batterien genannt, muß natürlich auch geübt werden, da ja im Kriege der Belagerungsartillerist dieselben sich selber bauen muß, eventuell unter Zuhülfenahme von zugetheilten Mannschaften der Infanterie.

Die Batterien sind nun Bauten aus Erde, Faschinen (lange Strauchbündel, die fest zusammengeschnürt sind), Schanzkörben (cylindrische Strauchgeflechte von circa 1 Meter Höhe und $\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser), Hurden (flache Strauchgeflechte von 1 Meter Höhe und $1\frac{1}{2}$ Meter Länge) und verschiedenen Arten Hölzern, womöglich auch Eisenbahnschienen. Letzteres ist überhaupt ein herrliches Material, um sich eine feste Decke zu bauen, durch die der böse Feind sich nicht sofort mit seinen unhöflichen Geschossen hindurch arbeiten kann, und da es heutzutage in civilisirten Ländern kaum Festungen giebt, die nicht an Eisenbahnen liegen, so wird man dieses Hülfsmittel fast nie zu entbehren brauchen.

Wie nun die zum Bau der Batterien nothwendigen Materialien angefertigt werden, das hat der Soldat im Lager zu lernen.

Es werden hier die Faschinen gewürgt, Schanzkörbe und Hurden geflochten, Faschinenpfähle gespalten, Bindeweiden gedreht und Anker aus Draht gefertigt, auch noch andere Arbeiten vollbracht. Die einzelnen fertig gestellten Stücke werden auf ihre vorschriftsmäßige Abmessung und probemäßige Beschaffenheit geprüft, und wenn das ganze Pensum geleistet worden ist, was doch immerhin vier Stunden in Anspruch nimmt, marschiren die Compagnien in das Lager zurück.

Dem eigentlichen Bau der Batterie geht noch das Abstecken derselben, das Tracíren, sowie das Einrichten des Batteriedepots voran. Da der Batteriebau am Tage nicht stattfinden kann, weil sonst der Vertheidiger den arbeitenden Soldaten das Leben sehr sauer machen würde, so wird vor dem Feinde mit seltenen Ausnahmefällen in der Nacht gebaut. Das muß auch im Frieden geübt werden. Aber da in der Dunkelheit der Nacht leicht Unordnungen und Mißverhältnisse eintreten können, so müssen die Vorbereitungen so weit wie möglich am Tage stattfinden.

Zunächst erfolgt das Abstecken der Batterie: die Abmessungen werden durch Officiere und Unterofficiere auf der Erde bezeichnet und durch kleine Pfähle die Richtungen bestimmt. Hinter dem Bauplatz aber wird das sogenannte Batteriedepot errichtet, welches fertig sein muß, wenn der Bau beginnt.

Hier wird in einzelnen Unterabtheilungen Alles geordnet niedergelegt, was nur irgend zum Bau gebraucht wird: Spaten, Kreuzhauen, Aexte, Beile, Sägen, Bohrer und Nägel, weiter Faschinen, Schanzkörbe, Hurden, Bettungsrippen, Bohlen u. dergl. m.

Auf dem Artillerieschießplatze: Schießübungen der reitenden und der Feldartillerie.

Das Alles wollen wir uns bis zum Einbruch der Dunkelheit fest in's Gedächtniß einprägen, um dann mit besserem Verständnisse dem Baue der Belagerungsbatterie zusehen zu können.

Allmählich verschwindet die Dämmerung; einzelne Sterne funkeln am Himmel; bald wächst ihre Zahl zu Myriaden an, und endlich hat die Nacht das weite Gefilde in ihren schwarzen Mantel eingehüllt. Nun kommen die Colonnen heranmarschirt, welche die Batterien bauen sollen. Die Leute sind im Arbeitsanzuge, aber die treue Büchse mit Patronen führen sie doch bei sich und legen diese Genossin im Kampfe unmittelbar in die Nähe des Arbeitsplatzes, um den Spaten sofort mit ihr zu vertauschen, wenn ein zudringlicher Feind sich nähern sollte. Den Leuten ist die größte Ruhe anempfohlen; Tabakrauchen ist untersagt, um sich dem Feinde nicht zu verrathen.

Diesen vertreten in Friedenszeiten Officiere, welche auf entsprechende Entfernung mit dem Auftrage entsendet sind, im Falle sie etwas von der geplanten Unternehmung hören oder sehen, es durch Signalschüsse markiren zu lassen. Auch Blendlaternen dürfen beim Bau so wenig wie möglich angewendet werden, und nur so, daß das Licht nie nach der Festung hinüberstrahlt.

Digitized by Google

Die Arbeiter sind nun vertheilt worden; die Grundschachine wird gelegt; darauf werden die Schanzkörbe gesetzt und mit Erde gefüllt. Diese Arbeit ist wichtig; denn wenn auch ein gefüllter Schanzkorb nicht einem vollem Geschoß aus der Kanone widerstehen kann, so sichert er doch gegen Shrapnel- und Infanteriefeuer. Und diesen Feuer kann die Truppe leicht ausgesetzt werden, denn ein aufmerksamer Feind verläßt sich durchaus nicht darauf, was seine stehenden Posten sehen oder hören. Kleine Schleichpatrouillen sind vielleicht in der Dunkelheit nahe an die Bauxelle der Batterie herangekommen und haben die Meldung nach der Festung zurückgebracht. Auch ist das elektrische Licht ein Verbündeter der Vertheidiger: auf einem erhöhten Punkte in der Festung entsteht oft plötzlich ein heller Lichtstrom, der das Vorterrain in großer Breite erhellt. Langsam dreht sich diese elektrische Sonne um ihre Verticalachse und sucht gleichsam das Terrain vor der Festung ab. Langsam währt sich der Lichtstrahl auch dem Bauxplatze der Batterie, wo die Arbeiter aber auch schon ihre Spaten hingeworfen und sich möglichst gedeckt und platt auf die Erde gelegt haben. Nun betrachtet der Lichtstrom das angefangene Werk. Still liegt Alles da, und nur schlechte Witze der Compagniespaßmacher lassen sich vernehmen, denen ein unterdrücktes Kichern oder eine ernste Ermahnung, sich nicht zu regen, folgt. Dank der Farbe der ausgeworfenen Erde, die sich in diesem Falle nicht vom Boden unterscheidet, ist der Feind nicht mißtrauisch geworden; langsam geht das Licht weiter, und Alles athmet auf: denn wenn der Bau endlich worden wäre, was leicht hätte geschehen können, so würde der Bauxplatz alsbald mit einem Hagel von Geschossen überschüttet werden, der den Fortgang der Arbeiten sehr erschweren, unter ungünstigen Verhältnissen ganz verhindern würde.

Emsig wird weiter fortgebaut; die Brustwehr, welche Erde aus einem Vor- und Hintergraben erhält, verstärkt sich mehr und mehr, und im Innern der Batterie, dem Batterieschuß, werden die Bettungen gestreckt. Der eigentliche Stand der Geschütze befindet sich natürlich auf der dem Feinde abgekehrten Seite der Brustwehr, aber nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern circa dreiviertel Meter unter dem Bauhorizont. Hier können aber unsere Geschütze, die zum Theil im Vereine mit der Lafette ein sehr großes Gewicht repräsentiren, nicht auf der Erde selbst stehen. Deshalb bauen wir uns für die Geschütze eine sogenannte Bettung, das heißt eine ebene Plattform aus starken Kreuzhölzern und Bohlen, auf welche dann das Geschütz gestellt wird. Zwischen je zwei solcher Geschützbettungen befindet sich ein Unterkunftsraum für Mannschaften; diese Räume sind womöglich mit Eisenbahnschienen und Faschinen so fest eingedeckt, daß sie den feindlichen Geschoß Widerstand leisten. Ferner sind Munitionsgelasse gebaut, um den vierundzwanzigstündigen Bedarf an Geschossen aufzunehmen, und auf einem Flügel findet die stark unhüllte Pulverkammer ihren Platz.

Es genügt nun nicht allein, daß in einer Nacht die Batterie als solche fertig gestellt wird, sondern sie muß auch armirt werden, das heißt die Geschütze müssen eingefahren werden (gewöhnlich sechs an der Zahl), auch muß sie mit Munition für vierundzwanzigstündigen Bedarf completirt werden. Beides klingt leichter, als es in der That ausgeführt werden kann. Die schweren Geschütze können schon auf der Straße nur mühsam fortbewegt werden — von der Straße über das Feld weg nach den Batterien wachsen die Schwierigkeiten noch mehr, und oft wird durch untergelegte Bohlen erst ein fester Fahrgrund geschaffen. Dabei darf kein Lärm vernommen werden, da sonst der wachsame Vertheidiger sein Feuer eröffnen würde. Auch der Munitionsersatz ist schwieriger, als man glaubt. Nimmt man eine schwere Mörserbatterie von sechs Geschützen an und normirt die Schußzahl auf vierzig pro Geschütz für vierundzwanzig Stunden, so muß man allein über dreihundertachtzig Centner Eisenmunition heranschaffen, da jede Einundzwanzig-Centimeter-Granate circa achtzig Kilo wiegt. Während des Kampfes ist aber ein Munitionsersatz nicht gut durchzuführen.

Sind diese Arbeiten nun alle ausgeführt und ist die Batterie am Morgen schußfertig, so ist das Pensum erfüllt. Gelingt es aber nicht, die Batterie in einer Nacht fertig zu stellen, und wird das feindliche Feuer nicht durch andere, schon fertig gestellte Batterien abgelenkt, so hat man natürlich einen schweren Stand, da der Vertheidiger den weiteren Ausbau der Batterie nach Kräften stören wird. Deshalb muß der Angreifer darnach streben, bei Beginn des Tages das Feuer aus der Gruppe fertig gestellter Batterien zu eröffnen, um seinerseits die Vertheidigungs-Artillerie zu überraschen. Ein Hoch auf den Kriegsherrn begleitet vor dem Feinde die ersten Schüsse aus der Batterie gegen die Festung.

Hier auf dem Uebungsplatze wird das Schießen mit der vielseitigsten Instruction verbunden, um es möglichst belehrend zu gestalten. Systematisch fängt man dabei mit dem Leichtesten an und endet mit dem Schwierigsten. Wir übergehen das Schießen nach einfachen Scheiben und wenden uns gleich den Uebungen zu, welche auf kriegerische Handlungen Bezug nehmen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes sind, wie unser Hauptbild zeigt, Erdwälle aufgeführt, welche gegnerische Batterien bedeuten; die feindlichen Kanonen, sowie ihre Officiere und Mannschaften, sind entweder roh aus Holz gezimmert oder durch einfache Bretter markirt, und die Pulverdämpfe, welche wir von dort aufsteigen sehen, rühren selbstverständlich von blinden Pulverladungen her, die auf elektrischem Wege entzündet werden. In der Nähe dieser feindlichen Batterien sind in Schutzhütten Officiere postirt, welche die Treffer der im Vordergrunde feuernden Geschütze notiren und über die erzielten Resultate durch Telephone mit den Führern der Batterie correspondiren. So dauert die Kanonade schon längere Zeit fort, und die Mannschaft freut sich, einige gute Treffer erzielt zu haben. Aber da heißt es plötzlich: „Die Lafette des dritten Geschützes unserer Batterie ist demontirt, das Geschütz nicht mehr schußfähig."

Schnell spielt der Telegraph nach dem Geschützpark, wo die Reservekassetten auf kleinen Spurwagen verladen stehen; in wenigen Minuten gelangen dieselben auf der Bahn an die Batterie. Das Geschütz wird mit Hülfe eines starken Hebezeuges ausgehoben, die zerschossene Lafette beseitigt und die neue Lafette dafür eingestellt. So rasch wie möglich muß der Unteroffizier, der das Geschütz commandirt, dieses wieder schußfertig machen; während dessen fährt das Feuer in der Batterie regelmäßig fort; würde nämlich der Feind ein Nachlassen im Feuer bemerken, so würde er sich mit verdoppeltem Eifer dieser Batterie widmen, um sie womöglich ganz zum Schweigen zu bringen.

Inzwischen belebt sich der Schießplatz immer mehr. Am frühen Morgen erscheinen auf demselben Abtheilungen der Feld- und der reitenden Artillerie, welche ihre Evolutionen machen und bald auch mit dem Feuern beginnen. Da werden unblutige Schlachten geliefert. Es heißt wiederum plötzlich: „Batterie N. N. wird von der feindlichen Cavallerie angegriffen," und in der That sehen wir einige auf einer Leinwandscheibe gemalte Reiter mit Galoppgeschwindigkeit gegen unsere Stellung vorrücken. Diese bewegliche Scheibe ist mit einem Drahtseil versehen, welches um eine Rolle läuft, von einigen im nahgelegenen Walde aufgestellten Pferden gezogen wird und so die Scheibe auf einem Schlittengestell vorwärts bewegt. Nun heißt es, diese Scheibe mit Granaten, Shrapnels ꝛc. zu beschießen.

Doch da rückt langsamer schon eine andere Scheibe vor, und deutlich erkennen wir auf derselben gemalte Infanterietruppen, welche, wie die obenerwähnte, an einem Drahtseil von Soldaten vorwärts gezogen wird. So wird ein Infanterie-Angriff marquirt, der gleichfalls zurückgewiesen werden muß.

Nun donnert es aus den verschiedenen Batteriegruppen gegen die mannigfachsten Ziele, bis die letzte Granate des Tages das Rohr verlassen hat; „Feuer halt" ertönt es nun aus den Batterien und als Antwort von den Scheiben.

Ein Theil der Truppen, die abgeschossen haben, sind commandirt, um die verschossene Munition in ihren Theilen wieder zu suchen, da ja die Geschosse sämmtlich crepiren sollen; einige derselben thun es aber nicht, und diese widersprünstigen aufzufinden und unschädlich zu machen, ist Aufgabe der Kugelsucher. Solche Geschosse können nämlich schon bei geringer Berührung crepiren und die Umstehenden in Stücke reißen. Die aufgefundenen Granaten werden an Ort und Stelle in folgender Weise unschädlich gemacht: eine Dynamitpatrone von einem halben Pfund wird auf das fragliche Geschoß gelegt, nachdem sie mit Bickford'scher (mit Kautschuk überspunnener) Zündschnur versehen ist. Die einige Minuten brennende Leitung wird entzündet; Alles entfernt sich bis auf einige hundert Schritt; die Detonation erfolgt, und durch den gewaltigen Druck der plötzlich wirkenden Gase wird das Geschoß in kleine Stücke zerschlagen, und zwar ist die Explosion so heftig und schnell, daß nicht einmal das Pulver der Sprengladung entzündet wird.

Das Schießen wird nun noch einige Wochen lang fortgesetzt:

Digitized by Google

doch auch andere Dienstzweige werden betrieben; so wird das Exerciren mit Gewehr, im Bataillon und am Geschütz weiter geübt und Munition angefertigt; auch werden Instructionen abgehalten, und Nachtschießen findet statt. Raketen, deren Leuchtbahnen mit Feuerwerkskörpern gefüllt sind, werden aufgelassen; beim Schein dieser Leuchtsterne wird das Gefechtt gerichtet und die Stellung des so eingerichteten Geschützes auf der Bettung bestimmt; dann kann das Schießen beginnen.

In großer Abwechslung verläuft nun die mehrwöchentliche Uebung; die jungen Soldaten haben mit allen Calibern und Geschützarten, wie sie in und vor Festungen gebraucht werden, geschossen, sind mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut geworden und wissen, was sie von denselben erwarten können. Die Inspicirungen, die gegen Ende der Schießübung eintreten, sind gut abgelaufen; die hohen Herren haben ihre Zufriedenheit ausgesprochen, und Vorgesetzte und Untergebene sind erfreut, daß das Regiment die Prüfung wiederum mit Ehren bestanden hat.

Die eigentliche Schießübung ist beendet — es findet nur noch das Prämienschießen statt, in welchem die Unterofficiere um die Schießhauszeichnung, die Mannschaften um silberne Medaillen, respective Geldpreise concurriren. Nach dem letzten Schusse am letzten Schießtage ertönt das Signal „Das Ganze halt!“. Die Fahne vor der Wache wird langsam herumgetragen.

Der nächste Tag gilt der Vorbereitung zum Abmarsch, aber der Nachmittag wird noch einmal der Freude gewidmet. Jüngere Officiere in Verbindung mit einigen Unterofficieren und gewandten Einjährigen haben ein kleines Programm aufgestellt und Vorbereitungen getroffen, daß zu guterletzt noch Jeder eine lustige Erinnerung an das Lagerleben mitnimmt.

Ist Feldartillerie im Lager, dann wird ein Wettrennen abgehalten, an welches sich sonstige Belustigungen schließen. Aus Ersparnissen am Menagefonds oder Ueberschüssen der selbstverwalteten Marketendereien, respective Pachtgeldern erhalten die Mannschaften Bier und Cigarren, und die Musik spielt an einem passenden Platz des Lagers, wo sich Alles sammelt.

Der uns eng zugemessene Raum gestattet uns leider nicht, alle die fröhlichen Soldatenbelustigungen hier zu schildern, wie das Wettrennen der Mannschaften mit Hindernissen, das Wettspringen nach Würsten, die oft heimlich mit Syrup gefüllt sind und den nach ihnen Schnappenden mit dem süßen Saft übergießen, das Wettessen eines Heidelbeerkuchens, in welchem ein blanker Thaler sich befindet, der demjenigen gehört, der ihn zuerst mit den Zähnen erfaßt, ꝛc. Das beigegebene Bild (S. 592) zeigt einige dieser Spiele. Oft findet auch das beliebte Wettrennen der Officierehunde statt, wobei die Thiere Hindernisse „moralischer“ Art, wie Würste und Bratenstücke, zu überwinden haben.

Schließlich wird aus alten Holz und Strauchresten ein Lagerfeuer angezündet, und bei den Klängen der Musik tanzen nun die Leute mit einander; in den Zwischenpausen wird gesungen. Natürlich sind es auch hier, wie immer, wenn Deutsche heiter sind, schwermüthige Weisen, die erklingen; z. B. „Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „Ist Alles trübe“ ꝛc.

Nachdem nun das Lagerfeuer heruntergebrannt ist, ertönt der Retraitezuschuß; die Musik bläst die Retraite und das Gebet. Allmählich wird es still, und nach einer Stunde herrscht tiefe Ruhe im Lager; die Krieger träumen auf ihren Feldbetten von den Freuden der Garnison, die ihnen nun so nahe winken.

Nur noch ein Tag, und der Rückmarsch beginnt; freudig werden wir bei dem Einmarsch daheim von Freunden und Bekannten begrüßt.

Noch einmal vom dritten deutschen Sängerbundesfest in Hamburg.*

Von Herbert Harberts. Mit Abbildungen von P. Duysche.

Der Sängereinzug. — Beim Begrüßungsschoppen. — Der Empfangsabend in der Festhalle. — Etwas vom Festplatze. — Vaterland. — Der Sängerring und die Sängerbundesstiftung. — Das erste Festconcert. — Der große Festzug. — Das zweite Festconcert. — Zum fröhlichen Ausfang das fröhliche Ende.

Es war ein prächtiges Fest, das jüngst die sangeskundigen Söhne Albeneschlands in Hamburgs Mauern feierten, ein echtes Nationalfest, das die Herzen aller Theilnehmer höher schlagen ließ in freudiger Begeisterung, in einmüthiger Hingabe an die idealen Genüsse, die das deutsche Lied und der deutsche Chorgesang ihren Jüngern und Freunden bereiten, ein deutsches Verbrüderungsfest im schönsten und edelsten Sinne des Wortes. Und der Himmel selber hatte seine helle Freude an dem prächtigen Feste. Noch wenige Tage vorher hing er ununterbrochen grau und trübe herab auf die alte Hansastadt, als aber mit dem Morgen des 10. August das Fest aufbrach, da hatte er die letzte Wolke aus seinem Antlitz gewischt und lachte blau und sonnenglanzumflossen herab auf die Thürme und Giebel der Stadt, die im reichen Schmucke bunter Fahnen prangte, auf die Straßen, die sich das Festkleid grüner Girlanden und mächtiger Triumphbogen mit poetischen Inschriften angelegt hatten, und auf die Tausende und Abertausende von fröhlichen Menschenkindern jeden Alters, jeden Standes und jeden Geschlechts, welche die Straßen vom frühen Morgen an belebten und die einzelnen Sangesgäste mit herzlichem Jubel begrüßten.

Alle fahrplanmäßigen Züge der verschiedenen Eisenbahnen und zahlreichen Extrazüge brachten deren in immer neuen Schaaren. Auf den Perrons wurden dieselben von Vertretern des Centralausschusses officiell empfangen und unter den Klängen eines rauschenden „Sängermarsches“, den der in Hamburg so sehr beliebte und durch seine „Türkische Schaarwache“ durch ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus bekannte Musikdirector Theodor Michaelis eigens zum Feste componirt hatte, nach dem Empfangsbureau, der Marienthaler Bierhalle am alten Pferdemarkte, geleitet.

Die Marienthaler Bierhalle liegt dem Thaliatheater gerade gegenüber und war bis vor Kurzem noch eine gewöhnliche Markthalle, wo auf dem „Schrangen“ der Schlächter sein saftiges Ochsenfleisch, seine Schweinsrippen und Hammelkeulen, die Landleute der Umgegend ihr Gemüse und die stämmige Fischfrau Schellfische und Schollen ausbot. Seitdem hat die Kunst des Architekten und des Decorationsmalers die Halle in ein glänzendes Wirthschaftsetablissement umgewandelt, wo die Marienthaler Bierbrauerei bei Wandsbeck ihre vorzüglichen Biersorten verzapft, und wo vom Tage der Eröffnung an große Frequenz herrscht.

Hierhin war, wie gesagt, das Empfangsbureau verlegt, und hier wurde den einzelnen Sangesgästen vom Comité der „Begrüßungsschoppen“ credenzt. Ein buntes, malerisches Treiben füllte den ganzen Vormittag die weite, hohe Halle und den vor ihr liegenden kleinen Garten. Mit Sang und Klang zogen die schier zahllosen einzelnen Liedertafeln und Gesangvereine mit ihren bunten, zum Theil kostbaren Fahnen und Bannern ein, und jedem einziehenden Gaste wurde jubelnder Zuruf zu Theil.

Förmlicher Enthusiasmus aber that sich allseitig kund, als die deutschen Sangesbrüder aus England und den russischen Ostseeprovinzen eintrafen, und in erhebender Weise zeigte sich wieder einmal, daß das deutsche Stammesbewußtsein auch denjenigen Söhnen der gemeinsamen Mutter Germania gegenüber warm und kräftig pulsirt, von denen uns eine kalte politische Grenze trennt. Vierstimmiger Hochgesang erscholl zu ihren Ehren, und die Musik schmetterte ihnen ihren fröhlichsten Tusch entgegen.

Im Empfangsbureau wurden vorläufig die Banner abgegeben und die Festzeichen und Festkarten, sowie die Programme und Quartierbillets entgegen genommen. Dann erst kam der „Begrüßungsschoppen“ zu seinem Rechte. Viele der Sänger hatten eine lange Eisenbahnfahrt hinter sich, und da mag der kühle Trunk den ausgetrockneten Kehlen trefflich zugute gekommen sein.

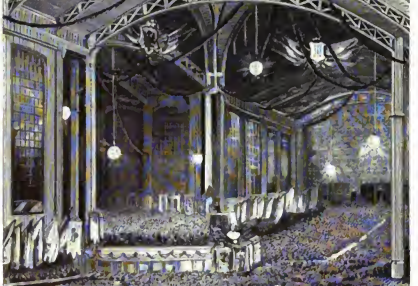
Es entwickelte sich denn auch bald an allen Tischen eine zwanglose Fröhlichkeit, und die Kellner, unter denen zwei waschechte Nigger den Bimenländern einen kleinen Beweis von Hamburgs kosmopolitischer Stellung gaben, hatten kaum Hände genug, um an sämmtlichen Tischen den nöthigen „Stoff“ spenden zu können. Dazwischen bewegten sich dralle Bierländerinnen in ihrer

* Vergleiche Nr. 32.

Digitized by Google

charakteristischen Tracht und schmückten die wackere Brust der Sänger mit blühenden Rosen. Nicht selten geschah es, daß stramme Bajuwaren, die ebenfalls zum Theil in ihrer heimathlichen Tracht, in Kniehosen und Lodenstrümpfen, auftraten, den schmucken Töchtern der norddeutschen Tiefebene zum Danke in die blühenden Backen kniffen, und bei einem solchen Anblicke konnte sich auch der verbissenste Particularist der Ueberzeugung nicht verschließen, daß nunmehr wirklich und in der That die Maininie endlich und endgültig in die historische Rumpelkammer geworfen sei. Im Ganzen zeigten sich die Sangesgäste auf's Angenehmste berührt von dem herzlichen Empfange, den ihnen die Feststadt zu Theil werden ließ, und als sie von Schülern der Volksschule durch die festlich geschmückten Straßen in ihre Quartiere geleitet wurden, da mögen in mancher Brust sich Gedanken geregt haben, wie sie Ernst Wichert in dem Liede aussprach, das er dem Königsberger Sängerverein mit auf den Weg gab:

„Sei froh gegrüßt, Hammonia,
Die gastlich uns gewogen!
Die Reise schien uns nicht zu hart;
Wir üben echter Sänger Art,
Zu fahren und zu singen —
Was unser Werk gelungen!"



Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg:
Concert in der Festhalle.

Und des Dichters Wunsch ist herrlich in Erfüllung gegangen. Doch wir dürfen unserer streng historischen Darstellung nicht vorgreifen und wollen den Festereignissen der Reihe nach folgen. Das erste dieser Ereignisse war der feierliche allgemeine Begrüßungsact in der Festhalle auf der Moorweide.

Wir haben in Nr. 32 den Lesern der „Gartenlaube" bereits eine Ansicht der Festhalle und eine allgemeine Beschreibung derselben gebracht. Das Innere der Halle war seinem pompösen Aeußern entsprechend mit Fahnen, Wappen und Emblemen prächtig decorirt, und dieser decorative Schmuck erhöhte sich in außerordentlicher Weise, als am Nachmittage in langem Zuge unter gewaltigem Jubel der Volksmenge die Fahnen und Banner der Sängervereine überbracht und rings an den Wänden der weiten Halle placirt wurden. Vor der rothausgeschlagenen Dirigententanzel stand die überlebensgroße Büste des deutschen Kaisers, und wieder vor dieser das mächtige Bundesbanner mit den beiden kostbaren gestickten Schleifen daran, die bei Gelegenheit der beiden vorhergehenden Sängerfeste holde Frauen zu Dresden und München den deutschen Sängern als Erinnerungszeichen verehrten. Gegen acht Uhr Abends füllte sich allmählich die Halle bis auf den letzten Platz mit frohen Festtheilnehmern, und nun betraten die Hamburg-Altonaer Sänger das Podium, um den von ihrem Dirigenten, Musikdirector Böie, schwungvoll componirten „Bundesspruch" vorzutragen. Mächtig rauschte es durch die Räume:

„Klingt im Rath, tönt zur That,
Furchtlos und frei, dem Kaiser treu,
Herz und Hand dem Vaterland!"

Als der einleitende Gesang, welcher auf stürmisches Verlangen des Auditoriums zweimal wiederholt werden mußte, verklungen war, bestieg Senator Stahmer die Dirigentenkanzel und begrüßte Namens der Stadt in einer warmen Ansprache die von nah und fern herbeigeeilten Sangesbrüder. Seine Rede schloß mit dem Motto: „Ergo bibamus!" und einem kräftigen dreimaligen Hoch auf die Sänger. Darauf folgte wieder Gesang und dann im Namen der Hamburger Frauen durch Director Kümmel aus Altona die Ueberreichung einer dritten Schleife für das Bundesbanner, nicht minder kostbar als die bereits erwähnten zwei von Dresden und München.

Die Schleife besteht aus einem schweren, breiten weißen Seidenbande, mit dem Hamburger Wappen und einer entsprechenden Inschrift in prachtvoller Gold- und Buntstickerei geziert, und ist aus dem renommirten Kunststickerei-Atelier der Frau Dr. Marie Meyer in Hamburg hervorgegangen. Als Vertreter des Sängerbundes dankte Notar Otto aus München für das schöne Angebinde, und nun begann ein fröhlicher Commers, den Solo-Vorträge von Gesangsvereinen aus den verschiedensten deutschen Gauen würzten. — Nicht minder fröhliches Treiben als drinnen in der Halle herrschte seit Anbruch des Abends draußen auf dem Festplatze. Dort in den zahlreichen Restaurations- und Erfrischungshallen war bald buchstäblich kein Platz mehr zu erhalten, namentlich aber, als der Commers zu Ende gegangen war und sich hier das ganze Festtreiben concentrirte. Allüberall klangen aus geübten Sängerkehlen vierstimmige Lieder bald ernster, bald heiterer Art, und dazwischen wieder jauchzten übermüthige Jodler in den warmen Sommerabend hinein. Daß dabei der braune Trank der Geiste in Strömen floß, bedarf keiner besonderen Erwähnung; denn einer

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg:
Die Marienthaler Bierhalle.

Digitized by Google

Sängerkehle ergeht es wie einer Musikantenkehle, und die ist laut Emanuel Geibel „als wie ein Loch“. Es war auch nicht zu verwundern, daß einzelnen Sängern aus dem biergesegneten Baierlande das notorisch kleine Hamburger Seidel bald gar zu winzig erschien und sie deshalb anfingen, ihren famosen heimathlichen „Weihenstephan“ aus — Champagnerkühlern zu pokuliren. Ganz selbstverständlich ist es ferner, daß auch der Humor seine lustigen krausen Blüthen trieb: er war es, der sein geselliges Band um die ganze Festgesellschaft schlang, die da unten auf der Moorweide zu Hamburg vor dem Dammthore durch einander wogte, indessen von oben die glänzenden Sterne mit verwunderten Augen auf sie herabschauten.

Und ans Abend und Morgen wurde der zweite Tag. Auch er lachte in strahlender Bläue auf das Fest hernieder. Nachdem Vormittags in der Festhalle die erste allgemeine Probe zu dem ersten großen Concert abgehalten war, schauten sich die fremden Sänger, von denen viele auch ihre Damen mitgebracht hatten, die Schens- und Merkwürdigkeiten der Weltstadt an. Naturgemäß übte der Hafen mit seinen zahllosen Schiffen, vom stolzen Meerriganten an, der den weiten Ocean durchfurcht, bis zum bescheidenen Ewer, der von dem nahen Elbinseln her die Hamburger mit frischen Lebensmitteln versorgt, die bedeutendste Anziehungskraft auf die staunenden Binnenländer aus, und in der That wimmelte es dort förmlich von Besuchern. Die Leute „von de Waterkant“, die unter Umständen mit den in dieser Beziehung berüchtigten Sachsenhäusern recht gut in „wackerer heimathlicher Grobheit“ rivalisiren können, zeigten, daß sie ebenfalls hinwieder sehr gemüthliche Leute sein können, und in mancher Hafenschenke konnte man zwischen Gästen und „native“ die herzlichsten Beziehungen beobachten. Dazu hatte auch der Hafen ein buntes Festgewand angelegt. Da lag nicht ein einziges Schiff, dessen Masten nicht reich beflaggt waren, und die alten Hanse. die sonst etwas grämlich dareinschauen, blickten jetzt im Schmucke grüner Kränze und bunter Inschriften freundlich auf die zu ihren Füßen fluthenden Menschen. Die Inschriften waren zum Theil recht bezeichnend. So war es der Ausdruck vollster Ueberzeugung, wenn die eine in biederem Plattdeutsch meinte:

„So lang' in Hamburg Schippsoker geiht,

So lang' Gewerbe noch besteht,
So lang' Gesang noch wardt derehn:
So lang' geiht hier noch nicks verkehrt.“

Einzelne Inschriften wieder schlugen einen humoristisch satirischen Ton an. Die in der Hamburger Bevölkerung tiefgehende Bewegung des Zollanschlusses äußerte sich folgendermaßen:

„Bis 88 könn Ihr singen
Aus freier Kehle, wie Ihr wollt;
Dann spät're Zeit noch wird es bringen,
Daß man Gesang als „Ton“ verzollt.“

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg:
Das Bundesbanner im Festzuge.

Mittlerweile waren in dem sogenannten „Schweizersaale“ des Sagebiel'schen Etablissements die Delegirten der Gaubünde zum achten „Sängertage“ zusammen getreten. (Der vorige wurde am 7. August 1880 in Würzburg abgehalten.) Die Verhandlungen betrafen zumeist interne Angelegenheiten des Sängerbundes und paßten deshalb in den Rahmen dieses Festberichtes nicht. Aber über die „Deutsche Sängerbundes-Stiftung“, die 1877 zu Kassel errichtet wurde und deren Zweck es ist, wie die Satzungen besagen: „Componisten auf dem Gebiete des deutschen Männergesanges sowie deren Hinterbliebenen in Fällen der Bedürftigkeit Unterstützungen als Ehrengaben des deutschen Sängerbundes zu gewähren“, über sie dürften einige Mittheilungen von Interesse sein.

Die „Sängerbundesstiftung“ verfügt zur Zeit über ein Capital von 42,000 Mark und hat im vergangenen Jahre an die Wittwe Kreutzer und an Ed. Hermes je 600 Mark als Ehrengaben vertheilt. Im neuen Geschäftsjahre werden wieder zwei Ehrengaben zur Vertheilung gelangen und zwar 800 Mark an Altmeister Stoch und 600 Mark an die Wittwe Weber.

Zu den Nachmittagsstunden stand die erste große musikalische That des Sängerfestes bevor, nämlich das erste große Festconcert, und in breitem Strome ergoß sich die Menschenmenge dem Festpalaste zu. Es bedurfte großer Vorsicht, um sich durch das dichte Gewirr der Fahrwerke und Fußgänger gefahrlos zu winden und, ohne Leibesschaden zu nehmen, die Halle zu erreichen. Drin saßen zur festgesetzten Zeit Kopf an Kopf erwartungsvoll die Hörer, Männlein und Weiblein, beisammen, und auf dem Podium gruppirte sich die gewaltige Sängerschaar. Ein imposanter Anblick! Jetzt betrat Professor Julius von Bernuth die Dirigentenkanzel und erhob den Tactstock. Das Orchester setzte ein, und

Digitized by Google

überwältigend erbrauste Beethoven's herrliche Hymne „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" in die weite Halle hinein. In fast athemloser Spannung lauschte die Menge den erhebenden Klängen, und als sie verhallten, brach jubelnder Beifall aus. Dann hielt Dr. Hachmann, der Präsident der „Bürgerschaft", mit schallender, im fernsten Winkel des großen Raumes klar verständlicher Stimme eine zündende Ansprache, die in einem begeisterten Hoch gipfelte auf den deutschen Kaiser, „der den versunkenen Nibelungenschatz deutschen Reiches Herrlichkeit gehoben, auf dessen Thaten und Namen für alle Zeiten der dankbare Herzschlag der Nation antwortet", und begeistert, wie das Hoch ausgebracht wurde, stimmten alle die Tausende, welche die Halle füllten, stehend in dasselbe ein. Der fernere Verlauf des Concerts mußte auch die höchstgespannten Ansprüche nicht nur befriedigen, sondern übertreffen. Die einzelnen Nummern gelangten in tadelloser Weise zu Gehör und übten eine mächtige Gesammtwirkung aus, die durch die überraschend gute Akustik der Festhalle wesentlich gehoben wurde.

Abwechselnd dirigirten Professor von Bernuth und der Bundeschormeister Franz Schmid; es war eine Freude, zu beobachten, wie die beiden wackeren Dirigenten den gewaltigen Männerchor „wie am Schnürchen" lenkten und aus ihm das zarteste Piano wie das brausendste Forte förmlich herauslockten. Interessant war ferner die Beobachtung, daß einfache deutsche Lieder, wie das von Conradin Kreutzer componirte innige Uhland'sche Lied „Das ist der Tag des Herrn" und die Müller'sche, von Karl Isenmann in Musik gesetzte, volksliedermäßige Dichtung „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich" am prächtigsten gelangen und die größte Wirkung erzielten.

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg: Die Kneipe zum „Weißenstephan" auf dem Festplatze.

Gehoben durch den unvergleichlichen Genuß dieses Concertes, verließ nach Beendigung desselben die Menge die Halle, um sich wieder auf dem Festplatze zu ergehen, wo erst die späte Nacht dem fröhlichen Gewühle ein vorläufiges Ziel setzte.

Und wieder wurde aus Abend und Morgen der dritte Tag.

Auf diesen dritten Tag war der große Festzug angesetzt, der den Höhepunkt des Festes in seiner Bedeutung als Volksfest bildete. Das war ein Leben und Treiben, ein Wogen und Drängen auf den Straßen, durch die der Zug sich bewegen sollte! Von allen Balconen, aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche herab, und über dieselben lugten leuchtenden Blickes „Damen in schönem Kranz" zu uns herüber. Vor dem Steinthore, beim Gewerbemuseum, geschah die Aufstellung des gigantischen Zuges, der sich Nachmittags gegen 2½ Uhr in Bewegung setzte, zwei in mittelalterliche Costüme gekleidete Herolde mit Reisigen an der Spitze.

Zunächst — um nur Einiges aus dem Festzuge anzuführen — bedarf der große Festwagen der Erwähnung, auf dem das schwere Bundesbanner gefahren wurde. Der Wagen, ein wirkliches Kunstwerk, wurde von dem bewährten Hamburger Bildhauer Engelbert Pfeiffer modellirt und hatte die Form eines Schiffes, das am Bugspriet die Muse des Gesanges, an den reich ornamentirten Seitenborden aber verschiedene Städtewappen und am Spiegel ein mächtiges Hamburger Wappen zierten. Das Schiff, von sechs Rappen gezogen, war mit zwölf buntgekleideten Matrosen bemannt. Dieser Festwagen mit dem darauf befindlichen Bundesbanner, auf dem man in leuchtender Goldstickerei das Wort des alten Arndt: „Das ganze Deutschland soll es sein!" las, erregte überall stürmischen Enthusiasmus und auf ihn besonders regneten aus schönen Händen duftige Blumensträuße dicht hernieder.

Auch im Zuge kam der Humor zu seinem Rechte. Einzelne sächsische Vereine marschirten geschlossen unter einem gewaltigen Sonnenbache, gewissermaßen damit ihre brüderliche Eintracht andeutend. Die Hildesheimer trugen Sonnenschirme in schreiend rothen und gelben Farben, und ein anderer hannoverscher Verein hatte sich mit phantastischen Kopfbedeckungen mit darauf gesteckten Sonnenblumen versehen. Die „Chargirten" der „Liedertafel" zu Hameln marschirten ihren Sängern voran in grauen Hüten, die zu Ehren des berühmten „Rattenfängers" ihrer Vaterstadt mit Ratten ausstaffirt waren, und ein Bremer Club führte als Feldzeichen auf hoher Stange einen schwarzen Kater, der eben im Begriff ist einen riesigen Häring zu verspeisen; darunter das Wort: „Des Sängers Fluch".

Der dritthalb Stunden lange Zug bewegte sich zuerst in die in einen Triumphpfad verwandelte Steinstraße hinein und dort, wo zur Rechten die hohen Kirchthürme zu St. Jacobi und St. Petri ernst auf ihn herniederschauen, hat unser Künstler in dem beigegebenen Bilde aus ihm eine Partie festgehalten.

Unter ununterbrochenem Jubel der Bevölkerung, unter fortwährendem Blumenregen aus schönen Händen bewegte er sich durch die vorgeschriebenen Straßen und unter den Klängen der Musik nach dem Festplatze, wo er erst nach fünf Uhr anlangte.

Die Strapazen, welche der große Zug nothwendig mit sich brachte, machten es nöthig, daß der Anfang des zweiten Festconcerts, der wie beim ersten auf sechs Uhr anberaumt war, um eine Stunde verschoben wurde. Das Concert wurde dieses Mal eingeleitet mit einer Ansprache eines Vertreters des Sängerbundes, des Generaldirectionsrathes E. Ahn aus München, und der Verlesung eines herzlichen Danktelegramms, das der deutsche Kaiser für das ihm am Tage zuvor von 17,000 Festgenossen gebrachte Hoch an den Bürgermeister Dr. Kirchenpauer gerichtet hatte. Trotz der beim Zuge erlittenen Strapazen kamen die Lieder auch jetzt wieder mit wundervoller Frische und Präcision zum Vortrage, so namentlich das wiihenergische „Lied der Städte" von Hermann Lingg, componirt von Max Bruch. Elektrisirend erklang die Schlußstrophe:

„Was Festlenck und Hohenrain!
Was Geierhorst und Drachenstein!
Schlagt drein, schlagt drein!
Schlagt Zugbrück' ein und Pfosten!
Die Sporen müssen rosten
Und frei die Städte sein."

Das dritte deutsche Sängerbundesfest in Hamburg: Rückkehr von der Reede.

Geradezu hezaubernd gelang die „Vorpertanzweise" von Victor von Scheffel, Melodie von Max Zenger, mit dem Refrain:

„Der Heini von Steier
Ist wieder im Land."

Ueberwältigend erhaben dagegen war der „Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht" von Felix Dahn, von dem Altmeister des deutschen Liedes Franz Abt in Musik gesetzt. Und wieder war das dicht gedrängte Publicum aufs Höchste entzückt von den ausgezeichneten Leistungen der Sänger. Die animirte Stimmung erlitt auch nicht die geringste Einbuße, als während der letzten Nummer das elektrische Licht in Folge einer Störung in der Leitung plötzlich erlosch und der Chor seinen Gesang im Dunkeln zu Ende führte, was ihm exact gelang.

Der diesem letzten der eigentlichen Festtage folgende Sonntag war ganz und gar Ausflügen in die Umgegend Hamburgs gewidmet. Ein großer Theil der Sänger stach mit fünf Dampfern der „Hamburg Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft", mit der „Suevia", der „Lotharingia", der „Frisia", der „Mosaatia" und dem „Blankenese" bis in die Nähe des rothen Felseilandes

Digitized by Google

Helgoland in See, während ein anderer, noch größerer Theil sich mit einer Elbfahrt begnügte, an hügeligen, umbuschten, mit Dörfern und Villen besäumten Ufer entlang, bis zu dem reizend gelegenen Blankenese hinunter, wo ein herrlicher Sommertag voll Sang und Klang, voll Lust und Laune als herrlicher Epilog das herrliche Fest beschloß.

Spät Abends, als Dunkel sich über die Wasser des majestätischen Elbstromes niedergelassen hatte, führten die letzten Schiffe die letzten Festgenossen dem Hafen wieder zu, und in vielen Villen am Ufer flammte ihnen zu Ehren an den Fenstern Illumination auf. Am Montag wurde noch eine große Extrafahrt nach Kiel zur Besichtigung der dortigen Reichskriegshafenanlagen veranstaltet, und dann zerstreuten sich all die Tausende der Sänger wieder nach allen Richtungen der Windrose in ihre Heimath, wo sie, voller Dank gegen die gastfreundliche und liebenswürdige Feststadt, noch lange zehren werden an den schönen Erinnerungen — vom dritten deutschen Sängerbundesfeste.

Hymnus zur Eröffnung des Canals von Suez.*

Von Martin Greif.

Heil dem Meere,
Heil den gewaltigen!
Denn es verbreitet
Endlosen Segen
Tief in die Länder,
Wo in Gebirgen
Oder auf Ebenen
Thätig der Mensch wohnt.

Dankbar im Geiste
Denkt er der Brüder,
Denen die Woge
Täglich ihr Brod giebt,
Die nicht ermüden,
Fern aus den Ländern
Schätze zu holen,
Deren für's Leben
Jeder begehrt.
Kundig der Pfade,
Steuern sie draußen,
Selbst wenn die Sterne
Schwinden im Nachtstrum.
Jegliche Brandung,
Jegliche Klippe
Kennen sie so,
Und sie errathen,
Wo sie zur Stunde
Segeln im Weltmeer.

Selten nur einem
Festlandbewohner
Ist es beschieden,
Daß sein staunendes Auge froh wird
Deiner Betrachtung,
Rollender Ocean, weithofinger,
Hochmyschlo Bürger der Wassen,
Abgründiger, furchtbarer Herrscher!
Doch wer dich einmal
Glanzvoll erblickte,
Ruhmt dich für immer.

Heil dem Meere!
Heil den Nationen,
Die es befahren!
Heil auch den Völkern,
Die es ernährt!

Nordische Söhne
Dringen zur Zone
Glühender Sonne,
Und mit gebräuntem
Antlitze kehren
Kühner sie wieder;
Palmen erblicken sie,
Sahen den Lotos erblühen
Und die Banane
Längst des mitbeiligen Indus,
Der im Gesange daherrauschte.
Brahma verkündend und Wischnu
und Schiwa
Und die geheime Kunde uralter Boden.
Seltsame Städte,
Drachen und Halbwond
Ueber den Zinnen,
Fürstliche Burgen
Lustigen Bunthels
Schauen sie durch,
Bietbestaunt von der gaffenden
Menge,
Denen die Ferne Bildung
Unerauf entlockte und Lächeln.

Ruh'loses Leben,
Leben des Schiffers,
Leben des segelnden Mannes im Boot!

Goldlast in Tonnen,
Silber in Barren
Führt er hinaus;
Ganze zerspreugte
Adern der Heimath,
Wie auch die Werke
Negerer Hände
Und der Maschinen
Schaffenden Fleiß.
Seiden und Purpur,
Perlen und Elfenbein,
Kostbaren Farbstoff,
Würzige Pflanzen,
Ambra und Myrrhen,
Zucker und Südfrucht,
Thee auch und Tabak
Tauscht er dafür.

Doch der Weg ist lang und weit,
Lang für die Ungeduld;
Wasser und Himmel
Dehnen sich endlos,
Bis ihm nach Monden
Winkt des ersehnten,
Blühenden Weltudels
Fremdes Gestade.

Aber der Schiffer,
Draußen im Weltmeer
Müßig die langen
Tage verbringend,
Schweift mit den Augen
Ueber der Karten
Seltsamen Umriß,
Ueber der Länder
Wundergestalt.
Siehe den schmalen Landstrich dort!
Ländertverbindend
Strebt er durch's Meer hin,
Von der geschiedenen,
Wogenden Salzflut umspült.
Wollte sich öffnen
Dort eine Pforte,
Endlos nachstürzender Wogen
Gähnendes Bette,
Freudig hinüber
Zöge der Kiel.

Und wohl! Der Menschheit
Rüstiger Genius
Faßt den Gedanken;
Mächtigen Willens
Geht er an's Werk.

Durch!
Hacken und Schaufeln
Wühlen und graben,
Wagen an Wagen
Häufen den Grund auf,
Und es verliert sich
Schlamm um Blume;
Wachsend erstreckt sich
Langhin der Damm.
Schleusen nur trennen,
Bebrendt dem Andrang,
Meer noch und Meer.

Los!
Und es rollet Meer zu Meer,
Und es gehen königliche Wogen
In das bereitete Bette,
Und sie nahen einander,
Die Jahrtausende durch getrennten,
Und sie verbinden sich.
Und es verbinden
Tretende Schiffe
Länder und Länder,
Fernen und Fernen,
Völker und Völker,
Geister und Geister,
Weithin das rege
Menschengeschlecht.

Heil dem Meere!
Heil seinen hochrollenden Wogen!
Heil dem gewaltigen
Länderumgürtenden,
Allumfassenden Ocean!

* Die ägyptischen Wirren haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf's Neue auf den Suezcanal gelenkt und die Frage: „Was wird das künftige Schicksal dieser hochwichtigen Wasserstraße sein?“ schwebt auf Aller Lippen (vergl. unsern Artikel in der vorigen Nummer, Seite 578). In einem solchen Momente dürfte das obige schwungvolle Gedicht Martin Greif's, das der Eröffnung des Canals (17. November 1869) seine Entstehung verdankt und das wir den kürzlich erschienenen „Gedichten“ (Stuttgart, Cotta) des hochbegabten Dichters entnehmen, unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Wir benutzen mit Vergnügen diese Gelegenheit, um auf Greif's „Gedichte“ aufmerksamend hinzuweisen und sie allen Freunden unseres Blattes bestens zu empfehlen. D. Red.

Die Herstellung des „Alden-Obstes“.

Eine wichtige Frage der deutschen Obstindustrie.

Die Obsternte steht nahe bevor. Vielleicht ist das ein richtiger Moment, um einmal einen Blick auf eine gewisse Seite der Obstcultur zu werfen, welche in Deutschland bisher viel zu wenig Beachtung gefunden hat — ich meine den Industriezweig des Obsttrocknens.

Es bedarf wohl kaum der Begründung, daß in einer gewissen Entfernung von großen Städten die Obstzucht nur dann lohnend sein kann, wenn man es ermöglicht, die Ernte getrocknet auf den Markt zu bringen. Abgesehen von der Gefahr des Verderbens und dem Zwange raschen Verkaufes, der eine Benutzung günstiger Conjuncturen ausschließt, ist wohl in's Auge zu fassen, daß für eine bestimmte Obstmenge in frischem Zustande eine zehnmal höhere Fracht und dreimal höhere Emballagelosten zu verausgaben sind, als für dasselbe Obst in getrocknetem Zustande. Selbstverständlich spreche ich hier nur von der Obstzucht, wie sie auf dem „platten Lande“ in großem Maßstabe betrieben wird oder richtiger: betrieben werden sollte, und nicht von der Cultur des hochfeinen Tafelobstes, für welches in den großen Städten faft immer ein sicherer und lohnender Absatz gefunden wird.

Leider steckt gerade der Industriezweig der Obstpräserven-Fabrikation in Deutschland noch in den Kinderschuhen, und dies ist der Hauptgrund, daß die deutsche Obstzucht nicht den rechten Aufschwung nehmen will, trotz aller Bemühung pomologischer Vereine; denn die sichere und leichte Verwerthung des Productes ist der mächtige Hebel für die Erzeugung jeder Art von Rohmaterial.

In eminentem Maße hat das Nordamerika erfahren, wer der Obstbau durch Einführung einer vortrefflichen Trocknungsmethode, die dem Californier Alden ihre Existenz verdankt, den erfreulichen Aufschwung genommen hat. Wesentlich diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß, während die deutsche Obstzucht noch nicht den Bedarf des eigenen Landes deckt und nur in den besseren Jahren in sehr wenig Obstarten einen unwesentlichen Ueberschuß für den Export liefert, in den Vereinigten Staaten jetzt alljährlich an getrockneten und eingekochten Obst nach China, Japan, Central- und Südamerika und Europa für acht bis zehn Millionen Mark exportirt wird, trotz enormen Consums im Inlande.

Das „Alden-Obst“ hat auf der letzten Pariser Weltausstellung allgemeine Bewunderung erregt. Selbst die Franzosen, die doch ihre Prünellen so vorzüglich zu präserviren verstehen, hielten mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Man glaubte die Vorzüglichkeit dieses Products in seiner ursprünglichen inneren Güte suchen zu müssen, und die Amerikaner thaten wohlweislich nichts, um diese irrige Annahme zu berichtigen. Im Gegentheil, sie werden nicht müde zu behaupten, daß nur auf ihrem Boden vorzügliches Obst producirt werden könne, und namentlich die Californier betrachten es als ein parriotisches Gebot, das Lob ihres Obstes bei jeder Gelegenheit laut zu verkünden. Nun ist es aber trotzdem eine unumstößliche Wahrheit, daß sich dasselbe in Bezug auf Colorit und Aroma — und Letzteres bedingt doch wesentlich den Wohlgeschmack — mit deutschem und französischem Obste durchaus nicht messen kann. Die Vorzüglichkeit

Digitized by Google

des Trocknungsverfahrens allein hätte man auf der Pariser Weltausstellung bewundern sollen; denn nur aus ihr resultirt die hervorragende Qualität der ausgestellten getrockneten Obstsorten.

Die Art, wie man in Deutschland das Trockenobst herzustellen pflegt, ist im Allgemeinen die denkbar primitivste; denn in den eigentlichen Obstgarten Deutschlands, in den Main- und Neckarthal, der Wetterau, an der Bergstraße ꝛc., wo sich vorzugsweise die kleinen Landbesitzer der Obstcultur widmen, findet man noch eine mittelalterliche Trocknungsmethode, durch welche das Obst mehr gedämpft als getrocknet wird. Dieses gedämpfte Obst unterscheidet sich vom Alben-Obst so gründlich, wie ein Pelzpaletot von einer Goldreisette.

Aber auch das Trocknen in eigens dazu hergerichteten Oefen, welches wohl größere Obstquäntler hier und da in Deutschland betreiben, ist eine sehr unvollkommene Methode, die sich leicht Jeder überzeugen kann, der diesen Vorgang aufmerksam verfolgt und beobachtet. Die Oberfläche des in ganz frischem Zustande in den übermäßig heißen Ofen eingeführten Obstes trocknet zuerst, und zwar sehr rasch, sie ist verhornt, oft, während das Innere noch feucht ist; denn die Poren sind geschlossen und verhindern das Verdampfen des Saftes. Selbstverständlich leidet darunter das Ansehen, der Wohlgeschmack und namentlich die Haltbarkeit des Productes. Die Franzosen, welche ihre berühmten Prünellen auch in Oefen trocknen, suchen dem bezeichneten Uebelstande dadurch zu begegnen, daß sie das frische Obst so lange, auf Hürden ausgebreitet, der Sonne aussetzen, bis die Haut einzuschrumpfen beginnt. Dann erst kommt es in den mäßig warmen Ofen, in dem es vierundzwanzig Stunden lang verbleibt, um alsdann herausgenommen und vollständig abgekühlt zu werden. Ist das Ziehere erreicht, dann werden die Hürden von einem Arbeitsmädchen in einem Zimmer des Ofen geschoben. Nach Verlauf dieser Zeit ist der Trocknungsproceß gewöhnlich vollendet, und nur in den seltenen Fällen, wo das Obst noch etwas feucht ist, wird es nach gehöriger Abkühlung abermals, aber nur für wenige Stunden, in den Ofen gethan.

Im Vergleich mit dem gewöhnlichen, in Deutschland üblichen Verfahren ist diese Methode gewiß als ein Fortschritt zu betrachten. Nichtsdestoweniger faßt sich der Alben-Proceß als eine weitere dankenswerthe Reform begeichnen. Alben betrat einen ganz neuen Weg. Er betrachtete es als eine der hauptsächlichsten Aufgaben, welche durch den Trocknungsproceß gelöst werden muß, den Stärkegehalt des Obstes durch rapides Trocknen, das aber nicht in Kochen übergehen darf, in Zucker umzuwandeln. Das Kochen alterirt den Geschmack des Obstes. Ebenso ein zu langsames Trocknen, da es dem Obste einen Geschmack giebt, als sei es im ersten Stadium der Fäulniß in den Ofen gebracht worden. Je rapider die wässerigen Theile entfernt werden, je besser wird der Geschmack sein, und je vollständiger des Obst während des Trocknungsprocesses mit der äußeren Luft abgeschlossen ist, je vollkommener wird es den Colorit erhalten. Die Rapidität des Processes erhöht den Zuckergehalt durch Umwandelung der Stärke um fünfundzwanzig Procent.

Aber es muß wohl gewerkt werden, daß das Obst nicht kocht, wie anderen Theils, daß die angewendete Temperatur nicht 104° Celsius überschreiten darf. Sie sollte stets zwischen 83°—93° Celsius gehalten werden. Ein andere Punkt ist gleich wichtig: die Oberfläche des zu trocknenden Obstes muß stets feucht und geschmeidig erhalten werden, damit die innere Feuchtigkeit von der harten Oberfläche leichter verdampfen, angesaugt aber das Obst hinwiederum mehr, rasch und leicht ersetzt werden kann. Man wird da einwerfen, daß Obst in heißer, mit Feuchtigkeit gesättigter Luft nicht trocknen könne, allein dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Luft setzt dem Gefriergrade bei hundertsechzigstem Theil ihres Gewichts in Form von Dampf, und ihre Fähigkeit, Feuchtigkeit zu absorbiren, verdoppelt sich mit je 15° Celsius über dem Gefrierpunkte, sodaß bei 15° Celsius die Luft den achtzigsten Theil ihres Gewichts, bei 30° Celsius den vierzigsten Theil, bei 45° Celsius den zwanzigsten Theil, bei 60° Celsius den zehnten Theil, bei 75° Celsius den fünften Theil, bei 90° Celsius den dritthalben Theil, bei 105° Celsius ihr eigenes Gewicht an Feuchtigkeit oder nahezu ein Pfund Wasser auf sechs Unzen Luft absorbirt. Nun ist allerdings klar, daß, wenn die mit einer solchen Quantität Feuchtigkeit gesättigte Luft ruhig über dem Obste lagerte, dasselbe niemals trocknen würde. Daher die Nothwendigkeit, die belabene Luft so rasch wie möglich zu entführen. Wind, also in Bewegung befindliche Luft, ist nothwendig, um einem Gegenstande die Feuchtigkeit zu entziehen, wie denn auch nach einem Regen der Wind weit mehr als die Sonne dazu beiträgt, die Erde zu trocknen. Auf einem ununterbrochenen Strome heißer Luft, der die freigewordene Feuchtigkeit rasch entführt, beruht der Erfolg eines guten Trocknungsprocesses. Das von Alben erfundene Verfahren sieht nun — in wenigen Worten zusammengedrängt — auf einer rapiden Circulation heißer Luft, auf gleichmäßig unterbalteter Hitze und auf einem immer vorhandenen beträchtlichen Feuchtigkeitsgehalte der Luft.

Diesen drei Cardinalbedingungen wird mit dem nach Alben benannten Apparate entsprochen. Derselbe besteht aus einem hohen Spind im Quadrat haltenden, fünfundzwanzig Fuß hohen hölzernen Schacht, in welchem eine endlose Kette mit Zapfen hängt. Unter diesem Schachte steht ein Apparat zur Erzeugung heißer Luft mit einer Klappe an dem Fuße, um frische Luft zum raschen Ausdrücken durch den Schacht einzuführen. Der Heizapparat ist ähnlich wie Heizungen, welche man benutzt, um Treibhäuse zu, mit erhitzter Luft zu erwärmen, und kann ich deshalb eine nähere Beschreibung desselben unterlassen. Wenn die Luft auf 76° bis 93° Celsius gebracht ist, wird eine mit Obst nach gefüllte Hürde in den Schacht gesetzt und zwar auf zwei Zapfen der endlosen Kette. Nach Verlauf von fünf bis zehn Minuten wird mit zwei Rädern, die sich an der Außenseite des Schachtes befinden, aber mit der endlosen Kette verbunden sind, die Hürde um über Zoll in die Höhe gehoben und eine neue Hürde eingeschoben. In der angegebenen Weise wird nun mit den Einsetzen neuer Hürden fortgefahren, und bei dem schneller als Steinobst trocknenden Kernobst ist der Schacht in fünf bis sechs Stunden gefüllt. Während unten immer neue Hürden eingeschoben werden, nimmt man die oberen mit dem inzwischen getrockneten Obste heraus. An der Mündung des Schachtes ist nämlich eine Plattform angebracht, auf der Leute stehen, um die Hürden abzunehmen und sie in die Obstkammer zu befördern.

Es ist noch zu bemerken, daß die Hürden so in den Schacht eingesetzt werden müssen, daß der Luftstrom von unten im Zickzack nach oben strömt. Wenn man seine Einrichtungen so treffen würde, daß der Feuchtigkeit frei, die mit dem Luftstrom nach oben über das schon trockene Obst gehührt wird, dessen Oberfläche dadurch feucht und geschmeidig bleibt. Man findet oft Schachte, in welche zu hoher Höhe ein Rohr aus einem hohen Blasinstrument eingefügt ist, durch welches Wasserdampf sich spiralig zuweilen, wenn die Wärter im Anfeuchtedrehen nachlässig sind, und das beeinträchtigt natürlich den Marktwerth des Products. Diese Gefahr sucht man auch durch Zuführung von Wasserdampf in halber Schachthöhe zu beseitigen.

Wenn nach einem Verweilen im Schachte von fünf bis acht, höchstens zehn Stunden das Obst in der erwähnten Packkammer abgeliefert wird, dann wird es erst einige Stunden unter Mosquitonetzen — um das Insectenpulver abzuhalten — an Luft ausgesetzt, damit die Feuchtigkeitsniederschläge eine vollständige wird, um alsdann finde die Verpackung in niedliche Kisten von fünfzig Pfund Inhalt statt. Wenn dieses Alben-Obst beim Kochen richtig behandelt wird, so verrirt es weniger und ebenbürtig die Stelle des frischen Obstes, in es wird von vielen Aerzten und Spartenkranken den noch vorgezogen.

Es muß in Erinnerung gebracht werden, daß das Obst achtzig Procent seines Gewichtes während des Trockuens verloren hat, und dieser Verlust, der in Wasser bestand, ist während des Kochens wieder zu ersetzen. Man muß daher das Alben-Obst erst in warmes Wasser legen, bis es vollständig weich geworden ist; dann kocht man es unter fortwährender Zugabe von Wasser, bis seine Aufsaugefähigkeit aufhört.

Wie hoch man in Nordamerika das Alben-Obst schätzt, geht schon daraus hervor, daß es nun zuweilen Procente theurer bezahlt wird, als das an der Sonne oder im Ofen getrocknete. Der einzige gegründete Vorwurf, welchen man den Alben-Apparaten macht, besteht in ihrer großen Verzinsung, sodaß sie sich nur für bedeutende Obstzüchter oder Genossenschaften eignen, aber man bemüht sich jetzt einen Apparat zu erfinden, deren sich auch der kleine Obstzüchter bedienen kann. Da erhebe ich nun zum Schlusse die Frage: Sollte es nicht für einen deutschen Erfinder eine würdige Aufgabe sein, über einen Apparat nachzudenken, der dem besseren Zwecke entspricht und auf den oben dargelegten Principien basirt? Man versuche doch einmal, ob nicht eine einfache Form zu finden ist. Man gebe dem Obstbandel eine bessere Organisation und schreite muthig vorwärts! Denn der Pessimismus ist nicht gerechtfertigt: die deutsche Erde ist auch im Obstbau dem Erreichen des Höchsten günstig. **Heinrich Semler.**

Blätter und Blüthen.

Allgemeine Musikgeschichte. Populär dargestellt von Dr. Ludwig Rohl. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) „Die Musik ist allgemach eine Macht des Lebens geworden, der sich kein tiefer empfindender Mensch mehr zu entziehen vermag und die in der Kirche wie im Concert, im Theater wie im Hause dem, der sich ihr ernst und innig hingiebt, auch wahre Lebensnahrung spendet." Trefflich dieser Ausspruch, mit welchem Ludwig Rohl sein oben näher bezeichnetes Werk eröffnet, das Richtige — und er irrt es ohne Frage — so muß die Geschichte der Musik ein Gebiet sein, das dem Laienvolke aller Nationen nahe liegt. Wie nahe es ihnen aber liegt, das lernen wir praktisch durch die Lectüre des Rohl'schen Buches. Unser altdeutscher Musikschriftsteller, den auch die Leser der „Gartenlaube" aus so manchem geist- und gemüthvollen Artikel sein Jahren kennen, hat es in der vorliegenden kurzgefaßten Musikgeschichte verstanden, die Entwickelung der Tonkunst sein vom ersten Anfängen bis auf unsere Tage in reizvoller und anmuthiger und doch lehrreicher und zum Nachdenken anfeuernder Weise zu schildern, ohne dabei einseitigen Parteistandpunkten zu verfallen. Er theilt sein Werk in die vier Hauptabschnitte: „Von den alten Völkern bis zu Sebastian Bach", „Geschichte der Oper", „Die Entstehung der Instrumentalmusik" und „Die moderne Musik" und schließt dasselbe mit einem Anhange „Die Zigeunermusik" ab. Ueberall in diesen vier Abschnitten begegnen wir einem gesunden und selbstständigen Urtheile über die Kunst des Tones und ihre ausserwählten Vertreter, überall einer klaren und durchsichtigen Darstellung und doch nicht genug anzuerkennenden Streben, einen an sich schwerstofflichen Gegenstand, wie es nun einmal alle Kunstgeschichte ist, populär und farbig zum Vortrag zu bringen und ihn so auch dem einfachsten Leser aus dem Volke zugänglich und verständlich zu machen. Neben den übrigen guten Eigenschaften dieser Rohl'schen „Musikgeschichte", zu denen wir in erster Linie die Gründlichkeit und Gediegenheit der ihm zu Grunde liegenden Studien rechnen, ist es namentlich dieses Streben nach gemeinverständlicher Darstellung, welches uns das auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattete Buch unseren Lesern auf's Beste empfehlen läßt. Goethe nennt einmal in seinen Briefen an Zelter die Musik „die schönste Offenbarung Gottes". Wie sollte eine Geschichte dieser „Offenbarung" nicht eine zugleich erbauliche und fesselnde Lectüre bilden?

Kleiner Briefkasten.

L. L. in Riga. Ob eine Erzählung von E. Werner in Aussicht steht? Allerdings! Ihr unserer großen Freude werden wir den nächsten Jahrgang voraussichtlich mit dem E. Werner'schen neuesten Roman „Gebannt und erlöst" eröffnen können.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Biede in Leipzig.

Google

No. 37. 1882.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Der Vertraute nahte dem Reigen der Frauen und that des Erzherzogs Willen kund.

Frau Rotmundin aber hob mahnend die Hand gegen ihre Gefährtinnen und sprach leise zu dem Botschafter:

„Der Erzherzog will den ‚Todten' vorstellen? Es ist eine zu große Plag', im Sturz sich zum Kusse niederzubeugen; zweimal bringt man's halt an einem Abend nit fertig. Wenn wir aber dieser scheinäligen Kopfputze entledigt sind, wollen wir mit Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit einen Todtentanz tanzen, wie er in Nürnberg nimmer gesehen ward."

Der Bischof schante der Sprecherin in die funkelnden Augen, und da Priester und Frauen sich immer leicht verstanden haben, so begriff auch seine Andachtigkeit, neigte sich lächelnd und überbrachte dem Erzherzog die Nachricht. Ein Augenblitz des Fürsten zuckte hinüber zur Frau Rotmundin; er bengte das Haupt und legte betheuernd die Hand auf's Herz. Dann befahl er, den Rehrab aufzublasen.

Trompeten und Kesselpauken hoben an, und nun flog Alles dahin wie eine Windsbraut, an der Spitze beflügelten Schrittes Seine fürstliche Durchläuchtigkeit, die zierlich wie ein Bachstelzchen trippelnde Frau Rotmundin fest an der kleinen Hand haltend; in der Mitte die arme Elsbeth mit dem Kriegsschreiber, der lustig seine Schnabelschuhe schwenkte. Der Wilhalm langte gar nicht, und der Letzte im Reigen war Herr Rotmund. Denn da er sehen wollte, was seine Frau trieb, war er aus der Reihe gerathen und von den lachenden Tänzern nicht wieder eingelassen worden.

Da ging er mit einigen husarischen Freunden an den Schänktisch und nahm sich vor, den großen Humpen auszutrinken, um seine Frau auch zu ärgern. Sie aber ließ sich unbesorgt von Hinz und Kunz nach Hause leuchten.

Und von der Zeit an ging in Nürnberg die Rede, auch Herr Rotmund sei einmal in dem Rollwäglein nach Hause gefahren worden, das bestellt war, in der Nacht die Betrunkenen anzulesen und heim zu schaffen. — — —

Als an diesem Tage nach dem Fest der Rath mit noch verschlafnen Augen zusammentrat, erhob sich plötzlich ein lautes Pferdegetrappel vor dem Rathhause. Gleich darauf ließ sich Seine fürstliche Durchläuchtigkeit melden, und durch die Spitzbogenpforte der Rathsstube schritt er, geleitet von dem ganzen Gefolge von Fürsten, Prälaten und Herren — nur der Narr fehlte.

„Wir nahen als Bittender," sprach der Erzherzog.

Der Schultheiß neigte sich und fragte ehrerbietigst:

„Eure fürstliche Durchläuchtigkeit wünschen Gnade zu üben, Verurtheilte loszusprechen, wie es Brauch bei fürstlichem Besuch."

„Nein, wir wollen der Themis nicht in den Arm fallen," erwiderte der Erzherzog, „und doch wünschen wir, arme Gefangene zu lösen. Wir sind gekommen, für Eure holdseligen Frauen zu bitten, daß Ihr sie der Stürze entledigen. Wir versehen uns von Euch keiner Weigerung."

Der Stadtschultheiß stand wie vom Donner gerührt; die Rathsherren schwiegen. Nur der Rotmund ermannte sich und sprach mit einer Stimme, in der ein heimlicher Groll durchklang:

„Durchläuchtigster Fürst und Herr! Unsre willig unterthänigen Dienste sind Euch mit Fleiß voran bereit. Aber — "

Der Erzherzog sah über den Mann der Rotmundin mit hochmüthigem Blicke hinweg. Der Pfalzgraf Ottheinz aber unterbrach ihn:

„Ihr seid wahrlich dahinten geblieben. Hättet Ihr doch die Prinzessin Maria gesehen, die erhabne Schwester Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit! Die hat ein Spiel mit ihren Damen aufgeführt, wo Alle Göttinnen waren und Röcklein nicht viel bis über die Kniee trugen. Man nennt die neue Kleidung à la Nymphale."

„Ihr seid auch unbillig," fuhr der junge Pfalzgraf stürmisch heraus, mit dem die Schultheißin geschäkert hatte, „und verdient nicht, so holde Frauen in die Arme schließen zu dürfen.

Er stieß einen so tiefen Seufzer aus, daß die andern Herren vom Gefolge lächelten.

„Schweigt!" rief der Stadtschultheiß zornig; „Ihr seid schon mehrmals wegen Hoffart und weiten Aermeln von Eurem Capitel bestraft worden, des Brettspiels und andrer Ueppigkeiten, so Ihr getrieben, gar nicht zu gedenken. Ihr habt nicht mitzureden."

„Wo es gilt, für unterdrückte Frauen ein Wort einzulegen, hat jeder Mann Recht und Pflicht mitzureden," sagte der welsche Bischof. „Hütet Euch, daß Ihr den Bogen nicht zu straff spannt! Eurem Frauen möchte der Geduldsfaden reißen."

Der Holzschuher sah ihn ergrimmt an.

„Sie werden ihn schon wieder anknüpfen, wenn wir die unnützen Hände klopfen, die ihnen beim Zerreißen aller Bande behülflich sind."

„Aber die häßliche Verluppung ist ein Flecken in unserm Jahrhundert, in welchem die Göttin der Schönheit eine Wiedergeburt feiert," sprach der Beichtvater aus Rom.

Digitized by Google

„Nach einer heidnischen Abgöttin braucht eine Geschlechterin sich nimmer zu richten," erwiderte Herr Behaim erbost.

„Was welsche Klüglinge für Recht erachten, kümmert uns nicht," setzte Herr Imhof hinzu.

„Aber es sollte Euch kümmern," antwortete der Domprobst von Würzburg mit Anerkennung, „was Euer Ehegemahl dazu meint, die doch ein ehrbar Weib ist; sie ist der neuen Haube nicht abgeneigt."

„Ihre Ehr' ist meine Sach', nit die Eure," fuhr der Imhof heraus, den sein treues Weib schon von der Morgensuppe an mit dem gutwilligen Domprobst geplagt hatte.

Der Herzog Wilhelm von Bayern lachte:

„Haben Eure Frauen so garstige Gesichtlein, daß Ihr Euch schämt, sie uns zu zeigen?"

„Nein," schrieen die Rathsherren, blutroth vor Zorn. „Aber die Gesichter sind für uns da — nit für Euch!"

„Plumpe Neidhexte seid Ihr," eiferten die Gäste.

„Frauennknechte Ihr!" tönte es von der Rathsherrenlatzel verächtlich zurück.

Die Herren standen einander gegenüber, Zornesadern auf der Stirn, und heimlich ballte sich hier und da eine Faust.

Da hob der Erzherzog das dunkle Haupt und winkte:

„Disputiret und streitet nicht, Ihr Herren!" rief er. „Wir kamen in diese Stadt nicht zur Fehde, sondern ihr Favor und Gnade zu erweisen. Und wir gedenken den Frieden nicht zu brechen. Aber scheiden wollen wir noch zur Stunde aus diesen Mauern; denn wir mögen denen, die uns vertrauend anblickten, nicht wieder unter die Augen treten, ohne eine kleine Gegengabe für so viel Holdseligkeit."

Da knickte ein ehrbarer Rath zusammen. Was würden alle die Feinde der Stadt sagen, wenn die fürstliche Durchläuchtigkeit Hals über Kopf davon ritte?

Zu kurzer Berathung zogen die Herren sich zurück.

Dann trat der Schultheiß an die Tafel und sprach:

„Kund und zu wissen sei Jedermänniglich, daß vom heutigen Tage ab ein ehrbarer Rath der freien Reichsstadt beschlossen hat, die Stürze sollen abgeschafft sein für jetzt und ewige Zeiten Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit zu Ehren."

Die Augen des Erzherzogs leuchteten auf. Er dankte und lud sich selbst für morgen Abend zu einem Tanze bei den Geschlechtern ein. Dann zogen die Gäste vergnügt ab und auch die Rathsherren athmeten erleichtert auf.

Nur der Wilhalm sprach mit lauter Stimme, daß es der Imhof hören mußte:

„Meinethalb mögen sie aufsteen, was sie wollen, die Augsburger Haube oder die Augsburger Gogelhopfform. Ich werd' es nimmer erschauen. Ich geh' wieder auf Reisen, wahrscheinlich in das Land Aethiopia, wo die großen Löwen hausen."

Er sah mit Befriedigung Herrn Imhof's verblüfftes Gesicht und stapfte trotzig davon, die Hand auf den Degengriff gestützt, daß die Spitze hinter ihm drohend empor ragte.

Und es ereignete sich, daß plötzlich auch alle andern Rathsherren verschwunden waren; denn jeglicher wollte der Erste sein, der seinem Weibe die frohe Mär verkündete. — — —

Die Frau Rotmundin lachte:

„Was hat Euch nun alle Eure Gelahrtheit und Euer altes Recht geholfen? Ihr müßt Euch doch unter unsre Füßle beugen. Dankt allen Heiligen dafür, daß Ihr wieder Frieden habt!"

Der Rotmund lachte auch und wollte den Arm um sie legen. Aber sie wehrte ihm und sprach:

„Nein, Frangsel, den ersten Kuß nach dem wüsten Frauenkrieg geb' ich der fürstlichen Durchläuchtigkeit, die mir das Scheusal vom Hals geschafft hat. Ja, funkere nur mit den Augen! Du hättest es auch so gut haben können. Warum ist der Herr Rotmund ein Dümmerle gewesen?"

Herr Rotmund schüttelte beide Fäuste.

„Der Gänswürger, der —"

„Ja, er ist ein grausi diuble gegen das Frauenvolk," unterbrach sie ihn, vergnügt über das neue Wort, das sie gelernt hatte. Dann langte sie ihr Hackbrett aus dem Winkel und begann mit den gebogenen Metallstäben ein Stücklein zu hämmern.

Herrn Rotmund blieb nichts andres übrig als zu gehen.

Aber es ist auf dieser unvollkommenen Erde gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. An jede Freude hängt das Schicksal, gleich einem Stein, ein Mißgeschick. Gerade da die Rotmundin die nun erlaubte Haube aus ihrem Versteck nahm, stürzte Kathrin in die Stube, schloß die Thür, schaute mit verstörten Augen um sich und rief:

„Das Unglück! Der Polack, der Veit Stoß, hat der Frau ihr Gesichtel gestohlen."

„Was schnakt der Grasaff?" rief Frau Rotmundin und gab ihr eine Kopfnuß.

„Der Pfragner, der neben ihm wohnt, hat's mir gesagt," meinte das Mädchen. „Die Frau steht als Holzbild halt da — ich kann's gar nit sagen, wie!" Sie wandte verschämt das Gesicht ab.

Die Rotmundin starrte sie mit weit geöffneten Augen an.

„Das könnte an sein Leben gehen," flüsterte sie und sank auf einen Schemel. „Ist das Holzbild nit rechtschaffen getheidet?"

„Na," sagte die Magd, „bei Leibe nit! Der Engel hat einen langen Rock an von der Kehle bis zur Füßjen, aber auf dem Kopfe keine Haube, kein Tüchel, und Ihr meintet doch selbst: die Haube ist die Hauptsach. Was soll der Herr sagen, daß die Frau in des Bildschnitzers Haus steht und hat nichts aufgesetzt?"

Der Rotmundin wurde es schwül.

„Kann ich nicht den Herrn Wilhalm Haller sprechen? Lauf und rufe ihn, ohne daß Herr Rotmund es merkt!"

„Dorl kommt er eben nach Haus," berichtete die Gürtelmagd, die auf die Straße lugte.

„So gieb mir den dunklen Mantel und noch einmal den Sturz! Ich merke schon, das Augethüm ist doch zu Mancherlei gut, und ich werde es nimmer ganz von mir thun."

Sie hüllte sich ein, schlüpfte forl und ereilte den Haller noch an seiner Pforte. Er wandte sich um, da er laut hinter sich schluchzen hörte. Und die Rotmundin rief:

„Habt Ihr schon mein Unglück gehört? Wißt Ihr, daß der Rotmund die Elsbeth Imhofin zur Ehe nehmen wirb?"

Wilhalm fuhr zusammen.

„Was redet Ihr für unsinniges Zeug, Frau Rotmundin?" fragte er athemlos.

„Ach, ich seh, Ihr wißt noch nichts," klagte sie zerschmettert. Ja, mit mir ist's aus. Ich steh beim Stoß; der hat einen Engel aus mir gemacht, und der geneine Hansen ist nun mich herum und darf mich anfassen. Wenn das der Herr Rotmund erfährt — das vergiebt er mir nimmer. Dann steckt er mich in ein Kloster, und unser heiliger Vater in Rom giebt ihm Dispens, und dann nimmt er die Elsbeth zum Weibe: denn sie ist jetzt fast schön. Vielleicht hat sie auch schon eine gärtliche Leidenschaft für ihn, und das hat ihr so gut gethan; schaut sie doch aus wie eine Rose, die ihr Bälgelein geipreugt hat."

Sie ward durch die vorgehaltnen Hände einen lauernden Blick auf den Freund, und sie sah, daß der Haller auf ihre Rede aubiß, wie ein Rothfisch aus der Pegnitz auf den Angelhaken.

Er ballte die Faust.

„Ihr wollt eine gärtliche Leidenschaft in ihren Augen gelesen haben und für Euren Eheherrn?"

Sie nickte.

„Das Stückelin wollen wir ihnen vergällen," knirschte er und eilte davon.

Die Rotmundin sah ihm den Weg zum Veit Stoß einschlagen und lachte, indem sie flüsterte:

„Er ist eifersüchtig wie ein Pfau, der seinen eignen Schatten neben seiner Henne im Bach erblickt und darob vor Wuth sich erstauft."

Dann schlüpfte sie getröstet nach Haus. Sie war überzeugt, der Haller kam ihr zu Hülfe.

Zu Veit's Werkstatt drängte sich das Volk.

„Wie sie leibl und lebt!"

„Und nicht das kleinste Läppchen auf dem Haupt!"

„Der muß die eiserne Jungfrau umarmen."

„Schiebt Euren Schnitzer in den Ofen, daß er zu Asche verbrennt! Das tilgt vielleicht den Zorn der Hochmögenden," so rief es durch einander.

„Ich soll mein eignes Kind verbrennen?" fuhr Meister Veit auf und stellte sich schützend vor den Engel.

Da schritt Wilhalm durch die Thür. Die Menschenmenge theilte sich ehrfurchtsvoll vor ihm und ließ den Weg zum angefochtnen Engel frei. Sie sahen, daß er ein zorniges Antlitz hatte, und meinten, nun müsse das Unheil losbrechen.

Digitized by Google

Aber zum allgemeinen Erstaunen sprach Wilhalm, als er das Kunstgebilde betrachtet hatte, bewundernd:

„Welch herrliches Gelock! Wie ausdrucksvoll ist die beschwichtigende Haltung der Hände! Und richtig, Eure Eigenart zeigt sich auch allhier: der Engel hat sein Gewand ein bisle gerknittert. Ihr habt ein Prachtstück geschnitzt, Meister Stoß."

Die guten Fremde und getreuen Nachbarn umringten ihn. „Und findet Ihr keine Aehnlichkeit?"

„Ach Gott, wenn nur das nit wär!"

„Dafür wird er strenge Pön erleiden müssen, meint Ihr nit auch, Herr Haller?" so fragten die Leute um ihn herum und sahen ihn mit hoffnungsvoller Angst an.

„Ich habe unter den Engeln — den Heiligen sei es geklagt — keine Bekanntschaft und finde deshalb auch keine Aehnlichkeit," entgegnete Wilhalm mit kühler Vornehmheit. „Doch laßt mich jetzt mit dem Meister allein, gute Leute! Ich habe einen eiligen Auftrag für ihn."

Enttäuscht zog sich das Volk zurück.

Jetzt hielt sich Veit Stoß nicht länger.

„Ihr meint keine Aehnlichkeit zu finden?" rief er mit blitzenden Augen. „Das läßt sich ein so künstlicher Meister, wie ich bin, nimmer bieten."

Wilhalm legte beruhigend die mit goldgestickten Handschuh bekleidete Hand auf die Schulter des erregten Künstlers.

„Ich meine, daß schon um kleinerer Freiheit willen Nürnberger mit ihrem Leib aus der Stadt fahren mußten."

„Ich sollte aus der Stadt verwiesen werden und habe doch nichts gewollt, als den Frauen zeigen, was wahrhaft schön ist?" rief Veit Stoß niedergeschmettert.

„Und Ihr steht vor der Verweisung. Euer Engel wird verkehret, und morgen Abend tragen alle Frauen die Augsburger Haube. Gar Manches," fuhr er seufzend fort, „der Neues und Bessres einführen wollte, mußte es mit seinem Glück bezahlen, und Andre haben den Genuß davon. Das ist so Lauf der Welt. Aber ich meine, daß es unersetzlicher Verlust wäre, wenn der Veit Stoß Nürnberg meiden müßte. Ich biete Euch an, daß Ihr mir den Engel verkauft. Ich habe oft Geschenke nach fremden Städten zu machen, und so geht Euch der wohlverdiente Lohn und Ruhm nicht verloren sonder Gefahr für Eure Sicherheit. Meine Leute harren draußen mit einer Truhe, darin das Bild verpackt werden soll. Bewahrt es gut, und die Summe, die Ihr daran verdient habt, laßt Euch bei meinem alten Cassenführer anszahlen! — Dem Engel für unsre Kirche macht nicht so tiefe Schelmengrübchen!" schloß er lächelnd; er drückte dem Künstler die Hand und ging.

Der neugierige Haufen sah darauf die Leute Haller's mit einer großen Kiste in die Werkstatt ziehen, und während sie draußen auf die Stadtrechte hofften, verschwand das Schelmengesicht unter Heu und Stroh, — — —

An demselben Abende schritt Elsbeth durch die dämmernden Straßen. Sie kam aus dem Clarenkloster, wo sie den Nachmittag in stillem Gebet, in ernster Zwiesprache und Berathung mit der gelahrten Aebtissin Charitas Pirkheimer verbracht hatte. Voll Sehnsucht nach Festigung ihres Entschlusses, eine Klosterfrau zu werden, war sie hingegangen; sie hatte die Ueberzeugung gehegt, die höchste Billigung bei der hochwürdigen Frau zu finden, und die Hoffnung, daß alle Unrast dort zur Ruhe gehen und sie, von himmlischem Frieden erfüllt, die heilige Stätte verlassen werde, um dann sonder Anfechtung des Tages zu harren, der sie für immer in die heiligen Mauern führen sollte. Aber wie anders war nun, da sie heimging, ihr Gemüth gestimmt! Was hatte sie im Kloster alles schauen, was gar aus dem Munde der Aebtissin hören müssen! All das ging ihr nun auf dem Heimwege, eines nach dem Andern, durch den Sinn; sie lebte es mit Schrecken noch einmal durch: gleich beim Eintritt in das düstre Gebäude war ihr getroster Muth darnieder gesunken. Ein Eiseshauch war ihr entgegen geweht, es hatte geschienen, als wende die Sonne ihr Antlitz ab; ein so dämmriges Zwielicht hatte in den Gängen geherrscht, nur hier und da bleich ein Marterbild aus tiefer Nische geschimmert. Der Frühlingswind, der sie draußen frei umspielt — hier hatte er wie ein Gefangener um die Ecken gewimmert und eine trübselige Zwiesprache mit dem Holzwurm gehalten, der in dem alten Gebälk so unheimlich tickte.

Sie war zuerst in das kleine dumpfe Vorzeichen zur Capelle geschritten und hatte sich dort vor dem gegeißelten Christus niedergeworfen, an dessen armem Leibe das Blut in Strömen herabrinnt. Sie war auf einem Grabstein niedergekniet. Weihrauchwolken waren zur Thür hereingeströmt und hatten sich mit dumpfem Modergeruch gemischt. Es hatte sie durchschauert, und nachdem sie in den Opferstock eine Gabe geworfen, war sie nach der Zelle der Aebtissin gegangen.

Der klagende Gesang der Nonnen war aus der Capelle ihr nachgetönt.

Die Aebtissin hatte sie ruhig angehört und dann mit ihrer ernsten Stimme gefragt:

„Und lässest Du nichts zurück, wonach Dein Herz sich sehnen kann, wenn Du bei uns eintrittst?"

Elsbeth hatte die Augen niedergeschlagen; die Thränen waren darin emporgestiegen.

Da hatte Charitas Pirkheimer sanft mit einem Seufzer, der weither zu kommen schien, wie aus einer frühren Zeit, gesprochen:

„Junge Leute sieht die Liebe an, Muthwillen und weltliche Begier. Das muß erst von Dir abgekalen sein, ehe Du eine Braut Christi werden kannst; denn der unruhigen Seelen sind viele jetzt in den Klöstern. Die Nonnen müssen mit starker Hand niedergehalten werden. Sie murren thörichter Weise von einem neuen Recht, sagen, das kaiserliche alte, das verkündet: ‚Wer eine Nonne zum Weibe nimmt, hat das Leben verwirkt und das Schwert verdient,' müsse abgeschafft werden. Und die Ehe sei nicht ein Gräuel — wie sie es doch wirklich ist — sondern eine Einsetzung Gottes, der ein Mönnlein und Fräulein zusammengefügt habe; Christus habe das bestätigt durch seine hohe Gegenwärtigkeit bei einer Hochzeit. Ja, so sprechen die irregeführten Bräute des Herrn. Manches Eisengitter am Fenster ist schon durchfeilt gefunden worden, und die Bußzellen werden nimmer leer. Bedenke, daß die Klosterstrau, wie es recht und billig ist, für das Gedenken an einen Mann den Gißestrick kosten muß!"

Das hatte Elsbeth im Kloster erlebt, und so hatte die Aebtissin zu ihr gesprochen. Noch klangen die Worte der gestrengen Frau Elsbeth in den Ohren.

Die Sonne neigte sich über all ihren traurigen Betrachtungen; es war ein gedankenvoller Heimweg.

Ein rosiges Licht strahlte noch von Westen her, und die warme Luft umfing sie wie mit weichen Armen; durch die Straßen zog das Volk oder saß unter den Laubengängen lachend und plaudernd. Elsbeth litt große Pein. Die Welt war so schön. Warum mußte es ungetreue, wandelbare Mannsbilder darin geben?

Lärm und wüstes Geschrei unterbrach ihre heimliche Klage. Es drang aus einem Haus, dessen Fenster und Pforte hell erleuchtet waren, und dessen Schild mit der Traube die Zechstube anzeigte. Sie wollte rasch vorüber eilen, aber lallende Stimmen riefen sie von Fenster an, und in der nächsten Minute schon ward sie von einem Schwarm herausströmender fürnehmer Herren umringt.

„Hoh Marter!" rief der Eine mit weinheiserer Stimme und rothem Gesicht. „Trägt sie nicht einen Sturz? Weißt Ihr denn nicht, schönste Maid, daß Seine Durchlänchtigkeit die Scheusale abgeschafft hat? Wir wollen Euch allsogleich davon befreien."

Und er faßte nach ihrem Gebände.

„Ja, stürzt den Sturz!" riefen die Andern.

Der Kreis schloß sich eng um sie. Sie sah lauter verwegue Gestalten um sich, Männer mit ausgerissnen Wämsern, die Federn an den Hüten zerdrückt, Becher, Würfel, Gold in den Händen.

Die Angst schnürte ihr schier das Herz zu, und nur den einen Seufzer stieß sie aus:

„O Wilhalm, wärt Ihr jetzt zur Stelle!"

Da stand er neben ihr, als habe ein Engel Gottes ihn hergeführt.

„Halt an!" rief seine frische zornige Stimme. „Ich will Euch lehren, wie man einer Geschlechterin begegnet, Ihr Schubiake!" Und vor Elsbeth springend, riß er seine spanische Klinge aus der Scheide. Im Nu hatten auch die Gegner ihre Waffen gezogen.

„Daß Dich Gottes Element schände, altfränkischer Krämer!" rief der Eine.

„Wir wollen Dich mitten durchhauen wie eine Rübe!" schrie ein Andrer.

Elsbeth sah, daß Viele gegen den Einen waren, und während sie angstvoll zu ihm aufschaute, der ruhig dastand, faltete sie die

Digitized by Google

Hände und that ein heimliches Gelübde, so die heilige Jungfrau ihr beistünde.

Und die Hohe sah gnädig auf ihre Noth herab.

Noch ehe ein Stoß geführt ward, nahten die Scharwächter, die ihren abendlichen Umzug durch die Straßen hielten. Sie umringten die Streitenden, und ihr Führer heischte mit barscher Stimme Auskunft, warum die Klingen gezogen seien, worauf schwere Pön stehe.

„Ich schütze mit meinem Degen eine ehrsame Jungfrau, so nicht mehr in unserer Stadt ihrer Ehre sicher zu sein scheint, und ich bin der Wilhalm Haller," sprach trutzig der junge Patricier.

„Ihr sollt ungehudelt bleiben, Herr Haller," antwortete der Scharwächter; „geht Eures Weges!"

Aber dieser gehorsamte nicht. Er stellte die Degenspitze auf die Erde und reckte seine schöne gerade Nase in die Luft:

„Wenn ich auch mit Euch fertig bin, mit diesen Herren hab' ich noch ein Wörtle zu reden," sagte er und deutete auf seine Widersacher.

Aber der Herzog von Baiern nahte begütigend.

„Seid mit so wild! Euch und Eure tugendsame Jungfrau hat Niemand kränken wollen. Die Herren kannten Euch nicht."

„Sie sahen doch den Sturz!" dräute Wilhalm.

Der Herzog schüttelte lachend den Kopf.

„Leute, die so angehumpt sind, fürchten sich selbst vor dem Teufel nicht, geschweige vor einem Sturz. Sie können halt nit viel vertragen; denn sie zechen erst seit acht Stündlein. Laßt den kleinen Handel geschlichtet sein, auf daß dem Erzherzog nichts davon zu Ohren kommt!"

Wilhalm sah finster drein. Aber Elsbeth hob flehend die Hände gegen ihn auf; da ließ er sich erweichen und zog mit ihr von dannen.

Die Scharwächter aber verfuhren nach dem alten Wort, welches das Recht ein Netz nennt, darin die kleinen Fliegen hängen bleiben, während die großen Hummeln durchwischen. Den geckenhaften Domherrn ließen sie laufen; vor dem Herzog von Baiern, der überlaut gelacht hatte, pfiffen sie den Spieß auf, aber einen Ritter von einem benachbarten armseligen Burgstall, der im Spiel unnatürliches Glück gehabt hatte, belegten sie mit dem Ehrentitel eines Landstörzers und setzten ihn in den Fröschthurm.

Elsbeth schritt stumm neben dem Haller her, bis sie an das Imhofische Haus kamen. Da blieb sie stehen.

„Nehmt meinen Dank, edler Junker," sagte sie mit zitternder Stimme, „daß Ihr mir so tapfer beigestanden habt!"

Und sie bot ihm schüchtern die Hand.

Er aber sagte gereizt:

„Ein Andrer würde Euch als Schützer lieber gewesen sein — gelt? Ihr wußtet schon fürlieb nehmen."

Elsbeth schrak zusammen. Wußte der Haller schon von dem Heirathsplan mit dem Kriegsschreiber? Dann sprach sie in schmerzlichem Tone:

„Bald werde ich nur noch auf den Einen meine Hoffnung setzen, der uns in Ewigkeit treu bleibt."

Wilhalm horchte auf. Damit konnte sie den Rotmund nicht meinen. Er schaute in ihre Augen; die sahen so weh und so wahrhaftig zu ihm auf, daß ihm eine Ahnung kam, wie er nach der Pfeife der Frau Rotmundin getanzt hatte, ohne es zu wissen. Aber so sehr ihn auch die Entdeckung freute, er nahm sich doch zusammen, daß er dem blonden Trotzkopf gegenüber Recht behalte.

„Es ist mir lieb," sagte er, „daß, ehe Ihr Euch dem himmlischen Bräutigam vermählt, ich Euch zeigen konnte, wie ich Eure Ehre wohl zu schützen vermöge."

Sie schlug die Augen nieder.

„Ihr fahrt hart gegen mich einher! Aber wenn Ihr meine bösen Worte nicht vergessen habt, dann gedenkt auch, daß Ihr Ursache dazu gabt. Triebt Ihr nicht kurzweil mit einer Ehefrau, zogt an einem Seil mit ihr, man weiß nicht was, und machtet eine spanische Reverenz ohne alle Ursach?"

Sie hatte sich in Eifer geredet und war dabei tief erröthet.

Wilhalm richtete sich seliglich auf.

„An der Schnur hängt doch der kaiserliche Adler, und den Festen habe ich mit der Frau Rotmundin verabredet, die eine so ehrbare Frau ist wie ich ein rechtschaffner Junggesell. Eine spanische Reverenz aber," fuhr er mit Nachdruck fort, „kann ebenso gut manchmal eine Strafe sein für eine Jungfrau, die zuschaut, wie eine Huldigung für die Frau, welcher sie dargebracht wird."

Elsbeth blickte tief beschämt nach dem Adler hin, der am Ende der dämmrigen Straße in der Abendluft sich schaukelte, und doch war ihr dabei, als stehe ihr ein Stein vom Herzen. Schüchtern lugte sie den Wilhalm an.

„Müßtet Ihr denn auch noch strafen? Habt Ihr mich nicht schon hart genug gescholten damals, an jenem Tage" — die Stimme schwand ihr.

„Es ist das Recht des Mannes," antwortete Wilhalm fest, „seinen Willen kund zu thun und die Frau zu erziehen; das Weib aber hat sich zu fügen. So hat es Gott selbst gewollt, da er sprach: Er soll Dein Herr sein. Wenn die Frau sich auch hoffärtig erhebt, es wird immer der Augenblick kommen, wo sie des starken Mannes als Schutz und Schirm bedürftig ist. Wohl ihr, wenn sie dessen inne wird, bevor es zu spät ist!"

Sie senkte demüthig das Haupt, und er schaute mit Wohlgefühl auf sie herab. An den Rotmund — das sagte er sich mit Frohlocken — dachte die Elsbeth nicht, und er hüntete sich seinen Verdacht einzugestehen; denn es behagte ihm sehr, den großen Mann zu spielen, der essi gürnte und schalt und dann mit nachsichtiger Güte das schwache Weib begnädete, das der zärtlichen Leidenschaft für ihn trotz alles Sträubens verfallen war bis zur Eifersucht wegen einer spanischen Reverenz.

„Und nun gehabt Euch wohl," sprach er in gütevollem Tone. „Beherzigt meine Worte, und möge der gehabte Schrecken nicht als Alb in der Nacht sich Euch aufdrücken, sondern ein liebliches Traumbild zu Euch niederschweben!"

„Geruhsame Nacht!" sprach auch sie.

Er verneigte sich auf Augsburgische Manier demüthig hoffärtig. Dann wartete er noch, bis auf ihr Klopfen aufgethan wurde; darauf schritt er gehobenen Hauptes davon.

Aus Elsbeth's Seele aber war die Erinnerung an das Kloster gänzlich entschwunden — andere Dinge erfüllten ihren Sinn.

Als sie in's Haus trat, löste sie den Sturz und rief die Magd:

„Schaffe ihn mir aus den Augen, auf den Kehrichthaufen oder in den Lumpensack! Ich habe ihn in einem Gelübde beschworen. Er hat mich mit gleichgültig, mit meinem brausten Freund entzweit und ist mir allweg ganz zuwider."

(Fortsetzung folgt.)

Clara Schumann.*

Von La Mara.

Wir sind im Gewandhaussaal zu Leipzig. Die berühmten classischen Musikräume prangen heute — wir schreiben den 24. October 1878 — in heiterem Festglanz. Grün- und Blumengewinde hangen hernieder; umkränzt stehen Clavierstessel und Flügel, und die alte Inschrift zu Häupten des Orchesters, das „Res severa est verum gaudium", (Eine ernste Sache ist eine wahre Freude) sieht einem festlich erregten Publicum in's Angesicht. Wem wohl die seltene Feier gilt? Der Concertzettel, der heute auch ein Festgewand angelegt und neben dem lorbeergeschmückten Doppelmedaillon Robert und Clara Schumann's die Jahreszahlen 1828 und 1878 nennt, giebt darauf Antwort: Clara Schumann's goldenes Künstlerjubiläum begehen wir.

Da ist sie selber, die Gefeierte. Das Haupt mit dem milden, sinnenden Ausdruck ein wenig geneigt, das Haar vom ersten Reif des Lebenswinters schon gestreift, so grüßt sie ein tausendstimmiger Jubelruf, ein Blumenregen ohne Ende. In dieser Blumenspende,

* Aus dem gegenwärtig unter der Presse befindlichen fünften Bande von La Mara's Werke „Musikalische Studien- und Charakterköpfe": „Die Frauen im Tonleben der Gegenwart" (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Wir empfehlen diesen neuesten Band des vortrefflichen Werkes der allgemeinsten Beachtung unserer Leser. D. Red.

Digitized by Google

Clara Schumann.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

diesem Jubelruf faßt das musikalische Leipzig seinen Dank für die Gaben eines halben Jahrhunderts zusammen. Nimmt es uns Wunder, wenn die Begeisterung jetzt zur hellen Flamme auflodert? Zählt die noch immer als Erste ihres Gleichen verehrte Künstlerin, von dem Doppelnimbus der hinterlassenen Gattin und Kunstgebärtin eines unserer geliebtesten Tondichter umflossen, nicht von je zu den bevorzugtesten Gästen im Gewandhaus? Und ist sie nicht obendrein nach Geburt und Erziehung ein Leipziger Kind? Hat die alte Musikstadt nicht ihre Kindheit und Jugend, ihr erstes Liebes- und Eheglück, wie die Entwickelung ihrer Künstlerschaft mit angesehen und erscheint dieselbe somit nicht als berufenste Zeugin ihrer künstlerischen Wesenheit und ihrer Triumphe?

Noch jenseits der musikalischen Glanzperiode Leipzigs, die sie herankommen sehen, mit durchleben und schmücken helfen sollte, fiel allerdings Clara's Geburt. Bescheidene Blüthen nur trieb das Musikleben daselbst, als sie am 13. September 1819 dem bekannten Clavierpädagogen Friedrich Wieck als erstes Kind in die Wiege gelegt ward. Der Vater selbst, der, seine Carrière als Hauslehrer beginnend, eine musikalische Instrumentenhandlung und Leihanstalt am Orte begründet hatte und überdem als Clavierlehrer thätig war, half an seinem Theile die musikalische Bildung in Leipzig fördern. Von ihm und seiner ersten Gattin, Marianne geborene Tromlitz, die als Clavierspielerin und Sängerin in den Gewandhausconcerten wiederholt und erfolgreich ihr Licht leuchten ließ — sie vermählte sich später, nach erfolgter Trennung vom ihm, mit dem Musiklehrer Bargiel in Berlin, dem Vater des

Digitized by Google

Componisten Woldemar Bargiel, während Wieck mit Clementine Fechner in Leipzig einen zweiten Ehebund schloß, dem die Pianistin Marie Wieck entstammt — erbte Clara auch die tonkünstlerische Begabung. Während ihrer allerersten Lebensjahre zeigte sie freilich keine sonderlichen Anlagen. Kaum aber verrieth sie, fünf Jahre alt, musikalisches Talent, als ihr Vater sie sofort in seine künstlerische Zucht nahm und nach der ihm eigenthümlichen zweckmäßigen Methode mit so glücklichem Erfolge auf dem Clavier unterrichtete, daß sie bereits nach vier Jahren Concerte von Mozart und Hummel anzuwendig mit Orchester zu spielen vermochte und den ersten Schritt in die Oeffentlichkeit wagen durfte.

In einem Concert der Pianistin Perthaler aus Graz am 20. October 1828 erschien die Neunjährige zum ersten Male in dem berühmten Musikſaal ihrer Vaterstadt, um mit Kalkbrenner's vierhändigen Variationen über einen Marsch aus „Moses“ (Opus 94) zu debutiren. Sie trug dieselben in Gemeinschaft mit Emilie Reichold, einer Schülerin ihres Vaters, laut einem Bericht der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ vom November 1828 „mit allgemeinem und verdientem Beifall“ vor, und die Kritik äußerte an gleicher Stelle über jene erste Leistung: „Unter der Leitung ihres musikerfahrenen, die Kunst des Pianofortespiels wohl verstehenden und dafür mit Liebe sehr thätigen Vaters dürfen wir von ihr die größten Hoffnungen hegen.“

Um die Zeit ihrer Erstlingsoeffentlichkeit war es, als Robert Schumann — Musiker im Herzen, seines Zeichens aber dazumal noch Student der Rechte — zuerst in ihr Leben trat und, durch ihre virtuosen Leistungen bestrickt, ihren Vater um seinen Unterricht bat. Zum ersten Mal begegneten sich ihre Schicksalssterne. Doch zunächst nur vorübergehend, da der Mutter Gebot, die Fortsetzung seiner juristischen Studien verlangend, Schumann im Frühjahr 1826 nach Heidelberg trieb. Anderthalb Jahr später aber, nachdem ihm inzwischen Wieck's Autorität zum Erreichen seiner Wünsche und Erfassen des ersehnten Künstlerdaseins verholfen, kehrte er, und diesmal dauernd, nach Leipzig zurück und nistete sich als sein Hausgenosse so nahe als möglich bei seinem Meister ein.* Er brachte jugendlich-frische Elemente und mit ihnen eine neue poetische Lebensströmung in das einem künstlerischen Verkehr gastlich offen stehende Haus — gewiß eine wohlthätige Anregung für Clara, die von der eisernen Hand des Vaters streng genug geführt ward. Die Anstrengungen der Arbeit lernte sie frühzeitig kennen. So lange ihre physischen Kräfte ausreichten, hielt man sie am Clavier fest. Zu Spielen und Erholungen, wie sie sonst das Kindesgemüth ergötzen, ließ man ihr so wenig Muße, daß sie, wie Liszt erzählt, die kurzen Augenblicke, wenn sie ihre Lieblinge, junge Kätzchen, einmal liebkoste, sich hinter des Vaters Rücken ablstehlen mußte. „Durch vieles Spielen oder vielmehr trotz des vielen Spielens,“ sagt Liszt, „aber erwuchs ihr zuletzt statt Ueberdruß, wie man es wohl glauben möchte, das innere Verständniß dessen, was sie spielte. Von da an versuchte ihr Geist immer höher in die geheimen Regionen der Poesie aufwärts zu dringen.“

Zu improvisiren und componiren hatte Clara schon im zehnten Jahre angefangen. Compositionsunterricht beim Thomas-Cantor Weinlig und später bei Heinrich Dorn gab ihrem schöpferischen Trieb Nahrung und Regelung. Ein Thema von ihr liegt bereits einem der frühesten Werke Robert Schumann's — den Impromptus Opus 5 — zu Grunde: das erste Zeichen seiner idealen Hinneigung zu ihr, das nach außen drang.

„Da ich Leute kenne,“ schreibt er 1833 von ihr, „die sich schon auf das nächste Mal freuen, wenn sie eben Clara gehört hatten, so frag' ich, was denn das Interesse für sie so lange nährt? Ist es das Wunderkind, über dessen Decimenspannungen man den Kopf schüttelt, obwohl verwundert? Sind es die schwierigsten Schwierigkeiten, die sie spielend als Blumenketten in's Publicum zurückschlingt? Ist es vielleicht einiger Stolz, mit dem die Stadt auf die Eingeborene sieht? Ist es das, daß sie uns das Interessanteste der jüngsten Zeit vorführt in kürzester Zeit? — Ich weiß es nicht: ich meine aber einfach, es ist der Geist, der zwingt.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Sie zog frühzeitig den Jüngfleiker ab. Das Kind sieht ruhig auf — der ältere Mensch würde vielleicht am Glanz erblinden.“

* Eine ausgeführtere Lebensskizze Robert Schumann's siehe: „La Mara, Musikalische Studienköpfe“. 1. Band, 5. Auflage. Leipzig, Schmidt und Günther.

Doch nicht Schumann und Leipzig allein freuten sich an Clara's aufblühender Künstlerschaft: Vater Wieck säumte nicht, seinem Kinde die Welt und der Welt sein Kind zu zeigen. Die Elfjährige schon führte er hinaus, und befriedigt berichtet er in die Heimath, „welches Aufsehen“ sie und er selbst, als ihr Bildner, in Dresden machen. „Aber ich bin ängstlich,“ fügt er hinzu, „daß die Ehren und Auszeichnungen auf Clara einen schlimmen Einfluß üben könnten. Merke ich etwas Nachtheiliges, so reise ich sogleich ab, damit sie wieder in bürgerliche Ordnung kommt; denn ich bin zu stolz auf ihre Ansprüchslosigkeit und vertraute dieselbe um keine Ehre der Welt.“

Im nächsten Jahre (1831 bis 1832) geht es weiter nach Weimar, Kassel, Frankfurt am Main und Paris.

„Ich hoffe, Clara soll uns keine Schande in Paris machen,“ heißt es in einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe Wieck's an seinen dort lebenden Schwager, Maler Fechner. „Die Urtheile Spohr's und vieler anderen edlen und unparteiischen Kenner, wo der fürchterliche Neid keine Rolle spielt, bringe ich alle mit, und wir wollen nun sehen, was Chopin, Pixis, Hunten, Kalkbrenner und Andere zu einer musikalischen Pianistin (ich habe nie eine gekannt außer der verstorbenen Szymanowska in Petersburg) sagen werden, die in der großartigen Field'schen Schule ebenso von mir ausgebildet worden, als in der Wiener und neuesten französischen, die verhältnißmäßig ebenso gut vom Blatt spielt, Partituren liest, phantasirt und componirt.“

Im Weimar faßt sie Goethe — wie früher in Leipzig schon Paganini, der ihm eine glänzende Zukunft weissagt — ein tiefes Interesse für das wunderbare Kind. Zum Danke für die Freude, die ihm ihr Spiel bereitete, sendet er „der geistreichen Clara Wieck“ sein Bild. In Kassel lernt sie Spohr, in Paris, von wo sie die Cholera nur zu schnell vertreibt, Alexander von Humboldt, Mendelssohn, Meyerbeer, Kalkbrenner und der eben dort concertirende Chopin kennen. Für des Letzteren Compositionen faßte Wieck von Anbeginn ein so lebhaftes Interesse, daß er in verschiedenen musikalischen Zeitschriften eine Kritik oder, wie er selbst sagt, eine ästhetische Rhapsodie über Opus 2 veröffentlichte. Dieses Variationenwerk und andere Schöpfungen des polnischen Romantikers machte Clara zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Auch Beethoven's Sonaten, Bach und Mendelssohn nimmt sie nun in ihr Concertrepertoire auf, das sich bisher im Wesentlichen auf Bravourstücke von Herz, Kalkbrenner und Moscheles beschränkt hatte. —

Um bei Mieksch Gesang, bei Capellmeister Reißiger Instrumentation zu treiben, nahm sie 1833 einen halbjährigen Aufenthalt in Dresden, wo sie unter Anderem die Bekanntschaft mit der sie in hohem Maße begeisternden Schröder-Devrient erneute, die schon in ihrem Concerte in Paris mitgewirkt hatte. Dann ließ sie sich in ihrer Vaterstadt mit Beriot und Pauline Garcia gemeinsam hören. Den Ersten und Größten in ihrer Kunst durfte sie, die Jugendliche, sich schon gesellen. Bald pflückte sie sich in Berlin unter Spontini's Gönnerschaft, bald in Paris, bald in Prag und Wien neue Lorbeeren. Meinte Rellstab, der allmächtige Kritiker der preußischen Hauptstadt, auch bedauernd: „Schade, daß sie in den Händen eines Vaters liegt, der solchen Umfang von Chopin spielen läßt,“ das bedeutende Talent der Spielerin mußte er doch anerkennen. Auch Fétis bestätigt, welch lebhafte Sensation sie an der Seine erregte, und an der Donau vollends feierte sie Siege über Siege. Die Kaiserin von Oesterreich ernannte sie zu ihrer Kammervirtuosin — eine Ehre, die bis dahin noch keiner Ausländerin widerfahren war — die Aristokratie zog sie begierig in ihre Kreise.

„Die Poeten,“ bezeugt Liszt, der sie hörte, „erkannten in dieser anmuthigen Erscheinung eine Tochter ihres Vaterlandes. Sie streuten Perlen und Gesänge vor sie hin und feierten dieses Benjamin ihres Stammes, der, mit schweifendem geistvollem Blicke umherschauend, mit seligsamem Lächeln einer Najade glich, die im Lande der Prosa sich unheimlich fühlte.“

So besang Grillparzer sie und ihren Vortrag von Beethoven's F-moll-Sonate:

„Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im schwerverwahrten, diamantnen Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab,
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß

Digitized by Google

Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der heftig umbrausten Jagd;
Sinntos, gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Fluth
Und faßt und hebt und hat's. — Es ist der Schlussel.
Auf springt sie, auf, mit hoh'ren Herzenslchlägen;
Der Schrein blickt wie aus Augen ihr entgegen.
Der Schlüssel paßt; der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmuthreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern spielend lenkt."

Das war Clara Wieck's letzte Mädchenweise. Unwiderstehlich, übermächtig war die seit Langem gehein gehaltene Liebe zwischen ihr und Robert Schumann mittlerweile an's Tageslicht getreten. Daß er in ihr seine Muse gefunden, das verriethen schon die „Schwärmbriefe an Chiarina" in der von ihm gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik"; die „Davidsbündlertänze", der „Carneval", die Fis-moll-Sonate, die „Kreisleriana", die „Humoreske", die „Novelletten" und „Nachtstücke" gaben es tönend vor aller Welt kund und erzählten es Jedem, der zu hören verstand und der „inneren Stimme" lauschte. Und Clara hatte dem stillen Mann mit dem tief gegründeten Dichtergemüth ihr Herz geschenkt; sie war sein trotz des heftigen Einspruchs des Vaters, der sein Kleinod mit eifersüchtigen Blicken hütete und von einer Verbindung Beider, da er ihre Zukunft nicht genügend gesichert glaubte, nur unter der Bedingung eines längeren Aufschubs etwas hören wollte. Wie konnte gleichwohl sein Wille trennen und aus einander halten, was sich doch unaufhaltsam zu einigen trachtete, was die Natur selber für einander bestimmt und geschaffen hatte? Schmerzliche Kämpfe konnte er den Beiden wohl bereiten, seinen Segen konnte er der Wahl seines Kindes verweigern, aber er konnte nicht hindern, daß sie endlich, dank dem Beistand der Gerichte, erreichten, was er selber ihnen hartnäckig vorenthielt: daß sie ohne seinen Segen zum Altare traten. In der Kirche zu Schönefeld bei Leipzig, am 12. September des Jahres 1840 empfing ihr Bund die Weihe von oben. Und der Segen des Himmels fehlte ihrer Ehe nicht.

„Ihre Gesichte," sagt Liszt, „erfüllten sich in dieser unter dem Segensstrahl der Kunst erblühten gegenseitigen Liebe, und fortan lebte er dichtend und sie dichtete lebend. Es war keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung in der Kunstwelt denkbar, als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee repräsentirenden Componisten mit der ihre Verwirklichung vertretenden Virtuosin. Beide übten die Kunst in verschiedenen Richtungen von gleicher Bedeutsamkeit aus. Interpreten desselben poetischen Gefühls, schauten und verkündeten sie dasselbe Vorbild des Schönen, waren sie von demselben Abscheu gegen Triviales in der Kunst, von derselben Ehrfurcht für gleiche Eigenschaften erfüllt. Hand in Hand gehend, trugen sie gleiche Kränze und gleiche Palmen, ward Beiden gleicher Beifall; denn Ihr bewundern heißt Sie bewundern, die in verschiedenen Zungen, aber im herrlichsten Einklang sangen. Die Annalen der Kunst werden Beider Gedächtniß in keiner Beziehung trennen; die Nachwelt kann Beider Namen nicht vereinzelt nennen; sie wird mit einem goldnen Schein beide Häupter umwoben, über beiden Stirnen nur einen Stern erglänzen lassen, wie von einem berühmten Bildner unsrer Zeit* die Profile des unsterblichen Paares schon in einem Medaillon vereinigt sind."

Bald gaben sie von dem nach langen Kämpfen errungenen Glück dankbar auch nach außen Kunde. Hatte er ihr kurz zuvor schon seine ersten Lieder, die „Myrten", als köstliche Brautgabe dargebracht, so sangen sie nun vereint die „zwölf Gesänge" aus Rückert's Liebesfrühling (Opus 37); die ersten beredten Zeugen ihres jungen Eheglücks, die ihnen der Dichter selber mit dem poetischen Dankesgruß lohnte:

„Lang ist's, lang.
Seit ich meinen Liebesfrühling sang;
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.

Zwanzig Jahr
Wurden's, da hört ich hier und dar
Der Vogelschaar
Einen, der klar
Pfiff einen Ton, der dorther war.

Und nun gar
Kommt im einundzwanzigsten Jahr
Ein Vogelpaar,
Macht erst mir klar,
Daß nicht ein Ton verloren war.

Meine Lieder
Singt Ihr wieder;
Mein Empfinden
Klingt Ihr wieder;
Mein Gefühl
Beschwingt Ihr wieder;
Meinen Frühling
Bringt ihr wieder;
Mich, wie schön,
Verjüngt Ihr wieder.
Nehmt meinen Dank, wenn auch die Welt,
Wie mir einst, ihren vorenthält!"

An eigenen Compositionen — meist für Clavier und Gesang, doch darunter auch ein Concert mit Orchester, ein Trio und Romanzen für Pianoforte und Geige — veröffentlichte Clara im Laufe der Zeit 23 opera und einiges ohne Opuszahl Erschienene. Aber auch das, was ihr Gatte schuf, durchdrang sie treulich mit ihm, und an seinem Streben nach dem Höchsten nahm sie theil.

„Er war ihr" — wie Ferdinand Hiller in bewegter Rede am Grabe Robert Schumann's bezeugte — „wie der Tochter der Vater, wie der Braut der Bräutigam, wie dem Jünger der Meister, wie dem Gläubigen der Heilige."

Als liebevolle Vermittlerin stand sie zwischen dem in seine Traum- und Gedankenwelt vertieften, schweigsamen Manne und dem praktischen Leben, der Aussenwelt. Von der stillen Heimstätte, die sie sich als Mittelpunkt harmonischsten häuslichen Glückes zunächst in Leipzig, dann in Dresden (von 1844 bis 1850) und zuletzt in Düsseldorf gegründet, zog sie ihn auch zeitweilig mit in's Weite hinaus, in Rußland wie in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, Oesterreichs und der Niederlande Triumphe mit ihm feiernd. Durch seinen Genius empfing der ihre seine eigentlichste höchste Weihe. Weit über das, was Clara Wieck einst war, wuchs Clara Schumann hinaus. Aus der „lieblichen Musenzwiegenossin ward eine weltbewolle, treu pflichtige und strenge Priesterin".

Sie offenbarte der Welt, was in seiner Seele erklungen, und rastete nicht, bis sie seinen tiefsinnigen Clavierdichtungen ein immer allgemeineres Verständniß erschlossen. So war die Ehe dieser beiden Musenkinder ein gegenseitiges seliges Geben und Nehmen; so war ihre Größe sein, seine Anerkennung ihr Verdienst. Konnte es im Jahre 1846, als Beide Wien besuchten, wie Hanslick erzählt, noch geschehen, daß man von ihm nur als von dem „Mann der Clara Wieck" sprach, und bei einem Hofconcert sich eine hohe Person nach Clara's Production mit der huldvollen Frage an ihren Gatten wandte: „Sind Sie auch musikalisch?" so lernte die Welt dank den Bemühungen der treuen Gattin allmählich erkennen, was sie in ihm besaß.

Und dem erwählten Berufe blieb Clara treu in guten wie in bösen Tagen. Als wenige Jahre, nachdem Robert Schumann sein bisheriges vorwiegend freies Künstlerleben gegen eine amtliche Wirksamkeit in Düsseldorf vertauscht hatte, sich im Februar 1854 an ihm das furchtbarste Geschick erfüllte, als Krankheit des Leibes und der Seele den reichen Geist in Fesseln schlug, die nach zwei trauriger Jahre Frist der mitleidige Tod das unnachtete Dasein endete, da erhob sich die Schmerzgebeugte „mit der Willensstärke der Mutter, mit der Begeisterung der Künstlerin, mit der ungebrochenen Liebe zu dem Dahingeschiedenen", um das Priesterthum seiner Kunst in seinem Sinne zu vollenden. Als seine Wittwe, die ihr Heim von Düsseldorf wechselnd nach Berlin (von 1857 bis 1861), nach Baden-Baden (bis 1873), sodann wieder nach Berlin (bis 1878) und endlich nach Frankfurt am Main verlegte, wo sie noch gegenwärtig an der Hochschen Hochschule für Musik unterrichtet, trat sie von neuem in die Welt.

„Wenn sie den Dreifuß des Tempels besteigt" — so hören wir Liszt sie schildern — „spricht nicht mehr das Weib zu uns; sie unterhält uns weder als Dichterin von irdischer Leidenschaft, vom stürmischen Kampf menschlicher Gefühle, noch überzeugt sie uns durch die Kühnheit ihrer Auredeu; noch weniger bewirbt sie sich um Sympathien. Eine unterwürfige, glauben- und ehrfurchtsvolle Gewehte des Delphischen Gottes begeht sie mit schauerndem Gewissenstreue seinen Cultus. Zitternd, auch nur ein Jota des

* Rietschel.

Digitized by Google

zu kündenden Spruches zu vermissen, eine Silbe falsch zu betonen, bezähmt sie ihr eigenes Gefühl, um nicht zur schuldigen, trügerischen Interpretin zu werden.“ Sie enthagt den eigenen Eingebungen, um als unbestechliche Vermittlerin, als treue Auslegerin die Orakel zu verkünden. Und so ist sie von Andacht beherrscht, daß das bewegliche menschlichere Element vor dieser objectiven Interpretation der Kunst fast gänzlich zurücktritt. Dagegen wird Niemand in der ergreifenden Wahrheit ihr den Vorrang abgewinnen, mit welcher sie die durch volles Verständniß geheiligten Meister vorträgt. — Selten wird wieder, wie sie, eine Frau ihr ganzes inneres Leben in die Kunst übertragen, um nur noch in ihrem Gebiet zu fühlen und zu genießen. Eine vorwurfsfreie Vollendung charakterisirt jeden Ton dieser sanften leidenden Sibylle, die, Himmelsdüfte athmend, mit der Erde nur noch durch ihre Thränen verbunden bleibt.“

Und an anderer Stelle sagt er: „Es ist öfters bemerkt worden, wie genau gewissenhaft Frau Schumann's Vorbereitungen zum öffentlichen Auftreten sind, wie sie die Tastatur durchspürt und jeden Ton prüft, dessen wenn auch richtiger Klang die gewollte Resonanz und Färbung nicht vollständig hergiebt, wie sie sorgt, daß ihr Sitz nicht um das Geringste zu hoch oder zu niedrig sei, wie sie nicht allein lange Stunden auf dem Piano übt, was sie spielen soll, um alle feine Feinheiten, Schwächen und Vorzüge kennen zu lernen, sondern womöglich in dem betreffenden Saale selbst, um abzulauschen, wie in dessen Akustik jeder Accord, jedes Arpeggio, jedes Anschwellen und Abnehmen der Tonstuthen sich ausnehmen wird. Wir können darin nur eine Nothwendigkeit ihres Wesens sehen, eine Consequenz ihrer Verfahrungsweise, ihrer Auffassung von Kunst, Berufstreue und Schwierigkeit der künstlerischen Lebensaufgabe, die ihr nicht erlaubt, ihrer von der Gunst des Augenblicks und der Stimmung abhängigen persönlichen Begeisterung zu vertrauen, sie vielmehr überzeugt, daß, um der Würde der Kunst treu zu bleiben, man zu jedem ihrer Feste mit demselben Ernste, derselben Weihe schreiten muß. In jeder Hinsicht makellos, ist sie durch andauernde Sorgfalt, Energie des Willens und ascetische Hingebung zu einer Meisterschaft gelangt, die sie gewissermaßen als unfehlbar stempelt.“

„Andere dichten — sie ist eine Dichtung,“ schreibt Schumann von Clara, der Hiller mit Recht nachrühmt, daß sie inmitten aller Triumphe stets das „einfachste, wahrhaftigste, echteste Weib, die anspruchslose Mutter, die getreue Freundin“ bleibt. Berlioz nennt sie „die Erste und Einzige“, und Liszt sagt hinzu: „Wenn auch Viele mehr Lärm machen, Wenige geben so viel Musik.“

Nahezu zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit Liszt jene Worte schrieb; aber sie haben ihnen nichts von ihrer vollen Geltung geraubt. Als die berufenste Vermittlerin der unter ihren Augen entstandenen, vielfach für sie selber gedachten und durch sie allmählich populär gewordenen Schöpfungen ihres Gatten wie der classischen Meisterwerke bewundern wir sie noch heute und ehren und lieben in ihr mit Hans von Bülow's Worten die „noch immer unentthronte Königin der Clavierspielerinnen“.

Die neue französische Jugendwehr.

Am 13. Juli dieses Jahres, am Vorabende des französischen Nationalfestes, paradirte das jüngst in's Leben gerufene Pariser Schülerbataillon uniformirt und bewaffnet vor dem Kriegsminister und vor der festlich geftimmten, aufjauchzenden Pariser Einwohnerschaft. Daß an dieses Auftreten zukünftiger Krieger die Zuschauer hochgehende Hoffnungen knüpften, läßt sich bei dem sanguinischen Charakter der Franzosen als selbstverständlich voraussetzen. Dieses Auftreten war die erste öffentliche Kundgebung der seit Kurzem gesetzlich im ganzen Gebiete der französischen Republik eingeführten soldatischen Ausbildung der schulpflichtigen Jugend. Mit dieser Ausbildung hat man sich keine geringere Aufgabe gestellt, als die Wehrkraft des Volkes zu heben, oder, wie der Minister Jules Ferry in seinem officiellen Rundschreiben an die Schulbehörden des Landes vom 29. Mai 1880 sagt, „die beabsichtigten Erfolge unserer Militärgesetze zu sichern“.

Den militärischen Vorrang, in dessen vollständigem Besitze man sich jenseits des Rheines bis zum Kriege von 1870 und 1871 glaubte, hofft man zu einem Theile damit wieder zu erlangen, daß man in den Schulen Marschübungen und Ausflüge mit den Knaben anstellt, ihnen Gewehre zum Exerciren in die Hände giebt und im dritten Trimester Unterricht im Schießen ertheilt, das nach der Erklärung des Ministers „ebenfalls großes Interesse darbiete“. Neben diesen militärischen Uebungen ist gleichzeitig in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten für Knaben durch das Gesetz vom 27. Januar 1880 das Turnen obligatorisch eingeführt. Auch dies betrachtet man „als eine unerläßliche Ergänzung des Schulunterrichts“ und hat daher für beides bestimmte Stunden des Schulplans in Aussicht genommen.

Man sieht aus diesen Neuerungen, daß unsere Nachbarn etwas von uns gelernt haben, indem sie erkennen, daß die Erziehung der heranwachsenden Generation zu körperlicher Kraft und Gewandtheit eine Hauptbedingung des nationalen Aufschwunges und namentlich die nothwendige Grundlage für die allgemeine Heerpflicht ist.

Auch weiterhin giebt sich jenseits der Vogesen das Verlangen kund, in geregelte Richtung Versäumtes nachzuholen. So wurde in den letzten Jahren den Bestrebungen der französischen Turnvereine seitens der Vertreter der Regierung eine bisher ungewohnte Aufmerksamkeit geschenkt. Am 6. Februar 1880 z. B. empfing der Kriegsminister in Paris den Präsidenten und den Delegirten des Verbandes der französischen Turnvereine. Der Präsident betonte in seiner Ansprache, daß „die Turnvereine einen Bindestrich zwischen Schule und Armee bildeten“, worauf der Minister versprach, die Vereine auf alle mögliche Weise zu begünstigen. Ferner wurde das von ungefähr 2000 Turnern am 28. Mai dieses Jahres in Rheims abgehaltene französische Turnfest ausgezeichnet durch die Anwesenheit des Unterrichtsministers Jules Ferry, des Ministers des Innern Goblet und des Generals Chanzy. Ferry pries vom pädagogischen Standpunkte aus das Turnen als eine Vorschule der Disciplin, des Pflichteifers, freiwilliger Unterordnung, ohne welche gerade die Republik nicht bestehen könne. Andererseits begrüßte Goblet die Turnvereine als die schönsten Blüthen des Vereinswesens, des Geistes der Association, der in Frankreich noch gar sehr der Entwickelung bedürfe. Man hat sich also in Frankreich entschlossen, die Pflege des Turnwesens mit allen Kräften zu fördern.

Es liegt im französischen Nationalcharakter, jede Neuerung schwungvoll in Scene zu setzen. So mußten denn im vorliegenden Falle die kleinen Turner Uniformröcke erhalten und Gewehre in die Hände bekommen. Das ist natürlich in Frankreich eine begreifliche Erscheinung, doch wird man wohl in Paris kaum geahnt haben, daß diese, man möchte sagen, harmlose Spielerei in gewissen deutschen Kreisen eine unverkennbare Eifersucht und den Wunsch nach Nachahmung wach rufen werde. Das geschah aber wirklich; denn man hat es für angezeigt gefunden, in einem Theile der deutschen Presse unter Hinweisung auf die französische Jugendwehr die Einführung einer soldatenmäßigen Ausbildung der im schulpflichtigen Alter stehenden deutschen Knaben zu erörtern. Man witterte in dieser französischen Neuerung für uns eine Gefahr und verjagd doch ganz und gar, daß die französische Behörde nur das nachgahmt hat, was seiner Zeit in Deutschland von einer Anzahl von Vereinen angestrebt und ausgeführt worden ist. Uns allen sollte noch erinnerlich sein, daß zu Anfang der sechsziger Jahre in der Zeit des ersten Anwallens politisch freier Regungen nach einer sterilen Reactionsperiode sich Vereine gründeten, welche Jugendwehren in's Leben riefen. So wurde z. B. zur Zeit des ersten deutschen Bundesschießens im Juli 1862 in Frankfurt eine Jugendwehr gegründet, und andere Orte, wie Heidelberg, Darmstadt, Wiesbaden, folgten bald diesem Beispiele. Die Frankfurter Jugendwehr hielt im Jahre 1864 zwei Manöver ab, und das Jahr darauf im September kamen die Jugendwehren aus vielen Städten in Frankfurt zusammen, um einen Jugendwehrtag und Tags darauf ein Manöver abzuhalten, an welchem sich die Stuttgarter sogar mit vier Kanonen und vierundvierzig Artilleristen betheiligten. Württemberg war in Angelegenheiten der Jugendwehr allen voran.

„Die Bedeutung dieser Institute,“ schrieb man damals, „steht außer Frage. Sie sind ein wichtiges Erziehungsmittel. In ihnen liegt aber auch der fruchtbarste Keim für die Wehrtüchtigkeit des Volkes, und sie befördern den Geist der Vaterlandsliebe.“

Digitized by Google

Trotz dieses Lobes bedurfte es jedoch nur des Hauches einer ernsten Kriegszeit, um die Jugendwehren über den Haufen zu werfen. Am längsten hielten sich die Württemberger, die noch einige Jahre nach 1866 bestanden, bis auch sie endlich der Kriegserklärung von 1870 gänzlich hinwegfegte. Wenn dem Wesen der Jugendwehren etwas Gesundes und Volksthümliches inne gewohnt hätte, so wäre sicher ihr Bestand nicht ein so vorübergehender, ihr Ende kein so klägliches gewesen.

Wie anders dagegen das Turnen, das trotz Verfolgung und Aechtung jederzeit gekräftigter und gereifter aus schlimmer Zeit hervorging! Es widerstrebt dem deutschen Geiste, unverständige Knaben und halbreife Jünglinge in vertrautem Umgange mit Waffen zu sehen. Andererseits sind aber auch die militärischen Uebungen gar nicht so geartet, daß sie auf die Dauer von Jahren irgend einen Menschen fesseln könnten. Der Stoff ist ein allzu beschränkter und einseitiger, als daß er das Interesse der Betheiligten länger zu beanspruchen vermöchte, als der Reiz der Neuheit dauert. Das Uebungsziel ist so gering an Inhalt, daß die erste Ersatzreserve sich denselben in acht bis höchstens zehn Wochen zu aneignen vermag, daß sie im Kriegsfalle der activen Armee einverleibt werden kann.

Die früheren deutschen Bestrebungen für Jugendwehren und die jetzigen der Franzosen unterscheiden sich allerdings dadurch, daß die ersteren privatlicher Natur waren, während letztere auf einer staatlichen Einrichtung beruhen. Es liegt daher schon in der ganzen Institution, daß die französischen Jugendwehren von längerem Bestande sein werden, als es die deutschen waren. Sicher werden daher von Zeit zu Zeit unsere Zeitungen von öffentlichen Paraden, von größeren Uebungsmärschen, oder wohl gar von Manövern ganzer Bezirke dieser Jugendwehren berichten können. Auch wird es nicht fehlen, daß dieser oder jener hohe Officier es angezeigt finden wird, diese Soldaten en miniature öffentlich in warmer Ansprache als würdige zukünftige Stützen der Armee der großen Nation zu verherrlichen.

Eine Aenderung in diesen neu eingeführten Verhältnissen kann nur die Erkenntniß herbeiführen, daß diese militärischen Uebungen nicht von dem erhofften Werthe sind, nicht den Vortheil gewähren, der in einem entsprechend richtigen Verhältniß zu der verbrauchten Zeit, zu den verausgabten Geldkosten, zu den verursachten Mühen

Gegenwärtige Uniformirung der schwedischen Regimenter, welche bei Lützen mitgefochten haben.

steht. Bevor aber derartige Erörterungen überhaupt sich ermöglichen lassen, sind selbstverständlich die Erfahrungen einer Reihe von Jahren nothwendig. Lassen wir daher den Franzosen ihre Freude an den neuen, militärisch angehauchten Jugendwehren! Diese bringen uns keine Gefahr. Je länger und je mehr sich die Franzosen an solchen Spielereien ergötzen und sich daran bei Nationalfesten erwärmen, um so harmloser für uns wird die ganze Angelegenheit, da sie dabei den Schwerpunkt der turnerischen Erziehung ihrer Jugend in diese Aeußerlichkeiten legen und die Hauptsache, die eigentliche straffe Turnerarbeit, die methodische Erziehung des Körpers zu Kraft und Gewandtheit mittelst anstrengender und durchbildender Uebungen vernachlässigen.

Ernster für uns wird jedoch die Situation von dem Tage an, wo die zeitraubende und verhältnißmäßig ganz geringen Nutzen gewährende Soldatenspielerei in Frankreich fortfällt, dafür aber das Turnen um so mehr in den Vordergrund tritt: denn dann stände fest, daß unserem Erbfeinde auf den Turnplätzen mit der Zeit

Digitized by Google

ein Material für seine Armee erwachsen würde, das unsererseits alle Anforderungen und Beachtung verdiente.

Deutschland ist glücklicher Weise in Betreff der Turnsache Frankreich weit voraus. Durch die Thätigkeit der seit mehr als einem Menschenalter über unser ganzes Vaterland sich ausbreitenden Turnvereine, die leider bis zur Stunde von den deutschen Regierungen so gut wie gar keine anfmunternde Unterstützung erhalten haben, hat sich in vielen Gauen ein gewisses Verständniß für die Pflege der Leibesübung verbreitet, sodaß die Einführung des Turnunterrichts in den Schulen vielerorts einen bereits vorbereiteten Boden fand.

In vielen Provinzen Deutschlands ist schon seit Jahren der obligatorische Turnunterricht eine vollendete Thatsache; für die weitere Entwickelung der Turnsache steht eine zahlreiche und wohlgeschulte Turnlehrerschaft in Wirksamkeit, und eine reichhaltige Turnliteratur hat jede Buchhandlung zur Verfügung. So werden Jahrzehnte vergehen, bevor Frankreich bei allem Eifer, den es jetzt bei Einführung des Turnunterrichts zur Schau trägt, unsern jetzigen Standpunkt im Turnen erreichen wird.

Einige Vertreter der deutschen Presse sind im Hinblick auf jene französische Spielerei so weit gegangen, zu behaupten, „die turnerische Ausbildung werde die militärische Exercirausbildung weder ersetzen noch überflüssig machen können."

So absprechend für das Turnen dieses Urtheil lautet, so unbegründet ist es. Richtig ist an demselben nur, daß jeder zum Militär ausgehobene Turner sich das specifisch Militärische, wie z. B. das Verständniß für die Bedeutung der Abzeichen, der Befehle, der Gewehrgriffe, der Marschbewegungen, in einer besonderen Recrutenzeit anzueignen hat. Dasselbe würde aber auch der Fall bei allen denen sein, die sich einer wirklichen militärischen Erziehung erfreuten; denn es ist kaum vorauszusetzen, daß bei solchen die Militärbehörde von einer Lehrzeit absehen dürfte, da ohne allen Zweifel die einheitliche militärische Ausbildung der aus den verschiedensten Gegenden in ein Regiment Eintretenden immer etwas zu wünschen übrig lassen würde. Gern kann man zugeben, daß in diesem Falle für die Recrutenausbildung eine kürzere Dauer nöthig und die Arbeit selber für die Exercirmeister leichter sein werde als zur Zeit. Diesen verschiedenen Vortheile steht aber die seit vielen Jahren so oft und in den verschiedensten Gegenden beobachtete Thatsache gegenüber, daß gute Turner sich mit der größten Leichtigkeit in die militärischen Exercitien hineinfinden. „Turnerisch vorgebildete Soldaten haben an das specifisch Militärische etwa so viel Mühe zu verwenden, wie ein schon ausgebildeter Soldat braucht, ein neues Reglement kennen zu lernen." (Dr. F. A. Lange: „Die Leibesübungen".)

Es ist diese Erscheinung die natürliche Folge davon, daß auf den Turnplätzen complicirtere Ordnungsübungen getrieben werden, als die militärisch-taktischen Uebungen an sich sind, und daß zu zusammengesetzten Frei Uebungen und zu den meisten Geräthübungen eine größere körperliche Ausbildung nöthig ist, als zur Erlernung der verhältnißmäßig einfachen Gewehrübungen. Die sogenannte militärische Jugendausbildung hat daher in der angedeuteten Richtung der turnerischen gegenüber gar nichts voraus. Dagegen bietet diese für die Wehrhaftmachung des Volkes so große Vortheile, wie sie durch jene gar nicht zu ersetzen sind. Nur in kurzen Worten möge dies noch dargethan werden.

Die Aufgabe des Turnens ist die harmonische Durchbildung des ganzen Körpers; daher findet bei demselben denn auch die ganze Bewegungsanlage des Menschen durch entsprechende Uebungen eine verhältnißmäßige Berücksichtigung. Kräftig und gewandt soll sich der Einzelne durch die turnerischen Uebungen machen, und in welch hohem Grade dies zu ermöglichen, bedarf wohl zur Zeit keiner Erörterung mehr. Viele Uebungen sind weiter so geartet, daß sie direct der Ausbildung von Entschlossenheit und Muth Vorschub leisten, daß sie die Behendigkeit und Schnelligkeit des Uebenden fördern, seine Ausdauer und Anstelligkeit erhöhen. Weiter ist es eine bekannte Thatsache, daß durch turnerische Leibesübungen die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Krankheiten und Witterungseinflüsse bedeutend erhöht wird. Diese aus dem Turnen sich ergebenden Vortheile machen aber gleichzeitig die Hauptmangenden des tüchtigen Wehrmannes aus. Turnen und Wehrtüchtigkeit sind daher auf das Engste mit einander verschwistert.

Das Material des Turnens ist von einem solchen Umfange, von einer so großen Vielgestaltigkeit, daß für den Strebsamen des Lernens kein Ende ist. Das ist es, was das Turnen nicht zum Ueberdruß werden läßt, was immer neue Reize bietet. Diese hier nur kurz angedeutete Allseitigkeit einer turnerischen Erziehung läßt sich gar nicht mit der sogenannten militärischen, die bekanntlich ihren Schwerpunkt auf die Einübung einiger Marschformen, einiger Ordnungsübungen und Gewehrgriffe legt, vergleichen. Wer nur einigermaßen Kenntniß von dem hat, was man zur Zeit unter der Durchbildung des Körpers versteht, und wer weiß, welche Mittel man zur Erreichung dieses Zieles anwendet, der wird nicht einen Augenblick in Zweifel darüber sein, daß unsere Jugendbildung bezüglich der leiblichen Ausbildung den richtigen Weg betreten hat, und dem wird es nie beikommen, der sogenannten „militärischen Jugenderziehung", die sächsischer doch in nichts Anderem gipfelt, als im sogenannten „Soldatenspielen", ein Wort der Anerkennung zu schenken, mögen auch die Paraden der französischen Jugendwehren noch so prunkend aussallen, mag ihr Lob auch weithin erschallen.

Dagegen ist in ernste Erwägung zu ziehen, ob unsere bisherigen Veranstaltungen zu tüchtiger turnerischer Erziehung der Jugend auch genügen. Leider muß man bekennen, daß wir, trotz des erwähnten Vorsprungs vor den Franzosen, noch lange nicht auf einem Standpunkt stehen, der dem Ideale nahe käme.

Der Turnunterricht ist noch lange nicht in alle deutschen Schulgemeinden eingeführt. Ferner sind nicht selten da, wo jetzt schon geturnt wird, die Unterrichtseinrichtungen von großer Dürftigkeit; auch wird an vielen Orten nur in den Sommermonaten geturnt; endlich werden in den allermeisten Fällen nur zwei Stunden wöchentlich für den Turnunterricht angesetzt, während doch die Sorge für die Gesundheit des Einzelnen, für die Wohlfahrt des Volkes zu der Forderung drängt, bei der Jugenderziehung den Leibesübungen jeden Tag eine Stunde zu widmen. Daß die Erfüllung dieser Forderung nicht unmöglich ist, dafür liefert das so hochcultivirte Volk des Alterthums, die Griechen, einen thatsächlichen Beweis; in den allgriechischen Unterrichtsanstalten hatten die Zöglinge täglich auch Leibesübungen zu betreiben.

Auf dem Gebiete der Schule ist daher betreffs der Leibespflege noch ein großes Feld zu bestellen, und wenn hier deutscherseits nicht in einem rascheren Tempo vorgeschritten wird, so kann es sich ereignen, daß die Franzosen bei ihrem jetzigen Eifer uns einholen, ja sogar überholen. Es seien deshalb alle Die, welche durch die Parade der Pariser Jugendwehr stutzig geworden, auf das ernstlichste eingeladen, mit allen Kräften für eine durchgreifendere turnerische Erziehung unserer Schulsingend einzutreten.

Wohl verdienen die deutschen Turnvereine alles Lob, daß sie bisher den Jünglingen bequeme Gelegenheit geboten haben, ihren Körper zu üben und zu stählen. Leider ist es jedoch nur ein ganz kleiner Procentsatz der deutschen Jünglinge und Männer, welche die Vereinsturnplätze besuchen.

Nach der letzten Statistik vom 1. Januar dieses Jahres haben 1881 von den 42 Millionen Einwohnern des deutschen Reiches in nicht mehr als 2067 Orten nur 108,032 Mann geturnt. Dies ist ein Ergebniß, das im Interesse unserer Nation auf das Tiefste beklagt werden muß, weil es offen darlegt, wie wenig noch bei uns auf die Pflege und Ausbildung des Körpers gegeben wird. Nicht blos der Einzelne, der sich dieser Ausbildung entzieht, leidet darunter, sondern die ganze Nation, indem ein großer Theil der dem deutschen Volke innewohnenden Anlagen sowohl für gewerbliche Zwecke wie auch für die Wehrtüchtigkeit unausgebildet und daher unbenutzt bleibt. Hier muß im Interesse der Allgemeinheit Wandel geschaffen werden.

Wie sehr der Staat bei der geltenden allgemeinen Wehrpflicht interessirt ist, jederzeit ein tüchtiges Ausbebungsmaterial zur Hand zu haben, und wie ein solches durch eine langjährige turnerische Uebung zu erlangen ist, bedarf nicht mehr der Begründung. Daher sind Mittel und Wege zu schaffen, die dahin führen, daß die Jugend nicht blos während der Schulzeit, sondern auch nach derselben bis wenigstens zur Recrutirung regelmäßig Leibesübungen treibt. Mit einem Schlage könnte man nach dieser Richtung hin Großes erreichen, wenn gesetzlich vorgeschrieben würde, daß Jeder, der sich ein gewisses Maß körperlicher Durchbildung angeeignet hat, eine kürzere active Militärdienstzeit sich erwerben kann. Von Stund an würden die Turnplätze überfüllt sein; man würde regelmäßig üben, um seiner Zeit den gestellten Ansprüchen zu genügen. Ohne alle Kosten würde alsdann der Staat für

Digitized by Google

seine Armee ein Material erhalten, wie es besser kaum zu erhoffen wäre.

Unerörtert bleibe hier ganz und gar, welche finanziellen Vortheile dem Staate erwachsen müßten, wenn bei den meisten seiner Heerpflichtigen die active Dienstzeit auf die Hälfte der jetzt üblichen herabgesetzt würde, ohne auch nur die geringste Einbuße an der Tüchtigkeit des Heeres zu erleiden. Dagegen sei hervorgehoben, welcher physische und moralische Nutzen der Jugend selbst erwachsen würde, wenn sie genöthigt wäre, einer gesundheitsfördernden Thätigkeit ihre Freistunden zu widmen, die zur Zeit leider nicht immer ersprießliche Verwendung finden.

Endlich sei betont, daß all dies nicht blos dem gegenwärtigen Geschlechte, sondern auch dem kommenden zum Vortheile gereichen würde; keine Schätze der Erde überwiegen die einem Volke von Geburt an innewohnende Gesundheit, Kraft und Widerstandsfähigkeit.

Im eigenen Interesse des Staates liegt es daher, die turnerische Erziehung der ganzen Nation von früher Jugend auf mit allen Kräften zu fördern. Zur Zeit hat dies der Staat um so nöthiger, als Frankreich das Schulturnen eingeführt hat und bei richtiger Handhabung desselben das französische Volk die beabsichtigte Hebung der Wehrtüchtigkeit erreichen wird. Die jetzt beliebten militärischen Extravaganzen der französischen Jugenderziehung können uns nicht blenden. Möge unser Bestreben vielmehr dahin gehen, durch erhöhte und veralgemeinerte Ausbildung des Turnwesens die leibliche und geistige Tüchtigkeit unseres Volkes mehr und mehr zu heben!

M. Zettler.

Gustav Adolf.

(1632—1832—1882.)

Gedenkworte von Herman Semmig.

In den Tagen vom 12. bis 14. September dieses Jahres begeht der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig die fünfzigjährige Jubelfeier seiner Stiftung und als Nachfeier auf dem Schlachtfeld von Lützen am 15. September* die zweihundertfünfzigjährige Gedächtnißfeier des Todes Gustav Adolf's, des Heldenkönigs von Schweden, der zur Rettung des protestantischen Glaubens nach Deutschland geeilt war und für denselben auf jenem Ehrenfeld sein Leben ließ. Ein Fest der Liebe, ein Werk frommen Friedens mitten in den kampferregten Tagen der Gegenwart! Verweilen wir heute mit ernstem Sinn bei der Betrachtung dieses ernsten Augenblicks, erwägen wir den geistigen Gehalt, den unser öffentliches Leben und die fortschreitende Entwickelung der Menschheit daraus zu ziehen hat!

Schiller sagt in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges": „Alle Weltbegebenheiten, welche sich in jenem Zeitraum ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herflossen." Diese Glaubensverbesserung aber ging von Luther aus.

> „O Luther! Held des Wortes, ja zerrissen
> Hast Du das Band, womit uns Rom umschlang;
> Dem eignen folgend, machtest die Gewissen
> Du Aller frei von schändem Glaubenszwang.
> Mag, wie der Neuzeit Eiferer gesprochen,
> Auch sein, daß er noch selbst befangen war,
> Sein Werk allein hat freie Bahn gebrochen
> Dem deutschen Geist, dem sonnendurst'gen Aar.
>
> Und heute, wo von Renem uns die Raben
> Umkrächzen, heil'ge Prediger der Nacht,
> Drein uns die Pfaffen möchten neu begraben,
> Weit nur im Schauen sicher ihre Macht;
> Hun', wo sie an den Erdsenb uns verrathen,
> Woll'n wir um Luther's großen Namen her
> Uns einig schaaren, wie's die Väter thaten,
> Der Freiheit und des Lichtes heil'ges Heer."

So schrieb der Verfasser dieses Artikels vor dreißig Jahren — und in der That: Luther's Wort hat dem deutschen Geiste freie Bahn gebrochen. Ist nicht die deutsche Literatur, Bildung und Wissenschaft zum größten Theil auf protestantischem Boden entsprossen und erwachsen? Haben sich nicht auch die Schriftsteller der katholischen Länder an diese Literatur vielfach angeschlossen? Hat letztere nicht anregend und befruchtend auf die katholischen habsburgischen Länder eingewirkt? Aus einem protestantischen Pfarrhause ging Lessing hervor, der unsere Poesie von ausländischem Einfluß befreit hat; an Luther's Bibelübersetzung bildete sich der Genius Klopstock's; Kant's „Kritik der reinen Vernunft" ist in gewissem Sinne die philosophische Fortsetzung der befreienden Geistesthat Luther's, und ein hochgestellter protestantischer Geistlicher, J. G. Herder, predigte in dem Lande des ernestinischsächsischen Hauses, das für seine Vertheidigung Luther's zum Märtyrer geworden ist, das Evangelium der Humanität.

Und die Keime, aus denen später diese ganze Literatur und Bildung, der Stolz der deutschen Nation, erwuchs, standen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf dem Punkte völlig erstickt zu werden. Unsere Vorältern haben sich der damals drohenden Feinde kräftig erwehrt, aber traurige Verhältnisse fügten es, daß die Entscheidung des Kampfes bei Fremden lag; den edlen Schwedenkönige Gustav Adolf hauptsächlich verdanken wir die Rettung, und deshalb ist er uns kein Fremder mehr, hat er deutsches Bürgerrecht in unserer Geschichte.

Acht Jahre nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges bekämpften den Protestantismus zwei Heere zugleich: das der Liga unter Tilly und das des Kaisers unter Waldstein (Wallenstein ist die von den Franzosen und Italienern im siebenzehnten Jahrhundert gebrauchte Form). Bei der Unthätigkeit der lutherischen deutschen Hauptmächte (Kursachsen und Brandenburg) drohte dem ganzen Protestantismus die Vernichtung. Da erschien der deutschen Freiheit, der Freiheit des Gewissens, ein Retter in dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Wir wissen es wohl, und auch Schiller hat es in seinem oben angezogenen Werke nicht verleugnet, daß den König nicht blos religiöse, sondern auch politische Motive zum Kampfe trieben. Der neueste Geschichtschreiber dieser ganzen wichtigen Epoche, der stets nüchtern abwägende Gindely, sagt in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" (Leipzig, 1882): „Er war ein aufrichtiger Protestant und für seine Ueberzeugung zu großen Anstrengungen und Opfern bereit, aber man darf nicht übersehen, daß seine eigene Sicherheit mit der des Protestantismus innig verknüpft war; denn nur so konnte er sich sichern vor den berechtigten Erbansprüchen der Könige von Polen auf die Krone von Schweden, und daß dieser Umstand seine Opferwilligkeit und Thatkraft erhöhte, unterliegt keinem Zweifel."

Ja, sein eigenes Interesse gebot ihm, in den Kampf einzutreten, als Waldstein mit dem kaiserlichen Heere an der Ostsee erschien. Es war offenbar: die Habsburger wollten über das Meer herrschen und, ihrer spanisch-jesuitischen Politik gemäß, die Macht des protestantischen Schwedens brechen. Zu seiner Wehr suchte daher Gustav Adolf sich einige Häfen an der deutschen Ostsee zu sichern, und später waren es seine Erfolge, die ihn verleiteten, seine Macht zu erweitern. Ist dies mehr seine Schuld, die des Bedrohten, der nur sich und seinen religiösen Glauben zu vertheidigen suchte, oder des fanatisch ehrgeizigen Kaisers, der seiner Herrschaft eine unermessene Ausdehnung geben und seinen Glauben allen Widerstrebenden aufzwingen wollte?

Aber auch die katholischen Mächte wurden nicht blos vom Glaubenseifer getrieben; von politischen Beweggründen gedrängt, gerieten sie gerade im Augenblick, wo der Protestantismus verloren schien. Die katholischen Fürsten Deutschlands gewahrten, daß der Kaiser nach unumschränkter Macht strebte, und verlangten, behufs der Ordnung des kaiserlichen Heeres nach den Grundgesetzen des Reiches, die Absetzung Waldstein's; sie erhielten sie auf dem Reichstage zu Regensburg am 13. August 1630; an seine Stelle trat Tilly als Obergeneral des kaiserlichen und ligistischen Heeres. Selbst der Papst Urban der Achte verweigerte dem Kaiser seine Unterstützung; gewissermaßen als italienischer Patriot betrachtete er die Siege der Habsburger mit mißgünstigen Augen, als der

* Unter Berücksichtigung der besseren Jahreszeit wählte man den Septembermonat zur Feier, während der Todestag der Schlacht bekanntlich in den November fällt. D. Red.

Digitized by Google

Gustav Adolf's Tod.
Originalzeichnung von P. René Reinicke.

Digitized by Google

Ueberführung des sterbenden Pappenheim vom Schlachtfelde.
Originalzeichnung von P. René Reinicke.

Kaiser bei dem Besitzwechsel von Mantua in spanischem Interesse verfügen wollte. Endlich wurde auch in Frankreich, das seit einem Jahrhundert der österreichisch-spanischen Weltmonarchie entgegengekämpft hatte, der leitende Staatsmann Richelieu besorgt über Habsburgs Pläne. Letzterer hatte den Frieden zwischen Polen und Schweden vermittelt, was Gustav Adolf möglich machte, im Juli 1630 in Pommern zu landen.

Wären die beiden lutherischen Kurfürsten von wahrhafter religiöser Begeisterung beseelt gewesen, rasch hätte die Sache der Gewissensfreiheit den Sieg errungen. Die katholischen Fürsten waren damals (vor der Absetzung Waldstein's) eher geneigt gegen das kaiserliche Heer als gegen Gustav Adolf Front zu machen, dieses Heer selbst aber war vielfach gelähmt, und Maximilian von Baiern schloß ein Bündniß mit Frankreich „gegen alle Feinde" (worunter der Kaiser zu verstehen war) und verhandelte sogar über eine Neutralität mit Schweden. Aber die lutherischen Kurfürsten, weit entfernt, sich mit Gustav Adolf zu vereinigen, kamen ihm mißtrauisch entgegen. Nun schlossen sie zwar im Februar 1631 den Leipziger Convent, einen Versuch, durch nationale Mittel sich des Kaisers zu erwehren und den Protestantismus zu retten, aber bei ihrer Verzagtheit und Halbheit kam es nicht zur That. Inzwischen hatte die zweideutige Gesinnung der beiden Kurfürsten Gustav Adolf, der nur mit Vorsicht und Mühe hatte vordringen können, gehindert, Magdeburg zu retten. Die Stadt fiel am 20. Mai 1631. Entschlossen, den Untergang der Heimath nicht zu überleben und den Feinde nur einen Trümmerhaufen zu hinterlassen, steckten die Bürger, wie Wittich nach gründlichen Forschungen dargethan hat, ihre Stadt selbst in Brand, die bis auf den Dom und etwa fünfzig Häuser in Schutt und Asche sank. Seit diesen Tage hat sich der Fluch der Geschichte an Tilly's Namen geheftet.

Aber am 17. September 1631 wendete Tilly bei Breitenfeld von dem Schwedenkönige gründlich geschlagen, und seit diesem Tage sah in den protestantischen Landen der geneine Mann zu Gustav Adolf wie zu einem Erlöser empor.

Aber mehr als alle Siege hob den Retter des Protestantismus der Tod in jene ideale Höhe, wo der im heiligen Kampf Gefallene, von allen Schlacken irdischer Interessen und Triebfedern befreit, in der Glorie des Märtyrers schwebt. Die gewonnene Schlacht bei Breitenfeld hatte jenen protestantischen Siegeszug nach Westdeutschland, Böhmen und Baiern zur Folge gehabt, auf welchem Gustav Adolf auf der Höhe seines Ruhmes stand, aber auch von politischen ehrgeizigen Gedanken ergriffen ward, durch welche sein erhabenes Streben mit selbstsüchtigen Zwecken verquickt wurde.

Unterwegs, nach der Schlacht am Lech, 5. April 1632, sah er Tilly fallen — da trat Waldstein wieder auf den Plan. Bei Lützen kam es am 16. November 1632 zur Entscheidungsschlacht; Gustav Adolf fiel, aber sein Tod entschied den Sieg; denn er entflammte sein nun von Bernhard von Weimar geführtes Heer zu erbittertem Rachekampf. Auf der feindlichen Seite fiel, zum Tode verwundet, Pappenheim mit dem Ausrufe: „Ich scheide fröhlich dahin, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist"; er erlag am folgenden Tage in Leipzig seinen Wunden.

Wenn man sich lange Zeit gefragt hat, ob Gustav Adolf nicht mitten in der Schlacht von Mörderhand getroffen worden sei, so wird dies jetzt allgemein verneint. Interessant ist übrigens, was Gindely hierüber mittheilt: er behauptet nämlich, daß wirklich Jemand, dessen Name nicht genannt worden ist, nach der Schlacht bei Breitenfeld damit umging, den König zu ermorden.

Der Beichtvater der spanischen Infantin, Gonsalvin Ferdinand's des Dritten, der Kapuzinermönch Diego de Quiroga, dem das Auerbieten gegen 30,000 nach vollbrachter That zu zahlende Ducaten gemacht wurde, nahm dasselbe unter Zustimmung der beiden spanischen Gesandten am Wiener Hofe an und berichtete darüber nach Madrid. Dort wurde darüber berathen, aber dem Mönche der Befehl ertheilt, nicht darauf einzugehen: die königliche Antwort antete: „wiewohl man dem Worde ohne jeden Skrupel beistimmen könnte, so scheint doch eine solche Handlung eines mächtigen und erechten Königs nicht würdig zu sein, und deshalb dürften sich ie königlichen Diener weder wissentlich noch mit ihrem Rathe aran betheiligen."

„Aber durch welche Hand Gustav Adolf auch mag gefallen sein," igt Schiller, „so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. Es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank — die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf bedeutet: sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit und ihm selbst seinen schönsten Ruhm."

Ja, der frühe Tod des Königs hat sein Gedächtniß geheiligt, und keinem Führer der Gegenpartei ist ein so glänzender Nachruhm geworden. Charakteristisch ist, was Matthissen hierüber mittheilt. Als dieser 1792 auf dem Postschiffe von Lyon nach Avignon die Rhone hinabfuhr, traf er unter den Reisenden einen Grafen Tilly, welcher lange zu Bastia in Garnison gestanden hatte.

„Dieser," sagt Matthissen, „zeigte vielseitige Kenntnisse und feinen Geschmack. Wir lasen mit einander im Horaz und in Hume's Geschichte Englands', wovon er den ersten Theil bei sich hatte. Ich freute mich seines warmen und richtigen Gefühls und ward oft angenehm durch das Neue und Scharfsinnige seiner Bemerkungen überrascht. Er gestand freimüthig, daß er sich seines berüchtigten Ahnherrn, des Eroberers von Magdeburg, tief in der Seele schäme und daher unmöglich einen Geschlechtsnamen lieben könne, welchen dieser Unhold mit unverlöschbarer Schande gebrandmarkt habe."

Wallenstein ist die Ehre widerfahren, von Schiller selbst zum Helden eines Dramas erhoben zu werden; das psychologische Räthsel reizte den Dichter, aber von ihm als dem Gegner Gustav Adolf's bei Lützen sagt Schiller, der Historiker: „auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbewußten Geist nicht verbannen."

Nach dem Tode Gustav Adolf's konnte es nicht länger verborgen bleiben, daß es nur noch die Eroberung deutscher Grenzländer war, was die Fremden in Deutschland erstrebten. Das ganze Elend endete am 24. October 1648 der westfälische Friede, der den Augsburger Religionsfrieden auch auf die Calvinisten ausdehnte.

„Nun danket Alle Gott," sang damals nach Jesus Sirach 50, 24 — 26. Martin Rinckardt, Archidiakonus zu Eilenburg in Kursachsen, der den Friedensschluß nur ein Jahr überlebte. Leider währte es im letzteren Lande noch hundertfünfzig Jahre, ehe die Reformirten staats- und kirchenrechtlich der lutherischen Landeskirche gleichgestellt wurden. „Nun danket Alle Gott" — daß auch diese Zeit vorüber ist!

Man weiß, daß, nachdem der westfälische Friede den deutschen Protestanten die Religionsfreiheit gegeben hatte, die Protestantenverfolgungen unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich wütheten. Trotzdem ist man verblendet genug gewesen, das Zeitalter der Aufklärung, wie man das achtzehnte Jahrhundert genannt hat, aus Frankreich herzuleiten. Nein, aus dem im Despotismus versumpften, vom Fanatismus entnervten Frankreich konnte das Licht nicht kommen; in der protestantischen Welt, in Holland, England, Genf und Deutschland, ging die Sonne der neuen Zeit auf; dem protestantischen England haben Montesquieu und Voltaire, der Vertheidiger der verfolgten Protestanten, ihr Bestes entlehnt. Einzig die glaubensvolle protestantische Welt, die auch das Kleinod des freien Gedankens in sich barg, rettete die europäische Gesittung. Unter den Vertheidigern und Märtyrern derselben aber steht Gustav Adolf oben an; er rettete das Herz Europas, Deutschland.

Wie sich nun bei uns die starre Wortgläubigkeit in werkthätige Nächstenliebe auflöste, wie dann der von Rom befreite Geist in der Philosophie die Tiefen des Geistes erforschte, das zu entwickeln, fehlt uns hier der Raum. Aber das Eine müssen wir doch betonen: daß nun die befreiende That des Fremden von einer deutschen protestantischen Macht fortgesetzt wurde. Der große Kurfürst von Brandenburg (1640 bis 1688), die Politik seines Vorgängers wieder gut machend, schützte Holland gegen das fanatische Frankreich, das diesen protestantischen Staat zu vernichten trachtete, und suchte auch das von Schweden eingenommene deutsche Gebiet wieder zu gewinnen.

Die schwedischen Heerführer und Truppen hatten sich nach ihres Heldenkönigs Tode derselben Zügellosigkeiten schuldig gemacht, die von den Kaiserlichen begangen worden waren; dann hatte Schweden sich für seine Kriegskosten durch deutsche Länder be-

Digitized by Google

zahlt gemacht; es waren dies einfach Eroberungen. Dagegen erhob sich nun der große Kurfürst als deutscher Patriot, aber der Sieger von Fehrbellin wurde von Kaiser und Reich verlassen. Er war der wahre Gründer Preußens, dessen großer König Friedrich der Zweite später das von den Habsburgern möglichst wieder katholische Schlesien zurückeroberte.

„In Preußen, dem Vororte des Protestantismus," sagt der Kirchenhistoriker Karl Hase, „fiel auch, als zum Jubelfeste der Reformation Friedrich Wilhelm der Dritte 1817 einen Aufruf zur freien Einigung erließ, diesem Könige die Union zu einer evangelischen Kirche als eine reife Frucht des Zeitalters zu; diese Union geschah nach des Königs Absicht selbst mit Auflösung des lutherischen wie reformierten Namens in der unirten evangelischen Kirche."

Fünfzehn Jahre später (1832) führte die Säcularfeier des Heldentodes Gustav Adolf's zu einer andern, rein geistigen und werkthätigen Union, der Gustav Adolf-Stiftung, die allen verstreuten protestantischen Gemeinden, gleichviel ob lutherisch oder calvinistisch, Hülfe und Unterstützung gewähren und ein neutrales Gebiet für alle Parteien in der evangelischen Kirche sein will. Es war ein geistiges Denkmal für den Heldenkönig, dem der König von Preußen 1837 über dem Schwedensteine, einem zur Zeit der Gletscherperiode aus Schweden herabgekommenen erratischen Blocke, bei welchem Gustav Adolf gefallen war, ein künstlerisches Denkmal errichtete. Ein Sohn des ernestinischen Sachsens, der 1783 in Pretzsnitz bei Altenburg geborene und auf der Universität zu Jena gebildete Professor und Superintendent Großmann zu Leipzig, faßte den Gedanken zur Gustav-Adolf-Stiftung.

Es war bedeutsam, daß dies im albertinischen Sachsen geschah, als ein Symbol der Versöhnung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Stämmen, Völkern und Kirchen. Schwedens König Karl der Vierzehnte Johann trat dem Vereine sofort bei: in Deutschland aber, wo das Werk nur langsam Verbreitung fand, wurde es durch den Aufruf an die protestantische Welt gefördert, welchen Hofprediger Zimmermann in Darmstadt am 31. October 1841 erließ. Verfasser dieses verkehrte damals im Auftrage seines Vaters, der eifrig im Innern des Landes dafür wirkte, selbst mit Professor Großmann, dessen Andenken ihm theuer geblieben ist. In Baiern bedurfte es des Sturmjahres 1848, um dem Vereine die Erlaubniß zu erringen.

Seine allgemeinen Betrachtungen über den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges schließt Schiller mit dem letzten Schmerzensschrei: „Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben." Diese seine Sehnsucht ist am 18. Januar 1871 nach dem glorreichen Kriege gegen Frankreich erfüllt worden. Da richtete zuerst der jugendliche, vaterländisch gesinnte König Ludwig der Zweite von Baiern an den König von Preußen das Wort: er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen und so das Werk der Einigkeit Deutschlands vollenden. Aus Baiern kam dieser erste Ruf, aus demselben Lande, dessen Fürst im Dreißigjährigen Kriege gegen den Protestantismus die katholische Liga gegründet hatte. „Welche Wendung durch Gottes Fügung!" Unwillkürlich drückt man in diese Worte aus, die König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan an seine Gemahlin richtete. Und im eigenen Lande des Königs von Preußen verkennt man noch den tiefen Sinn dieser Wendung; noch immer läßt man sich dort durch den „Zauberer von Rom" blenden.

Blätter und Blüthen.

Die Soldatenbraut. Ich war nach längerer Abwesenheit wieder einmal daheim, in der alten traulichen Universitätsstadt an der Ostseeküste. Gestern war ich eingezogen durch das ehrwürdige Stadtthor, vorbei an den giebelgeschmückten Häusern. Heute hatte es mich früh aus den Betten getrieben, und der goldige Sommerschein regte mich zu einem Spaziergange an; alte bekannte Plätze in der Vorstadt wollte ich aufsuchen, wo ich als Kind gespielt. Unterwegs schwenkte mit mir zugleich ein kleiner Trupp Soldaten in eine Straße ein, um zur täglichen Uebung auszumarschiren — da bot sich mir ein seltsames Schauspiel: den Soldaten zur Seite trabte mehr, als es ging, ein altes Mütterchen, mit keuchendem Athem; sie schien offenbar ihre ganze Kraft aufwenden zu müssen, um nicht hinter den Marschirenden zurückzubleiben.

Die Alte erregte mein Interesse, und ich fragte einen Vorübergehenden, wer sie sei; da erhielt ich von der Straßenjugend den Spottnamen „die Soldatenbraut" als Antwort, ein älterer Mann aber sagte mir, bei dem Mütterchen müsse es wohl im Kopfe nicht ganz richtig sein; denn sie rücke regelmäßig im Winter wie im Sommer, mit den Recruten aus, achte auf jede ihrer Bewegungen und kehre dann auch mit ihnen in die Stadt zurück, nachdem sie genau die Parole für den folgenden Tag erfahren. Nach dieser Erklärung mußte ich mit doppeltem Interesse zu der alten Frau hinüber blicken.

Es war im Jahre 1815 — so erzählte mir später ein Freund, den ich um das Schicksal der Alten befragt hatte — als nach glücklich beendetem Kriege gegen Frankreich unsere siegreichen Truppen in die Heimath zurückkehrten; in allen deutschen Gauen herrschte freudige Erregung; denn der Landesfeind war besiegt, und die Brüder und Gatten, die man von jahrelanger Schmach befreit, kehrten jubelnd heim. Wie viele Opfer, wie viel theures Blut hatte der Krieg gekostet! O, des Jammers war kein Ende, und doch tauchte selbst der schwer Betroffene noch in seinem Schmerz aus Freude über den Sieg und die endliche Befreiung aus der Fremdherrschaft und Knechtschaft.

Aber den rüstig einziehenden Kriegern folgten bleiche Gesichter, Verwundete und Kranke, die besonderer Pflege bedurften. So erboten sich denn die begüterten Bürger der Stadt, Verwundete in ihre Häuser zu nehmen und zu pflegen, um auch in dieser Weise dem Vaterlande noch einen Dienst zu leisten.

Nun lebte in unserer Universitätsstadt ein angesehener, schon ziemlich bejahrter Professor, der unweit der Stadt, jenseits des Stromes, ein niedliches Häuschen mit schattigem Garten besaß, so recht geeignet, um einem Reconvalescenten zum Aufenthalte zu dienen. Der Herr Professor hatte sich ebenfalls zur Aufnahme eines Verwundeten gemeldet, und eines Tages wurde ihm ein junger Officier in's Haus gebracht; das Gesicht des Verwundeten bedeckte fahle Blässe, und mit größter Vorsicht mußte er in das für ihn bereitete Zimmer getragen und auf's Bett gelegt werden. Unser Professor hatte früh die Gattin verloren, aber drei Töchter waren der Trost seiner Tage, und namentlich die jüngste, kaum der Kindheit entwachsen, ein liebliches ausgelassenes Mädchen, war die Freude seines Alters — Marie.

Mit der ganzen Innigkeit und Lebhaftigkeit ihres sechzehn Jahre trauerte Marie um den armen Verwundeten und schenkte ihm ihr regstes Mitleid; freilich verging lange Zeit, ehe sie ihn sehen durfte; denn langsam besserte sich sein Zustand, und Alles, was sie für ihn thun konnte, war, daß sie täglich die schönsten Erdbeeren des Gartens für ihn pflückte und wohl auch eine Rose als Gruß aus den sonnigen Garten darauf legte.

Da kam eines Tages die freudige Nachricht, der Arzt habe dem Patienten den ersten Gang in den Garten erlaubt, und bald war ein schattiges Plätzchen ausgewählt und mit aller Bequemlichkeit ausgerüstet, um den Leidenden anzunehmen. Doch bevor er erschien, war sein junger Schutzgeist schon verschwunden, und nur von weitem betrachtete das schüchterne Mädchen mit warmem Interesse die bleichen Züge des jugendlichen Kriegers. Dieses Plätzchen und Weilen, das sich täglich wiederholte, konnte aber nicht von Bestand sein; denn nachdem der Professor dem jungen Officier seine beiden ältesten Töchter vorgestellt, mußte auch das jüngste Töchterchen alle Scheu und Zurückhaltung bezwingen, und aus dem schenen Vögelchen wurde bald ein gefangener Vogel — ja, ein gefangener! Marieens kleines Herz kannte sonst keine schönere Freude, als die, dem jungen Reconvalescenten nahe zu sein. Er war ihr einziger Gedanke. Ach, wie oft drang durch die Stille der Sommertage ihr fröhliches Lachen, wenn sie, neben ihm sitzend, seinen Erzählungen lauschte! Wie oft sah sie auf dem Zweige des alten dickarmigen Baumes vor ihm und sang wie eine Lerche in die Luft hinein, zu seinem Ergötzen, immer ein Lied nach dem andern! Wie oft sah sie aber auch still und ernst neben ihm, mit einem Buche in der Hand und las ihm vor; doch der Ernst hielt nicht lange Stand; schnell warf sie das Buch auf den Rasen und sprang lachend davon, die langen blonden Zöpfe im Winde wirbelnd.

Die Pflege unter so freundlichen Menschen that dem armen Verwundeten sehr wohl; die Blässe seiner Wangen machte mehr und mehr einer gesunden Geschlossene Platz, und seine Kräfte nahmen so erfreulich zu, daß er bald, auf den Arm des liebsichen Mädchens gestützt, in den Gängen des Gartens umher gehen konnte; aber es war nur ein kurzes Idyll, das die Beiden mit einander durchlebten. Nur eine kleine Weile noch — und die Kräfte des Patienten hatten so erfreulich zugenommen, daß der Arzt ihn für hergestellt erklärte und in Folge dessen von seinem Regimente nach die Oder zur Armeie einrief.

Wo war aber Marieens fröhliches Lachen, wo war ihre Heiterkeit geblieben? Armes Kind! Jetzt waren es ihre Wangen, die täglich bleicher wurden, von denen der rosige Hauch immer mehr verschwand, ihre Augen, die immer trüber blickten, wenn sie Morgens nach durchweinter Nacht zum Vorschein kam! Doch noch ein Aufblühen des Glückes, ja ein noch höheres Glück als bisher, sollte ihr zu Theil werden: an derselben Stelle, wo sie so oft in traulichen Gesprächen mit einander gesessen, da saßen sie heute noch einmal — zum letzten Mal, und da geschah es, daß er ihr von Liebe sprach, von glühender Liebe. Weinend hing sie an seinem Halse; sie hörte seinen Schwur, daß er ihr treu bleiben wolle, daß er wiederkehren werde, um sie heim zu holen als sein geliebtes, theures Weib. — —

Hat er seinen Schwur gehalten?

Seht ienes alte Mütterchen! Tag für Tag zieht es mit den Soldaten zum Thor hinaus, ein Gespötte der Jugend.

Digitized by Google

Marie ist alt geworden, alt und einsam, aber sie glaubt dem Schwur noch heute; sie wartet noch immer auf die Rückkehr des Geliebten, von dem sie nie wieder ein Wort gehört, nie eine Nachricht erhalten hat. Ach, hätte doch eine mitleidige Seele die Pflicht gehabt, es sei geschrieben!

Jahr auf Jahr verging; ihre Wangen wurden immer bleicher; alles Denken erloschen in ihr, und nur der eine Gedanke blieb klar in ihrer Seele: „Er kommt — er muß kommen;" die ganze übrige Welt war ihr wie verhüllt, wie in dichten Nebel gehüllt.

Der Bauer starb; die Schwestern starben — sie stand mit trockenen Augen an den Särgen ihrer Lieben; nichts bewegt mehr ihr Herz, als dieses Eine: „Er kommt — es muß doch kommen."

Und so wandert sie noch heute mit den Soldaten hinaus, ewig ihn suchend, ewig ihn erwartend; sie wird wandern, so lange noch Athem in ihr ist. — Arme Marie, einst so jung, so schön — und nun? O gegrame Liebe, die nicht Treue kennt noch Erbarmen!

E. R.

Zur Geschichte der schwedischen Regimenter, welche bei Lützen gefochten haben, ist wohl die Mittheilung nicht uninteressant, daß Schweden noch heute eine Anzahl von Regimentern aufzuweisen hat, die ihren Ursprung in Truppentheilen haben, welche an jener Schlacht betheiligt waren. Das Interesse für diese Nachfolger der ruhmreichen Streiter dürfte gegenwärtig in Deutschland um so größer sein, als bekanntlich der Plan besteht, Delegationen jener Regimenter zu der am 16. September dieses Jahres auf dem Schlachtfelde von Lützen stattfindenden Gedächtnißfeier (siehe diese Nr. S. 611) zu entsenden. Unter diesen Umständen dürften Abbildungen (vergl. S. 610) einiger Fahnen dieser Truppentheile sowie die nachstehenden Mittheilungen über die Geschichte derselben unseren Lesern gegenwärtig besonders willkommen sein.

Die jetzige königliche Sveа-Leibgarde stammt, gewissermaßen als eine Seitenlinie, von den berühmten Gelben Regimentern ab, das aus geworbenen Deutschen bestand, die im Jahre 1611 oder 1612 nach Schweden gewandert waren. Dieses Regiment hatte bei Lützen Mittags die Landstraße genommen; später, zu weit vorgegangen, mußte es vor Pappenheim, der mit frischen Reitermassen erschienen war, zurückweichen und erlitt ungeheure Verluste. „In Reih' und Glied, wie sie gefochten und bis zum letzten Augenblicke ausgeharrt hatten, lagen die tapfern Mannschaften hingestreckt, noch im Tode ein Bild der Ordnung und Disciplin. Später bei Nördlingen hatte aufgerieben, bei Kaiserslautern noch mehr zusammengeschmolzen, ging das Gelbe Regiment mit Herzog Bernhard in französische Dienste und kehrte nie wieder nach Schweden zurück. Dieses Glück war nur der sogenannten Guardia vergönnt, die, ans je 30 „Rotebuesken" bestehend, jeder der vier Compagnien zugetheilt war und den Dienst um des Königs Person zu versehen hatte. Nach der Schlacht, wo 60 Mann stark, die Leiche des Königs nach Stockholm zurück, und aus ihr stammt die jetzige Sveа-Leibgarde (vergl. Nr. 6 auf unserer Abbildung, S. 609), die 1845 neu begründet ward.

Das Skytzia-Regiment, das auf dem rechten Flügel mit der größten Tapferkeit kämpfte und dessen Rest in Merseburg überwinterte, während 411 Verwundete in Coburg unterzebracht wurden, ward 1816 in die zwei schwedischen Leibregimenter (Nr. 2 und 3) verwandelt.

Von Meinergimmern wurden bei Lützen namentlich Upsland och Södermanland, von dem Anfangs aus 8 Compagnien zu je 125 Mann bestehend) nach der Schlacht bei Lützen kaum 300 Mann übrig waren und aus welchen die zwei noch bestehenden Dragoner- (Nr. 1) und Husarencorps (Nr. 5) und das Grenadiercorps (Nr. 4) des Leibregiments gebildet wurden. Die Reiterregimenter, die auf dem rechten Flügel kämpften und 1791 zu einer Infanterieruppe umgestaltet wurden, bildeten als solche seit 1816 das zweite Leibregiment. Endlich Smalands Regiment! In 8 Compagnien unter Führung Federik Stenbock's ausgezogen, war es bei Lützen, wo es zunächst Gustav Adolfs Infanterie auf den rechten Flügel hinab, auf 400 Mann zusammengeschmolzen. Als die Infanterie zum zweiten Male die Landstraße sperrte, erhielt Stenbock eine tödtliche Verwundung, und nun trat eine große Verwirrung ein. Da geschah es, daß den Knaus, als er zur Seite eilte, um sich selbst an die Spitze des Regiments zu stellen, die tödtliche Kugel ereichte. Die Reiter hatten schwere Verluste erlitten und wurden in Meißen einquartiert. Im Jahre 1891 wurde Smalands Regiment in ein leichtes Dragoner- und 1822 in Smalands Husarenregiment (Nr. 7) umgestaltet.

Das Edison-Licht in New-York. In New-York geht soeben ein Culturwerk seiner Vollendung entgegen, dessen voraussichtliches Gelingen einer großen Unsicherheitsschlacht in den Kampfe gleichen wird, welchen auf Leben und Tod die Gasbeleuchtung mit dem elektrischen Lichte führt. Die neue muthige Rivalin, welche dort auf den Kampfplatze erscheint und den Gasdrommer nicht nur aus großen Fabrikſälen, sondern auch aus Comptoir- und Wohnstuben zu verdrängen sucht, ist unsern Lesern schon aus den früheren Jahrgängen der „Illustrirten" bekannt; wir meinen die kleine Edison'sche Glühlichtlampe, welche in unserem Blatte (vergl. Jahrg. 1880, Nr. 5) als das „Licht der Zukunft" bezeichnet wurde.

In der Pearlstreet der nordamerikanischen Haudelsmetropole erhebt sich nunmehr eine Centralstation, in welcher mit einer Dampfkraft von ungefähmt 1500 Pferdestärken zwölf große elektro-dynamische Maschinen getrieben werden; sie sollen eine genügende Menge Elektricität erzeugen, um ein eine englische Quadratmeile bedeckendes Stadtviertel mit etwa 30,000 Edison-Lampen zu erleuchten. Von dieser Centralstelle laufen strahlenförmig nach allen Richtungen hin starke isolirte Hauptleitungen, welche wie die bekannten Gas- oder Wasserleitungsröhren die Straßen meistens in unterirdischen Canälen durchziehen. Mit diesen Hauptleitungen sind nun die Grundstücke der Consumenten durch besondere Zuleitungen verbunden, welche beim Eintritt in die Häuser zunächst sinnreiche Apparate zur Messung der Elektricitätsstromwahre passiren. Von diesen Meßapparaten zweigen sich dünnere Drähte ab, welche nach allen Richtungen hin das Haus durchziehen und bald wie die Leitungen der gewöhnlichen Haustelegraphie in den Mauerputz eingelegt, bald einfach auf die Tapeten und Wände gelegt werden. Hier münden sie in die verschiedenartigsten Lampenformen, in elegante Kronleuchter, die von der Decke herabhängen, in Wandarme, die an geeigneten Stellen angebracht sind, oder in transportable Stehlampen, die man von dem einen Tisch des Zimmers auf den anderen nach Belieben stellen kann.

Wie bequem ist dabei das Anzünden und Auslöschen des Lichtes! Die Umschalter, welche zu diesem Zwecke dienen, werden häufig so angebracht, daß man die Räume, ohne sie zu betreten, erleuchten kann. Es brennen nun z. B. im Keller das Licht mittelst eines einfachen Druckes von der Küche aus an, und nun das Schlafzimmer zu erleuchten, genügt es, nur einen Knopf zu drehen, der mit der Hand bequem vom Bette zu erreichen ist.

Edison's Lampe besteht bekanntlich aus einer im Innern luftleeren Glasbirne von Form und Größe einer Birne. In derselben befindet sich eine verkohlte Bambusfaser, die durch den elektrischen Strom bis zur Weißglühhitze erwärmt wird. Gegenwärtig werden fabrikmäßig drei Arten dieser Lampen erzeugt: die sogenannte A-Lampe, welche ein Licht von etwa sechszehn englischen Normalkerzen ausstrahlt, die B-Lampe, deren Lichtstärke acht Kerzen beträgt, und endlich die Hundert-Kerzen-Lampe, welche wie ihr Name andeutet, eine Lichtmenge zu entwickeln vermag, die dem Glanze von hundert englischen Normalkerzen gleichkommt. Für den gewöhnlichen Gebrauch kommen selbstverständlich nur die beiden zuerst erwähnten Lampen in Betracht, es ist aber dabei zu bemerken, daß für besondere Fälle Edison'sche Lampen von beliebiger, geringerer oder größerer Lichtstärke hergestellt werden können.

Auf die hygienischen Vorzüge des elektrischen Lampen den Petroleum- oder Gasbrennern gegenüber hinzuweisen, dürfte kaum nöthig sein. Bekanntlich verschlingt eine gewöhnliche Gasflamme annähernd ebenso viel Sauerstoff wie die Lungen zweier Personen und füllt außerdem die Luft mit Wasserdämpfen und Kohlensäure, Kohlenoxyd und anderen der Gesundheit schädlichen Gasen. Oft erhitzen auch die Gasflammen die Stubenluft in einer höchst lästigen Weise. Von allen diesen Uebelständen kann bei der Anwendung des elektrischen Lichtes nicht die Rede sein. Die Edison'sche Lampe entlehnt der Atmosphäre nichts, führt ihr auch nichts zu und entwickelt dabei zweifelsmal weniger Hitze, als die gleichleuchtende Gasflamme.

Schon aus dieser gedrängten Mittheilung werden unsere Leser ersehen, daß der schließliche Ausgang des ersten in New-York zu großem Maßstabe mit Anzahl genommenen Versuches elektrische Beleuchtung in Privathäusern einzustehen, von der höchsten culturellen Bedeutung sein wird und daß es wohl verdient, mit dem größten Interesse verfolgt zu werden.

Kleiner Briefkasten.

E. R. in **Danzig.** Auf die in Nr. 31 an dieser Stelle auf gewisse Anfrage wegen des Civilversorgungsscheines der Militär-anwärter theilt man uns von competenter Seite freundlichst mit, daß bei Zurückgabe oder Nichterhaltung des Civilversorgungsscheines allerdings eine Anfrage, in der Regel von 6 oder 9 Mark monatlich, gestellt wird. Das entsprechende Gesuch würde an das königliche Kriegsministerium einzureichen sein. Nähere Auskunft über derartige Pensionsverhältnisse wird den betreffenden Invaliden stets an den Pensionszahlstellen ertheilt.

W. L. in **Prag.** Ihre günstige Meinung von den Robert Keil'schen Werke „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806" deckt sich völlig mit unserer Ansichauung über diese verdienstvolle Publication, und wenn Sie sich Lob, das unser Urtheil über dieses Werk in reichlich fremdet, als ein nur gerechtfertigtes, die Ausstellungen aber, die er an denselben macht, als „nicht ganz zutreffende" bezeichnen, so widersprechen wir Ihnen auch hierin im Allgemeinen nicht. Wir sehen, wie Sie, keine Veranlassung, die von einem so gewissenhaften Goethe-Forscher verfertigte Schrift der in den Werke aufgestellten „Abhandlung Goethe's" anzuzweifeln, obgleich der Beweis für dieselbe natürlich nur auf Grund des Originalmanuscriptes geführt werden kann. Der Werth jener Abhandlung will nicht, wie unsere Kritiker es thut, im Hinblick auf den Dichter, sondern auf den Menschen Goethe gewürdigt werden. Wir sind überzeugt, die bedeutende Männer von dem Keil'schen Werke denken, das illustrirt wohl am besten die nachstehende Stelle aus einem uns mitgetheilten Briefe Gustav Freytag's, welche folgendermaßen lautet: „Ich habe das in verschiedenen Bänden sorgfältig angelesen und finde Sie, auch Herrn Keil meinen Glückwunsch zu dieser Bereicherung unserer Goethe-Literatur übermittelt zu wollen. Derzleichen anspruchslose und mit sachkundigem Commentar versehene Mittheilungen originaler Aufzeichnungen sind mir und wohl vielleicht vielen Anderen weit liebee als langathmige ästhetische Abhandlungen."

L. L. in **Riga.** Besten Dank! Senden Sie freundlichst mehr diesegen Genres!

K. K. in **P.** Leider ungeeignet! Verbindlichsten Dank!

M. R. Verfügen Sie über das nicht verwendbare Manuscript!

Ida und **Ella.** Das betreffende Buch ist durch jede Buchhandlung, zu beziehen. Fragen Sie gefälligst an ihrem Orte nach!

F. B. in **St.** Reiner Schwindel, wie alle solche Anpreisungen.

E. L. in **Arndorf.** Ungeeignet, weil allzu reflectirend und nicht knapp genug gehalten! Ihr Manuscript kann als unbestellbar von der Post zurück. Es liegt für Sie bereit. Schreiben Sie uns gütigst!

H. Nietzpe. Ihr Bestuchen des Eingesandten steht uns alle Zeit. Tastefeile hebt zu Ihrer Disposition.

Redacteur: Dr. Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Gefunden — nicht gesucht.

Novelle von E. Ladden.

1.

„Der Wagen ist da, Mimi, Mimi!“ rief ein halbes Dutzend frischer Mädchenstimmen, und ebenso viele Köpfe steckten sich aus dem großen Coupéfenster des adeligen Fräuleinstiftes zu M., um nach jenem zu schauen.

„Endlich!“ jubelte es zurück.

„Ist Mademoiselle fertig?“

„Freilich, sie steigt schon die Treppe hinab.“

„Also Adieu, Ihr Lieben! Auf Wiedersehen in acht Wochen!“

„Ach, jetzt geht's in die Berge, in die goldene Freiheit!“ und damit sprang die elastische Gestalt, die man Mimi gerufen hatte, in ein paar Sätzen die Treppe hinab, daß das enge schwarze Pensionskleidchen kaum für die großen Sprünge ausreichte und die langen, braunen Zöpfe über das schlichte Strohhütchen emporschlugen. Mademoiselle unten an der Treppe murmelte einen Verweis, aber das glückliche Kind umfaßte die Lehrerin in stürmischer Zärtlichkeit und rief:

„Heute nicht schelten, liebe Mademoiselle! Bin zu glücklich heute!“

Die armen, jungen Dinger, die keinen Menschen hatten, bei dem sie die Ferien verbringen konnten, grüßten noch halb freundlich, halb wehmüthig auf die Scheidende herab, die so keck ihr weißes Tüchlein zum letzten Gruße schwang, daß selbst der guten Französin die Geduld riß und sie energisch die kleine Hand der Ausgelassenen festhielt.

Noch einige herzliche Zurufe des Abschiedes herüber und hinüber, und eilig fuhr der Wagen mit Mimi und der Mademoiselle davon.

Bald darauf saß man glücklich im Nichtrauchercoupé; die Französin seufzte, daß sich die süddeutschen Züge nicht einmal den Luxus eines Damencoupés gestatteten; sie hatte das eine der Sophas in Beschlag genommen, eine dicke Dame, mit einem Kinde auf dem Schooße, das zweite, auf dem dritten breitete sich in großer Behaglichkeit Mimi aus, und so blieb einem Passagier, der noch zu guter Letzt einstieg, nichts anderes übrig, als auf dem letzten leeren Sopha, das heiß von der Sonne beschienen ward, Platz zu nehmen.

Er that es seufzend, denn die Hitze war übergroß.

Der Zug setzte sich in Bewegung; Mimi nahm ihren Hut ab, warf ihn oben in das Netz, lehnte sich behaglich in die Kissen und fand das Reisen sehr hübsch und bequem. Um so mehr that ihr der junge Mann leid, der da förmlich in der Sonne briet.

„Sie haben einen abscheulichen Platz,“ sagte Mimi gutmüthig, „die kleinen Vorhänge schützen gar nicht. Setzen Sie sich hierher! Wir haben Beide Raum —“ und dabei rückte sie freundlich bei Seite.

Mademoiselle warf einen verweisenden Blick auf die unvorsichtige Pflegebefohlene, aber die Harmlosigkeit derselben verstand diesen gar nicht, sondern fühlte sich sehr zufrieden, einem Mitreisenden einen Gefallen erwiesen zu haben.

„Gelt, jetzt haben Sie's besser?“ fragte sie in ihrem baierischen Dialect.

„Viel besser,“ entgegnete der junge Mann und verbeugte sich lächelnd, wobei sein gebräuntes Gesicht mit den klaren, blauen Augen und dem jovialen Zuge um den mit keckem Schnurrbärtchen geschmückten Mund sehr hübsch aussah. „Das Reisen in solcher Gluth ist eine wahre Tortur.“

„Ah, das Reisen ist immer ein ungehemmes Vergnügen!“

„Da sind Sie gewiß noch nicht viel gereist?“

„Nein, gar nicht viel, oder doch nur von einer Stadt zur andern. Jetzt aber gehe ich zum ersten Mal in die Berge und an die See und werde die ganzen Ferien über ausbleiben.“

„Die Ferien? Gnädiges Fräulein sind also noch im Institute?“

„Natürlich,“ nickte Mimi, „vor dem achtzehnten Jahre kann ich nicht heraus; bis dahin sind es noch fünfzehn Monate.“

„Eine lange Gefangenschaft!“

„Na, es geht. Wir haben es gar gut in unserm Pensionate und sind sehr vergnügt mit einander. Nicht wahr, Mademoiselle?“ Jene nickte.

„Mimi,“ sagte sie, „nicht so viel sprechen, Sie werden den Ernn belästigen.“

„Belästigt es Sie, wenn ich plaudere?“ fragte das kleine Ungeheuer von Offenheit den Nachbar.

„Gewiß nicht,“ gab dieser lächelnd zurück, „ich sehe es vielmehr für eine Gunst des Schicksals an, eine so liebenswürdige Reisegefährtin gefunden zu haben. Ich hörte gern etwas von Ihrem Institute; ich möchte wohl wissen, ob das Leben in einem solchen etwas dem in einem Cadettenhause gleicht, in welchem ich meine Knabenzeit verbracht habe.“

„Sie sind also Officier? Das hab' ich im selben Augenblick gedacht, als Sie in den Wagen stiegen. Ihr Haar ist so geschnitten, auch der Schnurrbart ganz so gedreht.“

„Mimi!“ mußte Mademoiselle einwerfen.

„Aber mein Himmel, es ist doch keine Sünde, das zu sagen. Bin ich doch selbst ein Soldatenkind, muß mich daher auf soldatische Physiognomien verstehen.“

„Der Herr Papa sind also Camerad von mir?“

Digitized by Google

„War es," entgegnete das junge Mädchen nun mit einem Male traurig. „Er kränkelte seit dem Krieg und starb dann sehr bald. Seitdem hasse ich den Krieg und alle Soldaten."

„Aber das ist nicht patriotisch. Die Tochter eines Vaterlandsvertheidigers sollte so nicht sprechen."

„Ich weiß es wohl, aber ich kann mich nicht zu der Höhe solcher Auffassung aufschwingen. Ich bin ja keine Spartanerin oder Römerin; ich werde es nie begreifen lernen, daß der liebe Gott die Menschen geschaffen haben soll — damit sie sich einander todtschießen. — Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, wie schrecklich der Krieg ist; mir nahm er Vater und Mutter; denn Mama starb über den Gram um Papas Verlust. — Nun haben Sie gewiß nimmer das Herz, von mir zu verlangen, daß ich für einen so gefährlichen Beruf schwärme?!"

„Mindestens aber, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und seinen hohen Standpunkt anerkennen. — Aber ein so ernstes Gespräch paßt nicht für eine kurze Unterhaltung im Eisenbahnwagen. Mit der Zeit werden Sie schon von selbst den Werth unseres Berufes schätzen lernen."

„Nein, ich weiß gewiß, daß ich den Krieg immer für eine große Sünde halten werde und eher in's Wasser springen, als eine Soldatenfrau werden würde."

Das kleine Köpfchen nickte so energisch, die braunen Augen blickten den Nachbar so fest an, und die Worte gingen so bestimmt über die rothen Lippen, daß der Fremde bei sich selber sagte:

„Sie ist doch ein echtes Soldatenkind, die frische, muthige Kleine; sie weiß, was sie will."

Ein Weilchen stand das Plappermäulchen still.

„Die Berge, o die himmelhohen Berge!" rief es dann.

Ja, da tauchten sie auf, noch nebelhaft, wie mit duftigen Schleiern übergogen. Der Fremde kannte die Namen jeder Bergspitze, jedes Grates des immer deutlicher hervortretenden Höhenzuges, und Mimi hörte auf seine Erklärungen mit strahlenden Augen und grüßte mit jubelnder Erwartung die winkende Ferne.

Dann wieder deckte dunkler Wald das vielversprechende Bild; die Bahn umzog nun einen der vielen kleinen Seen, die dem baierischen Hochlande so viel Frische und Abwechselung verleihen; darnach schlängelte sie sich ein gutes Stück durch den Forst dahin.

Zu sehen gab es jetzt nichts; die kleine Unruhige suchte sich andern Zeitvertreib; sie begann mit dem ganzen Appetit der sechszehn Jahre Bonbons zu naschen, die sie in mehreren Düten aus der Tasche zog. Sie präsentirte sie zuerst ihrer Lehrerin, dann der dritten Dame mit dem Kinde und zuletzt auch dem Nachbar. Ungeirrt griff dieser zu und wollte nun auch die Spender dieser Gaben kennen lernen.

„Meine Freundinnen," entgegnete Mimi stolz. „Wir halten in der Pension treue Freundschaft und sind nicht halb so schlimm, wie es in Erzählungen, die in Instituten spielen, geschildert wird. Wir sind sehr lieb mit einander — nicht wahr, Mademoiselle?"

Die arme gefolterte Französin, die in jedem Augenblicke aber die Ungeeignetheit ihrer Pflegebefohlenen erröthete und doch kein Mittel wußte, das harmlose Kind vor den Augen des jungen Mannes zu hüten, lächelte eine unbestimmte Antwort, der Fremde aber sagte:

„Wenn es erlaubt ist, von Ihnen, kleines gnädiges Fräulein, auf die Andern zu schließen, so verdienen Alle Nummer Eins!"

„O, wenn Sie ein Lehrer wären, dann würden Sie nicht so liebenswürdig urtheilen, auch nicht mit mir lachen und scherzen, sondern so aussehen."

Dabei zog Mimi ihr Gesicht in grämliche Falten und hob den Finger warnend gegen den Nachbar empor.

Jetzt riß denn endlich der letzte Geduldsfaden der guten Mademoiselle.

„Mimi, vous êtes une —"

„Ich bin eine —?" ja, was Mimi eigentlich war, erfuhr sie nicht mehr; denn der Conducteur rief:

„Prein!"

Erschrocken sprang das junge Mädchen empor, Hut und Tasche herumnehmend; denn das war ja schon die ersehnte Station, auf welcher sie ihre Verwandten finden sollte. Auch der junge Mann erhob sich.

„Steigen Sie hier auch aus?" fragte Mimi verwundert.

„Ja, ich will hinüber nach der Fraueninsel des Chiemsees."

„Nein, wie reizend! Dahin gehen wir ja auch."

„Nun, so werde ich die Ehre haben, meine liebenswürdige Reisegefährtin bald wiederzusehen."

Eine höfliche Verbeugung, und er war verschwunden.

„Ich sehe weder Tante Waldenburg noch die Schwestern," klagte Mimi.

„Madame la Baronne seien in der Hôtel," entgegnete die Französin gemessen, nahm das junge Mädchen an die Hand, als wäre es ein kleines Kind, und schritt mit ihr über die Landstraße dem Wirthshause zu.

2.

Die Baronin Waldenburg mit ihren beiden Nichten, den Töchtern ihrer verstorbenen Schwester Nanken, kam der kleinen Ferienreisenden bis zum Eingange des Wirthshausgärtchens entgegen. Das glückliche Kind warf sich der stattlichen, schön geschmückten Dame stürmisch um den Hals und umarmte auch die Schwestern so heftig, daß die duftigen Sommertoiletten derselben in bedenkliche Gefahr geriethen.

Wer mochte es Mimi verdenken, daß sie selig war, die Ihren endlich wieder zu haben? Waren es nun doch schon sieben Jahre, daß sie unter Fremden lebte, unter Fremden, denen ihr leichtlebiges Naturell sich zwar schnell angepaßt hatte, die sie aber doch das Vaterhaus nicht vergessen machen konnten!

Als den drei Schwestern die Eltern in dem kurzen Zeitraum einiger Monate entrissen worden waren, da hatte man mit der kleinen Mimi nichts anderes zu thun gewußt, als sie auf Jahre hinaus in ein Fräuleinstift zu stecken, dessen Vergünstigungen ihr als der Waise eines Officiers überdies zugute kamen. Der älteren Schwestern nahm sich von vornherein die Tante mütterlicherseits, die Baronin Waldenburg, an, die, selbst kinderlos, neues Interesse und neuen Anhalt am Leben gewann durch die Einführung der jungen Nichten in die große Welt.

Die gute Versorgung der Pflegebefohlenen, das heißt, ihre glänzende Verheirathung, ward fortan die Lebensaufgabe der Baronin, und keine Mühe und keine Kosten wurden gescheut, die jungen Damen so vortheilhaft wie möglich zu präsentiren. So pflegte der Winter mit Bällen und Festlichkeiten in der Residenz hinzugehen, der Sommer aber wurde regelmäßig zu Ausflügen nach der Schweiz oder den italienischen Seen benutzt; denn der Aufenthalt in schöner fashionabler Gegend sollte den Nichten zugleich die Vortheile bieten, welche die Uebung in einer fremden Sprache gewährt; war es doch der Baronin Stolz und Freude, Bertha und Elfriede zu viel bewunderten Sternen der Gesellschaft zu erziehen.

Dieser Wunsch ging denn auch glänzend in Erfüllung; an Bewunderern hatte es den hübschen, eleganten, jungen Damen noch nie gefehlt, wohl aber an wirklichen Bewerbern; denn es gab manchen guten Rechenmeister in der Gesellschaft, der sich ganz klar machte, daß der Luxus der Damen zum größten Theile aus der brillanten Rente bestritten wurde, welche die Baronin bezog, daß es demnach ein schlechtes Resultat liefern müßte, eine so verwöhnte Frau mit geringer Mitgift heimzuführen.

So zählte Bertha bereits zweiundzwanzig, Elfriede noch ein Jahr mehr; mancher Winter war vertanzt und noch sah die arme Tante ihren Wunsch nicht gekrönt; noch hatte keine der Nichten Aussicht, den ersehnten Namen „Braut" zu tragen.

Aber eine Frau, die in sich den Beruf fühlt Heirathsstifterin zu sein, giebt ihr Spiel nicht so bald verloren, und so hatte denn auch die Baronin nach verschiedenen im Sande verlaufenen Plänen bereits wieder einen neuen, wie es ihr schien, leicht zu realisirenden Plan gefaßt, der hier in den Bergen mit Zustimmung einer Schwägerin gegen den einzigen Sohn derselben in Scene gesetzt werden sollte.

Eine gemeinschaftliche Reise in's Gebirge war verabredet, auf der Fraueninsel sollte das Rendezvous stattfinden, das — die Baronin zweifelte nicht daran — die Anbahnung zu der Verlobung einer der Nichten geben würde. Die besorgte Frau war dieses Mal in der Wahl des Heirathscandidaten recht vorsichtig gewesen; Fritz war der einzige Sohn aus sehr reichem Hause, der Vater todt, das Majorat also ihm zugehörig; außerdem versprach der junge Mann ein ausgezeichneter Gatte zu werden, da er seiner Mutter ein solcher Sohn gewesen war, und Tante Waldenburg lebte sich förmlich enthusiastisch in den Gedanken ein, den jungen Goldfisch an der Seite einer ihrer Pflegebefohlenen — ganz im Stillen meinte sie Elfrieden — zu sehen.

Mimi aber hatte ihre Freiheitswochen nur der Ansicht der

Digitized by Google

Tante zu danken, daß ein Umgang der jungen Mädchen mit Felix sich freier und ungenirter gestalten könne, wenn das „Kind“ ihn vermittelte.

Nun war Mimi glücklich angekommen und ward nicht müde, ihre schönen Schwestern, die sie immer nur vorübergehend gesehen hatte, zu bewundern; sie wußte nicht, ob sie die zarte Elfriede oder die lebensvolle pikante Bertha schöner finden sollte.

„Armes kleines Ding,“ sagte Elfriede, nachdem der erste Sturm der Begrüßung etwas reservirt zurückgeschlagen worden war und die Ankommenden sich mit Kaffee erfrischt hatten, „wie schaust Du jämmerlich in der abscheulichen Pensionskleidung aus! Wir haben frische schöne Sommerkleidchen mit — da kann sich der bunte Schmetterling aus der Raupe entpuppen.“

„Ich finde es unrecht, daß man Mimi ihres zweckmäßigen Anzugs entkleiden will,“ meinte Bertha, „er ist bequem und kennzeichnet ihr kindliches Alter. In Modekleidern wird sie wie eine junge Dame aussehen, und wir werden das Vergnügen haben, als die drei Grazien auszuziehen.“

Mimi lachte laut.

„Beruhige Dich, Berthel! Mich hält kein Mensch für eine Dame, auch wenn Dir mir seidene Schleppen anziehen wolltet. Auch verlange ich vorläufig gar nicht darnach.“

„Wenn Du auch noch Kind bleiben darfst, Mimi, so ist es Dir doch nicht gestattet, Dich wie eine Wilde zu benehmen,“ mischte sich die Baronin, die bis dahin leise mit Mademoiselle gesprochen und von dieser die ganze Ungeheuerlichkeit des Benehmens der weltunkundigen Nichte erfahren hatte, in's Gespräch. „Wie ist es nur möglich, daß ein Mädchen von Deiner Erziehung sich so ohne Weiteres mit einem wildfremden Herrn in ein intimes Gespräch einlassen kann! ja — es ist kaum zu glauben — ihn nöthigen mag, sich neben sie zu setzen!“

„Aber mein Himmel, die Sonne schien so entsetzlich, und man hat mich immer gelehrt, aufmerksam und gefällig zu sein. Gelten denn die Regeln, die man uns in der Pension giebt, nicht auch für das Leben?“

„Aber mon Dieu,“ rief die Tante entsetzt, „weißt Du denn nicht, daß man Herren, noch dazu jungen Herren, nie entgegen kommen darf, daß ein junges Mädchen ihnen gegenüber nicht reservirt und kühl genug sein kann?“

„Nein, Tante Waldenburg, das weiß ich nicht. In der Pension sah ich ja keine andern Herrn, als unsre Lehrer, und die glauben sich doch contractlich berechtigt, Liebenswürdigkeit zu ernten. Aber meinetwegen mögen künftig sämmtliche Herren der Schöpfung in der Sonne braten; ich erlöse sie nicht mehr.“

„Kind, ich sange an zu fürchten, daß ich noch viel an Dir zu erziehen haben werde, Deine burschikose Art befremdet mich.“

Mademoiselle beeilte sich zu versichern, daß Mimi's Ausdrucksweise nur der Ausfluß ihrer übermüthigen Natur, keinesfalls das Resultat einer Erziehung sei, die sorgsam bedacht sei, alle wilden Schößlinge der jungen Stämmchen zu entfernen.

In diesem Augenblicke fuhr der Omnibus, der die Besucher des Chiemsees von der Bahn zum Ufer desselben führt, an dem Gärtchen vorüber, in dem die Damen saßen; ein junger Herr lüftete im Vorbeifahren den Strohhut und grüßte Mimi freundlich.

„Das ist mein Erlöser,“ erklärte sie den Schwestern.

„Felix!“ rief zu gleicher Zeit die Baronin. „Ja wahrhaftig, das ist Felix. Ich hätte ihn kaum erkannt — so sehr haben die Jahre ihn zum Manne gereift. Wir erwarteten ihn erst morgen — welche Ueberraschung! Nun Gottlob, daß Du mit Deiner Unvorsichtigkeit an einen Verwandten gekommen bist, Mimi!“

Die Entdeckung, daß der interessante Vetter und der Reisegefährte Mimi's ein und dieselbe Person waren, machte die kleine Schwester mit einem Male zum Mittelpunkte des Kreises. Elfriede und Bertha konnten nun nicht müde werden, nach seinem Aussehen, seinem Benehmen, seinen Worten zu fragen, und sprachen auch auf dem Wege zum Dampfschiff, den man einschlug, sobald die Französin mit dem nächsten Zuge nach M. zurückgekehrt war, von nichts anderem als von ihm. Mimi aber dachte: „die Tante hat gesagt, junge Mädchen müßten jungen Herren gegenüber kühl und reservirt sein, aber wenn sie von ihnen sprechen, scheint man ihnen zu erlauben, sich sehr warm nach ihnen zu erkundigen; denn die Tante unterbricht der Schwestern Fragen nie. Ich werde mir das merken.“

3.

Vor dem malerisch gelegenen „Gasthause“ der Insel Frauenwörth im hellgrünen Chiemsee fand sich die zukünftige Reisegesellschaft, Baronin Waldenburg mit Nichten und dem Neffen, zusammen. Schnell hatte die weltgewandte Frau den alten Ton der Verwandtschaft diesem gegenüber wiedergefunden, und bei den jungen Damen schmeichelte sich die gewinnende, stattliche Erscheinung des Jünglings im ersten Augenblicke ein. Wie alte Freunde saß man auf der kleinen, zauberhaften Insel bei einander; angenehm kühlend wehte ein Lüftchen durch die dichten Zweige der alten Bäume, welche die wenigen Schritte vor dem Hause beschirmen; die scheidende Sonne übergoß die schimmernde Fluth mit goldenem Schein, und tausend blitzende Fünkchen tanzten auf und nieder auf den krystallenen Wellen.

Unsere Reisenden aber schienen sich wenig um die anmuthige Schönheit des Ortes zu kümmern, nach ein paar Ausrufen hergebrachten Entzückens verlieste man sich in eine sehr lebhafte Conversation, in welcher Familienverhältnisse, Hof- und Stadtgeschichten, Bälle, Theater und Concerte bunt durch einander gewirrelt wurden.

Nur Mimi sah in stummem Entzücken da, die Schönheit des harmonischen Bildes voll und ganz in sich aufnehmend.

„Ah, sieh da, meine kleine freundliche Reisegefährtin!“ hatte Felix sie beim Wiedersehen begrüßt und ihr, wie einer alten Bekannten, herzhaft die Hand gegeben.

„Ja, Sie dürfen wohl recht freundlich mit mir sein, Vetter,“ hatte das Mädchen zum Entsetzen der Tante geantwortet; „habe ich doch Ihretwegen den ersten Zank bekommen.“

Die Baronin hatte sich über die Verlegenheit, welche diese neue Naivetät Mimi's ihr bereitete, zwar schnell mit einem Scherze fortgeholfen, nichtsdestoweniger aber wurde der kleinen Unbequemen zu verstehen gegeben, daß sie sich fortan schweigsam zu verhalten habe.

Da saß nun das ungebuldige Kind und scharrte unruhig mit den Füßen — war es doch in die Welt gereist, um viel zu sehen und zu erleben, und saß nun da festgebannt und mußte Gespräche anhören, die es ganz und gar nicht interessirten.

Endlich hielt die kleine Ungeduld es nicht länger aus.

„Tante,“ rief sie, „dort sehe ich schöne Sternblumen — darf ich sie pflücken?“

„Aber so allein —“

„Wir sind ja auf dem Lande,“ bat Elfriede, welche die kleine Vorlaute los sein wollte.

„Und Mimi ist ja ein Kind,“ betonte Bertha.

„Nun, so geh!“ gewährte die Baronin, „aber entferne Dich nicht zu weit von uns!“

„Das wäre ein Kunststück, gnädigste Tante,“ entgegnete der junge Mann lächelnd, „das kleine Eiland ist in einer Viertelstunde ganz umschritten.“

Wie der Wind war Mimi aus und davon; Entdeckungsreisen wollte sie machen. Nun, und wer nur einmal die kleine, eigenartige Insel betucht hat, der weiß, daß sie ein kleines Zauberreich ist, wo sich auf Schritt und Tritt ein anziehendes Bild, in jedem Winkelchen Neues und Originelles findet.

Rechts, vom Gasthause aus, hatte Mimi das kleine Eiland durchstreift und sich einen großen „Buschen“ schön duftenden Klees von dem einzigen Felde der Insel gepflückt. Von weitem spähte sie nach ihren Angehörigen; noch saßen sie in voriger Weise und hatten es eifrig mit der Unterhaltung. Die Sonne färbte scheidend die Gipfel der Berge immer schöner — Mimi sah es — sie begann ihre Wanderung nach der anderen Seite des Eilandes. Da war es zuerst das Kloster, das sie interessirte, denn es war eine Erziehungsanstalt darin; dann die alte Kirche und der kleine, melancholische und doch so poetisch daliegende Friedhof gefielen Mimi ungemein; die blumenduftenden Gräber mit den schlichten Kreuzen gaben ein so ernst schönes Bild in dem blitzenden Rahmen des Sees. Sie las die Inschriften der Gedenktafeln: Arm und Reich, Alt und Jung lagen hier bei einander.

Ein Kreuzlein auf einem ganz frischen Grabe trug den Namen einer Sechszehnjährigen, die hier in der Klosterpension gestorben war. Mimi jammerte das Loos der Frühdahingeschiedenen; fortgehen aus einem Leben, das man noch gar nicht kannte — o das mußte hart sein. Und von dem anstoßenden Raine pflückte sie einen Strauß rother Mohne, weißer Mariensterne und blauer Kornblumen und schmückte die Grabstätte des fern von den Eltern gestorbenen Kindes.

Digitized by Google

Es war eine Art collegialischer Handlung, und als sie endlich zu den Ihren zurückkehrte, war sie durch dieses kleine Ereigniß ganz ernst geworden, und die Tante hatte nicht mehr nöthig, ihren Uebermuth zu zügeln.

Wenn die Sonne hinter den Bergen verstauchen ist und die Nebel des Abends sich mächtig zur Erde senken, wird es auf dem kleinen Eiland gar kühl, und so trennten sich denn die Reisegefährten bald, um sich zur Ruhe zu begeben. Mimi ihrerseits war sehr mit dem frühen Aufbruch zufrieden; einmal war sie das frühe Schlafengehen ja gewöhnt, und dann hatten die vielen Eindrücke dieses Tages, die sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperamentes in sich aufgenommen hatte, sie müde gemacht.

So war es ihr denn gar nicht recht, daß ihre Zimmergenossin, Schwester Bertha, noch so viel Lust zum Plaudern zeigte. Diese setzte sich herablassend auf das Bett der kleinen Schwester und begann sie förmlich zur Vertrauten zu machen, indem sie ihr erzählte, daß Tante Waldenburg den Plan zu haben scheine, den schönen jungen Vetter für Elfriedeu zu gewinnen, daß sie, Bertha, aber schon jetzt überzeugt sei, daß der Schwester übergroße Reizbarkeit durchaus nicht für das frische, lebensvolle Naturell des Jünglings tauge, daß für ihn im Gegentheil eine Frau nöthig sei, die frisch und lustig, pikant und talentvoll sei, und daß Mimi sich ein großes Verdienst erwerben könne, wenn sie dem Vetter die Vorzüge der zweiten Schwester in's rechte Licht setzen würde.

„Du bist ein Kind," meinte Bertha, „aus Deinem Munde klingt ein Lob so viel harmloser, als aus dem der erwachsenen Leute. Dein Schade sollte es nicht sein, wenn ich Waldenburg heirathe. Du bekämst dann eine Heimath, die weit angenehmer wäre, als wenn Elfriede sie Dir böte; denn sie ist launisch und wird ihrer Umgebung bald zur Last. — Aber gescheidt mußt Du es machen, kleine, kein Wörtchen direct von mir sprechen, sondern nur so ganz obenhin, so wie zufällig, wenn die Gelegenheit es giebt. — Vor allen Dingen suche zu erfahren, ob die Tante sich nicht täuscht, ob Waldenburg überhaupt noch frei ist und auch wirklich die Absicht hat, sich zu vermählen! Das Weitere besprechen wir alsdann. Nun gute Nacht, mein Täubchen! Du hast mich verstanden, nicht wahr?" —

Wie aber wäre Bertha erschrocken, wenn sie geahnt hätte, welchen Ideengang ihr Vertrauen in dem „Kinde" erweckt hatte!

Belehrte doch bereits der erste Blick in die Welt Mimi, daß diese himmelweit verschieden von der Welt war, die sie aus Büchern kannte. Wie oft hatte sie von den Kämpfen gelesen, die liebende Ritter mit Riesen, Ungeheuern und Schreckniffen aller Art zu bestehen haben, um die Geliebte ihres Herzens zu erobern; wie gern hatte sie von den Troubadouren und Minnesängern gehört, die nur der hohen „Herrin" zu Liebe Sangesruhm und Ehre erwerben wollten und dann als höchsten Lohn einen Kranz aus schöner Hand erstrebten! Und wenn dann Mimi aus dieser Welt der Poesie einen Ausblick gewagt hatte in's wirkliche Leben, da waren ihr die jungen Mädchen noch immer wie jene Heldinnen erschienen, die scheu und sittig von fern standen, dem Kampfe, der um sie geführt wird, klopfenden Herzens zuschauend und sich dem Sieger mit holder Demuth und sittlicher Verschämtheit entgegenneigend. Wie aber sahen diese schönen, glänzenden Bilder in der Nähe aus? Die Nächternheit des hellen Tageslichtes löschte sie aus. Bertha's voreiliges Vertrauen hatte grelle Schlaglichter in die Wirklichkeit geworfen. Es gab keine Ritter mehr, die für die Farbe ihrer Dame in Noth und Tod zogen; es gab nur noch moderne, heirathslustige Mädchen, die selbst die Initiative ergriffen, um — eine gute Partie machen zu können. — „Eine gute Partie," diese Worte hatte Bertha mehrmals ausgesprochen. Und es schickte sich, daß ein Mädchen ohne Erröthen davon spricht, einen Mann zu erobern, der vielleicht noch mit keinem Gedanken seiner gedacht hat? Und das war weiblich? Während man sie, die Unerfahrene, ausgescholten hatte einer Freundlichkeit halber, bei der sie sich doch gar nichts gedacht hatte?

Mimi's Gedanken wirbelten durch einander.

„Ach Gott, wie ist die Welt doch so anders, als ich dachte! Wie schwer ist es, sich in sie zu finden und es Allen recht zu machen! Ich fürchte, ich fürchte, dazu werde ich überhaupt das Talent nicht haben."

Mit diesem Erkenntnißseufzer auf den Lippen beschloß Mimi ihren ersten Freiheitstag.

4.

Gewohnt, sich früh zu erheben, verließ Mimi ihr Lager, als die Andern noch im tiefsten Schlummer lagen. Jetzt erst musterte sie die Garderobe, welche die gütige Tante für sie mitgebracht hatte; es waren zierliche, helle Kleider, die jedem jungen Geschöpfchen Vergnügen machen mußten. Mimi wählte den bequemsten Anzug für die frühe Morgenstunde aus und fand dann selbst, daß sie in dem rosenrothen Blousenkleide von elsässischem Kattun, mit dem hübsch verzierten Ledergürtel doch ein gut Theil hübscher aussah, als in dem altväterischen Pensionskleide. Sie nahm den großen Strohhut und huschte hinaus in den thaufrischen Morgen. Als die ingendliche Gestalt nun pfeilschnell durch die schmalen Graswege zum blitzenden See hinunterceilte, da war Elfriedens Gleichnis von der Raupe, die zum Schmetterlinge geworden war, nicht so unpassend.

„Ach, die Luft, die köstliche Luft!" jubelte Mimi tief athmend. „Wie schön ist die Welt, wie köstlich die Freiheit!"

Der blaue Himmel lachte über dem glücklichen Kinde, das unbewußt sein Gebet gesprochen hatte. Aber die gehobene Stimmung hielt nicht lange an; der alte Uebermuth, die Lust zum Wagen traten an ihre Stelle, und Mimi übereilte ernstlich, ob sie in eines der kleinen Badehäuser schlüpfen, oder den Kahn losbinden und versuchen sollte, sich ein Stückchen in den See hinaus zu rudern. Verlockend genug war der Gedanke wohl, aber doch bedenklich; denn vom Rudern verstand sie nichts.

Dem Zweifel machte eine wohlbekannte Stimme ein Ende, die fröhlich: „Guten Morgen, Klein-Bäschen!" rief.

Mimi blickte auf. Felix stand in einer baierischen Joppe vor ihr, einen großen Strohhut auf dem Kopf.

„Grüß' Gott, Vetter! Ja, stehen Sie denn auch schon so früh auf? Ich dachte, vornehme Leute schliefen, bis die Sonne am Himmel steht."

„Aber ich gehöre ja auch nicht zu den vornehmen Leuten," antwortete Felix lachend, „sondern bin ein schlichter Soldat, der oft genug auf freiem Felde campirt hat."

„Aber es muß doch lustig bei den Manövern zu bivouakiren sein," meinte Mimi, „so um das Wachfeuer zu liegen mit den Cameraden und lustige Kriegs- und Marschlieder zu singen."

„Aha, heute erblickt das kleine Fräulein das Soldatenleben von der rosigen Seite — aber die Phantasie malt zu rosig. Auf solche Mondscheinnacht folgen vielleicht lange trübe Regenzüge, und sehnend denkt man an sein behagliches Nest daheim."

„Ja, die Wirklichkeit ist sehr abscheulich," entgegnete Mimi, sich ihres Gespräches mit Bertha am vergangenen Abende erinnernd. „So abscheulich, daß ich ganz gern noch eine Weile in meinem Irrthume bleibe und lerne und träume, statt in der Welt Dinge zu hören, die ich doch nie werde leiden können."

„Solch frischer Mund darf nicht die Lippen öffnen, um die Welt zu schmähen. Sehen Sie nur, wie rings Alles so wonnig lacht; geschwind, steigen Sie in den Kahn! Wir wollen uns die Herrlichkeit ein bischen näher anschauen."

Felix war in den Kahn gestiegen und löste ihn los. Mimi trat zum Ufer zurück.

„Fürchten Sie sich?" fragte er. „Ohne Sorgen! Ich bin ein tüchtiger Ruderer."

„Fürchten? Ich mich fürchten, vor dem See? Nein! Aber davor, daß Tante mich ausschilt, und ich bin zu stolz, mich ausschelten zu lassen wie ein kleines Kind. Glauben Sie nicht, daß es unpassend ist, wenn ich mit Ihnen hinausfahre?"

„Ei, ei! Gestern zu zutraulich und heute schon voller Scrupel und Bedenken? Hat man Sie etwa wegen Ihrer gestrigen Liebenswürdigkeit ausgescholten?"

„Ja!"

Felix lachte spöttisch, sah bitter, dann aber nahm sein Gesicht den gewohnten gutmüthigen Ausdruck an.

„Fürchten Sie nichts!" sagte er begütigend, „heute wissen Sie ja, daß es ein Vetter ist, dem Sie sich anvertrauen, und dann sind Sie mir ja ausdrücklich als die „Kleine" vorgestellt worden; so kann selbst Tante Waldenburg nichts darin finden, wenn ich mich aus eigener Machtvollkommenheit zu Ihrem Beschützer aufschwinge."

„Wenn es so ist, folge ich Ihnen mit großem Vergnügen," sagte Mimi und bestieg den Kahn; „wenn ich schon eine junge Dame wäre, ginge das nicht an — so viel weiß ich schon — aber noch darf ich thun, was mir gefällt — nicht wahr?"

Digitized by Google

Der Morgentrunk.
Originalzeichnung von J. Schmidt.

Digitized by Google

„Gewiß!“

Das kleine Schiff strich so wohlig durch die Wellen; zuerst fuhr es an der Krauinsel vorüber, die zum Kloster gehört und der Fraueninsel gegenüber liegt. Nonnen in dunklen Gewänderu, das Haar unter weißem Stirnluch verborgen, arbeiteten dort schon in aller Frühe, bauten Bohnen auf und sammelten Gemüse ein.

„Die Armen!“ sagte Felix.

„O, ich kenne Schwestern, die sehr glücklich in ihrem Berufe sind,“ entgegnete Mimi, „und ich selbst habe zwei Freundinnen, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als in's Kloster zu gehen.“

„Sie etwa auch?“

„Nein! Aber verreden will ich's nicht. Immer noch besser, sein Leben in Klostermauern verbringen und Pensionärinnen erziehen, als sich von einem abscheulichen Manne in den Käfig stecken lassen und in ewiger Gefangenschaft schmachten.“

„Welch ein schreckliches Bild! Meinte ich doch, im Köpfchen einer Sechszehnjährigen seien Gedanken an Liebe nur rosig.“

„Ja, das waren sie auch, bis vor Kurzem. Aber ich weiß es jetzt, daß die Zeit vorüber ist, wo die Ritter noch Heldenthaten für ihre Damen wagten, noch um einen Kranz von ihrer Hand rangen. Die jungen Männer von heute sind sehr blasirt und verlangen womöglich, daß man ihnen die Cour macht. Aber wenn ich auch fünfzig Jahre werden sollte, ohne einen Mann zu bekommen — ich lasse keinen nach, das habe ich mir geschworen.“

Felix lachte hell auf.

„Aber das verlangt ja auch kein Mensch. Wer hat Sie auf so närrische Ideen gebracht, Klein-Bäschen?“

Mimi machte eine ganz verständige Miene, als wisse sie das besser als ihr junger Gefährte, war aber klug genug, nicht mehr aus der Schule zu schwatzen. Schwester Bertha zu Liebe begann sie nun aber ohne Umschweife den Vetter auszufragen.

„Nicht wahr, Herr von Waldenburg, Sie könnten es gewiß auch nicht leiden, wenn sich ein Mädchen Mühe geben wollte, Ihnen zu gefallen?“

„Gewiß nicht! Das Gefallenwollen müßte sie mir überlassen. Was ist ein Sieg ohne Kampf! Lieber wollte ich nun ein Weib nehmen, wie Jacob um Rahel, als daß es sich mir beim ersten Worte in die Arme würfe.“

„Das ist hübsch und ritterlich gesprochen; das gefällt mir. Vielleicht kennen Sie gar schon diejenige, der Sie solche Opfer bringen könnten.“

„Seht einmal die kleine Neugierige! Das interessirt Sie?“

„O, mich nicht — aber vielleicht Andere.“

„Andere? Ah, das wird pikant. Ich möchte wohl wissen, wer so gütig ist, solchen Antheil an meiner Wenigkeit zu nehmen.“

„Ach, Niemand — das war ja nur so ein Spaß von mir,“ beeilte sich Mimi zu versichern: sie sah erschrocken, daß sie zu weit gegangen war, und blickte nun glühend roth vor sich hin.

Felix betrachtete das verlegene Antlitz; die tindlichen Züge der kleinen Dame sagten deutlich, daß sie diese Frage nicht aus sich selber gestellt habe.

„Nun, meine kleine Inquisitorin, es wäre ja möglich, daß sich einmal Jemand in dieser Weise nach mir erkundigte. Dann sagen Sie ihm getrost: Noch ist der Cousin frei wie der Vogel in der Luft und wird es, wenn seine Ahnung ihn nicht täuscht, vielleicht noch ein Jahrzehnt bleiben.“

„Das ist sehr lang,“ sagte Mimi und sah den Vetter ernsthaft an, dann aber mußten Beide lachen, und mit diesem Lachen endete das gefährliche Gesprächsthema und sprang auf harmlose Gegenstände über.

Unter fröhlichen Gesprächen hatte Mimi ganz Tante Waldenburg und was diese wohl über das lange Ausbleiben sagen würde, vergessen. Als Felix sie endlich an's Land zurückgerudert hatte, sprang sie den Weg zum Hause hinauf, mit dem nicht ungewöhnlichen Gefühl der sechszehn Jahre, daß sie sich noch nie im Leben so amüsirt habe, wie an diesem Morgen.

Unter dem Vorwande, das Haar ordnen zu wollen, entzog sie sich den vorwurfsvollen Mienen der Ihren, seit überzeugt, Felix würde das drohende Unwetter von ihr abwenden.

Bertha eilte ihr nach.

„Nun,“ fragte sie, „hast Du diplomatisch geforscht?“

„Das verstand ich nicht, aber ich habe geradezu gefragt. Der schöne Heirathscandidat ist frei, ganz frei, aber weder Du noch Elfriede wird ihn bekommen; vor zehn langen Jahren will er gar nicht heirathen, und so lange werdet Ihr doch nicht warten wollen?!“

Auf alle weiteren Fragen hatte Mimi nur ein immer erneutes Lachen, und ärgerlich wandte Jene sich von dem „albernen kleinen Dinge“ ab, dem sie sich so unnütz verrathen hatte.

5.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich schnell in einander eingelebt; war Felix doch ein liebenswürdiger Reisemarschall, der stets zur rechten Zeit für Wagen oder Führer sorgte und mit seiner heiteren Laune das Herz Aller gewann.

Man vertraute seiner Führung unbedingt; schon war das Zinnthal durchstrichen, ein längerer Aufenthalt im Pusterthal genommen und im Ampezzothal die seltsame Formation der Dolomiten angestaunt worden, die als neueste Reisemode von der ganzen fashionablen Welt aufgesucht wurden.

Im einsamen Landro fanden die Reisenden einen alten Bekannten wieder, Mr. Billings, einen Engländer, der vor ein paar Jahren der stolzen Elfriede seine Huldigungen dargebracht hatte, in Betracht seines bürgerlichen Namens jedoch nicht sonderlich in denselben ermuthigt worden war.

Hatten die Jahre Elfrieden anspruchsloser oder für den Werth des Geldes, das Billings in reichlichem Maße besaß, empfänglicher gemacht, oder gefiel ihr der keineswegs unhübe Mann jetzt besser? Wer konnte es wissen? Eins nur schien sicher: den Wettstreit mit Bertha gab sie auf, spielte die Bornehm-Kühle gegen Felix und hatte ihr gewinnendes Lächeln sortan nur noch für den Engländer. Ob dadurch Bertha's Chancen, den anscheinlichen Heirathscandidaten zu gewinnen, besser standen, konnte ebenfalls kein Mensch sagen; Felix war ein liebenswürdiger Verwandter, nichts mehr noch minder, blieb aber bei aller Galanterie stets Herr seiner Person.

Da geschah ein Wunder: die bequeme, sonst bis an den hohen Morgen schlafende Bertha ward, so oft Felix Fußpartien unternehmen wollte, mit einem Male eine leidenschaftliche Bergliebhaberin; jede Spitze wollte sie mit besteigen, jede Felsenschlucht aus eigener Anschauung kennen lernen. Zu solchen Extursionen sich aufzuschwingen, das brachte Tante Waldenburg doch nicht mehr fertig, und so ward denn Mimi commandirt, das junge Paar zu begleiten; Niemand war vergnügter als sie, wenn es früh Morgens, wo die Dämmerung noch das ganze Thal einhüllte, in Begleitung eines Führers zum Aufbruche ging. Für solche Touren wurde das schlichte kurze Pensionskleid wieder hervorgesucht, und von keinem überflüssigen Putz beengt, schritt Mimi, immer die Erste des kleinen Zuges, vergnügt und muthvoll voran. Dem jungen Körper that solche Bewegung wohl; Mimi blühte wie eine Rose auf, und legte die arme Bertha sich diese Tortur nur auf, um neben dem jungen Vetter sein zu können, so zeigte es sich, daß in der jüngeren Schwester die wahrhaftigste Naturfreundin geschlummert hatte. Es hätte jubeln mögen, laut auf, das arme Kind, das bisher die Welt nur von einem Spaziergange unter strengsten Regeln kannte.

Es konnte scheinen, als wären Mimi und Felix weniger intim als in den ersten Tagen; man sah sie selten bei einander; natürlich: man hatte Mimi's Zutraulichkeit gehörig zu verschüchtern gewußt, und so hielt sie sich gesflissentlich fern.

Was interessirten sie auch die Gespräche, die Bertha und der Vetter führten, noch wußte sie zu nichts von Gesellschaften, Theatern, Concerten und all den Gesprächsobjecten der Beiden: da war es viel lustiger anzuhören, was Führer und Sennerin zu erzählen wußten von den Leben in und auf den Bergen. Auch zum Botanisiren gaben die Bergtouren Gelegenheit; die großen vollfarbigen Blüthen, wie sie auf den Höhen wachsen, entzückten Mimi ungemein, und das Album, das sie sich von getrockneten Alpenblumen und Gräsern zusammenstellte, ward für sie eine Quelle reinsten Vergnügens.

So hatte die Baronin Waldenburg denn die Genugthuung, ihre drei Nichten je nach ihren Ansprüchen zufrieden zu sehen, und durfte wohl hoffen, daß eine Verlobung der beiden älteren die Sommerreise auf's Erwünschte abschließen würde.

Welch köstliche Aussicht, beide Nichten versorgt zu sehen, ehe die jüngste, die sich zusehends zum reizenden Mädchen ent-

Digitized by Google

wickelte, aus dem Institut heimkehrte und neue Anstrengungen auf geselligem Gebiete erforderte!

Unsere kleine Gesellschaft, der sich lose auch bereits Mr. Billings angeschlossen hatte, war nach Reichenhall übergesiedelt. Am Nachmittage wurde meistens ein gemeinsamer Spaziergang nach einem der vielen Wirthshäuser unternommen.

So saßen unsere Freunde eines Abends auch an einem gar anmuthigen, erhöht am Fuße des Hohenstaufen liegenden Orte, von wo aus Reichenhall mit seinen dahinterliegenden Bergen sich gar hübsch und idyllisch ausnimmt. Die milde Abendsonne vergoldete die Landschaft mit einem Heiligenscheine; es war ein reiches, romantisches, vollumkränztes Bild, das sich dem Auge bot.

In die Harmonie dieses Gemäldes wollte das blasse Antlitz einer Frau, die müden Fußes die Stufen des kleinen Abhanges hinanklommen und unter der Last einer alten Harfe fast zusammenbrach, nicht passen. Ein etwa neunjähriger Knabe schritt ihr zur Seite, blickte aus großen traurigen Augen und bemühte sich, mit mageren Händchen die Harfe tragen zu helfen.

Ein hoffnungsvolles Lächeln glitt über das Antlitz der Armen, als sie in der kleinen Wirthschaft die zahlreichen Gäste erblickte, und ohne auch nur einen Augenblick zu rasten, lehnte sie die Harfe an den Baum, der in der Mitte des mit Tischen und Bänken besetzten Platzes stand, und begann mit schwacher Stimme, welche einstige Schönheit verrieth, einfache Lieder zu singen.

Der kleine Knabe aber ließ sich auf einem Stuhl vor einem leeren Tische nieder — er brauchte diese Erholung wohl nothwendig; denn als ihm ein freundlicher Herr mitleidig ein Schüsselchen mit gestandener Milch und ein Stück Brod hinstellte, da dankte er zwar glücklich, verzehrte die Gabe aber nicht, sondern lehnte mit sichtbarer Genugthuung in seinem Stuhle, sodaß man wohl sah, die kleinen Füße hatten eine weite Wanderung hinter sich.

Da langten neue Gäste an, schauten sich nach einem passenden Platze um und machten kaum Miene den Tisch zu wählen, vor welchem der arme Junge saß, als der Wirth auch schon hinzusprang, Milchschüssel und Brod des Knaben auf den Rand des Brunnens stellte und mit einer Barschheit, die an Rohheit grenzte, zu dem kleinen wüsten Wanderer sagte:

„Weg da! Die Sitze sind nur für Herrschaften."

Der kleine Junge zitterte und wurde blutroth; über das verhärmte Antlitz der armen Mutter zuckte es tief schmerzlich.

Mimi sprang plötzlich auf und trug ihren Stuhl zu dem Knaben.

„Da, lieber Junge!" sagte sie, „ruhe Dich aus! Ich hab' lange genug gesessen und bin gar nicht müde."

Dann hatte sie dem kleinen Knaben noch ein Stück Kuchen, das sie gerade hatte verzehren wollen, in die Hand gesteckt und war dann zum Tische zurückgekehrt, wo erstaunte, ja mißbilligende Blicke sie empfingen.

„Mimi, was soll das heißen?" fragte die Tante, „welch ein auffallendes Benehmen! Die ganze Gesellschaft schaut auf Dich! Wirst Du denn niemals lernen, Dich zu benehmen, wie es sich für ein Mädchen geziemt?"

Der Wirth hatte zwar sofort einen anderen Stuhl für Mimi herbeigeholt, aber die Baronin war verstimmt; es gemirte sie, daß man von allen Seiten auf ihre junge Pflegebefohlene, wenn auch mit wohlwollender Neugierde, sah.

„Lernt man dieses ostentative Ausüben der Barmherzigkeit in Deiner Pension oder entspringt es Deiner eigenen Natur?" fragte Bertha Mimi auf dem Heimwege so spöttisch, daß diese Thränen in den Augen fühlte und still hinter Allen herging, sich zum förmlich ihres menschenfreundlichen Impulses schämend.

Da gesellte sich ihr Fetz zu, der sich scheinbar lange nicht um sie gekümmert; er sprach zu ihr lieb und gut wie mit einem Kinde, über Gegenstände, die ein Kind interessiren können. Aber in der Beherrschung war Mimi noch keine Meisterin; ihr Plappermäulchen war verstummt, und Waldenburg fühlte, daß dieser jungen Seele mit indirectem Troste nicht geholfen sei.

Schon zeigten sich die ersten Häuser Reichenhalls; Felix hatte noch ein Rendezvous für den Abend mit einem zufällig eingetroffenen Cameraden. Scheidend reichte er seiner jungen Begleiterin die Hand und sagte tröstend:

„Seien Sie nicht traurig, Cousinchen! Unsere Tante hat von ihrem Standpunkte freilich Recht, aber der Vorwurf trifft am meisten uns Herren; an uns wäre es gewesen, die brüske Art des Bauern an dem kleinen Jungen zu sühnen. Sie aber können ganz ruhig nach dieser That schlafen, kleine Cousine; denn Ihr Herz wird Ihnen sagen, daß der kleine Bettelsunge Ihre Güte gerade so dankbar empfunden haben wird, wie ein gewisser Jemand, den Sie davor schützten, in der Sonne zu rösten. Gute Nacht!"

(Schluß folgt.)

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Erster Brief: Eine Fahrt durch die Prairie Dacotahs.

Westlich vom Red River of the North liegt ein Land, so groß wie manches Königreich, größer als Preußen. Bis vor Kurzem war dieses 141,000 englische Quadratmeilen umfassende Territorium in den geographischen Handbüchern kurz abgethan, etwa mit den Worten: „gehört zu den wildesten Theilen der Vereinigten Staaten, ist zum größten Theile unbekannt, wenig bevölkert und die Heimstätte kriegerischer Indianerstämme." Im Westen reicht dieses Gebiet bis zur Mündung des Gelbsteinflusses, im Süden bis zum Keya-Paha und dem Niobrara; durch den wilden Missouri wird es von Nordwest nach Südost in zwei Hälften getheilt. Ungeheure Länderstrecken der östlichen Hälfte und der gesammte Westen dieses Gebietes sind noch ödes Wüstenland, bald endlose flache Prairien, wogenden Grasseen gleich, bald welliges Land, sogenannte „rollende Prairie", die sich nach Südwesten hin zu immer höheren, wilderen Zügen emporschiebt, um endlich in den aus buntfarbigem Thon gebildeten, nur für den Naturforscher und Geologen interessanten „bad lands" und in den nadelholzbekleideten goldberühmten „Schwarzen Bergen" ihre höchste Erhebung zu finden. Baumlos ist dieses endlose Gebiet, nur an den zahlreichen Seen und größeren oder kleineren Strombetten finden wir spärliche Waldungen von Eichen, Baumwollen- und Hickoryholz; sonst ist alles Prairie, bestanden von dem langen, wogenden Büffelgrase, unter welches sich bunte sternförmige Astern und seltsame Sonnenblumen, die eine Höhe von acht Fuß erreichen, malerisch mischen. Das ist Dacotah, das Territorium, welches dereinst dazu berufen sein wird, eine große Rolle in der Reihe der Staaten der Union zu spielen.

Das hochinteressante Land reizte besonders meine Neugierde, und flugs beschloß ich in St. Paul, der Hauptstadt Minnesotas, einen Eisenbahnzug zur Fahrt nach dem Westen. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir die Stadt Bismarck, von wo aus ich am nächsten Morgen per Stage meinen Ausflug nach der sechzig englische Meilen südlich am Ufer des Missouri gelegenen Standing Rock Agentur anzutreten gedachte. Die „Stage" war ein kleiner vierspänniger Wagen, offen und ohne Verdeck, mehr zum Transporte des Gepäcks als zur Beförderung von Passagieren bestimmt, deren es in jener Gegend freilich auch kaum zwei bis drei im Jahre geben mag.

Gegen Zahlung von 7 Dollars erstand ich von dem Agenten der „Stage-Gesellschaft", der zugleich einen Handel mit Oefen und sonstigen Eisenwaaren unterhält, das Recht, auf diesem Vehikel einen Tag lang durch die wilden Prairien zu fahren. Als wir Bismarck verließen, lag dasselbe noch still und todt; nur hier und da eine übernächtige Gestalt von zweifelhaftem Aussehen. Der Strich Landes zwischen Ort und Fluß ist mit wüstem struppigen Gebüsch bewachsen, das den dürren, sonnverbrannten Bergen im Hintergrunde als besonders effectvoller Vordergrund dient. Oeder noch ward die Scenerie, als wir den „big muddy", den „Großen Schlamm", das heißt den Missouri, erreichten, dessen Fluthen gelb dahinschossen, gelb wie die Berge dort, an und auf denen sich die Gebäude des Forts Lincoln lagern. Schwarz und verkohlt ragten jenseits des Forts einige Höhen empor, auf denen das Prairiefeuer gewüthet. Die unterliegenden Steine und Felsbrocken machten den Eindruck von verstreuten Riesenknochen. Ein

Digitized by Google

einiger Nordwind blies über die öde Steppe, und fester hüllte ich mich in die Büffelhaute, die ich in meinem Wagen vorgefunden hatte; den Farbenspuren auf der Innenseite nach, hatten sie früher einem Indianermiswam angehört, eine Wahrnehmung, die meine Gemüthsstimmung nicht gerade hob; wilder schwang der Treiber seine endlose, schlangenartige, nur mit einem kurzen Handgriff versehene Peitsche, und die Maulthiere mochten dieses Instrument gar wohl kennen; denn sie griffen nun noch einmal so schnell aus und trugen uns im Galopp den entfernten Hügelketten zu, die in feinem bläulichem Dufte vor uns lagen, bald langgestreckte, sargartige, bald wellenförmige oder zackige Höhen bildend. — Wir überschritten einen Strich, auf welchem wenige Tage vorher ein Prairiefeuer alles Leben vernichtet hatte. Soweit das Auge reichte, war Alles, Alles, selbst die Oberfläche des Bodens verkohlt — nur hier und da dürre, hohläugige Büffelschädel und bläulichweiße Antilopenskelete!

Nach einer halben Stunde hatten wir diese traurige Einöde passirt; um uns sahen wir wieder, wenn auch spärliche Zeichen des Lebens. Ueber den mit struppigem Buschwerk und Cottonbäumen bewachsenen Niederungen des Missouri wiegten sich mächtige Falken und Aasgeier, nach Beute spähend, während uns zu Füßen in dem wogenden Büffelgrase buntgefärbte Schlangen dahinschossen. Wir fuhren den ganzen Morgen, ohne einen menschlichen Wesen zu begegnen; rings um uns her lag der endlose Ocean gelben, wogenden Grases, eine Einöde von großartigem, aber unheimlichem Zuge. Diese baum- und strauchlosen Steppen bildeten das Königreich, auf welchem die Dacotahs, der mächtigste und neben den Apachen und Comanchen der berüchtigtste aller nordamerikanischen Indianerstämme, seine Jagdgebiete hatte.

Je weiter wir in die Prairie gelangten, desto fesselnder wurden die Bilder, die sie uns bot: dunkle Wolkenschatten zogen eiligen Fluges über die Hügel und Thäler dahin, oft einen ganzen Landstrich überschattend, der kurz vorher noch in herrlichen gelben, braunrothen oder röthlichen Tönen geleuchtet. Im Osten erglänzte manchmal der Lauf des Missouri aus tiefblauen, tafelförmigen Hügelketten; an anderen Stellen wieder wand er sich wie ein dunkles Band durch schimmernde Gelände. Nach Mittag erst erreichten wir den „Cannon ball river", den „Kanonenkugelfluß", welcher seinen Namen der eigenthümlichen Erscheinung verdankt, daß sich in den Felswänden, die der Fluß durchbrochen, häufig runde Steinblöcke, ähnlich den steinernen Kanonenkugeln des Mittelalters finden, von den Wassern halb bloßgelegt, sodaß sie den Glauben hervorrufen können, als seien die senkrechten Felswände die Zielscheiben einer Artillerie gewesen, deren Steinkugeln aber keine Kraft besessen, ganz in die Felswände einzudringen.

In dem Thale dieses Flusses ist ein Indianerdorf gelegen, und in den Büschen trieben sich Kinder herum, über und über mit Zinnober bestrichen.

Wir hielten vor einem kleinen, inmitten der hohen Bergwände gelegenen Blockhause, um Mittagsmahl zu halten und die Maulthiere zu wechseln. Der Mann, welcher hier seine abgelegene Clause aufgeschlagen und gleich einem Anachoreten lebt, war ein Canadier, französischer Abkunft, trug indianisches Costüm, lederne Beinkleider mit Franzen und Perlstickereien, Moccassins und ein Jagdhemd. Er hatte in seiner Clause ein Essen aufgetischt, bei dessen Anblick alle gutgearteten europäischen Mägen sich umgewendet haben würden, hier aber, inmitten der Einöde, drückte man ein Auge zu und zahlte auch gern mit Hotelpreisen — 50 Cents gleich 2 Mark deutschen Geldes.

Nach diesem Mittagsmahle ging es weiter, vor dem Wagen ein Maulthier und ein unbändiges indianisches Pony, welch letzteres zum ersten Male als Zugthier benutzt wurde. Nachdem es eine Zeit lang gegen das ungewohnte Joch gewüthet und getobt, schien es sich in sein Schicksal zu fügen; wir sitzen, drei Personen stark, ab, durchschritten zweimal den jetzt ziemlich seichten Fluß und gelangten dann auf ebene Prairie. Der heftige Wind, der den ganzen Morgen uns in den Rücken gepfiffen und mächtige Staubwolken in den Missourinideerungen aufgewirbelt, hatte sich ein wenig gelegt, dagegen aber war der Himmel mit Regenwolken umzogen. Tief einsam war es wieder rings umher — da und dort ein Prairiehuhn, das, durch das Rollen unseres Wagens aufgescheucht, schwirrend emporflog, sonst aber als Staffage nur ab und zu Büffel- oder Hirschskelete — wer weiß: vielleicht auch das des Jägers, welcher einst diese Thiere gejagt.

Als wir nach einstündiger Fahrt wieder in hügligeres Terrain einkenten, hielt ein Indianerzug vor uns, ein äußerst malerisches Bild gewährend: in einem kleinen Karren, auf dessen Vorspannpferden zwei riesige in blaue Decken gehüllte Indianer saßen, tummelten sich einige Kinder, deren schwarze, glänzende Augen wie blitzende Beeren aus den dunklen, rothbemalten Gesichtern hervorleuchteten. Dem Karren folgte ein Weib, wie ein Mann rittlings zu Pferde sitzend und tief in ihre Decke gehüllt, zwei Kinder, allerhand Geräth und die grobe Leinwand des Wigwams hinter und neben sich aufgethürmt. Den Schluß des von Ziegen, Hunden und Füllen bunt umschwärmten Zuges bildete ein imposanter Indianer, über sechs Fuß hoch, in rosagewürfelten Hemde und blauen, bändergezierten Beinkleidern, der mit einem Knüppel ein Pferd vor sich hertrieb; dieses schleifte die in zwei Bündel getheilten und mit den Spitzen zu beiden Seiten des Sattels befestigten fünfzehn Fuß langen Zeltstangen hinter sich her. Finsteren Blickes und ohne Gruß zog die Cavalcade vorüber und war gleich darauf hinter den Hügeln verschwunden.

Noch war ich in Erinnerung des Bildes ganz versunken, als eine neue Erscheinung auftauchte und sich in schier übernatürlich scheinenden Umrissen gegen den ziehenden Wolkenhimmel abhob. Ein Indianer war's, der in wildem Jagen, einen Tomahawk schwingend, auf seinem struppigen Pony an uns vorüberjprengte, eine wahre Knabsfigur. Lang flatterte das schwarze Haar, dessen Zöpfe mit rothen Tuchstreifchen umflochten, im Winde, und lang wehte die nächtige Adlerfeder, welche die Scalplocke des furchtbaren Kriegers zierte. In einem Augenblicke war der Ton der kleinen Schellen, mit denen er seine Beinkleider geschmückt, verklungen.

Auf den Hügeln erblickten wir nun hin und wieder verlassene Indianerhütten, von denen nur noch die aus vielen Stangen gebildeten Gerippe standen, oder wir kamen an einer der felsfamen Bezäbnißstellen vorüber, wo die Todten, in ihrem vollen Schmucke und in Blankets gehüllt oder in roh zusammengeschlagene Kisten gelegt, auf hohen Gerüsten aufgebahrt werden. (Vergl. unsere Abbildung S. 625.)

Wir hatten eben den dreiundvierzigsten Meilenpfosten passirt und näherten uns dem Battle Creek, als unser Kutscher mit Peitschenhieben die Thiere anzutreiben suchte. Waren sie durch diese Hiebe oder durch die mit denselben verbundenen fürchterlichen Flüche des Roßelenkers erschreckt — genug, sie wurden unruhig, und das indianische Pony richtete sich zerzengerade in die Höhe, schlug nach vorn und hinten aus und ging dann, das Maulthier unaufhaltsam mit sich reißend, durch. Alle Versuche, das Thier zu bändigen, waren vergebens, steigerten vielmehr die Wuth desselben; es wurde noch mehr erschreckt, als der neben dem Treiber sitzende zweite Passagier, ein in einen hellblauen Soldatenmantel gehüllter Civilist, in einem günstigen Augenblick herauszuspringen suchte, dabei aber mit einem dumpfen Krache zu Boden schlug. Zugleich gerieth dem Pony die Wagendeichsel zwischen die Beine, und nun war keine Rettung mehr.

Immer rasender wurde die Jagd, immer geringer die Aussicht, die Thiere zur Ruhe zu bringen, und so wagte auch ich im letzten Augenblicke, als wir am Rande einer Schlucht anlangten, wo das fernere Geschick des Wagens sich unfehlbar entscheiden mußte, den rettungbringen Sprung. Ich lief lang auf die Erde nieder, stützte mich aber unwiderstehlich wie von unsichtbarer Gewalt emporgehoben und zu einem Kunststücke gezwungen, das mir in den Jahren meiner frühesten Jugend darum als Gipfelpunkt der Gymnastik erschienen war, weil ich es niemals auszuführen vermochte. Jetzt gelang es mir; denn ich hyb die Beine kerzengerade gen Himmel und schlug rücklings den kunstgerechtesten Purzelbaum meines Lebens. Als sich dann meine unteren Extremitäten nochmals hoben, konnte ich mich eines Lachens kaum erwehren, als mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf fuhr, was wohl die elysäumen Leser der „Gartenlaube" dazu sagen würden, wenn sie den Correspondenten derselben in solchen Exercitien begriffen sähen. Doch trotz des Gedankens hatte ich auch den zweiten Purzelbaum mit aller Grazie zu vollenden.

Auf wunderbare Weise war der Wagen unterdeß durch die Schlucht gekommen, und sahen wir das Gespann mit demselben den Bergen zueilen. Der Treiber aber war herausgeschleudert worden und lag jammernd und fluchend in einem Strauche. Ich raffte mich auf, dem Wagen nachzueilen, um

Digitized by Google

wenigstens meine Tagebücher zu retten. Da sah ich plötzlich, wie der Wagen hoch in die Luft geschleudert wurde und in zwei Hälften brach, während gleich darauf auch das Maulthier stürzte und durch seine Last das an seinen Cameraden gefesselte Pony zum Stehen zwang.

Aechzend und seufzend kamen jetzt auch meine beiden Unglücksgefährten herbei, und nun gingen wir, unterwegs all die zerstreuten Gepäckstücke zusammenlesend, dem Schauplatz der Katastrophe zu, ich mit einem Tränkeimer, einer Sitzbank und zwei Büffelhäuten beladen.

Du großer Gott, wie sah der Wagen aus! Kein Rad mehr an demselben — Deichsel und Achse zerbrochen — Boden und Seitenwände — total zersplittert! Die Postbeutel und den Rest unseres Gepäckes fanden wir im Umkreise von hundert Schritten.

Da saßen wir nun „im romantischen Lande", mitten in der einsamen Prairie, von unserem Ziele noch siebenzehn lange Meilen entfernt!

Wir beluden das Maulthier mit den Poststücken und dem leichteren Gepäck, schoben einen Stock zwischen die Riemen meines Koffers, nahmen ihn an dieser improvisirten Tragbahre in die Mitte und wanderten so ab, die Thiere hinter uns herziehend. Wir durchwateten den Battle Creek und gelangten beim Einbruch der Dämmerung an den kleinen, etwa zweieinhalb Fuß hoch aus der Erde ragenden Felsblock, von dem die Standing-Rock-Agentur ihren Namen hat. Er steht bei den Indianern hoch in Ehren, im Geruche der Heiligkeit, und keiner der Vorübergehenden versäumt es, ihn über und über mit Fett zu salben oder mit Farben zu bestreichen, wie wir denn auch am Fuße des Blockes Blumen und Maiskolben niedergelegt fanden, wahrscheinlich Opfergaben irgend eines gläubigen Indianermädchens; denn an diesen Stein knüpft sich die Sage, daß eine junge Indianerin, die zu einer ihr widerwilligen Heirath gezwungen werden sollte, auf ihr Flehen hin vom Großen Geiste in diesen Stein verwandelt worden sei, und steht er darum namentlich bei den indianischen Jungfrauen in gutem Ansehen. — Als schon die Hügel bei der wachsenden Dämmerung mehr und mehr in einander verschwammen, erreichten wir ein etwa viezig bis

Ein Indianerlager in West-Dacota.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

(Die zur linken Seite sichtbaren Geräthe stellen einen indianischen Begräbnißplatz dar.)

Digitized by Google

fünfzig Zelte zählendes Indianerlager. In den weißen, gespenstig aus der Dunkelheit hervorleuchtenden Wigwams, hier „Tipi“ genannt, flammten die Feuer und ließen die Umrisse der im Innern sich bewegenden und lauernden Gestalten als scharfe Silhouetten auf der Zeltwand erscheinen.

Ein ganzes Rudel Hunde stürzte uns entgegen und meldete unsere Ankunft; zugleich erschienen da und dort die dunklen Gestalten der Krieger, deren aus Adlerfedern geflochtener Kopfputz im Winde flatterte.

Mittelst Zeichen und Beigabe einiger indianischer Brocken, die der eine meiner Reisegefährten inne hatte, erklärten wir den Rothäuten das Malheur, welches uns betroffen, und fragten, ob sie uns gegen eine Vergütung auf einem ihrer Karren zum Fort bringen wollten, da die Beine meiner Unglücksgefährten so angeschwollen waren, daß sie sich kaum noch weiter bewegen konnten. Einer der Indianer erklärte sich auch bereit dazu und ging, sein Pferd zu holen, welches an Stelle des Ponys als Vorspann dienen sollte. Doch warteten wir seiner Rückkunft vergeblich, und da sich die anderen Krieger bei der zunehmenden Dunkelheit immer weniger willig zeigten, so zogen wir endlich unverrichteter Sache ab. Eine oder zwei Meilen wanderten wir, und verloren in der Dunkelheit mehrmals den Weg. Da plötzlich tönte es hinter uns, wie Schakalgeheul, ein langgezogener, gellend endigender Laut, der uns das Blut in den Adern fast erstarren machte. Eine halbe Minute später ertönte der Schrei rechts, in denselben Augenblicke links, und gleich darauf hörten wir es neben uns rascheln, und ein halbes Dutzend Indianer versperrte uns den Weg. Im Nu waren die Revolver heraus; die Hähne knackten; wir standen Rücken gegen Rücken, und mein einiger Brocken der Siouxsprache mächtiger Gefährte forderte energisch die unheimlichen Gesellen auf, den Weg frei zu geben, widrigenfalls wir sofort schießen würden. Wie in den Erdboden versunken, war die Gesellschaft, die uns wohl umbewaffnet geglaubt, verschwunden, und so schritten wir, die Finger beständig am Drücker des Revolvers, vorsichtig weiter und weiter, immer aber hörten wir es im Prairiegrase rascheln und vernahmen das Geräusch unterdrückter Stimmen. So kamen wir, ein zweites vor uns liegendes Indianerlager in weitem Bogen umgehend, an einen kleinen Fluß, durchwateten denselben und schritten dann, als wir unsere mutheberaubten Begleiter uns nicht mehr neben uns hörten, so gut uns die Beine tragen wollten, in der Richtung fort, in welcher das Fort liegen mußte. Einen auf der Prairie herumlungernden Indianer schreckten wir noch auf, der sich aber auf unseren drohenden Anruf schleunigst bei Seite drückte.

Es war eine unheimliche Nacht: Regen und Wind strichen über die Prairie, und nur ab und zu unterbrach das Schnauben eines der Thiere das eintönige Klirren ihrer Geschirre. Den Weg hatten wir ganz verloren und irrten auf's Gerathewohl durch das nasse hohe Büffelgras. Die Riemen meines Koffers rissen, und ich mußte denselben nun, wollte ich ihn nicht zurücklassen, auf die Schulter nehmen. Endlich, endlich, als wir schon verzweifelnd in Berathung zogen, ob es nicht rathsam sei, das nutzlose Suchen aufzugeben und die Nacht auf der Prairie zu verbringen, hoben sich, kaum sichtbar, die Umrisse des breiten Hügelrückens gegen den Nachthimmel empor, hinter welchem, der Aufgabe des Treibers zufolge, das Fort Yates und die Standing Rock-Agentur liegen mußten, und mit dem Rest unserer Kräfte schritten wir dem Hügel zu.

Noch eine Stunde harter Wanderung — dann blitzten uns Lichter entgegen; bald darauf sahen wir die Wigwams vor uns: dunkle Häusermasse wurden sichtbar; wir hörten Trompetensignale und den Anruf der Soldaten, und nun erreichten wir endlich das als Postamt dienende Gebäude — gerade in dem Augenblicke, als der eine meiner Begleiter ohnmächtig zusammenbrach und die schwere Last des Koffers meinen von Kälte und Regen erstarrten Händen entfiel. Wir waren in Sicherheit.

Damit endete diese abenteuerliche Episode meiner Reise in's „romantische Land“.

Die Entwickelung der Kriegsflotten.

Von Comte-Admiral a. D. A. Werner.

Die Geschichte und ihre Denkmäler künden uns, daß die Schiffahrt eines der ältesten Gewerbe der Menschheit ist. Die vor nicht langer Zeit aufgedeckten ägyptischen Tempelgräber von Sakara zeigen in ihren Wandreliefs Fluß- und Seeschiffe aus dem dritten und zweiten Jahrtausend vor Christo. Sie sind von verhältnißmäßig so hoher technischer Vollkommenheit, daß bei den damaligen Kulturzuständen schon andere Jahrtausende verflossen sein mußten, bevor sie sich aus den Uranfängen der Schiffahrt, aus dem roh zusammengefügten Floß und dem vom Feuer ausgehöhlten Baumstamme, so weit entwickeln konnten.

Wir finden in ihnen Ruder- und Segelkraft vereint, zweckmäßige Form des Rumpfes und Elasticität bei genügender Stärke, um dem Anprall der Wogen gewachsen zu sein, sowie eine große Zahl jener einfachen und doch kunstreichen Hülfsmittel zur Erleichterung der Arbeit, wie wir sie noch jetzt in wenig veränderter Gestalt an Bord benutzen.

Diese Fahrzeuge dienten friedlichen und kriegerischen Zwecken zugleich; Handel und Seeraub gingen zu jener Zeit Hand in Hand; denn während die ersten Seefahrer, die Phönicier, auf kühnem Kiel zu den verschiedenen Inseln und Gestaden des Mittelmeeres schifften, um deren Bewohnern ihre Landesproducte feilzubieten, füllten sie auf der Heimreise die entleerten Räume mit geraubten Menschen für die Sclavenmärkte von Sidon und Tyrus. Ihr Beispiel reizte zur Nachahmung, und bald bedeckte sich das Meer mit Tausenden von Raubschiffen, die es beutegierig durchfurchten. Es wurde ein Krieg Aller gegen Alle; der Seehandel ging zu Grunde, und den Anfängen der Cultur drohte Vernichtung.

Da griff Minos von Kreta mit fester Hand ein, säuberte den griechischen Archipel von der Pest der Seeräuberei und schuf wieder gesicherte Bahnen für den friedlichen Verkehr, um dafür nach seinem Tode von dem dankbaren Volke auf den Richterstuhl der Unterwelt erhoben zu werden.

Wenn auch in mythischem Gewande, begegnen wir in diesen den Seeräubern feindlichen Schiffen des Minos der ersten Kriegsflotte, und zwar wurde sie nicht geschaffen, um den ruhm- und beutesüchtigen Gelüsten eines Fürsten zu dienen, sondern um Handel und Wandel zu schirmen und damit der Welt einen civilisatorischen Dienst zu leisten. Nur die Thatsache ist uns berichtet, über die Schiffe selbst und ihre Verwendung fehlen alle Angaben.

Jahrhunderte vergehen; dann tritt uns im Zuge der Griechen nach Troja die zweite Kriegsflotte entgegen, poetisch verherrlicht durch die Gesänge Homer's. Doch die Schiffe, welche Achill, Ulysses und die andern griechischen Helden trugen, sind, wenn wir sie des dichterischen Nimbus entkleiden, wenig fortgeschritten gegen die der ägyptischen Königin Thutmosis auf den Grabwänden von Sakara. Wie jene führen sie eine Reihe Ruder, einen Mast, ein Segel; sie dienen nur zum Transport der Krieger, aber liefern keine Kämpfe auf dem Wasser.

Wieder entschwindet ein halbes Jahrtausend, von Sage umwoben, bis mit den gewaltigen Heereszügen des Darius und Xerxes die Geschichte in ihr Recht tritt, um fortan die Welterereignisse mit ehernem Griffel zu verzeichnen und für uns zu bewahren. Marathon und Salamis sind die Marksteine dieser Periode, in der sich historisches Licht von mythischem Dunkel scheidet, und ihnen ist es zu danken, daß nicht asiatisches Barbarenthum unseren Welttheil überfluthete und die aufblühende Cultur Europas wieder auf Jahrtausende erstickte.

Vor Allem aber ist es eine Kriegsflotte, welche diese Wendung herbeiführt und damit bestimmend in die zukünftigen Geschicke der ganzen Welt eingreift. Wie ein begnadeter Seher hat Themistokles nach Marathon den Griechen zugerufen: „Baut Trieren!“ und glücklicher Weise sind sie seinem Rathe gefolgt. Die Schlacht bei Salamis wird gezählagen, die gewaltigste, welche der Ocean gesehen, 336 peloponnesische Schiffe stehen gegen 800 persische — 70,000 Griechen gegen 160,000 Meder.

Der Kampf ist wild und blutig; er dauert bis zur Nacht, und Xerxes schaut ihm vom Fuße des Aegaleos aus zu. Doch bald wird sein Blick trübe und starr. Die regellose Masse seiner Schiffe wird von den Griechen decimirt: ihre ehernen Schiffsschnäbel bohren sich mit tödlicher Sicherheit in die wehrlosen Flanken der

Digitized by Google

nautisch untüchtigen Gegner, um diese in Hekatomben zum Hades zu senden. Ihnen hilft keine Tapferkeit; ihre Pfeile prallen von den Rüstungen der Hopliten, der griechischen Fußtruppen, ab, aber deren Waffen treffen die ungeschützten Leiber der Perser stets blutig.

Als die Nacht ihre dunklen Schatten herniedersenkt, da bedecken nur Schiffstrümmer und Leichen das wogende Schlachtfeld, der siegesjubelnde Päan (Schlachtgesang) der Griechen erfüllt die Luft, und sein Echo hallt an den Bergen wieder.

Sie haben die Schlacht gewonnen, und Xerxes verhüllt zornund schmerzerregt das Antlitz. Die Seinen stehen; der Ruhm seiner Waffen ist dahin — doch Europa ist vor den Barbaren gerettet. 200 persische Schiffe sind zerstört, 40,000 Mann ihrer Besatzungen von den Fluthen verschlungen, während die Sieger noch nicht den fünften Theil eingebüßt haben.

Baas Themistokles bei Salamis begonnen, das vollendeten Xanthippus und Cimon in den nächsten dreißig Jahren bei Mykale, am Eurymedon und bei Cypern. Die griechische Kriegsflotte schwang sich in diesem Zeitraume zur alleinigen Beherrscherin des Mittelmeeres auf, um unter Perikles ihren Höhepunkt zu erreichen. Ihr Typus ist das Dreireihenschiff, die Triere, über welche die Geschichte so genaue Data hinterlassen hat, daß wir uns ein ziemlich erschöpfendes Bild von ihr machen können.

Der Bau der ersten Trieren wird den Korinthern zugeschrieben. Ihre Technike leisteten damit Vorzügliches, sind schon die äußere Erscheinung dieser Fahrzeuge verräth den hohen Standpunkt der damaligen Schiffsbaukunst. (Bild 1.)

Sie waren von schlanker eleganter Form, welche ihnen Schnelligkeit sicherte, während der seine Schnitt ihres Rumpfes gleichzeitig die Manövrirfähigkeit begünstigte. In diesen beiden Eigenschaften gipfelte der kriegerische Werth der Trieren, deren Taktik hauptsächlich nicht in dem Kampfe von Mann gegen Mann, sondern von Schiff gegen Schiff bestand, indem sie mit einem vorn in der Wasserlinie angebrachten Sporn die Seite des Gegners zu durchbohren und denselben zu vernichten suchten.

Die zu diesem Zwecke erforderliche Beweglichkeit wäre durch Benutzung des Windes als Motor zu sehr beschränkt worden; deshalb bediente man sich zu der Schlacht nur der Ruder, auf deren möglichst geschickter Handhabung der Sieg beruhte.

Die Mannschaft solcher Trieren bestand aus 200 Köpfen. Davon waren 170 Ruderer, 12 bis 15 Soldaten, und den Rest machten die Officiere, Handwerker und Diener aus. Die Ruderer arbeiteten in drei Reihen über einander, und das Arrangement war ein sehr sinnreiches, sodaß sich der Rumpf des Schiffes verhältnißmäßig nicht hoch über das Wasser erhob und die Ruder der oberen Reihen nicht zu lang und schwerfällig wurden.

Die Herrschaft der Trieren behauptete sich fast ein Jahrhundert lang. In der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. besaß Athen allein nicht weniger als 400 Trieren, von denen Perikles 300 stets seebereit und 60 zur Wache und Uebung ununterbrochen im Aegäischen Meere hielt. Es war der Glanzpunkt der griechischen Seemacht; bald sollte sie jedoch im unseligen peloponnesischen Kriege sich gegenseitig vernichten.

Mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts wurde die Triere durch ein größeres Modell verdrängt. Nachdem die Karthager bereits mit Vierreihenschiffen vorgegangen waren, baute Dionysius der Erste von Syrakus die ersten Fünfreihenschiffe, die Penteren, welche sofort die entscheidenden Factoren in den Seeschlachten wurden. Sie waren bedeutend größer als die Trieren; ihre Länge betrug etwa 52 Meter bei 8 Meter Breite, $4^{1}/_{2}$ Meter Tiefgang und 500 Tonnen (1000 Centner) Gehalt. Die Besatzung belief sich auf 400 Köpfe, worunter sich 300 Ruderer befanden, während die Zahl der Soldaten allmählich wuchs, da sich auch die Kampfweise der Schiffe veränderte.

Die Römer gaben den Impuls zu dieser Aenderung. Ihr Kampf mit den Karthagern konnte nur auf dem Meere ausgetragen werden; doch sie waren kein Seevolk: deshalb suchten sie ihre Landkampfweise auf die Schiffe anzuwenden. Nachdem sie eine Flotte von 120 solcher Fahrzeuge gebaut, besetzten sie dieselben mit einer großen Zahl Schwerbewaffneter und rüsteten sie mit Enterbrücken aus, d. h. mit Brücken, welche mit Haken versehen waren, um sie auf die nahenden feindlichen Schiffe fallen zu lassen und diese festzuhalten.

Damit trat an die Stelle des Kampfes von Schiff gegen Schiff der von Mann gegen Mann, und die Entscheidung der Schlacht beruhte nicht mehr wie bisher auf dem nautischen Geschick der Ruderer, sondern auf der Masse und militärischen Schulung der eingeschifften Soldaten. Die Folge dieser neuen Taktik war der Sieg der Römer über die Karthager gleich in der ersten Seeschlacht bei Mylae im ersten punischen Kriege und der baldige Zusammenbruch der karthagischen Seeherrschaft, welche nunmehr Rom antrat, um sie fast ein halbes Jahrtausend zu behaupten.

Die veränderte Kampfweise beeinflußte naturgemäß den Bau der Kriegsschiffe. Ihre hauptsächlich auf den Sporn stoß berechnete Leichtigkeit und Beweglichkeit wich größeren und schwereren Formen, und unter den Cyzigonen Alexander's des Großen entstanden nicht nur Zehn- und Sechszehn-, sondern unter Ptolemaeus Philopator sogar ein Vierzigreihenschiff.

Die Construction so gewaltiger Schiffe stellte an die Technik ungemein hohe Anforderungen, sodaß die Schiffsbaukunst sich nothwendig sehr vervollkommnen mußte, und besonders war es Syrakus, das sich darin auszeichnete.

Indessen fanden diese Vorgänge keine allgemeinere Nachahmung; im Gegentheil wurde der Schiffsbau vernachlässigt, als die Herrschaft der Römer sich mehr und mehr ausbreitete, sie in den unbestrittenen Besitz des Mittelmeeres gelangten und mit seiner andern Nation mehr zu rivalisiren hatten. Sie begnügten sich mit Fünfreihenschiffen, und die bis zum Beginn unserer Zeitrechnung noch vorkommenden größeren Seekriege gegen Mithridates von Pontus, zwischen Cäsar und Pompejus, sowie die Schlacht von Actium wurden mit jenen Fahrzeugen ausgefochten.

In dem letzten Jahrhundert v. Chr. vollzog sich jedoch wiederum eine die Bau-Art der Kriegsschiffe beeinflussende Taktik. Während seit Salamis bis zu den punischen Kriegen der Sporn stoß die Hauptrolle spielte und darnach die Enterung in den Vordergrund trat, machte sich jetzt das Bestreben geltend, sich mehr aus der Ferne zu bekämpfen.

Man versah die Schiffe mit Wurfmaschinen verschiedener Art, um schwere Pfeile, Speere, Balken, Steine und brennende Stoffe schleudern zu können, und ebenso errichtete man auf den Verdecken Thürme, in denen Bogenschützen postirt wurden, um die Mannschaften auf den feindlichen Verdecken auf weitere Distanzen unschädlich zu machen. Diese Belastung der Schiffe zwang zum Aufgeben der feinen Linien, der schlanken und gefälligen Formen, durch welche sie sich bisher ausgezeichnet hatten.

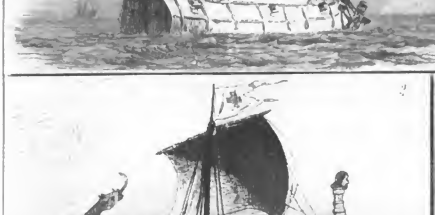
Nach Anfrichtung des römischen Kaiserreiches fanden bis zu dessen Auflösung keine größeren Seeschlachten statt, und die Flotte beschränkte sich auf die Reinhaltung des Mittelmeeres von Seeräubern. Dreihundert Jahre herrschte Ruhe auf dem Meere, und wie das Kaiserreich überhaupt, verfiel in dieser Zeit auch seine Flotte. Die größeren Schiffe verschwanden: die Schiffsbaukunst stieg riesenhaft schnell von ihrer einstigen Höhe herab, und bis zum zehnten Jahrhundert nach Chr. bestanden die Flotten des Mittelmeeres nur aus kleinen Fahrzeugen mit einer Ruderreihe ohne maritime Bedeutung.

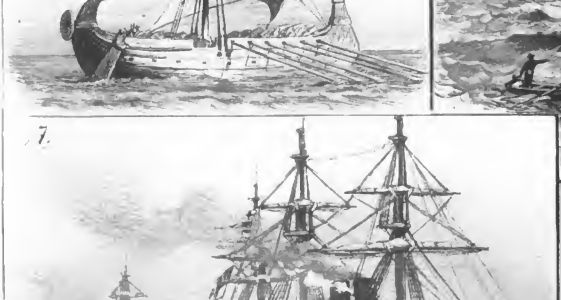
Indessen verlegte sich der Schwerpunkt des Seewesens nach dem Norden Europas; dort waren es die Angelsachsen und Skandinavier, welche in ihrem wagenden Muthe den Anstoß dazu gaben. Im Beginne unserer Zeitrechnung noch hatten sie nur Einbäume und schwache Fahrzeuge aus Weidengeflecht, mit Thierhäuten bezogen, aber sie bekämpften damit nicht nur Sturm und Woge ihrer ungastlichen Küsten, sondern griffen selbst die Trierenflotten der römischen Eindringlinge an, wenn ihre Tapferkeit auch an der feindlichen Kriegskunst scheiterte.

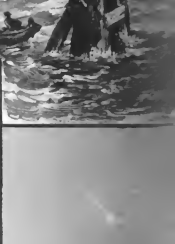
Doch sie verloren nicht Muth und Selbstvertrauen; sie verbesserten ihre Fahrzeuge, und das vor einiger Zeit im Nydamer Moor im Schleswigschen aufgefundene und wunderbar erhaltene dreißigruderige Boot aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. giebt Zeugniß, welche erstaunliche Fortschritte unsere Vorfahren in der kurzen Zeit im Schiffsbau gemacht hatten. Der Zug von Hengist und Horsa nach England auf solchen Tschuken, wie diese Boote hießen, erscheint nicht mehr gefährlich.

Als die Angeln und Sachsen in Britannien eine neue Heimath gefunden, da entsagten sie für Jahrhunderte dem Meere und wandten sich dem friedlichen Ackerbau zu, doch die Einfälle der wilden nordischen Seekönige rüttelten sie wieder aus ihrer Ruhe auf und riefen die alten Erinnerungen in ihnen wach. Ihre Könige Alfred und Edgar schufen neue Flotten, schlugen die Dänen und die Wikinger und jagten sie über die Nordsee zurück.

Digitized by Google







Kriegsschiffe aus alter und neuer Ze

1. Triere, Alterthum. — 2. Wikinger Schiff, XI. Jahrhundert. — 3. Kriegsschiff Heinrich's des Achten von England, XVI. Jahrhundert. — 4. Venetian
7. Panzerschiff „König Wilhelm", XIX. Jahrhund

Digitized by Google

riginalzeichnung von Fritz Stoltenberg.

leere, XVII. Jahrhundert. — 5. Holländische Kriegsschiffe salutirend, XVII. Jahrhundert. — 6. Englisches Linienschiff, XVIII. und XIX. Jahrhundert. — 8. Torpedodampfer „Biethen", XIX. Jahrhundert.

Digitized by Google

Nummer 2 unserer Bilder veranschaulicht ein solches Wikinger Schiff aus dem neunten Jahrhundert, wie es kürzlich in Norwegen gefunden wurde; es ist zum Segeln und Rudern eingerichtet und mit Kriegern gefüllt, deren Schilder sich längs der Bordwand zeigen.

Zweihundert Jahre später sehen wir in den Schiffen Wilhelm's des Eroberers, deren treue Abbilder und die Gobelins von Bayeux aufbewahrt, einen bedeutenden Fortschritt in der Schiffsbaukunst: die Ruder sind fortgefallen; drei Masten mit Raasegeln haben sie ersetzt und die feste runde Bauart verräth das Hochseeschiff, welches jetzt in den nordischen Meeren die Ruder zu verdrängen beginnt, um für seine Bewegung nur noch mit den Winden zu rechnen.

Bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vervollkommnete sich das Seewesen wenig, denn aber gaben zwei zeitlich nahe liegende Momente ihm einen bedeutenden Aufschwung: die Einführung des Compasses und die ihr bald folgende Erfindung der Schießwaffen. Von beiden Neuerungen machten zuerst die Schiffe der damals auf dem Höhepunkt ihrer Seemacht stehenden Hansa Gebrauch, und sie zogen wesentliche Verbesserungen im Schiffsbau nach sich. Der Compaß gestattete die bisherige Küstenfahrt zu verlassen und die Handelsverbindungen bedeutend weiter auszudehnen, wodurch sich das Seewesen nothwendig heben mußte. Bisher einander fremde Nationen kamen sich näher, tauschten ihre Erfahrungen aus und zogen daraus für ihre Schiffahrt Nutzen, der Norden jedoch am meisten. Seinen Seeleuten wohnte der höhere Unternehmungsgeist bei; sie gingen nach dem Mittelmeere, während dessen Küstenbewohner sich auf ihre ruhigen Gewässer beschränkten. Durch die längeren Reisen wurden Jene gezwungen, ihre Schiffe besonders stark und seefest zu bauen, und die Armirung mit Geschützen erforderte ebenfalls sowohl starken Bau, wie veränderte Form.

Merkwürdiger Weise wuchsen die Schiffe nicht so an Größe, wie man hätte annehmen sollen. Ihr durchschnittlicher Raumgehalt betief sich auf dreihundert Tonnen, wie ihn die hölzernen Kanonenboote unserer Marine haben, und 500 Tonnen (eine Größe wie die unserer kleinen Segelbriggs für Schnellsendungen) war während des ganzen Jahrhunderts eine Ausnahme. Selbst die Schiffe des Columbus hatten nur etwa dreihundert Tonnen Gehalt, und sein Wagniß, damit den atlantischen Ocean zu kreuzen, erscheint dadurch nur noch bewundernswerther.

Mit dem sechszehnten Jahrhundert erweiterten sich jedoch die Dimensionen der Schiffe; ebenso schieden sich um diese Zeit die Kriegsflotten von den Handelsmarinen und begannen eigene militärische Körper zu bilden. Bis dahin wählten nämlich die Regierungen für Seekriege die größten Handelsschiffe aus, um sie zu bewaffnen, und Heinrich der Achte von England schuf zuerst die Grundlage einer nur für den Krieg bestimmten Flotte, worauf die übrigen Mächte allmählich seinem Beispiele folgten.

Das Zeitalter der Entdeckungen überzeugte die Seestaaten, daß nur tüchtige Kriegsflotten ihnen einen Antheil an den durch die Zeit gebotenen Vortheilen sichern und ihnen Macht und Reichthum schaffen könnten, was die Anregung zu weiterer Vervollkommnung des Schiffsbaues gab; man erbaute nunmehr namentlich größere Fahrzeuge und verwehrte die Geschützzahl bedeutend. Die ersten Versuche nach dieser Richtung hin fielen allerdings noch nicht sehr glücklich aus, und der um 1513 erbaute „Henry Grace à Dieu" mit seinen beiden unförmlichen Castellen, den unser Bild Nr. 3 darstellt, zeigt eine geradezu ungeheuerliche Figur. Er führte 80 Geschütze und hatte doch nur einen Raumgehalt von 1000 Tonnen, also so viel wie unsere kleinsten Dampfcorvetten von 10 Geschützen. Allerdings befanden sich unter jenen 80 Kanonen nur etwa fünfzig 18- bis 9-Pfünder, während die übrigen aus 6- bis 1-Pfündern bestanden.

Doch schon drei Jahrzehnte später änderte sich die Sache. Die thurmartigen Aufbane wurden ganz bedeutend reducirt; die Takelage stieg symmetrisch in die Höhe, und von dieser Zeit an schritt der Schiffbau in stetiger Vervollkommnung vorwärts. Die niederländischen Kriegsschiffe aus dem siebenzehnten Jahrhundert (Bild Nr. 5) zeigen bereits den Uebergang zu den ebenso zweckmäßigen wie eleganten Formen der Fregatten und Linienschiffe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Im Mittelmeere, der Wiege des Seewesens, blieb man jedoch in dieser Beziehung zurück und ließ sich von dem energischen Norden in jeder Beziehung überflügeln. Mit der verwüstenden Völkerwanderung war mit anderen geistigen Gütern auch die einst so hochstehende antike Schiffsbaukunst verloren gegangen. Die Galeere, wie sie Bild 4 und den Harfe 1600 zeigt, war zwar eine Nachahmung der alten Triere, jedoch lange nicht so vollkommen wie sie und nur mit einer Reihe Ruder versehen, welche nicht Seeleute, sondern Verbrecher und Sclaven führten. Mit ihren 5 Geschützen, ihrer niedrigen Lage über Wasser und ihrer leichten Bauart war sie den starken Hochbauschiffen nicht gewachsen und verschwand in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus der Reihe der Kriegsflotten.

Während des siebenzehnten Jahrhunderts entwickelten sich die Letzteren ganz umgemein: England, Holland, Frankreich und Spanien rangen fast ein halbes Jahrhundert in zahlosen blutigen Kämpfen um die Herrschaft des Meeres, und die Kriegsschiffe wuchsen an Zahl und Größe. Mit dem englischen „Royal Sovereign" trat 1640 das erste Linienschiff (Dreidecker) auf, um sortan als Schlachtschiff die Stärke der Flotten zu bilden und den Ocean zwei Jahrhunderte lang zu beherrschen. Mit ihm fand diese Form einen ungefähren Abschluß und änderte sich bis zur Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt verhältnißmäßig nur wenig, wie dies der Vergleich zwischen den Bildern 5 und 6 zeigt, obwohl beide Typen über 150 Jahre aus einander liegen, jener den siebenzehnten und letzterer unserem Jahrhundert angehört. Die hauptsächlichsten Veränderungen während dieses Zeitraumes beschränken sich auf das Verhältniß von der Breite zur Länge des Rumpfes, das von 1:3 in 1:4 übergeht, um sich auf diesem Punkte bis zur Einführung der Dampfkraft zu erhalten.

Ebenso vollzog sich allmählich eine Wandlung in der Bewaffnung der Schiffe. Man verringerte die Zahl der Geschütze und die Vielfältigkeit ihrer Kaliber, um die letzteren dafür zu vergrößern, und strebte dahin, die Technik der Geschützfabrikation zu vervollkommnen. Bei Erfindung der Kanonen stellte man diese aus Schmiedeeisen her; später ging man zum Guß über, aber daß derselbe sehr zu wünschen übrig ließ, geht aus der Thatsache hervor, daß während einer Seeschlacht zwischen Engländern und Holländern 1666 auf den Schiffen der Letzteren nicht weniger als 118 Geschütze sprangen.

Seit Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts begann man auch der Taktik größere Aufmerksamkeit zu schenken; denn wenn man bis dahin dieselbe wenig beachtete und ohne sichtbare Ordnung kämpfte, so entstanden jetzt feste Regeln für die Bewegungen der einzelnen Schiffe wie der Geschwader, und die Manövrirkunst wurde zu einem wichtigen Factor, um in der Schlacht Vortheile über den Gegner zu erringen.

Mit der zunehmenden Größe der Schiffe und der Geschütze wuchs auch die Zahl der Bemannung. Während man im siebenzehnten Jahrhundert ungefähr 5 Mann auf ein Geschütz rechnete, stieg dieses Verhältniß im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert bis zu 10, sodaß z. B. die Linienschiffe unserer Zeit von 90 Kanonen, welche lange 32-, 24- und 18-Pfünder führten, 900 Mann Besatzung — statt wie früher die Hälfte — zählen. Andererseits verringerte sich die Zahl der Schlachtschiffe in der Flotte, da die Bau- und Unterhaltungskosten ja bedeutend größer wurden. 1646 taufte Frankreich von Schweden 4 ausgerüstete und voll ausgerüstete Kriegsschiffe von 36 bis 44 Kanonen, wie sie damals das Gros der Schlachtschiffe ausmachten, für 72,000 Thaler; ein einziges dreideckiges Linienschiff von 90 bis 100 Kanonen kostete dagegen zu Anfang des Jahrhunderts über 1 Million Thaler.

So kam es, daß wir 1673 98 holländische gegen 110 englische Kriegsschiffe sehen, während die großen Schlachten von St. Vincent, Abukir und Trafalgar um den Beginn unseres Jahrhunderts nur mit einem Drittheile jener Zahlen und weniger geschlagen wurden. Man kann sagen, daß um diese Zeit die Kriegsflotten den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hatten und die Segelschiffahrt kaum noch Verbesserungen wesentlicher Art ersahren konnte. Die Manövrirkunst und die Taktik waren hoch ausgebildet und litten nur an einem Mangel: an der Abhängigkeit vom Winde.

Der Einführung der Dampfkraft auf den Schiffen war es vorbehalten, diesen Mangel zu beseitigen, aber sie eröffnete für die Kriegsflotten auch gleichzeitig eine neue Aera in Bezug auf Bau-Art, Taktik, Zusammensetzung und Bewaffnung.

1807 baute Fulton den ersten Flußdampfer. Schon 1815 ließ in den „Vereinigten Staaten" der erste Kriegsraddampfer, die Fregatte „Fulton", mit 32 Kanonen vom Stapel, und sehr bald folgten die übrigen Seemächte dem gegebenen Beispiele.

Digitized by Google

So bedeutende Vortheile indessen der neue Motor für Kriegszwecke besaß, indem er den Schiffen eine unbegrenzte Manövrirfähigkeit verlieh, beschränkten andererseits verschiedene Mängel seine Wirksamkeit: für Linienschiffe waren die Radsasten zu unförmlich; bei den kleineren Schiffen lagen Maschinentheile über Wasser; ein einziger Treffer konnte sie zerstören und damit das ganze Schiff kampfunfähig machen. Die Radsasten boten ein großes Ziel, hinderten die Aufstellung von Geschützen und beeinträchtigten die nautischen Eigenschaften der Schiffe.

Man suchte deshalb nach einem besseren Motor und fand ihn in der Schraube. Ihre Vorzüge waren so bedeutend, daß sie sich sehr bald einführte, die kaum seit zwei Jahrzehnten bestehenden Raddampfer als Schlachtschiffe vollständig verdrängte und seit 1840 in den Flotten zur Alleinherrschaft gelangte. Die geschützte Lage aller Maschinentheile unter Wasser, die Möglichkeit, die frühere Segel- und Geschützkraft in ihrem vollen Umfange beizubehalten, im Gefecht dagegen sich vom Winde unabhängig zu machen, waren zu große Vortheile, als daß man sie nicht sofort allseitig hätte erkennen sollen.

Es begann sich deshalb eine allgemeine Umwandlung der Kriegsschiffe in Schraubendampfer zu vollziehen, und mit ihr trat wieder eine Aenderung der Form auf. Um den durch Maschine und Kohlen eingenommenen, aber nicht entbehrlichen Raum wieder zu gewinnen, wurde das Verhältniß der Breite zur Länge bis auf 1 : 6 und 7 erhöht und damit zugleich eine größere Geschwindigkeit erzielt. Kaum war jedoch diese für alle Marinen mit ungeheuren großen Kosten verknüpfte Aenderung vollzogen, als das Kriegsseewesen nothgedrungen schon wieder in eine neue Phase treten mußte, die abermals eine vollständige Umgestaltung der Schlachtschiffe nach sich zog.

Das Linienschiff, der Stolz des Oceans, das ihn länger als zweihundert Jahre beherrscht und so viele Schlachten entschieden hatte, trat seit 1860 von dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit ab, um den Panzerschiffen den Platz zu räumen.

Letztere verdanken ihren Ursprung den Verbesserungen der Artillerie und namentlich den Bombenkanonen, welche 1822 von dem Franzosen Paixhans erfunden wurden und sich allmählich auf deren Flotten einbürgerten.

Die darauf folgende lange Friedenszeit bot keine Gelegenheit, die Wirksamkeit der neuen Geschütze zu erproben, und erst die Schlacht bei Sinope, sowie der Angriff der alliirten Flotten auf Sebastopol während des Krimkrieges gaben ein erschreckendes Zeugniß davon; denn in ersterer vernichteten die Granaten russischer Schiffe in nur wenigen Stunden einen großen Theil der türkischen Flotte, und während des letzteren richteten die gleichen Geschosse der Festungswerke einen verheerenden Schaden auf den englisch-französischen Schiffen an.

Diese Erfolge sprachen das Todesurtheil über die hölzernen Schlachtschiffe aus, und man gewann die Ueberzeugung, daß nur eine angemessene Eisenpanzerung Schutz gegen solche furchtbare Wirkungen bieten könne.

Napoleon der Dritte gab dieser Idee praktische Gestaltung, indem er noch während des Krieges schwimmende Batterien mit Eisenplatten decken und sie zur Beschießung von Kinburn verwenden ließ. Der Ausgang des Kampfes entsprach den gehegten Erwartungen: die schwimmenden Batterien litten sehr wenig und blieben Sieger gegen die Festung.

Mit dieser Thatsache begann eine vollständige Umwälzung der ganzen Seekriegführung, und im Jahre 1860 wurden die gepanzerten hölzernen französischen Fregatten „La Gloire", „Invincible" und „Normandie" fertig gestellt, denen das rivalisirende England alsbald zwei bedeutend größere eiserne, den „Black Prince" und „Warrior" gegenüberstellte.

Während die schwimmenden Batterien von Kinburn jedoch nur einen Panzer von 10 Centimeter Dicke besaßen, welcher gegen die Granaten der achtundsechszigpfündigen Bombenkanonen völlig genügte, erhielten die genannten Fregatten schon eine Stärke von 12 Centimeter: denn inzwischen war ein anderer wichtiger Factor aufgetreten, mit dem man zu rechnen gezwungen war: die gezogenen Geschütze mit ihrer so viel größeren Durchschlagskraft waren in's Leben getreten, und mit ihnen begann der Kampf zwischen Panzer und Kanone, der in den letzten zwanzig Jahren die Techniker zu Leistungen anspornte, welche früher für absolut unmöglich gehalten wurden, der den Seestaaten viele Tausende von Millionen gekostet und bis zum heutigen Tage noch keinen Abschluß gefunden hat.

Die ersten gezogenen Schiffsgeschütze hatten einen Seelendurchmesser von 15 bis 16, die ersten Panzer eine Stärke von 10 Centimeter; jetzt ist man für erstere schon bei 45, für letztere bei 60 Centimeter angelangt.

Das Gewicht solcher Eisenmassen stellte Anforderungen an die Tragkraft der Schiffe, für welche neue Formen gefunden und die Dimensionen bedeutend vergrößert werden mußten. Es entstanden daher Kolosse von 120 bis 130 Meter Länge und 20 bis 25 Meter Breite, gegen welche die früheren Linienschiffe in den Schatten traten.

Dieser Wechsel ging ungemein schnell vor sich; eine Erfindung jagte die andere; in fieberhafter Hast überboten sich die Nationen, namentlich Engtand und Frankreich, in Neuconstructionen, und während z. B. unser „König Wilhelm" (siehe Bild Nr. 7) zur Zeit seiner Erbauung (1865 bis 1868) mit 20 Centimeter Panzer und 18 Stück 24 Centimeter Geschützen für das größte und stärkste Kriegsschiff galt, war er nach wenigen Jahren aller Orten überholt und würde jetzt im Kampfe mit einem der neuesten englischen Panzerschiffe, z. B. „Inflexible" (40 bis 60 Centimeter Panzer und 4 Stück 45 Centimeter Geschütze) bald vernichtet sein.

Die Versuche, Panzer und Kanonen zur beiläufigen Verwerthung in der Schlacht zu bringen, rief eine Reihe verschiedener Schiffstypen in's Leben, Breitseit-, Casematten- und Thurmschiffe, welche letztere wieder in solche mit drehbaren, oben geschlossenen, und festen, oben offenen Thürmen zerfallen, in denen die Geschütze über Bord fenern, und die sämmtlich auch in unserer Marine vertreten sind. Bei den ersteren („Friedrich Wilhelm") sind die Geschütze auf dem größten Theile der Breitseiten vertheilt, auf den Casemattschiffen in einer besonders stark und ringsum gepanzerten Casematte in der Mitte des Schiffes concentrirt. In den Thürmen stehen nur je 2, aber dafür desto schwerere Geschütze. Man sieht in neuerer Zeit die Thurmschiffe ohne Bemastung vor, und ebenso scheint man jetzt nicht mehr über 100 Meter Länge und 22 bis 24 Meter Breite hinausgehen zu wollen, um das Manövriren nicht zu hindern.

Letzteres ist mehr als je für die Seekriegführung in den Vordergrund getreten, um die furchtbare Waffe des Sporns, mit dem jedes Panzerschiff ausgerüstet wird, möglichst gut zu verwenden, da ein gelungener Stoß den Gegner versenken oder wenigstens kampfunfähig machen kann. Man hat zwar versucht, der Gefahr des schnellen Sinkens in solchem Falle („Ré d'Italia" bei Lissa, „Großer Kurfürst") durch Construction eines doppelten Schiffsbodens mit Hunderten von wasserdichten Abtheilungen vorzubeugen, bezüglich sie zu vermindern, hat aber bis jetzt noch keine Garantie dafür, da entscheidende Proben der verschiedenen Systeme natürlich ausgeschlossen sind.

Eine Folge des Sporns ist die gänzliche Umkehrung der früheren Taktik. Die Stärke der Segel- und Schraubenschiffe lag in ihrer Breitseite. Für den Angriff entwickelte sie mit ihrer gesammten Geschützzahl die größte Kraft, und für die Vertheidigung schadeten die feindlichen Geschosse dort am wenigsten, während sie in der Längsrichtung die größten Verheerungen anrichteten. Bei den Panzern liegt die größte Stärke jedoch vorn im Bug, für den Angriff im Sporn und schweren in der Kielrichtung schießenden Kanonen, für die Vertheidigung in der scharfen Form des Vordertheils, wo die feindlichen Geschosse den Panzer nur unter einem spitzen Winkel treffen können und dadurch ungemein an ihrer Kraft einbüßen.

Man sieht, die Kriegführung der Jetztzeit ist so ziemlich wieder dort angelangt, von wo sie auf griechischer Seite in der Schlacht von Salamis ausging. Hier wie dort der Sporn und das Bestreben, ihn im Rahmkampfe zur Geltung zu bringen: hier wie dort Unabhängigkeit vom Winde beim Manövriren, wobei das frühere Ruderwerk durch die Dampfmaschine ersetzt ist; jetzt wie damals vorwiegend Einzelkämpfe von Schiff gegen Schiff, statt des Zusammenwirkens von größeren Abtheilungen.

Wer weiß jedoch, welche kurze Lebensdauer den neuesten Schlachtschiffe beschieden sein mag? Den Schein „Panzer" bedroht bereits der Damid „Torpedo", jene schrecklichste und unheimlichste aller Waffen, welche menschlicher Zerstörungssinn hat erdenken können. Schon früher — zu den verschiedensten Zeiten — ist der Torpedo aufgetaucht, aber erst das letzte Jahrzehnt

Digitized by Google

hat ihn in der Gestalt des Fischtorpedos soweit verbessert, daß er an Bord der Kriegsschiffe eingeführt worden ist. Er wird aus Röhren mit comprimirter Luft ausgestoßen und bewegt sich dis auf etwa 1000 Meter mit einer durch dieselbe Kraft in Thätigkeit gesetzten Schraubenmaschine vorwärts. Wenn er sein Ziel trifft, so ist seine Wirkung geradezu gewaltig, und kein Panzerschiff der Welt kann dann der Vernichtung durch ihn entgehen.

Noch ist die Kriegsbrauchbarkeit des Torpedos nicht vollständig, sein berechneter Weg nicht sicher; er kann noch plötzlich einen Bogen machen und sich gegen das Schiff derjenigen wenden, die ihn geschleudert haben. Aber es ist kaum zu bezweifeln, daß seine Verwendung für Kriegszwecke früh oder spät eine gesicherte werden wird, und in dieser Voraussicht ist er auf allen Marinen eingeführt worden. Zu seiner Forcirung bedarf es nur kleiner Fahrzeuge, der Torpedoboote von kaum 30 Meter Länge und wenigen Mann Besatzung, wie sie sich täglich in den Marinen mehren und von denen sich für die Kosten eines Panzerschiffes 50 bis 100 davon lassen (siehe Bild Nr. 8). Man erhöht ihre Geschwindigkeit auf 20 Knoten und mehr, während für Panzer 14 Knoten ein Maximum ist. Wie will ein solcher Koloß sich des Angriffs von 10 bis 20 dieser Fahrzeuge erwehren? Er mag mehr als drei Viertheile von ihnen zerstören und ist doch verloren.

Welch furchtbares Bild gegenseitiger Vernichtung wird die nächste Seeschlacht bieten? Möge sie noch in recht weite Ferne gerückt sein!

Die Wandelung des Seekriegswesens seit Einführung des Dampfes hat aber — um dies zum Schlusse nicht unerwähnt zu lassen — auch in anderer als kriegerischer Beziehung bedeutsich gewirkt. Sie hat den poetischen Nimbus verscheucht, der das Segelschiff umgab. Wenn dieses mit seinen schlanken schönen Formen über die Naurschäce des Meeres gragios dahinglitt und der Wind sanft die Segel schwellte, deren schneeige Leinwand sich in Pyramidensorm symmetrisch hoch aufbaute, dann bot es eine Erscheinung, die Herz und Sinn erfreute. Zwischen ihm und dem Seemanne, der sich Jahre lang auf ihm schaukelte, Freud' und Leid auf ihm durchlebte, wob sich ein Band der Zusammengehörigkeit, das Jenen mit magischer Kraft an sein Schiff fesselte. Er hielt es hoch wie eine Geliebte; er fühlte sich wohl und behaglich auf ihm, mochte es ihn in Stille oder Sturm, im Frieden oder im Kampfe tragen. Dagegen das Schiff von heute — der Dampfer! Schwarzer Rauch ringelt sich in dichten Wolken aus den Schloten und verfinstert die Sonne, die sonst freundlich und friedlich auf die Segelflache herabschien. Gejagt vom Geiste der Zeit, sanft es ohne Ruhe und Rast dahin — es mag dem berechnenden Verstande genügen, dem Herzen nicht. Nach wie vor wird der Seemann auf dem Panzerschiffe seine Pflicht thun, aber jenes zarte Band ist für immer zerrissen — er wird es nie lieben können.

Bernhard von Langenbeck.

Eine Portraitskizze.

„Ich bin stets ein Vertreter der conservativen Chirurgie gewesen." Dies waren so ziemlich die letzten Worte, welche der Altmeister der deutschen Chirurgie am 29. Juli d. J. gesprochen, als er von der Stätte seiner glänzendsten öffentlichen Wirksamkeit als Lehrer und hilfreichen Arzt, von dem Operationssaal in der Berliner Universitätsklinik, Abschied nahm. Freiwillig hat der unermüdliche Mann, da er die Einflüsse des herannahenden Alters an sich verspüren mochte, seine an ungewöhnlichen wissenschaftlichen Erfolgen und äußeren Ehren so überreiche Stellung aufgegeben. Fürwahr ein seltenes Beispiel hoher, gewissenhafter Pflichttreue!

Wer ihn noch in der allerletzten Zeit am Operationstische zuschen durfte, wie er mit seiner sprüchwörtlich gewordenen Eleganz und seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit sein schweres Amt vollführte und mit ungebrochener geistiger Kraft seine kühnen Entwürfe ausführte, der hätte nur sehr ungern sich dem Gedanken hingegeben, daß diese „sichere Hand" sortan nicht länger im Dienste der Leidenden würde thätig sein.

Als zuerst von dem Rücktritte Langenbeck's etwas in die Oeffentlichkeit drang, da gerieth wirklich die ganze Hauptstadt in eine nicht geringe Aufregung. Alle Kreise der Bevölkerung, bis in die höchsten hinan, wurden durch diese Kunde in Mitleidenschaft gezogen. Kein Mittel blieb unversucht, um den allverehrten Mann zu weiterem Verbleiben in seinem Lehramte und in seiner chirurgischen Wirksamkeit zu vermögen. Allein umsonst! Langenbeck's Entschluß stand unwiderruflich fest, und mit Ende des Sommersemesters sollte derselbe endgültig ausgeführt werden. Und fürwahr! Diese allgemeine Theilnahme, welche dem Rücktritte des berühmten Wundarztes entgegengebracht wurde, war gar wohl gerechtfertigt; galt sie doch einer Persönlichkeit, welche auch außerhalb der eigentlichen Berufswirksamkeit so viele menschlich liebenswerthe Eigenschaften zu entfalten gewußt. Wenn wir daher in nachfolgenden Zeilen ein Bild von dem vielgefeierten Arzt unsern Lesern zu geben versuchen, werden wir nicht nur seine Stellung in der chirurgischen Wissenschaft, sondern auch seine gesellschaftliche — und diese nicht zum geringsten Theile — zu berücksichtigen haben.

Langenbeck entstammt einer Gelehrten-, insonderheit einer Medicinerfamilie. Sein großer Oheim, der berühmte Göttinger Anatom und Chirurg, ist sein bestimmender Lehrer und Leiter gewesen. Der große Langenbeck mochte frühzeitig die seltene Befähigung seines gelehrigen Schülers und Neffen erkannt haben, als er ihm rieth, vor Allem anatomische und physiologische Studien eifrig zu betreiben; denn diese bilden die alte und die neue Grundlage für jeden wissenschaftlichen Fortschritt in der Chirurgie.

Die ersten Arbeiten des jungen Gelehrten gehörten auch wirklich der Physiologie an, für welche Wissenschaft er sich an der Göttinger Hochschule als Privatdocent habilitirte. Indessen sah er in dieser Beschäftigung nur die wissenschaftliche Vorstufe für seinen eigentlichen praktischen Lebensberuf. Langenbeck trat, wenn man so sagen darf, unter den denkbar günstigsten Zeichen in die Chirurgie ein. Die mannigfachen großartigen Errungenschaften der modernen, auf dem wissenschaftlich angeordneten Versuch aufgebauten Naturerkenntniß, der tiefe Einblick, welchen die moderne Forschung in das Wesen der Einzelvorgänge innerhalb des thierischen und menschlichen Organismus verstattete, sie sollten nicht blos zur Sicherung und Erweiterung der Gesammtanschauung, zur Vermehrung des theoretischen Wissens dienen, nein, sie sollten zum Heile der Leidenden, zur Linderung ihrer Gebrechen, zur Beseitigung von Uebeln verwendet werden. Die Chirurgie war, sozusagen, rasch zur Hand, sich alle die günstigen Aussichten zu nutze zu machen. Sie nahm die ihr von den gelehrten Schwestern dargebotenen Erkenntnißmittel bereitwillig an und zeigte sich ihrerseits schnell entschlossen, alle die guten Gedanken und vortrefflichen Rathschläge in die Praxis einzuführen. Physiologie und Chemie gaben die leitende Richtung an, und die Chirurgen, eingedenk der Wurzelbedeutung des Wortes, übernahmen die Ausführung aller von jenen eben genannten Wissenschaften gegebenen Anstöße und Andeutungen.

In den vorzüglichsten Ausführern aber jener wissenschaftlicher seits gegebenen Anstöße gehört eben Bernhard von Langenbeck. Er hat viel, sehr viel zu dem Triumphzuge beigesteuert, welchen die Chirurgie während der letzten Jahrzehnte feiern durfte, und namentlich dadurch hat er ihr zu dem allgemeinen Jubel über ihre Wundererfolge verholfen, daß er ihr vorzugsweise die Aufgabe stellte, das Vorhandene an dem erkrankten Körper so viel wie nur irgend angänglich zu erhalten und nur im äußersten Nothfalle endgültig die Beseitigung des Unhaltbaren vorzunehmen. Doch wohlgemerkt: dieser äußerste Nothfall mußte aber auch als ein solcher vorher und mit den schärfsten wissenschaftlichen Prüfungsmitteln erkannt sein. Dies hieß aber nichts Anderes, als jene unüberwindliche Nothfallgrenze immer weiter und weiter hinauszuschieben.

In diesem Betrachte unterschieden sich vorzugsweise die ältere und die neuere Chirurgie. Jene sah in den scharf geschliffenen Messern, den spitzen Haken und Zangen, den Hämmern und Sägen vornehmlich die Werkzeuge zur möglichst schleunigen Entfernung von erkrankten Körpertheilen; diese hingegen machte sie zu wohlgeeigneten Bundesgenossen an ihrem conservirenden, erhaltenden Werke. Kaum waren die nähern Bedingungen des Knochenwachsthums, das Verhältniß der Knochenhaut zum eigentlichen Knochen-

Digitized by Google

gewebe, erklärt, als hieraus sofort neue Aufgaben für die erhaltende Chirurgie gegeben waren.

Mehr und mehr wurde die Nothwendigkeit der völligen Abtrennung einzelner Körpertheile eingeschränkt und die Ausschälung der betreffenden erkrankten Theile in's Auge gefaßt. Die Amputationen verminderten sich; die Resectionen (das Herausschneiden eines Knochenstückes, zumeist eines Gelenkes) genommen mehr und mehr an Bedeutung. Auf diesem Gebiete erntete Langenbeck zuerst seine glänzenden Erfolge. Die Behandlung erkrankter Knochentheile oder erkrankter Gelenkverbindungen — mochten die Ursachen mechanische, von außen her einwirkende oder innere, allgemeinconstitutionelle sein — wurde mit einem Schlage eine von Grund aus veränderte.

Aber sollte das Werk des Chirurgen gelingen, das auf Erhaltung oder Wiedererlangung der durch die eingetretene Erkrankung zerstörten oder beeinträchtigten Gebrauchsfähigkeit des betreffenden Organes gerichtet war, dann kam Alles auf die Art und Weise der auszuführenden Operation, auf die weitere Wundbehandlung, auf die zweckmäßige Reinigung des operirten Körpertheiles an. Eine Fülle von Aufgaben harrte der Lösung, und es bleibt ein unvergänglicher Ruhmestitel Langenbeck's, dieselben theils vollendet, theils weitergeführt, theils vorbereitet oder angebahnt zu haben.

Auf Grund seiner ausgezeichneten, in das Kleinste gehenden anatomischen Kenntnisse, der ihm allezeit geläufigen Lagerungsverhältnisse der einzelnen Organe und Organgruppen zu einander, ersann er die zweckmäßigsten Methoden, nach welchen derartige Gelenk- oder Knochenresectionen ausgeführt werden mußten. Sein an Auskunftsmitteln überreicher Sinn ließ ihn die brauchbarsten Instrumente erfinden oder die vorhandenen verbessern. Dem Laienauge mag manches unbedeutend erscheinen: aber wie viel auf diese vermeintlichen Unbedeutendheiten ankommt, das vermag in vollem Umfange nur zu würdigen, wer an derlei Arbeiten thätigen Antheil zu nehmen berufen ist. Langenbeck erlangte mit der Zeit nach dieser Richtung hin eine staunenerregende Virtuosität, die vor keinem noch so kühnen Eingriffe zurückzuschrecken brauchte.

Mit sichtbarster Genugthuung erfüllte es ihn, und durfte es ihn erfüllen, wenn er seinen Schülern die erzielten Heilerfolge an den Opfern der modernen Industrie oder der modernen Kriege vorführte. Mit unauslöschlichen Lettern ist sein Name in die Geschichtsannalen der Kriegschirurgie eingegraben. Kein Wort des Lobes ist vollwichtig genug für das, was er in dieser Richtung an unseren todesmuthigen Soldaten vollbracht. Und wenn die Zahl der Amputationen an zerschossenen Gliedmaßen so zusehends zusammenschrumpfte, wenn die Größe der Opfer, welche unsere letzten nationalen Kämpfe gefordert, mehr und mehr gesunken, so ist dies nicht in letzter Reihe den erfolgreichen Mühen Langenbeck's und seiner zahlreichen Schüler zu danken.

Kam es bei dieser Gruppe von auszuführenden operativen Eingriffen vor Allem darauf an, die ursprüngliche Gebrauchsfähigkeit der beschädigten Organe wieder herzustellen, so waren bei anderen verwandten Operationen mehr ästhetische Rücksichten zu nehmen. Wer kennte nicht die schauderhaft entstellenden Mißbildungen, welche, durch gewisse örtliche oder allgemeine Erkrankungen hervorgerufen, das menschliche Antlitz entstellen? Wem wären nicht schon einmal jene furchtbaren Narbenbildungen zu Gesicht gekommen, wie solche nach umfangreichen Verbrühungen, Verbrennungen in Folge von Explosionen der mannigfachsten Art sich einstellen? Wer hätte nicht schon hier und da jene gräulichen Bildungsfehler gesehen, die unter dem Namen Hasenscharten, Wolfsrachen volksbekannt sind? In allen diesen Fällen gilt es, so viel wie irgend möglich, die von Haus aus vorhandenen oder erst später entstandenen Defecte zu beseitigen. In allen diesen Fällen wird der Wundarzt zum Modelleur; er treibt sozusagen einen Wettbewerb mit dem künstlerischen Bildner. Nur hat es dieser um so Vieles leichter, als der leblose Thon oder Stein unendlich fügsamer ist, denn der menschliche Organismus.

Bernhard von Langenbeck.
Nach der Marmorbüste von Professor R. Siemering.

Dieses Gebiet der Chirurgie, gemeinhin das plastische genannt, wurde von dem Vorgänger Langenbeck's, dem bahnbrechenden Dieffenbach, recht eigentlich begründet und von dem Nachfolger auf die glücklichste Weise fortentwickelt und vervollkommnet. Und die große Gewandtheit, welche den Meister gerade in dieser Richtung auszeichnete, war mehr als einmal die Veranlassung zu den bezeichnendsten Anekdoten. Es ist vorgekommen, daß man nachträglich die Langenbeck'sche Nase für schöner halten mußte, als sie ursprünglich gewesen. Hier hatte der nachbildende Operateur eben der launenhaften Natur sozusagen die Wege gewiesen.

Trotz der unaufhörlichen Beschäftigung mit dem chirurgischen Handwerkszeuge hatte Langenbeck gewisse Verdrießlichkeiten, wie sie sich bei jedem Meister im Laufe der Zeit einzustellen pflegen, stets von sich fern zu halten gewußt. Oder richtiger vielleicht, daß sie an seiner von Hause aus zu einer gewissen äußerlichen Eleganz hinneigenden Natur spurlos abglitten. Mitten in seiner blutigen Arbeit am Operationstische bethielt er die natürliche Anmuth seiner feinen Gestalt, die so wohl zu seinem ganzen übrigen maßvollen Wesen paßte. In seiner ganzen Art sich zu geben lag eine Verbindlichkeit, wie sie sonst nur, dem allgemeinen Erfahrungsurtheile nach, den höheren Schichten unserer Gesellschaft eigen ist. Derselbe Mann, welcher im Sommer schon um sechs Uhr Morgens in dem Leichenhause der Berliner Charité einen Operationscursus gab, sodann die Krankenvisite in der Universitätsklinik machte, eine ungeheure consultative Praxis in der Stadt versah und in den Nachmittagsstunden bis gegen vier Uhr die chirurgische Klinik abhielt, war so wenig in die jedem Berufe bis zu einem gewissen Grade sonst eigenen Formen eingezwängt, daß man in dem zierlichen Reiter im Thiergarten, wie er mit einer kleinen, aber unleugbaren Koketterie durch die schattigen Wege dahin trabte, auch

Digitized by Google

nicht entfernt den Universitätsprofessor vermuthet hätte. Er sah wie ein geborener Edelmann aus und wie einer obenein, der einem alten, erbangesessenen Hause entstammte.

In der That, er liebte auch die Gesellschaft dieser Kreise und wußte es ihnen in ihren Gewohnheiten völlig gleich zu thun. Als er später geadelt wurde, erschien dies Allen wie etwas ganz Selbstverständliches, aber er hörte auch jetzt nicht auf, ein Bürger in des Wortes schönster Bedeutung zu sein. Stets blieb er eingedenk, was gerade er seinem Stande schuldig war, und auch hierin zeigte er sich als ein echter, rechter Edelmann.

Eine Persönlichkeit wie die Langenbeck's vermag, ohne scheinbar selbstthätig in irgend welche bestehende Verhältnisse einzugreifen, dennoch gar Vieles zu deren Umgestaltung beizutragen. Der Einfluß, den sie unter Umständen im gegebenen Augenblicke ausübt, wirkt beinahe mit der Selbstverständlichkeit eines Naturvorganges. Es ist daher nicht zu viel behauptet, wenn man die bedeutsame Stellung, welche die deutschen Militärärzte innerhalb der großartigen Organisation unserer Armee nunmehr zugewiesen erhielten, dem indirecten Wirken dieser eigenthümlich gearteten Persönlichkeit Langenbeck's zu einem nicht geringen Theile zuschreibt. Als man einen Mann von solch anerkannter Bedeutung auf den verantwortlichen Posten eines consultirenden Generalarztes der Feldarmeen stellte, da war es wiederum etwas, was sich von selbst verstand, daß man für ihn einen ihm entsprechenden militärischen Rang schaffen mußte. Was weiter noch in der angedeuteten Richtung zu geschehen hatte, erwies sich nur als eine einfache Schlußfolgerung, welche der erste Schritt mit Nothwendigkeit nach sich zog, und so erwuchs denn nach und nach ganz zwanglos die Einreihung des militärärztlichen Personals als Sanitätscorps in den Armeeverband. Die frühere Zwitterstellung war ein- für allemal beseitigt. Was und ob überhaupt Langenbeck zu dieser Umgestaltung beigetragen, entzieht sich gänzlich unserer Beurtheilung. Sicherlich kann aber nicht bezweifelt werden, daß der in seinem Wirken selbst von der höchstentscheidenden Stelle aus anerkannte Mann schon aus diesem Grunde die ganze Organisation wirklich beeinflußt hat. So bethätigte er sich, ohne es doch absichtlich zu wollen, und gewiß erwies sich diese Art der unmittelbar persönlichen Wirksamkeit als eine um so nachhaltigere.

Und wie ein rechter Edelmann es sein soll, blieb er von gewissen häßlichen, weil auf niedrigen Gemüthseigenschaften beruhenden Vorurtheilen vollkommen frei. Es war ein Genuß, mit diesem natürlich höflichen Manne zu verkehren. Seine wissenschaftliche Bedeutsamkeit, sein ungebrochenes Können hatte für die mittelmäßigen Söhne dieser Erde nichts Bedrückendes, und gern ließ er auch geringes Verdienst gelten. Freilich mangelte es ihm auch keineswegs an den Waffen einer feinsten Ironie, sobald es galt, gewissen Anmaßlichkeiten zu begegnen. Er verstand meisterlich zu stechen, und mit seinem scharfen, durch diese Erfahrung geschulten Gefühle faßt den empfindlichen Punkt zu treffen. Wurde aber diese Operation ihrem Sinne nach begriffen, dann war's geschehen und abgethan.

Eine derartige Ausnahmsstellung, wie sie Langenbeck in der universitären und außerfachmännischen Gesellschaft errungen hatte, wiederholt sich so leicht nicht.

Isidor Kastan.

Der Krieg um die Haube.

Von **Stefanie Keyser.**

(Fortsetzung.)

Als der zweite Geschlechtertanz gehalten werden sollte, da regte es sich lebhaft in den Frauengemächern; denn mit dem Sturz war von den Geschlechterinnen die unheimliche Gleichgültigkeit gegen ihre Schönheit gewichen. Nun lohnte es die Mühe, sich zu schmücken.

Am geschäftigsten ging es bei der Rotmundin zu. Sie saß am Putztisch. Die Barbaraköchin brachte im silbernen Gießbecken das aus Wein, Schlüsselblumen, Diptamwurzel und Limoniensaft bereitete Schönheitswasser. Auf der blank gebohnten Platte standen Serpentinnäpfchen mit einem feinen Mehl aus Senfkörnern, die Hände damit abzureiben, und daran reihten sich in zierlicher Ordnung Töpfchen voll feiner Schminkfarbe aus Ratterwurz und Fläschchen und Büchschen, welche kösliche Wohlgerüche enthielten.

In den zarten Fingern hielt Frau Rotmundin ein Handspiegelein, dessen kohlbare, aus Elfenbein geschnitzte Fassung die Erstürmung einer von Frauen besetzten Minnewarg darstellte, welche mit Rosen beschossen und mit Rosen vertheidigt wurde. Sie war fest entschlossen, ihre kranken Augenwimpern nicht von dem Spiegelein zu erheben, es habe ihr denn zuvor gesagt, daß sie die Schönste im ganzen Lande sei.

Und siehe! Endlich that das Spieglein den gewünschten Ausspruch. — —

Mit zaghaft klopfendem Herzen stand Elsbeth Imhofin vor ihrer Gewandtruhe. Auch sie hatte den Entschluß gefaßt, heute holdselig zu sein. Die Aufgabe erschien ihr schwer zu lösen; wird sie dieselbige auszuführen vermögen, oder wird sie ihr mißrathen, wie ihr die erste Pastete mißrieth? Auch quälte sie immer die Sorge, daß sie eine Sünde begehe, indem sie den Sinn auf eiteln Putz wende. „Ist die Freude an der Schönheit eine Schwachheit? Darf die Tugend mit auch anmuthig sein?“ sprach sie leise vor sich hin, um die strenge Stimme in sich zur Ruhe zu bringen, die nach dem Sturz verlangte und sie darob schalt, daß ihr das pomesinfarbige Kleid und das nägleinbraune nimmer gut genug erschienen.

Ach nein! Nicht der freundliche Wurzelgräber und nicht der sanfte Maler hatten sie umgestimmt: dem Wilhalm Haller allein zu Liebe wollte sie sich putzen. Und damit konnte sie sich auch vor ihrem Gewissen entschuldigen. Denn auf eine göttliche Anordnung stützte er sich, wenn er es Mannesrecht nannte, sein Weib sich zu erziehen nach seinem Willen, und wenn er nun verlangte, daß sie den Weg zu seinem Herzen durch die Augen nehme, so mußte sie diesen Weg wandeln ohne Widerrede. Es war ja auch noch ein gutes Zweck dabei, wenn sie ihn den welschen Teufelinnen abwendig machte.

Und wieder klopfte ihr Herz angstvoll. Sie wußte nicht, was in der Welt eigentlich schön genannt wurde. Nur aus den alten Märchen stammte ihre Weisheit, und da sahen die fleckhaftesten Kleider wie Sonne, Mond und Sterne aus. Solche besaß sie freilich nicht. Rathlos und kummervoll kramte sie in ihrer Truhe. Und es ging wie immer: das Beste fand sich zu unterst. Das war ein lichtblauer Rock und darauf lag, wie Sonnenstrahlen auf dem Himmelsgewölbe, ein Netz, aus Goldfäden gewebt. Das hatte sie seiner Wunderlichkeit wegen einst einem Händler aus Venedig abgekauft und nie gedacht, es selbst zu tragen.

Und nun schlug ihr das Herz vor Freude, als sie es ersah. Sie schmückte sich mit dem himmelfarbnen Kleide, und ihr Goldhaar barg sie im Netze. Dann nahm sie den Spiegel zur Hand und schaute zaghaft hinein. Sie lezte ihn schnell wieder bei Seite. Ihre Wangen aber färbten sich höher; ihre Augen strahlten, und jubelnd zog durch ihre Seele das Sprüchlein aus dem alten Märchen: Hinter mir Nacht, vor mir Tag! — —

Und ähnlich wie im Rotmundischen und Imhofischen ging es in allen anderen Geschlechterhäusern zu. Die Frauen waren mit Putz und Tand beschäftigt, und die Männer lachten und freuten sich, daß ihre Frauen so hübsch waren in der neuen Tracht.

Nur Eine schmückte sich nicht: die herbe Ursel; nur Einer lachte nicht: der lustige Rath.

Das alte Geschlechterhaus am Panierberg lag in Dunkel gehüllt. Die Herrin hatte seit ihrer Unmacht seine Schwelle nicht überschritten, und der theilnehmende Nachbar war mit kaltem Danke an der Stubenthür abgewiesen worden. Sie konnte sich Niemand zeigen, wie sie unruhig hin und her ging, angstvoll die Hände wand, bei jedem Laut aufhorchend, ob der altbekannte Schritt nicht auf der Treppe erklang.

Die Stunden schlichen hin — er kam nicht.

Nun tönte wieder die Tanzmusik vom Rathhaus herüber. Diese Weisen begleiteten die Späße, mit denen er die Gäste belustigte, er, der Narr, ihr Friedel.

Das Herz drohte ihr zu zerspringen.

Digitized by Google

Sie griff nach ihrem Gebetbuch. Aber ihr Blick blieb auf dem in Elfenbein geschnitzten Einband haften. Er zeigte eine Auferstehung der Todten: den zu Gericht sitzenden Gotttvater, Posaunen blasende Engel und die Erde, die ihre Todten wieder gab. Da stiegen sie heraus, die Armen, aus den flachen Erdwellen, bemühlich arbeitelen sie sich empor im Leichenhemd, aber an den Grabhäusern, wo die Rathsherren schliefen, standen Engel und öffneten, dienstbereit wie Kuechte, die Pforte, und herfür gingen die stolzen Patrizier in nadelspitzen Schnabelschuhen, Pelzschauben und Gugel.

Ursula schleuderte das Buch von sich. O, was hatte der alte Meister für geschickte Hände gehabt und für einen ungeschickten Kopf, daß er sich die ewige Seligkeit also fürstellte! Sollte die, so einem vornehmen Geschlecht entsprossen war, in alle Ewigkeit verflucht sein, abgesondert von denen zu bleiben, die seinen großen Namen trugen?

Der Athem fehlte ihr; es litt sie nicht mehr in der engen Stube. Sie konnte nicht einmal beten hier. Sie hüllte sich in Sturz und Mantel, um nach St. Sebaldus hinüber zu gehen, nach dem einsamen Winkel, wohin sie seit Jahren mit ihrem schwer bedrückten Herzen geflüchtet war, wo das Bild des verlornen Sohnes stand. Mit brechenden Knieen schlich sie durch die von den Hängelampen nur schwach erleuchteten Gänge. Die Glasaugen der ausgestopften Vögel sahen ihr gespenstisch nach. Unter ihren verblichnen Federn hatte einst auch ein warmes Herz geklopft, und nun stauden sie von Motten zerfressen auf dürrem Holz, der Stunde harrend, wo die letzte Faser in Staub zerfiel.

Auf der Schwelle zögerte ihr Schritt. Dahin hatte seine liebe Hand den Veilchenstrauß für sie gelegt, ein Zeichen, daß er ihrer gedachte. Ihr Blick glitt stehend zu den Marienbilde empor, das die Mauer ihres Hauses schmückte. Aber entmuthigt sank er wieder herab. Das war nicht die Schmerzensreiche mit den sieben Schwertern in der Brust, an die sie sich hätte wenden mögen. Das war die stolze gekrönte Himmelskönigin. Was hätte auch die demüthige Magd im Hause des Hochmuths zu schaffen gehabt?

Sie schritt der Kirche zu durch das nach dem Rathhaus strömende Volk, welches trotz der späten Stunde von der dröhnenden Musik wach erhalten wurde. Aus dem grellen Schein, den die am Portal lodernden Pechpfannen warfen, trat sie in den stillen Kirchhof. Da war das Schreier'sche Grabmal, das an jenem traurigsten Morgen ihres Lebens geweiht worden war. Viele von denen, die damals mit ihr hier auf den Knieen gelegen, schliefen den ewigen Schlaf; die Andren tanzten dort drüben einen fröhlichen Reigen. Sie allein war ausgezählt. Sie war nicht todt, und sie lebte auch nicht.

Vor den Heiligenbildern brannte hier und da ein Lämpchen, von stehenden Händen gestiftet. Nur in dem Winkel, wo sie Trost suchte, lagerten tiefe Schatten. Sie vermochte das alte Bild nicht mehr zu erkennen. Ihr Blick glitt tangsam an den Pfeilern empor. Trotzen strahlte Stern an Stern. Der Wind, der die Kerzen und Lampen löschte, vermochte dort oben nichts auszulöschen. Sie hob die Arme. Langsam und laut sprach sie in die flüsternde Nachtluft hinein:

„Herr des Himmels und der Erde! Vergieb, daß ich arme Magd mich ohne Fürsprache der Heiligen an Dich wende! Es geht aber anjetzo die Red, wir dürften uns nit fürchten, Du hörtest alle Deine Kinder an. Und der gerade Weg ist mir allezeit der liebste gewesen. So höre mich also! Du hast jeder Creatur eine frohe Stunde gegeben: die Rose darf blühen, die Lerche singeud in den Himmel steigen; selbst das Mückleiu freut sich spielend im Sonnenlicht. Nur ich bin in Nacht gewandelt zeitlebens — das weißt Du — und nur Du allein. Und bin ich nicht auch Dein Geschöpf wie die Andren? Hast Du den Frauen den Wunsch ihres lustigen Sinnes nach einer nichtigen Haube erfüllt, so kannst Du rechtschaffner Weise nicht Nein sagen, wenn ich Dich bitte: Zeig mir den Weg, auf den ich mit ihn, der das Glück und die Freude meines störrischen Herzens war, rette aus Narrenthum und Schellengeklingel! Erhöre mich!"

Sie schaute inbrünstig empor.

Da löste sich neben ihr ein hoher grauer Schatten aus dem Winkel und trat heran.

„Wen erflehst Du für Dich, Ursula?" sprach eine bebende Stimme.

Ihr stockte der Athem. Dann brach es jubelud über ihre Lippen:

„Friedel! Gott sei gepriesen, der mich erhörte!"

„Ja," sagte der lustige Rath ernst, „er hat es gnädig gefügt, daß wir uns versöhnt die Hände reichen dürfen, bevor wir für immer scheiden."

„Scheiden für immer, da wir uns eben erst gefunden?" flüsterte Ursula mit bebenden Lippen. „Kannst Du mir nicht verzeihen? Sieh, hier hebe ich meine Hände zu Dir auf und bitte: Vergieb mir meine Schuld, wie Du willst, daß Dir vergeben werde!"

Er zog ihre Hände sanft herab.

„Ich habe Dir lange vergeben. Das Schicksal hat Deinen strengen Urtheilsspruch bestätigt. Ich habe die Schellen getragen in bittrem Ernst. Aber die Stunde ist gekommen, da ich die Schmach von mir werfen muß. Ich bin heimlich von der Burg entwichen und auf dem Wege in die Welt hinaus. Nur einmal wollte ich das Bild vom verlornen Sohn noch sehen, von dem man mir sagte, daß Du gern davor betest."

„Du willst abermals gehen?" rief Ursula verzweifelnd. „Und ich soll allein sein immerdar?"

„Was bleibt uns sonst übrig?" fragte er bitter. „Die Kluft zwischen dem Hofnarren, der jedexzeit auf den mit Eselsohren verzierten Stuhl gewiesen werden konnte, und der Patricierstochter ist zu tief."

„Welche Kluft überbrückt die Liebe nicht?" rief sie. „Verbirg' Dich, bis der Erzherzog fort ist. Die geschornen Locken müssen wachsen; der Bart muß fallen, daß das liebe Friedelgesicht wieder zum Vorschein kommt. Dann tritt Du hervür als weitgereister, vielerfahrener Mann. Wer könnte dann den lustigen Rath in Dir ahnen? Und wer sollte Dir die Thüre weigern," fuhr sie, stolz sich aufrichtend, fort, „wenn Du an meiner Hand Dich zeigst, mit unsrem Wappen, und den Platz einnimmst, auf dem Du seit nahezu zwanzig Jahren stehen sollteſt? Die Patricier selbst werden Dir die Rathsherrnwürde antragen."

Er trat einen Schritt zurück.

„Seit wann zieht die Frau den Mann zu sich empor? Ich will nicht mit einem Wappen stolziren, das ich mir nicht selbst errang: ich will nicht weise Narrheit, die Menschheit zu knebeln, auf dem Rathhaus ausdrüken, lieber närrische Weisheit auch fürder verkündigen, und ich will nicht unter Euren schweren Steinplatten begraben sein, sondern unter einem grünen Baum und blauen Veilchen ruhen, daß der Finke über mir sein Lied schmettern kann."

„So laß mich Dir folgen auf den Armenkirchhof!" sprach Ursula leise.

Ueber sein Gesicht flog ein heller Schein; aber er bezwang sich. Sein Blick fiel ernst auf sie nieder, als er sprach:

„Du gefällst Dir im Großmüthigsein heute wie damals. Du bist dieselbe geblieben: ich aber bin nicht mehr der junge Friedel, dessen einziges Ziel der Besitz eines geliebten Weibes war. Da mein Weg in Finsterniß führte, ist mir ein Licht aufgestrahlt und zum Leitstern geworden. Es ist die neue Zeit, die mächtig heraufsteigt. Meine Seele hat sich dem Mönch von Wittenberg zugewendet, und ich will eher Leib und Leben und selbst Dich verlieren, ehe ich ihm wieder untreu werde, der das göttliche Wort so hell und klar in sich trägt und mit so großem Sieg und Triumph aus freimüthigem und unerschrockenem Geist verkündet."

Di: Geschlechterin neigte demüthig das mit dem Sturz geschmückte Haupt vor dem Mann mit der Narrenkappe.

„Dein Gott sei mein Gott! Auch ich habe heut' in der schwersten Stunde meines Lebens Zuflucht bei ihm gesucht ohne Fürsprache der Heiligen, und er hat mich erhört."

Da schloß er sie in seine Arme. Dann richtete er sich auf und sprach:

„Nun lebe wohl, Ursula, bis wir frei und offen bereint vor unsre Vaterstadt hintreten können!"

„Aber wie willst Du Dich flüchten?" fragte sie angstvoll, „und wohin Deinen Schritt wenden?"

Er lächelte

„Ich kenne von meinen wilden Knabenjahren her jedes Eckchen, jeden Steg in Nürnberg. Ein altes Pförtlein in der Stadtmauer ist heut' wie vor zwanzig Jahren fest verschlossen, aber die Angeln sind so rostig wie damals. Ich will den bekannten Weg noch einmal gehen. Bin ich erst draußen, so finde

Digitized by Google

ich überall Herberge; denn der Bund Derer, die der neuen Lehre anhängen, ist größer, als Du weißt. Ein gelahrter Kräutersucher, der ihr auch zugethan ist, begegnete mir, da ich nach dem Weg in's Weite spähte, und wies mir eine Schenke an der Heerstraße, wo unsre Gesinnungsgenossen nächtigen. Alsdann will ich zu erfunden suchen, wo Doctor Luther weilt. Von einem fahrenden Schüler hörte ich, daß er nicht in's Elend gegangen ist, sondern wohlbehütet auf einer Burg in Thüringen lebt. Zu ihm will ich wallfahrten. Vielleicht sagt mir der große Mann, wie ihm ein Schalksnarr dienen kann."

„So geh'!" sprach Ursula. „Und laß Dich auch belehren von Deinem großen Meister, wie man ein schönes Hab' und Gut so anwendet, daß es vielen armen Herzen nützt, die noch gefangen liegen in eisernen Ketten! Dann aber kehre wieder, nimm Alles, was ich habe, und thue damit, wie es will! Die Ursula aber behalte für Dich und verlaß sie nie wieder! Sie hat Nichts und Niemand auf der Welt lieb als Dich allein."

Er drückte sie fest an sein Herz. Mitsammen gingen sie durch die abgelegenen nächtlich stillen Gäßchen nach der Stadtmauer. Sie ließ sich nicht zurückweisen: sie wollte ihn erst geborgen wissen und entgegnete auf seine besorgten Einreden:

„Die herbe Ursel hat Friede in Nürnberg."

Sie standen am aufgesperrten Pförtlein. Da nahm Friedel die Narrenkappe vom Haupt.

„Ich thue sie von mir. Meinst Du, daß ein Sturz schwerer wiegt als sie?"

Und Ursula verstand ihn. Sie nahm den Sturz ab und schleuderte ihn in den Stadtgraben hinab.

„Hebe dich von mir, Ungethüm! Mögen Eule und Fledermaus in dir nisten."

Da ward der Narr seine Kappe nach und sprach:

„Und in dir ein Spottvogel!"

Sie nahmen Abschied.

Bald stand er draußen und blickte auf die Ringmauern und Thorthürme wie vor wenigen Tagen. Aber diesmal war es ein glückliches ernstes Lächeln, mit dem er flüsterte: „Daheim in Nürnberg!"

Eine Weile darauf stand in ihrem Haus mit strahlendem Antlitz die herbe Ursula vor dem Ingesinde, das jetzt erst vom Rathhaus zurückgekehrt war, und sprach:

„Nehmt den Bentel mit Gold und geht in die Spitäler, in das Waisenhaus und zu den Leprosen! Bringt jedem einen Theil und sagt, sie sollen Gott mit mir danken! Denn es ist mir Kunde geworden, daß der verlorne Sohn dieses Hauses heimkehren wird."

Dann faltete sie die Hände zu stummem Gebet und schaute mit weinenden Augen zum Himmel empor, an dem glänzend der Morgenstern aufstieg. —

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein neuer Desinfectionsapparat. Obwohl all' wie die Kenntniß der ansteckenden Natur vieler Krankheiten ist das Bestreben, Mittel zu schaffen, welche dem weiteren Umsichgreifen derselben vorbeugen würden. Als einst die Menschheit die verheerenden Epidemien für den directen Ausfluß göttlichen Zornes ansah, da nahm sie ihre Zuflucht zu allen Art von Zaubereien und Amuleten, welche die Kraft besitzen sollten, den Dämon der Krankheit von den einzelnen Individuen fernzuhalten, und diese Schutzmittel haben sich in abergläubischen Gemüthern bis auf den heutigen Tag erhalten. Nur langsam drang sich eine bessere Anschauung Bahn: man vermied zunächst jede Berührung mit den an ansteckender Krankheit Darniederliegenden, aber suchte die Wirkung des unbekannten Giftes durch allerlei Oele und Salben anzuheben, und während der Seltenungen die Aerzte des Mittelalters oft Mäsken und Wachs mit besondere Gewohnen, in welchen sie sich den Patienten näherten.

In neuerer Zeit hat man schließlich Jahrzehnte hindurch die verschiedensten Chemikalien zu diesem Zwecke angewandt und schrieb vor Allem dem Chlorgas, der schwefligen Säure, der Carbol- und der Salicylsäure die Eigenschaft zu, Ansteckungsstoffe zu zerstören. Wir wiederum Recht man diese ätzenden Stoffe als wirkliche Desinfectionsmittel bezeichnen durfte, das blieb freilich noch dahingestellt.

Erst der Gegenwart war es vorbehalten, den Nachweis zu liefern, daß wenigstens eine große Anzahl ansteckender Krankheiten durch kleinste, nur mittelst der stärksten Mikroskope sichtbare Organismen — sogenannte Bacillen — erzeugt werde. Seitdem nun die gelehrten Forscher durch sinnreiche Versuche die Lebensbedingungen dieser Organismen ergründet, ließen sie auch die oben genannten Mittel auf dieselben einwirken, um zu erfahren, ob jene ätzenden Stoffe mit Recht den Namen „Desinfectionsmittel" trügen. Da zeigte sich aber bald, daß diese Stoffe vielfach das Leben der Bacillen erst in einer Concentration vernichten, welche auch die mit ihnen behafteten Gewebe zerstören mußte. Die Versuche führten jedoch ferner zu der wichtigen Entdeckung, daß es ein leicht zu beschaffendes Mittel giebt, die betreffenden Organismen ihrer ansteckenden Eigenschaften sicher zu berauben: die unter der Leitung von Dr. R. Koch in dem deutschen Reichsgesundheitsamte angestellten Experimente, welche bekanntlich ebenfalls zu andern Resultaten des hochverdienten Forschers gerade in diesen Tagen auf dem hygienischen Congresse zu Genf den Neid der Franzosen erregt haben, erwiesen nämlich, daß die Bacillen durch Wasserdämpfe von 100 Grad Celsius sicher zerstört werden.

Es lag nun nahe, diese Entdeckung zur Desinfection von Wäsche, Kleidungsstücken und allen Gegenständen, mit welchen Kranke in Berührung gekommen sind, zu verwerthen und so einer weiteren Verbreitung der betreffenden Krankheiten vorzubeugen. So wurde von dem Verwaltungsdirector im Berliner Barackenlazareth, Herrn Merke, welcher sofort nach dem Bekanntwerden jener Entdeckung mit dem neuen Desinfectionsmittel umfangreiche Versuche angestellt hatte, die Maschinenfabrik von Oscar Schimmel und Compagnie in Chemnitz aufgefordert, einen Apparat zu construiren, in welchem Wasserdämpfe von 100 Grad Celsius nebst überhitzter Luft zur Desinfection benutzt werden können.

Ein solcher Apparat ist nun wirklich von der genannten Firma hergestellt worden; er besteht aus einem starken Gehäuse aus Eisenblech mit doppelten Wandungen, die mit einem schlechten Wärmeleiter (Holzasche rc.) ausgefüllt sind. In diesen Apparat werden die zu desinficirenden Gegenstände gebracht und, nachdem derselbe genügend erhitzt worden, einige Zeit belassen. Der ganze Proceß dauert höchstens anderthalb Stunden, und wird während dieser Zeit selbst das Innere von umfangreichen Gegenständen, wie Bettstücken und Matratzen, auf eine Temperatur von über 100 Grad Celsius erhitzt.

Hoffentlich wird diese neue Desinfectionsmethode bald in unseren so vorzüglich eingerichteten Krankenhäusern die allgemeinste Verbreitung finden; und es wäre dringend zu wünschen, daß auch die großen Privatwäscherein die Einführung derselben in Erwägung zögen.

Ein trefflich gelungenes Portrait von Dr. Schulze-Delitzsch, dem unermüdlichen Vorkämpfer und Leiter des deutschen Genossenschaftswesens, ist von Kurzem in großem Kupferstich aus dem Atelier von Alfred Krause in Leipzig hervorgegangen. Sicher wird es vielen Freunden der deutschen Genossenschaften zur Freude gereichen, ihr Hinmer mit dem Bildnisse eines Mannes schmücken zu können, der sich um die Wohlfahrt unseres Volkes so unvergängliche Verdienste erworben. Wir weisen daher hierauf auf den belagten Kupferstich hin und bemerken, daß der Preis bis zum 15. November dieses Jahres für das Portrait auf weißem Papier Mk. 5 und für ein solches auf chinesischem Papier Mk. 6.50 beträgt; nach dem belagten Termin dagegen wird der Ladenpreis sast auf das Doppelte erhöht werden. Bestellungen sind an das Atelier von Alfred Krause in Leipzig zu richten.

Kleiner Briefkasten.

J. J. in Paris. Jede der neun deutschen Münzstätten führt einen Münzbuchstaben, welcher auf den aus ihr hervorgegangenen Münzen aufgeprägt wird. Die Bedeutung der Buchstaben ist folgende: A Berlin, B Hannover, C Frankfurt am Main, D München, E Dresden, F Stuttgart, G Karlsruhe, H Darmstadt, I Hamburg.

M. V. M. in O. Einen Artikel über Garibaldi werden Sie in einer der nächsten Nummern unseres Blattes finden, und zwar einen aus der Feder unseres wackern, allgetreuen Johannes Scherr.

R. R. Die Adresse des Verfassers des in Nr. 35 erschienenen Artikels „Aus deutschen Photenanstalten" lautet: Herrn Director W. Schröter in Dresden-Neustadt, Oppelstraße Nr. 44.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Gesunden — nicht gesucht.

Novelle von E. Ladder.

(Schluß.)

6.

Der Badeort folgte als Schluß der diesjährigen Sommerreise ein Aufenthalt in Berchtesgaden, und je schöner sich dieser gestaltete, um so bänger sah man seinem Ende entgegen. Der Urlaub des jungen Officiers war abgelaufen, und wenige Tage später mußte auch Mimi in ihrem Stifte eintreffen, um sich nach langen Freiheitswochen wieder dem Schulzwange zu fügen.

Die zwei Monate waren doch nicht spurlos an ihr vorübergegangen; ihr Aeußeres war mädchenhafter und ihre Manieren waren zurückhaltender geworden.

Elfriedens Verlobung war nun auf die ersten Tage nach der Rückkehr in die Stadt festgesetzt worden, und begreiflicher Weise interessirte dieses Ereigniß Mimi sehr; der Wunsch erwachte in ihr, sie möchte lieber der Feier anwohnen und sie vorbereiten helfen, als noch so lange das Schulmädchen machen.

Man mußte die letzte Zeit noch gehörig aus; die ganze herrliche Umgebung Berchtesgadens wurde nun durchstreift und dann zuletzt noch für ein paar Tage an den Königssee gegangen.

Was Mimi auch bisher gesehen, tiefer prägte sich ihr kein Bild ein, als der wunderbare, klare, tiefgrüne See, eingerahmt von fast senkrecht herabfallenden Kalkfelswänden, über welche des Watzmanns gliternde Eiskrone ragt.

Es war an einem schönen etwas schwülen Augustnachmittage, als die Baronin Waldenburg mit ihren jungen Verwandten — Mr. Billings war schon abgereist — nach dem westlichen Ende des Sees, nach Bartholomä, fahren wollte. Ein passendes Boot war gerade nicht vorhanden und nur noch drei Plätze in dem großen Fahrzeuge frei, das von einer anderen Gesellschaft schon in Beschlag genommen war und von vier tüchtigen Mädchen gerudert wurde. Es blieb nichts übrig, als sich zu theilen. Zwei von der Gesellschaft mußten es in einem kleinen Boot wagen, das nur von einem Schiffer gerudert wurde.

„Wer hat Muth genug, das kleine Ding da mit mir zu besteigen?“ fragte Felix.

„Ich,“ entgegnete Bertha ohne Zögern und stieg zu dem Vetter in's Boot. Elfriede lächelte mailtiös.

Die Fahrt war sehr angenehm, der Spiegel des Sees ruhig; nur die Sonne stach unangenehm und machte die Luft träge.

Im großen Boote herrschte munteres Leben; heitere Lieder wurden gesungen, und war Mimi nun auch gesinnt genug, um nicht gleich mit der fremden jungen Gesellschaft zu singen, so konnte sie sich doch nicht enthalten, die Melodien ganz leise mitzusummen; sie fand es unbeschreiblich schön, so bei des Gesanges Wogen über die Fläche des Sees hinzugleiten.

Eine Art von Heimweh ergriff sie, wenn sie daran dachte, dieser Herrlichkeit alsbald Valet sagen zu müssen.

Wie ganz anders Bertha! Sie freute sich als echtes Stadtkind auf die Rückkehr in die Stadt; die Natur ließ ihr Herz kalt; sie sehnte sich nach den belebten Promenaden, auf denen sie hoffentlich bald an seinem Arme glänzen sollte. Erst heute hatte sie wieder einen herzlichen Brief von der Mutter Felix', die von jeher für die verwaisten Nichten ihrer Schwägerin warmes Interesse gezeigt hatte, erhalten. Sie erzählte ihrem jungen Begleiter von diesem Briefe. Er lächelte.

„Mama correspondirt gern,“ sagte er, „die Einsamkeit ihres Gutes ist so recht darnach angethan, diese Leidenschaft auszubilden; auch ich habe einen Brief erhalten, und er ist nicht weniger als zehn Seiten lang.“

„Das muß denn doch aber eine wichtige Angelegenheit sein, die Ihre Mama zu einer so langen Epistel veranlaßte.“

„Ja, eine sehr wichtige. Es handelt sich um nichts mehr noch weniger, als um meinen Abschied. Mama bringt allen Ernstes darauf, daß ich, sobald meine Ernennung zum Premier eintrifft, was vielleicht schon im Herbste, jedenfalls aber beim Armeebefehl des Frühjahrs erfolgen wird, aus dem activen Heere scheide, zur Reserve übertrete und nach Hause komme, um meinen Kohl selbst zu pflanzen, wie meine Vorfahren gethan haben.“

„Und was werden Sie auf solche Zumuthung erwidern?“ fragte Bertha erschreckt.

„Diese Zumuthung ist doch im Grunde ein so natürlicher Wunsch von Mama, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als Ja dazu zu sagen.“

„Ich dachte, Sie wären Soldat mit Leib und Seele.“

„Das bin ich auch und werde niemals fehlen, wenn das Vaterland ruft. Das Soldatenleben im Frieden aber kenne ich jetzt genug und sehe ein, daß Mama Recht hat: es giebt auf unserem Gute genug für mich zu thun, und so werde ich denn den bunten Rock ausziehen und ein Bäuerlein werden.“

„Wie kann man nur in aller Welt in der Blüthe der Jahre daran denken, sich auf dem Lande zu begraben?“ entgegnete Bertha, und ein Zug des Unmuths streifte ihr hübsches Gesicht; die lebensvollen Lippen warfen sich schmollend auf, und die fein behandschuhte Hand zupfte ungeduldig an den rothen Schleifen des grauen Sommerkleides.

Digitized by Google

„Sie finden ein Leben auf dem Lande dem Begrabensein gleich?“ fragte Felix.

Bertha biß sich auf die Lippen: sie hatte zu viel gesagt, ihr heftiges Temperament hatte sie verrathen, ohne daß sie es wollte.

„Das nicht,“ antwortete sie, sichtbar bemüht, den Eindruck ihrer Worte zu mildern. „Aber ich hätte allerdings nie gedacht, daß Sie, der Sie alle Aussicht haben, eine glänzende Carrière zu machen, der Sie das enfant chéri Ihres Corps sind — daß Sie so bald auf alle die vielen Annehmlichkeiten verzichten würden, die sich Ihnen darbieten. Warum veranlassen Sie nicht lieber Ihre Mutter, die Einsamkeit aufzugeben und zu Ihnen nach der Stadt zu ziehen?“

„Warum sollte sie unser Waldenburg verlassen, an dem ihr Herz mit jeder Faser hängt? Da kennen Sie sie schlecht.“

„Aber Ihre Mutter ist so frisch, nahm so lebhaft an Allem Theil, was sich von Vergnügen darbot, als sie im vorigen Jahre bei uns zu Besuch war, daß ich denke, sie müßte sich leicht an das Leben in der Stadt gewöhnen.“

„Nein, Cousine, da irren Sie, in uns Allen fließt echtes Landblut, und im Grunde freue auch ich mich darauf, auf unserem alten Gute herumzuwirthschaften nach Herzenslust.“

„Nun, vor der Hand ist der Premierlieutenant ja erst in Aussicht,“ tröstete sich Bertha, „und ich hoffe, Sie nehmen bald Urland und kommen zu uns nach W. Sie wissen, Sie haben versprochen, mich reiten zu lehren, und das ist seit lange mein Herzenswunsch; es mangelte mir nur bisher an einem passenden Begleiter. Gott, Vetter, Sie können es sich nicht vorstellen, welche Pein ein Leben ist, das man nur in weiblicher Umgebung verbringt.“

Felix lachte.

„Wenn Sie reiten wollen, Bertha, so veranlassen Sie die Tante, nach L. zu kommen! Es lebt sich angenehm in unserer Garnison, und nur so könnte ich den Lehrer machen — —“

„Das ist ein Gedanke. Heißen Sie mir, die Tante überreden! Es lebt sich gewiß angenehm in einer kleinen Garnisonstadt.“

„O ja! Man kann sich mit einem Schlage zur Löwin des Tages machen. Und erst auf Bällen — auf jede einzelne Tänzerin kommt mindestens ein Dutzend tanzlustiger Lieutenants.“

„Nun, was das betrifft, so habe ich nicht nöthig nach einem Orte zu gehen, wo der Einäugige König ist. — Zweifeln Sie etwa, daß ich auch bei uns meine Tanzkarten doppelt füllen kann?“

„Sehe ich aus, als ob ich solchen Verbrechens fähig wäre?“

Bertha war versöhnt und ganz auf ihrem Terrain, das heißt in der Beschreibung der winterlichen Feste; sie verstand es meisterlich, durch leise nur hingeworfene Andeutungen zu verstehen zu geben, welche reichen Triumphe sie gefeiert hatte.

Unter solchen heiteren Gesprächen erreichte man St. Bartholomä, aber der Himmel blickte nicht mehr so lachend, er hatte sich trüb gefärbt, und die Schiffer warfen besorgte Blicke nach oben; sie meinten, daß es am Geschiedtesten wäre, die Rückfahrt sogleich anzutreten. Davon aber wollte kein Mensch etwas wissen; sollte man sich vergebens auf die herrlichen Laibligne gefreut haben?

Aber das lustige Fischessen wurde auf die unliebsamste Weise gestört, als der Himmel immer schwärzer und schwärzer wurde und die Kinderkrachte und Mägde energisch erklärten, allein mit ihren Booten zurückfahren zu wollen, wenn die Herrschaften noch länger zögerten, da ein schlimmes Wetter im Anzuge sei und im Wirthshause — das eigentlich ein königliches Jagdschloß war — Niemand übernachten dürfe.

Ein heftiger Ausbruch, ein wirres Durcheinander von Bedauern, Fürchten und Zögern — so kam man an den See; verschwunden war seine märchenhafte Farbe, wie seine schmeichelnde Glätte; dunkel wälzten sich jetzt schwere Wogen, und das farbenkräftige Bild schaute wie eine Decoration der Unterwelt aus. Alles beeilte sich, die Schiffe zu besteigen.

„Nicht um die Welt fahre ich wieder in dem kleinen Kahn,“ rief Bertha und drängte rücksichtslos die Schwestern bei Seite.

„Was soll nun werden?“ fragte die Baronin rathlos.

„Vielleicht geht es an, daß das große Boot eine Person mehr einnimmt?“ wandte sich Felix an die Alpenmädchen.

Die Antwort war eine entschieden verneinende.

„Ich fürchte mich nicht,“ rief nun Mimi in alle diese Unentschlossenheit hinein, „ich fahre mit dem Vetter.“

„Recht so, Mimi!“ meinte Felix, „und wer weiß, ob wir unser kleines Fahrzeug nicht eher in Sicherheit bringen und vor dem Gewitter im Hafen anlangen, als jenes stolze Boot.“

Aber keines der Boote, noch die ungählingen weiteren Kähne sollten dieses Ziel so glücklich erreichen; noch war kein Schiff auf der Mitte des Sees, als der Regen in Strömen zur Erde floß, ein stoßweise daherfausender Wind die Wellen peitschte, grelle Blitze den schwarzwolkigen Himmel durchzuckten und der Donner in der rabengefiederten Nacht seine grausige Stimme erhob.

Die kleine Flotille war mit Windesschnelle zerstoben und aus einander gestoben; wie eine Ruschale tanzte das kleine Schiff, das Felix und Mimi trug, auf den wildbewegten Wellen.

Der Fischer ruderte mit Anspannung aller Kraft.

„Lassen Sie mich mit Ihnen abwechseln!“ bat Waldenburg, aber der wetterbraune Mann schüttelte den Kopf und sagte:

„Das ist meine Sache.“

Gesprochen wurde wenig; die Lage war eine zu ernste; nur als ein greller Blitzstrahl das geisterbleiche Antlitz Mimi's beleuchtete, die Felix gegenüber saß, da nur je eine Person auf den kleinen Brettern Raum hatte, da sagte dieser:

„Fürchten Sie sich sehr, Mimi?“

Sie schüttelte ihr unhüllles Köpfchen:

„Nein, gar nicht, mir ist nicht bang; ich möchte mich auch so gern muthig benehmen, aber meine Glieder sind eiseskalt. — Freilich, wenn der Kahn umschlüge, ich käme schlimm weg — schwimmen kann ich nicht.“

„Ich auch nicht; hilft auf dem See auch nichts,“ entgegnete der Schiffer. „Es geschieht uns nichts.“

„Nur ruhig sitzen bleiben und nicht verzagen!“ mahnte Felix. Das wollte Mimi auch nicht, gewiß nicht. Aber als nun eine große Woge in's Boot schlug, da schrie sie doch auf, und unwillkürlich streckte Felix seine Arme aus, sie zu halten.

Dann hörte er sie murmeln.

„Sagten Sie etwas?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete sie einfach, „ich bete.“

Es ward Felix ganz eigen um's Herz, als er bei dem fahlen Scheine des Blitzes Mimi's todesbleiche Lippen sich im Gebet bewegen sah.

„Ich habe für uns Beide gebetet,“ sagte sie, als sie geendet. Waldenburg wußte, daß seine Mutter alltabendlich für ihn betete, aber der Gedanke daran hatte ihn nie ergriffen; warum that es denn Mimi's Gebet? —

Wieder flog das kleine Schiff auf einer großen Welle jäh hinauf und dann wieder hinab. Mimi zitterte.

„Kleine, geben Sie mir Ihre Hände!“ sagte er.

Mimi that es.

Er hielt die kleinen Finger ganz fest, und es war, als ströme von ihm eine magnetische Kraft aus, die sich dem zitternden Mädchen mittheilte; denn mit jedem Augenblicke ward Mimi ruhiger, und als wiederum ein Blitzstrahl ihr Antlitz streifte, da lächelte sie; die dunklen Augen blickten den jungen Begleiter vertrauungsvoll an, und der noch immer bleiche Mund versicherte: „Jetzt fürchte ich mich gar nicht mehr.“

Nun galt Mimi's Sorge den Anderen.

„Die arme Tante, wie wird sie diese Fahrt bestehen?“

„Ich hoffe, sie ist in Sicherheit! Das große Boot hat so viel mehr Widerstandsfähigkeit, als das unsere, ist nicht so leicht ein Spiel der Wogen. — Wie schade, daß meine arme, kleine Mimi keinen Platz mehr darin finden konnte!“

„Aber dann wären Sie ja ganz allein gewesen, und ich glaube — ich hätte Todesangst um Sie ausgestanden!!“

Mimi sagte das gerade in dem Momente, wo der Sturm wieder einmal seine volle Kraft entwickelte: es heulte, es donnerte, es schnob und rollte in den Lüften, und das tückische Element drohte das kleine Boot hinab in die Tiefe zu ziehen, und bei dieser grausigen Aussicht dachte Mimi nur an eins — welch Glück es bei allem Unglück doch war, an seiner Seite zu sein!

Ihre einfachen Worte trafen Felix bis in's Innerste; ergriffen zog er die kalten Hände der Durchnäßten an seine Lippen.

Wäre es nicht so dunkel, so stockdunkel um ihn her gewesen, Waldenburg hätte das heiße Erglühen sehen müssen, das Mimi's Antlitz überzog, es überlief sie „siedend heiß“ — die Knospe öffnete sich dem Lichte, und zum ersten Mal sprach die Stimme der Innigkeit vorwurfsvoll: „Was hast du gethan!“ —

Scheu lauerte Mimi in sich zusammen; sie wollte ihre Hände

Digitized by Google

aus den seinen ziehen, aber er hielt sie fest, als wollte er sie halten für immer, und bald jubelte er: „Mimi, die Lichter unseres Hafens!“

So war sie denn nahezu überstanden, die gefahrvolle Fahrt; nur noch wenige Minuten Geduld — und gottlob! — das kleine Boot landete; erleichterten Herzens stieg man an's Land.

„Adieu, Fischer, Ihr habt uns wacker gerudert. Habt Dank, Braver!“

Mimi und Felix wanderten am Ufer entlang; noch stromte der Regen; noch tobte das Gewitter; von Mimi's Tante und Schwestern war nichts zu sehen; sie hatten sich wohl längst unter Dach und Fach gerettet.

Lächelnd zog die Kleine ihren dünnen Sommershawl um die Schultern, um sich, so gut es ging, in denselben einzuhüllen, aber Felix zog ihren Arm in den seinen und sagte:

„Es war ein böses Abenteuer, Cousinchen, das wir da standhaft mit einander erlebt haben. Mir hat es Lust gemacht, mit der kleinen, muthigen Mimi noch manche Fahrt zu wagen. Sie dürfen die Schwestern getrost ihrer Mattherzigkeit halber verspotten. — Für heute aber verscheide ich uns Beiden gleich ein warmes Bett und einen heißen Thee; denn das Andenken dieser Stunde wollen wir uns doch durch keinen unpoetischen Schnupfen verkümmern lassen; nicht wahr, kleine Leidensgefährtin?“

Wie eine Träumende kam Mimi auf ihr Zimmer, wo sie die Tante in herzklopfender Angst fand; man überhäufte die glücklich Gerettete mit Fragen, aber Theilnahme wie Neugierde fanden heute keine Befriedigung, Mimi sehnte sich allein zu sein, und da Alle darnach strebten Ruhe zu finden nach den Aufregungen des Tages, so genoß sie dieses Glückes sehr bald.

Groß war Mimi's Erschöpfung, aber kein Schlaf wollte ihre Augen schließen; halb wachend, halb träumend lag sie da. Noch immer befand sie sich auf dem schwankenden Fahrzeuge; ihr war's, als ob die Wogen sie hin- und herschaukelten, aber kein Bild der Furcht nahm ihre Seele gefangen: sie fühlte allein das Erschreckende, Beseligende des einen Augenblicks, wo er ihre kleinen, nassen Hände wärmend in die seinen schloß.

7.

Und nun geschah mancherlei Ungeahntes; das Erste war, daß Felix sich ein paar Tage Nachurlaub geben ließ und nicht mehr daran dachte, vor der Familie Waldenburg abzureisen. Dann erfuhren die eifrig forschenden Damen, daß er, der Schreibertrage, der gern mit Egmont zu sagen pflegte: „Unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das Verhaßteste,“ einen ganzen Vormittag mit Schreiben zugebracht hatte und daß der Brief, den sie ihn in den Kasten werfen sahen und der an seine Mutter adressirt war, sehr voluminös erschien.

Alle außer Mimi, die wie im Traume umherging und es kaum wagte, Felix anzusehen, waren äußerst gespannt; denn man fühlte, daß irgend etwas in der Luft lag, das Entscheidung bringen sollte, und da Felix in nichts sein Benehmen änderte und der natürlichen Lage nach Bertha's ständiger Begleiter war, so hob diese siegesgewiß das Haupt.

Aber Alles kam anders: ein paar Tage später saß Mimi allein in der Laube des Gärtchens und recitirte ihre Ferienaufgaben, für die sie, wenn man ehrlich sein will, gar kein Interesse mehr hatte. Die Tante war mit den Schwestern und Felix spazieren gegangen; Mimi hatte zu Hause bleiben müssen; denn endlich war es wohl an der Zeit, sich für die Schule vorzubereiten.

Da trat der junge Officier zu ihr.

„Gut, daß ich Sie allein finde, Mimi! Ich habe mich losgemacht, um ernst und ungestört mit Ihnen zu reden.“

„Mit mir?“

„Ja, sehen Sie mich nur so verwundert an! Ich habe nichts mehr, noch weniger im Sinne, als Sie für alle Zeiten Ihrer Gelehrsamkeit untreu zu machen. Alles hat seine Zeit: ich finde es naturgemäßer, die Schulbücher bei Seite zu legen, wenn die Kinderschuhe ausgezogen sind, und sich in anderen Dingen zu unterrichten, der dem Beruf des Weibes näher liegen.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Nun, sagen Sie einmal aufrichtig: würde es Ihnen nicht mehr Freude machen, in Küche und Keller herumzuhantiren, als wieder auf der Schulbank zu sitzen und höchst unnütze Aufsätze über Gott weiß was für tiefsinnige Themen zu fabriciren?“

„Ja, das wohl! Davon aber kann nicht die Rede sein; noch kann Tante mich nicht brauchen.“

„Aber es ist ja nicht absolut nöthig, daß Sie zu dieser Tante gehen; wenn meine Mutter auch nur eine weitläufige Verwandte ist, so würde sie Sie doch mit Vergnügen in ihr Haus aufnehmen, und es ist jedenfalls dankbarer, zu ihr zu gehen, da sie es seit so lange ersehnt, ein junges Mädchen bei sich zu haben! Sehen Sie mich nicht so verwundert an, Mimi! Ich spreche nicht in's Blaue hinein — da ist ein Brief meiner Mutter, der Sie in optima forma auffordert, nach Waldenburg zu kommen.“

Mit wachsendem Erstaunen las Mimi diesen Brief; er war so lieb, so innig; er sagte, wie die Schreiberin so einsam sei, wie sie mit offenen Armen die junge Verwandte empfangen werde, die ja „ein so holdes, gutes, warmherziges Mädchen“ sein solle.

Ein Erröthen überflog beim Lesen dieser Briefstelle Mimi's Züge. Felix sah sie innig an und sagte:

„Ich habe Sie recht schlecht gemacht — nicht wahr?“

Mimi las weiter:

„Sie sollen in Allem wie eine liebe Tochter gehalten werden,“ schrieb die Baronin, „und um Ihre weitere geistige Ausbildung braucht Ihnen auch nicht bange zu sein. Mir selbst wird es eine Freude sein, gute Bücher mit Ihnen zu lesen.

Nach meinen Begriffen, die vielleicht ein bischen altmodisch sind, gehört freilich zum Leben einer Frau, wie es sein sollte, noch viel mehr, als die sogenannte ‚geistige Ausbildung‘, nämlich: Bescheidwissen im Hause, und haben Sie Lust und Liebe dazu, sich die hierher gehörigen Kenntnisse zu erwerben, so sollen Sie an mir, die ich Hausfrau mit Leib und Seele bin, die mütterlichste Unterweiserin haben.

Nun denken Sie einmal mit der Tante über meinen Vorschlag nach, der, ich will es nur verrathen, von Felix angegangen ist, und dann eile ich selbst herbei, mir mein neues Hanstöchterchen zu holen.“

„Nun, was denken Sie, Mimi?“ fragte Felix.

„Daß Ihre Mutter die reizendste, liebenswürdigste Frau der Welt sein muß. Wie in aller Welt konnten Sie es wissen, daß ich mich so sehr, so schrecklich trotz aller Pensionsfremdinnen nach einem Familienleben gesehnt habe?“

„Das fühlt man! Die Garantie aber, daß Sie sich glücklich auf Waldenburg fühlen werden, übernehme ich. Ich weiß es, ich werde mein Bäschen vollständig eingebürgert finden, wenn ich zu Weihnachten nach Hause komme.“

In Mimi's Augen leuchtete es auf.

„Nein,“ sagte sie dann wieder zweifelnd, „es wäre zu schön — die Tante giebt es nicht zu.“

„Das soll meine Sache sein,“ entgegnete Felix, und ein ganzer Schelm sprach aus seinen Augen. „Autorisiren Sie mich, die Erlaubniß zu erwirken? Und soll Mama an Ihnen ein Töchterchen haben?“

Seine Stimme klang ganz harmlos, und doch erröthete Mimi bis in den Nacken, und nicht um die Welt hätte sie anders als durch schweigendes Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen geben können. — —

Das Erstaunen der Baronin war maßlos, als sie, zurückkehrend, nun ebenfalls einen Brief ihrer Schwägerin erhielt, der dieselbe Bitte aussprach. Was sollte das heißen? Sie begriff es nicht. Auf die Rede des Neffen, die lebhaft schilderte, wie die Mama sich lange nach einer jungen Gesellschaft sehne, entgegnete sie etwas scharf:

„Nun, ich denke, endlich wirst Du Dich doch entschließen zu heirathen; dann hat Deine Mutter eine wirkliche Tochter.“

„Tantchen, ich will eine Wette mit Dir eingehen, daß das in den ersten anderthalb Jahren nicht geschieht.“

Es lochte in der armen, in ihren schönsten Hoffnungen betrogenen Pflegemutter, und selbst ihrer Beherrschung gelang es nicht, den Verdruß, den sie empfand, ganz zu verschweigen.

„Das glaubte ich allerdings nicht annehmen zu müssen. Dein Benehmen berechtigte —“

„Niemanden, zu glauben, daß mein Herz irgendwie und irgendwo gefesselt sei — will ich hoffen,“ fiel Felix mit jenem Zucken der Brauen ein, das deutlich verrieth, daß er in diesem Augenblicke keinen Scherz verstand. „Ich würde die reichen Güter,

Digitized by Google

die mir das Leben gab, nicht verdienen, wenn ich das Köstlichste, meine Freiheit, leichtsinnig verschleuderte, ohne die vollste Ueberzeugung zu haben, daß ich ein Wesen gefunden, mit dem ich vollständig übereinstimme, das aber kann ich bisher von keiner der vielen jungen Damen sagen, die man so liebenswürdig war mir auf meinem jungen Lebenswege entgegenzuführen — damit ich mich in sie verlieben möchte."

Die letzten Worte waren bitter gesprochen; mit Schrecken sah die Baronin, daß unter dieser harmlosen Außenseite gleichwohl die Erkenntniß des Neffen geschlummert habe, wie schwer er in der Wagschale der Heirathsscandidaten für besorgte Mütter und Tanten falle.

„Mangel an Selbstbewußtsein kann Dir Niemand vorwerfen, Felix," sagte die Baronin.

„Ist es etwa Selbstbewußtsein, Tante, wenn ich mir klar und deutlich vor Augen halte, daß der Erbe des stattlichen Gutes von Mancher geheirathet würde, der es ganz gleichgültig ist, ob er die Fähigkeit besitzt, glücklich zu werden und zu machen?"

„Derartige romantische Ideen hätte ich bei Dir nicht gesucht. Was in aller Welt verlangst Du denn? Ist es Dir nicht genug, wenn Du eine schöne, geistreiche, liebenswürdige Frau aus vornehmer Familie bekommst, die zu repräsentiren versteht, die —"

„Verzeih, liebe Tante, daß ich Dir in's Wort falle! Sieh, ich bin weit anspruchsloser, als Du glaubst, und zumal an die Repräsentation meiner Zukünftigen habe ich noch gar nicht gedacht. Auch verlange ich gar nicht, daß sie besonders geistreich sei. So gern ich mich mit klugen Frauen unterhalte, so wäre es mir sehr unbequem, eine Frau zu besitzen, vor der ich gewissermaßen immer geistig Toilette machen müßte, um ihre brillanten Einfälle zu pariren. Ein mittleres Wissen, ein gesunder Menschenverstand und ein biechen Mutterwitz, vor Allem aber ein treues, gutes Herz — das ist Alles, was ich begehre."

„Eigenschaften, die auch ein Bauermädchen besitzen kann."

„Vergiß nicht, Tantchen, daß meine Zukünftige eine Bauerstrau werden wird! Es ist beschlossene Sache, ich bane meine eigene Hufe."

„Was kümmert mich das? Du bist ein so verwöhnter eigensinniger Mensch, daß es um jede Mühe, die man sich um Dein Glück giebt, schade ist. Brechen wir ab!"

„Ja, thun wir das und kehren wir zu unserem ersten Thema zurück! Du hast nichts dagegen, liebe Tante, daß Mimi zu Mama geht?"

„Doch!" entgegnete die Baronin und machte eine sehr würdige Miene. „Du hast mich eben wieder überzeugt, wie unberechenbar die Männer sind, wie selbst die reizendsten Mädchen ihren Ansprüchen nicht genügen. Mimi ist die am wenigsten hübsche der Schwestern; es ist natürlich, daß sie keinen Mann bekommen wird; sie besitzt ja kein Vermögen. Ich folge also nur einer vernünftigen Sitte unserer Zeit, wenn ich sie das Gouvernantenexamen machen lasse, um ihre Zukunft — —"

„Verzeih!" unterbrach sie Felix, „wenn Mama Mimi zu sich entbietet, so ist es selbstverständlich, daß sie für ihre Zukunft sorgt."

„Wer bürgt dafür, daß des Mädchens ungestümes Wesen Deiner Mutter behagt, daß diese nicht bald darnach strebt, sie wieder zu entfernen?"

„Ich! — Nur an Mimi wird es liegen, daß Waldenburg stets ihre Heimath bleibt."

Diese Worte wurden mit so gewichtiger Betonung gesprochen, daß die Baronin frappirt aufblickte.

„Felix?!"

„Laß' unausgesprochen, Tante, was Du sagen willst! — Mimi ist noch zu jung, als daß ich den Frieden ihrer Seele stören möchte; gönnen wir ihr, sich in ihrer Harmlosigkeit zu entwickeln! — Bewahre mein Geheimniß, liebe Tante, und wünsche mit mir, daß diese Fahrt in's frische freie Land doch eine Art Brautfahrt gewesen sei — wenn auch in anderer Weise, als Du und ich gedacht!"

Mimi lebte sich bald in ihrer neuen Heimath ein. Es wurden wohl anfangs noch lange Episteln in's Fräuleinstift nach M. geschrieben, allmählich aber hörten sie auf. Die Vergangenheit versank immer mehr vor der Glücklichen, die ihr Leben erst recht empfangen zu haben meinte, als sie in Waldenburg eine zweite Heimath gefunden hatte.

In einfacher, naturgemäßer Weise und Beschäftigung vergingen die Tage; was es lernend empfing, das gab das junge Mädchen in Fülle zurück durch ihr heiteres, anschmiegendes Wesen — ja, Frau von Waldenburg hatte eine Tochter gefunden. —

Felix kam sich so groß, so verständig vor, als er sich vorgesetzt, zu warten, mindestens ein ganzes langes Jahr zu warten, bis er der kleinen Mimi sagte, daß er sie wolle und keine Andere, aber Theorie und Praxis sind zweierlei — als die Bäume blühten, da streuten sie ihren Schmuck auf ein junges Paar, das Arm in Arm mit glückstrahlenden Mienen unter den grünen Zweigen dahinschritt.

„Zur Strafe, daß Du mich einst aus der Sonne weggelockt, sollst Du jetzt selbst mein Sonnenschein sein, Dein Lebelang! Willst Du's, kleine Mimi?" hatte er gesragt.

„Ob ich's will?!" war die zwischen Weinen und Lachen ertheilte Antwort gewesen. „Aber ich werde es nicht können; ich bin nichts als ein unwissendes Mädchen, das gar kein Zeug in sich hat, eine große Dame zu werden."

„So gerade will ich Dich. Ein zu fein geschliffener Diamant verliert seine schönsten Strahlen. Ich bin ein einfacher, natürlicher Mensch, und so soll auch mein Weibchen sein. Ich ging aus, um zu suchen, und fand nicht, aber ich fand, wo ich nicht suchte; so muß es sein:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götterhand das Glück!"

Noch ein Jahr bräutlichen Wartens, und dann reichte der Herr Premierlieutenant seinen Abschied ein, um hinfort als ehrsamer Gutsherr auf seinem Gute zu leben.

Bei der fröhlichen Hochzeit, die im nächsten Frühjahre stattfand, hatte Mimi nur eines zu vermissen — die Gegenwart der Schwestern. Aber Mistreß Billings, weiland Elfriede, hob gerade ihr erstes Kindchen aus der Taufe und fühlte sich nicht stark genug zu einer Reise. Und Bertha konnte es Felix denn doch nicht verzeihen, daß er die kleine, unbedeutende Schwester, der doch noch so gar nichts am Heirathen gelegen gewesen war, ihrer stolzen Schönheit vorgezogen hatte. —

Augenblicklich ist für Fräulein Bertha ein noch immer stattlicher Major in Sicht; hoffen wir, daß er, der auch lange vergeblich gesucht hat, in Mimi's Schwester endlich sein Ideal gefunden haben möge! Bis zur Stunde aber kann das noch Niemand verbürgen.

Kairo.*

Von Adolf Ebeling.

Kairo ist, wie Alexandria und überhaupt Aegypten, jetzt in Aller Mund, und eine kurze Schilderung der Saracenenstadt dürfte gewiß den Lesern willkommen sein. Ueberdies ist Kairo die bedeutendste und volkreichste Stadt von ganz Afrika, die zweite der gesammten mohammedanischen Welt und weit orientalischer als das allerdings größere Constantinopel, das in vielen Beziehungen längst einen sehr europäischen Anstrich gewonnen hat.

Masr el Kahira, die siegreiche, die herrliche, oder einfach Masr, die Hauptstadt, wie die Aegypter sagen, liegt am rechten Nilufer und nur wenige Meilen südlich von dem Punkt, wo sich der Strom in zwei mächtige Arme theilt, um das Delta zu bilden; deshalb nennen auch die arabischen Dichter in ihren bilderreichen Festgesängen Kairo sehr oft den „blitzenden Diamanten am Griff des grünen Deltafächers".

Geradezu unbeschreiblich ist der Eindruck, den Kairo beim ersten Anblick auf den angekommenen Fremden macht; denn selbst die bunten, originellen und lebendigen Bilder, die er in Alexandria gesehen, treten dagegen vollständig in den Schatten. Alexandria ist zu sehr mit südeuropäischen Elementen untermischt, sodaß es ganz gut als eine halb italienische, halb griechische Stadt passiren könnte.

* Vor der Besetzung Kairos geschrieben.

D. Red.

Digitized by Google

Kairo von der Citadelle aus gesehen.
Nach einer Photographie.

Digitized by Google

während Kairo wirklich noch die mohammedanische Mamlukenhauptstadt ist, und wie Bagdad und Damaskus ein echt orientalisches Gepräge trägt. Wenigstens gilt dies von dem alten und größeren arabischen Theile der Stadt mit seiner Hauptstraße, der berühmten Muski, in deren auf- und abwallendem Menschenstrom man fast alle Völkerschaften von Westafrica, von ganz Afrika und von Südeuropa und auch noch von weiterher findiren kann: Perser, Armenier und Juden, Abessinier, Kopten und Marokkaner, beturbante Türken in Menge, dann wieder Griechen, Albanesen und Arnauten mit dem rothen Fez, Beduinen und Nubier und andere Neger und Farbige in allen Schattirungen, und alle diese Menschen in ihren besonderen Trachten und Costümen, oft prächtig und reich gekleidet, oft auch nur in sehr primitiver Umhüllung, und als Zugabe tiefverschleierte Frauen zu Fuß und zu Esel, vergoldete Haremswagen, die mit ihren galoppirenden Eunuchen und vorauseilenden Läufern kaum durchkommen können durch das dichte Gewühl, oder auch eine Reihe gravitätisch einherschreitender Derwische, oder gar ein langer Zug von zehn, zwanzig hochbeladenen Kameelen — das ist mit „zwei Worten" so ein ungefähres Bild der Muski, von früh bis spät, tagaus tagein, und darüber der fast immer wolkenlose, lichtblaue Himmel mit der glühenden afrikanischen Sonne, und wo die Straße einen Durchblick gestattet, Palmengruppen, weiße Häuserwürfel und ragende Moscheen mit glänzenden Kuppeln und schlanken Minarets.

Am südöstlichen Ende der Stadt liegt auf einem sanft ansteigenden Felsplateau die Citadelle mit der berühmten Alabastermoschee Mohammed Ali's und vielen Palästen, Haremsgebäuden und Casernen. Hier residirte der trotz seines Despotismus immerhin große Mann, der Regenerator Aegyptens, wie man ihn mit Recht nennt, und der Gründer und Ahnherr der jetzt im Pharaonenlande herrschenden Dynastie. Von der hoch hinaus gebauten weiten Terrasse dicht neben der Moschee erblickt man ein Panorama, das jedenfalls zu den großartigsten und schönsten der Welt gehört.

Die ganze unermeßliche Stadt mit ihren ungezählten Einwohnern (man sagt zwischen 300,000 und 400,000) liegt zu unseren Füßen: ein Häusermeer, aus welchem nur die Moscheen und die größeren Gebäude wie Inseln hervortauchen, darüber hinaus die arabische Wüste mit den nackten und zerklüfteten Mokkatamfelsen, und dazwischen weitgedehnt eine zweite Stadt, aber eine Stadt des Todes, die sogenannten Khalifengräber (vergl. Abbild. S. 644), wo die ehemaligen Mamlukensultane sich ihre Mausoleen errichteten. Jetzt liegen diese Gräber in Ruinen; kaum eine einzige der vielen Hundert einst so reichverzierten Kuppeln ist der Zerstörung entgangen; die Dome und Portale sind eingefallen, und nur wenige der hohen Minarets, von denen in früheren Jahrhunderten die Muedzins die Gläubigen zum Gebet riefen, sind noch zugänglich, aber auch sie werden wohl bald den anderen Trümmern nachsinken.

Einen herrlichen Contrast mit dieser düsteren, wenn auch höchst imposanten Todesstadt bildet nach der entgegengesetzten Seite, nach Westen hin, das Nilthal mit seinen immer grünen Fluren, seinen Baumwollen- und Zuckerrohrfeldern, zwischen denen der Nil majestätisch hindurchfließt, derselbe Nil, der schon zu den Zeiten der Pharaonen, vor 3000 und 4000 Jahren, die Barken eines regsamen, kunst- und gewerbfleißigen Volkes getragen und der auch heute noch von unzähligen großen und kleinen weißen Segeln belebt ist. Die schwarzen Felladörfer treten überall aus dem Grün hervor und nehmen sich von hier oben sehr malerisch aus; in der Nähe betrachtet freilich sind es ärmliche Lehmhütten mit einer in Schmutz und Elend tief herabgekommenen Bevölkerung — eine Folge namentlich der abscheulichen Mißwirthschaft der letzten Jahrzehnte, von welcher wir bereits in unserm früheren Artikel (Nr. 31 u. ff.) gesprochen haben.

Den gewaltigsten Eindruck machen aber die Pyramiden, die Wächter der Wüste; denn die Wüste, und zwar die Libysche, tritt hier dicht an die grünen Felder heran und zieht sich dann unabsehbar in gelbgrauen Wellen hinaus bis an den fernen Gesichtskreis.

Kairo liegt, wie Eingangs erwähnt, nur wenige Meilen südlich von der sogenannten „Gabel", d. h. von dem Punkte, wo sich der Nil in zwei Ströme theilt: er fließt dann westlich als Rosette- und östlich als Damiette-Arm in das Mittelmeer, wodurch das Delta gebildet wird. Ueber diese „Gabel" führt ein großartiger Brückenbau, der die beiden äußersten Ufer mit einander verbindet und als Stau- und Schleusenwerk dient: das ist die Nilbarrage (vergl. Abbildung S. 644), die zur Regulirung der Hochwasser während der Ueberschwemmungen angelegt wurde und speciell den unermeßlichen Feldern des Delta zugute kommen sollte. Der Gedanke zu dieser Barrage ist schon von Mohammed Ali ausgegangen, der auch den Bau begann. Unter Said Pascha wurden dann auch die Thürme an beiden Ufern, nach Art der Brückenköpfe, befestigt, wodurch die Barrage jetzt ein kleines Fort bildet. Das ist aber auch Alles: denn seine ursprüngliche Bestimmung hat das Werk, das über 20 Millionen Franken gekostet, von jeher sehr mangelhaft erfüllt. Die meisten Schleusen sind nicht dicht, und die Fundamente des Baues haben an vielen Stellen durch den ungeheueren Andrang der Wassermassen stark gelitten, sodaß die Schifffahrt dadurch mehr gehemmt als gefördert und die Bewässerung nur unvollkommen erreicht wird.

In Kriegszeiten jedoch, wie die augenblicklichen, dürfte die Barrage als vorgeschobenes Werk zum Schutz der Hauptstadt von Wichtigkeit werden, ja, nach den neuesten Nachrichten hätte man dort bereits mit dem Aufwerfen von Erdwällen und mit der Anlage von größeren Verschanzungen begonnen. Das wäre aber auch zugleich der einzige Damm, den die Aegypter der von Süd-osten anrückenden englischen Armee entgegensetzen könnten; denn im Uebrigen ist Kairo längst eine ganz offene Stadt, und gerade nach der Arabischen Wüste, also nach Suez und Ismailia hin, am offensiten. Die hohe und breite Mauer, die früher die ganze Stadt umgab und bei der damaligen Kriegführung große Sicherheit gewährte, ist schon seit Anfang dieses Jahrhunderts bis auf wenige Reste verschwunden; nur die gewaltigen Thore sind geblieben, einige von ihnen, wie das Bab en Nasr und das danebenliegende Bab el Futuh, könnten wohl im Nothfalle als kleine Festungen dienen, aber wie lange würden sie im Stande sein, den englischen Sechszigpfündern zu widerstehen?

Nur die bereits erwähnte Citadelle ist die einzig wirklich feste Position von Kairo, die mit ihren Kanonen (und sie soll jetzt sehr gut armirt sein) die ganze Stadt beherrscht; die labyrinthischen Zugänge mit ihren steilen Felsenmauern und Zinnen würden die Vertheidigung wesentlich erleichtern, aber auch das ist im Grunde nur illusorisch; denn der Mokkatam liegt um wenigstens 400 bis 500 Fuß höher, und von dort könnte man also wieder die Citadelle leicht zusammenschießen. Hoffentlich kommt es nicht zu diesem Aeußersten, und es wird in diesen belagenswerthen Kriege an dem zerstörten Alexandria genug sein.

Bis in die jüngste Zeit, das heißt bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges, war Kairo fast immer das erste Ziel der Orientreisenden und nicht allein der Vergnügungstouristen, sondern auch der Afrikaforscher, die von da weiter nach allen Richtungen in's Innere zogen. Für die Ersteren bot zumächst die ägyptische Hauptstadt selbst des Interessanten und Sehenswerthen unendlich viel, und hier ist es am Platze, des Erstheidwo Ismail mit Anerkennung zu gedenken, weil er von jeher bestrebt gewesen, den Fremden den Aufenthalt in seiner Residenz so angenehm und genußreich wie möglich zu machen.

So ließ er den ungeheuren, aber ganz verwilderten und sumpfigen, über dreißig preußische Morgen großen Esbekiehplatz, der dem schlechtesten Gesindel als Schlupfwinkel diente, in einen prächtigen Park und Lustgarten verwandeln, mit Cascaden und Felsengrotten, mit chinesischen Tempeln, Cafés chantants und einem Musikpavillon für ein einheimisches, aber von französischen Musikern gebildetes Orchester, sogar mit einem kleinen Theater und mit Gondelfahrten auf einem großen cementirten See. Man glaubt sich dort in Paris, im Bois de Boulogne, und natürlich waren es auch Pariser Gartenkünstler, die Alles geschaffen, und zwar mit einem Aufwand von über 20 Millionen Franken. Einmal in der Woche wurde der Garten immer glänzend illuminirt, und wenn fürstlicher oder sonst hoher Besuch aus Europa da war, auf dem See auch ein Feuerwerk abgebrannt. Dann war der vicekönigliche Hof selbst zugegen; die leichtverschleierten Haremsschönheiten wandelten zwischen den europäischen Herren und Damen umher, und mehr als ein zartes Liebesverhältniß mag sich dort unter den Palmen und Sykomoren entsponnen haben.

Breite, macadamisirte Straßen mit Asphalttrottoirs Alles nie gesehene Dinge in Kairo) wurden um den Garten herum angelegt, und die dort belegenen Gasthöfe weiterten an Luxus und Bequemlichkeit mit den ersten europäischen Hôtels und lassen sie sogar in Bezug auf die Preise weit hinter sich.

Aber auch auf einem höheren Gebiete kam Kairo dem Fremden

Digitized by Google

in glänzender Weise entgegen, nämlich durch das Museum ägyptischer Alterthümer in Bulak. Die ganze Pharaonenwelt liegt in diesen Sälen zur Schau, und bei ihrer Besichtigung erkennt man Aegypten als das älteste Culturland der Erde; die ausgestellten Kunstschätze werden doppelt interessant, weil man nur aus den hohen Fenstern hinauszuschauen braucht, um die Felsentempel und Königsgräber zu sehen, wo man sie gefunden.

Dicht neben dem Museum liegt die Insel Rhoda mit dem tausendjährigen Nilmesser und dem Mosesbaum, unter welchem die Tochter Pharao's das ausgesetzte Moseskind im Schilf gefunden — natürlich nur eine Legende, die aber an Ort und Stelle, wo noch so Vieles an jene Zeiten erinnert, ganz glaubwürdig erscheint. In Bulak, dem Hafen von Kairo, liegen auch die Nilbarken (die Dahabiehen), die man im Winter für einige Monate miethet und auf denen man stromaufwärts fährt bis nach Assuan und weiter nach Nubien, um unterwegs die bedeutendsten Ruinenstätten zu besuchen: Theben und Luxor, die Memnonssäulen und die Tempel von Karnak und Philä, auf deren Dächern sich ganze arabische Dörfer angesiedelt hatten, bevor man sie wieder freilegte. Viele von diesen Nilbarken sind mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, mit einem großen Speisezimmer, mit kleineren Wohnräumen und eleganten Boudoirs für die mitreisenden Damen, mit einer Bibliothek und sogar einem Piano, wenn man es wünscht und nur genügend bezahlen will; denn begreiflich ist der Miethpreis einer solchen Barke mit Allem, was dazu gehört, kein geringer. Auf dem erhöhten Hinterdeck stehen unter einem schützenden Sonnenzelte Divane, Sessel und Tische, und die Reisenden können im angenehmsten dolce far niente (oder im Kef, wie man auf arabisch das „süße Nichtsthun" benennt) das wunderbare Nilpanorama an sich vorüberziehen lassen. Jetzt freilich mag es anders auf dem Nil aussehen, und die „Inglitis", d. h. die Engländer, die dort früher immer sehr willkommen waren, weil sie die reichlichsten Trinkgelder gaben und die nachgemachten „Antiquitäten" am besten bezahlten, dürfen sich dort nicht sehen lassen. Vielleicht werden sie bald als Herren den schönen Strom auf- und abfahren, aber mancher Tropfen Nilwasser wird sich dabei wohl noch unter der großen Nilbrücke bei Kairo hindurchstießen.

Uebrigens bedarf man gar keiner langen und kostspieligen Nilfahrt, wenn man die Wunder des Pharaonenlandes sehen will; denn die Stadt Kairo ist so günstig gelegen, daß sich die großartigsten jener Wunder ganz in ihrer Nähe befinden und auf bequemen Ausflügen zu erreichen sind, nämlich die Pyramiden von Gizeh, die höchsten und berühmtesten von allen ägyptischen Pyramiden, mit der Sphinx, und weiterhin das Trümmerfeld von Memphis mit den Apisgräbern und den Felsentempeln. Diese Ausflüge sind, nach Ansichten der meisten Reisenden, die schönsten und interessantesten Touren, die man überhaupt in Aegypten machen kann; man nimmt sogar aus dem Hôtel ein gutes Frühstück mit und tafelt mitten in der Wüste auf irgend einem Grabsteine, dessen Hieroglyphen den Ruhm des großen Ramses (Sesostris) verkünden, der vor mehr als dreitausend Jahren hier regierte und dessen Reich sich über den ganzen Osten bis an den Tigris erstreckte.

Die schönste und größte Oase der Libyschen Wüste, das Fajuhm, liegt gleichfalls nur wenige Meilen südwestlich von Kairo, aber schon immer entfernt genug, um Gelegenheit zu einem Dromedarritte und zu einem Nachtlager unter Zelten, nach Art der Beduinen, zu bieten. Keine andere Oase Aegyptens überrascht so sehr durch die Fülle und Pracht ihrer Vegetation wie diese. Die herrlichsten Rosen und die köstlichsten Trauben und Feigen kommen von dort; die Palmenhaine und Baumwollenfelder wetteifern mit den reichsten des Delta's, und wenn im Februar und März, den eigentlichen Frühlingsmonaten Aegyptens, die Orangen- und Granatbäume in voller Blüthe stehen, dann entfaltet sich dort der ganze Zauber einer tropischen Landschaft. Von hohem geschichtlichem Interesse ist ferner das Fajuhm durch den Möriisee und das Labyrinth, welches letztere sogar von den Alten bekanntlich zu den sieben Weltwundern gezählt wurde. Von dem Labyrinthe, wie es Herodot beschrieben, mit seinen 1500 Zimmern und Sälen über und ebenso vielen unter der Erde sind jetzt nur noch die Trümmer der Mauern und Gänge zu sehen, und auch der über drei Quadratmeilen große Möriisee ist längst ausgetrocknet und die hohe Pyramide in seiner Mitte zusammengefallen, aber man erkennt doch noch an einzelnen Dämmen die Ufer dieses ungeheuren künstlichen Beckens, das zur Pharaonenzeit bei den Nilüberschwemmungen als Reservoir diente, um von da die Wassermassen durch Schleusenwerke auf die höher gelegenen und von der Fluth nicht erreichten Felder zu leiten — also gewissermaßen auch eine Art von Nilbarrage, wie die obenerwähnte, nur daß zwischen beiden ein Zeitraum von ungefähr dreißig Jahrhunderten liegt.

Zu den weiteren Sehenswürdigkeiten in der Nähe von Kairo gehört auch Heliopolis mit dem Marienbaum und dem Obelisken. Die „Sonnenstadt" selbst, das On der Bibel, ist mit seinen Tempeln, Palästen und Säulenhallen, unter denen der größte Denker und Weise des Alterthums, Plato, gewandelt, um sich bei den Sonnenpriestern Aufschluß über die Unsterblichkeit der Seele zu holen, längst bis auf die letzte Spur vom Erdboden verschwunden; nur ein einziger Obelisk steht noch aufrecht da, wenn auch einige zwanzig Fuß tief im Sande, aber die scharfgemeißelten Figuren und Bilder seiner hieroglyphenblanken granitnen Flächen erzählen den Kundigen viel von der ehemaligen Herrlichkeit. Zwei seiner steinernen Brüder wurden unter den Ptolemäern nach Alexandria geschafft; man nannte sie später „die Nadeln der Cleopatra", und beide haben in jüngster Zeit die Reise über das Weltmeer angetreten, der eine nach London, wo er im Nebel der Themsequais paradirt, der andere nach New-York, wo er vor seiner Aufrichtung wochenlang in den Docks zwischen Petroleumfässern lagern mußte — hier wie dort eine klägliche Profanation für einen „versteinerten Sonnenstrahl", wie die alten Aegypter diese Steinriesen nannten. Was den Marienbaum betrifft, so soll nach der Legende die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten unter ihm geruht haben. Die prächtige, jedenfalls vieltausendjährige Sykomore gehört übrigens der Exkaiserin Eugenie, welche sie bei ihrem Besuche im Jahre 1869 dem Exkhedive zum Geschenk erhielt. Beide, der Geber wie die Beschenkte, leben entthront im Exil, aber der Baum grünt unbeugt weiter und hat sogar damals von seiner Besitzerin, natürlich auf vicekönigliche Kosten, ein hübsches Gitter bekommen, sodaß seine unteren Zweige jetzt nicht mehr so kahl gerupft werden wie früher, wo man, so weit man nur hinanreichen konnte, ihm auch nicht ein einziges Blättchen ließ. Nicht weit davon liegt das Lustschloß Kubeh, der ehemalige Lieblingsaufenthalt des jetzigen Exkhedive, der dort vielleicht manchmal von seiner dereinstigen Erhöhung träumte, sich aber gewiß seinen Thron nicht von so vielen Schrecknissen und blutigen Kämpfen umgeben dachte, wie sie ihm das Schicksal schon nach so kurzer Regierung gebracht hat. Er mag sich jetzt wohl oft nach den schönen, friedlichen Orangenalleen seines Gartens zurücksehnen, wo er den zuvorkommenden Wirth machte und nach orientalischer Sitte seinen Gast ohne einen Blumenstrauß entließ.

Kairo hat auch einen Corso, die sogenannte Schubra-Allee, die man, allerdings en miniature, nicht unpassend mit den Elyseischen Feldern von Paris oder dem Hydepark in London vergleichen kann. Die vornehme und schöne Welt — die Halbwelt müssen wir durchaus hinzusetzen; denn in der Wintersaison war Kairo seit den letzten zwanzig Jahren immer das beliebteste Rendezvous der Wiener und mehr noch der Pariser demi-monde — fährt und reitet dort in den Nachmittags- und Abendstunden spazieren, und namentlich sind es die Haremscarossen der reichen Paschas mit ihrem verbotenen, aber nur leichtverschleierten Inhalt, welche die Blicke der Europäer auf sich ziehen.

Am Ende der Allee liegt das Schloß Schubra, wo Mohammed Ali seine letzten Lebensjahre in dumpfem Hindrüten verbrachte und wo er auch am 2. August 1849 in völliger Geisteszerrüttung starb. Er selbst vergitterte sich in lichten Augenblicken mit einem Löwen, dem man die Zähne und Krallen ausgebrochen und dann in einen Käfig gesperrt hatte, und sein Gefährte in schlaflosen Nächten war die europäische Diplomatie. Seitdem ist dieselbe in gar manchen Beziehung fast zu einer figura comica geworden; man denke z. B. nur an die in Stambul tagende Conferenz, und als Gegensatz dazu an das Auftreten der Engländer in Aegypten! Wem fällt dabei nicht unwillkürlich das Lied aus den „Fliegenden Blättern" ein mit dem lustigen Refrain:

„Die Diplomaten .... alten,
Thun ewiglich berathen,
Und kommen doch zu nichts."

Das schöne Schloß ist jetzt unbewohnt und wird so vernachlässigt, daß es seinem gänzlichen Ruin entgegengeht. Der Exkhedive zeigte hier wenig Pietät für den Großvater, der seinem jüngsten Sohne Halim das Besitzthum vermacht hatte, demselben

Digitized by Google

Halim, den Ismail später als unwillkommenen Prätendenten durch allerlei Intriguen aus Aegypten zu entfernen wußte und der jetzt als möglicher Ersatzmann für Tewfik oft genannt wird. Aber Halim, der seitdem in Stambul oder Paris gelebt hat, dürfte schwerlich der Mann der rettenden That sein, und wenn er es wäre, alsdann erst recht von den Engländern unberücksichtigt bleiben.

Unter den zahlreichen Schlössern, die der letzte Khedive mit einem Aufwand von so vielen Millionen erbaut und die er mit wirklich fabelhafter Pracht hat einrichten lassen, steht Gezireh obenan, und kein Fremder, der nach Kairo kommt, versäumt den Besuch, schon um sich eine richtige Vorstellung von orientalischem Luxus und grenzenloser Verschwendung zu machen. Wie Versailles, für das Ludwig der Vierzehnte im Ganzen eine Milliarde verausgabt haben soll (was jetzt ungefähr die zehnfache Summe bedeutet), gewissermaßen die französische Revolution erklärt — denn der größte Theil der Einkünfte von ganz Frankreich wurde darauf verwendet — so kann man in Gezireh recht gut den Staatsbankerott begreifen, den Ismail seinem unglücklichen Lande hinterlassen hat. Von einer näheren Schilderung Gezirehs dürfen wir hier wohl absehen; auch haben wir schon in einem früheren Artikel einige kurze Andeutungen darüber gemacht; nur eine pikante Erinnerung, die sich an Gezireh knüpft, möchten wir nicht unerwähnt lassen.

Im Winter 1875 empfing der Schloßherr auf einem jener kolossalen Hofbälle, deren er damals noch viele gab und die immer so „heidenmäßiges" Geld kosteten, oben an der weißen Marmortreppe den Herzog von Connaught, als den vornehmsten Ballgast, und gab ihm auch an der Tafel, wo alle Gerichte auf goldenen Schüsseln serwirt wurden, den Ehrenplatz. Jetzt rückt derselbe Herzog von Connaught mit seiner Division vor, und wenn ihm das Kriegsglück günstig ist, wie es fast den Anschein hat, so kann er vielleicht noch als Sieger in die Hauptstadt einziehen und dann auch sein Quartier in demselben Gezireh aufschlagen, wo er sich damals so vortrefflich amüsirte, wie er beim Abschied dem Khedive mit herzlichem Händedrucke versicherte.

Charakteristisch für die unermeßlichen Summen, die Gezireh gekostet hat, ist auch der Umstand, daß die über eine Quadratmeile große Insel, auf der das Schloß mit seinen Parks und Wundergärten liegt und nach der es seinen Namen führt (Gezireh heißt auf arabisch: Insel), in ihrer ganzen Ausdehnung fast um zwei Meter erhöht werden mußte, um sie gegen den hohen Wasserstand der Nilüberschwemmungen genügend zu schützen.

Die Nilbarrage.
Nach einer Photographie.

Daß Kairo unter den klimatischen Curorten schon seit Jahren einen hohen Rang einnimmt, ist bekannt, und — seltsam genug! — ist es namentlich der Aufenthalt in der Wüste, der den Brustleidenden von den europäischen Aerzten empfohlen wird und dem auch gar viele Kranke ihre Genesung zu verdanken haben. Deshalb hat Kairo seinen Bade-Ort, oder richtiger seinen Luftcurort, nur wenige Meilen östlich von der Stadt, aber trotzdem mitten in der arabischen Wüste, auf dem Wege nach Suez. Schon unter Said Pascha entdeckte dort ein deutscher Arzt, jener Gegend Schwefel-quellen, und diesem Umstande verdankt Heluahn seine jetzige Bedeutung. Gasthöfe und Landhäuser entstanden, nachdem vorher durch einen großartigen Aquäduct vom nahen Nil für die Hauptbedingung zur Existenz der Colonie, für Wasser, gesorgt worden war, und mehr als die Heilquellen war es die reine Wüstenluft selbst, die bei vielen Kranken geradezu Wunder wirkte. Auch bei dieser Gelegenheit bewährte sich die Munificenz Ismail's in glänzender Weise, und zwar durch Schenkung großer Terrains mit dem nöthigen Baumaterial und bedeutender Geldsummen, hauptsächlich aber durch Anlage einer Eisenbahn, was wir um so lieber hervorheben, als so Viele geneigt sind, ihm nach seinem Sturze auch „kein gutes Haar" mehr zu lassen.*

Dies wären somit einige Einzelheiten über die Hauptstadt Aegyptens, die uns von allgemeinem Interesse schienen und die wir, schon aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse der leider zu früh verstorbene Dr. Neil, in

Die Gräber der Kalifen bei Kairo.
Nach einer Photographie.

* Wir verweisen hier auf das schon früher von uns lobend erwähnte Werk Ebeling's: „Bilder aus Kairo", in welchem sich ein sehr interessantes Capitel über das „Wüstenbad Heluahn" befindet, wie wir überhaupt jene zwei Bände Allen, die sich gerade jetzt über die Zustände in Aegypten näher unterrichten wollen, als gute und anziehende Lectüre empfehlen. D. Red.

Digitized by Google

Eine Ruhepause. Oelgemälde von S. E. Fischer.

Nach einer Photographie im Verlage der „Photographischen Gesellschaft in Berlin" auf Holz übertragen.

dieses Blattes, nicht weiter ausdehnen durften, so viel wir auch noch zu sagen hätten. Das Volksleben im Innern der Stadt selbst, speciell in den arabischen Vierteln, die Bazare und Khans, in denen alle Schätze des Orients aufgehäuft sind, die Moscheen und Derwischklöster mit ihrem eigenthümlichen Cultus, die feierlichen Aufzüge bei öffentlichen Festen und Begräbnissen, dann wieder die Kaffeehäuser mit ihren Märchenerzählern und so vieles, vieles Andere, das den Fremden oft dergestalt fesselt, daß er sich in eine ganz neue Welt versetzt fühlt, mußte unberücksichtigt bleiben.

Nur eine kurze Schlußnotiz in Bezug auf die Nilüberschwemmung sei uns noch gestattet! Dieselbe erreicht gerade jetzt, im September, wie alljährlich, ihren höchsten Stand, und sie könnte möglicher Weise bei den Kriegsoperationen eine wichtige Rolle spielen.

Das Phänomen des durch Regengüsse im abessinischen Hochlande und im Innern Afrikas bedingten periodischen Steigens des Nils ist so alt wie die Welt, und namentlich gehört die seit langen Jahrtausenden sich stets gleich bleibende Regelmäßigkeit desselben wirklich zu den Naturwundern unserer Erde. In der Nacht des 16. Juni bringt nämlich nach einer uralten Sage ein Engel den „goldenen Tropfen" vom Himmel herab und wirft ihn in den oberen Nil,

Digitized by Google

und schon am nächsten Tage beginnt das Steigen. Jene Nacht wird noch heute in ganz Aegypten als „die Nacht des Tropfens“ (leileth en nukta) mit Gesang, Illumination und sonstigen Belustigungen gefeiert, und die „Nilmesser“ verkünden von da an täglich die wachsende Schnelle des steigenden Wassers, zuerst natürlich in Ober- und später in Mittelägypten, aber gegen Ende des Juli schon in Kairo, wo der Strom unaufhaltsam höher und höher steigt, bis er die nöthige Höhe von achtzehn Ellen über seinem gewöhnlichen Niveau erreicht hat, weit über seine Ufer tritt und das Land überschwemmt. Der Anblick von der großen Nilbrücke aus ist alsdann ein gewaltiger, und für den, der ihn zum ersten Male genießt, furchtbar und schreckenerregend. Der Strom, der dann mehr als doppelt so breit ist wie der Rhein bei Köln, wälzt seine dunkelgelben Wogen mit so donnerndem Getöse, daß man meint, es käme aus dem Süden ein ganzes Meer herangestürmt, oder das Mittelmeer habe bereits von Norden her das Delta überfluthet, um mit seinen Wasserbergen Alles zu verschlingen. Und doch ist das, was jedem anderen Lande die entsetzlichste Zerstörung bringen würde, für Aegypten eine Quelle des reichsten Segens; denn durch tausend große und kleine Canäle werden die tobenden Wassermassen überallhin geleitet, und schon nach wenig Wochen ist das ganze Nilthal zu beiden Seiten ein unermeßlicher, spiegelklarer, ruhiger See, aus welchem nur die Städte und Dörfer mit den verbindenden Dämmen hervorragen. Dann beginnt das wunderbare, geheimnißvolle Walten der Gewässer, die den befruchtenden Schlamm absetzen und darauf langsam wieder in ihr gewohntes Bett zurückfließen. Ende October werden schon die höher gelegenen Felder wasserfrei, die tieferen erst Ende November, und die Saaten werden gestreut zu doppelter und oft zu dreifacher Ernte.

Die Wohlfahrt des Landes hängt von der richtigen Leitung und Vertheilung der ungeheuren Wassermassen ab, und die Schleusenwerke und Dämme müssen ununterbrochen und auf das Sorgfältigste überwacht werden, damit sich der Segen nicht in Unheil verwandele. Nur wenige Hauptdämme, namentlich im Delta, brauchten durchstochen zu werden, und die schreckliche Gefahr einer wirklichen, regelrechten Ueberschwemmung wäre da — ein Plan, mit dem sich Arabi Pascha, als dem letzten Vertheidigungsmittel gegen den andrängenden Feind, tragen soll, wie man von vielen Seiten behauptet, den er aber schwerlich ausführen wird, weil seine eigene Vernichtung leicht damit verbunden sein könnte. Andere nehmen an, er würde bei einem eventuellen Rückzuge nach Kairo die Umgebung der Stadt meilenweit nach allen Seiten hin unter Wasser setzen lassen, was allerdings ausführbar wäre, um dann in der Stadt selbst, wie auf einer Insel, das Weitere abzuwarten, aber während man sich daheim und fern vom Kriegsschauplatz dergleichen Bilder ausmalt, können dort die eisernen Würfel schon ganz anders gefallen sein.

In dieser letzteren Beziehung bleibt uns nichts übrig, als mit den fatalistischen Mohammedanern zu sagen: „Insch Allah“: „wie Gott will“, und dem „Kismet“, dem vorher bestimmten Schicksal, an das jeder gute Moslem glauben muß, Alles anheim zu stellen.

Der Krieg um die Haube.

Von Stefanie Keyser.

(Schluß.)

Trüben im Rathhaus wüthete die Tanzfreude.

Allen voran übte die Rotmundin die feinen Künste, die sie in Augsburg gelernt hatte. Sie leckte und trukte und bog sich, glitt sanft und leise mit gebrochenen Tritten dahin oder schwenzierte keck einher, wie das Alles zum Gepränge hoffärtiger Frauen gehörte.

Der junge Erzherzog versuchte jeden Tanzschritt einmal mit der hübschen Evastochter: den Hoppeltreiben, das Verdrehen und Umbschweifen, das man später Walzer nannte, und er fragte sie jedesmal:

„Wann kommt der Tottentanz?“

„Wenn die Glocke Mitternacht schlägt!“ antwortete sie mit süßer Stimme.

Und auch dieser schöne Augenblick kam und verging.

Der Ferdinandbus lag still auf dem Pfühl. Zinken und Hörner tönten; die schellenumhangene Handtrommel rasselte, und er blinzelte durch die Wimpern.

Der Letzten eine beugte sich die Rotmundin zu ihm nieder, und während sie den von Gold und Perlen flimmernden Schleier mit der Gebärde der Klage an ihre Augen führte, flüsterte sie dem still Liegenden zu:

„Ihr leid ein braver Herr gewesen, habt mir armem Weibe geholfen, daß ich nun meinem Eheherrn wieder in alter Lieb und Treu anhängen kann. Deß zum Dank geb ich Euch den Kuß mit auf die weite Reise.“

Sie drückte einen langen Kuß auf das vielbesprochne Schlarpel.

Das Gesicht des Erzherzogs wurde sehr roth, und Herr Rotmund teichendschah.

Herr Wilhalm war heute großartiger denn je. Er saß den fremden Herren gegenüber auf hohem Pferd, damit sie nicht abermals aus Rand und Band kämen, und er ließ die Elsbeth warten, auf daß er sein Ansehen bei ihr erhöhte und ihr die gute Lehre beibrachte: eine Frau hat nichts von dem Manne zu fordern, sondern alles von seiner Liebe und Gunst geduldig zu erharren.

Und die Elsbeth war eine fleißige Schülerin; sie sah nur schüchtern zu ihm hinüber und maulte nicht, als ein Reigen nach dem andern vorüber ging, und Herr Haller, ohne sich zu rühren, an der Wand stand gleich dem tenzigen Rolandsbild draußen am Rathhaus.

Als aber der Kuß des Todtentanzes abermals drohte, machte er seinen Prüfungen ein Ende, schritt zu ihr hinüber und bot ihr die Hand zum einleitenden Rundgang. Da sich dann der Ringelreihen der Frauen ausschied, den Erzherzog zu umkreisen, führte er die Elsbeth straks davon in eine der tiefen Fensternischen.

Einen Augenblick standen beide athemlos neben einander.

„Ihr habt Euch des Sturzes entledigt,“ sprach er endlich, auf das Goldnetz zeigend, in dem ihr schönes Haar gefangen lag.

„Ich habe gestern in der Stunde der Gefahr gelobt, den Sturz abzulegen,“ antwortete Elsbeth mit niedergeschlagnen Augen.

„So seid Ihr doch auch wandelbaren Sinnes und habt Euch dem Neuen zugewendet,“ rügte er würdevoll.

Sie schlug die Wimpern zu ihm auf, und jetzt sah er weg: denn wie sie ihn mit ihren zwo Wegwartenäugeln anschaute, da strahlte etwas darin, das drang ihm tiefer in's Herz als das, was aus den Augen der schönen welschen Frauen ihn angeflimmert hatte.

„Wandelbaren Sinnes?“ fragte sie und schüttelte den Kopf, „nein, nur das Gehäuse wandelt sich, der Kern aber wird allzeit derselbe bleiben. Wir schaffen neue Truhen in das Gemach, aber es wird immer derselbe Linnenschatz darin sein; wir setzen andre Oefen, aber dasselbe Feuer wird darin brennen, und auf der Bank dahinter werden die Kinder sich dieselben Märlein erzählen; wir schmücken uns mit einer neuen Haube, und es sehen Euch dieselben Augen darunter an; wir thun den Goldlatz von uns, und gegen das neue Mieder schlägt dasselbe alte Herz. Ach Wilhalm! Wir können Euch nimmer berücken wie die Frauen aus Venezia, die, unter einer heißen Sonne erblüht, heiß fühlen und heranschen wie die Blüthe des Baumes, daran die gelben Limonien wachsen. Unsre Liebe brennt in einer stillen Flamme, aber wie die ewige Lampe für und für. Hauchet Ihr sie an, so dacht sie sich, als wölle sie verlöschen; dann wieder leuchtet sie sacht weiter, und darum giebt man uns das Lob, daß wir treu sind.“

Da schwolz dahin, was an Geckerei und Fiselsanz und beleidigter Manneswürde noch in ihm war. Er war nur noch der frische junge Gesell, der sein Herz klopfen hörte und der mit einer bebenden Stimme fragte:

„Elsbeth, wollen auch wir uns Treue halten?“

Sie drückte die Hände vor das Antlitz.

Wilhalm aber zog sie jubelnd an sein Herz. Ihm war so wohl, als habe er Maienwein getrunken, und er flüsterte übermüthig:

„Nun mußt Du Dich doch herzen lassen auf Beichl; denn Dein Herz ist Festordner geworden und schwingt den weißen Stab mit magischer Gewalt, der Du nimmer zu widerstehen vermagst.“

Digitized by Google

„Du aber? Du?“ flüsterte sie und sah ihm halb lächelnd, halb ängstlich in die Augen.

„Ich? O, i kenn mi halt nimmer aus,“ antwortete er auf gut Nürnbergisch und drückte seine Lippen auf ihren stillen Mund. Und er, der bisher nur den langsamen polnischen Tanz, in dem man gravitätisch dahin wandelte, seiner Würde angemessen gehalten hatte, sprang nun fröhlich mit seiner Elsbeth im letzten Hupfauf.

Dann sagten Alle der fürstlichen Durchläuchtigkeit Valet.

Der Morgen graute schon; die schaulustigen Bürger waren endlich schlafen gegangen, und tiefe Ruhe waltete in der Stadt. Nur aus den Armenhäusern drang frommer Gesang; es waren die Danklieder, welche die herbe Ursel bestellt hatte.

Noch andre Herzen stimmten selig ein: der Rotmund, der endlich seinen Kuß bekam, der Wilhalm, der sich fröhlich in seinem zerrütteten Gemach auf's Lager warf und seines Läuten im Traum hörte, wie von einem Schlittelbund.

Und die Elsbeth? Lange noch, nachdem längst ihre Eltern, von dem gehabten Kummer getröstet, ausschliefen, stand sie an ihrem Fenster und schaute in die aufsteigende Morgenröthe. Ihre Nachbarinnen, die Schwalben, erwachten, zirpten und riefen einander zu, und weil sie Niemand hatte, dem sie ihr Herz ausschütten konnte, sprach sie zu den geflügelten Hausgenossen:

„Ihr Schwätzlein seid mir das liebste von allem Gethier, das da fleugt. Ihr fleuert frei durch die blaue Luft, daß man meint, Eure Fahrt habe kein Ziel. Dann seid Ihr doch glücklich, wenn Ihr Euch im steinernen Nestlein zusammenfindet. So war es auch mit der Sehnsucht in unsren Herzen. Wir wußten nicht, woher sie kam und wohin sie begehrte, bis sie sich nun zur Ruhe setzt in einem traulichen Heimwesen.“ — —

Am andern Morgen ging's überall still her. Die geschwärmt hatten, schliefen den Tag die Augen aus. Die Knechte der fremden Gäste packten ein.

Aber allmählich entstand ein Laufen, ein Suchen und Rufen auf der Burg. Der Erzherzog hatte seinen lustigen Rath zu sich befohlen, und der war nimmer zu finden. Erst hielt man es für einen Schalksstreich vom Narren, daß er sich versteckte. Man suchte ihn von der Spitze des Heidenthurmes bis hinab in das Verließ und die Folterkammer. Der Narr blieb verschwunden.

Pfalzgraf Ottheinz meinte:

„Der liebe Gott hat ihn zu sich genommen, hat auch einmal seinen Spaß mit ihm haben wollen.“

Der Erzbischof von Mainz aber sagte:

„Der Teufel hat ihn geholt; er stak so voll Ketzerei wie ein alter Pelz voll Motten.“

Endlich hatte ein Stadtsöldner seine Kappe unten im Graben gefunden, inmig vereint mit einem Strutz, und brachte beides auf der Spitze seines Spießes getragen.

Jetzt ergwöhnte auch der Stadtschultheiß einen Teufelsspuk.

„Er ist der Böse selbst gewesen und gekommen, uns den Strutz zu entführen, und zu Spott und Hohn hat er uns seine Kappe mit dem ehrwürdigen Schmuck vereint zurückgelassen.“

Aber der Erzherzog zürnte ob dieser losen Reden. Er wollte seinen lustigen Rath wieder haben. Aus der Verwunderung wurde Verdruß, aus dem Verdruß Zorn.

Sein Gesolge saß reisefertig unter der Burglinde, die sich zum fünfhundertsten Male gelaubt hatte, und schwang zum Zeitvertreib die großen Krausen, wie man die geripptn Krüge nannte. Es wurde kein Befehl zum Abmarsch gegeben. Ja, der hohe Herr stampfte endlich zornig mit dem Fuße auf und erklärte, er weiche nicht von dannen, bevor ihm Nürnberg seinen lustigen Rath wieder geschafft habe. Durch alle Straßen rannten Boten; der ehrbare Rath rieb sich den Schlaf aus den Augen und versammelte sich, um Hülfe zu schaffen. Der Narr wurde wie ein verlornes Kleinod ausgeschellt.

Schon klang das Mittagsläuten von allen Thürmen, und noch standen die Rosse und Maulthiere im Schloßhofe, saßen die Herren und Knechte beim Frühtrunk.

Da nahte ein stattlicher Zug. Herr Wilhalm Haller schritt voran; vier Knechte trugen einen Schrein ihm nach. Er begehrte Gehör bei Seiner fürstlichen Durchläuchtigkeit.

Ungnädig nahm der Fürst ihn auf.

Aber Wilhalm sah getrost in das finstre Gesicht des hohen Herrn. Er wußte, wie man einem jungen Herzen beikommt.

So sprach er denn die Betrübniß der Stadt aus über den Verlust des Narren und bot in tiefster Unterthänigkeit einen kleinen Ersatz aus der Hand eines kunstfertigen Bürgers.

Auf einen Wink öffnete sich die Thür; zwei Diener trugen ein holdseliges Engelsbild herein, setzten es nieder und gingen.

Ferdinandus schaute auf.

Da stand sie vor ihm, von dichten Locken umwallt, in züchtige Gewänder bis zur kleinen Fußspitze herab gehüllt. Beschwichtigend hielt sie die seinen Hände empor, und die blauen Augen lachten ihn strahlend an.

Seine fürstliche Durchläuchtigkeit konnte nicht widerstehen. Er neigte das Haupt, man wußte nicht, ob vor dem Huldbilde oder zum Dank gegen Herrn Haller, und sprach dann:

„Wir sind content und wohlzufrieden. Der Engel soll an dem Kanzelfuß unsrer Hauscapelle aufgestellt werden. Alle Heiligen seien gepriesen, daß wir mit so gutem Gewissen ihn an dem heiligen Orte bergen können!“

Dann gab er Befehl zum Aufbruch. — — —

Als in diesem Jahr Fortuna mit ihrem rothen Segel über dem Schützenfeste waltete, wandelte Ursula als Ehegemahl ihres Vetters an seinem Arm durch das Gedränge.

„Es ist der Herr, der überall für die neue Lehre spricht,“ flüsterte das Volk, ihm nachschauend. „Ein stattlicher Mann! Er schaut mild aus, aber ernst, als möchte er nimmer lachen.“

„Desto holdseliger ist sie,“ sagten Andre. „Warum man sie nur die herbe Ursel genannt hat?“

Auch die Rotmundschen schauten dem Paare nach. Mit ihnen war der Wilhalm Haller gekommen, die Elsbeth am Arm, zum letzten Mal als Bräutigam, da andern Tages die Hochzeit sein sollte.

„Was trägt die Ursula für ein Birettlein mit gerade aufsteigender Feder über dem Perlennetz?“ fragte die hübsche Frau den Wilhalm Haller.

„Ein Wiener Putz!“ antwortete dieser. „Ihr Ehewirth ist gut bekannt in Wien; wird ihn haben kommen lassen.“

Frau Rotmundin lächelte ihren Mann an.

„Ich weiß nit, mein Häuble gefällt mir nimmer. Warum ich nur halt meinem lieben Ehegespons deshalb so schwere Tage gemacht habe? Ich will's nit wieder thun. Aber Du mußt mir auch solch ein Birettlein kommen lassen, Herr Rotmund! Gelt?“

Herr Rotmund seufzte und nickte.

Wilhalm drückte die Hand Elsbeth's fest an sein Herz und flüsterte:

„Ach Elsbeth, mir gefällt von allen Zierden die Hande am besten, unter die Du morgen kommst.“

Wild-, Wald- und Waidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 50. Waldverbrechen.

Erst vor Kurzem ward die Dresdener Haide von einem ihrer schlimmsten Schlingenstifter durch dessen Tod befreit. Der Mann, von dem ich spreche, hat es in seinem fluchwürdigen Handwerke bis zur wahren Meisterschaft gebracht, und darum wurden auch seine ebenso geschickt gefertigten wie aufgestellten Schlingen von jedem Jäger, dem solche zufällig oder auf der Suche darnach in die Hand fielen, sofort als von dem infamen Frevler herrührende erkannt und nach dessen berüchtigtem Namen als Sch.....sche „angesprochen“. Dieser gefährliche Hallunke stammte aus einer förmlich nach verbrecherischen Ahnen zählenden Wilderersamilie, und ich selber habe sozusagen drei Generationen derselben an mir vorüber wandeln sehen und dabei ihrem schändlichen Treiben genugsam nachspüren können. Hatte ich doch schon als zwölfjähriger Knabe oft genug Gelegenheit, auf meinen Waldstreifereien mit Jägern den Großvater und den Vater unseres Helden, wie später diesen selbst, in ihrer verderblichen Thätigkeit verabscheuen zu lernen.

Digitized by Google

Eine besondere Veranlassung, diesem Gefühle vollste Nahrung zu bieten, fand sich gerade an dem Tage, an welchem ich meinen ersten Rehbock schießen sollte.

Ich hatte nämlich von dem gestrengen, mir aber sehr gewogenen alten Oberförster C. vom Fischhauser Revier, dem Vater meines vertrautesten Schul- und Waldcameraden, als Angebinde zu meinem eben zurückgelegten sechszehnten Geburtstage das Versprechen erhalten, gelegentlich einen Rehbock auf seinem Reviere abschießen zu dürfen, doch nicht eher, als zur Zeit der vollen Gehörneiße der Thiere, damit, wie er sagte, ich doch auch eine ordentliche Trophäe davon trüge, falls mir mein Schuß gelingen sollte. So war denn Ende Mai herangekommen, als ich gelegentlich eines Besuches bei meinem freundlichen Gönner endlich den so heiß ersehnten Befehl erhielt: nun mein Heil auf einen Bock zu versuchen. Um meiner überschwänglichen Freude darüber einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, fügte er jedoch in seiner gewohnten Kernsprache noch hinzu: Der Teufel solle mich reiten, wenn ich einen etwa nur zu Holze schösse*; fehlen — und somit blos ein Loch in die Natur schießen — das sei mir seinetwegen unverwehrt.

Nach dieser eben nicht sehr ermunternden Bemerkung erhielt ich auch sonst noch höchst stramme Verhaltungsregeln für meinen am nächsten Morgen auszuführenden Pürschgang und ward schließlich mit einem „Waidmanns Heil!" gnädigst entlassen.

Schon frühzeitig — noch vor Sonnenaufgang — eilte ich nach vor Freude schlaflos verbrachter Nacht hinaus in den thaufrischen Morgen, überglücklich, zum ersten Male in meinem Leben nach einem edleren Wilde, als Hasen, Kaninchen u. dergl., und zwar so ganz für mich allein, wie ein schon bewährter Waidmann, jagen gehen zu dürfen. Bald war ich im sogenannten Nachtflügel des Reviers und somit an dem mir vorgeschriebenen Pürschorte angekommen, von wo aus ich nun sofort begann, auf's Vorsichtigste einen wenig betretenen halbbewachsenen Weg entlang zu schleichen. Als ich noch gar nicht weit auf demselben vorwärts gekommen war, vernahm ich plötzlich neben mir, in einer Dickung, ein dumpfstampfendes Geräusch und gleich darauf knisterndes Brechen in dem Gestänge, gleich wie von einem flüchtigen Wilde herrührend. Rasch sprang ich bis zu einer mir im Wege liegenden kleinen Blöße vor, wohin die Flucht des Thieres offenbar sich wendete, und kaum dort angelangt, sah ich denn auch wirklich in der ein wenig lichter stehenden Kiefernschonung etwas Rothbraunes schimmern. Mit der Büchse am Kolbe harrte ich des Augenblickes, der mir den Rehbock frei vor das Rohr bringen sollte, um Feuer darauf geben zu können. Welch einen Schrecken aber empfand ich, als jetzt der von mir fieberhaft ersehnte Flüchtling in vollster Hast aus dem Gehölz hervorbrach und ich des erhoffsten Bockes einen leibhaftigen — Menschen auf das Korn bekam, der, mit rothbrauner Wollenjacke bekleidet, wie sie früher die Fleischerburschen zu tragen pflegten, vor mir über die Lichtung hineilte! Donnerwetter, wie schleunigst hob ich da die Mündung der bereits gestochenen Büchse hoch, um sie von meinem verhängnißvollen Ziele abzuwenden. Dann aber rief ich dem flüchtenden Schwerenöther laut nach:

„Halt! Steh', oder ich schieße!"

Aber trotz meiner rasselnden Drohung behielt ich doch nur die unverwandte, freilich darauf hin äußerst behend werdende Kehrseite des dahinstürmenden Patrons vor dem Auge, bis er unterhalb eines Hanges meinen Blicken entschwand. Dafür trug die Morgenluft mir noch einen recht wenig einladenden Zuruf von dem Unsichtbargewordenen zu, und in unmittelbarem Anschluß daran erhob nun auch noch der Waldschelm Kukuk, wie mir zum Spott, seinen neckischen, von heiserem Gekicher unterbrochenen, vielmaligen Ruf. Doch ich nahm solchen Ausgang meines Debüts unverdrossen hin, freute mich vielmehr von ganzem Herzen, daß ich durch mein jugendliches Feuer nicht schlimmstes Unheil anrichtete.

Nach diesem so unerwartet gestörten Pürschgange gedachte ich denselben erst ein Stück weiter hin wieder aufzunehmen und zu diesem Zwecke einem nicht fern liegenden Gehau zuzuschleichen, wo ich, wenn nicht schon auf dem Wege nach dorthin, einen Bock noch draußen anzutreffen hoffte. Zuvor aber suchte ich mir oben doch erst noch die Fährte meines Störenfrieds auf und verfolgte sie nach rückwärts, um zu erforschen, weshalb denn eigentlich der Kerl, welcher mich jedenfalls für einen dienstthuenden Jäger gehalten, Reißaus genommen haben mochte. Leicht ließ sich seine Spur im frischen Thau aus Gras und Haide der freien Blöße verfolgen, und in der Dickung, wo der silbern glänzende Niederschlag den Boden nicht zu nehmen vermocht, kennzeichnete sich die Fluchtlinie deutlich genug durch die Abstreifungen der jetzt im vollen Sonnenlichte am Gezweige des jungen Kiefernbestandes funkelnden Thauperlen. An der Erde aber zeigten auch sonst noch die derben Stiefeleindrücke des Gestohlenen die genommene Richtung an.

So sicher geleitet, kam ich bald an eine lichte Stelle, wo ein ganz frisches sogenanntes Achsestück* lag, das der Bieberer hier jedenfalls bei seiner Flucht weggeworfen. Das dadurch entstandene Geräusch hatte mich, wie mir nun klar wurde, einfältiger Weise auf einen abgehenden Rehbock schließen lassen. Ein Stück weiter hin fand ich auch noch den Stock eines frischumgesägten Baumes, der trotz seiner nur geringen Stärke doch schon recht alt und nur in Folge seines dürftigen Standes auf schlechtem Schorsboden so spärlich gewachsen war. Höchlichst bedauerte ich dessen Vernichtung, der so lange als Wahrzeichen gegolten, weil er die einzige Linde im Reviere war, mir aber außerdem noch ganz besonders lieb und werth gewesen, da ich alljährlich manches Tüchelchen voll Blüthen seiner Zweige meiner guten Mutter für ihre Hausapotheke zugetragen.

Noch lag der unverwelkte grünende Wipfel des Baumes daneben, und ringsum zeigten sich die wüsten Spuren der nächtlichen Thätigkeit des herzlosen Holzdiebes, der, um ein elendes Stück Holz zu erbeuten, ein Baumleben vernichten konnte.

Versunken in Betrachtungen über solch rohes Gebahren, rüttelte mich plötzlich der mir zum Ohr dringende Laut eines Rehkälbchens auf, und ohne Zögern folgte ich der Klangrichtung tiefer hinein in das Dickicht. Hierbei auf einen Wildsteig gekommen, konnte ich auf diesem dem sich wiederholenden Rufe um so unbehinderter entgegeneilen, sodaß ich gerade noch rasch genug zu der gesuchten Stelle kam, um hier Zeuge eines herzbrechenden Anblickes zu werden — ein Mutterreh hing in der Schlinge! Die beiden Kälbchen, ein liebreizendes Zwillingspärchen, standen dicht an der Kopfseite ihrer laut röchelnden bisherigen Führerin, sich an deren schlanken, jetzt von einschneidender Drahtschlinge erwürgten Hals ängstlich schmiegend. Noch war ja Leben in dem alten Reh, aber der angstgequälte, peinvolle Ausdruck seines edelgeformten Kopfes und namentlich der unsäglich schmerzduldende Blick seines sanften schönen Auges ließ schon das Schlimmste fürchten.

Rasch sprang ich hinzu, um noch vor eintretendem Tode die Schlinge zu lösen und so vielleicht doch das Thier zu retten, eine Aufgabe, die zu erfüllen mir bei der scharf angezogenen Drahtschlinge nur dadurch möglich ward, daß ich die schon gebeugte Kiefernstange, an welcher letztere befestigt war, mit dem Rückfänger anschnitt und dann sammt dem daran hängenden Reße vollends niederbrach, damit dieses vor Allem nicht mehr, an seiner entsetzlichen Fessel emporgezerrt, in der Schwebe hänge. Den schnürenden Draht nun auch noch vom Halse zu entfernen, war mein nächstes Bemühen, was mir auch gelang. Mit dem Tode ringend, sank hierauf das hingemarterte, noch in seinem tiefsten Elend so anmuthige edle Geschöpf in den weichen Waldboden nieder und ließ es ruhig geschehen, daß ich ihm das schöne Köpfchen etwas erhöht auf einen Mooshügel bettete. Sein Blick, der mich hierbei, wie bittend und dankbar zugleich, traf, zeugte mir deutlich, daß es mich nicht fürchte. Sprechen doch die Augen selbst der Thiere, besonders aber die eines Rehes, so verständnißvoll zum Menschenherzen!

Die während meiner Thätigkeit nur einige Schritte zurückgewichenen Kitzchen aber riefen noch unaufhörlich nach dem Schutze der verlorenen Mutter, die trotz meiner angewandten Sorglichkeit nicht wieder auf die Läufe zu bringen war. So kniete ich denn in wahrhaftigster Wehmuth vor dem heklagenswerthen Opfer rohester Selbstsucht. Und wie viele dergleichen Erfolge seiner Grausamkeit mochte der Schurke, der das vollbracht hatte, bereits vor Augen gehabt haben, ohne davon gerührt worden zu sein!

Der Mensch aber, der ein Herz hat, und jemals solch' jammervolles Verenden eines Rehes, dieses lieblichsten, anmuthreichsten Wildes unserer Wälder, mit angesehen, der wird und muß einen solchen Missethäter, der dergleichen Gräuel auszuüben vermag

* Achsestück nennt man den Klotz eines Stammes, den ein Mann auf der Achsel fortzutragen im Stande ist.

* Zu Holze schießen heißt in der Jägersprache bekanntlich: ein Stück Wild so anschießen, daß es in Folge dessen nicht in Kürze verendet, auch nicht des Jägers Beute wird, sondern langsam zu Grunde geht und somit Niemandem Nutzen bringt. D. Red.

Digitized by Google

und darum bei Gelegenheit auch sicher ein Menschenleben nicht schonen würde, auf's grimmigste hassen. Fast bedauerte ich im Augenblicke, auf den vorhin vor mir Gestoßenen nicht geschossen zu haben; hielt ich diesen doch jetzt ganz unbedingt für den Baum- und Thiermörder in einer Person.

Noch strahlten des sterbenden Rehes Lichter unter ihren langen beschattenden Wimpern mit feuchtschimmerndem, tiefdunklem

gebracht haben würde. Deshalb gab es nun für mich keinen Aufenthalt mehr; im Fluge kehrte ich nach dem Forsthause zurück, hier Meldung meiner Erlebnisse abzustatten.

Nachdem das geschehen, eilte ich mit gleicher Beschleunigung zur Trauerstätte zurück, diesmal begleitet von meinem Freunde, des Försters Sohne, und dem Gehülfen. Dort angekommen, trafen wir wirklich die Kälbchen, jetzt wieder dicht an die verendete

Mutterreh in der Schlinge.

Nach der Natur gezeichnet von Guido Hammer.

Glanze mich an, als plötzlich unter den letzten Athemzügen, die sich seiner wehen Brust entrangen, auch die perlenschwarze Pracht des herrlichen Auges erlosch und im Brechen sich mit smaragdenem Schein bedeckte — dem Verkünder des eingetretenen Todes.

So lag es denn endlich regungslos vor mir, die nun verwaisten Kälbchen aber, denen ich bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt, riefen noch immer klagend nach der vermißten Versorgerin. Doch ich konnte mich ihrer nicht weiter annehmen; denn ich wiede sie nur dadurch verscheucht haben, während sie, ruhig gelassen, möglicher Weise bei der todten Mutter aushielten, bis ich Hülfe

Mutter getreten, noch vor, doch wichen dieselben bei unserem Nahen scheu zurück und deckten sich seitab in die hohen Schmalen. Sie nicht umkommen zu lassen, mußten wir die armen Dinger nun doch nothgedrungen zu fangen suchen, und als dies gelungen war, lenkten wir, schon um ihretwillen, sofort unsere Schritte wieder heimwärts, der Gehülfe das todte Reh auf der Achsel tragend, wir beiden Anderen je ein Junges im Arme. Dabei versäumten wir aber nicht, die Stelle des Holzdiebstahls zu berühren, was dem Gehülfen darum sehr wichtig erschien, weil er dort einige Spuren zur Ermittelung des Thäters zu finden hoffte;

denn gleich mir hielt er den Holzfeveler zugleich für den Schlingensteller. Ein zerknitterter aller Holzanweisezettel, auf ein Gemeindemitglied eines nahegelegenen Haidedorfes lautend, war ihm ein wichtiger Fund. So kamen wir denn mit gutem Erfolg bald wieder in der Försterei an und boten hier mit vollem Mund den halb verschmachteten Kischen frisch gemellte Kuhmilch, welche sie auch nach einigem Sträuben mit Befriedigung annahmen; sie wurden davon sichtlich erquickt.

Mit diesem letzten Act meines verunglückten ersten Pürschganges war nun meine Mission erfüllt, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß der durch den gesundenen Zettel leicht ermittelte Holzdieb ein Pantoffelschnitzer war, der sich den Lindenstamm für seinen Handwerksbedarf außerhalben hatte, am Schlingenstellen aber als vollkommen unschuldig befunden wurde. Wohl aber ward durch ihn der schändliche Wilderer, den man übrigens sofort mit in Verhaft genommen, entdeckt, und der That überführt. Und es war dieser kein Anderer, als der Vater des von mir eingangs bezeichneten, erst kürzlich im Zuchthause verstorbenen Schlingenstellers — ein Beweis für das alte, gute Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

Zum Capitel „Schuldenmachen".

Wie oft höre ich Eltern sagen: „Unser Eduard, Hermann," oder wie der liebenswürdige Sprosse heißen mag, „war doch ein so guter, braver Junge, hatte immer Nr. 1" und „sehr gut" in Fleiß und Betragen und macht jetzt Schulden über Schulden." Solchen Klagen gegenüber kann ich mich eines geheimen Lächelns nicht erwehren, wie traurig auch der Anblick des elterlichen Hauses sein mag, welches sich für den verschwenderischen Studenten einschränken muß, oder des Vaters, der die für seine Tochter bestimmten Crinoline bezahlen, um die Schulden des Sohnes zu bezahlen, der auf irgend einer Universität den flotten Studenten spielt. Mein Lächeln mag frivol erscheinen.

Ich bleibe mich daher, zu erklären, daß ich mit dem Schicksal einer in dieser Weise heimgesuchten Familie die vollste Sympathie fühle und daß Lächeln auf Rechnung der menschlichen Organisation zu setzen bitte, die so gerartet ist, daß sich die Mundwinkel eigenthümlich verziehen, wenn das Auge oder der Geist etwas durchaus Widersinniges wahrnimmt, etwa: daß Menschen Wirkungen erwarten, wo keine Ursachen sind, zu ernten hoffen, wo sie nicht gesäet haben.

Sich nach der Decke strecken, mit seinen Mitteln auskommen, ohne die Hülfe Anderer in Anspruch zu nehmen, ist eine Kunst, eine sehr große Kunst, in der nur Wenige als Meister gehoren werden, die Mancher nie, Mancher aber erst in der Schule schmerzlicher Erfahrungen lernt, die ihn oft die schönen Zwanzig und Dreißig hinter vergällen.

Gewöhnlich nimmt man an — und zwar mit großem Unrecht — daß alle Personen, welche in Schulden gerathen, leichtsinnige Verschwender seien. Ein großer Theil aller Verschwendungen ist aber auf zwei Gründe zurückzuführen: auf das Unvermögen mit Geld umzugehen und auf falsche Ideen von Noblesse und guter Erziehung. Viele Menschen möchten gern vornehm scheinen, möchten sich einschränken, schränken sich auch auf das Allernothwendigste ein — aber sie rechnen's dann verkehrt: sie sparen die Pfennige und vergeuden die Zwanzigmarkstücke, ohne die geringste Ahnung von dem zu haben, was sie thun. Es hat ihnen eben von Jugend auf an der nöthigen Erziehung gerade nach der Richtung des Sparens hin gefehlt.

Die meisten Eltern glauben in dieser Beziehung genug gethan zu haben, wenn sie ihren Kindern anempfehlen, ihre Kleider nicht zu zerreißen, wenn sie ihnen Strafgeldsätzen halten oder sie züchtigen, sobald sie verschwenderisch gewesen sind, und ihnen zuweilen zu ernstem, rührendem Tone die Einschränkungen vorstellen, welche sich die Familie auferlegen muß. Die natürliche Folge davon ist, daß eine große Menge Kinder an den Begriff Sparsamkeit sehr traurige Bilder reiht, und in besonders nachdenklichen Köpfen schon früh der Gedanke angeregt wird, wie schön es doch sein müsse, viel Geld zu haben. Das Erste und Fundamentalste aller Erziehung ist jedoch, in dem Kinde eine Neigung zu den Lehrgegenstande auch zu erwecken. Und das ist in vorliegendem Falle außerordentlich leicht, wenn man von Jugend auf sein Interesse dafür in Bewegung setzt und ihm grabezu die verschiedenen Eigenschaften, welche den Charakter des Haushälterischen bilden, anerzieht.

Von früh an muß das Kind eine bestimmte Summe Geld verwalten. Man fängt am zweckmäßigsten damit an, daß man ihm wöchentlich oder monatlich eine kleine Taschengeld anweist. Dafür kann es Zuckerwaaren, Bilderbücher, Puppen ꝛc. kaufen. Das Kind wird nach einigen unangenehmen Erfahrungen bald hinter den Grundsatz aller menschlichen Wirthschaft kommen, daß nur dem geringsten Aufwande die größtmögliche Summe von Genüssen zu verschaffen. Es wird sehr bald, wenn es mehrmals Einfuhr gemacht hat, das Dauerhafte dem Zerbrechlichen vorziehen, mit seinen Spielsachen verständig umgehen, weil es sieht, daß es mit jeder Entwarnig die Möglichkeit gewinnt, andere zu kaufen, und unter den Wünschen, die sein Herz bewegen, auswählen und sich beschränken lernen. Es ist nicht unrichtig, Kinder in kleine Schulden gerathen zu lassen. Die Sorgen, die das kleine Herz quälen, sind eine vortreffliche Schule der Erziehung. Der Vater soll den Kindern den Betrag der Schuld, die sie contrahirt haben, und die sie mit ihrem wöchentlichen oder monatlichen Taschengelde nicht bestreiten können, vorschießen und ihnen dieselbe allmählich abziehen. Auf diese Weise wird sich im Kindesgemüthe mit dem Begriffe der Aufnahme der Schuld der andere Begriff der folgenden Einschränkungen und Entbehrungen verbinden, was bei dem gewöhnlichen Schuldner bekanntlich nicht der Fall ist, der in der Aufnahme einer Schuld nichts sieht, als Erlösung von augenblicklichem Uebel und momentaner Drangsal. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß der Vater alle Schritte des Kindes in dem schwierigen Processe, mit Geld umzugehen, zu überwachen hat. Er wird mit dem Kinde berathen, welcher unter mehreren Wünschen zu befriedigen und was zu missen ist. Er wird es nicht dulden, daß ein Kind mit Fremden Schulden contrahirt. Alles dies erreicht er am besten dadurch, daß er ihm von Jugend auf empfiehlt, zu buchen. So lernt das Kind die Kunst, den Stand seiner Casse in jedem Moment überblicken zu können. Von Zeit zu Zeit sieht es, was besser ungelassen geblieben wäre und was ihm noch genutzt hat. Es lernt — und das ist in unserer jetzigen Erziehung von ungeheurer Wichtigkeit — wie große Summen pfennigweise aus den Cassen verschwinden.

Sobald das Kind auf dieser Stufe Fortschritte gemacht hat, kann man ihm größere Summen und andere Arten von Ausgaben anvertrauen. Man wird ihm von Semester zu Semester eine bestimmte Summe für Bücher und Schreibmaterialien aus, nicht zu karg bemessen, damit es Ersparnisse machen kann. Es muß auf dieser Stufe beraten, aber nicht bestimmt werden, selbst nicht durch schmerzliche Seufzer und Interjectionen. „Die Sitte" mancher Mütter ist bekanntlich, mit leidendem Gesichtsausdruck zu sagen: „Ihn, was Du willst!") Besonders müssen die Eltern Sorge tragen, in dem Kinde die Scheu vor einer großen Ausgabe zu ertödten, wenn dieselbe verständiger als eine kleine ist. Wenn es aber nicht thun, was sie dieser Einsicht der Eltern thun rath, so mag es die Folgen seines Thuns an seinem eigenen Leibe fühlen. Deshalb kein Tadel, auch kein Spott, wenn das Kind die Consequenzen seines falschen Schritts bemerkt! Aus dieser Erziehung soll eben alles Tadelnde, Bevormundende ausgeschlossen werden.

Auf einer folgenden Stufe mögen die Eltern dem Sohne eine fire Summe für seine Kleidung anweisen, vielleicht mit der Ausgabe für Schuhe und Stiefeln anfangen und allmählich die Ausgaben für Strümpfe, Hemden, Cravatten, Handschuhe und schließlich für seine Anzüge in den Kreis seiner Verwaltung einreihen lassen.

Wenn der Vater auf dem geteuzeichneten Wege fortschreitet, wird er den Sohn mit achtzehn, neunzehn Jahren in Geldsachen unabhängig gemacht haben. Dieser wird gelernt haben, zu veranschlagen, mit seinen Mitteln zu rechnen, zu überlegen, auf welche Weise er das Kraut seines Vermögens stärken kann, Nothwendiges, Dauerhaftes dem Ueberflüssigen und Unsolioen vorzuziehen: er wird nicht durch größere Summen geblendet werden und geringe Summen nicht mißachten. Kurz, er wird den Werth des Geldes kennen haben; er wird — das lassen, das Wort Maß bedeuten.

Die Ueberschüsse, welche sich bei einer tüchtigen Verwaltung ergeben, können entweder zu Anschaffung eines Capitals oder als Mittel zur Erreichung anderer Zwecke verwendet werden. Der Sohn möchte vielleicht eine Reise machen. Der Vater veranschlagen die Reisekosten — nicht zu knapp — und überlege mit ihm, auf welche Weise er die Summe ersparen kann! Ein schon vorhandener Ueberschuß wird dem jungen Manne den Rusen bestelben doppelt klar machen. Vielleicht mag der Vater zu ihm sagen: „Wenn du bis zur bestimmten Zeit die Hälfte der Summe erübrigt hast, will ich dir die andere Hälfte schenken." Auch mag der Eine oder der Andere darauf aufmerksam gemacht werden, daß er sich durch zahrelange Sparsamkeit etwa die Mittel zu verlängerten Studium auf der Universität oder zu einem Aufenthalte im Auslande erwerben kann. Es mag wahrscheinlich werden: Die Sparsamkeit darf nicht etwas Unangenehmes, Düsteres betrachtet werden, sondern als die Kunst, durch Nachdenken und Berechnung sich die größte Summe von nützlichem Besitz oder von erlaubten Genüssen zu verschaffen, Unannehmlichkeiten von sich fernzuhalten und die materiellen Grundlagen für die Existenz zu sichern, sie zu gewinnen. Selbst wenn vorhandene Ersparnisse für größere Zwecke verwandt werden, sollen sie nicht ganz aufgezehrt werden. Der junge Mann muß sich daran gewöhnen, immer einen Betrag für unvorhergesehene Fälle zu reserviren.

Die Rolle der Mutter ist hierbei eine mehr negative. Sie soll die Tendenzen des Ehrherrn nicht durchkreuzen, indem sie dem Kinde heimlich Geld zusteckt und so eine planvolle Erziehung unmöglich macht.

Kinder die Folge dieser Erziehung wird die sein, daß die Einen und die Andern sagen, „daß der junge Mann in den Jahren da sich sein Gemüth in der Richtung zum Idealen entwickeln soll, zu einem berechnenden kleinlichen Wesen heranwächst?" Ich glaube nicht, wenn die Erziehung ihr Hauptziel darin findet, ihren Zögling frei zu machen, und er in der Sparsamkeit das Mittel suchen lernt, um höhere Ziele verfolgen zu können. Aber selbst vorausgesetzt, daß die Erziehung die Ansammlung von Capital anstrebe, würde die bei dem Charakter des deutschen Jünglings eine Furcht in den meisten Fällen unbegründet sein. Sie wird es und das soll sie — ein bestimmtes Gegengewicht gegen bisweilen entgegengesetzte Bestrebungen bilden. Sollten sich aber häßliche Charakterzüge ausprägen, so suche man — was überhaupt als eine Ergänzung dieser Erziehung betrachtet werden mag — den Zögling dazu zu veranlassen, Almosen zu geben. Demjenigen, welcher von seinem Eigenen Almosen giebt, wird jedenfalls klarer werden, was Mildthätigkeit heißt, als dem Kinde, welches auf Spaziergängen Geld erhält, um es am Wege lungernden Bettlern zu übergeben. Abgesehen davon, daß das Kind auf

Digitized by Google

die letzt bezeichnete Weise zu einem stolzen Bewußtsein seiner Bedeutung gelangt, stützt es nichts von den heilsamen Empfindungen, die mit der Opferwilligkeit unzertrennlich verbunden sind.

Alle diese Vorschriften werden freilich fruchtlos bleiben, wenn Eines nicht vorausgesetzt werden darf, Eines, welches die Vorbedingung jeder guten Erziehung ist: das Beispiel; denn was nützt alle Erziehung, wenn das Kind nicht in der Familie selbst ein Vorbild von sittlichem Anpassen an die gegebenen Verhältnisse sieht, wenn die Mutter es nicht versteht, auch um das kleine „Glanz und Schimmer zu weben", wenn der Vater es für nöthig hält, jedes Jahr große Gesellschaften zu geben, welche ihre Familie die größten Entbehrungen anstrengen, den Töchtern ihr Erbtheil nehmen und sie oft zwingen, das Brod der Erzieherin oder Gesellschafterin zu essen! Dann freilich muß das Kind in der Spaarsamkeit etwas Widernatürliches, in der Mäßigkeit ein Uebel sehen. Welch ungeheure Vermehrung des Nationalwohlstandes und des häuslichen Glückes aber, wenn Tausende von Familien ihren gesellschaftlichen Pflichten weniger gewissenhaft nachkämen, und ihre Pflichten gegen ihre Kinder sorgfältiger erfüllten, wenn sie auf periodische Absterungen verzichteten und eine bessere ständige Tafel hielten, die der ganzen Familie gesünderes Blut, stärkere Muskeln und Nerven verschaffte! Bekräftigt, manche deutsche Gewohnheiten sind unstatthafte Gewohnheiten. Wer in den neuen Vierteln unserer großen Städte in den Miethwaarenen Wohnungen gesucht hat, der hat oft genug Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche ein paar solcher Zimmer nach vorn enthalten, die bekannten „guten", das ganze Jahr nie von der Familie benutzten Stuben, und einige kleine Räume in einem Hinterhau, wo Küche, Wohnzimmer und Schlafzimmer friedlich neben einander liegen. Man kann mit solchen Zuständen das ist der Fehler der Häuserspekulanten; denn die Häuserspekulanten lassen eben die Häuser bauen, wie sie die Mehrzahl ihrer Miether wünscht. In diesen Häusern leben nun Leute mit verhältnißmäßig kleinen Einkommen, die es trotzdem für richtig halten, in den Gesellschaftsformen zu gehen und in den Wohnräumen ein beschränktes Leben zu führen.

Ist es da zu verwundern, daß das anwachsende Kind in der Sparsamkeit nichts sieht, als eine Entbehrung des Nothwendigen, um das Ueberflüssige zu besitzen, nichts als ein Mittel trauriger Heuchelei, um mit Glanz und Schimmer Leere und Mangel zu verdecken?

Unsere jungen Leute sind, wenn sie mit einer gewissen Selbstständigkeit in's Leben treten, meistens nicht gehörig daran gewöhnt, mit Geld umzugehen. Relativ unbedeutende Summen erscheinen ihnen unerschöpflich, und sie wirthschaften darauf los, bis sich die Endlichkeit herstellen erweist. Sie verstehen es nicht, zu veranschlagen, zu berechnen, das Nothwendige zu erreichen und das Ueberflüssige zu missen.

Angenügend wirthschaftlich vorbereitet tritt manchen junge Mann in ein Studenten- oder in ein Officierscorps ein. Der Ton, die Sitten und Anschauungen dieser Kreise sind ein Erbtheil der kleinen Aristokratie unseres Vaterlandes, und indem eine Menge Bürgerlicher in dieselben eindringt, werden die mannigfachen Fehler und Schwachen Seiten unserer kleinen Aristokratie in weite Schichten des Bürgerthums getragen.

Unser zahlreicher kleiner Adel ist wegen seines Reichthums bekanntlich nicht gerade berühmt, auch nicht wegen seiner Haushaltungskunst. Eine seiner Maximen ist es nun aber leider „in Geldsachen nobel zu sein". Wenn man diese Fobiesie richtig versteht, ist sie unzweifelhaft ein gutes Ding. Z. B. wenn man es für nobel hält, Schuster, Schneider und alle Leute, welche mit geringem Geldcapital arbeiten, nach Möglichkeit der Waare zu bezahlen, nothleidende Bauern dem Wucherer zu entreißen, sich nicht in zweideutige Geschäfte einzulassen ꝛc. Das ist aber nur allzu oft nicht das, was unter Nobleße in Geldsachen verstanden wird. Im Gegentheil: man glaubt nobel zu sein, wenn man mehr kauft, als man bezahlen kann, Luxusgegenstände an sich bringt, aber dringendere Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermag, wenn man dem armen Verwandten Champagner mit Austern vorlegt, da ihm dreißig Mark willkommener wären, wenn man sich von dem Ladeninhaber und von dem schmähsüchtig übervortheilen läßt — ein Gentleman darf nicht sagen: das ist unverschämt theuer — und lockere Mähler hält, indeß der Schuster demüthig vor der Thür steht und um Bezahlung bittet, obgleich er sie fordern kann. Es ist leicht faßlich, wenn unter solchen Zeichen Verschwendung hart vorwerfen wollte. Manche von ihnen sind in Verhältnissen aufgewachsen, wo man daran gewöhnt ist, aus dem Vollen zu schöpfen, lodaß es ihnen wirklich schwer fällt, zuzukommen, wenn ihnen diese Quelle" nun nicht zu Gebote steht. Solche Kinder des Mangels bewohnen zuweilen Herren sind die Geburtsstätten des Schuldenmachens. Eine Anleihe folgt der andern, und wer dieses Leben einige Jahre fortlebt, kann leicht so weit kommen, daß er seine Schulden nicht mehr allmählich abtragen kann. Der gänzliche Abgrund muß zuletzt ausgefüllt werden, wenn er nicht ewig dem Schuldigen entgegengähnen soll. Da bietet sich der Spielteufel oder eine reiche Heirath, oder der Name und Titel deckt eine schmachvolle Gründung. Dahin führt die Nobleße in Geldsachen.

Doch genug davon! Wer offene Augen hat, muß sehen, daß hier Zweierlei nöthig ist: die Kunst, bei geringen Mitteln mit fröhlichem Gemüthe hauszuhalten, und der ernste Wille, aus unsern Sitten und Gewohnheiten alles Unsolide, auf den Schein Berechnete zu entfernen und die solide Nobleße mit Ernst und Spott aller Orts zu werben. Zur Erreichung dieses Zieles muß aber vor allem Eines mitwirken: eine gute Erziehung, die gerade auf die Beseitigung dieser schreienden Inconvenienz Bedacht nimmt.

Blätter und Blüthen.

Das Jubiläum des Gregorianischen Kalenders (1582 — 1882). An den Tagen, da die vorliegende Nummer unserer „Gartenlaube" in die Welt hinausgeht, vollendet sich ein Jahrhundert seit der Einführung einer ebenso tiefgreifenden wie heilsamen Reform, deren Gedächtniß wir nicht unbeachtet mögen vorübergehen lassen. Wir sprechen von der großen Kalenderverbesserung Papst Gregor's des Dreizehnten, und wir vermitteln unseren Lesern das Verständniß derselben durch die durch nachstehende kurze und allgemein verständlich gehaltene Darstellung.

Wie man weiß, hatte Julius Cäsar in Verbindung mit dem alexandrinischen Astronomen Sosigenes auftatt des früheren, in arge Verwirrung gerathenen, altrömischen Kalenders im Jahre 47 v. Chr. Geburt den verbesserten, auch jetzt noch benannten Julianischen Kalender eingeführt, wonach das Jahr in der Regel in 365 Tage zerfiel, jedes vierte Jahr aber als Schaltjahr einen Tag mehr erhielt, und demnach die mittlere Dauer des Jahres 365¼ Tage betrug.

Cäsar gab ferner den Monaten diejenige Zahl von Tagen, welche sie noch gegenwärtig haben, und setzte zugleich den Beginn seines ersten Jahres auf den Neumond nach der Wintersonnenwende (46 v. Chr.), den er als 1. Januar bezeichnete, während die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche auf den 24. März fiel. Statt der bisher üblich gewesenen Monatsnamen Quintilis und Sextilis aber führte später der römische Senat, Julius Cäsar und Augustus Octavianus zu Ehren, die noch jetzt gebräuchlichen Bezeichnungen Juli und August ein.

Nachdem diese von Cäsar in's Leben gerufene Einschaltungsmethode, welche sich durch das ganze römische Reich hindurch erhielt und später ohne Aenderung auch auf die christliche Kirche überging, länger als sechshundert Jahre beibehalten worden, wurde sie endlich verdrängt durch jene wunderwürdig weit genaue Zeitberechnung Papst Gregor's des Dreizehnten, welche noch gegenwärtig die Grundlage des nach ihm benannten und zuerst im Jahre 1582 eingeführten Gregorianischen Kalenders bildet.

Da nämlich 129 Jahre des Julianischen Kalenders um ungefähr einen Tag zu groß sind, so hatte derselbe mit dem Laufe der Sonne auf die Dauer nicht in Uebereinstimmung bleiben können, und in der That sei schon zur Zeit der großen Kirchenversammlung zu Nicäea (325 n. Chr.) das Frühlingsäquinoctium nicht mehr auf den 24., sondern auf den 21. März. Bereits im fünfzehnten Jahrhundert ging daher die Kirche mit dem Gedanken um, eine Ausgabl Tage aus dem Kalender auszuwerfen, um auf diese Weise jene Differenz auszugleichen, aber erst ein volles Jahrhundert später nahm Papst Gregor der Dreizehnte, von der Kirchenversammlung zu Trient ausdrücklich hiermit beauftragt, die Sache wirklich in Angriff und berief behufs Feststellung eines neuen Kalenders eine Commission von vornehmsten Astronomen und Mathematikern. Da sei Cäsar's Zeit ungefähr dreizehnmal 129 Jahre vergangen waren, so hatte sich die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche um volle 13 Tage rückwärts geschoben und fiel daselbe somit bereits auf den 11. März.

Um sie nun den Bestimmungen des Concils von Nicäea gemäß wieder auf den 21. März zu versetzen und bei diesem Tage zu erhalten, was die kirchliche Berechnung der Feste wünschenswerth machte, da das Osterfest regelmäßig am ersten Sonntage nach dem auf die Frühlingsnachtgleiche folgenden Vollmonde gefeiert werden sollte — wurde durch die päpstliche Bulle vom 24. Februar 1582 angeordnet, daß im gedachten Jahre die zehn Tage vom 5. bis 14. October ausfallen und somit gleich nach dem 4. October der 15. October gefeiert werden sollte. Damit aber im Laufe der Zeit sich der Fehler nicht wiederholte, wurde als Jahreslänge die Zeit von 365 Tagen, 5 Stunden 49 Minuten angenommen, welche den auf Anordnung des astronomiekundigen Königs Alfons des Zehnten von Castilien herausgegebenen Planetenatlas zu Grunde gelegt hatten. Gleichzeitig wurde, um diese so ergebende geringfügige Differenz zu beseitigen, bestimmt, daß zwar im Allgemeinen, wie bisher, jedes Jahr, dessen Zahl durch vier theilbar sei, ein Schaltjahr von 366 Tagen sein, daß aber von den Schlußjahren der Jahrhunderte, wie 1600, 1700 ꝛc. nur die mit 400 theilbaren Jahre Schaltjahre, die übrigen hingegen gemeine Jahre sein sollten.

Es blieb also im Gregorianischen Kalender das Jahr 1600 ein Schaltjahr, 1700, 1800 und 1900 aber werden gemeine Jahre, und erst das Jahr 2000 wird wieder ein Schaltjahr sein, womit zwar die absolute mathematische Genauigkeit noch immer nicht ganz erreicht, aber doch jedenfalls den praktischen Bedürfnisse auf lange hinaus Genüge geleistet war.

Eingeführt wurde der Gregorianische Kalender oder der Kalender neuen Stils zunächst in Italien, Spanien und Portugal, wo man der ertheilenden päpstlichen Bulle gemäß vom 4. October 1582 sofort zum 15. October überging. Die übrigen Länder Europas bequemten sich der Reform erst nach und nach an, und zwar in nachstehender Reihenfolge, wobei wir jedesmal die aufgefallenen Tage in Parenthese hinzufügen: Frankreich 1582 (10. — 19. December), die katholischen Provinzen der Niederlande 1582 (16. — 25. December), die katholischen Theile von Deutschland und der Schweiz 1583 an verschiedenen Terminen, Böhmen 1584 (7. — 16. Januar), Polen 1586, Ungarn 1587, die protestantischen Gebiete von Deutschland und Dänemark 1700 (19. — 28. Februar), die protestantischen Provinzen der Niederlande 1700 (2. — 11. December), die protestantischen Cantone der Schweiz 1701 (1. — 10. Januar), Großbritannien 1752 (3. — 13. September) und endlich Schweden 1753 (18. — 28. Februar).

Die Russen und überhaupt die Bekenner der nicht unirten griechischen Kirche sind dagegen bekanntlich beim Julianischen Kalender, dem sogenannten Kalender alten Stils, stehen geblieben und aus diesem Grunde hinken ihre übrigen Europäern schon gegenwärtig um zwölf Tage zurück.

Digitized by Google

Hinsichtlich der Bestimmung des Osterfestes bestand in Deutschland noch lange eine Verschiedenheit zwischen Katholiken und Protestanten; aber auch diese wurde im Jahre 1775 auf Anregung König Friedrich's des Großen von Preußen beseitigt, und weicht seitdem der protestantische Kalender vom katholischen nur in den Benennungen der Sonntage und einigen anderen unwesentlichen Punkten ab.

Papst Gregor der Dreizehnte starb schon drei Jahre nach Vollendung des großen Werkes. Durch die vorstehend skizzirte Reform, welche seinen Namen trägt, hat er sich ein dauerndes Denkmal errichtet und ein Anrecht auf die Dankbarkeit der Nachwelt — und zwar nicht blos der katholischen — erworben; um so bedauernswerther erscheint sein sanatischer Jubel über die Pariser Bluthochzeit, die er durch ein feierliches Tedeum und eine in majorem Dei gloriam geprägte Denkmünze verherrlicht hat.

Herman Schmid's „Gesammelte Schriften" (Leipzig, Ernst Keil). Die Zahl der Erzähler, welche hierzu das beste frischen Born echter Volksschilderung schöpfen, ist in Deutschland von jeher keine große gewesen; die Nation der „Denker und Dichter" kann eben, ihrer Natur gemäß, nicht recht sein an naiven Talenten, an Gestern, die, selbst schlicht und unmittelbar empfindend, die Gestalten ihrer Dichtungen aus jenen Kreisen nehmen, wo in diesen Zeiten einer nivellirenden Ueberfeinerung schlichte Naturlichkeit noch am meisten angetroffen wird — aus den Kreisen des Volkes. Eine dieser seltenen, volksthümlich und aus dem Volke heraus schaffenden Dichternaturen war Herman Schmid. Was Jeremias Gotthelf für die Schweiz, was Fritz Reuter für Mecklenburg, das ist Herman Schmid für sein geliebtes Baierntand.

Nicht direct aus den unteren Schichten des Volks hervorgegangen, sondern vielmehr unter dem Volksgemüte einer akademischen Bildung herangewachsen, dabei aber in steter Fühlung mit dem Leben des Volkes und der Natur, brachte er für seinen volksschriftstellerischen Beruf vor allem zwei der wichtigsten Eigenschaften aus dieser Schule mit: einen hochgebildeten Geist und ein gesundes natürliches Gefühl: jener schützte ihn in seiner Production vor der Gefahr flacher und gesichtsloser Alltäglichkeit in Wahl und Bearbeitung seiner Stoffe; dieses befähigte ihn zum Verständniß und zur anschaulichen Wiedergabe alles Dessen, was das Herz des Volkes bewegt. Er stand denkend weit über dem Volke, befand sich aber fühlend mitten unter ihm, und so kam es, daß die Schöpfungen Herman Schmid's von jeher ebenso populär-natürlich wurden wie gebildeten Manne, wie vom einfachen Sohne des Volkes; so kam es ferner, daß seinen Erzählungen bei aller Leichtfaßlichkeit und Popularität stets ein ernstes künstlerisches Streben inne wohnt und daß sie nirgends die strenge ästhetisch-sittliche Durcharbeitung entbehren lassen, ohne die kein echtes Volksbuch denkbar ist.

Schmid ist ein Meister in der Situationsmalerei und in der Charakterzeichnung; auch was die technische Bewältigung seiner Sujets, die Gliederung und Führung der Handlung seiner Erzählungen betrifft, braucht er kaum einen Vergleich zu scheuen; er versteht, wie Wenige, seine Stoffe in der Fundamentirung, im Aufbau und in der Gipfelung wirkungsvoll zu gestalten, ohne dabei jemals in seichte Effectjagerei zu verfallen. Er verschmäht jeden seinesweges den Effect, aber er weiß ihn künstlerisch zu verwenden; er ist ein guter Colorist, aber niemals auf Rechnung der correcten Zeichnung seiner Gestalten. Sein Stoffgebiet ist kein weites, umfangreiches — um so gewissenhafter und tiefer gräbt er auf dem weise abgesteckten Terrain nach den Schätzen, welche dieses birgt: Charaktere und Verhältnisse der baierischen Bergbewohner weiß er mit einer Treue zu schildern, die etwas unwiderstehlich Ueberzeugendes hat, und vermöge seines ungewöhnlichen Schilderungstalentes gelingt es ihm, die verständnißvoll eingeschlossenen Naturbilder ebenso stimmungsvoll wie anschaulich zu zeichnen und sie stets mit großem Geschick da einzuweben, wo der Gang der epischen Darstellung als Ruhepunkt ein lyrisches Zwischenspiel fordert. Bald sind es die einfachsten Culturzustände, in welchen seine Scenen sich bewegen, bald Momente von geschichtlicher Bedeutung, die er zum Hintergrunde oder zum Mittelpunkte seiner Erzählungen macht, immer aber, wobei er seine Gegenstände auch nehmen mag, zeigt er sich als ein intimer Kenner der Volksseele, als ein feinfühliger Forscher auf dem Gebiet des Menschengemüths.

Zuerst trat Herman Schmid mit den Erzählungen „Der Greis" und „Unverhofft" an die größere Oeffentlichkeit, und zwar in Edmund Hoefer's „Stuttgarter Hausblättern". Es war kein besonderer Erfolg, den diese Geschichten erzielten, aber sie waren es doch vermögend, welche die immer wache und feine Witterung unfehlbar äußernde Aufmerksamkeit unserer verewigten Ernst Keil auf den baierischen Dichter lenkten. Einer freundlich an ihn ergangenen Einladung zum Eintritt in die Reihe der „Gartenlauben"-Mitarbeiter Folge leistend, veröffentlichte Herman Schmid seine „Huberbäuerin" als ersten Beitrag in unserem Blatte und liegt bei der großen Verbreitung, welcher die „Gartenlaube" sich schon damals (1860) erfreute, mit dieser Erzählung den Grund zu seiner nun schnell wachsenden Popularität, die, unterstützt durch die nimmer müde, werthätige Freundschaft Ernst Keil's, seiner Schaffenskraft fortan immer neue Nahrung und einen sie fegensreich anfeuernden Sporn bot.

Unsere Leser kennen die lange Reihe fesselnder und warmherziger Erzählungen, welche die „Gartenlaube" dem liebenswürdigen Dichter verdankt; wir heben aus der Zahl derselben hier nur auszeichnend hervor: „Almenrausch und Edelweiß", „Der baierische Hiesel", „Der Dommeister von Regensburg", „Der Habermeister", „Die Gasselbuben", „Die Zuwider-Wurzen" und „Der Loder".

All diese vortrefflichen und eine große Reihe anderer Geschichten bilden den Inhalt der 1867 von dem Verfasser derselben in Verbindung mit Ernst Keil veranstalteten billigen Volks- und Familien-Ausgabe der Schmid'schen Schriften; sie sind in der bisherigen Sammlung von zweiunddreißig Bänden lustig in Tausenden von Exemplaren verbreitet und in zweuer Auflage erschienen.

Zur Vervollständigung jener Ausgabe trägt nun die Verlagshandlung der „Gartenlaube" seit längerer Zeit die Schriften des zu früh verstorbenen Autors sorglam zusammen, um dieselben den vorangegangenen 32 Bänden als „Gesammelte Schriften von Herman Schmid" treuelte und letzte Folge" anzureihen. In pietätvoller Rücksicht auf die große Liebe und Achtung, welche Herman Schmid gerade in den Kreisen unserer Leser genießt, und abweichend von unserm Princip, das und die Besprechung belletristischer Erzeugnisse an dieser Stelle somit verbietet, haben wir nicht unterlassen wollen, auf jene „Neue Folge" der Schmid'schen Erzählungen hinzuweisen. Den zahlreichen Freunden der Muse unseres Dichters, ganz besonders aber den Besitzern der bisherigen Sammlung seiner Schriften, werden diese Schlußhefte derselben (2 bis 3 Hefte monatlich) ohne Frage besonders willkommen sein. Mögen sie dazu beitragen, dem verdienstvollen Erzähler der baierischen Berge ein dauerndes Denkmal zu setzen!

Im Verlage von Ernst Keil in Leipzig erscheint:

Herman Schmid's „Gesammelte Schriften". Volks- und Familien-Ausgabe. Dritte (letzte) Folge. Vollständig in 30 bis 35 Heften. Preis des Heftes 30 Pfennig.

Inhalt: Der Bauernrebell. — Die Geschichte vom Spötterl. — Im Himmelmoos. — Mütze und Krone. — Concordia. — Hund und Kalb'. — Rauf'sept. — Die Türken in München. — Ledige Kinder.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Das nächste Quartal werden wir eröffnen mit der ebenso fesselnden wie gehaltvollen Erzählung:

„Spätsommer" von C. von Sydow,

Verf. der allbeliebten Novelle „Dorette Rickmann" u. s. w. Einige weitere Erzählungen von verschiedenem Umfange werden im Verlauf des Vierteljahrs sich dem „Spätsommer" anschließen.

Aus der Reihe der zunächst auf dem Programme stehenden belehrenden und unterhaltenden Artikel heben wir hier nur hervor: **„Garibaldi"**, eine Charakteristik von **Johannes Scherr** (illustrirt von Professor Karl Werner), **„Gott von Berlichingen"** (auf Grund neuer Forschungen) von Karl Braun-Wiesbaden, **„Die Temperenzbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika"** von Rudolf Doehn, **„Populäre Vögel auf der Anstandgabel"** von Adolf und Karl Müller, **„Klein-Frankreich in New-York"** von Max Lorzing, **„Deutschlands erster Kriegsbaum"** (Wilhelmsbaum) aus hervorragender sachmännischer Feder, sowie ferner: **„Bilder aus Neu-Berlin"**, **„Die Fabrikation von Kriegsmaterial in der Grusou'schen Fabrik in Buckau"**, und **„Die deutschen Hospitäler im Auslande"**. Außerdem die Fortsetzung unserer Rubrik: „Um die Erde", welche einen besonderen Reiz noch dadurch gewinnen wird, daß unser Specialartik Rudolf Cronau soeben zu Begleitung des durch seine vortrefflichen Leistungen allbekannten New-Yorker Publicisten Udo Brachvogel das bisher wenig besuchte Yellowstone-Gebiet von Nordamerika bereisen hat. Ersterer wird fortfahren, seine interessanten Bilder zu zeichnen, während Letzterer die Cronau'schen Zeichnungen mit sensationellen Berichten aus jenem Wunderlande der neuen Welt begleiten wird.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von **E. von Sydow.**

„Im Schatten der Entsagung wächst der Wille;
Das Leben blüht im Sonnenlichen des Glücks."

1.

„Ja, meine Herren, es ist Mai; in diesem Jahre weiß auch ich einmal mit dem Fortgange des Frühlings Bescheid; denn — ich bin umgezogen," äußerte im Fluge der Unterhaltung, welche bei einem eiligen „Frühschoppen" stattfand, der Architekt Arndt gegen einige Bekannte, mit denen er des Vormittags in einem Locale der Hauptstadt zusammen zu treffen pflegte.

„Umgezogen? Mit oder ohne Familie?" fragte ein älterer Herr.

„Ohne! Ich habe die bevorstehenden Monate schärfer zu arbeiten, als sonst; deshalb mußte ich mich von der Mutter und den Geschwistern einstweilen trennen, um unabhängig zu sein."

„Haben Sie die Wohnung mit dem Gärtchen genommen?" erkundigte sich ein jüngeres Mitglied der Tafelrunde.

„Ja, die ‚mit dem Gärtchen'!" erwiderte Arndt, flüchtig lächelnd. „Ich würde Ihnen dieses Stückchen gepachteten Residenzfrühlings von Herzen gern überlassen."

„Ich bin es gewohnt, daß man in Berlin über meine Naturschwärmerei spottet," meinte der junge Mann aus der Provinz bescheiden.

„Ah!" sagte Arndt, indem er nach der Uhr sah und sich hastig erhob, „Sie nennen solch ein Bischen gedrechselten Strauchwerkes ‚Natur'? Wir Berliner denken höher von der Natur, obgleich wir sie nicht kennen. Wir sind eben in Allem blasirt. — Auf Ihr Wohl, meine Herren!" Bei diesen Worten stürzte er den Rest seines Seidels hinunter, grüßte und entfernte sich.

Arndt war stets der Letzte, welcher kam, und der Erste, welcher ging. Aber wenn er einmal ganz fehlte, fühlte man sich unbehaglich. Er war entschieden ein bedeutender Mensch, und wenn er keinen sehr anziehenden Gesellschafter abgab, so lag das in seinen besonderen Verhältnissen.

Die Mitglieder des „Frühschoppens" waren durchaus einer und derselben Meinung, was die Vorzüge Georg Arndt's betraf. Fast seit er erwachsen war, hatte er als ältester Sohn einer verwaisten Familie für den Lebensunterhalt der Seinen zu sorgen gehabt. Seine Kräfte — die physischen wie die moralischen — waren an dieser Aufgabe erstarkt, aber die stolzen Träume eines lebhaften Knabenherzens vor den harten Anforderungen der Pflicht zu Schanden geworden. Arndt's Charakter hatte in den Kämpfen des Lebens-Rahrung gefunden, aber seine Phantasie hatte hungern müssen. Statt — wie es ein junger Architekt doch soll — über Länder und Meere zu ziehen und die großen Nationalbauten der Völker unter ihrem heimischen Himmel zu schauen, oder die Denkmale eines einzelnen Genius dort zu erblicken, wo die Natur sie dem Geiste des Künstlers gleichsam vorgedacht hat, und sie nun wie in dankbarer Huldigung mit einer stillen, großen Harmonie umgab — statt an alle jene Orte zu gehen, welche seinen Geschmack gereift und sein architektonisches Urtheil erweitert haben würden, hatte er sich und seine Fähigkeiten auf den gemeinen Markt des Lebens zu stellen gehabt.

Er hatte es gern gethan, weil er der Stimme einer natürlichen Pflicht gehorchte und die Seinen liebte, wie jeder Starke den Schwachen liebt, welchem er wohlthut — ja, er hatte es gern gethan, weil er sich trotz alledem zu seiner Aufopferung zwingen mußte und es keine größeren Triumphe giebt als Selbstüberwindung. Aber je größer der Triumph, desto heißer wohl auch der Kampf, welcher ihn errungt. Die ironischen Falten und Fältchen um Arndt's Mund und Schläfe waren die Narben der tief in das Lebensmark einschneidenden Wunden, welche ihm solch ein Kampf wieder und wieder geschlagen hatte.

Wer Arndt indessen einmal kannte, so wie er jetzt war, hätte diese ironischen Fältchen kaum entbehren mögen; denn sie machten sein regelmäßiges Gesicht, das im Uebrigen — wie auch seine ganze Erscheinung — etwas monumental Großartiges hatte, erst zu dem, was man „interessant" nennt.

Auch hatte die Ironie des Architekten Arndt weder eine ätzende Schärfe, noch einen geistreich decorativen Anstrich, obgleich sie aus Resignation geboren war. Das lächelnde Berühren schmerzlicher Gegensätze gehörte nur in so weit zu seinem thatkräftigen Wesen, als auch ein intimer Freund gewissermaßen zu uns selbst gehört: der tägliche Gedankenaustausch mit ihm ist uns ein Bedürfniß geworden, doch der Kern des Wesens kann dabei selbstständig bleiben.

Einige Tage nach dem gelegentlichen Gespräch über seinen Wohnungswechsel wurde Arndt auf der Straße von dem jungen Manne aus der Provinz angeredet und bis in die unmittelbare Nähe seines neuen Domicils begleitet. Der „Naturschwärmer" brachte alsbald wieder das Gärtchen auf's Tapet und gestand, daß er Arndt täglich mehr um die Erlaubniß seines Werthes beneide, daffelbe benutzen zu dürfen.

Der Architekt schnitte den Reden seines Begleiters nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit: denn er hatte den Kopf voller Geschäfte.

„Ja, ja," sagte er schließlich, „ich gebe Ihnen zu, daß ich in der Verachtung des Gärtchens wieder höchst anspruchsvoll bin. Ich liebe aber nun einmal keine halben Genüsse — vielleicht, weil ich niemals in der Lage war, eine halbe Arbeit zu thun."

Digitized by Google

„Nun, über den Geschmack ist nicht zu streiten: mir — und wenn es auch nur wenige Augenblicke des Tages sind — würde der Aufenthalt ....“

„Wissen Sie, mein Bester,“ unterbrach Arndt den jungen Mann, „es sind doch in den meisten Fällen wirklich nicht die Dinge an sich, die den Werth einer Sache ausmachen, sondern das Unsichtbare, der Eigenthümliche um sie her — ich meine: die Stimmung, welche sie einhüllt und sozusagen trägt, ungefähr wie die Sphäre den Wetterhorn trägt. Und ich muß Ihren Wahn bewundern, daß man in Berlin, unmittelbar an einer lebhaften Straße in einem sechs Fuß breiten Garten diese Stimmung antreffen könnte, selbst wenn man Zeit hätte, sie zu suchen.“

Arndt hatte kaum ausgeredet, als er sich plötzlich von seinem Gefährten abwandte und das lebhafte Gesicht mit einem aufhorchenden Ausdruck gegen das besprochene Vorgärtchen kehrte — aber nur eine Sekunde lang; dann widmete er sich wieder dem jungen Manne, und dieser bemerkte nicht, daß etwas Zerstreutes in den Zügen des Architekten zurück geblieben war.

Nach wenigen Schritten trennten sich die beiden Herren: denn Arndt war vor seiner neuen Wohnung in Nummer Elf angelangt. Er zögerte, bevor er die Klingel des Portiers drückte, und als er es schließlich dennoch that und im männlichen Augenblick die Hausthür aufsprang, zog er dieselbe hastig wieder von außen zu, sah mechanisch die Straße herab, auf welcher sein jugendlicher Bekannter bereits verschwunden war, und trat dann zögernd mit einem eigenthümlichen Lächeln der Selbstverspottung in das seither verschmähte Paradies des kleinen Gartens ein.

Derselbe lief als schmaler Streifen die Front des Hauses entlang und erweiterte sich nach der einen Giebelseite hin zu einem kleinen Viereck. Er war nach der Straße zu mit eisernem Gitterwerk und spanischem Flieder eingefaßt, und das kleine viereckige Hauptstück wurde durch eben dieselbe Umfriedigung von den zu Nummer Zehn gehörigen Gartenanlagen getrennt; nur daß hier die Fliederbüsche schon etwas höher waren, weshalb sie die Aussicht aber richtiger gesagt: die Einsicht hinderten.

Trotzdem war es der Nachbargarten, welcher Arndt in diesem Augenblick seine Abneigung gegen das „Gärtchen“ überwinden ließ; denn in ihm hatte er vorhin von der Straße her Stimmen zu vernehmen geglaubt, welche ihn interessirten.

Schon während der ersten Wochen des Mais war er mehrmals beim Hinaustreten auf die Straße oder bei der Heimkehr in's Haus an einer jungen Dame vorübergegangen, welche einen fünf bis sechsjährigen Knaben an der Hand führte. Beide waren, wie er bald bemerkte, Bewohner des Nachbarhauses und hatten ihm seit der ersten Begegnung lebhafter sich beschäftigt, als andere Vorübergehende.

Sie sahen sich nicht ähnlich. Der Knabe war auffallend hellblond, und hatte sehr lebhafte, phantastische blaue Augen und einen großen, ungewöhnlich sprechenden Mund, gegen welchen die kleine abgestumpfte Nase merkwürdig zurücktrat. Die Dame dagegen war entschieden dunkelhond, und die Züge ihres feinen Gesichts, in welchem die leicht gebogene Nase als besonders schön auffiel, wiesen auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit denjenigen des Knaben auf. Trotzdem waren Beide Mutter und Sohn; denn Arndt hatte öfter im Vorbeigehen gehört, daß der stets anzugreifende und, wie es schien, namentlich bestädtig fragende Knabe seine Begleiterin „Mama“ nannte.

Sonderbar! Wie konnten Mutter und Sohn sich so unähnlich sein? Auch die Augen der Dame erinnerten in nichts an die ihres Sohnes; es waren große rehbraune, etwas verschleierte Augen mit einem geheimnißvollen, vorzugsweise sinnenden Ausdruck, der nur dann einen kurzen Aufleuchten wich, wenn der interessante Knabe sie etwas fragte und sie sich, lebhaft aufwortend, zu ihm wandte, offenbar überrascht oder erfreut über den Gegenstand, wie über die Art seiner Erkundigung. Wenn Arndt sie nicht von Anfang an mit dem Knaben zusammen gesehen hätte, würde er sie für ein ungewöhnlich fesselndes junges Mädchen mit schönen, aber eigenthümlich frauenhaften Augen gehalten haben.

Wer mochten Mutter und Sohn sein? Trotz unzähliger geschäftlicher Dinge, die ihn gerade jetzt belagerten, war Arndt doch immer wieder auf diese Frage zurückgekommen; der Knabe war eben kein gewöhnlicher Knabe und seine Mutter keine alltägliche Frau — sie interessirten ihn.

Deshalb gab er auch jetzt diesem eigenthümlichen Interesse nach und folgte ihren immer deutlicher werdenden Stimmen bis in die äußerste Ecke des Gärtchens, in welcher das Grenzgebüsch am höchsten war. Hier hatte der Wirth einen kleinen grünen Kasig angebracht, welchen er eine Laube nannte, und als Arndt jetzt in denselben eintrat, bemerkte er, daß sich in unmittelbarer Nähe des dieseitigen Gartenhäuschens auch ein jenseitiges befand.

Der Wirth hatte vor Kurzem seine Laube in Ordnung gebracht, das heißt: alle herabhängenden Zweige möglichst straff und gerade in die Höhe gebunden, wodurch an der einen Stelle eine kleine Lücke und somit ein Durchblick nach dem anstoßenden Garten entstanden war.

Diesen zu benutzen, konnte sich Arndt — trotz inneren Widerstrebens — nicht enthalten, und als er durch die Oeffnung des Gebüsches blickte, sah er, daß die Mutter auf einem niedrigen Stühlchen unter einem dreiästigen Obstbaum saß, welcher sich aus der Mitte des grünen Rasenplatzes erhob, der einen Hauptheil ihres Gartens ausmachte, während der Knabe mausgesetzt um den Platz herumlief und mit hochrothem Gesichte einen Reifen vor sich hertrieb.

Arndt's Blick blieb mit ungetheiltem Interesse auf der Mutter haften, welche er zum ersten Male in Hauskleidung, das heißt: ohne Hut und Umhang, sah. Sie trug glattgescheiteltes Haar und am Hinterkopfe eine starke Flechte, welche sie geschmackvoll um einen hohen Kamm gelegt hatte. Glanz hatte ihr Haar nicht, aber Arndt fand, daß die große Schlichtheit desselben gut zu dem feinen Gesichte und dem zarten Teint stand. Ihre Gestalt war schön und jugendlich voll, und es war gut, daß der zierliche Kopf von einer solchen getragen wurde, weil die ganze Erscheinung sonst einen fast zu idealen Ausdruck gehabt hätte.

Sie hatte Arndt das Profil zugekehrt; um ihren Mund lag ein schwärmerischer Zug, und die nicht ganz regelmäßig gebildete Stirn hatte etwas Gedankenvoll-Energisches.

Plötzlich wandte sie sich so, daß er ihr auch voll in die Augen sehen konnte. Sie ließ ihre Handarbeit in den Schooß sinken und blickte lebhaft nach dem Knaben.

„Es ist heiß, Curt; laufe Dich nicht außer Athem!“ rief sie mit tiefem, weich-metallenem Organ.

„O, ich hab' noch viel Athem. Hör' mal, Mama!“ antwortete er wichtig, ließ den Reifen mitten im Wege liegen, stürzte auf sie zu und athmete mit ausgerengter Miene immer schnell hinter einander, indem er sich dabei auf die kleine Brust klopfte.

„Es ist schon gut, Narr; ich höre, wie prächtig Du athmen kannst,“ sagte sie und streichelte ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Fürsorge das kleine glühende Gesicht. — Da sah auch der Junge zu ihr empor, und in seinen Augen blitzte es vor leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf, sodaß sich die Pupillen erweiterten und die Augen auf Sekunden ganz dunkel erschienen. Auch lächelte er dabei so lieblich und glückstrahlend, daß er für einen Knaben fast unnatürlich hold aussah.

„Wart'!“ sagte die Dame plötzlich und fuhr ganz leichtfüßig wie ein Kind empor. „Sieh' zu, ob Du mich greifen kannst!“

Der Kleine war außer sich vor Vergnügen, und unter lebhaftem Wetteifer liefen Mutter und Sohn mehrmals um den Rasen, bis die junge Frau schließlich zuerst das Ziel erreichte.

Sie stand jetzt wieder einen Augenblick mit dem Antlitze voll gegen Arndt gewandt; und ihm war, als sähe er plötzlich ein völlig verwandeltes Wesen vor sich. Ein wunderbar rührender, fast kindlicher Liebreiz hatte sich über ihre interessanten Züge ergossen. Ihre zarten Wangen glühten, und aus ihren großen frauenhaft ernsten Augen brach ein unschuldiges Schelmengtück hervor, das neckend, wie leuchtender Sonnenglanz, zu ihrem kleinen Gefährten hinüberspielte.

Doch alles dies war wie eine Fata Morgana — flüchtig, wie eine zauberhafte Spiegelung, welche dem Auge Dinge zeigt, die für gewöhnlich nicht in dem Kreise des Sichtbaren liegen.

So wie Arndt sie eben gesehen hatte, war sie vielleicht als Kind, als muthwilliges Mädchen gewesen; so hatte sie vielleicht gelacht und geblickt, ehe sie Frau geworden war.

Während der ungewöhnlich belustigte Curt mit erneutem Eifer sein Reifenspiel wieder aufnahm, setzte sich die Mutter auf ihr gebrechliches Plätzchen zurück; ihr Blick wurde wieder innig gedankenvoll; ihre Bewegungen nahmen das alte sanfte Ebenmaß an, welches sie auszeichnete, und nur ihre Wangen waren noch lebhaft gerötbet, als sie sich mit nachholendem Eifer über die Handarbeit beugte.

Digitized by Google

Plötzlich hielt der nun ziemlich athemlose Knabe in seinem Spiel inne, blieb vor ihr stehen und fragte:

„Wenn man stirbt, hat man dann auch noch Athem?“

„Nein, Kind!“

„Sag' mir mal, wie das ist beim Sterben!“ bat er lebhaft. „Die Seele verläßt den Körper und fliegt in den Himmel.“

„Ach! Was ist das — die Seele?“

„Alles, was in Dir nachdenkt, was in Dir traurig ist und sich freut, das ist Deine Seele,“ antwortete die junge Frau und blickte aufmerksam in die strahlend auf sie gerichteten Augen des Kindes. „Die Seele ist das Licht, welches das Haus hell macht und aus Deinen beiden Augen herauslechtet,“ fuhr sie dann fort. „Ja, so ist es; — gieb mir einen Kuß, Curt!“

Diese letzten Worte hatte sie ganz leise gesprochen — sie war leidenschaftlich bewegt.

„Mehr! Erzähl' mir mehr vom Sterben, Mama! Jeder Mensch stirbt doch blos ein Mal, nicht wahr?“ fragte er dann plötzlich.

Da erblaßte die junge Frau und hob langsam den Kopf. Dann legte sie leise ihre Hand auf die Schulter des Kindes.

„Ja, nur einmal; es ist, als ob ein Licht ausgeblasen wird,“ sagte sie eigenthümlich kalt.

„Mama! Wer bläst denn das Licht aus? Der liebe Gott?“

Sie antwortete nicht und strich gedankenversunken mit der flachen Hand über ihre Arbeit. Da half sich der Knabe selbst.

„Ja, der liebe Gott thut's,“ rief er. „Der liebe Gott mit seinem langen, langen Athem. O, so lang — so ganz, ganz lang! Und dann stirbt der Mensch, und dann geht's mit einem Ruck in den Himmel. — Weißt Du noch mehr vom Sterben, Mama?“

„Nein, Curt.“

„Ach, sag' doch!“

„Curt!“

Beschämt schlich der Knabe davon, aber er konnte sich nicht völlig beherrschen; noch einmal drehte er sich um.

„Ich möcht's doch so schrecklich gerne wissen.“

„Hast Du mich lieb?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf, und kaum hatte sie es ausgesprochen, als das ungestüme Kind mit lautem zärtlichem Aufschluchzen in die Arme seiner Mutter stürzte. — —

„Es ist, als ob ein Licht ausgeblasen wird.“

Arndt konnte in den folgenden Wochen diese Worte gar nicht wieder vergessen und wußte nun gewisser als zuvor, daß es etwas in dem Leben seiner Nachbarin geben müsse, das sie erst zu dem gemacht hatte, was sie jetzt war.

Aber abgesehen von der eigenthümlichen Bedeutung, welche sie selbst diesen Worten zu geben schien und die auch er sofort nachempfunden hatte, erhielten dieselben bald einen besonderen Werth in seiner Erinnerung, waren sie doch so ziemlich das Letzte, was er zur Zeit von seiner interessanten Nachbarin hören sollte.

Dagegen trat ihm der Knabe noch einmal näher, ja kam sogar auf originelle Weise in persönliche Berührung mit ihm.

Die Jahreszeit war schon bis an die Grenze von Sommer und Herbst vorgeschritten, als Arndt an einem sonnigen Nachmittage in Erwartung eines Geschäftsfreundes hastig den kleinen, ihm nachgerade ganz vertraut gewordenen Garten auf- und niederschritt. Plötzlich flog ein bunter Ball vor ihm auf den Kiesweg und rollte in die vom Regen der verflossenen Nacht herabgeschlagenen Blätter. Gleichzeitig wurde es im Nebengarten lebendig.

„O Mama, mein Ball, mein Ball!“ rief der Knabe, während Arndt den verlorenen aufhob, „er ist in den fremden Garten geflogen!“

Arndt hielt den Ball in der erhobenen Rechten; er mußte lächeln über ein seltsames Gefühl von Feierlichkeit, das sich seiner bemächtigte. Geberde er sich nicht, als ob das bunte Kinderspielzeug in seiner Hand eine kleine aus ihren Bahnen gestürzte Welt sei? Noch eine Secunde zögerte er; dann warf er schnell den Ball hinüber.

„Danke!“ jubelte es sofort hellsönig auf. „Bist Du auch ein Junge oder bist Du ein Herr?“

„Ein Junge!“ rief Arndt neckend.

„Ha! Das ist nicht wahr. Du hast ja eine Brummstimme,“ antwortete der übermüthige Kleine, diesmal mit Absicht den Ball über das Gebüsch fortschleudernd.

„Hohp!“ rief Arndt, ihn wieder zurückwerfend, und so flog das Ding eine gute Weile unter dem beständigen Gelächter Curt's, hinüber und herüber.

Endlich, als sich der Ball wieder einmal in Arndt's Händen befand und er eben im Begriff war, ihn auch diesmal zurück zu befördern, rief Curt:

„Nein! nein! Ich komm' und hol' ihn mir selbst.“

„Desto besser, kleiner Nachbar!“ antwortete Arndt ermuthigend.

„Mama, ich will! — Soll ich? Ach ja! Es macht so schrecklich viel Spaß: Selbst holen, bitte, bitte!“

Die Mutter schien flüsternd ihre Erlaubniß zu ertheilen, und einige Minuten später empfing Arndt den Knaben am Eingange seines Gärtchens, wohin er ihm entgegen gegangen war. Der Kleine kam eilig herangelaufen, als er aber dem fremden Manne gegenüberstand, wurde er doch vor plötzlicher Verlegenheit dunkelroth.

„Nun?“ sagte Arndt, „es freut mich sehr, daß Du mich besuchst. Komm herein! Warum wolltest Du Deinen Ball denn so gerne selbst abholen?“

„Ha! Ich wollte wissen, wie Du aussiehst!“

„So? Nun, wie gefalle ich Dir denn?“

„O — sehr schön. — Bist Du schon sehr alt?“

„Fünfunddreißig,“ antwortete Arndt außerordentlich amüsirt.

„Und wie alt ist Deine Frau?“

„Ich habe keine. Aber Du, mein kleiner Nachbar, hast gewiß Brüder? Wie?“

„Nein! Ich bete immer, Papa soll mir einen schicken, aber er thut's nicht.“

„Wo ist denn Dein Papa?“ fragte Arndt lebhaft.

„Im Himmel! Schon bald zwei Jahre!“

Arndt war gedankenvoll stehen geblieben. Eine weitere Frage schwebte ihm auf den Lippen; doch in demselben Augenblicke sah er von der Straße her den erwarteten Freund herantreten, und kaum hatte er noch so viel Zeit, sich nach dem Namen des Kleinen zu erkundigen, ihn herzlich zu verabschieden und zu einer baldigen Wiederholung seines Besuches einzuladen, welche Curt auch auf das Eifrigste zusagte.

Es war Arndt Ernst mit seiner Aufforderung an das Kind gewesen, und als mehrere Tage vergingen, ohne daß sich dasselbe bei ihm blicken ließ, wurde er eigenthümlich enttäuscht; durch die Berührung mit dem Knaben und mittelbar mit seiner Mutter war etwas wie ein leiser Hauch in das hastige Treiben seines abstumpfenden Geschäftslebens gekommen, und er hätte gern mehr von diesem Hauche genossen, um ihn heimischer in sich werden zu lassen. Seit er wußte, daß seine Nachbarin Wittwe sei, war vielleicht seine Sympathie für sie um ein Geringes kühler geworden; denn es berührte ihn fremdartig, daß in ihrem Wesen keine unausgefüllte Lücke zu bemerken war. Mochte die junge Dame auch vorzugsweise ernst geklimmt sein, immerhin hatte ihr augenblickliches Sein etwas durchaus Harmonisches — weder etwas Zerrissenes noch etwas Gebrücktes, und eben das widerstrebte seiner energischen Empfindungsweise. Dagegen war das ungewöhnlich lebhafte objective Interesse, welches seine Nachbarin von vornherein in ihm erweckt hatte, nur noch gewachsen, seit jenes psychologische Räthsel, das ihr ganzes Auftreten umwebte, ihm durch die Enthüllung des Knaben unauflösbarer denn je erscheinen mußte. Ja, er gab sogar zur Zeit diesem Interesse so weit Raum, daß er eines Tages wirklich im Begriffe stand, der Dame geradezu seinen Besuch zu machen, indem er sich sonngewandtheit genug zutraute, sein im Uebrigen unbegründetes Erscheinen als eine den Kleinen geltende Gegenvisite hinzustellen, und nur das unvermuthete Dazwischentreten des Knaben selbst hinderte ihn an der Ausführung seiner Absicht. Curt begegnete ihm nämlich, als er bereits im Begriffe war, in das Nachbarhaus einzutreten. Auf Arndt's Frage, warum er noch nicht wieder bei ihm gewesen sei, erwiderte der Kleine unbefangen:

„Mama sagt, ich hätte nichts bei dem unbekannten Herrn zu suchen.“

Diese Antwort war natürlich entscheidend für Arndt; ebenso schnell, wie er gekommen war, kehrte er wieder um.

„Schade,“ dachte er bei sich selbst; „sehr schade! — Man begegnet so selten interessanten Leuten — immer sind es dieselben Dutzendausgaben — und hier . . . es soll mich doch wundern, was aus diesem Knaben wird.“

Auch würde er gern noch erfahren haben, ob die Dame wirklich die leibliche Mutter Curt's sei. Er bezweifelte es zuweilen; denn er meinte, gegen sein eigen Fleisch und Blut wäre Niemand von so aufopfernder Geduld, wogegen wohl eine edle

Digitized by Google

und gebildete Frau fähig sein könne, ein Stieklind mit völliger Selbstaufopferung und einer frommen, an Andacht grenzenden Scheu zu erziehen.

Der Kleine begleitete ihn noch bis an die Hausthür; dann sagte er sehr entschieden:

„So — weiter nicht! — Sag' einmal, ist es hübsch in Deinen Stuben?"

„Nicht besonders!"

„Das freut mich wenigstens!" und damit trollte das eigenthümliche kleine Menschenkind davon.

Dies war auch das Letzte, das Arndt zur Zeit von dem Knaben selbst vernahm, und da er schon vierzehn Tage später in einen fast entgegengesetzten Stadttheil zu seiner Familie zurückkehrte, durfte er sich kaum darüber wundern.

2.

Jahre waren vergangen: ein Tag harter Arbeit hatte den anderen gedrängt und wie eine eherne Kette sich das Leben um die Seele des rastlosen Mannes geschmiedet. Er hatte die aufgebürdete Last, wie bisher, ohne Murren getragen, aber mehr und mehr sich älter gefühlt — älter als er war. —

Nichts von den Dingen der Außenwelt verstimmt so, wie ein trüber Sommertag. Ja, er kann mehr als verstimmen; denn er hat etwas in sich Verfehltes.

So ein Tag war heute. Wohin das Auge sah, öde, einförmiges Grau! — Unmerkbar war die trübe Nacht in einen trüben Tag übergegangen. Schlaff und ausdruckslos spülte die Ostsee ihre farblosen Fluthen gegen den blassen Strand, und der Himmel hing schwer, wie eine leblose Masse über Meer und Erde. Fröstelnde Mißstimmung ging durch die ganze Natur, in welcher sich nichts regte, als ein leiser naßkalter Morgenwind.

Trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — schritt der einsame Wanderer, den sein Weg unmittelbar am Ufer entlang führte, rüstig aus. Wenn er ein Maler war, so hatte er allerdings ein ganz besonderes Recht, sich für wenig begünstigt zu halten und — fern von einem liebevollen Eingehen auf die landschaftliche Umgebung — seinem Aerger in ungebndiger Hast befreienden Ausdruck zu geben!

Aber nicht jeder einsame Wanderer an der Küste Rügens muß ja durchaus ein Maler sein! Der in aller Frühe hier so eilig Ausschreitende war der Architekt Georg Arndt.

Die brütende Sommerhitze der Residenz hatte ihn nach langen Jahren unausgesetzter Arbeit zum ersten Male wieder auf Urlaub getrieben. Er wollte sich eine bis zwei Wochen lang durch Rügensche Seebäder stärken und dann höher hinauf in den skandinavischen Norden gehn, wohin ihn das besondere Interesse einer Gesellschaft von Berufsgenossen führte, in deren Auftrag er mehrere alte Kirchen Norwegens zu besichtigen hatte.

Ein Fremd von weiten Märchen und möglichst großer Unabhängigkeit, hatte er die üblichen Reisegelegenheiten der Insel, als da sind: kleine saubere Raddampfer, primitive Segelboote und noch primitivere Einspänner, unberücksichtigt gelassen, und nun war er auf dem Wege zu dem kleinen Dorfe, in welchem er Quartier nehmen wollte.

Wer ihm begegnet wäre, würde wohl bemerkt haben, daß er, abgesehen von der Zufälligkeit eines trüben Tages, nicht zu den sorglosen Vergnügungsreisenden gehörte. Ueber der selbstbewußten Kühnheit seiner breitgewölbten Stirn lag ein Schatten, älter als die Regenwolken des heutigen Morgens, und das kluge Auge, welches unter derselben aufblitzte, blickte ernst und gedankenvoll.

Trotzdem nahm sich seine Erscheinung eigenthümlich an dem stillen Strande aus; denn seine energischen Bewegungen standen nicht im Einklang mit dieser sonnenlosen Natur, die gleichsam in mürrischer Trägheit dalag, um den drohenden Regen widerstandslos über sich ergehen zu lassen.

Mitterweile fielen wirklich die ersten schweren Tropfen und zerplatzten auf der See in großen weißen Blasen, welche die bleierne Eintönigkeit des Wassers wunderlich unterbrachen.

„Endlich!" sagte Arndt, als hätte er den Regen förmlich ersehnt.

Und kaum hatte er es gesagt, als die lähmende Stille um ihn her in ein ungeheures gleichmäßiges Rauschen überging. Man mochte blicken, wohin man wollte, rechts und links — vor und zurück — man sah Nichts als Ströme herabfallenden Regens; es war, als hätte sich die Welt in Wasser aufgelöst und die unerschöpflichen Meere der Höhe ergössen sich in das Meer der Tiefe. Arndt warf sein Plaid um die Schultern, drückte den Hut in die Stirn und marschirte womöglich noch schneller als zuvor.

Plötzlich blieb er stehen und sah um sich: er hatte die Specialkarte der Insel ziemlich genau im Kopfe und wußte, daß kein größerer Ort in der Nähe sein konnte, aber möglicher Weise lag jenseits der Dünenkette irgend ein vereinzelter Bauernhof.

Doch nichts Derzleichen war zu erspähen; nur das schwarzgetheerte Dach einer bretternen Badehütte lugte melancholisch über die grauen Sandhügel herüber. Kaum hatte Arndt dasselbe entdeckt, als er seine Schritte landeinwärts lenkte und in die Dünen eindog. Daß die Hütte verschlossen war, machte ihn nur eine Secunde lang stutzig; mit der spitzen Zwinge seines Stockes fuhr er in die Oeffnung des Schlüsselloches, schob den ländlich einfachen Mechanismus zurück und öffnete die Thür, welche er dann von innen wieder hinter sich heranzog.

Wie ein lebendig Begrabener stand er in dem kleinen dunklen Raume, der so niedrig war, daß er in ihm kaum das Haupt aufrecht halten konnte.

Er tappte an den Wänden entlang und stieß nach wenigen Griffen an eine hölzerne Schiebe-Oeffnung, die sogleich zurückging und ein trübes Dämmerlicht hereinließ. Nun nahm er Hut und Plaid ab und hing diese durchnäßten Gegenstände an der Wand auf; dann trat er an das Fensterchen und sah eine lange Weile hinaus; wann wohl das Schicksal einmal müde wurde, ihn zu verfolgen?

Etwas wie titanischer Trotz zog sich auf seiner Stirn zusammen, während sein lebhaftes Auge verständnißvoll über das traurig-öde Bild flog, das sich ihm durch den engen Rahmen der Oeffnung darbot. Eine halbe Stunde nach der andern verging, und es lag eine seltsame, fast unheimliche Gesetzmäßigkeit in dem langsamen bleischweren Herabfallen des Regens, ob er sich nun rechts in die todte See ergoß, oder zur Linken auf die bereits triefenden Dünen herniederklatschte.

Und alles in Allem hatte diese trübe, ungastliche Landschaft etwas geheimnißvoll Erregendes: ihr Anblick verdichtete alle Gedanken, und die trübe Stimmung, welche daraus erwuchs, störte feindselig jede beunruhigende Saite des Gemüthes auf, um sich trotzdem wie Blei an die Schwungkraft der Seele zu hängen.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Frauenlob.

Sechshundert Jahre sind es her — da lebte im goldenen Mainz ein Dichter, dessen Liederruhm das ganze Abendland erfüllte. Er hatte sein Leben dem Cultus der Frauenverehrung geweiht, und als sein Schwanenlied verklungen, sein Augenstern auf immer erloschen war, da trugen ihn holde Frauen auf blumenbekränzter Bahre nach dem Kreuzgange im Mainzer Dome, stimmten Trauergesänge an, streuten Rosen und gossen Wein in Fülle auf des todten Dichters Gruft. Es war der große Dichter-Rasael, der gottbegnadete Sangespriester Heinrich Frauenlob, dem diese Todtenfeier galt, eine Huldigung, so sinnig und würdig zugleich, wie eine ähnliche selbst im alten Griechenland nie einem Homeriden zu Theil wurde.

An Leib und Seele schön und rein, ein Fürst im Königreich der Liebe, ein Glaubensheld voll Duldung und Milde, war Frauenlob im Lied und Leben der geborene Preissänger des Ewigweiblichen, lange bevor Schiller's Mahnung: „Ehret die Frauen!" erging.

Ueber Herkunft und Schicksal des Meisters waren seither keine näheren Mittheilungen bekannt; nur Vermuthungen gelangten darüber in die Oeffentlichkeit. So meinte ein Geschichtsforscher,

Digitized by Google

Begräbniß des Frauenlos. Nach dem Oelgemälde von R. Bendemann

Digitized by Google

Frauenlob sei wahrscheinlich von Geburt ein Elsässer, ein anderer, er stamme aus Meisenheim ꝛc., während die Mehrzahl der Literarhistoriker annahm, er sei aus Meißen in Sachsen gebürtig. Letztere Annahme war insofern erklärlich, als ein Zeitgenosse Frauenlob's, der bekannte Minnesinger Markgraf Heinrich von Meißen, mit dem er nicht selten verwechselt wird, dorther stammte. Warum aber nicht früher Licht in dieses Meinungsdunkel gelangte, mag in der Bequemlichkeit des Schlusses vom Namen auf den Geburtsort, wie auch in der Unmöglichkeit, die durch den Mainzer Dombrand 1793 vernichtete Dombibliothek zu benutzen, seine Erklärung finden; denn daß dieselbe über einen Mann von Frauenlob's Bedeutung, der sogar im Dome selbst und auf so einzige Art begraben wurde, wichtige Aufschlüsse enthalten mußte, unterliegt wohl keinem Zweifel. Unter dieser Voraussetzung hat denn auch ein Mainzer Geschichtsforscher, Professor N. Müller, vor der erwähnten Katastrophe die Dombibliothek durchsucht und dabei wirklich eine Reihe auf Frauenlob bezüglicher Handschriften aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert excerpirt, jedenfalls um dieselben später bei einer wissenschaftlichen Arbeit zu verwenden. Müller starb, und seine Auszüge gelangten mit anderen seiner Manuscripte in einen Archivschrank der Mainzer Stadtbibliothek, wo sie in jahrelanger Vergessenheit lagen.

Durch Zufall fielen sie dem Verfasser dieser Skizze in die Hände, und gaben so Veranlassung zu seiner rhythmischen Erzählung über Frauenlob's Leben und Dichten (Mainz, Verlag von Victor von Zabern, 1881. 2. Auflage). Nach Müller's Auszügen ist Frauenlob zu Mainz im Jahre 1270 geboren und sein genauer Familienname, einem Meisenvogel in seinem Wappenbilde entsprechend, Heinrich zur Meise oder Henricus ad parum. Sein Vater war der Stadtrath Diether zur Meise, seine Mutter eine Brentya von Guldenrade. Ein älterer Bruder Alban, der frühe starb, und zwei Schwestern, Jutta, die den Klosterschleier nahm, und Liba, die aus Gram über die Treulosigkeit ihres Geliebten hinwelkte, sind seine Geschwister. Für erste Pflege und Bildung des vielversprechenden Knaben sorgte außer der edlen, aber kränklichen Mutter die treue Wärterin Maria Barbat, eine reichbegabte, harfenspiel- und liederkundige Frau, der sich im Anfange noch eine junge Bäuerin, Monika, als Amme gesellte. So genoß Frauenlob schon in der Wiege derjach der Frauen Liebe.

Ein Jahr alt, konnte er gehen und viele Worte sprechen; zweijährig betete er ohne Hülfe das Vaterunser, und nachdem er im sechsten Lebensmai den Pater Justus Ladislus vom Albanskloster zum Lehrer erhalten hatte, konnte er in kürzester Frist lesen, schreiben, rechnen und singen, ja sogar Verse reimen. Unter den Spielgenossen seiner Kindheit hervorragend, sicherte ihm schon damals überall seine Ueberlegenheit den ersten Platz.

Doch mehr als das lante Getriebe der Außenwelt reizte ihn die stille Burgcapelle. Oft kniete er dort in einsamer Andacht vor dem Altarbilde und kränzte es mit Blumen. Schon hier, im zartesten Knabenalter, tritt Frauenlob's stark ausgeprägte Religiosität und ein ungewöhnlicher Hang zur mystischen Schwärmerei hervor, Eigenschaften, die alle seine Werke, nicht immer zu deren Vortheile, kennzeichnen. Jetzt bringt sein Vetter, der Hofmarschall Arnold zur Rasen, den dreizehnjährigen Jüngling an den kurfürstlichen Hof, und Kurfürst Werner findet Wohlgefallen an dem jungen Schwärmer; er giebt ihm eine Domherrnpfründe und sucht ihn zum Eintritt in den Priesterstand zu bereden, doch des jungen Jünglings Bäusche sind nicht so entsagender Natur; ihn locken Ritterruhm und Minnesold; ihn treibt es hinaus in die schöne Gotteswelt zu Sängerfesten und Turnieren.

Es beginnt ein fröhliches, wechselvolles Wanderleben, reich an Siegen im Frauenkreise und im Liederstreit. Bald streift er, hoch zu Roß, durch die Lande bis hin nach Basel, labt sich im Vorüberritt an Liebfrauenmilch, dem weltberühmten Weine des alten Worms, kniet sinnend vor der Kaisergruft im Speierer Dome oder sitzt bewundernd am Modell der Münsterkirche in Meister Erwin Steinbach's Werkstatt zu Straßburg; bald aber zieht er mit befreundeten Sängern zu Schiffe durch den Rheingau und preist im Kölner Dome den spätgeborenen Enkel glücklich, der diesen Wunderbau einst vollendet schauen wird; in Aachen wohnt er der Kaiserkrönung Adolf's von Nassau bei, und in Trier weilt er an den Trümmern der alten Römerpracht.

Immer weiter dehnen sich jetzt seine Sängerfahrten aus: vom Rhein bis zum Meer und den Alpen verbreitet sich sein Ruhm. Markgraf Heinrich von Meißen, Fürst Wizlaw von Rügen, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Graf Hugo von Pommern und viele andere Fürsten und Herren bewirthen bei sich den rheinischen Troubadour, tauschen entzückt seinem herrlichen Gesange und sind Zeugen seiner großartigen Erfolge: Aber mehr noch ist es der Frauen Gunst, die ihm zu Theil wird. Von seines Pathen Dusberg rosigem Töchterlein begonnen, reiht sich Blume an Blume in dem Frauenkranze, der sein Leben blühend umwob. Hier bestrickt sein Herz ein schönes Bäschen, Edeltraudis von Guldenrade; dort nimmt ihm Arnold von Walpoden's zarte Tochter Teutolinde die Sinne gefangen, dann aber englisirt er in Minne zu der liebeheißen Gräfin Jlsengardis oder wendet sich Erwin Steinbach's mutenjholdem Kinde Emma zu; dem Lobe der keuschen Liebe und den ehelichen Glücke gelten die meisten seiner Dichtungen, und dabei trat er bei jeder Gelegenheit für die Bezeichnung Frau statt Weib mit Eifer ein, wie denn sein berühmter Saugstreit mit Barthel Regenbogen über dieses Thema ein glänzendes Zeugniß von Frauenlob's ideater Auffassung der weiblichen Natur ablegt. Jahrelang zog er singend umher, und immer höher stieg sein Ansehen, immer größer ward sein Ruhm. Aber daheim waren inzwischen alle seine Lieben zur ewigen Ruhe gebettet, und es zog ihn mächtig zu ihren Gräbern. Die letzten sieben Lebensjahre brachte er dauernd in seiner Vaterstadt zu.

In diese Zeit fällt auch seine Gründung der ersten Meistersingerschule, eine in ihren Folgen von unberechenbarem Segen begleitete That, die allein ihm die Unsterblichkeit geschert hätte. Sein Haus in Mainz war sortan eine Stätte, von der kein Bittender ohne Gabe, kein Betrübter ohne Trost schied, wo wöchentlich dreimal die Armen gespeist wurden.

Das Volk verehrte den Dichter zuletzt fast wie einen Heiligen. Oft geschah es, daß ihm Frauen bei seinem Austritt aus der Kirche Blumen auf den Weg streuten, und häufig ward ihm nach damaliger Sitte der Wein gespendet. Da — kurz vor dem St. Andreastage 1318 — gab der Bürgermeister Adelbald ein großes Fest, wobei auch Frauenlob zugegen und als Sieger im Wettgesange das Ziel allgemeiner Huldigung war. Doch ein welscher Mitsänger mit Namen Servatio, erzürnt wegen der eigenen Niederlage, mischte heimlich Gift in Frauenlob's Becher und entfloh. So starb der Sänger durch sein Lieb. Unbeschreiblich war die Trauer in der ganzen Stadt bei dieser Kunde. Eine Scene aus seinem bereits oben erwähnten Begräbnisse stellt das auf Seite 657 nach dem Originale von Professor Beudemann wiedergegebene Bild dar.

Um zum Schlusse auch die Eigenart Frauenlobischer Dichtkunst durch eine kleine Probe zu charakterisiren, möge hier der folgende, aus dem Mittelhochdeutschen heinahe wörtlich übertragene Spruch eine Stelle finden:

„Leidvertreib.

Ich sprech' es aus auf meinen Eid,
Daß es in aller Welt nichts giebt,
Das so verstiftet Sorg' und Leid,
Als wie ein Weib, das innig liebt.
O, wie es wohl dabei dem Mann
Muß sein, wenn sie ihn lächelt an
Als traules, spiegelreines Weib!
Den Spiegel heiß' ich Leidvertreib."

Alfred Börckel.

Auf dem höchsten Gipfel des deutschen Reiches.

Etwas zur Geschichte des Zugspitzkrenzes.

Auf der großen Veranda des am Bodensee gelegenen vortrefflichen Gast- und Pensionshauses „Schäfter" war kürzlich eine Gruppe Norddeutscher um den daselbst aufgestellten Tubus versammelt und schaute nach der Zugspitze aus, die sich in der Nähe von Partenkirchen an der Grenze zwischen Tirol und Baiern 2980 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Vergeblich suchten die Touristen nach dem doch sonst von hier aus sichtbaren Zugspitzkreuze.

Merkwürdig! Es war heute nicht zu finden. Da gab denn der freundliche Wirth die willkommene Aufklärung:

„Meine Herrschaften, die Sache ist einfach diese: man hat

Digitized by Google

das im Jahre 1851 errichtete Kreuz; als dringend reparatur-bedürftig herabgenommen, um es, frisch vergoldet, auf der einige Meter höheren Ostspitze am 25. August, dem Namens- und Geburtsfeste unseres Königs, wieder aufzustellen."

Was der wackere Wirth des Gasthauses „Schuster" seinen Gästen noch sonst an interessanten Daten zur Geschichte des Zugspitzkreuzes erzählte, das und einiges Andere dürfte heute, nach der soeben vollbrachten Uebertragung des Kreuzes auf seinen neuen Standort auch dem grossen Leserkreise der „Gartenlaube" nicht uninteressant sein, und da ist denn zuerst zu bemerken, daß es Ott, der frühere Pfarrer und Observator auf dem Hohen Peissenberg (Baierns Rigi), war, welcher zuerst den Entschluß fasste, dem König der deutschen Bergwelt zu einem Schmucke zu verhelfen, wie ihn andere, minder ebenbürtige Berggipfel bereits trugen. Man hatte schon längst, bevor Ott diese Anregung gab, die Zugspitze zu besteigen gewagt. Der Erste, der dies unternahm, war der damalige Lieutenant im königlichen topographischen Bureau, Josef Naus, welcher als Generalmajor im Jahre 1871 starb. Es war am 26. August 1820, als er das kühne Unternehmen in Begleitung seines Bedienten und unter Führung eines gewissen Johann Georg Deusch'l von Partenkirchen unternahm.

Leider verbietet uns der Mangel an Raum, hier einen Auszug aus dem höchst interessanten Tagebuche dieser ersten Besteigung zu bringen. Ihr folgten rasch andere: 1823 wurde der Ostgipfel durch Simon Reich von Partenkirchen, 1835 und 1838 durch Feuerstein (von Ehrwald aus durch's Schneekahr), 1849 und 1850 durch den sogenannten Zugspitzjackel, den Knecht des Pfarrer Ott, bestiegen; der Letztgenannte übernachtete auch zwei Mal auf der Spitze und pflanzte für seinen Herrn eine junge Tanne dort auf, um so die Stelle einzuweisen zu bezeichnen, wo das Kreuz zu stehen kommen sollte.

Letzteres zu beschaffen, eröffnete Pfarrer Ott eine öffentliche Subscription, welche in kurzer Zeit die Summe von 600 Gulden zusammenbrachte. So konnte denn Meister Kiesel in Schongau nach einer vom königlichen Bergmeister Hailer in Berchtesgaden gefertigten Zeichnung die Ausführung des Kreuzes übernehmen, welches eine Höhe von vierzehn Fuß erhielt und ganz aus Eisen gearbeitet war: die einzelnen Theile desselben wurden durch platirte Röhren verdeckt, und das eigentliche mit Strahlen geschmückte Kreuz ruhte auf einer zwei Fuß im Durchmesser haltenden, kupfernen, gut vergoldeten Kugel, in der auch die Urkunde aufbewahrt wurde. Das Ganze war, des leichteren Transportes halber, in achtundzwanzig Theile zerlegbar und wog über drei Centner.

Wer von Partenkirchen durch die grossartige, wildromantische Partnachklamm, welche die Gletscherwasser des grossen Schneeferner in wilden Tobeu durchströmen, circa eine Stunde aufsteigt, gelangt zu einigen alten, malerischen Bauernhäusern und dem Forsthause Vorder-Graseck. Daselbst hauste volle dreißig Jahre, von 1838 bis 1868, der königliche Forstwart Kiendel, eine urkräftige, biedere Jägererscheinung, wie solche heutzutage leider immer seltener werden.

Kiendel war es, welcher unter unsäglichen Mühen und großen Gefahren die seither für unersteiglich gehaltene Dreithorspitze bestieg. Eine dreißigjährige Dienstzeit verschaffte ihm die genauste Kenntniß seines schwierigen Reviers, wozu auch die Zugspitze gehörte, und so war es die geeignetste Wahl, die man treffen konnte, als man ihn zum Führer der Expedition ernannte, welche damit betraut war, das auf 19 Tragsätzen vertheilte Kreuz auf dem höchsten Gipfel des deutschen Reiches aufzurichten.

Am 11. August 1851 brach man von Partenkirchen auf. Durch die Partnachklamm gelangte man um 11 Uhr beim Rainthaler Bauern an, einem in erhabenster Bergeinsamkeit gelegenen Hof, jetzt Besitzthum und Sommerresidenz des Hofpredigers Stöcker, der während seines dortigen Aufenthaltes einige Male in dem vielbesuchten schon den Römern bekannten Kainzenbad zu predigen pflegt. An der Partnach entlang kam man zur „Blauen Gumpe" und zur Dämmerungszeit an die Angerhütte, den Aufenthalt des Ziegenhirten, wo man Nachtrast hielt. Spät in der Nacht — um dies nebenbei zu bemerken — traf hier zur Gesellschaft noch der erst Abends 8 Uhr von Farchant (1 Stunde von Partenkirchen) aufgebrochene fünfundzwanzigjährige Forstgehilfe Bauer, nachdem er den ganzen Tag hindurch sein Revier begangen und einen Gemsbock nach Hause gebracht — eine Riesenleistung!

Einen malerischen Anblick gewährte der um 2½ Uhr Morgens beim Scheine der Kienfackeln erfolgende Aufbruch. Der Weg wurde nun beschwerlicher. Mit Tagesanbruch erstieg man das sogenannte Platt, ein mit mächtigem Gerölle überschüttetes, zum Plattadner Ferner aufsteigendes Trümmerfeld, und als die ersten Sonnenstrahlen die nun sichtbar werdende Zugspitze golden gegen den tiefblauen Himmel abgrenzten, erreichte man den Schneeferner, gegen 2600 Meter über dem Meere.'

Hier in der dünnen, schneidend kalten Luft war alles Leben erstorben: nichts regte sich — nur in den hier und da den Gletscher durchkreuzenden Rissen hörte man tief unten das Eiswasser rauschen, welches dann später als Partnachfall so malerisch zu Tage tritt. Ohne sonderliche Mühe überschritt man den Ferner, um dann um so mühsamer die Sandreisen und das Geklüft zu überwinden, wo die abrollenden schweren Steine den Nachsteigenden öfters Gefahr drohten. Nachdem noch ein steiler, von einigen Felsen überragter Schneehang passirt, erreichte man endlich den Grat oder das Joch, unter dessen zerrissenem Kamm tief unten das Höllenthal in dunkler Nacht heraufgähnte. Das Ziel lag den kühnen Wanderern vor Augen, und — bewunderungswürdig genug! — der damals schon über 24 Stunden in den Bergen herumsteigende Jäger Bauer war der Erste, der mit seinem Stutzen, den treuen Hund zur Seite, den Zugspitzgipfel erreichte.

Nach 9 Uhr Morgens war die ganze Gesellschaft auf der Spitze versammelt, aber leider hatten die mittlerweile aufgestiegenen Nebel die Fernsicht arg beeinträchtigt und wogten, einem Meere gleich, auf und nieder, während über dem Gipfel der Himmel blaute. Nach kurzer Rast schritt man zur Festigung des Kreuzes, zu welchem Zwecke das sehr beschränkte, aus losem Gerölle bestehende Terrain erst auf circa 2 Fuß Tiefe abgeräumt werden mußte. Ein mit großer Mühe 15 Zoll tief in den harten Stein gehobrtes Loch nahm das 29 Pfund schwere, 2 Zoll dicke untere Kreuzstangenetheil auf, und nun wurden die übrigen Theile mit Seilen hinaufgezogen und befestigt, d. h. vernietet. Ein schauerlicher Anblick war es, als 3 Männer unter größter Lebensgefahr auf den äußersten, kaum 2 Fuß breiten Zinnen des 2600 Meter tiefen Abgründen umgähnten Gipfels mit todesverachtendem Muthe das Kreuz endlich zum Stehen brachten.

Unter mancherlei Gefahren wurde alsdann, nach glücklich vollbrachtem Werke, der Abstieg begonnen; die Gesellschaft brachte wiederum in der Angerhütte die Nacht zu, um anderen Tages in Partenkirchen jubelnd empfangen zu werden. Einer aber aus der Mitte der tapferen Bergsteiger wählte sich einen besonderen Abstieg — der schon mehrmals erwähnte Jäger Bauer. Er hatte bereits um 12 Uhr die Spitze verlassen, um auf der noch unbekannten Westseite auf kürzerem, völlig ungebahntem Wege zum Loitaschthale abzusteigen — ein wahrhaft waghalsiges Unternehmen: denn an der Nord- und Westseite der Zugspitze erheben sich die Wände viel steiler und kahler, oft senkrecht, nur von furchtbaren Klüften und Schneeresdern unterbrochen. Kein Mensch, keine Gemse, ja kein Würbelthier hat es bis jetzt gewagt, diese von ewiger Vernichtung umstarrten, höchstens von Steinadler umkreisten Räume zu betreten. Aber alles dies schreckte den kühnen Gemsjäger, den seine Genossen mit Zagen und Zittern scheiden sahen, von seinem Waghalse nicht ab. Unerschrocken machte er sich auf den Weg, nur von einem Genossen begleitet, von seinem treuen Gebirgsdachs, den er noch dazu tragen mußte: denn der arme Hund hatte sich auf der achtundzwanzigstündigen Wanderung über scharfes Gestein die Füße wund gelaufen, sodaß ihn sein Herr nur im Rucksack transportiren konnte.

Anfangs ging für den geübten Steiger der Abstieg, wenn auch langsam, so doch sicher von Statten; Bauer passirte mit Geschick loses Gestein, kahle, schlüpferige Platten und Schneereste, bis er sich auf einmal am Rand einer schiefen glatten Steinplatte befand, welche nach allen Seiten ein fürchterlicher Abgrund umgähnte, der selbst dem an solche Bilder gewöhnten Jäger Grausen und Entsetzen einflößte. Es war eine furchtbertliche Lage, in der er sich befand: Ueber ihm steile Felswände, einige tausend Fuß hoch, unter ihm der Abgrund — was blieb dem zum Tode Erschrockenen übrig, als entweder umzukehren oder den verzweifelten Sprung in's Schneekahr zu wagen? Entsetzliche Alternative! Ersteres zu vollbringen reichten nach mehr als dreißigstündigem Marsch seine Kräfte nicht mehr aus. Ein kurzes Ueberlegen! Rasch entschloß sich Bauer zum Sprung in die Tiefe des Kahrs. Der Hund mußte zuerst die Probe bestehen; die Angst und der Trieb der

Digitized by Google

Selbsterhaltung brachten das Mitleid für seinen liebsten Gefährten zum Schweigen.

„Falls der Hund die Glieder bricht“ — so sagte sich Bauer — „ist ja der sichere Doppelstutzen zur Hand, um den Qualen des Thieres schnell ein Ende zu machen — und dann meinen eigenen.“

Der treue „Di“ — so hieß der Dackel — flog also, um die schreckliche Probe zu bestehen, hinab in die schauerliche Tiefe, und welche Ermuthigung! — er arbeitete sich unversehrt aus dem zum Glück nicht gefrorenen Lawinenrest heraus, mit verzeihlicher Schnüffelt zu seinem Herrn emporschauend. Der Stutzen flog nach und blieb im Schnee stecken. Leib und Seele Gott vertrauend, wagte nun auch Bauer den gewaltigen Todessprung, um glücklich bei Hund und Gewehr anzulangen.

Ein Rückwärtssteigen war nun absolut unmöglich geworden; denn wo er forschte — nichts als überragende Wände, in den phantastischsten Gestalten steil aufragend. Schier verzweifelnd und sein Wagniß bitter bereuend, lagerte sich Bauer zu kurzer Rast am äußersten Ende des Schneekahns, schon überlegend, ob er dem langsamen Untergange durch Hunger und Kälte nicht doch noch mittelst eines Schusses zuvorkommen sollte. Gegenüber dem Jammer eines so fürchterlichen Endes hatte der schnelle energische dämonisch Verlockendes, etwas Süßes, Poetisches. Noch einmal raffte er sich auf, das ganze Kahr absuchend, und kehrte zur Stelle des Sprunges zurück; dort schimmerte tief unten wie ein Rettungsstern der Spiegel des Eisees — und wahrlich! hier boten sich dem schier Verzweifelnden einige Spalten im Geschröffe, welche, allerdings unter beständiger Lebensgefahr (der Hund befand sich wieder im Rucksack), den Abstieg nach einigen Gratzahnen ermöglichten. Mit diesem Blick in das Leben der Natur kehrten auch dem todtmüden Bauer die Lebensgeister zurück. Er stieg rüstig thalab; an den sogenannten Thören, einem Schwärzerstieg zwischen Baiern und Tirol, sah er die ersten Menschen, welche absolut nicht glauben wollten, daß er aus diesem Teufelsgewänd herabgestiegen. O, welche Wonne füllte sein Herz beim wiedergewonnenen Anblicke menschlicher Gesichter, beim ersten Klange menschlicher Stimmen! Um vier Uhr traf er in Greinau ein, hoch und theuer sich verschwörend, diese Tour nicht zum zweiten Mal zu unternehmen, und andern Tags fand er sich mit der ganzen Kreuzfahrergesellschaft wohlbehalten in Partenkirchen zusammen. Beim Himmel! Das war ein kühner Spaziergang gewesen, tapferer Jägersmann!

Soweit die Geschichte der ersten Kreuzaufrichtung.

Seitdem wurde die Zugspitze von vielen Hunderten bestiegen, unter bald mehr, bald weniger schwierigen Verhältnissen. Der Aufstieg über Ehrwald und auf der Eibseeseite wurde ebenfalls im Laufe der Zeit durch Sprengungen und Einlassen von Drahtseilen erleichtert, und zeichneten sich bei dieser Gelegenheit besonders die Brüder Bernhard und Franz Johannes, Ersterer der in Partenkirchen lebende weit und breit für Hochgebirgsaufnahmen berühmte Hofphotograph, durch kühnes Steigen aus.

Forstwart Kiendel von Border-Grasedk.
Originalzeichnung von Michael Sachs.

Ein wesentliches Moment in der Geschichte des Berges bildete die unter Kiendel's Leitung durch Maurermeister Resch von Partenkirchen am Rande des Schneefernere massiv erbaute Knorrhütte, nach Kaufmann Knorr in München also genannt, welcher den größten Theil der Baukosten aus eigenen Mitteln bestritt. Als dieselbe für den stets größer werdenden Verkehr zu klein wurde, ließ die Section „München“ des „Deutsch-österreichischen Alpenvereins“ die Unterkunftshütte bedeutend vergrößern, und jetzt findet man daselbst allen Comfort und alle Hilfsmittel, wie sie diese Schutzhäuser zu bieten pflegen.

Diese erleichterten Verkehrsmittel hoben natürlich die Frequenz auf der Zugspitze wesentlich. Auf wie viele rüstige Bergsteiger hat das Kreuz von 1851 inzwischen freundlich herabgewinkt! Aber das sinnige Wahrzeichen auf dem höchsten Gipfel des deutschen Reichs war inzwischen ein Invalide geworden: es wurde morsch und schwach, während unser deutsches Reich erst erstand und zu glorreicher Macht heranwuchs.

Der Zugspitzgipfel (2980 Meter).
Nach dem Oelgemälde von Michael Sachs.

Trotz mehrfacher Reparaturen war es durch Blitzschläge (wie viele geschmolzene Kupferklumpen und andere Anzeichen beweisen) sehr baufällig geworden. Auch der Boden, auf welchem es stand, war durch Blitzschlag, mehr aber noch durch den jähen Wechsel der Temperatur und die dadurch entstandene Eissprengung derartig brüchig geworden, daß ein längeres Belassen des Kreuzes daselbst gefährlich erscheinen mußte. Mehrfache Vorstellungen um Abhülfe fanden bei der Section, zu deren speciellem Wirkungsgebiet die Zugspitze gehörte, nicht den Anklang, den einige für die Sache hochbegeisterte Mitglieder gewünscht hätten, und eines der eifrigsten derselben, Magistratsrath Krieger, beschloß daher nebst einigen Freunden, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Der Opferwilligkeit dieser Männer gelang es, durchzusetzen, daß das Kreuz vollständig reparirt, Kuppel und Strahlen aber schwer vergoldet wurden und daß seine Aufstellung auf dem Obgipfel der Zugspitze beschlossen ward.

Mitte August dieses Jahres nun wurden die letzten Vorbereitungen zur Kreuzerrichtung getroffen. Allmählich langten in Garmisch, Partenkirchen und am Badersee, einzeln oder in Gruppen,

Digitized by Google

kräftige, gebräunte Männergestalten an: Den Rucksack auf dem Rücken, angethan mit der derben Lodenjoppe und kurzen gems- oder hirschledernen Hosen, die Waden von rauhem Wollstrumpf umschlossen, der Knie und Knöchel freiließ, an den Füßen schwergenagelte Bergschuhe, auf dem Kopfe aber ein keckes Hütl mit irgend einer Feder oder einem Blümerl geschmückt — so tauchten sie überall im Thal und auf den Höhen auf; sofort erkannte man, daß diese Gäste des Gebirgs nicht zu den sogenannten Bergsexen gehörten, welche in letzterer Zeit für das Hochgebirge mehr und mehr eine so lächerliche Staffage abgeben. Es waren meist Mitglieder des „Deutsch-österreichischen Alpenvereins“ der Section „München“, die sich hier zusammenfanden, um die Zugspitze zu besteigen und zugleich die Vorarbeiten zur Kreuzerrichtung auf dem Ostgipfel, welche unter Leitung des bewährten Zugspitzführers Praxmaier von Garmisch stattgefunden, zu besichtigen.

Bei denkbarst ungünstiger Witterung wurde die Expedition zur Aufrichtung des Kreuzes am 24. August unter Max Krieger's Führung unternommen. Um halb neun Uhr Morgens brach man von Garmisch auf, nachdem die einzelnen Theile des Kreuzes, in neunzehn Stücke zerlegt, an die Träger vertheilt worden waren. Nach einem kurzen Halt in Partenkirchen, wo vom Bürgermeister und Pfarrer dem Unternehmen Glück gewünscht wurde, zog die Karawane rüstig dem Forsthause Vorder-Graseck zu, um dort eine einstündige Rast zu halten. Punkt zwölf Uhr war Aufbruch. Die Expedition zählte einundzwanzig Touristen, meist Mitglieder des Alpenvereins und des Turner-Alpenkränzchens Münchens (darunter zwei junge Damen), sieben Führer und fünfzehn Träger. Steil hinab führte wieder der Steig fast so tief, als man vorher aufwärts gestiegen, und dann immer an der Partnach entlang, dieselbe dreimal überschreitend, nach Einmündung der Bodenlahn in dieselbe steil aufwärts durch den Stubenwald, um an der großartig schönen hinteren Klamm vorbei nach zweieinhalbstündigem Marsche die sogenannte Bockhütte zu erreichen. An der „Blauen-Gumpen-Hütte“ vorbei, gelangte man zur Angerhütte und endlich gegen dreiviertel sieben Uhr zur Knorrhütte, die von der müden Wanderschaar jauchzend begrüßt wurde.

Nun ging's an's Kochen und Braten; frisches Fleisch und Conserven, Eier, Butter, Milch, Käse, Brod, Alles war ja in Ueberfluß vorhanden, desgleichen Bier, Wein und andere Spirituosen. Unter Tanz und Gesang verging rasch die Zeit, und dann wurde noch die von Herrn Krieger verfaßte neue Urkunde, welche kalligraphisch prachtvoll ausgeführt war, verlesen, darauf aber, mit den Unterschriften der Anwesenden versehen, in eine Blechbüchse versiegelt, um später im Kreuze eingeschlossen zu werden.

Das Nachtlager ließ allerdings viel zu wünschen übrig: denn Viele mußten auf Bänken und Tischen oder auf dem Boden liegen. Ein eisiger Wind umstürmte die Hütte, und als man Morgens in's Freie trat, lag tiefer Neuschnee. Schon gab es traurige Gesichter, und Mancher bezweifelte, ob man der Aufgabe heute noch gerecht werden könne. Doch um sechs Uhr helle es sich immer mehr auf, und um halb sieben Uhr wurde aufgebrochen; mühevoll ging es durch den über einen Fuß tiefen Schnee vorwärts; nach einer halben Stunde waren wir im weißen Thale und hatten nach abermals einer halben Stunde den großen Schneefener erreicht, um unter prachtvollen Aussichtsmomenten nach weiteren dreiviertel Stunden den sogenannten Kamin anzuseilen. Da jetzt der schwierigste Theil des Weges begann, wurde eine kleine Rast gehalten. Bewundernswerth war die Sicherheit der Führer und Träger, die mit ihren mitunter sechszig Pfund schweren Lasten leicht und sicher die schwierigsten Felswände erklommen. In einer Viertelstunde war die „Nase“ erreicht, ein vorspringender Felsen, der mit Hülfe eines eingenieteten Drahtseils umseigen wurde

Aufrichten des Kreuzes auf dem Ostgipfel der Zugspitze durch Mitglieder des „Deutsch-österreichischen Alpenvereins“ (Section „München“).

Portraitzeichnung von Michael Sachs.

mußte. Nun hatte man den Grat erklommen, in scheinbar senkrechter Tiefe unter sich den Eibsee, Baberse, Ober- und Untergrainau ꝛc., alles wie eine bunte Landkarte ausgebreitet. Einstündigs, nur Schwindelfreien mögliches Steigen führte zum früheren Standpunkte des Kreuzes, dem Westgipfel der Zugspitze, wo der größere Theil der Gesellschaft theils aus Erschöpfung, theils aber auch, weil auf dem Ostgipfel kaum Platz für die mit der Kreuzaufrichtung Beschäftigten war, zurückblieb und sich zu längerer hochwillkommener Rast niederließ.

Um zehneinviertel Uhr langten die Träger auf dem Ostgipfel an, worauf die einzelnen Theile des Kreuzes sofort ausgepackt, Leitern aufgestellt und mit der Montirung des Kreuzes begonnen

Digitized by Google

wurde. Vorher war der steil geklüftete Boden durch Bohren und Sprengung bis zum gewachsenen Fels abgeräumt worden, und in diesen Fels hinein arbeitete man nun den Stahlbolzen an wuchtiger Stange, welche sodann als Hauptstütze fest eingegossen wurde.

Die Montirung des Kreuzes, eine halsbrechende, schwindelerregende Arbeit, besorgten mit gewohnter Bravour Babenstuber und Schweiger in München unter Assistenz von Max Krieger und einiger Freunde und Träger, und so war um halb zwölf Uhr das Kreuz fertig: es wurde mit einem Blitzableiter neuer Construction versehen, einem Geschenk und der eigenen Erfindung des Locomotiven- und Maschinenfabrikbesitzers Kermauk in München.

Unsere Illustration zeigt den Moment, wo die beiden genannten Herren das letzte Kreuzstell aufsetzen. Nun wurde von Max Krieger, der auf unserem Bilde links die Leiter hält, die Urkunde im Kreuz verschlossen, während die Leitungsdrähte des Blitzableiters von einigen Trägern möglichst tief in's Höllenthal gelegt wurden. Als Vorstand der ganzen Expedition brachte Max Krieger alsdann noch ein begeistertes Hoch auf den Landesvater aus, der, wie im Eingange bemerkt, gerade zu jener Stunde sein Geburts- und Namensfest inmitten seiner geliebten Berge und seines treuen Volkes feierte. Dann begann wieder der Abstieg, und als die kleine Truppe auf dem Westgipfel mit den Uebrigen auf's Neue vereinigt war, da ertönten begeisterte Hochrufe auf den deutschen Kaiser und seine Getreuen. Weiter beabsichtigte Ovationen mussten unterbleiben, da die vorgeschrittene Zeit und ein schneidend kalter Wind zum Aufbruch zwangen, der denn auch ohne Schwierigkeiten zur Knorrhütte hinab stattfand, wo die eigentlich auf der Spitze projectirte bengalische Beleuchtung vor sich ging.

Anderen Tages fanden Alle sich froh und munter zu Thal wieder zusammen, um theils weitere Hochgebirgstouren zu unternehmen, theils dem geliebten München zuzueilen.

Zum Schlusse sei hier noch der Spruch mitgetheilt, der mit der Urkunde in der Metallkugel des Kreuzes eingeschlossen worden. Er lautet:

„Möge dieses Kreuz den ihm nun auf des Landes höchster Zinne angewiesenen Platz behaupten bis in ferne Zeiten, möge es, wie schon sein Stifter wünschte: als ein Friedensstern noch den spätesten Geschlechtern herableuchten durch die Stürme der Zeit und sie zu jener brüderlichen Liebe, Eintracht und Treue ermuntern, die allein die Völker stark und glücklich macht!

Und so lange es da oben steht auf der Grenzscheide zwischen zwei mächtigen Reichen, möge es Deutschlands und Oesterreichs Herrscher und Völker immer einig sehen, wie in unseren Tagen, als ein Unterpfand des Friedens!

Aber auch der Einzelne, der da heraussteigt, Gottes Herrlichkeit zu bewundern, er finde an dieser erhabenen Stätte den Frieden in seinem Herzen und Gefühle des Dankes gegen den Schöpfer all des Wunderbaren! Dem Berge mögen Unglücksfälle immerdar ferne bleiben! Das walte Gott!"

Michael Sachs.

Die höchsten Bauwerke und Denkmäler der Welt.

Zu einer raschen Wanderung durch die Jahrtausende, durch Völker und Länder laden wir heute unsere Leser ein. In dem „versteinerten Reiche der Töne", wie man treffend die Baukunst benannte, unter den Ruhmesdenkmälern verschiedenster Geschlechter, unter den Gräbern der Könige und Helden, unter Tempeln, Kirchen und Palästen und unter den Brücken und Viaducten, welche dem rollenden Verkehre dienen, wollen wir Umschau halten. Nicht ihre Schönheit und Pracht soll uns dabei fesseln; nicht nach ihrer Bestimmung und ihrem Nutzen wollen wir fragen — einzig und allein nach den Riesenmassen ihrer Höhe werden wir forschen.

Wie alt ist das Bestreben der Sterblichen, in ihrem Thun und Handeln die stolzen Gebilde der ewigen Natur nachzuahmen? Wie alt ist die Sehnsucht, Werke zu schaffen, die den schlanken Wuchs der königlichen Bäume des Waldes übertreffen, oder in ihrem gewaltigen Aufbau den Riesenhäuptern der Berge gleichen? Im grauen Nebel der menschlichen Ursagen verlieren sich die ersten Nachrichten von jenem himmelstürmenden Drange; so erzählt uns die biblische Legende von dem Thurme zu Babel; so singt der Griechen poetische Götterlehre von jenen Titanen, welche Berge auf einander thürmten, um den strahlenden Olymp zu erobern. Und aus grauem Nebel, aus dem Nebel der Geschichte tauchen uns auch die ersten Riesenbauten entgegen, an denen wir heute verweilen wollen, die Pyramiden, deren Namen, von dem alt-ägyptischen pi-rama (Berg) abgeleitet, auf den Wettstreit deutet, welchen schon frühzeitig die schwache Menschenhand mit der Schöpferin Natur unternahm.

Die gewaltigsten unter ihnen, die Cheops- und die Chefren-Pyramide, erhaut um die Jahre 3730 und 3660 v. Chr., waren Jahrtausende hindurch die höchsten Bauten der Welt und zeugen bis heute am heiligen Nilstrande von der menschlichen Größe, aber auch von der menschlichen Vergänglichkeit; denn sonderbarer Weise waren diese Riesenbauten nicht den Göttern geweiht, wie unsere höchsten Kirchen, nicht für die Wohnung der Mächtigen der Erde bestimmt — Gräber der Pharaonen sind diese von uns bewunderten Pyramiden, und so ist es die Spitze eines Grabhügels, von der wir unsere Wanderung unter den höchsten Wundern des menschlichen Lebens und Schaffens eröffnen.

Gleich den gewaltigen Gipfeln der Berge trotzen sie dem Zahne der Zeit und der Hand der Menschen. Große Völker sahen sie kommen und gehen, andere Wunderbauten neben sich entstehen und in Schutt und Trümmer zerfallen. Sie sahen, wie die Symbole der Beständigkeit, die gewaltigen aus einem Felsblock gehauenen Obelisken vom fernen Gebirge auf den Fluthen des Nils in das ägyptische Thal gebracht und später — ihrer Bedeutung zum Hohn — von ihren uralten Standorten nach allen Gegenden der Welt verschleppt wurden. Ob sich auch Alles wandelte an ihren Füßen, sie behaupteten doch ihren Stand und ihr Recht, wie der, welcher zu ihrer Entstehung Veranlassung gab, wie der allgewaltige Tod.

Doch verlassen wir die düsteren Denkmäler, und wenden wir uns dem Lande zu, in welchem die Wiege des Menschengeschlechtes gestanden haben soll! In dem märchenumwobenen Indien suchen wir vergebens nach Bauten, die sich in ihrer Höhe mit den Pyramiden messen könnten. Andere Völker, andere Sitten! Folgen wir dem Zuge der gläubigen Pilger nach Dschaggarnath, dem Mekka des Brahmanismus, zu dem großen Wagenfeste, welches dort alljährlich im Juni oder Juli abgehalten wird! Fratzenhaft ist das Antlitz des Gottes, welchen hier die Gläubigen auf einem fünfundzwanzig Meter hohen Wagen ein Kilometer weit im Staube umherziehen, wild der Fanatismus, mit welchem sich Manche unter die Räder des Wagens werfen, und wirr der gewaltige, mehrere Stunden im Umfang messende Tempel. Wir finden hier das höchste Bauwerk Indiens, die Pagode von Dschaggarnath, die, einer Bischofsmütze nicht unähnlich, aus dem Gewirr von Säulen und überdeckten Hallen emporragt.

Mit ihr rivalisirt, was die Höhe betrifft, ein anderer asiatischer Bau, der noch wohlerhalten über den Ruinen des alten Delhi trauert. Einst war diese Stadt berühmt durch die Pracht ihrer Paläste, deren einer heute noch auf seinen verfallenen Pforten in persischen Schriftzügen die stolze Inschrift trägt: „Giebt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!" Einst stand in Delhi der berühmte „Pfauenthron" des Großmoguls aus dichtem Golde, mit Diamanten und anderen Edelsteinen bedeckt, umschattet von zwei Pfauen, deren ausgebreitete Schweife aus Edelsteinen hergestellt waren, und geziert mit einem Papagei, der aus einem einzigen Smaragde geschnitten war — ein Thron, dessen Werth man auf hundertfünfzig Millionen Mark berechnete. Im Jahre 1738 zog der persische Nadir-Schah siegreich in Delhi ein: er raubte den Thron und zerstörte die ganze Stadt; nur ein fünfundsiebenzig Meter hoher Thurm überdauerte den Untergang des stolzen Delhi, und noch heute erregt er durch die Kostbarkeit des Materials und die Schönheit seines Baues die allgemeinste Bewunderung. Es ist dies der Kutab Minar, dessen Errichtung man in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verlegt und von dem man annimmt, daß er den Thurm einer zerstörten Moschee darstelle.

Doch fremd ist uns diese Welt; wenig verständlich sind uns ihre Sitten und Gebräuche und wenig anziehend ihre Bauten.

Digitized by Google

So wenden wir uns denn den Ländern zu, in denen unsere Cultur und Kunst erwachsen, den europäischen Gestaden des Mittelländischen Meeres. In Schutt und Staub ruhen hier seit undenklichen Zeiten die höchsten Bauwerke des griechischen Genius, und nur einige Riesenwerke Roms, der Weltbeherrscherin, schauen noch heute von ihrer gewaltigen Höhe herab auf das veränderte Treiben der Menschen zu ihren Füßen.

In der Hauptstadt des neugeborenen Italien ragt noch auf dem Forum Trajanum die Triumphsäule empor, welche vom römischen Senate und Volke im Jahre 113 n. Chr. dem Kaiser Trajan errichtet wurde. Ihr kostbares Postament bildete das Mausoleum für die Asche des Kaisers, und die auf demselben stehende schlanke Säule ist heute noch eins der höchsten Denkmäler der Welt. Die ewige Stadt birgt außerdem in ihrem Häusermeer einen anderen hohen Kuppelbau, der stolz den Stürmen von achtzehn Jahrhunderten trotzte, das Pantheon, den allen Göttern geweihten Tempel, ein wahres Symbol der römischen Weltherrschaft.

Doch der heidnische Tempel kann sich kaum messen mit der schwindelnden Höhe der größten Kirchen, welche das Christenthum seinem Gotte zu Ehren baute. Weit über die Kuppel des Pantheon ragt das Kreuz der berühmten Peters-Kirche zu Rom, jenes Bauwerkes, welches der Christenheit über 200 Millionen Mark kostete und an welches sich äußerlich die Entstehung des Protestantismus knüpfte, und höher noch als dieses Meisterwerk der Baukunst steht das Wahrzeichen des einigen Deutschlands da, der Dom zu Köln, der höchste und stolzeste Bau aller Länder und aller Zeiten.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir hier die Gründungsgeschichten aller der Kirchen erzählen, welche durch die Höhe ihrer Thürme berühmt wurden. Deutschland ist besonders reich an solchen Bauten, darüber belehrt uns ein Blick auf das anseitige Bild, wo unter den höchsten Thurmspitzen die deutschen am zahlreichsten vertreten sind. Nur auf die weniger hohen, aber durch ihre schiefe Bau-Art sich auszeichnenden Thürme zu Pisa und Bologna möchten wir noch die Aufmerksamkeit der Leser lenken. Il Campanile, der Glockenthurm zu Pisa, ist weit und breit durch seine sieben musikalisch gestimmten Glocken bekannt und verdient auch in der Geschichte der Wissenschaften einen Platz; denn von ihm aus machte Galilei die wichtigen Versuche, auf welchen er seine unsterbliche Mechanik der Fallgesetze begründete. Der 83 Meter hohe Torre Garisenda zu Bologna wurde ebenso wie der Thurm zu Pisa und der zweite schiefe Thurm zu Bologna, Torre Asinelli, im Anfange des zwölften Jahrhunderts erbaut, und Dante hat ihn einst besungen, indem er ihn mit dem sich bückenden Riesen Antäus verglich, dem die Berührung mit der Erde neue Kräfte verleiht.

Und von den Werken des Glaubens, von den der Gottheit geweihten Kirchen, deren Glocken Ruhe und Frieden der Menschheit verkünden sollen, steigen wir wiederum tiefer hinab unter Säulen und Triumphbögen, welche dem weltlichen Ruhme dienen und den Glanz weltlicher Thaten späteren Geschlechtern erhalten. Viele von ihnen sind Kinder jüngst vergangener Jahre, und ihre Entstehung lebt noch frisch in unserer Erinnerung. Große geschichtliche Umwälzungen knüpfen sich an ihre Namen; gewaltige Thaten des Schwertes sind auf ihren Sockeln verzeichnet, und hoher schlagen unsere Herzen bei ihrem Anblick: denn sie sind oft die kunstreiche Verkörperung lange ersterbter und endlich erreichter Ideale der Völker und der Menschheit.

Wer von uns kennt nicht das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde, das große Kunstwerk Ernst von Bandel's (vergl. Jahrgang 1875, Nr. 38), das von einer kupfernen Riesengestalt gekrönt wird, deren Höhe bis zum Helmschmuck 17,3 Meter, bis zur rechten erhobenen Faust 19 und bis zur Spitze des Schwertes 26 Meter beträgt? In wessen Erinnerung lebt nicht der 16. August 1875, da von diesem Werke in Gegenwart des deutschen Kaisers und des hochansehnlichen Volkes die letzte Hülle fiel? Wer von uns kennt nicht das seiner Vollendung entgegengehende, der Einigung Deutschlands geweihte Nationaldenkmal (vergl. Jahrgang 1874, Nr. 33), welches von dem Meister Johannes Schilling entworfen und, die „Wacht am Rhein" darstellend, auf den Höhen des Niederwaldes binnen Kurzem aufgestellt werden wird? Wer kennt nicht endlich das Siegesdenkmal zu Berlin, jene meisterhaft von Strad gebaute Säule, von deren Spitze die Drake'sche goldene Siegesgöttin auf die junge Kaiserstadt hinabschaut, dieses Denkmal, welches an Höhe das berühmte Trajanodenkmal und die wieder aufgerichtete wälsche Vendômesäule bedeutend überragt und wohl als die höchste Siegessäule der Welt von dem Ruhme des großartigsten Sieges aller Zeiten berichtet?

Alle diese Denkmäler erzählen nicht wie die dem Corsen zur Ehre errichtete Säule in Paris von Völkerknechtung und Rechtsverletzung; nein, ihr Erz verherrlicht nur die Einigung und Befreiung einer friedliebenden Nation.

Aber auch Paris kann mit Stolz auf sein hohes Denkmal auf dem Bastilleplatz blicken, auf die Julisäule, welche an die Zerstörung der bourbonischen Zwingburg erinnert und unter welcher die irdischen Ueberreste vieler in dem Julikampfe 1830 für politische Freiheit gefallener Bürger ruhen.

Von dem kunstliebenden München winkt uns noch ein gewaltiges Denkmal baierischen Heimathstolzes entgegen: die Riesenstatue der Bavaria, vor der Anhmeshalle auf der Theresien-Wiese aufgestellt. Auf einem 9 Meter hohen Marmorsockel steht die 16 Meter hohe Kolossalstatue, in der erhobenen Linken den Lorbeerkranz, die Rechte am Schwerte, neben ihr der baierische Löwe; $1284\frac{1}{2}$ Centner wiegend, wurde dieser Koloß nach dem Modelle Ludwig von Schwanthaler's von dem trefflichen Meister Ferdinand von Miller gegossen. Das Metall zu diesem größten Erzgusswerk der Welt stammt von den türkischen Kanonen her, die nach der Schlacht von Navarin aus dem Meer gehoben wurden. Man kann in der hohlen Statue auf eisernen Treppen bis in den Kopf hinaufsteigen, in welchem auf 2 Sophas 6 Personen bequem Platz finden.

Fürstlicher Prachtliebe verdankt Deutschland noch eine andere ähnliche Schöpfung. Auf dem Octogon des Lustschlosses Wilhelmshöhe bei Kassel steht eine Pyramide von starken Quadern, und auf ihrer Spitze lehnt auf seiner Keule die 10 Meter hohe, aus getriebenem Kupfer gearbeitete Nachbildung des Farnesischen Hercules. Hier kann man auf Treppen und Leitern bis in die Keule steigen, und diese Keule dürfte die gewaltigste der Welt sein, da in ihr 8 bis 10 Personen Platz haben. Otto Friedrich Kupfer heißt der Kasseler Kupferschmied, welcher diesen Herculeskoloß verfertigte. Der „große Christoph" — so tauste das Volk den griechischen Götterhelden — wurde im Jahre 1717 aufgestellt.

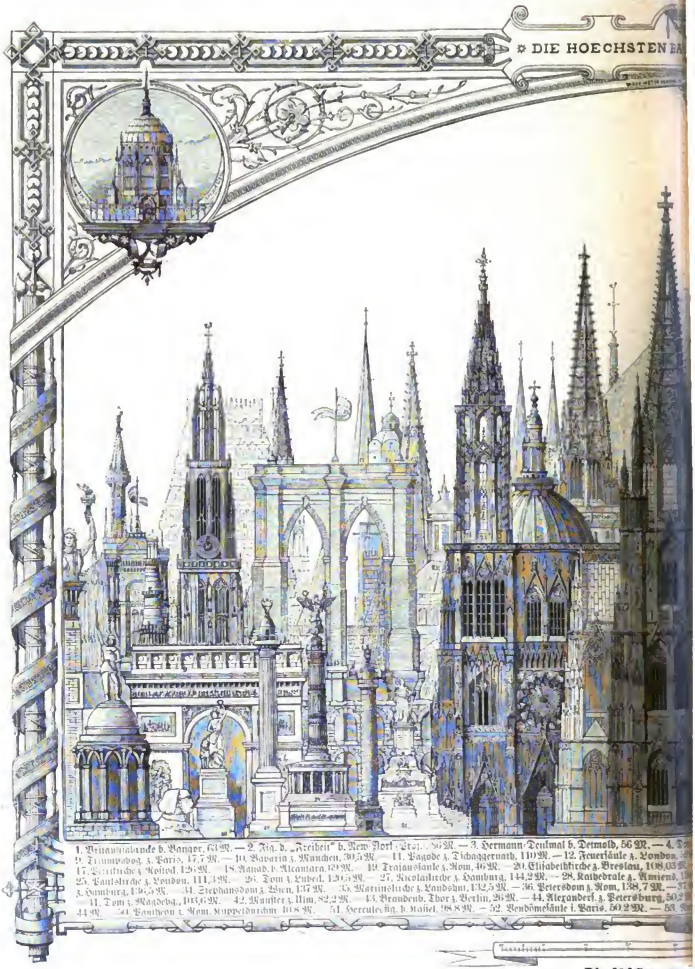
In anderen europäischen Ländern wetteifern um den Preis der höchsten Höhe die dem russischen Kaiser Alexander dem Ersten vor dem Winterpalais in Petersburg errichtete Säule und die Fenersäule in London. Letztere erhebt sich an der Stelle, wo im Jahre 1666 der „große Brand" von London entstand, und sie soll dessen Andenken verewigen. Meister C. Wren hat in den Jahren 1671 bis 1677 dieses Denkmal errichtet; es stellt eine dorische Säule dar, auf deren Gipfel eine vergoldete Flammenkugel angebracht ist. Einst befand sich auf dem Sockel der Säule eine Inschrift, welche die Schuld von der Entstehung der Feuerbrunst den Katholiken zuschob. Aufgeklärtere Zeiten haben dieselbe entfernen lassen.

Das höchste aller Denkmäler aber soll in nächster Zeit in New York errichtet werden; es ist einer Göttin geweiht, der wir Alle freudig huldigen und deren ewige Herrschaft wir herbeiwünschen — der Göttin der Freiheit.

Außer den eigentlichen Denkmälern haben noch die Völker der Neuzeit, hier und dort, nach römischer Art Triumphbögen zur Verherrlichung ihrer Thaten errichtet, von denen der höchste der Arc du triomphe de l'Etoile in Paris ist. Schon Napoleon der Erste plante seine Errichtung, aber erst unter Ludwig Philipp, der zu seinem Nachtheile mit dem Ruhme der napoleonischen Epoche kokettirte, wurde das Werk ausgeführt. Ein bedeutender Kenner der Baukunst, Wilhelm Lübke, sagt über diesen Bau: „Es ist eine schwerfällige, unge gliederte Masse, klotzartig aufragend, ohne Beziehung zum Verkehr des Lebens, da das Motiv des Thors nur als Vorwand benutzt ist, um auf großen Mauerflächen die Gloire des Kaiserreichs ausbreiten zu können."

Diesem Triumphbogen der Seinestadt stellt Berlin sein nach dem Vorbilde der Propyläen zu Athen erbautes Brandenburger Thor entgegen. Der treffliche, durch Langhans in den Jahren 1789 bis 1793 ausgeführte Bau wird von einer Quadriga nach Schadow's Modell gekrönt. Merkwürdig waren bekanntlich die Geschicke dieses Viergespanns mit der Siegesgöttin: als die Franzosen in Berlin eingerückt waren, raubten sie 1807 das Kunstwerk und schleppten es nach Paris, um es dort auf ihrem geplanten Arc

Digitized by Google



1. Britannisbrücke b. Bangor, 63 M. — 2. Fig. d. „Freiheit" b. New-York (Proj.), 86 M. — 3. Hermann-Denkmal b. Detmold, 56 M. — 4. [illegible]
9. Triumphbog. z. Paris, 47,7 M. — 10. Bavaria z. München, 30,5 M. — 11. Pagode z. Tschaggernath, 110 M. — 12. Feuersäule z. London, [illegible]
17. Pfeilkirche z. Rostock, 126 M. — 18. Ranad. b. Alcantara, 69 M. — 19. Trajanssäule z. Rom, 46 M. — 20. Elisabethkirche z. Breslau, 108,03 M. [illegible]
25. Paulskirche z. London, 111,3 M. — 26. Dom z. Lübeck, 130,5 M. — 27. Nicolaikirche z. Hamburg, 144,2 M. — 28. Kathedrale z. Amiens, 1[illegible]
[illegible] z. Hamburg, 136,5 M. — 31. Stephansdom z. Wien, 137 M. — 35. Martinskirche z. Landshut, 132,5 M. — 36. Petersdom z. Rom, 138,7 M. — 37. [illegible]
41. Dom z. Magdebg., 103,6 M. — 42. Münster z. Ulm, 82,2 M. — 43. Brandenb. Thor z. Berlin, 26 M. — 44. Alexanderf. z. Petersburg, 50,2 [illegible]
44 M. — 50. Pantheon z. Rom, Kuppeldurchm. 40,8 M. — 51. Herculesfig. b. Kassel, 98,8 M. — 52. Vendômesäule i. Paris, 50,2 M. — 53. [illegible]

Die höchsten Bau[illegible]

Nach einem im Verlage von Ernst S[illegible]

Digitized by Google

…M. — 5. Rathhaus z. Berlin, 88 M. — 6. Sphinx b. Gizeh, 12,5 M. — 7. Kutab Minar b. Delhi, 75 M. — 8. Kathedrale z. Antwerpen, 123 M. — …rale z. Chartres, 115 M. — 14. Siegessäule z. Berlin, 61,12 M. — 15. East River Brücke in New York, 90 M. — 16. Aquaduct b. Segovia, 33 M. — …enkm. a. d. Niederw. 39,7 M. — 22. Kathedr. z. Salisbury, 122 M. — 23. Rotunde d. Wien. Weltausst. 85,3 M. — 24. Münster z. Straßburg, 143 M. — …mide d. Chefren, 133 M. — 30. Kathedrale z. Rouen, 149 M. — 31. **Dom z. Cöln**, 156 M. — 32. Pyramide d. Cheops, 137 M. — 33. Michaelistische …Sevilla, 111,5 M. — 38. Marienkirche z. Lübeck, 123,4 M. — 39. Münster z. Freiburg i. B., 125 M. — 40. Kirche S. Maria d. Fiore z. Florenz, 108,2 M. …ndom z. Paris, 105 M. — 46. Obelisk v. Luxor z. Paris, 22,5 M. — 47. Thurm z. Pisa, 57 M. — 48. Rathh. z. Brüssel, 108 M. — 49. Julisäule i. Paris, …aris, 65 M. — 54. Garisendathurm z. Bologna, 83 M. — 55. Göltzschthal Viaduct i. Sachs., 87,2 M. — 56. Obelisk v. Lateran Pl. z. Rom, 29 M.

…enkmäler der Welt.

…erlin erschienenen photographischen Druck.

Digitized by Google

de triomphe aufzustellen. Nach dem Siege der Alliirten wurde jedoch die Quadriga 1817 nach Berlin zurückgebracht und auf ihrem ursprünglichen Platze wieder aufgestellt. Damals wurde auch dem Lorbeerkranze der Göttin das eiserne Kreuz hinzugefügt.

Aber auch der Bürgerstolz versuchte sich in der Kunst des Hochbauens, und so wurden die Städte mit hohen Rathhäusern geschmückt, unter denen neben dem Brüsseler sich das neue Berliner Rathhaus durch seine Höhe auszeichnet; es wurde bekanntlich nach Plänen des Baurathes Waesmann in den Jahren 1860 bis 1870 erbaut, und sein Thurm mißt 84 Meter, hat aber auf seinem Dache noch einen stumpfen Aufsatz, der von einer Fahnenstange gekrönt wird, deren Spitze 95 Meter über dem Straßenpflaster liegt.

Mit der Erwähnung der Rathhäuser haben wir bereits das Gebiet derjenigen Bauten berührt, welche nicht ausschließlich idealen, sondern auch praktischen Zwecken zu dienen haben.

In dem Kampfe um's Dasein scheute der Mensch keineswegs vor der schwindelnden Höhe zurück und wußte Leuchtthürme, Brücken und Viadukte zu bauen, die selbst mit den Kirchthürmen einen Höhenwetteifer bestehen können. Das alte Rom zeichnete sich vor Allem auf diesem Gebiete durch seine großartigen Wasserleitungen aus, und die heute erregt der ziemlich gut erhaltene Aquäduct Trajan's in Segovia allgemeine Bewunderung. Aus Granitquadern erbaut, überspannt diese Wasserleitung auf 159 Doppelbögen die spanische Stadt in einer Höhe von über 30 Meter und erfüllt noch heute ihren Zweck.

Kühner noch war freilich der Aufbau des vom Ostgothenkönig Theodorich um das Jahr 500 n. Chr. bei Spoleto errichteten Aquäducts, dessen mittlere Pfeiler, in dem Waldstrome Mareggia stehend, über 200 Meter Höhe erreichten.

Doch wir brauchen nicht in's Ausland zu gehen, um derartige Wunder zu schauen. Auf der Sächsisch-Baierischen Staatsbahn bei Reichenau, zwischen Reichenbach und Plauen, finden wir in romantischer Gegend die großartige Ueberbrückung des Göltzschthals, die bei 579 Meter Länge eine Höhe von 87 Meter aufweist. Das in vier Etagen aus Granit, Sandstein und Mauerziegeln aufgeführte Werk ist unter der Leitung des Oberingenieurs Hauptmann Wilke in den Jahren 1845 bis 1851 entstanden und kostet gegen 7 Millionen Mark.

Schließlich müssen noch zwei Brücken erwähnt werden, die als die höchsten der Welt gelten: die aus gewaltigen eisernen Röhren, durch welche Eisenbahnzüge dahinbrausen, bestehende Britanniabrücke über die Menaistraße bei Bangor — ein Riesenwerk, welches am 5. März 1849 Robert Stephenson, der Sohn des berühmten George Stephenson, vollendete, und die Cast River-Brücke in New-York, welche die „Gartenlaube" erst vor Kurzem ihren Lesern in Bild und Wort vorführte (vergl. Jahrgang 1881, Nr. 50).

In der mächtig emporstrebenden „Neuen Welt" haben wir also unsere Wanderung beschlossen, die wir an den altägyptischen Pyramiden begannen. Viel Bewundernswerthes haben wir dabei geschaut, und doch bilden alle diese hohen Bauten nur einen geringen Bruchtheil jener Bauten, welche in Tausenden von Jahren menschlicher Genius und menschlicher Fleiß auf Erden zu Stande brachten.

Garibaldi.

Nachdruck verboten.

Von Johannes Scherr.

1.

Der düstere Trauerpomp, welcher im Juni dieses Jahres (1882) unter Sturmgetose und Wogengedonner den Felsensteig von Caprera herabkam, ist vorübergezogen und mit dem übrigen Apparat desselben auch der überreich dabei entfaltete Redenbombast beiseite gethan, zerschlissen und verschollen.

Der Mann im rothen Hemde, schon bei Lebzeiten in Volkskreisen zu einer mythischen Figur geworden, ruht nun aus von seinen Heldengängen, wie von seinen Irrfahrten, und genießt jenes Friedens, den nur der Tod gibt.

Möchte doch die Majestät dieses einsamen Heroengrabes auf dem kleinen Eiland im Mittelmeere geachtet werden! Möchte doch keine verstandslose Pietät den Todten seiner Granitgruft entreißen, um das Denkmal, welches in Rom oder sonstwo seine Ueberreste decken soll, zur momentanen Neugierstillung müßiger Gaffer zu machen, wie sie jetzo hordenweise alle Wege und Stege unsicher machen in Europa. Napoleons Grab unter den Weiden von Longwood war von einem vollen Hauch tragischer Poesie umwittert. Seine Gruft bei den Invaliden in Paris ist nichts als ein Wachsfigurenkabinett in Marmor. Laßt den Todten von Caprera ruhen, wo er selber ruhen gewollt! Verschont seine Ueberreste mit einer Spektatelei! Ihr habt ja der Fahnen und Fackeln, der Kränze und Phrasen genug und übergenug aufgetondet. Laßt den aufrichtigen Schmerz im Stillen trauern, aber heißt die erkünstelte Ueberschwänglichkeit schweigen und gebt der Geschichte das Wort!

Denn diese tritt jetzt in ihr Recht.

Drei Männer sind es, welche das „Regno d'Italia" geschaffen haben: Mazzini, Garibaldi, Cavour. Mazzini war das Herz, Cavour der Kopf, Garibaldi der Arm der italischen Einheitsbewegung. Mazzini hat die Saat ausgestreut, Garibaldi die Getreidemahd vollzogen, Cavour die Garben eingebracht. Ohne die beiden Idealpolitiker Mazzini und Garibaldi — wo wäre Cavour mit all seiner Realpolitik geblieben? Auf seinem piemontesischen Ministersessel sitzen. Ohne wie Bismarck mit all seiner Realpolitik auf dem preußischen Ministersessel oder gar auf dem Sorgenstuhl eines mäßig begüterten märkischen Junkers sitzen geblieben wäre, so ihm nicht die Propheten und Märtyrer der deutschen Idealpolitik von den Tagen Walthers von der Vogelweide, Frischart's, Hogan's, Klopstocks, Schillers, Körners und Arndts herab die Pfade gewiesen und die Wege gebahnt gehabt hätten. Dem Donner der That rollt ein lauter Widerhall nach, ja wohl — aber ist es nicht der Blitz des Gedankens, der ihm voranleuchtet? Das ist eine Wahrheit, so wohlfeil wie Brombeeren. Aber in dieser Zeit schamloser Verlogenheit darf man wohl auch solche Brombeeren Wahrheiten scharf betonen, und die in Rede stehende sollte, scheint mir, dermaleen namentlich auch unter uns Deutschen beherzigt werden. Sind doch seit 1870 in Deutschland gar viele enge Gehirne ganz und gar von der Vorstellung erfüllt, alles, was nicht sogleich praktisirt, verwerthet, in Bargeld umgesetzt, von heute auf morgen nutzbar gemacht werden könne, das sei nicht „opportun" oder tauge eigentlich kurzweg gar nichts. In den Tagen unserer großen Denker und Lehrer waren freilich die jetzo modischen Stichwörter „opportun" und „realpolitisch", allwomit man alles schlichten und machen zu können wähnt, noch nicht erfunden. Auch ein drittes, heutzutage rasselndes Modewort, das Wort „Freidenker", haben, gelegentlich bemerkt, die Hochmeister der Ritterschaft vom deutschen Geiste nicht knabisch renommistisch herausgehängt, wie neuestens Leute thun, welchen die Bezeichnung „Nichtdenker" zumeist besser anstände.

Will man dem Manne, von welchem hier nicht etwa eine Lebensbeschreibung gegeben werden soll, sondern nur eine Charakteristik mit besonderer Berücksichtigung der zwei Glanzperioden seiner Laufbahn, 1849 und 1860, gerecht werden, so muß man sich auf den Standpunkt stellen, vom welchem aus er sah, fühlte, dachte, sprach und handelte — also auf den Standpunkt eines Idealisten und eines italischen Patrioten, dessen Seele vom Sonnenfeuer des Südens großgenährt worden war.

Seinem Namen und seiner körperlichen Erscheinung zufolge von germanischer Abstammung, ist dieser blonde Ligurier dennoch in all seinem Fühlen, Denken und Thun ein Romane jeder Zoll gewesen,* also kein Mann vor-, nun- und rückständiger Erwägung, sondern ein Mensch augenblicklicher Impulse, kein kalter Rechner, sondern ein kühner Draufgeher, weit mehr den Eingebungen der Phantasie als den Bedenken des Verstandes folgend und dann doch auch wieder einer guten Dosis echtitalischer Schlauheit nicht ermangelnd. Diese Eigenschaft durfte ihm ja schon als dem Fanatiker, der er gewesen, nicht fehlen; denn ein Fanatiker war er, aber in

* Bekanntlich existirt eine Ueberlieferung, welche wissen will, der germanische Tropfen in Garibaldi's Blut stamme keineswegs vom Mütterlicher her, sondern aus dem 18. Jahrhundert, wo der deutsche Junker Theodor von Neuhof eine Weile König von Korsika war. Eine Abkömmlingin dieses Abenteurers sei Garibaldi's Mutter gewesen.

Digitized by Google

des Wortes bestem und höchstem Sinne. Er glühte ja mit allen Sinnen für sein „Fanum", für das Heiligthum der Einheit und Freiheit Italiens. Aus dieser Glut entband sich alle seine Liebe und all sein Haß. Er war ein Enthusiast, ein Phantast, wenn man will. Aber kein in's Blau schwärmender, sondern vielmehr ein mit unermüdlicher Zähigkeit und hellem Opermuth auf ein festes Ziel gerichteter. Italien war der Traum seiner Nächte, wie der Gedanke seiner Tage. Wenn er sich in seiner späteren Zeit mitunter schwadhaft in dem Nebelheim herumtrieb oder vielmehr herumtreiben ließ, allwo die „Universalrepublik" der „Weltmenschheitsbund", die „Vereinigten Staaten von Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien" oder dergleichen grellbunte Fabelvögel mehr umherflattern, so war das eben eine Altersschwäche. In den Tagen seiner Kraft und seines Könnens war er ein Patriot, der allzeit und überall Italien suchte. Dieses Ziel zu sehen und zu finden, dazu reichten seine Gaben aus. Den vielverschlungenen und bösverknoteten Fäden der europäischen Politik geduldig nachzuspüren, um schließlich eine richtige Lösung oder Neuverknüpfung zu finden, das war nicht seine Sache. Er ist all sein Lebtag für das Zerhauen der Knoten gewesen. Daß es aber solche Knotenzerhauer doch auch geben müsse in dieser unserer knotenvollen Welt, werden selbst Bekenner des Weber-Fisch Noch-Fleisch-Liberalismus nicht unbedingt bestreiten wollen.

Im Vorstehenden ist darauf angespielt worden, daß Garibaldi mitunter, und zwar besonders in seinen älteren Tagen, fatalen Einflüssen zugänglich gewesen und das Opfer einer beklagenswerthen Leutseligkeit geworden sei. Jedermann weiß, daß zweideutige oder vielmehr ungweideutige Macher und Streber die Phantasie, die Begeisterung, die Gutmüthigkeit des Mannes irreleiteten und mißbrauchten, um ihn das machen zu lassen, was man, wenn man wahr sein will, nicht anders nennen kann als dumme Streiche. Wie verträgt sich nun aber diese Bestimmbarkeit damit, daß man, wie oben schon gethan worden, den Zerstörer von Aspromonte füglich und schicklich doch mit dem alten Horaz einen „tenacem propositi virum" nennen darf? Gerade so, wie sich der Widersprudh mit dem Widerspruch in jedem Menschen verträgt. Wo war, wo ist, wo wird einer sein, der von sich mit Recht rühmen dürfte, daß er niemals „zwei Seelen" in seiner Brust wohnen gefühlt hätte? Wenigstens bedeutende Menschen werden dieses häufig genug wiederkehrende Gefühl der Zweifeeligkeit nicht ablengnen können, sondern allenfalls nur ganz gewöhnliche Leute, Famuli Wagners Söhne u. Komp.

So konnte es kommen, daß der König Viktor Emanuel, halb im Scherz, halb im Zorn, den großen Freischarenführer seinen „lieben Büffelschädel" nennen durfte, um das halsstarrige Draus- und Durchfahren desselben zu bezeichnen, während zur gleichen Zeit Gesellen der dortigen erwähnten Sorte dem guten „Büffelschädel" den Leitstrick durch die Nase zogen. An diesem Leitstrick ist er auch im Jahre 1870 auf den Schauplatz seines letzten, in mehr oder weniger großem Stil unternommenen Abenteuers gezogen worden, welches so kläglich verlief und mit dem undankbaren Finstritt endigte, den die französische Nationalversammlung am 13. Februar von 1871 dem alten Helden gab, welcher zu spät erkannt hatte, daß es zweierlei wäre, gegen neapolitanische oder aber gegen deutsche Soldaten zu Felde zu ziehen. Deutsche von gesundem und kräftigem Nationalgefühl werden Mühe haben, dem Andenken Garibaldi's die Dom-Dunioterie von 1870 zu vergeihen. Aber trotzdem muß man anerkennen, daß dieser Narrenstreich des Mannes, was seine Person anging, so ehrlich und selbstlos gemeint war wie irgendeiner der vom Helden des Cervantes gethanen Narrenstreiche. Und wenn weiter uns kaltblütigen Nordländern das Theatralische, Opernhafte, um nicht zu sagen Seiltänzerische der Ausstaffirung und des Auftretens Garibaldi's gar störsam vorkommen muß, so sollten wir billig bedenken, daß Südländer derartige Aeußerlichkeiten subjectiv und objectiv ganz anders ansehen und werthen als wir, die wir unter dem ewiggrauen Himmel unseres „gemäßigten" Klima's uns nur mit Mühe ein bißchen Farben- und Formensinn zu bewahren vermögen.

2.

Einseppe Garibaldi ist in den Anschauungen und Strebungen des italischen Carbonarismus aufgewachsen, welcher auf die Geschicke Italiens von so bedeutendem Einfluß gewesen. Er hat diese Anschauungen bis zuletzt festgehalten und demnach war er in innerster Seele Republikaner und Pfaffenfeind.

Stubengelehrte, welche sich, allen Lehren der Geschichte zum Trotz, die Entwickelung von Völkern und Staaten nur auf bureaukratischem, höchstens auf regelrecht parlamentarischem Wege vorzustellen vermögen, haben über den Carbonarismus bekanntlich sehr abfällig genrtheilt — um so abfälliger, je weniger sie ihn kannten. Nun ist es ja wahr, daß der Carbonarismus viel Komödiantisches, Läppisches, Thörichtes, sogar entschieden Verwerfliches an sich hatte; aber nicht minder wahr ist es auch, daß er und nur er es gewesen, welcher das nach 1815 jeder Art von geistlicher und weltlicher Tyrannei unterworfene, zerrissene, durch heimische und fremde Zwingherrschaft niedergeknechtete italische Volk wieder aufzurichten versuchte und aufzurichten wußte. Er vollbrachte das dadurch, daß er in dem Nationalcharakter angemessenen Formen den Kultus des Vaterlandes pflegte, den Glauben an das Ideal „Italien" weckte und verbreitete und die gesammte gebildete Jugend zu dem Gedanken und Vorsatz erzog, für dieses Ideal Gut und Blut hinzugeben. Die Männer der ruhigen Bildung und friedlichen Entwickelung, die Balbo, Gioberti, D'Azeglio und ihre Gesinnungsgenossen, sie hätten niemals ein konstitutionelles Piemont, geschweige ein einheitliches Italien auch nur in Gedanken herzustellen vermocht, wenn ihnen nicht der Prophet des italischen Radikalismus, Giuseppe Mazzini, vorangewandelt wäre, alle empfänglichen Herzen mit dem unlöschlichen Feuer patriotischer Liebe und patriotischen Hasses erfüllend.

Nachdem Garibaldi in der Verbannung gelernt, sein Vaterland doppelt heiß zu lieben — Männer, deren Patriotismus echt, lernen das im Exil immer — und nachdem er sich auf den Meeren und in den Pampas von Südamerika den Ruf eines kühnen Kriegers und geschickten Führers erworben hatte, ist er im großen Sturmjahr 1848 zuerst auf die weltgeschichtliche Bühne getreten. Nicht mit Glück. Der italische Republikanismus hatte auf Garibaldi's Freischaarenführerschaft Hoffnungen gesetzt, deren Uebertriebenheit in einem schreienden Mißverhältniß stand zu den Mitteln, über welche der General verfügen konnte. Wär doch die große Mehrzahl der italischen Patrioten viel zu klug, um nicht zu merken, daß, wie die Sachen lagen, die Idee der Vereinheitlichung ihres Landes nur mittels ausrichtigen Anschlusses an Piemont, d. h. auf monarchischem Wege zu verwirklichen wäre. Uebrigens blieb auch das vorerst noch ein frommer Wunsch; denn der alte Radetzky zeigte den Italienern den kriegerischen Meister in einer Weise, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. Der Sieger von Custozza — 1848, wie dann wieder 1866, ein Triumphheld der Waffen Oesterreichs — ließ schließlich durch den General D'Aspre die garibaldische Schaar in die Schweiz hinüberjagen.

Freilich, während in Oberitalien Radetzky die schwarz gelbe Fahne mit dem habsburgischen Doppeladler auf den Dom von Mailand zurückträg und in Unteritalien die bourbonische Pestilenz wieder in ihrer ganzen Grausigkeit grassirte, stieg der Stern des Republikanismus in Mittelitalien verheißungsvoll empor. Daß es nur ein Nebelstern, sollte bald offenbar werden. Die ephemere römische Republik vermochte nicht einmal mit der ephemeren florentinischen zu einem Zusammenschluß zu gelangen. Bald auch drohten vom Norden her die Oesterreicher, vom Südosten her die Neapolitaner und in Civitavecchia landeten 30,000 Franzosen, welche der Pfeudo Bonaparte, der die Pseudo Republik Frankreich in seinen Kaiserschnappsack zu stecken sich anschickte, gesandt hatte, um den entflohenen Papst wieder auf den Stuhl Petri zu setzen und den Kirchenstaat wieder herzustellen — ein echt französisches Stücklein, eine prächtige Illustration der Viktor Hugo'schen Bombastphrasen von der Völkerbrüderlichkeit und Kosmopolitie der Gallier! Solcher Illustrationen giebt es bekanntlich eine Menge, aber darum hören Schwachköpfe und Ignoranten doch nicht auf, an den bezeichneten Bombast zu glauben.

Die Vertheidigung Roms gegen die völkerbrüderlichen Franzosen macht, zusammen mit der Vertheidigung Venedigs gegen die Oesterreicher, bei weitem das Beste und Größte aus, was das republikanische Kredo dazumal, in den Jahren 1848—49, vollbracht hat. Es war bedauerlich, daß nicht Garibaldi den obersten Heerbefehl in dem berannten und belagerten Rom führte, sondern daß Mittelmäßigkeiten wie Avezzana und Roselli den Kommandostab hatten. Wäre Garibaldi Obergeneral gewesen, so würde —

Digitized by Google

hat man behauptet — die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs nicht gefehlt haben. Dem ist nicht so. Eine Möglichkeit, die Waffen der isolirten römischen Republik von 1849 über die ungeheure Uebermacht der Franzosen, Neapolitaner und Oestreicher triumphiren zu machen, war von vornherein ausgeschlossen. Es konnte sich nur darum handeln, die Ehre dieser Völker aufrecht zu halten bis zum Aeußersten, und daß die von Garibaldi geführte „Legion" das gethan, steht fest. Hätte bestigen hierüber ein Zeugniß, dessen Wahrhaftigkeit nie die leiseste Anzweifelung gestattet hat, das Zeugniß eines Augen- und Ohrenzeugen, welcher zugleich ein in erster Reihe Mithandelnder war. Es ist unser trefflicher, leider vorzeitig hingegangener Gustav von Hoffstetter gemeint, dessen Tüchtigkeit und anspruchslose Liebenswürdigkeit gewiß bei Allen, welche ihn gekannt haben, in bestem Andenken stehen. Dieser deutsche Officier hat den ganzen römischen Kampf von 1849 als einer der Führer desselben mitgemacht und nachmals ebenso schlicht wie genau und anschaulich diese denkwürdige geschichtliche Episode beschrieben („Garibaldi in Rom; Tagebuch aus Italien", 2. A. 1860).

Um Garibaldi hatte sich die edelste Blüthe italischer Jugend gesammelt. In diesen jungen Männern, welche großentheils den gebildetsten, begütertsten, im besten Sinne vornehmsten Familien entstammten, pulsirten die Feuergedanken, welche Giacomo Leopardi in seinem hochherrlichen Canto „An Italien" ausgeströmt hatte. Viele dieser jungen Helden haben die Echtheit ihrer Vaterlandsliebe mit ihrem Herzblut besiegelt. Ich wüßte nicht, daß zu irgendeiner Zeit und unter irgendeinem Volke auf dem Altar des Vaterlandes edlere Opfer gebracht hätten als ein Eugenio Manara oder ein Emilio Morosini. Manara, aus der Fülle aller Glücksgüter und jungen Ehegelüds nach Rom geeilt, um für Italien zu kämpfen, einer der tapferstem sowohl, wie auch begabtesten und militärisch gebildetsten Führer, wurde, kaum fünfundzwanzigjährig, am 30. Juni bei der Villa Spada von einer Franzosenkugel tödlich getroffen. Seine letzten Athemzüge verwandte er darauf, seinen schwerzerfüllten Waffengefährten zu sagen: „Tröstet meine Frau und bringt ihr diesen meinen letzten Gruß: sie soll unsere Kinder in der Liebe zum unglücklichen Vaterland erziehen und, sobald sie stark genug sind, ihnen die Waffen zur Befreiung Italiens in die Hände geben."

An demselben Junitag von 1849 fiel auch Morosini, ein Apoll an Jugendschönheit, noch nicht zwanzig Jahre alt. Als er ein Jahr zuvor in Oberitalien als Freiwilliger zur italischen Fahne eilen gewollt, hatten seine Schwestern die Mutter flehentlich gebeten, den zärtlich geliebten Bruder nicht ziehen zu lassen. Aber die edle Italerin: „Ich gebe dem Vaterlande das Beste, was ich habe, meinen einzigen heißgeliebten Sohn." Als Hoffstetter später die kummervolle Mutter aufsuchte, sagte sie ihm, sie habe nur den Trost, zu wissen, daß ihr Emilio heldisch gestritten und gefochten. Eine Nation, fürwahr, welche solcher Mütter und solcher Söhne sich rühmen darf, braucht nie zu verzweifeln. Wenn aber Garibaldi, wie durch unzählige Beispiele erwiesen ist, gerade auf die reinsten und selbstlosesten unter seinen Landsleuten, auf so herrliche Menschen wie Manara und Morosini einen magischmächtigen Einfluß übte, so liegt hierin, sollt' ich meinen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er ein großer Mann war. Allzeit und überall ist nur wenigen Auserwählten eine solche elementare Macht über Menschen gegeben. Dem italischen Vorfechter kam hierbei noch etwas zu statten: das glückliche Naturell seiner Landsleute. Wo der Italiener liebt, ist seine Liebe voll; wo er haßt, ist sein Haß ganz. Das leidige deutsche Laster der Verzeiel kennt er nicht. Die süßsaure Anerkennung, das halbe Lob, der flaue Tadel, diese schlechten deutschen Gesstsgenteilen sind nicht seine Sache. Dem Neide der Ohnmacht und der Mittelmäßigkeit werden seine Freckheiten jenseits der Alpen nicht so leicht nachgesehen wie diesseits. Es ist charakteristisch, daß italische Zeitungen, welche notorisch im Sold und Dienst des Vatikans stehen, das Ehrliche wie das Schicklosmächtige in der Persönlichkeit Garibaldi's anerkannt haben. Nur deutsche und französische Pfaffenblätter haben in gemeiner Weise ihn verleumdet und verklätert.

Unser Gewährsmann sah den General zum erstenmal am 6. Mai von 1849. „Ruhig und fest saß er zu Pferde, als wäre er darauf geboren, ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krämpe und schwarzer Straußfeder drängte sich das braune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckte zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Bluse flatterte der kurze, weiße amerikanische Mantel." Zuerst staunte der gute Hoffstetter nicht wenig über diesen „sonderbaren Aufzug". Aber der Gesammteindruck, welchen er von der Erscheinung des Generals empfing, war doch der, daß er einen Mann vor sich habe, „welcher zum Befehlen geboren sei".

Wenn richtig dieser Eindruck gewesen, hatte unser Zeuge bald zu erhärten Gelegenheit, als er Garibaldi's Streifzüge gegen die Soldaten des Re Bomba in der Umgebung von Rom mitmachte und mitsechtend beobachtete, wie der General die Gefechte bei Velletri, Frosinone, Valestrina und Anagni vorbereitete, anordnete und durchführte, „mitten im dichtesten Feuer, der empfangenen Wunden nicht achtend, kaltblütig im Führen, feurig im Fechten".

Mit der Gefahr in Rom wuchs auch das militärische Talent und die Thatkraft Garibaldi's. Er vornehmlich war es, welcher das Eindringen der belagernden und bombardirenden Franzosen in die Siebenhügelstadt bis zur letzten Möglichkeit verhinderte. Er hat auch nicht kapitulirt, als die römische Republik dem pfaudobonaparte'schen Banditenstreich erlag. Er faßte den kühnen Entschluß, mit den Trümmern seiner Legion quer durch Italien sich zu schlagen, Franzosen, Neapolitanern und Oestreichern zum Trotz, um, wo möglich, dem belagerten Venedig eine Verstärkung zuzuführen. Er machte seinen Waffengefährten kein Blendwerk vor, als er sie einlud, das verzweifelte Abenteuer zu wagen. Er sagte schlichtwahr zu ihnen: „Wer mit folgen will, dem biete ich Mühseligkeiten, Hunger, Durst und alle Gefahren des Krieges." Etliche Tausende folgten ihm, und er rettete sie auf den Felsen von San Marino.

Das war freilich nicht „opportunistisch" gesprochen und gehandelt, dafür aber heldisch, und am Ende aller Enden machen doch nicht die Opportunisten, sondern nur die Helden Geschichte.

(Schluß folgt.)

„Klein-Frankreich in New-York".

Von Dr. Max Lorzing.

Eine der lebensvollsten, der figuren- und farbenreichsten Straßen des großen Völkerpanoramas von New-York-City ist Bleaker-Street. Nirgendwo anders hört man so viel Sprachen und Mundarten, erblickt man so viel verschiedene Rassen und Nationalitäten wie dort: Farbige in allen Schattirungen, vom kohlschwarzen Nigger bis zum hellen Octoroven, südamerikanische Mischlinge mannigfacher Art, Chinesen, Japanesen, Indianer, Israeliten und Kaukasier; Deutsche, Franzosen, Italiener und alle anderen Europäer.

Ebenso vielgestaltig ist das geschäftliche Treiben dieser kleinen Welt: es sind hier alle Gewerbe vertreten, erlaubte und unerlaubte: neben edlen Aerzten praktiziren Clairvoyants und Quacksalber, neben legitimen Apothekern Verkäufer von Geheimmitteln. Sogenannte Concerthallen wechseln mit ebenso fraglichen Sommergärten ab; denn zu letzteren zählen sich in New-York auch Locale, die keinen Platz im Freien, keinen Baum oder Strauch bieten. Die Trottoirs von Bleaker-Street sind mit Obst-, Austern-, Kuchen- und Zeitungsständen überfüllt. Hier ist Alles zu haben: Limonade und Leibwch, „root-beer" (ein schauerliches Lieblingsgetränk der Amerikaner) und Kahnenjammer, ein Bild des New-Yorker Volkslebens und eine Tracht Prügel.

Abgesehen von den Wirkungen der Jahreszeiten, verändert sich Bleaker Street nicht merklich. Seine Bewohner, alles „kleine Leute", die den herben Kampf um's Dasein führen, gehen im heißen Sommer weder auf's Land noch reisen sie nach Europa; sie speculiren weder in Grundbesitz noch in Actien, und ihre Ersparnisse legen sie vielfach nicht in Sparbanken und anderen Creditanstalten, sondern in den altbewährten Strumpf an.

Digitized by Google

Der Sperber.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

Dabei präsentiren sich hier oft recht stattliche Häuser mit unverkennbar herrschaftlicher Façade: denn vor noch nicht einem halben Jahrhundert gehörte Bleaker-Street zum fashionablen New-York, und in den Räumen, wo jetzt die dicklippige Negerin ihre Wäsche bügelt, führte einst der französische Koch das Küchenscepter; wo heutzutage sittser blickende Communards ihren Absynth mischen, empfing die Familie des Patriciers ihre Gäste, und wo der „Wilde der Civilisation“ seine Orgien feiert, drehten sich elegante Paare im Tanz, oder „in abgemessenem Schritte“: denn der steifbeinige Amerikaner ist bei Terpsichoren nicht in die Schule gegangen.

Ein Theil von Bleaker-Street gehört zum „Quartier Français“, auch kurzweg „Quartier“ genannt, das westlich vom Broadway, südlich vom Washington Square und nördlich von Grand Street liegt. Den viel größeren „Klein-Deutschland“ im Osten der Stadt entspricht das eingegrenzte, fest zusammenhaltende, exclusive „Klein Frankreich“ im Westen derselben; es ist fast, als hätten die beiden erbfeindlichen Nationen auch in der neuen Welt das Tischtuch zwischen sich zerschnitten, als hätten sie absichtlich durch einen möglichst großen Raum sich von einander getrennt. Nur die Weihe der Kunst wirkt versöhnend; denn der wälsche Straßensänger verschmäht es nicht, auch im germanischen Quartier sein „Formez vos bataillons“, von keinem störenden Instrument begleitet, in die Lüfte zu schmettern und in „Klein-Deutschland“ seinen Obolus zu sammeln, nachdem er die übrigen Felder des Völkerschachbrettes von New-York abgegrast hat.

Sehen wir uns im „Quartier“ um, so erblicken wir allerorts französische Schilder, über den Thüren und an den Fenstern; die Zahl der Restaurants in Erdgeschossen und Hochparterres ist überaus groß, doch sind sie sammt und sonders scheußlicher Natur; denn hier wohnt anerkanntlos das französische Proletariat. Abgesehen von den Gewerben, die ausschließlich dem bloßen Lebensunterhalt dienen, sind die herrschenden Industrien des „Quartier“ das Anfertigen von künstlichen Blumen und Blättern, sowie das Färben von Federn, womit ganze Familien sich beschäftigen und wozu die betreffenden Firmen das Material liefern, ferner: Sticken, Reparieren von Statuetten, Bildern und anderen Kunstgegenständen — kurz, lauter Geschäfte, die mehr Geschick und Geschmack als körperliche Mühe und Anstrengung fordingen. Ein sehr bedeutendes Contingent dieser Bevölkerung bilden die etwa achttausend achtzigerweiblichen Arbeiter, die von den großen New-Yorker Häusern, namentlich von dem berühmten Tiffany, auf bestimmte Zeit, meist auf fünf bis zehn Jahre, gemiethet werden und dann in die Heimath zurückkehren. Die Seelenzahl von „Klein Frankreich“ bleibt immer ungefähr dieselbe und ist im Verhältniß zum deutschen Element nur gering; denn die Franzosen haben weder den Trieb noch die Veranlassung zum Auswandern wie unsere Landsleute. Der neueste Census veranschlagt die sesshafte französische Colonie auf 19210 Personen.

Wir betreten in Bleaker Street das „Restaurant du Grand Vatel“, nach dem großen Koch Ludwig's des Vierzehnten benannt, der sich aus Gram darüber, daß ein Fisch nicht zur rechten Zeit für ein Diner seines Königs eintraf, das Leben nahm. Der Boden der Restauration ist mit Sand bestreut, und an den kleinen mit Wachstuch überzogenen Tischen sitzen die Gäste, eifrig debattirend und gesticulirend. Sie sprechen über die ägyptische Frage und schimpfen über Freycinet und Gambetta, über die Schlafheit der Regierung und über die Faulheit der ganzen Republik. Wie anders war es da zu Zeiten der Commune! Viele der hier Anwesenden haben bei den Flammenschein der brennenden Steinstadt auf den Barrikaden gefochten, und nicht Wenige wissen zu erzählen, wie es in Neu-Caledonien aussieht. An den Wänden hängen noch jetzt, um auch äußerlich das Gepräge des Locals zu zeigen, zerrissene Zettel, die zum Bankett und Ball zur elften Jahresfeier der Revolution am 18. März einladen, unter den Auspicien der „Société des Réfugiés de la Commune“. Die guten Communards sind indessen ebenso harmlos wie die deutsch-amerikanischen Socialisten: und man faßt sie ruhig redend und sämmtliche Fürsten Europas mit dem Munde todtschlagen.

Um jedoch einmal die französische Kost zu probiren, wie der besser situirte Proletarier sie genießt, verfügen wir uns in eine Nebengasse und steigen die zum Restaurant führende Freitreppe empor. Das kleine, nur einen einzigen Tisch enthaltende Zimmer, an welchem die vierzehn Stammgäste ihr Diner einzunehmen pflegen, ist von der Küche, aus welcher die Wirthin die Speisen direct hereinbringt, nur durch einen halb offenen Bretterverschlag getrennt, und ein zweiter scheidet das Schlafstübchen vom Departement des Kochtöffels und der Beatpfanne. Die Gerichte sind schmackhaft und vorzüglich zubereitet; die soupe aux croûtons mundet uns über Erwarten, und selbst das zu boeuf braisé aux vignons frisirte Suppenfleisch schmeckt uns, mit einem Worte: es ist Alles delicat und ungemein billig. Auch der St. Julien ist vortrefflich; nur Tischtuch und Geschirr lassen zu wünschen übrig.

Was übrigens die Küche im Allgemeinen anbelangt, so steht in New-York die französische obenan; dann folgt gleich die deutsche, und ganz zuletzt kommt die amerikanische, zu der man nur greift, wenn es gar nicht anders sein kann. Sollte das amerikanische Volk einmal aussterben, so geht es an Verdauungsschwäche zu Grunde, herbeigeführt durch die landesübliche Kochkunst.

Dort am untersten Ende des Tisches sitzt ein alter Bekannter, ein Musikprofessor. Er muß sich's sauer werden lassen: denn die Unterrichtsstunden werden ihm nicht viel ab, sobald er aber sein Diner eingenommen hat, seine gloria (schwarzer Kaffee und Cognac) schlürft und seine Cigarette raucht, strahlt sein gelbes, mit einem schwarzen, wohlgewichsten Napoleonbart geziertes Antlitz von glücklichem Behagen, dann sieht er aus, als wäre sein Lösungswort das Motto, welches der junge Distracti auf das Titelblatt seines „Vivian Gray“ schrieb: „Wohlan! Die Welt ist meine Auster, die ich mit dem Degen öffnen will.“ Er hat sich nicht verändert, obwohl Jahre verstrichen sind, seitdem wir ihm zum letzten Male begegneten, und auch das etwas abgetragene und verschossene, doch sauber gehaltene Costüm macht den Eindruck, als habe er es damals sorgfältig eingepackt und erst heute wieder herausgeholt. Mit verklärtem Blick ruht sein Auge auf der halbgeleerten Flasche, um deren Hals er seine Serviette als Zeichen des Eigenthums geschlungen hat.

Vielleicht irrt er sich schon im Voraus auf den köstlichen Sonntagsausflug nach dem reizenden Williamsbridge, dem steten Wallfahrtsort der französischen Picknicker. Unwiderstehlich werden sie dahin gezogen durch die malerische Naturschönheit der schattigen Vergnügungsplätze sowie durch den Umstand, daß viele ihrer Landsleute sich am Bronx-River angesiedelt haben. Jeden Sonntag versammeln sich daselbst zahlreiche Familiengruppen mit ihren wohlgefüllten Körben. Nach dem improvisirten Essen giebt sich Jeder dem Zeitvertreib hin, der ihm am liebsten ist: Viele angeln — trotz des Ausspruchs des satirischen Gaboreau, daß die Fischleine ein Ding sei, an dessen unterm Ende ein Haken, an dessen oberem ein Dummkopf sitze, und trotz der notorischen Fischarmuth des Bronx River trennen sie sich über den Fang eines Thieres, das nicht größer ist als die Klinge eines Federmessers, ebenso, als ob es ein Wallfisch wäre. Die Kinder spielen; die Mütter lesen im Schatten eines Baumes den neuesten Roman von Daudet, und das junge Volk rudert im Chor singend um die Wette.

Ist die Zeit zur Ausflüge vorüber, so versammeln sich die kleinen Leute des „Quartier“ am Sonntagabend in ihrer gognette in Bleaker Street, worunter man einen Ort versteht, an welchem die Theilnehmer sich zum Vergnügen treffen, namentlich um zu singen, und dazu hat Jeder das Recht. Die Ausschmückung des Saales ist sehr einfach: das amerikanische und das französische Banner zieren verschlungen den oberen Theil der Plattform, auf welcher der Präsident sitzt, und an den Wänden sind in ornamentalen Buchstaben die Namen der berühmtesten Liederdichter zu lesen, wie Lachambaudie, Pierre Dupont, Gustave Adaud und des unsterblichen Beranger. Das Piano ist verpönt, damit jedoch der Gesang nicht ohne Begleitung sei, werden durch die Reibung einer leeren Flasche an einer Holzwand Töne hervorgebracht, die denjenigen eines Contrebasses nicht unähnlich sind. An die Liedervorträge reihen sich Recitationen aus Victor Hugo und anderen Dichtern, Taschenspielerkünste und mesmerische Experimente, und während der Zwischenpausen geht der Präsident mit einer richtigen Schnupftabaksdose umher, ein allgemeines Niesen und Beglückwünschen veranlassend.

Die reicheren Franzosen wohnen zerstreut in den fashionablen Theilen der City: Viele von ihnen sind es nur noch dem Namen nach und haben sich ganz amerikanisirt. Ihre Familien lebten

Digitized by Google

früher auf den westindischen Inseln, und manche besitzen noch jetzt Zuckerplantagen daselbst. Sie verheirathen sich mit Amerikanern und besuchen auch deren katholische Kirchen, in denen englisch gepredigt wird, wogegen das „Quartier" seine eigenen Kirchen mit französischem Gottesdienste hat, zwei presbyterische und eine römische, die St. Vincent de Paul, mit der eine Akademie für junge Damen verbunden ist. Die New-Yorker Presse hat zwei französische Zeitungen, den „Courier des Etats-Unis" und den „Messager Franco-Américain".

Die Franzosen der City sind ebensolche „Vereinsmeier" wie ihre deutschen Mitbürger. An verschiedene Gesangvereine reiht sich eine große Anzahl von Gesellschaften der mannigfachsten Art, unter denen wir nur die bekanntere erwähnen wollen, den „Cercle Français de l'Harmonie" mit seinem alljährlichen vielbesuchten und sehr eleganten Maskenball, wenn dieser auch nicht den Glanz und die Pracht der Maskenbälle erreicht, welche die deutschen Vereine „Arion" und „Liederkranz" veranstalten. Eine militärische Organisation ist die „Société Lafayette".

Auch außer ihrem Lafayette haben die amerikanischen Franzosen ihre historischen Gestalten. Hier seien aus ihrer Reihe nur zwei erwähnt!

Marquis Armand de la Rouerie, in der Geschichte kurzweg als Oberst Armand bekannt, hatte in der berühmten Schauspielerin Mademoiselle Barré wissen einen österreichischen Baron im Duell erschlagen und ging aus Reue darüber zu den schweigsamen Tropfisten. Spaterhin weihte er seine Dienste der jungen amerikanischen Republik und bildete die Armand'sche Legion, ein Cavallerieregiment, das zum großen Theil aus geborenen Pennsylvania-Deutschen bestand. Bei einem gefährlichen nächtlichen Ueberfalle, den er bei Yonkers am Hudson, oberhalb New Yorks, gegen das britische Lager ausführte, stieß er auf die Hünengestalt des feindlichen Majors, der in solcher Eile aus dem Bette gesprungen war, daß er noch die grünseidene, betroddelte Nachtmütze auf dem Kopfe hatte. Oberst Armand sprengt dicht an ihn heran, ändert aber blitzschnell unter lautem Ausrufe der Ueberraschung die Richtung seines zum Todesstoße erhobenen Degens und trägt auf der Spitze desselben die durchbohrte Nachtmütze triumphirend davon, hinter ihm die wilde Jagd seiner kühnen Reiter. Jener Major war der todtgeglaubte österreichische Baron gewesen, und der Marquis verlor in Folge dieser Begegnung sein finsteres, schweigsames Wesen.

Auf einem längst geschlossenen New-Yorker Kirchhofe steht ferner ein Grabstein mit folgender Inschrift:

„A la Mémoire
de
Pierre de Landais,
Ancien Contre-Amiral
au service
Des Etats-Unis
Qui disparut
Juin 1818,
Agé 87 ans."

Pierre stammte aus einer der ältesten, stolzesten und ärmsten Adelsfamilien der Normandie. Er hatte auf der „Ecole de la Marine" studirt und diente bis zu seinem zweiundbreißigsten Lebensjahre als Unterlieutenant zren seinem französischen Vaterlande. Da kam unter Ludwig dem Sechszehnten ein fruherer Page der Maitresse des Grafen von Vergennes nach Cherbourg und wurde sein Capitain. Entrüstet quittirte der heißblütige Pierre und widmete sich, von Baron Steuben empfohlen, der amerikanischen Republik. Er wurde in der Folge Fregattencapitain mit Admiralsrang und commandirte die „Alliance" vom Jonas'schen Geschwader. Im September 1779 traf Jonas an der englischen Küste auf zwei britische Kriegsschiffe, die er nach hartnäckigem Kampfe zu seinen Prisen machte. Während des Treffens erschien plötzlich die „Alliance" und feuerte auf das Schiff des eigenen Vorgesetzten, bis dieses sank. In Folge dessen wurde Pierre de Landais seines Amtes entsetzt, weil man annahm, er habe es gethan, um sich allein die Lorbeeren des Sieges anzueignen, obwohl er selbst es auf das Entschiedenste in Abrede stellte und mehrere Male im Duell mit dem Degen für seine Ehre eintrat.

Vierzig Jahre lang überschüttete er von da an den Congreß mit seinen Ansprüchen auf rückständiges Gehalt und auf Prisengelder: jedes Jahr fuhr er in dem alten Rumpelkasten, der damals die Bundeshauptstadt mit New-York verband, nach Washington und stets kehrte er mit leeren Taschen zurück, um den bitteren Kampf mit der Armuth wieder aufzunehmen. Er wurde zu einer der bekanntesten Straßenfiguren, der kleine, untersetzte Admiral in der verschossenen continentalen Uniform, den sauber gebürsteten Kniehosen, den abgetragenen gelbleidenen Strümpfen und dem kurzen Degen an der Seite. Er lebte in vollkommener Unabhängigkeit nur von seinem geringen Einkommen und wies jedes Geschenk, auch das auf das zartfühlendste dargebotene, zurück. Beschwunden ist er übrigens nicht, wie man aus seiner Grabschrift schließen sollte, diese hat er vielmehr selbst verfaßt, nach dem Vorbilde des greisen Aeschylus, wenn von seiner Tapferkeit auch kein marathonischer Hain, kein „lockiger Meder" erzählt.

Blätter und Blüthen.

Der Sperber. (Mit Abbildung Seite 668.) Der gemeinste unter unseren Raubvögeln, der strolchende Dieb und Wegelagerer der gefiederten Welt ist es, den wir heute unseren Lesern in Bild und Wort vorführen — in der Galerie unserer Thierbilder ein charakteristisches Pendant zu dem dünn- und bemeiergten Heermännchen (vergl. Nr. 22 dieses Jahrgangs). Der tückische und gewandte Sperber hat Europa und den großten Theil Mittelasiens zu seiner Heimath; in den schneebedeckten Fichtenwäldern Skandinaviens und in Griechenlands Cypressenhainen, an des Amurs uebligen Ufern und auf der sonnigen Insel Madeira kann er sein Wanderneft, und worm die singenden Schaaren der Finken und Lerchen im Herbst ihre Wanderungen nach dem Süden unternehmen, dann pflegt er oft ihnen zu folgen bis nach Indien und den Küstenländern von Nordafrika. Waldungen aller Art bilden in der Regel seinen Aufenthaltsort, aber er scheut keineswegs die Nähe der Menschen und schlägt gern dicht neben Dörfern und Städten sein Standquartier auf. Seine wilde Jagd beschränkt er dabei nicht auf Wald und Flur, sondern plündert und mordet auch die kleine gefiederte Welt, die in den Baumgärtchen menschgeschaffener Städte von den Menschen gastlich beherbergt wird. So gehört er zu den bekanntesten Raubvogeln, und wer dem Leben und Treiben in der Natur ein regeres Interesse entgegenbringt, der hat ihn oft gesehen. Wir verweisen uns daher eine genauere Beschreibung seines schwärzlich aschgrauen Gefieders, welches an der Unterseite weißlich erscheint und mit rostrothen Wellenlinien gezieret ist, und heben nur hervor, daß das Sperberweibchen starker ist, als das etwa zweiundbreißig Centimeter lange und vierundsechzig Centimeter breite Männchen. Dieser Größenunterschied ist oft so bedeutend, daß man lange Zeit hindurch das Weibchen für eine besondere Art hielt, der man den Namen des großen Sperbers beilegte.

In manchen Gegenden nennt man diesen Raubvogel Finkenhabicht, Schwalben- oder Sperlingsstößer, da er seine Angriffe vorzüglich gegen die kleinen Vögel richtet und nur selten sich an Rebhühnern oder Hasen vergreift.

Wiewohl er im Gegensatz zu anderen Raubvögeln in der Kunst der Verstellung ein großer Meister ist und oft durch veränderten Flug das zur Beute auserlesene Opfer zu täuschen versucht oder sich an dasselbe heranzuschleichen weiß, so giebt er doch, wenn seine Raubgier einmal erregt worden ist, Beweise der blindesten Wuth und tollsten Verwegenheit. Brehm erzählt in seinem „Thierleben", daß Sperber selbst im Innern von Hunden oder fahrenden Wagen gefangen wurden: „sie hatten ihre Beute dis dahin so gierig verfolgt, daß sie alles übrige vergaßen. Gefangene Vögel im Bauer vor oder hinter den Fenstern sind vor dem Angriffe des Sperbers ebenso wenig geschützt wie die freifebenden. Der Glasschirm macht nicht scheuen, stürzt er sich auf die Gedanke, zerbricht, nicht immer ohne Lebensgefahr, in jähem Anprralle das Glas und greift ins Zimmer, unbekümmert um die anschreienden Bewohner, nach dem Vogel."

Ist ihm der Fang gelungen, so trägt er seine Beute an einen verborgenen Ort, rupft ihr die großen Federn aus und verzehrt sie hierauf in Ruhe. Da er ausschließlich Vogel kropft, so ist er in der Gefangenschaft sehr schwierig durchzufüttern und verschmäht das gewohnte Raubthierfutter unserer Zoologischen Garten, das Fleisch des edlen Rosses. So geht er frühzeitig im Käfig zu Grunde, wie D. von Riesenthal treffend bemerkt, als eine getreue Illustration des Sprichworts „Frisch, Vogel, oder stirb!"

Nur die geschicktesten unter den kleinen Geflügel fürchten nicht den Sperber, und die Rauschknaben verfolgen ihn sogar mit lautem Geschrei, seine gefährliche Gegenwart den anderen Vögeln verrathend. Aber er hat auch Feinde, die ihm überlegen sind. Schon mit den Krähen muß er oft harten Strauß ausfechten, und die größeren Eheulalken wie auch der Habicht treiben ihn ohne Umstände.

Bei uns stellt ihm auch der Jäger nach, und nur in Mittelasien wird er von vielen Völkern als ein vortrefflicher Baizvogel geachtet. Man füttert die Jungen im Sommer auf und benutzt sie im Herbst zur Jagd. Dabei wählt man nur die kräftigeren Weibchen aus. Im Winter läßt man die abgerichteten Vögel wieder fliegen, weil es sich nicht lohnt, sie den Winter hindurch zu füttern.

Mit den abgerichteten Sperberweibchen werden im Sibirsal, in

Digitized by Google

Persien und Indien Rebhühner, Wachteln, Schnepfen und Tauben gejagt, und außerdem wird mit ihnen im Hochsommer noch ein besonderer Sport getrieben. Wenn nämlich in Persien die Witterung für anstrengende Jagd zu heiß ist, so ist es eines der beliebtesten Sommervergnügen, Sperlinge mit Sperbern zu jagen. Der Sperber holt seinen Vogel hoch und schlägt fünfzehn bis zwanzig Sperlinge in einer Stunde. Er verfolgt die Spatzen dabei mit solchem Eifer, daß er selbst in Mauerlöcher eindringt und in denselben oft zu Grunde geht.

Da gegenwärtig bei uns der Vertilgungseifer gegen den Sperling eröffnet wurde und auch das Interesse für den Sport aller Art in rapidem Wachsen begriffen ist, so wäre vielleicht die Einführung solcher Sperlingsjagden vielen Sportlustigen willkommen. Dann würde unser Landsmann auch der Sperber ein sehr gesuchter Vogel werden.

Der Leipziger Buchhandel vor 1848. Einer der interessantesten Abschnitte in der Geschichte des Leipziger Buchhandels ist ohne Frage der Zeitraum von 1830 bis zum Bewegungsjahre 1848. Jene Zeitperiode hat ihm ein ganz eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Nachdem durch die endgültige Beseitigung Napoleon's des Ersten das Regierungssystem des Fürsten Metternich in Deutschland und Oesterreich, ja fast in ganz Europa wieder zur absoluten Alleinherrschaft gelangt, war in den dreißiger und vierziger Jahren der Leipziger Buchhandel der hervorragendste Vermittler, durch den die großen Geister der deutschen Nation zu ihren Sprachen und für die in den langen Kriegsjahren dargebrachten Opfer von den deutschen Regierungen das Einlichtgen einer liberalen Richtung und gleichzeitig die Gewährung einer Verfassung verlangten. In diesen Kämpfen hat der Leipziger Buchhandel als Vorkämpfer des aufgeklärten, liberalen Deutschlands sich mitengahre Verdienste erworben.

Dabei ist es eigenthümlich, daß jene Bewegung und die massenhaft von gewissen Regierungen erlassenen Bücher- und Zeitschriftenverbote die materielle Lage des Leipziger Buchhandels durchaus nicht schädigten, sondern vielmehr für diese Firmen die directe Veranlassung zu einem raschen, gedeihlichen Aufschwunge wurden. Was speciell die Bücher- und Zeitschriftenverbote betrifft, so behand dieses gegenüber der damalige Leipziger Buchhandel sich im vollen Kriegszustande, der also naturgemäß für viele Verlagsbuchhandlungen eine ganze Reihe Kriegsleiden zu Folge hatte. Diese gelten vor allem für den Verkehr mit dem damals gegen jeden freiheitlichen Hauch noch hermetisch verschlossenen Oesterreich. Ueberhaupt war in jener 2 ½ den Fürsten Metternich und seinen Regierungsleuten ganz Europa eine Stadt Oesterreichs und natürlich Hauptstadt Oesterreichs; denn hier hatte sich an der Seite der für die religiöse und politische Befreiung Deutschlands thätigen Verlagsbuchhandlungen eine Reihe Schriftsteller und Publicisten niedergelassen, deren Namen kaum in Oesterreich genannt werden durften, geschweige denn ihre Werke und Bücher.

Von jenen Männern, die damals in Leipzig wirkten, nennen wir hier nur die Führer der deutsch-katholischen Bewegung Ronge und Czerski, die Schriftsteller A. W. Oettinger, Redacteur des „Charivari", Herlossohn, Redacteur des „Komet", und Friedrich Kapp, Redacteur der „Grenzboten". Wiewohl alle diese Namen und noch manche andere in Oesterreich überaus übel angeschrieben waren, so ward man dort noch einen ganz besonderen Haß auf E. W. Oettinger. Dieser trieb es nämlich in seinem „Charivari" am tollsten. In jeder Nummer desselben war beispielsweise zahrelang unter den Notizen, die den Gesammttitel „Zapfenstreich" führten, eine Wiener „Neuigkeit" folgenden Inhalts zu lesen: „Graf Sedmitzky ist nach immer Präsident der diesigen Polizei- und Censur-Hofstelle." Diese Notiz allein wäre unter den damaligen Verhältnissen hinreichend gewesen, Oettinger, falls er österreichischen Boden betreten hätte, nach dem gesürchteten Spielberg zu liefern.

Aber wären auch sämmtliche in Leipzig erscheinende, der frei-religiösen und politisch-liberalen Richtung huldigende Bücher und Zeitschriften, unter welchen letzteren wir hier beiläufig nur Ernst Keil's unerschrocken kämpfenden „Leuchthurm" nennen, in Oesterreich verboten gewesen, sie hätten dort dennoch reißenden Absatz gefunden. Wir haben vorher von einer Reihe von Kriegsleiden gesprochen, die der Leipziger Verlagsbuchhandlungen bedient, um ihren in Oesterreich verbotenen Werken und Schriften Eingang zu verschaffen. Selbstverständlich bezogen sich jene Kriegsleiden vor Allem auf die Art, wie die Bücherballen aus ihrem verborgenen Inhalte versendet, beziehungsweise über die österreichische Grenze gebracht wurden.

Da gab es gar mancherlei erfindungsreiche und nicht selten auch lustige Auskunftsmittel. Galt es z. B. ein verbotenes Buch in vielen Exemplaren nach Oesterreich zu bringen, so verfuhr man etwa dahin, mit einem andern Umschlage und Titelblatt, worauf nicht eine Leipziger Buchhandlung, sondern eine befreundete, zuverlässige Firma in Baiern, Weißalen oder in den Rheinlanden als Verleger angegeben war, gegen weitie Länder man, weil sie katholisch, in Oesterreich weniger Mißtrauen hegte, als gegen das „ketzerisch-demagogische" Leipzig. So führte oftmals ein in Oesterreich streng verbotenes Buch auf seiner Reise dahin die sabunzosollen Titel: „Stunden der Andacht für katholische Christen", „Ausgewählte inbrünstige Gebete zu heiligen Zunglfrau Maria" und ähnliches mehr. Zur größeren Sicherheit entstrach auch noch der Inhalt der ersten Seiten des betreffenden Buches dem frommen Titel, wodurch die österreichischen Censoren, die nunmöglich alle aus Deutschand angelangten Bücher vom Anfange bis zu Ende zu lesen vermochten, jahrelang getäuscht wurden.

Ueberdies war noch an der sächsisch-böhmischen Grenze eine geheime Buchhandlerpolt organisirt, welche ganz geschäftsmäßig die Versendung von verbotenen Büchern und Zeitschriften nach Oesterreich besorgte. Nur in seltenen Fällen ward hierbei der österreichischen Censur eine oder die andere dieser Kriegslisten entdeckt, was aber für den geheimen Bücherexport niemals von lange fühlenden Folgen begleitet war.

In der eben beschriebenen Versendungsweise mußte auch wieder während der Reactionsperiode zurückgegriffen werden, die in Oesterreich, nach der Märzbewegung, im October 1848 eingetreten war. Zu den damals in Oesterreich und Ungarn ganz besonders verfolgten, aber dennoch überaus verbreiteten Zeitschriften zählte vor Allem die Linie „Leuchthurm", der bekanntlich ein Vorläufer der „Gartenlaube" war. Da der „Leuchthurm" den österreichisch-ungarischen Zuständen und Vorgängen eine eigene, von jahrelangen, tüchtigen Mitarbeitern unterstützte Richtung genommen hatte, so war das, wir möchten sagen, öffentlich-geheime Interesse an jener Zeitschrift in sormabrechten Zunahme begriffen. Der „Leuchthurm" ward nicht allein in vielen tausend Familien gelesen, sondern war auch, trotz des Verbotes, in jedem besseren Cafe Wiens, Pests und der größeren Provinzstädte zu finden. Freilich lag das Mist man öffentlich und dem Zeitungstische auf, aber ein Blatt eines bekannten Gastes an den Oberkellner des betreffenden Cafés genügte, um von jenem gegen ein gern gewährtes Trinkgeld, den „Leuchthurm" zu erhalten, der alsdann in einer einsamen Soalecke, hinter irgend einem „zugessimmer" Reactionsorgane verborgen, aufmerksam gelesen ward. Wie einem Berieser strenger ein Zeitschriften- oder Bücherverbot in Oesterreich lautete, desto größer war dahin der Absatz der betreffenden Schrift. Wenn man noch erwägt, daß in Oesterreich für ein verbotenes Buch oder eine verbotene Zeitschrift in der Regel das Dreifache, ja Vierfache des in Leipzig oder Deutschland geltenden Preises bezahlt wurde, so darf man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß gerade durch solche Bücherverbote viele Leipziger Verleger glänzende Geschäfte machten. — Jene Zeit bildet also einen überaus interessanten culturhistorischen Abschnitt des Leipziger Buchhandels.

A. C. B.

Kleiner Briefkasten.

O. W. in Leipzig. Sie beschweren sich über die nach Ihrer Meinung falschen Daten in dem Artikel über Gustav Adolf vom Februar dieses Jahrgangs. Lassen Sie sich belehren! Bei der Kalenderverbesserung durch Papst Gregor den Dreizehnten (vergleiche „Blätter und Blüthen" von Nr. 39) wurden vom 4. October 1582 an zehn Tage herausgeworfen, so daß man nach dem 4. sogleich den 15. October schrieb. Nach diesem verbesserten Gregorianischen Kalender fällt die Zerstörung Magdeburgs auf den 20. Mai, die Schlacht bei Breitenfeld auf den 17. Septembee und der Tod Gustav Adolf's auf den 16. November. Die Protestanten behielten den Julianischen Kalender bis 1700 bei. Ihrer früheren Daten die Daten 10. Mai, 7. September und 6. November, die auch Schiller beibehalten hat. In neuerer Zeit hat man aber die Daten des verbesserten Gregorianischen Kalenders auch auf diese Ereignisse übertragen. Unter Anderen schreiben Damb und Müller, Professor in Karlsruhe („Geschichte des deutschen Volkes") und Julius Grimelli, Professor an der Universität Prag („Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig, G. Freytag. 1882"): 20. Mai, 17. September und 16. November. Der Verfasser war also mit seinen Daten in vollem Recht und Ihre unbedachte Kritik — sehr übereilt.

Alle Abonnentin in Bremen. Ein Portrait **Karl von Holtei's** finden Sie in den Jahrgängen 1860, Seite 36, und 1873, Seite 48.

D. B. in Odessa. Allerdings! Den Vernehmen nach wird in San Francisco ein Garfield-Monument errichtet werden, dessen Sockel eine Urne, die auf ein Schwert sich lehnende Frauenfigur und Bronze bilden wird — eine Symbolisirung des trauernden Amerika. Die Seiten des Piedestals werden Adler zieren, von denen einer die Sinnbilder des Krieges und des Handels, der zweite das Banner und den Schild des Landes bewacht. Die Bronzebasis selbst wird eine Höhe von zehn Fuß haben, der Sockel aber die Inschrift: „James A. Garfield. Mortuus pro Republica" tragen.

Ein langjähriger Leser in Minden. Näheren Aufschluß finden Sie im „Sagb-Lexicon" von C. von Reichenhal (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1882).

A. L. in **Landau** und **R. N.** in **G. Schwindel!**

R. E. in **München.** Ueber Respiratoren und Athmungsapparate zum Schutze gegen Staub, schädliche Dünste und dgl. hat die „Gartenlaube" bereits mehrere Artikel geliefert: Jahrgang 1855, Seite 109, 1860 Seite 774, 1868 Seite 39 und 1878 Seite 20.

B. D. in **Wien.** Da Sie ein „Wiener Kind" sind, so hat es Ihnen sehr nahe gelegen, den Ursprung des Wortes „Gassenhauer" selbst zu erraten. In Ihrer schönen Vaterstadt existirt ja heute noch das Kraftwort „aufhauen", welches „tanzen" bedeutet. Ursprünglich nahm man einen Tanz auf der Gasse mit breitbeinigen Tacte einen „Gassenhauer". Nach diesem Tanze wurde bas auf der Gasse gesungene Lied benannt, eine Bezeichnung, die anfangs nichts Unanständiges bedeutete. erst als das Wort „Volkslied" aufgekommen, fand der „Gassenhauer" in seiner heutigen Bedeutung breab.

J. H. in **Düsseldorf.** Bei den elektrischen Glühlichtlampen von Jenaer-Zeitalter leine Rede sein kann, so darf man zur Herstellung von Lichtrögen für diese Lampen gerost brennbare Stoffe, wie z. B. Holz verwenden. In der gegenwärtig zu München eröffneten internationalen elektrischen Ausstellung findet man bereits derartige in alterthümlichem Stil aus Holz angefertigte Kronleuchter. Uebersehen hierei die Anwendung des elektrischen Lichtes dem Kunstgewerbe ungleich mehr Vorlegenheit, etwas Vorzuvollendetes zu leisten, als dies bei anderen Beleuchtungsarten je möglich gewesen. Die Münchener Ausstellung wird in dieser Hinsicht gewiß Resultate von meittragender Bedeutung ergeben.

W. D. in **Washington.** E. Werner hat, wie bereits mitgetheilt, eine Erzählung: „Gebannt und erlöst" für die „Gartenlaube" unter der Feder.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von **E. von Zydow.**

(Fortsetzung.)

Arndt hatte sich endlich in eine Ecke der kleinen Holzbank geworfen, welche an den Wänden der Hütte entlang lief, und fiel jetzt ohne Widerstand seinen stürmischen Gedanken anheim. Er sagte sich, daß er seit Kurzem an einem Wendepunkte seines Lebens stehe; denn veränderte Familienverhältnisse hatten die bisherigen Lasten von ihm genommen, und er warf die Frage auf, ob es ihm noch möglich sein würde, die Ideale seiner Jugend zu verwirklichen.

„Ach!“ seufzte er leise vor sich hin, „Freiheit ohne Jugend ist doch wie ein edles Gefäß, dem der köstliche Inhalt mangelt.“

Leidenschaftlich bewegt hob er den intelligenten Kopf. Hatte er denn noch die Kraft, den Staub des Lebens von sich zu schütteln, noch den Schwung der Phantasie, etwas nennenswerth Neues und Großes zu leisten? Sollte er mit den Besten seiner Berufsgenossen in die Schranken treten, um — wie es nun einmal das Loos des Architekten ist — mit dem sprödesten Material die erhabensten Empfindungen und die feinst gegliederten Gedanken zu offenbaren? Sollte er noch jetzt versuchen, sich einen Namen zu machen und die innerste Befriedigung seines Lebens zu erringen?

Diese Reise hatte ihn zur Gewißheit über sich selbst bringen, ihm gleichsam eine Zwischenstation des Lebens sein sollen, auf welcher er sich vom Gerüste der Welt erholen und auf seine eigensten Angelegenheiten besinnen wollte. Der Anfang war fein ermuthigender — abscheuliches Wetter das!

Er stand ungeduldig auf und trat zum zweiten Mal an die Oeffnung: vielleicht versprach der Himmel, sich aufzuklären, und gestattete ihm, weiter zu gehen. Im körperlichen Ausschreiten war ihm schon oft Muth in die Seele gekommen, und Entschlüsse, deren schwankende Umrisse sein Gemüth in dumpfer Enge fruchtlos hin und her geschoben hatte, pflegten sich ihm unter freiem Himmel wie von selbst zu formen.

Aber noch hatte sich das Bild da draußen um keinen Schatten verändert: unaufhörlich strömte der Regen, und grau in grau dehnte sich die Landschaft bis an den enggesteckten Horizont. Er preßte die klopfende Schläfe gegen den Rand der Luke. Erst nach geraumer Zeit sprang plötzlich der Wind um, peitschte flüchtig gegen die schlaffe Oberfläche des Meeres und fuhr wie unmuthig über den dunklen Himmel, dessen Wolken er mit unstätem Athem aus einander trieb, sodaß die Gewalt des Regens nachließ und endlich nur noch einzelne große Tropfen laut und hart auf das Dach der Hütte niederfielen.

Arndt horchte erregt auf das einförmige Geräusch; ihm ward zu Muthe, als durchbohrten jene Tropfen die Decke über seinem Haupte, als fielen sie eiskalt und unaufhörlich in seine Seele; unwillkürlich knüpfte er daran eine sonderbare Reflexion: diese beharrlich fallenden eisigen Tropfen erschienen ihm wie die kleinen und darum desto empörenderen Leiden eines nüchternen, unliebsamen Geschäftslebens, unter dem er lange genug gelitten.

Er biß die Zähne zusammen und lächelte spöttisch.

„Wen der Satan nicht im Gewühl der Welt packen kann, den faßt er in der Phantasie! Ich werde hier noch zum sündlichen Träumer,“ murmelte er, blieb trotzdem unbeweglich an der kleinen Luke stehen, aber mit kräftigem Willen bannte er allen Mißmuth und Kleinmuth aus dem Gemüthe.

Aufwerfsam verfolgte sein Blick, wie die frische Ostbrise immer neckischer über die graue See zog und das Wasser zu tausend und aber tausend flüchtig schäumenden Wellchen aufwiegelte. Plötzlich entlockte ihm ein anmuthiges Zukunftsbild ein flüchtiges Lächeln, um ihn gleich darauf von Neuem in ernstes Nachdenken und — mehr als das — in ein ihm sonst völlig fremdes Ueberlegen zu werfen: sei es nun, wie es sei; mochte er nun im Stande sein, in neue Bahnen seines Berufes einzulenken oder nicht, warum sollte er nicht seine reifen Mannestage durch den herzerfreuenden Zauber eines holden Frauenlächelns verschönen?

Er hatte in seinem Leben ja viele und mancherlei Frauen gesehen. Die Hübschen waren oft dumm und eitel, die Klugen meist häßlich und hoffärtig gewesen, und zwischen ihm und den Besten hatte gar zu häufig von vornherein jene Scheidewand der „Verhältnisse“ gestanden, über welche wohl ein leicht beschwingter Traum hinfliegen mag, an der aber alle weiteren Erwägungen abprallen.

Nun war er vor Kurzem einer jungen Dame begegnet, mit welcher eine Verbindung für's Leben ebenso vernünftig gewesen wäre, wie sie ihm angenehm und schön erschien. Erna Lepel war wohlhabend, heiter, witzig, voll anziehender Freundlichkeit und natürlichen Wesens. Sie hatte ein hübsches Zeichen- und Maltalent, zu dessen Ausbildung sie in die Residenz gekommen war und das auch ihn gelegentlich sehr interessirt hatte. — In ihrem gemeinsamen Bekanntenkreise war er nicht der einzige Mann, welchem sie gefiel, aber er glaubte bemerkt zu haben, daß die hübsche junge Dame von vornherein nur ihn auszeichnete.

Dennoch wunderte er sich heute früh, daß er, der kaum Freigewordene, überhaupt an eine dauernde Verbindung, gleichviel welcher Art, denken mochte: vielleicht liebte er das Mädchen wirklich — oder beruhten seine Wünsche auf einer mehr allgemeinen,

Digitized by Google

mehr selbstsüchtigen Regung; war es das dunkle Gefühl, daß er, der bisher nur für Andere gelebt hatte, nun auch ein Herz sein eigen nennen wollte, das für ihn lebte? Der lieblich bewegte Flammenschein des häuslichen Herdes gaukelte zuweilen in heiteren Bildern durch seine Seele.

Alles das gestand er sich auch jetzt. Und — mochte er nun Erna Lepel leidenschaftlich lieben oder nicht: — sollte das überhaupt nöthig sein ....? Ja, vielleicht war es gar nicht einmal wünschenswerth. — — —

Er hatte bisher noch nicht geliebt; — und höchstens seine Phantasie hatte sich einmal lange — es war wohl Jahr und Tag gewesen — mit einer Frau beschäftigt — — —

„Doch hinaus aus dieser hölzernen Hütte, diesem Gedankenkasten!“ unterbrach er sich selbst, indem er, beinahe lächelnd, die Wände der kleinen Strandbüßte betrachtete. „Der Regen scheint endlich abzuziehen.“

Eben wollte er Plaid und Hut von der Wand nehmen, als sein Blick auf einen groß und leserlich an die Bretter verzeichneten Namen fiel. Daß der Eigenthümer desselben ein noch unreifer Knabe war, konnte man wohl daraus schließen, daß er mit leuchtendem Rothstift geschrieben und mit allerlei symbolischen Initialen und Endschnörkeln in kindlicher Weise verziert war.

Arndt stutzte und starrte einige Secunden auf die Wand.

Doch er war des Nachdenkens müde.

„Wer sich mit Räthseln abgiebt, dem wachsen die Räthsel entgegen wie Hydrakköpfe!“ meinte er unwillig und trat in's Freie hinaus. Aber seine Gedanken gewannen damit nicht sogleich eine andere Richtung.

„Curt Brandenburg!“ sagte er laut vor sich hin und beschrieb mit seinem Wanderstabe einige weite Kreise in der Luft. Dann schritt er mit willenskräftiger Eile, wie Jemand, welcher findet, daß er sich zu lange mit sich selbst aufgehalten hat, von Neuem vorwärts.

Im Süden theilte sich die letzte Wolkenmauer. Sonnenstrahlen fielen schräg über die Dünen auf den Sand; fern im Westen dämmerte der Wald hervor, und ein weiches, verlorenes Grün schimmerte lebenverkündend durch die graue See. Flüchtig wie ein eilender Bote des Lichts wurde es bald hier, bald dort sichtbar und schlängelte sich in tausend flüssigen Formen durch die mit weißen Schaumkränzchen geschmückte Fluth.

Arndt dachte, indem er weiter schritt, an Curt Brandenburg und an dessen Mutter. Während er seinen Weg nicht ohne schließliche Anstrengung auf dem vom Regen noch weichen Sandboden fortsetzte, erwachte in ihm eine Erinnerung nach der andern.

Merkwürdig, daß er heute, nach Jahren, auf einer entfernten Insel den Namen des Knaben lesen mußte! Und noch dazu in dem nämlichen Augenblicke, da ein flüchtiger Gedanke das früher einmal so lebhaft von ihm erfaßte Bild von Curt's Mutter gestreift hatte — jenes Bild, das mit allen seinen Reizen und seiner seinen Individualität ihn einst monatelang beschäftigt. Der Zufall hatte da ein wunderliches Spiel mit ihm, dem ernsten Manne, getrieben.

Doch jeder anhaltenden Träumerei durchaus ungewohnt, blieb jetzt Arndt auf einmal förmlich bestrembet stehen: ihm war, als habe sich die Landschaft um ihn her wie mit einem Zauberschlage verändert; denn ganz mit seiner Innenwelt beschäftigt, hatte er jenes Ringen von Licht und Schatten, jenes Wallen und Ziehen am Himmel und auf Erden, kurz, alle jene dramatischen Schönheiten des Uebergangs von einer Naturstimmung in die andere übersehen.

Der Himmel strahlte jetzt im reinsten Azurblau, und die kühn aufgebauten Wolken am Horizont leuchteten silberhell über die lachende See und schienen in selbstbewußter Heiterkeit die stolzen Leiber in die freien Lüfte hinauszurecken.

Die Dünenkette lag bereits weit zurück, und während die Sonne unten auf dem Meeresgrunde unermüdlich ihre feinmaschigen Goldnetze zog, so oft auch eine heranplätschernde Welle ihr dieselben wieder zerreißen mochte, stob das Licht über die hohen Uferwände, welche sich nunmehr zur Linken des Wanderers erhoben, in breiten, sanften Strömen, sodaß ihre feuchten, tiefschlachtigen Hänge auf den bunsteinigen Strand herabschimmerten, als wären sie mit weichem, stellenweise schön gefalteten Sammet umkleidet.

Arndt legte die Arme fest in einander, reckte sich, tief aufathmend, in die Höhe und sah lange um sich. Ihm ward zu Muth, als tränke er in diesen Augenblicken einen seiertichen Verjüngungstrank.

Dann — nachdem er eine gute Weile so gestanden hatte — bog er in einen kleinen Fußpfad ein, welcher sich das hohe Ufer hinaufschlängelte, warf, oben angekommen, noch einen letzten Blick auf die weite, leuchtende Meeresfläche zurück und wandte sich schnell landeinwärts, um geraden Weges auf das kleine Strandhorf loszuschreiten, welches das nächste Ziel seiner Wanderung war.

3.

Im Speisezimmer des freundlichen Gasthofes zum „Schwarzen Seehund“ war es fast leer. Die meisten Badegäste, welche sich zur Zeit in dem Dörfchen aufhielten, dessen vornehmstes Local eben jener Gasthof war, hatten bereits früh zu Mittag gegessen, um ihren weiteren Tagesvergnügungen entgegenzueilen. So konnte sich denn die Sonne ungehindert auf dem schönen „eigengeponnenen“ Tischtuche breit machen, welches seiner ganzen Länge nach über den Haupttafel des Zimmers ausgespannt lag, obgleich nur noch an ihrem obersten Ende und zwar von einer einzigen Person gespeist wurde. Diese einzige Person war Herr Architekt Arndt, dem man hier nachträglich aufwarten und dem die Fürsorge der Wirthsleute nach seinem austrerungen Marsche ganz ausnehmend wohl zu thun schien.

Der Wirth selbst, eine breitschulterige, ziemlich untersetzte Insulanergestalt, saß in unmittelbarer Nähe des Gastes rauchend am Fenster und sorgte für die Unterhaltung, so oft sich seine Frau entfernte, um ein frisches Gericht hereinzubringen. Er sprach wenig, aber seine Erscheinung war so originell, daß ein flüchtiger Blick auf dieselbe mehr Anregung und Zerstreuung bot, als ein stundenlanges Gespräch mit manchem Andern zu thun vermag: mit beiden Händen in den Hosentaschen, lag er mehr auf dem Stuhl, als daß er saß, und gab durch diese Haltung unträglich zu erkennen, daß er vor Uebernahme des „Seehunds“ Schiffer gewesen war. Noch eigenthümlicher als seine nachlässige Stellung war sein höchst charakteristischer Kopf; jede Falte seines gelbbraunen, über und über runzligen Gesichts verrieth einen ausgesprochenen Schifferhumor, und das dreist überlegene Lächeln seines breiten, etwas schief geschlitzten Mundes, sowie der lebhafte, halb schlaue, halb gutmüthige Ausdruck seiner Augen waren von besonderer Art.

Arndt hätte seine angenehmere Tischunterhaltung haben können, als den Anblick dieses Mannes, der größtentheils schweigend die „Honneurs“ machte und jeden beobachtenden Blick mit einem wohlgefälligen Blinzeln zurückgab, das nicht nur eine sehr ungenirte Gegenbeobachtung andrückte, sondern auch zu sagen schien: „Ick glöv woll, dat ick Die gefall! so 'nen Kierl as mie seh'n de Binnenländschen nich alle Daag.“

Redseliger als der Alte war offenbar die kleine blaubebrillte Wirthin, welche, sich einer „höheren“ Schuldbildung erfreuend, ihrem neuen Gaste schon während der Suppe in sehr gesprenten Hochdeutsch ihre eigene Lebens- und Familiengeschichte berichtet, sowie diejenigen der verschiedensten Badegäste des Dorfes angedeutet hatte.

Soeben trat sie mit dem Braten ein, und Arndt erwartete mit ziemlicher Bestimmtheit nun auch den Namen „Brandenburg“ von ihr zu hören, als eine lebhafte Bewegung des Wirthes seine Aufmerksamkeit von der behende herantrippelnden Frau ablenkte.

„Rieken!“ sagte der Alte, mit dem Daumen über die Schulter fort nach draußen zeigend, ohne seine sonstige Stellung zu verändern.

Arndt sah hinaus und bemerkte, daß zwei nicht mehr junge Damen auffallend eiligen Schrittes am Fenster vorüber gingen.

„So hild (eilig) hebben de dat timmer!“ fuhr der Wirth, zu Arndt gewandt, fort, schwieg dann wieder und blinzelte seinen Gast herausfordernd an.

„Wohnen die Damen hier bei Ihnen?“ fragte dieser mit der müßigen Neugier des Reisenden.

„Nein, aber sie nehmen hier ihre Mahlzeiten ein,“ erwiderte die kleine Wirthin, gewandt die Unterhaltung an sich reißend. „Und da sie schon so langjährige Kunden sind, Herr Architekt, nehmen wir Rücksichten und stellen das Essen warm, so lange es irgend gehen will. — Zuweilen freilich hat es große Bedenklichkeiten für eine Hausfrau, die doch stets —“

Die Zungenfertigkeit der gebildeten Rügianerin wurde kurz abgeschnitten; denn die Thür eines Nebenzimmers öffnete sich hastig.

Digitized by Google

und die beiden Damen traten rasch hinter einander ein. Die voranschreitende nickte kurz dem Wirth und der Wirthin zu, warf von unten herauf einen beobachtenden Blick auf Arndt und sagte dann sehr vernehmlich: „Guten Tag!“, worauf auch die nachfolgende Dame in etwas zersteuten Ton und mit einer auffallend tiefen, aber nicht unsüßen Stimme die Anwesenden grüßte; dann schritten Beide in ungewöhnlicher Geschwindigkeit auf ein Nebentischchen zu, an welchem bereits für sie gedeckt war.

Es machte Arndt zunächst den Eindruck, als fühlten sich die Damen durch ihn irgendwie in ihren Rechten beeinträchtigt — vielleicht, weil sie sonst um diese Tageszeit hier im Speisezimmer die Alleinherrschaft zu haben pflegten und gerne ungestört waren, vielleicht auch nur, weil neben ihm weit aufgeschlagen das Unicum einer Gasthofsezeitung lag, welches er vorhin ihrem Tischchen entnommen hatte.

Indessen verspürte er keine Lust, ihnen in irgend einer Weise zu weichen, und verzehrte mit völliger Muße seinen Braten, während die Wirthin hinauseilte, um alsdann mit vollen Tellern und überströmendem Redestrome zurückzukehren und die Damen zu bedienen. Ihr Mann sah inzwischen mit behaglicher Wissigkeit zu den beiden Damen hinüber, welche eifrig einige Worte mit einander flüsterten.

Arndt betrachtete die Letzteren mit jenem Gemisch von Neugier und Gleichgültigkeit, das man in öffentlichen Gastzimmern seinen Mitspeisenden gegenüber zu empfinden pflegt. Es schien ihm unzweifelhaft, daß Beide Schwestern waren; denn die höchst schlichte, aber geschmackvolle Kleidung der Einen sah derjenigen der Anderen zum Verwechseln ähnlich; auch waren sie Beide in gleicher Weise tief brünett und hatten die nämlichen ausgesprochen kräftigen Bewegungen.

Trotzdem mußten sie sehr verschiedenen Charakters sein; denn in den ziemlich regelmäßigen Zügen der etwas Jüngeren lag eine versteckte weibliche Anmuth, und ihre etwas melancholischen, großen, braunen Augen verriethen, wenn sie einmal schnell vom Tischtuch aufblickten und zur Schwester hinüberfahren, eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Von alledem zeigte das Gesicht der Aelteren, welche annähernd fünfzig Jahre zählen mochte, keine Spur; es hatte auf den ersten Blick etwas Trockenes, ernsthaft Entschlossenes, sah man aber aufmerksamer in die kleinen schwarzbraunen Augen, so blitzte darin ein ungewöhnlich scharfer Muthverstand, der eine warme Herzensgüte mehr zu verdunkeln als auszuschließen schien.

Der Wirth, welcher Arndt's Blicken gefolgt war, nahm wieder einmal das Wort, sprach aber diesmal etwas leiser, obgleich die Damen drüben mit seiner Frau redeten.

„Jung nich — hübsch od nich — äwer pläsirlich,“ sagte er schmunzelnd.

„Wenn Sie sich selbst meinen, Herr Putbrese, so paßt Ihre Schilderung allerdings auffallend,“ antwortete Arndt lachend.

Der Alte grinste verständnißvoll.

„De nähmen mie nix äöwel,“ entgegnete er selbstbewußt. „Jä.“ fuhr er dann fort und verzog den Mund noch mehr als gewöhnlich, „blos ümme sine sünd s' nu all vier Manden hier — jä, jä!“

Dann stand er auf, wankte auf die Damen zu und fragte auf seine Weise nach ihrem Befinden und den Thaten des Vormittags. Die Schwestern antworteten mit vielem Humor, und die jüngere, welche sich sofort bei Putbrese's Annäherung lebhaft in die Höhe gerichtet hatte, that es der älteren fast noch zuvor, als sich jetzt an dem Tischchen eine Unterhaltung zu Vieren entspann; ja, in dem ihr eigenthümlichen tiefen Basse ließ sie sogar von Zeit zu Zeit ein herzhaftes Lachen ertönen.

Arndt hatte sich in seine Zeitung vertieft und auch wohl gelegentlich einen belustigten Blick über die starr in Kreidefelsen und Grasgrün gearbeiteten Wandgemälde des Zimmers gleiten lassen, behielt dabei aber Aufmerksamkeit genug für die kleine Gruppe, um bald dem Gespräche zu entnehmen, daß beide Damen Malerinnen waren.

Nach einiger Zeit trat der Wirth wieder zu ihm heran.

„Jä,“ sagte er, mit seiner gewöhnlichen Daumenbewegung nach rückwärts auf die Damen deutend: „Se glöben mie 't woll nich?“

„Was?“ fragte Arndt und blickte unwillkürlich zum Fenster hinaus, unter welchem soeben ein Schatten vorüberhuschte.

„Na nu!“ meinte der Alte und sah sich gleichfalls um, kehrte aber sofort wieder den Blick in's Zimmer zurück. Dann kniff er das eine seiner weiten Schlitzaugen vollständig zusammen und sagte ziemlich laut:

„Jä, wat de Jüngste is, de het 'ne ‚unglückliche Leidenschaft‘ för mie — hähä!“

„Wen wollen Sie eigentlich zum Besten haben, Herr Wirth, sich oder mich?“ fragte jetzt Arndt, mehr ungeduldig als amüsirt.

„Na, na, man ümmer sachting (langsam),“ grinste der Alte. „Jä, jä, dat sünd so'n Saaten (solche Sachen).“

Dann zog er launig die Schultern auf und nieder und setzte sich wieder auf seinen Fensterplatz zurück.

Aber Arndt beachtete ihn nicht mehr; denn soeben war in der Thür des Nebenzimmers ein blonder, ungefähr neunjähriger Knabe erschienen, der, ohne sich weiter umzusehen, schnell auf die beiden Malerinnen zuging.

„Na ja! Das wußt' ich ja,“ sagte er. „Guten Tag! Es ist schrecklich heiß draußen.“

„Was wußtest Du?“

„Daß Ihr mit Eurem Mittagessen noch nicht fertig seid.“

„Du entschuldigst wohl, Curt,“ sagte die jüngere Dame lachend, „wenn wir uns im Essen nicht stören lassen?“

„Meinetwegen könnt Ihr so lange essen, wie Ihr wollt. Das alte Gemale ist das Langweiligste auf der ganzen Welt.“

„Du bist ja recht höflich. Willst Du nicht Platz nehmen?“

„Muß man höflich sein, wenn man . . .“ sprudelte der Knabe feurig heraus, brach dann aber kurz ab und setzte sich neben die ältere Schwester.

„Nun? Wenn man“ — fragte diese trocken.

„Ach! ich meine . . . wenn man sich ‚Du‘ nennt?“

Diese Worte warf der Junge gleichsam hastig hinter den Anfang seines Satzes her, und es schien fast, als ob sie ihn innerlich verlegen gemacht hätten; denn er lächelte, während er sprach, und fing gleich darauf an, mit großem Ernst eine Scheibe trockenen Brodes zu verzehren.

Arndt hätte gern ihn noch länger unbemerkt aus der Entfernung beobachtet, aber er fürchtete, die Damen möchten, wenn er mit seiner Annäherung zögerte, aufbrechen, bevor er sich gemüht. So erhob er sich denn schnell und trat auf das Nebentischchen zu. Einen Augenblick stutzte Curt, aber nur einen Augenblick.

„Ah!“ rief er dann und flog vom Stuhl in die Höhe.

„Ja, wir sind alte Freunde,“ sagte Arndt. „Verzeihen Sie, meine Damen! Mein Name ist Arndt — Architekt Arndt.“

Die ältere der Damen erhob sich.

„Auguste Lappe!“ sagte sie mit Würde und setzte sich auf der Stelle wieder nieder. Dann hustete sie kurz an, zeigte auf ihre sich nur ein wenig erhebende Schwester und fügte hinzu: „Adelheid Lappe! Wir können wirklich Nichts dafür!“

„Ich kenne auffallendere Namen,“ erwiderte Arndt etwas lächelnd, aber höflich.

„Das tröstet mich,“ sagte die eigenthümliche Ceremonienmeisterin, ohne eine Miene zu verziehen.

„Aber schön ist es nicht, Lappe zu heißen; man denkt dabei an waschlappige Leute, an ganz andere Menschen, als Ihr seid!“ rief Curt eifrig dazwischen, während die beiden Malerinnen die Erscheinung des fremden Architekten einer halb scheuen, halb energischen Prüfung unterwarfen.

Arndt hielt noch immer die Hand des Knaben, der so aufgeregt zu ihm emporblickte, als wisse er vor lauter auf ihn einstürmenden Gedanken nicht, wo er anfangen sollte zu reden.

„Also, Du hast mich wirklich wieder erkannt, mein Sohn? Spielst Du denn noch fleißig Ball?“ begann Arndt.

„Gewiß nicht!“

„Schade! — Du bist wohl zu groß dazu geworden?“

„Nein, aber zu alt. Groß bin ich nicht. Sehn Sie nicht, daß ich ein Knirps bin?“

„Nein; das sehe ich wirklich nicht, aber ebenso wenig wäre mir Dein hohes Alter aufgefallen.“

„Meinetwegen können Sie lachen,“ sagte der Knabe. „Aber ich bin doch zu alt, um Ball zu spielen. Lachen Sie nur! Meine Mutter würde mich darüber lachen; die ist ernsthaft, Herr Arndt.“

„Deine Frau Mutter konnte doch früher so schön lachen?“ fragte Arndt.

„Das kann sie auch noch!“ antwortete der Knabe. Dann sah er plötzlich zu Arndt auf und blickte ihn mit großen, wunderlich feuchtenden Augen trotzig an.

Digitized by Google

„Aber ernsthaft ist sie doch," fügte er mehr unwillkürlich, als absichtlich hinzu; denn er wurde gleich darauf unruhig und fragte lebhaft: „Sie . . . woher kennen Sie denn meine Mutter?"

„Das kann ich Dir sagen; ich habe sie von meinem Garten aus reden und lachen hören, als ich Euer Nachbar war. — Doch jetzt, mein Knabe, will ich Dich nicht länger aufhalten."

Die Damen erhoben sich rasch, als hätten sie längst unwillig auf diese Aeußerung gewartet.

„Ich habe auf acht Tage bei Herrn Putbrese Quartier genommen und hoffe, wir sehen hier unsere Berliner Bekanntschaft fort," fügte er noch eilig hinzu. „Wo wohnst Du denn?"

„Wir wohnen nicht hier: wir wohnen im andern Dorf."

„Diese Dörfer sind nämlich Zwillingsdörfer," warf Auguste ein.

„Und ich quäle ihn, jeden Nachmittag zu mir zu kommen," erklärte Adelheid. „Wir bilden uns ein, unser Freund Curt wird einmal ein großer Mann werden, und da möchte ich gerne sein Kindergesicht unsterblich machen — ihn malen."

„Es wird eine Ueberraschung für meine Mutter," seufzte Curt mit ehrlichem Abscheu.

„Ja, das hilft Dir nichts, Curt; die Unsterblichkeit wird immer theurer erkauft," tröstete Adelheid.

„Sie sind also Portraitmalerin, mein gnädiges Fräulein?"

„Ja, meine Schwester ist Malerin!" antwortete Auguste statt der Gefragten: sie sagte es mit mütterlichem Stolze.

„Sind Sie nicht auch Malerin, gnädiges Fräulein?"

„Natürlich — ich auch."

„Natürlich?"

„Sie kennen das also nicht? Das Malen ist ansteckend. — In Berlin ist es epidemisch."

Arndt und Adelheid lachten herzhaft.

„Wenn die Damen erlauben, werde ich Ihnen meinen Besuch machen," sagte er. „Das Portrait unseres jungen Freundes interessirt mich. Ich darf es doch sehen?"

„Es ist noch nicht fertig," beeilte sich Adelheid ängstlich hervorzuheben.

„Fürchten Sie nichts, mein gnädiges Fräulein! Ich versprechе, mich auch im Stillen jedes voreiligen Urtheils zu enthalten. Darf ich kommen?"

„Gegen fünf!" vermittelte Auguste, „dann wird das Atelier aufgeboben."

„Aber, wie gesagt, das Bild ist noch nicht fertig!" betonte Adelheid noch einmal.

Arndt schien es zu überhören.

„Auf Wiedersehen!" sagte er und schüttelte Curt herzhaft die Hand; dann empfahl er sich auch den Damen.

4.

Es war zwei Stunden später und genau um die angegebene Zeit, als der Architekt Arndt bei den Malerinnen eintrat.

Wie erstarrt, sprang Curt von seinem Portraitsessel in die Höhe, als der Gast auf Augustens „Herein!" das Zimmer betrat.

„Einen Augenblick noch!" bat Adelheid, nachdem sich beide Damen gegen den Eintretenden verbeugt hatten.

„Curt, Du mußt noch einen Augenblick still sitzen."

Arndt blieb im Hintergrunde des Zimmers stehen und trat vor das wirklich meisterhaft gemalte Bild des alten Putbrese, das dort auf einer Staffelei aufgestellt war.

„Ausgezeichnet!" rief er. „Ein in's Nordische übersetzter Silen."

Adelheid ließ Palette und Pinsel freudig sinken. Diesen günstigen Augenblick benutzte aber Curt — mit einem Sprunge hatte er seinen Sitz verlassen, und nun stand er neben Arndt.

„Herr Arndt bewundert Tante Adelheid's unglückliche Liebe," rief er ausgelassen.

Adelheid war ganz roth geworden. Die kindische Wiederholung eines offenbar familiären Scherzes vor fremden Ohren schien sie einen Augenblick heftig zu ärgern.

Aber die Freude, welche ihr Arndt's Bewunderung gewährt hatte, hob sie schnell über jede kleinliche Empfindung hinweg.

„Es freut mich, daß Sie ihn ähnlich finden," sagte sie, rasch hinter den Architekten tretend. „Es ist das zweite Mal, daß ich den originellen Wirth vom ‚Schwarzen Seehund' portraitire, und es ist nicht leicht, das Gemisch von Gutmüthigkeit und Schlauheit herauszubringen, das unsern Freund charakterisirt, nicht leicht, es auf diese breite Gesichtsfläche zu vertheilen."

„Das kann ich mir denken," bestätigte Arndt; „denn beide Eigenschaften müssen ja auch wieder in selbstständiger Prägnanz hervortreten. — Und," fuhr er, immer auf das Bild blickend, fort, „dabei ist der Kerl auch citel — ganz abnorm eitel! Er koketirt mit seinen nachlässig hingeworfenen plattdeutschen Brocken wie nur Einer. — Ein Elementarmensch mit den natürlichen Keimen zu allen conventionellen Sünden!"

Adelheid hatte ihre bisherige Zurückhaltung gegen Arndt plötzlich überwunden. Es hatte für den Architekten etwas halb Rührendes, halb Komisches, wie sie voll ernster Andacht zu dem Bilde des wunderlichen alten Kauzes aufsah und ausführlich in einer sonderbar begeisterten Weise mit ihm über dasselbe sprach.

Beide wurden erst von ihrem Thema abgelenkt, als Auguste sich an Arndt wandte:

„Verzeihen Sie, Herr Architekt — wir müssen jetzt aufbrechen. Wir unternehmen mit mehreren Damen und Herren eine Segelpartie. Wollen Sie sich der Gesellschaft anschließen?"

Arndt nahm die freundliche Einladung mit großer Bereitwilligkeit an.

„Tante Auguste, mein Hut! Wo hast Du meinen Hut hingesetzt?" rief jetzt plötzlich Curt. „Ich muß fort; sonst komm' ich zu spät."

„Hier, mein Junge!" erwiderte das Fräulein, indem sie auf den auf einem Stuhle liegenden Hut wies. „Amüsirt Euch gut! Grüß' auch Deine Mutter!" —

Arndt fühlte sich auf einmal außerordentlich ernüchtert: Also Frau Brandenburg und ihr Sohn machten eine andere Partie? Das hatte er nicht erwartet — schade in der That, sehr schade!

„Kommt Deine Mutter Dir entgegen?" fragte Adelheid.

„Ja, bis an's hohe Ufer."

„Adieu, Curt!" sagten die beiden Damen. „Erinnere sie daran, daß wir sie übermorgen erwarten!"

„Und mich empfiehlst Deiner Frau Mutter!" warf der Architekt ein. „Unbekannter Weise! Hört Du, mein Sohn?"

„Gar nicht unbekannt! Ich hab' ihr früher tausendmal von Ihnen erzählt!" rief der Junge zurück und erwiderte feurig Arndt's Händedruck. Dann schoß er eilfertig davon.

Adelheid sah ihm vom Fenster aus nach und Auguste bemerkte:

„Ein verrückter Brausekopf! — nur seine Mutter vergißt er niemals. — Er hat uns auch erzählt, wie er mit Ihnen bekannt geworden ist."

„Nicht wahr, ein hübsches kleines Erlebniß inmitten der Großstadt, wo man sonst vor lauter Lärm nichts zu erleben pflegt, selbst wenn man die Zeit dazu hätte? — Und jetzt erlauben Sie . . . ich interessire mich ungewöhnlich für diesen ‚verrückten Brausekopf' — —" und damit trat Arndt vor Curt's Portrait.

„Wir sind gleich wieder da," sagte Auguste und verließ mit ihrer Schwester das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck untersagt.

Garibaldi.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

3.

Die Präliminarien von Villafranca (11. Juli 1859), denen der Friedensschluß von Zürich (10. November) als eine bloße Formalität nachhinkte, hatten Italien unsertig, in Verwirrung und Gereiztheit gelassen. Der meineidige Decembermann in den Tuilerien glaubte ein wahres Wunderwerk von schlauer Staatskunst zuwegegebracht zu haben, als er nach den Tagen von Magenta und Solferino jählings einen Frieden schloß, welcher die Oestreicher im Festungsviereck und in Venedig, den Flüchtenden Pius in Rom, den König Bomba in Neapel ließ, die

Garibaldi's Landung in Sicilien.
Nach dem Aquarell von Prof. C. Werner.

Digitized by Google

Despoten Mittelitaliens auf ihre Thrönlein zurückzuführen versprach und alle diese widerhaarigen Elemente mit dem widerhaarigsten, dem um Mailand vergrößerten konstitutionellen Piemont, in eine italische Konföderation zusammenbinden wollte. Ein absurder Gedanke, der lächerlich gewesen sein würde, falls er nicht zu dumm war, um komisch sein zu können! Der Ausheber dieser Absurdität wähnte damit drei Fliegen mit einem Schlage getroffen zu haben: Er glaubte erstens, mittels Schaffung dieser Mißgeburt von einem geeinten Italien sich vor der Wiederholung einer Orsini'schen Bombenmahnung gesichert zu haben. Er glaubte zweitens, den Papst und somit auch die französische Klerisei auf's neue und fest sich verpflichtet zu haben. Er glaubte drittens, der Selbstsucht Frankreichs eine wirksame Schmeichelei dargebracht zu haben, indem er Italien so zerrissen und ohnmächtig ließ, wie es vorher gewesen. Man weiß ja, daß es von jeher das Dogma aller französischen Parteien war und bis zur Stunde blieb, Frankreich müsse stechetderdings ein zerstücketes und machtloses Deutschland und ein zerrissenes und ohnmächtiges Italien zur Seite haben, um sich in aller Bequemlichkeit als „la grande nation" aufspielen zu können.

Nun aber geschah wieder einmal etwas in der Welt, was den Beweis erbrachte, daß der Gedanke doch mächtiger sei als die materielle Gewalt, die Begeisterung weiser als die List und die Kraft des von einem großen Wollen und Wagen erfüllten Gemüthes stärker als alle Fädengespinnste und Maschenknüpfungen der Diplomatie. Ein Realpolitiker würde nie zu denken gewagt haben, was der Idealpolitiker Garibaldi im Jahre 1860 kurzweg that, indem er nach Sicilien jene „Tausend von Marsala" führte, die in ihrer Art ein nicht minder ehrenvolles Gedächtniß in der Geschichte für immer sich gestiftet haben als vordem die dreihundert Spartiaten des Leonidas.

Grollend über die Abmachungen von Plombières, wo Cavour Savoien und Nizza an den Kaiser der Franzosen verschachert hatte, um dessen Beistand gegen Oestreich zu erlangen, war Garibaldi aus dem turiner Parlament weggegangen. Er war dort überhaupt nicht an seinem Platze gewesen. Männer der That scheinen ja überhaupt nicht an ihrem Platze zu sein in diesen Versammlungen, welche namentlich während des letzten Jahrzehnts, als wären sie mit Blindheit geschlagen, leider so eifrig daran gearbeitet haben, das Ansehen und die Geltung des Parlamentarismus in den Augen der Völker abzuschwächen oder ganz zu ruiniren.

Das Jahr 1882 hat Enthüllungen gebracht, die ein helles Licht werfen auf die eigenartigen und wohlthuenden Beziehungen zwischen Garibaldi und dem König Vittorio Emanuele, welchem Italien so großen Dank schuldet. Der König-Ehrenmann („il rè galantuomo"), wie ihn Garibaldi zu nennen pflegte, hatte in seinem Wesen manche Aehnlichkeit mit diesem. Vor allen die, daß auch ihm Italien über alles ging. Nur kleine Seelen konnten die Meinung verlautbaren, der König sei durch eine kleinlichehrsüchtige Hauspolitik geleitet und getrieben worden. Er war vielmehr ein italischer Patriot, wie einen solchen Italien unter seinen Fürsten noch niemals gesehen hatte. Als zu Anfang des Jahres 1860 Garibaldi von dem Cavour'schen Schachergeschäft zu Plombières erfuhr, schrieb er am 17. Januar aus Fino nach Turin an den Oberst Türr: „Haben Sie die Güte, Seine Majestät zu fragen, ob die Abtretung Nizza's an Frankreich eine beschlossene Sache sei! Diese Frage wird von meinen Mitbürgern" — (Garibaldi war bekanntlich 1807 in Nizza geboren) — „in dringender Weise an mich gerichtet. Antworten Sie sofort durch den Telegraphen! Ja oder Nein!" Türr begab sich in's Schloß und suchte eine Audienz nach. Der König, unbäßlich, empfing ihn im Bette liegend, mit aufgekrämpelten Hemdsärmeln. Er ließ sich den Brief Garibaldi's geben, las denselben und sagte, die scharfen Augen auf Türr gehestet: „Durch den Telegraphen? Ja oder Nein? Sehr gut!" Dann nach einer kurzen Pause: „Nun denn, Ja! Aber sagen Sie dem General: Nicht allein Nizza, sondern auch Savoien! Und wenn ich mich entschlossen habe, die Heimat meiner Ahnen, den Stammsitz meines Geschlechtes dahinzugeben, so wird er sich wohl begnemen können, den Ort zu verlieren, wo er geboren ist." Endlich, nach einer abermaligen Pause, sagte der König noch in schmerzbewegtem Ton: „Ja, es ist ein grausames Geschick, daß ich und er für Italien das größte Opfer bringen müssen, welches man von uns verlangen kann." Italien hat bekanntlich seit 1850 viel Glück, außerordentlich viel Glück gehabt: sein größtes aber war, daß es zu gleicher Zeit einen Garibaldi, einen Cavour und einen Viktor Emanuel besaß.

Die unmittelbaren Folgen des Friedens von Zürich zeigten die angebliche Staatskunst Napoleons des Dritten in ihrer ganzen Nichtigkeit auf. Es folgte dann der frevelhafte Schwindel des merikanischen Abenteuers, um den Anfang vom Ende der pseudobonaparte'schen Herrlichkeit zu markiren. Die Zustände in Italien waren unleidlich. Die Bestimmungen des züricher Friedens flatterten als werthlose Papierfetzen im Winde. Von dem Spottgebilde eines italischen Staatenbundes keine Rede! Die Bevölkerungen von Mittelitalien fiesen mittels feierlicher Volksbeschlüsse dem König Viktor Emanuel zu, und die von Unteritalien und Sicilien lechzten nach Erlösung aus bourbonischer Pein. Die im Vatikan arbeitende Flüchtlingsphrike goß aber nur Oel in das Feuer nationaler Begeisterung. Dieses Feuer im Geheimen zu schüren, war der im Januar 1860 nach kurzer Unterbrechung wieder an's piemontesische Staatsruder zurückgekehrte Cavour eifrig bemüht. Zugleich wußte der große Minister dem Despoten in den Tuilerien, welcher Italien noch immer unter seiner Hand zu haben wähnte, ein Beschwichtigungsgaukelspiel von vollendeter Meisterschaft vorzumachen. Der Sohn der Hortense Beauharnais, welchen in den Tagen seiner Macht so viele feile Zungen und Federn für ein politisches Genie ausgegeben haben, war dazumal gerade so der Narr Cavours, wie er etliche Jahre später der Narr Bismarcks gewesen ist.

Aber alle diplomatische Kunst hätte doch nicht ausgereicht, der auf's Höchste gespannten Lage eine entschiedene und entscheidende Wendung zu geben. Es war wieder einmal ein Draufgänger und Durchjahrer vonnöthen, ein Knotenzerhauer, und der kam im April von 1860 von seiner Ziegeninsel nach der Villa Spinola unweit von Genua herüber. Diese Villa wurde das Hauptquartier zur Rüstung des Unternehmens, im Verlaufe dessen der Stern Garibaldi's zu seiner Zenithhöhe hinanstieg. Hier sammelten sich um den General alle die aus früheren Kämpfen mit dem Leben davongekommenen Führer der Rothhemden, die Bertani, Stocco, Bixio, La Masa, Cairoli, Crispi und andere manche. Es kam auch der Ungar Türr, etwas später der Deutsche Rüstow. Die Mannschaften eilten in kleinen Trupps, um Aufsehen zu vermeiden, herbei, viele der besten Männer und Jünglinge Ober- und Mittelitaliens, fast lauter gediente und exprobte „Berfaglieri", und bald war das „Tausend" voll. Nach Sicilien sollte die kühne Kriegsfahrt gehen. Dort sollte der Hebel angesetzt werden zum Sturze des Bourbonenthrons in Neapel, zur Vernichtung der Priesterherrschaft in Rom, zur vollen Lösung der italischen Einheitsfrage, zur endlichen Verwirklichung der stolzen Losung von 1848: „Italia farà da se."

Es steht fest, daß Garibaldi sein kühnes Wagniß hätte weder vorbereiten noch durchführen können, so die turiner Regierung dasselbe nicht stillschweigend gebilligt und so der italische „Nationalverein", also die konstitutionell-monarchische Partei, das Unternehmen nicht ausgiebig unterstützt hätte — selbstverständlich in der Meinung und Absicht, daß die Sache zum Vortheil der Monarchie ausschlagen sollte und müsste. Cavour wusste demnach um alles. Die ihm zugetheilte Rolle in diesem neuen Aufzug des Drama's der italischen Bewegung war sicherlich eine ungeheuer schwierige. Er sollte den anerkannten Bannerherrn des italischen Republikanismus in einem Unternehmen, das hochroth den republikanischen Stempel trug, gewähren lassen, ja sogar unter der Hand fördern. Zugleich aber sollte er sich fertigmachen, im gegebenen Augenblick mit überlegener Macht einzugreifen, um die von Garibaldi erlangten Erfolge zum Vortheil der Monarchie auszubeuten und überhaupt der ganzen Sache eine nationale zwar, aber auch entschieden monarchisch-dynastische Wendung zu geben. Endlich musste er gleichgeitig den ganzen Apparat diplomatischer Kniffe und Pfiffe, worüber er verfügte, in Anwendung bringen, um den Argwohn des Verbrechers vom 2. December einzulullen, wenigstens soweit, daß Frankreich von einer thatsächlichen Einmischung in den Gang der Dinge auf der apenninischen Halbinsel abgehalten werden könnte. Erfolgsanbeter haben natürlich den Minister um dieses Doppel- oder Tripelspiels willen gepriesen, weil es eben Erfolg hatte. Altfränkische Menschen jedoch, welche des bescheidenen Dafürhaltens sind, daß es nicht nur im privatlichen, sondern auch im öffentlichen Leben etwas wie Moral geben sollte, werden es sehr

Digitized by Google

begreiflich finden, daß die Papalini, die Borbonici und die Austriaci in ganz Italien den ministerlichen Doppel- und Tripelspieler keineswegs einen „gran uomo“, wohl aber einen „gran birbante“ nannten. Mit Garibaldi war es etwas ganz anderes: Von dem wußte alle Welt, daß er kein doppeltes Spiel spielte. Der ging nicht im Zickzack, sondern gradaus. Da es kein Italien geben konnte, sei es ein Reich Italien oder eine Republik Italien, so lange der Thron der Bourbons in Neapel und der Stuhl Petri in Rom stand, so mußten seiner Meinung zufolge diese beiden hinderlichen Möbel umgeworfen, zerschlagen und weggeschafft werden. In Stunden kühnsten Hoffens mochte der General wohl auch mit der Vorstellung sich tragen, daß die Erschütterung, welche der Sturz dieser beiden Thronstühle hervorbringen würde, gewaltig genug wäre, um noch einen dritten ins Wanken und zum Fallen zu bringen, den des nachgemachten Bonaparte an der Seine, auf welchen Garibaldi mit nicht geringerem Abscheu blickte, als mit welchem etwa in Alt-Eran strenge Ormuzdbekenner auf den Ahriman und seine Dews hingesehen hatten. Uebrigens ist auch behauptet worden, Cavour hätte das sicilische Abenteuer des großen Freischärlers nur darum unter der Hand unterstützt, weil er gehofft hätte, der unbequeme Idealpolitiker würde in diesem Abenteuer zu Grunde gehen. Ein auch nur halbwegs bindender Beweis für diese Behauptung ist aber nicht beigebracht worden, und Cavours zweifelloser Patriotismus verbietet, daran zu glauben. Dagegen ist erwiesen, daß Garibaldi wenigstens stillschweigend damit einverstanden war, es müßte die nach vielen Weiterungen zwischen der republikanischen und der monarchischen Partei vereinbarte Losung des Unternehmens sein: „Das Italien der Italiener, geeint unter der konstitutionellen Krone Viktor Emanuels!“ und Cavour wußte dafür zu sorgen, daß diese Losung eingehalten und verwirklicht wurde.

Der Verlauf des großen Abenteuers von 1860 ist allbekannt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai schiffte sich Garibaldi im Hafen von Genua auf zwei, zum Schein gewaltsam weggenommenen Dampfern mit seinen „Tausend“ — (eigentlich 1067) — ein und am 11. Mai landete er zu Marsala an der Westküste Siciliens.* Drei Tage später erklärte er sich zum Diktator der Insel „im Namen Viktor Emanuels, des Königs von Italien“. Auf dem Marsche gen Salemi begrüßte ihn ein begeisterter Mönch, Pantaleone, als den Erlöser seines Heimatlandes, geradezu wie einen Heiland und Messias. Es muß überhaupt als denkwürdig hervorgehoben werden, daß auf Sicilien die niedere Weltpriesterschaft und die Mönche ganz entschieden für die nationale Sache eintraten. Die meisten der sicilischen Freischarenbanden, welche zur Fahne des Diktators eilten, wurden von Mönchen und Pfarrern geführt. Auch anderwärts hat ja die Geschichte der Unwandelung Italiens eine stattliche Reihe von Beispielen geliefert, daß italische Priester das Vaterland über die Kirche zu stellen wußten, und einer der edelsten Blutzeugen für die Sache der Einheit und Freiheit Italiens war jener Priester Ugo Bassi, welcher 1849 Rom gegen die Franzosen vertheidigen half und den dann beim Rückzuge nach San Marino die Oestreicher fingen und erschossen.

Am 15. Mai jagte Garibaldi bei Calatafimi die erste ihm entgegengestellte neapolitanische Truppenschar in die Flucht. Am 6. Juni war Palermo in seiner Gewalt. Am 28. Juli kapitulirte Messina. Am 19. August fuhr der General mit 5000 Mann über die Meerenge nach Kalabrien. Am 21. hatte er Reggio. Das bei Salerno stehende Heer König Franz des Zweiten lief vor dem „Rothen Teufel“ davon. Am 1. September brach Garibaldi von Cosenza gegen Neapel auf. Am 6. stoß der Bourbon aus der Hauptstadt. Am 7. hielt der „Rothe Teufel“ seinen Triumpheinzug unter einem so wahnsinnigen Volksjubel, wie er nur am Fuße des Vesuvs ausbrechen kann.

Dieser 7. September von 1860 war der eigentliche Höhe- und Glanztag in Garibaldi's Dasein. Auf so einer Höhe und in solchem Glanze lange sich zu halten, ist aber dem Menschen nicht gegeben. Von jenem Tag an ging die Lanfbahn des Generals nicht mehr aufwärts, sondern abwärts. Den Bourbonenthron in Neapel hatte er umgeworfen, aber sein Vorsatz, auch den Stuhl Petri in Rom umzustürzen, blieb eine Phantasie. Den staatsmännischen Forderungen der Lage zeigte er sich nicht gewachsen. Sein Talent für die Organisation und den Betrieb des Civildienstes war gleich Null. Berufene Urtheiler haben auch gemeint, Garibaldi wäre zwar groß im kleinen Kriege gewesen, aber klein im großen. Eine Armee von 100,000 oder auch nur von 50,000 Mann zu führen — wohlverstanden einem tüchtigen Gegner gegenüber — sei weit über sein Vermögen gegangen. Die übertegene Geisteskraft und Geschicklichkeit Cavours hat er thatsächlich zugestanden und anerkannt. Denn er machte ja keinen Versuch, zu verhindern, daß der piemontesische Minister in seiner Art das von Garibaldi heroisch eingefangene Unternehmen diplomatisch und militärisch zu Ende brachte. Die Einheit Italiens war hergestellt, Rom und Venedig ausgeschlossen. Das blieben freilich zwei offene und schmerzhafte Wunden, wie an dem neuen italischen Staatskörper, so in der Seele Garibaldi's, und man kann sich leicht vorstellen, welchen bittern Groll er in sich bemeistern mußte, bevor er die Stimmung fand, so herzlich, wie er that, den ihm auf der Wasstatt am Volturno begegnenden Viktor Emanuel als „Re d'Italia“ zu begrüßen. Dann kehrte er arm, wie er gekommen, mit leeren und reinen Händen nach seinem Eiland Caprera zurück, er, dem als Diktator Siciliens und Neapels die Reichthümer dieser Länder monatelang zur Verfügung gestanden hatten.

Und nun begannen Alter und Krankheit ihre traurigen Rechte an dem Manne geltend zu machen, für dessen Ruhm es gut gewesen wäre, so er nach seiner Heldenfahrt von 1860 gestorben. Es war ihm ja nur noch gegeben, Mißgriffe zu thun und Fehlschläge zu erleben: — Aspromonte, Sclvio, Mentana. Dann die Thorheit der Thorheiten, aus Gründen der Bernunft, der Sittlichkeit und der Politik gleich verwerflich, die Narrenfahrt nach Frankreich i. J. 1870, zum Dank dafür, daß die Deutschen so eben den Italienern die ihnen durch die Franzosen so lange versperrten Thore Roms von Sedan her aufgeschlossen hatten. Auch sonstige Altersschwächen des Alten von Caprera machten sich unangenehm bemerkbar. So seine mehr oder weniger absonderlichen schriftlichen Stilübungen, so seine hetzenden Kurufe an die italischen Republikaner, während er sich doch von der italischen Monarchie eine Jahrespension von 100,000 Lire gefallen ließ.

Aber alle diese Mängel, Schwächen und Fehle waren weggewischt aus dem Gedächtniß der Menschen, als der elektrische Draht über und um den Erdball die Botschaft blitzte, daß Garibaldi am 2. Juni 1882 in seinem bescheidenen Haus auf Caprera gestorben sei. Da wurde offenbar, daß die Gesellschaft von heute doch auch Stunden hat, wo sie noch an etwas Besseres glaubt als an den allmächtigen Kurszettel. Man fühlte, daß ein großer und guter Mann dahingegangen. Ja, Freunde und Feinde fühlten so. Es gereichte einem italischen Hauptorgan der päpstlichen Kurie, der „Voce della Verità“, wahrlich nur zur Ehre, daß sie dem Papstbekämpfer diesen Nachruf widmete: „Mit Garibaldi verschwindet einer der größten Männer der Revolution, einer der größten Gegner des Papstthums. Wir beugen die Stirn vor der Majestät des Todes und erinnern uns der Worte des göttlichen Lehrers: ‚Liebet eure Feinde!‘“ Wenn Garibaldi der heftigste Feind der Kirche gewesen, so war er zugleich auch der loyalste. Er bekämpfte die Kirche mit offenem Visir und kannte keine Heuchelei.“ Von allen Huldigungen aber, die dem lebenden und dem todten Helden dargebracht worden sind, dürften wohl die edelste jene Strophen sein, welche ihm der genialste Poet, den Italien seit dem Hingange Manzoni's, Leopardi's und Giusti's vorgeschickt, Giosue Carducci, geweiht hat ....

„Fern vom gemeinen Kreise der Seelen ruft
Dich die Geschichte kraftend zu jenen Höhn,
Zu jenem steckentosen Kreise,
Unter des Vaterlands heim'sche Götter.

Da kommst, und Dante spricht, zum Vergil gewandt:
‚Wir haben niemals edleres Heldenbild
Erkommen.‘ Lyvius sagt lachelnd:
‚Er ist geschichtlichen Stamms, o Dichter!

* Eine Episode aus dieser Landung stellt unser Holzschnitt auf Seite 677 dar, welcher nach dem trefflichen Aquarell des berühmten Professor Karl Werner ausgeführt wurde. Unter der stillvollen Klosterruine di Santa Maria delle Pallude empfängt Garibaldi einige ihn begrüßende Landleute Siciliens, die ihn beim Bereiten der Mahlzeit anreffen. Um ihn versammelt sind seine Getreuen: Bixio sitzt über die Schulter des Generals hinweg; der Deutsch-Ungar Colonel Türr sitzt, seine Pfeife stopfend, ihm zur Rechten, während Cacceri zu seiner Linken an einer Säule der Ruine lehnt; der mit entblößten Armen Garibaldi gegenüber Sitzende ist sein immer Freund, der Engländer Captain Peard.
Die Red.

Digitized by Google

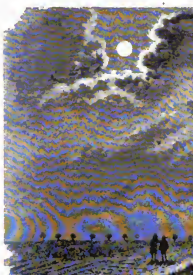
Die zähe Kühnheit dieses Ligurieers
Gehört Italiens Bürgergeschichte an;
Sie ruht im Rechte, strebt nach Hohem
Und sie verklärt sich im Idealen."

Ja, das ist's. Im Idealen hat Giuseppe Garibaldi gelebt und gewirkt. Der Glaube an das Ideal, welcher seine selbstlose Seele bis in die letzte Falte füllte, war seine Stärke. Er war, was Göthe mit einem jener Worte, wie nur er sie zu finden wußte, bezeichnen und kennzeichnen wollte, eine Natur — eine wahre und wirkliche Heldennatur. Unter ihm lag tief, wie unter unserem Helden Schiller, „in wechsellosem Scheine das Gemeine". Sein Tod hat eine ungeheure Lücke gerissen. So weit ich überallhin die Blicke schweifen lasse, ich sehe Keinen, der ihn ersetzen könnte.

Land und Leute.

Nr. 51. Die Magdeburger Börde.

Von Wilhelm Meyer-Marlau.



Nicht ohne Berechtigung hat man die „Magdeburger Börde" eine fruchtbare Wüste genannt, in der das Auge zur Sommerzeit weit und breit nichts erblicke, als Himmel und Zuckerrüben. In der That kann man jene eigenthümliche Landstrecke tagelang durchwandern, ohne Baum und Strauch anzutreffen. Nur an den großsteinig gepflasterten Chausseen paradiren die stereotypen Baumreihen, welche das liebe Deutschland so langweilig durchziehen. Aber nicht die Pappel flüstert daselbst mit neugierigem Geplapper zum Wanderer herunter, sondern breitästig, wie übermüdet von der allzuhäufig hervorgebrachten Last ihrer Früchte, verträumen Obstbäume hier im trägen Halbschlafe ihr einsames Dasein. „Verdrießen, wei mot'n verdrießen (verdienen, wir müssen verdienen)," scheinen sie stummen Mundes predigen zu wollen, und sie fagen damit das, was eine große Anzahl von Bewohnern jener Gegend als einzige Lebensaufgabe betrachtet.

Die „Magdeburger Börde"* breitet sich am linken Elbufer von der Mündung der Saale bis zu derjenigen der Ohre um die alte Feste Magdeburg aus, und wenn man den Fuß über das rechte Ufer des Stromes setzt, so befindet man sich gleich in „des heiligen römischen Reiches teutscher Nation Sandstreubüchse". Berg und Hügel, lauschige Wäldchen und saftig-grüne Wiesen oder gar Brachen, diese Idyllen inmitten sprossender Getreidefelder, gehören nun freilich nicht zum Typus der Magdeburger Börde. So überaus nunter die Bode in fröhlicher Jugendlust vom Brocken herunterhüpft, so allerdträge schleicht sie durch dieses einförmige Flachland. Sie scheint es selber einzusehen, daß es verlorene Liebesmüh' ist, diese prosaische Gegend durch schmale, üppige Wiesenstreifen an ihrem Ufer rande verschönern zu wollen. Auch ihre Schwester, die Saale, hat in der Börde nicht jenen „kühlen Strand, an dem Burgen stolz und kühn" stehen. Kann somit die Magdeburger Börde auf landschaftliche Reize nicht Anspruch erheben, so kann sie es mit vollstem Rechte auf landwirthschaftliche; denn man braucht nicht Bauersmann zu sein, auch sein ganzes Leben lang nicht ein einziges Mal agrarische Anwandelungen erduldet zu haben, und doch muß Einem das Herz aufgehen, wenn man zur Frühlings- oder Sommerszeit durch die sorgfältig bestellten Ackerflächen, an den wogenden Getreidefeldern und den weiten Breiten kräftig geblätterter Zuckerrüben und Turnipse (Runkelrüben) vorbei wandert. Ist gerade ein erfrischender Regenschauer niedergegangen und will ein Frühwanderer mit einem für Ackerbau gar zu wenig empfänglichen Gemüthe etwas übereilig vorbei an dem Segen, den die Natur so reichlich gespendet, so mahnt ihn der fast moorig-schwarze Boden zu ruhigerem Naturgenusse, indem er, ein fettig-weicher Kleister, seine Füße an die Erde festzunehmen sucht.

„Bowärtsschreiten —
Rückwärtsgleiten,"

heißt es dann bei jedem Schritte. Zum Segen für Ritter auf Schusters Rappen ist indessen Regenwetter in der Börde etwas Seltenes als in waldreichen Gegenden und in Flußniederungen. Darin aber offenbart sich die Güte des Bodens so recht, daß auch bei anhaltend trockener Witterung die Feldpflanzen nicht so bald, vor Durst verwelkend, Stengel und Blatt neigen.

Wohl selten hat eine Culturpflanze auf Lebensweise und Beschäftigung der Bewohner einer Gegend so großen Einfluß ausgeübt, wie die Zuckerrübe in der Börde; denn sie hat in einem Zeitraume von wenig mehr als einem Vierteljahrhundert die Physiognomie derselben völlig umgestaltet: in fast allen größeren Dörfern sind zur Verarbeitung dieser zuckerhaltigen Wurzelpflanze Fabriken entstanden. Bauern, die in den fünfziger Jahren noch tief verschuldet waren oder ihr bares Vermögen nach Hunderten, höchstens nach Tausenden zählten, bezissern es jetzt als Zuckerfabrikanten auf Hunderttausende, ja, übersteigen damit mitunter gar die Million. Erhielt doch die Tochter eines solchen Zuckerbauern etwa vierzig Jahre nach der Vermählung unseres Kaiserpaares dreimal so viel Mitgift, als die Kaiserin dereinst als Heirathsgut bekommen, also 300,000 Thaler. Daß verheirathete Töchter aus geschwisterreichen Familien zu Lebzeiten ihrer Eltern jährlich bis zu 10,000 Mark „Madelgelder" beziehen, ist dort ebenso wenig eine Seltenheit, wie ein Erbtheil von 300,000 Mark, das auf jedes Kind eines verstorbenen Zuckerfabrikbesitzers entfällt, der von seinen Eltern nichts weiter erbte, als einen nur 100 Morgen großen Ackerhof. Bewirthschaftet doch unter Anderem eine Fabrik, die in den fünfziger Jahren mit keinem einzigen Morgen eigenen Ackerlandes ihre Thätigkeit eröffnete, jetzt über 10,000 Morgen. Beispiele von gleich großen Oekonomien bei einer Fabrik sind übrigens nicht selten. So sind z. B. auf einer Oekonomie für Inspectoren und Verwalter allein 26 Reitpferde in stetem Gebrauche. Es giebt einige Fabriken, welche im Durchschnitt täglich 500 bis 600 Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, beschäftigen, und ganze Familien vom Eichfelde und aus der Gegend von Landsberg stehen auf ihnen in Lohn und Brod. Für diese wurden eigens große Kasernen errichtet. Doch es würde uns zu weit führen, wollten wir hier über den Reichthum der Bodenproducte dieses gesegneten Landstrichs genauere volkswirthschaftliche Studien anstellen und über

* Das Wort „Börde" wird von germanischen Sprachkundigen erklärt als „die sich hinziehende Ebene, besonders an einem Flusse, also Flußebene". Man ist geneigt, es etymologisch auf das gleichbedeutende niederdeutsche borde zurück zu führen, das von bord „Rand", angewandt auf Flußrand, kommen soll. Keltische Forscher leiten es von irischen und gälischen buar, „Vieh", und von feichen lu, „Land", her, wonach es also „Viehland", das ist: fruchtbares, zur Viehzucht geeignetes Land heißen würde. Immer aber bedeutet Borde fruchtbares Feldland, und außer der Magdeburger Börde giebt es noch die Warburger, die Soester und unterhalb Bremens im Binnenlande die Lamstedter und die Beverstedter Börde.

Digitized by Google

die verschiedensten Anbaumethoden der Zucker- und Runkelrübe berichten. Vieles davon dürfte dem größten Theil unserer Leser übrigens schon ebenso bekannt sein, wie das berühmte „Magdeburger Sauerkraut", die Eichorie und die Zwiebeln der Börde.

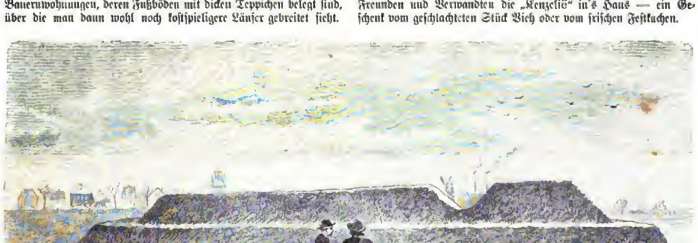
Der Werth von Grund und Boden ist hier ein besonders hoher, und wer in der Magdeburger Börde 100 Morgen Acker — den Durchschnitt der Morgenzahl eines dortigen Bauerngutes — besitzt, ist seinem Vermögen nach kaum mehr das, was man anderswo unter einem Bauer versteht. Die Bördebauern wollen aber vielfach auch gar nicht Bauern oder Ackerleute sein: sie nennen sich: Ackergutsbesitzer. Ich habe mich stets an dem erstaunten Gesichte geweidet, das Fremde aufsteckten, wenn ich mit ihnen einem Bördebauern einen Besuch abstattete. „So wohnen hier zu Lande Bauern!?" sprach's da immer aus ihren verwunderten Mienen, und dabei sahen sie dann erstaunt um sich, wie ich es auch that, als ich — selbst Sohn eines Bauern, dessen Hof aber leider nicht in der Börde liegt — zum ersten Mal ein solches Bauernhaus betrat. Paläste, nicht Bauernhäuser sind das. Fehlt doch gar in mehreren nicht einmal ein großer Speisesaal. Es giebt Wohnhäuser auf Bauernhöfen, in denen Decorationsmaler fast ein Jahr lang an der Ausschmückung gearbeitet haben. Für ein Fach Fenster hat man das Paar Vorhänge mitunter mit 300 Mark bezahlt, und manches gräfliche Schloß hat in seinen Gemächern nicht so stattliche Möbel aufzuweisen, wie die Zimmer in diesen Bauernwohnungen, deren Fußböden mit dicken Teppichen belegt sind, über die man dann wohl noch kostspieligere Läufer gebreitet sieht.

Denkmal für die Gefallenen des Schill'schen Corps bei Dodendorf.
Nach der Natur aufgenommen von G. Sundblad.

Nun ist aber der Wohlstand oft genug der Tod eigenartiger und markiger Volkskraft, und so lichtet sich denn auch in der Magdeburger Börde mit dem zunehmenden Reichthume der Bewohner mehr und mehr der Stamm derber, biederer Bauern von altem Schrot und Korn. Die heranwachsende männliche Generation ist vielfach „wissenschaftlich" gebildet, d. h. sie hat sich oftmals von höheren Schulen eine abgekürzte Quartanerbildung geholt, und die weibliche Jugend bezieht ihren Bildungsbedarf aus einer „Benehmigte" (Pensionat, Anstalt, in der man lernt, sich zu benehmen) in Magdeburg oder Gnadau, wobei für Mädelein wie Knäbelein gar oft die liebe Muttersprache, das Platt, gänzlich verloren geht.

Und wie mit der Sprache, so ist's auch mit der Kleidung: auf den Straßen der Bördedörfer kann man die neuesten Moden und die theuersten Stoffe studiren, und dies um so besser, als das Auffassungsvermögen des Betrachtenden an dem sich überall aufdrängenden Contraste die beste Unterstützung findet.

Jeder Freund volksthümlichen Wesens muß mit uns tief beklagen, daß mit dem Zunehmen dieser Art von „Bildung" unter der sächsischen Landbevölkerung eigenartige Sitten und Gebräuche immer mehr schwinden. Nur eine einzige Volkssitte hat sich aus früherer Zeit ungeschwächt in die jetzige hinein gerettet, und auch sie hat gewiß diese Rettung allein ihrem realen Untergrund zu danken. Bei „Schlachtefesten" oder bei wirklichen Festen schickt man nämlich seinen Nachbarn und Bekannten, Freunden und Verwandten die „Kenzelis" in's Haus — ein Geschenk vom geschlachteten Stück Vieh oder vom frischen Festkuchen.



Hünengrab bei dem Dorfe Borne.
Nach der Natur aufgenommen von G. Sundblad.

Digitized by Google

Ueberhaupt werden die Familienfeste von den Börde-bewohnern in fashionabler Weise begangen. So hatten z. B. zwölf Decorateure ganze acht Tage zu arbeiten, um den Saal zu einer Bauern-hochzeit in Stand zu setzen, und höchst sostbar waren bei dem in Rede stehenden Feste die Geschenke.

Mir liegen ferner wählerisch gedruckte Speise- und Weinkarten und ebenso ausgestattete Tanzordnungen von Bauernhochzeiten der Börde aus den allerletzten Jahren vor. Schade, daß man Sprach-laute nicht bildlich darstellen kann! Sonst würde ich dem Leser an dieser Stelle ein Bild liefern, wie die Hochzeitsgäste Zungen-verrenkungen übten bei Bezeichnungen wie Round of boef oder Beignets à l'Anglaise oder Bombe à la vanille resp. Palombe oder Potage pure de volaille. Auf der Magdeburger Messe hatten Hochzeitgeber im Circus künstlichen Schnee fallen sehen, und so fehlte natürlich in den Hochzeitsprogramme die Einlage „Schneewetter" nicht. Als die Rollschlittschuhwuth am ärgsten grassirte, konnte man auf Bauernhochzeiten in der Nähe Magdeburgs die gesammte geladene Jugend Fallübungen auf dem Skating-Rink produciren sehen.

Wie der Sinn für moderne Cultur, laut der mitgetheilten Beispiele, in der Börde im Wachsen begriffen ist, so schwindet das Interesse am Althergebrachten dort mehr und mehr: Sinn für Sagen und Volksmärchen existirt in dieser Gegend fast gar nicht mehr, und das Volkslied findet außer in der Schule keine Pflege. Möchte man doch einsehen, daß es hohe Zeit ist, die spärlichen Reste volksthümlicher Ueberlieferungen, der alten Sitten und Gebräuche, Sprüchwörter und Redensarten vor Untergang und Vergessenwerden zu retten! Lehrer und Geistliche haben das zum Theil auch anerkannt und sind deshalb hier und da bereits an's Sammeln gegangen, und daß dieses auch in der Börde sich noch lohnt, mag der nachfolgende Beleg aus dortigem Volksmunde darthun, der eingermaßen an Chamisso's Riesenspielzeug erinnert:

Als der Magdeburger Dom erbaut wurde, half der große Halberstädter Roland, je a noch bis auf den heutigen Tag am dortigen Rathhause steht, Steine herbei tragen. Eines Abends verspätete sich der Riese bei der Arbeit, und mußte er darum den Weg von Magdeburg nach Halberstadt in der Dunkelheit zurück-legen. Als er da über Cracau, eine kleine Stadt der Börde, hinwegschritt, gewahrte er die Thurmspitze nicht und stieß mit der kleinen Zehe seines linken Fußes dagegen. Die Zehe blutete ein wenig, und das Blut tropfte auf die Wiesen von Westeregeln. Von diesem Riesenblute nun, das nach unseren lilliputanischen Begriffen in Strömen darauf hernieder floß, ist alles Wasser und aller Boden der Wiesen dieses Dorfes noch rothlich bis auf den heutigen Tag."

Noch eine andere Sage!

Bei dem Dorfe Borne befindet sich ein Hünengrab (vergl. unsere Abbildung S. 681). Dasselbe ist noch jetzt, nachdem es von den dortigen Bauern — um mit einem nicht gerade schmeichel-haft gewählten Ausdrucke des ortsgeschichtskundigen Pastors Winter zu reden — „bandalisirt" worden ist, bei 5 bis 10 Fuß Höhe über 100 starke Mannschritte lang. Der Natur der Gegend gemäß, welcher Kieselsteine und erratische Blöcke gänzlich abgehen, ist es von Erde hausdachartig mit einem Einschnitte am Südende auf-geschüttet. Im Hünengrabe haben, nach der Volkssage, Zwerge ihre Wohnstatt. Sie backen sich da unten selber ihr Brod, holen aber den Teig dazu frühmorgens von den Leuten in Borne.

Ein gut Stück Poesie sprudelt übrigens den Börde-bewohnern noch aus einem andern Born als aus dem der Volkssage — nämlich aus den Kinderliedern, welche mit demselben Rechte, fraft dessen man die Sprüchwörter die Weisheit der Gasse nennt, wohl auf das Prädicat: Poesie der Gasse Anspruch erheben dürfen. Aus dem reichen Schatze, den wir in der Börde an Kinderliedern gehoben haben, möge hier nur eine einzige Probe mitgetheilt werden:

„Puije (schlafe in der Wiege), puije, Soldatenkind,
Schlaoope, det (bis) Dien Vader kimmt
Vader sitt (sitzt) in Schenken,
Springt ümmer (über) Disch und Bänken,
Leu (läßt) de Gläser rummer (herum) gahn,
Leu Dien Puije (Wiege) stille stahn."

* In der „Edda" heißt es:
„Eikthornir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal,
Der an Lärad's Laube zehrt;
Von seinem Hornzeweih tropft es nach Hvergelmir,
Davon stammen alle Ströme."
(Simrock's Uebersetzung, Seite 17.)

Das überall verbreitete Bedürfniß kleinerer Ortschaften, sich unter einander zu necken, scheint in der Magdeburger Börde das Dorf Borne ganz allein befriedigen zu müssen, wobei es aber nur eine passive Rolle spielt.

An der Dorfstraße in Borne sprudelt aus einer klaren Quelle vortreffliches Trinkwasser hervor. Die Quelle nennt man den Bornschen Spring, und redet man seinen erfrischenden, kühlen Wasser nach, daß es dumm mache. Weit und breit heißt es darum: „In Borne sind sie dumm." Kein Einwohner des Ortes giebt sich draußen gern als solchen zu erkennen, und Jeder will aus Bördorf sein, welches mit Borne geographisch eine Ort-schaft bildet. Neuerdings scheint man jedoch Bördorf in Betreff dieses Bornschen Erbübels in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Hörte ich doch jüngst die „Stahlen" (kleinen Kinder) Straße auf und ab ganz vergnüglich singen:

„Rum, rum, rum!
In Borne sind sie dumm.
In Bördorf sind sie ganz verrückt;
Da hat der Knecht den Herrn geschickt."

Einige sprüchwörtliche Redensarten der Börde-dörfer sind von erfrischender Naturlichkeit. Zum Beispiel von einem Trägen sagt man: „Der denkt auch, unter Herrgott guckt alle Jahre einmal vom Himmel herunter, und wen er dann bei der Arbeit sieht, der muß immer arbeiten." In Gedanken setzt man hinzu: „Darum arbeitet er an keinem einzigen Tage im Jahre; nun mag der Herrgott gucken, wann er will — ihn sieht er dann niemals an der Arbeit."

Die Bördedörfer haben meist eine beträchtliche Einwohnerzahl, die sich selten unter Tausend bewegt, meistens aber zwei, drei, ja vier Tausend erreicht. Eigenthümlich bant man in diesen Dörfern: da dort Holzarmuth herrscht, so sind alle Häuser massiv, und als Baumaterial hat man früher fast ausschließlich Bruchsteine ver-wandt, die mit Kalk, oft recht primitiv, verputzt worden sind. Bei den alten Häuschen scheint das Strohdach den winzigen grauweißlichen Unterbau jeden Augenblick niederdrücken zu wollen. Die neueren Gehöfte mit den pompösen Einfahrten und den stattlichen Wohnhäusern heben sich dagegen vortheilhaft von den zusammen-geflechten alten Gebäuden und niedrigen Häuschen ab. Die Ort-schaften sind geschlossen. Nur an den alten großen Verkehrsstraßen, wie an der Magdeburg-Leipziger Chaussee, stehen Einzelgehöfte, in denen Gastwirthschaft betrieben wurde und hier und da noch be-trieben wird. Stundenweit sind die Dörfer von einander entfernt, und wohl keine Gegend Deutschlands hat bei gleich starker Bevölkerung so weit von einander liegende Dörfer, Flecken und Städte auf-zuweisen. Aber auch hier war in früherer Zeit die weite Feld-mark mit Einzelgehöften in eben der Weise überstreut, wie noch heute in einem Theile von Westfalen und am Niederrhein. Die Be-wohner zogen im Laufe der Zeit näher zu einander, und es ent-standen so kleinere Dörfer.

Kaum irgendwo giebt es so viele wüste Dorfstätten wie hier; finden sich deren auf vielen Feldmarken doch bis zu einem halben Dutzend. Bei Borne ragt als solch ein einsames Denkmal eines untergegangenen Dorfes der stark verwitterte Rest eines Kirchthurmes gegen 80 Fuß in die Höhe (vergl. das Initial am Anfang dieses Artikels). Das Dorf, zu dem er gehörte, hieß Naldke und wird als wüste Stätte urkundlich schon 1509 erwähnt. Auch knüpfen sich einige Sagen an diese Ruine: wer an dem Thurm um Mitter-nacht der Jahreswende einen ganz schwarzen Kater trägt, der wird dort den leibhaftigen Gottleibeiuns treffen. Der taufcht ihm dann den Kater gegen ein blinkendes Geldstück um, welches für alle Zukunft immer wieder sofort in die Tasche der betreffenden Person zurückwandern wird, mag sie es ausgeben, so oft sie will. Leider ist das Geschäft mit dem „rothen Heinz" aber nicht ohne Gefahr für Leib und Leben. Bringt ihm nämlich Jemand einen Kater mit einem einzigen weißen Härchen im Pelze, so ist's um den Hals des armen Menschen geschehen. — —

Aber nicht nur über der Erde bietet die Magdeburger Börde manches interessante Denkmal vergangener Zeit — auch unter dem Erdboden fand man dort Zeugen aus alten Tagen; denn während man früher der Ansicht war, die Börde sei an Denkmälern der Cultur vergangener Zeiten vollständig arm, hat ein eifriger Sammler, Lehrer Rabe in Biere, auf der Berliner Alterthums-ausstellung die Gelehrten vom Gegentheil überzeugt. Aus Kies-gruben der Umgegend Magdeburgs legte er Funde vor, die unstreitig

Digitized by Google

zu dem Aeltesten gehören, was in Deutschland an Alterthümern bis jetzt bekannt geworden ist: Messer, Sägen, Schaber, Bohrer, Polirer aus Feuerstein, sämmtlich nur geschlagen, nicht geschliffen, sämmtlich Spuren des Gebrauchs tragend, befinden sich darunter. Das Magdeburger Provinzialmuseum und das Museum in Quedlinburg weisen eine Anzahl dieser alten Geräthe aus den Sanddünen und Kiesgruben von Biere auf.*

Von historischem Interesse aus neuerer Zeit ist Dodendorf, eine Meile vor den Festungsmauern Magdeburgs.

„Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das feste Land mit französischem Blut;
Zweitausend fechteten die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang —"

singt Ernst Moritz Arndt in seinem „Lied von Schill". Die Gemeinde Dodendorf hat dem Andenken jener Tapfern, die in der Schlucht des Hohlweges vor dem Dorfe den Heldentod fanden, ein schmuckloses Kreuz gestiftet, das auf der Vorderseite seines Sockels die Inschrift: „Dem Gedächtnisse der am 5. Mai 1809 hier gefallenen und in Gott ruhenden 21 Preußen vom Schill'schen Corps" trägt, während auf der Rückseite zu lesen ist: „Gewidmet von der Gemeinde Dodendorf am 5. Mai 1859" (vergl. unsere Abbildung S. 681).

Zum Schluß noch ein Wort über die Thierwelt der Börde! Hier muß vor Allem des Hamsters gedacht werden, welcher in den Getreidefeldern nicht geringen Schaden anrichtet. In einem Hamsterbau, der bis zu zwei Fuß Tiefe in der Erde mit mehreren Kammern ausgeschichtet ist, findet man mitunter einen ganzen Scheffel Gerste, Hafer oder Weizen, welches das gegen $^2/_3$ Pfund schwere Thierchen in seinen Backentaschen in emsiger Thätigkeit für die ungastliche Jahreszeit eingetragen hat. Roggen verschmäht der Feldbieb. Unter diesen Umständen ist der Hamsterjäger eine wichtige Persönlichkeit in der Reihe der Angestellten der Zuckerfabrik-Oekonomien. Er beginnt seine Thätigkeit, sobald „der erste Frühlings-Donnerschlag den Hamster aus dem Winterschlafe geweckt hat", und setzt dieselbe fort, bis der Winter mit Schnee und Eis Einzug gehalten. Wie mir ein Hamsterjäger berichtete, hatte er noch drei Tage nach dem letzten Neujahrsfeste sieben Hamster gefangen; er hatte an dem Tage, an dem ich ihn besuchte, 107 Hamster erlegt, und der Durchschnitt des täglichen Fanges betrug bei ihm 60 Stück. Das Fell dieser Nager wird, nachdem es vom Weißgerber bearbeitet, zu Tafeln von einem Schock Hämte an einander genäht und dann auf der Leipziger Messe als weiß Gott was für russisches Pelzwerk in den Handel gebracht. In rohem Zustande variirt der Preis für das Schock zwischen zwei und zehn Mark.

Fast nicht minder zahlreich als der Hamster ist Meister Lampe in der Börde vertreten.** Wer nicht Gelegenheit gehabt, sich durch Augenschein zu überzeugen, wird es für „Jägerlatein" erklären, wenn man ihm erzählt, daß man auf Breiten von etwa 50 Morgen mitunter 60, 70, 80 Hasen hüpfen und spielen sehen kann. Solcher Hasenreichthum veranlaßt denn auch den Kaiser Wilhelm, in Bardy fast alljährlich einer Jagd anzuwohnen.

Einen eigenartigen Reiz hat es, in dieser hasenüberfüllten Gegend „auf den Anstand zu gehen". Man gräbt sich ein halbmannstiefes Loch mit Sitzvorrichtung und setzt sich bei Eintritt der Dämmerung in demselben auf Stroh nieder. Nicht lange, und den verborgenen „unterirdischen" Jäger umhüpfen auf allen Seiten Häslein im harmlosen Spiel; er streckt ein „Häslein" nach dem andern auf's Gras respective auf den Schnee nieder. Bei eingetretener Dunkelheit kann ein solcher Jägersmann — wenn's Glück gut war — bis zu 10 Hasen erlegt haben.

Von befiedertem Wilde ist neben Rebhuhn und Wachtel besonders die Trappe zu nennen. Diese Thiere leben bekanntlich in Schaaren. Auf dem Eickendorfer Felde zählte ich einst 104, die bei einander saßen. Beim Niederklatschen wähnen sie sich gern ein freies, blaches Feld, von dem aus sie weithin Ausblick halten können, und damit nicht ein mitleidsamer Störer ihrem friedlichen Beisammensein ein Ende mache, stellen sie stets eine Wache aus. Harmlos lassen sie sich dicht bei Feldarbeitern nieder, und Fuhrwerke und Pfluggespanne stören sie nicht im mindesten. Sobald aber ein Jäger naht, erheben sie sich mit mächtig rauschendem Flügelschlage und setzen sich vor mindestens einer halben Stunde Weges nicht nieder. Des Jägers List übertrifft denn aber doch mitunter der Trappe Klugheit. Auf Wagen, die mit Ochsen bespannt sind, oder als Frauen verkleidet, mit einer Tragkiepe auf dem Rücken, oder gar — wie ich es einmal sah — in einem Gestell verborgen, das äußerlich einem Ochsen ähnelt, nahen die Schützen den schlauen Thieren. Es bildet stets ein Ereigniß im Jägerleben, einen glücklichen Treffer auf Trappen gethan zu haben; von Nah und Fern wird Kunde davon getragen, und mit Festessen und Weintrinken wird ein solcher Held gefeiert. Selbstverständlich fehlt dabei der Trappenbraten auf der Tafel nicht, und einmüthiglich haben mir stets alle Schmauser versichert, nichts in der Welt schmecke besser als so ein Trappenbraten. Ich habe das aber nie recht finden können; mir hat's immer scheinen wollen, als ob ein Stück gebratenes Trappenfleisch ebenso gut schmecke, wie nicht gerade allzu zähes Rindfleisch. Habe ich Recht? Mit dieser offenen Frage — alle Fragen des Geschmacks sind bekanntlich offene — schließe ich meine Schilderung aus der Magdeburger Börde.

Nicht war es einer jener „verlornen Winkel" in deutschen Landen, zu deren Durchwanderung ich den Leser einlud, nein, ein Landstrich an belebtester Verkehrsstraße war es, ein Landstrich, der allerdings nicht dazu beitragt, Deutschlands landschaftliche Schönheit zu erhöhen, der aber Deutschlands Nationalwohlstand stetig mitgehoben hat und mitheben wird. Möge dieser Vorzug der Magdeburger Börde den Leser mit dem Gedanken aussöhnen, sich ein Stündchen auf recht einförmigen Gefilden bewegt zu haben!

* Professor Klopfleisch in Jena arbeitet gegenwärtig an einem ausführlichen Berichte über diese Funde, denen Abbildungen beigegeben werden sollen.

** Bei Staßfurt wurden in einem einzigen Jagen gegen 400 Hasen geschossen. In Biere, dessen Jagdgebiet 3000 Morgen groß ist, erlegte man bei der Treibjagd im Herbste 1880 1000 Hasen. Der Hasenmenge auf den übrigen Gefilden entsprechen denn auch die Jagdpachte. So ist die Jagd einer 3400 Morgen großen Feldmark augenblicklich für 1300, eine andere 2000 Morgen große für 660, eine dritte, etwa 5000 Morgen große etwas höher als für 2000, und endlich eine vierte von 3000 Morgen gar für 10,000 Mark verpachtet worden.

Die Temperenzbewegung in der nordamerikanischen Union.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der sonst so praktischen Amerikaner, daß sie von Zeit zu Zeit an sensationellen Bestrebungen der widersinnigsten Art Geschmack finden und sich denselben mit einem Eifer hingeben, der einer besseren Sache würdig wäre. Zu diesen sich regelmäßig wiederholenden Sensationsgelüsten ist nun gegenwärtig die Temperenzbewegung zu rechnen, die seit einiger Zeit in verschiedenen Unionsstaaten Platz gegriffen hat und im öffentlichen Leben hochgehende Wogen aufwirft. Unter Temperenz verstehen aber jenseits des Oceans die Anhänger und Vertheidiger derselben nicht etwa blos ein vernunftgemäßes Maßhalten, also Mäßigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wogegen kein verständiger Mensch etwas einzuwenden haben würde, sondern gänzliche Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken.

Als der eigentliche Herd des Temperenzunwesens dürfen die Neu-Englandsstaaten angesehen werden, in denen das engherzige Puritanerthum am meisten in Blüthe steht. Der politische Unabhängigkeitssinn der Puritaner, ihr ausdauernder Fleiß und ihre gewandte Betriebsamkeit sind Tugenden, welche ihnen die unparteiische Geschichte nicht absprechen kann, allein zu diesen Tugenden gesellten sich schon in den ersten Zeiten der Colonialperiode grobe Fehler, so namentlich betrügerische Heuchelei und religiöser Fanatismus, der sich in blutigen Hexenverfolgungen äußerte und den edlen Roger Williams als einen Märtyrer religiöser Freiheit mitten im Winter in die Urwälder trieb.

Da nun im Laufe der Zeit das Yankerthum seine Vertreter in nicht geringer Anzahl auch über die anderen Theile der Union verbreitete, so ist es begreiflich, wenn wir die heuchlerische Temperenzelei und das scheinheilige Muckerthum Neu-Englands in den verschiedensten Unionsstaaten Wurzeln schlagen sehen. Im Jahre 1851 gelang es der Temperenzpartei im Staate Maine,

Digitized by Google

Weinlese im Kloster. Nach

die dortige Gesetzgebung so zu beeinflussen, daß sie ein Gesetz annahm, welches den Verkauf berauschender Getränke verbot. Von dieser Zeit an griff die genannte Bewegung immer weiter um sich; es erschienen mehrere ihren Grundsätzen gewidmete Journale, und einige religiöse Secten schlossen sich ihr vollständig an. Vorzüglich waren es ältere, meistens unverheirathete Frauen und frühere Trunkenbolde, welche die Temperenzlehren predigten.

Als einer der hervorragendsten Temperenzapostel jener Zeit kann z. B. ein gewisser Francis Murphy, von Geburt ein Irländer, bezeichnet werden, der weder ein ordentliches Gewerbe gelernt hatte, noch irgendwelche Bildung besaß. Als Trunkenbold und Vagabonde kam er in's Gefängniß, wo er „innere Selbstschau" hielt. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, widmete er sich in den Staaten Maine, New-Hampshire, Iowa, Illinois

Digitized by Google

emälde von Eduard Grützner

und Pennsylvanien der Verbreitung von Temperenzlehren. Das Geschäft war lohnend, und so fand er denn auch bald Helfershelfer und Nachfolger.

In neuester Zeit, etwa vor einem Jahre, wurde in den Staaten Kansas und Iowa in öffentlicher Abstimmung ein äußerst strenges Temperenzgesetz angenommen, dem gemäß nicht nur das Verschänken und der Verkauf, sondern auch die Zubereitung von Bier, von Branntwein und selbst von Wein, kurz von allen nur irgendwie berauschenden Getränken mit sehr hohen Steuern belegt wurde. In manchen Gegenden sollte es fast zur Unmöglichkeit werden, Bier und Branntwein herzustellen und zu verschänken, da nach dem sogenannten „Local-Option-Gesetz" in einzelnen Districten oder Ortschaften nicht nur von den stimmberechtigten Männern, sondern auch von Frauen, die das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatten

Digitized by Google

sonst aber kein öffentliches Stimmrecht besaßen, darüber abgestimmt wurde, ob überhaupt die Schankgerechtigkeit verliehen werden sollte oder nicht.

In diesem Jahre hat nun die Temperenzbewegung so große Dimensionen angenommen, wie nie zuvor, weshalb denn auch die beiden großen politischen Parteien der Vereinigten Staaten, die der Republikaner und die der Demokraten, davon nicht unberührt geblieben sind. In einer ganzen Reihe von Staaten, z. B. in Ohio, New-York, Pennsylvanien, Michigan, Illinois, Kansas, Missouri, Indiana, Vermont, Maine und Californien, werden im October und November dieses Jahres wichtige Staatswahlen stattfinden, die mit Recht als Vorläufer für im Jahre 1884 vorzunehmenden Präsidentenwahl angesehen werden. Fast überall kämpft das deutsche Element gegen die Temperenzbewegung; dasselbe wird sich daher von der republikanischen Partei, für die es bis dahin in seiner Mehrzahl eingetreten pflegte, lossagen, sobald diese Partei die Temperenzler unterstützt: es wird, so lange keine dritte große Partei in's Leben gerufen ist, mit den Demokraten stimmen, wenn diese nur irgendwie ehrenhafte und fähige Candidaten für die öffentlichen Aemter in's Feld stellen.

Die Temperenzfrage hat nun, wie theilweise schon aus dem Gesagten hervorgehen dürfte, nicht nur eine hohe sittlich-politische Bedeutung, insofern sie die individuelle und municipale Freiheit nahe berührt, sondern sie ist auch von großer finanzieller Wichtigkeit. Suchen wir diesen letzten Punkt durch wohlverbürgte statistische Angaben etwas näher zu begründen!

Die Ausgaben für die Verwaltung der Vereinigten Staaten, ohne die Abzahlung der Zinsen der öffentlichen Schuld der Union, betragen im Jahre 1879 die Summe von 161,619,934 Dollars; im Jahre 1881 beliefen sie sich auf 178,204,146 Dollars: in dem am 30. Juni 1883 abschließenden Fiscaljahre endlich, für welches der letzte Congreß, der im August dieses Jahres aus einander ging, Verwilligungen gemacht hat, summiren sich die gewöhnlichen Ausgaben, die Zinsen auf die Nationalschuld immer abgerechnet, auf 294,513,639 Dollars. Das sind extravagante Verwaltungskosten, die, statt abzunehmen, stets größer wurden. Zur Bestreitung der für das Jahr 1879 genannten Verwaltungsausgaben zahlten nun die von den Temperenzlern bedrohten Getränke 63,299,605 Dollars; nehmen wir dazu die Eingangszölle ꝛc. auf fremde Biere und Weine, so kommen wir zu einer Summe von mehr als 70 Millionen Dollars; mithin deckten die Steuern und Zölle auf Getränke im Jahre 1879 fast die Hälfte der Administrationskosten der Vereinigten Staaten. Aehnlich verhält sich dies im Jahre 1882, da nach uns vorliegenden officiellen Zahlen die Bierproduction in Amerika ganz bedeutend gestiegen ist. Falls nun die Temperenzbewegung in der ganzen Union siegte, so müßte der dadurch hervorgerufene Ausfall von Steuern durch anderweitige neue Steuern gedeckt werden, obgleich man schon jetzt mit Recht im Volke eine Herabminderung der Steuern verlangt. Aber hiermit nicht genug, auch eine ganze Reihe von Gewerbe- und Productionszweigen würde durch die Temperenzpolitik, wenn sie auch nur in mehreren Einzelstaaten der Union siegte, schwer leiden müssen: die Farmer, welche Gerste, Roggen, Mais, Hopfen, Wein ꝛc. bauen, ferner die zahlreichen Inhaber von Brennereien, Destillerien, Hopfenhandlungen und Mälzereien, die Küfer, die Kupferschmiede, die Messinghändler, die Angehörigen der Baugewerke, der Eisgeschäfte, die Kohlen- und Holzhändler — alle diese Leute und zahllose Arbeiter, die in Brauereien und Brennereien beschäftigt sind, würden durch einen weitgreifenden Sieg der Temperenzler und ihrer Prohibitionspolitik, wenn nicht geradezu brodlos, so doch arg geschädigt werden. Mehr aber noch, als diese finanziellen und materiellen Schäden hat die Beschränkung der individuellen und municipalen Freiheit, hat ferner die Gefährdung der wahren Sittlichkeit durch das Temperenzunwesen zu bedeuten, und dies ist der Hauptgrund, weshalb das deutsche Element in den Vereinigten Staaten die Temperenzbewegung so bitter bekämpft.

Mit Recht sagte der alte, unlängst verstorbene Friedrich Münch, der in den dreißiger Jahren nach Amerika ausgewandert war, sich als Farmer und Weinbauer im Staate Missouri niedergelassen hatte, und während des Secessionskrieges dem Schreiber dieser Zeilen nahe befreundet wurde:

„Ein Volk, welches sich seiner Freiheit rühmt, muß auch bereit sein, den freiheitlichen Grundsatz folgerichtig, nicht etwa nur stückweise, zur Ausführung zu bringen. Der Bürger eines freien Gemeinwesens ist berechtigt, in allem seinem Thun sich selbst zu bestimmen, vorausgesetzt, daß er den Rechten seines Andern zu nahe tritt und daß er seine bürgerlichen Verpflichtungen erfüllt. Gegen die letztere Voraussetzung wird nicht dadurch verstoßen, daß ich mich kleide und bette, daß ich esse und trinke, wie ich will — dies ist allein meine eigene, seines Anderen Sache. Wo bliebe die Folgerichtigkeit und wo wäre die Grenze, wenn in diesen und ähnlichen Dingen der freie Bürger unter Bevormundung gestellt werden sollte? Freilich mag bei dieser Zwanglosigkeit manches Unerwünschte vorkommen, wie Verweichlichung, Prunksucht, Schlemmerei, Trunkenheit ꝛc., aber der äußere Zwang bessert hier nicht das innere Wesen oder die sittliche Gesinnung, woraus unser Handeln fließen soll — er befördert vielmehr nur Heuchelei und heimliche Sünden."

Und diese Heuchelei, diese heimlichen Sünden sind es gerade, welche die Deutschen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig, wie sie es früher bei ähnlichen Gelegenheiten thaten, den Temperenzlern gegenüber bekämpfen, die sich namentlich auf den bigotten, frömmelnden Puritanismus des heuchlerischen Yankeethums stützen. Dazu kommt, daß mit diesem Yankeethum sich auch an liebsten das fremdenhafferische Knownothingthum (Nichtswisserthum) verbindet, welches nichts mehr haßt als das deutschen Freisinn und die deutsche Gradheit. Die Ausübung der natürlichen Selbstbestimmung sollen und müssen beseitigt werden durch geistige und sittliche Emporhebung des ganzen Volkes, durch vernünftige Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, durch ein veredeltes Familienleben, durch Weckung des Pflichtgefühls, durch jede Art von wohlthätiger Anregung, nicht aber durch unsinnige Zwangsgesetze, welche verbieten wollen, daß man statt Wasser oder Buttermilch einmal ein Glas Wein oder Bier genießt. Eine heuchlerische Frömmigkeit, eine durch Staatsgesetze erzwungene Enthaltsamkeit hat so ganz und gar nichts mit wirklicher Religiosität und Sittlichkeit zu schaffen, da sie vielmehr häufig dazu beiträgt, dem Menschen das letzte Fünkchen gesunder Moral auszulöschen.

Treffend sagt der Berliner Professor Dr. Berner in seiner „Lehre von der Theilnahme am Verbrechen":

„Wir finden noch täglich eine abergläubisch pietistische Religiosität Arm in Arm verschlungen mit der gröbsten Rechtsverdrießlichkeit. Lebt doch die giftige Kröte des Pietismus und des Muckerthums nirgends lieber, als in dem versteckten, schlammigen Sumpfe der Unsittlichkeit. Das verunsittlichende helle Auge des Geistes, der das Maß der Dinge erkennen und bewahren soll, ist ja durch die dichten Nebel dieser unheimlichen Atmosphäre unnachtet und eine vollständige Erblindung desselben, eine klägliche Verwirrung der Begriffe von gut und böse, von heilig und unheilig ist das nothwendige Resultat eines längern Verweilens in diesen stehenden moralischen Pfützen."

Eine Illustration zu diesen vielleicht harten, aber jedenfalls wahren Worten des genannten Rechtslehrers an der Universität zu Berlin lieferte in der im Juli dieses Jahres abgehaltenen Staatsconvention der demokratischen Partei in Missouri der frühere Sclavenhalter und heimliche Trunkenbold Henry Clay Dean. In der erwähnten Convention, deren Aufgabe es war, für die bevorstehenden Wahlen eine Principienerklärung abzufassen, kam auch die Temperenzfrage zur Sprache. Alsbald erhob sich ein heftiger Streit darüber, ob diese Frage politischer Natur sei oder ob sie nicht vielmehr dem Bereich der Moral angehöre, womit eine politische Partei als solche nichts zu thun habe.

Die Vertreter der Stadt St. Louis, der großen und reichen Metropole des Mississippithales, in welcher das Deutschthum durch Intelligenz, Handel und Industrie seit Jahren stark vertreten ist, sprachen sich dahin aus, daß man die Temperenzfrage fallen lassen solle, weil jeder Versuch, die Tugend der Mäßigkeit durch Zwangsmaßregeln zu erzwingen, die freiheitliche Basis einer weisen republikanischen Regierung untergrabe.

Da erhob sich der alte, aus dem Secessionskriege bekannte Rebell und heimliche Whiskyfreund Dean und erklärte unter Anderem:

„Wenn die demokratische Partei nichts weiter sein soll, als ein Bollwerk für das deutsche Votum, dann hat sie keinen Werth. Die Weigerung, für die Temperenzbewegung Partei zu ergreifen, soll nur dazu dienen, die Stimmen der deutschen Ungläubigen (Infideles) zu gewinnen. Wir haben lange Zeit ohne die deutschen Stimmen gelebt und werden es auch fernerhin können. Die

Digitized by Google

Deutschen haben stets mit den Republikanern gestimmt, jetzt aber kommen sie zu uns Demokraten und verlangen, daß wir ihnen eine Maßregel durchsetzen helfen, welche die Republikaner nicht durchführen wollen, eine Maßregel, bei der sie persönlich interessirt sind. Ich sage: laßt sie gehen! Wir haben ohnen dieses deutsche Votum gelebt, und wenn die Deutschen drohen, uns zu verlassen, falls wir ihnen nicht zu Hülfe kommen und das Temperenzgesetz nicht niederstimmen, dann laßt sie gehen und verdammt sein!"

Diese rohe und brutale Sprechweise wird ihre Früchte tragen. Der Rebellendemokrat Dean kann es den Deutschen nicht vergessen, daß sie unter der Präsidentschaft von Abraham Lincoln den Herrsch- und Sondergelüsten der Sclavendemokratie gegenüber für die Befreiung der Negersclaven und für die Einheit der Union in die Schranken traten; darum unterstützt er in seinem blinden Deutschenhasse die den Deutschen so verhaßte Temperenzbewegung, obschon er persönlich dem Trunke ergeben ist. Das Knownothingthum oder die Feindschaft gegen das eingewanderte Element, namentlich gegen die Deutschen, im Bunde mit den einer heuchlerischen Frömmigkeit ergebenen Temperenzlern wird und kann keiner politischen Partei in Amerika auf die Dauer von Nutzen sein.

Eine Verbindung solcher problematischen, keiner wahren Sittlichkeit und Religiosität huldigenden Elemente kann immer nur durch selbstsüchtige Motive der Furcht und der Herrschsucht, immer nur durch den Vortheil der Einzelnen, nicht der Gesammtheit einer Nation aufrecht erhalten werden; sie muß nothwendig zerfallen, sobald die Einzelnen nicht mehr ihren Vortheil darin finden. Das Wesen aller Schlechtigkeit ist die Lüge und die Selbstsucht.

Das Treiben pietistischer Politiker, deren Hauptziel nur der Besitz der Macht ist, steht warnend in der Geschichte da; es hat dem Staatsverbande, in welchem es, durch die Umstände begünstigt, zum vorübergehenden Siege gelangte, noch immer früher oder später die schwersten Wunden geschlagen. Wie in Missouri, so hat die demokratische Partei auch im Staate Indiana ein höchst bedauerns Parteiprogramm angenommen, welches den Temperenzlern nur von Vortheil sein kann. In der Staatsconvention der dortigen Demokraten hielten sogar zwei Frauen Reden, von denen die eine eindringlich ein strenges Temperenzgesetz empfahl, während die andere für das politische Wahlrecht der Frauen eintrat.

Aber auch die Partei der Republikaner ist nicht in allen Unionsstaaten gesund: wie sie z. B. in Kansas und Jowa den Temperenzlenten zum Siege verhalf, so hat sie sich auch in Ohio, in Pennsylvanien ꝛc. zu Gunsten dieser heuchlerischen Fanatiker erklärt. Erfreulich ist es dagegen, daß fast alle bedeutenden deutsch-amerikanischen Blätter dem eigenthümlichen Kleeblatt, nämlich dem Knownothingthum, dem Temperenzunwesen und dem politischen Frauenstimmrecht, mit großer Entschiedenheit entgegengetreten sind und daß sie dabei von manchen der besten englisch-amerikanischen Zeitungen unterstützt werden.

Die Blüthezeit des Knownothingthums ist vorüber, und wenn vor dreißig Jahren noch an manchen Orten eine Fremden- oder namentlich eine Deutschenhetze möglich war, so ist dies in Folge der vor längerer Zeit stattgefundenen starken deutschen Einwanderung nicht mehr recht zu fürchten. Der bekannte Ausspruch: „Nur Amerikaner sollen in Amerika herrschen", hat nicht mehr die Kraft, amerikanischen Bürgern deutscher Abkunft ihre Bürgerrechte zu entziehen. Mit wenigen Ausnahmen sind sämmtliche Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerikas Eingewanderte oder Abkömmlinge von Eingewanderten, und wie Heinrich Börnstein, seiner Zeit amerikanischer Consul in Bremen, etwas derb, aber mit Recht erklärte: „Die wirklich Eingeborenen in den Vereinigten Staaten sind die Indianer und die Büffelochsen; alle Anderen sind Eingewanderte", so werden die Deutsch-Amerikaner der Union sich ihre Stellung als freie Bürger dieser Republik zu sichern wissen. Daß die deutsch-amerikanischen Bürger ihre Anhänglichkeit und Liebe für ihr Adoptivvaterland hinlänglich gezeigt haben, dafür lieferte der blutige Secessionskrieg, wo Tausende in besonderen Regimentern für die Einheit und Freiheit der Union in's Feld zogen und Tausende sich in amerikanische Regimenter einreihen ließen, hinlängliche Beweise. Die Thaten der Deutschen gehören der Geschichte der Vereinigten Staaten an, und sie haben keine Ursache, sich derselben zu schämen. Wenn heute die Union auf dem europäischen Markte, ja, auf dem Weltmarkte eine Rolle spielt, so ist dieses Resultat nicht zum wenigsten den deutschen Farmern zu verdanken, welche aus der Wildniß blühende Felder und Gärten machten und selbst solche Landstrecken, die von den Amerikanern als unfruchtbar verlassen wurden, vortheilhaft zu verwerthen verstanden. Dies bewiesen unter Anderem die früher kahlen Hügel am Ufer des Missouri bei der Stadt Hermann und am Ohio bei Cincinnati, wo deutscher Fleiß und deutsche Willenskraft die schönsten Weinberge geschaffen hat — und dieser Wein soll jetzt durch die Temperenzler werthlos gemacht werden? In allen größeren Städten des Landes haben sich der Fleiß, die Energie und die Kenntnisse der Deutschen in Fabriken und kaufmännischen Geschäften jeder Art bewährt; in den Schulen und Bildungsanstalten nehmen deutsche Lehrer hervorragende Stellen ein; in den Gesetzgebungen und auf den Richterstühlen erwerben sich Deutsche Achtung und Ehre — und sie sollen nicht gleiche Berechtigung mit ihren Mitbürgern amerikanischer Abkunft haben, weil sie das stärkende Bier dem demüthenden Whisky vorziehen?

In der Stadt St. Louis allein beträgt das in den dortigen Brauereien angelegte Capital mehr als 15 Millionen Dollars, und ähnlich ist es in vielen anderen Städten, z. B. in Milwaukee, Cincinnati, New-York ꝛc.

Und wahrlich! Es erwächst daraus der Sittlichkeit kein Schaden; denn bei den von den Deutschen arrangirten Sänger- und Turnfesten, wo Bier getrunken wird, geht es ordentlicher und anständiger her, als in den Whiskyknieipen der Amerikaner. Statistische Untersuchungen haben es festgestellt, daß in den Gegenden, wo das Bier den Whisky verdrängt hat, weniger Verbrechen und weniger Krankheiten des Körpers und des Geistes vorkommen, als dort, wo der sogenannte Bourbon-Whisky die Hauptrolle spielt. Mehr als unangenehm aber berührt es, wenn die Frauen sich in öffentlichen Versammlungen auf die Rednertribüne drängen, um dort den Männern vorzuschreiben, was sie thun und lassen sollen, oder um selbst die Rolle des Gesetzgebers zu spielen.

Unzweifelhaft haben die Amerikaner vieles Werthvolle selbst geschaffen; ihre Unabhängigkeitserklärung und der ruhmwürdige Kampf für dieselbe stehen leuchtend in der Geschichte da. Sie haben auch von den Errungenschaften der Alten Welt viel Gutes über den Ocean gebracht und fahren mit Recht fort, von den Bildungsmitteln der vorgeschrittensten Völker Gebrauch zu machen; sie haben sogar in manchen Dingen andere Nationen überflügelt; aber es ist eine lächerliche und verderbliche Anmaßung, wenn sie sich für berufen halten, das als schädlich und Verderben bringend über Bord zu werfen, was die Weisesten und Besten aller Zeiten und aller Völker nicht abgeschafft haben. Keinem Staatsmann, keinem Könige oder Kaiser im Abendlande der Alten Welt ist es jemals beigekommen, den Genuß anregender Getränke vom Staatswegen verbieten zu wollen. Niemals hat sich auch selbst die größte Willkürherrschaft so weit verstiegen. Der hart Arbeitende muß seinen stärkenden Trank haben, wenn auch die Uebel des unmäßigen Bier- und Branntweintrinkens nicht zu leugnen sind. Man strafe die Gesetz und Ordnung störende Unmäßigkeit, lege aber darum dem gesitteten Menschen, hoch oder niedrig, keinen Zwang auf in Bezug darauf, was er trinken soll oder darf. Auch die von den Amerikanern, äußerlich wenigstens, dem weiblichen Geschlechte erwiesene Achtung ist gewiß nicht zu tadeln; wenn sie aber den Frauen erlauben oder sie gar dazu anreizen, Gesetze machen zu helfen, welche darüber Bestimmung treffen, mit welcher Art von Flüssigkeit der Mann sich erlaben soll, so treiben sie die Frauen aus der von der Natur ihnen angewiesenen Sphäre hinaus. Den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes gegenüber sollen sich auch die Frauen nicht gleichgültig verhalten, aber sie werden hier am besten und wirksamsten ihre Pflicht erfüllen durch die Erziehung ihrer Kinder, durch ein weises und verständiges Schalten und Walten am häuslichen Herde. Der dort von ihnen in der richtigen Art geübte Einfluß ist segensreich und nicht hoch genug anzuschlagen. Jede Art sinn- und geiststörender Frömmelei ist vom Uebel, am meisten aber diejenige, welche sich mit politischen und communalen Dingen befaßt und das Frauenelement dabei zu Hülfe ruft. Hoffentlich werden sich auch die jetzt jenseit des Oceans hochgehenden Temperenzwogen bald wieder legen; der Temperenzrausch wird in der großen transatlantischen Republik vorübergehen, ohne dem amerikanischen Gemeinwesen allzu großen Schaden bereitet zu haben.

Rudolf Dothn.

Digitized by Google

Etwas über die Holzschneidekunst.

Von Carl B. Lorck.*

Die drei Illustrationsmethoden: 1) Tiefdruck (Kupferdruck), 2) Druck in der Ebene (Lithographie), 3) Hochdruck (Holzschnitt), und ihre principiellen Verschiedenheiten. — Der Holzschnitt und seine Technik in alter Zeit. — Der Verfall des Holzschnitts und sein Wiederaufleben durch Bewick. — Die neue Technik und die neuen Druckpressen. — Die Kunst des Druckens.

Der Begründer und langjährige Herausgeber der „Gartenlaube“ war ein schlichter, aber zugleich ein kluger Mann, wie nicht Viele. Als er sein Blatt in's Leben rief, entschlossen, sein Herzblut daran zu geben, that er Alles auf, um sich mit einem Kreis von talentvollen Mitarbeitern zu umgeben, aber selbst im Verein mit diesen wäre es der „Gartenlaube“ wohl nicht gelungen, die beispiellose Verbreitung und Beliebtheit überall da zu erwerben, wo Deutsche weilen, wenn nicht Ernst Keil vom Beginn an darauf bedacht gewesen wäre, vor allem eine Mitarbeiterin an sein Unternehmen zu fesseln, die der „Gartenlaube“ bis zur Stunde treu geblieben und heute frischer wirkt als je. Wir meinen die Xylographie, die Holzschneidekunst.

Und doch, trotz der allgemeinen Beliebtheit dieser Mitarbeiterin, wie klein ist die Zahl derjenigen Leser, welche vom eigentlichen Sein, vom Charakter und der Arbeitsweise derselben einen klaren Begriff haben! In der Regel erfährt ja der Leser eines Blattes erst etwas Näheres über die Mitarbeiter desselben, wenn diese dahingeschieden sind.

Da nun die Redaction der „Gartenlaube“ trotz der eigenen Jugendfrische wenig Aussicht hat, lange genug zu leben, um den Nekrolog der Genannten zu schreiben, so war es ein sehr natürlicher Wunsch derselben, dieser verehrten Mitarbeiterin noch bei deren Lebzeiten ein kleines Denkmal zu setzen. Dieser Wunsch gab Veranlassung zu den folgenden Zeilen, die niedergeschrieben wurden von einem alten Bekannten der Dame, der manche Stunde in ihrer Gesellschaft zugebracht hat und die Verehrung der Redaction für sie theilt, der aber trotzdem nicht zu den Eingeweihten gehört, sondern nur das mittheilen kann, was er bei seinen wiederholten Besuchen erfahren hat. Also zur Sache!

Es giebt drei verschiedene Arten, Illustrationen durch den Druck zu vervielfältigen: den Hochdruck, den Tiefdruck und den Druck in der Ebene.

Was zunächst die Vervielfältigung mittelst des Hochdrucks auf der Buchdruckpresse betrifft, so geschieht sie durch den Holzschnitt oder durch eine Metallhochätzung, während der dem Holzschnitt vorangegangene Metallhochschnitt sowie die eine Zeitlang geübte lithographische Hochätzung für die heutige Praxis keine Bedeutung mehr haben.

Für den Tiefdruck auf der Kupferdruckpresse ist ein durch Gravirung oder Radirung und Aetzen in einer Kupfer- (oder Stahl-) Platte hergestelltes Bild erforderlich; denn anderes Material, als das genannte, kommt jetzt wenig in Frage.

Der Druck in der Ebene endlich, die jüngste der erwähnten drei Verfahrungsarten, dessen Erfinder Alois Senefelder (geboren 1771, gestorben 1834) ist, kann nur von einer Zeichnung auf dem lithographischen Stein oder auf Zink, die mit besonders dazu präparirter Kreide oder Tinte hergestellt wurde, auf der lithographischen Presse bewerkstelligt werden. Auf die vielseitigen photomechanischen und photochemischen Illustrationsmethoden ist hier nicht besondere Rücksicht zu nehmen, da sie nur zur Umwandelung der Photographie in eine nach der einen oder der anderen der erwähnten Methoden druckbare Platte dienen.

Sehen wir von dem chinesischen Holztafeldruck und den allerursprünglichsten Anfängen, einen hoch- oder tiefgeschnittenen Stempel zu benutzen, ab, so liegen die drei großen Erfindungen: die Kupferstechkunst, die Xylographie und die Typographie, nicht weit von einander ab und gehören der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an. Daß die Typographie und die Xylographie deutsche Erfindungen sind, darüber herrscht schon lange kein Zweifel mehr. Ueber die Erfindung der Kupferstechkunst wird zwar noch gestritten; jedenfalls ist sie in Deutschland eine ursprüngliche, mag sie auch ebenfalls in Italien und den Niederlanden selbstständig erfunden sein.

Den Metallhochschnitt, welcher älter als der Holzschnitt ist, gab man sehr bald auf. Das theure und schwerer zu behandelnde Metall mußte dem so gut wie nichts kostenden und leicht zu behandelnden Holze weichen, so daß heutzutage, wo mittelst Clichirens und Galvanisirens von einem Holzschnitte leicht eine Metallplatte hergestellt werden kann, der Metallschnitt nur noch für Gravirarbeiten Bedeutung hat.

Alle die erwähnten Illustrationsverfahren haben das Endziel mit einander gemein: ein Bild durch den Druck herzustellen; die Wege jedoch, die sie einschlagen, um dieses Ziel zu erreichen sind, wie schon angedeutet worden, von einander durchaus ab wendig.

Für den Kupferstich wird die Zeichnung, welche im Abdruck dunkel auf weiß erscheinen soll, in die mit Deckgrund überzogene Platte mit dem Stichel gravirt oder mit der Nadel radirt und dann geätzt, oder es findet eine Verbindung der erwähnten mit anderen Verfahren statt (Schabkunst, Aquatintamanier). Das Charakteristische bei allen Arten des Kupferstiches aber ist, daß das zu druckende Bild erst vertieft sein muß, und zwar um so mehr, je kräftiger der Ton werden soll.

Um eine Platte mit vertiefter Zeichnung drucken zu können, muß die flüssige Farbe angetupft werden, sodaß sie in alle Vertiefungen eindringt. Die auf der glatten Oberfläche der Platte zurückgebliebene Farbe wird mit leichter Hand, aber sorgfältigst abgewischt, alsdann aber die Platte mit dem darauf gebreiteten und noch mit einem Filz bedeckten Papier einem kräftigen Druck zwischen Walzen ausgesetzt, wodurch das Papier durch die eigene Schmiegsamkeit und den weichen Filz in die Vertiefungen hineingedrängt wird und die in diesen befindliche Farbe aufnimmt. Das ist das Verfahren bei einer Platte mit vertiefter Zeichnung.

Der Druck in der Ebene von einer Kreide- oder Federzeichnung auf dem lithographischen Stein beruht auf der Eigenthümlichkeit des letzteren, besonders nach erfolgtem leichten Aetzen und Ansuchten der fetten Druckfarbe an allen denjenigen Stellen abzustoßen, auf welche sich nicht die mit der fetten Kreide oder Tusche hergestellte Zeichnung erstreckt, während die bezeichneten Stellen das Feuchtwasser wieder abstoßen. Die Zeichnung wird mit dem Bogen bedeckt, durch einen Stoffdeckel geschützt und mit dem Stein einer starken Reibung in der Presse ausgesetzt. So wird der Druck erzielt. Dieselbe Eigenthümlichkeit wie der lithographische Stein hat eine Zinkplatte, die sich demgemäß in derselben Weise wie der erstere behandeln läßt.

Indem wir uns nunmehr zu unserm eigentlichen Thema, zur Betrachtung der Holzschnitt-Technik wenden, bemerken wir zunächst, daß die Herstellung eines Bildes in Holzschnitt im Princip der eines Kupferstiches diametral entgegengesetzt ist. Bei dem Holzschnitte wird die Zeichnung mit der Feder oder dem Bleistift auf einer polirten Platte von Buchsbaumholz ausgeführt, die zur leichteren Beurtheilung der Effecte in der Regel mit einem weißen Grund leicht überzogen wurde. Statt nun wie beim Kupferstich diese Zeichnung zu vertiefen, läßt sie der Holzschneider vollständig unberührt stehen, vertieft dagegen durch Wegstechen mit dem Stichel alles die Zeichnung umgebende Holz. Hätte man es also beim Drucken mit einer Kupferdruckpresse zu thun und behandelte man den Stock bei der Einfärbung wie eine Kupferdruckplatte, so würde man ein negatives Bild erhalten, in welchem Alles, was dunkel hatte erscheinen sollen, weiß geblieben wäre und umgekehrt.

In der Buchdruckerpresse bekommt die Sache ein anderes Ansehen. Die schwerere Buchdruckfarbe, welche durch eine Walze von elastischer, aber setter Masse aufgetragen wird, färbt nämlich nur den hervorstehenden Schnitt ein und dringt nicht in die Tiefen; folglich zeigen sich im Abdruck auch nur die Erhabenheiten schwarz. In

* Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf Carl B. Lorck's soeben erschienenes, höchst beachtenswerthes „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst“ 1. Theil (1450 bis 1750) (Leipzig 1882, J. J. Weber), welches auch eine eingehende Geschichte des Holzschnittes in seinen Anfängen und seiner in das sechszehnte Jahrhundert fallenden Glanzepoche bietet. Allen, die sich für dieses Thema interessiren, sei das genannte Werk, von welchem der II. Theil die neue Blüthe und höchste Vollendung der Druckkunst (1750 bis 1882) schildert, auf das wärmste empfohlen. D. Red.

Digitized by Google

der Voraussetzung, daß der Zeichner jeden Strich correct gezeichnet und daß der Holzschneider ebenso correct geschnitten hat, giebt es demnach keine Reproductionsweise, welche das Original so genau wiedergiebt, wie der Holzschnitt: denn selbst, wenn der Künstler eine eigenhändige Radirung liefert, die also ein Originalbild ist, spielt der Zufall bei dem Aetzen immer noch eine nicht leicht zu berechnende Rolle. Der Kupferstecher aber, der ein Gemälde oder eine Zeichnung eines anderen Künstlers wiedergiebt, ist in derselben Lage wie ein Uebersetzer, der ein Original aus einer anderen Sprache überträgt. Mag die Uebersetzung noch so vortrefflich, mag der Uebersetzer sogar in der Behandlung der Sprache dem Verfasser überlegen sein, sodaß die Uebersetzung wirkliche Vorzüge vor dem Originale hat, so bleibt sie doch immer ein fremdes Werk. Ebenso geht es dem Stecher: ist sein Werk auch ein an und für sich bewundernswerthes Kunsterzeugniß, es bleibt doch nicht das eigene Werk des Schöpfers des Originals.

In dem Obenerwähnten hatten wir nur den Holzschnitt vor Augen, wie er seinem Wesen nach sein sollte, wie er auch in den Meisterwerken Albrecht Dürer's, Hans Holbein's des Jüngeren und anderer Künstler des sechszehnten Jahrhunderts war (was auch zu der Annahme führte, daß der Zeichner zugleich der Holzschneider gewesen) und wie er sich heute noch mitunter findet. Es gehören jedoch hierzu einerseits Meister, die jeden Strich so zeichnen, wie er im Schnitt stehen muß, die also mit der Technik des Holzschnitts vollständig vertraut sein müssen, andererseits aber auch Holzschneider, die selbstlos ganz in dem Künstler aufgehen, nicht im Geringsten von der vorgezeichneten Linie abweichen, derselben in allen Anschwellungen und Abschwächungen auf das Genaueste folgen und die Zeichnung nicht nur als „schätzenswerthes Material" betrachten, welches sie je nach ihrer technischen Begabung in der ihnen am besten convenirenden Weise benutzen können.

Die neuere Praxis sowohl der Künstler wie der Xylographen, und die an Umfang enormen Aufgaben, die heute dem Holzschnitt gestellt werden, haben jedoch eine andere Arbeitsweise nöthig gemacht, durch welche wir zwar oft bewundernswerthe Holzschnitte erhalten, aber — wie beim Kupferstich — Uebersetzungen, nicht Originale.

Selten nämlich arbeitet heute der Künstler noch in der oben angedeuteten Weise, vielmehr liefert er sehr oft die Zeichnung auf Papier und überläßt entweder einem anderen Zeichner oder dem Holzschneider die Uebertragung auf Holz; wenn er aber selbst auf Holz zeichnet, so arbeitet er gewöhnlich nur einige Haupttheile mit Bleistift genau aus und behandelt das Uebrige als Tuschezeichnung, giebt nur die Töne durch Wischen an, setzt diese auch mitunter mit weißen Lichtern auf und überläßt die Durcharbeitung in Linien dem Holzschneider, der dann, wenn er gute Technik mit Geschmack verbindet, oft in der Lage ist, aus einer leicht hingeworfenen, sogar aus einer mittelmäßigen Skizze ein gutes Bild zu schaffen, andererseits aber auch eine geistreiche Zeichnung leicht verderben kann. Oft wird auch dem Holzschneider als Vorlage nur eine auf Holz übertragene Photographie geliefert.

Diese freiere Behandlung des Holzschnitts verdanken wir einem Lande, das zu der Zeit, wo Deutschland, Frankreich und Italien schon Meisterwerke der Typographie und der Xylographie in großer Zahl geliefert hatten, in diesen Künsten sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe befand. Erst als gegen den Schluß

Ohne „Zurichtung" gedruckt.

Mit „Zurichtung" gedruckt.

Thüringer Mädchen. Oelgemälde von K. Ziermann.

Nach einer Photographie im Verlag von Löscher und Petsch in Berlin auf Holz übertragen.

Digitized by Google

des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts die Technik und Mechanik zur Hauptsache wurden und die Individualität in der fabrikmäßigen Gesammtthätigkeit aufging, da war es England, welches plötzlich reformatorisch in alle graphischen Künste eingriff. Fast alle hier einschlagenden Verbesserungen verdanken wir ihm: die eiserne Presse, die Stereotypie, die Druckwalzen, die Verschönerung der Schriften, die Vervollkommnung des Papiers und der Farbe, den Stahlstich, die rasche Aufnahme der Erfindung des Deutschen Friedrich König — der Schnellpresse — und, worauf es hier zunächst ankommt, die Wiederbelebung des im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach und nach so gut wie verloren gegangenen Holzschnittes, von dem das sechszehnte Jahrhundert so wunderbare Erzeugnisse aufzuweisen und der einen so mächtigen Einfluß auf die Bildung und den Geschmad des Volkes geübt hatte. Er war im Laufe der Zeit so weit herunter gekommen, daß sogar die Anfangs-, Schluß- und Titelvignetten in gewöhnlichen Büchern durch Kupferstich eingedruckt wurden und daß fast zwei Jahrhunderte nicht ein einziges xylographisches Wert von künstlerischer Bedeutung hervorgebracht haben.

Da trat zu Ende des vergangenen Jahrhunderts der Engländer Thomas Bewick (geboren 1753, gestorben 1828) mit seiner radicalen Reform der Technik des Holzschnitts auf. In früherer Zeit hatte man den Effect erzielt durch neben einander geschnittene Linien von größerer oder geringerer Stärke, bald näher an einander gelegt, bald weiter von einander gehalten, je nachdem Schatten oder Licht hervorgebracht werden sollten. Erst später erlaubte sich der Zeichner eine sehr sparsame Kreuzung der Linien, um größere Tiefe des Schattens zu erzielen, eine Selbstbeschränkung, welche durch den damaligen Zustand der Technik und Mechanik geboten war. Der Holzblock war von Birn-, Aepfel- oder Lindenbaumholz, später wohl auch schon von Buchsbaum, jedoch in Längenschnitten, da Querschnitte (Hirnholz) sich nicht mit dem einzigen Hülfsmittel des Holzschneiders, dem Messer, hätten bearbeiten lassen. Die Druckpresse war noch sehr primitiver Natur, und die ganze Kunst, die der Drucker entwickeln konnte, bestand darin, daß alle Linien voll und in gleicher Schärfe, wie sie der Holzschneider geschnitten hatte, zur Geltung kamen. Das war nicht schwer: denn der Druck des Tiegels war durch eine Anzahl in den Pressendeckel eingelegter Papierbogen und durch eine Filzdecke so elastisch geworden, daß der zu bedruckende Papierbogen sich nothwendig an den Holzschnitt fest anschmiegen mußte. Nur in den damals zum Auftragen der Schwärze gebräuchlichen pilzförmigen Handballen hatte der Drucker ein Mittel einen Effect zu erreichen, indem er nur eine Stelle der Druckform kräftiger, eine andere aber schwächer mit Farbe einzureiben brauchte.

Diese Technik änderte nun Bewick vollständig. Er verwarf jedes andere Holz als Buchsbaum und bediente sich nur der Querschnitte. Eine Folge davon war, daß das Messer beseitigt und zu dem Stichel gegriffen werden mußte, mit welchem sich gegen den Strich, ohne Gefahr des Abbröckelns des Holzes, arbeiten ließ. Man sollte von da ab also eigentlich nicht mehr vom Holzschnitt, sondern vom Holzstich sprechen. Statt einer Lineazeichnung als Vorlage führte Bewick die getuschte oder estampirte Zeichnung unter Vermeidung aller Contourlinien ein, und damit die in der Zeichnung licht gehaltenen Stellen auch nur ganz leicht im Druck erschienen, stachte er an solchen vor dem Schmidt das Holz ab und erzielte damit, daß diese vertieften Stellen in der Presse weniger stark von dem Druck des Tiegels getroffen wurden. Für die tiefen Schatten ließ er die Holzfläche ganz unberührt stehen und arbeitete die Lichter durch Ausstechen einzelner Punkte hinein. Mit einem Worte: er übertrug die ganze Technik des Kupferstiches auf den Holzschnitt, selbstverständlich in der umgekehrten Weise, wie es ja auch nach dem Obengesagten der principielle Unterschied zwischen Hoch- und Tiefdruck verlangte.

Doch dies Alles reichte noch nicht hin, um bei den zarten Tonschnitten den vollen Effect des Kupferstiches hervorzubringen. Dazu gehörte noch die kunstgemäße Nachhülfe des Druckers, das sogenannte „Zurichten". Es genügte nicht der einfache Zug an Preßbengel, damit jede Linie kräftig zum Vorschein kam, und eine weiche Unterlage, wodurch dies früher ermöglicht worden war, würde ein vollständiges Verschmieren der fein und eng angelegten Linien und der Kreuzschraffirungen verursacht haben — der weiche Deckel mußte dem harten den Platz räumen.

Um nun zu verstehen, worin eigentlich die Kunst des Druckers liegt, ist es nothwendig, sich die Construction der Schnellpresse, die jetzt fast ausnahmslos selbst für den Druck der feinsten Prachtwerke benutzt wird und ohne welche Unternehmungen wie die „Gartenlaube" eine factische Unmöglichkeit wären, zu vergegenwärtigen. Wir dürfen wohl annehmen, daß die große Mehrzahl der Leser eine Schnellpresse — die Handpressen fangen schon an seltener zu werden — gesehen hat, und daß es genügt, mit kurzen Worten die Erinnerung daran aufzufrischen, ohne in eine lange Beschreibung, die außerhalb der diesem Artikel gesteckten Grenzen liegen würde, einzutreten.

Auf einem starken eisernen Fundament, das auf Schienen sich hin- und herbewegt, ruht die Druckform. Wird nun das Fundament in Bewegung gesetzt, so passirt diese Druckform zuerst einen Complex von elastischen Farbenwalzen, um die für den Druck eines Bogens genügende Farbe zu empfangen. Die Weiterbewegung führt die Form unter den Druckcylinder, eine glatte um ihre Achse sich drehende, sonst aber festliegende eiserne Walze, auf welche vorher der zu bedruckende Papierbogen, glatt und durch metallene Greifer festgehalten, gelegt wurde. Beim Rotiren der Walze drückt alsdann der Cylinder den Papierbogen an die Druckform an, welche die Schwärze an das Papier abgiebt. Der fertig gedruckte Bogen wird darauf auf endlosen über Rollen geleiteten Bändern aus der Presse geführt. Der Cylinder ruht nun für einen Augenblick, um mit einem neuen Bogen belegt zu werden; inzwischen hat das Fundament mit der Form seinen Rückweg angetreten, um die Wanderung nach vorwärts wieder zu beginnen.

Beim Druck kommt es vornehmlich darauf an, daß Schrift und Holzschnitte in der Höhe ganz genau mit einander übereinstimmen, da sonst die ganze Wucht des vom Cylinder ausgeübten Druckes zuerst nur die hochstehenden Theile treffen und diese stach quetschen würde.

Nun haben zwar die Buchstaben alle eine gleiche Höhe, und hebt einer derselben in der Druckform etwas vorwitzig den Kopf über die anderen heraus, so verweist ihn der Drucker mit einem leichten Hammerschlag auf sein Kloptholz in die Tiefe zurück. Dagegen ist die Stärke (Höhe) der Holzblöcke verschieden und eine niedrigere, als die der Schrift. Jndeß ist hier eine Abhülfe leicht gefunden, und zwar durch Unterlegen von Holzplatten oder Unterlegen von Metall- oder Pappenstücken, bis die normale Höhe erreicht ist. Schlimmer ist es schon, wenn der Holzklos sich krumm gezogen hat; er würde, wenn der Druck die hochstehenden Ränder oder die hochstehende Mitte träfe, ans einander gesprengt werden, und so muß der Drucker ihn erst durch Dämpfe elastisch machen und durch allmähliche Belastung gerade ziehen.

Ist die vollständig gleichmäßige Höhe aller Theile der Form sowohl der Schrift wie der Holzschnitte erreicht, so geht der Drucker oder, wie er titulirt wird, der Maschinenmeister daran, einen ersten Abzug auf einen über den Cylinder gespannten Bogen zu machen. Dieser Abzug („Margebogen" genannt), der, wie wir später sehen werden, für die weiteren Manipulationen beim Drucken nothwendig ist und deshalb auf dem Cylinder liegen bleibt, wird sich als ein höchst mangelhafter herausstellen, namentlich was die Bilder betrifft; einige Stellen werden zu schwarz, andere zu blaß erscheinen; wieder andere werden kaum zum Vorschein kommen. Der Laie, der einen solchen Bogen sieht, wird an der Hoffnung verzweifeln, daß sich je ein guter Druck daraus entpuppen werde. Doch der Drucker, der dies Alles voraussah, verzweifelt nicht; denn er weiß, daß seine Kunst ihm die Mittel zur Abhülfe bietet.

Er fertigt, während er den ersten Abdruck, wie erwähnt, auf dem Cylinder beläßt, noch ein halbes Dutzend solcher mangelhaften Abzüge an, nimmt den Probe-Abzug des Bildes zur Hand, den der Holzschneider mittelst eines Falzbeines und mit allem Raffinement hinsichtlich der Einfärbung auf chinesischem Papier zur Anschauung gebracht hat, und prägt sich die Effecte desselben wohl ein. Aus einem der rohen Abzüge schneidet der Drucker nun die Stellen, welche zu stark gekommen sind, aus dem Papier ganz heraus oder schabt dieses dünner. Die Stellen aber, welche sich nicht kräftig genug gezeigt haben, schneidet er aus einem anderen Abzug silhouettenartig heraus und klebt sie genau auf die correspondirenden Stellen des ersteren Abzuges und er fährt mit diesem Unterlegen (correcter müßte es Ueberlegen heißen) fort, bis damit, nach seinen Erfahrungen, der richtige Effect an Schatten und Licht erzielt worden kann. Das Wie haben wir weiter unten zu erklären.

Seine Ausschnitte (die „Zurichtung"), die ungefähr das Aus-

Digitized by Google

sehen eines Schattenbildes haben, aus welchem die Stellen, die an der Wand als Lichter erscheinen sollen, ausgeschnitten sind, klebt er nun auf den auf dem Druckrahmen zurückgebliebenen „Margebogen", indem er ganz genau mit den Contouren seiner „Zurichtung" denen auf dem „Margebogen" folgt. Fände die geringste Abweichung statt, so würde der Effect des Bildes ganz gestört werden, und zwar aus folgendem Grunde: mit der „Zurichtung" wurde durch das Ausklekben und Ausschneiden eine Art von Relief geschaffen: der Druck des Cylinders wird natürlich die größten Erhöhungen des „Zurichtung"-Reliefs am stärksten treffen, weshalb diese Stellen im Druck am kräftigsten erscheinen werden, während umgekehrt die ausgeschnittenen tiefer liegenden Stellen einen schwächeren Druck empfangen, demgemäß zarter erscheinen. Wie subtil aber der Drucker zu Werke gehen muß, läßt sich daraus beurtheilen, daß das dünnste Seidenpapierblättchen zu viel oder zu wenig den Eindruck schädigen wird, so selbst ein Papierstreifen, unter den zolldicken Holzblock gelegt, übt durch diesen hindurch eine Wirkung auf die correspondirende Stelle des Abzuges.

Hieraus erhellt, wie wichtig das oben erwähnte genaue Zusammenpassen der Contouren war, und wie sehr jedes Verrücken während des Drucks den Eindruck ändern würde. Um solches zu vermeiden, wird der „Margebogen" daher auch mit anderen glatten Bogen oder mit einem feinen Stoff überspannt, welcher die Zurichtung festhält.

Wenn nun endlich alles in Ordnung ist, veranstaltet der Drucker einen neuen Abzug und stellt einen nochmaligen Vergleich mit dem Musterabdrucke des Xylographen an. Auch dieser Abdruck wird in den seltensten Fällen ein befriedigendes Resultat geben, schon weil der Drucker sich bei der Zurichtung hat in Acht nehmen müssen, nicht des Guten zu viel zu thun, und deshalb vorsätzlich eher etwas zu wenig that; denn hat er die richtigen Grenzen von Licht und Schatten einmal überschritten, so ist es viel schwieriger, rückwärts auf das richtige Maß zu kommen, als durch nochmaliges Auflegen diese Grenze zu erreichen, wenn er noch nicht an sie gelangt war. Hat er jedoch so weit nachgefohlen, daß er die Grenze, die er für die richtige hält, erreicht hat, so kann der Druck, nachdem die Form sorgfältig gereinigt worden, beginnen. Nachdefferungen sind freilich fast immer noch während des Drucks nothwendig, wenn die Zurichtung durch diesen zusammengepreßt worden ist („sich gesetzt hat"). Um dem Leser die Wirkung der beschriebenen Manipulationen zu veranschaulichen, bringt die heutige Nummer der „Gartenlaube" auf Seite 689 zwei Abdrücke eines und desselben Holzschnittes, von denen der eine ohne und der andere mit „Zurichtung" gedruckt wurde. (Schluß folgt.)

Herbst-Lied.

Im zerbors'nen Feuerbogen
Lehn' ich müd' — der Uhu schreit — —
Herbstesabend, grau umzogen,
Liegt auf Wald und Wiesen weit.

Nach der warmen Schneeeshülle
Sehnt die Erde Frösteind sich,
Sehnt sich, in der tiefsten Stille
Auszuruhen winterlich.

Sterbenssehnsucht hat durchzogen
Nun auch dich, mein Herz, mit Macht —
All dein Glück, es ist verflogen
Mit des kurzen Sommers Pracht.

Nun du sel'gen Rosestunden
Heiß nicht mehr entgegenschlägst,
Fühlst du nur die Feuerwunden,
Die du tief im Innern trägst.

Und auf der Erinn'rung Stätten
Seufzest du der Sehnsucht „Ach!",
Und in dürren Blätterbeten
Rauschet es dir der Herbstwind nach — —

Da — fernab, wie ich noch träume,
Glüht das Abendrooth empor;
Goldbestrahlte Wolkenräume
Gaukeln mir den Frühling vor.

Frühling wird einst auferstehen
Und mit ihm mein todtes Glück —
Herbstwind mußt' es mir verwehen;
Lenzeshauch bringt's mir zurück.

Neue Lieb' ist dann erstanden;
Neuer Frühling uns beglückt —
Wieder liegt das Herz in Banden,
Wonnebebend, lieb umstrickt .....

Im zerbors'nen Feuerbogen
Lehn' ich müd' — der Uhu schreit — —
Frühlingsgedicht, von Glanz umzogen,
Naht dein Bild mir — süße Maid!

E. del Negro.

Blätter und Blüthen.

Geschwänzte Menschen. Bis auf unsere aufgeklärte Zeit hat sich die Fabel erhalten: daß es irgendwo in fernen Ländern Völker gebe, denen die Natur einen wirklichen Schwanz verliehen habe. Die oft behauptete Thatsache hatte für den Naturforscher sogar etwas Verlockendes; denn nach der Darwin'schen Theorie könnte man ja eine derartige geschwänzte Menschenrasse für den Vorläufer der Gattung „Mensch" halten, für eine Uebergangsstufe zwischen dem modernen Europäer und der großen Zahl der geschwänzt einherwandernden Vierfüßler. Einst war der Glaube an die Wahrheit dieser Fabel allgemein verbreitet, und im Alterthume huldigten ihm selbst die aufgeklärtesten Geister. Gelehrte, wie Plinius und Ptolemäus, erzählten in ihren Werken, daß es im Innern Afrikas und auf Inseln, die hinter dem Ganges liegen sollten, Menschen mit Schwänzen gebe, und auch griechische Schriftsteller berichteten von derartigen Völkern, welche gewöhnlich Satyrn genannt wurden. Sie sollten bald Hunde-, bald Ziegenschwänzchen haben oder auch Schwänze viel kleiner als die der Pferde.

Die geistige Richtung des Mittelalters war am wenigsten dazu angethan, in diese phantastischen Erzählungen Licht zu bringen. Die Geister jener Zeit hielten an diesen Ueberlieferungen mit besonderer Vorliebe fest, und so trieben sich neben dem geschwänzten Teufel auch ganze geschwänzte Völker in der Phantasie unserer Vorahnen herum. Mit dem Vorrücken der Wissenschaft und der geographischen Entdeckungen wich aber auch das muthmaßliche Vaterland jener merkwürdigen Rasse in immer weitere Fernen zurück. Bald tauchten derartige menschliche Wesen in Amerika, bald in Afrika, bald in Asien auf, und schließlich wurde ihre Heimath auf den engen Bezirk des Hinterindischen Archipels reducirt, wo noch in jüngster Zeit verschiedene Reisende Menschen mit Schwänzen gesehen haben wollen.

In manchen Fällen ist der Irrthum durch genauere Nachforschung aufgeklärt worden. So deutet z. B. Schweinfurth in einfacher Weise die Erzählung der Fabel von den Schwänzen der Niam-Niam im Innern Afrikas folgendermaßen: Die Krieger jenes Stammes schmücken ihre nackten Hüften mit dem Fell der Zibethkatze oder denjenigen eines langgeschwänzten Affen und lassen nun den Schwanz dieser Thiere von hinten herabhängen. Aus der Ferne gesehen, erscheinen diese Wilden wirklich als geschwänzt — nur sind die Schwänze künstlich und nicht natürlich. Jedenfalls ein sonderbarer Modegeschmack!

Sehr heiter verlief dagegen die Expedition, welche in jüngster Zeit unser Landsmann Carl Bock auf der Insel Borneo organisirte, um das Land der geschwänzten Rasse aufzusuchen. Als er das Sultanat Kutei bereiste und in die Nähe von Tangarung kam, erfuhr Carl Bock, daß er sich nur in geringer Entfernung von der Heimath dieses Volkes befände, das im Sultanat Passir und an dem Tewoh Flusse leben sollte.

Die Eingeborenen waren von der Wahrheit ihrer Erzählung nicht weniger fest überzeugt, als weiland Plinius und Ptolemäus. Tirodon, ein alter und treuer Diener des Sultans, versicherte unserm Landsmann in Gegenwart seiner Hoheit, er selbst hätte die „Krang buunut", das heißt das Schwanzvolk, vor einigen Jahren in Passir gesehen. Das schwanzartige Anhängsel dieser Leute sollte nach der ernsthaften Versicherung Tirodon's zwei bis vier Zoll lang sein, und außerdem hätten diese Menschen in ihren Häusern kleine Löcher im Fußboden, in welche sie den Schwanz hineinstecken, um bequem sitzen zu können.

* Wir weisen bei dieser Gelegenheit auf das soeben erschienene Werk „Unter Cannibalen auf Borneo" hin, in welchem Carl Bock die Resultate seiner zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen auf Borneo und Sumatra in äußerst anziehender und allgemein verständlicher Form mittheilt. Die sehr geschmackvolle Ausstattung dieses an Abbildungen reichen Werkes gereicht der Firma, in deren Verlage es erschienen (Hermann Costenoble, Jena), zur vollen Ehre.

Digitized by Google

Der humoristische Schluß dieser Erzählung schien dem deutschen Reisenden die Glaubwürdigkeit des Berichtes sehr in Frage zu stellen, da aber der Sultan versicherte, Tiyroon habe nie gewagt ihm in's Gesicht zu lügen, so entschloß sich Beck, den Genannten durch große Geschenke zu einer Expedition nach Passir zu bestimmen. Tiyroon wurden außerdem fünfhundert Gulden Belohnung zugesagt, wenn er ein Paar von diesen Menschen wohlbehalten auf das holländische Gebiet bringen würde. Mit Empfehlungsschreiben des Sultans und einer Gesellschaft von fünfzehn Mann ausgerüstet, begab sich Tiyroon auf seine wichtige Mission.

Sehr niedergeschlagen kehrte der alte Diener nach langer Zeit zurück und erklärte, er hätte den Sultan von Passir gesehen und ihm auch den Brief seiner Hoheit von Kutei zugestellt, aber sein geschwänztes Volk zu Gesicht bekommen.

Mit Hülfe des Residenten von Bandjermasin wurde jedoch eine zweite Expedition von vier Malayen nach Passir mit einem Briefe an den dortigen Sultan entsendet, in welchem derselbe gefragt wurde, ob wirklich eine Rasse geschwänzter Menschen in oder bei Passir wohne. Man hat gleichzeitig seine Hoheit, womöglich einige dieser Menschen zu schicken. Nach fünfundzwanzig Tagen kehrte die Expedition zurück und brachte einen interessanten Aufschluß: Tiyroon hat wirklich dem Sultan von Passir den Brief überge ben, in welchem ihn der Sultan von Kutei um zwei Schwanzmenschen ersuchte. Aber über dieses Schreiben geriet der hochmögende Herr in großen Zorn. Sein Gefolge oder seine Hofdienten wurden nämlich sämmtlich mit dem Namen „Orang-buntut di Sultan di Passir", das heißt „Schwanzvolk des Sultans von Passir", bezeichnet, und seine Hoheit hielt es für eine Beleidigung, daß sein täglicher Vetter zwei Mann seiner Leibgarde verlangte. Er befahl Tiyroon, sofort abzureisen.

„Wenn der Sultan von Kutei meine Orang-buntut braucht," sprach er, „so soll er sie selber holen."

Inzwischen aber rüstete er zum Kriege; denn er hielt jenen Brief für eine Herausforderung. Der zweite Brief klärte jedoch den Irrthum auf, und der Sultan ließ sagen, er kenne keine anderen Orang-buntut als seine Suite, die le bestechen würde.

Dies war also das Resultat der neuesten Expedition nach den Lande der Schwanzmenschen. Ist denn aber damit schon gesagt, daß alle jene Reisenden überhaupt keinen mit einem Schwanze aufgestatteten Erdensohn gesehen haben? Wir haben keinen Grund zu einer solchen Annahme; denn es giebt wohl unweiten Ländern noch einen Zweig des menschlichen Fortlaufe zur Welt kommen, und man braucht nicht nach den malayischen Inseln zu fahren, um sie zu finden. Nur die Erzählungen von ganzen Rassen, die mit diesem Attribut der Thierwelt ausgestattet sein sollen, sind wohl zu sehr das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Die allerdings sehr selten vorkommenden Fälle, in denen man wirklich bei Menschen auch in Europa schwanzartige Fortsätze oder sogar wirkliche Schwänze beobachtete, dürfen wir übrigens als ebenso bekannt voraussetzen, wie die Thatsache, daß jedes menschliche Wesen in seinen Steißbeinwirbeln einen verkümmerten Schwanzansatz mit sich trägt.

Ein Mesapparat für Elektricitätsconsumahme. Wie wir in unserm Artikel über das Edison-Licht in Nem-York berichteten (vergleiche Nr. 37), zahlen die Consumenten, in deren Häusern die elektrische Beleuchtung eingeführt worden, an die Edison-Compagnie monatlich eine gewisse Summe, welche nach der Menge der von denen verbrauchten Elektricität berechnet wird. Die zu diesem Zwecke in allen Häusern aufgestellten Mesapparate, welche ähnliche Dienste wie unsere Gasuhren verrichten, sind auf der gegenwärtigen internationalen elektrischen Ausstellung in München dem Publikum bekanntlich vorgeführt worden; sie bestehen auf sehr einfachen, längst bekannten Principe, und es dürfte nicht uninteressant sein, hier einiges über dieselben mitzutheilen.

Durchschneidet man nämlich einen Leiter, durch welchen der elektrische Strom läuft, an einer beliebigen Stelle, bringt in diesen Enden kupferne platten an und taucht sie in eine Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd (Kupfervitriol), so löst sich ein Theil des Metalls an der einen, der positiven Platte, ab, während an der anderen, der negativen, genau dieselbe Menge Metall niedergeschlagen wird. Die abgelösten oder niedergeschlagenen Mengen des Metalls sind immer in einem ganz bestimmten Verhältniß zu der Stärke des Stromes, welche den Leiter durchkreist, und entsprechen daher der Elektricitätsmenge, welche durch den Leiter gegangen ist.

Auf diesem Principe beruht nun, wie gesagt, die Herstellung der Edison'schen Mesapparate. Dieselben bestehen aus einem Kasten, der in zwei Abtheilungen, in eine obere und in eine untere, getheilt ist. In dem oberen Schränkchen befinden sich nun zwei besonders verschiebbare Platchen, die mit einer Lösung von Kupfervitriol gefüllt sind, und in jeder befestigen zwei Kupferplatten von bestimmtem Gewicht. Diese Platten stehen mit der Hauptleitung in Verbindung.

Wägt man nun dieselben nach Ablauf einer gewissen Zeit, so kann man aus der inzwischen stattgefundenen Gewichtsveränderung die Menge von Elektricität berechnen, welche der Consument in diesem Zeitabschnitte verbraucht hat.

Von den beiden Flaschen dient die eine zur Feststellung des Verbrauchs bei den monatlichen Abrechnungen, während die Platten der zweiten Flasche in größeren Zeiträumen, z. B. jährlich, von einem Controleur gewogen werden, wobei dann das Resultat dieser Wägung gleich sein muß der Summe der zwölf monatlichen Einzelwägungen.

In neuester Zeit benutzt man statt der Kupferplatten Zinkplatten und statt der Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd eine solche von schwefelsaurem Zinkoxyd mit dem besten Erfolge.

In der unteren Abtheilung des Schrankes befindet sich eine Glühlichtlampe, welche das Gefrieren des Flascheninhaltes im Winter verhindert. Darum brennt die Lampe gewöhnlich nicht. Sinkt aber die Temperatur in den Schränkchen bis zu einer gewissen Grenze hinab, so entzündet sich die Lampe, dank einer sinnreichen Vorrichtung, von selbst, indem sie in den Stromkreis eingeschaltet wird. Ist aber die Temperatur im Schränkchen wieder gestiegen, so wird der Strom in der Lampe unterbrochen, und sie erlischt wieder von selbst. Diese automatische Ein- und Ausschaltung dieser Lampe wird durch eine Feder besorgt, die aus zwei in der Wärme sich verschiedenartig ausdehnenden Metallen zusammengesetzt ist.

Wir sehen also, daß auch in dieser Hinsicht die Anlage der elektrischen Beleuchtungen diejenige des Leuchtgases an Vollkommenheit übertrifft.

Die Staatslotterien in Deutschland. Bekanntlich ist es im deutschen Reiche gesetzlich verboten, aus dem Glücksspiel ein Gewerbe zu machen. Nichtdestoweniger unterhalten einige deutsche Staaten ständige Klassenlotterien, aus deren Ertrag sie nicht unbeträchtliche Summen in ihre Kassen abführen. Der Gesammtumsatz der in Preußen, Sachsen, Hamburg, Braunschweig und Mecklenburg-Schwerin bestehenden Staatslotterien beziffert sich auf etwas mehr als neunzig Millionen Mark jährlich, von welcher Summe gegen zehn Millionen den Staatskassen zufallen. Preußen erzielt durch seine Lotterie eine Einnahme von rund vier Millionen, Sachsen eine solche von fünf Millionen und die freie Hansastadt Hamburg streicht jährlich zahlreich auf vielen Wege rund eine Million Mark in ihren Säckel ein. So hoch ist der Zoll, welchen die „Dummen", wie der Volkswund in derber Weise sagt, jährlich der Spielwuth zuerlichen.

Die oben genannten Lotterien geben zusammen gegen 750,000 Loose aus, und da an jedem Loose sich in der Regel mehrere Personen betheiligen, so beträgt die Zahl der Lotterietheilnehmer im deutschen Reiche gewiß mehrere Millionen. Dabei ist aber das Lotteriewesen keineswegs im Rückgange begriffen; es hat vielmehr in den letzten Jahrzehnten an Ausdehnung gewonnen; denn die Zahl der Loose der sächsischen Lotterie ist in diesem Zeitraume von 34,000 auf 100,000, die der Braunschweiger von 25,000 auf 84,000 und die der Hamburger von 22,300 auf 84,000 gestiegen.

Von den verderblichen Wirkungen des Lotteriespiels im Allgemeinen brauchen wir nicht ausführlich zu berichten, da dieselben zur Genüge bekannt sind. In Deutschland werden sie noch dadurch verstärkt, daß einige Staaten das Verbot erlassen haben, in fremden Lotterien zu spielen. Um dieses Verbot stimmern sich aber bekanntlich die Wenigsten; man macht kein Hehl aus solchem ungesetzlichen Handeln, welches im Volke durchaus mild beurtheilt wird. Wahrlich! die Lotterien widersprechen dem ehrenhaften der Deutschen, und es ist darum zu wünschen, daß auch wir in Deutschland bald dem Vorgange anderer Länder folgen und dieselben abschaffen.

Beinlese im Kloster. (Mit Abbildung Seite 684 und 685.) Wenn Eduard Grützner uns in der Wahl eines Klosters wählt, so folgen wir ihm unbedingt; denn wir sind von Haus aus überzeugt, daß er uns etwas Sehenswerthes zeigen wird. Auch nicht ein einziger unserer Leser bleibt in solchem Falle wohl zurück, seitdem wir mit ihm eine bairische Klosterbrüderschaft besucht haben (1877, S. 413) und mit ihm seiner Hand zu Weyhilfe hinter die Coulissen, geschlichen sind (1878, S. 65), vor Allem aber, seitdem Karl Stieler den Künstler als „Unsern Faistaff-Maler" uns vorgestellt und (1878, S. 659) seinen Lebens- und Bildungsgang erzählt hat.

Diesmal gewährt Grützner und den Einblick in das bunte Treiben der Weinlese in einem Klosterkeller. Der Meister hat in diesem Bilde alle Vorzüge seines humoristischen Griffels leuchten lassen und mit echter Künstlerhand in der gruppenreichen Scenerie scharfe Contraste und sprechende Gestalten in das rechte Licht gestellt, und Niemand nicht die eine lose Phantasie sie schafft, sondern wie das Leben sie darbietet. Selbst die Hauptgruppe des Bildes, der die Trauben segnende Abt, läßt die ernste Handlung nicht ohne ein Streiflicht der Heiterkeit: der Kellermeister, der im Schweiße seines Angesichtes die Trauben in der Schale des schönen Kindes als besondere segnungsvolldig zu empfehlen scheint, und der Alte, der das freudenvolle Gesichtchen des Mädchens anlacht, lassen den Humor nicht von der Stelle weichen. Eine zweite Gruppe des Vordergrundes bilden die schmucke Winzerin, die der Alter eine Bemerkung zuflüstert, deren Inhalt Jedermann zu errathen freilich, und der junge Klosterbruder, dessen Eifelein eine Doppellast von Trauben herbeigeschleppt hat. Aus dem Hintergrunde tritt uns überall fröhliches Treiben und Schaffen entgegen, das sich selbst erklärt. Nur das Gesellschaftchen bei dem Faße zur Linken des Bildes kommt und gemüthlich vor: Most trinken die Leute offenbar nicht; es scheint an leeren Fässern für den neuen Erntesegen zu fehlen, und der Eifer des Mannes am Faß, die vielen Humpen zu füllen, könnte demnach auf einen besonders einladenden Berufszweck der ehrenwerthen Versammlung hindeuten. — Unter Kommen Alterchen worein Linge Leute: sie sorgen mit gleicher Gewissenhaftigkeit für die himmlische wie für die irdische Stigkeit; sie hielten standhaft auf reinen Glauben und auf — reinen Wein.

„So dammen die zwei Starken
Der Menschheit Hungersnoth,
Und wenn der eine schwach wird,
So hilft der andre nach."

Kleiner Briefkasten.

B. G. in Odessa. Ein treffliches Porträt Ch. Darwin's, in Kupferstich ausgeführt, wollen Sie von Schweizerhart in Stuttgart beziehen. Dasselbe stammt aus dem weitgelannten und altbewährten Atelier von August Weger sen. und Theodor Weger jun. in Leipzig.

Langjähriger Abonnent in Aachen. Allerdings! Bei der Expedition des Blattes.

R. S. in Breslau. Marlitt's „Goldelse" finden Sie im Jahrgang 1866, „Das Geheimniß der alten Mamsell" aber im Jahrgang 1867.

R. E. in Hamburg. Als Scherz passable!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander-Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 42. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von E. v. Sydow.

(Fortsetzung.)

Arndt blieb inzwischen unruhig zurück und sah halb zerstreut, halb gefesselt auf Curt's ganz vorzüglich ähnliches Portrait, welchem seiner Meinung nach nur noch sehr wenige unbedeutende Pinselstriche bis zur Vollendung fehlen konnten.

Einige Minuten später traten die zur Segelfahrt gerüsteten Schwestern wieder ein, und Arndt schloß sich ihnen, seinem Versprechen gemäß, an.

Er blieb den ganzen Tag nach einer bestimmten Richtung hin enttäuscht, weshalb seine Unterhaltung zuweilen eine leichte Schärfe annahm, die von der Gesellschaft der Segelpartie dermaßen geistreich gefunden wurde, daß man ihn einstimmig für „entzückend" erklärte. Niemand von der Gesellschaft, mit alleiniger Ausnahme der beiden Malerinnen, schien zu bemerken, daß die Anwesenden selbst den Pfeilen seines scharfen Witzes als Schleifstein und zugleich als Zielscheibe dienen mußten.

Doch es war eigen — Arndt's Verstimmung schwamm gleichsam nur auf der Oberfläche seines Gemüths: daß er enttäuscht war, ärgerte ihn, aber daß er es noch sein konnte, war ihm neu und an sich selbst interessant.

Wäre Henriette Brandenburg heute Nachmittag wirklich von der Partie gewesen, er würde ihr mit lebhaftesten Erwartungen und besonderer Aufmerksamkeit, aber doch ohne innerste Erregung entgegengetreten sein; daß sie es zufällig nicht war, erhöhte plötzlich ihren fremdartigen Reiz, und er konnte es nicht hindern, daß seine Phantasie ihr Nichterscheinen mehr und mehr mit einer geheimnißvollen, ja gewissermaßen absichtlichen Zurückhaltung zu motiviren versuchte. Dies machte ihn nur noch begieriger, sie kennen zu lernen, und eine so ausgesprochene Spannung drängte sich durch sein Empfinden, daß er sich nicht genug über sich selbst wundern konnte.

Zum zweiten Male an diesem Tage meinte er, Rügen habe ihn eigenthümlich verjüngt — und wie im Traume zogen Felsen, Wälder, Fluthengekräusel, fremdes Menschengeschwätz und eigene Worte an ihm vorüber. — —

Als die ersten Sterne heraufdämmerten, lief das Segelboot wieder in den Hafen des Strandbörfchens ein, und einige Minuten später schritt Arndt an der Seite der Schwestern durch die lange Hauptstraße des kleinen Ortes.

„Sie haben sich ein großes Verdienst um die Partie erworben," sagte Auguste.

„Es schien mir auch so," meinte Adelheid, und ihr tiefes Lachen klang angenehm an Arndt's Ohr.

„Wie so?" fragte Dieser. „Die Damen wollen mich doch hoffentlich nicht jetzt entgelten lassen, was ich soeben auf dem Wasser verbrochen habe?"

„Nein, durchaus nicht!" erwiderte die Porträtmalerin. „Wir bedanken uns ganz ernsthaft dafür, daß Ihr Witz uns heute über Wasser gehalten hat."

„Ja," warf wieder Auguste ein; „wenn wir hier Jemanden zu etwas auffordern, kann er sicher sein, daß es aus Egoismus geschieht. Ich wußte ganz genau, welchen Ballast am Dummheit wir heute Nachmittag laden würden."

„Sie sind keine von den schlimmsten Egoistinnen, mein gnädiges Fräulein, da Sie Ihre Karten so ehrlich aufdecken, und damit Sie sehen, wie wenig ich mich vor Ihnen fürchte, möchte ich um die Erlaubniß bitten, Sie dieser Tage wieder aufsuchen zu dürfen."

„Aber bitte, nicht vor übermorgen! Uebermorgen wird Curt's Bild fertig," sagte Adelheid.

„Uebermorgen — wie Sie befehlen!"

Arndt verabschiedete sich höflich von den Damen.

„Ein merkwürdiger Zufall!" meinte die jüngere Malerin auf dem Reste des Heimweges. „Merkwürdig in der That! Du weißt, ich habe kein gutes Namengedächtniß, aber die Beschreibung paßt genau. Erinnerst Du Dich nicht, Auguste, daß Frau Lepel schrieb, mein Pathchen, Erna, interessire sich für einen Architekten? Und ich meine wirklich, er hieß Arndt. Wenn unser Arndt von heute nun wirklich der Arndt der Frau Lepel wäre, derselbe Arndt — ich meine doch, das wäre in der That ein merkwürdiges Zusammentreffen."

Das Für und Wider dieser Frage wurde von beiden Schwestern heute Abend noch lange debattirt, den ganzen Heimweg lang, bis über die Schwelle ihres Zimmers hinweg, beim Schlafengehen und fast bis in den Schlaf hinein.

5.

Im benachbarten Strandbörfchen saß indessen Henriette Brandenburg noch wachend am Bette ihres Sohnes.

„Mutter," bat der Knabe, „geh' noch nicht fort! Ich kann nicht einschlafen."

„Aber sprich nicht mehr, Curt! Du wirst immer munterer," sagte Henriette und fuhr leise mit der Hand über seine Stirn.

Digitized by Google

Da faßte der Knabe plötzlich ihren Arm und hielt ihn mit heftiger Leidenschaft fest, sodaß ihre Hand auf seinem Gesichtchen ruhen blieb.

„So ist's schön," flüsterte er, und einige Minuten lang war es so lautlos still in dem kleinen dunklen Gemache, daß man deutlich unter den Fenstern das Aufschlagen der See gegen das nahe Ufer vernehmen konnte; es klang unruhig träumerisch, bald leise flüsternd, bald voll aufrauschend.

Und ähnlich wie draußen die vom Halbdämmer der Natur umsponnenen Wellen mochten hier die Gedanken in einem Kindeshaupte auf- und abwogen.

„Mutter!" rief der Knabe, als wäre er auf einmal aus dem Traume erwacht, „wie ist das? Ich las in dem Buche von Indien, die alten Brahmanen hätten geglaubt, das, was jetzt ist, die Welt und die ganze Erde, sei viel schlechter, als das Nichts, das vorher war; deshalb sagten sie: Brahm, ihre große Weltseele, schliefe jetzt und hätte früher gewacht. Mutter! und nun kann ich nicht einschlafen. Immer, wenn ich die Augen zumachen will, muß ich denken: ‚Brahm schläft! Brahm schläft!' und immerzu: ‚Brahm schläft!' Mutter! und dann muß ich immer denken, Alles, was Du sagst und was ich sage, und was wir sehen und hören, das sind auch Alles bloße Träume. — O Mutter, Mutter, wenn der liebe Gott nicht schliefe, ließe er gewiß nicht so viel Unglück zu. Siehst Du?"

Henriette's Hand, welche noch immer auf dem Haupte des Knaben lag, der sich jetzt hoch im Bette aufgerichtet hatte, zitterte.

„Du ängstigst Dich oft recht unnöthig, mein Sohn," sagte sie sanft. „Die alten Brahmanen dachten sich die Dinge anders, als sie sind. Gott schläft nicht. Wir brauchen gar nicht weit zu denken; wir wollen bei uns stehen bleiben. Hätte es Gott wohl klüger und besser machen können, als er es mit uns Beiden gemacht? Wenn ich nun nicht Deine Mutter geworden wäre, dann hättest Du Niemanden auf der weiten Welt, und wenn Du nicht mein Sohn geworden wärest, dann hätte ich auch . . ."

„Ja, ja," fiel der Knabe ein: „dann hättest Du auch Niemanden. Aber dann hättest Du vielleicht Jemand Andern — einen Mann, Mutter, der —"

„Nein, mein Sohn, den hätte ich nicht — und wenn Du erst groß bist, Curt, dann — —"

„Ja — ich freu' mich auch auf's Großsein," antwortete der Knabe lebhaft, „groß sein, ist noch mal so schön! — Herr Arndt, Mutter, das ist ein prächtiger Mann; Du sollst mal sehen. — Ich kannte ihn auch auf der Stelle wieder."

Henriette lächelte dankbar; es war ihr wieder einmal gelungen, den erregten Geist des Knaben ohne Gewalt in das natürliche Bett kindlicher Enge zurückzudrängen. Als sie ihn nach einigen Augenblicken gleichmäßig athmen hörte, faltete sie unwillkürlich die Hände und blieb noch eine Weile in Gedanken vor ihm sitzen. „Schlafe! Was wüßt Du mehr?" flüsterte sie dann über seinem Haupte und erhob sich leise.

Sie trat an's Fenster und horchte auf die gedämpfte, immer mehr und mehr in ein verworrenes Geplätscher übergehende Nachthymne der Natur.

„Brahm schläft!" sagte sie unbewußt, dann aber schüttelte sie den Kopf und warf wie in plötzlichem Drange die Arme über das Haupt empor. „Nein, nein," flüsterte sie — „die Welt ist schön — und das Leben ist gut — wenn man nur will — und es glaubt." — — —

Um dieselbe Stunde — es war schon gegen Mitternacht — ging Arndt auf dem dunklen Strandwege zwischen den beiden benachbarten Dörfchen auf und ab.

„Uebermorgen!" sagte er leise vor sich hin. „Uebermorgen!" Er hatte wohl über zwei Stunden in seinem engen Wirthshauszimmer gesessen, indem er anfangs ein Werk über Norwegen vorgenommen, dann aber das Buch bei Seite geschoben und allerlei phantastische Zeichnungen zu einem „Schloß am Meere" hingeworfen hatte.

Dabei war ihm das Schloß so mächtig vor die Einbildungskraft getreten, daß er noch hinausgehen und sich an Ort und Stelle ausmalen mußte, wie sich die mächtigen Strebepfeiler am Rande des steilen Ufers erheben und voll Trotz in die düster wallende See hinabsehen würden, gleichsam als sprächen sie zu den dumpf emporhallenden Wogen: Mächtig seid ihr, ihr Wellen, mächtig ist die Natur — aber mächtiger ist der Geist des Menschen in Wollen und Vollbringen.

„Man muß an sich glauben," sagte Arndt zu sich selbst, „sonst bleibt man ein Stümper. Glauben muß man wie die Kinder — und thun wie die Kinder. Denn wer ist thätiger als sie? Aufbauen, nur aufbauen, und meinen, es hielte für die Ewigkeit. Mit einem Worte, man muß jung sein!"

Sicher wie am Tage schritt er immer weiter, am dunklen Ufer entlang. Seine Glieder waren noch rüstig und frisch, aber seine Phantasie wurde nachgerade träger, und wie eine verstecke Melodie rauschte ihm von Zeit zu Zeit das Wort „übermorgen" aus den träumerischen Variationen des Wassers auf.

Dann blieb er stehen und lächelte wegwerfend.

„Weiß Gott, Reisen wird eine Untugend, wenn man dabei sich selbst verzettelt," meinte er endlich. „Es geht mir mit dem Reisen wie den armen Schluckern, die lange nichts Gutes essen, mit einem gelbwollen Diner — sie vertragen es schließlich nicht mehr."

Damit kehrte er entschlossen um und begab sich endgültig auf den Heimweg. —

6.

Curt's Portrait war fertig. Der ungeduldige Junge hatte nach der letzten Sitzung das Weite gesucht, um seiner Mutter entgegen zu gehen, welche heute das vollendete Bild in Augenschein nehmen sollte. Arndt war mit den beiden Schwestern vor der Staffelei zurückgeblieben.

„Ich habe immer das Gefühl," sagte er, „als müßte sich dieser große, schön geschweifte Mund in der nächsten Secunde auf thun, um entweder das allerunsrige Kindergeplauder oder irgend ein tiefsinniges, überreifes Wort hören zu lassen; mehr kann ich nicht sagen."

Adelheid schwieg, war aber in fortwährender Bewegung vor dem Bilde, indem sie bald einen Schritt vorwärts, bald einen zurück trat, um die Wirkung des Portraits auf die verschiedenen Entfernungen hin zu prüfen; Auguste stand indessen in stummer Befriedigung auf einem und demselben Flecke und betrachtete das Bild ihrer Schwester von der Tiefe des Zimmers aus.

„Es muß eine höchst eigenthümliche Lebensaufgabe sein, diesen Knaben zu erziehen," nahm Arndt nach einer Weile wieder das Wort und zwar mit einem Blick auf Adelheid.

„Ja, ich würde dieser Aufgabe nicht gewachsen sein," sagte diese nachdrücklich.

„Frau Brandenburg ist früh Wittwe geworden, wie ich den Aeußerungen des Knaben entnommen habe," fuhr Arndt in bald fragendem Tone fort.

Doch Adelheid schien ihn diesmal zu überhören; denn sie trat vor das Bild und rückte die Staffelei, auf der es stand, mehr in die Mitte des Zimmers, ohne zu antworten.

„Ja, sie war erst einundzwanzig Jahre, als Professor Brandenburg starb," erwiderte Auguste an Stelle der Schwester.

„Ich kenne kein interessanteres Kind," bemerkte Arndt von Neuem. „Sieht der Knabe seiner Mutter ähnlich?"

„Das wissen wir nicht. Wir haben seine Mutter nicht gekannt," sagte wieder Auguste. „Die jetzige Frau Professor Brandenburg ist seine Stiefmutter. Sie haben sie ja wohl in Berlin schon gesehen?"

„Nur flüchtig und aus der Entfernung."

„Nun, dann werden Sie in den nächsten Minuten den Vorzug haben, sie in der Nähe zu sehen."

„Kennen Sie die Dame schon längere Zeit, mein gnädiges Fräulein?"

„Wie man's nehmen will; wir kennen sie seit ihrer Kindheit. Wir kennen die Leute immer seit ihrer Kindheit, Herr Architekt," fügte sie lächelnd hinzu.

„Unter Umständen eine große Vergünstigung," meinte Arndt ebenfalls lächelnd.

„Wir finden das auch, und in diesem Fall gewiß. Nicht wahr, Adelheid?"

„Ja, gewiß," sagte diese flüchtig, begann eifrig ihre Pinsel zu waschen und verließ gleich darauf, als müthe diese Wendung des Gespräches sie nicht an, das Zimmer.

„Ihr Fräulein Schwester scheint nicht gern von Frau Professor Brandenburg zu reden," bemerkte Arndt. „Ich bitte um

Digitized by Google

Entschuldigung, wenn ich irgendwie indiscret gefragt habe. Ich war mir dessen nicht bewußt."

Auguste legte die Arme in einander und lehnte sich mit dem Rücken ungenirt gegen die Wand.

„Sie müssen sich über so etwas nicht wundern," sagte sie trocken. „Meine Schwester würde eher sich selbst rühmen, als ihre Freunde."

„Ein feiner Zug!" sagte Arndt mit lebhafter Ungezwungenheit und fragte dann, plötzlich in einen gleichgültigeren Unterhaltungston übergehend, ob denn auch Fräulein Auguste selbst mit der jetzigen Frau Professor Brandenburg befreundet sei.

„Etwas," antwortete die Malerin, und der kleine satirische Lachteufel, welchen Arndt schon an ihr kannte, sprühte wieder einmal aus ihren Augen.

Er bemerkte ihn auch diesmal wohl und fixirte sie einen Augenblick scharf.

Sein Blick schien sie zu amüsiren; denn sie schwieg eine Weile hartnäckig.

„Sie wundern sich schon wieder," sagte sie dann gelassen. „Ich bin eben der Schatten meiner Schwester. Haben Sie das noch nicht bemerkt? — Alles, was sie sehr ist — bin ich folglich nur etwas."

„Dann müßte sich nach den Gesetzen der Logik das Verhältniß auch umkehren lassen — Ihr Fräulein Schwester also sehr paradox sein — und daran glaube ich, offen gestanden, nicht. Das möchte ich eher ...."

„Das möchten Sie eher mir zuschreiben?"

„Ich muß Ihrem Scharfsinn einräumen, daß Sie richtig gerathen haben," war Arndt's belustigte Antwort. „Aber jetzt sollten Sie Ihr Versprechen erfüllen und mir auch Einiges von Ihren eigenen Malereien zeigen — ich bitte darum, mein gnädiges Fräulein."

„O gern, außerordentlich gern!" sagte Auguste und führte in gewisser Reihenfolge ihre während dieses Sommers entstandenen, theils noch sehr mißerigen landschaftlichen Oelskizzen vor, welche Arndt genau so anziehend und genau so barock wie die Künstlerin selbst fand.

Diese war mit eigenthümlichem Lächeln seiner Betrachtung und seinen Aeußerungen gefolgt. Plötzlich sagte sie ohne jeden scheinbaren Zusammenhang:

„Sie interessiren sich also auch für Curt's Mutter?"

„Gewiß; wen der Knabe interessirt, dem kann natürlich die Mutter nicht gleichgültig sein. Ich wußte übrigens bisher nicht, daß die jetzige Frau Professor Brandenburg nur die Stiefmutter Curt's ist."

„Mir scheint, daß sie das nur interessanter macht," bemerkte Auguste. „Man findet es sonst schon erkanntenswerth, wenn Frauen überhaupt einen Charakter haben," fuhr sie dann halb ernsthaft, halb ironisch fort; „aber wenn sie einen solchen Charakter haben, wie Henriette Brandenburg, und nicht emancipirt sind — nun, dann ist es wirklich ein Wunder. Meine Schwester würde für Frau Brandenburg durch's Feuer gehen."

„Und Sie?"

„Ich — natürlich auch; ich bin ja ihr Schatten, wie Sie wissen."

Arndt sah die sonderbare Sprecherin prüfend an.

„Warum zeigen Sie für gewöhnlich so viel weniger Gefühl, als Sie besitzen?" fragte er lächelnd.

„Aus Bequemlichkeit!" war die schlagfertige Antwort.

„Eine Maske denke ich mir unter allen Umständen unbequem."

Auguste tänsperte sich.

„In der Architektur maskirt man auch," meinte sie und streifte Arndt's Gesicht mit einem anscheinend ganz unschuldigen Blick.

Was war das? Bildete sich dieses originelle, alte Mädchen ein, er habe mehr, als ein allgemeines Interesse ....?

Er sah mit einem Aufblitzen selbstbewußter Sicherheit zu ihr hinüber und nahm dann gewandt den hingeworfenen Scherz auf.

„Man?" sagte er, „ja, mein gnädigstes Fräulein, man ist allerdings der ärgste Sünder auf der Welt. Und ich habe gar nichts dagegen, wenn ihm auch in der Architektur die insamste Charlatanerie aufgepackt wird." —

In diesem Augenblick erklang Curt's Stimme auf dem angrenzenden Flur, und gleich darauf trat er in Begleitung seiner Mutter in's Zimmer.

Seltsam — Henriette Brandenburg war jünger geworden. Ihr Gesicht hatte etwas lebhaftere Farben und ihr Auge einen erhöhten Glanz angenommen. Und was auch der Knabe behauptet hatte, sie erschien weniger ernst, als früher.

Das sah und empfand Arndt auf den ersten Blick, indem er alles Zuhälfige des erwartungsvollen Momentes, in welchem sie das Bild ihres Kindes sehen sollte, von dem Wesentlichen streng unterschied.

Als er ihr vorgestellt wurde, erröthete sie leicht, reichte ihm aber mit ebenso viel Anmuth wie Sicherheit die Hand.

„Mein Sohn hat mir von Ihnen erzählt," sagte sie; „ich kenne Sie seit Jahren und schulde Ihnen noch einen herzlichen Dank für den zurückbeförderten Ball!"

„Mein Sohn" — wie eigenthümlich ... rührend dieses Wort von ihren Lippen klang; sie sah eben so mendlich viel jünger aus, als sie war.

„Man hat selten das Glück, für einen so leichten Dienst einen Dank zu erwerben," antwortete Arndt lebhaft.

„Vielleicht, weil man die kleinen Dienste meistens allzu gering anschlägt und deshalb unterschätzt. — Man bedenkt nicht, welche Freude man oft mit Wenigem machen kann," bemerkte sie unbefangen und warm.

Dann trat sie vor die Staffelei, welcher schon beim Eintreten in's Zimmer ihr erster Blick gegolten hatte, und Arndt nahm dabei wieder in ihren Bewegungen dieselbe ruhige Leichtigkeit und sanfte Energie wahr, welche er schon früher bewundert hatte.

Billig trat er einige Schritte seitwärts und verlor sich, während sie das Portrait betrachtete, in den Anblick ihrer Erscheinung.

„Adelheid! mit nichts auf der Welt hätteß Du mich glücklicher machen können, als mit diesem Portrait Curt's," sagte sie nach längerer Zeit eifriger Betrachtung.

„Also findest Du es gut?" fragte die Malerin mit Lebhaftigkeit, und ihre dunklen Augen hingen unbeweglich an Henriettens Gesicht.

Diese war wirklich wie verklärt in schwärmerischer Freude. Immer von Neuem schaute sie förmlich in das Bild hinein.

„Ja, das sind seine Augen — gerade so wendet er den Kopf, wenn er fragt," sagte sie wieder nach einer Weile und sah sich gleich darauf im Zimmer um.

„Er ist fortgelaufen, nachdem er Herrn Arndt die genügende Zeit angestarrt hatte," erklärte Auguste: „sein Freund Patbrese ging vorbei."

Da kehrte Frau Professor Brandenburg sich sofort wieder dem Bilde zu:

„Und wie Du das zerstreute Lächeln hast über das bewegte Gesicht zaubern können — ich fasse es nicht. — Und dann das Näschen — lacht nicht über seine häßliche kleine Nase! — es ist, als sähe man ihre durchsichtigen Flügel in kindischer Leidenschaft zittern. — Aber die Augen! Wenn Du wüßtest, Adelheid, wie wunderbar gut sie sind!"

„Vielleicht weiß sie es!" meinte Auguste.

Henriette lächelte.

„Nein," sagte sie gedankenvoll, „ich glaube nicht, Auguste, daß sie es so durchaus weiß. Dann würde mehr Absicht und weniger Unmittelbares in dem Bilde liegen."

„Da hast Du ganz Recht, Henriette: das Beste wird einem erst klar, wenn es heraus ist — wenigstens mir!" bestätigte Adelheid mit ausdrucksvoller Hast.

„Natürlich hat sie Recht," sagte Auguste, die wieder mit verschränkten Armen im Hintergrunde des Zimmers stand. Dann wandte sie sich an Arndt und fragte: „Was sagen Sie dazu, Herr Architekt? Ich hoffe, Sie stehen nicht über den Parteien?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, in dieser Region der kalten Langeweile halte ich mich selten auf, muß Ihnen aber gestehen, daß ich mit der Majorität für die unbewußte Intuition des Künstlers stimme."

„Dann bin ich wieder einmal die Einzige, die kein Verständniß für das Wirken des Genius hat," antwortete Auguste mit launigem Achselzucken.

„Ach, Adelheid! — verzeihen Sie, Herr Architekt! — Aber sobald kann ich mich nicht von diesem Bilde trennen," rief

Digitized by Google

Henriette. „Wann wird es trocken sein? — Aber nein — Du sollst es nicht so eitig loswerden. Wie schwer muß es sein, so etwas fortzugeben!“

Arndt hatte das Gefühl, als störe seine Gegenwart die beiden Fremdimmen im unbefangenen Aussprechen über das Bild, als müsse, wenn er jetzt nicht zufällig da wäre, Henriette der Freundin leidenschaftlich die Hand drücken und sich freier im Gespräch ergehen; deshalb empfahl er sich, versprach aber den Malerinnen auf deren Bitte, in einer Stunde wiederzukommen, um sie und Frau Professor Brandenburg im Putzbrse'schen Boot spazieren zu rudern, und mit der ihm eigenen vornehmen Natürlichkeit erbat er sich zugleich von Henriette die Erlaubniß, ihren Sohn aufsuchen und auf einer kleinen Wanderung unter vier Augen die alte, damals leider so schnell abgebrochene Bekanntschaft erneuern und befestigen zu dürfen.

„Sie sind sehr gütig gegen meinen Sohn, Herr Architekt,“ sagte Henriette. „Bleiben Sie längere Zeit hier?“

„Acht bis vierzehn Tage.“

„O, dann sehen wir uns vielleicht noch öfter.“

„Ich hoffe, gnädige Frau.“ —

7.

Es war Tags darauf. Arndt hatte nun auch Henrietten seinen Besuch gemacht und war mit ihr in Curt's Begleitung an den Strand hinab gegangen. Es war mehr als ein gemeinsames Interesse, was den Architekten und des Knaben Mutter seit der gestrigen Rudervartie innerlich genähert und ihre gegenseitigen äußeren Umgangsformen schnell vertraulicher gemacht hatte; auch jetzt — bei der zwanglosen Standpromenade — unterhielten sie sich lebhaft, während der Knabe bald träumerisch hinterdrein ging, bald ausgelassen voraus lief, wenn er nicht gerade mit irgend einem Steine oder einer Pflanze zu Arndt herangesprungen kam, um in seiner stürmischen Weise eine Erklärung des ihm fremden Gegenstandes zu erbitten. Und so oft Arndt mit männlicher Schärfe und Klarheit eine solche abgab, bemerkte er, wie Henriette mehr als aufmerksam zuhörte.

„Derzleichen sollte man doch eigentlich selbst wissen,“ meinte sie schließlich ganz erregt. „Ich habe mich früher nie für die exacten Wissenschaften interessirt.“

„Die passen auch gar nicht für Sie, gnädige Frau!“ sagte Arndt offenherzig; denn es fuhr ihm durch den Sinn, daß eine Menge trockenen Wissens nur eine unnatürliche, hässliche Last für die Flügel ihres feinen Geistes sein würde, der so viel mehr auf die Höhe und Tiefe, als auf die breite Masse der Dinge gerichtet zu sein schien.

„Für mich passen sie vielleicht nicht, aber für Curt sind sie ein nothwendiges Erforderniß,“ antwortete sie freundlich. „Sein Geist bedarf ein fortwährendes Material, wenn er sich nicht selbst aufreiben soll. Er ist ein wunderbares Kind.“

„Das glaube ich. Ich kann Ihnen aufrichtig sagen, daß mich dieser Knabe seit dem ersten Blick interessirt hat, den ich zufällig auf der Straße aus seinen Augen auffing. Er hat wahrhaftig keine Alltagsaugen.“

„Nein,“ sagte Henriette und sah Arndt wie aufmerkend an, gleichsam als habe sie nicht geglaubt, daß er ein so eigenthümlich tiefes Verständniß für das Wesen des Knaben haben könne, und der Ausdruck einer frohen, ungewöhnlich warmen Sympathie leuchtete aus ihren Zügen.

Das entging Arndt nicht — er wurde immer wärmer.

„Seine Augen sind nicht nur schön, weil sie eine Fülle geistigen Wesens ausströmen,“ fuhr er fort, „sondern weil man ihnen ansieht, wie die Kindesseele tausend Bildern und Ideen, welche von außen auf sie eindrängen, förmlich entgegenquillt. Ich möchte sagen: es ist ein fortwährendes dramatisches Leben in seinem Blick.“

„Ach,“ sagte Henriette und blieb vor innerer Lebhaftigkeit unwillkürlich an Arndt's Seite stehen. „Wie Sie ihn kennen! — Sie kennen ihn wirklich wunderbar gut. Ja, seine Augen sind keine Alltagsaugen: ihr Blick geht eigenthümlich in die Ferne. Er richtet sich nicht nur auf das sinnlich Wahrnehmbare an den Dingen, sondern zugleich auf Alles, was dahinter und darüber ist: Wenn gewöhnliche Menschen einen abgehauenen Baumstamm in einem Winkel des Hofes liegen sehen, so sehen die Augen meines Sohnes mitten in sonnigem Walde einen grünen Baum, in dessen Zweigen die Winde spielen und die Vögel singen.“

„Gewiß; denn er sieht mit den Augen der Phantasie.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Stillen Ocean.*

2. Land und Leute in Neu-Britannien.

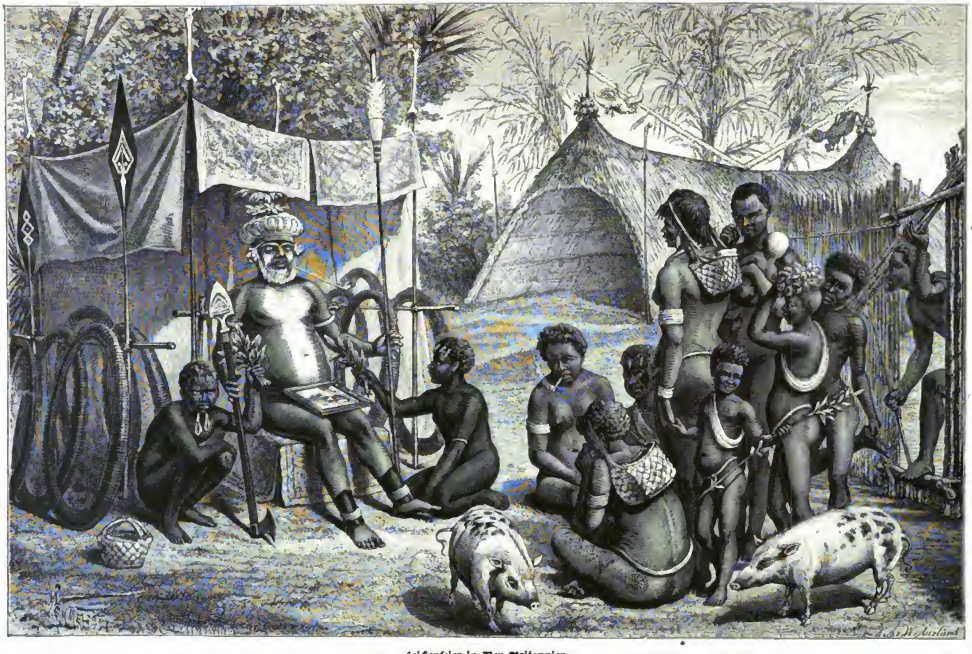
Für die „Gartenlaube“ beschrieben von Dr. O. Finsch.

„Also endlich einmal wirkliche Wilde!“ dachte ich bei mir selbst, als ich auf meinen Kreuz- und Querzügen durch den Stillen Ocean zuerst meinen Fuß in Neu Britannien an's Land setzte, und somit, vom „goldenen Thore“ (San Francisco) im Westen ausgehend, die ganze Breite dieses größten aller Meere in directer Entfernung auf nahezu 6000 Seemeilen durchmessen hatte. Die dunklen Menschen, die ich hier, in Melanesien, erblickte, machen keinen angenehmen Eindruck auf den Ankömmling. Ihr negerähnlicher Typus, ihre völlige Nacktheit, das wilde, zum Theil buntgefärbte Haar und die manchmal abschreckende Malerei auf einigen Körpertheilen verleihen ihnen ein ebenso ungewohntes wie abstoßendes Aussehen, das beim weiblichen Geschlecht womöglich noch stärker hervortritt als bei dem männlichen. Unter der gaffenden Menge, die den Fremden um Tabak bettelnd umsteht, bemerkt man nicht selten bewaffnete Männer. Sie tragen mit Federn geschmückte Wurfspeere oder eingelassene eiserne Aexte an langem, sonderbar geformten und benahlten Stiele. Mit einem Worte: ich sah mich unter einer mir bisher fremden Rasse, über welche die spärlichen Berichte der wenigen weißen Besucher fast übereinstimmend nicht eben vortheilhaft und vertrauenerweckend lauten; denn sie messen den Eingeborenen von Neu-Britannien Habsucht, Hinterlist, Räuberei, Mordlust und die schreckenerregende Sitte der Menschenfresserei bei.

Ganz anders bildet sich das Urtheil bei dem, welcher, wie ich, monatelang mit und unter den Eingeborenen lebte und ihre Sitten und Gewohnheiten zu seinem Studium machte. Das Auge hat sich bald mit der Nacktheit versöhnt, bemerkt sie fast gar nicht, und findet, daß die hübschen Federkronen und Büschel, die dichten Schnüre weißer und bunter Glasperlen den dunklen Körper gut stehen, ja schmt sich zuletzt sogar mit dem Bemalen von Haar und Körper aus, als könne dies gar nicht anders sein. Auch an die Körper- und Gesichtsformen dieser Menschen gewöhnt man sich. Zwar können die breite, nur mit der Kuppe vorspringende Nase, die weitgeöffneten Nüstern, der meist unschön große Mund, das wollig verfilzte Haar sich niemals, vom Standpunkt des Weißen aus betrachtet, das Prädicat: schön erringen, aber im Uebrigen muß man gestehen, daß die Neu Britannier wohlgebaute Menschen von kräftigem Gliederbau und starker Natur sind und daß die dunkle kaffee- oder chocoladebraune Haut ganz zu ihrer Erscheinung und dem Himmel, unter dem sie wohnen, paßt. So abschreckend besonders auch die Weiber anfangs erscheinen, nach und nach bemerkt man namentlich unter den jungen Mädchen gar nicht üble Personen, die in Körperform und mitadelhafter Büste jeden Bergleich aushalten. Vor allen haben viele dieser „Damen“ große, schöne, lang und zart bewimperte Augen, die ohne die gelbliche Trübung des Weißen, wie sie allen Farbigen eigen ist, geradezu schön genannt zu werden verdienten. Bei diesen Schwarzen Melanesiens macht sich Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und eine stets heitere und fröhliche Geselligkeit bemerkbar. Das schwatzt, das scherzt und schäkert oft bis tief in die Nacht hinein, und namentlich an hellen Mondschienabenden nimmt die ausgelassene Fröhlichkeit kaum ein Ende. Musik und Tanz sind auch hier die ungertrennlichen Begleiter jeder Lustbarkeit; bald hört man einsame Künstler, die in der Stille des

* Vergl. Jahrg. 1881, S. 700.

Digitized by Google



Leichenfeier in Neu-Britannien.

Für die „Gartenlaube" nach der Natur aufgenommen von O. Finsch. Auf Holz gezeichnet von Martin Laemmel.

Abends auf der Flöte ihre sanftesten Weisen zum Besten geben; bald vereinigen sich Viele, um unter dem Tacte hölzerner oder mit Eidechsenhaut überspannter Trommeln mehr tumultuarische Concerte aufzuführen, denen es aber keineswegs an Rhythmus mangelt.

Musikalische Instrumente giebt es hier eine ganze Menge, darunter drei verschiedene Arten Flöten und ein Saiteninstrument; jedes Geschlecht hat seine eigenthümlichen Musikwerkzeuge für sich. Bei aller Einfachheit läßt sich in den Weisen und Gesängen der Melanesier ein melodischer Zug nicht verkennen, und er stellt diese „Wilden" in ihren musikalischen Leistungen weit über alle östlichen Südsee-Insulaner, ja über das hochgebildete Volk der Chinesen, deren Musik unser Ohr auf das Aergste beleidigt. Gelegenheit zu Tanz und Festen bietet sich so oft, daß es fast scheint, als sei das Leben dieser Schwarzen nur eine ununterbrochene Kette von Lustbarkeiten und Vergnügungen. In der That ist ein solches Leben nur unter dem gesegneten Himmelsstriche, in welchem sie heimathen, und bei der natürlichen Bedürfnißlosigkeit möglich, welche diese Wilden trotz der langjährigen Bekanntschaft mit Weißen streng beibehielten. Nur so konnten sie bis jetzt ihre Freiheit und Sorgenlosigkeit bewahren.

Unter den vielen Artikeln europäischer Civilisation wußten sich bei den Eingeborenen nur Rauchtabak (und dieser noch nicht allenthalben), Glasperlen, Messer, Aexte und Feuerwaffen nebst Munition Eingang zu verschaffen, während nach Beteidigungsgegenständen kaum Nachfrage herrscht und das so verführerische Feuerwasser, welches am Untergange vieler Südsee-Insulaner die Hauptschuld trägt, in Neu-Britannien standhaft verabscheut wird. Wirklich ist der dumme Mann sehr wohl im Stande, ohne die Hülfe seines weißen Bruders zu leben; denn das Land bietet Nahrung im Ueberfluß und befriedigt alle seine Bedürfnisse. Freilich hält die Natur auch in der Südsee nicht stets offene Tafel, wie man sich dies bei der sprüchwörtlichen Fülle der Tropen so gern einbildet, sondern es bedarf auch hier der Arbeit, wenn diese auch nicht sehr anstrengend ist: Bananen, Yams und Cocosnüsse bilden die Hauptnahrung der Bewohner Neu Britanniens, und außerdem gezittet der Wald eine Menge anderer Früchte, die unserem Geschmacke aber nicht sonderlich zusprechen und nicht entfernt einen Vergleich mit unseren heimischen Früchten bestehen können.

Die Neu-Britannier sind treffliche Landbauer; allenthalben sieht man gelichtete und mit Hülfe von Feuer mühsam gemachte Stellen, und oft wundelt man auf weite Strecken durch wohlgepflegte und gehegte Pflanzungen von förmlichen Bananenwäldern, welche für den Fleiß und die Sorgfalt dieses Volkes das günstigste Zeugniß ablegen. Entsprechend den gebotenen Verhältnissen hat sich der Neu-Britannier zum Ackerbauer entwickelt, ohne die Zwischenstufen des Jägers oder Hirtenlebens durchgemacht, wie sonst gewöhnlich erwartet wird. Der Küstenbewohner ist dagegen auch dem Fischen geschickter Fischer und bedient sich zu diesem Gewerbe weit besserer Geräthe als der Mittoneser. Jagd tritt dagegen auf diesen Inseln gänzlich in den Hintergrund, weil es an größerem Wilde fehlt und die Wurfen und Fanggeräthe unzureichend sind. Als vorwiegender Vegetarianer kennt der Melanesier weder Fallen noch Schlingenstellen, welches doch die ergiebigsten Methoden für den Fang des zahlreichen Vogelwildes sein würden.

Auch seine Wohnungen versteht der dumme Mann gut einzurichten: kleine, aber saubere Hütten, deren aus Bambus oder Stangen bestehendes Gerippe mit Binsen gedeckt und bekleidet ist, sind zu zwei, drei oder mehreren von einem Zaune umgeben und verleihen den Dörfern ein freundliches Ansehen, das durch überraschende Reinlichkeit noch bedeutend erhöht wird. Leicht zu beschaffen ist auch das wenige und geringe Hausgeräth. Zum Kochen oder besser Garmachen von Vegetabilien und Fleisch (hauptsächlich Fisch) bedarf man keiner irdenen Geräthe oder überhaupt Gefäßes, da diese Gerichte nicht in Wasser gekocht werden, sondern es genügen glühend gemachte Steine und frische Bananenblätter zum Einhüllen der Speisen. Serwirt wird ebenfalls auf frischen Blättern oder in schnell aus solchen gefertigten kleinen Gefäßen, Körben oder Matten. Als Hauptgetränk dient der Saft der Cocosnuß, die sogenannte Cocosmilch, welche man sich zu jeder Zeit frisch von den Bäumen holt. Wasser, welches man in Cocosschalen verwahrt, wird dagegen im Ganzen wenig getrunken. Waschen in unserem Sinne ist unbekannt, aber die Bevölkerung liebt es, stundenlang im Wasser zu liegen und sich unter lautem Gejauchze und Gesang mit Schwimmen und Tauchen zu unterhalten.

Bei dem Reichthum des Landes an den verschiedensten Bodenproducten mußte sich auch der Handel entwickeln, der bis zur Abhaltung ständiger Wochenmärkte an den verschiedenen Küstenplätzen führte. Dieser Handel blieb nicht auf der niedrigsten Stufe des bloßen Tauschhandels stehen, sondern entwickelte sich zu höheren Formen; denn die Neu Britannier besitzen eine Münze. Sie ist zwar himmelweit verschieden von unseren geprägten Geldstücken, aber im Verkehr doch ganz denselben entsprechend. Es ist dies eine kleine, etwa acht Millimeter lange, flache, lauriartige Meeresmuschel, deren abgeschlagener Rücken eine kleine Oeffnung bildet, durch welche man diese Muscheln zu Hunderten, Tausenden und Hunderttausenden auf dieselbe Pflanzenstengel reiht und so lolossale Ringe von der Größe eines Wagenrades bildet, die, in sauber gespaltenes Bambus eingeschoben, den eigentlichen Reichthum der Capitalisten dieses Landes ausmachen. Dieses Muschelgeld heißt Diwarra oder Param, ein corrumpirtes Wort nach dem englischen Worte Fathom (Faden), da es nach Klaftern (Faden), Arm- oder Handlängen gemessen wird.

Wie bei uns nach Geld, so trachtet hier Jeder nach Diwarra: denn mit demselben kann sich der Neu-Britannier Alles verschaffen, was sein Herz wünscht. Mit Diwarra kauft er sich Nahrung, Land, Cocospalmen, Waffen, Netze, Canoes, Frauen, bezahlt Bezahlen bis zur Blutschuld, erwirbt sich Freunde, Anhang und kann es bis zum Häuptling bringen: denn auch bei diesem auf der Naturstufe stehenden Volke herrscht kein Communismus und, wie auch gut dieß Reiche, Wohlthabende, Bemittelte, ganz wie bei uns: nur Bettler, die lediglich von dem Mitleide ihrer Nebenmenschen leben, kennt man nicht. Häuptlinge und Reiche unterscheiden sich übrigens in ihrem Aeußern durch nichts: sie leben wie die übrige große Menge, auf die sie nur gewissen Einfluß haben, aber Jeder weiß, daß sie reich sind und gelegentlich von ihrem Reichthum abgeben, und dies genügt. Aber Niemand unter dieser anscheinend gesetz- und zügellosen Bande wird auf den Gedanken einer Theilung dieser nicht immer durch eigenen Fleiß, sondern meist durch Erbschaft überkommenen Reichthümer gerathen, wie derselbe unverhohlen von einer gewissen Partei in Europa zur Parole erhoben wurde, sondern bei diesen „Wilden" ist Privat eigenthum, aufgehäufter Reichthum, selbst ohne feuer- und diebessichere Schränke, unantastbar.

Diebstähle kommen unter den Eingeborenen selten vor und werden streng bestraft; denn auch dieses Volk hat, ohne gedruckte oder geschriebene Gesetze, gewisse Satzungen für Recht und Ordnung, die ihm durch Gewohnheit und Gebrauch in Fleisch und Blut übergingen und bei Jedermann als selbstverständlich gelten. Je länger man mit diesen Leuten verkehrt, wird, um so mehr erkannt man über die herrschende Ordnung, welche ohne alle Vermittelung von Staat und Kirche sich überall, namentlich bei großen Festen, kundgiebt.

Der Bewohner Neu Britanniens kennt keine Feste oder Opfer irgend einer Gottheit, da er keine Spur von Religion oder irgend einem Cultus besitzt, und so bewegen sich die Lustbarkeiten, mit Ausnahme einiger wenigen, die einer noch unbekannten geheimen Gesellschaft der Männer angehören, fast ausnahmslos im Rahmen von Familienereignissen. Diese Richtung ist bei dem engen Verbande kleiner, meist durch Blutsverwandtschaft verbundener Gemeinden vollständig erklärlich: Leid und Freud des Einzelnen oder einer Familie berührt Andere und steigert sich je nach Rang und Ansehen bis zur Theilnahme des ganzen Dorfes und selbst der Nachbargemeinden.

Unter allen Festen werden Begräbnisse am feierlichsten begangen, und die Ehren, welche man Todten erweist, übersteigen bei Weitem die den Lebenden gezollten. Der sächtige Besucher dieses Landes, welcher gelegentlich einmal bis in ein Dorf drang, forscht vergebens nach den Orten, wo die Todten ruhen: er findet weder Begräbnißplätze, noch Ueberreste von Knochen auf Bäumen, wie dies anderwärts der Fall ist. So kam es, daß daraufhin ein Reisender flugs die Vermuthung aussprach, die Verstorbenen möchten vielleicht von den Lebenden verzehrt werden, was ja ganz mit dem Charakter der „Wilden" vertrüglich schien.

In Wahrheit verhält es sich aber ganz anders; denn die Eingeborenen, weit entfernt, ihre Todten aufzuzehren, bestatten sie vielmehr mit einem Pomp, der im Verhältniß nur selten in Europa zur Geltung kommt, ein Zug, der diesen Naturkindern zur größten Ehre gereicht.

Digitized by Google

Wenn man bei Menschen, die von Kindesbeinen an gewohnt waren, nackend zu gehen, so denen jede Kleidung unbequem und verhaßt ist, vorausgesetzt, daß sie die Unbilden ihres milden Klimas mit Leichtigkeit ertragen und ihr Körper gegen Witterungseinflüsse vollkommen gestählt und abgehärtet sein müsse, so irrt man in dieser Voraussetzung. Das lernte ich während meines Aufenthaltes daselbst kennen. Die Regenzeit, welche im December eintrat und bis Mitte März fast ununterbrochen anhielt, warf mit ihrer feuchten, kühlen Witterung, in der das Thermometer bis 19½° R. fiel, bald ganze Dorfschaften mit Krankheit darnieder, die einen epidemischen Charakter annahm. Es war Hals- und Brustkatarrh, das, was bei uns, glaube ich, mit „Grippe" bezeichnet wird, also ein im Ganzen nicht gefährliches Uebel. Aber es forderte unter den Eingeborenen viele Opfer, und namentlich im Februar vergingkaum ein Tag, wo nicht ein oder ein paar meist ältere Personen starben. Zwar machte man mehrmals den Versuch, den bösen Geist der Krankheit durch allgemeines Lärmen, Schlagen mit Knüppeln an Häuser, Zäune und Bäume, Abbrennen von Fünten ꝛc. zu vertreiben, aber es half nichts, und die Bevölkerung ergab sich nun ruhig in ihr Schicksal, ohne irgend ein anderes Heilmittel zu kennen, als Blutlassen mittelst Einritzen durch Glassplitter. Diese Universalmethode der Eingeborenen, welche damit jede Krankheit behandeln, fand in dieser Zeit die umfassendste Anwendung. Kaum eine Person war zu sehen, die nicht Spuren dieser Curmethode, welche an den mit Kalk eingeschmierten Wandmalen leicht kenntlich ist, an sich trug. Wie überall verschonte der Tod selbst die Höchsten nicht, und der Eingeweihte erkannte einen solchen Fall leicht an der Heftigkeit des Klagegeschreies, welches sich dann erhob. Eines Abends ließ sich dasselbe stärker als sonst vernehmen: es mußte etwas ganz Besonderes passirt sein. Und so war es. Tuimuane, der älteste und höchste sogenannte König, der größte Grundeigenthümer auf der Insel Matuyi und an der Küste, der mächtigste Geldprotz, hatte sein Leben beschlossen. Noch an demselben Abend eilte Alles herbei, um beim Todten zu klagen, und selbst große Männer schienen so von Schmerz überwältigt, daß sie für keine Frage Gehör hatten.

Am andern Tage entwickelte sich die eigentliche Begräbnißfeier, die, mit zu den glänzendsten gehörte, welche ich in Neu-Britannien zu sehen hatte. Schon am Vormittage setzte sich die Bevölkerung nach dem Trauerhause in Bewegung, die Weiber in langen Gänsemarschreihen mit den unvermeidlichen Körben im Nacken, die an einem Bande über den Vorderkopf getragen werden. Viele Männer waren mit Glasperlenhalsketten und Federbüschen geschmückt; Häuptlinge nahten in feierlichem Aufzuge mit schönem Anhange. Sie ließen einen Theil ihres Reichthums in mächtigen eingestrickten Muschelgeld-Ringen sich nachtragen, um denselben zur Verherrlichung des Tages zur Schau zu stellen. Trompeter, welche großen Tritonshörnern dumpfe, klagende Töne entlockten, eröffneten den Zug; bewaffnete beschlossen denselben. Im Trauerhause herrschte bereits Leben; in langen Reihen saßen die Weiber für sich und aßen Betel, ohne welchen keine Zusammenkunft denkbar ist. Der Platz selbst war festlich geschmückt, wobei sich wiederum der natürliche decorative Geschmack dieser Eingeborenen vortheilhaft bekundete. Der Verstorbene selbst war im höchsten Schmucke zur Parade, und zwar in sitzender Stellung, angesetzt, wie dies mein nach der Natur gezeichnetes Bild am besten zeigt, dem die zum besseren Verständnisse so nöthigen Farben im Holzschnitte allerdings fehlen (vergl. S. 697). Man wolle sich dieselben nach der folgenden Beschreibung dazu denken: Ein breiter weißer Streif bedeckt Brust und Unterleib des Todten, seine Stirn eine rothe mit Muschelgeld und an den Seiten mit gelben Haubensedern vom Kakadu verzierte Binde. Was unter derselben noch frei bleibt, ist blau bemalt, unten von weißen Strichen begrenzt. Ein gleicher, aber rother Streifen ziert den Nasenrücken, während die Backen eine weiße rechtwinkelige Zeichnung tragen. Der Bart, welcher mit stupferhafter Eitelkeit gepflegt wird, hat diese Sorgfalt auch beim Todten erfahren und ist weiß bepudert. Der Mund, dessen Lippen mit Betel roth gefärbt sind, hält eine lange Thonpfeife, wie sie dem Lebenden lieb und werth war, auf dem Kopfe aber prangt eine weiße Federkrone aus Schwanzfedern des Kakadu, die in einem hohen Aufsatz aus bunten Papageien- und anderen Federn endet. Um die Arme trägt der todte Häuptling breite weiße, kostbare Ringe aus Riesenmuscheln, die ihm in's Grab folgen müssen, da sie so fest in's Fleisch eingewachsen sind, daß sie sich nicht mehr abstreifen lassen. Die Rechte hält die Lieblingsfreiaxt, die Linke einen Prachtspeer mit reichem buntem Federschmucke in geschmackvollem Muster. Auf dem Schooße des Todten aber liegt ein Spiegel; seine Beine endlich sind am Fesselgelenk roth bemalt, und an diesen selbst mit Bändern von Muschelgeld umflochten.

Der Todte sitzt unter einer Art Baldachin, welchem eingerammte Speere, mit Menschenknochen verziert, als Stützen dienen, an welchen Stücke buntgemusterten Baumwollenzeuges befestigt sind. Zu den beiden Seiten dieses Baldachins sind, zum Theil durch Prachtruder gestützt, die nur bei solchen Gelegenheiten in Gebrauch kommen, die gewaltigen Ringe Muschelgeld aufgestellt, von denen ich an dreißig zählte. Sie waren zum großen Theil Eigenthum des Verstorbenen oder sind von anderen Häuptlingen hergeliehen. An jeder Seite des entschlafenen Königs sitzt ein junges Mädchen, ein Büschel buntfarbiger Blätter in der Hand, mit welchem es die Fliegen verscheucht.

Man erkennt die niedlichen Geschöpfe kaum wieder; denn sie sind heut in der landesüblichen Trauerfarbe: in Schwarz — zwar nicht gekleidet, aber angestrichen: das Gesicht glänzt, gleich Stiefelwichse, und der übrige Körper zeigt einen matteren Ton; die Jungfrauen äfneln in diesem Schwarz mehr kleinen Teufeln als Menschen. Weiber kommen noch immer truppweis daher, lassen sich vor den einst gewaltigen Todten nieder und stimmen ihr Klaggeheul an, wobei sie den Augen Thränen zu entlocken versuchen. Hat dies eine kurze Zeit gewährt, so machen sie Anderen Platz: sie setzen sich unter die übrigen Weiber und empfangen als nächste Belohnung Betelnüsse, Pfefferblätter und pulverisirten Kalk als Vorspiel der späteren großen Mahlzeit. Aber nicht diese ist es, auf welche die Menge jetzt sehnsuchtsvoll harrt und die sie erst durch Gesänge gleichsam erwerben muß, sondern etwas ganz Anderes hält die Aufmerksamkeit gespannt.

Nachdem nämlich Alles versammelt und sich gruppenweis, nach den Geschlechtern getrennt, niedergesetzt hat, fängt das eigentliche Todtenopfer an: zwei große Ringe Muschelgeld werden herbeigeschleppt und ihrer Hülle entkleidet: dieses Geld wird nun an die Anwesenden nach Rang und Würde vertheilt. Häuptlinge und Große erhalten natürlich das meiste, ein bis zwei klafterlange Stränge, aber Keiner geht leer aus, und selbst der ärmste Knabe bekommt mindestens ein Stück so lang wie von der Fingerspitze bis zum Handgelenk. Mit dieser Geldvertheilung ist zunächst die Hauptfeier beendet, die Menge geht in derselben Ordnung, in welcher sie kam, wieder nach Hause, um sich zu Nachmittage abermals im Trauerhause zum eigentlichen Begräbnisse zu versammeln.

Schon in der Nacht hat man Vorkehrungen getroffen und in der Ecke eine neue mit grünen Palmblattmatten gedeckte Hütte errichtet, wie dieselbe der Hintergrund meines Bildes zeigt. Diese Hütte, welche die Ruhestätte überdacht, ist sinnig geschmückt. Die beiden runden Giebelspitzen sind mit buntbemalten Cocosnüssen und Blättern verziert, und von ihnen führen bis zur Mitte der Firste weiße flammige Schnüre herab, die wie Schwanenhälse aussehen und in der That mit weißen Daunen von Hühnern umsponnen sind. An diesen Schnüren hängen die beiden unglücklichen Opfer eines so hohen Festes, zwei lebende Hühner, die — ich muß es zur Schande der Eingeborenen leider gestehen — hier hängen bleiben, bis sie elendiglich verschmachten. Es ist dies übrigens die einzige Thierquälerei, welche mir bei diesem Volke begegnet ist. An der Hütte selbst sind schlanke Bambus mit den zarten Blattwedeln befestigt, an diese wiederum zum Theil künstlich gezackte und verzierte Blätter.

Der Todte wird nun in dauerhafte Matten aus dem zähen Baste oder aus der Borke der Betelpalme gewickelt, und alle seine Verwandten und Freunde geben ihm etwas mit auf den Weg. Da fliegen längere und kürzere Stücke aufgereihtes Muschelgeld, Tabak, Betelnüsse, Kupferschlitzen, Streichhölzer, Pulver, Glasperlen, selbst Messer und Beile mit unter die Leichenhülle, während dieselbe noch eingeschnürt wird, und ich habe selbst bei geringeren Rangs des Verstorbenen den Werth der mit in's Grab versenkten Waaren auf sechzig bis achtzig Mark veranschlagt. Irgend eine andere Bedeutung als den einer letzten Liebesgabe an den Verstorbenen haben diese Geschenke nicht: denn der Glaube an irgend eine Fortdauer nach dem Tode, welche die Mitgabe nützlicher Gegenstände als nothwendig erscheinen lassen könnte, ist den Neu Britanniern nicht eigen.

Inzwischen haben vorzugsweise die Weiber in der Todtenhütte ein schmales, kaum zwei Fuß tiefes Grab ausgekratzt und

Digitized by Google

mit Matten aus grünen Cocosblättern hübsch ausgekleidet. Man legt den Todten hinein, und die Menge stimmt die letzte leidvolle Todtenklage an, womit zwar der Schmerz, aber keineswegs die Festlichkeit ihr Ende findet. Die letztere, welche von nun an zunächst einen Charakter der Freude trägt, ist so mannigfach und nimmt so lange Zeit in Anspruch, daß es hier zu weit führen würde, sie zu beschreiben. Ich will daher nur kurz anführen, daß zu Ehren des hohen Verstorbenen bald von Männern, bald von Weibern feierliche Tänze abgehalten werden, die sich wochenlang an mehreren Abenden wiederholen, daß man ferner Tage hindurch früh und Abends förmliche Trommelconcerte hört und daß man schließlich zum Andenken an den Todten eine Art Monument errichtet. Dasselbe besteht aus einem hohen buntbemalten, mit farbigen Blattpflanzen decorirten Gestell oder Stacket, an dem in symmetrischer Vertheilung Cocosnüsse, Yams, Bananen, imitirte Ringe, Muschelgeld und die Schädel der verzehrten Schweine aufgehangen werden. Sie legen zuguterletzt ab von den Gastereien, welche die nächsten Erben zum Besten gaben.

Aber auch damit sind die Todtenfeierlichkeiten noch nicht zu Ende; denn noch nach vielen Monaten werden dieselben mit Tänzen und Schmausereien wiederholt, und dann stellt man zugleich den inzwischen ausgegrabenen und buntbemalten Schädel des Todten aus, der übrigens in seiner Weise Gegenstand einer religiösen Verehrung ist.

Frauen werden mit demselben Pompe wie Männer begraben, was allein schon zur Genüge für die Gleichstellung spricht, welche das weibliche Geschlecht gegenüber dem männlichen genießt, und diesem Naturvolke wiederum zur Ehre gereicht. Mit ärmeren Leuten, um dies noch zu erwähnen, wird es in Neu-Britannien, obwohl keine Classen Begräbnisse bestehen, ganz wie bei uns gehalten: sie finden ohne große Ceremonien und Feierlichkeiten ihre letzte Ruhestätte, wenn auch hier jeder an der Leiche Mitnaernde seinen geringen Tribut in einem Stückchen Muschelgeld erhält, den einzufordern selbst Häuptlinge sich nicht für zu gering erachten.

Matupi, Neu Britannien.

Ein Doppelfest in Wilhelmshaven.

Der 16. September dieses Jahres war ein denkwürdiger Tag für unsern nordischen Kriegsport Wilhelmshaven. Schon vom frühesten Morgen an durchwogte eine dichtgedrängte Menschenmenge die laubgeschmückten, reichbeflaggten Straßen der Stadt, und Aller Gesichter, ob Hoch oder Niedrig, Jung oder Alt zugehörig, zeigten denselben Ausdruck freudiger Erwartung. Galt es doch, das Andenken eines um die gesammte Seestreitmacht und den hiesigen Kriegshafen hochverdienten Mannes zu ehren: das Denkmal, das die dankbare Marine ihrem ersten Oberbefehlshaber, sozusagen Begründer, dem Prinzen Adalbert von Preußen gesetzt, sollte feierlich enthüllt werden.

Schon am Tage zuvor war Prinz Heinrich, welcher bekanntlich der Marine als Lieutenant zur See angehört und den sein erlauchter kaiserlicher Großvater mit dem Ehrenamte seiner Vertretung bei der Enthüllungsfeier des Denkmals betraut, in Wilhelmshaven eingetroffen und hatte — warm von der Bevölkerung begrüßt — sein Absteigequartier im Stationsgebäude, der Wohnung des derzeitigen Chefs der Nordseestation, Contre-Admirals Berger, genommen.

Gegen elf Uhr Morgens begann der Aufmarsch der Truppen, Matrosen und Soldaten des Seebataillons, die in zwei langen Reihen rechts und links vom Denkmale, das am Südende der breiten Adalbert-Straße, mit der Front gegen den Friedrich-Wilhelm Platz, errichtet ist, Aufstellung nahmen. Dem Denkmale gegenüber versammelte sich das Officierscorps, eine stattliche Schaar, deren Anzahl noch durch die Officiere und Cadetten des Tags zuvor auf hiesiger Rhede eingetroffenen Geschwaders vermehrt wurde. Seitwärts davon war der Kriegerverein postirt, während im Rücken der Statue die übrigen Vereine, sowie die Schüler des Gymnasiums und der Volksschulen sich ausbreiteten. Für bevorzugte Privatpersonen, darunter die zahlreich erschienenen Vertreter der Presse, fanden sich Plätze in dem formirten Viereck reservirt. Unmittelbar hinter den Mannschaften aber erhoben sich die Tribünen für die Damen der Garnison, die in ihrem bunten Schönheitskranze einen ebenso anmuthigen, wie wirkungsvollen Abschluß des bewegten Gemäldes bildeten. Und um diese weite lebende Mauer drängte und wogte eine gewaltige Menschenfluth, die mit jedem neu ankommenden Extrazuge und Vergnügungsdampfer sich mehr anstaute, während eine helle, strahlende Sonne ihren leuchtenden Schein über die ganze festliche Scene warf.

Punkt zwölf Uhr kam Prinz Heinrich mit seinem Gefolge die Adalbert Straße herab und betrat den kleinen blumengeschmückten Pavillon, dem verhüllten Denkmal gegenüber. Nach ihm thaten dies noch der Chef der Admiralität, von Stosch, der Oberpräsident der Provinz Hannover, von Leipziger, der militärische Begleiter, Freiherr von Seckendorff und der als Vertreter seines Souverains erschienene oldenburgische Präsident, Erdmann. Sodann schritt der Präses des Comités, Vice Admiral Batsch, in den freien Raum zwischen Pavillon und Denkmal und verlas in längerer Rede ein Lebensbild des verewigten Prinzen. Es möge uns vergönnt sein, nur wenige Daten daraus hervorzuheben.

Wie tief die Liebe zur See und zum gesammten Seewesen im Prinzen gewurzelt, das zeigt schon seine im Jahre 1842 unternommene und über Jahr und Tag dauernde Reise nach Brasilien mit der sardinischen Fregatte „Sau Michele". Eine von dem Prinzen selber verfaßte und ihrer Zeit, wenn auch nur leider in wenigen Exemplaren im Druck erschienene Beschreibung dieser Reise offenbart ihres Autors reges Interesse und intimes Verständniß für alle seemännischen Angelegenheiten. Von seinem königlichen Vater, Friedrich Wilhelm dem Vierten, im Jahre 1848 an die Spitze der soeben gegründeten Marine gestellt, war er dem neuen Beruf fortan mit Leib und Seele ergeben. Seinen unablässigen Bemühungen gelang es, den schwachen Lebensodem der jungen Seestreitmacht zu immer kräftigerem Athemzuge anzufachen und sie im tapferen, nie ermüdenden Kampfe gegen die widerstrebendsten Verhältnisse zu stets größerer Machtentfaltung emporzuheben. Von ihm ging zuerst der Gedanke der Gründung einer Nordseestation aus, und seinem rastlosen Wirken nach diesem Ziele hin verdankt „Wilhelmshaven" seine Entstehung. Auch die Colonisationsfrage schwebte seinem weit blickenden Geiste als eine ihrer Lösung entgegenharrende und in ihrer Wichtigkeit nicht zu unterschätzende vor. So war der ihm anvertrauten Waffe bis zuletzt das höchste Interesse des Prinzen Adalbert gewidmet, und mit seinem Hinscheiden verlor die Marine einen alle Zeit getreuen Führer und Förderer.

Nachdem Admiral Batsch geendet, nahm der Chef der Admiralität, Minister von Stosch, seine Stelle ein. In kurzer, freier Ansprache beleuchtete er den Grundgedanken der dankbaren Anerkennung, aus dem das Denkmal hervorgegangen, und nachdem er dasselbe feierlich der Stadt Wilhelmshaven in ihrem Vertreter, dem Bürgermeister, übergeben, bat er Prinz Heinrich, im Namen Seiner Majestät des Kaisers das Zeichen zur Enthüllung geben zu wollen.

Auf einen Wink des Prinzen sank unter brausendem Musikfusch und begeistertem Hochrufen der Versammelten die Hülle und zeigte die weit über lebensgroße, auf dunklem Marmorpostament sich emporhebende Bronzefigur des Prinz Admirals. In der bekannten beanemen und doch festen Haltung steht sie aufrecht da, in die frühere Parade-Uniform der See-Officiere, Frack und Epauletten ꝛc. gekleidet, mit unbedecktem Haupte, die linke Hand auf den Säbelgriff gestützt, in der rechten ein Fernrohr tragend. In geradezu frappirender Aehnlichkeit tritt die Gestalt des Prinzen Adalbert in ihrer ganzen Eigenart und in treuer Lebenswahrheit dem Beschauer entgegen. Der Sockel zeigt auf der einen breiten Front das prinzliche Wappen; rechts und links an den Seitenwänden, von erhabenen Kränzen umgeben, den Geburts- und den Sterbetag des Dahingeschiedenen (den 29. October 1811 und den 6. Juni 1873) und auf der zweiten Hauptfront die Widmung: „Ihren verewigten Oberbefehlshaber, dem Prinzen Heinrich Wilhelm Adalbert von Preußen, in dankbarer Erinnerung die kaiserliche Marine."

Nachdem Prinz Heinrich unter den Klängen des Preußenmarsches und gefolgt vom gesammten Officierscorps das Denkmal

Digitized by Google

umschritten, ließ er den Schöpfer des Monuments, Bildhauer Schultz, ersuchen, zu ihm zu kommen, und sprach ihm Dank und warme Anerkennung seines künstlerischen Werkes aus. Sodann begab der Prinz sich nach dem nahen Werfteingangsgebäude.

Kaum hatte er sich entfernt, als die Volksmenge rasch zu zerstäuben begann. In dichten Schaaren strömte Alles hinüber nach der Werft, wo im unmittelbaren Anschlusse an die Enthüllungsfeier die festliche Taufe und der Stapellauf eines neuerbauten Aviso stattfinden sollte. Hohe Flaggenstangen mit Laubgewinden und wehenden Standarten bildeten einen Triumphpfad um den Festplatz, in dessen Mitte, auf der Helling Nr. 1, der mächtige neue Aviso noch unbeweglich auf seinem Holzunterbau, dem schräg abwärts zum Wasser leitenden sogenannten „Schlitten", ruhte.

Flaggen und Wimpel schmückten den gigantischen Täufling; Adalbert vom Stapel gelaufenen Panzerkolosse „Kaiser" und „Deutschland" trugen.

Kaum hatte Alles seine Plätze eingenommen und sich rangirt, als auch schon Prinz Heinrich mit seiner Suite, vom Werftgebäude kommend, erschien.

Weiland pflegte der Taufact eines Schiffes nur von Damen vollzogen zu werden, und erst unserer ehernen neuesten Zeit blieb es vorbehalten, dieses Vorrecht aus „schönen" Händen zu nehmen und in „kräftigere" zu legen. Seit dem Jahre 1871 hat kein zierlicher Frauenfuß mehr die Tribüne am Bug betreten, und wenn die zurückgesetzten Schönen bisher grollend behaupteten, daß mit der entschwundenen Poesie ihrer Erscheinung die Poesie des Taufacts überhaupt verloren gegangen — heute sollten sie eines Besseren belehrt werden.

Die Taufe des Aviso „Pfeil" auf der kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven.
Nach einer Photographie im Verlage von C. J. Frankforth in Wilhelmshaven.

sinnige Sprüche zierten seine Stützen, und auf dem noch mastenlosen Deck standen die Arbeiter und einige Beamte versammelt, bereit, mit ihm zugleich „abzulaufen". Dicht vor seinem Bug aber erhob sich am Lande die ziemlich hohe, reich decorirte Taufstribüne, auf deren Brüstung, mittelst langer schwarz weiß rother Seidenbänder am obersten Schiffsrande befestigt, eine wohlgefüllte Flasche sich präsentirte. Das köstliche Naß, das solche Schiffstaufflaschen enthalten, wurde früher immer nur den sonnigen Thälern der Champagne entnommen, stammt aber jetzt bei derartigen festlichen Handlungen jederzeit von den Ufern des heimischen Vater Rhein, und wir haben uns also den edelsten Rauenthaler oder Johannisberger als Inhalt jener bändergeschmückten Flasche zu denken.

Zur rechten Seite des Schiffes, die Helling entlang, zog sich die lange Tribüne für die Zuschauer hin; in ihrer Mitte befand sich ein freigelassener Raum für den Prinzen und die Admirale. Links vom Aviso und um die Taufstribüne geschaart, standen die Officiere und Beamten, weiterhin die Musik, und in unabsehbarer Menge dehnten sich die Mannschaften und Zuschauer zu beiden Seiten der großen Binnenbassins aus. Einen imposanten Anblick gewährten aber die nahegelegenen Docks, die, mit Wasser gefüllt, zu Ehren des Tages die beiden noch zu Zeiten des Prinzen

Die schlanke, jugendliche Gestalt des Prinzen, die einen eigenthümlichen hübschen Gegensatz zu den sie umringenden, breitschulterigen, kräftigen Seemannsfiguren bildete, umgab unleugbar ein voller Hauch jener vielbeklagten, verlorengegebenen Poesie. Wehende Tücher in kleinen Händen und Zurufe von zarten Lippen zeigten auch deutlich die von diesem Eindruck voll ergriffene und — versöhnte Stimmung auf der Damentribüne. Doch nicht allein von dorther blickte man wohlgefällig dem Nahenden entgegen, auch die Augen der umstehenden See-Officiere blitzten heller auf, wenn sie ihrem jungen, fürstlichen Cameraden und dereinstigen Führer folgten, wie er nunmehr rasch ihre Reihen durchschritt und dann elastisch die Stufen zur kleinen Tribüne emporstieg.

Jetzt stand er oben, der Oberwerftdirector, Capitain zur See Stenzel neben ihm, das glänzende Gefolge dicht dahinter. Mit lauter, wohlklingender und Allen deutlich vernehmbarer Stimme sprach er kurze, kernige Worte. Er wünschte den aus deutschem Stahl und Eisen und deutschem Fleiß hervorgegangenen Schiffe eine lange, glückliche, zu Ehre des Vaterlandes gelegene Fahrt. Erfolgreich und ruhmvoll solle sie sein, wohin sie auch immer sich wende: den Feind treffe sie mitten in's Herz, den Freund beschütze sie nah und fern.

Digitized by Google

Dann, die vor ihm stehende Flasche ergreifend und sich unmittelbar zum Schiffe wendend, schloß der Prinz mit der üblichen Formel: „Auf Befehl und im Namen Seiner Majestät des Kaisers taufe ich dich hiermit „Pfeil“,“ und nun, von seiner sicheren Hand glücklich geschleudert, zerschellte die Flasche am Bug und ergoß ihren schäumenden Inhalt über dessen vordere Planken.

Damit war der officielle Act der „Taufe“ beendet, und der des Stapellaufs bereitete sich vor.

Der Prinz verließ mit seiner Umgebung den Erhöhten Standpunkt und begab sich zu den reservirten Plätzen inmitten der großen Tribüne. Seine verlassene Stelle nahm nunmehr der Schiffbaudirector ein. Für ihn und seine Untergebenen sind diese Minuten vor dem ersten Schritt in's Leben, den das Riesenerzeugniß ihres Fleißes und ihrer Intelligenz zu thun im Begriff steht, eine Zeit unruhigen Herzklopfens.

Wohl ist Alles gethan und sorgfältig vorbereitet, jenen Schritt zu ebnen und zu sichern; der Schlitten ist ausgiebigst geglättet: die Stützen wurden bis auf die zur Aufrechthaltung dringend nöthigen bereits entfernt, aber doch — ein unseliger Zufall kann den Lauf plötzlich hemmen, eine nicht vorzusehende Nichtigkeit die Eleganz und „Schneidigkeit“ des großen Schlußmoments beeinträchtigen, von möglichem größeren Unheil ganz zu schweigen. Der Augendruck der Spannung im Gesicht des droben Stehenden ist daher wohl erklärlich, nicht minder der prüfende Blick, mit dem er noch einmal das Ganze überfliegt, namentlich die Arbeiter, die auf jeder Seite des Schiffes mit ihren Werkzeugen, seines Winkes gewärtig, dastehen. Jetzt hebt er den Hut. „Klar zum Ablauf!“ tönt sein kräftiges Commandowort durch die Todtenstille, und fast gleichzeitig erschallen auch schon die dumpfen, aufregenden Axtschläge gegen die wenigen Holzstützen, die den „Pfeil“ noch auf seinem Stapel halten. Ein Moment allgemeiner, fast athemraubender Erwartung! Und nun beginnt der Koloß sich leise zu regen, kaum merklich zu schwanken, und dann — dann schießt er, zuerst langsam und sicher, darauf aber immer rascher und zuletzt, seinem Namen Ehre machend, schnell und sicher in seinen Gleitplatten dahin, deren eine die Zuschrift trägt:

„Nicht Fleiß, nicht Kunst, nicht Arbeit nützt,
Wenn Gott der Herr das Schiff nicht schützt.“

Unter schmetterndem Tusch der Musik, jauchzendem Zubelruf, lebhaftem Tücherwehen und den Segenswünschen der umstehenden Menge gleitet er hinab in sein heimisches Element.

Damit schloß für die große Menge der schöne, dem Andenken eines um die Flotte und um Wilhelmshaven hochverdienten Mannes geweihte Tag. Ein Diner im Officierscasino, zu dem — des mangelnden Raumes wegen — nur unzureichende Einladungen hatten ergehen können, vereinigte darnach noch den Prinzen und das Officierscorps für einige gemüthliche, cameradschaftliche Stunden. Das Hoch einer, das Marinemanifest vom Stapel bei dieser Gelegenheit auf den Hochenzollern Stamm und seine beiden Sprossen — die ehrenvolle Vergangenheit im Prinzen Waldert, die hoffnungsvolle Zukunft im Prinzen Heinrich verkörpert — ausdrachte, findet sicher lauten Nachhall in allen Seemannsherzen.

J. v. A.

Musik der Berge und Thäler, Wälder und Wüsten.

I.

Der Streit um das singende Thal von Thrnecken. — Akustische Täuschungen. — Elektrische Musik bei Gewitterstürmen. — Die Alpenfee. — Singende Bäume im Schulenlande. — Eine neue Beobachtung im Thal von Thrnecken. — Belauschen der Elfen in den Wolken. — Das Getön an der Royalaye auf der steirischen Grenze. — Die Musik der Wasserfälle und der Meeresbrandung.

Das „singende Thal von Thrnecken“, über welches wir in Nummer 2 der „Gartenlaube“ von 1881 berichteten, verspricht eine Berühmtheit unseres Vaterlandes zu werden, sofern sich an dasselbe hoffentlich die Erklärung einer Naturerscheinung knüpfen wird, welche in den verschiedensten Theilen der Welt das Erstaunen der Bewohner wie der Reisenden erregt hat. Zwar sind die Beobachtungen des Herrn Neukamp in Remagen, der bekanntlich zuerst weitere Kreise auf die Musik dieses Thales aufmerksam machte, aus nicht völlig klaren Gründen in forstlichen Blättern lebhaft angezweifelt und angegriffen worden, aber, wie wir bald sehen werden, mit dem größten Unrecht. Man hat gemeint, die Erscheinung der stundenlang über das Thal hinweg ziehenden Glockentöne sei durch vom Winde bewegte Hornfingnate der Treibjagd oder durch über den Kopf des Beobachters (unsichtbar?) hinwegziehende Vögelschaaren oder durch das Rauschen der Baumwipfel hervorgebracht worden, und in älteren Nachrichten über das singende Thal soll es sich gar blos um einige Scherze des verstorbenen Oberförster Hebron gehandelt haben.

Was nun zunächst den letzteren Einwurf betrifft, so müßte dieser alte Herr den gänzlich sinn- und gedankenlosen Scherz sehr oft wiederholt haben; denn, abgesehen von den schon im vorigen Artikel erwähnten Gewährsmännern, haben ihn noch viele andere Personen bei den verschiedensten Gelegenheiten über sein „singendes Thal“ sprechen hören, wie sich dies aus zahlreichen, Herrn Neukamp inzwischen zugegangenen Privatberichten ergab. Die Rentnerin Wedbecker in Honnef, deren verstorbener Gatte oft in der Nähe von Thrnecken zur Jagd war, berichtet, daß bei den Unterhaltungen desselben mit den ihn besuchenden Förstern „hundertmal“ die Rede auf das Singen und Tönen eines Thales bei Thrnecken gekommen sei, wobei dann darüber gescherzt wurde, daß die aberglänbischen Leute der Gegend diese Töne für Geisterstimmen hielten und mit dem alten Schlosse Thrnecken in Beziehung brächten.

Die obenerwähnten Deutungsversuche sind übrigens außerordentlich bezeichnend für die Schwierigkeit, ungewöhnliche akustische Naturerscheinungen aufzuklären, eine Schwierigkeit, welche hauptsächlich aus der Unsicherheit unseres Ohres den Schallrichtungen gegenüber entsteht. Nehmen wir mit dem Auge irgend eine unsere gewöhnliche Erscheinung wahr, so können wir darauf losgehen und sie näher betrachten, oder wenigstens aus der Lage, in der sie z. B. in hoher Luft erschien, Schlüsse über ihre Entstehungsweise ableiten, aber einer neuen Klangwirkung gegenüber befinden wir uns in der übelsten Lage; jeder Bauchredner kann uns mit Erfolg weismachen, nicht er, sondern eine hölzerne Figur spreche; den Ort eines Glockenthurmes suchen wir nach dem Getön oft in geradezu entgegengesetzter Richtung, zumal wenn ein Widerhall im Spiele ist; wir drehen uns nach allen Richtungen herum, wenn wir auf weiter Haide einen Ruf vernehmen, ohne Jemand zu sehen; kurz, wir werden Klängen unbekannten Ursprungs gegenüber leicht zum Spiel der Phantasie.

Die Gegner des singenden Thales hätten darum noch sehr viele andere Möglichkeiten zur Begründung ihrer gegnerischen Behauptungen auffinden können, und ich wundere mich besonders, daß sie nicht auch das dumpfe und anhaltende Pfeifen erwähnt haben, welches Jäger nicht selten vernehmen, wenn der Wind auf der Mündung ihres schräg über die Schulter hängenden Gewehres bläst. Gebirgs- und Wüstenreisende hören öfter ein eigenthümliches Säuseln in ihrer unmittelbarsten Nähe, welches von ausströmender Elektricität herrührt, die, namentlich bei Schnee- oder Sandstürmen, mit lautem Geräusche aus allen nach oben gerichteten Theilen ihres Körpers oder ihrer Ausrüstung und Bekleidung hervorströmt. In der Dunkelheit erblickt man dann die sogenannten Elmsfeuer, welche sich, wie ein altgriechischer Schriftsteller sagt, „singenden Vögeln gleich“ auf allen emporragenden Spitzen zeigen. Es gehört nur eine besondere, etwas gehobene Stimmung dazu, um selbst solchen in unserer unmittelbarsten Nähe entstehenden Tönen einen geheimnißvollen Charakter beizulegen. Eine von mir gemachte Erfahrung mag als Beispiel dienen.

Vor einigen Jahren wanderte ich eines schönen, oder vielmehr recht unschönen Tages in Gesellschaft eines guten Freundes den belannten Touristensteig von Meiringen über Rosenlaui und die große Scheidegg nach Grindelwald. Es regnete beinahe ohne Aufhören; der Boden war jämmerlich durchweicht, und von all den Herrlichkeiten des Berner Oberlandes, die Einem sonst auf diesem Wege entgegentreten, war nicht die Spur zu erblicken: Wellhorn, Wetterhorn, Engelhörner ꝛc., sie alle lagen in dichtem Nebeltriebe ver-

Digitized by Google

borgen. Wir waren über die große Scheidegg hinaus und hatten noch nichts gesehen. So unmittelbar neben den herrlichsten Panoramen vorüberzugehen, ohne sie zu erblicken, ist eine Schickung, die man nicht so leicht stumm erträgt: wir verwünschten laut unser Mißgeschick und beschworen alle Wetterheiligen, endlich mit ihrer Ungunst einzuhalten. Plötzlich, ohne alle Vorbereitung, zerriß der Nebelschleier von oben bis unten, schob sich wie eine Theatergardine nach beiden Seiten aus einander und ließ das Wetterhorn vom Fuße bis zum Gipfel frei und unmittelbar vor uns in seiner ganzen Majestät aufstehen. Das war nun eine Wundererscheinung, die uns für alles Erduldete reichlich entschädigte; denn da unser Auge nicht durch stundenlanges Vorhervorblicken und langsame Annäherung allmählich an die Großartigkeit der Erscheinung gewöhnt worden war, stürmte der Anblick über alle Maßen überraschend, ja überwältigend auf uns ein, und diese expressive Gewalt wurde noch dadurch vermehrt, daß er nicht länger währte, als die sogenannten Apotheosen der Feerieen: nach wenigen Secunden zog sich der Vorhang schnell und ebenso unvorbereitlich wie vorher von beiden Seiten wieder zusammen. Nun, ich extreme mich nicht einer übermäßig arbeitenden Phantasie, aber als sich dieses unvergleichliche Schauspiel wie auf unsern Dacaporuf nochmals für ebenso kurze Zeit wiederholte, da hatte ich doch den innern Eindruck, als hätten ein paar Luftgeister im Dienste der Alpenrose unsere nicht unberechtigten Stoßseufzer und Wünsche erhört, und es war mir ordentlich, als sähe ich sie blitzschnell an den Rändern der Gardine herabgleiten und sie ans einander schieben.

Meinem Begleiter schien es ebenso zu gehen, denn wenige Minuten darauf kehrte er zu mir zurück — er war ein Stück vorans gegangen — und fragte mich in offenbarer Erregung:

„Hast Du das eigenthümliche Singen in der Luft gehört?"

„Ich habe nicht das Mindeste gehört."

„Da, jetzt kommt es wieder — horch!"

Und wirklich, es kam wieder, ein eigenthümlich gehauchtes Klingen, wie dicht über uns in der Luft. Wir blickten um uns, aber rings, soweit der Nebelschleier uns zu sehen gestattete, war außer unserem Führer keine lebende Seele zu erblicken. Alphornbläser konnten es auch nicht sein: denn der eigenthümlich singende Ton hielt immer dieselbe Höhe, schwand einen Augenblick dahin, kam dann wieder — kurz, es war die reinste Zauberei, und wie wir endlich entdeckten, wirklich von denselben Luftgeistern ausgeführt, die vorhin den Nebelvorhang zurückgeschoben hatten: sie benutzten die Gelegenheit, auf der Feldstaffele, die mein Begleiter am Riemen über der Schulter trug, und von welcher der Pfropfen abgefallen war, dieweile ein Stücklein zu blasen.

Eine ganz ähnliche Ursache erzeugt die Musik der verzauberten Wälder im Schillinlande, welche uns Schweinfurth geschildert hat. In diesen Wäldern wächst die Flötenakazie (Acacia fistulosa), deren eisenbeinweiße Dornen durch die Thätigkeit von Insecten, die sich in ihrem Innern entwickeln, an der Basis zu runden weißen Blasen von Wallnußgröße ausgebohnt werden, worauf die Insecten bei dem Ausschlüpfen kreisrunde Löcher in den harten Blasenwandungen zurücklassen. Auf diesen Löchern bläst der Wind seine Flötenstücke, während die hohlen Angeln als Resonanzböden dienen.

„In den Wintermonaten," erzählt Schweinfurth, „gewährt der entlaubte Wald der Flötenakazie, das leidenschaftlich gespenstige Aussehen, welches, mit den aufgeblasenen Stacheln bekleidet, wie von Schneeflocken bedeckt erscheint, einen sonderbaren Anblick: das Flöten und Pfeifen von tausend Stimmen erhöht das eigenthümliche Aussehen eines solchen Waldes von Schoffar."

Schweinfurth hat diesen Schoffar oder Pfeifenbaum im Parke von Ebersteich bei Klein angepflanzt, und auch dort haben sich die betreffenden Insecten, welche ihn mit Schallöchern versehen, eingefunden, sodaß man den Zauberwald jetzt bequem auf der großen Touristenstraße nach dem Orient besuchen kann.

Aber, um nach dieser Abschweifung wieder auf unser Thema zu kommen: solche singende Bäume der Secheerzade giebt es bekanntlich bei Throneken nicht, und die übrigen Erklärungsversuche, welche eine Täuschung des Beobachters durch zufälliges Zusammentreffen voraussetzen, werden dadurch hinfällig, daß die Erscheinung immer von Neuem an derselben Oertlichkeit wiederkehrt, sodaß jedenfalls in örtlichen Bedingungen der Schlüssel des Geheimnisses gesucht werden muß. Daß auch die Hornsignale der Treibjagd nichts damit zu thun haben, bewies zur rechten Zeit für den darüber entbrannten Streit eine Beobachtung, die bald darauf von einem Unparteiischen gemacht wurde. Der seit kurzer Zeit zu Throneken angestellte Oberförster-Candidat Gericke vernahm nämlich (schon einige Wochen vor dem Erscheinen des „Gartenlauben"-Artikels) die Glockentöne von Neuem, und was besonders interessant ist, unter genau denselben atmosphärischen Verhältnissen und an derselben Stelle, nur mit dem Unterschiede, daß zur Zeit seine Treibjagd in der Nähe stattfand.

„Am 8. December 1880, einem herrlichen Morgen, war ich," so berichtete dieser Beobachter in einem Briefe an Herrn Neuleauv, auf dessen Broschüre er erst nachträglich aufmerksam gemacht wurde, als er das Erlebniß seinem Chef berichtete, „früh in den Wald gegangen, um im Thale zwischen Fuchsstein und Erbsenkopf forsttaxatorische Arbeiten vorzunehmen. . . . Es hatte stark gereift, und der Boden war gefroren. . . . Bei dem völlig klaren Himmel wirkte die Sonne dermaßen, daß ihr im Laufe des Vormittags Reif und Frost selbst in geschlossenen Beständen weichen mußten. . . . Es mochte zwischen 1 und 2 Uhr sein, als ich mich im Erbsenbruch befand und wiederholt leises, eigenthümliches Säuseln über mir zu hören meinte, dem ich jedoch keine Beachtung schenkte. Punkt 2½ Uhr kam ich an die Deuselbacher Försterweise, wo ich stutzte: denn über mir zogen laute Schallwellen weg, bald näher, bald ferner erklingend, sodaß ich nach der Uhr sah und überlegte, wo wohl Glocken geläutet würden, die hier so eigenthümlich nachklangen. Es waren dieselben Töne, welche ich eine Stunde vorher bedeutend leiser gehört hatte. . . . Zwanzig Minuten lang hörte ich diese lauten Töne, deren Höhe ich nicht bestimmen kann, weil ich kein musikalisches Gehör habe. Meine Arbeit beschäftigte mich noch bis gegen Abend in jenen Districten, ohne daß ich noch weiter etwas vernahm; übrigens hatte sich der Wind Nachmittags fast gänzlich gelegt. . . ."

Besonders hervorzuheben ist, daß diese Beobachtung unter fast denselben meteorologischen Bedingungen stattfand, wie die ersten. Herr Neuleauv leitet, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, das Tönen von einem Südwestwinde her, der, durch die enge Schlucht des Röderbaches gepreßt, sich in das weitere aufsteigende Thal ergießt, und derselbe Wind mit demselben auffallenden Temperaturunterschiede zwischen Thal und Höhe war auch das zweite Mal vorhanden. Wohl nicht mit Unrecht legt Herr Neuleauv gerade auf den letzteren Umstand ein besonderes Gewicht; denn wenn der Südwestwind allein genügte, das Tönen hervorzurufen, würde dasselbe wohl öfter vernommen werden. Möglicher Weise ruft die höhere Wärme im Thale eine vom Berge herabkommende Gegenströmung hervor, welche den Südwest in das Schaltrohr der Schlucht einpreßt und erst im Kampfe mit demselben die Töne erzeugt.

Bereits in dem obenerwähnten Aufsatze hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß mehrere andere Oertlichkeiten, in denen gegenstlich glockenartige Töne vernommen werden, sich durch eine dem singenden Thal von Throneken ähnliche Terrainbildung auszeichnen. Daraufhin sind mir mehrere Zuschriften zugegangen, von denen ich zwei der lehrreichsten hier auszugsweise mittheilen will. Ein Herr L. aus Heidorf im Siegerlande hörte vor nun zwanzig Jahren an einem Sommermorgen gegen 4 Uhr unweit der Mündung einer Thalschlucht seiner Heimath, die leider nicht näher bezeichnet wird, eine halbe Stunde lang solche „herrliche harmonische Töne, ähnlich einem fernen Glockengeläute, aber viel harmonischer, durch die Lüfte ziehen", und setzt folgende charakteristische Bemerkung hinzu: „Ein alter Mann, welcher nicht weit von mir stand und mit gefalteten Händen in die Luft sah, antwortete auf meine Frage, was das sei: ‚Jetzt fährt der Simon durch's Thal; dann ziehen Engel mit Posaunen auf Wolken durch die Luft — das höre ich hier jetzt zum zweiten Mal, und fast auf derselben Stelle'."

Wollen waren übrigens nicht vorhanden, aber der Correspondent erfuhr, daß später ein Förster in demselben Thale die Musik von Neuem vernommen habe.

Viel genauer ist eine zweite Mittheilung, die ich Herrn Landesschulrath Dr. F. Itwolf in Graz verdanke.

„Auch in den steirisch-kärntnerischen Alpen," schreibt mir derselbe, „giebt es ein solches tönendes Thal, und zwar in nächster Nähe des Speikkogels der Koralpe, des höchsten Berges in dem Scheiderücken zwischen Kärnten und Steiermark. Unmittelbar unter diesem Gipfel breitet sich ein enger Felsenkessel aus, welcher gegen Süden, Westen und Osten von steil aufragenden Wänden

Digitized by Google

eingeschlossen ist und sich nur gegen Norden in einem schmalen Ausgange öffnet. Ungefähr die Mitte dieses Felsenkessels ist der Ort, wo das „Geläute“ sich vernehmen läßt. Schon vor bald fünfzig Jahren machte der bekannte Botaniker Dr. Georg Mally in der Steiermärkischen Zeitschrift (Neue Folge II, 1. Seite 13. Graz 1835) auf diese Erscheinung aufmerksam; er sagt, daß sich, als er in die Mitte des erwähnten Felsenthales gekommen sei, über ihm leise Töne in der Luft vernehmen ließen, die wundersam harmonirten und mit nichts anderem füglich verglichen werden konnten, als mit dem mehrstimmigen Geläute einer fernen Kirche. Obwohl ein leiser Luftzug von Norden her sich spüren ließ, waren die Töne doch vernehmbar. Merkwürdig war die regelmäßige Fortdauer derselben. Ich ging mehrere Schritte vorwärts, die Töne wurden schwächer und verhallten endlich gänzlich.“

Es wehte also auch hier der Wind durch die Schlucht in das Thal hinein, und der Beobachter glaubte, wie alle früher angeführten Gewährsmänner, die Töne hoch über sich in der Luft zu vernehmen. Besonders beachtenswerth erscheint in allen diesen Berichten die Betonung der Andauer oder des langsamen Dahinziehens der Töne über dem Haupte der Beobachter, was der in dem vorigen Artikel erwähnte Pyrenäen-Reisende mit dem schlagenden, aber sehr charakteristischen Ausdrucke „ein langdauer, klagender Ton“ bezeichnete, und was Herrn Neuleuz zur Annahme eines langsam vorüberziehenden, tönenden Luftwirbels veranlaßte. Auch Herrn Gerike fiel dieselbe Eigenthümlichkeit auf. Dr. Mally suchte sich das Phänomen übrigens aus dem Geräusche einer Quelle zu erklären, welche von der steilen Wand des Speikkogels in das Felsenthal herabsprudelt, wobei nach seiner Meinung die Schallstrahlen durch die sich von drei Seiten erhebenden Felswände und deren vielfache Vorsprünge tausendfältig zurückgeworfen und gerade dort, wo man die Töne hört, in einem Brennpunkte so vereinigt werden sollen, daß sie harmonisiren und das Phänomen eines Geläutes erzeugen.

Es soll nun gewiß nicht behauptet werden, daß in dem Sprudeln, Murmeln und Brausen des Wassers wirkliche musikalische Töne nicht enthalten wären, die nicht auch unter Umständen durch zurückwerfende Felswände concentrirt und zu einem „Gesange der Quellnymphen“ oder der Wellennixen, wie in der Zingaligrotte von Staffa, verdichtet werden könnten.

Nach den vor neun Jahren (1873) angestellten Untersuchungen von Albert und Ernst Heim hat das Brausen und Rauschen der Wasserfälle die Eigenthümlichkeit, daß in ihm stets der C-dur-Dreiklang (C, E, G) und daneben das tiefere, nicht zum Accord gehörige F gehört wird. Bei großen donnernden Wasserstürzen übertönt das F die übrigen Klänge und dringt schon von ferne um die Felsecke oder über den Wald zu den Ohren des sich nähernden Besuchers. Bei weniger brausenden Fällen tritt besonders das C deutlich hervor, und neben ihm G; je nach den Eigenarten des Falles ist der eine oder der andere Ton vorherrschend hörbar, sodaß jeder Wasserfall seine eigene Musik hat.

Die genannten Beobachter konnten diese vier Töne bei allen Wasserfällen mitunter in verschiedenen Octaven heraushören, und daraus entsprangen für den Besucher eigenthümliche Folgen: Wenn man am Ufer eines rauschenden Wassers ein Lied in anderer Tonart als C-dur zu singen versucht, so entstehen sehr häßliche Dissonanzen zwischen dem Gesange des Menschen und dem des Wassers, sodaß unbewußt Niemand am rauschenden Wasser anders als in C-dur, und wenn der Strom recht gewaltig donnert, in F-dur zu singen versuchen wird. Es ist anders kaum möglich.

Den geneigten Leser wird es vielleicht überraschen, zu erfahren, daß nach den 1857 veröffentlichten Untersuchungen des bekannten englischen Physikers Tyndall diese Töne viel weniger durch das Aufschlagen der stürzenden Wassermassen als durch das Zerplatzen der zahllosen mit zusammengedrückter Luft gefüllten Bläschen, welche sie erzeugen, hervorgebracht werden. Das heißt also mit anderen Worten: das Schäumen der Wassermassen ist die nächste und hauptsächlichste Ursache des Gebrauses derselben: es finden gleichsam unendlich viele kleine Explosionen statt, die sich in schneller Aufeinanderfolge zu theilweise musikalischen Tönen an einander reihen.

Wahrscheinlich hängt aber mit den musikalischen Tönen des fallenden Wassers noch eine andere bekannte Erscheinung zusammen, nämlich das Vorkommen rhythmischer Zusammenziehungen und Erweiterungen sallender Wasserstrahlen, die ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit gewundenen oder geknickten Schläuchen geben und für Musik, wie schon Savart beobachtete, äußerst empfindlich sind. Man sieht diese Anschwellungen der Wasserstrahlen, wenn man auf der Geige (selbst in einiger Entfernung) langgezogene Töne spielt, eigenthümlich sich ballen und aus einander rücken, sodaß der Wasserstrahl einem Bambusstock mit dicken Knoten ähnlich wird. Wir müssen es künftigen Untersuchungen überlassen, zu entscheiden, ob bei dem „Geläut der schwaubacher Alpen“, wie das Phänomen bei den Umwohnenden heißt, wirklich die Musik des kleinen Wasserfalls mitwirkt, oder ob, wie unser Correspondent glaubt, dort dieselben Ursachen das Geläut hervorrufen, wie im singenden Thal von Thrnecken. Da das betreffende Gebirgsthal leicht von mehreren Seiten mit der Bahn zu erreichen ist und überdem in einer an Naturschönheiten reichen Gegend liegt, so wird sich hoffentlich bald ein Physiker finden, der, den Naturgenuß mit dem Studium verbindend, uns darüber weitere Aufklärung verschafft.

Ebenso dürfen wir dies hoffentlich bald für das singende Thal von Thrnecken erwarten, welches von drei Universitäten aus leicht und schnell zu erreichen ist. Klare Spätherbst- oder Früh jahrstage mit herrschendem Südwest und niedriger Temperatur dürften den Besuchern, nach den Beobachtungen Neuleuz', die meiste Aussicht gewähren, die Musik gegen Mittag selbst zu vernehmen, während die der Broschüre desselben beigegebene Terrainkarte als Wegweiser dienen kann.

Carus Sterne.

Etwas über die Holzschneidekunst.

Von **Carl B. Lorck.**

(Schluß.)

Das Clichiren und Galvanisiren. — Die nationalen Verschiedenheiten in dem Holzschnitt. — Ein Blick auf die Hochätzung und ihre Bedeutung für die Zukunft. — Holzschnitt bleibt jedoch Holzschnitt und die „Gartenlaube“ ihrer ältesten Mitarbeiterin, der „Xylographie“, treu.

Indem wir im vorhergehenden Theile unseres Artikels dem Leser die „Zurichtung“ eines Holzschnittes zu erklären versuchten, haben wir hervorgehoben, daß der Druck desselben schon durch das Unterlegen eines ganz dünnen Papierblättchens beeinflußt wird. Erwägt man dies, so leuchtet es ein, daß die geringste in dem Druckpapier selbst vorkommende Unebenheit den Abdruck eines Holzschnittes zu verderben im Stande ist. Selbst der Umstand, daß das Druckpapier bei der Fabrikation auf einem Drahtgespinnst ruht, durch welches das Wasser von der Papiermasse abläuft, wodurch diejenige Seite des Papiers, welche direct mit dem Draht in Berührung kommt, stets etwas rauher ausfällt als die andere, ist dem gleichmäßigen Drucke der Holzschnitte nachtheilig. Deshalb muß das Papier, nachdem es, um die Farbe besser aufzunehmen, angefeuchtet wurde, noch vor dem Druck satinirt, das heißt unter starker Pressung zwischen um ihre Achsen sich drehenden glatten Walzen von allen Unebenheiten und Rauhheiten befreit werden.

Trotzdem ist der Holzschnitt noch manchen Unfällen und, bei sehr großen Auflagen, auch der Abnutzung ausgesetzt. Man braucht nicht an die wirklich vorkommenden Ungeschicklichkeiten zu denken — z. B. daß der Drucker sein Klopfholz auf der Form liegen läßt, oder daß das Mädchen, welches die Bogen auf den Cylinder auflegt, ihr Falzbein auf die Form fallen läßt, Unfälle, die nicht nur einen Holzschnitt ruiniren, sondern eine Presse sprengen können —; schon ein aus der Form sich ablösender Buchstabe, ein zerreißendes Maschinenband, das sich auf die Form legt, u. dergl. m., ja schon die wechselnde Temperatur können auf einen Holzschnitt den verderblichsten Einfluß ausüben. Man war deshalb schon lange darauf bedacht, denselben ganz zu schonen und ihn durch „Clichés“

Digitized by Google

Reiterliebe.
Nach dem Oelgemälde von Hugo König.

Digitized by Google

zu ersehen, die nebenbei den Vortheil boten, daß man solche in größerer Anzahl anfertigen, also auf mehreren Pressen oder mehrfach auf einer Presse benutzen und auch weiter verkaufen konnte, wodurch allein öfters kostspielige Unternehmungen möglich wurden. Solche Clichés fertigte man zuerst durch die Stereotypie (eine Erfindung des Lord Stanhope) in Schriftmetall an. Zu diesem Zwecke wurde der Holzschnitt mit einem Gypsbrei übergossen, der nach seinem Festwerden eine vertiefte Form (Mater) bildete. In diese wurde nun das Metall gegossen, und man erhielt hiedurch ein dem Holzschnitt gleiches, erhabenes Bild.

Einen noch besseren Ersatz für den Holzschnitt bot später die Galvanoplastik, eine Erfindung des Professors Jacobi in Dorpat. Von dem Holzschnitt wird ein Abdruck in Wachs oder Guttapercha gemacht, mit Graphitstaub gut eingerieben und in einem Bade mit Kupfervitriol den Einwirkungen des galvanischen Stromes ausgesetzt. Das hiedurch aus der Lösung sich bildende feste Kupfer setzt sich an den Graphitüberzug an und bildet nach einigen Tagen eine dünne Kupferplatte, welche das in die Guttapercha vertieft eingedrückte Bild erhaben trägt. Nachdem die hohle Rückseite durch Ausgießen mit Blei die gehörige Clichéstärke erhalten hat, bildet das „Galvano“ ein weit genaueres und dauerhafteres Cliché, als das Cliché von Schriftmetall, und wird dessen Benützung für den Druck auf Grund seiner Unempfindlichkeit für Feuchtigkeit und Trockenheit, Wärme und Kälte in mancher Beziehung sogar der des Holzschnittes selbst vorgezogen.

Von einschneidender Wichtigkeit scheint die Erfindung der Celluloid-Clichés durch den französischen Bildhauer Jamin zu werden, wenn auch noch Zeit dazu gehört, um Vortheile und Nachtheile gegen die anderen Methoden gerecht abzuwägen. Das Celluloid ist eine durch chemische Behandlung aus Faserstoff hergestellte Masse von außerordentlicher Härte, zugleich, nach Erwärmung, von großer Biegsamkeit. Um ein Cliché zu gewinnen, war es jedoch noth wendig, erst eine Masse für eine Mater zu finden, die den zur Herstellung des Clichés unter Erhitzung bis zu 120 Grad Celsius nothwendigen Druck von 120 bis 130 Atmosphären aushalten konnte. Es gelang dies, und es lassen sich in jüngster Zeit vortreffliche Clichés herstellen, die namentlich für den Farbendruck besonderen Werth haben, da sie nicht, wie die Metallclichés, auf einige Farben nachtheilig wirken.

Wenn nun der Leser in der „Gartenlaube“ öfters Holzschnitt-Abdrücke sieht, die nicht allein eine volle Seite einnehmen, sondern sich sogar über zwei erstrecken, ja, wenn er in Blättern noch größeren Formates, wie z. B. in der „Illustrirten Zeitung“, auf solche trifft, die sogar den Raum von vier Seiten füllen, so wird er mit Recht die Fragen aufwerfen: „Giebt es denn auch Buchsbaumstämme von einem solchen Umfange? Und wenn es einem illustrirten Wochenblatte möglich ist, auf dem größten Format Ähnliches abzubilden, die kaum vor Wochen sich zugetragen haben, kann da ein Holzschneider in solcher Schnelligkeit arbeiten?“ Diese Fragen müssen wir verneinen, und doch sind die Thatsachen der großen Holzschnitte und der schnellen Herstellung fast alltäglich geworden. Wir wollen es versuchen, den Leser diesen anscheinen den Widerspruch zu erklären.

Der hauptsächlichste in Kleinasien wachsende und allein für den Holzschnitt taugliche Buchsbaum hat in der Regel einen Durchschnitt von 20 bis 25 Centimeter. Rechnet man jedoch den Abfall ab, welcher durch Umbildung der runden Durchschnitte in viereckige Klötze und durch schadhafte Stellen in dem Holze entsteht, so erhält man in der Regel Stücke von 10 bis 15 Centimeter im Viereck oder von 100 bis 225 Quadrat-Centimeter Flächenraum. Zu einem Holzschnitt in der Größe eines zweispaltigen Bildes der „Illustrirten Zeitung“ hat man also etwa 30 Blöcke von je 100 Quadrat-Centimeter nöthig. Diese Blöcke werden schwach zusammengeleimt und bilden somit einen Block von der nöthigen Größe. Nachdem die Zeichnung fertig gestellt ist, wird die Platte wieder in ihre einzelnen 30 Theile zerschlagen, sodaß nun so viele Holzschneider, wie Stücke vorhanden sind, gleichzeitig daran arbeiten können.

Hätte also ein Holzschneider 60 Tage zu arbeiten, um das ganze Bild allein zu fertigen, so würden 20 Holzschneider, falls diese zur Disposition ständen, die Aufgabe in 3 Tagen beenden. Sind die einzelnen Stücke im Schnitt fertig, so werden sie definitiv zusammengeleimt oder in einen eisernen Rahmen eingespannt. Der damit Beauftragte hat nur die Uebergänge von einem Stücke zu dem anderen „nachzugehen“ und hier und da eine Unregelmäßigkeit auszugleichen, bevor der Stock zum Druck gegeben wird.

Selbstverständlich wird ein solches Verfahren nur dann gewählt, wenn die Illustration den Ereignissen Schlag auf Schlag folgen muß. Ist aber die genügende Zeit vorhanden, so werden die Stücke soviel best zusammengeleimt, und ein Xylograph schneidet die ganze Platte, wenn nicht etwa einzelne Theile, in deren Behandlung ein anderer Xylograph eine hervorragende Tüchtigkeit besitzt, einem solchen überlassen werden.

Dieses wenn auch langsamere Verfahren führt selbstverständlich zu besseren künstlerischen Resultaten als das der getheilten Arbeit; denn trotz aller Beaufsichtigung und Anleitung des tüchtigsten artistischen Dirigenten können 10 bis 20 Xylographen doch nicht so zusammen arbeiten, daß in ihrer gemeinsamen Leistung eine vollständige Harmonie erzielt werden kann, namentlich wenn es sich um eine freihebandelte Zeichnung handelt.

Hat sich in eine Platte ein störender Fehler eingeschlichen, so hat man noch ein Mittel, einem solchen abzuhelfen, obwohl man nicht gern dazu greift: mit einem Drehbohrer wird ein Loch, nach Nothwendigkeit mehrere Löcher neben einander, gebohrt und darein je ein runder Zapfen getrieben, dessen Oberfläche mit neuer Zeichnung versehen und alsdann geschnitten wird.

Diese Mittheilungen in kurzen Zügen werden hoffentlich einigermaßen genügen, um dem Leser eine Vorstellung von der Technik des Schneidens und des Druckes der Holzschnitte zu geben.

Was die künstlerische Behandlung des Holzschnittes betrifft, so hat sich diese in den maßgebenden Ländern, England, Deutschland und Frankreich, wie es auch bei den verschiedenen Kunstrichtungen überhaupt natürlich war, nicht ganz in gleicher Weise entwickelt.

In England blieb der Tonschnitt seit Bewick ganz vor herrschend. Für den englischen Holzschneider existiren kaum Conturen. Er legt Ton auf Ton und ist deshalb im Landschaftlichen, wo Alles auf die Farbe ankommt, ganz auf seinem Platze. Er versteht es, aus einer leicht hingeworfenen, selbst mangelhaften Zeichnung einen dem Auge wohlgefälligen Schnitt zu machen. Hat jedoch der englische Holzschneider eine wirkliche kunstgerechte Vorlage, in der Alles genau berechnet ist, vor sich, bei der es darauf ankommt, Fachwerk zu schneiden, so ist er mehr als ein anderer der Gefahr ausgesetzt, diese zu verderben, weil er seine Technik über Alles stellt und gewohnt ist, das zweideutige Lob, daß sein Holzschnitt sich kaum von einem Stahlstich unterscheiden läßt, als das höchste zu betrachten. Nur die illustrirten englischen Zeitungen haben sich von der Bewick'schen Schule losgesagt, und die für diese Zeitungen fast ausschließlich arbeitenden Künstler und Holzschneider sich eine den Verhältnissen angepaßte höchst praktische und effectvolle Technik angeeignet, mit der sie öfters ganz Vortreffliches liefern.

Der deutsche Zeichner und Holzschneider steht in der Behandlung des Figürlichen dem Engländer voran. Er verdirbt nicht so leicht eine gute und correcte Zeichnung; er arbeitet treuer und gewissenhafter und unterordnet sich mehr dem Zeichner; es sind bei ihm die Traditionen des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz ausgestorben. Andererseits besitzt er seltener die Selbstständigkeit in der Technik, die es dem Engländer möglich macht, eine unpraktische Vorlage praktisch umzuarbeiten. Wir stehen deshalb in Deutschland so vortrefflichen Arbeiten, wie sie der Engländer nicht fertig bringt, z. B. wenn ein Ungelmann, Vogel oder Kratschmar eine Menzel'sche Zeichnung schnitt, oder unsere heutigen ersten Xylographen Beudemann'sche, Richter'sche oder Führich'sche Vorlagen reproducirten. Andererseits haben wir eine Menge echt hölzerne Holzschnitte, in welchen der Xylograph die Mängel der Zeichnung mit dem Mantel des technischen Verständnisses nicht zu decken vermochte. Kurz gesagt: der Deutsche wird den Vorzug in allen Arbeiten behalten, wo der zeichnende Künstler seine volle Schuldigkeit thut.

Der französische Xylograph nimmt seinen Platz zwischen dem englischen und dem deutschen ein und ist, nicht selten mit Glück, bemüht, die Vorzüge beider zu entwickeln und Eleganz mit Gewissenhaftigkeit zu vereinigen. Er ist weit bestimmter in den Umgrenzungen als der Engländer, vermeidet jedoch die oft zu harten Contouren der Deutschen. Extravaganzen, welche Alles der knappesten Wirkung opfern, kommen auch vor, sie liegen aber weniger bei den Holzschneidern, als bei solchen Künstlern, welche gar keine

Digitized by Google

Schranken kennen. In der Regel erleichtern jedoch vortreffliche Zeichner, die zum Theil sich nur dem Zeichnen von Vorlagen für den Holzschnitt widmen und somit das Wesen und die Erfordernisse des letzteren auf das Genaueste kennen, den Holzschneidern ihre Aufgabe sehr. Diese Künstler behandeln diejenigen Theile der Zeichnungen, bei welchen Alles auf die exacte Wiedergabe ankommt, mit der größten Gewissenhaftigkeit, überlassen aber die Partien, bei welchen sie der Technik des Holzschneiders vollständig vertrauen können, diesem zur freien Behandlung. Einen bemerkbaren Einfluß hat die französische Schule auf Stuttgart geübt, wo oft mit großem Glück Zeichner und Holzschneider sich in französischer Art in die Hände arbeiten.

Alle solche allgemeine Charakteristiken und Vergleiche bedürfen natürlich in den einzelnen Fällen der Correctur: denn es ist selbst verständlich, daß es Engländer giebt, die sich die Eigenschaften der Deutschen aneignen — und umgekehrt.

Was den Illustrationsdruck betrifft, stehen die drei großen Culturländer wohl auf gleicher Stufe der Vollkommenheit, doch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß ein englisches oder französisches Prachtwerk in seiner Totalität in der Regel einen vornehmeren und zugleich harmonischeren Eindruck erzielt als ein deutsches. Zum Theil liegt dies in dem aristokratisch ruhigeren Charakter der lateinischen (Antiqua) Schrift und in der Vorzüglichkeit des Papiers, theils trägt dazu eine größere Einheitlichkeit in der Mache bei, indem keiner der an der Herstellung Betheiligten sich hervorzudrängen, jeder aber voll zu dem Ensemble beizutragen bemüht ist, selbst wenn seine Rolle nur eine kleine ist. In dem eigentlichen Druck steht Deutschland keinem andern Lande nach, sondern übertrifft eher seine Rivalen.

Im deutschen Reiche sind es namentlich die Städte Leipzig und Stuttgart, die im Illustrationsdruck die Führung haben: Stuttgart zeichnet sich durch die Herstellung zahlreicher dort verlegter Werke aus, die sich meistens auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, sowie der Culturgeschichte bewegen, während Leipzig nicht allein die eigenen illustrirten periodischen Unternehmungen und Werke, sondern auch die hauptsächlichsten Berliner Blätter und viele Prachtdrucke für auswärts liefert, außerdem den Holzschnittdruck vielfach für seinen großen wissenschaftlichen, lanatomischen, naturwissenschaftlichen und technischen) Verlag ausbenutzt.

Berlin ist in dem Illustrationsdruck etwas hinter Stuttgart und Leipzig zurückgeblieben, dagegen hat sich in Oesterreich in jüngerer Zeit diese Specialität, namentlich aber der xylographische Buntdruck mächtig gehoben. In Wien herrscht, wie in Stuttgart, eine höchst glückliche Verbindung der Kunst mit dem Kunstgewerbe, welcher ganz besonders durch das „Museum für Kunst und Industrie" und durch die Unternehmungen der „Gesellschaft für bildende Kunst" (gegründet 1871) Vorschub geleistet wird.

Hat der Holzschnitt, wie wir oben gesehen, Vieles von seinem ursprünglichen, eigenthümlichen Charakter eingebüßt, indem er sich die Nachahmung des Stahlstiches, ja selbst der Kreidezeichnung und der Radirung zur Aufgabe stellte, so hat er doch auf diesen neuen Wegen einen staunenswerthen Grad von Vollendung erreicht. Seine innige Verbindung mit dem gedruckten Worte wird ihm stets die Gunst des Volkes sichern, welches ihm so manchen hohen Genuß, so vielseitige Belehrung und Unterhaltung verdankt. Es scheint fast, als sei kein anderes Material sindbar, in welchem sich Härte und Zähigkeit in dem Grade glücklich vereinigt, wie in dem Buchsbaum. Für alle Arten von Arbeiten, bei denen es darauf ankommt, wirkliche Kunstproducte für die Buchdruckerpresse zu schaffen, wird deshalb der Holzschnitt kaum durch ein anderes Verfahren je verdrängt werden.

Es giebt jedoch eine nicht geringe Anzahl von für den Hoch druck berechneten Arbeiten, zu welchen der Holzschnitt sich nicht eignet, wozu namentlich alle kartographischen gehören, mit ihren unter die Terrainzeichnung gemischten vielen kleinen Schriften. Schrift correct in Holz zu schneiden ist eine unendlich schwierige, zeitraubende und also auch kostspielige Aufgabe. Dies veranlaßte schon in dem vorigen Jahrhundert die berühmten Buchdrucker und Schriftgießer J. G. J. Breitkopf in Leipzig und W. Haas in Basel, nachdem die Schwierigkeiten des Musiknotensatzes glücklich überwunden waren, den Versuch zu wagen, Landkarten mit bewaglichen Typen zu setzen. Sowohl die Genannten wie ihre Nachfolger auf dieser Bahn lernten jedoch die praktische Unmöglichkeit ihres Unternehmens einsehen.

Da traten in der Neuzeit Chemitypie und Zinkochätzung als vortreffliche Helferinnen ein. Beide Verfahren werden gewöhnlich als ein und dasselbe betrachtet, sind jedoch von einander sehr verschieden. Bei der von dem Dänen C. Pitl erfundenen, in Leipzig zur Ausführung gebrachten Chemitypie wird eine Zinkplatte zuerst mit einem Deckgrund, wie die Kupferplatte, überzogen, dann die Zeichnung mit der Nadel gemacht und geätzt. Die versiefte Zeichnung wird mit leichtflüssigem Metall ausgegossen und dies mit der Oberfläche der Platte, von welcher der Deckgrund entfernt wurde, auf gleiche Höhe gebracht. Hierauf wird die Zinkplatte dem Netzen unterworfen und die ganze Oberfläche der Wirkung der Säure ausgesetzt, welcher jedoch die in die Vertiefungen eingegossene Metallmischung widersteht. Diese letztere bildet nun, über die Zinkplatte herausragend, eine in der Buchdruckerpresse verwendbare Platte. Dieses Verfahren hat ganz besonders für die Herstellung von Karten eine enorme Wichtigkeit, indem es hierdurch unter Mithülfe der Mehrfarbendruckpressen möglich geworden ist, farbige Karten zu sabelhaft billigen Preisen zu liefern.

Die Zinkhochätzung eignet sich mehr für leichte Federzeichnungen, Reproductionen von älteren Drucken und Holzschnitten und dergleichen. Wie schon Eingangs erwähnt wurde, läßt sich die Zinkplatte wie der lithographische Stein leicht mit präparirter Kreide oder fetter Tusche bezeichnen. Fertigt man nun eine derartige Zeichnung oder trägt einen mit fetter Farbe gemachten Umdruck auf eine Zinkplatte und ätzt diese, so wird nur das reine Metall angegriffen, nicht aber werden die durch die Zeichnung oder den Umdruck geschützten Stellen dadurch alterirt. Durch fortgesetzte Aetzung tritt diese Zeichnung so hoch über die Platte hinaus, daß sie sich auf der Buchdruckerpresse drucken läßt: ja sogar Deckplatten für Bücherein bände sind in dieser Weise hergestellen. Das ganze Verfahren ist ein ebenso rasches wie billiges und eignet sich sehr gut zur Herstellung von Illustrationen, an die keine zu hohen Ansprüche gestellt werden, z. B. für die leicht hingeworfenen Bilder in den französischen Bilyblättern.

Wird nun auch die Xylographie immer für wirklich künstlerische Blätter den unbestrittenen Vorrang behaupten, da durch die Zinkhochätzung weder die Tiefe des Holzschnittes noch die Reinheit der feinen Linien und Schattirungen, noch endlich die angemessenen Abstufungen des Border-, Mittel- und Hintergrundes zu erzielen sind, so hat die Letztere doch unthunsäglich noch eine große Zukunft. Wie die Pfennigmagazine zu den illustrirten Zeitungen führten, so mußten letztere wieder die Gedanken unternehmender Köpfe auf illustrirte Tagesblätter lenken. Ohne Hülfe der Zinkographie könnte indessen ein solcher Gedanke kaum festen Boden fassen: denn nur durch diese in Verbindung mit der Rotationsmaschine wird es möglich, innerhalb vierundzwanzig Stunden eine Zeichnung auf Zink hinzuwerfen, sie in eine Hochdruckplatte zu verwandeln und zu drucken. Als europäische Versuche im Kleinen können wir die Witterungskarten, Schlachtenpläne und Kriegskarten mehrerer Zeitungen erwähnen: in Amerika hat man schon ein Tageblatt, welches jährlich 10000 Abbildungen bringt, wenn es auch nicht als eine nur den Tag illustrirende Zeitung bezeichnet werden kann.

Doch ergehen wir uns nicht in Zukunftsphantasien, deren Zukunftsregung wir zunächst unseren Collegen jenseits des Oceans in ihrem tollen Jagen, um einander eine Kopflänge abzugewinnen, überlassen müssen, und welche die Bestrebungen der „Gartenlaube" nicht berühren. Diese wird ihrer alten Verbündeten, der „Xylographie", treu bleiben und fortfahren, durch Mitwirkung derselben manches schöne Bild tüchtiger Künstler in gediegener Ausführung ihren Lesern vorzuführen.

Blätter und Blüthen.

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 31):

69) Der Sohn einer Wittwe, Robert Fromm aus Berlin, am 21. December 1859 geboren, früher als Jocken im königlichen Marstall diewend, verließ Berlin 1871, schrieb ab und zu aus Belgien, und zum letzten Male, am 12. Juli 1877, aus Wilteria auf dem Cap der guten Hoffnung. Auf Nachforschungen durch das „Auswärtige Amt" des Reichs erfolgte am 25. April 1879 die Mittheilung, daß Fromm als Polizeibeamter im Caplande angestellt und gesund sei. Dennoch blieben die Briefe der Mutter unbeantwortet, weshalb sie sich an die britische

Digitized by Google

Gesandtschaft in Berlin wandte. Von dieser erhielt sie am 16. Juni dieses Jahres den Bescheid, daß ihr Sohn seit dem 15. April 1880 aus seinem Dienst entlassen und jetzt nicht zu ermitteln sei.

70) Eine Mutter in Czernowitz (in der Bukowina) wartet vergeblich auf die Heimkehr ihres nun einundzwanzigjährigen Sohnes. Demselben, Markus Juilchneker, trieb es im letzten russisch-türkischen Kriege während der Belagerung von Plewna (1878) als siebenzehnjährigen Untergymnasiasten auf dem Kriegsschauplatz. Er schrieb zuerst von Alexandri in Rumänien, dann, gegen Ende des Jahres, aus der Festung Rustschuk in Bulgarien.

71) Der im Jahre 1865 von Breslau vorgewanderte Tischlergeselle Gustav Wilhelm Jigel wird aufgefordert, behufs Erhebung einer Erbschaft, seinen jetzigen Aufenthalt dem königlichen Amtsgericht zu Breslau anzuzeigen.

72) Ein Sohn deutscher Eltern aus Ludwigslust in Mecklenburg, der in St. Petersburg geborene Friedrich Ludwig Meyer, lebte dort als Jahrher eines Uhrengeschäfts, hat aber — nach Mittheilung des deutschen Consulats — in St. Petersburg zu Anfang Juli 1880 verlassen, um sich nach Deutschland zu begeben, und ist seitdem verschwunden.

73) Sollte der vor dreißig Jahren nach Melbourne in Australien ausgewanderte Adolf Perzel, der vor achtzehn Jahren zum letzten Mal geschrieben, oder dessen einziger Sohn noch leben, so bitter der alte Bruder Perzel in um Nachricht durch die „Gartenlaube".

74) Der Seemann Jürgen Briehn aus Neukbüring sucht vor etwa achtzehn Jahren mit einem Schiffe von Nord-Amerika nach Australien, lieh sich in Queensland nieder und schrieb von dort vor zwölf Jahren zum letzten Mal an die Seinen. Seine sechs Geschwister bitten um Nachricht von ihm.

75) Der Sohn eines Magdeburger Handelsmanns, Fritz Röber, den 24. December 1850 in der Vorstadt Sudenburg geboren, war im Geschäft seines Vaters thätig, als er sich Ende des Jahres 1878, ohne jede äußere Veranlassung, aus dem elterlichen Hause entfernte. Er hatte sich von Daunndorf, wo er Geschäfte verrichten sollte, nach Braunschweig begeben. Seitdem ist keine Spur mehr von ihm zu finden gewesen. Er ist ein Mann von schlanker Gestalt, gesundem, rothen Gesicht, mit hart aufgewerfenen Lippen, hartem, ja dagegen sehr klarer Augenbrauen und heilblondes, sehr krauses Haar.

76) Aus Bernals bei Wien ging die zu Litau in Mähren geborene, jetzt etwa vierundbreißigjährige Ottilie Schwarz im Jahre 1866 nach Wien in Dienst, folgte von da einer Herrschaft nach Kempten und scheint sich 1870 wieder zu Hause, worauf sie Anfang 1876 mit einer englischen Familie nach Ostindien reiste und zuletzt in Singapore gelebt haben soll. Sie wird von ihrem Bruder gesucht.

77) Am Januar Jahren 1878 der seitzgenildermaler Fritz Tomaskiewicz aus Wien verschwunden, und seitdem warten Mutter und Kind vergeblich auf seine Heimkehr.

78) Der Schlossergeselle Georg Werner, geboren 1859 in Berlin, ging im October 1877 auf die Wanderschaft, arbeitete zuletzt in Chemnitz bis zum Juli 1878, um welche Zeit er, nach polizeilicher Mittheilung, diese Stadt verließ, ohne seinen den Seinigen Nachricht zu geben. Insofern sind die Eltern gestorben, und seine Schwester bittet ihn nun um Heimkehr oder Nennung seines Aufenthaltsortes.

79) Im Jahre 1862 wanderte der damals zwanzigjährige Goldschmied Theodor Christian Daniel Wiese aus Lübeck nach Valparaiso aus, schrieb noch zwei Jahren, daß er seine Stellung in einer Trockerei der erhalten und sich mit einer Chilenerin verheirathen wolle. Seitdem ist seine Mutter, die als Wittwe in Hamburg lebt, auf alle Briefe ohne Antwort geblieben.

80) Aus Berbersdorf bei Hainichen in Sachsen ging 1878 Karl Hermann Diebnelt, der damals sechszehnjährige Sohn eines armen armen Handwebers, nach Berlin, in dessen drei Jahre als Kellner in der Spenger'schen Restauration in der Von der-Heydt Straße, zog dann zu einem Herrn Karl Keeber in die Lützowstraße 12 und verließ Mitte April 1881 seine Wohnung, um sich in eine Restauration zu begeben, in welcher er acht Tage auf Probe arbeiten sollte. Er hatte Derselben versprochen, am nächsten Sonntag wieder zu kommen, hat jedoch seitdem nichts weder von sich hören lassen. Daß er auch seinen Koffer mit seinen Kleidern z. nicht abgeholt, erregt den Verdacht, daß hier ein Unglück oder ein Verbrechen vorliege. — Der Vermißte ist von langer Statur, hat blondes Haar und an der linken Wange ein sogenanntes Eedbermal.

81) An einen ebenso unheimlichen Fall müssen wir, um der sich in Gram verzehrenden Mutter den einzigen, letzten Trost nicht zu versagen, noch einmal erinnern. Wilhelm Eichfeld, ein sechszehnjähriger Präparandenschüler in Barby, von Aussehen klein und schwächlich, mit röthlich-blondem Haar und einer unbedeutenden Narbe über dem einen Auge, war am 27. Januar 1877 der Einladung eines Realschülers zu einem Besuch in Magdeburg gefolgt, um den Abend des nächsten Tages mit diesem in's Theater gegangen. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause verschwand er plötzlich von der Seite seines Gefährten und ist seitdem spurlos verschollen. Die beklagenswerthe Mutter, die schon vier Kinder in der Jugendblüthe durch den Tod verloren, klammert sich an jeden Strohhalm von Hoffnung, ihren Jüngsten wieder zu finden.

82) Hermann Richard Strunz wanderte als achtzehnjähriger Schlossergeselle mit Bewilligung seiner Eltern im Mai 1872 von seiner Heimath Obertschema bei Schneberg in Sachsen erst nach Amerika und von da nach Australien. Von New-York, San Francisco und Sidney hat er heimgeschrieben; der letzte Brief datirt vom 2. Juni 1875 und erzählt, daß Strunz von San Francisco aus mit auf den Walfischfang ging, daß ihr Fahrzeug in einen starken Sturm gerieth, an einen Felsen geschleudert wurde und Schiffbruch erlitt. Es gelang ihm, in einem der vier Rettungsboote unterzukommen, aber erst nach drei Tagen erreichten sie Land, und zwar eine der Fidschi Inseln. Hier mußten sie zwei Monate warten, bis ein Schiff des Weges kam, das sie nach Australien mitnahm.

Am Schlusse verspricht Strunz noch: „Ich werde bald nach Hause kommen." Seitdem fehlt alle Nachricht.

83) Ernst Hermann Krause aus Langenhessen bei Werdau, achtundzwanzig Jahre alt, Tischler, wanderte 1878 nach Australien, gab zuletzt Nachricht 1879 von Villa Libertad bei Buenos Aires und bedürftigte damals eine Reise mit einem gewissen Wurthier, der schon zweihundertfünf Jahre dort gelebt, sowie mit dem aus Baiern stammenden Colonisten Schottenhofer vom Uruguay nach Missiones. Von Krause ist seitdem keine Kunde mehr zu erlangen gewesen.

84) Leopold Gottlieb Kirsch, geboren in Rakel den 22. Februar 1845, hat die Maschinenbauerei in der Werkstatt der königlichen Ostbahn zu Königsberg in Preußen gelernt, ist als Heizer und Maschinenbauer in Kowno, Wilna, Dünaburg beschäftigt gewesen, ging aus dem Dienst der Eisenbahn Dünaburg-Wiebol im Jahre 1873 in einen neuen Dienst als Maschinenbauer oder Locomotivführer ins südlichen Russland. Alle Bemühungen des Vaters, durch Vermittelung früherer Collegen an genannten Eisenbahnen von dem Sohne etwas Genaueres zu erfahren, sind vergeblich gewesen.

85) Moritz Reinhold Schmidt, ein Tischlergeselle, 1858 zu Wilsdruff bei Dresden geboren, 1872 bis 1875 in Meißen in der Lehre, seit August 1878 auf der Wanderschaft, hat am 26. Februar 1879 aus Rempendorf in Reuß-Greiz zum letzten Mal geschrieben. Das dreijährige Schweigen setzt seine Eltern in große Sorge.

86) Von drei Schwestern Brombach aus Insterburg, die das Schicksal aus einander gerissen, befindet sich Bertha in St. Petersburg und sehnt sich nach ihren Schwestern Wilhelmine, die zuletzt in Insterburg, und Auguste, die in Königsberg in Preußen war, und von welchen sie seit sechszehn Jahren keine Kunde erhalten hat. Wird die „Gartenlaube" sie zusammenführen vermögen? Die Adresse ihrer Schwester liegt für sie bereit.

87) Der Tischler Schmidt, der Sohn des verstorbenen Lehrers Schmidt in Dänschendorf auf Fehmarn, jetzt einundvierzig Jahre alt, ging nach Australien und schrieb den letzten Brief aus Woods Point im November 1863. Spätere Briefe der Angehörigen blieben ohne Antwort; Nachforschungen waren vergeblich. Später (1877) erhielt die Mutter, er habe in Melbourne, bei Fuhrmann und es gehe ihm gut. Seine kranke Mutter hofft auf diesen Wege Nachricht von ihm zu erhalten.

88) Der Tischler Julius Sorge in Berlin ist seit dem 7. März 1880 spurlos verschwunden. Es wird vermuthet, daß er entweder vermißlich in's Wasser sich noch Amerika begeben hat. Seine Frau und drei Kinder bitten um Kunde von ihm.

89) In Australien suchen zwei Thüringer Kinder ihren Vater: Karl Schwarz aus Schmalkalden, einen tüchtigen Sattler, der sich seit im 53. oder 55. Jahre befindet. Er hatte 1848 als Berittener der Artillerie-officier bei der Feuerwerkscompagnie der kurhessischen Artillerie, wanderte 1856 mit mehreren Cameraden nach Australien aus, landete glücklich in Sydney und folgte der Einladung eines fremden Herrn in das Innere des Landes, kehrte zwar mit nach einem Jahre nach Sydney zurück, verschwand dann aber wieder spurlos. Dieser gab den Seinen dahein gute Nachricht; leider sind durch den Tod seiner Angehörigen die Briefe verloren und damit auch die Adresse Beider. Die nun durch die „Gartenlaube" wiedergefunden werden soll.

Warnung! Unsere Leser wissen, daß die „Gartenlaube" seit Jahren freiwillig und ohne den geringsten Anspruch auf irgend welche Vergütung den Amtsblattsorte oder dem Schicksale deutscher Vermißter und Verschollener in Ju- oder Auslande nachzuforschen pflegt, als ein Privatpersonen oder Behörden die Bitte um solche Nachforschungen an uns stellen. Wir fühlten uns zu diesem Opfer verpflichtet, weil kein anderes Blatt sich solcher Verbreitung unter den Deutschen in fremden und überseeischen Ländern erfreut, wie gerade die „Gartenlaube", und eben deshalb hat es uns auch an oft überraschenden Erfolgen nicht gefehlt. Die große Mehrzahl dieser Vermißten gehört der ärmeren Classe an, der zur Nachforschung durch Inserate die Mittel fehlen. Nie hat es uns an Leben in Deutschland und an Landleuten in der Fremde gemangelt, welche nicht gern Opfer und unsere Anregung gegeben haben, denen das Bewußtsein der Freude oder Beruhigung, welche sie dadurch den Suchenden zu bieten vermocht, nicht genügender Lohn gewesen wäre. — Da unmöglich sich nun plötzlich eine Helferorte, die aus dem Selbstlosigkeit Verpflichten ein einträgliches Geschäft machte. Vor der Hand haben wir zwar nur eine Firma auf diesen Streifzügen nach deutschen Zwanzigmarkstücken ertappt, wollen jedoch dieser sofort die nöthige Lenke anbängen, um warnend und abschreckend zugleich zu wirken. Die Sache ist hier: Wir haben in einzelnen unserer Nachfragen die Bitte nicht nur des Vermißten, sondern auch der Anfragenden, d. h. der Eltern, Geschwister oder dergl. genannt. Diese Adressen wurden nun benutzt, um unfrankirte Briefe an dieselben zu richten, welche auf der Rehrseite mit der Bemerkung versehen sind: „Dieser Brief enthält Nachricht über den vermißten N. N." — Welcher Arme aber wird nicht die letzten Groschen daran wenden, um einen solchen Brief öffnen zu können! Und was erfährt er? Zu den uns in Originalen und Copien vorliegenden Zuschriften heißt es fast gleichlautend: „zufällig habe ich in Erfahrung gebracht" — „zufällig habe ich in einer Zeitung gelesen" — „zufällig" — Das suchen." Nun erklärt der Gefälltige, daß er den Vermißten entweder kenne oder auf einer Reise gesprochen z., und erbietet sich, die betreffende Adresse anfindig zu machen, jedoch — der Rotten wegen — nur gegen Einsendung von 20 Mark.

Unsere Leser und die betreffenden Briefempfänger werden auf Grund obiger Warnung sofort wissen, was sie von solchen Zuschriften zu halten haben. Wir unsererseits werden übrigens künftig die Angabe der Namen von Auftraggebern vermeiden und damit diesem Schwindel am fürzesten ein Ende machen. Soll denn kein Werk der Wohlthätigkeit bestehen können, ohne von unsaubern Händen ausgebeutet zu werden?

Die Redaction.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von E. v. Tydow.

(Fortsetzung.)

„Ja," antwortete Henriette, plötzlich zögernd, „Curt sieht mit den Augen der Phantasie; so ist es."

Und es war, als ob ein ernster Schatten über ihre weiße, faltenlose Stirn zöge, um nicht so schnell wieder zu weichen.

„Diese Augen sind nicht nur gefährlich für den, der sie sieht, sondern auch für den, der sie hat," fuhr sie gedankenvoll fort. „Es ist eine kindische Frage — aber sagen Sie mir: Glauben Sie, daß der Knabe einmal glücklich werden wird?"

„Gnädige Frau, was verstehn Sie unter Glück?" fragte Arndt, „etwa die Summe des Genusses, den der Mensch aus seinen eigenen Kräften und Fähigkeiten zieht? Und auch in diesem Fall," setzte er sinnend hinzu, „fragt es sich ja, ob das Schicksal eine normale Ausbildung der innewohnenden Kräfte — also einen ungetrübten Genuß zuläßt."

„Das Schicksal!" rief Henriette, und es war, als ob eine geheimnißvolle Leidenschaft die sanfte Ruhe ihres Wesens durchzitterte. „Wissen Sie, ich glaube, die Menschen träumen dem, was sie Schicksal nennen, eine zu große Gewalt über sich und Andere ein."

„So leugnen Sie dieselbe? Gnädige Frau, verzeihen Sie — es dürfte denn doch ein titanisches Vermessen sein — —" sagte Arndt scharf accentuirt.

„Gewiß nicht; wie könnte ich die Gewalt des Schicksals leugnen?" antwortete sie, und es wollte ihm erscheinen, als nähme plötzlich ihr Auge einen feuchten, eigenthümlich schwärmerischen Glanz an. „Ich meine nur, daß nach den meisten Schicksalsfällen noch ein unendlich werthvoller Rest des Lebens bleibt, den man mit etwas gutem Willen für sich und Andere retten und zu einem schönen Ganzen gestalten kann. Und zu diesem guten Willen sollte man frühzeitig den Keim legen. — O, ich meine immer, wenn nur zur rechten Zeit das Rechte geschieht, müßte man es vom Schicksal erzwingen können, daß gewisse Menschen glücklich werden."

„Sie scheinen das Glück für die vornehmste Lebensbedingung zu halten," entgegnete Arndt immer interessirter, „und doch entfaltet sich manche Natur historisch nachweisbar nur im Unglück zu voller Reife."

„Ich weiß es, aber ich hege doch den leidenschaftlichen sehnlichen Wunsch, daß der Knabe glücklich werde," sagte sie leise. „Können Sie mir das verdenken?"

Es lag eine große Bewegung in dem Tone ihrer Stimme, als aber Arndt nach einigen Secunden zu ihr aufblickte, lebte in ihren Zügen nichts Trauriges. Bewundernd schweifte ihr Blick über die weite sonnige See und hinauf in den wolkenlosen Himmel.

„Er wird schon glücklich werden," sagte sie lebhaft, „denn es giebt nichts Schönes auf der Welt, das er nicht empfände, und nichts Gutes, das er nicht wollte."

Doch plötzlich schien ihr einzufallen, daß es doch am Ende Arndt langweilen könne, nur immer und immer von dem Knaben reden zu hören. Mit einer Lebhaftigkeit, als habe sie ein wirklich ernstes Versehen wieder gut zu machen, fragte sie jetzt nach seinen Interessen, erkundigte sich nach der beabsichtigten norwegischen Reise und ließ sich noch Manches von den besonderen Verhältnissen seines Berufes erzählen. Dabei wurde vorübergehend auch der Hauptstadt erwähnt, in welcher Beide lebten, und durch die verschiedenartigsten Kunstinteressen, welche dieselbe vertritt, ergab sich stets interessanter neuer Stoff zur Unterhaltung.

Wie anregend diese aber auch immer sein mochte, das Innerste von Henriettens Seele schien doch fortwährend mit dem Knaben beschäftigt zu sein; denn so oft er herangesprungen kam, hatte sie sofort nur Aufmerksamkeit für ihn, und wenn er einmal längere Zeit fern geblieben war, blickte sie sich mitten im Gespräche suchend nach ihm um.

Es war seltsam — sie gehörte eigentlich nicht zu denjenigen Naturen, welche sich auf den ersten Blick begeistern lassen, und doch wurde Arndt, streng genommen, durch nichts an ihr überrascht — vielleicht, weil er von vornherein gewußt hatte, daß sie eine ungewöhnliche Frau sei und daß er jede Stunde etwas Neues an ihr entdecken würde.

Der Abend war schon vorgeschritten, als man sich, vom Spaziergange zurückkehrend, trennte, und Arndt war sehr zufrieden mit dem Inhalte des verlebten Abends: er hatte sich heute noch länger und eingehender mit ihr unterhalten, als es gestern bei der Ruderpartie hätte der Fall sein können.

Mit eigenthümlichem Interesse bemerkte er im Verkehr der folgenden Tage, wie selbst die Gestalten der beiden originellen Schwestern ohne Weiteres vor Henrietten in den Hintergrund traten. Mochte es von Adelheid's Seite ein fanatisches Freundschaftsbedürfniß sein, nur eine Folie für Henriette abzugeben, so lag ein derartiger Cultus durchaus nicht in Angustens Natur, und doch schien auch sie ihren hellen Verstand und schlagfertigen Mutterwitz in der Gegenwart der Freundin nur Funken sprühen zu lassen, damit diese die Flamme ihres Geistes daran entzünden und leuchten lassen könne.

Digitized by Google

Henriette besaß in seltener Weise die Fähigkeit, Fremdes in sich aufzunehmen und zu beherzigen und es durch selbstständiges Fühlen und Denken auszuspinnen und zu vertiefen. Diese Gabe stimmte so eigenthümlich harmonisch zu dem schwärmerischen Zuge ihrer Seele, sich stets für Andere zu opfern, daß ihr Wesen dadurch eine Größe gewann, welche, von innen herausstrahlend, auch ihre ganze äußere Erscheinung wunderbar hob.

Es waren oft kleine Dinge und Veranlassungen, bei denen sich ihre Eigenart, mehr an Andere als an sich zu denken, offenbarte, aber je kleiner diese Veranlassungen waren, desto charakteristischer mußten sie dem aufmerksamen Beobachter erscheinen. So wußte Henriette es zum Beispiel durch alle erdenklichen Vorwände von einem Tage zum anderen zu verschieben, daß Curt's Bild aus Adelheid's zeitweiligem Atelier in ihre Wohnung überging; sie wollte der Freundin möglichst lange den Genuß gönnen, sich jeden Augenblick ihres Werkes zu freuen. Arndt hatte das selbst gelegentlich wahrgenommen; auch sprach Auguste zu ihm darüber.

„Wenn alle Leute so eigennützig auf ihren edlen Absichten beharrten wie Henriette, wäre es in der Welt vor Zank und Streit ganz unerträglich," sagte sie. „Ich würde an Adelheid's Stelle das Bild ganz behalten."

Wenige Tage nach ihrem ersten gemeinsamen Spaziergange sand Arndt die junge Frau eines Nachmittags vor der Thür ihrer Wohnung über einen kolossalen Band Naturgeschichte gebeugt; er wußte, ohne zu fragen, welche Regung ihr denselben in die Hand gegeben hatte. Aber Adelheid, die das Buch später auf der Bank liegen sah, knüpfte eine erstaunte Bemerkung an dasselbe, indem sie sich über dessen ungeheueren Umfang wunderte, und Auguste erkundigte sich spöttisch, aus welchem vorsündfluthlichen Leihinstitut man denn diesen altersgrauen Fossilien habe kommen lassen und zu welchem unbegreiflichen Zwecke? Da die Sache einmal in's Lächerliche gezogen war, mochte Henriette sich scheuen, den wahren Grund ihres plötzlichen Studiums zu gestehen; deshalb beichtete sie nur lächelnd, daß sie das Werk von einem alten, in der Badegesellschaft höchst wunderlich erscheinenden Gelehrten geliehen habe, den man wegen seines steifen Wesens den „steinernen Gast" getauft und über den schon mancher Witz aus dem Munde der Schwestern Lappe gefallen war. Sie habe dem armen Einsiedler einmal eine Freude machen wollen und ihn deswegen um etwas gebeten, behauptete sie scherzend, und das sei ihr denn auch merkwürdig gut gelungen; er sei gewiß Jahre lang so von den alleralltäglichsten menschlichen Beziehungen losgetrennt gewesen, daß ihn das Gefühl, einem anderen lebendigen Wesen auch einmal etwas nützen und geben zu können, wie ein ungeheures Glück überrascht hätte.

Arndt fand, daß selbst dieser Scherz, mit welchem sie ihren wahren Grund für den Augenblick verdeckte, wieder voll besonderster Liebenswürdigkeit war; denn eine aufrichtige Rührung mischte sich augenscheinlich in ihr Lächeln über den alten Gelehrten.

„Sie kann nicht aus sich selbst heraus," dachte er bei sich; „sie verstrickt sich sofort von Neuem in ihre eigene Ammuth, wenn sie einmal einen schönen, edlen Zug ihres Wesens verleugnen will."

Auch bemerkte er in den folgenden Tagen, wie sie nicht mehr in die satirischen Bemerkungen über den „steinernen Gast" einstimmte, ihn aber bei jeder Gelegenheit nach etwas, das ihm spezielt bekannt war, fragte, jedenfalls um ihm eine neue Freude zu machen. — —

Henriette empfand eine aufrichtige Dankbarkeit gegen Arndt, dessen günstiger Einfluß auf Curt ihr nicht entging. Es war oft förmlich, als fühlte das wunderbare Kind sich gehoben, sobald es mit Arndt im Boote saß und ruderte, ihm die Segel spannen half, an seiner Seite die ersten Schwimmversuche machte, oder auch nur still zuhörte, wenn der Architekt mit seiner Mutter über Wett- und allgemeine Lebensverhältnisse sprach. Durch Arndt war offenbar ein Element in Curt's Leben gekommen, das ihm bisher gefehlt hatte: das Element praktischer Frische, das Henriette ihm beim besten Willen nicht in diesem Maße zuführen konnte, da sie ihrer Natur nach selbst in dem Banne jener ausschließlich idealen Welt lebte, welcher das Wesen des Knaben zugehörte.

Das war es eben, weshalb Henriette so großen Dank für Arndt empfand, und da sie zu wenig selbstsüchtig war, um dem Knaben Alles sein zu wollen, begünstigte sie ohne jede störende Nebenempfindung sein Zusammensein mit dem männlichen Fremde und trat demselben bei dieser Gelegenheit auch für ihre eigene Person nothwendig immer näher. — Arndt's Charakter sowie seine Art, sich zu geben, sprachen sie außerordentlich an; sie fand darin Verwandtes, das ihr lieb war, und wiederum Andersartiges, das sie zum Nachdenken reizte.

So verflossen die Tage von Arndt's Anwesenheit auf Rügen in lebhaftem Freundschaftsverkehre, dessen interessante Lieblichkeit ihn, der es so wenig gewohnt war, ausschließlich dem Genusse zu leben, mit fremdartigen Empfindungen umstrickte. Alles, was er erlebte, zog noch immer wie ein wunderlicher Reisetraum an ihm vorüber, und Henriette Brandenburg fesselte ihn von Tag zu Tage mehr.

Aber nicht, als ob er besinnungs- und gedankenlos sein Herz an sie verloren hätte, wie ein Jüngling! Nein, er war sich sogar bewußt, daß es Etwas in ihrem Wesen gab, das ihn störte.

Und das war nicht mehr, wie vor Jahren, das Gefühl, als betrauere sie ihren Gatten nicht, wie es sich gebühre — es war etwas ganz Anderes: es bedrückte und bekummte ihn mitunter die Empfindung, in ihrer Gegenwart keinen profanen Gedanken haben zu dürfen und jede selbstsüchtige Regung ersticken zu müssen, wollte er nicht weit hinter ihr zurückbleiben; sie war eine ideal gestimmte Frau und er ein Mann des realen Lebens und der unmittelbaren Empfindung.

Und doch! Im Widerspruch mit diesem ihn störenden Gefühl gab es bald nichts Erschneres für ihn, als allein mit ihr zu sein und ganz ungestört mit ihr zu reden, wenn einmal die Materinnen nicht zugegen waren und sich selbst der Knabe abseits umhertrieb.

Er meinte, daß er nie etwas so eigenthümlich Schönes gesehen habe, wie diese Frau, wenn sie neben ihm durch den stillen Buchenwald an's hohe Ufer ging und oft plötzlich stehen blieb, das Gesicht lebhaft zu ihm gewandt, um ihn auf einen hüpfenden Vogel, einen malerisch verüberhängenden Ast oder die unerwartet durch den Schatten brechenden Sonnenstrahlen aufmerksam zu machen. — Er vergaß dann, daß sie eine Frau und Wittwe war, und empfand ihre Nähe wie die eines jugendschönen Mädchens, das, von räthselhafter Anmuth und Hoheit umwoben, an seiner Seite schritt.

Oder sie saßen auch fernab vom Dorfe mit einander auf der kahlen Düne am Strande, Henriette oben auf dem Hügel zwischen wehendem Strandhafer und er, wie selbstverständlich, tiefer unten, gleichsam zu ihren Füßen, und was sie dann sprachen, war nie etwas Alltägliches. — Ihre Unterhaltung drehte sich um Alles, das in höherem Sinne interessant war, und Henriette redete zu ihm wie zu einem alten Bekannten.

Einmal hatten sie, von ihren Wege ausruhend und mit einander plaudernd, Berlin und allerlei gegenwärtige Weltverhältnisse berührt, welche ihn als Mann, der gelegentlich rüstig im Strome seiner Zeit zu schwimmen hatte, natürlich beschäftigten. Da fragte plötzlich Henriette nuruhig:

„Was meinen Sie, wie wird sich Curt einmal in die Welt finden? Wir schwindelt, wenn ich von all diesem Parteiwesen höre. — Die Einen haben Recht und die Anderen haben gewiß nicht Unrecht. — O, mir scheint auf der einen Seite genau so viel Selbstsucht und Beschränktheit zu sein, wie auf der anderen, und deshalb kann man seiner Partei den erbittertsten Kampf auf Leben und Tod verdenken. — Keiner fühlt sich in seiner Lage wohl — und darum hat Jeder Grund genug, es anders zu wünschen, als es eben ist. — Früher, als ich jung war, schwärmte ich für die Revolution; — o, lächeln Sie nicht! Ich meine es sehr ernsthaft — aber — ich bin älter geworden. — Doch — weiß Gott — anders, als sie ist, möchte ich auch heute noch die Welt haben! — Aber mich dünkt, ein Kind könnte sie reformiren, wenn man es mit den Worten über die Erde schickte: „Macht einander Freude — und thut Euch nicht weh!"

Die Thränen waren ihr in die Augen getreten, als sie so sprach.

Arndt, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, vermochte nichts zu entgegnen und sah gegen seine Gewohnheit unbeweglich zu ihr auf.

„Hier ist es schön," sagte sie nach einer Weile tief aufathmend; „finden Sie nicht? — Hier hört man nichts von alledem, das einen ängstigt und bedrückt. — O Gott, die Natur!"

Darauf schwieg sie wieder, und ihr feuchtschimmerndes Auge eilte am Strande entlang dem herankommenden Knaben entgegen, während ihr geschlossener Mund noch zu sprechen schien.

Digitized by Google

Wieder war sie so Eins mit sich; wieder hatte sie Etwas gesagt, das so tief in ihrem innersten Wesen begründet war, daß sich Arndt fragte, ob eine solche Harmonie nicht gleichbedeutend mit Glück sei, und doch drängte sich gerade in diesem Augenblick jene verjährte Scene im Nachbarsgarten, da sie den Tod mit einem ausgeblasenen Lichte verglich und gewissermaßen zugab, daß der Mensch mehr als einmal sterben könne, in seine Erinnerung zurück.

Von Neuem sah er prüfend zu ihr auf, aber seine Gedanken verloren unterwegs etwas von ihrem forschenden Ernst: denn sein Blick blieb mit unruhigem Entzücken an ihren zart geschweiften Lippen hängen, auf denen noch immer ein hold beredter Ausdruck spielte, gleichsam als ob auf ihnen die verschwebenden Geister von allerlei sinnigen Gedanken geheimnißvolle Zwiesprach hielten.

Es war nicht das erste Mal, daß er sich dieser absonderlich lebendigen Schönheit Henriettens erfreute, aber es war doch das erste Mal, daß er sich ihrer so reflectirend bewußt wurde.

Dazu plätscherten leise die im Sande verrinnenden Wasser, und im zarten Wiederschein des Westens röthele sich der weite Osthimmel, um sanft in das spiegelnde Wasser hinabzuleuchten.

„Ja — hier ist es schön!“ sagte er und erhob unwillkürlich wieder den Blick zu Henriette, immer noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Der Gedanke an das Gewirr der Welt hatte ihr die Thränen in die Augen getrieben — wie anders dagegen empfand er! Was sie beängstigte, konnte ihn nicht erschrecken und noch weniger erschüttern. Der Kampf der Welt war ihm bisher seinen eigenen persönlichen Lebenslosen und Berufsleiden gegenüber wie etwas heilsam Großes erschienen, das Alle, welche Gefahr laufen, in kleinlichen Alltagssorgen zu versiken, mit stets lauter Trommete zum Kampf für allgemeine und deshalb höhere Interessen ruft.

Und doch — heute — angesichts dieser Natur und unter dem Zauber von Henriettens Nähe wollte es ihn wiederum als etwas unendlich Kleines bedünken. Was war der große Kampf auf dem Welttheater anders, als das Gewimmel eines Ameisenhaufens, dessen Volk sich mit rastlosem Eifer eine Welt erbaut, die ein Fußtritt des ewigen Schicksals vernichten und in Staubatome auflösen kann? All das sagte er ihr in lebhaften beredten Worten, und als er ausgesprochen, meinte Henriette:

„Wenn Ihnen das Weltgetriebe kleinlich . . . nein! das ist nicht das Richtige! denn kleinlich kommt es freilich auch mir vor! — aber: wenn es Ihnen zu unbedeutend erscheint, als daß man darüber traurig sein könnte, wo wollen Sie dann die Kraft, die Geduld hernehmen, wieder eine Rolle in ihm zu spielen, was Sie als Mann doch müssen?“

„Eben aus den Nachwehen der heutigen Festtagsstimmung!“ antwortete er kühn. „Dieses ‚heute‘ natürlich in einem etwas weiten Sinne genommen.“

In diesem Augenblick trat Curt heran, und das Gespräch wurde durch die unvermittelten Aeußerungen des Knaben unterbrochen, und doch klang es, wie jede Unterhaltung mit Henriette, noch lange in Arndt nach.

8.

Mit hochgespannten Gefühlen stand der Architekt Arndt um die Dämmerung des letzten Abends vor seiner Abreise nach Norwegen an einer Bucht des Ufers, wo er Henriette und Curt zu einer kleinen Bootfahrt erwartete. Und noch einmal sagte er sich endgültig, daß ihn die Luft dieser Insel verjüngt habe.

Lebhafte Zukunftspläne traten vor seine Seele; seine Züge waren erregt, und sein Auge leuchtete in vollem Lebensmuth. — Was er von dieser Reise gewünscht hatte: Klarheit und feste Kraft des Entschlusses in jeder Beziehung — sie hatte es ihm gebracht. Seine Gedanken schweiften rasch und lebendig, wie seine Blicke, hin und her, richteten sich zuletzt aber hauptsächlich auf Eines: Arndt fühlte kein Bedürfniß mehr, einen Hausstand mit Erna Lepel zu gründen.

Der Umgang mit Henrietten hatte ihn gelehrt, daß es besser sei, frei zu bleiben, als sich ängstlich durch heilige Pflichten zu binden; denn er war sich in diesem Augenblicke vollkommen bewußt, daß es ihm werthvoller sein würde, Henriette zur Freundin seines Lebens, als Erna zur Gattin zu gewinnen, und damit war Alles, was ihn an dieses Mädchen gebunden hatte, ein für **alle Mal abgethan.**

Langsam und gedankenvoll schritt er am Ufer auf und nieder. Allerdings, es gab etwas, das ihn in Henriettens Nähe nicht ganz frei athmen ließ — und doch . . .!

Es dunkelte mehr und mehr am Strande. Abendschatten zogen über den ganzen Himmel, und nur am Horizonte blieb noch ein breiter Streifen Tageslicht, zart in allen Regenbogenfarben leuchtend, zurück; er schlang sich wie ein verlorenes buntes Band, mit dem die sinkenden Sonnenstrahlen zu spielen schienen, halb heiter, halb wehmüthig um die abendlich stille See, deren Grün immer tiefer und einförmiger und darum immer milder und wärmer wurde. Die Schatten des Abends zogen, zitternd wie flüchtige Erinnerungen oder schwankend wie ein leiser, noch unausgedachter Zukunftsgedanke, über das schlummerweiche Wellenantlitz der See.

Arndt empfand die Poesie dieses Anblickes plötzlich wie eine ihm fremde, sehnsüchtige Rührung, die er, eben **weil** sie ihm fremd war, mit einer gewissen Neugier belauschte und lächelnd in sich gewähren ließ. Leise bebte sie in ihm auf und legte sich wie ein Bann um seine Glieder.

Da sah er Henrietten mit Curt an der Hand eiligen Schrittes auf ihn zukommen. Er blieb stehen und sah den Beiden entgegen.

„Bleibe bei mir — denn es will Abend werden,“ klang es traumverworren, wie ein erstickes Flüstern durch seine weich gewordene Mannesseele, aber nein: eine Freundin konnte und wollte sie ihm vielleicht werden — nicht mehr! Was sollte ihm diese weibische, weichmüthige Regung?

Abend war es **gewesen** — die Nacht seines Lebens lag hinter ihm: ein frischer, freier Morgen tagte vor seinen Blicken.

Er hatte es vorhin gefühlt, und er fühlte es auch jetzt wieder: er besaß noch Kraft genug, den „Rest seines Lebens für sich zu retten“ und zu einem „schönen Ganzen“ zu erheben, wie Henriette sich selbst ausgedrückt hatte. — Wenn sie, ein zartes Weib, das gekonnt hatte . . . aber da war sie ja wieder! Und wiederum war es ihr übermächtiger Einfluß, dem er, wie es schien, den Aufschwung seiner Kraft zu verdanken hatte!

Eine stolze Woge des Unmuthes zagte über seine Stirn, und beinah unwirsch ging er Henrietten entgegen. Doch als sie näher kam, verflog diese Wolke.

„Es ist spät geworden; verzeihen Sie!“ sagte sie schon aus der Entfernung. „Ich hoffte immer, Adelheid und Auguste würden noch mitkommen — aber sie scheinen heute bis in die sinkende Nacht gemalt zu haben.“

„Endlich!“ rief Curt, als Arndt ihm die Hand schüttelte. „Herr Arndt, ich dachte, Sie wären eine große Verfeinerung geworden, als Sie vorhin immer so auf's Wasser starrten. Bitte, lieber Herr Arndt, Sie geben mir heute gleich das eine Ruder! — Sit! sagen Sie jetzt kein Wort — hören Sie nur einen Augenblick, wie das Wasser murmelt!“

„Ich hab' es schon eine ganze Weile gehört,“ antwortete Arndt, „die Nixen singen thörichte Lieder.“

„Nein, sie haben Todtenfest und singen ein schönes Requiem für die Ertrunkenen,“ sagte der Knabe feurig und sprang dann mit einem wilden Jauchzen an Arndt und Henriette vorbei in's Boot. „Ich hab's! ich hab's! Ich hab' das eine Ruder, Herr Arndt!“ rief er triumphirend, und einige Minuten später glitt der Kahn, eine helle Furche ziehend, fast lautlos auf dem stillen Wasser dahin.

9.

Als sie von der Bootfahrt zurückgekehrt waren und das Fahrzeug nun wieder glücklich in seinem kleinen natürlichen Hafen lag, das heißt, zwischen einigen am Ufer sich erhebenden alten Steinblöcken, da war die Stimmung in der Natur eine ganz andere geworden. Ein lebhafter Südost blies über die See und regte sie zu immer wachsenden Wellen auf. Curt kletterte rasch über die Steine fort an den Strand, und Henriette wollte sich eben von ihrem Holzbänkchen erheben und ihm folgen, als Arndt, der noch mit dem Festmachen des Bootes beschäftigt war, fragte:

„Was hat Curt heute Abend? Ist ihm etwas Besonderes geschehen?“

„Er ist aufgeregt, weil Sie morgen abreisen,“ antwortete Henriette noch sitzen bleibend. „Ich kann Ihnen Etwas verrathen, das Sie freuen muß: er hat Verse auf Sie gemacht.“

„Verse? Wo sind sie?“ fragte Arndt.

Henriette lächelte.

Digitized by Google

„Natürlich längst zerrissen," sagte sie. „Ich fand sie heute Morgen unter meiner Kaffeetasse; selbstverständlich wurde er glühend roth, während ich sie las, und riß sie mir, als ich damit kaum zu Ende war, schon wieder aus der Hand, um mit dem Concept zum Zimmer hinaus zu stürzen."

„Schade, daß ich sie nicht sehen durfte! So etwas hätte ich mir nicht träumen lassen!" meinte Arndt.

„Nicht? Sie müssen doch bemerkt haben, wie er Sie bewundert?"

„Ja, weil ich das Militärmaß und noch einige Zoll darüber habe," scherzte Arndt, um eine ungewöhnliche Bewegung zu verbergen. Henriette lachte flüchtig; dann aber sagte sie herzlich:

„Aber, wenn wir ernsthaft sein wollen: Sie müssen gefühlt haben, Herr Architekt, wie dankbar Ihnen mein Sohn für die große Freundlichkeit ist, welche Sie ihm diese ganze Zeit über erwiesen haben, und ich bin es mit ihm. — Ich mußte Ihnen das einmal sagen, und ich freue mich, daß ich noch heute Abend dazu Gelegenheit fand."

Arndt erwiderte darauf nichts. Desto beredter sprach ein Ausdruck freudiger Ergriffenheit aus seinem leicht gerötheten Gesichte, und eine bescheiden ablehnende lebhafte Handbewegung lieh seiner inneren Bewegung Ausdruck. Noch eine gute Weile blieben sie einander gegenüber auf den schmalen Bänkchen des Booles sitzen.

Arndt war nachdenklich und schweigsam geworden. Etwas, das er seit seiner persönlichen Berührung mit Henrietten wiederholt unterdrückt hatte, erfüllte ihn an diesem letzten Abende des Zusammenseins mit ihr übermächtig — und mochte es nun passend sein oder nicht, er wollte es heute aussprechen.

„Verzeihen Sie mir eine Frage!" sagte er plötzlich. „Sie sind schon in früher Jugend einem harten Schicksal begegnet, gnädige Frau; Sie haben mir so Manches erzählt, aber Sie sprachen noch nie von Ihrem Gemahl. — Waren Sie lange auf seinen Tod vorbereitet?"

„Ich wußte, daß er bald sterben würde, als ich mich mit ihm verlobte," sagte sie ruhig, aber mit einer andächtigen Klangfärbung, wie sie die Stimme des Menschen bei Erwähnung eines Todten anzunehmen pflegt. Sie schien zu frösteln; denn sie zog plötzlich ihr Shawltuch fester um die Schultern.

Arndt fühlte, daß er an eine wunde Stelle in Henriettens Herzen gerührt, aber er gestand sich nicht, wie selbstsüchtig die Motive waren, die ihn dazu veranlaßten; ein leises Lächeln der Befriedigung stahl sich in seine erregten Züge, und wäre es nicht so dunkel gewesen, würde Henriette vor dem sonderbaren Leuchten seiner Blicke erschrocken sein.

Indessen schwiegen sie Beide, und nun war es, als begönnen plötzlich die Wellen, welche das Boot umwogten, an ihrer Stelle zu reden. Wie ein dumpfes unterirdisches Brausen und Brausen, wie ein leise in der Tiefe verhallender Donner zog es von fernher heran, und dazu zischten und rauschten die einzelnen Wellen auf der Oberfläche.

Henriette neigte sich leicht über den Rand des Bootes und blickte an den schwarzen Steinblöcken vorüber wie gebannt auf den tanzenden Schaum, während Arndt noch immer daran dachte, wie ihm nun bestätigt sei, was er von vornherein geahnt habe, daß Henriette in dem verstorbenen Gatten nicht den Geliebten ihrer Jugend betraute. — Dieser war es also nicht. —

Plötzlich wandte sie leise den Kopf. „Curt!" sagte sie und stand auf. — Sie wußte wohl, daß der Knabe gern eine Weile allein war, wenn ihm etwas aufregte, aber sie meinte doch, es sei jetzt Zeit für ihn, heimzukehren. Und bevor sie noch den Fuß auf den Bord des Kahnes gesetzt hatte, stand auch Arndt schon außerhalb, um ihr von dort die Hand zu reichen, damit sie besser aussteigen könne. Dann führte er sie ebenso sicher und sorgsam über die großen und kleinen Steinblöcke hinweg an's Ufer. Dabei kam sie ihm oft ganz nah, sie achtete aber nicht darauf, daß er heftig athmete, wie nach einem langen Marsch oder einer sonstigen Anstrengung. Er hielt ihre Hand so regungslos fest in der seinen, daß ihr unmöglich etwas an ihm auffallen konnte.

„Curt, komm jetzt!" sagte Henriette freundlich und wandte sich zum Gehen.

Der Knabe, welcher bisher wie ein junger Seehund auf einem großen flachen Steine am Ufer gelegen hatte und nun schnell aufgesprungen war, folgte den beiden Vorangehenden. Doch schritt er diesmal nicht an der Seite seiner Mutter, sondern drängte sich dicht an Arndt heran und sah während des Weges, dann und wann stumm und verstohlen zu ihm auf. Erst kurz vor dem Dorfe begann er unruhig und lebhaft zu schwatzen und betrug sich überhaupt sehr ausgereizt. Arndt war innerlich wohl mehr mit der Mutter, als mit dem Sohne beschäftigt, aber trotzdem entging ihm Curt's Stimmung nicht.

Noch kurzer Wanderung hatten sie den Vorgarten von Brandenburg's Wohnung erreicht. Auf der Schwelle des Hauses verabschiedete sich Arndt von Henrietten — schnell, aber mit einer gewissen verhaltenen Innigkeit. Und dem Knaben, welchen Abschied bot er ihm, der mit so sichtlicher Liebe an ihm hing? Schon mehrmals hatte er ihm die Hand geschüttelt, und nun, als Arndt sich schon halb zum Gehen gewandt, kam es auf einmal wie zwingend über ihn — fast ohne es zu wollen, beugte er sich zu dem Knaben herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Auf Wiedersehn in Berlin, mein junger Freund!" sagte er dann heiter und grüßte noch einmal leicht mit dem Hut zu Henrietten hinüber. Als er aber allein dem Nachbardorfe zuschritt, war er räthselhaft erschüttert, und hastiger, als seine Schritte vorwärts stürmten, eilten seine Gedanken zurück. — —

„Jä," meinte Putbrese am andern Morgen, als Arndt wartend vor ihm stand, um sich einige Mark herausgeben zu lassen, die er über den Betrag seiner Rechnung gezahlt hatte, „jä — Se gaohn oc wol lichter, as Se kamen sind?"

Der Alte zwinkerte so schlau mit den schief gezogenen Augen, als wollte er dem Abreisenden die Antwort aus der Seele lesen.

„Natürlich, guter Putbrese, dafür sorgen die Herren Gastwirthe überall," entgegnete Arndt lächelnd.

„Jä — jä — dat is doch äwers 'n schlimm Ding, allens hier to laoten un goarnix dorför mit to nähmen — jä? — Oder nähmen S' doch 'n bäten wat mit? — Kenn son lütt Angedenken?"

„Daß ich nicht wüßte! Ich bin kein Raritätensammler."

Aber bitte, beeilen Sie sich etwas, Herr Putbrese! Denn die mit noch zustehenden Marktstücke will ich allerdings gerne mitnehmen."

„Verstah all," grinste der Alte und trat vor sein Pult. „Na — un, man nich so hitzig! — Se sünd keen Raretätensammler? Ne, dat sünd Se nich, äwers dat givt doch oc anner Oarten von Raretäten . . . Dunnerwäter! een, twe, dree, vier, vief Mark! — Jä! wenn de nix Ror's is, denn weet ich 't nich."

Arndt hatte Nichts von seinem letzten Gemurmel gehört; denn er verabschiedete sich soeben von der „hochdeutschen" Wirthin, die sofort, als er das Haus verlassen hatte, in einen plattdeutschen Redestrom ausbrach:

„Ick weet nich, Putbres', wenn se dissen nich nimmt . . . ! Dat se de vörrigjohrschen Herrn nich antäken hat . . . leve Gott! se möt wähl von ehren Herrn Professer hollen hebben — un dat sin ich so rührend un christlich bi sonne vörnähme Doam — — Newers dissen Herrn Architekten! Wo kleedt den Mann dat goob! Alleen disse Boart! disse smucke lange Snauzboart! Putbres', Du hest Dien Daog nich son Boart hatt! — Du kennst goar den Wierth nich, de in sonnen Boart sitt! — dat is nich üm den Boart alleen — dat is üm dat Vörnähme. — — Newerhaupt: siehr nette Manieren het de Mann! Keen patzig Wurd — un doch nich temied! Ne, de Mann gefällt mie — dat kann ich wull seggen, siehr gefällt disse Mann mie. Un ick will mich Methilde Putbresen heten, wenn em dat nich ock die uns angenähm wäst is un he anner Johr wedder kimmt."

Das glattrasirte Gesicht des alten Putbrese verzog sich zu einem breiten, nachhaltigen Lächeln, draußen aber läutete schon die Glocke des Dampfschiffes, und schäumend setzten sich die Räder des kleinen Fahrzeuges in Bewegung.

Arndt stand auf Deck; sein Blick schweifte nach dem benachbarten Dorfe hinüber; deshalb übersah er wohl, daß aus dem Fenster der Makerinnen, das gerade auf das Wasser hinausging, ein weißes Tuch wehte, welches so langsam und melancholisch hin und her gezogen wurde, daß es nicht schwer gewesen sein dürfte, sich in der Phantasie Augustens braves Gesicht mit dem ironischen Ausdruck dahinter zu ergänzen.

10.

Es war Winter. Menschen und Ereignisse „drängten sich wieder in der Hauptstadt. Eine Tagesneuigkeit löste die andere ab. Der Reichstag war eröffnet, die Theatersaison auf der Höhe; fremde und einheimische Künstler aller Gattungen brachten ihre

Digitized by Google

Album schöner Frauenköpfe: 4. Studienkopf.
Oelgemälde von Prof. Paul Thumann.
Nach einer Photographie im Verlage von G. Schauer in Berlin.

Digitized by Google

Werke zur Ausstellung, und fertigedruckte Zeitungsreclamen lockten das Publicum bald hierhin, bald dorthin.

Für ein gemüthliches häusliches Leben blieb nur wenigen Leuten Zeit übrig, und was immer die warme Jahreszeit gebracht haben mochte — jede Erinnerung, war sie zu Anfang des Winters auch noch so frisch gewesen, wurde jetzt von der rauschenden Gegenwart übertönt.

In dieser grellen rauschenden Welt der Hauptstadt bildeten die fünf Personen, welche im jüngst verflossenen Jahre zwei schöne Wochen mit einander auf Rügen verlebt hatten, eine kleine Welt für sich; ein Zauberkreis umschloß sie: er ward von tausend zarten, bunt durch einander gewebten Fäden gebildet, die der Spätsommer damals so natürlich auf öden Dünen und im stillen, dunkeln Buchenwalde angesponnen hatte.

Um Arndt's Herz, der jetzt wieder mitten im unruhvollen Leben und Treiben der Welt stand, aber in seiner Berufsthätigkeit seit seiner Rückkehr von Norwegen einen neuen Aufschwung genommen hatte, zogen sich diese feinen Sommerfäden wie Strahlen eines goldenen Lichtes, das seine Augen um so durstiger einsogen, je weniger das Gewölk, das bis vor Kurzem an seinem Horizonte stand, ihm je den Schimmer einer ähnlichen Sonne vergönnt hatte.

Nicht so deutlich, wie er, sah Henriette diese flimmernden Fädchen; nur manchmal fühlte sie vorahnend wie im Traume, daß sich etwas Liebes und Freundliches anscheinend gefahrlos um sie her wob, aber nachgerade so nahe an sie heran kam und so unentwirrbar und dicht wurde, daß es sie in Netzen fangen mußte, welche nur mit schmerzender Gewalt zu zerreißen sein würden; der Hals spielende, halb sinnende Curt daggen ließ es sich angelegen sein, diese Netze, an denen auch für ihn schöne Erinnerung und freundliche Gegenwart gleich emsig woben, in leidenschaftlichem Ungestüm immer fester zu ziehen.

Auch die beiden Malerinnen waren nicht unbetheiligt. Sie bedurften keine Lupe für ihr kluges Freundschaftsauge, um das zarte Gewebe des Sommers jetzt, unter dem Schatten des Winters, geheimnißvoll wachsen zu sehen, und mit ängstlicher Spannung hingen oft Adelheid's Blicke, wenn Niemand sie beobachtete, an den schwebenden Maschen dieser Faden, während Auguste wohl ebenso interessirt wie die Schwester, aber weniger aufgeregt, der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Henriette, die seit ihrer Verheirathung in äußerlich günstigen Verhältnissen in Berlin lebte, hatte nach und nach einen ziemlich weiten Bekanntenkreis in der mürrhigen Großstadt gewonnen, in welchem die Malerinnen den ersten Platz einnahmen; sie zog sich auch in diesem Winter keineswegs ganz von den Anforderungen zurück, welche an sie gestellt wurden, doch waren dieselben im Allgemeinen sehr vorübergehender Natur.

Daß Arndt sofort nach seinem ersten Besuche, den er ihr in Berlin machte, auch äußerlich als Gleichberechtigter an die Seite der Malerinnen trat, war als eine Folge der Rügener Beziehungen eigentlich etwas Selbstverständliches, und als ebenso selbstverständlich mußte es erscheinen, daß er durch die Vermittelung des Knaben, dem er immer mehr ein väterlicher Freund wurde, nach und nach manchen Schritt über diese Gleichberechtigung hinausthat und in eine immer engere Sphäre aufgenommen wurde.

Es dauerte gar nicht lange, so theilte er sich mit ihr in die Erziehung des Knaben, genau wie Vater und Mutter sich oft in diese verantwortungsvolle Arbeit zu theilen pflegen: der Vater ist des Sohnes Berather und Bildner in allen praktischen und wissenschaftlichen Dingen — die Mutter erzieht die junge Seele; der Vater wird dem mehr und mehr Herauwachsenden ein Freund — die Mutter ist ihm die erste Geliebte, die Geliebte mit dem Heiligenschein.

Um die Mitte des Winters hatte sich Curt bereits so eng an Arndt angeschlossen, daß man für gewöhnlich gar nicht mehr an die Zeit zurück dachte, in welcher es anders gewesen war. Kaum, daß Arndt des Abends die Schwelle betreten hatte, so mußte er dem Knaben auch schon irgend eine mathematische Formel erklären, ihm wunderliche lateinische Vocabeln übersetzen, die gewiß nicht in den Wörterbüchern zu finden waren, oder doch wenigstens allerlei spitzfindige grammatische Regeln denken.

Arndt fühlte auch jetzt noch, daß Etwas im Grunde von Henriettens Wesen schlummere, das er noch nicht enträthselt hatte, und doch zweifelte er in diesen Wintermonaten keinen Augenblick daran, daß es ihm gelingen müsse, sich über kurz oder lang völlige Klarheit und mit der Klarheit auch völligen Besitz dieser Frau zu verschaffen, ohne welche er sich überhaupt keine Zukunft mehr denken mochte.

Um ganz leben zu können, wie es ihm gefiel, hatte er fast allen anderen geselligen Verkehr in diesem Winter abgebrochen, und er bereute diese Consequenz keinen Augenblick — um so weniger, als er in der ersten und letzten Gesellschaft, welche er in dieser Saison bei früheren Bekannten mitgenacht hatte, nach langer Pause wieder einmal Erna Lepel begegnet war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tauben im Dienste des Mars.

Es läßt sich wohl zweifellos behaupten, daß unsere heutigen Haustauben den Weg nach Deutschland allein vom Morgenlande her gefunden haben. Nur theilweise wurden sie direct über Griechenland und Italien eingeführt, wobei die Annahme nicht ausgeschlossen bleibt, daß einzelne Taubenorten durch die Mauren von Spanien her, oder durch den Handel zur See über die Niederlande und von hier schließlich selbst über östliche deutsche Häfen zu uns gelangt sein können. Ebenso kann mit Sicherheit angenommen werden, daß die ersten Haustauben, welche nach Deutschland kamen, von weißer Farbe gewesen sind, und es darf auch wohl als berechtigt (? die Red.) erscheinen, wenn man die Bezeichnungen: „die Taube", „den Taubert" mit dem althochdeutschen Worte „Tagobert" in Verbindung bringt, was den Tag-hellen, den Licht-hellen bezeichnet. Erst aus Taube und Taubert sind dann die niederdeutschen Worte: „Duve", „Dwert" entstanden.

Die Taube ist im Morgenlande von altersher als Hausthier gepflegt worden; es geht dies unter anderm daraus hervor, daß schon die Taube Noah's durchaus eine gezähmte gewesen sein muß; denn eine wilde Art hätte die Freiheit benutzt und wäre nicht wieder zu der Arche zurückgekehrt. Auch im Sanskrit, einer Sprache, welche Tausende von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung gesprochen worden ist, finden sich gegen dreißig verschiedene Namen für sicherlich unterschiedliche zahme Taubenarten. Das Gleiche gilt für die alte persische Sprache, in welcher sich ebenfalls über ein Dutzend Bezeichnungen für Haustauben vorfinden, und auch Aegypten liefert in seiner Hieroglyphenschrift den Beweis, daß die Tauben 3200 Jahre vor Christi Geburt als Hausthiere bekannt gewesen sind. — Abgesehen von der Erwähnung der Tauben in der Bibel gelegentlich der Sündflut, wird derselben noch hiers an anderer Stelle gedacht, und werden speciell solche von weißer Farbe als besonders zum Opfer geeignete Thiere erwähnt. Die weißen Tauben spielen aber auch in der Götterlehre anderer alter Völker eine hervorragende Rolle, namentlich bei Ausübung des Cultus der Venus, und kann von diesen Tauben sogar behandtet werden, daß sie die ersten Briefbrieflen gewesen sind, abgesehen davon, daß gelegentlich der griechischen Kampfspiele Tauben benutzt worden sind, um Freunden und Verwandten den Ausfall der Wettkämpfe so schnell wie möglich zu melden, und zwar durch Briefe, die man den in's Theater mitgenommenen Vögeln anheftete, ehe sie, direct vom Zuschauerraum aus, freigelassen wurden.

Daß diese Tauben abgerichtet gewesen und nicht allein ihrem Instinct folgten, welcher sie trieb, der Heimath zuzufliegen, geht wohl aus der Art und Weise hervor, wie die Priester der Aphrodite die Tauben benutzten, um sich selbst und der Göttin der Liebe die nöthige Ansehen zu geben. Der Venusdienst verlangte nämlich unter Anderem, daß die Abreise der Göttin von Sicilien nach Libyen alljährlich festlich begangen werde, bei welcher Gelegenheit die in dem dortigen Tempel gepflegten weißen Tauben freigegeben wurden, um unter Aufführung einer rothen, vielleicht mit Purpur gefärbten Schwester, welche die Göttin der Liebe selbst vorstellte, dem Meere zuzufliegen. Nach neun Tagen kehrten die Tauben dann wieder zum Tempel zurück.

Dieses Spiel ist wohl nicht anders zu erklären, als durch einen kleinen Betrug, der darin bestand, daß die Priester Tauben

Digitized by Google

fliegen ließen, welche an einem anderen Orte, vielleicht bei einem Amtsbruder zu Hause waren und erst vor dem Abflug in das Heiligthum der Venus gebracht wurden. Die Tauben dagegen, welche nach neun Tagen zurückkehrten, waren in dem Tempel selbst zu Hause; sie wurden rechtzeitig fortgetragen und von einem Eingeweihten an anderem Orte aufgelassen, von dem sie nach ihrem Wohnorte, dem Tempel, wieder heimflogen.

Nichts mehr und nichts weniger sind auch heutzutage unsere Brieftauben zu leisten im Stande; sie müssen an einem Orte völlig heimisch sein, um, dann fortgeschickt und an einem anderen mehr oder weniger weit entfernten Platze in Freiheit gesetzt, zur Heimath zurückzukehren. Die Heimathsrichtung muß hierbei stets dieselbe bleiben, und können daher Tauben zum Postdienst, mit genügender Sicherheit des Erfolges, nur zwischen vorher bestimmten Orten gebraucht werden, deren Route den Vögeln durch stückweises, immer fortschreitendes Einlernen eingeprägt worden ist.

Es ist zwar schon öfter vorgekommen, daß Tauben auf weite Entfernungen ohne jede vorherige Dressur und Kenntniß des einzuschlagenden Weges in ihre alte Heimath zurückgekehrt sind, hierbei ist aber auch stets constatirt worden, daß diese Tauben tagelang unterwegs geblieben sind, Tausende von Meilen geflogen und erst nach langem Suchen, vielleicht auch dann nur zufällig, den gewohnten Schlag wieder gefunden haben.

Ob nun die Tauben der Venus Cypria, die Brieftauben der Griechen und Römer, die Tauben, welche Ende des zwölften Jahrhunderts im Orient als Lustboten verwendet wurden, und diejenigen, welcher wir uns heute zu gleichem Zwecke bedienen, derselben Art angehören, läßt sich schwer feststellen, doch ist sicher, daß die Brieftauben des zwölften Jahrhunderts im Orient „Bagdetten“ (von Bagdad) genannt wurden, eine Bezeichnung für eine gewisse Taubenart, die noch augenblicklich, namentlich in England, bis zur Vollkommenheit unter dem Namen „Carrier“ — d. h. Bote — gezüchtet wird und als Stammvater der jetzigen Brieftauben angesehen werden muß.

Auf ganz kurze Entfernungen wird jede Taube in ihren einmal gewohnten Schlag zurückkehren, zu weiteren Entfernungen dagegen braucht sie eine größere Ausdauer, ein ausgesprocheneres Flugvermögen; und außerdem bei schwierigem Terrain, d. h. im Gebirge und beim Durchfliegen ausgedehnter Wälder, ein weitsehendes Auge und stark ausgeprägten Orientirungssinn. Diese letzteren Eigenschaften sind dejenigenweise den Carriern, Tümmlern und Möchen besonders eigenthümlich, und sind durch gewisse Kreuzungen dieser Taubenarten bestimmte Brieftaubentypen gezüchtet worden, welche sich ungefähr in derselben Weise unterscheiden lassen, wie z. B. ein in Gradiz gezüchtetes Rennpferd von einem in Trakehnen gezogenen Carossier.

Die beiden hauptsächlichen Brieftaubentypen, welche augenblicklich auch zur Zucht der deutschen Militärbrieftauben benutzt werden und welche durchaus als constant gewordene Rassen angesehen werden müssen, sind die Antwerpener Brieftaube, ein Kreuzungsproduct von Carrier und Tümmler, und die Lütticher Brieftaube, deren Stammeltern auf Tümmler und Möchen zurückzuführen sind. Erstere Art zeichnet sich durch Ausdauer und großes Flugvermögen aus — Eigenschaften der Stammrassen —; letztere besitzt einen vortrefflichen Orientirungssinn — ein Erbtheil des Möchens —, der auch vorhält, selbst wenn sie vor ihrer Reise Wochen hindurch eingesperrt gehalten worden ist.

Die beigegebenen Abbildungen lassen die äußerliche Verschiedenheit der Stammeltern unserer Brieftauben und dieser selbst auf den ersten Blick erkennen, und bleibt es wunderbar, wie der Einfluß des Menschen, die fortschreitende Cultur, Klima und Nahrung auf das Urgeschlecht der wilden Tauben eingewirkt haben müssen, um so verschiedenartige Gebilde hervorzubringen, wie sich dieselben z. B. in der Feldtaube — jedenfalls der ältesten Art unserer zahmen Tauben —, im Carrier, im kurzschnäbligen Tümmler und im Möchen aussprechen.*

* Manchem Leser dürfte die folgende genaue Beschreibung der einzelnen Rassen nicht minderer sein:

Der Carrier ist eine Taube von imposanter Figur; trotz seines breiten Rückens und der starkknochigen, eckigen Formen, macht er in Folge seiner hohen Ständer und seines verhältnißmäßig dünnen und langgestreckten Halses einen höchst eleganten Eindruck. Das meist einfarbige Gefieder liegt knapp und eng an dem Körper an, und markiren sich daher namentlich die volle, breite Brust, sowie die Schwerknochen ganz besonders, wodurch es auch den Anschein gewinnt, als ob die sich

Wie schon zuvor erwähnt, wird die deutsche Brieftaube aus Antwerpener und Lütticher Tauben gezüchtet. Auf die specielle Wahl der Zuchtthiere muß man aber auch ein ganz besonderes Augenmerk richten: denn es kommt bei der Zucht darauf an, alle nur möglichen guten und ausgezeichneten Eigenschaften auf ein Individuum zu übertragen, um auf diese Weise ein Material zu gewinnen, welches auch den höchsten Anforderungen entspricht.

Hier liegt wiederum der Vergleich mit unseren Rennpferden nahe. Auch bei der Zucht der letzteren wird seit langer Zeit ebenso verfahren. Dort hat ein Hengst ein Rennen gewonnen und dabei eine enorme Leistungsfähigkeit gezeigt, hier hat eine Stute Unglaubliches bei Ueberwindung von Hindernissen geleistet. Die Nachzucht beider wird sicherlich gute Steeple-Chaser geben. Bei den Tauben dagegen hat ein Taubert eine weite Strecke in kurzer Zeit durchflogen; eine Taubin ist in schwierigem Terrain bei höchst ungünstiger Witterung, wenn auch vielleicht langsam, so doch sicher, in den Schlag zurückgekehrt. Die Brut beider wird gewiß schnelle und sichere Reisetauben liefern.

Außerdem müssen bei richtiger Auswahl der zu verpaarenden Tauben Größe und Figur übereinstimmen und dunkel befiederte Tauben mit hellgefärbten vereinigt werden, da es darauf ankommt, dunkelfarbige Tauben zu ziehen, welche mehr als die hellgefärbten vor den Nachstellungen der Raubvögel geschützt sind.

Es liegt auf der Hand, daß die Auswahl des Zuchtmaterials nicht nur eine große Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Tauben erfordert und daß dieselbe nur durch Sachverständige gehandhabt werden kann, sondern daß auch eine umfassende Controlle ausgeübt werden muß, welche stets gestattet, den Stammbaum der Tauben zu verfolgen und die zusammengepaarten Tauben auf dem Zuchtboden zu beaufsichtigen, die Nachkommen zu bezeichnen ꝛc.

Da sich nun die Brieftauben in Farbe und Zeichnung mehr oder weniger gleichen und Abzeichen derselben nicht leicht genau zu beschreiben sind oder sich häufig wiederholen, so sind die Tauben

eng anschmiegenden Flügel tief in die Brust hineinbinden. Besonders auffallend erscheint der Kopf dieser Taubenart, der rechtwinkelig gegen die Halswirbelsäule angesetzt ist und rücksichtlich seiner andererseitigen Eigenschaften, auch im Vergleiche zu der Gesammtgröße des Vogels gewissermaßen klein erscheint. Der Kopf zeigt zwar eine hohe, aber doch hart gemeißelte schmale Stirn, welche letztere mit dem kräftigen, bis zum Mundwinkel fünfundzwanzig bis dreißig Millimeter langen Schnabel soll eine gerade Linie bilden. Der Schädel ist geradlinig, langgestreckt und fällt zum Nacken hin eckig ab. Die Nasenhaut, der Mundwinkel, auch der Unterschnabel tragen einen runzligen, ausgerichteten, warzigen Fleischauswuchs, der am Unterschnabel überhängt und einen mehr oder weniger dicken Kehlsack bildet. Ebenso unsichtlich das feurige, mit rothgefärbter Iris versehene Auge ein breiter Warzenring, der bei älteren Tauben mitunter das Auge überhängt.

Der Tümmler kommt in den verschiedensten Barietäten vor und zeigt in seiner äußeren Gestalt keinen ganz beständigen Typus; im Allgemeinen unterscheidet man: kurzschnäbelige und langschnäbelige Tümmler, und nach Art ihres Flugvermögens: Ueberschläger oder Bagdet — Dauerund Hochflieger. Allen diesen Arten gemeinsam ist eine breite Brust, ein volles Gefieder, edle Haltung, lange Flügel, welche beinahe bis zur Schwanzspitze reichen. Das Auge ist groß, die Iris gewöhnlich hellfarbig. Fein gezüchtete Arten haben stets eine beinahe wasserhelle, wenig roth angelaufene Iris, sogenannte Glasaugen. Häufig ist das Auge auch mit einem rothgefärbten Fleischkranze umgeben. Der Kopf, der auf einem schlanken Halse ruht, ist meist klein und lang, erscheint eckig, zeigt bei hoher und steiler Stirn einen flachen Scheitel. Der Schnabel, welcher bei kleinen Arten, z. B. beim Weißkopftümmler, bis zum Mundwinkel nur achteinhalb Millimeter mißt, hat dagegen bei den großen Spielarten, z. B. beim Danziger Wollenstecher, eine Länge von dreiundzwanzig Millimeter.

Der Dragon, wenngleich nur ein Kreuzungsproduct beider vorbeschriebenen Arten, kann als ein constant gewordener Taubentypus betrachtet werden; er zeigt im Allgemeinen die Figur des Carriers, aber die weicheren Formen des Tümmlers.

Aus Dragon und weiterer Verpaarung mit dem Tümmler sind die Antwerpener Brieftauben hervorgegangen; auch können stets die Abstammung auf die Stirn geschrieben, und erinnern sie stets mehr oder weniger an eine ihrer Stammrassen.

Das Möchen ist im Ganzen kleiner als der Tümmler; es erscheint von Gestalt eckig, wozu namentlich das hervortretende, meist dunkel gefärbte Auge, die vortheilenden Augenbrauen, ein breiter Schädel, welcher in seinem hinteren Theil hervorspringt, beitragen. Eine besondere Zierde trägt das Möchen in dem Zabot auf der Brust, einer Federkrause, welche unter den starken, kurzen Schnabel beginnt und tief am Körper herunterreicht.

Die Lütticher Brieftaube, welche, wie ihre Antwerpener Schwester, ihre Abstammung nicht verleugnet, zeigt oft noch die Anlage zu diesem Zabot, ja weist dasselbe auch mitunter in ausgebildeter Form auf; ebenso trägt sie häufig eine Kappe.

Digitized by Google

in den Stamm- und Brutlisten nur nach der Nummer aufgeführt, und trägt jede Taube ihre Nummer mehrfach auf die Schwungfedern gedruckt, was alle Jahre zur Mauserzeit wiederholt, auch öfters revidirt werden muß. Tauben, welche an ein und demselben Orte stationirt, aber auf verschiedene Richtungen abgerichtet sind, tragen diese Nummer auch in verschiedener Farbe. Geht eine Taube verloren, so wird an ihrer Stelle keine neue Taube mit derselben Nummer eingetragen, da sonst die Controlle aufhören würde.

Um die Militärbrieftauben als solche weiter zu kennzeichnen, druckt man auf ihre Federn neben der Nummer noch den Stempel M. B. S. (Militärbrieftauben-Station) und die Route, für die sie abgerichtet und eingeflogen sind, z. B. für Hamm nach Köln, für Mainz nach Metz ꝛc. (Vergl. unsere Abbildung S. 717.) Junge Tauben dagegen werden zuerst mit den Nummerstempeln ihrer Eltern, und erst nachdem sie mehrfach von Uebungsflügen zurückgekehrt sind, auch ihr Geschlecht sicher festgestellt ist, mit der laufenden Nummer versehen.

Zur Vermeidung aller Zweifel trägt auch jeder Nestbehälter, von welchen für jedes einzelne Paar Tauben je einer auf den Heimathsstationsschlägen vorhanden ist, auf einer Tafel dieselben Nummern, wie die darin nistenden Tauben. Diese Nestbehälter, welche in zwei bis drei Reihen über einander an den Seiten des Taubenbodens entlang laufen, sind derartig eingerichtet, daß sie unter einander völlig getrennt liegen, auch durch eine Gitterthür verschlossen werden können. In diesen Nämmen, welche auch dazu benutzt werden, Tauben zum Paaren abzusperren, stehen zwei Nestgefäße von gebranntem Thon, da die Tauben sich gewöhnlich schon zu einer wiedergeholten Brut anschicken, ehe die Jungen das Nest verlassen haben. (Vergl. die obenstehende Abbildung.)

Nestbehälter in einer Militärbrieftauben-Station.

Damit die Thierchen auch außerhalb der Nestbehälter sitzen können, sind im Schlage Sitzstangen angebracht, welche jedoch mindestens zwanzig Centimeter von den Wänden abstehen müssen, da die Tauben sonst sich die Federn an denselben scheuern würden. Auch diese Sitzstangen sind durch aufrechtstehende Brettchen gleichsam in Abschläge getheilt, um zu verhüten, daß sich die Tauben unter einander beißen und raufen, wodurch sie sich leicht beschädigen und in ihrem Flugvermögen beeinträchtigen könnten. (Vergl. die obenstehende Abbildung.)

Aus demselben Grunde ist auch der ganze Taubenschlag durch Gitter mit Gitterthüren, welche nur Durchlauföffnungen mit Schiebern zur Verbindung und beliebigen Absperrung der einzelnen Abtheilungen besitzen, in einzelne Abschnitte getheilt. Dank dieser Einrichtung können die Tauben weder den ganzen Schlag durchfliegen, noch sich in demselben herumjagen, durch welches Gebahren ebenfalls leicht Flügelbeschädigungen eintreten.

Auch für gehöriges Licht und ausgiebige Ventilation muß in den Taubenschlägen gesorgt sein. Die Fensteröffnungen sind jedoch außer durch Scheiben auch noch durch Drahtgitter zu schließen, damit unter allen Umständen genügende Sicherheit gegen Raubthiere, Marder, Iltis ꝛc. vorhanden ist.

Zum Einfliegen der Tauben sind an den Heimathsstationen Kasten angebracht, welche nach Belieben geöffnet und geschlossen werden können, jedoch noch eine besondere Einrichtung haben, welche zuläßt, daß die Tauben nur in den Schlag herein, aber nicht wieder heraus können. Letztere Einrichtung ist noch mit einem Controllapparat und einer elektrischen Signalglocke verbunden, wodurch ermöglicht wird, daß eine Taube, sobald sie von der Reise zurückkehrt und den Schlag betritt, sich gewissermaßen selbst ankündigt und einen Wärter herbeiruft, der andernfalls fortdauernd auf dem Taubenboden anwesend sein müßte, um den Vögeln die Depesche abzunehmen.

Die Außenstationen, d. h. diejenigen Taubenschläge, auf welchen Tauben aufbewahrt werden, die, gelegentlich in Freiheit gesetzt, zu ihrer Heimathsstation zurückfliegen sollen, unterscheiden sich von letzteren dadurch, daß sich in denselben keine Nestbehälter, sondern nur Sitzstangen befinden. Auch werden die Tauben hier nach Geschlechtern getrennt eingesperrt, damit sie nicht etwa durch Eiererzeugung für eine Reise unbrauchbar werden. Ebenso sind in diesen Taubenschlägen auch keine Ausflugtasten vorhanden, die Fenster derartig angebracht, daß die Tauben nicht hinausfehen können, da sie sich andernfalls die Umgegend einprägen würden, was sie vielleicht veranlassen könnte, später nicht die Reise in die Heimath anzutreten, sondern auf der Außenstation zu verbleiben.

Die Sorge um die junge Taube beginnt, sozusagen, schon mit dem Legen des ersten Eies. Dieses legt die Täubin etwa am elften Tage nach der Paarung in das Thonnest, welches zuvor nur mit wenigen Strohhalmen oder Reisern ausstaffirt worden ist. Das zweite Ei folgt zwei Tage später, und die ganze Brutzeit, während welcher der Taubert die Gattin täglich von zehn Uhr Vormittags bis vier Uhr Nachmittags ablöst, dauert

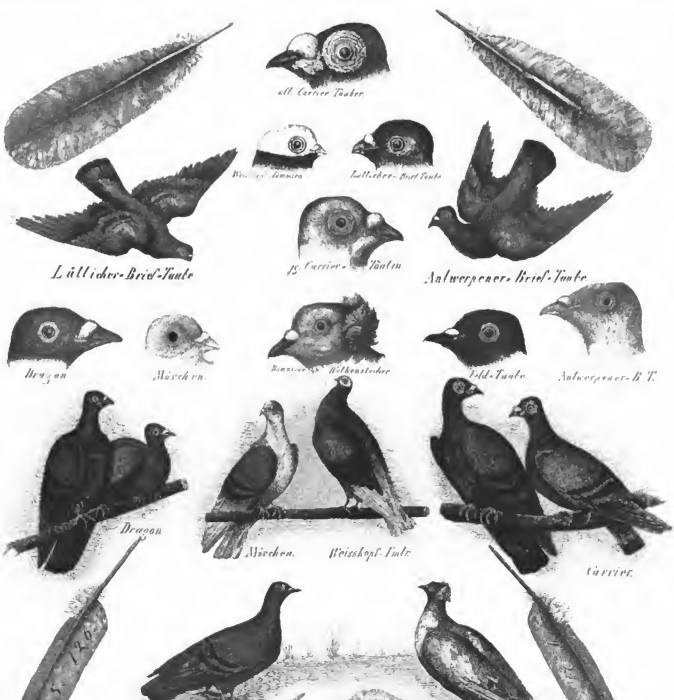
Sitzstangen in einer Militärbrieftauben-Station.

circa achtzehn Tage. Die Jungen sind anfangs blind und nur mit Flaum bedeckt, und erst nach sechs bis sieben Tagen sehen sie; dann beginnen ihnen auch die Federn zu wachsen, und im Alter von fünf bis sechs Wochen sind sie flügge und verlassen das Nest. Zur Erziehung eines kräftigen Nachwuchses aber wird das schwächere Junge, sobald sich der Kraftzustand beider constatiren läßt, getödtet.

Die Tauben mausern, wie schon erwähnt, alle Jahre einmal und sind während dieser Zeit nicht recht reiselustig. Junge Thierchen — bereits im Alter von zwei Monaten — wechseln die Federn; mit dem vierten bis fünften Monat ist jedoch die Mauserung völlig beendet, und können von dieser Zeit ab Flugübungen mit den neuen Recruten vorgenommen werden. Dies geschieht aber nur mit denjenigen Tauben der ersten Brut, welche im zeitigen Frühjahr ausgekommen, und später erbrütete Thiere warten mit ihren Exercitien bis zum nächsten Jahr. Im ersten Jahr der Dressur werden die Tauben nur auf 40 bis 60 Kilometer Entfernung, im darauf folgenden bis zu 100 Kilometer von der Heimathsstation aufgelassen. Aeltere Tauben werden dagegen auf Reisen bis zur doppelten Entfernung erprobt. Nach jeder einzelnen Reise müssen sie jedoch wieder einige Tage in dem Heimathsschlag belassen werden, um in ihnen den Heimathssinn rege zu erhalten.

Wenn indessen letzterer sowie ihre große Gattenliebe sie auch nach dem alten gewohnten Schlag zurücktreibt, so können sie denselben doch nur dann wiederfinden, wenn sie auf die einzuschlagende Richtung dressirt worden sind. Die Fähigkeit der Tauben, ihre Heimath stets wieder zu finden, dürfte namentlich auf der Einprägung der Himmelsrichtung beruhen, wenn auch sicherlich das Wiedererkennen — selbst aus größerer Entfernung — einer einmal durchflogenen Gegend bei der Rechnung nicht außer Acht gelassen werden darf.

Digitized by Google



Deutsche Militärbrieftauben.

Für die „Gartenlaube" nach der Natur gezeichnet.

Bei allen Abflügen von der ersten bis zur letzten Uebungsstation, welche vorher, um die Ausbildung ganz systematisch zu betreiben, in einem Flugprogramm zusammengestellt werden, muß daher der aus Weiden geflochtene Reisekorb, in welchem die Tauben transportirt werden, stets nach der Himmelsrichtung hin, in welcher die Heimath liegt, geöffnet werden, damit die Tauben jedesmal unwillkürlich dieselbe Direction einschlagen. Das Auslassen darf aber auch nur bei günstigem Wetter erfolgen, da Regen, Nebel, starker Wind u. dergl. m. die Tauben immer behindern, die einzuschlagende Himmelsrichtung zu finden oder doch festzuhalten.

Sind die Tauben auf kürzere Entfernungen sicher eingeschult, so wird zu weiteren Uebungen übergegangen; ältere Tauben, die auch von diesen zurückgekehrt, werden schließlich Dauerversuchen unterworfen, d. h. man sperrt sie bis zu sechs Wochen auf einer Auffenstation ein, ehe sie zur Rückkehr in die Heimath aufgelassen werden. Das Auflassen selbst aber hat stets aus einem Reisekorb stattzufinden, der an einem möglichst hochgelegenen freien Orte aufgestellt wird.

Ein systematisches Reiseprogramm enthält Entfernungen von 7, 15, 30, 50, 70, 90, 120, 150 ꝛc. Kilometer, und bei den

Digitized by Google

Dauerversuchen pflegt man den Tauben auch eine Depesche an eine Schwanzfeder zu heften, wie dies für den Ernstfall vorgesehen ist.

Als Futteral für die Depeschen dient der Kiel einer stärkeren (Gänse-)Feder, in welchen die Depesche, auf feines Papier oder auf ein Collodiumhäutchen geschrieben, gedruckt oder durch Mikrophotographie auf Letzteres gebracht, gesteckt wird. Die Oeffnungen des Kiels sind durch Wachstropfen zu schließen, um das Hereindringen von Feuchtigkeit zu verhindern; der Kiel selbst aber wird sorgfältig an einer der mittleren Schwanzfedern der Taube, mittelst festen Fadens, wie es die Abbildung (S. 717) zeigt, befestigt. Letztere Arbeit ist sehr sorgfältig auszuführen, da hierbei leicht die Schwanzfeder in ihrer Haustaile gelockert werden, beim Fliegen der Taube herausfallen und mit ihr die Depesche verloren gehen kann. Um derartige Zufälligkeiten nach Möglichkeit zu verhindern oder doch zu beschränken, werden im Ernstfall stets mehrere Tauben mit derselben Depesche abgesandt; denn es dürften ja Verluste der gefliegelten Couriere selbst eintreten, indem sie einem Raubvogel, vielleicht sogar einem vom Feinde abgerichteten, zur Beute fallen oder dem Blei eines wachsamen feindlichen Postens erliegen könnten.

Doch die zarten Boten der Luft, welche im Laufe der Zeit aus dem Dienste der Venus in das rauhe Lager des Mars übergehen mußten, werden bei der einsichtsvollen Schulung, welche sie in Deutschland genießen, schon nach Möglichkeit ihre Pflicht und Schuldigkeit thun. Bis jetzt hat freilich unsere Kriegsgeschichte noch keine Erfolge auf dem Gebiete des Brieftaubenwesens aufzuweisen, hinter den Leistungen aber, zu welchen die französischen Brieftauben sich während der Belagerung von 1870 bis 1871 aufgeschwungen haben — hinter diesen Leistungen werden auch die jüngeren deutschen Schwestern sicherlich nicht zurückbleiben.

Vorläufig eine gründliche, unermüdliche Friedensschulung — vielleicht später einmal eine hohe Kriegsleistung! F.

Musik der Berge und Thäler, Wälder und Wüsten.

II.

Der tönende Berg (Gebel Nakus) am Sinai. — Die Musik der Granitfelsen am Orinoko und die Memnonssäule. — Streit der Gelehrten über die Entstehung dieser Töne und neue Beobachtungen. — Ein „Bramador" (Schreier) genannter Berg in Chile. — Trompetenartige Töne der Sandbänen in der Wüste nach den Beobachtungen von O. Lenz.

Im ersten Artikel wurde bereits auf die eigenthümlichen Schwierigkeiten hingedeutet, welche die richtige Erklärung akustischer Naturerscheinungen bietet, deren Ursprung man weder mit den Augen sehen, noch mit den Händen greifen kann. Für diese Thatsache liefert der in den letzten Jahren auf Grund einiger neuen Besuche wieder vielfach in naturwissenschaftlichen und belletristischen Journalen, sowie in gelehrten Vereinen besprochene Glockenberg (Gebel Nakus) am Sinai einen höchst merkwürdigen Beleg, sofern er sich nicht nur durch den Streit um den Ursprung seiner Töne als ein Seitenstück zum singenden Thale von Throuecken darstellt, sondern sogar zeigt, wie unsere Besucher trotz der ihnen wohl bekannten richtigen Erklärung immer wieder nach anderen Deutungen suchen, sodaß für den umfangsamen Leser die Frage wirklich zweifelhaft werden kann, wie sie denn auch selbst in naturwissenschaftlichen Journalen neuerdings von einem sehr verkehrten Standpunkte behandelt worden ist. Angesichts der hierüber kürzlich vielfach in die Oeffentlichkeit gedrungenen falschen Auffassungen halte ich es daher für angezeigt, auf die nicht uninteressante Geschichte der Ergründung dieses Naturwunders ausführlicher einzugehen.

Der Glockenberg oder Gebel Nakus ist, seitdem man im Anfange unseres Jahrhunderts durch Seetzen nähere Kunde von ihm erhielt, sehr häufig sowohl von Naturforschern wie von Touristen und Bibelforschern besucht worden, wozu freilich seine Lage zwischen zwei Wallfahrtsorten verschiedener Pilgerclassen viel beigetragen hat. Der eine dieser Wallfahrtsorte ist der Sinai, welcher stets Schaaren von jüdischen, christlichen und mohammedanischen Pilgern angezogen hat, der andere das armselige Fischerdorf Tor oder Thr am rothen Meere, welches wieder und wieder naturforschende Pilger zu sich lockte, weil das Ufermeer hier die herrlichsten Korallenklippen und eine Menge von darin hausenden Thieren darbietet, die wie die gesammte Fauna des rothen Meeres(s) von denjenigen des Mittelmeeres, trotz des unbedeutenden, sie trennenden Erdstriches von Grund aus verschieden sind. Hier haben daher nach einander Ehrenberg, Frauenfeld, Kanfonnet, Häckl, Pauzeri und viele andere Zoologen ihr Arbeitszelt aufgeschlagen und reiche Ausbeute gefunden. In einer Tiefe von zehn bis zwanzig Fuß erblickt man in dem krystallklaren Wasser unter dem Boote eine Thierwelt, die in ihrer Farbenpracht dem herrlichsten Blumengarten gleicht oder ihn vielmehr weit übertrifft. Häckel hat auf einer Farbentafel seines Prachtwerkes über die „Arabischen Korallen" (Berlin 1876) versucht, uns dieses feenhaften Anblick im Bilde wiederzugeben. Der Hafendamm, ja das ganze Dorf ist aus den schneeweißen Skeleten von Korallen aufgebaut, und herrliche, wunderbar zierliche Blöcke dieser aus dem Meere gefischten Bausteine liegen überall umher. Manche der elenden Hütten dieses Ortes birgt in einer einzigen Wand, wie Häckel sagt, eine größere Sammlung von schönen Korallenarten, als sie in vielen europäischen Museen zu finden ist.

Natürlich haben verschiedene der mit der Untersuchung dieser herrlichen Meeresfauna beschäftigten Naturforscher auch den nur drei Meilen weit entfernten Glockenberg besucht, und namentlich verdanken wir dem berühmten Naturforscher Ehrenberg, welcher 1823 hier zoologischen Studien oblag, die genaueste Untersuchung des Phänomens. Außerdem ist er vielfach von Sinai-Reisenden, denen er sozusagen am Wege lag, aufgesucht worden, und als solche waren Seetzen, Gray, G. H. von Schubert, Wellsted, Palmer und viele andere weniger bekannte Reisende dort, die mehr oder weniger ausführliche Schilderungen des tönenden Berges hinterlassen haben. Es ist ein nur wenige tausend Schritte vom Ufer entfernter, höchstens dreihundert Fuß hoher, steiler Sandsteinkegel, der etwas aus der hinter ihm belegenen höheren Gebirgswand hervorspringt und auf seinen beiden Seiten Abhänge von hundertfünfzig Fuß Höhe und so starker Neigung darbietet, daß der durch Verwitterung des porösen Felsens entstehende, sehr gleichmäßig grobe Quarzsand sich eben noch auf demselben im Gleichgewicht erhalten kann, so lange er nicht durch äußere Veranlassung in seiner Ruhelage gestört wird.

Die Erkletterer dieses Felskegels vernehmen ziemlich regelmäßig eigenthümliche, glockenartige Töne, die denen am ähnlichsten sind, welche man durch Anschlagen großerer metallener Linsale oder Teller mit einem hölzernen Hammer erzeugt, wie man sich dieser sogenannten Gong-Gongs oder Tamtams in den chinesischen und arabischen Tempeln und auch in den Sinai-Klöstern statt der Glocken bedient, um die Gläubigen an bestimmten Stunden zum Gebete zu rufen. Die Sage der Beduinen berichtet darnach, daß innerhalb des Felsens ein verzaubertes christliches Kloster liege, dessen Mönche unterhalb der Erde auf wunderbare Art fortleben und deren Nakus- oder Tamtamgeläute man besonders an Sonn- und Feiertagen aus dem Berge vernehme, welcher hiervon seinen Namen erhalten habe. Einzelne Beduinen hätten an bestimmten Tagen den Berg offen gefunden und von den schönen unterirdischen Gärten und Springbrunnen daselbst Kunde gebracht.

Man sieht, es hat sich hier zur Erklärung der Glockentöne ein Märchen nach Art der arabischen Erzählungen der Scheherazade gebildet, wobei das Katharinen-Kloster am Sinai mit seinen festungsartigen Mauern und seinen schönen, dahinter verborgenen Gärten und Brunnen offenbar als Vorbild gedient hat. Natürlich gelten die in dem Felsen eingeschlossenen Mönche für verdammt, und daher erkläre sich die Wuth, in welche die Kameele gerathen, wenn sie die Töne aus dem Berge vernehmen. Wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften und der daran sich knüpfenden Sagen ist der Berg wahrscheinlich schon in früheren Jahrhunderten be sucht worden; denn auf den benachbarten Felswänden finden sich koptische, griechische und arabische Inschriften und Namen aus dem alten Geschlechten Derer von Kiefeleck.

Der erste Europäer, welcher von dem Wüstenwunder Kunde gab und, was noch bemerkenswerther ist, auch sogleich die richtige

Digitized by Google

Erklärung desselben fand, war der treffliche deutsche Reisende Ulrich Jasper Seetzen, welcher im Beginne unseres Jahrhunderts den Orient durchforschte und an einem Zumtage dem tönenden Berge einen Besuch abstattete. Es war eine kleine Gesellschaft, die von dem Wunder gehört und mit Mühe den saudigen Abhang bis zu einer Höhe von siebenzig bis achtzig Fuß erklettert hatte, um sich an der Stelle zu lagern, wo die Pilger, den Tönen lauschend, zu verweilen pflegen. Bereits beim Hinaufklettern hatte Seetzen unter seinen Knieen einen eigenthümlichen säuselnden Ton vernommen, der ihn auf die Vermuthung brachte, es sei nicht der Felsberg, sondern vielmehr der auf dem steilen Abhange liegende Sand, der die Töne erzeuge. Aber erst gegen ein Uhr Nachmittags drang ein stärkerer Ton zu den Ohren der Besucher, worauf das Tönen stärker wurde und gegen drei Uhr eine solche Stärke erreichte, daß es, einmal erregt, sechs Minuten anhielt. Der Ton hatte im Beginn große Aehnlichkeit mit dem Geräusche eines Brummkreisels, fiel und stieg aber dabei, wie die Klänge einer Aeolsharfe und ging schließlich in ein lautes Dröhnen über. Um sich zu überzeugen, ob es wirklich nur der trockene Sand sei, welcher, durch den Wind oder durch die Füße der Besucher in Bewegung gesetzt, den Klang hervorbringe, kletterte Seetzen nunmehr mit größter Anstrengung bis zu dem höchsten Theile des Sandabhangs hinauf und glitt dann so schnell, als er konnte, hinunter, indem er zugleich mit Händen und Füßen den Sand in Bewegung zu setzen versuchte. Der Erfolg übertraf seine Erwartungen bei Weitem; denn der unter ihm fortrollende Sand brachte ein solches Getöse hervor, daß der ganze Berg in einem schreckenerregenden Grade zu beben und bis in seine Grund tiefen erschüttert zu sein schien. Schon damals verglich Seetzen die lange, allmählich in Bewegung gesetzte Sandschicht mit einem riesenhaften Violinbogen, der über die rauhe Unterlage hinab streicht und sie in tönende Schwingungen versetzt. Wir werden bald erfahren, wie sehr dieser Vergleich das Richtige trifft.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher diese Beobachtungen von Seetzen angestellt wurden, hatte Alexander von Humboldt am Orinoko die von den Eingeborenen für verzaubert gehaltenen musikalischen Felsen (loxas de musica), Granitfelsen, aus denen bei Sonnenaufgang regelartige Klänge hervorbrechen, besucht und diese Töne von den starken Temperaturunterschieden abgeleitet, welche dort zwischen Nacht und Morgen sich fühlbar machen und nach seiner Meinung in den tiefen Spalten des Granits tönende Luftströmungen erzeugen sollen.

Humboldt wandte seine übrigens durch nichts näher bewiesene Vermuthung alsbald auf die Erklärung jenes Wunders der alten Welt an, welches bereits in den römischen Kaiserzeiten ganze Touristenzüge nach dem alten Theben lockte und über welches man noch im vorigen Jahrhundert dicke Bände geschrieben hat, auf die beim Scheine der Morgensonne ertönende sogenannte Memnonsstatue. Seine Erklärung wurde noch plausibler, als die Mitglieder der Napoleonischen Expedition in Aegypten, Jomard, Jollois und Devilliers, in einem granitnen Monumente unweit Karnak bei Sonnenaufgang einen Klang vernahmen, wie den einer springenden Saite, mit welchem schon der alte Pausanias den Klang der Memnonssäule verglichen hatte. Man wollte nun diese Erklärung alsbald auch auf die Töne des Glockenberges anwenden, indem man annahm, der Wind bringe die Töne in seinen Felsspalten hervor.

Wir wollen nur im Vorbeigehen bemerken, daß uns die Humboldt'sche Erklärung des Tönens der nächtlich abgekühlten Felsen in der glühenden Morgensonne der Tropen sehr unwahrscheinlich erscheint, und daß es viel näher liegt, an jenes von Afrika und Orientreisenden — ich nenne Wetzstein, O. Fraas und Livingstone — wiederholt mit Auge und Ohr wahrgenommene oberflächliche Zerspringen und Abspliltern der Steine durch den jähen Temperaturwechsel zu denken. Wie dem auch sein mag, daß jedenfalls das Tönen des Glockenberges nichts mit Luftströmungen zu thun hat, dezeugte bald darauf der Professor Gray aus Oxford, der den Berg wiederholt besuchte. Er konnte lediglich Seetzen's Beobachtungen bestätigen, hörte dergeblich an dem Felsen nach Luftspalten und hörte den Berg an zwei verschiedenen Tagen bei völlig ruhiger Luft tönen. Dasselbe bestätigte der berühmte Naturforscher Ehrenberg, welcher den Berg 1823 besuchte. Die Reisenden hörten bei jedem Schritt eine kleine Verstärkung des Tones, welcher immerfort mit der Menge des in Bewegung gesetzten Sandes lawinenartig anschwoll und endlich eine Stärke erreichte, welche Ehrenberg mit einem fernen Kanonendonner verglich. Als alle Personen die Sandschicht verlassen hatten, erlosch das Geräusch allmählich an allen Punkten.

Ehrenberg hat darauf das Phänomen genau analysirt und die Mächtigkeit der Schlußwirkung durch die Anhäufung kleiner Wirkungen ähnlich wie beim Lawinensturze erklärt. Die ungefähr 150 Fuß hohe und unten ebenso breite Sandfläche erhebt sich unter einem Neigungswinkel von fünfzig Grad und ruht daher mehr auf sich selbst, als auf dem Felsen, der ihr nur ein schwaches Anlehnen gestattet. Der Sand ist grobkörnig und aus sehr feinen gleichmäßigen Quarzkörnchen von $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{32}$ Linie Durchmesser gebildet. Die große Hitze dörrt den Sand am Tage bis auf eine gewisse Tiefe aus (während derselbe allnächtlich vom Thau durchfeuchtet wird) und macht ihn dann ebenso trocken wie klanglahig. Wird nun durch das tiefe Einsinken eines menschlichen Fußes ein leerer Raum im Sande gebildet, so wird dadurch die ganze über diesem Punkte befindliche hohe Sandschicht ihres Stützpunktes beraubt und beginnt langsam in ihrer ganzen Länge sich in Bewegung zu setzen. Durch das seitliche Zufließen des Sandes und die wiederholten Tritte gelangt endlich ein großer Theil der gesammten Sandschicht des Abhanges in Bewegung und bewirkt durch die Reibung auf den darunter liegenden ruhenden Theilen ein Geräusch, welches aus einem Summen in ein Murmeln und endlich in ein Dröhnen übergeht und um so überraschender ist, als man von dem Rieseln und der allgemeinen Bewegung der oberflächlichen Sandschicht nicht viel sieht. Nach dem Aufhören der Störungen nimmt allmählich auch das Rutschen ab, je nachdem sich die Lücken wieder geschlossen, die Sandfläche unten eine stärkere Basis erhalten und wieder in eine Ruhelage zurück gekehrt ist.

Ich bin, wie gesagt, nochmals so ausführlich auf diese wohl begründete Erklärung eingegangen, weil in den letzten Jahren deutsche Reisende, Th. Löbbecke und H. Palmé, nach ihren eigenen Beobachtungen sich von Neuem ganz entschieden gegen die Seetzen'sche Erklärung ausgesprochen haben. Löbbecke hat darüber in den Sitzungen der Niederrheinischen Gesellschaft für Naturkunde (März 1880) einen Bericht gegeben, nach welchem bei seinem Besuche alles Laufen, ja Löchergraben im Sande vergeblich gewesen sei, bis sich gegen Abend der Wind erhob und das Phänomen nun mit aller Stärke eintrat.

Ganz Aehnliches erlebte Palmé zum großen Erstaunen des von ihm gemietheten Negers, der unterwegs unaufhörlich versichert hatte, er und kein Anderer sei der Beherrscher des Berges und er allein könne den darin wohnenden Teufel zum Singen bringen. Aber all sein Toben und Steinewerfen war vergeblich: der Berg blieb stumm, und das Vibriren begann erst, als sich ein leichter Wind erhob. Palmé giebt daher ebenfalls die Sandtheorie auf und nimmt an, daß sich in dem Berge große von außen nicht sichtbare Höhlungen befinden, aus welchen durch die brennende Sonne oder den Wind angeregte Luftströmungen hervorbrechen und das Gewölbe des Berges in Vibration versetzen — mit einem Worte: er kehrt zu der Humboldt'schen Erklärung zurück.

Es kann wohl kein besseres Beispiel geben, um die Schwierigkeiten darzulegen, die sich der Auffindung akustischer Naturgesetze entgegenstellen. Und doch liegt die Erklärung der abweichenden Erfahrungen der beiden letztgenannten Beobachter so außerordentlich nahe. Palmé selbst erwähnt, daß der Sand an dem Morgen seines Besuchs stark vom Thau durchfeuchtet war. Schon der Reisende Belzoni hat nun bemerkt, daß der Sand am Gebel Nakus, wenn er durchnäßt ist, auf keine Weise zum Tönen gebracht werden kann: bei trockenem Sande hörte er dagegen das Dröhnen so stark, daß es dem Donner gleich kam, wobei die Treiber nur mit Mühe die auf dem zitternden Boden wildgewordenen Kameele bändigen und festhalten konnten.

Der englische Reisende M. A. Palmer bemerkt in seinem 1871 gedruckten Werke über die Wüste des Moses, daß selbst der an schattigen und kühlen Stellen liegende Sand, dessen Temperatur 17° C. betrug, trotz seiner Trockenheit viel weniger gut tönte, als der in der Sonne auf 45° C. erhitzte. Der Wind mag bei den Besuchen Löbbecke's und Palmé's die doppelte Wirkung gehabt haben, den nicht ganz trockenen Sand vollends auszutrocknen und außerdem aus mechanischen Gründen seine Beweglichkeit zu erhöhen, sicher liegt aber nicht der mindeste Grund vor, nach diesen

Digitized by Google

beiden verneinenden Berichten die alte, so wohlverständliche und von so vielen scharfsinnigen Beobachtern unterstützte Erklärung zu verlassen.

Wie man sich leicht vorstellen kann, findet das Phänomen des tönenden Sandes nicht blos am Sinai, sondern auch an anderen Orten der Erdkugel statt, wo sich dieselben Bedingungen zusammenfinden: heißes, trockenes Klima, grober Sand und eine stark geneigte Anschlagfläche. Während sich Darwin auf seiner Reise um die Welt in Copiapo im nördlichen Chile befand, erzählte man ihm von einem nahen Berge, den die Einwohner „El Bramador“ oder „den Schreier“ nannten, und er erfuhr, daß dieser Berg ganz mit Sand bedeckt sei, und nur dann ein Geräusch von sich gäbe, wenn Personen ihn erkletterten und dabei den Sand in Bewegung setzten. Die neueste Beobachtung des tönenden Sandes rührt von dem Afrikareisenden Oscar Lenz her, welcher die Erscheinung im Winter 1879 bis 1880 auf seiner von Tendue aus angetretenen Wüstenreise durch das südliche Marokko nach Timbuktu, und zwar in dem Djdi genannten Gebiete der Sanddünen, wiederholt beobachtete.

Es war ein eigenthümliches, erst leise lustserndes Geräusch, welches bald in einen dumpfen, trompetenartigen Schall überging, der in der todtenstillen menschenleeren Wüste ein unheimliches Gefühl erweckte und bald von der einen Stelle der Dünen, bald von einer anderen erklang. Diese Dünen bestehen aus einem groben, trockenen Quarzsand, der sehr leicht in Bewegung geräth. Den Leser aber, der sich nicht vorstellen kann, wie das kleine Geräusch der fallenden Quarzkörnchen zu Trompeten-, ja zu Donnertönen anschwellen kann, müssen wir eben an die sich steigernde Wirkung der kleinen Auslösse und an das rollende Schneekörnchen erinnern, welches, von einem leichten Windhauche, ja von dem Laute einer menschlichen Stimme in Bewegung gesetzt, zur donnern den Lawine anschwillt, welche ganze Wälder und Ortschaften in den Abgrund reißt. Der Hauptunterschied ist der, daß die Bewegung der Sandlawine eine oberflächliche bleibt, weil die Ausdörrung wegen des starken Nachthaues nur bis zu einer gewissen Tiefe fortschreitet.

Aber wie in dem Ellicot'schen Uhren-Experiment der leise Pendelschlag einer Uhr allmählich eine ganze Bretterwand in Schwingungen versetzt, sodaß eine zweite, entfernt von der ersten aufgehängte und stehende Pendeluhr davon in Gang gesetzt wird, so bringen hier die ungählbaren hinabrieselnden Quarzkörnchen trotz ihrer Winzigkeit schließlich den ganzen Berg in Bewegung und erzeugen ein Klangphänomen, welches nach den einstimmigen Schilderungen aller Besucher zu den ergreifendsten Naturerscheinungen gehört, welche dem Weltreisenden winken.

Carus Sterne.

Deutsche Wohlthätigkeits-Gesellschaften im Auslande.

Die Deutschen sind von jeher Träger und Pioniere der Cultur im Auslande gewesen, leider aber ging früher ihre culturelle Thätigkeit oft der Nation verloren und gereichte nicht selten ausschließlich fremden Völkern zum Vortheil; denn so lange es noch kein deutsches Reich gab, war Deutschland in seiner Zerrissenheit dem Auslande gegenüber machtlos und entbehrte in der Fremde des so nöthigen Schutzes durch die heimathlichen Regierungsbehörden. Zahllose Deutsche im Auslande haben daher im ganzen Völkermeer jedes Vaterlandsgefühl abgethan, sodaß vollends ihre Nachkommen sich innerlich und äußerlich ganz mit der Nationalität vermischten, in deren Mitte sie ihre neue Heimath begründet. Manche legten schon bald nach der Uebersiedelung ihre deutschen Namen ab und romanisirten, englisirten oder slavisirten dieselben sogar. Man werfe aber darum keinen Stein auf diese Abtrünnigen! In ihrer Schutz und Hülflosigkeit waren sie vielleicht zu schwach, um dem auf sie geübten Drucke zu widerstehen. Heute, nach Aufrichtung des mächtigen deutschen Reiches, ist die Sache freilich ganz anders und viel besser geworden.

Aber schon lange, bevor dieses heißersehnte Ziel erreicht worden, trat die erfreuliche Erscheinung zu Tage, daß thatkräftige Deutsche mit vereinigten Kräften durchsetzen, was der Einzelne nicht zu erreichen vermochte, indem sie durch Privatthätigkeit in's Leben riefen, was ihnen von obenher gebrach. Dieser Tendenz verdanken wir die deutschen Schutz und Hülfsgesellschaften im Auslande.

Die ersten derselben entstanden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den Hafenstädten Philadelphia, New York und Baltimore; ihnen folgten solche in den Hauptstädten der alten Welt, in London, St. Petersburg, Constantinopel, Paris und in einer zweiten englischen Stadt, in Dalton, worauf wiederum der Gründungseifer nach Nordamerika zurückkehrte, wo in St. Louis, New Orleans, San Francisco und Chicago Hülfsvereine gegründet wurden. Bald darauf folgten den zur Linderung materieller Noth gegründeten Zufluchtsstätten solche zur Abwehr politischer Verfolgung: die Schweiz und Belgien.

Nach dem Jahre 1870, welches dem deutschen Reiche seine frühere Machtstellung wieder gab und somit auch die Deutschen im Auslande mit dem Gefühle junger Kraft erfüllte, schossen dann die deutschen Hülfs und Schutzvereine überall wie Pilze aus der Erde, und kaum irgend eine bedeutende Stadt Amerikas und Europas entbehrt heute eines solchen Vereins. Die Zahl der deutschen Hülfsvereine, soweit sie uns nach den uns ziemlich vollständig vorliegenden Statuten und Jahresberichten bekannt wurden, beläuft sich heute auf 64, deren Entstehen zu fast dreiviertel ihrer Zahl auf die Zeit nach dem Jahre 1871 fällt.

Der erste und älteste aller deutschen Hülfsvereine im Auslande ist die „Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien“. Die Gründung derselben hat ihre eigene Geschichte. Die Gesellschaft verdankt ihren Ursprung der deutschen Einwanderung. Diese nahm ihren Anfang im Jahre 1683; denn die früheren Einwanderer in die englischen Colonien Nordamerikas dürfen nur als versprengte Vorläufer betrachtet werden. Die Anregung aber zu eigentlichen Wanderzügen aus Deutschland gab kein Anderer als Wm. Penn selbst, der dreimal — und zwar die ersten beiden Male vor der Gründung Pennsylvaniens (1671 und 1677) — selbst in Deutschland war, um für seine Secte, die Quäker, Propaganda zu machen und das zu Ehren seines Vaters benannte Land zu bevölkern. Penn predigte in Krisheim bei Worms und erließ ein Manifest (1681), in welchem er die Ansiedelung plansüsel machte: alsbald entstanden denn auch in Frankfurt und Krefeld unter den Gläubigen Auswanderungs-Gesellschaften.

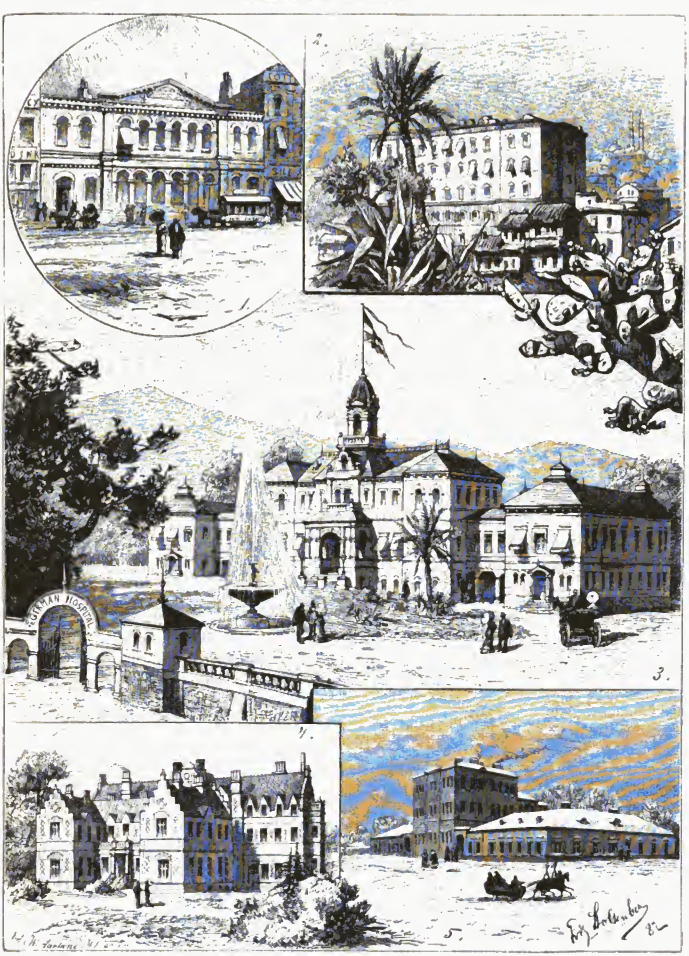
Am 6. October 1683 gingen die ersten Auswanderer ab, welche sechs Meilen von Philadelphia, das damals nur einige Häuser zählte, die Stadt Germantown gründeten, und ihnen folgten, dank den damaligen unsiegen Zuständen in Deutschland, bald andere Auswanderungszüge nach.*

Die großen Züge aus Deutschland beunruhigten die angesiedelten Engländer und drückten wie ein Alp auf ängstliche Gemüther, sodaß James Logan, der berühmte Secretär W. Penn's, die Befürchtung aussprach, es könne den dortigen Angelsachsen dasselbe Schicksale widerfahren, wie im fünften Jahrhundert den britischen Kelten durch die Angelsachsen. Auch in der englischen Gesetzgebung der Colonie sprach sich durch zum Theil später wieder zurückgezogene Repressivmaßregeln dieselbe Befürchtung aus.

Da nun die meisten Auswanderer zu arm waren, um die gegen 200 Mark betragenden Kosten der Ueberfahrt zu zahlen, so trafen sie mit den Schiffseigenthümern ein Uebereinkommen, wonach sie sich verpflichteten, nach ihrer Ankunft in Amerika ein Arbeitsäquivalent für ihre Fahrt zu leisten. Ein solcher Dienst contract war, wie ein lettre an porteur, übertragbar. Ein guter Arbeiter mochte mit drei bis vier Jahren abkommen, die Dauer der Arbeitsknechtschaft konnte aber auch bis zu sieben Jahren sich

* Besonders stark waren die Bedrückungen auch in Würtemberg, und aus diesem Lande gingen Massenzüge von Auswanderern nach Amerika ab, das erste Mal 1709, dann wieder 1717. In einzelnen Jahren, wie 1711 und 1716, war die Auswanderung sehr stark; im Herbste 1749 langten 25 Schiffe mit deutschen Einwanderern in Philadelphia an, und der Aeltere Kolm, veranschlagt die damalige Zahl derselben auf 12,000. Auch 1750 und 1755 kamen wieder viele Schiffe mit Auswanderern, und im Jahre 1752 waren unter den 100,000 Bewohnern des Landes 80,000, im Jahre 1755 unter 220,000 fast die Hälfte Deutsche.

Digitized by Google



Deutsche Hospitäler im Auslande.

Originalzeichnung von Fritz Stoltenberg.

1. Die Halle der „Deutschen Gesellschaft" in Philadelphia. — 2. Das „Deutsche Krankenhaus" in Constantinopel. — 3. Das „Neue deutsche Hospital" in San Francisco. — 4. Das „German Hospital" in Dalston. — 5. Das „Asyl des Wohlthätigkeits-Vereines" in St. Petersburg.

ausdehnen, und Kinder blieben bis zur Großjährigkeit Arbeitssclaven. Der Arbeiter wurde einfach „serf, Knecht“ genannt.

In den frühesten Zeiten der deutschen Einwanderung kamen derartige Fälle selten vor, zum ersten Male urkundlich 1686, und zwar in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelangte das System zur vollen Ausbildung und allgemeinen Anwendung. Die Agenten, welche große Provisionen bezogen, hießen „Neuländer“, wurden aber auch mit dem minder schmeichelhaften Namen „Seelenverkäufer“ bezeichnet. Wir besitzen von Zeitgenossen und Augenzeugen so genaue und bedeutsvolle Schilderungen dieser Zustände, daß uns bei der Lectüre derselben geradezu ein Grauen befällt.

Wenn die Schiffe in Philadelphia nach der langen Seefahrt landeten, durften nur die Zahlenden oder durch Bürgen Geschützten das Land betreten. Alle Anderen mußten warten, bis man sie taufte, was oft, wenn sie nicht jung und gesund waren, wochenlang dauerte, sofern sie nicht inzwischen Krankheiten erlagen. Männer mit kranken Frauen und Frauen mit kranken Männern mußten, wenn sie die Übrigen mit sich zugleich auskösen wollten, für diese durch eine längere Arbeitsdauer einstehen und oft wurden ganze Familien getrennt, indem Mann, Weib und Kinder an verschiedene Käufer gelangten und Mütter von ihren Kindern auf Nimmerwiedersehen lassen mußten, weil Letztere, wenn sie das Alter von fünf Jahren noch nicht erreicht hatten, nicht gekauft, sondern umsonst ausgegeben wurden und dann bis zum einundzwanzigsten Jahre dienen mußten. Das Schiff war der Markt des Menschenhandels: dorthin kamen, in Folge der Anzeigen im Philadelphiaer „Staatsboten“, welcher die Ankunft „frischer, gesunder Waare“ meldete, in großer Zahl, oft zwanzig bis dreißig Wegstunden weit her, die Käufer und handelten um Menschen — um unsere deutschen Landsleute! Es ist indessen zu bemerken, daß die Deutschen in Pennsylvanien sich niemals an diesem Menschenschacher betheiligt haben.

Zu alledem kam noch ein weiterer abscheulicher Mißbrauch der Rheder: Bei der Abfahrt von Europa wurde zwar das Gepäck der Auswanderer vor deren Augen mit verladen, heimlich aber wieder an's Land gebracht, um entweder gar nicht oder auf später abgehenden Frachtschiffen nachbefördert zu werden. Es geschah dies, um für die Menschenwaare mehr Raum zu gewinnen. Die armen Auswanderer fanden sich dann bei ihrer Ankunft an den „gastlichen“ Gestaden der neuen Welt nackt und hilflos, und kamen die Kisten dann endlich an, so waren sie geöffnet und ihres besten Inhaltes beraubt; häufiger aber blieben sie ganz aus.

Man wird fragen, wie es gekommen, daß so himmelschreiende Mißräuche nicht gehörig untersucht und durch Bestrafung der Schuldigen abgestellt wurden? Die Antwort giebt Christoph Saur, der unermüdliche Freund und Schützer des Auswanderers. „Es war keine Maus“ — sagt er — „die der Katze wollte die Schellen anhängen. Die Leute, welche von der Ausbeutung der Passagiere ihren Nutzen zogen, hatten beim Gouvernement mehr Einfluß, als entrüstete Menschenfreunde.“

Die gesetzgebende Behörde erließ zwar im Jahre 1750 ein Gesetz zum Schutze der Einwanderer, aber es blieb Alles beim Alten; denn die eingesetzten Inspectoren waren käuflich und drückten ein oder beide Augen zu, sodaß, wie Saur sagt, „die Leute zuweilen nicht mehr als zwölf Zoll Raum und nicht halb genug Brod und Wasser hatten.“

So lagen die Dinge, als sich im Herbste 1764 das jammervolle Schauspiel ereignete, daß gleichzeitig mehrere Emigrantenschiffe in Philadelphia anlangten, welche mit Kranken und Sterbenden besetzt waren — ein Fall, der sich früher nur auf einzelne Schiffe beschränkt hatte. Ueber die Zahl der unterwegs Gestorbenen wurde nichts berichtet. In Folge dessen brachte der „Staatsbote“ am 19. November eine anonyme Einsendung, welche zur Unterstützung der Ankömmlinge das öffentliche Mitleid in Anspruch nahm. Der Herausgeber der Zeitung begleitete das Inserat mit einer warmen Fürsprache, und dadurch angeregt, trat eine Anzahl deutscher Männer, anfangs ohne alle gesellschaftliche Einigung, zur Linderung der augenblicklichen Noth ihrer Landsleute zusammen. Da aber voraussichtlich der Anlaß zu ähnlichen Einscherien öfters wiederkehren mußte, so entschlossen sie sich bald darauf, durch die Stiftung einer deutschen Gesellschaft ihre wohlthätige Wirksamkeit zu einer bleibenden und planmäßigen zu machen: Am zweiten Christtage 1764 Nachmittags über Uhr constituirte sich mit 65 Mitgliedern im Schulhaus der Chestnutstraße zu Philadelphia die oben erwähnte erste deutsche Hülfsgesellschaft der Welt unter dem noch heute bestehenden Namen „Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien“.

Es würde zu weit führen, hier eine specielle Geschichte der Thätigkeit dieser Gesellschaft zu liefern, und so mag die Bemerkung genügen, daß der Verein zunächst ein Gesetz zum Schutze der deutschen Einwanderer durchsetzte, daß er dann den Schulunterricht, die Krankenpflege und die Armenunterstützung unter seine Fittiche nahm und eine deutsche Bibliothek gründete.

Eine Periode der Erschlaffung der Gesellschaft trat während der Jahre 1818 bis 1859 ein, in welcher Zeit die Vereinsverhandlungen sogar in englischer Sprache geführt wurden und die Mitgliederzahl erheblich abnahm. Bei der geringen Fürsorge der Gesellschaft für die Interessen der Einwanderer entstand um jene Zeit eine andere „Einwanderungsgesellschaft“ neben der Deutschen (1843), allein zu Beginn der sechziger Jahre hob sich der Verein sichtlich und drängte somit das Gedächtniß an jene unrühmliche Zeit mehr und mehr in den Hintergrund. — —

Die zweitälteste deutsche Hülfsgesellschaft im Auslande ist die „Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York“; sie wurde im Jahre 1784 gegründet und wird somit in zwei Jahren das Erinnerungsfest ihres hundertjährigen Bestehens feiern, wozu bereits großartige Vorbereitungen getroffen werden.

Die „Deutsche Gesellschaft von New-York“ verdient unsere besondere Beachtung: denn sie steht in ihrer Organisation und Gliederung als ein rühmliches Beispiel einzig da, und ihre Jahresberichte sind deshalb wahre Fundgruben für alle Auswanderer und Diejenigen, welche sich für die Auswanderung praktisch oder theoretisch interessiren; sie übertragen an Exhtichkeit, Freimuth und guten Rathschlägen alle anderen Monographien über Auswanderung. Die Gesellschaft hat eine vollkommen organisirte Armen- und Krankenpflege, ferner ein Arbeitsnachweisungsbureau, ein Baukepartement und ein Auskunftsbureau; auch steht sie mit einem vor sechs Jahren gegründeten, von der Gesellschaft subventionirten Rechtsschutzverein in Verbindung. Das im Jahre 1868 begründete Baukepartement leistet nicht blos den Einwanderern die bedeutendsten Dienste, indem es sich mit Auszahlungen nach Europa, mit Wechselvermittelung mit der neuen Welt, mit dem Arrangement von Passagen über den Ocean und mit Einlösung europäischer Anweisungen und Packetbeförderung befaßt, sondern verschafft auch durch die dafür gezahlten Gebühren und Provisionen der Gesellschaft einen sehr beträchtlichen Theil ihrer Einnahmen.

Die wichtigsten Stützpunkte der Gesellschaft sind Bards Island und ganz besonders Castle Garden. Ersterer Ort dient als vorübergehende Zufluchtsstätte für kranke und mittellose Einwanderer, wenn nicht, was selten vorkommt, deren Rückfendung in die Heimath geboten erscheint. In den letzten Jahren machten wenig Einwanderer von den Wohlthaten dieses Institutes Gebrauch, was im Allgemeinen auf den Vermögensstand und die Gesundheit der angekommenen Einwanderer einen günstigen Rückschluß gestattet. In Castle Garden dagegen müssen alle zwischendecks-passagiere gelandet werden. Jedem von ihnen wird hier auf vierundzwanzig Stunden ein Unterkommen gewährt, wobei, auch seitens derjenigen, welche nicht von diesem Unterkommen Gebrauch machen, Name, Herkunft und Reisezicl angegeben werden muß. Die Ankömmlinge erhalten dort bereitwillig für ihr weiteres Fort kommen die umfassendsten Informationen und Rathschläge.

Castle Garden wird einzig und allein von der Deutschen Gesellschaft unterhalten, welche dazu seit 1876 eine von der Staatsregierung von New-York von Jahr zu Jahr neu bewilligte, ziemlich geringe Subvention erhält. Früher durften die Einwanderungs-Commissäre von jedem in Castle Garden gelandeten Einwanderer

* Zur Bildung der „Deutschen Gesellschaft in New-York“ traten am 22. August 1784 dreizehn Männer zusammen, darunter zwei ehemalige Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“. — Ob die „Deutsche Einwanderungsgesellschaft“ in Philadelphia noch bestehe, konnte der Verfasser dieses Artikels nicht in Erfahrung bringen. Ebenso wenig ist aus den Tabellen der amerikanischen Hülfsgesellschaften zu ersehen, ob die im Jahre 1766 in Charlestown gegründete „Deutsche Gesellschaft von Süd-Carolina“ sich noch erhalten hat, welche demnach älter wäre, als diejenige von New-York, oder ob sie sich aufgelöst hat. Eine Anfrage des Verfassers an die Adresse dieser Gesellschaft, deren in dem Seidenstricker'schen Werke „Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“ Erwähnung geschieht, blieb ohne Antwort, und die Berichte der Hülfsgesellschaften von Nordamerika erwähnen zwar aller anderen Hülfsgesellschaften, welche jetzt bestehen, nicht aber derjenigen von Charlestown.

Digitized by Google

ein Kopfgeld erheben, aber das Bundesgericht hat dieses Gefälle im Jahre 1876 für unconstitutionell erklärt, und so ist die Gesellschaft bezüglich der Erhaltung des Instituts, so lange nicht die Einwanderungsfrage von Congreßwegen geregelt wird, was schon mehrmals angezeigt, aber noch nicht zum Austrag gebracht ist, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen.

Die Auswanderungs-Commissäre üben ihr mühevolles Amt mit aufopferungsvoller Hingebung uneigentlich, und nur dadurch ist es bisher möglich gewesen, das für die Sicherheit und den Schutz der Einwanderer so nothwendige Institut am Leben zu erhalten. Wer also nach den Vereinigten Staaten über New-York einwandert, ist heutigen Tages gottlob! nicht rath- und schutzlos. Niemand versäume im Local der „Deutschen Gesellschaft", Broadway 13, vorzusprechen, wo er bis in die Details hinein jedenfalls mit gewissenhaftem Rathe, wenn nöthig aber auch mit materieller Unterstützung ausgerüstet werden wird.

Ein volles Menschenalter dauerte es, bis mit gleichen Tendenzen, wie die beiden vorigen, die „Deutsche Gesellschaft von Maryland in Baltimore" entstand (1817), und wieder ein weiteres Vierteljahrhundert, bis diesmal speciell in dem Sinne, in welchem zur Zeit alle europäischen Hülfsgesellschaften thätig sind, der „Deutsche Wohlthätigkeitsverein in St. Petersburg" in's Leben gerufen wurde (1. December 1842), zu dessen Gründung der inzwischen verstorbene Dr. Spieß die erste Idee gab. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche sich der Gründung von ausländischen Vereinen und Gesellschaften in Rußland unabweisbar entgegenstellen, der muß die bei der Schöpfung dieses Verbandes entwickelte Energie bewundern, zumal das Gründungsjahr in die Zeit der Machtfülle des gewaltsamen und rücksichtslosen Kaisers Nicolaus fällt. Der Verein besitzt ein Asyl (Armen- und Erziehungshaus) sowie ein Arbeitsmagazin und zeichnet sich durch eine musterhafte Wirksamkeit aus, die sogar vor Opfern an der Substanz des Gesellschaftsvermögens nicht zurückscheut, wenn es gilt, wahrhaft nützlich zu wirken. Es gab eine Zeit, wo auch die Kraft dieses Vereins erschlaffte — in den letzten der sechziger Jahre — und die Mitgliedschaft im Verwaltungsausschuß nur als eine Brücke für eine Ordensgewährung betrachtet wurde, während die Sorge für die Thätigkeit und für die Mehrung der Kräfte des Vereins wenig galt. Herrn Friedrich von Stein gebührt das Verdienst, die Reorganisation der Gesellschaft angeregt zu haben; freilich wurde dieselbe dann von Anderen mit Umgehung seiner Person durchgeführt. Seitdem haben sich die Einnahmen des Vereins vervierfacht, und das Grund- und Reservecapital hat sich um das Anderthalbfache vermehrt.

Zwei Jahre später (1844) wurden in Paris mit allgemeinen, denen des Petersburger Vereins entsprechenden Tendenzen und in Constantinopel speciell für Hospital- und Krankenzwecke Hülfsvereine gegründet. Subventionen genießt der letztere Verein nicht, hat aber die freie Benutzung des vom Reiche erbauten Krankenhauses, in welchem Diakonissen wirken.

Die beiden folgenden Gründungen entstanden auf englischem Boden: das „German Hospital in Dalston" (1845) und die „Deutsche Gesellschaft der Wohlthätigkeit in London". Ersteres, in gesunder, anmuthiger Gegend und in der Nähe des großen Platzes am Westend von London belegen, ward auf Grund einer unter Protection der verstorbenen Königin Elisabeth von Preußen, Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, weiter verfolgten Idee am 15. October 1845, dem Geburtstage des Königs, dem Verkehr übergeben. Das Provisoriumcomité, welches den ersten Bau und die Verwaltung geleitet, erkannte im Jahre 1860 die Nothwendigkeit einer Vergrößerung desselben und beschloß einen Neubau, der auch im großen Garten des alten Hospitals unter Leitung des Herrn Architekten Grüning und Professor Donalshon im Jahre 1863 begonnen und 1866 vollendet wurde. Das neue Hospital wurde genau 20 Jahre nach der Eröffnung des alten mit 100 Betten dem Verkehr übergeben, denen später 5 Betten hinzugefügt wurden. Das Hospital kostet mit allem Zubehör 400,000 Mark.

Die „Deutsche Gesellschaft der Wohlthätigkeit in London" ist zwar schon 1817 gegründet, beschränkte aber ihre Wirksamkeit bis zur Statutenänderung 1847 lediglich auf Mitglieder der Gesellschaft selbst. Dieses Institut sowohl wie das zu Dalston ist so bedeutend und großartig, wie die vorerwähnten Schöpfungen, und die Wirksamkeit des Präsidenten des Londoner Vereins, H. Charles Tuchmann, muß, nach den allgemein rühmenden Erwähnungen seiner Person, eine ungemein erfolgreiche gewesen sein.

Von den weiteren Vereinsbildungen in St. Louis und New-Orleans (1847) sowie in San Francisco (1854) wollen wir nur noch der letzteren speciell gedenken, weil die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft von San Francisco" neben dem „German Hospital von Dalston" als Mitgliederzahl und Jahresbudget die größte der Welt ist. Die Gesellschaft zählt doppelt so viel Mitglieder wie der nach ihr größte Verein von Dalston, beziehlt keine Subventionen wie dieser und hat gleichwohl aus sich heraus, trotz ungeschickter Wirksamkeit in ihrer statutenmäßigen Thätigkeit, im Jahre 1871 die enorme Summe von 592,000 Mark für die Kriegsverwundeten nach Deutschland senden können. Das Jahresbudget der Gesellschaft erreicht fast dasjenige von Dalston.

Sämmtliche amerikanische und der St. Petersburger Hülfsverein bethen ihre Wohlthätigkeit auf alle Personen deutscher Zunge, also auch Deutsch-Oesterreicher und Deutsch-Schweizer aus, die Krankenhäuser in Dalston und Constantinopel und der Londoner Hülfsverein auch nöthigenfalls auf Angehörige anderer Nationen. Dasselbe geschieht Seitens der „Deutschen Gesellschaft in New-York".

Außer den gedachten Hülfsgesellschaften bestehen noch folgende: in Chicago (1854), Zürich (1856), Brüssel, Bern, Basel (1862), Genf, Aarau (1864), Livorno (1868), Malaga, Mailand, Triest (1871), Chur, Lausanne (1872), Neuenburg, Chaux-de-Fonds, Nizza, Boston, Madrid (1875), Stockholm (1876), Wien (1877), Chicago, Winterthur, St. Gallen (1878), Havre (1879), Kairo, Milwaukee (1880), Florenz (1881), Cincinnati, Pittsburg, Cannes, Buenos Ayres, Lima, Rio de Janeiro, Santiago, Porto Alegre, Antwerpen, Lüttich, Ancona, Rom, Genua, Neapel, Lissabon, Bukarest, Jassy, Moskau, Odessa und Barcelona. Hieran schließen sich, seit das deutsche Nationalgefühl auch auf englischem Boden lebendig geworden, d. h. seit dem Jahre 1870, folgende Londoner Institute an: die „Deutsche Herberge in Finsbury-Square", eine wahre Wohlthat für alle Neuankömmlinge aus Deutschland, das „Deutsche Waisenhaus", das über eine Jahreseinnahme von 16,600 Mark und ein Stammvermögen von 100,000 Mark gebietet, sowie die im vorigen Jahre gegründeten „Debeiten der deutschen Gouvernanten", „Home of German Governesses" und „Gordon House", in welchem deutsche Dienstmädchen billige Unterkunft, Schutz und unentgeltlichen Arbeitsnachweis erhalten.

Um einen Ueberblick über die Wirksamkeit aller dieser Hülfsvereine zu gewähren, lassen wir hier eine kurze Zusammenstellung folgen:

Die Zahl der Mitglieder aller dieser Vereine zusammen betrug im Jahre 1880 18,680, und auf jeden Verein kamen deren durchschnittlich 311. Der Jahresbeitrag schwankt zwischen 4 Mark (einige schweizerische und einige italienische Vereine) und 40 Mark (New-York und San Francisco). Es betrugen im Jahre 1880 die Gesammteinnahmen dieser Vereine 1,303,000 Mark, die Gesammtausgaben 1,162,990 Mark, während das Grundcapital und die Realitäten der Vereine einen Gesammtwerth von 4,187,606 Mark darstellen.

Unter den deutschen Hülfsvereinen im Auslande befinden sich einige, welche noch der Statuten entbehren und nur confidentiell unter Leitung der Consulate verwaltet werden, wie diejenigen in Alexandria und Havre, während andere sich nur nach Unterstützungscassen nennen und noch andere Filialvereine sind. Dagegen haben wieder die größeren Vereine Zweig- und Frauenvereine zur Seite, wie Chicago. Sämmtliche Statuten und Jahresberichte sind in deutscher Sprache abgefaßt, und nur der Verein von Dalston macht eine kaum zu rechtfertigende Ausnahme, zumal das Hospital ausschließlich deutsche Officianten hat und von deutschen Diakonissinnen bedient wird, wie auch das Hospital in Constantinopel.

Mehrere Vereine haben Vertrauensmänner eingesetzt, welche gewählt werden und die Aufgabe haben, durch Erkundigungen möglichst an Ort und Stelle die Berechtigung der Bittgesuche und die Würdigkeit der Petenten zu prüfen, eine wortreiche Einrichtung, die besonders in St. Petersburg gut organisirt ist und ihre Früchte trägt. Die amerikanischen Gesellschaften haben dagegen angestellte und bezahlte Agenten und Generalagenten für diese Zwecke.

Fast alle Vereine, auch die in den entferntesten Ländern, klagen in ihren Berichten über die Belästigungen des internationalen

Digitized by Google

Bummlerthums, welches allenthalben unter dem Deckmantel des „armen Reisenden“ an die Wohlthätigkeit appellirt, und vielen Orten, z. B. in der Schweiz, Odessa, Constantinopel und Barcelona, haben die Vereine beschlossen, sich der Unterstützung solcher Individuen möglichst zu entschlagen und den Nothstand der angestessenen Deutschen in erster Reihe zu berücksichtigen.

Zu den Vereinen, die, abgesehen von der Verfolgung ihrer nächsten statutenmäßigen Zwecke, auch sonst des deutschen Vaterlandes in der Noth mit Wärme sich erinnern, gehört der von Mailand, wo die deutsche Colonie 1871 reiche Sammlungen für die Verwundeten (gegen 14,000 Franken) veranstaltete.

Wir können unseren Bericht nicht schließen, ohne ausser den schon erwähnten noch einige Männer zu nennen, die sich um die Vereinsthätigkeit besonders verdient gemacht haben. Zu ihnen gehören — es soll durch diese Namen die Tüchtigkeit vieler Anderer nicht in Schatten gestellt werden — der Botschaftsprediger Fuhr in Constantinopel, Heinrich Bind in Genf und Pfarrer Greber in Kairo, welcher letztere nicht allein den dortigen Verein gegründet, sondern auch zur Erbauung eines deutschen Hospitals im vorigen Jahre durch Sammlungen ein Capital von fast 50,000 Mark aufgebracht und von der ägyptischen Regierung die unentgeltliche Hergabe eines geräumigen Bauplatzes erwirkt hat.

Mögen die deutschen Wohlthätigkeits-Gesellschaften im Auslande zur Ehre des Vaterlandes und zum Heile unserer bedrängten Landsleute in der Fremde noch wie vor kräftig blühen und wachsen, und so auch die aufopfernngsvolle Wolle und Treue Derer lohnen, welche dem Aufbau und der Verwaltung dieser humanitären Vereine ihre besten Kräfte widmen!

Blätter und Blüthen.

Die letzte Bärenjagd in Deutschland. Wohl jeder Fremde, der in dem am Fuße des Wettersteins und der Zugspitze gelegenen Partenkirchen Station macht, unternimmt als ersten Ausflug den Aufstieg nach Forsthaus „Bodergraseck“.

Vor Jahren reidirte dort der königliche Forstwart Kiendl, welcher volle 32 Jahre im activen Dienste dieses über 30,000 Tagwerke umfassende, zum größten Theil aus Bergwildnis bestehende Jagdrevier bezog und auch der erste Besitzer der seither für unerfreiglich gehaltenen Dreithorspitz gewesen, unseren Artikel „Auf dem höchsten Gipfel des deutschen Reiches“ in Nr. 40) gewesen.

Ihm verdankt die Raumvrüfeuchaft manch interessantes Jnndstück, da er bei seinen vielen Besteigungen der Zugspitze stets eifrigster Botaniker war, und ennmehne ich auch seinem Tagebuche nachfolgende Schilderung der denkwürdigen Bärenjagd, die letzten Bären, welcher in Deutschland im wilden Zustande gejagt wurde.

„Am 28. August 1864 meldete Morgens vier Uhr ein Bauer von Vordergraseck: all sein Vieh sei heute Nacht in voller Flucht von der Alm nach Hause gekommen, und ein Kalbl sei zu Nichts mehr zerbissen und zerfetzt gewesen. Ein erster Pürschgang ließ uns zwar die Spuren des Bären finden, mußte jedoch wegen Mangels an Schützen erfolglos bleiben. Nachdem eine weitere Kuh und ein Kalb zerrissen aufgefunden, gelang es endlich mir sowie dem vorschgehilfen Popp, sein Oberlefter in Mittenwald, und den Gehilfen Dillis und Richtstein, dem Bären beizukommen.

Von der Brauchhütte im Thalaggerwald gingen wir der Stelle zu, wo ich vorher des Bären Spur gefunden. Auf einmal bemerkte ich, daß mein Hund zurückgeblieben, was er sonst niemals gethan. Ich sah, wie er eine Anhöhe hinauf bewachte. Wir gingen ihm nach und fanden ein von dem Bären zerrissenes Stück Vieh, von dem bereits ein Theil gefressen worden war. Die Gebärme hingen an den Aesten der Tannen; mir scheint, der Bär hat sich gefreut über sein Jagdglück und seinen guten Fraß. Wir beschlossen nun an dieser Stelle anzusitzen, in der Meinung, der Bär werde noch einmal seinen Hunger stillen wollen. Es war Abends fünf Uhr, als wir alle angekommen waren, die Einen vorwärts, die Anderen rückwärts stehend. Mich trat der vorsehe Posten zuschwirs.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gestessen sein, als ich hinter einem Gebüsch auf sechzig Schritte den Bären sah, wie er vorsichtig zu der Stelle ängte, wo das Stück Vieh lag. Ich machte mich schußfertig. Während dieser Zeit hatte mein Nachbar Dillis bemerkt, daß sich in Feuerbereitschaft war; anfangs glaubend, ich mache Spaß, erblickte er, ich anrichtend, auch den Bären. Dieser that noch einen Schritt vorwärts, sodaß ich eben nur den Kopf sehen konnte, wie er mich scharf mit seinen schwarzen Lichern anschaute. Ich dachte mir: der Kerl brennt durch; ich schieß' ihm auf den Kopf. — Gedacht — gethan! O weh! es hat versagt. Der Bär sprang um. Mein Nachbar Dillis sah schon sämmtliche Haare sträuben im Umschlagen und schickte ihm an. — Dem Schweiße nach war er wadwund geschossen, und da es bereits Nacht wurde, beschlossen wir, ihn anderen Tages weiter zu verfolgen. Einige zwanzig Schüssen, nahmen wir am anderen Morgen die Fährte wieder auf und verfolgten eine starke Schweißspur bis zum Brite des festigen Ferchenbachs; hier hörte alle Spur auf; er mußte im Bachbett aufwärts gewandert sein in's Geschreiß. Acht Tage lang suchten wir vergebens; der Bär muß in einer der zahlreichen Höhlen des Wettersteins verendet sein; man hat hier nie, ebenso wenig im benachbarten Tirol, weder einen vom Bären gehört. Dies meine Erinnerung.“

Mschael Sachs.

Vorrenrichen.

Volksausgabe von Kant's Schrift „Zum ewigen Frieden“. Vor einiger Zeit (vergl. Nr. 26) erschien in der „Gartenlaube“ ein Artikel über die mehrfach von bedeutenden Geistern ausgesprochene Idee eines für die gesammte menschliche Gesellschaft aufzurichtenden ewigen Friedens. Jener Artikel hat sicherlich zahlreiche Leser zum Nachdenken über den Gegenstand eines solchen Friedenssideals angeregt, und so möchte denn auch Mancher sich vermuthlich gefreut haben, Kant's in jenem Aufsatze wiederholt angeführte Schrift über diese Frage aufzuschlagen, um aus dem Munde des Weisen vom Pregel seinen großen Plan gleichsam mit besonderer Feierlichkeit aus Eindringlichkeit zu vernehmen.

Viele aber, welche diesem Impulse folgten, werden voraussichtlich Kant's Schrift mit Enttäuschung aus der Hand gelegt haben. „Zopf!“ dürfte kurz und vielgesagt ihr Urtheil gelautet haben. Und doch würden sie hiermit Kant Unrecht thun. Aber freilich, der bequeme, altväterisch steife und förmliche Ton will auf seine Weise genommen sein; wir bedürfen Jemandes, der uns mit all seinen kleinen Gewohnheiten bekannt macht, der uns bei ihm einführt.

Das Amt, Kant's Schrift: „Zum ewigen Frieden“ dem Geschichte von heute wieder zugänglich und schmackhaft zu machen, hat ein tüchtiger Polemiker des großen Philosophen auf sich genommen und in trefflicher Weise verwaltet. Dr. Karl Rehrbach in seiner in der bekannten Reclam'schen Universalbibliothek erschienenen Ausgabe dieser Schrift (Preis 20 Pfennig). Rehrbach ist keiner von jenen mit Recht so verachteten Erklärern, die über dem Tadsinn vergangener Zeiten ihre eigene, der Gegenwart angehörige Menschenkeele verloren haben. Er hat es vielmehr verstanden, sich in den Geist Kant's und seiner Zeit zu versenken, ohne darüber die Bedürfnisse und die Empfindungen der Gegenwart zu vergessen. So ist er in vorzüglicher Weise befähigt, den Vermittler zwischen beiden Seiten einerseits zu verschiedenen, innerlich aber einander durchaus verwandten Geschichtsperioden zu bilden. Eine mit der ganzen knappen Eleganz modernen Stils geschriebene Vorrede unterrichtet den Leser nicht nur von allen für das Verständniß von Kant's Schrift wichtigen Umständen der damaligen Weltgeschichte; in ihr, welche mit scharfer Streiflichter auf die gegenwärtige Weltlage und die in breiten Schichten des Publicums oder bei den Lenkern der Volksgeschicke über Krieg und Frieden beliebten Ansichten.

Wer unter Rehrbach's Führung auf's Neue Kant's Friedensschrift zur Hand nimmt, dürfte sehr bald inne werden, daß auch in Kant's Schrift, die der Gegenwart ungewohnt sind, ein gedankenlicher Kern zu leben vermag, der noch heute volle Existenzberechtigung hat; er dürfte ein Erstaunen und Freude entdecken, daß dieser Kern für die Gegenwart bereits Blüthen und Früchte getrieben hat, welche der Königsberger Weise voraussah, aber so bald noch nicht erwarten haben mochte, Blüthen und Früchte, die uns eine immer reichlichere Ernte versprechen, in je mehr Geistern und Herzen täglich jenem Gedanken neue Pflanzstätten bereitet werden.

Friedrich Hüttner todt! Soeben erhalten wir die schmerzliche Nachricht, daß Friedrich Hüttner, einer der ältesten Mitarbeiter und treuesten Freunde unseres Blattes, in der Nacht vom 15. auf 16. October von einem schweren Leiden durch den Tod erlöst wurde. Geboren am 9. October 1824 zu Plauen im Vogtlande, widmete sich Hüttner dem journalistischen Berufe, sich gleich anfangs zu liberalen Principien bekennend. An den unvergeßlichen Begründer der „Gartenlaube“ knüpfte ihn ausser der Mitarbeiterschaft an unserem Blatte noch ein anderes Band: Friedrich Hüttner redigirte vom Februar 1853 bis zum August 1854 den im E. Keil'schen Verlage erschienenen „Dorfbarbier“, belanntlich ein damals vielgelesenes illustrirtes Volksblatt, welches sich die Aufgabe stellte, in ernster und humoristischer Weise für die Verbreitung freisinniger Anschauung zu wirken. Seit dem Jahre 1860 war Hüttner verantwortlicher Mitverbreiter der „Leipziger Tageblätter“, welche Stellung er bis zu seinem Tode jetzeue Pflichttreue und anerkennenswerthes Geschick bekundete. Jm Herzen der Leipziger Bevölkerung wird sein Andenken noch lange bewahrt bleiben.

Kleiner Briefsaften.

Rittergutsbesitzer von F. in der Rheinprovinz. Sie suchen für Jhre Nichte ein gutes Jnstitut, in welchem dieselbe sich nach ihrer Schulzeit weiter ausbilden könne? Wir kennen uns, Jhnen zu solchen, welches in der Nähe Jhres Wohnsitzes gelegen ist, mit voller Ueberzeugung empfehlen zu können — das Victoria Lyceum in Köln. Taffelbe, unter dem Protectorate der deutschen Kronprinzessin stehend, ist eine Lehr- und Erziehungsanstalt, mit welcher zugleich ein Pensionat für eine kleine Anzahl junger Damen aus den höheren Ständen verbunden ist. Der Unterricht steht da ein, wo die höhere Schule ihre Aufgabe vollendet hat. Es werden den allgemeinen Lehrgegenständen noch Kunstgeschichte, italienische Sprache, Zeichnen und Malen, Musik, weibliche Kunstarbeiten und, auf besonderen Wunsch, auch die classischen Sprachen hinzugefügt. Jn ausgezeichneter Weise wird auch durch gesunde, reichliche Kost, durch Spaziergänge und Turnen, durch Tanzen, Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen das körperliche Befinden der Pensionairinnen gepflegt und gefördert, wie denn auch die Lage des Jnstituts, seine Räumlichkeiten und Einrichtungen in jeder Hinsicht vorzüglich sind. Tüchtige Lehrkräfte wirken an der Anstalt, vor Allem aber verdient die feingebildete Vorsteherin des Victoria Lyceums, Frau Prof. Lina Schneider, in jeder Weise das Vertrauen, das ihr von allen Seiten entgegengebracht wird. Wenden Sie sich also vertrauensvoll an die vorgenannte Dame! Adresse: Jahnstraße 19 in Köln am Rhein.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von E. von Zydow.

(Fortsetzung.)

Erna Lepel! Arndt war sich nicht bewußt, in dem Mädchen irgend eine Hoffnung geweckt zu haben. Trotzdem war es ihm nicht mehr behaglich in ihrer Nähe, und seine Unterhaltung mit ihr war ein seltsames Gemisch von anfrichtiger Kälte und unnatürlicher Zuvorkommenheit. — Er sprach über hundert Dinge mit ihr, aber er wußte kaum, was sie antwortete. Er fand, daß sie hübscher geworden sei, doch selbst diese Bemerkung glitt kühl an seiner Seele ab.

Erna war zu klug, um seine Veränderung nicht sofort zu bemerken, und als er sich am Schlusse der Gesellschaft von ihr verabschiedete, war ihm, als blickten ihre lebhaften Augen traurig, wie in einem ersten Schmerze, vor sich hin. Er kam sich in diesem Augenblicke vor wie Einer, der im Leichtsinn vor einen Altar getreten ist, dessen Ritus ihn kalt läßt, weil er die Bekenntnisse seines Glaubens nicht theilt.

Dergleichen innere Erlebnisse schlossen ihn nur um so enger an Henriette. Diese empfand mehr und mehr für Alles, was er ihrem Sohne war, eine heiße Dankbarkeit und war ihm zugethan, wie ihrem besten Freunde; deshalb mochte sie ihn ungern einen Abend entbehren.

So verging der Winter, und eines Tages war es Frühling geworden. Dieser war wirklich einmal unmerklich gekommen — ohne Sturm und Regen.

Es ist etwas Eigenes um ein echtes Frühlingsgefühl. Die Empfindung höheren Werdens, aufwärts steigender Kraft und weicher, unbegrenzter Empfänglichkeit erfüllt uns, und das Herz hält plötzlich gleichen Tact mit dem großen Herzschlag der Welt.

Das Gefühl solcher Gehobenheit hatte sich in diesem wunderbaren Frühling auch Arndt's in gesteigertem Maße bemächtigt; je länger er Freundschaftsrechte bei Henrietten genoß, desto mehr schwand in ihm jener eigenthümlich beklemmende Druck, dessen er sich zuweilen im Anfang ihrer Bekanntschaft nicht hatte erwehren können; es war in ihm eine gewisse zufriedene Heiterkeit, die vielleicht zum Theil auf ein bestimmtes erfreuliches Ereigniß zurückzuführen war: ihm war in jenen Tagen der Preis für einen öffentlich eingereichten Bauplan zuerkannt worden, und nun hatte er oft das Gefühl, als wäre jeder Tag ein Schritt, der ihn näher zu den Höhen des Lebens trüge. — —

Der Juli war vor der Thür und mit ihm nahten auch die Hundstagsferien des Knaben. Die beiden Malerinnen waren schon im Mai in die Thüringer Berge gegangen.

„Wir haben noch gar nichts über die Ferien beschlossen," sagte Henriette eines Tages zu Arndt. „Ich werde natürlich wieder mit Curt verreisen, aber nur auf die gesetzlichen vier Wochen."

„Wohin werden Sie gehen?" fragte der Architekt in erzwungen kaltem Tone, während eine dunkle Röthe ihm in's Gesicht stieg.

„Ich denke, wieder nach Rügen!"

Henriette hatte das mit plötzlicher Heiterkeit gesagt. Der Gedanke an die See schien eine Reihe bestrickender Bilder an ihrer Phantasie vorüber zu führen, und erst als ihr Blick auf Arndt fiel, zog wieder ein unsicherer Schatten über ihr Gesicht.

„Wir werden Sie sehr vermissen," sagte sie herzlich, und ein Seufzer stahl sich zwischen ihre Worte.

„Henriette, geben Sie mir ein Recht, Sie zu begleiten?" fragte er und stemmte die erbebende Hand gegen die Lehne ihres Stuhles.

Sie mußte sich sammeln. Es gab nur eine Deutung für seine Worte. Sie erglühte unter seinen Blicken, um dann wieder zu erblassen.

Da brach es befreiend, wie ein entfesselter Strom der Leidenschaft, aus seinem Innern hervor:

„Henriette!"

Sie schwieg; ihr Gesicht wurde immer trauriger, und sie schloß einen Augenblick lang die Augen.

„O, das nicht! das nicht!" sagte sie leise.

Er zog seine Hand von ihrem Stuhl zurück, blieb aber doch vor ihr stehen, als erwarte er noch etwas.

„Arndt," sagte sie dann, „Sie würden nicht glücklich werden an meiner Seite."

„Das heißt," stieß er rauh hervor, „Sie würden es nicht werden an der meinen — o, Sie lieben mich nicht."

Er athmete kurz auf, hob den Kopf kaum merklich und sah aus, wie Jemand, der durchaus standhaft bleiben will.

Noch einen Blick voll glühenden Verlangens warf er auf sie, wandte sich ab und ging zur Thür.

„Arndt!" rief sie geängstigt und verwirrt. „Ist es denn unmöglich, daß wir Freunde bleiben? Arndt, denken Sie nicht, ich ließe Sie so gehen!" Und sie eilte ihm nach und hielt ihm bittend beide Hände entgegen. „Freunde, Arndt! Freunde!" rief sie noch einmal.

Ein bitteres Lächeln flog über seine Lippen.

„Freunde?" wiederholte er scharf. „Ja, wenn Sie diese Stunde vergessen können! Ich werde mein Möglichstes thun."

Sie zitterte vor seiner zornigen Liebe und sann, wie sie ihn besänftigen könne.

Digitized by Google

„Wenn Curt zu Bett ist, kommen Sie wieder!“ sagte sie plötzlich. „Ich will Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, Arndt.“

„Ich werde kommen. Sie würden mich sonst gar für einen trotzigen Knaben halten,“ sagte er tonlos, mit fast ausdrucksloser Stimme und ging. — —

Zu seinem einsamen Stübchen angekommen, begann Arndt ein rastloses Wandern. Nur ab und zu blieb er plötzlich stehen und warf einen zerstreuten, glanzlosen Blick über die gleichgültigen Gegenstände seines Zimmers hinweg, gleichsam in die Ferne, als sei er ein Schiffbrüchiger, der vom Strande aus apathisch zusieht, wie draußen das Meer sein Fahrzeug verschlingt. Nach diesem starren Versunkensein wieder das ruhelose Wandern! Endlich sank er müde auf sein Sopha.

Hier saß er lange, ohne sich zu regen; blaß, mit geschlossenen Augen, Verzweiflung in den Zügen. Plötzlich sah er auf und murmelte einen Fluch zwischen den Lippen, wie ein Spieler, der Alles auf eine Karte gesetzt und sich verrechnet hat.

Als es zehn Uhr vorbei war, erhob er sich, um zu Heurietten zu gehen.

„Weiter, immer weiter im Leben!“ rief er resignirt. „Aber gottlob! der Rest meiner Tage wird immer kleiner.“

II.

„Ich hätte es wissen sollen,“ sagte er, als er bei Heurietten eintrat. „Es war ein unverzeihlicher Knabenstreich, den ich vorhin begangen habe.“

Sie erhob sich und sah theilnehmend in sein blasses, stolzes Gesicht.

„Nein,“ sagte sie; „es ist meine Schuld. Ich hätte Ihnen eher erzählen sollen, was ich Ihnen jetzt . . . .“ Ihre Stimme wurde immer leiser, und sie drückte seine Hand wie in schmerzlicher Verwirrung. „Arndt, unser jüngstes Gespräch,“ flüsterte sie, „hat die Todten in ihren Gräbern geweckt. Setzen Sie sich zu mir, und hören Sie mich an!“

Er that, wie sie wünschte, und nahm ihr gegenüber Platz, legte aber das Haupt zurück, sodaß sein Gesicht von dem Schatten eines hohen Strauches gedeckt ward.

Henriette kämpfte mit sich selbst. Das Wort, mit dem sie beginnen wollte, ließ sich nicht auf die Lippe zwingen. Um sich zu beruhigen, legte sie die Hände in einander.

„Lassen Sie!“ sagte er, aufspringend, da sie noch immer nicht redete. „Erzählen Sie mir nichts! Schonen Sie sich!“

Er wollte gehen.

„Nein,“ ward sie ein und schlug die Augen voll zu ihm auf. „Sie sind mein Freund, Arndt — bleiben Sie! Sie sollen, Sie müssen mich hören.“

Da blieb er, und wieder setzte er sich, wie zuvor, in den Schatten zurück.

„Er war der Bruder von Auguste und Adelheid,“ sagte sie mit gesenkten Wimpern. „Ich hatte ihn schon als Kind gesehen und sah ihn dann wieder, als ich siebenzehn Jahre alt war. Er hatte alle Eigenschaften, welche einen Menschen glänzend und liebenswürdig machen. Und mehr als das: er war ein musikalisches Genie — und vielleicht auch ein poetisches — jedenfalls schrieb er Gedichte, die ich sehr schön fand. Von Beruf war er Kaufmann, und als wir damals vier Wochen lang neben einander auf dem Lande lebten, fand er im Begriff, nach Amerika zu gehen.“

Sie hielt einen Augenblick inne. Worte machen jede Erinnerung so plastisch, daß die Vergangenheit bei lebhaft fühlenden Gemüthern ohne Weiteres Gegenwart wird.

„Ja, Arndt, ich liebte ihn,“ fuhr sie mit bewegter Stimme fort, „und er liebte mich. Ich war damals jung, und er fand mich hübsch. Wir schwärmten mit einander — wir schwärmten von allem Schönen und Großen. Es war etwas in ihm, das nicht gut war. Schlecht war er nicht; nein, nein, das gewiß nicht! Aber er war egoistisch. — Adelheid sagte es mir noch an demselben Tage, an dem er mir seine Liebe gestanden — an dem Tage unserer Verlobung. Aber ich glaubte es nicht; wie hätte ich es glauben können, Arndt? Denn ich liebte ihn ja. — Er hatte dieselben schwarzen Augen wie Adelheid, aber sie waren weniger dunkel; denn sie hatten einen so ganz anderen Ausdruck: lichter, phantasievoller und . . . .“ hier sank ihre Stimme zu einem Flüstern herab — „seltsam zerstreut. Aber der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit . . . . Sie kennen . . . . Sie besinnen sich gewiß auf den antiken Hermes mit dem Flügelhut und den Flügelsohlen, der, leicht auf einem Felsen sitzend, nur eine Secunde lang zu rasten scheint — so sah er aus, Arndt.“

Wieder schwieg sie eine Weile; dann sagte sie gemessen:

„Er ging nach Amerika. Dort wurde er ein schlechter Kaufmann, aber ein großer Componist. Auch gab er Concerte in New-York, die einen Weltruf erlangten. Sie müssen von ihm gehört haben, Arndt; er hat in Amerika den Vaternamen abgelegt und führt den Namen seiner Mutter. — Und in New-York hat er sich auch — verheirathet — mit einer viel genannten Concertsängerin. Ob er glücklich mit ihr geworden ist, weiß ich nicht; seine Schwestern reden nie mehr in meiner Gegenwart von ihm; — trotzdem scheinen mir oft Adelheid's Augen zu sagen, daß er es nicht ist.“

Sie neigte sich gegen die Lehne ihres Stuhles zurück und blickte mit gedankenvollem Ernst vor sich hin, als vergesse sie eine Secunde lang, zu wem sie spreche und daß sie überhaupt einen Zuhörer habe.

„Und Sie,“ fragte Arndt leise, „Sie lieben ihn noch?“

„Nein,“ sagte sie, „nein, Arndt, ich liebe ihn nicht mehr. Ich habe leben gelernt — ohne ihn, und es vergehen Tage, ja zuweilen Wochen, in denen ich gar nicht mehr an ihn denke. — Das ist keine Liebe mehr. Die Liebe zu ihm hat sich verwandelt in die Liebe zu meinem Sohne. Ich habe ihn nun schon längst über dem Kinde vergessen. — Doch — das ist vielleicht nicht ganz wahr; denn als ich den Knaben sah, war die Liebe zu ihm so schon todt. — O! ich hätte es wohl nie geglaubt, daß wirkliche, wahrhaftige Liebe sterben kann, aber es ist so, Arndt: ein Hauch kann sie tödten; sie kann ausgeblasen werden wie ein Licht.“

Sie schauderte in sich zusammen und sagte in geisterhaftem Tone:

„Eine Andere — das war es — eine Andere!“ Dann richtete sie sich auf und fuhr zitternd fort: „Als ich es das erste Mal hörte, konnt' ich es nicht fassen. Bis dahin hatt' ich noch keinen Schmerz empfunden. — Nein . . . . es ist nicht mehr auszudenken, wenn es vorüber ist. — — Eine Andere — wie das klingt! — Verzweiflung ist eigentlich kein Schmerz mehr — Verzweiflung ist Wahnsinn — und ich hab' es unzählige Male gefühlt, wie er aus dem tobenden Herzen emporkroch in die müden Gedanken — o, Arndt, Arndt — —“

„Doch die Verzweiflung athmet an ihrer eigenen Raserei aus,“ sprach sie nach einer feuchtenlangen Pause weiter. „Endlich — endlich werden die Gefühle dumpfer, und man schläft trotz aller Qualen ein. Ja — die Seele schläft — auch meine schlief. — Da las ich eines Tages nachträglich in der Zeitung seine Vermählungsfeier — und dabei erwachte ich wieder. Aber es war ein sonderbares Erwachen. — Sie stöhnte leise auf. „Denn gleichzeitig fühlte ich, daß Etwas in mir todt sei. — Nicht nur das Glück, auch die Liebe war gestorben. Todt, Arndt, todt — vollständig todt und vorüber! — — Die Welt im Ganzen kam mir merkwürdig zusammenhängend und verblaßt vor — alle einzelnen Dinge aber interessirten mich wieder. — Es ist schauerlich — aber es ist so: die Liebe war erloschen — erloschen, wie ein Licht, an dem kein Fünfchen mehr glimmt.“

Und als sie so sprach, lag plötzlich auch etwas Todtes und Erloschenes in ihrem Auge, Etwas, das Arndt nie zuvor darin gesehen hatte, und sie hob die Hand wie in dumpfer Erinnerung gegen die Stirn, während ein eigenthümlicher Ausdruck von Abwesenheit über ihre ganze Erscheinung glitt.

Erst nach einer geraumen Weile sah sie ihn wieder an.

„Nicht wahr, Sie haben mich verstanden?“ fragte sie feierlich. „Aber — wir sind Freunde, Arndt! Nicht wahr?“

„Das Licht ist ausgeblasen, aber die Flamme kann wieder aufloden,“ sagte er wie aus einem Traume heraus, „aufloden für einen Andern.“

„Für Andere — ja! Aber nicht mehr für einen Andern,“ antwortete sie sanft und traurig. „So Etwas erlebt man nur einmal.“

Sie schwieg wieder.

„Und Curt?“ fragte Arndt. „Was band Sie an Curt?“

Da kam eine wunderbare Bewegung über sie, und ihr Antlitz strahlte wie verklärt.

Digitized by Google

„Ich sah den Knaben," sagte sie leise, „und seine Augen, obgleich sie nicht dunkel waren . . ."

Arndt wurde immer unruhiger, und seine Hand ballte sich zur Faust; eine Secunde lang haßte er den Knaben.

„Curt's Augen hatten eine wunderbare Aehnlichkeit mit . . . mit den seinen," sprach Henriette weiter. „Alles in mir wachte auf — o Arndt; ich konnte diesen Augen nicht widerstehen, und so versenkte ich die letzte Empfindung für den geliebten Mann in die Liebe zu diesem fremden Kinde. — Ein Jahr zuvor hatte ich den Antrag von Curt's Vater, die Werbung von Professor Brandenburg, zurückgewiesen; da — nachdem ich den Knaben gesehen, war mir plötzlich die Aufgabe meines Lebens klar geworden. — Ich verlobte mich mit Brandenburg, der schon damals ein Todescandidat war, und als wir getraut wurden, lag er bereits auf dem Sterbebett. Aber ich wollte es so; ich wollte ein Recht haben, diesen Knaben meinen Sohn zu nennen; denn ich konnte nicht mehr von ihm lassen. Ich weiß nicht, ob es eine jesuitische Sünde ist: während der Geistliche das Ehegelübde vorlas, sprach ich in meinem Herzen: Ja, ich will Dein sein bis in den Tod.' Ich meinte den Knaben, und gleich darauf wechselte ich den Ring mit dem Vater. — Merkwürdig," setzte sie hinzu, und ihre Stimme bebte: „Ich glaubte, die Zeit liege auf allen diesen längst verschollenen Ereignissen wie eine schwere Alltagdecke, welche ich nie wieder würde heben können — und nun lebt die Vergangenheit wieder auf, indem ich von jenen Tagen spreche."

„Und Sie waren glücklich in jenen Tagen?" fragte Arndt, „sind es heute, Henriette? Und Ihr Herz ist ausgefüllt bis in alle Ewigkeit?"

Sie antwortete nicht. Ihre Gedanken schienen weitab zu wandern.

„Gute Nacht, Henriette — es ist Zeit, daß ich gehe."

Da trat sie vor ihn hin und ergriff sanft seine Hand.

„Ja," sagte sie, „ich bin jetzt glücklich. Und Sie, Arndt, Sie werden es auch wieder sein. — Sehen Sie, es klopfen täglich viele schöne Freuden an mein Herz, und wenn sie einen leisen und stillen Gang haben und ruhig bei mir eintreten, so schadet das nichts; denn meine Hand, welche ihnen die Thür öffnet, zittert ja nicht mehr vor Sehnsucht. — Ja, ich bin glücklich, Arndt, aber jene Freuden, die durch alle Adern rinnen — die wie das Brausen im Frühlingssturm in die jauchzende Seele herabfahren, die sind natürlich vorüber."

„Sie sind eine Heitige, Henriette: wohl Ihnen, daß Sie es sind!" Er sagte es resignirt, aber in die Resignation seiner Stimme klang doch etwas wie Spott.

„Arndt," bat sie beschwörend, „spotten Sie nicht in diesem Augenblicke! Es wäre eine schwere Sünde. O mein Freund, was gäbe ich darum, wenn ich Ihnen helfen könnte, glücklich zu sein, wie ich es bin!"

Er wandte das Gesicht ab.

„Alles gäben Sie darum, Henriette — nur nicht sich selbst!" sagte er und preßte die Zähne im Schmerze auf einander.

Sie bemerkte es wohl; noch einmal ergriff sie seine Hand.

„Freunde!" stammelte sie; „Arndt, warum denn nicht? Alles, was noch mein war von meinem Herzen, habe ich Ihnen ja gegeben, und Sie sollen es behalten bis an's Ende: meine Dankbarkeit . . ."

Und diesmal konnte sie nicht anders: in dem überströmenden Wunschgefühle, ihn zu trösten, hauchte sie einen leisen, abbittenden Kuß auf seine Hand.

„Was thun Sie, Henriette?" preßte er heraus. „Wollen Sie, daß ich ewig Ihr Sclave sein soll? Henriette — — Henriette!!"

Sie fuhr zusammen.

„Nein," sagte sie. „Sie werden aufhören, zu lieben, wie auch meine Liebe aufgehört hat. — Gute Nacht, Arndt! Gehen Sie! — Es ist gut, daß wir bald reisen und daß wir uns eine Zeit lang nicht sehen werden. — Später . . ." sie brach jäh ab. — „Auch aus dieser — schrecklichen Stunde kann uns Gutes kommen," schloß sie dann hastig.

„Vielleicht haben Sie mit allen Ihren Behauptungen Recht," sagte er, während sein Gesicht immer finsterer wurde und sich seine Gestalt fast unheimlich in die Höhe richtete. „Aber, glauben Sie mir, Henriette, nicht jede Liebe ist ein Gott. Liebe kann auch ein Dämon sein."

„Liebe nicht. Liebe ist immer ein Gott," rief sie bewegt. „Ohne die Liebe wäre unsere Seele vielleicht ein Kaufhaus geworden, aber wir wurden geliebt — und unsere Seele wurde ein Tempel."

„Allerdings," erwiderte Arndt wegwerfend: „es giebt auch armselige Tempel, wie es verlochene Herzen giebt, Tempel, in denen das Altarbild fehlt."

„Ja, Arndt," sagte sie ruhig, „das Bild wurde uns zertrümmert, weil wir davor gekniet — wir sollen vielleicht keine anderen Götter haben, als — die Ideate der Liebe und der Pflicht — was wollten wir denn auch andere? Einen Himmel auf Erden? — Seit Adam und Eva war Niemand im Paradiese, es sei denn im Traum. — Auch wir haben vom Paradiese getäumt. Auch wir aßen von dem Baume des Lebens und wandelten unter Palmen."

Wie sie so sprach, dünkte Arndt auf einmal, er habe sie nie zuvor so mädchenhaft lieblich, nie so schön gesehen, und plötzlich jauchzte es in seinem Herzen auf. Er sah sie mit einem ganz sonderbaren Aufleuchten von grimmer Liebe und Bewunderung an, drückte ihr noch einmal stumm-beredt die Hand und verließ schnell das Zimmer.

„Henriette," sagte er draußen, wo der Frühlingswind seine heiße Stirn umwehte, zu sich selbst, „die Leidenschaft in Dir ist nicht todt; sie schlummert nur — eines Tages aber muß sie wiedererwachen — und dann, dann bin ich Deinem Herzen der Nächste." — — —

Unruhig war Henriette nach Arndt's Fortgang in der nächtlichen Stille ihres Zimmers zurückgeblieben.

Was hatte sie gethan? Ihr Herz klopfte ungestüm, wie seit Jahren nicht mehr. Zug um Zug, ganz, wie er einst an ihrer Seite gestanden, sanftig, wie er einst über ihr gelächelt hatte, wenn ihr Haupt an seiner Schulter ruhte, sah sie den Geliebten ihrer Jugend vor sich. Wie hatte sie ihn all diese Jahre hindurch vergessen können?

Und die Thore der Vergangenheit sprangen plötzlich vor ihr auf, wie die Pforten einer alten, lange verschlossen gewesenen Kirche. Schaudernd, mit hinabgebeugtem Haupte, aber mit andächtig erhobenen Händen und selig-schwärmerischem Blicke trat sie in die geliebten, von tausendstimmigen Chören erfüllten Gewölbe ein, und an jedem Schritt, den sie that, an jeder Stelle des Fußbodens, die sie berührte, hingen die Empfindungen, welche einst an diesen Stätten über sie gekommen waren. O, die Macht der Erinnerung! Selbstvergessen stand Henriette in ihrem Zimmer.

Aber — „Eine Andere!" — dachte sie plötzlich, und wie Eis legte es sich ihr auf's Herz — kalt, kalt!

Was wollte sie? Wo war sie gewesen? Was hatte sie gethan?

„Nie wieder," sagte sie, „will ich von ihm reden. Es ist Mitternacht; ich habe die Todten aus ihren Gräbern geweckt."

Erschöpft sank sie auf ihre Chaise-Longue. Ihr Haupt fiel zurück — ihre Glieder streckten sich ruhebedürftig aus. Sie schloß die Augen, und nun kam sie sich vor wie eine geheimnißvolle Leiche, aus der alle Unruhe der Welt entflohen ist, und was sich noch etwa von alten Erinnerungen in ihr regte, erschien ihr fremd und fern, fern wie Todtenwürmer, die hoch über ihr im Gebälke nagten.

12.

Ungefähr acht Tage später war Arndt eines Nachmittags zwischen allerlei Büchern, Plänen und Zeichnungen thätig.

Er arbeitete, wie sonst, mit der Anspannung aller Kräfte, aber nicht mit schwungvollem Frohsinn und thätigem Eifer, sondern mit einer gewissen Ueberhastung.

Als er sich so recht inmitten vollster Anstrengung befand, klingelte es bei ihm, und er stand auf, um zu öffnen.

Einige Minuten später trat er mit Curt wieder ein, und sein Gesicht drückte eine fast verlegene Ueberraschung aus, obgleich die Besuche des Knaben nichts Seltenes waren. Auch Curt war dunkelroth geworden und wurde es noch mehr bei Arndt's Frage, ob er gekommen sei, um sich für die Zeit der auf Rügen zu verlebenden Ferien von ihm Abschied zu nehmen.

„Ja," sagte er, und seine großen ausdrucksvollen Augen blickten unstät im Zimmer umher. „Ich wollte Ihnen Adieu sagen. Sie sind ja seit acht Tagen kein einziges Mal bei uns gewesen."

„Freilich, ich hatte von Morgen bis Abend zu thun, Kind."

„Wer das glaubt!" sagte Curt, dessen Befangenheit auf einmal schwand, beinahe hart. „Ich nicht, Herr Arndt! Ich gewiß nicht!"

Digitized by Google

„Knabe!“ rief der Architekt und fuhr ihm erregt in das üppige Haar über der Stirn, indem er das seltsame Kindergesicht zu sich aufhob. „Dir ist Manches erlaubt — aber nicht Alles.“

Da blitzten die Augen des Knaben heftig zu den ernsten, unruhigen Männeraugen über ihm empor.

„Ich will nicht, daß Sie meine Mutter traurig machen,“ stieß Curt hervor.

„Du irrst,“ sagte Arndt, sich entfärbend, und seine Hand zitterte leicht über der Stirn des Kindes. „Du irrst; ich mache Deine Mutter nicht traurig. — Ist sie denn traurig?“

„Ja, seit Sie nicht mehr kommen.“

„Dann sage Deiner Mutter, sie soll es nicht sein! — Sie soll nicht traurig sein um mich.“

Ein außerordentlicher Ernst sprach plötzlich aus dem leidenschaftlichen Blicke des Knaben; wie ein halbes Verständniß mußte es über seine junge Seele gekommen sein.

„Sind Sie denn auch traurig?“ flüsterte er in dem bangen Gefühl, vor einem großen Geheimniß des Menschendaseins zu stehn.

Arndt riß ihn an sich und küßte ihn.

„Geh!“ sagte er erschüttert. „Geh, mein Sohn und laß mich in Frieden!“

„Herr Arndt, was ist Ihnen? Kommen Sie mit! Wir können nicht ohne Sie reisen! Ach, Herr Arndt, Sie und die Mutter — — o, wie ich Sie Beide liebe! Ich möchte — —“

Er schwieg plötzlich, und stehend, mit großen Thränen in den Augen, schmiegte er sich an Arndt's hohe Gestalt.

„Ich kann nicht, mein geliebter Knabe!“ sagte er hastig. „Aber ich werde morgen, wenn Ihr abreist, zum Bahnhofe sein.“

„Auf ein paar Tage — nur auf ein paar Tage, Herr Arndt, kommen Sie in diesen vier Wochen nach Rügen!“

„Ich werde versuchen zu kommen, mein Sohn. Wenn ich aber doch nicht kommen könnte, wirst Du dann von Rügen aus einmal an mich schreiben?“

„Sie wissen ja: ich thue immer, was Sie und Mutter wünschen.“

„Also auf Wiedersehen morgen, mein Junge! Auf dem Bahnhofe! Grüß' Deine Mutter! Adieu!“ — — —

Und am nächsten Morgen war Arndt auf dem Bahnhofe.

Die Locomotive ließ zum zweiten Male ihren häßlich schrillen Pfiff ertönen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Arndt beeilte sich, den Perron zu verlassen; Henriette hatte sich bereits in eine Ecke des Coupés gedrückt, das sie allein mit ihrem Sohne inne hatte; nur dieser stand noch immer am Fenster und sah zerstreut hinaus.

Als schon eine gute Viertelstunde vergangen war und die letzten Häuser der Vorstadt eben vor den Augen der Reisenden verschwanden, sagte Curt plötzlich, aber immer noch ohne sich umzuwenden:

„Mutter, wie es mir schwer wird, mich von Herrn Arndt zu trennen! Und er ist traurig, Mutter; ich möchte mich nie mehr von ihm trennen. Weißt Du, was ich möchte? Weißt Du, Mutter — —?“

„Nun?“ fragte sie gespannt und unruhig.

„Daß er mein Vater wäre!“

Henriette war für den Rest der Reise tief nachdenklich geworden; das Feuer innerer Erregung flammte auf ihren Wangen.

13.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem Arndt auf dem Bahnhofe von Mutter und Sohn Abschied genommen. Da erhielt er folgenden Brief von Curt:

„Lieber Herr Arndt!

Nicht aus Bummelei oder Schlechtigkeit schreibe ich Ihnen erst heute — mit Schlechtigkeit meine ich, daß ich Sie vergessen hätte — sondern weil ich Ihnen immer etwas Wichtiges erzählen wollte. Es paßirt aber weiter nichts, als daß wir alle Nachmittage spazieren gehen.

Auf Jasmund und Mönkgut war kein Quartier mehr; deshalb sind wir hierher ganz nach Norden in die Nähe von Arcona gegangen. Unser Dorf heißt Breege auf der Halbinsel Wittow.

Es ist gar kein Wald hier, und die Natur ist ringsum so einsam, wie es in Liedern und Geschichten manchmal beschrieben wird. In den ersten Tagen kam sie mir immer vor, als wäre sie ein trauriger Mensch, der den Kopf hängen läßt — aber Unsinn! Jetzt kenne ich sie besser. — Na ja, es ist ganz lustig zwischen den grauen Dünen; nur wünscht man sich dieses Jahr so oft — Etwas — — das nicht angeht.

Adieu, Herr Arndt! Ich wollte, o, ich wollte, Sie kämen noch! Sie wissen gar nicht, wie oft ich an Sie denke — wahrhaftig, bei hundert Gelegenheiten! Zweimal habe ich auch schon von Ihnen geträumt, und jeden Tag denke ich, Sie kommen vielleicht doch mit dem Dampfschiffe.

Mutter läßt Sie sehr grüßen.

Ihr treuer und gehorsamer
Curt Brandenburg.“

Am zweiten Abend, nachdem Arndt diesen Brief empfangen hatte, wurde Henrietten von ihrer Wirthin ein Herr gemeldet, der sie zu sprechen wünsche.

„Wer ist es denn?“ fragte sie zögernd und offenbar nicht ganz angenehm überrascht.

„Arndt ist es, der seine Freunde einmal rudern möchte!“ antwortete eine kräftige, wenn auch leise zitternde Stimme, und als Henriette und Curt nach der Thür blickten, sahen sie in ein wohlbekanntes Gesicht, dessen gehaltener Ernst und eigenthümlich erzwungene Ruhe etwas Respect Einflößendes und zugleich etwas Ergreifendes hatten.

Curt stand einen Augenblick wie versteinert.

„Ich wußt' es. Ich hab' es die Nacht geträumt,“ stotterte er dann vor sich hin, und als die Wirthin hinaus war, jauchzte er förmlich auf und stürzte auf Arndt zu. Doch plötzlich riß er sich wieder von ihm los und warf einen scheuen Seitenblick auf seine Mutter.

Henriette war befangen, und als sie den Freund mit herzlicher Dankbarkeit für sein Kommen begrüßte, sah sie ihm nicht, wie wohl früher, voll in's Gesicht.

Arndt erklärte dann, daß er wirklich nur gekommen, um Curt einmal eine ausgedehnte Wasserpartie zu ermöglichen — bei welcher er freilich zu seinem eigenen Besten etwas Seeluft zu schlucken hoffe — und daß er übermorgen schon wieder abreisen werde. Das Gesicht des Knaben strahlte vor Unternehmungslust.

Daß Arndt den Rest des Tages bei Brandenburgs verlebte, war natürlich, und Henriette glaubte mehr und mehr aus seinem Benehmen herausfühlen zu dürfen, daß es ihm jetzt heiliger Ernst sei, ihre Bitte um sortgesetzte, nicht mißzuverstehende Freundschaft zu erfüllen, aber trotzdem nahm ihr Wesen etwas Verschleiertes an. — —

„Hattest Du Herrn Arndt in Deinem Briefe gebeten, zu kommen?“ fragte Henriette später ihren Sohn.

„Nein, gebeten nicht,“ antwortete Curt mit auffallender Kürze, und küßte seiner Mutter so stürmisch die Hand, wie er es sonst nur that, wenn er etwas abzubitten hatte.

14.

Nachdem man am andern Morgen die verabredete Wasserfahrt bei köstlichem Wetter in's Werk gesetzt, wurde der Nachmittag einem gemeinsamen Spaziergange in die sogenannten „Tannen“ gewidmet.

Die drei Wanderer gingen zunächst auf der von kleinen frisch angepflanzten Birken abgegrenzten Chaussee entlang, welche sich malerisch auf der Höhe des schmalen Landstreifens hinzieht, der die nördliche Halbinsel mit der südlicher gelegenen verbindet und sich zwischen offener See und Bodden, zwischen sanften Dünenketten und dunklem Kiefernge hölz dahinschlängelt.

Bot der den ganzen Nachmittag in Anspruch nehmende Spaziergang mittelst der stets wechselnden, wunderbar schönen Landschaftsbilder immer neue Reize, so lieh das Schauspiel des Sonnenuntergangs ihm einen erhebenden, großartigen Abschluß: der hochgespannte Westhimmel, der sich wie eine ununterbrochene Halbkugel über der weiten Ebene von Wasser und Land wölbte, leuchtete in allen Regenbogenfarben über dem goldglühenden Sonnenball, der langsam gegen den Horizont herabsank. In warmem Violett schimmerten jenseits die etwas ansteigenden Küsten der vielzackigen Insel; feurig glänzte der weite Wasserspiegel, und wie eitel Gold funkelten die Fenster der Breeger Schifferhäuser vom

Digitized by Google

Polnische Israeliten in der Synagoge.
Nach dem Oelgemälde von A. Kozakiewicz.

Digitized by Google

fernen Ende des Bodens herüber. Dann lösten sich die verschiedenen Farben; in geheimnißvollem Handel erstarben sie und gingen langsam in einander über und unter.

Plötzlich sah man nichts, als eine einzige, feuergetränkte, purpurrothe Gluth: Himmel, Wasser und Land — Alles war übergossen von einer einzigen flammenden Pracht. Tiefer und tiefer sank die Sonnenkugel herab, und athemlos standen die drei Wanderer, um das Scheiden des Tageslichtes mit Andacht zu verfolgen. Jetzt tauchten die letzten Strahlen unter: der Bann war gebrochen, und das Menschenwort trat in seine Rechte zurück.

„Ah!“ sagte Arndt, „so Etwas sah ich noch nie. Aber wer die Arme nach dieser Gluth ausbreitete, wäre ein Narr.“

„Die Arme nicht, aber die Seele soll man ihr entgegenbreiten,“ meinte Henriette haftig leise.

„Henriette,“ flüsterte Arndt, „Sie sind kein Wesen von Fleisch und Blut. Ihre Seele ist anders, als die der Seelen gewöhnlicher Sterblicher — sie hat volles Genüge in der Ode. Wir Anderen möchten an das Herz reißen, was schön ist, unser nennen, was entzückt. Und unser, ganz unser ist nur das, was wir in die Arme pressen dürfen. Nur an der Wirklichkeit erwarmt unser Idealismus und erstarkt unsere Kraft, Henriette!“

Sie preßte die Hand gegen das klopfende Herz: sie wollte ihm weichen, aber sie konnte nicht.

„Wirklichkeit ist wie heißer Sonnenglanz,“ sagte sie unruhig, „und Genuß der Phantasie ist wie Mondscheinbeleuchtung: ich weiß kaum, was schöner ist.“ Sie sah sich nach Curt um, der nur wenige Schritte von ihnen stand.

„Arndt,“ begann sie dann wieder ernst, und wollte hinzusetzen: „Nehmen Sie Rücksicht auf meinen Sohn!“

Aber sie brachte es nicht über die Lippen, sobald sie in das Gesicht ihres Freundes blickte.

„Ihr Blick, Ihr Ton macht mir einen Vorwurf,“ sagte er bitter. „O, ich fühle es wohl; ich muß um Verzeihung bitten. Können Sie verzeihen, Henriette, daß Sie geliebt werden? O, bedenken Sie, daß ich morgen abreise und nie gekommen wäre, wenn nicht dieser Knabe so bestrickend geschrieben hätte! Sagen Sie mir, was ich soll!“

„Nichts,“ erwiderte sie, „— jetzt nichts! — Lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund!“

Dunkler wurden die fernen Küsten; über das Kiefernwäldchen sanken die trümmerischen Schleier der Nacht, und jetzt verblaßte auch der feurige Schein am Himmel mehr und mehr. Dunkelringsum, und der rothe Hauch auf den Wassern war nichts mehr als eine verschwebende Erinnerung an die Pracht des Abends; nur der weiße Schaum leuchtete noch grell zwischen dem schwarzen Uferschilf hervor. Alles einsam — die Flnth schien zu schlafen: kaum daß sich der Wind ab und zu wie ein träumender Nachtgeist in den Kiefernwipfeln regte.

Arndt machte mechanisch Feuer, um eine Cigarre anzuzünden. Das Leben seines in der Dunkelheit auf einmal greß beleuchteten Gesichts erschien ganz nach innen gedrängt.

„Er ist traurig, Mutter!“ rief eine Stimme in Henriettens Seele. Curt hatte das deutlich gesagt, Curt, der mit seinem Freunde betrübt war und dem alle Quellen der Freude und des Genusses zuzuführen Henriette für ihre heiligste Pflicht hielt, den glücklich zu machen sie in ernster Stunde geschworen hatte — Curt!

„Arndt,“ sagte sie plötzlich mit schwacher und doch wundersam fester Stimme, „wollen Sie versuchen, glücklich mit mir zu werden? Ich will, was Sie wollen.“ Und sie ergriff mit einem leisen Zittern seine Hand.

„Henriette!“ flüsterte er; er fand nur dieses eine Wort.

Wie im Rausche ging er an ihrer Seite und preßte ihre Hand in der seinen, daß es sie schmerzte. Doch sie ließ es geschehen. Wortlos gingen sie weiter und weiter, und als es immer finsterer wurde und sie ihren Weg rücksichtslos über Haidebüsche und Sumpfstellen, über gefällte Kiefern und versprengte Steine nehmen mußten, da zog er ihren Arm fest durch den seinen und flüsterte:

„Weißt Du, Henriette, daß ich nun der Beschützer Deines Lebens geworden bin?“

„Ich danke Dir!“ antwortete sie, doch für sich sprach sie weiter: „Und weißt Du auch, daß ich Dich zum Vater meines Sohnes gemacht habe? Vergiß es nie!“ —

Unterdessen waren sie dem Dorfe immer näher gekommen, und seine kleinen, scheinbar beweglichen Lichter blitzten auf wie Glühwürmchen in der Johannisnacht.

„Sieh!“ rief jetzt Curt mit ausgestreckten Arme: er blieb stehen und wartete auf das langsam herankommende Paar. „Herr Arndt, haben Sie schon früher einen so schönen Tag erlebt?“

„Nein, mein Sohn; meine früheren Tage sind überhaupt wenig schön gewesen.“ —

Sie waren im Dorfe angekommen. Arndt begleitete Mutter und Sohn in's Zimmer. Henriette zündete Licht an, und zu Curt gewendet, sagte sie mit unaussprechlicher Sanftmuth und Freundlichkeit:

„Sieh, mein Sohn, Freund Arndt wird Dein Vater sein. — Lieb' ihn, wie Du mich liebst — und sei ihm noch gehorsamer, als Du mir warst! Denn ein Vater darf weniger vergeben, als eine Mutter.“

Curt sah sich eine Secunde lang wie verstimmt um.

„Mutter, Mutter! ich wußte, daß Du gut bist,“ rief er dann leidenschaftlich und umschlang mit beiden Armen die schöne, hoheselige Frau — den treuen, sorgsamen Schutzengel seiner Kindheit.

Arndt biß die Zähne zusammen. Noch einmal bäumte sich sein Stolz unmuthig wider sein eigenes Herz auf und schrie mit tobender Stimme in die Brandung seiner aufgewühlten Seele hinein: daß er verächtlich sei, wenn er Henrietten nicht auf der Stelle ihre Freiheit zurückgäbe. War es doch nur ein Opfer, das sie ihm entgegenbrachte — nicht Liebe, nicht Liebe!

Doch nun auf einmal sah er Curt vor sich knieen.

„Vater, ich will Dir gehorchen,“ sagte der feurige Knabe sanft und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Ergebung — — da starb die Eifersucht in der Brust des erregten Mannes, und er schloß den Sohn liebevoll in die Arme.

Als Arndt aufblickte, war er nicht mehr derselbe: er fühlte plötzlich, daß er hier der Herr sei. Wie Jemand, dem unerwartet ein Königreich zufiel, hob er das Haupt. — Sie hatte ihm das Opfer ihrer selbst gebracht — wohl! er nahm es an, voll und ganz — er kannte keine Rücksicht mehr: er zog sie an sein Herz und drückte die ersten glühenden Küsse auf ihre zitternden Lippen.

„Du wirst mich lieben,“ sagte er, und seine Stimme klang mehr gebieterisch, als prophetisch: „Du wirst, mich lieben, wie ich Dich liebe, Henriette.“

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen; sie lächelte freundlich und beinahe vergebend zu ihm empor.

Das rührte und beschämte ihn, und es war fast, als ob es eine Abbitte sein sollte, daß er jetzt nicht noch einmal ihren Mund küßte, sondern ihr nur warm in die Augen sah.

Das „Gute Nacht, lieber Arndt!“ „Gute Nacht, meine Beaut!“ war bald darauf gesprochen. Henriette war allein mit ihrem Sohn. — —

„Mutter, hast Du ihn lieb? O, solch ein schöner Mann, solch ein guter, herrlicher Mann! Wie ein Meergott sieht er aus. Bist Du nicht glücklich, Mutter? O, sag' ein Wort!“

„Ja, Curt, ich habe ihn lieb.“

„Ach, das ist schön. Ich wollte heute ein großes Gedicht machen und konnte es nicht; vielleicht kann ich es jetzt.“

Da schloß sie plötzlich die Augen, und ihre tief herabfallenden Wimpern lagen wie ein dunkler Flor auf ihrem blassen Gesicht. Ein Zweifel fuhr durch ihre Seele und berührte sie unheimlich, wie ein kalter Zugwind: ob es diesem ungewöhnlichen Knaben wirklich dauerndes Bedürfniß sein würde, einen Vater zu haben? — —

Während sie so fragte, ging Arndt durch die stille Augustnacht seiner Wohnung zu und redete sich unruhig ein, daß es schöner sei, nicht von vornherein ebenso leidenschaftlich geliebt zu werden, wie man selbst liebt — es blieb dann noch Etwas übrig, das man, mit der Zeit im Bande, erobern mußte. Und ießt, wenn man es nicht erobern würde .... hatte nicht der glühende Mittag etwas Beängstigendes, und war nicht der Spätnachmittag mit seinen tiefer fallenden Strahlen und halb geschlossenen Blumenkelchen eigenthümlich süß und besreiend? — Und mit einem solchen Spätnachmittage durfte er wohl Henriettens Seele und ihr edel ruhiges Wesen vergleichen.

„Gewiß!“ sagte er sich, „das freundlich hinnehmende Weib ist schöner als das verschwenderisch gebende, das sanfte beglückender als das erregte.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutschlands große Industrie-Werkstätten.

Nr. 15. Deutsche Tintenfabrikation.

Die Zeit ist noch nicht so fern, wo die Tintenbereitung in Deutschland in der unreinfachsten Weise betrieben wurde. Ja, noch heute giebt es hier und dort speculative Köpfe, welche nach einem vom Großvater geerbten Receipt für ihren Hausbedarf und wohl auch für die nächste Umgebung eine blaßschwarze Flüssigkeit, sogenannte Tinte fabriciren. Dem Werthe dieser Fabrikate entspricht der zu seiner Herstellung benutzte Apparat — ein in irgend einem Winkel stehendes, mehr oder weniger schadhaftes Gefäß, in welchem seiner Zeit Galläpfel, Vitriol u. dergl. m. mit Wasser angerührt wurden und dessen Inhalt eine mächtige Schimmeldecke zeigt. Solchem Behälter entstammte auch die Flüssigkeit, die vor zwanzig Jahren den Tintenbedarf des von mir besuchten königlich-preußischen Gymnasiums deckte, eine graue Tinctur, die nur den einen Vorzug hatte, daß der Lehrer auf den ersten Blick ersehen konnte, ob die Schüler ihre Arbeiten mit guter Tinte zu Hause oder in aller Eile während der Pause auf der Schulbank mit „Schultinte" angefertigt hatten. Ich werde diese von der ehrwürdigen Gemathlin unseres nunmehr selig ruhenden Castellans fabricirte Tinte mein Leben lang nicht vergessen; denn sie hat mir zu gutem Theil zu der bieconcaven Brille verholfen, die jetzt meine unzertrennliche Begleiterin in des Lebens Mühsalen und Freuden bildet. Wie mir ist es wohl Hunderten und Tausenden ergangen, und man darf sicher annehmen, daß den erschreckend großen Procentsatz an Kurzsichtigen der deutschen Nation nicht allein die Ueberbürdung mit Schularbeiten, sondern auch jene „von des Gedankens Blässe angekränkelte", der Hausindustrie entstammende Tinte verschuldet hat.

Der Unzulänglichkeit der alten deutschen Tinten-Recepte hatten wir es auch zu verdanken, daß noch kaum vor wenigen Jahrzehnten englische und französische Tinten den Weltmarkt beherrschten und in Deutschland selbst einen sehr großen Absatz fanden. Das war kein erfreuliches Industriebild in dem Lande der Dichter und Denker, welches unter den Consumenten der schwarzen Flüssigkeit obenan steht.

Bald jedoch trat eine Wendung zum Besseren ein. Muthig und lebensfroh raffte sich die deutsche Industrie auf und suchte auch auf diesem Gebiete ihre Gegner zu verdrängen; sie wurde darin besonders unterstützt durch die hohe Entwickelung der Chemie in unserm Vaterlande — heute sind wir schon in der Lage, mit vortrefflicher deutscher Tinte über Siege der deutschen Tinte zu schreiben.

Zunächst wurde das mit seinem Handel die ganze Welt beherrschende England auf's Haupt geschlagen. Gegenwärtig sind die englischen Tinten von den deutschen Fabrikaten weit überflügelt und von dem deutschen Boden fast gänzlich verdrängt worden; denn im Jahre 1880 wurden beispielsweise bei uns nur noch 45 Doppelcentner englischer Tinten in einem Gesammtwerth von 1260 Mark eingeführt. Dann gelang es unsern Landsleuten, auch Frankreich in die Enge zu treiben, und wenn vor zwei Jahren unsere Nachbarn jenseits der Vogesen bei uns noch 1191 Doppelcentner Tinten für 33,348 Mark absetzen, so haben sie diesen Erfolg nicht etwa einer besseren Beschaffenheit ihrer Waare, sondern lediglich der eleganten Packung und Etiquettirung derselben zu verdanken. Dabei muß der deutsche Fabrikant unter den ungünstigsten Bedingungen mit dem französischen concurriren; denn Frankreich erhebt von den deutschen Tinten den sehr hohen Zoll von 16 Franken pro 100 Kilogramm, wogegen an der deutschen Grenze für dasselbe Quantum nur 3 Mark an Zollgebühren zu entrichten sind. Dabei wuchert in deutschen Köpfen noch gar üppig das blinde Vorurtheil, daß alles, was aus Frankreich und vor Allem aus Paris kommt, besser sein müsse, als das, was in Deutschland fabricirt wird, und leider ist es Thatsache, daß, während die bedeutendsten deutschen Tintenfirmen im Auslande höchst erfolgreich mit den Franzosen concurriren, sie gerade in Deutschland selbst mit diesen Concurrenten den härtesten Kampf zu bestehen haben.

Aber die kampflustige junge Tintenindustrie Deutschlands schrak vor allen diesen Schranken nicht zurück; sie begnügte sich nicht mit den auf heimathlichem Markte errungenen Vortheilen; sie warf vielmehr ihre Producte auch auf den großen bisher ihr verschlossen gebliebenen Weltmarkt, und auch hier wußte sie festen Fuß zu fassen und in den skandinavischen Staaten, in Rußland, in Südamerika und in Ostindien deutsche Tinte zu Ehren zu bringen. Wir führten bereits im Jahre 1880 gegen 2800 Doppelcentner Tinte und Tintenpulver in einem Gesammtwerthe von etwa 90,000 Mark aus. Das ist ein vielversprechender Anfang.

Aber die Lorbeerkränze, die goldenen Medaillen und die Ehrendiplome, mit welchen die deutschen Tintenfabrikanten auf den jüngsten Weltausstellungen ausgezeichnet wurden, waren nicht so leicht zu erringen, wie man noch allgemein zu glauben geneigt ist. Nur durch eine gewaltige Summe redlicher und unermüdlicher Arbeit wurde der gute Ruf dieser deutschen Fabrikate auf dem Weltmarkte begründet; denn der moderne Tintenfabrikant muß in den schwierigsten Capiteln der Farbenchemie durchaus sattelfest sein; er muß fortwährend weiter studiren und mit der Zeit vorwärts schreiten; er muß die Forschungsresultate der gelehrten Theoretiker auf ihre Verwendbarkeit in der Praxis prüfen, um nach einer langen Reihe von Versuchen zum Ziele zu gelangen und eine haltbare, leicht flüssige und farbenschöne Tinte herzustellen.

Es ist daher wohl die Pflicht eines Volksblattes, wie die „Gartenlaube", solcher Errungenschaften des deutschen Fleißes ehrend zu gedenken und vor den Augen seiner Leser ein Bild der modernen deutschen Tintenfabrikation zu entrollen. Nur zu rasch sind wir Menschen von heute ja mit dem Tadel bei der Hand, wenn wir irgend einen Fehler an dem so mühevoll hergestellten Präparate entdecken, vielleicht werden wir gegen den Tintenchemiker gerechter sein, wenn wir den Umfang und das innere Getriebe seiner Arbeit überschauen.

Zu diesem Zwecke hat sich der Verfasser dieses Artikels im Auftrage der „Gartenlaube" bei einem Tintenchemiker eingeladen, der unter den auf diesem Gebiete Vorwärtsstrebenden in erster Linie genannt werden muß und der schon vor einer Reihe von Jahren ein heute nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande in seiner Art einzig dastehendes Etablissement gründete. Wohl den meisten unserer Leser ist durch eine wohlrenommirte Fabrikmarke, die auf zahllosen Tintenflaschen und -fläschchen zu finden ist, der Name Eduard Beyer's in Chemnitz bekannt.

Schon auf dem Bahnhofe jener sächsischen Fabrikstadt wurden wir von dem liebenswürdigen Herrn, der deutsche Tinte nach Wladiwostok in Sibirien und nach Peru, nach Tromsoe im hohen Norden und nach Melbourne im Süden Australiens verkauft, be-

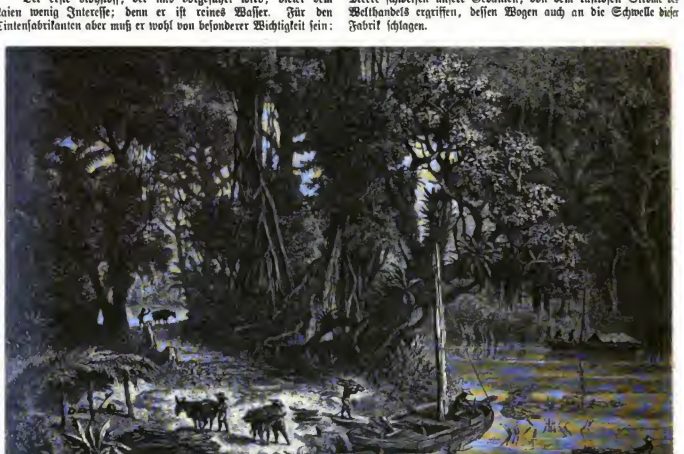
Digitized by Google

grüßt und fuhren mit ihm nach seiner Fabrik, die, am westlichen Ende der Stadt gelegen, aus einem freundlichen Waldpark hervorblickt. Wir wollen unsere Leser mit der Beschreibung der verhältnißmäßig sehr umfangreichen Haupt- und Nebengebäude derselben verschonen. Erst der Einblick in das innere Getriebe derselben — es werden von hier alljährlich viele Millionen Flaschen in alle Weltgegenden versandt — läßt uns ihre wahre Bedeutung erkennen, und nur von diesem wollen wir daher hier reden.

Sehen wir uns zunächst die Rohstoffe, aus denen hier die schwarze Flüssigkeit gebraut wird, etwas genauer an!

Der erste Rohstoff, der uns vorgeführt wird, bietet dem Laien wenig Interesse; denn er ist reines Wasser. Für den Tintenfabrikanten aber muß er wohl von besonderer Wichtigkeit sein: denn in die mächtigen Wasserreservoirs der Beyer'schen Fabrik wird dieses gewöhnliche Naß durch Pumpen theils aus den sehr ergiebigen, eigens zu diesem Zwecke gefaßten Quellen des nahe gelegenen Buchenwaldes, theils aus einem in den Felsen gehöhrten tiefen Brunnen befördert, je nachdem hartes oder weiches Wasser gebraucht wird.

Auch der zweite Rohstoff ist uns von der Schulbank her zur Genüge bekannt, und unwillkürlich denken wir bei seiner Betrachtung: „Was in aller Welt sollen wir über das bekannte Ding berichten? Ein solcher Gallapfel an einem Eichenblatt wird höchstens als Initialranke für unsern ‚Gartenlauben'-Artikel geeignet sein." Geringschätzend möchten wir an diesem Erzeugnisse der Gallwespe vorübergehen, aber wir zögern doch: denn unser Begleiter erzählt uns von ihm höchst interessante Geschichten. Die Haufen, die da vor uns liegen, entstammen keineswegs unseren heimischen Wäldern; sie sind vielmehr von weither nach Deutschland gebracht worden, da sie an Gerbsäuregehalt unsere heimischen Galläpfel bedeutend übertreffen. Neben den für die geringeren Sorten von Tinten bestimmten, aus dem Süden Amerikas und Centralafrika importirten Galläpfelsurrogaten zeigt uns unser Begleiter die vorzüglichen asiatischen Sorten, die mosulischen, welche aus der Handelsstadt Mosul am Tigris stammen, und die bekannteren aus Aleppo, die man in langen schmalen Ballen versendet; er berichtet uns auch von Gallapfeln, die man auf den Märkten von Smyrna und Tripoli feilbietet, und von den Marmoringallapfeln, welche apulischen Gallwespen ihren Ursprung verdanken. Mit größerem Interesse blicken wir nun auf den letzten, einen ungarischen, Gallapfelhaufen, und über Länder und Meere schweifen unsere Gedanken, von dem rastlosen Strome des Welthandels ergriffen, dessen Wogen auch an die Schwelle dieser Fabrik schlagen.



Verladen des Blauholzes in den Wäldern von Centralamerika.
Originalzeichnung von A. Göring.

Wir setzen unsere Wanderung fort, um alsbald vor Scheiten röthlich gefärbten Holzes Halt zu machen. Das ist der dritte für die Tintenfabrikation sehr wichtige Rohstoff, das Blauholz, welches in Centralamerika heimisch ist. Man nennt es auch westindisches Blutholz, und der Baum, aus dessen Stamme es gewonnen wurde, führt in der Wissenschaft den Namen Haematoxylon campechianum. (Ein Zweig desselben schmückt das Initial dieses Artikels.) Die Zellen dieses Holzes enthalten einen Farbstoff, das Hämatoxylin, welches die wunderbarsten Eigenschaften besitzt: Mit Kali und Ammoniak bildet es Lösungen, die sich an der Luft sehr schnell purpurroth, blau oder prachtvoll violett, bei längerem Stehen aber fast schwarz färben und die mit Metalloxyden (besonders mit Thonerde, Wismuthoxyd, Kupferoxyd, Eisenoxyd 2c.) theils prachtvoll gefärbte Flüssigkeiten, theils farbige Niederschläge geben. Dieses Farbstoffes wegen ist das Blauholz nicht nur für den Tintenchemiker von besonderem Werthe, sondern wird auch in den größten Quantitäten zum Färben der durch verschiedene Beizen getränkten Woll-, Seiden- und Baumwollstoffe

Digitized by Google

und des Leders benutzt. Der nicht unbedeutende Gehalt des Holzes an Gerbstoffen gab in früheren Zeiten manchem Arzte Veranlassung, es auch in Krankheiten als Heilmittel anzuwenden.

Man unterscheidet im Handel hauptsächlich vier Sorten Blauhölzer: 1) das Mexicanische oder Laguna-Campechenholz, welches das beste, das heißt das hämatoxylinreichste ist, 2) das Honduras-, 3) das Jamaika- und 4) das Domingo-Campechenholz. Der Verbrauch des Blauholzes ist ein ganz bedeutender und steigert sich trotz der Concurrenz der Anilinfarben immer noch. Leider scheint aber der Zeitpunkt nicht mehr fern zu sein, an welchem der Bedarf in Folge der großen Verwüstung der Wälder bei der gegenwärtigen Gewinnungsmethode nicht mehr wird gedeckt werden können. Die Chemie wird daher bald auf Ersatz dieses wunderbaren in dem Blauholze enthaltenen Farbstoffes bedacht sein müssen.

Ursprünglich kannte man nur das Blauholz aus der Campechebai, und der Handel mit demselben lag fast ausschließlich in englischen Händen. Die vielfachen Streitigkeiten, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beim Fällen der Bäume zwischen den Engländern und den damaligen Besitzern des Landes, den Spaniern, zu entstehen pflegten, veranlaßten D. Barham, im Jahre 1715 Samen des Campechebaumes auf Jamaika auszustreuen, wo er sich so acclimatisirte, daß bald große Länderstrecken von ihm bedeckt wurden.

Wir sehen also, die Alte und die Neue Welt geben ihre Producte zur Anfertigung unserer Tinten her; ein wunderbarer Kreislauf der Stoffe offenbart sich unserem inneren Auge: denkt wohl der amerikanische Arbeiter, der die einzelnen Scheite des Blauholzes im tropischen Urwalde auf Maulesel verladet (vergl. unsere Abbildung S. 732) auch einmal daran, daß aus diesen Scheiten vielleicht Tinte gewonnen wird, mit welcher einst die Mächtigen der Erde Kriegserklärungen oder Friedensschlüsse zeichnen werden?

Und nun die Menge anderer zur Tintenfabrikation nothwendiger chemischer Substanzen, die stattliche Zahl der verschiedenartigsten Chemikalien, deren nähere Beschreibung uns der knapp zugemessene Raum verbietet — alles das beseht uns, daß wir es hier mit einer Großindustrie in des Wortes vollster Bedeutung zu thun haben. Staunend betrachten wir jetzt den Inhalt der kleinen Tintenflasche; wir haben kaum geahnt, daß die Atome, aus welchen er zusammengesetzt ist, so weit hergereiste Herrschaften sind.

Doch die Zeit drängt; wir müssen die Fabrik selbst in Augenschein nehmen. Dumpfe, schnarrende Töne schallen uns aus einem Gemach entgegen, an welchem wir gerade vorüber-

Die Extractoren und Vacuumapparate der E. Beyer'schen Tintenfabrik in Chemnitz.
Originalzeichnung von G. Sundblad.

gehen; wir betreten dasselbe und sehen, wie durch die Raspeln, breite mit Messern besetzte Scheiben, die eine Dampfmaschine treibt, das eisenharte Blauholz in gröbliches Pulver zerschnitten wird. Die hier gewonnene, groben Sägespänen nicht unähnliche Masse wird in besonderen Räumen mit Leimlösung begossen und unter einer bestimmten Temperatur einer mehrwöchentlichen Gährung unterworfen. Erst nachdem das Blauholz diesen Proceß durchgemacht hat, kann man demselben den Farbstoff entziehen.

Um diesen Vorgang aber kennen zu lernen, betreten wir jetzt die interessanteste Abtheilung der Beyer'schen Fabrik, die große Halle, in welcher die Extractoren und die Vacuumapparate aufgestellt sind. Links auf unserm obenstehenden Bilde erblicken wir zunächst die aus starkem geschmiedetem Kupfer hergestellten Extractionsapparate, in welchen die Galläpfel, Farbhölzer und andere Rohmaterialien durch Dämpfe unter einem hohen Atmosphärendruck ausgezogen werden. Zur rechten Seite auf unserer Abbildung sind dagegen die Vacuumapparate, große, kugelförmige, gleichfalls aus Kupfer geschmiedete Gefäße, dargestellt. In ihnen werden Lösungen solcher Farbstoffe, die bei höherer Temperatur, wie z. B. bei der

Digitized by Google

des kochenden Wassers, einer Zersetzung unterliegen, bei niedriger Temperatur und im luftleeren Raume bis zu dem gewünschten Grade concentrirt. Zu diesem Zwecke stehen die Vacuumapparate mit Luftpumpen in Verbindung. Durch kleine, in ihrer Wand angebrachte Glasfenster können wir uns jeden Augenblick davon überzeugen, daß ihr Inhalt, eine köthlich violette Flüssigkeit, wirklich kocht und brodelt, aber unter einem so geringen Wärmegrade, daß wir die Hand getrost an die Wand des Apparates legen können, ohne uns irgendwie zu verbrennen.

Das Princip, auf welchem die Thätigkeit dieser Apparate beruht, ist ein altbekanntes. Jeder weiß ja, daß schon die Wärme der geschlossenen Hand genügt, um Weingeist im luftleeren Raume sieden zu lassen; wir brauchen unsere Leser kaum an die mit rother Flüssigkeit gefüllten Glaskugeln, an die sogenannten „Temperamentmesser“ und „Liebesthermometer“ zu erinnern.

Die Handhabung, das Füllen und Ausleeren aller dieser Apparate ist durch die Maschinerie so leicht zu bewerkstelligen, daß wenige Menschenhände genügen, um den großen Saal in vollem Betriebe zu erhalten.

Aus allen diesen Kesseln verschiedenster Größe wird nun die gewonnene, der fertigen Tinte sehr nahe kommende Flüssigkeit in die Bottiche geleitet, die in den umfangreichen Kellereien der Fabrik (vergl. die nebenstehende Abbildung) aufgestellt sind. Der Anblick dieser Masse von Tinten, die hier gleich dem edlen Moste in dunklem Keller ihrer Klärung entgegengeht, läßt uns auf ein Weilchen vergessen, daß wir uns in der Schreibmaterialienfabrik befinden, und unwillkürlich an eine andere „rothe Tinte“ denken.

Die Kellereien der E. Beyer'schen Tintenfabrik in Chemnitz.
Originalzeichnung von G. Sundblad.

Von hier steigen wir auf einem Fahrstuhl wieder in höhere und lichtere Regionen. Unser Gang führt uns in das chemische Laboratorium, den geistigen Mittelpunkt der ganzen Fabrik, über dessen Bedeutung wir schon im Eingang dieses Artikels gesprochen haben. Nun geht es treppauf, treppab durch die verschiedenartigsten Räumlichkeiten, als da sind: Füllsaal, Packraum, Flaschenboden, Zusammenstellraum, Comptoir u. dergl. m. Wir ersparen uns die nähere Beschreibung dieser in jeder großen Fabrik vorhandenen Räume. Wenn der Leser seine Phantasie ein wenig anstrengen will, so wird er sich schon ein Bild des hier sich entwickelnden Treibens selbst construiren können. Er denke sich nur eine Unzahl von leeren und vollen Flaschen, die durch fleißige Hände gefüllt, etiquettirt und geordnet werden. Das giebt ein buntes Bild.

Nur Folgendes möchten wir besonders hervorheben: Der große Absatz der Beyer'schen Tinte wurde, abgesehen von der Güte der Waare selbst, durch die gute Packung und die geschmackvolle Ausstattung des Fabrikates errungen, zwei Umstände, die leider auch in anderen Industriezweigen in Deutschland nicht genügend beachtet werden und deren unverantwortliche Vernachlässigung so manchen guten deutschen Handelsartikel auf dem Weltmarkte zu Grunde gehen ließ.

Ehe wir diese Musteranstalt verlassen, müssen wir noch ihrer Geschichte gedenken, und wir geben zu diesem Zwecke dem Schöpfer und Leiter derselben das Wort:

„Als ich am 1. November 1856 die käuflich erworbene Löwenapotheke in Chemnitz übernahm,“ schrieb Herr Eduard Beyer vor zwei Jahren gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläums, „da verband ich gleichzeitig mit meiner Thätigkeit als Apotheker die Darstellung einer Tinte, welche zu dem in den fünfziger Jahren zu allgemeiner Anwendung gelangten Copierverfahren unerläßlich nöthig war, die aber bis dahin meist für schweres Geld von England und Frankreich bezogen werden mußte. Die Frucht vieler Vergleichs- und Verbesserungsversuche war eine Tinte, die in angenehm röthlicher Farbe aus der Feder floß, bald in Schwarzblau überging und eine dunkel veilchenblaue Copie lieferte, während die Originalschrift in ein tiefes Schwarzblau überging. Sie führte den so überaus gerechtfertigten und trotzdem mannigfach bekämpften Namen „Chemnitzer veilchenblauschwarze Copiertinte“ und mit ihrem Vertrieb wurde die hochangesehene Papier- und Schreibwaarenhandlung von Robert Winckler, die älteste in Chemnitz, betraut. Schnell erwarb sich die Tinte einen guten Ruf, welcher rasch die Grenzen von Chemnitz überschritt. Bald reichten die ersten, höchst primitiven Fabrikationsmittel, nur bestehend in einem großen Waschkessel und einigen Fässern, nicht mehr aus, und die Gründung einer besonderen Fabrik war schon im Anfang der sechziger Jahre ein unabweisbares Bedürfniß. Im Jahre 1863 wurde in einem stattlichen, mit Dampfbetrieb und anderen reichen Hülfsmitteln ausgestatteten Gebäude die Fabrikation fortgesetzt und unaufhörlich erweitert. War im Jahre 1856 mit einer Tintensorte und einem Kunden begonnen worden, so wurde im Laufe der Jahre die Fabrikation von circa achtzig verschiedenen Sorten Thatsache; bei vielen tausend Kunden fanden dieselben freundliche Aufnahme und raschen Vertrieb, und heute giebt ein in jeder Hinsicht stattlicher Katalog beredtes Zeugniß von den erreichten Erfolgen, und seine Nummern finden in den mannigfachsten Packungen, etiquettirt in fast allen Sprachen der Culturvölker, in ganz unglaublichen Mengen ihren Weg in alle Theile unseres Erdenrundes.“

Mit diesen Worten des bewährten Vorkämpfers der deutschen Tintenindustrie beschließen wir die Schilderung dieser Fabrik. Wir hoffen fest, daß sowohl er selbst wie auch andere deutsche Tintenfabrikanten in ihren Anstrengungen nicht erlahmen und ihr hohes Ziel, die endgültige Eroberung des Weltmarktes, zu Nutz und Frommen Deutschlands erreichen werden. An unsere Landsleute im Auslande möchten wir aber zum Schluß die Bitte richten, auch ihrerseits für die deutsche Tinte einzutreten und nach Kräften dem deutschen Fleiße und der vorzüglichen deutschen Waare in fernen Ländern die Wege zu ebnen.

Baterius.

Von Christiania nach Bergen.

Bilder aus Norwegen von Karl Konrad. Mit Illustrationen nach den Aquarellen von Prof. C. Werner.

1. Christiania.

Der den germanischen Stämmen von Alters inne wohnende Wandertrieb, welcher in früheren Zeiten so häufig in die Geschicke der europäischen Länder und Völker eingegriffen, scheint in unserem Jahrhundert der Dampfkraft mit erneuter Stärke erwacht zu sein. Freilich hat er heutzutage nichts mehr mit Eroberungssucht und Beutelust gemein, verkeugnet aber im Uebrigen keineswegs seinen alten Character. Nicht einzig und allein der Freude am Naturgenusse — denn diese finden wir auch bei anderen Völkern — sondern eher einem gewissen Hange zur Romantik und vor allem der Lust am Wechsel entspringen, Eigenthümlichkeiten, die dem germanischen Nationalcharakter schon seit den ältesten Zeiten anhaften und ihm von je den Spott der Nachbarvölker eingetragen haben, hat dieser Wandertrieb in der sogenannten Vergnügungs- oder Ferienreise seinen neuesten Ausdruck gefunden.

Digitized by Google

Nachdem er im Süden bereits jeden romantischen Punkt, jedes idyllische Fleckchen ausgespäht, ist ihm vermöge der fortschreitenden Entwickelung der modernen Communicationsmittel neuerdings ein Gebiet erschlossen worden, das, bisher abseits und unbeachtet gelegen und daher noch mit dem vollen Reize des Geheimnisvollen umkleidet, neue und lohnende Entdeckungen in Fülle verspricht. Es ist der skandinavische Norden, die Ultima Thule unserer Vorfahren, für unsere nordpolforschende Zeit aber nicht länger das Ende der Welt.

Die vielgelesenen Schilderungen namhafter deutscher Schriftsteller wie Mügge, Laube, Raick, Passarge haben die bis dahin festgewurzelten Vorurtheile, welche sich Skandinavien als eine steile, vegetationslose Eis- und Felswüste unter einem ewig trüben Himmel und bewölkert von wilden Thieren vorstellten, so ziemlich beseitigt, und mehr und mehr hat sich seitdem der große, bis dahin fast ausschließlich Italien und die Alpenländer überstuthende Touristenstrom den skandinavischen Reichen und unter ihnen vornehmlich dem wildromantischen Norwegen zugewendet.

Die Mehrzahl der Reisenden, welche eine Rundtour durch die norwegischen Hochlande beabsichtigen, wird, da fast sämmtliche Zugangsrouten in der Landeshauptstadt Christiania münden, diese zum Ausgangs- oder Schlußpunkt ihrer Reise wählen müssen. Aber nur die wenigsten verweilen hier länger, als es zu einer flüchtigen Umschau nothwendig ist. Wer den Norden aufsucht, will meistens lediglich dessen großartige Natur bewundern, und nur selten hat man zudem Christiania unter den sehenswerthesten Städten Europas nennen hören. Und dennoch ist, gänzlich abgesehen von den vortrefflichen Gasthöfen, welche diesen Ort mehr als einen anderen in ganz Norwegen zu einem Ruhepunkte geeignet erscheinen lassen, Christiania eine in mehr als einer Beziehung interessante Stadt, die hinsichtlich ihrer Lage selbst im Süden nur wenige Rivalinnen zu fürchten hat, im Norden aber gar keine. Wohl gewährt das altertümliche Bergen, umgeben vom siebengezackten Felsenkranz, einen großartigeren Totaleindruck; wohl zeigt die fluthumrauschte Inselstadt Stockholm mit ihren stolzen Palästen und metallenen Heldenbildern, ihren kühnen Brücken und granitenen Quais ein vornehmeres und imposanteres Stadtbild, an Anmuth, Farbenfülle und Abwechselungsreichthum aber stehen Christianias Umgebungen einzig da.

Von welcher Seite man sich auch der Hauptstadt Norwegens nähert, ob zu Wasser oder zu Lande, stets wird man durch ihren ersten Anblick um so mehr überrascht und entzückt sein, als die Naturgenüsse, welche die lange Reise geboten, nur bescheidener Art waren. Die Fahrt auf dem zwölf deutsche Meilen langen, bald meerartig breiten, bald zum Strome verengten Fjord, an einsamen Klippenstränden, zerstreuten Felsinseln, dunklen Nadelholzungen und rothbemalten Fischerhütten vorbei, ist bei aller Anmuth auf die Dauer doch etwas monoton und ermüdend. Sobald aber der Dampfer die weit vorspringende Landzunge Nysodangen umfahren hat, entfaltet sich mit einem Schlage das ganze zauberhafte Panorama von Christiania vor den entzückten Augen, welche Mühe haben, es in allen seinen Einzelheiten zu fassen.

Kommt man aber mit der Eisenbahn von Gothenburg, so fühlt man sich, nachdem man den ganzen langen Tag durch eine unerfreuliche Wald- und Felswüste dahin geeilt, doppelt erfrischt, wenn man, am Rande des bei Christiania-Fjord östlich begrenzenden Hochplateaus angelangt, tief unten den metallisch blitzenden Meeresarm mit seinen Hunderten von Inseln, vom Glanze der scheidenden Sonne übergossen, vor sich ausgebreitet sieht, ein Anblick, der uns so lange erfreut, bis der Zug langsam auf Gallerien und Dämmen in das weite, farbenreiche, mit menschlichen Wohnungen übersäete Thal hinabgestiegen ist.

Die Landschaft um Christiania hat nichts von dem herben, ernsten Charakter, der sonst dem Norden eigen, sondern ist von heiterem, fast südlich zu nennendem Liebreize. Auf Schritt und Tritt werden hier Erinnerungen an die apenninische Halbinsel wach. Schauen wir von dem steil aus dem Fjorde aufsteigenden, waldbekleideten Ekeberg landeinwärts auf das in satten Farben leuchtende Thal des Akersely, in dem sich die ausgedehnte Stadt mit ihren langen, weiß schimmernden Häuserreihen, ihrem hochragenden Schlosse, ihren vielen Thürmen, die alle von der mächtigen Kuppel der Dreifaltigkeitskirche überragt werden, behaglich bettet, so fällt uns das ferne, schöne Florenz ein, wie wir es vom sonnigen Bello Sguardo oder von Fiesole aus gegrüßt haben. Gleiten wir dann wieder im leichten Nachen über den blauen Wasserspiegel des Fjords und senden von hier den Blick nach der von einem weiten, aus sanften Hügeln, grünen Wäldern und blühenden Auen gebildeten Amphitheater umgebenen Stadt, so gedenken wir Como's und seines lieblichen mythenumduften Sees, dessen stolzen Alpenhintergrund man hier freilich nicht suchen darf. Schweifen wir aber an der vielgewundenen Fjordküste umher, wo unzählige Villen aus dunklem Tannengrün hervorleuchten und sich mannigfach wechselnde Aussichten auf die malerischen Felseninseln und Vorgebirge eröffnen, so wähnen wir uns an den Golf von Neapel versetzt, nur daß hier die Formen weicher, die Farben matter sind und kein qualvender Bergriese dieses Paradies mit Tod und Vernichtung bedroht.

Aber nicht blos malerisch schön ist die Lage Christianias, sie ist vor allen Dingen höchst vortheilhaft für Handel und Verkehr. Der tiefe, gute und sichere Hafen gewährende Fjord, in welchem selbst in strengen Wintern das Fahrwasser durch einen Eisbrecher offen gehalten wird, ermöglicht eine directe Dampfschiffsverbindung mit allen größeren europäischen Hafenplätzen, während Schienenstränge nach verschiedenen Richtungen hin die norwegische Hauptstadt mit Drontheim, Stockholm und Gothenburg in Verbindung setzen. Vermöge dieser günstigen Verkehrsverhältnisse ist Christiania, das bereits gegen 200 eigene Schiffe besitzt, eine der bedeutendsten Handelsstädte in Nordeuropa geworden. Außerdem ist es auch der Hauptsitz der zwar noch geringfügigen, sich aber von Jahr zu Jahr mehr entwickelnden norwegischen Industrie. Wir finden hier eine beträchtliche Anzahl großer Maschinenfabriken und Sägemühlen, sowie mehrere Brauereien im größten Stile, welche jenes kräftige, stark alkoholhaltige, aber sehr wohlschmeckende Bier erzeugen, das neuerdings auch im Auslande verdiente Anerkennung gefunden hat und bis nach Brasilien exportirt wird. Weitere Ausfuhrartikel sind Holz, Fische, Felle; eingeführt werden dagegen hauptsächlich Colonialwaaren, Getreide und Wein.

Christiania ist eine verhältnißmäßig junge Stadt, die Nachfolgerin des alten, etwas weiter östlich am Fuße des Ekebergs gelegenen Oslo, das, jetzt zu einem ärmlichen Vororte herabgesunken, zur Unionszeit Landeshauptstadt und eine nicht unbedeutende Niederlassung der Hansa war, bis es im Jahre 1624 durch eine furchtbare Feuersbrunst vollständig eingeäschert ward. Den dadurch obdachlosen Bewohnern befahl Christian der Vierte, Dänemarks gefeiertster Nationalheld und einer der wenigen dänischen Könige, die sich auch um Norwegen verdient gemacht haben, sich jenseits des Flüßchen Akersely im Schutze der alten, schon unter König Hakon dem Siebenten erbauten Veste Akershus neu anzusiedeln. So entstand das nach seinem neuerdings durch eine Statue geehrten Gründer benannte Christiania. Noch heute bildet jene aus regelmäßigen Häuserquadraten bestehende älteste Anlage den Kern der norwegischen Hauptstadt, deren City, die jedoch einen architektonisch ziemlich dürftigen Charakter zeigt. Dafür herrscht hier in den Geschäftsstunden ein reges Leben, das sich namentlich an den beiden Häfen, welche durch eine vorspringende Felszunge von einander geschieden werden, entfaltet. Letztere trägt die erwähnte alterthümliche, aber als Bauwerk wenig interessante Festung, von deren hohen Wällen sich dem Spaziergänger herrliche Blicke auf den inselreichen Fjord mit seinen lieblichen Küsten, sowie auf die beiden belebten Häfen und die thurmreiche, landeinwärts langsam ansteigende Hauptstadt darbieten.

Um die alte Stadt Christian's des Vierten hat sich nun innerhalb der letzten Decennien das neue Christiania in weitem Halbkreise ausgebreitet, und zwar mit rapider, an amerikanische Verhältnisse erinnernder Schnelligkeit. Aus dem armseligen Landstädtchen, das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum 9000 und noch vor 25 Jahren erst 40,000 Einwohner zählte, hat sich allmählich eine große und wohlhabende Stadt entwickelt, welche jetzt 124,000 Menschen Obdach und Nahrung giebt und ihren Culminationspunkt noch lange nicht erreicht zu haben scheint. Leider hat man versäumt bei Zeiten einen rationellen Bebauungsplan aufzustellen. Die alljährlich entstehenden Häuserreihen ziehen sich immer weiter in's Land hinein, während sich mitten in der Stadt noch viele wüste Plätze finden. So kommt es, daß Christiania einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt, ohne den Eindruck einer modernen Großstadt zu hinterlassen. Neben stattlichen Neubauten gewahrt man noch häufig alte Holzbaracken,

Digitized by Google

welche freilich, da das Aufführen neuer untersagt ist, mehr und mehr verschwinden.

Von dem imposanten Centralbahnhofe führt die lange, elegante, laden- und verkehrsreiche Karl-Johann-Straße mitten durch das Herz der Stadt und an deren Hauptgebäuden vorbei, in ihrem letzten Theile zur linken Hand durch schattige Parkanlagen begrenzt, nach dem hochthronenden, die Aussicht stattlich abschließenden Schlosse, das seinerseits dominirend am Stadt und Land herabschaut. Vor seiner kolossalen, aber etwas nüchternen Front erhebt sich das Meisterwerk Bynjulf Bergslien's, die einfach edle Reiterstatue jenes genialen Emporkömmlings, der als Jean Baptiste Bernadotte in einem bescheidenen Advocatenhause zu Pau geboren ward und als König Karl der Vierzehnte im Stockholmer Residenzpalaste die Augen schloß.

Auf einem schmucklosen, aber nüchtigen Unterbau, der als Inschrift nur den Wahlspruch des Königs zeigt: „Des Volkes Liebe mein Lohn", steht das prächtige, lebendig vorwärts schreitende Pferd, auf dessen Rücken der Herrscher in leichter, ungezwungener und doch würdevoller Haltung sitzt, den Hut in der Hand, als ob er soeben aus dem Portal des Schlosses geritten käme, die Grüße des Volkes freundlich zu erwidern. So schickt er den Blick zur Stadt hinab, hinüber nach dem Hause des Storthings, mit dem er sich seine ganze Regierungszeit hindurch im Kampfe befand.

Noch imponirender in seinen Aeußeren als die Königsburg, wenngleich in einem seltsam gemischten bizarren Stil erbaut, aber breit und trotzig den Eingang zur innern Stadt bewachend, und somit den Charakter der in ihm herrschenden Gewalt trefflich zur Anschauung bringend, erscheint Norwegens Stolz, sein Parlamentshaus, dessen Auffahrt mit zwei prächtigen Löwen aus Granit geschmückt ist.

Inmitten der schattigen Anlagen, welche den Raum zwischen den Wohnstätten des Herrscherthums und der Volksvertretung ausfüllen, steht, wie ein Vermittler zwischen beiden feindlichen Gewalten, seit neuester Zeit das Standbild Henrik Wergeland's, des größten lyrischen Dichters Norwegens, der zugleich einer der bedeutendsten Politiker des Nordens war. Wie er, der glühende Freiheitsschwärmer, den Heldenkönig Karl Johann in begeisterten Gesängen feierte, so hat auch hier seine Statue den rechten Platz gefunden.

Am Fuße des Schloßhügels gewahren wir ferner die Gebäude, welche den Zwecken der erst im Anfange dieses Jahrhunderts als erstes Zeichen der nationalen Erhebung gegründeten Hochschule dienen.

Die Zahl der Studenten in Christiania beträgt in der Regel 500 bis 600: sie tragen seltsame schwarze Baretts mit einer langen auf die Schulter herabhängenden Seidenquaste.

Vor vielen Städten ähnlicher Größe zeichnet sich Christiania durch gemeinnützige Anstalten aus. Von Pferdebahnen durchzogen und von einem ausgebreiteten Telephonnetz früher als manche deutsche Großstadt überspannt, ist es in jeder Hinsicht den Anforderungen der Zeit nachgekommen. Stattliche Schulen und Hospitale werden gebaut und eine prächtige Dampfküchenanstalt sorgt für die billige Verpflegung der ärmeren Classen. Auch an Kirchen — durchweg geschmackvolle, moderne Rohbauten — ist kein Mangel; denn es herrscht viel tiefe, oft sogar Auswüchse treibende Religiosität in Norwegen. Dahingegen kann eine so junge und zumeist durch den Handel emporgekommene Stadt nicht reich an Kunstschätzen sein. Was sich unter den Gemälden der kleinen Nationalgallerie an ausländischen Arbeiten findet, ist großentheils werthlos, die norwegische Schule aber, die sich in diesem Jahrhundert nicht geringe Achtung erworben hat, ist auf das Stattlichste in mehreren Meisterwerken von Gude, Tidemand, Morton Müller, Arbo, Coppelen ꝛc. vertreten. Höchst interessant sind ferner die verschiedenen Sammlungen der Universität, und unter diesen namentlich das altnordische Museum, welches, wenn auch nicht so reichhaltig wie die Sammlungen in Kopenhagen und Stockholm, manchen höchst seltenen Schatz besitzt. Eine solche Menge prächtiger, geschnitzter Thüren von alten Holzkirchen findet man nirgends wieder. Hier ist auch das berühmte Vikingerschiff zu sehen, dessen Auffindung vor einigen Jahren so allgemeines Interesse erregte. (Vergl. Jahrg. 1880, S. 472.) Das höchst merkwürdige, jetzt in geschickter Restauration befindliche Fahrzeug zaubert die romantischen Zeiten der nordischen Seekönige auf das Lebhafteste vor des Beschauers Auge.

Ein großer Schmuck Christianias sind die vielen öffentlichen Anlagen und Gärten, die sich in allen Stadttheilen finden. Im Frühling, wenn Syringen und Goldregen in unendlichen Mengen duften und blühen, rufen sie einen wahrhaft zauberhaften Eindruck hervor. Gleich hinter dem Schlosse dehnt sich der herrliche Schloßgarten aus, in dessen schattigen Laubgängen man den sechszigsten Grad nördlicher Breite vollständig vergißt. Schwäne gleiten auf einem kleinen See umher, ein hoher Springbrunnen verbreitet Kühle, wohlgepflegte Teppichbeete erfreuen durch ihren reichen Farbenschmuck das Auge. Hinter diesem Parke beginnt das elegantere Viertel Christianias, die Homansby, in deren luftigen, mit geschmackvollen Villen besetzten Straßen vornehme Ruhe herrscht.

An Aussichtspunkten und interessanten Ausflugszielen ist Christianias Umgebung überreich und auch hierin mit der Neapels vergleichbar. Ein Uebelstand aber beeinträchtigt häufig den Genuß an den sonst so lohnenden Streifereien durch dieses Paradies. Nirgends nämlich, oder doch nur äußerst selten, finden sich Orte, wo sich der müde Wanderer erfrischen kann. Die norwegische Gesetzgebung will dem so trinklustigen Volke die Tugend der Mäßigkeit mit Gewalt anerziehen, und der unschuldige Fremde muß unter den strengen Maßregeln des Storthings mitleiden.

Ein elegantes Sommerzelt aber befindet sich auf der Ladegaardsö, einer sich weit in den Fjord erstreckenden Halbinsel, die ebenso wohl bebaut, wie auch wegen ihrer Naturreize das Hauptausflugsziel aller Fremden und Einheimischen ist. Und dies mit Recht; denn ein so entzückend lieblicher Naturpark, wie die Ladegaardsinsel, wird in so unmittelbarer Nähe einer großen Stadt — kleine Dampfschaluppen vermitteln den Verkehr mit dieser — wohl schwerlich wieder gefunden. Zum besonderen Schmucke dient ihr das zierliche, im sogenannten Tudor-Stile erbaute Schlößchen Oscarshal, das sich nahe dem Strande auf einem terrassirten Hügel erhebt und, aus seiner dunklen Tannenumrahmung hell hervorleuchtend, von allen Aussichtspunkten in Christianias Umgebung gesehen wird. Ursprünglich von König Oscar dem Ersten erbaut, gehört es jetzt dem Staate, bleibt aber noch immer für die königliche Familie reservirt. Sein höchst sehenswerthes, die weit berühmten Gemäldesälen von Gude, Erich und Tidemand enthaltendes Innere ist dem Publicum zugänglich; vom Thurme erschließt sich eine überwältigend herrliche Aussicht auf das dunkelgrüne, rings von leuchtendem Wasser umflutete Laubwerk der Ladegaardsö bis zu den blauen Bergen des Asterlands, die in lichten Wellenlinien den Horizont begrenzen.

Kein Fremder, der sich schon von hier aus einen Einblick in die eigentliche norwegische Gebirgsnatur verschaffen möchte, sollte es unterlassen, den circa 11 Kilometer nordwestlich gelegenen Frognerhöhen zu besuchen. Köstlich schattige Waldwege führen hinauf, und oben sieht man von der Gallerie eines im altnorwegischen Bauernstile erbauten Landhauses den ganzen Christiania Fjord mit seiner interessanten Küstengliederung und seinen Inselarchipel wie eine Landkarte sich zu Füßen. Etwas höher auf der Trvvandshöhe, wo wir uns auf der Spitze eines hölzernen Aussichtsthurmes gegen 1800 Fuß über dem Meere befinden, öffnet sich die nach allen Seiten freie Aussicht auf ein Gebirgsbild voll differenter Erhabenheit, das im Westen bis zu den fernen Hochgebirgen Thelemarkens reicht, aus welchen die etwa 17 deutsche Meilen entfernte und gegen 6000 Fuß hohe Schneekuppe des Gausta deutlich hervortritt.

Im Uebrigen aber ist es weniger die Großartigkeit der Formen, als vielmehr die innige Verschmelzung von Gebirg, Wald und Meer zu einem harmonischen Ganzen, was der Landschaft um Christiania ihren eigenthümlich bestrickenden Zauber verleiht. Eines ihrer anmuthigsten und eigenartigsten Elemente bilden die unzähligen, im Fjord gruppenweise verstreuten Eilande, jedes ein abgeschlossenes kleines Paradies für sich, jedes von individueller Physiognomie. Bald sind es winzig kleine nackte Felsklippen, bald große fruchtbare Gärten, hier mit einsamem herrlichem Hochwald bestanden, dort mit den reizendsten Villen besetzt. Die Vorliebe der Norweger für Landhäuser, in welchen sie ihre schönen, aber kurzen Sommer genießen, hat hier einen eigenen Villenstil geschaffen, der, wenn er sich auch in seinen Hauptelementen an das modernisirte Schweizerhaus anlehnt, vermittelst einer durch die leichte, luftige Holzconstruction begünstigten Fülle des reizendsten Schnitzwerkes, sowie zahlreicher Veranden, Gallerien und Balcons einen originellen Eindruck macht und neuerdings sogar im Auslande, z. B. in den Umgebungen Wiens, Nachahmung gefunden hat. Diese zahlreichen Landhäuser verleihen der Umgegend Christianias etwas ungemein Belebtes und Anmuthiges. Die besuchenswerthesten unter allen Inseln ist nächst der Ladegaardsö

Digitized by Google

Ansicht von Christiania.
Nach dem Aquarell von Professor C. Werner.

die Hovedö (Hauptinsel), welche das schönste unter allen Panoramen Christianias und außerdem noch die allerdings ziemlich unbedeutenden Ruinen eines von englischen Mönchen gegründeten Cistercienserklosters aufweist. Die eigentlichen Billeninseln aber sind die im lieblichen Bunde-Fjord, einem Zweige des Haupt-Fjords, liegenden Malmö, Ormö und Sjursö.

Eine Billeggiatur am Christiania-Fjord hat ihre ganz besonderen Reize. Man segelt, badet, veranstaltet Landpartien und Pickniks im Grünen und frent sich der köstlich frischen Meer- und Berglust. Der Geschäftsmann, welcher am Tage in der Stadt seinem Berufe nachgehen muß, genießt wenigstens die Abende draußen im Kreise der Seinen. Noch zur Mitternachtszeit, die ja hier im Hochsommer keine Dunkelheit bringt, sieht man oft reichgeschmückte, mit vergnügten Menschen gefüllte Boote auf dem traumhaft stillen Wasserspiegel zwischen den Waldinseln dahingleiten und hört überall fröhliche Stimmen erschallen. Namentlich in der Johannisnacht, dem Mittsommerfeste, das zu Ehren des Sonnen- und Lichtgottes schon in vorhistorischen Zeiten im skandinavischen Norden gefeiert ward, bleibt Alles bis zur Morgenröthe wach. Da sammen Freudenfeuer von den Bergen und Inseln, ja selbst von Flößen, die man auf dem Fjord schwimmen läßt; Raketen und Leuchtkugeln steigen in die fast tageshelle Luft, und überall wogen dichte Menschenmassen, die sich, wenn auch in merkwürdig stiller Weise, des Sommereinzuges freuen.

Aber auch der Winter in Christiania hat seine Vorzüge. Er ist zwar streng und andauernd, bringt aber meist windstilles, klares und sonnenhelles Wetter. Dann blüht auf der weiten glatten Fläche des Fjordes, oft bei Musik und bengalischer Beleuchtung, der Eissport.

Auch das gesellige Leben Christianias wird gerühmt. Die Gastfreundschaft der Nordländer und ihre liebenswürdige Zuvorkommenheit gegen Fremde sind ja in der ganzen Welt genugsam bekannt. Oeffentliche Vergnügungen giebt es hier allerdings nur in geringem Maße, und es ist auffallend, wie still und ehrbar in dieser Beziehung die norwegische Hauptstadt im Vergleich zu Stockholm und Kopenhagen erscheint. Für das Theater namentlich scheint hier weit geringeres Interesse zu herrschen, als in unseren deutschen Großstädten. Außer den dramatischen Arbeiten der nationalen Dichter, von welchen sich Björnson und Ibsen ja auch bei uns Eingang verschafft haben, führt man meist Uebersetzungen aus dem Französischen auf; denn gegen das von Deutschland Kommende hegt man, ganz vergessend, daß dort die Wiege der skandinavischen Cultur gestanden, noch mancherlei Vorurtheile, wenn sich auch der nach dem dänischen Kriege hier grassirende wüthende Deutschenhaß wesentlich gelegt und einer theilweisen Anerkennung unserer Verdienste Platz gemacht hat.

Die Zeit der skandinavischen Unionsbestrebungen scheint jetzt auch vorüber zu sein, während eine starke und von Jahr zu Jahr wachsende Partei Norwegen als selbstständige Republik von Schweden losgelöst sehen möchte, obgleich es ja schon jetzt mit letzterem Reiche wenig mehr als die Dynastie gemeinsam hat. Diese residirt fast ausschließlich in Stockholm. Der König, nach dem Gesetze verpflichtet, drei Monate des Jahres in Norwegen zuzubringen, kommt meist ohne seine Familie und mit geringem Gefolge in's Land. Obwohl er beim Volke durchaus nicht unpopulär ist, mag ihm doch seine Stellung dem Storthing gegenüber, die ihm jegliche Autorität nimmt, den Aufenthalt in diesem seinem Königreiche nicht besonders angenehm erscheinen lassen.

Es war zwar die Rede davon, der Kronprinz werde als Vicekönig von Norwegen seine Residenz in Christiania aufschlagen, es scheint aber, als ob dieser Plan sich noch nicht so bald realisiren werde. Auch der jugendliche Kronprinz mag sich kaum nach der unmittelbaren Nähe des Storthings sehnen, der ihm erst kürzlich, bei Gelegenheit seiner Vermählung, eine geringe Erhöhung seiner sehr bescheidenen Apanage verweigert hat. Uebrigens war die deutschfeindliche und skandinavische Partei mit der Wahl des Thronerben wenig zufrieden. Man hätte lieber die älteste Tochter des Prinzen von Wales, die Enkelin der Königin Victoria und des Königs von Dänemark, als künftige Herrscherin begrüßt. Trotzdem wurde die Kronprinzessin bei ihrem am 11. Februar dieses Jahres erfolgten Einzuge in Christiania mit enthusiastischen Kundgebungen und einer Reihe so glänzender Feste empfangen, wie sie Norwegens Hauptstadt nie zuvor gesehen.

So steht denn zuverschtlich zu hoffen, daß es der liebenswürdigen Enkelin unseres Kaisers, welche die Herzen ihrer neuen Landsleute im Sturme errungen zu haben scheint, von der Höhe des Thrones aus gelingen werde, den skandinavischen Völkern Sympathie für deutsche Sitte und deutsches Wesen einzuflößen und die Bande zwischen Nord- und Südgermanen wieder enger zu knüpfen.

Populäre heimische Vögel auf der Anklagebank.

Eine praktische vogelkundliche Untersuchung.

Von Gebrüder **Adolf** und **Karl Müller**.

Das seit mehr als fünf Jahrzehnten übliche Losungswort „Schutz den Vögeln!“ wird heutzutage gerade da am meisten gehört, wo der tiefere Blick in das Leben der gefiederten Wesen fehlt, ja selbst in die neuerdings erlassenen Gesetze und Polizei-Ordnungen über den Vogelschutz haben sich mehrfache Ungereimtheiten und Widersprüche eingeschlichen, welche auf Unkenntniß der Sache zurückzuführen sind; so ist es denn sicher an der Zeit, das Publicum über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der einzelnen Vogelarten von Neuem aufzuklären, und wir thun es an dieser Stelle um so lieber, als wir neben altbekannten Thatsachen hier wesentlich Neues über die Frage des Vogelschutzes mitzutheilen in der Lage sind — Ergebnisse der jüngsten Beobachtungen und Forschungen auf dem einschlägigen Gebiete.

Die Frage des Vogelschutzes beschäftigt gegenwärtig die Gemüther auf's Lebhafteste, und Vereine und Privatpersonen ewigen sie immer auf's Neue. Angesichts dieses Umstandes dürfen wir wohl bei den Lesern der „Gartenlaube“ gerade gegenwärtig ein genügend Interesse für den Gegenstand voraussetzen, um die Einladung wagen zu können: den folgenden Betrachtungen über unsere populären heimischen Vögel und ihre Stellung zur Frage des Vogelschutzes fremdliches Gehör zu schenken. Wir werden einige volksthümliche Vögel Deutschlands der Reihe nach in den Bereich der Betrachtung ziehen.

1. Die Diebereien der gemeinen Krähe und Dohle in Feld und Garten.

Schon im Jahre 1876 erklärten wir kraft fortgesetzter eingehender Beobachtungen der Rabenkrähe (corvus corone) und der Dohle (monedula turrium), daß wir diesen beiden Rabenvögeln in unseren früheren Werken im Allgemeinen zu viel nutzenbringende Eigenschaften zugestanden. Neue ergänzende Erfahrungen nach dieser Richtung hin ließen in uns endlich die Ueberzeugung reifen, daß Krähe und Dohle allerorts dieselben sind: freche Diebe an den Früchten und dem Obste in Feld und Garten gefährliche Feinde den Klein- und Mittelvögeln.

Die Krähe ist langsam und ungewandt im Fluge und allen ihren Bewegungen. Das alte Klein- und Mittelgeflügel ist deshalb vor ihren Nachstellungen sicher. Aber man controllire einmal unausgesetzt den scheuen schwarzen Dieb zur Zeit seines Nistens! Wie er schon zeitig im Frühjahre, vom März und April an, die Nester der Ackerlerche, des Goldammers, der Stein- und Wiesenschmätzer, des Baumpiepers und unzähliger anderer nützlicher Erdnister zerstört durch Raub der Eier und Jungen, so bestiehlt er in Sträuchern und auf Bäumen die Nester ebenso vieler angenehmer und nützlicher Singvögel.

Dabei geht der gewecke Geselle planmäßig zu Werke: er hält eine förmliche Suche nach den Nestern, unterstützt durch sein schärfes, das dichte Gebüsch und den dichtesten Baumschatten durchdringendes Krähenauge. In derselben planmäßigen und unermüdlichen Weise, wie er den Eiern und Nestlingen nachspürt, verfolgt er die ausgeflogenen jungen Vögel. Schon früher beobachteten wir, wie Krähen eben flügge gewordene Steinschmätzer aus ihren Verstecken aufscheuchten und dann im Fluge durch wiederholtes Stoßen die Bedrängten nöthigten, in dem Wachsthum des Bodens Schutz zu suchen. Hierauf durchschritten die Verfolger in aufgerichteter Haltung die Plätze, woselbst die Vögel eingefallen waren und sich versteckt hielten, nach allen

Digitized by Google

Seiten hin scharf spähend mit den Gaunerblicken, um bald die Niedergelaufenen anzukundschaften und zu tödten. Viele Räubereien an anderen Kleinvögeln haben wir seither in den verschiedensten Gegenden bis in die neueste Zeit hinein beobachtet, indem wir den diebischen Vogel immerwährend scharf im Auge behielten. Zumeist in der ersten Morgendämmerung, wo Nichts gestört und beobachtet, stellt er seine Kundschaftungen an; er rückt mit immer zunehmender Frechheit aus dem Feld in die Gärten, bis nahe an die menschlichen Wohnstätten, ja in deren Umgebungen, um seinen Raubgelüsten zu frönnen. Im Hofe und der Nähe des Hauses ist junges Hausgeflügel nicht sicher vor diesem schwarzen Satan, besonders wenn er eine größere Brut zu ernähren hat. Es ist von guten, zuverlässigen Beobachtern des Oefteren wahrgenommen worden, daß Krähen in den zoologischen Gärten einen empfindlichen Raub an den Eiern der Schwimmvögel und den Gelegen der Gänse und Schwäne verübt haben. Selbst mit den Hausthieren hält die Krähe Mahlzeit, indem sie sich deren Futterplätze und die Freßnäpfe merkt, um sich daselbst rechtzeitig zum Zehnten der Fütterung einzustellen. An Gewässern lauert sie mit großer Ausdauer auf Kröte und Fische und merkt ersterem mit großer Schlauheit die Lebensgewohnheiten ab: wenn er Abends auf das Ufer krabbelt, steht sie schon da, um ihn zu packen; sie benutzt den niederen Stand der Bäche, um der Fische in den Tümpeln mit Erfolg habhaft zu werden. Ja, ihre Berechnung geht noch weiter: Wenn Schafe vor ihrer Schur in Bächen gewaschen werden, so weiß sie aus Erfahrung, daß hierdurch viele Fische betäubt oder gar getödtet werden und nun auf der Wasseroberfläche stromabwärts getrieben werden. Sogleich ist die allwissende Krähe zur Ausbeute dieser Thatsache da.

Je mehr die Bedürfnisse seiner zahlreichen Nachkommenschaft zunehmen, desto mehr steigt die Verwegenheit dieses Rabenvogels; das Beispiel eines frechen Krähenpaares weckt und ermuntert ein zweites, ein drittes, das Gleiche zu thun. Und so kommt es, daß es dem aufmerksamen Auge des frühwachen Beobachters öfters gelingt, einen Trupp Krähen zu entdecken, der auf gemeinschaftlichem Diebszuge begriffen ist. Hin und wieder verhält sich die eine oder die andere Krähe bei solchen Nachstellungen anscheinend gleichgültig, indem sie sich an dem Ausspüren und dem Verfolgen ihrer Gesellschafterinnen nicht betheiligt, aber es sind dies nur Ausnahmen bei einzelnen Individuen, und diese selbst nehmen, durch das augenfällige Beispiel der Räubereien der Sippschaft verführt, nach und nach den Charakter des großen Haufens an.

Die Krähe ist ein Ueberall und Nirgends der Flur, und nichts entgeht so leicht ihren wachen Sinnen. Wie sie sich der Vogelwelt dadurch dienstbar erweist, daß sie dem Kleingeflügel durch Geschrei und lebhaftes Verfolgen den Raubvogel verräth, so zeigt sie sich dem den Räubern glücklich entkommenen Vogel höchst verderblich: Vielmals haben wir gesehen, daß sie den Ort sich merkte, wo kleinere, vor dem Raubvogel sich an den Boden flüchtende Vögel Zuflucht gesucht hatten — sie erhaschte schnell die ängstlich in ihrer Lage Verharrenden.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein so gewechter, scharfsichtiger Vogel, wie die Krähe, leicht jede Quelle für Diebstahl und Raub entdeckt. Neben den Singvogelbruten sind die Krähen bei ihrem ständigen Aufenthalte in den Fluren den Bruten der Rebhühner, der Wachteln, selbst der Fasanen, sowie dem „Satz" (Jungen) der Hasen, also den jagdbaren Kleinthieren, sehr gefährlich. Wie oft haben wir gesehen, wie beide Krähengatten zur Zeit ihrer Jungenpflege Rain, Wiese, Acker ebenso eifrig nach Vogelnestern und jungen Vögeln absuchten wie nach Insecten und sonstiger Nahrung. Dabei beweist sich die Krähe höchst vielseitig. Hier benutzt sie lauernd die Abwesenheit des Brutvogels, um unbarmherzig das Nestgelage zu plündern; dort lauscht sie nach dem Gezirp hungernder junger Vögel, um sie entweder zu beschleichen oder jählings zu überfallen. In anderen Fällen wieder erhebt sie beim Ausschlüpfen der Verfolgten eines jungen Häschens meist laute Signalrufe, auf welche sofort die Schwestern in der Flur erscheinen, um desto erfolgreicher den Raub gemeinschaftlich an dem entdeckten Opfer zu begehen. Regel bei ihr ist jedoch schlaues Lauern, hinterlistiger Raub, und nur bei vollkommener Sicherheit greift sie offenkundig an, indem sie alle Brutvögel gewaltsam vom Neste aufstöbert.

Die Krähe bewährt sich als eine Allesfresserin. Obgleich sie die thierische Nahrung der pflanzlichen vorzieht, so verschmäht sie die letztere durchaus nicht, ja sie geht geradezu derselben sehr eifrig und unausgesetzt nach. Wer hat nicht im Hochsommer und Herbst die Diebin beim empfindlichsten Raube von unreifem und reifem Obste erlappt? Von der Kirsche, der Aprikose und anderem Steinobste bis zum Apfel zehntet sie die Feld- und Gartenbäume. Kaum sind die Feldfrüchte in der Höhe, so stellt sich auch schon die Krähe zum Stehlen ein. Nun überfällt in Schaaren auch ihre kleinere Verwandte, die ungemein rührige Dohle mit ihren ausgeflogenen Jungen, die Felder, die Fluren, die Baumstücke, die Haage, und wenn im Herbste die Garben unsere Felder bedecken, dann wimmelt's von diesem Diebsgesindel überall bedrohlich. Wer dann die Verheerungen dieser Flüge nicht gewahrt, der ist blind für die Erkenntniß solcher und ähnlicher Naturerscheinungen. Ganze Krähenfamilien plündern völlig die Erbsenländereien, indem viele Schoten von ihnen nur angebissen und dann zu Boden geschleudert werden. Diese Plünderungen geschehen in einer wahren Hast und verwüsteten Leidenschaft. Schon im Vorsommer fallen die alten Dohlen die Erbsenstrecken an und füttern ihre Jungen mit der halbreifen Frucht.

Krähe und Dohle schicken sich vermöge ihres wachsamen, klugen Wesens, ihrer Anstelligkeit und Emsigkeit in alle Lagen, in jedes Verhältniß und benuten jede Gelegenheit aus, und Vorsicht und Frechheit halten sich bei beiden, in erster Linie aber bei der behäutigteren Krähe, das Gleichgewicht. Mit zunehmender Sicherheit, da wo sie sich geschont und geschützt fühlen, wächst ihre Kühnheit, und sie dringen alsdann aus dem Felde in die Hausgärten, um über Erbsen und Obst herzufallen und die früher schon erwähnten Unbilden an Nest und Vogel zu begehen.

Da die Dohle die Krähe auf ihren Streifereien im Frühling und Herbst vielfach begleitet, so lernt erstere der schlaueren, gereiteneren Verwandten manche ökonomische Unbilden ab. Beide, vornehmlich die Krähe, folgen zwar dem Pfluge des Landmannes und nehmen herausgepflügte Engerlinge und Regenwürmer auf, allein die Ausbeute an den bloßgelegten Maikäferlarven ist nicht besonders hoch anzuschlagen, da erfahrungsmäßig die an die Luft gesetzte Larve doch stirbt. Es sollen übrigens hiermit den Krähen und Dohlen ihre regen Bethätigungen am Erbeuten von Aesen in allerlei Gestaltungen nicht abgesprochen werden. Haben wir doch schon 1876 über ein Zusammenrotten von Krähen und Dohlen berichtet, wo beide an Büschen und Bäumen sitzende Brach- oder Sonnenwendfalter (Melolontha solstitialis) erbeuteten, sich jedoch bei dieser Ernährung bei weitem nicht so anstellig zeigten, wie dies ihre Verwandte, die nützlichere Saatkrähe, bei ihrer bekannten Maikäferjagd thut.

Zu den erwähnten festlichen Eigenschaften tritt bei beiden Raubvögeln auch noch ihre allbekannte Neugierde. Ueber diese ist bereits so viel geschrieben worden, daß wir hier füglich darüber schweigen können.

Der Mäusefang spielt eine große Rolle im Leben der Krähe, aber auch ihm ist es gerade so bestellt, wie mit der erwähnten Kernnahrung: die Krähe unterbricht diese Bethätigung gar oft, um in der Ernährung zu wechseln, und sie richtet im Vergleich mit viel gewandteren und ausgiebiger der Erbeutung hingegebenen Mäusejägern, wie Mäusebussarden, Eulen, Wieseln, Füchsen, Katzen u. a. m. wenig, in wirklichen Mäusejahren oft so viel wie nichts aus.

Aus diesem lebensgetreuen Bilde der beiden Rabenvögel folgt nun der Schluß, daß der ökonomische Schaden, den sie anrichten, den Nutzen sehr überwiegt, welchen man ihnen zuschreiben kann. Daraus ergiebt sich in unser Aller Interesse folgende Regel: man wehre den Krähen und Dohlen soviel wie möglich das Vorrücken in die Gärten und verfolge sie überhaupt mit allen Mitteln — nicht aber in der Brutzeit! Und selbst während dieser nehme man ihnen, soweit es möglich, die Brut! Wir empfehlen den Jagdbesitzern, sich getrost der seiner Zeit so sehr geschmähten Krähenhütten unter Zuhülfenahme des Uhus oder einer sonstigen gezähmten Eule zu bedienen, und zwar unbekümmert um das Geschrei, welches darüber mancherseits erhoben werden mag. Diese Anstalten sind die erprobtesten Mittel zum erfolgreichen Erlegen der durch sonstige Jagd kaum erreichbaren Raubvögel.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Der älteste Soldat der deutschen Armee in Frankreich 1870 und 1871 scheint sich auf Grund unserer Nachforschungen endlich gefunden zu haben. Aber nicht der früher von uns erwähnte Henri Borghard ist es, und auch nicht der alte Lamerad Dürr in Ludwigsburg, der zwar fünf Tage später geboren als Borghard (am 11. April 1821), aber vier Wochen früher in Dienst getreten und noch heute als Wachtmeister seiner württembergischen Trainkompagnie activ ist. Diese beiden übertrifft **Ferdinand Roggiss**, welcher am 15. Januar 1814 in Rudersdorf bei Berlin geboren wurde und im Jahre 1836 bei der vierten Schwadron des dritten Ulanenregiments in Fürstenwalde eintrat. Im Jahre 1839 als Unteroffizier zur Reserve entlassen, trat er bei der Mobilmachung 1859 freiwillig wieder in den Dienst, und zwar wurde er Sergeant bei seinem Ulanen-Landwehr-Regiment in Langenhalza. Sein Wunsch, gegen die Franzosen zu fechten, ging damals nicht in Erfüllung. Um so freudiger folgte er 1870, in siebenundfünfzigsten Jahre stehend, dem Rufe des Königs und trat, freiwillig und wieder als Sergeant, bei der vierten Schwadron des zweiten Reserve-Husaren-Regiments ein, das damals in Merseburg gebildet wurde. Mit demselben wohnte er der Belagerung von Straßburg und dann, beim Werder'schen Armeecorps, Division Schmeling, sämmtlichen Gefechten desselben und namentlich der dreitägigen Schlacht vor Belfort des Letzteren bei. Am Ende bei, alle Strapazen dieser schweren Tage stramm ertragend, und verfolgte die Franzosen Bourbaki's bis an die Schweizergrenze. Im November 1870 wurde ihm sein erster Enkel geboren. Die Feldpostkarte, welche ihm diese frohe Ereignis verkündete, war lange unbegreift und in vielen Händen gewesen, ehe sie ihn traf; dadurch war diese Kunde weit im Heere herumgekommen, und darum erlebte der alte Held die Freude, daß er beim Vorbeimarsch von den Soldaten der verschiedensten Bataillone, allpreußischen, sächsischen und anderen begrüßt und mit dem Ruf: „Hurrah Großvater!“ begrüßt wurde. Er war eine Ehrengestalt für alle Soldaten, und selbst die Feinde achteten den tapferen und biederen alten Mann. Uebrigens standen mit ihm zugleich zwei Söhne im Felde, der ältere als Zahlmeister bei einem westfälischen Landwehrbataillon, der andere als Feuerwerkmaat bei der Marine. Nach der Rückkehr und Auflösung des Regiments schnallte auch Großvater Roggiss den Säbel ab und griff wieder, als Land-Feuersocietäts-Beamter, zur Feder, bis man ihm 1880 den wohlverdienten Ruhestand gönnte, den er zu Burg bei Magdeburg genießt.

Hunde als Nahrungsmittel der Menschen. Wo auch immer Menschen weilen, überall ist der Hund ihr treuer Begleiter, ihre muthsame Stütze und Hülfe. Heute noch sind in Westindien, dem civilisirtesten und edelsten Theil des Zend-Avesta: „durch den Besitzand des Hundes besteht die Welt.“ Für die erste Bildungsstufe des Menschengeschlechts waren und sind noch heute diese treulich einzugewinnen unpassenden Worte eine goldene Wahrheit. Die Neger und Schale der Neger werden bewacht vom Hunde, diesen Wellen einer feinen Bemerkung Lazarus Geiger's zufolge der erste Sprachverstand eines Thieres ist, von diesem allerältesten Haushörer, das auch noch Knecht und Witwe dem Häuptling in's Grab nachfolgte. Professor Schaaffhausen, der scharfsinnige Anthropologe in mancher prähistorischen Fundstätten Europas, entnahm aus der Art der gewaltsamen Zertrümmerung der Hundeknochen westfälischen Höhlen, daß der Hund dem Menschen einst zur Nahrung gedient hatte. Sogar jene kleine Rasse, die Borkenden des Feuermuseen Torfbunden, deren Reste in den mährischen Höhlen Schipka und Certovadira Professor Wolbrich so erfolgreich untersuchte, wurde verzehrt. Und doch besteht ein gewaltiger Unterschied in dieser Beziehung zwischen den hundeessenden Höhlenbewohnern Europas und den heute Hunde züchtenden und essenden polynesischen oder afrikanischen Rassen.

„Wo der Hund als Nahrungsmittel geschätzt wird, bleibt er stupid,“ ist ein treffender Ausspruch Darwin's. Träge und dumm sind jene Hunde auf den Marquesas, Hawaii und Tahiti, die nicht bellen, nur heulen, die man ausschließlich mit Früchten ernährt und mästet, durch Ersticken tödtet und durch heiße Steine in Gruben zum leckeren Mahle zubereitet. Die auf den Antillen lange vor Obiedo gesichteten stummen Hündchen gelten als große Seltenheiten, und von Mexico bis Peru auch auf den weiten Grasflächen des Guyana finden wir den gleichen Gebrauch des Hunde-Essens, wie in Asien bei den Bewohnern von Nedsch, bei den Ragas in Bengalen, den Dayaks auf Borneo, den Battas auf Sumatra ꝛc. In den verschiedensten Gegenden sind Schwarzen die stummen Hunde Hefteude solche Hunde-Esser, z. B. die Chevas und Tumbucas, die Doambos und die Cameruns.

Nach den Berichten der englischen Expedition unter Burton und Speke stehen die krippenhaften Berichthunde bei den Mauruis in großer Gunst; sie halten ein Dämpfleisch von jungen Hunden der Tafel eines Monarchen würdig, ganz wie die Engländer in den Tagen Karl's des Zweiten. Wenn Bongo und Dinka es undegreiflich finden, daß die Mitzud so gern und leidenschaftlich Hunde verzehren, so hat das nach Schweinfurth darin seinen triftigen Grund, weil bei diesen die wilde Katze eine große Delicatesse bildet. Zwischen Fondj und Kobl sand derselbe Reisende eine großartige Hundezucht etablirt; überall wimmelte es von jungen Welpen, welche an die Mahls am Schlawinen verhandelt werden. Bei den Mobes und Bridos kostet eine Frau nur zwei bis drei fette Hunde.

Und gäbe ich noch seitenlange Berichte von Andern, sie würden nur den bekannten Ausspruch Bernadin de St. Pierre's in seinen „Etudes de la nature“ illustriren: Hunde verzehren ist der erste Schritt zum Cannibalismus. Das Züchten derselben zu Mastvieh macht zugleich den Geist dieser Thiere stumpfsinnig. Derartig waren die Hunderassen der prähistorischen Menschen nicht. Die Thiere dienten ihnen zur Jagd, zur Bewachung der Heerden, zum Schutz des Eigenthums und der Familie. Höchstens erlaubte man sich Eines:

War nämlich durch Verletzung oder Krankheit die Lunge, geistig so hoch über den anderen Haushieren stehende Hund unbrauchbar geworden, so verzehrte man ihn meistens mit sinnlichen Hintergedanken, wie z. B. die Karagaffen durch Verzehren des Hobels oder Fuchses ihr Jagdglück zu stärken wähnen, wie die Indianer durch den Genuß des Wolfsfleisches auch die Kraft eines Thieres, durch Ausschlürfen des Gehirnes auch dessen Scharfsinn sich anzueignen meinten.

Polnische Israeliten in der Synagoge. (Mit Abbildung S. 739.) Wir führen heute unseren Lesern die Holzschnittreproduction eines trefflichen Gemäldes vor, welches auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Wien allgemeine Anerkennung fand. Dasselbe stellt einige vorzüglich gelungene Charakterköpfe polnischer Israeliten aus der Umgegend von Krakau dar. Eine Charakteristik spricht für sich selbst, und so genügen wohl wenige Worte zur Erklärung unseres heutigen Bildes. Im Vordergrunde desselben erblicken wir das scharfgeschnittene Gesicht eines der Betenden mit der eigenartigen galizischen Kopfbedeckung. Derselbe ist, wie sein Nachbar zur Rechten, mit dem Betmahl oder Betmantel, dem „Talles“, bekleidet. Ihre ritualische Kleidung ist keine Reformation eehält, unhüllt. — Der Maler des sehr gelungenen Bildes, Anton Kozalewicz, ist selbst ein Krakauer Kind; er verbrachte zunächst die Kunstschule seiner Vaterstadt, ging dann nach Wien, wo er den Unterricht Engert's genoß, und anhin 1871 seinen Wohnsitz in München. Seine Bilder, deren Stoffe meistens dem Volksleben seiner Heimath entlehnt sind, zeichnen sich durch künstlerische Composition und ein lebhaftes Colorit aus.

Zur Gründung eines „Verbandes deutscher Touristenvereine“. In der Entwickelung des deutschen Touristenwesens, dessen Verdienste um die Erforschung und endgültige Erschließung der heimischen Gebirgswelt wir schon mehrfach an dieser Stelle hervorgehoben, ist in jüngster Zeit ein bedeutsamer Wendepunkt eingetreten. In Nr. 29 dieses Jahrganges haben wir die Gründung eines Verbandes, der etwa dreißig deutsche Touristenvereine mit ungefähr 40000 Mitgliedern umfassen sollte, in Aussicht gestellt. Zum Zwecke dieser Gründung traten nun die Delegirten von elf Vereinen am 14. bis 16. Oktober in Frankfurt am Main zu einer Berathung zusammen und beschlossen, bis zum Mai nächsten Jahres eine constituirende Versammlung zu berufen. Da auch von vielen anderen Vereinen, die durch Delegirte nicht vertreten waren, inzwischen zustimmende Adressen eingegangen sind, so darf das Gelingen des Werkes als vollständig gesichert betrachtet werden. Die Ziele, welche der Verband sich vorgesteckt hat, lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen: er will unter Wahrung der Selbstständigkeit der einzelnen Vereine den Touristenverkehr in Deutschland fördern und namentlich in noch nicht erschlossenen Gegenden auf Erforschung der deutschen Berge anregend wirken. Ferner gedenkt er, ein engeres Zusammenwirken der einzelnen Vereine zu vermitteln, auf Verkehrserleichterungen und Preisermäßigungen in Eisenbahn- und Dampfschiffsverkehr hinzuarbeiten und die Empfehlung guter Gasthöfe zu übernehmen. Als Mittel hierzu wird ein Vereinsorgan erscheinen, welches außer Vereinsmittheilungen geeignete Aufsätze und interessante Nachrichten touristischen Inhaltes veröffentlichen wird. Zum einstweiligen Vorort des Verbandes wurde schließlich Frankfurt am Main gewählt, wo auch der provisorische Centralausschuß gegenwärtig seinen Sitz hat.

Kleiner Briefkasten.

Abonnent in Darmstadt. Uns ist nicht bekannt, daß man Cigarrenabschnitte anders als zum Rauchen aus der Pfeife verwenden könne. Sie können sich eine Abfallquelle in diesen suchen, die nicht in der Lage oder nicht geneigt sind, an ihr Rauchmaterial einen hohen Preis zu wenden.

E. Credenceur. Ungeeignet! Beefügen Sie über das Mauuscript!

P. v. H. in M. Wenden Sie sich an ein Regimentsobrieau! Ein besonderes Buch wird über den Gegenstand wohl kaum existiren. Die betreffenden Verordnungen darüber sind übrigens im „Armeeverordnungsblatt“ (Berlin, Mittler u. Sohn) zu finden.

R. W. B. in P. Im Verlage von Friedr. Gießler in Leipzig erschienen und noch zu haben.

C. L. Mir. Vergleichen Sie gefälligst unsern Artikel: „B. Hoffmann's Nähstuhl“ in Nr. 17 des Jahrgangs 1881.

Frieda und Marie in Paris. Wirklicher Name, kein Pseudonym!

Im Verlage von Ernst Keil in Leipzig ist soeben erschienen:

„Neue Gedichte“ von Ernst Scherenberg. Eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 Mark 60 Pfennig.

Diese „Neuen Gedichte“, welche sich schon durch den Namen ihres Autors einführen und in seiner früher Auflagen sich als ebenso elegantes wie billiges Geschenkswerk präsentiren, bedürfen so wenig einer besonderen Empfehlung, wie die bereits in zweiter Auflage in deutschen Verlage erschienenen „Gedichte“ Scherenberg's.

Redacteur: Dr. Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Spätsommer.

Novelle von E. von Zadow.

(Fortsetzung und Schluß.)

15.

Eine „rücksichtsvolle" Ehe ist vor allen nicht glücklichen Ehen vielleicht die verhängnißschwerste.

Arndt und Henriette waren seit vier Jahren vermählt.

Jetzt konnte er sich den Gebieter jener Räume nennen, welche Henriettens Leben und Schaffen nach wie vor gewissermaßen mit dem feinen Wehen eines leisen Sommerwindes erfüllte, von welchem man nicht in jedem Augenblicke zu sagen weiß, von woannen er kommt. Aber woran lag es, daß das Wehen dieses Windes jetzt nicht mehr, wie einst, als er noch Gast in diesem Hause war, etwas unbedingt Anregendes und Erfrischendes für Arndt hatte? Sah Henriette ihm doch alle seine Bedürfnisse von den Augen ab; nie kam ein Wort der Ungeduld über ihre Lippen, und noch weniger stand jemals eine häßliche oder kleinliche Laune auf der Stirn dieser Frau. Sie war die Bescheidenheit und Anmuth selbst; sie verlangte nichts und war in jedem Augenblicke bereit, Alles und Jedes zu geben. Sie war auch nicht kalt. Nein, wenn es ausnahmsweise geschah, daß er sich ihr, von einer plötzlichen Aufwallung erfaßt, mitten im Drange der Geschäfte und abkreuzenden Tagesfragen zärtlich nahte, nahm sie seine Liebesäußerung mit eben dem freundlich-sanften Lächeln hin, wie am Abende ihrer Verlobung. Wie kam es, daß er trotzdem nicht ganz zufrieden schien?

In den ersten zwei Jahren seiner Ehe war Arndt nicht frei von wieder und wieder auftauchender Eifersucht auf den Sohn gewesen; denn er hatte gemeint, daß Henriette ein Uebermaß von Liebe an den Knaben verschwende, während sie ihm, ihrem Gatten, auf das Pflichttheil beschränkte. Aber je mehr sich der Knabe zum Jüngling umbildete, desto mehr zog sich jede zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn in die tiefste Innerlichkeit zurück. Aus dem Kuß, den Henriette einst besänftigend auf das heiße Kindeshaupt gedrückt hatte, wurde nach und nach ein liebreich ermahnendes oder tröstendes Wort; aus dem Worte schließlich nicht selten nur ein kurzer, verständnißvoller Blick. Und an allem, was Curt anging, hatte Arndt als Vater seinen vollen Antheil. Wäre der Knabe sein leiblicher Sohn gewesen, er hätte sich kein schöneres Verhältniß zu ihm wünschen können. Curt, in dessen poetischem Schaffen sich mehr und mehr der allmählich reifende Kern einer bedeutenden Beanlagung zeigte, war recht eigentlich der Dritte im geistigen Bunde der Eltern.

Und doch war Arndt nicht glücklich, denn — etwas fehlte ihm.

Er wußte recht gut, was dieses Etwas war, vermied es aber, sich darüber Rechenschaft zu geben.

Ein Schmerz ist deshalb nicht weniger Schmerz, weil man ihn niederkämpft oder vor sich selbst verleugnet. Und während das Weh um ein Verlorenes, aber einst Vollbesessenes wohl eine heilsgende Kraft in sich birgt, wird der Schmerz um ein Gut, nach dem die Seele ihr Leben lang hungert und dürstet, allzuleicht ein langsames, tückisch zerrüttendes Gift.

Arndt fühlte dieses Gift mehr und mehr sein Leben durchsickern — aber er trug es still; denn Eines hatte er seit seiner Verheirathung gelernt, das er früher nicht in diesem Maße besessen: Selbstbeherrschung.

Je harmonischer und ruhiger sich mit den Jahren das Verhältniß beider Gatten zu einander gestaltete, desto gelassener wurde Henriette in ihrem Herzen und desto weniger empfand sie es als eine Kränkung gegen sich selbst, daß sie diesem Manne, der nie ihr Geliebter gewesen, Leben und Freiheit geschenkt habe. Ebenso hoffte und glaubte sie auch, daß es ihr wirklich gelänge, ihn zu befriedigen; denn mehr und mehr schien ja auch seine Liebe jenen Freundschaftscharakter anzunehmen, der ein volles Echo in ihrem eigenen Dasein fand — und so war diese Ehe von beiden Seiten eine durchaus rücksichtsvolle geworden. — —

Der Sommer war gekommen; in wenigen Tagen sollten wieder einmal Curt's Ferien beginnen.

„Wohin?" fragten die Gatten einander, und der fünfzehnjährige Sohn lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. In Schweden und Norwegen, in der Schweiz und Italien war man in den Vorjahren gewesen.

„Wie wäre es, wenn wir wieder einmal nach Rügen gingen?" fragte Henriette zögernd.

Curt fuhr lebhaft in die Höhe und blickte den Vater an.

„Gewiß," sagte Arndt; „gehen wir nach Rügen. — Warum sollen wir auch nicht?"

„Aber ist es Dir wirklich recht, Georg?" warf Henriette ein. „Ich für meine Person lebe mich überall ein und finde es an jedem Orte schön, wo ich freien Himmel sehen kann."

„O ja, ich weiß: Du schickst Dich in jede Lage — Du bist rücksichtsvoll," grollte es in Arndt's Herzen, aber kaum, daß es flüchtig um seine Lippen zuckte. „Also nach Rügen! Was meint denn unser Dichter dazu?"

„Daß es nur ein Rügen giebt, Vater, trotz der Schweiz und trotz Italien!" erwiderte Curt.

Digitized by Google

„Gut!“ sagte Arndt. „Aber bekanntlich hat Rügen zwanzig Quadratmeilen. In welchem Ufernest wollen wir denn diesmal unser Zelt aufschlagen?“

„Lappes sind wieder auf Mönkgut in ihrem alten Lieblingsdorfe,“ meinte Henriette.

„Ah! die guten alten Wanderschwalben!“ rief Curt. „Auf Reisen sind sie noch netter, als in Berlin. Ich stimme für Mönkgut.“

„Und ich habe durchaus Nichts dagegen,“ sagte Arndt.

„Dann werde ich an Lappes schreiben und sie bitten, uns Quartier zu bestellen,“ bemerkte Henriette.

„Wozu?“ protestirte Arndt. „Es ist unbequem, sich zu binden. Wenn auf Mönkgut kein Quartier ist, gehen wir weiter.“

„Also eine Reise in's Blaue!“ rief der Jüngling und schloß mit außergewöhnlicher Hast den Band Horazischer Oden, den er gerade in der Hand hielt.

16.

Es war am ersten Tage nach Arndt's Ankunft auf Mönkgut. In der kleinen nach Norden gelegenen Wohnstube der Schwestern Lappe stand eine junge Dame vor der Staffelei, beobachtete das darauf lehnende Bild, wiegte das Köpfchen hin und her, trat einen Schritt zurück und beobachtete von Neuem.

Es lag eine rehhafte Grazie in der Art, wie sie vor- und rückwärts trat. Doch nicht nur die biegsame Gestalt, auch den hübschen, durchaus nicht allläglichen Kopf umschmeichte eine gewisse Waldpoesie. Aber es war nur die Sonnenseite des Waldes, nur das leichte, neckische Flüstern der Blätter und das heitere Zwischgern der Vögel, woran der Ausdruck dieses lieblich-frischen Gesichtchens mahnte; die Seufzer in den Gründen und das klagende Murmeln der Bäche fielen Keinem bei diesen Zügen ein.

Nach einer Weile trat Auguste Lappe in's Zimmer und deckte zum Frühstück auf.

„Aber wo bleibt denn Adelheid? Wollen wir nicht auf sie warten?“ fragte das junge Mädchen, sich lebhaft umkehrend. „Sag' mal, Auguste, was ist denn mit ihr? — Ich weiß nämlich, was mit ihr ist.“

„Warum fragst Du denn noch, Kind?“

„Ich muß immer Alles ehrlich herausſagen,“ erwiderte die Bespöttelte unbeirrt und warf sich in einen hinter ihr stehenden Stuhl, indem sie die Palette in den Schooß und den Malstock auf die Diele fallen ließ. „Ihr habt damals von der dummen Geschichte mit Arndt gehört, und nun denkt Ihr, wunder wie fatal es mir ist, ihn hier wieder zu ſehen.“

„Wir? — Ich denke gar nichts. — Ich denke nie Etwas,“ versicherte Auguste halb lächelnd, halb ernsthaft.

„Etwas roth mag ich freilich bei seinem überraschenden Anblick geworden sein, aber das ist auch Alles,“ fuhr das Mädchen fort. „Und ich werde immer roth — bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Es ist mir wahrhaftig nicht fatal, ihn zu ſehen. Im Gegentheil: ich freue mich schrecklich. Und nun gar seine Frau! — Ich habe ja vor fünf Jahren in Berlin darauf gebrannt, ihn und diese Henriette, für die ich schon als Kind schwärmte, zusammen zu ſehen, aber Ihr ließt mich nie dazu kommen. Ich wußte recht gut, wie es stand: denn sie redete ja immer ganz unbefangen von ihm, wenn ich sie einmal allein bei Euch ſah. Ich . . . . ich war wüthend auf Euch.“

„Um, wir waren so fein, das zu bemerken,“ ſagte Auguste und nahm der Sprechenden gegenüber Platz.

„Ja, ja!“ meinte diese und ſprang auf. „Damals! — damals war das etwas Anderes. Arndt war meine erſte Liebe.“

Sie lachte mit Thränen in den Augen und bückte ſich, ihren Malſtock aufzuheben.

„Ich war in dem Alter, wo man Blumen und Sterne' und ‚Dichtergrüße an deutſche Jungfrauen' eifrig verſchlingt,“ ſprach ſie dann leicht ſprudelnd weiter. „Das Künſtlerdut in mir war damals noch nicht recht in Fluß gekommen, aber ſeidem . . .“

„Seitdem? Ich will nicht hören . . .“

„Seitdem habe ich begriffen. . . . . Siehſt Du, ich habe einer Beſſeren weichen müſſen. Ich würde mich ſchämen, daß Arndt meine erſte Liebe war, wenn er ſo geſchmacklos geweſen wäre, mich zu heirathen, nachdem er dieſe Frau kennen gelernt; ſie iſt eine bezaubernde Frau, dieſe Henriette. Ich weiß nicht, warum es ſo iſt — denn ich ſah ſchönere Geſichter — aber man möchte aufhören, in ihrer Nähe zu athmen, um nichts zu thun, als ſie anzuſehen. Ich wollte, ich könnte Menſchen malen, Auguſte.“

Und ſie lachte noch einmal, warf die langen kaſtanienbraunen Haare zurück, nahm Pinſel und Malſtock zur Hand und trat wieder leichtfüßig an ihre Staffelei heran.

„Wie findeſt Du ſie eigentlich?“ fragte ſie nach einer Pauſe, indem ſie aufmerkſam ihr Bild betrachtete.

„Wen?“ fragte Auguſte zurück, „Deine Robbe?“

„Natürlich! Meine Robbe.“

„O — recht hübſch, außerordentlich hübſch. Sie hat heute früh ſehr an Ausdruck zugenommen.“

„Siehſt Du, das finde ich auch. Der alte Pulbreſe wird glücklich ſein.“

„Du erwirbſt Dir ein unſterbliches Verdienſt um ſein Hötel.“

„Das hoffe ich; ich werde mit großen Goldbuchſtaben ‚Erna Lepel' darunter malen. Oder ſchickt es ſich nicht, den Namen einer jungen Dame auf ein Gaſthausſchild zu ſetzen?“

„Nein, mein Kind; ich wenigſtens würde mich in dieſem Fall mit einem ſtill genoſſenen Ruhme begnügen,“ meinte Auguſte. „Aber ich will Deinen Gefühlen . . .“

„Gut! Alſo keine öffentliche Proſanirung meines Künſtlernamens!“ fiel Erna ein, „das erhebende Bewußtſein, die alte Meerkatze durch einen aufſtändigen Seehund erſetzt zu haben, bleibt ja auch daſſelbe.“ Sie pinſelte, während ſie ſprach, fortwährend emſig an ihrer ſchwarzen Robbe weiter.

„Ohne Schmeichelei: ſehr gut!“ bemerkte Auguſte, einen letzten Blick auf den Seehund werfend: „weißt Du, Erna, er hat jetzt wirklich eine ſtappante Aehnlichkeit mit — Arndt.“

„Ah . . . ſchenlich! — Aehnlichkeit mit Arndt!

„Nicht? Dann hab' ich mich alſo geirrt, obgleich Du in allen Schattirungen von Roth leuchteſt, mein Kind.“

„Natürlich — ja! man kann in ſolchen Fällen Feuer an meinen Backen anzünden,“ rief Erna, leicht mit dem Fuß aufſtampfend. Dann zuckte ſie die Achſeln: „Der letzte Tribut an meine Jugendliebe, Auguſte! — Ein wunderboller Schnurrbart! Nicht? Ich mocht' ihn immer ſo gern leiden.“

Und wieder lachte ſie unter Thränen mit ſilberhellem, warmem Vollklang.

17.

Unterdeſſen war Adelheid im „ſchwarzen Seehund“ geweſen: ſie hatte nur Henriette zu Hauſe getroffen, da Arndt und Curt zum erſten Bade an den Strand hinabgegangen waren. Henriette kannte durch Arndt längſt die unbeſtimmten Beziehungen, welche einſt vor ihrer Verheirathung zwiſchen ihm und Erna Lepel beſtanden hatten. Erna war ihr immer, ſo oft ſie das junge Mädchen im Lappe'ſchen Hauſe geſehen, ſehr angenehm und ſympathiſch geweſen, und ſeit ſie wußte, daß man annähme, Erna habe eine Neigung für Arndt, war dieſe gelegentliche Sympathie natürlich in ein tieferes Intereſſe übergegangen. Als ſie nun aber geſtern gelegentlich eines Beſuches, den ſie mit Mann und Sohn bei Lappes machte, zu ihrer Ueberraſchung mit Erna Lepel zuſammentraf, da war ihr dieſe Begegnung doch einigermaßen peinlich geweſen. Ja, als ſie hörte, daß Erna, die bis vor kurzem mit ihren Eltern auf Rügen geweſen, noch deren Abreiſe ganz hierher übergeſiedelt ſei und ſich für die Dauer der Saiſon bei den Schweſtern eingerichtet habe, erwog ſie allen Ernſtes, ob es unter dieſen Umſtänden nicht tactvoll ſein würde, wenn ſie mit Arndt und Curt weiter reiſte. Doch ſchon nach Verlauf einer erſten, gemeinſam verlebten Viertelſtunde ſchwand ihre Unruhe, und ſie fand keinen Grund mehr, auf das überſprudelnd heitere Mädchen, das ſich ſo harmlos mit ihrem Manne unterhielt, irgend welche ernſthafte Rückſicht zu nehmen.

Auch Arndt ſchien Nichts dergleichen für nöthig zu halten: er verlor nach dem geſtrigen Zuſammentreffen bei Lappes kein Wort über eine etwaige Weiterreiſe, ſondern machte, wie vorher verabredet, nach am nämlichen Abende mit dem alten Pulbreſe einen vierwöchentlichen Miethscontract. — —

„Ein überaus anmuthiges Mädchen,“ ſagte nun heute Henriette zu Adelheid, „ſo warm und graziös und zugleich ſo friſch, aber immer noch wie ein geniales Kind. Ich glaube nicht, daß wir ein Unrecht begehen, wenn wir hier bleiben.“

Digitized by Google

Adelheid schwieg. Ihre Gedanken nahmen eine seltsame Richtung, weitab von dem Gegenstande des Gespräches. Schon seit Jahr und Tag wurde sie Henrietten gegenüber von einer bisher unausgesprochen gebliebenen Frage gequält, und jetzt stieg diese plötzlich mit gar nicht mehr zu bewältigender Macht in ihr auf; eine ungewöhnliche Bewegung bemächtigte sich ihrer.

„Henriette," rief es in ihr, und sie mußte alle Selbstüberwindung aufbieten, um das nach Ausdruck ringende Gefühl von den Lippen zu bannen, „Henriette, sag' mir, ob Du glücklich? Hast du meinen Bruder vergessen, wirklich ganz vergessen?" Diese sich ihr lebhaft auf die Lippen drängende Frage blieb auch diesmal ungesprochen.

„Erzähle mir doch von Curt!" sagte sie statt jener Frage mit unruhiger Hast. „Er ist kein ‚Dämling' mehr — er ist in letzter Zeit sehr gewachsen."

„Ja, er ist gewachsen," wiederholte Henriette mit besonderem Nachdruck; dann nahm sie Adelheid's Hand und sagte geheimnißvoll lächelnd:

„Ich will Dir etwas anvertrauen: er ist seit gestern Abend verliebt. Ich wußte es sofort, weil er gar nicht von ihr sprach, während wir doch sonst immer über neue Bekanntschaften mit einander reden. Heute früh fragte ich ihn nun, wie ihm denn Fräulein Lepel gefalle? Und was glaubst Du — Adelheid, was sagte er? O, es war mir so rührend. ‚Ich weiß nicht,' sagte er, ‚ich hab' sie noch gar nicht recht angesehen,' dabei wurde er so glühend roth, daß ich mich in Acht nehmen mußte, ihn nicht in die Arme zu schließen und zu küssen wie ein Kind."

Adelheid hatte, ohne sich zu rühren, mit nervöser Spannung gelauscht.

„Aber es ist gar kein Grund, die Sache so tragisch zu nehmen," hob Henriette wieder an. „Diese Dichterknaben lieben früh, doch gerade ihre Liebesgefühle gehen noch nicht an das Leben — aber was ist Dir, Adelheid; es geht etwas in Dir vor — Du bist nicht bei der Sache. Du denkst doch nicht an unser Gespräch von vorhin — Arndt — an — Erna —?"

„Ich dachte an Dich, Henriette," erwiderte Adelheid und sah fast verlegen zur Seite.

„O, denke nicht, daß ich traurig bin!" sagte diese. „Ich habe mich vollständig darein gefunden, Curt früher oder später zu verlieren. Die Kinder sind uns wirklich nur geliehen, Adelheid, so sehr wir auch zu Zeiten meinen mögen, wir besäßen sie. Glaube mir, ich bin jetzt vollkommen dankbar und glücklich, daß ich einst das A und O seiner Gedanken sein durfte; ich fehe ruhig mit an, daß er nun täglich mehr und mehr über mich hinauswächst. Ach, ich fürchte fast, es wird Arndt schließlich noch schwerer werden, als mir, wenn der junge Dichter erst vollständig seine eigenen Wege geht."

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thür, und auf Adelheid's „Herein!" trat Arndt über die Schwelle.

„Pardon!" sagte er, „daß ich die Damen störe! Ein Ereigniß, ein fröhliches, das ich gleich mittheilen muß! Curt hat sein erstes Drama vollendet; die letzten Scenen hat er seit gestern Abend geschrieben — in einem Zuge, wie er behauptet. Das will was sagen — weiß Gott! Er gab mir das fertige Manuscript vor einer Stunde, und ich hab' es sofort gelesen."

„Ah!" machte Adelheid erstaunt.

„Ich wußte darum," sagte Henriette, „ich bat Curt, das vollendete Drama zuerst dem Vater vorzulegen. Wie ist es denn ausgefallen, Georg?" fragte sie mit warmer Lebendigkeit.

„Ich bin überrascht," sagte er. „Dichten muß in der Sprache der Geister ‚ahnen' heißen — sonst fände ich keine Erklärung für die Ideenwelt dieses Knaben, den — ich doch zu kennen meinte."

„Und meinst Du," fragte Henriette, „daß das Drama aufführbar ist?"

„Gewiß nicht, Kind," erwiderte er mit freundlicher Ueberlegenheit. „Wenn das Werk dieses fünfzehnjährigen Knaben aufführbar wäre, stände Eines fest: daß er kein Dichter ist. Aber ich muß gestehen: diese beiden letzten Akte — —"

„Ich will Dir etwas verrathen, Arndt," sagte sie, „unser Sohn" — ihre Stimme wurde unsicher — „unser Curt," fuhr sie fort, „ist seit gestern kein Knabe mehr. Darum wundere Dich nicht über jene überschwängliche Fülle in Wort und Gedanken der letzten Scenen! Er ist zum ersten Male verliebt; die reizende Erna —"

„Meinst Du?" warf Arndt nicht ohne Wärme ein. „Ja, sie ist ein reizendes Mädchen," fügte er mit Feuer hinzu. „Geradezu bezaubernd!"

„Findest Du das auch, Arndt?" fragte Henriette ein wenig erstaunt mit plötzlich aufwallender Erregung. „Bezaubernd — sagst Du? Nun — —"

Sie wurde unterbrochen; denn es klopfte abermals, und einige Secunden darnach stand Erna Lepel im Zimmer.

„Wie wäre es, mein Fräulein," wandte sich Arndt mit einer Verbeugung an die Eingetretene, nachdem Henriette und Adelheid sie herzlich begrüßt hatten; „wie wäre es, wenn ich heute Abend mein Versprechen einlöste und die Gesellschaft um die hohen Ufer ruderte?"

„Eben deshalb komme ich," antwortete Erna fröhlich. „Schöne Seelen finden sich." Sie nahm unaufgefordert Platz und fuhr, achtlos mit dem Stuhle wippend, fort: „Aber wir müßten früh aufstehen, damit wir schon auf dem Wasser sind, wenn der Mond aufgeht — nicht wahr?"

„Gut!" sagte Arndt ungewöhnlich lebhaft, „gehen wir gleich und rüsten wir uns zur Fahrt!"

„Prächtig!" jubelte Erna und lachte hell auf.

Arndt betrachtete sie mit einem unverhohlenen Wohlgefallen, das Henrietten nicht entging.

Plötzlich schoß ihr eine ganze Kette von Gedanken durch den Kopf. Wenn sie doch die alten, ihr wohlbekannten Beziehungen Arndt's zu Erna Lepel allzu leicht genommen hätte? Und Adelheid's sonderbares, verschleiertes Benehmen von vorhin; als sie von Erna und ihrem Manne gesprochen? Sollte Adelheid etwas ahnen, etwas wissen, was ihr selbst unbekannt geblieben? Wenn Arndt's Gefühle zu dem jungen Mädchen doch — — — Gefühle, dachte sie, sind wie die Gänge eines Labyrinthe: die ersten Schritte scheinen völlig ohne Gefahr, und achtlos geht man weiter und weiter, bis man auf einmal das Thor des Ein- und Ausganges auf Nimmerwiederfinden verloren hat. Henriette schauderte in sich zusammen. All ihre Fassung, all ihre Ruhe war plötzlich hin.

Sie hatten das Zimmer verlassen; sie standen auf der Schwelle des Hauses.

„Adieu, Adelheid!" sagte Erna.

„Adieu, mein Fräulein!" rief Arndt.

„Adieu!" sprach Henriette mechanisch den anderen Beiden nach. Sie war ganz in ihre einsamen, geheimen Gedanken versunken. Sie hatte ganz überhört, daß Adelheid bestimmt erklärt, sie und Auguste würden die Ruderfahrt nicht mitmachen. Nun sie draußen waren, erfuhr sie es von Arndt. Die Ruderfahrt nicht mitmachen? Warum denn nicht? Auch das befremdete sie.

„Lappes sind übrigens heute Abend merkwürdig zerfahren," sagte Erna dann plötzlich im Weitergehen. „Sie haben vorhin eine Depesche bekommen, deren Inhalt mir nicht mitgetheilt worden ist. Ich weiß gar nicht recht, was ich daraus machen soll — etwas Trauriges, etwa ein Todesfall oder dergleichen, kann es nicht sein. Vielleicht haben die guten Seelen irgendwo Actien gekauft, die im Fallen begriffen sind, und nun wollen sie die Ruderfahrt nicht mitmachen. Das amüsirt mich."

Henriette fühlte sich auf einmal gereizt. Etwas wie Ingrimm gegen dieses zungenfertige junge Geschöpf erfüllte sie.

„Ich weiß nicht, Fräulein Erna, warum Sie es so amüsant finden, wenn Jemandes Actien fallen," sagte sie plötzlich.

„O, verzeihen Sie, verehrte Frau! Ich wollte Ihre Freundinnen nicht kränken — sie sind ja auch die meinen. Gott weiß, ich hatte kein Arg bei meiner Actienbemerkung," vertheidigte sich Erna mit kindlicher Offenheit.

Henriette hatte nichts zu erwidern, als: „Ich weiß — ich weiß, daß Sie einen Scherz machten."

Sie wurde von Secunde zu Secunde nachdenklicher, und als man nach kurzer Wanderung in der Arndt'schen Wohnung eintrat, lagen tiefe Schatten auf ihrer Stirn. — —

Eine Stunde später — Erna hatte sich einstweilen verabschiedet — rüsteten sich Arndt und Curt zum Fortgehen, und Henriette that das Gleiche, erklärte aber auf einmal, nachdem Curt vorweg das Haus verlassen hatte, ihr sei nicht ganz wohl sie wolle doch lieber von der Ruderfahrt zurück bleiben.

„Laßt Euch nicht stören!" sagte sie beklommen. „Vielleicht ist mir morgen besser."

Digitized by Google

„Hoffentlich!“ antwortete Arndt und ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, hinaus; ja, er sah nicht einmal, daß sie eine Bewegung machte, um ihm zuletzt, wie immer, die Hand zu reichen.

18.

Henriette war in ihrem kleinen Zimmer allein.

Wie so häufig, setzte sie sich an das niedrige, in den Garten hinausgehende Fenster, aber ihre großen, weitgeöffneten Augen hatten ihren gewohnten träumerischen Schmelz verloren und glühten wie in steigendem Fieber über den bleichen Wangen. Ihre Phantasie wuchs, wie draußen die Schatten der Bäume. Blasse Vorstellungen wurden zu Vermuthungen, und was sie anfangs nur als möglich dachte, aber für unmöglich hielt, nahm nach und nach die Züge der Wahrscheinlichkeit an. Sie stand auf und preßte die heiße Stirn gegen die kühlen Scheiben des Fensters.

Jetzt schaukelten sie wohl schon längst auf dunkler See in dem kleinen Boote, Arndt, Erna und Curt. Indem sie das dachte, ging der Mond über den Wassern auf: er stieg allmählich immer höher, bis er zuletzt mit zitternden Strahlen durch die Zweige des abendlichen Gärtchens schimmerte und ein unheimliches Zwielicht durch das kleine Gemach ergoß. Ihr war, als höre sie ein lautes, herzbethörendes Lachen, das immer ferner und ferner verhallte, das Lachen Erna's.

„Mein Freund! — mein Freund!“ sagte sie fortwährend leise vor sich hin und betonte immer wieder das Wort „Freund“, als läge eine Beruhigung darin, daß er ihr niemals mehr gewesen war, als ein Freund. Aber sie sprach dieses Wort mit glühendem Athem, und die Eifersucht riß dabei ihr Herz von einem Gedanken zum anderen und grub und bohrte immer tiefer und wühlte sich immer heimtückischer in sie hinein. Wie gefoltert fiel sie auf die Kniee nieder, und sinnlose Gebete stürzten von ihren Lippen.

Plötzlich war es, als ob ein schwerer Stein von der Grabesthür ihres Herzens gewälzt würde, als sprängen alle zurück gedrängten heißen Quellen nun auf einmal auf und brächen in wildem Schmerz durch Seele und Körper.

„O Arndt! — Arndt!“ rief sie.

Und als sie endlich aufstand, wankte sie unsicheren Schrittes durch's Zimmer. Sie wußte jetzt, daß sie zum zweiten Mal liebte — und sie fand keinen Halt mehr in ihrer Seele.

Auch das schwerste Schicksal kann seinen Trost in sich selbst haben. Wie ein in Felsen gehauenes Denkmal richtet es sich in der Brust des Menschen auf und predigt mit der Stimme der Ewigkeit, wenn die gelegentlichen Wellen der Alltagsempfindung durch die Seele wogen.

Ein solches Denkmal war das Schicksal ihrer todten Liebe zu dem Ernst-Verlobten gewesen. In dem Bewußtsein, daß sie etwas erlebt hatte, das sie niemals wieder erleben konnte, hatte einerseits ihr persönliches Leben an Werth verloren, und es war ihr nicht schwer geworden, sich für Andere zu opfern — und andererseits war ihr jeder kleinste persönliche Genuß zu etwas unendlich Großem erwachsen, da sie jenes Bewußtsein, das Größte hinter sich zu haben, mit dem festen Willen verband, deshalb nicht zu verzagen und das Geringste hoch zu halten.

Nun aber trieb sie haltlos auf dem Meere ihrer Empfindung, wie ein Schiff ohne Masten und Steuer. Eine erste Liebe erfüllt das Weib unter allen Umständen mit Stolz — eine zweite erfüllt es mit Scham.

Und hier! Kein Stolz mehr, kein Trost mehr, kein Glück! Ruhelos ging sie auf und ab.

Nur ein Gedanke erfüllte sie: Arndt liebe — und daß es zu spät sei für diese Liebe. Eine Andere, Eine, die er vor ihr gekannt hatte, lebte jetzt in seinem Herzen. Eine „Andere“!

„O, mein Freund! mein Freund!“ rief sie wieder und wieder. Plötzlich hielt sie im Gehen inne. Ja, das war es: eine Strafe! eine furchtbare, aber — eine gerechte!

Sie faltete die Hände und betete: sie hatte an seiner Seite gelebt und von seiner Liebe gezehrt, ohne den guten Willen, ihn wieder zu lieben. Ihre Freundschaft hatte sie ihm gegeben; denn die kostete sie nichts — ihre Gegenwart hatte sie ihm willig geopfert, aber ihr Bestes, ihre Vergangenheit, behielt sie ja zurück; ihre Dienste, ihr äußeres Dasein hatten ihm gehört, aber ihr innerstes Selbst, ihr Stolz, ihr Heiligthum waren ihr verblieben, und sie hatte nie, nie — auch nicht ein einziges Mal nur den leisesten Wunsch gehabt, daß es anders sein möge. Sie hatte geglaubt, das Räthsel eines selbstlosen Daseins gelöst zu haben, und ihr Leben war ein großer Selbstbetrug gewesen.

Henriette schluchzte laut auf, aber sie wurde doch ruhiger für den Augenblick; es tröstete sie, daß sie verdiente, was sie jetzt litt; ja, sie empfand es plötzlich wie einen stillen Genuß, zu büßen, was sie an Dem verbrochen hatte, den sie jetzt liebte.

So wankte sie mit dumpfer Scele hinaus in den Garten, und die großen Thränen, welche brennend aus ihren Augen tropften, waren keine Thränen der Verzweiflung, keine Thränen der Eifersucht mehr — sie galten dem schweren Irrthume ihres Lebens. Ohne weitere Ueberlegung, nur von der unbezwinglichen Sehnsucht getrieben, Arndt aufzusuchen, verließ sie den Garten und schritt wie eine Nachtwandlerin über die stillen wüsten Straßen des mondscheindurchleuchteten Dorfes.

Die Wohnung der Malerinnen war bald erreicht; sie blieb vor der Thür derselben stehen; von hier aus konnte sie deutlich sehen, wenn die Gesellschaft vom Wasser heraufkommen würde.

Aber was war das? Im Wohnzimmer der Schwestern brannte noch Licht. Gewiß waren Arndt, Erna und Curt schon zurück und lachten und plauderten nun hier mit den Freundinnen — — ohne sie! O, er hatte sich nicht losreißen können von der holdseligen Gegenwart des Mädchens, dessen erste Liebe er gewesen war.

Ein undeutliches Gewirr von Stimmen schlug an Henriettens Ohr — und das — das war ein perlendes Lachen — und wieder ein Lachen wie von Arndt's Munde. Nein! Die erregte Phantasie täuschte sie. Es war etwas Anderes. Oder war es nichts?

Das Blut pulsirte heftig in ihren Adern; ihre Füße wurden schwer wie Blei; müde lehnte sie sich einen Augenblick gegen den Thürpfosten. Dann stürzte sie vorwärts durch den niedrigen Flur und klopfte an die Thür des Wohnzimmers. Niemand rief „Herein!“, aber hastige Schritte klangen durch's Gemach. Adelheid öffnete und schrak zurück, als sie Henrietten erkannte.

„Gleich!“ rief sie mit unsicherer, fast barscher Stimme, riß die Thür wieder zu und schloß von innen ab. Und nun erhob sich da drinnen ein sonderbares Reden und Rennen — eine Art heiseren Flüsterns, wie es den Schwestern eigen war, wenn sie leise sprachen.

Henriette preßte beide Hände gegen ihre tobenden Schläfen; plötzlich stieß sie einen Schrei aus und taumelte gegen die Wand zurück. Welch ein Gedanke: Arndt war ertrunken, und sie hatten ihn als Leiche hier im Zimmer. Eine entsetzliche Ahnung!

„Todt! todt!“ stöhnte sie verzweifelt, tastete durch Küche und Schlafzimmer und stand nach wenigen Secunden auf der Schwelle des Wohngemaches. Entsetzt fuhren Auguste und Adelheid bei ihrem Anblick aus einander. Aber Henriette sah es nicht; sie sah nur das erstarrte Gesicht des blassen Mannes, der im Hintergrunde des Zimmers neben Auguste und Adelheid stand und sie unverwandt mit großen, dunklen, schuldbewußten Augen ansah.

Gott! war es Traum oder Wirklichkeit? Henriette konnte diesen Mann — es war nicht Arndt; es war — der Geliebte ihrer Jugend. Aber er hatte keine Aehnlichkeit mehr mit dem geflügelten Götterjüngling zum Felsenweg von Alt-Hellas. Ein dämonischer Faust Kopf thronte auf den erschlafften Schultern eines weltmüden Menschen. Etwas in ihm — vielleicht sein Bestes — mußte wohl niemals aufgeblüht haben. Henriette zu lieben — das sagte deutlich die Gluth seines nach Vergebung ringenden Blickes in dieser Minute.

Aber Henriette war todt für die Sprache dieses Mannes. Sie starrte ihn an — unverwandt, wie er sie, und Nichts in ihr regte und bewegte sich; nur eine Art von Gespensterfurcht jagte eiskalt durch ihre Seele.

Sie liebte Arndt — nicht diesen.

„Ich glaubte, Arndt und Curt wären hier,“ sagte sie tonlos zu der herangetretenen Auguste.

„Nein, die sind noch mit Erna auf dem Wasser. Wir blieben hier, weil sich unser Bruder telegraphisch angemeldet hatte. Er ist vor einer Viertelstunde gekommen und reist morgen früh wieder ab.“

„Ich will nicht stören,“ antwortete Henriette. „Gute Nacht.“

„Henriette! ein Wort ein einziges! O Henriette!“ rief eine heisere Stimme hinter ihr, als sie das Haus verlassen hatte.

Digitized by Google

In der Küche.

Nach dem Oelgemälde von G. Laeverenz.

Digitized by Google

Aber sie wandte sich nicht um; sie sah auf das blinkende Wasser und schauderte, weil noch immer kein Boot in Sicht war. Jögernd ging sie die Dorfstraße hinab. Ruhelos schritt sie durch den mondhellen Garten und horchte auf jeden Ton, der vom Dorfe her durch die Bäume und Hecken drang.

Ob sie ihn zurückgewinnen konnte? Ob sein Herz sich losreißen würde von dem bezaubernden Lachen der jungen Künstlerin? Nun hatte sie den Geliebten ihrer Jugend wiedergesehen — wie im Traume fuhr sie sich bei diesem Gedanken mit der Hand über die Stirn — und was hatte sein Anblick in ihr befestigt? Liebe zu ihrem Gatten! Liebe zu dem Freunde ihres Herzens! Sie hatte jetzt ein Recht auf diese Liebe.

„O mein Freund, mein Freund," sprach sie leidenschaftlich vor sich hin und streckte sehnsuchtsvoll die Arme in die leere Luft.

Sie lehnte sich gegen den Stamm einer alten Silberpappel und blickte, ohne zu sehen, in den märchenhaft funkelnden Baldachin empor, welchen der Baum über ihr wölbte.

Plötzlich knarrte die Pforte des Gärtchens.

„Geh hinein, mein Sohn! Ich habe mit Deiner Mutter zu sprechen," sagte Arndt zu dem verwunderten Jünglinge, der träumerisch gehorchte. Dann betrat er den Garten, in welchem er von der Straße her Henriettens Kleid hatte leuchten sehen.

Er kam sehr langsam auf sie zu; denn er wußte durchaus nicht, was er mit ihr besprechen wollte. Er war nur einer plötzlichen Regung gefolgt, als er sie so allein in dem hellen Zauberlichte zwischen den Bäumen stehen sah. War sie wirklich um des Knaben willen eifersüchtig auf Erna, so gab es einer Frau gegenüber, wie sie, nur eine Erklärung für dieses Gefühl: sie sah noch immer die Augen des Geliebten in den Augen ihres Sohnes.

Das hatte er sich wieder und wieder gesagt, während das Plätschern der Wellen und das Lachen der jungen Leute heute Abend seine Sinne unsicheimelte, und das sagte er sich auch jetzt. — Aber warum hatte sie sich heute Abend zum ersten Mal rücksichtslos ihren überspannten Empfindungen hingegeben? — Er war gewohnt, daß sie sich stets um ihrer Umgebung und insbesondere um seinetwillen bezwang. Er hatte ihr oft wegen dieser vollendeten Herrschaft über sich selbst gegrollt, und nun, da sie dieselbe einmal nicht übte, grollte er erst recht — aber zugleich erschien sie ihm neu, jünger und bestrickender, als je zuvor.

Mit seltsam klopfendem Herzen trat er auf sie zu.

Sie stand noch immer an dem Stamm der alten Silberpappel und ließ ihn dicht heran kommen, ohne sich zu rühren; gegen ihre Gewohnheit wurde sie glühend roth, als sie seinen vorwurfsvollen Blick über sich hingleiten ließ.

Er sah es trotz der blendenden Lichtwellen des Mondes, die unsicher durch das Gezweig herabzitterten, und vor seiner Seele wurde es auf einmal so taghell, wie es noch nie zuvor darin gewesen war — er wußte plötzlich, daß es sich in diesem Frauenherzen um ihn handelte.

„That ich Dir Etwas zu Leid, Henriette? Habe ich Dich beleidigt?" fragte er mit unendlich weicher, beinahe mitleidiger Stimme. Sie zuckte zusammen und sah zu Boden. Auch sie hatte plötzlich Alles begriffen.

„Nein," sagte sie — „ich selbst habe mich beleidigt;" sie wandte sich ab. Er seufzte ungeduldig.

„Wohl damals, als Du mich ohne Liebe zum Altar geführt?" fragte er mit ausbrechender Leidenschaft.

„Damals? O Arndt, ich denke an heut: ich war eifersüchtig auf Erna."

Sie kehrte sich wieder zu ihm, aber ihre Kniee zitterten vor Scham. Wortlos führte er sie zu einer Bank und zog sie an seine Seite nieder.

„O Georg, was habe ich gelitten um Dich!" flüsterte sie. „Und doch . . . kannst Du es fassen? — trotz aller Qual, aller Verzweiflung hab' ich mich lange nicht so frei gefühlt, wie heut."

Sie athmete tief auf und sah in den fast lichtblauen Nachthimmel empor. Zwei weiße Wolken zogen langsam, wie eine große Botschaft des Friedens, über ihren Häuptern hin — die ganze Natur lag um sie her wie ein lautloses Gebet.

„Kannst Du es fassen?" fragte sie noch einmal. „Nie fühlte ich mich so frei, wie heut."

„Weil die Last Deiner Vollkommenheit von Dir fiel," sprach er in einer Art von Siegestaumel und preßte das feine, blasse Haupt der geliebten Frau an seine Brust. „Weil Du Mensch wurdest, wie wir."

Was war das? ihre Seele horchte auf: klang nicht Etwas wie eine unsäglich herbe, Jahre lang angesammelte, aber immer zurückgedrängte Bitterkeit durch seine Wort.? Etwas, das sich wie eine gewaltige Dissonanz plötzlich harmonisch in der Freude des Augenblicks löste? Sie senkte Haupt und Lider und hielt die gefalteten Hände starr im Schooß.

„Verzeih mir! — Und jetzt bin ich sehr unwollkommen. — Heute hab' ich wirklich nicht gewollt — heute hab' ich gemußt," sagte sie demüthig, und nach langem Sinnen setzte sie leise hinzu: „Noch einmal hab' ich in der Liebe über mich selbst gesiegt. — Arndt, ich bin glücklich."

Da fühlte sie ihre Hände von denen Arndt's umklammert.

„Es ist wahr," stöhnte er, „Du hast mich alle diese Jahre nicht geliebt — aber jetzt — von heute ab gehörst Du mir."

Sie antwortete nicht gleich. Nach einer Weile machte sie sich los und erhob sich.

„Ein klares Stück Ewigkeit!" sagte sie, vor ihm stehend, und drückte gedankenvoll über sich. „So klein, wie heute Nacht, ist mir die Welt noch nie erschienen." Und sie reichte ihm die Hand, zum Zeichen, daß er mit in jene Ewigkeit gehöre, die sich vor ihr aufthat. „Ich fürchte nun Nichts mehr, nicht das Leben und nicht den Tod." Sie drückte seine Hand fester.

Noch immer zogen die beiden weißen Wolken durch die stille Mondnacht — an den Büschen funkelte das Licht wie tausend Edelsteine, und in breiten Strömen floß es über Haus und Garten bis tief in jeden verborgenen Winkel. Hoch über ihnen in den alten Baumkronen ward es lebendig, aber nicht in Tönen, nur in schwebenden, unaufhörlich zitternden Silberstrahlen; wie tausend Gedanken und tausend Träume huschte es von Zweig zu Zweig, floh es von Ast zu Ast und rieselte blendend an den dunklen Stämmen hinab.

Henriette empfand das Alles, ohne es zu sehen — und Arndt sah es wohl, aber nur, weil sie inmitten dieser Zauberpracht stand, und förmlich behutsam bog er die durchsichtigen Blätter einer nahen Akazie fort, welche sich licht, wie ein zarter fruchtlingsgrüner Schleier, um ihre Schultern gelegt hatten; denn er wollte Nichts sehen, als sie. — — —

„Und wo ist Curt?" fragte Henriette eine halbe Stunde später, während ein dunkler Schatten der Umruhe über ihr Gesicht zitterte. Als sie aufsah, blickte sie in das strahlende Auge ihres Gatten.

„Henriette," sagte er, „Du darfst Dich nicht mit unnützen Sorgen quälen; denn ich weiß, daß es Dich quälen würde, zu denken, Curt hätte heute etwas verloren. Henriette, ich verspreche Dir: von heute ab soll er mehr denn je unser Sohn sein."

„Ja," erwiderte sie fast angstvoll-hastig, „unser Sohn, unser Kind! Und wir lassen ihn nicht, bis die Nuße ihn vollends aus unseren Armen hebt und ihm eine neue Heimath giebt."

Sein Blick hing trunken an ihren erregten Lippen; Alles an ihr war heute neu und geheimnißvoll, wie an einer Braut.

„Komm jetzt!" bat er. „Das ausgelöschene Licht ist wieder angezündet. Es ist hell in unserer Wohnung, wo wir auch hintreten. Ich bin nicht eifersüchtig auf unseren Sohn, aber Du sollst heute Abend nicht mehr um ihn weinen."

„Ich weine nicht um ihn — ich weine vor Glück," flüsterte sie. „Ich denke ja mehr — weit mehr an Dich, als an ihn. — O Arndt, ich frage nicht mehr, was recht ist und unrecht, was vollkommen ist oder unvollkommen."

Er umschlang sie mit beiden Armen.

„Eine Frau, die liebt, ist vollkommen," sagte er ruhig, während er auf ihr glutübergossenes Antlitz hinabsah, und ein schlichter Ernst lag in seinen Mienen. „Auch der Mann darf knieen, wenn er zum ersten Mal in seinem Leben glücklich ist," sprach er dann und warf sich vor ihr nieder.

„Du hast Recht," flüsterte sie traumhaft, „Glück ist ein welt-und-menschenüberwindender Erlöser."

Digitized by Google

Esaias Tegnér.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

„Hier seine Wiege,
In Wexiö sein Grab,
Im Liede sein Andenken."

So lautet die Inschrift auf dem Steine, den man bei der unansehnlichen kleinen Predigerwohnung in Kirkerud in der Landschaft Wermland zum Andenken an Schwedens größten Dichter errichtet hat, zum Andenken an Esaias Tegnér, der dort am 13. November 1782 das Licht der Welt erblickte. Wohl stand in Schweden seine Wiege, wohl hat er auch dort sein Grab gefunden, aber sein Genius gehört der Welt; denn der klanggewaltige und geisteshohe Sänger der Frithjof-Sage lebt in seinen Werken dauernd fort, nicht blos in seinem Vaterlande, nein überall da, wo man die Dichtkunst heute noch liebt und in Ehren hält.

Wie viele Herzen auf dem weiten Erdenrund schlagen höher bei dem Namen: Tegnér! Wie viele zumal in Deutschland! Die Gestalten des schwedischen Dichters, umweht vom eigenartigen, herbwürzigen Dufte nordischen Empfindungslebens, sind längst deutsches Nationaleigenthum geworden; mit der goldhaarigen Ingeborg weiß die deutsche Jungfrau sich eins im Fühlen und Denken; mit ihr schwärmt sie in „Nordens Hain" von der Liebe, „die nimmer endet"; mit ihr hebt sie im Geiste „die herzbewegende Klage" an um den Geliebten, der da draußen schweißt auf der dunklen Salzfluth. Dem deutschen Jünglinge aber pochen die Pulse höher, wenn er von Frithjof's Meerfahrten liest; mit ihm besteigt er Elide, das stinke Schiff, um mit Wikingern und See-Ungeheuern zu streiten; mit ihm schwingt er Angurvadel, das tapfere Schwert, das dem Starken die Braut erkämpfen soll.

Ja, Tegnér lebt kraft seines Genius im Herzen aller Culturvölker, und so darf denn auch heute, an seinem hundertsten Geburtstage, das Dichterwort auf ihn angewendet werden und ehrend und preisend von Volk zu Volke klingen: „er war unser".

Esaias Tegnér, ein Predigersohn — wir können kurz über seine Lebensschicksale hinweggehen — ist im eigentlichsten Sinne des Wortes aus der Mitte des schwedischen Volkes hervorgegangen; sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite stammt er aus echtem Bauerngeschlecht. Nach des Vaters frühem Tod nahm sich ein Jugendfreund des Letztern seiner an. Esaias' Pflegevater war Beamter, und da die guten Anlagen des Knaben schon früh eine vorzügliche Begabung für die Buchführung zeigten, wollte man ihn anfangs für die Comptoirgeschäfte ausbilden. Allein der brave Pflegevater erkannte sehr bald, daß „Elle zu gut sei, um Zahlen bei ihm zu schreiben", und als der Knabe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, wurde der Entschluß gefaßt, ihn studiren zu lassen. Freilich reichten die Mittel zum Besuche einer Schule nicht aus, eine Familie aber, bei der einer seiner Brüder Hauslehrer war, nahm ihn bei sich auf und ließ ihn am Unterricht theilnehmen, und als der Bruder ein Jahr darauf eine andere Hauslehrerstelle erhielt, wurde auch Esaias mit hinüber genommen, und sein neuer Pflegevater, der Bergwerksbesitzer Christopher Myhrman, sorgte ebenso liebreich für ihn, wie es der vorige gethan.

Eine besonders schwere Zeit hub indessen für den jungen Tegnér mit dem Beginne der Universitätsjahre, 1799, an. Kampf und Entbehrung war während seiner Studien in Lund sein Loos, bis er im Jahre 1805 zum Adjunct der Aesthetik und zum Vicebibliothekar an der Universitätsbibliothek daselbst ernannt wurde. Nun endlich war seine Lage eine gesichertere, und schon im nächsten Jahre führte er die Tochter seines Wohlthäters, Anna Myhrman, als Braut heim.

Tegnér's im Jahre 1810 beginnende Thätigkeit als akademischer Lehrer zu Lund war von außerordentlich großer Bedeutung: Seine glänzende Beredsamkeit, seine tiefe Kenntniß der Fächer, die er vortrug, und überhaupt seine hervorragende Begabung sowie der berühmte Name, den er sich schon damals als Dichter erworben, alle diese Eigenschaften machten ihn zu einer der vorzüglichsten Zierden der Hochschule. Durch seine große persönliche Liebenswürdigkeit erwarb er sich die Gunst der Studenten in hohem Grade, und vermöge seiner geistigen Ueberlegenheit ward er der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Lund. So war es denn erklärlich, daß er nur mit schwerem Herzen aus dem ihm so liebgewordenen Wirkungskreise schied, als er 1826 einem Rufe nach Wexiö als Bischof folgte.

Die Thätigkeit, der er sich in dieser seiner neuen Stellung widmen mußte, lag ihm in jeder Beziehung fern. Als Bischof mußte er auf dem Reichstage erscheinen und sich am politischen Leben betheiligen, das ihn noch weniger ansprach, als seine geistlichen Geschäfte. Es ist tief zu beklagen, daß seine Dichtung, die sich während seines langen Aufenthaltes in Lund in reicher Fülle entfaltet hatte, in Wexiö mehr und mehr verstummte; seine Gesundheit wurde schwankend, und endlich zeigte es sich, daß seine Besürchtung, die in seiner Familie herrschende Anlage zu Gemüthskrankheiten habe sich auch auf ihn vererbt, nur zu wohl begründet war. Er folgte dem Rathe der Aerzte, sich ein Jahr (1839 bis 1840) auf der Irrenanstalt zu Schleswig aufzuhalten, und ward hier auch soweit hergestellt, daß er seine Amtsgeschäfte wieder aufnehmen konnte. Bald indessen fiel er wieder in den alten Zustand körperlicher Schwäche und geistiger Schlaffheit zurück, bis ihn am 2. November 1846 der Tod von seinen Leiden erlöste.

Tegnér's dichterische Thätigkeit fällt, wie schon bemerkt, wesentlich in die Zeit, die er als Universitätslehrer in Lund verlebte.

Es ist bezeichnend für die glänzende, allen Unsertigen und Halben abgeneigte dichterische Eigenart unseres Poeten, daß gleich in seinen ersten Erzeugnissen der große Dichter in seiner ganzen classischen Schönheit fertig dastand; mit hinreißender Macht in Sprache und Rhythmus, mit herzbewegender Gluth der Empfindung und mit leuchtender Schöpferkraft der Phantasie trat er auf einmal siegreich vor seine Nation, vor die Welt. Der Stern seiner Dichtung ging zu einer glücklichen Stunde über Schweden auf; es war, als ob sein Volk auf den großen Dichter gewartet hätte, der all die Töne, welche damals im nordischen Dichterwalde noch ungeordnet, des innern Haltes entbehrend, erklangen, zu einer schönen harmonischen Einheit meisterhaft zu verschmelzen wußte. Das neunzehnte Jahrhundert hatte, wie anderwärts, so auch in Schweden, vom achtzehnten eine Dichtung übernommen, die — welch große Eigenschaften ihr auch sonst innewohnten mochten — weit davon entfernt war, national und original zu sein. Wohl brachte Schweden am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts einzelne Dichter hervor, deren Gesang ein inniger, tief gefühlter Wiederklang war von dem, was sich im Volke regte — einer von ihnen, Karl Wilhelm Bellman (vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1878, S. 608), war sogar eine der originellsten und tiefsten Dichternaturen, die irgend eine Literatur aufzuweisen hat — allein diese Dichter waren ihrer geistigen Entwickelung und ihrem Gefühlsleben nach noch nicht über die unteren Schichten des Volkes, aus denen sie hervorgegangen waren, hinausgekommen und wurden darum von den in der Literatur und im Geistesleben tonangebenden Kreisen kaum beachtet; denn hier führte der französische Geschmack das Scepter der Alleinherrschaft. Der hochbegabte, kunstliebende König Gustav der Dritte hatte seine Bildung ausschließlich der französischen Schule zu danken, und von dem Dichterkreis, der ihn umgab, galt dasselbe. So war denn die von ihm 1786 gestiftete „Schwedische Akademie" ganz und gar nach dem französischen Vorbilde zugeschnitten, und nur das, was sich in den steifen Regeln der pseudoclassischen französischen Poetik und Rhetorik bewegte, fand Gnade vor den Augen der Akademiker.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber begann im Geistesleben Schwedens ein gesunder Wind zu wehen — und da geschah es, daß diese unnatürliche Richtung, die jeder echt nationalen Entwickelung hemmend im Wege stand, zu erlahmen anfing. Es erhob sich, aus dem erwachenden Geiste der Zeit geboren, ein flammender Kampf gegen die Ueberlieferungen der Pariser Literaturschule; man wollte das Flitterwerk höfischer Sentimentalität entfernen und etwas Gehaltvolleres, Markigeres und Echteres an seine Stelle setzen. Aber es liegt nun einmal in der Natur des Menschengeistes wie der allgemeinen Dinge der Welt, daß Großes und Neues, sofern es Dauer haben soll, nicht mit einem Schlage geschaffen werden kann. Ein Frühlingstag kann nicht die Früchte des Sommers reifen.

Digitized by Google

Man war sich im Allgemeinen wohl bewußt, von woher die Befreiung kommen müsse: die Kant'sche Philosophie, Herder's Wiederaufnahme der Volksdichtung, Lessing's und Winckelmann's Studien über die Antike, Goethe's und Schiller's Dichtungen zeigten den Weg, und die neuen Anschauungen, welche dadurch überall hervorgerufen wurden, erregten auch in Schweden eine große Gährung, aber im Ganzen fehlte der Richtung jede zielbewußte Klarheit und kräftige Concentration — es tauchte aus dem gährenden Chaos irrlichterender Bestrebungen keine geniale Kraft auf, welche aus den zerstreuten Elementen etwas Ganzes hätte schaffen können.

Die Opposition, unklar wie sie war, zerfiel in zwei Parteien, in die „Phosphoristen" und in die „gothische Schule". Die Erstere, die ihren Namen von der von ihnen herausgegebenen Zeitschrift „Phosphorus" erhalten und deren Führer der junge Peter Daniel Amadeus Atterbom war, repräsentirten die deutsche Romantik in ihrer auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit, während die gothische Schule unter der Führerschaft Erik Gustav Geijer's das nationale Banner erhob und sich auf das nordische Alterthum stützte, um, durch seinen Geist gekräftigt, eine volksthümliche Dichtung zu schaffen.

Mitten in die Streitigkeiten hinein, welche zwischen der alten Schule auf der einen und den beiden neuen Richtungen auf der andern Seite entbrannt waren, leuchtete plötzlich der hell ausgegangene Stern Tegnér's; mitten in das lärmende Kriegsgeschrei der Parteien hinein erscholl die gewaltige Stimme des Predigersohnes von Kirkerud; im Jahre 1809 warf Tegnér seinen „Kriegsgesang für die schonische Landwehr" in die literarische Bewegung seines Vaterlandes, und mit einem Schlage war die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf ihn gelenkt — Schweden bewunderte seinen großen Dichter.

In der That spricht eine große Energie und Begeisterung, ein bedeutsamer und hoher Geist aus den geharnischten Strophen des Gedichtes, deren einige im Folgenden* hier Platz finden mögen:

„Wie die Ränder mit dem Dolche, schleichen
Die Verräther her in stiller Nacht;
Plötzlich weh'n die Kriegeszeichen
Ob dem Volk, noch unbewacht;
Unsre Greisen lamen sie zu mähen,
Treten auf der Ahnen bleich Gebein,
Unsre Weiber frech zu schmähen,
Unsre Sohn' dem Tod zu weih'n.

Das Thal uns ernähre,
Der Fels mach' uns stark!
Im Herzen lebt Ehre —
Die Knochen voll Mark.
Wir thun uns zusammen,
Zu schützen das Land;
Die Brust ist voll Flammen,
Von Eisen die Hand.

Manch' gestohl'ne Krone setze
Seiner Stirn' der Sieger auf;
Schwache Völker blutig hetze
In den Tod sein Henkerlauf;
Doch kein Zoll hat aufgeschlossen
Je der Feind an unserm Strand,
Und kein feindlich Roß gelecket
Einen Quell im Götenland;
Unsre Mädchen zum Altare
Führt noch frei die eigne Hand;
Nordens Stern, der ewig klare,
Leuchtet auf ein freies Land.

Die Herzen sind muthig;
Der Wille bleibt warm.
Wir heben den Arm
Und rächen uns blutig. —
Wir werfen, mein Land,
Der Däne, der Russe,
Dem Schicksalsschlusse
Den Handschuh hin.

Trotz'n die Vermessnen mit schmachvollem Eisen
Uns, die nichts knechten, uns, die nicht Knecht'n —
Eher von Himmel die Sterne sie reißen,
Eh' sie dem Lande ein Dorf nur entreißen.
Doch sie sind zahllos — die Erde mag schlürfen
Kadlöser Blut; frei bleibt ihr Schooß.
Zahllos? — die Streiter nicht zählen wir dürfen,
Die Erschlagenen zählen wir blos.

— — — — — —

„Diese kriegerische Dithyrambe," sagt mit Recht Tegnér's Biograph, „hallte wie eine Sturmglocke in allen vaterländisch gesinnten Herzen wieder. Töne, die zugleich so trotzig und ein waren, hatte man noch nie von der schwedischen Lyra gehört. Dieser elektrisirende Gesang flog wie ein Lauffeuer durch Land und Reich, als ein Zeugniß dessen, daß der Norden seinen Tyrtäus habe."

Noch mächtiger war der Erfolg des Tegnér'schen Gedichtes „Svea", vor dem sich selbst die Akademie beugen mußte, indem sie ihm 1811 ihren Preis zuerkannte. Es ist dies eine ergreifende, großartige Dichtung, gleich ausgezeichnet durch mächtigen, phantasievollen Inhalt, wie durch die schöne, fühne Form. Mit gebietender Kraft wendet sich der Dichter an sein schwächliches Zeitalter, zeigt ihm wie in einem Spiegel das thatenreiche Leben der Vorfahren und fordert es mit feurigen Worten auf, in die Fußstapfen Jener zu treten, ihm als Lohn dafür eine große und herrliche Zukunft verheißend. In höchst charakteristischer Weise tritt in der Form des Gedichtes der Bruch mit den alten Regeln hervor. Es beginnt nämlich in den traditionellen Alexandrinern, denen Tegnér indessen einen ganz anderen Schwung zu verleihen versteht als seine akademischen Zeitgenossen und Vorgänger, weil sie bei ihm einen wirklichen Inhalt bergen und nicht wie bei Jenen nur die innere Hohlheit und Leere verdecken. Aber bald wird ihm die traditionelle Form zu eng. In schwellender Fülle sprudeln die mächtigen Gedanken hervor und machen sich Luft in freieren Rhythmen. Durch dieses Gedicht ward Tegnér's Ruhm begründet, ja, es war sogar von entscheidender Bedeutung für die Entwickelung der gesammten poetischen Literatur Schwedens, indem es einerseits die Nation für die Vorzüge eines wirklich poetischen Inhalts, der mit der tiefsten Sehnsucht und den geheimsten Gedanken des Volkes im innigsten Zusammenhange steht, empfänglich machte und andererseits zeigte, daß es dichterische Formen gäbe, in denen ein großer und bedeutungsvoller Stoff in ganz anderer Weise zu seinem Recht gelange, als in den akademischen, die bisher als die allein zulässigen betrachtet worden waren. „Mit „Svea" hielt die neuere Dichtung, welche bisher meistens nur in den gedachten beiden Schulen eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, einen glorreichen Einzug beim schwedischen Volke.

Ein Jahr nachdem Tegnér diesen großen Sieg errungen, kam er nach Stockholm, wo er außerordentlich gefeiert wurde; sowohl die Phosphoristen, wie auch die gothische Schule suchten ihn für sich zu gewinnen. Er schloß sich zunächst der letzteren an, wobei er jedoch unerschrocken und scharf sowohl die Einseitigkeit dieser Schule, wie diejenige der Phosphoristen kritisirte und andererseits es nicht unterließ, die Vorzüge, die er bei den Männern aus Gustav des Dritten Zeit fand, gebührend hervorzuheben; dies that er namentlich in einem seiner berühmtesten Gedichte, einer in Versen abgefaßten Rede aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der Akademie. Diese seine Stellung zwischen den Parteien zog ihm natürlich oft literarische Streitigkeiten zu. Besonders energisch trat er dabei gegen die Phosphoristen auf, deren Einseitigkeit und Unklarheit er mit beißendem Witz geißelte.

Er trug in der That sehr viel dazu bei, daß die Phosphoristen allmählich ihre hypertomantischen und überspannten idealistischen Tendenzen aufgaben, was sie erster Reihe seinen eigenen poetischen Erzeugnissen, namentlich seinen größeren Dichtungen zu verdanken war; denn diese, die vom Volke mit Begeisterung aufgenommen wurden, ließen die Schwächen und Verkehrtheiten, die der alten und den beiden neueren Schulen anhafteten, nur um so stärker hervortreten.

Die erste von Tegnér's größeren Arbeiten ist die religiöse Idylle „Die Abendmahlskinder", die 1820 erschien. Dieses Gedicht zeichnet sich ebenso sehr durch tiefen religiösen Ernst, wie durch schöne stimmungsreiche Naturschilderungen aus und ist wohl dasjenige von Tegnér's Gedichten, in dem er die höchste Meisterschaft bewiesen, weil der Stoff so ganz besonders mit seinem eigenthüm-

* Diese Strophen wurden einer dankenswerthen deutschen Festgabe zu dem hundertjährigen Jubiläum des Dichters entnommen, dem soeben erschienenen kleinen Buche: „Esaias Tegnér, sein Leben und Dichten nebst einem Blüthenkranz aus seinen lyrischen Gedichten von Eugene Peschier" (Lahr, Schauenburg'). Wir ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Publication hinzulenken, welche ihnen neben einer gehaltvollen Biographie und Charakteristik des nordischen Sängers eine Reihe seiner schönsten Gedichte in gewandter und stilvoller Verdeutschung bieten.

D. Red.

Digitized by Google

Esaias Tegnér.

Nach einem Kupferstiche auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

lichen Talent harmonirte, das hier reiche Gelegenheit fand, sich in seiner ganzen rhetorischen, aber von einem wirklich poetischen Inhalt getragenen Pracht zu entfalten. In den drei wunderbar ergreifenden Reden des alten Predigers, die den Hauptinhalt des Gedichtes bilden, erreicht dieselbe ihren Höhepunkt.

Noch größere Bewunderung und Begeisterung erregte das Gedicht „Axel“, das zwei Jahre später erschien und von den Zeitgenossen als das vorzüglichste Erzeugniß der schwedischen Literatur angesehen wurde. Die Nachwelt wird kaum dieses Urtheil zu dem ihrigen machen. In „Axel“ finden sich Stellen von großer Schönheit, aber als Ganzes betrachtet ist das Gedicht allzu sentimental.

Den Gipfel seines Ruhmes erklomm alsdann Tegnér mit seiner „Frithjof's-Sage“, einer Dichtung, welche so große Vorzüge hat, daß es sich leicht begreifen läßt, wie sie sofort auf die Zeitgenossen eine förmlich bezaubernde Wirkung üben konnte und noch heutigen Tages sowohl in Schweden wie auch anderswo lebhafte Bewunderung erregt; ohne Zweifel ist die „Frithjof's-Sage“ dasjenige Werk Tegnér's, durch welches sein Andenken am längsten bewahrt bleiben wird. Sie besteht bekanntlich aus einem Romanzencyclus, der seinen Stoff der altnordischen Sage desselben Namens entnimmt. Der Dichter erhält dadurch Gelegenheit, eine Mannigfaltigkeit wechselnder Bilder vorzuführen, welche alle mit blendender Farbenpracht gemalt sind und von den schönsten Rhythmen getragen werden.

Es lassen sich viele, an und für sich berechtigte Einwendungen gegen diese Dichtung erheben, aber alle müssen sie verstummen, wenn man sich in dieselbe vertieft und sich von den wunderbar schön gebauten Versen und der bald kernigen, bald weichen und schmelzenden Sprache wiegen läßt. Aber nicht darin allein ist der Zauber zu suchen, den die „Frithjof's-Sage“ seit ihrem ersten Erscheinen und bis auf den heutigen Tag ausgeübt hat; denn daß tiefer liegende Ursachen der allgemeinen Anerkennung vorhanden sein müssen, dafür spricht der Umstand, daß die Dichtung auch in der Uebersetzung, also wenn ihr das einschmeichelnde Gewand der Ursprache genommen ist, denselben oder doch annähernd denselben Effect ausübt, wie im Original. Das ist begreiflich: hat doch der Dichter bei seiner idealisirenden Schilderung von der Liebe Frithjof's und Ingeborg's in allgemein menschliche Stimmungen so tief hineingegriffen, daß Niemand das Gedicht zu lesen vermag, ohne in seinem innersten Herzen den vollsten Wiederklang der angeschlagenen Saiten zu empfinden.

Die „Frithjof's-Sage“ ist es, die Tegnér's Ruhm über die ganze civilisirte Welt getragen hat, aber außer dieser und den von uns besprochenen größeren Dichtungen hat er eine große Menge ausgezeichnet schöner lyrischer Gedichte geschaffen, unter

Digitized by Google

denen die Gelegenheitsgedichte, namentlich aber seine in Versen abgefaßten Reden, die vorzüglichsten sind; hier erzielt die in unserm Dichter eigenthümliche rhetorische Bilderpracht eine große und gewaltige Wirkung.

Bis zu einem gewissen Grade mag der durchgängig rhetorische Charakter der Tegnér'schen Dichtweise ein Erbe der alten schwedischen Schule gewesen sein, allein andererseits wurzelte er tief in der eigenen Persönlichkeit des Dichters und trug wesentlich dazu bei, daß sein Volk mit so großer Liebe an seinen Werken hängt: denn es ist eine Eigenthümlichkeit der schwedischen Nation, die hier ihren schönsten und vollsten Ausdruck gefunden hat.

Tegnér schloß sich, wie gesagt, keiner der bestehenden schwedischen Literaturschulen unbedingt an. Es war keiner von seinen geringsten Vorzügen, daß er es verstand, sich das Gute und Tüchtige, was er bei jeder derselben fand, anzueignen und es mit seinem eigenthümlichen geistigen Wesen zu verschmelzen. Eben dadurch ward er, ohne eine eigentliche Schule zu gründen, der hervorragende Führer der schwedischen Literatur.

Aber auch in seinem Verhältniß zur Literatur des übrigen Europa bewährte er die Gabe eines feinsinnigen geistigen Aneignungsvermögens. Auf vielen Punkten zeugt seine Dichtung von seiner seltenen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, das er bei den Fremden fand, und von der großen Geschmeidigkeit seines Geistes. So verrathen die „Abendunterhaltungen" ein gründliches Studium Goethe's, namentlich von „Hermann und Dorothea": „Axel" zeigt unverkennbar Byron'schen Einfluß und die „Frithjof's Sage" die Einwirkung der Oehlenschläger'schen Dichtungen. Aber stets ist bei ihm das Fremde so völlig und selbstständig durchgearbeitet und von seiner Individualität so tief und warm durchdrungen, daß es ganz und gar sein Eigen geworden ist. Kein Dichter ist so ausgeprägt schwedisch wie Esaias Tegnér.

Dr. Fr. Winkel Horn.

Zwei Spätherbstrosen an meinem Bett.*

Zwei Spätherbstrosen an meinem Bett,
Eine weiße und eine rothe —
Grüßt mich das Leben oder der Tod?
Sagt an, weiß' ich ihr Bote?

Da winkte die weiße geheimnißvoll:
„Von längst verschollenen Tagen,
Gestorbener Liebe, verlorenem Glück
Soll ich die Grüße sagen.

Ich weiß in der Ferne manch' einsam' Grab,
Dort harrt man dein schon lange;
Ich kenn' auch ein stilles Plätzchen für dich —
Laß lassen mich deine Wange!

Dann bist du befreit von des Lebens Pein,
Kannst schwerelos träumen und schlafen.
Fernab todt weiter Haß und Streit —
Du aber, du bist im Hafen."

Sie schwieg; schon wollt' ich in Todeslust
Ans Herz die Sprecherin drücken —
Da hub die rothe Rose an:
„O laß dich nimmer berücken!

Zwar kann ich dir nicht, wie die Schwester mein,
Den ewigen Frieden geben —
Ich bringe die Blüthe nicht ohne den Dorn —
Ich bin das ringende Leben.

Von rosigen Lippen fand' ich die Gruß,
Die ohne dich müßten erblassen;
Ich bin die Liebe und rufe dir zu:
Du darfst von Liebe nicht lassen.

Du darfst nicht feige entfliehen dem Kampf,
Ob schmerzen die klaffenden Wunden;
Zu neuem Leben, zu endlichem Sieg
Noch einmal aufs Ros gesunden."

Da schrak ich empor vom Fieberwahn:
Die weiße Rose verwelkte
Die rothe küßt' mich bebendem Mund
In stillem Dankesgebete.

Ernst Schrenberg.

* Aus Ernst Schrenberg's soeben erschienenen „Neuen Gedichten" (Leipzig, Ernst Keil), welche wir schon jetzt der Beachtung für den Weihnachtstisch bestens empfehlen. D. Red.

Fiel Gustav Adolf durch Mörderhand?

(Zum 16. November.)

Das ernste Fest, welches vor Monatsfrist zum zweihundertfünfzigsten Gedenktage von Gustav Adolf's Tode auf dem Lützener Schlachtfelde gefeiert wurde, ist verklungen und in unserer raschlebigen Zeit schon bald vergessen. Man beging jene Feier einige Kalenderwochen vor Eintritt des geschichtlichen Gedenktages, um eine mögliche Störung desselben durch die Unbilden der rauhen Novemberwitterung zu verhüten. Wir haben damals (vergl. Nr. 37 dieses Jahrgangs) das für Deutschland so überaus folgenschwere Ereigniß in Bild und Wort unseren Lesern in die Erinnerung zurückgerufen. Wenn wir trotzdem heute noch einmal auf die Lützener Schlacht und den schwedischen Heldenkönig zurückkommen, so geschieht es, um den wirklichen Gedenktag der Schlacht nicht vorübergehen zu lassen, ohne unsern Lesern etwas zu bieten, was auf Gustav Adolf Bezug nimmt. Wir geben daher im Nachstehenden eine gedrängte, aber fesselnde Skizze, welche die Entstehung und die Entwickelung jener Sage darthut, nach welcher der Schwedenkönig von der Mörderhand eines Verräthers auf dem Schlachtfelde getödtet wurde.

Wie weit wir auch in die Weltgeschichte zurückblicken mögen, stets begegnet uns ein in der Menschheit tief wurzelnder Hang zum Ungewöhnlichen, Wunderbaren. So oft eine Gestalt über die Bühne der Geschichte schritt, gewaltig und groß, imponirend durch ihre Erscheinung und durch ihre Thaten, immer war die Mitwelt geneigt, beim Abtreten dessen, zu dem sie staunend aufgeschaut, daran zu zweifeln, daß er in derselben Weise wie die gewöhnlichen Sterblichen der Natur seinen Tribut gezollt. Die Apotheosen einer Semiramis, eines Romulus — was sind sie anders als eine Manifestirung dieser menschlichen Eigenthümlichkeit? Und — um Näherliegendes zu erwähnen — wer denkt hier nicht an die schöne Kyffhäusersage, die das Fortleben des glänzenden, prächtigen Hohenstaufenkaisers Friedrich des Zweiten im Volke verewigte, eine Sage, die später erst mit Friedrich Barbarossa's Andenken verwebt wurde? Wer erinnert sich hier nicht der Erzählungen, die sich um den Tod eines Joseph des Zweiten rankten, von dem die Banern, denen er ein Vater gewesen war, die Ueberzeugung hatten, er würde von den Todten fliehen, irgendwo verborgen gehalten, und an dessen glückbringendes Wiedererscheinen sie noch Jahrzehnte hindurch hoffend glaubten? Wem ist endlich der romantische Mythus fremd, der Napoleon des Ersten tragisches Ende umkränzte, des gewaltigen Schlachtenkaisers, den viele in dem furchtbaren Aegypter Ibrahim wiederzuerkennen wollten, dessen Hand man noch bei Louis Napoleon's Auftreten zu verspüren meinte?

Einem ähnlichen, wenn auch weniger kindlichen Anstusse dieser Hinneigung zur Sagenbildung begegnen wir in der Mythe, welche sich um den Tod Gustav Adolf's webt und ihn durch Mörderhand fallen läßt. Lange Zeit wurde die Meinung gang und gebe, daß der Herzog Franz Albert von Sachsen Lauenburg verrätherisch seinen Arm wider den König erhoben habe, und noch Schiller vertheidigt ihn in seiner poesiedurchwebten Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in der Weise, daß man eher an seine Schuld, als an seine Unschuld glauben möchte. Schiller, dem

Digitized by Google

freilich nur Quellen zweiten Ranges, die Bearbeitungen und Compilationen von Zeitgenossen zu Gebote standen, meint noch, daß das Dunkel von Gustav Adolf's Tod nie mals werde gelichtet werden.

Die neuere Forschung aber, die in den nunmehr geöffneten Archiven Schätze aufgefunden hat, wie sie Schiller nicht kannte, hat diese Aufklärung erbringen können: es steht uns jetzt von Augenzeugen eine reiche Anzahl handschriftlicher Berichte zur Verfügung — von höheren Befehlshabern und Leuten, welche die Sache genau kannten, und es ist interessant, zu beobachten, wie die unmittelbar nach dem verhängnißvollen Ereigniß geschriebenen Berichte ganz knapp und sachlich den Soldatentod des Königs melden, wie sich dagegen erst die späteren Mittheilungen in anekdotenhafter Weise auf Einzelheiten ausdehnen; es geht aus ihnen klar hervor, daß sich, wie es ganz natürlich ist, allmählich Lagerlegenden ausbildeten, die mit des Königs Fallen immer mehr phantastisches Detail, Vorzeichen ꝛc. verbanden.

Noch vom Tage der Schlacht selbst, dem 6. November a. St., sind zwei außerordentlich wichtige Berichte datirt. Der eine ist von Joachim Camerarius sofort nach Beendigung der Schlacht, der er „den ganzen Tag beigewohnt", abgefaßt und an seinen Vater, den berühmten schwedischen Gesandten Camerarius, gerichtet worden: er enthält über den schwedischen Verlust nur die lakonischen Worte: „Auf unserer Seite ist Rex geblieben und zweimal geschossen worden."

In dem anderen Berichte, einem kurfächsischen, den der Graf Brandenstein an den Kurfürsten Johann Georg aus Naumburg schrieb, wird „aus höchst betrübtem Gemüthe berichtet, wie die Königl. Maj. zu Schweden höchstseliger Gedächtniß . . . in Arm und Kopf und durch den Leib geschossen worden, daß Sie alsbald darüber geblieben und dero Leben geendet."

Etwas lebhafter ist schon eine Relation vom folgenden Tage, die der schwedische Secretär Schwallenberg an den Feldmarschall Horn, der am Rhein stand, sandte, worin er schrieb:

„Die victoria ist cruenta (blutig) und gar luctuosa (mit Trauer verbunden) gewesen, in dem Ihr. Kön. Maj. bald zu anfangs der bataglie, als Sie die Avantgarde geführt, von einer Musqueten und Pistolen todtlich verwundet worden, auch alsbald darauf Todes verblichen; und hat also dieser incomparabilis Heros (unvergleichliche Held), für dessen langes Leben so viel tausend Seelen ohnzweifelich gesetzet, und dessen Tod von männiglich beseufzet und betrauret wird, Germaniae libertatem et Religionem (Deutschlands Freiheit und Religion) endlich mit seinem Blut bezahlen müssen."

Von höchstem Werthe sind die in Weißenfels am 8. November geschriebenen Berichte des Generalmajors Kniphausen und des Herzogs Bernhard von Weimar, die zusammen nach Gustav Adolf's Tode das Obercommando der Armee führten. Beide Gewährsmänner, denen die einzig besten Informationen zu Gebote standen, sprechen von dem Tode des Königs als von dem einfachen Fallen im Gewühle der Schlacht.

„Es hat aber Ihre Majestät das Unglück auch mit getroffen," heißt es in Kniphausen's Briefe, „indem dieser tapfere Held diesmals mit zwei Schüssen gefährlich verletzt worden und also in der That erwiesen, daß Sie Ihr königliches Blut bei Gottes heiligem Evangelio anzusetzen gewillet."

Bernhard theilte diese Nachricht seinem Bruder in sehr kurzen Worten mit:

„Daß Gott der Allmächtige in vorgestriger, bei Lützen gehaltener Schlacht Ihre königliche Majestät zu Schweden durch den zeitlichen Tod von dieser Welt abgefordert." Aus diesen und noch einigen anderen Berichten schwedischer Officiere kann man mit Sicherheit constatiren, was der wahre Kern, was spätere Erfindung ist.

Des Königs Tod wurde selbst in der Armee erst ab den Tagen nach der Schlacht allgemein bekannt, und nun bemächtigte sich die Phantasie der Katastrophe, um sie mit allem Möglichen auszuschmücken, und gläubigen Ohres nahm Jeder für wahr auf, was der oder jener wissen wollte, und erzählte als Gewißheit weiter, was er als Vermuthung gehört. Einige Berichte, nur wenige Tage später verfaßt, lassen den Gang dieser Mythenbildung deutlich erkennen. In einem Sch[illerbuch] den schwedischen Secretärs Grubbe vom 13. November aus Grimma, wohin das schwedische Heer zur Vereinigung mit den Sachsen gezogen war, heißt es:

„Um 1 Uhr ist anfangs Ihr. Mj. in dem dicken Nebel, so unvermuthlich eingefallen, das linke Armvohr rein abgeschossen, also daß man das rohr aus den Kleidern hangende sehen können. Darauf hat einer J. Mj. die Pistohl vf den Rücken, und Sie durchschossen. Und ob zwar dazumahl J. Mj. sich noch salviren wollen, hat gleichwohl der feind allzuhart angedrungen, und J. Mj. des Pferdes galoupire nicht ansitzhen konnen, sondern aus Ohnmacht vom Pferde gefallen, Vnd nachdem J. Mj. noch etwas vom Pferde geschleift worden, sein Sie nutzem feind beliegen blieben. J. Mj. haben dennoch etwas gelebt, Aber endlich ist einer darzu kommen vnd gefragt, wer J. Mj. wehre? Soll J. Mj. geantwortet haben, Sie wehren der König von Schweden. Darauf J. Mj. dieser wegkschleppen wollen, Aber weil yvtere Reuter ankommen, hat Er J. Mj. mit einer Pistolkagel durch den Kopf geschossen. Nach diesem ist J. Mj. bis aufs Hemd ausgezogen und spoljirt worden, Und vber das haben J. Kon. Mj. noch einen thödlichen stich empfangen in den Leib von pedarden, haben auch einen sich in das Haupt bekommen. Wber eine halbe Stunde aber mehr haben die Vbrigen den Corpus salvirt."

Der Auszug eines Schreibens aus Berlin vom 14. November an den Vertreter des Kurfürsten Georg Wilhelm stützt sich schon deutlich auf circulirende Gerüchte wie folgt:

„Ihre Majestät haben bald zu Anfang einen Schuß bekommen in den linken Arm, darauf Sie zum Herzog Franz Albrecht, Herzog zu Sachsen, der um ihn gewesen, gesagt haben: ‚Vetter, bringet mich bei Seite'." — Ihre Majestät wären aber in der Eil engagirt worden, daß die anderen Sie hätten müssen verlassen, nach solchem Schuß wäre ein Reuter kommen, der Ihre Majestät gekannt und gesagt hätte: ‚Das ist der rechte Vogel, den wir meinen' — und darauf Sie mit einer Pistole durchgeschossen; ein anderer hätte Ihr einen Stoß mit einem Degen gegeben; Ihre Majestät wäre unter den Todten liegen geblieben und ausgezogen worden, den Dämmring soll einer genommen und dem Wallenstein gebracht haben."

Den weiteren Fortgang der Legendenentstehung zeigt ein ferneres Schreiben aus Grimma vom 18. November, von demselben Verfasser, worin eine Menge mittlerweile neu entstandener romantischer Einzelnheiten enthalten ist. Unter Anderem finden wir hier die bekannte Geschichte, daß der König unter der Motivirung, daß er seinen Schutz auf Gott gestellt, seinen Harnisch habe anziehen wollen, daß seine Pferde aus Trauer sich freiwillig zu Tode gehungert ꝛc. Es ließen sich noch viele interessante Stellen anführen, welche diese Geschichten variiren und ausdehnen, auf denen die noch heute oft wiedererzählten Erzählungen beruhen. Wir erinnern nur an die Erzählung von Gustav Adolf's sittlicher Entrüstung über die ihm dargebrachte, gleichsam göttliche Verehrung, an seine Ansprache an die Deutschen und Schweden seiner Armee vor Beginn der Schlacht (aus „Jons Manson's Memoiren*) und an manches Rührende aus dem Berichte Leubelfing's, des Vaters des mehrfach erwähnten jungen Pagen, der als letzter bei dem Könige anhielt und bei ihm die Todeswunde empfing. In allen diesen handschriftlichen Aufzeichnungen ist keine leise Spur davon zu finden, daß man an Verrath oder Mord dachte. Dieses Gerücht entstand erst viel später. Nur ein einziger handschriftlicher Bericht existirt mit der unverdächtigen Anklage des Verraths gegen den Lauenburger Herzog, ein Bericht, dem jedoch die Lügenhaftigkeit und Renommisterei so klar auf die Stirn geschrieben stehen, daß es zu verwundern ist, wie er zahlreichen historischen Darstellern als Quelle dienen konnte. Verfaßt ist er von einem Haus von Hastendorf am 16. Juni 1633 in Lützen, also erst beinahe dreiviertel Jahre nachher, in Knittelversen, die spaßhaft wären, wenn sie nicht ein so tragisches Ereigniß behandelten und wenn man nicht das Unheil bedauern müßte, welches sie bei der Kritiklosigkeit der späteren historischen Auffassung anrichteten.

Die markantesten Stellen in demselben lauten:

„Wir waren fünf, die mit dem König aus dem Lager ritten,
Zu eilen dem Feind nach und sehen, wie sie stritten.
Zwen schickt der König weg, mit Ordre zu den Finnen,
Sie sollten nicht so hart auf die Feinde dringen.
Der Dritte war König Gustavus, den wir den Großen nennen,
Das verdroß den Kayser, doch muß er ihn davor erkennen.
Der vierte war ein großer Herr, des Nahm ich nicht will nennen,*
Er ist in Deutschland wohl bekannt, und alle thun ihn kennen.
Der fünfte war ich selbst, Hans von Hastendorff also genandt,
Ich war mit dem König allezeit; denn ich war hie allweg bekandt.

* Franz Albert von Lauenburg.

Digitized by Google

Der Feind schoß unerhört auf allen Seiten,
Daß man nicht sicher war auf eine Seit zu reiten.
Da kam eine Kanonenkugel, nahm mich mit sampt dem Pferd;
Mein Bein wertohr ich bald, mein Leben war nicht viel werth.
Gustavus eilet weiter fort, kamm funfzig Schritt von mir —
Da blieb der Held geschossen von einem Verräther, das sag' ich Dir."

Der vom Uebelthäter geschossene König blieb liegen, und das Blut floß ihm über das Gesicht, daß er nicht sehen konnte, erzählt Hans von Hastenborf in seinen Knittelverses weiter; der König schoß nach dem Verräther seine beiden Pistolen ab, in der Meinung, ihn zu treffen, aber fehlte. „Der König taumelte sich mit seinem Pferde," heißt es alsdann, „etliche zwanzig mahl herum, der Verräther saß von ferne, und sah es an, wie es sollte ablaufen mit dem König. Als aber der König nicht länger kunte zu Pferde sitzen, stieg er von dem Pferde ab, und ließ ihn loß, und legt sich auf die Erde und befahl Gott seine Seele mit heller Stimme, und befahl, die neben ihm lagen, auch so zu thun. Da kam der Verräther, der das alles hatte gesehen, und hauet und stoßet dem König noch drei Wunden. Da rief der König dem Verräther mit Nahmen: ‚Gott bekehre Dich und vergebe Dir Deine böse Thaten, wie ich Dir sie vergebe! Schanet alle, die Ihr noch das Leben habet, wie ich für meinen guten Glauben bin umgebracht.' Da reitet der Verräther hinweg. Der König hatte seinen Degen aus; mit Blut war er besprenget, wie auch sein Collet, Sattel und Pferd, daß man ihn kaum kunte kennen.

So lang' ich leb' thut mir das wehe;
Ich darf nicht sagen, was ich hab' gesehen
Den 6. November bei Lützen.
Ich herbe darauf und zweifle nicht:
Gott ist ein Richter, das versichere ich Dich,
Du Mörder und Verräther!
Es geschieden hier, wie David spricht:
Der mein Brodt ißet, mir Füßen mich tritt.
Das begegnete hier auch König Gustavo von dem Vierten.
Der mit ihm aus dem Lager ritte." . . . .

Diese Erzählung, deren historische Werthlosigkeit sofort in die Augen springt, fand ebenso wie die anderen zum Theil mitgetheilten Lagerausdoten Eingang in die damals sehr florirende Flugschriftenliteratur, die Mutter des modernen Zeitungswesens, und dadurch eine ungeheure Verbreitung; mit diesen Flugschriften gingen sie dann in die großen zeitgenössischen und späteren Geschichtswerke über und erhielten sich unangezweifelt in der Geschichte fast bis auf unsere Tage, wo es der archivalischen Forschung gelang, den Hergang dokumentarisch festzustellen, die verdunkelte Wahrheit in das rechte Licht zu rücken und unter Anderem auch den vielgeglaubten Mythus von der Ermordung des Schwedenkönigs Gustav Adolf endgültig als eine leere Erfindung hinzustellen und so zu beseitigen.

* Alten Stils.

Im Hydepark zu London.

Schneller, als man glauben sollte, gewöhnt man sich an das großartige Treiben in den Straßen Londons. Einige Wochen nach seiner Ankunft in der britischen Hauptstadt geht der Fremde über London Bridge, ohne den Mastenwald auf der Themse eines Blickes zu würdigen oder zur stolz aufragenden Kuppel von St. Paul empor zu schauen. Er fährt an Whitehall vorbei und denkt nicht mehr daran, daß aus einem jener hohen Fenster Karl der Erste auf das Blutgerüst trat. Die Nelson-Säule erinnert ihn nicht länger an den Sieger von Trafalgar. Westminster-Abtei erweckt in ihm ein abgeblaßtes Wohlgefallen, und das Parlamentsgebäude, welches ihn zuerst durch Größe und Wucht der Verhältnisse zum Staunen, zur Bewunderung hinriß, fordert nun vielleicht seine herbe Kritik heraus. Nur der Hydepark verliert niemals den ursprünglichen Reiz; im Gegentheil — er gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Denn seine Physiognomie ist immer neu, wechselnd nach Stunden, nach Tagen, nach den Jahreszeiten.

Aber lassen wir uns durch unseren Enthusiasmus nicht zur Uebertretung der gewöhnlichen Höflichkeitspflichten verführen! Vergessen wir nicht, Hydepark unsern Lesern vorzustellen! Es ist zwar keine leichte Aufgabe, da er an 160 Hektare groß ist, doch wer einiges Interesse an ihm nimmt, wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in Oxford Street, einer der größten von Osten nach Westen führenden Verkehrsadern Londons, mit uns einen Omnibus zu besteigen und in langsamem Tempo die Häuserzeilen entlang zu fahren, welche in der schönen Morgensonne des Maimonats fast reinlich erscheinen.

Da sehen wir ihn vor uns. Die rechte Häuserreihe strebt unabsehbar weiter, auf unserer Linken sind wir eben an dem letzten Gebäude vorübergerollt, und in südlicher Richtung dehnt sich der Park aus, eine weite grüne, von spärlichen Bäumen bedeckte Rasenfläche, die von breiten Wegen durchschnitten wird. Gerade vor uns, wo der hohe Staketenzaun eine Ecke bildet, erhebt sich ein prächtiges Eingangsthor in der Form eines Triumphbogens. Das ist Marble-Arch. Indem wir auf der breiten Straße vorwärts fahren, haben wir rechts die manchmal schönen Häuserfaçaden eines vornehmen Stadttheiles, links den etwas einförmigen Hydepark neben uns. Wenn wir aber rückwärts schauen, erblicken wir die Straßenfronte von Park Lane, welche ihn im Osten begrenzt.

Doch nun verändert sich die Scenerie. Baumgruppen und zu Spaziergängen einladende Alleen erheben sich über dem Rasengrund. Dies sind Kensington Gardens, welche die westliche Fortsetzung von Hydepark bilden. Wir verlassen den Omnibus, treten durch eines der Thore und schlendern unter dem Schatten majestätischer Ulmen auf einen blinkenden runden See zu, welcher mit unaussprechlichen Zügen in dem Herzen Londoner Knaben eingegraben ist. Dort lassen nämlich täglich Hunderte von Vertretern der jüngeren Generation eines seefahrenden Volkes kleine Segelboote über die leicht gekräuselten Wellen dieses Binnenmeeres gleiten.

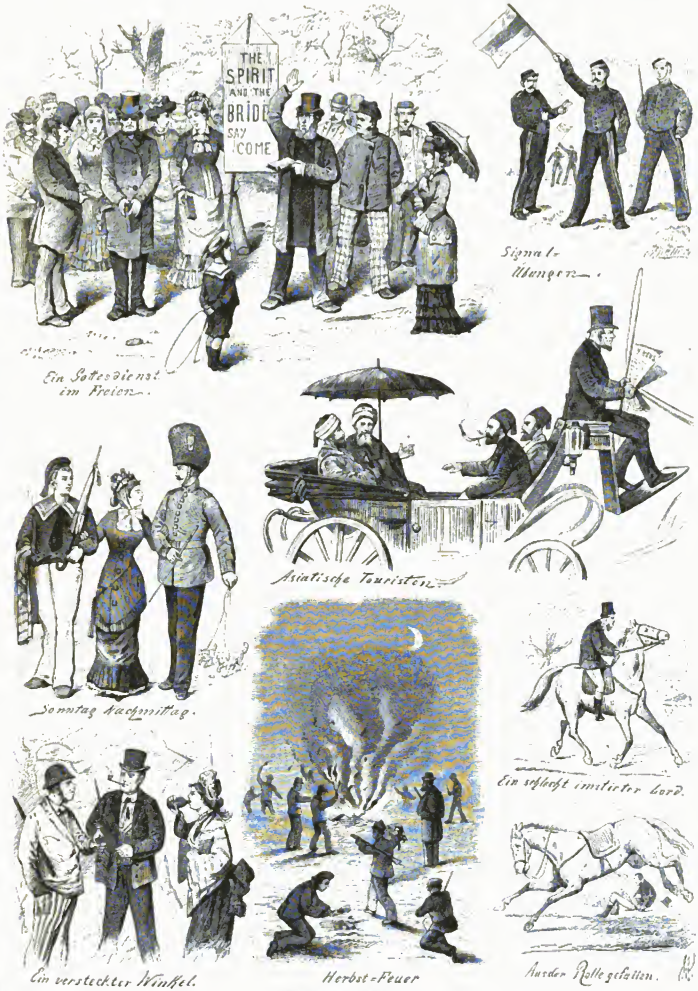
Als Vorboten der jungen Welt, die dort ihr Wesen treibt, kommen uns Kindermädchen mit dem freundschaften Kindermädchenlächeln und Gouvernanten in correcter Haltung entgegen. Man kann sicher sein, von einigen Knaben gefragt zu werden, wie viel Uhr es ist, und wenn wir besonderes Zutrauen erweden, tritt vielleicht ein junger Teichfahrer mit der Bitte um etwas Bindfaden an uns heran, um sein Takelwerk wieder in Ordnung zu bringen.

Wir schreiten in südlicher Richtung vorwärts über den in allen Farbenschattirungen des grünen Sammet spielenden Rasen. Menschen kommen uns entgegen; Menschen liegen auf dem Boden ausgestreckt; Menschen sitzen auf Stühlen; Menschen wandeln auf den Wegen und neben den Wegen, was einen an schimpfende Schutzmänner und donnernde Gensd'armen gewöhnten Deutschen zuerst sehr in Verwunderung setzt. Man glaubt sich auf dem Lande zu befinden — so idyllisch ist es hier. In Wirklichkeit sind wir auf allen vier Seiten von dem Häusermeere Londons eingeschlossen. Doch jetzt schlägt der Lärm der Wagen, der in jener Stelle verstummt war, wieder an unser Ohr. Wir stehen vor der Fortsetzung einer andern großen Verkehrsstraße, nämlich von Piccadilly. Diese Straße läuft parallel mit Oxford Street und begrenzt den Park im Süden. Der kreisrunde Bau auf der andern Seite der Straße, um welchen ein Terracottenfries läuft, ist Albert Hall und enthält den größten Concertsaal Londons, ja vielleicht der Welt. Links von uns steht das mit unbeschreiblicher Pracht geschmückte, an fünfzig Meter hohe Albert-Denkmal. Eine gothische Spitze erhebt sich über der in sitzender Stellung modellirten Figur des Prinz-Gemahls.

Gehen wir an diesem Denkmal vorüber, so gelangen wir bald durch ein eisernes Thor wieder in den Hydepark. Bäume und Sträucher liegen hinter uns; wir erblicken wieder den grünen Rasen. Was uns allerdings zuerst in die Augen fällt, ist ein fast eine halbe Stunde langer, wohlgepflegter Reitweg, der wie ein breites Band auf das Wellington-Denkmal zu aufgerollt ist. Dies ist die berühmte Rotten-Row, deren Name aus dem französischen Route de Roi (Königsweg) entstanden sein soll und die auf beiden Seiten von reinlichen Fußwegen begrenzt wird.

Noch ist der Reitweg leer. Aber es fehlt nicht an Reitern; denn rechts vor uns, in einiger Entfernung, vor einer großen Caserne ist eine Schwadron Gardecavallerie mit Exerciren beschäftigt. Das Schmettern der Hörner hallt zu uns herüber; wir sehen ein rasches Aufsitzen und Absitzen schöner, schlanker, stattlicher, über sechs Fuß hoher Männer mit regelmäßigem, oft kühnem

Digitized by Google



Ein Gottesdienst im Freien.

Signal-Übungen.

Asiatische Touristen.

Sonntag Nachmittag.

Ein schlecht imitirter Lord.

Ein versteckter Winkel.

Herbst-Feuer

Aus der Rolle gefallen.

Im Hydepark zu London.
Originalzeichnung von A. Wanjura.

Gesichte. Es sind dies wohl die schönsten Männer, welche ein europäisches Heer aufweisen kann, und mit Recht nennt sie Taine, ein französischer Geschichtsschreiber der englischen Literatur, „les beaux colosses“ (die schönen Kolosse).

Von der Uhr der Caserne schlägt es einhalb Zwölf. Sehen wir uns auf eine der Bänke, welche am nördlichen Fußwege angebracht sind! Wie sind hier allein und werden in der Betrachtung eines schönen Schauspiels, welches nun bald beginnen wird, nicht gestört. Vereinzelte Reiter und Reiterinnen erscheinen von ferne. Mit jeder Minute wird die Schaar dichter, welche einzeln, zu zweien, in Reihen, in ganzen Zügen, im Schritt, im Trabe, im Galopp auf schönen, feurigen Pferden an uns vorüberreiten. Da sind Herren und Damen, echte und imitirte Lords, Officiere und Sonntagsreiter, die oft genug, wie unser Bild zeigt, aus der Rolle fallen. Sollte Jemand daran zweifeln, daß England schöne Frauen anzuweisen hat, so möge er sich nur eine Stunde auf eine der Bänke niederlassen. Wer einen schönen Gesammteindruck reizenden Einzelheiten vorzieht, wem Frische und Einfachheit des Wesens mehr gelten als der Reiz der Affectation, wer vom Weibe einen Eindruck verlangt, der sich nicht blos an seine Sinnlichkeit, sondern weit mehr an sein Gemüth und seine Phantasie wendet, der wird vielleicht lächeln, wenn man ihm — gegenüber der Engländerin — von der Schönheit der Frauen des Südens spricht. Kant sieht mit Recht das Merkmal des Schönen in demjenigen Eindrucke des Wohlgefallens, der uns zugleich die Ruhe des ästhetischen Schauens vergönnt. Ich kenne Niemand, der die englischen Damen wegen der Anmuth ihrer Bewegungen gepriesen hätte, aber ich muß gestehen, daß ich in keinem Lande so viele, ich möchte sagen, dianenhafte Grazie gesehen habe als eben in England. Die Haltung der Engländerin, mag sie schreiten, fahren oder reiten, ist bisweilen von königlicher Schönheit. Von hinreissendem Reize ist manchmal der kräftige, freie Schritt jugendlicher Gestalten und ihre eigenartige Anmuth bei heftigen Bewegungen. Was ist alle Grazie der Französin, der Spanierin verglichen mit der anmuthigen Meisterschaft, mit der die junge englische Reiterin im wildesten Galopp an uns vorüberfliegt!

Nun ist es auch auf dem Fußwege lebendig geworden. Die Brücken füllen sich: Damen und Herren stehen am Geländer, um das Leben in Rotten-Row in nächster Nähe anzusehen. Wir gehen langsam hinab. Je mehr wir vorwärts schreiten, desto mehr verdichtet sich die Menschenmenge, und jetzt, da wir uns am Ende von Rotten-Row und Hydepark-Corner dem an der Südseite des Parkes befindlichen Thore nähern, sehen wir Stühle und Bänke von Hunderten von Herren und Damen in den elegantesten und manchmal geschmacklosesten Toiletten besetzt. Wir sehen die crême der englischen Gesellschaft vor uns, die sich dort täglich sieht, bewundert, beneidet, verlacht, Fußgänger und Reiter an sich vorüberziehen läßt und auch etwas mit einander spricht: denn die englische Sprache ist eine schweigsame Sprache, und wer „Nuh“ und „Hauh“, „Yes“ und „No“, „All right“ und „well“ zu sagen im Stande ist, der kann schon eine längere Conversation führen. Au's Geländer lehnen sich nachtässig young swells and old bucks; junge Stutzer und alte Renés, beide außerordentlich gut gekleidet, beide mit einem „Monocle“ bewaffnet, beide mit einem ungeheuren Blumenstrauß im Knopfloch, beide in Lackstiefeln und Cylinder, die Jüngeren manchmal mit dem Ausdrucke, daß sie gar nichts gelernt haben, die Aelteren, daß sie eine Kunst gründlich verstehen: die Kunst, sich zu conserviren.

Alles Irdische ist vergänglich, und da das Leben in Rotten-Row auch irdisch ist, so muß es vergänglich sein. Die Probe auf diesen regelrechten Schluß kann man jeden Tag gegen zwei Uhr machen. Um diese Stunde ist die reitende und spazierengehende Gesellschaft verschwunden und widmet sich zu Hause dem ganz gewöhnlichen, vom Meisten gering geschätzten Hauptern des Essens und Trinkens. Gegen halb drei Uhr zeigt sich in Rotten-Row auch im Monat Mai eine solche Leere, wie den größten Theil des Jahres hindurch zu allen Tageszeiten: denn das gestaltenund farbenreiche Leben, dessen Zuschauer wir soeben gewesen sind, pulsirt in London nur drei Monate. Es besteht der große Unterschied zwischen England und Deutschland, daß die deutschen Familien, welche wohlhabend genug sind, um sich einen Land- und Stadtaufenthalt gestatten zu können, im Winter in der Stadt leben und den Sommer auf dem Lande zubringen, während in England der Stadtaufenthalt gewöhnlich in den Frühling und Sommer fällt. Der Adel und die reiche Welt vertauschen im Anfange des Frühlings ihr Landhaus mit ihrem Hause in London, wo im Mai die „season“ beginnt. Die oberen Zehntausend sehen sich alsdann und gönnen ihren Söhnen und Töchtern Muße, einander kennen zu lernen und Heirathen zu schließen.

Aber auch in der stillen Jahreszeit fehlt es dem Hydepark nicht an Reiz. Das herrschende, saftige Grün der Rasen und Bäume, welches die englische Vegetation charakterisirt, verbleibt im Hydepark natürlich früher, als auf dem Lande. Aber wenn sich ein schwerer gelber Nebel über die Straßen Londons gelagert hat, die Laternen selbst am Tage die nächste Dunkelheit nur nothdürftig zu durchbrechen vermögen, wenn die Gestalten der uns Entgegenkommenden plötzlich auftauchen, Farbe und bestimmtere Gestalt annehmen und an uns vorüberschreitend sich wieder in allmählich verblassende Schattenbilder auflösen, dann ist es manchmal in Hydepark verhältnißmäßig klar und nebellos. Wer müde und des Lärms der Stadt überdrüssig, ländliche Stille genießen möchte, der wendet das ganze Jahr hindurch seine Schritte gern nach dem schönen Parke.

Von zwölf bis zwei und von vier bis sechs Uhr rollt in Hydepark ein ungeheurer ununterbrochener Strom von Wagen auf dem Fahrwege an einander vorüber, Europäer und Amerikaner, Perser und Hindus, die als asiatische Touristen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen pflegen und zu dem ihnen als Mentor dienenden englischen Rassekenner oft einen grellen Contrast bilden. Die Damen erscheinen wieder in Toiletten, die von ihrem Reichthume oder Credit, und manchmal auch von ihrem Mangel an Geschmack das unwiderlegtichste Zeugniß ablegen. An einer gewissen Stelle nahe Hydepark-Corner, wo Reitweg und Fahrweg einander schneidend, eine schmale Zunge bilden, sitzen wieder Hunderte von Damen und Herren und lassen mit größerer oder geringerer Gedankenlosigkeit die Reihe von Wagen an sich vorüberfahren. Die Stühle sind billig; denn man bezahlt für einen Sitz einen Penny (achteinhalb Pfennig).

Wer von hier auf Marble-Arch zuschlendert, sieht plötzlich die Fläche eines breiten, flutartigen Sees zu seiner Linken auf blitzen, der in der Nähe von Kensington Gardens unter den Bohlen einer stattlichen Brücke verschwindet. Dies ist die berühmte Serpentine, eine der größten Zierden des Parkes. Gewöhnlich nur von Schwänen freiwillig und von Hunden unfreiwillig durchfurcht, bietet die Serpentine zuweilen Morgens und Abends der Londoner Bevölkerung, welche den Preis eines kalten Bades nicht erschwingen kann, eine Aufmunterung zur Reinlichkeit. Soll dieser Vorgang stattfinden, dann wird eine Flagge aufgehißt. Jung und Alt stürzt sich nun in die Fluthen des Sees und verweilt dort, bis die Flagge wieder herabgelassen wird.

Aber es ist nöthig, den Hydepark nicht nur an einem Werktage zu besuchen; man muß ihn auch an einem Sonntage sehen. Dann entfaltet sich dort ein buntes Volksleben. Die Arbeiter strömen schon am Morgen hinein, manche noch krankend an den Nachwirkungen der vorhergehenden lustigen Nacht. In stillen Winkeln geht die Flasche herum. Auf den grünen Rasenflächen liegt hier und da Einer dahingestreckt und liest sein Bochenblatt, mit welchem er nach beendigter Lectüre sein Gesicht bedeckt, um einen gelinden Vormittagsschlaf darunter zu halten. Wie praktisch die Engländer sind!

Doch erst am Nachmittage wird der Hydepark ein großer Volksgarten. Dann drängen sich auf den Wegen geputzte Köchinnen, hübsche Dienstmädchen, wohlgenährte Diener, elegante Kellner, mit Geschmack gekleidete Ladenmädchen, junge Commis, ernste Handwerker, die besseren Classen von Arbeitern, prächtige Gardisten, auf Urlaub befindliche Matrosen — alle im Sonntagsstaat. Die Soldaten, besonders natürlich die „schönen Kolosse“, verstehen auch in diesem Lande nicht den Eindruck, den sie in anderen Ländern auf weibliche Herzen machen. Man erzählt sich sogar, daß manche der Damen, welche mir soeben vorzustellen die Ehre hatten, die Garde für ritterliche Begleitung bezahlen. Wie wohlhabend muß die Schöne auf unserer Illustration sein, die sich nicht nur das Heer, sondern auch die Flotte dienstbar macht!

Doch das englische Militär bethätigt sich noch auf eine andere, praktische Weise in dem weit ausgedehnten Hydepark. Unser Künstler hat eine Gruppe Soldaten dargestellt, welche ihre Fahnen schwenken. Es ist dies eine Zeichenverständigung zwischen zwei größeren Truppenabtheilungen, die einander nicht sehen können.

Digitized by Google

In gewissen Entfernungen zwischen den beiden Truppen sind Posten von je drei bis vier Mann aufgestellt, und dieselben vermitteln die Signale, welche der Führer der einen Abtheilung dem Commandanten der anderen zugehen lassen will.

Nicht wenig interessant sind auch die „Herbstfeuer", welche die englische Jugend hier abzubrennen pflegt. Man duldet diese Belustigung, weil die Wiesen und freien Plätze des Hydepark so groß sind, daß der Rauch der Herbstfeuer das zwei Zeitungen kaum belästigt und eine Feuersgefahr vollständig ausgeschlossen ist.

Eine Hauptanziehung bilden aber seit zwei Jahren die freilich nicht kunstgerechten Concerte, die an Sonntagnachmittagen im Hydepark stattfinden — zum Entsetzen aller frommen Gemüther, welche in dieser Sonntagsentheiligung eine große Sünde erblicken, wie denn eine alte Dame dem Schreiber dieser Zeilen kürzlich alles Ernstes mittheilte, daß die ägyptischen Unruhen von der Einführung der Sonntagsconcerte her datirten.

Ein Spaziergang am Nachmittage im Hydepark ist in mancher Beziehung interessant: überall sehen wir auf dem Rasen Gruppen von Menschen zusammen stehen, die einem in ihrer Mitte befindlichen Redner lauschen. Der uns zunächst Stehende ist ein irischer Katholik. Unter dem lauten Gelächter seiner Zuhörer nennt er Luther einen Wüstling, Calvin einen Lügner, Kant einen Schurken und fordert seine Zuhörer auf, zur alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Der Andere drüben ist ein Jude. Er greift das Wohlleben und die Sittenlosigkeit der christlichen Geistlichkeit in der heftigsten Weise an; er nennt das Christenthum eine schmutzige Institution und behauptet, daß das Evangelium die Menschen tief unglücklich gemacht habe. Ein anderer Haufen umsteht eine fromme Gruppe, welche unser Künstler mit großer Treue gezeichnet hat. Auf einer Fahne, welche von einer frommen Engländerin gehalten wird, lesen wir die Worte aus der Offenbarung: „Der Geist und die Braut sagen: ‚Komm!'"

Siehe da — ein anderes Bild! Dort steht eine lampfberrte Compagnie der „Erlösungsarmee" (salvation-army), welche man das aggressive Christenthum nennen könnte. Die Leutchen sind um einen Redner, ein Harmonium und eine blaue Fahne versammelt. Wir lesen auf der Fahne die Worte: „O Mensch, wo willst Du die Ewigkeit zubringen?" Wir nähern uns der Gruppe und horchen auf die Worte des Redners. Er spricht von der Sündhaftigkeit irdischer Vergnügen am Sonn- und Feiertagen.

„Ist," sagt er, „sind auf dem Continente Häuser niedergebrannt, während die Besitzer derselben in einem Sonntagsconcerte sich an den lustigen Weisen eines Walzers ergötzten."

Das ist unstreitig wahr. Da aber auch Häuser niedervrannten, während die Besitzer derselben sich in der Kirche befanden, so vermuthen wir, daß der Redende kein Apostel, sondern ein verkappter — Feuerversicherungsagent ist — wir verlassen ihn entsündigt.

Nachdem die Engländer uns soweit auf der Bahn der Civilisation gefolgt sind, daß sie an Sonntagen das Spielen von prosaner Musik gestatten, werden sie uns vielleicht bald auf die höchsten Höhen der deutschen Cultur nachfolgen. Was vermißt heute noch der biedere Deutsche, wenn er von den Höhen und Klippen der Insel Wight aus das lieblaue Meer sich in duftige Ferne hinaus entrollen sieht? Was vermißt er, wenn er sich an dem herrlichen Lande weidet, welches den von Wellen umrauschten Saum der Insel umzieht? Ach, er vermißt den Klang eines soliden deutschen Biergartenconcertes. Er sehnt sich nach dem melodischen Klappern heimischer Kaffeelassen, dem lieblichen Klirren von Löffeln an einem gemüthlichen, deutschen Spießbürger-Gartentische.

Ja, wenn nach Jahrzehnten ein Anderer einmal wieder für die „Gartenlaube" über das Leben im Hydepark zu berichten hat, dann wird er vielleicht gerührt die Thatsache verzeichnen, daß er überall die Inschrift gelesen habe: „Hier können Familien Kaffee kochen."

Wilhelm Hasbach.

Blätter und Blüthen.

König Ludwig der Zweite von Baiern auf dem Schachen.* Lustig klapperten die Hufe einer Koppel seiner Kaffeebraune, welche, von königlichen Bediensteten in geschmackvoller Tracht mit Silber gestickter Livree geritten, auf der Straße von Fachami einhergingen und im weiten Thorbogen des Gasthauses „Zur Post" in Partenkirchen verschwanden. — Schon in der Nacht waren der Küchen- und der Bergwagen Seiner Majestät daselbst eingetroffen, um über das Mittenwalder „Gefieg" nach der Elmau gebracht zu werden.

Hohes Interesse und mitunter recht abenteuerliche Vermuthungen erregte bei den zahlreichen Sommerfrischlern der große, finstere, wohl verschlossene Wagen, welcher die königliche Küche enthielt, mehr aber noch der einfältige, niedere, ledergepolsterte Bergwagen, der, nur auf zwei Rädern laufend, von einem starken Ardennenpferd in der Schere gezogen wurde.

Der König ließ lange auf sich warten. Erst gegen halb zwölf Uhr Nachts hörte man den Galopptchlag eines Pferdes in der Hauptstraße des stillen Gebirgsfleckens ertönen, um gleich darauf, einem Scheuen vergleichbar, einen Reiter vorüber sausen zu sehen, dessen im Bügel gelegener Wachsfackel die reiche Silberstickerei seines Kollers beleuchtete; er war schnell in der Dunkelheit verschwunden.

Das war der Vorreiter des Königs, welch letzterer nun eine Secunde später in einem offenen Wagen in raschestem Laufe vorbeisuhr. Für jeden Begegnenden hat derselbe einen freundlichen Gruß. Man vergißt es nicht leicht, das männlich schöne Gesicht des Königs mit den dunkel blickenden, so menschenfreundlich schauenden Augen: ein ideales, vom Hauche der Poesie umwehtes Antlitz auf einem recken haften Körper.

In finsterer Mitternacht gelangt der Königszug, am Weiler „Klais" von der alten Römerstraße abbiegend, zu dem romanisch am Fuße des Wetterstein gelegenen Einödhofe „Elmau". Düstere Nebelschleier flattern geisterhaft an den Wänden der Dreithorspitz, geisterhaft beleuchtet vom Vollmond.

Bei Fackelschein besteigt der König den Bergwagen, den das starke Pferd zwar im Schritt, aber doch in rasch förderndem Tempo auf den Serpentinen des vom königlichen Forstamte stets im besten Stand erhaltenen Steigs aufwärts zieht. Ein Führer und Fackelträger voran, geht es lautlos unter den Wipfeln der im Gewitterwind seufzenden Tannen der Höhe zu.

Nach zweimaligem Pferdewechsel erreicht der Bergwagen, die unter der gigantischen Schachenplatte gelegene Wetterstelle rechts lassend, den nun an der Seite des Gebirges auf Almboden meist eben hinlaufenden Weg. Geisterhaft wogen die Wetterwolken rechts unten über dem Thalkessel von Partenkirchen, hier und da von Blitzen durchschnitten; nur leise grollt aus der Tiefe der Donner. Hier oben, sechstausend Fuß über dem Meer, betrachtet der Mond eines der großartigsten Alpenbilder. Links die jäh aufsteigenden Wände der Dreithorspitz; gegenüber rechts Alpzug und Hochblassen, wie Brüder in fast gleicher Kegelform anfragend. Unten in schattiger Tiefe schimmert der Schachensee. Die Schachenalp selbst ist übersäet mit mächtigen Felsblöcken, auf und zwischen welchen unzählige Alpenrosen, Genzianen und Bergsäbmeinuicht in üppigster Fülle wuchern. Mächtige Wetterfannen, vornehmlich aber die leisen gewarbene Zirbelkiefer, stehen in Gruppen umher, lieffchwarze Schlagschatten im Mondlicht werfend. Zwischen denselben ruhen bleiche Baumleichen, die ihre kahlen Aeste wie Erlösung heischende Knochenarme zum Nachthimmel emporstrecken, und sie wirken, die Naturerhabene, das Tod und Moder; denn frisches und lebenskräftig sprießen dazwischen und den halbverblauten Stämmen junge Generationen junger Tannen, Kiefern, Zirbeln und Blumen aller Art. Solcher Art sind die Bilder, wie sie König Ludwig liebt.

Gegen zwei Uhr erreicht er das Königshaus. Pferd und Wagen verschwinden in dem tief unten am See gelegenen Stallgebäude. Das Königshaus auf dem Schachen erhebt sich in einfacher Gebirgsarchitektur auf einem aus den sogenannten Teufelsgeiaß vorspringenden Hügel, größtentheils in Holzconstruction, deshalb aber nicht weniger fest, und seit wußte er auch gebaut werden; denn gewaltig sind die Kühnstürme und der furchtbare Schneedruck, dem die Gebäude den langen Winter über ausgesetzt sind. Den unteren gemauerten Stock nehmen außer den wenigen Räumen für die nächste Dienerschaft die Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer Seiner Majestät ein, sämmtlich einfach, aber höchst geschmackvoll eingerichtet.

Das obere Stockwerk, ein Giebelaufsatz, enthält lediglich einen großen Saal im maurischen Stil. Die Decke, unter welcher eine Fontaine ihr klares Wasser in eine große Schale ergießt, bietet ein schönes Oberlicht. Das Ganze, aus reichem Gußwerk, dann von innen verschiedenfarbig beleuchtet werden. Die Wände sind in maurischen Dessins blau, roth, weiß und golden gemustert, und längs denselben laufen blauledene, reich mit Gold gestickte Divans hin. Von hier sieht es der König hinausgetreten auf die Terrasse und sich zu erfreuen und zu erfrischen an den herrlichen Bildern einer ewig schönen, ewig jungen Natur. Hier geht er seinen verschiedenen Studien nach, namentlich der Geschichte der Renaissance, welche Bauweise, besonders die Spätrenaissance, er in seiner Residenz, im Schloß Linderhof, und neuerdings in Herrenchiemsee so wunderbar veranschaulicht hat.

Hier feiert König Ludwig häufig seinen Namens- und Geburtstag, den 25. August. Bis herauf zum Königshaus krachen dann die Böllerschüsse vom Partenkirchner Keller, wo, wie auch in Garmisch, die Besölterung mit den verschiedenen Vereinen an jenem Tage ein fröhliches Fest feiert mit Scheibenschießen, Musik und Tanz und allen Arten von Volksbelustigungen.

Auf der Post zu Partenkirchen sind am 25. August der „Fräulei Expeditorin" noch ein Telegraphenbeamter und ein Schreiber beigegeben, um die zahllosen Gratulationstelegramme abzulesen und aufzuschreiben, welche dann zum Schachen getragen werden.

Den Abend seines Geburtstages pflegt der König gern in einem

* Vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1873, Nr. 13.

Digitized by Google

auf jäh in's Hinterraimthal abfallender Klippe errichteten Belvedere zuzubringen. Links vom wildzerklüfteten Oberrainthal und dem Hundstall, rechts vom Jochklassen, der Alpspitz, Berwarden und den schönen Gängen eingerahmt, zieht sich in fast gerader Richtung der Lauf der Partnach zum Schneerener, dessen Abfluß sie ist, erst den Partnachwasserfall, dann die blauen Gumpen bildend, zwei durch einen Bergsturz entstandene tiefdunne kleine Seen. Von dieser Höhe bietet sich dem Auge ein Gebirgsbild, so wildromantisch und großartig, wie es wohl selten in den Alpen gefunden worden mag.

Es war ein herrlicher Abend am letzten 25. August. Schon dedte Dämmerung das Thal; doch oben verglühte der letzte Abendsonnenstrahl am Platt, um nach seinem Verlöschen die wilden Schroffen mit gespensterhaftem Platinagrau zu färben; dies verwandelte sich nach einmal in ein schmackes gebrechtliches Nachtgrün, um sodann die Nacht in tiefe Nacht treten zu lassen, eine Nacht, so weihevoll ruhig, so hochpoetisch schön, daß das Menschenherz sich zum Frieden gestimmt fühlt. Da plötzlich leuchtet es wie wilde Lohe über die Fläche des Schneerener, wirft sorbige Lichter auf die nackten Schroffen, und läßt dieselben bald rosig, bald grün und zuletzt blauweiß, also in Baierns Landesfarben, erstrahlen. Es ist dies ein Gruß der auf der Knorrhütte zum Nachtlager eingetroffenen Jagdhubbesieger, welche, nachdem sie das Kreuz auf der höchsten Grenzmarke Deutschlands aufgerichtet, dasselbst das Namens- und Geburtsfest des Königs feiern.

Erloschen sind die Flammen, längst verstummt Volksjubel und Böllersalven; stille heilige Nacht deckt Berg und Thal. Auf dem dunklen Spiegel des unergründlich tiefen Schachensees tauscht König Ludwig in leise dahin gleitender Gondel dem Flüstern der Tannenwipfel, dem Rauschen des Bergwindes über dem Grate des Wetterstein's und den hier und da melancholisch den nahenden Morgen verkündenden Rufe der Bergdrossel.

Völker ohne Brod. Unter diesem Titel verstehen wir nicht etwa hungernde Völker, sondern solche, die sich ganz wohl satt essen, aber ohne — Brod. Das mag vielleicht bei uns und in den übrigen Civilisationsmittelpunkten wunderlich erscheinen und unsere Leser auf die Vermuthung führen, daß wir ihnen etwas von der Lebensweise und den Nahrungsmitteln eines hinterafrikanischen Volksstammes erzählen wollen — fehlgeschossen! Jene Völker ohne Brod sind unsere nächsten Nachbarn: die Südsteirerischen, Italiener und Rumänen. Selbstverständlich gilt hier „ohne Brod" nur von den großen Volkskreisen jener Länder, nicht von der dortigen besser situirten Gesellschaft, wie auch nicht von den großen Städten.

Schon wenige Meilen von Wien, in den Bergen der Obersteiermark, wird in den Dörfern nur wenig Brod, ja in manchen ländlichen Haushaltungen gar keines gegessen. Das tägliche Hauptgericht der Leute, das übrigens gleichzeitig ganz gut das Brod ersetzt, ist nämlich der sogenannte Sterz, der aus Buchweizenmehl bereitet wird. Der Buchweizen, in Oberösterreich „Heiden" genannt, gedeiht in den Alpenthälern der Steiermark, Krains, Kärnthens, sowie in einem Theile Tirols in ganz vorzüglicher Weise.

Die Bereitung des Sterzes geschieht, indem man in eine tiefe Casserole Buchweizenmehl thut und dieses auf dem Feuer unter fortwährendem Rühren mit einem hölzernen Löffel warm werden läßt. Rührend gießt man etwas kochendes, gesalzenes Wasser zu, was, während man zu rühren fortfährt, so lange wiederholt wird, bis das Buchweizenmehl in Verbindung mit dem Wasser eine Menge dröckeliges Theilchen bildet. Wenn die ganze Masse in der Casserole stark dampft, ist dies ein Zeichen, daß jene gar gekocht ist. In den Haushaltungen der Landbevölkerung der Steiermark, Krains und Kärnthens wird der Sterz zum Frühstück mit Butter, aber im Sommer mit saurer Milch vermischt, zu Mittag mit Fleischbrühe oder gebräunter Speck- und Abends wieder mit Milch genossen. Bei dieser kräftigen Nahrungsweise verlangt der Bewohner jener Alpenländer nur selten oder gar nicht nach Brod. Selbst in den feineren Stadtbehausthaltungen ist der Sterz ein gern gesehenes Gericht und somit die Maismehlspeise einer großen Theile von Südsteiermark.

In dem jenen Ländern benachbarten Italien wird im Volke bekanntlich auch wenig Brod, desto mehr aber Polenta gegessen. Die Bereitung derselben ist der des Sterzes ganz ähnlich; nur wird zur Herstellung der Polenta Maismehl genommen, von dem zumal das lombardische alle vorzüglich geschätzt wird. Auch wird die Polenta nicht, wie der Sterz, zu dröckeligen Theilchen gerührt, sondern man formt aus der ganzen Masse einen großen Kuchen, der mit einem Draht oder Bindfaden in kleine Portionen geschnitten wird. Der gewöhnliche Italiener genießt die Polenta auch kalt statt des Brodes, während sie auf dem Tisch der wohlhabenden Classe etwas verfeinerter erscheint.

Die Rumänen endlich, welche entweder der Rest einer großen römischen Colonie oder romanisirte Slaven sind, haben, was kulturhistorisch jedenfalls sehr bemerkenswerth, eine der italienischen Polenta ganz ähnliche Nationalspeise, die gleichfalls aus Maismehl bereitet und Mamaliga genannt wird. Nur genießt man diese nicht, wie die Polenta, in festem, sondern in mehr breiartigen Zustande.

Jedes dieser drei hier genannten Nahrungsmittel läßt das Brod nunschwer entbehren, weil es viel kräftiger und schmackhafter als dieses ist. Namentlich vermag der gewöhnliche Italiener mit einem Stück Polenta und einem halben Liter Wein einen vollen Tag schwer zu arbeiten. — In culturhistorischer Beziehung kann man fast mit Gewißheit schließen, daß die drei Nationalgerichte: Sterz, Polenta und Mamaliga, weit in die vorchristliche Zeit zurückreichen.

A. C. B.

Ernst von Bandel's Nachlaß. Zum Capitel deutscher Nationalschulden. Wenn ein Fremdling, wenig vertraut mit der Entwickelung von Deutschlands innerem Leben, und frage: „Wer war Ernst von Bandel?" so würden wir ihm mit gerechtem Stolze erwidern: Er war jener reichbegabte deutsche Künstler, der im Jahre 1819 die Idee faßte, in der Gegend des Schlachtfeldes, auf welchem einst der Cheruskerfürst Hermann mit seinen tapferen Scharen die römischen Legionen schlug und die Freiheit des Vaterlandes rettete, ein Denkmal zu errichten, das jenes großartigen Sieges würdig; wir würden weiter sagen: er war jener thatkräftige Mann, welcher durch zwei Menschenalter trotz unendlicher Schwierigkeiten an der Vollendung seines Planes arbeitete, bis endlich am 16. August 1875 unter den Augen eines der größten Führer Deutschlands, des siegreichen Schöpferd der deutschen Einheit, die letzte Hülle von dem fertigen Denkmal gehoben wurde; wir würden schließlich hinzufügen: er war jener leidvolle Mann, welcher seinen Wohlgesinnten, den nationalen Zwed, noch unmittelbar vor der Höhe des Tentoberges sich erhebt, sein ganzes Vermögen und die Arbeit seines langen Lebens opferte.

Wir brauchen unsere Leser wahrlich zu die Verdeutte Ernst von Bandel's nicht zu erinnern, wohl aber müssen wir das deutsche Volk an die Tilgung einer Schuld mahnen, zu welcher es dem Andenken des Künstlers und seinen hinterlassenen Kindern gegenüber verpflichtet ist; denn für seine aufopferungsvolle Thätigkeit erhielt Ernst von Bandel von dem deutschen Volke keinen Ehrenlohn.

Gerade jetzt bietet sich die Gelegenheit, diese Schuld, wenigstens zum Theil, abzutragen.

Zu dem Nachlaß Bandel's, welcher von den Nachkommen des Meisters mit treuer Pietät bewahrt wird, gehört bekanntlich ein großer Theil der künstlerischen Schöpfungen des Verstorbenen. Unter den lebendig Gebliebenen, welche den Nachlaß bilden, befinden sich auch einige, die zur Geschichte des „Hermann" in engster Beziehung stehen, wie z. B. das Original der Hermann's Figur, nach welchem die große Gestalt auf dem Denkmal selbst dargestellt wurde, 2c.

Wie wir jetzt erfahren, sieht sich die Familie des Künstlers gezwungen, die Sammlung zu veräußern. Soll nun dieses theuere Erbe in alle seine Bindrichtungen zerstieben? Sollen die Originale des „Hermann" und der „Aminsedle" nach England oder Amerika wandern, um fremde Museen zu schmücken? Das wäre wirklich unerhört; das wäre eine Schmähung der Manen des Künstlers, der sein Gut und seine ganze Lebenskraft dem nationalen Denkmal geopfert hat — unwürdig wäre es des deutschen Volkes selbst.

Wir kennen nur eine Lösung dieser Frage: Die Nation möge den Nachlaß Bandel's als Eigenthum erwerben und in der Nähe des Hermann-Denkmals, dem Schöpfer desselben zur Ehre, ein Bandel-Museum errichten. An den deutschen Reichskanzler und an den deutschen Reichstag richten wir zunächst die Bitte, diese Angelegenheit baldigst in die Hand zu nehmen, und wir hoffen fest, daß dieselbe nicht ungehört verhallen wird.

Kleiner Briefkasten.

L. L. in **Durlach.** Ihrem Zwede dürfte am besten das von unserem verehrten Mitarbeiter Dr. Kalthoff redigirte „Correspondenzblatt für kirchliche Reform" dienen. Daselbe tritt mit sicherer Klarheit und mannhafter Entschiedenheit für die Grundsätze der Protestantismus ein und macht gegen Dogmenzwang und Priesterherrschaft energisch Front. Das thut in den heutigen Tagen der Reaction wahrlich noth. Das „Correspondenzblatt für kirchliche Reform" erscheint monatlich ein Mal; der Preis beträgt pro Jahr 2 Mark pränumerando.

R. S. in **Leipzig.** Die uns so vielen Beifall aufgenommene Erzählung „Ketten und Verkettungen" von B. Dulot finden Sie in Nr. 10 u. f. d. Jahrg. unseres Blattes.

Aeltere Abonnentin in **Moobach.** Geben Sie gefälligst Ihre volle Adresse an!

E. B. Anonyme Anfragen werden in der Regel nicht beantwortet.

H. H. in M. Die von Ihnen erwähnte „Cur" ist reiner Schwindel. Wenden Sie sich an einen tüchtigen Specialarzt!

R. S. in **Cassel.** Sie werden das Gewünschte im „Deutschen Reichs-Anzeiger" finden.

J. in **Kassel.** Unbedingter Schönheit!

Zur Beachtung!

Mehrfach uns ausgesprochenen Wünschen entgegenkommend, haben wir uns entschlossen, die

Jahrgänge 1858, 1860 und 1867 bis 1876

der „Gartenlaube" vorübergehend im Preise herabzusetzen.

Dieselben werden, so weit die geringen Vorräthe es gestatten, in tadellosen neuen Exemplaren zum billigen Preise von

nur 3 Mark pro Jahrgang einzeln

abgelassen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Leipzig.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Stein des Tiberius.

Novelle von **F. Meitner.**

Wir hatten den ganzen Abend vor dem Kaminfeuer gesessen und uns über unsern verstorbenen Freund Wilhelm Wenzel unterhalten, immer eingedenk der alten Regel, daß man die Todten ehren solle. Zu meiner Verwunderung hatte unser Gastfreund nur sehr spärliche Worte in die allgemeine Unterhaltung eingeflochten, obgleich gerade er mit dem Dahingeschiedenen ganz besonders vertraut gewesen. Als die Gesellschaft aber endlich aufgebrochen und ich allein bei ihm zurückgeblieben war, da warf er frische Kohlen auf das Feuer, reichte mir eine neue Cigarre, dampfte die seine eine Zeit lang still und gedankenvoll und erzählte mir dann die folgende Geschichte:

„Vor achtzehn Jahren," sagte er, „war ich in Rom: dort traf ich zum ersten Mal mit Wenzel zusammen. Ich lernte ihn kennen und fühlte mich gar bald von seinem Wesen und seiner Persönlichkeit lebhaft angezogen, was eigentlich zum Verwundern war; denn ich war schon damals der stille, zurückhaltende Grübler, während in ihm bereits alle jene Schrullen und Excentricitäten zum Vorschein kamen, die ihn später für so Viele zum unleidlichen Menschen machten. Er war ernsthaft, spottsüchtig, eigensinnig, von beißendem Witz, aber scharfstem Verstande. Allerdings war er damals noch jung, und im Schimmer der Jugend erscheinen gar viele unserer Fehler harmloser und unschuldiger, als sie wirklich sind. Wenzel aber hatte auch seine trefflichen Seiten; sonst hätte unsere Bekanntschaft wohl nicht zu einer wirklichen Freundschaft reifen können: sein Charakter war ehrlich und treu — trotz jener seltsamen Caprice, von der ich zu erzählen haben werde: meine Zuneigung für ihn entsprang nicht zum kleinsten Theil der Ueberzeugung, daß er, bei all seiner Eitelkeit, sein verschrobenes Wesen ebenso unangenehm empfand, wie andere Leute: das erweckte mein Mitgefühl. Er gab sich stets — und auch hier in Rom — den Anschein, als ob Alles ihm unerträglich langweile. Trotz alledem aber konnte er es nicht verhindern, daß ihn der Eindruck dieser oder jener Schönheiten oft so unvorbereitet traf, daß er geradezu überwältigt wurde, denn er war auch ein scharfer und feiner Beobachter, und wenn er einmal seinen guten Tag hatte, so gab es, dank seinen gründlichen Kenntnissen und seinem außerordentlichen Gedächtniß, seinen gediegeneren Kritiker und seinen belehrendsten und unterhaltendsten Gesellschafter als ihn. Mein Tagebuch aus jener Zeit wimmelt von gelehrten Gedanken und tiefsinnigen Vergleichen und Aussprüchen — das ist Alles Wenzel's geistiges Eigenthum.

Trafen wir auf der Campagna den unvermeidlichen Hirten, der, Hände und Kinn auf seinen langen Stab gestützt, uns unter seinem dichten, wirren Haarwuchs hervor schwarzhaarig musterte, dann proclamirte ich denselben als den schönsten Kerl der ganzen Welt und bat auch wohl meinen Begleiter, zu verweilen, damit ich das wundervolle Genrebild mit schnellen Strichen skizziren könne, Wenzel aber wendete sich voll Absehen und Verachtung von dem braunen Burschen ab, nannte ihn eine schmutzige Vogelscheuche und mich einen weibischen Salonpoeten. Die Sache lag aber einfach so: die Strömung Italiens, die sich sowohl in den Menschen, wie in der Natur dort offenbart, verletzte und bedrückte meinen Freund. Er wußte und erkannte sich selber als einen Mißton in dieser Fülle süßer und weicher Harmonien — ein jedes Ding schien ihm hier zuzurufen:

‚Was gabest Du wohl darum, wenn auch Du so heiter, so sorglos und ruhig, so liebenswerth und schön wärest, wie wir?'

Und in der Tiefe seines Herzens war dies auch sein bitterer, schmerzlicher Wunsch. Um die ganze Bitterkeit des Neidgefühles, mit welchem die italienische Atmosphäre den armen Menschen erfüllte, zu verstehen, muß man sich in's Gedächtniß zurückrufen, wie häßlich er gewesen. Und damals, mit dreißig Jahren, war er häßlicher, als später mit fünfzig: denn im Laufe der Jahre gewöhnte man sich daran, die Züge seines abstoßenden Satyrgesichtes sokratisch und distinguirt zu finden.

Unsere Freundschaft wurde fester und fester, und wir brachten täglich viele Stunden mit einander zu. Die schönsten darunter waren die, welche wir zu Pferde in der weiten Campagna verlebten. Der Winter war herangekommen: die Sonne schien so warm, wie hier in Deutschland im Monat Juni, und die Hügel und Ebenen lagen sommerlich grün in dem schimmernden, gelben Mittagslichte des italienischen Novembers.

Eines Tages bestiegen wir auf dem Grasplatz vor dem Lateran unsere Gäule und ritten hinaus in das Wachsfeld, über welches der Claudianische Aquäduct seine träge Länge nur mühsam hinzuschleppen scheint; hier und da ist er thatsächlich unter der Last seiner Jahrhunderte stolpernd zusammengebrochen. Nach einem langen Ritt machten wir, nicht mehr weit von Albano, bei dem niederen Fragment einer Ruine Halt, banden unsere Pferde an einen in der Nähe stehenden Feigenbaum und schlenderten um das Gemäuer herum. Auf der sonnigen Seite desselben fanden wir im Grase einen schlafenden Menschen, einen jungen Mann, der mit dem Ausdrucke sorglosester Ruhe seinen Kopf auf einen Haufen pflanzenüberwucherter Steine gelegt hatte. Neben ihm gewahrten wir eine alle verrostete Klinte und eine leere Jagdtasche. Nach seinem festen Schlaf zu urtheilen, mußte man meinen, daß er heute schon einen langen, ermüdenden Marsch zurückgelegt, ohne Jagdbeute gemacht zu haben.

Ich blieb lediglich meinem damaligen Rufe und Character

Digitized by Google

getreu, wenn ich in der ganzen Stellung des jungen Menschen sofort eine angiebende, jugendlich-natürliche Grazie entdeckte. Er hatte die Beine über einander geschlagen; der linke Arm ruhte unter seinem Nacken, während der rechte neben ihm im Grase lag; das Kinn war erhoben und wies einen starken, vollen Hals, aber der Hut lag über den Augen, sodaß außer Mund und Kinn von seinem Gesichte nichts zu sehen war. Seine ländliche Kleidung zeigte hier und da einen Anflug städtischer Verfeinerung.

‚Sieh doch!‘ begann ich, ‚dieser junge römische Landmann liegt da wie eine Statue.‘

Er regte sich unruhig, während wir so dicht über ihm standen, und stieß einige unverständliche Worte hervor.

‚Laß uns weiter gehen,‘ fuhr ich fort und nahm meines Gefährten Arm, ‚wir thun nicht Recht, wenn wir ihn in seiner Ruhe stören.‘

Wenzel aber wich nicht von der Stelle, und jetzt bemerkte ich, daß etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

Der Schläfer hatte unwillkürlich seine Lage etwas verändert und dabei die Hand geöffnet, die im Grase ruhte. In dieser Hand lag ein ovaler, dunkelfarbiger Gegenstand von der Größe einer kleinen Tabakedose.

‚Was hat er da?‘ fragte ich meinen Begleiter.

Dieser beugte sich nieder, um besser sehen zu können, erwiderte aber kein Wort.

Meine im Eifer ganz laut gesprochene Frage hatte den Ruhenden erweckt; er erhob seine Hand, und dem Gegenstand in derselben entfuhr ein schwacher, aber deutlicher Lichtblitz.

‚Es ist ein Edelstein,‘ sagte Wenzel, ‚vor Kurzem erst ausgegraben und noch mit Staub und Erde bedeckt.‘

Der junge Eingeborene richtete sich langsam auf, schob seinen Hut zurück und starrte uns an. Er rieb sich die Augen, warf dann einen Blick auf seinen Edelstein — wenn es ein solcher war —, schob darauf die Hand mechanisch in die Tasche und lächelte zu uns empor.

‚Ich muß wissen, was er da hat,‘ murmelte Wenzel und musterte dabei den jungen Menschen mit scharfem Blicke.

Wenzel war ein Curiositätensammler und mittbrauner Farbe, aus solcher bereits säumliche Alterthümer- und Trödler-Geschäfte Roms durchsucht. Er suchte in den Altertümern weder Schönheit noch historischen Werth, sondern einzig und allein künstliche und mühevolle Arbeit — sonderbar genug!

‚Guten Tag!‘ rief ich jetzt unserem Findling zu. ‚Wir wollten Sie nicht stören; wir kamen ganz zufällig hier vorüber.‘

Der Angeredete schüttelte sich, stand auf und blickte uns unter seinen dunklen Locken hervor noch immer lächelnd an. Es lag etwas Kindisches, ja etwas Einfältiges in diesem Lächeln, und im ersten Augenblick kam mir die Idee, daß wir hier wohl einen Schwachsinnigen vor uns hätten. Der Mensch war jung, aber kein eigentlicher Jüngling mehr; seine Augen waren groß und dunkel, aber sie blickten harmlos und gutmüthig, und seine geöffneten Lippen zeigten weiße, feste Zähne, seine Gesichtsfarbe ein bleiches Braun. Der lockige Kopf saß auf einer hohen, breitschulterigen Gestalt, und so erschien er, Alles in Allem, als ein so hübscher, stattlicher Vagabund, wie man ihn sich nur immer für den Vordergrund einer italienischen Landschaft wünschen kann.

‚Sie haben aber heute Ihren Schlaf noch nicht verdient,‘ begann Wenzel und deutete auf die leere Jagdtasche.

Der junge Mann blickte auf sein Jagdgeräth nieder und dann in Wenzel's Gesicht; er fuhr sich durch die Haare und lachte.

‚Ich will auch gar nichts schießen,‘ sagte er. ‚Ich nehme die alte Flinte nur mit, um Etwas in der Hand zu haben. Mein Onkel brummt den ganzen Tag, weil ich nichts zu thun weiß, wenn er mich aber mit der Flinte abgehen sieht, dann glaubt er doch, daß ich wenigstens etwas für die Küche mit nach Hause bringen werde. Er weiß nämlich gar nicht, daß das Schloß an dem Dinge hier zerbrochen ist; wenn ich auch Pulver und Schrot hätte, die alte Muskete ginge doch nicht los. Und wenn ich hungrig werde, dann lege ich mich in's Gras und schlafe.‘

Damit wandte er sich um und blickte grinsend auf sein eben verlassenes Lager.

‚Meinem Onkel,‘ fuhr er fort, ‚fällt es auch niemals ein, mich zu fragen, was ich mitgebracht habe; der ist ein gar frommer Mann und lebt nur von Schwarzbrod und Bohnen.‘

‚Wer ist Ihr Onkel?‘ fragte ich.

‚Der Padre Girolamo zu Ariccia.‘

Nunmehr unterzog er unsere Hüte und Reitgerten einer eingehenden Besichtigung; dann stellte er eine Reihe von Fragen über unseren Ritt und unsere Pferde, über den Miethspreis der letzteren, und schließlich ging er an die Thiere heran, um sie zu streicheln und zu befühlen.

‚Der Kerl hat ganz sicher ein Kleinod in der Tasche,‘ sagte Wenzel. ‚Sieh' nur — jetzt zieht er's wieder hervor. Er muß es hier irgendwo gefunden haben; in dem Boden der Campagna stecken noch ungezählte Schätze.‘

Wir näherten uns unserem neuen Bekannten, und als wir wieder dicht neben ihm standen, versteckte er, kindisch und verlegen lachend, die Hand, welche den Stein hielt, hinter seinem Rücken. Wenzel runzelte die Stirn.

‚Der Kerl ist ein Idiot,‘ rief er ärgerlich. ‚Meint er, daß wir ihm das Ding hinterrücks entreißen werden?‘

‚Was haben Sie da in der Hand?‘ fragte ich freundlich. ‚Dürfen wir's nicht sehen?‘

‚Welche Hand wollen Sie?‘ lachte der Italiener.

‚Die rechte.‘

‚Die linke,‘ sagte Wenzel, als der Andere zögerte.

Der Italiener sah uns noch einen Augenblick ungewiß an, dann aber brachte er das Ding zum Vorschein. Wenzel nahm es in die Hand, wischte es mit dem Taschentuche sorgfältig ab und beugte dann seine kurzsichtigen Augen darüber. Ich wartete ohne Neugierde auf das Resultat seiner Untersuchung und beobachtete inzwischen den Nessen des Padre Girolamo. Der blickte meinen Freund ernsthaft an, zog die Brauen zusammen und bemühte sich augenscheinlich, seinen Verstand und Witz zu Rathe zu halten, um Wenzel's jedenfalls vielversprechenden Bericht über die Art und den Werth des Steines sogleich recht auszufassen und zu verstehen. Jetzt bemerkte ich auch, daß Wenzel's Antlitz vor Erregung und Eifer geröthet war, und sofort brachte ich auch meine Nase über den Stein. Derselbe hatte ungefähr die Größe und Gestalt eines kleinen Hühnereies, war von mittbrauner Farbe, zum Theile mit einer festen, mißfarbigen Kruste überzogen und voll von Unebenheiten auf der Oberfläche. Wenzel setzte allen meinen Fragen ein beharrliches Schweigen entgegen und ließ sich in seinem Kratzen, Wischen und Poliren gar nicht stören. Endlich fragte er trocken und gleichgültig:

‚Wo haben Sie das Ding her?‘

‚Gefunden hab' ich's, dort weiter unten, in der Erde.‘

Und der junge Mann streckte mit einer fast ängstlichen Bewegung seine Rechte aus, um seinen Schatz zurückzunehmen. Wenzel schwankte einen Moment, dann aber legte er den Stein wieder in die Hand seines Eigenthümers; dabei heuchelte er instinctiv die vollkommenste Gleichgültigkeit. Der Italiener fierte den Stein aufmerksam an, wendete ihn um und um und verbarg ihn dann wieder hinter seinem Rücken. Von Neuem spielte das einfältige Lächeln um seine weißen Zähne.

‚Das ist ein Zufall, wie er sich in Jahrhunderten nicht zum zweiten Male ereignen kann,‘ murmelte Wenzel mir leise zu.

‚Aber so sprich doch! Was ist's mit dem Steine?‘ fragte ich ungeduldig.

‚Schweig'!‘ Ich wage es gar nicht auszusprechen, wenn auch der Kerl da offenbar kein Deutsch versteht — das Ding ist immens — vorausgesetzt, daß ich es richtig erkannt habe — und hier sieht so ein grinsender Vagabund mit hat das erste Anrecht darauf. Was machen wir mit ihm? Ich hätte nicht übel Lust, ihm mit dem Kolben seiner alten Muskete den dicken Schädel einzuschlagen.‘

‚Ich bin überzeugt, daß er Dir das Ding verkauft, wenn Du ihm genug dafür bietest.‘

‚Wenn ich ihm genug dafür biete! Haha! Wie kann er wissen, was hier genug oder nicht genug ist!? Topas oder Kiesel — was weiß der davon?‘

‚Also ein Topas ist's?‘

‚Halt' den Mund und nenne hier Niemand bei Namen! Der Kerl muß den Stein für einen Kiesel verkaufen — darauf kommt es an. Frag' ihn, wo er ihn gefunden hat.‘

Ich fragte ihn, und nun erzählte unser brauner Gefährte sehr bereitwillig und unter stetem Lächeln alles, was wir wissen wollten: er hatte heute in einem alten, einsamen Weideabraume die frischen Spuren eines Blitzstrahls entdeckt — das Wetter war

Digitized by Google

in der That eine Woche lang ungewöhnlich schwül gewesen und hatte sich vor einigen Tagen in einem schweren Gewitter entladen. Er fand den Baum fast zersplittert und die Erde um seine Wurzeln tief aufgerissen. Der Blitzstrahl selber hatte ein senkrechtes Loch hinterlassen, als ob ein Pfahl dort im Boden gesteckt hätte.

‚Ich weiß nicht, wie ich dazu kam,‘ fuhr er fort, ‚aber während ich in das Loch hinein starrte, schob ich auch zugleich den Lauf meiner alten Flinte hinab. Da stieß ich tief unten auf einen harten Gegenstand; ich stieß noch einmal, und es klang wie Metall. Aha, sagte ich mir, da unten ist etwas verborgen, das muß untersucht werden. Mit einem breiten Splitter des Weidenbaumes fing ich an zu scharren und zu graben, und nach einer halben Stunde fischte ich einen kleinen, verrosteten, eisernen Kasten heraus, der aber schon so mürbe und zerfressen war, daß ich ihn stellenweise mit den Händen eindrücken konnte. Inwendig fand ich feuchte Erde und eine Anzahl ganz verrosteter Eisenplättchen, die vielleicht von früheren Fächern herrühren mochten, und dann diesen Stein. Weiter nichts. Den zerbrochenen Kasten ließ ich liegen und den Stein habe ich behalten. Ecco!‘

Wenzel nahm den Stein, allerdings mit geringschätzigem Achselzucken, noch einmal in die Hand, wobei unser neuer Freund beteuerte, daß derselbe mindestens tausend Jahr alt sei; Julius Cäsar habe ihn in seiner Krone getragen.

‚Julius Cäsar trug überhaupt keine Krone, mein lieber Freund,‘ erwiderte Wenzel herablassend und gutmüthig. ‚Das Ding hier mag tausend Jahre alt sein, es kann aber ebenso gut auch nur zehn Jahre alt sein. Es kann ein Feuerstein sein; es kann auch ein — Achat sein. Ich weiß es nicht. Wollen Sie es auf die Gefahr hin verkaufen?‘

Bei diesen Worten warf er den Stein drei Mal hoch in die Luft und fing ihn ebenso oft wieder auf.

‚Ich bilde mir ein, daß er sehr werthvoll ist,‘ antwortete der junge Mann. ‚Hier in dieser Gegend werden alle Tage kostbare Sachen gefunden — warum sollte ich nicht auch einmal das Glück haben, wie so mancher Andere, und was Rechtes finden? Darum mußte der Blitz gerade in den Baum schlagen und in keinen andern? Weil mein Schutzpatron, der heilige Angelo, ihn gerade für mich dorthin gelenkt hat.‘

Er war also gar nicht so einfältig, wie er aussah.

‚Wenn Du wirklich den Stein haben willst,‘ sagte ich zu Wenzel, ‚dann mach‘ ihm Dein Gebot, damit die Sache zu einem Ende kommt!‘

‚Damit die Sache zu einem Ende kommt!‘ wiederholte Wenzel, — das ist leicht gesagt.‘

Er überlegte einen Augenblick; dann steckte er entschlossen den Stein in seine Brusttasche, zog seine Börse hervor und warf langsam zehn Silberstedi, einen nach dem andern, in das Gras. Angelo — so hieß der Italiener — sah die Münzen fallen, machte jedoch keine Bewegung, dieselben aufzunehmen. Aber seine Augen fingen an zu glänzen und in seinem Innern begannen Einfältigkeit und Verschlagenheit die Frage zu erörtern: Was thun? Verkaufen oder nicht verkaufen?

Das Häuflein Silber sah gar verlockend aus, andererseits aber wollte er auch kein schlechtes Geschäft machen. Er blickte Wenzel mit einem so bittenden Ausdruck in's Gesicht, daß ich ganz gerührt davon wurde. Auch Wenzel blieb nicht kalt dabei; denn nach kurzem Zögern warf er noch einen weiteren Scudo klingend zu den übrigen. Angelo holte tief und entnüchtert Athem, mein Begleiter aber wendete sich kurz ab und setzte den Fuß in den Bügel. Gleich darauf saßen wir Beide im Sattel. Angelo stand regungslos und starrte auf das Geld.

‚Sind Sie zufrieden?‘ fragte Wenzel trocken.

Der Italiener lächelte seltsam.

‚Haben Sie ein gutes Gewissen?‘ fragte er mit einem Ausdrucke zurück, der in eigenthümlichem Gegensatze zu seinem vorherigen einfältigen Wesen stand.

‚Unverschämter Mensch,‘ schrie Wenzel, ganz roth im Gesicht. ‚Was geht Sie mein Gewissen an?‘

Damit gab er seinem Thiere die Sporen und sprengte, den Stein sicher in der Tasche, davon. Ich grüßte Angelo mit der Hand und folgte langsamer. Nach einer Weile blickte ich zurück. Der Italiener stand noch immer auf demselben Flecke und starrte uns nach. Er hatte das Geld augenscheinlich noch nicht angerührt.

Ich holte meinen Freund ein und ritt schweigend neben ihm her; ich grübelte über diesen eigenthümlichen Handelsabschluß; mir erschien die Geschichte nicht in der Ordnung. Wenzel legte Werth auf den Besitz des Steines, Angelo ebensalls, und zehn Scudi und einer darüber waren nur ein elender Preis für etwas, das einem werthvoll ist. Nur mit Ueberwindung ging ich an den Gedanken heran, daß Wilhelm Wenzel, der Mann von sonst geradezu tauber Ehrlichkeit, sich hier zu einer Handlungsweise hatte hinreißen lassen, die zum Mindesten einer sehr künstlichen Erklärung und Entschuldigung bedurfte. Und mit dieser Erklärung rückte er auch schließlich heraus, halb ärgerlich und zornig, weil er sehr wohl wußte, daß seine Logik einen ziemlich grotesken Anstrich hatte:

‚Nur heraus damit!‘ begann er heftig; ‚sprich's nur aus, um Himmelswillen! Ich weiß, was Du auf der Leber hast — ich habe den Tölpel dort hinten übervortheilt, nicht wahr? Und nun bin ich um Nichts besser, als der erste beste Schwindler, he? Na, laß Dir aber sagen, daß ich durchaus keine Gewissensbisse darüber fühle, daß ich den Stein so billig erlangt habe! Hier hieß es: entweder zehn Scudi oder Nichts! Der Heller, den ich mehr geboten, hätte dem Menschen die schlärfigen Augen geöffnet. Also in die Tasche mit allen Bedenken, und zur That! Dem Dummkopf hätte man einen solchen Schatz nicht eine halbe Stunde länger anvertrauen dürfen; wer weiß, was sonst daraus geworden wäre. Und darum rettete ich das Kleinod, im Interesse der Kunst, der Wissenschaft und des Geschmacks.‘

‚Freund!‘ unterbrach ich ihn.

‚Laß' nur!‘ fuhr er eifrig fort. ‚Ich weiß schon — den vollen Preis dafür zu bieten hätte ich mir nicht einfallen lassen dürfen; denn wo sollte ich jehntausend Scudi hernehmen, um dafür ein Spielzeug zu kaufen? Und hätte ich mich verleiten lassen, hundert zu bieten, dann hätte unser pfiffiger, dickköpfiger Freund sicherlich sogleich die Ohren gespitzt und den Stein fest gehalten. Er hätte sich Bedenkzeit erbeten und wäre spornstreichs in sein Dorf und zu dem verschmitzten alten Pfaffen, dem Onkel Girolamo, gelaufen. Der hätte die Weisen des Dorfes zu einem Conclave zusammengerufen, und es wäre vielleicht beschlossen worden, daß man sich nach Rom begäbe und den Signore Castellani oder den Director der königlichen Ausgrabungen zu Rathe ziehe. Irgend ein Schlaufuchs hätte von der Sache Wind bekommen und dem Padre Girolamo in's Ohr geraunt, daß sein hübscher Neffe durch ein Gotteswunder zu Reichthum und Ansehen gekommen sei und nun auch eine Contessina heirathen könne. Und was wäre mir dann für meine Mühe geblieben?‘

‚Aber — —‘ warf ich ein.

‚Nichts von einem Aber!‘ unterbrach er mich. ‚Siehst Du, Freund, ich habe die Sache viel vernünftiger entschieden. Der Stein ist mein geworden; der Lüge Angelo kann mit seinem Gelde vier Wochen lang lustig sein und dann meinetwegen wieder schlafen gehen. Mehr Geld würde ihn nur verdorben haben. Außerdem habe ich die Contessina gerettet; ich bin überzeugt, daß er sie nach acht Tagen schon geprügelt hätte. Auf diese Weise ist also alles in schönster Harmonie und Ordnung, und Du, mein Freund, willst allein ein finsteres Gesicht machen? Ich fühle mich durchaus ruhig, ich bin jetzt weder reicher noch ärmer. Ich bin nicht ärmer, weil ich die elf Scudi als ein Geschenk betrachte, das ich einem guten, harmlosen Kerl gerichtet, damit er sich einen vergnügten Tag damit mache; ich bin auch nicht reicher, weil ich niemals den Stein zu Gelde machen werde. Hier liegt der Ehrenpunkt. Das Ding ist ein Stein und weiter nichts, und der ganze Gewinn, den ich davon zu haben gedenke, wird der sein, daß ich die entzückten und funkelnden Augen der Leute beobachte, welchen ich das blitzende Kleinod zeigen und denen ich dabei erzählen werde, was für ein Kleinod es eigentlich ist.‘

‚Und was für ein Kleinod ist es denn nun, im Namen alles dessen, was den Menschen demoralisiren kann?‘ sragte ich in hoher Ungeduld.

Wenzel kicherte vergnügt vor sich hin.

‚Geduld!‘ sagte er und legte seine Hand auf meinen Arm. ‚Warte, bis ich ihn Dir eines Abends unter die Lampe lege und ihn funkeln lasse! Dann wird er selber Dir sagen, welch Geistes Kind er ist. Aber erst muß ich meiner Sache sicher sein,‘ fügte er plötzlich ernst werdend hinzu.

Während des Restes unseres, Heimritts sprachen wir nicht mehr viel. Wir waren bald zu Hause. Ich verlor die nächsten

Digitized by Google

Tage über das erlebte Abenteuer, das mir viel zu denken gab, nicht aus dem Gedächtnisse. — —

Inzwischen waren Wochen vergangen. Wenzel dachte nicht daran, seinen Stein einem Kunstverständigen oder einem Archäologen zu zeigen. Er erkundigte sich vielmehr ganz unter der Hand danach, wie antike Gemmen am besten zu reinigen und wieder aufzufrischen seien, beschaffte die nothwendigen Werkzeuge und Säuren und schloß sich sodann mit seinem Schatze ein. Ich stellte keine Fragen und ließ ihn gewähren, aber ich merkte es ihm an, daß er sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sah. Er pfiff und sang vor sich hin, wie Einer, der endlich die Dame seines Herzens errungen hat. Und so oft ich ihn hörte oder sah, trat mir das Wish Angelo's vor die Seele, wie er uns nachkarrte, als wir an jenem Tage, wie ein Paar Buschklepper in der Ballade, mit seinem Kleinode auf und davon ritten.

Wir wohnten seit längerer Zeit in einem und demselben Hause. Eines Abends hatte ich mich soeben zur Ruhe begeben, als mein Freund zu mir hereinkam und mich mit solcher Hast und Gewalt aus dem Schlafe rüttelte, als stände das ganze Haus in Flammen. Ich errieth den Zweck seines Erscheinens, noch ehe er den Mund geöffnet hatte; schnell schlüpfte ich in den Schlafrock und folgte ihm in sein Zimmer.

‚Es war mir unmöglich, meinen Triumph bis morgen früh für mich zu behalten,' sagte er mit unterdrücktem Jubel; ‚vorhin habe ich die letzte Hand angelegt — dort liegt er in seiner ganzen kaiserlichen Pracht!'

Und da lag er, unter der Lampe, auf einem Kissen von weißem Sammet, ein feuersprühender, wundervoller Goldtopas.

Wenzel schob mir ein Vergrößerungsglas in die Hand und drückte mich dann in den vor dem Tische stehenden Stuhl nieder. Ich nahm den Stein unter die Lupe. In der Mitte seiner ovalen Oberfläche sah ich eine nackte Figur, die ich anfänglich für eine heidnische Gottheit hielt. Dann aber gewahrte ich den Erdball, die Kugel der Herrschaft, in der einen ausgestreckten Hand der Figur, in der andern aber das fein modellirte kaiserliche Scepter und auf ihrer niederen Stirn die Lorbeerkrone. Rings um die Fläche, an dem ovalen Rande hin, zog sich ein Kranz von vielen verschlungenen Gestalten von Kriegern, Rossen und Wagen, von jungen Männern und Weibern, über dem Haupte des großen Bildes aber, innerhalb der concaven Figurenguirlande, stand die Inschrift:

DIVUS TIBERIUS CAESAR TOTIUS ORBIS IMPERATOR.

‚Der göttliche Cäsar Tiberius,' sagte ich erstaunt, ‚der Gebieter des ganzen Erdkreises!'

‚Ja, ein Stein des Tiberius!' bekräftigte mein Freund Wenzel. Die Steinschneiderei war mit bewunderungswürdiger Meisterschaft ausgeführt; das starke Vergrößerungsglas zeigte mir jede einzelne Figur in jener vollkommenen Vollendung, wie man sie nur bei den berühmtesten der antiken Marmorstatuen findet. Dazu war die Farbe des Steines von fleckenlosester Reinheit, und wie ich ihn jetzt in seiner ganzen Herrlichkeit vor mir sah, erschien mir seine Größe fast fabelhaft. Das war in der That das Kleinod der Kleinode — ein Schatz von unermeßlichem Werthe.

‚War's nicht der Mühe werth, aus dem Bette aufzustehen, um hier die Bekanntschaft des Kaisers Tiberius zu machen?' rief Wenzel, nachdem er sich an meinem Erstaunen geweidet hatte. ‚Auf die Kniee, rothhaariger Barbar! Du stehst hier vor den allmächtigen Herrscher der Welt. Habe ich diese Pracht mit meinen Lumpen und Lappen, mit meinen kleinen Feilen und mit all dem andern Kratzzeug nicht doch endlich an's Licht geschafft? Jahrhunderte habe ich beseitigt und einen totius orbis imperator wieder an's Licht gebracht. Kannst Du es fassen, Freundchen? Pocht Dein Herz nicht höher an die Rippen? Sicherlich noch nicht so, wie es sich gehört. Hier hat der Cäsar den Stein getragen' — er zeigte auf seine Brust — ‚nicht weit von der Schulter, und in ciselirtes Gold war das Kleinod gefaßt, besetzt mit Perlen, so groß wie Pflaumen — und so hielt es die beiden Seiten seines goldburchwirkten Mantels zusammen. Die Agraffe war's des kaiserlichen Purpurs. Zittere, Wurm!' Und er nahm das funkelnde Juwel und hielt es gegen meine Brust. ‚Keinen Widerspruch — kein Aber — keine Spitzfindigkeiten, oder wir sind von Stund' an Todfeinde! Du wolltest fragen, woher ich das Alles so genau weiß, he? Ich weiß es, weil es nicht anders gewesen sein kann. Verstanden? Das Kleinod ist zu köstlich, als daß es einem anderen Zweck gedient haben könnte. Es ist der schönste Intaglio in der ganzen Welt. Und er hat mir alle seine Geheimnisse erzählt; während dieser ganzen Woche hat er mir täglich stundenlang classisches Latein in's Ohr geflüstert.'

‚Hat er Dir auch erzählt, wie er in den eisernen Kasten und unter die alte Weide gerathen ist?'

‚Natürlich, und noch viel mehr als das, und mehr, als ich Dir jetzt wiedererzählen kann. Begnüge Dich zunächst damit, seine unvergleichliche Schönheit zu bewundern!'

‚Fürwahr,' rief ich endlich, ‚dies ist der wundervollste aller bekannten Intaglios!' wenngleich ich nicht so fest wie mein Freund davon überzeugt sein konnte, daß wirklich Kaiser Tiberius den Stein getragen.

Wenzel schwieg eine Weile. Endlich rief er:

‚Aller bekannten? Sage lieber: aller unbekannten! Niemand soll je davon erfahren! Dich verpflichte ich hiermit zu immerwährendem Schweigen. Ich werde den Stein keinem menschlichen Auge zeigen — meine Braut ausgenommen, wenn ich jemals eine solche besitzen sollte.'

Seine Braut! Sonderbarer Gedanke! Hielt ich es doch beinahe für selbstverständlich, daß mein Freund lebenslang ohne jene bessere Hälfte einherwandeln würde, etwa wie Peter Schlemihl ohne seinen Schatten. Und doch! Wie bald sollte die Zeit diese meine Ansicht corrigiren!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mecklenburger Herzogskinder bei „Frau Rath".

Von Robert Keil.

Zu den interessantesten Episoden im Leben von Goethe's Mutter gehört ihr Verkehr mit den Fürsten und Fürstinnen der Zeit, welche ihr theils durch ihren berühmten Sohn, theils durch den Zufall zugeführt wurden. Wie stets — mochte sie sich nun schlichten Menschen oder den Großen dieser Welt gegenüber befinden — so waren der Frau Rath auch hier, in ihren Beziehungen zu den allerhöchsten Kreisen, alle süßen, faden Redensarten, alle Schmeicheleien und Höflichkeitsflügen durchaus zuwider. Wie sie dachte und fühlte, sprach sie auch, und genau so, wie sie sprach, schrieb sie, unmittelbar und geradezu. Eben darum sind ihre originellen Briefe so wichtige, treue Belege ihrer Anschauung und ihres Charakters. An Fräulein von Göchhausen schrieb sie in einem ihrer drolligen Knittelvers-Briefe:

„Sirrum larrum Dudelsein,
Lassen wir die großen Männer sein
Und reden jetzt zu dieser Frist,
Wie uns der Schnabel gewachsen ist!"

So wie der Schnabel ihr gewachsen war, verkehrte sie, die frohe, lebhafte „Frau Aja", mit dem Herzog Karl August, verkehrte sie mit der Herzogin Anna Amalia von Weimar, sowohl in ihren Briefen an dieselbe wie auch persönlich, als diese sie in Frankfurt besuchte; sie stand stets zu Beiden in innigem Verhältniß.

„Ihro Durchlaucht" — schrieb sie der Herzogin zum Beispiel am 22. October 1782 — „können ersehen, daß Frau Aja immer noch so ohngefähr Frau Aja ist, ihren guten Humor beibehält und alles thut, um bei guter Laune zu bleiben. Den ganzen Winter Schauspiel! da wird gezeigt, da wird trompetet — ha! den Teufel möchte ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blut zu incommodiren!"

Dies war der Ton, in welchem Frau Rath an die Herzogin Amalie schrieb, und in gleich herzlichem Tone antwortete die geistvolle, lebensheitere Fürstin. Wie jeder Brief der Frau Rath ein wahres Fest am Weimarischen Hof war, so war für die wackere Frankfurterin jeder Brief der Herzogin eine innige Freude. Eine

Digitized by Google

Die vierzehnjährige Prinzessin Louise mit ihrem elfjährigen Bruder am Brunnen der Frau Rath Goethe in Frankfurt am Ma
Originalzeichnung von Professor Paul Thumann.

Digitized by Google

Reihe ihrer reizenden, herzlichen Briefe habe ich in meinem Buche „Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe“ (Leipzig, 1871) mitgetheilt. Die Herzogin berichtete ihr über die Weimarischen Festlichkeiten und über das Befinden und die Dichtungen des „Fremdes Volk“, des „Häfichelhans“ (Goethe's), von den Aufführungen des „Jahrmarkts von Plundersweilern“ und der „Iphigenie“, und sandte ihr, der „lieben Frau Aja“, Arien, Gemälde für „das Weimarische Zimmer“, ja sogar Strumpfbänder und einen Geldbeutel, die sie mit eigener Hand für „die liebe Mutter“ gefertigt hatte. Einen der Briefe schickte sie ihr durch ihren Sohn Prinz Constantin, „einen jungen Menschen, der noch nicht ganz flügge ist“, und mit Beziehung auf die in Frankfurt stattgehabten Krönungsfeierlichkeiten, welche für Frau Rath stets von großem Interesse waren, schrieb Anna Amalie am 13. Juli 1783 wörtlich nach Frankfurt:

„Was soll ich Ihnen schreiben, liebste Frau Aja! nachdem Sie mit Kayser, Erzherzogen, Fürsten, und allen Teufel sich herum getrieben haben, was kan Ihnen wohl weiter interressiren? — man muß aus dem hohen F. F. mit Ihnen sprechen, aber leider bey uns passirt gar nichts, sogar kein ausländisches Thier gehet durch Weimar, geschweige den ein Kayser. Doch mein Herz sagt mir, daß Frau Aja bey allem Gnadium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworffen hat, und ewig die Liebe gute Mutter ist und bleiben wird. Amen!“

Nicht weniger als fünf Kaiserkrönungen erlebte Frau Rath in Frankfurt. Sie alle boten ihr, um mich ihres Leibausdruckes zu bedienen, ein „großes gaudium“, die interessanteste und in ihren Folgen bedeutungsvollste von allen wurde aber für sie die vierte Kaiserkrönung, diejenige vom Jahre 1790; denn sie führte ihr neue, liebenswürdige fürstliche Gäste zu, mit denen sie in dauerndes, inniges Verhältniß trat.

Am 20. Februar 1790 war Kaiser Joseph der Zweite gestorben. Sein Tod machte, wie Frau Rath dem Sohne der Frau von Stein schilderte, die Stadt Frankfurt zu einem lebendigen Grabe. Vier Wochen hindurch ertönten täglich zweimal die Trauerglocken so ergreifend, „daß man weinen mußte, man mochte wollen oder nicht“. Dann aber setzten die herannahende Kaiserkrönung und deren Vorbereitungen die ganze Stadt und mit ihr die echte Frankfurterin Frau Rath in Spannung und Aufregung. Am 11. Mai schrieb sie: „Im Juli ist die erste Auffahrt zur Wahl; das giebt ein groß Spectakel. Mein Haus wird von oben bis unten vollgepfropft.“ Einige Wochen darauf, am 12. Juni, machte sie, von dem Wunsche erfüllt, daß ihr Sohn und Friedrich von Stein zu den großen Festtagen nach Frankfurt kommen möchten, ihrem jungen Correspondenten Friedrich die anschauliche Schilderung:

„Eine Berechnung, wieviel der Ausfenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe unmöglich zu bestimmen, soviel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Karolin* kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, denn unsre besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermiethet. . . . Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden, denn da kommen Gesandte, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer ꝛc. — Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, — ich trane mir deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sihe bei dem herrlichen Gotteswetter wie in der Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verdenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ich's keinem rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen. — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben, aber freilich müßten Sie sich begnügen, wenn's auch drei Treppen hoch wäre, — was thäte das, wir wollen doch lustig sein.“

So kamen die großen Kaiserfesttage heran. Am 30. September wurde Leopold zum Kaiser gewählt; am 9. October wurde er mit allem feierlichem Pompe gekrönt, und erst sieben Tage darauf verließ er die festliche Stadt wieder. Weder Friedrich von Stein noch Goethe traf zu diesen Feierlichkeiten in Frankfurt ein, aber das Goethe-Haus erhielt anderen, gar lieben Festbesuch:

Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, der nachherige Herzog, von Jugend auf dem großbritannisch-hannöverschen Kriegsdienste geweiht und in diesem bis zur Würde eines Feldmarschalls gestiegen, hatte seine erste Gattin Friederike, die durch hohe Geistesbildung ausgezeichnete Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, die ihm blühende Kinder geschenkt, im Jahre 1782 durch den Tod verloren. Er hatte den Kindern in der jüngeren Schwester seiner dahingeschiedenen Gattin, Charlotte, eine zweite Mutter gegeben. Als aber auch diese schon im Jahre 1785 gestorben war, war er aus dem activen Militärdienste getreten und hatte seinen Wohnsitz von Hannover nach Darmstadt verlegt. Hier genossen die Kinder, namentlich die beiden jüngsten Töchter Louise (nachherige Königin von Preußen) und Friederike, sowie der dritte Sohn Georg (später Großherzog von Mecklenburg-Strelitz), der Pflege der würdigen Großmutter, der schon verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Unter deren Aufsicht leitete Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz gebürtig, als Hofmeisterin die Erziehung der Kleinen. Dort, an dem wegen seiner edeln Einfachheit und Verehrung von Wissenschaft und Kunst allgemein hochgeschätzten Hofe, entwickelten sich die Kinder, die in ihrem jungen Leben schon so schwere Verluste zu erleiden gehabt hatten, in erfreulichster Weise.

Als nun im Jahre 1790 die Festtage der Kaiserkrönung herankamen, reisten die Prinzessinnen Louise (damals vierzehn Jahre alt) und Friederike und — wenn man der Mittheilung Bettina's Glauben schenken darf — auch der elsässische Prinz Georg unter Begleitung von Demoiselle Gelieux zu der glänzenden Feierlichkeit nach Frankfurt. Gleich den vielen anderen während der Kaiserkrönung zu beherbergenden Fürstlichkeiten wurden sie von Seiten der Stadt auf bestimmte Wohnung angewiesen, und zwar wurden die mecklenburgischen Fürstenkinder, als die Verwandten der Königin von England, im sogenannten hannöverschen Viertel bei Frau Rath Goethe einquartiert.

Frau Rath, seit dem Jahre 1782 Wittwe und damals neunundfünfzig Jahre alt, hatte sich leiblich wie geistig die ihr eigenthümliche Frische erhalten. Ihr Aeußeres hat sie selbst einmal in einem Briefe an Friedrich von Stein vom 9. September 1784 folgendermaßen beschrieben:

„Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, habe braune Augen und Haare und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden.“

Die Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Sohne hatte schon im Jahre 1778 der Musiker Johann Friedrich Kranz, der sie in Frankfurt gesehen, in einem Briefe an sie bei Schilderung von Goethe's Spiel auf dem Weimarischen Liebhabertheater bemerkt:

„Eines muß ich wegen großer Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andravon kömmt vom Orakel . . . . O, wenn Sie ihn nur da hätten sehen sollen! Augen, Geberden, Ton, Gesticulation — Alles in Allem, sage ich Ihnen. Ich war gar nicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von Casa santa.“

In den Tagen der Kaiserkrönung hatte sie noch ihren frischen Humor, ihren lebhaften, munteren Geist, ihren leichten, heitern Sinn, ihren derben Mutterwitz, ihr weiches, warmes Herz, ihr freundliches, tiefes Gemüth. Sie, welche „die Menschen sehr lieb hatte und immer die gute Seite auszuspähen suchte“, hatte an Anderer Freude selbst herzliche Freude. Ihr Haus war stets gastfrei: sie konnte sich rühmen, „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von ihr weggegangen, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen“.

Mit Freude empfing sie die ihr zugewiesenen fürstlichen Kinder. Die Ankunft derselben war ein wahres Fest für das Goethe-Haus; denn die anmuthigen Kinder hatten sofort das ganze Herz der Frau Rath gewonnen. Sie that ihnen Alles zu Liebe, zu Gefallen und zur Unterhaltung. Obwohl war sie dem Verkehre mit der Jugend zugethan. So plauderte, spielte und schaffte sie denn auch ganz jugendlich mit den Fürstenkindern und gewann sich mit diesem herzigen Wesen gar bald die Liebe derselben. Auch an sorglicher Bewirthung ließ sie es nicht fehlen, aber

* Karolin, auch Karlin genannt, war eine seit 1732, wo sie zuerst Karl Philipp von der Pfalz schlagen ließ, in Oberdeutschland allgemein gangbare Goldmünze. Ihr Werth schwankte zwischen 18 bis 20 Mark.

D. Red.

Digitized by Google

besser als alle Delicatessen mundete den Kleinen die bürgerliche Kost der Frau Rath. Einmal, als sie sich Eierkuchen gebacken hatte und ihr zu verzehren im Begriffe war, kamen die Kinder und sahen ihr zu, und dies Gericht reizte ihren Appetit dermaßen, daß sie, als sie ihnen davon zu essen gab, zu großem Ergötzen der Frau Rath es versprützten, „ohne ein Blatt zu lassen". Für Frau Rath war und blieb es ein „Hauptspaß", und den Kindern blieben die Eierkuchen unvergeßlich; noch nach Jahren gedachten sie der Lust, mit der sie dieselben verzehrt, und wie köstlich sie ihnen geschmeckt hatten.

Eine gleich reizende Scene spielte sich einmal im Hofe ab.

Der Hof, in den man von der Hausflur über zwei Stufen abwärts gelangte, war zwar ein beschränkter, von Gebäuden umschlossener Raum, aber ein stilles und lustiges Plätzchen, und der Hausbrunnen bot den Kindern die schönste Gelegenheit zu Kurzweil und Spiel. War das ein Vergnügen, so recht nach Herzenslust zu pumpen — in Darmstadt hatten sie zu solche Gelegenheit nicht, und wäre das auch der Fall gewesen, so hätte die fürstliche Etikette die Benutzung derselben unmöglich gemacht. Doch auch hier drohte ihrem harmlosen Spiele Gefahr: die Hofmeisterin Demoiselle Gelieux machte Miene, die Kinder abzurufen, Frau Rath aber war ihr Schutz. Klug und weise, wußte sie „durch alle möglichen Argumente" die Hofmeisterin abzuhalten, und endlich, als diese nicht mehr darauf Rücksicht nahm und kein anderes Mittel gegeben war, brauchte Frau Rath Gewalt: sie schloß die Demoiselle Gelieux im Zimmer ein. So konnten nun die jungen Prinzessinnen und der kleine Prinz ungestört „sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser pumpen".

„Ich hätte," sagte Frau Rath nachher darüber, „mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen mirgendwo gegönnt war, als in meinem Hause."

Die vierzehnjährige Prinzessin Louise und ihr elfjähriger Bruder am Brunnen der Frau Rath in heller Kinderlust — das ist die Scene, welche Thumann's Meisterhand auf beifolgendem Bilde so allerliebst dargestellt hat.

Uebergücklich waren die Kinder, so lange sie im Goethe-Hause logirten, und beim Abschied sagten sie es dem auch der liebevollen Frau Rath, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei ihr gewesen.

Die großen Frankfurter Festtage waren vorüber; Frau Rath konnte an Friedrich von Stein schreiben:

„Nach dem großen Wirrwarr, den wir hier hatten, ist's jetzt wie ausgestorben. Mir ist das ganz recht; da kann ich meine Steckenpferde desto ruhiger galoppiren lassen. Ich habe deren vier — wo mir eins so lieb ist wie's andere, und ich oft nicht weiß, welches zuerst an die Reihe soll. Einmal ist's Brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt, und eine kindische Freude darüber habe; dann kommt das Clavier; dann das Lesen und endlich das lange aufgegebene, aber wieder hervorgesuchte Schachspiel."

Zu den Mecklenburger Fürstenkindern und deren Familie war und blieb aber Frau Rath seitdem in innigem Verhältnisse. Prinz Karl, der Vater, verehrte ihr für die so freundliche Aufnahme seiner Kinder eine prachtvolle Dose mit seiner Brillantchiffre. Zwei schöne Tassen, welche, von Frau Rath lange als werthe Andenken bewahrt, nach ihrem Tode in die Hände ihrer alten Dienerin Lieschen übergingen und sich jetzt in meinem Besitze befinden, sollen Zeichen der Dankbarkeit der beiden Prinzessinnen sein. So oft die letzteren nach Frankfurt oder in dessen Nähe kamen, besuchten sie die liebgewonnene Frau Rath, und diese war nicht wenig stolz auf „ihre Prinzessinnen" und nahm stets für dieselben entschieden Partei.

Als Louise, fünfzehn Jahre alt, mit ihrer Großmutter einen Besuch beim Kurfürsten von Mainz machte und dort in einem blauseidenen Kleide mit „vielen Aermeln", wie man sie damals nannte, in das Zimmer trat, stürzte Frau von Guttenhofen, geborene Gräfin Hatzfeld, eine berühmte Schönheit am Mainzer Hofe, auf die junge Prinzessin mit den Worten zu:

„Wissen Sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Aermeln herkommen kann?"

Sofort gefaßt, erwiderte ihr Louise:

„Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und so hab' ich auch angezogen, was sie mir befohlen."

Der Auftritt machte doch einen unangenehmen Eindruck auf sie, und niemals ist sie wieder dort gewesen. Frau Rath vernahm den Vorfall mit großem Unmuth und sprach lebhaft für ihr Prinzeßchen. Wie sie ihrem Unwillen nach Jahr und Tag Ausdruck gab, werden wir später sehen.

Schon am 1. März 1792 starb Kaiser Leopold der Zweite, und am 14. Juli wurde sein Sohn als Franz der Zweite zum Kaiser gekrönt. Es war die letzte Kaiserkrönung, welche die Frau Rath erlebte. Auch die mecklenburgischen Prinzessinnen nahmen an der Feierlichkeit wieder theil, und wohnten sie auch diesmal nicht im Goethe-Hause, so erfreuten sie doch die Frau Rath mit ihrem Besuche.

Im März des nächsten Jahres kamen beide auf der Rückreise von Hildburghausen nach Darmstadt wieder nach Frankfurt. Dort lernte der damalige Kronprinz von Preußen Friedrich Wilhelm die nun siebenzehnjährige Prinzessin Louise kennen und wurde von ihrer Schönheit und Anmuth, von ihrem Geist und Gemüth gefesselt. Wie in späterer Zeit zwei preußische Prinzen mit dem Schwesterpaar von Weimar sich verbanden, so erfolgte damals, am 24. April 1793, die Doppelverlobung in Darmstadt: Friedrich Wilhelm mit Louise, sein Bruder Ludwig mit Friederike. Mit lautem Jubel vernahm Frau Rath die frohe Kunde. Bald darauf weilten beide Prinzessinnen als Bräute mit ihren Verlobten und deren Vater wieder zu Frankfurt. Rahel nennt sie „die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands, holde, blonde, liebe Engel".

Der König hatte im Theater seine Loge neben derjenigen der Frau Rath Goethe. Sie fehlte natürlich im Theater nicht; ihr Herz frohlockte, daß ihre Prinzeßchen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten; sie mußte ihrem Logennachbar zeigen, wie nahe sie den hohen Bräuten beseumdet war. Wie drollig sie dabei verfahren und die ob vom Herzog von Mecklenburg empfangene Dose dazu verwandt hat, das hat sie selbst nachher ihren fürstlichen Freundinnen anschaulich erzählt; Friederike hat in liebevoller Erinnerung die Worte der Frau Rath noch nach Jahren wiedergegeben:

„Ich nehme meine Dose, geh' in's Theater und stelle sie mit drausdrückender Hand fest auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König, und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin; er hat mehr dergleichen gesehen. Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an; endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!" Ja, Ihre Majestät, antworte ich, die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg."

Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen.

Am 24. December 1793 wurde Louise mit Friedrich Wilhelm vermählt, und im Jahre 1797 wurde sie die allgeliebte Königin von Preußen. Ihre Freundschaft zu Frau Rath blieb innig wie früher, und als sie im Sommer 1799 nach Frankfurt kam, ließ sie durch ihren Bruder Georg die Frau Rath zu sich einladen. Prinz Georg kam um Mittag zu Frau Rath, die inzwischen, durch die Kriegsunruhen veranlaßt, das Goethe'sche Haus verkauft und ein schönes Logis am Roßmarkt, der Hauptmarkte gegenüber, im sogenannten „Goldenen Brunnen" bezogen hatte. Dort speiste der nun zwanzigjährige Erbprinz, der soeben die Universität Rostock verlassen hatte, bei der guten Alten, an deren kleinem Tische in traulicher Unterhaltung über die vergangenen frohen Tage, und lustig klangen die Gläser. Um sechs Uhr holte er sie in einem Wagen „mit zwei Bedienten hinten auf" in den Taxis'schen Palast zur Königin, deren Schwester die Fürstin von Thurn und Taxis war, und Frau Rath meldete darüber am 20. Juli ihrem Sohne nach Weimar: „Die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus — der guten Pfannekuchen ꝛc."

Um jene Zeit mag sich wohl auch die ergötzliche Scene zugetragen haben, in welcher Frau Rath ihren alten Unwillen über Frau von Guttenhofen und das Ereigniß am Mainzer Hofe zum Ausdruck brachte. Königin Louise, die in Wilhelmsbad verweilte, lud die Frau Rath Goethe aus Frankfurt dahin ein; diese leistete der Einladung Folge und saß eines Tages im Brunnenhaal neben der Königin, während „aller Welt Menschen" (erzählt die Schwester Friederike) sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau

Digitized by Google

Rath hörte nicht auf, nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „Wer ist die? wer ist das?“ Und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragte, die eben gesprochen hatte, antwortete die Königin:

„Frau von Guttenhofen!“

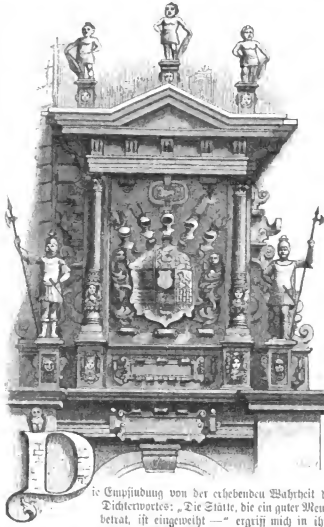
„Die Frau von Guttenhofen?“ fuhr sofort Frau Rath lebhaft und in größter Wuth auf; „die Frau von Guttenhofen, die so grob war? Lassen Ihro Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden!“

Auch im Juni 1803 sah Königin Louise die hochbetagte Freundin in Frankfurt wieder und erfreute sie durch das Geschenk eines goldenen Halsbandes.

Mit dem Prinzen Georg, dem Freunde ihres Sohnes, stand Frau Rath in Briefwechsel. In einem in meinem Besitze befindlichen Briefe vom 20. August 1805 schreibt er ihr von Charlottenburg aus in alter Herzlichkeit: „Da ich weiß, daß Sie Ihrem alten Freunde Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde es mir unmöglich seyn, Ihnen meine Freude Ihres lieben Briefes wegen mit den gewöhnlichen Schnörkeln auszumahlen. Ich sage Ihnen lieber, daß ich darin ganz meine alte, liebe Räthin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebahr .... Bleiben Sie mir nur immer recht gut und recht l a n g noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich durch Frankfurth komme, zum Andenken der schönen, alten Zeit; denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der Alte bleiben werde. Die Königin, welche mich verschert, Sie mit herzlicher Freude in Frankfurth wiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönstens, und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise.“

Leider sollte sein Wunsch, die Frau Rath möge „noch recht lang hier auf Erden“ bleiben, nicht in Erfüllung gehen. Wohl sah er sie im Februar oder März 1808 in Frankfurt noch einmal wieder. Er trat bei ihr gleich mit den Worten ein: „Frau Rath, werd' ich heut' Abend mit Ihnen einen Speckfalat mit Eierkuchen essen?“ und gedachte der unvergeßlichen Krönungstage, der Brunnenlust und der eingeschlossenen Hofmeisterin. Doch schon wenige Monate später, am 13. September 1808, schied die wackere Frau aus dem Leben. Am 19. Juli 1810 folgte ihr die liebenswürdige königliche Freundin Louise. Prinz Georg aber, seit 1816 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, bewahrte der „alten lieben Räthin“ alle Zeit treues Andenken, und noch im Jahre 1822 erzählte Friederike, die damalige Herzogin von Cumberland (nachherige Königin von Hannover), zu Teplitz in vertrautem Kreise in treuer, liebevoller Erinnerung, ja mit kindlicher Nachfreude, von der guten Frau Rath und von der herzlichen Aufnahme, die sie einst bei ihr als Einquartierung im Goethe-Hause gefunden hatte.

Eine verschollene Universität.



Die Empfindung von der erhebenden Wahrheit des Dichterwortes: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht —“ ergriff mich in ihrer ganzen Stärke, als ich die Straßen des alten braunschweigischen Städtchens Helmstädt durchwanderte und mich unter den Wölbungen seiner ehrwürdigen Häuser von den Geistern jener erleuchteten gelehrten Männer umwehen ließ, welche fast drei Jahrhunderte lang hier gearbeitet und geschaffen, gestrebt, gerungen und durch ihr Wort und Beispiel weit hinaus in's deutsche Vaterland gewirkt haben.

Helmstädt! Wie Wenigen ist der Name überhaupt geläufig, und doch war diese reizend unter dem Elm gelegene braunschweigische Stadt bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der Sitz einer Universität, welche einst eine glänzende Blüthezeit durchlebte und nicht nur durch eine Reihe berühmter Docenten, sondern auch durch die große Anzahl ihrer Studenten, die sich zeitweise auf 2000 steigerte, eine geistige Macht repräsentirte.

Die Thüringischen, noch mehr aber die Städte des Harzes, vor Allem Braunschweig, zeigen in ihrer ganzen Anlage und ihrem Häuserban fast durchgängig noch jenen unmittelbaren Charakter des späten Mittelalters und der Reformationszeit, welcher in anderen Städten des deutschen Nordens bis auf wenige Ausnahmen gänzlich geschwunden ist; wenn man sich in eine jener gewundenen Straßen oder auf einen der entlegeneren Plätze hinstellt, wo nicht moderne Kaufläden und Schilder störend in das alte Bild hineintragen, so glaubt man sich vollständig in die „gute alte“ Zeit zurückversetzt und erwartet jeden Augenblick, daß ein Hochweiser mit Sammetbarett, kurzem schwarzen Mantel und Schnabelschuhen oder eine Patricierfrau mit der hohen Spitzenhaube, gepufften Aermeln, knappem Mieder und dem vergoldeten Gebetbuche in der Hand uns entgegentreten müsse.

Helmstädt, zum Theil eine neue Stadt, trägt in seinen älteren Straßen noch ganz jenen Charakter der Reformationszeit; wir freuen uns an manchem charakteristischen Holzbau, an den mehrere Fuß über einander nach der Straße vortretenden Stockwecken, an Giebeln und Schnitzereien, an Inschriften, Figuren und Wahrzeichen; kaum können wir hier eine Straße zu Ende gehen, wo nicht an einem jener Häuser eine große Steintafel mit goldener Inschrift die kurze Lebensgeschichte jener verdienten Männer erzählt, welche in diesen Häusern gewohnt und — um es gleich dazu zu sagen — docirt haben; denn die Collegien fanden in den Privatwohnungen der Docenten statt, eine Einrichtung, die sich manche Professorenfrau heute entschieden verbitten dürfte; die Gelehrten hatten in ihren Mauern ihre ganze geistige Werkstatt, Bibliothek und Laboratorium, hatten nicht die Störung des Umkleidens und des wenn auch nicht großen Weges nach der Universität, ein Moment, welches bei den riesenmäßigen Arbeiten der Gelehrten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts gewiß in Betracht gezogen zu werden verdient. Das Universitätsgebäude, die sogenannte Julia Carola, war nämlich bei weitem nicht groß genug, daß sie für mehr als ein paar hundert Studenten hätte ausreichen können. Das jetzt in jenes Gebäude verlegte Gymnasium giebt nur etwa 250 Schülern Platz.

Digitized by Google

Sämmtliche Tafeln an den Häusern, wie auch die Universität selbst und alle Gebäude, die zu ihr eine Beziehung haben, tragen als Wappen einen Simson, welcher einem grimmigen Löwen den Rachen aufreißt; hinter Mann und Thier sieht man eine Sonne mit den Worten: ex forti dulcedo (Süßigkeit von dem Starken). Dieses von Kaiser Maximilian verliehene Siegel brachte zuwege, daß man alle Diejenigen, welche nicht unter diesem Zeichen standen, also alle Nichtakademiker, mit dem Namen der von Simson bekämpften Philister belegte, eine Sitte, die noch heute durch ganz Deutschland auf allen Universitäten herrscht und deren Zurückführung auf das Städtchen Helmstädt gewiß Wenigen geläufig ist.

Der Stifter der Universität, dessen Bild und Gestalt uns in der Aula und in den vielen Reliefs und Statuen an der Façade des Gebäudes entgegentritt — ich benutze einen sehr ausführlichen, nach authentischen Quellen gearbeiteten Aufsatz des Montagsblattes der „Magdeburger Zeitung" von 1876 — war der 1529 geborene Herzog Julius von Braunschweig, ein bedeutender Fürst, der, an der Grenzscheide des alten und neuen Glaubens stehend, gegen seinen streng katholischen Vater einen Kampf auf Tod und Leben durchzufechten hatte.

Aehnlich wie bei Friedrich Wilhelm dem Ersten und Friedrich dem Zweiten, spitzten sich in diesen beiden Männern die Gegensätze alter und neuer Zeit derartig zu, daß der junge lutherische Herzog, für den bereits das Gewölbe zu seiner Einmauerung hergerichtet war, sich vor dem Tode nur durch eine gefahrvolle Flucht retten konnte. Die feste Ueberzeugung, der damals erschrecklichen Unwissenheit der Geistlichkeit nur durch die Gründung einer Hochschule im Herzogthum Braunschweig abhelfen zu können, ließ ihn die Ausführung dieses Planes mit großer Energie betreiben, und so konnte er schon im Jahre 1576 an der Spitze eines aus Fürsten, Grafen, Prälaten, Ritterschaft und Abgeordneten bestehenden farbenprächtigen breittenden Zuges der feierlichen Eröffnung der Universität Helmstädt als ihr Rector perpetuus im schwarzen „bischöflichen Habit" beiwohnen. Bei seinem Tode, dreizehn Jahre später, hatte die Academie bereits vier Theologen, fünf Mediciner, sechs Juristen und neun Philosophen zu Lehrern. Die Nachfolger dieses Herzogs hüteten das junge aufblühende Unternehmen mit großem Eifer.

So wurde unter seinem Sohne Heinrich Julius, der, ein wahres Wunderkind, schon in seinem zehnten Jahre die gelehrtesten Professoren in die Enge getrieben haben soll, der prächtige Bau des „Theatrum Musarum" aufgeführt, der uns noch heute im Wesentlichen erhalten ist — ein Gebäude, wie es zu jener Zeit keine andere deutsche Universität aufzuweisen hatte. Derselbe ist nach dem Vorbilde der Offorder Universität in edlem Renaissancestil gebaut und macht mit seinen säulen- und statuengezierten, den Unterbau kranzartig umgebenden Erkern, seinen mächtigen, mit zierlichem Maßwerk durchflochtenen Fenstern, den beiden wappengeschmückten Portalen und den zierlichen, hohen, mit steinerner Gallerie umgebenen Treppen- und Uhrthurm einen höchst harmonischen Eindruck. Unter dem Gebäude zieht sich ein Weinkeller hin — damit, wie der Herzog bestimmte, „die Studenten lernen sollen, daß Bacchus von ihnen mit Füßen getreten werden müsse."

Der Schreckniße des Dreißigjährigen Krieges, welchen eine große Anzahl öffentlicher Lehranstalte erliegen mußte, ungeachtet, blühte die Universität weiter und glänzte während derselben durch ein Trifolium von Docenten, theilweise Schülern von Melanchthon, auf dem Gebiete der humanistischen Studien, durch Johann Caselius, den man den „Phönix Deutschlands" nannte, ferner durch Cornelius Martini und vor Allem durch Georg Calixt, den hochangesehenen theologischen Gelehrten und Redner, einen Apostel der Milde und Toleranz, welcher, beweint „als der Universität Ehrenstäule, das edelste Kleinod des sieben Vaterlandes", und mit Titeln und Einkünften, wie nie zuvor ein Professor, gelegnet, 1656 zu Grabe getragen wurde.

Fast noch als Zeitgenosse von ihm glänzte der berühmte Polyhistor, „das Wunder des Jahrhunderts", wie auf seinem Grabsteine steht, ein zweiter Faust, „der Theologie, Juristerie, Philologie und Medicin Doctor, Redner, Poet, Geschichtsschreiber", gar einzig in seiner Art — Herman Conring. In allen Gebieten hatte er Hervorragendes geleistet, durch seine eminente publicistische Thätigkeit die Aufmerksamkeit auswärtiger Könige erregt und war bei diesem weitumfassenden Geiste so unscheinbar von Gestalt, daß er zu allerlei Anekdoten Veranlassung gab, die man sich heute noch in Helmstädt von ihm erzählt. So wartete einmal vor seinem Hause am Ziegenmarkt die herzogliche Equipage nebst Vorreiter, um ihn nach Wolfenbüttel abzuholen. Als Conring sich dem Wagen naht, fragt der Kutscher:

„Nun, Kleiner, willst Du denn auch mit?" — und sagt, als sich der Geheimrath lachend vorstellt: „Na, wenn das ist, da hätten wir doch nicht vierspännig vorzufahren brauchen; Sie hätte ich in meiner Kiepe nach Wolfenbüttel tragen können."

Ein einziges Mal, während des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1626, waren die Vorlesungen für ein Semester eingestellt worden, weil die Professoren vor dem Eindringen von Heeresabtheilungen nach dem sicheren Braunschweig geflohen waren, die Studenten aber meistentheils Kriegsdienste genommen hatten, um von der Beute im Wintersemester zu studiren. Darnach aber wuchs die Zahl der Academiker bis auf die imponirende Zahl von 2000, welche allerdings schon bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläums 1676 wieder auf die Hälfte zurückgegangen war.

Die „Julia Carola" (Theatrum Musarum) in Helmstädt.
Originalzeichnung von G. Sundblad.

Diese Säcularfeier, welche die ruhmreiche Thätigkeit von dreißig Theologen, achtundbreißig Juristen, dreinndzwanzig Medicinern und zweinndsechzig Philosophen registriren konnte, wurde unter dem feierlichen Geläute aller Glocken der Stadt und dem Schalle der Pauken und Trompeten, in Gegenwart einer großen Menge Festtheilnehmer kirchlich und akademisch, durch Umzüge, Bankette, die Promotion von zwanzig Doctoren, Chorgesänge, Denkmünzenprägung und, was den Vergnügungen jener Zeiten immer einen humanen Zug beifügte, eine große Armen Speisung begangen.

Das zweite Jahrhundert des Bestehens der Universität glänzte durch das Wachsen der inneren Einrichtungen. Die Bibliothek war durch die Munificenz der gelehrten Herzöge auf 6000 Bände angeschwollen, besaß eine Zahl Originalcodices lateinischer Schriftsteller, handschriftliche Chroniken und Correspondenzen, unter ihnen namentlich die Briefe Luther's und Melanchthon's. Auch Luther's Brantring mit dem Motto: „Was Gott zusammengefügt, soll niemand scheiden" — wurde als Schatz verwahrt. Die Anatomie, die Bildergallerie, astronomische und astrologische Globen, Atlanten, physikalische Instrumente und allerlei Curiositäten, wie sie selbst in den Arsenalen der Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts nicht fehlen durften, erregten in der ganzen gebildeten Welt Aufsehen.

Digitized by Google

Das Rectorat über die Universität Helmstädt hatte seit der Theilung der braunschweigischen Dynastie zwischen den beiden Geschlechtern abgewechselt, doch hatte dieses Verhältniß bei der Ungleichheit an Macht und Mitteln zu vielen Mißhelligkeiten und Reibereien geführt, die schließlich im Jahre 1737 mit der Gründung der Universität Göttingen durch die kurfürstliche Linie ihren Ausdruck fand. Nun hatte die Julia, aber wie sie zu Ehren des um sie viel verdienten Herzogs Karl des Ersten nunmehr hieß: Julia Carolo, trotz der wärmsten Pflege doch einen schweren Stand, indem sie siebenachtel der Bevölkerung, auf die sie angewiesen war, verloren hatte. Dennoch lebte der alte Ruhm, welcher am Anfang des Jahrhunderts durch den großen Daubelisten Augustin Leyser und den Theologen und berühmtesten Prediger seiner Zeit Johannes Laurentius von Mosheim neue Nahrung erhalten, in einer Nachblüthe fort, welche bedeutende Namen zeigte.

War auch die Zahl der Studenten auf ein paar hundert gefallen und erreichte solche nur zur Zeit, als während des siebenjährigen Krieges Göttingen militärisch besetzt war, ausnahmsweise die Ziffer 800, so zeugen doch die häufigen und eigenthümlichen Verordnungen, Einrichtungen und Verbote von dem frischen akademischen Leben und dem von oben herab vielleicht allzu sehr gepflegten studentischen Corpsgeist.

Wir finden da wiederholte Verwarnungen an die Bürgerschaft, „keinem Studioso ohne Vorwissen seiner Eltern oder Vorgesetzten baares Geld, es sei solches noch so wenig, zu leihen, bei Aufdebung jedes Rechtsschutzes und willkürlicher Strafe. Versetzte Waaren oder andere Galanterien sollen sofort weggenommen werden, und nur der Credit einer Vierteljahrsmiethe und Kost, Kleidung bis 20 Thalern, Schneider- und Schusterarbeit für Thaler 10 — und Bier und Wein für Thaler 4 soll erlaubt sein". Bei dem damals billigen Biergroschen konnte man sich für dieses Geld übrigens schon einen ganz respectablen Spitz holen.

Alle ungehörliche Familiarität mit den Bürgern, gemeinschaftliche Gelage, Spiele, Brüderschaften und Divertissements wurden auf's Schärfste verboten. Die öffentlichen Plätze mußten im Interesse der Herren Studiosi anständig und ruhig erhalten werden. Die Bürgerschaft mußte ihnen ausweichen, das Singen, Schreien, das Umherlaufen im Schlafrocke, mit brennender Pfeife war ihnen aber untersagt. Die jungen Leute waren, wie man sieht, die Herren von Helmstädt, das von ihnen allerdings einen Theil seiner Einnahmen bezog, und führten in dem ruhigen, reizend gelegenen Städtchen ein echt akademisches Leben. Sie arbeiteten in ihren engen Kammern, hörten in den Häusern der Professoren Collegien, speisten zum großen Theile an den von Inspectoren beaufsichtigten Freitischen gemeinsam und fanden auf den Promenaden und in den Waldungen um die Wälle der Stadt Zerstreuung und Sammlung. Das Duellieren und Commersiren war streng verpönt und konnte nur in großer Heimlichkeit betrieben werden.

In der zweiten und letzten Epoche waren es besonders folgende Männer, welche die lernbegierige Jugend um sich versammelten: vor Allem der berühmte Chirurg Lorenz Heister, einer der bedeutendsten Vertreter der Chirurgie im vorigen Jahrhundert, sodann der Historiker und Publicist Franz Dominicus Haeberlein, besonders durch seine umfassende Arbeit der „Deutschen Reichsgeschichte" berühmt, und sein durch reiche Literatur noch berühmterer Sohn, der Staatsrechtslehrer und Publicist Karl Friedrich Haeberlein, ferner der namhafte protestantische Kirchenhistoriker Heinrich Philipp Conrad Henke und der viel kritisirte, viel verkannte und doch hochberühmte Gottfried Christoph Beireis. Dieser Letzterwähnte, ein Mann, dessen interessantes blasses Gesicht und große schwarze Augen uns noch heute aus einem halbvergilbten Portrait in der einstigen Aula anziehen, war Professor der Physik, Medicin und Chirurgie, Hofrath und Leibarzt des Herzogs, ein vielseitig hochgelehrter und aufopfernder Menschenfreund, ein Original: mit hechtgrauem Rocke und schneeweißem Jabot sah man den kleinen Herrn nur auf Krankenbesuchen, denen er bei Arm und Reich, unbekümmert um Wetter und Zeit, bis zu seinem im Alter von neunundsiebenzig Jahren 1809 erfolgten Tode unermüdlich oblag. Unverheirathet, mit einem einzigen treuen Diener lebend, liebte er es, sich mit einem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben, welcher ihn schon oft zum Romanhelden gemacht hat. Der Verkauf und die Verwerthung einiger wichtigen Erfindungen in der Darstellung von Carmin im Auslande hatte ihm ein Vermögen eingetragen, welches er zu seiner weltberühmten Naturalien- und Kunstsammlung verwendete. Dort paradirte die berühmte Boucon'sche automatische, freifende und verdauende Ente, die übrigens in neuester Zeit aufgefunden und von dem St. Petersburger Curiositätencabinet von Gaßner angekauft worden sein soll, ein Stein, den er als einen Diamanten von 6400 Karat bezeichnete — der spurlos verschwunden ist —, die Guerick'sche Luftpumpe, Münzcabinete, Gemäldesammlungen und allerlei Wunderlichkeiten, auf deren Besitz er sehr stolz war und die auch Goethe bei einem Besuche des sonderbaren Mannes besichtigte. Er verblüffte gern seine Gäste; so soll er einmal die Farbe der Livreen der aufwartenden Diener aus roth in blau verwandelt haben; wer die eiserne Thürklinke seines stets geschlossenen Hauses berührte, bekam — eine liebenswürdige Ueberraschung, besonders für nervöse, den Arzt consultirende Damen — einen elektrischen Schlag versetzt.

Nun, noch steht das vornehme Haus dieses Gelehrten, aber seine Thür ist weit offen; Geschäftslocale sind hier, wie in den Hallen der meisten ehemaligen Professorenhäuser etablirt worden. So ging es auch mit der Universität selbst: das Gebäude blieb erhalten, aber der Inhalt dieses Zusammenflusses von strebenden Geistern ist längst ausgetrorben.

Als im Anfange unseres Jahrhunderts das braunschweigische Land dem Königreich Westfalen unter Jerome einverleibt wurde, war die Aufhebung der Helmstädter Hochschule eine beschlossene Sache. Da entstand Verzweiflung in den damals noch sehr vollzähligen Lehrkörper, unter den Studirenden, in der Bürgerschaft: es gab Reisen, Expecten, Vorstellungen, Berspreschungen, Hoffnungen und am Schlusse doch unerbittlich das Todesurtheil in Gestalt eines vom 10. December 1809 datirten Decretes:

„In unserem Königreiche sollen in Zukunft nur drei Universitäten sein, nämlich die zu Göttingen, Halle und Marburg, mit welchen diejenigen zu Helmstädt und Rinteln sollen vereinigt werden."

So wurde ein leuchtender Feuerbrand wissenschaftlicher Bildung und hochbedeutender Förderung freier Forschung aus einander gerissen, aber die brennenden Scheite sind nicht ausgelöscht, sondern haben, wo sie niederfielen, weiter Flamme und Wärme gespendet. Nicht lange blieb der Herd verödet: ein wohl renommirtes Gymnasium hat in den geweihten Räumen der Universität Einzug gehalten, eine große landwirthschaftliche Schule, eine Bürgerschule, ein lutherisches Jungfrauenstift und eine gute Mädchenschule vereinigen in dem heute wohlhabenden industriellen Städtchen eine verhältnißmäßig große Anzahl lernender Jugend. Die meisten Bürgerfamilien haben einige dieser jungen Leute mit ihren in allen Farben schillernden Kappen in Pension, und in den freundlich lichten Räumen des ersten Stockwerkes stehen die Reste der noch immer ansehnlichen Bibliothek — wohl selten werden diese Bücher heute noch consultirt. Die werthvolleren Werke sind nicht mehr vorhanden. In dem Städtchen lebt kaum noch Jemand, der sich an die glanzvolle Zeit erinnert, die kaum vor siebenzig Jahren ihren Abschluß fand: Jeder geht seinen Geschäften nach — für die Interessen vergangener Tage fehlt dem Lebenden, der mit dem Heute und Morgen rechnet, doch die innere Beziehung — und der Fremde wird angestaunt, der vor den Bauer-Juschriften stehen bleibt, welche von Helmstädts glänzender Zeit Zeugniß geben.

Und es ist gut, daß es so ist. — Nur der rücksichtslose Bruch mit ausgelebten Vorstellungen kann den frischen Zug des Wachsthums erzeugen, welcher heute in allen Städten dustere Wälle und enge Gassen durchbricht, gesunde Wohnungen, luftige breite Straßen und grüne Parke hervorzaubert. Sagt doch unser idealster Dichter in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse:

„Wir, wir leben — unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht."

Oscar Justinus.

Digitized by Google

Populäre heimische Vögel auf der Anklagebank.

Eine praktische vogelkundige Untersuchung.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

(Fortsetzung.)

2. Die Ueberhandnahme des Haussperlings.

In gewissem Sinne ist der Haussperling unter den gefiederten Wesen dasjenige, welches sich — wie der Hund unter den Säugethieren — den menschlichen Verhältnissen am meisten anschließen versteht. Er hat dem Gebieter der Erde Manches abgesehen und von ihm Mancherlei gelernt — aber umgekehrt wie der intelligente und treue Hund — im Verkehr mit dem Menschen sich hauptsächlich nur schlechte Gewohnheiten angeeignet.

Der Haussperling ist ein Culturvogel, und sein Bestehen knüpft sich eng an den Ackerbau: nur in Gegenden des landwirthschaftlichen Betriebs und unter Verhältnissen, welche diesem Vogel wesentlich die Nahrung aus Feld- und Gartenerzeugnissen bieten, nistet er sich ein; er vermehrt sich dort zusehends. Wenn wir schon im Jahre 1873 in unserem Werke „Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirthschaft“ im Allgemeinen zu dem Resultate kamen, daß der Schaden des Sperlings seinen Nutzen entschieden überwiege, so müssen wir mit Fug unserer fortgesetzten Untersuchungen und Ermittelungen dieses Urtheil heute vollauf bestätigen, ja noch schärfer als früher aussprechen:

Den Schaden, den Krähe und Dohle in großem Maßstabe anrichten, verübt unser Spatz im Kleinen. Aber die Masse, in welcher er auftritt, steigert die Verderblichkeit seines Thuns und Treibens. An Klugheit, Vorsicht und Frechheit giebt er der Krähe nichts nach, und dazu kommt, daß er sich fast der vielfachen Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen eine Lebenspraxis angeeignet hat, die ihn bei seinen Plünderungen nur allzu oft vor Nachstellungen schützt. Sein Naturell ist zählebig wie seine geistige Begabung vielseitig, und wie die Krähe in der Flur jede Nahrungsquelle ausfindig macht, so fühlt er sich in Haus, Hof, Garten, Haagen und Baumstücken daheim. Seine ganze nutzenbringende Thätigkeit beschränkt sich wesentlich auf die Zeit im Frühlinge, wo er seine ersten Bruten mit Insecten nährt, und zwar meistens mit Raupen. Die Nestlinge füttert er mit Kerfthieren — aber nur, so lange sie noch nackt sind; sobald sie die Kiele gestoßen haben, fängt sofort die Atzung mit Körnern, und zwar mit milchigen jungen Erbsen und Getreide, an, welche Nahrung allmählich die ausschließliche bei Jung und Alt wird. Den zweiten und späteren Bruten reicht der alte Sperling in den meisten Fällen nur Körner.

Mit dem Beginne der Kerfsfütterung aber fällt eine andere schädliche Bethätigung des Sperlings zusammen: er beißt freventlich die Blüthen- und Blattknospen an den Obstbäumen ab. Wenn nun neuerdings behauptet wird, daß alle abgebissenen Knospen Blüthenbohrer, wie z. B. den Apfelblüthenbohrer (Anthonomus pomorum), enthielten, so ist dies nicht zutreffend: wir haben uns wiederholt durch innere Untersuchungen frischerlegter Sperlinge davon überzeugt, daß die Masse im Kropfe vorhandener Blüthenknospen nur aus gesunden Exemplaren bestand. Das Abbeißen der Knospen artet bei diesen Vögeln in Unart, in Spielerei aus. Daß die Entdeckung eines Kerfs in den Knospen den Unhold bei solchen Ansartungen zum Abbeißen und Untersuchen von Knospen nach Insecten antreibt, wollen wir zwar nicht in Abrede stellen; denn oft genug haben wir wahrgenommen, daß er eine Zeitlang die abgebissenen Knospen im Schnabel herüber und hinüber wirft, um sie sodann fallen zu lassen. Daß er aber diese Verheerungen auch an ganz gesunden Knospen anrichtet, davon haben wir uns öfters genau überzeugt.

Unsere Hausfrauen und Gärtner ärgert der freche Eindringling gleich im Frühjahre durch Ausleseu der ausgestreuten Sämereien. Vergeblich sind hier Scheuchen und Klappern aufgestellt worden, wie man sie auf den Obstbäumen zum Schutze der Früchte anwendet. Der Wohlerfahrene hat diese Popanze und Lärmmaschinen längst als ungefährliche Spielereien kennen gelernt und scheut sie deshalb absolut nicht, wie er umgekehrt die eiserne und Reinerne Falle, welche ihm die Jugend stellt, respectvoll meidet. Die stillen Frühstunden oder die sonst irgendwie gesicherten Tageszeiten werden von dem Pfiffikus schlau benutzt; er lockt seine Cameraden durch Rufe zu gemeinsamem unbedrohtem Handeln herbei. Unter und auf den bunt mit allen möglichen Drohungszeichen und Lärmapparaten decorirten Rabatten hebt das graue Gesindel unn frech die eben aufgekeimten Erbsenpflänzchen aus der Erde, um die angeschwollene Frucht zu verzehren oder die Jungen damit zu füttern, und wenn die Ranke die ersten Schoten treibt, dann ist der Spitzbubenhaufen der Alten mit der herangewachsenen Brut schon wieder zur Verheerung da. Ebenso fällt Monsieur Sperling häufig in den Weizen, die Gerste und den Hafer, ehe diese Früchte noch reifen, um seinen Jungen die willkommenen Körner zuzutragen. Gleich wie die Frucht des Feldes, so wird das Obst der Baumstücke und Gärten heimgesucht, und vor Allem liebt der Sperling das Steinobst; er liebt es leidenschaftlich. Zur Zeit der Reife dieser Obstart haben sich schon die meisten Bruten des Vorsommers als angehende selbstständige Spatzen zusammengeschaart und bedrohen sich nun der besten Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Mirabellen, Reineclanden, Zwetschen ꝛc., deren sie nur irgend habhaft werden können; sie stürzen begierig den süßen Saft. Zuletzt kommen die Weintrauben an die Reihe, die von einzelnen Räubern und ganzen Räuberschaaren unter dem heimlichen Dämmer der Spaliere und des Gemäuers geplündert werden.

Vorher schon hat der Spatz in den ansehnlichen Flügen des August die Frucht- und Samenäcker, vornehmlich die bei den Ortschaften und Städten zunächstliegenden, überfallen. Im Hanfe, in der Hirse und dem Mohne zehntet er gehörig, sodaß unter dem Gewichte der sich niederlassenden Vögel die Halme sich beugen und zur Erde knicken, nm dort nach allen Richtungen hin verzerrt und verbissen zu werden. Die aufgestellten Garben umsitzt und umhängt das Diebsvolk oft wie ein grauwimmelnder Bienenschwarm den Korb. Auch das eingeheimste Getreide besteigt der Sperling den Winter über in den Scheunen und Diemen, wie die aufgeschüttete Frucht auf den Boden.

Was bedeutet nun die geringe Ausbeute des Vogels an Kerfen, welche er im Frühjahr macht — was bedeutet sie diesem Diebeshange nach Körnernahrung gegenüber? Was will die Leistung des im Fluge unbehofften Vogels beim Maikäfer-, Schmetterlings- und sonstigen Insectenfange sagen? Sie ist nicht erwähnenswerth im Vergleiche z. B. mit dem Nutzen, welchen die Saatkrähe uns durch massenhaftes Erbeuten des Mai- und Junikäfers leistet, indem sie ihn morgens mit Flügelschlägen von den Zweigen zur Erde wirft — nicht erwähnenswerth neben dem emsigen Haschen dieses Insects durch die gemeine Fledermaus. Und doch erweisen sich auch die Verdienungen durch Krähe und Fledermaus in einem sogenannten Maikaferjahre nur als ohnmächtig. Noch weniger von Gewicht ist die nur gelegentliche und vorübergehende Ernährung des Sperlings durch Regenwürmer und Erdkerfe. Den Nutzen, welcher durch diese ganz untergeordneten Bethätigungen erzielt wird, drängt der Allesfresser wieder in den Hintergrund durch die nur wenig unterbrochenen Plünderungen in den Gehöften an angestellten Käfen, am Fleische und Fette der Metzgerläden, in den Vorrathskammern der Wohnungen, welche Orte alle er ebenso keck und aufgeräumt wie mißtrauisch und vorsichtig besucht, abgesehen von unzähligen anderen Diebswegen. Er lebt mit dem ganzen Volke des Hausgeflügels; ja er weiß sich sogar mit den Hofhunden zu vertragen, die ihm gern den Zehnten ihrer Futternäpfe überlassen.

Werfen wir nach der Schilderung dieser einzelnen Lebensäußerungen des Sperlings nunmehr einen Blick auf sein charakteristisches Betragen, sein Auftreten überhaupt dem Menschen und der gefiederten Welt gegenüber! Ueberall bekundet er sich als ein kecker, durch lange Duldung und Hegung immer muthwilliger und unverschämter gewordener Strolch, der vorübergehende, nicht durchgreifende Verfolgungen nur zu verhöhnen scheint, der sich mit der Miene eines übermüthigen Wohlberechtigten allerorten breit macht, wo er sich vorwitzig eingedrängt hat. Sein Losungswort heißt: ubi bene, ibi patria — zu deutsch: wo mir's behagt und wo ich stehlen kann, da bin ich dahein, und er erweitert zu Gunsten seiner Beeinträchtigungen fremden Eigenthums diesen Spruch, in-

Digitized by Google

dem er noch hinzufügt: da will ich der Erste sein. So sehen wir ihn das beinahe fertig gebaute Nest der Hausschwalbe usurpiren und in gleicher Weise die ihm zugänglichen Niststätten den nützlichen Höhlenbrütern zänkisch und unklitisch streitig machen.

Er macht sich an allen Orten frech geltend, wohin ihn auch immer sein Diebsinn, seine Gewohnheiten, seine Launen führen mögen. Die Sucht des Sich Hineinmischens in alle fremden Verhältnisse und Vorkommnisse der Vogelwelt, das freche, anmaßende, unruhige und lärmende Wesen des Herrn Spatzen vertreibt denn auch die lieblichsten und nützlichsten Vögel, die mit ihm unsere Wohnstätten unsichmirren; ja wir sind mit den vortrefflichen Beobachter und Kenner des Vogellebens E. F. von Homeyer zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle zarten Sänger die Oertlichkeiten meiden und fliehen, an welchen der Sperling sein Wesen treibt.

Fassen wir nun noch die unumstößliche Thatsache in's Auge, daß sich die Sperlinge von Jahr zu Jahr — und gerade in diesen letzten ganz besonders merklich — außerordentlich vermehrt haben, sodaß Flüge von Tausenden das Wachsthum der Felder und Gärten ernstlich beeinträchtigen, so muß entschieden der Stab über den Angeklagten ob seiner mannigfachen Unbilden gebrochen werden. Es ist von Homeyer festgestellt worden, daß 3 Morgen Weizenacker, auf 30 oder 36 Scheffel Ertrag geschätzt, bis auf 1 Scheffel Ernte durch Sperlinge zerstört wurden; es ist von uns constatirt worden, daß Gärten durch diese Vögel ihres edlen Obstes beraubt worden sind; wir haben in vielen Jahren, in besonders auffallendem Grade aber während dieses Nachsommers, Schwärme von mehreren Tausend Sperlingen über reifende Fruchtäcker, sowie über Garben Weizen, Gerste und Hafer herfallen sehen und nach kurzer Zeit diese befallenen Stätten bis auf ein Weniges zerstört gefunden. Solcher Schaden trifft in der Regel die Besitzungen unmittelbar an den Dörfern, die dann eben vollständig ruinirt werden. Der Spatz ist, wie das Kaninchen, örtlich, sporadisch in hohem Grade schädlich, aber den Werth seiner Zerstörungen zu berechnen, ist kaum möglich.

Wir haben oben gesagt, daß die Existenz des Sperlings als eines Culturvogels an die Ackerbauwirthschaft gebunden sei. Dies hat sich überall bewahrheitet, wohin auch der Mensch diesen gefiederten Räuber gebracht hat. Er ist nach Amerika, nach Australien verpflanzt worden und hat sich dort allerorts zum Schaden des Feld- und Gartenbaues erstaunlich vermehrt. Wir sehen die Einzelregierungen Neuhollands bereits eingreifen in die Reihen dieser diebischen Vogelart; denn man hat daselbst Preise für Lieferungen von Sperlingsköpfen ausgesetzt. Es wurden für je 100 Eier 2,5 Schilling und für 12 Köpfe 0,8 Schilling gezahlt, wonach in einem Zeitraume von zwei Monaten 81,600 Eier und 8000 Sperlingsköpfe eingeliefert wurden, gegenüber der dortigen Massenvermehrung des Vogels immerhin noch ein unzulängliches Resultat.

Angesichts der thatsächlich anfallenden Uebethandnahme des Sperlings sollten in unserem Vaterlande die Regierungen nicht hinter den Behörden des Auslandes zurückstehen und die Frage ebenfalls in ernste, gründliche Erwägung ziehen; die Sächsische Kammer hat in neuerdings die Aufhebung des Schongesetzes für den Haussperling bereits in ernste Erwägung gezogen.

Der Vermehrung dieses schädlichen Vogels muß unbedingt entgegengetreten werden. Schon die Consequenz in Hinsicht auf die Verfolgung anderer Vogelarten, eben der besprochenen Krähen und Dohlen, bedingt dies.

Bereits vor einem Jahrzehnt schlugen wir in unserem mehrerwähnten Werke vor, daß die Regierungen der einzelnen deutschen Staaten nicht gerade Vertilgungsverordnungen gegen den Sperling erlassen, die zu allerlei grausamen Ausschreitungen gegen diese Thiere führen könnten, wohl aber dem Landmanne und Weinbergsbesitzer, dem Inhaber von Gärten und Obstpflanzungen außer der Brutzeit die Freiheit der Nothwehr gegen den Spatz gestatten möchten.

Heute müssen wir einen Schritt weiter gehen und nicht allein das Erlegen des Sperlings außer der Brutzeit, sondern auch das Ausheben der Nester desselben empfehlen. Dies ist bei seinem allgemeinen Nisten an zugänglichen Oertlichkeiten der Wohn- und Hofgebäude leicht zu bewirken und hält, wenn es während mehrerer Sommer consequent und gründlich durchgeführt wird, die Vermehrung nieder. Ausrotten läßt sich der kluge, pfiffige Sperling so wenig wie der Gauner Fuchs, dem gewiß waidmännisch mit allen Kräften nachgestellt wird und der, widerstandsfähig wie er ist, trotz alledem sich siegreich behauptet. Bei allen Anstrengungen zur Verhütung der Zunahme wird der lebenszähe Spatz stets ein hinlängliches Contingent zur zeitweisen Raupenlese im Vorsommer abgeben.

Hallet die Ausbreitung des Sperlings nieder und schützt unsere Meisen, unsere Spechte und die entschiedenen Kerffresser! Das sei das Losungswort des Vogelschutzes in Bezug auf diesen argen gestügelten Dieb!

(Schluß folgt.)

Die Lachsfischereien am Columbia in Oregon.

Von Theodor Kirchhoff.

Es sind gerade siebenzehn Jahre vergangen seit jener Zeit, da ich den Lesern dieser Blätter zum ersten Male von den Lachsfischereien am Columbia, jenem gewaltigen Strome im Nordwesten der Union, erzählte.* Damals waren es Indianer, welche der Jagd dieses Bewohners der salzigen Tiefe bei seinen jährlich wiederkehrenden Massenwanderungen in die Flüsse jener Küstengebiete an den Stromschnellen der Falles oblagen. Die Wildnisse des fernen Oregon haben sich seitdem in einen blühenden Culturstaat verwandelt, und meine vor mehr als anderthalb Decennien gemachten Andeutungen, daß der Lachsfischerei am Columbia im Laufe der Jahre eine großartige Entwickelung bevorstände, haben sich in einem Grade bewahrheitet, wie ich es mir damals nicht habe träumen lassen.

Als ich bei einer sich für mich alljährlich wiederholenden Geschäftsreise nach Oregon und dem Territorium Washington am Ostersonntage vorigen Jahres in Astoria, dem Emporium der Lachsfischereien am unteren Columbia, einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte, benutzte ich die mir gegebene Muße zeit, um dort den Salmonfang und den Proceß des Präserviren der Lachse in den Lachspackereien gründlich kennen zu lernen, und will ich jetzt den Lesern dieser Blätter das Ergebniß meiner nicht uninteressanten Aufzeichnungen in möglichst klarer Weise vorlegen.

Astoria ist das Namenskind unseres weltberühmten Landsmannes, des New-Yorker Millionärs Jacob Astor. Dieses weitschauende kaufmännische Genie erkannte bereits beim Beginne unseres Jahrhunderts die Wichtigkeit des fernen nordamerikanischen Nordwestens und beschloß — es war im Jahre 1810 — an der Mündung des Columbia eine Handelsstation zu gründen, welche der damals allmächtigen Hudsonsbai-Pelzcompagnie in jenem entlegenen Lande Concurrenz machen sollte. Der Plan, den man zuerst für die Gründung des Handelsemporiums im Nordwesten bestimmte, wurde etwa 20 englische Meilen von der Mündung des Columbia an seinem linken Ufer gewählt, wo eine weitgeschweifte Bucht den über die gefährliche Barre einlaufenden Seeschiffen einen sicheren Ankergrund gewährte. Die Hoffnung des Gründers von Astoria, dort eine bedeutende Handelsstadt entstehen zu sehen, hat sich aber nicht erfüllt; es war vielmehr der 106 englische Meilen oberhalb Astoria am Willamette, einem Nebenflusse des Columbia, im Jahre 1845 gegründeten Stadt Portland vorbehalten, das Handelscentrum des Nordwestens zu werden. Könnte der alte Astor heute sein Namensstift besuchen, so würde er sich wahrscheinlich über dessen äußeren Anblick bitter enttäuscht fühlen. Aber er würde dort in der Nähe ein ganz neues Element der Größe finden, an welches er nie gedacht: eine Industrie, welche nach wenigen Jahren ihres Bestehens bereits mit Millionen rechnet und die in Astoria ihr natürliches Centrum findet; — ich meine eben die weltberühmten Lachsfischereien am unteren Columbia.

Die Stadt Astoria, welche etwa 3500 ständige Einwohner zählt, beherbergt zur Zeit des Lachsfanges fast die doppelte Zahl von Bewohnern und ist dann einer der lebhaftesten Plätze in Oregon. Im vergangenen Jahre wurde von den bei Astoria liegenden Lachspackereien (Cameries) etwas über eine Million Dollars an Fischerleute, Arbeiter ꝛc. ausbezahlt, welche Summen

* „Die Indianer beim Lachsfang". Jahrgang 1865, Nr. 48.

Digitized by Google

Im Kampf gefallen. Nach dem Oelgemälde von Bengt Nordenberg.

dem Kleinverkehr in jener Stadt größtentheils zu Gute kommen; denn die Einwohnerschaft Astorias, aus den verschiedenartigsten Nationalitäten zusammen gewürfelt, gehört durchaus nicht zu dem Geschlechte der Philister, sondern läßt ihre schwer erworbenen Dollars auf hohle Weise in den 40 Kneipen, in den Handelshäusern, den Austernstuben und anderen einstlaborischen Etablissements bes auf eine große Zukunft spekulirenden Millionärstadtchens wieder unter die Leute kommen. Daß Raufereien, Schießpassiren und Stechereien in Astoria zu den Seltenheiten gehören, scheint bei einer so gemischten Bevölkerung fast unbegreiflich zu sein, ist aber dennoch der Fall, und es freut mich, dem lustigen Astoria in dieser Beziehung ein so gutes Zeugniß in diesem Weltblatte ausstellen zu können.

Ein prächtiges Schauspiel bot sich mir dar, als ich am Abend jenes Ostersonntags bei dem herrlichsten Wetter den Blick von den hinter Astoria gelegenen bewaldeten Höhen über den mächtigen Columbia schweifen ließ: ein etwa sieben englische Meilen breites Gewässer dehnte sich vor meinen Augen aus, und diese ungeheure Wasserfläche war mit mehr als 500 Segelböten bedeckt, die alle der Mündung des Stromes zustrebten, um dort bei einbrechender Nacht ihre Netze zum Fangen eines Theils der Avantgarde der diesjährigen Salmenarmee auszuwerfen. Unter mir lag Astoria mit seinen zahlreichen, auf Pfeilern in den Strom hinausgebauten Holzanals, und zu beiden Seiten der Stadt, von der unteren Bucht bis nach dem sich im Osten als dichtbewaldete Höhe in den Strom hinausschiebenden „Tongue Point", zog sich in großen Bogen eine lange Reihe von „Canneries" hin, d. h. von fabrikartig angelegten Anstalten zum Verpacken der Salmen. Am gegenüberliegenden Ufer des breiten Columbia erstreckten sich die malerischen, mit dichtem Waldstande bekleideten Höhenzüge im Territorium Washington und fanden in weiter Ferne ihren Abschluß in einem sich kühn aufbauenden grünen Vorgebirge, dessen Fuß der große Ocean bespült. Ich habe ein gutes Stück dieser schönen Erde gesehen, aber ich muß gestehen, daß ich kein Flußpanorama kenne, welches sich, wenn der Himmel seinen in diesen Breiten alltäglichen grauen Wolkenanzug einmal mit einem sonnigen blauen Festgewande vertauscht, an Großartigkeit mit dem des unteren Columbia messen kann.

Den Lesern soll hier jedoch keineswegs eine landschaftliche Studie geboten werden; es soll sich vor ihren Augen nur ein Bild des industriellen Treibens an den Ufern des Columbiastromes entrollen. Begleiten wir also die Armada der Segelböte auf ihrer Fahrt nach den Fischereigründen an der Stromründung! Nur vier Monate im Jahre — vom 1. April bis zum 31. Juli — ist den Lachsfischern ihr Handwerk nach den Gesetzen des Staates Oregon und des Territoriums Washington, deren Grenzscheide der Columbia bildet, gestattet. Früher und später und am Tage des Herrn können die Salmen ihre Wanderung 1000 Meilen stromaufwärts nach ihren Laichplätzen unter polizeilichem Schutze unternehmen; sie haben dann nur noch die Rothhäute an den Dalles-fällen zu fürchten, welche über dem Gesetze stehen und die vorbeiflüchtenden Lachsgeschwader zu jeder Zeit mit Netz und Speer attaquiren. Wer sich für diese Art indianischen Fischfangs besonders interessirt, der möge den oben erwähnten Artikel in den früheren Jahrgängen der „Gartenlaube" nachschlagen. Hier haben wir dagegen nur die Ausrüstung und die Thätigkeit der civilisirten weißen Lachsfischer in's Auge zu fassen.

Jedes der Fischerböte, welche an der Mündung des Columbia auf den Lachsfang ausgehen, hat eine Besatzung von zwei Mann, einen Fischer und dessen Gehilfen. Es ist ein außerordentlich gefährliches Handwerk, welchem diese Fischerleute obliegen. Da die Salmen dort am delikatesten sind, wo sie aus dem Salzwasser in die Stromründung gelangen, so streben alle Böte darnach, ihre Netze so nahe dem Meere wie möglich auszuwerfen und dort die in den Fluß hineinschwimmenden Lachse zu fangen. Die Mündung des Columbia bildet nun aber eines der gefahrvollsten Gewässer der Welt, und die Barre des Stromes (Columbia river bar) ist das Schreckgespenst aller Seefahrer an dieser Küste. Selbst bei stillem Wetter ist es dort nichts weniger als gemüthlich, wüthet aber ein Südweststurm, so ist die Brandung auf der Barre grauenhaft.

Die Böte, welche auf den Salmenfang ziehen, bemühen stets die Nacht zur Ausübung ihres gefährlichen Handwerks, da diese die passendste Zeit für einen ergiebigen Lachsfang bildet. Einige Meilen oberhalb der Stromründung werfen die Fischer ein gewaltiges Netz aus, das eine Länge von etwa 1500 Fuß und eine Tiefe von 30 Fuß hat. Das Netz ist aber kein geschlossenes, sondern nur ein riesiger Maschenvorhang, der von circa 100 Pfund schweren Bleigewichten in senkrechter Stellung im Wasser gehalten und oben durch eine Menge von schwimmenden Holzkisteln getragen wird. Mit der Ebbe treibt dieser Maschenvorhang, dessen eine Seite am Boote hängt, langsam stromab. Das Netz hat eine bräunliche Färbung, sodaß die Salmen es im Dunklen vom Wasser nicht unterscheiden können. Die unglaublich schnell stromauf schwimmenden Lachse rennen nun kopfüber in die Maschen. Die kleineren dagegen zwängen sich durch die Maschen, welche einen gesetzlich vorgeschriebenen Durchmesser von 8½ Zoll haben — die größeren bleiben darin hängen. Verstricken sie sich mit den Kiemen in den Maschen, so können sie nicht mehr athmen und ersticken buchstäblich im Wasser, so paradox dies auch klingen mag. Gelangen aber die Fische mit dem halben Körper in die Maschen, so werden sie lebendig an's Boot gezogen und dort — granlam genug! — mit einem Knüppel vom Leben zum Tode befördert.

Die armen Salmen sind aber noch der Verfolgung durch andere Todfeinde ausgesetzt, vor Allem durch die an der Mündung des Columbia sehr zahlreichen Seehunde und Seelöwen. Diese Thiere, denen ein fetter Lachs bekanntlich ein luculliſches Mahl dünkt (vergl. Jahrg. 1881, Nr. 37), stellen sich oft in den Fischereigründen ein und fressen als Feinschmecker den in den Netzen festgenannten Fischen die Kiemen ab, oder reißen sogar einen gefangenen Salm ganz aus dem Netze heraus und verschlingen ihn als guten Bissen. 11 Lachse von je 30 Pfund Gewicht sind ein Mahl für einen ausgewachsenen Seelöwen. Die Fischer haben daher eine erklärliche Wuth auf die Seelöwen, welche die erbeuteten Lachse wie zum Hohn über dem Wasser hin und her schleudern, ehe sie dieselben verschlingen. Aber dieser Spaß kommt manchem dieser lustigen Flußpiraten theuer zu stehen; denn oft muß er ihn mit einer Büchsen- oder Revolverkugel büßen. Nicht besser ergeht es ihm, wenn er, nach gefangenen Lachsen recognoscirend, das Netz entlang ruhig hin und her schwimmt und dabei unvorsichtig den Kopf über das Wasser hebt.

Die Böte treiben, wie gesagt, mit der Ebbe langsam der Barre zu und mit eintretender Fluth wieder stromaufwärts. Gerathen sie aber in stockfinsterer Nacht und bei stürmischem Wetter in die Brandung, so sind sie meistens verloren; denn bevor die Fischer ihre mit Salmen beschwerten Netze von dieser großen Last befreien können, werden sie von den Wogen fortgerissen; die Böte schlagen um, und an Rettung ist nicht zu denken. Sollen doch im letzten Jahre 190 Fischerleute daselbst um's Leben gekommen sein, ja in einer Nacht kenterten dort 25 Böte, und am nächsten Morgen fand man einige derselben, das Unterste nach oben gekehrt, am Strande; die Insassen der Fahrzeuge hatten sich, um nicht von den Wogen fortgespült zu werden, an den Sitzbrettern festgebunden, waren aber in dieser Lage elendiglich umgekommen. Oefters kommt es auch vor, daß die Böte in Folge der Masse der eingeladenen Fische umwerfen, und die Fischer können von Glück sagen, wenn sie bei einer solchen Katastrophe nur die Salmen und Netze, nicht aber auch noch das Leben einbüßen. Daß eine Ladung von 150 bis 200 Lachsen, die von 20 bis 60 Pfund das Stück wiegen, die Widerstandskraft eines mittelgroßen Fischerboots bei stürmischem Wetter auf das Aeußerste in Anspruch nimmt, ist wahrlich kein Wunder. Aber die Aussicht auf einen reichen Fang ist für diese waghalsigen Seelente zu verlockend, als daß da noch die Furcht vor der Gefahr bei ihnen aufkommen könnte.

Die Besatzung der 1200 Fischerböte, welche gegenwärtig den Lachsfang am unteren Columbia betreiben, recrutirt sich aus den kühnsten Seeleuten der Welt. Fast alle seefahrenden Nationen sind unter ihnen vertreten, namentlich Griechen, Dalmatiner, Italiener, Skandinavier, Briten, Amerikaner, Portugiesen, Finnländer und Deutsche. Die Spanier zeichnen sich unter den Fischerleuten durch Heimlücke besonders aus und berauben nicht selten die fremden Netze; oder sie wissen es so einzurichten, daß ihr Netz in dunkler Nacht einige hundert Ellen vor einem anderen stromab treibt, um die Salme zuerst abzufangen, — was man mit dem technischen Namen „corking" bezeichnet. Chinesen giebt es nicht unter den Fischern; denn die Söhne des Himmlischen Reiches sind zu vorsichtig, um ihre kostbaren Existenzen den oben beschriebenen Gefahren auszusetzen.

Die Böte sind theils das Eigenthum der Fischerleute; theils

Digitized by Google

gehören sie den Besitzern der „Cannerieß“. Belongen die Fischer ihre eigene Ausrüstung, sowohl die der Böte, welche durchschnittlich 250 Dollars kosten, wie die der Netze, deren Herstellung an 400 Dollars Auslagen erfordert, so erhalten sie den vereinbarten Preis von 60 Cents pro Fisch. Hiervon bezahlt der Eigenthümer des Bootes und des Netzes seinem Gehülfen 15 Cents pro Fisch. Liefert dagegen eine „Cannerie“ die Ausrüstung, so werden für jeden abgelieferten Fisch 50 Cents berechnet, von welcher Summe noch ein Drittel für den Gebrauch des Bootes und des Netzes an die „Cannerie“ zurückerstattet wird. Auf die Größe der Fische kommt es dabei nicht an. Der Fischer erhält denselben Preis für jeden Fisch, den er ablieferl, einerlei ob derselbe 15 oder 50 Pfund wiegt.

Die kostspieligen Netze sind unter der ganzen Ausrüstung das riskanteste Eigenthum; denn sie gehen nicht selten bei stürmischem Wetter verloren, oder werden von riesigen Stören und boshaften Seelöwen zerrissen. Mitunter kommt es auch vor, daß sie sich in mächtige, den Strom herabschwimmende Baumstämme verwickeln und zerschunten werden müssen, damit man sie wieder loslösen kann. Im günstigsten Falle halten sie nicht länger als eine Saison aus, müssen also in jedem Jahre durch neue ersetzt werden.

Der Nutzen, welchen der Lachsfang bietet, entspricht jedoch vollkommen der Capitalauslage und den Anstrengungen der Fischerleute. Das leuchtet ein, wenn wir bedenken, daß bei warmem Wetter die Salmen zuweilen in Schaaren, welche nach Millionen zählen, in den Fluß kommen, sodaß die Fischer in kurzer Zeit eine volle Bootladung fangen. In diesem Falle sind die Leute sogar mitunter gezwungen, einen Theil der Beute wieder fahren zu lassen, um nicht zu sinken, denn die Böte in Folge der Last unterstehen oder bei schwerem Wetter kentern — Vorfälle, die durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Das Einbringen von 2000 Lachsen wird für ein Boot als der geringste Ertrag während der Saison angesehen, obgleich es schon oft vorgekommen ist, daß ein einzelnes Boot während der Fangzeit 5000 bis 6000 Fische eingebracht hat. Unter diesen günstigen Umständen erwirbt ein gewandter Bootführer sich 600 bis 700 Dollars in der Saison, und wenn nur Wenige von diesen Leuten ihr Erworbenes wirklich capitalisiren, so liegt die Ursache davon in den Verhältnissen des lebensgefährlichen Handwerks, welches die rohen Naturen verführt, durch Schlemmen und Zechen die flüchtigen Stunden nach Kräften auszunutzen, ohne für die Zukunft zu sorgen.

Die Wege fahren, wie bereits erwähnt, stets gegen Abend nach der Stromumündung und kehren bei Tagesanbruch wieder zurück; selten bleiben sie länger als zwei Nächte aus, da die Netze nothwendiger Weise wieder ausgebessert werden müssen. Bei Tage auf den Fang auszugehen, würde ganz zwecklos sein, weil die Fische alsdann die Netze sehen können und zu schlau sind, um in's Garn zu laufen. Wenn die Lachse, die das kalte Flußwasser schenen, bei eintretender warmer Witterung in ungeheueren Schwärmen vom Meere in den Columbia ziehen, dann pflegen die in einer Entfernung von dreißig bis vierzig englischen Meilen stromaufwärts liegenden „Canneries“ ihre Böte Abends in großer Zahl durch kleine Dampfer stromabwärts bugsiren zu lassen und dieselben Morgens, mit Fischen beladen, ebenso zurück zu befördern, um die gute Zeit auszunutzen und sowohl den Fang wie den Geschäftsgang in den Packanstalten möglichst zu beschleunigen. Die Fischerböte der in der Nähe von Astoria liegenden „Canneries“ segeln dagegen in der Regel nach der „Bar“.

Da die größeren „Canneries“ im Besitze von dreißig bis fünfzig und noch mehr Böten sind, die alle auf einmal von einem Dampfer in's Schlepptau genommen werden, in sie das Schauspiel der den breiten Columbia in langen Reihen auf- und abziehenden Böte ganz einzig in seiner Art und höchst interessant.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein ultramontaner Geschichtsschreiber des Jahres Achtundvierzig. „Wie man immer über die innere Berechtigung oder Nothwendigkeit, sowie über die unmittelbaren Resultate der großen Sturmbewegung (von 1848) denken mag, so bleibt sie doch für alle Zeiten eine der bedeutungsvollsten und, wenn richtig erkannt und gewürdigt, lehrreichsten Erscheinungen der neueren Geschichte, indem sie einen tiefen Wendepunkt und Wasserstein zwischen der Vergangenheit und der Zukunft unseres Staatslebens bildet. Das Jahr 1848 hat zugleich eine ernste Warnungstafel für die Regierungen, wie für die Völker aufgerichtet, auf welcher in Lapidarschrift die Worte: Weisheit, Mäßigung, Ordnung! eingegraben stehen. Niemals werden sich in einer so kurzen Spanne Zeit so geringfügigen Kraftaufwande so große, anscheinend festbegründete Regierungen umgestürzt worden — aber auch niemals hat der ungezügelte Freiheitsdrang der Völker sich ohnmächtiger erwiesen, uns sich heraus gesunde und dauernde Schöpfungen zu begründen.

Dieses Jahr ruft vor Allem mit der Stimme einer großen Nation in tausendfachem Echo den zunächst verantwortlichen Regierungen die Wahrheit in's Bewußtsein, daß alle äußere Staatsmacht, wie sie in einem wohlgeschnittenen Beamtenheere und einer zahlreichen Armee geschaffen werden mag, im entscheidenden Augenblicke den Dienst verfagt, wenn ihr nicht ein innerlich befriedigtes und darum zuverlässiges Volk zur Seite steht.“

Im Jahrgang 1872 der „Gartenlaube“ (S. 140) haben wir unseren Leser „Parlamentarische Charaktere aus Preußen“ vorgeführt und als Nr. 1 vorangestellt: „Die Führer der Ultramontanen“, und zwar: Windthorst, Ruguft und Peter Reichensperger und Mallinckrodt. Diese Männer standen damals schon in einem Alter, wo ein Wandel der Grundsätze und Ueberzeugungen im Menschen ausgeschlossen ist. Wer nun heute jene vier Charakterstiken wieder lieft, wird nicht in Zweifel sein, welcher von den drei Geschilderten die Worte niedergeschrieben haben kann, die in der Einleitung zu der oben bezeichneten Geschichte des Jahres Achtundvierzig zu lesen sind. Es ist Peter Reichensperger, in dessen „Erlebnisse“* und von dem Herrn Verleger derselben noch vor deren Veröffentlichung freundlich ein Exemplar gestattet worden ist.

Peter Reichensperger, der Bruder des älteren August Reichensperger, der als der eigentliche Papst oder Vater der katholischen Fraction bezeichnet wird, hat sich als einer der besten Redner des preußischen Parlamentarismus erwiesen und als „ein Idealist von reinem Bewußtsein und reinem Gluuben, der den Katholicismus als einzig Wahrheit betrachtet, welcher Lüge und Schein von dem Heil und ihrem Kern nichts anhaben können“, — und „der seit davon überzeugt ist, daß eine heilsame Staatspolitik mit den Interessen der katholischen Kirche nothwendig übereinstimmen müsse“.

Trotz dieser seiner Ueberzeugungen sag es ihm jedoch ernstlich daran, die Schroffheit des Culturkampfes zu mildern, indem er sich wenigstens bemühte, die Feindseligkeit der Curie und seiner Fraction, wenn sie allzu offenbar gegen das neue deutsche Reich gerichtet war, möglich zu bemänteln. Ein redliches Streben nach Mäßigung und gesetzlicher Haltung ging hierbei aus allen seinen Reden hervor. Mit um so gespannterer Erwartung muß man einem Rückblicke in das eigene Leben gerade eines solchen Mannes entgegen sehen. Peter Reichensperger hat die Zeit der großen Bewegung vom Anfang bis zum Ende mit durchlebt; er konnte, mitten in der Handlung gestanden und oft mit seiner Persönlichkeit mehrmals in wichtigen und entscheidenden Augenblicken hervorgetreten. Allerdings hat er in Frankfurt am Main nur die Tage des Vorparlamentes mit erlebt und solche schon Mitte Mai der Wahl in die preußische Nationalversammlung. Nun so genauer führt er uns in die Berliner Stimmage ein, Manches ent= hüllend, das bis jetzt der Oeffentlichkeit entzogen war, die ganze bortige Bewegung aber von dem Standpunkte aus schildernd, den er vertrieten.

Wir von diesem Standpunkte aus in einem Auge, das wir unbedingt für das eines ehrlichen und rechtsliebenden Mannes halten, die Bilder der gepriesenen Volksheiden sich gestalten, wollen wir wenigstens in einigen Beispielen zeigen.

Seite 35 der „Erlebnisse“ lesen wir: „Robert Blum hatte sich durch eisernen Fleiß und angeborenes Talent als Autodidakt aus der kümmerlichsten Jugend zur Stellung eines angesehenen Volksmannes erhoben, indem er nach seinem eigenen Geständnisse in Leipzig den Rang=Schein Deutsch-Katholicismus unbedenklich von der sympathisirenden Polizei und Censur dazu benutzte, das Volk socialpolitisch zu erregen und an sich zu fesseln.

An Geist, Kraft und Klugheit, sowie an natürlicher, oft blendender Beredsamkeit mit den entsprechenden Schlagworten der Zeit und der erforderlichen Stentorstimme hat es ihm ebenso wenig gefehlt, wie an Rücksichtslosigkeit und jener tribunizischen Gewandtheit, welche mit dem Pöbel und seinen Fünften kokettirt, damit dieselben sich vorbereiten, dem Krawallredenden der Volksmajestät im gelegenen Augenblicke die Steigbügel zu halten. Er erwies sich im spätteren Parlamente als der bedeutendste Führer der demokratischen Partei, und sein standrechtlicher Tod in Wien am 9. November desselben Jahres wegen erfolgreicher Aufforderung zum bewaffneten Widerstande und persönlicher Theilnahme am Barricadenkampfe gegen die Truppen des Feldmarschalls Windischgrätz hat einen nicht zu lüftenden Schleier über manche Verirrungen seiner Vergangenheit gezogen.“

Worin diese „Verirrungen seiner Vergangenheit“ bestehen, ist leider nicht verrathen; ob das ausschließliche Lebensbild, das Hans Blum von seinem Vater in der „Gartenlaube“ gegeben, den „Schleier“ davor für unsere Gegner noch immer nicht genug gelüftet?

Seite 37 heißt es über Gagern und Bismarck: „Heinrich von Gagern war in der That ein ganzer deutscher Mann, dem auch meine wärmsten Sympathien trotz wesentlicher Gegensätze unserer politischen Bestrebungen stets zugehört haben. Bekanntlich ist Niemand verpflichtet, ein großer Mann oder gar ein Genie zu sein; das Vaterland aber setzt mit gerechtem Stolze mit mit Dank auf alle seine Söhne, die eine hervor-

* Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichensperger. (Berlin, Julius Springer.)

Digitized by Google

ragende Begabung seinem Dienste mit Treue und Hingebung gewidmet haben, — und zu Diesen wird es ihn immerdar in erster Reihe zählen. Wenn der Fürst Bismarck die diesen Busch (Graf Bismarck und seine Leute', Bd. II., S. 14) in den Mund gelegten wegwerfenden Worte über Eugen wirklich gesprochen haben sollte, so würde das wohl nur als eine Bestätigung dafür zu betrachten sein, daß Rücksichtnehmen überhaupt durch eine besondere Inspiration beeinflußt werden."

Eine schlimmere Anklage konnte selbst „der mehrgenannte Abgeordnete Temme, der durch seine rücksichtslose Uebertragung privatrechtlicher Formeln auf staatsrechtliche Anschauungsweisen wie durch die Leidenschaftlichkeit seiner Sprache der Linken große Dienste geleistet hatte, während der Mehrheit der Versammlung sich vielleicht über Gebühr durch seine auffallende Mohrenphysiognomie mit Ohrringen, wolligem Haar und eingedrückter Nase von ihm abgelehnten führte,"

Dagegen spricht er über Wa ld e ck sich folgendermaßen aus: „Zeitungsnachrichten besagten, daß die äußerste Linke in der Verfassungsurkunde um Eine Kammer zulassen wolle, die weder auflösbar, noch auch durch ein ausschließendes Veto der Krone beschränkt sein solle. Gewiß ist, daß deren Mitglied Wa ld e ck diesen Standpunkt bereits in seiner Berliner Laudidatenrede eingenommen hat und daß er bald als das Haupt, ja als das lebendige Programm der demokratischen Partei in der Nationalversammlung, wie im Lande anerkannt worden ist. Eine nähere Berachtung seiner für die weitere Entwickelung der Dinge so bedeutungs-gewordenen Persönlichkeit zeigt, daß er zwar die zu jener Führerschaft erforderlichen Eigenschaften in hohem Maße besaß, aber das allgemeine Vertrauen nicht gewinnen konnte. Seine äußere Erscheinung war selbstbewußt imponirend, und seine hervorragende juristische Befähigung officiell anerkannt, indem er kaum zweiundvierzig Jahre alt 1844 als Hülfsarbeiter, dann als wirkliches Mitglied in den höchsten Gerichtshof berufen worden war, obgleich er schon damals die bäuerlichen Rechtsinteressen in Westfalen vom demokratischen Standpunkte aus lebhaft vertreten und sich den Namen des Bauernkönigs' erworben hatte. In jüngeren Jahren hatte er sich auch in Dichtungen versucht, allein seine spätere öffentliche Wirksamkeit läßt in ihm nur noch den streng gelehrten Juristen erkennen, der die logische Formel mit echt westfälischer Zähigkeit um so einseitiger auf das politische Gebiet übertrug, als ihm die staatswissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Doctrinen verhältnißmäßig fremd geblieben zu sein scheinen. Jedenfalls fehlte ihm der ruhige staatsmännische Tact, der ihn und seine Partei vor Mißgriffen hätte bewahren können. Der leidenschaftliche Grundzug seines Wesens trat nur noch insofern hervor, als er unter Mißachtung der sprachvorlichen Wahrheit, daß das Beste der Feind des Guten sei, nicht blos nach dem begrifflich Vollkommensten strebte, sondern auch an der Möglichkeit seiner sofortigen Verwirklichung gegenüber einem Volke glaubte, welches seine relative Unreife von Tag zu Tag immer handgreiflicher vor Aller Augen erwies. Die leidenschaftliche Begeisterung, mit welcher er diese ideologischen Anschauungen vertrat, gab seinen die Phrase nicht scheuenden Schlagworten des Tages nicht selten schwächenden Reden eine wirkliche zündende Kraft bei seinen Parteigenossen, obgleich ihm die hohe Beredsamkeit der englischen und französischen Meister der Tribüne versagt war. Wohl nicht mit Unrecht hat man auch von seinem bevorzugten Ehrgeize gesprochen, allein bei dem Beste hervorragerenen Adel seiner Gesinnung muß angenommen werden, daß derselbe nicht in einer persönlichen Schwäche, sondern der Stärke seiner Ueberzeugung wurzelte, daß gerade Er der Mann sei, das erstrebte Beste zu verwirklichen. Der wirkliche Verlauf der Ereignisse hat dies Selbstvertrauen nicht gerechtfertigt, sondern nur Enttäuschungen und Niederlagen ihm und seiner Partei eingebracht."

Mit einer Stelle des Buches, welche die Verhängnisvorthätigkeit des preußischen Königshauses betrifft, wollen wir die Mittheilungen aus demselben schließen. Seite 37 lesen wir:

„Bei der Frage der königlichen Civilliste haben die Regierungscommissäre auf Erfordern der Commission eingehende Mittheilungen über die Dotationsverhältnisse unseres Königshauses gemacht, welche sich sofort skizzirte und dem Protocoll einverleibte. Meine Skizzen sind aber diese Notizen nicht in die Handbücher unseres Staatsrechtes übergegangen, und sie verdienen wegen ihres allgemeinen Interesses eine summarische Wiedergabe. Eine eigentliche Civilliste besteht in Preußen nicht, vielmehr werden die Bedürfnisse der Krone, einschließlich der prinzlichen Apanagen, durch den Kronfideicommißfonds gedeckt, welcher aus einer von den Domanial-Einkünften vorab zu entnehmenden Jahresrente von 2½ Millionen Thalern nebst dem Gesammtbestande von 73,000 Thalern besteht. Hierzu kommt beinahe noch Königs Friedrich Wilhelm des Ersten aus angekauften Gütern testamentarisch begründete Hausfideicommiß, sowie der aus Ersparnissen des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten gebildete Kronrevier im Capitalbetrage von 6 Millionen Thalern nebst einem demnächst zu reichen, nicht näher angegebenen weiteren Betrage. Dieser Kronfonds hat folgende den oben willigen Charakter des Königs kennzeichnende Entstehungsgeschichte. Seit den Kriegsjahren von 1806 u. f. hatte der König die Ausgaben der Kronmarschallschaft sehr beschränkt und den Ueberschuß aus den Revenuen der Staatsdomainen eine bedeutende Summe weniger, als unter diesem Titel herkömmlich, einnommen. Als nun aber in Folge des Pariser Friedens die Staats-casse auf den des Franzosen auferlegten Contribution einen ansehnlichen Zuwachs erhielt und den Bemühen die sogenannten Boni' ausgezahlt werden konnten, hielt man auch den König für berechtigt, sich aus derselben Quelle dafür zu entschädigen, was er während der Kriegsdrangsale freiwillig entbehrt hatte, ersetzen zu lassen. Derselbe trieb in dem folgendergestalt ersparten Summen, die welcher jährlichen Rückstelle der Hausfideicommissionsfreie einnahmen, und welcher jährlichen Rückstelle der vorbezeichneten Kronfideicommißrente hinzuraten, abgesondert verwalten und machte den dadurch gebildeten Fonds zum Gegenstande einer testamentarischen Verfügung, wonach der Nachfolger in der Regierung aber eine Summe von 3 Millionen frei zu verfügen befugt sein, dagegen eine Summe von 3 Millionen einen sogenannten eisernen, nur in Fällen der Noth angreifbaren Bestand bilden solle.

Der Werbehrung des Kronrevers, aus den ersparten Ersparnissen der auf 2½ Millionen fixirten jährlichen Rente entstanden, ist durch das Testament Friedrich Wilhelm's des Dritten zu einem Fideicommißfonds für nachgeborene königliche Prinzen mit eventuellem Rückfalle an die Krone bestimmt worden. Dieser Kronfondation wurde durch das Gesetz vom 30. April 1859 um 500,000 Thaler, durch das Gesetz vom 27. Januar 1860 um 1 Million Thaler, endlich durch den Staatshaushaltsetat von 1873 um 1½ Millionen Thaler vermehrt, sodaß dieselbe dermalen neben dem Hausvermögen 16,719,000 Mark beträgt."

Peter Reichensperger's „Erlebnisse" werden schon als eine Bereicherung unserer nicht überreichlich gepflegten Memoiren-Literatur, insbesondere aber als die Schrift eines so bedeutenden Parteimannes eine bevorzugte Aufnahme finden. Daß man auch auf dem entgegengesetzten Standpunkte Ursache hat, diesem Werke Beachtung zu schenken, haben wir mit vielen Mittheilungen bewiesen. Man wird im Lager der liberalen Zeitgenossen nach Waffen zur Bekämpfung manchen Angriffs suchen; man wird besonders gern zu Bernstein's Schilderung jener Tage, zu Mundt's, Blum's u. A. Erinnerungen und Erlebnissen zurückgreifen, und vielleicht ist durch Reichensperger's Vorgang der Anstoß gegeben, daß mit der gleichen tagebuchartigen Genauigkeit und Aufrichtigkeit auch vom deutschfreisinnigen Standpunkte aus jene ewig denkwürdige Zeit dargestellt wird.

Im Kampf gefallen. (Abbildung Seite 769.) **Bengt Nordenberg**, der schwedische Genremaler, der unseren Lesern seit 1870 durch das freundliche Bild „In einer schwedischen Dorfstube" bekannt ist, fällt aus heute in ein nervenzerfetzendes, in welches plötzlich Schreckniß und Jammer über Einzug gehalten haben. Fröhlich saßen Großeltern und Enkel um den wärmenden traulichen Herd, und die junge Gattin harrte in dem heiteren Kreise nur des Mannes, um das Abendbrod aufzutragen. Nur keine Ahnung sie bemerkbar, kein Zeichen eines nahenden Ereignisses sie aufsteigerkeit? Für rüstigen Mann ist mit Gewehr und Hund der Waldmannslust nachgegangen; was wird er mit heimbringen zur Freude der Hausfrau und der harrenden Kinder? Wohl hebt er mit mit allen Ehren des Siegers, aber, wer der Jäger der alten Heldenzeit — auf dem Schild; er hat den gefahrvollsten Kampf bestanden, aber er ist — im Kampf gefallen. Sie bringen der Gattin den todten Mann, den Kindern den todten Vater — und es trocknet keine Thräne, daß hinter dem Schlitten, der seine Leiche trägt, kein überwundener Feind gleichsam im Triumphe ihm nachgetragen wird. Dem muthigen Bärenjäger hat der Tod das Halali geblasen. Aber sein Andenken wird noch lange fortleben in seiner Gemeinde, und wenn beim Abendlicht die Heldenthaten erzählt werden, welche die kecken Männer der skandinavischen Berge und Wälder mit den Bären bestanden, so wird auch der Mann mit gepriesen, der diesem jungen Helden das Leben gekostet.

Wir eröffnen hiermit eine neue Subscription auf die

dritte (letzte) Folge

von

Herman Schmid's gesammelten Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe

in vierwöchentlich erscheinenden 12 bis 16 Bogen starken Bänden à 75 Pfennig.

(Die Ausgabe in Heften à 30 Pfennig besteht daneben fort.)

Herman Schmid's Erzählungen erfreuen sich einer so allgemeinen Beliebtheit, daß wir dieselben unseren Lesern nicht besonders zu empfehlen brauchen. — Die dritte (letzte) Folge der gesammelten Schriften enthält die nachstehenden Erzählungen:

Der Bauernrebell. — Die Geschichte vom Spötterl. — Im Himmelmoos. — Mütze und Krone. — Hund und Katz'. — Concordia. — Aufgesetzt. — Ledige Kinder. — Die Türken in München.

Bestellungen auf die Bandausgabe der dritten (letzten) Folge werden von allen Buchhandlungen entgegen genommen. Der erste Band der dritten Folge (der 33. der ganzen Reihe) ist bereits erschienen und kann auf Verlangen sofort zur Ansicht geliefert werden.

Leipzig. Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Zwanglose Blätter. Beilage zur Gartenlaube Nr. 46, 1882.

An unsere Leser.

Die Fülle und die Hast, mit welchen gegenwärtig Erzeugnisse und Ereignisse des menschlichen Lebens und Strebens sich in die Oeffentlichkeit drängen, machen es dem großen Publicum zu einer überaus schweren Aufgabe, die einzelnen Gebiete der modernen Culturarbeit zu überschauen. Angesichts dieser Thatsache und in dem Bestreben, den Freunden der „Gartenlaube“ auch nach dieser Seite hin einen den gesteigerten Lebensbedürfnissen der Zeit entsprechenden Lesestoff zu bieten, eröffnen wir hiermit eine neue Rubrik unseres Blattes, deren Aufgabe es sein soll, einzelne Mißstände des gesammten Culturlebens in knapper, aber zugleich anschaulicher und gewissenhafter Weise in den Bereich der Besprechung zu ziehen. Die hiermit in's Leben tretenden

„Zwanglosen Blätter“

werden in willkürlich zu bemessenden Zeitabschnitten erscheinen und der „Gartenlaube“ gratis beigelegt werden. Jedes einzelne dieser Blätter wird einen streng abgegrenzten Culturzweig beleuchten, indem es einmal, wie das heute vorliegende erste Blatt, sich mit Besprechungen und Anzeigen von Novitäten des Büchermarktes, das anderemal etwa mit Beurtheilung neuer künstlerischer Erzeugnisse, alsdann vielleicht mit Vorführung hauswirthschaftlicher Erfindungen 2c. beschäftigt.

Möchten die „Zwanglosen Blätter“ dazu beitragen, das Band freundschaftlicher Gesinnung, welches uns nun schon seit einer so langen Reihe von Jahren mit unsern Lesern verbindet, immer enger und dauerhafter zu knüpfen!

Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube“.

Literarisches.

Populäre naturwissenschaftliche Literatur. I. Unser den modernen Wissenschaften ernsem sich keine einer so großen Beobreitung, wie diejenige, welche die Erklärung der Naturerscheinungen zu ihrer Aufgabe macht. Ueberall, wo man durch Wort und Schrift das Volk belehrt, ist die populäre Naturwissenschaft vertreten: In den Vorträgen der Volksbildungsvereine gehört sie zu den hervorragendsten Punkten des Programms, und die Tagespresse sowie die belletristischen Wochenschriften bieten ihren Lesern mit Vorliebe populäre naturwissenschaftliche Artikel. Aber trotzdem ist die Nachfrage nach den neuesten Berichten aus den Laboratorien unserer Forscher so groß, daß in jüngster Zeit noch eine selbstständige Presse entstehen und aufblühen konnte, die einzig und allein die Verbreitung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse in den breitesten Schichten des Volkes erstrebt.

Von nicht so jungem Datum wie diese Journale sind die populären naturwissenschaftlichen Bücher. Die älteren Werke eines Moleschott, Bock, Vogt, Bernstein, Büchner und Häckel waren durchaus polemischer Natur, und ein entscheidender Kriegszug erstreckte sich jedem Capitel, das aus der Feder dieser Männer floß. Damals galt es vor Allem, der neuen auf der naturwissenschaftlichen Forschung begründeten Weltanschauung die Wege zu ebnen; damals mußte gegen die kindisch-biblische Auffassung der Weltentstehung der Kampf eröffnet werden; damals wußten die vielen Gegner und „die übernatürlichen Kräfte“, welche angeblich die Naturerscheinungen hervorriefen und leiten sollten, und den Gemüthern ausgetrieben werden. Heute ist dies nicht mehr in dem allen Umfange eine Forderung der Zeit, und so räumen denn zum Theil die Stürmer und Dränger in der populären Literatur ruhigeren Kämpen den Platz.

Nichtsdestoweniger erschienen auch heute neben den ihrer Bestimmung nach gesinnungslosen Schriften über allerlei Thier- und Pflanzenclassen, neben den rein beschreiben Büchern über die technische Anwendung der wissenschaftlichen Entdeckungen Werke, in denen etwas vom Klagelschlage des alten streitlustigen Geistes weht. Sie kommen wahrlich nicht ungelegen; denn wie flug auch unsere Zeit sich selbst erscheint, sie hat noch lange nicht alle Vorurtheile früherer Generationen abgestreift, und die Gesellschaft sieht heute auf dem gelahrtesten Wendepunkte, aus lauter Rücksichtsrücksichten in die öden Bahnen einer geistestleeren Reaction einzulenken. Unter solchen Umständen begrüßt man mit Freuden das Erscheinen von Schriften, denen man unter anderen Vorzügen auch den der Gesinnungstüchtigkeit nicht absprechen kann.

Ein solches Werk liegt heute auf unserem Büchertische; es ist Ludwig Büchner's „Kraft und Leben“ (Leipzig, Theodor Thomas 1882). Wir sind des stürmenzelnden Eindrucks im Voraus gewiß, den die bloße Nennung von Büchner's Namen in gewissen Kreisen hervorrufen wird. Der vielgeschmähte Verfasser von „Kraft und Stoff“ hat wohl viele Freunde, aber keine Feinde sind noch zahlreicher. Die letzteren werden vielleicht, ohne das neue Buch gelesen zu haben, sofort die Behauptung aufstellen, mit welcher von gegnerischer Seite Büchner's „Kraft und Stoff“ schon bei seinem Erscheinen bedacht wurde: Das Buch sei nur geschrieben worden, um einen persönlichen Skandal herbeizuführen. Nun wohl! Was die Gesinnung anbelangt, so unterscheidet sich dieses Büchner'sche Werk gar nicht von seinen Vorgängern, und wir sind weit entfernt davon, hierin einen Fehler zu erblicken; wir empfehlen vielmehr das Werk der Lectüre aller ernsteren Leser. Für baldwüchsige Jungen und Backfische wird ja eine populäre Naturphilosophie überhaupt nicht geschrieben.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt des auf den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft beruhenden Werkes näher eingehen. Wir theilen daher nur die Ueberschriften der drei Hauptabschnitte mit. Sie lauten: I. Die Sonne und ihre Beziehungen zum Leben. II. Der Kreislauf der Kräfte und der Welt-Untergang. III. Zur Philosophie der Zeugung. Gewiß erschienen viele von Büchner's Schlußfolgerungen sehr gewagt — wo aber in aller Welt finden wir einen Gelehrten, welcher der Menschheit die volle Wahrheit brächte, wo eine philosophische Schule, welche alle Räthsel des Daseins zu lösen vermöchte? Auch der Materialismus wird niemals dem nach absoluter Wahrheit dürstenden Geiste volle Befriedigung gewähren. Seine Gründe, wenn man von einer solcher überhaupt reden kann, gleichen überdies einem schwachen Kindlein, welches noch selbst der Hülfe der Menschen bedarf und am allerwenigsten schon jetzt dazu berufen ist, den Gewissen derselben eine Leuchte zu sein. Aber der, sozusagen, sachliche Theil des Materialismus wird auf die Gemüther erfrischend und erlabend; denn auf Grund unumstößlicher Thatsachen zerrümmert er die Götzen der starren dogmatischen Weltanschauung und fördert in uns nicht nur die Kenntniß der Natur, sondern auch die viel wichtigere Selbsterkenntniß.

Eine andere Frage ist es, ob man die neue Weltanschauung schon jetzt in den Schulen lehren soll. Dies verlangt selbst Ernst Häckel nicht, wie aus seinem auf der letzten Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte gehaltenen und durch die Presse bekannt gegebenen Vortrage erhellt, welcher durch Nachträge erweitert, sowie als Broschüre („Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck,“ Jena, Gustav Fischer) erschienen ist. In knapper, aber sehr klarer Weise schildert uns hier der Verfasser die Entwickelungsgeschichte jener neuen Weltanschauung, die schon von den griechischen Naturphilosophen geahnt und durch Darwin wissenschaftlich aufgebaut wurde. Die Lectüre dieser an der äußersten Grenze der populären Darstellungsweise stehenden Schrift möchten wir nun so sehr unseren Freunden empfehlen, als Häckel von der Tagespresse in vielen Punkten durchaus mißverstanden und falsch beurtheilt wurde.

Wir beschränken hiermit unseren ersten des knappen Raumes wegen nur skizzenhaften Artikel über die populäre naturwissenschaftliche Literatur. In dem nachfolgenden werden wir ähnliche Gewissensfragen nicht zu erörtern haben und den Leser eine Reihe von interessanten Publicationen vorführen, die sich sowohl durch gediegenen Inhalt wie auch durch vollendete Form auszeichnen.

Ein neues Geschichtswerk. Wir sind in Deutschland nicht gerade reich an populären Geschichtswerken; giebt es doch ganze Zeitgebiete, die bisher nur im nüchternen Stil der akademischen Kunst geschildert wurden und noch der berufenen Feder harren, um in frischer volksthümlicher Darstellung den Verständnisse der großen Massen näher gerückt zu werden. Zu bedauern ist dies namentlich, soweit es sich um Geschichtsperioden handelt, welche der gegenwärtigen Gestaltung unserer nationalen Zustände vorbereitend vorangingen und ohne deren Kenntniß ein tieferes Verständniß der heutigen politischen und socialen Verhältnisse nicht denkbar ist. Mit um so größerem Danke müssen daher Werke willkommen heißen werden, welche sich bestreben, die Kenntniß solcher uns nahe liegenden Epochen weiteren Kreisen zu erschließen.

Karl Biedermann's „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“ (1840 bis 1870) (Breslau, Schottländer) haben sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erworben, diejenigen Jahre, welche recht eigentlich die Vorgeschichte der heutigen Dinge in Deutschland bilden, der Familie und dem Volke geschildert zu haben, die Jahre 1840 bis 1870, die ja zugleich die Geschichte des nationalen Gedankens in Deutschland von seinem Wiedererwachen an bis zu seiner endlichen staatlichen Verkörperung

Digitized by Google

repräsentiren. Der Verfasser hat es verstanden, uns in zwei starken Bänden on je fünfhundert und einigen Seiten ein ebenso gründlich eingehendes ie farbig anschauliches Bild jener Zeit zu entrollen, und zwar von durchus parteilosem Standpunkte aus. Der Aufbau seines von einem edlen beraten Geiste getragenen Werkes ist klar und übersichtlich; die Behandlung des einzelnen Abschnittes gründlich und abrundend, die Sprache durchweg legant und doch einfach. Wir dürfen somit dieses in jedem Sinne des Wortes populäre Werk allen Denen empfehlen, welche ernstlich gewillt nd, einen tieferen Blick in die Entwickelung der gegenwärtigen vaterländischen Angelegenheiten zu werfen. Biedermann's „Dreißig Jahre" ignen sich besonders zu einer patriotischen Weihnachtsgabe ans Vaterand für den heranwachsenden Sohn, auf dem Dach der Frau für ihren n Kampfe der Zeit stehenden Gatten.

„Deutsche Nationalliteratur" ist der Titel eines vielversprechenden Unternehmens der äußerst rührigen Verlagsbuchhandlung von W. Spemann i Stuttgart, dessen Leitung Joseph Kürschner, der bekannte und vielseitig bewährte Herausgeber der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer", übernommen hat. Man beabsichtigt damit nichts Geringeres, als der deutschen Lesewelt eine Nationalbibliothek zu schaffen, welche die wichtigsten literaturerzeugnisse des deutschen Geistes von den ältesten Zeiten ab bis obenn auf unsere Tage zusammenstellen soll; der Werth dieser Veröffentlichungen wird durch Hinzufügung von sachlichen und kritischen Anerkungen, Einleitungen, Facsimilebeilagen ꝛc. noch wesentlich erhöht werden. Das ist in der That ein Unternehmen von geradezu nationaler bedeutung, das wir nur mit der wärmsten Sympathie begrüßen können — dies um so mehr, als für die sachige Durchführung es in dem vorliegenden Programme nicht nur der Name des Herausgebers, sondern ugleich eine Anzahl berühmter Mitarbeiter bürgt, aus deren Reihe wir nr Bartsch, Bechstein, Dünzer, Lemcke, Oesterley und Stern anführen wollen.

Die beiden ersten Hefte der „National-Literatur" liegen uns vor. Das erste enthält die erste Hälfte von Goethe's „Faust", erster Theil, mit iner Einleitung und zahlreichen Anmerkungen von Heinrich Düntzer, wie mit mehreren Illustrationen nach Zeichnungen des jüngeren Seimmetshausen's „Simplicissimus" (seinen Theil des ersten Bandes) ringt, und zwar mit Originalillustrationen der Ausgabe letzter Hand nd einer ausführlichen Einleitung über den Roman von Grimmelshausen's zeit, herausgegeben von F. Bobertag.

Der Preis beträgt für das Heft von etwa sieben Bogen fünfzig Pfennig. Das vollendete Werk wird also, da wöchentlich ein bis zwei olche erscheinen und das Ganze in drei bis vier Jahren abgeschlossen ein soll, ungefähr hundertundfünfzig Mark kosten, jedenfalls ein geringer Preis für eine sämmtliche Hauptwerke unserer Literatur umfassende Bibliothek, zumal Papier und Druck tadellos sind.

Wir wünschen dem überaus dankenswerthen Unternehmen das beste Gedeihen und Eingang in alle Kreise der gebildeten deutschen Welt. Eines jedoch möchten wir in der Form dieser Kürschner-Editionen ändert sehen: dem „Faust"-Hefte folgt, ehe uns Goethe's Dichtung ertig vorliegt, das „Simplicissimus"-Heft und diesem ebenfalls unabschlossenen Bruchstück, dem Anfange, ein drittes Heft, Schiller's „Räuber" enthaltend. So empfängt der Käufer in drei Heften mindestens wei Fragmente, ohne berechnen zu können, wann die eine oder andere ortsetzungen erscheinen werden, ob in vierzehn Tagen oder in zwei Jahren. Die einheitliche Abrundung scheint also bei der Herausgabe ieser Hefte förmlich zum Princip erhoben worden zu sein. Das ist unlücklich. Da, meinen wir, sollte man doch füglich zuvor den ganzen „Faust", lieber noch den ganzen Goethe, dann aber erst den ganzen „Simplicissimus" ꝛc. veröffentlichen. Wollten das doch Herausgeber und Verleger in Zukunft bei der höchst anerkennenswerthen Sache in liebevoller Erwägung ziehen!

Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Eduard Engel (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Eine einheitliche und umfangreiche Geschichte des französischen Schrifthums hatte die deutsche Literatur bisher noch nicht aufzuweisen. Eduard Engel entspricht also mit dieser Publication einem wirklichen Bedürfnisse, und er entspricht ihm nicht nur, sondern gründlich und erschöpfend, oll und ganz. Sein Buch orientirt den Leser über das Gesammtgebiet er französischen Literatur von den „Straßburger Eidschwüren" und den Eulalialiedern" an die zu Dauder's und Zola's Werken; es beschränkt sich icht darauf, den Entwickelungsgang der französischen Literatur in allgeeinen Zügen darzulegen, sondern vertieft sich zugleich in die einzelnen ichter Charaktere, und zwar mit jener Liebe, welche ihre Aufgabe nicht ls eine nüchterne Verstandesarbeit, sondern als eine Art Mission betrachtet. Mit Begeisterung und Feuer, mit Schärfe und Präcision zeichnet er Verfasser aus die Koryphäen der Dichtung unserer westlichen Nachbarn in ihrer geistigen Eigenart und bewährt viel plastisches Gefühl in er Art, wie er ihre Gestalten charakterisirt und einander gegenüberstellt. on ersichtlichen Zeitirrthümern abgesehen, wird geringen Meinungsverschiedungsmöglichkeiten in der Methode, wie er sie classificirt, gruppirt und ontrastirt. Die Charakteristiken, die er von Rabelais, Rousseau, Diderot, oltaire, Beaumarchais und Anderen entwirft, verrathen ein tiefes Verständniß mit den Errungenschaften dieser Hauptträger der französischen Literatur, icht immer einverstanden sind wir dagegen mit dem Verfasser bezüglich einer Urtheile über die neuesten Vertreter des Pariser Parnasses, wie wir z. B. über Zola eine etwas abweichende Meinung haben. Aber das ist Nebensächliches. Mit voller Ueberzeugung dürfen wir dem ebenso leißig wie einsichtsvoll entworfenen und ausgearbeiteten Werke, das den rsten Band einer von verschiedenen Autoren zu verfassenden und in ensellen Verlage zu publicirenden „Geschichte der Weltliteratur" bildet, en allgemeinsten Eingang in die deutsche Gesellschaft aller Stände wünschen. Es kann uns Deutsche nur ehren, wenn wir die uns hier gebotene Gelegenheit eifrig ergreifen, uns mit der Literatur der Franzosen vertraut zu machen, die noch immer eine höchst verschene und sonderbare Nationaleitelkeit darin erblicken, mit Geringschätzung auf uns herabzusehen.

Deutsche Jugend. Von der unter diesem Titel längst so wohlverdienter Anerkennung gelangten illustrirten Monatsschrift erscheinen soeben die ersten 15 Bände in einer billigen Volksausgabe und zwar als genaue Nachbildung des Originalwerkes. Das giebt uns Gelegenheit, einen Blick auf das schätzenswerthe Unternehmen zu werfen. Die „Deutsche Jugend" (Verlag von Ruphons Düre in Leipzig) nimmt unter den gegenwärtig in Deutschland erscheinenden periodischen Jugendschriften ohne Frage den ersten Rang ein, und die Bezeichnung „Muster der Jugendliteratur", unter welcher das preußische Unterrichtsministerium Heft für Heft der deutschen Schule empfiehlt, ist ungefähr dessen, was sie für Charakterbildung und Gemüthspflege, für Geschmacksschulung und sittliche Förderung unserer Jugend leistet, gewiß nicht zu hoch gegriffen. Die von Julius Lohmeyer geleitete, künstlerisch von Oscar Pletsch überwachte „Deutsche Jugend" wendet sich vornehmlich an die Altersclassen vom achten bis zum vierzehnten Lebensalter und will ein Sammelplatz der besten im Dienste der Jugend thätigen Schriftsteller und Zeichner sein; sie dient diesem Ziele nunmehr seit einer Reihe von Jahren mit ebenso seltenem wie glücklichem pädagogischen Tact und Feinfühligkeit, und man darf ihr mit Recht nachrühmen: sie hat das Ziel, das sie sich gesteckt, in jedem Sinne erreicht: die „Deutsche Jugend" bildet durch das einmüthige Zusammenwirken hervorragender Schriftsteller und Künstler eine Jugendschriftlichkeit großen Stils. Wir erachten es für eine Pflicht der Presse, das Haus und die Schule nachdrücklich auf diesen anmuthig sprudelnden Born der Belehrung und Unterhaltung hinzuweisen, aus dem unseren Kindern das Wasser reinster Bildung fließt. In diesem Sinne rufen wir ihr ein freudiges: Wachse, blühe und gedeihe! zu.

Eine neue „Schiller-Ausgabe" bringt soeben die Verlagshandlung von Grimme u. Trömel auf den Markt — unseres Wissens bisher die einzige Publication der Schiller'schen Dichtungen, welche streng in der neuen Orthographie durchgeführt ist. Diese Classicer-Ausgabe ist deshalb besonders werthe Werk (Preis 10 Mark) besonders unseren Schulen und Schulbibliotheken. Im Verhältniß zur Ausstattung ist die vorliegende Schiller-Ausgabe wohl als die billigste, welche überhaupt existirt, zu bezeichnen.

An Werken in neuer Auflage haben wir die folgenden zu registriren:

Rudolf von Gottschall's „Poetik" (Breslau, Trewendt) in fünfter durchgesehener und verbesserter Auflage.

Die vorliegende Ausgabe der „Poetik" ist eine durch eine Reihe von neuen Zusätzen und Beispielen nicht unwesentlich erweiterte, und wenn sie schon in ihren früheren Auflagen einen hervorragenden Platz unter den heutigen „Poetiken" einnahm, so wird man ihr in ihrer neuesten vervollständigten Gestalt um so bereitwilliger diesen Vorzug zuerkennen.

Emil Palleske's „Schiller's Leben und Werke" (Stuttgart, Krabbe) in elfter Auflage.

Ein berühmtes Werk, das sich durch sich selbst empfiehlt; es erscheint hier in bedeutend eleganter Ausstattung und erhält durch ein treffliches Generalregister einen erhöhten Werth.

Georg Büchmann's „Geflügelte Worte" (Berlin, Hande und Spener) in dreizehnter, vermehrter und umgearbeiteter Auflage.

Dieser Citatenschatz des deutschen Volkes, welcher eine fast devarige Publicationen unerhörte Verbreitung gefunden, mag unseren Lesern auf's Neue warmstens empfohlen werden. Die „Geflügelten Worte" sind ein in seiner Art einziges und für jedes gebildete Haus unentbehrliches Buch. Interessant ist es, etwas über die Geschichte seiner Auflagen zu vernehmen. Man schreibt uns von besonnterschiedener Seite: die erste 1000 Exemplare starke Auflage erschien 1864, die zweite 2000 Exemplare, und in vielen zwölf Auflagen wurden zusammen 50,000 Exemplare abgesetzt. Die soeben erschienene neueste Auflage umfaßt wieder 7500 Exemplare.

Empfehlenswerthe Novitäten von unserm Büchertisch:

Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravenstein's Spezialatlas von Deutschland, den Bänen der dreißig wichtigsten deutschen Städte und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen ꝛc. Complett in 40 Lieferungen à 50 Pfennig. (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1882.) 1.—8. Lfg.

Therese Föckling. Das Kind in der Natur. Anschauungsbilder für Kindergarten, Schule und Haus. (Berlin, J. H. Maurer Greiner, 1882.) Preis 4 M. 50 Pf.

C. del Negro, Auf ewig gebunden. Roman. 2 Bände. (Leipzig, Ed. Wartig, 1882.)

R. Leschino, Der Ring der Wahrheit. Roman. 2 Theile. (Leipzig, Julius Klinkhardt, 1882.)

Max Kalbeck, Richard Wagner's „Parsifal. (Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, 1883.)

Adolf Friedrich Graf von Schack, Gesammelte Werke. 6 Bände. 1. Band. 1. Lieferung. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1882.)

☞ **Die nächste Nummer der „Zwanglosen Blätter" wird die neuesten Fortschritte und Erfindungen auf dem Gebiete der Hauswirthschaft beleuchten.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Der Stein des Tiberius.

Novelle von F. Meitter.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Tage langte Wenzel's Schwester, eine Frau Dörpinghaus, aus dem Wupperthale, in Rom an und mit derselben eine junge Dame, welcher gegenüber sich Wenzel zu allerlei vetterlichen Diensten verpflichtet fühlte, wenngleich dieselbe eigentlich nicht mit ihm verwandt war. Helene Dörpinghaus war nämlich ihrer Begleiterin Stieftochter, das Kind des reichen Fabrikherrn, dessen zweite Frau Wenzel's Schwester ungefähr acht Jahre zuvor geworden war. Herr Dörpinghaus hatte kürzlich das düstere Wupperthal mit dem Himmel vertauscht, und so erschienen die beiden Damen noch in tiefer Trauer. Diese äußeren Zeichen eines gemeinschaftlichen Schmerzes ließen sie als ein Paar harmonisch und innig verbundener Wesen erscheinen. Frau Dörpinghaus, welche nur zehn Jahre mehr zählte als ihre Stieftochter, war ein prächtiges, kräftiges Weib, unberührt von dem öden Mackerthum ihrer zweiten Heimath, und man konnte ihr schlechterdings nur den einen Vorwurf machen: daß sie alle Leute für ebenso brav und gut hielt, wie sie selber war. Ihr Aeußeres war frisch; sie lachte gern und sprach viel und laut, sodaß in den Museen, den Galerien und Kirchen sich die steifen Nacken englischer Touristen oft genug mißbilligend nach ihr herumdrehten.

Wenzel hatte früher zuweilen geäußert, daß er vor Frauen, die sich mehr als nöthig bewerkbar machten, einen wahren Abscheu empfinde, jetzt aber schien er die sprudelnde Lebendigkeit seiner Schwester gar nicht zu bemerken und erfüllte den Damen gegenüber seine Obliegenheiten als ihr natürlicher Schutz, Rathgeber und Cavalier so unverdrossen und mit so großem Geschick, daß ich darüber einigermaßen in Verwunderung gerieth. Die Erklärung dieser Umwandlung aber lag nicht fern; es gab zu diesem Geheimniß einen Schlüssel, der in so viele Schlösser paßt: mein Freund hatte sich in Fräulein Dörpinghaus in aller Eile verliebt.

Helene Dörpinghaus war eine zierliche, schlanke Blondine; die Trauerkleidung verlieh ihrem zarten Gesichtchen einen süßen, kindlichen Schmelz. Sie trug ihr Haar, nach der Art der frommen Frauen ihres heimathlichen Thales, schlicht über die Schläfen herabgekämmt und hinten in einen griechischen Knoten geschürzt; ihre blauen Augen blickten ernst, kalt und scheu, in den Tiefen derselben aber schien es zu schlummern wie eine Verheißung von Wärme, ja von Gluth — vielleicht ihr selbst noch unbewußt.

Sie redete nur wenig, und mit mir wechselte sie täglich wohl kaum ein Dutzend Worte; dennoch muß ich gestehen, daß ihre Augen einen eigenthümlichen Bann auch auf mich ausübten.

Wenzel machte aus dem Zustande seines Herzens mir gegenüber nicht lange ein Geheimniß, und ich erhielt wieder eine bessere Meinung von meinem Freunde, der in Folge der Affaire mit dem Stein des armen Angelo im Grunde doch empfindlich in meiner Schätzung gesunken war. Oft genug fragte ich mich, ob er denn wirklich kein Herz im Leibe habe, zweifelte aber auch, ob in seinem Kopfe wohl Alles in Ordnung sei. Jetzt aber war in ihm eine gesunde, rechtschaffene, natürliche Leidenschaft erwacht, die nur ein tüchtiger, braver Mann empfinden konnte, und die den, der sie in sich trug, erheben und vervollkommnen mußte — das freute mich.

Ich begann daher zu hoffen, daß vor dem Sonnenschein dieser Liebe auch die Abneigung, dem Italiener sein Recht zukommen zu lassen, dahinschmelzen werde. Sinn und Seele lagen meinem Freunde in Zaubcrketten; er wurde ein ganz Anderer, und wochenlang dachte er nicht daran, seinen bitteren, unbarmherzigen Witz für sein unschönes Antlitz in die Schranken zu schicken. Sein Glück erfüllte ihn vollständig, und man sah ihm eine recht innerliche Zufriedenheit deutlich an. Zuweilen, wenn wir Beide beisammen waren, brach er plötzlich in ein nervös-lustiges Gelächter über seine eigenen Gedanken aus, und wenn er sich dann weigerte, mir dieselben gegen die conventionelle Scheidemünze mitzutheilen, dann kam ich zu der Ueberzeugung, daß er rein aus humoristischem Erstaunen über sein blindes Glück so heiter sei; denn wie in aller Welt hatte gerade er es fertig gebracht, das Wohlgefallen der reizenden Helene zu erregen?

Von Letzterer hatte ich hierüber natürlich keine Aufklärung zu erwarten, mit der hübschen Wittwe aber sprach ich gern und viel über das Paar, so oft dasselbe sich unserer Gegenwart entzog, was gar häufig geschah.

‚Wir vertrant sie kein Wort von ihren Empfindungen,‘ sagte das gutmüthige Frauchen, ‚und Räthsel,‘ fügte sie in ihrer humoristischen Weise hinzu, ‚habe ich bisher immer nur dann rathen können, wenn die Auflösung schwarz auf weiß darunter zu lesen war. Mein Bruder ist doch wirklich kaum eine fesselnde Erscheinung zu nennen, und dennoch glaube ich sicher, daß Helene sich sehr zu ihm hingezogen fühlt. Aber wer kann's denn wissen, wie die Liebe ihn in ihren Augen verklären mag? Wer kennt alle die Geheimnisse jener curiosen kleinen Maschinerie, welche die jungen Mädchen ihr Herz nennen? Helene ist ein merkwürdiges und absonderliches Geschöpf, nicht eigensinnig, aber phantastisch. Vielleicht ist es ihr in den Sinn gekommen, meinen Bruder gerade wegen seiner Häßlichkeit zu lieben. Vielleicht will sie absolut nur einen geistig bedeutenden Mann, und da Wilhelm weder schön, noch

Digitized by Google

fashionable, noch überhöflich ist, so hat er ja alle Ursache dazu, sich möglichst mit der Weisheit zu betrunden.‘

Von dem wundervollen Topas redete Wenzel mit mir jetzt nur selten: es lag in unserem Gefühl, daß das Kleinod kein geeignetes Thema sei für das heiländige Gespräch einer müßigen Minute. Als wir damals unseren Freund Angelo auf der Campagna aus den Augen verloren, da nahm ich die innerliche Ueberzeugung mit fort, daß wir eines Tages auf diese oder jene Weise wieder von ihm hören würden; inzwischen aber waren viele Wochen vergangen, ohne daß dies geschehen wäre.

So kam das Weihnachtsfest heran.

Die heilige Nacht fand uns Vier in der sixtinischen Capelle, wo wir mit bebenden Herzen der wundervollen Christmesse lauschten.

Frau Dörpinghaus hatte sich, wie immer, meiner Obhut anvertraut, und als wir Beide aus der Kirche traten, bemerkten wir, daß unsere Gefährten sich im Gedränge von uns verloren hatten. Wir warteten unter den Colonnaden eine Zeit lang vergeblich auf sie, und als wir später vor der Behausung der Damen angekommen waren, stellte es sich heraus, daß die Beiden hier noch nicht eingetroffen waren. Ich fühlte mich berufen, das Märchen zu entschuldigen, und sagte daher, daß sie wahrscheinlich, der Schaar der übrigen Messebesucher folgend, zur Peterskirche gewallfahrtet seien, um dort in dem gewaltigen, halbdunklen Raume die tausend Kerzen brennen zu sehen. Man könne ja auch nichts Anstößiges in dieser nächtlichen Promenade der Zwei finden, da sie, im Grunde genommen, doch Onkel und Nichte seien.

Endlich trafen die Verspäteten ein, nicht nur als Onkel und Nichte, sondern — als Verlobte. Ich erfuhr dies am nächsten Morgen, als ich zu Wenzel in's Zimmer trat. Er lief rastlos auf und ab, und ich sah ihm an, daß er mir etwas mitzutheilen hatte. Endlich brachte er's heraus.

‚Höre,‘ begann er, ‚eine Neuigkeit! Ich bin verlobt. Ich bin, wie Du mich hier siehst, sozusagen ein glücklicher Kerl.‘

Ich wünschte ihm von Herzen Glück, während er wieder erregt hin und her ging. Plötzlich blieb er vor seinem Schreibtische stehen und zog ein Fach heraus. Da lag der große Intaglio; er erschien mir mächtiger und majestätischer als je zuvor.

‚Das wäre eine Brautgabe,‘ sagte Wenzel, nachdem er seine Augen einige Zeit an der strahlenden Pracht des Juwels geweidet hatte. ‚Wie würde sie den Stein am besten tragen können? Wie müßte er wohl gefaßt werden?‘

‚Sicherlich nur auf eine Art,‘ entgegnete ich, ‚in ein massives Medaillon, an einer kostbaren Halskette hängend. Wohl würde dieses kaiserliche Kleinod, auf dem Busen einer schönen Frau ruhend, die Welt mehr mit seinen Strahlen füllen, als nun, da es hier im finsteren Schubfach zwischen Bürsten und Rasirmessern verborgen liegt. Meiner Meinung nach aber dürfte nur eine Schönheit von einem ganz bestimmten Typus einen solchen großartigen Schmuck tragen — ein dunkles, volles, prächtiges Weib, ein Weib mit den Armen einer römischen Kaiserin und mit den Schultern einer classischen Statue. Ein schlankes, jungfräuliches Kind mit blauen Augen und goldenem Haar dagegen würde, nach meinem Gefühl, damit überlastet erscheinen, und wenn ich den Stein zum Beispiel an Fräulein Helene's Hals sehen müßte, würde ich die Empfindung haben, derselbe zöge sie niederwärts.‘

Wenzel schien durch meinen Einwand unangenehm berührt, aber als er das Schubfach schloß, lächelte er wieder.

‚Helene hat nun freilich wohl nicht die Schultern der milesischen Venus,‘ antwortete er, ‚aber ich glaube, daß es mehr als eines solchen Spielzeugs bedarf, um sie niederwärts zu ziehen.‘

Es hat viel Weihnachtsfeste gegeben, an denen ich nicht zur Kirche gegangen bin, aber so lange ich denken kann, habe ich an der Gewohnheit festgehalten, am Christtage einen langen, einsamen Spaziergang zu unternehmen — es sei das Wetter wie es wolle — und dabei christlichen Gedanken nachzuhängen, sofern solche sich einstellten. So hielt ich es auch an jenem Christtage unter italienischem Himmel. Das Wetter war mild, beinahe warm, das Firmament grau und sonnenlos. Ich schlenderte durch die Straßen der Stadt und suchte endlich das Coliseo auf. Der weite Cirkel war menschenleer, bis auf eine einsame Gestalt, die auf den Stufen des Kreuzes saß, das sich im Mittelpunkte der Arena erhebt — es war ein junger Mann, der, vornüber gebeugt, regungslos dasaß und die Ellenbogen auf die Kniee, das Gesicht in die Hände stützte. Als ich dicht an ihm vorbeiging, erhob er den Kopf; und ich erkannte Angelo. Seit unserer Begegnung waren nur sieben Wochen vergangen, er aber schien um drei Jahre älter geworden zu sein. Er hatte an Fülle verloren, an Ausdruck gewonnen. Als er grüßte, lag in dem Ton seiner Stimme kein Spur mehr von kindischer Einfalt. Er sah ernster, männlicher und gar nicht mehr wie ein Dorfbewohner aus. Seine Kleider waren neu und modern, dabei aber vernachlässigt und unsauber. Der ganze Mensch war so verändert, als habe er inzwischen eine Reise um die Welt gemacht. Ich reichte ihm die Hand und fragte ihn, ob er sich meiner noch erinnere.

‚Per Dio!‘ schrie er. ‚Dazu habe ich doch wahrlich Grund genug.‘

Angelo trug einen Zorn gegen uns in seinem Herzen. Wer mochte ihm die Augen geöffnet haben? Er sah mich in stummem, halb bittendem, halb drohendem Vorwurfe ernst an. Der Mann that mir leid; denn er hatte etwas verloren, das köstlicher gewesen, als der kaiserliche Topas: seine harmlose, knabenhafte Unwissenheit war von ihm gewichen, jene idyllische Gemüthsruhe, in deren Schatten er damals so sorglos und behaglich in der Campagna geruht, den Kopf auf blumenüberwucherten Steinen. Etwas von seiner früheren Einfalt lag aber auch jetzt noch in seinem gereizten Wesen.

‚Wo ist der andere — Ihr Freund?‘ fragte er dumpf.

‚Zu Hause, noch immer in Rom.‘

‚Was hat er mit dem Steine angefangen?‘

‚Nichts. Er besitzt ihn noch heute.‘

Angelo schüttelte klagend den Kopf.

‚Verkauft er ihn mir wohl, wenn ich ihm fünfundzwanzig Scudi dafür biete?‘

‚Ich fürchte, nein. Er schätzt den Stein sehr hoch.‘

‚Das glaub' ich. Ob er ihn mir wohl noch einmal zeigt?‘

‚Das müssen Sie ihn selber fragen. So viel ich weiß, hat er ihn noch Niemand gezeigt.‘

‚Ha! Er fürchtet sich vor Räubern. Ja, ja! Das ist ein Beweis für die Kostbarkeit des Steines. Hat er ihn auch noch keinem Juwelier, noch keinem Steinschneider gewiesen?‘

‚Ich sagte Ihnen ja, noch Niemand hat den Stein gesehen. Sie müssen mir glauben, Freund.‘

‚Er hat ihn aber gereinigt und gewaschen und polirt und dann entdeckt, was er ist — he?‘

‚Der Stein ist sehr alt.‘

‚Sehr alt — he? Gewiß ist er sehr alt. Er zählt mehr Jahre, als er mir Scudi eingebracht hat. Und wie sieht er aus? Roth? Blau? Grün? Gelb?‘

Ich zögerte einige Augenblicke, und dann sagte ich:

‚Gelb.‘

Er sah mich lauernd und durchdringend an.

‚Es ist ein Topas!‘ rief er dann.

‚Ganz recht, es ist ein Topas.‘

‚Und ein kunstvoll geschnittener! O, das habe ich wohl gesehen. Ein Intaglio ist's. Ich weiß jetzt alle die Namen, hab' ich diese Weisheit doch theuer genug bezahlt! Was stellt das Bildniß vor? Ist's eines Königs Kopf? Oder gar der eines Papstes? He? Oder ist's eine jener schönen Frauen, von denen man in den Büchern liest?‘

‚Es ist das Bild eines Kaisers.‘

‚Eines Kaisers? Wie ist sein Name?‘

‚Tiberius.‘

‚Corpo di Cristo!‘

Angelo's Gesicht wurde dunkelroth, und Thränen des Zornes traten ihm in die Augen.

‚Beruhigen Sie sich, Freund!‘ sagte ich. ‚Die Hergabe des Steines thut Ihnen leid, wie ich sehe: man hat Ihnen sicherlich allerlei vorgeschwatzt und Sie aufgestachelt und unzufrieden gemacht.‘

‚Per Dio! Was war ich für ein Dummkopf! Ich lief damals nach Hause mit meinen elf Scudi und glaubte, daß ich den Haufen Geld niemals würde durchbringen können. Zu allererst kaufte ich für meine Ninetta eine vergoldete Haarnadel von einem Hausirer. Sie steckte das Ding in ihre Zöpfe, beschaute sich im Spiegel und fragte mich dabei, wie ich denn plötzlich zu all dem Reichthum gekommen sei. Da, sagte ich, ich bin reicher als Du glaubst, und zeigte ihr das Geld und erzählte ihr, wie ich dasselbe für den Stein erhalten. Ninetta aber ist ein kluges Mädchen. Sie nannte mich einen Esel, lachte mir in's Gesicht und schwor,

Digitized by Google

daß der Stein wenigstens fünfhundert Scudi werth gewesen sei. Den Fremden aber hieß sie einen gewissenlosen Schurken. Die guten Heiligen hätten mich ein Vermögen finden lassen, ich aber hätte es in meiner Dummheit wieder aus der Hand und vor die Hunde geworfen. Und zuletzt riß sie die Nadel aus ihrem Haar, warf sie mir in's Gesicht und rief mir zu, daß sie mich niemals wiedersehen und an Stelle eines solchen Dummkopfes lieber den ersten, besten blinden Bettler auf einem Kreuzwege heirathen wolle. Was sollte ich ihr antworten? Ist ihre Schwester doch Kammermädchen bei einer vornehmen Marchese hier in Rom, und diese hat ein ganz unschätzbares Halsband aus lauter alten, kostbaren Steinen, die alle in der Campagna gefunden worden sind. Ich schlich davon, ließ den Kopf hängen und verwünschte meine Einfältigkeit: ich warf das Geld zur Erde und spie darauf.'

Er schwieg einen Augenblick. ‚Endlich ging ich in die Osteria,' fuhr er dann fort, ‚um meinen Aerger und meine Scham im Wein zu ertränken. Da saßen am Tische drei meiner Bekannten: ich hieß sie trinken und bezahlte dann alles. Ich wollte das Geld los sein: es brannte mir in der Tasche. Natürlich fragte man mich auch hier, wie ich zu den blanken Scudi gekommen. Ich erzählte die Wahrheit und hoffte, hier eine andere Anschauung der Sache zu finden, als Ninetta sie gehabt. Meine Freunde aber stießen die Gläser auf den Tisch und lachten und verhöhnten mich, bis ich mich nicht mehr zu lassen wußte. Jeder Esel, sagten sie, der solch einen Schatz fände, nähme ihn zwischen die Zähne und brächte ihn denen, die lügen wären als er. An jenem Abend trank ich mir zum ersten Mal in meinem Leben einen Rausch. Den Tag darauf ging ich zu meinem Onkel; ich gab ihm den Rest des Geldes und bat ihn, es den Armen zu spenden oder aber dafür Messen für meine sündige Seele lesen zu lassen. Er fragte mich, ob das Geld erworben sei, und nun erzählte ich die Geschichte auch ihm. Er hörte mir schweigend zu und sah mir unverwandt über seine Brille hinweg in's Gesicht. Als ich geendet hatte, ließ er das Geld aus einer Hand in die andere gleiten und saß dann drei Minuten lang mit geschlossenen Augen. Plötzlich drückte er mir das Geld wieder in die Hände. ‚Behalt's, mein Sohn, behalt's!' sagte er, mit Deinen fünf Sinnen wirst Du Dir nie ein Stück Brod erwerben können; behalte also, was Du hast, so lange als möglich! Und seit der Zeit laufe ich herum wie im Fieber; ich kann an nichts anderes denken, als an das Vermögen, um das man mich betrogen hat.'

‚Nun, nun — Vermögen!' sagte ich. ‚Sie übertreiben's ein wenig.'

‚Ich weiß, was ich sage. Für mich wär's ein Vermögen gewesen. Tag und Nacht ruft mir eine Stimme in's Ohr, daß ich mit Leichtigkeit tausend Scudi für den Stein hätte erhalten können.'

Ich vermochte jetzt seinen Blick nicht mehr auszuhalten und wendete mich ab.

‚Ihr Freund ist ein Schurke,' fuhr Angelo heftig fort. ‚Ihnen will ich damit nicht zu nahe treten; ich sehe es Ihnen an, daß Sie mir helfen würden, wenn Sie es könnten; aber Ihr Freund ist ebenso schlecht, wie er häßlich ist. Der Teufel allein weiß es, warum ich ihm Vertrauen schenkte. Kommt er mir aber einmal vor die Augen und wagt er es dann noch, mir mein Recht zu verweigern, so stehe ich nicht für diese beiden Hände! Es wäre mir ein Leichtes, ihn zu erwürgen. — Ich verlange nur mein Recht; speist er mich aber wieder mit seinen deutschen Schimpf- und Spottreden ab, dann — Rache!'

Und in leidenschaftlicher Erregung riß er den Hut herunter, warf ihn gewaltsam auf den Boden und wischte sich dann die Schweißtropfen von der heißen Stirn.

Ich antwortete ihm freundlich und begütigend; ich versprach ihm, mich seiner Sache anzunehmen, wenn er Rom verlassen und nach Ariccia zurückkehren wolle. Ich rieth ihm, sich irgendwie nützlich zu beschäftigen; dann würde er sich der peinigenden Gedanken schon verwehren können. Ich gestehe allerdings, daß ich, als ich diesen Rath aussprach, daran selber nicht glaubte. Seiner trägen Natur, die nur unter dem Drucke von Gefühlsausbrüchen sich zur Beweglichkeit aufraffen konnte, wäre eine regelmäßige, gesunde Arbeit unerträglicher gewesen, als das Unrecht, das ihm widerfahren.

Er starrte trüb und stumpf vor sich hin, versprach mir aber schließlich, Rom zu verlassen. Wenn ich gute Neuigkeiten für ihn hätte, sagte ich ihm, dann wollte ich ihm nach Ariccia Nachricht geben. Und so erfuhr ich auch seinen vollen Namen, einen Namen, der seinem Inhaber eigentlich ein Talisman hätte sein müssen gegen der Welt Sorge und Noth — Angelo Benti. — —

Wilhelm Wenzel blickte finster drein, als ich ihm von meiner Begegnung mit unserm alten Bekannten erzählte. Er schalt den armen Teufel einen affectirten, theatralischen Narren, ließ sich schließlich aber dennoch dazu herbei, mich zu beaufragen, an Angelo zu schreiben und denselben auf einige Tage später zu einer Unterredung zu bestellen. Er war also gewissenhaft genug, sich auch der unangenehmen Seite der Angelegenheit nicht zu entziehen. Ich schrieb drei Zeilen nach Ariccia, in sehr mangelhaftem, aber höflichem Italienisch, und lud Angelo zu einer Zusammenkunft mit Wenzel in das Coliseo ein.

Es wäre besser gewesen, wenn diese Zusammenkunft nicht stattgefunden hätte. Als Wenzel von derselben zurückkam, ersuchte er mich, ihm eine Schilderung der widerwärtigen Eingelheiten zu erlassen; Angelo wäre ein unverschämter Mensch, dem er nie wieder zu begegnen hoffe. Wie ich dann später erfuhr, hatte Angelo im Zorne die Auslieferung des Edelsteins gegen Rückgabe der elf Scudi verlangt, worauf ihm Wenzel entgegnete, daß er absolut nichts erhalten werde, wenn er keinen bescheidenteren Ton anschlage. Hierauf war Angelo, im Gefühl des ihm angethanen Unrechts, in beleidigende Drohungen ausgebrochen, und noch heute ist es mir nicht recht erklärlich, warum die beiden Hitzköpfe damals nicht an einander geriethen. Wahrscheinlich mochte es dem Italiener doch nicht so leicht erschienen sein, den Anderen so ohne Weiteres zu erwürgen, und die vorsichtige Klugheit, die selbst in der Höhe der Leidenschaft nie ganz aus den Gedanken jener Südländer weicht, veranlaßte ihn wohl, seine Rache auf einen gelegeneren Zeitpunkt zu verschieben.

Wenn ich auch die Sache nicht sehr tragisch auffaßte, so fürchtete ich doch, daß meinem Freunde ein höse Ungemach daraus erwachsen könne. Und wenn Angelo auch weiter nichts that, als daß er die Geschichte von dem Stein allenthalben in Rom erzählte, so mußte auch dieses allein schon zu allerlei ernstlichen Unannehmlichkeiten führen.

Einige Abende später stand ich an den Flügel gelehnt, auf welchem Fräulein Helene ein neues Musikstück übte. Wenzel saß abseits am Fenster.

‚Er hat mir seinen wundervollen Topas gezeigt,' begann die junge Dame plötzlich halblaut, indem sie die Hände auf den Tasten ruhen ließ und mich mit ihren ernsten, weitgeöffneten Augen anblickte. ‚Er verschweigt mir beharrlich, wie er in den Besitz des Steines gekommen, sagte mir auch, daß Sie allein darum wüßten. Es ist hoffentlich kein Unrecht damit verknüpft.'

Ich versuchte zu lachen.

‚Solchen Antiquitätenjägern darf man nie zu nah auf die Finger und in die Gewissen sehen,' antwortete ich. ‚Diese Sorte sieht manchmal gar kein Unrecht darin, wenn sie sich herumtreibende Gemmen, Cameen und andere Kostbarkeiten nach demselben Modus behandelt, den Taschendiebe auf anderer Leute Börsen in Anwendung bringen.'

Helene sah mich mit so scheuem Erstaunen an, als habe ich mir einen wirklich grausamen Scherz mit ihr erlaubt. Dann fuhr sie halblaut fort:

‚Er wünscht, daß ich den Stein als Medaillon trage. Aber das mag ich nicht. Der Topas ist wunderschön, aber es wäre mir unheimlich, den Kaiser Tiberius so nahe an meinem Herzen zu tragen. Er war ein böser, ein verruchter Mensch, einer der schlimmsten Kaiser des alten Rom; ich würde mich beinahe, wollte ich ein Juwel tragen, das sein Gewand geschmückt, das seine Hand täglich berührt hat und das nun doch eigentlich fast unvermittelt aus seinem in unseren Besitz gekommen ist. Durch das Bild dieses Menschen vertiert der Stein für mich seine ganze Schönheit, und ich bin wirklich froh darüber, daß Wilhelm ihn so verborgen hält.'

Ich fand diese Auffassung der Sache sehr erklärlich und angemessen, wenn ich mir in's Gedächtniß rief, daß die blonde junge Dame ein Kind des frommen Wupperthales war. — — —

Die Tage vergingen, und noch immer war von Angelo's Rache nichts zu merken gewesen. Wenzel ging jeden Abend durch die dunklen Straßen, ohne daß er bis jetzt hinter einer Mauerecke seinem Schicksal, in Gestalt eines vermummten Meuchelmörders,

Digitized by Google

in die Hände gefallen wäre, und ich hoffte bereits, daß die rüge Natur Angelo's das consequente Festhalten solch finsterer Pläne, als zu anstrengend, wieder aufgegeben habe, aber ich täuschte mich.

Wir spazierten eines Nachmittags im Park der Villa Borghese, und um dem Gerüsch und Geschwätz der fashionablen Welt auszuweichen, hatten wir hier eine abgelegene Ecke aufgesucht. Die alte, zerbröckelnde Mauer, die schlanken dunklen Cypressen, das lang wuchernde Gras und über dem Ganzen der schimmernde römische Himmel — all das bot ein gar harmonisches Bild. Wir saßen auf einer moosgrünen, halbkreisrunden Bank und plauderten und beobachteten die flinken Eidechsen auf den sonnenwarmen Steinen. Eine halbe Stunde mochten wir so verbracht haben — da erspähte Helene an dem Fuße einer alten Cypresse das erste Frühlingsveilchen. Sie erhob sich mit einem Ausruf der Freude und eilte, es zu pflücken; dann wanderte sie weiter, um noch mehr von den lieblichen Blümchen zu suchen.

Wenzel saß zurückgelehnt und beobachtete die sich langsam entfernende Gestalt und den Schatten derselben auf dem Grase. Endlich war Helene hinter einem Flügel der Villa verschwunden. Frau Dörpinghaus machte den Vorschlag, die Bank nunmehr aufzugeben und dem Mädchen zu folgen. Wir waren aber kaum einige Schritte gegangen, als Helene wieder hinter der Ecke hervorkam; sie befand sich augenscheinlich in großer Aufregung; sie blickte mehrmals über ihre Schulter zurück, während sie beschleunigten Schrittes uns wieder zu erreichen strebte. Gleich darauf sah ich, daß ihr Jemand folgte, ein hochgewachsener Mann — Angelo Beati.

Helene sah bleich, fast verstört aus; es mußte etwas Besonderes zwischen den Beiden vorgegangen sein. Als sie bei uns angelangt war, stand auch Angelo dicht vor uns. Auch er war bleich, und zwischen diesen beiden farblosen Gesichtern erschien jetzt das meines Freundes Wenzel, glühend roth vor Zorn. Ich fürchtete einen Auftritt, und um denselben zu verhüten, ging ich schnell auf Angelo zu. Der aber richtete den umwölkten Glanz seiner schwarzen Augen der Reihe nach auf alle Mitglieder unserer Gesellschaft, und dann, gleichsam als Antwort auf meine noch ungesprochene Anrede, erhob er seine Hand mit einer Geberde, welche deutlich sagte: „Laßt mich — ich suche keinen Streit, aber ich weiß sehr wohl, was ich will.“

Auf meinen Wink forderte Wenzel die Damen auf, mit ihm den Weg fortzusetzen. Aber wunderbar! Helene stand zögernd da; sie hatte ihre großen blauen Augen mit einem weichen, fast enthusiastischen Ausdruck auf Angelo geheftet — da faßte ihr Verlobter rauh ihren Arm, und sie folgte ihm, während das Blut ihr heiß in die Wangen stieg.

Frau Dörpinghaus, die nichts Böses ahnte, sagte in ihrer raschen, ungeniirten Weise:

„Was für ein schöner junger Mann!“

Und damit folgte auch sie gleichmüthig ihrem voranschreitenden Bruder.

Angelo und ich blieben allein zurück.

„Fürchten Sie nicht, daß ich Lärm zu machen gedenke!“ sagte der junge Italiener mit düsterem Lächeln. „Ich habe während der letzten drei Wochen hier in Rom gelernt, wie ein Cavalier sich zu benehmen hat. Wer ist jene junge Dame?“

„Jene junge Dame geht Sie nichts an, mein Freund,“ erwiderte ich, „ich will hoffen, daß Sie Cavalier genug gewesen sind, dieselbe nicht anzureden.“

Er schwieg eine Weile, und seine Blicke folgten der am Arme Wenzel's in der Entfernung verschwindenden leichten Gestalt. Dann antwortete er:

„Doch! Ich habe mit ihr gesprochen — und sie hat mich auch verstanden. Aber beruhigen Sie sich — ich sagte ihr nichts, was sie nicht hätte hören dürfen. Was ich aber sagte, o, das hat sie verstanden. Sie ist Ihres Freundes amica — ich weiß schon. Seit einer halben Stunde habe ich Sie alle hinter jenen Bäumen hervor beobachtet. Die Dame ist schön — sehr schön. — Leben Sie wohl! Ihnen zürne ich nicht, Ihrem Freunde aber sagen Sie, daß ich ihn nicht vergessen habe. Ich warte nur auf meine Gelegenheit, und die wird eines Tages kommen. Umbringen werde ich ihn nicht, aber ich werde eine Rache an ihm nehmen, die er fühlen soll, so lange er lebt.“

Er wendete sich zum Gehen; da fiel sein Blick noch einmal auf das Paar in der Ferne; er blieb stehen und schaute ihm noch, bis es außer Sicht war.

„Der Mensch da hat ein ganz unverschämtes Glück,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Den Topas — und die Perle! Haha! Doch, nur immer zu! Nur zu!“

Damit ging er schnell davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Lachsfischereien am Columbia in Oregon.

Von Theodor Kirchhoff.

(Schluß.)

Um das Verpacken der Salmen nach eigener Anschauung kennen zu lernen, wollen wir jetzt eine der großen „Canneries“ besuchen, welche die Bucht von Astoria in meilenlanger Reihe umkränzen. (Vergl. unsere nebenstehende Abbildung.)

Ich muß zunächst das fremdliche Entgegenkommen dankend anerkennen, das mir durch den Besitzer der Anstalt zu Theil wurde. Ein mir wildfremder, mit dem Lachsgeschäft wohlvertrauter Amerikaner, gegen den ich den Wunsch äußerte, ich möchte mir einige möglichst genaue Notizen über den Proceß des Lachspräserwirens machen, um dieselben zu einem Berichte für ein deutsches Weltblatt zu verwenden, das von mindestens drei Millionen Deutschen in allen Theilen der Erde gelesen würde, setzte sich sofort hin und schrieb mir einen ausführlichen Bericht über das Gewünschte nieder.

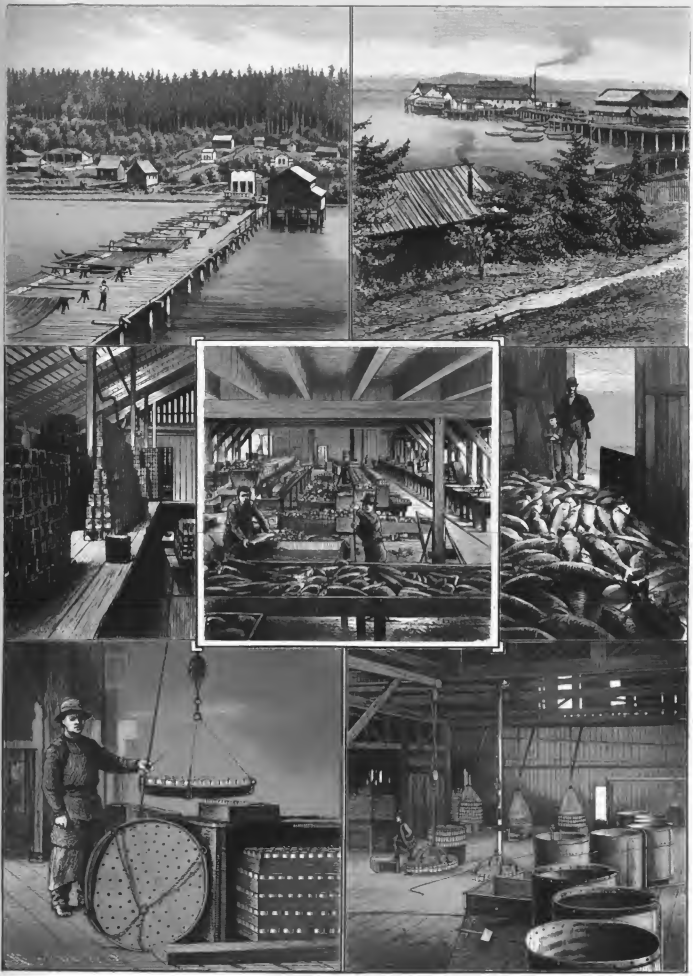
Die „Canneries“ sind alle wie nach der Schablone angelegt: sie gleichen einander, wie ein Ei dem andern. Es sind große, auf Pfeilern in den Columbia hineingebaute, aus Holz aufgeführte Gebäude, meistens einstöckig und im geräumigen Innern mit nur wenigen Nebenabtheilungen versehen. An der dem Flusse zugewendeten Seite, wo die Fischerböte an Treppen anlegen, befindet sich eine überdachte breite Gallerie. Die Gebäude sind so schmucklos wie nur denkbar, was dem praktischen Zwecke dieser Anstalten auch vollkommen entspricht.

Die Arbeiter, welche in den „Canneries“ Beschäftigung finden, sind ihrer großen Mehrzahl nach Chinesen. Die kleineren Packanstalten beschäftigen 50 bis 60, die größeren 120 bis 150 Zopfträger und dabei nur 5 bis höchstens 10 Weiße, welche als Aufseher, Maschinisten ꝛc. Verwendung finden. Man versuchte es früher, weiße Knaben in den „Canneries“ zu beschäftigen, mußte den Plan aber wieder aufgeben, weil kein Verlaß auf sie war und es mitunter vorkam, daß sie ihren Posten in Momenten verließen, wo sie am wenigsten zu entbehren waren. Wie unangenehm muß es für den Besitzer einer großen Salmenpackerei sein, wenn ihm seine Arbeiter gerade zu der Zeit fortlaufen, wo die Lachse ihre Hauptgeschwader stromaufwärts entsenden, und die Fischerböte täglich 1000 bis 5000 Fische abliefern, die sofort verpackt werden müssen! Erwachsene Weiße aber sind als Arbeiter in den „Canneries“ schwer zu erlangen, da die Saison nur vier Monate dauert und sich nur Wenige von jenen für eine so kurze Zeit verpflichten mögen.

Daß die Besitzer der Packanstalten unter diesen schwierigen Verhältnissen den Chinesen als Arbeitern vor den Weißen den Vorzug geben, ist selbstverständlich; denn jene sind durchaus zuverlässig und arbeiten, sobald sie einmal eingelernt sind, wie die Maschinen. Die Abneigung der Oregonier und Californier gegen die bezopften Asiaten, welche ihnen durch ihr knauseriges, heimtückisches Wesen und ihre fremdartigen Manieren besonders zuwider sind, kann bei einem Geschäftsgange, wie er in den Lachspackereien unumgänglich nothwendig ist, nicht in Betracht kommen.

Was die Lohnverhältnisse betrifft, so beziehen die Chinesen einen Dollar und zehn Cents pro Tag und erhalten einen Platz zum Schlafen, müssen aber für ihre Verpflegung selbst sorgen.

Digitized by Google



Die „Canneries“ (Lachspackereien) von Astoria in Oregon.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von H. Heubner.

Digitized by Google

Die wenigen weißen Knaben, welche noch in den „Canneries“ Beschäftigung finden, empfangen fünfzehn Dollars per Monat und Beköstigung, erwachsene weiße Arbeiter fünfundzwanzig Dollars per Monat nebst Verpflegung, während die weißen Aufseher einen Gehalt von zweihundert Dollars per Monat beziehen, falls sie nicht, was nicht selten vorkommt, einen Antheil im Geschäft haben.

Die „Cannery“, welche ich zuerst besuchte — Kinney's Cannery, eine der größten und in unmittelbarer Nähe von Astoria gelegen — ist, wie viele andere am Columbia, das Besitzthum eines englischen Hauses. Die Engländer haben fast das Monopol des Lachshandels. Das zum Anfertigen der Büchsen nöthige gewalzte Blech, das Garn für die Netze ꝛc., alles dies wird direct von England importirt, und auch der weitaus größte Theil von präservirten Lachs wird nach Liverpool verschifft, theils auf Segelschiffen direct, theils auf Dampfern über San Francisco. Columbialachs ist in allen kleinen englischen Landstädten eine beliebte Hausmannskost, und was von Columbialachs nach Australien und dem europäischen Continent gelangt, geht fast ausschließlich durch englische Hände.

Die von mir besuchte Packerei hatte auch ein oberes Stockwerk, wo eine Fabrik für das Anfertigen von Blechbüchsen eingerichtet war. Der Geschäftsführer hat sich mir sofort als Führer an und geleitete mich durch das ganze bedeutende Anwesen. Wie er mir mittheilte, beschäftigt diese „Cannery“ zur Zeit hundertvierzig Chinesen und verpackte im letzten Jahre dreißigtausend Kisten Lachs, jede Kiste zu vier Dutzend Blechbüchsen à ein Pfund. Fünfzig Böte, die der Anstalt gehören, besorgen das Herbeischaffen des Rohmaterials in Gestalt von frisch gefangenem Salm.

In dem weiten und hohen inneren Raume des weitläufigen Gebäudes waren ganze Berge von Holzkisten und Blechbüchsen aufgespeichert, in welchen der präservirte Lachs in's Ausland verschifft wird. Ein Schwarm von Chinesen war emsig bei der Arbeit, theils an langen Holztischen, wo die Lachse geköpft, ausgeweidet, zerschnitten und verpackt werden, theils an großen Wannen mit kochend heißem Wasser, in denen die mit Lachs gefüllten Blechbüchsen den Proceß des Siedens durchzumachen haben. Alles war im großen Fabrikstil eingerichtet und ging schnell und maschinenmäßig von Hand zu Hand.

Zunächst führte mich mein freundlicher Begleiter nach der am Fluß gelegenen Veranda, wo gerade — es war am frühen Morgen — einige Segelböte ihre Fracht von frisch gefangenen Salmen abladen. Eine Freude war es, die prächtigen Fische zu betrachten, von denen manche fünfzig bis sechzig Pfund schwer sein mochten und nur wenige unter zwanzig Pfund wogen.

Unser nächster Gang führte uns zu einem langen Tische, wo die Salmen ausgeweidet wurden. Ein Sohn des himmlischen Reiches besorgte mit staunenswerther Geschicklichkeit das Amt des Zuschneiders an den ihm von einem Gehülfen in schneller Reihenfolge hingelegten Lachsen. Mit einem Schnitt seines riesigen Handmessers köpfte er den Fisch, mit zwei weiteren Schnitten wurden die Eingeweide bloßgelegt und entfernt. Kopf und Eingeweide fielen in einen Trog. Aus diesen Abfällen wird in einem Kochapparat ein Oel gewonnen, welches einen namhaften Handelsartikel bildet, wie auch in einigen Lachspackereien der Rogen aufbewahrt wird, um als Material zu einem vorzüglichen Caviar zu dienen.

Der Chinese, dessen Specialität im Köpfen und Ausweiden der Lachse besteht, wirft die Fische in einen großen mit Süßwasser gefüllten Kübel, damit sich Schleim und Blut von ihnen loslösen. Hierauf werden die Schuppen von den Salmen mit einem großen Messer entfernt und diese dann in einen andern Kübel voll Salzwasser geworfen, wo sie einen weiteren Proceß des Reinigens durchzumachen haben. Sauber und von allem Blut und Schleim gereinigt, gelangen die Lachse nun an das Zerlegemesser, welches mit acht breiten Klingen versehen ist, die sich um ihre eigene Achse drehen. Mit einem einzigen Schnitt wird der vor das Messer gelegte Salm in acht Stücke von gleicher Größe getheilt, von denen jedes eine Blechbüchse ungefähr füllt. Die zerschnittenen Lachsstücke werden auf einem anderen langen Tisch gelegt, wo ein Schwarm von Chinesen dieselben in Blechkapseln verpackt.

Während die Zopfträger ihrem Geschäfte emsig obliegen, musterten sie mich öfters mit ängstlichen Seitenblicken, und so oft ich meine Beobachtungen in mein Notizbuch eintrug, sahen sie meinem Schreiben mit mißtrauischer Miene zu.

Mein Begleiter erklärte mir das seltsame Gebahren der Chinesen dahin, daß diese mich für einen Angestellten im Abgabenbureau hielten, der sie für das Eintreiben von Taxen notire. Die Versicherung, welche ich einem der Herren Zopfträger gab: ich sei bei meiner Ehre kein „tax collector“, schien ihn aber durchaus nicht zu beruhigen; denn die geängstigten Leute verfolgten mich unausgesetzt mit heimlichen Blicken, als ich vom Tisch zu Tisch ging und, das Notizbuch in der Hand, mit dem verdächtigen Geschreibsel fortfuhr.

Die Blechbüchsen, welche mit der nöthigen Menge Lachsfleisch gefüllt worden sind, gelangen in schneller Reihenfolge an einen anderen Tisch, wo zunächst Deckel aufgesetzt und festgelöthet werden. Von hier aus werden sie auf hölzernen Gestellen, welche etwa 120 Büchsen fassen, in das „Bad“ gebracht, eine lange mit lauwarmem Wasser gefüllte Wanne. Hier müssen sie eine Probe auf die luftdichte Festigkeit ihres Verschlusses bestehen. Die in den Büchsen enthaltene Luft wird nämlich durch die Wärme des Bades ausgedehnt, entweicht durch die Oeffnungen eines etwa mangelhaften Verschlusses und gelangt in Gestalt von Bläschen an die Oberfläche des Wassers. Die defecten Exemplare werden gleich wieder aus dem Bade herausgenommen und der nöthigen Reparatur unterworfen.

Nun werden die Büchsen stockweise über einander gestellt und in große mit Süßwasser gefüllte Kübel gesetzt, an deren Boden sich eine in Schlangenwindungen gelegte Röhre befindet. Durch einen Druck von neunzig Pfund auf den Zoll wird das über den Dampfröhren liegende Wasser in zwölf Minuten zum Sieden gebracht. In dem kochenden Wasser bleiben die Büchsen eine volle Stunde lang, worauf sie herausgenommen und nach einander punktirt, d. h. sein durchlöchert werden, damit der Dampf aus ihnen entweichen kann. Die kleinen Oeffnungen werden sofort wieder verlöthet, und hierauf gelangen die Büchsen in andere mit kochendem Salzwasser gefüllte Kübel oder in große mit Dampf erhitzte Kessel, worin sie weitere anderthalb Stunden verbleiben.

Nachdem die Lachsbüchsen diesen ziemlich langwierigen Proceß des Siedens ꝛc. durchgemacht haben, werden sie in das Verpackungszimmer gestellt, wo sie zwei Wochen hindurch unangerührt bleiben. Sie werden alsdann der Reihe nach genau geprüft, und zwar in der Weise, daß ein Sachverständiger mit einem Stabe auf den Deckel der Büchsen schlägt; er entdeckt mittelst dieses Experiments sofort, ob die Büchsen in gutem Zustande sind. Diejenigen, welche die Prüfung bestanden haben, werden schließlich mit Firniß überzogen und mit hübschen Etiquetten versehen, worauf sie zu je vier Dutzend in hölzerne Kisten verpackt werden und zum Versenden fertig sind.

Der große Raum der „Cannery“ bietet während der Hauptfangzeit der Salmen ein außerordentlich bewegtes Bild. Die vielen Chinesen liegen ihren verschiedenen Pflichten beim Reinigen, Zerschneiden und Verpacken der Lachse mit einer Anstelligkeit und einem Eifer ob, die staunenswerth sind. Jeder weiß genau, was er zu thun hat, und Alles greift maschinenmäßig in einander. Eine Dampfmaschine producirt den zum Sieden nöthigen Dampf. Hier stehen die großen Kübel, in denen die mit Lachs gefüllten Blechbüchsen „gebadet“ werden, in langer Reihe neben einander, während die mächtigen eisernen Cylinder, welche die Weite von großen Dampfessen haben, ihre Männer austhun, um die Büchsen zu empfangen und ihren saftigen Inhalt für den Gaumen der Bewohner des fernen Albions lecker herzurichten. Tausende von nageinenen Holzkisten bilden wahre Chimborazzos, und die hoch in Reihen über einander geschichteten Blechbüchsen machen den Eindruck, als ob eine belagerte Festung auf ein Jahr mit Lachs verproviantirt werden sollte. Im oberen Raume befindet sich eine Fabrik zum Anfertigen von Blechbüchsen. Das Ausschneiden des Blechs, das Verlöthen der Kapseln ꝛc. wird ebenfalls von Chinesen besorgt, und Alles greift dort mit rasender Schnelligkeit in einander.

Der erste Versuch, präservirten Lachs vom Columbia zu exportiren, wurde im Jahre 1867 mit 7000 bis 8000 Kisten gemacht. Seit 1871 hat sich diese Industrie in's Riesige vergrößert, und im Jahre 1882 belief sich der Ertrag der Lachsfischereien am Columbia auf 630,851 Kisten im Vollwerthe von 2,813,510 Dollars. Wenn ich sage, daß seit 1867 ungefähr 15 Millionen Lachse im Columbia gefangen worden sind und der Export von 32 am Columbia etablirten „Canneries“ gegenwärtig mehr als 2 Millionen Dollars pro Jahr repräsentirt, so

Digitized by Google

wird sich der Leser einen Begriff von der Größe und Wichtigkeit dieser Industrie machen können.

Gegen das Ende der siebenziger Jahre fand eine bedenkliche Verminderung in den Heerscharen der Salmen statt, welche, aus dem Meere kommend, zur Frühlingszeit den Columbia hinaufziehen, sodaß die Besitzer der „Canneries“ zusammentraten und eine Lachszucht-Anstalt an dem in den Willamette fallenden Clackamasfluß in's Leben riefen, um der Vermehrung dieser Fische systematisch nachzuhelfen; es wurden während der letzten drei Jahre von dieser Anstalt jährlich an fünf Millionen junger Salmen ausgesetzt. Leider ist die Lage jener „hatching Station“ keine besonders günstige, da sie achtzehn englische Meilen oberhalb Portland angelegt wurde, sodaß die jungen Fische zuerst durch das Gewässer des Willamette, welches durch den Unrath einer großen Stadt inficirt ist, schwimmen müssen, ehe sie in den Columbia gelangen. Welchen Einfluß diese junge Brut auf die künftige Einwanderung der Lachse haben wird, läßt sich noch nicht bestimmt sagen. Da aber im Jahre 1880 etwa anderthalb Millionen Salmen im Columbia gefangen wurden, so scheint es mit dem Aussterben der Lachse daselbst vorläufig noch gute Wege zu haben.

Neues von dem alten Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

ie Gestalten Wallenstein's (richtig: Waldstein) und Götz von Berlichingen's sind uns der Regel nach weniger aus der Geschichte bekannt, als aus den gleichnamigen Dichtungen Schiller's und Goethe's. Allein Gedichte und Geschichte stimmen nicht stets mit einander überein. Goethe läßt seinen Götz unmittelbar nach der Niederlage der Bauern, deren mehr oder weniger unfreiwilliger Hauptmann er geworden, im Gefängniß sterben, gebrochenen Herzens. Also etwa schon 1525 oder 1526. Die Wahrheit ist aber, daß Götz zwei ganze Jahre — bis 1530 — zu Augsburg, wo er sich, obgleich seine Freunde ihm davon abgerathen hatten, freiwillig auf Ladung gestellt hatte, in Haft gehalten und erst dann gegen Ausschwörung einer harten Urfehde entlassen wurde, deren Ableistung man zur Bedingung seiner Haftentlassung gemacht hatte. Nach den heutigen Rechtsbegriffen war diese Erwirkung der Urfehde die reine Erpressung.

Götz mußte nämlich in derselben bekennen, daß er sich „in der vergangenen bäurischen Empörung mit den abgefallenen aufrührerischen Unterthanen als ein Hauptmann und Mitheller eingelassen und zu Beschädigungen der Bunds-Staend (d. h. der Mitglieder des schwäbischen Bundes) gehossen hab'.“

Er mußte versprechen, daß er dem Cardinal Erzbischof von Mainz zu Recht stehen werde, namentlich auch wegen der Ansprüche auf Erlaß des dem Gotteshause bei Amorbach zugefügten Schadens — desgleichen auch dem Bischof von Würzburg wegen ähnlicher Ansprüche — und daß er sich dem Erkenntnisse unterwerfen wolle, welches „die gemeine Versammlung des schwäbischen Bundes“ oder deren Beauftragte in diesen Sachen fällen würden. Endlich aber — und das war das Schlimmste: — mußte er, der Ritter, sich verpflichten, nie wieder ein Pferd zu besteigen, sowie sein Schloß in Horxberg und die dazu gehörige Gemarkung niemals wieder zu verlassen.

In dieser harten Gefangenschaft — denn anders kann man diese Freiheitsbeschränkung wohl nicht nennen — hat Götz von Berlichingen beinahe den ganzen langen Rest seines Lebens in Unmuth und Kummer zugebracht und vertrauert. Er ist erst am 23. Juli 1562 gestorben, hat also dreißig Jahre lang unschuldig gelitten, nachdem er 1530 die Urfehde in Augsburg beschworen. Er hat sein beschworenes Wort ritterlich gehalten, obgleich es ihm auf dem Wege der Erpressung abgerungen war, und obgleich ihm, dem in der Kraft seiner Jahre stehenden Manne, der an ein vielbewegtes Leben gewöhnt war, eine Clausur, welche er nicht einmal durch einen Ritt unterbrechen durfte, außerordentlich schmerzlich sein mußte.

Während seiner zweijährigen Haft in Augsburg sperrte man ihn gänzlich von der Außenwelt ab. Man hat wahrscheinlich sogar die Briefe unterschlagen, welche er aus der Gefangenschaft an seine Brüder und Freunde gerichtet; denn gewiß ist, daß die Briefe nicht in deren Hände gelangt sind. Ja, als er erkrankt war und sich „einen Pfaffen“ verschrieben hatte, ließ man diesen nicht zu ihm.

Götz verzweifelte beinahe ob dieser Behandlung, namentlich darüber, daß man ihm nicht gestattete, sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen, welche alle von den Bauern verübten Grausamkeiten, Requisitionen, Plünderungen und sonstige Schädigungen ihm ausschließlich zur Last legten und ihn für Alles verantwortlich und ersatzpflichtig machen wollten.

In seinen späteren Aufzeichnungen erklärt er jene von ihm unterschriebene Augsburger Urfehde für ein schändliches Actenstück, das er im Zustande der Selbstbestimmung und der Freiheit niemals unterschrieben haben würde; nur die zuversichtliche Hoffnung, sobald ihm die Freiheit wiedergegeben worden, seine Vertheidigung ohne widerrechtliche Beschränkung führen, jene Anklagen entkräften und sich gegenüber den Gerichten, den Mitbeenden und der Nachwelt von allem Makel reinigen zu können, habe ihm die Feder geführt, als er, mit widerstrebendem Herzen, jene Urkunde unterzeichnet.

Nur zweimal noch ist er mit kaiserlichem Diäpens von Hornberg aus in Wehr und Waffen auf's Neue zum Kampf und Streit hinaus in die Welt gerilten, das eine Mal, als er, dem Rufe Kaiser Karl's des Fünften folgend, 1541 wider die Türken stritt, und das andere Mal, als er 1544 mit des nämlichen Kaisers siegreichem Heere in das innere Frankreich zog, um dort den Frieden dichtren zu helfen. Im Uebrigen hat er auf seiner Burg stille gesessen und den Abend seines Lebens vorzugsweise dazu verwendet, seine Denkwürdigkeiten zu schreiben und seine Processe zu führen. Er hat also in Wirklichkeit mehr als ein Menschenalter länger gelebt, als ihn Goethe leben läßt, der natürlich für sein Drama einen Niedergang nicht brauchen konnte, der sich so lange hinauszieht.

Goethe hat dem alten Ritter sechsundvreißig Jahre seines Lebens genommen, aber er hat ihm dafür die Unsterblichkeit gegeben. Jener Raub ist nur ein imaginärer. Diese Unsterblichkeit ist wirklich. Auf wessen Stirn die leuchtende Flamme des Genius ihr ewiges Licht geworfen, der wird nicht untergehen im Gedächtniß seines Volkes — auch nicht in dem der anderen Völker. Hat doch

Digitized by Google

der größte Romancier Englands, Walter Scott, in seinen jungen Jahren schon Goethe's „Götz von Berlichingen“ in's Englische übertragen (siehe Eckermann, „Gespräche mit Goethe“, Theil III, Seite 178).

Ich hoffe auf die Aufmerksamkeit unserer Leser rechnen zu dürfen, wenn ich von demjenigen Lebensabschnitte unseres Ritters, den der Dichter im Interesse der Dichtung unterdrückte, der aber dennoch sein wohlbegründetes historisches Recht hat, Einiges mittheile, was bis jetzt dem Publicum im Großen und Ganzen wenig bekannt ist. Ich benutze dabei die zuerst von dem Heidelberger Professor Dr. Heinrich Joepsel und die von dem Grafen von Berlichingen-Rossach erschlossenen Quellen.

Götz zu Hornberg.

Die Schriften, welche der Ritter Götz während der letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens zu Hornberg verfaßte, sind größtentheils von ihm diktirt worden. Mit seiner eisernen Rechten vermochte er nur die Waffen, aber nicht die Feder zu führen. Er schrieb zwar mit der linken Hand, aber sehr schlecht, sodaß es schwer ist, die knzen Briefe und die Bemerkungen an Urkunden und Entwürfen, welche wir von ihm besitzen, zu lesen. Selbst seine Unterschrift „G. von Berlichingk zu Hornbergk“ ist schwer zu entziffern.

Seine Denkwürdigkeiten sind in verschiedenen Handschriften auf uns gekommen, von denen die beste, die Neuenstettner, sich im Besitze der gräflichen Familie von Berlichingen befindet.

Die erste gedruckte Ausgabe ist 1731 erschienen, herausgegeben von Beronus Franck von Steigerwald. Sie führt den langen Titel:

— „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayser's Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. Worinnen derselbe 1) all seine von Jugend auf gehabten Fehden und im Krieg ausgeübte Thathandlungen, 2) seine in dem Bauern-Krieg Anno 1525 widerwillig geleisteten Dienste, und dann 3) einige andere, außerhalb dem Krieg, und denen Fehden gethane Ritter-Dienste aufrichtig erzählet, und dabey seine erlebte Fatalitäten mit anführet. Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indice versehen, zum Druck befördert, von Verono Franck von Steigerwald, welchem noch zu mehrerer Illustrirung eine Dissertatio de Dissitationibus et Faidis beigefügt sich befindet, von Wilhelm Friedrich Pistorius, Hohenlohe-Widerstheimischen Hof-Rathe. Nürnberg, verlegt von Adam Jonathan Felsacker 1731.“

Dieses in verschiedenen Ausgaben erschienene Buch hat Goethe den Anlaß zu seiner berühmten Dichtung gegeben. Er sagt selbst*, er habe in seinem Drama Götz „vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in eigener Erzählung dargestellt hat“. Diese Darstellung hat jedoch später lebhafte Anfechtung gefunden. Namentlich ist es Zimmermann in der zweiten Auflage seiner „Allgemeinen Geschichte des großen Bauernkriegs“ (Stuttgart 1854), welcher herausgefunden haben will, Götz sei, in Gemeinschaft mit dem bekannten Wendel Hippler, der eigentliche, aber geheime Anstifter des Bauernkrieges gewesen, habe während des Krieges den Mantel auf zwei Schultern getragen und dann die Bauern verrathen; wenn er dann schließlich lange gefangen gehalten und gezwungen worden sei, eine grausame Urfehde zu schwören, so habe er das ehrlich verdient — um seines Verrathes an den Bauern willen.

Diese Auffassung, wonach Götz ein gewöhnlicher Raubritter und Abenteurer gewesen sein soll, ist jedoch nicht richtig, wenigstens was das Verhalten des Ritters im Bauernkriege anlangt — das Uebrige liegt außerhalb der Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe; — und so hat diesmal der Dichter Recht und der Geschichtsschreiber Unrecht. Dieses Urtheil fälle ich auf Grund der Processacten, welche nunmehr vollständig vorliegen und die ich studirt und juristisch geprüft habe.

Weder der Dichter noch der Geschichtsschreiber haben die vollständigen Acten gelesen: Zimmermann urtheilt hauptsächlich auf Grund der Aussagen des „Bauernrathes“ Dionysius Schmidt und des Abtes von Amorbach, und den Letzteren nennt er selbst einen alten schwachsinnigen Mann. Was aber den Ersteren anlangt, so hat derselbe diese Aussagen auf der Folter gemacht und später widerrufen. Es ist indessen eine durch Tausende von Hexenprocessen bestätigte Thatsache, daß bei dem Foltern die Aussagen dem Gefolterten vom Untersuchungsrichter in den Mund gelegt wurden.

Man fragte ihn: „War Das und Das nicht so und so?“ und folterte ihn dann so lange, bis er „Ja“ sagte. So erklärt sich z. B. auch die auffallende Gleichförmigkeit aller „Geständnisse“ und Aussagen in den Hexenprocessen. Professor Bilmar will aus dieser Uebereinstimmung schließen, daß doch etwas Wahres an dem Hexenwesen gewesen sein müsse. Aber mit Recht bemerkt dagegen der Hamburger Rechtsgelehrte Dr. C. Trummer, diese Gleichförmigkeit führe einzig und allein daher, „daß die Tortur die Aussagen auf Suggestionen (Einflüsterungen) erpreßte, daß eben auszusagen war, was die Gerichte wollten, und daß diese sich nun einmal daran gewöhnt hatten, die Sache so aufzufassen“. Diese Geständnisse wurden dann später widerrufen, sobald die Tortur aufhörte, und erneuert, sobald man mit derselben wieder anfing. Doch dies nur beiläufig.

Kehren wir zurück zu unserem Ritter!

Jene beiden belastenden Aussagen leiden nicht nur an den bezeichneten Mängeln, sondern sie sind auch vollständig widerlegt durch zahlreiche Zeugen und Urkunden, welche Ritter Götz in seinem Processe gegen den Erzbischof von Mainz und Genossen producirt hat.

Ich habe bereits in der Einleitung erzählt, wie Götz 1530 in Augsburg Urfehde schwören mußte, daß er vor dem schwäbischen Bund wegen der Entschädigungsforderungen des Erzbischofs von Mainz und der Abtei Amorbach Recht nehmen und sich der Entscheidung unterwerfen wolle.

Auf Grund dessen erhoben auf Johanni 1531 vor dem in Nördlingen versammelten schwäbischen Bund Klage:

1. Kur-Mainz wegen 12,139 Gulden durch die Bauern unter Götz' Führung erlittenen Schaden;
2. das Kloster Amorbach wegen „etlich Silber und Kleinod“, das Götz mitgenommen, auch dessen ehcliche Hausfrau zur Auslösung angeboten habe;
3. die Geistlichkeit in Möltenberg wegen Ersatz des durch Götzens Diener Eucharius gestifteten Schadens.

Die Klage unter 3 ist ohne weitere Verhandlung abgewiesen worden, weil dieser Posten in der Urfehde von 1530 nicht mit einbegriffen und daher nicht vor dem schwäbischen Bund, sondern vor den ordentlichen Gerichten zu verfolgen sei. Beiläufig sei nur bemerkt, daß besagter Eucharius, welcher allerdings in Möltenberg bös gehaust hatte, damals nicht mehr in des Ritter Götz Diensten stand, auch alsbald darnach auf Befehl der Sieger geköpft oder gekpft worden ist.

Dagegen wurde über die Klagen von Kur-Mainz und von Amorbach ausführlich verhandelt. Die Klagbeantwortung und die Duplik des Ritters sind von dessen Anwalt Johann Daickius eingereicht worden, und die Darstellung des Sachverhalts stimmt in allen wesentlichen Stücken mit der Erzählung der Selbstbiographie unseres Ritters überein.

Die Processschriften von Kur-Mainz zeichnen sich durch Rabulisterei und Flegelei aus. So wird in der Mainzer Replik Götzens Vertheidigungsschrift als ein „nunütz, lang, weitschweifig Geschwätz und Gedicht, als ein blos vermeintliches, aber ganz nichtiges Fürbringen“ bezeichnet. Dafür giebt denn aber auch Götz wieder Seiner erzbischöflichen Gnaden einige bittere Pillen zu schlucken: die in Rede stehenden Schädigungen, Brandstiftungen ꝛc seien gar nicht von den Bauernhaufen angerichtet, bei welchen sich Götz während seiner Hauptmannschaft (die er beharrlich als sein „Gefängniß“ bezeichnet) befunden, sondern von des Herrn Erzbischofs eigenen Bauern, die derselbe früher sehr schlecht behandelt, mit welchen er jedoch während des Bauernkriegs anfänglich auch ein gütlich Abkommen und Einvernehmen habe treffen wollen, wozu er die guten Dienste des Ritters Götz durch seinen bischöflichen Beamten Stumpf in Anspruch genommen, indem dieser Stumpf dem Götz sehr zugeredet habe, die Bauernhauptmannschaft zu übernehmen und zu behalten, weil er dadurch dem Bischof und dem Adel sehr nützlich sein könne.

Ferner behauptet Götz, Seine erzbischöfliche Gnaden hätten Sich für einen etwa erlittenen Schaden längst selber reichlich erholt durch die den Bauern nach errungenem Siege auferlegten

* „Wahrheit und Dichtung“, Theil IV, Buch 17; sämmtliche Werke Band 48, Nachlaß Band 8, Seite 37.

Digitized by Google

Brandschatzungen und Contributionen. Er schildert, wie grausam man namentlich seine Bauern in Neustetten behandelt habe; obgleich dieselben unschuldig waren, habe man sie bis auf acht Mann erschlagen und die Hinterbliebenen durch Brandschatzungen an den Bettelstab gebracht. Er, Götz, habe sich den weiter von dem Erzbischof beabsichtigten Mißhandlungen und Plünderungen seiner Bauern widersetzt und sich dadurch den Zorn Seiner erzbischöflichen Gnaden zugezogen.

Nach erfolgtem Schriftenwechsel erließ die Commission des schwäbischen Bundes ein Interlocut oder Beweiserkenntniß, wodurch sie den Ritter Götz mit seinem Gegenbeweis zuließ.

Mit der Beweisaufnahme, welche am 25. October 1533 begann, wurde Wolfgang Gröninger, ein Rechtsgelehrter in Canstadt, „als der Sachen geschickt und verständig", beauftragt. Er sich über die von Götz vorgelegten fünfundzwanzig Urkunden verhandeln und vernahm eidlich die von ihm namhaft gemachten dreiundzwanzig Zeugen.

Durch diesen Gegenbeweis wurde Götz der Klage von Kur-Mainz gegenüber vollständig entlastet. Es wurde bewiesen, daß er keine Wahl hatte, als sich entweder zum Hauptmann der aufständischen Bauern herzugeben oder sich von denselben umbringen zu lassen, und daß er weit entfernt, eine solche Stellung zu suchen, vielmehr die größten Anstrengungen gemacht habe, derselben zu entgehen. Es wurde namentlich festgestellt, daß er nach verschiedenen Orten geschrieben habe, um entweder Vertheidigungsmannschaft für seine Burg zu bekommen oder anderwärts für sich und die Seinen eine Zuflucht zu finden.

In letzterer Beziehung wurde ein Umstand festgestellt, welcher ein schweres Verschulden von Götz' Hausfrau verräth, welche übrigens Dorothea hieß und nicht Elisabeth, wie sie Goethe genannt hat. Götz hatte in seiner Noth auch nach Heidelberg an den Pfalzgrafen um Zuflucht geschrieben, und Dieser hatte ihn sofort durch einen Eilboten eingeladen, zu kommen. Diesen Brief hatte nun Frau von Berlichingen in Empfang genommen und unterschlagen. Götz würde, wenn er den Brief erhalten hätte, ohne Zweifel dieser Einladung Folge geleistet haben und dadurch all jenem Mißgeschick entgangen sein, welches den Rest seines Lebens getrübt hat. Die Schwiegermutter war schuld daran. Sie hatte der Tochter zur Unterschlagung gerathen, „man könne doch nicht in die Welt ziehen und Schloß und Hab und Gut dem Verderben preißgeben".

Der Zeuge Veit Werner sagt, die Schwiegermutter habe ihm das Alles gestanden. Sie habe hinzugefügt: „Wäre wohl möglich, so ich Das nit gethan, mein Tochtermann Götz wäre in solchen Unfall nimmer gekommen."

„Sie weinte sehr," sagt der Zeuge, „sie besorgte, wo Götz das erführe, er würde sie über die Burgmauer hinauswerfen."

Das hat nun zwar Götz nicht gethan, aber er hat nie wieder ein Wort mit ihr gesprochen.

Endlich wurde festgestellt, daß Götz sich nach Kräften bemüht habe, Excesse der Bauern zu verhüten.

In Ermangelung weiteren Beweises berief sich Kur-Mainz auf die Augsburger Urfehde von 1530, worin Götz selbst sich „als Mitheller und Hauptmann bei der bäurischen Empörung" bekannt habe. Die Gerichtscommission ließ jedoch diese Urfehde als Beweismittel nicht gelten.

Soviel über die Klage von Kur-Mainz!

Ritter Götz von Berlichingen.

Nach dem Originalölbilde vom Jahre 1533,
im Besitze von Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach.

Weniger günstig lag die Sache hinsichtlich der Klage des Klosters in Amorbach. Hier mußte Götz selbst zugestehen, daß er von dem Kloster herrührendes Silberwerk und Geschmeid gekauft und seiner Frau geschenkt habe. Die Frau Dorothea hatte dem Kloster dasselbe angeboten gegen eine Lösungssumme, welche jedoch das Kloster zu hoch fand. Götz entschuldigte sich damit, daß dieses Werk als Beute unter das gemeine „Gepösel" (Pöbel?) gerathen sei, womit es also wenigstens für das Kloster unter allen Umständen verloren und der Verschleuderung preisgegeben sei — eine schwerlich zureichende Ausrede.

Endlich am 31. Januar 1534, acht Jahre nach Niederschlagung des Bauernaufstandes, fällte die Commission des schwäbischen Bundes, bestehend aus Wilhelm von Knöringen, Reichserbmarschall von Pappenheim und Bürgermeister Neithart (aus Ulm), alle drei „gemeine Bundeshauptleute", das Urtheil.

1. In der Klagsache von Kur-Mainz wurde für Götz auf den Eid erkannt,

„daß er, Götz, unsern gnädigsten Herrn den Cardinal und Erzbischof zu Mainz, an und in Seiner Kurfürstlichen Gnaden Kellereien, Schlössern und anderen, nicht beschädigt noch geplündert, noch Kurfürstlichen Gnaden und den Ihrigen sonst einigen Schaden zugefügt, solches auch zu thun weder geheißen noch befohlen, sondern allermaßen und nicht anders, denn wie er, Götz, in seinen eingebrachten Entschuldigungsschriften dargethan, gehandelt habe."

Den Eid hat Götz durch seinen Anwalt geleistet. Darauf ist Kur-Mainz abgewiesen worden.

2. In der Klagesache des Prälaten zu Amorbach dagegen wurde Götz verurtheilt, daß er demselben alles Silberwerk und Geschmeide, und was solchem und seinem Gotteshaus entwendet worden und er, Götz, an sich gebracht hat und das er eidlich zu inventarisiren habe, in ziemlichen Werthe einzulösen gestatte; wenn aber er und seine Hausfrau von solchen Kleinodien verkauft oder veräußert hätten, soll er, Götz, den Prälaten nach billigem Werth und Geld entschädigen.

Da die Sachen längst nicht mehr vorhanden waren, so ist die Differenz durch eine von Götz gezahlte Absindung ausgeglichen worden. So scheint es; denn die Acten geben darüber keine Auskunft.

Digitized by Google

Das letzte Lächeln.

Den bleichen Engel sah ich schweben,
Mein Kind, um deine Lagerstatt;
Noch rangst du um dein kleines Leben,
Dein Geist jedoch war irr und matt.

Du sah'st nicht, wie mit heißen Thränen
Die Mutter Kuß dir gab um Kuß,
Nicht, wie in Angst und Hoffnungswähnen
Ich stand an deines Bettchens Fuß.

Die Brust von Lieb' und Weh durchdrungen,
Rief ich den theuren Namen laut —
Da hub du dich emporgerungen
Und hast noch einmal aufgeschaut.

Du hast mein Antlitz nicht gesehen;
Dein Auge folgte nur dem Schall,
Doch schien's dich freundlich zu umwehen
Die süßer Tage Widerhall.

Hast du im wirren Traum empfunden,
Daß dir dieselbe Stimme klang,
Die einst in glücklich schönen Stunden
Die traute Kinderlieder sang? —

Ein letztes mildes Lächeln dankte —
Auf grauer Flur ein Sonnenblick! —
Das kleine, blasse Antlitz schwankte
Zu's weiße Bettchen dann zurück.

Die großen, irren Augen sanken
Zum trüben Schlummer wieder ein —
Ich aber will dir ewig danken
Für diesen letzten Sonnenschein.

Der Engel Spielgenoß zu werden,
Gingst du hinauf in's ew'ge Licht,
Doch ich vergesse hier auf Erden
Dein letztes, liebes Lächeln nicht.

Anton Thorn.

Die Rivalen am Congo.

An den Küsten des „dunklen" Welttheils, an welchen noch vor wenigen Jahrzehnten nur Sclavenschiffe Anker warfen, um die grausame Jagd auf den schwarzen Menschen auszuüben, wehen heute friedliche Handelsflaggen civilisirter Nationen; vom Norden und Süden, vom Osten und Westen her dringen kühne Forscher auf unwegsamen Pfaden in das „Herz Afrikas", weder die Gefahren des mörderischen Klimas, noch die Nachstellungen der wilden Eingeborenen scheuend; Dampfer befahren die gewaltigen centralafrikanischen Ströme, welche früher nur von leichten Negercanoes durchfurcht wurden, und europäische Niederlassungen werden gegründet, mitten unter barbarischen Stämmen. Was bedeutet dieses sonderbare Treiben und Schaffen? Was verkündet der schrille Pfeifenton der Dampfmaschine und das Hallen der Aexte in der tiefen Stille des jungfräulichen Urwaldes?

Die Cultur schickt sich an, das Herz Afrikas zu erobern, und in ihren Diensten wetteifern alle civilisirten Nationen mit einander. Auf den vielverschlungenen Pfaden, welche einst der vom idealen Wissensdrange geleitete Forscher gefunden, wandelt heute der unternehmungslustige Kaufmann; er knüpft mit den wilden Völkern Handelsbeziehungen an und schürzt die Bande, mit welchen früher oder später Centralafrika an den unanthastbaren vorwärts donnernden Gang der europäischen Cultur gefesselt werden wird.

Wie jung sind noch diese Bestrebungen, welche den Völkern Europas einen ungeheueren Nutzen versprechen! Vor kaum fünf Jahren brachte uns Stanley die Kunde von dem Laufe des gewaltigen Congostromes, der unter dem sechsten Grad südlicher Breite seine Fluthen dem Atlantischen Ocean zuwälzt, von dem unermeßlichen Reichthum der von ihm und seinen Nebenflüssen bespülten weiten Länderstrecken und von der dichten Bevölkerung jenes unerforschten dunklen Welttheiles. Schnell reiste da die Idee, dieses Gebiet dem Welthandel zu erschließen, und die civilisirten Völker reichten sich zu diesem Zwecke die Hände. Sie rüsteten Expeditionen aus, deren Zahl mit jedem Jahre wuchs, sodaß es heute selbst für den Fachmann schwierig sein dürfte, den Gang der afrikanischen Forschung klar zu überschauen. Vor Allem hat die auf Anregung des Königs Leopold des Zweiten von Belgien im Jahre 1876 gegründete „internationale afrikanische Association" es zu ihrer Aufgabe gemacht, auch jenen Theil Afrikas zu civilisiren, und aus ihr sind auch jene Specialcomités hervorgegangen, deren Thätigkeit heute die gesammte handelsgeographische Welt in Spannung und Aufregung versetzt. Was man schon bei der Gründung der internationalen Vereinigung voraussehen konnte, hatte sich leider nur allzu bald bestätigt. Die Eintracht der einzelnen Völker war nicht von langer Dauer, und schon heute stehen wir vor einem — „Streit um den Congo".

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte des westlichen äquatorialen Afrikas, so sehen wir, daß hier zwei große Ströme in den Atlantischen Ocean münden, unter dem sechsten Grad südlicher Breite der mehrmals erwähnte Congo, und nördlich von ihm der kleinere Ogowe. Flüsse bildeten stets die wichtigsten Handelswege der Welt, und so müssen wir auch die Mündungen von Congo und Ogowe als die Thore betrachten, durch welche man in das Innere dieses Landes gelangen kann.

Und in der That ließen sich an ihnen die Pioniere der europäischen Cultur zuerst nieder. An der Mündung des Ogowe besitzt Frankreich einen wichtigen Hafen, Gabun, in welchen jährlich an hundert Dampf- und Segelschiffe einlaufen. Sie treiben hier Tauschhandel mit den afrikanischen Völkern, und der Gewinn der Handelstreiben soll dabei ein unermeßlicher sein; denn nur wohlfeile Waare wird für die kostbarsten Producte des Südens eingetauscht. Einen Elephantenzahn, der etwa 60 Kilogramm wiegt und in Europa einen Werth von 1800 Franken darstellt, ersteht man am Ogowe für Schnapswaaren im Werthe von 40 bis 50 Franken, und Blöcke von Kopalharz, welche die Größe eines Kopfes haben, handelt man den Eingeborenen für einige Körner Salz ab. Alle tropischen Früchte gedeihen in jenen Ländern auf das vortrefflichste, und unerschöpflich ist der Reichthum ihrer Urwälder an Nutzholzbäumen, sowie an Palmen, aus welchen das Palmöl gewonnen wird. Der Leser wird vielleicht staunen, wenn wir ihm mittheilen, daß dieser Handel vorwiegend von den Deutschen betrieben wird, daß das Hamburger Haus Woermann in Gabun sozusagen eine Art Monopol besitzt.

Den Ogowe entlang sind einige Handelsstationen errichtet, und Karawanen von Canoes vermitteln den Verkehr zwischen dem Hafen und dem Inneren des Landes.

Dieser älteren französischen Handelscolonie erwuchs in jüngster Zeit ein gefährlicher Concurrent in dem an der Congomündung gelegenen Hafen Boma, in welchem, wie wir später sehen werden, einige europäische Handelshäuser unter der Leitung Stanley's sich niedergelassen haben.

Von diesen beiden Punkten aus wurden nun in letzter Zeit die Expeditionen unternommen, deren Zweck es war, Handelswege nach dem Inneren Centralafrikas zu finden und Handelsstationen zu gründen.

Ein kühner französischer Forscher, Graf Savorgnan de Brazza, sollte vom Ogowe aus sein Glück versuchen. Die internationale afrikanische Gesellschaft trug ihm auf, ihre Interessen zu vertreten, und außerdem wurde er mit einem Mandat der französischen Regierung ausgestattet: „sei es auf dem Wege des Kaufes, sei es durch Verträge, von denjenigen Territorien Besitz zu ergreifen, die ihm am Ogowe und am Congo zur Errichtung von Niederlassungen günstig erschienen". Man behauptet, daß ihm die afrikanische Association zu dieser Expedition 30,000 Franken, das französische Parlament aber 100,000 Franken bewilligt hätte, und es ist leicht zu begreifen, daß unter diesen Umständen Graf Savorgnan de Brazza bald die Verpflichtungen vergaß, welche er gegen die afrikanische Gesellschaft zu erfüllen hatte, und als Franzose nur die Interessen Frankreichs wahrnehmen zu müssen glaubte. Das Gebiet, das er betreten sollte, war ihm schon von seinen früheren

Digitized by Google

Reisen her bekannt, und vertrauend auf seine gründliche Kenntniß von Land und Leuten rüstete er eine verhältnißmäßig schwache Expedition aus, die nur aus zwei Matrosen und sechsbis vierzig farbigen Senegalschützen bestand. Was er mit diesen geringfügigen Mitteln zu erreichen wußte, ist entschieden großartig und nur ein Erfolg seines persönlichen Muthes und seiner schlauen Gewandtheit. Trefflich charakterisirt den französischen Forscher ein Brüsseler Correspondent des „Export“:

„Zu der That versteht Savorgnan de Brazza es ausgezeichnet, mit den Wilden umzugehen. Wie jener alte Römer, der den Kathagern in den Falten seiner Toga Krieg und Frieden zur Wahl vorlegte, pflegt er den Eingeborenen in der einen Hand eine französische Flagge, in der andern eine Patrone vorzuhalten. Er erklärt ihnen dann die Vortheile eines Handelsvertrages und die Schrecken des Krieges und läßt sie wählen. Alle haben die Fahne gewählt als Symbol des Handels und sodann feierlich die Patrone vergraben, um damit den ewigen Frieden zu besiegeln.“

Im Jahre 1880 trat Brazza seine Reise an, um vom obern Laufe des Ogowe den Alima, einen Nebenfluß des Congo, zu erreichen und sich zu überzeugen, ob dieser Weg für eine Handelsstraße geeignet sei. Im Juni desselben Jahres gründete er die Station Franceville, die auf unserer umstehenden Karte den Ausgangspunkt der weiteren Reise Brazza's bezeichnet. Er wurde von dem Stamme der Ngbimi, die jene Gegend bewohnen, auf das Freundlichste aufgenommen, und es fehlte ihm — der dortigen Landessitte gemäß — niemals an eingeborenen Frauen, welche ihm zur Besorgung seiner Hauswirthschaft die Häuptlinge verehrten. Nach einigen Tagemärschen gelangte seine Karawane in das Land der Bateken, die zu den Menschenfressern zählen, aber, so lange sie nicht gereizt werden, fremde Reisende durchaus friedlich und zuvorkommend empfangen. Erst bei den Abumas, einem Volke, welches vom Sclavenhandel und von der Herstellung seiner Baftgewebe lebt, erfuhr er, in welcher Richtung er den Congo suchen müsse. Seine Karawane vertieft bald den Fluß Lerina, auf dem sie bis dahin auf Canoes der Eingeborenen vorwärts drang, und trat zu Fuß einen beschwerlichen Weg an, der durch ein ödes, den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetztes unbewohntes Plateau führte. Zwei Tage lang dauerte dieser ermüdende Marsch, und schon glaubte Brazza, daß er absichtlich irre geführt würde. Da erblickte er um elf Uhr Abends eine unendliche Wasserfläche, deren Glanz sich in den Schatten der hohen Gebirgszüge am Horizonte verlor.

„Der Congo,“ erzählt Brazza wörtlich, „wälzte, vom Nordosten kommend, wo er einem Meere glich, majestätisch seine Fluthen tief zu unsern Füßen, ohne daß der Schlaf der Natur geweckt wäre durch das schwache Gemurmel seiner Wogen. Das war einer jener Augenblicke, welche dem Reisenden ein andächtiges Schweigen (religieux silence) auferlegen, und in diesem Schweigen schlug mein Herz höher, das Herz eines Franzosen, da ich daran dachte, daß sich hier das Schicksal meiner Mission entscheiden müsse.“

Von hier aus gelangte Brazza auf dem Congo bis zu der seeartigen Erweiterung des Stromes, welche zu Ehren ihres Entdeckers den Namen Stanley-Pool trägt. Das ganze Gebiet, welches er jetzt durchkreuzte, gehört dem mächtigsten Fürsten Centralafrikas, dem „Könige von Makoko“, und Brazza versäumte nicht, diese schwarze Majestät aufzusuchen und mit ihr ein Freundschaftsbündniß zu schließen. In den „Tuilerien“ dieses Herrschers, welche nur aus einigen Hütten und einem Palissadenzaune bestehen, wurde der berühmte Vertrag, der jetzt ein so großes Aufsehen erregt, geschlossen. Der König nahm ein wenig Erde, legte sie in ein Kälschen und ließ dasselbe durch seinen Oberpriester dem französischen Reisenden mit den Worten überreichen:

„Nimm diese Erde und trage sie zu dem großen Häuptlinge der Weißen und sage ihm, daß wir ihm angehören.“

Brazza pflanzte hierauf das französische Banner neben der Hütte des Königs auf und hielt folgende Ansprache:

„Das ist das Zeichen der Freundschaft und des Schutzes, welches ich euch zurücklasse. Frankreich ist überall da, wo dieses Friedenszeichen weht; es achtet die Rechte aller derjenigen, welche sich um dasselbe schaaren.“

Seit jenem Tage pflegt der König von Makoko an jedem Morgen und an jedem Abend die französische Tricolore auf dem Dache seiner „Residenz“ aufziehen zu lassen.

Dies geschah am 3. October 1880, und kraft des Vertrages erhielt Brazza ein Gebiet von zwölf Landstrmeilen oberhalb des Stanley-Pool. Sofort gründete er eine neue Station Brazzaville, in welcher er den schwarzen Unterofficier Malamine und zwei Senegalschützen zurückließ. Er selbst aber fuhr den Congo hinab, und kehrte, fast von allen Mitteln entblößt, über Boma nach Europa zurück. Auf diesem Wege traf er mit Stanley zusammen, dem gegenüber er aber von seinem Vertrage mit dem Könige von Makoko nichts verlauten ließ. —

In derselben Zeit, da Brazza seine Reise ausführte, wurde von Boma aus ein Versuch im großen Stil unternommen, das Congogebiet zu erschließen. Hastet dem Brazza'schen Vorgehen in gewisser Hinsicht ein abenteuerlicher Zug an, so sehen wir in dem anderen Unternehmen eine entschieden großartige Schöpfung vor unsern Augen entstehen. An seiner Spitze steht der „Heros der afrikanischen Forschung“, der berühmte Stanley, dem es gelungen ist, den König von Belgien und eine Anzahl großer Capitalisten für seine praktischen Pläne zu gewinnen. Auf seine Anregung bildete sich bereits vor vier Jahren eine Gesellschaft unter dem Namen „Comité d'études du Haut-Congo“, welche über große Capitalien verfügt und Stanley mit der Erschließung der Congoländer beauftragte.

Unsere Landkarte zeigt uns, daß der untere Lauf des Congo drei bedeutende Wasserfälle aufweist, zunächst die Nellala-Fälle, dann die Isandschila-Fälle und endlich die Ntamo-Fälle in der Nähe des Stanley Pool, zwischen welchen noch etwa zwanzig kleinere Katarakte liegen. Da durch dieselben die Schiffahrt auf dem Strome besonders erschwert wird, so beschloß man hier eine Landstraße den Congo entlang zu bauen, um den Verkehr mit dem Inneren des Landes zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke wurde Stanley mit großartigen Mitteln ausgerüstet. Sieben kleinere Dampfschiffe und Newcorqueure befahren schon den Strom zwischen den einzelnen Katarakten, und für die Expedition selbst wurden sechzig Europäer und drei- bis vierhundert Zanzibariten engagirt.

Dem Laufe des Stromes folgend, hat Stanley eine Reihe von Niederlassungen gegründet, welche Anfänge von Städten bilden; sie haben ihre Straßen und ihre besondere Fahne, welche einen goldenen Stern im blauen Felde zeigt; denn es sind nicht belgische, sondern afrikanische Städte, die hier gegründet werden. Jede dieser Stationen hat einen weißen Vorsteher, während die übrige Einwohnerschaft aus Zanzibariten und Eingeborenen der Umgegend sich zusammensetzt. Die Cultivirung des Bodens wurde sofort in Angriff genommen, und wo man noch vor Kurzem wildes Buschwerk und Gestrüpp sah, erheben sich heute Plantagen und blühende Gärten. Zwischen den Eingeborenen und der Expedition herrscht das beste Einvernehmen, da Stanley auf gerechte Behandlung der Ersteren ein besonderes Gewicht legt. So wird z. B. der Grund und Boden, welchen man zur Gründung von Niederlassungen braucht, stets im Wege des Kaufes erworben, und die eingeborenen Häuptlinge erhalten von der Expedition monatlich einen Tribut, der ihnen als der einheimischen Obrigkeit zukommt. Dank dieser humanen Handlungsweise ist bis jetzt am Congo noch kein einziger Flintenschuß in feindlicher Absicht abgegeben worden.

Trotzdem hat die Expedition bereits große Opfer gefordert; denn von den Europäern, welche Stanley nach Afrika folgten, sind den Strapazen und dem Klima erlegen, während viele andere aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückgeschickt werden mußten. Die Zanzibariten dagegen erweisen sich als vortreffliche Arbeiter, und da ein Theil derselben nach Ablauf ihres dreijährigen Contractes in ihre Heimath zurückkehren wird, so hat man bereits 250 Arbeiter von Neuem in Zanzibar engagirt und an den Congo befördern lassen.

Mit diesen Mitteln versuchte nun Stanley möglichst weit in das Innere des Landes den Congo entlang vorzudringen und die projectirte Straße auszubauen.

Von Boma aus fuhr er mit dem Dampfer bis eine Meile unterhalb der Nellala-Fälle und gründete hier im November 1879 die erste Station, Vivi. Nach einem Jahre errichtete er weiter stromaufwärts, sieben deutsche Meilen entfernt, Ndambi Mbongo, und im Frühjahre 1881 die dritte Station, Isandschila. Da er von hier aus den Strom benutzen konnte, gelang es ihm, schon im Mai desselben Jahres die zwanzig deutsche Meilen lange Strecke bis Manjanga zurückzulegen und die vierte Station zu errichten. Hiermit waren die größten Schwierigkeiten überwunden;

Digitized by Google

er befand sich in einer fruchtbaren, von dem freundlich gesinnten Volke der Bawende bewohnten Gegend. Der Weg zu dem von hier noch 65 deutsche Meilen entfernten Stanley-Pool führt zwar wieder zu Lande durch hügelreiche Gegenden und über den reißenden Edwin-Arnold-Fluß, aber von Nkenke an beginnt Lehm- und Sandboden und theilweise sogar Parklandschaft.

Hier traf Stanley mit dem „zerlumpten Franzosen" Brazza, wie er den von allen Mitteln Entblößten später nannte, zusammen; er begrüßte ihn zuvorkommend, erfuhr aber nichts Näheres über seine bereits erwähnten Verträge. Als nun Stanley an der Spitze der staatlichen Expedition bis zum Stanley-Pool vorgedrungen war, fand er hier den Sergeanten Malamine, der die Eingeborenen gegen die Belgier so aufreizte, daß Stanley, theilweise unverrichteter Dinge, umkehren mußte. Trotzdem ist sein Erfolg ein bedeutender.

Die Gesellschaft des „Comité d'études du Haut-Congo" unterhält bereits einen lebhaften Handel mit dem ganzen Gebiet ihrer Operationen. Elfenbein, Kaffee, Gummi, Guttapercha, Palmöl, Ebenholz, Mahagoni und Eisenholz sind kostbare Handelsartikel, welche schon jetzt für die Gesellschaft eine Quelle unermeßlichen Reichthums bilden.

Kein Wunder also, daß Stanley nach seiner vor Kurzem erfolgten Rückkehr nach Europa gegen das Vorgehen Brazza's protestirte, daß er den Plan des Letzteren, zwischen dem Ogowe und Congo eine Eisenbahn zu bauen, lächerlich zu machen versucht und seine Straße am unteren Congo für den besten Handelsweg ansgiebt. Kein Wunder auch, daß Herr de Brazza seinerseits seinen Landsleuten zuruft:

„Laßt uns für die Zukunft sorgen! Denn in einem Jahre vielleicht schon wird sich das Comité, welches Stanley zum Vertreter seiner Interessen macht und das in drei Jahren fünf bis sechs Millionen Franken geopfert hat, in eine Gesellschaft mit einem Capital von fünfzig bis sechzig Millionen Franken verwandeln, in eine Gesellschaft, welche den inneren Congo mit dem atlantischen Ocean durch eine Eisenbahn verbinden und so den Handel des gesammten Congogebietes unumschränkt beherrschen wird."

Es ist muthmaßlich und zwecklos, den bisher meist nur persönlichen Streit beider Männer noch ausführlicher zu verfolgen. Der Conflict wird durch die Organe Gambetta's ausgebentet; er wird aber sicher durch besonderes internationales Einwirken im allgemeinen Interesse der Völker beigelegt werden; denn Brazza war wie Stanley von der internationalen Association zu einer Forschungsreise beauftragt worden, und nach den neuesten Nachrichten soll die portugiesische Regierung sich schon mit dem Plane tragen, gegen die Ansprüche Brazza's zu protestiren.

Es ist zweifellos, daß bei der Anstrengung so vieler Kräfte, zu denen auch noch die Arbeiten verschiedener Missionare hinzukommen, und bei der dadurch entstandenen fieberhaften Concurrenz die große Wasserstraße des Congo nach dem Innern in Bälde eröffnet werden wird. Für uns ist es zunächst fraglich, welcher von den beiden Wegen den Vorzug verdient, der Brazza's von Norden her, von Gabun auf dem Ogowe bis Brazzaville, eine Strecke von hundertvierundzwanzig deutschen Meilen, wobei freilich nur fünfzehn deutsche Meilen Landweg sind, — oder der Stanley's von Boma bis zum Pool, eine Strecke von nur zweiundsiebenzig Meilen, von denen zwanzig Landweg sind.

Brazza hat nur einen kurzen Landweg auf gutem zugänglichem Terrain zu bauen, dagegen ist sein Wasserweg sehr lang und führt durch eine Reihe kleiner selbstständiger Reiche mit kriegslustigen Einwohnern, sodaß der Verkehr immer gefährdet ist. Stanley's Kunststraße um die Kataraste herum ist den zerstörenden Ueberschwemmungen ausgesetzt und erfordert häufige Reparaturen. Auch ist der Wasserweg zwischen Isanschila und Manjanga gefährlich. Doch kann man diese Strecken auf dem Karawanenwege der Eingeborenen über Matodi-Kinsuka-Manjanga umgehen, vorausgesetzt, daß man sich mit den bisher feindseligen Eingeborenen absände. Stanley's Weg ist unter allen Umständen der kürzeste und nicht durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen bedroht. Man darf also wohl voraussetzen, daß diese Verkehrsstraße den Vorzug erhalten und behaupten wird. — Frankreich sucht indessen fortgesetzt neue Lorbeeren von Centralafrika zu holen. Es entsendet fast gleichzeitig mehrere Expeditionen dahin, nämlich außer der des Dr. Bayol eine zweite unter Aimé Ollivier, Vicomte de Sandernat, um eine französische Colonie in der Nähe von Cimbra in Senegambien zu gründen und die kleine französische Colonie Assimie mit den Besitzungen Frankreichs am Senegal zu verbinden, Expeditionen, deren Hauptziel es ist, das ganze centrale und westliche Afrika in Frankreichs Gewalt zu bringen. Die Entdeckungen, welche so vielen muthigen englischen, deutschen und amerikanischen Forschern das Leben gekostet haben, sind für die französischen Republikaner gut genug.

Ueber Explosionen von Petroleumlampen.

Aufklärendes in Bezug auf die neue Verordnung, betreffend den Handel mit Petroleum.

Während in den übrigen europäischen Staaten schon seit längerer Zeit Vorschriften über den Verkauf von Petroleum bestanden, kraft welcher feuergefährliches Oel überhaupt nicht, oder doch nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln verkauft werden durfte, existirte bisher ein derartiges Gesetz bei uns in Deutschland noch nicht. Es ist also leicht erklärlich, wie gerade der deutsche Markt mit leichtem Petroleumsorten, die in anderen Ländern keinen Absatz finden konnten, überschwemmt wurde. Diese mißliche Lage erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1878. Daß man

Digitized by Google

Die kleinen Künstler.
Nach dem Oelgemälde von H. Oehmichen.

Digitized by Google

nicht schon früher laute Klagen über schlechtes Petroleum vernahm, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß bis dahin gute Waare in überreichlicher Menge vorhanden war. Als dann Jahre 1876 änderte sich aber die Sachlage. Die bis dahin verwertheten Petroleumquellen im Staate Pennsylvanien, welche fast das ganze Europa versorgten, versiegten um diese Zeit, und andere in deren Nähe, im Bradford Distrikt, gelegene wurden in Angriff genommen; freilich nicht mit dem gleichen Erfolge. Denn wenn auch die neuen Quellen an Ergiebigkeit den alten gleich kamen, so standen sie ihnen doch in Bezug auf die Güte des geförderten Materials bedeutend nach.

Bekanntlich ist das Petroleum kein einheitlicher Körper, sondern besteht aus verschiedenen Antheilen von Kohlenwasserstoffen, welche theils der Sumpfgasreihe, theils der Aethylengasreihe angehören, deren Eigenschaften aber so wenig von einander abweichen, daß eine Trennung dieser Kohlenwasserstoffe nicht möglich ist. Das zu Brennzwecken verwendete Oel soll nun diejenigen Glieder dieser Reihen enthalten, welche zwischen 140° und 300° sieden, und je mehr dasselbe von den mittleren Kohlenwasserstoffen, welche etwa bei 200° sieden, den sogenannten Hexahelien des Petroleums, enthält, desto besser ist es im Allgemeinen.

Die bei niedrigerer Temperatur siedenden Bestandtheile des rohen Materials kommen unter den Namen Ligroin, Petroleumäther, Petroleum benzin, Naphta, Gasolin ꝛc. in den Handel; die höher siedenden dagegen werden als Schmieröle verwendet; auch wird aus ihnen Paraffin gewonnen.

Das von den neuen Quellen im Bradford-Distrikt gelieferte Oel enthält nun einen weit geringeren Procentsatz von jenen mittleren Kohlenwasserstoffen, welche, wie oben bemerkt, die Güte des Petroleums bedingen. Sei es nun, daß die amerikanischen Raffineure das neue Rohöl noch nicht richtig zu behandeln wußten, sei es, daß sie in betrügerischer Absicht demselben Naphta und Schmieröle zusetzten, für welche damals noch nicht der nöthige Absatz existirte — die durch Explosionen von Petroleumlampen verursachten Unglücksfälle mehrten sich sorgwährend, und die Klagen über schlechtes Oel wurden allgemein.

Die mittlerweile von den Handelschemikern vorgenommenen Untersuchungen bestätigten nur, daß das im Handel befindliche Petroleum bedeutend schlechter geworden sei und leicht zu Feuersgefahren Veranlassung geben könne. Es traten deshalb die Gesetzlustrene im Jahre 1878 in Bremen zu einer Conferenz zusammen und berathschlagten, wie diesem Uebel abzuhelfen sei. Sie einigten sich dahin, an Ort und Stelle der Verschiffung in Amerika eine gewisse Controlle ausüben zu lassen, und es ist nicht zu leugnen, daß seitdem die Klagen über schlechtes Petroleum erheblich nachgelassen haben.

Immerhin war es aber eine dringende Nothwendigkeit, daß die Reichsregierung die Angelegenheit in die Hand nahm und ein Gesetz in dieser Beziehung ausarbeitete, welches nun mit dem 1. Januar 1883 in Kraft treten wird.

Die Feuergefährlichkeit einer Petroleumsorte ist darin begründet, daß sie reich ist an solchen Bestandtheilen, welche sich bei niedriger Temperatur verflüchtigen. Indem sich diese Dämpfe mit der atmosphärischen Luft mischen, entsteht ein explosibles Gemenge, welches sich bei Annäherung der brennenden Flamme entzündet.

Als feuergefährlich ist nun nach der neuen Verordnung solches Petroleum anzusehen, welches bei einem Barometerstand von 760 mm, und bei einer Erwärmung auf weniger als 21° C. entflammbare Dämpfe entwickelt. Dasselbe darf nur in Gefäßen in den Handel gebracht werden, welche an einer in die Augen springenden Stelle auf rothem Grunde in deutlichen Buchstaben die nicht verwechselbare Aufschrift tragen „Feuergefährlich". Wird ein solches Oel in kleineren Mengen als 50 Kilo abgegeben, so muß die Aufschrift auch die Worte enthalten „Nur mit besonderen Vorsichtsmaßregeln zu Brennzwecken verwendbar".

Die Untersuchung einer Petroleumsorte auf ihre Entflammbarkeit erfolgt mit dem Abel'schen Prober, einem Apparate, dessen nähere Beschreibung hier zu weit führen würde. Zu Wesentlichem sei sich der selbe zusammen aus einem Wassergefäße, welches die langsame gleichmäßige Erwärmung bewirkt, aus einem Gefäß zur Aufnahme des zu untersuchenden Oeles und aus einem das Gefäß verschließenden Deckel, durch welchen hindurch ein Thermometer in das Petroleum hineinragt und welcher eine Zündvorrichtung trägt. Letztere wird durch ein Triebwerk in Bewegung gesetzt.

Es ist indeß nothwendig, noch besonders hervorzuheben, daß auch bei Benutzung eines nach obiger Verordnung ungefährlichen Oels eine Lampenexplosion nicht ausgeschlossen ist. Freilich bei gut construirten Brennern, bei zweckentsprechender vorsichtiger Behandlung der Lampe, sowie bei gewöhnlicher Zimmertemperatur ist keine Gefahr vorhanden; sind jene Voraussetzungen aber nicht erfüllt, so können Unfälle schon vorkommen.

Zur Verbreitführung der Explosion einer Petroleumlampe ist zunächst erforderlich, daß sich im Oelbassin ein explosibles Gemenge von Dampf und atmosphärischer Luft bilde. Die Entstehung eines solchen Gemisches ist nun nicht allein von der Entflammungstemperatur des benutzten Petroleums abhängig, sondern wird in eben so hohem Grade durch die Temperatur des Oelgefäßes bedingt. Wenn nun auch das nach der neuen Verordnung als ungefährlich festgestellte Oel schon bei einer Temperatur von 21° C. entzündliche Dämpfe liefert, so kann sich in dieser Temperatur ein gefährlichgrenzendes Gemenge nicht bilden, wenn dazu ist eine weit stärkere Dampfentwickelung nöthig, und diese tritt erst bei einer um 11° höheren Erwärmung ein, wie häufig wiederholte Experimente bestätigt haben.

Eine heftige Explosion kann eben nur stattfinden, wenn circa ½ des Gasgemenges aus Petroleumdampf besteht; ist weniger Petroleumdampf in dem Gasgemenge vorhanden, so verliert die Reaction ihren gefährlichen Charakter, und es findet entweder ein schwaches Verpuffen statt, oder es verbreitet sich ohne merkliches Geräusch eine kaum sichtbare blaue Flamme über die Oberfläche des Oels, welche aber sofort wieder erlischt. Ist andererseits erheblich mehr als ½ des Volumens von Petroleumdampf erfüllt, so schmilzt sich die Explosion gleichfalls ab; es ist alsdann zur plötzlichen Verbrennung nicht genügend Sauerstoff vorhanden, und es erfolgt nur ein ruhiges, langsames Abbrennen des Gemisches, welches keine weiteren Gefahren nach sich zieht.

Aus Vorstehendem geht demnach hervor, daß bei einer Petroleumsorte, deren Entflammungspunkt 21° C. beträgt, der gefährlichste Punkt etwa bei 31 bis 34° liegt; steigt die Temperatur hierüber hinaus, so nimmt die Gefahr wieder ab. Für ein anderes Oel mit höherem Entflammungspunkte stellt sich natürlich auch die gefährliche Temperatur ein sprechend höher.

Da nun im Allgemeinen, wie zahlreiche Versuche ergeben haben, das Oelbassin sich bei einer mittleren Zimmertemperatur von 19° bis 20°C. nicht mehr als circa 5° über die umgebende Luft erwärmt, so ist beim Brennen des vorschriftsmäßigen Petroleums unter normalen Verhältnissen keine Gefahr vorhanden. Anders verhält sich freilich die Sache, wenn, wie es in stark besuchten Locales und hier wieder speciell an der Decke wohl vorkommen kann, die umgebende Luft eine weit höhere Temperatur hat, oder wenn durch die schlechte Construction des Brenners die Erwärmung des Oelgefäßes begünstigt wird. Denn wenn auch, wie bezügliche Versuche lehrten, mit steigender Temperatur die Differenz zwischen Luft- und Bassinmemperatur erheblich abnimmt — sie beträgt bei 32° bis 35° im Durchschnitt nur 2° — so ist doch klar, daß in solchen Fällen die Bildung eines explosiblen Gasgemenges nicht allein möglich, sondern auch wahrscheinlich ist.

Die größte Sorgfalt ist deshalb auf die Construction des Brenners zu verwenden, insofern von dieser wesentlich die Erhitzung des Oelbassins abhängt. Flachbrenner — speciell solche mit Rundschirmchen — sind höher als Rundbrenner; auch das Material, aus dem die Oelgefäße hergestellt sind, ist nicht ohne Bedeutung; so begünstigt Metall seiner guten Wärmeleitungsfähigkeit halber die Entstehung eines explosiblen Gemisches mehr als Glas, und doch finden wir gerade vielfach Flachbrenner mit metallenem Oelbassin.

Auch ist wohl zu beachten, daß eine wichtige Quelle der Dunstbildung in dem mit Oel getränkten Docht vorhanden ist, und dieser wird durch den Brennerhut direct in seinem oberen Theile erhitzt. Nach einigen vorliegenden Versuchen ermittelt sich der Docht selbst bei guten von außen ganz kalt anzufühlenden Brennern circa 10° über die umgebende Luft, bei stark heiß brennenden Flachbrennern wurden aber sogar Temperaturen von 50° bis 100° beobachtet.

Wenn nun auch die äußere Hitze regulirend einwirkt — und insofern ist auch sie von Bedeutung — indem sie die Petroleumdämpfe an den Bassinwänden zur Verdichtung bringt, so ist doch leicht verständlich, daß unter ungünstigen Umständen selbst Oele von einem weit höheren als dem vorgeschriebenen Entflammungspunkte zu Gefahren Veranlassung geben können.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß auch die Behandlungsweise einer Petroleumlampe nicht unerheblich zur Entstehung einer Gefahr beitragen kann. Bei nachlässiger Reinigung verstopfen sich leicht die zur Abführung ausgeschiedener Unlöslicher; auch ein lose sitzender Brenner, die Flamme, sei es nun durch eine falsche Stellung des Dochtes, sei es durch ein unrichtiges Aufsetzen des Cylinders hervorgerufen, befördert die Erwärmung des Oelgefäßes und somit die Entstehung eines explosiblen Gasgemenges.

Glücklicher Weise giebt die Entstehung eines solchen Gemisches nicht gleich eine wirkliche Explosion nach sich; diese kann vielmehr erst stattfinden, wenn die Flamme direct mit dem Gemenge in Berührung kommt. Dieses letztere zu verneiden, ist sehr leicht, die eine im Brenner befindlichen Luftöffnungen zu achten; sind sie zu groß oder nicht mit den genügenden Schutzvorrichtungen versehen, so findet leicht, speciell beim Ausblasen der Lampe oder bei vorhandener Zugluft, ein Rückzünden der Flamme statt. Andererseits ist darauf zu halten, daß der verwendete Docht die Größe desjenigen nicht übersteigt, damit keine Verschwärzungsmasse zwischen dem Bassin und der Flamme bestehen, welche in gleicher Weise ein Rückzünden begünstigen würden.

Die meisten Explosionen dürften indeß durch unvorsichtige Behandlung der Lampe in unmittelbarer Nähe der Flamme, beim Nachfüllen von Oel u. eine solchen benutzte Lampe dem Bassin mit einer Flamme zu nahe kommt, oder sogar versucht, Petroleum nachzufüllen, während die Lampe noch brennt. Vor solcher Behandlung einer Petroleumlampe kann deshalb nicht dringend genug gewarnt werden.

Ueberhitzen wir zum Schluß das in Vorstehendem Gesagte, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die leider noch immer nicht als selten zu bezeichnenden Explosionen von Petroleumlampen ebenso sehr, wenn nicht in noch höherem Maße, durch deren Behandlung und die Construction der Brenner, wie durch die Qualität des Oels bedingt sind. Einen absoluten Schutz gegen Gefahren kann deshalb die neue Verordnung auch keineswegs gewähren; nur derjenige ist geschützt, welcher sich einer gut construirten Lampe bedient und dieselbe sachgemäß behandelt. Mehr läßt sich auf dem Wege der Gesetzgebung nicht erreichen, und Niemand wird die Flachbrenner zum Gebrauche ausschließen wollen, weil sie leichter zu Explosionen Veranlassung geben können, da sie weit weniger Oel verzehren und doch für manche Zwecke genügende Lichtmengen liefern. Verbreitet sich hierbei nun auch die gesetzliche Bestimmung eines höheren Entflammungspunktes für das zu Beleuchtungszwecken zu verwendende Petroleum nicht gut fordern; denn schon eine Erhöhung desselben um wenige Grade hätte das Petroleum bedeutend vertheuert, während die dadurch erreichte Sicherheit kaum merklich größer geworden wäre. Hätte man wirklich allein auf die Abwendung des Petroleums jetzige Gefahr ausschließen wollen, so hätte es kaum genügt, einen Entflammungspunkt von 35 bis 40°, wie es etwa das Kaiseröl hat, vorzuschreiben; es ob aber in diesem Falle nicht ebenso richtig gewesen wäre, das

Digitized by Google

Petroleum überhaupt vom Handel auszuschließen oder doch für feuergefährlich zu erklären — diese Frage scheint mit nicht fern zu liegen.

Uebedries ist zu bemerken, daß die schweren Oele mit hohem Entflammungspunkt ihrer Dickflüssigkeit wegen in den Dochten weniger gut steigen und daher eine besondere Lampenconstruction erfordern.

Vor Allem aber darf in dieser Beziehung nicht außer Acht gelassen werden, daß Deutschland derjenige Staat ist, welcher den größten Petroleumconsum aufweist (1879 wurden nicht weniger als fünf Millionen Centner verbraucht). Würde man auch nur einen um wenige Grade höhern Entflammungspunkt gefordert haben, so hätten sich die Verhältnissen doch auf etwa zwölf Millionen Mark belaufen; die Schädigung des Nationalvermögens wäre also bedeutend gewesen.

Aber auch der Handel und speciell das Exportgeschäft hätten unter einer solchen Bestimmung zu leiden gehabt, indem das deutsche Petroleum alsdann für die umgebenden Länder zu theuer geworden wäre. Von welchem Umfang aber dieser Export ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß die deutschen Bahnen allein von dem über Bremen nach Oesterreich und der Schweiz verladenen Petroleum in Jahre 1879 an Fracht eine Einnahme von circa 1,800,000 Mark ergielten.

Wenn wir demnach am Schlusse der vorstehenden Erörterungen zu der Ansicht kommen, daß auch nach Einführung der neuen Verordnung über den Handel mit Petroleum Explosionen von Lampen durchaus möglich sind, so wird doch dieser Uebelstand durch das feste Bewußtsein gemildert, daß die Gefahr auf das erreichbare Minimum verringert wurde und daß jedenfalls die Zahl der Unglücksfälle in Zukunft noch erheblich abnehmen wird. Trotzdem ist nach wie vor die größte Vorsicht dem Petroleum gegenüber nöthig.

Dr. A. Zock.

Blätter und Blüthen.

Literarische Weihnachtsneuigkeiten. Die zierlich gebundenen und goldschnittgeschmückten Novitäten der Weihnachtsliteratur beginnen sich auf unseren Büchertischen zu mehren. Wie lustige bunte Vögel in üppiger Federpracht, flattert eines nach dem andern uns zu. Auf denn! Thun wir unsere Pflicht! Rechtzeitig darauf bedacht, daß dem vorsichtig wohlwollenden Auge unserer Leser ein beruhendes Flattern auf dem Büchermarkte des Christfestes nicht fehle, eröffnen wir heute eine kurze Umschau über die uns zunächst zur Besprechung vorliegenden literarischen Neuigkeiten, soweit sie sich zum Schmucke des Weihnachtsgeschenkes eignen. Einen Hinweis auf die Novitäten der Prosadichtung sowie auf die neuesten Productionen uns einstweilen vorbehaltend, registrieren wir vorläufig einige neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik. Diese Sammlungen lyrischer Gedichte mögen den Reigen eröffnen; die Namen beider Dichter sind unserem Lesern längst vertraut: Ernst Scherenberg und Alfred Friedmann.

Ernst Scherenberg, der patriotische Liederjänger, tritt mit „Neuen Gedichten“ (Leipzig, Ernst Keil) vor das Publicum. Die Eigenart unseres Dichters kennzeichnet sich durch das Zusammentreffen zweier Momente, die bei den Poeten der Gegenwart sich nicht gerade häufig vereinigt finden: er verfügt zugleich über die zu Herzen gehende Melodie echter und tiefer Empfindung, die sich im leicht erschütterten Liede aussprechen möchte, und über den vollen und kräftigen Brustton eines männlich bewegten Pathos, dem er in vaterländischen Gesängen, in politischen Hymnen einen monumentalen Ausdruck leiht. Unser Dichter gehört ohne Frage zu den hervorragendsten Vertretern der heute lyrischen Muse in unserem Vaterland, und man darf seinen Liedern daher die weiteste Verbreitung wünschen. Die vorliegende Sammlung zerfällt in die Abtheilungen: „Stimmungen“, „In der Krankheit“, „Sprüche und Sinngedichte“, „Bermischte Gedichte“ und „Zeitgedichte“ und enthält bis dreißig Balladen und Romanzen. Einige dieser Gedichte, wie das stimmungsvolle Lied „Ein Thurm emir ragte“, das sinnige Gedicht „Zwei Spätheimkehrende“ und das patriotische Festlied „Die Kaiserglocke“ sind lyrische Proben von bewundern Werthe. Mögen Scherenberg's „Neue Gedichte“ ein wirklicher geistiger Besitz von Allendeutschland werden!

Weniger tief in der Empfindung und geistig auf kleinere Ziele gerichtet als die Scherenberg'schen sind die sehr achtbaren „Gedichte“ von Alfred Friedmann (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Unser Poet ist vor Allem ein gewandter und graziöser Versficateur; seine Strophengebäude sind seine Rhythmen zeigen vielfach neue, eigenartige Erfindungen, und nach dieser Seite hin bilden seine „Gedichte“ eine wahre Musterkarte, allen Liebhabern solcher strophischen Neubildungen zur Fremde. Liebe nur neben den meisten wirklich glücklich gebildeten Formen hier und da nicht einiges Manierirte mit unter! Was Friedmann's Lebensanschauung und sein dichterisches Naturell betrifft, so ist er ein ausgesprochener Optimist, etwas von einem Mirza Schaffy in deutschem Gewande, wie er denn auch Friedrich Bodenstedt seine Sammlung widmet. Unser Dichter ist eine vornehme Natur, die einen edlen Genuß des Lebens sucht, und seine „Gedichte“ dürfen mit Recht allen denen empfohlen werden, welche in unserer poetischen Zeit noch Sinn für das anmuthige Spiel mit schönen Formen und die feine Ciselirarbeit künstlerisch modellirter und zugeipitzter Gebanken haben.

Den beiden soeben besprochenen längst bekannten Lyrikern schließt sich in unserer heutigen Revue ein bisher noch wenig gewürdigter, junger lyrischer Dichter an: Hermann Eduard Zahn, dessen neueste Dichtung „Sodina“ (Leipzig, Karl Reißner) uns vorliegt. Ein ganze gewaltige Mannit des hereinbrechenden Christenthums gegen das Heidenthum, welches uns der Dichter im Spiegel seines Epos schildert. Markige, heldenhafte Gestalten treten uns hier auf dem dürftigen Hintergrunde des Mittelalters und dem unwirthlichen, wüsten Boden des alten Bendenlandes an der Oster entgegen; das planige Auseinanderwallen der geschichtlichen Gegensätze alten und neuen Glaubens findet in der christlichen Slavina einerseits, in dem wendischen jungen Krieger Wlawslaw andererseits seine poetischen Hauptrepräsentanten, um welche die übrigen Gestalten der Dichtung sich sinnlichreich gruppiren und dramatisch bewegen. Handlung und Charaktere sind in großen, kühn hingeworfenen Umrissen mehr skizzirt als gezeichnet, und das phantastische Colorit, das über dem ganzen Epos ausgebreitet liegt, stimmt auf's Beste zu dem sagenhaften Inhalte desselben. Aber trotz aller düsteren Belenchtung und romantischen Einkleidung lebt es Zahn's „Slavina“ weder an plastischer Kraft der Gestaltung noch an präcisem Aufbau der sich correct entwickelnden Handlung; ein gehalter, kräftiger Realismus, der nur hier und da in eine etwas allzu nugenirte Sinnlichkeit überschägt, hält in dieser Dichtung dem Phantastischen sehr glücklich die Wage. Von besonderer wilder Schönheit sind Zahn's ganz in's Lyrische getauchte Landschaftsbilder, welche das dämonische Colorit Ossian'scher Farbengebung nicht verschmähen. Es ist ein grosser Freelenfist, in dem die Decorationen der Dichtung sich vor uns aufthun, wie denn gleich die das Ganze einleitende Schilderung einer Sturmnacht denselben Geist düsterer Naturmalerei athmet, den wir aus den Skaldenliedern des Nordens kennen. — Ohne hier auf die Einzelheiten des Zahn'schen Gedichtes eingehen zu können, stehen wir nicht an, „Slavina“ als das Best eines Talentes zu bezeichnen, das für die leidenschaftlich bewegte lyrische Epik reich begabt ist. Wir dürfen von der literarischen Zukunft des jugendlichen Dichters das Beste erwarten.

Von dem anstiegenden Gestirne Zahn's in der voll aufgegangenen Sonne hat sich viel gefeiert, aber auch viel beleidigtes Stimmen des „Amaranth“, Oscar von Redwitz! Das Product des Dichters, auf welches wir hinweisen möchten, ist eine episch-lyrische Erzählung in graziös geschürzten Reimstrophen, die oft ein leiser humoristischer Hauch durchweht. Wir meinen die anmuthige Idylle „Ein deutsches Hausbuch“ (Stuttgart, J. G. Cotta). Diese soeben in zweiter unveränderter Auflage versandte Dichtung eroberte schon bei ihrem ersten Erscheinen im Flug den deutschen Familienkreis, und dort ist auch ihre rechte und echte Heimstätte; denn der anspruchsvolle deutsche Ton des Buches, aus dessen leicht gewobenen Versen man mitunter förmlich das Knistern der Herdflamme, das traulich Tikkat der Hausuhr herausznhören meint, macht es besonders geeignet für die Lectüre im Familienkreise. Es ist kein neues Buch — es ist, wie gesagt, eine zweite Auflage, und so dürfen wir uns denn wohl ein Eingehen auf seinen Inhalt ersparen. Nur, kurz gesagt, die Geschichte zweier Herzen schildert, vom ersten Sich finden an bis in die Zeit der hohen Greisenage hinein. Es ist viel Herzenswärme, viel wohlwollende Sinnigkeit in dieser Dichtung, und zugleich leuchtet überall aus ihr auf den verschiedensten Blättern sich bewegenden Capiteln manch Körnlein schlicht vorgetragener, aber echter Weisheit entgegen. Oscar von Redwitz hat mit dieser Idylle nicht nur ein wirkliches „Deutsches Hausbuch“, er hat eben deshalb auch ein gutes deutsches Volksbuch geschaffen, das gern gelesen werden wird überall, wo deutsche Herzen schlagen.

An den Hinweis auf diese Erzeugnisse der neuesten deutschen Dichtung fügen wir zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung über zwei deutsche Anregungen aus dem Gebiete der fremdländischen Literatur. Zuerst führen wir unsere Leser nach dem Norden, nach den schönen Schweden.

Esaias Tegnér's „Lyrische Gedichte“, herausgegeben zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters und übersetzt von Gottfried von Leinburg (Leipzig, Oscar Leiner), haben soeben die Presse verlassen. Wie viel von deutschem Geiste in der Liebe und das Verständniß für den großen schwedischen Dichter wurzelt, das hat sich gelegentlich seines in diesen Wochen auch bei uns in allen Gauen gefeierten Geburtstagfestes in erfreulicher Weise gezeigt. Nicht nur in den Organen der Presse und den Versammlungssälen literarischer und anderer Vereine brachte man dem „Sänger der „Fritjhof-Sage“ den verdienten Tribut, sondern auch die Verzeichnisse des deutschen Büchermarktes nennen den gefeierten Namen des nordischen Dichters heute mehrfach bei Ankündigung neuer Uebersetzungen. Eines dieser Uebersetzungswerke liegt uns vor: Gottfried von Leinburg's oben näher bezeichnete Verdeutschung von Tegnér's „Lyrischen Gedichten“. Sind die größeren epischen und episch-lyrischen Dichtungen des Bischofs von Wexiö, seine „Fritjhof Sage“, seine „Abendmahlsländer“, sein „Axel“, längst Eigenthum des deutschen Volkes, so gilt dies bisher durchaus noch nicht von seinen „lyrischen Gedichten“, welche bis zur Stunde nur in unvollständiger, sporn oder der Form nach mittelmäßigen Uebertragungen zu uns gedrungen sind. Leinburg's Verdeutschung derselben verdient daher um so größerer Beachtung und um so wärmere Anerkennung. Der Uebersetzer, auf dessen vortreffliche Uebertragung von Tegnér's „Uebersetzer epischer Gedichte“ (Leipzig, Oscar Leiner Verlage) wir hier im Vorübergehen ausdrücklich hinweisen, ist als gewandter und geistvoller Vermittler zwischen den nordischen Literaturen und den deutschen Schriftthum längst rühmlich bekannt, und seine lieberübertragungen Tegnér'scher, Oehlenschlägerischer und anderer Dichtungen Skandinaviens haben in der Welt der Leser wie der Kritiker gleiches Lob geerntet durch die große Sicherheit, mit der sie die richtige Mitte treffen zwischen pedantischer Treue und pietätloser Willkür in der Wiedergabe des Originals. Auch die vorliegenden „lyrischen Gedichte“ hatten diese glückliche Mitte inne; sie lesen sich leicht wie das Original selbst und bringen deutsch Schönheit in virtuoser Weise zur Geltung. Biographische, kritische und sachliche Mittheilungen zu den Gedichten erhöhen den Werth dieser Ausgabe, und da die Ausstattung eine in jeder Beziehung elegante ist, so darf das Werk als für den Weihnachtstisch besonders geeignet be-

Digitized by Google

zeichnet werden, was übrigens auch von Eugène Peschier's hoch erschienenem „Eginio Tegner. Sein Leben und Dichten mit einem Blüthenkranz aus seinen lyrischen Gedichten" (Lahr, Schauenburg) gilt, auf welches Werk wir bereits (vergl. den Artikel „Eginio Tegner" „Gartenlaube" Nr. 45) kurz hinweisen. An der Spemann'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheint soeben eine neue Ausgabe der „Frithjof Sage", überlegt von dem leider soeben heimgegangenen E. Lobedanz, mit einer ausführlichen Biographie des Dichters; das Werk liegt uns nicht vor, aber wir erwarten gern die Gelegenheit es zu rezensiren.

Und nun von dem ernsten Barden des Nordens zu dem feurigen Sänger des Südens!

Wir finden unter den eingegangenen Novitäten ein Buch, das den Titel führt:

„Ariost's: Rasender Roland. Die schönsten Episoden des Gedichtes nach der chronologischen Folge von Johann Diedrich Gries." (Leipzig, Bibliographisches Institut.) „Die ganze Richtung unseres so beschäftigten Zeitalters," so heißt es in der Einleitung zu dieser Ausgabe der italienischen Dichtung, „läßt den Einzelnen selten dazu kommen, Gedichte zu lesen, und gar Gedichte von solcher Länge, wie der Rasende Roland sie im Originaltext hat. Es schien daher geraathen, zumal auch mancherlei leere Stellen mit unterlaufen, den Kern der Dichtung in einer Auswahl der schönsten Episoden zu geben, in welche sowohl Boyardo als Ariost ihre Roland-Epen verlegt haben. Auf diese Weise dürfte es möglich sein, dem Rasenden Roland' den verdienten größeren Kreis von Freunden zu erwerben, dessen er nachgerade in Folge seines allzu weit gedehnten Umfanges bisher entbehrte." Diese Worte kennzeichnen die Absicht der Ausgabe als eine sehr beachtenswerthe. Wir brauchen nur noch hinzuzufügen, daß die Auswahl unter Zugrundelegung der allbekannten trefflichen Gries'schen Uebersetzung mit vielem Geschick getroffen worden und daß dem zwei Bände umfassenden Werke Biographien des Dichters und des Uebersetzers wie eine Inhaltsangabe der Roland-Gedichte von Boyardo und Ariost vorangeschickt worden. Durch die farbenprächtige, klanggewaltige Darstellungsweise und den bunten, gestaltenreichen Inhalt seiner Dichtungen ist Ariost, wie kaum ein anderer Poet der apenninischen Halbinsel geeignet, uns ein Repräsentant des heutigen italienischen Temperaments zu sein, und schon diese ungefähre Charakteristik seiner Poesie empfiehlt ihn und Deutschen als ein dankbares Studienobjekt. Das gediegen ausgestattete Werk erfüllt alle Bedingungen, um den deutschen Weihnachtstisch würdig zu schmücken.

(Fortsetzung folgt.)

La Trinità, Antiquità di Salerno.
Nach einer Skizze von Cl. Schnackenburg.

aus dem dreizehnten Jahrhunderte, in welcher Zeit die byzantinische Kunst dem unheilbaren Verfall entgegen trieb und sich in Verirrungen und Ausschweifungen aller Art gefiel. Ein frommer, zum Uebernatürlichen hinneigender, der Askese streng ergebener Mönch wird wohl der Urheber des Bildes gewesen sein.

Dasselbe ist jedenfalls merkwürdig als Beleg dessen, „was sich die Kunst von Tendenzgegenständen musste aufbürden lassen, seitdem sie sich selbst erniedrigt hatte".

Auf schwarzem Grunde erhebt sich ein großer breiter Kopf, der von einem goldnen Heiligenschein eingefaßt ist. Das Haupt ist umwallt von dunkelbraunen Lockenhaar. Vier Augen, drei Nasen und drei Münder — wenn das Wort Mund überhaupt in der Mehrzahl zu verwenden ist — unter denen sich je ein kraus gelockter Bart herabsenkt, der jedesmal ganz symmetrisch in zwei Spitzen ausläuft — dieses alles ist mit schabionenhafter Gleichmäßigkeit, wenn auch nicht Correctheit gezeichnet. Der Teint dieses dreifachen Gesichtes ist leichenhaft bleich, und wahrhaft gespenstisch erheben sich über ihm die einzelnen Theile des Dreigesichts, sowie das dunkle Haupt- und Barthaar. Die Augen sind halb durch die Lider verdeckt und blicken ernst auf den Beschauer herab.

Leider kommen wir über dieses, wenn auch nichts weniger als ansprechende schöne, so doch immerhin höchst interessante Bild nichts weiter erfahren, als daß es aus einem Kloster Unteritaliens stammt, aus welchem es, nachdem sein der Italia minita sammtliche Klöster aufgehoben worden, hinaus in die Welt gewandert war, um von irgend einem Kunstliebhaber oder Antiquitätenhändler tauflich erworben zu werden.

Es soll, wie ich später hörte, für den Spottpreis von 150 Lire in den Besitz eines vornehmen Engländers übergegangen sein. Einstweilen machte ich es mir zu nutze und der kurzen mir den trüben Regentag, indem ich das Bild mit dem Bleistift kopirte. Nebenstehend die zoolographische Nachbildung desselben.

Berichtigung! In Nr. 42 unseres Blattes (Seite 700, Zeile 2) hat sich ein unliebsamer Druckfehler eingeschlichen. Es wird dort in dem Artikel „Ein Besuch in Wilhelmshaven" ein gewisser Bildhauer Schultz als der Schöpfer des Prinz Adalbert-Denkmals bezeichnet, während der wirkliche Name desselben Karl Schulze" lautet, was wir auf speciellen Wunsch des Künstlers hiermit berichtigen.

Ein monströses Kunstproduct.

Als wir im Frühling des Jahres 1879 auf unserer Reise durch Italien von Sicilien nach Neapel zurückgekehrt waren, unternahmen wir eine mehrtägige Fahrt nach dem Golf von Salerno.

Wir durchliefen zunächst Amalfi, das romantisch gelegene Geburtsstädtchen Malaniello's, wohin wir auf einer der großartigsten und bestangelegten Kunststraßen gelangten, die bald tief unten an der Küste des blauen Meeres, bald hoch oben an den schroffen Felsen entlang führt. Von Amalfi mit dem Wagen nach Vietri zurückgekehrt, fuhren wir weiter nach Salerno — dem alten Salernum — wo einst lombardische, dann normannische Fürsten und schließlich die Hohenstaufen herrschten und wo die bedeutendste medicinische Schule Europas blühte. Das Wetter war heute sehr ungünstig, und so mußten wir einen großen Theil unserer so kostbaren Zeit in dem Gasthofe verbringen, dessen hohe und kalte Räume mit den fröstigen rothen Steinfußboden wenig genug zu einer behaglicheren Stimmung beitrugen.

Als wir in den Speisesaal hinabstiegen, um dort die Zeit der table rotonda, d. h. die Essenszeit abzuwarten, fesselte ein höchst eigenthümliches auf Holz gemaltes Oelbild, welches dort an der Wand hing und die Inschrift: La Trinità, Antiquità di Salerno trug, meine Aufmerksamkeit. Das Gemälde machte sehr alt sein; wahrscheinlich stammte es

Kleiner Briefkasten.

L. Sch. in **Moskau.** Zwar bevorzugen unseren liebenswürdigen Abonnentinnen an der Moskwa! Wir können Ihren Wunsch leider nicht erfüllen, da die auch von anderer Seite schon gewünschte Abdruck trotz alles Nachsuchens in Chroniken und Archiven absolut nicht aufzufinden ist. Etwas nicht Verbürgtes möchten wir aber unseren Lesern nicht bieten. Entweder Echtes oder gar nichts!

Abonnent H. in **B—n.** Eine gemeinverständliche und doch wissenschaftlich gediegene Darstellung des Darwinismus finden Sie in einer fünf Bogen starken Skizze über das Leben Charles Darwin's aus der Feder des bekannten naturwissenschaftlichen Essayisten Dr. Otto Zacharias. (Elwin Staude, Berlin.)

A. B. in **Aachen.** Um Sie in der Ausbildung des Zeichen- und Malatentes Ihrer kleinen Emma zu unterstützen, können wir Ihnen am besten die „Zeichen- und Mal-Schule" von Martin von Disseo (Central-Verlag von Unterricht- und Beschäftigungsmaterial in Leipzig und Berlin) empfehlen. Das hübsch und zierlich ausgestattete Buch bietet den Kindern unter Beifügung von Farben, Palette und Pinsel willkommene Gelegenheit, die in demselben enthaltenen und durch lustige Beispiele erläuterten, theils colorirten, theils blos in Strichmanier gehaltenen Zeichen- und Malvorlagen zu copiren, und gehört zu den ansprechendsten lehrreich unterhaltenden Beschäftigungsmitteln für Kinder.

N. R. in **Naumburg.** Wir können Ihnen im „Briefkasten" leider nicht antworten. Geben Sie gefälligst Ihre genaue Adresse an!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Mutter und Sohn.
Roman in zwei Bänden
von
A. Godin.
8. Elegant broschirt 6 Mark.

Ein Roman, welcher, nachdem er in der „Gartenlaube" mit so großem Interesse gelesen worden, einer besonderen Anpreisung nicht bedarf. Der Name der Verfasserin hat auf belletristischem Felde einen so guten und beliebten Klang, daß die vorliegende auch vielfach revidirte und umgearbeitete Buchausgabe allen Freunden schönwissenschaftlicher Literatur eine fesselnde Erscheinung sein wird.

„Gedichte" von Ernst Ziel.
Zweite vermehrte Auflage.
Elegant gebunden 5 Mark 25 Pfennig.

Ernst Ziel's Poesien erfreuen sich mit Recht der Gunst des Publicums. Einige seiner „Lieder" sind im Volke populär geworden und werden vielfach gesungen; seine „Bilder und Gestalten", seine „Stimmungen und Reflexionen" zeichnen sich durch tiefes Gemüth, wahres poetisches Gefühl und formvollendete Form aus; seine „Bayerländischen Gedichte" bekunden eine warme, gesunde patriotische Gesinnung, und in den gedankenvollen „Canzonen" leiht er seiner Weltanschauung dichterischen Ausdruck.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 48. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Stein des Tiberius.

Novelle von F. Meister.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Von dem Moment der soeben geschilderten Begegnung an nahm ich in unserer stillen Helene eine seltsame Veränderung wahr. Etwas Besonderes lag von jeher in ihrem Wesen, und ein großer Theil des Zaubers, den sie ausübte, bestand gerade darin, daß durch ihr gleichmäßig stilles Wesen unaufhörlich der leise Grundton zu klingen schien: ‚Ihr meint mich zu kennen, aber ihr kennt mich noch lange nicht.‘ Nun, vielleicht waren wir drei prosaischen Menschenkinder, die wir ihre tägliche Umgebung bildeten, nicht auserwählt und würdig genug, sie recht zu erkennen, indessen, wenn mich eines Tages ein gewiegter Menschenkenner beim Rockknopf genommen und mir gesagt hätte, daß da in unserer Gesellschaft eine gewisse junge Dame sei, die ihren Freunden über kurz oder lang eine ganz ungemeine Ueberraschung zum Besten geben würde, dann hätte ich denselben Menschenkenner meinen Finger auf die Brust gesetzt und ihn lächelnd erwidert, daß er nur meiner eigenen Ueberzeugung Worte verliehen habe.

Ob in dem Verhältniß der beiden Verlobten während der letzten Zeit irgend eine Veränderung vorgegangen war, vermochte ich nicht mit Bestimmtheit zu erkennen, ich fühlte aber heraus, daß nicht alles so war, wie es sein sollte. Da Wenzel mir keinerlei Andeutungen machte, so brach ich endlich das Eis, indem ich ihn fragte, ob er wohl meine, daß Fräulein Törpinghaus Grund gefunden habe, den großen Topas mit dem pittoresken jungen Manne in Verbindung zu bringen, den sie neulich in der Villa Borghese getroffen. Mein Freund fuhr empor.

‚Pittoresk hat sie ihn genannt?‘ fragte er. ‚Hat Helene Dir gesagt, daß sie den Kerl pittoresk fände?‘

‚Nicht doch! Das ist ihr nicht eingefallen. Aber er ist's dennoch; so viel mußt Du ihm doch wenigstens zugestehen.‘

‚Hm, er hatte sein Haar mindestens acht Tage lang nicht gekämmt — wenn Du das meinst. Für solchen Vorzug dürfte Helene kaum empfänglich sein. Merkwürdig aber ist es allerdings, daß sie einen unbegreiflichen Widerwillen gegen den Topas empfindet. Sie behauptet, daß der Kaiser Tiberius ihr jede Freude an demselben verderbe. Das heißt nun, meiner Ansicht nach, die historischen Antipathien etwas weit treiben; bisher glaubte ich, daß einem hübschen Weibe durch nichts der Geschmack an blitzendem Edelgestein zu verleiden wäre. — Uebrigens steht fest, daß jener Vagabond sie damals angeredet hat.‘

‚Und was hat er ihr gesagt?‘

‚Er fragte sie, ob sie meine Verlobte sei.‘

‚Was erwiderte sie darauf?‘

‚Nichts.‘

‚Sie wird erschrocken gewesen sein.‘

‚Möglich! Sie behauptet aber das Gegentheil. Zudem hat er sie, sich nicht vor ihm zu fürchten; er sei ein armer, harmloser Mensch, der nur sein Recht haben wolle. Sie entgegnete kein Wort und ließ ihn stehen. Ich sagte ihr, der Kerl sei wahn witzig — und das ist nicht gelogen.‘

‚Vielleicht nicht,‘ erwiderte ich. Dann machte ich noch einen letzten Versuch, meinen Freund von dem Unrechte zu überzeugen, das er Angelo gegenüber begangen. ‚Höre, Wenzel,‘ sagte ich, ‚wenn heute Einer behauptete, in Deinem eigenen Unterscheidungsvermögen bestände sich auch eine bedenkliche Verschiebung, so wäre das ebenfalls nicht gelogen. Ich habe hier den Topas im Sinne. Wenn Halsstarrigkeit unter gewissen Umständen über alle Grenzen getrieben wird, so erhält sie unbestreitbar eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn.‘

Wenzel lächelte kalt und abweisend.

‚Daß dergleichen Umstände hier vorhanden sind, bestreite ich,‘ sagte er. ‚Und wenn ich verrückt bin, so nehme ich das Privilegium aller Verrückten für mich in Anspruch: ich halte mich für durchaus zurechnungsfähig. Wenn Du mir Moral predigen willst, dann mußt Du schon einen meiner lichten Momente zu diesem Zweck abwarten.‘ — —

Der erste Odem des jungen Frühlings übt einen fast magischen Einfluß auf die finstere, alte Siebenhügelstadt aus, hat dabei aber zugleich atmosphärische Uebelstände im Gefolge, die den Constitutionen der in Rom weilenden Fremden allerlei Ungemach zu bereiten pflegen. Es dauerte auch gar nicht lange, da begann der bereits vierzehn Tage hinter einander rasende Scirocco über das sonst so heitere und gleichmäßige Temperament der guten Frau Törpinghaus einen Schleier krankhafter Schwermuth zu werfen. Sie glaubte das Malariafieber schon in ihren Adern zu fühlen. Der eiligst consultirte Arzt aber beruhigte sie wieder, rieth ihr einfach einen Wechsel des Aufenthalts und empfahl ihr, zunächst einmal auf einige Wochen ihren Wohnsitz nach Albano zu verlegen. Demzufolge wurde sofort gepackt, und die beiden Damen siedelten, unter Wenzel's Escorte, nach Albano über. Ich selber mußte aus verschiedenen Gründen in Rom zurückbleiben, dafür aber der liebenswürdigen Wittwe das Versprechen geben, sie so bald wie möglich in Albano zu besuchen.

Obgleich ich über den Gesundheitszustand der Frau Törpinghaus etwas beunruhigt war, mußte ich doch acht Tage vergehen

Digitized by Google

lassen, ehe ich meinem Versprechen nachkommen konnte, und auch da durfte ich nur eine Nacht von Rom abwesend sein. Zu Albano traf ich meine Freunde gesund und wohl im Gasthofe an, und so konnte ich mich am nächsten Morgen beruhigt auf den Weg machen, um bei Zeiten wieder in Rom zu sein. Die alte, wackelige Landkutsche, die mich durch die noch nebelgraue Campagna bringen sollte, hielt vor dem etwa fünf Minuten entfernten Postgebäude und wartete auf ihre Ladung. Um den Weg abzukürzen, ging ich durch den kleinen Garten, der hinter dem Gasthause lag. Noch war Alles ringsum still; meine Schritte knirschten laut auf dem feuchten Kiese des Weges, der an einer moosgrünen, verstümmelten Statue und an einer breiten, steinernen Bank vorüberführte; von der letzteren erhob sich bei meinem Näherkommen ein Mensch — Angelo Beati!

‚Angelo —!‘

Er stand ganz ruhig vor mir und sah mich lächelnd, dabei aber starr und mit seltsam herausfordernden Blicken an. Endlich murmelte er etwas zwischen den Zähnen, und ich glaubte zu verstehen, daß er doch wohl noch das Recht habe, sich in seines Nachbars Garten aufzuhalten.

‚Zu Ihres Nachbars Garten?‘ sagte ich. ‚Nun ja, aber —‘

‚Nun, per Dio! wohne ich denn etwa nicht in Ariccia?‘

Und dabei lachte er fast wieder so kindisch wie damals, als wir ihn aus seinem Schlummer im grünen Grase gestört.

Es war mir bisher noch gar nicht eingefallen, daß sich Wenzel durch seine Uebersiedelung nach Albano thatsächlich in den allernächsten Bereich des Feindes begeben hatte. Ich fing jetzt aber an zu glauben, daß dieser Feind doch wirklich nur ein recht harmloser sei. Wenn Angelo seine Machinationen darauf beschränkte, sich die sicherschwangeren Nächte in feuchten Gärten herumzutreiben, so schadete er hierdurch mehr sich selber, als Wenzel. Anfänglich hatte ich gemeint, daß ihm widerfahrene Unrecht einen Mann aus ihm gemacht habe, jetzt aber gewahrte ich, wiederl romantische Zwecklosigkeit doch in dem Menschen stecke.

‚Aber was thun Sie hier?‘ fragte ich. ‚Wie können Sie so gedankenlos sein und sich hier in der Nacht dem Fieber aussetzen? Sie werden sich den Tod holen und dann ist die ganze Geschichte mit einem Male zu Ende.‘

‚Nicht doch, Signorino mio, vor dem Fieber habe ich keine Furcht: hier sitzt ein Fieber‘ — dabei schlug er sich heftig auf die Brust — ‚das ein Gegengift ist gegen alle Malaria. Allerdings versolge ich hier meine Absichten, aber von denen haben Sie keine Ahnung. Lassen Sie mich in Frieden! Ich will Ihnen kein Leid zufügen. Jetzt aber muß ich mich auf und davon machen; der Tag bricht an, und man soll mich hier nicht sehen.‘

Ich ergriff seinen Arm, hielt ihn fest und blickte ihm forschend in's Gesicht. Er sah mich lächelnd an. In seinem dunklen Auge lag etwas wie ein tiefes, zielbewußtes Wollen. Er wendete sich ab, als fürchtete er, daß sein Gesicht mir zuviel offenbarte, und wie verlegen pfiff er leise vor sich hin.

‚Hören Sie, Angelo,‘ sagte ich, ‚es schickt sich nicht für einen Mann wie Sie, daß er hier in Nacht und Nebel wie ein Einbrecher umherschleicht: ich will Ihnen —‘

Er unterbrach mich hastig.

‚Aspetti!‘ rief er zurücktretend. ‚Wenn Sie mit der Landkutsche nach Rom wollen, dann ist es jetzt die höchste Zeit, daß Sie zur Post kommen. Wir sehen uns wieder.‘

Damit ging er schnell davon.

Ich folgte ihm nachdenklich und anfänglich im Zweifel, ob ich nicht umkehren und Wenzel diese Begegnung mittheilen solle. Da ich aber überzeugt war, daß von einer Gefahr für die Freunde nicht die Rede sein konnte, schlug ich mir, so gut es ging, alle Bedenken aus dem Sinne und fuhr nach Rom zurück.

Hier aber wurde ich, trotz aller Bemühungen, den Gedanken nicht los, daß sich in Albano etwas Unerwartetes, etwas Schlimmes, etwas Trauriges für meinen Freund vorbereitete; dieser Gedanke quälte und bedrückte mich schließlich so sehr, daß ich schon nach wenigen Tagen in einem leichten Miethswinkwerke wieder nach Albano hinausfuhr. Gegen Abend langte ich vor dem Gasthause an. Wenzel war mit den Damen ausgegangen, der Wirth aber konnte mir die Richtung nicht angeben, welche die kleine Gesellschaft eingeschlagen hatte. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als bis zur Rückkehr derselben in dem schmutzigen Städtchen herumzuschlendern.

Dicht am albanischen See steht ein Kapuzinerkloster: die Thür der Kirche war offen; ich ging hinein. Abendliche Dunkelheit lag schon dicht in allen Ecken des Gotteshauses, auf dem Altare aber brannte eine Anzahl Kerzen, von irgend einem frommen Opferer dargebracht. Die Lichter flackerten roth in der Dämmerung; hier und dort kniete regungslos eine dunkle Gestalt: es war ein reizvolles Bild, und ich setzte mich nieder, es mit Muße zu genießen. Nach einigen Minuten bemerkte ich nicht weit von meinem Platze eine junge, weibliche Gestalt in andächtiger Verzückung. Sie hielt die Hände auf den Knieen gefaltet und blickte mit erhobenem Antlitze und weit geöffneten, strahlenden Augen auf die flimmernden Kerzen des Altars, als habe sie dort, im Lichterscheine, eine Vision. Der Ausdruck ihres Gesichtes war so eigenthümlich, daß ich erst nach einigen Augenblicken in der verzückten Beterin — Helene Dörpinghaus erkannte.

Instinctiv suchten meine Augen ihre beiden Gefährten, aber weder Frau Dörpinghaus noch Wenzel waren zu sehen.

Helene so allein in der Kirche? Vielleicht erwartete sie hier die Andern; vielleicht war Wenzel auf die Terrasse des Klostergartens gegangen, zu welcher Damen keinen Zutritt haben, um von dort aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Ich erhob mich, schritt um das Innere der Kirche herum und näherte mich dann der jungen Dame von der anderen Seite mit absichtlichem Geräusche. Sie wendete den Kopf nach mir um und sah mir in's Gesicht, aber ihre Gedanken waren abwesend — sie erkannte mich nicht. Endlich stand sie langsam auf — sie nannte meinen Namen. Ich begrüßte sie freundlich, sie aber richtete ihre Augen mit einem so tiefernsten Ausdrucke auf mich, als seien ihre Gedanken gegenwärtig noch erhaben über allen nichtigen Höflichkeitsformen.

‚Aber mein liebes Fräulein, warum so allein in dieser einsamen, dunklen Kirche?‘

‚Ich bat Gott um Licht,‘ antwortete sie.

‚Und das ist Ihnen hoffentlich geworden.‘

‚Ja!‘

Sie schritt mit mir dem Ausgange zu.

‚Wünschen Sie die Güte haben,‘ fragte sie, ‚mich nach Hause zu geleiten?‘

Ich bot ihr den Arm und führte sie durch das Portal. Auf dem Platze vor der Kirche blieb sie wieder stehen.

‚Sie sind ein sehr intimer Freund von Herrn Wenzel, nicht wahr?‘ fragte sie plötzlich mit einer gewissen Aufgeregtheit.

‚Das müssen Sie ihn selber fragen,‘ antwortete ich; ‚ich kann nur hoffen, daß er mich als solchen betrachtet.‘

‚O bitte,‘ fuhr sie fort, ‚dann sagen Sie mir dies Eine: wird er eine Enttäuschung, eine schwere Enttäuschung erfragen?‘

Sie schien mich durch Ton und Geberde zu einer bejahenden Antwort drängen zu wollen; ihre Blicke hingen an meinen Augen, an meinen Lippen in stummer, dringender Beschwörung.

‚Nein!‘ entgegnete ich endlich nach kurzer Ueberlegung auf das Bestimmteste. ‚Nimmermehr?‘

Sie seufzte tief auf, indem wir unsern Weg fortsetzten. Sie schritt ganz in Gedanken versunken stumm an meiner Seite hin.

Im Gasthause angelangt, erfuhr ich nach kurzer Begrüßung von Wenzel und seiner Schwester, daß alle Drei am Nachmittage einen Spaziergang unternommen hätten, daß aber Helene bald über Müdigkeit geklagt und allein wieder umgekehrt sei. — ‚Wenn mich auf dem Wege nach Hause eine Schwäche anwandeln sollte‘ — hatte sie gesagt — ‚dann ruhe ich mich in der nächsten Kirche aus.‘ — Man war erstaunt, sie bei der Rückkunft nicht in der Wohnung zu finden, und athmete jetzt, da sie die Vermißte heimbrachte, erleichtert auf.

Es war auch Wenzel und Frau Dörpinghaus nicht entgangen, daß das junge Mädchen sich seit kurzem in einer ganz seltsamen Gemüthsverfassung befand. Wenzel war heute nachdenklich gestimmt. Helene saß ruhig bei ihrer Stickerei; sie führte die Nadel und zog den Faden mit so voll-ommen ruhiger und sicherer Hand, als gäbe es gar keine Nervosität in der Welt. Das Abendessen verlief unbehaglich, und ich nahm daher Wenzel's Vorschlag, im Garten mit ihm noch eine Cigarre zu rauchen, freudig an.

Mein armer Freund war nicht glücklich — das sah ich ganz deutlich; ich wagte kaum zu hoffen, aus seinem Munde etwas über den Grund von Helene's verändertem Wesen zu hören. Ich versuchte wiederholt, unserem Gespräche eine Wendung zu geben, die ihm eine Mittheilung seiner Sorgen und Befürchtungen erleichtern

Digitized by Google

könnte, aber vergeblich. Endlich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß sein jetziger Aufenthalt ganz nahe bei Acicia gelegen sei, und dann fragte ich ihn, ob er in letzter Zeit Angelo Beati gesehen habe.

‚Ich bin ihm mehrmals begegnet,‘ antwortete er, ‚im Orte sowohl, wie auf der Landstraße und in den Feldern. Er stiert mich immer frech und unverschämt an, geht aber ganz ruhig vorüber. Da siehst Du, wie viel die Racheschwüre eines solchen Müßiggängers werth sind.‘

‚Daraus ersehe ich noch gar nichts,‘ entgegnete ich. ‚Wohl aber weiß ich, daß er zu nächtlicher Weile das Haus umschleicht und sich hier im Garten zu schaffen macht. Vielleicht will er Dir böse Träume verursachen dadurch, daß er mit seinen schwarzen Augen nach Deinen Fenstern starrt.‘

Dann erzählte ich ihm, wie ich den Italiener jüngst in der grauen Morgenfrühe im Garten getroffen. Wenzel sah mich in sprachlosem Erstaunen an, während der Zorn ihm dunkelroth in das Gesicht flieg.

‚Wenn der Idiot nicht bald die Grenze seiner Narrenstreiche findet,‘ sagte er ingrimmig, ‚so werde ich sie ihm mit Peitschenhieben weisen.‘

Ich steckte die Hände in die Taschen und schlenderte weiter; ich glaube sogar, daß ich ein Lied pfiff. Wenzel sog und kaute wüthend an seiner Cigarre. Endlich, getrieben von einem Gefühl des Mitleids für meinen starrköpfigen Freund, lenkte ich wieder ein und fragte ihn, wann er zu heirathen gedenke.

Er sah mich lange und durchdringend an. Endlich sagte er: ‚Was veranlaßt Dich gerade jetzt zu dieser Frage?‘

‚Aber alter Freund, ich bitte Dich, das ist doch wohl eine sehr verzeihliche Neugierde, ein freundschaftliches Interesse —‘

Wenzel warf den Rest seiner Cigarre heftig zur Erde.

‚Nein,‘ rief er erregt, ‚das ist's nicht. Schweig' mir vom Deiner verzeihlichen Neugierde und von dem andern Zeug! Du hast irgend etwas gemerkt — Du hast irgend einen Verdacht! Wie? Rede doch!‘

Jetzt sagte ich ihm die Wahrheit.

‚Fräulein Helene Dörpinghaus,‘ begann ich, ‚scheint mir seit einiger Zeit ganz verändert und voll von allerlei Ideen, die ihr früher völlig fremd gewesen. Es muß etwas zwischen Euch vorgefallen sein, Freund.‘

‚Meinst Du?‘ fragte er bitter, ‚Fräulein Helene Dörpinghaus ist mir eine durchaus räthselhafte Persönlichkeit. Ich kenne ihre Gedanken nicht, aber es wäre mir doch nun und nimmermehr in den Sinn gekommen, daß unserem Glücke etwas im Wege stehen könnte. Helenens Liebe zu mir war niemals demonstrativ; das liegt nicht in ihrer Natur; sie ist passiv, sanft, fast demüthig, aber für jedes liebevolle Entgegenkommen von meiner Seite war sie stets rührend erkenntlich.‘

Er schwieg einen Augenblick.

‚Seit einigen Tagen ist das anders,‘ sagte er dann leidenschaftlich; ‚ihre Sanftmuth nahm die Form einer scheuen Schüchternheit an, und meine Freundlichkeit schien ihr beinahe wehe zu thun. Bei Gott — die Weiber sind in ihrer unberechenbaren Launenhaftigkeit wahrhaft unheimliche Geschöpfe. Aber weißt Du, Freund, ich habe vorher gar nicht gefühlt, wie sehr ich das Mädchen liebe, und wenn — —‘

In diesem Augenblicke trat Frau Dörpinghaus plötzlich aus dem Hause und zog ihn auf die Seite; Wenzel lauschte einen Augenblick ihren leisen Worten und eilte dann schnellen Schrittes in die Wohnung hinauf.

‚Wer hätte sich so etwas träumen lassen!‘ wandte sich Frau Dörpinghaus dann an mich. ‚Denken Sie nur: soeben noch saß Helene ganz ruhig an ihrem Tische und stickt; plötzlich legt sie ihre Arbeit in den Schooß und theilt mir seierlich den Wunsch mit, Herrn Wenzel sogleich unter vier Augen sprechen zu dürfen. Ob ich wohl die Güte haben möchte, ihn herbei zu rufen? Darauf sage ich sie, ob sie nicht lieber die Güte haben möchte, vorher mir, ihrer Mutter, zu erzählen, was es denn so Geheimnißvolles gäbe. Da sieht sie mich an, wie man ungefähr ein fünfjähriges Kind ansieht, das sich vorlaut in die Gespräche Erwachsener gemischt hat. Dann aber fällt sie mir um den Hals und küßt mich und sagt, ich solle ihr nicht böse sein, ich würde ja alles bei Zeiten erfahren. Was will sie nur von ihm? Was hat ihr der arme Mensch gethan?‘

‚Sie liebt ihn nicht mehr,‘ sagte ich.

‚Sie liebt ihn nicht mehr? Warum liebt sie ihn denn nun mit einem Mal nicht mehr?‘

‚Vielleicht ist dieses Gefühl in ihr gar nicht so plötzlich erkaltet, wie Sie anzunehmen scheinen, verehrte Frau. Dergleichen Veränderungen haben sich schon öfter in Frauenherzen vollzogen.‘

‚Ganz recht, aber doch kaum jemals, ohne daß eine neue Neigung dabei im Spiele gewesen. Helene hat wunderliche Einfälle, das ist schon richtig, und — unter uns gesagt! — daß sie sich damals meinen Bruder erkoren, das war auch solch ein wunderlicher Einfall. Aber immerhin — sie folgte doch ihrem eigenen Geschmack. Wie kommt es nun aber, daß sie so plötzlich andern Sinnes geworden? Wie gesagt, wenn hier noch eine andere Neigung vorläge — doch das ist unmöglich.‘

‚Sollte das wirklich so ganz unmöglich sein?‘ fragte ich.

‚Ganz unmöglich! Urtheilen Sie doch selber! Helene hat seit vier Wochen kaum mit einem anderen Mann gesprochen, als mit meinem Bruder. Wer soll es ihr also angethan haben? Etwa der kleine bucklige Mensch, der uns jeden Morgen die Orangen bringt? Oder vielleicht der alte Prinz Doria, der seit einigen Tagen dort drüben in der großen Villa wohnt?‘

Ich sand kein Lächeln für diese kleinen Scherze der trefflichen Dame, hatte ich doch in der That nur zur Hälfte gehört, was sie soeben gesagt; denn ich stand und grübelte und zerbrach mir den Kopf.

Jetzt trat mir eine Frage auf die Zunge, aber ich zögerte lange, derselben Worte zu geben. Endlich brachte ich's heraus:

‚Auf welcher Seite des Hauses liegt Helenens Zimmer?‘

‚Aber ich bitte Sie! Was meinen Sie . . .?‘ sagte Frau Dörpinghaus ganz überrascht. ‚Hier, auf dieser Seite.‘

‚Nach dem Garten zu?‘

‚Gewiß! Dort oben im zweiten Stockwerk.‘

‚Ich bitte um Verzeihung . . . welches ist es?‘

‚Dort das dritte Fenster; die Läden sind mit einem Taschentuch zurückgebunden.‘

Diese Läden und das Taschentuch begannen jetzt plötzlich meine Phantasie auf eine eigenthümliche Weise zu erregen. Ich konnte lange keinen Blick davon verwenden, und als ich endlich wieder Frau Dörpinghaus ansah, da trafen sich unsere Augen. . . . Fräulein Helene, dachte ich bei mir, hat seit Wochen keinen fremden Mann gesprochen. Aber gesehen? Sollte es nicht dennoch sich ereignen, daß die Liebe allein nur durch die Augen ihren Weg in die Herzen findet? Sollte nicht auch eine ungesprochene Zwiesprache gehalten werden können, vielleicht zwischen einem schönen, jungen italienischen Manne in einem unter dem gestirnten Nachthimmel liegenden, stillen Garten, und einem blonden, nordischen Mädchen im Fenster droben? . . .

Frau Dörpinghaus zog fröstelnd ihren Shawl fester um die Schultern und wendete sich der Hausthür zu.

‚Hier bleibt nichts anderes übrig,‘ sagte ich, indem ich ihr den Arm reichte, ‚als morgen in der Frühe Albano zu verlassen.‘

Wir traten auf den Corridor, auf welchen die Zimmer münden. Gleich darauf öffnete sich die Thür des gemeinschaftlichen Salons, und die junge Dame trat heraus. Hinter ihr erschien Wenzel auf der Schwelle mit einer gewaltsam unterdrückten Erregung in den Zügen. Auch Helene war bleich, aber in ihren Augen leuchtete ein ungewöhnliches Feuer; sie ergriff beide Hände ihrer Stiefmutter und küßte dieselben schweigend und demüthig. Darauf wendete sie sich zu mir und reichte mir die Hand. ‚Gute Nacht!‘ sagte sie. Im nächsten Augenblick war sie in ihrem Zimmer verschwunden.

Frau Dörpinghaus ergriff liebevoll die Hand ihres Bruders und führte ihn in den Salon.

‚Mit unserer Verlobung ist's zu Ende,‘ sagte er kalt.

‚Wenzel!‘ rief Frau Dörpinghaus erblassend. ‚Und aus welchem Grund?‘

Die junge Frau sank in das Sopha und blickte ihren Bruder stumm und voll Mitgefühls an. Dieses ehrliche, unverhohlene Mitleid aber berührte Wenzel unangenehm; er wandte seiner Schwester den Rücken und nahm ein Buch vor das Gesicht. Auch ich griff nach einem solchen, vermochte aber kein Wort zu lesen. Endlich erkeng ich diese peinliche Situation nicht länger und ging hinaus. Frau Dörpinghaus folgte mir; sie beschwor mich, ihr zu sagen, was ich vorhin mit meinen Andeutungen in Bezug auf die Fensterläden und das Taschentuch habe sagen wollen.

Digitized by Google

Ich entgegnete ihr, daß eine solche Auseinandersetzung gegenwärtig peinlich und zwecklos sein würde; sie mußte mir aber versprechen, morgen ganz früh mit Sack und Pack nach Rom zurückzukehren; dort könnte man Athem schöpfen und die Sache mit Muße überlegen.

‚Morgen reisen wir,‘ sagte sie, ‚darauf können Sie sich verlassen.‘

Damit trennten wir uns. Als ich die Treppe zu meiner Kammer emporstieg, hörte ich Frau Dörpinghaus an Helenens Thür klopfen. Sie klopfte noch einmal; Niemand öffnete. Sie klopfte zum dritten Mal, und als im Zimmer auch dann sich nichts rührte, zog sie sich langsam zurück, und ich ging in meine Kammer. Lange stand ich hier am Fenster. Nach einiger Zeit suchte ich mein Bett auf, und gegen Morgen schlief ich ein.

Das Frühstück wurde am nächsten Tage in dem gemeinschaftlichen Zimmer eingenommen: Wenzel erschien so pünktlich wie immer und dabei so sauber rasirt und gebürstet, als stände er nach wie vor unter der Botmäßigkeit jener großen, blauen Augen. Sicherlich wußte sein Inneres nichts von der Ruhe, die er äußerlich zur Schau trug; denn ohne allen Zweifel ist es ein unbehaglich Ding, beim Frühstück der Dame gegenüber sitzen zu müssen, die einem am Abend vorher die Brautschaft aufgekündigt hat.

Frau Dörpinghaus ließ lange auf sich warten; endlich erschien sie, aber athemlos und außer sich. Ihr hübsches Gesicht glühte; in ihren Augen funkelten Thränen der Entrüstung; sie hielt ein zusammengeballtes Papier in der Hand.

Am Wegweiser. Nach

‚Sie ist fort!‘ rief Frau Dörpinghaus und warf sich schluchzend auf's Sopha. ‚Sie ist fort! O das schlechte, das tollköpfige, das undankbare Mädchen!‘

Für Wenzel war dieser ganze Vorgang ein Räthsel, nicht so für mich, obgleich auch ich mich auf das Höchste überrascht fühlte. Er stand stumm da, als seine Schwester das zerknitterte Papier auf den Tisch warf. Daß Helene über Nacht auf und davon gegangen sein sollte, das war eine Ungeheuerlichkeit, die er so unvorbereitet gar nicht zu fassen vermochte. Dieses dumpfe Erstaunen war zugleich ein rührendes Zeichen davon, wie gänzlich fremd seinem

Digitized by Google

Herzen jeder Gedanke gewesen, der das Mädchen hätte beleidigen oder beschuldigen können. Er mochte es mir ansehen, daß ich mehr wußte, als er, und so ließ er es denn geschehen, daß ich das Papier aufnahm, um den Inhalt desselben halblaut zu lesen. . . .

‚Lebt wohl, lebt Alle wohl! Ich kann Euch keine Erklärung geben. Haltet mich meinetwegen für wahnsinnig! Aber vergeßt mich, und glaubt, daß ich glücklich, o unaussprechlich glücklich bin!

Helene Beati.‘

haben Helene je wiedergesehen: der Letztere sprach acht Tage lang kein Wort, und als er wieder anfing sich mitzutheilen, da sah ich, daß eine gewisse Seite seines Charakters inzwischen die Uebermacht gewonnen hatte: in jener Zeit wurde er der bittere Cyniker, der er bis zu seinem Tode geblieben.

Frau Dörpinghaus, eine Frau von so großer Gutmüthigkeit und freundlicher Biederkeit, hat ihrer Stieftochter niemals verziehen.

‚Ich kann dem Himmel nicht genug dafür danken,‘ sagte sie,

Gemälde von F. Streitt.

Ich legte meine Hand auf Wenzel's Schulter; noch immer schien er unfähig zu sein, den Vorgang zu begreifen.

‚Angelo Beati hat jetzt seine Rache,‘ sagte ich ernst.

‚Was!‘ schrie er. ‚Angelo Beati? Der Landstreicher — der Bettler? Das ist gelogen.‘

‚Nicht doch, mein Freund! Er hat seine Bezahlung haben wollen, und nun hat er sie. Der ist klüger, als wir meinten.‘

Wenzel antwortete nicht, aber eine brennende Röthe überzog sein Antlitz.

Welch ein Ereigniß! Weder Frau Dörpinghaus noch Wenzel ‚daß er Helenens Vater, meinen seligen Mann, die Geschichte nicht mehr hat erleben lassen.‘

Vor der Abreise von Albano hatte ich noch eine Unterredung mit dem Padre Girolamo in Ariccia, der mir durchaus nicht als der heilige Mann erschien, den sein Neffe uns geschildert. Er war ein kleiner, vertrockneter, schwarzbrauner Alter mit verschmitzten, stechenden Augen und wie dazu geschaffen, für seinen hübschen Verwandten die Karten zu mischen und auszuspielen. Ich enthielt mich aller nutzlosen Vorwürfe und begehrte einfach von ihm zu wissen, wohin Angelo die junge Dame gebracht.

Digitized by Google

‚Nach Rom,' sagte der Priester, ‚in die heilige Stadt. Man wird die Beiden hoffentlich nicht demnehmen. Ihre Verwandten mögen nicht vergessen, daß Helena mündig und ihre eigene Herrin ist, und daß sie mit ihrem Vermögen thun kann, was ihr beliebt. . . . Und sie hat ziemlich viel Vermögen . . . eh?'

Der Pfaff kannte augenscheinlich das Terrain.

Er sagte mir auch, daß er es gewesen, der den Ehebund der jungen Leute geschlossen; die Ceremonie hatte an jenem denkwürdigen Morgen, um fünf Uhr, in dem kleinen, runden, alten Kirchlein, das in Albano auf dem Hügel steht, stattgefunden.

‚Sehen Sie, Signore,' fügte er hinzu, indem er langsam seine gelben, runzligen Hände rieb, ‚Helena hatte es nun einmal selber so gewollt. Sie glauben gar nicht, wie sehr sie meinen Angelo liebt. Und sie hat Recht darin. Angelo ist nicht nur ein hübscher Bursche, sondern auch einer, der sich Kenntnisse erworben hat.'

‚Wirklich?' fragte ich.

‚In der That, Signore! Seine Handschrift ist besser als die meine, und schon als Knabe hat er mir manchen Band der Kirchenlehre und die Lebensgeschichten der meisten unserer Heiligen vorgelesen. Bis vor einem halben Jahre war er Castellano der Villa des Principe San Marco in Albano; auch die Ländereien des Principe hat er verwaltet. Der fromme Herr ist dann gestorben, und sein Besitzthum ist an das Kloster gefallen. Aber der heilige Angelo hat meinen Neffen nicht verlassen.'

‚Wie so?' fragte ich, als der Alte schwieg.

‚Nun,' fuhr er fort, ‚wohl schalt ich Angelo zuweilen wegen seines müßigen Umherstreifens draußen auf der Campagna — wir Menschen sind so kurzsichtig. Gerade dort hat ihm sein Schutzpatron sein Glück finden lassen. Ein Bildstrahl vom Himmel wies ihm zuerst den Stein des alten heidnischen Kaisers, und dann seine Helena. — Sie liebt ihn sehr, und Angelo ist zufrieden. Ich bin es auch. Sie ist mehr werth, als der Topas.'

Ich antwortete nichts, um ihm keine Veranlassung zu geben, noch mehr von dem unglückseligen Topas zu reden, und entfernte mich ohne weitere Formalitäten.

Inzwischen beschäftigte sich Frau Dörpinghaus in ihren Gedanken lebhaft mit dem Schicksale ihrer ungerathenen Stieftochter. Ihr mütterliches Herz hätte gar zu gern gewußt, wie Helene jetzt eigentlich lebte, und ob der Geruch auf der Treppe und in dem Hausflur derselben ebenso abscheulich sei, wie in den meisten römischen Häusern. Und so suchte ich eines Tages die Wohnung des jungen Paares auf, die ganz in der Nähe der Piazza Barberini lag. Die Gegend war keine besonders vornehme, aber das Haus schaute mit seinen Fenstern in die Gärten der Kapuziner, und was den Geruch auf der Treppe anlangte, so spürte ich nur den eines großen Blumenstraußes, der in einem Fenster des Flures stand.

Angelo öffnete mir die Thür; er sah recht wie der Held eines Romans aus. Anfänglich betrachtete er mich mit ziemlich kalten und mißtrauischen Blicken, als ich aber die Vergangenheit mit keinem Worte erwähnte, wies er ein höchst zufriedenes Gesicht.

Er war mir ein wandelndes Räthsel. Für verliebt hielt ich ihn nicht; ich glaube sogar, daß er schon wieder vergessen hatte, wie er in sein Glück hineingerathen war, und daß er sich jetzt lediglich und mit einem Gefühl großen Behagens von seiner jungen Gattin anbeten ließ. Er erkannte sich daran, wie am Sonnenschein. Ich bat ihn um die Erlaubniß, Helene sehen und sprechen zu dürfen; er zuckte die Achseln und meinte, daß diese thun und lassen könne, was ihr beliebe, aber er ging, um ihr meinen Wunsch mitzutheilen. Sie schien sich schwer entschließen zu können, mich zu empfangen; wenigstens ließ sie mich eine lange Zeit warten. Endlich erschien sie, und kühl und reservirt fragte sie nach dem Zwecke meines Kommens.

‚Man hat mich gebeten,' entgegnete ich, ‚mich zu erkundigen, ob Sie glücklich seien. Frau Dörpinghaus möchte Rom nicht verlassen, ohne Ihnen noch einmal Gelegenheit zu geben . . . .'

‚Neuerwoll zurückkehren?' fragte sie schnell. ‚O, Frau Dörpinghaus mag beruhigt abreisen . . . Alles, was ich noch erbitte, ist: recht schnell vergessen zu werden.'

Ich stand noch immer vor ihr, obgleich ich ihr ansah, daß sie dringend wünschte, mich gehen zu sehen.

‚Ich für meine Person kann dies nun kaum versprechen,' entgegnete ich, ‚denn eines solchen Paares, wie Sie und mein guter Freund hier, erinnert man sich noch lange.'

Sie wendete sich kurz ab; Angelo athmete auf, als nicht mehr Deutsch gesprochen wurde. Er ging zur Thür, öffnete und sah mich mit selbstbewußtem, bedeutungsvollem Lächeln an.

‚Sie ist glücklich, nicht wahr?' fragte er.

‚So sagt sie.'

Er legte seine Hand auf meine Schulter.

‚Nun, und ich bin's auch. Sie ist mehr werth, als der Topas.'

Ich schob ihn auf die Seite und eilte hinaus. — —

Wenzel mußte wohl errathen haben, daß ich in Angelo's Hause gewesen. Am Abende desselben Tages forderte er mich auf, mit ihm einen Spaziergang in den Straßen zu machen. Die Luft war feucht und warm, und große, zerrissene Wolkenmassen trieben langsam über den Mond. Wir wendeten uns dem Dome von St. Peter zu. Auf der Brücke von St. Angelo blieb Wenzel stehen und schaute, über die Brüstung gelehnt, hinab in den Tiber. Plötzlich stieß er die Frage hervor:

‚Du hast sie also gesehen?'

‚Ja.'

‚Was sagte sie?'

‚Daß sie glücklich sei.'

Er schwieg, und wir gingen weiter. Mitten auf der Brücke stand er von Neuem still und sah in die Fluth hinab. Dann zog er ein Kästchen aus der Tasche, öffnete es und ließ etwas im Mondschein blitzen und funkeln. Es war der wundervolle, der kaiserliche, der unglückselige Topas. Er blickte mich an, und ich verstand ihn. Ja wohl, es hastete ein Fluch an dem goldig glänzenden Kleinod. Mochte es denn zurückkehren in die modernde Unterwelt der römischen Vergangenheit.

Ich ergriff Wenzel's Hand und drückte sie warm und fest: da erhob er die andere in weitem Schwunge und schleuderte das glühende Juwel hinunter in den schwarzen, schweigenden Fluß.

Dort liegt es wohl noch heute.

Eines Tages, wenn man den Tiber nach Schätzen durchsucht, wird man vielleicht auch unseren Topas wieder zu Tage fördern. Aber Niemand wird dann ahnen, daß er schon einmal seinem tausendjährigen Grabe entrissen gewesen, um mit wetterleuchtender Gewalt die Tiefen menschlicher Leidenschaften aufzuwühlen und Menschenschicksale übermächtig in andere Bahnen zu lenken."

Der Venusdurchgang vom 6. December 1882.

Der 6. December dieses Jahres wird mit besonderer Spannung von unseren Astronomen erwartet; schon lange bereiteten sie sich auf diesen Tag vor, und wenn er hereinbricht, werden sie an vierzig Punkten der Erde gerüstet stehen, um ihre Fernröhre und Helioskope, ihre Prismen und photographischen Apparate auf die Sonnenscheibe zu richten; sie hoffen fest, an jenem 6. December Wichtiges zu vollbringen, wenn ihnen die wetterwendischen Mächte, welche oft zur unrechten Zeit den Himmel mit Wolken umschleiern, keinen Strich durch die Rechnung machen. Am 6. December wird nämlich die Venus als ein schwarzer runder Fleck vor der Sonnenscheibe vorübergehen, schnurgerade von Westen nach Osten, wie dies unsere anseitige Abbildung zeigt (Figur 1). Das ist ein gar seltenes Ereigniß, das keineswegs wie die Sonnen und Mondfinsternisse alle Jahre eintritt. Kein sterbliches Auge, welches sich jetzt zum gestirnten Himmel erhebt, wird die Wiederholung dieses Venusdurchganges schauen; denn erst nach hundertelnundzwanzig Jahren und sechs Monaten wird, den unfehlbaren Berechnungen der Astronomie zufolge, die Venus wieder einmal vor der Sonnenscheibe, sichtbar für uns Menschen, ein Stück ihrer Bahn beschreiben.

Unsere Leser, die für astronomische Thatsachen ein gutes Gedächtniß haben, werden sich erinnern, daß vor acht Jahren, nämlich am 8. December 1874, gleichfalls ein Venusdurchgang stattfand und daß damals die „Gartenlaube" einen ausführlichen Artikel

Digitized by Google

(vergl. Jahrg. 1874, Nr. 43) brachte, in welchem die Periodicität dieser Erscheinung genau mitgetheilt wurde. Auch ihre Bedeutung für die Sternkunde hat damals Dr. R. Engelmann in klarer Weise unseren Lesern dargelegt, sodaß wir, um Wiederholungen zu vermeiden, nur Folgendes kurz hervorzuheben brauchen.

Die genaue gleichzeitige Beobachtung des Venusdurchgangs an verschiedenen, weit von einander entfernten Punkten der Erde giebt dem Astronomen Daten an die Hand, aus welchen er mit großer Sicherheit die Entfernung der Erde von der Sonne zu berechnen vermag. Vor allen Dingen muß er dabei genau die Augenblicke bestimmen, an welchen die Berührung des Sonnenrandes mit dem Rande der Venusscheibe erfolgt, jene vier Momente, welche auf der Figur 1 mit a, b, c und d bezeichnet sind.

Die im Jahre 1874 mit einem großartigen Aufwand von Geld und Kraft erfolgte Beobachtung des Venusdurchgangs führte leider nicht zu dem erwünschten Resultate, und nach wie vor wissen wir nur, daß die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne ungefähr 148,670,000 Kilometer oder 20,036,000 geographische Meilen beträgt. „Es scheint," bemerkte hierzu treffend ein französischer Forscher, „daß der erste Venusdurchgang nur eine Vorbereitung für den zweiten sein sollte; die Mehrzahl der Astronomen, welche das Phänomen zum ersten Male sahen, war überrascht und erregt; es fehlte ihnen die Sicherheit der Beobachtung, welche sie nach acht Jahren wieder aufnehmen sollten."

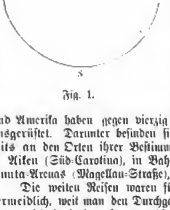


Fig. 1.

In der That verspricht man sich von den am 6. December dieses Jahres vorzunehmenden Observationen einen viel bedeutenderen Erfolg, und die civilisirten Staaten von Europa und Amerika haben gegen vierzig Expeditionen zu diesem Zwecke ausgerüstet. Darunter befinden sich auch vier deutsche, welche bereits an den Orten ihrer Bestimmung, in Hartford (Connecticut), in Aiken (Süd-Carolina), in Bahia Blanca (Argentinien) und in Punta-Arenas (Magellan-Straße), angelangt sind.

Die weiten Reisen waren für die deutschen Astronomen unvermeidlich, weil man den Durchgang in Europa in seiner Totalität nicht wird beobachten können; die Venus tritt z. B. von Berlin aus gesehen um 2 Uhr 8 Minuten 51 Secunden (Pariser Zeit) in die Sonnenscheibe ein, ihr Austritt wird aber in Deutschland nicht mehr beobachtet werden können, weil die Sonne für uns noch vor dem Erfolgen desselben untergegangen sein wird.

Alle am 6. December stattfindenden Beobachtungen werden nach einem einheitlichen Plane erfolgen, welcher von der internationalen Commission, die vom 5. bis 13. October vorigen Jahres in Paris tagte, ausgearbeitet wurde.

Wie wir schon oben erwähnt haben, werden die Astronomen ihr Augenmerk ganz besonders auf die genaue Bestimmung der Berührungen der Venus mit der Sonne richten müssen. Dies ist aber nicht so leicht, wie man im Allgemeinen anzunehmen pflegt. Jeder Venusdurchgang beginnt nämlich, wie wir auf Fig. 1 bei a sehen, mit der Berührung des Planeten- und Sonnenrandes. Da aber die Entfernung der Sonne von der Erde nicht ganz genau bekannt ist, so läßt sich auch der Ort, an welchem diese erste Berührung erfolgt, nicht mit voller Bestimmtheit auf der Sonnenscheibe angeben, und die erste Berührung kann deshalb auch nicht direct beobachtet werden. Man kömmt freilich diesen Moment rückwärts aus dem weiteren Verlaufe des Durchgangs berechnen. Aber die Beobachtung des Ein- und Austrittes unseres Nachbarplaneten ist noch mit anderen besonderen Schwierigkeiten verbunden. Man sollte annehmen, daß, sobald der Planet bei b (Fig. 1) voll in die Sonnenscheibe eingetreten ist, die beiden ihn umgebenden Lichthörner der Sonne sich sofort schließen und zu einer glänzenden scharfen Linie sich vereinigen müßten. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Der Beobachter erblickt vielmehr im Fernrohre ein Bild, wie es unsere Fig. 2 darstellt. Der Sonnenrand erscheint nicht scharf von dem Planetenrande abgegrenzt, sondern beide sind durch einen schwarzen Streifen mit einander verbunden, der erst nach einiger Zeit verschwindet. Diese Erscheinung, welche auf optischer Täuschung beruht, nennt man den „schwarzen Tropfen", und sie erschwert ungemein die so sehr nothwendige genaue Bestimmung des Zeitpunktes, in welchem die Berührung der Venus mit der Sonne erfolgt ist.

Da dieser „schwarze Tropfen" bei den beiden zuerst beobachteten Venusdurchgängen in den Jahren 1761 und 1769 die Berechnungen der Astronomen in erheblichem Maße gestört hat, so hat man schon während der Vorbereitung zu den Expeditionen des Jahres 1874 auf Mittel gesonnen, welche denselben beseitigen würden. Man versuchte unter Anderem, die der optischen Täuschung so leicht ausgesetzte Netzhaut des menschlichen Auges durch photographische Platten zu controlliren, und hat mittelst des bekannten mit Revolvermechanismus versehenen photographischen Apparates (vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1882, Nr. 21) eine Reihe von Photographien des Ein- und Austrittes der Venus angefertigt. Leider erwies sich auch diese Methode nicht zuverlässig, da die Ränder der beiden Himmelskörper auf der Photographie nicht scharf genug hervortraten. Dieser Mißerfolg hat die meisten Astronomen davon abgehalten, zum zweiten Male die Photographie als ihre Gehülfin in Anspruch zu nehmen, und nur bei einigen Expeditionen werden mit bedeutend verbesserten Apparaten photographische Aufnahmen des Venusdurchgangs am 6. December angefertigt werden. Wenn man die bedeutenden Fortschritte der Augenblicksphotographie in den letzten Jahren in Erwägung zieht, so bleibt allerdings die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß ihre Verwendung diesmal brauchbare Resultate liefert.

Fig. 2.

Viel wichtiger ist dagegen die am 8. December 1874 gewonnene Erfahrung, daß die Bildung des „schwarzen Tropfens" wesentlich von der Größe des Objectivs in dem Beobachtungsfernrohre abhängt und daß sie in sehr mächtigen Instrumenten gänzlich verschwindet. In Folge dessen werden die diesjährigen Expeditionen mit entsprechenden Teleskopen ausgerüstet werden, und die Astronomen hoffen, diesmal von den Störungen dieser unliebsamen Erscheinung nur in sehr geringem Maße belästigt zu werden.

So haben die Männer der Wissenschaft alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um mit möglichst genauer Schärfe den wichtigen Vorgang zu beobachten; sie werden auch im gegebenen Augenblicke sicher ihre Schuldigkeit thun, und nur eins wünschen wir ihnen von Herzen: ein recht klares, heiteres Wetter!

„Aber welchen Werth," wird wohl mancher Leser fragen, „hat denn für uns die genaue Ermittelung der Entfernung der Erde von dem Leben und Kraft spendenden glühenden Centralkörper unseres Planetensystems?"

Die Antwort lautet: Sobald wir die Erde verlassen und im Geiste die unermeßlichen Himmelsräume durchschweifen, haben wir nur ein Maß für alle uns dort begegnenden Größen, und dieses Maß ist der Halbmesser der Erdbahn oder mit anderen Worten die Entfernung der Erde von der Sonne; sie ist der gewaltige, Millionen Meilen umfassende Meterstab des Weltenraumes, welchen der Astronom in allen seinen Messungen verwendet. Kennen wir genau seine Länge in irdischen Kilometern, so werden wir nicht nur die annähernde, sondern auch die wahre Entfernung der einzelnen Glieder unseres Sonnensystems und einiger Fixsterne, sowie die wahre Größe der Planeten berechnen können. — Die Beobachtung des Venusdurchgangs ist zwar nicht das einzige Mittel, welches uns zu diesem Ziele führen kann, aber sie giebt uns die beste Gelegenheit, etwaige Fehler anderweitiger Berechnungen zu controlliren, und darum wird ihr so hohe Bedeutung beigelegt. Es ist daher auch eine Ehrenpflicht unseres Jahrtausends, den letzten Venusdurchgang, welcher in ihm in nunmehr wenigen Tagen stattfinden wird, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft mit der genauesten Schärfe zu beobachten.

Digitized by Google

Französische Dichter und Deutschland.

Seit dem Attentat des Herrn Deroulède auf den deutschen Turnverein in der Rue Saint-Marc, einem Attentat, das, abgesehen von der verstimmenden Absicht, allerdings einen friedlichen Verlauf nahm, fehlt es in Frankreich nicht an Symptomen, daß die nationale Erregung gegenüber Deutschland in gewissen Kreisen im Zunehmen, daß das Deutschthum besonders in einigen hervorragenden Pariser Salons, welche sonst eine internationale Bedeutung in Anspruch nehmen, geächtet ist. Deroulède ist ein lyrischer Dichter; in seiner Zeitschrift „le Drapeau“, dem Organ der patriotischen Liga, an deren Spitze er steht, finden sich viele poetische Ergüsse, in denen ein glühender Haß gegen die Sieger von Sedan sich ausspricht; er will mit seiner mäßigen Begabung der Theodor Körner des neuen Frankreichs sein: er eilt ihm voraus mit der Fackel der Dichtung, die er in die Fackel des Krieges verwandeln möchte.

Die Dichter sind ebensowohl die Herolde wie die Schöpfer der öffentlichen Meinung; ihre Gedichte sind ein Echo des nationalen Gewissens. Wer einer Nation an den Puls fühlen will, der muß auf die Herzschläge ihrer Poesie achten. Freilich, es giebt einsame Sänger, die gegen den Strom schwimmen und auf irgend einem Patmos besonderer Offenbarung lauschen; es giebt Dichter, welche Prediger in der Wüste sind, wir sprechen aber von denen, welche sich von den Wellen des öffentlichen Lebens tragen lassen, und deren Stimme ertönt aus der Mitte der tonangebenden Hauptstädte heraus; wir sprechen von denen, welche die Losungen des Tages in ihre Verse aufnehmen und mit jener akustischen Verstärkung wiedergeben, die der Poesie eigen ist. Und da ist es ein beachtenswerthes Symptom der Stimmung in Frankreich, daß jetzt, nachdem bereits zwölf Jahre seit dem großen Kriege dahingegangen sind, die kriegerische Wendung gegen Deutschland in den poetischen Ergüssen der französischen Dichter immer lebhafter und stürmischer wird.

Doch ehe wir uns zu den Kleinen wenden, wollen wir die Großen zu Worte kommen lassen. Da ist der Veteran der französischen Poesie, Victor Hugo, ein politischer Lyriker ersten Ranges, der alle Weltereignisse, die er miterlebte, in schwunghaften Gedichten besungen hat. In seiner Jugend feierte er die Bourbons und das Kaiserthum; in seinem Alter widmete er dem Kaiser Napoleon dem Dritten, der ihn in die Verbannung geschickt, seine „Châtiments“ („Züchtigungen“), welche mit bitterstem Grolle, mit tiefeinschneidender und vernichtender Schärfe geschrieben sind; die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges und des Communeaufstandes aber hat er in der Gedichtsammlung „L'année terrible“ („Das schreckliche Jahr“) mit den elegischen Klängen seiner Lyra begleitet. Diese Sammlung liegt jetzt in der neunundzwanzigsten Auflage vor — ein Beweis dafür, welch andauernd lebhaftes Echo diese Gedichte noch im französischen Volke finden.

Victor Hugo ist ein großer Poet: es giebt zwar viele kleine Leute des deutschen Parnasses, welche dies leugnen wollen, weil ihnen alle tiefe, schwunghafte, gedankenvolle Poesie gegen den Strich geht, aber die Aquarellbildermaler und Ausschneider von Genrebildchen, die an die Neu-Ruppin'schen Bilderbogen erinnern, werden das Piedestal nicht ans dem Wege räumen, auf dem die großen Dichter aller Zeiten standen und auf dem auch Victor Hugo steht.

Es ist wahr, er erscheint als verworrener Phantast, wenn er den poetischen Dreifuß mit dem politischen vertauscht, und auch seine Muse hat ihre Marotten, ihre Unarten, ihre verstiegenen prophetischen Gesten, eine oft verwirrende Mosaik von Bildern, welche sie aus alten Zonen und aus allen Zeiten zusammenträgt: doch wie edel und hinreißend ist ihr Schwung, wie unerschöpflich groß ihr Gedankenreichthum, welche genialen Witze umzucken sie, wenn sie ihr olympisches Haupt schüttelt! Und wie bewundernswerth ist ihre Jugendlichkeit! In den Werken des achtzigjährigen Dichters herrscht noch dasselbe Feuer, wie in den „Herbstblättern“ und „Dämmerungsgesängen“ des jungen Poeten. Wohl finden sich hier und dort greisenhafte Wendungen, eine zitternde Nachschrift der schwunghaften Züge seiner Jugend; doch wie verschwinden einige verblaßte Verse gegen die anderen, in denen ein lebensfrendiges Genie pulsirt, besonders bei der großen Fülle der gebotenen poetischen Gaben, und welchen steifen und verschnörkelten poetischen Stil schrieb unser großer Dichter Goethe in dem gleichen Alter!

Victor Hugo ist früher kein Feind der Deutschen gewesen: die deutsche Sagenwelt hat ihn mächtig angezogen; hat doch die romantische Schule Frankreichs zum Theil in deutscher Poesie ihre Wurzeln geschlagen. Man lese seine „Briefe vom Rhein“ aus dem Jahre 1839: wie vertieft er sich in die geschichtlichen Erinnerungen, in die Sagenwelt des Rheins, wie giebt er sich dem landschaftlichen Zauber hin, der die Ufer des deutschen Stromes umschwebt!

Diese Briefe sind allzu sehr in Vergessenheit gerathen: es finden sich Bemerkungen darin, welche für die heutige Zeit von besonderem Interesse sind. Natürlich nimmt Victor Hugo das linke Ufer des Rheins für Frankreich in Anspruch. Doch erscheint er gleichzeitig als ein nicht unglücklicher Prophet, wenn er Preußens künftige Größe vorher verkündet: er findet es abgeschmackt, daß das alte Preußen von den Rheinlanden durch sich dazwischenschiebende Staaten getrennt wird. Das könne nur eine provisorische Lage sein.

„Preußen strebt darnach,“ sagt er, „ein großes zusammenhängendes Königreich zu werden, mächtig zu Land und Meer, und es wird dieses Ziel erreichen.“ „Für Hannover,“ heißt es weiter, „ist die Einverleibung in Preußen ein großer Schritt zur Freiheit, Würde und Größe; für Preußen bedeutet der Besitz von Hannover den Zusammenschluß des Staates, das Forträumen aller Hindernisse der Verbindung, die Vereinigung der Rheinlande mit dem alten Preußen.“

So hat Victor Hugo im Jahre 1839 das Jahr 1866 prophezeit und die Annexion gerechtfertigt; auch in der Vorrede zu den „Burggrafen“, einem Drama, zu welchem ihn seine Rheinreise begeistert hat, spricht er „von dem großen kriegerischen Messias, den Deutschland erwartet“, von dem wiedererstandenen Kaiser, während er sich darüber zu rechtfertigen sucht, daß er einen deutschen Stoff für die französische Bühne behandelt. So wenig litt der junge Victor Hugo an Deutschenhaß, daß er in dem großen Monologe des „Hernani“ von dem jungen Karl dem Fünften sogar Karl den Großen einen „Kaiser Deutschlands“ nennen läßt, was man jetzt in Frankreich als eine strafwürdige Ketzerei betrachten würde.

Nach dem „schrecklichen Jahr“ unseres Dichters ist das nun freilich anders geworden; die Deutschen haben sich auf einmal in Barbaren, in Hunnen und Vandalen verwandelt, ja Victor Hugo schlägt hier Töne an, die eines großen Dichters ganz unwürdig sind, indem er Zeitungslügen in pomphafte Verse bringt. Da erscheint ihm die Gaunerei als Schwester der Eroberung: auf den Rücken des Siegers hebt man einen Bettelsack, und während man darauf wartet, Elsaß und Lothringen zu gewinnen, begnügt man sich damit, eine Uhr vom Nagel eines Uhrmachers zu stehlen. Man will unermeßlichen Ruhm sich erwerben, aber man findet, daß es schade sei, einen Spiegel zu zerbrechen, und besser, ihn fortzutragen. Gewiß sieht man die Ehre allem Andern vor, doch der Mensch braucht Tabak, und man stiehlt ihn. Mitten im Getümmel eines Krieges, in welchem der Zwerg Napoleon das große Frankreich anslieret, auf diesen Schlachtfeldern, wo Marceau, Hoche und Condé fehlen, während Metz verkauft und Straßburg bombardirt wird, denkt man an seinen kleinen Hausstand und wie man die Gelebte ausmöblirt auf Kosten der Besiegten. Mit fünf Milliarden kehrt man in die Walhalla zurück, in Räubereien den schielenden Beduinen und den stumpfnasigen Baschkiren ähnlich; Schinderhannes sagt die saische Nase des Gottes Mars auf. Das ist eine kleine Blüthenlese aus diesem widerwärtigsten Gedichte der Sammlung, in welchem der Ton eines an die Straßenecken angeheftelten Pasquills herrscht.

Trotz aller poetischen Schmähungen kann sich der alte Victor Hugo nicht ganz verleugnen; in seinem Herzen ist noch ein Winkel, wo die jugendliche Begeisterung für den deutschen Geist nicht ganz vergloimmen ist, und aus dieser glühenden Asche schlägt wie eine Flamme ein Hymnus auf Deutschland empor, den man mit größtem Erstaunen unter diesen Schmähgedichten findet, ein Hymnus, wie ihn schöner und schwunghafter kaum ein deutscher Sänger gedichtet hat und dessen einziger Fehler in der Ueberschwänglichkeit der

Digitized by Google

Ausdrucksweise besteht. Doch die Begeisterung für Deutschland ist für uns Deutsche selbst in ihren Uebertreibungen nur schön und herzerhebend. Einige Blüthen aus diesem Kranze, den uns der feindliche Dichter auf's Haupt setzt, wollen wir hier zu einem kleinen Strauße zusammenbinden.

„Keine Nation ist gerechter als du. Zur Zeit, als die ganze Erde noch ein Ort des Schreckens war, warst du unter den starken Völkern das gerechte Volk. Ein dunkles Diadem schmückte deine erhabene Stirn, und dennoch glänzest du wie Indien, das Fabelland. O Land der blauäugigen Menschen, erhabene Klarheit im düstern Grund Europas, ein unnahbarer gewaltiger Ruhm hüllt dich ein. Lange, wie die Eiche, die dem Epheu ihre Arme bietet, warst du die Kämpferin für das alte Recht der Besiegten. Wie man Silber und Blei in Erz mischt, wußtest du in ein innig Herrschervolk zwanzig Völker zu verschmelzen, die Hunnen, die Tacier, die Sigambern. Der Rhein bot dir das Gold, Bernstein das baltische Meer. Die Musik ist dein Hauch, deine Seele Harmonie und Weihrauch; sie läßt in mächtigen Hymnen den Schrei des Adlers mit dem Gesange der Lerche wechseln. Deutschland hat mehr Helden, als der Athos Gipfel hat. Teutonia erscheint dicht unter den erhabenen Wolken, wo der Stern mit dem Blitze sich vermählt; seine Gipfel in der Nacht sind wie ein Wald: über seinem Haupte schwebt ein Horn des Sieges, und seine Legende gleicht seiner Geschichte. Seid stolz, ihr Deutschen! Nur der Titanenfuß paßt für eure Sandale!"

Und gegenüber diesem volltönenden Lobgesang auf Deutschland, der trotz seiner vielen unklaren Bilder echte Begeisterung athmet, hat der Dichter für sein Frankreich nur drei Worte, aber Worte, in denen die ganze Inbrunst des Heimathsgefühls und der Vaterlandsliebe pulsirt: „O ma mère!" Das ist schön und echt dichterisch, und um dieses Gedichtes willen mag man Victor Hugo die hundert galligen Lästerungen verzeihen, mit denen er Deutschland begeifert.

Solche Milderungsgründe stehen aber den späteren Dichtern, die in dasselbe Horn stoßen, nicht zur Seite; auch sind sie an Talent dem geübten Altmeister weit untergeordnet. Der Akademiker Victor de Laprade dichtete ein Lied: „An Gretchen", in welchem nicht nur alle thörichten Anklagen gegen die Deutschen und ihr Benehmen in dem letzten Kriege wiederholt werden, sondern in dem auch ein widerwärtiger Cynismus herrscht.

Dieses Lied scheint in Frankreich leider! sehr volksthümlich geworden zu sein; die deutschen Frauen und Mädchen werden darin in schmachvoller Weise an den Pranger gestellt. Da wird die deutsche Romantik und Gefühlsseligkeit persiflirt: Gretchen sitzt nachdenklich am Fenster, entblättert poetisch eine Blume des deutschen Rheins und denkt an ihren Herrn und Meister. Er ist im Felde — Prinz oder Doctor, Fritz oder Faust — und macht in Burgund oder in der Champagne seine kleine Beute. Gretchen, die Schöne mit dem Goldhaare, hat eben geschrieben, und ihre Hand, welche noch von Tinte befleckt ist, hat Schiller, Goethe, Dante citirt, um zu beweisen, daß man nirgends außer in dem alten Deutschland die wahre Liebe in den Herzen und das wahre Genie in den Köpfen findet. Jetzt befragt sie mit Spannung das Orakel eines Maßliebchens — und warum? Die Blume soll ihr sagen, ob ihr Geliebter in den Schlössern, die er plündert, recht gute Beute macht, ob er ein wenig, ob viel oder ob übermäßig viel mit nach Hause bringen wird. Gretchen braucht ja noch einige feine Battisttaschentücher für festliche Gelegenheiten. Auch eine werthvolle Perle fehlt noch ihrer Kronenschmuck: nun, man kann sie ja in Paris finden, in dem verwünschten Babylon. Das Gretchen des Herrn von Laprade ist nämlich eine deutsche Baronesse, eine Hof-

Die Erwartung.
Nach dem Oelgemälde von Eugen von Blaas.

Digitized by Google

dame: um so schmachvoller, daß sie, was keine französische Marketenderin thun würde, gestohlene Hemden und Schmuckſachen trägt!

Wir werden daran erinnert, daß die Franzosen auch in deutschen Betten geſchlafen und in Deutſchland als Herren behalten haben; doch ſie haben nichts bei uns geſtohlen als höchſtens die Herzen, und die deutſchen Frauen haben gern die ihren Reizen gebührenden Huldigungen angenommen. Am Schluſſe werden die deutſchen Damen erſucht, ſich nicht zu beunruhigen: man wolle ja nichts zurückhaben, keine Halstücher und Jacken, keine Bänder und verblichenen Hüte. Und übrigens: ein loyaler Friede ſöhnt unſern ganzen Groll aus: „fahrt fort, ihr guten Deutſchen, unſere ſchmutzige Wäſche zu beſchmutzen!“

Wir haben bei der Inhaltsangabe dieſes unwürdigen Gedichtes noch einige Stellen fortgelaſſen, in denen die Muſe des Akademikers allzu lebhaft den poetiſchen Cancan tanzt. Dieſes Poem ſowie viele andere dichteriſche Actenſtücke des Nationalhaſſes hat Deroulede, der Held der Straße Saint-Marc, in ſeiner Zeitſchrift „Le Drapeau“ geſammelt; er hat die Sammlung zugleich mit ſeinen eigenen lyriſchen Ergüſſen vermehrt. Das Blatt erſcheint ſeit Beginn dieſes Jahres: ein Beweis dafür, daß die feindliche Wendung gegen Deutſchland jetzt mehr als je wieder populär geworden iſt. „Le Drapeau“ iſt das Organ der patriotiſchen Liga, welche gegen den deutſchen Turnverein mit um ſo größerem Unrecht in's Feld rückte, als ſie ja nichts iſt als eine freie Ueberſetzung deſſelben in's Franzöſiſche. In der That will jener franzöſiſche Verein ſich im Turnen, Fechten und Schießen üben und hat zugleich das freiwillige Samariterthum in ſein Programm aufgenommen.

Das ſind jedenfalls berechtigte Tendenzen, und die Freunde der Turnkunſt müſſen ſich freuen, daß auch Paris jetzt ſeine Haſenhaide bekommt. Ebenſowenig wird man gegen die Verherrlichung des nationalen, beſonders des militäriſchen Ruhmes einwenden können, wenn nur das goldene Buch des „Drapeau“, das ihn feiert, nie in Conflict gerath mit der geſchichtlichen Wahrheit, und nie in den Ton des „Horribilicribifax“ verfällt. Dagegen iſt das eifrige Schüren der nationalen Feindſchaft gegen Deutſchland, wie es dieſes Blatt betreibt, durchaus verwerflich. Eine Blüthenleſe aus der deutſchen Kriegslyrik von 1870 iſt dazu auserleſen, die franzöſiſche Kampfesluſt von Neuem anzuſtacheln; ſelbſt alte Gedichte von Rückert aus der Zeit der Befreiungskriege werden zu dieſem Zwecke hervorgeſucht; jedenfalls iſt dies eine eigenthümliche Methode, die Franzoſen mit unſerer Nationalliteratur bekannt zu machen. Bringt dagegen irgend ein deutſches Witzblatt eine ſatiriſche Caricatur über die „große Nation“, ſo wird dieſelbe von franzöſiſcher Seite ſofort in gehäſſigſter Weiſe als eine Probe deutſcher Frechheit, mit den nöthigen Gloſſen verſehen, im „Drapeau“ zum Abdruck gebracht. Zahlreiche Illuſtrationen ſtellen die Kämpfe in Bazeilles dar; denn wer in Frankreich den deutſchen Vandalismus an den Pranger ſtellen will, braucht blos dieſes Wort in den Mund zu nehmen.

Dazwiſchen läßt man Deroulede ſelbſt den kriegeriſchen Hörnerruf erſchallen; er iſt zwar ein Hitzkopf, aber jedenfalls ein talentvoller Lyriker, durchſichtiger in ſeinen Gedankengängen, volksthümlicher in ſeinen Refrains als Victor Hugo. In einem ſeiner Gedichte: „La Diane“ läßt er den Weckruf ertönen für das „ſchlummernde, von Räubern überwachte“ Frankreich. „Eine ſchwere Laſt iſt der Haß,“ ruft der Dichter aus, „und Vergeſſenheit, der Friede des menſchlichen Gemüthes, führt zur Verzeihung: aber Metz weint, aber Straßburg wacht. O töne, töne, Horn, daß bei deiner Fanfare das große Frankreich, das ſich verirrt hat, wieder ſeinen alten Ton anſchlage! Oeffnen wir Herz und Ohren, und möge die Sprache Corneille's uns die Seele Cato's einhauchen!“ Die Seele Cato's! Das können wir abwarten; bis dahin wird Metz noch lange weinen müſſen. Einen ähnlichen Geiſt athmen die anderen Gedichte des „Drapeau“: doch die Proſa ſchlägt einen ruhigeren Ton an, und es giebt unter den Mitarbeitern Peſſimiſten, welche nicht zögern auszuſprechen, daß bei dem unglücklichen Ausgange eines neuen deutſch-franzöſiſchen Krieges Frankreich werde fürchten müſſen, aus der Reihe der europäiſchen Großmächte geſtrichen zu werden.

Oft ſind die Geſänge der Dichter die Sturmvögel, welche großen Ereigniſſen vorausfliegen; ebenſo oft aber verrauſchen ſie ſpurlos als der Ausdruck perſönlicher Empfindungen, welche nicht die Nation zu ergreifen vermögen. Möglich, daß der Revanchegedanke noch einmal in Frankreich zur Herrſchaft gelangt . . . wir würden es bedauern; denn die beiden großen und hochbegabten Völker dieſſeits und jenſeits der Vogeſen ſind berufen, in ſchönem Bunde die höchſten Aufgaben der Cultur zu löſen, ein Streben, bei welchem ſich ihre Vorzüge ergänzen; leider hat der letzte Krieg eine Kluft zwiſchen ihnen aufgeriſſen, die ſich wohl ſo bald nicht wieder ſchließen wird.

Rudolf von Gottſchall.

Herbſtſchauer.

1.

Ueber dem ſüdlichen Höhenzuge
Leuchtet ſchon der erſte Schnee;
Schwäne rauſchen mit mächtigem Fluge
Ueber den nebligdämmernden See.

Wie mir bangt vor den kommenden Tagen!
Ach, was hilft uns innerer Streit
Und die laſtende Sorge tragen
In der traurigen Winterszeit?

Was verſöhnt uns, hilft uns verzeihen,
Was belebt uns den ſinkenden Muth,
Wenn nun der Wald und die Luft im Freien,
Alles in Todesſchlummer ruht?

2.

Wie oft ein Freudeſtrahl in banger
Und ſchwerer Zeit ihr Gram'n durchbricht,
Flammt durch Gewölk, vom Regen ſchwanger,
Ein mächtig Abendlicht.

Es ſcheinen Blitze drin zu ſprühen;
Ein Regenbogen ſchimmert hold,
Und Blumen ſcheinen aufzublühen
In Roth und Strahlengold.

Zu dieſem Licht, o ſchöne Sage,
Glüh'n wie auf einem Scheiterhauf'
Des hingeſchiedenen Sommers Tage
In Todesflammen auf.

Verlangen, Hoffen, ausgeſponnen
Zu ſüßen Stunden — Flor
Von tauſend Freuden, tauſend Wonnen,
Flammt' noch einmal empor!

3.

Durch welkes Laub im dunklen Forſte
Streift Wild, das noch der Jagd entrann;
Um Wipfel und verlaſſ'ne Horſte
Krächzt noch ein Rabe dann und wann.

Betraure, wen es rührt, dies Sterben,
Dies Klagelied in Feld und Flur —
Für mich bringt's noch ſo manchem Herben
Erweckung und Erhebung nur.

Erzieh dich nicht, ſagt dies Ermatten,
Und aus den Blättern rauſcht es laut:
Das düſtre Weh'n, die tiefen Schatten
Sind deinem Herzen längſt vertraut.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Mohammedanische Friedhöfe.

Von Adolf Ebeling.

Auch die Mohammedaner ehren ihre Todten, und die Strenggläubigen unter ihnen, die genau alle Vorschriften des Korans befolgen, könnten in dieser Beziehung den Bekennern anderer Religionen vielfach zum Muster dienen. Freilich enthalten jene Vorschriften auch manches nach unseren christlichen Begriffen Verkehrte und manchen Aberglauben, aber die ihnen zu Grunde liegenden Hauptideen sind doch zumeist wohlthuend und erhebend.

Mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verbindet der Moslim den Gedanken an die verheißenen Freuden des Paradieses, die allerdings sehr materieller Natur sind, ihm aber die Schauer des Todes weniger schrecklich erscheinen lassen. „Der Gläubige geht ein durch die Himmelspforte," sagt der Koran, „nur der Ungläubige wird zurückgestoßen in das ewige Feuer." Auch der dem Mohammedaner von frühester Jugend an eingeprägte Fatalismus (der Glaube an das Kismet, das unwiderruflich vorherbestimmte Fatum) macht ihn mit dem Tode vertrauter, an den er noch außerdem, nach dem Gebote des Propheten, jeden Morgen bei Anlegung des Turbans zu denken hat; denn das Turbantuch muß vorschriftsmäßig „sieben Kopfstängen" haben, d. h. siebenmal um den Kopf herumgehen, weil es später als Leichentuch seines Trägers dienen soll.

Ein eigentlicher priesterlicher Beistand des Sterbenden ist nicht vorgeschrieben und wird auch nur selten verlangt, aber gewöhnlich nähert sich ihm doch einer der Umstehenden mit der Frage: „Bekennst Du, daß es keinen Gott giebt außer Allah?" worauf dann die Antwort, wenn sie überhaupt noch gegeben werden kann, lauten muß: „Ich bekenne." Daß sofort nach dem Hinscheiden die Leiche gewaschen wird, ist wohl kaum nöthig zu erwähnen; gehört doch schon für den Lebenden die tägliche mehrmalige Waschung vor dem Gebet zu den Hauptvorschriften des Korans, und dies geht so weit, daß an Orten, wo es kein Wasser giebt, oder wo man es doch wegen seiner Kostbarkeit sparen muß, wie z. B. auf Pilgerfahrten oder Karawanenreisen durch die Wüste, der Sand die Stelle des Wassers vertritt, nur damit man dem Gesetz genüge. Bei den Reichen und Vornehmen wird dann oft noch die Leiche mit Rosenwasser besprengt, bevor man sie in die Grabtücher hüllt, die auch, je nach dem Range und Vermögen des Verstorbenen, sehr einfach sind oder kostbar sind. Mittlerweile haben sich auch schon die Klageweiber eingestellt, die vor dem Hause oder im inneren Hofe desselben ein ohrbetäubendes Geschrei anstimmen, oft aber auch wirkliche Klagelieder singen, monotone Melodien, die sie mit der Darabukka (dem arabischen Schellentamburin, aber bei dieser Gelegenheit ohne Schellen) begleiten. Einige dieser Weiber bleiben gewöhnlich im Trauerhause zurück; die anderen folgen der Leiche nach dem Friedhofe, und zwar in dunkelblauen Gewändern, der allgemeinen Trauerfarbe des Orients, nachdem sie sich vorher noch Kopf und Schultern mit Asche oder Erde bestreut haben. Sonst sind helle Farben, roth, gelb und grün, bei allen Begräbnissen vorherrschend, und die Bahre selbst, auf welcher die Leiche ruht, wird stets mit einem schimmernden hochrothen Shawl bedeckt. Särge kennt man nämlich im Orient nicht; der Körper wird von der Bahre, auf der man ihn hinausgetragen hat, herabgenommen und in seiner Umhüllung in die Gruft gelegt, wobei man namentlich Sorge trägt, daß das Gesicht in der Richtung nach Mekka hin zu liegen kommt. Auch geht Alles schnell von Statten; denn wenn der Tod Vormittags eingetreten ist, so muß die Beerdigung noch am Abend desselben Tages geschehen, wenn Nachmittags, am nächsten Morgen.* Auch darf keine Leiche gefahren, sondern sie muß getragen werden, gleichviel ob eines Königs oder eines Bettlers, und zwar immer mit dem Kopfe voran, was ebenfalls sehr gewissenhaft beobachtet wird.

Alsdann setzt sich der Zug in Bewegung, und ob groß oder klein, ob vornehm oder gering, stets wird die Leiche in die nächste Moschee getragen und vor dem Imam (Geistlichen) niedergesetzt, der die Angehörigen fragt:

„War der Todte während seines Lebens ein treuer Bekenner Allah's? War er gerecht und war er mildthätig gegen die Armen?"

„Er war es; er war es," antwortet man von allen Seiten, und die Ceremonie ist beendigt. Nur bei vornehmen Leichen wird sie durch Gebete und Koranlectüre sehr verlängert, und für solche wird dann auch noch am Abend ein besonderer Gottesdienst abgehalten, bei dem alle Lampen der Kuppel, oft viele hundert an der Zahl, angezündet sind, was einen feierlichen Eindruck macht.

Wer es irgend erschwingen kann, nimmt einen Fiki (einen gewöhnlichen Schulmeister), der zwei oder drei Knaben mitbringt, von denen der eine einen Koran, der andere ein Rauchfaß und der dritte eine Schüssel mit Salz trägt (das Salz wird umhergestreut, um die bösen Geister zu bannen), und ebenso einen Moscheediener, der mit einer grünen Fahne vorausgeht. Blinde und Bettler schließen sich immer von selbst an; sie beklagen den Todten und preisen seine Tugenden, auch wenn sie ihn gar nicht gekannt haben, und die Vorübergehenden reichen ihnen oft eine kleine Gabe. Die nachfolgenden Klageweiber heulen unaufhörlich, und die übrigen Leidtragenden singen, gleichfalls ununterbrochen und in schnellem, fast lustigem Tact, den üblichen Begräbnißvers: „La illah ill Allah, Mohammed rassuhl Allah!" (Es giebt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter.)

Auf dem Friedhof angelangt, wird die Leiche sofort und ohne weitere Ceremonien in die für sie bestimmte Gruft gelegt. Diese Grüfte sind immer länglicher, aus Ziegelsteinen gemauerte Gewölbe, in Aegypten, in Arabien und Syrien einige Fuß über der Erde und selten mehr als ein Meter tief, in der europäischen Türkei und in Kleinasien tiefer und gewöhnlich mit einem einzigen großen flachen Stein bedeckt; dort sind sie auch mit aufrechtstehenden und oft reichverzierten Steinen geschmückt, voll Koransprüche und Sentenzen, während sie in den ersteren Ländern nur am Kopfende eine kleine steinerne Säule tragen, auf welcher oben ein Turban ausgemeißelt ist. Werden Frauen in der Gruft des Mannes beigesetzt, was nicht immer der Fall ist, da man ihnen besondere Gräber baut, so wird der Raum durch eine kleine Mauer abgetrennt; denn auch im Tode will der Mohammedaner keine Gleichberechtigung der Frauen, die er im Leben immer als tief unter sich stehend betrachtet. Giebt es doch noch heutzutage gelehrte Koranausleger in der Alhar-Moschee zu Kairo, die höchst ernsthaft die Frage erörtern, ob die Frauen wirklich eine Seele wie die Männer und dadurch ein Anrecht auf ein jenseitiges Leben haben.

Begraben werden übrigens die Frauen im Orient auf ganz ähnliche Weise wie die Männer, und in den höheren Ständen oft mit großer Pracht.*

Eigenthümlich ist die Sitte, auf der Bahre der weiblichen Leichen eine Stange zu errichten, die mit bunten Tüchern umwunden und mit allerlei Schmuck, sogar mit goldenen Uhren und Ketten behängt wird und auf der Spitze auch wohl noch eine goldene Krone trägt.

Ein schöner Gebrauch herrscht aber bei allen mohammedanischen Begräbnissen, das ist die Armenspende, und wenn auch der Todte selbst noch so arm war, ein Korb voll Datteln und Brod wird doch immer an seiner Gruft vertheilt. Sind die Ueberlebenden nicht im Stande, die Gabe zu erschwingen, so findet sich stets ein bemittelter Nachbar oder Freund, der die wenigen Piaster dazu schenkt, „denn das Grab des Gläubigen soll gesegnet sein durch den Dank der Armen".

Die Reichen lassen ihren Leichenzügen oft mehrere mit Lebensmitteln aller Art beladene Kameele folgen, auch wohl

* Wir sprachen oft mit türkischen und arabischen Aerzten darüber, schon wegen der Möglichkeit des Scheintodes und des Lebendig-begrabenwerdens, hörten aber stets dasselbe, daß nämlich das Gesetz es so vorschreibe und daß die eben erwähnten Eventualitäten nicht vorkämen. In allen größeren Städten sind übrigens auch Leichenbeschauer angestellt, die den Tod vorher constatiren müssen. Eine große Autorität auf diesem Gebiete, H. Petermann („Reisen im Orient"), ist freilich anderer Meinung und behauptet, daß sehr viele Mohammedaner lebendig begraben würden.

* Die „Gartenlaube" brachte in Nr. 38 des Jahrg. 1875 von demselben Verfasser eine Schilderung des Leichenbegängnisses der Lieblingstochter des Khedives, bei welchem ein ganz außerordentlicher Pomp entfaltet wurde.

D. Red.

Digitized by Google

einen Büffel und eine Anzahl Hammel. Die Thiere werden an einem bestimmten Platz des Friedhofes geschlachtet, zerlegt und mit den anderen Eßwaaren unter die Armen vertheilt, die sich bei solchen Gelegenheiten aus allen Gegenden der Stadt in großer Menge einfinden.

Die Mohammedaner haben auch einen Feiertag im Jahr, der, ähnlich wie der Allerseelentag der Katholiken, dem Andenken der Verstorbenen ganz besonders gewidmet ist, nämlich den zweiten Tag des Beiramfestes nach Schluß des Ramadan, des allgemeinen Fastenmonats. Alsdann ziehen schon am Vorabend jenes Tages viele Tausende, aber fast nur Frauen, nach den Friedhöfen hinaus; alle tragen Palmenzweige, Brod und Früchte, die begleitenden Kinder aber große Papierlaternen; der Zug dauert die ganze Nacht hindurch und hat etwas ungemein Feierliches und Ergreifendes. Auf dem Friedhofe begeben sich die Theilnehmer zu den Gräbern ihrer Angehörigen, um dort zu beten und den übrigen Theil der Nacht mit Besuchen ihrer Bekannten auf anderen Gräbern zu verbringen. Vornehme Damen ziehen auch wohl auf Eseln oder Kameelen hinaus und lassen sich ein Zelt aufschlagen, in welchem sich alsdann eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und oft mehrere Tage zusammen bleibt. Für die Mohammedanerinnen, die bekanntlich sonst streng abgeschlossen werden, ist jenes Fest ein Freudenfest, das viele von ihnen auch sehr gut zu benutzen wissen, vorzüglich in großen Städten, wie in Kairo, wo Liebesabenteuer bei solchen Gelegenheiten nichts Seltenes sind.

Eigenthümlich, aber den Sitten des Orients vollkommen entsprechend, sind auch die vor dem Friedhofe an jenen Tagen errichteten russischen und gewöhnlichen Schaukeln mit lautem Schellengeklingel, ferner die Kaffeezelte mit Märchenerzählern, die Buden mit Eßwaaren und Zuckerwerk, auch die Schaustellungen von Equilibristen und dem beliebten „Karagös“, dem türkischen Hanswurst, dessen derbe Späße nirgends fehlen dürfen.

Im Allgemeinen machen aber die mohammedanischen Friedhöfe einen traurigen und monotonen Eindruck, schon durch die schmucklose Gleichheit der Gräber, die sämmtlich einander fast zum Verwechseln ähnlich sehen. Von Blumenschmuck, wie auf christlichen Friedhöfen, ist vollends keine Rede; selbst Bäume sind selten, obwohl einige Friedhöfe in Syrien und Palästina und vornehmlich ein berühmter bei Constantinopel, den wir weiter unten noch besonders beschreiben werden, davon eine Ausnahme machen. Jene Einförmigkeit wird jedoch in etwas durch die sogenannten Schechgräber unterbrochen, deren man auf großen Friedhöfen sehr viele antrifft. Es sind dies viereckige, würfelförmige Bauten von ziemlicher Höhe, deren Bedachung eine Kuppel bildet, unter welcher der „Heilige“ oder sonst ein angesehener Bekenner des Islam, ein Schech, begraben liegt. Heiligе giebt es nämlich im Orient eine unzählbare Menge, wenn auch die meisten derselben so absonderlicher Art sind, daß man sie nach unseren Begriffen weit eher Verrückte nennen möchte, aber in ihrer mohammedanischen Heimath stehen sie, sowohl bei Lebzeiten wie auch nach dem Tode, in großer Verehrung.

Je toller sie sich geberden und je nackter und schmutziger sie umherlaufen, um so „heiliger“ erscheinen sie dem Volke, und die Frauen der unteren Classen wallfahren, in lange Schleier gehüllt, an bestimmten Tagen zu ihrem Grabe und singen dort bei angezündeten Kerzen halbe Nächte lang ihre disharmonischen Klagelieder, welche sie mit dem unaufhörlichen Getrommel der Tarabukka zu begleiten pflegen.

Einzelne Derwischorden haben bestimmt abgegrenzte Plätze auf den Friedhöfen, wo nur Mitglieder ihrer Genossenschaft begraben werden dürfen. Diese Derwische ziehen gleichfalls an bestimmten Abenden in langen Reihen, unter Vorantragung ihrer mit Koransprüchen gestickten grünen Fahnen und mit ihren großen weißen Papierlaternen auf jene Gräber hinaus, um dort einen sogenannten „Zikr“ abzuhalten, eine seltsame Art von Gottesdienst, bei welchem sie im Kreise sitzen und unter beständigem Hin- und Herschaukeln des Oberkörpers nichts wie „Allah, Allah!“ rufen und zuletzt wie Besessene toben, daß man meint, eine Gesellschaft von Verrückten vor sich zu haben. Das sind die im ganzen mohammedanischen Orient bis weit nach Indien hinein verbreiteten heulenden Derwische, zu denen sich oft noch die tanzenden gesellen, die sich minutenlang mit weit ausgestreckten Armen und erstaunlicher Geschwindigkeit wie Kreisel drehen. (Vergl. „Gartenlaube“ Nr. 28, Jahrg. 1871.)

Doch wenden wir uns von diesen kläglichen Auswüchsen des Islam, die übrigens auch von allen verständigen und gebildeten Mohammedanern streng verdammt werden, ab und einem würdigeren Bilde zu, das uns die Ruhestätte mohammedanischer Todten in ihrer vollen Schönheit zeigt! Es ist dies der türkische Friedhof von Kadi-Kjoi bei Constantinopel, der unweit Skutari, also auf asiatischem Boden liegt und den Lord Byron den „schönsten Friedhof der Welt“ genannt haben soll; er ist die größte und auch wohl erhabenste Gräberstadt der Mohammedaner und der Hauptfriedhof von Stambul, weil die gläubigen Türken ihn als einen ganz besonders geheiligten Ort ansehen. Dies beruht auf einer alten Prophezeiung, nach welcher die Herrschaft des Halbmondes in Europa nur vierhundert Jahre dauern und dann untergehen soll, freilich um in Asien und Afrika dann nur desto glänzender fortzuleben.* Dieser Zeitpunkt war eigentlich schon im Jahre 1853 eingetreten; denn gerade vierhundert Jahre früher (1453) erfolgte die Eroberung Constantinopels durch die Türken und mit ihr der Untergang des oströmischen (byzantinischen) Kaiserreiches. Als daher im Jahre 1854 der Krimkrieg ausbrach, meinten die Türken bereits, die gefürchtete Stunde habe geschlagen, was auch wohl der Fall gewesen, wenn nicht die Franzosen und Engländer ihnen gegen die Russen zu Hülfe gekommen wären. Trotzdem lebt die Prophezeiung im türkischen Volke fort, und mehr als zuvor läßt sich heute jeder gute Mohammedaner, wenn er die Kosten irgend erschwingen kann, in Kadi-Kjoi, also in asiatischer Erde, begraben, um nicht etwa später bei den Ungläubigen zu ruhen.

Einen ernsteren und erhabeneren Friedhof als diesen dürfte es aber auch wohl kaum auf der Welt geben. Viele christliche Gottesäcker — und namentlich manch berühmter Campo santo in Italien — mögen schöner und durch ihre Denkmäler und Mausoleen prächtiger sein, aber die eigentliche Friedhofsruhe, die einsame und stille Majestät des Grabes findet sich nirgends so wie in Kadi-Kjoi. Uralte Cypressen, deren Alter nach Jahrhunderten, ja oft nach halben Jahrtausenden zählt, bilden stundenlang ein dunkles Schattendach, und wo die laubfreien Stämme einen Durchblick gestatten, sieht man nichts als den glänzenden Meeresspiegel, der seine hellen Lichter auf die meist nur schlichten weißen Grabsteine wirft. Unzählige dieser Steine sind verwittert und zerfallen, aber die Ruhe der darunter Schlafenden wird dadurch nicht gestört; denn der Islam verbietet streng die Rückgabe der Gräber, gleichviel nach welcher Reihe von Jahren, zur Bestattung neuer Geschlechter.

Vom jenseitigen Ufer des Bosporus sieht man häufig und meist in den Abendstunden die mit grünen Tüchern verhangenen Boote herübergleiten, in denen die Leichen nach Kadi-Kjoi befördert werden; Stand und Vermögen der Verstorbenen machen natürlich auch hier einen Unterschied. In jüngster Zeit versehen sogar kleine Dampfer die Ueberführung vornehmerer Leichen, doch der strenggläubige Mohammedaner zieht hier die einfachere Weise des Transports mittelst des gewöhnlichen Leichenbootes vor, wie er ja auch auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka Dampfschiffe und Eisenbahnen vermeidet. Oft folgen aber in einem zweiten Boote die Leidtragenden, und andere sind schon vorausgefahren, um den Todten auf dem Friedhofe zu empfangen und ihm die letzten Ehren zu erweisen.

Ich habe oft solchen abendlichen Leichentransporten über den Bosporus zugesehen. Es ist ein feierlicher Anblick. Die im Marmarameere versinkende Sonne sendet noch einmal ihre Strahlen auf die Riesenstadt und übergießt die dieten hundert Kuppeln und Gebetthürme und alle Dächer der höhergelegenen Paläste und Gebäude mit rother Gluth; die zahllosen Fenster der Landhäuser auf den Terrassen von Pera und Galata funkeln wie flüssiges Gold, und hoch am Himmelsgewölbe schwimmen helle Rosenwolken — nur der Cypressenwald von Kadi-Kjoi steht dunkel und ernst da, ein lautmahnender Gegensatz der schweigsamen Stätte der Todten zu der gegenüberliegenden daseinsfrohen Welt der Lebendigen.

* Was Afrika betrifft, so sieht es dort wegen der französischen Suprematie in Tunis und mehr noch wegen der englischen in Aegypten augenblicklich mit dieser Prophezeiung übs aus, und auch die asiatische Türkei erweckt in dieser Beziehung keineswegs sehr günstige Aussichten.
D. Red.

Digitized by Google

Türkischer Friedhof in Kadi-Kjoï bei Skutari. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Literarische Weihnachtsconcurrenten. Anknüpfend an unsere neulich Besprechung poetischer Novitäten des Weihnachtsbücherstisches, werfen wir heute im Nachklechen einen flüchtigen Blick auf besonders beachenswerthe Neuigkeiten der Prosadichtung.

Dem Herzen unserer Leser am nächsten dürfte das Werk einer ihnen längst vertrauten Dichterin stehen: „Waldblumen" von W. Heimburg (Leipzig, J. M. Gebhardt's Verlag). Das ist ein Strauß duftiger Novellen Blumen, wie ihn eben nur die liebenswürdige Verfasserin von „Lumpenmüllers Lieschen" in dem Garten ihrer Dichtung zu pflücken vermag — ach jener zart gewobenen, bei aller Einfachheit so inhaltsschweren Perzeugeschichten, wie unsere Freunde sie als specifisch „Heimburgisch" kein Zahren kennen: „Sommerfaden", „Melanie", „Friede auf Erden", „Hermann und Dorothea", „Ein treues Frauenherz", „Verbannes", „Ihr Heimrich" und das unsern Lesern bekannte „Unterm Schlosse". Was die Heimburg'schen Erzählungen vor anderen ähnlichen Erzeugnissen so vortheilhaft auszeichnet, Innigkeit und Wärme der Empfindung bei großer Schlichtheit des Ausdrucks, Sicherheit und Natürlichkeit in der Führung der Handlung bei ausfruchtsloser Ursprünglichkeit in der Wahl der Motive — das giebt auch diesen „Waldblumen" das charakteristische Gepräge. Es ist nichts Gemachtes, nichts Manierirtes in den Menschenbildern, welche unsere Erzählerin uns zeichnet; sie sind alle erlebt, beobachtet und in warmer Dichterliebe gehegt und groß gezogen, diese Jünglinge und Greise, diese Backfische und alten Jungfern, diese thatkräftigen Männer und wackeren Hausfrauen; sie bewegen sich wie wirkliche Menschen, und wir verlernen mit ihnen, als hätten wir lange unter ihnen gelebt, als wären sie unsere Freunde von Alters her. Und nun auch vor oberflächliches Eingehen auf die in dem neuesten Sammelwerke W. Heimburg's zusammengefaßten Erzählungen müssen wir uns an dieser Stelle leider versagen und uns damit begnügen, den im „Walde" etablirten Herzensroseln gewachsenen „Blumen" die besten Wünsche auf den Weg in's große Publicum zu geben; ihr wirzigen Aroma wird keinen Leser benauschen oder betäuben, eben aber erquicken und erfrischen, wie alle wahre Poesie, die zugleich Natur ist.

Neben die warmblütige Idyllenpoesie W. Heimburg's stellen wir das Erstlingswerk einer Feder, welche sich in ganz anderen Bahnen bewegt. Hier tritt uns nicht, wie dort, das einfach und unmittelbar sich gebende Gefühl als schaffendes und bewegendes Element entgegen — hier steht vielmehr der reflectirende Gedanke im Mittelpunkte der Dichtung. Wir meinen A. Leschin's zweibändigen Roman „Zu Ruh in der Wahrheit" (Leipzig, Julius Klinkhardt). Ein Werk, das vorwiegend aus Resterion gestossen, hat an und für sich etwas Kühles. Das ist hier aber nur in bedingter Weise der Fall; denn in der hohen Abstraction tritt uns „Ring der Wahrheit" ein lebendiges pulsirendes Gebilde entgegen. Was wir bei den künftigen Werken des noch nicht voll ausgereiften Dichters zum Durchbruch gelangt sehen möchten, das ist: in der Charakterzeichnung mehr Klarheit und Ruh des wirklichen Lebens, in Aufbau der Handlung schärfere und knappere Linien und vor Allem ein größeres Zurücktreten der Idee zu Gunsten der Plastik und des Realismus in Gestaltung und Darstellung.

Plastik und Realismus sind in hohem Grade einem anderen zweibändigen Romane eigen: „Auf ewig gebunden" von C. del Negro (Leipzig, Th. Thomas). Wir begegnen hier der Sittenschilderung des modernen Rom vor uns, ein nach dem Leben entworfenes Zeitbild, welches in seinen Consequenzen auf eine erbarmungslose Verurtheilung des Clerus und der römischen Kriffokratie hinausläuft. Der Schilderung der verkommenen Gesellschaftskreise im neuen Rom stellt der Roman mit richtigem Tactgefühl in einer Nebenhandlung ein rührendes und erquickendes Bild aus dem römischen Volksleben verschmerzt gegenüber, und diese Contrastirung bildet den Hauptreiz und den poetischen Nebel der gesamt erfundenen und sicher durchgeführten Fabel der Erzählung. Wir lernen die in Kadalen und Intriguen verstrickte, in Wollust und Ehrlosigkeit versunkene Aristokratie der „ewigen Stadt" verachten und richten uns auf an jenen anderen Charakteren, welche dem Leben der vornehmen Salons der italienischen Residenz fern stehen und das Ideal des Guten und Schönen repräsentiren. Die Verkettung der Schicksale der neben Gesellschaftskreise durch ein fein erfonnenes Bindeglied der Handlung ist eine höchst geschickte. Zu „Auf ewig gebunden" lebt alles und bewegt sich alles — alles interessirt; es entrollt sich vor uns ein bunter, reizvolles Nebeneinander interessanter Charaktere und Schicksale, anschaulicher Situationen; es entrollt sich auf einem künstlerisch ausgeführten Hintergrunde von frappant wirkenden Local- und Zeitcolorit. Aber hinter diesem plastischen Leben des Romans steht groß und schön die social-moralische Tendenz desselben, die in dem knapp und effectvoll zusammengefaßten Schlußsatze ihren präcisen Ausdruck findet. Die sterbende Heldin spricht diese Tendenz aus: „Nur die Arbeit adelt und bringt Segen" — und diese einfache Schlußtendenz wirkt um so überzeugender, als wir den ganzen Roman hindurch Blicke gethan haben in das üppige, sittenverderbte Rom und somit um so empfänglicher sind für die eindringliche Wahrheit, welche der Schluß predigt. — Der del Negro'sche Roman hat seine unverkennbaren Schwächen: er hat Incorrectheiten in der Composition, Längen in der Darstellung, Unwahrscheinlichkeiten in der Motivirung, Unebenheiten im Stil — und hält er in den Schidermungen der südländischen Tiberstadt vielleicht nicht immer jene Schönheitslinien maßvoller und sichler Darstellung inne, welche wir Deutschen — zumal unsere Frauen — nun einmal von der Romanliteratur fordern, ob mit Recht oder Unrecht fordern, möge hier unentschieden bleiben. Jedenfalls wird „Auf ewig gebunden" allen Denen eine willkommene Lectüre sein, welche einen Blick thun wollen in das heutige vornehme Leben der einstigen Weltmetropole, und ihnen sei das gediegene Buch warm empfohlen!

Leben in den Romanen der Leschino und del Negro ein gewisser Kritikismus, der das Menschenherz und die menschliche Gesellschaft unter sein scharfes Scheidemesser nimmt, so betreten wir mit den „Novellen" von Marie Landmann (Berlin, Alexander Duncker) wieder den Boden jener stimmungsvollen Erzählungen, jener „stillen Geschichten", in denen W. Heimburg's anmuthiges Talent wurzelt. Die Landmann'schen Novellen, lieben an der Zahl, sind die Erzeugnisse eines feinsinnigen Talentes, das ohne jede tolente Effecthascherei in anspruchender und ausgereifter Form viel empfundene und viel gedachte Seelengemälde entwirft; diese Novellen verdienen die Beachtung der deutschen Leserwelt in vollem Maße, und es ist namentlich die weibliche Jugend, an welche sie sich wenden.

Hier schließt sich ungezwungen ein Hinweis an auf drei durch ze heimen Inhalt und einschmeichelnde Darstellungsform ausgezeichnete Publicationen des Kreises der Karl Krabbe'schen Verlagen in Stuttgart: auf die gesammelten Erzählungen: „Wollt Ihr's bören?" von Adelheid Wildermuth und „Was das Leben bringt" von Therese Devrient, sowie auf die Novelle „Die Erbin von Rosenek" von Agnes Blum. — Die Erzählungen für Töchter des deutschen Mittelstandes bestimmt und sich auf jenem engen nüchternen Niveau der moralistrenden Erzählung bewegend, welches man von der pädagogischen Belletristik nun einmal fordern muß. Hohen Ring der Gedanken und hinreißende Beredtsamkeit wird man hier vergebens suchen, aber man wird in den theils recht anmuthigen kleinen Erzählungen dafür mehr gesunden Denken und einfache Herzenstöne finden — und das ist auch etwas werth.

Hierher gehören ferner, wenngleich sie im Stilgeschmack auf einer höheren Stufe stehen, die „heiteren und ernsten Stiftsnovellen" des jungen Lebens: „Er, Sie und Es" von Adelheid Stöckl (Leipzig, C. A. Koch's Verlag) und Emil Peschkau's Novellen „Friedburg" und „Zwei Tauben" (Frankfurt a. M., C. Kronitzer), welche desselben Verfassers „Ein- und Ausfälle" (Frankfurt, ebendaselbst), drei beachtenswerthe Novellen, welche den Lesern bereits empfohlen worden sind, in dieser Genre würdig und dem Büchermarkte erschienen ist.

Eine Reihe von theils höchst bedeutsamen und originellen Geschichten und Skizzen veröffentlicht Ferdinand Groß unter dem Titel „Venus und Psyche" (Wien, Karl Konegen) — ein Candidat von dem durch einander gewobenen Federziergungen, Studien, Einfällen, Porträts und Essays, welche die Feder des gewandten Feuilletonisten und seinen Beobachters verrathen. Möchte das amüsante Buch recht viele Freunde finden!

Zum Schlusse unserer heutigen Uebersicht registriren wir noch zwei Publicationen, die sich an alldekannte Namen knüpfen, aber nicht als Novitäten im eigentlichen Sinne des Wortes betrachtet werden können: F. W. Hackländer's „Ausgewählte Werke" (Stuttgart, Karl Krabbe) fanden vor dem Publicum bereits ausgedehnte Anerkennung und neuerdings Aufnahme. „Der Roman meines Lebens" nunmehr ihren Abschluß, und Ernst Wichert's impofanter und brillanter Geschichtsroman „Heinrich von Plauen" (Leipzig, Karl Reißner) liegt in zweiter Auflage vor. Es möge hier genügen, diese beiden längst ausgetauften neuen Ausgaben der bekannten Werke unseren Lesern in Erinnerung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Franz von Kobell, der Naturforscher und Volksdichter", welchen wir zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum in Nr. 15 des Jahrgangs 1878 eine Gedächtnißtafel zu errichten versucht haben, ist, beinahe achtzig Jahre alt, am 11. November dieses Jahres zu München ohne Todeskampf aus Altersschwäche sanft und ruhig entschlafen. Freilich waren auch ihm die Gebrechen des Alters nicht fremd geblieben, und er hat sie in gewisser Beziehung sogar mehr als Andere gefühlt, wenn ihn auch wenigstens Krankheiten gänzlich verschonten. Sein Herz war seine Domäne waren insgesammt bis zuletzt — rastlich und ununterbrochen thätig. Dichter und Forscher —; realistisch und objectiv fühlte er darum doch das feinste Sinken der Körperkräfte. Am schmerzlichsten wohl war es ihm, daß die Füße den Dienst versagten, wenn es galt, im Hochgebirge des edlen Waidwerks zu pflegen und den Gemsenvalk nachzuspüren. Vor ein paar Jahren hielt er sich noch die steilsten Stellen, wenigstens bis zu den unversten Höhen, wo Gemsen wechseln, hinanstragen. In einem Gedichte hat er St. Hubertus, ihm hierher noch einen Gemsbock zu schicken. Das Gebet ward auch erhört. Als jedwandbiergigjährige Greis sah er hier noch seine „liebe Gemse". Man erzählt sich noch auf verdrigten Quellen, Kobell habe, abergläubisch, wie wohl jeder echte Jäger, sich daran geglaubt, daß er, wenn er einmal ein Jahr hindurch seine Gemse meide schieße, im nächsten Jahre sterben werde — ein Gedanke, welcher ihm stets ein unangenehmer war und blieb.

Gesürchtet aber hat er den Tod nie, wie er überhaupt nichts gefürchtet, sondern im Gegentheil Gefahren gesucht und überall, auch mit der Feder, derbe „Schneidigkeit" und rücksichtslose Muthigkeit bis in seine letzten Lebenstage geübt hat. Jenge deffen ist eine Reihe von Gedichten,

Digitized by Google

welche er noch in den letzten Jahren verfaßt und mit ungebrochenem älteren Dichtungen erst jüngst herausgegeben hat.

Nicht allein die geistige Kraft aber ist ihm treu geblieben erst vor etwa Jahresfrist stellte er seine Collegien über Mineralogie an der Universität ein) — auch seine durch nichts dauernd zu trübende Heiterkeit, sein unverwüstlicher Humor, in auch seine harmlos spottende Schalkhaftigkeit verließen ihn nicht bis zuletzt. Als die Siebenziger herangekommen waren, begrüßte er sie unbetrübtesten Muthes, indem er den fatalen Monsieur Sieben als „Galgenfinger" charakterisirte und es ganz gehen anstprach, er traue „dem Kerl", welcher nun sein Begleiter sein solle, nur „mit Rückhalt". Jedoch ließ er der Zahl die eine Möglichkeit offen, daß sie statt eines Galgens ein Kranz sei, welcher (wenn auch noch lieber in die Ferne hinein) wenigstens lustig in die Ewigkeit hinüberdrehe. Zu letzterem Sinne" (so schließt er das Gedicht)

„will ich's interpretiren
Und grübeln nicht weiter und sinniren;
Nur soll der Krahn in freundlichen Gnaden
Sich nicht beeilen bei'm Ueberladen
Und nicht sich unbrech'n vor der Zeit;
Denn da ohne Ende die Ewigkeit,
So braucht's keine Hast, zu leeren den Krug —
Ich komm' ja doch immer noch früh genug."

Der „dickbauchige Achter" war ihm freilich lieber, als der „Galgenfiedener", ja wir sind fest überzeugt, daß ihm unter allen Umständen am allerliebsten gewesen wäre, „auf neunzig angeschrieben" zu sein (um was sich die östliche Geschichte des — dem Dichter congenialen — Brandner-kaspers dreht); denn Kobell hat im höchsten Alter sich seines Lebens mit demselben kindlichen Gemüthe gefreut, wie in glücklichster Jugend.

Mit wahrhaft jugendlicher Lust gewann er selbst den Gebrechen des höchsten Alters eine heitere Seite ab. Gerade Kobell wurde vom Alter im Verhältniß zu anderen wetterharten Jägernaturen früh gebeugt. Er widmete dem Alter ein besonderes Gedicht: „Der Aufstand" (einer für alle Bergsteiger unüberreflich praktische Reisebegleiter). In diesem Aufstand, welchen Jeder zeigt, sagt Kobell, kommen nämlich die Jahre hinein. In der Jugend trägt man leicht daran, allein es kommen dann Jahre, welche schwer niederdrücken:

„Schaun's an die alten Kraxler, geh'!
Wie müssen die sich plag'n
Mit so an' Sack, wenn's d'rein amal
An achtzig ebba trag'n!

Der Buckl allweil' frummher werd';
Der Sack wird allweil' schwaarer,
Und Kraxer hat's no' zweg'n brackt;
Wie daß er's machet taarer.

Drei's ja recht a' zoidri Gschidt,
Und kannt' ma wohl studir'n:
Für was denn trag'n die dumme Jahr,
Die kumm'n zu Fuß marschir'n!

No! 's werd schon müssen a so sein,
Und dees ist halt das Beste,
Daß's Dan wie dem Andern geht —
Schau Bua und mit dem tröst' Di'!"

Dies die Lebensweisheit eines Mannes, welcher — wissenschaftlich tüchtig wie Wenige — die zum höchsten menschlichen Lebensalter heiter und glücklich gelebt, welcher allerdings auch bescheiden wie wenige über Vieles sich gefreut hat, was Andere als pflichtschuldigsten Tribut für ihre Verdienste kalt hinnehmen. Wie herzlich freute er sich in seinem daußaaren Sinne noch über die ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen der letzten Zeiten, besonders bei Gelegenheit der im December 1870 gefeierten goldenen Hochzeit! Freilich Eins ist hierbei nicht zu vergessen und von gar Wenigen nachzuahmen. Er lebte sein an Arbeit und Glanz, an Entsagungen und Freuden reiches Leben zugleich als Dichter von Gottes Gnaden, welcher Alles, was das Menschenherz bewegt, im verklärten Lichte schaut. Drum war sein liebstes Gebet auch das, daß ihm dieser Blick nie getrübt werde. Die liebliche Seite war seine Dichterliebe zur Natur.

„O lieber Mai, wie greift ich dich
Mit der singenden Nachtigall,
Und daß du wieder blühst für mich,
Wie dank' ich's tausendmal!"

So sang er noch in der letzten Zeit.

Wie rührend hatte er denselben Gedanken in jüngeren Jahren ausgesprochen! Er brach damals dem Frühling sein Veilchen aus, weil dieser über die kindlichen Leiden der Menschen traurig war. „Gelt, rupfen thun sie dich," so sagte er zu ihm — die frühlingsheiteren Menschen nämlich, welche es in ihrer Freude nicht lassen können, Blumensträuße zu pflücken. Von sich aber singt er dann:

„Verstehe' mi' recht! I' nimm koa Vieemi,
I' laß dir s' gern — bleib g'rad bei mir;
Geh' bleib' bei mir a bisl länger;
I' dank dir tausendmal dafür."

Und auch dieses sein Gebet, es ist erhört worden. Der Frühling blieb bei ihm bis in sein achtzigstes Jahr. Danken jetzt wir, denen er sein musterhaft Theil in Gedichten hinterlassen, tausendmal dafür.

D. E. B.

Denselben Dank schulden wir dem Dichter, der uns nur drei Tage nach Franz von Kobell, aber um zwölf Jahre jünger als dieser, plötzlich entrissen wurde: Gottfried Kinkel. Ein Schlaganfall, der ihn am 13. November traf, legte ihn schon am folgenden Tage auf die Bahre, einen Tag vor dem 15. November, der ihm vor vierundzwanzig Jahren im Exil zu London seine Johanna geraubt.

Wenn auch die „Gartenlaube" diesem Dichter und Patrioten ihre Anerkennung in einer Reihe von Artikeln bereits bethätigt und ihm selbst die Gelegenheit geboten hat, die Erinnerung an seine „Kindheit" und seine „Schuljahre" (Jahrgang 1872 und 1873) in ergreifenden Schilderungen dem deutschen Volke darzulegen, so kann uns doch diese Hingebung allein nicht genügen, um das Andenken eines so hervorragenden deutschen Mannes, Dichters und Kämpfers zu feiern. Wir werfen heute im Geiste eine Hand voll Erde auf seinen Sarg — den Nachruf an seinem Grabe aber wird die „Gartenlaube" ihm nicht lange schuldig bleiben.

D. Red.

Unheimliche Schlafgenossen. „Die Noth bringt Einen zu seltsamen Schlafgesellen," sagt Shakespeare im „Sturm", und dieser Ausspruch gilt nicht blos für die Menschen, sondern auch für die Thiere. Auf den Pampas Südamerikas hauft die Kaninchen-Eule, welche sich in den Erdschachten der Viscache einnistet, dieweilen mit dieser zusammen, und in den Prairien Nordamerikas wohnen Erdeule, Prairiehund und Klapperschlange nicht selten in demselben Loche friedlich bei einander, sodaß es nach Ur. Finnsch ein beliebter Vorwurf für Ausstopfer ist, diese „glückliche Familie" zu einer Gruppe zu vereinigen. In dem unlängst ausgegebenen neunten Bande der Publicationen des Neufeeland-Institutes hat Professor v. Haast nach den Beobachtungen eines zuverlässigen Naturkenners, Namens Reischek, einen weiteren und wo möglich noch grotesceren Fall solcher Schlafgenossenschaft mitgetheilt: Auf den Inseln in Neuseeland lebt ein auf den Hauptinseln längst ausgerotteter großer Neptil, von dem die Eingeborenen schon dem Capitain Cook unheimliche Geschichten erzählt haben, die Tuatara- oder Stacheleidechse (Sphenodon punctatus), die auch noch heute in den dortigen Volkssagen dieselbe unheimliche Rolle spielt, wie der Lindwurm oder Höhlendrache in den germanischen Sagen. Das äußere Aussehen dieses Thieres ist in der That auch sehr vertrauenerweckend, da es zum Theil wie ein Krokodil gepanzert ist und außerdem in der Mittellinie seines Rückens vom Kopfe bis zur Schwanzspitze eine Art zu wenigen Reihen unterbrochene, mehr oder weniger dichte Reihe spitzer Dornen und stumpfer Höcker trägt. Dieses große, dickleibige, mit gelben und weißen Tüpfeln auf olivengrünem Grunde übersäete Mitglied zwischen Molch und Drachen, welches auch in seinem anatomischen Bau einen wilden, in der heutigen Lebewelt sonst nicht weiter vertretenen Typus darstellt, fand Reischek noch in Menge auf den kleinen Inseln der Mangarei-Bai im Osten der Nordinsel Neuseelands, welche man ihrer Kleinheit wegen die Rücken „the chickens") genannt hat, am Leben, und hier konnte man glauben, diese Drachenart habe wirklich, wie erzählt wird, alle menschlichen Bewohner ausgestorben; denn es fanden sich nur noch Rückenmüllhaufen vor, die von der einstigen Anwesenheit der Menschen auf diesen kleinen Eilanden zeugen. Aber die Tuatara-Eidechse ist im Gegensatze zu ihren drohenden Abbildungen ein sehr friedfertiges Thier, welches sich in seiner Wohnung nuterirdische Höhlen gräbt und dieselben freundlich mit Sturmvögeln (Procellaria Gouldi und Cookii, sowie mit Sturmtauchern (Puffinus gavius) theilt, die mit ihm die hauptsächliche Bevölkerung der Inseln bilden. Meistens wohnt auf der einen Seite des Einganges, und zwar gewöhnlich auf der rechten, der gefürchtete Drache, und auf der linken der Sturmvogel; mitunter wohnen auch zwei Sturmvögel bei einander, während nebenan der Drache, am seiner Rolle wenigstens darin getreu zu bleiben, immer allein haust.

Bisweilen soll auch umgekehrt der Sturmvogel die Wohnung ausgehöhlen und der Drache bei ihm in Kost und Logis ziehen, worin er von den Fischen und Krebsen, welche der Sturmvogel zu Nefte trägt, mitzehrt. Er selbst verläßt erst nach Sonnenuntergang seine Höhle und geht seiner nicht mehr auf die Menschenjagd — sondern begnügt sich mit kleinen Würmern und Insecten; auch soll er beim Umherwandern wie ein Schwein grunzen. Man kann ihn dann leicht fangen; in den letzten Jahrzehnten ist das Schreckensthier der Neuseeländer wiederholt auch Londonen gebracht worden, wo es sich im Käfig sehr zahm und zumüthig benahm.

C. St.

Am Kreuzwege.

(Mit Abbildung S. 792 und 793.)

Was steht Ihr voll Verlegenheit
Im frisch beschneiten Haine?
Beherrscht Ihr doch zu jeder Zeit
Des Volkes Herz und Beine!

Das ist ein schlechter Musikant,
Ein Männlein zum Erbarmen,
Der, ist der Weg ihm unbekannt,
Sucht nach des Weisers Armen.

Braucht Eure Instrumente nur
Flottauf mit Mund und Händen —
Und freudig sucht nach Eurer Spur
Das Volk von allen Enden.

Zu unserem „Aeltesten Soldaten der deutschen Armee von 1870 bis 1871" (vergl. Nr. 44) hat sich noch ein gleich alter gefunden, und zwar ein Baier, welcher zwei Jahre älter an Dienstzeehren, aber nahezu zwei Jahre jünger an Lebensjahren ist als der preußische Husar Ferdinand Rogalski. Dieser Zeit- und Kampfgenosse desselben ist Peter Göttling, der Stabstrompeter vom 6. Chevauxlegers Regiment in Bayreuth.

Digitized by Google

Am 1. November 1815 in Bamberg geboren, trat er 1834 als Trompeter bei dem Regimente ein, dem er heute noch in voller Kraft angehört und dessen Musikcorps er siebenundzwanzig Jahre geleitet und zu auerkannt hohen Leistungen emporgehoben hat. Auch seine kriegerische Laufbahn ist eine sehr interessante; sie ließ ihn 1850 in einer tragikomischen Scene unserer Geschichte eine Rolle spielen; denn er war es, der als Ordonanztrompeter des Generals von Heilbronner die Signale blies, die dem Schimmel von Bronzell zu seiner Berühmtheit verhalfen. Im Kriege von 1866 schmetterte seine Trompete zu dem gelungenen Sturmangriffe der baierischen Kürassiere und Chevauxlegers auf die preußische Cavallerie bei Hettstädt. Den Feldzug in Frankreich machte er vom Anfang bis zum Ende mit und ermies sich in demselben trotz seines hohen Alters so frisch und kräftig, daß er keinen Tag krank war.

Aber nicht blos als ausgezeichneter Musikmeister, sondern auch als charaktervoller und gemüthreicher Mann wurde er ein Liebling seines Regiments, und als am 28. October dieses Jahres der Tag seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums erschien, zeigte ganz Bamberg, wie hoch es im Gemüthe den Trompeter und Helden, den echten Kernbaiern, schätze; sein Ehrentag war ein Freudentag für die ganze Stadt.

So können wir uns also zweier deutscher Männer erfreuen, welche sich rühmen dürfen, die ältesten Soldaten unserer Armee im großen Kriege von 1870 und 1871 gewesen zu sein, und es ist gewiß doppelt erfreulich, daß der Eine von ihnen Nord-, der Andere Süddeutschland vertritt. Eben deshalb sind wir gesonnen, unsern Lesern die Bildnisse dieser Ehren-Alten der deutschen Armee vorzuführen. Sollte noch ein dritter Altersgenosse derselben vorhanden sein, so muß die Meldung dem möglichst beschleunigt werden; denn wir können durchaus nicht noch Soldatenpaare später noch Jemanden nachmarschiren lassen.

Kleiner Briefkasten.

R. G. in Riga. Die Titel der von Ihnen zur Lectüre gewünschten beiden Bücher von Hermann Semmig lauten wie folgt: „Das Buch Tagebuch eines Vaters". Zweite Auflage (Rudolstadt, H. Hartung und Sohn) und „Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen" (Berlin, E. Kempe). Ersteres, ein deutsches Familienbuch in der besten Bedeutung des Wortes, behandelt die Entwickelung des Kindes in den fünf ersten Lebensjahren; letzteres, nicht minder beachtenswerth, schildert das weibliche Leben in allen Lagen und Verhältnissen.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig.

Gerstäcker, Eine Gemsjagd in Tirol.	Brosch.	10	₰.
Godin, Mutter und Sohn. Roman. 2 Bände.	Eleg. geb. mit Goldschn.	12	ℳ. 50 ₰
Gottschall, Rudolf von, Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus".	Eleg. brosch.	6	ℳ. — ₰
Heimburg, Lumpenmüllers Lieschen. Roman.	Prachtband.	4	ℳ. 50 ₰
——— **Kloster Wendhusen.** Roman.	Eleg. brosch.	5	ℳ. — ₰
——— **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Roman. **3. Auflage.**	Eleg. brosch.	4	ℳ. 50 ₰
v. Hillern, Aus eigener Kraft. Roman. 3 Bände.	Eleg. brosch.	5	ℳ. — ₰
Horn, Georg, Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde.	Eleg. brosch.	9	ℳ. — ₰
Marlitt, Gold-Else. Volks-Ausgabe. **14. Auflage.**	Eleg. brosch.	3	ℳ. — ₰
Gold-Else. Salon-Ausgabe. Illustrirt von P. Thumann. **2. Auflage.**	Eleg. geb. mit Goldschnitt	10	ℳ. 50 ₰
Das Geheimniß der alten Mamsell. Roman. **10. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	6	ℳ. — ₰
Reichsgräfin Gisela. Roman. **6. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	8	ℳ. — ₰
Haideprinzeßchen. Roman. **5. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	9	ℳ. — ₰
——— **Die zweite Frau.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	7	ℳ. 50 ₰
Im Hause des Commerzienrathes. Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	8	ℳ. — ₰
——— **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. **5. Auflage.**	Eleg. brosch.	4	ℳ. 50 ₰
——— **Im Schillingshof.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	9	ℳ. — ₰
——— **Amtmanns Magd.** Roman. **2. Auflage.**	Eleg. brosch.	5	ℳ. — ₰
v. Meyern, Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild.	Eleg. brosch.	4	ℳ. 50 ₰
Meyr, Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries.	Eleg. brosch.	2	ℳ. 70 ₰
Michael, Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.	Eleg. brosch. 3 ℳ. Eleg. geb.	4	ℳ. — ₰
Rittershaus, Emil, Neue Gedichte. 4. Auflage.	Prachtband.	6	ℳ. 50 ₰
Schefer, Leopold, Für Haus und Herz. Gedichte.	Eleg. geb. mit Goldschnitt	5	ℳ. 70 ₰
Scherenberg, Ernst, Gedichte. 2. Auflage.	Prachtband.	5	ℳ. 25 ₰
——— **Neue Gedichte. 2. Auflage.**	Eleg. geb. mit Goldschnitt	2	ℳ. 60 ₰
Scherr, Johannes, Goethe's Jugend.	Eleg. geb.	4	ℳ. 50 ₰
Schmid, Herman von, Gesammelte Schriften, in 69 Heften (à 30 ₰)		20	ℳ. 70 ₰
——— ——— „ „ Neue Folge. Heft 70 u. folg.		à 30	₰
——— ——— „ „ „ Band I (der ganzen Reihe 33. Band.)		à 75	₰
Steub, Altbaierische Culturbilder.	Eleg. brosch.	3	ℳ. — ₰
Stolle, Palmen des Friedens. Gedichte. **5. Auflage.**	Eleg. geb. mit Goldschn.	4	ℳ. 50 ₰
——— **Deutsche Pickwickier.** Komischer Roman. **3. Auflage.** 3 Bände.	Brosch.	3	ℳ. — ₰
Temme, Erinnerungen. Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß.	Eleg. brosch.	4	ℳ. 50 ₰
Traeger, Albert, Gedichte. 14. Auflage.	Eleg. geb. mit Goldschn.	5	ℳ. 25 ₰
v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 3 Bände.	Brosch.	20	ℳ. 50 ₰
Werber, Feuerseelen. Erzählungen.	Brosch.	5	ℳ. — ₰
Werner, E., Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Held der Feder. — Hermann. **2. Auflage.** 2 Bde.	Eleg. brosch.	6	ℳ. — ₰
——— **Am Altar.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	6	ℳ. — ₰
——— **Glück auf!** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	7	ℳ. 50 ₰
——— **Vineta.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	7	ℳ. 50 ₰
——— **Gesprengte Fesseln.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände.	Eleg. brosch.	7	ℳ. — ₰
——— **Um hohen Preis.** Roman. 2 Bände.	Eleg. brosch.	8	ℳ. — ₰
——— **Frühlingsboten.** Roman.	Eleg. brosch.	4	ℳ. 50 ₰
Ziel, Ernst, Gedichte. 2. vermehrte Auflage.	Eleg. geb. mit Goldschnitt	5	ℳ. 25 ₰

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — Zu Heften à 50 Pfennig.

Im Banne der Musen.

Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **W. Heimburg.**

Es war vor ungefähr fünf Jahren, als ich vom Hofmarschallsamt zu Z. den ehrenvollen Auftrag erhielt, ein in der fürstlichen Sommerresidenz Falkerode belegenes Haus stilgerecht zu renoviren und zum künftigen Wohnsitze der Prinzessin einzurichten, welche nach kaum zweijähriger Ehe und noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, verwittwet an den väterlichen Hof zurückgekehrt war.

Die hohe Dame hatte einen äußerst regen Kunst- und Schönheitssinn, der sich namentlich der altdeutschen Kunst zuneigte, und dem entsprechend wünschte sie ihren Wittwensitz eingerichtet zu haben. Sie schrieb mir persönlich:

„Das schöne alte Haus zu Falkerode, welches ich durch Sie, geehrter Herr, restaurirt und für mich ausgebaut haben möchte, steht seit vielen Jahren unbewohnt. Es ist ein Bau aus der besten Zeit der Renaissance und war einst die Wohnung des fürstlichen Hofpredigers. Als die Residenz vor mehr als fünfzig Jahren nach Z. verlegt wurde, hat Seine Durchlaucht, mein Vater, das Haus schließen lassen.

Mir ist das alte Gebäu von jeher interessant gewesen, und ich bitte Sie, mir dasselbe zu einem gemüthlichen Heim zu gestalten. Sie werden Vieles schadhaft und vernachlässigt finden, wie es nicht anders sein kann; ich bitte Sie, erstatten Sie mir deshalb zunächst Bericht, in welchem Zustande Sie das Gebäude gefunden haben . . ."

An einem nebeligen Septembermorgen, nicht lange nach Empfang dieser Zeilen, kuchte denn mühsam eine Extrapost, deren einziger Insasse ich war, den steilen Weg hinan, der, immer durch den herrlichsten Hochwald, nach Falkerode führt. Die Kuppen der Harzberge waren von dichtem Nebel umhüllt, aber schon zeigte er jenen silbernen Glanz, der das Hervorbrechen der Sonne jeden Augenblick erwarten läßt. Noch war das Land der Buchen üppig und frisch; nur zur Seite des Weges schauten, an den Herbst mahnend, purpurn die Ebereschen aus grüner Blätterfülle hervor. Ein wunderbares Düften, wie ich es niemals anderswo, als gerade im Harz, wahrgenommen, quoll mir aus dem Walde entgegen. Rings umher feierliche Stille, nur unterbrochen durch den Schall einer Axt, der tief aus dem Buchenschlage zu mir herüber klang.

Ich war die Nacht hindurch gefahren, in Folge dessen müde und — daß ich es gerade heraus sage! — auch nicht sonderlich erbaut von der Aussicht, ein halbes Jahr oder länger inmitten der Harzwälder in einer ehemaligen Residenz zu sitzen, die, nach Allem, was ich davon gehört, das langweiligste Nest sein mußte, das auf der Welt existirt. Ich hatte mich vor einigen Wochen verlobt, und begreiflicher Weise kam mir der Auftrag Ihrer Durchlaucht jetzt nicht gerade gelegen: meine kleine Braut hatte sogar herzhaft gescholten über „Prinzessinnen-Launen" — es klang fast hochverrätherisch, und um ein Haar hätte ich jetzt in meiner Extrapost das Schelтwort meiner Braut ingrimmig wiederholt, wäre nicht im Hintergrunde, wenn auch vorerst nur in äußerst blassen Farben, ein altes spitzgiebeliges Haus aufgetaucht, mit massiven Sandstein-Fronttispiz, mit Eckthürmchen und all dem köstlichen Schmuck der edelsten Renaissance, das wohl im Stande ist, den Baumeister zu reizen, wie ein edles Wild den Jäger oder ein seltenes Gemälde den Sammler. Wenn es nur nicht gar so weit von D., wenn wenigstens Bahnverbindung vorhanden gewesen wäre, daß ich über Sonntag manchmal bei meiner Braut hätte sein können, in der gemüthlichen Wohnstube der Schwiegermutter, aber so? Weihnacht vielleicht, und das war noch so entsetzlich lange hin.

In diese Betrachtung verloren, hatte ich nicht bemerkt, daß wir auf der Höhe des Berges angekommen waren, und wurde erst durch die schmetternden Töne des Postthornes aufgeschreckt: der Schwager blies ein Liebesliedchen, als hätte er meine Gedanken errathen.

„Lebi wohl, ihr Augen, ihr schönen blauen,
Die ich nicht mehr bewundern kann —"

flüsterte ich mit, aber dann brach ich ab und vermochte kaum einen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken. Der Nebel hatte sich vertheilt; wie umflattert von weißen Schleiern thürmten sich bewaldete Berge nahe vor mir empor, und von einer dieser Kuppen grüßte im Glanz der Herbstsonne das weiße stattliche Schloß zu mir herüber, mit seinen schlanken Thürmen sich prächtig abhebend von dem dunklen Hintergrunde des mit Tannen untermischten Buchenwaldes. Ein seiner Duft lag über dem schönen Bilde, das mir nun plötzlich alle Sinne gefangen nahm. Der Wagen rollte rasch bergab und dag dann, ein Wildgatter passirend, in den Schloßgarten ein, der sich, Hunderte von Morgen groß, in schattiger Einsamkeit vom Schloßberge zu Thal zieht, stille Teiche umschließend, laubreiche Wildnisse und köstliche Blumenparterres bildend, in denen der plätschernde Springbrunnen oder die Gestalt eines Gärtnerbuschen das einzige Lebende waren, was meine Augen erblickten. Dann gelangten wir durch eine kunstreiche schmiedeeiserne Gartenpforte, vorüber an den fürstlichen Marställen, auf einen freien Platz; links neben uns wird er von dem Bergkegel, der das Schloß trägt, vor uns und zur rechten Seite aber von mannigfachen Wirthschaftsgebäuden umgrenzt, und gerade abwärts führt eine üppige Kastanienallee in das winzige Städtchen, welches inmitten seiner Obstgärten am Fuße des Berges liegt.

Digitized by Google

„Sie wissen Bescheid hier?“ fragte ich den Schwager auf dem Bock; „ich will im ‚Hirsch‘ absteigen.“

Das gebräunte Gesicht unter dem Wachstuchhut sah mich verschmitzt lächelnd an.

„Bin ein Falkeroder Kind, Herr Baumeister; meine Alte ist fünfundbreißig Jahr botenweis gegangen nach Bernerode hinauf, auf alle die Dörfer und Mühlen — kenne Weg und Steg hier herum; übrigens giebt's nur ein Gasthaus hier; der Herr hat keine Wahl; es liegt gleich um die Ecke des alten Hofpredigerhauses.“

Er wies mit der Peitsche auf ein hohes, finsteres Gebäude. — Also das mein Reiseziel!

Massig hob es sich empor mit seinem spitzgiebeligen Dache und den altersgrauen gewaltigen Mauern; den erblindeten Butzenscheiben der zahlreichen kleinen Fenster vermochte selbst die funkelnde Herbstsonne kein Blitzen abzuschmeicheln. Ein mächtiges Frontispiz mit dem Wappen des fürstlichen Hauses, dem springenden Hirsch, geschmückt, krönte das Ganze, und den dekorativen Schmuck vollendeten schiefergedeckte Eckthürmchen nebst kunstvoll gearbeiteten Nischen von Sandstein; sie befanden sich zur Seite der mächtigen Eingangsthür, auf deren Rundbogen ich im raschen Vorbeifahren las:

Anno Domini 1605.

Ich hatte nicht lange Ruhe in dem sauberen Gasthof, an dessen primitiver Table d'hôte, welche ich mit zwei Handlungsreisenden und einem Förster theilte, mich sogar die Krammetsvögel nicht zu fesseln vermochten. Ich schickte den Burschen in kurzer Jacke, der mir als Kellner vorgestellt worden, gleich nach Tische zum Schloßcastellan mit der Frage, wann er mich in das Hofpredigerhaus führen könne; dann mir war die Weisung geworden, mich an diesen zu wenden, auch habe er Befehl erhalten, mich zu geleiten.

Der Alte sei über Land zur Taufe eines Enkels, berichtete athemlos der Kellner, die Frau habe das Reißen und könne nicht wohl mitgehen, aber wenn der Herr bis vier Uhr warten wollte — um vier Uhr käme „die Dorchen“ aus der Stadt zurück und könne mit aufschließen.

Was blieb mir übrig? Ich mußte schon auf Dorchen warten, und die vier Stunden mußten auf irgend eine Weise todtgeschlagen werden. Ich schrieb einen längeren Brief an meine Braut, als ich aber nach sechsen glücklicher Expedirung in den Postschalter umgeduldig nach der Uhr sah, war es eben fünf Minuten nach halb Drei; ich ergriff daher Hut und Stock, um in den Straßen des Städtchens ein wenig zu flaniren.

Auf dem freien Platze unterhalb des Schlosses war es noch ebenso einsam, wie vorhin; nur einige beerensuchende Kinder zogen mit klappenden Pantoffeln in den Wald, und ein Jägerbursche, dem ein großer Hund auf den Fersen folgte, verschwand pfeifend in einem mit Hirschgeweihen dekorirten Hause.

„Die Oberförsterei vermuthlich,“ sagte ich halblaut und ließ meinen Blick über die den Platz begrenzenden Gebäude schweifen. Welch wunderbare Zusammenstellung! An den alten Renaissancebau des Hofpredigeramtes lehnte sich ein zweistöckiges Gebäude, jedenfalls dem Rococo entstammend; es war, als suche es, wie eine alternde Schöne, seine Hinfälligkeit unter blasrothem Anstriche und weißen Stuckgurlanden zu verstecken; dann wieder die schmucke, in Schweizerstil erbaute Oberförsterei und Wildmeisterei, und hier — was war das?

Ich hatte dem alten Hause den Rücken zugewendet und sah hinüber nach einem Baue, der sich am Fuße des bewaldeten Kegels, welcher das Schloß trägt, aus üppigem Grün emporhob. Einem griechischen Tempel nachgebildet, trugen auf stufenförmigem Unterbaue sechs schlanke dorische Säulen das Architrav mit dem krönenden Giebelfelde, und von diesem leuchtete und funkelte in der Herbstessonne die goldene Inschrift zu mir herüber:

„Apollini et Musis,
Anno D. 1670.“

„Dem Apoll und den Musen geweiht,“ sagte ich halblaut, „— das Theater des kleinen Hofes.“ —

Unwillkürlich sah ich mich um; gegenüber lag das ehrwürdige Pastorhaus und schaute fast verächtlich mit halbblinden Augen sein leichtsinniges vis-à-vis an, das ihm so offentativ vor der Nase lag — in wahrhaft antiker Schönheit.

„Eine merkwürdige Nachbarschaft,“ setzte ich mein Selbstgespräch fort, und schritt nun zu meinem eigentlichen Reiseziele hinüber. Alte ausgetretene Sandsteinstufen führten zu einer mächtigen eisenbeschlagenen Hausthür; drohende Lindwurmköpfe aus kunstvoller Bronze-Arbeit bildeten den Drücker und Klopfer, und auf dem Rundbogen las ich fast andächtig eine lateinische Inschrift aus dem Jahre 1605 — ich glaube, sie besagte: „Du, Gott, bist mein Heil. Was kann der Mensch mir schaden?“

Ich betrachtete noch eine Zeitlang das Haus und dachte schon jetzt mit herzlicher Freude daran, den alten schönen Bau zu renoviren. Grün und schattig lag hinter den eisernen Gitterthoren der Schloßgarten. Ich durchwanderte die prachtvollen Alleen, erstieg die Terrassen und bewunderte die rauschenden Springbrunnen und Cascaden. Auch hier kein Mensch — eine fast spukhafte Einsamkeit allenthalben! Ich promenirte um das ganze Schloß herum, stand auf der prächtigen aussichtsreichen Rotunde vor demselben; ich sah zu den geschlossenen langen Fensterreihen empor und ging über den einsamen Schloßhof. Ein starker Zugwind strich mir entgegen. Am Schilderhaus stand schlafrig ein Posten; aus der Wachtstube erscholl ein herzhaftes Gähnen.

Vielleicht weist mich Jemand hier hinaus, dachte ich und hoffte im Stillen, ein lebendes Wesen zu erblicken, das mich, wenn auch grob, doch wenigstens ansprache. Umsonst — ich hätte ruhig in das geöffnete Portal treten, durch alle Gemächer wandern können; mir wäre höchstens eine gespenstige weiße Dame begegnet.

Und plötzlich fand ich mich wirklich eingetreten und schritt die breite mattenbelegte Treppe empor. Eine Flügelthür gerade vor mir stand offen und ließ mir den Eingang in einen Saal frei, dessen Wände mit Portraits fast bedeckt waren. Man schien hier beim Aufräumen zu sein; denn es lagen Besen und Thürer am Boden, und an einigen Fenstern hatte man die Wetterrouleaux emporgezogen. Ich sah das nur flüchtig; denn mich fesselte zunächst dem Eingange das prächtig gemalte Bild einer Dame in der Tracht aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts; aus purpurrothem Sammet hob sich ein wunderbar weißer Hals, auf dem ein von braunem Gelocke umwallter feiner Kopf saß, anmuthig etwas zur Seite geneigt. Das schmale Gesicht hatte etwas unendlich Anziehendes durch ein Paar schwärmerische blaue Augen, die unter dunklen Brauen aufblickten; nur die feine, kurze Nase und ein fast zu voller rother Mund wollten kaum zu dem sinnenden Ausdruck der Augen passen, und dennoch war das Gesicht von bestrickendem Reize. „Louise Charlotte, Prinzessin zu Z.“ las ich an der Verzierung des Rahmens. „Sie starb unvermählet im fünfundachtzigsten Jahre ihres Lebens,“ hatte man daneben notirt.

Ich wagte nicht, weiter in den Saal vorzudringen, sondern wandte mich nur noch einmal im Hinausgehen nach dem schönen Frauenkopfe um, dessen sinnender Blick mir zu folgen schien, und während ich die Treppe wieder hinunterschritt, grübelte ich nach, warum denn wohl diese reizende Prinzessin einsam geblieben? Meine Phantasie fühlte sich in dem spukhaft einsamen Schlosse zu allerlei Spielereien angeregt, combinirte mit wahrhafte Romane, in denen natürlich die schöne Louise Charlotte immer die unschuldig Leidende blieb.

Ungesehen gelangte ich über den Schloßhof, suchte eine der reizenden Lauben auf, hob keck die seidene Schnur, welche die Landesfarben trug — sie suchte mir vergeblich ein mahnendes „Verbotener Eingang!“ zuzurufen — und setzte mich auf eine der bequemen Bänke, entzückt von der herrlichen Bergslandschaft, die im glühenden Scheine der späten Nachmittagssonne vor mir lag. Ich dachte mir dieses Schloß um zweihundert Jahre zurück, in die Zeit, da die Prinzessin gelebt und das kleine Schaafvieehaus dort unten erbaut wurde. Ich erinnerte mich, daß die fürstliche Familie noch heute stolz darauf ist, die edle Kunst des Schaafvieels mit am ehesten in Deutschland gepflegt zu haben. Im Geiste sah ich einen ehrwürdigen Hofprediger an das Fenster seines dort unten gelegenen Hauses treten; betrübt gewahrte er, wie das Volk zur Kurzweil und sündlichen Narrethei in den griechischen Tempel strömte — ich meinte seine Seufzer zu hören. Wer weiß, ob nicht die schöne Prinzessin das Komödienspiel protegirte? — Schon wieder spann ich einen neuen Roman, der ganz verwegen darauf hinauslief, daß sie heimlich einen Komödianten liebte und, weil sie nicht die Seine werden durfte, unverheirathet blieb. Und bei der weiteren Ausschmückung dieses Capitels überkam mich die Müdigkeit — ich schlief ein, auf der fürstlichen Bank, in der verbotenen Laube.

Es schlug sechs Uhr vom Schloßthurme, als ich erwachte —

Digitized by Google

um vier Uhr hatte das unbekannte Dorchen meiner warten wollen. Schon senkte sich leichte Dämmerung über die Berge; es war windig geworden, und im Westen hatte sich schwarzes Gewölk gelagert, von der untergehenden Sonne mit blendendem Scheine umrahmt. Hastig eilte ich durch die verschlungenen Gänge den Schloßberg hinunter; vorüber an dem Theater, und stand bald tiefathmend vor der Pforte des alten Predigerhauses. Sie war nur angelehnt, ein mächtiger Schlüssel steckte von außen im Schlosse; also man wartete meiner.

Ein unangenehmes Rasseln begleitete das Oeffnen der schweren Thür, und vor mir that sich ein weiter Hausflur auf, in welchen Ecken schon farblos die Dämmerung lag. Ich schloß die Thür hinter mir und wartete auf das Dorchen — kein Laut im ganzen Hause!

„Ist denn hier Alles verhext und verzaubert?“ raisonnirte ich ärgerlich und riß die Thür mit der rasselnden Schelle heftig noch einmal auf, um sie gleich darauf geräuschvoll wieder zu schließen; es lärmte gewaltig und klang verdoppelt von den Wänden zurück, aber es rührte sich nichts.

Ich hatte Muße, mich hier vollständig zu orientiren: unter der Decke mächtiges dunkles Balkenwerk, hüben und drüben Thüren im Rundbogenstil, zu denen einige Stufen emporführten; gerade aus eine breite Treppe mit kunstreichem Eisengeländer und links und rechts von ihr ebenfalls zwei Bogenthüren, wahrscheinlich zu den Wirthschaftsräumen oder in den Garten führend. Die einst weiß getünchten Wände schmückten lebensgroße Oelbilder in schwarzen schmalen Holzrahmen, von Staub und Spinnengewebe überzogen und nachgedunkelt; ich konnte in dem einen Bilde, vor dem ich gerade stand, nur mit Mühe das Portrait eines geistlichen Herrn aus längst vergessenen Zeiten erkennen. Ich betrachtete sie einen Augenblick, das Warten darüber vergessend.

„Alte Schinken!“ sagte ich halblaut, „deshalb wahrscheinlich hier verblieben.“

Und noch einmal aufhorchend, ob nicht endlich Jemand komme, wollte ich mich schon zum Gehen wenden, um nicht gar noch in die Bude eingeschlossen zu werden, als ein leiser schlürfender Tritt an mein Ohr tönte und gleich darauf eine kleine gebückte Frauengestalt die breite Treppe aus dem obern Geschoß herunter kam; ein Mütterchen in altmodiger Kattunhaube; die Brille auf die Stirn geschoben, trug sie einen langen weißen Strickstrumpf in den knöchernen Händen, den sie nun gewandt unter den Arm schob, um mit zitternden Fingern ein Schlüsselbund loszunesteln, das ihr zur Seite hing. Sollte das Dorchen sein? Ich hatte sie mir eigentlich anders vorgestellt.

Nun, gleichviel — sie wollte wenigstens aufschließen. Ohne ein Wort zu sprechen, stieg sie wieder treppauf, und ich folgte ihr die ächzenden Stufen hinan, über einen gypsgegossenen Flur; vor einer altersbraunen eichenen Thür blieb sie stehen und öffnete. Ich trat in ein fast leeres Gemach, in dem nur ein grüner ungeheuerlicher Kachelofen zu bemerken war, daneben ein Tischchen, bedeckt mit mancherlei Papieren, und ein Stuhl.

„Das Haus ist schon lange unbewohnt?“ fragte ich meine schweigsame Begleiterin.

Ein stummes Kopfnicken war die Antwort, aber sie rückte dabei den Stuhl, wie um mich einzuladen, ich solle Platz nehmen.

„Was sind das für Papiere?“ forschte ich.

„Ein alter Plan des Hauses,“ erwiderte sie, „den Durchlaucht vor Jahren hat anfertigen lassen, als Sie einen Umbau vorhatten.“

„Ah so, jedenfalls angenehm, daß er schon vorhanden; es erspart mir Arbeit. — Das Haus ist völlig leer?“ erkundigte ich mich weiter, „kein Geräth und keine Möbel mehr?“

„Etwas altes Gerumpel, Herr, und was so noch in den Wandschränken steckt — sonst nichts!“

Sie räusperte sich und fuhr dann fort:

„Dorchen hat vorhin erst noch einen Wulst alter Papiere gefunden, in dieser Stube, dort im Spind am Ofen; sie hat's zusammengeklaubt und wieder hineingethan. Den Schrank haben wir auch so zufällig entdeckt; er war mit Tapeten überklebt und mag lange nicht offen gewesen sein; denn die Schriftstücke sind gelb geworden, und die Würmer treiben ihr Wesen damit; sie sind morsch zum Zerfallen.“

Ich hörte schweigend zu — die Stimme der Alten klang so monoton; es war beinah finster geworden, und die dumpfe Luft lag erstickend und schwer auf mir.

„Ich kann das Haus heute Abend nicht mehr besichtigen,“ sagte ich dann.

„Ja, der Herr war nicht grad' pünktlich; wer kann's ändern,“ erwiderte die Alte mit einem gewissermaßen vorwurfsvollen Ton; „hat die Dorchen doch schon zwei volle Stunden vergebens hier gesessen! Da hat sie denn überall umher gehöbert; sie sagt, die Weil wär ihr nicht lang worden; sie hätt' in den alten Papieren gelesen; indeß, sie mußt' Abendbrod besorgen — da ist sie nun fort. Sie weiß besser Bescheid als ich; ich kann nichts dafür.“

Ich stand in Gedanken, ärgerlich, daß der Tag verloren. Der Prinzessin hatte ich versprochen, gleich über den ersten Eindruck zu berichten; ich hätte so schön einen Anschlag machen können während des langen Herbstabends; was sollte ich nun beginnen? Schlafen? Ich war so völlig munter geworden nach meinem Schlummer. Wunsch trinken? Darnach war die Stimmung nicht. Irgend etwas mußte doch —

Da blitzte mir ein Gedanke durch den Kopf.

„Könnte ich wohl Licht, etwas Abendbrod und Feuerung hierher bekommen?“ fragte ich. „Ich möchte noch ein wenig arbeiten.“

Die Alte schwieg mürrisch.

„Werde Dorchen fragen,“ murmelte sie dann und schlürfte langsam aus der Thür.

Nach einer Weile klang das Rasseln der Schelle durch das stille Haus, und in dem spärlichen Dämmerlichte sah ich die Frau über den Platz schwanken; der Wind zerrte an ihren Kleidern, und die ersten Regentropfen schlugen klatschend an die Scheiben.

So stand ich lange und sah zu dem Schlosse hinüber und zu dem kleinen Theater. Es war mir seltsam zu Muthe in dem öden allen Hause, um das der Wind jetzt so mertwürdig heulte, in dem unheimlichen Zwielicht um mich her. Wie manches Stückchen Menschenleid und Menschenfreud' mochten diese Räume gesehen haben, wie manch ein Kind mochte hier geboren, wie Mancher hinausgetragen worden sein, und Allen war wohl das gemeinsame Loos beschieden, jubelnd Glück und tiefer Jammer, Enttäuschung und immer wieder Enttäuschung! Wer das gleich so Alles wüßte — wenn die stummen Wände zu erzählen vermöchten!

Eine Stunde mochte vergangen sein — da rasselte die alte Schelle wieder; das klang viel frischer als vorhin; dann kam ein leichter Frauentritt die Stufen herauf und näherte sich meiner Thür; mit einem fröhlichen „Guten Abend!“ ward diese geöffnet, und ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle, ein Windlicht in der Hand, dessen Schein voll ihr frisches Gesichtchen traf. Am Arm trug sie einen Henkelkorb, aus dem ein Flaschenhals verheißend hervorlugte.

Ohne sich mit langer Vorrede aufzuhalten, ging sie rasch an ein Gemüthlichmachen des Zimmers, zuerst an den Ofen, in dessen weitem Rachen bald prasselnd die Buchenscheite brannten; dann ward im Umsehen aus dem Nebenzimmer ein zweiter Tisch herbeigeholt, fingerdicker Staub abgewischt, ein blendend weißes Tuch aufgedeckt und gar appetitlich mit kalter Küche und Wein besetzt. Ein ungeheurer Ohrenstuhl mit defectem Ueberzug stand bald davor; die Läden wurden vor die Fenster geschlagen; die Lampe brannte, und so wohnlich es in einem leeren Zimmer nur je aussehen kann, war es hier geworden.

Als das hübsche Mädchen mit ihren Anordnungen fertig war, blieb sie stehen und sah mich lächelnd an:

„Wunderlich ist's doch, Herr Baumeister,“ begann sie, „bei meinem Onkel, dem Hirschwirth, ist es so gemüthlich Abends in der Gaststube; er stieht heut echtes Bier an, und der Schloßteich ist gefischt; es giebt delicate Schleie und Karpfen; die sämmtlichen Beamten sind da, sogar der Herr Oberförster und der Rentmeister, und Sie setzen sich in das alte spukhafte Haus und wollen studiren, wie die Großmutter sagt?“

„Ich denke, Sie haben das heute auch gethan, Fräulein Dorchen? Sie haben ja wohl sogar einen Fund gemacht?“

Sie nickte.

„Freilich! Aber das ist nichts für Sie; das hat ein Frauenzimmer geschrieben; Christiane heißt sie, und hier im Hause wohnte sie — soviel habe ich herausgekriegt, und des Pastors Tochter ist sie gewesen. Da ist das Zeug.“

Sie öffnete mit Mühe einen schmalen Wandschrank; eine

Digitized by Google

Wolke von Staub zog ihr entgegen, und gelbes Wurmmehl stäubte auf ihr schwarzes Schürzchen. Sie legte einige ganz vergilbte, mit einem verblichenen Bande umwickelte Blätter vor mir hin.

„Vielleicht lesen Sie es doch, Herr Baumeister; wenn es hübsch ist, können Sie mir's erzählen. — Gute Nacht! Die Hausthür bleibt offen; es ist nichts zu stehlen hier. Der Großvater kommt jeden Augenblick vom Taufen zurück," setzte sie hinzu, „da will ich daheim sein."

Ich hörte sie die Treppe hinunter eilen und die Schelle rasseln; dann war ich allein. Ich aß zerstreut zu Abend; denn meine Augen hingen wie gebannt an den alten Blättern; ich zog den von Motten zerfressenen Lehnstuhl an den Ofen, holte das Tischchen mit den Papieren herbei und machte mich daran, mir die Pläne anzusehen, aber über sie hinweg griff ich doch mechanisch nach dem vergilbten Päckchen und begann zu lesen — ich vergaß alles Andere darüber.

Draußen rüttelte der Wind an den Läden, daß es ächzte und unheimlich durch das öde Haus scholl, mir aber war es gar bald nicht mehr öde zu Sinn; denn die, so einstmals hier gewohnt, wanderten wieder durch die Räume, in Leben und Wirklichkeit.

Und hier die einfache Geschichte, wie ich sie später abgeschrieben von den morschen zerfallenen Blättern, um sie meiner Braut auf den Weihnachtstisch zu legen, ein Stücklein Menschenleben aus längst vergangener Zeit:

„Tu mihi Jova salus
quid mihi faxit homo?"

Also stehet geschrieben über der Pforten dieses Hauses, in welchem ich geboren und gelebet bis itzo, und das ich erst dann verlassen werde, so man mich hinausträgt, ein stilles Weib. Ich weiß, wann ich gestorben, wird ein Lächeln sich um meinen Mund; denn meine Sehnsucht ist sodann gestillet.

Ein schön und herrlich Sprüchlein das obige — ‚Du, Gott, bist mein Heil — was kann der Mensch mir schaden?' und dennoch ist lange Zeit verstossen, bis ich es verstehen lernte; denn bitter Leid ist mir widerfahren von den Menschen, so bitter und wehe, daß mein Herze selbst von Gott nichts zu wissen begehrete, dieweilen Er Solches zuließ.

Viel Trübsal und schwer Bedrängniß ward mir zu Theil, so mich jahrelaug in dunklen Banden hielt, und als es heller um mich zu werden begannte, und mein verdüstert Gemüth sich Dem wieder zuwendete, der jeglich Schicksal lenket, da erblickte ich in meinem Spiegelein ein verfallen Antlitz, und graue Haare auf meinem Haupte. Geht manch Einem so! Die Jugend ringet schier ungestüm und trotzig gegen hartes Loos, dann versagen mählig die Kräfte; Demuth und Milde kehren zurück, die so lang fern weileten, und zum Ende wissen wir dankbarlich die Hände zu falten und zu sprechen: ‚Du, Herr, bist mein Heil — was kann der Mensch mir schaden?'

Darum vermag ich auch itzo ruhig das niederzuschreiben, was mir lange Zeit ein brennend Wehe schuf. Möchte wohl, daß Alle die es leseten, so ich in meines Herzens Leerheit und Bitterkeit wehgethan und so dennoch manch barmherzig und tröstend Wortlein hatten für das einsame herbe Weib, das fremd an ihnen vorüber zu schreiten pflegete. Möge es ihnen dereinsten reich vergolten werden, hienieden und dorten! Und so beginne ich denn in Gottesnamen:

Anno Domini 1699.

An die fünfzig Jahre sind es her, daß meine Wiege hier im selbigen Zimmer ist geschaukelt worden. An einem Sonntag war es, im August; — Sonntagskinder sollen gemeiniglich Glück haben. Und es hat nicht gefehlet, daß man mir dieses oft genug erzählet und gewissiget hat; Base Wieschen meinte sogar, ein Sonntagskind, das, wie ich, beim Glockenläuten geboren, wisse mehr Dinge, denn andere Menschen, könne sogar verstehen, was die Vögel reden, — die Prophezeiung ist aber nimmer wahr geworden: ah, es giebt wohl Ausnahmen in der Regel.

Von meiner ersten Jugend weiß ich wenig, nur daß es sehr still war in unserem Hause; denn der Hofprediger, mein Vater, war ein finsterer Mann, dessen ernsten Mund ich niemalen habe lachen gesehen, saß stets vertieft über den Büchern in seinem Studirstüblein, wenn ihn nicht sein geistlich Amt zur Schulen oder Kirchen rief — entsinne mich gar wohl der vielen stillen Stunden in der großen Wohnstube linker Hand mit dem schweren Eichentisch zwischen den Fenstern, dem bunten Kachelofen, dem schmalen Faulbette und dem knisternden Sand auf dem gypsgegossenen Estrich. Allda saß in der tiefgewölbten Fensternische spinnend oder nähend mein Mütterlein und ich zu ihren Füßen, eine Tannennadel an einem Faden gebunden und ein bunt Läpplein in den Kinderhänden, eifrig ihr nachahmend, indessen Base Wieschen, ein alt Weiblein aus der Mutter Sippe, so in unserem Hause Unterkunft gefunden, gar ammuthige oder schauervolle Märlein erzählte.

Die Lippen der Alten verstummeten freilich geschwind, sobald der Vater in's Gemach trat; der nannte sie ein aberglänbisch Weib, das arge Sünde thue und schwerlich droben in Gnaden eingehen werde, bleibe sie bei ihrem Unglauben. Die Alte pflegte dann den Kopf zu senken, um ihn, sobald der Wielgestrenge zur Thür hinaus war, desto fleißiger zu erheben.

‚Und es ist dennoch wahr,' behauptete sie kühnlich, es giebt einen wilden Jäger; es giebt Hexen und Unholde da droben in den Bergen, davon selbst hochgelehrte geistliche Herren nichts hinwegzuspotten vermögen, ob sie gleich mit Bann und Segen, mit Kreuz und Wort dawider schaffen, und wenn ich nur ein Lositckelcken* hätt, es könnt auch diesem Hause nicht schaden.'

Zur Zeit der Sommervacanz, dann ward's lustig in Haus und Garten, dann kamen eines Abends mit Sonnenuntergang gnern schlanke jungfeine Gesellen dahergewandert, bestäubet und heiß, aber mit heller Freude auf dem Antlitz, und die Mutter stand auf der Treppe, und ihr sonst so ernstes Gesicht lachte ihnen entgegen. Aus der Küche duftete es gar lecker nach Safrankuchlein in Oel geschmätzet, so das Leib- und Magenessen meiner Brüder war.

Hei! Gab es da eine Lust für mich, die ich sonst jeder Jugendfreude entbehrte! Wenn die Söhne dann vom gestrengen Herrn Vater scharf examiniret waren, wenn das Mutterauge sich satt an ihnen gesehen und die Gute sich nun emsig mühete, die zerrissenen Kleider zu flicken und neue hinzuzuschaffen, o, dann zogen wir hinaus in das schattige Gärtlein, hinaus in die grünen Buchenwälder, so weit, daß uns nirgends mehr ein Mensch begegnete, und nur noch dann und wann ein flüchtend Reh vor uns durch das Gestrüppe brach, oder hoch oben in den Lüften ein Raubvogel schrie. Brauchte auch nimmer bang zu sein vor weiten Wegen; wenn meine Füße müd, so nahmen mich die Brüder empor und hoben mich auf ihre in einander geschränkten Arme. ‚Englein tragen', also nannten wir es, und da saß ich dann zwischen ihnen, einen grünen Kranz auf den blonden Zöpfen, einen Strauß Waldblumen in der Hand, schier wie eine Prinzessin in der Sänfte, und hüben und drüben lachten mich die liebjungen Augen der Beiden an.

Ein Paar schmucke Gesellen fürwahr, schlank wie die Tannen und biegsam wie die Birken, die in unserem Walde zwischen den Buchen allerorten stehen! Beide brav, Beide herzlich, aber Conradus blieb mir jederzeit der Beste, der Schönste und Beredte. War er gleich stiller und neckete nicht so viel, konnte er gleich nicht so herzfröhlich lachen, so hat doch alleyeit ein Wörtlein aus seinem Munde mich froher gemacht, denn die zärtlichsten Kosenamen, mit denen Walther sein Schwesterlein schier zu überschütten pflegte.

Mein liebster Aufenthalt aber war der fürstliche Lustgarten. Stundenlang konnte ich da in irgend einem heimlichen Winkel liegen, und blinzelnd durch dichtes laubiges Gesäst auf das Schloß hinschauen, das gleichwohl gar hochmüthig mit seinen stolzen Fensterreihen an mir vorüber zu blicken schien. All was dorten geschah und geschehen mußte, wie ich es in meiner kindlichen Phantasie ausmalete, beschäftigte mich lebhaft, und kam mein Vater vom Schlosse zurück, allwo er wöchentlich zweimalen aufwartete, so wich ich nicht aus seinem Stüblein, bis ich erlauschet, ob er Prinzessin Liselotte gesehen.

Prinzessin Liselotte! Wie oft hab' ich von ihr geträumt, wie oft stundenlang hinter den Büschen des Schloßberges gehockt, nur um sie rasch vorüberfahren zu sehen. Dann preßte ich die Hände zusammen und hielt den Athem an vor Lust; Schöneres konnt' es ja nimmer geben in meinen Augen, als das runde, rosige Antlitz unter dem braunen Gelock, so sich nach neuester Mode à la paysanne gar anmuthig um den seinen Kopf bauschte, als die glänzenden tiefblauen Augen und das allzeit fröhliche Lachen um den vollen kleinen Mund. Ei, sie sehet noch heut so deutlich vor mir in dem rothseidnen Schnebenleibchen, das tief den weißen Hals sehen ließ und sich so gar eng um den schlanken Leib spannete; — ich sehe noch das glitzernde

* Losickelcken, eine Art Hausgeist in den Harzbergen.

Digitized by Google

Album schöner Frauenköpfe: 5. Studienkopf.
Nach dem Oelgemälde von R. Beyschlag.

Spangenwerk und meine den sammten Schweif rauschen zu hören, hinter der schönen Prinzessin Liselotte.

Jedesmal wenn ihr Wagen an unserem Hause vorüber rollte, hob sich der seidene Vorhang ein wenig, und ihre Augen suchten unsere Fenster, und meine Mutter pflegte dann ehrerbietig aufzustehen und eine unterthänige reverence zu machen, so gewöhnlich mit einer gar lieblichen Bewegung des goldgestickten prinzlichen Lederhandschuhes erwidert wurde. O, Prinzessin Liselotte war unserem Hause allezeit zugethan, und sie war Pathin zu dem Conradus, und jedes Jahr verehrte sie ihm zehn blanke Mansfelder Thaler in sein Sparbüchslein, und von Serenissimo, dem Bruder der Prinzeß, hatte er eine Zusage für reiche Stipendien und das Versprechen, dereinsten nach des Vaters Emeritirung allhier Hofprediger zu werden.

Digitized by Google

Gar oft sagte meine Mutter zu mir, wann die Karosse der Prinzessin mit dem Isabellengespann aus dem Schloßgarten durch die Gitterpforten rollte: ‚Geh vor die Hausthür, Christiane, faß Dein Röckchen und mach ein compliment! Prinzeß Liselotte kombt anikt.‘ Und dann stund ich auf den Stufen der Treppe mit pochendem Kindesherzen und sah das schöne Frauenhaupt sich vorbeugen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es dünkte mich oftmals, es sei das Lachen von ihren Lippen gewichen, da sie unser Haus geschauet. —

Prinzessin Liselotte war unvermählet geblieben. ‚Sie schlägt alle Freier aus,‘ behauptete Base Wieschen. Base Wieschen wußte auch, sie sei hochmüthig und leichtsinnig. Das klang meinen Ohren nicht wohl, und ich begann zu weinen darum.

Die Sonntage meiner Kinderzeit, sie leuchten wie güldne Sternlein aus meiner Erinnerung. Wie feierlich war es schon beim Erwachen, wie schön erschien mir das Röckchen von grünwollnem Atlas, mit dem Base Wieschen mich schmückte! Im ganzen Hause duftete es gar lieblich nach frischen Tannenzweigen, die wir Tages zuvor aus dem Walde geholet, und die nun, klein zerpflücket, auf dem weißen Sande des Erkichs lagen. Kaum geredet wurde beim Morgenküpplein; das theilete der Vater heute nicht mit uns. Er pflegte beim ersten Läuten langsam feierlich im schwarzen Talar aus seinem Studirstüblein zu treten und gemessenen Schrittes den Schloßberg hinanzuwandeln; denn dazumalen war noch der Gottesdienst in der Kapellen, innerhalb der fürstlichen Gemächer. Klangen zum drittenmale die Glocken, so folgten wir zur Kirche; auf meinem Gebetbüchlein aber fund ich jedesmal einen frischen Strauß, zumeist rother und gesprenkelter Nägelein, deren würziger Duft mir der liebste war unter den Blumen. Das hatte Conradus gethan. Und dann faßte ich seine Hand; so gingen wir zusammen; die Mutter mit Walther folgte.

Von des Vaters Predigten verstund ich nicht viel; von all seinen Reden ist mir nur eine erinnerlich geblieben, die, so er an dem Tage hielt, da Conradus und Walther confermiret wurden. Alles andere flog wie leerer Schall an meinen Ohren vorüber; denn ich sah immer nur Eines in der Kirchen, und das war Prinzeß Liselotte. Gar oft beim sonntäglichen Abendbrode, wann der Vater uns über den Text seiner Predigt aussforschete, um zu sehen, ob das Samenkorn, so er gesäet, auf guten Boden gefallen, wußte ich nimmer Bescheid zu thun, und er zürnte dann:

‚Träumerin, woran denkst Du in unseres Gottes Hause?‘

Conradus aber erging es vielemale nicht anders, und das war schlimmer, da er doch dem geistlichen Stande bestimmet war. Und eines Sonntages geschah es, daß ein heftiger Auftritt uns Alle sehr erregete. Damals zählte Conradus sechszehn Jahre und gedachte im Herbst das Gymnasium zu absolviren, um darnach in Helmstedt seine studia theologica zu beginnen.

Es war nach der Abendmahlzeit und ein regnerisch Wetter hielt uns in der Stuben; nur Walther war in die Waldmeisterei geschlichen, den Fuchs an der Kette zu necken, mit den Hunden zu spielen und sich von den Jägerburschen sonderliche Abenteuer berichten zu lassen. In der Dämmerung hockte ich am Fenster und schaute nach dem Schlosse hinauf, wo ein Lichtlein nach dem andern aufflammete, Conradus aber lehnte mir gegenüber in der tiefen Wölbung und sah träumend hinaus, wo Regen und Wind selbander kämpfeten; die Mutter schaffte in der Gesindestube.

‚Wie denkest Du, Conrade,‘ fragte dann auf einmal des Vaters Stimme dicht neben uns, daß wir erschrocken emporfuhren; ‚wie denkest Du über die Auslegung des Vaterunser, wie ich sie heute vorgebracht in meinem Sermönlein? Es stehet geschrieben: Führe uns nicht in Versuchung! Unser Herr Christus hat siegreich bestanden, aber kann es dem schwachen Menschen als eine so große Sünde angerechnet werden, so er nicht standhaft ist, wiewohl er doch verlocket und verblendet wird von höllischer Macht?‘

Sein jung blaß Gesicht färbte sich dunkelroth; er schwieg.

‚Ich wage nicht, Entscheid zu thun,‘ antwortete er dann.

‚Weil Du zu faul bist zum Nachdenken!‘ brauste jäh der Vater auf, ‚sonsten würdest Du sagen müssen: „mit unserer Kraft allein vermögen wir solches nicht, so uns Gott nicht gnädig hilft.“‘ Der Vater hatt‘ absonderlich heftig gesprochen. ‚Du solltest Dein Augenmerk mehr auf diese Materiam richten,‘ fuhr er fort. ‚Woran denkest Du, welch‘ thörichte Sachen treibest Du? Ist es schicklich für einen angehenden Studiosum theologiae, Verse zu machen, die an Farbe und Gluth jene übertreffen, so Du im Ovidio lieset?‘

Und er hielt zornlich ein Blättlein Papier dem Sohne vor die Augen, der aber war mit einem Satze vom Fensterbrett herunter, und lag auf den Knieen vor dem Vater.

‚Ich bitte Euch,‘ rief er schier außer sich, ‚lasset mich ein ander Studium erwählen, so pastlicher ist für mich!‘

Der ernste Mann antwortete nicht; es war ein unheimlich Schweigen in dem Gemach; nur der Regen schlug an die Fenster und der Wind rüttelte die Läden.

‚Geh‘ hinaus, Christiane,‘ gebot der Vater; da ging ich und setzete mich in der Küche auf die Herdbank und stallete die Hände; denn ich ahnete, daß sich dort innen das Glück oder Unglück eines Menschenlebens entschied.

Die Base saß und schlief, und ein Heimchen zirpete am Herde; dann schritt die Mutter leisen Fußes über den knisternden Sand des Flurs; eine Stubenthür knarrte, und itzt ward es ganz stille, lange — lange. Und nun gingen wankende Schritte die Stiegen hinan — das war Conradus. Ich stund auf, ihm zu folgen; da hörete ich der Mutter flüsternde Stimme:

‚Conrade! Conrade! Laß mich noch reden mit Dir, mein herzliebes Kind! Haben wir nicht allzeit als treue Eltern gesorget für Dich?‘

Er aber stürmete hinauf, und die Mutter eilte ihm nach; eine Thür schloß sich oben, und bangen Herzens schlich ich in mein Kämmerlein, das ich mit Base Wieschen theilete, und dorten lag ich und kunnt nimmer schlafen.

Die Alte ruhete längst im Schlummer, als ich Tritte vernahm auf dem Vorplatze; ich warf mein roth Röcklein über und schlich hinaus; da sah ich Conradus in dem salben Dämmerlichte, das der Mond trotz der Regenwolken spendete, auf der obersten Treppenstufe sitzen; er hielt die Hände vor dem Antlitz. Ich lief zu ihm und schlug die Arme um seinen Hals, ‚Conrade, warum weinest Du?‘ Da hob er sein Gesicht; es sah schier aus wie das eines Todten. Ich hockte neben ihm und liebkoste ihn, und dabei tastete ich von ohngefähr auf etwas — was war das? sein Reisetäschlein, wohlgepackt und verwahrt, und sein Wanderstecken lag daneben.

‚Was willst Du thun, Conrade?‘ fragte ich erschrocken.

‚Ich weiß es nicht, Christiane, der Kopf ist mir gar so heiß — am liebsten ginge ich fort und käme niemalen wieder, am allerliebsten aber möcht‘ ich sterben —‘

Aber hast Du denn die Mutter nicht lieb?‘ forschete ich in großer Herzensangst. Da fuhr er empor wie von Schlangenbissen gestochen, und dann senkete er den Kopf gegen die Säule der Stiege und begunnte bitterlich zu weinen.

So saßen wir stumm neben einander, und endlich fürsete er mich auf den Mund und sagte: ‚Geh schlafen, Christel, Du verstehest nicht, weshalb ich weine.‘ Und er nahm mich auf den Arm, damit meine nackten Füße den kalten Gyps nicht berührten, und ich küssete ihn wieder und schlang die Arme um ihn und nennete ihn meinen lieben, herzlieben Bruder und fragte, ob er jetzund schlafen gehen werde und bei uns bleiben? Da vernahm ich ein ‚Ja!‘ aber es klang schier verzagend und leise.“

(Fortsetzung folgt.)

Populäre heimische Vögel auf der Anklagebank.

Eine praktische vogelkundliche Untersuchung.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

(Schluß.)

3. Eisvogel und Wasseramsel.

Es ist im volkswirthschaftlichen Interesse freudig zu begrüßen, daß zum Zweck einer stärkeren Bevölkerung unserer Gewässer mit schmackhaften Fischen größere und kleinere Gesellschaften in neuerer Zeit eine segensreiche Arbeit beginnen. Zum Schutz der Fischereien reichen sich Regierungen und Freunde des Volkswohls die Hände, und man folgt dabei auch mit Recht den Winken der Autoritäten, um durch Verfolgung und Vertilgung

Digitized by Google

der Feinde der Fische die Schongesetze und die Schutzmaßregeln zu unterstützen.

Nun zählt man aber ganz irrthümlich unter die Feinde der Fische auch Thiere, deren Eingriffe in den Fischbestand nicht von solchem Belang sind, daß man berechtigt wäre, sie für vogelfrei zu erklären, und so hat man denn auch, bewogen durch eine übersponnene Liebe zum Fischereigewerbe und zur Fischzucht, neuerdings zwei Vögel ganz ungerechtfertigter Weise vor Gericht gezogen: Eisvogel und Wasseramsel — ja sie haben sogar an gewisser Stelle schon ihr Urtheil empfangen — das Todesurtheil.

Den Eisvogel, diesen fliegenden Edelstein, dessen Smaragd- und Lasurschiller das Auge des Menschen wahrhaft entzückt, brauchen wir nicht näher zu schildern; denn alle Welt kennt ihn, und sein Bild ist dem Leser durch die „Gartenlaube“ (Jahrg. 1870, S. 388) bereits vorgeführt worden. Das Minnespiel eines Eisvogelpaares im Frühling oder das Treiben der Alten und der ausgeflogenen Jungen im Sommer prägen sich dem Naturfreunde unvergeßlich ein, wenn sein beobachtender Blick sich einmal daran ergötzt hat. Ein solches Juwel unserer Gewässer der Vernichtung preiszugeben — dieser Entschluß kann nur gebilligt werden, wenn der Verurtheilte des schweren Verbrechens völlig überwiesen ist und kein Milderungsgrund das Strafmaß oder die Strafart abzuschwächen vermag.

Wohl steht der Eisvogel seiner Natur und Körperbeschaffenheit nach als ausgeprägter Fischfresser in der Reihe der befiederten Fischjäger. Man betrachte nur den langen, geraden, vierseitigen Schnabel und den keilförmigen Bau seiner ganzen Gestaltung, und man wird hierin schon die typische Grundlage zu einem tüchtigen Taucher, Ruderer und Stoßfischer erblicken.

In der That liegt er der Fischjagd vom frühen Morgen bis zum späten Abend ob, und lauernd sitzt er an Wehren, auf Schleußen und seinen sonstigen Lieblingsplätzen, um sich kopfüber in das Wasser zu stürzen, sobald sich ihm ein Opfer darbietet. Doch stößt er auf seinen Fischjagden nach unserer sorgfältigen Beobachtung sehr oft fehl, zumal wenn das Wasser trüb ist. Auch betreibt er keineswegs ganz nebensächlich die Insektenjagd, mit Vorliebe sogar die Verfolgung der Libellen. Er erscheint überall als rastloser Fischer, und da er ausgezeichnet verdaut und sich nach kurzer Siesta durch den Auswurf des Gewöllballens den Appetit immer wieder erneuert, so darf die täglich ihm zur Beute fallende Anzahl kleiner Fische nicht unterschätzt werden.

Nun entsteht die Frage, in wie fern ein solcher Raub den vorhandenen Fischbestand schädigt.

Zunächst fällt entlastend für den Schaden der Umstand in's Gewicht, daß die eigentliche Heimath des Eisvogels die Ebene bildet mit ihren größeren und breiteren Flüssen, welche reich sind an allerlei gemeinen Fischarten, besonders an kleinen Fischen, welche eben ihrer Unbedeutendheit wegen gar nicht oder nur in sehr geringem Umfange den Menschen zur Nahrung dienen und etwa nur als Futter für Raubfische willkommen erscheinen. Unter diesen Arten und weniger unter den edleren Fischen räumt der Eisvogel auf, aber seine Räuberein sind außerdem schon darum für den Fischer weniger empfindlich, weil er ein weites Jagdgebiet beherrscht, das oft eine viertel oder halbe Stunde Wegs beträgt; denn die verschiedenen Paare grenzen eifersüchtig ihre Wohngebiete gegen einander ab. Die in der Nähe von großen Flüssen liegenden Teiche werden ab und zu auch von dem Eisvogel besucht, aber auch hier hält er sich hauptsächlich an die werthvolleren Fische, wenn sie ihm durch Fürsorge der Teichbesitzer geboten werden.

Anders freilich verhält es sich mit seinem Raube in den Gebirgsgewässern, welche leicht sind und vorzüglich die edle Forelle beherbergen. Wäre er da so häufig vertreten, wie in der Ebene, so würde man genöthigt sein, sein Artcontingent zu beschränken. Aber wie wenige Paare trifft der Forscher und Beobachter im Gebirge an, wie hoch exkreut ist er, wenn er an einer Mühle endlich auf einen Eisvogel stößt! Und nun gar im Winter, wo die Nahrung des Eisvogels lediglich aus Fischen besteht! Er weicht alsdann dem Gebirgsklima aus oder wird oft, wie in dem kalten Jahre 1879, ein Opfer des Todes. Hier, wie in der Ebene hat die allwaltende, ausgleichende Natur Sorge getragen, daß seine Vermehrung nicht allzu bedenklich werde: den Brüten der Eisvögel drohen die Elemente und gewisse Thiere sehr häufig Zerstörung.

Nur an Fischzüchtereien soll man den Eisvogel nicht dulden. Da vermuthete und vertilge man ihn! Fern von denselben aber verdient dieser brillanteste der europäischen Vögel rücksichtsvolle Schonung. Nichtsdestoweniger hat der Fischerei-Verein in Kassel die Entfernung des Eisvogels aus der Reihe der durch das Gesetz geschützten Vögel bei der betreffenden Regierung durchgesetzt, sodaß seine Tödtung mit einer Prämie belohnt wird, und ein gleiches Schicksal theilt mit ihm die anmuthige, allerliebste Wasseramsel (Cinclus aquaticus), der Sänger der klaren, kies- und steinreichen, erlenbewachsenen Gebirgsflüßchen.

Die Thierschutzvereine haben gegen diese unbillige Maßregel Protest eingelegt, und unser Gutachten über das Verhältniß beider Vogelgattungen erbeten. Wir haben uns mit den besten Gründen dem Proteste angeschlossen.

Wir sind es allerdings gewesen, die zuerst durch tagelange Beobachtungen mittelst des Doppelperspectivs im Freien zu der Einsicht gelangt sind, daß und wie die Wasseramsel die Fischjagd betreibt. Auf die von uns erlangten Resultate berief sich der Fischerei-Verein, ohne zu vermuthen, daß der Vogel trotz seiner Vorliebe für Fischfleisch unserer warmen Fürsprache sicher sei.

Die Grundstimmung der weniger bekannten und nur im Gebirge heimischen Wasseramsel ist eine auffallend heitere und findet in den sich häufig wiederholenden Knicksen des Vogels ihren charakteristischen Ausdruck. Die Wasseramsel taucht vortrefflich, schwimmt mit raschen Ruderstößen, als ob sie durch's Wasser fliege, und läuft sogar ganze Strecken auf dem Boden der Gewässer. An klaren, seichten Stellen erbeutet sie die kleinen Fische durch raschen Sturz in das Wasser, jedoch nicht als Stoßfischer; an tieferen Plätzen, namentlich in der Fluth und an Orten, die von Wassergewächsen umgeben sind, gebraucht sie, schwimmend und am Ufer watend, den Schnabel, ähnlich der Ente, als Tastwerkzeug. Oder sie stürzt sich auch in die Tiefe und treibt die Fischchen in die Enge, wo sie dann leichter von ihr ergriffen werden können.

Die sticknadellangen Fischchen verschlingt sie ganz, die größeren zerstückt sie auf Steinen oder am Ufer mit Schnabelhieben. Im Frühjahre 1879 haben wir bei hoher, reißender Fluth im Fischen Schwalm bei Misheh mehrere Paare beobachtet, wie sie sich vereinigt der Fischjagd hingaben. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit fingen die Wasseramseln die winzigen Fischchen, und da ihnen andere Nahrung mangelte, so war ihre Ausbeute eine beträchtliche. Nachdem aber der normale Wasserstand wieder eingetreten war, fanden wir die Paare auf je zwei Kilometer Entfernung von einander getrennt und hauptsächlich der Jagd auf den Flohkrebs (Gammarus pulex), ein zwanzig Millimeter langes Thierchen, welches unter Steinen, im Uferrasen und Schlamm des Fischchens und der Mühlgräben lebt, eifrig hingegeben. Der Vogel wälzte sogar mit den Schnabel faustdicke Steine am seichten Ufer um und pickte eilend die darunter befindlichen Flohkrebse im Wasser auf — ein Beweis seiner Vorliebe für diese Nahrung.

Im Winter bildet der Flohkrebs, wie wir uns unwiderleglich überzeugt haben, die Hauptnahrung der Wasseramsel, und was sie da an Fischchen erbeutet, beruht nur in verschwindendem Maße den Bestand der Forellen, die sich in der Tiefe halten. Im Sommer aber tritt die Fischjagd zurück vor der Menge der Wasserinsecten und den Weichthieren, die dieser Vogel nicht weniger als die Fische liebt. Hauptsächlich sind es dann auch Insecten und Flohkrebse, mit welchen er seine Jungen im Neste und bei der Führung außerhalb desselben füttert. Das Paar beherrscht die bereits angegebene Strecke von zwei Kilometern und duldet in seinem Jagdgebiete kein zweites Paar, es sei denn zur Zeit der Noth, welche im strengsten Winter eintreten kann, und außerdem bei Hochfluth. Die Schädigung des Fischlaichs durch die Wasseramsel ist kaum in Anschlag zu bringen, jedenfalls aber nicht im Einklang mit der Raubthätigkeit unserer zahmen Enten nach dieser Richtung hin zu vergleichen. Eine Uebervölkerung der Wasseramsel ist vermöge der Unduldsamkeit derselben gegen Ihresgleichen nicht möglich. Selbst die Jungen müssen, sobald sie selbstständig geworden sind, der rücksichtslosen Herrschsucht und Selbstsucht ihrer Artgenossen weichen und sehr oft in andere Flüsse oder Bachthäler auswandern.

Gestützt auf unsere gründlichen Untersuchungen und Beobachtungen rufen wir den Verfolgern der Wasseramsel ein 'enstes Halt zu und alle Regierungen zum Schutze der verkannten und mißhandelten Vögel an. Wir wiederholen an dieser Stelle, was wir in unserem eben erscheinenden illustrirten Werke „Thiere der

Digitized by Google

Heimath. Deutschlands Säugethiere und Vögel. Verlag von Theodor Fischer in Kassel" zur Erhaltung der Wasseramsel sagen:

„So lange im Gebirge Krystallwellen über Kiesgrund rieseln, schaumbenetztes Felsgestein das bemooste Haupt aus der Strömung erhebt, geschwätzige Wähllen und den Erlenwäldchen hervorschauen und die muntere Forelle aus der Stromschnelle emporspringt, so lange soll auch der Wasserschwätzer einstimmen in das Murmeln und Klingen hier oben und seine belebende Erscheinung der Gebirgsnatur Anmuth und Reiz verleihen." —

4. Haustaube.

Unter den Vögeln wird endlich noch unsere Haustaube angeklagt, sie fliege auf das Feld und suche dort ihre Nahrung. Das bestehende Gebot des Einsperrens der Haustauben zur Zeit der Aussaat der Feldfrüchte im Frühjahre und Spätherbste beruht auf der Annahme, daß die Tauben im Felde dem Landwirthe nicht unbeträchtlichen Schaden zufügen. Neuerdings haben sich von verschiedenen Seiten Stimmen gegen diese Maßregel erhoben, und die Opposition stützt sich auf die Behauptung, daß die Tauben durch Vertilgen einer Menge von Unkrautsamen beträchtlichen Nutzen stiften, die Fruchtkörner dagegen verschmähen oder doch wenigstens zur Zeit der Aussaat nur solche Saatfrüchte wegpicken, welche auf der Oberfläche der Aecker frei liegen bleiben, somit dort nicht ausfeimen können und ohnehin verloren sind.

Dagegen läßt sich nun Manches einwenden. Untersuchen wir zunächst die Kröpfe der Tauben zur Ernte- und Saatzeit! Wir brauchen sie nicht einmal aufzuschneiden, sondern nur von außen aufmerksam zu besühten; denn schon bei dieser Untersuchung erkennt man deutlich die Erbse, die Gerste, den Hafer und anderes Fruchtkorn zwischen den Fingern. Schlachtet man gar die Taube, so findet man den unträglichsten Beweis in den unverdauten Fruchtkörnern des Kropfinhaltes. Namentlich fällt die Taube über die Frühjahrssaat her, weil ihr das Feld zu jener Zeit noch wenig oder keine andere Nahrung bietet. Was nun aber das Vertilgen des Unkrautsamens betrifft, so fällt diese Thätigkeit der Tauben nur zum geringsten Theil in die Saat- und Erntezeit für Feldfrüchte, vielmehr hauptsächlich in die Sommermonate, wo die Früchte des Feldes noch stehen und den gefräßigen Vögeln für sich und ihre Brüten keine andere Nahrung draußen erreichbar ist, als der Same des weitverbreiteten Unkrauts auf den Feldern, auf Triften und Wiesen. Uebrigens reicht oft dieses Futter zur erwähnten Zeit nicht aus, und eine Folge davon ist das häufig vorkommende Verhungern der Nestlinge auf den Taubenschlägen, oder auch an sehr kühlen Tagen das Erfrieren derselben, da sich sowohl das Männchen wie das Weibchen zugleich um Futter bemühen müssen und hierdurch die nothwendige Erwärmung der Brut zu lange unterbrochen wird. Aufmerksame Taubenzüchter helfen darum bei derartigen Anlässen durch Füttern auf dem Schlage nach. Auch an gelinden Wintertagen und im Frühjahre vor der Früchte-Aussaat eignen sich die Tauben Unkrautsamen an.

Ferner wird die Behauptung, daß die auf der Oberfläche des Bodens den Tauben zur Beute werdenden Fruchtkörner doch verloren wären, durch die Erfahrung hinfällig, daß bei günstiger Witterung noch viele derselben zum Keimen gelangen können. Außerdem aber picken die Tauben die Fruchtkörner aus der Erde heraus, auch wenn sie zum Theil bedeckt sind und nur ein wenig hervorschimmern. Welche Emsigkeit aber die Taubenschnäbel auf einem frischbestellten Acker entwickeln, ist jedem Landwirth zur Genüge bekannt. Gewöhnlich schaaren sich viele derselben zusammen und befallen als scharfsichtige Auskundschafter in stärkeren oder schwächeren Flügen die Saatäcker. Während der Sämann hier den Samen ausstreut, beeilen sich dort die dreisten Vögel, die lockenden Körner aufzulesen. Wo die Sämaschine nicht zugleich mit der Ausstreuung der Früchte auch die Unterarbeitung derselben bewerkstelligt, vermögen die Tauben sehr empfindlichen Schaden anzurichten.

Schließlich fallen sie sogar zur Erntezeit über die gemähten Garben und Erbsenschoten her und picken eifrig den Inhalt aus Aehren und Hülsen. Doch soll diese letztere Unart nicht in die Wagschale fallen.

Aus allen diesen Beobachtungen ergiebt sich nun die wohlberechtigte Forderung: wer Tauben zum Vergnügen oder zur Befriedigung des Gaumens oder auch zum Zweck des Handels züchtet, der muß sich das Opfer des vierzehntägigen Fütterns und Einsperrens seiner Pfleglinge ruhig gefallen lassen; hier hat das Sonderinteresse vor dem allgemeinen zurücktreten. Natürlich richtet sich die Schutzmaßregel nach Ort und Verhältnissen. Unseres Wissens erachtet man z. B. in Sachsen, wo die Sämaschine den praktischsten Vortheil gewährt, gegenwärtig das Einsperren der Tauben für unnöthig.

Aber außer den genannten werden noch andere Einwände gegen dieses Einsperren der Tauben erhoben; von thierschutzvereinlicher Seite ist es als thierquälerischer Act bezeichnet worden. Zu einer derartigen Anschauung kann aber doch nur ausgeprägte Sentimentalität sich verirren. Die Taube ist auf dem Schlage geboren; er ist ihre Zufluchtsstätte bei Verfolgungen, ihr Schutzort bei tobenden Wettern, ihre Schlafkammer und das anheimelnde Plätzchen, wo sie die Tagesruhe hält und verdaut. Hier wird gerucksit, und hier erfolgt die Paarung; hier wird der Kampf mit den Rivalen ausgefochten und die große Gemeinschaft zu Aus- und Einflügen gebildet. Die Entbehrung des Ausflugs auf kurze Zeit wird ja unstreitig von den die Freiheit gewohnten Tauben empfunden, aber sie geben sich bei guter Pflege und Fütterung alsbald auch mit einem längeren Aufenthalte im Schlage zufrieden. Müssen doch die Tauben im Winter bei tiefem Schnee und anhaltendem Frost wochen-, ja monatelang eingesperrt bleiben; warum also sollte gerade das Einsperren zur Frühjahrs- und Herbstaussaat eine besondere Qual für sie sein?

Hiermit beschließen wir unsere Betrachtungen über die „Populären heimischen Vögel auf der Anklagebank". Wir fordern keine unbedingte Schonung und Hege für die Vögel und beweisen das gerade durch diese Abhandlungen in der Beurtheilung der Dohle, der Krähe und des Sperlings. Es leitet uns nur das Bestreben, das Verhalten der Menschen in ihren mannigfachen Interessen gegenüber der Thierwelt in maßvolle Grenzen zurückzuführen und der hierauf bezüglichen Gesetzgebung die gewissenhafteste Grundlage gerechter Abwägung und exacter Forschung zu bieten.

Deutsche Asphaltwerke.

Von Alfred Schütze.

Etwa eine halbe Stunde von Hannover entfernt liegt im Westen der Stadt auf einem dichtbelaubten Hügel das Bad Limmer. Mitten unter den alten Buchen und Eichen sprudelt noch heute die Schwefelquelle empor, deren Heilkraft man einstmals in weitem Umkreise schätzte, aber schon seit langer Zeit hat der Besuch des Bades nachgelassen, sodaß es gegenwärtig nur noch Spaziergängern aus der Stadt Hannover als freundlicher Zielpunkt ihrer Wanderungen gilt. In den vierziger Jahren wohnte hier auf „Limmer Brunnen" ein alter, ausgedienter Soldat Namens Heuning. Er betrieb die kleine Gasthofwirthschaft des Curhauses und benutzte die viele freie Zeit, die ihm aus Mangel an Gästen sein Beruf ließ, zu Streifereien durch die nächste Umgegend.

Bei einer solchen Gelegenheit fand er auf der Höhe des Velber Berges Spuren eines Gesteins, dessen starker Petroleumgeruch wohl seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. Heuning wandte sich mit seinem Funde an das Polytechnikum zu Hannover, hörte dort, daß er ein Asphaltlager entdeckt habe, und verstand später, diesen glücklichen Zufall in höchst gewinnbringender Weise für sich zu verwerthen. Bald bildeten sich Gesellschaften, welche die mächtigen Asphaltlager ausbeuteten und das gewonnene Rohmaterial in Fabriken verarbeiteten. So entstand hier eine neue deutsche Industrie, welche schnell genug erstarkte, um dem Auslande erfolgreiche Concurrenz machen zu können.

Heute sind in unseren großen Städten bereits zahlreiche Straßen mit Asphaltpflaster belegt; die Wagen rollen geräuschlos und mit außerordentlicher Leichtigkeit über die ebene Fläche, und ebenso nimmt auch der Fußgänger mit Vorliebe seinen Weg auf der dunklen, elastischen Bahn. Auch bei den Bauten findet Asphalt vielfache Verwendung, besonders da, wo es sich um Schutz gegen andringende Feuchtigkeit handelt.

Digitized by Google

Trotzdem nun die Asphaltindustrie erst während der letzten Jahrzehnte in großem Maße Beachtung gefunden hat, ist die Verwendung dieses trefflichen Materials doch schon den ältesten Culturvölkern bekannt gewesen. Die Bauten von Babylon, die Paläste Ninives waren nach Mittheilungen alter Schriftsteller mit Asphaltmörtel gemauert, und Untersuchungen von Reisenden haben jetzt diese Angaben bestätigt. Mit dem Verfall der assyrischen Herrschaft ging indessen die Technik der asiatischen Baumeister verloren; denn in den Bauten der Griechen und Römer hat man keine Verwendung von Asphalt gefunden.

So währte es bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wo ein griechischer Arzt, Namens Eirinis, für das moderne Europa den Asphalt neu entdeckte. Bei einer Durchforschung des Val de Travers in der Schweiz fand Eirinis in den Kalkwänden des Jura große Lager von Asphaltstein und erkannte alsbald die Nützlichkeit desselben für Bauzwecke. Gestützt auf ein Privileg des Königs von Preußen, als des damaligen Fürsten von Neuenburg, begann Eirinis seine Arbeiten und stellte die Anwendung des Asphalts fest, ungefähr in der Weise, wie sie im Wesentlichen noch heute gebräuchlich ist. Die Früchte seiner Erfindung sollte der intelligente Grieche indessen nicht genießen. Der eidgenössische Schatzmeister de la Sablonière wußte ihm das gewinnbringende Unternehmen aus der Hand zu winden und zu seinem eigenen Vortheile auszunützen. Eirinis siedelte dann nach dem Elsaß über und entdeckte dort die Asphaltgruben von Lobsann, welche auch gegenwärtig wieder ausgebeutet werden. Inzwischen kamen die Werke des Val de Travers von einer Hand in die andere; die Production ging von Jahr zu Jahr zurück, und am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Erfindung des griechischen Arztes in industriellen Kreisen bereits vollständig vergessen.

Da führten im Jahre 1802 die Theerbrunnen zu Seyssel, südlich von Genf an der französischen Grenze, zur Entdeckung eines Asphaltsteines und zu einer Reihe von selbstständigen Versuchsarbeiten, welche schließlich auf dieselben Ergebnisse, die einst Eirinis erzielte, hinausliefen. Auch die Seyssseler Asphaltindustrie hatte anfangs in der Hand von Speculanten mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, bis sich Graf Sassenay der Sache annahm, das junge Gewerbe durch rationelle Versuche vervollkommnete und zu voller Blüthe brachte. Jetzt nun erinnerte man sich auch wieder der lange vergessenen Gruben im Travesthale und begann 1838 sie von Neuem auszubeuten. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1843, wurde, wie wir oben erzählten, mitten in Deutschland, zu Limmer bei Hannover, das erste Asphaltlager entdeckt, dem 1870 auch noch die Auffindung der bituminösen Kalksteinfelsen bei Vorwohle in Braunschweig folgte. Diesen deutschen Unternehmungen wollen wir jetzt unsere nähere Betrachtung widmen.

In sanfter Wellenform steigt das Land westlich von Limmer allmählich an und bildet mit dem Benther Berge die letzten Ausläufer des Deisters, dessen blaue Gebirgskette weiterhin den Horizont begrenzt. Bei einer Wanderung über die Limmer Hügel werden wir plötzlich durch einen unerwarteten Anblick überrascht; auf eine weite Strecke hin öffnet sich der Boden; steil fallen die Wände nach allen Seiten hin ab, und unten, in einer Tiefe von etwa 150 Fuß zeigt sich ein reges Leben. Schaaren von Arbeitern sind damit beschäftigt, den Felsen zu sprengen und die gelösten Blöcke zu zerkleinern; andere laden die Steine auf niedrige Wagen und führen sie auf Eisenbahnen den Förderschachten zu.

Asphaltwerke bei Limmer in Hannover.
Nach einer Skizze von A. Schütze.

Das Gestein, von einer starken Schicht blauen Thones überdeckt, erscheint hier chocoladenbraun und nimmt nach der Tiefe zu eine immer dunklere bis in's Schwarze gehende Färbung an.

Im Laufe der Jahrtausende drangen hier in den porösen Kalkstein je nach dessen Dichtigkeit größere oder geringere Mengen bituminöser Stoffe und unterlagen dann einem Oxydationsprocesse. Bitumen wird an verschiedenen Orten der Erde auch unvermischt gefunden und erscheint dann je nach seiner Flüssigkeit in Gestalt von Naphta, Petroleum und Erdpech (Asphalt). Die Verbindung von Asphalt mit Kalkstein hat man nun mit dem Namen „Asphaltstein" belegt; noch häufiger aber nennt man sie — ziemlich unzutreffend — kurzweg „Asphalt".

Auffälliger Weise hat sich eine gleich innige Verbindung zwischen gewöhnlichem Kalksteine und reinem Bitumen trotz vieler Versuche fabrikmäßig nicht herstellen lassen, während der auch nur in geringem Grade mit Bitumen geschwängerte Asphaltstein leicht zur Anfnahme eines größeren Zusatzes von Erdpech befähigt ist. In der richtigen Bemessung dieses Umstandes beruht der Schwerpunkt der ganzen Fabrikation. Hierbei mag erwähnt werden, daß sich eine der merkwürdigsten Erscheinungen von reinem Asphalt am Todten Meere zeigt. Dort steigt das Erdpech vom Grunde des Wassers auf und treibt, auf der Oberfläche schwimmend, an's Ufer. Die Hauptbezugsquelle für Asphalt ist aber Trinidad, die fruchtbarste Insel der kleinen Antillen. Daselbst bildet Asphalt die Oberfläche eines mitten in der üppigsten Vegetation liegenden Sees, welcher

Digitized by Google

in Folge dieser Asphaltdecke zur Regenzeit überschritten werden kann: unter den Strahlen der Sonne weicht dagegen diese Decke auf. Früher hatte der See aus der Tiefe so reichlichen Zufluß von Bitumen, daß das dickflüssige Pech überfloß, das breiviertel Stunden entfernte Meer erreichte und dort Asphaltriffe in die See hinaus bildete.

In Limmer wird der rohe Asphaltstein gegenwärtig von zwei Gesellschaften ausgebeutet, welche auch die größeren Asphaltbrüche bei Vorwohle erworben haben. Während sich die eine dieser Gesellschaften, die „United Asphaltos-Company“, ein mit englischem Capitale betriebenes Unternehmen, bisher lediglich auf den offenen Tagebau beschränkte, ist auf ihren dicht angrenzenden Terrains die „Deutsche Asphalt-Actien-Gesellschaft“ schon seit Jahren zu dem rationelleren unterirdischen Betriebe übergegangen.

Unsere Abbildung zeigt uns den alten Tagebau der „Deutschen Gesellschaft“, von welchem zur linken Hand der Eingang in die unterirdischen Werke führt. Beim Schein der Grubenlampe treten wir in einen langen, von hölzernen Pfählen gestützten Gang, der sich bald bedeutend erweitert. Mächtige, hohe Hallen, von großen steinernen Säulen getragen, liegen vor uns. In pittoresken Formen springt das Gestein an den Wänden aus, und von den Decken tropft, mit Oel vermischt, das Wasser hernieder, mit dumpfem Ton gegen den Felsboden schlagend. Weiter schreiten wir durch die dunklen Gänge, da blitzen im Hintergrunde und in schmalen Seitengassen Lichter auf; Gestalten regen sich, und der dunkle Klang der Hacke, welche das weiße Gestein spaltet, ertönt neben dem regelmäßigen Stampfen der Dampfpumpen, die das andringende Wasser zur Erdoberfläche hinaustefördern. Endlich dringt auch ein schwacher Schimmer des Tageslichts in die Tiefe herab: wir stehen vor einem Förderschacht, in dem das gewonnene Gestein durch einen Elevator gehoben wird. Auf schmalen Geleisen rollen kleine Wagen, mit Asphalt beladen, herbei, fahren auf eine Plattform und werden mit dieser emporgezogen. Auf demselben Wege verlassen auch wir die unterirdische Welt und gelangen nach wenigen Augenblicken oben in den Fabrikräumen an.

Die Fabrikationsmethode des Asphalts ist sehr einfach: Der rohe Asphaltstein wird durch Maschinen zerkleinert und kommt dann in eine Mühle, welche ihn zu Pulver zermalmt. Dem Pulver werden einige Procent Trinidad-Asphalt zugesetzt, und dann wird die Masse in großen Kesseln, in welchen eine Rührvorrichtung sich beständig dreht, zum Kochen gebracht. Bergtheer, Paraffin oder Rückstände der Petroleumraffinerie dienen dazu, die Masse leichter in Fluß zu bringen. Nach vierstündigem Kochen wird der Asphalt in Brodformen gegossen, welche dann unter dem Namen „Mastix“ in Schwere von siebenundzwanzig Kilo in den Handel kommen. Bei der späteren Verwendung zu Pflasterungen und baulichen Zwecken wird der Asphaltmastix abermals gekocht, erhält dabei einen Zusatz von dreißig bis vierzig Procent Kies und wird dann über eine Unterlage von Beton gegossen. Während nun zu Fußwegen fast ausschließlich der gegossene Asphalt gebraucht wird, hat man für Fahrstraßen seit einigen Jahren mit sehr günstigem Erfolge auch pulverisirten Asphaltstein ohne Zusatz von Kies verwendet, indem man denselben leicht erwärmt und durch heiße Walzen comprimirt. Für diese Zwecke zeigte sich indessen das Gestein von Seyssel und dem Val du Travers bisher geeigneter, als die an Bitumen bedeutend reicheren Asphalte von Limmer. Dagegen haben Mischungsversuche von Limmer Asphaltpulver mit dem mageren Steine von Vorwohle neuerdings zu Resultaten geführt, welche den schweizerischen Fabrikaten auch auf dem Gebiete der Stampfarbeiten gleichkommen.

Die Asphaltlager beider Gesellschaften in Limmer sind so ergiebig, daß selbst bei starkem Betriebe noch auf lange Zeit hin genügendes Rohmaterial zur Verfügung bleibt. Außerdem erstrecken sich die Asphaltstöße auch noch über die südöstlich angrenzenden Felder, deren Ausbeutung gegenwärtig von Privatunternehmern in Angriff genommen wird. Von Interesse werden daselbst auch die Ergebnisse von Tiefbohrungen auf Petroleum sein, welche man in den ölreichen Gesteine auffälliger Weise früher noch niemals versuchte. Schon heute aber ist bei der Limmer Asphaltindustrie das rege Streben anzuerkennen, welches die Schwierigkeiten der großen ausländischen Concurrenz überwand und für das deutsche Fabrikat auch auf dem Weltmarkt einen guten Ruf und damit bedeutenden Absatz errungen hat.

Land und Leute.

Nr. 52. Die Zunderser und ihre Anwohner.

Von Julius von Altenau.

Zu den merkwürdigsten Flecken europäischer Erde gehört unstreitig das Königreich der Niederlande. Einem alten Sprüchworte zufolge sind bekanntlich diejenigen Frauen die besten, von denen am wenigsten gesprochen wird. Ist der Satz richtig und darf man, was er von den Frauen behauptet, auch auf die Länder anwenden, so wäre das Gebiet zwischen Nymwegen und Rotterdam, zwischen Groeningen und Breda ohne Zweifel den vortrefflichsten Ländern der Welt beizuzählen; denn gesprochen wird von den Niederlanden und ihren Bewohnern schon seit Langem selten genug, und noch seltener verirrt sich der Fuß des Reisenden in diese so nahen und doch von den großen Heerstraßen des europäischen Verkehrs so weit abseits gelegenen Gegenden. Dennoch bietet auch dieses kleine Stück unseres Erdtheils, wie in geschichtlicher und culturveller, so namentlich auch in geographischer und ethnographischer Beziehung des Bemerkenswerthen und Interessanten eine so reiche Fülle, daß eine kurze Beschäftigung mit ihm wohl kaum zu den unfruchtbaren Aufgaben gerechnet werden darf.

Was hier von den Niederlanden im Allgemeinen gesagt wurde, das gilt in verstärktem Maße von den flachen, unwirthlichen und melancholischen Gestaden, welche die Zunderse umrahmen, jene tiefe, beinahe herzförmige Einbuchtung der Nordsee, welche das königreich Holland sozusagen in zwei, an Größe sehr ungleiche Hälften trennt, die nur durch den schmalen Streifen der südlichen Provinzen mit einander in Verbindung stehen. Die heute einen flächeninhalt von etwa sechzig Quadratmeilen bedeckende Zunderse liegt demnach zwischen den Provinzen Nordholland, Utrecht, Gelderland, Overyssel und Friesland und wird von der Nordsee durch eine bogenförmige Inselreihe, die sogenannten friesischen Inseln, geschieden, welche auf den ersten Blick sich als die ursprüngliche Küste des Landes darstellt und somit die Zunderse eigentlich nur als einen großen Binnensee erscheinen läßt.

In der That gab es eine Zeit, da die geographische Formation des nördlichen Theiles der Niederlande ein von der gegenwärtigen sehr verschiedenes Bild darbot. Wo heute die Zunderse ihre trüben und von riesigen Sandbänken durchzogenen Fluthen wälzt, da prangten einst lachende und fruchtbare Fluren, da standen blühende Dörfer, da erhoben sich reiche und mächtige Städte, deren Ruhm weit hinaus drang in die Lande. Wer hätte nicht von der alten Hansastadt Staworen gehört und von der stolzen Frau, deren frevelhafter Uebermuth der Sage zufolge den Zorn Gottes auf die ganze Stadt herabbeschwor?

„Im Süderse Staworen, wer hat die Stadt geschaun?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie gebaut;
Palläste liebt Du ragen noch heut' so hoch als eh',
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.“

Heute ist Staworen nichts als ein verfallenes Nest von wenigen hundert Seelen, in dessen Straßen das Gras wächst, aber wenn das Bewußtsein, Unglücksgenossen zu haben, irgend welchen Trost zu verleihen vermag, so steht solcher den ärmlichen Einwohnern Staworens in besonders hohem Maße zu Gebote, denn Enthusizen, Medemblik, Hindeloopen und viele andere einst blühende Gemeinwesen theilten Staworens Geschick und sind, wie dieses, heute kaum noch ein trostloser Schatten ehemaliger Größe. Ihre Häfen sind versandet: die Zeiten des Glanzes, der Macht und des Reichthums sind unwiederbringlich vorüber, und die lethargische Ruhe, welche seit Jahrhunderten das eigenthümliche Merkmal jener öden Oerter und ihrer Anwohner bildet, ist die unheimliche Ruhe eines einzigen großen Kirchhofs.

Was der Zunderse ein ganz eigenthümliches Interesse verleiht, ist der Umstand, daß sie sozusagen ein historisches Meer ist: ihr Entstehen fällt durchweg in den Bereich der menschlichen Geschichte. Aus positiven Quellen wissen wir, daß, wie bereits

Digitized by Google

bemerkt, die niederländischen Küsten einst eine ganz andere Bildung als heute aufzuweisen halten, und wir vermögen das Entstehen und die allmähliche Formation dieses Meerbusens fast Schritt vor Schritt zu verfolgen, wennschon manche Einzelheiten noch immer in Dunkel gehüllt oder streitig sind. Da jedoch die Geschichte der Zuydersee mit jener des Niederrheins ungertrennlich verschlungen ist, so werden wir des besseren Verständnisses halber auch die letztere mit der nachfolgenden Darstellung verbinden müssen.

Im Alterthume, zur Zeit der Römer, bestand die „Zuyderseo" noch nicht in ihrem gegenwärtigen Umfange. Der Name deutet jedenfalls auf friesischen Ursprung, da das Attribut „südlich" nur vom Standpunkte Frieslands aus zutrifft: der mittelalterliche Name ist „lacus Almeri" oder „Almari". Wohl aber war schon zur Römerzeit ein See, „Flevo" genannt, vorhanden, und in Willibald's „Leben des heiligen Bonifacius" wird erzählt, daß Letzterer über ein stillstehendes Wasser („stagnum Almeri") gezogen sei. Hieraus darf gefolgert werden, daß die Zuyderlee zu jener Zeit, das heißt im achten Jahrhundert nach Christus, noch keinen Meerbusen mit Ebbe und Fluth darstellte und daß damals der Durchbruch der Nordsee zwischen Stavoren und Enkhuizen ebenfalls noch nicht stattgefunden hatte, wennschon eine Verbindung mit der Nordsee durch eine schmale Meerenge bestanden haben mag. Ebenso war damals Friesland von der heutigen Provinz Nordholland noch nicht getrennt, sondern erst im dreizehnten Jahrhundert erhielt die Zuyderlee im Wesentlichen ihre jetzige Gestalt, wobei es sich natürlich von selbst versteht, daß schon frühere Ereignisse und Durchbrüche ihre definitive Bildung vorbereiten halfen. Im Jahre 839, am St. Stephanstage (26. December), überströmte eine gewaltige Wasserfluth ganz Friesland, sodaß sie beinahe die Höhe der Dünen erreichte, und wahrscheinlich hat damals schon ein theilweiser Durchbruch der Nordsee stattgefunden; eine zweite große Ueberfluthung aber trat im Jahre 1170 ein, in Folge deren die Meereswellen sogar bis nach Utrecht vordrangen, wo man bei dieser Gelegenheit Seefische unmittelbar vor den Stadtmauern fing.

Weitere Ueberschwemmungen werden sodann aus den Jahren 1195, 1203, 1237, 1250 und 1282 gemeldet, obwohl die gedachten Jahreszahlen, der sich häufig widersprechenden Angaben wegen, auf chronologische Genauigkeit keinen Anspruch machen können. Ob sonach, wie Manche behaupten, die Zuyderlee schon im neunten Jahrhundert, und zwar in Folge der oben erwähnten Ueberfluthung von 839, im Wesentlichen ihre gegenwärtige Ausdehnung erhalten, oder ob allmählich jede neue Sturmfluth immer mehr Land von dem nördlich von Enkhuizen-Stavoren gelegenen Gebiete fortgespült habe, bis endlich im dreizehnten Jahrhundert auch noch das letzte Stück Land zwischen Stavoren und Enkhuizen hinweggerissen und so die Nordsee mit dem Flevosee zur Zuyderlee vereinigt wurde, ist heute mit Sicherheit nicht mehr festzustellen. Nimmt man jedoch Letzteres an, so wäre den vorhandenen spärlichen Urkunden zufolge das Jahr 1282 aller Wahrscheinlichkeit nach als der eigentlich entscheidende Zeitpunkt und sozusagen als das Geburtsjahr der Zuyderlee zu betrachten, die sonach gerade heuer das sechste Jahrhundert ihrer Existenz zurückgelegt hätte.

Dieselbe Ungewißheit wie hinsichtlich der Zuyderlee herrscht auch bezüglich der näheren Bestimmung der Richtung, welche früher der Rhein in seinem Laufe durch die Niederlande genommen hat. Unbestreitbar ist die Thatsache, daß in jenen Zeiten der Niederrhein einen von seinem gegenwärtigen verschiedenen Lauf gehabt und wenigstens mit einem bedeutenden Arme seine nördliche Richtung beibehalten hat; allein die Angaben über die Mündung dieses Armes in die Nordsee sind außerordentlich verworren und widersprechend.

Während nach der Darstellung des Römers Plinius die heutigen Niederlande ein Delta bildeten, welches er eine Rheininsel nennt, die von zwei in nördlicher und westlicher Richtung strömenden Armen des Flusses gebildet wurde, läßt der spanische Geograph Pomponius Mela, ein Zeitgenosse des Kaisers Claudius, den Rhein durch den Flevosee in die Nordsee münden. Die letztere Annahme dürfte schon deshalb die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, weil die Yssel und die Vecht, welche beide in die Zuyderlee münden, thatsächlich gar nichts Anderes sind, als wahre Rheinarme mit verändertem Namen. So viel steht jedenfalls fest, daß der eigentliche Rhein längst Arnheim, Wageningen, Renen bis nach Wijk-by Duurstede gelaufen ist, wo er sich mit dem Lek vereinigte, um von hier aus über Woerden, Bodegraven und Alfen die Richtung nach Utrecht zu verfolgen. Ob der Rhein zwischen Alfen und Leyden ein festes Bette gehabt habe, ist mit Sicherheit nicht mehr zu bestimmen. Vermuthlich bildete er auf dieser Strecke verschiedene Eilande, während die Frage, ob er sich auch weiter bei Katwyk durch die Dünen einen Weg in die Nordsee gebahnt habe, wiederum sehr zweifelhaft, aus triftigen Gründen jedoch sänglich zu verneinen ist. Ueber den uns hier vorzugsweise interessirenden nördlichen Stromarm giebt übrigens der schon erwähnte Pomponius Mela ziemlich deutlichen Aufschluß. „Nicht weit von der See," sagt er, „theilt sich der Strom; aber das linksseitige Bett behält den Namen Rhein bei bis zu seinem Ausfluß in's Meer. „Zur Rechten dagegen ist der Fluß zuerst eng und sich selten gleich; dann, seine Ufer gewaltig ausdehnend, ist er nicht mehr ein Strom, sondern ein großer See."

Hiernit wäre also der Flevosee deutlich genug gekennzeichnet und zugleich gesagt, daß der Rhein mit ihm in Verbindung stehe.

„Nachdem er die Felder bedeckt hat," fährt Mela fort, „wird er Flie genannt, und nachdem er ein Eiland dieses Namens umflossen, fällt er, nunmehr wieder ein Strom geworden, in die See."

Aus den angeführten beiden Stellen haben nun zwar Manche entnehmen wollen, daß schon zu Tacitus' Zeiten die Zuyderlee nicht allein ein großer See, sondern sogar schon ein offenes Meer gewesen sei, das vor seiner Eindeichung von Zeit zu Zeit seinen Busen vergrößert und durch das Abwagen der Ufer seine Grenzen mehr und mehr ausgedehnt habe: gleichwohl aber dürfte aus jenen Stellen mit Sicherheit nur so viel hervorgehen, daß damals ein starker Rheinarm nach Norden gegangen und den Flevosee durchflossen habe; dieser nördliche Arm aber wird, wie schon bemerkt, heute durch die Yssel repräsentirt.

Daß auch die Gestaltung der friesischen und nordholländischen Küsten während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eine von der gegenwärtigen sehr abweichende gewesen sein muß, ergiebt sich aus vorstehender Darstellung von selbst. Wir wissen, daß durch Stürme und Hochfluthen Dünen hinweggelegt und Inseln verschlungen wurden, daß sich von Zeit zu Zeit Sandbänke vor dem Strande und in den Fahrwässern ansetzten, von denen viele sich dauernd über Wasser erhielten und später eingedeicht wurden, während andere wieder verschwanden oder an andere Punkte sich verschoben, wodurch sich selbstverständlich auch jedesmal das Fahrwasser und die Meeresströmung an der Küste verändern mußten; da jedoch verläßliche historische Berichte über die nähere Art und Weise dieser Vorgänge fehlen und namentlich von den damaligen Strandbewohnern selbst aus nahetiegenden Gründen keinerlei urkundliche Anzeichnungen vorliegen, so sieht man sich auch in dieser Beziehung meistens auf bloße Muthmaßungen beschränkt.

Schon die Frage, ob die holländische Nordseeküste bereits vor dem elften Jahrhundert ebenso wie heute von einer Reihe selbstständiger, vom festen Lande losgetrennter Inseln umgeben gewesen, oder ob letztere mit dem Festlande zusammengehangen und vielleicht nur durch unbedeutende Untiefen von ihm getrennt gewesen seien, wird von den Chronisten verschieden beantwortet. Die Alten, besonders Plinius und Strabo, kennen und erwähnen eine Anzahl Inseln am „Cimbrischen Vorgebirge", und ebenso werden im früheren Mittelalter verschiedene solcher Eilande namhaft gemacht, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der von ihnen eingenommene Flächenraum damals ungleich bedeutender gewesen zu sein scheint, als gegenwärtig. Vor Allem gilt dies von den Inseln Texel und Wieringen, und gerade diese beiden sind es, die sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, schlagbaumähnlich quer vor die Einmündung der Zuyderlee in die Nordsee legen, und die sonach als die nächstgelegenen Trümmerreste der früher bestandenen festländischen Verbindung zwischen den heutigen Provinzen Nordholland und Friesland zu betrachten sind. —

Ernst und schweigsam, düster und fast melancholisch wie die flachen Ufer der Zuyderlee, ist auch der Charakter der Menschen, welche die, umliegenden Gebiete bewohnen. Rauschenden Vergnügungen abhold, finden sie fast nur im winterlichen Schlittschuhlauf oder innabiehbare beeiste Flächen ihre Lust und ihre Erholung. Aber es ist ein stolzer und überaus stattlicher Menschenschlag, diese Friesen, ein echter und unverfälschter Urtypus nordländischer Kraft und germanischen Selbstbewußtseins — man betrachte nur die kräftigen, schlankgewachsenen Gestalten auf der trefflichen Abbildung, die unsern Artikel schmückt! Der Jahrhunderte lange Kampf mit

Digitized by Google

einem türkischen Elemente hat sie gestühlt. Besonders die Friesinnen standen von jeher und stehen noch heute mit vollstem Rechte im Rufe großer Schönheit. Hoher Wuchs und weiße Haut, blaue Augen und rosige Wangen sind ihre zumeist hervortretenden Vorzüge, die durch derbkräftige und breitschultrige Körperformen keineswegs beeinträchtigt werden. Schon zur Römerzeit war dieses Volk berühmt wegen seines „goldigen Haupthaares", dessen künstliche Nachahmung in den vornehmen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt Rom zum guten Ton gehörte und das selbst einen Kaiser Antonius zum Anlegen einer blonden Perrücke bestimmte.

Durch alle Wechselfälle der Zeiten wußten die Friesen ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, und ebenso hielten sie von jeher auf eine gewisse individuelle Ueberlegenheit der Angehörigen ihrer Rasse; denn wenn bereits das alte friesische Volksrecht aus dem achten Jahrhundert christlicher Aera sich vor allen andern germanischen Gesetzgebungen damaliger Zeit durch das höchste „Wergeld" auszeichnete, das heißt die Tödtung eines freien Friesen mit der höchsten Geldbuße belegte, so darf auch hierin ein unverkennbares Symptom jenes geisteigerten Selbstbewußtseins, durch welches sich dieses Volk von allen übrigen germanischen Stämmen unterschied, erblickt werden.

Auch die bis auf den heutigen Tag festgehaltene, wenn schon je nach der Verschiedenheit der einzelnen Gegenden mehr oder weniger von einander abweichende nationale Tracht der Anwohner der Zuydersee ist ein Beleg für die zähe Eigenart dieses Volkes und, namentlich bei der in den jetzigen Provinzen Nordholland und Friesland bemerkbaren großen Aehnlichkeit in der äußeren Erscheinung der Menschen, zugleich ein drastischer Beweis für die weiter oben motivirte Annahme, daß der gesammte nördliche Theil der Niederlande einstmals in unmittelbarem Zusammenhange gestanden hat. Erst neuerdings beginnt die erwähnte interessante Volkseigenthümlichkeit hier und da den modernen Nivellirungsbestrebungen zum Opfer zu fallen und namentlich beim männlichen Geschlechte der charakterlosen Tracht der übrigen europäischen Landbevölkerung zu weichen.

Aber noch heute, wie vor Jahrhunderten, herrscht bei den nordholländischen Bäuerinnen die merkwürdige, fast möchten wir sagen, barbarische Sitte, sich am Hochzeitstage das Haar abzuschneiden und sich so ihres schönsten natürlichen Schmuckes zu berauben. Der haarlose Kopf wird dann in eine helmähnliche goldene Haube (sogenannte oorijzer) eingeleckert, und Verzierungen aller Art werden verschwendet, um jenen Akt des Vandalismus möglichst abzuschwächen: metallene Stirnbänder und goldene Korkzieher umschließen die Stirn, welche außerdem durch zwei nicht gerade geschmackvolle Zöpfe von schwarzem Pferdehaar verunziert wird, die mit den blonden Brauen und blauen Augen im sonderbarsten Contraste stehen. Dieser Goldschmiedsladen wird dann unter einer zierlichen Mütze versteckt, die aber ihrerseits sofort wieder unter einem riesigen, mit bunten Blumen und Bändern überladenen Hute verschwindet.

Aehnlich wie in Nordholland ist die Tracht der Bäuerinnen im eigentlichen Friesland. Auch sie haben den althergebrachten glänzenden Kopfputz beibehalten, und noch jetzt umfängt der Goldhelm ihr Haupt, nur daß letzteres hier von einer Mütze mit aufgebogenen Spitzenbarben eingerahmt wird.

Besondere Eigenthümlichkeiten in Bezug auf nationales Costüm bieten die von der Zuydersee umschlossenen kleinen Eilande, von denen hier nur der nördlich von der Ausmündung des Y gelegenen Insel Marken um deswillen gedacht sein möge, weil die äußere Erscheinung ihrer Bewohner merkwürdiger Weise in fast gar nichts an die Bekleidung der übrigen Nachbarschaft erinnert. Auch hier ist die Tracht der Männer die bei weitem einfachere; auch sie ist übrigens schon im Verschwinden begriffen, wozu vermuthlich die Nähe der Hauptstadt Amsterdam das Ihrige beitragen mag. Gleichwohl ist der Markener noch heute regelmäßig mit einem Wamms von braunem Tuche mit zwei Reihen Knöpfen, zum Theil aus edlem Metall, Gold oder Silber, auch wohl aus alten Denkmünzen bestehend, bekleidet. Dieses Wamms wird in ein Beinkleid gesteckt, welches, weit und bauschig, kaum über das Knie hinabreicht und die Wade, die ihrerseits durch dicke, schwarzwollene Strümpfe geschützt wird, unbedeckt läßt; bei Fischern tritt als Untergewand noch ein rothes Tuchhemde hinzu. Die Füße stecken in weißen Holzschuhen oder auch in Schuhen, die mit türkischen Pantoffeln eine gewisse Aehnlichkeit haben, während als Kopfbedeckung im Sommer eine schwarze Kappe oder ein kleiner brauner Filzhut, im Winter aber eine niedrige Pelzmütze benutzt wird.

Ungleich complicirter und bunter als die der Männer ist die Kleidung der Markener Frauen. Die Unsitte des Haarabschneidens herrscht hier nicht, sondern die Markerin läßt der natürlichen Zierde ihres Hauptes ihr ungeschmälertes Recht. Gold und Schmuckſachen sind wenig bemerkbar, wohl aber eine gewisse Vorliebe für auffallende und grelle Farben. Als Kopfbedeckung dient eine ungeheure weiße, fast einer Bischofsmütze vergleichbare Haube, darunter ein brauner Stoff, welcher den Spitzen und Stickereien gestattet, ihre Arabesken wirksam hervortreten zu lassen. Unter dieser Mütze hervor, zu beiden Seiten des Gesichts, quellen zwei riesige Zöpfe natürlichen blonden Haares, welche, in Korkzieherform geflochten, bis mitten auf die Brust niederfallen, während auf der Stirn die nach vorn gekämmten Haare in gerader Linie oberhalb der Augenbrauen abgeschnitten sind, genau so, wie es die europäische Mode noch vor wenigen Jahren für das schöne Geschlecht insgemein vorschrieb. Die eigentliche Kleidung besteht aus einem ärmellosen Leibchen und einem Rock, beide von verschiedenem Stoff und Farbe, wobei sich jedoch Roth eines entschiedenen Vorzugs erfreut. Namentlich das Leibchen ist mit rothen Handstickereien reich verziert: die Aermel aber, welche einen Unterleiste ausgehören, zerfallen in zwei ungleiche Theile, deren einer, mit senkrechten rothen oder schwarzen Streifen, oberhalb des Ellenbogens anhört, während der andere, dunkelblau, sich bis zum Handgelenke hinabzieht. Auch der eigentliche Rock selbst zerfällt in zwei ungleiche Hälften. Der längere, obere Theil stellt eine Art Rockschoß von heller Farbe mit schwarzen Streifen dar, wogegen das kürzere, untere Stück von dunkelblauem Stoffe ist und in einem doppelten braunrothen Streifen endet. Unsere sachverständigen Leserinnen werden zugeben, daß diese Tracht, deren Herrschaft sich, wie gesagt, auf die kleine Insel Marken beschränkt, eine ebenso eigenthümliche wie malerische genannt zu werden verdient: zu bemerken ist noch, daß dieselbe — wie dies vielfach im Umkreise der Zuydersee üblich ist — von allen Altersclassen der Bevölkerung, von den Kindern bis zu den Greisinnen, gleichmäßig angelegt wird.

Kehren wir jedoch nach dieser kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Völker- und Costümkunde nochmals zur Zuydersee selbst zurück! Daß dieselbe in ihrem gegenwärtigen Umfange einen Flächenraum von nahezu 60 Quadratmeilen gleich 500,000 Hectaren, also genau den zehnten Theil des ganzen Königreichs der Niederlande bedeckt, wurde schon weiter oben bemerkt. Berechnungen wir den ehemaligen Flächeninhalt auf etwa 140,000 Hectaren, so ergiebt sich, daß ungefähr 360,000 Hectaren Land, das heißt ein Gebiet von der Größe der jetzigen Provinz Friesland, im Laufe der Jahrhunderte an das Meer verloren gegangen sind. Seit einem vollen Menschenalter beschäftigt unsere niederländischen Nachbarn die naheliegende Frage, ob und auf welchem Wege dieses bedeutende Territorium, entweder ganz oder wenigstens zum Theile, der menschlichen Cultur zurückzuerobern sei. Seit im Jahre 1849 ein holländischer Ingenieur zuerst einen flüchtigen Entwurf veröffentlichte, der die Zuydersee in ihrer gesammten Ausdehnung abdämmen und trocken legen wollte, ist über diesen Gegenstand unendlich viel gesprochen und geschrieben worden. Eine Anzahl Sachverständiger erwog die Schwierigkeiten des Unternehmens; Andere haben das Wünschenswerthe der Sache hervor; während der Eine die Möglichkeit einer Bändigung der Wasserfläche prüfte, untersuchten Andere die Beschaffenheit des Bodens. Die Hydrographie gab Aufschlüsse durch ihre wissenschaftlichen Aufnahmen; die Wasserbau Ingenieure beantachteten besonders schwierige Probleme der Technik; Gesellschaften bildeten sich, um sich die Concession zur Ausführung zu sichern — kurz, die Sache begann in Fluß zu kommen. Gleichwohl sollten noch Jahrzehnte verstrichen, bevor diese hochwichtige Frage zum Eintritte in ein neues, praktisches Stadium gereift war.

Erst im Jahre 1875 veröffentlichte eine niederländische Staatscommission einen Bericht über die Möglichkeit und das Wünschenswerthe des großartigen Werkes, und bald nachher reichte die Regierung beim Staatsrathe einen Gesetzentwurf, die Trockenlegung der Zuydersee betreffend, ein, der in seinen wesentlichen Punkten von der Volksvertretung gebilligt und angenommen wurde. Seitdem darf das Unternehmen im Princip als gesichert betrachtet werden; die vorbereitenden Arbeiten haben begonnen, und die end-

Digitized by Google

An der Zuydersee. Nach dem Oelgemälde von M. Jordan.

Digitized by Google

gültige Durchführung des Riesenwerkes erscheint lediglich noch als eine Frage der Zeit. Freilich nicht einer kurzen: umfaßt doch die Wasserfläche, welche man zu bändigen beabsichtigt, einen Raum von beinahe 200,000 Hectaren, wovon ungefähr 146,000 Hectare oder 32 geographische Quadratmeilen auf den Grundgebiete des Staates als Bauland zu Gute kommen würden. Man denke sich nämlich eine ziemlich gerade Linie, welche von Enkhuizen über die Insel Ukt nach der Mündung der Yssel führt: die gehemmte südlich von dieser Linie gelegene Wasserfläche ist es, welche abgedämmt und trocken gelegt werden soll, während zahlreiche Canäle die Wasserverbindung zwischen den bedeutenderen Ortschaften aufrecht erhalten werden.

Man pflegt zu sagen: das Meer trennt nicht, es verbindet. Von der Zuydersee, wie sie heute ist, gilt das Umgekehrte. Es wird als ein großes Verdienst gelten müssen, diese hemmende Schranke des mittelmeerartigen Verkehrs wenn nicht ganz beseitigt, so doch möglichst eingeengt zu haben. Hoffen also auch wir das Beste und beschäftigen wir demgemäß diese Zeilen mit dem Ausdrucke der Zuversicht, daß unsern niederländischen Stammesverwandten der Sieg in dem ansgenommenen Kampfe mit einem feindlichen Elemente beschieden sein möge! Dieser Sieg wird dem fleißen Nachbarstaate eine neue Provinz eintragen, aber es wird eine Eroberung sein, die Niemanden neidisch verstimmt und die das „europäische Gleichgewicht“ nicht erschüttert.

Blätter und Blüthen.

Literarische Weihnachtsneuigkeiten. Wie beschlissen heute unsern Ueberblick über die uns vorliegenden Novitäten für den Weihnachtstisch mit einer Nachlese aus dem Gebiete der *Monumentalliteratur* und einem gedrängten Hinweis auf einige hervorragende *Prachtwerke* und illustrirte *Kinderbücher*. — Zuerst also zwei Prachtdenkmäler.

Eines der liebenswürdigsten Bücher, die jedem Familienkreis zur Abendlust gereichen und folglich auch den Weihnachtstisch würdig schmücken, sind die „Altfränkischen Bilder und Geschichten aus dem Erinnerungsschatz meiner alten Tante“ (Coburg, J. G. Riemann'sche Hofbuchhandlung). Hier haben wir ein Muster von Memoiren aus dem Bürger- und Beamtenleben im patriarchalischen Alterthum, wie bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und nahe bis zur Gegenwart hereinreichen. Aus einem protestantischen Pfarrhause, in welchem sich die städtische Bildung der lieblichen Pfarrtöchter mit bäuerlicher Beschäftigung verbindet, werden wir nach der Residenz Coburg und sogar in den erbprinzlichen Haushalt geführt. Er war vor einem Jahrhundert, in Soll und Haben als dies. Das Prinzessinchen Victoria hatte in den Unterrichtsstunden ein ausgewachsenes rosa Kaninchenchen an, das mit Stücken neuen Kattuns ausgebessert war, und die Prinzen hatten gleichfalls in den Beinkleidern, da, wo sie von den Knieen durchgescheuert waren, große Stücke eingelegt, und es waren schon ziemlich lange junge Herrchen, als sie noch mit fast ausgebesserten Steifen einherzingen. Das könnte den Leser gleichgültig lassen, aber es erhält Bedeutung durch das, was aus diesen Kindern geworden ist. Das Prinzessinchen, das gestickten Kattunstaffeln wurde die Mutter der Königin Victoria, und von den Prinzen wurde der Aelteste Herzog Ernst der Erste von Coburg-Gotha, der zweite der Vater des Königs von Portugal und der Jüngste erster König von Belgien. — Die Fürsten waren damals menschlicher im Guten als jetzt, aber sie fanden doch dem Volke näher. Dazu gab's auch viele Originale, auch unter den Frauen, von denen das Buch die ehrwürdigsten, wie die ergötzlichsten Beispiele vorführt. — Auch die Geistesgrossen sind gut vertreten. An ihrer Spitze stehen Friedrich Rückert und Christian von Stockmar, König Leopolds Freund. — Humoristisch Schauriges, des gewesenen Bunzer Mönchs, ist die alte Tante im Irrthum. Er hieß nicht Bruder Placidus, sondern Pater Roman, und wurde nach seiner Flucht aus dem Kloster nicht Clavierspieler in Petersburg, sondern Professor erst in Jena, dann in Charkow, und starb in Jena 1834, wie dies in der „Gartenlaube“ 1869, Nr. 1, ergänzt ist. — Dahrheit erhebend und tiefergreifend äußert sich der Patriotismus der alten Tante in den Befreiungskriegen. Man muß an sich halten, die prachtvolle Stelle hier nicht abzuschreiben. Noch im hohen Alter sagte sie oft: „Aber weißt gar nicht, was junges Volk, was Freude ist; wer den Einzug unserer Truppen in Paris (1814) gesehen hat, der weiß es.“ — Die herrliche Frau hätte es verdient, noch 1870 mit uns zu jubeln.

Eine sehr beachtenswerthe Gabe der jüngsten Zeit ist: „Die Reise von Urach“. Historischer Roman von Franz Stirling. (Mannheim, F. Remnich.) Um das Leben einer einfachen Försterstochter, der frischen, lieblerzenden Waldrose, gruppirt der nach ihr benannte Roman jene Scenen aus dem Hof- und Intriguanten-Treiben, welche mit der unglücklichen Zeit des Schwabenkriegs beginnen und schließlich enden mit der Verlobung des Fürsten und des Landes durch Hand und Herz der zur Landesmutter erhobenen Franziska von Hohenheim. Die geschichtlichen Gestalten, vom Herzog Karl selbst bis zu jenen gewaltthätigen Männern, welche das Volk „Schwabens Landsknecht“ nannte, sind mit Portraitirene dargestellt, und die Schilderungen des Hofes und des Adels verrathen ebenso viel ernstes Studium, wie die Bilder aus dem Volke, denen man ansieht, daß sie mit genauer Kenntniß des schwäbischen Volkscharakters ausgeführt wurden. Ein Held der Wahrheit, wie der Potter Theurung, der selbst einem Herzog Karl Achtung abzwingt und ihn zur Einsicht in sich und seine Verirrung, ist eine herzerhebende Erscheinung, wie kein gewöhnliches Talent sie in's Leben ruft. Und wenn wir die schöne Waldrose selbst, die Emmy Theurung, vom höchsten Glück der Liebe bis zum tiefsten Wehe der Verlassenheit verstinken und in Schuldlosigkeit dem unwürdigen Manne dahinsiechen sehen, so hat doch Mund, List und Treue eines Mannes aus dem Volke sie davor bewahrt, als Betrogene und Entehrte umherzugehen: sie stirbt mit der reinen Würde einer Fürstin und Mutter, und nach ihr wallet das Lied der Versöhnung“. — Wir freuen uns, ein solches Werk empfehlen zu können, um so mehr, als wir aus der Feder F. Stirling's bereits eine historische Erzählung für die „Gartenlaube“ erworben haben.

Aus der Zahl der uns vorliegenden Prachtwerke heben wir die folgenden mit Auszeichnung hervor:

„Goethe's Werke, illustrirt von ersten deutschen Künstlern“. Herausgegeben von Heinrich Düntzer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ein dankenswerthes Unternehmen, das sich den in demselben Verlage erschienenen früheren illustrirten Prachtausgaben bedeutender Dichter (Schatzkammer und Schiller) als dritter würdig anschließt. Es liegen uns bis jetzt fünfzehn Lieferungen des Werkes vor, und wir dürfen auf Grund desselben diese Goethe-Ausgabe als eine literarisch-künstlerische Publication bezeichnen, die, was elegante Ausstattung und ästhetischen Werth betrifft, alle Achtung verdient, wenngleich wir uns nicht verhehlen können, daß die Illustrationen, die theilweise von bedeutenden Meistern herrühren, von einigermaßen ungleichem Werthe sind; neben ganz Vorzüglichem, wie es die Zeichnungen zum West-östlichen Divan sind, stehen einiges Mittelmäßige. Textproben aber haben sich uns hier Gelegenheit auf den nächsten Höhe eines edlen Geschmackes, und dürfen wir daher die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Werk nachdrücklich hinlenken.

„Gustav Freytag-Gallerie“. Nach den Originalgemälden und Cartons der ersten Meister der Neuzeit photographirt in 30 Blättern von F. Bruckmann in München. Mit begleitendem Text von Johannes Proelß und Julius Riffert (Leipzig, Edwin Schloemp). Die längst im Buchhandel bekannten, beliebten und bekannten Kunstblätter sind hier zu einem geschlossenen Werke vereinigt, in welchem sich zur Veranschaulichung des reichen poetischen Textes, welchen Gustav Freytag der deutschen Literatur zugeführt hat, die bildliche Darstellung mit der des literarischen Elysiums (Proelß-Riffert) verbindet. Es wird uns kommt in dieser Textausgabe ein vollständiges Bild von des Dichters Entwickelungsgang und Bedeutung in künstlich reicher Form vor Augen, womit die Verlagshandlung gewiß dem Bedürfnisse kaufslustiger Besucher des Weihnachtsbücher-Marktes in jeder Weise entgegenkommt.

„Nom in Wort und Bild“ von Rudolph Kleinpaul (Leipzig, Schmidt und Günther). Diese Schilderung der „ewigen Stadt“ und der Campagna zeigt sich mit großem Geschicke in der gewählten Darstellung mehr und mehr gewachsen: in Text und Illustrationen ein anschauliches und instructives Bild der Trümmer des alten und der Prachtbauten des neuen Rom zu bieten. Die durchaus auf Selbstanschauung und eingehenden Studien beruhenden Schilderungen werden durch eine Reihe von Bildern geschmückt, welche ausnahmslos eine ganz technische Herstellung documentiren und dem Verständnisse des den Text studirenden Lesers auf das erfreulichste zu Hülfe kommen. Alle Freunde Roms werden in dem Kleinpaul'schen Werke eine willkommene Lectüre finden.

„Griechenland in Wort und Bild“. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von A. von Schweiger-Lerchenfeld (Leipzig, Schmidt u. Günther). Ein Werk, welches sich den soeben erwähnten in Idee und Anlage eng anschließt. „Es soll,“ heißt es in der Einleitung, „dem Leser in großen und erschöpfenden Zügen ein Gemälde der hellenischen Welt vorführen, und zwar vorwiegend, wie sie sich heute darstellt. Auf dieser reellen Unterlage soll dann die Erinnerung an das antike Leben ihre verschollenen Herrlichkeiten aufbauen, die Landschaften beleben, den Zusammenhang der Erscheinungen zwischen Einst und Jetzt anschaulich herstellen und die Lücken zwischen Vorstellung und Wirklichkeit überbrücken.“ Das vollendet vorliegende Werk hat dieses Programm auf's Beste verwirklicht und ist eine Publication von dauerndem Werthe.

In Mappe und Griechenland ist ferner „Palästina in Bild und Wort“. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe (Deutsche Verlagsanstalt, Leipzig und Stuttgart). Ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes, auf welches wir bereits im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit unserer Leser hingelenkt. Der soeben erschienene erste Band enthält 21 Stahlstiche und an 300 Holzschnitte, welche fast ohne Ausnahme als Meisterwerke der vervielfältigenden Kunst bezeichnet zu werden verdienen. Aber nicht allein diese geschmackvolle, ein künstlerische Ausstattung und der Reiz der Geschichte sowie der biblischen Legende entfaltet das Buch zu einer ernsten Anziehungskraft, sondern auch der textliche Theil desselben bietet einen fesselnden und gediegenen Inhalt. Der Name Georg Ebers bürgt schon allein für eine wahrheitsgetreue und meisterhafte Schilderung jenes „heiligen Landes“. Der Autodidakt aber, daß einer der Herausgeber, Hermann Guthe, im vorigen Jahre um wissenschaftlicher Forschungen willen Palästina bereiste, hat es noch ermöglicht, daß in diesem Werke überall den neuesten Zuständen in maßgebendster Weise Rechnung getragen wird. Wir finden in dem ersten Bande Schilderungen von Jerusalem und Bethlehem, von Judäa und Galiläa, von Sichem und Samaria, sowie von Damascus, Palmyra und Baalbek. In dem geschmackvollen Einbande, welchen die Deutsche Verlagsanstalt ihren Abonnenten liefert, ist dieses Prachtwerk wohl geeignet, selbst den anspruchsvollsten Weihnachtstisch zu schmücken.

„In der Sommerfrische“. Federzeichnungen von Hugo Kaufmann (Stuttgart, Bonz u. Comp.) und „Hochzeit in die Berge“.

Digitized by Google

Zeichnungen von Hugo Kaufmann (Stuttgart, ebendaselbst) — beide Werke mit Dichtungen in oberdeutscher Mundart von Karl Stieler. Wo sich Kaufmann und Stieler zusammenthun, ein Zeichner von so feinem instinctivem Gefühl für alles Volksthümliche und Charakteristische und ein Dichter von so innigem Verständnisse für die Eigenart seines Heimathvolkes, da kann das Resultat kein anderes sein, als es hier in der That geworden ist: ein ebenso lebenswahres wie poesievolles, ebenso kräftiges wie zartinniges Werk. Solche Werke sind die besten oben bezeichneten gemeinsamen Hervorbringungen Stieler's und Kaufmann's in jeder Linie, in jeder Zeile. Es kann sich da nicht um niedes Raunthigeres und Herzerwärmenderes denken, als diese auf das Sauberste ausgestatteten zwei Bücher — wahre Cabinetstücke für den Weihnachtstisch.

„Wilhelm der Erste, deutscher Kaiser". Mit einer einleitenden Dichtung von Julius Wolff und Illustrationen von R. von Heyden. (München, Heinrich Bruckmann's Verlag.) Ein würdiges Lorbeerreis für die Stirn unseres Kaisers Barbablanca! Zwanzig Lichtdruckvortraits aus den Jahren 1862 bis 1882, welche Wilhelm den Ersten in allen Lebensstufen darstellen, und zwar von seinem fünfzehnten Jahre an bis heute. Das Lebensbild, welches Julius Wolff's und die arabeskenartigen einrahmenden Zeichnungen R. von Heyden's verleihen dem schätzenswerthen Album einen erhöhten Reiz. Patriotische Leser und Beschauer werden ihre Freude haben an diesem Prachtwerke.

„Die deutsche Bühne, deren geschichtliche Entwickelung in Bild und Wort von einem Weimaraner" (Dresden, Wilhelm Streit), darf allen Fremden der dramatischen Kunst als ein illustrirter Führer durch die allgemeine Geschichte des Theaters empfohlen werden. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftliche Methode, sondern will nur unterhaltend unterhalten; es bietet dem Publicum den großen Stoff der Bühnengeschichte wohl zum ersten Male in leicht übersichtlicher und allgemein lesbarer Form. An wirklich Neuem enthält der Artikel „Italien" manches. Der Verfasser hat Weimarer Liebhabertheater in der Zeit zum ersten Male im Original gegeben, wie auch die Mittheilungen über das verdeckte Orchester dem Leser viel des Interessanten bringen.

Eine anmuthige Weihnachtsgabe bringt uns ferner der Friedrich Bruckmann'sche Verlag in München. Es ist „Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Kinder-Lieder". Mit zehn Vollbildern in Photorotype und zahlreichen Textbildern nach Alexander Zick. Die Auswahl der Lieder wurde sehr glücklich getroffen, und wir bedauern sehr, daß es uns unmöglich ist, den Reiz der größeren Illustrationen unseren Lesern vor Augen zu führen. Ein „Blumengarten" und ein „Marktleb" ist es hier vor Allem geliungen, den poetischen Hauch, der in diesen kurzen Gedichten des Altmeisters Goethe weht, auch über die Gestalten seiner Bilder zu zaubern.

Hieran fügen wir den Hinweis auf das illustrirte Werk „Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus der Zeit der Renaissance". Herausgegeben von Georg Hirth, dessen erster Band uns vorliegt. Es ist dies ein „Bilderbuch für Erwachsene", und zwar für Solche, die der historischen Entwickelung der Kunst ein besonderes Interesse entgegenbringen. Der Inhalt besteht aus Farbenlichtdrucken von Originalstichen, Holzschnitten und Radirungen von Meistern, wie Dürer, Bergkmair, Cranach, Halbein, Schäufelein, Behaim ꝛc. Wir erachten es für unsere Pflicht, den hohen kunsthistorischen Werth dieses seltenen Werkes ganz besonders zu betonen. Möchte doch demselben die Gunst des Publicums nicht fehlen!

„Von allen Zweigen" (Berlin, H. W. Müller). Unter diesem Titel veröffentlicht Sophie Verena eine beachtenswerthe Anthologie neuerer lyrischer Gedichte, welchen unsere besten Zeichner eine ansehnliche Reihe von Illustrationen zugefügt haben. Sind die meisten dem Gebiete der sangbaren Lyrik entnommenen Gedichte mit vielem kritischem Geschicke und Verständnisse ausgewählt und gruppirt, so verdienen die zeichnerischen Beiträge, unter denen wir die von Meister Woldemar Friedrich besonders ausgezeichnet hervorheben, zum großen Theil das Lob poetischer Empfindung und künstlerischer Durchführung. Wer legen diese elegant ausgestattete Anthologie namentlich den deutschen Frauen warm an's Herz.

„Original-Radirungen Düsseldorfer Künstler (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunste). Ein reiches Leben und große Fülle der Gegenstände tritt uns in den künstlerisch auf's Feinste ausgeführten Bilderheften des Düsseldorfer Radirclubs entgegen. Diese Original-Radirungen liefen an Feinheit der Ausführung etwas geradezu Verwunderungswürdiges. Die „Düsseldorfer Illustrirte, welche sich vor zwei Jahren bekanntlich zu einem eigenen Radirclub vereinigten, haben sich unlängst mit der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien in der Weise zusammen gethan, daß die genannte Gesellschaft die Platten der bereits ausgegebenen drei Jahrgänge der „Original-Radirungen" als Eigenthum erwerben hat und in Zukunft jährlich ein Heft mit mindestens zehn Platten der ausübenden Mitglieder des Clubs veröffentlichen wird. In den soeben zur Ausgabe gelangten vierten Hefte, das mit den drei bisher erschienenen Heften ein imposantes Ganze bildet, finden wir die bekannten Namen der Düsseldorfer Schule mit ihrer trefflichen Technik vertreten. Es geht ein vorwiegend realistischer Zug durch die Publicationen des Düsseldorfer Radirclubs; die Naturvorlehrt in der Ausführung jeder Linie dieser ebenso preiswerthen Blätter, wie exact gedruckten Bilder deckt sich auf das Trefflichste mit dem Naturalismus der Sujets. Das Werk wendet sich an feinere Kunstkenner. Mögen diese es nicht unbeachtet lassen!

Als letztes, aber darum nicht als geringstes, heben wir und der Reihe der heute von uns registrirten Prachtwerke hervor: den zweiten und letzten Theil des von der „Gartenlaube" schon früher in seinem ersten Theile gewürdigten Werkes „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler (München, Friedrich Bruckmann's Verlag), illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Dieser Theil umfaßt den Zeitraum vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gegenwart. Wir empfehlen das treffliche Werk der allgemeinen Beachtung.

Unter den Bilderbüchern für unsere Kleinen sticht uns besonders lockend in die Augen ein schönes Liederbuch von F. Weckmeister, mit Reimen von Victor Blüthgen: „Jung Miese" (Berlin, Photographische Gesellschaft). Die höchst liebenswürdig, geschmackvoll colorirten Weckmeister'schen Zeichnungen und die im besten Sinne des Wortes naiven, eine wahrhaft bestrickende Anmuth athmenden Verse unseres allbeliebten Mitarbeiters Victor Blüthgen bilden ein anziehendes Ganze, dem so leicht kein Kinderherz — sagen wir es nur gleich hinzu! — auch kein Frauenherz widerstehen wird; denn nicht nur für die Kleinen ist „Jung Miese" geschaffen, auch für die Harmlosen unter den Großen, und das sind ja meistens unsere Frauen. Möge das prächtige Buch auf keinem Weihnachtstische fehlen!

„Kim und seine kleine Welt" nennt sich eine Sammlung von zweiundbreißig Originalzeichnungen in Farben von Wilhelm Claudius, mit Versen von Johannes Trojan (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne), das in Wort und Bild dem Weckmeister-Blüthgen-Buche an Reizen nicht viel nachsteht. Warum liegen sich:

„Allerlei nette Pflanzen". Heitere Kinderlieder von Schmidt-Cabanis, mit farbigen Bildern von Lothar Meggendorfer (München, Braun und Schneider), ein Werkchen, das in den Zeichnungen zwar viel zu derselber und breiter gehalten ist, als die einen ernsthaften beiden Bücher, dem Texte nach aber so viel des Ergötzlichen und Humorvollen, des zart Empfundenen und Originellen bietet, daß wir uns freuen würden, diese „Netten Pflanzen" zu Weihnachten in tausend und abertausend Kinderhänden zu sehen. Endlich:

„Ein Buch für illustrirtes Kinderbuch nur wenig Geld ausgeben kann und doch etwas wirklich Anmuthiges seinen Kleinen bieten möchte, dem empfehlen wir das reizende Büchlein: „Für kleine Leute. Bilder und Reime von L. v. Reymer" (München, Fr. Bassermann); es wird am Weihnachtsbaum Nit und Jung gewiß Freude bereiten.

Und damit der Gesang unter den lichterstrahlenden Weihnachtsbäumen nicht fehle, leiten wir zum Schluß die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein musikalisches Kinderbuch, das „Weihnachts-Album für die musikalische Jugend" von Karl Erk (Loebsinburg, Gebr. Friebe, Werweg), das eine reiche Auswahl von Gesang- und Clavierstücken bietet, unter deren Componisten wir den Namen Karl Reinecke's und anderer bekannter Tondichter begegnen.

Erinnerungen eines liberalen Achtundvierzigers.* Wenn wir bei Erwähnung der „Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848, von Peter Reichensperger" neulich (S. 771) den Wunsch aussprachen, es möge auch recht bald eine Serie aus sich heran eine Belenchtung der denkwürdigen Zeit von 1848 im Buchhandel erscheinen, so ist dieser Wunsch überraschend schnell in Erfüllung gegangen: vor uns liegen die „Erinnerungen" eines Mannes, welcher die Thatsache unserer Leser sicher ist, weil er „ein treuer Freund der Freiheit und der Gesetzlichkeit" war. Als solchen haben wir ihn noch in seinem Grabe gefeiert, als wir ihm (Jahrg. 1881, S. 823) unseren Nachruf widmeten. Es ist unser J. D. H. Temme.

Temme's „Erinnerungen" beschränken sich zwar nicht auf die Darlegung seiner Erlebnisse während des Revolutionsjahres von 1848, sondern sie enthüllen uns das ganze Bild seines Lebens von seiner Kindheit auf der rothen Erde Westfalens an bis zu seinen Greisenjahren auf dem freien Boden seiner zweiten Heimath, der Schweiz. Mehr als die Hälfte des Buches behandelt die Zeit der Revolutionen von 1848 und die Folgen derselben; da aber den heutigen Nachkommen seiner nunmehr größtentheils heimgegangenen Zeit- und Kampfgenossen Temme fast nur als Revolutionsmann und Mondarchirer vor Augen steht, so ist es ein besonderes Verdienst dieser „Erinnerungen", auch die erste, vor der Revolutionszeit liegende Hälfte seines Lebens zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, die uns eine Reihe höchst interessanter Bilder erschließt und mit dem schönen Lohn endigt, den die Reactions-Justiz jener Zeit ihm für dreimaddreißig in hohen Aichterwürden und mit anerkannter Gewissenhaftigkeit vollbrachte Dienstjahre zu Theil werden ließ.

Wenn Reichensperger in seinem Buche aus der Geschichte von 1848 die Lehre zieht: „wie ohnmächtig sich der ungezügelte Freiheitsdrang der Völker erweisen, aus sich heraus gesunde und dauernde Schöpfungen zu begründen" — so zeigt uns Temme's Buch, wie schwach auf der entgegengesetzten Seite die Fähigkeit zur Gesetzgebung war und wie gemeine Wege oft die Reaction ging, um wieder obenauf zu kommen. Hier und da ergänzen sich auch beide Bücher zu- und Entschuldigen.

Wir haben uns durch die lockende Parallele gleich in das Jahr 1848 leiten lassen. Der Raum gestattet uns nicht, den Leser an den zwanzig Abschnitten des Buches auch nur vorbeizuführen. Da aber Temme der gegenwärtigen Generation als Romandichter am nächsten steht, so wollen wir ihn hier lieber die Frage beantworten lassen, die er selbst stellt: „Wie ich beschriftsteller Schriftsteller wurde?" Als Wortführer Studenten fraut bei einem Fremd in Halle. Als er sich im Zustande der Genesung befand und Beide der Geldmangel drückte, schlug der Fremd vor, nun solle gemeinsam einen Roman schreiben, in dem abwechselnd Jeder ein Capitel übernähme. Wirklich kam das Manuscript glücklich zu Stande, wurde an Gottfried Basse in Quedlinburg geschickt und erzielte ein hübsches Honorar und aufmunternde Einladung zu weiterem Schaffen.

Dieser Erfolg gab Temme den Muth, später, nachdem er als Gerichtsassessor mit 600 Thalern Gehalt gekündigt hatte, seine Einnahme durch eine Reihe von Erzählungen und Novellen zu vermehren. Da er als Beamter seinen Namen nicht nennen durfte, schrieb er unter den

* „Erinnerungen von J. D. H. Temme". Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. Leipzig, Ernst Keil, 1883.

Digitized by Google

Namen „Heinrich Stahl“ und später als „Verfasser der Neuen Deutschen Leidtilder“. Die Fortsetzung dieser Thätigkeit geschah im Zuchthause zu Münster. Seine Autorschaft ward ruchbar, und sofort ging die Polizei mit allen Mitteln zur Unterdrückung derselben vor: es wurde, in aller Stille, sogar den Leihbibliotheken bei den härtesten Strafen verboten, Romane von Temme zu halten oder auszugeben. Kein Buchhändler wollte und konnte noch etwas von ihm zum Drucke bringen.

„Endlich,“ erzählt er (S. 318), „land ich einen Verleger in dem Verlagsbuchhändler Hermann Schulze zu Leipzig, dem früheren wegen seiner Freisinnigkeit gemaßregelten Berliner Stadtrathe, und Ernst Keil forderte mich auf, ihm Erzählungen und Novellen für die ‚Gartenlaube‘ zu schreiben. Durch die ‚Gartenlaube‘ wurde ich weithin bekannt. Dem deutschen Volke wurde ich durch sie wieder näher gebracht. Wie die ‚Gartenlaube‘ mich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte, so wurden mir Einladungen von manchen anderen angeschrieben, selbst den am meisten verbreiteten Zeitschriften.“

Doch auch die Rehrseite sollte dieser glänzenden Medaille der Anerkennung nicht fehlen. Temme sollte die ganze Frechheit des Nachdrucks verspüren, durch den wenige Autoren so schwere Verluste zu erleiden hatten, wie gerade er, der plötzlich so viel und gern gelesene Romandichter. Er zählt seine lange Reihe von Kämpfen gegen den Nachdruck auf, die alle vergeblich waren bis auf einen, wobei ihm der Oberprocurator in Cleve zu seinem Rechte verhalf. Die Entschädigung, die ihm dieser von dem Nachdrucker erwirkte, ließ Temme der Wittwe eines Landwehrunterofficiers aus dem Büttgenheimischen zukommen, der bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen im Jahre 1864 gefallen war.

Um das Jahr 1866 gab er jeden Schritt gegen seine Nachdrucker auf und verschaffte sich auf diese einfache Weise Ruhe.

Ist auch das vorliegende Buch aus Theilen zusammengesetzt, die zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben worden sind, so nachdem diese oder jene Erinnerung besonders lebhaft in dem Verfasser auftauchte, so giebt das Ganze doch ein interessantes Bild des schicksal-, thaten und leidenreichen Lebens eines Mannes, der zu den würdigsten Repräsentanten der großen Kampfzeit gehört, ohne welche die Sehnsucht der Nation nach „Kaiser und Reich“ schwerlich sobald erfüllt worden wäre. Wie Jeder von jenen hervorragenden Repräsentanten der freiheitlichen Bewegung von 1848 verdient auch L. D. H. Temme die dankbare Theilnahme der Nation und ein Denkmal in unserer Literatur.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig.

Gerstäcker, Eine Gemsjagd in Tirol. . . . . . Brosch. 10 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 12 M. 50 ₰

Godin, Müller und Sohn. Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 M. — ₰

Gottschall, Rudolf von, Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus“. . . . Prachtband. 4 M. 50 ₰

Heimburg, Lumpenmüllers Lieschen. Roman. . . . . Eleg. brosch. 5 M. — ₰

——— **Kloster Wendhusen.** Roman. . . . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

——— **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Roman. **3. Auflage.** . . . . . Eleg. brosch. 5 M. — ₰

v. Hillern, Aus eigener Kraft. Roman. 3 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 M. — ₰

Horn, Georg, Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde. Eleg. brosch. 9 M. — ₰

Marlitt, Gold-Else. Volks-Ausgabe. **14. Auflage.** . . . . . Eleg. brosch. 3 M. — ₰

——— **Gold-Else.** Salon-Ausgabe. Illustrirt von P. Thumann. **2. Auflage.** Eleg. geb. mit Goldschnitt 10 M. 50 ₰

——— **Das Geheimniß der alten Mamsell.** Roman. **10. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 M. — ₰

——— **Reichsgräfin Gisela.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 M. — ₰

——— **Haideprinzeßchen.** Roman. **5. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 M. — ₰

——— **Die zweite Frau.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Im Hause des Commerzienrathes.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 M. — ₰

——— **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. **5. Auflage.** . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

——— **Im Schillingshof.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 M. — ₰

——— **Amtmanns Magd.** Roman. **2. Auflage.** . . . . . Eleg. brosch. 5 M. — ₰

v. Meyern, Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild. . . . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

Meyr, Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. . . . . Eleg. brosch. 2 M. 70 ₰

Michael, Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. . . . . . Eleg. brosch. 3 M. Eleg. geb. 4 M. — ₰

Rittershaus, Emil, Neue Gedichte. 4. Auflage. . . . . . Prachtband. 6 M. 50 ₰

Schefer, Leopold, Für Haus und Herz. Gedichte. . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 M. 70 ₰

Scherenberg, Ernst, Gedichte. 2. Auflage. . . . . . Prachtband. 5 M. 25 ₰

——— **Neue Gedichte. 2. Auflage.** . . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 60 ₰

Scherr, Johannes, Goethe's Jugend. . . . . . Eleg. geb. 4 M. 50 ₰

Schmid, Herman von, Gesammelte Schriften, in 69 Heften (à 30 ₰) . . . . . 20 M. 70 ₰

——— „ „ Neue Folge. Heft 70 u. folg. . . . . à 30 ₰

——— „ „ „ Band I (der ganzen Reihe 33. Band.) . . . . à 75 ₰

Steub, Altbairische Culturbilder. . . . . . Eleg. brosch. 3 M. — ₰

Stolle, Palmen des Friedens. Gedichte. **5. Auflage.** . . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 4 M. 50 ₰

——— **Deutsche Pickwickier.** Komischer Roman. **3. Auflage.** 3 Bände. . . . . Brosch. 3 M. — ₰

Temme, Erinnerungen. Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. . . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

Traeger, Albert, Gedichte. 14. Auflage. . . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 5 M. 25 ₰

v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 3 Bände. . . . . Brosch. 20 M. 50 ₰

Werber, Feuerferien. Erzählungen. . . . . Brosch. 5 M. — ₰

Werner, E., Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Held der Feder. — Hermann. **2. Auflage.** 2 Bde. Eleg. brosch. 6 M. — ₰

——— **Am Altar.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 M. — ₰

——— **Glück auf!** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Vineta.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. 50 ₰

——— **Gesprengte Fesseln.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 M. — ₰

——— **Um hohen Preis.** Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 M. — ₰

——— **Frühlingsboten.** Roman. . . . . Eleg. brosch. 4 M. 50 ₰

Ziel, Ernst, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. . . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 M. 25 ₰

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Zwanglose Blätter. Beilage zur Gartenlaube Nr. 49, 1882.

Hauswirthschaftliches.

Wir betreten heute das engabgegrenzte und doch so vielseitige Gebiet des menschlichen Schaffens, auf welchem die gute Hand unserer Frauen ordnend schaltet und waltet. Gegenüber dem großartigen und geräuschvollen Treiben, welches auf den anderen Fabriken uns entgegentönt, gegenüber den mit Millionen Capital arbeitenden Gesellschaften für öffentliche Culturzwecke, wie Gasbeleuchtungs- und Wasserswesen, und gegenüber den staatlichen Unternehmungen aller Art zur Förderung der Wolfswohlfahrt, bildet die Hauswirthschaft der Einzelnen mit ihrem nur nach wenigen Hunderten oder Tausenden von Mark zählenden Jahresbudget eine äußerst winzige Erscheinung auf dem weiten Plane der menschlichen Culturarbeit. Ein verschwindend kleiner Tropfen in dem breit dahinbrausenden Strome der Menschheit ist ja die um den häuslichen Herd versammelte Familie. Und doch, wie bedeutungsvoll ist ihr Wesenskreis für das große Ganze; werden nicht in ihrem Schooße die Kräfte erzeugt, welche die Blüthe und den Niedergang der Völker bewirken? Kein Wunder also, daß auch in entgegengesetzten Sinne jedes einzelne Haus an den Forschritten der Zeit mehr oder weniger theilnehmen muß, daß es im Kleinen denselben Umgestaltungsproceß unterworfen ist, den wir im Leben der Gesammtheit wahrnehmen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändert sich die Physiognomie der Hauswirthschaft, unmerklich fast, aber stetig dem großen Gesetze des Werdens und Vergehens folgend. Sie hielt das harte Eisen des fegreichen Einzugs in unser Haus, um den zerbrechlichen Thon zu verdrängen; so verstummte in der ländlichen Kammer das schnurrende Spinnrad, um durch die rassende Nähmaschine ersetzt zu werden; so flogen die Wagen des Forschritts allzeit hinein auch in das stille Reich der Hausfrau. Dahin ist die glückliche Zeit, da die Neuvermählte an Allem festhalten durfte, was sie im elterlichen Hause erlernt; die guten alten Hausgeräthe brechen entzwei, und vergebens gehen wir daran auf den Markt, um sie durch Gleiches zu ersetzen. Ueberall tritt uns Neues entgegen. Es glänzt und es schimmert wohl, wird es aber auch wirklich im Haushalte nützen? Die Anpreisungen der Händler klingen so berückend, aber jeder von ihnen schreit aus vollster Brust: „Ich führe die beste Waare!" — Da wird wohl unseren Frauen ein gewissenhafter Führer bei ihren Einkäufen, ein Rathgeber, der in schlichten Worten ihnen die Vorzüge der im Handel neu auftauchenden Artikel erklärt, nicht unwillkommen sein.

In diesem „Zwanglosen Blättern" wird er sich von Zeit zu Zeit verkörpern lassen und dabei stets im Auge behalten, daß es seine Pflicht ist, nicht das Interesse des Verkäufers, sondern das des kaufenden Publicums in erster Linie zu vertreten, nicht Reclame zu machen, sondern die Aufmerksamkeit der Leser und Leserinnen der „Gartenlaube" auf gute und nützliche Gegenstände zu lenken. In diesem Sinne beginnen wir heute unsere erste Wanderung durch die Verkaufsstätten der für den Haushalt bestimmten industriellen Erzeugnisse.

1. Ein empfehlenswerther Petroleumlampendrenner.

Wie stolz können wir auf die Handbeleuchtung unserer Tage sein! Nur vom Hörensagen kennen wir noch den rußenden Kienspan, mit dem unsere Vorfahren ihre Gemächer erleuchteten, und nur zu unterordneten Beleuchtungszwecken machen wir von den

Fig. 1.

sunzelnden Talg- und Wachslichtern Gebrauch. Viel besser als die früher so hoch gepriesenen Rüböllampen strahlt heute in unsern Zimmern das aus dem Schooß der Erde gewonnene Petroleum, und auf dem Horizonte unserer Hoffnungen und Wünsche taucht sogar schon die elektrische Hauslampe auf.

Wissen wir aber auch wirklich die großen Wohlthaten der neuesten Erfindungen zu würdigen? Verstehen wir alle Vortheile, die sie uns bieten, mit richtigem Verständniß auszunützen? Für die große Masse des Volkes müssen diese Fragen leider verneinend beantwortet werden. Wir wollen dem Publicum nicht etwa einen Mangel an Begeisterung für das neue elektrische Licht vorwerfen; thatsächlich braucht es sich bis jetzt um dasselbe nur noch wenig zu bekümmern und kann es der Fürsorge der Nachwämmer ruhig überlassen. Auch das Schauen die Meisten sich mehr um jenes Licht der Zukunft zu sorgen, als um die Petroleumlampe, an welcher sie doch jeden Abend arbeiten, nähen, lesen und schreiben.

Werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weise, in welcher das Publicum Lampen einkauft. Worauf wird da vor Allem geachtet? Ohne Zweifel prüft man in den allermeisten Fällen die äußere Form derselben und überlegt sich, ob ihre Größe und ihre künstlerische Ausführung den jeweiligen Anforderungen entsprechen. Dagegen wäre wohl nichts einzuwenden, wenn nicht dabei der wichtigste Theil der Lampe, der Brenner, unberücksichtigt bliebe. Der Brenner! Du liebe Zeit! Um den kümmert man sich erst, wenn die Lampe zu Hause schlecht brennt, und im Laden da sieht man höchstens nach, ob man einen Flach- oder einen Rundbrenner erhält. Ja, man weiß es wohl, aber ist in der Regel zu nachlässig daran beim Einkauf zu denken, daß der Brenner gerade den wichtigsten Theil der Lampe bildet. Von dem Brenner hängt es ab, ob die Lampe hell oder röthlich-dunkel brennt; von dem Brenner hängt es ab, ob die Lampe viel oder wenig Petroleum bei demselben Lichteffect verbraucht, und an dem Brenner liegt gerade oft genug die Schuld, daß die Lampe plötzlich explodirt und schweres Unheil über die Familie hereinbricht. Möchte doch dieser Brenner beim Publicum nach zu großeren Ehren gelangen! Nun, wir wollen versuchen, hierzu nach Kräften beizutragen, indem wir einen anerkannt vorzüglichen Petroleumbrenner dem weiten Leserkreise der „Gartenlaube" vorführen.

Die Firma Schuster und Baer in Berlin hat sich seit Jahren in anerkennenswerther Weise bemüht, gute Brenner für alle Sorten Petroleum in den Handel zu bringen, und ihr verdanken wir auch die seit längerer Zeit so allgemein bekannt gewordenen „Patent-Kosmos-Brenner". Neuerdings ist es den beiden strebsamen deutschen Industriellen gelungen, den genannten Brenner noch bedeutend zu verbessern und auf diese Weise selbst den schwierigsten Ansprüchen des Publicums zu genügen. „Patent-Reform-Kosmos-Rundbrenner" ist der volle Name dieser neuesten Erfindung, welche durch die anseitigen Abbildungen unseren Lesern veranschaulicht wird. Auf den ersten Blick unterscheidet sich dieser jüngste Brenner durch sein besonderes Merkmal von seinen älteren uns wohlbekannten Geschwistern. Bei genauerer Betrachtung finden wir jedoch an ihm folgende Eigenthümlichkeiten.

Zunächst sehen wir auf der Fig. 1, daß die Dochthülse (b) von einem metallenen Ring (t) umschlossen wird, welcher mit dem für die Cylindereinfassung bestimmten oberen Theile (a) des Brenneruntertheils fest verbunden ist. Dieser Brennermantel läßt sich bekanntlich behufs Reinigung des Brenners von eingefallenen Dochtschnuppen abschrauben, und alsdann folgt ihm auch der Ring (d), welcher mit ihm sozusagen ein Stück bildet. Bei dem gewöhnlichen Lampen tritt die atmosphärische Luft durch die Oeffnungen des Rohgitters (r) in das Innere des Brenners und strömt längs der Dochthülse (b) zur Flamme. Bei dem vorliegenden Brenner gelangt die Luft jedoch zunächst in die von den Wandungen des Mantels und des Ringes (d) gebildete Kammer und erst, nachdem sie hier erwärmt worden, ströme sie durch kleine (bei i angedeutete) Oeffnungen in den zwischen dem unteren Theil des Cylinders und der Dochthülle liegenden Raum und trifft hier die äußere Seite der Flamme.

Fig. 2.

Die Andringung dieses Ringes bildet schon eine bedeutende Verbesserung des Brenners; denn durch ihn erhält der Cylinderkrill einen festeren Halt, was bei den gewöhnlichen Brennern in der Regel nicht der Fall ist. In Folge dessen wird aber bei ihnen der Mantel oft eingedrückt oder verbogen, und der Cylinder geräth in eine schiefe Stellung, durch welche eine übel riechende, rußige oder röthliche Flamme hervorgerufen wird. Außerdem verhütet der Ring das Hereinfallen der Dochtschnuppen in das Innere des Brenners. Wir müssen aber, daß diese Dochtschnuppen sich in Petroleumlampen oft entzünden und hierdurch manchmal sogar eine Explosion derselben hervorgerufen wird.

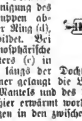


Fig. 3.

Fig. 4.

Die Zuführung einer vorgewärmten Luft zu der äußeren Seite der Flamme ist bekanntlich endlich die Bedingung für eine genügliche, daß nicht nur das Petroleum, sondern auch schwere Mineralöle wie Solaröl, Paraffinöl, Kerosin, Oelheimer Petroleum rc. zur Speisung verwendet werden können.

Zu diesem Zwecke wird noch bei dem „Patent-Reform-Kosmos-Brenner" durch einen besonderen Canal (Fig. 2) dem Inneren der Flamme Luft zugeführt. Dieser Canal ist in der Mitte des Brenners so angebracht, daß die für den Luftzutritt bestimmten Oeffnungen (e) unmittelbar über dem Rohgitter und der Dochthülse liegen, während die obere Oeffnung desselben (e'') in gleicher Linie mit der Dochthülse, also in der Mitte der Flamme, ausmündet.

Fig. 5.

Um schließlich ein etwaiges Rückschlagen der Flamme durch den Boden des Brenners in den Oeltheilbehälter zu verhüten, ist an dem unteren Theile des ersteren ein besonderer Verschluß angebracht worden. Er besteht aus zwei Metallplättchen, von denen das obere (Fig. 3) an den Rändern gezackt und das untere (Fig. 4) in der Mitte durchlöchert ist. Die aus den Petroleumdämpfen in dem Brenner sich bildenden Oeltropfen stürzen hier auf die obere Platte nieder, fallen die Zwischenräume der

Digitized by Google

gezackten Ränder und und stellen auf diese Weise einen luftdichten Verschluß zwischen dem Brenner und dem Oelbehälter her. Sammeln sich dagegen größere Oelmengen an, so fließen dieselben durch die Oeffnung der unteren Platte in den Oelbehälter zurück, wie dies auf der anseitigen Fig. 5, welche den Querschnitt eines solchen Capillarverschlusses darstellt, veranschaulicht wird.

Dank diesen sinnreichen Neuerungen zeichnet sich der „Patent-Reform-Kosmos-Brenner" durch folgende Vorzüge aus: durch fast absolute Explosionssicherheit, durch eine ruhige, ebenso helle Flamme, durch wesentliche Ersparniß an Brennmaterial, durch große Dauerhaftigkeit und durch Verhütung des Hineinfallens von Dochtschnuppen in das Innere des Brennmantels.

Wer mit seiner Lampe nicht zufrieden ist, dem möchten wir getrost rathen, mit dem neuen Brenner einen Versuch zu wagen. In den meisten Fällen wird er sein vielleicht theueres Lampenzugehör nicht in die Rumpelkammer zu werfen brauchen; er kaufe sich nur für wenig Geld einen Patent-Reform-Kosmos-Aufdrenner von passender Größe und schraube denselben einfach auf den alten Oelbehälter fest! Er wird dann an der hellen Flamme sicher seine Freude haben.

2. Eine neue Familien-Kaffee-Maschine.

Neben dem Bier zählt der Kaffee entschieden zu den beliebtesten Getränken des deutschen Volkes. Das Verweilt deutsche der Sprachgebrauch, welcher die „Bierbrüder" und die „Kaffeeschwestern" und zu gelänfigen Ausdrücken gemacht hat. Die Freude des Kaffeegenusses kann man dabei von Herzen jedem Gesunden gönnen und alle Versuche, möglichst gute Kaffeemaschinen herzustellen, mit Freuden begrüßen. Wir wissen zwar wohl, daß viele unserer Frauen geschworene Feindinnen aller Kaffeemaschinen sind, und geben es gern zu, daß manche von ihnen nicht ohne Grund ihre einfache, nur mit Topf und Sieb arbeitende Methode aller Maschinenarbeit vorziehen. Aber viele dieser Maschinenfeindinnen, welche in die Geheimnisse höherer Kaffeetechnik nur oberflächlich eingeweiht sind, thäten wahrlich besser, wenn sie zu Gunsten des Gaumens ihrer geliebten Herren sich zu der Bekenntniß der heutigen Devotion, zu der Maschine, bekehren lassen wollten. Beehrte Damen, wir hoben auch den „Bürschchen-Kaffee" gekostet.

Es steht nun einmal fest, daß die Maschine stets sicherer und gleichwerthiger arbeitet als die Menschenhand, und wenn sie sich in guten Zustande befindet, so beseht sie auch niemals den Fehler der Nachläßigkeit, denn wir leiden nur allzu oft — sicher nicht bei unseren Hausfrauen — daß bei Köchinnen und Dienstmädchen dagegen. Darum haben auch wohl so viele Kaffeemaschinen siegreich die Stürme der Zeit überstanden. In unseren Tagen erkennen sich die Wiener Kaffee-Maschinen einer großen Beliebtheit, und das Prinzip, auf welchem sie beruhen, ist in Allgemein bekannt, daß wir es nicht näher zu erklären brauchen. Aber alle diese Maschinen leiden an dem Uebelstande, daß sie nur für eine Art Feuerung, sei es Spiritus-, sei es Petroleum- oder Gasfeuerung, eingerichtet sind. Sie fanden daher auch kein schnelles Verbreiten, denn in den meisten Frauen schrecken wohl schon bei dem Gedanken zusammen, sie sollten ihren Kaffee täglich auf Spiritus kochen, und dieser Schreck ist wohl begründet; er hat eine kräftige ökonomische Stütze in der sparsamsten Ausnützung des einmal angenommen Brennstoffes.

Da dringt nun die Firma Weibezahl und Schneider in Dresden eine Kaffee-Maschine auf den Markt, die im Princip durchaus den Wiener Maschinen entspricht, aber für jede Art Feuerung verwendbar ist.

Sie besteht, wie die beigegebene Abbildung zeigt, aus drei einzelnen, zusammenlegbaren Theilen: dem Wasserbehälter (a), dem Einsatz mit den Sieben (b) und der Kaffeekanne (c). Zum Gebrauche nimmt man die Maschine aus einander, füllt den oberen Theil des Einsatzes mit gemahlenem Kaffee, verschüttet ihn wieder mit den Sieben ebenso, wie dies bei der Wiener Maschine der Fall ist, und füllt den Behälter (a) mit Wasser an. Jetzt legt man die Maschine wieder zusammen (der Mechanismus ist äußerst einfach) und stellt sie auf beliebiges Feuer. Die durch das Kochen des Wassers entstehende Dampfe treiben das siedende Wasser durch das in dem Einsatz (b) angebrachte Steigrohr in den Kaffeetrichter, und durch die oberen Siebe wallt das feinige aromatische Getränk in die Kaffeekanne (c) über. Die Güte desselben entspricht durchaus dem auf den Wiener Maschinen zubereiteten Kaffee, und wer die Vorzüge derselben zu würdigen weiß, der wird sich auch leicht mit der Maschine von Weibezahl und Schneider befreunden. Dadurch aber, daß die letztere leicht zu reinigen ist und auf jeder Art Feuerung gebraucht werden kann, ist sie wohl mehr als jeder derartigen, sich als Familien-Kaffee-Maschine Eingang in die bürgerliche Küche zu verschaffen. Der Preis ist verhältnißmäßig sehr billig und schwankt je nach der Größe der Maschine zwischen 5 bis 11,50 Mark.

3. Die Patent-Schieberwage.

Das ist kein guter Hausfreund, in welchem die Wage fehlt; denn nicht nur zum Zurichten der Speisen ist dieselbe nöthig, sondern sie muß auch zur Hand sein, wenn es gilt, eingegangene Waaren auf ihr richtiges Gewicht zu prüfen. Früher waren die Balken- und Tafelwagen im Hause gebräuchlich, jetzt aber sind sie zum großen Theil durch die sogenannten Federwagen, namentlich aber durch die Salteswage verdrängt worden. Die letzteren sind freilich sehr bequem; man braucht bei ihrer Verwendung keine Gewichte, die ja leicht verlegt werden; man setzt nur das zu wägende Stück auf den Wagenteller und liest die Zahl ab, auf welche der durch die niedergedrückte Feder bewegte Zeiger weist, und man hat nach Kilo und Gramm das Stück gewogen. Aber diese Wagen haben bei aller Bequemlichkeit ihre Fehler; denn sie sind oft ungenau, und die Feder nutzt sich bei ihnen mit der Zeit ab, da sie die Elasticität verliert.

Herr Michael Klärschheim in Gaggenau (Baden) hat uns eine in seinem Eisenwerk fabricirte Wage vor, welche gleichfalls eine Anwendung von Gewichten die Schwere

des auf sie gelegten Gegenstandes anzeigt, die aber keine Federn enthält und darum einer raschen Abnutzung nicht ausgesetzt ist. Ist die Wage einmal geeicht, so genügt das blohe Ein- und Ausschieben der mit Zifferscala versehenen Stange, um das Gewicht zu bestimmen. Freilich ist auch diese Wage nicht so genau, wie eine sein gearbeitete Balken- oder Tafelwage, aber ganz kleine, nicht einmal 3 Gramm betragende Fehler muß man schon bei allen derartigen Wagen mit in den Kauf nehmen. Der Preis dieser Patent-Schieberwage, welche das Abwiegen von Gewichten bis zu 5 Kilo ermöglicht, beträgt je nach der Eingung der Ausführung 12,50 bis 24 Mark. Dieselbe ist durch die meisten Kurzwaarenhandlungen zu beziehen.

4. Ein unverbrennbarer Lampenzünder.

Unsere Dienstmädchen und Köchinnen haben die gar schlechte Gewohnheit, mit Petroleum Feuer anzuzünden. Man kann sie davon nicht abbringen, wiewohl diese Unsitte schon öfters schwere Verbrennungen verursacht hat. Noch das Schreien und Erwahren hilft in der Regel wenig; wirksamer ist es, durch Beschaffung eines guten Anzündematerials den Leuten die Versuchung, Petroleum in den Ofen zu gießen, ein für allemal fern zu halten. Das Kienholz steht bekanntlich unter allen zu diesem Zwecke dienenden Mitteln obenan, und nur der Kostenpunkt hat uns veranlaßt, dasselbe durch die billige, aber oft universellste Maculatur zu ersetzen. Nun bringt die Firma H. Heupel in Gohswig-Dresden bei Leipzig ein kleines Werkzeug in den Handel, welches das Kienholz im Handsalze ganz und gar entbehrlich macht. Wie die nebenstehende Abbildung zeigt, besteht der neue Feueranzünder aus einem eisernen Stäbchen, an dessen Spitze ein Stück Asbest durch Drahtweg befestigt ist, und einer metallenen Hülse. Man giebt einige Tropfen Petroleum in die letztere und steckt in dieselbe den Anzünder hinein. Der Asbest saugt in Folge seiner Porosität das Petroleum an, und das kleine Werkzeug kann nunmehr als Anzünder verwendet werden. Man bringt dieselben Anzünder an einem Streichhölzchen an und steckt ihn mitten unter das Holz in den Ofen. Die Flamme brennt alsdann etwa zwei bis drei Minuten und zündet selbst ein bereits etwas feuchtes Holz an. Daß der Asbest unverbrennbar ist, das weiß wohl Jedermann. Darum leistet auch der Heupel'sche Anzünder Jahre lang den gewünschten Dienst, während die Kosten für Petroleum bei seinem Gebrauch gleich Null sind. Der Preis dieses einfachen, aber nützlichen und sehr bequemen Werkzeuges beträgt 60 Pfennig.

5. Die nickelplatirten Koch- und Servirgeschirre.

Die Firma Paul Heussi in Leipzig hat es sich zur Aufgabe gemacht, die in Zug fabricirten nickelplatirten Koch- und Servirgeschirre in Deutschland einzuführen. Die uns vorgelegten Casserollen, Pfannen, Kaffee- und Milchkannen, Tassen rc. sind aus Stahlblech gearbeitet und mit Nickelmetall überzogen. Sie zeichnen sich durch elegante Arbeit und einen schönen silberartigen Glanz aus. Die genannte Firma versichert uns, daß diese Geräthe weder dem Kost, noch dem Grünspan ausgesetzt sind, daß sie allen Säuren, welche überhaupt in der Küche vorkommen, widerstehen, vom Herdfeuer sowie von heißen Herdplatten nicht angegriffen werden und ihren Glanz niemals" verlieren. Nach unserm, freilich erst vor nicht langer Zeit angestellten Versuchen entsprechen diese Angaben im Großen und Ganzen der Wahrheit, und wir bemerken noch, daß die Geräthe nicht besonders geputzt zu werden brauchen, sondern nach der Benutzung, wie jedes andere Geschirr, einfach abzuwaschen sind. Die Preise der nickelplatirten Waaren sind natürlich bedeutend höher, als diejenigen der gewöhnlichen Eisen- und Blechgeschirre. Jedenfalls möchten wir unsern Lesern rathen, mit dieser Neuheit in ihrer Haushwirtschaft Versuche, und zwar zunächst im Kleinen, anzustellen.

Briefkasten.

Frl. Elsie Kopp in **Harburg a. d. Elbe.** Die Idee, getrocknete Blumen, welche auch nach dem Verlassen der Presse ihre natürliche Farbe beibehalten, zur Herstellung von Lampenschirmen zu verwenden, ist zwar nicht neu, aber sie verdient mehr und mehr beachtet zu werden. Ihre Lampenschirme zeichnen sich sowohl durch die Wahl der Farben wie durch die künstlerische Zusammenstellung der einzelnen Bouquets sehr vortheilhaft aus, und wir finden auch den Preis von 3 Mk. für ein Stück nicht zu hoch. Nur auf Eins möchten wir Sie aufmerksam machen: die äußere Ausstattung dieser Lampenschirme muß eine vollendete werden, wenn Sie dieselben zu einem gangbaren Handelsartikel erheben wollen.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Banne der Musen.

Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

„Am andern Tage war es, als sei niemalen so Sonderbares geschehen. Conradus küßte demüthig den Eltern die Hand, da er zum Morgenimbiß kam; er war ruhig, ob er gleich blaß aussah, und bläuliche Ringel lagen um seine Augen. Still ging der Tag herum, so der letzte war in dieser Vacanz, und früh am andern Morgen mit dem ersten Hahnenschrei wanderten die Brüder noch einmal selbander zur Schulen nach Halberstadt — das letzte Mal; denn zu kommendem October wollte Conradus die Hochschule zu Helmstädt beziehen, Walther aber sollte als Lehrling in unseres durchlauchtigsten Herrn Oberförsterei hieselbsten eintreten. Und so schieden sie, Walther voller Lachen, Conradus ernst und schweigend wie immer.

Weiß nicht wie es kam, daß meines ältesten Bruders Bild mir seit obgemeldeter Nacht nicht mehr aus der Seele wich; immer stund sein blaß Gesicht vor meinen Augen, und wie er so bitterlich geweinet. Zuweilen drängte es mich, die Mutter zu fragen, was für ein Herzeleid ihn damals gedrücket, aber ich schwieg aus Scheu; denn für naseweis Fragen hat sie nimmer gut Bescheid gehabt, und was ich wissen sollt', erzählte sie mir wohl freiwillig.

Und so vergingen zwo Jahre, ohne daß Sonderliches passirte. Unterweilen kam Conradus anmarschiret, und immer dünkte er mich blasser und stiller denn sonsten und dennoch manyhafter und stattlicher jedesmal. Ich konnt' mich nimmer satt an ihm sehen, und wenn er vor dem Vater stund und ihm berichtete von den neuesten Streitfragen, so die hochgelehrten Herren zu Helmstädt mit einander disputiereten, mit leiser Stimme redend, kalt und schier gleichgültig, dann erbarmte er mich, und ich wußt dennoch nicht, warum? Dem Vater aber gefiel sein still Wesen und sein ruhig Gebahren.

‚Es wird ihm würdig anstehen, so er also auf die Kanzel tritt,' hörete ich ihn sagen zu meiner Mutter. Base Wieschen aber bemerckte, als der Vater gegangen:

‚Dem fährt's wie Eis,
Wo es kocht feddehig.'

Am fünften Mai solgenden Jahres — den Tag zuvor hatten siebenzehn Kerzlein auf meinem Geburtstagswed gebrennet — geschah das Unglück, daß meinen Vater ein böser Zufall traf, der ihm für kurze Zeit die Sprache raubte und seine linke Seite also lähmete, daß er nicht gehen konnt noch die Arme bewegen. Es war groß Trauern in unserem Hause; Walther kam nicht herbei, und wir saßen an der Bettstatt und weineten; denn wir dachten nicht anders, als er müsse von hinnen, der gute Vater. Base Wieschen aber hatte ihre Fläschlein und Büchslein mit kräftigen Kräuteressenzen und flüchtigem Salzgeist gar hurtig bei der Hand, und als der fürstliche Herr Leibmedicus in das Krankengemach trat, hatte der Vater die Augen allbereits wieder aufgeschlagen, und sie suchten meine Mutter und dann das Bild des Gekreuzigten, so ihm zur Seiten hing.

Der Herr Medicus aber getröstete uns und sagte, ein Aderlaß würd' ihm bald Linderung schaffen. Wir entfernelen uns, und als nach einer Weile Doctor Grundmannus in die Wohnstube kam, sprach er zu meiner Mutter also:

‚Hofpredigerin, sterben wird er nicht, aber das Amt kann er nimmer verwalten; denn er wird gelähmet bleiben sein Lebtag.'

Solches machte uns große Betrübniß; denn der Vater war annoch jung und kräftig, kaum sechsundfünfzig Jahre alt, und hätte gern noch der Kirche gedienet.

Nachmittags aber schon kam ein Handschreiben Serenissimi, des Inhaltes, daß ihm ein Stellvertreter sollte gehalten werden, bis Conradus ausstudiret habe, damit er sich nicht ängstige um seine Gemeinde. Und Prinzeß Liselotte schickte täglich Hochderselben Läufer, fragen zu lassen nach des Vater Ergehen, und auf dem Tischlein am Bette stunden ohn' Unterlaß die leckersten Dinge von der fürstlichen Tafel. Nicht viel Tage später war es, daß Conradus an mich schrieb, ich solle mich vernehmen lassen über des Vaters Krankheit. Es war das erste Briefsein, so ich von ihm erhielt, und ich las es ungezählte Male, und ob es mir schier unverständlich, hätt ich doch weinen können.

‚Es jammert mich um den Vater,' hieß es darinnen, ‚denn es muß schwer sein mit gelähmten Gliedmaßen darnieder zu liegen, da man doch hinaus möchte in die frische Maienluft, wiewohl es nicht härter sein mag, als wenn die Seele festgehalten wird, die sich doch frei aufzuschwingen begehret, der drückenden Fesseln ledig, so ihr — —. Doch das wirst Du nimmer verstehen, herzliebes Schwesterlein, und es ist besser, diese Sehnsucht bleibet Die fremde.'

Es war Abend, als ich solches las in meinem Kämmerlein, das auf den Garten siehet: floß am offnen Fenster und es berührete mich seltsam, also daß ich den Kopf in die Hand stützte und hinaus starrete in die flüsternden Lindenzweige, durch die das Abendroth verglühete.

Was machte ihm sein Herze schwer, da es doch jung war und fröhlich sein durfte? Warum hatte er dazumalen gebeten, Anderes erwählen zu dürfen, denn Gottes Wort zu verkündigen? Ist's nicht ein hoch und heilig Amt, und ist's nicht friedlich und schön in unserer Heimath, in dem festen Hause und dem stillen

Digitized by Google

Gärtlein dahinter? Hatten wir ihn nicht Alle gar so lieb, und bracht's ihm nicht Ehr' und Ansehen, da man ihn, so jung noch, gekürt zu des Vaters Amt? Was mag es sein? Was mag es sein? wiederholete ich die Frage laut, just als Base Wieschen schier geräuschlos über die Schwelle trat.

Das alte Weibsein setzete sich in den hochlehnigen Stuhl, den ich verlassen, ich aber schwang mich auf die breite Fensterbank und schlug die Arme in einander. Sie gab sich ein Ansehen, als habe sie meine Frage nicht gehöret, und ich sagte auch nichts mehr.

‚Du bist nun siebenzehn Jahr alt,' begann sie nach langem Schweigen, ‚alt genung, um das Ding zu wissen; haben Andere doch schon Mann und Kind in Deinem Alter. Aber versprechen mußt Du mir, es Niemanden nicht zu verrathen, noch zu thun als wisse Du, was ich Dir ihr erzählen will; sonsten kann sich gar Schlimmes ereignen. Wilst Du das geloben, so sag zwomal „Wahrhaftiglich!" und reich mir die Hand zum Verspruch!"

‚Wahrhaftiglich!' sagte ich zwomal.

‚Höreſt Du, da singt eine Nachtigall,' wisperte die Alte, ‚wie das süße schallt! Zu meiner Jugend, ei, da klang's süßer noch und schöner — kennſt Du das Lied von der Nachtigall — sag' an! — kennſt Du's? .

Es stund eine Lind' in der Maienacht.
Die Luft war weich und leide;
Die Beiden haben geküßt und gelacht;
Die Nachtigall sang von Liebe.

Sie haben sich ewiger Treu' geweiht;
Sie sprachen von bangem Sehnen,
Doch trug ein falsches Herz die Maid —
Die Nachtigall sang von Thränen.

O Minne falsch, o Minne traut;
Sie toseten unter der Linde.
Die Nachtigall sang bang und laut
Ein Lied von Schuld und Sünde.

Er ist nicht Dein Bruder, Kind,' raunete sie und bog sich vor. ‚Ei, was thuſt Du so erschrockt? Bist noch niemalen darauf gekommen?'

Und dann faßte sie meine Hände; denn ich war von der Fensterbank gegliten und stund bebend vor ihr, und schier mit Gewalt drückete sie mich auf das Bänklein zu ihren Füßen.

‚Brauchst Dich nimmer zu entsetzen; der Conradus ist ein ehrlicher Gesell, was kann er davor, daß seine Mutter ein ehrvergessen untreu Weib war? Ist ein lang Capitel, das sich melden ließe über Geschichten, so anfangen mit Jugend und Schönheit, mit Rosen und Nachtigallen und aufhören mit viel Reue und groß Herzeleid. — Dem Conradus sein Vater ist lange todt — Gott hab ihn selig! — seine Mutter aber, lieb Mägdelein, seine Mutter, die lebet in Glanz und Pracht und allen Ehren; lachen thut sie annoch immer so fröhlich, wie dazumalen, und schön ist sie blieben bis auf diesen Tag; nur mannigmal wird ihr's wohl um's Herze zucken, wenn sie sein jung blaß Antlitz gesehauet hat. — Darum ist er so traurig, der Conradus; es kreiſet Blut in seinen Adern, rascher denn Euer; es empöret sich gegen das Joch, darein er gezwungen, gegen das lange Loos, das seiner wartet. Er möchte hinaus in das bunte, frische Leben, und die, so ihn geboren, sie leidet das nimmer; er soll Deines Vaters Nachfolger werden; er soll seine Augen nicht dahinauf wenden, allwo seine Mutter stehet. — Da hast Du nun seinen Kummer. Gott geb', daß es eine gute Endschaft nehme! Ein Blumenstod in zu enger Scherben zeriprenget den Topf, verwelket und gehet ein; ist ein gefährlich Spiel, so man treibet mit dem armen Burschen.'

‚Um Gott, Base,' drängete ich, ‚wer ist seine Mutter — wer?'

Das Blut saß mir heiß im Kopfe, und das Herz klopfte mir schier ungeſtüm.

‚Red' leise!' flüsterte die Alte. ‚Bist Du unvernünftig, Christiane? Hab' gemeinet, Du seiſt ein verständig Mägdlein. Wer sie ist?' Daß ich es sagen dürft' — aber Dein Vater thät mich steinigen und aus dem Hause weiſen, käm' ihr Name über meine Lippen. Wart' — will Dir etwas zeigen: errathest's vielleicht.'

Und sie erhob sich eiſsertig und ging an das Ende des Gemaches; dort stund aber eine Truhe, wunderlich bemalet mit rothen Tulipanen und Rosen. Die schloß sie auf und hockte davor nieder, und im letzten purpurnen Abendschein nahm sie ein Bündelchen heraus, und als sie es auſnüpfete, waren kleine Sächlein darinnen, wunderfein und spitzendustig, aber arg vergilbt. Die Base aber stedte mir ein Tuch in die Hand, so mit Brabanter Spitzen umſäumet und zierlich ausgenähet war: in der Ecken stund ein Wappen mit goldenen Fäden gestickel, und da ich es näher beſah, erkennete ich den springenden Hirsch, so das Wappenthier unseres fürstlichen Hauſes.

‚Darinnen lag er den Tag, da man ihn Deinen Eltern gebracht. Ein gar feines Windelchen — nicht wahr? Sie mochten's ihm in der Eile umgethan haben. Hab das Ding wohl aufgehoben, und nimmer ohne Absicht — kannſt es glauben, Christel; zeig's ihm auch noch einmal, später, später — dann, wenn er hinaus ist über seine heiße Jugendsehnsucht, wenn's ihm einsten nutzen kann. Aber sag's Deinem Vater nimmer nicht, Kind — beileibe nicht!'

Ich hielt noch immer das feine Sacktuch in der Hand und starrete auf das goldgestickte Wappen, und allgemach entwirreten sich die sonderbar verschnörkelten Buchstaben, so darunter standen, vor meinen Augen. L. C. ‚Louiſe Charlotte', ging es mir erschreckend hell durch den Kopf, und ‚Liſelotte!' schrie ich auf, daß es gar gellend durch die Kammer hallete.

Die alte Frau aber riß mir das Tüchlein aus den Händen und warf es hastiglich in die Truhe.

‚Hast Du Tollkraut getrunken?' flüsterte sie; ‚soll die Mutter kommen oder der Vater fragen, was Du also zu schreien habeſt? Geh her, seh Dich an's Fenſter!'

Und sie zog mich empor und drückete mich kräftiglich in den Lehnſtuhl und nahm ihr duftig Riechfläschlein aus der Tasche und ließ mich den flüchtigen Geiſt einathmen; denn ich vermocht des Bebens schier nicht Herr zu werden.

‚Ei, wer wird gar so zimperlich thun!' schalt sie. ‚Aendert's was an der Sach', daß seine Mutter ein fürnehm Weib? Es bleibet beim Alten, und ist er Dir kein Bruder anmehro, kann er Dir halt was Anderes werden, so noch lieber und schöner ist. War schon längſt mein Plänlein, das ich geheget. Du bist ein fein hübsch Dirnlein worden, Christel; Deine Zöpfe leuchten prächtiglich wie Gold, und eine Haut hast Du wie Kirschenblühst, und verſtändig und ernst bist Du auch. Hab Acht, Lammelein! Und wann es kommt, dann denk' an mich, wann ich etwa nicht mehr leben ſollt — weißt Du, Christel, auf Eurem Hochzeitstag!'

Und sie streichelte mich gar zärtlich und wollt' mir zureden, und ich that ruhig, damit sie gehen ſollt'. Und sie ging nach einem Weilchen. Dann schob ich den Riegel für und verbarg mein glühend Gesicht in die Kiſſen des Lehnſessels und weinete, wie wohl kaum je in meinem Leben, daß mir schier der Athem stockte. Stunden waren vergangen; als ich aber den Kopf wieder hob, da war es Nacht worden, dunkle, warme Maiennacht: schwül wehete sie in's Fenſterlein, und die Nachtigall, die sang lauter noch in der Linde. Das klang mir viel anders denn zuvor — viel anders! Und nun auf einmal kunnt' ich Conradus verſtehen, mich selbſten aber verstund ich nicht mehr.

Es war ein Trämmen über mich kommen, das mich lähmete in meinem ſonst frischen Thun und mir manch hart Scheltwort eintrug von der Mutter. Sie fragte auch den medicum: der ſprach, ich sei zu einſam unter viel älteren Leuten: ich ſolle mir halt eine Gespielin ſuchen und lachen und derb fröhlich ſein, wie es meiner Jugend wohl geziemete. Mochte aber von keiner nicht wiſſen und saß am liebſten ganz allein unter der Linde im Garten, und hörete die Nachtigall ſingen und dacht' an Prinzeß Liſelotte und dacht' an Conradus und dacht' an alle Dinge und doch schier an nichts. Und als die Nachtigall dann verſtummet war und auf ihrem Neſtlein saß in dem Gesträpp der Hollunderbüſche, da dacht ich immer noch an ihr ſüß Singen und an das Lied, das Lied von Schuld und Sünde.

Im Julimond, da kam eines Morgens ein arm Weib in das Haus und bracht ein Briefleln; das war aber von meines Vaters einzig Geſchwiſter, die in Harzgerode an einen Förſter verheirathet gewesen. Sie schrieb, es gehe mit ihr zum Sterben, und heiſchte von dem Bruder, daß er ſich ihres einzigen Töchterleins ſolle erbarmen. Die Frau, ſo die Kunde brachte, meldete aber auch ſchon den Tod von meines Vaters Schweſter und daß das Mägdlein verzweifelt über der Verſtorbenen liege und Niemand da ſei, ſie zu getröſten. Da wurden die Pferde flugs angeſpannt,

Digitized by Google

und nun setzte sich Base Wieschen rasch in das Wäglein und fuhr hinauf nach Harzgerode; denn der Vater lag noch immer auf seinem Schmerzenslager und die Mutter begehrte ihn nicht zu verlassen.

Ich aber mußt' oben in dem Zimmer ein Bette herrichten, und die Mutter befahl, da es ein großes Gemach und ein Alkoven daneben, ich sollte mit der jungen Muhme dorten wohnen. Weigerte mich aber, mein Kämmerlein zu lassen, vor dessen Fenster die Linden rauschten, und wollt' nicht die Aussicht haben nach dem Schloß — nie und nimmermehr! Und weil ich darum zu weinen begunnete, that die Mutter nach meinem Willen, und Base Wieschens Bettstatt ward nunmehro mit in das große Gemach getragen; das war mir gerade recht.

Gegen Abend selbigen Tages aber ging ich in den Garten mit meinem Nähgeräth und setzete mich in die Buchenlaube. Niemand war dorten denn ein harthörig Weib; das gätete Unkraut in den jungen Mohnrüben und Zwiebeln weit dort hinten; ich legte meine Nähterei in den Schooß und vergaß über vielem schweren Sinnen gar die schwarze Florhaube zu fertigen, so meine Mutter auf dem morgenden Kirchgange tragen wollt, zu Ehren der verblichenen Schwägerin.

Es war ein warmer Tag gewesen; die Mücken tanzeten vor der Laube und am Himmel stund schon blaß der halbe Mond. Vom Wald her aber ging ein frischer Hauch von harzigen Tannen, und jenseits der Hecke sang eine Frauenstimme ein altes Liedlein in eintöniger Melodei.

Die Dämmerung stieg leise hernieder, und endlich ward es ganz still umher. Da hörete ich deutlich durch das Schweigen des Abends meinen Namen ‚Christel! Christel!' nicht gar laut, aber auch nicht gar leise, gleich wie von Conradus' Stimme, daß ich jach emporschreckte und meinte, es narre mich ein Spuk. Ein Schauer fuhr mir durch die Glieder, als melde sich ein Unglück an. Ich horchte ängstlich auf mit allen Sinnen, und da kam es noch einmal an mein Ohr: ‚Christel, Christel, Schwesterlein, mach' die Pforten auf!' Ich eilte aus der Laube, und da stand er leibhaftig vor dem Thürlein, so nach der Landstraße hinaus führet, und sein Gesicht sah so weiß aus, gleich wie das eines Todten.

‚Ich kann nicht hinüberspringen, wie sonsten,' sprach er, und nun gewahrte ich erst das weiße Tuch, so um seine Stirn geschlungen, und ich hakete eilig die Pforte auf und zog ihn entsetzt in den Garten herein:

‚Conrade, was hast Du gethan? Wo kommst Du her?'

Er aber war so schwach, daß er kaum zu stehen vermochte und sich gar fest auf mich stützete, als ich ihn in die Laube führete. Da er sich nun ein Weilchen erholet, verlangte er Wein, aber ich solle im Hause nimmer sagen, daß er hier sei, bis er mir sein heimlich Alles werde erzählet haben. Kam auch ungesehen mit dem Becher wieder zu ihm, und da er nun getrunken — ach, da ward er glühend heiß im Antlitze, und es schüttelte ihn wie im Fieber, daß ich bat:

‚Conrade, komm' und lege Dich nieder! Du bist krank.'

Er sei in einem Zweikampfe verwundet, berichtete er stockend, und als könne er sich schier nicht besinnen, legte er zu öftern die Hand an die Stirn, und Schwindel, die habe er auch gehabt, und krank fühle er sich, so krank, als müsse er gar sterben. Aber der Vater, der Vater solle es nimmer erfahren; darum wolle er hier geduldiglich warten, bis es ganz finster sei. Da setzte ich mich zu ihm in großer Herzensangst, und legte meine Hände auf seine Stirn; die glühte wie grimmig Feuer, und sein Haupt sank schwer auf meine Schulter. Und so saßen wir, bis hier und da schon ein Sternlein ausblitzete und der Mutter Stimme mahnend durch den stillen Garten scholl:

‚Christiane, was träumest Du schon wieder?'

‚Komm!' sagte ich zu ihm, und leise sich wand erhob er sich und wankte dem Hause zu. Kamen auch unbemerkt die Stiegen hinauf, und weil kein Lager für ihn bereitet, führete ich ihn in mein eigen Kämmerlein, und dorten sank er auf das Bette, und seine Glieder flogen wie im heftigen Frofte. Dann kündete ich elends der Mutter, daß er kommen sei; die ward blaß bis in die Lippen und gebot, ich solle beim Vater bleiben. Und sie hastete hinauf, und dieweil ich unten am Krankenbette saß und mit dem Vater redete, waren meine Gedanken oben bei Conradus, meinem herzlieben Bruder, den ich mir dennoch nicht mehr als Bruder zu denken vermochte.

Dann aber hörte ich leise die Hausthür klinken, und als ich spähend an das Fenster trat, sah ich unsere Jungemagd; die lief eilends über den Platz nach der Wohnung des fürstlichen Arztes, und balde kam sie mit ihm zurück in unser Haus. Mein Vater aber fragte ängstlich, was das für ein Gelaufe sei am Samstag Abend, und ob sich das für ein geistlich Haus gejeme? Ich solle allsogleich nachsehen, was es bedeute?

Ich ging flugs hinaus und kam athemlos zur Treppe hinauf. Da hörte ich, wie der Medicus sprach:

‚Oberpredigerin, es stehet schlimm mit ihm, aber saget Eurem Manne nimmer Etwas! Er muß behütet sein vor jeglicher Irritation.'

Meine Mutter begunnte zu jammern: die Base sei nicht daheim: wer ihn nur pflegen solle; sie könne doch anipt nicht fort von dem Vater?

Da trat ich leise hinzu: ich würde es thun, sagte ich, und ging stracks in die Kammer und setzte mich allda an sein Bett. Er lag mit schier fieberglühenden Wangen; die blauen Augen leuchteten in ihrem Glanze, und sein viel lieber Mund redete immerfort. Bald haderte er mit Einem und schalt ihn arg; dann wieder schrie er jach auf:

‚Meine Mutter, Mutter! Ich will sie nicht; laßt mir meine alte Mutter! Es ist ja nimmer wahr, daß dem so ist.' Und gleich darauf hub er zu singen an:

> ‚In Helmstädt heim Bieren,
> Da thät ich studiren!
> Bibe, bibe, bibe, bibe,
> Tu quis satis, bibe, bibe,
> Tum Lyceus imperat!
> Jo! Jo!'

Entsetzt starrte ich auf ihn hernieder.

‚Conrade,' flüsterte ich, ‚herzlieber Bruder!'

Da ward er stille einen Augenblick.

‚Christel, Christel, mein blondes Schwesterlein, hübsch bist Du geworden und fein — Ach, wenn Du wüßtest, wie es mir ergangen, wie sie mich gehöhnet und mir wehe gethan, die Menschen da draußen! Was kann ich davor, daß meine Mutter —' Er lachte bitter auf. ‚Aber sieht Du, Bube, es ist Dir schlimm bekommen, schlimmer denn mir. — Eins, zwei, drei — los!' Und wild saß er auf im Bette, ach, nur sein schmerzend Haupt machte, daß er oftmalen stöhnend wieder zurücksank.

Was Menschenhülfe nur vermochte, geschah nunmehr; der Medicus kehrte noch zuguterletzt wieder in selbiger Nacht und wies mich an, wie ich die kühlenden Tücher auf sein Haupt zu legen hätt', wie den säuerlichen Trank zu reichen, und gegen Morgen ward er mählich stiller und sank schlummer. Da sank auch mein armer Kopf gegen des Siehes Lehne, und ich schlief ein, schreckte aber empor im ersten Morgengrauen: denn es war todtenhaft Schweigen im Gemach, also daß ich kaum den Athem des Kranken hörte; wie ich mich aber über ihn beugte, da stöhnete er leise, als läg' er in großen Schmerzen.

‚Conrade,' forschte ich, ‚Du leidest schwer?'

‚Es brennet,' klagte er, ‚es brennet mir im Kopf gleichwie höllisch Feuer — aber ungleich schlimmer im Herzen.'

Und da er die Augen hob, sahe ich, daß er bei Besinnung, und stiete nieder an der Bettstatt.

‚Conrade, viel lieber Bruder,' bat ich, ‚was macht Dir das Herz all so schwer?'

Und er schlang den Arm inniglich um meinen Nacken und zog mein Antlitz gegen seines.

‚Christiane,' flüsterte er, ‚wir haben uns immer herzlich geliebet: hilf mir itzt, daß ich nicht untergehe: hilf mir, daß ich nicht verkomme in meines Herzens Undankbarkeit und Unrast! Bleib bei mir, Christel! Du bist gut und fromm, und ich weiß nimmer, wie es werden soll mit mir.'

‚Gut wird es werden, Conrade, gut!' getröstete ich, ‚Du wirst gesunden, und wirst hinfüro hier bei uns wohnen in Frieden und Liebe, wie in alter glückseliger Zeit, da wir Kinder waren. — Verzage nicht, Conrade, gedenke aber des Sprüchleins, so über unseres Hauses Pforten stehet, das Du mir einst selbsten verdeutschet: „Du Herr bist mein Heil, was können die Menschen mir thun?"'

‚Meinst Du?' höhnete er.

‚Conrade!' rief ich, ‚Gott vergeb' Dir Dein sündig Sprechen!'

Digitized by Google

Er zog den Arm zurück, und bog das Haupt von mir hinweg, also daß er an die Wand schaute:

‚Ich merke wohl, Niemand vermag's zu begreifen, auch Du nicht — wie solltest Du auch?‘ sagte er bitter. Und er antwortete ferner nicht, soviel ich ihn bat, und weigerte Speis und Trank, aber sein Athem ging schneller, und als es Abend ward, da lohete er schon wieder in heißen Fieberreden. Der Arzt aber verkündete, er werde noch heftiger rasen in deliriis, auch gäbe er wenig Hoffnung, so das Fieber nicht baldе anstehe.

Da war groß Leid in unserem Hause, und Base Wieschen, die bei Dunkelwerden mit der jungen Muhme zurückgekehret, rang die Hände ketiglich in einander und jammerte, er werde sterben; denn das Leichhuhn habe so schaurig gerufen, da sie durch den Schloßgarten gefahren. Und nun meinte sie, der Vater aber müsse es wissen; sie sagte ihm alles und berichtete dann, er liege ganz still und spreche kein Wort. Mir war dumpf und trauervoll zu Sinne, aber dessen ungeachtet war eine stumme Herzbefriedigung über mich gekommen, und da man mich fort schicken wollt' von seinem Lager, auf daß mich ruhen möchte, da weigerte ich mich heftiglich — es war mir, als gehöre ich zu ihm in alle Ewigkeit und dürfe niemalen von ihm lassen.

Die Krankheit nahm stetig zu; die Base saß mit treuer Sorgniß an dem Siechbette, und mein Herz dacht' an Prinzeß Liselotte, und dacht', ob sie nicht ein Bangen spüren möge um diesen, der so hart litt. Dort oben aber war Niemand daheim, der hierher denken mocht; nur vom Thurm flatterte das roth-weiße Banner, ein stumm Jubelzeichen; denn Serenissimus hatt' endlich dem Drängen des Landes nachgegeben und eine Braut erwählet, und Prinzeß Liselotte hatt' ihn begleitet auf seiner Brautfahrt, und viel prächtige Festlichkeiten und Kurzweil hielten die Herrschaften am Hofe der zukünftigen Gemahlin zurücke, hochweyche eines französischen Herzogs Tochter war und gar nahe verwandt mit dem Königshause.

Und in dem finstern Krankenstüblein, da lag Einer, der doch — ich wagete nicht, es auszudenken und warf nur einen scheuen Blick auf das fieberglühende Antlitz in den Kissen. Und eben fuhr er wiederum empor: schier aufrecht saß er und streckte die Hand aus, als stünde dorten Jemand an dem Fußende seines Lagers, und mit lauter Stimme, sodaß es mir gleich wie Funken in die Seele flog, rief er:

‚Ich schwöre es Dir bei meiner Wunde Brennen, bei Allem so mir auf Erden heilig, bei meiner Mutter Ehre — —‘

Dann verzerrte sich sein begeistert Antlitz, und mit schneidender Stimme schrie er:

‚Ich habe keine Mutter. Was begehrest Du? Fort! Ich will mich rächen. O, mein vergiftet Dasein! Wär ich todt!‘

Ich faßte nach seiner Hand, Base Wieschen aber starrete entsetzt auf den nun erschöpft Daliegenden.

‚Der Väter Sünden —‘ raunte sie und trockete ihm die feuchte Stirn und horchte auf sein hastig Flüstern, das sich wieder steigerte zum wahnwitzigen Schreien, also daß es grauenhaft durch das stille Gemach scholl. Die Base öffnete ein Fenster, auf daß die kühle Luft beruhigend in den schwülen Raum bringe; der letzte Abendschein brach vergoldend herein und mit ihm zog eine Frauenstimme durch das Fensterlein, lief und stark und voll süßen Wohllautes, daß ich schier verwundert aufhorchte.

Da sagte die Base, das sei des Vaters junges Schwesterkind; das trage wohl wenig Herzeleid um die todte Mutter. Und sie bog sich fürchtiglich zum Fenster hinaus und rief halblaut:

‚Hedwige, laß ab mit dem Singen, dem Conradus dient es nimmer.‘

Da scholl die Stimme trutziglich wieder herauf:

‚Ei Base, grad umgekehrt! Mein Mutterlein ward ruhiger, je mehr ich sang,‘ und gleich hub sie wieder die alte Volksweis' vom jungen Reitersmann an, der keine Heimath hat:

‚In's Städtlein zieht wieder Reiter und Roß,
Mit Jubel begrüßt man dem muthigen Troß;

Viel Kränzlein die flocht man zum Siegeslohn.
Ei, schenket kein Mägdlein mir einen davon?

Mein Vater ist todt, meine Mutter mir fremd,
Mein Mädel hat Andern sich zugewendt. —

Ach besser, geblieben im blutigen Feld,
Als so allein auf mich seibsten gestellt!

Falber, was schaust du so traurig mich an?
Uns Beide will Niemand zum Freischmause han;

Du bräy alter Klepper, arg mager und krumm,
Und ich selber zerfetzet — mich wunder's nicht drum.

Was schiert uns das Volk denn? Falber, was macht's?
Reiten wir weiter! Niemand beklagt's.

Giebt auf der Welt noch viel blutigen Streit
Und manch grünen Hügel am blumiger Haid;

Manten wohl lustig wild Rösslein um's Grab;
Vöglein singt Lieder vom Zweige herab. —

Wir Beide, Falber, wir schlafen selbst,
Ein Roß und sein einsamer Reitersmann.‘

Da ward er stracks ruhiger, der Conradus, als legten sich die viel süßen Töne gleichwie beschwichtigend auf seine gar heiße Stirn. Aber als sie geendet, begunnete er auf's Neue zu fabeln, und schier heftiger denn zuvor.

‚Laß sie doch weiter singen, Base!‘ heischte ich. Aber es kam mir schwer an darum zu bitten; was hätt ich gegeben, so ich hätt singen können in dieser Stunde, — so süße und so tief, wie sie. Ich kennte meine Muhme nicht, maßen mein Vater nicht sonderlich mit seiner Schwester harmonirete; ihr Mann soll ein gar wilder Christ gewesen sein, der allerlei Zauberkunst verstanden, niemalen sein Ziel gefehlet und vielen Wildschützen das Lebenslicht ausgeblasen. Ob solches wahr, vermag ich nicht zu sagen; mein Vater hatt' geringe Liebe zu ihm, weil stetiglich irgend ein vermessener Fluch aus seinem Munde ging, und da er ihm einstmals solches heftig verwiesen, war das Band zerrissen zwischen den Schwägern, und niemalen schickte die Frau Försterin wieder ein seist Reh oder einen Frischling in unsere Küchen; bis zu ihrem Todesstündlein hatt' sie des Bruders vergessen.

Die Base erhob sich auf mein Begehr, und schaute in den Garten hinunter.

‚Hedwige, Hedwige!‘ rief sie halblaut, aber es blieb stumm. Sie ist tiefer in den Garten gegangen,‘ sagte sie, ‚willst' sie nicht suchen, Christel?‘ Ich bin müd, und mein Rücken schmerzet mich arg. Du hast junge Füße; ich setze mich derweilen an Deinen Platz.‘

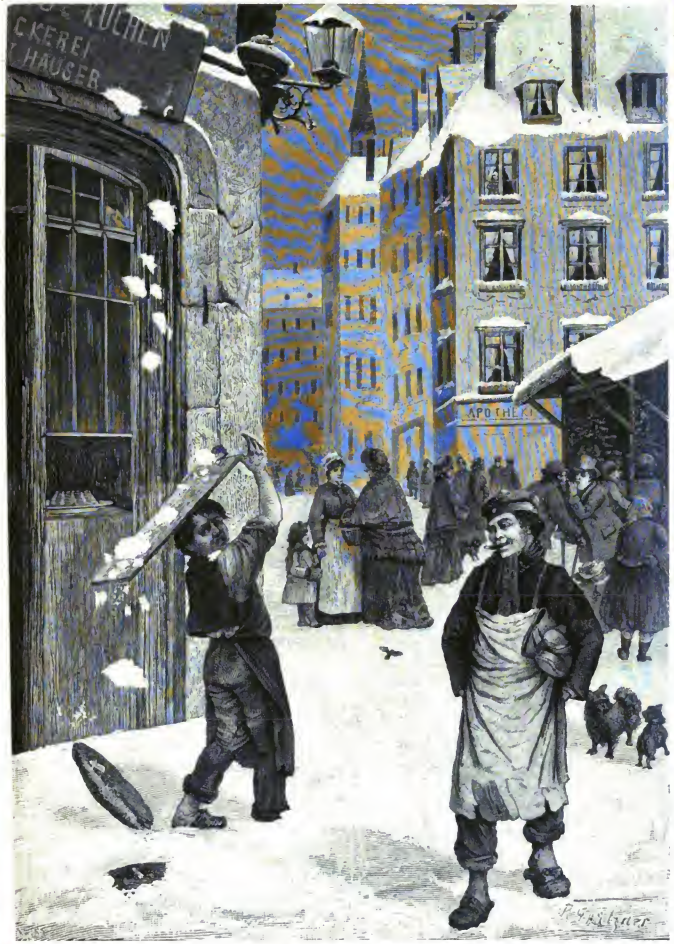
Ich stieg hinunter und durchsuchte die dunklen Gänge, fand aber nicht, die ich suchte; wollte schon zurückkehren, verweinend, sie sei in's Haus gegangen; da erblickte ich sie nahebei; sie saß in der Linde vor meinem Fensterlein; sie hatt' sich von der steinernen Bank auf den untersten Ast geschwungen; dorten hockte sie und starrete in das Grün der Blätter, und auf ihrem braunen Haar spielete das Abendgold und warf schimmernde Lichter darein. Die Arme hielt sie gar nachlässig in einander geschlungen, und vom Fuß war ihr ein Schuh entglitten, der lag an der Erde, schmal und klein, wie der eines Kindes.

‚Hedwige!‘ rief ich leise; da sah sie hernieder, und als sie mich gewahrete, glitt sie von dem lustigen Sitz, und stund nun vor mir. Ein wunderbar fein Gebilde, zierlich wie das Reh in unseren Wäldern und rehgleich die großen, schenen lichtbraunen Augensterne unter den langen Wimpern. Um den Mund hatt' sich ein eigen finsterer Zug gelegt, der von Einsamkeit und stummem Selbstgenügen redete. Die feinen Nasenflügel aber bebten, als wie zuweilen bei Conradus, und die Base hatt' mir gesagt, das sei ein Zeichen von schier ungestümer Leidenschaft und tiefem Empfinden.

Ich bot ihr die Hand: ‚Gott zum Gruße, Hedwige! Du kommst zu trauriger Stund' in unser Haus; laß es Dich nicht verdrießen, wenn ich nicht so oft bei Dir kann weilen, als die Gastlichkeit heischet. Es wird wohl Alles anders. So ich Dich aber bitten darf, singe noch ein Liedlein, oder mehr; denn unserm Conradus thuet es wohl.‘

Sie hatt' die Augen gesenket, und ohne diese Strahlen erschien das Gesicht fast unschön. War aber gleich bereit mir zu folgen und stieg hinter mir die Treppe empor, so leise, daß ich zwomalen mich umfah, verneinend, sie sei nicht mehr hinter mir. Und so schritt sie auch an Conradus Bette und beugete sich über ihn, und dann setzte sie sich an meinen Platz und fing an leise zu singen; und Conradus lag ruhig, und Base Wieschen schlief allgemach ein im Lehnstuhl am Fenster. Hatt' mich auf die Truhe gesetzet, so das Tuch von Prinzeß Liselotte darg, und starrete mit brennenden Augen in die Dämmerung und lauschete auf den Sang. Ein finster böses Wesen war über mich kommen, daß es mich dünkte, als müßt' ich das Mädchen dorten hinwegstoßen von dem

Digitized by Google



— die Elemente walten
Das Gebild der Menschenhand."

Verunglückter Stollentransport. Originalzeichnung von R. Grützner.

Digitized by Google

Bette und hinauswiesen aus dem Hause, auf daß sie nimmer wiederkehre.

Und sie sang weiter, so ruhig und so leise, so süß und so traurig: von des Jägers Liebchen sang sie, das im Wald begraben liegt, vom Ritter Ewald und seiner Lina, die vor viel großem Gram gestorben, da er hinweg zog. Mitunter aber klang ein heller Ton hindurch, gleich wie Sonnengold durch dunkle Tannen bricht, doch immer ward es wieder traurig und trüb. Ich kannt sie alle, die Liedlein; man sang sie hierorts allenthalben, doch trieben sie mir heut brennend heiß die Thränen in die Augen.

So lag er wochenlang, der Conradus; unterweilen bei Besinnung, meistens in dumpfem Sinnieren; Hedwige aber weilete an seinem Bette, beruhigend mit dem blosen Klang ihrer Stimme, geduldig und unermüdlich, schier regungslos mitunter. Und draußen zog mählich der Herbst über die Wälder, und droben auf dem Schlosse war viel buntes Leben eingekehret; Hundeblaff und Jagdruf scholl bis in unser stilles Haus; Prinzeß Liselotte aber wiegte sich holdseliger denn jemalen auf ihrem hellbraun Pferdlein, wenn sie zu Walde zog, und die fremden Cavaliere ritten ihr zur Seiten in rothem Jagdhabit.

Ob sie unser still Häuslein mit ihren blauen Augen angesehen, mit den Augen, die so lebenslustig unter dem federgeschmückten Hüttlein hervorblickten, ob sie ahnete, er sei krank und siech — ich weiß es nicht; denn ich wendete mich ab vom Fenster, so sie vorbeizogen, und ging zu Conradus in das stille Stüblein, allwo nimmer ein Ton von außen hineinklang. Dem Vater aber mußt' ich jetzt viel Gesellschaft leisten; denn er verfaßte ein Hochzeitscarmen für Serenissimum, und da ihm schwer ward zu schreiben, so saß ich manch Stündlein an seinem Krankenstuhl, und er diktirete mir die Worte.

Das waren harte Stunden; blieb doch mein Herze oben bei unserem Kranken, und zuweilen, wenn der Vater eifrig die Verse selben zählete, legte ich die Feder hin und sprang jählings vom Tische empor. Dann schalt der Vater:

‚Was forgst Du Dich doch? Ist nicht Hedwige bei ihm, und gehen nicht die Base und die Mutter ab und zu, ihm das Tränklein zu reichen?‘

Und ich senkte den Kopf, und bitterheiße Scham stieg in mir auf, und dennoch vermocht' ich mich einer brennenden Angst nicht zu erwehren.

Allgemach aber ward es besser mit Conradus, und die Mutter richtete ihm ein ander Gemach her, so größer war und paßlicher, und der Knecht trug ihn hinüber; denn gehen konnt' er nicht ob großer Schwäche. Von Helmstedt war auch ein Kistlein angekommen mit vielen Büchern; die mußt ich auspacken und sie alle auf das Tischlein am Bette legen, und da flog das erste Lächeln wieder um seine Lippen, als er solche erblickte.

Hedwige und ich aber konnten nimmer vertraut werden; sie war gar scheu und von lässigem Wesen, hatte weder Lust zum Spinnen, noch zur Wirthschaft in Küche und Keller, und unterweilen, wenn an warmen Herbsttagen die Sonne goldig auf dem gelb- und purpurrothen Laube der Wälder ruhete, war sie stundenlang verschwunden, kam erst gen Abend heim, und in den dunklen Haaren hing verrätherisch ein gelb Blättlein oder etwas Moos; dann hatt' sie im Walde gelegen und geträumet.

Wann wir aber an langen regnerischen Octoberabenden in des Conradus Stübchen saßen, die Lampe alda noch nicht brannte und nur das Buchenholz im Ofen einen flackernden Schein in das Gemach warf, dann konnte sie gar wunders viel erzählen von alten, längst verklungenen Geschichten; aus der Zeit des großen Krieges, wie Tilly daxumal durch den Harz gezogen, wie er oben in den Bergen gehaust und wie sich der Förster in Harzgerode sonderbarlich gerettet, indem er mit verbergter Büchse blindlings aus dem Fenster schoß, und daß er dann jedesmal 'nen Feind niedergestrecket. Es seien aber auch Freifugeln gewesen, so niemalen fehlen, und da müsse man beim Kugelgießen fein in der Stille ein Spänlein nehmen von einer Eiche, in die der Blitz geschlagen, und es hinzuthuen zu dem feurigen Brei; um Mitternacht müßten die Kugeln gegossen sein in einer der zwölf Nächte zwischen Christmacht und dem Drei-Königstag.

Sie sagte das Alles so lebendig; sie vermocht die Stimme schier so plötzlich zu ändern, daß man gar meinete, den Schrei eines geängsteten Weibes zu hören, das Rocheln Eines, so die Freifugel getroffen, oder das trostlose Weinen des Mägdleins, von dem der Liebste Abschied nimmt, um in den Kampf zu ziehen. Dazwischen wob sie unterweilen ein Liedlein ein, traurig, wie sie es liebte, und wie's nicht anders passen mocht für den jungen Mund unter den scheuen Augen, und dann bewegte sie gar anmuthig die Hände beim Erzählen. Conradus aber hörte nicht minder andächtig zu wie ich, und als einmal Walther, der kommen war, nach des Bruders Ergehen zu forschen, laut lachte über Freikugeln und dergleichen Fabeleien, da fuhr er heftig auf:

‚So laß sie doch erzählen, Walther, und freue Dich, so Du keine Freikugeln brauchest und ohne solche treffen magst!‘

Vater und Mutter waren wenig erbauet von der neuen Hausgenossin, und der Vater klagete, sie habe den Kopf voll von Romanticis und Allotriis, und nimmer werde eine ehrsame Hausfrau aus ihr werden. Aber es kümmerte sie nicht viel, so man sie tadelte; sie stund geduldig da, mit gesenkter Stirn, darum die krausen, braunen Haare in leichten Wellen schatteten, und hörte die längste Strafrede gleichgültig an.

Zu Ende Octobers war es, da Conradus zum ersten Male wieder durch das Gemach schritt.

‚Ei, was bauet man dorten?‘ fragte er, am Fenster stehen bleibend, und wies auf ein Gemäuer, das, fremdartig anzuschauen, genüber in die Höhe stieg, allwo der Kegel des Schloßberges sich zu höhen beginnet.

‚Was gebet Ihr mir, Conrade, so ich es Euch verrathe?‘ fragte Hedwige scherzhaft.

Er wendete sich lächelnd um.

‚Was begehret Ihr denn, Hedwige?‘ neckte er.

‚Möcht wissen, was es für ein Büchlein ist, drinnen Ihr gar so eifrig leset. Merke, es ist fein geistlich gelahrtes Werk; denn dazu harmoniren die Bilder nimmer, so darinnen.‘ Und sie wies auf ein Buch, das er aufgeschlagen in den Händen hielt.

Er erröthete jach.

‚Also Zug um Zug,‘ scherzte er, ‚was bauet man drüben?‘

‚Was lieset man hier?‘ lachte sie.

Und so ward ein kurzweilig Spielen zwischen ihnen, da Keines zuerst sein Geheimniß fund thun wollt'. Dann gab er nach.

‚Eines griechischen Dichters Comoediae,‘ sagte er. Da begann sie zu lachen, daß es silbern von den Wänden zurückscholl und die Base im Vorbeigehen die Thür öffnete, zu sehen, was da vorging.

‚Schauet, Conrade, wie es sich wundersam trifft!‘ fuhr Hedwige fort. ‚Dort bauen sie ein Haus, darinnen des griechischen Dichters Comoediae aufgeführet werden sollen.‘

Conradus lachte nicht mit; er wendete sich wieder zum Fenster und schauete auf das Getriebe der Bauleute, wie sie eben einen Marmorblock von dem Wagen schafften, der ihn von Rübeland geholet.

Es war still geworden im Gemach; auch Hedwige schwieg.

‚Wer verrieth Euch Solches, Hedwige?‘ forschte Conradus endlich.

‚Die Silberschließerin des Fürsten,‘ erwiderte sie, und ihr Zänglein ging wie ein Mühlrad. ‚Kann Euch das ganze Märlein herbeten, wie sie es mir erzählet, da ich auf ein Stündlein bei ihr weilte gestern Abend. Sehet, unseres Fürsten künftig Gemahl kommt aus Frankreich von einem lustigen Hofe. Dorten spielet man gar oft Comoedian, und die junge Prinzessin soll keine Kurzweil höher stellen als dieses. Nun bauet der Fürst ihr zur Verehrung jenes Haus, soll auch schon eine Bande Comoedianten geworben haben, so darinnen agiren werden für vieles Geld. Die Alte sagte, er habe seine Kammerjunker sogar nach Dresden gesendet, dieweil allbort die feinsten acteurs ausgebildet würden; einen Baumeister habe er auch daher verschrieben. Wisset, der Churfürst von Sachsen hat vor etlichen Jahren ein Comoedien-Haus errichtet, und nach solchem Muster banet man nunmehro dieses; habt Acht, es wird prächtiglich werden!‘

‚Habet Ihr noch kein Comoedien-Spiel gesehen?‘ fragte Conradus nach einer Weile, ‚und Du nicht, Christel? Wisset auch nicht, wie man spricht und redet in solchem? — Gefällt es Euch, so kommt herauf heut Abend, ich will Euch vorlesen.‘

‚Wird es dem Vater recht sein?‘ gegenredete ich.

Er sah mich an; es war, als ob Etwas wie Zorn in seinen Augen blitzete.

‚Wenn Dir bange ist, Christel, nun so laß es,‘ sagte er dann ruhig, und kehrete mir den Rücken.

Digitized by Google

‚Bergieb mir, Conrade,' bat ich, ‚ich komme.'

Und ich kam. — Hedwige war schon vor mir oben; die Base hatt' rothbäckige Aepfel in die Röhre gelegt, die Oellampe angezündet und den Tisch fein säuberlich gepufet; so saßen wir Drei um das Tischlein am Ofen, traulich und warm; draußen aber fegete ein kalter Herbstwind die Blätter von den Bäumen.

Von einem Engländer, Namens Shakespeare, sei die Komödie erfonnen, begann Conradus; ein wunderfam Liebesgedicht, so fein schöneres erfunden werden könne, ‚Romeo und Julietta', verdeutschet von Deutschlandsfigsten Herrn Landgrafen Georg dem Dritten von Hessen-Darmstadt, zubenannt: der Gelehrte."

(Fortsetzung folgt.)

Schule und Gesundheitspflege.

Noch einmal ein Blick auf die Ueberbürdungsfrage.

In den Händen der Jugend liegt die Zukunft des Vaterlandes: was zu deren Erziehung und Heranbildung gethan wird, dient nicht blos ihr selbst, den einzelnen Individuen, es gewährleistet auch den geistigen und sittlichen Zusammenhang der zukünftigen Gesammtheit mit der gegenwärtigen, den ideellen Fortschritt. Und darum hat an der Jugenderziehung der Staat ein ebenso großes Interesse, wie der Einzelne selbst; darum ist dieselbe zu allen Zeiten und in allen civilisirten Nationen ganz vorzugsweise ein Gegenstand besonderer staatlicher Fürsorge gewesen. Auf diesem Gebiete blos den Wetteifer der Einzelnen walten zu lassen, das würde auf eine Verkennung aller realen und idealen Grundlagen des staatlichen Seins schließen lassen.

Das griechische Gesetz befreite denjenigen, dem von seinem Vater nicht die genügende geistige und körperliche Ausbildung zu Theil geworden war, von der Pflicht, den Vater im Falle der Erwerbsunfähigkeit zu unterstützen. Zu der Idee des allgemeinen Schulzwanges sich emporzuarbeiten, ist erst der neuesten Entwickelung und hier wieder zuerst unserem eigenen Vaterlande vorbehalten geblieben.

Mit Stolz dürfen wir sagen, daß wir in Bezug auf allgemeine Verbreitung eines gewissen Maßes geistiger Bildung unter allen Classen der Bevölkerung den übrigen Culturnationen ein gutes Stück vorangereilt sind. Wir haben uns in Folge dessen daran gewöhnt, unsere Methode der Schulerziehung für so unbedingt vortrefflich zu halten, daß die Mehrzahl unserer Mitbürger kaum wagt, an irgend einem pädagogischen Institute ernstlich zu rütteln. Und wenn nicht die Regierung selbst hier und da noch durchgreifende Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens zur Durchführung brächte, wie dies noch neuerdings durch die theilweise Aenderung des Lehrplans der Gymnasien und Realschulen in dankenswerthester Weise geschehen ist: wir würden uns längst an den Gedanken gewöhnt haben, daß hier Verbesserungen überhaupt unnöthig, wenn nicht unmöglich seien. Und doch sind Reformen auf diesem Gebiete so sehr nöthig. Daß aber das Gefühl dieser Nothwendigkeit heutigen Tages ungewein rege ist, das beweist unter Anderm der Umstand, daß erst in jüngster Zeit, angeregt durch eine Broschüre des Amtsrichters Hartwich zu Düsseldorf*, in den Rheinlanden eine Bewegung erwachten ist, welche weit über den eigentlichen Sitz ihrer Thätigkeit hinaus allgemeine Beachtung verdient und dieselbe selbst im Auslande schon gefunden hat. Der Verfasser jener Broschüre wirft mit voller Klarheit und Energie die Frage auf, ob wir nicht, hingerissen von dem Streben nach allgemeiner Verbreitung geistiger Bildung, in ein Extrem des Zuviellernens gerathen sind, welches für unsere nationale Entwickelung verhängnißvoll werden kann.

Während man sich bisher mit allgemeinen Klagen begnügt hat über den in erschreckenden Maße zunehmenden Procentsatz von Kurzsichtigen, über die Masse von zum Militärdienst Untauglichen, über die Zunahme des Procentsatzes der Irren, wird hier zum ersten Male auf den Kern der Frage eingegangen, eine offene Antwort mit dem Muthe der Ueberzeugung gegeben, zugleich aber auch ein Versuch zur praktischen Lösung der Frage gewagt.

Der von Hartwich begründete und gleich näher zu charakterisirende Verein zählt schon nach Tausenden von Mitgliedern und hat von seinem Centralsitz Düsseldorf aus schon eine ganze Reihe von Zweigvereinen begründet, sodaß ihm für die Dauer eine praktische Bedeutung und weitgreifende Wirksamkeit nicht fehlen wird. Es dürfte daher der Mühe verlohnen, die allgemeine Aufmerksamkeit einmal auf die Bewegung zu lenken, die, man mag sie billigen oder nicht, jedenfalls von der einschneidendsten Tragweite für unser gesammtes socialles und culturelles Leben zu werden verspricht.

Die ganze Bewegung steht und fällt mit der Frage: kann es auf dem Gebiete der Erziehung in der Schule ein „Zu viel" der eingeprägten Kenntnisse geben? Hartwich — und mit ihm die Anhänger seiner Anschauungen — trägt kein Bedenken, auf diese Frage mit einem übergezogen „Ja" zu antworten, dem wir nicht umhin können, uns anzuschließen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in der That die Anforderungen, welche an das noch junge und der Entwickelung bedürftige Gehirn unserer Schuljugend gestellt werden, erheblich verringert werden können, ohne daß wir von der Höhe unserer wissenschaftlichen Bildung auch nur um eine Stufe herunterzusteigen brauchen. Schreiber dieser Zeilen hat das vor einiger Zeit in der „Gegenwart" an einem speciellen Beispiel, an dem geographischen Unterricht auf den deutschen Gymnasien, zu erweisen versucht, und die Unterrichtsverwaltung selbst hat es, wenn auch nur indirect, durch die Veränderungen zugestanden, welche sie in dem reformirten Lehrplane, namentlich bei dem Unterricht in den alten Sprachen, getroffen hat. Aber es kann und muß noch viel mehr geschehen, wenn wir nicht schließlich dahin kommen wollen, daß die Mehrzahl unserer Mitbürger zwar ein beträchtliches Maß aller möglichen brauchbaren und unbrauchbaren, verdauten und unverdauten Kenntnisse besitzt, dafür aber physisch verkommt und die Geschmeidigkeit und Elasticität des Körpers verliert, ohne die jede, auch die geistige, Thätigkeit für die Dauer unmöglich ist.

Bevor wir die Möglichkeit einer solchen Reduction der Anforderungen erweisen, wollen wir zunächst feststellen, ob und warum eine solche nothwendig ist; denn jede Aenderung einer Einrichtung, deren Vorzüge im Großen und Ganzen unbestritten sind, bedarf der Begründung ihrer inneren Nothwendigkeit. Wir dürfen hier unsere Leser im Allgemeinen auf die Ausführungen Hartwich's verweisen, deren weite Verbreitung trotz aller Mängel, welche dieselben im Einzelnen enthalten, nicht genug empfohlen werden kann, und können uns hier mit der Anführung der Hauptgesichtspunkte und einiger Ergänzungen zu den Darlegungen desselben begnügen.

Man wird im Allgemeinen annehmen dürfen, daß geistige Arbeit im von der freien Luft abgeschlossenen Raume die körperlichen Organe wenigstens ebenso sehr anstrengt und ebenso viel Lebenskraft absorbirt, wie körperliche. Ja, das von der ersteren hauptsächlich in Anspruch genommene Organ, das Gehirn, wird wahrscheinlich, weil eben die Thätigkeit eine organisch concentrirtere ist, noch in erheblich höherem Maße mitgenommen, als die Gesammtheit der Muskelkraft, welche bei körperlicher Arbeit zur Verwendung kommt. Bei normal entwickelten Naturen wird daher eine tägliche geistige Arbeitszeit von acht bis zehn Stunden für den Erwachsenen als durchschnittliches Maximum gelten können. Es liegt auf der Hand, daß für das noch nicht entwickelte Gehirn des Kindes eine erhebliche Verminderung dieser Stundenzahl Platz greifen muß, wenn nicht eine Ueberanstrengung des Gehirns befürchtet werden soll. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß bei dem Durchschnitt unserer Schulkinder, wenigstens derer in den höheren Schulen, die geistige Thätigkeit die oben genannte Stundenzahl erreicht, oft sogar überschreitet. Bei fünf bis sechs Stunden täglichen Schulunterrichts muß man bei dem gegenwärtigen Modus mindestens noch zwei bis drei Stunden auf die Vorbereitung im Hause in Anschlag bringen. Demnach kann es, schon rein äußerlich betrachtet, nicht Wunder nehmen, wenn bei minder kräftigen Kindern Ueberreizheit des Gehirns, in der wir sehr häufig auch die Veranlassung zu Krankheiten der Augen zu erkennen haben, eintritt.

* „Woran wir leiden". Freie Betrachtungen und praktische Vorschläge über unsere moderne Geistes- und Körperpflege in Volk und Schule. Düsseldorf 1882.

Digitized by Google

Die statistischen Zahlen, deren Ergebnisse schon traurig genug sind, treffen hier noch nicht einmal das wahre Verhältniß, indem sie nur die direct und klar hervortretenden Krankheitserscheinungen, nicht aber die weniger an die Oberfläche tretenden, aber um so bedenklicheren allgemeinen Störungen des Organismus registriren. Dazu kommt, daß das junge Blut auch bei dem Verständniß der Erscheinungen der Außenwelt noch weit mehr angestrengt wird, als der erfahrene und erwachsene Mensch. Abgesehen von der physischen Schädigung, wird daher oft auch eine geistige Ueberreizung eintreten; die Ueberfülle der geistigen Nahrung kann nicht verdaut werden: die Weisheit des Lehrers „geht zu einem Ohre des Schülers hinein, zum andern wieder heraus". Man frage jeden jungen Mann, der das Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife verläßt, wie viel er von dem, was er gelernt haben sollte, wieder vergessen hat, und man wird erstaunliche Resultate zu hören bekommen. Sollte es da nicht im Interesse des Erziehungszweckes geboten sein, die Fülle des Einzuprägenden von vornherein auf dasjenige Maß zu beschränken, welches der Lernende dauernd in sich anzunehmen vermag?

Das ist aber nur die eine Seite der Sache: das Einprägen von „Dingen, die man doch wieder vergißt", das „Zu viel" für den Geist. Wir kommen hierauf noch näher zurück. Die Sache hat aber noch eine andere Seite: die durch dieses „Zu viel" herbeigeführte Unmöglichkeit, auch dem Körper diejenige Sorgfalt zuzuwenden, die ihm gebührt und die man ihm nicht ungestraft entziehen darf. Diese Seite ist es vornehmlich, welche die Hartwich'sche Broschüre und die dadurch veranlaßte populäre Bewegung in's Auge gefaßt hat.

Ganz unabhängig von dieser Bewegung* ist die Tragweite und Bedeutung dieser Frage auch von einer Seite anerkannt worden, welche einen praktischen Erfolg derartiger Bestrebungen in etwas nähere Aussicht stellt. Der preußische Cultusminister von Gosler hat nämlich unterm 27. October dieses Jahres einen Erlaß an sämmtliche königlichen Provinzial-Schulcollegien und die Regierungen gerichtet, in welchem er mit Nachdruck die ethische und physische Bedeutung eines einsichtig geleiteten Turnunterrichts, welcher mit Bewegungsspielen aller Art verbunden sein müsse, hervorhebt. Dazu genüge, so erklärt der Minister ausdrücklich, ein geschlossener Turnraum noch nicht, da gewisse Uebungen und Spiele in einem solchen gar nicht zur Ausführung kommen könnten: vielmehr müsse überall das Augenmerk darauf gerichtet sein, daß auch ein freier Turnplatz für die Schuljugend vorhanden sei. Ausführlich wird dann die erneute Anregung dieser Seite des Schulunterrichts von dem Minister motivirt. Er sagt hierüber:

„Die Ansprüche der Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten sind für fast alle Berufsarten gewachsen, und je beschränkter damit die Zeit, welche sonst für die Erholung verfügbar war, geworden ist, und je mehr im Hause Sinn und Sitte und leider oft auch die Möglichkeit schwindet, mit der Jugend zu leben und ihr Zeit und Raum zum Spielen zu geben, um so mehr ist Antrieb und Pflicht vorhanden, daß die Schule thue, was sonst erziehlich nicht gethan wird und oft auch nicht gethan werden kann. Die Schule muß das Spiel als eine für Körper und Geist, für Herz und Gemüth gleich heilsame Lebensäußerung der Jugend mit dem Zuwachs an leiblicher Kraft und Gewandtheit und mit den ethischen Wirkungen, die es in seinem Gefolge hat, in ihre Pflege nehmen, und zwar nicht blos gelegentlich, sondern grundsätzlich und in geordneter Weise."

Auch auf den Nutzen und die Zweckmäßigkeit von gemeinsamen Schulspaziergängen, Ausflügen u. dergl. hat der Minister wiederholt und nachdrücklich hingewiesen.

Mit je aufrichtigerer Freude und Genugthuung wir diese Meinungsäußerung des Herrn Ministers begrüßen, um so schmerzlicher empfinden wir doch in seinen Ausführungen eine unzweifelhafte Lücke: so energisch derselbe nämlich den Nutzen und die Nothwendigkeit der erwähnten Maßregeln betont, so hat er es doch vermieden, darauf einzugehen, wie die Durchführung derselben mit den bestehenden Lehrplane zu vereinigen sei. Er hat die Nothwendigkeit der von ihm besprochenen Einrichtungen mit schroffer Präcision erwiesen, ohne doch die Möglichkeit derselben eingehender zu erörtern. Und es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß eine zweckentsprechende Reform auf diesem Gebiete undurchführbar ist, wenn nicht für die Ausbildung des Körpers durch eine entsprechende Aenderung des Lehrplanes Zeit gewonnen wird: mit den ein bis zwei Stunden wöchentlich, die bei dem bisherigen Unterrichtsplan Alles in Allem auf die körperliche Ausbildung entfallen, ist eine durchgreifende Reform nicht möglich.

So erblicken wir in dem Erlasse des Ministers zwar ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man auf Seiten der Regierung dem Princip der von Hartwich in Fluß gebrachten Bewegung freundlich gegenübersteht. Aber für erreicht halten wir den Zweck der letzteren doch noch keineswegs; denn eben auf die organische Reform des Unterrichts überhaupt legt Hartwich mit vollem Recht den größten Nachdruck, und wir wollen nicht versäumen, ihm gerade hierin theils durch Darstellung seiner eigenen Pläne, theils durch einige neue Ergänzungen seiner Ansicht zu Hülfe zu kommen.

„Wo bleibt," so fragt Hartwich mit Recht, „bei einer acht- bis zehnstündigen Arbeitszeit, welche unseren Kindern zugemuthet wird, die Möglichkeit körperlicher Erholung in Spaziergängen und Spielen in Gottes freier Luft, wo die unbefangene Freude an der Natur und ihren Reizen? Ist es nicht bereits so weit gekommen, daß mancher Zögling unserer höheren Lehranstalten das Jünglings- respective Jungfrauenalter erreicht hat, ohne jemals einen Wald oder ein blühendes Kornfeld gesehen zu haben? Wer wollte sich darüber wundern, daß die Unsittlichkeit, sich an der Natur zu erfreuen, immer mehr bei unserer Jugend um sich greift, daß die Gesichter unserer Knaben und Mädchen so altklug und erschrecklich ernst anzusehen anfangen? Ist es nicht eine furchtbare und zu ernstestem Nachdenken herausfordernde Thatsache, daß zu den Selbstmorden, welche sich in unserer Zeit in so trauriger Masse vermehrt haben, Kinder bis zu zwölf Jahren hinab ein erhebliches Contingent stellen? Das muß anders werden, wenn wir nicht in demselben Maße körperlich zurückgehen wollen, wie wir uns geistig rapid entwickelt haben. Und es kann anders werden, ohne daß wir von der erreichten geistigen Höhe auch nur einen Schritt zurückzuweichen brauchen.

Ahmen wir doch auch in dieser Beziehung das classische Alterthum nach, auf das wir in unserem geistigen Bildungsgrade mit Recht ein so großes Gewicht legen!

Greifen wir doch ja nicht auf den thörichten Grundsatz einer verkehrten asketischen Richtung unseres Mittelalters zurück, die den Körper nur als eine lästige und störende Fessel des Geistes und seine Vernachlässigung und Abstumpfung als ein sittliches Verdienst betrachtet! Die Natur läßt sich nicht ungestraft verhöhnen: sie rächt sich bis in die spätesten Generationen hinein. Der Discus, das Cricket, der Wettlauf, die Bewegung in freier Luft muß wieder gleichberechtigt neben die Pflege des Verstandes und Gedächtnisses treten. Unsere Jugend wird williger und besser lernen, wenn sie wieder spielen und sich der Alles belebenden freien Natur erfreuen darf: die Zeit, welche systematisch und verständig auf diese Dinge verwandt wird, sie wird durch die größere geistige Frische und Regsamkeit mehr als eingebracht werden."

Dies zu erreichen ist der Zweck, den sich der von Hartwich zu begründende „Central-Verein für Körperpflege" gestellt hat. Als nächstes anzustrebendes Ziel und als die Grundbedingung für die Erreichung desselben stellt er die gesetzlich zu fixirende gänzliche Abschaffung des Nachmittagsunterrichts hin. Der Verein besitzt in Düsseldorf bereits ein nicht unbedeutendes Wiesenterrain, welches der Jugend im Sommer als Spielplatz dient, im Winter zu einer künstlichen Eisbahn umgeschaffen wird. Die helle Begeisterung und Freude, mit welcher die Schuljugend die ihr hier gebotene Gelegenheit zu fröhlichem Spiel in freier Luft ergriffen hat und die aus allen Gesichtern wiederstrahlt, ist der beste Beweis dafür, wie segensreich solche Maßregeln sind. Und dazu kommt noch ein nicht zu unterschätzendes rein ethisches Moment: der Lehrer tritt — was ja bei unserer gegenwärtigen Lehrmethode zur Unmöglichkeit geworden ist — dem Schüler menschlich näher; er wird statt

* Herr Amtsrichter Hartwich hat neuerdings in einer öffentlichen Erklärung ausdrücklich constatirt, daß der Erlaß des Ministers nicht etwa durch seine Broschüre und die dadurch hervorgerufene Bewegung veranlaßt worden, vielmehr von langer Hand im Ministerium vorbereitet gewesen sei. Wir wollen übrigens an dieser Stelle nicht versäumen darauf hinzuweisen, daß der Stadt Düsseldorf das Verdienst gebührt, diese hochwichtige Frage schon vor einem Jahrzehnt angeregt zu haben. Damals war es der „Düsseldorfer Anzeiger", der in einer Reihe von Artikeln für eine größere Pflege der körperlichen Ausbildung unserer Jugend eine Lanze brach. Leider verhallte damals die vereinzelte Stimme völlig. Heute aber bieten die gemeinsame Wirksamkeit des ministeriellen Erlasses und die unseren privaten Kreisen entsprungenen Bestrebungen begründete Aussicht auf Erfolg.

Digitized by Google

des mehr gefürchteten als geliebten Lehrmeisters der Freund und Beschützer der Jugend, wenn er derselben nicht stets von dem erhabenen Standpunkte des Katheders gegenübertritt, sondern in freierem, ungebundenerem Verkehre mit seinen Schülern fröhlich ist und den heiteren Genuß an den einfachen Reizen der Natur mit ihr theilt. Und auch die Lehrer haben ihren großen Vortheil davon: sie zumeist lernen an einem einzigen solchen Tage Sinnesart und Charakter ihrer Pflegebefohlenen besser kennen, als wenn sie dieselben Jahre lang auf den Schulbänken noch so genau beobachten.

Der „Verein für Körperpflege" hat sich in verschiedene Unter-

Zweierlei aber ist hierzu nöthig: Geldmittel und die zur systematischen Körperpflege erforderliche Zeit durch Beschränkung der Anforderungen — nicht an den Geist: denn diese dürfen nicht beschränkt werden — sondern an das Gedächtniß. Beides ist unschwer zu erreichen und erfordert keine oder doch verschwindend geringe Opfer, die im Verhältniß zu der Idealität des Zweckes kaum in Betracht kommen. Auch hier hat der Düsseldorfer Central-Verein die Bahn bereits gebrochen. Indem er seine pädagogische Aufgabe erweitert und nicht blos auf die Jugend, sondern auf das ganze Volk als solches ausdehnt, wird es ihm leicht, durch einen sehr

Der Schnitzerhund im Hausthiergarten zu Halle.
Nach dem Leben gezeichnet von Emil Schmidt.

abtheilungen gegliedert, welche alle mit vereinten Kräften dem gleichen Ziele zustreben. Vor Allem soll der edlen Turnkunst wieder mehr Spielraum gegeben werden: die Turnabtheilung des Vereins steht unter der Aufsicht von Volksschullehrern und unter Direction des städtischen Turnlehrers.

Neben der Abtheilung für Spiele und Eislauf besteht dann noch eine Abtheilung für Baden, Schwimmen und Rudern. Vor Allem aber soll die Möglichkeit der Bewegung in freier Luft allen Kindern, armen wie reichen, verschafft werden, und dazu ist in erster Linie erforderlich, daß in allen größeren Städten Terrains für die Spiele der Schuljugend erworben werden, wie der Düsseldorfer „Central-Verein" hierin mit gutem Beispiele vorangegangen ist. Unsere Lehrer müssen mit ihren Zöglingen den Weg aus der dumpfen Schulstube in die freie Luft wieder finden, den sie fast völlig verloren zu haben scheinen. Dann wird auch unsere Jugend ihre kindliche Unbefangenheit und Frische wiedererlangen, die ihr in der engen Schulstube so vielfach verloren gegangen ist.

geringen Mitgliedsbeitrag — eine Mark pro Quartal — die er forderlichen bescheidenen Geldmittel flüssig zu machen.

In jeder einzelnen Abtheilung des Vereins besteht neben der Jugendabtheilung auch eine solche für Erwachsene, die sich zum Theil in Anlehnung an bereits vorhandene Vereine verwandter Richtung — Turnvereine, Fechtclubs, Ruder- und Schwimmvereine ꝛc. — gebildet hat. Daneben giebt es dann noch inactive, d. h. nur zahlende Mitglieder, und durch die Beiträge derselben werden die dem Vereine erwachsenden Kosten gedeckt. Ueberall herrscht reges Leben und frische Begeisterung in diesen Abtheilungen, in denen das Bewußtsein, einem gemeinsamen großen Zwecke zu dienen, alle Theilnehmer vereint. Was in seiner Vereinzelung nur wenig zu wirken vermochte — durch systematische Behandlung und Vereinigung gewinnt es neues, frischeres Leben.

Ebenso leicht aber ist auch das andere Erforderniß zu erreichen. Das Aufgeben des Nachmittagsunterrichtes bedingt, wenn am Vormittag vier bis fünf Stunden unterrichtet wird, eine Be-

schränkung der Unterrichtszeit um drei bis vier Stunden per Woche. Und diese können mit Leichtigkeit erspart werden, wenn man den bloßen Gedächtnisstraum auf das nothwendigste Maß beschränkt, wenn man das Hauptgewicht mehr auf Anregung, auf geistige Durchdringung des Gebotenen, als auf Fülle der Eingetheilten legt. Einzelne Schritte sind auch hier schon in den reformirten Lehrplan geschehen, aber es muß noch mehr gethan werden. In fast allen Lehrgegenständen kann hier eine Beschränkung eintreten. Die Unterrichtsverwaltung hat z. B. schon in dem Lehrplan für die Gymnasien den Unterricht im Lateinischen und im Griechischen wesentlich reduzirt. Dies kann natürlich nur durch eine Aenderung in der Methode erreicht werden.

Das sinnlose Eindrillen lateinischer Phrasen in Extemporalien und Aufsätzen kann sehr wesentlich beschränkt werden; wir meinen sogar, daß die Aufsätze ohne jeden Schaden völlig fortbleiben können, und dadurch würde ein wesentlicher Theil der häuslichen Arbeitszeit in den höheren Classen fortfallen. Aufgabe der Schule ist es, die Jugend in den ewig erfrischenden und erhebenden Geist des classischen Alterthums einzuführen, durch Lectüre und geistige Durchdringung der classischen Meisterwerke unserer Jugend Sinn für Ideales und Erhabenes einzuflößen: in dieser Hinsicht kann der Nutzen des Unterrichts in den classischen Sprachen gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Dieses Ziel aber wird nicht erreicht, wenn man die großartigen Werke eines Plato, Thucydides, Xenophon, eines Livius, Horaz, Virgil fast ausschließlich zum Einpauken grammatischer Regeln benutzt. Und wozu in aller Welt ist es nöthig, in einer todten Sprache Aufsätze anfertigen zu lassen, bei deren Lectüre sich doch ein Cicero im Grabe herumdrehen würde? Es ist einzig und allein das Element der angelernten Phrase, dem man dadurch zur Herrschaft verhilft, ganz abgesehen davon, daß man durch diese trockene Art dem Schüler den Geschmack an den großen classischen Autoren gründlich verdirbt. Die Grammatik ist nur ein Mittel; sie zum Selbstzwecke zu erheben, wie das leider nur allzu oft geschieht, ist der Gipfel der Verkehrtheit.

Aehnliches gilt von dem geographischen und historischen Unterricht. Auf den Gedächtnisstraum hier gänzlich zu verzichten, ist ja ohne Zweifel unmöglich. Aber das Uebel wird viel leichter überwunden, wenn die zu ertheilenden Anleitungen mit einem anschaulichen und anregenden Unterricht über die großen Gesetze, denen das Leben der Erde unterworfen ist, verbunden werden, als wenn der Gedächtnisstraum zum fast ausschließlichen Object des Unterrichts gemacht wird.

Weiß der Schüler über die wunderbare Gestaltung der Erdoberfläche, über die Gesetze der Bildung und Entwickelung derselben, über alle die großen Resultate, welche namentlich die vergleichende Erdkunde in neuerer Zeit errungen hat, Bescheid, dann wird er in diesem gewaltigen Bilde auch leichter die Lage und Richtung der einzelnen Linien und Punkte im Gedächtnisse behalten, als wenn man ihm die letzteren einzuprägen sucht, ohne ihm den Ausblick des herrlichen Gemäldes selbst zu zeigen. Versteht der Lehrer, den Schüler „in den Geist der Zeiten zu versetzen", ihm den großen Entwickelungsgang der Geschichte klar zu machen, so wird dieser auch die einzelnen Erscheinungen leichter im Kopfe festhalten. In der Einprägung der letzteren kann ohnehin gerade im historischen Unterricht ein erhebliches Minus eintreten.

Es wird hier noch immer viel zu viel Gewicht auf das Auswendiglernen einzelner Daten und Jahreszahlen gelegt: ja wir kennen Lehranstalten, wo dies den ausschließlichen Gegenstand des historischen Unterrichts bildete — und bildet. Das ist grundfalsch; denn das Ganze ist eben nicht bloß die arithmetische Summe seiner Theile: es steht über den Theilen. Man kann alle einzelnen Theile im Gedächtniß haben und doch das Ganze nicht verstehen. Es ist, als ob die moderne Entwickelung der historischen Wissenschaft an den geschichtlichen Unterrichte spurlos vorübergegangen wäre. Während die historische Wissenschaft mit Recht immer mehr ihre Aufgabe darin erblickt, dem Culturfortschritt der Menschheit in seinen einzelnen Phasen nachzugehen und die diplomatische und Kriegsgeschichte als das zu betrachten, was sie thatsächlich ist, — als Nebensache, wird diese Nebensache im historischen Unterrichte noch immer in ganz ungebührlicher Weise bevorzugt. Auswendiglernen von Schlachtendaten, genauste Kenntniß aller feindlichen Berührungen der Völker unter einander bildet in den Geschichtsstunden unserer Lehranstalten noch immer den Hauptgegenstand: der große Fortschritt, den die Menschheit durch die friedlichen Berührungen der Völker unter einander, durch den Austausch ihrer geistigen und culturellen Erzeugnisse gemacht hat, bleibt fast unberührt.

Und doch hat dieses Letztere gerade den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß es dem Schüler Interesse einflößt, während ihn die mechanische Einprägung jener Aeußerlichkeiten langweilt. Und Langeweile ist der Tod aller Pädagogik.

Was würde man wohl von einem Naturforscher sagen, der die Wirkungen der Elektricität nur nach den zerstörenden Wirkungen des Blitzes beurtheilen wollte? Und in der Geschichte will man das Wesen der großen Entwickelung der Menschheit aus den krampfhaften Evolutionen, wie sie in den Kriegen zu Tage treten, erkennen?

Wir können uns mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen, denn wir wollen kein System, sondern Aphorismen geben, die ein Jeder mit Leichtigkeit aus seiner eigenen Erfahrung ergänzen und erweitern mag. Für unsern Zweck genügt das Gesagte. Tritt eine Aenderung der Methode in der angegebenen Richtung ein, so kann nicht nur die Anzahl der Unterrichtsstunden vermindert, sondern auch der auf häusliche Arbeiten zu verwendende Zeitaufwand erheblich reduzirt werden. Der Gesit wird dadurch nicht benachtheiligt, sondern frischer und zu selbstständigem Denken geeigneter werden: und darauf kommt es an. Dem Körper aber wird auf diese Weise das ihm gebührende Recht werden.

Und Gesundheit ist nächst der Menschenehre das höchste aller Güter und die Vorbedingung alles Glücks. Sorgen wir dafür, daß diese unsern Kindern erhalten werde! Wir sind in Gefahr, sie ihnen zu rauben. „Die Hälfte aller zukünftigen Aerzte und Strafrichter, Kranken- und Gefangenwärter," sagt Hartwich, „muß umgenannt und umgesprungen, umgelaufen, umgerungen, ummarschirt und umgewungen werden, und die Hälfte der sich dann entwickelnden Hospitäler, Gefängnisse, Augenkliniken und Irrenhäuser muß umgestaltet werden zu „Hochschulen für Volksgesundheitslehre" und zu „gymnasialen Seminarien", in denen unsere „Jugenddildner" einen Cursus durchzumachen und ein theoretisches und praktisches Examen abzulegen haben."

Georg Winter.

Bilder von der Ostseeküste.

Mit Abbildungen von Robert Aßmus.

2. Land und Leute in Livland.

Wer aus dem deutschen Mutterlande in die fernab liegende baltische Colonie geräth, hat auf die Dauer damit zu thun, sich in dem Knäuelwust der Farbenmischung der dort wohnenden Völkerstämme zurecht zu finden. Viel Stammverwandtes heimelt ihn auf den ersten Blick an, und die Summe der unverkennbaren Familienzüge hilft ihm hinweg über manche unschöne querlässige Linie, die von Zeit zu Zeit das anmuthende Gesicht zur Fratze zu verzerren droht. Je eingehender er in der Folge Notiz nimmt von dem Dutzend heterogener Elemente, aus denen sich das baltische Leben zusammensetzt, je eifriger er dem Werdegange baltischer Cultur nachspürt — um so leichter verwindet er die mitleidsamen Schrecknisse, um so ausgesprochener wächst ihm mit zunehmendem Verständniß auch der Geschmack an der Eigenart landesüblicher Lebensweise.

Die wechselvollen Geschicke der Ostsee-Provinzen, welche dem Heimbürtigen ein interessantes Capitel europäischer Universalgeschichte sind, weisen zu wenig großartige, bedeutende Züge auf, als daß sie, gegenüber erhebenderen Epizoden, dem Fernerstehenden nicht wie in Nebel zerrinnen sollten. Nicht darauf einzugehen, nur auf sie hinzuweisen gestattet mir der Raum dieser flüchtigen Skizze. Die Geschichte der baltischen Provinzen erklärt einmal das bunte Gemisch, dann auch das bescheidene Niveau colonialer Culturentwickelung. So folgten hier in bunter Reihenfolge auf einander: Zank und Hader zwischen Episcopat und Orden, blutige

Digitized by Google

Aufstände der Letten und Esthen, der „Undeutschen", die nach jeder Erhebung um so tiefer in die Knechtschaft sanken, Kriegsstürme, verheerende Invasionen zu allen Zeiten und von allen Seiten her, von Litthauern, Polen, Schweden, Dänen und Moskowitern, Pest und Seuchen.

Wie auf den kurzen nordischen Sommer unerbittlich die Unholden, die Reifreisen Nistheims, folgen und oft über Nacht alles Leben zu Eis und Tod erstarren machen, so erhebt Jahrhunderte hindurch die Saat germanischer Cultur ihre Halme und Gräser in der Nordmark nur zu halber Höhe, um alsbald wieder von sengenden Horden der Nachbarvölker vernichtet und zertreten zu werden.

Mit 1710 erlischt endlich die Brandfackel blutiger Kriege. Unter russischem Scepter athmet das Land allgemach auf; das Blut pulst wieder in den Adern — doch noch lastet während der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine eisenharte Leibeigenschaft wie ein böser, erdrückender Alp auf dem kranken Organismus. Aber von der Wende des Jahrhunderts ab bis auf unsern Tag, zunächst langsam, dann in immer rascherem, steigerem Tempo setzen die Enkel jener starren Ritter und Herren ihre besten Kräfte daran, die alte Schuld zu sühnen, indem sie selbstisches Standesinteresse mit warmem Eintreten für das Wohl des Landes vertauschen. Durch Kirche, Schule und Landverkauf heben sie den gedrückten Bauernstand in immer reicherem materiellen und geistigen Aufschwung zu der respectablen Höhe, von der herab die Agrarfrage, die erste und bedeutendste des Landes, wenngleich nicht als abgeschlossen, so doch als in den wichtigsten und schwierigsten Punkten glücklich gelöst erscheint. Daran noch zu zweifeln bleibt denen überlassen, die aus nationaler Rauleisucht oder sonst unlauteren Motiven jenen „Rest, der noch geblieben", zu einem baltischen Irland aufzubauschen bemüht sind.

Leider sind in allerletzter Zeit jene unlauteren Elemente in stetigem Wachsen begriffen, und so drängen sich noch zur Stunde von einander wesentlich verschiedene Culturmächte nachhaltig und zäh hervor, einander anfeindend und mit einander um die Herrschaft ringend.*

Wir wenden uns nunmehr zu Einzelbetrachtungen der Städte und Ortschaften der Ostseeprovinzen, und da ist es der Vorort baltischen Culturlebens, Riga, welcher zuerst unser Interesse in Anspruch nimmt: Riga der Bischofssitz, Riga die blühende Hansastadt, Riga die Centrale der Provinz. Die drei weit in's Land und bis an die Mündung der Düna schauenden Thürme der Stadt können als Wahrzeichen dieser dreifachen Bedeutung gelten. Der Dom, dieses älteste von allen monumentalen Bauwerken der Stadt, nach Anlage und Bau Art zugleich das imposanteste unter ihnen, zeugt noch heute in seiner räumlichen Ausdehnung, seinen Hallen und Kreuzgewölben für die Bedeutung jener bischöflichen Macht, die in der Gründung Rigas durch Albrecht von Buxhöwden 1202 die Grundveste schuf für die bleibende Colonisation des Küstenlandes. Die Petri-Kirche mit dem schlanken, hochaufstrebenden Thurme, in welcher zuerst und mit nachhaltiger Wucht die Lehren der Reformation ertönten, gleicht einem Siegesdenkmal des Protestantismus, welcher, abgesehen von einer kurzen Gegenreformation in polnischer Zeit, bleibend das Land eroberte. Endlich die Jacobi-Kirche, gegenüber dem Ritterhause, unweit des Schlosses, noch heute die Kirche der Beamten, des Landadels, in der die feierliche Kanzelrede des Generalsuperintendenten vor Eröffnung des Landtages den Segen des Himmels erbittet für die Berathungen und Beschlüsse der versammelten „Ritter und Landschaft"; sie bildet gleichsam ein Symbol der durch die Selbstverwaltung aufblühenden Macht des Landes.

Außer diesen drei bedeutsamen Baudenkmälern der Vorzeit ist die Anzahl der Kirchen, die Pulverthurm, heute nur noch ein monumentaler historischer Schmuck, und das Haus der „Schwarzen Häupter" am alten Marktplatze ragen als Reste früherer Zeiten charakteristisch aus der Masse der stilosen Bauten des älteren Riga hervor. Erwähnenswerth ist auch das alte Schloß, früher Residenz der Großmeister in Livland, jetzt Sitz des Generalgouverneurs. Was die engere Stadt sonst an bemerkenswerthen Gebäuden aufweist — die Zahl derselben ist nicht gering — gehört der neueren Zeit an, so die im gothischen Stile erbaute anglikanische Kirche, die Häuser der großen und kleinen Gilde, die Börse im Geschmacke der Frührenaissance und das Ritterhaus im florentinischen Palaststile.

Zwischen Stadt und Vorstädten, auf dem Boden der früheren Wälle und Festungsgräben ist in dem letzten Vierteljahrhundert Neu-Riga erstanden. Von dem Basteiberge aus, diesem letzten Ueberbleibsel des niedergelegten Festungsgürtels, übersieht man die stolzen Reihen geschmackvoller, stilvoller Privathäuser, die mit dem Theater, dem Polytechnicum, der Gasanstalt, dem Realgymnasium und anderen stattlichen, dem Gemeinwesen dienstbaren Bauten, durchzogen von dem malerischen Grün parkartiger Anlagen, eine Stadt für sich zu bilden scheinen. Sie reden laut von dem mächtigen Aufschwunge, den Riga genommen, seit die Wälle fielen; sie lassen es begreifen, wie die Einwohnerzahl von 70,000 in circa dreißig Jahren auf rund 170,000 anwachsen konnte. Gleichwohl hat man der hohen Ziffer gegenüber bezüglich des öffentlichen und geistigen Lebens seine Anforderungen und Erwartungen auf ein bescheidenes Maß herabzustimmen. Ein unverhältnißmäßig großer Bruchtheil zählt hier nicht mit, wo es gilt, für geistige Interessen, für Fragen der Kunst und der Wissenschaft ein Publicum zu finden. Ja selbst das bescheidenere Niveau der Durchschnittsbildung des Kleinbürgers wird hier in der zahlreichen russischen und lettischen Bevölkerung wohl nur von einem geringen Procentsatz erreicht. Man findet in jenen außerdeutschen Bevölkerungsgruppen meistens im speciisch russischen und lettischen Vereinsleben volles Genüge und steht allem sonst Gebotenen kühl, wo nicht gar oppositionell gegenüber.

Charakteristisch ist überdies die Vorliebe der bessern Gesellschaft Rigas für lebhaften Verkehr in Familienkreisen, ja eine gewisse Scheu vor dem Besuch öffentlicher Vergnügungslocale überhaupt, und zum Theil wohl hieraus resultirend das überaus rege Vereinsleben, das, theils dilettantisch-künstlerische, theils gesellige Unterhaltung, theils humanitäre Zwecke fördernd, allabendlich den Vereinsgenossen gastfrei Thür und Thor offen hält. In Familie und Vereinen pflegt man vor Allem die Musik; dagegen gelingt es oft selbst künstlern bedeutenden Ranges nicht, vor gefüllten Saal aufzutreten, und regelmäßig wiederkehrende Symphonieabende haben sich noch immer nicht als ein Bedürfniß für die Gesellschaft Rigas herausstellen wollen.

Bei alledem zeigt die Künstlicbe, wo sie einmal über den Dilettantenciser hinausgeht, eine Intensität, die betont werden muß. Kaum irgendwo ist das Theater — freilich das einzige am Ort — so ausgesprochener Liebling des Publicums wie in Riga. Nicht bittrer konnte darum letzteres betrofen werden, als durch den Brand des Kunsttempels im vorigen Sommer.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß das musikliebende Publicum Rigas am Vorabende eines Ereignisses steht, welches daſselbe mit Recht als ein hocherfreuliches und bedeutsames feiert: Demnächst soll in der Domkirche an Stelle der früheren eine Riesenorgel prangen, die, von vorzüglicher Construction, zugleich wohl die größte der Welt sein wird, da sie, wie verlautet, selbst der hochberühmten Freiburger Orgelschwester noch um einige Register „über" ist.

Für andere Künste steht der Sinn — unter dem Gefrierpunkt. Insbesondere gilt von der Malerei im Großen und Ganzen noch heute, was jener Beobachter an isländischer Sitten und Bräuche vor langen Jahren meinen durfte: es stehe schlimm um die Kunst in einem Lande, in dem man den „Maler" meistens mit dem Anstreicher verwechsle.

Kommen so die Musen nur gerade auf ihr tägliches Brod, so weist das communale Leben einen ungleich reicheren Haushalt auf. Die bedeutsame Rolle, die Riga in der Geschichte des Landes gespielt, und ihre selbstständige, in sich geschlossene Entwickelung — sie haben in langjähriger Schule ständischen Selfgovernments ein Bürgerthum großgezogen, das sich thurmhoch erhebt über das Niveau gleichartiger Elemente in der Provinz, im benachbarten Polen und im weiten russischen Reiche. Von Alters her und zu allen Zeiten hat sich Riga hervorgethan durch reges Interesse für das Gemeinwohl, durch einen gesetzten gesunden Bürgersinn. Ihm dankt das Gemeinwesen die Stiftungen und Anstalten, deren Zahl Legion ist, ihm die Wittwen- und Waisenasyle, die Menge öffentlicher Bildungs- und Erziehungsstätten — und noch letzthin, beim Zusammenbruch der alten Verfassung und Einführung der neuen Städte-Ordnung nach Muster der in Rußland geltenden Normen, hat dieser Bürgersinn sich glänzend be-

* Wem es darum zu thun ist, tieferen Einblick in die ethnographischen und socialen Zustände des Landes zu gewinnen, den verweisen wir auf: „Die baltischen Provinzen Rußlands von Julius Eckart". (Leipzig, Duncker und Humblot 1868.)

Digitized by Google

KREUZGANG IM DOM VON RIGA

BLICK AUF RIGA MIT DEM KAISERLICHEN PARK

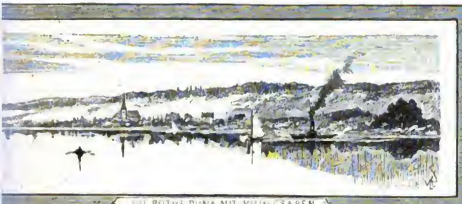
AM DENKMAL PETER DES GROSSEN

LEUCHTTHURM VOSSHOLM

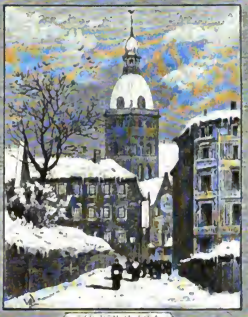
Bilder von der Ostseeküs

Für die „Gartenlaube" nach der N

Digitized by Google

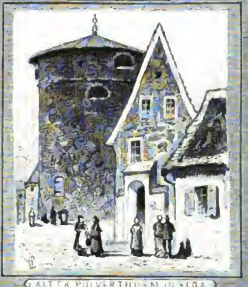


DIE ROTHE DÜNA MIT MÜHLGRABEN



DER DOM IN RIGA

RIGA



ALTER PULVERTHURM IN RIGA

DER HAFENHOLM BEI RIGA

ST. JACOBI-KIRCHE IN RIGA

Riga und Umgebung.

Gezeichnet von Robert Aßmus.

Digitized by Google

währt und inmitten der Katastrophe das Steuer in fester Hand gehalten, sodaß, statt eines Niederganges oder doch einer zeitweilig unheilvollen Verwirrung, die man für den Verwaltungsapparat befürchtete, dieser vielmehr mit neuer Mannschaft, neuen Mitteln ausgestattet gleichen Zwecken und Zielen dienstbar gebieben ist wie früher und für segensreiche Förderung des Gemeinwohls nur immer reichern Impuls findet.

Wie Handel und Gewerbe Tag um Tag durch die engen Straßen wogt und lärmt, so hämmert hinter Thür und Wänden stetig und beharrlich das Räderwerk ausdauernder Berufsarbeit, aufopfernder communaler Thätigkeit durch Herbst und Winter und Frühling fort bis zu jenen gesegneten Tagen, da die beliebten „lauen Gucken" ihr müdes Regiment antreten. Kaum irgendwo aber wird wohl die Sommererholung so heilig gehalten wie hier. Als ein Attentat auf sein innerstes Seelenleben sieht es Jeder an, verlangt man im Sommer mehr von ihm, als daß er zu seinem Theile die Staatsmaschine nur gerade nothdürftig in Gang hält, damit sie bis zu jenem langen Winterbetrieb nicht völlig einroste. Nicht nur von den Lasten des Berufes, auch von Geselligkeit und Vergnügungen nimmt man bei Beginn des Sommers Abschied — man hat, wenn die Mittel es irgend erlauben, nur Sinn für das dolce far niente auf der Villa, vornehmlich am Rigaschen Strande, in den Badeorten Dubbeln, Majorenhof, Bilderlingshof 2c., die sich meilenlang an den hügeligen, bewaldeten Meeresufer hinziehen und in unzähligen, mitten im Kiefernwalde gelegenen „Höfchen", theils eleganten Villen, theils bescheidenen Miethwohnungen, gegen 40,000 geplagten Städtern, Rigensern und Provinzlern, ein trauliches Sommerheim gewähren.' Den Uebergang zu dem „freien Leben, das wir führen", bildet das Frühlingstreiben im Kaiserlichen Garten, vor Allem in dem mitten zwischen Stadt und Vorstädten belegenen „Wöhrmann'schen Park". Allabendlich ist hier der Sammelplatz von Hunderten, ja von Tausenden, die sich nach frischer Luft und freier Bewegung sehnen und sich, so gut es geht, mit endlosem Gedränge und unerträglichem Staube abfinden.

Kunterbunt mischt sich das Publicum aus allen Nationalitäten, aus allen Berufs- und Altersclassen. Bei einem Rundgang kann es passiren und passirt nicht selten, daß man Conversationen in acht Sprachen mit anhört: Deutsch, Jüdisch-deutsch, Russisch, Polnisch, Lettisch und Ehstnisch, daneben Englisch und Französisch. An drei Abenden in den Spätsommermonaten wird hier der „Hungerkummer" gefeiert, ein specifisch rigisches Erinnerungsfest an vor grauen Zeiten glücklich überstandene Belagerungs- und Hungersnoth, das sich jedoch durch nichts Charakteristisches auszeichnet. Militärmusik, illuminirter Garten und ein unentwirrbarer Menschenknäuel, mit obligefüllten Taschen, bilden die ganze Ausstattung des Festes.

Für die entlegenen Theile der Vorstädte respective deren Bewohner sind diese Festtage die regelmäßig wiederkehrenden Rendezvous, an denen sich gute Bekannte alle Jahr einmal wiedersehen. Die Arbeiterbevölkerung waltet in großer Menge vor — von den Holmen, den kleinen in der Düna gelegenen Inseln, wie aus der entfernt gelegenen Moskauer Vorstadt strömen oft wundersliche Gestalten zusammen, die sich sonst nur in den entlegensten Winkeln Rigas auffinden lassen.

Die ausgedehnte Moskauer Vorstadt gewährt überhaupt ein eigenartiges Bild. Vom übrigen Riga räumlich getrennt, erweckt sie in uns die Vorstellung, wir befänden uns in einer mittelgroßen russischen Provinzialstadt, die zufällig die Düna hinabgeschwommen und vor Rigas Mauern hasten geblieben. Ueberall erblickt man hier kleine, in bunten Farben gestrichene Holzbauten, von denen jedes dritte oder vierte eine Schenke beherbergt.

Hier finden wir die Siedelungen jener zu der Auskloete gehörigen Flüchtlinge, die in den ersten Decennien des Jahrhunderts vor den Verfolgungen im Reiche in Riga ein erwünschtes Asyl fanden; hier halten in überfüllten Schenken und Spelunken allsämtlich, sobald die Frühlingswasser stromabwärts treiben, die Strafenschiffer Einkehr, die auf ihren unförmlichen Fahrzeugen, welche riesenhaften Butten nicht unähnlich sind, an der Dünafloßbrücke ankern, um, nachdem sie ihre Kornschätze vergeben, zu Schaaren in die Waggons dritter Classe gepfercht, den Heimweg anzutreten. Die Dünabrücke, stromaufwärts mit zahllosen Strafen, stromabwärts mit Dreimastern und Schraubendampfern aus aller Herren Ländern umsäumt, gewährt den eigenartigen Anblick grellster Contraste, wie denn in Summa das Leben und Treiben auf dem mächtigen Dünastrome, im Sommer wie im Winter, der nordischen Handelsstadt das charakteristischste Gepräge verleiht: im Winter die Menge flüchtiger Schlitten, die Eisbahnen, auf denen die Stuhlschlitten hin- und herschwirren — im Sommer das belebte Hafenbild. Die meisten Schiffe löschen und laden an den neu ausgebauten, ausgedehnten Kais bei Riga oder in dem zu diesem Zwecke angelegten Vorhafen bei Mühlgraden, etwa auf halbem Wege zwischen Riga und Dünamünde. Und indem wir an den Kais auf- und abwandern, steigt dort die Rauchsäule des Dampfers „Fellin" auf, der uns zu einer flüchtigen Tour einladet. Wir sagen Riga Valet, und durcheilen im Fluge die kleinen Städte Livlands.

Zunächst erreichen wir Pernau, die an der gleichnamigen Bucht gelegene Handelsstadt mit 13,000 Einwohnern, kaufmännischen Kreisen durch den Export von Flachs und Leinsaat wohlbekannt. Pernau weist mehrere altbewährte Handelsfirmen auf, deren Chefs neben solider Geschäftsführung auch hanseatischen Wohlleben ein respectables Conto frei halten. Die unscheinbare fremdliche Stadt hat sich bislang das Gepräge behaglicher Wohlhabenheit bewahrt: ihre Tage dürften indeß gezählt sein, wenn der langersehnte Schienenstrang, der das Hinterland Fellin und in weiterer Folge über Pleskau das russische Kornland mit der Hafenstadt verbinden soll, noch für die nächsten Jahre hinaus nur ein frommer Wunsch bleibt. Das ganze Land krankt an der Unterbindung der modernen Verkehrsadern, die, Ehstland und Curland durchströmend, im Norden nach Reval und Baltischport, im Süden nach Riga und Libau ausmünden, das dazwischen liegende Livland aber unberührt lassen.

Fellin im Norden Livlands, an dem Hügelufer eines hübschen Landsees gelegen, mit den malerischen Ruinen des alten heermeisterlichen Schlosses, und Wenden in Südlivland, gleichfalls durch seine reizende Lage, seine Burgruinen zu den anmuthigsten Städtebildern zählend, erfreuen sich seit Jahrzehnten des besten Rufes als beliebte und bewährte Erziehungsstätten der Landesjugend. Im Laufe der letzten Jahre sind, hier wie dort, die renommirten Privatanstalten durch Landesgymnasien ersetzt worden, die zum allergrößten Theil aus Mitteln des Landadels erhalten werden und alljährlich ein ansehnliches Contingent ihrer Zöglinge zur Hochschule nach Dorpat entsenden.

Klein-Wolmar, am Ufer der livländischen Aa gelegen, und das gegen Binnenlandsee treibende Walk sind durch ihre Lage im Herzen der Provinz dazu ausersehen, alljährlich abwechselnd den Sammelort für die Synoden abzugeben, zu denen sich die lutherischen Geistlichen des Landes nahezu vollzählig einzufinden pflegen.

Erwähnen wir noch des Städtchens Lemsal, zehn Meilen von Riga, und des durch den souverainen Willen der Kaiserin Katharina erstandenen Werro, so haben wir die Reihe der kleinen Städte Livlands erschöpft, die, dünngesäet, auf einem Territorium zerstreut liegen, das an Ausdehnung größer ist als die gesammte Schweiz und dreimal so groß wie das volkreiche Königreich Sachsen.

Wir wenden uns nun der nächst Riga größten Stadt des Landes zu, die an Bedeutung in gewissem Sinne noch die Centrale der Provinz überstrahlt: der 30,000 Einwohner zählenden Universitätsstadt Dorpat. Die hier blühende deutsche Hochschule zählt nicht zu Livland allein: sie gehört den baltischen Landen gemeinsam an. Mehr, als das sonst wohl der Fall zu sein pflegt, gebührt gerade ihr, als der Pflanzstätte allen geistigen Lebens in Livland, Ehstland und Curland, der Name einer Landesuniversität: denn was in den Provinzen an Pastoren, Aerzten, Beamten, Richtern und Advocaten wirksam ist — fast ausnahmslos haben diese Männer sich ihre wissenschaftliche Bildung von der „alma mater Dorpatensis" geholt.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Viel erübrigt noch von dem Leben, den Verhältnissen des „flachen Landes" zu sagen, doch läßt sich nicht einmal eine nur flüchtige Umschau hierüber in den engen Rahmen dieser Skizze zwängen. Nur soviel sei hier bemerkt:

Livland, zur Hälfte getheilt in eine ehstnische und lettische ackerbautreibende Landbevölkerung, erfreut sich von Jahr zu Jahr zunehmenden Wohlstandes. Die Scholle ist zur größeren Hälfte erblickes Eigenthum der Bauern, die seit der freisinnigen Landgemeinde Ordnung vom Jahre 1866, unabhängig vom Landadel, in eigenen Gemeinden ihre communalen Angelegenheiten ordnen. Zur Zeit freilich gährt die jungesthnische und jungletttische Bewegung verhängnißvoll und greift, von gewissenlosen Führern ge-

Digitized by Google

schürt, immer bedrohlicher unter den besitzlosen Classen des bäuerlichen Proletariats um sich.

Wenn es aber erst wieder gelingt, die unheimliche Beleuchtung der Brandfackel zu löschen, dann wird helles Sonnenlicht erkennen lassen, wie für Land und Leute alle Bedingungen vollauf gegeben sind zu friedvollem ersprießlichen Nebeneinander, in welchem jede Berufsclasse, jede Bevölkerungsgruppe ihre ganze Kraft einsetzen darf und soll für das Gedeihen und die Wohlfahrt des Landes.

Von Bremer Kaufleuten ward der baltische Küstenstrich dem europäischen Handel gewonnen — das Kreuz des livländischen Ordens war das Zeichen, unter dem die Cultur siegte. Siebenhundert Jahre sind seither in's Land gegangen. Die materielle Existenz, die colouiale Cultur — sie stehen und fallen noch heute mit der größeren und geringeren Erkenntniß der Bedeutung Livlands als des Mittlers ost- und westeuropäischer Interessen.

Guido Eckardt.

Die Stürme der Prairien.

Von **Rudolf Cronau.**

Mit dem allmählichen Vorwärtsschreiten der weißen Ansiedler Amerikas gen Westen, mit ihrem stetigen Vordringen in die Prairien erhielt man mehr und mehr Nachrichten und Aufschlüsse über die dort waltenden großartigen und verderblichen Witterungserscheinungen, die man früher weniger beachtet hatte, weil sie der öden Prairie keinen erheblichen Schaden zuzufügen vermochten, jetzt aber für die Werke der sich eben verbreitenden Cultur mitunter zu wahren Heimsuchungen wurden.

Den Schauplatz dieser furchtbaren Naturerscheinungen, der unter dem Namen Tornados bekannten Wirbelwinde, der Wolkenbrüche, der Cyclone und Schneestürme, bilden am häufigsten die Territorien Montana, Dacotah, Minnesota, Nebraska, das mittlere Iowa, Kansas, Illinois und Ohio. Stürme, die an Heftigkeit kaum ihres Gleichen haben, treten hier fast alljährlich auf; sie haben sich namentlich in den beiden letzten Jahren häufig eingestellt und eine verheerende Kraft entfaltet.

Das Schicksal der deutschen Ansiedelung Neu Ulm in Minnesota, welche im vergangenen Jahre (1881) durch einen Tornado fast völlig zerstört wurde, ist auch in Europa bekannter geworden; dasselbe Schauspiel wiederholte sich im gegenwärtigen Jahre, wo eine Anzahl von Städtchen in Iowa auf das Schwerste heimgesucht wurde. Nicht selten, namentlich in den Monaten Mai und Juni, sind diese Stürme von schwerem Hagelschlage begleitet, und vielfach hat man unter den Schlossen eingelne von einem Umfange von drei bis sechs, ja von zwölf Zoll gefunden.

Die westlichen Tornados, deren Gürtel ein schmaler zu sein scheint, obwohl ihre Ausdehnung mitunter beträchtlich ist, entstehen unplötzlich und verrichten ihr Zerstörungswerk in wenigen Minuten. Der Sturm erscheint in Gestalt einer sich pfeilschnell umdrehenden Säule, und ist bei ihm die wirbelnde Bewegung das charakteristische Moment. In wie hohem Grade aber jene Regionen alle Bedingungen zur Bildung solch schwerer Stürme und Gewitter erfüllen, lernte ich während meiner einmonatlichen Missisippifahrt von St. Paul bis Cairo, in Gesellschaft des Capitain Boyton, kennen, während welcher sich fast tagtäglich ein, mitunter zwei oder drei Gewitter über uns entluden. Ja an einem Tage, am 18. Juni, hatten wir auf der Strecke von Louisiana bis Alton sogar fünf Gewitter zu verzeichnen, die sich ohne Ausnahme durch ungemein heftige elektrische Entladungen, colossale Regenfülle und starke Stürme charakterisirten.

Nirgendwo ist ein derartiger „waterspout" gewaltiger, grausiger und unheimlicher als auf den öden Prairien; nirgendwo — es sei denn auf dem Ocean — ist man sich seiner irdischen Nichtigkeit, nirgendwo der Nähe und Macht des Schöpfers bewußter, nirgendwo kann das Krachen, das dumpfe, lang anhaltende Rollen des Donners furchtbarer, erschütternder, der Blitz greller, blendender erscheinen, als eben auf den Prairien Amerikas.

Der Effect der während dieser Regenstürme in kurzer Zeit auf die Prairien niederschießenden, schier unglaublichen Mengen Wassers, die nach verschiedenen Messungen in einer Stunde manchmal 2½, 3 und sogar 4 Zoll betragen, ist ein ebenso eigenartiger wie grauenhafter.

Man vergegenwärtige sich, daß die ganze Prairie durchschnitten ist von tiefen Rinnen und Strombetten, die während des Sommers meist ausgetrocknet sind! Ereignet sich nun in einer solchen Gegend einer dieser Wolkenbrüche, so ergießen sämmtliche Schluchten und Engpäße die in denselben angesammelten Wasser fast auf einmal in das Hauptthytem der Wasserläufe der Prairien; Vertiefungen in der Erdoberfläche, während des trockenen Wetters kaum bemerkbar, verwandeln sich in wenigen Augenblicken in wüthende Bäche; durch die Schluchten und Rinnen schießen unpassirbare Flüße dahin, und meilenweite Thäler sind viele Fuß hoch überschwemmt. Haben Prairiereisende das Nahen eines solchen Unwetters in Sicht, so vermögen sie zumeist ohne große Schwierigkeit sich auf die Ankunft desselben vorzubereiten und einen genügende Sicherheit bietenden Platz zu erreichen; viel kritischer aber mag sich die Sache gestalten, wenn plötzlich, ohne ein vorheriges Anzeichen, ohne daß der Himmel durch eine Wolke getrübt wäre, wie mit einem Zauberschlage gewaltige Fluthen die angesetrockneten Strombetten hinabgebraust kommen und Alles rings umher zerstören und verwüsten.

Dieses geheimnißvolle plötzliche Anschwellen der Wasserläufe, eine dem erfahrenen Trapper sehr wohlbekannte Erscheinung, entsteht durch den Niedergang von Wolkenbrüchen in den oberen Stromgebieten. Ein amerikanischer Officier, Col. Dodge, welcher ein derartiges Phänomen erlebte, beschreibt dasselbe also:

„Meine Compagnie lagerte auf einer Uferbank, die sich gegen 25 Fuß über das ausgetrocknete, sandige Bett eines Stromes erhob. Lesend lag ich Nachts in meinem Zelte, über welchem sich ein klarer sternenbesäeter Himmel wölbte. Da plötzlich hörte ich in der Ferne einen seltsamen Laut, ein Sausen und Rauschen, das bald mehr, bald weniger deutlich, mit erschreckender Geschwindigkeit uns näher kam und schnell an Macht gewann.

Die Ursache dieses Geräusches augenblicklich erkennend, eilte ich aus meinem Zelte und placirte mich an den äußersten Vorsprung der den Strom überhangenden Uferbank. In wenig Minuten rollte eine lange zu Schaum gepeitschte Wassermasse mit ziscbendem und sausendem Geräusch über den dürren Sand in der Tiefe, und kaum sechzig Fuß hinter dieser Welle folgte eine mindestens vier Fuß hohe Masse Wassers, welche die ganze über hundert Fuß weite Schlucht überschwemmte.

Die Front dieser Masse war nicht zu einer Welle abgerundet, sondern erhob sich gerade aufwärts — eine vollendete Wand von Wasser, die immer höher und höher schwoll und Baumkämme, Sträucher, Felsblöcke und mächtige Stücke Erde mit sich riß.

In zehn Minuten hatte das Wasser zu meinen Füßen eine Tiefe von fünfzehn Fuß und der reißende Strom, das zeufeitige niedrige Ufer übertretend, eine Breite von einer halben Meile erreicht. Für drei Tage war derselbe unpassirbar, und es dauerte einen vollen Monat, bis er zu seinem Normalstand zurückkehrte."

Gottlob sind derartige Ereignisse auch in den häufiger von solchen Naturerscheinungen betroffenen Gegenden selten.

Führen Tornados und Wolkenbrüche während der Sommermonate das Regiment, so treten während der kälteren Jahreszeit die nicht minder berüchtigten Schneestürme an ihre Stelle.

Wochenlang sind die Tage klar und heiter gewesen: die Luft ist rein und trocken, der Himmel wolkenlos — nichts verkündet das Nahen des schlimmen Gastes, vor welchem selbst der wettergefestete Dacotah-Mann den größten Respect hat.

Da, als abermals eine leichte Röthe im Osten das Aufsteigen der Sonne verkündet, umzieht sich der Horizont allgemach mit grauen, schweren Dünsten, die langsam immer näher schleichen. Gegen Mittag senkt sich über die fernen Hügel ein weißer Nebel, die Umrisse derselben leicht verhüllend. Langsam und unmerklich kriecht der Nebel die Flußthäler entlang; Alles rings umher ist unheimlich still, nirgendwo Leben, nirgendwo Bewegung; nur hier und da weht leise schon eine feine Flocke hernieder. Sie schwebt zur Erde, wie die Blüthe eines Baumes, kaum getragen von einem Hauch. Der erfahrene Trapper aber versteht diese Zeichen und eilt, so schnell wie möglich irgend eine geschützte Niederung, eine

Digitized by Google

Schlucht oder das ausgetrocknete Bett eines Stromes zu erreichen. Nicht lange mehr läßt der Sturm auf sich warten. Der Flocken und Flöckchen werden mehr und mehr; ihre Flugrichtung wird eine immer verticalere, je mehr sich der Wind zum Sturm steigert. Hat derselbe seinen Höhepunkt erreicht, so werden die feinen Flocken mit einer solchen Kraft getrieben, daß die das Gesicht treffenden Theile gleich ebenso vielen Nadelstichen prickeln.

Man hat Beispiele, daß Farmer, die während des Unwetters von ihren Wohnhäusern nur bis zu den Ställen zu gehen versuchten, den Weg verloren, in die Prairie geriethen und wenige Schritte von ihren Heerde elendiglich zu Grunde gingen.

Die Gefahr beruht weniger in der mit der Naturerscheinung verbundenen Kälte als in der allgemeinen Schärfe des Windes, welcher gleich einem Messer schneidet und alle Lebenswärme aus den Gliedern treibt. Ein gewöhnlicher Winterüberzieher schützt nicht mehr als ein Festen Mousselin gegen das Wüthen des „Blizzards", der, von den eisigen Gebieten der nördlichen britischen Besitzungen und Alaska kommend, in der Regel drei Tage lang aus dem Norden bläst, dann plötzlich umschlägt und wieder drei Tage lang mit ungeschwächten Kräften sein Wüthen von Süden her fortsetzt.

Glücklicher Weise treten gewöhnlich diese äußerst schweren „Blizzards" nur etwa fünf- bis sechsmal während eines Winters auf; ja im vergangenen Winter wurde Nordamerika nur von einem einzigen in den Monat März fallenden Schneesturm betroffen; dahingegen hat sich der Winter 1880 bis 1881 mit seinen sechzig schweren Stürmen für immer denkwürdig in die Chroniken des amerikanischen Nordwestens eingeschrieben. Der erste Schnee fiel früh, im October, und von dieser Zeit bis zum April führte der Winter ein ganz unerhört strenges Regiment. Ueberall lag der Schnee sechs bis zwanzig Fuß hoch; einige Schneewehen erreichten sogar eine Stärke von über fünfzig Fuß. Weit und breit war Alles unter diesen enormen Massen begraben, die Menschen litten schrecklich, und die Thiere starben zu Tausenden: jede Verbindung mit der Außenwelt war abgeschnitten, und die Passagiere der Eisenbahnzüge waren nicht selten inmitten der ödesten Prairien unter den größten Entbehrungen zu tagelanger Haft verurtheilt.

Welche Macht und Stärke die ungeheuren Schneemassen besaßen, erhellt aus der Thatsache, daß ein 48,000 Pfund schwerer Pflug, der noch dazu mit 80,000 Pfund Eisen belastet und von sechs hinter einander gespannten Locomotiven getrieben wurde, vollständig unfähig war, einen ihm entgegenstehenden Schneewand zu durchbrechen. Als die furchtbare Kälte nachließ und die Werkleute den Pflug näher besahen, fanden sie, daß derselbe mit all seinen 128,000 Pfund Eisen wie eine Feder zurückgeschlagen, über die Schneewehe hinweggeglitten und gegen einige Bäume geschleudert worden war, wo die Maschinerie bis zum Wegschneiden des Schnees ausruhen mußte. Die Schneewehe war zweiundfünfzig Fuß hoch

Einige Bahngesellschaften suchten ihre Linien frei zu halten, indem sie Tausende von Leuten anstellten, die den Schnee in große Blöcke von der Breite des ganzen Bahnbettes und von zwölf Fuß Länge zu zerschneiden hatten, welche dann, durch Stricke und Planken zusammengehalten, mittelst einer vorgespannten Locomotive an weitere Oeffnungen geschafft wurden, um daselbst aufgebrochen und beseitigt zu werden.

So viel für heute über die Stürme der Prairien! Es wird genügen, um dem Leser ein Bild zu entwerfen von den Schrecknissen, mit denen die Natur die Bewohner jener Gegenden bedroht. Wohl uns, die wir einen freundlicheren Himmelsstrich bewohnen!

Blätter und Blüthen.

Der Tschuktschenhund in dem Hausthiergarten der Universität Halle. (Mit Abbildung S. 829.) Das vielseitige Interesse, welches der von der geographischen Gesellschaft zu Bremen dem obengenannten Hausthiergarten überwiesene Tschuktschenhund erregte, veranlaßt uns, dieses seltene Exemplar unseren Lesern in einem sehr getreu ausgeführten Holzschnitte vorzuführen. Der Tschuktschenhund zu Halle ist weiblichen Geschlechts und wurde im Alter von einem Jahre von den Herren Gebrüder Ehr. Krause, welche im Auftrage der Bremer geographischen Gesellschaft zu naturwissenschaftlichen und geographischen Zwecken die Küstengebiete des Beringsmeeres bereisten, auf der Tschuktschenhalbinsel mit noch einem zweiten, männlichen Exemplare erworben und von San Francisco aus mit dem Bremer Schiffe „Anna", Capitain Krufe, nach Europa gesandt. Der männliche Hund starb während der langen Seereise, bei welcher der Aequator zweimal passirt werden mußte, das weibliche Thier dagegen überwand die Schwierigkeiten der Reise sehr gut. Ueber dasselbe entheilte uns Herr Professor Dr. Julius Kühn, Director des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle, bereitwilligst nähere Auskunft.

Darnach ist der am Widerrist um 48,5 Centimeter hohe Hund schwarz und weiß gefleckt, das Schwarz mit einem leichten Anflug von Braun, der hintere Rand des Sprunggelenks rehbraun.

Die Beschaffenheit der einzelnen Körpertheile erzieht sich aus der Abbildung; insbesondere ist auf die spitze Schnauze hinzuweisen. Ihrer ganzen Bildung nach gehören die Tschuktschenhunde zur Racengruppe der „Spitze" und kommen im Wesentlichen mit dem Eskimohunde überein, sind jedoch etwas kleiner. Sie dienen, wie dieser, den Bewohnern ihres Heimathlandes durch ihre vorzügliche Zugkraft und haben für dieselben einen unschätzbaren Werth; sie bilden ihr einziges, aber auch unentbehrliches Haushthier. Es sind dies die mit den Eskimos verwandten sogenannten „festhaften" Tschuktschen, die auch als Fischer-Tschuktschen oder Namollos bezeichnet werden und die sich fast allein von Fischen ernähren, auch ihre Hunde ausschließlich mit Fischen füttern. Die Tschuktschenhunde bellen nicht, sondern heulen nur. Bei Kreuzungen scheint jedoch diese Eigenthümlichkeit verloren zu gehen. Der abgebildete Tschuktschenhund ward nämlich am 24. Juli dieses Jahres, von einem zweiten Hunde, während ihrer Seereise trächtig. Bemerkenswerth ist nur, daß das eine männliche Exemplar der Jungen bereits zweifelos ein deutliches Bellen wahrnehmen läßt.

Herr Professor Dr. Kühn macht uns noch darauf aufmerksam, daß der Hausthiergarten des landwirthschaftlichen Instituts zu Halle keineswegs zur Aufgabe hat, zahlreiche Hunderassen zu halten; nur Rassen von besonderem physiologischen oder züchterischem Interesse werden beständig mit aufgenommen — die wesentliche Bestimmung dieser Einrichtung beruht vielmehr in der Haltung und Züchtung der landwirthschaftlich wichtigsten Hausthiere, wie dies aus folgenden Ausführungen des Herrn Professor Dr. Julius Kühn hervorgeht:

„Das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle besitzt in seinem Hausthiergarten ein eigenartiges, anderen Lehrstätten der Landwirthschaft fehlendes Unterrichtsmittel, dessen Werth für die Behandlung der Thierzuchtlehre nicht hoch genug anzuschlagen ist. Es sind hier auf einem Areale von circa einem Hectare die mannigfaltigsten und wichtigsten Rassen des Rindes, des Schafes, der Ziege ꝛc. in sorgfältig ausgewählten Originalexemplaren vertreten, deren unmittelbare Anschauung und vergleichende Betrachtung weder durch Vorführung von Abbildungen noch durch Demonstrationen an plastischen Nachbildungen vollständig ersetzt werden kann.

Eine solche Vereinigung von Repräsentanten möglichst zahlreicher, selbst der geographisch entfernt verbreiteten und zum Theil auf großeren Viehausstellungen nur selten oder gar nicht zu beobachtenden Rassen kann auch nicht erfolg werden durch die noch so bedeutenden Viehheerden einer mit einer Landwirthschaft verbundenen Gutes. Die Rücksicht auf wirthschaftlichen Reinertrag des Betriebes gestattet hier nur die Haltung weniger, der besonderen Oertlichkeit entsprechender Rassen. Was damit für die Zwecke der praktischen Demonstration gewonnen wird, ist in gleicher Weise durch Gegenstücken nach dem einem landwirthschaftlichen Institute benachbarten Gütern zu erreichen. Sicher ist der dadurch erzielte Gewinn für Ausbildung des Urtheils über einzelne Zuchtrichtungen noch anzuschlagen, aber zur Erweiterung des Blicks für Rassengestaltung, zur Schärfung des Beobachtungstalentes und Anregung eines umfassenderen, selbst ständigeren Urtheils auf dem Gebiete der Thierzüchtung hat ein Hausthiergarten, wie er in Halle zuerst zur Ausführung gelangt ist, eine eigenthümliche, durch nichts Anderes zu ersetzende Bedeutung. Kann hier die einzelne Rasse auch immerhin nur durch wenige Individuen vertreten sein, so ermöglichen dieselben doch das Auffassen und die Unterscheidung des Typischen der Bildung und eine vorurtheilslose Würdigung der mannigfaltigen Rasseformen. Nur die vergleichende Betrachtung vieler Rasseformen vermag das Urtheil über Umfang, Richtung und Ausdauer der Variabilität unserer Hausthierarten recht zu entwickeln und zu befestigen.

Ein solcher Rassengarten dient aber nicht nur in trefflicher Weise den Unterrichtszwecken, sondern wird sich auch für die Fortbildung und wissenschaftliche Fundamentirung der Lehre von den Rassen und von der Vererbung insofern als ein ganz unentbehrliches Mittel erweisen, als jeder Rasse mündbar zeigen — unser Hausthiergarten ist zugleich die erste Berschaffstätte für systematische thierzüchterische Forschung. An dieser sollen ebenso praktisch bedeutsame, wie streng wissenschaftliche Fragen ihrer Lösung entgegengeführt werden. Eine Reihe wichtiger Untersuchungen, insbesondere über Bastardzucht, ist bereits zu theilweisem Abschluß gebracht worden."

Wir glauben unseren Lesern diese gelegentlichen Ausführungen über eine in ihrer Art einzige Institution nicht vorenthalten zu sollen, weil die in dem Hausthiergarten des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle ausgeführten Untersuchungen zum Theil von allgemeinerer Bedeutung sind; stehl doch die Geschichte unserer Hausthierrassen in den intimsten Beziehungen zur Anthropologie und Geschichte der Menschheit, namentlich zur Urgeschichte derselben.

Kleiner Briefkasten.

M. F. in Bückeburg. So ist es! Hans Hopfen's soeben erschienenes „Gedicht" kamen, wie so viele andere Neuigkeiten, für die Besprechung auf unseren Weihnachtsbüchertisch leider um einige Tage zu spät. Wir werden aber baldigst Gelegenheit nehmen, unsere Leser mit diesen zu einem großen Theile wahrhaft genialen Poesien des geistvollen Dichters bekannt zu machen. Das elegant ausgestattete Buch geht in jedem Sinne in die Reihe der für den Festtisch besonders empfehlenswerthen Novitäten.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Weihnachtlied.

Nun ist die liebe Weihnachtszeit
Mit ihren Wundern kommen:
Durch alles deutsche Land ist weit
Ein heller Glanz erglommen:
Das ist der Glanz vom Weihnachtbaum,
Im Schnee ein Sommersonnen Traum,
Der Kindheit selger Wonnen Traum —
Nie sei er uns genommen! —

Die Kindheit sieht: die Jugend flieht:
Der Weihnacht-Traum soll dauern.
Wie sich er Mannesbrust durchzieht
Mit tannenduft'gen Schauern!
Es schmückt den Baum in fernem Land
Des Kriegers waffenmüde Hand:
Wie hat er doch so hell gebrannt,
Paris, vor deinen Mauern!

Königsberg, Weihnachten 1882.

Denn was die Weihnacht wahrhaft weiht,
Ihr Mädchen und ihr Knaben,
Ist nicht die bunte Herrlichkeit
Der hochgehäuften Gaben:
Das ist die Reinheit, lindlich wahr,
Der Gier, des Neids, der Lüge bar,
Die sich an Lichtglanz still und klar
Als höchstes Glück kann laben.

Solch reiner Sinn — er bleib' uns treu
Auf allen Lebensbahnen:
Dann wird uns rühren immer neu
Der Weihnacht hehres Ahnen:
Dann wird der Glanz vom Weihnachtbaum,
Nicht nur ein flücht'ger Sonnentraum,
Im Alters-Schnee ein Sonnentraum
Uns selger Jugend mahnen.

Felix Dahn.

Im Banne der Musen.

Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

„Conradus aber legte unterdessen das Büchlein auf seine Kniee und erzählete mit leuchtenden Augen, wie arg verfeindet die Sippe der Capuleti und Montague gewesen, und wie Romeo und Julietta sich ganz von ohngefähr bei einer Lustbarkeit gefunden und alsogleich in Liebe für einander entbrannt waren; was der vielliebe Genesende las, das wogete klangvoll und gleichwie Musik durch das Gemach, als schwebeten die Worte schier auf Flügeln.

Noch niemalen hatten mich Menschenworte also durchschauert; wie unter eines Zaubers Bann horchte ich auf und wagete kaum Athem zu schöpfen, und dennoch spürete ich wohl, daß mir das Blut heiß in die Wangen stieg, und ich senkete die Augen. War nicht taufendmal schöner als all das, welches Conradus las, das Wort der Heiligen Schrift, so meine Mutter in die Bibel geschrieben, allwelche ihr erstes Präsent war an den Vater: ‚Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen; wo Du bleibest, da bleibe ich auch; Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott!'

War das nicht herrlicher in seiner Einfachheit denn Julietta's Liebesworte? Dahinein vermocht ich mich zu denken, nimmermehr aber in solchen Ueberschwang, bei dem mir so lebendig das Liedlein von der Nachtigall vor der Seele stund, das Liedlein von Schuld und Sünde.

Ich folgete nicht mehr des theueren Jünglings Worten und verlor mich schier in tiefes Sinnen. Erst da er verstummte, schreckte ich jach empor und sah Hedwiges blasses Angesicht, aus dem die großen Augen gar geisterhaft zu ihm hinüber schaueten: da sah ich seine Blicke den ihren begegnen, als sei es ein stumm Fragen und Antworten.

‚Verstehet Ihr, wie schön es gelaget und gesetzet?' fragte Conradus endlich.

Hedwige aber sprang auf; ein glühend Roth färbete ihre Wangen, und mit der Hand fuhr sie zum Herzen. Als wollte sie sprechen, stund sie einen Augenblick regungslos da; dann setzete sie sich wieder.

‚Und Du, Christel?' forschte er, und sein begeistert Antlitz wendete sich mir zu. ‚Hat es Deinen Beifall, lieb Schwesterlein?'

Ich weiß nimmer, warum ich so abwehrend die Hände ausstreckete und herbe sagte:

‚Mit nichten, Conrade, es bedrücket mich und schaffet mir Pein.'

‚Nun, so gehe!' rief er, trutzlich emporspringend, ‚lies den Catechismum mit der Base und studire Dein Kochbüchlein! Das mag Dir besser taugen.'

Da sah ich, daß er sehr zornig war; ich wollt' meine Arme um seinen Hals schlingen, aber er wehrete mir und fing an im

Digitized by Google

Gemache gar heftig auf- und abzugehen, gleichwie der Hirsch, den sie im Zwinger des Schloßgartens gefangen halten. Hedwige aber war still hinaus gegangen.

Dann plötzlich blieb er stehen:

‚Es ist Zeit, daß ich mit dem Vater spreche, Christel,‘ hub er an, ‚ich kann nimmer mehr lange hier weilen; das enge Haus drückt mich gleichwie ein Gefängniß, und die Wände wollen mich schier zermeißchen, ich muß nunmehro hinaus, zur Arbeit, wenn ich nicht —‘

‚Conrade!‘ bat ich erschreckt, ‚Du bist heut zum ersten Mal von dem Bette aufgestanden, und Deine Wunde ist annoch kaum verheilet —‘

‚Es wird nicht besser allhier,‘ erwiderte er; ‚wollt nur, es wäre überstanden; denn der Vater läßet mich nicht ziehen ohn’ ein scharf Examen, dieweil ich auf die Mensur gegangen. Und was ich ihm zu melden habe, würd’ ihn arg betrüben. Wäre schon das Allerbeste, ich ging ohn’ „Ade!“, Christel.‘

Da stund mir mit einem Mal die Nacht wiederum vor Augen, wo er heimlich fortgewollt, und wo mein brünstig Bitten ihn erweichet, also daß er geblieben. Dazumalen war ich noch schier ein Kind, und ich bat den Bruder — ach, heut war er es nicht mehr; ein heiß Schamgefühl hielt mich zurücke, daß ich nicht die Arme noch einmal um seinen Nacken warf. Als er aber wiederum anhub:

‚Es muß sein, Christel, es muß ja sein!‘ und er wieder vor mir stund und meine Hände erfaßte, sagte ich nur:

‚Du magst billig wissen, was Dir langet, Conrade.‘

‚Christel!‘ rief er und zog mich an sich, ‚Du meinest, ich sei undankbar und schlecht, aber ich suche doch meine Pflichten zu üben; — Du vermagst nicht zu ersassen, welch’ ein Kämpfen in meiner Brust ist!‘

Ich schwieg; denn Solches zu hören, that mir wehe.

‚Woher solltest Du es wissen?‘ fuhr er fort. ‚Wenn Du nur eine Ahnung hättest von dem, so ich gelitten seit Jahren, seit dazumal, Christel, als mir der Vater sagte, daß ich hinfüro ein Fremdling sei zwischen Euch, ein Fremdling, der nicht Vater kennet noch Mutter — ach, wenn Du es ahntest, Du würdest Dich erbarmen. Vertrath mich ihr nicht! — Ich ziehe morgen davon, vielleicht auch heut noch; kann nicht reden mit dem Vater, sintemal es nimmer gut gehet —‘

‚Und wohin willst Du, Conrade?‘

Er lachte gar bitter auf.

‚Wohin? Ei nun, gen Helmstädt, hinter meine Bücher; — nur fort, hinaus! Mein Examen will ich machen allda, wie ich dem Vater gelobet. Und dann —‘

‚Und dann?‘ wiederholete ich, ‚und dann, Conrade?‘

Er schwieg.

‚Frage nicht, Christel,‘ sagte er endlich.

‚Mir aber war es, als gerinne all mein warmes Blut zu Eis.

‚Conrade!‘ schrie ich auf, ‚Du kommst nicht wieder, so Du gegangen sein wirst!‘ Und da waren sie schier hinweg, mein Stolz und meine Scham. ‚Conrade,‘ bat ich flehend und faßte ihn bei der Schulter, ‚sag, daß Du wieder heim kommst! Sag, daß Du nicht auf ewiglich die verlassen willst, so Dich lieb gehabt haben gleichwie ihr eigen Kind! Gelten wir Dir nichts mehr? Kannst Du jede Erinnerung verwischen an das Haus, so Dein Vaterhaus gewesen, jede Erinnerung an die friedvolle, glückliche Zeit, so Du mit uns verlebet?‘

Er trat hastiglich einen Schritt zurück, aber antwortete nicht. Es ward ein banges, langes Schweigen zwischen uns, und ich meinete die Schläge meines eigenen Herzens zu hören, Todtenstill war es im Hause; nur die Lampe flisterte ganz leis allhier im Gemach, und dann scholl draußen ein leichter Frauentritt, eine Hand tastete sein behutsam über das Getäfel der Stubenthür, gleichwie suchend nach dem Griff der Thür, Conradus aber fuhr jach herum, und sein blaß Gesicht färbete sich purpurn.

‚Ich komme, Christel, ich kehre wieder heim dereinst,‘ flüsterte er.

Da flog es in mir empor wie jauchzend Freuen, und meine Hände faßten ungestüm nach den seinen; als ich mich aber umwandte, stund Hedwige unter der Thür, daß es schien, als wäre die plumpe Wölbung eigens zum Rahmen geschaffen für ihr anmuthig Bild.

‚Ich komme!‘ sagte Conradus abermals, ‚wie vermochtest Du daran zu zweifeln?‘

Nun wußte ich, daß er dermaleinst kommen würde, und dennoch — mir war das Frenen schier vergangen.

War gar früh am andern Morgen, als ich erwachte, und da ich an das Fensterlein trat und in den Garten schauete, gewahrete ich auf dem weißbereiften Laub, so herbstlich die Wege bedeke, Tritte, fein und schmal, aber es waren nicht die Tritte eines Frauenfußes. Da sprang ich jählings in meine Kleider und pochte an Conradus Thür — nichts rührete sich darinnen, und als ich in das Gemach trat, in dem annoch das Morgengrauen lag, da fand ich es leer, und nur einen Brief an den Vater schauete ich auf dem Tischlein am Bette liegen; lag auch noch ein Zettel dabei, aber mir waren die Augen gar trüb worden von heißen Thränen. Als ich endlich dennoch zu lesen vermocht, was da geschrieben stund auf dem Zettel, da war es ein Gruß an mich und ein Dank für die Pflege, so ich ihm gethan, darunter aber stund, dreimalen unterstrichen:

‚Auf Wiedersehen, hab’ keine Bange! Dein treuer Bruder Conradus.‘

Der Vater schalt, da er Conradus Flucht vernahm, aber ich merkte doch, daß er ihm nicht zürnete. Es ist einem jungen Manne wohl zu verzeihen, so er aus Eifer und Lernbegier eine schuldige convenance verletzet,‘ sagte er, da die Mutter jammerte. ‚Möge dem Jünglinge auch nicht paßlich gewesen sein, noch eine Auskunft über seine Rauferei geben zu müssen,‘ meinte er sodann, sei besser, er gehe so; ein flüchtig Lächeln verschönte des Vaters ernst Gesicht bei der Erinnerung an die eigne Jugend, auch er, sagte er, habe einmal auf der Mensur gestanden und sei darob hart angelassen worden von seinem Vater, und also habe er auch mit Conradus thun müssen, wären sie noch auf diesen Punkt miteinander zu reden gekommen.

So war denn Alles gut. In Bälde schrieb auch Conradus, er sei zwar gar matt, aber doch gesund in seinem Mäßenorte angelangt und habe begonnen, emsiglich das nachzuholen, was er des Siechthums halber versäumet. Wünsche uns Allen ein gar frohes Weihnachtsfest, wie auch er es fröhlich zu verleben hoffe, da er von einem Freunde aus fürnehmer Familie von sächsischem Adel invitiret worden, nach Dresden zu kommen, um die Weihnachtsvacanz darten zu verleben; er freue sich um so mehr darob, als man ihm in Aussicht gestellet habe, das Komödienspiel bei Hofe mit anzusehen, allwo einige Singspiele, sowie auch deutsche und engelländische Komödien agiret werden sollten.

Wir waren sämtlich im Gemache meines Vaters versammelt, als er dies Brieflein empfing; Hedwige stund am Fenster und sah hinüber, wo man bei den letzten spärlichen Sonnenblicken noch rüstiglich an dem Komödienhause arbeitete, die Mutter aber, Base Wieschen und ich hatten uns um den Vater geschaaret und verlangeten zu wissen, wie es dem Conrado ergehe.

Das ward eine böse Stunde. Der Vater hieß Alle hinausgehen bis auf mich; er wolle mir allsogleich eine epistola dictiren, sagte er, an den ungerathenen Sohn; nunmehro mußte ich mich setzen, und des Schreibens gewärtig, hielt ich geduldiglich die Feder in der zitternden Hand, hatte dennoch lange zu warten, ehe er begunnete zu dictiren. Seine linke Hand lag schwer zur Faust geballet auf der Platte des Tischleins, und auf seinem Gesichte stund böß eine Falte zwischen den dichten Brauen.

‚Also!‘ sagte er dann und hub zu dictiren an.

‚Indem ich Dir dieses schreiben lasse, Conrade, ist mein Herze schwer betrübet, dieweil ich Dich auf Wegen gewahre, so Dich weitab führen von dem Ziele, welches Du allein zu verfolgen die Pflicht hast. Ich verbiete Dir hiermit, kraft der Gewalt, so mir über Dich gegeben, Deine Augen auf so leichtfertig Thun zu richten, wie das Komödienspiel es ist: es bringet schier Schaden jeglicher Menschenseele und ist eine Versuchung des Teufels. Ich sage Dir: Die, so sich iho daran freuen, werden es dereinsten herzlich zu bereuen haben. Dir aber als einem studioso theologiae steht es doppelt schlecht zu Gesichte, Deine Augen auf Solches zu richten, und wär’ es Dir besser, sie würden blinde, als daß sie diese Narrethei mit ansehanen. Ich hoffe vielmehr, wenn Du dermaleinst allhiero im Priesterrocke auf der Kanzel stehest, Du werdest alsdann es noch unserem hochfürstlichen Herrn geziemend vorstellen, daß auch Er sosch unchristlich Treiben einzuführen gesonnen ist, und sollest ihm sagen 1. Cor. 7, 31.: Denn

Digitized by Google

das Wesen dieser Welt vergehet — lasse ab hiervon! Wie denn hier wieder Eva spukel, da, so ich gehöret, sein zukünftig Gemahl ihn hierzu animiret, um es anderen leichtsinnigen Höfen nachzuthun.

Habe Dir anitzo gesagt, was ich begehre, und verlange, daß Du darnach haudelst als gehorsamer Sohn Deines allezeit getreuen Vaters.

Falkenode, M. Decembris 1669.

Sebastian Ehrentraut,
fürstl. Hofprediger.'

Hätte gar gern noch ein fremdblich Wörtlein hinzugefüget, aber wußte nicht es zu beginnen; sintemal der Vater noch einmal den Brief durchlas. Aber als er ihn mir dann zu falten gab und das Siguilum darauf zu thun, schrieb ich eilig noch darunter:

‚Viel tausend Grüße! Betrübe Dich nicht. Conrade!'

Die Base aber winkete mir, als ich nachher in die Wohnstube gehen wollt', nach der Küche, allwo sie am Tische stund und Pfefferkuchlein auf Beschnacht rührte.

‚Was sagte ich Dir, Christel'?' flüsterte sie gar heimlich, und ließ die Kelle im Teige stecken, ‚der Vogel singet, wie ihm der Schnabel gewachsen, und wenn man ihm schier alle Tage ein ander Liedlein pfeifet, er bleibet dennoch bei seiner Weise.'

‚Ich wollt', er wär' erst ganz daheim,' seufzete ich.

Die Alte aber schaute mich listig an aus ihren hellen Augen.

‚Glaub's, glaub's, Töchterlein!' neckete sie, ‚aber meinst Du, die Base sei blind? Blaß siehst Du aus wie ein Wachs, und lachen kannst Du auch nicht mehr, hast auch Herzklopfen und schläfst nicht gut — ist es nicht so? Weiß mir das Alles gar wohl zu deuten; will Dir ein Tränklein richten von rothem Frankenwein, eisernen Nägelein und Hollunderlaub, am Pfingstsonntage vor Sonnenaufgang gepflücket; davon trinkst Du jeglichen Tag ein Gläslein voll, das soll wohl helfen.'

‚O Base, was denkest Du!' schalt ich, und fühlte dennoch, wie mir jäh das Blut in die Wangen stieg. Eilends ging ich hinein in die Stuben der Mutter und nahm mein Spinnrädlein. Der Mutter Hände ruheten gefaltet im Schooß, und um ihre liebtreuen Augen zogen sich rothe Ränder wie vom Weinen; Hedwige aber saß am Fenster; ihr seiner Kopf hud sich scharf ab gegen den hellen Grund, und sie sang gar leise beim Spinnen, wie es ihre Art so war; das klang, als habe sie stillheimliche Sehnsucht nach Frühling und Maienlust, nach etwas Vielsüßem, unsagbar Holdem, also daß es mir heiß in das Herze zog und mein Fuß stockte auf dem Trittbrette. Ich meinete die Nachtigall zu hören und sah das junge Laub an der Linden und ein blaß Anklitz mit zwo glänzend blauen Augen, und die Worte klangen mir in die Ohren:

‚Bleib' bei mir, Christel, daß ich nicht verkomme in meines Herzens Zerfahrenheit und Unrast! Wir haben uns ja immer so herzlich geliebet.'

So viele Blümlein im Walde wehn,
So viele Sternlein am Himmel stehn,
So viele Blümlein im kühlen Grund,
So oft denk ich Dein zu jeder Stund —'

sang Hedwige. — Ei, war es denn nicht also?

Dann fuhr sie empor.

‚Was sinnet Ihr, Mädchen? Schlafet ein am hellen Tage?' schalt die Mutter freundlich. Da ich aber Hedwige ansah, war ihr bleich Gesicht purpurn erglühet; wir schaueten einander in die Augen und sie fragte:

‚Warum bist Du so roth, Christiane?'

‚Und Du?' gab ich zurücke, um Etwas zu sagen. ‚Hast wohl gar einen Schatz dort oben gefassen in den Bergen?'

Da hub sie stolz den Kopf aufrecht:

‚Hätt manch einen Tölpel haben können, so von weiter nichts wußte, denn von Jagen und Hunden, — war nicht nach meinem gusto.'

Die Mutter aber verwies ihr solch Reden und warnte: ‚Wer zu hoch hinaus wolle, stoße gemeiniglich an die Decke.'

Da schwieg Hedwige und spann weiter, aber auf ihrem jungen Gesichte lag Trutz und Stolz, und sie antwortete nicht, so oft ich zu ihr sprach. Draußen aber tanzeten lustig die Schneeflocken vor den Fenstern, — und fern war annoch Frühling und Glück.

War ein gar strenger Winter, der vorüberzog; schier eingeschneit steckten wir hier oben in den Bergen, und manch ein stiller Abend ging dahin, an dem kaum ein Wörtlein geredet wurde; nur die Spinnräder liefen leise, und von draußen war das Rütteln des Sturmes an den kräftiglich schützenden Fensterläden vernehmlich. Es hatte heuer gar viel der Noth gegeben an allen Enden: Schneebruch in den Wäldern; das Wild war verhungert und in den Häusern der Menschen viel bös Gebreste, Krankheit und Jammer.

Als aber die ersten Veilchen blüheten im April, führte Serenissimus sein jung schönes Weib heim. Die Hochzeit war zu Dijon gefeiret worden im fernen Frankenland; und wartete der Neuvermählten auch allhier noch eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen man gar viele fürstliche Herrschaften inmitten hatte. Wußte solches Alles von der Hedwige, die scheu wie hingebannet war an der alten Herd, der Silberbeschließerin; hatte ihr Logement im Schloß droben und wußt allweil Bescheid über jeglich Ding, so dorten passirete. Ihre Luchsaugen spähteten überall umher, und die Hofbediensteten waren ihr nicht sonderlich gewogen, sintemal auch alldieweil ihre spitzen Ohren mehr höreten, denn erlaubt war.

Da der feierliche Einzug geschah, stunden Hedwige und ich auf der Treppen vor unseres Hauses Thür. Auf dem großen Platz aber drängete und schob sich schier das ganze Ländchen; viel prächtige Ehrenpforten aus grünem Gezweig waren errichtet; auch jeglich Haus hatte sich geschmücket, und jeglich Fensterlein starrte von neugierigen Gesichtern. Vom Schloß wehete das Wappenbanner des jungen Paares, und da sich der Zug nahete, krachten die Stücke, daß es gar feierlich donnernd von den Bergen wiederhallte. Die Soldaten im stattlichen Anzuge bildeten Spalier, die fürstlichen Diener aber in prächtiglich verposamieteten Livereien, Etliche zu Fuß, Andere zu Pferde, marschierten voran; kamen sodann die Adjutanten; darnach der Hofmeister, so in einem ganz über und über mit Gold chamarirten Rocke war, auf reich gezierten Rosse; endlich aber die mit vier Pferden bespannten Hofcaretten, in denen die Ehrenfräulein saßen, anzuschauen wie die Tulpen, so Base Wieschen in ihrem Kammerlein aus den kolsbaren holländischen Zwiebeln zu ziehen wußte. Viele Cavaliers ritten in großer Pracht daneben, also daß wir meineten, die Frühlingssonne habe noch niemalen solch ein farbenreich Bild geschauet.

Holdselig nach allen Seiten grüßend, lehnte ein schlank bräunlich Weib neben unserem Fürsten in den gotdstoffenen Kissen des Prunkwagens; gar fröhlich blitzten ihre dunklen Augen, wetteifernd mit dem Edelgesteine, so verschwenderisch ihr silbergucken Gewand schmückte. Ich meinete, ihn müsse sie auch unseres Hauses Fenster streifen, allwo mein Vater sich in vollem Schmuck seines Amtes postiret, den er unter viel Schmerzen heute angelegt. Schon flog ihrer Augen Leuchten herüber — da wendete sie rasch das Haupt, und ihre Blicke folgten einem Fingerzeig des hohen Gemahls nach dem Comoedien-Hause, an dessen Giebelfelde die stolze Inschrift funkelt: ‚Apollini et Musis', und männiglich konnte nunmehro sehen, wie das junge Weib itzt die schlanken Händlein zusammenschlug in hellen Freuden.

Da ich nach meinem Vater schauen wollt, war er vom Fenster zurückgetreten, und als ich in sein Gemach eilete, da saß er finster in dem Siechenstuhl und antwortete mir nicht, so viel ich auch frug. So wandte ich denn den Fuß zurücke und ging trübsälig, gerade rechtzeitig, um annoch den Wagen zu erblicken, in dem Prinzeß Liselotte saß; nun mischete in den Hochruf des Volkes sich Musik und der Knall der Geschütze, und Hedwige stund an dem eisernen Geländer und schauete mit zitternder Lust dem Zuge nach, so sich den Schloßberg hinauf wand. Schier wie trunken blickten ihre Augen aus dem blassen Antlitz, als begehrete sie sich hinab zu schwingen, hinein in solch verlockend fremde Herrlichkeit.

Bäumerhoch und lieblich war sie anzusehen unter dem frischseinen Veilchenkranz, mit dem sie sich heut früh vor dem Spiegelein behuftam geschmücket und lang beschauet hatt', und manch ein Blick flog hinauf zu ihr von den fremden Cavaliers, so den Zug beschlossen.

Und da es die Mutter gewahrete, rief sie, wir sollten alsogleich hinein kommen und in den Garten gehen; es ziemte sich nicht für ehrbare Zungfern also am Pranger zu stehen, da es doch nichts mehr zu schauen gäbe. Hedwige schrak auf, als erwache sie jach aus tiefen Träumen, folgte mir aber ohn' Widerrede in das Gärtlein. Allda war es still, so still! Die Sträucher schimmerten im ersten Grün des Lenzes; nur undeutlich scholl unterweilen ein Laut des Jubels zu uns herüber.

Digitized by Google

Hedwige flog vor mir den Weg hinunter, so zur Laube führet; ihr schwarz Gewand wehete um die zartfeine Gestalt. Ich folgte ihr langsam und blieb hie und da vor einem Beetlein stehen, auch vor dem, das Conradus einsten zugehöret; das hatte ich seither immer gewartet, und in diesem Jahr hatt' ich seinen Namen darauf gesäet mit Kressen, und freute mich nun, daß die grüne Saat zu sprießen begunnete, und deutlich in zarter Schrift der Name ‚Conradus' prangete. Zupfte auch noch rasch ein Unkraut hinweg: da ich aber in die Laube trat, fund ich Hedwige: die hatt' den Kopf in den Händen geborgen: der Veilchenkranz lag am Boden, und sie weinte laut und gar bitterlich.

‚Was fehlet Dir, Hedwige?' fragte ich erschreckt.

Sie aber hub das Gesicht, und die Thränen hingen ihr an den dunklen Wimpern.

‚O Christiane,' gab sie zurücke, ‚es sehnt sich mein Herze.'

‚Wonach, Hedwige?'

Da stund sie auf und reckte die Arme empor, als wollt sie hinausfliegen in den klaren blauen Himmel, hinweg aus dem engen stillen Gärtlein — in unbekannte Fernen.

‚Wonach — ich weiß es schier selbst nicht,' sagte sie dann, und ihre Blicke verfolgten einen Weißen, der rasch und fröhlich in die Lüfte stieg, also daß er nach wenigen Minuten kaum noch wie ein Pünktlein im Aether schwam.

Hedwige war von Stund' an wie verwandelt. Oft stund sie nachdenklich am Fenster und spähete nach Allem was geschah. Gab auch gar viel zu schauen auf den Straßen; denn ungleich prächtiger war itzo die Hofhaltung, als sonsten: viel fremde Herrschaften kamen und gingen, so großen Dienertroß mit sich führeten, und solcher trieb sich meistentheils umher auf dem Platz vor unserem Hause; auch ward Abends unter den Linden vor des Castellans Logament mehr Jubel laut, denn oben in des Schlosses Prunkkästen, mit Dirnen, Tanz und Bier, also daß es bis in die Nächte hinein tobete, wie am ersten Maien auf dem Blocksberg.

Auch das Völkleín der Komödienspieler war einlogieret in unser Nachbarschaft: allerhand fremd Gesindel, und manch Mädchen ferner aus Italia, schwarz von Aug' und Haaren und von bräunlicher Gesichtsfarbe. Die wandelten fleißig vorüber an unserem Haus, und unterweilen flog wohl das kecke Funkeln eines Auges herauf nach unserem Fenster, so Hedwige darinnen lehnte; dann lächelte sie gar holdselig und beugte sich vor, also daß ich mich schämte und nimmermehr am Fensterleín schaffen mocht. Verbot auch bald die Mutter, daß sie nicht mehr hinausſehen durfte, noch mit Näßzeug oder Spinnrad allbort sitzen, und Base Wieschen hielt streng Obacht darob.

Da aber eines Tages Serenissimus den Vater sowie uns huldvoll invitirete, ein französisch Schauspiel mit anzusehen, betitult: ‚Der scheinheilige Mann Tartuffe', von einem Mèr. Molière, geriethen mein Vater in argen Zorn und verstund sich nur mit Mühe und auf der Mutter sanftes Zureden, geziemend zu danken für Serenissimi Gnade: er ließ Serenissimo unterthänigst vermelden: es sei nicht paßlich für seinen geistlichen Stand, derlei Kurzweil mit anzuschauen; er ziehe mit gnädigster permission vor, zu Hause zu bleiben nebst seiner Familie. War auch tagelang noch arg böse und setzte das Fenster seines Gemaches zu, so ihm das verhaßte Gebäude zeigte.

Ich fragte nimmer viel nach solchen Aergernissen, zählete ich doch jeglichen Tag und jegliche Stunde, da Conradus wiederkehren mußt: auch war ein gnädig Handschreiben von Serenissime gekommen, daß Conradus als am ersten Pfingsttonntage seine Probepredigt halten solle in der Hofkirche. Prinzeß Liselotte hatt' ihrem ‚Pathenkind' einen Amtsanzug verehret aus köstlichem Brabanter Tuch und die Halskrause vom feinsten Linnen. Solches hing vor Staub wohl geschützet in seinem Stüblein, und alltäglich ging ich hinauf und öffnete die Fenster, nahm den Staub von den Geräthen und hantierete dort umher; dann ward mein Herz ach! so voll heimlichen Glückes Erwartung, und oftmalen blieb ich verträumet darinnen sitzen, sah den Sonnenstrahlen zu, die längs der Wand hinglitten, und malte mir aus, wie sich dorten über die Schreibtafel bald ein dunkellockig Männerhaupt beugen werde in ernstem Studio; ich meinete allbereits sein klangvoll Sprechen zu hören: ‚so ist denn noch Alles gut worden, mein vielliebes Schwesterlein.'

Dann aber hielt ich inne.

‚Nicht Schwester! nicht Schwester!' rief es in mir, und ich sprang empor. ‚Nein süßer noch, zu tausendmalen süßer!' und ich dankete Gott inbrünstiglich, daß Conradus nicht mein Bruder; und ich saltete die Hände zum Segen für die hohe Dame, so ihm das Leben gegeben, die einsam geblieben, ob sie gleich ein Recht auf Liebe hatte, auf heilige Kindesliebe — arme Liselotte! Ich konnt ihr nun und nimmermehr zürnen — um seinetwegen!

Und er kam. Er, fraget mich nicht, wie es war, da ich ihn wiedersah — ihn, an den ich allstund gedacht in scheuer Sehnsucht. Weiß nur noch, daß ich, da er erwartet wurde, mir ein Sträußlein Vergißmeinnicht an mein braun Gewand hefstete und ein blau Band in den Zopf flocht — weiß nur noch, daß die Base lachend mich angesehen, und daß ich Abends im Garten auf- und abschritt und endlich, mir selbsten unbewußt, das Pförtlein öffnete und am Waldesrande entlang wanderte, da er kommen mußt.

Am Himmel stund purpurn das Abendroth, und weit hinaus lag über das Land ein dustiger Hauch; sein leiſe athmete der Wind mir entgegen und machte die junggrünen Blätter sich flüsternd bewegen. Unter der Buche am Wegesrand that ich mich setzen und schauete das nach ihm, den ich so innigſich lieb hatte, über mir aber flogen die Vögelein zu Neste, und vom Schloßthurm verhallten itzo gerade die letzten Klänge des Geläutes; kein Laut, ringsum kein Ton, denn einzig das Zirpen der Grillen — heiliger Abendfriede allenthalben!

Da bog eine hochschlanke Gestalt um die Waldecke; das leichte Ränzlein über dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, also schritt er einher, fürnehm und sicher, wie je Einer gegangen.

‚Conrade!' wollt ich ihm entgegenrufen, und vermocht' es doch nimmer; rasch eilte ich auf ihn zu: dann ward mein Schritt allgemach langsamer, und endlich blieb ich stehen; ein seltsam Bangen war über mich kommen.

Er aber hatt' mich auch erkannt, und nun saßten zwo Hände die meinen, und eine Stimme sprach, wie ich sie gehöret im Wachen und im Träumen immerdar: ‚Gott grüß' Dich, Christiane!'

Ich wagte nimmer zu ihm aufzusehen, und da schlang er den Arm um mich und sagte scherzend:

‚Ei, bist mir entgegenkommen, und hast kein Wörtlein für mich?'

Da schauete ich ihn an, und es waren die blauen ernsten Augen wieder, und das liebe Gesicht; aber blaß war es, gar so blaß — und seine Linien erzählteten von Arbeit viel und viel Leid.

‚Du bist noch immer nicht gelund, Conrade,' sagte ich, ‚aber itzo ruhest Du aus bei uns — möge es Dir wohlgefallen!'

Er drückte mir herzinniglich die Hand.

‚So helfe Gott dazu!'

Und wir gingen miteander, und unterweilen schauete ich ihn an, wie er so still neben mir schritt; und ich meinete, die Welt sei noch niemalen so schön gewesen denn heute im erbleichenden Abendroth.

Er war wieder kommen; was schuf mir annoch weiter Noth?"

(Schluß folgt.)

Deutsche Weihnachtspiele.

Verklärt vom Glanz der reinen Liebe, ist uns die Weihnacht wohl noch immer das höchste Fest des Jahres. Die Alles verwandelnde Zeit hat zwar die äußeren Formen desselben vielfach geändert, seine innere Bedeutung aber ließ sie unberührt, und nach wie vor feiern wir in den langen Nächten des Mittwinters den symbolischen Sieg des Lichtes über die Finsternis, den wahren Sieg der Nächstenliebe und Barmherzigkeit über die finsteren Mächte des Hasses und Neides. Wenn wir daher in alte Zeiten zurückschauen und die vielfachen Bräuche, die zahlreichen Spiele und Umzüge uns noch einmal vergegenwärtigen, welche einst diesem Feste besonderen Glanz verliehen, so empfinden wir wohl kaum einen Schmerz darüber, daß heute all dieser äußerliche Prunk fast spurlos verschwunden ist; genügt uns doch der einfache Glanz des strahlenden Christbaumes und das lautere Gefühl, welches die

Digitized by Google

Weihnachtsbilder aus Deutsch-Ungarn. Nach der Natur für die „Gartenlaube" gezeichnet.

1. Der ungläubige Hirt Eriowus. — 2. Die heiligen drei Könige. — 3. Obsthändlerin. — 4. Der Stern- und Baumträger. — 5. Maria, den Erzengel Gabriel an der Hand führend, Herodes und im Hintergrunde der Lakai. — 6. Kirchgang zur Mette. — 7. Cisios-Weihnachten. — 8. Der Teufel. — 9. Die Pharisäer und die gläubigen Hirten. — 10. Der Wirth. — 11. Der Hauptmann.

Digitized by Google

Hergen der um ihn Versammelten durchdringt. Und finden wir in irgend einem entlegenen Dorfe noch Ueberreste jener alten Weihnachtspiele, so ist es nur ein äußeres Interesse, welches ihr Anblick in uns erweckt, fern aber bleibt uns dabei das Verlangen, dieselben in unserer Heimath wiederzubeleben.

Sie würden auch in unsere Zeit gar nicht hineinpassen, diese alten Weihnachtspiele, wenngleich sie in Süddeutschland und Deutsch-Ungarn noch dann und wann aufgeführt werden. In dem naiven Glauben des Volkes hatten sie einst ihre beste Heimstätte, da uns aber dieser verloren gegangen, so sind auch sie unrettbar dem Untergange geweiht. Schon heute, da wir uns anschicken einen flüchtigen Blick auf jene alten Weihnachtspiele zu werfen, beschleicht uns das Gefühl, als wäre es nicht leicht, einem Gegenstande Glanz und Farbe zu leihen, der doch längst nicht mehr dem Leben der Gegenwart, sondern nur noch der Geschichte angehört. Aber vielleicht liegt doch gerade darin ein besonderer Reiz; denn:

„Es trägt den Heil'genschein das zeit- und räumlich Ferne,
Und wären sie dir nah', nicht glänzten die die Sterne."

Die Benennungen der alten Weihnachtspiele, wie „Christkindspiel" und „Paradiesspiel", deuten darauf hin, daß sie im Christenthum fußen und die biblische Legende zu ihrer Grundlage haben. Die geschichtliche Forschung bestätigt auch in vollem Umfange diese Vermuthung; denn bereits im vierten Jahrhundert wurde die Feier der Geburt Christi in der abendländischen Kirche eingeführt und gestaltete sich bald zu einem großartigen Kirchenfeste. Man begnügte sich dabei nicht mit Predigten und Messlesen, sondern führte einzelne Abschnitte der heiligen Schrift dramatisch auf, da solche Darstellungen tiefer als Predigten auf das Gemüth des Volkes einwirken mußten.

So wurde beispielsweise in den Gotteshäusern eine Krippe hinter dem Altare erbaut und darauf das Bild der heiligen Jungfrau gestellt. Vor dem Chor auf einer Erhöhung stand ein Knabe, welcher den Engel darstellte und die Geburt Christi verkündete. Dann aber erschienen die Hirten; sie begrüßten Maria und beteten das Kind an. Ihnen folgten die drei Könige ꝛc.

Anfangs wurden diese Darstellungen nur von Geistlichen aufgeführt, später aber auch Laien zu diesem Zwecke verwendet, bis die Spiele zu argen Ausschreitungen führten und aus den Gotteshäusern verbannt wurden. Da gab es z. B. ein Fest der Unterdiaconen, auch das Fest der Narren und das Eselsfest genannt, bei welchem sich die Schuljugend einen Bischof wählte und die kirchlichen Ceremonien nachahmte. Durch Einmischung älterer Personen artete jedoch dieser Brauch bald in so hohem Grade aus, daß die Baseler Kirchenversammlung ihn untersagte, „weil die Einen, in bischöfliche und priesterliche Gewänder gekleidet, den Segen ertheilten, Andere sich als Könige und Fürsten verkleideten, Andere verlarvt Schauspiele, wieder Andere Tänze und Gelage abhielten, und zwar alles in der Kirche."

Ungebundener entwickelte sich in den späteren Jahrhunderten das Weihnachtspiel auf dem weltlichen Boden. Privathäuser und Gastwirthschaften bildeten seine Zufluchtsstätte. Weltliche dichteten es in verschiedenen Variationen, und Weltliche führten es auf. Eine Sammlung der noch erhaltenen Texte dieser Dichtungen finden wir in dem K. Weinhold'schen Werke „Weihnacht-Spiele und -Lieder" und ersehen aus derselben, daß solcher Spiele Werth tief unter dem der verwandten Passionsspiele steht.

Das gebräuchlichste unter ihnen war das Christkindspiel, welches die Verkündung des Engels Gabriel, die Geburt Christi, die Hirtenandacht und die Huldigung der drei Könige, sowie den Bethlehemitischen Kindermord behandelte. Einige Proben aus diesem Spiele werden den Lesern einen Einblick in die Composition des Ganzen gestatten. In einem „geistlichen Gespiel" aus Obersteiermark singt der Chor im Anfange des Stückes:

„In Galiläa ein Jungfrau wohnt
Von großen Tugenden,
Zu Nazareth ganz wohl bekannt
Von hohen Dignitäten —
Regatisch war sie anzuseh'n zc."

In einem anderen Christkindspiel lesen wir bei der Darstellung des Kindermordes:

„Herod der dritt trabant hat ains am Spieß,
Kumbt getretten und spricht:
„Ir lieben gsell, wol her wol her,
Zu würgen Kret nur mein heger
Die Kinder, so ich han bekummen.
Ich hab ir viln das Leben gnummen,
Darvon trag ich ains an meim Spieß.
Haut drauf, flecht tot, poz peul, pos brües"!
Und laßt bei leib gar keines leb'n."

Nicht seltener wurde gegen Weihnachten das „Paradiesspiel" aufgeführt, welches in einigen Texten gleichfalls bis auf den heutigen Tag erhalten blieb. Das eine führt den Titel: „Comedia vom Zahl Ade und Eve biß auf den verheissenen Sahmen Christum, auß fünff Historien zusammen gezogen und in eine kurtze ordnung gefaßt durch Georgium Roll."

In diesen Paradiesspielen werden die Erschaffung des ersten Menschenpaares, sein Fall und seine Vertreibung aus dem Paradiese dargestellt. Die Sündigen werden dann von den Teufeln vor Gott gebracht, und es erfolgt ein Proceß, in welchem die Gerechtigkeit gegen und die Barmherzigkeit für die Menschen sprechen ꝛc.

Diese allgemeinen Andeutungen dürften wohl genügen, um unseren Lesern das Verständniß für die Weihnachtspiele der Deutschen in Ungarn zu ermöglichen — die einzigen Weihnachtspiele, welche neben den steirischen sich bis jetzt im Volke erhalten haben.

Oberufer bei Preßburg, Jürndorf, Wiesen und Pölschen bei Oedenburg, hart an der nieder-österreichisch-ungarischen Grenze, zumeist nur von Deutschen bewohnte kleinere Dörfer, feiern alljährlich Weihnachten durch „heilige" Spiele, durch welche die Geburt Christi verherrlicht wird und an welchen sich Alles, was laufen und stehen kann, betheiligt. Die handelnden Personen sind: die heilige Mutter Maria, der heilige Nährvater und Zimmermeister Joseph von Nazareth, ein Stern- und ein Christbaumträger, der Erzengel Gabriel, der Beelzebub, auch Satanas genannt, die drei glänbigen Hirten, Witkal, Nichus und Gallus, dann Crispus, der ungläubige Hirt, die Rechtsgelehrten und Pharisäer, ferner die heiligen drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar, der römische Reichsverweser Herodes, ein Hauptmann nebst Lakai, und der Erzhm. Mithin handeln im Ganzen zwanzig Personen, ausnahmslos junge Burschen oder ledige Männer, die in ihrer charakteristischen Vermummung auf unserm umstehenden Bilde dargestellt sind.

Lange Zeit vor Weihnachten, oft schon zu Ende des Monats September werden die hierzu befähigten Personen gewählt, dürfen jedoch nur dann „mitspielen", wenn sie sich verpflichten, während der Zeit der Vorbereitung bis zum Schlusse der Spiele allerorts ein frommes tadelloses Leben zu führen. An der Einhaltung dieses Versprechens wird derart strenge festgehalten, daß nicht selten Dawiderhandelnde aus der Reihe der Spieler gestoßen werden, auch dann sogar, wenn der Ersatzmann nicht mehr im Stande ist, die ihm übertragene Rolle vollinhaltlich zu lernen. In einem solchen Falle ist die Stellung des Ausgestoßenen unter den Dorfinsassen keine angenehme; denn er bleibt lange Zeit die Zielscheibe für Hohn und Spott der Jugend, und oft, selbst bei Nacht, wenn er müde unter wärmenden Federn die Glieder streckt, dringt es an sein Ohr:

„Sixt', warst du schön brav g'west,
Hätt' dewer mit g'macht,
So aber ist's nix g'west,
Und a no ausg'lacht."

Nach Erfordernis, oder je nachdem es die Arbeit gestattet, versammeln sich die handelnden Personen bei ihrem Instructor, der entweder der Herr Pfarrer oder der Schulmeister ist, um ihre Rollen dort zu lernen, was nach ihrer Meinung bei einem „g'studirten Mann" leichter geht, und so lange die Bewegungen des Körpers zu üben, bis sie dieselben tadellos inne haben. Ist der Tag des Festes gekommen, so jagt Satanas, die kurzweiligste Figur des Spieles, durch das Dorf und ladet die Insassen zum Besuche des Spieles ein, indem er, auf einem Krukhorn tutend, einen ohrenzerreissenden Lärm macht, mit schweren eisernen Ketten rasselt, mit Allen scherzt, Viele schreckt und ängstigt. Bald darauf beginnt der Auszug: Voran geht der Sternträger und ihm zur Linken ein kräftiger Mann, welcher einen mächtigen mit bunten Papierstreifen, Rauschgold, vergoldeten Aepfeln und Nüssen reichgeschmückten Tannenbaum trägt. Ihnen folgen in der Reihenfolge der Hauptmann, Maria, den Erzengel an der Hand führend, Joseph, Herodes und der Lakai, dann die heiligen drei Könige, die drei gläubigen Hirten, die Pharisäer und Gelehrten, diesen zunächst der Wirth und schließlich weit hinter dem Zuge, den Blick auf den Boden gerichtet, Crispus. Der Zug bewegt sich lautlos durch die Dorfstraßen nach

* Beule und Prüle.

Digitized by Google

dem „Gmoaudhaus“, in dessen Saale gespielt wird. Vor demselben angelangt, bleiben Alle stehen und singen den sogenannten Sterngesang ab, der folgendermaßen beginnt:

„Ihr lieb'n, meine Sänger, fangt's tapf'r an,
In grnaßen woll'n wir's heben an:
Wir grnaß'n alles, was am Himmel ist,
Vor allen andern unsern Herrn Jesu Christ.“

Sie grüßen im Verlaufe des Liedes Gott Vater und den heiligen Geist, die heiligen Engel, die Gestirne und enden:

„So grnaß'n wir Dich durch den Fürewagen,
Der durch den Himmel thnat herum fodrern.“

Unmittelbar darauf betreten Alle den Saal. Nun beginnt das Spiel, das in seiner Einfachheit drastisch wirkt und vom Passionsspiele in Oberammergau sich nur dadurch unterscheidet, daß die Bühne, ohne jeden Schmuck, nur ein enger, von Bänken abgegrenzter Raum, während dieselbe dort mit hübschen Decorationen ausgestattet ist. In früheren Jahren erschienen die Mitwirkenden der Weihnachtspiele in ihren Alltagskleidern, wogegen sich heute Einzelne charakteristischer Costüme bedienen. Den Prolog und Epilog spricht der Erzengel Gabriel, ein Kind, das beim Declamiren fast immer stecken bleibt. Die handelnden Personen bewegen sich in der Mitte der Bühne, während alle nicht Agirenden abreten. Tritt ein Scenenwechsel ein, so erscheint das ganze Personal auf der Bühne und singt ein darauf bezügliabendes Lied.

Wir haben in dem Vorstehenden das Wichtigste über die Weihnachtspiele der Deutschen in Ungarn kurz mitzutheilen versucht und bemerken nur noch, daß der Geschmack für derartige Aufführungen auch in jenen stillen Dörfern immer mehr schwindet.

Preßgeschichten aus der Rheinbundszeit.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Die Geschichten, die ich erzählen will, liefern einen kleinen Beitrag zu der großen Frage: Wie war es vor siebenzig Jahren in Deutschland, in dem Deutschland des Rheinbunds, kurz vor der nationalen Erhebung? Unsere Geschichtswerke, so gut sie sind, geben darauf keine Antwort. Sie haben die großen Ereignisse der Völker und Staaten im Auge, nicht die kleinen Leiden der Einzelnen und der bürgerlichen Gesellschaft.

Ich aber halte es für gut, zuweilen auch von den letzteren zu reden. Man erkennt daraus, wie die Staatsumwälzungen auf innere Verhältnisse einwirken. Man kann auch allerlei nützliche Vergleichungen ziehen, z. B. zwischen dem jetzigen deutschen Reiche und dem vormaligen Rheinbund. Oder man kann das jetzige Verfahren Deutschlands in den wiedergewonnenen Reichslanden Elsaß-Lothringen vergleichen mit der Art, wie die Franzosen in der Zeit von 1806 bis 1813 diejenigen deutschen Gebiete behandelten, welche sie gar nicht erobert oder durch Vertrag erworben, sondern zu einem Bündniß veranlaßt und denen sie ihre Freundschaft und Protection zugesagt hatten, indem sie sogar den betreffenden Landesherren „volle Souverainetät“ verliehen.

Hier hielten die Preßverhältnisse, die Handelspolitik und das Tabaksmonopol die erste Rolle, und so kann es denn auch an anderen Parallelen und Warnungen vor Rückfällen nicht fehlen.

Doch genug der Einleitung! Gehen wir zur Sache!

Als 1810 Napoleon der Erste das bekannte Decret über die Continentalsperre und die Verbrennung der ausländischen Waaren erließ, gab er zugleich dem Fürsten von Eckmühl, im gewöhnlichen Leben Marschall Davoust genannt, der damals in Hamburg ein unerhörtes Schreckensregiment führte, den Auswog an die Hand, Deutschland auf militärischem Wege „von gefährlichen Menschen zu reinigen“. Der Auftrag zielte vorzugsweise auf die Herausgeber deutsch- und freigesinnter Zeitungen, in welchen Napoleon die Hauptgegner seines Despotismus sah.

Für die deutschen Zeitungen hatte er auch in Paris ein Specialpreßbureau errichtet. Dort wurden alle in Deutschland erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen durchgemustert. Dann wurde eine Zusammenstellung alles Gefährlichen und Bedenklichen angefertigt und sowohl an den Polizeiminister in Paris, wie auch an den Napoleonischen Dictator in Deutschland, den Fürsten von Eckmühl, nach Hamburg gesendet. Der Buchhandel und der Zeitungs-Debit waren durch allerlei polizeiliche Nörgeleien gehemmt oder wenigstens verlangsamt. Dagegen mußten dem gedachten Preßbureau — leider waren es Deutsche, die sich zu diesem Schergendienste hergaben — auf dem directesten und eiligsten Wege alle jene Druckschaften zugeschickt werden, zunächst damit ein Verbot allemal der Verbreitung zuvorkommen könnte.

Allein in Deutschland erschienen damals schon sehr viele Zeitungen, und das alles zu lesen, wurde den Lectoren des französischen „Centralpreßbureaus für Deutschland“ etwas unbequem. Wozu hat man aber die despotische Gewalt, wenn man sich nicht Unbequemlichkeiten vom Leibe halten sollte? Wozu sind wir denn die von dem Beherrscher Europas eingesetzte Behörde, welche berufen ist, zu entscheiden, was den Deutschen gut ist zu lesen und was nicht? Handeln wir also, statt zu disputiren!

Kurz danach, als die scharfen Continentalsperre-Decrete ergangen, scheint auch das Blokus-System gegen die deutsche Presse von Paris aus empfohlen worden zu sein. Denn um diese Zeit sprachen die französischen Gesandten bei den „Souverainen“ des Rheinbundes den betreffenden Regierungen den Wunsch aus, eine vollständige Statistik der gesammten in den betreffenden Rheinbund-Staaten erscheinenden periodischen Presse zu erhalten. Nur ein Bischen Statistik!

Ein solcher Wunsch war damals einem Befehl gleich zu achten. Denn ein französischer Gesandter bei einem „souverainen“ Fürsten des Rheinbundes hatte damals ungefähr dieselbe Machtstellung, wie heute die englischen Residenten bei einem anglo-indischen Regenten, oder wie ein französischer Regierungscommissar bei dem Bey von Tunis, ein englischer bei dem Khedive von Aegypten.

Kaum war die französische Regierung im Besitze der vollständigen, exacten und getreuen Rheinbunds-Staaten-Zeitungs-Statistik, als von Paris aus der Befehl erging, es wuchere da viel zu viel des Zeitungsunkrauts; es sei die Absicht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, Protectors des Rheinbundes, Mediators der Schweiz ꝛc., daß man die Sache vereinfache, daß von nun an in jedem Rheinbundsstaate nur ein einziges Blättlein erscheine. Das war schon etwas mehr als Statistik.

Dieser Absicht wurde natürlich Folge geleistet. Eine Menge von deutschen Blättern wurde unterdrückt, ohne daß man dafür irgend einen anderen Grund angab, als das Belieben des Kaisers der Franzosen. Man legte diesen Zeitungen nichts zur Last; man machte ihnen keinen Vorwurf. Man sagte ihnen einfach: „Gehet Euch weg! Ihr gefallt mir nicht; Ihr seid mir unbequem; ich habe keine Zeit, Euch zu lesen, was ich aber nicht zuerst selbst lese, das hat kein Recht für das Publicum zu existiren.“ Durch diesen Willküract der Preßpolizei wurde eine Menge Bürger völlig unverschuldet ihres Besitzstandes, ihres Gewerbebetriebes, ihrer Existenzmittel beraubt. Wenn sie Entschädigung verlangten, lachte man sie aus und machte die „Staats-Raison“ geltend.

In Frankfurt am Main, wo ein rheinbündlerisches Großherzogthum unter Dalberg, dem bekannten Fürst-Primas, vegetirte, erschienen damals folgende Blätter: Das „Bistretto“, das „Frankfurter Journal“, die „Oberpostamts-Zeitung“ und das in französischer Sprache erscheinende „Journal de Francfort“. Nur das letztgenannte Blatt fand, weil es in der Sprache der Fremdherrscher geschrieben, die volle Gnade. Halbe Gnade wurde der „Oberpostamts-Zeitung“ zu Theil, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie sich mit dem „Journal de Francfort“ zu einer einzigen Zeitung verschmelze, welche in demselben Blatte sowohl deutsch wie französisch erschien. Das paßte aber keinem dieser beiden Blätter. Beide suchten um das Recht der abgesonderten Existenz nach. Aber sie mußten lange betteln, bis ihnen diese gewährt ward. Und auch dann geschah es nur unter der Bedingung, daß ihr Inhalt stets genau derselbe sein müsse.

Auch diese genaueste Maßregel entsprang in erster Linie dem Bequemlichkeitsbedürfniß. Die Herren in Paris wollten absolut nicht mehr als eine Zeitung aus diesem halbfranzösischen deutschen Großherzogthum lesen müssen, und zu diesem Zwecke gestattete

Digitized by Google

man zwar aus besonderer Gnade zwei Blätter, aber beide mußten, unbeschadet der Verschiedenheit der Sprache, genau den nämlichen Inhalt haben; dann brauchte man nur eines zu lesen.

Daß dieser Gesichtspunkt maßgebend sei, daß man sich weder um die Rechte der Herausgeber und der Eigenthümer, noch um die Interessen des Publicums kümmere, daß die bloße Bequemlichkeit einer hohen Polizei hocherhaben stehe über allen Rechten und Interessen der Einzelnen und der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft, sowie über allen Bedürfnissen der Belehrung und Aufklärung der Massen, das hielt man gar nicht nöthig zu vertuschen. Nein, man proclamirte rückhaltslos als obersten Grundsatz, daß vor Allem die hohe Polizei nicht incommodirt werden dürfe.

Die übrigen in der Stadt Frankfurt erscheinenden Blätter, desgleichen alle diejenigen, welche außerhalb der Stadt, aber innerhalb des großherzoglichen Gebietes erschienen, wie die Hanauische, die Wetzlarische Zeitung rc., wurden einfach lobtgeschlagen. Man verschmähte damals die Umwege und die raffinirteren Unterdrückungsmodalitäten, welche späterhin auftamen, wie die ewig wiederholten polizeilichen Beschlagnahmen und Confiscationen einzelner Nummern, die endlose Kette von Verurtheilungen oder wenigstens von Anklagen und Verfolgungen, die tendenziöse Entziehung von Inseraten, das Verbot des Haltens, abhängigen Leuten gegenüber, das Verbot des Auflegens in Gasthwirthschaften rc. Man hatte die Gewalt. Man war entschlossen, einen möglichst brutalen Gebrauch von derselben zu machen. Also schlugen wir einfach todt. „Todte Hunde beißen nicht mehr," sagt Sancho Pansa.

Um aber vor aller Welt klar und offenkundig zu machen, wie es mit der „Souveränetät" bestellt war, welche Napoleon der Erste den Rheinbundsfürsten aus eigener Machtvollkommenheit verliehen, indem er sie von Kaiser und Reich gewaltsam losliste, gingen alle jene Gewaltacte und Unterdrückungen in dem Gebiete des Großherzogthums Frankfurt über den Kopf des Großherzogs hinweg, direct von den Pariser an die Frankfurter Behörden, gerade als wenn das gedachte deutsche Großherzogthum eine französische Präfectur wäre und von Paris aus regiert würde. Der Fürst-Primas, der ein gut- und schwachmüthiger Herr war und dem solche Mißhandlungen seiner Unterthanen gar nicht gefielen, reclamirte dagegen. Er erhielt keine Antwort. Man gab ihm zu verstehen, er thue besser, zu schweigen.

In Hamburg erschienen drei, nach damaligem Maßstabe große Zeitungen: der „Correspondent", die „Neue Zeitung" und die „Börsenhallen-Liste". Die beiden letzteren wurden ohne Weiteres unterdrückt. Dem „Correspondent" wurde zwar das Leben geschenkt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er zweisprachig erscheine, das heißt daß er neben seinem deutschen Text eine vollständige französische Uebersetzung abdrucke — natürlich auch das nur, um einer hohen französischen Obrigkeit das Lesen zu erleichtern. Dadurch wurden die Kosten des Blattes mehr als verdoppelt, seine Abonnenten aber vermindert, sodaß es eine Zeitlang vorzog, gar nicht zu erscheinen. Und der Hamburger „Correspondent" war doch schon seit etwa hundert Jahren ein sehr angesehenes Blatt, das in ganz Europa gelesen wurde, besonders um seiner Handels- und Schifffahrtsnachrichten willen.

In Hamburg, wo, wie bemerkt, Davoust sein Schreckensregiment aufgerichtet hatte, erschien damals unter Anderem auch ein nicht-politisches Blatt, betitelt: „Fahnenberg's Magazin für die Handlung". Der Herausgeber stand unter dem Druck der verhängten Maßregeln. Vielleicht war er auch persönlich bedroht worden. Kurz, er hielt sich und sein Blatt für gefährdet und glaubte etwas thun zu müssen, um den Neid der Götter zu versöhnen. Gerade damals spielte ihm der Zufall die Schrift Luther's „von Kaufhandlung und Wucher" in die Hand, die, sich an die bisherige canonische Weltanschauung anlehnend, in lebhafter Weise gegen den Ankauf ausländischer Artikel und Waaren ankämpft.

— „Ah, dachte der Herausgeber, „das wäre Wasser auf die Mühle der jetzigen Gewalthaber, welche die ausländischen Artikel verbieten, verfolgen und verbrennen. Das entspricht dem herrschenden System; bringen wir also Luther's Worte in einem hübschen Artikel! Damit werden wir uns Ablaß für vergangene und zukünftige Sünden erwerben und unsere gefährdete Existenz wieder sichern."

Gesagt, gethan! Aber in der Eile des Anstreichens der zum Abdruck bestimmten Stelle aus der Schrift Luther's hatte der gute Mann übersehen, daß jene Strafpredigt mit den Worten schließt: „Wir Deutsche müssen Deutsche bleiben. Wir lassen nicht ab, wir müßten denn."

Hätte er bedacht, daß es damals, 1811, in Deutschland verboten war, von Deutschland oder von Deutschen zu sprechen, dann hätte er die Schlußwendung gestrichen. In dem Wiederabdruck dieser Worte Luther's wurde, obwohl sich die Stelle im Uebrigen recht wohl zu einer Beschönigung der Continentalsperre hätte verwenden lassen, „ein Aufruf zur Rebellion" erblickt, und das Blatt wurde gemaßregelt aus Anlaß seines Bestrebens, durch Befürwortung der Napoleonischen Handelsfeindseligkeiten sich bei dem herrschenden Systeme einzuschmeicheln.

In Gotha lebte 1810 der alte Rudolf Zacharias Becker (geb. 1751, gest. 1822), damals in ganz Deutschland bekannt als Verfasser des „Noth- und Hülfsbüchleins für Bauersleute" und des „Mildheimischen Liederbuches", als ein Mann, der unermüdlich und mit gutem Erfolge durch Schrift und That sich bestrebte, für die Aufklärung und das Wohl der unteren und mittleren Schichten des Volkes zu sorgen. Politiker war er eigentlich nicht, und daß er überhaupt, auch nach damaligen Begriffen, kein gefährlicher Mensch" war, dafür bürgen zwei Thatsachen: Erstens war er schon 1786 fürstlich schwarzburg-rudolstädter Rath und dann 1802 auch desgleichen Hofrath geworden. Zweitens hatte ihn im October 1806 Seine Königliche Hoheit, der Fürst-Primas Großherzog von Frankfurt am Main, jener gegen Napoleon stets bis zum Uebermaße dienstbeflissene Präsident des Fürsten-Collegiums des Rheinbundes, dessen ich schon oben gedachte, zu seinem Geschäftsträger an den herzoglich sächsischen Höfen ernannt. Allerdings hat der gute Becker von diesem „Charakter" thatsächlich keinen Gebrauch machen können. Denn kurz darnach verbot Napoleon — von seinem Standpunkte aus mit gutem Grunde — seinen Rheinbundsfürsten jede diplomatische Vertretung bei und unter einander. Sie sollten ihm gehorchen und nicht unter einander conspiriren. Natürlich mußte sich der Fürst-Primas dieser Anordnung fügen.

Becker gab in Gotha drei Blätter heraus.

Erstens die „Nationalzeitung der Deutschen". Diese wurde unterdrückt, nachdem sie eine Zeit lang ihr Dasein durch die Behauptung gefristet, sie sei keine politische Zeitung, sondern eine „moralische Wochenschrift".

Zweitens den „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen". Dieser wurde — er war in der That nicht politisch — geduldet, unter der Bedingung der Streichung der Worte „der Deutschen".

Er unterwarf sich natürlich dieser Bedingung.

Drittens eine Zeitschrift, betitelt „Jason". Der wirkliche Redacteur und Hauptmitinhaber dieser Zeitschrift war Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau, vormals in kurmainzischen und dann in badischen Diensten, auch damals Vertrauensmann des Fürst-Primas. Er hat sehr viel geschrieben, darunter auch zwei lange Romane „Das goldene Kalb" und „Der alte Adam": sie zeigen viel Witz, Welt- und Menschenkenntniß, werden aber dadurch etwas ungenießbar, daß der Verfasser zu sehr nach Jean-Paul'scher Originalität hascht. In Folge dessen sind sie heute, vielleicht mit Unrecht, gänzlich vergessen.

Genug, in diesem „Jason", Jahrgang 1811, erschien eine Abhandlung unter dem anspruchsvollen Titel: „Ansichten eines Reisedenkers". Sie enthielt eine Lobrede über den Tabak und eine tadelnde Kritik der Art, wie unter König Ludwig dem Vierzehnten die Verpachtung des Tabaksgeschäfts betrieben worde.

Der Aufsatz gab sich als Original. Er war es aber nicht, sondern nur eine Uebersetzung aus dem französischen Buche von Robin, das unter dem Titel „Reisen im Innern von Louisiana" 1807 in Paris erschienen und von der kaiserlichen Censur nicht beanstandet worden war, im Gegentheil dem Verfasser Lob und Ehren Seitens der Regierung eingebracht hatte. Am 20. December 1811 gelangte ein Schreiben des Napoleonischen Polizeiministers an den „souverainen" Herzog von Gotha, in welchem derselbe in der Weise, wie ein französischer Präfect an seinen Maire schreibt, ersucht wurde, den rc. Becker zu arretiren, seine sämmtlichen Papiere mit Beschlag zu belegen und gegen denselben wegen dieses „den allerhöchsten kaiserlichen Interessen zuwiderlaufenden Aufsatzes" in der in seiner Buchhandlung erscheinenden Zeitschrift „Jason" das strafrechtliche Verfahren einzuleiten.

Diesem Ersuchen konnte jedoch nicht mehr entsprochen werden, weil der Generalgewaltige Napoleon's, der Fürst Eckmühl, schon am 30. November durch ein Anlgebot von mehreren Hunderten

Digitized by Google

Juleneg — Spatzenweihnachten in Norwegen.
Nach einer Skizze auf Holz gezeichnet von Emil Schmidt.

Digitized by Google

französischer Kürassiere, mit rosschwanzumwehetem Helme und blinkendem Harnisch sowie mit geladenen und gespannten Pistolen, den armen alten, gebrechlichen Becker in seiner friedsamen Hütte hatte aufheben und fortführen lassen.

Als der Herzog von Gotha, dem man auch hier wieder die äußerste Geringschätzung und die schmähste Mißachtung seiner landesherrlichen Rechte zu erkennen gegeben hatte, nach dem Schicksale und dem Aufenthalte seines Unterthanen fragte, gaben ihm die Franzosen zur Antwort, Becker sei auf Befehl des Kaisers verhaftet worden; er werde als Gefangener „au grand secret“ behandelt, und sogleich sei von nun an seine Existenz, sein Aufenthalt ꝛc. für Jedermann, und also auch für seinen deutschen Herzog, das größte Geheimniß. In der That hat der arme alte Becker als „höchst gefährliches Subject“ vom 2. December 1811 bis zum 29. April 1813 in französischer Gefangenschaft in Magdeburg geschmachtet. Er war zum „Oubliés“ geworden, und nur einem günstigen Zufalle verdankte er seine endliche Befreiung, freilich erst zu einer Zeit, da das Napoleonische Regiment schon sichtbarlich wankte.

Vielleicht werde ich ein anderes Mal über diese seine höchst interessante Leidensgeschichte berichten. Becker beklagt sich in seiner naiven Weise über die Wandelbarkeit der Ansichten des Kaisers über den Tabak.

„Weil der Kaiser 1810,“ schreibt er, „sich zum alleinigen Tabaksfabrikanten des ganzen Reichs erklärt hatte, so waren Robin's Ideen vom Tabake falsch und anstößig geworden, indem die Wahrheit in despotischen Staaten nicht durch die Natur und das Verhältniß der Dinge, sondern durch den Willen des Herrschers bestimmt wird. Ich wäre also wegen einer nicht von mir gemachten, ohne mein Wissen gedruckten Uebersetzung einer Stelle eines französischen, in Paris mit kaiserlicher Censur und Genehmigung gedruckten Buches einer rechtsförmlichen Untersuchung unterworfen worden, wenn nicht der Marschall Davoust dem rechtlichen Verfahren durch seine widerrechtliche Gewaltthat zuvorgekommen wäre.“

Die Davoust'sche Gefangenschaft bewahrte ihn also vor der gothaischen Untersuchung. Da war denn doch am Ende die Arznei schlimmer als die Krankheit, die Hülfe schlimmer als das Uebel.

Wie erzeugt die Sonne ihre Wärme?

Ein Bericht über neuere Erklärungen und Vermuthungen.

Von Carus Sterne.

Von allen Vorgängen im Weltenraume, die das Erdleben und den Menschen als höchsten Inbegriff desselben näher angehen, trägt wohl keiner mehr den Charakter einer „brennenden Frage“ als der Ursprung der ungeheuren Wärmemenge, welche die Sonne Tag und Nacht, ohne jede Unterbrechung in den weiten Weltenraum hinausstrahlt. Wir dürfen die Sonne nicht etwa blos als eine Art von Central-Heizungs-Einrichtung unseres Planetensystems betrachten, sondern müssen sie uns vielmehr wie eine ungeheure Kraftmaschine vorstellen, von der die Erde, ebenso wie die andern Planeten, ihren gesammten Kraftbedarf bezieht und seit undenklichen Zeiten bezogen hat.

Nicht blos im gegenwärtigen Pflanzen- und Thierleben oder in den Strömungen der Luft und des Wassers, welche unsere Segelschiffe, Mühlen und Turbinen treiben, sondern auch in unsern Dampfmaschinen und elektrischen Apparaten wirkt die Sonnenkraft mittel- oder unmittelbar: denn alle Brennstoffe, mit denen wir die letzteren in Betrieb setzen, mögen sie nun Holz, Steinkohle, Petroleum oder wie sonst heißen, sind organischen Ursprungs und von der Sonne erzeugt. Nur ganz vereinzelte und für das Gesammtleben wenig in Betracht kommende Kraftentfaltungen auf unserem Erdball, wie z. B. die Ebbe und Fluth, sind von dem großen Kraftübertragungsmittel der Sonnenstrahlen unabhängig.

Aber trotz des ungeheuren Kraftbetrages, der uns täglich und stündlich mit dem Sonnenlichte zuströmt, ist die von der Erde bezogene Licht- und Wärmemenge natürlich doch nur ein fast verschwindender Bruchtheil der von der Sonne im Ganzen und nach allen Richtungen des Weltraumes ausgestrahlten Kraftsumme, die man auf jährlich dreitausend Quintillionen Wärme-Einheiten*, oder auf achtzehn Millionen Wärme-Einheiten für jede Stunde und jeden Quadratfuß ihrer Oberfläche berechnet hat.

Woher stammt diese unfaßbare Gluthmenge? Dürfen wir uns mit Stokes, W. Thomson und andern englischen Physikern die Sonne als einen unerschöpflichen Feuerbrunnen vorstellen, aus dessen Tiefen immer neue Gluthströme an die Oberfläche emporquellen, ohne sich je zu erschöpfen, oder doch wenigstens im Laufe der Jahrtausende an wärmender und leuchtender Kraft merklich nachzulassen? Schwerlich. Denn so hoch auch die Anfangstemperatur der Sonne angenommen werden mag, so ergiebt doch eine einfache Rechnung, daß die gesammte ungeheure Sonnenmasse, durch den oben abgeschätzten Betrag ihrer beständigen Wärme-Abgabe, sich schon in zweitausend Jahren um ungefähr viertausend Grad abgekühlt haben müßte, was offenbar der geschichtlichen Erfahrung widerspricht. Wir müssen demnach einen wenigstens annähernden Ersatz der beständig ausgestrahlten Wärmemenge voraussetzen. Wie können wir uns denselben vorstellen?

* Als Wärme-Einheit bezeichnet man bekanntlich diejenige Wärmemenge, die man einem Kilogramm Wasser zuführen muß, um seine Temperatur um einen Grad zu erhöhen.

Die Physik der Sonne und aller Himmelskörper hat in den zwanzig Jahren, welche seit Entdeckung der Spectralanalyse verflossen sind, unendliche Fortschritte gemacht. Bis dahin herrschte in der Wissenschaft die im vorigen Jahrhundert von Wilson und Herschel aus der Beobachtung der Sonnenflecken abgeleitete Annahme, daß nur die äußere Hülle der Sonne Licht und Wärme ausstrahle, daß hinggegen ihr Kern, den man öfter durch Risse der Hülle (in den Sonnenflecken) hindurch zu erblicken glaubte, ein dunkler, vielleicht gleich der Erde von Wesen unserer Art bewohnter Weltkörper sei. Durch die neue Beobachtungsmethode wurde diese ihrerzeit von Arago, Humboldt und den ersten Naturforschern getheilte Ansicht, die uns heute recht naiv vorkommen will, alsbald mit Entschiedenheit widerlegt, und die Sonne als ein Gluthball erkannt, dessen Temperatur nach den neueren Rechnungen von Rosetti (1878) mit einiger Wahrscheinlichkeit auf zehn- bis zwanzigtausend Grad Celsius geschätzt wird, während die älteren Schätzungen zwischen zwei- bis dreitausend Grad (Bicaire und Wiolle) und ein bis zwei Millionen Grad (Erikson und Pater Secchi) schwanken.

Welche dieser Schätzungen nun aber auch der Wahrheit näher kommen mag, jedenfalls machten es die neuen Beobachtungen unabweisbar, den Ersatz der beständig ausgestrahlten Sonnenwärme von den kolossalen Verbrennungsprocessen herzuleiten, welche man mittelst verbesserter Spectroskope beständig an der Sonnenoberfläche beobachtet. Aber selbst wenn der Sonnenkörper durchweg aus brennbaren Stoffen bestände, z. B. einen einzigen Steinkohlenblock darstellte, so würde er doch nur etwa fünftausend Jahre lang die Unsumme von dreitausend Quintillionen Wärme-Einheiten liefern können, die er heute im Jahre ausstrahlt, und dann verzehrt sein. Man muß demnach wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß in irgend einer Weise ein beständiger Ersatz der ausgestrahlten Sonnenwärme stattfindet, und in diesem Sinne sind verschiedene namhafte Physiker der Ansicht dezeteten, daß eine unaufhaltsam fortschreitende Verdichtung oder Zusammenziehung der Sonnenmasse beständig einen dem Verluste entsprechende Wärmemenge frei werden lasse. Helmholtz hat eine Rechnung aufgestellt, nach welcher der Sonnenkörper, wenn er durch plötzliche Zusammenziehung seines Umfangs um den Ausdehnung unseres Planetensystems auf seinen jetzigen Umfang entstanden wäre, eine Temperatur von achtundzwanzig Millionen Celsiusgraden erlangt haben müßte. Dieselbe Wärmemenge würde nun aber auch bei der allmählichen Zusammenziehung der Sonnenmasse, wie sie die Kant-Laplace'sche Weltbildungstheorie voraussetzt, frei werden, und so würde diese Ansicht zugleich mit der Wahrscheinlichkeit in Einklang zu bringen sein, daß der Erde in früheren Perioden von einem damals noch ausgedehnteren Sonnenballe mehr Licht- und Wärmestrahlen zugeflossen sind, als heute, eine Annahme, die unter Anderem durch das Vorhandensein eines üppigen Pflanzenwuchses um den Nordpol bis in die Tertiär-Epoche hinein unterstützt wird.

Digitized by Google

Eine andere Vermuthung über einen beständigen Ersatz der verbrauchten Sonnenwärme hat Robert Mayer von Heilbronn, der geniale Begründer der mechanischen Wärmetheorie, aufgestellt, indem er annahm, daß der Sonnenbrand eine beständige Nahrung durch die Schwärme von Meteoriten fände, die im Raume umher kreisen und, von der Sonne angezogen, in sie hineinstürzen, doch hat diese Ansicht bei den Fachgenossen verhältnißmäßig nur geringen Beifall finden können, da man wohl an einen ununterbrochenen Meteoritenregen denken müßte, um den verlangten Wärme-Effect zu erzeugen. Außerdem läßt diese, wie alle übrigen älteren Sonnentheorien, die unbefriedigende Annahme bestehen, daß eine ungeheure, völlig nutzlose Verschwendung der Sonnenwärme im Weltenraume stattfinde, sofern höchstens einige Procente derselben von den gesammten Planeten sammt ihren Monden erhascht würden, die weitaus größte Menge aber gerade für die nähern Angehörigen des Systems völlig verloren ginge.

Obwohl wir nun nicht behaupten können, daß die im Weltenraume zerstreute, für uns verlorene Sonnenwärme nicht auch da noch undekannte kosmische Zwecke erfüllen könnte, und obwohl es uns nichts anginge, wenn sie auch gar keine erfüllte, so bleibt uns eine solche Annahme zugestandenermaßen unbehaglich, weil sie im Widerspruche steht mit den sonst im Naturgetriebe zu beobachtenden Regeln der Harmonie und Sparsamkeit, und man verstehl darnach leicht die günstige Aufnahme einer neuen Sonnentheorie, welche der deutsche Physiker C. W. Siemens in London vor einigen Monaten aufgestellt hat, um alle die erwähnten Schwierigkeiten zu beseitigen. Diese Theorie geht darauf hinaus, eine Art Kreislauf der Wärme im Wirkungsbereiche der Sonne wahrscheinlich zu machen, indem sie zu zeigen sucht, daß die Sonne die von ihr in den freien Raum ausgestrahlte Wärme in einer andern Form (als Brennmaterial) zurückempfange, womit, wenn diese Ansicht endgültig begründet werden kann, einer nicht unerheblichen kosmologischen Schwierigkeit abgeholfen sein würde.

W. Siemens geht in seiner neuen Sonnentheorie von einer Annahme aus, die auch schon von mehreren anderen deutschen Physikern, namentlich von Zöllner, aufgestellt worden ist, daß nämlich der Weltraum nicht, wie man früher annahm, blos von einem sogenannten Lichtäther, sondern durchweg mit höchst verdünnten Lustarten (Gasen) erfüllt sei, und zwar mit Gasen von derselben Art, wie sie sich in den Atmosphären der Erde und der übrigen Planeten finden, nämlich Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Kohlenwasserstoff und noch mehreren anderen Wasserstoffverbindungen, sowie auch staubartig in diesen verschiedenen Gasen schwimmenden festen Massen. Unsere Atmosphäre würde demnach nicht, wie es sonst wohl hieß, in einer Höhe von zehn Meilen aufhören oder plötzlich an einen leeren Raum grenzen, sondern sich allmählich verdünnen und unmerklich in die sehr dünne Luft des sogenannten „leeren" Raumes übergehen; ja man ist vielleicht gezwungen, anzunehmen, daß jeder Weltkörper eine seinen Massenverhältnissen entsprechende Atmosphäre aus diesem unerschöpflichen Vorrath an sich zieht. Dabei liegt der Schluß nahe, daß die schwereren Lustarten, wie Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, meist, wie bei uns, den Hauptbestandtheil dieser Atmosphären bilden werden, während die leichteren, namentlich der Wasserstoff und seine Verbindungen, in ihnen sichtbt einen Luftballon tragend) emporsteigen und demnach jenseits der Atmosphäre, im Weltraum, vorherrschen müssen. Aber nicht allein die Planeten als Einzelwelten, sondern auch das Planetensystem als Ganzes wird im Vergleiche zu den weiten Sternenraum eine Art dichterer Gesammtatmosphäre festhalten.

Diese Annahme von dem Vorherrschen gewisser in unserer Atmosphäre nur spärlich vertretener Gasarten (die sich durch Leichtigkeit und große Verbreitungsvermögen auszeichnen) im Weltenraume findet eine Art unmittelbarer Bestätigung durch den auffallend großen Gehalt an solchen Gasarten, welcher Meteoriten eigen zu sein pflegt, die aus dem äußern Raum auf die Erdoberfläche niederfallen. Die Meteoriten enthalten häufig in ihrer inneren Masse so viel aufgesangte Gase, daß diese nach ihrer Austreibung durch Hitze mehr als den fünf- bis sechsfachen Raum des Steines einnehmen, und ein solcher in jüngster Zeit von Dr. Flight unmittelbar nach seinem Niederfallen analysirter Meteorstein enthielt ein Gasgemisch, dessen Gehalt an Wasserstoff und Kohlenwasserstoff über fünfzig Procent stieg, wozu noch zweiundreißig Procent Kohlenoxydgas und siebenzehn Procent Stickstoff kamen, die beide etwas leichter als atmosphärische Luft sind.

Man nimmt allgemein an, daß diese Gase keineswegs erst beim Durchkreuzen unserer Atmosphäre von dem Meteoriten aufgenommen wurden, da letztere von Wasserstoff und seinen Verbindungen nur Spuren enthält, sondern daß er durch sein Erglühen in der Atmosphäre eher einen Theil seiner im Weltraum aufgefangten Gase verlieren mußte. Ebenso hat bekanntlich die spectroskopische Untersuchung der Kometen ergeben, daß diese den Weltraum in allen Richtungen durchkreuzenden „Zigeuner" besonders reich an Kohlenwasserstoffverbindungen sind, sodaß auch dadurch die Annahme von dem Vorherrschen des Wasserstoffs und seiner Verbindungen im Weltenraume bestätigt wird.

Suchen wir uns nunmehr das Verhalten des glühenden Sonnenballes zu dieser hauptsächlich aus brennbaren Gasen bestehenden Weltenluft vorzustellen. Ungleich den Planeten, welche an ihrer Oberfläche vorzugsweise nur die schwereren Gase verdichten können, vermag der Sonnenkörper vermöge seiner so viel größeren Masse auch das Wasserstoffgas zu fesseln, das wir häufig in ungeheuren Sprühstrahlen an seiner Oberfläche brennen sehen.

Siemens geht nun ferner davon aus, daß die Drehungsgeschwindigkeit eines Punktes am Sonnenäquator mehr als viermal so groß ist, wie bei der Erde, was nach seiner Meinung hinreichen muß, eine beträchtliche Erhebung der Sonnenatmosphäre über dem Aequator zu erzeugen, wie eine solche bereits im vorigen Jahrhundert durch den Astronomen Mairan vermuthet und zur Erklärung des Zodiakallichtes verwendet wurde (vergl. „Gartenlaube" 1879, S. 177). Unter diesen Umständen muß nach Siemens die Sonnenrotation am Aequator ventilatorisch wirken, und die Gase der Atmosphäre dort in einer an den Saturnring erinnernden Form wegtreiben, während in den der Fliehkraft entbehrenden Polargegenden dafür andere Gase aus dem Raume angezogen würden, welche den beständigen Verlust am Aequator decken müssen. Es wäre somit ein einfacher Kreislauf hergestellt, fast wie der Kreislauf des Wassers auf der Erde, welches am Aequator in Dampfform aufsteigt und an den Polen in flüssiger Gestalt wieder niedergeschlagen wird, nur mit dem Unterschiede, daß die verbrannten Gase am Sonnenäquator in den weiten Planetenraum hinausgetrieben würden, um sich fort immer weiter auszubreiten und damit der Sonnenatmosphäre nicht gänzlich verloren zu gehen. Nicht selten mag es dabei vorkommen, daß in Folge der in der Sonnenatmosphäre wüthenden kolossalen Wirbelstürme zum Theil auch schwerere Dämpfe aus dem unteren Theile der Sonnenhülle in den Raum hinausgerissen werden, um dann vielleicht jenen Eisenstaub zu erzeugen, welcher häufig als meteorischer Niederschlag, namentlich auf Schneefeldern, beobachtet worden ist, und seine Entstehung aus Eisendampf dadurch verräth, daß seine Körnchen, wie die kleinsten Theile unseres Nebels, die Gestalt winziger hohler Bläschen besitzen.

Von den in der geschilderten Weise in den Planetenraum hinausgetriebenen Verbrennungsproducten der Sonne, das heißt in erster Linie der gasförmigen Verbindungen des Kohlenstoffs, Sauerstoffs, Wasserstoffs und Stickstoffs, muß man nun annehmen, daß sie sich im Planetenraume immer weiter ausdehnen und unendlich verdünnen werden. Nun ist es aber nach den Untersuchungen verschiedener Chemiker, namentlich Saint-Claire Deville's, festgestellt, daß chemische Verbindungen um so leichter wieder in ihre Bestandtheile zerfallen, je mehr sie sich in einem anderen Mittel ausbreiten, z. B. mit großen Mengen von Luft oder Wasser aufgelöst und verdünnt werden. Mancherlei neue Versuche und Erscheinungen machen es außerdem sehr wahrscheinlich, daß das Licht die Zersetzung solcher in großer Verdünnung ihm ausgesetzter Stoffe erheblich befördert. So findet bekanntlich die Zersetzung der Kohlensäure in der Pflanzenzelle nur unter dem Einflusse des Sonnenlichtes statt, und es werden dabei als Endproducte stets sauerstoffärmere (brennbare) Stoffe, wie Holz, Harze, fette und ätherische Oele ꝛc. gebildet.

Nach diesen und anderen Erwägungen erscheint es sehr begründet, mit Siemens anzunehmen, daß das in den Raum hinausstrahlende Sonnenlicht die darin im höchsten Zustande der Verdünnung befindlichen Verbrennungsproducte der Sonne und anderer Ducllen wieder in ihre brennbaren Bestandtheile zurückverwandele, und sodann würde man nicht mehr sagen können, daß die in den Raum hinausstrahlende Sonnenkraft irgendwie nutzlos vergeudet würde.

Digitized by Google

Die Sonne würde sich vielmehr auf diese Weise beständig ein neues Brennmaterial selber erzeugen, wie sie es unter erschwerenden Umständen auch an der Erdoberfläche thut, indem sie den vorzugsweise aus Kohlensäure und Wasser bestehenden Dampf unserer Feueressen und Lungen wieder in Brenn- und Nahrungsstoff zurückverwandelt. Jenes im Raume durch Lichterzeugung erzeugte Brennmaterial würde die Sonne an ihren Polen wieder an sich ziehen, um es von Neuem zu verbrennen und so einen beständigen Ersatz der ausgestrahlten Hitze und Helligkeit zu erhalten. Diese Verbrennung der Gase an der Sonnenoberfläche können wir ständlich beobachten und zugleich feststellen, daß dabei brennender Wasserstoff, wie es nach dieser Theorie der Fall sein muß, die Hauptrolle spielt. Auf diese Weise würde sich ein Kreislauf von bewundernswürdiger Einfachheit vollziehen, den wir im Kleinen auch auf der Erde nachahmen können, wenn wir bei elektrischen Lichte Pflanzen wachsen lassen, um mit deren Holze die Maschine zu heizen, welche das elektrische Licht erzeugt.

Wir brauchen nicht nochmals besonders hervorzuheben, daß es sich bei dieser Erklärung der gleichbleibenden Sonnenwärme nur um eine Theorie, wenn auch eine recht geistreiche und einleuchtende Theorie, handelt. Sie hat sich trotz mannigfacher Einwendungen, welche namhafte Gegner wider sie erhoben haben, bisher bewahren können, und man darf zu ihrer Unterstützung anführen, daß sich auch mancherlei andere kosmische Erscheinungen in ihrem Lichte besser verstehen lassen als bisher, besonders das räthselhafte Zodiakallicht, welches sich, wie wir früher (vergl. „Gartenlaube" 1879, S. 177) beschrieben, als Lichtring über dem Sonnenäquator erhebt und uns die dort flattfindende Abschleuderung der Gase unmittelbar zeigt. Der am häufigsten gemachte Einwurf, daß eine neuen auch noch so dünne Gaserfüllung des Raumes den sich darin bewegenden Weltkörpern einen meßbaren Widerstand leisten müßte, ist durchaus unhaltbar; denn man müßte sich diese Weltluft natürlich, ebensowohl wie die Erdatmosphäre, mit den Planetenisistern kreisend denken, sodaß sie höchstens den fremden, in abweichender Richtung eindringenden Weltkörpern Widerstand bieten würde. Als eine solche Widerstandserscheinung hat man in neuester Zeit die Kometenschweife zu deuten gewußt.

Auch die sonstigen Erscheinungen an den Kometen bieten, wie schon angedeutet, gewisse bemerkenswerthe Anhaltspunkte zur Stützung der Siemens'schen Sonnentheorie. Wie den Lesern der „Gartenlaube" aus den Kometenartikeln des vorigen Jahrgangs (Nr. 30) erinnerlich sein wird, haben es die Untersuchungen des italienischen Astronomen Schiaparelli über die Aehnlichkeiten der Bahnen von Kometen und Meteorringschwärmen wahrscheinlich gemacht, daß zwischen beiden Classen von Weltkörpern gewisse engere Beziehungen bestehen, ja daß die Kometenkerne vielleicht gar nichts anderes sind als Meteorschwärme. Nimmt man nun an, daß solche Meteorschwärme gleich den einzelnen auf die Erde herabfallenden Meteorsteinen bei ihren Wanderungen durch den Weltraum erhebliche Mengen von Wasserstoff und seinen Verbindungen aufgefangen hatten, so würde man sich ihre Schweifbildungen in der Sonnennähe leicht durch die Austreibung der flüchtigen Wasserstoffverbindungen in Folge der dort herrschenden Hitze erklären können. So erscheint die neue Sonnentheorie gleichzeitig mehrere kosmische Erscheinungen und gewinnt dadurch ihrerseits an Unterstützung und innerer Wahrscheinlichkeit.

Von den ganz Kleinen.

Pädagogische Winke und Rathschläge.

(Endlich, endlich! Er hat ihn im Arm gehalten, der glückliche Vater; er hat ihm das kleine Gesicht geküßt — und ein stolzes Gefühl durchfluthet sein Herz; es ist ein Junge, der erste Junge!

Und nun sitzt er in seinem Studirzimmer am offenen Schreibtisch, links die brennende Kerze, rechts die Flasche Wein mit dem Glase, aus dem er abwechselnd die Gesundheit des Kindes und der Mutter trinkt. Vor ihm liegt eine Liste der Personen, die eine besondere Anzeige erhalten müssen; die Hand ermüdet nicht, wieder und wieder die Worte zu schreiben: „durch die glückliche Geburt eines kräftigen Jungen wurden erfreut N. N. und Frau."

„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein!" Die alte Melodie, welche das Herz des Mannes bewegte, als seine Lippen den Mund der Geliebten im ersten Liebesrausch gefunden, klingt auch jetzt durch seine Seele, indem er der Welt die Geburt des ersten Kindes mittheilt. Nur das Leid preßt die Lippen zusammen, das Glück öffnet uns Herz und Mund. Vaterglück und Vaterstolz schwellen die Brust des schreibenden Mannes.

Er sieht seinen Knaben, strahlend in der Kraft der Gesundheit, allen Andern voran, als König im Spiel; er sieht ihn, hoch über den Andern, als König der Geister. Am Ziel, das er sich selbst gesteckt, das er selbst nicht erreicht, sieht er den Sohn. Nein, es ist nicht der Sohn, den er sieht: er ist es selbst. Er selbst ist's, der, verjüngt und neu geboren, auf's neue zu ringen beginnt um den Preis, der ihm einst gelockt und begeistert — er selbst erfaßt ihn; denn der Sohn ist er selbst; er selbst lebt weiter im Sohne.

Glücklicher, träumender Vater! So wie du, träumte vor Jahren dein Vater, träumt nach dir einst dein Sohn. Und mit dir träumen Tausend und Abertausend der Andern; Tausend und Abertausend der Andern werden sich irren wie du.

Ja, wenn alle die Träume Wahrheit würden, die wir an der Wiege unserer Kinder träumen! Es ist das ewige Vorrecht des Menschen, zu irren, und in diesem Fall kommt die Erkenntniß des Irrthums so allmählich, so spät und so selten ganz, daß sie schließlich nicht eigentlich unglücklich macht. Und das ist ein Glück. Wenn alle Könige würden, was bliebe da noch zu regieren? Es ist schon ein Vorzug, sich einer gesunden Mittelmäßigkeit zu erfreuen.

So verzeihlich diese Träume an sich sind, sie werden gefährlich, wenn sie, was leider sehr oft geschieht, Einfluß auf die Lebensgestaltung der Kinder gewinnen, wenn sie dieselben in Bahnen drängen, die ihrem Geist und ihren Neigungen fern liegen. Es gehört eine gewisse Entsagung dazu — und nicht alle Eltern besitzen sie —, in dem Kinde ein eigenartiges Individuum zu sehen, ihm das Recht auf individuelle Entwickelung zuzugestehen. Es soll und muß das Kind nun einmal eine unveränderte Ausgabe ihrer selbst sein; es soll und muß ihre Wege wandeln, ihre Neigungen theilen, ihre Ziele erstreben. Die Folge davon ist eine arge Vernachlässigung des Studiums der Kindesnatur überhaupt, der Natur des eigenen Kindes im Besonderen.

Und doch hat jede vernünftige Erziehung diese Kenntniß zur Voraussetzung. Wo will der Erzieher den Hebel ansetzen, wenn er die Natur des zu Erziehenden nicht kennt? Die Unwissenheit in Bezug auf das Wesen der Erziehung erhellt am besten aus der oft gehörten Redensart: Laßt das Kind erst älter, laßt es vernünftiger werden, dann geht es mit der Erziehung besser! Ist es nicht Aufgabe der Erziehung, das Kind vernünftig zu machen? Es soll doch durch die Erziehung zur Vernunft, nicht durch die Vernunft zur Erziehung kommen. Kinder durch Vernunft erziehen wollen, heißt nichts anderes, als erst die Früchte pflücken und dann den Baum pflanzen.

Die Erziehung muß sogleich nach der Geburt ihren Anfang nehmen, gewöhnlich aber beginnt man damit erst in einem Alter, in welchem sie, wenn nicht beendet, doch wenigstens sicher fundamentirt sein muß. Ein guter Gärtner wartet nicht, bis der Stamm sich gekrümmt hat; er bindet das junge Stämmchen, damit es nicht krumm wird.

Es mag zu sonderbar scheinen, daß die Erziehung sogleich mit dem Leben beginnen soll, da der flüchtige Blick kaum eine Handhabe erkennt, um auf das junge Geschöpf einzuwirken. Es ist wahr, Moralpredigten verstehen die Neugeborenen ihrem Zweck, sie hessen aber auch bei größeren Kindern nicht. Aber an Handhaben fehlt es dennoch nicht; woher nimmt denn die Natur die Mittel, durch welche sie den Säugling im Laufe eines Jahres dahin führt, daß derselbe seine Glieder mit ziemlicher Sicherheit gebrauchen, sich in der gewohnten Umgebung orientiren, Angenehmes und Unangenehmes sehr gut unterscheiden kann? Wie jeder weiß, bedarf es dazu besonderer Mittel nicht. Die Natur regt die im Kinde schlummernden Kräfte an — übt und leitet sie! Das ist alles.

Die Empfindungen mit ihren Erscheinungen und ihren Veränderungen, das eigene körperliche Befinden mit seinen angenehmen und unangenehmen Wechsel weckt den Geist des Kindes zur Thätigkeit, zur Beobachtung, zum Bewußtsein, zum Wollen, zur Selbstbestimmung. Zu der erst regellosen, unwillkürlichen Bewegung gesellt sich die Absicht; sie wird zum Versuch, und durch Lernen und Versuche lernt das Kind seine Hände zum Greifen, seine Füße zum Gehen benutzen. Und ob der Versuch noch so oft mißlingt, er wird wieder und immer wieder gemacht, bis er gelingt, bis die Glieder dem Antrieb des Geistes folgen. Von der planlosen Bewegung der Hände bis zum bewußten Greifen ist ein weiter Schritt. Dazwischen liegt das Bewußtsein von allen einzelnen Momenten der Bewegung und das Bewußtsein ihrer Aufeinanderfolge. Die fortgesetzte Uebung führt dann zur Fertigkeit, zum unbewußten, automatischen Thun, wie wir es bei den Erwachsenen beobachten können. Aehnliches findet sich bei angebenden Schlittschuhläufern und Tanzschülern. Sie sind sich jeder Bewegung in ihren einzelnen Momenten bewußt. Der ABC Schütze sieht jeden Buchstaben an, der fertige Leser hat nur den Gesammteindruck des Wortes.

Noch ist das Kind kein halbes Jahr alt, und schon wendet es den Kopf genau nach der Seite, woher der Schall kommt; es unterscheidet genau Fremdes und Bekanntes, Angenehmes und Unangenehmes; es giebt schon Zeichen eigenen Wollens. Allerdings, Worte kann das Kind in diesem Alter noch nicht sprechen; denn von allen Bewegungen sind diejenigen der Sprachwerkzeuge die schwierigsten, weil complicirtesten. Aber das Kind von einem Jahre versteht schon viele, das Kind von zwei Jahren die meisten Wörter des täglichen Verkehrs; es verbindet

Digitized by Google

Die Weihnacht des alten Junggesellen.
Originalzeichnung von A. Brützner.

Digitized by Google

mit denselben den Sinn, den wir Erwachsene ihnen unterlegen, und ist im Stande, seine Gedanken und Wünsche mit den Worten der Sprache auszudrücken.

Sind das nicht unträgliche Zeichen einer vorhandenen, einer thätigen starken Geisteskraft? Sollte sich mit weiser Benutzung dieser Geisteskraft, welche das Kind in kaum zwei Jahren durch sich selbst zum Verständnis und theilweisen Gebrauch der Sprache führt, die Erziehung nicht anbahnen und bedeutend fördern lassen?

Das Kind nimmt die Welt, wie sie sich ihm bietet; es betrachtet und versteht sie, wie es dieselbe findet. Man führe das Kind in die wirkliche Welt, und es wird sich daran gewöhnen, wird es um so leichter, da es nie eine andere Welt gekannt hat. Ist dem aber so, so arbeitet man an der Erziehung, und die erste Erziehung ist thatsächlich nichts anderes als Gewöhnung.

Man höre im Leben so oft und so viel von der Macht der Gewohnheit sprechen, man kann eigentlich erwarten sollte, alle Eltern ohne Ausnahme würden die Gewohnheit, deren Bedeutung sie kennen und von deren Macht sie sprechen, der Erziehung dienstbar zu machen suchen. Weit gefehlt; das Gegentheil geschieht. Man unterläßt nicht nur die Gewöhnung an das, was man später wünschen muß, sondern man duldet, ja man befördert Angewöhnungen, die später mit großer Autorität nicht selten vergeblich bekämpft werden. — Die Nacht ist zum Schlafen bestimmt; die Zeit zum Wachen und Wirken ist der Tag. Nun gehe man einmal des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr durch die Straßen! In wie viel Häusern ertönt hinter verschlossenen Vorhängen kläglichen Kindergeschrei! Es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß von hundert schreienden Kindern kaum eines gegründete Veranlassung dazu hat, und doch dem unruhigen die schrecklichen Töne die ganze Familie und stören die Nachbarn im Schlaf.

„Was haben wir doch für ein unruhiges Kind!“ klagt dann am andern Morgen die Mutter der Nachbarin, „kaum hat es wieder die ganze Nacht geweint, und ich habe kein Auge geschlossen. Wenn ich nur etwas dagegen thun könnte!“

„Sie können sehr viel dabei thun, Frau Nachbarin, Sie können die Sache fundamental ändern. Gewöhnen Sie nur das Kind zur rechten Zeit an Ordnung, und es wird Sie nicht zur Unzeit stören.“

Wer dafür sorgt, daß seine Kinder am Tage die nöthige Zeit nach Ruhe und Nahrung finden, kann sich sicherlich darauf rechnen, daß sie in der Nacht schlafen und ihn schlafen lassen. Wer aber, vielleicht in Folge häuslicher Verrichtungen, gestattet, daß die Kinder den größten Theil des Tages schlafend im Bett verbringen, soll sich nicht wundern, wenn sie des Nachts unruhig sind und aufstehen wollen.

Vom ersten Tage an müssen sich die Kinder daran gewöhnen, zu bestimmten Stunde für die Nacht gebettet oder ungebettet zu werden. Ist das geschehen, dann bleibe es unwiderruflich sich stehts und dem Schlaf überlassen. Häusliche Verrichtungen, welche Excursionen des Erwachsenen dürfen nichts ändern. Ja, sie mögen Gelegenheit bieten, die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie auch von Jemand anders als der Mutter gebettet werden können. Wer Ruhe haben will, sorge zuerst und vor Allem für Regelmäßigkeit! Wer Gewicht darauf legt, daß auch die kleinsten Kinder vor der Nachtruhe entsprechende Zeit aufgeräumt des Betens zubringen, wird bewirken, daß sie zur rechten Zeit müde sind und gut und nimmer brechen schlafen.

Selbstverständlich soll man die Kinder kurz vor der Nacht nicht aufregen. So plötzlich und beziehungslos es ist, die Kleinen im Nachthemdchen herumspringen zu lassen und mit ihnen zu scherzen, so wenig fördertlich ist es der Nachtruhe. Jeder weiß, wie schwer es ist, in aufgeregtem Zustand einzuschlafen.

Immer muß das Kind dann, den Augenblick an, in welchem es in's Bett gelegt wird, allein bleiben, und zwar im finsteren Zimmer. Es ist recht rührend, wenn die Mutter am Bettchen sitzt, bis die kleinen Augen, vom Schlaf bezwungen, sich schließen. Allein, was für die junge Mutter anfangs ein süßes Herzensbedürfniß ist, wird bald eine Last. Nur zu bald wird das Kind nicht einschlafen wollen, wenn die Mutter nicht bei ihm ist; nur zu bald wird es angstvoll die Mutterhand festhalten und bei dem leisesten Versuch, frei zu werden, erschrocken aus dem Halbschlummer aufwachen und flehentlich bitten:

„Mama, hierbleiben!“

Dann heißt es ausharren, stundenlang, oder das Ende ist langes, klägliches Weinen. Wacht ein so verwöhntes Kind in der Nacht auf, so ruft es alsbald nach der Mama; es weint, wenn sie nicht sogleich kommt, und mit der Nachtruhe der Familie ist es auf Stunden vorbei, besonders dann vorbei, wenn man das Kind daran gewöhnt hat, mitten in der Nacht auf den Armen in Schlaf getragen zu werden. Alle diese Dinge sind rührende Beweise selbstvergessener und aufopferungsvoller Mutterliebe, aber klug gethan sind sie nicht. Auch das Kind hat seinen Genium bonum. Ist es daran gewöhnt, allein im Dunkeln im Bettchen zu liegen, so wird es, auch für den Fall, daß es mitten in der Nacht aufwacht, ganz von selbst wieder einschlafen. Die gleichen Gründe sprechen auch gegen das Schaukeln und Wiegen der Kleinen.

Der Erwachsene verbringt die Nächte schlafend und nimmt seine Nahrung zu sich; auch die Kinder müssen so schnell wie möglich an diese Lebensweise gewöhnt werden. Neugeborene Kinder kennen den Wechsel von Tag und Nacht nicht. Sie werden daher anfangs unruhig sein. Mit einiger Consequenz kann man sie aber bald dahin bringen, daß sie sich in das Nothwendige und Unabänderliche fügen.

Wir sagten vorhin, die Kinder müßten allein und im Dunkeln einschlafen. Das ist leicht gethan; denn man braucht sie nur nicht an das Gegentheil zu gewöhnen. Das Schlafzimmer soll dunkel sein; die bremende Nachtlampe ist keine gute Erfindung. Hat man ein Licht und Feuerzeug zur Hand, so kann man in jedem Augenblicke die erforderliche Beleuchtung herstellen, und das ist genügend. Aber abgesehen davon, daß der Schlaf im Dunkeln ruhiger und tiefer, also auch erquickender ist, als in einem wenn auch nur mäßig erleuchteten Raume, abgesehen selbst davon, daß Dunkelheit im Schlafzimmer den Augen zweifellos zuträglicher ist als Licht, müssen wir der Gewöhnung an Einsamkeit und Dunkelheit einen bedeutenden erzieherischen Werth zuerkennen. Es giebt nichts Lächerlicheres, als einen furchtsamen Menschen, der überall Gespenster sieht, in der Dunkelheit angstvoll auf jedes Geräusch horcht und erschrickt, wenn sich etwas regt. Dieser Furchtsamkeit entgeht man den Boden am besten dadurch, daß man die Kinder vom zartesten Alter an mit Einsamkeit und Dunkelheit in Berührung macht.

Leider giebt es Eltern, und ich glaube es sind ihrer nicht wenige, welche die Furchtsamkeit in den Kindern wachrufen und systematisch pflegen. „Der schwarze Mann kommt und nimmt Dich mit,“ ist ein oft gehörtes Wort, wenn die Kinder nicht schlafen wollen. Die gehässigsten Furchtgestalten, die man aufsucht, mögen in den verschiedenen Gegenden verschieden heißen, aber aufgefunden werden sie — Gott sei's geklagt — fast überall. Und sie setzen sich fest im Herzen der unschuldigen Kinder; sie wachsen mit den guten dieselben, und lassen sie nimmer und nimmer.

Der Effect bleibt denn auch nicht aus. Der eben noch lachende Kindermund verstummt; das Antlitz erstarrt; das strahlende Auge richtet sich angstvoll auf die Thür, an der dann auch, um das Maß der Thorheit voll zu machen, eine dumpfe Stimme ein geheimnißvolles Pochen vernimmt. Das Kind klammert sich an Vater und Mutter, und der Keim zum Gespensterglauben ist gelegt. Tauben und Großmütter sorgen dann fleißig dafür, daß er auch die erforderliche Nahrung findet. Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß die Quelle der Furchtsamkeit in der Kinderstube zu suchen ist.

Hilft gegen die Unarten des Kindes nicht ein ernstes Wort, so helfe die Ruthe. Aber Mittel, die das Kind für's Leben schmach, lächerlich und sich selbst verächtlich machen, sollten nimmer und nimmer angewendet werden. Es ist doch wahrlich kein Ruhm, ein Kind gefügig zu machen dadurch, daß man ihm Grauen erregt.

Ueberhaupt sollten die Eltern viel vorsichtiger sein in Dem, was sie den Kindern erzählen. „Der Hund hat's gewommen.“ — „Die Katze hat es gethan.“ — „Der schwarze Mann hat es vorgetragen,“ hört man gar oft, wenn den Kindern etwas abgeschlagen wird. Warum sagt man nicht einfach: „Nein, Du sollst es nicht haben!“? Wie bald erkennen die Kinder die Unwahrheit der erwähnten Ausprüche!

Es ist sicherlich besser, die Kinder werden von vornherein mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie nicht Alles haben und verlangt werden. Daraus ergiebt sich gar leicht die Erkenntniß, daß es Dinge giebt, die man sich verlagen muß. Die beste Form des Verlagens heißt: Nein! Weder Bitten noch Thränen dürfen das einmal ausgesprochene Nein erschüttern, sondern die Kinder müssen diesen Gedanken kommen lernen, daß mit den Worten der Eltern überhaupt nicht zu spaßen sei. Einmal werden sie doch versagen müssen; einmal wird das Nein doch unerschütterlich feststehen, dann aber wird das Kindesherz sich kalt von den Eltern wenden, von denen es nun glaubt, daß sie grund- und planlos, ganz nach ihrer Willkür versagen und gewähren. Das Kind kommt nun einmal Grunde nicht. Es fühlt nur, daß die Mittel, welche bisher immer gehalfen haben, plötzlich nicht mehr zum Ziele führen; es verstockt sein Herz, wird trotzig und zweifelt an der Eltern Liebe. Darum schnell nicht, sondern versagt! Und habt ihr versagt, so soll es dabei bleiben.

Wer das Glück hat, kleine Kinder zu besitzen, weiß auch, daß jeden Augenblick eines davon fällt, sich stößt, klemmt, kurz sich in irgend einer Weise Schmerzen bereitet. Es ist natürlich, daß Vater und Mutter dabei Bedauern empfinden. Unnatürlich und schädlich aber ist es, wenn sich dieses Bedauern in übertriebener Weise kund giebt. Durch Bedauern, durch erschrockenes Aufspringen lindert man keine Schmerzen. Dadurch werden die Kinder nur aufgeregt und heftiger, und ein an sich vielleicht ganz unbedeutender Unfall bekommt in ihren Augen eine Wichtigkeit, die er nicht hat. Stärkeres Weinen und Schreien sind die Folge.

Erfahrung macht klug. Mögen Kinder durch kleine Unfälle belehrt werden, wie man sie durch Vorsicht vermeiden und sich Schmerzen ersparen kann; mögen sie sind lernen, daß man Schmerzen ertragen muß!

Es ist ungemein lehrreich, zu beobachten, wie selbst schon kleine Kinder, die immer bedauert und getröstet, auch wohl bedeckt werden, wenn ihnen etwas zugestoßen ist, auf's Neue und stärker zu weinen beginnen, wenn sie eine Person erblicken, von der sie ihren Trieben an Mitleid und trostreichen Worten noch nicht eingedenkt haben. Und Mutterschönchen, die im Spiel Schläge bekommen haben, weil sie, um ihren Willen durchzusetzen, Spielverderber waren, schreien um so lauter, je näher sie dem elterlichen Hause kommen. Ja, man kann die Beobachtung machen, daß sie auf einem langem Wege erst eine Zeit lang pausiren, um dann bei „Sich“ mit ganzer Lungenkraft Zeter zu schreien.

Lehrt die Kinder Schmerzen ertragen! Unzeitiges und übermäßiges Bedauern macht sie nur empfänglicher für dieselben. Sinnlos und moralisch verderblich aber ist es, den Kindern zum Trotz Tische und Stühle zu schlagen, an denen sie sich gestoßen haben. Dabei kennt das Kind keinen ohnmächtigen Grimm an Lebloses und Unvernünftiges fühlen; dadurch kommt es zu der wahnsinnigen Ueberhebung, es müsse sich ihm Alles, Alles fügen.

Die Reihe dieser Rathschläge ließe sich noch weiter ausdehnen. Wir begnügen uns jedoch mit dem Obengesagten; denn es dürfte hinreichen, um den Leser zu überzeugen, daß die Erziehung der Kinder schon in der frühesten Zeit beginnen muß und daß sie, in dieser Zeit vernünftig geleitet, die besten Erfolge verspricht.

Th. Kabelitz.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Spatzenweihnachten in Norwegen. (Dazu die Illustration auf S. 845.)

„Ich bin wohl ein gemeiner Wicht;
Das Singen gar versteh ich nicht;
In schönen Kleidern ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an;
Nur böse Buben dann und wann —
Die werfen mich mit Steinen."

Julius Rodenberg.

Sprechen sie nicht laut genug zu uns, diese armen gefiederten Proletarier, welche doch nicht nur die frohe Sommerzeit, nein, auch den schlimmsten Winter getreulich mit uns theilen? Sollten wir sie wohl umsonst bitten lassen? Vielleicht, daß Einmal noch mit ihnen abzurechnen hätte, mit jenem da wegen des kecken Kirschenraubes, und mit diesem hier wegen des dreisten Stibitzens der weltsüßen Weinbeeren. All diese gestrengen Richter mögen Gnade für Recht ergehen lassen und den armen Schelm verzeihen, auf den jetzt Hunger und Kälte eindringen. Seht doch nur: da sitzt der Aermste, gebückt im Kreise der Seinen, die Federn ringsum aufgesträubt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, sodaß nur Schnabel und Zunge aus dem Pelze hervorlauern. Zuerst hockt einsam im geschützten Winkel, sucht einen Trost in stillem Schmollen, um den Strahl der Wintersonne oder den Hauch des Herdfeuers aufzufangen; hier klopft gar einer mit kläglicher Miene an unser Fenster und steht um ein Almosen. Ach, die Aermsten!

Wir wissen ein Land, wo die Spatzen es besser haben, als bei uns, wo ihnen im Winter auch einmal der gedeckte Tisch lacht, daß das Herz zu lustige, in der Kälte aber so bekümmerte Vogelherzchen aufgeht vor eitel Lust und Freude.

Wohl sind wir in deutschen Landen mit Recht stolz auf unsere Weihnachtsfeier, die keine Nation in gleich innig-inniger Weise zu einem Feste der frohen Freude und Dankbarkeit zu gestalten weiß. Aber heute wollen wir von einem germanischen Brudervolk erzählen, das jenseits der Ostsee sie wohnt, wo die Küste hoch aufsteigt, wo der Waldsinne seine Nennthiere auf den Schnee Alpen treibt und den hungrigen Wolf, den grimmigen Bären jagt, daß donnernd der Knall seiner Büchse aus düsteren Meeresbuchten widerhallt; im fernen Norwegen giebt es eine gute alte Sitte: Am Weihnachtsabend, wo Jeder heiter lebt, als gewöhnlich, gedenkt man dort liebreich der armen Spatzen, die nicht gleich den Zugvögeln von dannen ziehen können. An jenem Abende nimmt in Norwegen jeder, auch der ärmste Mann, aus dem Erntevorrath ein volles Garbenbündel und befestigt dasselbe, wie unsere Abbildung zeigt, hoch auf einer Stange am Hausgiebel. Es ist, als ob zu einer Zeit, wo die Schneedecke den armen Spatzen nur kümmerlichen und spärlichen Vorrath bietet, jeder dazu beitragen wollte, die schönen Trostesworte zu verwirklichen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht; sie ernten nicht; sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch."

Diese Vogelfreude heißt bei uns nordisch „Julenes", das heißt Weihnachtsbüschel. In weiter Umfernung schon wird man ausmerksam auf den Jubel, auf den Lobgesang des frohen Vogelhauses in einem solchen Weihnachtsbüschel. So singt Henrik Bergeland die Vogelschaar sich folgendermaßen über den Weihnachtsbüschel aussprechen:

„Ein Kätzner, der arm im Walde wohnt,
Gab uns den Büschel, der am Pfahle thront.

Er hatte nur drei, gab einen uns hin:
Das Jesuskind regt ihm den stillen Sinn.

Der Schnee stürzt über das niedrige Dach —
Wir hausen im Büschel, bewahrt und gemach.

Kein Körnchen geht unserem Schudel verloren,
Auch uns ist hier der Erlöser geboren.

Gott segne den Geber, sein Herz und sein Handeln,
Möcht' ihm dieser Büschel in Gold sich verwandeln!"

Man möchte glauben, daß die auf- und abstetternden, hin- und herhüpfenden, kopfnuser und kopfüber purzelnden Thierchen bei ihrer Seelenfreude ganz vergäßen, auch ihren Zeit zu haben; jedenfalls ist es sicher, daß sie nicht betrachtig fragen, ob nur uns in naturhistorische Forschungen vertiefen, woher diese hübsche, uralte Sitte ihren Ursprung habe. Wahrscheinlich ist es hiermit, wie bei manchem der norwegischen Volkslieder, in denen es heißt:

„Das Lied, das hat sich selber gemacht;
Hoch vom Gebirge haben's die Stürme gebracht."

Im ganzen Norwegen und auch in Schweden bringt man, wenn Waldungen in der Nähe sind, die zusammengebundenen Garben von Hafer und Gerste, der Sonne zugewandt, auf 19 die 25 Meter hohen Stangen an, um in Fall von Regenwetter geringerer Gefahr ausgesetzt zu sein. Von diesen Garbenbündeln giebt dann auch der, wenn nicht viel gegeben ist, ab, sodaß es mit Hebel von der hungrigen Vogelwelt heißen darf:

„Sie speise mit zu ernte mit;
Sie hen sei Pflueg un hen sei Joch,
Un Gott im Himmli nähret sie doch."

Der sogenannte Trompeter in den Hummelnestern. Vor nun bald zweihundert Jahren (1685) berichtete der holländische Maler und tüchtige Insectenbeobachter Van Goedart, er habe in den Hummelnestern einen Trompeter beobachtet, der jeden Morgen in den Giebel des Nestes stieg und daselbst durch anhaltendes Summen die übrigen Hummeln zur Arbeit rufe. Da wir bei den andern gesellig lebenden Hautflüglern, namentlich bei Bienen und Ameisen, so viele den menschlichen Einrichtungen ähnliche sociale Errungenschaften kennen gelernt haben, so könnte uns dieses Seitenstück zu dem wachsamen Trompeter unserer Taubenhäuse durchaus nicht in Erstaunen setzen, aber merkwürdiger Weise waren die heutigen Tages alle Bemühungen der späteren Beobachter, den Trompeter wieder einmal zu vernehmen, vergeblich, und man begann nach dem Beispiele Reaumur's die Erzählung Goedart's bereits ziemlich allgemein zu den Fabeln zu rechnen. Allein wiederholte neuere Beobachtungen von Professor Dr. Eduard Hoffer in Gräz haben erwiesen, daß die Thatsache vollkommen begründet ist, sofern verschiedene unterirdische Nester bauende Hummelarten ihren mit Hingebung seines Amtes waltenden Wächter und Weckerhaben, der die Bewohner des Morgens zur Arbeit ruft. Zu seinem zu Zeit ein Erscheinen begriffenen, an anziehenden Lebensschilderungen sehr reichen Werke über „Die Hummeln Steiermarks" (erste Hälfte, Gräz 1882) erzählt dieser ausgezeichnete Hummelbeobachter, wie er im vorigen Jahre ein dreistöckiges und circa hundertsünfzig Arbeiter enthaltendes Nest der Sandhummel (Bombus argillaceus) geschickt bekommen und in einem Kasten mit Flugloch und verschlossenem Glasdeckel aufgestellt habe, wobei die Hummeln, angelockt durch etwa mehrstündige Reise, unverweilt ihre Baue und sonstigen Arbeiten fortsetzten.

Gleich am nächsten Morgen hörte Professor Hoffer um dreiviertelUhr ein eigenthümliches, starkes Summen im Kasten und sah, nachdem er vorsichtig den das Glasdach verdunkelnden Holzdeckel hinweggeschoben, ganz oben auf der Wachshülle des Nestes ein sogenanntes „kleines Weibchen" sich aufrichten, mit dem Kopfe sieben und abwärts stehen und mit aller Macht gleichmäßig die Flügel schwingen, wobei der Ton anscheinend auch durch aus den Athemlöchern ausgestoßene Luft verstärkt wurde; das Thierchen stand mit dieser Musik fort, bis gegen viereinhalb Uhr, also etwa drei Viertelstunden, während noch und noch die Hummeln hervorkamen und auf die Weide flogen. So ging es in der Folge alle Morgen: um dieselbe Zeit ertönte der Trompeter dem Nest und summte mitunter nunmehrohne eine ganze Stunde lang, bis er, völlig erschöpft, zusammenkniff; er erholte sich erst, nachdem er mehrere Minuten still gelegen, in welt, um wieder in das Nest kriechen zu können.

Der natürlich nicht wenig erfreute Beobachter konnte an den folgenden Tagen die Hausgenossen und verschiedene besreundete Hummelkenner zu dem wundersamen Frühconcert einladen, von denen dann der Eine (Herr Fritsch) den Trompeter auch bei der Steinhummel (Bombus lapidarius) vernahm. Wahrscheinlich haben nur die unter der Erde nistenden Hummeln einen solchen Trompeter, und vielleicht auch bei diesen nur die stärkeren Nester. So war der alte Insecten-Beobachter glänzend gerechtfertigt, und Professor Hoffer beobachtete noch Neues, ferner zu ergänzende, so z. B. daß die Arbeiter, wenn er den Trompeter weggfing. Er spießte ihn also für seine Sammlung auf, und am nächsten Morgen blieb Alles ruhig bis auch Minuten nach Vier, um welche Zeit schon einige Hummeln, wohl des langen Wartens auf das gewohnte Signal, ausen umherstoben.

Zur gewohnten Zeit aber stand wieder ein „kleines Weibchen" an der Wand des Kästchens empor und sang gerade so laut und anhaltend wie der vorige Trompeter, deßen Pflichten das Thierchen nun regelmäßig allmorgentlich erfüllte. Man erlieht hieraus, daß die Hummeln etwas mehr Arbeiterklugheit für ihr Leben und Treiben verbienen, als sie bisher gemeinden haben, und ebenso wohl wie die Ameisen, für welche Sir John Lubbod jetzt Freunde wirbt, der Anfnahme in unsere Studirzimmer werth sind. Sie erscheinen zu in ihren ganzen Benehmen höchst drollig und sind gar nicht so bösartig, wie ihre beschämten Schwestern, die Wespen oder gar die Hornissen; ja Huber versichert uns, mit eigenen Augen gesehen zu haben, daß sie ihre Gutmüthigkeit so weit treiben, sich von beraubenden Bienenmachtarn, die sich ihnen schmeichelnd und bittend nähern, den letzten Tropfen Honig abbetteln zu lassen. Gerade in Hummelleben läßt sich gewiß noch viel Neues beobachten, und das oben erwähnte neue Buch Hoffer's giebt die besten Fingerzeige dafür.

Die Dreiunddreißiger Gilde zu Parchim (in Mecklenburg) ist wohl in Deutschland eine der ältesten Gesellschaften ihrer Art: an ihre Entstehung und ihr Wesen knüpft sich viel des Eigenthümlichen, das einer kurzen Mittheilung wohl werth sein dürfte. Was so manche, als berjenige dem Mittelalter entstammende Gesellschaften heute mehr und mehr auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden.

Ueber die Entstehung dieser Gilde fehlen uns authentische Nachrichten; sie nannte sich vormals Corpus Christi und soll nach „Kleemann's Parchimscher Chronik" aus Veranlassung des schweren Todes, den um's Jahr 1346 im Norden Deutschlands besonders stark wüthete und auch der Stadt Parchim viele Wunden schlug, zu mildthätigen Zwecken gegründet worden sein. Die Zahl 33 ist vermuthlich auf eine symbolische Anknüpfung an die Jahre zurückzuführen, die Christus auf Erden gewandelt hat, und wurden ihr bei ihrer Entstehung bedeutende Privilegien verliehen. Od die Einkünfte aber im Laufe der Zeit immer dem Zwecke entsprechend verwendet worden sind, ist zu bezweifeln; denn nach Kleemann's „Parchimscher Chronik" hat 1563 eine Visitation durch fürstliche Herren stattgefunden, bei der es an Monituren nicht gefehlt zu haben scheint.

Die Dreiunddreißiger Gilde ist beritten und trägt eine sehr kleidsame Uniform: grüne Schooßröcke mit gelben Knöpfen und Epauletten, grünes Beinkleid, an der äußeren Naht ebenfalls mit gelben Knöpfen besetzt, einen dreieckigen Filzhut mit grünen Federbusch. Barrenstiefel mit schwarzem Bandelier und einen Schleppsäbel in gelber Scheide.

Die Abhaltung des alljährlichen Gildenfestes hat manches Eigenthümliche und nahm in früheren Jahren fast zwei Tage in Anspruch. Am ersten Tage wurden einige Straßen des Städtchens durchzogen und dann im Bruchschen Hotel ein Frühstück eingenommen. Am zweiten

Digitized by Google

Tage, dem Hauptage, hatte, wie auch jetzt noch, die Gilde die ihr von dem Großherzoge Friedrich Franz dem Ersten verliehene sehr werthvolle Standarte ab und zog hierauf nach dem nahe in schönstem Holze gelegenen Brunnen. Hier wurde zunächst das Frühstück eingenommen, und dann folgte ein Sport der eigenthümlichsten Art. Ein Theil der Gilde begab sich, mit Schußwaffen versehen, zu Fuß nach dem dem Brunnen nahe gelegenen Dorfe State. Hier wurde nun alles lebende Vieh, das in den Dorfstraßen zu erreichen war, erbarmungslos niedergeschossen: Hühner, Enten, Gänse und selbst Schweine suchte man als Jagdbeute heim. Natürlich wurde alles erlegte Vieh gut bezahlt.

Nach diesem Jagdabenteuer hielt man auf dem Brunnen Fatel, bei der es immer sehr heiter herging, am Nachmittage aber wende ein anderer Sport ausgeführt: Die Gildenbrüder nahmen auf dem Felde mit Flinten versehen, in einem großen Kreise Aufstellung, in dessen Mitte eingelangene Hasen ausgestoßt und geschossen wurden.

Von diesen Vergnügen nach dem Brunnen zurückgekehrt, hielt man Appell und Revision des Anzugs ab, und wurden die hierbei vorgefundenen Mängel des Anzugs z. B. mit einer Mark bestraft. „Wir fehlen Alle mannigfaltig" humoristisch abgethan.

Nun erfolgte der Rückmarsch, abwechselnd durch das Becker- und Neue Thor, in die Stadt nach dem Bruchstichen Hotel, wo die um Morgen in State gemachte Jagdbeute verzehrt wurde. Die Häuser an den hierbei zu durchziehenden Straßen waren auf das Glänzendste mit sinnreichen Transparenten versehen und illuminirt.

Wenn nun auch heute noch die Gilde einige liegende Gründe als Eigenthum besitzt und hieraus kleine Einkünfte bezieht, so ist doch nur aus dem Mitgliederlisten erhellt, die Mitgliedschaft mit bedeutenden Kosten verknüpft. Daher können denen auch nur die besser situirten Einwohner der Stadt diese Mitgliedschaft erwerben; es sind übrigens meist ältere Herren, die der Gesellschaft angehören; denn da die Zahl 33 nicht überschritten werden darf, müssen die Aufnahme Suchenden immer so lange warten, bis ein Mitglied ausgeschieden ist.

Zu dem Eigenthum der Gilde gehört unter Anderem auch eine kleine Baumgruppe von 33 Linden, unmittelbar vor dem Kreuzthore gelegen und Herzogslinden genannt. Jedes Mitglied hat seine eigene Linde, und jede dieser Linden ist mit einem Blechschilde versehen, welches den Namen ihres Besitzers trägt. Bei Beerdigung eines verstorbenen Gildenbruders geleiten die Brüder in voller Uniform die Leiche zu den Herzogslinden, wo der Todte unter seine Linde getragen wird; hier wird alsdann die Beisetzung gehalten.

Trotz ihrer theilweise rohen Gebräuche, haben die alten Gesellschaften, in deren Reihe die oben besprochene gehört, für uns moderne Menschen etwas um so Fesselndere und Rührendere, und so dürfte auch bei hier über die Parchimsche Dreimaldreißiger Gilde Gesagte nicht ganz des Interesses entbehren.

Die **Weihnacht bei alten Junggesellen.** (Abbildung Seite 849.) So weit kann es kommen, daß Hund und Katze an Kindesstatt angenommen werden, wenn ein Einsamer unter den Menschen keinen Freund mehr findet. Das Bild, das uns diesen Ausdruck abnöthigt, wurde nicht zum Scherze aufgestellt; es kann mit recht ernsten Augen betrachtet werden. Unwillkürlich legen wir uns die Frage vor: Ist es nicht eine Gedankenlosigkeit, in jedem „alten Junggesellen", in jeder „alten Jungfer" eine tadelnde Erscheinung zu sehen? Ja, ist es nicht geradezu herzlos, Menschen, die vom ersonnten Erdenglücke ausgeschlossen sind, ohne Prüfung, ob sie's verschuldet oder nicht verschuldet, durch das ganze Leben mit dem Allerschwersten, mit Verhöhnung im Unglück, zu verfolgen? Wer selbst noch kein Trennungsweh erfahren, oder wer sich sicher in seinem Kreise fühlt, vergißt zu leicht, daß das Lebensglück schon so oft an den beiden unerbittlichsten Feinden zum Opfer fiel: der Untreue und dem Tode unserer Lieben. Und Menschen, die, wie unser Junggeselle, durch so bittres Weh in liebelere Ehelosigkeit getrieben worden sind, verfolgt man mit den Niederdrückendsten und Verbittertendsten: mit dem Finche der Lächerlichkeit. Kein Wunder, wenn ein so Verfolgter endlich das Thier, das seine Wohlthat mit Treue und Anhänglichkeit lohnt, dem Menschen vorzieht.

Aber der Christbaum, brennt er auf unserem Bilde nur für Hund und Katze? Sicherlich nicht! Solche Einsame schauen sich ernste Stunden oft gar sinnig aus. Wir kannten einen solchen Alten — der feierte, seit den Tagen seiner Abgeschlossenheit, die Weihnacht still für sich getreu fort, wie einst in seinem Elternhause. Am Baume brannten so viel Lichter, wie er todte Lieben beweint hatte. Wenn er nun so allein vor dem leuchtenden Bäumlein saß, stiegen die Bilder seiner theuren Todten alle vor ihm auf; alle standen sie wieder um den Tisch, und alles Weh zwischen einst und jetzt war verschwunden vor den Freudenstrahlen all der lieben Augen. Wie aber dann ein Lichtlein um das andere erlosch, so verlosch ihm eine Gestalt um die andere, und war das letzte Licht verglommen, dann umgab ihn wieder die alte Einsamkeit, und die Weihnacht des alten Junggesellen hatte ein Ende.

Kleiner Briefkasten.

L. L. in Sydnen. Eine Reihe illustrirter Artikel über das bisher wenig besuchte Neuholländerneugebiet von Nordamerika gedenken wir unsern Lesern im nächsten Jahrgange unsers Blattes zu bieten.

Langjährige Abonnentin in Ungarn. Ihre Anfrage, die Seidenraupencocons betreffend, werden wir gern beantworten, bitten Sie jedoch um Wiederholung derselben mit voller Angabe Ihrer Adresse.

J. in Magdeburg. Den von Ihnen gewünschten Artikel „Der volle Platen" werden Sie im Jahrgang 1864 auf Seite 552 finden.

Allein. Wir bedauern: Nein!

Liebhaberin aus H. in L. Stefanie Keyser ist kein Pseudonym, sondern der wirkliche Name der durch ihre treffliche Erzählung „Der Krieg um die Hande" bei unsern Lesern so schnell und so allgemein beliebt gewordenen Verfasserin.

W. L. in J. Sie wünschen zu wissen, wo das Papier zur „Gartenlaube" angefertigt wird? Das ist kein Geheimniß: in Bautzen und in Eisfeldel bei Chemnitz. — Die von Ihnen genannte Fabrik hat uns nie auch nur einen Bogen geliefert.

L. M. in N. Besten Dank für Ihr freundliches Schreiben! Für das Manuscript haben wir leider keine Verwendung.

F. H. in L. Trine Anstage 1864!

Amarillis aus Athen. Wir sind in der angenehmen Lage, Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen zu können, und bitten Sie, Ihre Anfrage unter Angabe der vollen Adresse wiederholen zu wollen.

Rettung R. N. Beuden Sie sich vertrauich an einen erfahrenen Arzt! Die von Ihnen nannhaft gemachten Personen sind Curpfuscher und Schwindler.

Ein alter Abonnent in Kieterstädtel. Redactionsgeheimniß!

Alter Abonnent aus Hessen in Neu-York. Die gewünschten Auskünfte und Notizen über Ihre Heimath finden Sie am besten in dem soeben bei C. Hoffmann in Darmstadt in zweiter Auflage erschienenden Werke von Dieffenbach: „Das Großherzogthum Hessen in Vergangenheit und Gegenwart. 2B Hefte à 60 Pfennig."

Für die Wasserbeschädigten des Rheingebietes!

Schwer vom Unglück betroffen wurden die Thäler des Rheins und seiner Nebenflüsse. Die über Mensch und Thier hereinbrausenden Fluthen wuchsen, wie die Zeitungen inzwischen aller Welt gemeldet, in wenigen Tagen zu der Höhe eines Wasserstandes an, wie ihn dieses Jahrhundert in jenen Gegenden noch nicht gesehen. Fast eine Woche lang standen die an den Ufern der Flüsse belegenen Ortschaften und Gemarkungen unter Wasser, sodaß deren Bewohner des schützenden Obdachs beraubt gewesen wären, wenn nicht nachbarliche Fürsorge wenigstens über die erste Noth hinweggeholfen hätte. Noch läßt sich die Größe des durch die Ueberschwemmungen angerichteten Schadens gar nicht überdicken; nur so viel steht fest: die Verheerungen an Gebäuden, Feldern, Vorräthen und Geräthschaften sind ungeheuer; Wein- und Kartoffelernten, die Hauptein kommensquellen der Bewohner jener Flußthäler, sind für einen großen Theile völlig vernichtet, und so ist der Winter in die durchfeuchteten Wohnungen zahlreicher armer Familien eingezogen als ein unheilvoller Gast; dem Hunger und Elend, Krankheit und Verzweiflung werden ihm auf dem Fuße folgen, wenn nicht wirksame und andauernde Hülfe geschafft wird.

Um diese Hülfe, so viel an uns ist, zu bieten, erklärt sich die mitunterzeichnete Verlagshandlung hiermit zur Empfangnahme von Gaben für die schwer heimgesuchten Brüder am Rhein und seinen Nebenflüssen gern bereit. Ihr Deutsche alle, in Nord und Süd, in Ost und West, geht mit vollen Händen und freudigen Sinnes!

Die Redaction und die Verlagshandlung der Gartenlaube.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. 1882.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. Zu Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer schließt der dreißigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen auf das erste Quartal 1883 schleunigst aufgeben zu wollen und bringen denselben zugleich zur Kenntniß, daß wir den neuen Jahrgang mit der allseitig interessirtesten und ebenso inhaltreichen wie fesselnden Erzählung:

„Gebannt und erlöst“ von **E. Werner**

eröffnen werden. Derselben wird sich eine Reihe von novellistischen Beiträgen aus den Geisteswerkstätten unserer bedeutendsten Autoren anschließen, und zwar in erster Linie:

„Die Braut in Trauer“,
Roman aus der Gegenwart von
Ernst Wichert.

„Grausejahre“,
Erzählung aus der klassischen Periode Weimars von
A. von der Elbe.

„Der Chaldäische Zauberer“,
Abenteuer aus der römischen Kaiserzeit von
Ernst Eckstein.

Außerdem sind in Vorbereitung Novellen und Erzählungen von **E. Marlitt, Wilhelm Jensen, Hans Hopfen, Robert Schweichel, Victor Blüthgen** ꝛc.

Auch auf den übrigen Gebieten der Unterhaltung und Belehrung werden wir im neuen Jahrgange unsere alten Ziele treu im Auge behalten und stets bestrebt sein, den Lesern in geschmackvoller Form einen gediegenen Inhalt zu bieten, vor Allem aber für den deutschen Vaterlandsgedanken und die Kräftigung gesunder Freiheitsbestrebungen, sowie für die gemeinnützige Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und die vernunftgemäße Pflege des öffentlichen Wohlfahrtssinnes energisch eintreten. Auch werden wir dem illustrativen Theile unseres Blattes, wie immer, unsere besondere Sorgfalt widmen.

Aus der Zahl demnächst erscheinender, besonders interessanter Artikel heben wir nur hervor: „Franz Defregger“ von Fr. Pecht, „Julius Wolff“ von Albert Traeger, „Aus den orientalischen Reisigpostelen“ von L. von Hirschfeld, „Bilder aus dem stillen Ocean“ von O. Finsch, „Das Heidelberger Schloß und die Idee seiner Renovirung als nationale Aufgabe“ von einem hervorragenden Fachmann, „Zweitausendkilometer Meilen durch den Westen der Union“, eine Artisterie von Udo Brachvogel mit Illustrationen von Rudolf Cronau.

Schließlich lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Abonnenten noch auf unser neugegründetes Beiblatt:

„Zwanglose Blätter“,

welches wir nach wie vor gratis der „Gartenlaube“ beilegen werden und dessen jüngst erschienene erste Nummern überall die freundlichste Aufnahme fanden. Dieselben werden fortfahren einzelne Abschnitte des gesammten Kulturlebens, so weit sie für die deutsche Familie von Interesse sind, in anschaulicher und gewissenhafter Weise in den Bereich der Besprechung zu ziehen.

Die Redaction und die Verlagshandlung der Gartenlaube.

Im Banne der Musen.

Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **W. Heimburg.**

(Schluß.)

„Und es war eine Zeit, schier so süß wie der Lenz da draußen. Von meines Vaters Sinn verzog sich allgemach die Sorgenfalte, und ein weicher Schimmer legte sich darauf, so er von Conradus sprach, meine Mutter aber folgete ihm mit glänzenden Augen: ihre Blicke, die wanderten wohl von ihm zu mir, und ein fast schalkhaft Lächeln zitterte ihr um den ernsten Mund.

Droben saß Conradus ob seinen Büchern: eine Predigt that er erfinnen auf Pfingsten, ließ sich gar selten sehen und hatt' sein Stüblein nach dem Garten hinaus verlegt, auf daß er ungestöret konne studiren. Zuweilen, wenn ich den Gartenweg hinaufschritt, stund er am Fenster und blickte in gar tiefen Gedanken in das grüne schwankende Gezweig der Linden, oft auch hörete ich ihn auf und abwandeln dort oben, schier ruhelos, stundenlang.

Eines Tages aber kam er herunter, da er mich erblickte. ‚Du siehst bleich aus, Conrade, sindirst schier allzu viel.‘ Er aber schüttelte das Haupt.

Digitized by Google

‚Nimmer genung!‘ antwortete er, und, gleich wie unter schwerer Last ersenfzend, setzte er fragend hinzu: ‚Sag' an, bin ich nicht zu jung, Christiane, zu solch ernstem Beruf?‘

‚Nein, nein, Conrade; thut es doch nimmer die Jugend, sondern blos die Fähigkeit, so dem Amte vorzustehen vermag, und dieses weißt Du und kennest Du gar wohl.‘

‚Also meinet der Vater auch,‘ antwortete er, ‚und mir banget dennoch.‘

Da lachte ich ihm hell in's jungschöne Antlitz, aber still heimlich sorgte ich mich doch um ihn, dieweil er ostmalen gereizt und zornig war, wo ihm doch ein Leide nimmer geschehen war. So ging er Hedwigen schier unfreundlich aus dem Wege und achtete ihrer nicht mehr, denn der grauen Katze, so auf der Treppen an ihm vorüber strich; sie war ihm deß nicht böse, schamete ihm höchstens nach mit sonderbarlichem Lächeln. Am Himmelfahrtstage aber, da wir unter der Linden im Garten saßen und Hedwige zu unserer Arbeit ein fein Liedlein sang, da warf er unwirsch sein Fensterlein zu, also daß ein Glas klirrend in Stücke ging; nur Hedwige that, als habe sie nichts bemerket, und sang weiter, nicht lauter, noch leiser, und dennoch meinete ich, es klinge weicher annoch und berückender, denn zuvor.

‚Deines Singens sei nun genung, Hedwige!‘ bat ich; ‚denn wisse, es störet den Conradus.‘

Da lachte sie trutziglich; das schall silberhell und süße, und oben wurde hastiglich ein Stuhl gerückt; nun kamen Schritte auf der Stiegen herunter, und Conradus ging nicht gar weit von uns vorüber, ohn' anzusehen, hastiglich, als könne er nimmer früh genung aus unserer Nähe kommen; dann klang die Gartenpforte, und es ward gar stille.

‚Es ist nimmer recht,‘ sagte ich, ‚Du alterirst ihn in seiner Arbeit, Hedwige. Wie doch soll er Etwas schaffen, so die Herzen der Hörer packet und zu Gott führet, wenn Du solch weltlich Narrethei hier unten treibest!‘

Sie aber antwortete nicht, sondern stund auf und ging in den Garten hinein, und da nach einer Weile die Mutter ihrer begehrete, war sie nirgendwo zu finden.

In der Dämmerung aber kam Conradus zurücke, und ich hörte, wie er stracks in meines Vaters Stube trat. Dorten blieb er lange, und die Abendsuppe, so die Base unter der Linden aufgetragen, die ward kalt und mußte wieder hinweg genommen werden. Da es aber mehr und mehr dunkelte, beschied mich die Mutter in des Vaters Gemach. Es war annoch kein Licht angezündet; nur der Mond blinkte als schmale Sichel durch das Fensterlein und zeigte mir des Vaters bleich Antlitz, so in den Kissen des Krankenstuhles ruhete.

‚Christiane!‘ rief er, und seine Stimme klang milder, denn ich sie jemalen gehört, ‚komme näher! Ich habe Dir Etliches zu vermelden.‘

Und ich that, wie er mich geheißen, und wartete; aber es war, als sände er nimmer die richtigen Worte.

‚Ich meine den Conradus, Kind,‘ hub er endlich an, ‚ich denke, Du habest ihn allzeit herzlich geliebet, gleichwie einen Bruder?‘

‚Ja, Vater,‘ sagte ich stockend.

‚Nun aber ist es an der Zeit, Dir kund zu thun, daß er so wenig zu unserer Sippe gehöret, wie der Fremdling, der da an des Hauses Thür vorüber gehet — — Er ist nimmer mein Sohn, wie er nimmer Dein leiblicher Bruder ist —‘

Er schwieg, und seine kleinen Augen, die sahen durch die Dämmerung gar bedeutsam herüber zu mir.

Dieweil ich nun nicht antwortete, fragte er wiederum:

‚Wußtest Du Solches, Christiane?‘

‚Ja,‘ erwiderte ich bang und gepreßt.

‚So ist Dir auch kund worden, wer seine Eltern sind?‘

Ich senkete stumm das Haupt, unsicher, wie ich ihm sollte Antwort thun.

‚Woher möchte Dir auch solche Kunde kommen,‘ fuhr er fort, ‚da es ein sein difficil Geheimniß ist? Thuet auch hoffentlich keinen Schaden Deiner Gesinnung zu ihm. Ist ein treuer Gesell, der Conradus, wohl würdig eines guten Weibes. — Weiß nimmer, ob es wahr, was da die Mutter mir verstohlen hat zugetragen, daß Ihr Euch mit andern Augen anschauet, denn mit Bruder- und Schwesteraugen?‘

‚Vater!‘ rief ich.

Er aber saßte meine Hand und zog mich näher, und ich kniete vor ihm in gar großer Herzensverwirrung.

‚War von je ein traumhaft zerfahrener Knabe der Conradus,‘ fuhr er fort, ‚aber anjso ist er ein ernster Mann worden, der binnen Kurzem sein Amt zu Gottes Ehre wird wohl verwalten. Hat mir vorhin gestanden, daß sein Herze sich zu Dir neige, und gemeinet, Du taugest wohl vor andern Jungfrauen zur jungen Pastorsfrau. Will sich Bescheid von Dir erholen am Pfingsttage nach seiner Predigt; Du aber mögest Dir reiflich überlegen, ob Du bei ihm ausharren willst für und für in Noth und Fährlichkeiten bis zu des Lebens Ende. Was sagest Dein Herze dazu, Christiane? Will Du in Lieb' und Treue sein Ehegemahl sein?‘

Mir war es, als habe der Himmel sich jach herniedergelassen in das finstere Gemach und ein überirdisch Glänzen blende meine Augen.

‚Ja, Vater, ja zu tausendmalen!‘ stammelte ich.

Und ist Dir sein dunkel Herkommen kein Stein des Anstoßes, vielliebe Tochter?‘

‚Nein, o nein! Nur lieber will ich ihn droh halten — für Alles, so ihm fehlet, will ich ihm noch mehr der Liebe geben.‘

‚So werde ich es ihm verwelden. Du aber gehe stracks hinauf in Dein Stüblein und besprich Dich mit dem, der unseres Herzens Gedanken erforschet!‘

Da wankte ich hinaus aus dem Gemach und stieg hastiglich treppauf, und in meinem stillen Kämmerlein, da sank ich auf die Kniee vor dem Bette nieder, barg den Kopf in die Kissen und wußte schier nimmer, was beginnen in meines Glückes Ueberschwang. Schwer dünkete es mich, allein zu tragen die gar zu süße Seligkeit, und Conradus weilete doch ganz nahe bei mir in seinem Stübchen; thät er denn nimmer ahnen, daß ich mich nach ihm sehnete? Unstät strich ich das Haar zurücke, so mir über die Stirn gefallen, und öffnete das Fensterlein; kühle Nachtluft aber wehete mich an; tiefschwiegends und dunkel lag der Garten; nur aus Conradus' Fenster fiel ein gar heller Schein auf die Blätter des Buschwerkes, darinnen aber wanderte schier ruhelos ein Schatten auf und ab. Ob er an mich dachte und an die Antwort, so ich geben würde? Ach, mußte er denn nicht allbereits wissen, daß sie nicht anders lauten konnte als ‚Ja‘ und ‚Ja‘ in alle Ewigkeit?

Da hub leise eine Nachtigall an zu schlagen in der Linden, süß und schwermüthiglich klang es; ich aber bog mich weit hinaus; ‚Conrade! Conrade!‘ kam es leise über die Lippen mein, und erschrocken bis in's Herze hinein hielt ich inne. Aber Niemand antwortete; nur die Nachtigall, die sang fürder und fürder, und ich mußte weinen und wußte schier nimmer warum. —

Langsam vergingen die Tage, und ich fing mich ostmalen, wie der treute Mann nur vermöge an mir vorüberzugehen ohn' einen Blick, da er mich doch liebete? Sei gelehrter Herren Art, tröstete die Base, da ich ihn auf der Stiegen getroffen mit blasserem Antlitz denn sonsten, und also tief in Gedanken, daß er mich nimmer bemerkte, ob mein Gewand ihm gleich streifete. Sei gelehrter Herren Art, daß sie nicht sonderlich Acht haben auf das, so um sie vorgehet. ‚Wirst Dich darein finden müssen, Lämmelein,‘ sagte die Alte, ‚ihn nimmer zu stören und sein duldsam zu warten, bis daß es ihm gefüstet, mit Dir zu reden. Ein anderer Mann hat allewog Zeit zu necken und zu kosen, sie aber nicht passlich für einen geistlichen Herrn — war Dein Vater doch auch nimmer anders. Hab's all mein Lebtag gesagt, ist fein leicht Ding eines gelehrten Herrn Weib zu sein.‘

‚Ja,‘ dachte ich derweil bei mir, ‚wird schon recht sein, was die Base da redet‘; denn ob ich mich auch sehnete, sein lieb Antlitz zu schauen, Conradus saß fürder wie hingebannet über seinen Büchern, also daß ich mich schier darob wunderte, wie die Ausarbeitung eines Sermons mocht' so gar lange Zeit erfordern. Unterweilen hörete ich ihn laut sprechen; allgewaltig klang zu solchen Stunden seine tiefe Stimme und gar wohllautend, just wie geschaffen für eines Predigers Vortrag, also daß ich ostmalen auf der Treppe horchte, konnte ich gleich die Worte nimmer verstehen. Und heimlich saß ich und nähete mir ein blau Gewand; das hatte ein rothbraun Sammetstreifleln am Rande, und da die Mutter mich dabei erlaubte, da geschah es, daß sie mir zwo silberne Spangen brachte; die waren mit Kettlein an einander gefüget, auf daß das Mieder über der Brust sich zierlich schloße. Und lächelnd sagte sie: ‚Die prangeten auf meinem Hochzeitskleide.‘

Hedwige aber, die war still und gar blaß worden seit

Digitized by Google

jenem Nachmittage, da sie unter den Linden gesungen. So oft sie jedoch Conradus sahe, da war es allsogleich, als erbleiche ihr Antlitz noch mehr denn sonsten, und als blitzeten die braunen Augen ihn finster an. Zuweilen dünkete es mich, ihre Blicke ruheten groß und gar böse auf mir, also daß mir sehr bange ward um's Herze, gleichsam als drückete mich ein Alp.

‚Weiß nimmer, was ihr fehlet,' sagte die Base, ‚meine mitunter, sie sei krank worden im Kopfe; so närrisch Zeug schwätzet sie im Schlafe.'

Schier stundenlang konnt' sie am Fenster lehnen und müßiglich dem Treiben auf dem Schloßplatze zuschauen oder die sehnsuchtbrennenden Augen ohn' Unterlaß auf das Komödienhaus richten.

Eines Abends aber, da ich hastiglich die Thür ihres Kämmerleins öffnete, o, da stund sie, verwunderlich anzusehen, vor ihrem Spiegelein, wandte sich Fratzen und streckte mir herrisch den Arm entgegen, daß ich verschüchtert die Thür weit offen ließ und auf der Schwelle verharrete. Hatte sich ein weiß Laken, gleichsam als sei es ein faltig Gewand, sorgfältiglich umgehangen und ein fein Nesseltuch wie einen Schleier am Hinterkopfe aufgesteckt, und so stund sie da, und die Sonnenstrahlen spieleten um ihr braun Haar und den feinen Arm, und jach einen Schritt zu mir thuend, begunnete sie schier feierlich zu reden:

‚Was willt Du allhier? Ist in Deiner Rede doch nichts mir ersprießlich, noch wird es mir je zur Freude sein, und auch meine Rede ist gar anders, denn solche, so Dir wohlgefällt.'

‚Hedwige!' schrie ich entsetzt, ‚Du redest im Fieber.' Und ich faßte ihre Hand. Sie aber machte sich kräftiglich los und stieß mich zurücke.

‚So geh' doch!' sprach sie bitter, ‚sage es, so Du willt, dem Vater — ist mir recht, so er mich hinaus weiset; dann bin ich frei wie ein Vögelein und brauch' mich nimmer eingemauert zu härmen in diesem Hause, so schlimmer ist denn ein Kloster.'

‚Sei nicht undankbar!' rief ich gekränkt, ‚was begehrest Du für Freiheit? Was wehret man Dir allhier?'

‚So ich es Dir sage, ach Du würdest es dennoch nimmer verstehen,' gegenredete sie, und ein spöttisch Lächeln flog um ihren Mund. ‚Hast Du ein Ahnen, daß es auch Höheres giebt im Menschenleben, denn ein eugliches Glück? Kannst Du es fassen, daß auch ein Frauenherze sich nach Anderem kann sehnen, als nach eitel Spinnrad, Kochtopf und Kinderstüblein? O gehe doch! Wie kannst Du Solches wissen?' Zeiget doch Dein sanft Antlitz allzeit ein zufrieden Lächeln, daß man schier neidisch werden möcht', wenn es sich lohnete um den faden Mehlbrei, so Deines Lebens geistige Nahrung ausmachet.'

Da ward ich stumm und vermochte nimmermehr zu antworten; als ich mich aber ganz rathlos wandte, stund Conradus in der Thür und schonete an mir vorüber auf das schönschlanke Weib in der frembartigen Gewandung, um das die Sonnenstrahlen just einen güldenen Schleier woben.

‚Conrade,' fragte ich bang, ‚was ist worden mit ihr? Sie redet irr'; sprich Du doch ein Wörtlein zu ihr! —'

Da wanderte sein Blick langsam von ihr zu mir, von mir zu ihr, und seine lieben Augen die starreten mich an aus dem bleichen Antlitze, als schaueten sie ängstiglich in leere Luft, so kalt und so todt.

‚Conrade!' wollt ich rufen: denn das Herze that mir jählings wehe, aber das Wort erstarb auf meinen Lippen, und er wendete sich wieder zu Hedwige.

‚Was sagtest Du alleweile, als die Schwester zu Dir trat?' fragte er sie sanft, ‚und wo hörtest Du Solches?'

Sie war purpurn erglühet, aber als fühle sie tiefinnen, daß ihr nimmer ein strenger Richter gegenüberstünde, trat sie trutziglich einen Schritt näher zu ihm heran, faßte seine Hand und zog ihn an's offene Fenster.

‚Dorten!' rief sie und deutete auf das Komödienhaus, ‚und so es eine Sünde war, möge mir Gott verzeihen — ich kann es nimmer glauben, daß so Edles und Schönes verdammlich sei.'

Er aber erwiderte kein Wörtlein, blickte nur gleich wie träumend nach dem weißen Hause hinüber.

‚Wen sahest Du alldort die Antigone spielen?' fragte er dann.

Da kam wieder Leben in das Mägdelein, und wie schier verzückt hub sie die gefalteten Hände empor.

‚Wen?' rief sie. ‚Ei, Conrade, das rathet Ihr nimmer! Aber schön war sie — meiner Treu! — erhaben schön und hoheitsvoll, wie sie so daher trat in ihrer weißen Gewandung, viel herben Schmerz und gar große Trauer in dem Angesicht. Ihr wißt, der Hof spielete gestern zur höchsteigenen Belustigung, und die alte Silberschließerin, welcher ich mannigmal ein einsam Stündlein vertreiben helfe, die hat mich sein heimlich mit hineingenommen in den Kunststempel; vom dunkelsten Winkel aus habe ich sie geschauet, Prinzessin Liselotte, als Antigone —'

‚Prinzessin Liselotte?' fragte er, und das Herze klopfte mir hoch bis zum Zerspringen.

‚Ja, Conrade! O, wäret Ihr dabei gewesen!' Und lieblich bittend setzte sie hinzu: ‚Zürnet Ihr mir darob? Saget auch Ihr, daß das Agiren in der Komödie ein sündhaft Ding sei?'

Da wandte er sich jählings um; sein bloß Gesicht war nunmehro plötzlich entflachet zu eitel Feuer und Flammen; stracks verließ er das Gemach, ohn' mich anzuschauen — Hedwige aber riß sich den Narrentand vom Kopfe, warf ihn zur Erde und hub also bitterlich zu weinen an, daß ich meinete, sie wolle sicher verzagen. Zu mir war eine Stimme laut worden, so da predigte: Christel, Christel, mußt eilig zum Vater gehen und ihm sagen all das, so Du geschauet hast.

Als ich aber sürbaß schritt, stund Conradus vor der Thür an der Treppen.

‚Christiane,' fragte er, ‚willt Du zu dem Vater gehen?'

Das war nun das erste Wörtlein, so er an mich richtete seit jenem Tage, da er um mich geworben.

‚Ja!' erwiderte ich, ‚denn Hedwige ist mir ein Aergerniß, dieweil sie meines Vaters Gebot also mißachtet. Ach, ob sie gleich in unserem Hause wohnet, so hat sie doch allbereits Schaden genommen an ihrer Seele.'

Er sagte nichts, sah mich nur an — ich weiß nimmer was. Alles in seinen Augen spielte: Mitleid, Vorwurf und Bitten, stummes trauriges Bitten.

‚So gehe denn!' sprach er endlich und war allsogleich in sein Studirstüblein verschwunden, daß es mich dünkete, er sei zürnend von mir gangen. Da ich aber bei meinem Vater eintrat, schalt dieser:

‚Wo bleibest Du gar so lange? Hast Du denn ganz vergessen, daß ich Dir das Ordinations-Sermönlein wollt dictiren für Conradus Verordnung?'

Ich setzte mich flugs zum Schreiben, und da ich sahe, er war ungeduldig, hütete ich mich fein, ihn zu erzürnen und verschwieg all das, so ich gehöret, und schrieb, wie er dictirete. Er aber hub also an:

‚Jeremiä, 1. Cap. Vers 6 und 7. Ach Herr, Herr, ich taug nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Da sprach der Herr zu ihm, sage nicht: Ich bin zu jung, sondern Du sollt gehen, wohin ich Dich sende, und predigen, was ich Dich heiße.'

Und dann schrieb ich weiter, wie es der Vater sein auslegete, daß Conradus durch sonderbare Schickung Gottes, jung an Jahren zu hoher Ehre berufen, wie er solle streben nach einem unbefleckten Wandel und unsträflicher Arbeit; denn Klugheit sei das rechte graue Haar und gottselig Leben das rechte Alter. Und also schloß es:

‚Gegenwärtiger Conradus, genannt Ehrentraut, tritt ipo an seines alten Pflegevaters, des Hofpredigers Sebastianus Ehrentraut Stelle, da er ordentlicher Weis' zu Helmstädt Gottes Wort und reine Kirchenlehre wohl studiret und gefasset hat, auch versprochen und gelobet, nicht allein bei solcher Lehre beständig zu verharren, sondern auch sein Ambt mit gebührender Treu und Fleiß zu verrichten, und wird ipo auf vorgehendes Examen apostolischer Weis' ordiniret.'

Ich mußte nunmehro laut vorlesen, was ich geschrieben, und da just meines Vaters Stellvertreter kam, ein alter Mann, gar ruhig und milde, hörete er zu, da ich las, und sagte alsdann:

‚Also wolle die Jungfer noch hinzuschreiben: „So möge Gott seinen reichen Segen geben, auf daß er möge treten in seines alten lieben Vaters Fußstapfen und gleichen Nutzen schaffen in seiner Kirche!"'

Und da ich es geschrieben, gebot mein Vater:

‚Nun gehe und trage es Conradus hinauf, auf daß er es lese, und frage ihn, ob er zufrieden mit der Rede, so gehalten werden soll bei seiner Ordination; er möge mir selbsten Bescheid geben.'

Beklommen trat ich in des siebwerthen Jünglings Gemach; er hatte mein Pochen wohl nimmer vernommen, saß er doch vor dem

Digitized by Google

Schreibpult über einer Menge Bücher und Schriften, schrieb aber nimmer; sein dunkellockig Haar, das war schier in die Stirn gefallen vor eitel Feuer des Lesens. Ich trat leise zu ihm hinan, und wie ich ihm über die Schulter schaute, da lasen meine Augen auf ein Büchlein, so auf der geöffneten Bibel lag; ich las: ‚Antigone, ein griechisch Schauspiel; verdeutschet von — —‘ Den Namen vermocht ich nimmer zu entziffern, sintemal ich heftiglich erschrak. — Ich legete still den Verordnungsreformon auf das Tischtein und hub mich leise hinweg; Conradus aber rührete sich nicht, und da ich die Thür fürsichtiglich schloß, da saß er annoch immer und starrete auf das Büchlein.

Ging Alles gleichwohl seinen ruhigen Gang im Hause weiter, dieweil ich nicht den Muth hatt, Hedwige anzuklagen ob ihres Ungehorsams, noch Unruhe stiften mocht in meiner Eltern Herzen. Konnte aber nicht hindern, daß mir gar traurig zu Muthe ward und ich das heilige Pfingstfest herbeiwünschte, meinend, so ich erst Conradus verlobte Braut, müsse Alles anders werden; glaubte ich doch, er ängstige sich mehr denn nöthig ob seiner ersten Predigt und des ersten Berufes, so seiner warte.

Da aber die letzte Woche vor Pfingsten anhub, zog ein groß Wirthschaften ein und Rumoren in unserem Hause, und der Base Schlüsselbund klirrete ungleich lauter denn zuvor. Alles war blinkblauber im Hause, und Gänge und Treppen halteten wieder von eitel fröhlichem Thun; Speisekammer und Keller waren wohl gefüllet, wie sonsten nur zur heiligen Weihnachtszeit, und immer noch mehr schaffte die Mutter herzu, sintemal viel Besuch zu erwarten stund von unserer Sippe.

Manch Etwas, das ich erlebet, ist unbeachtlich worden und verstaubet in meiner Seele, dieses Eine aber stehet noch anitzt vor mir in vielltrauriger Deutlichkeit, also daß auch nicht das Kleinste fehlet in meinem Gedächtnisse von jener Stunde, so mich elend gemacht für gar lange Zeit. — Wie oft träume ich noch itzo den schweren Traum, wie oft nehmen die Tage, so vergangen sind, mich also in ihren Bann, daß ich sie wieder durchlebe mit dem nämlichen Weh wie dazumal. Dann wird es schier lebendig um mich in dem einsamen Gemach; dann tickt die Uhr, die alte, wieder laut und gar vernehmlich durch die Stille; dann rauschet es in der Linden wie eh', und es klingen die Worte in meinen Ohren, die Worte, so mir das Herze gebrochen, und die Pfingstglocken, welche den bittersten Tag meines Lebens begrüßeten. Es packet mich das alte Herzeleid, und es jagt mich unstät hinaus aus dem Stüblein, hinunter in den Garten und fort, fort, nur fort — auf den Waldweg hinaus; gar lange dauert es, eh ich ruhig heimzukehren vermag in die Einsamkeit des alt'lieben Hauses.

Zween Tage vor Pfingsten, da schon die Maienbäume an der Hausthür und im Flur prangten und ihren lieblichen Duft verspendeten, da saß ich mit der Hedwige im Garten; wir wanden Kränze, so die Kanzel schmücken sollten, allwo Conradus zum ersten Male stehen würde im Kleide des Herrn. Hedwigens Hände zitterten, wenn immer sie Rosteln und blühend Geisblatt in das grüne Laub banden; sie war gar hastiglich dabei, und endlich fragte sie:

‚Dünket es Dich nicht schwer, Christiane, einem Menschen zu vergeben, so er Dir bitter Leid zugefüget?‘

Sie sah mich so seltsam an, und ihre Brust hob sich schwer unter dem Leibchen von braunem Kartkel. Da ich sie aber verwundert anschaute, wandte sie scheu ihre Augen von mir ab und wühlte unter den Blumen und nahm dennoch nicht eine herfür.

‚Ich weiß es nimmer, Hedwige,‘ erwiderte ich, ‚denn bis annoch hat Niemand mir ein Leid zugefüget; aber so es geschähe, ich würde mich allzeit mühen, seiner in Milde zu gedenken.‘

Sie schwieg, und hub wieder an zu suchen unter dem Laube. Ich meinte, ihre Augen seien schier feucht worden, und rückete dichter zu ihr hinan.

‚Warum thust Du solch Fragen, Hedwige, und was macht Dich gar so traurig?‘ forschete ich, und ein tief Mitleid um sie überkam mich, dieweil sie ein arm verlassen Kind war, zu tausendmalen ärmer denn ich, die ich Eltern und Vaterhaus hatte und einem vielfachen Glücke entgegenschritt. Und ich legte die Arme um ihren Hals: ‚Hedwige, mögest Du doch glücklich sein dereinst, gleichwie ich es zu werden gedenke in Bälde, mögest Dich allzeit erinnern, daß Du ein treu Herze an mir habest, so Du jemals solltest in Aengsten sein — an mir und an Conradine.‘

Da sprang sie empor, und ihre Hand stieß mich zurücke, also daß es mich schier schmerzte.

‚Laß mich!‘ rief sie.

Ihre Lippen aber bebten, und dennoch verstummte sie. Nunmehro hub sie wieder hastig an, Blumen zu den Kränzen zu lesen, und band sie doch ungleich und riß sie wieder aus einander, und endlich warf sie das Gewind auf die Steinbank, da sie gesessen, und eilte aus der Lauben.

Wußte mir nicht zu deuten, was all das war; hatte noch kein leis Ahnen, daß ihr Gewissen allbereits kämpfte mit der allgewaltigsten Leidenschaft, so ein Menschenherze zu packen vermag und so man nur besieget, um selber daran zu verbluten; hatte kein Ahnen, daß der Dolch nunmehro gezücket, mir den Todesstoß zu geben, und daß nur noch ein seig Zittern, sich mit übergroßer Schuld zu beladen, sie sacht Fragen thun ließ. Vollendete allein das Kränzewoben, bis daß mein fertig Werk anmuthig vor mir lag in seiner vollen Farbenpracht, und die Base es lobete, da sie just durch den Garten schritt.

Und so brach der heilige Abend an vor Pfingsten, und gar stille und seierlich ward es in Haus und Garten; der Nachtwind flüsterte leise in den Bäumen; sonst regte sich nichts umher. — Zur Abendsuppen fehlete Conradus. Ward wenig gesprochen, und ich rührete die Speise nimmer an; auch Hedwige vermocht nicht zu essen und sah sehr krank aus, also daß die Base ihr ein Tränklein zusatzte für die Nacht. Schier geräuschlos ward die Mahlzeit beendet, und danach ging Jedes still für sich hinaus.

In des Vaters Stuben spielete noch leis der Abendschein, und sieh des alten Mannes ernst Gesicht roſiglich erglühen.

‚So werd ich denn morgen meines Lebens Wunsch erfüllet sehen,‘ sprach er, da ich ihn zur ‚gute Nacht‘ geküßt, ‚hat Gott es nicht allzeit gnädig mit uns gefüget?‘ — Und da ich hinausging, mahnete er: ‚Seid fein still, auf daß Conradus nimmer gestöret werde heut Abend!‘

So ging ich hinauf in mein still Kämmerlein, und nahm das Gewand fürsichtiglich aus der Truhe, das ich morgen zu tragen gedachte, und räumte Alles herfür in herzklopfender Seligkeit; schmin auch von dem Myrtestöckleín ein paar Zweige und eins vom Rosmarin, auf daß ich es zierlich auf das Gesangbuch legen thät. Und da Alles festlich bereitet war, löschete ich das Licht und setzte mich an das offne Fensterlein und hub an zu träumen von des morgenden Tages Glück.

War ein schwüler, dunkler Abend, ein Abend des Junymonds; erstickend dünkte es mich in dem engen Raum — oder war es nur mein eigen Blut, so heiß zum Herzen stieß? Durch das Lindengeäst zuckte ferner Wetterschein, und betäubend zog das Duften des Hollunders in mein einsam Gemach.

Weiß nimmer, wie es kam, daß ich eingeschlummert, und nun in jähem Schrecken emporfuhr. Meinete, ich habe schwer geträumet; denn also konnt es doch nimmer Wahrheit sein. War mir, als habe es mein Ohr getroffen wie flüsternd Liebeswort Ha, und was vernahm ich itzo? Träumte ich denn annoch? Deutlich, deutlich, daß mein Herze sich wild emporbäumete in Weh und Zorn, schoß es jetzo herauf zu mir:

‚Hedwige! Hedwige, ich kann nimmer anders. Soll Gott mir gnädig sein in ewiger Barmherzigkeit, — ist nimmer so große Sünde, als da ich sein Haus entweihe mit falschem Eid.‘

Dann tiefes Schweigen — und wieder sein Sprechen, so süße, daß es mich durchschmeichelte in Wonne und Schmerz und mich dennoch zornlichst die Hände ballen ließ und mich rüttelte in schier ohnmächtigem Grimm.

‚Was ist alles Leid, was ist Fremde und Verachtung anitzt noch, Hedwige? Ein Herze, so mich verstehet, — gilt es nicht mehr denn Alles?‘

Und ich hörte ein unterdrückt Jauchzen von Hedwige's Lippen: wie ein Jubelruf scholl es — und dann hub ein Flüstern an, ein Raunen, so ich nicht verstund, und nun hallten Schritte auf der Stiegen, und die Thür ging. Schwer sank mein Haupt auf die Fensterbank, und die Hände mein fasseten in einander, und ich wußte nimmer, ob es Wachen gewesen, ob Traum? Nur ein kurz Weilchen — wie Schuppen fiel es von meinen Augen; war ich denn blind bis itzo? Er hatt mich nimmer geliebet, hatt nur gegriffen nach mir wie Einer in Wassersnoth nach dem Strohhalm greifet, der daher schwimmet: meinete seiner Leidenschaft Herr zu werden, so er an Amt und Weib gebunden, und noch in letzter Stunde

Digitized by Google

Paganini's letzte Augenblicke. Originalzeichnung von G. Arnould.

übermannete es ihn also, daß er unterlag. — Was mußte nunmehro kommen?

In Wirrniß und Angst schoß Solches durch mein arm Hirn, bis daß ich mich aufraffte und wankend durch das Gemach schritt. Was ich gewollt, ich weiß es nimmer — ich stund auf dem Flur. Wohl dacht' ich, zu ihm zu gehen, ihm zu sagen, daß sein Glücke höher sei für mich, denn mein eigen, daß ich ihn seines Wortes ledig spräche, daß ich Hedwige segnen wollt, so er sie lieber habe, denn mich. Da ich aber das Thürschloß berührte, sank meine Hand zurücke und hatt nimmer die Kraft, sich wiederum zu heben, und wie im Fieberfrost hockte ich mich nieder auf die Schwelle seiner Thür und starrete in das Dunkel; — wie lange, weiß ich nimmer.

Nichts rührete sich im Hause; nur die alte Dielenuhr, die schwenkte ihren Pendel emsiglich, unbekümmert darob, was ihr Gang bringe, ob süße Lust, ob finstere Schmerzensstunden. Und mählich lichtete sich das Dunkel, und der erste Morgenschein graute durch das Fensterlein über der Stiegen. Da taumelte ich plötzlich empor — mir war, als rege es sich sacht, ganz sachte in Conradus Gemach; dicht an die Wand drückte ich mich; denn itzo öffnete sich seine Thür, und wahrhaftiglich! nun trat er über die Schwelle herfür. Nah an mir vorüber that er gehn nach der Treppen, und dort blieb er stehen und stützte sich auf das Geländers Knauf. In der Dämmerniß aber sah ich sein blaß Gesicht und erkannte Nänzlein und Wanderstab, und langsam und schwer, gleichwie ein übermüder Mann, that er nun den ersten Schritt hinab, und müde und schwer hallten die Tritte sein vom Hausflur herauf; itzo hielt er den Fuß an; dann ging er wiederum fürder; leise klinkte die Gartenthür, und nun — nun ward Alles gar still, grauenhaft still allum.

‚Conrade! Conrade!' wollt ich rufen und vermocht es nimmer. So mag der Bann auf Einem liegen, der da scheintodt zur Gruft getragen wird, fühlend, wie der Tag um ihn schwinde, aber schier ohnmächtig, lund zu thun, daß er annoch lebe. ‚Conrade, Conrade!' schrie ich endlich an, also daß ich mich entsetzete vor dem Klang meiner Stimme, und stürzte in den Garten nunter und eilete die feuchten Wege entlang zur Gartenpforten; die stund bald offen, als habe Jemand in Eil und Hast sie zu schließen vergessen. Einsam lag nun der Weg vor mir, so um die Waldecke führet; in dem grauen Morgenlicht aber gewahreten meine Augen ein weiß Spitzentüchlein; das hing thaufeucht und schwer am Hagedorn neben der Pforten, und ich kannte das Tüchlein gar wohl, sinte mal Hedwige es um den Hals getragen am Tage zuvor.

‚Mitsammen — mit ihr!' stammelte ich; es war, als sollten auf's Neu meine Sinne vergehen, und ich faßte mit meinen zwo Händen in des Strauches Gezweig, nimmer achtend der Dornen, so mich verwundeten; mit todten Augen starrete ich in die Ferne hinaus; das Gefühl erschreckender Leere stieg mählich in mir empor, kalt und gar unheimlich; hinter mir lag meiner Jugend Garten, darinnen die Rosen geblühet bis itzo — vor mir in grauen Dämmernissen gähnete ein endlos weites Nichts —

Und derweilen ward es hell und heller; Purpurgluth lagerte sich im Osten, und eine Lerche, die flieg jubilirend in den Aether empor.

So stund ich, bis die Base mich aufrüttelte und ihr alt tren Antlitz mich entsetzet anschaute.

‚Daß Gott, daß Gott erbarm, Christiane!' stammelte ihr Mund schier zitternd. Und da ich anfaß, lag der Garten allum im gäldenen Morgenlicht; die Vöglein sungen in den Bäumen, und vom Schlosthurm huben die Glocken zu läuten an —.

‚Pfingsten?' fragte ich.

Das alte Weiblein aber ergriff herzinniglich meine Hand.

‚Träumest Du annoch, Christel? Weißt Du gar nimmer, was geschehen? Dein Liebster, der ist fort, und mitsammen mit ihm die saubere Dirn, und in der Stuben, da kämpfet Dein Vater alleweil den letzten Kampf. — Besinne Dich, Mädel, und komm, so Du ihn noch lebend willt sehen!'

Da ich noch immer stund und es nimmer zu fassen vermocht', da zog sie mich schier gewaltsam durch den Garten; denn schon kamen sein festlich geputzte Leut' an dem Zaun vorbei, und sie schob mich fürsichtiglich über die Schwelle, da heute früh sein Fuß gegangen, und zerrete mich in des Vaters Gemach, und allvort lag mein Mütterlein vor dem Stuhle, darinnen er ruhete: sein Gesicht war weiß, gleichwie die Tücher, so man ihm unter das Haupt geschoben, und seine Hand hielt ein offen Brieflein krampfhaft zusammengeknittert. — Seitwärts aber harreten mit schier betrübten Mienen des Vaters Stellvertreter im Amtsornate und der Küster mit den heiligen Gefäßen, und der Medicus hielt des Kranken Hand und zählete ängstiglich seine Pulsschläge. Es war ein grauenhaft Schweigen im Gemach.

Da der Vater mich aber gewahrete, hub er an:

‚Mein armes Kindelein, Dir geschah am wehesten.'

Und wieder ward es gar still. Dann rasselte die Schelle an der Hausthür, und der Sterbende richtete sich mählsamlich empor: ‚Er kommt auitzt — er kommt reuig zurücke! Schaffet Platz für ihn!'

Da sich aber ungestüm die Thür austhat, war es Walther, welcher sich weinend neben mich warf und des Vaters Knie umfaßte — und wiederum nach einer Weile, da schlug unseres Vaters Herze nicht mehr.

Draußen aber läuteten die Glocken zum drittenmale, und gar mächtiglich strömete das Volk zur Kirchen, um den Conradus allbort zu hören. Da stund die Base sein leise auf von ihrem Sesselein im Sterbezimmer und ging und verhängete die Fenster und that den Nachtriegel verschieben an der Hausspforten, dahinein Schande und Unehre geschlüpfet waren und mit ihnen im gar schweren Geleit der Tod. Und als der Vater war aufgebahret, saß ich in meinem Kämmerlein, davor sich die Linde wieget im Sonnenlicht; beten wollt' ich — beten. Aber so oft ich auch anhub zu sprechen, fletzlich kam mir das Liedlein auf die Lippen, das Liedlein von Schuld und Sünde: ‚Es stund eine Lind in der Maienmacht —'

Lange Jahre sind nunmehro dahingeflossen, als wie ein schwerer Traum. Ich war ganz still worden, that allzeit meine Schuldigkeit mit Spinnen und Nähen am Siechbette der Mutter — denn die war krank blieben seit jenem Tag der Schreckniß.

In des Vaters Stuben aber wohnete sein Nachfolger. Der war unbeweibt und duldete gern die Mutter und mich sammt der Base im vielbelen Hause meiner Kindheit, als daß wir nimmer hinausszuziehen brauchten in das Wittwenhaus, so klein und unfreundlich unten im Städlein liegt und annoch von einer hochbetagten Pastorswittib bewohnet ward. War mir Alles schier gleichgültig worden, und wann ein frischer Morgen anbrach und ich erwachte, so sag es gar schwer auf meiner Seelen gleichwie ein Alp: ‚Schon wieder ein Tag!' Und Abends freuete ich mich, daß er abermals vorübergegangen.'

Walther hatte längsten Weib und Kind und stund als Förster droben in Wolferode; war ein tüchtiger Mann worden, der noch immer mit aller Liebe an uns hing. Nur so er des armen Conradus gedachte, da konnt er's nimmer lassen, gar zornsiglich zu reden und arg darein zusahren. Dann aber, so sein Zorn verrauchet war, sah er mich an schier wehmüthsiglich; ich aber, ich ging fein still hinaus; denn solch Reden that mir wehe.

Conradus! Es war bis annoch kein Tag vergangen, so ich nicht an ihn gedacht. Hatt nimmer Kunde erhalten von ihm und wußt nicht, wohin ihn das Schicksal verschlagen — die Welt ist gar weit und groß. Wollt aber auch keine Botschaft von ihm; thät nur sein Andenken pflegen tief, tief im Herzen als wie das eines Todten, um den zu trauern man nimmer kann aufhören; meinete auch bisweilen, er wäre allbereits todt — und traum! süß und verjöhnend war solch Gedanke. —

Stellete ich mir aber für, daß er noch lebe und neben ihr lebe, neben Hedwige, o, dann sraß ein dumpfer Schmerz an meinem Herzen, und heißroth stieg der Zorn und die Eifersucht in mir empor, und in eitel Qual und wielarger Scham rang sich das Geständniß los von meiner Seelen, daß es viel süßer sei, mit ihm in bitter Elend und groß Schanden all Tage zu leben, denn fern von ihm zu sein, ob auch in sicherer Geborgenheit. Dann malete ich mir aus, wie er sie inniglich in seinen Armen wiege und mit ihr sein zärtlich kose, und wie sie ihm die Lieder vorsang, die nämlichen Lieder, so ihn bethöret — wie er für sie sorgete und mit ihr theilete, sei es auch nur ein Stücklein Brod, in Elend und Jammer demüthiglich erbettelt.

Ich war ein herbsinster Weib worden. Konnt es denn anders sein? Blühen denn Rosen in einem Garten, so ein Hagelschlag getroffen?

Im Schlosse war Alles wie eh'. Nach wie vor trieb man

Digitized by Google

allbort viel weltlich Lust und Kurzweil, und noch itzo fuhr Prinzessin Liselotte mit dem holdseligen Lächeln an unserer Pforten vorbei, als seien die Jahre schier spurlos an ihrer stolzen Schönheit vorbeigangen; aber sie blickte nicht mehr herüber — was focht es sie an, wo er weilete, der einstens dieses Hauses Schutz genossen?

Da ich dreißig Jahre worden, sinnd ich wohl eines Herbstabends im Garten und schanete gar nachdenklich über den Zaun in das weitweite Land hinaus. Es tobte ein arger Wind; der jagte düstere Wolken am Himmel einher, seiner Regen aber sprühete mir in's Angesicht und netzte sich schier feucht auf mein Haar, in das sich allbereits manch Silberfädlein wob. Und da also der Sturm an meinen Kleidern zerrete und die letzten Blätter trutziglich von den Bäumen segte, da gedachte es, daß ich wiederum Conradus' mußte gedenken, just wie es im Volksliede heißet vom armen Maidelein:

‚Wann ich gedenk', wie es ihm geht,
Mein Herze in groß Trauern steht —
Ich kann nit fröhlich werden —'

ich mußte gedenken, daß er niemalen würde den Pfad wieder daher kommen, so er oft gegangen. War auch heut wunderlich an ihm gemahnet worden; denn in dem Komödienhause agireten sie zur Nacht ‚Romeo und Julietta', so uns Conradus einstens an einem so trüben Herbstesabend wie heut halt vorgelesen. Da hub ich an in düsteren Erinnerungen unherzuwandeln im Gärtlein, lange Zeit, bis daß es dunkelte, und mein Gewand mir gar schwer und naß nachschlepptе.

Da ich mich wieder der Pforten näherete, sah ich eine hohlhehre Mannesgestalt darinnen stehen, vermocht aber im Zwielicht nimmer zu erkennen, weß Standes sie war, meinete auch, es sei wohl ein Bettler; denn viel fahrend Gesindel trieb sich annoch in unseren Bergen umher.

Und da ich gewöhnet, allzeit den Armen zu geben im Gedenken an Conradus, langete ich in die Gürteltasche und holete ein braunschweiger Mariengröschlein hervür und trat sonder Furcht näher, auf daß ich fragen könne, was er heische, und ob ihm vielleicht ein warm Suppen oder trocken Fritzeng noth thue?

Aber der, so dorten stund, rührete sich nimmer und nahm die dargebotene Gabe mit nichten an, sondern lehnte sich, gleich als ob er wanke, lotdumide an den Pfosten der Pforten. Da flog ein zitternd Ahnen jach durch meine Seele.

‚Christiane!' scholl es an mein arm Ohr, mit dem alten, vielliebеn Ton.

‚Conrade!' wollte ich itzo jauchzend erwidern; aber das that ich nimmer — nimmer. Ich hielt den Odem zu, und mein Fuß, der wurzelte feste an der Erden; gewaltiglich und gar heiß bäumete sich der Stolz in mir auf tiefinnen — der Stolz verschmäheter Liebe.

‚Ich gehe stracks wieder, Christiane, nur einmal laß mich noch eintreten in den Garten, so meiner Kindheit Paradies gewesen! Nur einmal noch gieb mir die Hand, auf daß ich ruhig möge sterben! Schier tagelang, nächtelang bin ich gewandert einzig um das — so Du es aber nimmer willt, gehe ich fürbaß — nur sage, daß Du mir liebreich hast vergeben!'

Er stund dicht vor mir und bot mir die Hand; wie hinweggeräumet aus meinem Gedächtnisse war schier mit einem Schlage, was immer ich erdnlbet, und mit dem Ton von seiner Stimme thät die Linde wieder rauschen und die Nachtigall wieder singen in süßem Schall, wie vor langen langen Jahren.

‚Conrade!' sagte ich, ‚komm hinein! Es ist ungastlich Wetter.'

Er aber folgete mir, und es war, als schmerze ihn jedweder Schritt, so er vorwärts that, und sein Odem, der keuchte gar schwer und laut. Die Mutter schlummerte allbereits und die Base; so führete ich ihn in mein Kämmerlein, darinnen die Lampe brannte und das Feuer im Ofen spielete. Lange schauten wir einander an, ohn' ein Wörtlein zu sagen; brennend rannen mir die Thränen aus den müden Augen.

Ein gebrochener Mann stund er vor mir, verfolgt von viel Elend und groß Noth. Hunger und Kummer, Krankheit und Jammer, die blickten mich an so wehmüthiglich aus des Mannes todtbleichem Antlitz und aus der armseligen Gewandung, so er trug.

‚Das ist Alles, was ich erreichte, Christiane,' sagte er, und purpurn thäten zwo Flecken auf seinen Wangen glühen. ‚Apollo und die Musen, wahrlich! sie haben mir schlecht gelohnet.'

Er lächelte trübsälig, und dann zuckte es bitter um seinen Mund, und wankend ließ er sich auf das Faulbett sinken, so ihm zunächst war.

‚Wer hieß Dich also von dannen ziehen?' wollt ich weinend rufen. Doch wozu itzo noch Vorwürfe? Stracks hub ich mich hinweg, auf daß ich ihm Speis und Trank brächte und trockene Kleidung; aber er weigerte sich dessen sonder Wank, ob ich ihm gleich manch gut Wörtlein gab.

‚Kommet nunmehro allzu spät, Christiane — laß doch! Ist mir ganz wohl anitzt, so ich Dich noch einmal geschauet; derowinne mir zu rasten, ach! noch einen Augenblick! Dann biete ich Dir Adе! auf nimmer Wiedersehen.'

‚Du bleibst, Conrade; ich laß Dich nimmer in diesen Wettergrans. Schlaf und erwärme Dich!'

‚Ich vermag es nimmer,' erwiderte er, und es schüttelte ihn wie ein schwer Fieber.

Aber er rückte dennoch ein Stühllein zum Ofen und trank gar gierig den glühheißen Wein, so ich ihm gebracht.

‚Der Vater, der ist allewеil todt, aus Kummer über mich,' hub er seufzend an, ‚Deine vielfache Jugend ist bitter worden durch mich, und ich bin das, was Du siehest.'

‚Hattest weder Glück noch Stern, Conrade!'

Er schüttelte das Haupt.

‚Es lässet sich balde sagen, was ich litt: die Kunst verstieß mich; das Weib, so ich geliebet, verrieth mich —'

‚Verrieth Dich?' rief ich schier außer mir — ‚Hedwige?'

‚So Du in Dresden nach dem Grafen Promnitz fragest, dann wird man Dir auch ihren Namen nennen,' flüsterte mit Zorn und Scham seine arme, halberstickte Stimme. ‚Und ich,' setzte er tonlos hinzu, ‚— meine Brust, o meine kranke Brust!' Und stöhnend sank er zurücke.

‚Conrade! herzlieber Conrade mein!' rief ich, ‚ruh' aus von Freude und Leide — ruh' nunmehro aus bei mir!'

Da leuchteten sie auf noch einmal im alten Glanze, die schwarz-dunklen Augen, und der Tag strich vorüber, und der Abend brach schier purpurglühend an — da ist kommen ein herb Weh über mein geduldig Herze: der meines Lebens Glücke und Leid gewesen — nun kan er zu sterben. Noch ein freundlich Scheidelächeln — dann ist er hinüber gangen, leis, ganz leise. Ich aber saß und weinete.

Der Base hat ihn aufgebahret mit vielen Thränen; daß sie auch dieses noch mußte erleben! Das seine wappengestickte Täschlein, so sie für ihn aufgehoben Jahre hindurch, deckte nun sein still Antlitz; in dem Gemach, das er einstens bewohnet, lag er; die Fenster standen offen; ein scharfer Zugwind, der wehete die Vorhänge weit hinein und bewegte die weißen Tücher schier unheimlich an der Bahre.

Vom Schlosse drobеn aber schimmerten die Fenster in rothglühem Lichtglanz, und vom Berge herab, da kam in Fackelschein ein bunter Zug mit eitel Fröhlichkeit und viel musica; die Herrschaft begab sich just zur Komödie. Ich stund im Todtengemach am Fenster. Gleißnerisch blitzete die güldene Inschrift zu mir herüber: ‚Apollini et Musis.'

Prinzeß Liselotte sah nun wohl allbort in Kurzweil und Scherzen, und er, dem sie das flammenheiße Gebliite verredet, der lag allhier in der Stuben kalt und todt. Giebt es denn nimmermehr Treu auf der Erden?

Horch nun! Knarrete es nicht leise auf der Stiegen, und rauschte es nicht auf dem Estrich gleichwie sammten Frauengewand? Eine Hand tastete nach der Klinken, und über die Schwelle trat eine hohe Frauengestalt. In dem blassen Mondenschein blitzte ihr am Kleide viel güldеn Spangenwerk unter dem Regentuch hervür, so sie übergeworfen, und mit gar raschen Schritten trat sie zu dem Schrein, darinnen er ruhete, und sie beugete sich über ihn, hob das Wahrtuch — — ich drückte mich mit schier heißem Herzwoh lief in die Fensternische und lauschete ihrem Thun. Sie sprach kein Wörtlein; sie herzete ihn nur, so heiß, als wollte sie all das gut machen im Tode, so sie im Leben versäumet. Aber sie weinete nimmer; sie klagete nimmer, und leis, gleichwie sie kommen, war sie verschwunden, als sei's ein Spuk. Wie sie hineingelanget unbemerkt, ich weiß es nicht, noch wer ihr die Todeskunde thät bringen. Auf Conradus' Brust aber lag ein Lorbeerzweiglein, das einzige, so ihm das Leben getragen. — —

Neben der Linden haben mir ihn eingesenket; kein Kreuzlein schmücket das Grab. Auf der Steinbank daneben aber, da sitze ich

Digitized by Google

manch lieb Stundlein und hör die Nachtigall singen im Maimond und sehe die Blätter fallen von der Linden, und — — —"

Hier schloß das Manuscript.

Wie aus tiefem, lebensvollem Traume erwachte ich; die Flammen waren längst im Ofen erloschen, und das erste Morgendämmern füllte das Gemach.

Sagte ich es nicht, diese Wände können reden?

Noch ganz unter dem Banne des Gelesenen erhob ich mich und schritt aus dem Zimmer. In den Winkeln des weiten Flurs lag noch das Dunkel der Herbstnacht; nur durch das Fenster über der Treppe fiel ein matter Schein und zeigte mir die noch immer festen eichenen Stufen und das reichgeschnitzte altersbraune Geländer. Leicht fand ich die Thür, die an der gewölbten Küche vorüber zum Garten führte. Das war ein einfaches Gärtchen, wohl gänzlich verändert seit Christianens Zeit — im Laufe zweier Jahrhunderte; verwildert lag es vor mir im Morgengrauen. Aber mitten hindurch schritt noch immer ein Weg und führte zu der kleinen Pforte im Zaun, und rechts von mir, nahe dem Hause, stand sie, die Zeugin vergangener Lust und vergangenen Leids, die alte prächtige Linde, und ihre Zweige schmiegten sich nahe an die Butzenscheiben des kleinen Fensters im oberen Gestock — da lag Christianens Kämmerlein.

Ich ging hinüber und betrachtete die alte Steinbank; einfach, ohne Lehne, ruhte sie auf zwei feingemeißelten aufrecht sitzenden Greifen. Welkes Laub lag dicht am Boden umher und verdeckte wohl die Stelle, wo er eingesenkt worden war, der arme Conrad. Ich suchte mit dem Fuß, und richtig: unter den feuchten Blättern lag ein verwitterter Grabstein:

„Conradus Ehrentraut
A. Domini 1689 —"

nichts weiter stand darauf zu lesen, und auch das Wenige war schon recht undeutlich, abgetreten, kaum noch erkennbar.

Allmählich ward es hell und heller; die Sperlinge begannen in den Bäumen zu lärmen, und plötzlich stand Garten und Haus im blendenden Morgensonnenschein; leise bewegten sich die Wipfel der Linde im Frühwind, und in den gewölbten Bogen der Eingangsthür trat Dorchen, so innig, wie der Morgen selbst.

„Ei, Sie sind hier, Herr Baumeister? Ich bringe den Kaffee. Großmutter hat Ihre Lampe die ganze Nacht über durch die Laden schimmern sehen; schliefen Sie denn gar nicht?" sagte sie, mich betrachtend, hinzu.

„Nein, Dorchen, ich habe gelesen," erwiderte ich.

„Die alten Papiere von der Christiane?" forschte sie. „Gelt, es ist traurig? Großmutter sagt, ihre Großmutter hätte sie noch gekannt; ein steinaltes Weiblein sei sie damals gewesen und eine große Schrulle habe sie gehabt —"

„So, Dorchen? Und welche?"

„Sie hat das Schauspielhaus da drüben nicht leiden können; wenn sie ausging, hat sie immer einen weiten Umweg gemacht, immer durch den Garten; aber armem hungrigem Gesindel, Gaunervolk, Komödianten und solchem Gelichter, dem hat sie gegeben mit vollen Händen, was sie nur gehabt. Verstehen Sie das, Herr Baumeister?"

„Ja, Dorchen! Aber nun, wo ist mein Kaffee? Und dann rüstig an die Arbeit! Seit Jahren habe ich mich nicht so auf etwas gefreut, wie auf die Renovirung dieses alten Hauses. Begreifen Sie das?"

„Nein," lachte das Mädchen; „es ist ein altes, spukhaftes Nest; ich möchte nicht darin wohnen. Denken Sie nur, da unter der Linde liegt ja auch die Christiane begraben."

„Wirklich?" fragte ich mit warmem Ton.

„Die Großmutter sagt es; ich glaube, ihr Schatz lag da drunten schon lange Jahre, als sie starb."

Ein Liedchen singend, lief Dorchen in das Haus zurück und war schon oben, als ich noch in fast andächtiger Stimmung die Treppe hinauf schritt.

Auf meinem Arbeitstische, zwischen all den Plänen, Entwürfen und Anschlägen, lagen fortan jene vergilbten Blätter, und wollte es mir zu viel werden des hundertjährigen Staubes, so vertiefte ich mich in die alte Liebesgeschichte, die mir aus Schutt und Moder entgegenblühte in duftiger Poesie, wie eine immer frische Hagedornrose an Kurmuerwohtem Gestrüpp.

Ich lobe mir die alten Häuser.

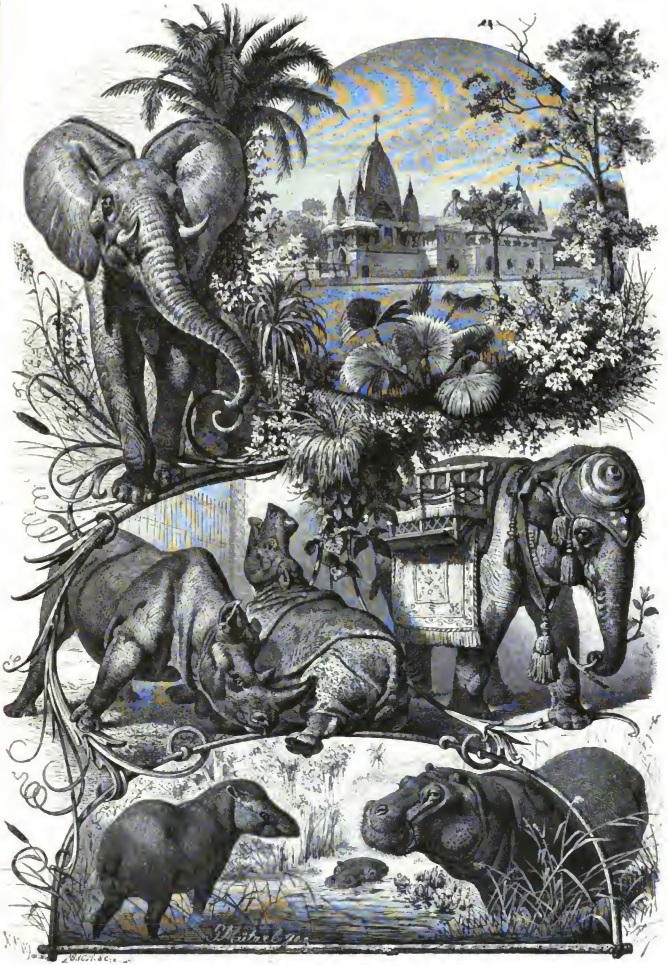
Das Elephantenhaus im Berliner zoologischen Garten.

Man mag über die Gründerzeit denken, wie man will, so viel steht fest: sie hat auch manches vortreffliche Unternehmen hervorgerufen, wodurch namentlich die Architektur, die Hauptrepräsentantin des äußeren Glanzes großer Städte, gewonnen hat. Wesentlich dieser vielverrufenen Zeitperiode, welche kurz nach Beendigung des letzten großen Krieges wie ein Taumel über Deutschland hereinbrach, verdankt auch die Hauptstadt Berlin manche stattliche Anlage, auf die wir heute mit Stolz und Freude blicken, heute nachdem die Kopfschmerzen, welche diese Kinder der Architektur ihren Vätern bereitet haben, längst vergangen sind. In gewissem Sinne gehört zu diesen Schmerzenskindern auch das Elephantenhaus des Berliner zoologischen Gartens, nicht als ob es etwa zu der Kategorie der zweifelhaften Gründungen gehörte, sondern deshalb, weil es in seiner Pracht und großartigen Einrichtung für weit bessere Verhältnisse paßt, als jene sieben mageren Jahre des Krachs, welche auf die blendende Entwickelung des Gründerthums gefolgt sind.

Zu welcher anderen Zeit, als in der des Milliardensegens, hätte auch wohl der Gedanke entstehen können, ein Elephantenhaus zu bauen, das die Kleinigkeit von etwa 340,000 Mark kostet und das von außen und von innen einem indischen Tempel gleicht, in dem Buddha selbst zu wohnen sich nicht zu geniren brauchte? Unter Schwierigkeiten ward der Bau vollendet: nun freut es uns doch, daß das Werk vor uns steht, und wohl kein Besucher des Gartens wird es versäumen, nach diesem beliebten Anziehungspunkte seine Schritte zu lenken. Der Anblick des Gebäudes entzückt auch den Kaltblütigsten. Hat doch sogar einmal ein phlegmatischer Holländer die Behauptung aufgestellt, daß das Elephantenhaus ganz allein eine Reise nach Berlin werth wäre. Ich sehe den Director Bodinus, den großen Reorganisator des Berliner zoologischen Gartens und Schöpfer des Elephantenhauses, lächeln, wenn er diese Worte liest; dabei wird er auch mit Genugthuung der beiden anderen Magnete des Gartens gedenken, die er gleichfalls geschaffen hat: des großen Raubthierhauses und des prächtigen Antilopenhauses.

Wir führen heute das Elephantenhaus in der schönen Illustration unseres Meister Mützel den Lesern der „Gartenlaube" vor. Mit seinen spitzen indischen Thürmen, mit seiner orientalischen Pracht und Anschmückung steht dieses durch die Herren Ende und Böckmann ausgeführte Bauwerk wohl einzig in seiner Art da; es beherbergt eine Schaar dichhäutiger Bewohner, wie sie in gleicher Vollzähligkeit und Mannigfaltigkeit kein zoologischer Garten aufzuweisen hat. Hier vereinigen sich die drei wuchtigsten Continente der Erde: Asien, Afrika und Südamerika haben dem Elephantenhause ihre interessantesten Thierexemplare geliefert. Es ist eine wunderbare Gesellschaft, jene Pachydermen, deren plumper, ungeschlachter Körperbau so recht eigentlich zu der behaglichen philosophischen Ruhe und zu dem Stillleben paßt, dem sie sich während der gewöhnlich langen Dauer ihrer Existenz hingegeben. Vielleicht Hunderttausende von Jahren müssen wir in der Entwickelungsgeschichte unserer Erde zurückgehen, wenn wir den Ursprung dieser Dickhäuter und ihrer unmittelbaren Vorfahren, der vorweltlichen Mammuths, Rhinocerosse und anderer Thiercarten, uns vergegenwärtigen wollen. Damals, als die Erdoberfläche sich mit einem neuen und ungeahnten Reichthume von Baumformen und anderen Pflanzen bedeckte, bildeten ganze Weltheile den Weidegrund für die unermeßlichen Schaaren solcher Pflanzenfresser. Heutzutage, bei dem großen Formenreichthum der uns umgebenden Thierwelt, kommen uns die Dickhäuter wie altehrwürdige Ueberreste längst vergangener Zeiten, wie primitive, ungeschickte Versuche der bildenden Natur vor, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß alle diese Thiere auf dem Aussterbeetat der Schöpfung stehen. In der That wird es auch wohl in nicht zu langer Zeit dem großen Räuber „Mensch" gelingen, die Pachydermen ebenso

Digitized by Google



Das Elephantenhaus in dem zoologischen Garten zu Berlin.
Originalzeichnung von G. Mützel.

Digitized by Google

vom Erdboden verschwinden zu lassen, wie er den großen Säugethieren des Meeres gegenwärtig mit besserer Aussicht auf Erfolg den endgültigen Untergang zu bereiten im Begriff steht.

Lassen wir einmal die Insassen des Elephantenhauses die Revue passiren!

Da ist zunächst, wenn wir das mächtige Gebäude betreten, mitten in dem großen Saal, dessen Wände ringsum von den geräumigen Thierständen besetzt sind — Käfige kann man diese nur durch ein starkes Gitter vom Publicum getrennten Abtheilungen nicht nennen — da ist zunächst ein mächtiges Skelet ausgestellt. Es bildet die Ueberreste des großen Elephanten „Boy", der dreißig Jahre lang im Garten lebte und bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode der allgemeine Liebling der Berliner war.

An der linken Seitenwand hat die Afrikanerin „Jenny" ihren Stand. Sie ist bereits seit vierzehn Jahren im Garten und gehörte einst dem König Theodor von Abessinien, nach dessen tragischem Untergange im Jahre 1868 sie als ein Theil der Beute nach Europa kam. Damals war sie drei Jahr alt; seitdem ist das Thier mächtig gewachsen und zur Elephantenjungfrau herangereift. Auf unserer Illustration links oben abgebildet und an den mächtigen Ohren erkenntlich, zeigt sie jene Haltung, welche sie öfter annimmt, wenn ihr Wärter ihre Dressur vorführt und sie die verschiedensten Fußstellungen durchprobiren läßt. Jenny weiß dann recht geschickt sich mit dem Rüssel ihre Belohnung, eine Schnitte Brod, aus dem Brustlatz des Wärters hervorzuholen und apportirt ihm gewissenhaft die Geldspenden, welche das Publicum ihr zuwirft. Dieses Gebahren spricht durchaus dafür, daß die afrikanischen Elephanten intelligent sind, wie ihre indischen Namensvetteru. Es ist eigentlich zu verwundern, daß man die afrikanischen Elephanten nicht auch schon längst als Reitthiere und Lastträger benutzt, wie die indischen, ja, daß man sogar die letzteren nach dem dunklen Erdtheil transportirt hat, um sie dort in angegebener Weise zu verwenden. Es sei mir gestattet, hier eine kleine, auf diese Frage bezügliche Episode einzuschalten.

Als vor einigen Jahren die Nubier mit ihrer Thierkarawane die zoologischen Gärten Europas besuchten, brachten sie auch einige junge Elephanten mit, welche im Zuge frei mitfolgten. Ich suchte die besten Reiter unter diesen braunen Wüstensöhnen zu veranlassen, auf den Thieren das Gehege im Berliner Garten entlang zu reiten. Der Versuch gelang über Erwarten. Rüssel und Ohren erhebend und laut trompetend, stürmten die jungen Elephanten unter der ungewohnten Last ihrer Reiter dahin, suchten Letztere auch wohl an Bäumen und am Zaune abzustreifen, aber als dies nicht gelang, fügten sie sich in's Unvermeidliche. Der Versuch wurde öfter wiederholt und mit wachsendem Erfolge, aber schließlich ließ man ihn fallen, da er nicht zum Programm gehörte. Seit jener Zeit aber glaube ich fest daran, daß sich afrikanische Elephanten ebenso zähmen lassen, wie die indischen. Mit der siebenzehnjährigen „Jenny" würde es aber zu spät sein, derartige Culturzwecke jetzt noch zu verfolgen. Aber die drei anderen Elephanten, welche das Haus besitzt, tragen allwöchentlich im Garten eine Anzahl Kinder spazieren und zeigen sich sehr gelehrig.

Es sind dies zunächst zwei ziemlich große indische Elephanten, „Omar" und „Rostom", welche den früheren Stand des seligen „Boy", die rechte Querseite des Hauses, gemeinschaftlich bewohnen. Diese beiden Thiere sind ein Geschenk des Prinzen von Wales an den Garten und befinden sich seit Ostern 1881 im Hause.

Ihre Ueberführung von London nach Berlin war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Nachdem Dr. Bodinus sie in der englischen Hauptstadt in großen Käfigen an Bord eines Schiffes gebracht und sie auf demselben die Reise bis Hamburg glücklich zurückgelegt hatten, verbrachten sie in letzterer Stadt auf den Transport nach der Eisenbahn ihre Kasten und gaben erstaunenswerthe Proben ihrer riesigen Kraft. Die Käfige wurden nunmehr mit mächtigen eisernen Ketten umwunden, aber die Thiere machten Anstalt, auch diese zu zertrümmern. Da blieb nichts Anderes übrig, als zwei unerschrockene Männer, drei vielerprobten Oberwärter des Berliner zoologischen Gartens, Pechter, der schon von „Boy" manche schwere Verletzung davon getragen, und den Wärter Brauer, der die Thiere jetzt unter Specialaufsicht hat, mit spitzen Elephanteneisen von dieselben zu stellen und sie in dieser wenig beneidenswerthen Position die Eisenbahnfahrt von Hamburg nach Berlin machen zu lassen. In Berlin war es dann wieder nöthig, die Transportwagen bis an die Achsen in die Erde eingraben zu lassen, damit die Thiere in ihre jetzigen Stände hinein gelangen konnten. Dann erst, als sie festen Boden unter den Füßen fühlten, wurden die beiden Indier wieder ruhiger.

Sie erhalten seitdem täglich Dressur und haben es ingwischen erstaunlich weit gebracht, sodaß sie schon beinahe im Circus „arbeiten" könnten. Auf Commando rückwärts zu gehen, Verbeugungen zu machen, Fußstellungen auszuführen, sich hinzulegen, ein Taschentuch aufzuheben, eine Münze, die halb so groß ist wie ein Zwanzigpfennigstück, zu apportiren — das Alles ist ihnen ein Leichtes.

Der dritte im Bunde ist ein weiblicher Elephant, ein Baby, das seinen Namen nach der durch reiche Indigopflanzungen ausgezeichneten indischen Landschaft „Maldah" führt. Dieses jetzt fünfjährige Thier ist ein Geschenk des um den zoologischen Garten hochverdienten Berliner Großhändlers William Schönlank, der die „Maldah", welche ursprünglich im afghanischen Kriege zum Dienst bestimmt war, durch seine Agenten auskaufen und in aller Stille nach Berlin transportiren ließ. Ich sehe es noch, wie er am 8. October 1880 diese „Ueberraschung" dem hocherfreuten Dr. Bodinus überlieferte: ich sehe noch, wie Letzterer in der überströmenden Freude seines Herzens den Wohlthäter umarmte und ihm zurief: „Nehmen Sie es mir nicht übel! Ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben."

Wenn sich „Maldah" so rüstig weiter entwickelt, wie seitdem, dürfte diese junge Dame dereinst zu freudigen Erwartungen berechtigen. Unsere Illustration führt sie uns in vollem Schmuck als Reitthier vor, und sie erfüllt als solches, unseren kleinen Damen gegenüber, höchst gewissenhaft ihre Pflicht. Als ich kürzlich das Elephantenhaus besuchte, mußte ich herzlich über das Thier lachen. Es war Vormittags, wo wenig Besucher anwesend waren, und sie stand draußen in ihrem Gehege, vor sich eine kleine Quantität Grünfutter, halb damit gefüllt, halb davon fressend. Sie war ganz in ihren Gegenstand vertieft: da mochte ihr plötzlich die Erinnerung an ihre Dressur gekommen sein und so machte sie mit den Füßen ihre ganze Lection durch, hob die Beine abwechselnd, kreuzte sie vorn und hinten über einander u., etwa wie ein Kind, das beim Kaffeetrinken seine Vocabeln noch einmal repetirt.

Die ungertrennlichen Begleiter der Elephanten sind von jeher die Rhinocerosse gewesen; wie wir ihre beiderseitigen Ueberreste in den diluvialen Erdschichten zusammen finden, so stehen die Thiere auch im Elephantenhause neben einander. Das Gebäude beherbergt vier höchst stattliche Exemplare, von denen die beiden interessantesten auf dem Bilde wiedergegeben sind. Das links abgebildete ist das doppelhörnige afrikanische Weibchen „Molly", welches sich seit 1870 im Garten befindet. Dieses Thier hat eigenthümliche individuelle Eigenschaften: es ist im höchsten Grade scheu und mißtrauisch und verläßt nur höchst ungern den Ort, an den es sich einmal gewöhnt hat. Während andere Thiere ihre Winterquartiere gern verlassen, wiederholt sich bei „Molly" in jedem Frühjahr das Schauspiel, daß sie nur durch Hunger gezwungen werden kann, die Thür zum Außengehege zu passiren. Als das Thier in das Haus unter dem Beifein fast der halben hauptstädtischen Bevölkerung überführt wurde, wollte es absolut seinen Käfig nicht verlassen und stieß zuletzt aus lauter Furcht wüthend um sich. Dann nahm es jene charakteristische Stellung an, die es auf der Illustration zeigt. Mit dem neben ihm befindlichen weiblichen indischen Rhinoceros hat es niemals gekämpft; denn beide Thiere werden nicht zusammen gelassen.

Die Stellung des letzterwähnten Thieres ist aber dennoch in einem Kampfe mit dem männlichen indischen Rhinoceros beobachtet worden. Es fand dieses „Ereigniß" im vorigen Jahre statt. Das Männchen wurde plötzlich böse, überfiel das Weibchen und setzte ihm derart zu, daß es nur mit genauer Noth seiner Wuth entzogen werden konnte.

Dieses Weibchen bietet in zoologischer Beziehung höchst interessante Merkmale dar. Die Beschreibung des gewöhnlichen indischen einhörnigen Rhinoceros paßt auf dasselbe nicht genau: es darf vielleicht als eine Varietät des letzteren betrachtet werden: denn es hat auf der Haut viel mehr Knoten als jenes; auch besitzt es auf der Schulter eine Faltenbildung, welche einen Sattel darstellt; im Uebrigen hat es auch einen kürzeren und etwas dickeren Schädel. Das Thier ist im Jahre 1874 von dem Thier-Importeur William Jamrach in London als besondere Species nach Berlin verkauft worden. — Das bereits erwähnte kampflustige männliche indische Rhinoceros befindet sich mit einem ebenfalls sehr

Digitized by Google

stattlichen weiblichen Thiere gleicher Art seit September 1871 im Garten.

Viel friedlicherer Natur als diese Thiere sind die beiden Nilpferde des Hauses, ein junges, noch nicht ausgewachsenes Pärchen. Das Weibchen ist im Jahre 1876 auf Veranlassung des deutschen Consuls in Kairo gekauft und durch einen Griechen nach Berlin gebracht worden, das Männchen aber stammt aus dem Thierpark des ehemaligen Vicekönigs von Aegypten und wurde im Jahre 1879 vom jardin d'acclimatation in Paris erworben und nach Berlin verkauft. Es war ein höchst beschwerliches Unternehmen für Dr. Bodinus, das junge Thier in der strengen Märzkälte jenes Jahres von Marseille aus bis in seinen Garten zu schaffen; aber es gelang, und das vortrefflichen Gedeihen beider Thiere unter der gegenwärtigen sorglamen Pflege lohnt alle Mühen reichlich, sodaß wir es getrost wagen dürfen, falls beide am Leben bleiben, Zukunftsträume von Nilpferdezucht an der Spree auszuspinnen.

Den Beschluß des Thierbestandes im Elephantenhause bilden zwei amerikanische Tapire, ein 1875 gekauftes Männchen und ein 1877 von einem anderen Wohlthäter des Gartens, Herrn Ernst Schotte in Berlin, dem Besitzer einer geographisch-artistischen Anstalt, geschenktes Weibchen. Zeitweilig beherbergt das Elephantenhaus auch einzelne Gäste; beispielsweise überwinterte daselbst letzthin einer der Lieblinge der Besucher des Gartens, die Seelöwin „Mary". So viel für heute über das Berliner Elephantenhaus! Die deutsche Reichsmetropole darf stolz sein auf den Besitz dieses Dichhäuter Asyls.

A. Boldt.

Schloß Ambras.

Von Karl Stieler.

Im Söller der alten Reichsstadt Augsburg sitzt ein dunkeläugiges Mädchen. Die Maiensonne streift ihr die Stirn; sie hat das kleine silberbeschlagene Buch bei Seite gelegt, in welchem sie bedächtig gelesen, und wie eine leise Melodie klingt ihr das Lied noch im Herzen nach:

„Sanges ist der Wald so voll,
Daz thut den kleinen Vogelin wohl."

Da erschallt plötzlich Lärm im Hofe des gewaltigen Welserhauses; man hört Hufschlag und Rüdentaut, und neugierig sagt die Kleine hinunter. Ein langer Waarenzug war aus Wälschland gekommen, auf der alten Bergstraße, die über Innsbruck und Mittenwald gen Augsburg führt, und nun drängten sich die müden Saumthiere im Hofe, bis man ihnen die schwere Bürde vom Rücken nahm; die Führer aber, welche sie durch's Gebirg geleitet, trugen die Spielhahnfeder am Hut und jauchzten übermüthig dem Hausvogt zu, der ihnen einen frischen Labetrunk entgegenbrachte. Wie glänzten ihre braunen wetterfesten Züge, wie manche Mär ward da berichtet von der steilen Fahrt! Hier klang ein Gruß und dort ein Fluch — und überall Fröhlichkeit.

Das dunkeläugige Mädchen aber sah ihnen zu, und ein erster Zug von Wandersehnsucht hob ihr das junge Herz. Wie muß es herrlich sein in der geheimnißvollen großen Welt der Berge! O, wenn sie nur einmal die blauen Gipfel sähe, wo die Karawanen ihres Vaters vorüberziehen! Da ist freier Weg und freies Leben; da starrt meilenweit das trotzige Gestein in den Felseinkatzen, und wie eng sind hier die steinernen Mauern! Der alte Perlachthurm, die grauen Wälle, das finstere Hallthor!

„Philippine!" rief es von drinnen, und die liebliche Gestalt verschwand vom Fenster. —

Jahrzehnte sind seitdem vergangen; in dem herrlichsten Schlosse von Tirol, auf das blaue Bergesgipfel herniederschauen, sitzt eine zauberschöne Frau am Söller, und lachende Kindlein legen ihr die Hand auf's Knie. Das ist Philippine Welser, Erzherzog Ferdinand's Ehegemahl; der Bergestraum von ehedem ist zur Wahrheit geworden, und mehr noch wurde wahr als jener Traum.

Nun sind seitdem abermals Jahrhunderte vergangen, aber der alte Zauber des Namens Ambras (auch Amras) blieb bestehen. Es ist noch jetzt ein Juwel der Natur, eine Schatzkammer kunstvoller Schönheit und eine Heimath holder Erinnerung; den Grundton dieser Erinnerungen aber bildet der Name der lieblichen Welserin.

Die Lage des Schlosses ist entzückend schön, weithin herrschend, wie es ja im Zwecke jener alten Castelle liegt; allein noch mächtiger als diese Duadern und Zinnen schaut und die Landschaft selber an. Langgezogen dehnt sich die riesige Bergeskette hin, zu deren Füßen die Stadt liegt, und bis in den Sommer hinein glänzt der Schnee noch auf ihren Höhen; drunten rauscht der Inn durch die Brücken; nicht weit davon liegt der kampfberühmte Berg Isel, und von da geht es auf dem uralten Brennerpfade nach dem Süden. Oft kommt sein lockender Hauch mit dem Föhn herüber; wir stehen gleichsam vor dem Thore, das die Wege zwischen Deutschland und Wälschland scheidet. Und das alles ist jetzt vom ersten vollen Grün durchwoben: aus den dunklen Wäldermassen glänzen die lichtfrischen Buchen, auf den hohen Wiesen wogen die Glockenblumen — alles summt und webt und stimmert. Darüber aber liegt jenes Himmelsblau, das die Seele dehnt — so bin ich in Innitagen durch die Pforten von Ambras gezogen, so steht es noch heute vor meiner Seele.

Lobt reicht es in graue Zeit zurück, daß die ersten Mauern an dieser Stelle erstanden; schon die eiserne Hand der Cäsaren hat hier gebaut, und jetzt noch künden die römischen Meilensteine im Schloßhofe von jenen Tagen. Dann kamen die deutschen Dynastengeschlechter (unter ihnen die Grafen von Andechs), bis die Burg allmählich an das Erzhaus Oesterreich gelangte. Nun erst begannen die Tage ihres Glanzes; räumlich und künstlerisch wurde bald das Schloß erweitert, um dem Statthalter von Tirol und seiner schönen Gemahlin Obdach zu bieten. Das aber war Ferdinand und Philippine Welser.

Die Sammlungen, welche der Erzherzog besaß, gewannen schon unter den Zeitgenossen einen hohen Ruhm; denn es war ja noch jene Glanzepoche, wo jeder Fürst auf seine „Kunstkammer" hielt und wo das kleinste Geräth im Hause einen Anhauch künstlerischer Form besaß.

Um für solche Schätze Raum zu schaffen, wurden mannigfache Neubauten nöthig, aber auch für den stattlichen Hofhalt und die zahlreichen Gäste, die er aus allen Landen versammelte, ward es manchmal zu enge, und so wuchs das Schloß allmählich in jene gewaltigen Formen aus, welche wir heute an demselben gewahren. Durch die Verbindung mit den großen italienischen Fürstengeschlechtern, den Gonzagas, den Medicis und Anderen, kam so manches neue Juwel zu den alten Beständen, und die Kenner aller Länder bewunderten und beschrieben die Sammlung, wenn sie durch Innsbruck den Weg nahmen.

Es ist bekannt, daß in den napoleonischen Kriegen, als Tirol an Baiern kam, die Hauptmasse der Ambraser Sammlung nach Wien gebracht wurde, wo sie noch jetzt unter diesem Namen das Belvedere schmückt, aber selbst die Reste, die erst kürzlich systematisch geordnet und ergänzt wurden, bieten noch ein prächtiges Bild. Um die Eintheilung und Verzeichnung derselben haben sich die Herren Jig und Böheim großes Verdienst erworben, auf deren treffliche Büchlein wir alle Jene verweisen, die sich für das Einzelne interessiren.

Zwei Hauptmassen sind es, in die der imposante Bau sich gliedert, und die ihm schon vor Jahrhunderten sein Gepräge gaben: das ist das Unterschloß und das Hochschloß. In dem ersteren befindet sich die Waffensammlung, während in den oberen Räumen die Gemälde und die kunstgewerblichen Schätze verwahrt sind, aber wo wir auch weilen mögen, überall ruhen unsere Blicke wie gefesselt auf diesen Lebensspuren vergangener Kraft.

Frühlingsstille liegt das Schloß jetzt da, doch welch schallendes Treiben herrschte damals in den weiten Sälen, in dem steinernen Hofe, in Park und Garten! Da ragten gewaltige Basteien in's Land hinaus, und schlanke Edelknaben eilten über die Stufen oder lehnten lauschend am Pfeiler; sie hatten ihr eigenes „Losament", wie auch ein eigenes „Ballhaus" bestand; im Thiergarten tummelte sich das Wild, und neckendes Spielwerk war überall in den quellburchrauschten Anlagen verborgen.

Mitten im Felsen aber befand sich eine gewaltige Höhle, wo die zechenden Ritter saßen und schwere Humpen schwangen; denn das Ungestüm der Zeit war auch mit dem Becher nicht schonsam. Da gab es harte Proben, die der „Novize" hier zu

Digitized by Google

bestehen hatte, bis man ihn als Meister betrachtete und seinen Namen in das „Trinkbuch“ aufnahm, das in Ambras sonderlichen Ruhm genoß. Und war man der Gelage müde, dann ging's hinaus zur Jagd; hoch zu Roß zog man empor an den blauen Achensee, der einsam zwischen den Bergen lag und wo den Herren von Tirol Gejaid und Fischfang zu eigen war. Dort hatte noch die Meute schrankenloses Spiel; da stiegen die Falken noch lustiger zur Höhe, und auf den Wogen schaukelten die schlanken Gondeln, welche Ferdinand nach venetianischem Muster hatte bauen lassen. Lebensarbeit und Lebensgenuß griffen damals noch näher in einander, und Freude zu bekunden, war auch eine That.

So führt uns unser Rundgang in den Waffensaal — wie glänzt da an allen Wänden Harnisch und Schwert! Aber es ist nicht blos Stahl und Eisen: es ist die Kampflust vergangener Zeiten, die uns entgegenblitzt und die noch haftet an den verwitterten Standarten. Da ist das ganze Rüstzeug jauchzender Turniere, wie es Mann und Roß ehedem getragen, Tartsche, hohe Sättel, Brechschild und Dilgen; da steht die ganze lärmende Landsknechtzeit vor unseren Blicken. Das sind die alten Zweihänder mit ihren geflammten Klingen; daneben hängt die geschwärzte Eisenbrust, und dazwischen klingen unsichtbar die Erinnerungen an Pavia, an die Schanzen von Straßburg und Metz.

Damals, als Schloß Ambras am höchsten blühte, waren jene Tage noch eine Wirklichkeit; da gab es in der That noch jenes Leben, das jede Stunde zwischen dem Taumelkelche und dem Todesstoße staud. Da war auch noch der Freundsberg lebendig, der kühne Führer der Landsknechte, die großen Städte des Reiches blühten, und manchen, der von hinnen zog, sahen lichte Augen auf Nimmerwiederkehr scheiden. Er aber wandte sich wohl sehnend nach dem Eiker um; es ging gen Wälschland hin, an Ambras vorüber, und wenn man Abends Rast hielt vor den Lagerfeuern auf der breiten Brennerstraße in Matrei oder Gossensaß, dann konnte wohl mancher denken und singen:

„Es mißt schier gute zwei Ellen,
Mein altes Rämisches Schwert;
Hab' manchen schlimmen Gesellen
Damit zum Himmel befehrt.

Ich mag ihm mein Leben schulden
Wohl jedennal und mehr —
Doch wider deine Huldeu
Hilft keine Waffe noch Wehr.

Da ist jeder Harnisch offen —
Da schützt kein eisernes Kleid,
Wen du in's Herz getroffen,
Ist wund für alle Zeit.“

So weht und eine gewaltige Geschichtsperiode hier an; aus aller Herren Ländern sind diese Prachtstücke zusammengetragen, wie ja auch das Leben jener Zeit einen starken internationalen Zug hatte, wenn wir das moderne Wort für vergangene Verhältnisse gebrauchen dürfen. Waren es doch die Tage, wo die Sonne in den Reichen Karl des Fünften nicht unterging; aus Spanien, Frankreich und Italien stammen diese Waffen, die der Neffe Karl's, Philippinens Gatte, hier aufgehäuft; auch Wien und Nürnberg weisen ihre Beschauzeichen hin, aber nicht nur des Meisters Hand hat sie geschmiedet, sondern auch des Krieges Hand hat sie geschwungen, und dieser Odem der Wirklichkeit ist gewissermaßen der letzte und geheime Reiz, den solches altertümliche Gerüthe übt. Und doch wie naiv war jene Zeit bei all ihrer stürmischen Kraft! Auf der Decke des Saales, wo die Sternbilder gemalt sind, finden wir auch den „Fuhrmann“, und der ist dargestellt als fröhlicher Tiroler, im echtesten Nationalcostüm mit der Hahnenfeder auf dem Hut und der langen Peitsche in der Hand. So steht er mitten unter den mythologischen Gestalten, als ob er jeden Augenblick beginnen wollte, das lustige Lied von „Fuhrmannsbua“ zu pfeifen.

Nicht minder glänzend und kostbar ist die Sammlung der Schießwaffen, die uns in alle Gebiete der Kriegsgeschichte führen, in die Zeiten der „Türkennoth“ und des Prinzen Eugen bis auf die napoleonischen Schlachten und die Sturmzeit von 1848. Von der Gallerie aber winken die Schützenfahnen der verschiedenen Kronländer herab, ein Bild gewaltiger Wehrhaftigkeit — während draußen im Grün die Finken schlagen und die Bienen um den duftenden Flieder summen.

Diejenige Räumlichkeit indessen, welche eigentlich den Festen, den größeren Zusammenkünften, kurzum der Repräsentation in Ambras gewidmet war, befand sich nicht im Schlosse selbst, sondern es ist dies ein langgestrecktes Parterregebäude, welches den großen „Spanischen Saal“ enthält. Er galt als ein Meisterwerk der Renaissance, doch haben leider die Jahrhunderte und die ungünstige Lage dicht am Felsen manches von der alten Herrlichkeit zerstört. Am meisten litt der Saal in jenen Tagen, wo er zeitweilig als Caserne diente; da malten die Soldaten unbekümmert ihre Namen und andere Spuren ihres Daseins an die Wände, welche einst die Hand der Niederländer und der Italiener geschmückt hatte. Es sind die Bildnisse der fürstlichen Herren von Tirol und Motive aus der römischen Geschichte; auch ihnen kam die Sorgfalt zu statten, mit der die Restauration des Gebäudes in den jüngsten Jahren vollzogen ward.

Dann gehen wir in die eigentlichen Wohnräume, in's „Hochschloß“. Da stehen noch jene großen geschnitzten Truhen, die einst mit vielen Habseligkeiten gefüllt waren; überall sind prächtige Schränke in die Wand gelassen; dort lugt man aus einem traulichen Erker in's Blaue; hier steht das breite kunstvolle Bett und daneben die kleine Wiege. In der Schnitzarbeit gewahren wir die Zirbelnuß, das alte Wahrzeichen von Augsburg — die Erinnerung an die Heimath. Schreibpult und Laute aber erzählen uns auch von manchem schweren einsamen Tage. Und noch stimmungsvoller und geweihter sieht sich das Oratorium und die kleine Capelle an, die unter dem Schutze des heiligen Nicolaus steht; da mag wohl mancher stille Seufzer aus gepreßter Brust erklungen sein; denn auch hier galt die alte Wahrheit, daß jedes Glück seinen Schatten hat, wie hell es auch nach außen frahle.

Eine tiefe, unwandelbare Liebe verband wohl das junge Paar, aber welche Stürme hatte es gekostet, bis diese Liebe an's Licht treten durfte! In tiefster Stille hatte im Frühlinge 1548 die Vermählung des Erzherzogs mit Philippine stattgefunden: neun Jahre weilte sie getrennt von ihrem Gatten in Böhmen, und die Kinder der Beiden wurden als Findlinge im Schloßhofe niedergelegt, wo die jinge Mutter wohnte. Obwohl die Trauung des Paares im Jahre 1557 durch den Beichtvater Ferdinand's wiederholt ward, stammte der Kaiser doch im wildesten Zorne auf, als er endlich das Geschehene erfuhr; kniefällig überreichte ihm die junge Frau, als Pilgerin verkleidet, eine Bittschrift, in der sie um Erbarmen für ihre Liebe bat.

Aber selbst dann noch, als ihnen der Kaiser verzieh, forderte er die strengste Geheimhaltung ihrer Ehe, und das Volk wußte nicht, daß die Gute, deren Walten überall gesegnet wurde, wirklich die Frau des Fürsten war, an dessen Seite sie stand. Wie viel Herzeleid mochte das der keuschen, stolzen Patriciertochter gekostet haben!

Erst spät kam auch für sie die Erlösung, als im Jahre 1576 der Papst die Gültigkeit der Ehe erklärte; nun war ihr Ehre und Friede wieder gegeben, doch nur kurze Zeit währte dieses Glück. Am 24. April 1580 schloß sie zu Ambras die Augen; „Diva Philippina“ stand auf den Denkmünzen, welche der Erzherzog zu ihrer Erinnerung prägen ließ, das Volk aber, das in ihrem Namen noch immer einen geheimnißvollen Zauber sah, munkelte wohl, die schöne Fürstin sei eines gewaltsamen Todes verstorben: man habe ihr im Bade die Adern geöffnet.

Obgleich dieser Mythus jeder Begründung entbehrt, gehen wir doch mit einem leisen Gefühl der Wehmuth von hinnen aus diesen Mauern, wo soviel Herzensglück und Herzeleid in einander webt. Tief und frei athmen wir auf in der Sonne, wenn wir über den steilen Wall hinunterlugen in's Thal und dann die Fußsteige betreten, welche rings das Schloß umgeben. Am herrlichsten aber von all den lauschigen Winkeln ist die Stätte, die den seltsamen Namen trägt „der Tummelplatz“ (vergl. Zahrg. 1877, S. 479 u. 481). Das ist ein zauberhaftes Idyll in grüner Einsamkeit.

Ein schmaler Hohlweg führt hinauf; doch plötzlich öffnet sich im Walde eine Lichtung. Der Boden ist mit kurzem Grase bewachsen: in den zerstreuten Tannen säuselt der Wind, und regellos neben einander stehen kleine verwitterte Kreuze. Sie sind mit Blumen umwunden; an den alten Stämmen hängt hier und dort ein Gottesbild; auf den morschen Bänken kniet ein murmelndes Mütterlein — wohin sind wir geralhen?

Es sieht aus wie ein Friedhof im Walde, und doch schmettert die Drossel im Wipfel so froh; die Zweige blühen, und die Abendsonne funkelt, daß uns heiße Lebenswonne durch die Brust woat.

Wir stehen in einem jener Erdenwinkel, wo sich das ewige Geheimniß von Werden und Vergehen in Waldesrauschen löst,

Digitized by Google

Schloß Ambras.
Nach der Natur gezeichnet von R. Püttner.

Digitized by Google

wo der Gegensatz des kurzen Seins und des langen Nichtseins leise austönt, wo das Herz sich selber findet im Gefühle einer unermeßlichen Gemeinschaft. Unbewußt nehmen wir den Hut vom Haupte, obwohl der freie Himmel über uns liegt — eine geheime Andacht erfaßt uns. Nicht Einer von all den Menschen, deren Erinnerung hier bewahrt wird, ist uns jemals begegnet, und dennoch theilen wir die tausend Träume, Hoffnungen und Schmerzen, die niedergelegt sind in dieser Waldeinsamkeit.

Schon in uralter Zeit galt bekanntlich in den Bergen die Sitte, das Gedächtniß der Todten durch sogenannte Re-bretter zu ehren, indem man an den Bäumen jene langen schmalen Bretter befestigte, auf welchen die Leiche zu Grabe getragen worden war. Re bedeutet nämlich den Leichnam, wie es schon im Parcival heißt: „Gebalsamt ward sein junger Re“: die Inschrift auf solchen Denkmälern aber erbat in der Regel nur ein kurzes Gebet für den Verstorbenen. Noch heute hängt das Volk an diesem Gebrauche; aus ihm ist auch die schöne Sitte der Marterntafeln hervorgewachsen, und dieser Gebauke ist es, der die Stätte geschaffen hat, an welcher wir weilen.

Es liegen keine Todten hier, aber jedes dieser Kreuze, die ganze Ruhe des Ortes ist dem Gedächtniß der Todten geweiht, und ein Stück Weltgeschichte schläft in diesem Bergesfrieden. Der Eine, dem dieses Kreuz gewidmet ist, fiel in den wilden Tagen von Custozza; von seinen grünen Almen war er hinabgestiegen in die heiße lombardische Ebene; der Andere war gefallen an dem Blutage von Königsgrätz, und den Dritten hatte ein Stein zerschmettert in dem großen Tirolerkriege von 1809. Wie viel Menschenschicksal, wie viel Sturm ist aufgehäuft in dem stillen Waldeswinkel!

Am grünen Baume hängt ein Weihbrunnkessel; in der Nähe rauscht ein Quell: die kleine Capelle, die am Bergrand steht, ist mit Votivbildern überfüllt.

Ich aber grüßte sie Alle, deren Namen hier standen, mit einem tiefen Herzensgruße, als ich langsamen Schrittes zur Stadt herniederstieg. Die frommen Glocken läuteten; man hörte das Rauschen des Inn, wie er mit jugendlichem Ungestüm und grünen Wellen dahinschoß: von der Schießstatt knatterten die Büchsen, und droben ragten im Abendgolde stumm und groß die Zinnen von Ambras. — Diva Philippina!

Deutsches Vereinsleben in Paris.

Von Max Nordau.

Wer jemals auch nur einen Tag in Paris verbracht hat, der kennt den Boulevard Montmartre mit dem schmalen, von zwei Säulen gebildeten Peristil der Façade des Variététheaters und dem „Passage des Panoramas“, dessen zahlreiche und etwas labyrinthische Gänge einige der vornehmsten Läden von Paris enthalten. Mehrere dieser Gänge münden in die mit dem Boulevard parallel laufende Rue St. Marc, ein schmales, holperig gepflastertes, nicht gerade sehr vornehmes Gäßchen, das sich besonders durch seinen Reichthum an möblirten Hôtels von zweifelhaftem Rufe auszeichnet.

Diese sonst so stille Rue St. Marc war vor wenigen Wochen der Schauplatz lärmender Auftritte, welche ihrem Namen für einen Augenblick eine gewisse Berühmtheit verliehen. Drei oder vier Abende hinter einander versammelten sich hier mit Geschrei und Getümmel mehrere hundert Individuen, theils Mitglieder eines französischen Vereins, der sich „Patriotenbund“ nennt, theils Janhagel, wie er sich in Großstädten überall da hindrängt, wo Unordnungen zu erwarten sind — in der ausgesprochenen Absicht, das Local des deutschen Turnvereins, von dessen beiden Eingängen der eine in der Rue St. Marc lag, zu erstürmen und den Angehörigen des Vereins die Knochen zu zerschlagen. Dazu kam es nun freilich nicht; die Polizei legte sich in's Mittel, allerdings nicht etwa in der Weise, daß sie das Straßengesindel aus einander jagte, sondern indem sie dem deutschen Turnverein die Abhaltung seiner Versammlungen verbot.

Dieses Einschreitens einer wohlwollenden Obrigkeit hätte es übrigens gar nicht bedurft; denn auf die erste Kunde von dem gegen ihn geplanten Angriffe that der Verein, was ihm seine Würde und das Bewußtsein seines guten Rechts geboten: er wich einem Zusammenstoß, bei dem keine Ehre zu holen war, vernünftig aus, indem er zuerst freiwillig seine gewohnten Abendzusammenkünfte aufgab und dann ohne Widerstand das Local räumte, aus dem der „Patriotenbund“ ihn mit Anwendung von Gewalt verdrängen wollte.

Diese Vorfälle, welche wieder einmal die in Deutschland nur mit Widerstreben und Vorbehalt zugegebene Thatsache aufdeckten, daß der Deutschenhaß in Frankreich auch heute noch so tief und leidenschaftlich ist, wie vor zwölf Jahren, haben die Aufmerksamkeit des Publicums in der Heimath auf das deutsche Vereinsleben in Paris gelenkt und rechtfertigen wohl einige Mittheilungen über das letztere.

Um von den ungeheueren Verhältnissen des Londoner Lebens ein recht anschauliches Bild zu geben, pflegt man zu sagen, daß die Stadt mehr Schotten enthalte als Edinburg, mehr Irländer als Dublin, mehr Katholiken als Rom und mehr Juden als ganz Palästina. Nach demselben Muster könnte man, um der Vorstellung des Lesers die Bedeutung des deutschen Elements in der Pariser Bevölkerung besonders sastlich zu vergegenwärtigen, behaupten, Paris nehme unter den deutschen Städten den fünfzehnten Rang ein, da es mehr deutsche Einwohner zählt als Chemnitz, Nürnberg, Elberfeld oder Magdeburg. Genau freilich ist die Ziffer nicht bekannt, und sie dürfte selbst amtlich schwer festzustellen sein.

Gelegentlich der letzten Volkszählung, die im December 1881 stattfand, enthielten wohl die Zählblättchen eine besondere Rubrik für die Nationalität, aber viele Deutsche bekannten sich aus behlagenswerther Feigheit nicht als solche, sondern ließen die betreffende Rubrik entweder unausgefüllt oder gaben sich für Oesterreicher, Schweizer oder Amerikaner aus, und die zahlreichen naturalisirten Deutschen schrieben sich natürlich sammt und sonders als Franzosen ein. Die durch die Volkszählung erlangten Resultate sind also nicht durchaus zuverlässig. An Zahlenangaben fehlt es nicht, doch beruhen dieselben meist auf persönlichen Schätzungen und sind durch allerlei Nebenabsichten beeinflußt.

Um ihren Lesern das Gruseln vor einer angeblichen Ueberschwemmung Frankreichs mit Deutschen beizubringen, haben einige Pariser Blätter behauptet, die Zahl der Deutschen in Paris betrage 300,000. Ungeschickte deutsche Beschwichtiger erwiderten darauf, Paris beherberge nicht mehr als 25,000, höchstens 30,000 deutsche Einwohner. Auf Grund der Volkszählungsdaten kann man aber mit Berücksichtigung der angeführten Fehlerquellen die Zahl der deutschen Reichsbürger auf 70,000, die der Oesterreicher, Schweizer, Deutschrussen, Deutschamerikaner und Elsäßer, deren Muttersprache Deutsch ist, auf 35,000, die Gesammtzahl der deutschsprechenden Einwohner von Paris auf mindestens 105,000 veranschlagen. Es giebt ganze Viertel — so namentlich die Faubourgs Montmartre, Saint Denis und Saint Martin — wo man auf der Straße und in den öffentlichen Locales mindestens so viel deutsch wie französisch sprechen hört.

Die deutsche Colonie, durch die Austreibung der Deutschen im Kriegsjahre gewaltsam zersprengt, hat sich seit 1871 allmählich wieder zusammengefunden und ist gegenwärtig sogar zahlreicher als vor dem Kriege. Aber ihre Zusammensetzung ist heute eine wesentlich andere als damals. Vor 1870 waren in der Pariser deutschen Colonie alle Classen der Gesellschaft gleichmäßig vertreten. Viele vornehme und reiche Familien nahmen ihren Winteraufenthalt in Paris, gaben Feste und Empfänge und zählten zu den Angelpunkten, um welche sich das Pariser Leben drehte. In der Börsen- und Handelswelt aber war das deutsche Element geradezu tonangebend. Ferner wirkte an den wissenschaftlichen Anstalten ein erstaunlich bedeutendes Contingent deutscher Gelehrten und Schulmänner und selbst in der Journalistik begegnete man einer nicht geringen Anzahl deutscher Namen, wie denn beispielsweise der angesehene „Temps“ bei seiner Gründung reichlich zur Hälfte von deutschen Federn geschrieben wurde.

Für deutsche Maler und Musiker war Paris ein Eldorado, das Gold und Ruhm in Fülle bot. Aber auch der deutsche Handwerksgeselle wanderte gern an's Ufer der Seine, um Schliff

Digitized by Google

und Freiheit zu erlangen und später mit dem Glorienschein des vornehmen Pariser Chic in die Heimath zurückzukehren, eine Absicht, die freilich oft genug nicht zur Ausführung gelangte. da die Sirene Paris den in der Regel geschickten und strebsamen Fremden mit ihren weißen Armen fest umschlang und nicht wieder losließ. Endlich strömten jahraus jahrein deutsche Tagelöhner in breiten Schaaren nach Paris, wo man sie gern beschäftigte, weil sie williger, fleißiger und anstelliger, namentlich aber in ihren Ansprüchen bescheidener und der Disciplin zugänglicher waren, als ihre einheimischen Weltbewerber.

Die heutige deutsche Colonie zeigt uns ein ganz anderes Bild: Aristokratische Namen sind kaum mehr in ihr vertreten, wenn man von den Diplomaten absieht, welche ihre Amtspflicht an Paris fesselt. Eigentliche deutsche Salons, namentlich solche, welche einen Wechselverkehr zwischen Franzosen und Deutschen vermitteln, giebt es nicht; aber es fehlten selbst solche, wo sich die ganze Elite des Pariser Deutschthums zusammenfinden könnte. Börse und Bank werden wohl noch immer von Deutschen beherrscht, aber die bedeutenden Finanzmänner haben sich entweder naturalisiren lassen oder geben sich für Oesterreicher aus und suchen sich durch Verleugnung ihres Deutschthums bei ihren französischen Standesgenossen ein Bildchen einzulegen. Blos die Kleinen und Unbedeutenden dieser Berufsclasse haben noch den Muth — oder fürchten keinen Nachtheil dabei — sich als Deutsche zu bekennen. Das Commissionsgeschäft, vielleicht der wichtigste Zweig des Pariser Handels, ist mit geringen Ausnahmen nach wie vor ganz in deutschen Händen. Dagegen hat die Zahl der deutschen Gelehrten, Künstler und Musiker ansehnlich abgenommen: Diejenigen, die feste Staatsanstellungen hatten, ließen sich naturalisiren, wenn sie es nicht vorzogen, wie Hillebrand, ihr Amt niederzulegen und das Land zu verlassen; neue Ernennungen aber von Deutschen dürften seit 1870 im französischen Unterrichtswesen nicht stattgefunden haben, wenn man von Lehrern der deutschen Sprache absieht, welche auch mit Vorliebe unter Oesterreichern, Schweizern und Elsässern gesucht wurden.

Die jährlichen Kunstausstellungen im Industriepalaste der Elysäischen Felder sind für Deutsche eine ungastliche Stätte geworden. Man läßt dieselben ungern zu, giebt ihnen schlechte Plätze und übergeht sie bei der Zuerkennung von Auszeichnungen, wie auch auf dem Kunstmarkte ähnliche Vorurtheile gegen unsere Landsleute herrschen. Am stärksten hat die Zahl der deutschen Handwerksgesellen abgenommen. Wenn im jungen Gesellen das Wanderblut unruhig wird, so richtet er Sinn und Schritt nicht mehr, wie sonst, nach Paris, sondern nach London, nach Amerika, nach den Colonien. Die Brücke von Kehl hat für den ernsten Handwerker nie für den Strom und Fechtbruder ihre alte sprüchwörtliche Bedeutung verloren, und der Wanderlustige muß direct von einem in Paris angesiedelten deutschen Meister dazu aufgefordert werden, um auf den Gedanken zu kommen, dort Arbeit zu nehmen. Früher waren alle Schneider-, Schuster- und Tischlerwerkstätten, alle Barbierläden, Bastsuben und Goldschmiedateliers von Deutschen bevölkert. Heute ist das Verhältniß so, daß vielleicht auf vier Deutsche, die hier vor 1870 arbeiteten, nur noch einer kommt. Blos in gewissen Industriezweigen — so namentlich in der Zuckersiederei und Metallgießerei — ist nicht nur keine Abnahme, sondern sogar eine Vermehrung zu constatiren, und in den Hôtels ist der deutsche Kellner nahezu alleinherrschend. Deutsche Tagelöhner sind vielleicht weniger häufig als früher, obwohl man noch immer ganzen Regimentern von deutschsprechenden Straßenfegern begegnet und in Rougemont und Belleville, entlegenen Pariser Arbeiter- und Armenvierteln, deutsche Elementarschulen für die Kinder dieser Bevölkerung bestehen; doch dürfte die Mehrzahl derselben nicht aus dem Reiche, sondern aus Luxemburg, der Schweiz, vielleicht auch dem Elsaß stammen.

Eine sehr starke Zunahme gegen 1870 zeigt nur eine Classe von Deutschen: die der jungen Kaufleute, welche sich in Paris selbstständig etabliren oder eine Stelle finden wollen. Ihre Zahl beläuft sich auf viele Tausende. Sie füllen die Comptoirs der Banken und Commissionshäuser; sie besorgen die Correspondenz — nicht blos die deutsche — der französischen Fabrikanten und Exporteure; man trifft sie in den großen weltbekannten Bazaren, wie „Magazin du Louvre“ und „Bon Marché“, als Verkäufer an; doch begegnet man ihnen leider auch in den Lesecabineten und auf den Asphalttrottoirs der großen Boulevards, fadenscheinig, hohlängig, muthlos, ohne Stelle, ohne Kraft zum Entschlusse der Rückkehr in die Heimath, ohne Mittel zu weiterem Ausharren, jammernswerthe Opfer der in Deutschland noch immer herrschenden Illusion, daß Paris für den jungen Deutschen das Eden des Erfolges und Glückes sei.

Man sagt uns Deutschen nach, daß nicht zwei von uns beisammen sein können, ohne einen Verein zu gründen. Etwas Wahres enthält zu dieser Satz in seiner scherzhaften Uebertreibung. Obwohl es ein Deutscher war — nämlich Zimmermann — der das Lob der Einsamkeit schrieb, so sprach er damit dem deutschen Stamme doch nicht aus der Seele. Wir haben kein Talent zum Einsiedlerthum; ein fröhlicher Drang zum Zusammenschluß führt uns unwiderstehlich zu einander, und wir begreifen die rechte Daseinsfreude nicht anders, als wenn eigene Zufriedenheit sich in den Augen von gleichgestimmten Genossen widerspiegelt. Die Deutschen in Paris haben sich auf romanischer Erde der vaterländischen Eigenheiten nicht so völlig entschlagen, daß sie nicht das Bedürfniß des Vereinslebens empfunden hätten.

Vor 1870 mag das weniger lebhaft gewesen sein, als heute. Die Zahl der dauernd in Paris angesiedelten verheiratheten Deutschen, die ihren eigenen Herd hatten, überwog damals die der alleinstehenden jungen Leute. Gastliche Salons boten reichliche Gelegenheit zur edlen Befriedigung des Geselligkeitstriebes, und der einzelne Deutsche hatte keine Schwierigkeit, überall, auch in den entlegensten Stadtvierteln, wo er weit und breit keinen Landsmann um sich hatte, französischen Umgang zu finden. Heute sind in der deutschen Colonie die unverheiratheten jungen Leute weit zahlreicher, als die Männer, welche ihr festgegründetes Heim besitzen. Daß es kein deutsches Salonleben giebt, das haben wir bereits gesehen, und auf französischen Umgang darf kein Deutscher rechnen. Als Reisender, mit ausgezeichneten Empfehlungen versehen, kann er während eines kurzen Aufenthaltes, der eine Saison nicht überdauern darf, allenfalls Einlaß in französische Häuser und dann sogar höfliche Aufnahme finden. Sowie aber die französischen Gastfreunde merken, daß ihr Gast sich in Paris festsetzen, hier einem regelmäßigen Berufe nachgehen will, ziehen sie sich von ihm zurück, und es dürfte ihm wohl sehr schwer werden, feine anfänglichen Beziehungen, und wenn sie sich noch so warm und freundlich anzulassen schienen, über das erste Halbjahr hinaus aufrechtzuerhalten. So bleibt also dem Deutschen, der in der Weltstadt nicht auf Menschenverkehr verzichten will, nichts übrig, als sich an die Landsleute anzuschließen, die in der gleichen Lage sind wie er, und aus dieser Nothwendigkeit heraus ergiebt sich von selbst die Bildung von Vereinen.

Es giebt in Paris sechs deutsche Vereine. Der eine, der „Deutsche Hülfsverein“, verdient diesen Namen insofern nicht ganz, als er außer jährlichen Generalversammlungen seinen Mitgliedern keinerlei Gelegenheit bietet, mit einander in Berührung zu kommen. Sein Zweck ist in seinem Namen ausgedrückt. Er steht unter dem amtlichen Schutze der Botschaft, und sein Liebeswerk ist ein ansehnliches: nach Hunderten zählen die unglücklichen deutschen Mädchen und Jünglinge, die er jährlich unterstützt oder in die Heimath zurückfendet, wenn ihnen in der großen Stadt nur noch Noth und Verderben bevorstehen. Zum ersten Male seit 1870 ist er im vergangenen Winter aus der wärdevollen Zurückhaltung, die er sich auferlegt hatte, herausgetreten und hat in einem der glänzendsten Säle von Paris einen Ball veranstaltet, welcher der Unterstützungscasse des Vereins gegen 15,000 Franken zuführte. Diese Feste werden sich alljährlich wiederholen, und vielleicht wird aus ihnen eine neue Familiengeselligkeit hervorblühen, die seit dem Kriege unter den Deutschen in Paris leider nicht existirt.

Der älteste unter den sechs deutschen Vereinen ist der „Protestantische Jünglingsverein“, der bereits Mitte der vierziger Jahre — das genaue Datum konnte ich nicht erfahren — gestiftet wurde. Seine Organisation ist eine etwas enge, weil confessionell eingeschränkte. Er zählt gegen 150 Mitglieder, die fast ohne Ausnahme dem Handwerkerstande angehören. An seiner Spitze steht der ehrwürdige und hochverdiente Pastor der Pariser deutschen Protestantengemeinde, Herr Dr. Frifius; seine Zusammenkünfte werden in der Pastorswohnung oder in der Kirche abgehalten. Er wirkt ohne Zweifel sehr moralisirend auf die Elemente, die er in sich schließt, und verdient kräftige Förderung.

Im Gegensatze zu diesem ältesten sei des jüngsten Vereins gedacht: des Pariser „Deutschen Studentenvereins“. Das ist

Digitized by Google

noch ein gar junges und schwaches Pflänzlein, erst einen Winter alt und zart bewurzelt und beflockt. Der Verein hat zehn oder zwölf Mitglieder — es giebt eben nicht viel deutsche Studenten an den Pariser Facultäten — die einmal wöchentlich in einem Bierlocal des lateinischen Viertels zusammenkommen, um sich in der Fremde das Bild deutscher Burschenherrlichkeit vor die Seele zu zaubern. Man singt deutsche Commerslieder — aber leise; trinkt deutschen Gerstensaft — aber mäßig, und raucht aus deutschen Porcellanpfeifen — aber mehr symbolisch als überzeugt. Der sympathische Verein hat einen Ohmann, Schrift- und Säckelwart, und kein deutscher Student, der sich eine Weile in Paris aufhält, sollte versäumen, sich ihm anzuschließen.

Die wichtigste Rolle spielt, soweit das eigentliche Vereinsleben in Betracht kommt, der „Deutsche Turnverein“, dem die eingangs erwähnten Angriffe des französischen Patriotenbundes galten. Im September 1863 begründet, hatte er ganz beschiedene Anfänge. Die Aufmerksamkeit der Pariser zog er zum ersten Male auf sich, als er — im Frühling 1865 — ein öffentliches internationales Schauturnen veranstaltete, dessen Schauplatz der „Pré Catalan“ war. Ein zahlreiches Publicum wohnte dem Feste an, welches den Parisern etwas völlig Neues war, und die turnerischen Leistungen der Vereinsmitglieder machten auf die Zuschauer einen so mächtigen Eindruck, daß viele Franzosen sich zur Aufnahme in den Verein meldeten, sodaß die Befürchtung laut wurde, letzterer werde durch die Ueberhandnahme des französischen Elements seinen deutschen Charakter verlieren. Bis zum Kriege zählte der Verein zahlreiche französische Mitglieder, und hervorragende französische Gelehrte, Politiker und Schriftsteller rechneten es sich zur Ehre an, in demselben gelegentlich Vorträge zu halten; denn von seiner Gründung an hat der Verein in hoher Erfassung seiner Aufgabe nicht blos für die leibliche Entwickelung, nicht blos für die Unterhaltung und Zerstreuung, sondern auch für die geistige Fortbildung und Erhebung seiner Mitglieder gesorgt, indem er während des Winters wöchentliche Vorträge aus allen Gebieten des Wissens veranstaltete; die Geistesleite der Pariser Deutschen und hervorragende Gäste aus der Heimath hielten es für ihre patriotische Pflicht, das Bildungsstreben des Vereins zu unterstützen, und wenn wir die Liste der Redner überblicken, welche an den Vortragsabenden des Vereins gesprochen haben, so finden wir Karl Vogt, Ludwig Bamberger, Ludwig Simon (Trier), Gottfried Kinkel, Julius Oppert, Rudolph Virchow und ähnliche Namen von vornehmstem Klange.

Der Verein war angesehen, wohlhabend, materiell in voller Blüthe, als der Krieg ausbrach und ihn gleich einer Sturmfluth aus der Pariser Gesellschaft wegfegte. Nach wiederhergestelltem Frieden fanden sich wohl einige Mitglieder von Neuem in Paris zusammen, aber für's Erste konnten sie noch nicht daran denken, die alten, ihnen lieb und theuer gewordenen Vereinstraditionen wieder anzuknüpfen. Es galt zunächst, sich möglichst klein zu machen, keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dem frischen Haß der Pariser gegen alles Deutsche keine Nahrung zu bieten. Im Jahre 1872 aber schritten die eifrigen und treuen Mitglieder zur Wiederbelebung des Vereins.

In der Wohnung des berühmten Augenarztes Dr. Eduard Meyer versammelte man sich, anfangs blos ein Häuflein von zwölf bis fünfzehn Getreuen; allmählich erweiterte sich der Kreis; neue Elemente schlossen sich dem alten Kern an, und heute zählt der Verein wieder 250 Mitglieder. Dr. Eduard Meyer ist noch immer Präsident desselben; seine Verdienste um den Verein können nicht genug gewürdigt werden. In schwierigsten Zeiten, als ein hoher moralischer Muth dazu gehörte, in Paris den erbitterten Franzosen gegenüber deutsche Bestrebungen zu vertreten, als es sogar mit wirklicher Gefahr verbunden war, an der Spitze einer deutschen Gesellschaft zu stehen, leitete er den Verein mit geradem Sinne und fester Hand, beschwichtigte das Mißtrauen der Behörden, trat den Zeitungsangriffen entgegen, erhielt durch Beispiel und Reden in den Vereinsmitgliedern die Liebe zum Vaterlande, einen hehren deutschen Idealismus und Vertrauen zur Zukunft des Vereins lebendig und war überhaupt der gute Geist des deutschen Turnvereins. Wenn der letztere seine jüngste Krise ohne Schaden überstanden hat und sich anschickt, in einem neuen Local weiter zu blühen, so schuldet er auch dafür seinen Dank in erster Reihe der Unerschrockenheit und festen Treue seines Präsidenten Dr. Eduard Meyer.

Der Turnverein besitzt heute ein Vermögen von über 7000 Franken, eine Bibliothek von 4000 Bänden, die durch Spenden deutscher Schriftsteller und Verleger fortwährend bereichert wird, eine Turnhalle und einen Vereinssaal, den die Büsten Goethe's, Schiller's und Vater Jahn's schmücken. Er veranstaltet wöchentlich gesellige Zusammenkünfte, bei denen Chöre gesungen, Musikstücke und Vocalquartette aufgeführt und Vorträge gehalten werden; er feiert die großen Jahrestage der Literaturgeschichte, den Weihnachts- und Fastnachtsabend durch Feste, die durch die frische Jugend, das Talent und die überschäumende Lebensfreudigkeit der Mitglieder einen poetischen Aufschwung nehmen, und er erfreut den Letzteren im Allgemeinen Familie und Heimath, soweit diese in der Fremde eben zu erfreuen sind. Im Turnverein steht man auf deutschem Boden. Man fühlt sich da von Lüften der Heimath umweht und verliert auf Stunden vollständig die kalte Empfindung des Fremd- und Vereinzeltseins in der großen Menschenwüste Paris.

Aus dem Turnverein hat sich ein „Deutscher Quartett-Verein“ entwickelt, der, wie sein Name besagt, besonders der Pflege classischer Kammermusik obliegt, während ein anderer Verein, die „Teutonia“, den Männergesang cultivirt. Die „Teutonia“ konnte in diesem Jahre das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestandes feiern, zu dem Emil Rittershaus einen schönen poetischen Gruß sandte.

Dies sind die sechs deutschen Vereine, die augenblicklich in Paris wirken und gedeihen. Alle haben sich edle und hohe Ziele gesteckt und streben mit idealen Mitteln darnach, sie zu erreichen. Wenn sie von einem Theile des französischen Publicums scheel angesehen werden, so geschieht dies nur so weit man ihre Thätigkeit nicht kennt. Ein Franzose, der nur ein einziges Mal die Jahresausweise des Hülfsvereins mit ihren imposanten Summen der Unterstützungen überflogen, der nur ein einziges Mal die Musterherberge des protestantischen Jünglingsvereins besucht und dessen Sonntags-Zusammenkünften angewohnt, der nur ein einziges Mal mit dem Studentenverein gekneipt, nur einen einzigen Abend im Turn-, im Quartett-, im Männergesangsverein verbracht hat, der wird, er mag sonst für die Deutschen noch so feindselige Empfindungen haben, vom deutschen Vereinsleben in Paris gewiß nie wieder anders als mit Achtung und Anerkennung, vielleicht mit Bewunderung sprechen.

La Befana.

Von **E. von Hörschelmann.**

Schon bei den alten Römern gab es ein Fest der „Erscheinung“, Praesentia Jovis, gleichbedeutend mit dem griechischen Epiphania.

An diesem Feste der „Erscheinung“ pflegte — der Sage nach — Jupiter sich auf die Erde nieder zu lassen. „Und bei dem Erscheinen des Gottes bebten die Gewölbe des Himmels; die Festen der Erde existirten; die Thiere flohen erschrocken in ihre verborgensten Höhlen und Gruben, für die Menschen aber war das Fest der „Erscheinung“ ein Fest der Freude und des Jubels und zugleich ein Tag der Furcht und des Schreckens; — des Jubels für diejenigen, welche Gnade vor den Augen des Gottes gefunden; denn sie durften an diesem Tage auf die Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche rechnen — der Furcht für diejenigen, welche ihn ergänzt; denn über ihnen entlud sich sein Grimm.“

Nachdem das Christenthum sich die Weltherrschaft erobert und an die Stelle des Olymp und seiner Götterschaaren der Hügel von Golgatha mit dem gekreuzigten Weltheiland getreten war, verwandelte sich das ehemalige Fest der „Erscheinung Jupiters“ in das Fest der „Erscheinung Christi“, oder der ersten Manifestation dieser Erscheinung in Form der Anbetung der heiligen drei Könige, die dem neugeborenen Kinde ihre Opfergaben darbrachten.

War das Fest der Praesentia Jovis (der „Erscheinung Jupiters“) im Alterthum ein Fest der Segensfreude für diejenigen gewesen, die der Gott begünstigte, so behielt die volksthümliche Bedeutung des christlichen Epiphaniafestes — ebenfowohl an die Sagen des Alterthums, wie an die Darbringung der Geschenke der Könige anknüpfend — den durch jene Reminiscenzen bedingten Charakter in jedem Sinne bei.

Die eigentliche Feier bestand nach wie vor in der Spendung unerwarteter Gaben und in Ueberraschungen, die man sich wechselseitig bereitete.

Unter den mancherlei belobenden Sitten und Gebräuchen, die sich von jeher an das Epiphaniafest knüpften, taucht schon im dreizehnten Jahrhundert das noch heutzutage in Deutschland und Frankreich bekannte „Bohnenfest“

Digitized by Google

auf: Eine in Backwerk verborgene Bohne erkrönte Dem, der sie in seiner Schüssel fand, die Würde und die Borrechte einer unumschränkten Machtvollkommenheit — die allerdings nur einen Tag dauerte, welcher sich aber die gesammte Umgebung des gekrönten Bohnenkönigs oder der gekrönten Bohnenkönigin zu diesem Tage unbedingt zu unterwerfen hatte. Die Devise des Tages war etwa von dem niedzuthun und sinstechten Lustschandert an die sprüchwörtlich gewordene Redensart: „Der König leicht!"

Umsonst ereifern sich die Geistlichen über die in der Christenheit eingerissenen Mißbräuche, „die in einer bedenklichen Weise die Physiognomie des Christenthums verstellt — und das auf die Verehrung der heiligen drei Könige zur Verehrung Bestechlich's und seiner Diener gemacht haben"; zum Trotz den Bußpredigten der eifernden Priester hat die Welt und mit ihr die Epiphaniasfeier ungestört ihren Verlauf genommen und letztere sich überall als unausrottbares Volksfest erhalten.

Nirgends aber ist wohl der Epiphaniatag seinem mittelalterlichen, das heißt seinem tobend ausgelassenen Charakter so treu geblieben, wie in Italien, besonders in Rom. Die uralten italienischen Volksbräuche gemäß ist die „Befana" eine Hexe, mit der man die Kinder wie mit der nordischen Sagengestalt des Knecht Ruprecht aufschreckt, die Kinder der ärmlichen Bauernwohnung in lockern Kuchenteig, die dürftigen Bettstücke aber, auf denen die Kinder in der Befana-Nacht schlafen, in mächtige Rudeln und das Wasser in der Cisterne draußen in den süßesten Wein zu verwandeln pr.

Vor Allem ist's in der Braut, den Kindern, mit denen sie zu feiern ist, die neuen Strümpfe, die ihnen die Mutter für den folgenden Festtag über den Bettrand hängt, mit allerlei Leckerdissen und anderen Dingen anzufüllen. — Wehe aber Denen, die durch Unarten ihren Zorn erregt! Während sie sich darauf beschränkt, die weniger schlimmen zur Strafe gebörig an Haaren und Ohren zu ziehen und sie an Händen und Füßen zu zwicken und zu peinigen, werden Diejenigen, die sich als unverbesserlich gezeigt und sich's mit der einmaligen Wiennung nicht gesagt sein ließen — zwischen Mitternacht und Morgengrauen von der „schwarzen" Hexe aus ihren Betten geholt und auf die Spitze eines langen Spießes durch den Rauchsang — ihren üblichen Aus- und Eingang — auf Nimmerwiederkehr davongetragen.

Wie man leicht ersieht, bewegt sich die moderne Volkssage hier in lauter Reminiscenzen der hiesigen Vorgänge des Epiphania-Festes, und bedarf es wohl kaum des Hinweises der Umbildung der Magier aus dem Morgenlande in das schwarze Befana-Weib und des bethlehemitischen Kindermordes in die Grausamkeiten, welche die Hexe an den ihrer Rache verfallenen Kindern auszuüben pflegt.

Dies ist die Form, in welcher das Befanafest in Florenz, Mailand, Benedig und den meisten anderen Städten Italiens begangen wird. Nur in Rom ist es etwa zu Ehren der Erinnerung an die ehemalige „Praesentia Jovis" 1) selbst die Befana den Charakter eines Volksfests — und zwar desjenigen Festes, das nächst dem Carneval mit der allgemeinsten Lust gefeiert wird. Ja, es ist in seiner losgebundenen Laune, in seiner an Tollsinnheit grenzenden Lustigkeit eigentlich nichts anderes als die erste Lebensregung des Carnevalteufels, der den Leuten schon in den Gliedern spukt.

Das Centrum der Feier bildet die Piazza Navona (der Navona-Platz) und auf diesem wiede die Fontana Bernini's, die mit ihrem auf künstlicher Felsenstuft aufragenden Obelisk weithin den ganzen ungeheuren Raum beherrscht.

Sobald die Dunkelheit eintritt, erhellen bengalische Flammen in allen Farben den lebhaften Menschenwall und die umliegenden Palastfacaden. Ringe um die Fontana ziehen sich im Kreise mit allerhand Spielzeug angefüllte Bretterbuden hin, wo der alljährlich sich wiederholende Fiera (Markt) stattfindet und wo man den Vorübergehenden in einem unaufhörlichen Tintanaree dies „una cavalcata" (seinen Säbel) zu einem Soldo, dort una bambola (eine Puppe) zu zwei Soldi — kurz alle erdenklichen Herrlichkeiten zu dem Preise von einem bis zwei und höchstens drei Soldi zum Kauf ausbietet.

Von dem Momente ahee, wo die Lampen angezündet werden und das Feuerwerk zu spielen beginnt, hallt — und zwar nicht allmählich, sondern wie auf einen Schlag und wie auf ein gegebenes Commando — der ganze riesige Platz von einem Getöse wieder, das nur den wildesten Momenten des Carnevals zu vergleichen ist, ja, das 4. B. durch sein volles Anschwellen vor wenigen Jahren erst einen in der Nähe der Piazza logirten hohen Staatsbeamten glauben ließ, daß ein Volksaufstand, etwa in der Art der Sicilianischen Vesper, plötzlich draußen auf der Piazza Navona ausgebrochen sei.

Mit dem Ruf: „Es lebe Bacchus! Und der Weinschlopfen ist sein Prophet" folgt ein lärmender Volkshaufe dem andern. Neben dem Bacchus-Ruf aber besteht eine zweite Devise, die sich nicht weniger energisch als die erstere zu behaupten pflegt, in dem „Fischiare" (Pfeifen). Wer sich ohne Fischio (Pfeife) aber sonst ein lärmendes Instrument auf der Piazza zeigt, ist dem allgemeinen Hohn ausgesetzt, der bisweilen zu den grotesksten Ausschreitungen, ja bis zu handgreiflichen Demonstrationen führt. Ohe aber! aber ist erst der Unerlaßtrone daran, der etwa, von dem plötzlich ausbrechenden Orkanlärm überwältigt, aus Unkenntniß der Sachlage den Versuch wagt, sich die Ohren zuzuhalten. Alle Pfiferi (Rohrartige Instrumente mit langem schmalem Rohr) werden sofort gegen den Unbesonnenen gerichtet, und er eilt, wenn er sich nicht eiligst entschließt, in den allgemeinen Spectakel mit einzustimmen, statt sich von demselben meisterlich zu zeigen, daß man ihn buchstäblich „zu Tode pfeift". Denn nach uralem Volksbrauch besteht die ganze Pointe des Festes eben in nichts Anderem als jenem Gepfeife und Getöse, das nach Gutdünken in allen erdenklichen Formen vorgetragen werden darf.

Sobald die sämmtlichen Monster-Concert, denn also alsbald die ganze Piazza widerhallt, im Gange ist, ordnet sich, wo irgend der wüstige Raum dazu frei blieb, das Volk zu einer Art eigenthümlichen Volkstreigens, den es nicht zu einer gewissen wilden Grazie fehlt. Es ist ein Tanz, der zwischen der mittelalterlichen Caccia-danse und dem modernen Cresco, zwischen der Lebendigkeit des deutschen Walzers und der Gemessenheit des französischen Menuet die Mitte hält — ja den man wohl als den vollsthümlichen Lancier bezeichnen könnte, den er sich nähert, wie dort er den allem zeigenden Nimbus jenes Tanzes, wie er in der vornehmen Welt getanzt wird, mehr Konchalance und weniger musterisdes Meinenspiel verbindet.

In dieser Weise geht der allgemeine Tumult fort, bis etwa gegen elf Uhr Abends. Dann tritt ein Moment der Pause ein. Das Volk sieht sich zu der nun diese Stunde beginnenden Mahlzeit in die umliegenden Cafés und Osterien zurück. Es folgt nun unter einem vollständigen Feuerwerkchel der zweite und elegantere Act des Schauspiels mit dem Erscheinen der Reisekutsche.

Statt der aufgeschlagenen Fässer, der leeren Flaschen, der rohen hölzernen Trommeln lassen sich die goldenen, silbernen, verschnitzerten Instrumente hören, die in allen Formen und Farben spielen und aus den endosen Wagenreihen der vornehmen Welt gleichsam das erste Signal zu dem bemerkenswerthen Carnevalstreiben beriehe und hinüber tragen.

Eine Stunde etwa währt die Auffahrt der Reisekutsche. Dann, um Mitternacht, verläßt das Volk die Cafés und die Osterien, um wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen, den es bis zum Tagesanbeuche nicht mehr räumt.

Blätter und Blüthen.

Paganini's letzte Augenblicke. (Mit Abbildung Seite 857.) Ueber Paganini's Leben schwebt auch bis auf den heutigen Tag der Nimbus des Räthselhaften. Dieser Nimbus umgab ihn schon während seines Lebens und lieh ihm hauptsächlich dem schönen Geschlechte gegenüber einen besonderen Zauber. Dem Aufsehen, das die „Gastvorstelle" beerits früher (vergl. Jahrg. 1872, S 9 u. 31) über den großen Geiger mitgetheilt, möchte ich im Folgenden einige Thatsachen aus dessen Leben hinzufügen.

Unser Künstler verdankt seinen Ruf einem Zufalle. Es war in Rom, wo er, noch jung, durch Musikunterricht sein Brod erwarb. Allein er hatte so wenig Stunden zu geben und wurde so schlecht honorirt, daß oft genug der Hunger an seiner Schwelle lauerte. Da gab eine berühmte fremde Sängerin ein Concert. In diesem Concert hatten bedeutende Musikkünstler ihre Theilnahme zugesagt, allein als der Abend kam, ließen sie in Folge den Intriguen die Sängerin in Stich. In der großen Verzweiflung ersannen sie sich, in ihrer Nothdurftschaft oft ein wunderliches Geigenspiel gehört zu haben, und entsendet sofort einige ihrer Freunde, den unbekannten Musiker aufzusuchen und mitzubringen. Diese finden nach langem Suchen den jungen Musiker, der kein Audevert ist als Paganini. Er war soeben von seinen Unterrichtsstunden zurückgekommen und hatte gerade sein ärmliches Zimmer betreten.

Ermattet liegt er auf seinem dürftigen Lager. Er läßt sein Leben, längst vorgangene und eben erst entschwundene Tage, an seinem Geiste vorübergehen: als Knabe spielt er im prächtigen Hafen von Genua und klebt in abendlicher Stille mit den kleinen Fingern Duten in dem ärmlichen Kramladen seines Vaters. Nun wieder sieht er sich seinen geliebten Lehrern Servetto und Rolla gegenüber, die ihn die göttliche Kunst des Geigens lehrten. O, herzklopfender, himmlischer Dienst der Musen! Und doch — sie ist ihr eine Sirene, die herzzerreißende Kunst. Hat sie ihm denn das Allerweibhafte eingetragen — Brod, Brod? Wie er noch so träumt, klopft es an der Thür seines Gemaches — die Fremden treten ein, die ihn suchen; er wird befragt, ob er Musiker sei, ob er jeden Abend Geige spiele, und als er sie bejahen kannte, kann er's ihnen nicht erwehren: er muß mit ihnen gehen — er muß dem durch die Thüre des ausgebliebenen Künstler geführdeten Programm durch sein Einspringen in die entstandene Lücke ein rettender Engel werden.

Schon ist das Publikum unruhig geworden; da wird das Zeichen zum Anfang des Concerts gegeben: der junge Geiger hat die erste Nummer. Eine schwächliche kleine Gestalt in einem abgetragenen Sammetrock tritt schleppenden Ganges heraus — Paganini. Das gelbe blasse Gesicht, von einer Fülle schwarzer Locken umrahmt, wird durch ein paar große geisterische Augen belebt, welche jetzt wilde nur so sich umherwerfen. Im Publicum giebt sich eine Erregung kund; spöttisches Lächeln steht man fast auf jedem Gesichte.

Da beginnt der fremde junge Mann sein Spiel; langsam in sicherischen Tönen erklingt die Geige immer tiefer, immer ergreifender wird das Spiel; Klagen und schwere Seufzer stehnen aus diesen Melodien hervor, der ganze gequälte Schmerz eines Menschenherzens. Das Lächeln der Zuhörer ist längst verschwunden; tiefer Ernst hat sich Aller bemächtigt; nur Thränen sieht man in den Augen erglänzen.

Da schließt Paganini mit einer schrillen Dissonanz. Augenblickliche Stille, dann aber braust durch die Räume ein donnernder Applaus, der nicht enden will. Immer wieder begehrt man den genialen Künstler zu sehen,

ihn spielen zu hören — er erscheint abermals; er verbeugt sich tiefsich; er lächelt dankbar, aber wehmüthig und etwas wie ein satirisches Weh zuckt um seinen Mund — da plötzlich wankt er — er sinkt; eine Ohnmacht! Erschrocken springt man hinzu, und bald gelingt es, den Aermsten wieder zu sich zu bringen; er schlägt die Augen auf, und seine ersten Worte sind: „Brod — Brod!“ Schnell wird ihm solches gereicht; man sagt ein Glas kräftigen Weines hinzu. Nun aber bricht der Sturm der Begeisterung aus's Neue aus; das Publicum will den Künstler hören. Paganini hat sich erholt und tritt wieder auf die Bühne, und als er den Bogen zum Spielen ansetzt, herrscht überall tiefes Schweigen. Jetzt sind es aber keine klagenden, schmerzenszreichen Töne mehr, welche er der Geige entlockt, sondern Freude und Lust jubelt in seinem genialen Spiele auf. Wie lustige Frühlingsvögel lassen die Klänge und Bilder einen lauch, jauchzenden Reigen. Eine kurze Weile nur — und das Spiel ist beendet; wiederum ernten der Künstler stürmischen Beifall.

Von diesem Augenblick an war Paganini's Ruf begründet. Bald erwarb er unermessliche Schätze.

Nicht nur über die Saiten der Geige übte unser Künstler eine unbeschränkte Herrschaft — auch über die Herzen der Frauen, wie bereits angedeutet. So erzählt man, er habe mit einer hochgestellten Dame ein heimliches Liebesverhältniß unterhalten, das nicht unentdeckt blieb. Die Verwandten — berichtet die Geschichte — wußten sich des Künstlers zu bemächtigen und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Man hatte ihm seine Geige gelassen. Aber alle Saiten derselben waren gesprungen bis auf eine einzige, und hier soll er die Kunst, mit so ungeeignetem Werkzeuge Großes zu leisten, erlernt haben.

Paganini war ein Sonderling. Oft erschien er ganz plötzlich in irgend einer Stadt und verschwand dann ebenso plötzlich wieder, ohne etwas von sich hören zu lassen. So traf ihn Rossini 1817 in Rom, die er besonde bei Jahre kannte, in Jurchtgesellschaft gleicht hatte. Niemand, wohin er kam, elektrisirte er die Leute nicht nur durch sein dämonisch wirkendes Spiel, sondern auch durch die Originalität und Genialität seiner Erscheinung. Ein Zeitgenosse schildert diese folgendermaßen: „Er war von hagerer Statur, bleichem Gesichtsfarbe, kastanienbraunen Haaren, die in einem dunklen, später in schon etwas erloschenem Feuer glühte sein Auge, von finsteren Augenbrauen beschattet; die Nase war römisch gebogen und seine hohe Stirn unwandelbe schwarzes, langlockiges Haar. Ein eigenthümliches, bösweilen in's spöttische Dämonische gehende Lächeln umschwebte um seine Lippen; häufig lag darin ein Zug großer Gutmüthigkeit. Bevor er sein Spiel begann, erschien er himmlisch, schlaff und erschöpft, aber ein neuer Mensch ward er, sobald sein Bogen die Saite berührte. Wie von einem elektrischen Funken berührt, sprangen sich seine Muskeln, und mit energischer Kühnheit und Schnelligkeit führte er ebenso den Bogen, wie er die bielenden Finger der linken Hand mit sicherer Festigkeit auf das Griffbrett setzte. Dem begeisterten Zustande, in welchem er sein bewunderungswürdiges Spiel entwickelte, folgte dann eine gewaltige Erschöpfung, sobald er nach dem ersten Allegro eines Concertes gewöhnlich etwas ruhen mußte und zum Schluß eines Concertabends ganz ermattet war. Paganini's ganzes Wesen ging völlig in seiner Kunst auf.“

Widerlegt muß der Vorwurf werden, Paganini sei geizig gewesen. Verschg empfing einmal ein Geschenk von 20,000 Franken von Paganini als Ehrengabe, was jenen Vorwurf schlagend widerlegt.

Unser Künstler hatte viele Aerzte. Mit einem schweren Leiden behaftet, zog er nie einen Arzt zu Rathe, sondern nahm in Massen eine von einem Charlatan herrührende Medicin ein, welche den hochklingenden Namen „Lebenstinctur von Leron“ führte. Paganini starb am 27. Mai 1840 in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre zu Nizza. — Er war ein Verächter der Kirche, und da dieses allgemein bekannt war, so verlagte der Bischof von Parma ihm nach seinem Tode das Begräbniß in geweihter Erde. In einer Kammer daselbst soll lange Zeit seine Leiche gelegen haben. In Villafranca blieb dieselbe, als sie von Nizza dorthin transportirt worden, volle vier Jahre unbeerdigt. Endlich, nach vielen Mühseligkeiten, Kämpfen und großen Opfern an Geld, gelang es seinem Sohne im Mai des Jahres 1845, dem Todten ein würdiges Begräbniß zu verschaffen. Also volle fünf Jahre stand die Leiche über der Erde. Paganini fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe eines Dorfes in der Nähe seines Lieblingsaufenthaltes, der ihm zugehörigen Villa Gajona bei Parma.

Ueber sein Ende liest man in einer alten Zeitung von Parma angefähr Folgendes:

Nachdem er zahrelang mit einer eisernen Energie gegen den seinen Körper verwüstenden Feind gekämpft hatte, verlor er endlich doch die lange, währende Schlacht. Am 27. Mai hatte er wieder starke Krampfanfälle gehabt und sie alsdann in einen ruhigen Schlummer. Erstrisch erwachte er und war heiter gestimmt. Es war eine milde Nacht. Paganini hieß die Fenster öffnen und schlug die Vardinen seines Bettes zurück. Der Mond stand in leuchtender Pracht in der wolkenlosen Herrlichkeit des italienischen Frühlingshimmels und überfluthete das Krankengemach mit seinem feenhaften Lichte. Leise säuselten die Wipfel der Bäume, vom Nachwinde gekost, vor seinem Fenster, und das geheimnißvolle Rauschen des vom Mondlichte übergossenen Meeres schlug an sein Ohr. Da gedachte Paganini wohl der Vergangenheit und seinen ruhigen und süßen Erinnerung an die Sommernächte am lieblichen Ufer des Arno und am poesiedurchwehten Strande von Genua. Er träumte lange und herrlich.

Von Gesichten überwältigt streckte er seine Hand aus nach seiner treuen Freundin, der Guarneri-Geige, um ihr noch einmal zauberische Töne zu entlocken, allein sein brechendes Auge war schon dunkel, und als er in ihre Saiten griff, da ertönten sie nicht mehr in den Klängen der gewohnten Magie: sie verlagte ihrem Meister den Dienst. Noch ein letzter, kräftiger Griff in das geliebte Instrument — eine Saite riß mit schrillem Klange. Da brach des Künstlers Herz. All das Feuer des gewaltigen melodienreichen Geistes, das die Welt zur Andetung gezwungen, es war dahin mit dem einen schnell verhallenden Mißton des zersprungenen Saitenspiels. Paganini's Auge brach, und indem sein Haupt zurücksank, hauchte er die schönheitgewoihte Seele aus.

G. A.

Eine wissenschaftlich interessante Diamantenfälschung, welche ein lehrreiches Beispiel von der Wirkung der sich gegenseitig in Weiß ergänzenden Complementärfarben darstellt, brachten die Herren Chatrian und Jacobb in der Sitzung der Pariser Akademie vom 30. October 1882 zur Erörterung. Zwei Geschäftsleute ihrer Bekanntschaft hatten von einem dortigen Händler zu sehr hohen Preisen einige große Diamanten vom reinsten Wasser und vollkommener Farblosigkeit erstanden, die sich am andern Morgen in Folge einer kurzen Waschung mit Seifenwasser in gewöhnliche gelbe Cap-Diamanten verwandelten. Da die letzteren nun im Handel nur zu den fünften bis sechsten Theil des Werthes farbloser Diamanten von derselben Größe und Reinheit bestehen, so brachten die genannten Herren den Betrugsfall zur Kenntniß der Gerichte. Die eingeleitete Untersuchung ergab folgenden überraschenden Aufschluß: der Verkäufer hatte die guten Diamanten, um sie in farblose zu verwandeln, in eine wäßrige Auflösung von Anilin-Violet getaucht, worauf nach dem Trocknen die gelbe Nuance vollständig beseitigt war, während der Stein trotz der binnen violetten Oberflächenlichkeit durchaus nichts von seinem Feuer eingebüßt hatte. Es handelt sich daher also um eine einfache Wirkung der Complementärfarben, die sich bekanntlich stets zu Weiß ergänzen, und man würde denselben röthliche, grünliche oder bläuliche Diamanten durch ein Bad in der Auflösung eines entsprechenden grünen, rothen oder hellrothen Farbstoffes in farblose Steine verwandeln können. Das Betaunmerndeu der neuen Ersatzbrunds-Methode besteht darin, daß man anfangs eine sehr kleine Quantität Pariser Diamantenmarke hervor, wozu indessen kein triftiger Anlaß vorhanden ist, da der Betrug so sehr leicht zu entdecken ist. Der ängstliche Käufer braucht ja nur den fraglichen Diamanten gleich beim Kaufe mit Wasser und Seife zu probiren. Andererseits wird das Verfahren vielleicht den billigen gelben Cap-Diamanten eine größere Nachfrage verschaffen, da man dem Käufer leicht ein Fläschchen mit aufgelostem Anilin-Violet als Zugabe liefern kann, um den billigen gelben Stein nach Bedarf immer wieder entfärben zu können. Auch dürfte dieses bis vorhandene brasilianischen Diamanten geben zu können.

C. St.

Das Wilhelm-Augusta-Stift in Gandersheim. Zu Gunsten dieses Feierabendhauses für unvalide wie für müde, entwededürftige deutsche Lehrerinnen brachten wir in dieser Zeitschrift vor Jahren einen Aufruf, der seine Früchte getragen hat. Im Ganzen sind für das Haus 32,000 Mark eingegangen. Der Verein zählt bereits 890 ordentliche Mitglieder — Lehrerinnen, welche ein Beitrittsgeld von 5 Mark und einen Jahresbeitrag von 3 Mark zahlen und dadurch die Anwartschaft auf ein Ruhepläschen im Feierabendhause haben — und 80 außerordentliche Mitglieder, welche entweder einen einmaligen Beitrag von 60 Mark oder einen beliebigen Beitrag spenden.

Das Wilhelm-Augusta-Stift ist nun im Laufe des Sommers erbaut worden, hoch und reizvoll am Bergabhange und am Saume eines herrlichen alten Buchenwaldes gelegen, in der Nähe des heilbringenden Herzog-Rudolf-Bades. Es hat Raum für zwanzig Stiftsdamen und für die Dauer Lehrerinnen, welche als Sommergäste hier die Ferien verleben oder auch das Rudolf-Bad benutzen wollen. Die Einweihung des Hauses soll nächste Pfingsten gefeiert werden. Nun fehlt aber noch zur inneren Einrichtung des Hauses, zur Anlegung des Gartens und zur Gründung von möglichst vielen ganzen oder halben Freistellen für ganz mittellose Lehrerinnen viel, viel Geld. Wer will weiter helfen?

Freundliche Beiträge nehmen auch ferner dankend an: Vereinscassirer Commerzienrath Gottfried Bansi in Bielefeld, Vereinsschriftführerin Fräulein Schäfter in Wilsen (von der auch die Statuten zu beziehen sind) und Arnold Wellmer in Blankenburg a. H. Alle Sammlung und Dank erfolgt an die Geber eine Abbildung des Feierabendhauses.

Photographische Aufnahme einer Explosion. Amerikanische Ingenieure ließen vor Kurzem die verschiedenen Phasen der zerstörenden Wirkungen einer unterseeischen Dynamitmine photographiren. Ein Schiff bildete das Zerstörungsobject. Wir geben im Nachstehenden einige interessante Ergebnisse dieser Untersuchung wieder, welche, dank der hohen Vervollkommnung der Augenblicksphotographie, vortrefflich gelang. Eine Photographie, die ein Zehntel Secunde nach der Explosion der Mine aufgenommen wurde, zeigte das Bild der bereits zerrissenen Schiffes und eine etwa zwanzig Meter hohe Wassersäule. Auf einer anderen einundeinhalb Secunden nach dem Erfolge der Explosion hergestellten Platte wies die Wassersäule eine Höhe von fünfzig Meter auf; sie erreichte auf einer dritten Photographie ihren höchsten Stand, gegen sechzig Meter, nach zwei Secunden, und zu dieser Zeit flogen schon die Trümmer des Schiffes in der Luft umher. Auf der vierten photographischen Aufnahme, die in drei und drei Zehntel Secunden erfolgte, sah man die Wassersäule sinken, und in vier und drei Zehntel Secunden war das Zerstörungswerk gänzlich beendet. Das ist gewiß eine gewaltige Wirkung des Dynamits.

Kleiner Briefkasten.

A. in L. Die beiden von Ihnen erwähnten Krankheiten sind allerdings heilbar. Fragen Sie einen erfahrenen Arzt um Rath! Die Annonce derubt auf Schwindel.

Getreuer Abonnent in Iglau. Das Gedicht „Die Sirke der Schwiede“ finden Sie im Jahrgang 1870, Seite 361.

Eine Weise in Eisleben. Der ebenso unglückliche wie hochbegabte Dichter ist nicht nur faß völlig blind, sondern auch gänzlich taub. Das Schicksal schlägt oft die Edelsten am härtesten.

Redakteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google